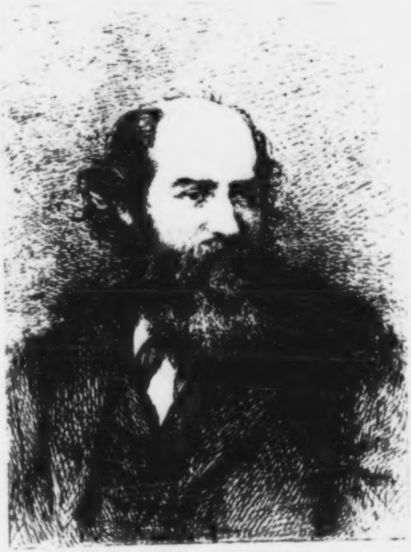

Moritz Hartmann

Moritz Hartmann's

Geſammelte Werke.

Erſter Band.

Mit Hartmanns Porträt, radirt von W. Unger in Wien.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1874.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort der Herausgeber.

Die Geſammtausgabe der Dichtungen und Schriften Moritz Hartmanns, die wir hier dem Publikum vorlegen, wird in zehn Bänden Alles umfaſſen, was der Dichter auf dem Gebiet der Poeſie, der Novelliſtik und der höhern Unterhaltungsliteratur Nennenswerthes geſchaffen hat.

Dieſe Beſchränkung auf eine Auswahl war durch das den Herausgebern angewieſene räumliche Maß der Ausgabe geboten und erſchien gleicher Weiſe auch in der Natur der Sache begründet. Was Hartmann außer ſeinen dichteriſchen und novelliſtiſchen Erzeugniſſen ſchrieb: die Reiſeſchilderungen, Kunſt- und Literaturberichte, biographiſchen Skizzen und alle jene feuilletoniſtiſchen Arbeiten, mit welchen er faſt ein Vierteljahrhundert lang die freiſinnige politiſche und belletriſtiſche Journaliſtik Deutſchlands verſah, bildet zuſammen ein Material, das viele Bände füllen würde. Wie der Dichter ſelbſt über dieſe ephemeren Kinder ſeiner leicht erregbaren, nie verſagenden Produktionskraft dachte, zeigt wohl am Beſten eine Stelle aus einem Pariſer Briefe in Nr. 305 der Kölniſchen Zeitung vom 3. November 1858, mit dem er eine Reihe von Korreſpondenzen über geſellſchaftliche und literariſche Zuſtände in Frankreich eröffnet und den er mit folgenden Bemerkungen ſchließt:

> „Bewahren Sie dieſe Feuilletons, die ich hiemit begonnen habe, aufs Sorgfältigſte, da ſie höchſt wahrſcheinlich dermaleinſt als dicke Bücher mit den geblähteſten Titeln erſcheinen werden. Dieſes wird nämlich Mode. Villemot glaubt, das Publikum habe ſeine Feuilletons in der Independance nicht genugſam genoſſen, und gibt ſie in Büchern heraus, von denen ſchon das erſte dick wie ein Nilpferd ausſieht, und Jules Janin hat ſogar den zweideutigen Muth, ſeine Feuilletons, die wir auf dem Schooße unſerer Ammen geleſen haben, unter dem Titel Histoire littéraire de la France, neu angeſtrichen, zu veröffentlichen. Was ſoll aus uns werden, wenn nun auch Fiorentino, die würdigen Brüder Escudier und tutti quanti ihre disjecta membra zu ſammeln anfangen! Die Körbe der Lumpenſammler werden dann die naturgemäßeren und angemeſſeneren Bücherſchränke dieſer Literatur.“

So hat Hartmann ſelbſt zum Voraus die meiſten dieſer leichten gefälligen Erzeugniſſe des Augenblicks der Vergeſſenheit überantwortet, und es wäre eine Verſündigung am Andenken des edeln Verſtorbenen, gegen ſeine klar ausgeſprochene Willensmeinung zu handeln. Was er ſelbſt eines längern Lebens, als es die Feuilletonſpalten einer Zeitſchrift gewähren können, für würdig hielt, hat er geſammelt herausgegeben, und ſo liegt uns ein Buch vor, das unter dem Titel: „Bilder und Büſten“ (2. Ausg. Berlin, O. Jancke, 1862) eine Reihe ſolcher theils biographiſcher, theils artiſtiſcher und ethnographiſcher Studien enthält. Die im dritten Band dieſer Ausgabe abgedruckten „Bilder aus Dänemark“ ſind dieſer Sammlung entnommen, und im zehnten Bande werden noch weitere derartige Skizzen nebſt andern ſeither erſchienenen, welche der Dichter ebenfalls für eine Sammlung beſtimmt hatte, Aufnahme finden.

Der vorliegende erſte Band, von Wilhelm Vollmer bearbeitet und herausgegeben, enthält hauptſächlich die Gedichte Moritz Hartmanns, welche in den drei Sammlungen: „Kelch und Schwert“ (Leipzig, J. J. Weber, 1845; dritte Auflage: Darmſtadt, C. W. Leske, 1851), „Neuere Gedichte“ (Leipzig, G. Wigand, 1847) und „Zeitloſen“ (Braunſchweig, F. Vieweg und Sohn, 1858) veröffentlicht worden ſind.

Es war in Betracht zu nehmen, ob nicht, unter Auflöſung dieſer drei Sammlungen, alle vorhandenen, gedruckten und ungedruckten, Gedichte vereinigt und das geſammte, ſo gewonnene Material nach innern Eintheilungsgründen in größere gleichartige Gruppen

(Leben und Liebe, politiſche Gedichte, Balladen u. ſ. w.) neu geordnet werden ſollte, innerhalb deren dann die chronologiſche Reihenfolge Platz gegriffen hätte. Der Herausgeber iſt indeß nach reiflicher Erwägung von dieſer Anordnung abgegangen. Jede der genannten Gedichtſammlungen bezeichnet beſtimmte Abſchnitte im Entwicklungsgange des Dichters und trägt ein charakteriſtiſches, deſſen jeweilige Eigenthümlichkeit ausſprechendes Gepräge, welches bei einer Durcheinandermengung der Stoffe verwiſcht worden wäre. Namentlich gegen die Auflöſung von „Kelch und Schwert", welches zuerſt den Namen des Dichters in den literariſchen und politiſchen Kreiſen Deutſchlands bekannt gemacht hatte, fielen die ernſteſten Bedenken in die Wagſchale. Die „böhmiſchen Elegien" konnten nur in einer Sammlung Aufnahme finden, welche jenen, die Symbole der Huſſitenkriege bezeichnenden Titel an der Stirne trug.

Dagegen erwies ſich ein vollſtändiger Abdruck jener drei Sammlungen in mehrfacher Hinſicht als unausführbar. Wie ſich die Herausgeber von vornherein darauf angewieſen ſahen, nur eine Auswahl mitzutheilen, ſo mußte auch bei der Aufnahme der Gedichte dieſe Beſchränkung eintreten, wenn nicht eine Gattung der Poeſie auf Koſten einer andern zu ſehr begünſtigt werden wollte.

So wurden alle Gedichte ausgeſchieden, welche keines der drei bei der Entſcheidung über die Aufnahme maßgebenden Merkmale beſaßen: anſprechende, durchgearbeitete Form, poetiſcher, bedeutender Gehalt, oder ein weſentliches biographiſches Moment. Ebenſo wurden Ueberſetzungen ausgeſchloſſen, wenn ſie ſich nicht durch äußere oder innere Vorzüge auszeichneten. Auf dieſe Weiſe ſind von den 107 Gedichten der dritten Auflage von „Kelch und Schwert“ 21, von den 77 der „Neueren Gedichte“ und den 157 der „Zeitloſen“ je 24 ausgeſchieden worden. Unter den nicht aufgenommenen Gedichten der beiden letzten Sammlungen befinden ſich 7, welche aus der angeblichen Königinhofer Handſchrift überſetzt ſind, und 6 aus dem Spaniſchen des Fray Luis Ponce de Leon übertragene Stücke.

Der Herausgeber hofft, kein irgend ſchönes, durch Form oder Inhalt hervorragendes Gedicht zum Ausſchluß verurtheilt und kein ſchwaches, des Dichters minder würdiges zur Aufnahme begnadigt zu haben. Er iſt ſich bewußt, bei der Auswahl einerſeits mit Diskretion und Schonung verfahren zu ſein, anderſeits aber auch im Sinn und Geiſt des von ihm hochverehrten Dichters gehandelt zu haben. Moritz Hartmann war keineswegs ein nachſichtiger und leicht befriedigter Beurtheiler ſeiner eigenen Erzeugniſſe, und wie er aus der erſten Auflage von „Kelch und Schwert“ 13 Gedichte nicht in die dritte herübernahm — zwei andere fanden in den unterdeß erſchienenen „Neueren Gedichten“

Aufnahme — ſo hätte gewiß, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, ſelbſt eine Geſammtausgabe ſeiner lyriſchen Dichtungen zu veranſtalten, ſein verwerfendes Urtheil ebenfalls manches getroffen, das vor ſeinen ſtrengen und geläuterten Anforderungen an ein Kunſtwerk nicht hätte beſtehen können.

Bei der Textgeſtaltung hat ſich der Herausgeber ſtreng an die Drucke gehalten und, wo verſchiedene Textrezenſionen, ſei es in Drucken, ſei es in handſchriftlichen Aufzeichnungen, vorlagen, die nachweisbar jüngſte Redaktion gewählt. Jenen Gedichten, über deren Entſtehungszeit es möglich war, ſichere Daten zu erlangen, iſt eine Jahreszahl beigefügt. Dieß iſt namentlich bei einzelnen Gedichten in den „Zeitloſen“ der Fall, wo die Tagebücher des Dichters oft werthvolle Zeitbeſtimmungen an die Hand geben.

Nach den „Neueren Gedichten“ und vor die „Zeitloſen“, S. 197—222, wurde ein Zyklus lyriſcher Gedichte eingeſchaltet, welcher der Zeit der Abfaſſung nach zwiſchen hineinfällt und als „Intermezzo (Tagebuchblätter)“ in die unter dem Titel „Schatten“ (Darmſtadt, C. W. Leske, 1851) erſchienene Sammlung poetiſcher Erzählungen eingereiht war.

Einen zweiten Zyklus lyriſcher Gedichte veröffentlichte Moritz Hartmann im erſten Band ſeines „Tagebuchs aus Languedoc und Provence“ (Darmſtadt, C. W. Leske, 1853), S. 133—160, unter dem Titel

„Vom Meere (I. Intermezzo)“. Später nahm er dieſe Dichtungen, zum Theil verändert und erweitert, unter der Rubrik „Aus dem Süden“ in die „Zeitloſen“ auf, und in dieſer Anordnung ſind ſie denn auch verblieben und im vorliegenden Band S. 341—353 mitgetheilt. Das im zweiten Band des „Tagebuchs aus Languedoc und Provence“ erſchienene „II. Intermezzo“, provenzaliſche Volkslieder und Balladen enthaltend, wurde, als in unmittelbarem Zuſammenhang mit den Aufzeichnungen jenes Tagebuchs ſtehend, an ſeiner urſprünglichen Stelle belaſſen und iſt in Band III. S. 298—311 abgedruckt.

Den Schluß dieſes Bandes bildet eine Auswahl aus den „Bretoniſchen Volksliedern“, welche der Dichter in Gemeinſchaft mit Ludwig Pfau, größtentheils aus der Sammlung des Hrn. de la Villemarqué, überſetzt und im Jahr 1858 (Köln, bei Du Mont-Schauberg) veröffentlicht hat. Von den beiden Ueberſetzern bearbeitete jeder ungefähr ein Drittel der Sammlung ſelbſtändig; das letzte Drittheil wurde in gemeinſamer Nachdichtung hergeſtellt. Nachdem Ludwig Pfau in der jüngſt (Stuttgart, G. J. Göſchen, 1874) erſchienenen Geſammtausgabe ſeiner Gedichte die Lieder ſeiner und etwa die Hälfte der gemeinſamen Uebertragung abgedruckt hat, theilt der Herausgeber nunmehr auch die von Hartmann ſelbſtändig überſetzten Stücke, ſowie den Reſt der gemeinſchaftlich bearbeiteten mit. Die Summe der hier aufgenommenen Volkslieder genügt vollkommen, ſich ein Geſammtbild jener eigenthümlichen und merkwürdigen Volkspoeſie zu machen. Ueber den Boden, auf welchem dieſelbe erwachſen, und die Bevölkerung, bei der ſie ſich Jahrhunderte hindurch erhalten, findet der Leſer in den „Wanderungen durch celtiſches Land“, Bd. III. S. 405—484, die intereſſanteſten Aufſchlüſſe. Zum beſſeren Verſtändniß der einzelnen Lieder geben die S. 448—463 des vorliegenden Bandes abgedruckten, der urſprünglichen Kölner Ausgabe theils wörtlich, theils in umfaſſendem Auszug entnommenen Noten die erforderlichen Erläuterungen.

Weitere Mittheilungen über die Benützung der Quellen, die Konſtituirung der Texte u. ſ. w. in den folgenden Bänden behalten ſich die Herausgeber für den Schlußband dieſer Ausgabe vor.

Berlin und Stuttgart, Februar 1871.

Ludwig Bamberger. Wilhelm Vollmer.

Inhalt.

Kelch und Schwert

Innere Stimmen.

Seite
Jubel 3
Vorbedeutung 4
Nachtigallenklage 5
Lied in der Nacht 6
Seit sie gestorben 7
Nächtlicher Ritt 8
An Therese.
1. Uns trennen keine Fernen, keine Meere 9
2. Ich liebe dich, und Das ist Alles 10
Wiedersehen 10
An die Todte 11
Von ihr 12
Doppelter Frühling 13
An die Mutter.
1. Ein Abend 14
2. Nach der Krankheit der Mutter 15
3. Der Ring 16
4. Eine Erinnerung 17
Der Name 19
Die Heimat 20
Ein Lied 21

Völkerstimmen

Deutsche Freiheitslieder 23
Deutsche Monumente 24
Die Zwei 27

Seite
Ein Sterbebett . . . 29
Der deutſche Knecht . . . 31
Bei Waterloo . . . 33
Wenn ich ein König wär' . . . 34
Drei Lieder . . . 36
Lied der Verbannten . . . 37
Italia . . . 39
Palaſtſzene . . . 43
Das Polenlied . . . 49
Ein Vater . . . 49
Die Drei . . . 51
Der Rieſe . . . 52
Einer ſchönen Polin . . . 53
An C . . . a . . . 54

Aus Böhmen.

Böhmiſche Elegien.

I. Unglücklich biſt du, und du ſchweigſt . . . 56
II. Verkannt iſt Alles, was dir blieb . . . 57
III. Dein Volk iſt nicht wie jener Huß . . . 58
IV. In deiner Berge grünem Kranz . . . 59
V. Dreimal unſelig Volk, dein Leid . . . 60
VI. Ein Rabe, der nach Atzung ſpäht . . . 61
VII. Als noch der Wolf auf deinem Bühle . . . 62
VIII. Am weißen Berge ſteht ein Baum . . . 63
IX. Das ſtille Prag, dein Lieblingskind . . . 64
X. Es kam ein Arzt, der wollte heilen . . . 65
XI. O, ſähe Gott auf dich hernieder . . . 66
XII. O Böhmen, fremdes grünes Blatt . . . 66
Die böhmiſchen Bauern . . . 68
Ein Teſtament . . . 71
An Prag bei der Ueberſchwemmung . . . 73

Epiſch-lyriſche Gedichte.

Die Kronwerber . . . 76
Zu ſpät . . . 78
Der Adlerkönig . . . 79
Zwei Schiffe . . . 80
Die Magd . . . 81
Drei Söhne . . . 82
Das Heidekind . . . 83

Seite
Der Klausner 84
Die Brautfahrt 85
Im Kerker 86
•Am Morgen 87
Der Meiſter 89
Der weiße Schleier 91

Vermiſchte Gedichte.

Der Frühling 94
Mein ganzes Leben iſt ein Traum 95
Frühes Alter 96
Die Schwalbe 97
Stammbuchblatt 98

Sonette. Geſtalten.

Letzter Glaube 99
In der Heimat 99
An eine Trauernde 100
Unmuth 101
Des Kaiſers Geiſt 101
Des Kindes Weinen im Schlafe 102
Aus der Ferne 102
Texte.
  1. Wer kennt den Schrei nicht unſrer weiſen Mahner 103
  2. Vorwitzig iſt's, den Zeiten vorzugreifen 103
  3. Dann ſagen ſie, die holden Künſte, o 104
  4. Da braucht es keine Gönner, die beſtellen 104
  5. Ihr malt uns gern als Räubervolk und Diebe 105
  6. Wie reiche Güter immer euch gehören 106
  7. Ihr wittert ſtets Verſchwörung und Komplotte 106
Autoepitaph 107
Abſchied vom Freunde 107
Seine Rückkehr 109
An Anaſtaſius Grün 111
An die Freunde 112
Am Meere 114

Neuere Gedichte.

Widmungsſonette.

1. An Heinrich Landesmann 120
2. An Jakob Venedey 120

König Wenzel der Faule.

Seite
I. Suſanna . . . 121
II. Der blinde Jüngling . . . 126

Balladen.

Andreas Baumkircher . . . 131
Die Jüdin . . . 134
Gorm der Alten . . . 136
Böhmiſches Lied . . . 138
Däniſche Ballade . . . 138

Diarium eines Mönches.

I. Salvus viro (Zwiefach großes Heil dem Manne) . . . 140
II. Campi flores (Niederknien möcht' ich in Freuden) . . . 141
III. Mortis iter (Haſt du einen lieben Todten) . . . 141
IV. Stat promissis (Wird ſie erfüllt, die Prophezeiung) . . . 142
V. Solitudo (Genoſſin meiner Einſamkeiten) . . . 143
VI. Signa Dei (Gottes Grüße ſind die Worte) . . . 145
VII. Porta fracta (Was ſtell' ich gleich dem feig gebrochnen Worte) . 145
VIII. Fons amoris (So tief iſt der Liebe Bronnen) . . . 146
IX. Nunquam, nunquam potatores (Trinker, trinket nur aus Krügen) 148
X. Frustra quaero (Ein Name iſt's, nach dem ich ſuche) . . . 149
XI. Hora matutina vidi (Heut ich aus dem Fenſter ſchaute) . . . 151
XII. Somnium, quod somniavi (Ein Traumgeſicht, darob ich ſchauern) 152
XIII. Domus dei (1. Dieweil ich auf zum Dome ſchaue) . . . 156
(2. Doch wieder, wenn den Dom ich ſchaue) . . . 157
XIV. In deserto (Auf einer öden, hohen Klauſe) . . . 158
XV. In sepulcris monachorum (Aufgereiht wie ihre Zellen) . . . 160

Aus der Stadt.

Einſame Lichter . . . 163
Junggeſellenſtube . . . 167
Dienſtbotenſchlaf . . . 170
Am Fenſter . . . 171

Oſt und Weſt.

Geſchlechtsregiſter . . . 172
Drei Reiter . . . 173
An den König . . . 175
Hüter, iſt die Nacht bald hin? . . . 176
Die böhmiſchen Rekruten . . . 177

Seite

Der Blanikwald 179
Ein Huſſitenlied 180

Tagebuchblätter.

In der Fremde.

1. Daß Eine fleh' ich, heilige Nacht 181
2. Warum ſo trüb und ſo verſchloſſen 182
3. Sitz' ich auch des Nachts allein 182
Enttäuſchung 183
Märchenglaube 184
Wüſte Tage 185
Antwort 186
Abwehr 187

Verdacht.

1. In deinem Herzen ruht Verdacht 188
2. Sie ſprach es aus, das Wort der Klage 188
Letzter Troſt 188
An Frau H. K. 189
Gewiſſe Worte 189

An Adolph Br[illegible]a.

1. Im ſtillen Walde denk' ich dein 191
2. Doch trauern will ich nicht am Grabe 192
Die Schmiede 192

Intermezzo.

An * (Widmung der „Schatten") 197
I. Präludium 199
II. Mich drücket eine Sorge 199
III. Wie in den erſten Jugendtagen 200
IV. Du meine Roſe, holdes Ja 201
V. O, ſpiel mit Grabgedanken nimmer 201
VI. Was ſoll dieß Sehnen 202
VII. So liebend ſtrahle dein Geſchick 203
VIII. Du leichter Kahn, mein Herz, mein Herz 203
IX. Und kommſt du nicht am Tage 203
X. Ich ſah das Meer von jeglichem Geſtade 204
XI. Du kamſt zu ſpät, trotz deiner Hoheit Glanz 205
XII. Das ſchönſte Lied ward nie geſungen 205
XIII. O, eile nicht ſo ſchnelle 205
XIV. Leb wohl, leb wohl! auf Wiederſehn 207
XV. Ich muß es dir nicht laut erſt ſagen 207

Seite
XVI. Wie ein Ruf von einem andern Sterne 209
XVII. Du ſagſt, ein Jahr iſt bald dahin 209
XVIII. Ich ſtrebe nach Ruhm, um dich zu kränzen 210
XIX. Ich ſtolzer Mann! ſeit Jahr und Jahren 210
XX. Dunkle Augen 213
XXI. Geh hin, geh hin! Mein frommſter Segen 214
XXII. Welche Mißgunſt hat zur Plage 214
XXIII. Wie die Blume ſich verſchließet 215
XXIV. Zwiſchen ihrer ſtillen Gaſſe 215
XXV. Das Blatt der Blume muß verwehn 216
XXVI. Wie lacht der Tag, der ſie entführet 217
XXVII. Die Sonne ſinkt 218
XXVIII. Ich fühl's, daß mir im Herzen Abend werde 218
XXIX. Du fragſt, warum verſenkt in Schweigen 219
XXX. Ich ſchäme mich vor euch, ihr Fenſter 219
XXXI. Und denk' ich jetzt daran 220
XXXII. Geh du zurück in deinen Frieden 221
Epilog 222

Zeitloſen.

I. Erzählende Gedichte.

Das Märchen 225
Voränus 226
Der alte Reitersmann 229
Die Perlen 231
Die Lampe 232
Herr Rage 234
Gaſtgeſchenke 235
Ben Ali 235
Die Prieſter 236
Avignon 239
Gabriel von Salus 240
Königin Eliſabeth
    1. Walter Raleigh 241
    2. Wie Old Betty tanzte 244
Die Friedenstaube 246
Herrn Mannwelts Woche 248
Der Pifferaro 251
Klariſſa 253

II. Symphonien.

Seite
1. Lieblich verwehet 260
2. Soll ich dich krönen 263
3. Wie ich dich liebe? 267

III. Leben und Weben.

Antwort 271
Harald Harfager 272
An eine Kranke 274
Vorwurf 275
Gruß 276
Lied 277
Schweigen 277
Begegnung 278
O, zieh mich nicht ſo mächtig an 278
Nebel 279
Vorwurf 279
Fragment. An *** 280
Erloſchenes Licht 281
Am See 282
Der Wanderer 282
Erkenntniß 283
Erſter Ausflug 284
Frühling des Kranken 284
Katharine 285
An das Alter 286
Die Regentropfen 287
Verkennung 288
Frage und Antwort 288
Blätterlispeln 289
Im Lager 289
Abdallah 290
Ein Augenblick 291
Nacht 292
Nach dem Gewitter 292
Ein Schmerz 293
Sonette.
  Gewährung 294
  Räthſel 294
  Geneſung 295

Seite
Herbſt 296
Schwarze Nacht 296
Die letzte Hoffnung 297
Sprüche und Stammbuchblätter 298
An Ludwig Pfau 302

IV. Der Camao.

1. Ihr da, Dom Luis? O, haltet an 303
2. Nun ſitzen ſie am Eckſtein dort 306
3. In Spanien ſtarb die Sitte aus 309
4. Fahr fort! fahr fort! 312
5. Fahr fort! fahr fort! 316
6. Dom Luis, mit deinem Dichterblick 317
7. Und wie Dieß ſprach der Greis, da brach 320

V. Heimkehr und Flucht.

Heimkehr.

1. Dieſes Bächlein iſt die Marke 322
2. Anders liſpeln hier die Haine 323
3. Durch dunkle Wälder ging ich 324
4. Traurig iſt es, ſo zu ſchleichen 325
5. Ich kam vorbei auf nächt'gen Wegen 326
6. Die Flöte ſang, die Geige klang 327

In der Heimat.

1. Im Schimmer des Morgenthaus 329
2. Und alſo ſaß ich eine Wache 331
3. Das ſind die alten Bilder noch 332
4. Ich hörte oder las in einem Buche 333
5. Kehrſt du zurück nach Lehr- und Wanderjahren 334

Die Flucht.

1. Und als der Verrath mich ausgewittert 334
2. O Morgen, Tröſter, zaudre nicht 335
3. Es kamen zuſammen auf einem Wege 337
4. Herbſtesregen, weine, weine 338
5. Beim Lieb des Freundes pocht' ich an 338
6. Umhülle mich mit deinen dichten Schleiern 339
7. So geht's zu Haus — Was gibt es Neues 339

VI. Aus dem Süden.

An E*** 341
Ankunft 342

Seite
Noch nicht 343
Nebelmorgen 344
Erinnerung 344
Wiederſehen 345
Ein Wrack 346
Dünenſand 347
Abendgang 347
Morgen am Strande 348
Nacht nach dem Sturme 348
Meeresſtille 349
In der Fiſcherhütte 349
Rhoda 350
An das Leben 351
Im Parke 352
Ein Tropfen des Meeres 353
Provenzaliſch 333

VII. Bulgariſche Volkslieder.

1. Keinem Popen kann ich künden 354
2. Anaſtas, am nächſten Freitag Morgen 355
3. Dimitri, biſt du bei Sinnen 356
4. Sind es Roſen, ſind es rothe Blüthen 357
5. Einen Wolf hab' ich im Wald gefangen 359
6. Hoher Berg und tiefes Thal 360
7. Schönes Mädchen ohne Geld 361
8. Bei Siliſtria ſteht ein Brunnen 361
9. Kam ein Kaſten angeſchwommen 362
10. Die gebrochne Kirche ſteht 363
11. Ueber das Gebirge kam die Peſt 363
12. Ich hab' in eine Blume geſchaut 364
13. Nie hab' ich früher Leid empfunden 365
14. Ein Schädel bleichet im Sonnenbrand 365
15. Ich ſchleife mein Meſſer 366

Bretoniſche Volkslieder.

Merlin Wunderthäter 369
Loiza und Abalard 370
Johanna die Flamme 372
Die Pathe du Guesclins 375
Der Schwan 381

Seite

Die jungen Leute von Plouié 384
La Fontenelle 388
Der Tod Pontcalecs 390
Die Schlacht von Saint Cast 397
Die Chouans 400
Die Blauen 401
Die alte Zeit 405
Lied der Bretonen 411
Herr Nann und die Fee 412
Der Wechſelbalg 415
Die Zwerge 417
Die Peſt von Elliant 419
Genovefa von Ruſtefan 421
Der Marquis von Guerand 424
Die Nachtigall 428
Der ewige Jude 431
Der Nagelſchmied 433
Das Heimweh 435
Der Bruch 436
Abſchied der Seele 437
Die Hölle 440
Geſang der Seelen im Fegfeuer 442
Das Paradies 444
Anmerkungen 448
Alphabetiſches Verzeichniß der Anfangsworte der Gedichte 464

Kelch und Schwert.

(1845. 1847. 1851.)

Der ich komm' aus dem Huſſitenlande,
Glaube, daß ich Gottes Blut genoſſen,
Liebe fühl' ich in mein Herz gegoſſen,
Lieb' iſt Gottes Blut — mein Herz ſein Kelch.

Der ich komm' aus dem Huſſitenlande,
Glaube an die fleiſchgewordnen Worte,
Daß Gedanken werden zur Kohorte
Und jedwedes Lied ein heilig Schwert.

Innere Stimmen.

Wem nicht ewig heilig bleibt,
Was er einmal hat geliebt,
Siehe, deſſen Sein zerſtiebt
Gleich dem Sande, der im Winde treibt

Jubel.

Leb' ich in dir? — mein Sinn verſinkt,
Natur, ein freud'ger Zecher,
Ein Elfkind, das den Thauwein trinkt,
In deinem Blumenbecher?

Lebſt du in mir? — die Lilie,
Die aus den Meerestiefen
Des Herzens taucht zur ſonn'gen Höh,
Wo Lieb' und Geiſt ſie riefen?

Ich lebe nun ein raſches Sein
Von Innen und von Außen:
Ein freier Fels im Sonnenſchein,
Im Herzen Quellenbrauſen.

Vorbedeutung.

Als ich im Lenz die erſte Schwalb' erblickt:
Gleich Ihr die Kunde bracht' ich, luſtentzückt.

Sie aber ſprach: Des Frühlings grünes Buch
Enthält in jedem Zug prophet'ſchen Spruch.

So ſagt die Schwalbe dir, die einſam war,
Daß du allein noch bleibſt auch dieſes Jahr.

Allein! Allein! Das iſt das trübe Wort,
Das mir am Herzen naget fort und fort.

Das iſt der alte, winterkalte Bann,
In dem die Liebe nicht gedeihen kann.

Wie traurig iſt's, wenn Alles ſingt und ſproßt,
Sich ſelbſt verzehren in dem alten Roſt!

Vor ſich des Jahres grüne Pfade ſehn
Und ſie allein mit vollem Herzen gehn! —

Doch beſſer iſt der prophezeite Schmerz,
Der mit dem Frühling einzieht in das Herz,

Als eines Kummers unverhofftes Gift,
Das unverſöhnt zu Tod die Seele trifft.

So grüß' ich dich, du heil'ge Einſamkeit,
Du biſt das trübſte nicht von allem Leid.

Nachtigallenſchlag.

Gehüllt in tiefe Finſterniß
Ruht Feld und Wald und Garten,
Vergebens ſcheinen Blum' und Baum
Auf Mondeskuß zu warten.

Unſichtbar fällt der Thau herab —
Glanzloſe Reuezähren,
Wie ſie ein ſchuldvoll Menſchenherz
Für langes Leiden nähren.

Am Himmel ſtehen unbewegt
Gewitterſchwere Maſſen, —
Gedanken, die von Lieb' und Luſt
Kein Herz durchdringen laſſen.

Da tönt vom nahen Hain zu mir
Ein wundervolles Tönen —
Vergeſſen Blume, Wolk' und Baum
Und unſichtbare Thränen.

Es war im Hain die Nachtigall,
Die ſich in Liedern wiegte
Und allen ſchweren Traum der Nacht
Durch ihren Klang beſiegte.

Und wie ſie klagte durch die Nacht
Die ſeligen Minuten,
War mir's, ob Reu' und Schmerz in mir
Und allen Herzen ruhten.

So, als das Nachtigallenlied,
Dein Leben, zu mir tönte
Und meine Nacht und meinen Schmerz
Mit Einem Klang verſöhnte!

Nun wurden Wochen, Monde ſchon
Die ſeligen Minuten,
Seit mir im Herzen Reu' und Schmerz
Im Zauberſchlafe ruhten.

O, daß ſie nicht verklängen ſchnell,
Die holden Liebeslieder!
O, kling in Liebe fort, mein Herz!
Sonſt wird es dunkel wieder;

Gedanken kehrten wieder bald,
Die wie die Wolken wären,
Und ungeliebte Blumen gäb's
Und unſichtbare Zähren.

Lied in der Nacht.

Sind's Leiden, ſind's Freuden,
Was in mir erwacht?
Du haſt es gewecket,
Du ſollſt es entſcheiden,
O herrliche Nacht!

Wer kann es beſtimmen,
Was Herzen bewegt!
Die Leiden, die Freuden,
Wie leicht ſie verſchwimmen,
Das weiß, wer ſie trägt.

Was frommt es, zu lauſchen
Der Nachtigall ſpät
Und den Bäumen, die rauſchen,
Sind's Leiden, ſind's Freuden,
Iſt's Klag', iſt's Gebet?

So ſtimmet allmählig
Die Seele mit ein
In Leiden und Freuden,
Jetzt traurig, jetzt ſelig,
Jetzt Beides zu ſein.

Du ſchaffendes Weſen,
Dir ſei es vermacht,
Du Zauber der Träume,
Das Räthſel zu löſen.
Wohlan, gute Nacht!

Seit ſie geſtorben.

Seit ſie geſtorben, iſt mir Eins gewiß:
Daß es ein Ewiges muß geben;
Denn über meines Herzens Riß
Fühl' ich ein ew'ges Leiden ſchweben,
Seit ſie geſtorben.

Seit ſie geſtorben, bin ich ſtolz und kühn: —
Ich weiß es nun, was Herzen tragen;
Was ſind mir fürder alle Mühn?
Was gibt es ferner noch zu wagen,
Seit ſie geſtorben?

Seit ſie geſtorben, lebt im Herzen mir
Ein Bild der heiligſten Verklärung,
Bin ich ein Baum, den für und für
Die Heil'ge ſchützet vor Zerſtörung,
Seit ſie geſtorben.

Seit ſie geſtorben, iſt ein feſter Wall
Von Einſamkeit um mich gezogen:
Vergebens iſt der Ueberfall
Der Freuden, die mich rings umwogen,
Seit ſie geſtorben.

Seit ſie geſtorben, hat die tiefſte Ruh
Sich heimlich in mein Herz geſenket,
Die Seele ſchließt die Augen zu
Und ahnt und träumt mehr, als ſie denket,
Seit ſie geſtorben.

Nächtlicher Ritt.

Ich reite einſam durch die Nacht,
Mein Roß ſelbſt ſcheint zu fühlen
Des Mondes heil'ge Weihemacht
Und ſich im Thau zu kühlen.

Der feuchte Nebel ſteigt im Thal:
Das ſind der Erde Thränen,
Die traumhaft mit dem Himmelsſtrahl
Sich zu vereinen ſehnen.

Und friedvoll Alles, was da ſprießt
Im ſtillen Pflanzenleben;
Die Welle, die um Blumen fließt,
Kann nur in Liebe beben.

Mir aber zeigt der Mondenſchein
Ein Ziel, nach dem ich trabe,
Es iſt der weiße Leichenſtein
Auf einem Mädchengrabe.

O, daß es immer hin mich zieht
Nach einem Kirchhofsfrieden,
Und daß mich mahnt jedwedes Lied
Ans Glück, das längſt geſchieden!

Daß man's nicht wieder faſſen kann,
Was einmal Freuden brachte!
Und daß man nimmer laſſen kann,
Was einmal elend machte!

Der erſten Liebe Mondenlicht
Kann keine Macht vernichten;
Es blickt ihr weinend Kindgeſicht
Durch Leben und durch Dichten.

Glückſelig Jener, deſſen Herz
Verlor ſein erſtes Lieben,
Und dreimal ſelig, wer im Schmerz
Sich ſelbſt getreu geblieben.

Mein Rößlein, trabe immer zu!
Ich werde nie geſunden:
Die Liebe läßt mir nimmer Ruh
Mit immer neuen Wunden.

An Thereſe.

1.

Uns trennen keine Fernen, keine Meere,
Und keine Laſten eines harten Spruchs —
Uns trennt das Leben mit der ganzen Schwere
Des hergebrachten, alten, ſchalen Fluchs.

So bleibe du in deines Hauſes Kreiſen,
In ſeiner frommen Stille ſchlummre du!
Ich will die Welt kometenhaft durchkreiſen
Und fliehn und kommen, ohne Raſt und Ruh.

Du biſt das Gold, das zwiſchen Felſenriſſen
Ausſpendet durch die Nacht ſein mildes Licht:
Ich bin das Eiſen, das, zum Dolch geſchliffen,
Ins Feindesherz auf ſeiner Irrfahrt bricht.

So lebe wohl! Ich ſehe bald dich wieder!
O, daß der Trennung Weh ich fühlen muß,
Daß mir im Herzen klingen Scheidelieder
Bei jedem Wiederſehn und ſeinem Kuß!

Enträthſelt iſt mir nun die alte Klage
Vom tiefſten Weh im höchſten Liebesglück:
Du gabſt mir goldne, glückdurchſtrahlte Tage —
Nun ſie entfliehn, bleibt Nacht und Schmerz zurück.

2.

Ich liebe dich, und Das iſt Alles,
Was dir mein Herz geſtehen kann.
Ich rede kurz, — ich bin ein Mann,
Was braucht es auch des längern Schalles!

Und noch zu viel — o, könnt' ich ſchweigen
Und mich verſchließen fort und fort
Und dir aus keinem einz'gen Wort
Das Innre meines Herzens zeigen.

Wild iſt der Sturm und wild mein Leben
Und trüber, als es ahnt dein Herz;
Ach, groß genug iſt ſchon dein Schmerz,
Was ſollſt du noch für Andre beben?

So ruheſchön wie eine Hütte
Iſt ſelbſt im Leid dein Herz zu ſehn.
Es ſoll auflodernd nicht vergehn
In meiner Liebe Flammenmitte.

Und nie verzieh' ich's meinem Herzen,
Wär' ich's, der frech heraufbeſchwört
Den Geiſt, der dich unwürdig ſtört
In deinen großen heil'gen Schmerzen.

Wiederſehen.

Ich ſehe dich wieder
So ſchön als je,
Nach Jahren wieder
Mit gleichem Weh.

Die Wange bleicher
Von Leidens Hauch;
Dein Herz iſt weicher
Und meines auch.

Dieß Aug, das wilde
Gebrannt in Gluth:
Wie Sterne milde
Es glänzt und ruht.

Der Mai verſchwunden,
Des Lebens Mai;
Doch ſeine Wunden
Sind auch vorbei.

Was wild geſchieden,
Kommt ſtill zurück
Mit Ruh und Frieden
Als ſanftres Glück.

Wohl iſt es bleicher,
Wie dein Geſicht,
Doch labungsreicher,
Wie Abendlicht.

Ich hab' dich wieder
So ſchön als je —
Nach Jahren wieder
Mit ſanftrem Weh.

An die Todte.

Ich möchte bitter weinen,
Daß du geſtorben biſt;
Und doch will es mir ſcheinen,
Daß es ſo beſſer iſt.

Es wär' dein ſchöner Glaube
Zerfallen in der Welt,
Gleichwie im Herbſt zu Staube
Des Frühlings Roſe fällt.

Dich hätte jeder Kummer
Leicht wie ein Rohr gebeugt;
Wohl dir in deinem Schlummer,
Wo ſelbſt das Träumen ſchweigt!

Von meinem heißen Lieben,
Das nun für ewig dein,
Wär' nur dir übrig blieben
Des Treubruchs Schmerz allein.

Ich möchte bitter weinen,
Daß du geſtorben biſt;
Und doch will es mir ſcheinen,
Daß es ſo beſſer iſt.

Von Ihr.

Fern von Gottes Herzen,
Ihrem Heimatland,
Iſt die Seele einſam
In die Welt gebannt.

Ein geheimes Trauern
Winkt ihr himmelwärts,
Aber ſie verſtehet
Nicht den eignen Schmerz.

Bis das Lied des Himmels,
Bis ſich niederſenkt
Liebe — und die Sehnſucht
Nach der Heimat lenkt.

Liebe iſt der Seele,
Was dem Alpenkind
Der verlornen Berge
Ferne Lieder ſind.

Darum iſt der Seele
Einz'ge Ruhefriſt,
Wenn ſie ruht, wo einzig
Ihre Heimat iſt.

Doppelter Frühling.

So will es mir wieder
Das Herz zerſprengen
Mit Licht und Blüthe
Und tauſend Geſängen?

Den ganzen Himmel
Mit Mond und Sonne,
Den ganzen Wald
Mit ſingender Wonne,

Den rauſchenden Strom
Mit ſchäumender Welle,
Den lachenden Berg
Mit lächelnder Quelle —

Wie ſoll ſie nur alle
Das Herz umfaſſen,
Die kaum vom Himmel
Sich bändigen laſſen?

So will es mir wieder
Das Herz zerſprengen
Mit Licht und Blüthe
Und tauſend Geſängen?

Zu tauſend Geſängen
Und Licht und Blüthe
Kommt noch ein Drängen
In meinem Gemüthe.

Zwiefachen Lenz
Wie kann ich verſchmerzen?
Den Frühling auf Erden,
Die Liebe im Herzen?

An die Mutter.

1.

Ein Abend.

Aus frühſter Kindheit ein Erinnern
Iſt mir vor allen andern lieb,
Das mir in meinem trüben Innern
Gleich einem Sterne hangen blieb.

Die Mutter ſaß bei ſpätem Lichte,
Das kranke Schweſterlein im Schooß;
Von ihrem blaſſen Angeſichte
Hernieder Thrän' auf Thräne floß.

Es war ein kummerſtilles Weinen —
Noch wußt' ich nichts von Liebe,
Doch fühlt' ich, wie ſich kann verſteinen
Ein Mutterherz bei ſolchem Weh.

Ich ſaß im Winkel tief verborgen
Und ſah ſie an beim Lampenſchein
Und fühlte Neid um all die Sorgen
Der Mutter für mein Schweſterlein.

So wollt' ich ruhn in ihrem Schooße,
Beſtrahlt von ihrem naſſen Aug —
Die Mutterlieb', die heil'ge, große,
Empfinden in des Seufzers Hauch.

Mein Schweſterlein war bald geneſen,
Und mit mir ward der Glaube groß,
Daß ihr wie Balſam ſei geweſen
Der Thränen Thau, der für ſie floß.

Des Knaben Wunſch und Glaube — beide,
Sie haben ſpäter ſich bewährt:
Ich hab' mit manchem tiefen Leide
Der Mutter Herz für mich genährt.

Und je mehr Thränen da gefloſſen,
So liebevoller ſchlug ihr Herz:
Und Linderung hat ſie gegoſſen,
Geneſung in ſo manchen Schmerz.

2.

Nach der Krankheit der Mutter.

Krank warſt du, krank! — Und ſiegergroß
Stand ſchon der Tod an deinem Bette,
Indeß im warmen Lebensſchooß
Ich mich gewiegt an ferner Stätte.

Ich ſchwelgte in der Sternenpracht,
Die heilungsvoll mein Herz durchzückte:
Es war dieſelbe Mitternacht,
Die dich mit Leiden faſt erdrückte.

O, nimmermehr vergeb' ich's mir,
Daß ich in Ahnung nicht erkrankte
Und daß ich nicht dem Tod mit dir,
Wenn auch entfernt, entgegen ſchwankte.

Und Sünde ſcheint mir, daß ich nicht
Mit dir geduldet in der Ferne
Und daß mir nicht wie Grabeslicht
Geleuchtet damals alle Sterne.

Und daß es mir nicht vorwurfsvoll
Herabgeweht von Buſch und Bäumen,
Auf daß ich weinen, weinen ſoll —
Daß ich nicht ſtarb in hundert Träumen.

Nicht eher iſt die Schuld geſühnt,
Bis daß ich lieg' in deinen Armen,
Bis daß ich wieder unverdient
Am Mutterherzen darf erwarmen.

3.

Der Ring.

Den gab zum Angedenken
Die Mutter, als wir ſchieden;
Ich konnt' nur Thränen ſchenken,
Und ſie, ſie war zufrieden.

Rubin, der mild und dunkel
Sein blutend Licht verglühet,
Iſt von Demantgefunkel
Rechts ſo wie links umſprühet.

Du gleichſt dem Mutterherzen,
Rubin, das bangt und blutet,
Indeß die Welt mit Scherzen
Und Glanz ihr Kind umfluthet.

Und als ſie ihn gegeben,
Von Thränen unterbrochen,
Mit Herz- und Lippenbeben
Hat ſie zu mir geſprochen:

„Den Ring — am Sterbebette
Gab mir ſchon im Erblaſſen
Die Mutter, und ich hätte
Ihn nicht von mir gelaſſen,

„Wär' nicht ein jedes Scheiden
Aus meines Kindes Nähe
Ein neues Sterbeleiden,
Ein neues Grabeswehe.

„Drum höre auch die Worte,
Die ich von ihr empfangen:
Stets bleibt am ſelben Orte,
Wer liebend fortgegangen.

„Der ſchwächſte von den Ringen
Iſt der, die dich umwinden,
Und kann mit Macht nicht zwingen
Und mit Gewalt nicht binden;

„Denn iſt die Kraft entſchwunden,
Daß er nicht hält gemeinſam,
Dann iſt nur Eins gebunden,
Gebunden und doch einſam.

„Du haſt nicht meinem Herzen,
O Sohn! dieß Loos beſchieden! —"
Seitdem gab ich ihr Schmerzen,
Und ſie — ſie war zufrieden.

4.

Eine Erinnerung.

Mond, der ſtille Wandersmann,
Sah durch trübe Augenlider;
Einer, der nicht ſchlafen kann,
Blickt ſo in die Gaſſen nieder.

Eine lebensloſe Nacht
Ohne Ruh und ohne Regung,
Eine gottvergeßne Nacht
Ohne liebende Bewegung.

Aber milder war's in mir;
Denn ein Kind aus ferner Weite
Durch das nächtige Revier
Fuhr ich an der Mutter Seite.

Abſeits uns vom Wege lag
Einſam eine alte Mühle,
Mitten durch den nächt'gen Hag
Zog ihr ſauſendes Gewühle.

Durch den Lärm von Bach und Rad
Drang das Weinen eines Kindes,
So, wenn Sommers Tod ſich naht,
Tönt der Schrei des Stoppelwindes.

Halten ließ die Mutter ſchnell,
Sah zum Mühlenhaus hinüber:
„Iſt in Nacht ſolch Fenſter hell —
Iſt ein Herz hier um ſo trüber.“

Und ſie ſah mit trübem Sinn,
Lange, lange, ohn' Ermatten,
Wie am Fenſter her und hin
Wiegend, ſingend lief ein Schatten.

Schweigend blickte ſie empor
Nach dem regen Schatten immer,
Heimiſch waren ihrem Ohr
Mutterlied und Kindsgewimmer.

Bis das Kindlein ruhig ward,
Lied und Weinen ſtiller waren,
Ließ ſie erſt zur weitern Fahrt
Unſern alten Karren fahren.

Und ich fragte: „Mutter, ſag,
Warum in der Nacht, der kalten,
Ließeſt nach durchreiſtem Tag
Du ſo lang die Pferde halten?“

Und ſie ſprach: „Könnt' ich vorbei
An mir ſo bekannten Schmerzen?
Solches Lied und ſolch Geſchrei
Kennen alle Mutterherzen.

„Aus todtkrankem Herzen dringt
Dieſes Schreien, will mir ſcheinen;
Und die Mutter, die da ſingt,
Möchte lieber weinen, weinen!

„Mit ihr, der's an Troſt gebricht,
Mußt' ich hier im Dunklen trauern;
Ach, mein Kind, du weißt noch nicht,
Wie lang ſolche Nächte dauern.“

Aus den Wolken hat geblickt
Jetzt der Mond mit mildem Scheinen,
Sah, wie ich mich feſt gedrückt
An ihr Herz, um ſtill zu weinen.

Der Name.

Des theuern Namens Lettern ſchnitt ich
In unſers Waldes ſchönſten Baum,
Dann thränbenetzten Auges ſchritt ich
Aus meinem liebdurchſeelten Raum.

Ein dumpfes, klagend Rauſchen ſchickte
Der Tiefverwundete mir nach,
Und als ich wieder rückwärts blickte,
Durchfuhr mein Herz ein ſchweres Ach.

Denn große Thränen rollten nieder
Aus ſeiner Wund', dem Namenszug —
Es weinte, der bis jetzt nur Lieder
Und klangumwehte Blüthen trug.

Ich wollte dir das Schönſte geben,
Das ich vom Daſein noch erkannt,
Und habe in dein Blüthenleben
Mit Einem Wort den Schmerz gebannt.

Ich kann dein Schickſal nach dem meinen
Dir, armer Baum! nun prophezein:
Du wirſt mit jedem Frühling weinen
Und dich am Herbſte nur erfreun.

Die Heimat.

Die vermorſchte Hütte meines Vaters
Und die Zelle unſers frommen Paters
Und im ganzen Dorf jedwede Hütte,
Mit den ſchwanken Kreuzen in der Mitte:
Das uralte Schloß, deß Fähnlein ſchrillen
Kreiſchend nach des Wind-Despoten Willen,
Mit der alten Uhr, im ew'gen Schlummer,
Deren Zeiger ſtets nach Einer Nummer,
Täglich einmal doch die rechte, deutet
Und nicht fort von der verblaßten ſchreitet,
Ob er mahnend gäbe ernſte Kunde,
Die Jedwedem kommt, der Lebensſtunde —
Und daß jede glüh'nd in Lieb' und Haſſe
In der Zeit verſtumme und verblaſſe —:
Vaters Haus, und Dorf und Schloß und Zelle
Stehen alle auf geweihter Stelle! —
Und die Blume, die die Schweſter pflückt,
Die zum Tanz die braunen Locken ſchmückt,
Ihre Ahnfrau mußt' mit Wittwenzähren,
Statt mit Thaue, ihre Blüthen nähren —:
Denn ein Kirchhof war vor hundert Jahren,
Wo ſich unſers Dorfes Hütten ſchaaren.

Darum, als ich mich des Lebens Welle
Gab dahin und überſchritt die Schwelle,
Die einmal ein Leichenſtein geweſen,
Mußt' ich nicht erſt Weltgeſchichten leſen,
Zu erforſchen all der Dinge Weſen;
Und als ich dahinſchritt an dem Stabe,
Den vom Grabesbaum geraubt ich habe,
Rief ich ſelbſt mir zu des Troſtes Labe:
Menſch, du biſt entkeimt geweihtem Boden;
Mag dich immerhin dein Schickſal tragen,
Blühſt doch fort, umweht vom Kirchhof-Odem —
Nur in Herzen mußt du Wurzel ſchlagen.

Ein Lied.

Ein einzig Lied nur möcht' ich ſingen,
Darin mein ganzes Fühlen ruht;
Darein mein ganzes Leben zwingen,
Dann wäre Alles, Alles gut.

Dann wäre doch das Wort gefunden,
Der Zauber wäre dann erſpäht,
Der alle Wunden macht geſunden
Und friedvoll um die Seele weht.

So dünkt nur ein zerbrochner Becher
Das Lied mir, das ich ſang bis jetzt;
Ich ſchlürfe draus, ein durſt'ger Zecher,
Vergebens, was die Seele letzt.

Natur! ich ſtand an deiner Pforte:
Sie that ſich auf — wenn ich gewacht —
So gib mir nun das Wort der Worte,
Daß ich es rufe durch die Nacht.

Ich habe, Liebe! dir geblutet,
Vertrau mir der Erkenntniß Wort,
Das tief in mir verborgen fluthet
Und das mich dränget fort und fort.

Was kann denn mehr, ein Lied zu ſingen,
Die arme Dichterſeele thun?
Als ſelber ſich zum Opfer bringen
Und immer liebend nimmer ruhn?

Ich leide, bis ich ausgelitten,
Ich liebe, bis ich ausgelebt,
Dann kommt die Zeit wohl — da inmitten
Von Lieb' und Schmerz ein Lied entſchwebt.

Völkerſtimmen.

Deutſche Freiheitslieder.

Was ſoll das ew'ge Streiten nach Außen und nach Innen?
Eins haben wir verloren, Eins gilt es zu gewinnen:
Verloren iſt das alte, das angeſtammte Recht;
Es iſt nur zu gewinnen im männlichſten Gefecht.

Was ſoll das ew'ge Singen, darob kein Fürſt erröthet?
Ihr habt mit allen Liedern noch keinen Traum getödtet.
Ihr habt wie Kinderleichen die Klagen hingeſtreut,
Es hat drob keine Herrſchgier am Weg zurückgeſcheut.

Wohl dringt dein Lied, o Deutſcher! aus tiefſter Herzenskammer;
Ein Fürſtenherz zu ſprengen, iſt's nicht der rechte Hammer.
Wohl iſt's ein heil'ges Feuer, das dich zu ſingen drängt,
Doch an geſalbten Häuptern hat's noch kein Haar verſengt.

Du wirſt mit ſchönen Worten lang keine Thaten ſäen,
Du, reich an lahmen Führern, doch dürftig an Tyrtäen!
So klingt dein Lied nach Freiheit als wie ein Liebesbrief
Nach einem geilen Weibe, das deinem Arm entlief.

Du wußteſt nicht die Freiheit ächt männlich feſt zu halten,
Bei Worten nur und Worten mußt' ihre Lieb' erkalten;
Das glühndſte Weib erkaltet, wo nichts als Liebesſchwur,
Du mußt es heiß umfaſſen, und es nicht lieben nur.

Ein Freiheitslied mag klingen zum Sturze von Baſtillen,
Als Requiescat ſchließ' es des Zwingherrn letzten Willen
In Nächten, wie die Nacht war vor Grochow trüb und ſtill,
Die ſtürmiſch wie die Nacht war, als ſang Rouget de Lisle.

Nach ausgekämpften Schlachten, nur unter Friedenspalmen
Tönt wohl ein ächtes Schlachtlied und ſtimmen Freiheitspſalmen;
Doch an den Strömen Babels läßt man das Liedern ſein, —
Die Harfen an die Weiden, — da blas der Sturm darein!

Deutſche Monumente.

Nach allen Strichen, im Oſten und Weſten,
In Thälern und Wäldern, auf Bergesſeiten,
Erhebt ſich der Mäler eherne Pracht.
Da ſieht man in künſtlichem Leben prangen,
Die Feſſeln ſprengten, den Flammberg ſchwangen;
Die Gott und Liebe und Freiheit beſangen,
Erſtehn aus drohnder Vergeſſenheit Nacht.

Was ſchaarſt du um dich, o Deutſcher! die Todten,
Die dir des Lebens Früchte geboten,
Des Wiſſens, der Liebe, der Freiheit Frucht?
Und die du verſchmäht, weil ſie Pfaffen verſchmähten,
Und die du zertratſt, weil dein Herr ſie zertreten?
Was du am Sockel nun ſuchſt zu erbeten,
O, hätteſt du's in ihrem Leben geſucht!

Was rufſt du, o Deutſcher! die Todten ins Leben?
Du kannſt ihnen noch nicht das Herrliche geben,
Wofür ſie geblutet, gekämpft ohne Raſt —
Gleichwie die Aegypter beim feſtlichen Mahle
Erweckten die Geiſter mit vollem Pokale,
Auf daß ſie mit ihnen der Freuden Schale
Noch einmal leeren beim Weihetoaſt.

O, anders muß ich und trauriger deuten
Dieß Geiſterbannen vergangener Zeiten,
Und ach! wie ſcheinet die Deutung mir wahr:
Als Hellas auf üppigem Sterbebette,
Als Roma lag an Tyrannenkette,
Da erſt an mancher altheiligen Stätte
Erhoben ſich Bogen und Säul' und Altar.

Erinnerungszeiten ſind Zeiten der Schwäche:
Das Schilf im Strombett verſickerter Bäche
Aefft nach die Welle, die einſtens hier ſprang;
Der Wüſte gedenket der Löwe im Bauer,
Der Aar verlaſſener Hochlandsſchauer,
Und Freiheit durchwehte das Lied der Trauer,
Das an den Strömen Babels erklang.

O, laß dich nicht durch ein Standbild bethören,
Mein großes Volk! und lerne beſchwören
Mit todten Helden die todte Kraft!
Manch ehrnes Werk haſt zu baun du begonnen,
Umſtrahlt von des Geiſtes weitleuchtenden Sonnen,
Und wieder iſt es in Nebel zerronnen,
Vom ewigen Erbfeind dahingerafft.

Ein Sockel war's, den du anfingſt zu bauen
Mit Männerblut und dem Schmucke der Frauen,
Das achtzehnhundert und dreizehnte Jahr —
Wo bleibt der Gott, den du blutig gerochen,
Und den ſie hinanzuſtellen verſprochen? —
Sie haben wie Scherben ihr Wort gebrochen,
Weil's nur ein Kaiſer- und Fürſtenwort war.

Und drei Jahrhunderte kaum ſind verfloſſen,
Da hat dem Geiſte ein Denkmal gegoſſen
Der Mann, der die Nacht und die Kutte zerriß —
Zu Wittenberg, von den Säulen getragen,

Sieht er um die Welt ſich geifernd ſchlagen
Die Schlange und giftig ſein Werk benagen,
Die kraftlos ihn in die Ferſe biß.

So ſteht auch, der Flügel gegeben dem Worte,
Der aufgethan die verſchloſſene Pforte
Und Waffen vertheilt an jeglichen Herd —
Darf „Freiheit“ das lauſchende Ohr ihm umwettern,
Und hört er die Stimme von Deutſchlands Errettern?
Nein! Nein! er ſieht ſie nur ſtürzend zerſchmettern
Und ſterbend verbannt auf fränkiſcher Erd'!

Du haſt dir nur ſelbſt deinen Grabſtein gegeben,
O Deutſchland! ſo lange noch, fremd deinem Leben,
In deine Schwächen die Helden ſehn;
So lang ein Zertreter vertritt deutſche Throne,
So lang noch die Knute droht Hermanns Sohne,
So lang noch die kleingeaugten Spione
Durch deine Paläſte und Hütten ſpähn.

⁂

Doch mögen ſie ſtehn und prangen und glänzen
Durch ſchwankende Herzen und Deutſchland bekränzen,
Als wie ein erhabener Kranz von Erz.
Nach Einem Gebilde vor andern allen
Soll hoffend das ſuchende Auge wallen —
Vor Einem ſoll laut in Liedern ſchallen
Ein leuchtender Geiſt, ein redliches Herz.

's iſt Armins Säule! — So hebe die Rechte,
O Deutſchland, und ſchwinge das Schwert, das ächte,
Und werde ein Held aus Einem Guß!
Im heimiſchen Wald laß hallen vom Schilde
Ein Freiheitslied durch Europa's Gefilde,
Zertritt die eingeniſtete Gilde,
Wie römiſche Geier Arminius!

Die Zwei.

Von Allen, die aus Habsburg
Beherrſchten deutſches Land,
Hat ſich mein Herz mit Liebe
Nur Zweien zugewandt.

Die Andern mag verehren,
Wem Nacht und Dunkel werth,
Wer Papſt und Jeſuiten
Und Pfaffenränke ehrt.

Die Andern mag da lieben,
Wer ſich nicht ſelber liebt
Und Gott und Geiſt und Freiheit
Als Zoll und Steuer gibt;

Wer gern durch Wüſten wandert
Und ſich am Sand ergötzt,
Den keine Blume ſchmücket,
Kein Quell, kein Thau benetzt;

Wer gern auf Sümpfen raſtet,
Vom Irrwiſchtanz umglüht,
Wer gern auf Seeen ſchiffet
Bei Froſch- und Unkenlied;

Wer an verdorrten Wäldern,
An ſtarren Bilderreihn,
An nächt'ger Gruft ſich freuet,
Mag ihnen Weihrauch ſtreun.

Die Zweie ſind Oaſen
Im öden Wüſtenſand;
Sie ſind des todten Meeres
Korallen-Inſelland.

Sie ſind die Katarakte,
Wo ein verſumpfter Fluß
Noch Regenbogen ſpannen
Und Perlen ſtäuben muß.

Sie ſind, was nach der Lichtung
Ein ſeltner Lerchengaſt,
Sie ſind der todten Eiche
Einſamer Blüthenaſt.

Sie fielen in die Arme
Der liebedurſt'gen Welt
Aus todten Steinesmaſſen,
Von Gott und Lieb' erhellt.

Der Eine war die Sonne
Der neuerwachten Zeit;
Das Abendroth der Andre
Vor neuer Dunkelheit.

Der Eine war der Kämpe
Für deutſche Ehr' und Kraft;
Ein Schwert, durch Nächte blitzend,
Ein ſchimmernder Lanzenſchaft.

Er war der deutſchen Ritter
Alletzter Scheidegruß,
Ihm ſchlug die Bardenharfe
Held Anaſtaſius.

Der Franke und der Schwabe,
Der Bayer und der Sachs:
Sie nannten ihn den treuen,
Den letzten Ritter Max.

Sein Name lebt in Liedern,
Er glänzt wie Sonnenlicht;
Das Lied ertönt wie Schwertſchlag,
Das ihm zu Ruhme ſpricht.

Des Andern Thun und Segen
Iſt nicht für's Lied gemacht;
Kein Herold kann's verkünden,
Was er in Lieb' erdacht.

Willſt du ein Lied ihm ſingen,
So ſing ein Frühlingslied;
Sing eines Löwen Leben,
Sing, wie ein Reh verſchied.

Doch beſſer iſt's, du geheſt
Um Mitternacht allein
Und rufſt den Namen Joſeph
In Wald und See hinein;

Oder, wenn du die Schmerzen
Der Welt um dich vereinſt:
Du bleibſt auf deiner Kammer
Und denkſt ſein — und weinſt.

Ein Sterbebett.

Das trübſte Sterbelager,
Das die Geſchichte ſah:
Ein Mann, todtblaß und hager,
Liegt auf dem Bette da.

Der Purpur, der's umwebet,
Gleicht ſehr dem Abendroth;
Weil bald hier untergehet
Ein Sonnenlicht im Tod.

Daß keine Thräne falle
An ſeiner Lagerſtatt?!
Vielleicht, weil er ſie alle
Dereinſt getrocknet hat.

Sein Aug iſt gramestrübe
Gleich dem umwölkten Tag,
Der nicht mit ganzer Liebe
Hervorzugehn vermag.

Denn die ſein Bett umhegen,
Die ſind die Wolkenmacht,
Die ſeinen Frühlingsſegen
Aufhaſcht in ihre Nacht

Und die die Blüthen alle,
Die leuchtend er beglückt,
Mit ihrem Nebelſchwalle,
Da's wieder Nacht, erdrückt.

Und wie beim Untergange
Die Eule, neubelebt,
Zu nächt'gem Unglücksſange
Den Heroldruf erhebt,

So tönt zu dieſer Stunde,
Betrübter Zukunft ſchwer,
Die düſtre Unglückskunde
Aus allen Ländern her:

„Die Lerchen, Freiheit ſingend,
Die du hinausgeſandt,
Sie ſinken, matt ſich ſchwingend,
Halbtodt aufs öde Land.

„Das Wort, das du verkündet,
Verhallt in leerer Luft;
Die Gluth, die du entzündet,
Erſtirbt an deiner Gruft.

„Dir danken nicht die Lande,
Die du gabſt feſſelfrei:
Neu fügen ſich die Bande
Der alten Sklaverei.“

Im trübſten Sterbelager,
Das die Geſchicht' erblickt —
Der Mann, todtblaß und hager,
Spricht alſo, grambedrückt:

„So hätten die Neronen,
Die Menſchengeißeln, recht;
Nicht darf an Fürſtenthronen
Baun Hütten das Geſchlecht.

„Das wär ein Herz von Steine,
Das ſolch ein Dolch nicht trifft,
Die Thrän', die ich nicht weine,
Wird innen mir zu Gift.

„Sieht mich in ſpäten Tagen
Die Welt einſt rückgekehrt,
Will ich ſie erſt befragen:
Ob ſie der Freiheit werth?"

Das war Joſeph der Kaiſer,
Und Das ſein Teſtament;
Nennt andre Fürſten weiſer —
Da ihr nicht beßre kennt.

Der deutſche Knecht.

Bin ich nicht ein Knecht der Knechte,
Bin ich nicht ein arger Schelm?
Warum ſchwingt ein Schwert die Rechte,
Warum drückt mein Haupt ein Helm?
Bin ich nicht ein Knecht der Knechte?
Weiß ich denn, wofür ich fechte?

Jüngſt im Treffen mit den Franken
Hört' ich drüben Ruf und Lied,
Die mir auf die Seele ſanken,
Daß es nun mich ſchraubt und zieht,
Daß zu rufen ich begehre:
Freiheit, Vaterland und Ehre!

Und Ein Wort vor allen ſank mir
Wie ein Funke ins Gemüth,
Und das Wörtchen machte krank mir
Und erhitzte das Geblüt:
Was „le peuple“ mag bedeuten,
Sinn' ich nun für alle Zeiten.

Tag und Nacht verfolgt der Traum mich,
Daß ich nicht mehr ſchlafen kann;
Vieles halte nun für Schaum ich,
Was ich einſt als frommer Mann
In den Büchern hab' geleſen
Und was heilig mir geweſen.

Ob auch meine Kameraden
Sind geplagt von ſolcher Qual,
Wenn ſie ihre Büchſen laden,
Wenn ſie ſchlägt der Korporal,
Wenn ſie ihre Lieder ſingen
Von den eingelernten Dingen?

Dort am Feuer ſeh ich liegen
Einen, der die Erde ſtampft,
Dem im Wind die Haare fliegen,
Dem die ſtarre Fauſt ſich krampft —
Ob ich ihm mein Denken ſage?
Ob ich ihn zu fragen wage?

Bei Waterloo.

Verſtummt iſt der letzte Kanonenmund
Nur leiſe bebt noch der Erde Grund,
Wie ſelbſt in Freuden die Mutter zagt,
Wenn große Thaten die Kinder gewagt.

Es war auf dem Felde, wo ſiegesfroh
So manche Seele gen Himmel floh,
Es war auf dem Felde von Waterloo!

Schon ferne leuchtet der Waffenglanz,
Schon ferne tönt: Heil dir im Siegeskranz!
Das letzte Röcheln iſt ſchon verhallt;
Es kommen die Todtenbeſtatter bald,
Dann mehr um ein Feld, das ein Leichentuch,
Ein blutiges Blatt in der Völker Buch. —
Da ſieh! wie in der vorderſten Reihe ſich ſtreckt
Ein deutſcher Krieger, von Wunden bedeckt,
Die Bruſt von Schwert und Kugel zerſpellt,
Als wollt' er offen zeigen der Welt
Sein innerſtes Herz, ſo unverhüllt,
Was innen für liebendes Leben quillt.
Doch auf den Wellen, ſo heiß und ſo roth,
Schifft aus die Seele, zieht ein der Tod.
Er ſpricht im Sterben, gen Oſten gewandt:
„Sieh her in die Wunden, mein deutſches Land!
Mit dieſem Blute, das treu und ächt,
Beſiegl' ich der Brüder beſtrittenes Recht;
Da liegt noch mancher Bruder mit mir,
O Deutſchland, er kämpfte, er ſtarb nur dir.
Sieh her, o Mutter! und ſprich mit Hohn:
Ich bin ein fremder, ein treuloſer Sohn!"

Er ſinket mit gebrochenem Blick,
Mit ſtummem Mund zu den Todten zurück.

Er ſchlägt kein Kreuz wie ein frommer Chriſt,
Weil jener Krieger ein Jude iſt.

Du theurer Held! o ſchlummre gut!
Wohl haſt du beſiegelt mit deinem Blut
Des vielverſprochnen Kontraktes Blatt;
Doch leer iſt's geblieben und öd und glatt.

Wenn ich ein König wär'!

Wenn ich ein König wär',
Das wär' ein Singen und ein Freuen
Durch meine Länder weit und breit:
Die alte Zeit ſollt' ſich erneuen,
Die gute königloſe Zeit,
Wenn ich ein König wär'.

Der Adler bleibt im Wappenſchilde,
Doch eine Lerche ſchmückt es auch;
Der Eichenſtamm gehört zum Bilde,
Doch ſanft bedeckt vom Roſenſtrauch,
Wenn ich ein König wär'.

So ſoll es auf der Hofburg glänzen,
Doch keine Schildwach geht davor;
Kein Mauerwall ſoll ſie umgränzen,
Stets offen ſtehen Thür und Thor,
Wenn ich ein König wär'.

Die Hofburg ſteht, wo alle Bahnen
Des Königreichs zuſammengehn:
Wegweiſer ſind dreifarb'ge Fahnen
Die luſtig von den Zinnen wehn,
Wenn ich ein König wär'.

In weiter Burg wird mir nicht bange,
Ich wohne wohl zu Zweien drin:
Gewählt, gefreit hab' ich ſchon lange
Die allerſchönſte Königin,
Wenn ich ein König wär'.

Vom Kerker hol' ich die Miniſter,
Ein Dichter wird mein Hofmarſchall,
Und Hofkaplane werden Prieſter,
Die nicht geflucht dem Sündenfall,
Wenn ich ein König wär'.

Wer weinen kann, wenn Roſen bleichen,
Der ſpricht im offnen Felde Recht;
Kein Zenſor lebt in meinen Reichen,
Sie würden alle Henkersknecht',
Wenn ich ein König wär'.

Es kommt der Lenz, der ſchönſte König:
Die Roſe duftet himmelhoch,
Die Lerche jubelt wundertönig
Und, weil ich herrſche, ſchöner noch,
Wenn ich ein König wär'.

Da iſt die Roſ' ein Flammenzeichen,
Der Lerche Lied mein Bote nur,
Auf daß ſie kommen aus den Reichen
Und ſich verſammeln auf der Flur,
Wenn ich ein König wär'.

Von Angeſicht zu Angeſichte
Steht Volk und König — Du und Du —
Der König ſitzt zu Gerichte,
Und Bach und Bäume horchen zu,
Wenn ich ein König wär'.

Das iſt des Königs ſchönſte Stunde,
Da wird geholfen jeder Noth,

Da wird geheilet jede Wunde,
Geſegnet bis zum Abendroth,
Wenn ich ein König wär'.

Die Krone mach' ich dann zum Becher
Und trink' ihr Heil in edlem Wein,
Ein liebberauſchter ſel'ger Zecher,
Und meine Völker jubeln drein,
Wenn ich ein König wär'.

Dann ſteig' ich wohl von meinem Throne
Und werf' das Zepter aus der Hand
Und werfe hin die goldne Krone
Und rufe „Freiheit“ durch das Land,
Wenn ich ein König wär'.

Wenn ich ein König wär',
Und wär' ich grau, und käm's zum Sterben,
Wohl müßt' ich dem getreuſten Staat
Nicht meine Liebe erſt vererben
Als ein erbärmliches Legat,
Wenn ich ein König wär'.

Drei Lieder.

Wie lang iſt's her, da ſangen ſie Lieder,
Die deutſchen Poeten, vom perlenden Wein,
Von Trunkenheit glänzten die Augen wieder,
Und „Evoe Bacche“ ſangen ſie drein. —
Weinlieder ſangen die ſeligen Praſſer
Und ſaßen beſcheiden beim Glaſe Waſſer,
Die deutſchen Poeten — wie lang iſt's her?

Wie lang iſt's her, da tönten die Haine
Nur Liebe, nur ſelige Liebe zurück,

Beim Morgenſtrahl, beim Mondenſcheine
Sie ſangen und prieſen der Liebe Glück;
Und Liebe ſuchend, gingen verlaſſen
Die frommen Pilger auf öden Straßen,
Die deutſchen Poeten — wie lang iſt's her?

Nun ſingen ſie aus begeiſterten Herzen
Der Freiheit entgegen den feurigen Gruß
Und leiden beglückt den Kampf und die Schmerzen
Und tragen noch Feſſeln an Hand und Fuß. —
Wie lang noch an Freude, an Liebe, an Freiheit,
Wie lange noch glauben die heilige Dreiheit
Die deutſchen Poeten — wie lange noch?

Lied der Verbannten.

1851.

An des Vaterlandes theuern Gränzen
Schleichen wir umher im Nebelgrauen;
Ach, wie lächelnd jene Berge ſchauen,
Sind ſie nicht bedeckt von hundert Lenzen?

Unſre Augen ſind, ſie ſind betrogen,
Unſre Augen, welche Thränen trüben:
Winter iſt's, wie hüben noch, ſo drüben,
Unſer Herz nur iſt dahin geflogen.

Um die Berge ſtreicht es mit Geſängen
Wie die Schwalbe, welche wiederkehret,
Um des Hauſes Giebel, dran verheeret
Ihres einſt'gen Neſtes Trümmer hängen.

Lieblich ſchaun die Berge, die wir lieben;
Wie ein Schloß mit Söllern und mit Zinken
Mögen ſie dem Wandersmanne winken,
Doch für uns iſt dort kein Neſt geblieben.

Kehren wir uns ab, wenn auch mit Trauern,
Irren wir nur weiter durch die Lande;
Leicht iſt unſer Schritt, denn ohne Schande
Ziehn entgegen wir den Unglücksſchauern.

Und das Heimweh, das euch drückt, ertödtet,
Sucht ſie nicht gebeugt im Straßenſtaube:
Unſre Heimat iſt, wo heil'ger Glaube
Je mit Heldenblut den Grund geröthet.

Groß iſt unſre Heimat wie die Erde —
Ueberall, wo Menſchen Ketten tragen,
Werden Herzen uns entgegenſchlagen,
Ruhe winkt an jedes Armen Herde.

Werden wir die Wunden künft'ger Zeiten
Waſchen noch an unſres Waldes Quellen?
Werden wir noch unſrer Väter Schwellen,
Ob mit grauen Locken auch, beſchreiten?

Wenig hoffet vom vergoßnen Blute,
Nichts von allem Leid, das uns getroffen;
Aber Alles, Alles laßt uns hoffen
Von des Feindes blödem Uebermuthe.

Italia.

An V—o M—i.

Biſt du zurück, mein Freund? — Gib mir die Hand,
Du fürchterlichſter aller Emiſſäre!
Was macht Italia, dein Vaterland,
Und Babel-Rom, die bibliſche Hetäre?
Seid ihr noch immer liebenswürd'ge Heiden,
Die ſich in Zingulum und Stola kleiden:

Du biſt noch ganz erhitzt und blaß zugleich —
Ich glaub's — es muß wohl in die Glieder fahren,
Zu ſehn des milden Ebrenos goldnes Reich
Aufs Neue in den Händen der Barbaren,
Die ſchöne Heidin, voll von Liebesbrande,
Von Mönchen eingepferchet im Bußgewande.

Doch ſei getroſt! — Barbaren ſind ſo dumm,
Und die vom Iſter ſind es ganz beſonders;
Bald macht ſie eure Klugheit zahm und ſtumm,
Ein Zweifel dran, wär' eines Hypochonders.
Die Pfaffen, ja! doch laß uns weiter ſchreiten,
Der Zeitgeiſt iſt der Geiſt nicht aller Zeiten.

Was macht Emanuel? — mit ſeinem Trutz
Gen Papſt und Kirche ſcheint er ſchön zu prahlen:
Gott leih den Sarden doppelt ſeinen Schutz,
Sein König zählt ſich zu den Liberalen!
Das iſt ein Segen, den kein Volk verdaute;
Glaubt Einem, der Berlin vor Jahren ſchaute.

Den Haß zwar gegen Oeſtreich ſpielt er gut —
Seid auf der Hut! — es beißen Carignane
Die Habsburg nicht ſelbſt in der tollſten Wuth.
Sie haben alle ja dieſelbe Zahne,
Derſelbe Kitt ſchweißt ihre Thron' und Kronen,
Den Habsburgs, Carignans und den Bourbonen.

Das iſt die Trias, die euch ſelig macht
(Und Seelenheil iſt mehr als alle Freiheit):
Der Dolch, das Gift, die Heuchelei — es wacht
Der Papſt, daß nichts verletze dieſe Dreiheit.
Er wacht an Gottes Statt — daher wohl kam es,
Daß der bis heute ſchlief, trotz eures Grames.

Du haſt geſehn auch Brescia-Rumanz?
Der Himmel, denk' ich mir, mit Mond und Sternen

Hängt drüber wie ein Glorien-Martyrkranz;
Doch muß das frommſte Herz dort fluchen lernen,
Muß ſelbſt, vom Alp der Schuld ſich zu befreien,
Der Deutſche „morte ai Tedeschi“ ſchreien.

O ich Verräther! — Bin ich ein Lombard?
Der mag verfluchen gutgeſinnte Deutſche.
Ich weiß es ja, daß Haynau ein Barſtard,
Und daß er undeutſch ward durch Englands Peitſche,
Und daß ein Patriot in Süd und Norden
Muß herrlich finden alles deutſche Morden.

Venedig träumt! — Laß uns vorbei daran,
Der Löwe ſchläft; — nicht mir ziemt's, ihn zu wecken,
Ich bin ja Oeſtreichs treuer Unterthan
Und will nicht meinen Landesvater ſchrecken.
Auch muß ich wünſchen, daß im ein'gen Staate
Den Markt behalten Böhmens Fabrikate.

Und Modena? — Sahſt du auf deiner Fahrt
Den frommſten Staat, bevölkert von Mätreſſen?
Der iſt von eigenthümlich deutſcher Art
Und glücklich faſt wie unſer deutſches Heſſen.
Ihm fehlt nur Eins zu ſeines Glücks Vollendung:
Von Preußens Rechtsbeſchützern eine Sendung.

Vom faulen Zweige des verfaulten Baums
Beſchattet, hält Toskana die Sieſte;
Es wird nur aus der Wolluſt ſeines Traums
Manchmal geſtört durch weißgeröckte Gäſte.
Livorno ſchüttelt ſich — doch, wie's ſich ſchüttelt —
Nie haben Mäkler Ketten abgerüttelt.

Du wagteſt dich in jedes Schlangenneſt
Und haſt dich doch an Rom vorbeigeſchlichen?
Da muß es arg ſein! — als ob eine Peſt
Die ew'ge Stadt vom Erdball weggeſtrichen —

Nichts kommt von dort als Klappern nur und Heulen
Und mitten durch die Litanei von Eulen.

Verwandelt iſt das große heil'ge Rom
In eine einz'ge große Folterkammer,
Von Thränen überfließt der Tiberſtrom,
Und Petri Kuppel wiederhallt von Jammer.
Ein Abgrund klafft's, draus tauſend Höllen rauchen,
Darein umſonſt die Curtiuſſe tauchen.

An ſolchen Höllen ſteht er ſicher ja,
Des großen Leo großer Ablaßkaſten,
Die ſelig machende Ekkleſia —
Weh jeder Hand, die's wagt, ſie anzutaſten!
Kein Haß ſo giftig wie der Haß des Pfaffen,
Und jede Waffe nennt er ſeine Waffen.

Das gute Herz Ferretti träumt in Ruh,
Denn ſie ſind todt, die ſchwarzen Carbonari!
Wir freun uns auch — bald aber merkeſt du
An ihrer Statt die luſt'gen Pifferari;
Wir wollen pfeifen dir und Lieder ſingen,
Daß in Gaëta noch die Ohren klingen.

Wie mag's behagen dort Herrn Oudinot?
Es muß ihm faſt wie in Paris gefallen:
Hier ſchwand wie dort der letzte Scipio,
Und hier wie dort Gebete nur und Lallen;
Er denkt manchmal vielleicht: 's iſt an der Tiber
Faſt als in meinem Frankreich mir noch lieber.

O Republik mit deinem Oudinot,
So halfſt du Rom und ſeinen Triumviren!
Das war kein Heldenſtück, Oktavio.
Es mag dich Pio Nono abſolviren;
Doch für ſo fromme Thatenungeheuer
Hat die Geſchichte keine Fegefeuer.

War's nicht genug, daß ſchon der Mord umwand
Den ſterbenden, den weltberühmten Fechter?
Was mußteſt du zugleich mit Ferdinand,
Mit Spaniens Kutten ſenden deine Schlächter?
Frankreich, dein Ruhm des Völkerapoſteln
Ging auf in Rauch auf Roms geweihten Kohlen.

Schweig von Neapel mir! denn dein Bericht
Beginnt mit Maccaroni und Borboni.
Die Chriſtusthräne trocknet immer nicht,
Und am Toledo ſchlafen Lazzaroni.
O, daß die Heilandsthräne zehrend brennte!
O faules Volk! — o bittres far niente!

Ach, wären die Banditen nicht mit dir,
Und wenn das Volk nicht der Abruzzen wäre,
Neapel, müßt' ich ganz verzweifeln ſchier
An deiner Zukunft und an deiner Ehre.
So aber hoff' ich, daß in Räuberbanden
Heilande ſind nach ſolchen Ferdinanden.

Beſucht man noch das kleine Inſelland,
Aus dem Tiber ſein Mon Bijou einſt machte?
Ich fürchte, daß Neapels Ferdinand
Das kleine Land um alle Kundſchaft brachte.
Man wird ſo ſeekrank, und die Fahrt iſt theuer,
Hier iſt für Nichts ein lebend Ungeheuer.

Du ruhteſt auch, Ulyß, an Circe's Strand? —
Noch immer hat in die gewünſchte Schweinheit
Bourbons Regierung euch nicht umgewandt?
Sizilien, in ungetrübter Reinheit
Fließt Honig noch aus Hybla's duft'gen Waben
Und fließt das Blut der Griechen und Araben.

Meſſina wird, wie einſtens gen Anjou,
Durch alle Zeit ſein Freiheitsbanner tragen —

In nahen Tagen wirſt, Palermo, du
Aufs Neue deine Vesperglocke ſchlagen. —
Ihr ſeid des Aetna erſtgeborne Sproſſen,
Und eure Adern ſind von Gluth durchfloſſen.

Das Land, darin einſt Archimed gelebt,
Es wird der Punkt noch, der aus ihren Angeln,
Den roſtigen, die Welt des Papſtthums hebt.
Wie ſollt' es auch an weiſen Frevlern mangeln
Im weiſen Eiland der Heurekafinder! —
So ſchlachtet nur und mehr als hundert Rinder.

Leb wohl, mein Freund! Zwar Manches klinget hart,
Doch dank' ich auch für traurige Berichte.
Die Zukunft ſchläft in trüber Gegenwart,
Und durch die Nacht gelangen wir zum Lichte.
Tout comme chez nous! — Schreibt „Blum“ auf eure Fahnen,
Viva l'Italia! rufen wir Germanen.

Palaſtſzene.

Jakobiner, Sansculotten,
Cordeliers und Dames de la Hall',
Hartgeſottne Patrioten
Jeden Styls, ein wilder Schwall,

Mit Gewehr und Schwert und Piken
Dringen in die Tuilerien,
Um das große Loch zu flicken
An der neuen Staatsdoktrin.

Heute gilt es, zu bekehren
Louis' des Heiligen Enkelſohn,
Heute gilt es, ihn zu lehren,
Was das heißt: Konſtitution.

Wenn man mit der rothen Mütze
Ludwigs Haupt nicht krönen kann,
Was ſind deine Reden nütze,
Vergniaud, du großer Mann?

Wenn, das Veto todtzuſchlagen,
Noch dabei gelingen mag,
Iſt von allen großen Tagen
Dieſer wohl der größte Tag.

Niederfällt des Hofes Gitter,
Und die Garde rührt ſich nicht;
Hundert Fenſter gehn in Splitter,
Und des Schloſſes Thor zerbricht.

Doch zu eng ſind Fenſter, Thüren:
Durch die Mauer, durch das Dach
Müſſen neue Wege führen
In den Saal, in das Gemach.

Tauſend kommen, aber Tauſend,
Schwellend wogt es hin und her,
Lied und Schrei wie Sturm erbrauſend,
Breite Maſſen wie das Meer.

Dieſe Bettler mit dem Schwerte,
Ihre Bittſchrift hoch empor
Haltend, ſuchen ſie die Fährte
Nach des Königs Korridor.

Mit dem Lächeln, das gefroren
Um die blaſſen Lippen bebt,
Mit dem Blicke, der verloren
Sich durch dicke Nebel hebt —

Mit dem Blick, dem müden, kalten,
Der ein Reich verweſen ſah,
Steht der letzte Reſt des alten
Und verfaulten Frankreichs da.

Alſo ſteht der Kapetinger,
Und er lächelt faſt mit Muth,
Und die Bittſchriftüberbringer
Grüßt er und empfängt er gut.

Fahnen mit dem blut'gen Herzen
Schwingen ſie — wie haſt du wohl,
Frankreich, deinen blut'gen Schmerzen
Auserkoren das Symbol.

Mit den blut'gen Herzen ſchlingen
Sie den wilden Reihn um ihn —
Patriotiſche Lieder klingen
Brauſend durch die Tuilerien.

Ça ira und Carmagnole
Geben Takt und Maß dem Reihn,
Und die unbeſchuhte Sohle
Stampft den glatten Eſtrich ein.

Singend tanzt der Sansculotte
Auf dem leuchtenden Parket,
Welches einſtens die Gavotte
Küßte und die Menuet.

Niemals noch wardſt du geſtöret,
Oeil de Boeuf, von ſolchem Chor,
Nie haſt du ſolch Lied gehöret,
Schöner Pavillon de Flor.

Aber auch zu keinen Zeiten
Sah man eine Krönung, wie
Die iſt, die ſie jetzt bereiten,
Solche Würdenträger nie.

Seht die rothe Mütze prangen
Auf demſelben Scheitel jetzt,
Der zu Rheims die Kron' empfangen,
Von dem heil'gen Oel benetzt.

Bei des Königs neuer Krönung
Rufet Jubel jeder Mund;
Ob's ein Zeichen der Verſöhnung,
Ob es Hohn — wer thut es kund?

Statt des heil'gen Oeles tränket
Kalter Schweiß des Königs Stirn,
Statt der Oriflamme ſchwenket
Ihr Panier die Gaſſendirn.

Und ſie, welche aufgeſprungen
Von des Elends Lagerſtatt,
Die bis heut mit Noth gerungen,
Dieſer Anblick macht ſie ſatt.

Und die Flaſche, die ſie heben,
Nimmt er an und trinkt davon —
Volk, er nahm auf Tod und Leben
Deine Freiheitskommunion.

Wieder flechten Ohnehoſen,
Fiſchweib, Dirnen ſich zum Kranz:
Um den Neugekrönten toſen
Wieder Lied und Freiheitstanz.

Und ſo geht es fort durch Stunden.
Pethion, wo bleibſt du? Mann,
Der ſchon Manches überwunden,
Der allein hier retten kann?

Pflichtvergeßner Bürgermeiſter,
Der du ſonſt mit Einem Wort
Bändigſt losgelaßne Geiſter,
Schlichſt du heute juſt dich fort?

Endlich kommt er, wie es dunkelt —
„Ach, daß man nicht Kund' ihm gab
Nur ein Wort — ſein Auge funkelt,
Und die Wellen fließen ab.

Fließen ab mit allem Schaume,
Stille wieder, tiefe Nacht —
Wie aus einem böſen Traume
Iſt der König aufgewacht.

Schluchzend ruhn an ſeinem Herzen
Diener, Schweſter, Weib und Kind,
Und der Balſam aller Schmerzen,
Auch der königlichen, rinnt.

Vom erlebten Hohn und Spotte
Tiefgebeugt, fliehn himmelwärts,
Sehnen ſich nach ihrem Gotte
Ludwigs müder Geiſt und Herz.

Vom Gebet an heil'ger Stätte
Hofft er, daß es aus der Pein
Der Erniedrigung ihn rette, —
Fern der Welt, mit Gott allein.

Und er winket ſeinem Hofe,
Daß ſie folgen zum Altar:
Höfling, Weib und Kind und Zofe
Und der Treuen kleine Schaar.

Daß Geſang zu Gottes Stufen
Fromm den Geiſt ihm trag' empor,
Läßt zur Orgel er berufen
Den bezahlten Sängerchor.

Alle Sänger ſind verſammelt —
Aber ſtill iſt's immerfort,
Denn der König Ludwig ſtammelt
Am Altar ſein frommes Wort.

Endlich fühlt er von ſich weichen
Allen Gram, der ihn umſpann;
Lächelnd froh gibt er das Zeichen,
Daß die Sänger heben an.

Und ſie beben an — wie Wetter
Brauſt herab des Liedes Strom,
Und vom jauchzenden Geſchmetter
Wiederhallt der Kirche Dom.

Und es wehn die Orgelpfeifen
Ungewohnte Harmonien,
Und ans Herz der Hörer greifen
Kalt wie Eis die Melodien.

Das ſind keine frommen Klänge,
Das ſind keine Litanein —
Alſo pflegen Aufruhrsſänge
In der Gaſſenſchlacht zu ſchrein.

Ça ira — ertönt's mit Toſen,
Ça ira — ein jeder Ton,
Auch die Sänger ſind Franzoſen,
Sie auch lieben die Nation.

Ja, für Geld! — zu allen Zeiten
Singen ſie, wie man's bedang;
Doch bei ſolchen Feſtlichkeiten
Lieben ſie ſich eignen Sang.

Ça ira — wie heiße Kohle
Und wie Gluth vom Chore ſprang's:
Ça ira — dann Carmagnole,
Die Tarantel des Geſangs.

Starr und kalt, gleich Gräbermalen,
Knien die Beter da und ſehn
Ihres Hoffens letzte Strahlen,
Ihres Glückes Pracht vergehn.

Fliehend, wie vor böſen Geiſtern,
Stürzt der König vom Altar —
Wußt' er's jetzt, daß nicht zu meiſtern
Mehr der Geiſt der Zeiten war?

Das Polenlied.

Ich war ein Kind, als Polen fiel —
Der Vater kam von fernen Wegen,
Erzählte, wie ſie tief und kühl
Ins Grab das arme Polen legen.

Von Grochow und der Pragaſchlacht
Erzählt' er uns in ſchlichten Worten,
Mir war's, als läg' ich in der Nacht,
Ein Polenkind, an jenen Orten.

Und Schmerz empfand ich um das Land
Und ſeine todten Heldenſöhne,
Heiß ſtürzte ſich auf meine Hand,
Wie Feuer brennend, Thrän' auf Thräne.

Ich ſchwieg und nahm's als Zeichen an,
Das mir mein kindiſch Weinen wehrte:
„Sei ruhig, Kind, du wirſt einſt Mann,
Und dieſe Hand greift noch zum Schwerte.“

Und weil mir noch die Zeit nicht kam,
Zu hau'n mit Schwertern in die Kette,
Sang ich das Lied in meinem Gram —
Ich wollt', es würde zum Stilette.

Ein Vater.

Von Oſtrolenka nordenwärts
Im Felde ragt einer Hütte Dach,
Drin pochet ein altes Polenherz,
Es iſt in Lieb' und in Schmerzen wach.

Drin glänzt ein Haupt wie nordiſches Eis,
Es leuchtet das Auge wie Wachtfeuergluth,

Durch ſeine Adern rollet es heiß,
Der Tag von Praga erhitzte das Blut.

Der Alte hält in bebender Hand
Die Kugel, die deutet die Erdenwelt:
Zwei Punkte ſind es, drauf unverwandt
Durch Thränennebel ſein Auge fällt.

Er ſpricht: „Das iſt Amerika's See,
Da ſchifft mein Junge auf leichtem Kahn;
Das iſt Kamtſchatka im ewigen Schnee,
Dort folgt mein Aeltſter des Rennthiers Bahn.

„Wenn Jener hinaus in die Meere ſchifft,
Wenn Dieſer bis an die Küſten hinjagt,
O ſeliger Tag, der vereint ſie trifft!
O Luſt, die nimmer dem Alten tagt!"

Der Alte ſchweigt, ſeine Stirne ruht,
Erhitzt von Gedanken, am Erdenſymbol;
Es gießt ſich die ſilberne Lockenfluth
Bedeckend, verſöhnend von Pol zu Pol.

Wohlan denn! Wer einen Vater glaubt!
Er blicket alſo auf die Kugel herab,
Es decket die Welle von ſeinem Haupt
Der Freiheit Land, wie der Freiheit Grab.

Die Drei.

Im Ungarland bei einem Puſtawirthe,
Da ſitzen drei in Sturm und Nacht Verirrte,
Im Ungarlande, wo des Zufalls Wind
Zuſammentreibt verſchiedner Länder Kind.

Ihr Augenlicht — verſchiedner Flammen Gluthen,
Ihr Lockenhaar — verſchiedner Ströme Fluthen;

Doch ihre Herzen, ihre wunden Herzen —
Die Thränenurnen faſt derſelben Schmerzen.

Der Eine ruft: „Ihr ſchweigſamen Geſellen,
Soll kein Toaſt der Zecher Trinkluſt ſchwellen?
Ich bring' es euch — dem Vaterland! wohlan!
Es lebe frei und groß — Stoßt an! Stoßt an!

„Dem Vaterland! Ich aber ſelbſt bin Einer,
Der ſeins nicht kennt, denn ich bin ein Zigeuner:
Mein Vaterland liegt in der Sagenwelt,
Im Geigenton, von Schmerz und Sturm geſchwellt.

Ich ziehe ſchwärmend über Heid' und Puſte
Und denke nach dem ſchmerzlichen Verluſte;
Doch bin ich längſt der Heimatluſt entwöhnt
Und denk' Aegyptens, wenn das Zymbal tönt.“

Der Zweite drauf: „Bringſt du's dem Vaterlande,
So trink' ich nicht — ich tränke meine Schande;
Denn Jakobs Same iſt ein fliegend Laub
Und faßt nicht Wurzel in der Knechtſchaft Staub.

„Laß erſt des müden Armes Feſſel ſinken,
Dann komm heran, dann will ich heiter trinken,
Vergeſſen dann das eingebrannte Mal —
Bis dorthin ſitz ich ſtumm am Luſtpokal.“

Dem Dritten ſtarrt die Lipp' am Becherrande,
Er fragt ſich ſtill: „Trink' ich dem Vaterlande?
Lebt Polen noch? Iſt es geſtorben ſchon?
Bin ich wie Die ein mutterloſer Sohn?“

Und wieder ſitzen ſtumm die düſtern Zecher,
Vor ihnen ſtehn die unberührten Becher —
Sie ſprechen alle Drei kein einzig Wort,
Sie ſind zuſammen nur Ein Wehakkord.

Der Rieſe.

Im Norden liegt ein froſtumhüllter Rieſe
Und brütet heiß in ſeines Winters Banne,
Träumt vom Demant auf ſeinem Bett von Kieſe
Und von der Palme unterm Dach der Tanne.

Im Eispalaſt der Königin des Nordens,
Wo ein gefallenes Geſchlecht ihn zeugte,
Wuchs er heran, beim Anblick ew'gen Mordens,
Den Wolfsmilch, keine Mutterbruſt je ſäugte.

Das Nordlicht ſetzt ihm auf die rothe Krone,
Mit Hermelin hat ihn der Froſt umſchloſſen,
Den öden Urfels ſchuf er ſich zum Throne,
Und zum Purpur iſt Bruderblut gefloſſen.

Faſt tritt den Süden ſeines Fußes Sohle,
Indeß der Nord ihm kühlt die heiße Stirne;
Doch Ein Gedank' iſt's, wie der Stern am Pole,
Der leiſe gluthet in des Rieſen Hirne.

Er heißt: „Nach Süden!“ Weh euch dann, ihr Brüder!
Wenn ausgeträumt, wenn auf ſich rafft der Starke,
Und wenn er ſteigt aus ſeiner Eisburg nieder,
Sich neu zu ſtärken an des Südens Marke:

Da ſeufzt die Erde ſchwer in ihren Achſen,
Mit jedem Schritt wird er ein Volk erſticken,
Mit jedem Völkermorde wird er wachſen,
Bis in die Sterne ſeine Augen blicken.

Da wird es froſtig durch die Eichen wehen,
Und Millionen Herzen werden zittern
Und bluten bei des Rieſen Auferſtehen,
Und manches Große wird in Nichts zerſplittern.

Dann iſt es Zeit, ihr Könige der Länder!
Als Kampfesprieſter vor dem Volk zu ſchreiten,

Für Gott und Geiſt gen jenen Völkerſchänder
Bis auf des Herzens letzten Schlag zu ſtreiten.

Die Harfe laß, du edle Dichtergilde!
Sing mit dem Schwert ein Freiheitslied dem Würger!
Den Spaten fort, und greife nach dem Schilde
Und ernte auf dem Schlachtfeld, ſtiller Bürger!

Verlaßt dann eure Klauſe, ſtaub'ge Weiſe!
Werft aus das edle Korn zu edlern Saaten!
Noch einmal zu den Krücken greift, ihr Greiſe,
Und ſprecht und zeuget von der Väter Thaten!

Dann endlich iſt es Zeit, daß eure Fahnen
Das Eine Wort auf ihren Stirnen tragen,
Das Eine Wort, das eure Herzen ahnen,
Bei deſſen Klang ſie wild und wilder ſchlagen;

Das Eine Wort, das ſich wie Felſen wälze
Auf jenes Rieſen Bruſt und ſie erdrücke,
Das ſeine Glieder, ſeine Kraft zerſchmelze
Wie Sonnenfeuer nord'ſche Eiſesſtücke.

Es iſt das Wort der Fluch des nord'ſchen Rieſen,
Es löſcht ihn weg aus aller Zeit Geſchichten;
Ihr müßt es euch zum Talisman erkieſen,
Euch bringt es Sieg, und Ihn — wird es vernichten.

Einer ſchönen Polin.

Du darfſt nur lächeln — lachen nicht —
Du darfſt dich nie des Leids entbinden —
Auf einem Polenangeſicht
Gleicht Lachen unheilvollen Sünden.

Du darfſt nur ſeufzen — weinen nie —
Das darf nur Glückliche beglücken,

Doch nimmer Helden, nimmer Die,
Die noch die Sklavenfeſſeln drücken.

Dein ſchwarzes Haar, dein dunkler Blick,
Sie müſſen einem Bahrtuch gleichen
Auf einem todten Lebensglück,
Grablichtern um geliebte Leichen.

Und küſſeſt du, ſo ſoll dein Kuß
Ein Handgeld ſein und Kämpfer werben,
Sein Gluthhauch dem Geliebten muß
Die Wange ſchlachtenglühend färben.

Und tanzeſt du, ſo tanze nur
Nach Weiſen, die wie Schlachtruf glühen,
Daß dir genüber die Mazur
Macht Sporn und Säbel Funken ſprühen.

Daß du des Elends halbe Laſt
Mir müßteſt auf die Schulter legen,
Du Polenmärchen, könnt' ich faſt
Dich lieben deines Haſſes wegen.

An C.....a.

Und kann bei uns dich nichts mehr halten,
Und zieht's dich fort ins Vaterland,
So lebe wohl, und möge walten
Ob deinem Haupte Gottes Hand;
  Gott ſchütze dich
In Polen, dem traurigen Lande!

Von deinem todten Vaterlande
Ein Sterbegruß erſchienſt du mir,
Weil ich ſein Leid und ſeine Schande
Mit ihm getragen für und für:
  Stets hängt mein Herz
An Polen, dem traurigen Lande.

Mein biſt du, mein! — ich hab' mit Schmerzen
Von deiner Heimat dich erkauft,
Ich habe ſelber mich im Herzen
Zu einem Polen umgetauft;
    Ich bin ein Sohn
Von Polen, dem traurigen Lande.

Ich laſſe dich von dannen ziehen,
Weil du in Schmerzen aufgeblüht,
Und nur in Schmerzen weiter blühen
Kann dein durchkümmertes Gemüth;
    Doch denke mein
In Polen, dem traurigen Lande.

Hörſt du an deiner Heimat Gränze
Des erſten Polenliedes Klang,
Siehſt du die erſten Todtenkränze,
Die eine Braut um Gräber ſchlang:
    Dann denke mein
In Polen, dem traurigen Lande.

Bedenke, daß ich ſelbſt beklage
Den trübſten, ſchmerzlichſten Verluſt,
Bedenke, daß ich ſelber trage
Ein todtes Polen in der Bruſt!
    O, denke mein
In Polen, dem traurigen Lande!

Stieg' auf der Brand des heil'gen Krieges,
Dir folgt' ich nach, mein theurer Stern!
Von dir geweiht zur Kraft des Sieges,
O, wie verblutet' ich mich gern
    In deinem Schooß,
In Polen, dem traurigen Lande!

Aus Böhmen.

Vergeſſet nicht des Frühlings Blüthe,
Wenn ſich die Ernte naht —
Und ſo vergeßt es nicht dem Volke,
Das einmal Großes that.

Böhmiſche Elegien.

I.

Unglücklich biſt du, und du ſchweigſt,
Drängſt tief in dich hinein den Kummer,
Wie todesmatte Greiſe neigſt
Dein Haupt du träumeleerem Schlummer.

Du haſt dich ſelber einſt genannt
Zur Zeit der rächenden Huſſiten:
Das heilige, gelobte Land —
Du haſt wie jenes viel gelitten.

Auch dich, wie jenes, hält die Ruh,
Die ſtarre Ruh des Todes nieder;
Du Märtyrer der Völker du,
Wann wirſt du auferſtehen wieder?

Zwar ziehn, wie Paläſtina's Kind,
Die deinen nicht gen Süd und Norden,
Doch in der eignen Heimat ſind
Sie heimatlos und fremd geworden.

O Böhmen, armes Mutterherz,
Wie traurig ſchleichen deine Söhne,
Im Aug jahrhundertalten Schmerz,
Doch ohne Wort und ohne Thräne.

Zum Walde ſeh' ich ziehen dort
Den Waidmann mit dem Jagdgehänge:
Er ſinget, doch ſo ſingt nicht Mord —
Wie trauervoll ſind dieſe Klänge!

Heut ſeid ihr ſicher, Hirſch und Reh —
Der jaget wohl nach andrem Wilde:
Er ſucht die Spur von ſeinem Weh
Und jagt nach einem Schattenbilde.

II.

Verkannt iſt Alles, was dir blieb,
Verkannt iſt deine Rache,
Verkannt dein Haß und deine Lieb',
Verkannt iſt deine Sprache.

Sie iſt ſo wie das Rauſchen wild
In deinen Tannenhainen,
Und wie der Schweſter Klagen mild,
Die Warſchau's Fall beweinen:

Schleicht nicht, wie Schlangen, mit Geziſch
In unbewachte Ohren,
Wie jene, die ſich heuchleriſch
Des Czaren Sklav' geboren.

Sie dröhnet wie der ehrne Fuß
Anſtürmender Huſſiten,
Und tönet wie das Lied des Huß
Aus ſeiner Flammen Mitten.

Sie grollet wie die Trommel, dumpf,
Bedeckt vom Ziska's Felle,

Und rollet hin wie Thurns Triumph
An ſeines Kaiſers Schwelle.

O meiner Mutter Wiegenlied,
Das mich in Schlaf geſungen,
Du bebſt wie Luft durchs ſtille Ried
In Abenddämmerungen!

O des Rekruten Kriegsgeſang,
Als er das Dorf verlaſſen —
Du wehſt um meine Seele bang
Wie damals durch die Straßen!

III.

Dein Volk iſt nicht wie jener Huß,
Der ſich den Holzſtoß hat erkoren;
Es gleichet dem Hieronymus,
Der ſeinen Glauben abgeſchworen.

O Volk, ſo haſt du durch Verrath
Ein ſchmachbedecktes Sein gefriſtet;
Man ſtahl dir deine ſchönſte That,
Man hat dich pfäffiſch überliſtet.

O Böhmens Volk! — das heil'ge Korn,
Das du in alle Welt gegoſſen,
Dir bracht' es roſenloſen Dorn,
Du haſt die Früchte nicht genoſſen.

Aufblüht' es im Cevennenland
Und in den Thalen der Provence,
Der Albigenſerſtreiter wand
Daraus ſich ew'ge Märtyrkränze.

Aufſchoß es ſpät im deutſchen Land,
Und ſeine Frucht ward heimgetragen
Von jenes Mönches kühner Hand,
Dem, wie dem Huß, das Herz geſchlagen.

Doch du? — du knieſt demüthig jetzt
An den entweiheten Altaren,
Dahin mit Hunden man gehetzt
Der Väter geißelwunde Schaaren.

O Volk, dem man den Gott geraubt,
Das tauſendfacher Fluch getroffen,
Du haſt umſonſt geliebt, geglaubt,
Wie wagt es noch dein Herz, zu hoffen?

IV.

In deiner Berge grünem Kranz —
So gleichſt du einem Blumenkelche,
So biſt du eine Blume ganz! —
Doch welche Blume biſt du, welche?

Die volle Roſe biſt du nicht,
Denn reich und üppig iſt die Roſe:
Und Armuth klagt dein Angeſicht,
Du arme, dorn- und waffenloſe!

Es wär' ein krankes, krankes Jahr
Mit ſolcher blaſſen Wangenröthe —
Ein ſchlechter Völkerlenz fürwahr,
Der ſolche Völkerroſen böte.

Die fromme Lilie biſt du nicht,
Wie auch dein Haupt geneigt in Wehmuth,
Denn, was aus deinem Herzen bricht,
Es iſt der Trotz, und nicht die Demuth.

Die Lilie in der Heil'gen Hand
Und in der Hand der frommen Engel
Iſt nicht, wie du, von Gott gebannt
Wohl von der Krone bis zum Stengel.

Die Leidensblume ſcheinſt du mir,
Geweckt, erblüht bei Todesklagen —

Die muß unſelig für und für
Symbole ew'gen Schmerzes tragen.

Weh, daß du an des Kreuzes Fuß
Als Zeuge für das Volk der Erden
Empfangen deinen Märtyrkuß —
Und wird dir ein Erlöſer werden?

V.

Dreimal unſelig Volk, dein Leid
Bewegt kein Herz mehr, daß es weine,
Es iſt ein Leid aus alter Zeit
Und gleicht bemoostem Leichenſteine.

Beweint wird Polens junges Weh,
Weil es in Warſchau's Schutt noch gluthet;
Du biſt im Wald ein todtes Reh,
Das längſt im Stillen ſich verblutet.

O Gott, die Weißenbergerſchlacht
Erreicht wohl Oſtrolenka's Trauer,
Und, die darauf gefolgt, die Nacht
Hat trübre als Sibiriens Schauer.

Ruhmlos zieht durch die Welt dein Gram —
Kein Dichter wagt es, laut zu trauern,
Er fühlet ſeiner Knechtſchaft Scham —
Die Harfe hängt an öden Mauern.

Muſik, Muſik, das Mägdlein mild,
Sie blieb allein noch deinen Söhnen,
Sie zieht ins weiteſte Gefild
Mitleid erfleh'nd mit trüben Tönen.

Sie machet über Belt und Sund
Und zum Ohio Bettlerreiſen
Und ſingt und klagt die Herzen wund
Mit den geheimnißvollen Weiſen.

Und wenn beim Klang der Normann weint,
Die Wilden weich zu ſcheinen zagen,
Sie wiſſen nicht, daß ſie vereint
Dich, armes Böhmen, nur beklagen.

VI.

Ein Rabe, der nach Atzung ſpäht
In ſtarren Wintertagen —
Ein greiſer Mönch, der betteln geht
Und einſt ein Schwert getragen —

Ein Hirſch, der nun im Wald verlechzt
Und einſt am Strome irrte —
Ein Weib, das am Breviere ächzt,
Dem einſt der Falk entſchwirrte —

Ein Diamant, verſteckt im Sumpf,
Der einſtens Kronen ſchmückte —
Ein flammend Aug, von Weinen ſtumpf,
Das einſt ein Herz beglückte —:

Die trüben Bilder alle, jetzt
Sind's deine, deine Bilder —
Mein Auge, jetzt von Gram benetzt,
Es war einſt jugendwilder.

Denn ſeit ich kenne, was du warſt,
Die Mutter ſtarker Söhne,
Und daß verdarb, was du gebarſt,
Lieb' ich die milde Thräne.

Die Thräne iſt die Jungfrau mild,
Die reine, fleckenloſe,
Sie trägt, wo ſie in Schmerz entquillt,
Den Herrn in ihrem Schooße.

Und einſt wird kommen doch der Tag,
Da Pſalmen wundertönig

Begrüßen in dem ſtillen Prag
Den hohen Palmenkönig.

VII.

Als noch der Wolf auf deinem Bühle,
Der Aar gehauſt in deinen Lüften,
Der Bär in deiner Wälder Kühle —
Da glichſt du noch nicht todten Grüften.

Da wohnten noch die unerſchlafften,
Die fittigſchlagenden Gedanken
In deiner Bruſt, die Leidenſchaften,
Die Kraft mit ihren wilden Pranken.

Die Aare ſind nun längſt verſchwunden,
Und Wolf und Bär ſind lang vertrieben,
Die wilde Kraft iſt überwunden;
Du armes Land, was iſt geblieben?

Nur hie und da in Felſenhöhlen
Wohnt noch der Fuchs mit ſeinen Tücken,
Und hie und da in armen Seelen
Die Liſt mit ihren Heuchlerblicken.

Die Liſt allein! — das Kind der Schande,
Von Tyrannei und Schmach geboren,
Zeigt auf die dürftigen Gewande
Und bettelt vor den goldnen Thoren.

Bedeck mit deinem Sterbekleide,
Bedeck, o Böhmen, deine Augen!
Zu ſehn ihr Kind verderbt im Leide,
Nicht will es einer Mutter taugen.

Doch Noth iſt eine ſchlechte Amme,
Und Hunger kann nicht ſchwelgen ſehen:
Gen Wien lebt meines Zornes Flamme,
Dir gilt mein Klagen, nicht mein Schmähen.

VIII.

Am weißen Berge ſteht ein Baum,
Uralt, verdorrt und aſtlos,
Sein Haupt, gleich einem wüſten Traum,
Umſchwirrt ein Rabe raſtlos.

Der Rab iſt alt zweihundert Jahr
Und einer von den Raben,
Die mit Gekrächz die heil'ge Schaar
Hier halfen einſt begraben.

Des Baumes Wurzel ſind getaucht
In Herzen, die noch bluten,
Er ſteht im Boden, wo verraucht
Der Freiheit letzte Gluthen.

Ich hab' zu meinem Troſte mir
Erſonnen manche Sagen,
Die vor mir her, wie ein Panier,
Den Traum der Zukunft tragen.

So ſieht mein Aug den dürren Baum
Von Blüthen überfloſſen
Und ringsum auf den öden Raum
Den Frühling ausgegoſſen.

Der Rabe ſinket todesmatt
Beim Gruß des Frühlingsboten,
Und tief in ihrer Lagerſtatt
Still regen ſich die Todten.

Und ſtatt des Raben kreiſt ein Aar
Um jenes Baumes Wipfel —
Und betend kniet die Freiheitsſchaar
Am Weißenberger Gipfel.

IX.

Das ſtille Prag, dein Lieblingskind,
Wie hat ihm ſtolz das Herz geſchlagen
In Zeiten, die entſchwunden ſind:
Jetzt gleicht's dem Bild auf Sarkophagen.

Du haſt es mütterlich geſchmückt
Mit goldnem fürſtlichen Gewande,
Ihm hundert Kronen aufgedrückt,
Auf daß es glänze durch die Lande.

Ein Kind von fürſtlicher Geburt,
Trug's Schwert und Zepter in den Händen,
Und wie ein demantreicher Gurt
Schlang ſich der Strom um ſeine Lenden.

Nun iſt es worden grau und alt —
Ein Fürſt nach zeitiger Entthronung,
Träumt ſeine traurige Geſtalt
Nun in der öden Trümmerwohnung.

An ſeinen Kronen nagt der Roſt,
Die Königskleider ſind verblichen —
Nur Eine Stadt hat noch der Oſt,
Mit der du ſchmerzvoll dich verglichen:

Ein ſlaviſches Jeruſalem,
Das biſt du, wie dein Kind dich nennet,
O Prag! das dich von ehedem
Und das in deinem Gram dich kennet.

Du biſt es; — denn wie der Prophet
Den Engel ſah auf Zion trauern,
Seh' ich den Mond, der weinend geht
Und kummerblaß auf deinen Mauern.

X.

Es kam ein Arzt, der wollte heilen,
Mein Vaterland, dein altes Leid;
An deinem Bette wollt' er weilen
In lindernder Barmherzigkeit.

Er legte ſegensvolle Hände
In Liebe auf dein krankes Haupt,
Doch war umſonſt des Heiles Spende,
Weil du dem Arzte nicht geglaubt.

Du haſt mit Starrſinn und Empörung
Dem Guten ſeine Müh gelohnt —
Du ſcheuteſt tückiſche Bethörung,
Weil im Palaſte er gethront.

Wohl ſelten kommen ſie vom Throne,
Die ſegnend durch die Völker gehn;
Doch haſt du nur die goldne Krone
Und die von Dornen nicht geſehn.

Ein dreifach ſchönes Wunder war es,
Daß er aus dem Palaſte kam,
Daher dein Leid, dein unnennbares,
Gekommen und dein ew'ger Gram.

Du haſt an ſeinem Strahlenregen
Die düſtre Seele nicht erfreut —
Gleich wie das Roß auf nächt'gen Stegen
Zurück vorm Meteore ſcheut.

So ging mit ſeinem heißen Lieben
Mein Kaiſer Joſeph aus der Welt,
Und du biſt blaß und krank geblieben,
Und deine Nacht blieb unerhellt.

XI.

O, ſähe Gott auf dich hernieder
Und ließe von den Thränen allen,
Die ich mir träum' um ſeine Lider,
Auf dich nur eine einz'ge fallen;

Von jenen heilungsvollen Zähren,
Die trübe Herzen zu ihm ſenden
Und die in ſeinem Aug ſich kehren
Zu Balſam, alles Leid zu enden!

Doch fern vom Himmel iſt die Erde —
Ein irres Lamm in wald'gen Wüſten
Verhallt dein Ruf dem Herrn der Heerde,
Vergehſt du fern der Mutter Brüſten.

Er hat dich einſam ſterben laſſen. —
Der Heerde gilt des Hirten Sorgen;
Vergeh das Lamm auf öden Straßen,
Iſt nur die Heerde wohl geborgen.

Was hebſt du klagende Beſchwerde? —
Vergaßeſt du die Interdikte?
Daß aller Fluch der alten Erde
Dein büßend Haupt darniederdrückte?

Sei ſtolz, daß dich die Götter haſſen! —
Ihr Fluch traf ſtolze Königshäuſer,
Titanen, die den Himmel faſſen;
St. Peters ſchwerſter Bann traf Kaiſer.

Wohl fern vom Himmel iſt die Erde —
Er hat dich einſam ſterben laſſen.
Was hebſt du klagende Beſchwerde? —
Sei ſtolz, daß dich die Götter haſſen!

XII.

O Böhmen, fremdes grünes Blatt
Von einem fremden Wunderbaume,
Nach dem ſich ſehnt ein Autokrat
In ſeinem wüſten Kaiſertraume,

Gen Weſten kehre dein Geſicht,
Die Freiheitsſonne kommt aus Weſten;
Siehſt du das junge Morgenlicht
Wie Roſen über Kron' und Aeſten?

Im Oſten iſt es Nacht und kalt —
Auf einem Thron von Bruderleichen
Sitzt dort die blutige Geſtalt
Mit ihrem neuen Kainszeichen.

An Deutſchlands Halſe wein' dich aus,
An ſeinem ſchmerzverwandten Herzen,
Geöffnet ſteht ſein weites Haus
Für alle großen, heil'gen Schmerzen.

Vergiß, vergiß den alten Groll —
Mein deutſches Herz kann dir verkünden:
Auch Deutſchland fühlt, das Maß iſt voll,
Und büßet ſeine alten Sünden.

Laß mich dein treuer Herold ſein,
Mein Vaterland, in deutſchen Landen!
Laß mich mein treues Lied dir weihn
Und deinem Weh, das ich verſtanden.

Jetzt ſteh' ich ferne deinem Schmerz,
Doch will's in meiner Seele lenzen,
Schickt dir ſein Lied dieß Dichterherz,
Die blaſſe Stirne dir zu kränzen.

Die böhmiſchen Bauern.

Sitzen beiſammen in böhmiſcher Schenke
Bauern, vor ſich das Glas geſtellt
Mit dem lieben Hopfengetränke:
Wein zu bezahlen, fehlt es an Geld.

Sitzen beiſammen in traulicher Runde,
Kurze Pfeifen in nerviger Fauſt:
Draußen heulen des Dorfes Hunde,
Daß es dem armen Wanderer grauſt.

Und die Muſik, die heimiſche, ſüße,
Und die Weiſe voll Klag' und Leid,
Wie verlornen Glückes Grüße
Aus der alten glücklichen Zeit —

Ja, die Muſik, ſie fehlt in der Stube
Mit dem traurigen böhmiſchen Sang:
Ferne ziehen Mädchen und Bube,
Ferne Harfen- und Hörnerklang.

Aber heute iſt er gewichen,
Jener ſchweigſame düſtere Geiſt,
Und die Geſichter, zerwühlt und verblichen,
Rufen und lachen und fragen zumeiſt.

Schiefer und ſchiefer rücken die Mützen,
Und die Aermel werden geſchürzt,
Und die Augen leuchten und blitzen,
Glas auf Glas wird gefüllt und geſtürzt.

Denn ſie horchen gierig entglommen
Auf des Nachbars beredten Mund —
Denn aus Wien iſt er heute gekommen,
Und er erzählet ſchon manche Stund.

Viel des Wunders hat er zu ſagen:
Auch den Kaiſer hat er geſehn
Im ſechsſpännigen goldenen Wagen,
Und wie andere Menſchen gehn.

Sagt von der Burg, dem alten Gemäuer,
Daß die Häuſer alle von Stein,
Staunt, wie das Brod und die Biere ſo theuer
Und wie ſo wohlfeil der köſtliche Wein.

Und er ſpricht: „Auch unter die Erden
Hat mich ein Pater geführt, in die Gruft,
Wo auch die Kaiſer zu Staube werden,
Wenn ſie Gott, der Allmächtige, ruft.

„Alle die Särge aus alten Tagen
Bis auf den Franz, all hab ich geſehn,
Wie ſie mit Gold und Silber beſchlagen
Da in traurigen Reihen ſtehn.

„Nur ein einz'ger von allen den Särgen
Iſt ohne Wappen und glänzendes Erz,
Schmucklos, ſo wollt' er, ſoll ſich verbergen
Schlicht und arm darinnen ſein Herz.

„Wie mir's erzählte der fromme Pater,
Ach wie wurd' es ums Herz mir arg:
Drinnen liegt unſer Aller Vater,
Kaiſer Joſeph liegt in dem Sarg.“

Aber da lächeln ungläubig die Bauern:
Hm, eine Puppe liegt in dem Loch,
Und umſonſt war dein gläubiges Trauern,
Kaiſer Joſeph lebt heute noch!

„Aber der Pater“ — Hat dich betrogen,
Ein Jeſuit, der zu lügen ſchwor.
„Aber fünfzig Jahr ſind verflogen —“
Willſt du ſchweigen, ungläubiger Thor!

„Heiliger Nepomuk! hundert Jahre
Wäre der Kaiſer ſchon alt und noch mehr,
Sagt es nicht auch die ärmliche Bahre,
Schlicht und einfach und ſchmucklos wie er?“ —

— „Vor die Thür den ſchlechten Halunken!
Schlagt ſie todt, die ungläubige Brut!“
Rufen die Bauern zornestrunken,
Und die Augen flammen von Wuth.

Faſſen ihn, werfen ihn, und aus der Schenke
Fliegt der Ketzer mit Schimpf und Schand,
Daß er noch lange in Glied und Gelenke
Ihre Fäuſte und Finger empfand.

Und es kehren die Rachevollen
Ruhiger nun zum Glaſe zurück;
Leiſe Flüche nur hört man noch grollen,
Unſtät irrt noch der wilde Blick.

Aber es legen ſich endlich die Wogen,
Und ſie ſchweigen und denken nach.
Jetzt erſt wird es langſam erwogen,
Was denn Alles der Ketzer ſprach.

„Fünfzig Jahre“ — murmelt der Eine,
„Fünfzig Jahre, o lange Friſt!“ —
Und der Andre: „Daß juſt der ſeine,
Juſt der Sarg ſo ſchmucklos iſt!“ —

Und der Dritte: „Sind wir nicht Sklaven,
Frohnende Knechte noch immer fort
Unſerer Pfarrer, unſerer Grafen?
Schleichen nicht Pfaffen von Ort zu Ort?

„Iſt dein Bub nicht ſchmachvoll verendet
Unter der Ruthe in der Kaſern?
Iſt dein Kind nicht ſchmählich geſchändet
Vom zukünftigen gnädigen Herrn?

„Kannſt du nach Luſt und nach Willen beten?
Eſſen wir andres als ſchwarzes Brod?
Sind wir nicht verwaiſt und zertreten?
Kaiſer Joſeph iſt todt, iſt todt!“ —

— „Er iſt todt!“ — Sie rufen's mit Klagen
Und entblößen zum Beten das Haupt. —
Fünfzig Jahre und Noth und Plagen
Mußten kommen, bis ſie's geglaubt.

Ein Teſtament.

„Oeffnet nur die Hüttenthüre,
Laßt ſie Alle mir herein,
Weil ich es am Herzen ſpüre,
Es wird bald vollendet ſein.
Auch die Weiber mit den Kindern
Sollen nicht von ferne ſtehn,
Das wird mir die Schmerzen mindern,
Kann ich in ihr Antlitz ſehn.“

Und ſie kommen ſorgſam leiſe,
Eine tiefgebeugte Schaar,
Männer, Weiber, Kinder, Greiſe,
Was im Dorfe heimiſch war.
Treten weinend an das Bette,
Drinnen ruht der müde Greis;
Eine feſte Liebeskette
Iſt der trauervolle Kreis.

Vater, rufen ſie beklommen,
Schon ſo frühe willſt du fort?
Ach, woher ſoll Hülfe kommen,
Wenn uns fehlt dein muthig Wort?

Ja, du warſt des Dorfes Vater,
Unſer Helfer in der Noth,
Unſer Tröſter, unſer Rather —
Ach, was bleibt uns, wenn du todt?

Wie iſt ferner noch zu tragen
Unſrer Herren Druck und Geiz?
Wie iſt ferner noch zu tragen
Unſrer Kirche heil'ges Kreuz?
Wie bewahren wir den Glauben,
Wenn ſie uns von Haus und Herd
Unſre ſtarken Kinder rauben,
Da dein Wort uns nicht belehrt? —

Und er ſpricht: „Die Adern brennen,
Wenig Zeit iſt mir gegönnt,
Was ich jetzt euch will bekennen,
Iſt zugleich mein Teſtament.
Seht dieß Buch, das ich verborgen,
Euch ſei's künftig übermacht;
Forſchet drin beim frühen Morgen,
Forſchet drin bei ſpäter Nacht.

„Drinnen ſtehet: Aug um Auge,
Glied um Glied und Zahn um Zahn;
Daß dieß Buch für ewig tauge,
Iſt kein falſcher, leerer Wahn.
Hab' ich drin den Troſt geleſen,
Der euch oft vom Zorn bekehrt,
Werdet ihr vom Mann drin leſen,
Der geſchmiedet früh ein Schwert.

„Troſt und Rache! — ſie ergründet
Aus dem heil'gen Buche ihr;
Kelch und Schwert! — die Zeichen findet
Ihr verſcharrt im Boden hier.

Kommt heran — in eurer Mitten
Lebe, was ich ſterbend ſprach,
Und der letzte der Huſſiten,
Geh' ich meinen Brüdern nach."

Und ſie gehn in tiefen Schmerzen
Von dem theuren Todten fort,
Und in ihren trüben Herzen
Klinget nach ſein letztes Wort.
Scheidet alſo ein verruchter
Böſer Ketzer aus der Welt?
War der Ziska ein verfluchter,
Oder ein geweihter Held?

An Prag bei der Ueberſchwemmung.

Dir meine Klagen ſend' ich,
Betrübte Heimat du;
Wie im Gebete wend' ich
Mich deinem Unglück zu —
Du biſt wohl zwiefach prächtig,
Wenn durch die Gaſſen mächtig
Es fluthet, rauſcht und ebbt:
Es iſt der Geiſt des Herrn,
Der ob den Waſſern ſchwebt.

Du ragſt mit deinen Thürmen
Aus dunkler Fluth empor:
Ein Maſtenwald in Stürmen,
Der ſich im Grund verlor.
Wohl ſind's an Petri Riſſe
Zerſchellte Kirchenſchiffe,
Drin die Geſchichte webt,
Es iſt der Geiſt des Herrn,
Der ob den Waſſern ſchwebt.

Wie über dir die Tage
Die ſtummen Kreiſe ziehn,
Gleichſt du aus alter Sage
Der Meeresſtadt Julin;
Verſunken und verklungen,
Bis aus den Dämmerungen
Das Weltgeſchick dich gräbt.
Es iſt der Geiſt des Herrn,
Der ob den Waſſern ſchwebt.

Der Dogenſtadt vor Allen
Jetzt gleichſt du, mehr als je:
Sie iſt wie du gefallen
Und gleich iſt euer Weh.
Will es der Strom dir ſagen,
Daß dir in heißen Tagen
Ein Kampfgenoſſe lebt?
Es iſt der Geiſt des Herrn,
Der ob den Waſſern ſchwebt.

An Ziska's Höh erbrauſet
Und wühlt die Fluth zumeiſt;
Da drinnen ſinnt und hauſet
Des blinden Führers Geiſt.
Was wird der Alte ſagen,
Wenn ihm die Wellen klagen,
Daß er umſonſt gelebt!
Es iſt der Geiſt des Herrn,
Der ob den Waſſern ſchwebt.

Schon einmal hat in Fluthen
Der Herr dich heimgeſucht:
Als Joſeph du, dem Guten,
Für Liebe haſt geflucht;
Als er dir Heil geboten
Und du vorm Lenzdeſpoten

Verſtockt zurückgebebt —
Es war der Geiſt des Herrn,
Der ob den Waſſern ſchwebt.

Jetzt hat die Frucht gereifet
Die Zeit, der warme Strahl,
Daß nicht vorüberſtreifet
Der Frühling noch ein Mal;
Sonſt muß ich dir verkünden,
Daß ſich für deine Sünden
Die Fluth als Sündfluth hebt:
Es iſt der Geiſt des Herrn,
Der ob den Waſſern ſchwebt!

Leb wohl, du Heimatſtätte,
Du Mutter in der Fern,
Daß dich vor Unheil rette
Ein liebevoller Stern:
Daß ſich in naher Stunde,
Das Oelblatt hoch im Munde,
Die Friedenstaub' erhebt: —
Es iſt der Geiſt des Herrn,
Der ob den Waſſern ſchwebt.

Epiſch-lyriſche Gedichte.

Kön'ge, Pfaffen, Henker, Damen,
Dichter, Ritter, Raubgeſindel —
Trägt nicht jeder dieſer Namen
Zehn Balladen in der Windel?

Die Kronwerber.

„O Mutter, ſiehſt du, was mich quält?
Hilf deinem ält'ſten Sohne:
O Mutter, gib ihm, was ihm fehlt,
O Mutter, eine Krone!

„Und weißt du mir die Krone nicht,
O Mutter! zu erwerben,
So werden mir im Angeſicht
Gar bald die Roſen ſterben.“

Die Mutter dort mit grauem Haar,
Sie hört nicht auf, zu ſpinnen,
Da ihre Lippen wunderbar
Den Märchenſang beginnen:

„Im Meeresſchooß, im Felſenſchloß,
Da ruhn der Kronen viele,
Die Gnomen alle, klein und groß,
Die werfen ſie im Spiele.

„Sie haben alle Kronenqual
Und Luſt von ſich geſtoßen;
Und dieſer Glaube wird einmal
Dem Erdengrund entſproſſen.

„Nur eine Kön'gin ſchleichet doch
In Nacht der Felſenſchlüfte,
Von ihrem Haupte glänzet noch
Die Krone durch die Klüfte.

„Das iſt die Schlangenkönigin —
Wer tritt am Maienmorgen
Mit weißem Tuche vor ſie hin,
Sie muß die Kron' ihm borgen.“

Der Mutter Jüngſter auch vernahm
Das Lied vom Kron-Gewinnen,
Und als der Maienmorgen kam,
Lief er mit weißen Linnen

Und breitete ſie muthig aus
Und harrte ohne Bangen,
Bis kam aus ihrem Felſenhaus
Die Königin der Schlangen.

Sie bäumte wild ihr giftig Haupt
Und legt' die Krone nieder;
Schnell mit dem Schmuck, den er geraubt,
Lief er zum Meere wieder.

Und warf ſie in den nächt'gen Schooß
Dem fluthenden Gewühle;
Die Nymphlein alle, klein und groß,
Die werfen ſie im Spiele.

Der Aelſte kam zu ſpät heran:
Die Schlange, die verendet,
Fand er des Schmuckes abgethan
Und ſeine Kron' entwendet.

Des Aeltſten Weh iſt gut beſtellt,
Und ſeine Luſt — im Grabe;
Der Jüngre ſinget durch die Welt
Am leichten Wanderſtabe.

Zu ſpät.

Wer ſchreitet in der Nacht allein?
Es iſt ſo ſpät!
Die Sterne ſehen graunvoll drein —
Es iſt ſo ſpät!

Das iſt des Landes rother Sohn,
Der Henker, der zum König geht,
Der wacht noch jetzt auf ſeinem Thron,
Es iſt ſo ſpät!

Der Henker ſpricht: „Die Hand mir bebt,
Das letzte Haar iſt bald verweht,
Ich hab' dir fünfzig Jahr gelebt,
Es iſt ſo ſpät!

„O König, laß mich ruhen nun
Und laß mich enden mit Gebet;
Du könnteſt faſt ein Gleiches thun,
Es iſt ſo ſpät! —“

Der König drauf: „Faſt ſprichſt du wahr,
Wie deine Hand mit Zittern fleht —
Faſt mahnt's mich ſelber an die Bahr!
Es iſt ſo ſpät!

„Ich ſeh dein Haar und denk' an meins,
Doch gehſt du, iſt bald mitverweht
Der letzte Glanz des Kronenſcheins;
Es iſt ſo ſpät!

„Wir müſſen ſtets beiſammen ſein!
Es iſt zu ſpät ſchon fürs Gebet,
Mein Henker! Laß mich nicht allein;
Es iſt zu ſpät!“

Der Adlerkönig.

Ein König, erzählen die Sagen,
Ein König fiel in der Schlacht —
Die Schlacht, ſie ward geſchlagen
In düſtrer Urwaldsnacht.

Die Kron' iſt ihm entſunken,
Der Purpur flieget ihm fort,
Am Eichenbaume zu prunken,
An Zweigen, die längſt verdorrt.

Sein Söhnlein flieht in die Höhle
Und lebt da nach Klausnerart,
Bis innen ihm aufſproßt die Seele,
Ums Kinn der junge Bart.

Da folgt er als Waidmannsgeſelle
Dem Reh durch Waldesnacht,
Bis daß er weilt auf der Stelle
Von Vaters Todesſchlacht.

Da ſieht er die gelbe Krone
Im Buſche, wie tief verſteckt —
Ein Baldachin ob dem Throne,
Den Purpur darüber gedeckt.

So ſieht er im Eichenforſte
Des Vaters Erbe bewahrt,
Er ſieht, wie zum Adlerhorſte
Des Vaters Krone ward.

Den Purpur um den Nacken,
Ums Haupt das güldene Band
So ſteigt von den Felſenzacken
Hinab er ins ebene Land.

Ihm folget in naher Ferne
Im Kreiſe der Adler Schaar,
Sie laſſen die Krone nicht gerne,
Die lang ihre Wohnung war.

Vom König erzählen die Sagen,
Vom Könige, wunderſam,
Der, ſeine Feinde zu ſchlagen,
Von Adlern begleitet kam.

Den Adlern ſoll man es danken,
Daß ſie bewahrt ſeine Kron' —
Dem König, daß ſeine Gedanken
Wie Adler umkreiſt ſeinen Thron!

Zwei Schiffe.

Um Mitternacht zwei Schiffe ſtehn
Vorüber ſtill wie Särge:
Wer ahnt es hier, daß eins den Sohn,
Daß eins die Mutter berge!

Er eilt, nach manchem Sturmesbraus
Die Mutter zu umfaſſen;
Sie hat daheim ihr ſtilles Haus,
Nach ihm zu ſpähn, verlaſſen.

Sie weiß nicht, wie ihr da geſchehn!
Ihr Aug iſt thränentrübe —
Er fühlt es ſeinem Herzen wehn
Den Geiſt der Mutterliebe.

Und immer weiter, weiter ziehn
Die Schiffe, ſtill wie Särge —
Es ahnt kein Menſch, daß eins den Sohn,
Daß eins die Mutter berge.

Die Magd.

Sie bürſtet ihm die Schuhe blank,
Die Magd dem Sohn vom Hauſe,
Er eilt und nicket kaum den Dank,
Er geht zu Ball und Schmauſe.

Sie bleibet auf dem Boden knien,
Wie ſie vor ihm gelegen,
Sie ſieht ihm nach und ſegnet ihn
Mit ihrem ſchönſten Segen.

„Du ſchöner Sohn der reichen Frau,
Geh hin und tanz und ſcherze:
Daß dir mein Auge nie vertrau',
Wie trüb und krank mein Herze.

„Geh zu den ſchönen Damen hin
In Spitzen und in Seide,
Und niemals trüb' es deinen Sinn,
Wie viel ich Schmerzen leide.

„Such eine ſchöne Braut dir aus
Und nimm auch meinen Segen —
Ich bin ja nur die Magd vom Haus,
Ich will ſie treulich pflegen.

„Jetzt mach' ich Feuer, bis durchwärmt
Dein Zimmer wird allmählig,
Daß, wenn du in der Nacht geſchwärmt,
Du auch noch träumeſt ſelig.

„O, träumt er doch einmal von mir!
Ich will nicht ſchlafen gehen,
Kommt er zurück, will ich ihn hier
Im Haus die Erſte ſehen.“

Drei Söhne.

„Sei ruhig, Weib, mag auch ein Pfeil
Im Kampf mich arg verwunden,
Ward mir ein Zauberſpruch zu Theil,
Der macht mich ſchnell geſunden;
Wenn nur mein Sohn den Zauber ſpricht,
Zerſtückten Herzens ſterb' ich nicht.“

Er zieht zur Schlacht und kehrt zurück
Und mit zerſtücktem Herzen,
Gebrochen faſt iſt ſchon der Blick,
Doch ſcheut er nicht die Schmerzen.
„Dich ehr' ich, Kind, ſprich aus geſchwind
Den Zauber, eh die Zeit verrinnt.“ —

„„Soll ich ein Thor ſein — ſoll ein Wort
Mich hindern, jetzt zu erben?
Dich traf der Pfeil — es iſt kein Mord,
Wenn ich dich laſſe ſterben.““
Der Aeltſte ſchwieg, ihm war bekannt
Das Wort, das hätt' den Tod gebannt.

Der Vater ruft: „Zum längſten Fluch
Hab' ich nicht Zeit die Stunde —
Mein Zweiter, komm, ſprich du den Spruch
Ob meine Todeswunde;
Ich war der treuſte Vater dir,
Eil, treues Kind, denn weh wird mir.“

Der ſpricht den Spruch mit treuer Haſt
Und ſtets von Neuem wieder,
Doch ſtrömet fort und ärger faſt
Der heiße Blutſtrom nieder.
„O Weib, o Kind, wie matt bin ich,
Der Zauber täuſcht mich fürchterlich.“ —

„„Der täuſcht dich nicht,““ die Mutter ſpricht,
„„Mein Schweigen muß ich brechen:
Der jetzt ſprach, iſt dein Same nicht,
Laß deinen Jüngſten ſprechen.““ —
„Verſtummen ſoll er, arges Weib!
Nun fahrt zur Grube, Seel' und Leib!“

Das Heidekind.

Als ich ſah mit offnen Blicken,
Fand ich mich in fremder Welt;
Vater warf mich ab vom Rücken,
Mutter ſprach: Auf Gott geſtellt
Hab' ich's nun; ich will nicht ſehen
Hungernd hier mein Kind vergehen.

Und ſie gingen, er zur Linken,
Sie zur Rechten, immer fort;
Sah nicht mehr ſein Meſſer blinken,
Hörte nicht ihr frommes Wort,
Und ſo ſtand mit meinem Leide
Ich allein auf weiter Heide.

Vater, rief ich, deine Waffe!
Nur dein Meſſer gib mir mit,
Daß ich mir mein Eſſen ſchaffe
Durch beherzten Stich und Schnitt.

Daß ich nicht vor Hunger ſterbe,
Ich, dein einz'ger Sohn und Erbe.

Mutter, rief ich, die Gebete,
Fromme Worte lehr' mich noch,
Daß ich es vor Gott vertrete,
Denn ein Chriſt, Das bin ich doch,
Daß ich mit dem Zug der Frommen
Kann zur Himmelstafel kommen.

Doch ſie gingen. — Und Gebete,
Waffen ſind's, was mir gebricht;
Daß mich Gott und Menſch zertrete,
Bet' ich nicht und morde nicht,
Steh' unſchlüſſig zwiſchen Beiden:
Das iſt's, was wir Armen leiden.

Der Klausner.

Die Klauſe leer — der Klausner todt,
Gras wuchert auf der Schwelle,
Drinn dorrt ſein letztes Mittagsbrod —
Drauß rauſcht ſo öd die Quelle.

Die Erde ſcharr' ich betend auf,
Den Klausner hinzulegen;
Ein Kreuz von Eichen ſtell' ich drauf
Und ſpreche meinen Segen.

Dafür laſſ' ich die Klauſe mir
Mit ihrem ſtillen Weben
Und lebe bis zum Tode hier
Ein dumpfes Träumerleben.

Dann kommt ein Jüngling wohl heran,
Von Gram hinausgetrieben,

Der in der Welt ſich umgethan
Mit Sehnen, Hoffen, Lieben —

Der nehm' die Sandelſchuh mir ab
Und meinen Muſchelkragen,
Von Kreuzdornholz den krummen Stab
Soll er zu Leben tragen.

Der nehme meine Hütte dann,
Nur Dieſer ſoll ſie haben;
Der ſoll ſo fromm, wie ich's gethan,
Den frühern Herrn begraben!

Auch Dieſer wird ein ehrlich Grab
Im Waldesgrund erwerben —
Ein Vierter kommt und löst ihn ab
Im Leben, wie im Sterben.

Die Brautfahrt.

Zwei fremde Ritter ſitzen im Kahn,
Sie fahren hinab die wallende Bahn;

Der Rhein iſt ſtill, der Rhein iſt tief,
Ob drin manch verzaubertes Nixlein ſchlief'.

Da ſpricht der Eine mit goldenem Bart:
„Beim Himmel! Das iſt eine luſtige Fahrt!

„Ich fahre hinab nach Köln am Rhein,
Des Biſchofs blauäugige Nichte zu frein.“

Da ruft der Andre mit ſchwarzem Haar:
„Das iſt deine letzte Fahrt fürwahr!“ —

Sie zogen die Schwerter, das Eiſen blinkt,
Und in die Wellen der Blonde ſinkt.

Allein ſitzt der Schwarze, aufs Schwert geſtützt,
Unheimlich ſein düſteres Auge blitzt.

Und fährt er hinab nach Köln am Rhein,
Schwimmt langſam die Leiche hinterdrein.

Im Kerker.

„Bald bricht durchs Gitter Tageslicht,
Bald tönt das Partiſangeklirre;
Schläft vor der Thüre doch der Sbirre,
Mein Knabe, ach! was ſchläfſt du nicht?“ —

„„'s iſt meine erſte Kerkernacht, —
Daß ich nicht ſchlafe, o verzeihe,
Mein Vater! 's iſt die erſte Weihe,
Womit das Elend mich bedacht.

„„Nicht ſchreckt mich, was der Morgen bringt,
Als Kind ſterb' ich für Freiheit gerne,
Der Meiſter du, von dem ich's lerne
Wie man zu Kettenraſſeln ſingt.

„„Dem König ruf' ich's ins Geſicht:
Sieh junge Brut auf dem Schaffote,
Ich ſterbe freudig dir zum Spotte!
Das freut, doch ſchlafen kann ich nicht.

„„Getrocknet ſind die Pfeile kaum,
Die Brüder, Mutter mir getödtet —
Mein Kleid von ihrem Blut geröthet —
O Gott, ich fürchte meinen Traum.

„„Und meine Schweſter! — daß nicht bricht
Mein Herz, mir ſei's von Gott vergeben,
Dich hat gehärtet ſchon das Leben,
Mein Vater, ſchlaf! ich kann es nicht.““

Da kommt der Tag — jetzt, was im Bau
Sein erſter Sonnenblick beleuchtet:
Ein brauner Mann, der thränbefeuchtet
Anſtarrt ſein Kind, das jung und grau.

Am Morgen.

Am Morgen ſeufzt und ruft der Graf:
Mein Schwert für eine Nacht voll Schlaf,
Mein golden Vließ, mein Scharlachkleid
Für einen Traum aus alter Zeit.

Sein Knäblein ihm zu Füßen ſaß.
Es ſah ihm in das Antlitz blaß,
Es ſah ihn lang und ſchweigend an,
Es hob die Hand und ſagte dann:

Ich gäbe drum mein ſchönſt Barett,
Müßt' ich nicht ſtets ſo früh zu Bett,
Juſt wenn bei Nachtigall, Mond und Stern
Ich noch im Hofe bliebe gern.

Doch erſt im Bett, bezahlſt du nicht,
Daß dann mir kommt das Traumgeſicht
Mit Feld und Wald und Berg und Thal,
Gehöft und Stall und Waffenſaal.

Nicht nähm' ich deinen Grafenhut,
Nicht nähm' ich drum dein ganzes Gut
Und nicht dein Horn von Helfenbein:
Ich träum' von meinem Mütterlein.

Den Schlaf, die Träume, kauf ſie nicht!
Noch bläſſer würde dein Geſicht;
Denn käm' ſie dir wie mir ſo hold,
Das Herz im Leib dir brechen ſollt.

Ich gäbe dann mein Erbtheil drein,
Bekäm' ich nur mein Mütterlein,
Das du gequält haſt, hart und rauh —
Bis ſie verdarb, die ſchöne Frau.

Der Meiſter.

In Granada ſind Paläſte viele,
Die da werth Al Raſchids, des Chalifen,
Werth auch, daß auf ihrer ſchlechtſten Diele
Hourisgleiche Odaliſken ſchliefen;
Werth, daß Allah's höchſter Knecht
Kühn ausſtröme im Gefecht
Seines Blutes gottentſprungne Quelle,
Daß kein Chriſt entweih die Marmorſchwelle.

Minarette, die die Tempel krönen,
Sind vergleichbar mit den ſchlankſten Palmen,
Drum auch mag's wie Weſt in Blättern tönen,
Wenn ihr Haupt umrauſcht von Moslems Pſalmen.
Von der kleinſten der Moſcheen
Mag mit Stolz der Halbmond ſehn,
Den am Schlachttag der Prophet getragen,
Als vor Mekka er ſein Zelt geſchlagen.

Und der all Das ſchuf im liebevollen
Schöpfungsdrang, der ſitzt in düſtrer Kammer:
Vor ſich graue Pergamentesrollen,
In der mächt'gen Hand des Zirkels Klammer;
In Gedanken tief verſenkt,
Sinnt der Meiſter und bedenkt,
Wie die Kräfte, die das All umſpannen,
In die ſchwache Kraft der Kunſt zu bannen.

Jn die Kammer tritt ein Bote, ſprechend:
„Herr, dein Name hallte hunderttönig,
Wie ein Echoruf durch Felſen brechend,
Ueber Land und Meer zum Chriſtenkönig —
Und ſo iſt denn ſein Begehr:
Einen Tempel hoch und hehr
Sollſt du ihm und ſeinem Volke bauen,
Wie ſie in Granada nur zu ſchauen.“

Drauf des Meiſters Worte bittern Hohnes:
„Soll ich Tempel baun dem Chriſtenvolke?
Um die Werke eines Wüſtenſohnes
Soll ſich wölben eure Weihrauchwolke?
Wohl! Die höchſte Tempelpracht
Rufe meiner Künſte Macht:
Sinkt ihr nicht in Staub vor dem Propheten,
Seines Gläub'gen Kunſt ſollt ihr anbeten.“

Stieg zu Schiff und flog zum nord'ſchen Strande:
Stand der König da mit reichen Gaben,
Und die Meiſter in der Ehrfurcht Bande
Neigten ſich als Sklaven dem Araben!
Gold, in Schichten aufgehäuft,
Demant, den der Oſt gereift,
Und von tauſend Armen Männerſtärke
Sind bereit, zu helfen ihm beim Werke.

Von den Höhen rauſchen Eichenhaine,
Die da hüten ew'ge Dämmerungen,
Die ſo milde in des Mondes Scheine
Wie ein Herz, von Gläubigkeit durchdrungen;
Durch des Haines Zweige zieht
Tönend Luft, gleichwie ein Lied
Aus Germaniens Zeiten, die geſchieden,
Wie ein Lied verſchollener Druiden.

Wie er's abgelauſcht dem nord'ſchen Walde,
Wo die Stämme ſich zu Tempeln neigen
Und dem Kreuzgang gleicht die dunkle Halde,
Ueberdeckt von brütend düſtrem Schweigen:
Läßt der Meiſter Stein auf Stein,
Wie die Stämm' im alten Hain,
Zu der Säulen ernſten Reihen fügen.
Ob ſie gläubig ſelbſt emporgeſtiegen?

Stehn von ſtarrer Blumenkett' umſchloſſen,
Und vor allen, wie zwei Eichenväter,
Streben auf die beiden Thurmgenoſſen
Durch die Wolkennacht, zwei mächt'ge Beter!
Und herab vom hohen Chor,
Wie der Strom durchs Felſenthor,
Stürzet wogenmächtig das Chorale;
Wie ein Wald ertoſt die Kathedrale.

Vor dem Werk, das er emporgerufen,
Sieht der Meiſter Völker niederſtürzen,
Hört den Segen von des Altars Stufen,
Haucht die Düfte, die den Raum durchwürzen;
Und der Orgel tiefer Klang
Schlaget an ſein Herz ſo bang:
Ob denn nicht des Betens Harmonieen
Seine Bruſt im eignen Dom durchziehen? —

Fort! — er ruft's und fliegt zu Schiff von hinnen,
Fort ins Land, wo er Moſcheen baute!
Aber Zweifel hat umflort ſein Sinnen,
Der, ein böſer Reif, ins Herz ihm thaute:
„Iſt Der fremdem Gott geweiht,
Der ſich ſeinem Glauben leiht?
Muß, wer Andern zündet Altarkerzen,
Sie entzünden auch am eignen Herzen?“

Nacht iſt's — und es glänzt der Halbmond nieder,
Von der Küſte wehen Orgeltöne,
Und es glänzt im Meer der Halbmond wieder,
Und dort wohnen Allahs gläub'ge Söhne!
Und der Meiſter ſteht am Bord —
Das des Meiſters düſtres Wort:
„Orgelklang und Halbmond kann's nicht künden:
Wo, wo iſt der rechte Port zu finden? —

„Auf, ihr Schiffer! ſchlaget wild die Ruder,
Hin nach Afrika's durchglühter Küſte
Und den neuen Marabutenbruder
Läutre heil'ger Sonnenbrand der Wüſte!
Der euch Kirch' und Tempel gab,
Baut zuletzt ſein eigen Grab —
Zweifel mag den Tempeln wohl entſteigen;
Ueberm Grabe ruht — ein ſichres Schweigen."

Der weiße Schleier.

Im Kerker liegt in eiſernen Banden
Beim Henkermahle der Ungargraf.
Er wollte helfen den eigenen Landen,
Er fühlte ſich unter Sklaven ein Sklav,
Darum ſo früh ſein Loos ihn traf.

Der Ungargraf, kaum zwanzig Jahr,
So nahe — nicht der Todtenbahr,
Das wäre Troſt — ſo nah dem Galgen,
Wo um ſein Hirn die Raben ſich balgen,
Und ſchläft auf ſeinem Lager von Stroh
So kummerlos, ſo kinderfroh?

Er hat geweint an der Mutter Hals:
„O Mutter! ſieh dein einziges Kind,

Wie bald ſein glühendes Leben verrinnt.
Wie bald ſein Name ruhmvollen Schalls
Verhallet in ſchmählicher Todesnacht; —
Ich bin geſtanden in mancher Schlacht,
Ich habe gejubelt in Kampfgewittern,
Und morgen, o Mutter! werde ich zittern!“

Die Mutter ſprach: „Nicht zittre, o Sohn!
Ich werde knieen am Kaiſerthron,
Da oben ſitzt ein kalter Deſpot,
Doch wird ihn rühren der Mutter Noth;
Und wenn ſie dich führen die Schmerzensbahn,
Dann harr' ich dein auf meinem Altan,
Und laſſ' ich den ſchwarzen Schleier wehn,
Dann mußt du, o Kind! zum Tode gehn;
Dann ſchreit' ihm entgegen mit feſtem Muth,
Du biſt, mein Sohn, ein Ungarblut.
Doch ſiehſt du umhüllt mein Angeſicht
Vom weißen Schleier — dann iſt dir gegeben
Vom Kaiſer gnädig dein junges Leben,
Und faßt dich der Henker, ſo zittere nicht.“

Und darum liegt der rebelliſche Graf
Am letzten Tag im ruhigen Schlaf,
Der zeigt ihm im Traume der Mutter Bild
Am Altan, vom weißen Schleier umhüllt.

Die Glocke tönt — durch die Straßen zieht
Der Henkerzug mit langſamem Schritte,
Den Jüngling in der ſchaurigen Mitte;
Aus Fenſtern und Erkern die Menge ſieht,
Und fallende Thränen und Blumen trafen
Als Märchengrüße den jungen Grafen.

Er aber bemerkt's nicht und ſtarrt nur hinan,
Wo die Mutter ſtand auf hohem Altan,
Vom weißen Schleier umhüllt das Geſicht.
Und freudigen Muthes folgt er dem Zug
Mit feſtem Schritte und zitterte nicht,
Und wie ihn die Henkerſchaar erhob
Zur letzten Stufe — er lächelte drob.

Und der weiße Schleier? — O Schmerzensbetrug,
Wie ihn nur eine Mutter erſinnt,
Im Tode nicht zittern zu ſehn ihr Kind!

Vermiſchte Gedichte.

Geſchick, mit einer einz'gen Gunſt
Kannſt du die Zukunft mir verbriefen
Laß mich vergeſſen nicht die Kunſt,
Die ſchöne Kunſt, mich zu vertiefen.

Der Frühling.

Es ſchwebt ein Geiſt ob der Frühlingspracht,
Ich hab' ihn oft belauſcht,
Wenn er herab von den Sternen der Nacht
Mit Seraphsfittig gerauſcht.

Er ſpricht zum Körnlein im Schooß der Luft:
Nach dem Kirchhof nimm deinen Lauf
Und fall auf der Jungfrau grüne Gruft
Und keim' als Lilie auf.

Er ſpricht zum Stämmlein, noch dünn und zart:
So ſproſſe und wachſe nur fort,
Ich hab' dich zum Kreuze aufbewahrt
Im Walde, am nächtlichen Ort.

Er ſpricht zum Epheu, im Grund verſteckt:
Reck vor deine grüne Hand,
Daß ſie die morſchen Trümmer mir deckt,
Bald ſtürzt dieſe feſte Wand.

Erinnerung, Tod und Liebe wehn
Herab von den Sternen der Nacht;
Erinnerung, Tod und Liebe gehn
Vereint durch die Frühlingspracht.

Mein ganzes Leben iſt ein Traum.

Ein Pfeil iſt mir ins Herz geſprungen,
Das dröhnt und dröhnt noch jetzt zur Stunde,
Und blutet jetzt noch meine Wunde:
Das iſt das Lied, das ich geſungen.
Das klingt in wenig Jahren kaum;
Mein Weh und Ach,
Wer ſingt es nach:
Mein ganzes Leben iſt ein Traum.

Ein armes Mädchen ward begraben,
Ich hab's geliebt und glaub' noch heute,
Es war ein frohes Brautgeläute,
Das damals ſie geläutet haben.
Wie's tönet um den Waldesſaum,
Es kam und floh
Die Liebe ſo:
Mein ganzes Leben iſt ein Traum.

Ein Bruderherz ſchlägt mir entgegen;
Ich liebe dich, und du biſt ferne,
An deinem Herzen möcht' ich gerne
Mein Haupt zur kurzen Ruhe legen;
Und zwiſchen uns welch weiter Raum!
Wann kommſt du mir?
Wann komm' ich dir?
Mein ganzes Leben iſt ein Traum.

Du heil'ges Weltmeer, Weltgeſchichte!
Ich ſtieg in deinen Buſen nieder,
Und freiheitshoffend kehrt' ich wieder
Und ſah begeiſternde Geſichte!
Wie? oder war's nur weißer Schaum,
Der kommt und geht
Und ſchnell verweht?
Mein ganzes Leben iſt ein Traum.

Frühes Alter.

Ach, altern fühl' ich meine Seele,
Ermatten meines Herzens Schlag;
Die ſchönen Sünden, holden Fehle,
Sie fallen ab mit jedem Tag.

Das bunte Kleid, die Burſchenkappe
Vertauſcht mein Geiſt mit ernſtem Schnitt;
Die Phantaſie, einſt wilder Rappe,
Geht einen reiſemüden Schritt.

Unwiderruflich welkt die Roſe,
Und ihre Wiege wird ihr Grab;
Die welken Blätter flattern loſe,
Der Jugend Träume fallen ab.

Kein Frühling kehret dem Gemüthe,
Der einmal aus dem Herzen ſchied,
Nur Einmal ſtand dein Herz in Blüthe,
Nur Einmal ſangeſt du ein Lied.

Du biſt kein Baum, der ein Jahrhundert
Sich ſtets in neue Ringe ſchließt,
Den jeder neue Lenz verwundert
Mit Vogelſang und Blüthen grüßt.

Kein Frühlingsring, nur ſtarre Rinde
Iſt, was die Jugend um dich zieht;
Ach, glaube nicht dem frohen Kinde,
Das bald ſich auch betrogen ſieht.

Schon blüht ihm noch das letzte Veilchen,
Singt ihm die letzte Nachtigall —
Ach, harre noch ein kurzes Weilchen,
Dann fahl und ſtille überall.

Die Schwalbe.

Was biſt du anders, armes Herz,
Als wie ein kleines Schwalbenneſt,
Das, um zu wandern fernenwärts,
So gern die Schwalbe Glück verläßt.

Indeß ſie flücht'ge frohe Raſt
Genießt in einer Palmenwelt,
Kehrt in das Neſt ſo mancher Gaſt,
Der eine tolle Wirthſchaft hält.

Es kommt der Froſt, das kleine Haus
Iſt bald zerriſſen und verheert;
Dann kommt der Sturm, der wild hinaus
Die letzten, weichen Flaumen kehrt.

Und kehrt die Schwalbe in ihr Haus,
Iſt es zerriſſen und zerwühlt,
Daß in den Trümmern ihres Bau's
Sie nimmermehr ſich heimiſch fühlt.

Stammbuchblatt

für

Wilhelmine Clauß.

Wie glücklich war in allen Dingen
Der große weimariſche Alte!
Noch ſpät, als ſchon in grauen Ringen
Die Locke um das Haupt ihm wallte,
Da ward von ſeinem Geniuſſe
Das holde Kind ihm zugeſandt,
In deſſen Liebe, deſſen Küſſe
Er ſich und ſeine Jugend fand.

Da ward das Kind ihm beigegeben,
Ein lebend Lied, von ihm geſungen,
Und Mignon hat ſein ſpätes Leben
Wie einſt den Jugendtraum durchklungen.
Er ſah vom Kinde ſich verſtanden,
Und wieder blüht' er auf und ſang
Und wob die Pracht aus Morgenlanden
Zur Gluth von ſeinem Niedergang.

So gut, ach, ſollt' es nimmer werden
Dem Geiſt, den man Beethoven nannte.
Er ging als Einſamer auf Erden
Und ſchied von ihr als der Verkannte.
Er blickt herab mit düſtrer Miene,
Dir aber lächelt mild er zu:
Die nachgeborene Bettine
Des Meiſters der Muſik biſt du.

Sonette. Geſtalten.

Letzter Glaube.

Wer wird dem Sagenwort nicht glauben wollen!
Und das erzählt: Wenn Einer erſt verſchieden,
Nicht ruht er gleich im vollen Grabesfrieden,
Noch bleibt die Luſt an Lieben, Haß und Grollen.

Noch gleicht ſein Haupt dem Kelch, dem übervollen,
Ein ganzes Leben noch umſchwirrt den Müden;
Er wird von Luſt und Leid erſt dann geſchieden,
Wenn ſchon das Grab die letzte deckt der Schollen.

Und wie es iſt im Grab mit dieſem Einen,
So will das ganze Menſchenvolk mir ſcheinen,
Wenn es im Grabe liegt der Weltentrümmer:

Es kann das Herz von ſeinem Weh nicht laſſen,
An Lieb' und Freiheit wird der Glaub' erblaſſen,
Wenn mit ihm ſtirbt der letzte Sternenſchimmer.

In der Heimat.

Es iſt ein tiefes Thal — die Lüfte ſchweigen,
Des Baches Wellen liſpeln kaum im Fliehn —
Kaum, daß die Stürme, die darüber ziehn,
Der Ulme ruhevolle Wipfel neigen.

Die Nebel, die aus ſeinen Gründen ſteigen,
Des Mühlrads dumpfe Schlummermelodien
Umſchlingen ſich zu nächt'gen Harmonien,
Wie Elfentänze mit der Gnomen Reigen.

Hier darf ein Herz friedvollen Taktes ſchlagen,
Hier darf es wieder ſich zu trauen wagen
Und liebend glauben, was es ſelbſt erſinnt.

Hier darf der Geiſt den müden Fittig ſenken,
Das Aug am Himmel ſeiner Erde denken,
Bis wieder um die Welt ſein Flug beginnt.

An eine Trauernde.

Bald werden deine Wunden ſtill vernarben,
Denn du, o Mädchen, du gehörſt dem Leben;
Bald wird ſich wieder all dein Glück erheben
Wie Blumen, die auf Stunden nur verdarben.

Dir lacht die Welt ja zu in hellen Farben,
Dir ward, genug wär's, nicht allein das Streben,
Dir wurden noch die Früchte beigegeben:
Du ernteſt Blumen heim mit deinen Garben.

So raff dich auf, bezwinge, was dich quälte,
Erheb das Haupt, das einſtens wir bekrönen,
Und tritt mit Füßen jedes Leid der Erde.

Nicht ziemt es ſich für eine Auserwählte,
Demſelben Schmerz zu dienen und zu fröhnen,
Von dem ſie weiß, daß ſie ihn zwingen werde.

Unmuth.

Mein Antlitz iſt von Scham umflirrt,
Gedenk' ich, wie in künft'gen Zeiten
Ein Nachgeſchlecht uns richten wird
Und unſer ſchales Handeln deuten.

Ob wir wie Taubenvolk gegirrt,
Ob wir gelebt im Kampf und Streiten:
Selbſt die Geſchichte wird verwirrt
Darüber ihren Schleier breiten.

Und heißen wird's: Entnervte Zweiheit
Hat ihres Weſens ſich bemeiſtert,
In Gott und Teufel, Luſt und Leide.

Sie ſprachen viel von Gott und Freiheit,
Ihr Wort erglänzte, wildbegeiſtert —
Doch war's nur leere Schwerterſcheide.

Des Kaiſers Geiſt.

Durch Oeſtreichs Völker geht die fromme Sage,
Der Kaiſer Joſeph ſei noch nicht gegangen
Zu ſeinen Vätern, ſondern ſei gefangen
Bei ſchlechtem Türkenvolk noch heut zu Tage.

Ein wächſern Bild nur liegt im Sarkophage,
Der Kaiſer lebt im ewigen Verlangen,
Daß er zu ſeinem Volk nicht kann gelangen,
Zu hören und zu ſchlichten ſeine Klage.

Des Volkes Kinderblick durchdringt die Hüllen:
Der Kaiſer lebt in Geiſt und Freiheitswillen,
Die ſchlechte Helden jetzt in Banden halten.

Des Volkes Glaube wird ihn einſt beſchwören,
Die Feſſel ſprengt er dann und kommt, zu hören;
Dann bebt, ihr Heiden! denn die Gläub'gen walten.

Des Kindes Weinen im Schlafe.

Woher dieß Weinen, das ſo ſchaurig ſtöret
Des Kindes Schlummer oft um Mitternacht
Und deſſen Klang Jedweden traurig macht,
Als hätt' er vom zerſtörten Glück gehöret?

Noch hat's zu weinen nicht, daß es bethöret
Der Welt zu reiche Opfer ſchon gebracht;
Noch iſt es nicht ſchmerzvolle Liebeswacht,
Die weinend ſchöne Tage rückbeſchwöret.

Wie Harfen iſt jedwedes Herz beſaitet,
Es iſt der Schmerz, deß Hand darüber gleitet,
Der noch bis jetzt den Preis im Lied errang:

In dieſer Stund' iſt er, trotz Nachtgebeten,
Zu präludiren an das Bett getreten,
Verſuchend ſeiner künft'gen Harfe Klang.

Aus der Ferne.

Noch nie iſt meinem Ohr dein Wort erklungen,
Doch denk' ich mir's von ſo melod'ſchem Klange,
Wie er ertönt in Sappho's Wettgeſange,
Mit dem ſie höchſten Liederpreis errungen.

Bei deinem Blick voll ſüßer Dämmerungen,
Bei deinem Lächeln und harmon'ſchen Gange
Wird ſchon dem Herzen alſo wohl und bange,
Als würden Harfenſaiten angeſchwungen.

Ich bin zufrieden. Wie zu einem Sterne,
Von dem ich weiß, daß er fromm ſingend ſtrahle,
So blick' ich auf zu dir aus meiner Ferne.

In ganzer Schönheit ruht jedwedes Schöne,
Und um des Bildners ſtumme Ideale
Webt noch ein Chor der wonnevollſten Töne.

Texte.

1.

Wer kennt den Schrei nicht unſrer weiſen Mahner:
„Die Republik iſt eine ſchöne Sache;
Doch fehlt das Volk, das ſie zur Wahrheit mache.
Es fehlen unſrer Zeit Republikaner.

„Und ſchwarze Suppe trinkende Spartaner
Vermißt man auch mit ihrer kern'gen Sprache;
Ja, man bemerkt, daß unſer Volk nur lache!" —
Sie haben Recht, die ew'gen Sekundaner.

Wir aber träumen ſchön von heitrer Tugend,
Von einem Reich mit Lied und Wein und Küſſe,
Von einem Reich, das holde Künſte würzen.

In ſolchem Reiche wird die ew'ge Jugend
Von ſelber treiben hundert Curtiuſſe,
Die ſich für ihn in jeden Abgrund ſtürzen.

2.

„Vorwitzig iſt's, den Zeiten vorzugreifen,
Laßt nur das Alte ſtehn — laßt uns indeſſen
Bei Standrecht, Kerker, unterdrückten Preſſen
Der künft'gen Freiheit ſtill entgegenreifen.

„Was frommt es, laut zu hadern und zu keifen,
Das Volk muß erſt — zum Beiſpiel wie in Heſſen —
Der Freiheit tiefe Grundidee ermeſſen,
Um dann bewußt die Feſſel abzuſtreifen.“

O Daniel! — die blutig uns regieren,
Die ſollen uns den Plato kommentiren,
Die Bücher von den beſten Republiken!

Die Roſe ſoll im dumpfen Kellergrunde
Geduldig harren der Entfaltungsſtunde
Und nicht in hellen Frühlingsſonnenblicken?

3.

Dann ſagen ſie: „Die holden Künſte, o!
Sie gehn zu Grund in ſolchen Pöbelſtaaten,
Wo Fürſten fehlen und Ariſtokraten,
Die doch allein des Lebens werden froh.

„Der Bürger ſchwitzt, verdumpfet im Bureau,
Sein höchſter Luxus iſt ein Sonntagsbraten,
Und damals gab es keine Mäcenaten,
Als Roma's höchſte Dächer noch von Stroh.“

Ach, ihr vergaßet ein Geringes nur:
Daß wohl das höchſte Kunſtwerk der Natur
Der freie Menſch. — In ſeiner eignen Ehre

Erhabner Sonne, ohne Fürſtenſchutz,
Geht er dahin, im Antlitz edlen Trutz,
Er ſelber ein Apoll von Belvedere.

4.

Da braucht es keine Gönner, die „beſtellen“,
Wo alles Volk der Schönheit Macht ergreift,

Wo ein verdeckter den Künſtlern reift
Als eine Schaar von herrlichen Modellen.

Athene's Meiſter ſaßen an den Quellen,
Gewand und Feſſel waren abgeſtreift,
Heimtrug Lorenzo, was vor ihm gereift,
Und Titian beherrſchte mit die Wellen.

Bei uns daheim — wer war der Malerführer?
Die Wiegenſtatt der Sachs und Viſcher, Dürer,
Weil dort geweht ein Volks- und Freiheitshauch.

Doch ſchaut auf die Verſailler Treibhauspflanzen:
Gepflegt, gehätſchelt von des Hofes Schranzen,
Da ſtehn ſie todt und ſteif — ein Taxusſtrauch.

3.

Ihr malt uns gern als Räubervolk und Diebe,
Ihr zaudert nicht, uns ſchwärzeſt anzuſchwärzen,
Und aus dem Buch der Ehrlichen zu merzen,
Ihr Gläubigen der Religion, der Liebe.

In der Verleumdung Danaidenſiebe
Bleibt doch kein Tröpfchen, der uns könnte ſchmerzen:
Die Nachwelt wird uns tragen doch im Herzen,
Wenn ſelbſt ein König die Geſchichte ſchriebe.

Wir blicken nur zurück nach alten Zeiten,
Dort ſagt es uns, wie unſre Zukunft werde,
Manch Marterwerkzeug, manche Lorbeerkrone.

Den Holzſtoß zeigt uns Huß, den ruhmgeweihten,
Der Hutten uns ſein Grab auf fremder Erde,
Auf freie Völker lächeln Waſhingtone.

6.

Wie reiche Güter immer euch gehören,
Doch bietet ihr vergebens ſie als Lohn,
Daß wir dafür mit einem einz'gen Ton
Die Harmonie in unſrer Seele ſtören.

Da wir uns ſelber ew'ge Treue ſchwören,
Wird unſre Armuth nicht und euer Hohn
Stark ſein genug, daß wir uns ſelbſt bedrohn,
Daß wir uns ſelber gegen uns empören.

Bei allem Leiden, allem Ungemache
Spricht etwas doch in uns mit ſanfter Sprache:
Was iſt das Leid? — und was ſind ſiebzig Jahr?

Doch tritt vor uns die Schaar von Idealen,
Das Haupt umkränzet von der Zukunft Strahlen,
Dann ruft es laut und ſtolz: Für immerdar!

7.

Ihr wittert ſtets Verſchwörung und Komplotte
Und ſetzet hin die blutigen Gerichte,
Indeſſen aber lächelt die Geſchichte
Auf euch hernieder mit dem klugen Spotte.

Wenn wir uns ſcheuten vor des Tages Lichte,
Dann wären wir nur Bonzen unſrem Gotte,
Dann wären wir wie ihr nur eine Rotte,
Und ſo wie ihr dann gingen wir zu Nichte.

Hell, wie die Sonne, wandelt der Gedanke,
Der uns verknüpft, aus nächt'gen Kerkerwänden,
Hoch über euren Häuptern, ohne Schranke.

Wir ſind wie jene wunderbaren Bäume,
Die der Befruchtung Keim einander ſenden,
Ob ſie getrennt durch länderweite Räume.

Autoepitaph.

Der ich hier lieg', umhüllt vom Leichentuche,
Ich hülle mich in das Bewußtſein wärmer,
Daß ich ans Ziel kam, wohl an Täuſchung ärmer,
Doch ungedrückt von eines Edlen Fluche.

Was ich gethan im Leben und im Buche,
Ich that es nie als lobbedürſt'ger Lärmer,
Und hieß ich auch in Dem und Jenem Schwärmer,
Doch war ich nie mit mir im Widerſpruche.

Was ich gewollt, das wollt' ich ohne Lüge,
Ich hab' nach Ruhm geſtrebt, und zu dem Ziele
Lenkt' ich die Schritte ohne Winkelzüge.

Ich habe Lieb' empfangen und gegeben,
Ich ſang daheim und ſang noch im Exile —
Und ſo verklingt, ein Lied, mein ganzes Leben.

Abſchied vom Freunde.

So ſcheiden wir — ich drücke dir die Hand,
Ich küſſe dich — ſo ſcheiden wir,
Ich reiß mich los von dir — von ihr,
Vielleicht auf ewig — nimmer euch zu ſehn,
Und nimmer Hoffnung der Vereinigung!
Und wenn wir ſterben? — Du und ſie und ich?

Du badeſt dich, ein Salamander dann,
Im Flammenſee, ein Salamanderjüngling —
Berauſcheſt dich mit glühenden Geſellen
Im Feuerwein, der dich umſtrömt!
Jetzt deine Lieder — Flammenjungfraun:
Sind's dann, die dich umkreiſen wild
Im heißen Bajaderentanz;

Jetzt deine Liebe — dann die rothe Kohle,
Darauf du ruhſt, als einem Divan —
Denn tiefer iſt des Aetna's Abgrund nicht,
Als deine Seele!

Und ſie? Durch Tod nicht umgewandelt,
Nur umgezaubert, wird ſie brechen
Aus ſcheuer Knoſp' auf Perſiens Flur;
Als Roſe blühn, vom West umſpielt,
Und Duft verhauchen, Lieb' im Dufte,
Mit Lieb' und Duft umſpinnend Bülbül,
Wie einſtens mich!

Indeß ob weitem, wüſtem Meer,
Vom Sturm verjagt, wie einſt vom Glücke, —
Der Roſe fern, wie einſt der Liebe —
Ein Schmetterling ſo einſam flattert;
Denn leichter Sinn und Jugendträume,
Sein Flügelpaar hat ihn getäuſcht.

Was wäre Seligkeit und Hoffnung
Und Liebe — Einigung im All? —

Getroſt! — Jahrhunderte vergehn,
Doch Liebe nicht, die Zeiten bannt.

Jahrhunderte verſchwinden — eine Palme,
Die Gluth in ſich — den Quell zu Füßen, —
Eine Sängerin im ſchatt'gen Laub —
Ihr Spiegel iſt der Quell.

Den freien Fels im Ozean
Umranket der Korallenbaum,
Die Perle träumt in ſeiner Hut — —

Sehnſucht wird ewig Brücken bau'n!

Seine Rückkehr.

1840.

Oſtwärts nach Europa's Küſte
Segelt geiſterſtill ein Schiff —
Betet, daß kein Sturm es ſtöre,
Und es hindere kein Riff!
Betet nicht; denn die Delphine,
Die Arion unverſehrt
Zu der Heimat Schooß getragen,
Halten dieſes Schiff auch werth.

Wem dieß Schiff ein Schwan erſcheinet,
Irrte nicht in ſeinem Wahn;
Denn es ruht die Liederſeele
Jetzt darin von einem Schwan.
Wem ins Aug die Maſten fallen
Mit den Raa'n und Wimpeln all,
Mag es einem Hain vergleichen,
Drinnen wohnt die Nachtigall.

Mikloß Lenau ſteht am Borde,
Ihm zu Füßen liegt das Meer,
Tiefer nicht, als ſeine Seele,
Und wie er ſo ahnungsſchwer.
Wie vergleichbar ſeinem Herzen
Alles, was hier Blüthen trieb,
Meeresblumen und Korallen,
Perle, Muſchel und Polyp!

Mikloß Lenau! kehrſt du wieder
Und mit dir dein glühnder Schmerz,
Daß die Welt ſich klagend preſſe
Wieder an dein Dichterherz?!

Denn dieß Herz iſt uns die Urne
Mit der Aſche einer Welt,
Und der weihevollſte Altar,
Dahin eine Thräne fällt.

Sieh' die Schwalben an den Maſten,
Sie ſind unſrer Wünſche Heer,
Ihrem Frühling nachgezogen:
Unſre Grüße übers Meer.
Horch dem Sturm, er iſt ein Sklave,
Uns von deinem Freund geborgt,
Der der Fernen Liebesbotſchaft
Uebers Meer an dich beſorgt.

Hoch willkommen in der Heimat!
Deine Sendung iſt beſtellt —
Denn du klageſt und umarmeſt
Auch den Schmerz der neuen Welt!
Klageſt den gefällten Urwald
Und das Volk, das mit ihm fiel,
Wie dereinſt den Sturz der Eichen
Und der Weichſel blut'ges Spiel.

Wir begrüßen dich mit Liedern,
Leg hinweg den Wanderſtab;
Weil' in Mitte deutſcher Jugend,
Die dir Roſ' und Lorbeer gab;
Während ſich das Volk Virginiens
Singend um die Tanne ſchaart,
Die getreu in ihrem Herzen
Deinen Namen aufbewahrt.

Oſtwärts nach Europa's Küſte
Segelt geiſterſtill ein Schiff;
Betet, daß kein Sturm es ſtöre,
Und es hindere kein Riff!

Betet nicht; denn die Delphine,
Die Arion unverſehrt
In der Heimat Schooß getragen,
Halten dieſes Schiff auch werth.

An Anaſtaſius Grün.

1841.

Erſtandner Lenz biſt du genannt:
Fürwahr, es iſt auch Frühling worden,
Als du, ein Held im Sängerorden,
Dein Frühlingslied hinausgeſandt.

Es war auch jeder deiner Klänge
Eine Lerche, die gen Himmel ſtieg,
Es klang auch jeder deiner Sänge
Wie Jubelton vor Schlacht und Sieg.

Du warſt der erſte von den Boten,
Die Auferſtehung uns verhießen,
Es hörten's in der Gruft die Todten
Und die Gefangnen in Verließen.

Nun ſagen ſie, du haſt's verſchmäht,
Dem Bauer auf der Flur zu künden,
Daß, wie er jetzt die Halme mäht,
Der Herr bald durch die Länder geht,
Zu mähn die Saat der alten Sünden.
Nun ſagen ſie, daß dich die Scham
So niedern Treibens überkam,
Daß unſer heitrer Troſt, dein Lied,
Betrübt aus deinem Buſen ſchied;
Daß du nicht mehr dem wahren Gott
Zu Ehren ſingſt der Pfaffen Spott,

Und daß dein Flügel nun verläßt
Auf freiem Feld das niedre Neſt.

Und daß, o Lerchengeiſt! vernimm's!
Daß du nun deine Wohnung bauſt
An altergraues Schloßgeſims
Und gläubig in die Fenſter ſchauſt.
Sie ſagen's, doch die Gläub'gen, wir,
Wir glauben, daß du nimmer ſchweigeſt,
Daß du nur immer höher ſteigeſt
Ins hohe himmliſche Revier.

Bald wirſt du ſingend wiederkehren,
Dann werden wir vom Himmel hören;
Doch kehre bald mit deinem Sang —
Fürwahr, die Stille macht uns bang.

An die Freunde.

1842.

Am Strand der ſchönen Adria,
Am Strand des Meeres, ſitz' ich allein —
Ich höre das dumpfe, myſtiſche Brauſen,
Sein Kommen und Fliehen ohne Unterlaß,
Sein ſtolzes Rauſchen erwachender Fluth,
Sein klagendes Murmeln demüthiger Ebbe,
Sein Seufzen und Jubeln in Sturmesnoth —
Und ich empfind' es in tiefſter Seele:
Ein fühlendes, weltumfaſſendes Herz
Mit redender Stimme und lebendem Pulsſchlag
Will ſprechen zu einem Menſchenherzen.

Es ſpricht, wie des Himmels nächtliche Bläue
Mit ihren Sternen zum Herzen ſpricht —
Es iſt wie des Hohenprieſters Gewand,
Daraus die heiligen Zeichen glänzen.
Und doch, du ſchönes, herrliches Meer,
Du unnahbares, undenklich großes,
Du himmliſch reines, herzenbelehrendes,
Doch biſt auch du vom Schickſal geknechtet
Und biſt befleckt durch deine Knechtſchaft.
Wohl ſchmücken dich völkerbefreiende Flotten,
Doch mußt du auch tragen das Sklavenſchiff;
Wohl wiegſt du des Fiſchers Unſchuldſegel,
Doch auch des Korſaren blutige Wimpel;
Wohl tönt dir das Liebeslied des Matroſen,
Doch auch der Galeere, des Bagno Fluch.

Dein Frühlingstraum, dein Lenzgedanke,
Er wird in dir zum Hain von Korallen,
In Perlen blüht und reift dein Schmerz;
Doch wird geſtört dein Frühlingsglück
Durch Schlangen, Polyp und häßlich Gewürm.
Und doch, du hohes, heiliges Meer,
Doch ſonnt ſich mit trübem und ſtolzem Bewußtſein
In deinem Bilde gern meine Seele. —

Euch ruf ich's zu, ihr fernen Freunde,
Die ihr mit Zweifeln verfolgt mein Herz,
Geſpäht nach jedem Flecken der Seele
Und die ihr nur mit flüchtigen Blicken,
Wie Vögel über die herbſtliche Heide,
Dahinfuhrt über die ſchönſten Stellen
In meinem Herzen und meinem Leben —
Euch ruf ich's zu, ſei's wie das Brauſen,
Sei's wie das Seufzen und Klagen des Meers,

Sei's wie die Mahnung erwachender Fluth,
Sei's wie das Murmeln demüthiger Ebbe: —
Was Großes und Schönes die Völker verbindet,
Was Herzen bewegt und was ſich wieget
In der Einſamkeit ureigener Schönheit,
Zu tragen bereit iſt's die kleine Welle
Des großen Weltmeers, meine Seele,
Wie ſeine Flotten das Weltmeer trägt,
Sein Fiſcherſegel, ſein Liebeslied.
Und was darüber — Das iſt die Laſt
Tyranniſcher Willkür und ewiger Knechtſchaft,
Vom Leben und Schickſal uns aufgebürdet
Und die wir zu tragen verdammt ſind — Alle.

O, kommt ans Meer und ſeht in die Bläue,
Der Himmel blickt aus ſeinen Tiefen —
Trotz ihrer ewigen Befleckung,
Aus Meer und Herzen blicket der Himmel.

Am Meere.

(Cette, im Mai 1851.)

Da ſitz' ich wieder
Zu deinen Füßen,
Du herrlich, Seelen erweiterndes Meer!
Dir bring ich dar
Andächtige Huldigung,
Wie meiner Königin,
Meiner Geliebten.

Ich tauche mein Haupt
In deine Wellen:
Die heilige Taufe
Durchdringt mich mit Schauern;

Es zücket mein Herz,
Als hätt' ich berührt
Den Saum der Geliebten,
Dann wieder umhüllt mich
So klare Ruhe,
Als hätt' ich geopfert
Gefällige Gaben
Den Göttern, die mein Daſein bewachen;
Als hätt' ich das Antlitz
Gedrückt in die Falten
Des Gewandes der Mutter
Nach ſpäter Heimkehr.

Gedenkſt du der Zeit noch?
An anderen Ufern
Hab' ich einſt belauſcht
Dein Athmen und Singen,
Umweht von Träumen
Der hoffenden Jugend.
Ich habe mich ſtolz
Mit dir gemeſſen;
Mein Herz war groß
Und weltumfaſſend
Wie du! — ſo wähnt' es!
Es fluthete mächtig,
Jetzt iſt es Ebbe.
Gewiß, gewiß, du erkennſt mich nicht mehr!

Es träumet der Knabe
Von reichem Erleben;
Erfüllung erſehnet,
Es ſtrebet nach Thaten
Und kämpfet der Jüngling.
Die That, die Erfahrung,
Sie ſollen als Schätze

Sich häufen um ihn.
Ach, nicht bedenkt er,
Daß jegliche That
Mit jeder Erfahrung
Und jeglicher Kampf
Am Lebensbaum ihm
Unmerklich ſchüttelt.
Es zittern ängſtlich
Die Blüthen und wanken
Und fallen endlich.
Da ſteht er traurig,
An Früchten reicher — vielleicht;
An Blüthen ärmer — gewiß!

Dort um den Giebel
Des düſtern Thurmes,
Der einſam, verlaſſen
Am Strand ſich erhebet,
Fliegt krächzend die Schaar
Der nächtigen Dohlen,
Wie um die Stirne
Des verlaſſenen Mannes
Am Strande hier
Die trüben Gedanken.

Ich wende mich ab vom traurigen Bilde.
Hier fährt ein Kahn hinaus,
Kaum regen ſich die Ruder,
Er ziehet leiſe hin
Und ſchwebet auf den Wellen
Gleich einem Morgenwölklein,
Vom Sonnenlicht durchglommen,
Auf blauem Grund des Himmels.
Doch luſtig wehn die Wimpel,
Die Männer ſenken ſchweigend

Die Netze in die Fluth
Und kehren ſchweigend wieder
Zum Strand zurück. — Sie hoffen
Am Abend reichen Fang.

Und hier am mächt'gen Meerſchiff —
Die Kette knarrt — ſchon ſteiget
Der Anker aus dem Grunde,
Es grüßen ihn die Lieder,
Der Jubel der Matroſen.
Das Segel fällt vom Maſte,
Hinziehet der Palaſt,
Gewalt'ge Furchen grabend,
Hinaus, hinaus ins Weite.
Und zu des Meergotts Füßen,
Der vor dem Schiffe pranget,
Hängt, wiegend ſich, der Anker.
Er ziehet mit dem Gotte
Voraus dem Schiff, dem Steuer:
Noch fallen Silbertropfen,
Vom Abendlicht durchglänzet,
Von ſeinen Eiſenarmen
Melodiſch in die Tiefe.

Hoffnung! Hoffnung!
Du treibſt ſie Alle,
Du führſt ſie Alle;
Sie geben ſich hin
Verbundenen Auges
Der Führerin, der guten.
Drum können ſie lächeln,
Lächeln und ſingen
Am Rande des Abgrunds.

Wo hab' ich verloren
Die Binde des Auges,

Dich, Täuſchung der Jugend,
Dich, ſüßes Vertrauen?

In welchem Winkel
Des ermüdeten Herzens
Biſt du entſchlummert,
O Führerin Hoffnung?

Die Wellen murmeln,
Sie rauſchen und brauſen
Mächtig und mächtiger —
Das iſt ein Chor
Von tauſend Stimmen
Entſchlafener Geiſter —
Sie erwacht, ſie erwacht
Beim Murmeln des Meeres,
Beim Blick in die Weite,
Beim Aufſchrei der Seele:
Die unſterbliche Hoffnung.

Neuere Gedichte.

(1847.)

Widmungsſonette.

1.

An Heinrich Landesmann (in Wien).

Geht hin zu ihm, der mir vor Allen theuer:
Aus deſſen Herzen mir die ewg'e Quelle
Entgegenkam der liebevollſten Welle,
Der mich entflammt durch ſeines Geiſtes Feuer;

Und ſagt ihm an, daß in der Fremde treuer
Sein Herze fühlt der wandernde Geſelle,
Daß er ſich ſehnet nach der Heimat Schwelle,
Wie er ſie einſt geflohen, ſcheu und ſcheuer;

Und ſagt ihm noch, daß ich in meinen Lieben
Erſt meine eigne Welt gefunden habe,
Seit mich mein Loos zur fremden hingetrieben:

Daß meine Welt nur wen'ge Hütten zähle,
Daß aber er mit weiſem Herrſcherſtabe,
Von Lieb' erhöht, in ihrem Kreis befehle.

2.

An Jakob Venedey (in Paris).

Dann fliegt zu ihm, dem herrlichen Verbannten,
Der einſam wandelt an dem fernen Strande,
Und ſeid ein deutſcher Gruß aus deutſchem Lande,
Ein Gaſtgeſchenk dem theuern Gaſtverwandten.

Wie wir uns einſt als Brüder bald erkannten,
Der Sohn des Rheins und der vom Moldaurande,
So flattre jetzt gleich ſchwarzrothgoldnem Bande
Um ihn das Lied des Prager Muſikanten.

Hart ſind, ich weiß, die Treppen des Exiles:
Ihr, meine Lieder, freut euch dieſes Zieles,
Verhüllt ſie ihm wie hingeſtreute Roſen.

Hart iſt das Bett, das in der Fremde ſtehet:
Mit ſolchem Hauch ſei er von euch umwehet,
Als ob er ruh' in deutſchen Waldesmooſen.

König Wenzel der Faule.

I.

Suſanna.

Ein altes, altes Haus im alten Prag,
Das heißt das Königsbad noch heut zu Tag,
Und es beſpült's der Moldau blau Gewäſſer.
Darauf ein Bild, das mit beredtem Munde
Von Dem, was einſtens hier geſchehn, gibt Kunde;
Doch wird das Bild von Jahr zu Jahre bläſſer.
Und mag das Bild auch endlich ganz verblaſſen,
Und mag erſterben nach und nach die Sage:
So Manches, was geſchieht noch heut zu Tage,
Wird uns ſobald nicht dran vergeſſen laſſen.

Im Bade dehnt ſich König Wenzeslaus —
Die laue Welle ſpielt um ſeine Glieder
Wie ſüße Wolluſt weicher Liebeslieder,
Wie üpp'ger Schlaf nach ſchwelgeriſchem Schmaus.

Dem König Wenzel iſt ſo wohl zu Muth,
Daß er wie Kindlein ſpielet mit der Fluth:
Er läßt ſie über Hals und Nacken ſchäumen
Und überläßt ſich lächelnd ſüßen Träumen;
Und träumt ſo wahrhaft ſüß, als wär' hienieden
Errungen ſchon der ewige Völkerfrieden,
Als wäre nicht das heil'ge römiſche Reich,
Das ganze, Einem blut'gen Schlachtfeld gleich,

Als bebte nicht am eignen Herd der Bürger,
Als zöge nicht durchs Land der Judenwürger,
Als drückte nicht den Wandrer unbehauſt,
Wohin er zieht, das Recht der blut'gen Fauſt,
Als flöſſe nicht um ihn das Blut in Strömen
Aus den entflammten Herzen ſeiner Böhmen,
Als keuchte nicht die blaſſe Hungersnoth
Rings durch die Gaſſen Prags und ſchrie nach Brod.

So träumt ein König nur wie Wenzeslaus,
Schwankt wie ein Nachen auch ſein Königshaus:
Ein König, der des Geiſtes Sonnen preiſt
Und ſeinen Henker gern „Gevatter“ heißt,
Der ſeine Königin vorwarf den Hunden
Und ſüße Lieder ſingt zu allen Stunden.

Ja, auch ein Sänger iſt der holden Minnen
Der zubenannte faule Böhmenkönig:
Mild klingt ſein Lied und Kirchenglockentönig.
Wie er im Bad ſich ſtreckt, in tiefes Sinnen,
In aufgelöſte Träumerei verſenkt:
Vielleicht, daß eines ſüßen Lieds er denkt.

Da ſtört ihn auf ein Lärm — ein fernes Schrei'n,
Ein wildes Stimmenrufen mittendrein,
Ein tolles Jauchzen und ein dumpfes Heulen
Ein Dröhnen wie von Lanze, Schwert und Keulen,
Wie Sturm und Wirbelwind, in Eins verfloſſen.
Der König bebt im Bade ſich verdroſſen,
Er ſtreckt das bärt'ge Haupt empor, zu lauſchen:
„Sind es der Moldau Wellen, die ſo rauſchen,
Schlägt ſo der Sturm an dieſer Hütte Planken,
Die, ob ſie ſtürzen wollten, bebend wanken?“

Da tönt herein des Aufruhrs erſter Gruß:
Den Pfaffen Tod! — und hoch Johannes Huß! —

„Iſt's Das? — ich geb' euch gern die Pfaffen drein,
Hoch lebe Huß! gern ſtimm' ich mit euch ein.“

Ein zweites Grüßen: Nieder mit den Räthen,
Die uns die Seele aus dem Leibe treten!
Der König ſpricht: „Iſt euch das Volk zur Laſt,
So nehmt es hin — 's iſt mir wie euch verhaßt.“

Doch immer wilder tönt des Aufruhrs Stimme,
Das Haus erzittert vor des Volkes Grimme.
Hier ruft es: Fauler König, gib uns Brod!
Dort ſchreit die Wuth: Seid frei und ſchlagt ihn todt!

Die Keulen dröhnen an geſchloßner Pforte
Und an des Königs Ohr mordluſt'ge Worte.
Er bebt — da iſt kein Weg, der ihn errette,
Die Moldau hier und hier des Volkes Kette.

Da ſtürzt des Hauſes ſtarke Magd heran;
Sie wirft ein Linnen um des Königs Lenden,
Dann faßt ſie ihn, und mit gewalt'gen Händen
Fort zieht ſie ihn, hinaus und in den Kahn.
Fort! ruft ſie, fort, eh ſie das Thor erbrechen
Und ihre Noth in deinem Blute rächen!

Das Ruder faßt ſie an, und weit vom Ufer
Das Schifflein fliegt auf ſturmbewegter Welle,
Indeſſen ferne an des Bades Schwelle
Verhallt das Schreien der rebell'ſchen Rufer.
Stromaufwärts fliegt's — die Sturmeswellen heben
Und werfen es, als wollten ſie erfühlen
Die ſüße Luſt, mit einem Königsleben
Gleichwie mit einem leichten Ball zu ſpielen.

Suſanna aber ſchlägt ſie mit Gewalt
Aufs Haupt mit ihrem Ruder, daß es ſchallt:
Wie eines Schwertes Schläge ohne Zahl
Auf eines Feindes Helm- und Schilderſtahl

Vorüber an der Inſeln grünem Rande
Und an des Wiſſehrades felſ'gem Strande
Lenkt ſie das Schifflein mit gewalt'ger Hand
Und weiter immer fort ins offne Land.

Auf niedrer Bank der König Wenzel ſitzt,
Kaum daß er ſeine Blöße kann bedecken
Vor Well' auf Welle, die herüber ſpritzt
Und dehnend nach ihm ſcheint die Hand zu ſtrecken.

Wie ihn die Welle wirft — ihm iſt es recht!
Fürwahr, Der kennt den König Wenzel ſchlecht,
Der meint, daß ihm vor Volk und Welle bangt.
Nicht doch — in ſtiller Luſt ſein Auge hangt
An der gewalt'gen, wellenmächtigen Magd,
Die, wie ſie vor ihm ſteht mit loſen Haaren,
Durch die die Winde ſtürmiſch wühlend fahren,
In ihrer Schönheit ſeinem Sinn behagt.
Er ſieht ſie an mit lächelndem Geſicht,
Wie ſie das Ruder ſchwingt, wie ihre Glieder,
Selbſt Wellen ähnlich, wogen auf und nieder,
Wie ſich ihr Antlitz röthet — und er ſpricht:

„Du, Jungfrau, alſo ſchön und kühn und ſtark,
In deren Gliedern glühet Wlaſtas Mark,
Dir ſchuld' ich Dank: ich will in Hermelin
Und Sammet hüllen deinen ſchönen Leib,
Du ſeiſt als ſchönſtes und als kühnſtes Weib
In Zukunft meines Hofes Königin!
Mit Gold und Edelſtein will ich dich ſchmücken
Und Perlen reihn um deinen ſchönen Hals,
Du wirſt die Sänger meines Hofs entzücken
Und leben in den Liedern ew'gen Schalls."

Suſanna's Stirne flammt, ihr Auge blitzt,
Sie lenkt mit Einem Stoß den Kahn ans Land.

Und auf das Ruder ihren Leib geſtüzt,
Spricht ſie alſo, zum König hingewandt:

„Ich bin ein Weib des Volks und will es bleiben!
Dir laß ich Hermelin und Edelſtein
Und deines Hofes ſündbeladnes Treiben,
Dazu des Volkes jammervolles Schrei'n.
Nicht will ich mich vom Mark und Schweiß und Blut,
Von des zermalmten Volks geſtohlnem Gut
Mit deinen Sängern und gekrönten Gäſten
An deinen königlichen Tafeln mäſten.
Haſt du's gehört, wie es in ſeiner Noth
Aufſchreit und ächzt nach einem Biſſen Brod?
Nach deines Tiſches abgefallnen Reſten?
Und ich ſoll folgen deinen Freudenfeſten? —
Ich fluche dir ſo ſehr, wie ſie dir fluchen!
Und ſchwere Sünde ſcheint mir jetzt, fürwahr,
Daß ich nach Weiberart ſo weibiſch war,
Der Rache dich zu ſtehlen, die ſie ſuchen.
Jetzt fliehe ſchnell, daß mich zu ſpät nicht reue,
Daß ich dem Volk gebrochen ſo die Treue,
Daß ich von Neuem nicht das Ruder faſſe
Und von den Wellen, die darob empört,
Daß ich das heil'ge Volksgericht geſtört,
Entgegen dich den Rächern treiben laſſe.“

Der König floh ins offne Land dahin
Gleich einem Bettler, kaum verhüllt die Glieder;
Sie aber ſchwamm, gleich einer Königin,
Auf wildem Strom zu den Rebellen nieder.

II.

Der blinde Jüngling.

Ein altes Büchlein mit vergilbten Blättern,
Mit ſonderbar gekrümmten, grauen Lettern,
Schleicht heut noch, wie ein Greis, von Haus zu Haus:
Der Knabe lieſt den Eltern vor daraus,
Und durch des Volkes Glauben iſt's geweihet.
Es klinget wie ein geiſterhafter Gruß
Und ſaget, wie zur Zeit des Ketzers Huß
Ein weiſer, blinder Jüngling prophezeiet.

Der König Wenzel hat die böſe Stunde;
Da hilft nicht Saitenſpiel, nicht Becherklang,
Nicht die geheimnißreichſte Reichsurkunde,
Nicht das Gekläff der wilden Baſtardhunde,
Nicht eigner und nicht fremder Minneſang.

Er ſchweifet durch des Schloſſes weite Gänge —
Da ſchrecket ihn bei jedem Tritt und Schritt
Der Wachen Ruf, der Glanz der Partiſanen,
Vom Giebel hoch der Pfiff der Wetterfahnen,
Vom Thurm die mitternächt'gen Glockenklänge
Und, wie er an des Schloſſes Pforte tritt,
Der Bettler ſelber, der die breite Schwelle
Sich auserwählt als gute Lagerſtelle.

Der König lehnt ſich an die Pforte ſchweigend
Und lauſchet auf des Bettlers guten Schlaf
Und denkt, zu ſeinem Haupt ſich niederneigend:
Wohl dir, daß du nicht König Wenzeslaw.
Ihm iſt ſo weh, als zuckten alle Krämpfe
Des weiten Reichs durch ſeine eignen Glieder,
Und alſo wüſt, als tönten alle Kämpfe
Der deutſchen Zwietracht ihm im Herzen wieder.
Und zu ſich ſelber ſpricht er: Wer zu ſagen
Mir wüßte, was ſich bald mit mir begibt,

Ob neu in Pracht erſteht in nahen Tagen,
Ob meine Herrlichkeit in Nichts zerbricht?
Ich hörte ſagen, daß in jenem Hauſe,
Das einſam ſtehet in des Walds Gebrauſe,
Ein blinder Jüngling lebt, der geiſt'gen Blicks
Zu deuten weiß die Räthſel des Geſchicks
Und wohl zu leſen in der Zukunft Buche —
Erprob' ich ſeine Kunſt? — ob ich's verſuche?

Den Bettler ſchreckt er auf vom harten Bett,
Er wirft ihm hin ſo Mantel als Barett
Und reißt den ſchlechten Kittel ihm herab
Und den zerſetzten Hut, den Bettelſtab,
Und eingehüllt in niedre Bettlertracht,
Geht hin der König durch die dunkle Nacht.
Er ſchreitet ſchweigend durch die öden Gaſſen,
Dann über Stege und verlaßne Straßen,
Dann über Berge, Schluchten, Thal und Wald
Und immer weiter ohne Aufenthalt.
Im Ton des Windes, in der Blätter Rauſchen
Hört er Verräther, die ihn feig belauſchen;
Ihm iſt's auf dieſem Weg, ob das Geſchick
Ihm folg' und faß' ihm würgend im Genick.

Schon will der Morgen lieblich auferſtehen,
In hoher Krone lacht der Auerhahn,
Die Vöglein ſtimmen ihre Lieder an,
Aus Gras und Büſchen hundert Augen ſehen
Von Eichhörnlein, Kaninchen, Hirſch und Rehen,
Als wollten ſie ſich ſchier verwundert ſagen:
„Der König Wenzel iſt heut nicht zu jagen,
Heut kommt er nicht mit Lanz und Pfeil und Bogen,
Heut kommt er mit dem Bettelſtab gezogen.“

Jetzt hält er vor der Hütte des [illegible];
Noch hält er zaudernd an der Schwelle inne,

Ob er ſich ſelber auf ſich ſelbſt beſänne,
Dann ſchnell entſchloſſen iſt er eingetreten.

Auf einem ſchlechten, ſtrohbedeckten Lager
Liegt eines Jünglings kränkelnde Geſtalt.
Blond iſt ſein Haar, doch ſeine Stirn iſt alt,
Und ſeine Glieder ſind gebleicht und hager.
An ſieht man's dieſen ausgebrannten Augen,
Daß ſie das Nächſte nicht zu ſehen taugen;
Doch wie ſo ſtier hinſchaun die blaſſen Sterne,
Wohl ſcheinen ſie zu ſehn in weite Ferne.

Er hebt vom Lager ſich, und bis zur Pforte
Sich neigend, ſpricht er ſtaunend dieſe Worte:
„Was bebt die Schwelle ſo von meinem Haus?
Ich grüße dich, mein König Wenzeslaus."

Der König fragt: „So haſt du ſchon vernommen,
Daß ich zu deiner Hütte wollte kommen?" —
Der blinde Jüngling aber lächelnd ſpricht:
„Dein Pförtner weiß von deinem Ausgang nicht;
Des Waldes Thier' allein, der Blätter Rauſchen
Hat es gewagt, dich wandernd zu belauſchen.
Dem Bettler neideſt du, o König Wenzeslav,
Auf hartem Steine ſeinen ſüßen Schlaf;
Und kommſt nun ſelbſt in niedrer Bettlertracht,
Zu betteln bei der Zukunft heil'ger Nacht
Und durch des Blinden geiſterhafte Blicke
Zu deuten dir die Räthſel der Geſchicke." —

„Nun denn, ſo ſprich, du Blinder, ohne Zaudern!"
Der König ruft es, ſeine Glieder ſchaudern,
Er lehnt ſich lauſchend an der Hütte Wand
Und deckt die Augen zu mit kalter Hand.
Der Blinde neigt das Haupt, die Zunge lallt,
Kaum hörbar hebt das Wort aus ſeinem Munde

Bis immer lauter, immer tiefer ſchallt
Wie Sturmgebrauſe die Prophetenkunde:

„Ich ſehe lodern einen Scheiterhaufen —
Sancta simplicitas! — ſie wollen taufen
Den edlen Gottesſtreiter in Feuersgluthen:
Es ſprühen Funken aus dem Aſchenbau
Ins Böhmenland, es brennt, es lodert auf —
Und durch die Flammen ſeh' ich hohe Fluthen
Aus tauſend Herzen ſtrömen, die verbluten —
Und heimiſche und fremde wilde Horden
Und eine lange Reih von Qual und Morden —
Bis an das Knie im Blute geht ihr Fuß.
Dann ſeh' ich Noth und lange Pein unſäglich,
Gebrochne Wappen, Herzen, Geiſter kläglich —
Dann Heilige durch heißen Martertod.
Dann wehen fremde Fahnen von den Zinnen,
Dann wird das ſtille, ſtumme Reich beginnen:
Der alte Gott, die Lieder ſind gebannt,
Und tiefe Nacht iſt auf das grüne Land
Als wie ein weites Leichentuch gebreit't;
Doch iſt die ſtille Zeit noch weit — noch weit.“ —

„Was kümmert mich die weite, ferne Zeit,“
Der König ruft — „vom Morgen ſprich, von Heut!“

Der blinde Jüngling aber grollend ſpricht,
Mit aufgehobner Hand: „Dieweil dich kümmert nicht,
O König Wenzeslaus, die ferne Zeit,
Gib Acht, gib Acht, daß dir von deinem Heut
Dein Zechgelag nichts Böſes vorbereit':
Als König Saul zu Endors Hexe ritt,
Trug er ſein Todesſchwert zur Seite mit;
Als Belſazar gelacht des Himmels Rechte,
In ſelber Nacht erſchlugen ihn die Knechte.“

Der Blinde ſchweigt — er ſchließt die Augenlider,
Er neigt ſein Haupt bis tief zum Herzen nieder,
Dann ruft er aus mit ſchaurigtiefem Ton:
„Dein Reich iſt faul — es ſtürzt dein Königsthron!“ —

„Und wann?“ — der König Wenzel ruft's entſetzt.
Der Blinde murmelt: „Laß dem Sand mich lauſchen —
Noch zwanzig Körnlein, ha, wie ſchnell ſie rauſchen —
In kurzer Friſt — zehn Körnlein noch — fünf — jetzt!“ —

„Ha? — Jetzt!“ — Der König lacht des Trugpropheten,
Er ſchwingt den Bettelſtab, als wär's ein Schwert,
Und aus der Hütte, wie er eingekehrt,
Iſt er mit wilder Haſt hinausgetreten.

Er eilet über Berge, Thal und Wald
Und immer weiter ohne Aufenthalt;
Schon neiget ſich der ſüße Frühlingstag,
Die Sonne ſinkt, als er vor ſeinem Prag
Noch unerkannt in Bettlerkleidern ſtund.
Da glänzen von den Thürmen fremde Fahnen
Und von den Thoren fremde Partiſanen —
„O falſcher Bruder, Bruder Sigismund!“

Balladen.

Andreas Baumkircher.

(12. April 1471.)

> Meine Sorg und Müh ich nie
> Hab' geſpart und allzeit gewahr: —
> Hab' Gnad, Gunſt verhofft,
> Doch 's Gemüth zu Hof verkehrt ſich oft.
> Georg Frundsberg.

1.

Des Baumkirchers Fraue weinte ſehr,
Als er davon geritten:
So war ihr nie das Herze ſchwer,
Wenn er in Kampfes Mitten.

Der Baumkircher lächelte wohlgemuth
Und ſprach: Mein Kind, ich reite
In Kaiſers Schutz und Kaiſers Hut
Und habe frei Geleite.

Von Morgen früh, mein liebes Weib,
Bis ſpät zur Abendglocke,
Iſt heilig das Blut in meinem Leib,
Auf meinem Haupt jede Locke.

So hat es der Kaiſer mir zugeſtellt,
Verbrieft und zugeſchworen,

Was ſtünde noch ſicher und feſt auf der Welt,
Wär' Kaiſers Dank ſo verloren?

Ich hab' ihn gerettet mit meinem Blut
Aus Tod und Schmach und Gefängniß,
Ich gab ihm dahin mein letztes Gut
In ſeines Beutels Bedrängniß.

Schlecht ging es dem Kaiſer Friederich —
Ich gab ihm den letzten Gulden;
Er kann nicht zürnen, daß nun ich
Eintreibe ein Quintlein der Schulden.

Der Kaiſer gedenkt, wie einſt ich gefällt
Den Ungar vor Neuſtadts Thoren;
Was ſtünde noch ſicher und feſt auf der Welt,
Wär' Kaiſers Dank ſo verloren?

„Des Kaiſers Dank" — es weinte ſehr
Die Fraue des greiſen Helden,
Des Kaiſers Dank macht das Herz ihr ſchwer,
Man weiß davon Manches zu melden.

2.

Zu Gratz der Stadt geht's luſtig her,
Der Baumkircher iſt angekommen;
Der Kaiſer hat ihn freundlich ſehr
In ſeinem Hauſe aufgenommen.
Baumkircher, denk an die Spätglock!

Der Kaiſer ladet ihn zu Tiſch
Und drückt ihn zärtlich an ſein Herze,
Und Ungarweine ſprudeln friſch,
Der Kaiſer machet Witz' und Scherze,
Baumkircher, denk an die Spätglock'

Der Kaiſer hebt das volle Glas,
Es thun's ihm nach die Andern alle:
„Heil unſerm alten Andreas!“
Ertönt es zu Trompetenſchalle.
Baumkircher, denk an die Spätglock!

„Bin ich dir nicht ein gnäd'ger Herr?
Ich gab dir dreizehn freie Stunden.“ —
„Wohl mir, mein hoher, gnäd'ger Herr,
Ich trag für dich juſt dreizehn Wunden.“
Baumkircher, denk an die Spätglock!

Die Zeit entflieht, es hören nicht
Im Rauſch die Räthe auf ſeine Klagen,
Doch iſt er kommen zu Gericht —
Im Herzen Etwas will ihm ſagen:
Baumkircher, denk an die Spätglock!

Er ſpricht: „Gebt mir noch eine Friſt,
Es kommt doch nicht zur Rechnung heute.“ —
Sie lächeln drauf: „Dein Ruhm nur iſt
Des Kaiſers Dank, dein beſt Geleite.“
Baumkircher, denk an die Spätglock!

„Des Kaiſers Dank!“ Wie ihn geweckt
Dieß Wort, er muß der Frau gedenken;
Er blickt um ſich und ſieht erſchreckt,
Daß ſich ſchon will die Sonne ſenken.
Baumkircher, denk an die Spätglock!

3.

Er ſteigt zu Roß, er fliegt davon.
„O, wär' ich erſt in rechter Weite
Und vor des Kaiſers Dank entfliehn,
Mir bangt vor ſolchem Frei-Geleite
Und vor des Kaiſers Friederich Dank.“

Er ſtürmet durch die Gaſſen hin —
Die Spätglock tönt — o arg Geläute!
Weh mir, daß ich verrathen bin!
Wie frühe machen Nacht ſie heute,
O, Kaiſers Dank, o, Kaiſers Dank!

Schon ſteht er an der Brücke Thor,
Zwei Schritte noch — da fällt der Riegel,
Baumkircher ſtreckt die Hand empor
Und hebet krampfhaft ſich im Bügel:
O, Kaiſers Dank! O, Kaiſers Dank!

Baumkircher wendet ſchnell ſein Roß,
Und durch die Stadt will er entrinnen.
Da fällt ein zweites Thor ins Schloß,
Baumkircher ſtehet mitten innen.
O, Kaiſers Dank! O, Kaiſers Dank!

Und aus dem ſchwarzen Brückenhaus
Kriecht betend vor ein ſchwarzer Pfaffe.
Dann tritt im rothen Wamms heraus
Der Henker mit der ſcharfen Waffe:
O, Kaiſers Dank! O, Kaiſers Dank!

Noch ſteht die Sonne hell und hoch,
Doch tönet ſchon die Spätglock wieder —
Der Kaiſer ſitzt bei Tiſche noch,
Baumkirchers Haupt fällt blutig nieder —
O, Kaiſers Dank! O, Kaiſers Dank!

Die Jüdin.

Der König reitet durch die Gaſſen,
Die buntgeſchmückt zum Feſttag ſind,
Da ſteht verloren und verlaſſen

Im Volk verſteckt ein braunes Kind —
Die Jüdin war ſo ſchön zu ſehn!

Und wenig Tage ſind vergangen,
Daß ſie am Thron des Königs ſteht:
Wie ſich entfärben ihre Wangen,
Von Scham der Jungfrau überweht —
Wie war die Jüdin ſchön zu ſehn!

Und dann nach wenig Tagen wieder
Wohnt ſie im marmornen Palaſt,
Von Gold und Sammt umhüllt die Glieder,
Das ſchöne Antlitz mehr verblaßt:
Wie war die Jüdin ſchön zu ſehn!

Wenn ſie der König küßt und herzet
Und ſie in ſeinen Purpur hüllt,
Wenn ſie ihm weg die Sorgen ſcherzet
Und ſelber ihr die Thrän' entquillt,
Wie iſt die Jüdin ſchön zu ſehn!

Auf ihrem Bett, dem thränennaſſen,
Liegt ſchlaflos die Frau Königin;
Sie iſt ſo einſam und verlaſſen,
Und knirſchend ſeufzt ſie vor ſich hin:
Wie iſt die Jüdin ſchön zu ſehn.

Der fromme Biſchof flucht der Schande,
Die Land und Volk und Kirche drückt,
Und daß in ketzeriſche Bande
Ein Chriſtenkönig ſich verſtrickt,
Und daß die Jüdin ſchön zu ſehn.

Des Königs Pag', der an der Pforte
Der Jüdin nächtlich warten muß,
Entbrennt, wie er die Liebesworte
Da draußen hört und Kuß um Kuß —
Die Jüdin war ſo ſchön zu ſehn!

Die Kön'gin ſpricht zum heißen Knaben:
Ich will dir geben Land und Gut,
Und meine Tochter ſollſt du haben,
Nimm dieſen Dolch, doch ſei bei Muth,
Die Jüdin iſt ſo ſchön zu ſehn!

Der Biſchof ſpricht: Nimm meinen Segen
Und meine Abſolution;
Sie ſtärken dich auf deinen Wegen
Zur frommen That — ſei ſtark, mein Sohn,
Die Jüdin iſt ſo ſchön zu ſehn!

Der Page ſpricht: Der Herr verderbe,
Frau Königin, dein Kind und dich!
Euch mit, Herr Pfaff — die Jüdin ſterbe,
Weil ſie ein Andrer küßt als ich;
Die Jüdin iſt ſo ſchön zu ſehn!

Und Morgens ſchleicht er in das Zimmer,
Sie ſchlief von Kuß und Liebe müd;
Doch in des Morgens Sonnenſchimmer,
Gleich einer Roſe, neu erblüht,
Wie war die Jüdin ſchön zu ſehn!

Er küßt ſie auf die nackten Brüſte,
Sie lächelt träumend, wie zu Scherz,
Dann ſtößt er ſchnell, wo er ſie küßte,
Das ſcharfe Meſſer in ihr Herz —
Da war die Jüdin ſchön zu ſehn.

Gorm der Alte.

Gorm der Alte ſtand am Rande
Eines alten, kahlen Schiffes,
Fern den Seinen, fern dem Strande,

Fern dem Fels des letzten Riffes —
Gorm, der Alte, König der Dänen.

Ob er wollte gehn zu Bette,
Daß ſie ruhn, die alten Glieder,
Wirft er Mantel, Kron und Kette
In die Meerestiefe nieder:
Hoch aufbrauſen die ſchwarzen Wogen.

Und es dringen jetzt die Wogen
Durch des alten Schiffes Ritzen,
Und ſein Schwert hat er gezogen,
Daß darin die Sterne blitzen,
Gorm, der Alte, König der Dänen.

Höher ſteigen ſtets die Wellen,
Bis ſie faſt den Saum bedecken.
Wie ſie jetzt herüber ſchwellen
Und des Königs Füße lecken,
Hoch aufbrauſen die ſchwarzen Wogen.

Und ins Meer hin ruft der König:
„Meine Heimat iſt die Welle!
Meer, dich machte unterthänig,
Bettelnd ſteht an deiner Schwelle
Gorm, der Alte, König der Dänen.

„Nimm mich fort von dieſen Borden,
Senke mich zur Tiefe leiſe,
Bin ich auch ein Chriſt geworden,
Sterb' ich gern auf Heidenweiſe“ —
Hoch aufbrauſen die ſchwarzen Wogen.

„Waſch die Taufe mir vom Haare,
Daß ich zu den Unbekehrten
Unbeſchämt darniederfahre,
Würdig meiner Schlachtgefährten,
Gorm, der Alte, König der Dänen!“

Böhmiſches Lied.

Ein traurig Amt hat der Henker fürwahr,
Er hat erſt vor zwei Tagen
Dem Vater beſchnitten das graue Haar
Und das Haupt ihm abgeſchlagen.

Jetzt ſitzt er daheim und putzt ſein Schwert
Von meines Vaters Blute:
Er war ihm ein alter Genoſſe werth,
Und ihm iſt weh zu Muthe.

Er weint und weint, und ſein blutig Geſicht
Abwäſcht er mit ſeinen Zähren;
Ich kann dem Henker zürnen nicht,
Ich werd' ihn ſelber am Hochgericht
Als meinen Gevatter begehren.

Ich will zu ihm hinüber gehn
Und will ihm zu Troſte ſprechen;
Wie er zu hauen möcht' ich verſtehn,
Dann möcht' ich fort aus der Heimat gehn,
Um meinen Vater zu rächen!

Däniſche Ballade.

Als König Alfreds Hochzeit war,
Da hat's geſtürmt und geregnet,
Der junge Biſchof im Prachttalar
Hat ſie vermählt und eingeſegnet —
Es war eine böſe Nacht.

Der junge Biſchof ſelber war
Ein Königsſohn aus altem Blute,
Und unterm purpurnen Talar

War ihm ſehr weh zu Muthe —
Es war eine böſe Nacht.

Am Liebſten hätt' er ſelber gefreit
Die junge, ſchöne Königinne;
Doch war er ſchon lange eingeweiht
Und durft' ihm die Lieb' nicht kommen zu Sinne —
Es war eine böſe Nacht.

Und zu dem frommen Segensſpruch,
Wie Tröpflein Gift zu ſüßem Weine,
Hat er gemengt einen leiſen Fluch —
Die Braut nicht hört's und nicht die Gemeine; —
Es war eine böſe Nacht.

Und als ſie kam ins Brautkämmerlein,
Da wandten ſich um alle Heil'genbilder,
Die Lampe gab ſehr trüben Schein,
Des König Alfred Herze ſchlug wilder; —
Es war eine böſe Nacht.

„So haſt du geliebt ſchon einen Mann?“
Sie weint' und ſchwor, daß ſie Keinen geliebet;
Einen Becher mit Wein ließ er kommen heran
Und hat ihn mit ſchwarzen Tröpflein getrübet; —
Es war eine böſe Nacht.

Der Biſchof gab ihr die Abſolution
Und hat ſie noch einmal geſegnet;
Sie nahm den Becher und trank davon —
Und draußen hat's geſtürmt und geregnet —
Es war eine böſe Nacht.

Diarium eines Mönches.

(Aus dem Mönchslatein.)

I.

Salus viro ....

Zwiefach großes Heil dem Manne,
   Der da weichet von dem Pfade
   Rechts und links nicht eine Spanne;
Der nicht ſitzet in dem Rathe
   Müß'ger Läſtrer und dem Hauſe
   Arger Frevler nimmer nahte.
Spähen wird zu allen Zeiten
   Seine arme Menſchenſeele
   Nach verborgnen Heiligkeiten.
Sieh, er gleichet jener Palme,
   Die da ſteht an Waſſerbächen
   Und geheiligt iſt im Pſalme.
Ich auch bin ein Baum, wie jener,
   Aber nicht an Waſſerbächen,
   Der blüht hundertfältig ſchöner.
Bin ein Baum, zerhaun vom Winde,
   Steh' in einer heißen Wüſte,
   Würmer nagen Kern und Rinde.

II.

Campi flores . . . . . .

Niederknien möcht' ich in Freuden
Vor der Blume auf dem Felde
Und anbeten, gleich den Heiden.
Nicht im heil'gen Brod alleine
Offenbart ſich Gottes Wandlung
Und im heil'gen Prieſterweine.
Calix iſt der Kelch der Blume,
Und die Gottheit blüht und leuchtet,
Duftet aus dem Heiligthume.
Wie kann Glaube je verderben?
Draußen mahnet dich die Wieſe
Und daheim die Blum' in Scherben.
Pfleg im Frühling deine Roſe
Und im ſpäten Herbſt beſuche
Auf der Au die Herbſtzeitloſe.

III.

Mortis iter . . . . . .

Haſt du einen lieben Todten,
Haſt du auch zum dunkeln Jenſeits
Einen ſtets getreuen Boten.
Nicht aus jenem ſtillen Lande
Kehrt, wer einmal hingegangen,
Eiſern ſind des Todes Bande;
Aber deiner Seele Ahnen
Zeigt die Liebe nach dem Jenſeits
Die noch unbetretnen Bahnen.

Und in ſtillen Mitternächten,
Kommſt, geführt von heil'gen Mächten,
Du zur Wohnung der Gerechten.
Und an Allerſeelentagen
Wagſt du's, ſchauend ohne Zagen,
Deine Augen aufzuſchlagen.
Was du höreſt, was du ſchaueſt,
Sorge, daß du deine Seele
Dran erlabeſt und erbaueſt.
Winkt die Mutter dir in Träumen,
Folge zu den heil'gen Räumen
Ohne Zagen, ohne Säumen;
Denn es wacht der Mutter Sorgen,
Wenn ſie längſt in tiefer Erde
Vor der Erde ſich verborgen.

IV.

Stat promissis ......

Wird ſie erfüllt, die Prophezeiung,
Die ſie erwarten mit Gebeten,
Mit Buß und Beichten und Kaſteiung?
Wird morgen die Poſaun' ertönen,
Vor deren Schall der Menſchen Herzen,
Der Erde Eingeweid' erdröhnen?
Und wird in Staub und Aſche fallen,
Was heute friedlich ſteht und prangend:
Die Hütte und des Königs Hallen?
Des Meeres und des Feuers Welle,
Wird ſie ſich ſtürzen allverheerend
In Gottes Dom? — auf dieſe Zelle?

O eitles Denken, eitles Sorgen,
O eitle Angſt vor Gottes Zorne
Und eitles Zittern vor dem Morgen!
Alltäglich ſitzt er zu Gerichte,
Alltäglich neu erſteht die Erde,
Alltäglich gehet ſie zu nichte.
Jedweder Tag zu jeder Stunde
Kann dir zum jüngſten Tage werden,
Wenn du erfährſt vom Herrn die Kunde.
Du ſelber mußt dich richten täglich,
Du freuſt dich innrer Seligkeiten,
Und du verdammſt dich ſelber kläglich.
Haſt du's erfahren nicht in Tagen
Der Noth, daß du in deiner Seele
Mit dir mußt deine Hölle tragen?
Kennſt du die Freude nicht, die ſüße,
Wenn man es fühlt, daß man auf Erden
So wandelt, wie im Paradieſe?
Was brauchſt du fürder noch zu warten,
Ob einſt der Herr ſitzt zu Gerichte,
Ob ſich dir aufthut einſt ein Garten?
Du kannſt's erwarten — Einem glaube,
Der ſchon auf Erden ſah den Himmel
Und auch der Hölle ward zum Raube!

V.

Solitudo ......

Genoſſin meiner Einſamkeiten
Iſt eine arme Spinne worden.
Wie wandeln ändernd ſich die Zeiten!

Wie ſehr ich einſt dieß Thierlein ſcheute,
So ſehr ob ihrer Ueberſiedlung
Auf meine Zelle ich mich freute.
Oft ganze Stunden ſeh' ich ſchweigend
Und ſtaunend zu, wie im Gewebe
Sie wirket auf und nieder ſteigend.
Vereinſamt ſcheint mir meine Klauſe,
Wenn ſie, vielleicht zu ihren Schweſtern,
Verreiſet aus dem luft'gen Hauſe;
Und wohl wird mir im Herzen wieder,
Wenn ſie auf einem ihrer Fäden
Sich ſenket in ihr Netz hernieder.
Doch juſt in meiner Zelle Mitte
Hängt dieſes Netz — daß ich's zerſtöre,
Muß fürchten ich bei jedem Schritte.
Denn wandelnd in dem engen Raume
Könnt' ich's zerreißen, nur es ſtreifend
Mit meines Kleides letztem Saume,
Und ſo ihr kunſtvoll Haus gefährden:
Und ſelbſt ihr Leben ſtören könnt' ich
Und müßte ſo ihr Schickſal werden.
Ich ſelbſt ſo ſchwach, wie Spinneweben,
So leicht gebrochen vom Geſchicke, —
Und ſie muß noch vor mir erbeben!
O, wie mich rühret dieſe Schwäche:
Nun zwiefach ſorg' ich, daß ihr Leben
Und daß ihr Häuslein nicht zerbreche.
So mag auf uns von ſeinen Höhen
Ein ſtärkrer Geiſt mit ſtillem Mitleid
Ob unſrer Schwäche niederſehen.
Mit ſeines Kleides letztem Saume
Könnt' er das ganze Erdgewebe
Wegſtreifen aus dem ew'gen Raume;

Jedoch ihn rühret unſre Schwäche:
Er ſorget liebend, daß des Lebens
Der Erde Spinngeweb' nicht breche.

VI.

Signa Dei ......

Gottes Grüße ſind die Worte,
Die du hörſt an deiner Pforte,
Wenn ein Bettler ſteht am Orte.
Zeichen iſt's von Gottes Segen,
Wenn ſich müde Thiere legen
Gern vor deines Hauſes Stegen.
Aber Gottes Gnadenquelle
Iſt verſickert dir, Geſelle,
Sproſſet Gras auf deiner Schwelle.
Ferne nicht iſt Gottes Strafe,
Stirbt das frommſte deiner Schafe,
Weint dein Kindlein aus dem Schlafe.
Alſo ſprach es der Verkünder;
Denn allein trägt nicht der Sünder,
Mit ihm leidet Heerd' und Kinder.

VII.

Porta fracta ......

Was ſtell' ich gleich dem feig gebrochnen Worte?
Es iſt zu einem edlen Schatze
Die diebiſch mit Gewalt geſprengte Pforte.
Was ſtell' ich gleich dem feig gebrochnen Worte?
Es iſt ein Baum voll hohler Blüthen,
Der vor der Leſezeit fruchtlos verdorrte.

Und fürder gleicht es einem Trinkpokale,
Der voll des ſüßen Weins geweſen
Und den ein Schlemmer bei dem üpp'gen Mahle
Hinſtürzen laſſen, daß er brach in Scherben;
Nun rinnt dahin der ſüße Wein der Treue,
So Tiſchtuch als Gewand dir zu verderben.

VIII.

Fons amoris.

So tief iſt der Liebe Bronnen,
Daß ihn völlig auszutrocknen
Nicht vermag der Strahl der Sonnen.
So tief iſt der Liebe Bronnen,
Daß kein Meiſter noch den Abgrund
Seiner Tiefe hat erſonnen.
So tief iſt der Liebe Bronnen,
Daß er in den Millionen
Bächen noch nicht ausgeronnen.
Mich gemahnt aus alten Tagen,
Wie des Liebesquells ich denke,
Eine lieblichſte der Sagen.
Einſt — es war in alten Zeiten,
Eh man ſah der Liebe Meiſter
Ueber dieſe Erde ſchreiten —
Einſtens an der Wüſte Schwelle,
Im gelobten Morgenlande,
Glänzte eine Wunderquelle:
Wer da kam mit frommem Willen,
Sieh, dem ſprang ſie froh entgegen,
Und er konnt' die Krüge füllen.

Aber die der Wundergabe
Nicht geglaubt, die wurden nimmer
Theilhaft ihrer ſüßen Labe.

Täglich kamen da in Zügen
Mädchenſchaaren aus den Zelten
Mit den hohen Waſſerkrügen.

Einſtens, ſieh, da war verſchwunden
Jeder Tropfen, als ſie wieder
Kamen in den Abendſtunden.

Und ſie ſprachen: „Seht, die Quelle
Iſt verſickert, und ſie ſprechen
Von der ewig friſchen Welle.“

Fürder ſprachen ſie: „Den Gluthen
Heißer Sonne ſind erlegen
Die geprieſ'nen Wunderfluthen.“

Und ſie ſprachen dann zum Dritten:
„Will vielleicht die Stolze, daß wir
Um ihr bittres Waſſer bitten?“

Und ſie ſtellten lachend nieder
Ihre Krüge und begannen,
Laut zu ſingen häm'ſche Lieder.

Und ſie tanzten hin und wieder,
Unbedacht, daß in den Zelten
Durſtig harrten ihre Brüder.

Doch ein Greis, der an dem Bronnen
Saß, um ſeine alten Glieder
In des Abends Strahl zu ſonnen,

Sprach zu ihnen: „Eure Seelen
Sind des Trankes nicht bedürftig,
Denn er würde nimmer fehlen.“

Kaum hatt' er es ausgeſprochen,
Sieh, da kommt ein müder Pilger
Aus der Wüſte hergekrochen.

Matt zu Tode läßt er ſinken
    Seine Glieder, und er beugt ſich,
    Sehnend aus dem Quell zu trinken.
Sieh, aus tiefem Grunde ſpringt es
    Friſch hervor, wie junges Leben,
    Und wie Liebeslieder klingt es.
Und die Mädchen, näher tretend,
    Sehn's und fallen ſtaunend, gläubig
    Auf ihr Antlitz nieder, betend.
Wie aus einem Trinkpokale
    Sprudelt es hervor mit Rauſchen
    Und ergießt ſich in die Thale.
Und am andern Morgen blühet
    Jede Stelle in der Wüſte,
    Die noch geſtern war verglühet:
Wo der Quell den Sand nur küßte,
    Sproßten Blumen aus dem Boden,
    Und verſchwunden war die Wüſte.

IX.

Nunquam, nunquam potatores .....

Trinker, trinket nur aus Krügen!
    Da mag kein Verräther lauſchen
    Euren kühnſten, tiefſten Zügen.
Trinker, trinket nur aus Krügen,
    So nur könnt ihr das Gewiſſen
    Und die Mäßigkeit betrügen.
Wein im Glaſe gleicht dem Weibe,
    Das ſich ſchamlos ohne Hülle
    Hingibt und mit nacktem Leibe.

Wein im Kruge gleicht der frommen,
Zücht'gen Gattin, die verſchweiget,
Wie oft du zu ihr gekommen.
Nur der Krug erträgt biederben
Trinkerſcherz, doch alle Gläſer
Gehn, wie Dirnentreu, in Scherben.
Alle Wunder, die da weiland
Sind geſchehn, geſchahn in Krügen
Beim Propheten, wie beim Heiland.
Denn das Wunder mag nicht taugen,
Das ſich offenbar entſchleiert
Und vor aller Menſchen Augen.
Jeder denke, daß in Händen
Er das Krüglein hält von Kana,
Und die Luſt wird nimmer enden.
Trinker, trinket nur aus Krügen!
Laßt mit Gläſern ſich den Laien,
Der nicht Wunder kennt, begnügen!

X.

Frustra quaero .....

Ein Name iſt's, nach dem ich ſuche
Seit langen Jahren, doch vergebens.
Ich kann ihn nicht im heil'gen Buche,
Nicht hoch im Himmel aus den Sternen,
Nicht auf der Erde aus den Blumen,
Nicht aus des Baches Klange lernen.
Der Name iſt's des Namenloſen,
Dem Vöglein ihre Lieder ſingen,
Dem ihre Düfte weihn die Roſen.

Das Evangelium nennt einen
  Deß, der am Marterholz geſtorben,
  An deſſen Fuß die Frauen weinen.
Doch iſt's der Name nur des Theiles,
  Der ſich geoffenbart im Menſchen
  Als Bringer nur des Menſchenheiles.
Wie nenn' ich ihn, der in der Palme
  Sich offenbart und in der Roſe
  Und in der Gräſer kleinſtem Halme?
Wie nenn' ich ihn, der in dem Schalle
  Der Lerche ſingt beim Morgenrothe
  Und Nachts im Lied der Nachtigalle?
Wie nenn' ich ihn, der in den Fluthen
  Des Meeres brauſet und daher fährt
  In Donner- und in Flammengluthen?
Wenn er zu uns herabgeſtiegen,
  Um ſterblich in der Menſchen Leib
  So Tod als Sünde zu beſiegen —
Warum nicht in den zwiefach Reinen:
  In Vogel, Palme, Meer und Feuer,
  Sollt' er verherrlichend erſcheinen?
Vielleicht auf einem fernen Eiland
  Iſt einſtens eine Palme worden
  Den andern Palmen all zum Heiland —
Vielleicht iſt für die Nachtigallen,
  Sie lehrend mild das Lied der Liebe,
  Einſt eine Nachtigall gefallen —
Doch wiſſend, ſelig ſchweigt die Palme,
  Und eine Menſchenſeele kann nicht
  Enträthſeln Nachtigallen-Pſalme.

XI.

Hora matutina vidi
Facientem muros nidi ....

Heut ich aus dem Fenſter ſchaute,
Sah ich, wie ein blaues Vöglein
An die Wand ſein Neſtlein baute.
Klümplein Erde, Federn, Halme
Trug's herbei und ſang zur Arbeit,
Gott zu preiſen — ſüße Pſalme.
Und ich hielt mich ſorglich ſtille;
Denn das Vöglein nicht zu ſtören
Bei der Arbeit, war mein Wille.
Und ich dachte, wie am Morgen
Ich ihm Nahrung wollte reichen
Und für ſeine Armuth ſorgen.
Aber fühlen meine Blicke
Mußt' es; denn es floh von dannen,
Und es kehrte nicht zurücke.
Und ich mußte ſelbſt mich fragen:
Sind ſo bös der Menſchen Augen,
Daß ein Vöglein ſie verjagen?
Kann die Liebe ſelbſt nicht lindern
Ihre böſen Zauberkräfte
Und des Vögleins Angſt vermindern?
Und doch iſt's das Aug, das ſaget,
Welches bös' und gute Trachten
Unſre Seele in ſich traget.
Darum floh das Vöglein eben;
Denn der Herr hat ihm die Ahnung
Künft'gen Unheils beigegeben.
Liebend hätt' ich es geheget
Als der Einſamkeit Genoſſen,
Mondenlang vielleicht gepfleget;

Aber endlich aufgegangen
Wär' in mir der böſe Wille,
Und ich hätt' es doch gefangen,
Und in einen düſtern Bauer
Hätt' ich's eingeſperrt bedächtlich
Und verdammt zu ew'ger Trauer.
Wohl dir, daß du fort geflogen,
Vöglein, in die grünen Wälder,
Denn ich hätte dich betrogen!

XII.

Somnium, quod somniavi
Quando claustrum hoc intravi....

Ein Traumgeſicht, davor ich ſchauern
Noch heute muß, hat mich geſchreckt
Die erſte Nacht in dieſen Mauern.
Ich ſtand mit Eins im dunkeln Gange;
Des ganzen Kloſters Mauern bebten
Von fernem, lärmendem Geſange.
Der kam heran und immer näher
Und klang ſo wild und alſo ſchaurig,
Daß weh mir ward und immer weher.
Ein Schwarm von Mönchen kam gezogen,
Die Lieder klangen immer wilder,
Und die zerriſſnen Kutten flogen.
Und ſie umſprang in frechen Tänzen
Ein Haufe Dirnen, die ſie fingen
Mit den geweihten Roſenkränzen.
Mit wolluſtbrennender Geberde
Auflachten ſie und warfen ſpottend
Brevier und Kreuze auf die Erde.

Des Kreuzes Ampel brannte trüber,
Wie sie mit Hohn vorbei gegangen;
Dann kam ein zweiter Zug vorüber.
Und der voran dem Zuge rannte,
Schwang hoch ein Kruzifix in Lüften,
Das lichterloh und prasselnd brannte.
Die andern Mönche, die in Händen
Pechkränze trugen, folgten schreiend;
Roth lag die Gluth auf allen Wänden.
„Gott will es!“ — scholl ihr wildes Rufen —
„Auf, laßt uns aus verbrannten Beinen
Zu Gottes Throne baun die Stufen.“
Und ein verworrner Chor von Flüchen
Scholl lange noch an meine Ohren
Und von ergrimmten Bibelsprüchen.
Dann ward es still — doch durch den Bogen
Der Kirche schleichend, flüsternd, lispelnd
Kam bald ein dritter Schwarm gezogen.
Wie sie an mir vorüber gingen,
Den Kirchenweihrauch duftend, hört' ich
Das Geld in ihren Säckeln klingen.
Ich hörte flüsternd sie erzählen,
Welch feine Lüste sie ersannen,
Zu ängstigen einfält'ge Seelen.
Ich hörte, wie sie spottend scherzten
Des Leides und der Reue, welche
Verwundet ihnen bange Herzen.
Aufschreien wollt' ich jäh im Grimme,
Doch in der Brust tief lag gefesselt
Erstarrt zu Tode meine Stimme.
Und abseits wandt' ich mich mit Beben,
Betrogen sah ich meine Seele,
Mein Hoffen hatt' ich aufgegeben.

Da, ſieh, wie ſich die Gäng' erhellen!
Aufthaten ſich verſchiedne Pforten,
Und ſehn konnt' ich in einzle Zellen:
Da ſtand ein blaſſer Mönch, wie betend
Vorm Bilde, das er ſelbſt geſchaffen,
Und lächelte vor Scham erröthend.
Und die Madonna ſah ſo milde
Mit allen Engeln zu ihm nieder,
Daß lebend ſchienen die Gebilde.
Er ſchloß das Aug, und ich erſchaute
Die Schaar von heiligen Geſtalten,
Die ſtrahlend auf ihn niederthaute.
Es waren fromme Pilgerengel,
Die hin durch Palmenthale zogen,
Und Frauen mit dem Lilienſtengel.
Es waren Kindlein, die da liefen
Zum Meiſter hin, deß milde Worte
In ſeinen Schooß die Kleinen riefen.
Es waren Arme, die, durch Leiden,
Und Sünder, die, durch Reu geläutert,
Einzogen zu den ew'gen Freuden.
Dann ſchaut' ich in die zweite Zelle:
Da forſcht' ein Mönch im alten Buche
Bei ſeiner Ampel milder Helle.
Es ſtanden auf des Buches Rändern
Viel ſonderbar verſchlungne Zeichen
Von Himmels- und von Erdenländern.
Dann trat er zu des Fenſters Gittern
Und ſah hernieder in die Thäler
Und zu der Sterne lichtem Zittern.
Und ich, ich ſchaute, was er ſchaute,
Und hörte mit, was er gehöret,
Selbſt ſeines eignen Herzens Laute.

Ich ſah dahin die Sterne ziehen,
Wie Sonnen in den ew'gen Kreiſen,
Und hörte ihre Harmonieen.
Ich hört' und ſah die Millionen,
Die in den lichtdurchwebten Hainen
Und Hütten, Gott anbetend, wohnen.
Ich ſah die Regenbogenbrücke
Von Stern zu Stern, auf der die Geiſter
Herüberſchreiten und zurücke.
Und in der Erde Eingeweiden
Sah ich die Erdmetalle fließen
Und ſich in tauſend Ströme ſcheiden.
Und auf that ſich mir das geheime,
Verſchwiegne Räthſel von den Früchten,
Von Blüthe, Wachsthum und vom Keime.
Mein Leben wollte überfließen,
Und vor den offnen Herrlichkeiten
Mußt' ich mein ſchauend Auge ſchließen.
Als ich es aufthat, da erſchaut' ich
Den dritten Mönch in ſeiner Zelle,
Und mich am heil'gen Lied erbaut' ich;
Denn an der Orgel ſaß er, träumend
Und mit Muſik die Dämmerungen
Gleich wie mit Morgenroth umſäumend.
Und auf der Leiter ſeiner Lieder
Stieg eine Schaar von heil'gen Seelen
Zu Erd' und Himmel auf und nieder.
Und wie in ſeinem Orgelliede,
So lag auf ſeinem blaſſen Antlitz,
In ſeinem Aug ein hoher Friede.
Und weh ward mir, und niederziehen
Fühlt' ich gewaltig mich zur Erde,
Und horchend lag ich auf den Knieen.

Da plötzlich wieder die Geſänge,
Die Flüche und das Läſtern hört' ich
Der erſten Mönche durch die Gänge.
Und rings um mich erſcholl es: Wähle!
Und aus der Orgel: Wähle, wähle!
— Und damals wählte meine Seele.

XIII.

Domus Dei ......

1.

Dieweil ich auf zum Dome ſchaue,
Muß ich ob manchem Dinge ſtaunen
An dieſem alten Wunderbaue.
Mein Auge haftet an den Roſen,
Die ſich aus dem Geſtein erheben
Wie Waldesblümlein aus den Mooſen.
Wer hat erwählt die freud'ge Blume,
Daß ſie als Schmuck und Zierde prange
An dieſem düſtern Heiligthume?
Vielleicht ein Meiſter aus der Ferne,
Der bauend an ſein Liebchen dachte
Und ſie vor Augen hatte gerne.
Vielleicht ihr letztes Liebeszeichen
War eine Roſe, die doch endlich
Verwelken mußte und verbleichen.
Da ſchuf er kunſtvoll die von Steine,
Die nicht ſo flüchtig war im Blühen
Und nicht hinfällig war, wie ſeine.
Und immer mehr und ganze Kränze
Erſchuf er und umzog den Tempel
Mit einem ganzen Liebeslenze.

Doch, was ſpricht jene, deren Blätter
Gebrochen ſind, als hätt' geknicket
Stengel und Kron' ein böſes Wetter?
Vielleicht erhielt die Kund' indeſſen
Der freie Maurer, daß die Liebe
Gebrochen iſt und er vergeſſen.
O, dieſer Bau hat zu erzählen,
Der heil'gen Kirche gleich, viel Wunder
Von treuen und gebrochnen Seelen.

2.

Doch wieder, wenn den Dom ich ſchaue,
Muß ich ob manchem Dinge ſtaunen
An dieſem alten Wunderbaue.
Ich frage, was die grauenvollen
Gebilde, die ſich grinſend winden
Um Dach und Thurm, bedeuten wollen?
Was will dieß ſcheußliche Gewürme,
Molch, Schlangen, Drachen, Skorpione,
Die allwärts hängen um die Thürme?
Woher verwunſchne Menſchenleiber,
Woher Vampyr, Hyän' und Tiger
Und wolluſtvolle, ſchupp'ge Weiber?
Den Salamander aus den Gluthen,
Wer bannt' ihn an die heil'ge Kirche,
Und den Polypen aus den Fluthen?
Sind ſie die Sünden, die mit Hoffen
Umlagert halten Gottes Häuſer
Und harren, bis die Thore offen?
Nicht doch! — denn ewig offen ſtehen
Die Thore Gottes und der Kirche,
Und ein kann jeder Sünder gehen.

Auch blickt nicht alſo graunvoll wilde
Die reu'ge Sünde; nein, ſie weinet
Und lächelt auch und betet milde.
Dieß Ungethüm, iſt's nicht zu ſchauen,
Als ob es wüchſe aus der Kirche
Hervor mit allem ſeinen Grauen?
Sie ſind die Sünden, die im Schooſe
Der Kirche heimiſch, wie die Schlange
Im düſterreichen Buſch der Roſe.
Sie ſind die gräulichen Lemuren:
Der Haß, der Neid, der Trug, die Wolluſt
Und all die tauſend Unnaturen,
Die aus des Glaubens heil'gem Boden
Aufwuchern und die Luſt der Kirche
Verpeſten mit dem gift'gen Odem.
Das hat der Meiſter wohl empfunden,
Als er ſie ſchuf, und mit den Roſen
Und Blumen hat er ſie verbunden.
Doch weislich an des Baues Zinnen
Sind ſie gebannt; denn nur von außen
Sind heimiſch ſie, und nicht von innen.

XIV.

In deserto……

Auf einer öden, hohen Klauſe
In einem alten, alten Thurme,
Unfern von unſerm Bruderhauſe —
Da ſah ich eine Glocke hängen,
So groß und ſchön, daß weite Lande
Erbeben müßten ihren Klängen

Doch iſt ſie rings mit Spinngeweben,
Tief von der Zunge bis zur Krone
Mit Staube und mit Schutt umgeben.
Und manche Sprüche rings am Rande,
Die ſprechen fromm und ſtark von Andacht
Und von der Freiheit aller Lande.
Sie ſind mit Augen kaum zu leſen
Vor Schutt und Staub und ſind doch einſtens
Aufrufe für ein Volk geweſen.
Auch hat die Glocke nicht geklungen
Seit grauen Zeiten, und der Glöckner
Starb längſt dahin, der ſie geſchwungen.
Nur noch ein Greis erzählt wie Sagen,
Daß Wald und Luft in Andacht ſanken
Und bebten, wenn ſie angeſchlagen.
Jetzt iſt zu ſchweigen ſie verdammet,
Die einſt erwärmet mild in Andacht
Und wild zu Kämpfen hat entflammet.
Denn dieſer morſche Thurm zerſpränge
Und ſtürzte brechend, wenn die Glocke
Mit ihrem mächt'gen Schall erklänge.
Du Seele dieſes morſchen Thurmes,
Du einſt'ge Botin frommer Andacht,
Du Weckerin vorm Nahn des Sturmes:
Wie gleicheſt du in deinem Schutte,
In deinem Staub, in deinem Schweigen,
Der Menſchenſeele in der Kutte!
O, ſie muß ſchweigen, qualvoll ſchweigen
Und muß ſich hüten, ihres Klanges
Gewalt'ge, eh'rne Macht zu zeigen.
Denn ſtürzen müßte ihre Hülle
Und brechen die vermorſchte Satzung,
Ertönte ſie in ganzer Fülle.

XV.

In sepulcris monachorum .....

Aufgereiht wie ihre Zellen
Steht hier Sarg an Sarg der Mönche
Auf den düſteren Geſtellen.
Einer kam dazu noch heute,
Hörbar kaum in dieſen Tiefen
Tönet noch ſein Grabgeläute.
Gleich wie dieſer letzte, kalte
Gruß in heitern, freien Lüften
Spurlos, echolos verhallte,
Wird von ſeinem Büßerleben,
Den ſie hier beſtattet eben,
Bald jedwede Spur entſchweben.
Wehe, wenn das Angedenken
Mit verſchwindet, wo die Leiche
In die Gruft ſie niederſenken!
Weh der Ruhe, die ſie finden,
Die nicht an der Erde Unruh
Hundert Liebesfeſſeln binden.
Weh den Himmelsſeligkeiten,
Die die Trauer nicht durchwebet
Derer, die dein Grab bereiten.
Rauch von hundert Weihrauchfäſſern,
Chöre düſtrer Todtenlieder,
Ströme von geweihten Wäſſern —:
Nichtig ſind ſie vor dem Hauche,
Vor dem Wort aus liebem Munde,
Vor der Thrän' aus liebem Auge.
Weh euch Allen, die ihr zweifach
Seid geſtorben und begraben
Und vergeſſen werdet dreifach.

Wohl euch, daß ihr euch verbergen
Könnt in tief gegrabnen Grüften
Und in erzgegoßnen Särgen.
Denn im Tode noch vergehen
Müßtet ihr vor Scham und Reue,
Könnt' euch noch das Auge ſehen
Eines, der in warme Herzen
Gerne blicket und nicht feige
Sich verſchließt den Erdenſchmerzen.
Ihr, ihr thatet's! — hinter Mauern
Habt ihr ſchnöde euch verkrochen
Vor der Erde Luſt und Trauern.
Daß ſie nicht für Andre blühet,
Habt ihr, eurer Seele Blume
Früh zu brechen, euch bemühet.
Daß ihr zu der Welt zurücke
Nicht gelangt und ihren Leiden,
Bracht ihr tückiſch Steg und Brücke.
Ihr vergaßt die heil'ge Kunde,
Und ſie kam euch nicht zurücke
Selbſt in bittrer Todesſtunde.
Weg ſtoß' ich mit meinem Fuße
Das Gebein ringsum — mir ſchaudert
Hier vor dieſes Todes Kuſſe.
Hier erwacht der öde Glaube
An die Ewigkeit des Todes,
Und daß Alles wird zu Staube.
Sind die Seelen doch von Allen,
Die hier eingeſargt, noch früher
Als der Leib in Staub gefallen.
Und nur Heuchelei war eben
Ihr Erſterben, wie geweſen
Heuchelei ihr ganzes Leben.

O, mich trägt mit mächt'gem Flügel
Sehnſucht fort aus dieſen Grüften,
Fort nach einem grünen Hügel,
Den ich betend könnte küſſen,
Wo nicht alle Seelenſtimmen
Fluchen und verdammen müſſen.

Aus der Stadt.

Einſame Lichter.

Gehſt du des Nachts durch dunkle Gaſſen
Und ſiehſt die einzeln glühnden Lichter
Und haſt nicht ſchaffende Gedanken —
Beim Himmel, nein, du biſt kein Dichter.

Du mußt von jedem Fenſterlichte,
Das einſam leuchtet, dir erzählen
Die ſchönſte, rührendſte Geſchichte
Von einſamen, verglühnden Seelen.

Denn jene allzuſpäten Lichter
Sind in der Stadt, was auf den Teichen
Die irren Lichter ſind, die flackern,
Wo arme Seelen ſtill verbleichen.

Sieh jenes dort, das unterm Dache
So hoch und alſo trübe glimmet
Gleich einem frommen Mädchenauge,
Das ſtillverweint in Thränen ſchwimmet —

Fürwahr, mir däucht, bei ſeinem Scheine
Liegt dort ein Mädchen im Gebete;
Es rafft ſich auf und nähet weiter,
Nachdem's den ganzen Tag ſchon nähte.

Sie näht ein Brautkleid für die Reiche,
Die jetzt von Liebesfreuden träumet,
Und weiß es nicht, daß ſie ſich ſelber
Zugleich ihr Leichentuch beſäumet.

Vorbei, vorbei! — Aus dunkler Höhe
Glänzt dort ein Licht gleich einem Sterne;
So hoch erſcheint's, als wär's entrücket
Der Welt in weite Himmelsferne.

Dort hauſt der glückliche Poete
Und ſchwelgt im eigenen Gedichte,
Das er nur kennt und ſeine Klauſe,
Und ſieht begeiſterte Geſichte.

Er träumt vom Dichterlebn, von Liebe;
Von Ruhm und Glanz in nahen Tagen,
Sein Auge glänzt, gewiß des Sieges —
Nach Jahren will ich wieder fragen.

Ein andres Licht! — wie eine Ampel
Durch einer Kirche Dämmerſtille,
Dringt es hernieder in die Gaſſen
Durch jenes Fenſters dichte Hülle.

Dort liegt ein Kranker, der ſich ſehnet,
O, daß es balde Morgen werde!
Doch weiß ich nicht, wünſcht er des Himmels,
Wünſcht er herbei den Tag der Erde?

Der Pendel klappt einförm'gen Schlages;
Er ſeufzt betrübt: „Die Glock' ſchlägt zwölf"[1] —
Das mahnt ihn an das Lied der Amme:
Daß Gott doch allen Kranken helf'!"[1] —

Doch fort zu freudenvollern Bildern.
Kennt ihr aus jenem Haus Eliſen?

---

[1] Aus der „Ammenuhr."

Den Leuten heißt ſie Frau Baronin,
Doch mir ein Geiſt aus Paradieſen.

Dort, wo das Licht aus rother Seide
Hervorquillt gleich dem Himmelsrothe,
Das niederthauet auf den Frühling,
Der ſchönen Tage ſchöner Bote:

Dort in dem prächtigen Palaſte
Mit marmornen Karyatiden,
Dort herrſchet ſie in ihrer Schönheit,
In ihrer Seele heitrem Frieden.

Daß ſie auch wacht, wenn Nachtwach' halten
Nur, wer ſich grämet und wer duldet,
Das hat bei ihr, der Glückbegabten,
Die Mutterliebe nur verſchuldet.

Ein Feſt, das ohne ſie verödet
Und ſeelenlos verhallt indeſſen,
Am Krankenbette ihres Knäbleins
Hat ſie's in Leiden längſt vergeſſen.

Drum iſt ſie auch in Pracht gehüllet;
Ihr Haar durchwebt an Blum' und Blüthe
Ein reicher Lenz, doch iſt er ärmlich
Vor ihrem Frühling im Gemüthe.

Der weiße Atlas, deſſen Falten
Sich weich um ihre Glieder legen,
Umhüllt ſie hold und mild wie Liebe,
Wie ihrer Armen Dank und Segen.

Und ihrem Knaben, der ſich ſcheuet
Vorm Tranke, der ihn macht geſunden,
Erzählet ſie, die Schal' in Händen,
Viel Märchen, die ſie ſelbſt erfunden:

„Es war einmal ein Prinz,
Horch auf, horch auf, mein Kind
Der war ſo ſchön und gut,
Wie Märchenprinzen ſind.

Sein Vater, der war König
Vom ganzen Morgenland
Und hatte Gärten und Schlöſſer
Am ſchönen Gangesſtrand.

Nichts aber konnt' ihn freuen,
Und nichts war ihm zu Dank:
Der ſchöne, gute Prinz,
Sein Söhnlein, war ja krank.

Und da war eine Baſe,
Und die war eine Fee,
Sie ſah der Mutter Weinen
Und ſah des Vaters Weh.

Sie wollte dem Prinzen helfen
Und kam einmal heran
Mit ihrem Blumenwagen
Und ihrem Taubengeſpann.

Das Bette rings in Kreiſen
Umſchwebte ſie auf und ab
Und ſang geheime Weiſen
Und ſchwang den Zauberſtab.

Da ſproßte aus dem Boden
Urplötzlich Strauch an Strauch,
Es dufteten die Blüthen
Wie ſüßer Blumenhauch.

Und aus den duft'gen Blüthen
Macht ſie einen ſüßen Trank,
Den ſchlürfte der ſchöne Prinz
Und war nie wieder krank.

Und ward der ſtärkſte Held
Am ſchönen Gangesſtrand
Und hat ſich zum Morgenlande
Erobert das Abendland.

So wurde vor tauſend Jahren
Erſchaffen der duft'ge Thee.
Und wer ihn nicht will trinken
Betrübt die ſchöne Fee."

Halb ſchlummernd lächelt noch der Knabe
Und ſtreckt die Händlein nach der Schale;
Die Mutter, wie ſie vor ihm ſitzet,
Scheint ihm die Fee vom Gangesthale.

Sie lächelt ſelig — Mutterlächeln
Iſt noch ein Hauch vom Paradieſe.
Sie küßt ihr Kind, das Aug voll Thränen —
Der Himmel ſegne dich, Eliſe!

Junggeſellenſtube.

Kehrt man in ſpäter Abendſtunde
Aus dem Gewühl zurück verdrießlich,
Iſt's auf der Junggeſellenſtube
So öd und ſchal und unerſprießlich.

Ich ſeh' mich um und gähn' und gähne:
Für Zweie wäre Platz hier eben,
Und hier bei dieſem öden Lager
Könnt' noch ein zweites ſtehn daneben.

Bei Gott, es wär' ein ſchönes Leben,
Und dieſer Raum ſo kahl und öde,
Er könnte lieblich wiederhallen
Von Kuß und Kuß und trauter Rede

Es ſoll nicht ſein! — Den treuen Mantel
Werf' ich zu Tod betrübt vom Leibe —
Der Froſt durchklirrt die nächt'gen Straßen
Und malt mir Blumen an die Scheibe.

Und ſelber ſchicht' ich einen Holzſtoß,
Bald praſſelt's luſtig im Kamine,
Und bald auch flackert blau die Flamme
Und ſummt um die Kaffeemaſchine.

Und wohnlich wird's auf meiner Stube,
Die mitternächt'ge Geiſterſtunde
Berauſcht ſo ſüß, doch noch viel ſüßer
Berauſchet die Cigarr' im Munde.

Im Lehnſtuhl ſtreck' ich mich am Ofen
Und ſtarre träumend in die Kohlen
Und denke an das Glück, das todte,
Verloren halb und halb geſtohlen.

Doch aus den holden Dämmerungen
Entwirken ſich geliebte Bilder;
In lieblichen Erinnerungen
Stimmt ſich mein Herze mild und milder.

Und mit den Wolken der Cigarre
Entſchwinden die von meiner Stirne,
Und heilungsvolle Troſtgedanken
Erwachen leiſe mir im Hirne.

Ich denk' an manches Dichterſchickſal
Aus allen Ländern und vergleich' es
Mit meinem Schickſal, und ich nenne
Das meine doch ein freudenreiches.

O Friedrich Günther, armer Dichter,
Verjagt von der Philiſter Schwellen,
So mußteſt du dein armes Liebchen
In eines Kirchhofs Graun beſtellen.

Und von des Lebens Noth getrieben,
Haſt du mit einem ſtolzen, freien
Gebrochnen Herzen hingeſchrieben,
Ein Höfling, ekle Schmeicheleien.

Ich ſinge keck hinaus die Lieder,
Die frei von meiner Liebe ſprechen;
Und bricht dieß Herz, ſoll's wie beim Schwane
In einem Liebesliede brechen.

Ich preiſe weder Fürſt noch Kaiſer,
Kein Lied entſteiget meinem Buſen,
Deß Stirne nicht die Freiheit küßte,
Die ſchönſt' und edelſte der Muſen.

Und Chatterton, du armer Junge,
Auch dein gedenk' ich naſſen Auges;
Um meine Schläfe weht es ſchaurig,
Wie Seufzer deines Sterbehauches.

Dir ſchlug die Noth um Geiſt und Arme
Die blutig ſchwere Sklavenkette,
Und du verkaufteſt deine Adern
Des Arztes forſchender Lanzette.

O, anders hoff' ich zu verſpritzen
Mein Blut — auf einem beſſern Pfühle:
Vielleicht beim Sang der Siegeshymnen
Und in der Freiheit Schlachtgewühle.

Und Richard Savage, deine Seele
Ertrug die bitterſten der Schmerzen,
Dieweil dein Schickſal dir verſchloſſen
Den Weg zu einem Mutterherzen.

Die hohe, heil'ge Luſt, zu wandeln
In treuer Hut der Mutterblicke,
An ihren Strahlen zu geneſen,
Sie ward verſagt dir vom Geſchicke.

O Mutter mein! von ferne grüß' ich —
Von Gottes ewigem Gemüthe
Hat ſich ein heil'ger Strahl geſenket
In deiner Seele weiße Blüthe.

In allen Einſamkeiten fühl' ich
Mich nimmer einſam und verlaſſen,
Mir folget nach der Mutter Sorge,
Wohin ich zieh', auf welchen Straßen.

Und nimmer kann mein Herz verwildern
Wie deines, Savage, armer Dichter,
Denn ſegnend ſtrahlt in meine Seele
Ihr Aug wie milde Mondenlichter.

Wenn ich's bedenk' — wie glücklich bin ich!
Im Ofen ſummt die Flamme traulich,
Und aus den Gaſſen tönt der Nachtruf
Des Wächters zu mir fromm erbaulich

Wie ich hier ſitz' und ſinn' und ſchreibe
In nächt'ger, doch beſeelter Stille,
Schein' ich mir ſelber eine ſchöne
Und dichteriſche Stadtidylle.

Dienſtbotenſchlaf.

O, weckt ſie nicht, ihr kommt vom Trinkgelage,
Sie haben ſich gemüht für euch bei Tage:
Ihr leertet aus den Becher ſüßer Luſt,
Sie ſtellten hin den bittern Kelch der Plage.

Legt Sanftmuth auf die ungerechte Wage,
Daß euch nicht einſt ihr blaſſes, ſtummes Aug
Und ihrer Wangen Bläſſe furchtbar frage,
Wer gab in eure Hand das Recht der Plage?

Für euch nur raffen ſie die Kraft ſo eilig
Im kurzen Schlaf zuſammen — ſtört ſie nicht!
Auf ihren Stirnen ſteht es hundertzeilig:
Dienſtbotenſchlaf iſt heilig, dreimal heilig!

So heilig, wie das Schwert des müden Kriegers,
So heilig wie das Zelt ruhmvollen Siegers
Und wie der Stab, daran zuſammenbricht
Vom letzten Kampf die Kraft des Unterliegers.

Legt Sanftmuth auf die ungerechte Wage!
O, weckt ſie nicht — ihr kommt vom Trinkgelage,
Geht leiſen Schritts, reißt an der Glocke nicht —
Wer gab in eure Hand das Recht der Plage?

Am Fenſter.

Da rollt am Haus vorbei, ſchwarz ausgeſchlagen,
Mit ſeiner ſtillen Laſt der Todtenwagen.

Es ſitzen Kinder in dem Staub der Gaſſen,
Die ſich durch ihn im Spiel nicht ſtören laſſen.

Da ſpringt das eine auf, ein blonder Junge,
Und ſchwingt ſich rückwärts auf mit kühnem Schwunge.

Und freudig ſtolz blickt er von ſeinem Sitze
Und winkt den andern zu und ſchwenkt die Mütze.

So fährt er fröhlich hin, der blonde Knabe,
Und fährt ſo fröhlich mit vielleicht zu Grabe.

Die andern ſahn ihm nach mit ſtillem Neide
Auf ſeine ſchöne Fahrt, auf ſeine Freude.

Wie ich den Knaben auf der Fahrt erſchaute,
Am Fuß des Sargs, zu Grabe zieh'nd — mir graute.

Die Kinder ſahn ihm nach mit ſtillem Neide
Auf ſeine ſchöne Fahrt, auf ſeine Freude.

Oſt und Weſt.

Geſchlechtsregiſter.

Schüttelt ab die Schmach, ihr Deutſchen,
Ab die Schmach, die die Geſchichte
Euch zum Hohne aufgezeichnet
Mit dem unterthän'gen Griffel.

Jene Schmach, daß in den Leibern
All der blut'gen Romanowe
Kocht das Blut, das in den Adern
Luthers, Huttens, Schillers rollte.

Wer nicht weiß, daß die entmenſchten
Und entweihten Weiber, welche
Auf des Iwan Waſſiljewitſch
Stuhle ſich in Wolluſt ſtreckten —

Daß ſie mit dem Auswurf buhlten,
Mit dem Schmutz der Nationen,
Die die Fluth am Sklavenſtrande
Rußlands jemals ausgeworfen?

So gezeugt in anbefohlner,
Knechtiſch unterwürf'ger Wolluſt,
Und geboren dann auf Purpur
Und in Autokratenhochmuth,

Wirkt ſich dieſes Blut im Wahnſinn
Innern Kampfes auf dem Throne,
Denn es iſt das Blut des Sklaven
In den Adern des Deſpoten.

Schlechteres aber kennt die Erde
Nichts als Sklaven und Deſpoten,
Denn ſie ſind des Menſchheitbaumes
Faule Wurzel, faule Krone.

Drei Reiter.

Jüngſt an der deutſchen Gränze war zu ſchauen
Mit einem Mal im Nebelmorgengrauen
Die unheimlichſte Trias, wie bis da
Sie niemals noch ein deutſches Auge ſah.

Drei Reiter waren's, fern herbeigerufen
Zur Polenjagd — an ihrer Roſſe Hufen
Hat Blut geklebt, denn ein verblutend Land
Hat die geſpenſt'ge Trias juſt durchrannt.

Der Sprache Laut, das Antlitz, die Gewande —
So fremd iſt Alles, ob dem Märchenlande
Entſprungen wär' der vielverſchiedne Sohn:
Vom Kaukaſus, vom Ural und vom Don.

Sie ſchaun herüber übers Gränzgelände,
Das ihres weiten Rittes Ziel und Ende;
Sie halten an, in Sinnen tief verſenkt —
Doch iſt verſchieden, was Jedweder denkt.

Sein Rößlein ſtreichelt der Koſak mit Lächeln:
Dich ſcheint die deutſche Luft dich anzufächeln,
Die deutſche Weide, dünkt mich, lockt dich an —
Sei ſtill, der letzte Ritt iſt nicht gethan.

Sei ſtill, mein Rößlein, aus der Seine Fluthen
Einſt tranken ſchon am Don geſäugte Stuten,
Noch kann geſchehn, was ſchon vor Zeiten war:
Im Himmel Gott — auf Erden lebt der Czar.

Mit dummen Augen glotzet den Genoſſen
An der Baſchkir: warum auf unſern Roſſen
Nicht dürfen wir hinüber in das Land?
Mein Pfeil iſt ſcharf, mein Bogen iſt geſpannt.

Viel Städte ſeh' ich dort! — o reiche Beute! —
O gelbes Gold — ein guter Tag wär' heute!
Hinüber ſprengen möcht' ich gern fürwahr:
Gehört nicht alle Welt dem weißen Czar?

Noch nicht! — mit ſchlauem Lächeln der Koſake:
Ganz todt muß ſein der tückiſche Polake;
Zerſtampfen mit den Hufen müſſen wir
Erſt dieſes ganze Land; dann erſt, Baſchkir! —

Doch ſtilles Sinnen feſſelt den Tſcherkeſſen.
Denkt er der fernen, freien Berg' indeſſen?
Fragt er, von Seufzern eines Volks umweht:
Ob Nikolaus, ob Schamyl der Prophet?

Er lenkt ſein Roß; von Nebeldämmerungen
Iſt er mit den Genoſſen bald verſchlungen,
Wär' nicht zu hören noch der Hufe Schlag,
Man dächt', es wär' ein Traum bei lichtem Tag.

Die blauen Augen, die ſie ſahen halten
An deutſcher Gränze, glaubten Truggeſtalten
Zu ſchaun aus einem böſen Zukunftstraum —
Den wagt ein deutſches Herz zu deuten kaum.

An den König.

O Fürſt aus einem Stamme von Helden,
Den Alle mild und edel preiſen
Weitum und laut;
Ich wag's entglühend ein Wort zu wagen ꝛc. —
Platen, 1831.

Nachfolger bin ich eines Beſſern;
Der ſinkend zu dir ſprach,
Als an der Weichſel rothen Wäſſern
Ein großes Leben brach.

Er ſprach zu dir noch Hülfe flehend
Für ein zertretnes Land,
Deß Sonne, herrlich untergehend,
Blutroth am Himmel ſtand.

Die Zeit iſt hin und das Vertrauen,
Das ihn zu flehn bewog;
Wir lernten durch den Vorhang ſchauen,
Der noch dem Edlen log.

Und bettelnd nicht mehr ſiehſt du klagen
Vor dir das Nachgeſchlecht.
Ein Wort der Wahrheit dir zu „wagen“
Hat es ſich keck erfrecht.

Wir ſchleudern dir die ganze Schande
Zu Füßen ſchamentbrannt,
Daß du aus unſerm deutſchen Lande
Gemacht ein Schergenland;

Daß du die Schaar, bedeckt vom Blute,
Das ſie zu Heil'gen tauft,
Gemeiner Moskowitenknute
Verrätheriſch verkauft.

Und dann von einem Stamm der Weiden
Spricht noch der brave Mann!
Vom Stamm, den Alle edel preiſen —
Wie ſchnell dies Lob zerrann!

Denn wir — wir wiſſen nur zu melden
Von einem Prußaß,
Der feige einem flücht'gen Helden
Die heiligſte Pflicht vergaß.

Hüter, iſt die Nacht bald hin?

Durch die deutſchen Länder ſchreit' ich,
Angſtvoll, klagvoll, wehmuthsvoll;
Dorthin meine Arme breit' ich,
Wo die Sonne kommen ſoll.
Und ich rufe klagend, zagend,
Ob nur ich ſo ſchlaflos bin!
Wie vom Oelberg Jener fragend:
Hüter, iſt die Nacht bald hin? —

Hie und da die Nebel weichen,
Hie und da verblaßt ein Stern;
Iſt ſein Tod ein frohes Zeichen,
Daß der Morgen nicht mehr fern?
Unſres Herzens Nachtigallen
Sind verſtummt — iſt's der Beginn
Von den ſchönen Tagen allen?
Hüter, iſt die Nacht bald hin? —

Iſt's die Angſt in meinem Herzen,
Die die Nacht ſo qualvoll dehnt?
Bin ich Einer, der in Schmerzen
Vorſchnell frühen Tag erſehnt?

Um mich liegen ſie im Kreiſe,
Schläfer, todt an Geiſt und Hirn,
Keiner ſeufzt im Traume leiſe:
Hüter, iſt die Nacht bald hin? —

Hüter! Gott! wie ſollt' mich werden
Bang in dieſer langen Nacht!
Gib ein Zeichen, daß der Erden
Iſt ihr junger Tag erwacht;
Daß zur frohen Leuchte werde,
Jungen Tags Verkünderin,
Meine Seele auf der Erde:
Hüter, iſt die Nacht bald hin!

Die böhmiſchen Rekruten.

Noch einen Schluck gib, alter Jude!
Und dann gebrauche deine Kreide;
Ich will nicht gehn aus deiner Bude
Als mit erlöſchnem, todtem Leide.

Heut haben ſie mir meinen Letzten
Mit fortgenommen als Rekruten;
Wie ſie ihm auf den Tſchako ſetzten,
Da wollte ſich mein Herz verbluten.

Mein Erſter liegt in Venedig,
Da mag man ſchwarz und gelb nicht leiden:
Der Herr ſei ſeiner Seele gnädig!
Sie tragen Meſſer mit zwei Schneiden.

Er ſchreibt: 's iſt eine wunderbare,
Seltſame Stadt auf hundert Inſeln,
Es iſt, als ob darüber führe
Der Wind mit Klagen und mit Winſeln.

Gott weiß — es ſcheint ihm oft, als ruhte
Ein dunkler Fluch auf ihren Mauern.
Er ſchreibt, es wär' ihm ſo zu Muthe,
Als wär' in Prag daſſelbe Trauern.

Er ſchreibt, er ſehnte ſich herüber
Gar oft nach den Kartoffelreſten
Und tränke böhmiſch Waſſer lieber
Als ſchwarzen Wein in den Paläſten.

Mein Zweiter liegt im tiefen Polen;
Dem geht's noch ſchlechter als dem Andern:
's muß traurig ſein, auf todten Kohlen,
Wo einſt ein Wald geblüht, zu wandern.

Sie mögen ſich nicht drein ergeben,
Daß man ſie böhmiſch machen wolle;
Sie ſind gewohnt nicht an das Leben,
Denn kecke Leute ſind's und tolle.

Zum Unglück kann er ſie verſtehen,
Wenn ſie ſo laut gen Himmel klagen;
Wenn er ſie jagt, iſt ihm ſo wehe,
Als müßt' er ſeinen Bruder ſchlagen.

Zu welchem Schergenamt mag taugen
Mein Jüngſter, den ſie jetzt verſchicken?
Gott weiß, ob wieder dieſe Augen
Der Mutter Liebling je erblicken!

Vielleicht muß er an Kerkerpoſten
Auf Wache ſtehn ſein halbes Leben.
's iſt gut in ſeinem Stand, zu koſten,
Daß es ein härtres Loos kann geben.

O, gäb' es Krieg! Drei leichte Bleie
Schnell könnten helfen meinen Kindern
Und meine Sorge um die Dreie
An einem einz'gen Tage lindern.

Noch einen Schluck gieb, alter Jude,
Und dann gebrauche deine Kreide;
Ich will nicht gehn aus deiner Bude
Als mit erſäuftem, todtem Leide.

Der Blanſkywald.

(Aus einem Märchen; vgl. IV. 98.)

Im Böhmerland der Blanſkywald
Iſt wie die ältſte Sage düſter —
Wenn hie und da ein Blättlein ſchallt,
Das gibt ein ſchauerlich Geflüſter.

Wie Särge armer Leute liegt
Ein todter Frühling auf dem andern,
Das Blättlein, das im Winde fliegt,
Scheint nur zu ſeinem Grab zu wandern.

Wär' nicht der holde Vogelſang
In Büſchen tief und in den Gipfeln,
Und nicht der träumeriſche Gang
Der Lüfte ob den grünen Wipfeln;

Wär' nicht das Aug des frommen Rehs,
Das dich begrüßt auf dunkler Halde:
Du könnteſt dich des trübſten Wehs
Entſchlagen nicht in dieſem Walde.

Denn auch der Quell, der traulich ſpricht
Allüberall mit frohem Munde,
Hier rauſcht er dumpf hervor und bricht
Wie dunkles Blut aus einer Wunde.

Und wären nicht die Blumen auch,
Die ihn gebeugten Haupts umſtehen,

Wie Jungfraun, die mit naſſem Aug
Auf einen Kranken niederſehen; —

Dir wär' zu Muth im Blanskowald,
Als hätten ſelbſt die Einſamkeiten
Die milde, heilſame Gewalt
Längſt eingebüßt für alle Zeiten.

Ein Huſſitenlied.

Du heiliges Feuer am heimiſchen Herd,
Du düſterer Wald, du üppige Erd',
Du friedliche Egge, du glänzender Pflug,
Genoſſe des Abends, du irdener Krug:
Ich ſcheide von euch, ich greife zum Schwert,
Ich ſehe euch wieder zerſchlagen, verheert,
Für Gott! für Gott!

Ich ziehe hinaus mit Kindern und Weib,
Im Feuer zu ſtählen den irdiſchen Leib,
Auf daß ſie gewöhnen in Schlacht und in Lärm
Das Aug an zerriſſenes Herz und Gedärm;
Auf daß ſie ertödten das menſchliche Herz
Und nicht mehr kennen Kummer und Schmerz —
Für Gott! für Gott!

Wir ſind nicht wie Schwalben, die glücklich ziehn,
Wo andere ſchöne Lenze blühn;
Wir ziehen wie Raben nach Leichen aus,
Die ganze Welt iſt ein Todtenhaus.
Das Beten iſt worden ein alter Brauch —
Man betet mit Morden und Sterben auch
Zu Gott! zu Gott!

Tagebuchblätter.

In der Fremde.

1.

Dieß Eine fleh' ich, heilige Nacht,
In der Fremde:
Nur keine ſchlummerloſe Nacht
In der Fremde.

Zwiefach willkommen iſt der Schlummer
In der Fremde,
Und zwiefach ſchmerzet jeder Kummer
In der Fremde.

Der Gram fühlt ſich auf beßrem Grund
In der Fremde;
Das Herz wird krank, er wird geſund
In der Fremde.

Schlafloſe Nacht erwecket Lieder
In der Heimat;
Schlafloſe Nacht erdrückt ſie wieder
In der Fremde.

Schlafloſe Nacht iſt heil'ge Zeit
In der Heimat
Und angſterfüllte Einſamkeit
In der Fremde.

Ich könnte träumen von den Meinen
In der Heimat,
Und ſchlummerlos muß ich hier weinen
In der Fremde.

2.

Warum ſo trüb und ſo verſchloſſen?
Warum, o Freund, ſo ohne Muth?
Haſt du nicht liebende Genoſſen?
Iſt dieſes Land nicht ſchön und gut? —
„Du weißt nicht, wie die Fremde thut!“

Sind nicht der Nachtigallen Lieder
So lieblich wie daheim bei dir?
Lacht nicht der blaue Himmel nieder
Noch milder und noch ſchöner hier? —
„Du kennſt die Fremde nicht — wohl dir!“

O, ſieh die Augen unſerer Frauen,
Wie ſind ſie luſt- und liebevoll!
Vor ihren Strahlen muß zerthauen
Jedweder winterliche Groll. —
„Ein Leid giebt's, das nie ſchwinden ſoll!“

O Sohn des Volks, wie kannſt du trauern,
Wo alles Volk der Feſſel frei?
Und mußt du denken nicht mit Schauern
An deiner Heimat Sklaverei? —
„Ich denke dran und bleib' ihr treu.“

3.

Sitz' ich auch des Nachts allein,
Trink' ich doch vom deutſchen Wein;

Denke an die fernen Lieben,
Ob mir alle treu geblieben;
Thue Züge, tiefe, raſche —
Will mit meinem Loos nicht hadern,
Deutſchen Wein in meiner Flaſche,
Deutſches Blut in meinen Adern.

Ziehn die Tage kummerſchwer
Mir vorbei und liebeleer,
Ohne Gruß aus liebem Munde,
Iſt die mitternächt'ge Stunde
Eine liebliche Oaſe —
Will mit meinem Loos nicht hadern,
Deutſchen Wein in meinem Glaſe,
Deutſches Blut in meinen Adern.

Schwinge hoch das volle Glas,
Laſſe leben Dieß und Das;
Fliege hin, du Wort der Worte,
Und an die gewiſſe Pforte,
Treue Liebe, klopfe, klopfe! —
Will mit meinem Loos nicht hadern,
Deutſchen Wein in meinem Kopfe,
Deutſches Blut in meinen Adern.

Enttäuſchung.

Da ich verzagen wollte,
Kamſt du zu mir —
Mein Herz, das heimlich grollte,
Es neigte liebend ſich zu dir.

Mein Herz, das heimlich grollte,
Beglückteſt du.

Und da es brechen wollte,
Gabſt du ihm wieder ſeine Ruh.

O, wär' es doch gebrochen!
Die Gnadenzeit,
Die mir dein Blick verſprochen,
Wie iſt ſie nun ſo weit, ſo weit.

Ich mußte inne werden,
Daß es noch Glück,
Noch Liebe gibt auf Erden;
Dann nahmſt du Beides mir zurück.

Das muß den Gram mir ſchärfen,
Daß nun zu lieb
Die Welt mir zum Verwerfen,
Zum Lieben mir zu werthlos blieb.

Märchenglaube.

Ich war ein Kind und lag am See
Und blickte in die blaue Tiefe
Und lauſchte, ob die Waſſerfee
Nicht liebend meinen Namen riefe.

Bei ihrem Ruf mit Todesluſt
Wär' ich zu ſeligem Verderben
Geſunken gern an ihre Bruſt,
Und hätt' ich müſſen elend ſterben.

Sie aber ſchwieg, und ſchmerzbewegt
Und grollend bin ich heim geſchlichen;
Mein Glaube, den ich lang gehegt,
Mein Märchenglaube, war verblichen.

Und kindiſch war ich, als ich fromm
Geblickt in deines Auges Tiefe,

Ob nicht die Liebe: „komm, o komm“!
Aus ſeinem dunklen Grunde riefe.

Mit Liebesluſt, mit Todesluſt
Wär' ich zu ſeligem Verderben
Geſunken gern an deine Bruſt —
O Gott, es wär' ein ſüßes Sterben!

Dein Aug iſt dunkel wie der See,
Und deine Kälte mußte rauben
Zu meinem unnennbaren Weh
Mir noch den letzten, liebſten Glauben.

Wüſte Tage.

Ich hab' ſo leere, wüſte Tage,
Die ohne Freude, ohne Wehen
Und ohne Luſt und ohne Klage
Tonloſen Schritts vorübergehen.

Und meine Seele ſucht vergebens,
Wie Schwalben nach des Schiffes Maſten,
Nach einem einz'gen Punkt des Lebens,
Darauf ſie könnte fröhlich raſten.

Da flüſtern tückiſche Gedanken:
Dich mag doch keine Seele lieben!
Und meine Stärke fühl' ich wanken
Wie Eichen bei der Aexte Hieben.

Und klarer wird es meinem Blicke,
Daß es nur leere Märchen waren,
Was ich von Lieb' und ihrem Glücke
Gehört, geträumet und erfahren.

Hinwerfen wie ein düſtrer Zecher,
Hinwerfen möcht' ich dann mein Leben

Wie einen giftgefüllten Becher,
Es niemals wieder aufzuheben.

Wenn ich nur eine einz'ge Stunde
Wie einſt das Märchen glauben könnte,
Und wenn ich's hört' aus ihrem Munde,
Die Gott der Erde nicht vergönnte.

Antwort.

Kennſt du die Tage, da die Wolken
Trüb übern Himmel fliehn,
Zugleich die dunklen Schatten
Durch deine Seele ziehn?

Kennſt du die Tage, da die Blume
Sich ſtill erhebt im Beet,
Zugleich in deinem Herzen
Ein Frühling auferſteht?

Kennſt du die Nächte, da die Stürme
Durchwühlen Saat und Baum,
Zugleich mit ſchweren Klagen
Durchdröhnen deinen Traum?

Kennſt du die Nächte, da die Sterne
Sich ſpiegeln ſtill im See,
Zugleich in deiner Liebe
Aufblüht ein ſel'ges Weh?

Dann frage nicht, was mich oft traurig,
Was mich oft ſelig macht —
Den Tag mit Blum' und Wolken,
Frag Sturm- und Sternennacht.

Und frage dann Natur und Liebe,
Wer ſie gemacht ſo gleich,
Und frag, warum ſie beide
An Schmerz und Glück ſo reich!

Abwehr.

Nicht mich, o Baum voll Blüthen,
Umweh mit deinen Düften!
Kommt ſie herangegangen,
Dann laß die Zweige hangen,
Dann wehe in den Lüften
Wie luſt'ge Freudenfahnen.
Dann ſtreu auf ihre Bahnen
Aus deinen Blüthenranken
Duft-, Luſt- und Lenzgedanken.

Nicht mir, o Sproſſer, ſinge!
Auf, hebe dich und ſchwinge
Dich fort zu ihrem Hauſe,
Zur ſtillen Mädchenklauſe,
Und trage durch die lange
Und bange Nacht mit Sange
In die geweihten Räume
Beſeligende Träume.

Nicht mir gib deinen Segen,
O Bettler! auf den Wegen
Kann ſie auch dir begegnen:
Dann laſſe niederregnen
Gebet' und Segensſprüche
Wie volle Wolkenbrüche.

Verdacht.

1.

In deinem Herzen ruht Verdacht,
Und deine Seele iſt gekränket
Wie eine Blume, die die Nacht
Mit einem böſen Thau getränket.

Du glaubſt mir nicht: — du trauſt mir nicht! —
O, ſprich es aus, das Wort der Klage!
Und deine Seele wird am Licht
Geneſen wie die Blum' am Tage.

Ein Wölklein machet im Revier
So traurig alle Bäume flüſtern —
Ein Wölklein zwiſchen dir und mir
Kann mir die ganze Welt verdüſtern.

2.

Sie ſprach es aus, das Wort der Klage,
Dann lag ſie weinend mir am Herzen,
Dann folgten glückbeſeelte Tage
An Wonnen reich und ſel'gen Schmerzen.

So ſchickt der Himmel ſeinen Regen
Herab mit klagender Geberde,
Doch ſeiner Klage folgt der Segen
Und folgt der Frühling auf der Erde.

Letzter Troſt.

Bald wirſt du ſterben — ach, du weißt es
Und lächelſt noch wie ohne Schmerz,
Doch mir zerwühlt es und zerreißt es
Mein treues, liebevolles Herz.

Kann dich dein früher Tod nicht ſchmerzen,
Und iſt er auch willkommen dir:
Hab' Mitleid doch mit meinem Herzen
Und tröſte mich und wein' mit mir.

An Frau H. K.

Du eine Mutter? — nein, ich glaub' es nimmer:
Jungfräulich blickt dein Auge in die Welt,
Von milder Scham iſt dieſe Stirn erhellt,
Auf dieſen Lippen liegt des Morgens Schimmer.

Du ſollſt nicht Mutter ſein? — es wär' zu Trümmer
Ein herzerhebend Gotteswerk entſtellt,
Wär' nicht der Mutter Heiligkeit geſellt
Mit deiner Anmuth — ja, ich glaub' es immer!

Du jungfräuliche Mutter, wie ein Engel
Erfüllteſt du mein Herz mit hehrer Wonne,
Und zwei Mal heilig iſt mir dein Gemüth.

Zwei ſchönſte Blumen trägt ein einz'ger Stengel:
Die eine, Knospe noch und kaum erblüht,
Die andre aufgethan in heil'ger Sonne.

Gewiſſe Worte.

O, Worte gibt's, die nie verhallen!
Sie ſind wie Steinchen, die gefallen
In einen Brunnen ſchwarz und tief,
Und die von Kant' zu Kante ſpringen
Und ſtets von Neuem aufwärts klingen,
Wenn ſcheinbar längſt ihr Ton entſchlief.

Es ſind die Worte, die ſich ſenken
In unſers Herzens tiefen Schacht;
Aus der Vergeſſenheiten Nacht
Klingt ewig neu ihr Angedenken.

Ich kehrte heim nach langen Jahren;
Des Lebens Wucht hatt' ich erfahren,
Gekoſtet auch des Lebens Freude:
Mit meiner Jugend zahlt' ich beide.

Die Mutter hielt mich lang umfangen;
Und als die erſte Luſt geſtillt,
Sprach ſie mit Tönen, traurig-mild:
O Gott, wie blaß ſind deine Wangen!

O Gott, wie blaß ſind deine Wangen!
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
Die Mutterworte auszumärzen,
Ob Jahre drüber hingegangen.

Ob nun in Freude, ob in Leide
Der Wangen Frühling von mir ſcheide:
Die Worte ſind mein treu Geleite.
Ich höre ſtets an meiner Seite
In Tönen, traurigen und bangen:
O Gott, wie blaß ſind deine Wangen!

Und ſitz' ich Nachts allein und ſchaue
Mit falt'ger Stirne, düſtrer Braue
Tief zu des Beckers goldnem Grunde,
Iſt mir, als ob aus treuem Munde
Heraus die Klageworte klangen:
O Gott, wie blaß ſind deine Wangen!

Fürwahr, ich glaube, wenn ich liege
Einſt auf der ſchwarzen Todtenwiege,

Wo mich kein Menſchenlaut mag ſtören —
Ich werde noch die ſtillen, bangen
Und vorwurfsvollen Worte hören:
O Gott! wie blaß ſind deine Wangen!

An Adolph Broda.

(Geſtorben im September 1842.)

1.

Im ſtillen Walde denk' ich dein,
Du todter Freund — beim Tanz der Blätter,
Die hingemäht ein böſes Wetter
Und bei gebrochnem Sonnenſchein.

Es iſt ſo traurig ſtill ringsum,
Und meine Schmerzgedanken fliegen
Fort mit den Blättern — könnt' ich liegen
Wie ſie, wie du, bald ſtill und ſtumm!

Du ſtarbſt dahin in voller Kraft —
Ich ſeh', wie langſam ſich entfärben
Der Jugend Träume, wie erſterben
Der Muth, die Luſt, die Leidenſchaft.

Du gingſt dahin im Morgenroth! —
Mir blieb das Leben, um zu weinen
Am Grab des Glücks und auf dem deinen —
Mir ward die Täuſchung, dir der Tod.

Wem ward das beßre Theil beſchert?
Ich lieg' im Banne ew'gen Kummers,
Du ruhſt im Arme ſüßen Schlummers —
Biſt du, bin ich beklagenswerth?

2.

Doch trauern will ich nicht am Grabe
Des Freundes, der ſo freudig lebte
Und adlergleich gen Himmel ſtrebte —
Was iſt's, das ich zu klagen habe?

Wie Trauerweiden ſtill ſich neigen,
Doch grünend ſich vom Lenz nicht ſcheiden;
Wie die Zypreſſen ſchwarz ſich kleiden,
Doch trauernd ſelbſt zum Himmel ſteigen:

So will auf jeden Grabeshügel
Ich neigen mich mit jungem Herzen,
So ſoll vom Thale meiner Schmerzen
Mich tragen der Begeiſtrung Flügel.

Ich grüß euch, Gräber meiner Lieben!
Doch dich auch grüß ich, freud'ge Sonne,
Dich Lenz mit deiner dunklen Wonne,
Dich karges Glück, das noch geblieben.

Die Schmiede.

(Schlußgeſang. 1846.)

Auf meinen Fahrten durch des Lebens Wald,
Der wildverwachſen, düſter, rauh und kalt,
Und deſſen Pfade felsgezackt und ſteil,
Hohnſprechend der Geſittung regem Beil,
In deſſen Dunkel ſelten nur ein Licht,
Ein leichtes Streiflicht bloß der Freude bricht,
In deſſen Schooß nur lügenhafte Dichtung
Hinträumet eine glückbewohnte Lichtung —:

Auf meiner Fahrt durch dieſen Wald einmal,
Da ich mein einſam Herz nur pochen hörte,

Mein Schritt am Pfad den todten Frühling ſtörte,
Drang durch's Geſtrüpp zu mir ein dunkler Strahl
Und durch das ſtille Sauſen, Träumen, Dämmern
Wie Angſtgeſtöhn ein reges, tolles Hämmern.

Ich ging dem Strahle und dem Schalle nach,
Und trüber immer ward der Ton,
Der ſich im Walde brach,
Und eine blut'ge Flamme ſah ich loh'n.

Die Bäume ließen immer tiefer hangen
Das Laub wie Trauerſchleier von den Zweigen,
Ununterbrochen ſchien des Waldes Schweigen,
Ob auch ringsum die Trauervögel ſangen.
Die Lerche mit der frohverwandten Schaar
War fortgeflohn für immerdar;
Der Kuckuck blieb, der zählt die kurzen Jahre,
Es hackt' der Specht, als macht' er eine Bahre,
Und mittendrein, ein tröſtungsreicher Schall,
Klang leiſe nur das Lied der Nachtigall.

Ich kam heran — da ſtand in ſeiner Schmiede
Ein rieſ'ger Mann wie Wittich, Wielands Sohn:
Ein Dämmern lag auf ſeinem Augenlide,
Indeß die Gluthen ſeiner Augen loh'n.
Sein Antlitz ſchien verhärtet und verſteint,
Und einem Felſen glich es, draus vor tauſend
Und tauſend Jahren mancher Quell geweint
Und Katarakte ſtürzten donnerbrauſend.
Und wie er auf den Ambos nimmermüd
Mit ſeinem Hammer ſchlug, ſang er dieß Lied:

„Ich bin der alte Meiſter Schmerz
Und ſchmiede Jeglichem ſein Herz.
Mein Hammer hat gar guten Streich,
Er machet hart, er machet weich —
Ich ſchmiede, ich ſchmiede.

„Ich hab' bei Nacht und Tag nicht Ruh,
Ich feure, hämmre immer zu;
Seit dem verlornen Paradies
Kein Stündlein mehr mich raſten ließ —
Ich ſchmiede, ich ſchmiede.

„Ich hab' Geſell'n in großer Zahl:
Den Neid, den Ruhm, der Liebe Qual;
Die Liebe iſt mein Töchterlein,
Die lockt mir viele Kunden ein —
Ich ſchmiede, ich ſchmiede.

„Wie luſtig, ha, der Hammer dröhnt,
Wie luſtig ſo ein Herzlein ſtöhnt! —
Ich ſchmiede, ich ſchmiede."

Jetzt ſah ich erſt, daß unter ſeinem Schlag
Ein armes Herz, in Weh ſich windend, lag.
Ein zweites, drittes, viertes folgte nach.
Das eine ward wie Stahl, das andre brach,
Die einen ſeufzten ſtill, die andern ſtöhnten,
Und manches klang, ob Morgenglocken tönten.

Und eine Schaar von düſteren Geſtalten
Umſtand den Ambos in der Schmiede
Und horchte dem geheimnißvollen Liede.
Ihr Antlitz lag in kummerſchweren Falten,
Und weggebannt war jeder ird'ſche Friede.
Und Einer nach dem Andern ſchlich von dannen:
Der Eine fluchte, und der Andere lachte,
Ein Dritter ſah, ob Wahnſinn ihn umnachte,
Und eines Vierten Thränen rannen.
Der Eine trat das Würmlein auf den Wegen
Und hieb die Blüthen ab von den Gehegen;
Der Andre neigt' das Haupt in ſtiller Wehmuth,
Sein Auge ſprach von gottergebner Demuth,

Und auf den Lippen lag ein Segen.
Die Blüthenzweiglein, die auf ſeinem Pfade
Herniederhingen, bog er ſacht bei Seite,
Auf daß er keinem Blatt ein Leid bereite —
Das Mücklein in der Luft fand vor ihm Gnade.
Und noch ein Andrer ging dahin verdumpft,
Nicht achtend rings das ſchmerzenvolle Leben,
Zum Himmel nur mocht' er das Aug erheben:
Vom langen Beten war er abgeſtumpft.

So gingen ſie von dannen, trotzend, zagend,
Den Himmel läſternd oder milde klagend,
Denn Allen hat der alte Meiſter Schmerz
Geweicht, gebrochen und geſtählt das Herz.

O, traurig war's! — Mein Auge war benetzt,
Und endlos trüb erſchien mir alles Leben.
Mein Herz war bang wie niemals, da ich jetzt
Den Meiſter ſah den Hammer neu erheben
Und unter ſeinem Schlag ein Herz erbeben.
Ich ſah dahin, und bei dem blut'gen Scheine
Erkannt' ich's bald — es war das meine.

Der Meiſter ſprach mich an mit einem Ton,
Der ein Gemiſch von Mitleid war und Hohn:
„So kommſt du endlich — hab' gewartet lange,
Bis du auf deinem Lebensgange
Einkehrſt in meine Schmiede,
Zu horchen meinem Liede
Und meines Hammers Klange.“

Ich wollte ſprechen,
Doch mir im Buſen lag zu Tod erſtarrt
Jedweder Laut — ich ſah mein Herz, das hart
Der Meiſter ſchlug, als wollt' er es zerbrechen.

Und Trauerbilder der zukünft'gen Zeit
Sah ich an meinem Blick vorüberſchweben,
In dunkle Fernen blickt' ich weit und weit,
Und was ich ſah, erfüllte mich mit Beben.
Ich floh von dannen – tiefe Dämmerungen
Umhüllten rings das traurige Revier,
Kaum, daß ein Sternbild durch die Nacht gedrungen.
Und weh ward mir,
Und tief aus meiner Angſt hab' ich geſungen.
Und ich erkannte, daß der Meiſter Schmied
Ins Herz geſchmiedet mir das Lied.

Intermezzo.

(Tagebuchblätter.)

Hat je ein Herz ſo treu geliebt wie meines?
Ich glaub' es wohl — doch ob der [illegible] Qual,
Gelitten noch durch ſchmerzliche Gewalt,
Durch Mißtrauen, Furcht, durch fremd' und eigne Schuld,
Durch Trennung, Sehnſucht — das ich weiß keines.
(Nach Aubrey de Vere)

An *

(Als Widmung der „Schatten".)

Du haſt noch nicht den ſtillen Mann vergeſſen,
Den du gekannt, geliebt im fremden Land,
Dem es genügte, wenn er durfte preſſen
Die heiße Lippe auf die theure Hand —
Für den ein Glück voll Tiefen unermeſſen
Dein Anblick war, ſo oft er vor dir ſtand,
Der dich als Lohn für Alles auserkoren,
Was er, der Menſchheit lebend, ſchon verloren.

Durch dich gewann ich meine Heimat wieder,
Die bis dahin mir unerſetzlich ſchien —
Umweht vom Klange deiner ſüßen Lieder,
Lernt' ich zuerſt dem alten Gram entflieh'n —

Die „goldenen Eimer" gingen auf und nieder,
Die aus der Bruſt verborgne Schätze zieh'n —
Mich ſelbſt erkannt' ich, weil ich dich erkannte,
Und mich beſaß ich, weil ich mein dich nannte.

Du gabſt mir neu des Liedes Macht zurück;
Ich weiß, wozu? — um Kränze zu erwerben
Und dich zu krönen mit des Ruhmes Glück.
Bald wird mein Daſein neuer Frühling färben;
Zuſammentrag' ich emſig Stück für Stück
Die blühenden einſt, jetzt todten Blumenſcherben
Und neu beginn' ich meines Lebens Mühn —
Bald wird es blühn, für dich allein nur blühn.

Nicht darf ich deinen theuren Namen nennen,
Mein Hoffen wäre dann zu ſchnell verfloſſen,
Zu heiß auch würde meine Lippe brennen,
Die Lippe, die du küſſend mir geſchloſſen.
Was ſoll es auch, das jubelnde Bekennen?
Hat denn das Glück mitfühlende Genoſſen?
Ein heil'ger Klausner iſt es, gleich dem Leiden
Und freudig will mit dir die Welt ich meiden.

So bleibe treu! — Ich ſchlinge in Gedanken
Den Arm um deinen Leib und drücke feſt
Dein Haupt an mich — und wenn auch Thränen ſanken
Auf deine Stirn — erſchrick nicht — nur ein Reſt
Sind des Gefühls ſie, jenes wehmuthskranken,
Der Hoffnungsarmuth, die nicht ganz mich läßt.
So halt' ich dich — jetzt mag die Welt zerbrechen —
Ich halte dich und halte dein Verſprechen.

(Paris, den 1. Dezember 185[illegible])

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

I.

Präludium.

Was ich gelallt bis zu der Stunde,
Da ich, du Holde, dich erkannt —
Das Athmen war's nur einer Wunde,
Ein Stammeln war aus Kindermunde, —
Ein Feuer war's, das nicht gebrannt!

Und was ich sang in alten Zeiten
Vom Looſe, das mir in Liebe fiel —
Es war ein leichtgeſchürztes Gleiten
Hin über die geweihten Saiten
Von einem heil'gen Harfenſpiel.

Mein Lied, es war der Liebesgeiſter
Bezaubernde, flücht'ge Gunſt —
Nun greif' ich in die Saiten dreiſter,
Ich weiß, ich bin ein höh'rer Meiſter
Der Liebes- und der Liedeskunſt.

II.

Mich drücket eine Sorge,
Ob dein ich werth? —
Ob ich von Dir nicht borge,
Was mich vor mir verklärt!

Doch bring' ich Dank, du Holde,
Dir gern zurück —

Ich trank in deinem Blicke,
Mein Licht, mein Tag, mein Glück!

Wie eine Welle bin ich,
Die Licht durchwallt —
Auf stille Lieder harr' ich,
Sie tragen all' dein Bild.

Daß sie als fremden mich kennen —
Du thatest das —
Daß sie jetzt gut mich nennen, —
Du nahmst mir allen Haß.

O, nicht ein neues Leben!
Wie ein Gebet,
Das mit entzücktem Beben
Durch meine Seele geht.

III.

Wie in den ersten Jugendtagen
So frisch, so wohl ist mir zu Muth —
Wie lustig, ha, die Pulse schlagen,
Wie glüht und schäumt und wallt mein Blut!

Mir iſt's, als wie der Most im Maien —
Es kocht in Wonne, Saft und Kraft,
Der Lenz in ihm will sich befreien,
Der süße Wein aus schlanker Haft.

O, könnt' ich binden und gefangen
Die Stunde, die mein Herz umspinnt,
Könnt' ich hinaus den Frühling tragen
Als Blut, als Rebe oder Wein!

IV.

Du meine Roſe, leiſes Ja,
Das ich von dir empfangen,
Als ich vor mir ſie ſtehen ſah
Mit ſchamgerötheten Wangen —

Du meine Roſe, welk und matt
Liegſt du vor mir zur Stunde
Und ſprichſt von deiner Todesnoth
Mit ſanftem, blaſſem Munde.

Schlaf hin, ſchlaf hin — vergänglich ſind
Der Liebe ſüße Zeichen,
So magſt auch du, wie Jasmine, lind
Vergehen und verbleichen.

Vergänglich iſt [illegible] Kranz,
Des Lenzes Blüthentriebe —
Vergänglich iſt der Frühling ganz —
Unſterblich iſt die Liebe!

V.

O, laß mit Grabgedanken nimmer,
Die Hand dir fromm und unbekannt —
Die Welt mit ihrem heitern Schimmer,
Sie iſt dein wahres Vaterland!

Du gleicheſt nicht der Trauerweide,
Die weinend ſich auf Gräber ſenkt —
Du biſt ein Baum im Frühlingskleide,
Der Blüthenbrautſchimmer ſchenkt.

Du gleicheſt nicht der Todtenblume,
Die aus [illegible] Boden kommt —
Du biſt im Frühlingsheiligthume
Die Roſe, die vom Himmel kommt.

Froh mußt du durch das Leben wandern,
Ein doppelt Glück in deiner Bruſt —
Das eigne Glück und das des Andern,
Den ich beneide ſchmerzbewußt.

Dich kann die ſchöne Welt nicht miſſen —
Geſtöret wär' ihr reiner Klang,
Wie einer Harfe, der zerriſſen
Nur eine einz'ge Saite ſprang.

Darf denn dem Lenz die Roſe fehlen? —
Die Perle dem urheil'gen Meer? —
Wie traurig wären unſre Seelen,
Gingſt du nicht unter uns einher.

IV.

Was ſoll dieß Sehnen?
Was ſollen die Thränen? —
Ich bin's nicht gewohnt!
Die weichen Gefühle,
Dieß wogend Gewühle —
Ich bin's nicht gewohnt!

Hin durch die Wälder,
Quer durch die Felder
Zieh' ich im Morgendampf —
Wild im Walde,
Thier auf der Halde,
Euch künd' ich Krieg und Kampf.

Hart will ich ſcheinen,
Leben im Sauſe,
Mag ich auch weinen
Stille zu Hauſe.

Haß will ich ſcheiden
Vor Wort und Geberden;
Und doch mag auf Erden
Keine Seele ſo lieben.

VII.

So liebend ſtrahlte dein Geſchick
Auf dich hernieder wie mein Blick
Daß es ſo viel des Glücks dir gönnte,
Als ich durch dich beſitzen konnte.

VIII.

Du leichter Kahn, mein Herz, mein Herz,
Ich hielt dich für ein ſtarkes Schiff,
Gewaffnet gegen Sturm und Riff;
Jetzt treiben mit dir ihren Scherz
Und wiegen dich die Liebeswellen,
Die wild und wilder dich umſchwellen.

Bin ich auch nicht der feſte, ſtarke,
Der Lootſe auf der leichten Barke,
Halt aus und ſteure hafenwärts —
Mein ganzes Glück und meine Ruh
Und meine Zukunft ſchaukelſt du,
Du leichter Kahn, mein Herz, mein Herz!

IX.

Und kommſt du nicht am Tage,
So komm im Traum zu mir;
Gewiß, gewiß, ich ſage
Dir tauſend Dank dafür.

Komm immer ſo wie heute,
Da ich entſchlummert kaum,
Wie holdes Brautgeläute
Erklang mein ganzer Traum.

Wohl ſind noch meine Lider,
Wie ich erwache, feucht —
Doch komme immer wieder;
Vor Glück weint' ich vielleicht.

Ich fleh' es, wie mit Roſen
Der Nachtigall Gebet:
Vom jungen Frühling Roſen
In kalter Nacht erfleht.

O, komm mit aller Plage,
Die du mir ſchon gebracht,
Und kommſt du nicht am Tage,
So komm im Traum der Nacht.

X.

Ich ſah das Meer von jeglichem Geſtade,
Dort, wo es wild ſich gegen Scheeren bäumet,
Wo's um Atlantis, das verſunkne, ſchäumet,
Wo's um die Grotte liſpelt der Najade.

Doch dieſes hier, das von dem Dünenpfade
Beſcheiden nur und ſchmucklos iſt umſäumet,
Das ſchönſte iſt's, wie meine Seele träumet,
Dieweil es dir gedienet hat zum Bade.

So war geliebt von Hellas' freud'gen Söhnen
Der Strand von Naxos, der auch ſchmuckberaubte,
Weil er einmal die Schönſte ſah der Schönen.

Und wenn, wie ich, die Welt an Schönheit glaubte,
Sie würde dieſen Strand mit Tempeln krönen
Und ſtehn vor dir mit tief gebeugtem Haupte.

XI.

Du kamſt zu ſpät — trotz deiner Hoheit Glanz
Wird dir genug der Huld'gung nicht gezollt;
Jahrtauſende ſind ſeit der Zeit entrollt,
Die deine Huld verſtanden hätte ganz —:

Seit jener Zeit, die wie ein Roſenkranz
Ums Haupt der Weltgeſchichte ſtrahlet hold,
Der Zeit, die uns die Zeit nur heißt von Gold,
Der Zeit des Perikleiſchen Griechenlands.

In marmornen Arkaden von Athen
Seh' ich dich thronen, von dem Volk verehrt,
Das nicht wie wir mit ſtumpfem Aug geſehn.

Schönheitsſophiſten ſeh' ich dir bekehrt,
Um deinen Thron die Jünger lauſchend ſtehn
Des Weiſen, der der Anmuth Regeln lehrt.

XII.

Das ſchönſte Lied ward nie geſungen,
Die ſchönſte Wahrheit nie geſprochen;
Wohl dürfen Herzen ſtürmiſch pochen,
Doch ſchweigen müſſen unſre Zungen.

XIII.

O, eile nicht ſo ſchnelle
Von uns, ſo ſchroff und kalt.

Hat denn des Lebens Welle
So zwingende Gewalt?
Darf Liebe nicht befehlen?
Muß ſie ihr Glück ſich ſtehlen?

Des Frühlings Roſe eilet,
Der Stern verſinkt in Nacht: —
Doch das Bedauern weilet,
Die Thräne rinnet ſacht.
„Leb wohl!“ iſt leicht zu ſprechen,
Doch Herzen können brechen.

Und biſt du nicht zu halten,
Du Stern, in deinem Lauf,
Dann ruf' ich die Gewalten
Des Himmels zürnend auf,
Daß ſie dich ohn' Erretten
An unſre Nähe ketten.

Rauſcht nieder, Wellengüſſe,
Zerwühlet Weg und Bahn,
Brauſt auf, ihr Ström' und Flüſſe,
Zerreißet Brück und Kahn,
Die wollen ohne Rühren
Die Theure uns entführen.

Verliſch, o Sonnenhelle,
Dann bleibt ein Stern der Nacht,
Du ſchauriger Geſelle,
O Winter, komm mit Macht: —
Uns rettet dein Getoſe
Zum erſten Mal die Roſe.

XIV.

Leb wohl, leb wohl! auf Wiederſehn!
Der Regen fällt, die Stürme wehn,
Die Thräne ſinkt, der Gram erwacht,
Mein ganzes Glück verſinkt in Nacht —
O Gott, wie kannſt du von mir gehn!

Verlaß mich nicht! — vergiß mich nicht!
Du biſt mein Tag, du biſt mein Licht,
Du meine Zukunft und mein Kranz,
Du biſt mein Herz, mein Leben ganz,
Du biſt mein herrlichſtes Gedicht.

Was ſoll ich noch auf Erden hier?
Was ſoll ich noch, getrennt von dir?
O, höre, höre das Gebet,
Das meine tiefſte Seele fleht:
Verlaß mich nicht und bleibe hier!

XV.

Ich muß es dir nicht laut erſt ſagen,
Was du an meinem Blick erkannt,
Erkannt an meines Herzens Schlagen,
Am zagen Drucke meiner Hand.

Nicht gerne ſprech' ich heil'ge Worte,
Die ſchon entweihend Jeder ſchwor:
Iſt auch verſperrt des Tempels Pforte,
Doch bricht das ew'ge Licht hervor.

Das Eine nur vernimm und glaube,
Du Zweiflerherz, das nicht vertraut,
Laß froh die Blume blühn und raube
Den Lenz ihr nicht, der ſie bethaut:

Ja, ich bekenn' es, daß ſchon wilde
Gefühle mich durchtobt, durchgellt,
Und daß manch jugendlich Gebilde
Mir ſchon zu Füßen liegt zerſchellt.

Doch Alles, was bis jetzt ich fühlte,
War wie ein hinterliſt'ger Bach,
Der unter mir den Grund durchwühlte
Und meiner Jugend Wurzeln brach —

Ein Katarakt, der wild betäubend
Sich ſtürzte in ſein ſchnelles Grab,
Und brauſend, perlend, rauſchend, ſtäubend,
Doch keinen Regenbogen gab.

War wie ein Sturm, der durch die Blüthen
Erſt ſanft, wie Schlummerlieder, kreiſt —
Dann aber plötzlich und mit Wüthen
Das Dach von meiner Hütte reißt.

Und jetzt, du Theure, wie verſchieden,
Wie anders iſt's, wie ruhevoll,
Wie reich an unbegränztem Frieden,
Wie fern von allem Sturm und Grell.

Was jetzt die Seele mir beweget,
Iſt wie der See — ſo tief und klar —
Dort bleibt es ſicher eingeheget,
Dort bleibt es leuchtend — immerdar.

O, könnte man's den Andern weiſen,
Und könnt's ein Menſchenauge ſchaun,
Sie würden ſeine Schönheit preiſen —
Du aber kannſt hier Hütten baun.

Ich ſchwöre nicht, weil ich nicht ſchwöre,
Daß heilig ſei, was heilig iſt,
Daß ich mir ſelber angehöre —
Weil du es weißt, was du mir biſt.

Nur wenn ich trüb von dir mich wende
Und geh' in meine Einſamkeit,
Leg' ich auf's Herz die beiden Hände
Und jeder Pulsſchlag iſt ein Eid.

Und wenn ich dann dich wieder ſehe,
Wenn ich von fern' dich ſchaue nur,
Iſt jeglicher Moment ein Wehe,
Und jedes Wehe iſt ein Schwur.

Ob ich dich je beſitzen werde?
Ich frage nicht! — was liegt an mir?
Dir aber leuchte dieſe Erde —
Ich, Theure, ich gehöre dir!

XVI.

Wie ein Ruf von einem andern Sterne
Klang dein Lied, das ſeelenvolle, mir
Und ich folgte dieſem Ruf, und ferne
Liegt die Erde hinter mir und dir.

Nicht beklag' ich's, daß ich ſie verloren,
Karges Glück entſchwand mir nur mit ihr:
Aber du, der ich mich zugeſchworen,
Gib jetzt ihre Seligkeiten mir.

XVII.

Du ſagſt, ein Jahr iſt bald dahin. —
Bedenk des Wortes trüben Sinn.
Die Monde fliehen wohl, die Jahre,
Doch Liebe auch, die wandelbare.

Das Jahr, das einſt in Blüthe ſtand,
Das Jahr wirft Eiſe an den Strand,

Sieht Blumen blühn und ſich entfärben
Und Herzen lieben und erſterben.

Doch nein! Du kommſt mir treu zurück:
Zu deiner Heimat, deinem Glück
Wirſt du von heil'ger Macht getrieben —
Und Dieſes alles iſt mein Lieben.

XVIII.

Ich ſtrebe nach Ruhm, um dich zu kränzen,
Ich dürſte nach Glück, um dich zu beglücken,
Ich ſchmachte nach neuen Jugendlenzen,
Um dich mit ihren Blumen zu ſchmücken.

Ich möchte einherziehn vor deinen Pfaden,
Um ihre Dornen aufzuleſen —
Ich möchte mit allem Leid mich beladen,
Daß du von jedem mögeſt geneſen.

Doch weh dem Geſchick! — in Einſamkeiten
Vergeh ich mit meinem Wünſchen und Sehnen.
Ich darf für dich nicht tragen und ſtreiten,
Ich habe für mich nur heimliche Thränen.

Wie gerne mit dir auf einſamem Kahne
Fortzög' ich hinaus — wie gerne, wie gerne! —
Allein auf leuchtendem Ozeane,
Geleitet nur von dem Liebesſterne!

XIX.

Ich ſtolzer Mann! ſeit Jahr und Jahren
Hab' ich mich ſtark und feſt gewähnt —
Mein altes Herz, das viel erfahren,
Hat ſich gequält nicht und geſehnt.

Der Menſchheit hatt' ich mich verſchrieben,
Ihr großes Leiden war mein Leid.
Allein die Menſchheit wollt' ich lieben
Und leben nur in ihrem Streit.

Gerüſtet mit dem ſchönen Zorne,
Hinſtrebt' ich nach dem Einen Ziel —
Geſchmückt mit meinem Kranz von Dorne,
So zog ich ſchweigend ins Exil.

Wie einſam war ich, wie verlaſſen,
Wie wehte rauh des Schickſals Wind
Auf meinen menſchenleeren Straßen!
Da fand ich dich, du theures Kind.

Du ſtandſt an meinem Pfad, o Blume,
Und tief zu dir herabgebückt,
Als wie vor einem Heiligthume,
Sprach ich: Beglückt, wen ſie beglückt!

So blickt der dunkle Schwan der bleichen
Seelilie in die Augen tief,
Die aus geheimnißvollen Reichen
Die Sonne in den Frühling rief.

O, dieſer Tag! — er ſei geſegnet,
Geprieſen ſei er tauſendmal!
Mit ihm iſt mir mein Glück begegnet,
Mein Glück mit aller ſeiner Qual.

O, laß mich ewig dran gedenken,
Wie Alles ſich ſo ſchön begab;
Wie Taucher ſich zur Perle ſenken,
Sink' in Erinnrung ich hinab.

Ein Abend war's — ich trat ins Zimmer —
Da war von Fraun ein ſchöner Kranz —
Doch mir verſchwand ihr ganzer Schimmer,
Mein Oſtertag, vor deinem Glanz.

Geheimnißvoll an dich gebunden,
Gebannt durch deinen dunklen Blick,
Hab' ich es ſchnell und tief empfunden,
Daß mir begann ein neu Geſchick.

Ein neues Leben, neuer Kummer,
— Der Kummer, der das Glück enthält —
Aufſprang mein Herz aus ſeinem Schlummer
Und ſah, daß ſchön ſei dieſe Welt.

Des Augenblicks, des tiefgetränkten,
Auch du empfandeſt ſeine Macht,
Und deine blaſſen Lider ſenkten
Sich ſtill vor deines Auges Nacht.

Zum Freunde kehrt' ich mich mit Fragen,
Zugleich die Freundin frageſt du —
Ich fragte ſchon mit Furcht und Zagen —
Und du? — du frageſt nicht mit Ruh.

Dann ſangeſt du — o, nicht verhehle,
Daß mir du ſangſt von Glück und Schmerz; —
Aus meinem Buſen floh die Seele
Und küßte dich auf Lipp' und Herz.

Mir klang dein Lied wie eine Mahnung,
Daß liebeleer mein Lenz verrann,
Zugleich wie hoffnungsreiche Ahnung,
Daß ich noch glücklich werden kann.

Der Winter ſchmolz, das Eis zerthaute,
Ich wußte nicht, wie mir geſchehn,
Und als ich dir ins Auge ſchaute,
Sah ich den Frühling auferſtehn.

Was waren all die Huldigungen,
Die dir die Andern dargebracht —
Für ſie war nur ein Lied erklungen,
Mir Auferſtehung aus der Nacht.

Die Freunde kamen dann und riethen,
Nicht kalt vorbei zu gehn, wo klar
Die Götter mir ein Schickſal bieten,
So ſchön, ſo reich, wie keines war.

Verblendete, die nicht bedachten,
Daß, unberührt vom ganzen All,
Geheimnißvoll in tiefen Schachten
Sich einſam bildet der Kryſtall.

XX.

Dunkle Augen,
Blaſſe Wangen —
In den Augen
Zitternd bangen
Weiche Zähren —
Süß Begehren,
Sie, die ſüßen,
Aufzuküſſen,
Füllt mein Herz.

Laß ſie ſinken
Ohne Reue —
Laß mich trinken
Deiner Treue
Flücht'ge Zeugen —
Laß mich beugen
Auf dich nieder —
Ach, wann wieder
Küß' ich dich?

XXI.

Geh hin, geh hin! Mein frommſter Segen
Zieht pilgernd fort mit dir ins ferne Land;
Wohin du kommſt, auf allen Wegen
Legt er aufs Haupt dir ſeine weiße Hand.

Du ſchläfſt — er wacht an deinem Bette,
Du wachſt — er folgt dir als ein Cherub nach,
Du beteſt — und die ſchwere Kette
Des Grames bricht: — er war es, der ſie brach.

Dich drücket Schuld — er hat Erbarmen,
Du klagſt dich an — er mildert deine Reu,
Du wankſt — er hält dich in den Armen,
Du wirſt mir treulos, und er bleibt dir treu.

XXII.

Welche Mißgunſt hat zur Plage
Armer Liebe dich erdacht?
Welcher Gott erſchuf dich, ſage,
Nacht der Trennung, lange Nacht?

Ohne Mondlicht, ohne Sterne,
Ohne Lied der Nachtigall,
Drückt auf alle Näh' und Ferne
Deiner Nebel dunkler Schwall.

Ungeſehn und ſtill wie Geiſter,
Die von Stern zu Sterne ziehn,
Wandelt nur die blaſſe Sehnſucht,
Leiſe klagend, her und hin.

XXIII.

Wie die Blume ſich verſchließet
In der Nacht, in der Nacht,
Hat mein Herz, ſeit du mich ließeſt,
Seine Augen zugemacht.

Nicht in Schlaf iſt es verſunken —
Ach, es wacht, ach, es wacht!
Aber es betrachtet trunken
Seiner Liebe reiche Pracht.

Wie verſchwindet mir die ganze
Weite Welt, weite Welt
Vor dem unerreichten Glanze,
Den dieß Herz gefangen hält.

Und ſo bleib' ich, bis du, Treue,
Wiederkehrſt, wiederkehrſt
Und der Erde Glück aufs Neue
Und die Welt mich lieben lehrſt.

XXIV.

Zwiſchen ihrer ſtillen Gaſſe,
Zwiſchen meiner lauten Straße
Auf dem Wege in der Nacht —
Ach, wie viele ſchöne Lieder
Kamen da und gingen wieder,
Wild bewegt und traurig ſacht.

Zwiſchen ihrer ſtillen Gaſſe,
Zwiſchen meiner lauten Straße
Auf dem Wege, früh und ſpät —
Ach, wie manche ſüße Thränen
Mit wie vielen holden Plänen
Sind zerronnen und verweht.

Zwiſchen ihrer ſtillen Gaſſe,
Zwiſchen meiner lauten Straße
Auf dem Wege ſtürmt' es oft —
Stürme zu! — mit allen Plagen
Bin bereit ich mich zu ſchlagen —
Ich war froh — ich hab' gehofft.

Zwiſchen ihrer ſtillen Gaſſe,
Zwiſchen meiner lauten Straße
Auf dem Wege Schnee und Eis —
Aber warm war mir zu Muthe,
Feuer war in meinem Blute,
Ach, ich liebte ſie ſo heiß.

Zwiſchen ihrer ſtillen Gaſſe,
Zwiſchen meiner lauten Straße
Traurig Beide gehen wir —
Alles ſtürmt in mir zuſammen,
Thränen, Hoffen, Eis und Flammen —
Abſchied nehm' ich jetzt von ihr.

XXV.

Nach Petöfi.

Das Blatt der Blume muß verwehn,
Ich muß von meinem Liebchen gehn.
So Gott mit dir,
Du ſchönſte Zier,
Du Täubchen mein.

Der Mond verbleicht in dunkler Nacht:
Was hat uns Beide blaß gemacht? —
So Gott mit dir,
Du ſchönſte Zier,
Du Täubchen mein.

Vom Thaue leuchten Zweig und Ried,
Von Thränen unſer Augenlid,
So Gott mit dir,
Du ſchönſte Zier,
Du Täubchen mein.

Noch wird ein Frühling auferſtehn,
Für uns vielleicht ein Wiederſehn —
So Gott mit dir,
Du ſchönſte Zier,
Du Täubchen mein.

XXVI.

Wie lacht der Tag, der ſie entführt
Aus meinen treuen Armen,
Die Sonne leuchtet ungerührt,
Der Himmel ohn' Erbarmen.

Der Himmel wird, wie hier, ſo dort
Mit blauem Aug ſie grüßen,
Die Sonne ſie an jedem Ort
Mit warmem Strahle küſſen.

Trotz alternder Novemberzeit
Iſt Lenz auf allen Wegen,
Kein Wölklein fühlt mit mir das Leid,
Es fällt kein Thränenregen.

Was ſollten auch die Wolken hie
Zergehn als Thränenregen?
Sie ziehn ihr nach, mit Thau für ſie
Die Blumen dort zu pflegen.

So muß ich auch durch die Natur
Daran erinnert werden,

Daß ich mit meinem Schmerze nur
Ein Eremit auf Erden.

XXVII.

Die Sonne ſinkt,
Die Wolke wird blaß,
Die erſt geblüht wie Roſen —
Mein Glück verſinkt,
Mein Auge wird naß,
Meine Wange wird blaß,
Die erſt geblüht wie Roſen.

Die Sonne verſank —
In dunkler Nacht
Seh ich die Wolk' entgleiten —
Mein Herz iſt krank —
O, könnt' ich ſacht
In meiner Nacht
Verſchwinden für alle Zeiten.

XXVIII.

Ich fühl's, daß mir im Herzen Abend werde:
Die ſchönen Töne, die es noch durchſchwingen,
Sind nur die Abendglocken, die verklingen,
Und Dämmerung verhüllt mir meine Erde.

Die Feuer löſch ich ſtill auf meinem Herde,
Und noch ein Abendlied will ich mir ſingen,
Mein Tagewerk ergeben zu vollbringen,
Und habe nimmer klagende Beſchwerde.

Ob auch der trauervolle Reſt nur Schlummer,
Den Klageſänge vom erlebten Kummer
Wie Abendroth und Morgenroth umſäumen:

Du biſt mir doch mein Abendſtern geblieben,
Mich hat genug beglückt mein einſam Lieben,
Ich hab' genug geliebt, um ſchön zu träumen.

XXIX.

Du fragſt, warum verſenkt in Schweigen
Bei dir mein Herz?
Die Liebe liebt nicht, ſich zu zeigen,
Und ſchamhaft iſt der Schmerz.

Was ſoll das Wort? — Kann ich erfragen,
Warum aus dir
Viel Wonnen mir entgegentagen?
Warum du theuer mir?

Was ſoll die Rede? — Kann ich ſagen,
Welch ſchmerzlich Glück
Und welche glückerfüllten Plagen
Dein Auge ſtrahlt zurück?

Kann ich erfragen, wo die Bahnen
Zum Paradies,
Die ich, trotz vorwurfsvollem Mahnen,
Für dich allein verließ?

Fürwahr, ich ſuche ſie vergebens;
Sie liegen wüſt.
Sei ſtill, wenn dich im Sturm des Lebens
Ein ſtummer Wandrer grüßt.

XXX.

Ich ſchäme mich vor euch, ihr Sterne,
Daß ich nun wieder
Hier in der Stunde der Geſpenſter
Schmerzwandle auf und nieder.

Ich ſchäme mich vor ihren kalten
Und dunkeln Augen,
Daß ſie mich wieder feſtzuhalten
Und trüb zu machen taugen.

Ich ſchäme mich vor meinem Herzen,
Das ſich geſtählet
Und ſtark gemeint vor dieſen Schmerzen
Und nun ſich wieder quälet.

Ich ſchäme mich vor jedem Steine
Und vor den Lichtern,
Die niederſehn mit feierlichem Scheine —
Nicht vor den Angeſichtern!

Nicht vor den Menſchenangeſichtern,
Die gern ſich überheben,
Ich ſteh, fürwahr, vor höhern Richtern,
Die mir noch nie vergeben.

XXXI.

Und denk' ich jetzt daran,
Daß du mir biſt verloren,
Weil dich von mir ein Wahn,
Ein Wahn getrennt der Thoren —

So kann ich meinen Schmerz
Entſagungsvoll doch pflegen
Und darf mein krankes Herz
Zum Schmerz der Menſchheit legen.

Dann hab' ich mit das Leid
Von Tauſenden erfahren
Und ſtehe da geweiht
An heiligen Altären.

Doch fehlt mir aller Troſt,
Seh' ich, wie mein Gemüthe
In deiner Seele Froſt
Erſtarrt zur eiſ'gen Blüthe.

Es iſt nicht ſo viel Schmerz
In aller Welt geblieben,
Als birgt ein einzig Herz,
Das nicht vermag zu lieben.

XXXII.

Geh du zurück in deinen Frieden,
Du meiner Liebe bleicher Geiſt;
Ich halte dich für abgeſchieden,
Ob auch mein Herz dich lebend heißt.

Was biſt du wieder mir erſchienen
Und haſt mein Träumen aufgewühlt,
Daß ich aus deinen kalten Mienen
Mein ganzes, altes Leid gefühlt?

Kamſt du ans Lager, um zu hören,
Ob noch mein Herz in Liedern klingt? —
Du hörteſt, wie's zu Trauerchören
Sich gleich der Todtenglocke ſchwingt.

Und kamſt du wieder, um zu wiſſen,
Ob meine Seele noch verletzt? —
Gib dich zur Ruh! — o, ſieh dies Kiſſen,
Ob es von Thränen nicht benetzt?

Geh du zurück in deinen Frieden,
Ins Reich der Todten kehr' zurück!
Ich halte dich für abgeſchieden,
O, gönne mir dies ſchwache Glück.

Epilog.

Ein welkes Veilchen fand' ich hier
Kaum kann ich mich erinnern,
Wer hat es einſt gegeben mir? —
Doch klingt's in meinem Innern.
Es ſingt und klingt in meiner Bruſt,
Und lächelnd auferſtehet
Ein altes Glück, mir unbewußt —
Ich bin ſo liebumwehet! —

Ob ich es auch nicht ſagen kann,
Wie ich es einſt empfangen,
Doch bin von einem holden Bann
Gefaßt ich und gefangen.
Ob auch Erinnerung zerſtiebt,
Im Herzen eingeſchrieben
Bleibt doch, daß ich einmal geliebt —
Es iſt genug geblieben.

Zeitloſen.

[illegible]

I.

Erzählende Gedichte.

Das Märchen.

Eine Amme hatt' ich, eine gute Alte,
Tauſend Märchen hatt' ſie ſtets im Hinterhalte.

Von verwunſchnen Prinzen, Blumen, welche ſingen,
Und von andern, welche voll von Kuchen hingen;

Von verſunknen Schlöſſern, die im Meere liegen,
Von verhexten Fräulein, die in Wolken fliegen;

Von hochbein'gen Füchſen, die ſpazieren gehen
Und bei Nacht dem Thürmer in die Bibel ſehen;

Von den Vögeln ohne Füße, die ſich ſchwingen
Hoch und höher, bis ſie in den Himmel dringen.

Aber jeden Abend, wenn ſie angefangen
Und wenn ſie geendet, ließ den Kopf ſie hangen.

Und ſie ſeufzt: das Schönſte kann ich doch nicht ſagen,
Und das iſt der Kummer meinen alten Tagen.

Sterben werd' ich Alte, aber unerzählet
Bleibt die Mär von allen Märchen auserwählet.

Mancher hat's vernommen, Mancher hat's geleſen;
Es zu ſagen, Niemand iſt's im Stand geweſen.

Denn es iſt im Märchen ſo viel Zauber drinnen,
Daß die eignen Zauber ſelber es umſpinnen.

Ein verhextes Märchen iſt es — unausſprechbar
Bleiben ſeine Wunder und ſein Bann unbrechbar.

(Schumla, 6. Juni 1854.)

Pyränus.

Pyränus herrſchet im Winter nur
In pyrenäiſchen Thalen,
Wenn Eis und Schnee bedecken die Flur;
Niemals in des Frühlings Strahlen.

Denn wenn er dem Frühling ins Auge ſchaut,
So muß ſein Aug erblinden,
Es muß ſein Leib, in Tropfen zerthaut,
Wie Schnee in der Sonne ſchwinden.

Nie hat er eine Schwalbe geſehn,
Nie ſah er ein Veilchen ſprießen,
Nie eine Roſe dem koſenden Wehn
Die grünen Knospen erſchließen.

Nie iſt er einer Nachtigall
In Buſch und Walde begegnet,
Nie hat vom Himmel der Lerche Schall
Aufs Haupt ihm niedergeregnet.

Der Maladetta-Berg, der verflucht,
Allewig vom Eiſe umgoſſen,
Hält ihn in dunkler Grott' und Schlucht,
Weil's draußen lenzet, umſchloſſen.

Da ſitzt er drin im felſigen Saal
Mit Hofgeſind und Heere,

Ob auch nach Frühlings- und Sonnenſtrahl
Die Sehnſucht ihn verzehre.

Er träumt von Liebe und Frühlingslicht,
Von Liebe und Frühling zuſammen,
Er kennt des Einen Gluthen nicht,
Und nicht der Anderen Flammen.

Das war ein tückiſcher Lerchenſchlag,
Der alſo mächtig erklungen,
Daß er aus dem leuchtenden Frühlingstag
Bis hinab zum König gedrungen.

Es wiederhallte der Speer an der Wand,
Es tönte in allen Kryſtallen,
Es bebte des Königs Herz — er ſtand
Am Eingang der dunkeln Hallen.

„Hinaus, hinaus, zum Frühling hinaus,
Er will uns gütig begnaden,
Er wird nicht morden im eigenen Haus,
Sein Herold hat uns geladen.“

Er eilt die felſigen Treppen hinauf,
Geſchwinde, ach, geſchwinde;
Ihm folgen nach, im fliegenden Lauf,
Vaſallen und Hofgeſinde.

Da ſtehn ſie mitten im Frühling drin,
Die Veilchen blühn, die ſüßen,
Die Schwalben fliegen daher und dahin,
Die Roſen nicken und grüßen.

Die Sonne hüllt in goldenen Glanz
Die Berge, die heiß erglühten,
Dem König fällt aufs Haupt ein Kranz
Von weißen und rothen Blüthen.

Er ruft: „Wie biſt du ſo ſchön, o Welt,
O Frühling, wie reich an Glücke!“
Er küßt ſeine Frau, die im Arm ihn hält,
Daß ihn die Luſt nicht erdrücke.

Er blickt ihr dabei ins Auge klar,
Er weiß nicht, was es bedeute,
Sie iſt ſo lieblich, wie ſie fürwahr
Noch nie geweſen bis heute.

Er blickt ihr ins Aug, und er vergißt
Den Frühling mit ſeinem Weben,
Vergißt die Welt, die ſo herrlich iſt,
Und daß er nun muß vergehen.

Der alte Reitersmann.

Ich bin ein alter Reitersmann
Und habe viel erfahren;
Hab' dreißig Jahre mitgethan,
Man ſieht es meinen Augen an
Und meinen grauen Haaren.
Ich bin ein alter Reitersmann
Und habe viel erfahren.

Mein Leid und Luſt und Freud' begann,
Als ich ins Land gefahren.
Vor einer Schenke hielt ich an,
Darin die Werber waren.
Hab' einen tiefen Schluck gethan —
Ich trank und war ein Reitersmann
Und habe viel erfahren.

Ich lag im Sand bei Bardewick,
Bei Bardewick auf der Heide.

Gefallen war mein gutes Pferd,
Gebrochen war mein gutes Schwert,
Mein Schwert und auch die Scheide.
Wund war mein Herz und trüb mein Blick
In Leide,
Bei Bardewick,
Bei Bardewick auf der Heide.

Bei Bardewick iſt ein hoher Berg,
Den hat kein Menſch geſehen,
Darinnen wohnen Elf und Zwerg,
Die hin und wieder gehen
Und aus und ein
Bei Bardewick im Mondenſchein.

Die Elfenfrau kam heraus zu mir
Und ſang mir eine Weiſe;
Mein wundes Haupt lag ihr im Schooß,
Mein Blut, das floß
Erſt mächtig und dann leiſe.

Mein gutes Schwert war wieder ganz,
Mein Roß ſprang auf mit Muthe,
Mein Panzer glänzte hellen Glanz,
Und ich war baar von Blute;
Und als ich leer von Blute war,
Führt' ſie mich in ihr Bergſchloß dar.

Da ſaß ich drin, weiß nicht, wie lang,
Ach, eine lange Weile,
Sah zu dem Tanz und horcht' dem Sang,
Mein Kopf war ſchwer, mein Herz war bang
Von wegen dem Seelenheile.

Ich merkt' es wohl, daß ſie verflucht
Und in der Macht des Böſen,

Und oft genug hab' ich verſucht,
Mich männlich zu erlöſen.
„Im Namen Gottes laßt mich los!“
— Die Elfenfraue lachte bloß.

Nur wenn ſie kämpften auf Bardewicks Erd',
Hat ſie mir Urlaub geben,
Sie gab mir wieder Helm und Schwert
Und mochte ſelber mich aufs Pferd
Und in den Sattel heben.

Und ritt ich drauß, hab' ich gelacht
Und dacht': ich komm' nicht wieder.
Doch ich erlag in jeglicher Schlacht,
Und die Elfenfrau kam in der Nacht
Und weinte auf mich nieder.

Sie ſang mir wieder die Wunden zu
Und ſang mir das Blut aus dem Leibe.
Dann trugen die Elfen und Zwerge
Mich wieder hinein zum Berge
Und in die ſelige Ruh —
Nicht konnt' ich zürnen dem ſtolzen Weibe.

Doch hab' ich mich zu erlöſen verſucht
Mit Beten und mit Singen.
Die Elfenfraue lachte verrucht:
„Das wird mich nimmer zwingen!
Gib dich zu Ruh, vom Böſen
Wird dich die Zeit erlöſen.“

Die Zeit, die that's. Mein Haupt ward grau,
Mein Antlitz voller Falten.
Da ſprach zu mir die hohe Frau:
„Wir wollen dich nicht mehr halten.“
Und magere Elfen und bucklige Zwerge
Stießen mich fort aus dem Berge.

Das that die Elfenfrau mir an
In meinen alten Jahren —
Ich bin ein alter Reitersmann
Und habe viel erfahren.

Die Perlen.

Wenn die Taucher, die von Yemen, aus der Meerestiefe ſteigen
Und in aufgehobnen Händen die errungnen Perlen zeigen,
Freut des Perlenſchiffes Herr ſich über den erwünſchten Fang,
Und am Bord des Briten tönet froher Sang und Becherklang.

Aber die Araber, welche dicht gedrängt am Ufer ſtehen,
Lächeln, lachen, ja, ſie ſpotten, wie das Freudenfeſt ſie ſehen.
O, ihr gottverfluchten Heiden, ruft der Mann aus Engeland,
Wenn der Perlenfang uns freuet, warum lacht ihr hirnverbrannt?

Und es ſchreitet wohl ein weiſer, greiſer Mann aus ihrer Mitten;
Selber lächelnd, aber milde, ſpricht er alſo zu dem Briten:
Laß dich nicht zum Zorn verleiten, Sohn Europa's, denn ein Dorn,
Dem als Zierde nicht zur Seiten ſteht die Roſe, iſt der Zorn.

Dieſe lachen, weil die ſchlechtſten Perlen nur ihr könnt erringen;
Denn die ſchönſten aufzuleſen wird euch nimmermehr gelingen.
Spreu nur iſt, was ihr erbeutet, und es werde jetzt dir kund,
Was uns aus der Väter Zeiten nieder kam von Mund zu Mund.

Perlen ruhn in dieſem Meere, Perlen ſo erhabner Schöne,
Wie ſie zu ertragen keinem ward vergönnt der Erdenſöhne.
Seit die Welt erſchaffen, wachſen ſie in der geheimen Nacht,
Gottes Engel ſind geſchäftig, zu vollenden ihre Pracht.

Mancher ſchon hat ſie geſehen in dem unnahbaren Schimmer,
Doch, gebannt vom Schönheitszauber, ſie zu faſſen wagt er nimmer;
Mancher, der ſie ſchaute, kehrte nicht mehr heim ins Sonnenlicht,
Mancher trug ſeitdem der Sehnſucht ew'ges Leid im Angeſicht.

Einſtens wird ein Auserwählter kommen zu verheißner Stunde,
Der wird die geſeiten Perlen holen aus dem Meeresgrunde;
Aber das gebenedeite Land im ganzen Erdenkreis:
Arabiſtan, wird ihn zeugen. — Alſo redete der Greis.

Und der Arzt des Perlenſchiffes, dem ich Dieſes nacherzähle,
Sprach zu mir: Des Greiſen Worte regten ſeltſam meine Seele.
Perlen gibt es, die kein Taucher noch ans Tageslicht gebracht,
Seligkeiten der Erkenntniß blühn in dicht verhüllter Nacht.

Mancher ſah in ihre Augen und erblindete im Lichte,
Manchem ward in ew'ger Sehnſucht alle ſeine Kraft zu nichte;
Ahnung eines Unerreichten iſt's, was jedes Volk beſeelt,
Und das Höchſte zu erringen, glaubt ſich jedes auserwählt.

(Paris, 15. Juli 1856.)

Die Lampe.

Ein Rabbi war im alten Prag,
Ein guter Mann und gottergeben,
Der treulich ſeiner Lehre pflag
Und klug erklärte Buch und Leben.
So mocht' er ſtandhaft alle Plagen
Des Geiſtes und des Leibes tragen,
Und hatt' er nicht den Biſſen Brod,
Er ſprach: Ein Schein nur iſt die Noth.

So gut nicht wurd' es ſeinem Weibe:
Die ſah mit Trauer, ohne Troſt
Das ſchlechte Kleid auf ihrem Leibe,
Auf ihrem Tiſch die ſchlechte Koſt.
Das war ein täglich Leid, zu Gram
Erſt wurd' es, wenn der Sabbath kam
Und ihr Jedwedes abgegangen,
Den Feſttag feſtlich zu empfangen.

Ihr Aug von Thränen angefüllt,
Rief ſie: Kein Fiſch iſt in der Pfanne,
In Fetzen du und ich gehüllt,
Kein Wein zum Segen in der Kanne!
Er nahm ſie lächelnd bei der Hand,
Und nach der Lampe hingewandt,
Die von dem Sims, mit ſieben Zinken
Gleich einem Sterne ſchien zu winken,

Sprach er, als ob er ſagen wollt'
Ein groß Geheimniß: Laß die Sorgen,
Verrath es nicht, ſie iſt von Gold!
O, ſieh ſie an — in ihr verborgen
Iſt mancher wohlbeſetzte Tiſch
Und Wein zum Segen, Fleiſch und Fiſch
Und prächtiger Brokat und Seide
Für dich und mich zum ſchönſten Kleide.

„Sie iſt von Gold," — ſie liſpelt's kaum
Dem Rabbi nach, voll gläub'ger Freude,
Ihr Elend ſchwindet wie ein Traum,
Und frohen Sabbath feiern Beide.
Nun iſt's genug bei allem Weh,
Daß ſie nur auf zur Lampe ſeh'. —
„Sie iſt von Gold" — und alle Plagen
Will ſie noch dieſen Sabbath tragen.

Mit ſolchem Blick, mit ſolchem Wort
Täuſcht ſie durch Leiden und Entbehrung
Von Sabbath ſich zu Sabbath fort,
Ihr blinkt ja aller Luſt Gewährung.
So lächelt ſie von Tag zu Tag,
Bis daß ſie auf der Bahre lag.
Der Rabbi ſprach: O meine Taube,
Du lehrteſt mich, was ſei der Glaube.

(Paris, 11. Juli 1856.)

Herr Aage.

Herr Aage, wie der reiten kann,
Wie der ſitzt auf ſeinem Pferde,
So ſitzt, ſo reit't kein andrer Mann
Auf dieſer däniſchen Erde.
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Er ritt hinaus bei Morgenroth
Aus ſeinem marmornen Schloſſe,
Es ſprang ſein Herz, und er war todt
Und ſaß noch auf ſeinem Roſſe.
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Drei Prinzen würfelten, wo er ritt,
Im Weghaus und hoben die Becher.
Steig ab, Herr Aage, und würfele mit
Und trinke, du tapferer Zecher!
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Die Hochzeit ziehet über den Plan,
Die Braut im grünen Kranze —
Halt an, Herr Aage, du froher, halt an,
Du Tänzer, komm zum Tanze.
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Am Fenſter ſitzet in Zindel und Seid'
Stolz Elin und weinet bitter:
So kommſt du endlich, mein Glück und Leid,
Du ſchöner, treuloſer Ritter!
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Die Hochzeit tanzt, die Jungfrau weint,
Die Prinzen würfeln und ſcherzen,
Die Vöglein ſingen, die Sonne ſcheint
Hoch über dem todten Herzen.
Er reitet in die grüne Welt hinein.

Gaſtgeſchenke.

Herrn Wendl, den's von dannen treibt,
Was gebt ihr dem lieben Gaſte,
Ihr Kinder, wenn er länger bleibt,
Daß gern er bei uns raſte?

Ich geb' ihm, ſprach der Aelteſte geſchwind,
Den Falken, meinen Genoſſen,
Einſt war er gut, jetzt iſt er blind,
Auch iſt ſein Flügel durchſchoſſen.

Der Zweite ſprach: Ich geb' ihm dazu
Den Pfeil, den wunderbaren,
Der immer den Feind gelaſſen in Ruh
Und dem Schützen ins Herz gefahren.

Das Töchterlein hörte zu in Leid,
Dann ſprach es mit Zagen und Bangen:
Ich geb' Herrn Wendl zu jeder Zeit,
Was er nur mag verlangen.

Ich geb' ihm meinen Scharlach voll Pracht,
Von meinem Halſe die Kette,
Von meinem Finger den Ring und zur Nacht
Mein eiderdunenes Bette.

Herr Wendl, ihr ſollt beurlaubt ſein,
Ich höre traurige Märe,
Zu wenig behagt ihr den Knaben mein,
Dem Töchterlein allzuſehre.

Ben Ali.

Ben Ali zog mit ſeinem Heer raſch vor Oreja's feſtes Schloß,
Das Don Alfons belagert hielt, der Chriſt, mit einem ſchwachen Troß.

Und wie er ankam zum Entſatz, rief ihm der Chriſtenkönig zu:
Ben Ali, Scheich, ein wahrer Held läßt einen Troß, wie den, in Ruh.

Bemüh dich um ein Schlößlein nicht, und nicht um einen ſolchen Schwarm,
Und ſpare für Toledo auf, das ich beſetzt, den Heldenarm.

Ben Ali findet wahr das Wort und eilt vor jene feſte Stadt,
Drin Berengella, Alfons' Weib, ſeit Wochen Hof und Haushalt hat.

Die rufet ihm vom Walle zu: Nicht gegen Weiber kämpft ein Held,
Du ziehe gen Oreja, dort mit Männern ſteht mein Mann im Feld.

Ben Ali findet wahr das Wort und, um zu zeigen jener Frau,
Daß er als Mohr die Frauen ehrt, hält ihr zu Ehren eine Schau.

Er läßt ſein Heer an ihrem Aug prachtvoll vorbeiziehn reihenweis,
Die Königin ſieht lächelnd zu und ſchickt ihm einen Ring als Preis.

Er eilt auf raſchen Wegen fort, und wie er vor Oreja kam,
Hat es der König ſchon beſetzt, heim zieht Ben Ali voll von Scham.

Und in Cordoba beuget er vor dem Chalifen das Genick:
Nimm dieſen Kopf als Buße hin für Mißgeſchick und Ungeſchick.

Doch der Chalife lächelt mild und hebt ihn auf mit gnäd'ger Hand:
Zwei Feinde haben dich beſiegt, gen die ich niemals dich geſandt.

Zu ſiegen über reinen Sinn, wär' es an einem ſchon genug:
Der eine Feind heißt Chriſtenliſt, den andern nennt man Weibertrug.

Die Prieſter.

Römerfahnen ſehn vom Berge nieder
Auf die Stadt, die tief im Thale ruht;
Aus der Stadt ertönen Chriſtenlieder,
Oben raucht der Heiden Opfergluth.
Und der Cäſar, der die Römer führet,
Blicket mit hinab und ſpricht gerühret:

Meiner Mutter Lieder klangen ſo,
Wenn ich in der Nacht ihr nachgeſpüret —
Und die Stadt brennt heut noch lichterloh.

Und er ſetzt ſich hin, geheim zu weinen
Und durch Thränen auf die Stadt zu ſehn,
Während Prieſter an den Opferſteinen
In der Lämmer Eingeweide ſpähn.
Andre deuten mit erhobnem Stabe
Nach der Kirche dort, wo Dohl' und Rabe
Von dem erſten Morgenfluge ruhn;
Andre forſchen, ob die Weizengabe
Haſtig oder träge pickt das Huhn.

Aber die Pontifizes entweichen
Von dem Opferplatze ſtill und ſacht;
Aus dem Lager durch die Klüfte ſchleichen
Sie zum Walde, wo kein Römer wacht.
Und es kommen ihnen dort entgegen
Andre Prieſter auf geheimen Wegen,
Die verſchieden ſind an Tracht und Art:
Blaſſe Lippen, die ſich lispelnd regen,
Harte Kutten, lang und weiß der Bart.

Stummer Gruß — dann murmelt der Latiner:
Eile treibt uns, eh das Opfer um!
Raſch, ihr, des erſchlagnen Gottes Diener,
Weiht uns ein in das Myſterium,
Daß wir wiſſen, ob wir ſie bekennen,
Eure Lehre, ob uns länger trennen
Soll der Völker fromme Glaubenswuth,
Eilet, daß nicht eure Stadt verbrennen
Möge in des Cäſars Römergluth.

Und vertraut uns das Geheimniß, welches
Eure Schaar dem Opfermeſſer neigt,

Und den Rauſch, der aus des Opferkelches
Grunde in das Haupt der Gläub'gen ſteigt.
Denn wir ſehn, und ſehen es mit Neide,
Wie der Chriſt der Knechtſchaft und dem Leide
Gern ſich hingibt für den todten Gott.
Venus, Phöbus, Freudengötter beide,
Werden dem Gekreuzigten zu Spott.

Und ein greiſer Biſchof ſpricht die Worte:
Hirten ſind wir, und es darf der Hirt
Sagen ſeiner Heerd' an jedem Orte:
„Hier iſt Weide, hier biſt du verirrt!“
Daß ſie lieben, ſaget, wenn ſie dienen,
Und daß ſie vom Himmelsglanz beſchienen,
Wenn ſie jammern — nennet Luſt das Leid!
Und der Tod, er dünkt das Leben ihnen,
Und die Welt gehört der Chriſtenheit.

Die Pontifizes erwägen ſchweigend
Des Ergrauten kurz gefaßtes Wort,
Und ſie gehen, ihre Häupter neigend,
Die zur Stadt und die zum Lager fort.
Bei den Zelten ſind geſchäft'ge Hände,
Um das Wurfgeſchoß die Flammenbrände
Aufzuhäufen eifrig fromm bereit.
Sie erwarten nur des Opfers Ende,
Bis der Haruſper hat prophezeit!

Aber in die Eingeweide blicken
Zögernd noch die Prieſter lang und bang.
Die aus dem Gebüſche treten, nicken,
Wie vom Thal heraufſteigt Glockenklang.
Und ſie rufen Alle: „Weh, es landen
Unſre Götter an des Orkus Stranden,
Der Olympos iſt am Kreuz zerſchellt.

Einer nur iſt ſiegreich auferſtanden,
Dem Gekreuzigten gehört die Welt!

„Freudenmüde, matt von Luſtgelagen
Iſt die Erde, die nach Schmerz begehrt.
Und wie jener Gott ſein Kreuz getragen,
Soll zum Heil ſie wallen qualbeſchwert.
Pan iſt todt! ſo ſchallt es durch die Lüfte,
Alle Götter ſinken in die Grüfte,
Es zerbricht der freud'ge Thyrſosſtab.
Herzberauſchend wehn die Weihrauchsdüfte,
Ehrt den Erdball als ein heil'ges Grab!"

Aus dem Thale ſchallen Pſalmodieen,
Wie von Sterbeſeufzern untermiſcht,
Krieger, Prieſter liegen auf den Knieen,
Und der Brand am Wurfgeſchoß erliſcht.
„Brüder meiner Mutter, eure Stätten
Seh' ich wohl aus dem Verderben retten,"
Ruft der Cäſar, vor Erſtaunen bleich,
„Doch ich ſehe auch die neuen Ketten:
Volk und Cäſar feſſeln ſie zugleich."

Avignon.

Klemens trat aus dem Palaſte,
Den in Avignon er baute,
Sein Palaſt glich einer Veſte
Und er ſelber einem Krieger.

An der alten Marmorſäule,
Trümmer eines Römertempels,
Lehnt ein Mädchen, ſchön wie keines,
Und er fragt ſie, was ſie wolle.

„Arles, die Stadt der alten Heiden,
Arles, die Stadt der Griechenſchönheit,
Nenn' ich meine Heimath — heidniſch
Fühlen wir uns, wir Arleſer.

„Um das Heil zu ſuchen, macht' ich
Heut mich auf als Pilgerin,
Ob ich mich in deiner Nähe
Chriſtlich fühle, heil'ger Vater.

„Aber meine Wallfahrt dünkt mich
Ach, vergeblich! Wie ich ſchaue
In dein Auge, ſchlagen alle
Pulſe weltlicher als jemals.“ —

„Und wie dir, ſo mir ergeht es!“
Liſpelt Klemens, und er führt ſie
In die Veſte, wo die ganze
Chriſtenheit ſie bald beherrſchte.

Gabriel von Salus.

> Gabriel de Saluze, evêque d'Aire qui n'avait pas été consacré, se mariait et gardait son evêché.
>
> (Histoire du midi de la France, Mary-Lafon. 3. tome.)

Der Biſchof Gabriel von Salus
Im ſechzehnten Jahrhundert
Ward nicht genugſam als Genius
In ſeiner Zeit bewundert.

Sein ganzes ſchönes Daſein beſtand
Aus zerſtreuenden Kontraſten,
Er war auch beneidet im Frankenland
Von allen Ekkleſiaſten.

Nie ward er im Grunde zum Pfaffen geweiht,
Doch hat er das Handwerk getrieben;
Und als er ſpäter weltlich gefreit,
Iſt er doch Biſchof geblieben.

Die Heerde, die er zur Hochzeit lud,
Speiſt' er aus dem Kirchenſchatze:
Zur Feier des Tags mit dem Biſchofshut
Bedeckt' er die heilige Glatze.

Die Kinder, die der Himmel ihm gab,
Erzog er im Glauben, im reinen,
Nie anders, als mit dem krummen Stab
Hat er gezüchtigt die Kleinen.

Man ſagt, daß es rührend zu ſehen war,
Dieß Bild vom häuslichen Leben:
Der fromme Biſchof im rothen Talar,
Von Weib und Kind umgeben.

Er ſtarb, wie er lebte, mit frommem Sinn;
Der Wittwe ließ er, der treuen,
Troſtloſen, den Platz einer Biſchöfin,
Die Kinder bekamen Abteien.

Königin Eliſabeth.

I.

Walter Raleigh.

In England iſt's bekannt genug,
Daß die erſten Strümpfe, die man ſtrickte,
Eliſabeth, die Königin, trug;
Stadt Briſtol war's, die ſie ihr ſchickte.

Allein bekannt iſt's der ganzen Welt,
Was ich nicht erſt zu ſagen brauchte,
Daß Walter Raleigh, der ſchöne Held,
Daſelbſt die erſte Pfeife rauchte.

Ausſchifft' er nach Amerika's Strand,
Auf daß er Eldorado entdecke,
Und als er dort den Tabak fand,
Glaubt er erfüllt ſeine Reiſezwecke.

Nun raucht er früh, nun raucht er ſpät,
Er rauchet, wenn er Verſe ſchnitzet,
Geſchichte ſchreibt, zu Hofe geht,
Er raucht, wenn er zu Pferde ſitzet.

Er ſaß im Garten von Somerſethaus,
Umhüllt von Wolken grau und blauen.
Da kam aus dem Palaſte heraus
Eliſabeth mit ihren Frauen.

Sir Walter, ſprach ſie, du weiſer Thor,
Mein England füllſt du mit blauen Dünſten,
Man hat mir erzählt — jetzt mach mir vor
Etwas von deinen neuen Künſten.

Sir Walter, als ein treuer Vaſall,
Er zaudert nicht lang nach ſolchem Befehle:
Er blies vom Mund einen dampfenden Schwall,
Er rauchte ſchön, er rauchte mit Seele.

Er ließ vor den Augen der hohen Frau
Viel hundert Gebilde aufwärts ſteigen,
Bald ſah ſie einen Himmel blau,
Bald einen tanzenden Elfenreigen.

Bald war's ein ganzer Lilienflor,
Bald waren's ſchwebende Ringe und Kreiſe,
Ein ſanftes Lüftchen trug ſie empor,
In Baum und Geſträuch verſchwammen ſie leiſe.

Schon duftete rings die ganze Luft —
Was ſoll ich lange ſingen und ſagen,
Die männliche Seele ſog den Duft,
Die Königin ſog ihn ein mit Behagen.

Und mit Behagen hat ſie geſehn
Den ſchönen Helden im Wolkenſchwalle,
Den Rauch aus purpurnen Lippen gehn,
Wie Quellen aus der rothen Koralle.

Sie ſprach: Du haſt mir was Schönes gezeigt
Und etwas vom allerneueſten Neuen,
Du ſchöner Held, das Haupt geneigt,
Du ſollſt es wahrlich nicht bereuen.

Ich will dir zeigen was Schöneres noch,
Sieh hier die Strümpfe, die man mir ſtrickte!
Da hob ſie königlich keck und hoch
Den Rock, ſo hoch, als ſich's nur ſchickte.

Sir Walter beugt' das Haupt und das Knie,
Er fühlt' ein leiſes, ein ſüßes Erſchrecken;
Er pries die Strümpfe, er pries, wie ſie
So eng anſchmiegend das Bein bedecken.

Er pries die Königin ſelber jetzt
Und ihre Huld und hohe Gnade,
Er pries das Glück der Strümpfe zuletzt,
Und ganz zuletzt der Königin Wade.

Die Sage geht, daß jene Stund
In Somerſethaus und ſeinen Gärten
Zu Walters Glück gelegt den Grund
Und zu den Freuden, die lange währten.

Herr Walter hat die längſte Zeit
Eliſabeths Huld und Liebe genoſſen —
Der Leiceſter ſtarb in der Einſamkeit,
Verbannt und von der Herrin verſtoßen.

Den Eſſex ſchlug ſie hinters Ohr,
Dann ſchickte ſie ihn am Block zu ſterben —
Sir Walter Raleigh aber verlor
Sein Leben erſt durch ihren Erben.

2.

Wie Old Betſy tanzte!

Der Earl von Argyll hat ſeine Noth,
Des König Jakobs Geſandte;
Der wartet in London, bis mit Tod
Abgeht die theure Verwandte;

Die theure Verwandte, Eliſabeth,
Die Jakob ſoll beerben:
's iſt rührend, wie ihm zu Herzen geht
Ihr Leben und, ach, ihr Sterben.

Der Earl, der ſchreibet Brief auf Brief:
Heut aß ſie wie zwei Eſſer;
Heut ſagt man, daß ſie im Fieber ſchlief;
Heut geht es leider beſſer.

Old Betſy hat ſchon Klügre durchſchaut.
Ein Tanzmeiſter ſoll erſcheinen:
Will tanzen, ruft ſie, daß ihnen graut
Vor meinen noch ſtrammen Beinen.

Nun hört der Earl früh Morgens ſchon,
Was ihm das Leben verbittert,
Im Vorſaal hört er den Geigenton,
Und wie der Eſtrich zittert.

Die Thür geht auf von Zeit zu Zeit,
Da kann er das Schreckliche ſchauen:
Old Betſy ſpringt wie die jüngſte Maid,
Fürwahr, ihn faſſet ein Grauen.

Sie ſchwingt das Bein, ſie dreht ſich im Kreis,
Die Geigen jauchzen und klingen,
Ihr Haar, einſt röthlich und nun greis,
Fliegt um in kräuſlichen Ringen.

Gewiß, ſie war nicht lieblich zu ſehn,
Die königlichſte der Frauen:
Ihr Springen und Schwingen, ihr Schweben und Drehn,
Es kann uns nimmer erbauen.

Drum werd' uns die Greiſe nicht zum Spott,
Die Schwäche ſei ihr verziehen;
Wir haben ſie lieb, vergelt's uns Gott,
Trotz Eſſex und Marien.

Der Löwe, der ſterbend die Kraft verliert,
Er will nicht, daß man es merke,
Er zeiget dem Hämmling, der nach ihm regiert,
Im Sterben noch ſeine Stärke.

So tanzt die Beſſy, die Löwin alt,
Bis daß ihr ausgeht der Odem;
Da liegt, wo eben der Tanz verhallt,
Die Löwin auf dem Boden.

Schnell ſchreibet der Earl von Argyll nach Haus:
Dein Himmel hängt voll Geigen,
O König Jakob, ihr Tanz iſt aus,
Und nun beginnt dein Reigen.

Der Doktor Jakobus — ſo hat ihn genannt
Frankreichs Heinrich, der Vierte —
Jakobus, nun König von Engeland,
Der gerne philoſophirte,

Er ſchrieb zurück: Mich verſtimmte ganz
Die Nachricht, wie du ſie gegeben.
Ich beſteige den Thron, und ein Todtentanz
Erſcheinen mir Herrſchaft und Leben.

Die Friedenstaube.

Guadani-Mah, der Kühnſte ſonſt der Kühnen,
Die in dem Lande Pfeil und Bogen tragen,
Geht traurig hin, um einen Mord zu ſühnen.

Denn einen Mann vom rothen Stamm erſchlagen
Hat er im Streite. Mächtig ſind die Rothen,
Und ſeine ſchwächern Stammgenoſſen zagen.

Sie zagen, daß um jenen einz'gen Todten
Der Krieg ſie alle wird von dannen raffen,
Wenn Jene Rache nehmen, wie's geboten.

Doch iſt ein Weg, in Freundſchaft umzuſchaffen
Den Zorn, wenn Einer ſich im Stamm bezwinget
Und als Geſchenk empfängt des Frevlers Waffen.

So will's die Sitte, die auf Sühnung dringet.
Das iſt das Ziel auch von Guadani's Reiſe,
Der dem gekränkten Stamm die Waffen bringet.

Die Rothen lagern rings um, Kreiſ' an Kreiſe,
Die Waffen ſchärfend und das Laub der Eichen
Erſchütternd mit ſo mancher Kriegerweiſe.

Auch tanzet dort, ein ſichres Kriegeszeichen,
Das junge Volk bewaffnet in den Mooſen.
Guadani ſieht und hört und muß erbleichen.

Verfallen iſt ſein Stamm den Todeslooſen,
Verſchwinden ſoll er von der grünen Erde,
Die Lieder ſagen's, die den Wald durchtoſen.

Doch daß das Letzte noch verſuchet werde,
Gebeut die Pflicht, und in die Waldesgänge
Tritt er heran mit flehender Geberde.

Den Köcher reicht er und das Wehrgehänge
Dem Häuptling dar: O, nimm und ſei verſöhnet!
Doch rauher toſen Tanz und Kriegsgeſänge.

Und ein Geſchrei des wilden Grimms erhebet,
Den Namen rufen ſie ihm zu des Todten,
Der Eine ſchwingt die Axt, der Andre bebet.

Doch wie ſie immer höhnten oder drohten,
Schon hat er allen Alten oder Jungen
Sein ſchönes Wehrgehänge angeboten.

Umſonſt! — Sie ſind von Rachluſt durchdrungen,
Und ſeines Wortes oder Auges Bitte
Hat nicht Ein Herz im ganzen Kreis bezwungen.

Ja, wär' er nicht im Schutz der heil'gen Sitte,
Die ſolchen Mann als unverletzbar ehret,
Er ginge lebend nicht aus ihrer Mitte.

Schon hat er, um zu gehn, ſich abgekehret:
Um meine Brüder, ſeufzt er, iſt's geſchehen,
Das ſchwarze Aug von Thränenthau beſchweret.

Er ſchreitet durch die Weiber, die da ſtehen
Und ihre Kindlein auf den Armen halten,
Um jenem Sühnungsſchauſpiel zuzuſehen.

Auch ſie betrachten ihn mit düſtrem kalten
Geſicht; die Kinder ſchrein, wie angeſtecket
Vom Rachefluch der Mütter und der Alten.

Da plötzlich hebt ſich, vom Geſchrei erwecket,
Ein Knäblein lächelnd von der Mutter Brüſten,
Das ſeine Händlein ihm entgegen ſtrecket.

Es ſtreckt ſie aus mit kindlichem Gelüſten
Nach des Betrübten bunten Federpfeilen
Und allen ſchönen Waffen, die ihn rüſten.

Guadani, ſanft gehalten, muß verweilen,
Und raſch gefaßt ſieht in den kleinen Händen
Er ſeinen Waffenſchmuck mit allen Theilen.

Wie ſchnell dem Rothen Zorn und Haß ſich wenden
Als ſie am Kind des Stammes die Wolken ſehen. —
Wie ſchnell der Kriegstanz und die Bater enden!

„Dies Wunder hat der große Geiſt geſchehen;
Und daß Gustavi uns verſöhnet glaube,
Laßt froh im Kreis die Friedenspfeife gehen.“

Das Knäblein hieß ſeitdem die Friedenstaube.

Herrn Mammonſts Woche.

Herr Mammonſt ritt am Sonntag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Er ſah die Leut' aus der Kirche gehn,
Die Bettler an der Thüre ſtehn;
Die Frommen gingen ſtolz vorbei,
Dann kamen die Herren der Kanzlei,
Die trugen gefüllte Bäuchlein her. —
Die Bettler blieben traurig am Ort.
Er ſah, wie ſie auf die Stufen ſich legen
Und harren auf den Abendſegen,
Ob der vielleicht gelegener ſei.
— Herr Mammonſt ritt bedacht nach Haus.

Herr Mammonſt ritt am Montag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Es ſcholl der Markt von Schreien und Rufen,
Die Waaren lagen auf Tiſchen und Stufen,
Es wogte die Menge her und hin;
Die Diebe hatten reichen Gewinn,
Aus den Käuferinnen Taſchen weg die Waare,
Um Maß und Gewicht war der Käufer Klage.
Die Reichen gingen reicher nach Haus.

Nur gingen allein die Armen aus.
— Herr Mannesmuth ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannesmuth ritt am Dienstag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Der König kam mit Pracht daher,
Um ihn die Ritter mit Schwert und Speer;
Auf offenem Markt hat er Recht gesprochen:
Die mit ihm kamen und um ihn krochen,
Empfingen Gnadenschätze und Recht,
Und Schuld allein war der niedere Knecht.
Drauf riefen sie jubelnd: Dem Könige Heil!
Und boten ihm lächelnden Willkomm bei
Und streuten Blumen auf seine Pfade
Und sprachen von Majestät und Gnade.
— Herr Mannesmuth ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannesmuth ritt am Mittwoch aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Da lief zur Kirch' eine festliche Schaar,
Der Priester stand streng und kalt am Altar,
Dann kam das ermattete Hochzeitspaar:
Sie braune Flechten, Er graues Haar;
Er glühte vor Freuden, und sie war bleich,
Und sie war arm, und er war reich.
Der Priester murmelte sein Latein,
Sie sagte: Ja — das klang wie Nein.
Dann gratulirten die Hochzeitsgäste,
Dann ging es nach Haus zum lustigen Feste;
Sehr heiter lachte die Mutter der Braut,
Sie war vom Glücke der Tochter erbaut.
— Herr Mannesmuth ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannesmuth ritt am Donnerstag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Da kamen am Gildhaus der Zünfte zusammen

Vom ganzen Lande die kräftigen Ammen;
Dann traten die edlen Frauen heraus
Und gingen umher und wählten ſie aus.
Dann legten die eigenen Kindlein hin
Die Mägde — die Einen mit heitrem Sinn,
Die wogen lachend das Gold in der Hand;
Die Andern haben ſich oft gewandt
Und ſahen traurig und weinend ſtumm
Nach dem verlaſſenen Säugling ſich um.
— Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Freitag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Da ſtand auf dem Markt ein zankendes Paar:
Er ballte die Fauſt, ſie raufte das Haar,
Und Beide ſchrieen ſie um die Wette.
Sie klagte: In dein ſchmutziges Bette
Haſt du mit Trug und Gewalt mich gezogen!
Er aber ſprach: Du haſt mich betrogen!
Der Richter ſah in ein heiliges Buch,
Dann that er kalt ſeinen Urtheilſpruch:
Ihr ſeid geſchieden Eins vom Andern!
Drauf ſah man ſie von einander wandern.
Am Eck des Marktes auf einem Stein
Saß zitternd ein Kindlein verlaſſen, allein,
Es ſah nach der Mutter und weinte ſehr,
Dann ging es betteln und weinte nicht mehr.
— Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt am Samſtag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Er ſah das Volk in hellen Haufen
Paläſte ſtürmen, die Gaſſen durchlaufen;
Erſchlagen lagen Freier und Knecht,
Es floß das Blut von Gut und Schlecht.

Die Fahnen wehten mit ſchönen Deviſen,
Darnach noch ſterbend die Kämpfer wieſen.
Der König floh durch das eine Thor,
Der König, der die Krone verlor;
Sie riefen ihm nach: Fluch dir, Tyrann!
Durch's andere zog der andre heran.
Den trieben ſie mit Fluch und Hohn,
Den trugen ſie mit Jubel zum Thron.
Er theilte Würden und Aemter aus.
— Herr Mannwelt ritt betrübt nach Haus.

Herr Mannwelt ritt wieder am Sonntag aus,
Es litt ihn nicht mehr im alten Haus.
Er ritt hinaus ins offene Feld,
So ruhig lag, ſo ſtille die Welt;
Aus Hütten ſtieg in Säulen der Rauch,
Er regte ſich kaum im Morgenhauch;
Die Lerche ſang, die Schwalbe ſtreifte,
Die Frucht am Aſte glüht' und reifte;
Durch Sonnenſtreifen lief der Bach,
Und Alles ſchwieg, und Alles ſprach.
Herr Mannwelt ritt, es klang der Huf,
Zum Walde lockt' des Kuckucks Ruf,
Er ritt ihm nach, es zog ihn ſacht,
Es zog ihn fort in des Waldes Nacht.
Des Hufes Klang erſtarb im Moos,
Schon war er tief in des Waldes Schooß,
Das war ein liebes, ein ſanftes Geſaus —
— Herr Mannwelt kam nicht mehr nach Haus.

Der Pifferaro.

Durch einen Wald von Pinien und Platanen,
Auf ſtillen, halb noch winterlichen Bahnen
Ging ich dahin im Land der Romagnolen.
Spät Abend war es; lauter ſang der Quell,
Der Pfad war dunkel bald, bald wieder hell,
Denn durch das Laubdach ſah der Mond verſtohlen.

Da kam ein weicher Ton mir durch die Zweige:
Kein Waldhorn war's und keine edle Geige:
Die Sackpfeif' war's. Ihr kennt ſie — im Advent
Auf ihr für zwei Bajocch und kleinre Preiſe
Spielt auf der Pifferar die Hirtenweiſe,
Wo vor der Jungfrau nur ein Lämpchen brennt.

Ich war verirrt, die Pfeiſe war mein Leiter:
Ich drang ihr nach ins Dickicht immer weiter;
Viel holder klang ſie durch die Waldesgänge,
Als durch die Gaſſen Roms. Mit einem Mal
Sah einen Mann ich in des Mondes Strahl,
Der durch den Wald geſchickt die weichen Klänge.

Vor einem Bild der Jungfrau mit dem Kinde,
Das eingefügt war in des Baumes Rinde,
Stand er entblößten Haupts und blies, der Greis;
Das klang ſo fromm. Die Hirten an der Krippe,
Sie ſangen kaum mit ſo melod'ſcher Lippe
Der Jungfrau und des Neugebornen Preis.

Ich grüß' dich, rief ich ihm, als er vollendet,
Haſt du ſo früh dich aus der Stadt gewendet,
O Pifferar, haſt du genug gewonnen?
Doch er erwidert: „O Signor, Ihr irrt,
Kein Pifferar aus Rom, ich bin ein Hirt
Und ſpiel' umſonſt vergeſſenen Madonnen.

Er ging, ich folgte. Und es war ein Wandern
Von einem Bild der Jungfrau zu dem andern.
Bald macht' er dort an einem Kreuzweg Halt,
Bald tönt' ein Fels hier von der Pfeife Klange.
Erſt ſpät nach Mitternacht vom frommen Gange
Kehrt' er zur Hütte wieder aus dem Wald.

Bei ihm zu ruhn hat er mich eingeladen,
Und ferne folgt' ich fürder ſeinen Pfaden.
Ich dachte, daß bei ihm ſich's trefflich raſte:
Denn, wie er hinging in des Mondes Licht,
Trug heitern Seelenfrieden ſein Geſicht —
Bei ſolchem Wirth iſt's wohl zu Muth dem Gaſte.

Ich aber wollt', es wär' auch mir gegeben
Solch ein verborgnes, ſtilles Prieſterleben,
Zu feiern fromm, was mir ein Heiligthum.
Der iſt beglückt, der auf verlaſſnen Wegen
Hingebt, jedwedes Heilige zu pflegen,
Das Andere verſchmähn um Gold und Ruhm.

Klariſſa.

Eine dalmatiniſche Sage.

1.

Wild iſt der Strand von Dalmatia,
Er iſt zerklüftet und zerwühlet;
Schön iſt das Meer der Adria,
Das ſeiner Klippen Fuß umſpület.
Es liepeln und lächeln die Wellen.

Wild ſind die Schlöſſer am Klippenſtrand,
Sie ſind zu ſchaun wie Geierneſter;
Von einem beherrſchen zwei Brüder das Land,

Sie hauſen drin mit ihrer Schweſter.
Wenn nur die Brüder nicht wären.

Schön ſind die Inſeln, die hell und grün
Den Strand entlang im Meere glänzen,
Sie ſind wie Blumen, die nicht verblühn
Und blaugeäugte Mädchen bekränzen.
Es liſpeln und lächeln die Wellen.

Und auf der ſchönſten der Inſeln ragt
Ein Kirchlein vor, im Buſch verborgen;
Ein ſchöner heiliger Vater ſagt
Die Meſſe dort jedweden Morgen.
Wenn nur die Brüder nicht wären.

Er wohnt in der nahen Klauſe dabei,
In der verſteckten, ſtillen Klauſe;
Zu Häupten rauſcht ihm die Pinie frei
Im Weſtwind und im Sturmgebrauſe.
Es liſpeln und lächeln die Wellen.

Das Fräulein vom Schloß, Klariſſa, mag
Erdrückt von Fehlen ſein geweſen:
Sie kommt herüber jeglichen Tag
Und hört den Pater Meſſe leſen.
Wenn nur die Brüder nicht wären.

Sie horchte fromm auf all ſein Latein,
Und ſprach der Mönch am End ſein „Ite“,
Blieb ſie mit ihm im Beichtſtuhl allein
Und beichtete vor ihm und kniete.
Es liſpeln und lächeln die Wellen.

2.

Und wenn es Abend wird und Nacht,
Verläßt ſie ſtill das Zimmer;
Sie ſteigt vom Schloſſe nieder ſacht,
Die Wächter ſchlafen, und es wacht
Allein des Mondes Schimmer.
Sie wandelt nieder bis zum Strand,
Und an der Klippen letztem Rand
Wirft ſie vom Leibe das Gewand
Und ſtürzet in die Fluthen.

Den ſüßen Leib, den weißen Leib,
Es ſchaukelt ihn die Welle,
Als ob ſie eine Lilie treib' —
So ſchwimmt dahin das ſchöne Weib
Entgegen jener Helle,
Die dort am Eiland angefacht
Der ſchöne Mönch, bei der er wacht,
Um der Geliebten in der Nacht
Den Weg durchs Meer zu zeigen.

Wie ſchwimmt ſie prächtig, ſchwimmt ſie gut;
Der Hals, die Schultern leuchten
Weiß aus der dunkelblauen Fluth,
Daß ſie von fern wie Meerlichtgluth
Dem Mönch am Ufer däuchten.
Er wirft ins Feuer Scheit auf Scheit
Und nähret die Gluth, die leuchtet weit —
Klariſſa taucht in Herrlichkeit
Empor, gleich einer Nixe.

Sie ſinkt an ſeinen Buſen hin,
Und ihre Locken triefen.
„Ich grüß' dich, holde Schwimmerin,
Du ſchöne Liebeskönigin,

Die taucht aus Meerestiefen.
Ich glaube an die Götterſchaar,
Die einſt der Erde Freude war —
Für Venus, die das Meer gebar,
Froh brech' ich mein Gelübde.“ —

„Geliebter, ſollt' ich auch zu dir
Das ganze Meer durchſchwimmen,
In keinen Fluthen könnte mir
Die Liebesgluth im Herzen hier
Verlöſchen und verglimmen.
Und müßt' ich auch durch alle Noth
Und durch die lange Nacht, den Tod,
Dein Lieben wär' das Morgenroth,
Das jenſeits mich erwartet.“ —

„Jetzt, holde Flamme, ſink in Ruh,
Die ſie zu mir geleitet;
Du wonnevolles Eiland, du,
Deck dich mit allem Dunkel zu,
Das ſüße Nacht bereitet.
Es ſoll allein der Sterne Licht
Es ſehn, wie ein Gelübde bricht —
Daß du mich liebſt, o, ſag es nicht
In Worten, ſag's in Küſſen.“ —

„Treib mit der Liebe keinen Scherz,
Leicht könnten ſie erſpähen
Die Brüder, und der Beiden Herz
Iſt hart und ſtolz, und böſer Schmerz,
Weh könnte mir geſchehen.
Geſchehen wär's um mich und dich!
Wie froſtig heut der Abend ſtrich —
Wie iſt's ſo kalt — umhülle mich
Mit deiner dunkeln Kutte.“

3.

„Nimm deinen Dolch!“ — der ältre ſprach
Alſo zum jüngern Bruder.
Sie ſchritten vor aus dem Gemach,
Und wo am Riff das Meer ſich brach,
Ergriffen ſie die Ruder.
Und leiſe fuhr dahin das Boot
Dem Eiland zu durch Abendroth —
Sie ſaßen ſchweigend wie der Tod
Und kalt wie das Verderben.

Sie legten an juſt an dem Ort,
Wo todte Kohlen lagen.
„Hier iſt der Platz,“ das einz'ge Wort —
Sonſt ſchwiegen ſie und gingen fort —
Still war es in dem Hagen.
Die Abendglocke hat getönt,
Sie beten, wie ſie dran gewöhnt —
Das ſchöne Eiland war verſchönt
Noch durch die ſtille Andacht.

Dann traten ſie zur Kirch hinein:
Der Mönch ſtand am Altare —
Die Abendſonne fiel herein
Und lag ſchier wie ein Heil'genſchein
Auf ſeinem blonden Haare.
Sie zaudern nicht, ſie ſprechen nicht,
Der Eine ſchlägt, der Andre ſticht,
Und mit dem letzten Abendlicht
Entflieht des Paters Leben.

Dann ſchreiten ſie zurück zum Kahn
Und zünden an ein Feuer —
Im Kahne ſelbſt ſie zünden's an,
Und wie die nächt'gen Schatten nahn,

Bewegen ſie das Steuer —
Das Steuer Der, das Ruder Der,
Sie fahren ſtill am Eiland her
Und endlich leis hinaus ins Meer,
Da es ſchon dunkel worden.

Wie blau und lieblich iſt die Nacht,
Es liſpelte die Welle —
Die Feuersgluth, die ſie entfacht,
Zieht fort mit ihnen durch die Nacht
Als eine rothe Helle.
Und wie da drüben auf dem Riff
Gewand erglänzt' — der Aeltre griff
Das Ruder feſter — war das Schiff
Schon draußen auf der Welle.

4.

Klariſſa ſchwimmt durch die blaue Fluth,
Es glänzen ihre weißen Glieder,
Die Nacht, die über der Erde ruht,
Glänzt aus dem blauen Meere wieder.
Es liſpeln und lächeln die Wellen in Ruh,
Die Brüder fahren immer zu.

„Wie iſt mir heut der Weg ſo weit,
Als ob mich ein böſes Irrlicht narret —
Ach laſſe, mein Herz, von Bangigkeit,
Weit ſcheint's dahin, wo Liebe harret."
Es liſpeln und lächeln die Wellen in Ruh,
Die Brüder fahren immer zu.

Schon ſchwimmt ſie draußen auf offener See —
„Mein ſtarker Leib, willſt du ermatten?"
Gleich fern iſt die Gluth. — „So weh mir, weh!
Soll mich das kalte Meer beſtatten!?"

Es liſpeln und lächeln die Wellen in Ruh,
Die Brüder fahren immer zu.

„Was fliehſt du, Licht? — Mein Leib erſtarrt,
Es ſinken kraftlos meine Arme;
O, harre mein, wie du ſonſt geharrt,
Daß ich im Arm der Lieb' erwarme!“
Es liſpeln und lächeln die Wellen in Ruh,
Die Brüder fahren immer zu.

„Leb wohl, o Nacht, o ſüße Nacht!
Die mich in Liebe hat geſehen —
Weh Dem, der das Feuer hat angefacht,
Weh, daß ich muß vergehen!“ —
Der Aeltere ſprach: „'s iſt Alles in Ruh!“
Die Brüder fahren dem Strande zu.

II.

Symphonien.

Symphonie I.

Lieblich verwehet,
Lieblich und milde
An deiner Seite das Leben.
Der Tanz der Stunden
In deiner Nähe,
Er hat mich belehrt,
Daß Charis und Hore
Göttliche Schweſtern.
Stunde an Stunde
Knüpft ſich und windet
In ſanften Melismen.

Und jegliche Stunde
Trägt deine Farben,
Du gibſt den Ton und die Stimmung,
Die klare, die heitere,
Dem waltenden Tage.
Regnen mag es und ſtürmen,
Donnern mag es und grollen:
Unſere Seelen,

Deine Seele nur wiederſpiegelnd,
Unabhängig von allen andern Gewalten,
Lächeln und leuchten
Goldig oder in Purpur
Oder mit Strahlen durchzogen
Wie der See,
Darauf der Mondſchein ruhet,
Kindermärchen erzählend
Oder tiefe Geheimniſſe liſpelnd.

Wogen ſie manchmal, unſere Seelen,
Wogen ſie in Wonnen,
Von Hauchen des Frühlings,
Von Stürmen der Jugend erregt.
Denn Jugend weckſt du in alternden Herzen,
Du Seherin alles geahneten Glückes,
Du Botin alles geſchiedenen Glückes,
Das uns grüßen läßt durch dich.

Lächelſt du? — Lächle nicht!
Deine ſchöne Beſtimmung kennſt du nicht.
Kennt ſie die Nachtigall?
Sie ſingt in Nacht verborgen,
Aber es lauſchet ein Einſamer,
Den Kummer nicht ſchlafen ließ,
Und es fließet ihm mit den Tönen
Wie Balſam Tröſtung ins Herz;
Alter Zeiten gedenkt er und alten Glückes
Und künftiger Zeiten und möglichen Glückes
Und höret die Stimmen der Zukunft
Und gedenket jener großen Augenblicke,
Da er Entſchlüſſe faßte,
Und wieder faßt er Entſchlüſſe,
Und ſeine Seele erhebet die Fittige
Und ſchwebet über der Erde.

Dieß Eine glaub' ich:
Ein ſchöner Gott,
Der ſchönſte aller Götter,
Ein namenloſer, geheimnißvoller,
Thront irgendwo im Mittelpunkte der Schöpfung
Am Quelle,
Aus welchem die Ströme und Bäche
Des Schönen ausgehn,
In einem Pantheon aller reinſten Freuden,
Der ſchicket an Gnadentagen
Mitleidsvoll
In dieſe dunklen Tiefen
Sendboten aus,
Boten des Glückes.
Dich muß es manchmal im Traume gemahnen,
Wie du an ſeinem Throne ſtandeſt
(Die Lilie in den Händen
Lehnte ſich an deine Schulter)
Und er zu dir geſprochen:
Mache dich auf!
Sei ein Weib!
Geh hin und beglücke!

Wie er zum Sterne ſpricht:
Leuchte!
Wie er zur Blume ſpricht:
Dufte!
So ſprach er zu dir:
Beglücke!
Wir aber rufen,
Hymnenhaft, fromm und andächtig:
Verweile! Verweile!
Vollende deine Sendung,
Uebe deine Macht aus

Für und für,
Die ſchönſte Macht,
Die erhabene Kraft der Beglückung.

Symphonie 2.

Soll ich dich krönen,
Krön' ich am Liebſten
Dich mit Veilchenkränzen.
Zwar das Vergißmeinnicht
Stände mir näher,
Wäre mir theurer,
Diente mir ſchöner,
Horcht' ich allein
Meinen Gefühlen:
Aber ich horche
Nur den Geboten
Strenger Gerechtigkeit.

Nicht die Schwalbe
Mit glänzendem Fittig,
Nicht die Lerche,
Singend in Luft verborgen,
Nicht der Stern der Liebe
Höheren Glanzes,
Nicht des Himmels
Dunklere Bläue
Kündet den Lenz an
Mit ſolcher Milde,
Wie das ſtille Veilchen,
Duftend im Graſe,
Oft noch bedeckt
Von der Wehmuth geſchiedener Herbſte.

Mir iſt das Veilchen
Die Blume der Milde,
Und um deiner Milde willen
Soll dein theures Haupt bekränzt ſein.

Andere Tugenden thaten Großes,
In Annalen und Heldenliedern
Viel und groß und hallend Geprieſenes.
Schleier zerriſſen ſie, weltenverhangende,
Bahnen brachen ſie ins Unendliche,
Pfade enthüllten ſie in das Heimlichſte,
Ozeane von Gefahren durchſchifften ſie,
Bändigten ſchwarze Verhängniſſe
An den Marken der theueren Heimat,
Wo ſie zornig ſtanden und lächelnd fielen.
Bande knüpften ſie von Land zu Lande,
Liebesbande, Bande des Geiſtes;
Beiſpiele ſtellten ſie auf Piedeſtale,
Durch Jahrtauſende leuchtende,
Und in die Herzen der Menſchen,
Als wären es Felſen von Porphyr,
Gruben ſie Lehren und Satzung,
Die ſich verklärten zu Evangelien
Und getroſt die jüngſten Gerichte erwarten.

Selbſt die Tugenden dunkleren Fittigs,
Die mit den Dämonenflügeln,
Welche gefallenen Engeln gleichen,
Engeln des Zwielichts:
Stolz und Ruhmesdurſt
Und die Ueberfülle der Kraft
Und die ſehnſüchtige Liebe,
Haben geſchaffen,
Was wir gerne preiſen
Mit der Zimbel, mit der Harfe

Oder mit der helleniſchen Lyra,
Haben die weite Walſtatt der Erde verwandelt
In ein Roſenbeet
Von Begeiſterung erglühter,
Hochroth flammender Wunder.
Was die Milde gethan, hat keine Epen
Und keine Annalen.

Der du der Göttin Sohn beſangſt,
Den weithin ſtrahlenden,
Und das hoch aufragende Ilion
Und den überallhin irrenden König:
Meiſter, Halbgott, Gott, Homer, —
Dich bewundere ich nicht!
Aber ich liebe den holden Unbekannten,
Der das erſte Veilchen entdeckte
Und freudig hinlief,
Lächelnd, gerührt,
Und die Hirten zuſammenrief
Und ſie an die Stelle leitete
Und niederkniete
Und die Gräſer auseinanderbog
Und ſprach: O, ſehet!

Und in jener Stunde begann das Reich des Schönen.
Was Verſöhnung ſei,
Lernten Feinde,
Und des gewaltſamen Mannes
Ueberwältigungsluſt
Wurde Liebe,
Und das Ewig-Weibliche
Fing zu herrſchen an.
Sag' ich das Weibliche, mein' ich die Milde.
Und es woget die Weltgeſchichte
In großen Wogen

Und in kleinen Wellen
Um das Herz der Menſchheit,
Immer es mildernd,
Wie die Wogen des Meeres
Klippengezack und Felſenſcheeren
Langſam, ſicher
Glätten und mildern,
Bis die drohenden, ſchwarzen
Unter dem blauen Spiegel verſchwinden.

Lärmendes, Hallendes
Hat ſie nicht gethan, deine Tugend,
Aber die Atmoſphäre der heilſamen Lüfte,
Welche die Erde bewohnbar machen,
Hat ſie uns ausgebreitet.
Auf der großen Walſtatt
Weckt ſie die Blume aus Gräbern
Und erbaut ſie die Hütte.
Wir, wir nennen es Weisheit
Stolz und vermeſſen, wonach wir ſtreben,
Vergebens ſtreben —
Du, du nenneſt es nicht mit Namen,
Was du nicht erſtrebteſt,
Nicht erlernteſt,
Was du athmeſt von Anbeginn,
Deiner Seele Athem,
Die Milde.

Darum,
Soll ich dich krönen,
Krön' ich am Liebſten
Dich mit Veilchenkränzen.
(Deinem dunklen Scheitel ſtehn ſie lieblich,
Wie wir jüngſt im Walde geſehn,
Als das Kind mit der Künſtlerſeele,

Ahnend, welcher Tribut dir gebühre,
Welcher Schmuck dich ſchmücke,
Dieſes Lied in meiner Seele weckend.
Ernſthaft aus dem Buſche trat mit Veilchen.)
Zwar das Vergißmeinnicht
Diente mir ſchöner:
Dächteſt du mein,
In deinem Angedenken
Wandelt' ich wie im Mondſchein,
Ein ſeliger Träumer.
O, daß du immer mein gedächteſt!
Ruhevoller wär' ich,
Beſſer und milder
Auch in der Ferne
Unter dem Schutz und Hauche
Deines Gedankens.

(23. April 1856.)

Symphonie 3.

Wie ich dich liebe?
Wie du biſt,
Lächelnd und ernſt,
Ruhig und tief.
Lächeln ſah ich dich oft,
Während Thränen des Grams dein Auge feuchteten.
Alſo lächelt,
Wer Blumen auf Gräber ſtreut,
Wer mit Angedenken Hingeſchiedener,
Mit verwelkten Roſen
Erſtorbener Liebe ſpielt!
Und ein erhabenes Bild der Entſagung
Leuchtet milde ſeitdem in meiner Seele,
Wie in bemooster Waldkapelle

Wunderthätig ein Doloroſenbild.
Fromm verneig' ich mich vor den Entſagenden,
Die ich einſtens geſcholten,
Die ich angeblickt mit beleidigendem Mitleid
Als eine Schaar,
Die zu frühe die Waffen ſtreckt.

Schön iſt der Kampf; am Schönſten
Gegen das Schickſal.
Denn unbezwingbar iſt das Schickſal,
Und ſein Köcher iſt unerſchöpflich.
Was du warſt und was du biſt
Und was in deinem Geiſte wächſt,
Was ſtill in deinem Herzen ſprießt,
Dein Haß und deine Liebe,
Deine Weisheit und deine Thorheit,
Was du denkſt, träumſt und fühleſt,
Was du hoffeſt, fürchteſt, wünſcheſt,
Alles verkehrt ſich zu Waffen in der Hand des Schickſals —
Zu Waffen gegen dich,
Zu unentrinnbaren, verwundenden,
Schnell und langſam tödtenden Waffen.
Es hat dich auserſehen —
Du biſt verloren!
Denn erbarmungslos muß es walten,
Selbſt ein Knecht und Henker,
Willenlos, gedankenlos,
Unfühlend,
Im Zwange der Natur,
Die nichts weiß von Gerechtigkeit,
Und die da herrſchet unter dem allgewaltigen Titel:
Nothwendigkeit.
Nicht nach Tugend und Muth und Gebeten,
Nicht nach Großthaten oder Miſſethaten —

Nach Geſetzen,
Nach ſtarren Zahlen und Maßen,
Nach ewigen Satzungen,
Die lange waren und ewig, eh du warſt,
Biſt du glücklich und elend.
Dein Kampf iſt nutzlos.
So herrlicher!
Auf olympiſchen Höhen
Thronen die Götter und ſehen dem Schauſpiel zu
Lächelnd,
Wie unvermeidlicher Untergang Sieg wird.

So war es, ſo iſt es,
So wird es ſein.
Weiſe der alten Zeit,
Die in das Innre des Weltalls ſahen
Und die Dinge ſchauten ohne Täuſchung,
Haben uns dieſes Geheimniß enthüllt.

Aber das Weib,
Der Menſch des Leidens,
Von dem der Mann die Thräne geerbt
Als mütterlich Erbtheil,
Zu jenem triumphirenden Sieg
Erſann es mit ſanfter, weiblicher Liſt
Den leidenden Sieg,
Die Entſagung.

Wie ſchön biſt du in deinem Sieg, Geliebte!

Schön iſt der Quell, der aus dem Felſen ſprudelt,
Und ſchön iſt die Welle,
Die rauſchend, brauſend,
Schäumend und leuchtend,
Singend und klagend
Hinſtürmet durchs Geſtein
Und niederſtürzt von Fels zu Felſen

Regenbogenüberhangen;
Aber ſchöner iſt ſie,
Endlich umfriedet im friedlichen See,
Geſtad und Himmel
Und Mond und Sterne
Und ſich ſelber wiederſpiegelnd
Ruhevoll, tief und klar.

Dich ſah ich auf deinem Leidenswege
Schöner und ſchöner von Tage zu Tage,
Bis du ausgeruht
In vollendeter Schönheit zugleich
Und in Entſagung.

Was iſt ſchöner als Schönheit?
Willſt du die Wege beklagen,
Die zu ſolchem Ziele geführt?
Nein, du belächelſt die Stürme,
Deren Geſänge
Bei Entfaltung der herrlichſten Blume
Zu Wiegenliedern wurden.

Was iſt ſtiller, was iſt reicher an Ruhe,
Was ewiger, als Schönheit?
Ihren vollendeten Kreis
Durchbricht das Schickſal nicht mehr;
Um ihre glückſelige Inſel
Mögen die Stürme wüthen,
Sie blüht.

Ruhe ſanft, ruhe ſüß
Auf deinem blühenden Eiland,
Dahin dich die Stürme getragen,
Die Leidende —
Dahin wir nimmer gelangen,
Die Kämpfenden.

(Wildbad, 9. Juli 1858.)

III.

Leben und Weben.

Antwort.

An Frau C. de C. . .

O Herrin, du befiehlſt vergebens:
Nimm deine Harfe von der Wand
Und Töne neuen Liederlebens
Erwecke mit geübter Hand!

Nicht kann ich folgen dem Befehle,
Geſtorben längſt iſt mein Gedicht;
Wohl kann noch zürnen meine Seele
Und weinen noch, doch ſingen nicht.

Einſt war ich ſelber eine Harfe
— Einſt, lange eh ein Mann ich hieß —,
Die bald der milde, bald der ſcharfe
Lufthauch der Welt erklingen ließ.

Zerriſſen ſind die goldnen Saiten —
O, höre, wie die letzte reißt —
Und aus dem Innern in die Weiten
Floh ihr geheimnißvoller Geiſt.

Was kamſt du nicht, um mir zu lauſchen,
Als noch in mir der grüne Wald,
Der heim'ſche Quell mit ſeinem Rauſchen
Und meine Kindheit wiederhallt?

Die Liebe iſt des Liedes Quelle,
Der Glaube weckt manch Dichterwort: —
Die Liebe floh von meiner Schwelle,
Den Glauben ſtieß ich ſelber fort.

Es rauſcht und brauſt in tauſend Fällen
Der Bach auf ſeiner jungen Bahn;
Doch ſchweigend ziehn des Stromes Wellen
Und traurig faſt zum Ozean.

O, dieſe Welt iſt nicht die Roſe,
Die ſelbſt mit ihrem böſen Dorn
Die Nachtigallen zum Gekoſe
Erweckt und zu melod'ſchem Zorn.

Das Leben iſt kein Scheiterhaufe
Von Spezerei'n, draus neubeſchwingt
Das Herz wie aus der Phönixtaufe
Sich hebt und neue Lieder ſingt.

Das Schweigen iſt es, das ich wähle,
Geſtorben längſt iſt mein Gedicht;
Wohl kann noch zürnen meine Seele
Und weinen noch — doch ſingen nicht.

(22. April 1856.)

Harald Harfager.

Was ich möchte? — was ich will?
Fragſt du, liebe Seele?
Horche ſtill,
Daß ich dir erzähle.

Held Harald
Mit den langen Haaren,
Mit Sturmesgewalt
Iſt er dahingefahren.

Dahingefahren
Durch hundert Meere
Und tauſend Gefahren
Und wilde Heere.

Er hat gekriegt
In allen Zonen;
Geliebt und geſiegt,
Wo Menſchen wohnen.

Er herrſcht' auf dem Schiffe,
Das war wie lebend,
Aus Strudel und Riffe
Glänzende Segel erhebend.

Und mußt' es zerſchellen
An felſiger Fährte,
Er ſchwamm durch die Wellen
Mit Schild und Schwerte.

Ein Schiff war verſcherzt,
Ein Reich errungen,
Ein Liebchen geherzt,
Ein Siegslied geſungen.

So war's im Norden,
So war's im Süden,
An allen Borden,
Er konnte nimmer ermüden.

So war's im Oſten,
So war's im Weſten:
Er mußte koſten
Vom Schönſten und Beſten.

Er kam in wilde
Und eiſige Lande,
Er kam an milde
Und blühende Strande.

Nicht fällten ihn Wunden
Und Laſt der Tage —
Er iſt verſchwunden
In Lied und Sage.

* * *

Wer leben könnte wie Held Harald!
Er lebte ſchön in Kraft und Gewalt
Und fand ſtatt Tod und Vernichtung
Das Leben im Lande der Dichtung.

An eine Kranke.

Du leideſt, du biſt krank, o Joſephine!
Wie eigen überkam mich der Bericht —
Als ob mir eine Heilige erſchiene
In einem Thebaiden-Traumgeſicht.
Ich ſah ein Weib mit lächelnd blaſſer Miene,
Das ſich ums Haupt die Dornenkrone flicht,
Das hingeht in geheimer, hehrer Sendung
Als Pilgerin auf Pfaden der Vollendung.

Wie ſiegreich iſt der böſe Geiſt betrogen,
Der unſrer Huldigung dich will entwenden.
Wenn dich das Glück ſo anmuthsvoll erzogen,
Wie herrlich wird das Unglück dich vollenden.
O, ſei getroſt! ein Gott bleibt dir gewogen,
Der übergab dich jetzt den Meiſterhänden
Des Schmerzes, der beſitzt den letzten Stempel —
Sieh ſeine Werkſtatt an — es iſt ein Tempel.

Da liegſt du, lächelſt wie die Sonn' im Mai,
Um zu zerſtreun der Freunde Thränenregen.
„Es ſchmerzt nicht,“ ſagſt du — theure Heuchelei
Der Märtyrer auf dornenvollen Wegen.
Zum Liede machſt du jeden Schmerzensſchrei,
Um Balſam auf der Andern Leid zu legen;
Du biſt die Tröſterin, wir ſind die Kranken,
Du ſteigſt empor, weil wir in Nacht verſanken.

Ich ſagt' es wohl, als ich dich ſah im Glücke:
Dieß Leben wird im Unglück ſchöner nur!
Und wahrlich, all dein Leid iſt nur die Brücke,
Die führt von ſchöner dich zu ſchönrer Flur.
Ich denk' an Flügel, ſeh' ich deine Krücke,
Und flehe zur unendlichen Natur:
Genug gethan haſt du für dieſes Weſen,
Es iſt gethan — nun laſſe ſie geneſen.

Vorwurf.

So haſt du nie erwogen,
Was ich dir war und bin,
So biſt du fortgezogen
Und ſagteſt nicht, wohin.

All die alten Liebesboten,
Blumendüfte,
Frühlingslüfte,
Wolken, die im Sturme fliegen,
Blätter, die die Winde wiegen,
Mondſchein mit den milden Strahlen,
Nachtigallen, die mit Singen
In die Ferne Grüße bringen,
Grüße zu viel tauſend Malen —

All die alten Liebesboten
Und mein Sehnen und mein Ahnen,
Alles hab' ich aufgeboten,
Dich zu ſuchen aller Bahnen.

Eine Blume ſollte Liebe ſein,
Die ſich ſtets im Garten findet —
Und ſie iſt ein Vögelein,
Und ſie iſt der Mondenſchein,
Der in dunkler Nacht verſchwindet.

Gruß.

Denk' ich dein und will ich dich
In Gedanken grüßen,
Seh' ich ſtets und immer mich
Knieend dir zu Füßen.

So zu jeder, jeder Zeit,
Wachend und im Schlafe —
Süße Unterthänigkeit —
Bin ich nur dein Sklave.

Raff' ich mich aus träger Ruh,
Scheint es meiner Seele,
Als ob ihr von ferne du
Schickteſt die Befehle.

Wecken mich um Mitternacht
Töne ſanften Goldes,
Weiß ich, daß du juſt gedacht
Liebliches und Holdes.

Du biſt mir ein ſüßer Schall,
Den der Weltgeiſt ſinget;
Selig, wer als Wiederhall
Solchen Lieds verklinget.

Lebe wohl! — Durch weiten Raum
Wollt' ich nur dich grüßen;
Bebe nicht, ſiehſt du im Traum
Mich zu deinen Füßen.

Lied.

Ein Schloß iſt halb verborgen
Im grünen, grünen Wald,
Es glänzt ſo roſig im Morgen
Wie des Glückes Aufenthalt.

Es glänzet im Mondenſcheine,
Da ſinget die Nachtigall,
Da tönen die alten Steine
Nachzitternd im Wiederhall.

Nach jenem weißen Schloſſe
Blick' ich von ferne hinan,
Trab' ich auf ſchnaubendem Roſſe,
Geh' ich als Pilgersmann.

Nicht ſagt es die lichte Mauer,
Die Fenſter, die ſagen es nicht,
Daß dort ein Leben in Trauer
Wie hier mein Herz zerbricht.

Schweigen.

Kein Wort und keinen Hauch —
Wir wollen ſchweigen.
Die Trauerweiden, die ſich neigen
Auf Leichenſteine, ſchweigen auch.

Sie neigen ſich und leſen
Wie ich auf deinen Wangen:
Es iſt ein Glück geweſen
Und iſt vorbeigegangen.

Begegnung.

Ich ſeh' zum erſten Mal dich heute,
Ich ſeh' dich heut zum letzten Male,
Doch tönt's um mich wie Brautgeläute,
Wie Lied und Tanz im Hochzeitsſaale.

Ob wir uns wieder trennen müſſen,
Ich fühl' es doch, daß unſre Seelen
Sich wie zwei Neuverlobte küſſen,
Daß ſie auf ewig ſich vermählen.

O, zieh mich nicht ſo mächtig an.

O, zieh mich nicht ſo mächtig an,
Unwiderſtehlich,
Sonſt bricht der uns verhängte Bann
Und meine Kraft allmählich.

O, ſieh mich nicht ſo lieblich an,
So unermeſſen,
Den Schwur, den ich mir ſelbſt gethan,
Ich könnt' ihn ſonſt vergeſſen.

Zerbrochen iſt, zerbrochen ſei
Zu dir die Brücke;
Weh mir, erwacht in mir der Schrei
Nach dir und nach dem Glücke.

Ich gehe traurig neben dir
Und bin zufrieden;
Reichſt du die Hand zum Bunde mir,
O Gott! — ſind wir geſchieden.

Nebel.

(1856.)

Der graue Nebel zieht vorbei
Im Morgenwind an meinem Fenſter;
Er flüchtet, wie bei Hahnenſchrei
Und Dämmerlicht die Nachtgeſpenſter.

Der Nebel jagt, als wär' die Welt
Auf ſtiller Flucht mit Berg und Thale,
Als bebte ſie, daß ſie erhellt
Die Sonne mit dem Frühlingsſtrahle.

Mir iſt's, als ob mein ganzes Sein
Zerfließend mir vorüberfliehe,
Als ob mein Glück und meine Pein
Mit dieſen Nebeln weiterziehe.

Vorwurf.

(1858.)

Ich glaube nicht mehr — Das haſt du verſchuldet.
Nun lächle du ſo ſchön, als du allein vermagſt.
Du lächelſt nicht hinweg, was ich geduldet,
Nicht gibt dein Wort, was mit dem Herzen du verſagſt.

Du willſt mich tröſten! — Das will mir beſagen,
Daß ich des Troſtes nur zu ſehr bedarf.

Du fühlſt es wohl, daß ich in dieſen Tagen
Vom Borde meines Schiffs die letzten Götter warf.

Du Gute, ſei getroſt: ich weiß, ich kam zu ſpät,
Dein Lebenskreis iſt längſt und feſt geſchloſſen,
Ich ſtehe draußen, wo ſo Mancher ſteht —
Vergiß es, daß ich bin, daß meine Thränen floſſen.

Erwachet dann zuweilen der Verdacht in mir,
Daß du es liebſt, das böſe Spiel mit Herzen,
Dann auch noch ſei getroſt, denn ich vergebe dir,
Wenn du nur glücklich biſt auf Koſten meiner Schmerzen.

Fragment.

An ***

So weit gekommen, daß ich nur an Stunden,
An Augenblicke nur des Glücks geglaubt;
Nur Freuden ſah ich, kaum gegrüßt, entſchwunden,
Wie Blumen blühn mit ſchon geſenktem Haupt.
Und wo kein Glück, da ſchmerzen keine Wunden,
Die Armuth wird vom Schickſal nicht beraubt;
Wen keine Freuden als vergänglich freuen,
Der wird die Dauer keines Unheils ſcheuen.

So weit gekommen, daß mir ſtets die Frage
Ans Ohr, ans Herz gepocht: wozu dieß Leben?
Was branden an dein Hirn die öden Tage?
Wozu iſt dir des Fühlens Macht gegeben?
Der alten Zeit Entwürfe, Luſt und Klage
Sah ich wie Nebel aus dem See entſchweben,
Nicht fleht' ich mehr zum Schickſal um Erbarmen,
Ich ließ mich ſtumm verkommen und verarmen.

Da kam der Tag heran — du fromme Seele,
Du glaubſt ja, daß die Todten auferſtehen —
Da kam der Tag, von dem ich gern erzähle,
Der Tag, an dem ich wieder dich geſehen.
Es iſt umſonſt, daß dir mein Wort verhehle,
Was alle meine Pulſe dir geſtehen;
Verbrechen wär' es, blieb es dir verſchwiegen,
Daß ich durch dich zum Licht emporgeſtiegen.

Ich hab' erfahren, daß des Glücks Minuten
Unſterblich ſind und bis zum Grabe leuchten;
Das Leben iſt ein ſeliges Verbluten
An Wunden, die umſonſt zu ſchmerzen däuchten;
Die Fragen ruhn, die ſeit ſo lang nicht ruhten,
Das Auge wagt's, ſich wieder zu befeuchten:
Und wie ein Traum, wenn Hörnerſchall erklungen,
Entweicht die Angſt in ferne Dämmerungen —
— — — — — — — — — — — — — —

Erloſchenes Licht.

Wo ich ein Licht erlöſchen ſeh',
Thut mir's im tiefſten Herzen weh;
Mir iſt's, ob es ſich ſchmerzlich winde,
Auf daß es nicht in Nacht verſchwinde.

Ich ſeh's nicht gern und mußt' es ſehn,
Wie es bei dir, bei dir geſchehn;
Ich mußte mit geheimem Grauen
Das Sterben deiner Liebe ſchauen.

Und iſt erſtorben wo ein Licht,
Die kalte Lampe fühlt es nicht,
Doch die das Leuchten überdauern,
Die müſſen dann im Dunklen trauern.

Seit du nicht liebeſt, biſt du todt,
Du, erſt mein Licht, mein Morgenroth,
Da ſtehſt du, weißt es nicht, wie ſchaurig —
Ich aber weiß, wie ſehr ich traurig.

Am See.

(1854.)

Wie geheimnißvoll ſind jene
Waſſerlilien anzuſehen,
Welche dort wie Elfenkähne
Wartend an den Ufern ſtehen.

Und die Elfen werden kommen
Und ſich in die Blumen legen,
Und im Dunkel fortgeſchwommen
Sind ſie bald auf ſtillen Wegen.

Stehn ſie auch am ſelben Orte
Morgens wieder, weiß ich immer
Doch, daß ſie durch Geiſterworte
Sich bewegt im Mondenſchimmer.

Der Wanderer.

Wüßt' ich, was ich will,
Dann wäre mir nicht ſo wohl,
Ich ginge den graden Weg
Ruhig und ſtill.
Nun aber zieht mich ein magnetiſcher Pol,
Ich weiß nicht, wohin:
Durch Berg und Thal,
Durch Luſt und Qual,

Bald heiter, bald trüber
Herüber, hinüber.

Die Waſſer, die Blätter,
Die Nebel, die Wetter,
Die Mücklein, die Thaue, die Blümlein im Gras,
Alles liſpelt, ich weiß nicht, was.
Alles gibt mir ſo guten Rath!
Oder iſt es ein ſchlimmer?
Ich weiß es nicht, ich wandere immer
Fort auf heimlich unheimlichem Pfad.

Eine Herberg am Weg, die Zukunft genannt,
Sie winket mit grünendem Kranze,
Die Geigen ſpielen zum Tanze;
Und komm' ich dort an, bin ich müde gerannt,
Iſt verwelkt der Kranz,
Bin ich matt zum Tanz —
Ich laſſe ſie ſpringen,
Ich laſſ' es klingen
Und lege mich ſchlafen —
Ja ſchlafen.

Erkenntniß.

(1858.)

Alltäglich ſteht ein Kind an meinem Haus,
Alltäglich Morgens frühe; geh' ich aus,
Beut es zu Kauf mir einen Blumenſtrauß.

„Wo haſt du, Kind, die vielen Blumen her?
Mein Herz gewöhnt ſich dran je mehr und mehr,
Sie duften lieblich, und ſie glänzen ſehr.“ —

„Mein Ahn iſt Todtengräber hier im Ort,
Auf Gräbern kommen gut die Blumen fort,
Und alle dieſe Blumen pflückt' ich dort.“

Ich ging, und traurig ſprach zu mir mein Herz:
Kennſt du noch nicht des Schickſals alten Scherz?
Du ſucheſt Freuden, und du pflückeſt Schmerz.

Erſter Ausflug.

Ich ſah dich lieblich noch im Neſte,
Und von dem Tage,
Da du mit Flügelſchlage
Im Frühlingsdrange,
In Schönheit und Geſange
Auffliegſt, hab' ich geträumt als wie von einem Feſte.

Nun biſt du aufgerauſcht
Und fliegſt von Aſt zu Aſte,
Und Alles lauſcht
Dem holden, neuen Gaſte;
Da ſteh' ich nun und bebe
Und wache nur erſchreckt,
Ob nicht, von dir erweckt,
Ein Geier irgendwo ſich in die Lüfte hebe.

Frühling des Kranken.

(1856.)

Welches Lied ſoll ich dir ſingen,
Frühling, auf dem Krankenbette?
Wahrlich, eine ſchlechte Stätte,
Frühlingsopfer darzubringen.

Wie die Lerchen ſchön geſungen
Und wie lieblich grün die Auen,
Weiß ich aus Erinnerungen,
Aber, ach, ich kann's nicht ſchauen.

Und ich weiß, in dieſen Tagen
Fühlt man jede Freude zweifach
Und vergißt man alle Klagen —
Ach, mein Leiden fühl' ich dreifach.

Wär' ich todt, auf meinem Hügel
Würden jetzt ſich Blumen wiegen,
Schwalben mit dem dunklen Flügel,
Träumen gleich, darüber fliegen.

Keine Schwalbe kommt, zu bauen
Neſter überm Bett des Kranken,
Und nicht blumenhaft zu ſchauen
Sind des armen Manns Gedanken.

Wär' ich todt — kein Strahl der Sonne
Würde künden von den Feſten
Dieſer neuen Maienwonne —
Und ſo wär' es wohl am Beſten.

Katharine.

(1856.)

Du trateſt an mein Bette,
Da fühlt' ich mich geſunden,
Mit einer neuen Kette
An dieſe Welt gebunden.

Dein Wort iſt friſcher Bronnen
Voll wunderthät'ger Welle,

Dein Aug wie Maienſonnen
Mit heilungsvoller Helle.

Aus deinem jungen Herzen
Mit zauberiſchem Scheine
Fließt Linderung der Schmerzen
Wie aus dem Wunderſteine.

O Jugend ohne Fehle,
Du haſt den Stein der Weiſen,
O unſchuldsvolle Seele,
Du wohnſt in Zauberkreiſen.

Gib mir die Hand! — Ich hebe
Mich aus den Todtengrüften;
Ich athme und ich lebe
Mit dir in reinern Lüften.

Dich und dein Glück zu ſchauen
Und ſelber es bereiten —
Dieß ſei'n auf dieſen Auen
All meine Seligkeiten.

An das Alter.

Müdes Alter, Zeit der Stille,
Zeit des Friedens, komm heran —
Andre ſehn dich zitternd nahn,
Liebend rufet dich mein Wille.

Auf vergilbten Waffen träumſt du,
Kühler Schatten deckt dich zu,
Und mit Farben goldner Ruh
Jeden alten Kampf umſäumſt du.

Was mich jetzt im Tiefſten quälet,
Wird mir einſt von deinem Mund,

Weich umſchleiert, hold und bunt
Als ein Märchen vorerzählet.

Was jetzt brauſend in mir kämpfet,
All die Töne wild und jung
Wirſt du als Erinnerung
Auferwecken ſanft gedämpfet.

Alles leidet — du betrachteſt,
Alles drängt und eilt in Haſt,
Du, am Abend hältſt du Raſt,
Lächelnd, wo du einſtens lachteſt.

Süßes Alter, alle Wunden,
Die die Jugend mir gebracht,
Rufen dich in dieſer Nacht, —
Komm und mache mich geſunden.

Die Regentropfen.

Ein Regentropfen ſprach
Zum andern Regentropfen:
Möcht' wiſſen, warum wir
An dieſes Fenſter klopfen.

Der andre Tropfen ſprach:
Hier wohnt ein Kind der Noth,
Und dem verkünden wir:
Es wächſt, es wächſt das Brod.

Verkennung.

(1856.)

Wie traurig! — Unter dieſen Seelen
Wohnt' ich, wie unter Roſenzweigen;
Sind ſie es, die mich heut ſo quälen?
Was zwingt ſie, mir den Dorn zu zeigen?

Was blüht, muß welken — und ihr Lieben
Hat mir ſo reichen Lenz getrieben,
Daß ich von Blüthen und von Sproſſen
Gefeſſelt war und feſt umſchloſſen.

Heut wird mir jedes Wort mißdeutet,
Nur Gift enthält mein Lebensbecher,
Und wie ſich eine Schlange häutet,
Ward ich ſeit geſtern zum Verbrecher.

Das Wahrſte wag' ich nicht zu ſagen,
Das Trübſte wag' ich nicht zu klagen,
In jedem Laute hör' ich Kläger,
In jedem Lüftchen Zwiſchenträger.

Ich möchte dunkle Höhlen wiſſen,
Die hinter meinem Schritt ſich ſperren,
Und möchte nicht, daß mich vermiſſen,
Die jetzt ſo grauſam an mir zerren.

Frage und Antwort.

(1856.)

„Wie kannſt du dich nach ſolchem böſen Herzen
So zärtlich und ſo heißverlangend ſehnen?
Wie kann man ſolchem Weib ſo ächte Schmerzen
Nachſenden und ſo wahrgemeinte Thränen?“

Verſteh mich nimmer! — Auf die gift'ge Blüthe,
Nur weil ſie ſchön iſt, muß ich freudig ſchauen,
Und in die dunklen Schluchten im Gemüthe
Starr' ich verlangend und mit Wonnegrauen.

Im Höllenreich erzählt man von Verdammten,
Die froh ſich wälzen in dem Schmerzensbade,
Die in dem Pfuhl, dem teufliſch heiß entflammten,
Sich luſtig machen über Gottes Gnade.

Blätterliſpeln.

Blätterliſpeln, Wipfelrauſchen,
Sanft Geflüſter auf dem See,
Glück und Leid und Wohl und Weh
Glaubſt du horchend zu belauſchen.

Laß das Horchen, laß das Lauſchen,
Daß dein Herz es nicht erfahre,
Wie dir mit dem Blüthenjahre
Glück und Leid vorüberrauſchen.

Im Lager.

Bivouak und Mondenſchein!
Abenteurer zweier Welten
Liegen da in Wald und Zelten,
Einer liegt abſeits, allein —
Ferne Freunde, denket ſein.

Bivouak und Mondenſchein!
Ferne ſchallt der Ruf der Wachen,
In der Nähe Lied und Lachen,

Einer iſt, der ſtimmt nicht ein —
Ferne Freunde, denket ſein.

Bivouak und Mondenſchein —
Und die Gluth entſchlummert leiſe
Und die Männner rings im Kreiſe,
Einer aber ſchläft nicht ein —
Ferne Freunde, denket ſein.

(Schumla, 13. Juni 1854.)

Abdallah.

(1856.)

So zu mir ſprach Abdallah, der Kurde:
„Wiſſe du, warum dein Freund ich wurde.

„Weil du hörſt und ſchweigſt, wenn Andre ſprechen,
Weil du ſingeſt, wenn die Andern zechen.

„Sahſt du Moslems im Gebete liegen,
Haſt du, Franke, ehrfurchtsvoll geſchwiegen.

„Schmerzlich krank, haſt du nur Nachts geklaget,
Morgens ſtiegſt zu Pferd du unverzaget.

„Nie das Geſtern hört' ich dich beklagen,
Doch du redeſt ſchön von künft'gen Tagen.

„Wenig Waffen trägſt du, und mit dieſen
Prahlſt du nicht; — haſt dich nicht ſelbſt geprieſen.

„Siehſt du dort den Feind auf jenem Hügel?
Ach, er flieht vor uns, als hätt' er Flügel!

„Traurig iſt's, denn käm' es erſt zum Streite
Und du ſänkeſt todt an meiner Seite,

„Trüg' ich heim in meiner Berge Wildniß
Eines guten Franken ſchönes Bildniß."

— Nicht bei meinem eignen Lob zu weilen,
Schreib' ich an der Seine dieſe Zeilen,

Nur den Freund am Tigris will ich ſingen,
Mögen jetzt ihm Herz und Ohren klingen.

Ein Augenblick.

(1856.)

Nicht groll' ich mehr mit dem Geſchicke,
Es ſtellte mich auf höchſte Höhn;
Ich ſprach einmal zum Augenblicke:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön!

Ich achte mich als Auserwählten
In jener ungemeßnen Schaar
Der ſtumm und dumpf und laut Gequälten,
Des Volks, das dieſe Welt gebar.

Ein Augenblick! — In dieſer Wüſte
Der froh gegrüßte, winz'ge Quell;
Auf dieſer unwirthbaren Küſte
Ein Leuchtthurm, wie ein Stern ſo hell.

Ein Augenblick! — Kaum angekündet,
War er dahin — doch hat ſich dran
Mein Geiſt für alle Zeit entzündet,
Und leuchtend geh' ich meine Bahn.

Da liſpelt etwas: Ein Almoſen,
Den Pfennig warf das Glück dir zu —
Horch, wie die Räder weiter toſen,
Ein Träumer, Bettler nur biſt du.

Nacht.

Mächt'ger als des Tages Rauſchen,
Wirkſt du, Nacht, mit deiner Stille.
Alle meine Pulſe lauſchen,
Ob mir nicht ein hoher Wille,
Ein Geheimniß dieſer Erde,
Nicht ein Räthſel vom Entſtehen
Und vom Leben und Vergehen
Irgendwo erſchloſſen werde.

Ob ich ein Geheimes lerne,
Horcht die Seele mir und zittert
Wie ein Strauch, wenn's in der Ferne
Wetterleuchtet und gewittert.
Aber aus den Sternenfeuern
Will kein Geiſt herniederſteigen,
Augen nur, erfüllt von Schweigen,
Blicken aus den dunklen Schleiern.

Weiter zieht auf ſtillen Sohlen
Nacht und Traum; bald wird es tagen,
Und es ſchließt wie Nachtviolen
Sich das Herz nur mit Entſagen.
Und des Oſtens helle Gluthen
Werden breit und immer breiter,
Und mein Daſein fließet weiter
Wie ein Kahn auf dunklen Fluthen.

(Braunſchweig, Juni 1858.)

Nach dem Gewitter.

Helldunkle Nacht — die Tropfen fallen
Melodiſch aus den Blättern;

Die Erde ruht von Wettern,
Die hinter fernem Waldesſaum verhallen.
Zahlloſe Roſenblätter, von Gewittern
Hoch in die Luft getragen, zittern
Zur Erde und zum Strauch zurück,
Wie Träume zu verlaßnem Glück.
Ein wallender Schleier iſt die Luft, gewebt
Aus Schwarz und Blau und Perl und Gold;
Was er bedeckt — ich weiß nicht, ob es bebt
Vor Freuden oder Schmerz —
Und was erbeben macht mein Herz,
Iſt es ein Weinen, iſt's ein Kichern hold?

Ein Schmerz.

Seht, ich bin hart geworden,
Kaum konnt' es anders ſein;
Denn wie mit Schmiedehämmern
Schlug's manchmal auf mich ein.

Und viele Freuden hatte
Und manches Glück dieß Herz,
Und Freud' und Glück verhärten
So ſehr ſchier wie der Schmerz!

Und ungerühret ſteh' ich,
Bringt mir die Zeit heran,
Was mich einſt ſelig machte,
Was mir einſt weh gethan.

Nur Eins iſt, was die Thräne
Mir gleich ins Auge bringt,
Was macht, daß mir vor Wehmuth
Beinah das Herz zerſpringt:

Ich möchte hin mich werſen
Und ſterben gern vor Pein,
Denk' ich nur an mein gutes,
Mein todtes Mütterlein.

(Wildbad, Juli 1858.)

Sonette.

Gewährung.

Ich bin nicht einer jener Schmetterlinge,
Die fliehn von Liebesgruß zu Liebesgruße:
Ein Falter bin ich, der im Flammenkuſſe
Sich gern verſengt das Herz und auch die Schwinge.

Drum wehre nicht, daß ich ſo vorwärts dringe
Nach deiner Flammen ſel'gem Ueberfluſſe,
Und glaube mir, daß ich im Gluthgenuſſe
Verbrannten Fittigs mich zum Opfer bringe.

Jetzt lieb' ich dich, dann werd' ich auch dich kennen;
Gewährung iſt des Weibes Offenbarung,
Mein Glück werd' ich mit trauten Namen nennen.

Dann kommt der Dank fürs Glück, das du gegeben;
Er iſt der Treue ewig friſche Nahrung,
Sie iſt der Liebe, was der Stab den Reben.

Räthſel.

(1858.)

Nur wenig lernte ſie, und alles Schöne
Und Große, Tiefe kann ſie doch begreifen:
Brauchſt ihrer Seele Lyra nur zu ſtreifen,
Und ein Konzert erſchallt erhabner Töne.

Sie thut, daß Gut und Böſes ſich verſöhne,
In Stürme webt ſie Regenbogenſtreifen;
Sie macht ein Glück mit einem Lächeln reifen
Und hebt das Unglück, daß es ſelbſt ſich kröne.

Sie kann nicht rechnen, meſſen und erwägen,
Doch iſt gerecht ihr Lobſpruch und ihr Tadel,
Doch waltet rings um ſie der Ordnung Segen.

Und wohnte ſie auch nicht im hehren Leibe,
Die Anmuth gäb' ihr doch der Schönheit Adel —
Mit Einem Wort: ich ſpreche hier vom Weibe.

Geneſung.

Die Sonne kommt und lindert meine Qualen.
Doch nein, es iſt ein Weib mit goldnen Locken;
Sie fühlet, wie mir Herz und Pulſe ſtocken,
Und reicht mir Trank in goldenen Pokalen.

Sie ſchreitet ſtill auf ſammtenen Sandalen,
Ich ſeh' ſie nur als wie durch Nebelflocken;
Jetzt ſitzt ſie dort im Winkel, und vom Rocken
Spinnt ſie mein Leben fort aus milden Strahlen.

Biſt du's, o theure Parze meines Lebens?
War meiner Seele Rufen nicht vergebens?
Kamſt du aus fernem Land? biſt du's, Maria?

Wie, oder iſt es meiner Zukunft Norne?
Das goldne Haar bedeckt den Kranz von Dorne —
O, ich erkenne dich, Melancholia.

Herbſt.

Wie ängſtlich ſchon am Zweig die Blätter beben,
Die Herbſtzeitloſe fühlet Todesſchauer.
Ade! Ade! der Kranich ruft's mit Trauer
Und zieht dahin, als zög' er aus dem Leben.

Am Stab, wie Bettler, ſchlottern edle Reben,
Und hinter Wolken, täglich grau und grauer,
Liegt der Entſcheidung Kampf ſchon auf der Lauer,
Und die Natur iſt in ihr Loos ergeben.

Sitz am Kamin und ſtarre in die Flammen!
Des Herzens Eremit wird gleich erwachen,
Ihr ſprecht von todtem Allerlei zuſammen.

Du ſuchſt ſein ernſtes Wort zu Scherz zu machen,
Mit Einem Spruch wird er dich ganz verdammen,
Vergebens willſt du ins Geſicht ihm lachen.

Schwarze Nacht.

O, dieſe Nacht, ſie ſcheint nur ſchwarz vor Trauer.
Heut brennt mit düſtrem Rothe Hymens Kerze,
Und wer da ſchleichet zu verliebtem Scherze,
Kehrt um auf halbem Weg mit Schreck und Schauer.

Selbſt den Verräther auf der dunklen Lauer
Erſchrecket dieſe Nacht mit ihrer Schwärze —
Heut ſtirbt, wer ſonſt mit Muth gelebt im Schmerze,
Und graue Haare werden heute grauer.

Nicht ruft das Käuzchen, und nicht ſeufzt die Eule,
Kein Blättchen rauſcht — wie thäte wohl den Ohren
Ein Hülferuf, ein fernes Wolfsgeheule.

Wenn ja ein Morgen wieder wird geboren,
Dann wird ſich's zeigen, daß die Memnonsſäule,
Die alte Welt ſelbſt ihren Ton verloren.

Die letzte Hoffnung.

1.

Sie, die ſo lange ging mit mir vereint
Durch dunkle Wälder, über harte Stege,
Da ſitzt ſie, wo ſich ſcheiden unſre Wege,
Die letzte meiner Hoffnungen, und weint.

Treuloſe, ruf' ich aus, war's ſo gemeint?
Du wurdeſt groß in meines Herzens Pflege,
Wie ich dich liebt' und hegte, o erwäge
Und fliehe nicht, da mir die Nacht erſcheint.

Sie aber ſpricht: Blick auf zu dieſem Laube,
Bald ſinkt es hin und fällt dem Herbſt zum Raube,
Und doch, wie lächelnd ſich die Wälder färben!

Sei du getroſt und laſſe Klag' und Läſtern,
Ich ſende dir die jüngſte meiner Schweſtern,
Die tröſtungsreiche Hoffnung, froh zu ſterben.

2.

So kam ſie, die Gefährtin meiner Reiſe.
Nicht wagt' ich erſt, ihr in das Aug zu ſchauen —
O, dieſes Auge blicket wohl voll Grauen —
Ich fühlte, wie mein Herz mir ward zu Eiſe.

Sie aber ſprach zu mir — und leiſe, leiſe
Fühlt' ich die Angſt in meiner Bruſt zerthauen,
Wie Frühling wehten mir des Herbſtes Auen,
Und was ſie ſagte, klang ſo weiſe, weiſe.

Ich ſah ſie an, die Milde, lächelnd Holde,
Und Frieden kam mir, wie aus Abendblüthen
Er niederwehet und aus Blättergolde.

So ſüßer Friede, wie in Sturmesnöthen
In ſich verſchließt die welke Blumendolde,
Die morgen ſchon des Winters Fröſte tödten.

Sprüche und Stammbuchblätter.

(Orientaliſch.)

Von keinem Leid, wie ſchwer es ſei,
Laß ſtimmen deine Seele trüber;
Geht auch dein Leiden nicht vorbei,
So gehſt doch du vorüber.

Wie viele Menſchen dir vorüberſchreiten,
Sie ſind doch alle einzle Einſamkeiten.

Geſchick, mit einer einzigen Gunſt
Kannſt du die Zukunft mir verbriefen:
Laß mich vergeſſen nicht die Kunſt,
Die ſchöne Kunſt, mich zu vertiefen.

„Was ſoll mir Bach? — ſagſt du mit Hohn —
Die kühl durchdachte Reflexion!
Das muſikaliſche Geflick!“ —
— — Seine Fugen ſind der Laokoon
Und er der Leſſing der Muſik.

Verbannung aus dem Vaterlande,
Aufs eigne Grab ein Blick,
Das Klingen ſanfter Liebesbande —
— Chopiniſche Muſik.

(Nach Carlyle.)

Der heitre Gott des Waldes, Pan,
Nach deſſen Lied, das ſcherzend klingt,
Die Nymphe ſich im Tanze ſchwingt,
Hat doch im Buſen einen Schrei,
Der alles Volk zum Wahnſinn bringt.

Wer nicht das Leben trinkt in vollen Zügen,
Dem wäre wohl, er hätt' es nie geleert;
Zerſplittert in vereinzelte Vergnügen,
Iſt's ein zerſtoßner Deman' ohne Werth.

Der Raphael, der Byron waren Zecher;
Wenn auch ſo früh ihr Trinkgefäß zerſchellt,
Am Tropfen, welcher hängen blieb am Becher,
Berauſcht ſich heute noch die ganze Welt.

(Einem Mädchen.)

Vom Mann, der erſt dir ſagen muß:
„Ich liebe dich!“ wie's hergebracht,
Nimm keinen Kuß
Und halt ihn fern mit Vorbedacht.

Von den Tugenden, den Freunden eigen,
Kannſt du genug nicht ſprechen,
Und nicht genugſam ſchweigen
Von ihren Schwächen.

O, wüßteſt du,
Was deine beſten Freunde von dir denken,
Du kämeſt nie zu Ruh,
Du würdeſt dich zu Tode kränken.

Die Bienen wollen reiſen, ſchwärmen,
Da führt ein Glöcklein ſie zurück,
Sie machen Honigſeim:
Du willſt die ganze Welt durchlärmen,
Du hörſt das Lied von Liebesglück,
Und liebſt, und kehreſt heim.

Wo ſind die Millionen,
Die ſelbſt geſtorben dem Gedächtniß? —
Ich weiß nicht, wo ſie wohnen,
Doch überall find' ich ihr Vermächtniß.

Einſamkeit.

(An ein junges Mädchen.)

Einſam biſt du in der Welt
Auch im drängenden Gewühle,
Einſam, auf dich ſelbſt geſtellt,
Mit dem liebendſten Gefühle.

Denn aus deinem öden Gram
Iſt gebaut nicht Steg und Brücke,
Und du biſt, wenn Glück dir kam,
Noch am Einſamſten im Glücke.

Wohl iſt's traurig, ſolche Mär
Alſo heitrer Jugend lehren —
Doch iſt's gut, um immer mehr
In ſich ſelbſt zurückzukehren.

* * *

Nie biſt du allein im Leben,
Und ein Wahn iſt Einſamkeit:
Heute hat dich Freud' umgeben,
Morgen naht das ſtille Leid.

Wenn die Roſen dir verblaſſen,
Bleibt dir die Erinnerung,
Wenn die Freunde dich verlaſſen,
Kommen andre — ſei nur jung.

Und im Herzen mußt du tragen
Eine Welt, die dir gehört,
Dann biſt du in ſtillen Tagen
Einſam nicht — nur ungeſtört.

Homer.

Mögen ſie dich in Stücke zerhaun, du bleibſt wie die Welt doch,
Der haarſpaltender Geiſt auch kein Atom noch entwandt.

An die Dramatiker.

Umſonſt ſucht ihr die Welt zu malen
Dem Volk, dem's fehlt an Idealen.

Nach einem Salamis,
Einem Armadaſieg
In einem Freiheitskrieg
Iſt euch ein Aeſchylus gewiß.

Ein Volk, geſchlagen auf die Backen,
Kann tragiſch tragen nicht den Nacken,
Es ſchleicht durchs Leben, ſtill, verſtohlen,
Schnallt den Kothurnus von den Sohlen.

Das Weib iſt der Mond dem Herzen:
Im Böſen wie im Guten,
In Freuden und in Schmerzen
Macht ſie es ebben und fluthen.

Der Gedanke zeugt die That,
Die wieder Gedanken zu Kindern hat,
Drum prangen mit Einem Familiengeſichte
Gedanken und That in der Weltgeſchichte.

„Sie liebt mich — liebt mich nicht!“
Mit ihrem Herzen
Trieb ich das Spiel,
Und als die letzte Blüthe fiel,
Rief ich erſtaunt: „Mit Schmerzen!“

Je enger ſich das Leben mir geſtaltet,
So inniger fühl' ich es in Luſt und Leid;
Schon dünkt es mich wie ein vertrautes Kleid,
Das mich umhüllt und ſtill mit mir veraltet.

An Ludwig Pfau.

(1858.)

Wenn an der Wurzel arg die Axt erklinget,
Erdröhnt der Baum bis in den höchſten Gipfel.
Melodiſch aber wiegen ſich die Wipfel,
Wenn um den Fuß Geſang und Tanz ſich ſchwinget.

In hohen Herzen ſeufzen, hallen wieder
Des Volkes Freuden und des Volkes Schmerzen;
Dich hat Natur begabt mit ſolchem Herzen,
Ein ſolcher Wiederhall ſind deine Lieder.

IV.

Der Camao.

Der Vogel Camao wurde das ganze Mittelalter hindurch in jedem adeligen Hauſe der pyrenäiſchen Halbinſel gepflegt und mit Verehrung behandelt. Er verdankte Das einem Aberglauben, der allgemein verbreitet war. Dieſer Vogel konnte nur in einem Hauſe gedeihen, deſſen Ehre nicht durch die Schuld der Hausfrau befleckt worden; er ſtarb, ſobald auf die Ehre des Hausherrn, durch Treuloſigkeit der Gattin, der geringſte Makel kam. Er wurde daher von den Ehemännern mit Sorgfalt gehegt und mit Stolz gezeigt. Gewöhnlich hing ſein prächtiger Käfig in der Vorhalle. Der am Camao haftende Aberglauben ſcheint auf die Spanier von den Römern überkommen zu ſein, denn nach einer im Plinius enthaltenen Anſpielung ſcheint derſelbe ſchon im Alterthume beſtanden zu haben. — Die Familie der Camoens, die aus Galicien ſtammte, leitete ihren Namen von Camao ab; der Sage nach ſoll dieſer Vogel in einem tragiſchen Ereigniſſe der Familie eine Hauptrolle geſpielt haben. Dieſes Ereigniß wird in dem nachfolgenden Gedichte von der handelnden Hauptperſon dem Dichter Camoens erzählt, mit welchem der Verbrecher in ſeinem ſpäten Alter im Hoſpital zu Liſſabon zuſammentrifft. — Die in dem Gedichte vorkommenden Anſpielungen, wie z. B. auf das aus dem Schiffbruche gerettete Gedicht der Luſiaden, auf Santarem, auf die Entſtehung der herrlichen Sonette Camoens', auf deſſen Leben und Elend im Hoſpitale ꝛc., wird jeder Gebildete verſtehen, der einmal eine Biographie des größten portugieſiſchen Dichters oder auch nur die bekannte Tieck'ſche Novelle geleſen. — Don Vasco Pires und Don Juan de Caſtera ſind hiſtoriſche Perſonen und waren Beide Dichter in kaſtilianiſcher Sprache.

[Vgl. auch Bd. III, 165.]

1.

„Ihr da, Dom Luis? O, haltet an!
So ruf ich nun alltäglich.
Ihr geht vorüber, harter Mann,
Den ſolch Gebet nicht rühren kann
Und ſolch ein Anblick kläglich.

„Als Ihr, der Ruhm von Portugal,
Einzoget in das Hoſpital,
Kam ich zu Sinnen wieder;
Den kranken Geiſt verließ die Qual,
Der Schmerz die alten Glieder.

„Steht ſtill, Dom Luis! — Ihr ſeid geſandt,
Vom Fluch mich zu erlöſen!
Im fernen Land
Iſt's wohl bekannt,
Warum Camoens Ihr genannt;
Bekannt iſt's auch dem Böſen.

„Hört meine Beicht! — Ihr gehet hin
Und achtet nicht des Irren.
Steht! ſonſt beginnt aufs Neu mein Sinn
Zu ſchwärmen und zu ſchwirren!

„Wißt Ihr, wie ein Gedankenheer
Leicht aus dem Kopfe ſchwinde?
Mein Schädel weiß, es iſt nicht ſchwer.
Wie Bienen treibt ſie hin und her
Der Rauch in alle Winde.

„Ihr aber geht,
Und nieder ſeht
Ihr kaum auf mich, den Narren;
Dem Segel, das ins Blaue weht,
Liebt Ihr nur nachzuſtarren.

„Ihr ſtarret nach jedwedem Maſt
Und denket, wie in Tagen
Des Ruhms Ihr Euch geſchlagen,
Und wie das Lied, die edle Laſt,
Ihr durch den Sturm getragen.

„Dann ſeht Ihr nach dem Paradies
Santarems, — nach den Stätten,

Die weinend Euer Herz verließ
Und lächelnd Eure Muſe pries
In herrlichen Sonetten."

Dom Luis hält an: „Du Schreckgeſtalt,
Dein ſtechend Auge macht mir kalt,
Dein Irrſinn macht mich zagen.
Du bannſt mit heimlicher Gewalt!
Was haſt du mir zu ſagen?" —

„So ſteht Ihr nun?
Jetzt magſt du ruhn,
Mein Geiſt, nur Eine Stunde
Und hilf mir treu, ihm kund zu thun
Die ſchauervolle Kunde!

„Dom Luis Camoens! Kenn' ich dich,
Du Ruhm der Portugieſen?
Biſt du Derſelbe nicht, o ſprich,
Den, als er um Santarem ſchlich,
Sie ſich mit Fingern wieſen?

„Haſt du das Vöglein je geſehn?
Camao iſt ſein Namen!
Einſt wars im Land der Pyrenä'n
Gekannt von Herrn und Damen.

„Dieß Vöglein gab den Namen dir,
Der jetzt die Welt durchklinget.
Das Vöglein? — Nein! — Ich gab ihn dir! —
Ich ſchuf Camoens — Wehe mir,
Mein armer Kopf zerſpringet!

„Camoens nennt ſich dein Geſchlecht
Nach dem Camao — Grauen! —
Die Lieblichſte der Frauen
Hab' ich zu lieben mich erfrecht,

Sie, deine Ahnfrau, ich der Knecht.
Du ſollſt den Gräuel ſchauen!“

Dom Luis hält an: „Du Schreckgeſtalt,
Dein ſtechend Auge macht mir kalt,
Dein Irrſinn macht mich zagen.
Du bannſt mit heimlicher Gewalt,
Was haſt du mir zu ſagen?“

Der ſchüttelt ſeinen Schädel kahl;
Der Patriarch im Hoſpital
Iſt trüb zu ſehn und kläglich.
Am Eckſtein in der Sonne Strahl
So ſitzt er da alltäglich.

2.

Nun ſitzen ſie am Eckſtein dort,
Der Bettler und der Dichter,
Und Keiner ſprach zuerſt ein Wort —
Zwei traurige Geſichter.

Am Tajo lag das Hoſpital,
Es glühte drauf der Morgenſtrahl:
Es war drum mehr nicht heiter;
Und wer daran vorüberkam,
Ging raſchen Schrittes weiter.

Der Tajo rauſcht;
Doch nicht mehr lauſcht
Camoens ſeinen Fluthen.
Wie hold ſich auch das Segel bauſcht —
Die Ferngedanken ruhten.

Er ſtarret an
Den greiſen Mann.

Sein Antlitz iſt verwittert,
Wie alt Gemäur iſt ſeine Stirn,
Sein Schädel wie die öde Firn,
Und ſeine Lippe zittert.

Ausſtreckt er ſeine dürre Hand
Und faßt Camoens am Gewand
Und faßt ihn an der Seele:
„Kennſt du Galiciens öden Strand?
Horch, daß ich dir erzähle!

„Galiciens Land,
Galiciens Strand
Sind beide öd und wüſte;
Einmal ein luſt'ges Schlößlein ſtand
Auf ſeiner felſ'gen Küſte.

„Das Schlößlein in den Lüften hing
Gleich einem goldnen Sterne;
Wer dort zu Schiff ins Weite ging,
Dem winkt's in blaue Ferne.

„Don Vasco Pires wohnte da,
Stolz, frei, gleich einem Aare;
Don Vasco Pires, Euer Ahn,
Und ich, ich war ſein Kaſtellan, —
Bald ſind es hundert Jahre.

„Ja, ſtolz und frei und hoch beglückt.
Wie nenn' ich ſeine Dame?
Mein Hirn iſt krank, mein Sinn zerſtückt;
Nicht nenn' ich ihn, mich macht verrückt
Eſtrella, Euer Name!

„Ich aber hatte achtzehn Jahr'.
Dem Herrn ſein Schloß bewacht' ich,
Zugleich, ein Knabe wie ich war,
Bei ihr den Pagen macht' ich.

„Ein Blumenpfad iſt Jugendzeit,
Der führt zur Höllentreppe.
Ging ſie zur Kirche, ihrem Kleid
Trug ich die goldne Schleppe.

„Weihwaſſer, das wie Thränen ihr
Die Braue küßt', die reine,
Es ziſchte von der Stirne mir
Als wie von heißem Steine.

„Sie betete; ich konnt' es nicht.
Was fluchend ich begehrte,
War, daß der Gott, der mich verdammt
Und wild entflammt,
Uns alleſammt
Durch Ein Gericht verzehrte.

„Und Das geſchah.
Die Zeit war da,
Wo Spaniens Herr den Heiden
Der Rache letzten Tag erſah.
Don Vasco mußte ſcheiden.

„Don Vasco Pires ſprach zu mir:
Ich zieh zum Glaubensheere;
Mein Schloß, mein Gut vertrau ich dir
Mein Weib und meine Ehre.

„Vergeh mein Gut,
Und ob die Gluth
Den Wohnſitz mir verzehre,
Dich gräm' es nicht; du nimm in Hut
Mein Weib und meine Ehre!

„Und ruhig lächelnd ſprach er dann:
Auf den Camao ſchaue!
Kehr' ich zurück, ſagt er mir an,
Ob ich dir recht vertraue.

„Ich ſtarrte hin
Mit irrem Sinn,
Mit Haß und wildem Grimme;
Wie ſpottend ſprang er her und hin
Und ſang mit luſt'ger Stimme.

„In tiefſter Bruſt,
Mir unbewußt,
Hab' ich ihm Haß geſchworen;
So lang er lebt in froher Luſt,
Iſt mir das Glück verloren!

„Noch iſt — bald ſind es hundert Jahr' —
Mein Haß nicht minder worden!
Was drängt er ſich ſo wunderbar,
Der Vogel, in der Menſchen Schaar
Und zwinget ſie zu Morden?"

Dom Luis erſchrickt: „Du Schreckgeſtalt,
Dein ſtechend Auge macht mir kalt,
Dein Irrſinn macht mich zagen.
Du bannſt mit heimlicher Gewalt!
Was will das Wörtlein ſagen?"

3.

„In Spanien ſtarb die Sitte aus.
Den Vogel, den Camao,
Beherbergt' einſt jedwedes Haus
Von Liſſabon bis Barcelon,
Von Cadix bis Bilbao.

„Er kleidet ſich in Farben hold,
Ganz lieblich anzuſchauen,
In Grün und Blau und Roth und Gold,
Wie Pagen edler Frauen.

„Er war in jedem Fraungemach:
Denn alſo ging die Sage:
Wenn je die Frau die Treue brach
Und ihrem Herren brachte Schmach —
Er ſtarb am ſelben Tage.

„Bis dahin lebt' er luſtig fort,
Des Hauſes Ehrenhüter;
In Spanien galt er als ein Hort
Und als ein Gut der Güter.

„Und er war da, als Vasco ging;
Drum faßt' ich jene Worte.
Sein goldverzierter Käfig hing
Dort an Eſtrella's Pforte.

„Ich ſeh ihn noch!
Aufſprang er hoch
Und ſingend auf den Stangen,
Als ich entbrannt
Von ihr gerannt
Mit gluthgefärbten Wangen.

„Er ſang — wie Hohn
War mir der Ton! —
Er ſang von ihrer Treue.
Sie that es ja, daß er nicht ſtarb.
Die Keuſchheit, welche mich verdarb,
Mir war's, ob ſie ihn freue.

„Anſtürzt' ich mit geballter Fauſt —
Noch ward ich nicht ſein Schlächter;
Mich hat's umſaust,
Mir hat's gegraust
Vorm keuſchen Ehrenwächter.

„Er lebte fort, und ich verging,
Da glänzend gleich dem Sterne

Das Glück vor meinen Augen hing
In unerreichter Ferne.

„Das Mark im Leib war mir verdorrt,
Mein Hirn zerſchmolz in Flammen;
Sie aber blühte fort und fort
Und hatte manch ein troſtreich Wort,
Sank ich vor ihr zuſammen.

„Ich lag vor ihr — des Weges Staub
Lag ſo nicht ihr zu Füßen —
Der Schmach ein Raub,
Und ſie blieb taub
Der Niedrigkeit,
Die an ihr Kleid
Sich angedrängt mit Küſſen.

„Ausbrach in Wuth
Mein Stolz, mein Muth,
Auf daß er ſie verzehre,
Sie aber ging aus Flammengluth
Geläutert vor, die Hehre.

„Zu jener Zeit,
Erſchöpft von Leid,
Begann mein Hirn zu kranken:
Fort flogen, feſſellos und weit,
Traum, Sinn mir und Gedanken.

„Leer wie ein Neſt,
Draus in der Peſt
Die letzten Vöglein ſanken,
So öde war,
So leer und baar
Der Kopf mir von Gedanken.

„Und der Camao ſang mir Hohn,
Er ſang von ihrer Treue.

Sie that es ja, daß er nicht ſtarb;
Die Keuſchheit, welche mich verdarb,
Mir war's, ob ſie ihn freue!“

Der Alte ſchweigt.
Camoens neigt
Sein Haupt. Der Kindheit Tage
Ziehn ſchattenhaft an ihm vorbei;
Auftauchet aus des Alten Schrei
Ihm eine alte Sage.

4.

„Fahr fort! Fahr fort!
Jedwedes Wort
Erwecket ein Erinnern.
Der Kindheit Räthſel wachen auf,
Wie einſt, in meinem Innern!“ —

„Ein Hirngeſpinnſt und weiter nichts,
Nichts mehr iſt dieſes Leben,
Geſpenſter eines Traumgeſichts,
Die jeden Pfad umſchweben.

„Für mich war kein Camao da.
Was ich zu ſchauen glaubte,
Bald wie ein Aar,
Ein Geier war;
Und wo ich ging,
Es flog und hing
Nah über meinem Haupte.

„Das Vöglein hold
Aus Seid' und Gold
War ein Geſpenſt voll Grauen.
Es flog mir nach

Und krächzt' und ſprach;
Und floh ich matt
Zur Lagerſtatt,
Schlug's nach mir mit den Klauen.

„Es kam die Zeit, da heimgekehrt
Der König und die Krieger,
Es kam mit ruhmgekröntem Schwert
Don Vasco heim als Sieger.

„Kaum auf dem Flur,
Hin eilt er nur,
Den Vogel anzuſchauen.
Mit ſel'gem Sinn
Dann eilt er hin
Zur Lieblichſten der Frauen.

„Und mit ihm kam
Zu ſeinem Gram
Sein liebſter Kampfgenoſſe:
Ein Sängerheld,
Ein Held im Feld;
Der herbergte im Schloſſe.

„Don Juan de Caſtera war
Ein ſinniger Geſelle;
Wie Wellen Goldes war ſein Haar,
Sein Auge alſo tief und klar
Wie eine Felſenquelle.

„Ich liebt' ihn nicht.
Sein Angeſicht,
Voll von erhabnem Frieden,
Sprach ſpottend faſt: Was dir gebricht,
Mir iſt es reich beſchieden.

„Jedwedem Andern war es traut,
Das Antlitz unſres Gaſtes.

Daß gern die Herrin drein geſchaut,
Ich merkt' es bald und haßt' es.

„Man hört' und ſah ihn kaum im Schloß.
Wie müd von Ritt und Schlagen,
Nahm er den Falken ſelten bloß,
Und ſelten ſtieg er auf das Roß,
Im nahen Wald zu jagen.

„Zumeiſt, wenn Vasco Pires ſchied,
Saß er im Fraungemache,
Der Herrin ſingend manches Lied
Vom Fall der Cava und vom Cid
In kaſtilian'ſcher Sprache.

„Oft wandelt' er hinaus mit ihr
Zum Pinienhain, zum Meere;
Ich blieb allein, und weh ward mir
In der Gemächer Leere.

„Vom Thurme ſpäht' ich ihnen nach
Mit aufgerißnen Augen.
Wie herrlich mag
Der Wellenſchlag,
Auch wenn er nicht
Ein Wörtlein ſpricht,
Als Liebesflüſtern taugen!

„Wenn ſich ihr Pfad im Wald verlor,
Sie meinem Blick entſchwunden,
Beugt' ich mich weit und lauſchend vor,
Ob ich nicht möcht' mit gier'gem Ohr
Ein Wörtlein nur erkunden.

„Und wie die Fahne, die der Sturm
Abreißt von hoher Zinne,
Sprang ich zum Hof herab vom Thurm
Mit wildverſtörtem Sinne.

„Und zum Camao ſtürzt' ich hin —
Er ſang und ſprang wie immer.
Was frommt' es? Seinem Seherſinn
Vertraut' und glaubt' ich nimmer.

„Und doppelt hab' ich ihn gehaßt,
Weil ich ihn einſt geſcheuet;
Daß ich gethan nicht wie der Gaſt,
Hab' ich mit Grimm bereuet.

„Es war vorbei.
Mit dieſer Scheu
War alle Scheu erſtorben
Und mit dem Glauben, daß ſie treu,
Der Glauben all verdorben.

„Die Liebe lag als wie ein Kind
Im brennenden Gebäude,
Begraben in des Neides Wuth,
Im Flammenbrand der Rachegluth,
Gramſchöpferiſcher Freude.

„Still ward's in mir. Ich ſann und ſann;
Nacht lag auf meinen Blicken.
Es kam der Tag, der Tag verrann —
Ein großes Netz war's, das ich ſpann,
Uns Alle zu umſtricken.

„Ein Pförtchen hold ſchien mir der Tod
Aus dieſen dunklen Gängen;
Es däuchte mir,
Ob Alle wir
Uns freudig aus ſo böſer Noth
Durch dieſes Pförtchen drängen.

„Mich ſtieß man fort!“ —
Bei dieſem Wort
Schweigt plötzlich ſtill der Alte.

Dom Luis Camoens muthet's an,
Als ob er ſtarr auf ſteiler Bahn
Vor einer Leiche halte.

5.

„Fahr fort! Fahr fort!
Dein irres Wort
Sieht blutend wie Verbrechen,
Iſt wie ein Kleid, daraus von Mord
Blutvolle Wunden ſprechen.“ —

„Es war ein holder Maientag,
Ein Tag voll Frühlingswonnen;
Auf Blüth' und Hag und Meere lag
Ein Netz vom Licht der Sonnen.

„Mein Herr ließ von des Thurmes Rand
Luſtvoll den Falken ſteigen;
Er wollte mir, der bei ihm ſtand,
Die Falkonierkunſt zeigen.

„Bald dacht' er nicht
An Unterricht.
Froh hub er an, zu preiſen
Den Vogel, der im Meer von Licht
Hinzog in ſchönen Kreiſen.

„Ich ſah ihn nicht. Ich ſah vorbei
Und ſtets nach Einer Richtung:
Dort gingen juſt im Wald die Zwei
Hin über eine Lichtung.

„Dort gehen ſie! ſo rief ich aus
Und ſtreckte ſtarr den Arm hinaus;
Das Wort hat mir gebebet.

Er ſah mich an
Und ſagte dann
So kühl, daß mir das Blut gerann:
Der Ehrenhüter lebet.

„Und wenn er ſtirbt? — Es war ein Schrei,
Ein Schrei nur, wild und jähe.
Don Vasco ſah mich an dabei
Und wurde blaß: Dann — wehe!

„Dann lächelte der Herr aufs Neu:
Horch, wie Das lieblich klinget!
Eſtrella, Stern, wie biſt du treu!
Horch, der Camao ſinget!

„Doch rief er bald den Falken ein
Und ſtieg vom Thurme nieder;
Er trat in das Gemach hinein
Und horchte bis zum Abendſchein
Auf des Camao Lieder."

6.

„Dom Luis, mit deinem Dichterblick
Kannſt du es ſchon erſchauen,
Wie ſich ein blutiges Geſchick
Heranſchleicht voll von Grauen?

„O, hörſt du, hörſt du, wie ſich naht
Unſägliches Verbrechen?
Doch eh ich ſag' die Miſſethat,
Laß mich von meinem Leidenspfad,
Von meiner Buße ſprechen.

„Wie das Geſpenſt, das Nachts durchfährt
Die ſturmbewegten Lüfte,

Rückwärts das Angeſicht gekehrt
Nach dem Gefolge, das vermehrt
Der Auswurf aller Grüfte:

„So fleh ich hin,
So war mein Sinn
Stets zugekehrt den Schaaren,
Die jagend mich zu fahn geſucht
Auf meiner endlos langen Flucht
Von zehnmal ſieben Jahren.

„Von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort
Schleppt' ich die müden Glieder fort;
Vor jedem Gnadenbilde
Hab' ich geſucht,
Umſonſt geſucht
Ein Stündlein Ruh nur auf der Flucht,
Ein Stündlein nur der Milde.

„So weit auf Erden nur bekannt
Der guten Botſchaft Segen,
Hab' ich geſpannt von Land zu Land
Ein Netz von Pilgerwegen.

„Doch Ruhe ward mir nicht gewährt
Durch Pilgern und Kaſteien;
Ich griff zum Schwert,
Um ſo bewehrt
Um Gottes Huld zu freien.

„Und wenn auch nicht um Gottes Huld,
Doch mindſtens um ein Sterben,
Das mindern möchte meine Schuld
Und lindern mein Verderben.

„So ins Gefecht
Als Jeſu Knecht

Zog ich mit Johannitern,
Durch Wüſtenſand
Ins Heidenland
Mit Calatrava-Rittern.

„Mit Helden deines Lieds, o Held,
Kämpft' ich, mit Luſitanen,
Auf ſchreckumwebten Bahnen,
Auf palmenüberdachtem Feld,
In des Aufgangs Ozeanen.

„Umſonſt! — Es floh wie flüchtig Wild,
Wie holder Traum, wie Dunſtgebild
Der Tod vor meinen Schritten;
Er floh von mir im Schlachtgefild
Und in des Kampfes Mitten.

„Ich war gefeit;
Und wie im Streit
So, ach, in allen Nöthen.
Was tödtlich trifft,
Ob Stahl, ob Gift,
Mich konnt' es nimmer tödten!

„So ging ich durch das Haus der Peſt,
So trat ich in das Schlangenneſt
Und in die Schlucht des Leuen —
Mich ſchienen Schlange, Leu und Peſt,
Als brächt' ich Tod, zu ſcheuen.

„Und brach ein Schiff
Im Sturm, am Riff,
Die Mannſchaft ging zu Grunde —
Und ging zu Grund
Ein ganzes Heer:
Mich warf zur Stund,

Mich ſpie das Meer
Wie Gift aus ſeinem Munde.

„Dom Luis, wißt ihr,
Warum vor mir
Der Tod geflohn mit Zagen?
Weil dieſe Hand, die Rechte hier,
Den Vogel hat erſchlagen!

„Den Camoes, der ſo luſtig ſprang,
Der von der Herrin Reinheit ſang,
Schlug ich in jenen Tagen;
Und als ihn todt Don Vasco ſah,
Hat er ſein Weib erſchlagen.

„Und als ich ſchrie:
O, rein iſt ſie!
Blut rauchet meine Rechte!
Ich ſchlug ihn todt, mich tödtet jetzt! —
Da wichen von mir, ſtarr, entſetzt,
Der Herr und ſeine Knechte.

„O Gott, wie ich unnahbar ſtand!
Ein Kainsmal fühlt' ich lohen.
Es hob ſich tödtend keine Hand —
Unſtät floh ich hinaus ins Land
Und bin nun ſtets geflohen!“

7.

Und wie Dieß ſprach der Greis, da brach
Sein morſcher Leib zuſammen.
Erloſchen war mit Einem Mal
In ſeinem Aug der wilde Strahl,
Der ſtach wie Höllenflammen.

Da lag er vor des Dichters Knien,
Der liſpelte: „Dir ſei verziehn!“
Und in dem Abendrothe,
Wie Trümmer, die der Tag durchbricht,
Voll Ruhe blickte das Geſicht,
Das traurige, das todte.

V.

Heimkehr und Flucht.

(1846.)

Heimkehr.

1.

Dieſes Bächlein iſt die Marke,
Drüben liegt mein Vaterland,
Lockend wieget ſich die Barke,
Ach, ſie führt nach jenem Strand.

Herz, mein Herz, o ſei beſonnen,
Flüchtig bin ich und verbannt —
Friſch gewagt iſt halb gewonnen,
Heil dir, Heil, mein Vaterland!

Durch die Häſcher, durch die Sbirren
Schlag' ich mich mit klugem Muth,
Bis ich nur, nach langem Irren,
Einmal nur daheim geruht.

Eine Nacht nur will ich träumen,
Wo der erſte Wieſenſang
Mit Geſaus von Föhrenbäumen
Durch mein Herz für ewig klang.

Milder liſpeln mir die Wellen,
Da ich jenem Ufer nah',
Wilder meine Pulſe ſchwellen;
Heimat, die ich lang nicht ſah,

Laut begrüß' ich dich zum letzten
Male hier und küſſe dich —
Da dich meine Thränen netzten,
Leite heil und ſicher mich.

2.

Anders liſpeln hier die Haine,
Anders murmelt hier der Bach,
Anders hängt die Blum' am Raine
Hier des Frühlings Räthſeln nach.
Jedes Halmes leiſes Schwanken,
Jedes Rauſchen im Revier,
Jedes Vögleins Lied-Gedanken
Kenn' ich und verſteh' ich hier.

Du, o Lüftchen, das mit Koſen
Allbekannt den Wandrer grüßt,
Haſt du meiner Kindheit Roſen
Nicht vor Jahren aufgeküßt?
Fink, du grüßeſt? Danke, danke!
Ja, ſehr lange blieb ich aus!
Wahr, o, ſprichſt du, Epheuranke,
's iſt am Beſten doch zu Haus.

Quell im Felſen, lächelnd blickſt du
Mir aus düſterem Gemach,
Und den Bach als Führer ſchickſt du
Und mit friſcher Kühlung nach.

Hier iſt Ruhe, hier iſt Friede,
Nicht Verfolgung und Verrath.
Luſt'gen Schritts, mit frohem Liede
Zieh' ich weiter meinen Pfad.

Aus der ſtillen Felſen Klauſe,
Aus dem ſicheren Aſyl
Treibt's mich nach der Mutter Hauſe:
Liebe, Liebe iſt mein Ziel.

3.

Durch dunkle Wälder ging ich,
Es rauſchten die Bäume —
Und nicht nur Grillen fing ich,
Auch goldene Träume.

Vergeſſen war das Haſſen,
Nur Liebe empfand ich;
Daß Menſchen ſich verlaſſen,
Kaum mehr verſtand ich.

Die Sonne lag in Funken
Auf Mooſen und Steigen,
Wie Lieder, die geſunken
Als Gold aus den Zweigen.

Ein Knabe ſtand am Wege,
Durch Blätter und Aeſtlein
Beſah er im Gehege
Ein zwitſcherndes Neſtlein.

Er ſah hernieder ſchweigend
Mit den Augen, den klaren,
Er deckt' es, tief ſich neigend,
Mit goldenen Haaren.

Die Kinderaugen ſchreckten
Die Vögelein nimmer,
Die ſich entgegenſtreckten
Dem lächelnden Schimmer.

Die Mutter auch vom Aſte
Sang muntere Lieder
Dem holden Menſchengaſte
Und furchtlos hernieder.

Mir ſchienen vereint zum Bunde
Die Weſen der Erde —
Ich glaub', daß jener Stunde
Stets denken ich werde.

1.

Traurig iſt es, ſo zu ſchleichen,
Vor den Menſchen ſich zu ſcheuen;
Gruß, Geplauder, Händereichen
Würden heut mich doppelt freuen.
Wahrlich, Das iſt nicht die Reiſe,
Wie ich ſie geliebt vor Zeiten,
Und Das iſt nicht meine Weiſe,
Durch die offne Welt zu ſchreiten.

Nicht ſo ſcheu und flüchtig eilt' ich
Einſt vorbei am Wandersmanne;
Lied und Müh und Sonne theilt' ich
Und im Wirthshaus jede Kanne.
Echo aller Wanderſänge,
Zog ich fort auf Weg und Stegen,
Antwort gaben Poſthornklänge,
Glockenſchall und Gruß und Segen.

Wo aus Fenſtern Blumen nickten,
Harrt' ich, ob durch Kelch und Glocken
Nicht auch Mädchenblumen blickten,
Braune oder blonde Locken.
Manches ſtille Veilchen grüßt' ich,
Manche Roſe ſah ich funkeln,
Manche blonde Locke küßt' ich,
Und ich ſpielt' in mancher dunkeln.

Hin iſt hin! — Die frohen Zeiten,
Ach, ſie ſelber ſind verreiſet;
Schleiche hin in Einſamkeiten
Stille, zaghaft und verwaiſet.
Stolz verſchloſſen, mir zur Seite
Geht der Gott und ungerühret,
Jener Gott, der mich zum Streite,
Der mich ins Exil geführet.

5.

Ich kam vorbei auf nächt'gen Wegen
An einem Haus, ſtill abgelegen.

Es liegt im brütenden Walde verſteckt,
Von Epheu und grünem Kraute bedeckt.

Hier wohnen die ſel'gen Erinnerungen,
Die traurig aus meinem Liede geklungen.

Da hat in blühender Jugendzeit
Mein Glück gewohnt, mein Glück und Leid.

Das Leid iſt verblichen, das Glück verdorben,
Die grünende Hütte iſt ausgeſtorben.

So öd iſt's hier, die Föhre ſauſt, —
Wer weiß, wer jetzt in der Hütte hauſt.

Ich möchte gern um Einlaß flehen,
Doch fürcht' ich, fremde Geſichter zu ſehen;

Nicht Trug befürcht' ich oder Verrath,
Wo einmal Liebe gewohnet hat.

Ich bette mich hin auf die mooſige Schwelle,
Aufzieht des Mondes dämmernde Helle.

Und wie ich einſt die Nächte verbracht,
Hier will ich verträumen auch dieſe Nacht.

Ich ſchließe die Augen — die glücklichen Stunden
Ziehn ſtille vorüber und zeigen die Wunden,

Die blutenden Wunden auf ihrer Bruſt;
Ich ſelber ſchlug ſie und hab's nicht gewußt.

Doch aus der Hütte ruft es und tönet:
O, ſchlaf in Frieden, wir ſind verſöhnet.

6.

Die Flöte ſang, die Geige klang,
Der Brummbaß brummte lang und bang,
Das Cello klagte, das Fagot
Begleitet' es mit derbem Spott;
Allein die Hörner jauchzen heiter
Hinaus in Berg und Thal und weiter.
Von Sang und Klang, Gejauchz und Tanz
Bebt vor der Thür der Fichtenkranz,
Die Fenſterſcheiben klirren drein;
's iſt, als ob ſelbſt der Abendſchein,
Der golden auf dem Wirthshaus liegt,
Sich ſtill in Melodien wiegt.
Ich grüß' euch, böhmiſche Muſikanten,
Wie habt ſo oft ihr des Verbannten

Heimweh im fremden Land gerührt.
Ich grüß' dich, böhmiſcher Bauernreigen,
Um fernen Mägdlein dich zu zeigen,
Wie oft hab' ich dich aufgeführt.
Die Töne ziehn mit Macht hinein,
Durchs Fenſter ſpring' ich mittendrein:
Spielt fort, ſpielt fort, ich tanze mit,
Ich kenn' ſie wohl, die drittehalb Schritt.
Du ſchöne Magd, komm nur heran,
Du findſt an mir den rechten Mann:
Glaubſt du, ich konnt' in allen Fernen
Den Tanz der Heimat je verlernen?
Ha, welch ein Schwall und welch ein Lärm
Und welch Getrampel, welch Geſchwärm!
Nur fort und fort im kleinen Kreiſe
Bewegt und ſtill und wild und leiſe,
Und jedes Paar iſt eine Welle,
Bald geht es langſam und bald ſchnelle,
Wie Wolkenſchwall, wie Meeresfluth,
Die bald erbrauſt, dann wieder ruht.
Die Geige weht wie Frühlingswind —
Neig du dein Haupt, du Blumenkind —
Der Brummbaß läßt die Stürme ſtreichen,
Dort ſtürzen ſie wie Waldeseichen,
Mit ihnen ſtürzen Tiſch und Krug.
Wohl Dem, der fort ſein Mädchen trug
Aus wildem Lärm und Schwall hinaus
Zum Wald ins heimliche Geſaus.
Verſtummt ſind Tanz, Geſang, Muſik:
Der Tag wirft ſeinen letzten Blick
Mit Lächeln durch Geſträuch und Aſt;
Die ganze Welt hält müde Raſt.
Süß ruht es ſich im Waldesſchooß,
Viel ſüßer noch im weichen Schooß,

Wenn heiße Augen mit dem blauen
Geſtirn auf dich herniederſchauen.
So ruhſt du ſchön allüberall —
Am Schönſten, wenn bei fernem Schall
Der Melodie, die neu erwacht,
Dir eine rothe Lippe lacht,
Und wenn dein Herz ſein Vaterland
Und eine neue Liebe fand.

In der Heimat.

1.

Im Schimmer des Morgenthaus
Erglänzte die Erde helle,
Ich ſaß vor der Mutter Haus
Harrend und allein auf der Schwelle.

Noch waren die Fenſter geſchloſſen,
Geſchloſſen noch Thür und Thor,
Und meine Thränen floſſen
Allmächtig und glücklich hervor.

Nicht wollt' ich, daß vom Schlummer
Sie meinethalb erwacht,
Sie, die ſo oft ſchon in Kummer
Um mich verweinet die Nacht.

Sie ſagen, der Schlaf am Morgen
Bringt wieder die Kraft zurück
Für des Tages Mühen und Sorgen —
Er ſtärkt ſie für das Glück.

Und einen heißen Kuß
Drückt' ich auf die Schwelle gerührt,
Es hat ſie ja ihr Fuß
Gewiß noch geſtern berührt.

An dieſer Schwelle ja ſtehn
Die Leidenden und die Armen,
Die hoffend auf zu ihr ſehn,
Zu ihr und ihrem Erbarmen.

Wie oftmals ſtand ich dabei,
Wenn ſie die Gaben vertheilte,
Ihr mildes Wort wie Arznei
Die Kranken und Duldenden heilte.

Wie zu dem Heiligenbilde,
So ſahn ſie zu ihr hinan;
Sie that ihre Thaten der Milde
Und wußte nicht, was ſie gethan.

Kaum war verkühlt der Ofen,
Schon auf das heilige Brod
Die dankenden Thränen trofen
Der lächelnden Kinder der Noth.

Noch trug der Baum ſeine Blätter,
Noch deckte nicht Schnee das Land,
Schon trugen gen Froſt und Wetter
Die Nackten fort ihr Gewand.

O, wenn für die Menſchheit, die kranke,
Ich jemals ein Weh gefühlt,
Ich weiß, wem das ich danke,
Warum es niemals verkühlt.

Und wenn von Lieb' zwei Funken
Je dieſe Bruſt durchglüht,
Aus welcher Gluth ſie geſunken,
Ich weiß es, aus welchem Gemüth.

Ich ſinge vom ſchlichten Weibe,
Nicht gewohnt der Ruhmeslieder,
Und wie ich Dieſes ſchreibe,
Rinnt meine Thräne nieder.

2.

Und alſo ſaß ich eine Wache,
Fort warf ich weit den Wanderſtab,
Die Thränen aber wuſch ich ab,
Der an dem Hauſe fließt, im Bache.

Und Das gethan, ſchien mir die Erde
So licht und liebevoll wie je,
Mir war's, als ob ein Zauberweh,
Ein Bann von mir genommen werde.

Und an der Schwelle mir zu Füßen
Saß der getreue alte Hund;
Sein eifrig Wedeln that mir kund,
Daß er mich wollte herzlich grüßen.

Er ſchien nach meines Seins Geſchicken
Zu ſpähn voll Wehmuth und Verſtand.
Wie Argos, der den Herrn erkannt,
Sah er mich an mit treuen Blicken.

Er leckte ſtill an meinen Schuhen,
Als ob er ſo mir ſagen wollt',
Daß ich den Staub abſchütteln ſollt'
Des fremden Wegs und künftig ruhen.

Da ward's im Hauſe drin lebendig,
Anſchlug der Hund, ich ſprang empor,
Anrufend pocht' ich an das Thor,
Und jubelnd wiederſchall's inwendig.

Ich ſtand in den geliebten Räumen,
Mir war's, als wär' ich juſt erwacht
Aus einem Traume banger Nacht —
Die Mutter aber wähnt' zu träumen.

3.

Das ſind die alten Bilder noch,
Um die der Kindheit Träume weben,
Einſt hingen ſie mir, ach, ſo hoch,
Nun kann ich in ihr Auge ſehen.

Hier Joſeph aus Aegypterland,
Verſucht von Fraun und ſchönen Sünden,
Hier, wie er vor dem König ſtand,
Um ihm verborgnes Leid zu künden.

Ich hab' es damals nicht geglaubt,
Daß ich mein eigen Schickſal ſehe,
Und daß wie jenem Jünglingshaupt
In meiner Fremde mir geſchehe.

Und hier ein Schiff — der Sturm iſt wild,
Das Segel ſchwillt, die Fluthen rollen —
Nun weiß ich, was bei dieſem Bild
Gemacht, daß meine Pulſe ſchwollen.

Noch ſind's die alten Bilder, ja,
Die Schleier aber ſind zerriſſen,
Durch die ich ſie, und ſchöner, ſah —
Jetzt deutet ſie verfrühtes Wiſſen.

Der Pendel ſteht der alten Uhr
Mit allen Welt- und Sphären-Ringen;
Großmutter, die gelehrte, nur
Verſtand es, ſie in Gang zu bringen.

Der Pendel ſteht, die Alte ſtarb,
Nun ſtockt die Uhr in allen Räumen,
Und eine ganze Welt verdarb
Von angeflammten Kinderträumen.

Jetzt läutet's — es iſt Mittagszeit;
Einſt ſcholl's ſo hold in dieſer Stunde,
Der Glocke Ton, er war der Neid
Von hundert Dörfern in der Runde.

Ach, Das iſt nicht der alte Klang,
Der mild und hell das Herz erfreute,
Auch ſie ward älter und zerſprang —
Sie läutet ſich ihr Grabgeläute.

Dahin, ſo Traum wie Bild und Klang
Geheimnißreicher Kinderzeiten,
Was Wunder, daß im Herzen ſprang
So manche auch der ſchönſten Saiten.

4.

Ich hörte oder las in einem Buche,
Daß, wer einmal das Wandern auserkoren,
Wenn er vom Schuh ein Näglein nur verloren,
Es ewig dann und ohne Ruhe ſuche.

So irrt er fort und fort im dunklen Fluche,
Und weil er ſuchet, geht dem armen Thoren
Ein zweites, drittes Näglein noch verloren —
Ein tiefer Sinn verbirgt ſich in dem Spruche.

So geht es dir und mir und geht es Allen:
Verſcherztes und Verſpieltes neu erſchwingen,
Das füllet unſer ganzes Erdenwallen.

Du eilſt, Verpraßtes dir zurückzukaufen,
Aus tiefem Fall dich wieder aufzuringen,
Und läufſt, bis du die Schuhe durchgelaufen.

5.

Kehrſt du zurück nach Lehr- und Wanderjahren
In deiner Heimat ſtill beſchränkte Kreiſe,
Begreifſt du nicht, was dich auf Fahrt und Reiſe
Getrieben und in Leiden und Gefahren.

Dir ſcheint, daß du am Heerweg nicht erfahren,
Was jetzt du findeſt auf dem engen Gleiſe;
Daheim erkennſt du alles Schöne, Weiſe,
Das dir die Fremde ſollte offenbaren.

Doch du erwachſt — die Augen aufgeſchlagen,
Erkennſt du bald, daß ſich in ſtiller Bucht
Dein Lebensſchifflein nicht mehr kann behagen.

Und du erkennſt, daß dir die goldne Frucht
Beſchieden iſt von Land zu Land zu tragen,
Und wär' es auch auf rings umdrohter Flucht.

Die Flucht.

1.

Und als der Verrath mich ausgewittert,
Und als die Häſcher herangekommen,
Da hat die bleiche Mutter gezittert,
Der Schweſter Aug iſt in Thränen geſchwommen.
Ich aber ſprach: Die Thränen verwiſchet,
Wir müſſen ſcheiden und von einander,
Und da mich rings die Gefahr umzücket,
In Flammen werd' ich zum Salamander.

Ich bin geboren, ich, für Gefahren,
Sie lauern immer auf meinem Gange
Wie Wegelagrer in dunklen Schaaren;
Doch kenn' ich nimmer die Furcht, die bange.

Ich bin zu Gefahren beſtimmt und geboren,
Sie lieben mich, wie Löwen den Meiſter.
Ich hab' ſie ja ſelber heraufbeſchworen,
Sie dienen mir, wie dem Zaubrer die Geiſter.

So lebet wohl! — Des Forſtes Düſter
Soll mich verbergen, in ſichern Hallen
Verrathen nicht wird mich des Laubes Geflüſter,
Mein Schritt wird im Mooſe nicht wiederhallen.
O Mutter, wiſche die Thräne vom Blicke
Und aus dem Antlitz die klagende Bläſſe,
Daß ich mich würdig dem hohen Geſchicke
Hingebe und ſein Leiden vergeſſe.

Und du, o Schweſter, verbanne die Zähre,
Die mir verhüllt deines Auges Schöne,
Sei ewig glücklich du und gebäre
Als deine Mutter beglücktere Söhne.
Ich ſprach's und floh aus dem einen Thore,
Dieweil durchs andre die Häſcher drangen;
Ich hörte ſie nicht, weil mir im Ohre,
Im Herzen die Seufzer der Mutter klangen.

2.

O Morgen, Tröſter, zaudre nicht,
O, komm heran mit deinem ſüßen,
Mit deinem labungsvollen Licht.
Da ſteh' ich Wandrer, dich zu grüßen;
Zum Wandern bin ich müd, nicht zum Gedicht.

Es iſt ſo ſtill. Wenn ſich zum Feſte
In dunkler Kammer ſchmückt die Braut,
Stehn draußen ſehnſuchtsvoll die Gäſte —
So ſteh' ich da — der Himmel graut,
Die Lerche reget träumend ſich im Neſte.

Und tritt ſie ein zum Hochzeitsſaale,
Empfängt ein Jubelſchrei die Braut,
Es klingen Lieder und Pokale,
Die Sehnſucht floh, das Glück iſt laut.
Die Lerche ſteigt empor gleich einem Strahle.

Gleich einem Liederſtrahle ſteigt
Entgegen ſie dem Sonnenſtrahle:
Der Himmel klingt, vom Oſt geneigt
Erbraust die Waldung — nur im Thale
Der Bach, der erſt gerauſcht hat, horcht und ſchweigt.

Ihr Haupt aus dunklen Schleiern hebt
Die Blum' entgegen dem Geſange,
Wie von entſchwundnem Leide bebt
Ein Tropfen noch auf ihrer Wange:
Der Morgen küßt ſie, und der Thau entſchwebt.

Es weint die Andre, reich wie Bronnen,
Aus tiefſtem Buſen Thrän' auf Thränen,
Die Krone neigt dem Licht der Sonnen
Entgegen ſie, verbleicht in Sehnen;
Es iſt, als ſtürbe ſie vor lauter Wonnen.

Der Tag iſt da, — von Stund und Stunde
Der leicht geſchürzte Tanz beginnt;
Die Eine lacht mit ſüßem Munde,
Die weilet noch in Dunſt und ſinnt —
Bringt ſie betrübte, bringt ſie frohe Kunde?

Von fernem Stege klingt ein Huf,
O, trag zu ſchönem Ziel den Reiter!
Die Felder weckt des Pflügers Ruf,
O, traget Frucht dem Erdenſtreiter:
Die Welt iſt ſchön, wie ſie der Kampf ſich ſchuf!

Geſang und Hain und Berg und Thal,
Licht, Menſch und Thier auf allen Pfaden,

Hinſtreben ſie zum Freudenmahl:
Die Brüder alle ſind geladen,
Die ſonſt getrennt ſind von ſo dunkler Qual.

Mit holder Liebe ſtrebt der Morgen,
Ob er das Glück der Friedenszeit,
Das Paradies, in Nacht verborgen,
Aus ſeinem Kerker nicht befreit.
Er kämpft — es ſiegt der Tag mit ſeinen Sorgen.

Es ſiegt der ſchwere, ſchwüle Tag.
Berauſcht vom Trank des heil'gen Lichtes,
Senkt ſtill ihr Haupt die Roſ' am Hag.
Im Schweiße ſeines Angeſichtes
Zieht fort der Wandrer in den heißen Tag.

3.

Es kamen zuſammen auf einem Wege
Der Flüchtling ich, und ein Jägersmann;
Dann kam noch ein holdes Mägdlein heran —
Wir zogen vereint ſo unſre Wege.

Ich ſprach: Mir will vor der Nacht es bangen,
Wie traurig die Sonne zu Rüſte geht,
Wie ſchaurig der Wind durch die Buche weht,
Wie dunkel die Wolken niederhangen!

Er ſprach: 's iſt aus heut mit dem Jagen,
Es ſchlafe das Reh nur in guter Ruh,
Gleichgültigen Blickes nun ſeh' ich zu,
Ob Sturm und Blitz den Wald zerſchlagen.

Sie ſprach: Was ſind mir Regen und Winde?
Heut Abend vergeſſ' ich ſie alle beid',
Heut Abend vergeſſ' ich alles Leid,
Heut Abend unter der brauſenden Linde.

4.

Herbſtesregen, weine, weine!
Heule, heule, Sturmeswetter!
Traget fort aus dieſem Haine
Noch die letzten treuen Blätter.

All ihr traurigen Gewalten,
Die ihr jetzt mit Macht regieret,
Schafft, bis aus der Welt, der kalten,
Sich der Reſt von Lenz verlieret.

Ganz muß ſein ein Lenz begraben,
Soll ein neuer ſich erheben;
Herzen, die nicht Troſt mehr haben,
Fangen an ein neues Leben.

Jed' Erinnern fegt, o Schmerzen,
Traget fort zu dieſer Stunde;
Iſt noch Glück in meinem Herzen,
Find' ich es im tiefſten Grunde.

5.

Beim Lieb des Freundes pocht' ich an:
Schnell, Freundesliebchen, aufgethan,
Schnell aufgethan, du ſchönes Kind!
Ach, weil ſchon nah die Häſcher ſind.

Ich will erzählen dir zum Lohn,
Wie ich dich kenn' ſeit lange ſchon,
Dein ſchwarzes Aug, dein dunkles Haar,
Dein Herz wie ein Kryſtall ſo klar.

Ich will dir ſingen in der Nacht
Das Lied, das er auf dich gemacht
Und das er oft in weiter Fern
Vorſang dem Mond und Abendſtern.

Und will dir ſingen, wie er bangt,
Wie er nach dir zurückverlangt,
Und wie er's allen Winden klagt,
Daß ihn ſein Loos von dir gejagt.

Mach auf und drücke meine Hand,
In der die ſeine hat gebrannt;
Und wenn ich morgen weiter muß,
Bring' ich von dir ihm einen Kuß.

6.

Umhülle mich mit deinen dichten Schleiern
Und drücke mich an deine Bruſt, o Nacht!
Ich, der ich liebend oft mit dir gewacht,
Ich bin von deinen allertreuſten Freiern.

Nicht Schlaf beſchere mir, der ſchwer und bleiern,
Nur in das Moos hier laß mich fallen ſacht;
Dann laß ſie wirken, deine ganze Macht,
Mit Traum und Wahn, den ſanften Schmerzbefreiern.

Was ich von dir, begehr' ich auch vom Leben.
Nicht thatenloſer Frieden, todte Ruh
Sei jetzt mir und in Zukunft mir gegeben.

Es ſoll mich, ſchließ' ich auch das Auge zu,
Des Wachens ganze Fülle ſtets umſchweben:
Mein Leben ſei, bildreiche Nacht, wie du.

7.

So geht's zu Haus: „Was gibt es Neues
Von Eurem Sohn?“ — der Nachbar fragt es.
Bei dieſer Frage weint ein treues
Mutterherz, und ſtill verzagt es.

„Iſt's wahr denn? er iſt landverwieſen?
Zum Tod verurtheilt? — Welche Schande!“
Sie ruft: Der Himmel ſei geprieſen
Und ſchütz ihn in dem fernen Lande!

„Den ſeht Ihr wahrlich niemals wieder,
Wer ſo ging, iſt für ſtets gegangen!“
Da ſenken ſich zwei theure Lider,
Und Thränen rollen von den Wangen.

VI.

Aus dem Süden.

(1851.)

An L***

Nur dir, nur dir — o, nimm es gütig hin —
Nur dir gehört, was ich erſinn' und ſchaffe,
Dir, was ich dichte, trachte, was ich bin,
Dir, was ich auf dem Weg zuſammenraffe.
Zu Füßen dir, als meiner Eignerin,
Breit' ich die Beute, breit' ich meine Waffe;
Daß ich beſitze, daß ich neu erringe,
Ich fühl' es, weil ich dir die Gabe bringe.

Fühlſt du, wie wohl es thue, zu bewahren
Ein ſüß Geheimniß, das kein Blick erſpäht,
Darüber hin mit Monden und mit Jahren
Die Zeit verhüllend wie mit Wellen geht?
Der Waſſerlilie gleicht's, der wunderbaren,
Die aus des Sees wohl'gem Grund erſteht,
Die ſtill und ſchüchtern erſt in Tiefen bebet,
Bis ſie ihr glänzend Haupt ins Licht erhebet.

Bei Andern lernt' ich, wie ſich ſchnell verzehrt,
Wenn noch ſo ſchön, das wechſelvolle Neue:

Ich danke dir — denn du haſt mich gelehrt
Des eignen Herzens Kraft und ſeine Treue.
Und ich, der ich durch's Leben unbeſchwert
Dahinging, der ich nie gekannt die Reue,
Jetzt fühl' ich, rückwärts ſchauend, ſanfte Trauer,
Daß ich die Eine nicht gekannt — die Dauer.

Nun kenn' ich ſie, und wie bin ich beglückt!
Wie Wanderer ihr Kleinod ſtill im Kleide,
So trag' ich hin und warm an mich gedrückt
Mein heimlich Glück, von dem ich nimmer ſcheide.
Mein Leben glüht — die Welt iſt mir entrückt;
Ein einſam Zelt in gränzenloſer Haide,
Und du und ich allein im weißen Zelt —
Im weiten All: Dieß meine ganze Welt!

Biſt du zufrieden? — Siehe, tauſend Quellen
Des Glückes fühl' ich mir im Herzen fließen;
O, gönne mir, bis auf die letzten Wellen
Sie dir zu Füßen jubelnd auszugießen.
Mein Athem ſtockt, und meine Pulſe ſchwellen,
Die Feſſeln reiß' ich ab, die mich umſchließen —
Ich ſtammle nur — wie ſchnell die Ruh zerſtiebte —
Ich ſtammle nur: du Theuere! — Geliebte!

Ankunft.

Nimm des alten Treibens Müden,
Nimm mich gütig auf, o Süden!
Flüchtig, bittend komm' ich dir.
Gönne du von aller Schöne
Deiner Blüthen, deiner Töne
Nur ein kleines Theilchen mir.

Nicht das alte Freudenleben,
Das ich, das mich aufgegeben —
Ruhe ſuch' ich, kurze Raſt.
Jugend bei Cypreſſenbäumen
Such' ich nicht, doch laſſe träumen
Schön von ihr den trüben Gaſt.

Nicht in ſchönſten Pinienhainen
Kann ſie wieder je erſcheinen,
Wem ſie einmal ward geraubt —
Aber beuge, aber neige
Deines Oelbaums Friedenszweige
Kühlend auf mein heißes Haupt.

Noch nicht.

Noch, ihr meine Blumen alle,
Trotz dem breiten Strom von Licht,
Trotz der Heerdenglocken Schalle,
Trotz dem Lied der Nachtigalle,
Glaubet an den Frühling nicht!

Wie die Sonne ſich bemühte,
In die Knoſpen drängt zurück
Eure Gluth und eure Blüthe,
Wie ich ſelber im Gemüthe
Trage all mein drängend Glück.

Allen Vögeln möcht' ich Schweigen,
Trotz dem Mai, gebieten gern
Und verbieten allen Zweigen
Blühen, Rauſchen, Duften, Reigen
Und das Leuchten jedem Stern.

So mit allem Frühlingsſtrahle
Sparen möcht' ich, bis ſie naht,
Um ihn dann mit Einem Male,
Wie aus goldner Opferſchale,
Auszuſtreun auf ihren Pfad.

Nebelmorgen.

Ringsum die weißen Nebel lagen,
Die Lerchen ſtumm, die Nachtigallen,
Als wär' der Himmel eingefallen
Und hätt' die Vöglein all erſchlagen.

Mich wundert's, wie zu Gruß und Spruche
Des Wanderers Lippe noch ſich rege,
Mir iſt's, ob er ſich fortbewege,
Bedeckt vom eignen Leichentuche.

Erinnerung.

An dieſem ſchönen fernen Strand
Gedenk' ich dein, mein Vaterland.
Unſtäter Wandrer fremder Straßen,
Halt ein und denk, was du verlaſſen.

Den Lorbeerhainen eile zu,
In ihren Schatten ſuche Ruh,
Um ſtill zu träumen vom Verluſte,
Den noch kein Herz zu tragen wußte.

Die Bank an den Zypreſſen dort
Iſt ein erwählter Ruheort,
Um ſtummen Zeugen es zu ſagen,
Wie ſchwer ſo manches Leid zu tragen.

Bei Lorbeerſchatten kehr' ich ein,
Ich lieg' auf jener Bank von Stein,
Es ſingt und klaget in den Zweigen —
Ich hör's — doch meine Lippen ſchweigen.

Ich hör's, doch meine Lippe ſchweigt.
Du haſt die Wunde mir gezeigt,
O Deutſchland, deine tiefe Wunde,
Und ſtumm bin ich ſeit jener Stunde.

Ob's in den Zweigen ſingt und klagt,
Mein Klagewort, mein Lied verſagt:
Könnt' ich bei Lorbeer und Zypreſſen,
Bei Ruhm und Trauer dein vergeſſen?

Wiederſehen.

Ich ging zum Strand, das Herz von Sehnſucht voll,
Das Meer iſt's, das ich wieder grüßen ſoll:

Nach langer Trennung, ſpäter Wiederkehr
Soll ich es wiederſehn, das Meer, das Meer.

Ich kam zum Strand, im Sande ſaß ein Kind,
Mit Muſcheln ſpielt's, im Haar ihm ſpielt der Wind.

Ein Lockenköpfchen und ein hold Geſicht,
Umroſt, umglüht von ſanftem Abendlicht.

Ein ſpielend Kind! — ein Bild iſt's, nicht verkleint
Vom großen Meer, darauf der Abend ſcheint.

Ich ſah es an: trotz ſpäter Wiederkehr,
Trotz langer Trennung — ich vergaß das Meer.

Ich ſah es an, bis Sonn' und Meer und Land
Und aller Abendglanz in Nacht verſchwand.

Ein Wrack.

Im Winde kreist der Dünenſand,
Am Leuchtthurm wird das Licht entzündet,
Oed und verlaſſen iſt der Strand,
Der Goëland hat Sturm verkündet.

Am Ufer liegt ein armes Schiff,
Das iſt im letzten Herbſt geſtrandet,
Dem Haſen nah, doch auch dem Riff,
So kam's zu Ruh, ſo iſt's gelandet.

Schon iſt es halb vom Sand verſcharrt,
Bald wird die Fluth darüber rollen;
Es gleicht der Leiche, die da harrt,
Daß ſie die letzte deckt der Schollen.

Doch nein! — Des ſtillen Todes Bild
Such' ich am Schiff im Sand vergebens,
Denn neben dir iſt Tod ſo mild,
O Bildniß des verfehlten Lebens.

Verfehltes Leben — Wrack im Sand,
Jetzt ſchlägt umſonſt an deine Rippen
Das Meer, das dir ein grünes Land
Verſprochen jenſeits aller Klippen.

Dich weckt nicht mehr des Seemanns Schrei,
Und Maſt und Steuer ſind zerſplittert;
Vielleicht, zieht fern ein Schiff vorbei,
Daß noch dein Eingeweide zittert.

Das Licht im Thurm iſt angebrannt,
Noch ſeh' ich dich im fahlen Schimmer.
Im Winde kreist der Dünenſand,
Er kreist und deckt dich zu für immer.

Dünenſand.

Das Räthſel der Verlaſſenheit
Thut mir der Sand der Dünen kund:
Kein Blümlein und kein Strauch gedeiht
Als Halt und Zier auf ſeinem Grund.

Die Sonne brennt ihn, wie ſie will,
Die Welle ſchlägt ihn ſchmal und breit,
Zuletzt ſpielt ihn ein Windhauch ſtill
Ins Meer und in Vergeſſenheit.

Abendgang.

So eil' ich herauf und herunter den Strand,
Es murmeln und rauſchen die Wogen.
Was ſoll er mir frommen, der Stab in der Hand,
Ich ſtecke ja doch im wehenden Sand,
Schon ſind meine Spuren verflogen.

Doch ſelige Ruh deckt Waſſer und Land
In des Abends erbleichendem Strahle,
Die Fugen der Wolken ſtehen in Brand,
Wie farbige Fenſter in dunkeler Wand
Der gothiſchen Kathedrale.

Sie werden verglimmen! — Was hat denn Beſtand?
Wie aus durchlöcherter Schale,
Und wär' ſie gefüllt bis zum ſchäumenden Rand,
Der Wein ſich verliert auf des Zechers Gewand,
So ſtrömt's aus des Lebens Pokale.

Wie hab' ich die Zeit meiner Jugend verwandt!
Mein Schritt iſt vom Sand überflogen —
Hab' ich ſie verſchwendet als goldenen Tand?

Ward ſie mir geſtohlen von diebiſcher Hand?
Du biſt immer und immer betrogen.

Morgen am Strande.

Die Morgenſtund am Meeresſtrand
Hat lieblich mein Gemüth beweget;
Sie iſt wie eine liebe Hand,
Die heilend auf das Herz ſich leget.
Der Blick ins Meer iſt wie ein Blick
In dunkle Augen, die wir lieben;
Das Segel wie ein hold Geſchick,
Das noch nicht ganz vorbeigetrieben.
Und Alles wie ein blühend Grab,
Drin ſtille ruhet jedes Streiten,
Das meine werf' ich auch hinab,
Und Friede glänzt aus allen Weiten.

Nacht nach dem Sturme.

So tiefe Ruhe, wie ſie träumt der Fromme,
Daß ſie nach letztem Kampf ihn überkomme,
So tiefe Ruh, wie erſte Liebe denket,
Daß ſie nach erſtem Kuß ſich niederſenket:
So tiefe Ruh
Deckt alle Räume
Des ſüß entſchlafnen Meeres zu.
Die Sterne in den Tiefen
Sind ſeine Träume.
O, daß ſie Alle doch ſo träumend ſchliefen,
Sie, die vollbracht ein Sturmesleben,
Die morgen ſich zu neuem Kampf erheben.

Meeresſtille.

Es iſt ſo ſtille nah und ferne,
Das Meer ſo ſchweigſam wie die Sterne,
Das Segel ſchläft, kein Lüftchen haucht,
In Träume liegt die Welt getaucht.
Ich hab's ſeit vielen, vielen Tagen
In meiner Bruſt umhergetragen,
Fand Niemand in dem fremden Land,
Dem ich es gerne hätt' bekannt,
Jetzt flüſtre ich's dem Meere zu:
Ich liebe — ſchweige, Meer, und bleibe in Ruh.

In der Fiſcherhütte.

Wie magſt du dich ſo einſam fühlen,
Wo ſich die Tamariſke wiegt
Mit zarten Blättern in der Briſe,
Wo klar das Meer und glänzend liegt
Wie eine blumenreiche Wieſe?

Wie magſt du dich ſo einſam fühlen
Im meerumhauchten Fiſcherhaus?
Du ſiehſt die Segel gehn und kommen,
Die Schwalbe flieget ein und aus,
Dort kommet ein Delphin geſchwommen.

Wie magſt du dich ſo einſam fühlen?
Das Angedenken iſt mit dir
Des Glückes, das du wähnſt enteilet;
Du weißt ein Herz, das fern von hier
All deine ſchönen Freuden theilet.

Rhoda.

Mich liebt die ſchöne Amphitrite:
Sitz' ich des Nachts allein am Strand,
Kommt ſie heran mit leiſem Schritte,
Mit leiſe wehendem Gewand.

Mich liebt die ſchöne Amphitrite —
Sie ruht bei mir im weißen Sand
Und ſaget manche ſchöne Mythe
Vom alten todten Griechenland.

Und wenn ich's nicht vermag zu faſſen,
Daß einſt die Welt ſo herrlich war,
Und wenn mich's ſchmerzt, daß uns verlaſſen
Die heitre, ſchöne Menſchenſchaar:

Dann, wie den Schleier einer Leiche,
Schiebt ſie zurück die Meeresfluth
Und läßt mich ſchaun in ihrem Reiche
Die Stadt, die da begraben ruht.

Und Rhoda ſchau' ich, das die Welle
In alter, alter Zeit begrub,
Das ſich in freud'ger Sonnenhelle
Wie eine Blum' am Strand erhub.

Die Tempel ſeh' ich und die Gänge
Und Brunnen, Bild und Säulenſchaft,
Dazwiſchen freundliches Gedränge
Von Menſchen ſchön und geiſterhaft.

Wie Bildniſſe, die von Geſtellen
Herabgeſtiegen, ſchreiten ſie,
Ihr Wort erklingt in jener hellen
Unſterblich klaren Melodie.

Und mich ergreift ein tiefes Sehnen:
Ein Sehnen, faſt wie Herzeleid,

Nach jenen Tempeln und nach jenen
Geſchlechtern voll von Freudigkeit.

Hinunterſteigen möcht' ich gerne,
Da flieht der Traum, es kommt die Fluth —
Ich neige mich zum Liebesſterne,
Der ſtill auf ihrem Spiegel ruht.

An das Leben.

Trotz Vielem, das zerbrach,
Um nie ſich zu erheben,
Trotz allem Ungemach,
Doch herzlich lieb' ich dich, o Leben.

Wie man am Halſe hängt
Dem vielgeliebten Weibe,
So halt' ich mich gedrängt
An dich mit Geiſt und Seel' und Leibe.

Sie haben dich genannt
Ein Räthſel, eine Frage,
Ein Meer, zu deſſen Strand
Nie eine heitre Barke trage:

Mir biſt du immer klar
Und hell und licht geweſen,
Wie jenes Auge war,
Darin ich froh mein Glück geleſen.

Wie Läufer, die im Spiel
Hinrennen, Fackeln tragend,
Die Leuchte bis zum Ziel
Sieglustig um die Häupter ſchlagend:

So ſchwing' ich dich ums Haupt
Und leuchte meinem Wege,

Bis ich dich kraftberaubt
Schön fallend auf den Boden lege.

Das Leben iſt ein Streit!
So rufen ſie mit Schrecken —
Drum ſei mir benedeit,
Wenn hundert Wunden mich bedecken.

Ein Kampf iſt's! rufen ſie —
Drum will ich nicht ermatten,
Tagwerker lieber hie,
Als ein Achilles bei den Schatten.

Im Parke.

Im Parke ging ich auf und ab,
Es war ein herbſtlich trübes Wetter;
Mit Trauertönen fiel herab
Die todte Schaar der gelben Blätter.

Dort lagen ſie ſchon aufgehäuft
Zu einem Schwalle, ſchwarz und helle —
Ein roſiges Mädchen kommt und läuft
Und wirft ſich lachend in die Welle.

Das rauſcht und kniſtert und umſchwirrt
Das holde Kind mit Geiſtertänzen —
Doch lachend hebt es, unbeirrt,
Das Haupt aus all den todten Lenzen.

Ein ſchönes Bild! — Fürwahr, es gleicht
Dem Glücke, das mir jetzt gegeben:
Ringsum iſt viele Luſt verbleicht,
Doch lebt in mir ein friſches Leben.

Ein Tropfen des Meeres.

Ein Tropfen des Meeres, vom Winde gebracht,
Hat dieſe Blume befeuchtet,
Und ſeht, wie ſie glänzt durch die dunkle Nacht,
Und wie ihr Auge leuchtet.

Wär's Thau, wie er ſinket jeglichen Tag,
Er gliche der trüben Zähre;
Doch ihn hat geboren der Wellenſchlag,
Er kam vom leuchtenden Meere.

Auch er wird verſchwinden in ſeiner Zeit;
Die Blume doch glänzt durch Minuten.
Ein leiſes Gefühl von Unendlichkeit —
Wie füllt das die Seele mit Gluthen!

Provenzaliſch.

Schon hat ſie dich vergeſſen,
Nicht, weil ſie treulos worden:
Weil Alles enden muß.

Dir will's das Herz zerpreſſen
Und alles Glück ermorden
In Lebensüberdruß.

Im Süden bei Zypreſſen,
Bei Tannen in dem Norden
Geht's ſo mit Lieb' und Kuß.

Weinſt du? — Ich ſuch' indeſſen
Das Glück an neuen Borden
Mit leichtem Sinn und Fuß.

VII.

Bulgariſche Volkslieder.

(Freie Bearbeitungen.)

1.

Keinem Popen kann ich künden
Jene größte meiner Sünden,
Auch ſoll keiner der Bulgaren,
Was ich Böſes that, erfahren.

Nur dem Tſchautſchen will ich's klagen,
Dieſer wird's dem Kadi ſagen,
Dieſer wird's zum Paſcha tragen,
Der diktirt es ſeinen Schreibern,
Daß ſie es dem Sultan ſchreiben,
Dieſer ſagt's fünfhundert Weibern —
Kann es dann verſchwiegen bleiben?

Lieber Tſchautſch, nicht ſollſt du's ſagen,
Sollſt es nicht dem Kadi klagen,
Eil, den Kopf mir abzuſchlagen,
Eh's die Vögel und die Sänger
Ueber Berg und Thäler tragen.

(Schumla, 20. Juni 1854)

2.

Anaſtas, am nächſten Freitag Morgen
Kommt der Pop' ins Dorf, dem will ich's klagen,
Daß du dich zum Türken machen wolleſt,
Ja, zum Türken, zum verfluchten Türken.
Nicht mehr gehſt du her vor deinen Büffeln,
Sondern jagſt zu Pferd durch Berg und Thäler.
Nicht mehr einen langen Stab in Händen
Trägſt du, doch Piſtolen in dem Gürtel.
Nicht mehr trägſt du eine Schafpelzmütze,
Sondern einen Feß auf deinem Kopfe.
Windeſt du um deinen Feß mein Tüchlein,
Iſt der Turban und der Türke fertig.

Mariuſchka, Mariuſchka, ſchweige!
Nicht mehr geh' ich her vor meinen Büffeln,
Weil ſie mir zu langſam gehn, die Büffel,
Und mein Blut, das geht wie tauſend Pferde;
Und zu Pferde reit' ich wie ein Türke,
Weil ich dich will fliehn, ſo ſchnell als möglich,
Und zu dir zurück will noch viel ſchneller.
Trüg' ich einen Stab in meinen Händen,
Müßt' ich deinen theuren Vater prügeln,
Weil er einem Andern dich verſprochen.
Einen Feß nur trag' ich, Mariuſchka,
Weil er ſchöner als die Schafpelzmütze
Und ich dir gefallen will, Geliebte.
Aber die Piſtolen trag' ich beide,
Um in beide Augen mir zu ſchießen,
Wenn ſie doch dem Andern dich vermählen.

3.

Dimitri, biſt du bei Sinnen,
Daß du um mich wirbſt beim Bruder?
Haſt du Geld genug zur Wirthſchaft,
Um ein Haus dir aufzubauen
Mit zwei Stuben, einer Küche,
Einem Stalle für zwei Ochſen?

Geld genug, ein Haus zu bauen
Mit zwei Stuben oder dreien,
Einem Stalle für zwei Ochſen.

Haſt du Geld genug, Geliebter,
Eine Jacke dir zu kaufen
Schön und neu zum Hochzeitstage?

Eine neue, ſchöne, blaue
Albaneſer-Jacke kauf' ich
Mit den roth und gelben Schnüren
Und mit goldenem Beſatze,
Wie man ſie in Schumla machet.

Haſt du Geld genug, dem Sultan
Zins und Steuer zu bezahlen,
An zehn Groſchen vierteljährig?

Leicht bezahl' ich die zehn Groſchen, —
Selber, wenn der Sultan Geld braucht,
Zahl' ich zwanzig und in Silber.

Kannſt du auch dem Popen zahlen
Bei der Hochzeit und bei Taufen?
Und zu Weihnacht und zu Oſtern?
Und zu Pfingſten und zu Faſten?
Zu St. Georg und Johannis?
Und an allen heil'gen Tagen?
Wenn ein neuer Biſchof kommet?

Immer, wenn er dir ins Haus tritt,
Um die Schwelle dir zu ſegnen?
Um das Vieh dir zu beſprechen?
Um die Bilder dir zu weihen?
Um Weihwaſſer zu verkaufen?
Um zu ſingen und zu beten?

Schweig, o ſchweige ſtill, Geliebte,
Ja, das Freien laſſ' ich bleiben,
Viel zu theuer iſt die Wirthſchaft.
Eins vom Hundert nimmt der Sultan,
Neunundneunzig nimmt der Pope!

4.

(Rache- und Klagegeſang der Vertriebenen.)[1]

Sind es Roſen, ſind es rothe Blüthen,
Die das Thal der Heimat ſo erfüllen?
Sind es braun und weiße Taubenwolken,
Welche dort des Berges Haupt umziehen?
Ach, nicht Roſen ſind es und nicht Blüthen,
Flammen ſind es, Flammen, rothe Flammen,
Die das Thal der Heimat ſo erfüllen;
Und nicht braun und weiße Tauben ſind es,
Welche dort des Berges Haupt umziehen;
Rauch iſt's, ungeheures Rauchgewölke:
Unſre Hütten, die verlaßnen, brennen.

Auf dem Berge ſtehn wir wie Verirrte,
Hinterm Buſch verborgen wie Heiducken,
Und verhungernd wie verlorne Schafe.
Wer die Dörfer anſteckt, ſei verfluchet!
Ob es Moskowiten oder Türken,

---

[1] [Vgl. Bd. IV, S. 205.]

Ob es Chriſten waren oder Heiden,
Daß ſie Gottes ärgſter Fluch betreffe
Oder auch des Teufels beſter Segen!
Mögen ſie ertrinken in der Donau
Und zu Tauſenden die Fluth aufdämmen,
Bis ſie dieſes arme Land verſchlangen!
Möge ſie als angefaulte Leichen
Varna's wildes Meer ans Ufer treiben,
Daß die Lüfte von Verweſung dampfen!

Ach, was werden unſre Pilger ſagen,
Die jetzt in Jeruſalem verweilen
Und des Heilands goldne Füße küſſen,
Wenn ſie wiederkehren und die Dörfer
Alle wüſt und, ach! in Aſche liegen?
Wenn ſie wiederkehren mit den ſchönen
Heil'genbildern, welche dort ſie kauften,
Schön gemalt in Farben und auf Stäbe
Aufgerollt, und keine Wand ſie finden,
Dran die ſchönen Bilder aufzuhängen?

Groß iſt dieſes Land und faſt unendlich.
Wer kann ſagen, wo in künft'gen Tagen,
Wer kann ſagen, ob in künft'gen Tagen
Unſre Hütten wieder ſich erheben?
Ach, das Glück, es wächst nicht ſchnell wie Roggen,
Und es wächst am Wege nicht, wie Unkraut,
Und nicht wie die liebe Sonne geht es
Nieder, wieder aufzugehen morgen.
Langſam wächst das Glück, wie alte Bäume,
Langſam, langſam oder niemals wieder.
Mit dem Blei im Leib fliegt noch der Falke,
Mit dem Unglück wandern wir noch weiter.

Laſſe dießmal nicht den Winter kommen,
Laß ihn nicht, o gnadenvoller Himmel!

Bann' ihn hinter deine dunkeln Wolken,
Daß wir nicht erſtarren in den Wäldern,
In den kalten windbewegten Wäldern,
Denn kein Obdach haben unſre Kinder,
Und kein Obdach haben unſre Weiber.
Auch die Weiber höre, wie ſie klagen:
Ach, kein Obdach haben unſre Männer!

Nichts gerettet als die Silbergroſchen,
Welche unſre ſchönen lieben Mädchen
Um den Hals anſtatt des Schmuckes tragen.
Gebet uns die ſchönen Silbergroſchen,
Gebet ſie, ihr ſchönen lieben Mädchen,
Daß wir Brod für unſre Kinder kaufen.

Nehmet ſie, die ſchönen Silbergroſchen,
Aber Brod iſt nicht im Land zu haben,
Selber nicht für goldene Dukaten.
Traurig iſt die Erde, traurig, traurig!

5.[1]

Einen Wolf hab' ich im Wald gefangen,
Auf dem Rücken ihn ins Dorf getragen
Und im Dorf mit Fäuſten ihn erſchlagen —
Aber Das iſt nicht mein größter Ruhm.

Dem Kawaſſen, der mich vor den Kadi
Schleppen ſollte, hab' ich mit dem kleinen
Meſſerchen die Gurgel abgeſchnitten.
Zwei Piſtolen trug er in dem Gürtel
Und ein Schwert und einen Dolch darneben —
Aber Das iſt nicht mein größter Ruhm.

---

[1] [Vgl. Bd. IV, S. 298.]

Und mit einer alten ſchlechten Flinte
Hab' ich einen Aga aus der Mitte
Seiner fünfzehn trefflichen Trabanten
Wie ein Vöglein von dem Aſt geſchoſſen,
Daß noch heut drob die Heiducken jubeln
Und die Blinden heut davon noch ſingen —
Aber Das iſt nicht mein größter Ruhm.

Aber Dieſes iſt mein größter Ruhm:
Daß ich meiner ſchönen Heißgeliebten,
Als ich aus dem Dorfe flüchten mußte,
Als ich ſie auf ewig meiden ſollte,
Daß ich ihr mein Meſſer, dieſes Meſſer,
Ohne Zucken in die ſchöne Bruſt ſtieß,
Ob ſie gleich dabei ſo traurig blickte,
Daß ich mehr des Muths dazu bedurfte,
Als da ich den Wolf ins Dorf getragen,
Als da den Kawaſſen ich erſchlagen,
Als da ich den Aga niederſtreckte.
Daß mich der Geliebten Mord nicht ſchreckte,
Dieſes iſt mein allergrößter Ruhm.

6.[1]

Hoher Berg und tiefes Thal —
O, wie ſchön iſt dieſe Nacht!
Selbſt in Kerkerhaft verwacht
Lindert ſie mir meine Qual.

O, wie ſchön iſt dieſe Nacht,
O, wie ſchön iſt dieſes Leben!
Könnt' ich's nur der Einen geben,
Die ſo eben mein gedacht!

---

[1] [Vgl. Bd. IV, S. 208.]

Daß ſie eben mein gedacht,
Hoher Berg und tiefes Thal,
Das ſagt mir des Mondes Strahl
Und die ſchöne, ſchöne Nacht.

Schön iſt meine letzte Nacht,
Hoher Berg und tiefes Thal.
Mit dem erſten Morgenſtrahl
Werd' ich grauſam umgebracht.

7.

Schönes Mädchen ohne Geld,
Du biſt wie die ſchöne Welt,
Aber ohne Sonne.
Du biſt wie die ſchöne Nacht,
Haſt den Mond, die Sternenpracht,
Aber keine Sonne.

Ohne Schönheit, reiche Maid,
Biſt ein Baum zur Sommerzeit,
Aber ohne Blüthen.
Früchte haſt du, mich zu nähren —
Mag ſich drum der Teufel ſcheren,
Mich verlangt nach Blüthen!

8.

Bei Siliſtria ſteht ein Brunnen,
Und ein Stein ſteht gleich daneben,
Auf dem Steine ſtehen Worte,
Die kein Menſch vermag zu leſen;

Und vor tauſend, tauſend Jahren
Hat ſie ein Prophet geſchrieben,

Ein Prophet, der wiſſen konnte,
Was ſich einmal wird begeben.

Und er hat es hingeſchrieben,
Daß ich dich einſt lieben werde;
Dann hat er dazu geſchrieben,
Daß du mich einſt werdeſt lieben.

9.

Kam ein Kaſten angeſchwommen
Eines Morgens auf der Donau;
In dem Kaſten lag ein Knäblein,
Und das Knäblein, das war ich.

Eine gute Alte trug mich
Zu ſich in die kleine Hütte,
Und als ich ſchon ſprechen konnte,
Sprach ſie eines Tags zu mir:

Wenn die Donau kommt aus Deutſchland,
Dann, mein Sohn, biſt du ein Deutſcher;
Doch ich kann Das nimmer glauben,
Denn dazu biſt du zu ſchön.

Kommt ſie aus den ſchwarzen Bergen,
Dann biſt du ein Sohn der Berge:
Dieſes kann ich eher glauben,
Denn, mein Sohn, du biſt ſo wild.

Kommt ſie aber, wie ſie ſagen,
Graden Wegs vom Himmel nieder:
Dann biſt du in deiner Schönheit,
O mein Kind, ein Himmelsſohn.

Wandern will ich nun von dannen,
Immerfort dem Fluß entgegen.

Wandern will ich hundert Jahre,
Bis ich an den Quell gelangt.

Wenn ein Deutſcher, werd' ich Kaufmann;
Und Heiduke, wenn ein Bulgare;
Doch, wenn ich vom Himmel komme,
Werd' ich wohl ein Prieſter. Ach!

10.

Die gebrochne Kirche ſteht
Auf dem grünen Berge,
Ach, ſie ſteht in Trauer;
Wer daran vorübergeht,
Leg ein, zwei, drei Steine
Auf die alte Mauer.

Kommt einmal die gute Zeit,
Wird man neu erbauen
Auch das Kirchlein droben;
Findet er den Stein bereit,
Wird der gute Maurer
All die Chriſten loben.

11.[1]

Ueber das Gebirge kam die Peſt,
Hinter Stambul iſt ihr ſchwarzes Neſt.

Grün war das Gebirg und ſchön bebaut,
Aber es verdorrten Baum und Kraut.

Und das Heilkraut iſt zuerſt verdorrt,
All die kleinen Vöglein flogen fort.

---

[1] [Vgl. Bd. IV, S. 205.]

Dann vom Berge ſtieg die Peſt ins Thal,
In Pravadi fing ſie an, die Qual.

Floriend ging ſie dort von Haus zu Haus,
Leichen warf man auf das Feld hinaus.

Erſt nur Türken traf ihr ſchwarzer Hauch,
Später traf er fromme Chriſten auch.

Auch die Raben flogen fort vom Schmaus,
Nur der Storch blieb auf dem leeren Haus.

Auch der Treue fiel zuletzt vom Dach,
Und es fielen ihm die Jungen nach.

Schwarz vor Aerger iſt die Peſt zu ſehn,
Einen ſchwarzen Schleier läßt ſie wehn.

Sie iſt eine ſtumme alte Frau,
Welk iſt ihre Bruſt, ihr Auge grau.

Nur wenn Jeſus Chriſt in Schlummer fällt,
Steht ſie auf und wandelt durch die Welt.

Als der Nordwind unſern Herrn geweckt,
Floh ſie übers ſchwarze Meer erſchreckt.

12.

Ich hab' in eine Blume geſchaut,
Da ſah ich die ſchönſte Welt,
Ein weißes Häuslein war aufgebaut,
Und ringsum Wieſen und Feld.

Ich ſelber ſaß auf der Schwelle am Haus
Und hatt' ein Kind an der Bruſt;
Du, Liebſter, gingeſt ein und aus
Und lachteſt vor Glück und Luſt.

Verwelkt iſt die Blume, vertrocknet, ach,
Ich ſchau' vergebens hinein,
Ich ſuch' in allen Gärten nach,
Find' nimmer dieß Blümelein.

13.

Nie hab' ich früher Leid empfunden,
Als bis der Rabe mir vom Dach
In ſtillen mitternächt'gen Stunden
Mit Kreiſchen in die Kammer ſprach:

„Ich komm' vom Schmaus, ich komm' vom Schmaus,
Mich ſchicken meine Kameraden,
Das ſchöne Mägdlein hier im Haus,
Ich ſoll es laden, ſoll es laden.

„Dich lad' ich ein, dich lad' ich ein,
Nicht ſollſt du ſpeiſen mit den Raben,
Du ſollſt nur ſehn im Mondenſchein,
Wie ſie verſchmauſen deinen Knaben.

„Heut Morgen kam er uns vorbei,
Wir flogen mit ihm krächzend, krächzend,
Er ſchoß ins Hirn ſich ſchweres Blei,
Da lag er blutig, ächzend, ächzend.

„Komm mit hinaus, komm mit hinaus,
Es laden dich die ſchwarzen Raben,
Du haſt uns geben dieſen Schmaus,
Komm mit, ſollſt deine Freude haben.“

14.

Ein Schädel bleichet im Sonnenbrand
Da draußen auf dem Heideland,

Der Schäfer treibt daran vorbei
Und weiß nicht, wes der Schädel ſei.

Es war ein ſchönes Mägdelein,
Der Aga traf ſie ganz allein,
Weil ſie nicht that, was er gebot,
Schlug ſie der böſe Aga todt.

Es hat kein Menſch nach ihr gefragt,
Es hat kein Menſch ihr nachgeklagt,
Den Schädel bleichen Sonn' und Wind —
Ach Gott, ſie war ein Waiſenkind.

15.

(Türkiſch-Tatariſch.)

Ich ſchleife mein Meſſer
Am ſteinernen Rad,
Kein Menſch weiß, was er morgen thut,
Kein Menſch weiß, was er geſtern that,
Der Tag allein iſt helle.

Ich ſchleife mein Meſſer
Am ſteinernen Rad,
Der Tag allein iſt helle,
Werd' ich einem Hammel
Durch die Kehle ſchneiden?
Oder wird ein Giaur
Aus dem Leben ſcheiden?
Ich ſchleife mein Meſſer
Am ſteinernen Rad,
Der Tag allein iſt helle.

Bretoniſche Volkslieder.

Merlin Wunderthäter.

Wohin ſo früh zur Morgenſtund',
Merlin, mit deinem ſchwarzen Hund?

— Wau wau! wu! wau wau! wau! wau wau! wu!
Wau wau! wu! wau! wu! —

„Ich ſuch', ich ſuch' mit Zauberei,
Ich ſuche hier das rothe Ei,

„Des Seewurms rothes Ei am Strand
Und im Geklüft der Felſenwand.

„Ich ſuche, wo auf der Wieſe blühn
Das goldne Kraut und die Kreſſe grün.

„Und nach der Miſtel muß ich ſpähn,
Wo Eichen am Quell im Walde ſtehn."

Merlin! nicht weiter ſollſt du gehn,
Die Miſtel laß auf der Eiche ſtehn;

Das goldne Kraut laß weiter blühn
Und auf der Wieſe die Kreſſe grün;

Und laß das Schlangenei bedeckt
Vom Schaum des Meers, im Felſen verſteckt.

Merlin, Merlin! laß das Treiben ſein,
Der Wunderthäter iſt Gott allein!

Loiza und Abalard.

„Nicht mehr als zwölf Jahre hatt' ich, als mit Abalard, dem weiſen
Und geliebten Lehrer, aus dem Vaterhaus ich ging auf Reiſen.

„Als ich mit dem theuren Lehrer bin in Nantes angekommen,
Hatt' ich die Bretagnerſprache nur geſprochen und vernommen.

„Nichts als die Gebete wußt' ich, nur das Ave und das Pater,
Da ich noch als kleines Mädchen war daheim bei meinem Vater.

„Aber eine Hochgelahrte bin ich jetzt in allem Weſen,
Fränkiſch und Lateiniſch weiß ich, ſchreiben kann ich nun und leſen.

„Stark in Schrift und Sprache, weiß ich auch die Bibel auszulegen,
Und trotz einem Prieſter geb' ich einer Hoſtie Weih' und Segen.

„In der Meſſe weiß des Prieſters Sinn zu Sünden ich zu wenden,
Und die Neſtel kann ich knüpfen in der Mitt' und an den Enden.

„Und ich weiß, wo ſich in Aſche Gold, gediegnes, reines, findet
Und im Sande klares Silber; und wenn mich kein Zauber bindet,

„Kann ich eine ſchwarze Hündin, einen Raben aus mir machen
Oder einen tollen Irrwiſch, wohl auch, will ich's, einen Drachen.

„Und ich weiß ein Lied, das reißet auf den Himmel gleich Gewittern,
Und das macht die See erbeben und das Erdenrund erzittern.

„Wohl vertraut mir und bekannt iſt alles Wiſſen dieſer Erde,
Sei's von Dem, was ſchon geweſen, oder was geſchehen werde.

„Zu dem erſten Latwerg, das wir im Verein bereitet haben,
Nahmen wir das Herz der Kröte und das linke Aug des Raben

„Und des Farrnkrauts Samen aus dem hundert Faden tiefen Bronnen
Und des Goldlads Wurzel, die ich auf der Wieſe hab' gewonnen.

„Nackten Hauptes, nackten Fußes in der erſten Morgenſtunde,
Nur das Hemd auf meinem Leibe, riß ich ſie aus ihrem Grunde.

„An die erſten Proben, die ich angeſtellt mit meinen Tränken,
Wird das Roggenfeld des Pfarrers und wird ſelbſt der Pfarrer denken.

„Denn von achtzehn Metzen, die er ausgeſät in Frühlingstagen,
Hat er in der Zeit der Ernte nicht zwei Hand voll heimgetragen.

„Hab' zu Haus bei meinem Vater einen kleinen Silberkaſten;
Wehe Dem, der ihn zu öffnen waget oder anzutaſten!

„Sind drei Vipern drin, die brütend um ein Drachenei ſich ſchlingen;
Wenn mein Drache aufkommt, wird er mancherlei Verderben bringen.

„Wenn mein Drache aufkommt, wehe! Vieles richtet er zu Grunde,
Flammen wird er um ſich werfen, ſieben Meilen in die Runde.

„Nicht mit Rebhuhnfleiſche nähr' ich noch mit Schnepfen meine Schlangen,
Sondern mit dem Blut der Kinder, die die Taufe nicht empfangen.

„In dem Kirchhof hab' das erſte Kindlein ich getödtet, eben
Als der Prieſter im Talare ihm die Taufe wollte geben.

„Als ſie es beſtattet hatten, ſchlich ich hin auf leiſen Sohlen,
Nur in Strümpfen und geräuſchlos, um es aus dem Grab zu holen.

„Wenn ich auf der Erde bleibe und mit mir die Kunſt, die freie,
Wenn wir auf der Erde bleiben, nur ein Jahr noch oder zweie,

„Nur ein Jahr noch oder zweie, ich und der die Kunſt mich lehret,
Wird die Welt wohl von uns Beiden, wird die Erde umgekehret."

— Gebet Acht, o jung Loiza, gebet Acht auf Eure Seele!
Dieſe Welt iſt Euer, jene iſt dem Herren zu Befehle.

Johanna die Flamme.

1.

„Was klimmt dort das Gebirg herauf?
Iſt wohl von ſchwarzen Hämmeln ein Hauf.“

— „Von ſchwarzen Hämmeln ein Hauf? — O nein!
Ein Heer — Das könnte eher ſein.

„Ja, ja, ein Heer aus Frankenland,
Vor Henbont zieht es, das wird berannt.“

2.

Die Herzogin ritt die Gaſſen entlang,
Da waren alle Glocken in Gang.

Auf weißem Zelter trabte ſie,
Ihr kleines Kindlein auf dem Knie.

Allüberall, wo ſie zog vorbei,
Erhob das Volk ein Freudengeſchrei:

„Dem Sohn und der Mutter helfe Gott,
Die Franken aber mach' er zu Spott!“

Und als der Umzug war vorbei,
Da hörte man der Franken Geſchrei:

„Wir fangen im Lager mit Einem Streich
Die Hindin jetzt, ihr Junges zugleich.

„Wir haben goldne Ketten bereit,
Zuſammenzubinden alle Beid'.“

Von ihrem hohen Thurm herab
Johanna, die Flamme, die Antwort gab:

„Die Hindin fängt man ſchwerlich ein;
Den tückiſchen Wolf — Das kann eher ſein.

„Wenn er zu kalt hat in dieſer Nacht,
Wird ihm in die Höhle ein Feuer gemacht."

Wie ſie geſprochen dieſes Wort,
Ging ſie mit grimmigem Herzen fort.

Sie zog ein eiſernes Mieder an,
Einen ſchwarzen Helm hat ſie aufgethan.

Sie nahm ein Schwert von ſcharfem Stahl
Und Krieger, dreihundert an der Zahl;

Hielt einen Feuerbrand empor
Und zog aus der Stadt durch ein Seitenthor.

3.

Die Franken ſaßen in guter Ruh
Beim Mahle und ſangen luſtig dazu;

Die Zelte hatten ſie zugemacht,
Die Franken, und ſangen durch die Nacht,

Als eine ferne Stimme erklang,
Die ſonderliche Antwort ſang:

„Wohl Mancher, der ſingt in dieſer Nacht,
Wird weinen, eh der Tag erwacht!

„Wohl Mancher, der weißes Brod jetzt ißt,
Ißt ſchwarze Erde in kurzer Friſt!

„Wohl Mancher, der ſich am Rothwein letzt,
Wird bald von fettem Blute benetzt!

„Wohl Mancher, der jetzt den Prahlhans macht,
Wird Aſche ſein vor Ende der Nacht!"

So Mancher neigte ſchwer ſein Haupt,
Vom ſüßen Wein der Sinne beraubt,

Da ſolcher Nothruf das Lager durchzieht:
„Es brennt! es brennt! ihr Freunde, entflieht!

„Das Feuer brennt, das Feuer leckt!
Johanna, die Flamme, hat's angeſteckt!“

Johanna, die Flamme, iſt fürwahr
Das kühnſte Weib, das jemals war!

Sie hat an alle vier Ecken gelegt
Das Feuer, das jetzt das Lager durchfegt.

Der Wind, der hat es noch angefacht
Und weiter gejagt und erhellt die Nacht.

Die Zelte ſind vom Feuer verzehrt,
Die Franken geröſtet, zu Aſche verkehrt;

Zu Aſche verkehrt Dreitauſend und mehr;
Nur Hundert entkamen vom ganzen Heer.

4.

Johanna, die Flamme, lachte da,
Als ſie des Morgens durchs Fenſter ſah.

Und als ſie ſah hinaus ins Land,
Da war das ganze Lager verbrannt.

Da ſtieg der Rauch in Wirbeln auf,
Und jedes Zelt war ein Aſchenhauf.

Johanna, die Flamme, lachte voll Spott:
„Welch ſchönes Ackerfeld, mein Gott!

„Mein Gott! wie ſchön iſt das Feld zu ſehn.
Ein Samenkorn wird tragen zehn.

„Das Sprüchwort der Väter bleibt doch gut:
Der beſte Dünger iſt galliſches Blut.

„Nichts mag dem Kornfeld ſo nahrhaft ſein,
Als wie zermalmtes galliſch Gebein."

Die Pathe du Guesclins.

1.

Die Sonne lacht, es glänzt der Tag,
Der Thau erglänzt am Roſenhag.

Der Thau erglänzt, beſcheinen nicht
Mag ihn der Sonne heil'ges Licht.

Denn Das iſt nimmer Himmelsthau,
Blut iſt es, Blut, was ich erſchau'.

Blut iſt's, das Rojerſon verſpritzt,
Der ſchlimmſte Sachs, der im Lande ſitzt.

2.

„Mein Gretchen, du biſt ein flinkes Kind
Und raſch zu Fuße wie der Wind.

„Bring morgen früh die Milch aufs Feld,
Den Mannen, die die Saat beſtellt."

— „Mein Mütterlein, haſt du mich lieb,
Dem Andern die Beſtellung gib.

„Dem Andern ſchicke, mein Mütterlein,
Leicht fällt auf mich ein böſer Schein.

„Es kann's mein älteſt Schweſterlein,
Es kann's wohl auch mein jüngſtes ſein.

„O Mutter gut, beſteht nicht drauf,
Herr Rojerſon, der paßt mir auf."

— „Mag immer paſſen, wem's behagt,
Ihr werdet gehen, Euch iſt's geſagt.

„Ihr werdet gehen vor Tage ſchon,
Da ſchläſt noch gut Herr Rojerſon.“

3.

Und Morgens früh da ſtand ſie auf,
Zu Vater, Mutter ſprach ſie drauf,

Zu Vater, Mutter ſprach voll Gram
Margretchen, da ſie den Milchtopf nahm:

„Nun, Vater, Mutter, nun Ade,
Weil ich euch niemals wiederſeh'.

„Ade, ihr beiden Schweſtern mein,
Ade, ade, Franzeſe klein.“

So ging das Mägdlein ihren Gang,
Das holde Kind, den Wald entlang.

Barfuß, lieb, flink zog ſie vorbei,
Den Milchkrug auf dem Kopfe frei.

Vom Schloßthurm hoch, von ferne ſchon,
Sah ſie heran nahn Rojerſon.

„Schnell auf, mein Page, aufgewacht
Und auf ein Häslein Jagd gemacht;

„Ein Häslein weiß, das auf dem Kopf
Trägt einen milchgefüllten Topf.“

4.

Das Mägdlein kam entlang den Strand,
Der Herr ſchon auf der Lauer ſtand;

Er ſtand an ſeiner Zugbrück' da,
Und ſie erbebt, wie ſie ihn ſah.

Vor Schrecken bebt ſie — den ſie trug,
Vom Kopfe fiel herab der Krug.

Das arme Kind, wie's Das erſchaut,
Da weinte ſie, ſie weinte laut.

„Sei ſtill, du haſt geweint genug,
Man gibt dir einen andern Krug.

„Zum Imbiß komm mit mir, mein Kind,
Man wird den neuen füllen geſchwind."

— „Dank, ſchöner Herr Ritter, laßt Das ſein,
Ich nahm ſchon meinen Imbiß ein."

— „So geh mit mir in den Garten hinaus
Und pflücke dir einen ſchönen Strauß.

„Du findeſt dort auch Blumen genug,
Zu zieren deinen neuen Krug."

— „Die Blumen laſſ' ich für Andre ſtehn,
Ich muß ein Jahr lang in Trauer gehn."

— „So pflücke die Beeren friſch und gut
Im Garten, ſie ſind ſo roth wie Gluth."

— „Und mögen ſie ſein ſo roth wie Gluth,
Ich fürchte die Schlange, die drunter ruht.

„Der Ruf der Schnitter dringt an mein Ohr,
Sie werfen mir meine Trägheit vor.

„Sie fragen, wo ich auf meinem Gang
Mit meinem Milchtopf bleibe ſo lang."

— „Du ſollſt ja gehn in kurzer Friſt,
Sobald nur dein Milchtopf bereitet iſt.

„Mein Gretchen, ſie ſind juſt dabei,
Sieh ſelber nach in der Meierei."

Als ſie des Schloſſes Schwell' erreicht,
Da zittert ihr Fuß, ihr Antlitz erbleicht.

Und als das Thor ins Schloß fiel jäh,
Da wurde ſie ſo weiß wie Schnee.

„Sei nicht ſo bang, du kleine Maid,
Ich thu' dir wahrlich nichts zu leid.“

— „Und wollt Ihr mir kein Leid thun nicht,
Warum entfärbt ſich Euer Geſicht?“

— „Wenn mir im Geſicht die Farbe vergeht,
Das macht die kalte Frühluft, die weht.“

— „Nicht weil ſo kalt die Frühluft ſtreicht,
Vor ſchlimmen Gedanken ſeid Ihr erbleicht.“

— „Schweig ſtill und komm, du närriſch Kind,
Zum Garten, wo ſchöne Aepfel ſind.“

Und als ſie nun im Garten ſtand,
Sie brach einen Apfel mit bebender Hand.

— „Gebt mir ein Meſſer, Herr Ritter, ich bitt',
Daß ich den Apfel ſchäle damit.“

— „Wenn du ein Meſſer willſt, mein Kind,
So gehe zur Küche, wo viele ſind.

„Dort liegt eins auf dem Eichentiſch,
Heut Morgen erſt wurd' es geſchliffen friſch.“

Klein Gretchen trat auf die Küchenſchwell',
Zum alten Koche ſagte ſie ſchnell:

„Du lieber Koch, o, ſteh mir bei
Und laß mich hinaus und mach mich frei.“

— „Mein Töchterlein, ach, es kann nicht ſein,
Sie zogen des Schloſſes Brücke ein.“

— „Ha, wenn der Mann mit dem Löwenhaupt
Es wüßte, daß Kojerſon mich geraubt.

„Wenn's Guesclin wüßte, mein Pathe gut,
Da müßte fließen rothes Blut."

5.

Und eine kleine Weile danach
Herr Rojerſon zum Pagen ſprach:

„Wo mag das kleine Gretchen ſein,
Daß ſie nicht kommt zum Garten herein?"

— „Ich ſah, wie ſie in der Küche ſtand,
Ein Meſſer in ihrer kleinen Hand.

„Sie rief: Herr Jeſu, ich fleh' zu dir,
O, ſag mir an, was mach' ich mit mir!

„O, ſag mir an in meiner Noth,
Erwähl' ich das Leben oder den Tod?

„Ja, heilige Jungfrau, keuſch und rein,
Wie du, will ich im Tode ſein.

„Jetzt liegt ſie auf dem Antlitz, weh!
Und rings herum ein blutiger See.

„Das Meſſer ſteckt ihr im Herzen tief,
Ich hörte, wie ſie ſterbend rief:

„Der Ritter Guesclin, der Pathe mein,
Herr Guesclin wird mein Rächer ſein."

— „Sei ſtill, mein Page, und mach dich bereit,
Den todten Leib in Stücke ſchneid.

„Ich trag' ſie im Korbe nieder zum Bach,
Früh Morgens, eh die Lerchen wach."

[illegible]

Und als er vom Fluß kam über den Steg,
Da trat ihm der Pathe in den Weg:

Da trat Herr Guesclin vor ihn dicht,
Wie Sauerampfer war ſein Geſicht.

„Herr Rojerſon, ſagt, ich bitt' Euch ſehr,
Wo kommt Ihr mit dem Korbe her?“

— „Vom Fluſſe komm' ich, Das ſeht Ihr ja,
Nur junge Katzen erſäuft' ich da.“

— „Das Blut, das aus dem Korbe träuft,
Iſt nicht von Kätzlein, die man erſäuft.

„Herr Engelländer, ich frag' Euch jetzt,
Wann ſaht Ihr das kleine Gretchen zuletzt?“

— „Ich ſah die kleine Margaret
Nicht mehr ſeit der Kirmeß von Cleoved.“

— „Du lügſt, Verräther! denn geſtern Nacht
Haſt du ſie ſelber umgebracht.

„Den ganzen Adel beſchimpfſt du ſchwer
Und deine eigene Ritterehr.“

Herr Rojerſon, wie er hört das Wort,
Da fährt er nach dem Schwert ſofort.

„Du wirſt der Erſte ſein, der erfährt,
Ob ich das Ritterthum entehrt.

„Du ſollſt es erfahren, Herrenknecht,
Ob ich ein Ritter heiße mit Recht.

„Nun drauf! nun dran! und unverzagt!
Und keine Gnade! wenn dir's behagt!“

— „Ja, mir behagte ſtets und gefiel
Mit Männern von Herz das Waffenſpiel,

„Ich ſpiel' es ſtets, wo man ehrlich ficht,
Mit Mädchenmördern ſpiel' ich es nicht.

„Und wo ich einen treffe, zur Stund
Schlag' ich ihn nieder wie einen Hund."

Und wie er dieſe Worte ruft,
Da hebt er ſein großes Schwert in die Luft

Und haut nach dem Engelländer zugleich
Und ſpaltet den Kopf ihm mit Einem Streich.

7.

Herr Ritter Rojerion ſtarb zur Stund:
Schloß Tregoff ward zerſtört von Grund.

Gebrochen iſt der Zwingherrn Wehr,
Den Sachſen eine gute Lehr.

Den Sachſen eine gute Lehr,
Den Bretonen eine gute Mär.

Der Schwan.

Ein Schwan, ein Schwan iſt kommen übers Meer.
Er ſchwebt um Armors alten Schloßthurm her.

Din! Din! Daon! Erwacht! erwacht!
O Din! Daon! Es geht zur Schlacht!

Wie gut die Kunde dem Bretonen klingt,
Die rothen Fluch den Frankenſöhnen bringt!

Din! Din! Daon! Erwacht! erwacht!
O Din! Daon! Es geht zur Schlacht!

Ein großes Schiff iſt in die Bucht gegangen,
Die weißen Segel bauſchen ſich und prangen.

Herr Jann iſt heimgekehrt in dieſen Tagen,
Herr Jann, um ſich fürs Vaterland zu ſchlagen.

Sein Schwert hat gen die Franken er gezückt,
Die der Bretonen Heimat unterdrückt.

Vom Freudenjubel, der ſich rings erhebt,
Erhallet das Geſtade und erbebt.

Der Berg von Laz erdröhnt, die weiße Stute
Bäumt ſich und wiehert auf in frohem Muthe.

Die Glocken ſingen mit vergnüglem Munde
Uebrall auf hundert Stunden in die Runde.

Der Sommer kommt; im Lichte glänzt die Welt,
Herr Jann iſt heimgekehrt, Herr Jann, der Held.

Herr Jann iſt uns ein kräftiger Geſell,
Sein Fuß iſt wie ſein Auge raſch und ſchnell.

Herr Jann, Bretonenmilch ja ſog er ein,
's iſt eine Milch geſund wie alter Wein.

Sein Speer, wenn er ihn wiegt, wirft ſolchen Glanz,
Daß er jedwedes Aug verblendet ganz.

Sein Schwert, wenn er es ſchwingt, führt ſolchen Streich,
Daß es zerſpaltet Mann und Pferd zugleich.

— Schlage zu, edler Held, halt dich gut!
Schlage drauf! waſche ſie im eignen Blut.

Wer alſo haut, wie deine Hiebe gehn,
Der hat ſein Gut von Gott allein zu Lehn.

— Haltet aus, Bretonen, haltet gut,
Keine Gnade, keinen Frieden, Blut um Blut!

Du der Bretagne unſre liebe Frau,
In Gnaden auf das Land herniederſchau!

Wir ſtiften eine Meſſe dir zu Ehren,
Die ewig ſoll und aber ewig währen.

Das Heu iſt reif, wer kommt, um es zu mähen?
Das Korn iſt reif, wer wird zur Ernte gehen?

Das Heu, das Korn, wer wird nach Haus ſie tragen,
„Ich werd' es thun!“ hört man den König ſagen.

Er kommt, zu mähen im Bretonenland,
Mit einer Silberſenſe in der Hand.

Die Silberſenſe ſoll die Wieſen mähen,
Die goldne Sichel durch die Felder gehen.

Der Franke ſoll's erfahren noch am Ende,
Ob die Bretonen haben Füß' und Hände!

Herr König! Du erfährſt es bald mit Spott,
Ob du ein Menſch nur ſeieſt oder Gott.

Der Wolf des Landes fletſcht den Zahn ergrimmt,
Weil er des Heerbanns wilden Ruf vernimmt.

Er hört das Kriegsgeſchrei, drum heult er ſo,
Er wittert Franken, und er heulet froh.

Bald ſieht man Blut von Weg und Straßen gießen,
Wie Waſſer wird es in den Gräben fließen,

Und Ent' und Gänſe ſchwimmen in dem Blut,
Und ihre Federn ſind ſo roth wie Gluth.

Mehr Lanzenſchäfte liegen rings zerſplittert,
Als Zweig' im Walde, wenn es wild gewittert.

Mehr todte Köpfe liegen da in Schaaren,
Als Knochenhäuſer rings im Lande waren.

Der Franke bleibet liegen, wo er lag,
Und wo er fiel, bis an den jüngſten Tag,

Der ihn verdammet, ihn und den Verräther,
Der eingeführt den Feind ins Land der Väter.

Der Thau der Bäume fällt allein herab,
Statt des geweihten Waſſers, auf ſein Grab.

Din! Din! Daon! Erwacht! erwacht!
O Din! Daon! Es geht zur Schlacht!

Die jungen Leute von Plouié.

1.

Verflucht ſei die Sonne, der Mond ſei verflucht!
Verflucht der Thau, der die Erde befrucht't!

Verflucht ſelbſt die Erde, die Plouiéer Erd',
Die ſchuld iſt am Streit, der die Dörfer verheert;

Die hat geboren in ihrem Schooß
Den Kampf, der losbrach mit wildem Getos,

Der alles Landvolk zum Aufruhr hetzt
Und mehr als Einen Bauer verletzt,

Der manchen Mann um den Sohn gebracht
Und manche Wittwe und Waiſe macht,

Der manches Kind auf die Straße jagt,
Das hinter der Mutter geht und klagt.

Verflucht ſei vor Allen der Herr aus der Stadt,
Der immer bedrückt den Bauer hat!

Der Edelmann von neuer Art,
Der in der Hecke gezeuget ward!

Der Abenteurer vom Frankengeſchlecht,
Der nie Bretone iſt gut und ächt,

Wie nie eine Schlang' iſt von Taubenart,
Weil ſie von der Taube gebrütet ward!

2.

Als am Pfingſttag die Meſſe geendet hatt',
Erſchien im Kirchhof der Hahn der Stadt.

Der Schütze, der Stadtknecht von Kemper erſchien,
Stand auf den Stufen des Kreuzes hin.

Sein' Augen waren vor Zorn erglüht,
Wie kochendes Waſſer im Topfe ſprüht.

„Merkt auf und hört, ihr Plouiéer Leut'!
Was ich euch will verkündigen heut:

„Geſchätzt werd' Alles in Jahr und Tag,
Was Jeder von euch beſitzen mag.

„Die Häuſer und der Dünger gar,
Auf eure Koſten geſchieht's fürwahr.

„Geht hin mit eurem neuen Geld
Und ſucht euch ein ander Neſt im Feld."

Kaum daß er dieſe Worte ſprach,
Als los ein großer Aufruhr brach.

Es ſtürmte Alt und Jung auf ihn,
Die Einen weinten, die Andern ſchrien.

Und Viele ſtürzten hin vor Schmerz,
Sie ſtürzten zu Boden, gebrochen das Herz.

„Ihr Väter! ihr Mütter! wir kommen nicht mehr
Und knieen um eure Gräber her.

„Ade! ade! verjagt mit Gewalt,
Fern von der Heimat irren wir bald,

„Wo ihr uns nährtet am Herzen warm,
Wo ihr uns getragen auf dem Arm.

„Ade! ihr heiligen Männer und Fraun!
An eurem Altar ſollt ihr nimmer uns ſchaun.

„Ade! du Schutzpatron unſrer Gemein!
Wir ſchlagen den Weg des Elends ein."

Da ſprach von Plouié der junge Hans:
„Ihr Mädchen! ſparet das Weinen auf,

„Bis daß von jedem Bauernkind
Das Blut auf die Schwelle des Hauſes rinnt,

Bis daß der letzte Tropfen gefror —
Das Blut der Franzoſen ſeht ihr zuvor!"

Der Schütz, als er hörte ſolches Wort,
Da ſprang er ſchnell vom Kreuze fort.

Er fand zur Flucht nicht Thür noch Thor,
Er lief wie ein Menſch, der den Kopf verlor.

Er ſtürzte ſich in das Beinhaus hinein,
Verkroch ſich in der Bretonen Gebein.

Nun höret, welch ein Wunder geſchah,
Wie lebend regten die Knochen ſich da:

Sie ſtiegen empor, ſie ſtanden frei,
Rings um den Schützen in einer Reih.

Hin ſtürzt er, erdrückt auf einen Schlag,
Daß er in Gebeinen begraben lag.

3.

Das junge Volk von Plouié ſprach:
„Das geht uns an, ſchaun wir ſelber nach!"

Und als ſie kamen vor Kempers Thor,
Sie fragten nach ihren Herren zuvor:

„Macht auf die Thore, wir ſprächen gern,
Wir Leute vom Lande, mit unſern Herrn."

— „Ihr Bauerngeſindel! fortgetrollt!
Wenn ihr nicht Pulver riechen wollt!“

— „Uns kümmert euer Pulver nicht mehr
Als eure Herrn, die euch ſtellten hieher!“

Sie hatten noch nicht geſchloſſen den Mund,
So lagen dreißig auf dem Grund.

Dreitauſend aber drangen hinein,
Die Stadt, ſie brannte mit luſtigem Schein,

Daß Ach und Weh der Bürger ſchreit:
„Ihr Männer von Plouié! Barmherzigkeit!“

Viel Häuſer mußten in Aſche vergehn,
Das Haus des Biſchofs ließen ſie ſtehn,

Des Rosmadecs Haus, des geliebten Herrn,
Er hatte ſtets die Bauern gern.

Er ſtammt' aus bretoniſchem Königsgeſchlecht,
Er hielt auf altes Geſetz und Recht.

Der Biſchof von Kemper gebot und rief,
Indem er die Gaſſen der Stadt durchlief:

„Ihr Kinder! laſſet das Sengen ſein,
Im Namen Gottes haltet ein!

„Und kehret zurück an euren Herd,
Das Recht ſoll beſtehn, wie ihr's begehrt.“

Die Männer von Plouié hörten ſein Wort —
„Kommt! kehren wir heim, kommt! ziehen wir fort!“

Das aber war nicht zu ihrem Glück —
Nicht Alle kehrten nach Hauſe zurück.

La Fontenelle.

1.

Fontenelle, der ſchönſte Burſche von Prat,
Der jemals Hoſen getragen hat,
Stahl eine reiche Erbin keck
Vom Schooße ihrer Amme weg.

„Was ſuchſt du, kleines Fräulein, ſag,
In dieſem Graben am frühen Tag?“
— „Ich ſammle Sommerblumen ein
Für mein geliebtes Milchbrüderlein.

„Für mein geliebtes Milchbrüderlein
Hier ſamml' ich Sommerblumen ein,
Doch hab' ich Furcht und zittre ſehr,
Es komm' La Fontenelle daher.“

— „Mein kleines Fräulein, ſaget mir,
La Fontenelle, den kennet Ihr?“
— „La Fontenelle, den kenn' ich nicht,
Doch hör' ich, was man von ihm ſpricht.

„Ich hab' gehört zu jeder Friſt,
Daß dieſer Mann ein böſer iſt,
Der Mädchen ſtiehlt, der Mädchen ſtahl —“
— „Ja ja! und Erbinnen zumal!“

Da nahm er ſie in beide Arm'
Und herzte ſie und küßt' ſie warm
Und ſchwang ſie hinter ſich auf den Bug
Und ritt nach Saint-Malo im Flug.

Und da ſie dort gekommen an,
Hat er ſie in ein Kloſter gethan.
Und als ſie vierzehn Jahre zählt,
Da hat er ſich mit ihr vermählt.

2.

Das Schloß Koadelan bewohnt das Paar,
Und als ſie ihm ein Kind gebar,
War ſchön das Kind wie des Tages Glanz,
Dem Vater, La Fontenelle, glich es ganz.

Da ein Schreiben, kam ein Brief,
Der ihn nach Paris, der Stadt, berief.
„Ich laß' Euch hier allein am Ort,
Denn augenblicklich muß ich fort.“

— „O, bleibt daheim, mein Ehgemahl,
Viel lieber ich einen Boten zahl'.
O, geht nicht fort, ich fleh' Euch ſehr,
Denn geht Ihr, kehrt Ihr nimmermehr!“

— „Bleibt Ihr nur ohne Furcht zu Haus,
Ich gehe ſelbſt und richt' es aus;
Pflegt meines Sohns mit treuem Sinn,
Derweil ich von hier ferne bin.“

Bevor er zog zur Hauptſtadt fort,
Zum jungen Volke ſprach er dieß Wort:
„Der heiligen Jungfrau gelob' ich hier,
Der Mutter Gottes, das ſchönſte Panier.

„Das ſchönſte Panier und das ſchönſte Gewand,
Wenn ihr nicht mein vergeſſet im Land,
Und wenn ihr nehmt mein Kind in Acht,
Bis ich den Weg zurückgemacht.“

3.

„Gott grüß' euch, König und Königin,
Ihr ſeht, daß ich gekommen bin.“
— „So ſeid willkommen in unſerm Haus!
Ihr kamt herein und geht nicht hinaus.“

— „Gewiß, ich werde wieder gehn,
Herr König, oder wir wollen ſehn!
Man ſattle mir mein Roß geſchwind,
Daß ich zurückkehr' zu Weib und Kind.“

— „In Koadelan kehrt Ihr nimmer ein,
Im Kerker, Das kann eher ſein.
Ich habe Ketten genug im Haus,
Sie reichen für Zwei, auch für Dreie aus.“

— „Mein kleiner Page, hör' mich an,
Mein Page, reit nach Koadelan.
Der armen Erbin klag und ſag,
Daß ſie nicht fürder Spitzen trag';

„Daß ſie nicht fürder Spitzen trag',
Ihr armer Herre liegt in Klag'.
Mir aber bring ein Hemde fein,
Ein Leilach, mich zu hüllen darein.

„Mir aber bring ein Hemd von Lein,
Ein großes Leintuch, weiß und rein,
Und eine goldne Schüſſel dazu,
Darauf mein Kopf zur Schaue ruh'.

„Hier nimm von meinem Haar zuvor
Und bind's daheim ans Kirchenthor,
Und ſehn's die Leute, ſprechen ſie:
„Gott ſei barmherzig dem Marquis.“

— „Tragt Haare fort, ſo viel ihr wollt,
Doch unnütz iſt die Schüſſel von Gold.
Wir werfen den Kopf auf den Pflaſterſtein,
Dort wird er ein Ball für die Kinder ſein.“

Der kleine Page, er kam an,
Und alſo ſprach er zu Koadelan:
„Euch, Erbin, einen beſſern Tag,
Als Euer Gemahl ihn haben mag.

„Er will durch mich ein Hemde von Lein,
Ein großes Leilach, weiß und rein,
Und eine goldne Schüſſel dazu,
Darauf ſein Kopf zur Schaue ruh'."

4.

Das Volk von Paris ſah ſtaunend drein,
Es frug: „Was mag wohl geſchehen ſein,
Daß eine Dame aus fernem Land
Kommt ſchreiend durch die Gaſſen gerannt?"

— „Das iſt die Erbin von Koadelan,
Mit grünem Schleppkleid angethan.
Ach! wenn ſie wüßte, was mir bekannt,
Sie legte an ein pechſchwarz Gewand."

— „Herr König, ich fleh' Euch, ſo viel ich kann,
O, gebt heraus mir meinen Mann."
— „Den Mann, den geb' ich Euch nimmermehr,
Er liegt auf dem Rade, drei Tag' iſt's her."

Wer immer käm' nach Koadelan,
Dem finge das Herz zu bluten an,
Dem wäre das Herz von Gram beſchwert,
Zu ſehn das Feuer erloſchen im Herd;

Zu ſehen Unkraut und Neſſeln nur
Auf Schwell und Trepp' und auf dem Flur,
Und auf dem Flur und im Saal zu ſehn
Die ſchlimme Welt voll Hoffahrt gehn.

Zu ſehen die Armen in ihrem Leid,
Sie gehn vorbei voll Traurigkeit
Und rufen aus in ihrer Noth:
„Die Mutter der Armen, ſie iſt todt!"

Der Tod Pontcalecs.

I.

Ein neues, neues Lied erklingt,
Das Herrn von Pontcalec beſingt.

Ha! du Verräther, ſei verflucht!
Du, ſein Verräther, ſei verflucht!
Sei verflucht!
Sei verflucht!

Ein Lied vom Marquis von Pontcalec,
Er war ſo ſchön, ſo herzhaft und keck!

Er liebte der Bretonen Geſchlecht,
Er war ſelbſt ein Bretagner ächt.

Ha! du Verräther, ſei verflucht!
Du, ſein Verräther, ſei verflucht!
Sei verflucht!
Sei verflucht!

Er war geboren in dieſem Land,
Aufwuchs er an dem heimiſchen Strand.

Wenn er die Bretonen geliebet hat,
Nicht hat er geliebt die Bürger der Stadt.

Nicht hat er den Bürger der Stadt geliebt,
Der immer Recht den Franzoſen gibt;

Der immer Unrecht dem Armen thut,
Weil der nicht Renten hat noch Gut;

Dem Armen, der mit der Arme Kraft
Das Brod für ſeine Mutter ſchafft.

Der Pontcalec hat den Entſchluß gefaßt,
Uns zu befreien von unſrer Laſt.

Das ärgert den Bürger der Stadt, er ſuchte
Nach Urſach, wie er ans Leben ihm geht.

Marquis! o, haltet Euch wohl verſteckt,
Die Bürger haben die Urſach entdeckt.

4.

Er iſt ſeit langer Zeit verſteckt,
Ihr habt gut ſuchen, er wird nicht entdeckt.

Ein Bettler der Stadt, der gebettelt ſein Brod,
Der hat ihn überliefert dem Tod.

Kein Bauer hätt' ſich verſündigt ſo ſchwer,
Nicht für fünfhundert Thaler und mehr.

Juſt war das Feſt unſerer lieben Frau,
Als die Dragoner durchritten die Au.

„Sagt an, Dragoner, ob ihr nicht ſucht
Nach jenem Marquis, der auf der Flucht!“

— „So thun wir, und gib uns Beſcheid,
Wenn du es weißt, wie iſt ſein Kleid!“

— „Er iſt gekleidet nach der Sitte vom Land,
Er trägt ein geſticktes blaues Gewand.

„Ein weißes Wamms noch trägt er dazu
Und leinene Hoſen und lederne Schuh.

„Sein Strohhut iſt ganz roth durchnäht,
Und lang ſchwarz Haar um die Schultern ihm weht.

„Aus ſeinem Gürtel ſchauen hervor
Zwei ſpan'ſche Piſtolen mit doppeltem Rohr.

„Mit groben Gewanden iſt er bedeckt,
Darunter aber ſind goldne verſteckt.

„Und wendet ihr drei Thaler dran,
Wo ihr ihn findet, ſag' ich euch an.“

— „Drei Thaler? — Keine drei Sous ſollſt du ſehn,
Doch Säbelhiebe, Das kann geſchehn.

„Ja, nicht drei Sous — und zum Pontcalec
Wirſt du uns führen auf dem Fleck.“

— „Ihr guten Reiter, die ihr ſeid,
Um Gott! ſo thut mir nichts zu Leid.

„Um Gott! und thut mir nichts zu Leid,
Ich geb' euch gerne den Beſcheid.

„Ihr findet ihn in dem Pfarrhaus wohl,
Er ſpeist mit dem Pfarrer von Lignol.“

3.

O edler Herr! ergreift die Flucht,
Da kommen die Reiter, die Euch geſucht.

Da kommt der Dragoner ſchlimmes Geleit
In glänzenden Waffen und rothem Kleid.

„Nicht glaub' ich, daß ein Reitersmann
An mich die Hand je legen kann.

„Ich glaub', es iſt nicht Brauch im Staat,
Daß einen Edlen ein Reiter faht.“

Er hatte noch nicht geendet einmal,
Als ſie ſchon drangen in den Saal.

Er griff nach den Piſtolen beid':
„Wer nah kommt, dem geſchieht ein Leid!“

Als Dieß der edle Pfarrer ſah,
Auf ſeine Knie warf er ſich da.

„O, ſchießt nicht, ſchießt nicht, Herren mein!
Um Gott den Erlöſer, haltet ein!“

Als er den Namen Deſſen vernahm,
Der mit Geduld trug Leid und Gram,

Als er des Erlöſers Namen vernahm,
Ihm wider Willen das Weinen kam.

Die Zähne klapperten ihm vor Schmerz,
Dann rief er: „Kommt!“ und faßt ſich ein Herz.

Und als er kam durch's Dorf Lignol,
Da ſagten die armen Bauern wohl,

Sie ſagten: „Es iſt eine Sünd und Schand,
Zu binden den Marquis an der Hand.“

Und wie er nahe bei Berne war,
Da kam ihm vorbei eine Kinderſchaar:

„Guten Morgen, guten Morgen, Herr Marquis,
Wir gehn zur Chriſtenlehr',“ ſagten ſie.

— „Ade! ihr lieben Kindlein, ade!
Weil ich euch niemals wiederſeh.“

— „O Herr! und geht Ihr denn ſo weit,
Und kommt Ihr nicht wieder in kurzer Zeit?“

— „Das iſt dem Herrn nur offenbar,
Ihr lieben Kindlein, ich bin in Gefahr.“

Er hätt' ſie geherzt und geküßt ſo gern,
Doch waren die Hände gebunden dem Herrn.

Ein hartes Herz, das ſich da nicht rührt,
Es weinten die Reiter ſelbſt, die ihn geführt.

Doch hat das Kriegsvolk allzumal
In ſeiner Bruſt ein Herz von Stahl.

Sie haben ihn nach Nantes gebracht,
Da wurde ihm der Prozeß gemacht.

Da hat man ihm bald den Spruch gefällt,
Er ward nicht vor ſeine Gleichen geſtellt.

Er wurde gerichtet von einer Schaar,
Die vom Hintern der Kutſchen gefallen war.

Sie fragten ihn: „Nun ſaget an,
Herr Pontcalec, was habt Ihr gethan?"

„Ich? — Meine Pflicht zu jeder Friſt;
Thut ihr, was eures Handwerks iſt."

4.

Am erſten Oſterſonntag im Jahr
Eine Bote nach Berne gekommen war.

„Euch Allen des Höchſten Segen und Hort,
Wo iſt denn der Pfarrer von dieſem Ort?"

— „Er ſteigt ſo eben die Kanzel hinan,
Bald fängt die große Meſſe an."

Und wie er beginnen will den Spruch,
Legt man ein Schreiben in ſein Buch.

Er kann kein Wörtlein des Briefes ſehn,
Weil ihm die Augen voll Waſſer ſtehn.

„Was iſt geſchehn in der Gemeind,
Daß der Herr Pfarrer alſo weint?"

— „Ich wein' ob einer Neuigkeit,
Die euch wird Thränen bringen und Leid.

„Ihr lieben Armen, er iſt todt,
Der euch die Kleider gab und das Brod.

„Todt iſt, der euch ſo treu verblieb,
Und der euch liebte, wie ich euch lieb'.

„Todt iſt er, der ſein Land in Noth
Geliebt, geliebt hat bis in den Tod.

„Todt iſt er im zweiundzwanzigſten Jahr,
Und wie ein Martyrer ſtarb er fürwahr!

„Fleht, daß er Gottes Gnad erwirbt,
Der Herr ſtarb — meine Stimme ſtirbt!“

Ha! du Verräther, ſei verflucht!
Du, ſein Verräther, ſei verflucht!
Sei verflucht!
Sei verflucht!

Die Schlacht von Saint-Caſt.

1.

Die Engelländer und die Bretonen,
Die neben einander als Nachbarn wohnen,
Die ſind zur Welt gekommen, fürwahr!
Sich zu bekämpfen auf immerdar.

Als mich des Nachts der Schlaf befallen,
Da hört' ich Trompetenklang erſchallen,
Der hallte vom Walde bis in die Bucht:
„Ihr Sachſen, ihr Sachſen, ſeid verflucht!“

Am Morgen drauf, da ich aufgeſtanden,
Da ſah ich die Engelländer landen;
Es kamen ihre Soldaten daher,
Roth war ihr Kleid und von Golde ſchwer.

Und als ſie zur Schlacht gereihet waren,
Da ſah ich kommen die Frankenſchaaren,
An ihrer Spitze d'Aubigny ſtand,
Den bloßen Degen in der Hand.

Und d'Aubigny rief: „Im Sturm genommen!
Marſch! vorwärts! und Keiner wird entkommen.

Marſch! meine tapferen Kinder, und Muth!
Nur vorwärts, mir nach und haltet euch gut!“

Da riefen ihm die Antwort entgegen
Einſtimmig die franzöſiſchen Degen:
„Ein wackrer Kamerad! da gehen wir mit,
Dem Aubigny folgen wir Schritt für Schritt.“

Und als es kam zum Handgemenge,
Da war kein Einziger im Gedränge,
Der nicht die Augen weit aufthut,
Zu ſehen, wie d'Aubigny zapfte Blut.

Von ſeinem Antlitz, Kleid und Haare
Lief ihm das Blut herab, das klare,
Das Blut, das er den Engliſchen ließ,
Indem er ihnen das Herz durchſtieß.

Man ſah ihn auf dem Feld des Kampfes
So kalt inmitten des Pulverdampfes,
So ruhig das Herz, ſo hoch den Kopf,
Als wär' eine Kugel nur ein Pfropf.

2.

Da zogen zum Kampfe die Bretonen,
Die in der untern Bretagne wohnen;
Sie ſangen: „Wer dreimal ſiegt im Streit,
Wird fürder ſiegen in Ewigkeit.

„Zu Camaret in dieſen Tagen,
Da wollten die Sachſen das Landen wagen,
Sie kamen, ſich brüſtend, über das Meer
Mit ihren geſchwollenen Segeln daher.

„Sie fielen von unſeren Kugeln am Strande
Wie Tauben nieder und lagen im Sande:

Viertauſend kamen und ſtiegen aus,
Kein Einziger kehrte zurück nach Haus.

„Im Orte, den man Guidel nennet,
Da landeten ſie, im Lande Gwennet,
Und fanden eine Ruheſtätt'
Zu Guidel wie zu Camaret.

„Im Lande Leon beim grünen Eiland,
Da ſtiegen ſie von den Schiffen weiland,
Da ließen ſie ſo viel Blut im Strauß,
Das blaue Meer ſah blutroth aus.

„Die Hügel im Lande, die großen und kleinen,
Sind alle geſchichtet aus ihren Gebeinen,
Um die ſich die Hund' mit den Raben gerauft,
Die's Wetter gebleicht und der Regen getauft."

Die engliſchen Schützen bei dieſem Geſange,
Sie hielten vor Staunen ein im Gange;
So ſchön ſchien ihnen Weiſe und Wort,
Daß ſie wie feſtgebannt blieben am Ort.

„Ihr Schützen, ſagt, iſt der Muth euch erkaltet,
Daß ihr ſo plötzlich im Anlauf haltet!"
— „Wir bleiben nicht ſtehn, weil erkaltet der Muth,
Wir ſind, wie Die, von bretoniſchem Blut."

Nach dieſer Rede: „Wir ſind verrathen,"
So riefen ſie aus, „flieht, fliehet, Soldaten!"
Die Engelländer fliehn zu den Schiffen herbei,
Doch kamen nicht mehr davon als drei.

3.

Als Siebenzehnhundert man geſchrieben
Und achtundfünfzig, da wurde vertrieben

Am zweiten Montag im Weiß-Stroh-Mond
Der Sachſe, der auf der Inſel wohnt.

In dieſem Jahre, da lernten das Laufen,
Wie ſchon vor Zeiten, die ſächſiſchen Haufen.
Und immer wie Hagel in dem Meer
Schmilzt in der Bretagne das engliſche Heer.

Die Chouans.

Ihr Greiſe, ihr Mädchen, ihr Knaben und Alle,
Nicht tauglich zum Kampf und zum Ueberfalle,
Sagt für die Chouans, eh zu Bette ihr geht,
Ein Pater- und Ave-Maria-Gebet.

Die Chouans ſind brav und vom Glauben, dem rechten,
Sie ziehen, für Heimat und Pfarrer zu fechten;
Pocht Einer bei euch — thut auf die Thür,
Gott thut euch auf dereinſtens dafür.

Julian der Rothkopf zur Mutter ſaget:
„Ich zieh' mit Tinteniac, weil mir's behaget."
— „Die Brüder gingen — auch du willſt gehn?
Doch weil du ſo willſt, mag Gott drein ſehn!"

Die Chouans, ſie kamen von nah und ferne,
Sie kamen von Treger, von Wenned und Gerne.
Die Blauen marſchirten von Frankreich daher
Zum Schloß Koatlogen, dreitauſend und mehr.

Die Stunde, ſie ſchlägt, ſchon hat ſie geſchlagen,
Den Kampf mit erbärmlichen Söldnern zu wagen.
Muth, Kind der Bretagne, und ihnen zum Spott!
Mit ihnen der Teufel, mit uns aber Gott!

Der Cadoudal hatte gewaltig zu ſchaffen,
Ein Prügel, das war ſein einzig Gewaffen,

Ein Roſenkranz auch, der im Gürtel ihm ſteckt,
Und was ihm genaht, hat er niedergeſtreckt.

Sein Hut war durchlöchert, ſein Rock zerſchliſſen,
Sein Haar von Säbelhieben zerriſſen;
Es floß ihm das Blut von der Seite klar:
Fort hieb er immer, er ſang ſogar.

Dann ſah ich ihn nimmer, dann ſah ich ihn wieder,
Er ſaß am Eichbaum und beugte ſich nieder,
Indem er viel bittere Thränen vergoß,
Der Herr von Tinteniac lag ihm im Schooß.

Die Schlacht war vorbei — in der Abendſtunde,
Da ſtanden Alt und Jung in der Runde,
Sie ſprachen und nahmen die Hüte ab:
„Wir haben geſiegt, und Er muß ins Grab!
Ach!“

Die Blauen.

Sehet! die Franzoſen kommen; horchet, wie die Hunde bellen!
Fliehet, fliehet in die Wälder! treibt die Heerden aus den Ställen!

Volk von Kerne! ſoll uns nimmer, nimmer die Befreiung glücken,
Soll denn ſtets den armen Landmann Raubgeſindel unterdrücken?

Die uns Weib und Kind getödtet, die uns unſre Töchter ſchänden,
Morden ſelbſt die armen Kranken, jene mit den weißen Händen;

Welche Schloß und Hütte ließen hinter ſich in Feuer ſtehen,
Welche Heu und Korn mit blut'ger Flamme von den Feldern mähen.

Unſre Bäume, reich an Früchten, haben nieder ſie gehauen,
Wohl zehn Jahre iſt kein Apfel mehr, kein Moſt im Land zu ſchauen.

Unſre Stiere, unſre Kühe ſtahlen ſie und unſre Stuten,
Trieben Heerd' und Hirten in die Stadt, wo ſie zugleich verbluten.

Stahlen heilige Gefäße ſelbſt aus heil'gen Kirchenladen,
Und ſie warfen vor die Thüre die Reliquien voll Gnaden.

Sie verheerten der Bretagne einſt ſo fette, grüne Erde;
Stumm iſt's, keine Menſchenſtimme ſchallt und kein Geblöck der Heerde.

Könnte noch zu unſerm Troſte frei die Thräne niederfließen!
Aber ſieht der Städter Thränen, meint er, müſſ' er Blut vergießen.

Könnten wir zu unſerm Heile noch vor einem Kreuze knieen,
Gott zu flehn, daß er die Kräfte wieder ſchaffe, die uns fliehen!

Aber, Herr! allüberall ſind deine Kreuze abgehauen,
Und es iſt an ihrer Stelle nur das Fallbeilkreuz zu ſchauen.

Täglich ſieht man deine Prieſter einem Golgatha ſich weihen,
Aehnlich dir die Stirne neigen und der ſünd'gen Welt verzeihen.

Die entronnen in die Wälder, die Getreuen deiner Lehre,
Leſen Meſſe in den Klüften, wohl auch auf dem offnen Meere.

Andre, die zur Fremde fliehen, arm, dem Vaterland entſagen,
Dienen lieber, als den Menſchen, ihrem Gotte, auch in Plagen.

Lieber wollen Brod von Hafer, noch ſo kärglich zugemeſſen,
Als das Weizenbrod, des Teufels Koſt, ſie unter Sünden eſſen.

Eingedrängt in ihre Häuſer haben ſich die Eidesleiſter,
Die um Silberlinge gaben, gleich wie Judas, ihren Meiſter.

Wer da nicht den Eidesleiſtern thuet, was ſie anbefahlen,
Sei's ein Edler, ein Gemeiner, muß es mit dem Leben zahlen.

Ackersmann und Mann der Kirche, Adel auch, des Landes Blume,
Zittern müſſen Alle, weil ſie ſind vom wahren Chriſtenthume.

Brut der Hölle, frohen Herzens kannſt du ſpotten nun und lachen,
Denn du haſt ob unſerm Elend ſelbſt die Engel weinen machen.

Denn die Lehre Gottes iſt der Höllenmacht zu Spott geworden,
Es gelang dir, Prieſter, Adel und den König zu ermorden;

Und die Königin zu tödten und ihr Haupt in Staub zu werfen,
Für Eliſabeth, die Heil'ge, auch das Henkerbeil zu ſchärfen;

Und das Königskind, das arme, einzukerkern, daß es ſterbe
Und im Unrath und im Staube, ach! elendiglich verderbe.

Heil'ge Sonne! hüll in Schleier die gebenedeiten Augen;
Solches Thun, der Hölle würdig, anzuſchauen, mag nicht taugen.

Lebet wohl, Jeſus, Maria! eure Säulen brach der Blaue,
Daß er ſie als Pflaſterſteine in dem Koth der Straßen ſchaue.

Lebet wohl, ihr Weihekeſſel! die uns wohl vom Tod erlöſen
Mochten, aber nicht vom Schmerze, unterthan zu ſein den Böſen.

Lebet wohl, ihr Glocken! die ihr uns zu Häupten habt geſchlagen;
Nimmer ladet ihr zur Kirche mehr an Sonn- und Feiertagen.

Lebet wohl, ihr Kirchſpielglocken! von euch nahm er Weih' und Taufe,
Und er ſchmolz euch ein, der Blaue, daß er euch als Sous verkaufe.

Lebet wohl, ihr jungen Leute, die ſie an die Heere geben,
Wo man einbüßt, und auf einmal, ſo die Seele wie das Leben.

Lebe wohl! am jüngſten Tage, o mein Sohn, auf Wiederſehen!
Wenn du fern biſt, wer ſoll deinem Vater dann zur Seite ſtehen?

Wenn ſie in das Haus mir dringen, wird man hören meine Stimme;
Wärſt du hier, mein Sohn, du würdeſt ſchützen mich vor ihrem Grimme!

Laß von deiner alten Mutter, die dich trug, Sohn, dich umfaſſen,
An die Bruſt komm, die dich nährte, eh ich muß im Tod erblaſſen.

Wenn du wieder heimwärts kehreſt, bin ich aus der Welt gegangen,
Komm und laß zum letzten Male dich, zum letzten Mal umfangen.

„Vater, Mutter! laßt die Thränen, nimmer geh' ich aus dem Lande,
Euch beſchützen ſammt der Heimat will ich vor Gewalt und Schande.

„Kummer bringt die Unterdrückung, Kummer, aber keine Schande,
Schande iſt, ſich unterwerfen willig ſolcher Diebesbande.

„Muß gekämpft, geſtritten werden, nun wohlan! ich bin ein Streiter;
Muß es ſein geſtorben, wahrlich, ſterben werd' ich frei und heiter.

„Nicht die Kugeln fürcht' ich, kann denn, fall' ich, meine Seele ſterben?
Fallen kann mein Leib, die Seele wird den Himmel ſich erwerben.

„Vorwärts! Kinder der Bretagne! Muth entflammt mich, und es beben
Stark empor ſich meine Arme, hoch, die Religion ſoll leben!

„Hoch, wer meine Heimat liebet, und ein Hoch dem Königsſohne!
Nun erfahren ſoll's der Blaue, ob ein Gott im Himmel wohne.

„Leib für Leib, ihr Freunde! tödten aber auch getödtet werden,
Sterben mußte Gott ja ſelber, um zu herrſchen auf der Erden.

„Führ uns, Tinteniac! Bretone, wenn es Einen je gegeben,
Du, den Niemand vor dem Rachen der Kanonen ſah erbeben!

„Führt uns an, ihr Edelleute, Königskinder der Bretonen!
Und der Herr wird ſein geprieſen überall, wo Chriſten wohnen.

„Endlich kommt das gute Recht doch wieder uns, nach dem wir dürſten,
Zum Altar mit unſerm Gotte, auf den Thron mit unſern Fürſten!

„Dann aufs Neue werden Kerne's Thäler blühn und friſch erglühen,
Mit dem Korne, mit dem Weizen werden unſre Herzen blühen.

„Dann aufs Neue wird des Heilands ſtrahlend Kreuz die Welt begrüßen;
Aufgenährt von unſerm Blute, blüh' die Lilie ihm zu Füßen.“

Die alte Zeit.

Erſter Müller.

Ein neues Lied auf die Bretonen,
Die in der untern Bretagne wohnen.

Hört zu, hört zu, ihr guten Leut'!
Ein neues Liedchen machen wir heut.

Im Unterland hat man ein Wieglein gemacht,
Ein ſchönes Wieglein, das war eine Pracht.

Hört zu, hört zu, ihr guten Leut'!
Ein neues Liedchen machen wir heut.

Ein ſchönes Wieglein aus Elfenbein,
Mit Gold und Silber beſchlagen fein.

Mit Gold- und Silbernägeln beſetzt,
Betrübten Herzens ſchaukeln ſie's jetzt.

Betrübten Herzens ſchaukeln ſie's jetzt,
Die Wangen von bittern Thränen benetzt.

Die Wangen benetzt von Thränen der Noth,
Der drinnen lieget, der iſt todt,

Iſt todt und liegt in guter Ruh,
Sie ſchaukeln und ſingen immer zu.

Sie ſchaukeln und ſingen immer hin,
Das macht, daß irr und närriſch ihr Sinn.

Ja, närriſch ihr Sinn; die ganze Welt
Mit allen Freuden iſt ihnen vergällt.

Die ganze Welt hat allzumal
Für die Bretonen nur Leid und Qual,

Für die Bretonen nur Qual und Leid,
Wenn ſie gedenken der alten Zeit.

Zweiter Müller.

In alter Zeit, wer hat je geſehn
Hierum das gewiſſe Gevögel gehn,

Das Zollgevögel grün und faul,
Mit frecher Stirn und offnem Maul?

Nie hat man im Lande eine Mauth
Für Tabak oder Salz geſchaut.

Tabak und Salz ſind theuer heut,
Zwei Mal ſo theu'r als in alter Zeit.

Einſt ſah man nicht das Zollgeſchmeiß
Am Markte ſich ſammeln haufenweis,

Wie Mücken, wenn ſie das ſüße Naß
Des Moſtes lockt in Schwärmen ans Faß.

Heut ſteuert jegliches Faß im Land,
Nur nicht der Sitz vom Muſikant.

Erſter Lumpenſammler.

Einſt hat man nicht Bretonen verſandt,
Bretoniſche Kinder in fremdes Land,

In fremdes Land, zu ſterben dort,
Weh uns! entfernt vom Heimatort.

Erſter Bauer.

Einſt hausten in jedem bretoniſchen Schloß
Helden, die machten die Heimat groß;

Der Kuhhirt des Schloſſes und Unterthan
Sitzt jetzt am Tiſche obenan.

Den Bettler, der kam, um Almoſen zu flehn,
Man ließ ihn nicht lang vor der Thüre ſtehn.

Die Hausfrau that den Kaſten auf
Und goß ihm Mehl in den Sack zu Hauf.

Den Hungrigen trug ſie Brod herbei,
Den Kranken Labung und Arzenei.

Mit Brod und mit Arzenei iſt's aus,
Trüb ſchleichen die Armen ums Herrenhaus.

Gebeugten Hauptes ſchleichen ſie fort,
Denn bellende Hunde lagern dort.

Die bellenden Hunde, ſie fallen an
Und beißen die Bauern, Weib und Mann.

Zweiter Bauer.

Das Jahr, da die Mutter Wittwe ward,
Das Jahr war für die Mutter hart.

Neun Kinder blieben ihr in der Noth,
Neun Kinder und kein Biſſen Brod.

Sie ſagte: „Der hat verweigert nie,
Zu ihm will ich gehn," ſo ſagte ſie.

„Will hingehn zu dem fremden Herrn,
Viel Heil und Segen wünſch' ich ihm gern.

„Ihr Herrn vom Schloß lebt froh und geſund,
Nur Eins möcht' ich wiſſen, Das thut mir kund;

„Das thut mir kund: ob ihr gut und hold
Mir Brod für die Kinder geben wollt.

„Brod für die neun, drei Tage ſchon ſind
Vergangen ohne Broſam und Rind'."

So ſagte mein armes Mütterlein,
Der Fremdling aber fing an zu ſchrein:

„Fort! pack dich fort aus meinem Haus,
Sonſt ſchleifen dich die Hunde hinaus!"

Da ging ſie weinend fort aus dem Haus
Und ging an die offne Heerſtraß hinaus.

Die arme Wittwe, ſie weinte ſehr:
„Was geb' ich meinen Kindern nunmehr?

„Was geb' ich meinen Kindern nunmehr,
Wenn ſie rufen: Mutter, mich hungert ſehr!"

Kaum kann ſie ihre Straße ſehn
Vor Thränen, die ihr im Auge ſtehn.

So ging ſie heimwärts denn, da traf
Auf halbem Wege ſie der Graf,

Der Graf vom Schloſſe Bratuloch,
Er ging zur Rehjagd nach Goatloch.

Nach Goatloch ritt er mit ſeinem Geſchoß,
Er ritt auf einem falben Roß.

„Ihr gutes Mütterlein, ſaget mir,
Warum, warum weinet Ihr?"

— „Ich wein' um meiner Kinder Noth,
Nicht hab' ich für ſie den Biſſen Brod."

— „Hört auf zu weinen, gut Mütterlein,
Hier habt Ihr Geld, nun kaufet ein."

— „Gott ſegne den Grafen fort und fort!
Das ſind noch Menſchen, auf mein Wort!

„Und ſo ich zum Tode gehen ſollt',
Für ihn, da ging' ich, wann er wollt'."

Dritter Bauer.

Das ſind noch Menſchen, die haben ein Herz,
Die hören der armen Leute Schmerz;

Die hören die Leute von jedem Stand,
Die haben für Alle offene Hand.

Vierter Bauer.

Die ſind des Lehnsmanns Schutz und Hort
Und jagen ihn nicht vom Hofe fort;

Die jagen ihn nicht von Haus und Feld,
Wie die neuen Herrn, zu mehren ihr Geld,

Bedachtlos, daß, wer auf ſolche Art
Sein Gut mehrt, nicht für den Himmel ſpart.

Fünfter Bauer.

Das Bett, darin der Pachter ruht,
Verkaufen ſie nicht ſammt ſeinem Gut.

Zweiter Lumpenſammler.

Die ſtrafen um zwei Thaler nicht
Ein armes Weib, dem's an Brod gebricht;

Zwei Thaler, weil ihre Kuh abfraß
Am Allmandraſen ein Büſchchen Gras.

Dritter Lumpenſammler.

Die nehmen das Wild nicht für ſich allein,
Sie laden Jeden zum Jagen ein.

Sechster Bauer.

Die zahlen den Antheil, der ſie trifft,
Ihr Wort gilt eine Unterſchrift.

Die ſind nicht krank aus Filzigkeit,
Als wie die Herren der neuen Zeit.

Siebenter Bauer.

Die neuen Herren ſind ſtreng und hart,
Die alten waren von beſſerer Art;

Die alten, wenn auch von heißem Blut,
Sie waren im Herzen den Bauern gut.

Doch iſt zu unſrer großen Qual
Zuſammengeſchmolzen ihre Zahl.

Viel häufiger ſind die Praſſer heut,
Als die Ernährer der armen Leut'.

Dritter Lumpenſammler.

Und man bleibt arm, Das iſt ſo der Lauf,
Die Städter freſſen die Landleut' auf.

Erſter Müller.

Ja wohl! doch iſt der Spruch bekannt:
Das beſte Korn, das ſchlimmſte Land.

Das beſte Korn, wenn mit gütiger Hand
Die alten Kön'ge regieren das Land.

Die alten Könige kamen zurück,
Nicht kam mit ihnen das alte Glück.

Nicht kam mit ihnen die alte Zeit,
Man hat uns getäuſcht zu unſerm Leid.

Man hat uns getäuſcht zu unſerm Leid,
Schlecht iſt der Boden und das Getreid.

Die Welt wird ſchlechter von Tag zu Tag,
Ein Thor, der Das nicht erkennen mag!

Ein Thor iſt, wer den Glauben nährt,
Ein Rabe werde zur Taube verkehrt,

Und daß aus des Farren Wurzeln je
Die Lilie blühend auferſteh',

Und wer da geglaubt, daß Gut und Geld
Aus Wipfeln und Zweigen der Bäume fällt.

Ein ſolcher Glaube iſt Dunſt und Schaum,
Nur dürre Blätter fallen vom Baum.

Nur dürre Blätter fallen vom Baum
Und geben den neuen Blättern Raum.

Wie Gold ſo gelb iſt das dürre Blatt,
Es gibt den Armen die Lagerſtatt.

Ihr lieben Armen, tröſtet euch doch,
Ihr ruhet einſt auf Federn noch.

Ihr werdet im Himmel auf Elfenbein,
Anſtatt auf Bretter, gebettet ſein.

Zweiter Müller.

Vor dem Marienfeſt in der Nacht
Vor Tiſche wurde dieß Lied gemacht:

Zwölf Männer, die tanzten auf dem Plan
Vor der Kapelle und reimten daran.

Drei ſammeln alte Lumpen ein,
Das Korn ſäen ſieben, zwei mahlen es klein.

Nun iſt es fertig, ihr Leut', habt Acht!
Das Lied iſt gemacht, das Lied iſt gemacht!

Lied der Bretonen.

Wir ſind noch immer Bretonen ächt,
Bretonen,
Das alte ſtarke Geſchlecht.

Wild, wenn der Ruf der Schlacht erklungen,
Daheim im Frieden gute Jungen.
Wir ſind noch immer ꝛc.

Der Sachſe flieht mit ſchnellen Füßen,
Wenn wir mit „tor hè benn“ ihn grüßen.
Wir ſind noch immer ꝛc.

Doch hört einmal als Hochzeitgäſte
Der Biniu ſüßen Klang beim Feſte.
Wir ſind noch immer ꝛc.

Bretagne! Heil dem ſchönen Lande!
Wald in der Mitte, Meer am Rande!
Wir ſind noch immer ꝛc.

Ach! müßt' ich aus dem Lande ſcheiden,
Sehr weint' ich aus den Augen beiden.
Wir ſind noch immer ꝛc.

Den Knotenſtock, o Volk, bewahre,
Das weite Kleid, die langen Haare.
Wir ſind noch immer ꝛc.

Gebt nicht das Ringen auf, ein Ringer
Iſt auch ein Mädchenherzbezwinger.
Wir ſind noch immer ꝛc.

Ich möchte meine Zunge freſſen,
Sollt' ich Bretoniſch je vergeſſen.
Wir ſind noch immer ꝛc.

Dir Liebe, Heimat ohne Gleichen,
Armoricum, du Land der Eichen!
Wir ſind noch immer Bretonen ächt,
Bretonen,
Das alte ſtarke Geſchlecht.

Herr Nann und die Fee.

Herr Nann mit ſeinem Ehegemahl,
Sie wurden vereint in früher Eh',
Sie wurden früh getrennt in Qual.

Die Herrin geſtern zwei Kinder gebar,
Die beiden ſind ſo weiß wie Schnee,
Ein Knab und ein Mägdlein iſt das Paar.

„O, ſage mir, was dein Herz begehrt,
Weil du mir einen Sohn beſchert,
O, ſag es nur, und ſchon iſt's gewährt.

„Soll es die Schnepfe vom Sumpfthal ſein
Oder das Reh vom grünen Hain?“

— „Das Fleiſch des Rehs mir mehr behagt,
Wenn Euch nicht ſehr ermüdet die Jagd.“

Herr Nann, der Edle, hörte nicht mehr,
Schon griff er nach ſeinem Eichenſpeer,

Beſtieg ſein ſchwarzes Roß alsbald
Und eilt' entgegen dem grünen Wald.

Und wie er kam dem Holze nah,
Er eine weiße Hindin ſah.

Er jagt ihr nach mit wildem Ritt,
Die Erde bebt von des Pferdes Tritt.

Er jagt ihr nach ſo wild und ſchnell,
Daß es ihm floß von der Stirne hell,

Ihm von der Stirn, von der Flanke dem Pferd;
Da kam der Abend über die Erd'.

Ein kleines Bächlein traf Herr Nann,
Bei einer Grotte der Gorrigan.

Ein weicher Raſen war zur Stell',
Herr Nann ſtieg ab und trank am Quell.

Am Quell die Fee gelagert war,
Sie kämmt ihr langes, blondes Haar.

Sie kämmt's mit dem Kamme von Golde roth:
Denn Feeen leiden keine Noth.

„Woher haſt du ſo kühnen Muth,
Zu trüben meines Quelles Fluth?

„So du nicht jetzt zur Eh' mich wirbſt,
In ſieben Jahren verſiechſt du, verdirbſt,
Wenn du nicht ſchon in drei Tagen ſtirbſt.“

— „Nicht werb' ich Euch zur Ehe fürwahr,
Verehlicht bin ich im dritten Jahr.

„Nicht werd' ich verſiechen durch ſieben Jahr,
Nicht ſterben in drei Tagen fürwahr;

„Nicht werd' ich ſterben am dritten Tag,
Nur wenn es dem Herren gefallen mag.

„Doch möcht' ich ſterben zur Stunde eh,
Als daß ich freite eine Fee.“ —

„O liebe Mutter, richtet mir her
Ein Bett, wenn's nicht gerichtet wär';
Denn mir iſt weh, und krank bin ich ſehr.

„Und ſagt es meinem Weibe nicht an,
Am dritten Tag iſt's um mich gethan,
Verhext hat mich die Gorrigan.“

Und als der dritte Tag verrann,
Sein Ehgemahl zu fragen begann:

„O Schwieger! ſaget mir, was heut
Bedeuten will das Glockengeläut?

„Was ſoll da unten im Hof der Geſang
Der Pfaffen in Kleidern weiß und lang?“

— „Ein Bettler, dem wir ein Bett gemacht,
Iſt hier geſtorben in dieſer Nacht.“

— „O Schwiegermutter! und ſagt mir noch an,
„Wohin iſt gegangen mein Herr Mann?“

— „Er iſt in der Stadt, er iſt nicht weit,
Er kehret wieder in kurzer Zeit.“

— „Und nehm' ich, wenn ich zur Kirche ſchreit',
Mein rothes oder mein blaues Kleid?“

— „Mein Kind, die Sitte kam ins Land,
Zur Kirche zu gehen im ſchwarzen Gewand.“

Wie ſie zum Kirchhof gekommen, ſah
Das Grab ſie ihres Mannes da.

„Wer ging von uns zu den Ahnen hinab?
Auf unſerm Grund iſt ein friſches Grab!“

— „Nicht länger berg' ich dir die Qual,
Mein Kind, dort liegt dein Gemahl."

Sie warf ſich hin auf beide Knie,
Und nimmermehr erſtanden iſt ſie.

Ein Wunder war's, wie in der Nacht,
Da man ſie in das Grab gebracht
Zu ihrem Gemahl, wie in ſelber Nacht

Zwei Eichen ſich hoben in die Luft,
Zwei Eichen über der friſchen Gruft.

Es ſaßen in ihrer Zweige Schooß
Zwei weiße Tauben mit frohem Gekos;

Sie ſangen, wie der Tag begann,
Dann flogen ſie zum Himmel hinan.

Der Wechſelbalg.

Marie, die ſchöne, ſteht in Klagen:
Verſchwunden iſt ihr liebes Kind,
Die Gorrigan hat's fortgetragen.

„Zum Brunnen ging ich, Waſſer holen,
Es lag im Bettlein ſtill und ſchlief,
Und als ich kam, war es geſtohlen.

„Dieß Scheuſal liegt an ſeinem Platze,
Es iſt wie eine Kröte roth
Und kratzt und beißt wie eine Katze.

„Und will geſäugt ſein immer, immer,
Und iſt ſchon ſieben Jahre alt,
Der Bruſt entwöhnt der Balg ſich nimmer.

„Jungfrau Marie! den Sohn am Herzen,
Auf deinem lichten Thron von Schnee,
Du biſt in Freuden, ich in Schmerzen!

„Du hälſt dein Kindlein in den Armen,
Das meine iſt verloren, ach!
Mutter des Mitleids! hab Erbarmen!" —

— „Hör auf, zu weinen und zu flehen,
Mein Töchterlein! Loaiſ, dein Kind,
Du wirſt es balde wiederſehen.

„Thu ſo, als ſollſt du Eſſen kochen
Für Zehn in einer Eierſchal',
Dann ſpricht der Zwerg, der nie geſprochen.

„Und wenn er ſprach, mußt du ihn ſchlagen,
Und tüchtig ſchlagen, bis er ſchreit,
Dann wird er eilig fortgetragen." —

— „Was machſt du mit der Eierſchale,
Was machſt du, Mutter, Mutter!" frug
Der Zwerg erſtaunt mit Einem Male. —

„In dieſer Schale will ich eben
Zehn Ackersleuten aus dem Haus
Ein gutes Mittageſſen geben."

— „Für Zehn ſoll dieſes Eſſen reichen?
Ich ſah das Ei lang vor dem Huhn
Und ſah die Eichel vor der Eichen."

— „Du haſt zu viel geſehn, mein Junge!"
Klipps! klapps! klipps! klapps! „Nun hab' ich dich!
Du altes Männchen, rühr die Zunge!" —

— „Ich hol' ihn, gib ihm keine Streiche!
Ich thu' dem Deinen nichts zu Leid,
Er iſt der Fürſt in unſerm Reiche."

Bald ſah Maria in der Wiegen,
Wie ſie nach Haus zurückgekehrt,
In ſüßem Schlaf ihr Kindlein liegen.

Da ſie's beſchaut mit Luſt und Zagen
Und küſſen wollte auf den Mund,
Hat es die Äuglein aufgeſchlagen.

Es ſchmiegt ſich an der Mutter Wange
Und ſtreckt die Ärmlein aus nach ihr:
„Du Mütterlein! wie ſchlief ich lange!“

Die Zwerge.

Das Schneiderlein, Paule, der Lange,
Es iſt zu einem Diebe worden,
Freitag nach Sonnenuntergange.

Nicht gab's Beſchäftigung mehr auf Hoſen,
Fort zogen ja die Männerhorden,
Fort in den Krieg mit den Franzoſen.

Da ſchlich er in das Loch der Zwerge
Und grub dort nach mit ſeinem Spaten,
Wo ſich der Kleinen Schatz verberge.

Den Schatz, er fand ihn an der Stätte,
Dann lief er heim, ganz außer Athem,
Und ſchnell verkroch er ſich im Bette.

„Schnell, ſchnell die Thüre zugemacht!
Da kommt das kleine Volk der Nacht!“

— „Montag, Dinstag und Mittwochen,
Donnerstag, Freitag.“ — „Weh! ſie pochen!

„Schließt zu die Thür, daß ich mich berge,
Weh mir, weh mir! da ſind die Zwerge!

„Ach, wie das Volk zum Hof hereindringt!
Ach, wie das tanzt, ach, wie das ſpringt!“

— „Montag, Dinstag und Mittwochen,
Donnerstag, Freitag.“ — „Wie ſie pochen!

„Jetzt klimmen ſie zum Giebel hoch,
Jetzt bohren ſie ins Dach ein Loch.

„Du armer Wicht, mit dir iſt's aus!
Wirf deinen Schatz ſchnell aus dem Haus.

„Mit dir iſt's aus, du armer Tropf!
Gieß dir Weihwaſſer auf den Schopf,

„Zieh dir das Betttuch übern Kopf
Und rühr dich nicht, du armer Tropf!

„Ei, wie ſie lachen, o du Wicht!
Ein klügrer Mann entkäme nicht.

„Herr Gott! o, woll' uns gnädig ſein,
Da reckt ſich ſchon ein Kopf herein.

„Sein Auge glüht voll heißen Grimms,
Er rutſcht hernieder am Geſims.

„Herr Gott! ſchon Einer, Zwei und Drei,
Sie tanzen grad an mir vorbei.

„Sie bäumen ſich, ſie wälzen ſich,
O Jeſus, ſie erwürgen mich!“

— „Montag, Dinstag und Mittwochen.“
— „O, hätt' ich beſſer mich verkrochen!

„Und Fünf und Sechs! o meine Knochen!“
— „Montag, Dinstag und Mittwochen.

„O theurer Schneider, ſchlafe ein,
Was ſchnarchſt du ſo, mein Schneiderlein?

„Komm, Schneiderlein, und tanze mit,
Schnell ſollſt du lernen Maß und Schritt.

„O Schneider, was haſt du verbrochen!
Montag, Dinstag und Mittwochen.

„O Schneiderlein, du arger Wicht!
Montag, Dinstag — ſpringſt du nicht?

„Komm wieder und verſuch's und ſtehle,
Du ganz verdammte Schneiderſeele!

„Jetzt lerne tanzen, Schelm und Wicht,
Bis daß der Rückgrat dir zerbricht!“
Gefunden Schatzgeld fruchtet nicht.

Die Peſt von Elliant.

Zwiſchen Langolen und dem Jauterland
Wohnt heilig ein Barde und wohlbekannt.
Der Vater Baſian iſt er genannt.

Er ſprach zur Jauter Männerſchaar:
„Laßt Meſſen leſen, und eine zwar
In jedem Monat, an eurem Altar.

„Die Peſt iſt gezogen aus Elliant,
Doch ging ſie leer nicht aus dem Land,
Denn Siebentauſend erſchlug ihre Hand.“

Ja! ſelber der Tod kam ins Land herbei
Nach Elliant und tödtete frei,
Da ſtarben Alle, nur nicht Zwei.

Ein ſechzigjährig Weib kam davon,
Das alte Weib und ihr einziger Sohn.

„Die Peſt, ſie ſteht vor unſerm Haus,
Wenn Gott will, kommt ſie,“ ſo rief ſie aus,
„Und kommt ſie herein, ſo ziehn wir hinaus.“

Auf Elliants Markt wird wachſen heran
So hoch das Gras, daß man's mähen kann.

Nur dort nicht, wo der Karren fährt
Zum Kirchhof hin, mit Leichen beſchwert.

Das wäre geweſen ein Herz von Stein,
Das nicht geweint hätt' vor Gram und Pein,

Das nicht geweint hätt', als man geſehn
Die achtzehn Karren am Kirchhof ſtehn,
Und dann noch andere acht und zehn.

Neun Kinder waren in einem Haus,
Dieſelbe Bahre trug ſie hinaus,
Die Mutter zog ſie, ſie ging voraus.

Der Vater folgte wie verzückt,
Er pfiff ein Lied, er war verrückt.

Es heulte und ſchrie zu Gott das Weib,
Sie war zerſtört an Seel' und Leib.

„Begrabt mir die Söhne, ein wächſern Band
Gelob' ich, das dreimal die Kirchenwand,

„Das dreimal die Kirchenwand umſchlingt
Und dreimal ſich um den Friedhof ringt.

„Neun Söhne hab' ich gebracht zur Welt,
Und ſeht, der Tod hat ſie alle gefällt.

„Er hat ſie an meiner Thüre erreicht,
Kein Menſch nun, der einen Trunk mir reicht.“

Der ganze Kirchhof iſt vollgethan,
Die Kirche bis zur Treppe hinan.

Jetzt muß man ſelbſt die Felder weihn
Und gräbt in die Felder die Leichen ein.

Ich ſeh' eine Eiche am Kirchhof ſtehn,
Ein weißes Tuch vom Gipfel wehn,
Um alle Bewohner iſt's geſchehn.

Genovefa von Ruſtefan.

1.

Als Jannik, der Kleine, gehütet die Schaf',
Da dacht' er ans Prieſterthum nicht im Schlaf.

„Ich werde kein Mönch und kein Prieſter einmal,
Die jungen Mädchen ſind meine Wahl."

Als eines Tags ſeine Mutter begann:
„Du biſt ein feiner Burſche, mein Jann.

„Laß deine Thiere und geh nach Haus,
Du mußt in die Schule nach Kemper hinaus.

„Du mußt ſtudiren und Prieſter ſein
Und ſagen Ade den Mägdelein."

2.

Die Töchter Herrn Jaru's waren bekannt
Als ſchönſte Mädchen im ganzen Land.

Die ſchönſten Mädchen, die huben den Kopf,
Waren Jaru's Töchter mit goldenem Zopf.

Sie waren auf weißen Zeltern zu ſehn
Beim Kirmeßfeſte von Pont-Aven.

Wenn ſie erſchienen beim Feſte zu Pferd,
Da dröhnte das Pflaſter und die Erd'.

Jedwede trug ein grünſeiden Kleid
Und um den Hals ein golden Geſchmeid.

Die Jüngſte und Schönſte ſchaut, ſagt man,
Den Jannik mit liebenden Augen an.

„Vier Schüler waren Freunde von mir,
Sind Prieſter geworden alle vier.

„Nun tritt zum Altar auch Jannik herbei,
Der Letzte, der ſpaltet mir's Herz entzwei.“

3.

Als Jannik Flecher zur Kirche ging,
Daß er die Prieſterweih empfing,

Saß Genovefa auf ihrer Schwell
Und ſtickte Spitzen mit Silber hell;

Mit ſilbernen Fäden hat ſie's geſtickt —
Sie deckten wohl einen Kelch geſchickt.

„O Jannik Flecher! glaubet mir,
Geht nicht zur Kirche und bleibet hier;

„Geht nicht zur Kirche, wo man Euch weiht,
Und denket der vergangenen Zeit.“

— „Ich kann nicht gehn zurück nach Haus,
Sie ſchrieen mich als meineidig aus.“

— „Vergaßt Ihr denn ganz das traute Gered,
Das von uns Beiden im Lande geht?

„Verlert Ihr denn und vergaßt Ihr ganz
Das Ringlein, das ich Euch gab beim Tanz?“

— „Ich hab' nicht verloren Euren Ring,
Gott war es, der ihn nahm und empfing.“

— „O Jannik Flecher! kehret um,
Ich geb' Euch all mein Eigenthum.

„O Jannik, Lieber, geh nicht fort,
Ich will dir folgen an jeden Ort.

„Ich will ja gehn in holzren Schuhn
Und jede Arbeit mit dir thun.

„Und hörſt du mein Flehen nimmermehr,
So bring mir die letzte Oelung her.“

— „Ach! folgen kann ich Euch nicht, mein Kind,
Weil Gott, der Herr, mich feſſelt und bindt;

„Weil Gottes, des Herren, Hand mich hält,
Muß ich zur Weih' und entſagen der Welt."

4.

Und als er von Kemper zurücke kam,
Er ſeinen Weg durchs Gehöfte nahm.

„Viel Glück Euch, Herr von Ruſtefan,
Ihr alle ſollet Segen han.

„Euch Groß und Klein viel Glück und Heil,
Mehr, als mir ſelber ward zu Theil.

Ich komm', Euch zu bitten, Herr Ruſtefan,
Hört meine erſte Meſſe an."

— „Gewiß! wir gehn zu Eurer Meſſ',
Ich leg', als der Erſte, ins Kirchengefäß,

„Ich lege zwanzig Thaler hinein,
Zehn Eure Pathe, die Dame mein;

„Zehn Thaler gibt Eure Pathe her,
O Prieſter, Euch zu Preis und Ehr."

5.

Als ich den Weg zur Kirche nahm,
Nach Penn-al-len, dem Orte, kam,

Da ſah ich ſchon die Leut' zu Hauf
Erſchrocken kommen in ſchnellem Lauf.

„He! gute Alte, ſagt mir an:
Iſt denn die Meſſe ſchon gethan?"

— „Die Meſſ' iſt angefangen zwar,
Doch bracht' er ſie nicht zu Ende gar.

„Er brachte ſie nicht zu Ende mehr,
Um Genoveſa weint' er zu ſehr.

„Drei große Bücher am Altar
Benetzte er mit Thränen klar.

„Die Maid, zu Boden ſtürzte ſie,
Umſchlang des Prieſters beide Knie:

„Um Gottes willen! haltet, Jann,
Ich ſterbe, Ihr ſeid ſchuld daran.“

6.

Herr Johann Flecher iſt Pfarrer jetzt,
In Nizon ward er eingeſetzt.

Und ich, der dieſes Lied gemacht,
Ich ſah ihn weinen in mancher Nacht.

Ich hab' ihn manchmal am Grabe geſehn
Von Genoveſa weinend ſtehn.

Der Marquis von Guerand.

1.

„Viel Glück und Freude dem Hauſe hier!
Wo iſt Annaik? Das ſaget mir.“

— „Sie liegt im Bett und ſchläſt ſo ſacht,
Macht kein Geräuſch und gebet Acht.

„Sie ſchlummert leiſe, gebet Acht.
Seid ſtille, daß ſie nicht erwacht.“

Der Schüler von Garlan in ſchnellem Lauf
Stieg alſobald die Trepp' hinauf,

Stieg flink hinauf, er wußte Beſcheid,
Und ſaß ans Bett der jungen Maid.

„Annaik, willſt du nicht aufſtehn,
Daß wir zur neuen Tenne gehn?"

— „Zur Tenne geh' ich nicht mit dir fort,
Es iſt ein Mann, ein ſchlimmer, dort,

„Der ſchlimmſte Edelmann von der Welt,
Er hat mir überall nachgeſtellt."

— „Und wären hundert auf dem Plan,
Sie thäten dir kein Leides an.

„Und wären ſie zu Hundert dort,
Wir blieben doch nicht weg vom Ort.

„Wir gingen doch zur Tenne ſofort
Und tanzten doch wie Jene dort."

Da legte ſie an ihr wollen Gewand
Und ging an ihres Liebſten Hand.

2.

Der Marquis von Guerand that die Frag
Dem Wirthe an dieſem ſelben Tag:

„Herr Wirth, Herr Wirth! Das ſaget mir,
Ob Ihr nicht ſaht den Schüler hier."

— „Entſchuldigt, Herr Marquis, ich bitt',
Ich weiß nicht, wen Ihr meint damit."

— „Entſchuld'gen, ho! was kommt Euch an?
Ich frag' nach dem Schüler von Garlan."

— „Der ging den Weg hinab zu Zwei,
Ein jung hübſch Mägdlein war auch dabei.

„Sie gingen zur Tenne, beworfen neu,
Ein ſchmuckes Pärlein, meiner Treu!

„Ein' Pfauenfeder trug er am Hut,
Ein Kettlein am Hals, das luſtige Blut.

„Sie hatt' ein geſticktes Leibchen an
Mit Sammt und ſilbernen Borden dran.

„Sie war in ein Hochzeitleibchen gekleidt,
Sie haben ſich wohl verſprochen, die Beid'.“

3.

Der Marquis von Guerand zuſammenfährt,
Er ſchwang ſich auf ſein rothes Pferd.

Er ſprang auf ſein rothes Pferd geſchwind
Und ritt zur Tenne wie der Wind.

„Du Schüler! leg ab dein Wammes ſchnell,
Daß wir um die Preiſe kämpfen zur Stell'.

„Thu aus dein Wamms und komm herbei,
Daß wir uns geben ein'n Stoß oder zwei.“

— „Herr, mit Verlaub! Das geht nicht an,
Bin nicht, wie Ihr, ein Edelmann.

„Ihr ſeid aus der Herren von Guerand Geſchlecht,
Ich bin der Sohn von einem Knecht.“

— „Wohl biſt du aus einem Bauernhaus,
Und ſuchſt dir die ſchönſten Mädchen aus.“

— „Verzeihet, Herr Marquis, verzeiht!
Ich habe ſie nicht ſelbſt gefreit.

„Verzeiht mir, edler Herre werth!
Gott iſt es, der ſie mir beſchert.“

Annaik Kalvez zittert und zagt,
Wie Einer ſo zum Andern ſagt.

„Schweig ſtill, mein Freund, und laß uns gehn,
Durch Dieſen wird uns Weh geſchehn.“

— „Zuvor, mein Schüler, ſag mir noch,
Das Degenſpiel, das kennſt du doch?“

— „Nie hab' ich geſpielt mit dem Degen, nein!
Mit Stöcken, Das kann eher ſein.“

— „Und willſt du mit mir ſpielen, ſag an?
Du biſt ja, ſo heißt's, ein gewaltiger Mann.“

— „Mein Stock ſich nimmer meſſen kann
Mit Eurem Degen, Herr Edelmann!

„Ich thu' es nicht, o Herre werth!
Ihr würdet beſchmutzen Euer Schwert.“

— „Beſchmutz' ich meinen Degen gut,
So werd' ich ihn waſchen in deinem Blut.“

Als ihres ſanften Schülers Blut
Die Maid ſah, ſprang ſie auf in Wuth.

Da ſprang ſie auf den Marquis dar
Und ſchleift ihn durch die Tenn' am Haar.

„Verrätheriſcher Marquis, nun entweich,
Mein armer Schüler liegt todtenbleich!“

4.

Als Annaik nach Hauſe kam,
Da weinte ſie in bitterm Gram.

„Wenn du mich liebſt, mein Mütterlein,
So leg mich in mein Bett hinein;

„Leg mich in ein weiches Bett hinein,
Mein armes Herz trägt harte Pein.“

— „Mein Kind, du haſt getanzt zu ſehr,
Das macht dein Herz ſo krank und ſchwer.“

— „Das kommt nicht vom Tanzen, mein Mütterlein,
Der Marquis ſtach ihn ins Herz hinein.

„Der Marquis hat in dieſer Nacht
Den armen Schüler mir umgebracht.

„Dem Todtengräber ſage du,
Wenn er ihn holt in der ſchwarzen Truh:

„Werft keine Erd' ins Grab hinein,
Denn bald folgt ihm mein Töchterlein.

„Weil wir nicht ſchliefen im ſelben Bett,
Gehn wir zur ſelbigen Grabesſtätt'.

„Weil man uns nicht einte in dieſer Welt,
So wird uns von Gott die Hochzeit beſtellt."

Die Nachtigall.

1.

Am hohen Fenſter zu Saint Malo
Stand weinend die Frau und ſprach alſo:

„Weh mir! weh mir! mein Herz iſt ſchwer,
Die arme Nachtigall lebt nicht mehr."

2.

„Sagt an, mein junges Weib, und geſteht,
Warum Ihr ſo oft aus dem Bette geht;

„Warum Ihr an meiner Seit' erwacht
Und an das Fenſter geht in der Nacht

„Barfuß und barhaupt? Thut mir kund,
Was ſucht Ihr dort in ſo ſpäter Stund?"

— „Warum ich aufſteh' manches Mal
Inmitten der Nacht, mein Ehgemahl?

„Die Schiffe ſind ſo ſchön zu ſehn,
Die aus und ein im Hafen gehn.“

— „Fürwahr! kein Schiff ſammt Segel und Maſt
Macht, daß Ihr ſo oft das Bett verlaßt;

„Das macht kein Schiff, Das ſag' ich frei,
Nicht eines und nicht zwei und nicht drei.

„Nein, wegen der Schiffe iſt's nicht geſchehn,
Auch nicht, um in den Mond zu ſehn.

„Nun ſagt mir, Madam, warum Ihr wacht,
Warum Ihr aufſteht jede Nacht?“

— „Ich geh' aus dem Bette, Das kann ich geſtehn,
Mein kleines Kind in der Wiege zu ſehn.“

— „Es iſt nicht, um ſchlafen zu ſehen ein Kind,
Es iſt nicht, um Segel zu ſehn im Wind;

„Nicht ſolche Märchen mir vorgemacht!
Was thut Ihr auf in jeder Nacht?“

— „Erzürnt Euch nicht, mein lieber Mann,
Die ganze Wahrheit ſag' ich Euch an.

„Allnächtlich hör' ich die Nachtigall,
Sie ſingt im Garten mit lautem Schall.

„Der Nachtigall lauſch' ich in jeder Nacht,
Sie ſingt in den Roſen ſo ſanft, ſo ſacht.

„Sie ſingt ſo ſüß, ſo lieblich, ſo hehr
Die Nächte durch, wenn entſchlafen das Meer!“

Der alte Herr, wie ſie Dieſes ſprach,
Denkt tief im Herzen den Worten nach;

Er wägt ſie ſtill in ſeinem Sinn
Und ſpricht ſo leiſe vor ſich hin:

„Sei's wahr, ſei's falſch — die Nachtigall,
Die fangen wir ein auf jeden Fall."

Und als er aufſtand den Morgen drauf,
Da ſucht er im Garten den Gärtner auf.

„Mein guter Gärtner, hab wohl Acht,
Da iſt ein Ding, das mir Sorgen macht.

„Es iſt eine Nachtigall im Hag,
Die nichts als ſingen und ſingen mag.

„Sie ſingt allnächtlich in ihrem Neſt,
Daß ſie mich nicht ſchlafen noch ruhen läßt.

„Und fängſt du ſie ein und ſchaffſt mir Ruh,
So ſchenk' ich dir einen goldnen Sou."

Der gute Gärtner auf dieſes Wort
Spannt ſeine Schlingen aus ſofort.

Er fing die Nachtigall noch vor Nacht
Und hat ſie dem alten Herrn gebracht.

Wie der erfaßt das Vögelein,
Da lacht er auf im Herzen ſein,

Und drückt's und erdrückt's erbarmungslos
Und wirft's der armen Frau in den Schooß.

„Da ſeht, mein Gemahl, wie ich Euer gedacht,
Ich hab' Euch Euer Vöglein gebracht.

„Für Euch, mein Liebchen, fing ich es ein,
Ich hoff', es ſoll Euch zur Freude ſein."

Der junge Buhle der Dame vernahm
Die trübe Kunde und ſprach voll Gram:

„Um unſer Lieben iſt es geſchehn,
Wir können uns nicht mehr wiederſehn.

„Uns wiederſehen können wir nicht,
Wie ſonſt am Fenſter im Mondenlicht."

Der ewige Jude.

Hört an, Geſellen, höret an
Den Zwieſprach, den zwei Alte gethan.

Zwei Aeltere trägt die Erde nicht,
Sie leben bis zum jüngſten Gericht.

Der Eine heißt Iſaak Wanderſchnell,
Der Andere Elend, der dürre Geſell.

Und wo er zieht über Land und Meer,
Da zieht der Jammer hinter ihm her.

Ach, wär' er todt, ach, wär' er todt!
Die Menſchen wären aus aller Noth.

Bei Orleans, da trafen ſie ſich
Und grüßten als Alte ſich brüderlich.

Und Elend ſprach zu Iſaak zuerſt:
Sag, ewiger Jude, woher du fährſt?

Und ſag, was thuſt du in dieſer Welt?
Ich ſeh', mit dir iſt's traurig beſtellt.

Der ewige Jude:

Ich wandre bei Tag, ich wandre bei Nacht:
So will es Gott, dem ich Leid gebracht.

Ich wandre bei Nacht, ich wandre bei Tag
Und leide mehr, als ein Menſch vermag.

Ach, leben! — und ſterben kann ich nicht! —
Ach, leben bis zum jüngſten Gericht!

Ich glaubte, der Aelteſte auf Erden zu ſein,
Nun ſeh' ich, du trägſt noch ältere Pein.

Der Alte Elend:

Du Kindlein, das das Geſtern gebar,
Ich lebe ſchon etliche Tauſend Jahr.

Als Adam Gottes Gebote brach,
Kam ich zur Welt unter ſeinem Dach.

Seit damals haben an ihrem Herd
Mich ungern ſeine Kinder genährt.

Der ewige Jude:

Mein altes Väterlein, ſage mir,
Wie heißeſt du, und was ſchaffſt du hier?

Der Alte Elend:

Freund, Elend iſt der Name mein,
Wohin ich mich wende, hör' ich Gewein.

Die Quelle bin ich von allem Leid,
Der Vater jeglicher Schlechtigkeit.

Du mußt mich kennen; denn, ſeit ich erſtand,
Schrei'n ſie meinen Namen in allem Land.

Ich lehrte ſie kennen alle Wehn,
Ich lehrte ſie alle Leiden verſtehn.

Der ewige Jude:

Biſt du's, der die Menſchen plagt, fürwahr,
Dann kenn' ich dich. Siebzehnhundert Jahr

Hör' ich, wie man dich mit Namen heißt
Des Menſchengeſchlechtes böſen Geiſt.

Zum Mindeſten, was ziehſt du nicht vor,
Zu den Reichen zu gehn, du alter Thor?

Was bringſt du den Armen alle Noth,
Die oft nicht haben den Biſſen Brod?

Der Alte Elend:

Schweig, Jude, ſchweig; ich hoffe, daß bald
Bei den Reichen ich nehme den Aufenthalt.

Und tret' ich erſt einmal in ihr Haus,
Man treibt mich ſo bald nicht wieder heraus.

Der ewige Jude:

Dein Kleid iſt ſchäbig, du alter Wicht,
Die Junker empfangen dich niemals nicht.

Sie jagen vom Thor dich ungeſcheut,
Du biſt gemacht für die armen Leut'.

Der Alte Elend:

Ich mache Arme aus adligem Blut,
Ich ſchleiche mich ein mit Liſt, o Jud.

Aufthun mir zwei Mägde, die mit mir bekannt:
Verſchwendung und Trägheit ſind ſie genannt.

Der ewige Jude:

Zieh weiter, Geſpenſt, es ſchaudert mir,
Ich habe nichts weiter zu ſchaffen mit dir!

Mich treibt ein Stärkerer fort ins Land,
Auf mir, auf mir liegt Gottes Hand!

Der Nagelſchmied.

Seitdem ich wohn' an dieſem Ort,
Hör' ich den Nagelſchmied immerfort.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft ſein Hammer Schlag auf Schlag.

Mit ſchwarzen Armen ſteht er ſtumm
Und dreht das Eiſen um und um.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft ſein Hammer Schlag auf Schlag.

Nie ſieht er den ſchönen Sonnenſchein,
Das Feuer der Eſſe ſieht er allein.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft ſein Hammer Schlag auf Schlag.

Daß er die Kinder kleid' und ſpeiſ',
Macht er die Nägel hundertweis.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft ſein Hammer Schlag auf Schlag.

Die Andern gehn zum Kirmeßort,
Er hämmert an ſeinen Nägeln fort.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft ſein Hammer Schlag auf Schlag.

Und klein und groß und Nägel für Schuh,
Ach! wie viel Eiſen um einen Sou!

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft ſein Hammer Schlag auf Schlag.

Nur Sonntags kann man ihn feiern ſehn,
Da gönnt er ſich Ruh, zur Meſſe zu gehn.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft ſein Hammer Schlag auf Schlag.

Im Schank zum grünen Tannenaſt,
Da iſt der Schmied ein ſeltner Gaſt.

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft ſein Hammer Schlag auf Schlag.

So ſegne Gott, ſo viel er kann,
Ja, ſegne dieſen Arbeitsmann!

Er hämmert bei Nacht, er hämmert bei Tag,
Es klopft ſein Hammer Schlag auf Schlag.

Das Heimweh.

Die Anker ſteigen, die Segel ſchwellen,
Wir ziehn und fliegen über die Wellen;
Es flieht das Land, auf thut ſich die See,
Mein armes Herz kann nur ſeufzen vor Weh.

Ade, ihr Geliebten, in Dorf und Gemeine!
Ade, hold Linaik, du liebliche Kleine!
Dich muß ich verlaſſen, der Oſtwind ſtreicht,
Ade, hold Linaik, für immer vielleicht!

Dem Vöglein gleich, das der Sperber dem Neſte,
Dem Weibchen entführt aus dem Frühlings-Geäſte,
So bleibt mir nicht Friſt zur Beſinnung, nicht Zeit,
Um ganz zu ermeſſen mein tiefes Leid.

Dem Lamme gleich, der Mutter genommen,
So hör' ich nicht auf, zu weinen beklommen,
Dahin die Augen gekehrt, wo blieb
Am Lande zurück mein ſüßes Lieb.

Bald werd' ich nur das Meer noch erſchauen,
Auf thut es ſich breit mit Schrecken und Grauen,
Und wähn' ich vom Abgrund verſchlungen mich ſchon,
Dann wirft's mich empor gen Himmel mit Hohn.

Das Schiff, ich ſeh's mit Staunen und Grauen,
Ein Schloß, vom Meere gewiegt, vom blauen,
Ein Schloß, mit achtzig Kanonen bedeckt,
Die ſchwarz gefärbt ſind und weiß gefleckt.

Das Ufer, ein Kreis, der entzwei geſchnitten,
Das große Meer und den Himmel inmitten,
Und doch erhebt ſich des Schiffes Maſt,
Viel höher als unſer Kirchthurm faſt.

Ihr habt am Hügel die Fäden geſehen,
Die kreuz und quer übers Farrnkraut gehen:

Mehr Taue ſind über die Maſten geſpannt,
Als Fäden über das Heideland.

Ach, traurig ſind die bretoniſchen Herzen!
Mein Denken und Sinnen geht unter in Schmerzen.
Umſonſt wohl macht' ich dieß Liedchen hie,
Denn euch, ihr Geliebten, ſing' ich es nie.

Der Bruch.

Der Knabe:

Könnt' ich ſchreiben und leſen, wie ich reimen kann,
Ein neues Lied würd' ich machen, ein neues und ſchönes dann.

Da kommt mein kleines Liebchen an unſrer Thür daher,
Gern würd' ich mit ihr ſprechen, wenn es nur möglich wär'.

— Liebchen, wie biſt du verändert, ſeit ich dich nicht geſehn,
Seit ich im Junimonat dich ſah zur Kirmeß gehn!

Das Mädchen:

Wenn ich's wirklich wäre, verändert, wie du geſagt?
Ich bin ſeit jenem Feſte vom böſen Fieber geplagt.

Der Knabe:

Komm in den Garten, mein Liebchen, komm doch herein mit mir;
Schau an die wilde Roſe unter den Kräutern hier.

Wie ſie ſo ſchön und heiter auf ihrem Stengel ſtand,
Roſig wie deine Wangen, als ich ſie Montags fand.

Sagt' ich es nicht: verſchließe wohl dein Herz, mein Kind,
Daß kein Menſch hineinkann, wo Blumen und Früchte ſind!

Du haſt nicht auf mich gehöret, du ließeſt es offen ſtehn,
Die Roſenblüth' iſt verwelket, die Schönheit muß vergehn.

Die Lieb' und die wilde Roſe, das herrlichſte Blumenpaar,
Sie blühen und verwelken ſehr ſchnelle beide fürwahr.

Die Zeit, da wir uns liebten, ſie hat nicht lange gewähret,
Sie iſt vorübergegangen, wie ein Windhauch vorüberfährt.

Abſchied der Seele.

O, kommt! daß ich euch ſinge, wie ſelig unſre Seele
Den Leib, ihr Haus, verläßt; kommt! daß ich euch erzähle.

Schnell blickt ſie noch zurück, zurück zur ird'ſchen Stätte,
Und ſpricht zum armen Leib, der krank liegt auf dem Bette:

Die Seele.

Weh mir, du armer Leib! die Stunde hat geſchlagen,
Dir und der ganzen Welt nun muß ich Abſchied ſagen.

Ich hör' das Hämmerlein des Tods und ſein Geklopfe,
Die Lippen ſind dir kalt, es ſummt in deinem Kopfe.

Grün iſt dein Aug, furchtbar dein Angeſicht, das blaſſe;
Weh mir, du armer Leib! 's iſt Zeit, daß ich dich laſſe.

Der Leib.

Wenn ſchrecklich mein Geſicht und grün ſind meine Augen,
Dann mag wohl unſer Bund, du ſagſt es, nicht mehr taugen.

Den treuen Weggeſell'n, der lang mit dir gewandelt,
Verachteſt du nunmehr; wie arg bin ich verwandelt!

Stets lieben Zweie ſich, wenn Zwei einander gleichen;
Nun du mir nicht mehr gleichſt, magſt du auch von mir weichen.

Die Seele.

Nein, nein, mein theurer Freund! nein, dich veracht' ich nimmer,
Des Herrn Gebote haſt du ja befolget immer.

Der Herr ſei benedeit! er hat es ſo beſchloſſen:
Mir iſt der Herrſchaft Friſt, die Dienſtzeit dir verfloſſen.

Der Tod will mitleidslos, daß wir geſchieden werden;
Inmitten ſchweb' ich nun des Himmels und der Erden.

Einſam, dem Täublein gleich, das aus der Arche ſchwebte,
Zu ſehn, ob noch die Welt vom wilden Sturme bebte.

Der Leib.

Wohl! doch zur Arche flog aufs Neu' das Täublein nieder;
Du kehreſt nie zurück, du kehreſt niemals wieder.

Die Seele.

Ich kehre dir zurück, mein heil'ger Schwur verſpricht es,
Ich kehre dir zurück am Tag des Weltgerichtes.

Ich kehre dir zurück, ſo wahr, als aus dem Leben
Ich ſcheide zum Gericht. Weh! mich erfüllt's mit Beben.

O, ſei getroſt, mein Freund! wenn Nordweſt-Stürme ſchweigen,
Beſänftigt ſich das Meer; ich will den Weg dir zeigen.

Und wäreſt du ſo ſchwer wie Eiſen, gleich Magneten
Anzieh' ich dich, ſobald den Himmel ich betreten.

Der Leib.

O Seele! wenn ich erſt im Grabe liegen werde
Und die Verweſung mich verkehret in Staub und Erde;

Wenn Finger, Hand und Fuß und Arm von mir genommen,
Wie ſoll ich dann zu dir hinan, o Seele, kommen?

Die Seele.

Der ohne Stoff und Bild die Welten rief ins Leben,
Er kann dir die Geſtalt, dieſelbe, wieder geben;

Er, der dich wohl gekannt, eh er dich ließ erſtehen,
Selbſt dort, wo nicht du biſt, wird dich ſein Auge ſehen.

Wir ſehn uns wieder dann, ſo wahr, als ich mich hebe
Zu Gottes Richterſtuhl, vor dem ich bang' und bebe;

So wahr ich bebe jetzt, ſo wahr mich faßt ein Zittern,
Dem ſchwachen Blatte gleich, das flattert in Gewittern.

— Die Seele höret Gott, und Gott erwidert gnädig:
Muth! Chriſtenſeele du! bald wirſt der Qual du ledig.

Du haſt mir treu gedient in deiner Erdenweile,
Jetzt komm heran und nimm dein Theil am Himmelsheile.

— Da fliegt die Seel' empor, noch einmal blickt ſie nieder,
Wo auf der Bahre ruhn des armen Leibes Glieder.

Die Seele.

Ich grüß' dich, armer Leib! ſieh, wie ich zögernd ſcheide,
Noch einmal blick' ich um, dieweil ich mit dir leide.

Der Leib.

Mit deinem goldnen Wort, o Seele mein! entweiche;
Nicht ſind mitleidenswerth Verweſung, Staub und Leiche.

Die Seele.

Nicht doch! o, du verdienſt Mitleid und Liebesſprüche,
Gleich leerem Gefäß, das einſchloß Wohlgerüche.

Der Leib.

Ade, mein Leben du! ſo ſei es denn geſchieden!
Wohin du wünſcheſt, mag dich leiten Gott in Frieden.

Du bleibeſt ewig wach, mich drücket Schlummers Schwere,
Zum Mindſten denke mein, und balde wiederkehre!

Wie blickſt du, welcher Glanz und Schimmer dich umweben!
Du biſt ſo froh und hehr, ich bin ſo trüb zu ſehen.

Die Seele.

Zu Roſen blühen auf jetzt meine Dornen alle,
Und Honig letzt mich, anſtatt der bittern Galle.

— Dann lebend, heiter, froh, wie Frühlings-Lerchen pflegen,
Steigt auf die Seel' und ſteigt dem Himmelsglanz entgegen.

Sie ſteigt zum Himmel auf, ſie pochet an die Pforte,
Zum Herrn Sankt Peter ſpricht ſie bittend dieſe Worte:

Die Seele.

O du, Sankt Peter! Herr! dein Herz iſt voller Gnade!
Zu Jeſu Paradies eröffne mir die Pfade.

Sankt Peter.

Ja, in das Paradies Jeſu geh ein die Wege,
Weil du in deinem Haus ihn pflagſt mit treuer Pflege.

— Am Eingang noch einmal blickt ſie nach rückwärts ſehnlich;
Da liegt ihr armer Leib dem Maulwurfshügel ähnlich.

Die Seele.

Ade, mein Leib, und Dank! Ade! auf Wiederſehen,
Bis wir in Joſaphat's Gethal zuſammengehen.

Geſänge hör' ich hier, wie ich ſie nie vernommen;
Es glänzt der Tag, es iſt der Dunſt von mir genommen.

Da prang' ich Blühende, gleich einem Roſenbaume,
Der ſteht am Lebensbach im Paradieſesraume.

Die Hölle.

Steigen wir zur Hölle nieder, Chriſten, laſſet uns mit Grauen
Dort die unerhörten Qualen der verdammten Seelen ſchauen,
Welche Gottes Zorn inmitten ew'ger Flammen ſchlug in Ketten,
Weil ſie ſeine Gnad' auf Erden nicht geſucht, um ſich zu retten.

In der Hölle tiefen Abgrund leuchtet nicht die kleinſte Helle;
Nebel ziehen, und die Pforten ſind verwachſen mit der Schwelle.
Gott, der Herr, hat ſelbſt die Riegel vorgeſchoben an den Thoren;
Niemals öffnet er ſie wieder, und der Schlüſſel iſt verloren.

Rauch ſind eines ird'ſchen Ofens Gluthe nur, die rothentflammen,
Gegen jene Gluth, die zehrt an den Seelen der Verdammten.
Beſſer wär's im ird'ſchen Ofen brennen bis ans End' der Erden,
Als im Höllenfeuer Eine Stunde nur gequält zu werden.

Furchtbar ſchauererregend heulen ſie, wie wuthbeißende Hunde;
Keine Rettung! wo ſie flüchten, züngeln Flammen aus dem Grunde.
Flammen über ihren Häuptern, unter ihren Füßen Flammen!
Flammen, ewig zehrend, ziſchend, ſchlagen über ſie zuſammen.

Auf die Mutter ſtürzt die Tochter, und der Sohn ſtürzt auf den Vater,
Und ſie ſchleifen an den Haaren Beide mitten durch den Krater:
„Sei verflucht, verlorenes Weib du, daß du mich zur Welt geboren!“
„Sei verflucht, du Mann, der ſchuldig, daß ich ewig bin verloren!“

Satan bringt zur Speiſe ihnen Koth der Höllen-Ungeheuer,
Den er aufkocht in den Betten aufgewühlt vom ſchwefl'gen Feuer.
Ihre eignen ſchlüpf'gen Thränen ſetzt er ihnen vor zum Tranke,
Untermiſcht mit Drachenblute und mit Saft von Molch und Unke.

Ihre Haut iſt abgeſchunden, und ihr Fleiſch iſt aufgeriſſen
Von den ſpitzen Schlangenzähnen und von den Dämonenbiſſen.
Ihre Knochen ſammt dem Fleiſche werden in den ungeheuern
Pfuhl geworfen, um der Hölle Küchenöfen mit zu feuern.

Und nachdem ſie lange brannten, nimmt ſie Satan aus der Flamme,
Und er taucht ſie in ein Eismeer nieder bis zum ſchwarzen Schlamme;
Taucht ſie dann ins Feuer wieder, und im Eiſe, daß es ſiedet,
Schlägt er ſie zum zweiten Male, wie das Eiſen, das man ſchmiedet.

Und ſie werden weinen, weinen bitterlich und zum Erbarmen:
Habe Mitleid, mein Gott! mein Gott! habe Mitleid mit uns Armen!
Doch vergebens! all ihr Flehen dringt nicht durch der Hölle Mauern,
Und ſo lang Gott ſelber dauert, werden ihre Qualen dauern.

Brennen wird ſie ſolches Feuer, daß das Mark in ihren Knochen
Von der ungeheuren Hitze wird in ſeinen Röhren kochen.

Mehr nur wird ſie Satan quälen, wenn ſie ſchrein zu Gott um Gnade;
Ob ſie heulen, ewig brennen müſſen ſie im Flammenbade.

Dieſes Feuer hat entzündet Gottes Zorn, der niederrollte
Wie der Blitz; er ſelber kann es nimmer löſchen, wenn er wollte.
Niemals raucht es, nie verzehrt es ſeine Gluthen, ſeine dichten,
Ewig wird's die Seelen brennen, ohne je ſie zu vernichten.

Geſang der Seelen im Fegfeuer.

Euch Gruß von Gott, dem Vater und Sohn,
Ergeht's euch wohl, wer immer hier wohn',
Euch Allen ſoll es wohl ergehen,
Vereinet euch, zu Gott zu flehen.

Wenn an die Thüre pocht der Tod,
Auf Einlaß dringet ſein Gebot,
Da zittert jedes Herz vor Bangen:
Wen wird er dießmal wohl verlangen?

Euch aber ſcheint es wohlgethan,
Daß wir uns eurer Thüre nahn;
Uns ſchicket Jeſus, euch zu wecken,
Wenn Träume eure Augen decken,

Daß Groß und Klein, was dieſes Dach
Beherbergt, aus dem Schlaf erwach',
Wenn Mitleid weilet noch auf Erden,
Um Gott! mag uns geholfen werden.

Verwandte, Brüder, Freunde, hört!
Um Gott! was unſre Ruhe ſtört;
O, ſchickt Gebete auf zum Herrn,
Nicht beten unſre Kinder gern.

Die wir geſpeiſet und genährt,
Sie haben ſich von uns gekehrt,

Die wir gehegt in unſern Armen,
Verließen uns, und ohn' Erbarmen.

Du Sohn, du Tochter! o, ihr liegt
In weiches Federbett geſchmiegt,
Der Vater, ich, ich Mutter theuer,
Wir liegen in dem Fegefeuer.

Ihr ſchlafet ſüß und weich zumal,
Die armen Seelen ſind in Qual,
Ihr ruhet aus in ſanftem Schlummer;
Die armen Seelen leiden Kummer.

Ein Laken weiß, fünf Bretter und
Ein Sack voll Stroh, fünf Schritte Grund,
O Menſchenkind! Das iſt die Habe,
Die dir allein verbleibt im Grabe.

Wir ſind in Flammen und in Qual,
In Gluth und Feuer allzumal.
Gluth oben, unten, wo wir treten;
Den Seelen helfet mit Gebeten.

Einſt, da wir lebten, hatten doch
Wir Freunde und Verwandte noch;
Jetzt, da wir todt ſind und geſtorben,
Iſt alle Freundſchaft mit verdorben.

Im Namen Gottes helft uns auf,
Zur heil'gen Jungfrau fleht hinauf,
Sie mög' ein Tröpflein ihrer ſüßen
Milch auf die Seelen niedergießen!

Steht auf aus euren Betten, geht
Und werft euch nieder zum Gebet,
Wenn euch nicht Siechthum hält und quälet
Und nicht der Tod ſchon auserwählet.

Das Paradies.

Gott! wie wird groß und rein
Das Glück der Seelen ſein,
Wenn ſie bei Jeſu ſind,
Der jede liebt als wie ſein Kind!

Mir ſcheint die Weile klein,
Und leicht jedwede Pein,
Gedenk' ich Tag und Nacht
Des Paradieſes Luſt und Pracht.

Wenn ich den Himmel blau,
Die wahre Heimat, ſchau',
Möcht' ich dahin, dahin
Wie eine weiße Taube ziehn!

Wenn mir erſcheint der Tod,
Laſſ' ich den Leib der Noth,
Laſſ' ich den Leib der Pein,
Der meines Jeſu Feind will ſein.

Mit Freuden wart' ich lang
Auf meinen letzten Gang;
Nach Jeſu tracht' ich ſehr,
Mein wahres Ehgemahl iſt er.

Wenn alle Ketten mein
Gebrochen werden ſein,
Steig' ich ins luſt'ge Reich
Empor, der lieben Lerche gleich.

Den Mond im Rücken weit,
Mit ſtolzem Fuße ſchreit'
Ich auf den Sonnenball
Und tret' ich auf die Sterne all.

Dann von der Erde fern,
Von dieſem Thränenſtern,

Die Blicke noch gewandt
Zurück zu meinem Heimatland —

Sprech' ich: Mein Land, Ade!
Ade, du Welt voll Weh!
Ade, du Erdenthal
Mit deiner großen Laſt und Qual!

Ade, o Noth und Pein!
Ade, ihr Sünden mein!
Ade, geängſtigt Herz!
Ich ſteige freudig himmelwärts.

Nunmehr der böſe Feind
Mir nimmer furchtbar ſcheint.
Seit meine Stunde ſchlug,
Bin ich gerettet allgenug.

Mein Leib auf irrer Bahn,
Wie ein verlorner Kahn,
Hat mich hieher gebracht,
Trotz Wogenſturm und Wetternacht.

O Tod! du Pförtner du,
Der mir das Schloß der Ruh
Erſchließt, an deſſen Riff
Die letzte Welle brach mein Schiff.

Wohin ich nun mich wend'
Und meine Blicke ſend',
Füllt Alles weit und breit
Mir Aug und Herz mit Freudigkeit.

Des Paradieſes Thor
Iſt offen, und davor
Stehn ſchon der Heil'gen viel,
Die mich empfangen an dem Ziel.

Dann führet mich mit Sang,
Mit ſüßem Harfenklang
Ein ehrenvoll Geleit
Zum Schloſſe der Dreieinigkeit.

Da ſeh' ich auf dem Thron
Gott Vater und den Sohn,
Den heil'gen Geiſt dabei;
Die ſind mir gnädig alle Drei.

Dann geht in ernſter Ruh
Herr Jeſus auf mich zu
Und drücket auf mein Haar
Mir eine Krone hell und klar.

Er ſpricht voll Freundlichkeit:
Ein Leib gebenedeit
Iſt wie ein edler Schatz,
Verborgen an geweihtem Platz.

Ihr ſeid in meinem Reich
Den Roſenwurzeln gleich,
Den Lilienwurzeln weiß,
Im Gartenland gepflegt mit Fleiß.

Die Roſ', die Lilie klar
Verlieren jedes Jahr
Die weiße Blüthenzier
Und blühen wieder, ſo wie ihr.

Für leichtes Herzeleid,
Für kurze Traurigkeit
Theilt uns der Vater aus
Den hohen Lohn in ſeinem Haus.

Wie ſchön zu ſehn iſt ſie,
Die heilige Marie!
Zwölf Sterne voller Glanz
Umziehn ihr Haupt als wie ein Kranz.

Wir ſehn der Engel Heer,
Sie ſingen Gottes Ehr,
Die Harfen in der Hand;
Melodiſch wiegt ſich ihr Gewand.

Und Vater, Bruder, Sohn
Sehn wir an Gottes Thron
Und, ſchön von Ruhm und Glanz,
Die Männer unſres Vaterlands.

Wir werden Jungfraun zart
Und Heil'ge jeder Art
Und Mütter, Wittwen, Fraun,
Von Gottes Huld gekrönet, ſchaun.

Und all die Engel klein
Mit ihren Flügelein
Von roſenrothem Duft,
Die ſchweben ob uns in der Luft.

Sie wiegen Arm in Arm,
Wie ein melod'ſcher Schwarm
Wohlduft'ger Bienen ſich
Im Blumenfeld wiegt wonniglich.

O Wonne ſonder Pein!
Mit Sehnſucht denk' ich dein;
Du tröſteſt mir das Herz
In dieſes Lebens Noth und Schmerz.

Anmerkungen.

S. 369. **Merlin Wunderthäter.** Die mythiſche Geſtalt Merlins iſt auch in Deutſchland populär geworden. Den Namen Merlin (Merddyn, Myrdin, Marzin) haben zwei Barden getragen. Der eine lebte im fünften Jahrhundert und galt für den erſten Zauberer und Wunderthäter ſeiner Zeit. Der andere ſagt uns ſelbſt, daß er in der Schlacht von Arderiz ſeinen eigenen Schweſterſohn unfreiwillig tödtete, darüber von Sinnen kam und ſich aus der Welt in den Wald von Kelidon zurückzog. Das iſt der unter dem Namen „der Wilde“ bekannte Merlin. In unſerem Gedicht iſt offenbar der Gedanke an Merlin den Wunderthäter vorherrſchend. Es führt Beſchäftigungen auf, die man nur den Zauberern zuſchrieb. Er ſteht des Morgens früh auf und durchſtreift, begleitet von ſeinem ſchwarzen Hunde, Wälder, Wieſen und Ufer, um das rothe Ei der Seeſchlange zu ſuchen, welches, um den Hals getragen, nach dem uralten Volksglauben unendliche Zaubermacht verſchaffte. Ferner ſucht er die grüne Kreſſe, das Goldkraut und die Eichenmiſtel. Dem Goldkraut trauen noch heute die Bretonen eine große Kraft zu. Wenn man zufällig darauf tritt, ſchläft man ſogleich ein und verſteht die Sprache der Hunde, Wölfe und Vögel. Es glänzt von Weitem wie Gold, und man findet es nur früh Morgens und auch dann nur, wenn man barfuß und im Hemde ausgeht, um es zu ſuchen, und einen Kreis um ſich beſchreibt. Man reißt es aus und darf es nicht abſchneiden. Nur ſehr heilige Leute finden es. Die Macht der Miſtel kennen wir aus den deutſchen Sagen.

S. 370. **Heloiſe und Abailard.** Ohne die Ueberſchrift würde es wohl dem deutſchen Leſer ſchwer, in den Helden dieſes Volksliedes das berühmte Liebespaar des eilften Jahrhunderts wieder zu erkennen. Man ſieht, daß das bretoniſche Volk den großen Scholaſtiker in eine Art von Doktor Fauſt und Heloiſe in eine Art Mariken von Nymwegen, den weiblichen Fauſt des holländiſchen Volksbuches, umgewandelt hat. Zu dieſer Entſtellung haben nach La Villemarqué die Mönche von St. Gildas, welche ihr Abt Abailard mit philoſophiſcher Verachtung behandelt hat, das Ihrige beigetragen. Das Volkslied iſt in Uebereinſtimmung mit der Geſchichte, wenn es Heloiſe in Nantes verweilen läßt; denn dort und in dem nahen Flecken Le Palet hat ſie ſich um 1099 mit Abailard mehrere Jahre lang aufgehalten. Dieſen Aufenthalt auf dem klaſſiſchen Boden des Druidismus benutzt es zugleich, um ihr alle die Eigenſchaften zuzuſchreiben, die es den Druiden und Druidinnen und in der Folge allen Zauberern zu leihen pflegt. Doch hat ſich dem Lied und den Mönchen zum Trotz in der Bretagne auch das unverfälſchte Andenken an das unglückliche Liebespaar erhalten. Beide Perſönlichkeiten ſind dort und in der Boccage ſehr populär; und im herrlichen Cliſſon iſt man auf die Grotte Heloiſens, in welcher ſie ſich nach ihrer Niederkunft verbergen, ebenſo ſtolz als auf die Erinnerungen des großen Konnetable.

S. 372. *Johanna die Flamme* Das Lied beſingt eine geſchichtliche Thatſache. Johanna von Flandern, welcher Karl von Blois die Erbſchaft der Bretagne ſtreitig machte, iſt eines der ſchönſten und muthigſten Weiber des ganzen Mittelalters. Als ihr Mann Montfort gefangen, ihre, die Montfort-engliſche, Partei geſchlagen war, wußte ſie die Intereſſen ihres Sohnes, des ſpätern Johann IV., mit Kraft und Erfolg zu vertreten. Sie warf ſich in die feſte Stadt Hennebont, und ſie ſelbſt ging hinaus und ſteckte das Lager der ſie unter Blois belagernden Franzoſen in Brand, daher ihr Name Jeanne la Flamme; wenn derſelbe nicht, was auch nicht unwahrſcheinlich, eine Abkürzung aus Jeanne la Flamande und dann nach ihrer kühnen That auf das in Flammen geſteckte Lager gedeutet worden iſt. [Vgl. auch noch Bd. III, 437 f.] Das celtiſche Original ſpricht hier und überall, wo in der Ueberſetzung „Franken“ ſteht, von „Galliern“; ſogar die Normannen und die modernen Franzoſen, z. B. in dem Gedicht aus der Revolution: „Die Blauen“ (S. 401), heißen noch ſo. Aus uralten Zeiten hatten ſie ſich daran gewöhnt, jeden Feind, der ihnen aus Oſten kam, mit jenem Namen zu bezeichnen. Aehnlich nannten ſie „Sachſen“ jeden Feind, der ihnen von der „großen Inſel“, Britannien, kam, und noch heute haben ſie für die Engländer keine andere Bezeichnung.

S.. 375. **Du Guesclin.** Ein edles und häufig in Sage und Geſchichte vorkommendes Motiv zu Aufſtänden bildet die Empörung des Volkes über einen Angriff auf die weibliche Tugend. Lucretia und Virginia ſind uns aus der Schule bekannt: die Geſchichte von Baumgartens Weib iſt durch Schillers Tell populär geworden; die graubündtiſche Cordula hat Max Waldau ſchön gefeiert; die holländiſche und frieſiſche Geſchichte hat auch ihre Lucretien. In der Bretagne hat das Unglück der Pathe des Helden du Guesclin das Signal zur zeitweiligen Befreiung des Landes von den Engländern oder „Sachſen“ gegeben und dem ſpäteren Konnetable von Frankreich und Sieger in ſo manchen Schlachten die erſte Gelegenheit geliefert, ſein furchtbares „Löwenhaupt“ zum Schreck der Feinde des Vaterlandes zu ſchütteln und ſeinen Zornmuth zu zeigen. Wenn die Geſchichte von dem armen Gretchen, dem Pathenkind du Guesclins, nichts weiß, ſo iſt dieß wohl der Unbekanntſchaft der franzöſiſchen Hiſtoriker mit der celtiſchen Sprache und celtiſchem Weſen zuzuſchreiben, in Folge deren dergleichen Lieder nicht als Geſchichtsquelle betrachtet und benützt worden ſind. Von der Einnahme des Schloſſes Trogoff durch du Guesclin (1364) weiß indeß die Geſchichte und kennt auch einen Rojerſon, aber unter dem Namen Roger David.

S. 381. **Der Schwan.** Den Bretonen war es bei ihren Kämpfen weder um Franzoſen, noch Engländer, ſondern bloß um ihre nationale Freiheit und Unabhängigkeit zu thun. Nachdem Karl v. Blois gefallen (1364), blieb ſein Nebenbuhler Johann v. Montfort Herr der Bretagne. Aber ſeine Liebe zu den Fremden, die ihm das Land erobern geholfen, und die Gunſtbezeugungen, mit denen er ſie zum Nachtheil der Bretonen überhäufte, erweckten endlich die nationalen Gefühle. Da ihm ſeine Barone die Wahl ließen, ob er die Engländer vertreiben oder ſelbſt das Land verlaſſen wolle, wählte er das Letztere und zog ſich nach England zurück. Karl V., der in alle Dem ein gutes Zeichen zu erblicken glaubte, wollte bei dieſer Gelegenheit ſein Recht der Suzeraineté in endlichen Beſitz verwandeln und ſchickte eine Armee in die Bretagne, die ſeinen Willen ausführen ſollte. Ein gleichzeitiger Dichter ſagt in ſeiner Chronique du bon roy Jehan: „Karl V. rüſtete ganz glänzende und friſche Fahnlein aus, die aus holdſeligen und gut geputzten Franzoſen beſtanden und ſich bei dem Gedanken freuten, daß die Bretonen ſich ohne Weiteres ergeben würden. Er glaubte, die Bretonen ohne Widerſtreit zu haben und ſie zu ſcheeren wie Schafe. Dieſe hatten im Kampfe für Frankreichs Unabhängigkeit gegen die Engländer große Uebel ertragen, ſie waren ſo entſtellt, ſo zerhackt, ſo verſtümmelt! Die Einen waren einäugig, die Andern verkrüppelt; die Haut ihres Geſichtes war wie Rinde; ihre Kleider hingen in Fetzen, ihre Pferde waren todt, ihr Vermögen dahin; ſie alle trugen Wunden, aber mehr vorn als im Rücken. Die Franzoſen, im Gegentheil, waren gut gekämmt; ihre Haut war weich und fein und der Bart in Zwickel getheilt; beim Tanz in glattgedielten Sälen kannten ſie nicht ihres Gleichen; ſie ſangen wie die Sirenen; ſie waren bedeckt von Perlen und Stickereien; ſie waren niedlich und aufgedonnert, und die Bretonen ſchwerfällig und einfältig. Nach der Meinung der Letzteren that Das weiter nichts. Aber da der Entſcheidungstag herankam, hielten die Bretonen Rath und fingen ihre Schwerter zu ſchärfen und zu ſchleifen an; Jeder ſuchte Eiſen und Holz hervor und Harniſch, Degen, Stahlſchienen und Beil und Hammer und Knotenſtock; Jeder verkaufte Ochs oder Kuh, um Renner zu kaufen: Das kam daher, daß ſie die Freiheit vertheidigen wollten bis in den Tod! Denn die Freiheit iſt ein erfreulich Ding; ſie iſt ſchön, ſie iſt gut, ſie iſt nützlich. Sie zitterten vor der Sklaverei, da ſie ſahen, wie ſie in Frankreich herrſchte.“ Herzog Johann von Montfort wurde zurückgerufen und mit ungeheurem Enthuſiasmus als Vertheidiger der nationalen Unabhängigkeit empfangen (1379). Er ſiegte. Die „weiße Stute“ iſt das Meer. Der „Verräther,“ von welchem die letzten Strophen ſprechen, iſt Bertrand du Guesclin, der als franzöſiſcher Konnetable die Franzoſen ins Land führte und dadurch den Fluch und die Verachtung ſeiner Landsleute auf ſich zog.

S. 384. Die jungen Leute von Plouié. Die Hiſtoriker der Bretagne wiſſen nichts von dem Bauernkriege, deſſen dieſes Gedicht erwähnt. Doch zweifeln wir nicht, daß er Statt gefunden. Die Hiſtoriker ſind meiſt Franzoſen, und der Krieg war vorzugsweiſe gegen die Franzoſen und den Feudalismus, den ſie in der Bretagne einführen wollten, gerichtet. Ein Kanikus aus Quimper, der zur Zeit der Ligue lebte, welche wahrſcheinlich alle alten den Franzoſen feindlichen Erinnerungen weckte, erzählt nach Ueberlieferungen von einem Bauernaufruhr, der im fünfzehnten Jahrhundert ausgebrochen und der offenbar mit dem in dem Gedichte gefeierten identiſch iſt, obwohl der gute Kanonikus natürlich gegen die Bauern geſtimmt iſt, die ſich nicht neue, drückendere Geſetze und neue Steuern aufbürden laſſen. Nach ſeiner Erzählung erhoben ſich die Bauern unter Anführung dreier Brüder aus Plouié, ohne Widerſtand zu finden, griffen Kemper an und beſetzten es am 30. Juli 1490 oder 1489. Nachdem der Kanonikus die Grauſamkeiten geſchildert, die ſie in der eroberten Stadt ausgeübt, erzählt er weiter, daß die Bauern auf ihrem Heimweg überfallen und mehr als tauſend getödtet worden, mit Einem Worte, daß es ihnen ſo erging, wie überall, wo ſie ſich mit Muth erhoben, ſiegten und den Friedensworten des beſiegten Feindes vertrauten. Das wollten die letzten zwei Zeilen des Liedes beſagen, die traurig und melancholiſch abbrechen, als ob der Barde ſich mit Trauer abwendete von dem verübten Verbrechen, das an den Bauern, die nichts wollten als das alte Geſetz und die man feudaliſtiſch von ihrem Eigenthum ſtoßen wollte, verübt worden.

S. 388. La Fontenelle. Wenn ein Parteigängerkrieg, der noch dazu einen religiöſen Charakter trägt, jemals ein Scheuſal hervorgebracht hat, deſſen Thaten Grauen erregen, ſo war La Fontenelle eines. Die Haare ſträuben ſich, wenn man in glaubwürdigen Hiſtorikern von den Gräueln liest, die dieſer Bundesgenoſſe der Ligueurs, der Streiter für den Glauben, auf der ganzen Oberfläche der Bretagne verübt hat. Die Inſel Triſtan, in der Nähe von Douarnenez, war ſein gewöhnlicher Aufenthalt. Alle Weiber der Nachbarſchaft ſind von ihm geſchändet worden: an fünftauſend Bauern hat er durch Eiſen oder Feuer den Tod gegeben; alle Beſitzenden mußten ihm Freibriefe und Frei-Geleit abkaufen, ohne daß ſie dadurch geſchützt geweſen wären. Einen reichen Adeligen überfiel er einmal in ſeinem Schloſſe, zwang ihn mit dem Dolch auf der Bruſt, alle ſeine Reichthümer auszuliefern, ſtößt ihn dann nieder und ſchändet die ſchöne Frau auf dem verblutenden Leibe des Gatten. Dann bindet er dem Töchterlein der Unglücklichen eine Katze um den Hals, welche, wüthend geworden, das arme Kind zerreißt. Heinrich IV. ließ ihn in Douarnenez belagern, konnte ihn aber nicht zwingen. Aus einer Gefangenſchaft, in die er gerieth, kaufte er ſich los. Als die Ligueurs geſchlagen waren und Heinrich IV. die Eroberung durch Vergeſſen und Vergeben befeſtigen wollte, ließ er auch Fontenelle die Freiheit. Aber der Friede war nicht das Element, in dem dieſer leben konnte. Nach einigen Jahren nahm er Theil an der Verſchwörung Birons und empfing endlich den Lohn, den er ſchon während ſeiner erſten Gefangenſchaft hätte empfangen ſollen: er ſtarb auf dem Rade. Dieſes Ende des Räubers und das hiſtoriſche Faktum der Entführung einer reichen neunjährigen Erbin bilden den Inhalt des Gedichtes. Ueber ſeine Schandthaten ſieht es hinweg und ſtellt ihn eigentlich bloß als eine Art von Don Juan dar, läßt ihn von der geraubten Frau geliebt ſein und ſchließt elegiſch und den Verfall ſeines Schloſſes, das nichts als ein Raubneſt war, bedauernd. Das Gedicht beweiſt, daß es die Bretonen mit der Moralität ihrer Glaubensſtreiter nicht genau nahmen und allen Verbrechen gern Abſolution gaben, wenn ſie nur in den Reihen der Ligueurs, der Streiter der Kirche, verübt wurden. (Vgl. auch III, 478.)

S. 392. Der Tod Pontcalec's. Es thut uns leid, den Helden dieſes Gedichtes durch Erzählung des wahren Sachverhalts der Verſchwörung, in die er verwickelt war, eines Theils ſeiner Glorie berauben zu müſſen. Der ſpaniſche Miniſter Alberoni hatte unter Anderem auch den Plan, die Stuarts wieder auf den engliſchen Thron zu erheben und die Regentſchaft Frankreichs dem Herzog Philipp von Orleans zu entreißen, um ſie König Philipp V. von Spanien in die Hände zu ſpielen. Er erkaufte zu dieſem Zweck eine große Anzahl von Hofleuten, ſchickte nach und nach verkleidete Soldaten in die Bretagne und ſetzte ſich mit vielen bretoniſchen Edelleuten in Verbindung. Unter dieſen fand er eine dem Unternehmen günſtige Stimmung; denn der bretoniſche Adel war entrüſtet, daß der Regent ihm zugemuthet, einen Theil der Steuern, 200,000 Francs, gleich dem gemeinen Volke zu tragen. Grund genug für ihn, um dem Volke vorzuſpiegeln, daß man es ſeiner Freiheiten und ſeiner Nationalität berauben wolle, und um das Vaterland an den Fremden zu verrathen. Die unter dem Namen der Konſpiration von Cellamare bekannte Verſchwörung wurde entdeckt und zwanzig Edelleute zum Tode verurtheilt. Der Regent begnügte ſich damit, vier Köpfe fallen zu ſehen — darunter den des 21jährigen Herrn Pontcalec. Die Strophe:

„Er wurde gerichtet von einer Schaar,
Die vom Hintern der Kutſchen gefallen war.“
(Kondaonet, naren gand tudpar,
Nemet tud koet doc'h lost ar c'har)

heißt eigentlich wörtlich: er wurde verurtheilt nicht von ſeines Gleichen, aber von Leuten, die vom Schweif der Karoſſen gefallen waren. Mit dem letzten Ausdruck bezeichnet die bretoniſche Redeweiſe die Emporkömmlinge.

S. 397. Die Schlacht von Saint Caſt. Das Factum, das dieſes Gedicht beſonders intereſſant macht, iſt ſonderbarer Weiſe darin nur angedeutet und wird von den franzöſiſch-patriotiſchen Ergießungen und dem Haſſe der Barden gegen die Engländer (oder Sachſen) überwuchert. Wir halten es daher für nothwendig, den deutſchen Leſer darauf aufmerkſam zu machen, indem wir es hier, nach Saint-Pern, beſonders erzählen und ſo die letzten Strophen der zweiten Abtheilung aufklären. „Die Schlacht von Saint-Caſt (1758) zeichnet ſich durch eine Begebenheit aus, die in den Kriegsannalen vielleicht einzig daſteht. Eine Kompagnie von Bretonen aus der Gegend von Treguier und St. Pal-de-Leon rückte gegen eine Abtheilung der engliſchen Armee vor, welche Abtheilung aus Gebirgsbewohnern von Wales beſtand. Auch dieſe rückte auf den Kampfplatz vor, indem ſie eine ihrer Nationalweiſen ſang. Plötzlich halten die Bretonen der franzöſiſchen Armee ganz erſtaunt inne: die Nationalweiſe der Walleſer war eine von denen, die täglich in der Bretagne zu hören ſind. Elektriſirt von jenen Tönen, die zu ihrem Herzen ſprachen, fangen ſie, plötzlich begeiſtert, den Refrain mit zu ſingen an. Das Staunen war nun auf Seiten der Söhne von Wales. Sie bleiben bewegunglos ſtehen. Die Offiziere der beiden Seiten kommandiren Feuer, aber ſie kommandiren in derſelben Sprache, und ihre Soldaten ſind verſteinert. Doch dauerte dieſes Zögern nicht lange; gerührt werfen die beiden Heeresabtheilungen ihre Waffen hin, umarmen einander und erneuern das Bündniß, das vor Jahrhunderten ihre Väter an einander geknüpft hatte.“ Nach dem Liede zu ſchließen, haben die engliſchen Offiziere den ganzen Vorgang dem Verrathe zugeſchrieben. Jedenfalls ſcheint er zur Niederlage der Engländer beigetragen zu haben. Die Geſchichte ſagt uns, daß die Ueberzahl der Franzoſen und die plötzlich ſteigende Fluth, welche die Engländer von ihren Schiffen trennte, eben ſo viel Schuld hatten an dem Mißglücken der Landung und der gänzlichen Niederlage der Briten, als die unverhofft eingetretene Rührung der Söhne Alt-Britanniens.

S. 400. Die Chouans. Der in dieſem Lied gefeierte Held iſt Julien von Cadoudal, Bruder des ſpäter durch die Verſchwörung gegen den erſten Konſul berühmt gewordenen George Cadoudal. Neben ihm wird ein Herr Tinteniac, als einer der Führer der Chouans, erwähnt: einer der populärſten Namen der bretoniſchen Dichtung, der durch die Volkslieder vieler Jahrhunderte geht und den der Volksdichter überall anbringt, wo er nur kann. Das Faktum verhält ſich vollkommen ſo, wie es im Liede erzählt wird. Letzteres wird nur noch von alten Leuten der Jugenderinnerung wegen geſungen.

S. 401. Die Blauen. Mit dieſem Namen bezeichneten die Chouans, die ſich ſelbſt „die Weißen“ nannten, die Truppen der Republik. [Vgl. Bd. III, 441.] Wie ſehr ſich die Feder ſträubte, dieſem Dokument populärer Beſchränktheit größere Verbreitung zu geben, haben wir es doch für Pflicht gehalten, es als ein hiſtoriſches Aktenſtück in unſere Sammlung aufzunehmen. Wir thun es mit leichterem Herzen, da wir der Ueberzeugung ſind, daß trotz aller Traditionen in der Vendée und im Boccage, die mit Stolz vom „großen Kriege“ ſprechen, eine Wiederholung der Chouanerie zu den Unmöglichkeiten gehört. Das Volk der Bretagne, dem ſeine Prieſter eingeredet, daß mit der Rückkehr der Bourbonen ein goldenes Zeitalter beginnen werde, iſt nach dieſer Rückkehr zu ſehr und zu ſchmerzlich enttäuſcht worden und hat die Erfahrung machen müſſen, daß die Könige von Gottes Gnaden ſich durch die Dankeslaſt beengt und den Bretonen ferner gerückt fühlten, als den revolutionärſten Gegenden Frankreichs, die ſie als neue Eroberungen betrachteten. Außerdem wird es durch den Anblick deſſelben unangebauten Landes täglich daran erinnert, wie arg es gegen ſich ſelbſt gewüthet, indem es ſich den Segnungen der Revolution verſchloß und die Parzellirung des großen Grundbeſitzes verhinderte. Der Bauer muß mit Neid auf den freien Landmann des übrigen Frankreichs blicken, den die Revolution zum Eigenthümer gemacht hat, während er ſelbſt bloßer Fermier und wie im Mittelalter von ſeinen Adeligen abhängig geblieben iſt. Einen Beweis für die Behauptung, daß das Volk der Bretagne zur Beſinnung gekommen und ſchmerzlich ſeine Enttäuſchung fühlt, liefert das folgende Gedicht.

S. 405. Die alte Zeit. Das traditionelle nationale, ſowie das jüngere legitimiſtiſch politiſche Streben iſt zu wehmüthiger Trauer herabgeſtimmt. Die alten Gefühle klingen noch nach, aber die Hoffnung auf Verwirklichung der Jahrhunderte lang genährten Wünſche iſt geſtorben. Die Könige ſind zurückgekehrt, aber nicht die alte Zeit und das alte Glück. Außerdem gibt dieſes Lied einen Begriff, in welcher Weiſe die alte Volksdichtung bei der Abfaſſung ihrer Lieder zu Werke ging. Herr de la Villemarqué hat der Improviſation dieſes Gedichtes beigewohnt und es aus dem Munde der Verfaſſer niedergeſchrieben: Es war am Vorabend des Feſtes der Mutter Gottes von Porzou, welche große Verehrung in den ſchwarzen Bergen genießt, als eine Maſſe von Wallfahrern aus allen Theilen der Bretagne herbeizog, um das Feſt zu feiern. In einer Meierei eines Thalgrundes, wo ſich eine große Zahl zum Abendeſſen und Nachtlager vereinigte, fanden ſich auch die zwölf Genoſſen, welche das vorſtehende Lied dichteten. Dieſe erhoben ſich nach einem lebhaften Geſpräch über die alte Zeit, den Druck der Abgaben und das Elend der Gegenwart vom Tiſche, gingen über den Fluß und erſtiegen den gegenüberliegenden Berg, auf deſſen Gipfel die Kapelle der Schutzheiligen ſtand, um dort, der Gewohnheit gemäß, bis in die Nacht zu tanzen und zu ſingen. Sie ſtanden im Kreiſe auf dem Hügel der Kapelle; der Kirchhof mit ſeinem Wald von Kreuzen und ſeinen großen Ulmen bildete den Hintergrund. Ein Müllermeiſter, berühmt im Gebirge als Hochzeitdichter, führte den Reigen. Er hatte ſeinen Müllerburſchen, ſieben Tagelöhner und drei wandernde Lumpenſammler zu Mitarbeitern. Er verfuhr auf folgende Weiſe: Sobald er den erſten Vers der zweizeiligen Strophe gefunden hatte, wiederholte er ihn mehrmals; ſeine Kameraden wiederholten ihn hierauf eben ſo, wodurch er Zeit bekam, den zweiten Vers mit dem paſſenden Reim zu finden, welcher gleichfalls wiederholt wurde. Wenn eine Strophe fertig war, begann er gewöhnlich die folgende mit den letzten Worten, oft mit dem ganzen letzten Verſe der vorhergehenden, ſo daß die Strophen in einander griffen. Wenn dem Sänger die Stimme oder die Begeiſterung ausging, fuhr ſein Nachbar zur Rechten fort. Hierauf kam die Reihe an den dritten, vierten und ſo fort, bis ſie wieder zum erſten zurückkehrte. Während der Improviſation halten ſie ſich bei den Händen und beſchreiben einen Halbkreis von links nach rechts und von rechts nach links, indem ſie nach dem Takte der Melodie hüpfen und ihre Arme auf und ab bewegen. Man ſieht aus dem Gedichte, wie Jeder ſeiner Beſchäftigung und ſeinem Charakter gemäß in Reime bringt, was ihm am Nächſten liegt, und je nach ſeiner poetiſchen Befähigung früher oder ſpäter ſeinem Nachbar die Fortſetzung überläßt. Der Müller iſt offenbar der Begabteſte. Er beginnt das Gedicht mit einem ausdrucksvollen Bilde, indem er die in ihren Hoffnungen getäuſchten Bretonen mit einem wahnſinnigen Vater vergleicht, der ſein längſt geſtorbenes Kind in einer prächtigen Wiege ſchaukelt. [Vgl. noch Bd. III, 447 f.]

S. 411. Das Lied der Bretonen rührt von dem erſt im Jahr 1858 verſtorbenen Dichter A. Brizeux her und iſt ſehr populär geworden. Es beweist, was ſein Refrain ſagt: in den Bretonen iſt das Nationalgefühl noch immer lebendig, obwohl ſie zugleich in Folge einer langen gemeinſamen Geſchichte ſich als einen Theil des franzöſiſchen Volkes betrachten. So war Brizeux zugleich celtiſcher und franzöſiſcher Dichter, und während ſeine reizenden Idyllen in manchem franzöſiſchen Boudoir geleſen werden, erklingt ſein celtiſches Lied an den Ufern des Elle in der Nähe der alten Graalkirche, über den verſunkenen Zinnen der Stadt Js und in den Hütten, die ſich nicht höher erheben als die Dolmen und Menhirs, in deren Mitte ſie ſtehen.

S. 412. Herr Nann und die Fee. Wie die germaniſchen Balladen ihre Feeen, die ſerbiſchen ihre Wilas, die iriſchen ihre Elfen, ſo haben die bretoniſchen ihre Gorrigans. Sie verſchwammen in der Phantaſie des Volkes mit den Druidinnen, und ihre Wohnung wird meiſtens an die Dolmen oder Tafelſteine verlegt, welche das Volk auch als Grotten bezeichnet und welche urſprüngliche Altäre waren, auf denen von den Druiden geopfert wurde und in deren Wölbung, wie man glaubt, die Druidinnen ihre Orakel erſchallen ließen. Das Volk, gewohnt, alles Wunderbare an dieſe Steine zu knüpfen, hat in chriſtlicher Zeit ſeine heidniſchen Ueberlieferungen und die in Feen verwandelten Druidinnen in ihrem geheimnißvollen Dunkel beherbergt, daher der ſpätere Name „Feengrotte“ (ti ar Gorrigan), der oft nichts Anderes bezeichnet, als einen alt-heidniſchen Dolmen. Die hier mitgetheilte Ballade erinnert an „Herr Olaf“ aus Skandinavien, und an Harald.

S. 415. Auch den Wechſelbalg hat ſich die Phantaſie des bretoniſchen Volkes nicht entgehen laſſen, und zwar ſcheint ſie ihn ſchon ſeit undenklichen Zeiten zu beſitzen. Denn auch in Wales findet ſich ein celtiſches Volkslied, das mit dem bretoniſchen faſt gleich lautet, nur daß es da ſeiner urſprünglichen heidniſchen Conception treu geblieben iſt. In der Bretagne wendet ſich die beſtohlene Mutter an die Jungfrau Maria, in Wales beräth ſie ſich mit einem Zauberer. Der Wechſelbalg kommt noch in vielen Volksmärchen, die theils in Verſen, theils in Proſa erzählt werden, vor. Heinrich Pröhle erzählt ein Geſchichtchen aus dem Harz, das mit unſerem Liede wunderbar harmonirt: „Einſtmals merkte eine Mutter zeitig genug, daß ihr anſtatt ihres Kindes ein fremdes untergeſchoben war. Da ließ ſie den

Gosmann (einen weiſen Scharfrichter) kommen: dieſer erkannte, daß es ein Wechſelbalg war, und rieth ihr, ſich damit vor ihre Hausthür zu ſtellen und es mit einer Gerte unbarmherzig zu ſchlagen. Das that die Frau, und ſogleich trat aus dem Walde gegenüber die Zwergin heraus, brachte der Frau ihr rechtes Kind und nahm das ihre mit in den Wald.“

S. 417. Die Zwerge. Die romantiſche Mythologie der Bretonen kannte auch die in Island, Schottland und Deutſchland populären Zwerge oder Wichtelmänner. Auch die bretoniſchen Zwerge ſind gutmüthiger Natur, ſo lang ſie nicht gereizt werden. Auch ſie bewahren ungeheure Schätze, und die Münze, die ſie austheilen, iſt nicht immer vom beſten Gehalt: bald zerſchmilzt ſie wie Eis, bald verwandelt ſie ſich in gemeinen Koth, ganz wie in der deutſchen Sage. Das Volk hat ſie, wie die Gorrigans, bei den Dolmen untergebracht. Sie tanzen im Chor einen hölliſchen Reigen, der den Refrain hat: Montag, Dinstag, Mittwoch, Donnerſtag, Freitag. Ein Mann, der einmal, von ihnen gezwungen, mittanzte, fühlte ſich von dem monotonen Refrain gelangweilt und fügte noch die Worte „Samſtag und Sonntag“ hinzu. Da entſtand ungeheurer Lärm unter dem kleinen Volk; ſie ſchrieen und drohten, daß der arme Mann faſt vor Angſt verging. Hätte er noch die Worte „und ſo iſt die Woche aus,“ hinzugefügt, ſo wäre die Verwünſchung zu Ende und die Erlöſung der Zwerge erfüllt geweſen. [Vgl. hierzu auch das Märchen von den „Gaben der Korigans“ V, 286.] Die hier mitgetheilte Sage wird vom bretoniſchen Volkslied auch noch anders erzählt. Ein gewiſſer Jannik-au Trevou, feiner als unſer Schneider, ſtreut, als er mit dem Schatz nach Hauſe kommt, glühende Aſche und Kohlen auf den Flur ſeines Hauſes. Als nun die Zwerge gegen Mitternacht ankommen, um ihr Eigenthum zurückzuholen, verbrennen ſie ſich die Füße und machen ſich mit dem ſchrecklichſten Geſchrei eiligſt aus dem Staube. Doch haben ſie ſich vorher an dem Dieb gerächt, indem ſie ihm ſein ganzes Geſchirr zerbrachen. Daß das Lied einen Schneider zum Helden macht, iſt charakteriſtiſch für die Art und Weiſe, mit welcher die ehrſame Zunft in der Bretagne perſiflirt wird. Auch das deutſche Volkslied liefert viele Beiſpiele von Schneider-Verhöhnung; bei den zähen Bretonen aber iſt ſie nicht bloß auf das Volkslied beſchränkt, ſondern aus den früheſten Zeiten her im täglichen Umgange gebräuchlich geblieben. Noch heute ſagt man in der Bretagne: neun Schneider auf einen Mann, und nie ſpricht man den Namen eines Schneiders aus, ohne den Hut zu lüpfen und beizufügen: „Mit Reſpekt zu ſagen.“ Die Angſt des Schneiders und die Belagerung des Hauſes erinnert an den Goethe'ſchen „Todtentanz.“

S. 419. Die Peſt von Elliant ſtammt aus dem ſechsten Jahrhundert, der Zeit, wo die Peſt, deren Schrecken hier geſchildert werden, in ganz Europa wüthete. Mit dem Liede Hand in Hand geht folgende Sage: Am Kirmeßtage des Fleckens Elliant ritt ein junger Müller ſeine Pferde zur Schwemme. Da ſah er eine ſchöne Frau in weißem Gewande, welche am Rande des Baches ſaß und ein Stäbchen in der Hand hielt. Sie bat ihn, er möge ſie über das Waſſer bringen. „O, ſehr gern,“ antwortete er, und ſchon ſaß ſie auf der Croupe ſeines Thieres, und er ſetzte ſie am andern Ufer ab. Da ſagte die ſchöne Frau: „Du weißt nicht, Knabe, wen du herüber gebracht haſt; ich bin die Peſt; ich habe die Bretagne durchzogen und gehe nun in die Kirche des Ortes, wo man zur Meſſe läutet. Alle, die ich mit meinem Stäbchen berühre, werden ſchnell ſterben. Du fürchte nichts, dir wird kein Leides geſchehen, weder dir noch deiner Mutter.“ Und die Peſt hat Wort gehalten. Auf dieſe Sage deutet das Gedicht hin in den Verſen:

Da ſtarben Alle, nur nicht Zwei.
Ein ſechzigjährig Weib kam davon,
Das alte Weib und ihr einziger Sohn.

Die Bauern erzählen, daß man die Peſt dadurch aus dem Lande getrieben, daß man ein Lied auf ſie gemacht habe. Es gebe kein beſſeres Mittel, die Peſt zu verjagen; auch ſei ſie ſeit der Zeit nicht wieder gekommen. Die hier mitgetheilte Sage wiederholt ſich wunderbarer Weiſe am entgegengeſetzten Ende Europa's bei den Walachen Siebenbürgens. Bei dieſen iſt es ein junger Fährmann, welcher ebenfalls an einem Feiertage, wo die Leute in der Meſſe ſind, die Peſt in Geſtalt einer ſchönen Frau in ſeinem Kahne über die Una ſetzt. Für dieſen Dienſt wird er ſammt ſeiner alten Mutter von der Peſt verſchont. Der heilige Barde Baſian, welcher am Eingange unſeres Gedichtes erwähnt wird, hat der Legende zufolge die Peſt weggebetet.

S. 421. Genovefa von Ruſtefan. Mit den ſchönen Ruinen des Schloſſes Ruſtefan in der Nähe von Pont Aven verfällt auch allmählig die Sage von dem Fräulein, das einſt dort gewohnt und unglücklicher Weiſe einen Prieſter geliebt hat. Von Zeit zu Zeit glaubt noch das Volk von Rizon, einem Flecken der Auſſelan, im Hauptthurm einen kahlköpfigen Prieſter und im Saal um Mitternacht die ausgeſtellte Leiche der armen Genevieve zu ſehen.

S. 421. *Der Marquis von Guerand* iſt derſelbe, der Madame Sévigné, wie man aus deren Briefen erſehen kann, durch ſein prächtiges und graziöſes Tanzen entzückt hat. Wir zweifeln nicht, daß der Marquis ein trefflicher Tänzer und ein Schmuck jenes Hofes war, dem Ludwig XIV. ſelbſt vortanzte — daheim aber, unter ſeinen bretoniſchen Bauern, war er, was die meiſten Hofleute des 16. und 17. Jahrhunderts waren: ein fürchterlicher Bauernbedrücker, der vor nichts zurückſcheute. Noch heute geht die Sage in der Bretagne, daß, wenn der junge Marquis ſein Schloß verließ, ſeine eigene Mutter ſofort die Glocke läutete, um die Bauern zu warnen. Nachdem er den armen Schüler erſchlagen, brachte es die Mutter doch dahin, daß er das Land verließ und zu Hofe ging, wo er wohl wieder als Tänzer Glück machte. Alt geworden, ergab er ſich, nach dem Beiſpiele ſeines Herrn und Königs, der Frömmigkeit, gründete Spitäler und betete Nächte durch, daß ihm der Herr ſeine Jugend verzeihe. [Vgl. auch III. 415 f.]

S. 428. *Die Nachtigall.* Dieſe Ballade iſt ſehr alt, denn im 13. Jahrhundert war ſie ſchon populär genug, um der Prinzeſſin und Minneſängerin Maria de France bekannt zu werden, in deren Gedichten ſich eine franzöſiſche Nachahmung befindet. Unſere künſtleriſch und voll poetiſcher Oekonomie angelegte Ballade, in welcher der Geliebte nur gegen Ende des Gedichtes erſcheint, die nächtliche Unruhe der Dame plötzlich erklärt und ſeine Klage mit ein Paar Verſen abmacht, iſt in der altfranzöſiſchen Nachahmung durch Weitſchweifigkeit und Umkehrung des Planes ganz wirkungslos geworden.

Der ewige Jude, S. 431, iſt in Frankreich eben ſo populär, wie in England und Schottland; das Volk liebt ihn und erwartet nur Gutes von ihm; ſeine Sünde hat es ihm längſt vergeben und betrachtet ihn als geweiht und gereinigt und als eine Perſon, in welcher ſich jahrtauſendalte Erfahrung zu höchſter Weisheit und Milde abgeklärt hat. Er kennt unzählige Geheimmittel gegen alle Krankheiten und theilt ſeine Geheimniſſe gern mit, um zu helfen. Auch das engliſche Volk betrachtete ihn ſchon im Mittelalter als eine beinahe heilige Perſon. Nach dem Chroniſten Mathew Paris, dem alten Mönch von St. Albans, war der ewige Jude urſprünglich Thürſteher bei Pontius Pilatus und hieß Karthaphilus; erſt in der Taufe, denn er bekehrte ſich bald nach der Kreuzigung, erhielt er den Namen Joſeph. Nach jedem hundertſten Lebensjahre fällt er in eine ſchwere Krankheit, aus der er ſich verjüngt erhebt; er hat dann wieder dreißig Jahre, wie damals, als er ſich an Chriſtus vergangen. Chriſtus gibt ihm täglich einen Groſchen für ſeinen Lebensunterhalt. Aehnlich behandelt das franzöſiſche Volk den ewigen Juden, den es Iſaak nennt. Es gibt ihm täglich fünf Sous, immer neue Kleider und unzerreißbare Schuhe. Chriſtus iſt ihm eigentlich gewogen, und es erwartet ihn dereinſt ein gutes Loos. Die Bretonen haben ihn nach ihrer Art in ein Volkslied gebannt.

S. 433. Der Nagelſchmied, ebenfalls, wie „das Lied der Bretonen,“ S. 411, ein Gedicht Brizeux', wird in der Gegend von Kemperle viel geſungen.

S. 435. Das Heimweh. Wie ſtark die Vaterlandsliebe der Bretonen iſt, geht aus allen ihren Volksliedern hervor, und das Heimweh, das bei verſchiedenen Völkern, wie z. B. bei den Schweizern, die in der ganzen Welt ſich anſiedeln, mehr wie eine zur Schau getragene Sentimentalität ausſieht, ſcheint bei den Bretonen wirklich häufig eine gefährliche Geſtalt anzunehmen. Kein bretoniſcher Rekrut verläßt ſein Dorf, ohne ein Abſchiedsgedicht an ſeine Geliebte oder an ſeine Familie verfaſſen zu laſſen. Unſer Matroſe hat ſeines ſelbſt verfaßt, und einer ſeiner Schiffskameraden hat es aufbewahrt und im Land verbreitet. Er war aus dem Gebirg von Arez und wurde auf dem Kriegsſchiff, auf dem er ſich befand, von einer ſolchen Heimwehkrankheit ergriffen, daß man ihn einige Stunden von Bordeaux ans Land ſetzen mußte, wo er in Kummer und Elend auf dem Stroh eines Stalles ſtarb. Wir können nicht umhin, hier ein kleines Geſchichtchen mitzutheilen, das uns von ſehr glaubwürdiger Seite, von einem der trefflichſten Dichter Frankreichs, erzählt wurde. Ein von Bretonen bemanntes Schiff legte einſt an einer der wildeſten und entfernteſten Südſee-Inſeln vor Anker. Zu ihrem größten Erſtaunen fanden ſie daſelbſt einen König, der aus dem Departement des Morbihan ſtammte. Es war Das nämlich ein Matroſe, der ſich vor Jahren allein von einem in der Nähe der Inſeln geſtrandeten Schiffe gerettet und ſich bei den Wilden der oberſten Gewalt bemächtigt hatte. Natürlich kam der König ſofort auf das Schiff, um ſeine Landsleute ſo freundlich als möglich zu begrüßen und ſich nach ſeinem Vaterlande, das er ſeit beinahe vierzig Jahren nicht geſehen, zu erkundigen. Ihm zu Ehren fingen die Matroſen den Biniu zu ſpielen und den St. Patriks Marſch — den bretoniſchen Kuhreigen — zu ſingen an. Da warf der König alle Zeichen ſeiner Würde von ſich und fing ſo gewaltig zu ſingen, zu lachen und zu weinen und endlich mit ſeinen ſiebenzigjährigen Beinen zu tanzen an, bis er zuletzt ganz erſchöpft und bewußtlos zu Boden ſank. Die Wilden, empört über die fremden Zauberer, welche ihren König ſeiner Würde ſo ſehr vergeſſen machten, trugen ihn vom Schiffe und, um ihn vor den Einwirkungen ferneren Zaubers zu ſchützen, in das Innere der Inſel.

S. 436. Der Bruch, eines der bretoniſchen Volks-Liebeslieder, die, was die poetiſche Form und die glückliche Wahl ausdrucksvoller Bilder betrifft, zu den ſchönſten Erzeugniſſen der Volkslitteratur aller Länder gehören.

S. 437 ff. Religiöſe Lieder. Aus den Ergießungen bretoniſcher Frömmigkeit haben wir eine Dante'ſche „Göttliche Komödie“ im Kleinen zuſammengeſetzt. Die celtiſche Energie und die verkörpernde Unmittelbarkeit, welche ſich ſchon in den Kriegsliedern zeigte, hat auch dieſen religiöſen Gedichten Färbung und Sinnlichkeit verliehen. Das gute Stück Heidenthum, das in dieſen Liedern ſteckt, trägt zwar bei, dieſe religiöſen Gedichte poetiſch zu machen, erklärt aber auch zugleich, auf welche Weiſe man ſich des Volkes durch die Phantaſie zu bemächtigen verſtand, und deutet mehr als die Kriegslieder darauf hin, was der Beweggrund und welche die Hebel des Widerſtandes gegen die neue Zeit geweſen. Wenn man bedenkt, daß Lieder, wie die mitgetheilten, in der Bretagne täglich als Volkslieder geſungen werden, ſo kann man begreifen, daß es Orte gibt, wo das Mittelalter nicht ſterben will. Zum „Abſchied der Seele“ (S. 437) haben wir nur die Bemerkung hinzuzufügen, daß ſich der bretoniſche Bauer die ſcheidende Seele in Geſtalt einer aufſteigenden Lerche vorſtellt. Je nachdem er ſie in der Höhe verſchwinden oder aufs Feld zurückſinken ſieht, glaubt er dieſelbe am Paradieſesthore aufgenommen oder abgewieſen. — Das Gedicht „die Hölle“ (S. 440) wird bald dem Pater Morin, welcher im 15. Jahrhundert lebte, bald dem Pater Maunoir aus dem 17. zugeſchrieben. Michel Angelo's jüngſtes Gericht hat in der Darſtellung der dunkeln Vorſtellungen, welche das Chriſtenthum vom nichtgriechiſchen Heidenthum entlehnt hat, und in der Ausmalung des Entſetzlichen nicht mehr geleiſtet als dieſes Gedicht, in welchem auch noch druidiſche Reminiszenzen unter dem chriſtlichen Mantel fortleben. — „Der Geſang der Seelen im Fegfeuer" (S. 442) wird vor den Thüren von den Armen geſungen, welche am Abend von Allerſeelen von Hütte zu Hütte ziehen, die Seelen der Verſtorbenen darſtellen und Almoſen in Empfang nehmen. Es geſchieht Das, nachdem das gebräuchliche Todtenfeſt ſchon gefeiert iſt. Zu dieſem Feſte verſammelt ſich die Menge auf dem Kirchhofe, kniet betend an den Gräbern der Anverwandten nieder und füllt die Höhlungen in den Grabſteinen mit Weihwaſſer oder auch mit Milch. Die Glocken läuten die ganze Nacht, und der Pfarrer weiht nach einer großen Prozeſſion beim Scheine von Fackeln die Gräber aufs Neue. In jedem Hauſe bleibt während dieſer ganzen Nacht das Tiſchtuch ſammt dem Nachteſſen auf dem Tiſche, und die Gluth auf dem Heerde wird nicht ausgelöſcht; denn die Seelen der Abgeſchiedenen kommen, um ſich am Mahle zu erquicken und am Feuer zu wärmen. Wenn nun Alles zu Bett gegangen iſt, um die Stube ganz den Seelen zu überlaſſen, erſchallt plötzlich vor der Thür jener Geſang der Armen. Man ſteht wieder auf, um knieend zu beten und Almoſen auszutheilen. Die Armen ziehen weiter über die Heide; aber ruheloſer noch ziehen, dem bretoniſchen Volksglauben zufolge, die Seelen der Abgeſchiedenen während dieſer Nacht in gedrängten Schaaren durch die Lüfte. — Das Paradies (S. 444) iſt vorzugsweiſe bei den Fiſchern der Bretagne, und unter dieſen ſpeziell bei den Fiſchern der Landzunge von Audierne, populär. Sie ſingen ihn zum Ruderſchlage, wenn ſie auf den Fiſchfang oder wenn ſie als Fährleute eines Fremdlings um die Pointe du Raz, zwiſchen den Inſeln Sein und der Bai des Trépaſſés, hinfahren. Dort iſt der Geſang am Ort; denn die Inſeln Sein ſind jene Eilande, auf denen die Todten ihre endliche Ruhe fanden. Sie pochten in der Nacht an die Thür des erſten beſten Fiſcherhauſes. Der Fiſcher ſtand auf und ſtieg in ſeine Barke, um den Todten über das ſchauerliche Meer zu bringen — jeder Fiſcher war ein menſchlicher Charon. Er mußte ſeine Pflicht erfüllen, ohne ein Wort zu ſagen, ohne eine Frage an die Todten zu richten oder eine Belohnung in Anſpruch zu nehmen. Ueber der Thür der Kirche von Plogoff, einem Fiſcherdorf auf der genannten Landzunge, ſieht man noch heut eine in Stein gehauene Barke und bringt dieſe Skulptur mit den ehemaligen Pflichten der Bewohner dieſes Dorfes in Verbindung. (Vgl. Bd. III, 465 f.) Die Melodie dieſes Geſangs gehört zu den ſchönſten und rührendſten der bretoniſchen Volkslieder.

Alphabetiſches Verzeichniß

der

Anfangsworte der Gedichte dieſes Bandes.

Seite

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Seite

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Seite
Ich war ein Kind, als Polen fiel 49
Ich war ein Kind und lag am See 184
Ihr da, Dom Luis, o haltet an 303
Ihr malt uns gern als Räubervolk 105
Ihr wittert ſtets Verſchwörung . 106
Im Bade dehnt ſich König . . . 123
Im Böhmerland der Blanskywald 179
Im Kerker liegt in eiſernen Banden 91
Im Norden liegt ein froſtumhüllter 58
Im Parke ging ich auf und ab . 352
Im Schimmer des Morgenthaues 329
Im ſtillen Walde denk' ich dein . 191
Im Ungarland, bei einem . . . 50
Im Winde kreiſt der Dünenſand 346
In deinem Herzen ruht Verdacht 188
In deiner Berge grünem Kranz . 60
In England iſt's bekannt genug . 241
In Granada ſind Paläſte viele . 89
Jakobiner, Sansculotten . . . 42
Je enger ſich das Leben mir . . 302
Jüngſt an der deutſchen Gränze . 173
Kam ein Koſaken angeſchwommen . 362
Kehrſt du zurück nach Haus: und 334
Kehrt man in ſpäter Abendſtunde 167
Keinem Popen kann ich fluchen . 354
Kein Wort und keinen Hauch . . 277
Kennſt du die Tage, da die Wolken 106
Klariſſa ſchwimmt durch die blaue 250
Klemens trat aus dem Palaſte . 139
Könige, Pfaffen, Henker, Damen 76
Könnt' ich ſchreiben und leſen . 436
Krank warſt du, krank! 15
Leb' ich in dir, mein Sinn verſtarrt 3
Leb wohl, leb wohl! auf Wiederſehn 207
Lieblich ver[illegible] 260
Mächtiger als des Tages Rauſchen 292
Marie, die ſchöne, liebt in Klagen 415
Mein Antlitz iſt von Scham umflort 101
Mich drücket eine Sorge . . . 199
Mich liebt die ſchöne Amphitrite . 380
Mögen ſie dich in Stücke zerhauen 301
Mond, der ſtille Wandersmann . 17
Müdes Alter, Zeit der Stille . . 286
Nach allen Strichen, im Oſten . 21
Nach einem Salamis 301
Nachfolger bin ich eines Beſſern . 175
Nicht groll ich mehr mit dem Geſchicke 291
Nicht mehr als zwölf Jahre hatt' ich 370
Nicht mich, o Baum voll Blüthen 187
Nie biſt du allein im Leben . . 300
Niederknien möcht' ich in Freuden 141
Nie hab ich früher Leid empfunden 365
Nimm deinen Dolch, der ältere . 257
Nimm des alten Treibens Runen 342
Noch einen Schluck aus, alter Jude 177
Noch, ihr meine Blumen alle . . 343
Noch nie iſt meinem Ohr dein Wort 102
Nur dir, nur dir, o nimm es . 341
Nur wenig lernte ſie, und alles . 291
O Böhmen, frommes grünes Blatt 67
O dieſe Nacht, ſie ſcheint nur ſchwarz 296
O, eile nicht ſo ſchnell 205
Oeffnet nur die Hüttenthüre . . 71
O Herrin, du befiehlſt vergebens 271
O, kommt, daß ich euch ſinge . . 437
O Morgen, Tröſter, zaubre nicht 335
O Mutter ſiehſt du, was mich quält 70
O ſähe Gott auf dich hernieder . 66
O ſpiel mit Grabgedanken nimmer 201
Oſtwärts nach Europa's Ruhe . 109
O weckt ſie nicht, ihr kommt . . 170
O Worte gibts, die nie verhallen 189
O wüßteſt du, was deine beten . 299
O zieh mich nicht ſo mächtig an . 278
Pyrämus herrſchet im Winter nur 236
Ringsum die weißen Nebel lagen 344
Römerſtraßen ſehn vom Berge . 276
Schönes Mädchen ohne Geld . . 361
Schon hat ſie dich vergeſſen . . 333
Schüttelt ab die Schmach . . . 152
Sehet, die Franzoſen kommen . 401
Seht, ich bin hart geworden . . 293
Sei ruhig, Weib, ... 92
Seitdem ich wohn' an dieſem Ort 433
Seit ſie geſtorben, iſt mir Eins . 7
Sie bürſtet ihm die Schuhe blank 81
Sie, die ſo lange ging mit mir . 297
Sie liebt mich — liebt mich nicht 302
Sie ſprach es aus, das Wort . . 186
Sind es Roſen, ſind es rothe . . 257
Sind's Leiden, ſind's Freuden . 6
Sitzen beiſammen in böhmiſcher . 64
Sitz' ich auch des Nachts allein . 182
So eil ich herauf und herunter . 347
So geht's zu Haus: Was gibt es 329
So haſt du nie erwogen . . . 275
So kam ſie, die Gefährtin . . . 297
So liebend ſtrafte dein Geſchick . 203
Soll ich dich krönen 263
So ſcheiden wir, ich drücke dir . 107
So tiefe Ruhe, wie ſie träumt . 348
So tief iſt der Liebe Bronnen . 146
So weit gekommen, daß ich nur . 280
So will es mir wieder das Herz 13
So zu mir ſprach Abdallah . . 290
Steigen wir zur Hölle nieder . . 440

Seite
Traurig iſt es, ſo zu ſchleichen . 326
Trinker, trinket nur aus Krügen 148
Trotz Vielem, das zerbrach . . . 351
Ueber das Gebirge kam die Peſt . 363
Umhülle mich mit deinem lichten 339
Um Mitternacht zwei Schiffe flohn 80
Umſonſt ſucht ihr die Welt . . 301
Und als der Verrath mich . . . 324
Und alſo ſaß ich eine Wache . . 331
Und denk ich jetzt daran. . . . 220
Und kann bei uns dich nichts . . 54
Und kommſt du nicht am Tage . 203
Und wenn es Abend wird . . . 255
Unglücklich biſt du, und du ſchweigſt 84
Uns trennen keine Fernen . . . 9
Verbannung aus dem Vaterlande 296
Verflucht ſei die Sonne, der Mond 304
Vergeſſet nicht des Frühlings . . 56
Verkannt iſt Alles, was dir blieb 57
Verſtummt iſt der letzte 33
Viel Glück und Freude dem Hauſe 424
Vom Mann, der erſt dir ſagen . 299
Von allen, die aus Habsburg . 27
Von deinen Tugenden, den Freunden 299
Von ſeinem Leid, wie ſchwer es . 298
Von Oſtrolenka nordenwärts . . 49
Vorwitzig iſt's, den Zeiten . . 103
Warum ſo trüb und ſo verſchloſſen 102
Was biſt du anders, armes Herz 97
Was ich gefühlt, bis zu der Stunde 199
Was ich möchte, was ich will . . 274
Was kommt dort das Gebirg . . 378
Was ſoll das ew'ge Streiten . 23
Was ſoll dies Sehnen 202
Was ſoll mir Wach? — ſagſt du . 298
Was ſteh' ich gleich dem Feig . . 145
Welche Mißgunſt hat zur Plage . 213

Seite
Welches Lied ſoll ich dir ſingen . 181
Wenn an der Wurzel arg die Axt 302
Wenn die Taucher, die von Yemen 231
Wenn ich ein König wär . . . 34
Wem nicht ewig heilig bleibt . . 3
Wer kennt den Schrei nicht unſrer 103
Wer nicht das Leben trinkt . . 299
Wer ſchreitet in der Nacht allein 78
Wer wird dem Sagenwort nicht . 99
Wie ängſtlich ſchon am Zweig . 296
Wie die Blume ſich verſchließet . 215
Wie ein Ruf von einem andern . 209
Wie geheimnißvoll ſind jene . . 262
Wie glücklich war in allen Dingen 98
Wie ich dich liebe 265
Wie in den erſten Jugendtagen . 200
Wie kannſt du dich nach ſolchem . 230
Wie lacht der Tag, der ſie entführt 217
Wie lang iſt's her, da ſangen . 36
Wie magſt du dich ſo einſam . . 319
Wie reiche Güter immer rund . . 106
Wie traurig! Unter dieſen Zeilen 268
Wie viele Menſchen dir 204
Wild iſt der Strand von Dalmatien 253
Wird ſie erfüllt, die Prophezeiung 142
Wir ſind noch immer Bretonen . 411
Woher dies Weinen, das ſo . . 102
Wohin ſo früh zur Morgenſtund . 360
Wo ich ein Licht erlöſchen ſeh . . 201
Wo ſind die Millionen 300
Wüßt' ich, was ich will 202
Zu Graz der Stadt geht's luſtig 182
Zwei fremde Ritter ſitzen im Kahn 85
Zwiefach großes Heil dem Manne 140
Zwiſchen ihrer ſtillen Gaſſe . . 215
Zwiſchen Langolen 419

Moritz Hartmann's

Geſammelte Werke.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1874.

BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalt.

Seite
Vorwort VII
Vorwort zur Reimchronik des Pfaffen Maurizius XI

Reimchronik des Pfaffen Maurizius.

Caput I. Die Wiener Märtyrer 3
Wien 12
Eine neue Sage 22
Ungarn 26
Frankreich 30
Caput II. Die ſymboliſchen Thiere 32
Der Kater 35
Kaiſerlich 40
Erſte Taubenpoſt 43
Zweite Taubenpoſt 45
Dritte Taubenpoſt 48
Vierte Taubenpoſt 50
Fünfte Taubenpoſt 51
Sperling 53
Caput III. Traumbuch für Michel 62
I. Traumgeſicht: Von dem Weibe in der Wüſte 65
II. Traumgeſicht: Von den Gefangenen 71
III. Traumgeſicht: Vom Kirchhof 77
IV. Traumgeſicht: Vom Augsburger Hof 82
V. Traumgeſicht: Die Huldigung 89
VI. Traumgeſicht: Von der eiſernen Jungfrau 91
Caput IV. Eljen Koſſuth! 95
Es lebt ein Volk im Oſten 103
Werbung 104

Seite

Wiegenlied der ungarischen Mutter 106
Kommern = Kom-mer'n = Komm morgen 109
Oesterreich 110
Kossuth 112
Die 150 Husaren 116
Der arme Jude 119
Der Diamant Bem 123
Die braven Wiener Studenten 123
Görgey 124
Debreczin 126
Caput V. Apostel und Apostaten 127
Ein Gebet 133
[illegible] 141
Personen-Verzeichniß zur Stammtafel des Pfaffen Maurizius 153

Schatten. Poetische Erzählungen.

[illegible] 159
Noten zu [illegible] 202
Der [illegible] von [illegible] 203
[illegible] oder der [illegible] des Glückes 215
[illegible] von Eisenach 226

Adam und Eva. Eine Idylle.

Erster Gesang. Die Schöpfung 249
Zweiter Gesang. Das Paradies 265
Dritter Gesang. Die Schlange 275
Vierter Gesang. Der Baum der Erkenntniß 285
Fünfter Gesang. Der Baum des Lebens 299
Sechster Gesang. Und er soll dein Herr sein 306
Siebenter Gesang. Aus dem Paradiese in's Leben . . . 312

Neue Satiren.

I. An einen [illegible] 319
II. Der Affe Hanuman 336
III. An einen praktischen jungen Freund 339
IV. Thusnelda oder das deutsche Weib 342
V. Die Ideale 350

[illegible].

[illegible]. Oper in zwei Akten 361

Gedichte aus dem Nachlaß.

Seite

Zeitgedichte.

Prolog zur Schillerfeier 426
An Jenny Lutzer 429
Epiſtel aus dem Orient 431
Heinrich Simon 435
An Johann Jacoby 436
1866 438
Ich ſpeiſe beim Miniſter 439
Ich weiß ein altes, ein großes Haus 441
Ein Kaiſerlied 442
Prolog zum Weihnachtsbazar in Wien 1870 443
Genug 446

Liebe, Haus, Leben.

Sprüche und Stammbuchblätter 448
Alt wie die Menſchheit iſt der Streit 452
Katharine 452
Wiegenlied 453
An E. T. 454
Marie, mein Kind, ſchlag ein, ſchlag ein 454
An die Entfernte 456
Ja, du biſt ſchön 456
Der Herbſt iſt kommen, warum klagſt du? 457
Winterlieder.
    1. Als ich dein mit mehr als Beben 457
    2. Trauriger iſt mein Gemüthe 458
    3. Das allein iſt zu betrauern 458
Sonett (Den Verſen ſollen Verſe Antwort ſagen) 459
Schweigt, ihr Bäume, ſchweigt, ihr Winde 459
Biſt du nie nach langem Leiden 460
Königin Jutta 461
Kaiſer Rudolfs Ritt 462
Remild, der ſchöne Königsſohn 464
Der Gottkönig 465
Schwert und Pflug 466
Im Kahn 467
Ich armer Wandervogel 467
An Bertha 468
Nun wieder beim Weibe daheime 470
Fülle nicht mit Hochmuth meine Seele 471

Seite
Zerbino's Ständchen 472
An die Freunde 478
Das alte Haus 479
Dante 480
Lenau 481
Auf Wiederſehen 481
Sonett (Umſonſt entziehſt du, Kind, dich meinem Segen) . . 482
Auf Ludwig Simons Tod 483
Zum Nachlaß 483
Theodor Storms „Hausbuch“ 484
Mein lieber Sohn! 484

Vorwort.

Der zweite Band enthält, nachdem der erſte die Sammlungen der lyriſchen Gedichte Hartmanns mitgetheilt, deſſen übrige poetiſche Schöpfungen.

Zu der „Reimchronik des Pfaffen Maurizius“, die in unverändertem Abdruck hier wieder veröffentlicht wird, verweiſe ich auf die einleitenden Worte Ludwig Bambergers.

Auf die „Reimchronik“ folgen die unter dem Titel „Schatten“ bei C. W. Leske in Darmſtadt 1851 geſammelt erſchienenen poetiſchen Erzählungen. „Luiſe von Eiſenach“ entſtand noch in Frankfurt, im Mai 1849; „die Verbannten von Locarno“ ſind aus Montreux, vom Juli, und „Kalotas“ aus Genf vom Oktober 1849 datirt, während „Sackville“ das Datum Paris, Oktober 1850, trägt. Die den „Schatten“ vorgedruckte „Widmung“, ſowie das lyriſche „Intermezzo“ ſind im erſten Band S. 197—222 mitgetheilt, und das den Schluß der „Schatten“ bildende, „Genf, im Dezember 1849“ datirte Gedicht, „Batthyanyi“, hatte Hartmann in das fünfte Kapitel der Reimchronik aufgenommen, wo es auch in dieſer Ausgabe ſteht.

Gleichzeitig mit den meiſten Erzählungen in den „Schatten“ entſtand das liebliche idylliſche Epos „Adam und Eva“: der Schlußgeſang iſt mit dem Datum „Genf, im Dezember 1849“ verſehen. Im Druck erſchien die Idylle 1851 bei F. C. Herbig in Leipzig.

Von den „Neuen Satiren“ wurden die drei erſten im „Orion, Monatsſchrift für Literatur und Kunſt“, herausgegeben von A. Strodtmann (Hamburg, 1863), anonym unter dem Titel: „Neue Satiren von einem alten Bekannten“ veröffentlicht. Die zwei übrigen, die leider Bruchſtücke geblieben ſind, wurden den hinterlaſſenen Papieren Hartmanns entnommen. Daſelbſt fand ſich auch der Entwurf eines ſatiriſchen Epos „Juana“ aus dem Anfang der Fünfziger Jahre vor, der aber nicht über den erſten Geſang hinaus gediehen iſt.

Außer einem 1860 in Köln bei M. Du Mont-Schauberg als Manuſkript gedruckten Operntext „Die Katakomben“, Oper in vier Akten, in Muſik geſetzt von Ferdinand Hiller, enthielt der Nachlaß des Dichters noch mehrere Operntexte, von denen zwei: „Der Cid, Oper in drei Akten (frei nach Corneille), Muſik von

Theodor Gouvy," und „Roswitha, in drei Akten," vollendet ſind. Von einer Oper „Aſchenbrödel" fanden ſich einzelne Akte, von einem Operntextentwurf, den Untergang der Stadt Js behandelnd, einzelne Szenen, und von einer Oper, „die Belagerung von Arras", das Szenarium vor. Da es ſich nur um die Mittheilung eines der beiden vollendeten Operntexte handeln konnte, wurde unter Zuſtimmung Anton Rubinſteins, der den betreffenden Text zur Kompoſition erworben hat, die bisher noch ungedruckte „Roswitha" gewählt.

Die „Gedichte aus dem Nachlaß" ſind zum Theil Zeitſchriften und Tagesblättern entnommen, zum Theil werden ſie hier zum erſten Mal aus den hinterlaſſenen Papieren Hartmanns bekannt gemacht. Sie ſind innerhalb der beiden Abtheilungen, in die ſie zerfallen, chronologiſch geordnet, ſoweit dieß möglich war, da bei einzelnen Gedichten jeder Anhalt zu einer Zeitbeſtimmung fehlte; wo ein Datum ermittelt werden konnte, iſt daſſelbe beigefügt.

Eine gemeinſam mit Friedrich Szarvady unternommene Ueberſetzung der Gedichte Alexander Petöfi's (Darmſtadt, C. W. Leske, 1851), ſowie eine Anzahl aus dem Spaniſchen überſetzter Romanzen mußten bei der engen Begränzung des den Herausgebern zugewieſenen Raums ausgeſchloſſen bleiben. Von den letztgenannten

Dichtungen erſchien ein Zyklus, ſieben Romanzen von König Don Rodrigo umfaſſend und die Unterjochung Spaniens durch die Mohren behandelnd, in den „Liedern aus der Fremde“ (Hannover, C. Rümpler, 1857), S. 86—100.

Die Verantwortlichkeit für die Redaction dieſes zweiten Bandes übernimmt der unterzeichnete Herausgeber.

W. Vollmer.

Vorwort zur Reimchronik des Pfaffen Maurizius.

Dem Jahre Achtundvierzig der Revolution wird im Andenken vieler Deutſchen eine zu geringe Stelle eingeräumt. Freund und Feind ſündigen durch Geringſchätzung. Die Einen mögen nicht gern von jener Zeit hören, weil ſie ſich überſpannter, enttäuſchter Erwartungen, die Andern, weil ſie ſich überwundenen maßloſen Schreckens nachträglich ſchämen. Die Wenigen, welche dieſe Ungerechtigkeit durch das entgegengeſetzte Extrem auszugleichen ſuchen, indem ſie Alles heilig ſprechen, was in jenen kurzen Frühlingstagen emporſchoß, die, welche das Herbarium ihrer Reminiscenzen allzeit wie einen blühenden Strauß in der Hand und den Mitmenſchen unter die Naſe halten, tragen durch dieſe ſichtliche Uebertreibung nur dazu bei, die widerſtrebende Auffaſſung in ihrem vornehmen Selbſtgefühl zu beſtärken. Das „tolle Jahr“ war wirklich weder ſo toll, noch ſo kindlich, noch ſo luſtig, wie es in der ſtiefmütterlichen Erinnerung der Nachlebenden eingezeichnet ſteht. Und gerade die Erfahrung des letzten Luſtrums, welche gemeiniglich jenen früheren Anläufen zu deren Verkleinerung gegenüber geſtellt wird, iſt ganz eigens dazu angethan, letzteren die zu lange verweigerten Ehren wiederzuſchaffen. Wer ſich die Mühe geben will, zu den Annalen des Frankfurter Parlaments zurückzukehren und die längſt vergeſſenen Einzelheiten jenes Erſtlingsverſuches ſich vorzuführen, wird, indem er von Neuem den tiefen Sinn und die hohe Berechtigung unſerer jüngſten Geſchickeswendung daraus erfaſſen lernt, zugleich mit dem innigeren Verſtändniß der Gegenwart ein andächtiges und liebevolles Urtheil davontragen für die ſchmerzlichen Mühen, unter denen das ältere Geſchlecht, vor einem Vierteljahrhundert, nach Erhebung aus unwürdigem Zuſtande, ſcheinbar erfolglos, aber dennoch, wie wir ſeitdem erfahren, nicht ganz vergebens gerungen hat. Fälſchlich iſt von jener Zeit die Vorſtellung zurückgeblieben, daß ſie die Probleme verkannt habe. Man ſchlage ihre Gedenkblätter auf und man wird erſtaunt ſein, die Nennung keiner der Aufgaben darin zu vermiſſen, durch deren Löſung das neue deutſche Reich ſich begründet hat oder noch ſich zu feſtigen bemüht iſt. Ueberſehen ward damals kein einziges der Probleme, mit deren Schwierigkeiten uns die jüngſten Anſtrengungen wiederum vertraut gemacht haben. Manches, das neuerdings nicht wieder aufgetaucht iſt, ſollte darum nicht zu früh als überzählig notirt werden. Es iſt dem deutſchen Volke zu wünſchen, daß ihm nicht durch künftige Prüfungen zu Gemüthe geführt werde, wie wenig überflüſſig die Sorgen der Vergangenheit um Ordnung manch einer dermalen ſeitwärts liegenden Frage geweſen. Nein! die Probleme ſtanden dem politiſchen Denken der Achtundvierziger ganz deutlich vor der Seele. Nur das Wie der Löſung war ihnen dunkel, mußte ihnen dunkel ſein, weil es innerhalb der Möglichkeiten jener Epoche gar nicht gegeben war. Wenn man bedenkt, welches Chaos von Gedanken und Wünſchen über den Erwählten des Mai Achtundvierzig lagerte (am 18. Eröffnung der Paulskirche), ſo kann man ſich nicht genug wundern über die Vollſtändigkeit, mit welcher ſchon vor Sommers Ende das ganze Gebiet der zum Plane eines deutſchen Staatsbaues für alle Zeiten zu löſenden Lebensfragen abgeſteckt, über die Vollſtändigkeit, mit der jede einzelne dieſer

Fragen zum Gegenſtand der eingehendſten Erörterung gemacht war. Wie weit Reichsrecht vor Landesrecht zu gehen, wie eine wirkſame Exekutive zu beſchaffen, wie die geeignete Spitze, ob ſolche eine im preußiſchen Regentenhauſe erbliche, ob der trennende Schnitt zwiſchen Oeſterreich und dem übrigen Deutſchland, ob die Bildung eines Oberhauſes geboten ſei; die große Frage der Auseinanderſetzung mit den peripheriſchen Nationalitäten, Polen, Dänen und damals auch Italienern, — das Alles und zahlreiche andere jetzt wieder zur Schlichtung gekommene Punkte, nicht ausgenommen den der Matrikularumlagen und ihrer Unzuverläſſigkeit, kamen gründlich und aufregend genug zur Sprache. Nicht ſo viel klüger ſind wir ſeit jener Zeit geworden im Austrag aller genannten Streitpunkte; die Ereigniſſe haben es uns nur ſo viel leichter gemacht klug zu ſein, wenn man Thaten Ereigniſſe nennen will.

Auch darin iſt vom ſogenannten „tollen Jahr" ein falſcher Eindruck zurückgeblieben, daß es ſich in der überlebenden Vorſtellung wie die Epoche eines luſtigen Wahns feſtgeſetzt hat. Dem war bei Weitem nicht ſo, und gerade am wenigſten waren die radikalen Denker, wie man gemeiniglich jetzt annimmt, in kindlich heitrer Täuſchung befangen. Die Dichtung, welche auf den folgenden Blättern als ein lebendiger und lebenswarmer Zeuge jener verklungenen Zeiten wieder zu den Lebenden ſprechen ſoll, mag Kunde geben von der innern traurigen Hoffnungsloſigkeit der beſten und weiteſtgehenden Freiheitskämpfer. Soll von Illuſionen die Rede ſein, ſo war ihr Reich viel mehr zu Hauſe im Kreiſe derer, welche vom guten Willen und der Einſicht der deutſchen Regierungen damals Etwas erhofften. Wahr iſt andrerſeits dennoch, daß das äußere Treiben der revolutionären Elemente von geräuſchvoller Heiterkeit begleitet war, die zum inneren Zweifelmuth der Meiſten nicht ſtimmte; und die naturaliſtiſche Erklärung ſolchen Phänomens liegt nahe. Die erſte Entfeſſelung des ſo lange zurückgedämmten Elementes war begreiflichermaßen unter dem Ausbruch hochauflodernden Jubels von ſtatten gegangen. Wie hätte das anders ſein können! Und dieſer erſte Freuden- und Freiheitsklang nationaler „Märzerrungenſchaften“ konnte vor den bald da bald dort hereinbrechenden Mißtönen ſo plötzlich nicht verſtummen. Vom erſten wonnevollen Aufſchrei, welcher das Morgenroth einer neuen Zeit begrüßte, bis zum letzten hoffnungsloſen Seufzer gab es ein allmähliges Ausſchwingen, während deſſen der kaum erwachte neue Lebensmuth nur gegen ſeine eigene Natur zur Verleugnung der ihm angebornen Heiterkeit gedrängt werden konnte. Es war Jugend, die Alles beherrſchte, und Jugend bewährt ihre Lebenskraft bis ins Sterben hinein. Dieſer lebhafte Pulsſchlag, dieſer in den trübſeligſten Situationen oft bis zur Jovialität getriebene Uebermuth gab der Zeit ein Gepräge, welches ihr Andenken mit einem nicht ganz zutreffenden Ausdruck unbefangener Heiterkeit fixirt hat. Bei näherem Anblick herrſcht ſchon im ganzen humorvollen Treiben frühzeitig der ironiſche Zug vor, der bald zur Selbſtironie wird, zu jenem charakteriſtiſchen Zug deutſchen Politiſirens, das in ſeiner Noth zu dieſer letzten, ſchlechteſten Waffe des Hilfloſen zu greifen ſich von lange her gewöhnt hatte. Die Carricatur — ein Nebenproduct aller Revolutionen — ſchoß nirgends üppiger auf als um das Frankfurter Parlament und beinah von ſeinem Entſtehen an. Aber die Erinnerung der Nächſtbetheiligten ſelbſt entwickelt unter dem Druck des Gegenſatzes ſo raſch aus ſich die Vorſtellung von einer vergangenen frohmüthigen Zeit, daß unſer Dichter ſelbſt dieſer Täuſchung verfällt. Seine Chronik, die gar nicht heiter anhebt, ſchließt mit den Worten:

„Lebt wohl! und dieſes erſte Buch,
Der Chronik, das ich mit Lachen begann,
Ich ſchließ' es als betrübter Mann.“ —

Aus jener Miſchung von dreiſtem Lebensmuth, von unüberwindlicher Jugend des Daſeins und der Empfindung und von Humor, der, vom Zweifel bis zur Verzweiflung zurückgetrieben, ſchließlich zum eigentlichen Galgenhumor ausartet, aus dieſem Zuſammenfluß des hellen Stromes mit dem trüben iſt auch unſere Dichtung emporgeſtiegen — ein treuer Spiegel ihrer Entſtehungszeit, noch heute glänzend an Farben und friſch bewegt wie eine Schöpfung des Tages. Sind auch viele der Namen, die vorübergehend in ihr auftauchen, im Strom der Zeit beinah ſpurlos verſunken, ſo ſpringt aus dem Zuſammenhang der draſtiſchen Schilderung von ſelbſt der Sinn hervor, welcher ihnen bei Lebzeiten anhaftete. Der Gedanke, einen Kommentar aus Noten unter dem Text, wie anfänglich beabſichtigt war, herzuſtellen, wurde deßhalb bald wieder verlaſſen. Gegen die Störung, welche dem Leſer eine raſtlos wiederkehrende Unterbrechung im Genuß an der fröhlich dahin wallenden Diktion bereitet, böte der Dienſt thatſächlicher Orientirung keine genügende Gegenleiſtung. Der Werth des Ganzen und der in dieſem Werth wurzelnde Anſpruch auf das Intereſſe des heutigen Leſers liegt gerade darin, daß die vielfach eingeflochtenen Anſpielungen auf die kleinen Begebenheiten des Tages und deren perſönliche Träger eine ganz nebenſächliche und untergeordnete Stellung im Sinne des Autors einnehmen. Der Ton der Chronik iſt ſelbſt gewiſſermaßen nur Vorwand, um den ernſten Kampf der Zeit zu ſingen, und mehr noch als der angeſchlagene Ton ſind die kleinen eingewebten Thatſachen nur im Intereſſe des anmuthigen Spiels verwerthet, mit deſſen Hilfe der Sänger ſeinen tiefen Ernſt in das Gemüth des Hörers hinüberleitet. In dem Maß, als der Stoff der Erzählung tragiſcher wird — und wie bald geſchieht ihm das! — wächst die Strenge des Tons, welchem, zur Verſchärfung, die heftigen und hellen Noten ſchneidender Ironie beigemiſcht werden.

Die Perſönlichkeit des Dichters trug eine beſondere Verwandtſchaft in ſich zu demjenigen Inhalt des Zeitkampfes, der ſich vorzugsweiſe zu einer poetiſchen Behandlung eignete, zu demjenigen Inhalt, der auch vorzugsweiſe dazu angethan iſt, auf die Theilnahme und das Verſtändniß der jüngſten Gegenwart zu treffen. Es iſt Oeſterreich, dem bei weitem die Mehrzahl der Blätter dieſer Chronik gewidmet iſt, Oeſterreich, deſſen Schickſale, deſſen zugleich unlösbare und unertragbare Beziehungen zum Oſten und Weſten, deſſen tiefverwachſenes Gegenſeitigkeitsverhältniß zu Deutſchland den epiſchen, man darf ſagen den dramatiſchen Stoff zu dieſer Dichtung geliefert hat. Denn, wenn je, ſo lag hier der dramatiſche Konflikt vor, der nur auf tragiſche Weiſe gelöſt werden konnte. Durch die Schuld der Jahrhunderte waren die Verhältniſſe ſo verwickelt worden, daß eine friedliche Ausgleichung nach keiner Seite mehr möglich war. Die Geſchichte von 1848 und 1849 bildet die erſten drei Akte eines Drama's, deſſen zwei Schlußakte 1866 und 1871 ausgeſpielt wurden. Unſer Dichter, Oeſterreicher von Geburt und Abgeordneter eines öſterreichiſchen Wahlkreiſes, empfand die Härte und das Unrecht des unverſöhnlichen Konflikts ausſchließlich an der ihm empfindlichſten Stelle. Dabei würde man ganz fehl gehen, wollte man ſich ihn als einen eifrigen Oeſterreicher vorſtellen. Hartmann war ſeiner Bildung, Empfindung und Abſicht gemäß durchaus ein Deutſcher. Er hatte die letzten Jahre vor dem großen Umſchwung in Leipzig am Herd der literariſch-politiſchen Bewegung jener Zeit verlebt. Schon die Art, wie er das Deutſche ſprach, konnte für ein Symbol ſeines von allem ſpezifiſchen Oeſterreicherthume freien Weſens angeſehen werden. Seine Ausſprache bot — was bei uns ſo ſelten — abſolut kein Wahrzeichen ſeiner Herkunft dar; er redete das reinſte, man kann ſagen ein abſtraktes, und dabei doch voll und ſchön klingendes Deutſch. So auch war ſeine

Geſinnung. Die Mähr, daß an der ſchönen blauen Donau, welche bekanntlich nicht blau iſt, Gemüth und Ehrlichkeit in beſonders hervorragender Weiſe vertreten ſeien, fand in ihm zu keiner Zeit einen Gläubigen. Noch weniger ſchwärmte er für die nichtdeutſchen Beſtandtheile der Geſammtmonarchie: im Kampf Oeſterreichs mit Italien ſtand er auf Seite des letzteren; und wenn überhaupt irgend ein beſonderer Hinblick auf ſpezifiſch öſterreichiſche Verhältniſſe ſeine Parteinahme zu Gunſten des ſogenannten großdeutſchen Programms beeinflußte, ſo war es der auf die Gefahr der Unterdrückung des deutſchen Elementes durch das ſlaviſche für den Fall der Ausſcheidung Geſammt-Oeſterreichs aus dem deutſchen Nationalverband. Die Begeiſterung für die Magyaren, welche in dem Gedicht ſo aller Orten mächtig und prächtig emporlodert, gehörte mit vollem Recht zur Signatur der Zeit. Der letzte heldenhafte Kampf einer vereinzelten Nation gegen die vereinten Hauptvertreter des europäiſchen Abſolutismus mußte in Jedem, der für die Sache der Nationalität und Freiheit ſich erhoben hatte, die höchſte Bewunderung und ſchmerzliche Theilnahme erregen. Der Gedanke, Deutſch-Oeſterreich fahren und im Schraubſtocke einer ſlaviſch-habsburgiſchen Polizeiregierung zuſammenpreſſen zu laſſen, war in der That für einen Vorkämpfer der deutſchen Freiheitsſchaar jener Zeiten etwas Unfaßbares; der Gedanke einer ſolchen Scheidung wurde erſt verantwortbar, als die Dynaſtie nach dem Verluſt ihrer italieniſchen Lande und der Wiederherſtellung der ungariſchen Freiheiten von Natur und mit der größten Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs ſich darauf hingewieſen fand, das deutſche Element innerhalb ihrer Grenzen gegen Majoriſirung zu ſchützen und mit dem deutſchen Staat jenſeits ihrer Grenzen in tief begründeter Eintracht zu leben. Und was vor Allem nicht zu vergeſſen: die Ausſcheidung Oeſterreichs war damals — wie ſie es zu aller Zeit ſein mußte — die Concentrirung auf den preußiſchen Kern; damals aber auf jenes Preußen, welches bald darauf nach Olmütz zu gehen fähig, welches das Vertrauen der Deutſchen dem Fürſten Schwarzenberg durch Manteuffel auszuliefern im Stande war, das Preußen jenes Friedrich Wilhelm IV., der ſich in dem jüngſt veröffentlichten Briefwechſel mit Bunſen das Zeugniß ausgeſtellt, wie tief er unter der ihm von ſeinen beſten Anhängern zugedachten Aufgabe geſtanden. Will man den Fürſprechern Großdeutſchlands jener Zeit gerecht bleiben, ſo muß man namentlich dieſen Gegenſatz ſich vor die Seele führen. Der Weg nach Berlin wie der nach Wien war damals der kaum der Länge nach verſchiedene Rückweg zum alten Bundestag, und in pari turpitudine melior est causa possidentis. Die öſterreichiſchen Abgeordneten ſaßen bis ins Jahr Neunundvierzig hinein in der Paulskirche.

Hartmann endlich war einer der drei Helden geweſen jener in ſo unerwartet tragiſchen Ausgang verlaufenen Geſandtſchaft, durch welche die Linke des deutſchen Reichstags dem Wiener Octoberaufſtand ihren Gruß entboten hatte. Die Linke (Club des deutſchen Hofs) hatte Robert Blum, die äußerſte Linke (Club des Donnersberg) hatte Fröbel und Hartmann entſendet. Der Erkorene der gemäßigteren Partei allein, ſelbſt ein Mann vorſichtigen und vermittelnden Weſens, ſollte das Wagniß mit dem Leben büßen. Auch das gehörte zur Tragik jener Epiſode. (Bismarck hat in unſern Tagen die Anſicht ausgeſprochen, daß Blum, wäre er am Leben geblieben, auf nationalliberalen Bänken und zwar rechts von Lasker ſäße.) Fröbel, bei weitem der älteſte der Drei, heute allein der Ueberlebende, fand Gnade vor Windiſchgrätz; Hartmann entging wie durch ein Wunder der Gefangennahme, Dank ſeiner Vertrautheit mit den Schlupfwinkeln und Perſonalien der Hauptſtadt. Nur Blum fiel am 9. November in der Brigittenau als das Symbol öſterreichiſcher Kriegserklärung gegen den deutſchen Reichstag in Perſon ſeiner vermeintlich unverletzlichen Abgeordneten.

Alle dieſe Schmerzen, alle dieſe bittern Enttäuſchungen waren über den Dichter ergangen bereits geraume Zeit ehe er ſein Lied anſtimmte. Bereits vor der Wiener Cataſtrophe hatte der ſchimpfliche Waffenſtillſtand von Malmoe und der daraus hervorgegangene Frankfurter Septemberaufſtand den kraſſen Anfang eines jähen Endes aller Regenerationsverſuche bezeichnet. Auf die öſterreichiſchen Novembertage waren die preußiſchen gefolgt, die Nationalverſammlung war von Berlin nach Brandenburg, der öſterreichiſche Reichstag von Wien nach Kremſier verlegt worden. In Berlin regierte Manteuffel. Das führt uns in den Monat December. Zwiſchen dieſem Datum und der Niederſchrift des erſten Geſanges liegt noch der Monat Januar, in welchem der Brennpunkt der Verfaſſungsfrage, der Kampf zwiſchen Groß- und Kleindeutſchen, zwiſchen dem Bundesdirectorium, dem preußiſchen Oberhaupt und der republikaniſchen Spitze in erſter Leſung der Paulskirche mit tiefſter Aufwühlung aller Gegenſätze durchgeſtritten wurde. Im Laufe des Monat Januar 1849 entſtand der erſte Geſang, der im Februar erſchien.[1] Wir beſitzen in den Anfängen des Textes ſelbſt einen Beleg dafür, daß eben dieſe nicht hinter Januar zurückdatirt werden können. Auf S. 17 der erſten Ausgabe (S. 11 des folgenden) ſtoßen wir auf die Worte:

„Indeſſen gratulirt zum neuen Jahre
Simſon der Preuß' und Präſident."

Am 16. December hatte Schmerling das Reichsminiſterium niedergelegt. Damit war ausdrücklich der Ernſt jeder öſterreichiſchen Mitwirkung zum Beſtand der Neuverfaſſung Deutſchlands aufgekündigt. Gagern übernahm den Vorſitz im Miniſterium, und im Vorſitz des Parlaments ward Eduard Simſon ihm am 18. December zum Nachfolger erwählt. Damals allerdings nur mit einer Mehrheit von fünf Stimmen (233 von 461), und dieſe ſtarke Minderheit galt dem erwähnten „Preuß'," für den man ihn anſah, dem die Großdeutſchen aller Schattirungen, trotz der bereits bei ſeiner vorausgegangenen Vizepräſidentſchaft zur allſeitigen Anerkennung durchgedrungenen Befähigung, ihre Stimmen verweigern zu müſſen glaubten. Es dauerte aber nicht lange, ſo gewann die Ueberzeugung Raum, daß Simſon nicht blos in der Handhabung ſeines Amts, ſondern auch in ſeiner ganzen Anſchauung der hoch über jeder Befangenheit ſtehende Mann war, dem nicht die preußiſche, ſondern die deutſche Sache am Herzen lag. Das hat er ſeitdem bezeugt in gleichem Maße, wie es ihm bezeugt worden iſt.

---

[1] Dieſes Datum ſowie entſprechende über die ſpäteren Geſänge auch urkundlich feſtſtellen zu können, verdanke ich Herrn Joſ. Rütten, Inhaber der literariſchen Anſtalt in Frankfurt a. M., bei welcher das Werk urſprünglich erſchien.

Mit dem Aufſchrei über dieſe Trennung Oeſterreichs von Deutſchland hebt der Sänger an, mit dem Klagelied über Ungarn ſchließt er ſein letztes Kapitel. Beide Noten ſind durchaus die vorherrſchenden; erſt unter ihrem Rauſchen zieht ſich die republikaniſche Strömung der Zeit auf dem Grunde dahin. In den Anfangswochen des Jahres Neunundvierzig, während deren Hartmann den erſten Geſang dichtete, war der lang vorbereitete Kampf um den äußern Umfang und die innere Verfaſſung des gewollten deutſchen Reichs endlich in förmlicher Debatte zum Stehen gekommen. Am 13. Januar ging das ſogenannte kleindeutſche Programm des Miniſteriums Gagern mit einer Mehrheit von 261 gegen 224 aus der Abſtimmung des Reichstags hervor. Der Sinn deſſelben war, daß der deutſche Bundesſtaat zunächſt ohne Oeſterreich conſtituirt werden, gleichzeitig aber das Reichsminiſterium ermächtigt ſein ſolle, mit der öſterreichiſchen Regierung in Unterhandlungen zu treten wegen Herſtellung eines weitern Bundesverhältniſſes zwiſchen beiden Theilen. In welcher Form? War unter Oeſterreich die Geſammtmonarchie verſtanden, oder galt das zweite Band nur den deutſch-öſterreichiſchen Landen, oder ſollte endlich eine dreifache Gliederung („Scharnier“ nannte man es vielfach in den Redewendungen des Tages) verſucht werden zwiſchen dieſen drei ſchwer zu trennenden und noch ſchwerer im richtigen Gleichgewicht zu vereinenden Exiſtenzen: deutſcher Bund, Deutſch-Oeſterreich, öſterreichiſche Monarchie? Auch der Vertheidiger des Gagern'ſchen Programms, der „Kaiſermacher“ Gagern war ſich und noch mehr Andern darüber nicht klar; die Unklarheit allein machte damals noch den Sieg möglich. Darum heißt es im dritten Geſang in Anſpielung auf Gagerns Rede in dieſer Debatte (S. 78):

„Ich bin ich, das iſt gewiß, doch bin ich ſelber noch mit mir im Streit
Ueber das, was ich denn bin, denn ich ſelbſt (Ungeheure Heiterkeit).“

— — —

In der das Programm entwickelnden Rede Gagerns war der Gedanke des erblichen Kaiſerthums (welches kein anderes als das preußiſche ſein konnte) deutlich ausgeſprochen. Gagern hatte ſeiner Zeit den Erzherzog Johann zum Reichsverweſer gemacht mit ſeinem vielbeſungenen „kühnen Griffe“, der auch in unſerem erſten Geſang wieder auftaucht. Dazumal, als es galt, die proviſoriſche Centralgewalt einzurichten, hatte gegen das von Dahlmann, als beauftragtem Berichterſtatter, vorgeſchlagene dreiköpfige Directorium (Preußen, Oeſterreich, kleinere Staaten) Gagern in letzter Stunde mit den Worten: „Ich thue einen kühnen Griff“ die monarchiſche Form als unvermeidlich auch für die proviſoriſche Spitze des Bundesſtaats in den Vordergrund geſtellt und durchgeſetzt (am 21. Juni nach fünftägiger Debatte).

In den vier Tagen vom 15. bis 19. Januar 1849 ward der Streit um die nunmehr definitiv zu begründende oberſte Gewalt erneuert. Vorgeſchlagen war für dieſe erſte Leſung: „Die Würde des Reichs-Oberhauptes wird einem der regierenden deutſchen Fürſten übertragen.“

Weder von einem beſtimmten Monarchen noch von Erblichkeit war ſoweit die Rede. Dieſem Vorſchlag ſtanden zwei großdeutſche gegenüber, einer auf ein Direktorium, ein andrer (von dem damals noch an Oeſterreich feſthaltenden Welcker) auf einen Turnus. Der §. 1 obſiegte in der obenerwähnten Geſtalt mit 258 Stimmen gegen 211; ein republikaniſcher Verbeſſerungsantrag: „Jeder Deutſche iſt wählbar“ (Schüler von Jena) hatte 122 Stimmen auf ſich vereinigt. Dagegen unterlag am 22. Januar der Vorſchlag der Erblichkeit dieſer Oberhauptswürde mit 211 Stimmen gegen 263. Nun galt es, irgend eine Amtsdauer zu finden; aber weder die Lebenslänglichkeit noch die in letzter Inſtanz vorgeſchlagene ſechsjährige Wahlperiode fand eine Mehrheit; und der eben angenommene §. 1 war lahm gelegt, weil keinerlei beſtimmte Periode für die Funktion des Reichsoberhauptes eine Majorität auf ſich vereinigt hatte. So groß war die Verſchiedenheit der Meinungen, daß ſchon im Verfaſſungsausſchuß kein Mehrheitsbeſchluß ſich hatte zuſammenbringen laſſen. Ganz berechtigt entſprang aus dieſem unfruchtbaren Wirrwarr jener wahrſcheinlich von Karl Vogt herrührende Witz, den Kaiſer „auf Kündigung“ zu dingen, ein Wort, das auch unſern Chroniſten wieder lockt.

Damit wären aus den Geſchehniſſen jener bewegten Tage die Gegenſätze und Stichworte wieder aufgefriſcht; und es wird dem Leſer heute damit die Möglichkeit gegeben ſein, ſich die Meinung des Dichters und die Signatur der Zeit zu vergegenwärtigen. Die hervorſtechenden Namen, welche am meiſten auf den folgenden Blättern wiederkehren, haben ſich geſchichtlich eingeprägt und bedürfen kaum eines Commentars. Gagern, welchen die Gegenwart nur als den ſchattenhaften Nachzügler der öſterreichiſchen Großſtaatsarmee kennt, ſtand damals im Vordergrund als der mit eben ſo wenig Recht vergötterte wie verketzerte Vorkämpe des preußiſchen Erbkaiſerthums. Er war der Repräſentant jenes Centrums, von dem ein Theil nach dem Zuſammenkunftsort „Augsburger Hof“ genannt wurde, eine Bezeichnung, unter welcher er auch vom Pfaffen Maurizius erwähnt wird. Die Mitglieder deſſelben ſind beſonders in den erſten Geſängen die Zielſcheibe ſeines Witzes und ſeiner Erbitterung.[1] Ihm gehörten vor Allem die vielberufenen „Profeſſoren“ des Verfaſſungsausſchuſſes an unter Dahlmanns Oberbefehl, die Droyſen, Beſeler, Waitz, Welcker, denen wir ſo oft begegnen werden — rechts von ihnen, und zwar auf dem äußerſten Flügel, ſtehen Georg v. Vincke, der redegewandte, kecke Liberale des vereinigten preußiſchen Landtags, und General von Radowitz, die problematiſche Figur des Parlaments; beide preußiſch geſinnt, Vincke mit der Beſonderheit, daß er den ſogenannten Vereinbarungsſtandpunkt (zwiſchen Parlament und Fürſten) vertrat; Radowitz als der Bannerträger der Ultramontanen, in ſeiner myſtiſch-romantiſch-loyal-hohenzolleriſchen Rüſtung, ein wunderlicher Contraſt zu dem kauſtiſchen Welfen, der heute ſein Nachfolger im Reich der deutſchen Papiſten geworden iſt.

---

[1] Die Parteibildung jenes Reichstags war noch viel bunter gemiſcht, als die des heutigen. Es gab neun verſchiedene, förmlich konſtituirte Fraktionen (damals Clubs genannt), daneben über hundert „Wilde“. Die Spielarten des Centrums (damals im wirklichen politiſchen nicht zu verwechſeln mit dem heutigen ganz zufälligen Sinn) waren beſonders zahlreich und in ewigen Geburtswehen. Es gab nicht blos neben einer äußerſten Rechten und Rechten noch ein rechtes Centrum, Centrum und linkes Centrum, ſondern zwiſchen dieſen immer noch Uebergänge. (Siehe Eiſenmann, Die Parteien der deutſchen Reichsverſammlung, Erlangen 1848.)

Wien und Ungarn füllen bereits dieſen erſten Geſang zur Hälfte aus. Die Todtenklage um die Opfer des Wiener Standgerichts ergreift den Sänger mit unwiderſtehlicher Gewalt, und aus dem Mund des Reimchroniſten, der uns eben noch ſchalkhaft den Hexenkeſſel der Verfaſſungsbrauer beſchrieben, lodert der heilige Zorn und die innige Liebesflamme um die erſchoſſenen drei Freunde, **Hermann (Jellinek)**, **Becher**, ſeines Nikolaus (Lenau) Freund, und vor Allem um den kraft- und lebenſtrotzenden Gefährten, das Idol des Volkes, **Robert Blum**.

„Ein Mythus geht: der Robert lebt,
Der Robert Blum, den ſie erſchoſſen,
Und jedes deutſche Herz erbebt.“ (S. 22.

und:

„Hermann, du armer, ſtiller Denker,
Als wir zuſammen in der Nacht
Geſeſſen und bei dunklen Kerzen,
Der Eine in des Andern Herzen
Die Freiheitsflammen angefacht —
O Gott, wer hätte da gedacht,
Daß dir dein Loos fällt durch den Henker.“ (S. 18.

Das dringt noch heute mit rührender Gewalt zum Gemüthe. Die Frage, ob es eine politiſche Poeſie gebe? findet hier Antwort: Poetiſch kann Alles werden, wovon mit urſprünglicher Empfänglichkeit ein kunſtbegabter Sinn ergriffen wird.

Ungarns Stern war damals noch im Aufgehen, der Untergang der franzöſiſchen Republik beſiegelt durch die Präſidentenwahl. Mit Hinweiſung auf dieſe beiden Conſtellationen ſchließt der erſte Geſang, an den ſich auch der Zeit nach unmittelbar der zweite reiht. Dieſer führt uns ganz wieder zurück in die Familienangelegenheiten des Frankfurter Parlaments und ſeines Verfaſſungsſtreites. Köſtlich geſchildert iſt S. 36 u. folg. die Halbheit der preußiſchen Politik, welche zwiſchen Ablehnen und Annehmen hin und her ſchwankt und ihre Anhänger zur Verzweiflung bringt; Baſſermann, der „Geſtaltenſeher“, ſo genannt nach der erſchrockenen Schilderung, welche der aus Berlin Zurückgekehrte von ſeinen unheimlichen revolutionären Begegnungen dem Parlament gemacht; Mathy, Gagerns „Großverhafter,“ weil er beim Ausbruch der badiſchen Erhebung ſeinen Freund Fickler kurzer Hand ſelbſt verhaftet hatte.

Seite 51 u. folg. müſſen kurz nach dem 22. Januar entſtanden ſein; die Erzählung von Uhlands berühmter Rede über die deutſche Oberhauptsfrage und der hiſtoriſch gewordene Spruch vom Tropfen demokratiſchen Oels ſind mit ſichtlich friſchen Erinnerungsfarben aufgetragen. Doch führt uns derſelbe Abſchnitt noch in die ſpätere Zeit hinein, da von Oeſterreich die entſchiedene Erklärung eingetroffen war, daß es nicht in einen engern deutſchen Bund mit parlamentariſcher Grundlage treten wolle. Seite 57 heißt es:

„Sie (die Botſchaft) lautet ſo: Wir wollen nicht,
Zum Teufel Nein! wir wollen nicht;
Wir wollen halt die alte Geſchicht;
Wir wollen den Bundestag wieder haben,
Die Leiche werde ausgegraben.“ —

Hier befinden wir uns offenbar am Datum des 10. März, unter welchem der Reichstag zu Kremſier aufgelöſt wurde und Schmerling als öſterreichiſcher Geſandter bei der Frankfurter Centralgewalt ſeine Entlaſſung einreichte.

Der zweiten Hälfte des Monat März entſpricht der dritte Geſang, der, nach einer Anſprache an die gegen Italien und Ungarn gebrauchten öſterreichiſchen Soldaten, der deutſchen Kaiſerfrage ſich zuwendet. Während im Uebrigen die Form ganz ſelbſtändig, nur hie und da kurz an Heine oder Byron anklingend, mit großer Gewandtheit erfunden iſt, wird hier die Debatte über die Kaiſerfrage bewußter Weiſe durchaus im Style des Heine'ſchen Wintermärchens behandelt. Der identiſche Stoff der deutſchen Kaiſergeſtaltung hat offenbar unſern Dichter unwiderſtehlich zur Anwendung derſelben Methode in den Seite 109 beginnenden „Traumgeſichtern" hingezogen. Die in erſter Leſung ungelöst gebliebene Frage des deutſchen Bundesoberhauptes mußte in der zweiten Leſung entſchieden werden. Oeſterreich hatte ſie durch ſeinen Abſagebrief vereinfacht, noch mehr durch eine bald darauf erfolgte ſcheinbare Umkehr, derzufolge es als deutſche Legislative ein Staatenhaus verlangte, in welchem es mit allen ſeinen „Völkern" vertreten ſein und die Mehrheit der Stimmen haben wollte.

Unter ſolchen Umſtänden mußte ſich auch Welcker von ſeinem großdeutſchen Programm losſagen und zu Gagern bekehren. Am 12. März legt er zur allgemeinen Ueberraſchung ſein Bekenntniß in der Paulskirche ab, und, wie wild erregte Kreiſe immer Spionage und Verrätherei ſehen, ſo hieß es damals auch alsbald: Welcker ſei von Preußen „gekauft" worden. Als ob die preußiſche Politik von damals ſo hitzig und von je zu koſtſpieliger Propaganda geneigt geweſen wäre. Auf dieſen ungerechten Scherz, der dem nachmaligen Bürgerminiſter Berger zugeſchrieben wird, beziehen ſich (S. 84) die Worte:

„Doch merkt euch das Sprüchlein: es hat die Morgenſtunde,
(vom 12. März)
Wie Berger ſagte, Gold im Munde."

In dieſem Traumgeſicht figurirt auch der hiſtoriſche Kuß, den Gagern dem Abgeordneten Gabriel Rieſſer am 21. März

Angeſichts des Parlaments gab, nachdem derſelbe in feierlicher Rede ſich des Welcker'ſchen Antrags angenommen (S. 96):

„Der Gagern gab nach Clubbeſchluß
Ihm unlängſt einen edlen Kuß."

Dieſer Welcker'ſche Antrag gibt ein ſo vollſtändiges Bild der jammervollen Hilfloſigkeit der Zeit, daß er zur Rechtfertigung unſers Poeten (und ſpäterer „kühner Griffe") verdiente, in ſeinen weitſchweifigen acht Punkten hier abgedruckt zu werden. Doch führte uns das mehr als geſtattet in die Einzelnheiten hinein. Nummer 3 verlangte die erbliche Kaiſerwürde für Preußen; Nummer 4: „Die ſämmtlichen deutſchen Fürſten werden eingeladen (!) großherzig und patriotiſch mit dieſem Beſchluß übereinzuſtimmen (!) und ſeine Verwirklichung nach Kräften zu fördern." In 6, 7 und 8 wird der Kaiſer von Oeſterreich auch „eingeladen", mit ſeinen deutſchen Erblanden beizutreten; gleiche Einladung ergeht an ſämmtliche öſterreichiſche Bruderſtämme, „einzeln und vereint"; gegen ihre Ausſcheidung wird „feierlicher Proteſt" eingelegt; bis ſie aber kommen, werden „die beſtehenden nationalen brüderlichen Verhältniſſe, jedoch unbeſchadet der Selbſtändigkeit der deutſchen Reichsverfaſſung, erhalten."

Am beſagten 21. März ward trotz der beluſten Rede (wie weit ſind wir ſeitdem über dieſen hohlen Schwung hinweg!) obiger Antrag verworfen, mit 283 gegen 253 Stimmen. Das Miniſterium Gagern gab ſeine (ſpäter zurückgenommene) Demiſſion. Oeſterreichiſche Abgeordnete, Ultramontane und die republikaniſche Linke bildeten eine Koalitionsmajorität, welche auch in den folgenden Tagen die einzelnen Verfaſſungsparagraphen durch demokratiſchen Apparat für monarchiſchen Geſchmack unannehmbar zu machen ſuchte, z. B. durch Verwerfung des abſoluten Veto. Unſer Dichter, obwohl ſelbſt von der äußerſten Linken, hat ein geißelndes

Wort für jene demokratiſirende Gleißnerei der Dunkelmänner, die, ſo ſehr verſtärkt, zu den übelſten Plagen unſerer Zeit gehört (S. 95):

„Und roth vor Freuden ſind die Schwarzgelben:
Und Republikaner und Ultramontanen
Tanzen zuſammen den Siegeskankan,
Und rothe Flaggen und Kirchenfahnen
Nageln ſie an die Miniſterbank an.“

Mit dieſem Zeitpunkt der Gagern'ſchen Demiſſion ſchließt der dritte Geſang, offenbar vor dem 27. März, an welchem mit einer Mehrheit von 4 Stimmen (267 gegen 263) noch der Erbkaiſer zu Stande kam (S. 96):

„Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde
Noch ſchlummert — wir wiſſen nur zur Stunde:
Der Gagern und der Kaiſer ſind gerichtet,
Und Gagern hat aufs Portefeuille verzichtet.“

Der vierte Geſang ſpringt ſofort auf den Monat Mai über. Die Worte des Textes, wie die Angaben der Verlagshandlung ſtimmen auch in dieſer Feſtſetzung überein. Ein Frühlings-Maienlied vom reinſten lyriſchen Ton leitet den Klaggeſang um den ſeinem Ende ſichtlich zueilenden Widerſtand der Magyaren ein (S. 102):

„Doch dieſes Jahr blieb ich daheim:
Anſtatt ins Grüne mich zu ſtrecken,
Will ich's verſuchen, einen Keim
Von Mitleid und von Lieb zu wecken
In einer weichen, deutſchen Bruſt
Für ein begeiſtert Volk, das dorten
So nah an eures Hauſes Pforten,
Für Freiheit kämpft mit Todesluſt
Und das die Knechtſchaft will zur Beute:
Dies ſei mein Frühlingsopfer heute.“

Damit iſt der ganze Monat April überſprungen, die klägliche Geſchichte der nach Berlin gewanderten und von da heimgekehrten Deputation an Friedrich Wilhelm IV., die Abberufung der öſterreichiſchen Deputirten, die letzten krampfhaften Zuckungen vor dem ſchmählichen Ende einer deutſchen Wiedergeburt. Mit dem Hoffen, auch mit dem letzten, das ſich in die Form der verzweifelten Ironie kleidet, war's zu Ende. Des Dichters Auge hängt mit ſchmerzlichem Wohlgefallen an dem großartigen Trauerſpiel, das in Ungarns Gefilden ſeinen fünften Akt entwickelte. Auch hier gibt ihm die Analogie des Stoffs für die Formgeſtaltung ein Vorbild. Die „Werbung“ (S. 104) erinnert lebhaft an Karl Beck's ungariſche Lieder:

„Fegt der Sturm die Heide ſo,
Daß ſich dort die Cſarda ſchüttelt?“

oder (S. 116) „die 150 Huſaren“:

„In der böhmiſchen Schenke ſitzen
Fünf Huſaren ſtill und ſtumm.“

Der fünfte Geſang, der letzte, iſt um beinah ein halbes Jahr von ſeinem Vorgänger getrennt. Im November ward das Manuſcript eingeſandt, das ohne Zweifel im Exil, an den Ufern des Genferſee's gedichtet wurde. Ein ſchmerzdurchdrungener Nachruf den Hoffnungen und den Märtyrern des kurzen Befreiungsverſuches. Zunächſt der Rückblick auf die letzte Epiſode des deutſchen Parlaments, die gewaltſame Auflöſung deſſelben in Stuttgart (18. Juni 1849) unter dem Miniſterium Römer „mit dem ſpitzen Geſicht“ (S. 128). Hartmann war unter „den letzten Getreuen“. Von da wanderte er über Baden nach der Schweiz. Dort erreichte ihn die peinvolle Kunde von den ſtandrechtlichen Hinrichtungen in Baden und in Ungarn, dort gedachte er von ferne in bittern Klagetönen der edlen Opfer, Trützſchler, Dortu, Batthyany, und mit noch bitterern Worten des Lied- und Landgenoſſen Karl Beck, der ſcheinbar in einer Anwandlung von politiſchem Quietismus, thatſächlich zur Erwirkung einer Amneſtie, ſich herbeigelaſſen, den Sieg der Ordnungspartei in loyalen Verſen zu feiern mit dem Refrain (S. 136):

„Heilig iſt das Eigenthum
Jetzt ausgelöſcht an allen Thoren."

Viel lieber weilt der Gedanke des Entfernten bei dem gefangenen Dichter, dem „theuren Gaſtfreund Gottfried Kinkel," dem er mit prophetiſchem Blick die Rückkehr in die Freiheit verkündet:

„Und daß du balde gingeſt wieder
Durchs deutſche Land mit heiterm Blick" —

wie er dem niedergeworfenen Ungarn den Tag ſeines Auferſtehens vorausſagt. Das Schlußkapitel dieſes fünften Geſangs kehrt damit zum Gegenſtand zurück, aus welchem die Muſe des Reimchroniſten durchweg ihre feurigſte Begeiſterung ſchöpft. Die Ueberſchrift lautet: „Batthyany"; Inhalt: die Schilderung der letzten Stunden; der mißlungene Verſuch, durch den eigenen Dolch dem Henker zu entrinnen; der Todesgang; das letzte Traumgeſicht des edlen Grafen — (S. 150)

„Tag iſt's — und wie er ſich erhebt,
Fühlt er ſein Herz noch freudig beben.
Er liſpelt nur: Ich hab' gelebt,
Und du, mein Vaterland, wirſt leben!"

Mit dieſem prophetiſchen Dichterwort ſchließt der letzte Geſang des erſten und letzten Buchs der Reimchronik. Nur noch ein kurzer Spruch wie nach gefallenem Vorhang, eine erneute Todtenklage um die deutſchen Kampfgefährten und das enttäuſchte Vaterland, und im Gefühl bitterer Verzweiflung — ein treues Abbild der damals über Europa gelagerten Stimmung — wirft der Dichter den Griffel aus der Hand.

Ein Lied wie dieſes konnte nicht anders als den Zeitgenoſſen tief zu Herzen gehen. All ihr Denken, Hoffen und Empfinden war Tag um Tag darin in leuchtenden und in dunklen Blüthen aufgegangen. Die erſten Geſänge ſchlugen mächtig ein und waren in Jedermanns Hand. Hartmann verdankte ihnen die Erhöhung ſeines dichteriſchen, die Begründung ſeines politiſchen Namens. Als Redner und Parteimann hat er in der Paulskirche keine hervorragende Stellung eingenommen. Er ſprach nur ein- oder zweimal und ohne bemerkenswerthe Eindrücke, obwohl ihm die Rednergabe nicht fehlte, wenigſtens in ſeinem ſpäteren Leben bei mehr akademiſchen Gelegenheiten ſich anſehnlich bewährt hat. Aber der Zauber ſeiner Perſönlichkeit, welcher ihn mit ſo großer Wirkung durchs Leben begleitete, brachte ihn auch in dieſen Kreiſen zu beträchtlicher Geltung. Als in den Jahren 1866 bis 1870 ſeine Haltung in der deutſchen Frage bei manchem alten Genoſſen Anſtoß erregte, wurde oft, wie zur Entſchuldigung, das Urtheil gefällt, Hartmann ſei kein Politiker, er ſei zu viel Poet. Ich halte dieſes Urtheil für irrig. Zunächſt iſt Dichter und Politiker kein Widerſpruch. Ein guter Geſchichtſchreiber muß ein Stück von einem Poeten ſein, und darum ſteckt auch in jedem Poeten etwas vom Geſchichtſchreiber. Der Geſchichtſchreiber iſt aber gewiß auch ein politiſches Weſen. Hartmann hatte nicht bloß eine hervorſtechende Begabung für das Hiſtoriſche (Kenntniſſe, Gedächtniß und Erzählungstalent ſtempelten ihn recht eigentlich zum Hiſtoriker), ſondern daneben auch einen eminent praktiſchen Verſtand. Sein Standpunkt im deutſchen Conflict unſerer Tage iſt nicht auf Rechnung des ſogenannten poetiſchen, ſoll heißen: unpraktiſchen Sinnes zu ſetzen. Damit geſchähe dem bedeutenden hiſtoriſchen Sinn und der großen Weltklugheit unſers Dichters

Unrecht. Wohl aber mag das mit dichteriſcher Intenſität empfundene Leid der einſt beſungenen Zeiten erinnerungsweiſe einen bedeutenden Antheil gehabt haben an dem Widerſtreben, welches der in Süddeutſchland eingebürgerte Politiker des Jahres ſechsundſechzig den befehdeten Ideen und Perſonen des Jahres acht- und mehr noch neunundvierzig entgegentrug. Wer die folgenden noch heute friſchen und ergreifenden Melodieen, ſo voll von Begebniſſen und Gedanken, frei auf ſich einwirken läßt, wird ſie nicht ohne tiefe Bewegung aus der Hand legen; und welches auch ſein Urtheil über die Politik der Neuzeit ſei, er wird es eher als einen wohlthätigen Eindruck empfinden, daß der gereifte Meiſter in ſeiner Selbſttreue, welche das Heiligthum ſeines ganzen Lebens war, die Uebereinſtimmung mit den begeiſterten Klängen ſeiner Jugenddichtung in allen Stücken aufrecht zu erhalten für gut befand. Hoch über dem Streit der Parteien ſchwebt das edle Andenken des ſchönen Geiſtes, dem Alles verſtändnißinnig nahe lag, was Deutſchland zu wahrer Ehre gereicht.

Baden, 15. Juli 1873.

Ludwig Bamberger.

Reimchronik des Pfaffen Maurizius.

(1849.)

Erſtes Buch.

Caput. I.

Die Wiener Märtyrer.

Nun heb' ich an, zu ſingen, zu ſagen
Von Leid und Freud in dieſen Tagen.
Nun heb' ich an, zu ſagen, zu ſingen
Von Kaiſer und König und andern Dingen,
Von Staatsaktionen und Revolutionen,
Vom Wechſel und Fall der Kronen und Thronen,
Von allerhöchſten Entbindungen,
Von allerneuſten Erfindungen:
Von Belagerungszuſtand in Friedenszeiten,
Geſpitzten Kugeln, die Liebe verbreiten,
Von niedergeſchoßnen Zeitungsſchreibern,
Von hohen Räubern und Völkertreibern,
Von Wrangulirten freien Städten
Und konſtitutionellen Handbilletten,
Von Tagesordnungsvolksvertretern,
Von „edlen, kühnen“ Volksverräthern,
Von privilegirten Kaiſermachern
Und heimlichen Ins-Fäuſtchen-Lachern,

Von ſtaatsmänniſchen Majoritäten,
Die in der Paulskirch lernen beten —
Und weiter ſo fort — auch kann es
An Schrecken à la Schinderhannes,
Cartouche und Carlo Moor nicht fehlen,
Ergötzend Schneidermädchenſeelen;
Wir werden manchmal auch erzählen
Die ungeheuren Heldenthaten
Von Windiſchgrätz und den Kroaten.

Und daß der gute Leſer weiß,
Wer ihm die Weltgeſchichte reimt,
Dieweil man ſie draußen zuſammenleimt
Mit einem Kitt von Blut und Schweiß,
So ſag' ich ihm: das Männlein iſt
Ein armer, ſimpler Reimchroniſt,
Trägt jetzt eine Feder hinterm Ohr,
Nachdem er umſonſt das Feuerrohr
Geladen, geleert und wieder geladen
Wider die Knechte von Gottes Gnaden
Auf ewig heiligen Barrikaden.
Sein Fenſter geht auf einſame Dächer,
Die Ausſicht in die armen Gemächer
Von blaſſen Mamſells, die nächtlich ſchneidern
Und andern traurigen Hungerleidern;
Trinkt viel Kaffee und heizt nur wenig
Und rief noch nie: Es lebe der König!
Nur höchſtens alle Feiertag
Steigt er aus ſeinem Taubenſchlag,
Zu hören, wie ſich auf der Erden
Der König und das Volk geberden —
Bis jetzt hat er juſt nicht viel Gutes
Gehört, und niedergebeugten Muthes
Iſt er zum Himmel zurückgeſtiegen.

Um zuzuſehen, wie, verſenkt in Sinnen,
Die Katzen wandeln auf Giebel und Rinnen,
Und Tauben über die Dächer fliegen.

Es iſt der treue Reimchroniſt
Kein Jud, kein Chriſt, kein Antichriſt,
Kein Kommuniſt, kein Sozialiſt,
Kein Deiſt und kein Atheiſt,
Kein Demokrat, kein Monarchiſt —
Er läßt, wie geſcheidte Leute thun,
Religion, Syſtem und Meinung ruhn
Und hofft, es ſo vor allen Dingen
Zu was Erklecklichem zu bringen,
Und bleibt für immer, was er iſt,
Ein begeiſterungsloſer Reimchroniſt.

Nun aber, wie ſteht's im deutſchen Land?
Das iſt der Dinge einfacher Stand:
Die Fürſten oktroyiren und belagern
Im Jahre Ein tauſend, achthundert und Gagern.
Der Gagern iſt ein Cincinnat,
Weil er einmal geackert hat;
Auch heißt man ihn den Waſhington:
Den alten Zopf hat er davon,
Den Zopf, den ihm der Dahlmann gemacht
Und Mathy polizeilich bewacht,
Den Baſſermann mit Liebe gebunden
Und Beckerath mit Blumen umwunden.
Der Gagern iſt ein Staatsmann, ein weiſer,
Er ſchwärmt für einen märkiſchen Kaiſer,
Und um ſeinem lieben Wilhelm von Preußen
Die Krone Karls des Großen zu kaufen,
Läßt er mit Schätzen die Donau laufen
Ins Haus dem Kaiſer aller Reußen,

Verkauft er neun Millionen Deutſche
Der ſlaviſchen Peitſche.

Verrath! o theures deutſches Land!
Ja, man verräth dich, theure Mutter,
Du Mutter der Hutten und der Luther,
Der Goethe, Schiller und der Börne —
Du Himmel voll erhabner Sterne,
Du wirſt verſchachert und feil geboten
Von deinen adligen Patrioten! —
Als Polen fiel, da fiel's durch Feindes Hand
Im Kampf für Laren und Penaten,
Im Glanze ewiger Heldenthaten —
Warf nicht ins eigne Haus den Brand
Und hat ſich ſelber nicht geſpalten,
Hat bis zum Tod empor gehalten
Sein blutroth flatterndes Panier —
Was thuen wir? —
Wir ſind Verräther!
Wir weiſen Brüder, treue, warme,
Die nach ſo langer Haft mit ſtarkem Arme
Sich durchgekämpft zu uns — vom Haus der Väter!

Wir — wir zerreißen die Gewänder
Am Leib der Mutter, die ſich zu uns flüchtet,
Sie preis zu geben ihrem Schänder —
O Heinrich, Heinrich, du biſt gerichtet!
Ich ſehe an der Paulskirch Wand
Geſchrieben von der Geiſterhand
Das Mene Tekel, das blutig flammt
Und euch verdammt.

Was ſoll der Lärm, o Reimchroniſt?
Erzähle ſacht, was weiter iſt.

Wer ſind des Edlen Hinterſaſſen,
Die Deutſchland gerne theilen laſſen?
Dort ſitzet ſtarr auf ſeinem Sitz
Der kriegeriſche Mönch von Radowitz.
Aus ſieht er wie der ſteinerne Gaſt,
Der niemals weint und niemals ſpaßt. —
Ein treuer Schüler von Loyola,
Trägt er 'ne unſichtbare Stola —
Den Katechismus, den verfaßt
Rothan in Rom, um weich zu kneten
Die Seelen ketzeriſcher Majeſtaten —
Den lehrt er ſeinen König beten.
Von ihm auch ſagen die Soldaten:
Er iſt ein großer Diplomat —
Und ſagen drauf die Diplomaten:
Er iſt ein trefflicher Soldat.
Er hat erfunden auch den Satz,
Den unerſchöpften Weisheitsſchatz:
Daß das Entſcheidende im Krieg
Der Sieg! —
Von Vincke, dem ritterlichen Helden,
Weiß Alt und beſonders „Jung“ zu melden.
Auf ihn mit Fingern weiſen, ach!
Die kleinſten Kinder in Eiſenach.
Ja, als es galt, mit Windmühlflügeln
Im weißen Saale ſich zu ſchlagen,
In jenen ſchönen Rechtsbodentagen —
Da ſaß er feſt in ſeinen Ritterbügeln.
Doch als es galt auf jenem Grunde,
Wo Luther einſtens Haſen jagte —
Das war eine böſe, böſe Stunde!
Man ſuchte und jagte nach Prätexten
In Wappenbüchern nach adligen Texten —
Und die Piſtole, ſie verſagte.

Schwerin, Boddien
Sind uralte, verwitterte Edelleute;
Doch weiß man heute:
Schwerin
Stammt nicht von Merlin,
Und Boddien
Nicht von Lohengrin.
Dann folgt, — o deutſches Volk, mach lange Ohren! —
Die lange Reih von Profeſſoren,
Der Waitz, der Dahlmann, der Beſeler,
Der Droyſen, Stenzel und Andre mehr.
Die Reden des Profeſſors Dahlmann
Findet edel, aber ſchaal man;
Der Doktor und Profeſſor Waitz
Spricht gern ein Langes und ein Breits,
Wobei er nicht ein Augenlied erhebt.
Wie nur dem Kerl nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immer nur nach Schätzen gräbt
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet!
Doch anders iſt's mit Beſeler —
Viel weiſer ſpricht als Bileams Eſel er.
Der ſchön bebartete Droyſen —
Den Freiheitskrieg hat er geprieſen,
Die Freiheit ſelbſt ſcheint er nicht zu lieben,
Er wäre ſonſt daheim geblieben.
Der vielgelehrte Profeſſor Stenzel,
Ein würd'ger Landsmann von Maulwurf Menzel.
Ich las einmal ein altes Buch,
Und drinnen ſtand der weiſe Spruch:
Wollt ihr die allerbeſten Staaten
In wenig Monden ruiniren,
So laſſet ſie durch Advokaten
Und Profeſſoren nur regieren.
Profeſſor iſt Dahlmann, iſt ein Avert,

Er hat gefunden ein alt Rezept,
Mit dem man Kaiſer machen kann.
Nun hat ſich ſchon der arme Mann
Geplagt wie Fauſti Famulus,
Zu fertigen den Homunkulus,
Und iſt ihm aus vielen Fixen und Faxen,
„Aus langen Studien eine Arbeit erwachſen“ –
Die Arbeit aber will nicht frommen,
Der Kaiſer nicht aus dem Tiegel kommen.
Der gute Mann wollt' ſchier verzweifeln,
Er glaubte ſchon an Spuk von Teufeln;
Doch war die Hülfe nah bereit; —
Sie kam mit Beieler und Waiz.

Ein Keſſel ſteht auf der Bornheimer Heide draußen,
Darunter brennt ein Feuer helle —
Es ſchüren es drei Urpedelle
Mit Augen voll von Karzergrauſen.
Sie nähren die Gluth mit Folianten,
Kollegienheften und Quartanten,
Mit dicken Büchern in Schweinsleder,
Mit Holz von einem alten Katheder.
Und ringsherum tanzen den ſchrecklichen Reigen
Mit Schweben und Beben und Neigen und Beugen
Die drei Profeſſoren wie Macbeths Hexen. —
Die Hände ſind voll von Tintenklexen —
Es fliegen im Winde wild die Haare,
Auflöſt ſich der Zopf, daß Gott bewahre,
Es fliegen die Fakultätstalare —
Man ſähe faſt die Beine, die bloßen,
Hätten ſie nicht ſchweinslederne Unterhoſen —
Und eine Wolke von weißem Staube
Bedeckt ſie wie eine Nebelhaube.
Sie ſingen griechiſch und ägyptiſch

Und antediluvianiſch-manuſkriptliſch,
In Sprachen voll von Urweltsſchauern,
In Sprachen der Mammuths und Ichthyosauern.
Und hinterm Ohre trägt ein Jeder
Eine ſehr berühmte Feder.
Sie tanzen um den Keſſel und ſpringen
Und ſingen:

Lodre, brodle,
Daß ſich's modle,
Koche, poche,
Brauſe, ziſche,
Daß ſich's miſche,
Daß der werthen
Und gelehrten
Deutſchen Erde
Ein Kaiſer werde!
Werft zuerſt einen alten Zopf
In den Eiſentopf,
Einen Zopf mit ſeinen verſteckten
Namenloſen Inſekten,
Dann ein Häuflein von Pandekten.
Drauf in die Gluth
Werft eine Perrücke
Und eine Doſis Parteienwuth
Und Gelehrtentücke.
Als guten Kitt
Nehmt noch mit
Vergeſſenes Agitatorenblut.
Dann in die Jauche laßt noch ſinken
Die Rede von einem äußerſt Linken,
Das Herz von einem Demokraten
Und die Kugel eines lieben Kroaten.
Und eines Märtyrers Eiſenfeſſel

Wird den Keſſel
Wohl nicht zerbrechen —
Wir kitten ihn wieder
Deutſch, treu und bieder
Durch ein preußiſches Verſprechen.
Zwar iſt zum Kaiſer unendlich nöthig
Etwas Papſtthum und Katholizismus,
Doch iſt man in Potsdam gern erbötig
Mit allerneuſtem Pietismus.
Dann Waffenrock,
Sergeantenſtock
Und Pickelhaube —
Sonſt fehlt vom Breie
Ohne die Dreie
Die Lieb' und Treue
Und fehlt der Glaube.
Und zu des Werkes letzter Vollendung
Nehmt etwas noch vom Wiener Raube
Und eine Doſis Mord, Brand und Schändung.
O ſeht, wie ſich die Stoffe zeigen
In allerklarſter Bläſung —
Ach, bald wird aus der Reichsverweſung
Ein funkelneuer Kaiſer ſteigen!

Es iſt gethan — das Werk iſt am End —
Es ſchleichen mit verhaltner Freude
Die Profeſſoren von der Heide
Zurück ins deutſche Parlament.
Nur Gagern weiß um das Geheimniß
Und ſchreibt's nach Potsdam ohne Säumniß

Inzwiſchen gratulirt zum neuen Jahre
Simſon der Preuß' und Präſident —
Man nimmt es an als reine Waare

Und dankt dem ganzen Parlament. —
Von Einheit, Ruhm und Größe ſpricht der Reichsverweſer.
O lieber, guter, deutſcher Leſer!
Lies alle ſeine Reden nach,
Ob er nur je das Wörtlein „Freiheit“ ſprach?
Es ſcheitert wie an einer Klippe,
Kommt es ihm je auf die bewußte Unterlippe.
Doch Heil ihm drum — er iſt ein braver Mann,
Nicht heucheln kann der Erzherzog Johann.
Er gaukelt nicht, er ſchaukelt nicht
Mit ſchwarz- und gelber Perfidie
Wie der mit dem „hiſtoriſchen Geſicht.“
Der ſprach von Deutſchlands Freiheit hie,
Und wie er trat vor ſeine Wähler,
Ruft er — und wird vor Scham nicht bleich —
„Nur Oeſtreich — immer Oeſterreich“ —
Des eigenen Verraths Erzähler!
So ſei's: — in wenig Monden warfen
Die Andern auch ab ihre Larven. —
Und als es hatte gegratulirt,
Hat dann das Parlament die Bank
Von Homburg, Baden wegvotirt.
So übt man ſich ein ein Spielerſtück,
Um in den nächſten Tagen
Mit Uebung und mit Spielerglück
Neun Millionen Deutſcher die Volte zu ſchlagen.
O Gott, das Parlament iſt krank!
Wenn es demnächſt vom Kaiſer geneſen,
Und nicht an der Entbindung ſtirbt:
Oder ſich den Magen verdirbt,
Sollt ihr davon ein Weiteres leſen.
Indeſſen kann der Reimchronik
In keinem andern Tone ſprechen
Von unſerm deutſchen Parlament. —

Bedenkt er, was es wirklich iſt
Und was es ſein und werden könnt',
Will ihm das Herz im Leibe brechen.
Der Demokrat und Monarchiſt
Zuſammen beid' in Einem Kopf —
Das iſt das Parlament — es iſt
Das wahre Symbol es vom deutſchen Kopf.
Das iſt der Zeiten ſchwere Noth,
Der Widerſpruch, ſo ſchwer zu heben;
Daß wohl die Monarchie ſchon todt
Und daß noch die Monarchen leben!

Und Das iſt auch in

Wien

die Noth.

Iſt doch der Kaiſer Franz nicht todt;
Er lebt nicht nur am Monument,
Er lebt in ſeinem Teſtament,
In der vererbten Heuchelei
Und in der K. K. Hofkanzlei. —
In Prag verduftet der Erkrankte,
Der Abgetretene, Abgedankte —
In Olmütz herrſcht im Purpurwindlein
Ein Czechiſch redend Prinzenkindlein
Und überall zum Zeitvertreib
Ein unverantwortliches Weib,
Ein Weib, ſo klug wie eine Schlange,
Ein Weib, das nicht auf ſeinem Gange
Vor Leichen und vor Blut erſchrickt —
Ein Weib, auf das das Volk ſo bange
Wie auf jene Mediceerin blickt. —
Das deine Freiheit, armes Wien!
Umſonſt lag Deutſchland in Gebeten

Vorm Gott der Freiheit auf den Knien.
Mein armes Wien, du biſt zertreten,
Zertreten und gebrochen ganz
Wie Zaragoſſa und Numanz
Und wie die Heimat der Karthager.
O, wären deine deutſchen Brüder
Für dich gezogen in das Lager —
Anſtatt in Kirchen und in Kammern
Zu ſchrei'n, zu beten und zu jammern,
Du lägeſt nicht ſo tief darnieder!
Einſt wird ein Pfahl mit einem Rahmen
Erheben ſich an Oeſtreichs Gränzen,
Und in dem Rahmen wird der Namen
Und wird das Bild von Schmerling glänzen.
Und zu erhöhen noch den Glanz,
Wird man am Pfahl die Namen leſen
Von Gildenheim und Roſenkranz,
Die Schmerlings Reichskommis geweſen.
Ja, ja, die Beiden gleichen ganz,
Der Welcker-Moslé, den Kaſtraten,
Die, ſonnend ſich im Hofesglanz,
Den armen Hamlet gern verrathen.
Ach, die verrathnen [illegible]
Und ihre Leiden in den Bluſen,
Wie ſchmerzten ſie! — Nur beßre Muſen
Vermögen, würdig Das zu melden.
Ich hab's geſehn — doch es zu ſchildern,
Was ich geſehn, mag ich nicht wagen —
Sprech' ich von jenen Heldenbildern,
Will immer mir das Wort verſagen. —
„Was iſt des Deutſchen Vaterland"
Erſcholl der mächtige Chor im Sturme,
Und eine Kampfeslosung ſtand
Von einem Zauber hingebannt,

Ertönte das Signal vom Thurme —
Vom Stephansthurm, der denken that,
Es ſei da drauß ein Türkenlager,
Und ſah nach West, ein ernſter Frager,
Ob nicht von dort der Retter naht.
Und ſtets voran der Kalabreſer
So luſtig, ob's zum Tanze ginge,
Trotz Schmerling, Gagern, Reichsverweſer,
Hoch in der Hand die deutſche Klinge.
Ihm nach und in der Hand voll Schwielen
Vom Zeughausſturm den Kammerſtutzen,
Darauf Oktoberſtrahlen ſpielen,
Im Auge heitres, wildes Trutzen —
Der Mann der Arbeit, Mann der Noth.
Er horchet auf das Kampfgebot,
Das kommet aus Studentenmunde,
Wie einer Bruderliebeskunde
Von einem neuen Morgenroth.
Und lächelnd trägt er ſeine Wunde,
Und ſcherzend geht er in den Tod.
Und nach den Schaaren zieht ein Schwarm
Von Mädchen und von Knaben —
Sie lagern ſich in Buſch und Graben
Und fangen Kugeln, die noch warm
Herüberflogen, zu verkünden
Die Vaterliebe des Monarchen
Und um die Gluth des Patriarchen
Im Bürgerhaus ſtill zu entzünden.
Und aus den Häuſern bringen Frauen
Und Mädchen Brod und Wein heraus,
Und weil die Männer ſind am Schmaus,
Sind ſie am Barrikadenbauen.
Und Keiner weiß, daß er ein Held
Und daß er trägt ein heil'ges Leiden,

Und wenn ihn eine Kugel fällt,
Geht er zum Tode ein beſcheiden,
Und Keiner weiß vom ew'gen Ruhme,
So bald ſie in das Grab ihn ſenken;
Und daß ihm ſprießt gleich einer Blume
Vom Grabe auf ſein Angedenken.
Sie kämpfen, weil ſie kämpfen wollen
Für Das, was ihnen groß und heilig —
Nicht weil in der Geſchichte Rollen
Sie prangen wollen flammenzeilig.
Sie kämpfen für den Gott der Freiheit,
Für Deutſchland und der Zukunft Tage —
Ob ſie, die Märtyrer der Dreiheit,
Ruhmwürdig ſind — iſt nicht die Frage.
Sie fielen — Doch mit weißen Schwingen
Umſchweben Geiſter ihre Hügel —
Auf thaubenetztem Grabeshügel
Erhebt das Lied ſich, das ſie ſingen:

Friede den Schlummerern!
Heil den Geſtorbenen,
Die in der Erde ruhn,
Die der erworbenen
Freiheit ſich freuen nun.
Friede den Schlummerern!

Weh den Eidbrüchigen!
Schamlos ertödten ſie
Alles, was heilig heißt,
Und nicht erröthen ſie
Vor der Geſchichte Geiſt.
Weh den Eidbrüchigen!

Wehe den Mördern!
Segen ausſtreuten ſie

Für die Geſchlachteten —
Flüche erneuten ſie
Sich, den Verachteten!
Wehe den Mördern!

Unſtät und flüchtig ſind die Andern.
Und wenn durch deutſches Land ſie wandern,
Berathen noch die deutſchen Fürſten,
Ob wohl der Flüchtling iſt zu bergen,
Ob preis zu geben er den Schergen,
Die noch nach ſeinem Blute dürſten
Und nach ihm ſpähn auf allen Bahnen:
Das iſt das Gaſtrecht der Germanen.
Und Wien iſt durch den harten Druck
Der blut'gen Fauſt nach langem Morden
Ein ſtiller, ſtiller Friedhof worden —
Ein Friedhof, doch mit bangem Spuk!
Es tanzen auf den Gräbern Geiſter,
Die nimmer eingehn in den Frieden,
Bis aus den Gräbern hat der Meiſter
Märzveilchen neu heraufbeſchieden,
Bis Oeſterreich, das Sklavenſchiff,
Auf deſſen Bank in Eiſenbanden
Die hundert Völker liegen, ſtranden
Und brechen wird an Aufruhrs Riff,
Bis dann ein großer Jubelſchrei
Durch alles Land Europa's tönet
Und alle Völker ſich verſöhnet
In Armen ruhn — denn ſie ſind frei.
Denn auferſtehen wird der Rächer
Für alle Jungfraun, die geſchändet,
Für Alle, die durch Mord geendet,
Für Jellinek und Blum und Becher.
Ich habe ſie gekannt, die Drei,

Ich darf mit Stolz ſie Freunde nennen —
Mein Aug iſt naß — die Wunden brennen,
Denk' ich an ſie — Vorbei! Vorbei!

Hermann, du armer, ſtiller Denker,
Als wir zuſammen in der Nacht
Geſeſſen und bei dunklen Kerzen
Der Eine in des Andern Herzen
Die Freiheitsflammen angefacht —
O Gott, wer hätte da gedacht,
Daß dir dein Loos fällt durch den Henker.

Er war ein Philoſoph — und ſchauen
Wollt' er das Weſen aller Dinge —
Die Falte über ſeinen Brauen
Auf ſeiner Stirne bebend ſpielte
Und wand ſich gleich dem Schlangenringe,
Der Weisheit Ewigkeitsſymbole —
Auch war es ja nur nach dem Wohle
Der ganzen Welt, nach dem er zielte.
Und wandeln ſah man den Gedanken
Auf ſeinem blaſſen Angeſicht,
Den mächtigen, der alle Schranken,
Den Leib auch, der ihn trägt, zerbricht.
So glich er ſelber einem Kranken,
Doch hatt' er einen Stab: die Pflicht,
Die Pflicht, als Sämann hinzuwandeln
Und Keim und Samen auszuſtreuen,
Daß ſich die faule Welt erneuen,
Verjüngen mag in That und Handeln.
Und wenn er ſprach — dann ſtürzend jagte
Das Wort ſich wie ein wilder Fluß,
Ob er geahnt, daß, was er ſagte,
Er ſchnell zu ſagen eilen muß,
Eh ihm der letzte Morgen tagte.

Er war ein Stern — zu früh verraucht,
Ein Roſenroth — zu früh verhaucht,
Ein junger Hirſch — zu früh gefällt,
Ein Glas voll Gluth — zu früh zerſchellt,
Ein neues Schwert — zu früh zerſprungen,
Ein weiſer Spruch — zu früh verklungen.

Sein Name ſei den Enkeln lieb:
Er ſtarb, weil er die Wahrheit ſchrieb.

Dich, Becher, gutes, altes Haus,
Du Freund von meinem Nikolaus,
Könnt' ich in jene Zeit dich retten,
Zurück in jener Freunde Mitten,
Wo mit Sonaten und Quartetten
Die Stunden hold vorüberglitten!

Doch nein! Da uns der Sturmwind packte,
Da konnteſt du nicht ruhig bleiben,
Du fühlteſt, wie im wilden Takte
Fortiſſimo die Zeiten treiben.
Du mochteſt dich in ſtillen Neſtern
Wie Zwitſchervöglein nicht verſtecken,
Da von den großen Weltorcheſtern
Das Lied erſcholl — voll Luſt und Schrecken.
So war dein Leben, Muſikus,
Wie jene Heldenſymphonie
Von jenem heil'gen Genius,
„Den ſie Beethoven nannten hie."

Er war ein guter Kamerade
Im Kellerloch, bei Wein und Bier,
In Saus und Braus und am Klavier
Und endlich auf der Barrikade —

Bei Gott! 's iſt ewig, ewig Schade!
Ich ſah ihn noch, da an den Thoren
Der Widerſacher ſchon gepocht,
Die Tapferſten den Muth verloren —
Er ſtand und ſprach und focht.
Die blond' und grauen Locken wehten
Wie Fahnen um ſein alt Geſicht —
Und alſo glich er dem Propheten,
Der noch auf Trümmern Zukunft ſpricht.
Im Büchſenknall hört' er die Noten
Zu einem künft'gen hohen Liede,
Tönt' ihm noch Freiheit, Glück und Friede —
Und alſo ging er zu den Todten.

Auf ſeinem Grabe ſei zu ſchauen
In ew'gen Marmorſtein gehauen:
Ein deutſches Schwert — ein Fiedelbogen —
Sein ganzes Leben deuten ſie.
Er hat das Schwert auch nur gezogen
Für freiheitsmächt'ge Harmonie.

Und dieſe Grabſchrift gebt dem Braven,
Der, Ruhm nicht ſuchend, iſt entſchlafen:
Er hat gekämpft — er hat geſungen —
Wir müſſen ihm zwei Kränze reichen:
Zwiefacher Art hat er gerungen,
Die Diſſonanzen auszugleichen.

Dich, Bechers Landsmann und Geſellen,
Obſkures Küferkind aus Köllen,
Dich kennt die Welt — mein Robert Blum
Dein Nam' iſt ein Palladium,
Um das ſich alle Freien ſammeln
Und Worte der Verehrung ſtammeln.

Ein ſchöner Tod wirft Schimmer der Verklärung
Zurück bis auf die Wiege von der Bahre,
Durch Männer-, Jünglings- und durch Kinderjahre —
Er iſt des Glücks erhabenſte Gewährung.

Und wer vom Glück beſtimmt iſt, ſchön zu ſterben,
Vor dem einher gleich einer Feuerwolke
Geht die Beſtimmung, ihn vor allem Volke
Zu zeichnen, der dem herrlichen Verderben
Vom Glück und von ſich ſelber hingegeben —
Und jede groß' und kleine That im Leben
In Farben der Unſterblichkeit zu färben.

Ein ſchöner Tod verſcheuchet das Gemeine
Von allen Wegen ſeines Auserkornen —
Er weiht die Wiege ſchon des Neugebornen,
Wie er einſt weiht die modernden Gebeine.
Ein ſchöner Tod zerſtreut die dunkle Frage
Nach Dem, was jenſeits iſt der dunklen Brücke —
Wir fragen nur: ob nicht in ſolchem Glücke
Das Dieſſeits ſchon ein ſchönes Jenſeits trage!

So ruhe ſanft und gut, mein Robert!
Nicht braucht's den Wunſch, daß leicht dir werde
Die blutgetränkte Wiener Erde,
Der Boden, den du dir erobert.
Du biſt nicht todt, trotz aller Klage
Des deutſchen Volks, trotz aller Lieder;
Schon ſeh' ich, wie ſich nieder
Für alle künftigen Leidenstage
Wie Wolkenmonumente ſenken
Aufs friſche Grab: dein Angedenken
Und

eine neue Sage.

Ein Mythus geht: der Robert lebt.
Der Robert Blum, den ſie erſchoſſen,
Und jedes deutſche Herz erbebt:
Das theure Blut iſt nicht gefloſſen —
Die Hoffnung raunt uns in die Ohren:
Entflort, entflort die Trikoloren,
Noch, noch iſt Deutſchland nicht verloren!

O Volk, wie biſt du treu und gut.
So leicht vergeßlich auch im Haſſen;
Doch kannſt du nicht mit böſem Muth,
Die du geliebt haſt, ſterben laſſen.
So ſagt's ein Mythus laut, ein weiſer:
Der Rothbart ſchläft nur im Kyffhäuſer,
Und Joſeph lebt, der gute Kaiſer.

So glaube du nur fort und fort,
Er wandelt durch die deutſchen Lande
Und zählet jeden Freiheitsmord
Und merket jede Völkerſchande:
Bald bricht er los, ein Stern in Nächten,
Das Schwert der Aula in der Rechten,
Trotz Windiſchgrätz und Henkersknechten.

Der Robert Blum kommt nicht zur Raſt,
So lang ein König lügt und ſchächert
Und, weil ſein Volk verhungert faſt,
Sich in romant'ſche Träume bechert!
So lang ein hohes Mutterſöhnlein
Auf Leichenſtufen baut ſein Thrönlein
Und ſich mit Blute klebt ſein Krönlein.

Und wandeln muß er, bis entrafft
Das deutſche Volk ſich dem Verräther,

Bis es entfürſtet und entpfafft
Den heil'gen Boden ſeiner Väter;
Bis daß nicht mehr, gleich wie in Netzen,
Wir wandeln in den dreißig Fetzen
Mit ihren Schranken und Geſetzen.

Allüberall iſt er dabei!
Er wendet mit den Geiſterhänden
Und fängt mit ſeiner Bruſt das Blei,
Das uns die Fürſtenväter ſenden;
Und ſtumm auf ſeine Wunden deuten
Wird er und lächelnd uns begleiten,
Wenn wir einſt das Gerüſt beſchreiten.

Und oft durchs Parlament voll Scham
Geht er wo er einſt ſprach, der Kühne —
Und einen Blick voll tiefem Gram
Wirft er herab von der Tribüne.
Nur manchmal — ſeine Thränen ſinken —
Scheint er wie Freund dem Freund zu winken —
Das gilt den Männern wohl — den Linken.

Drum einmal noch — uns bleibt der Ruhm,
Auf unſrer Seite ſtehn die Geiſter
Von Gracchus bis auf Robert Blum —
Noch einmal hebt die Köpfe dreiſter:
Die Knechte hie von Gottes Gnaden,
Und hie die Geiſterkameraden —
Noch einmal auf die Barrikaden!

Der Stephansthurm — der wird wohl wieder
Zunächſt die erſten ſehen müſſen,
Ob auch von ſeiner Spitze nieder
Die Beitfahn' weht mit ſüßen Grüßen —

Dann wieder giebt die „kleine Rott'"
Dem Vater Welden viel zu ſchaffen —
Dann wird mit Eins die Erde klaffen;
Dann werden die verſcharrten Waffen,
Die Saat, geſät von Gott,
Zu reifen am Tage der Garben,
Wie Geiſter Derer, die da ſtarben
Verfehlten Zwecks und wandeln gehn,
Mit Einem Schlage auferſtehn.
Was nützt es, ſanfter Vater Welden,
Zu ſchlachten all die Aula-Helden? —
Was nützt es, daß im Nebelgrau
Bald dort in der Brigittenau,
Bald hier im Graben der Baſtei
Ein Schuß erſchallt — ein Todesſchrei! —
Iſt auch der Meſſenhauſer todt
Und auf der Flucht ſein Lieutenant Fenner,
Bald wird der Freiheit Aufgebot
Erwecken andre tapfre Männer.
Es geht nicht mehr ſo, wie es ging —
Die Köpfe ſchlägt man wohl vom Rumpf;
Doch die Idee — ein ander Ding —
Sie ſpielt euch doch den letzten Trumpf.

Und ihr, „Kleindeutſchlands" Großſultane,
Ihr Schützlinge vom Ruſſenkhane,
Mögt ihr der Uniform hofiren,
Zum neuen Jahre gratuliren,
Jedwedem Korporale ſchmeicheln
Und jedem Lieutenant das Bärtchen ſtreicheln —
Mögt ihr nichts lernen, nichts vergeſſen,
Notifiziren und kongreſſen —
Mag euch der alte Burſchenſchafter,
Der lange Iſrael, der Gagern,

Mit Mathy, ſeinem Großverhafter,
Und ſeinen andern Schleppeträgern —
Mag er euch einen Kaiſer geben
Mit Burſchenſchafter-Phantaſie
Und euch mit Papp zuſammenkleben
Die liebe, rothe Monarchi. —
Ins Fäuſtchen lachen ſich die Rothen,
Die Ungläubigen und Anarchen —
Der Kaiſer, der gehört den Todten.
Bald bricht die Sündfluth los mit Toben,
Und in die Luft emporgehoben
Fortſchwimmen vierunddreißig Archen.
Das wird ein Schnattern und ein Plappern,
Ein Brüllen geben und ein Schrei'n,
Ein Lärmen, Toben, Pfeifen, Klappern
Von Adlern, Falken, Bär'n und Leu'n —
Kurzum von all dem Ungeheuer,
Das unſerm Herzen iſt ſo theuer.
Der Gagern wird als Gog-ma-Gog —
(Ihr kennt die Sage ja vom Rieſen,
Der mit der Arche Noahs zog)
An ſie, die ihn hinausgewieſen,
Und an die Arche feſt ſich klammern
Und über Mißverſtändniß jammern.
Da bringt die Fluth herbeigeſchwemmt
Ein blondes Haupt, das ungekämmt,
Und einen Ziegenhainer Stock
Und einen alten Sammetrock
Und eine lange, große Pfeife —
Weh mir — ruft Heinrich — ich begreife,
Es iſt das Szepter, der Ornat
Aus meinem Burſchenſchafterſtaat —
Mich faßt ein cimbriſches Entſetzen —
Von meinem Kaiſer ſind's die Fetzen.

Doch ſchnell zu größern Händeln — vorbei! —
Ich will euch ſingen und ſagen,
Wie hinten nah an der Türkei
Die Völker auf einander ſchlagen.
Dort hat die Ränkeſchmiederei
Des rußigen Habsburg wieder jetzt
Die Völker aufeinand' gehetzt
Zu Mord und Gräul und Meuchelei.
Der

Ungar

hat ſein Schwert gewetzt,
Gereint vom Roſt des Türkenblutes,
Den ſtolzen Kalpak aufgeſetzt
Und reitet hin voll guten Muthes.
Doch iſt er nur ein armer Hirſch,
Den ſie auf niederträchtiger Pirſch
Mit blut'gen Hunden rings umſtellen,
Um ihn, den Stolzen, bald zu fällen.
Auch wird er fallen — aber noch
Im Fallen hebt er ſtolzer doch
Und zeigt dem Feinde das Geweih
Und ſtürzet ſtolz und frei.
O Windiſchgrätz, ich mahne dich
An all die Sagen alten Wehs,
Die Schlachtbank von Eperies
Und andre Schlachten fürchterlich.
Aus jenen Zeiten noch zur Stunde
Nennt man „Caraffa“ dort die Hunde,
Vom Henker, der im blutigen Sold
Gemordet dort für Leopold —
Gib Acht, daß du dein Fürſtenthum,
Der Ahnen und des Namens Ruhm,
Weil du vielleicht nicht kennſt die Kunde,
Vererbeſt einem Fleiſcherhunde.

Geh du nur hin und fahre fort
Mit Würgen und mit Morden.[1]
Mag Nikolaus für jeden Mord
Dir ſchicken einen neuen Orden —
Magſt du aufs Neu zuſammenketten
Den morſchen Bau, der will zerbrechen,
Und glorreich — wie Journale ſprechen —
Den mächtigen Geſammtſtaat retten —
Magſt du für Legitimität
Im Ungarblute dich berauſchen
Und dafür höchſte Gnade tauſchen,
Wie Jellacic thut, der Poet,
Der hochromantiſche Baſchkir —
Profoß der Freiheit, glaube mir,
Es wird dir drum nicht beſſer gehn
Als dem hochſel'gen Prinz Eugen
Und Schwarzenberg und Wallenſtein —
Bald werfen weg ſie dich zum Lohne
Wie eine trockene Zitrone.
Doch nein! — dazu biſt du zu klein.
Die Helden hat man wohl gehaßt,
Zu edel war des Dankes Laſt —
Dem Henker wird man dankbar ſein.
Den Koſſuth, der ein edles Grollen
Und die Empörung ausgeſtreut,
Wie blitzendes Gewittergrollen
Die faule Zeit erfriſcht, erneut —
Dem wird es ſchlechter gehn als dir:
Den Koſſuth wird man hängen wollen.
Doch mach es ſo — o, folge mir —
Daß ſie die Durchlaucht nicht verlachen,
Wie es die Nürnberger machen.

---

[1] Biſt du zufrieden, edler Gagern,
Mit den Kultur-nach-Oſten-Tragern!

Jetzt ſitzt er noch in Szegedyn,
Und es iſt ſchwer, zu fangen ihn,
Den Wühler und den Hochverräther,
Der ſich erfrecht, das Land der Väter
Beim Schein des Märzenſonnenblicks
Vom Habsburgpatriarchenthume
Befrein zu wollen und vom Ruhme,
Zu zahlen ſeine Metalliks.

Es iſt doch Schade, daß Talente,
Aus denen etwas werden könnte,
Die man mit Freuden ja ernennte
Zu Hof-, Staats- und Regierungsräthen,
Sich ſelber ſo den Weg vertreten
Zu hoffnungsvollen Carrieren.
Der Bach war auch nur Advokat —
Und jetzt ſteht er in hohen Ehren
Und ſpielet eine Roll' im Staat
Und iſt, wie Goethe's Floh, Miniſter
Und protegiret die Geſchwiſter.
Der Maier iſt nur ein Philiſter,
Doch laſſen wir ihn ruhig machen,
Er wird ſich nächſtens auch verbacken.
So auch im heil'gen deutſchen Reich.
Der Reh wird balde Sekretär,
Der Zell vielleicht noch etwas mehr,
Und Laube, dem gerührt und weich
Das böhmiſch-deutſche Wort verſagte,
Als man über Deutſchlands Theilung tagte,
So daß er wagte nicht, zu ſtimmen
(Vielleicht um Gagern nicht zu ergrimmen) —
Der wird in der neuen Kaiſerburg
Entweder des Reiches Dramaturg,
Oder er wird des Kaiſers Schneider

Und erfindet urdeutſche Kleider —
Oder er geht unter die Diplomaten —
Es geht jetzt ſo ſchlecht den Literaten,
Viel beſſer geht's den Apoſtaten,
Die im Jungen Deutſchland ſo gut gerathen.

Zurück zu dem unpraktiſchen Mann:
In dieſer Praxis wird mir bange —
Zu dir, der noch im Untergange
Dem Vaterland den Ruhm gewann,
Den Ruhm, der uns in Nichts zerrann —
Daß mindeſtens ein erhabner Geiſt
Noch über den Ruinen ſchwebt,
Der es der Nachwelt noch beweiſt:
Hier hat ein großes Volk gelebt.
Der mächtig aus den Trümmern ragt
Gleich einem ſtolzen Säulenreſte
Und es der ſpäten Nachwelt klagt:
Hier ſtanden herrliche Paläſte.
Ihr kennt ihn nicht — und nicht die Macht
Des Wortes, das der Koſſuth ſpricht —
Das bricht hervor wie Morgenlicht,
Wie Wetterleuchten durch die Nacht —
Das dehnt ſich wie die Gartenpracht
Des üppigreichen Orientes —
Durch Zauber ſcheint es angefacht,
Und wie ein ewig Feuer brennt es.
Er iſt wie jene Sturmbeſchwörer,
Die in den Schiffermärchen leben —
Spricht er, dann müſſen zitternd beben
Die Herzenswurzeln ſeiner Hörer.
Sie nennen ihn nur den Zerſtörer:
Wohl, er zerſtört wie der Vulkan,
Aus dem die Lavaſtröme fluthen.

Doch ſproſſen dann den Berg hinan
Die Reben mit den heil'gen Gluthen.

Laßt ihm den Ruhm, ihr Läſterzungen,
Daß er doch ſeinem Vaterlande
Ein Sterben ohne Schmach und Schande
Und einen ſchönen Fall errungen.
Wie ſind wir ſelber klein gefallen!
Und

Frankreich

ach — wie fiel's vor aller
Doch kann der Franzmann immer lachen
Und heitre Späße machen
Und macht noch Verſe jetzt.
Den Einen hab' ich zum Ergötzen
Auf meine Weiſe überſetzt
Und will ihn in die Chronik ſetzen:

Wollt ihr den Ruin:
Wählt Lamartine —
Wollt ihr das reiche Bürgerpack:
Wählt Cavaignac —
Wollt ihr euch leeren laſſen die Taſche:
Wählt Raspail mit der Kampherflaſche —
Wollt ihr die Armen laſſen leben:
Müßt ihr Ledru die Stimmen geben —
Doch wollt ihr eine bloße Standarte:
Wählt Louis Napoleon Bonaparte.

Sie haben die bloße Standarte gewählt —
O Volk, wie tief biſt du geſunken!
„Du haſt geſprochen“ — doch, wie Proudhon erzählt:
Du warſt, als du ſprachſt, betrunken.

Der Ruhm bleibt wohl den Völkern allen,
Wären ſonſt nicht ſo leicht gefallen —
Jetzt liegen ſie im Katzenjammer,
Wie's zeigen Parlament und Kammer.

Mein Leſer, lebe wohl für heut!
Der Katzenjammer, den man muß
Verſchlaſen, mache hier den Schluß.
Bis Deutſchlands Magen nicht mehr bereut,
Daß er zu viel zu ſich genommen,
In Kurzem werd' ich wieder kommen.
Die Rechte hab' ich mit dem Vincke,
Schwerin und mit den neuen Sieben
Urproſeſſoren dir beſchrieben;
Bei Gott, es war ein ſauer Geſchäft!
Es wird dafür vielleicht die Linke
Nicht beſſer behandelt im nächſten Heft!
Wenn mich der Kaliforniſche Sand
Mit ſeinem lieben holden Tand
Trotz aller linken Sympathie
Nicht mächt'ger anzieht noch als ſie.
Indeſſen wollen mit heitrem Blick
Wir gratuliren der Republik,
Daß ſie, die keinen Midas hat,
Alſo keinen Eſelsohrenſtaat,
Die goldne Wäſche die ihre nennt —
Dieweil in dieſer argen Welt
Juſt Republiken brauchen Geld —
Die Republik iſt ein Student.

Finis Capitis I.

Caput II.

Die ſymboliſchen Thiere.

Die Drei von den vier Evangeliſten,
Wie's wiſſen alle guten Chriſten,
Hatten jedweder ein weiſes Thier,
Das ſie beim heiligen Geſchmier
Benutzet haben als Kopiſten,
Als Stenographen und Journaliſten.
Vielleicht auch waren ſie — und ich glaube,
Das iſt das Rechte — nur die Pudel
— (Was Robert Heller dem Heinrich Laube) —
Die für Literatenlobgebudel
Und für des dünnen Ruhms Verbreitung
Geſorgt in Juda's Allgemeiner Zeitung.
So muß es ſein, mein lieber Leſer!
Was wär' ohne Deetz der Reichsverweſer?
Was wäre ſelber der Edle — Er! —
Was wäre Gagern ohne Schneer?
Und weiter muß man fragen: was wär'
Ohne Schneeriſchen Antrag ſelbſt der Schneer?
Was wär' ohne Bally der Radowitz?
Und ohne Mohl die Reichsjuſtiz?
Was wäre Frankfurt ohne Jucho?
Was er ohne Märtyrergeruch, o!?
Was wäre die ganze Gelehrſamkeits-

Menagerie der Paulskirch ohne Waitz?
Was wäre unſer Beddien ohne Pferd?
Was wär' ohne Beddien Milani werth?
Und Dahlmann endlich, nicht zu vergeſſen,
Ohne den erblichen Eſel in Heſſen?
Und Saul — was wurd' ohne Eſel er?
Was Friedrich Wilhelm ohne Beſeler?
Was iſt Simſon ohne die Philiſter?
Was ohne Baſſermann der erſte Miniſter?
Was iſt ohne Platner Herr v. Vincke?
Was ohne die Rechte die ganze Linke?

So hat denn auch der Reimchroniſt,
Obwohl juſt kein Evangeliſt,
Trotz Markus, Lukas und Johannes
Mit Adler, Löw' und Ochs,
Trotz Gagern und ſeines Baſſermannes,
Trotz Biedermanns und ſeines Kochs —
Er hat, wie ſie kein Kirchenvater,
Kein großer Mann beſaß, ich glaube,
Er hat der Thiere Drei: 'ne Taube,
Einen Spatz und einen ſehr gelehrten Kater.

Ganz Deutſchland weiß es noch beſtimmt
Aus dieſer Chronik erſtem Heft,
Daß mein bedeutendſtes Geſchäft,
Das alle meine Zeit mir nimmt:
Hinauszuſehn aus meiner Zelle,
Wie Tauben über die Dächer fliegen
Und in des Mittags warmer Helle
Ein Kater kommt, verſenkt in Sinnen,
Um träumend in des Daches Rinnen
Im dolce far niente zu liegen
Und Weltgedanken auszuſpinnen.

Der Kater iſt mein Freund,
Und täglich, wenn die Sonne ſcheint,
Kommt er vom Dach herabgeſtiegen,
Auf meinem Fenſterbrett zu liegen;
Macht einen hochgewölbten Rücken,
Wie ihn verlangt diplomatiſches Maß,
Wie ihn der Heckſcher mochte bücken,
Als er am Bedientenſiſche ſaß
In Dresden und mit Bewußtſein aß. —
Und hat er ſich gebückt, dann ſtreckt er ſich,
Und ſelbſtgefällig beleckt er ſich,
Wie Wurm, der Hamburger Schwabe,
Der einſtens als vorwitziger Knabe
Zu necken gewagt um Honorar
Den Börne, den Mann mit der Keule;
Und der ſich vermaß, als blinde Eule,
Zu höhnen den ſonnenverwandten Aar.
Mein Kater hat ein beſſer Gewiſſen,
Und wenn er ſich ſelbſtgefällig ſtreckt,
So iſt es aus Stolz auf ſein hohes Wiſſen —
Denn, wie er mir gleich Anfangs entdeckt,
Er iſt der Spiritus familiaris
Von Dahlmann und ſeinen gelehrten Konſorten.
Und weiß um Alles, was ſie pro aris
Zuſammenbrau'n in ihren Retorten.
Es iſt ein ſehr gelehrtes Vieh,
Doch viel zu gut und zu nobel für ſie,
Für ihre ſchmutzige Hexenküche
Und ſcheußlichen Peſtilenzgerüche.
Denn eigentlich iſt des Katers Kern
Der Doktor Strauß, der dieſen Herrn
So lang muß dienen als Famulus,
Bis er's erkennet mit Verdruß,
Daß dieſe Kaiſertheologen

Die Welt wie die andern haben betrogen,
Und er es büßt in des Zaubers Jammer,
Was er verbrach in der Stuttgarter Kammer.
So kommt er manchmal denn zu mir
(Denn ich bin wirklich ſein Verehrer
Und nenn' ihn meinen theuren Lehrer),
Um mir geheim zu offenbaren,
Was wieder Dummes er erfahren
Im weiten Profeſſorenrevier,
Und wie ihn ihre Thorheiten quälen. —
Von meinem Sperling, meiner Taube
Wirſt du, mein Leſer, mir erlauben,
Dir weiter unten zu erzählen.

So ſprach zu mir

der Kater

geſtern:

Bei Gott, man möchte Gott verläſtern,
Man möchte ein Ultramontaner werden,
Man möchte Sepp'ſche Reden ertragen,
Sieht man, wie's zugeht auf der Erden!
Die Völker weinen, bluten, klagen,
Indeß die Könige ſich freuen —
Das iſt das Neueſte vom Neuen.
Haſt du gehört von der preußiſchen Note,
Die Camphauſen, der treue Bote,
Als Noahtaube nach Frankfurt gebracht?
Bei Gott! wer dieſe Note gemacht,
Der iſt ein Meiſter in der Kunſt.
Sie iſt aus himmelblauem Dunſt,
Aus Rauch und Staub und Dampf gewebt,
Und über ihrem Haupte ſchwebt,
In einer Wolkennebelhaube

Verſchmelzen, Hoffnung, Liebe, Glaube.
So iſt das kluge Reußenthum
Beſiegt an Klugheit vom Preußenthum.
Denn was der Vincke im Nichtſpielen,
Der Laube nicht in Trauerſpielen,
Und was im Donnern iſt der Gagern,
Der Profoß Wrangel im Belagern,
Was Baſſermann im Geſtaltenſehn,
Was Mathy iſt im Wortverdrehn,
Was Ebern-Gombart in der Legende,
Was Werner in der Bewegung der Hände,
Was Morpheus-Beisler in der Gnade,
Was Uhland in der holden Ballade,
Was Heine in der Liebesromanze,
Was Wurm von Hamburg iſt im Tanze,
Was Graf v. Platen in der Ode —
Das war in der Note
Neſſelrode.

Er iſt übertroffen, ſein Ruhm iſt hin!
Ein Zauberer wäre, wer den Sinn
Des Kunſtwerks preußiſcher Diplomaten
Vermöchte zu löſen und zu errathen.
Die Note lautet ſo: Wir wollten,
Wir möchten, dürften, könnten, ſollten —
Nicht dick, nicht dünn — nicht warm, nicht kalt —
Doch allerdings — Zentralgewalt —
Nicht warm, nicht kalt — nicht dünn, nicht dick —
Macht — auswärtige Politik —
Das Parlament — nun ja! — verſteht ſich —
Doch gebühret die Souveränität ſich —
Und insbeſondere — gewiſſer Maßen —
In Gnaden — Alles geben laſſen.
Und Oeſterreich? — ja, ganz gewiß! —

Das Parlament — und dann ein Nix! —
Und ohne Vollmacht — Vereinbarung
Und Einzelſtaatsintereſſenwahrung.
Nichts da von Kaiſer! — aber dann?
Geſchehn wird, was geſchehen kann.
Die Freiheit — ja! allein aber — nein! —
So ſoll es ſein, ſo ſoll es ſein!
Die Vierunddreißig werden höflichſt geladen —
Gez. Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden.

Das iſt doch klar, wie das Meer — das todte!
Das iſt die weltberühmte Note,
Die Camphauſen, der Taubenbote,
Als Zeichen, daß ſich die Fluthen verlaufen
Und daß die Könige nicht mehr erſaufen,
Daher trägt im diplomatiſchen Schnabel.
Jetzt wird der Weinberg von keinem Noah bebaut,
Und jetzt wird wieder auf Gott vertraut,
Bis daß der Thurmbau von Babel
Revolutionär gen Himmel ſteigt.
Noch ſeh' ich keinen Regenbogen,
Das holde Zeichen der Verſöhnung,
Und Noahs Söhne haben die Geſichter verzogen
Und machen Grimaſſen der Verhöhnung.
Er hat ſich auch zu nackt gezeigt!

Als der Edle dieſes Oelblatt empfangen,
Ließ er das edle Haupt ſehr edel hangen,
Dann hob er es wieder im edlen Zorn;
Entrüſtung hinten, Entrüſtung vorn.
Es zuckten die edlen, gewaltigen Brauen,
Daß es dem Schwerte anfing zu grauen,
Und Volksrath begann ängſtlich umher zu ſchauen.
Der Schrecken flog im Parlament 'rum.

Und bebend erbleichte das Zentrum.
Leise lächelte nur der feine Radowitz.
Jetzt aber lächelte Vincke —
Jetzt machte Vogt einen lauten Witz,
Und herzlich lachte die Linke.

Da greift der Edle sanft zur Zither,
Und wie ein Schäfer, wie ein Ritter,
Ganz weich er in die Welt hinaus:
„Mit meinen Träumen ist es aus!
O du mein schönes Kaiserthum,
O unbeschränktes [illegible]thum,
Für deinen Glanz, für deinen Ruhm
Hab' ich mich, ach! maltraitirt,
Hab' ich mich, ach! — blamirt!
Jetzt läßt du mich schmählich stecken,
Von [illegible] und Veilchen unumschlungen —
Wie werden mich die bösen Jungen,
Die von der Linken, schmählich necken!
Komm wieder, liebliche Idylle,
Da ich als ein Beatus ille
In Darmstadts gemüthlicher Stille,
Von Weltgeschichten nicht geplackert,
Mit [illegible] von [illegible] hab' geackert,
Solutus omni foenore!

O, siehst du, enge Politik,
Zum letzten Mal mein Mißgeschick!
Für die ich manche [illegible]nacht
An meinem Pulte hab' verwacht —
Dann mit Büchern und Papier,
Dreibändiger Dahlmann, erschienst du mir.
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöhn
In meinem lieben [illegible] gehn,

Um Bergeshöhle mit Wernern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von aller Politik entladen
In deinem Thau geſund mich baden!“

So klagte Gagern — Dahlmann weinte —
Er wußte, wo der Schuh ihn drückte —
Denn, wohin er immer blickte,
Er immer zu erſchauen meinte
Den kaiſerlichen Homunkulus,
Den er mit den Andern zu brauen begonnte
Und der zu ſeinem argen Verdruß
Nicht Leib und Leben gewinnen konnte.
So ſchwebt er herum in der Phiole
Ums Haupt dem Dahlmann und dem Gagern
Und ſucht, wo er einen Leib ſich hole —
Wie gerne nähm' er ſchon einen magern!
Den Dahlmann kränken und ärgern muß
Der zudringliche Homunkulus —
Denn ſo ein Kaiſer, bloß theoretiſch,
Iſt embryoniſch, unäſthetiſch,
Beſonders, wenn er hie und da
Ihn zärtlich ruft: Papa, Papa!
Das klingt, als käm's von einem Kinde
Einer verborgnen Jugendſünde. —

So ſprach mein Kater — und mit dem Schweif
Beſchrieb er einen höhniſchen Reif
Und ſprang behend hinaus zum Fenſter,
Und dann, als ſängen tauſend Geſpenſter,
Anſtimmte er, nicht ohne Geſchick,
Die ihm gewohnte Katzenmuſik;
Und eh er über die Dächer ſchied,
Sang er mir noch das

Kaiſerlied.

Der Kaiſer ſoll nicht erblich ſein
Der Kaiſer ſoll nicht ſterblich ſein
Und auch nicht lebensdauerlich,
Und gar ſechsjährig — ſchauerlich!
Der Kaiſer ſoll nicht wählbar ſein
Und nicht vom Volkshaus quälbar ſein,
Der Kaiſer ſoll nicht unendlich ſein
Und auch nicht präſidentlich ſein —
Was ſoll er ſein, was ſoll er ſein?
O Gott vom Himmel, ſieh darein!

Der Kaiſer ſoll kein Märker ſein
Und kein beſoffener Berſerker ſein.
Er ſoll als Andere nicht ſtärker ſein.
Er ſoll kein halber Slave ſein,
Der Kaiſer ſoll auch kein Bayer ſein,
Er ſoll kein geflickter Dreier ſein.
Der Kaiſer ſoll auch kein Sklave ſein,
Der Kaiſer ſoll kein Freier ſein;
Was ſoll er ſein :,:
O Gott vom Himmel, ſieh darein!

Es ſoll ein Kaiſer auf Miethe ſein,
Er ſoll eine bloße Mythe ſein,
Der wird von beſonderer Güte ſein —
Ein Kaiſer der Verſtändigung,
Ein Kaiſer beliebiger Endigung
Und ohne Prinzipsverſündigung,
Ein Vogtiſcher Kaiſer auf Kündigung —
Das ſoll er ſein, das ſoll er ſein,
Ein Kaiſer auf Kündigung ſoll es ſein! —

Trüb klang das Lied in meinem Ohr;
Und mein Gedankenpfad verlor

Im Schatten ſich der tiefſten Wehmuth.
Zum Herrn hab' ich gefleht in Demuth:
O, gib uns den Follenius,
Den alten Kaiſer in partibus!
Laß endlich den Homunkulus
In der Phiole ſich kondenſiren,
Sprich eines deiner Schöpfungsworte,
Und aus der Paulskirch, der großen Retorte,
Mag endlich die Einheit ſich deſtilliren.

Noch immer fliegen die alten Raben
Und krächzen um den alten Kyffhäuſer,
Noch immer liegt mit dem bärtigen Kaiſer
Dort unſer germaniſches Glück begraben.
Wir werden des Kaiſers nimmer froh,
Und nichts hilft uns in unſerm Leide,
Ob Grumbrecht auch, der Mirabeau
Der Lüneburger Heide,
Prachtreden hält, die die Heidſchnucken
Auf eigne Koſten laſſen drucken —
Ob Biedermann auch lange Reden
Abſchlägt, die wie ſächſiſcher Kaffee
Unkräftig ſind und alſo zäh
Wie Altweiber-Sommerfäden —
Ob auch der Jucho, das Kameel-
eon der deutſchen Politik,
Die Farben wechſelt ohne Hehl,
Trotz Wahlprogramm und Republik.

Und wenn uns endlich der Kaiſer wird? —
Gleich einem Raben krächzt und ſchwirrt
Ums Haupt mir Ein Gedanke ſtets.
Was dachteſt du, o edler Detz,
Du dreißigfarbiger Kommandant,

Als dein ſo ſchöpferiſcher Verſtand
Die große Reichslatern erfand,
Die wunderbare Reichslatern,
Sie glänzt gleich deinem Ordensſtern
Und ſieht in meine Zelle juſt —
Ich fürchte, du haſt unbewußt
Dem Kaiſer, deinem gnäd'gen Herrn — —
Bei Gott, Herr Detz, man denkt's nicht gern,
Doch wär's eine kaiſerwürdige Latern,
Auch wär' der Thurm der Kathedral
Ein würdiger Laternenpfahl.

So ſinnend ſtand ich, traurig faſt,
Des Katers Lied hat mich ſchwer gekränkt —
Ich ſah hinan, ob ſich nicht ſenkt
Der Thurm unter ſeiner Beſtimmung Laſt.
Das Fenſter wollt' ich ſchließen — da kam
Die Tröſterin in meinem Gram,
Da kam meine Taube herangeflogen.
Das iſt ein weites, gefühlvolles Weltherz! —
Auf meinem Antlitz der große Weltſchmerz
Machte ſie mir ſehr wohl gewogen.
Sie ſtammt von jenem Taubenpaar,
Das einſt der Grazien luftigen Wagen,
Den Wagen aus Duft und Morgenröthe
(Was doch Alles in Frankfurt möglich war!),
Gezogen, als ſie den Wolfgang Goethe
Beſuchten in ſeinen Jugendtagen.
Sie ſelbſt iſt eine Börſentaube
Von einem Frankfurter Börſenmann.
Solch ein ſehr irdiſch Schickſal kann
Nur in Frankfurt treffen, wie ich glaube,
Der Götter liebliches Geſpann!
Doch iſt noch meine ſüße Taube

Des hohen, göttlichen Urſprungs werth,
Denn immer, wenn ſie heimgekehrt
Von weiten Reiſen und ihrem Patron
Von Metalliques und Gold und Coupon,
Von Aktien und Dergleichen berichtet,
Kommt ſie in meine Zelle geflüchtet,
Um mir in einer traulichen Stunde
Zu bringen treue und wahre Kunde
Von Dem, was Gutes und Schlechtes geſchehn,
Und was ſie auf ihrem Wege geſehn.
Hier habt ihr, was ich aus Weſten und Oſten,
Aus Nord und Süd erfuhr durch Taubenpoſten.

Erſte Taubenpoſt.

Aus Süden bring' ich frommen Gruß
Von deinen Brüdern, den frommen Pfaffen,
Aus jenen Auen, wo Vater Buß
Und Sepp, Laſaulx und Phillips ſchaffen.

Wie haben ſie den Mantel gedreht,
Die demokratiſchen Ekkleſiaſten —
Nichts wollen ſie wiſſen mehr von Gebet,
Von Buße und Kaſtei'n und Faſten.

Sie ſprechen faſt ſo ſcharlachroth
Wie weſtphäliſche Kommuniſten,
Sie predigen von des Volkes Noth,
Von materieller Hebung der Chriſten.

Nicht mehr thut die Himmelsthür ſich auf
Zerfleiſchten Rücken, geleerten Gedärmen —
Das Volk ſoll eſſen und trinken vollauf:
Für fette Bäuche ſieht man ſie ſchwärmen.

Die Klugen! — ſie haben umſonſt verſucht,
Zu fangen die ſchöne Hexe, die Lola,
Sie haben umſonſt gebetet, geflucht,
Umſonſt gewedelt mit der Stola.

Viel williger wird die Demokratie
Sich, als die Tänzerin, zwingen laſſen —
Und ſchnell eine neue Theologie,
Eine roth angelaufene, will man verfaſſen.

Wie wenig die violette ſchon
Dem kränklichen Magen der Zeit mag paſſen,
Das hat die Exkommunikation
In Rom ſelbſt leider errathen laſſen.

Die Klugen! — ſie tragen die Senſe ſogar,
Wenn der Krummſtab nichts mehr nütze,
Und wenn zu ſchäbig Kapuz' und Talar —
Sie lieben die Jakobinermütze.

Nun iſt nicht fern die ſchöne Zeit,
Da von demokratiſchen Kaplanen
Stimmzettel werden getauft und geweiht,
Zum Wahlort führen die Kirchenfahnen.

Die Leitkuh wird die Kirche ſodann,
Die Glock' am Hals iſt die Kirchenglocke,
Der Hirt iſt ein frommer lächelnder Mann
Und trägt ein Schwert unterm ſchwarzen Rocke.

Das iſt die ecclesia militans,
Die Mutter des blechernen Geplärres,
Die Mutter des Weihrauchs und Kirchenbanns,
Die Mutter vom großen Joſeph Görres.

Die wird ſich bald die freie Preſſ'
Votiren laſſen von ihren Votanten,
Mit Kirchenrech'n und Hexenprozeß
Beſchenken von ihren Miniſtranten.

Zu Halle hat ſie ein Seminar,
In Potsdam iſt man ſehr romantiſch,
Dem Hengſtenberg iſt Manches nicht klar —
Doch Leo und Tholuk ſind proteſtantiſch.

Zweite Taubenpoſt.

Aus Norden den ſtammverwandtſten Gruß,
Schon wieder des Fitzkönigs Schiffe erſpäht man,
Trotz unſerem Reichskommiſſarius,
Dem ſüßen, ſentimentaliſchen Stedtmann.

Bald wird auflodern des Kampfes Gluth,
Dann werden wir Waitz, den herrlichen Recken,
Eine Rede halten ſehn mit Muth,
Um ſich am andern Tag zu verſtecken.

Dann wird der Francke frank und frei
Mit einem Antrag die Dänen bekämpfen,
Und nur, weil's verbietet die Polizei,
Wird Dahlmann ſeine Begeiſterung dämpfen.

So hat er gethan, wie er ſelber erzählt,
Im Jahre eintauſend achthundert und dreizehn —
Heil Allen, die das Geſetz beſeelt,
Heil Francken und Droyſen und Waitzen!

Von ihnen kann man's ſagen voraus
Mit allertröſtlichſter Gewißheit,
Sie bleiben loyal und geſetzlich zu Haus,
Wenn Deutſchland in tauſend Stücke zerriß heut.

Nur Beſeler wird mit deutſcheſter Haſt
Hineilen als qualifizirter Schiffsjung
Und rufen: „O, nagelt die Flagg' an den Maſt!“
— Er kriegt auch dafür eine Beſeler-Stiftung.

All dieſes Große wird geſchehn,
Wenn Rußland glaubt, daß es uns zum Heil iſt —
Wo nicht, ſo werden wir nächſtens ſehn,
Wie auch Kleindeutſchland lieblich getheilt iſt.

Indeſſen können wir Gott vertraun
Und ruhig träumen und weiter ſchlafen —
Wir laſſen ja eine Flotte baun —
Der Herr wird ſorgen für Anker und Hafen.

Der „Gagern“ heißt das erſte Schiff.
Es fährt mit ſtarker Blähung und Spannung —
Am Hintern das Bild vom kühnen Griff,
Doch vorne fehlt noch die Bemannung.

Das zweite iſt der „Heckſcher“ genannt,
Ein altes, ſchmutziges Proviantſchiff,
Aus alten Zeiten als Kaper bekannt,
Der oft im Sturm auf ſchlüpfrigen Sand lief.

Der „Baſſermann“ iſt das dritte genannt,
Es dreht nach dem Wind ſich in allen Wettern;
Es iſt von Schauergeſtalten bemannt,
Sein Segel genäht aus Zeitungsblättern.

Das dort ſo wackelt, ſo altersſchwach,
Das iſt der „Mathy,“ der alte Brander,
Er ſchwimmt dem windigen Baſſermann nach,
Wie nach ſeiner Hero ſchwamm Leander.

Die matte Fregatte, der „Beckerath,“
Sie bebt und ſchwebt bei jedem Hauche,
Und weil ſie gar nichts von Mannſchaft hat,
Trägt ſie Süßwaſſer und Süßholz im Bauche.

Der „Arndt,“ das iſt ein altes Wrack,
Von Stürmen und Kämpfen abgetakelt,
Drum ſei's ihm verziehn, daß hinterm Pack
Er altersſchwach dahergewackelt.

Der „Jahn" ſtinkt ſehr nach Schmeer und Theer,
Es iſt ein purzelbaumender Kutter —
Der Kauffahrer „Merck" wälzt ſich tänzelnd daher,
Freihändleriſch zu Gunſten der Mutter.

Der „Schmerling" iſt ein künſtliches Schiff,
Wie das der Nero der Mutter ließ ſchenken,
Um tückiſch ſie beim erſten Riff
(Die Mutter Deutſchland) zu ertränken.

Der „Radowitz" iſt ein geretteter Reſt
Von der ſpaniſchen Armada,
In ſeinem Innern hängen noch feſt
Die Inſtrumente des Torquemada.

Als Leuchtthurm ſteht der „Vincke" am Strand,
Im weichenden Sand auf des Rechtsbodens Stätte,
Für Gott, König und Vaterland
Ernährt er die Flamme vom eigenen Fette.

Der „Jordan" iſt Marinerath
(Man nennt ihn boshaft das Gegentheil auch),
Das Schiff nach ihm heißt: „der Apoſtat,"
Doch hat es einen Leck und iſt feil auch.

So hätten wir denn doch etwas erreicht,
Trotz unſerer Feinde Höhnen und Spotten,
Bald ſehen wir, wie beſcheiden hinſtreicht
Unſer Flöttchen mit anderen Flotten.

Bald ſehn wir gebändigt, Gott ſei Dank,
Den Unterthanenverſtand, den beſchränkten,
Wie er rudert auf der Galeerenbank
Mit Kopf und Rücken, den tief geſenkten.

Doch Das iſt Eure Flotte für heut,
Bald werden wir eine andere bauen —
Wie pfeift ſo luſtig der Sturm der Zeit
In Raa'n und Segeln und Maſten und Tauen!

Das werden Geiſterſchiff', auf mein Wort,
Wie des fliegenden Holländers, des flinken —
Wir werfen euch einen Brief an Bord,
Und eure Schiffe verſinken, ertrinken.

An unſer Geiſtergaleerenſchiff
Wir wollen euch binden und ſchmieden —
Da wird euch kein kühner Griff, kein Kniff
Befreien, nicht jenſeits und nicht hinieden.

Ich ſelbſt erbitte mir die Gunſt,
Anſchmieden zu dürfen die Kühnen und Edeln,
Die mit der unterthänigen Brunſt
Um Fürſtenthrone kriechen und wedeln.

Schon dieſes Lied iſt kein Narrenſchiff,
Wie das vom Brant, dem alten Dichter.
Es iſt ein verfluchtes Verbrecherſchiff,
Am Ruder ſitzt und wachet der Richter.

Dritte Taubenpoſt.

Aus Oſten einen tapfern Gruß!
Der Windiſchgrätz, der größte der Helden,
Hat mit den Magyaren viel Verdruß
Trotz allen Bülletins von Welden.

Der Windiſchgrätz, der ſich jetzt Friedland nennt,
Dem ſcheint man tüchtig das Fell zu gerben —
Es erbt ſich ſchwerer des Friedlands Talent,
Als ſich geſtohlene Güter erben.

Der Perczel ſteht im offenen Feld
Und jagt die bezahlten ſlaviſchen Schaaren —
Dembinsky, der alte Polenheld,
Rächt ſeine Heimat im Land der Magyaren.

Der Cſikos wirft ſich aufs Pferd und fliegt
Ins Lager über die graſigen Wellen,
Und über die Heide zittert das Lied
Rakoczy's, des unvergeßnen Rebellen.

Das Lied iſt ſo heiß und ſo ſüß zugleich,
Wie goldener, perlender Tokayer —
Es ſinget todesmuthig und weich:
Und ſterb' ich auch, ſo ſterb' ich ein Freier!

Mit Zither-, Zymbal-, Geigenklang
Fortträgt's der Zigeuner mit wallenden Haaren,
Und mit dem ererbten Schlachtgeſang
Erwacht der Schlachtengeiſt der Magyaren.

Der Helmbuſch weht — der Sporn erklirrt,
Und Heere werden die wilden Horden —
Das Roß, das noch geſtern die Heide durchirrt,
Es iſt ein fliegendes Schlachtroß worden.

Der Roßhirt ſchlief, wo Türkenblut
Getränkt den Grund, den die Roſſe beweiden,
Was Wunder, daß er mit heiliger Gluth
Hinreitet, zu ſchlagen die neuen Heiden!

Du Gott der Freiheit, hilf, o hilf!
Daß ſie der Tyrannen Nacken brechen
Und beugen und mähen, wie Rohr und Schilf,
Und die geſchändete Freiheit rächen.

Sie haben ja von barbariſcher Nacht
Die Lande und Völker Europa's gerettet,
Und ihre Väter hat wilde Schlacht
Für uns unter Bergen von Leichen gebettet.

O, daß ſie trieben, wie Sturm die Spreu,
Den Städteverwüſter von ihren Schwellen —
O, daß ſie brächen die Feſſel entzwei,
Die edlen Magyaren, die braven Rebellen! —

O — hör' ich rufen mit wüſtem Gebrüll —
Wo iſt, wo bleibt dein Patriotismus?!
Ich ſag's: wer den Sieg der Knechte will,
Weil's Landsleut ſind — Das iſt Kretinismus.

Den Patriotismus, ihr lieben Herrn,
Den laſſ' ich für Windiſchgrätz' Verehrer,
Den miſſ' ich gern und laſſ' ihn gern
Der Spinne Wutke, dem Polenverzehrer.

Ich würde jubeln, wenn der Prinz
Von Windiſchgrätz und ſeine Thebaner
Zurückgetrieben würden bis Linz
Und hinter die Thürme der Liguorianer.

Vierte Taubenpoſt.

Aus Weſten einen noblen Gruß,
Aus dem faſhionablen Weſtend —
Dort wohnt der Ritter vom Pferdefuß,
Die theuern Gäſte mäſtend.

Der Louis Philippe dort befindet ſich
Mit ſeinem Sancho Panſa,
Dort ruht auch aus der Metternich —
Ein Kleeblatt, wie's nie man ſah.

Die eſſen gut und machen was aus,
Doch leben von keiner Rente —
Louis Philippe hält ein Pfänderhaus
Und leiht auf hohe Prozente.

Es ſchmerzt ihn, daß es um Breſſon gethan,
Daß der ſpaniſche Kuppler geſtorben;
Es hat ihm der Tod einen ſchönen Plan,
Einen ſehr ſoliden, verdorben.

Er verband ſich auch mit Moses and Son,
Dem berühmten Londoner Schneider,
Und verkauft mit ſeinem Compagnon
Verbrauchte Königskleider.

Der Metternich iſt Korreſpondent
Der Olmützer Frauenzeitung —
Es bekommen ſeine Artikel am End
Eine offizielle Bedeutung.

In letzter Zeit kam die Lola nach,
Die berühmte Gräfin Landsfeld —
Zu zeigen der Welt, daß wie Kronen, ach! —
So leicht auch vom Haupte ein Kranz fällt.

Guizot iſt vakant — doch glaubt er beſtimmt,
Man wird nach Berlin ihn zitiren,
Wo Manteuffel bei ihm Lektionen nimmt
Im Kammerkorrumpiren.

Sie alle flehten und baten mich,
Ich möcht' es in Deutſchland nicht ſagen,
Daß ſchon Guizot dem Metternich
Putzet den Reiſewagen.

Er hoffet, als Märzerrungenſchaft
In Wien juſt anzulangen
Im März, wenn die Knospen brechen die Haſt
Und wenn der Koſſuth gefangen.

Fünfte Taubenpoſt.

Und heut einen parlamentariſchen Gruß!
Von der Paulskirch komm' ich geflogen,
Es hat mich dahin ein ſüßes Muß
Unwiderſtehlich gezogen.

Ich habe gelauſcht — Das hat gehallt!
Es zitterte Mauer und Scheibe,
Wie ein Menſch erbebt, wenn mit edler Gewalt
Das Herz ihm ſchlägt im Leibe.

Der Uhland ſprach — das ſingende Herz
Vom ſchönen Schwabenlande —
Es ſang aus ihm der bezwingende Schmerz
Ueber Deutſchlands neue Schande.

Der Uhland war es — die Nachtigall,
Die holde und kampfbewährte —
Der deutſchen Dichtung alter Marſchall
Mit roſenumwundenem Schwerte.

Der Uhland war's, deß greiſes Haar
Wohl wie der Gletſcher helle —
Doch unterm Eiſe mächtig und klar
Springt noch der Jugend Quelle.

Er ſprach vom Rauſchen der Adria,
Vom Gruß der Alphorntöne,
Die er gehört, ſo oft er ſah
In Deutſchland Oeſtreichs Söhne.

Er ſprach von der erblichen Adlerbrut,
Die werden muß ausgerottet,
Wenn's werden ſoll mit Deutſchland gut,
Mit Deutſchland, das man verſpottet.

Er ſprach: Die Kron', die die Eiche ziert,
Steigt aus der Wurzel zur Wolke,
O, ſorget, daß, wer Deutſchland regiert,
Aufwachſe aus dem Volke.

Er ſprach: Nicht regieren wird, o glaubt,
Ueber Deutſchland, dem armen, halben,
Dem wir nicht mit einem Tropfen das Haupt —
Demokratiſchen Oeles ſalben.

Das klang ſo mächtig wie Schlachtgeſang,
Ob auch die Stimme gezittert;
Das hatte ſo prophetiſchen Klang —
In mancher Bruſt hat's gewittert.

Das klang mit zwingender Gewalt
Wie Sturm- und Landſturmglocken —
Es iſt verſchollen, es iſt verhallt
An Seelen dürr und trocken.

Wo iſt, der zu erwärmen vermag
Gefrorne Profeſſoren? —
Da iſt der Menſchheit Luſt und Klag
Verloren, ach! verloren.

Das Wort, das an ihnen machtlos verhallt,
Wir wollen es weiter tragen,
In beſſern Herzen wird es bald
Tiefſinnere Wurzel ſchlagen.

Wer dieſen Profeſſoren heut
Das Größte und das Süßte,
Er iſt und bleibet — morgen wie heut —
Ein Prediger in der Wüſte.

So iſt nun meine Taube — ſeht!
Ich glaube, ſie hat Krallen
Und ſpricht manchmal wie ein Poet. —
Mein

Sperling

ſoll euch auch gefallen,
Wenn auch, ich fürchte, etwas minder.
Es iſt ein ächtes Frankfurter Kind;
Ihr wißt ja, wie die ächten Kinder,

Altfrankfurts ächte Kinder ſind.
Sind nicht, als ob eine zärtliche Amme
Dem Vater ſie in die Arme gelegt;
Sie ſind, als ob bei kalter Flamme
Ein kalter Prägſtock ſie geprägt.
Die wandelnden Strazzen,
Die handelnden Batzen,
Die denkenden Regiſter —
Man kennt ſie, die Philiſter!
Ihr Tempel iſt das Börſenhaus,
Da gehn ſie gläubig ein und aus:
Der Rothſchild iſt der Hoheprieſter,
Und Herr v. Bethmann iſt der Küſter,
Und alle Börſenſpekulanten
Und ihre Frauen, ihre Kinder
Sind, wenn nicht auch die Opferrinder,
Doch Herrn v. Rothſchilds Miniſtranten.
Volle Dukaten ſind ihre Glocken,
Metalliques ſind ihre Homilien,
Die Kurſe, wenn ſie nicht ſtocken,
Sind ihre Evangelien.

Ich ſpreche nicht von dem Geſchlechte,
Das Börne's würdig, muthbelebt
Mit junger Kraft nach Freiheit ſtrebt,
Nach gleichem Licht, nach gleichem Rechte —
Von Dieſen ſprech' ich nicht — o nein! —
Und auch nicht von den Montagskränzlern,
Wohl aber von den Bundestagsſcherwenzlern
Und auch ein wenig vom Bürgerverein
Und auch von Jenen, die ohne Wallung
Es ſehen, wie die Freiheitswürger
Einpferchen ihren größten Bürger
Inmitten einer Pferdeſtallung.

Solch ein Frankfurter iſt mein Sperling;
Er hat verehrt die Bundesmacht,
Jetzt beugt er ſich vor Gagerns Pracht,
Er hat verehrt ſogar den Schmerling.
Doch das iſt nicht das größte Wunder:
Er würde ſelbſt den Hecker verehren,
Wenn er einſt ſollte wiederkehren
Mit jenem kaliforniſchen Plunder.
Mit Einem Wort: es iſt ein Mann,
Den nur die tiefſte Ruhe froh,
Bewegung elend machen kann —
Es iſt ein Mann des Status quo.

Juſt über meinem Fenſter wohnt er,
Und meinen loyalen Sinn belohnt er
Alltäglich durch die Plauderei
Von tauſendfachem Allerlei.
Nur Ruhe, ruft er, um Gotteswillen,
Nur Ruhe in den alten Formen,
Wir wollen ja gerne wirken im Stillen
Für die allmähligen Reformen!

Was ſoll der Rechten Stampfen und Lärmen?
Was ſoll der Linken wildes Schreien?
In ſchönen Stunden oft muß ich ſchwärmen
Von der Verſöhnung der Parteien.
Doch iſt ſie, ach, noch weit, ſehr weit,
Die ſchöne, ſtille, goldene Zeit,
Von den Propheten prophezeit!

Da wird der Vincke ſeinem Zitz
Gerührt und weinend in Armen liegen,
Und Schlöffel wird dem Radowitz
Sein müdes Haupt an den Buſen ſchmiegen!
Verrina Dietſch wird Schwerin umarmen,

Würth, der Regent, ſcheut keine Gendarmen,
An Laſaulx' Bruſt wird Vogt erwarmen,
Und Platner, der große Halberſtädter
Mit Gleimiſchem Sentimentaliſiren,
Wird weinen am Halſe dem Konſtanzer Peter,
Und dieſer wird ſeine eitlen Plane
Gern fahren laſſen: zu regieren —
Ein Volkkrat — die badiſchen Ozeane.
Der Tag, an welchem Bambergs Titus
Mit der Rechten nicht ſtimmt, den nennt er verloren;
Von Kuenzer wird der febroniſche Ritus
Für Beda Weber abgeſchworen;
Dafür verſöhnt ſich die Theologie
Mit der Breslau-Trierer Simonie.
O ſchöne Zeit, ich ſeh' dich im Geiſt,
Wie lange willſt du uns noch meiden,
O ſchöne Zeit, von der es heißt:
Das Schaf wird mit dem Tiger weiden?
Da wird als eine verſchämte Braut
Die Linke der Rechten angetraut,
Und liebend zuſammen zeugen ſie
Die demokratiſche Monarchie.
Die demokratiſche Monarchie,
Der erſtgeborne Wechſelbalg,
Ich fürcht', er wird nicht anerkannt
Als legitim im deutſchen Land,
Dieweil die Mutter ein arger Schalk
Getraut hat an der linken Hand.

Gott gebe, daß es beſſer werde:
Der Fortſchritt iſt das Unglück der Erde.
Es heißt, im März geht's wieder los;
Schon hör' ich tönen die Sturmglocken
Bis in der Familie heiligen Schooß —

Und Handel und Gewerbe ſtocken.
Auch zeigen ſich ſchon die böſen Zeichen,
Die Vögel, die vor dem Sturme ſtreichen:
Der Schlapphut, jener haltungsloſe,
Die blutgetränkte, rothe Feder,
Die hoſenträgerloſe Hoſe,
Die ſtegeloſe, die ein ſchnöder
Hochmuth für unabhängig erklärte —
Ueber Nacht gewachſene Umſturzbärte,
Von Parteienwuth zerriſſene Röcke
Und höllenmaſchinengefüllte Stöcke,
Eckhäuſer, überdeckt von Plakaten,
Bluſen, gebläht von Attentaten,
Zerriſſene Taſchen voll Kommunismus,
Geflickte Taſchen voll Sozialismus,
Und, ach! vor Allem die ſchrecklichſten Boten.
Die fliegenden, diplomatiſchen Noten!

Die letzte kam aus Oeſtreich an,
Und wie man manchmal hören kann,
So iſt ſie in Frankfurt am Main gemacht
Und hat ſich ſelber überbracht.
Sie zu entziffern iſt ſehr leicht,
Denn ſie iſt bis zur Dummheit klar
Und gleicht dem Schmerling auf ein Haar,
Wie nur ein Kind dem Vater gleicht.
Sie lautet ſo: Wir wollen nicht,
Zum Teufel, nein! wir wollen nicht;
Wir wollen halt die alte Geſchicht:
Wir wollen den Bundestag wieder haben,
Die Leiche werde ausgegraben.
Der Teufel hol das Parlament,
Der Jux hab endlich doch ein End!
Geſammtſtaat Oeſtreich und Deutſchlands Einheit,

Beides iſt möglich mit etwas Feinheit —
Wir wollen wieder den Bundestag,
Den Bundestag, den Bundestag,
Den Bundestag mit Ferienpauſen,
Und unſer lieber Münch-Bellinghauſen
Soll wieder ſein der Präſident.
Was immer ſagt das Parlament,
Und wie die Linke ſchreien mag:
Wir wollen wieder den Bundestag!
Genugſam hat ſich unter der Zeit
Das Volk mit Volksvertretung gefreut,
Und wir auch waren indeſſen genug dumm —
Jetzt wollen wir nicht, und damit Punktum!

Das iſt der Sinn, das iſt der Text
Der lieben öſtreichiſchen Note,
Sie iſt geſchrieben, als ob ſie geklext
Hätt' eine dicke Bärenpfote.
Man ſoll ſich damit zufrieden geben
Und nicht ſo ſchreien, wie behext,
Und nicht ſo toll ſich drum geberden!
Wie ſoll denn ſonſt im deutſchen Leben
Noch bürgerliche Ordnung werden?
Soll man die Vierunddreißig jagen,
Um durchzuſetzen die deutſche Einheit?
Das wär' ein Mittel voll Gemeinheit
Vis à vis von Denen, die Kronen tragen.
Man hat ja gern und unterthänig
Vergeſſen das alte weiſe Wort:
Was Krieg beginnt mit ſeinem König,
Das werfe des Schwertes Scheide fort.
Und die ihr ſchreit — ihr müßt euch bequemen,
An Andern ein Exempel nehmen,
Wenn ihr die Ruhe brav und honett wollt,

Zum Beiſpiel am Advokaten Detmold.
Einſt hieß er nur das „Revolutiönchen“
(Man nennt ihn auch „das kleinſte Laſter“),
Faſt riß er auf der Leinſtraß Pflaſter,
Zu ſtürzen ſeines Königs Thrönchen —
Jetzt iſt er ein ſtilles Reaktiönchen.
Auch Stüve, ſein Freund, der jetzt Miniſter,
Schloß ſeinen Frieden zu Osnabrück
Mit Ernſt Auguſt und iſt für das Glück
Des Landes geworden ein Philiſter.
Und, ach, wie leichtlich findet man ſich
In ſolche neue Lebenslage;
Wo nicht — ſo leſt, was dieſer Tage
Der Croupier des Metternich,
Der Blittersdorf, hat drucken laſſen:
„Die Mappe eines Diplomaten.“
Viel beſſer würde der Titel paſſen:
„Cartouche's, des Großen, Leben und Thaten“
Oder: „Novellen und Pandekten
Eines hinterm Strauch Verſteckten.“
Es ſoll in der That unendlich gleichen
Dem Buch „von den tauſend Gaunerſtreichen.“

Ihr alle werdet noch einmal —
Wenn's geht ohn' erheblichen Skandal —
Wie Mathy und der Baſſermann!
's iſt hübſch doch, wenn man ſagen kann,
Daß man ſich Alles ſelbſt gegeben
Und ausgeſorgt hat fürs ganze Leben!
Und wenn die Leute dann auch munkeln,
Daß man dereinſtens iſt im Dunkeln
Ins Miniſterium Bekk geſchlichen
Und vom alten Pfade abgewichen:
Das kann geſchehn, denn dunkel war

Die Nacht in jenem Februar.
Was nennt man auch jede Aenderung
Gleich einen Ueberſprung?

Verfluchter Sperling, laß in Ruh
Die kaum entſchlafenen Geſpenſter!
Rief ich voll Ekel, und das Fenſter
Schlug ich, daß es klirrte, zu.
Mir war von alle Dem ſo dumm,
Als ging' mir ein Schneer im Kopf herum.
Erſt jetzt, da ich wieder zu mir gekommen,
Seh' ich, daß ich mein Wort gebrochen,
Daß ich nicht hielt, was ich verſprochen,
Daß ich die Linke nicht mitgenommen.
Verzeih, mein Leſer, ich hab' nicht das Herz,
Sie heimzuſuchen mit meinem Scherz,
Die Armen, die ſich mühen und plagen
Und täglich ſehn zu ihrer Qual
Ihr Ideal die Ueberzahl
Aufſchieben, überſtimmen, vertagen;
Verzeih, daß ich nicht über Schwache,
Die täglich eine Schlacht verlieren
Und doch das Schwert der Zukunft führen,
Daß ich über ſie nicht Witze mache.
Ich harre der Zeit, da ſie regieren.
Denn — merke dieſe ew'ge Wahrheit! —
Der Geiſt der Zeit in ſeiner Klarheit
Iſt ſtets nur von Minoritäten
Erkannt, gefeiert und vertreten.
So zieht er tapfer in den Streit
Und ſiegt auch in der Minderheit.
Doch, hat er ſeine Geiſtesſchlacht
Gewonnen gegen die Uebermacht.

Iſt ſeine Sendung auch vollbracht.
Denn ſchnell hat dann die Minderheit
Sich in die Mehrheit umgekehrt,
Und noth thut's, daß im neuen Streit
Sie neu bekämpft ein neues Schwert
Und neue minderzähl'ge Streiter,
Und ſtets ſo fort und immer weiter.
Jetzt ſieht der heitre, klare Blick
Am Ziele ſtehn die Republik;
In ihr wird manches Herz erwarmen
Für Das, was man nennt das Recht der Armen.
Dann wieder gilt der Edlen Sorgen,
Daß ſich der Bildung Sonnenſtrahlen
Herab von den Höhn gleich lichtem Morgen
Senken zu der Menſchheit Thalen,
Bis daß die Zeit der Poeſie
Herabkommt wie das Morgenroth,
Wo nicht Verbote, nicht Gebot
Dem reinen Menſchenthume noth —
Mit Einem Wort — die Anarchie!

Von allen Seiten tönt es: Schluß!
Die Rechte poltert: Schluß, Schluß, Schluß!
So ſchließ' ich denn mit heiterem Gruß,
Auf Wiederſehn: Mauritius!

Finis Capitis secundi.

Caput III.

Traumbuch für Michel.

Und heute will ich euch ſingen und ſagen
Von böſen Träumen, die mich plagen;
Man ſagt, daß von Gott die Träume kommen,
Das mag wohl wahr ſein, bei den Frommen:
Mir kommen ſie vom verdorbenen Magen,
Den ich in der Paulskirch mir überladen
Mit frommen Reden von Gottes Gnaden,
Mit ſehr geiſtlichen Tiraden,
Die ich alltäglich noch verſchlucke
Und die mit kläglich hartem Drucke
Zuſammenpreſſen meine Eingeweide,
Und die ich lang noch werde ſpüren.
Der Herr, der prüfet Herz und Nieren,
Er weiß allein, wie viel ich leide.
Wenn nicht Herr Linde mit laxativis
Manchmal mir die Gedärme rüttelte,
Und wenn der Jahn nicht mit lascivis
Verdauung fördernd das Zwerchfell ſchüttelte:
Ich wäre längſt mit meinem verdorbenen
Magen gewandert zu den Verſtorbenen.
So aber träum' ich nur allnächtlich
Und ſeh' wie ein Reaktionär Geſtalten. —
Der Träume Bedeutung wird für verächtlich

Kein Börſen- und Lotto-Spieler halten.
Ich ſchreibe ſie auf zu Nutz und Frommen
Aller, denen zu Handen ſie kommen,
Und hoff', es wird mir nicht übel genommen
Von Windiſchgrätz, dem theuren, lieben,
Der mir entbrannt von Freundſchaftsgluthen
Ein Liebesbrieflein hat geſchrieben,
Daß ich mich ſtell' zu ſeinen Rekruten.
Mein Feldherr, verzeih, ich kann nicht ſogleich,
Ich muß mich meines Auftrags entledigen
Vorerſt im heiligen, römiſchen Reich
Und kann nicht deinen Kroaten predigen.
Du haſt ja daheim der Pfaffen genug:
Antiſtes Hurter, der Glaubensſtarke,
Betſchweſter Pilat und Nonne Jarcke,
Sie können dir mit größerem Fug,
Mit mehr Erbauung
Und Beſchauung
Sprechen in ſalbungsvollen Sermonen
Von unbefleckten Windeln und Kronen.
Ich würde doch ganz ungeſetzlich
Mit Flüchen meine Büchſe laden
Und widerhaarig und widerſetzlich
So ſprechen zu meinen Kameraden
Im alten Kapuzinerton:

Dummköpfe ihr, was habt ihr davon,
Daß ihr Leib und Seele verpachtet
Und für fünf Kreuzer würget und ſchlachtet
Und ſenget und brennet wie Raubgeſindel —
Das alles für eine unbefleckte Windel,
Das alles, damit euer Kommandant
Im Knopfloch trage ein ruſſiſches Band —
Das alles, damit mit blutigem Leim

Ein morſcher Kerker gekittet werde
Und daß, wenn ihr ſelber kehret heim,
Ihr Knechte ſeid am eigenen Herde.
Dieweil ihr ſchießet und würget im Oſten,
Zahlt ihr im Weſten ſelber die Koſten,
Und weil ihr im Süden müſſet morden,
Schmiedet man eure eigenen Feſſeln im Norden.
Wollt Einmal nicht, nur Einmal ſchämt
Des Amtes euch der Henkersknechte —
Und dann — — mit vollen Händen nehmt
Ihr euch, was ihr braucht — die Freiheit, die Rechte.
Sie ſollen dann ſehen, ob ihre Kanonen
Mit Selbſtſchüſſen ſind geladen,
Und ob die Kartätſchen von Gottes Gnaden
Von ſelber fliegen ins Herz der Nationen,
Und ob Sophie mit Gebeten
Entzünden kann kongreviſche Raketen.
Wollt Einmal nicht! — ſonſt müßt ihr bald
Marſchiren gegen Brüder und Väter,
Denn alle ſind ſie Hochverräther,
Wenn ſie des Windiſchgrätz Gewalt
Anbeten nicht auf ihren Knien,
Und wenn ſie nicht finden, daß in Wien
Die allerſchönſte Kirchhofruh,
Und wenn ſie nicht das Kalb und die Kuh
Hergeben für den lieben Geſammtſtaat,
Den Gott im Himmel im März verdammt hat.
Dann wird euch geſchehen wie im Breisgau —
Doch halt, ich will euch ein Stückchen ſagen,
Das ſich im Lenz hat zugetragen,
Es macht Einem das Haar vor Schauer greisgrau.

Zu Freiburg war's im Oberland,
Im letzten Krieg, da auferſtand

Mit Veilchen, Primeln und mit Roſen
Die Freiheit, die begraben war,
Und da, gleich eines Sturmes Toſen,
Gleich einem fittigmächt'gen Aar,
Ein heil'ger Geiſt die Welt durchzog
Und manchen ſtolzen Nacken bog:

Zu Freiburg war's — da lag die Schaar
Der Kämpfer, die gefolget war
Dem Mann des Worts, dem Mann der Thaten,
Den jetzund manches Lied benennt,
Dem Mannheimiſchen Advokaten,
Dem Hecker, den ihr alle kennt —
Da lagen ſie, das Aug voll Zorn,
Die Wunden trugen Alle vorn.

Da lagen ſie in langen Reihen
Und waren, was ſie wollten ſein:
Sie waren endlich frei im Tode —
Man hat ſie ſchmählich ausgeſtellt,
Daß Jeder, der im Fürſtenbrode
Die deutſchen Brüder hat gefällt,
An dieſem Anblick ſich erfreu'
Und ſeinem Herren bleibe treu.

Und einer von den Söldnern kam,
Die deutſche Fürſten ohne Scham
Ernähren für den Mord der Bürger:
Er war noch jung, doch ſprach er ſchon
Die Sprache unſrer Freiheitswürger.
Sein Auge war ſchon voll von Hohn
Aufs Volk, das wider'n Feind ihn ſchickt
Und das er ſelbſt nun unterdrückt.

Und alſo rief der junge Knecht:
Beim Teufel, euch geſchicht ſchon recht —
Wir wollen euch zu Paaren treiben!
Das Volk will frei ſein — ſeht einmal —
Das Pack ſoll hinterm Pfluge bleiben
Und zahlen, ſagt mein General.
Hui! Hundert von den Hunden hier
Verdanken ihre Wunden mir.

Er ruft's und lacht und ſingt und tritt
Mit Lachen in der Leichen Mitt' —
Doch, was macht ihn ſo blaß erbleichen —
Was ſtarrt er ſo ins Angeſicht
Dem alten Mann dort bei den Leichen? —
Sein Aug iſt Glas — ſein Knie, es bricht;
Zu Berge ſträubt ſich auf ſein Haar —
Ihr merkt's — der Alt' ſein Vater war.

Siehſt du, mein Feldherr, laß dir rathen
Und ſteck mich nicht unter die Soldaten,
So würd' ich zu meinen Kameraden
Unwiderruflich immer ſprechen
Auf der Wachtſtub und beim Zechen,
Im Stockhaus und bei Wachtparaden.
Ich würd' mit Gewalt ſie korrumpiren
Und wahrhaft ſchändlich infiziren;
Denn ſieh, ich glaub, es wird nicht gut,
So lange der bezahlte Muth
Sich muß berauſchen in Bruderblut.

Doch beſſere Zeiten nahen heran:
In Köpfen und Herzen wird's heiter hell,
Und nicht mehr folget dem lärmenden Fell
Stumpfſinnig und dumpf der arme Mann.

Er wird ſich fragen: Warum? wohin?
Sind's meine Feinde vielleicht, die ich ſchlachte?
Ich glaube, wenn ich's genau betrachte,
Daß ich am End ihr Bruder bin.
Und ſo wird's ihm entgegentönen
In Lauten, die hold und liebend verſöhnen,
In altbekanntem innigem Ton:
Dein Vater bin ich — ſchieß nicht, mein Sohn!
Schieß nicht! — erkenne den Spielkameraden!
Ich bin dein Lieb! — o, laſſe das Laden!
Ich bin deine Mutter! — o, ſchieße nicht!
Dein Bruder bin ich — ſieh mir ins Geſicht! —
Und wie der brave Soldat, der Pollet,[1]
Hinwarf die Lunte, ob auch hart
Habsburgiſch ihm der Prinz gegrollet —
So werfen ſie von ſich Lunt' und Gewehr,
Sie liegen im Arme ſich hold gepaart,
Und eine Thräne von Liebe ſchwer,
Vom Glücke des Wiederfindens, rollet
Hinab in den wilden Soldatenbart.

Wohl iſt ſie noch weit, die ſchöne Zeit,
Die ſchöne Zeit der Brüderlichkeit,
Noch laſſen ſich die verblendeten Schaaren
Mißbrauchen als wilde Janitſcharen.
Bald aber ſtehen die Prätorianer
Vor Kaiſerburgen als drohende Mahner
Und fordern die Macht als Sold und Lohn
Dafür, daß ſie gemordet, geſchlachtet,
Und, die ſie dazu gekauft und gepachtet,
Es zittern vor ihnen Kron und Thron.

---

[1] [Pollet hieß der Soldat, der am 14. März 1848 in Wien zu ſchießen ſich weigerte. M. H.]

Allein, was kümmern mich die Soldaten?
Mag Wrangel auch mit Pommern und Märkern
Fortfahren, Altpreußen zu umkerkern,
Mag Karlsruh mit den geſchmückten Herrn
Halb ein Stockhaus ſein, halb eine Kaſern,
Und mag Radetzky mit ſeinen Kroaten
Noch einige Zeit die Mailänder quälen
Und von der Güte des Kaiſers erzählen,
Mag man die Ruſſen rufen ins Land —
Ich ruf es zu dem Unverſtand,
Die That heißt: Finis Austriæ! —
Und mit frohlockendem Sinne geh
Zurück ich gern zu meinen Träumen,
Die mir im brauſenden Kopfe ſchäumen,
Die ich auf für den guten Michel ſchreib,
Daß er ſich ein wenig die Zeit vertreib.

Der arme Junge, es geht ihm ſchlecht!
Nun iſt er wieder, was er war
Vor jenem großen Februar:
Er iſt der Herren leibeigner Knecht.
Da ſitzt er nun und ſcheint ſich zu härmen;
Sein dickes Haupt in die Hand geſtützt,
Fragt er ſich ſtill: Was hat's genützt,
Daß ich gemacht ſo cimbriſches Lärmen?
Sein armes Stüblein iſt belagert,
Ihm überm Haupte hängt ein Säbel,
Vor Augen ein gewaltiger Knebel,
Die Luft um ihn iſt dick durchgagert.
Er gähnt und gähnt — zu leſen hat er
Nur ſtenographiſche Berichte
Und patriotiſche Gedichte —
Das macht ihn immer matt und matter.

So lies, du Armer, dieß Traumbüchlein
Und merke dir daraus manches Sprüchlein.

I. Traumgeſicht:

Von dem Weibe in der Wüſte.

Ich lag im Bette und las im Buch
Vom Evangelium Johannes,
Das Buch des feuervollen Mannes,
Das reich iſt an prophetiſchem Segen und Fluch.
Ich las vom Weibe, das da ächzend
Da draußen liegt in der Wüſtenleere,
Vergehend in dem Wunſch, verlechzend,
Daß ſie gebäre;
Aber ſie gebieret nicht. —
Und ich entſchlief, und ein Traumgeſicht
Trug mich zur Wüſte, und ich ſah
Ein Weib ſich winden in Mutterwehen,
Fruchtlos im Schmerze faſt vergehen —
Und das Weib hieß Germania.
Sie aber konnte nicht gebären;
Und da war Niemand, ſie zu pflegen,
Den Schmerz ihr zu lindern, den bitterſchweren,
Die Hand ihr unters Haupt zu legen,
Den Schweiß ihr von der Stirn zu wiſchen
Und einen Labetrunk zu miſchen.

Und zu den Menſchen kamen allerlei
Geſpenſter und verſchiedene Kreaturen
Und ſprachen und ſchwuren:
Wir kommen aus der Wüſtenei,
Wo uns geboren hat Germania.
Und es war kein Zeuge da,

Um vor den Menſchen Zeugniß zu geben,
Daß ſie in Wahrheit von Germania leben,
Und ſie glaubten ihnen nicht!

Und Einer kam noch, und er trug eine Kron
Und Szepter und Wehrgehänge,
Und nach ihm ging eine bewaffnete Menge,
Und er ſprach: Ich bin Germania's erſtgeborner Sohn.
Und ſie glaubten ihm aus Furcht! —
Da umzogen viel Wolken den Himmel
Und — —

II. Traumgeſicht:

Von den Geſegneten.

Ich ging — da kam mir entgegen von fern
Die berühmte Profeſſorentrias,
Von denen jeder Einzelne gern
Sich hält für Deutſchlands Meſſias.

Sie gingen ſchwer und wackelnd daher,
Und mir erſchien's wie ein Wunder —
Die Drei, ſonſt ſo trocken und dürr und leer,
Sie ſchienen formoſer und runder.

Die breiten Talare umfaßten kaum
Die ſonſt ſo dürren Geſtalten
Und machten vorn am untern Saum
Vorwitzige Wackelfalten.

Die Beine waren etwas geſperrt,
Man ſah ſie bis zu den Knöcheln,
Die Züge etwas ſchmerzlich verzerrt,
Doch überzogen von ſtolzem Lächeln

Die Arme trugen ſie ſtolz bewußt
Am Leibe vorn zuſammengebogen,
Darüber ſchlug eine volle Bruſt
Die hohen, weichen, brandenden Wogen.

O Gott, ſo rief ich, was iſt euch geſchehn,
O Beſeler, Waitz und Dahlmann —
Will man die dreifache Häßlichkeit ſehn,
Euch drei Unglückliche mal' man!

Der Beſeler ſprach mit näſelndem Ton,
Doch weicher, als ſonſt, noch und matter:
Ich will dir's ſagen auf Diskretion,
Denn ich bin der ewige Berichterſtatter.

Wir ſind im Zuſtand der Königin
Viktoria, und mit banger,
Doch ſtolzer Erwartung gehen wir hin —
Mein Freund, wir Dreie ſind ſchwanger.

Der Kaiſer, den wir erſt geheckt,
War ein Abortus — doch bleib' er
Nicht ungeboren, ein neu Projekt
Jetzt tragen unſre geſegneten Leiber.

Und wer iſt, rief ich vor Schrecken bleich,
Wer iſt der Verführer, der Thäter?
Sie aber riefen im Chorus: Zugleich
Sind wir die Mütter und Väter.

Das iſt das Unbegreifliche ja,
Es will ihn Niemand, es macht ihn Keiner,
Doch iſt er immer wieder da,
Ein ſündenlos Gezeugter, Reiner.

Wo aber, ſchrie ich, wo ſoll Das hinaus? —
Sie riefen: Wir hoffen, daß Gott uns helfe!
Mich faßte mitternächtlicher Graus,
Aufwacht' ich — die Glock ſchlug Zwölfe.

III. Traumgeſicht:

Vom Kirchhof.

Ein Sturmwind blies — und weggeweht
Mit Einem waren die Gäßchen und Gaſſen,
Der Römer, die Börſ' und die Häuſermaſſen,
In deren Mitte die Paulskirch ſteht.

Und weit im Kreiſe rings herum
Zog ſich eine weiße Kirchhofmauer,
Und auf dem Plane, tödtlich ſtumm,
Lag ausgebreitet Schauer und Trauer.

Es war der deutſche Père la Chaise,
Die Mumie vom Parlamente,
Und auf den Gräbern ſtandesgemäß
Befanden ſich mancherlei Monumente.

Und über dem Eingang im Mondenſchimmer
Las man die Worte geſpenſtiſch erhellt:
Hier liegen die Deputirtentrümmer,
Dereinſt die Götzen einer Welt.

An meiner Seite als Cicerone
Ging traurig ein Männlein mit greiſem Haare —
Es war mir, als müßt' ich kennen ſchon
Das Männlein im langen Mönchstalare.

Er ſah ſo trüb und traurig drein,
Als drückte ſein Herz ein ſchwerer Kummer;
Er ſchien der Todtengräber zu ſein,
Auch war ſein Mund ein grabesſtummer.

Er trug einen langen weißen Bart
Und ging daher mit ſchwebendem Schritte
Nach hergebrachter Geiſterart,
Man hörte nicht den Ton ſeiner Tritte.

Wer biſt du, rief ich, traurig Geſpenſt,
Was willſt du von mir an dieſem Orte?
Und ſage mir an, wie du dich nennſt,
Wenn du noch mächtig menſchlicher Worte.

Er ſprach — und ich glaubte mit Schrecken, den Laut
Meiner eignen Stimme zu vernehmen —
Er ſprach: Wovor dir jetzt ſo graut,
Das iſt dein eigner, leibhafter Schemen.

Denn ich bin Du, und du biſt Ich,
Ich bin das Stück von dir, das, gealtert,
Vor Gram in die Kutte verſteckte ſich —
Nicht jener Knab, der von Liebe gepſaltert.

Ich bin das Stück von dir, das den Haß
Gepredigt aus allzugroßer Liebe,
Das Stück von dir, das mit ſchmerzlichem Spaß
Die häßlichen Reime der Chronik geſchrieben.

Und fragſt du, warum ich jetzt mit dir
Die ſchaurigen Gräber noch beſuche?
Darum, weil den Leichenſteinen hier
Es mangelt an dem gehörigen Spruche.

Man hat uns Zweie, die wir doch
So gut die Geſellſchaft der Paulskirch kannten,
Ernannt, uns zu ehren im Tode noch,
Zu Reichsepitaphen-Fabrikanten.

Gib Acht, es werden die Todten ſogleich
Hier eine offene Sitzung halten:
Erſchrick nicht, wenn ſie angegriffen und bleich
Ausſehen wie Baſſermanns Geſtalten.

Ein Jeder wird dir ſelber den Stoff
Zu ſeiner künftigen Grabſchrift liefern —
Du wirſt vor Beſeler nicht, ich hoff,
Erſchrecken und nicht vor Soirons Kiefern.

Er ſprach's, und wie einſtens der Präſident,
Ließ er die Glocke erſchallen und ſchaute,
Ob ſchon vollzählig das Parlament:
„Die Sitzung iſt eröffnet!“ — Mir graute.

Der Jucho krähte das Protokoll,
Dann ſprach der Simſon: Ihr Seelen,
Die Tagesordnung lautet: es ſoll
Heut Jeder was von ſich erzählen.

Da gab's ein arges Knochengeklapper,
Ein Jeder lief an ſeinen Ort.
Nur langſam legte ſich das Geplapper;
Heinrich von Gagern hat das Wort.

Heinrich von Gagern

(auf dem Miniſtergrab):

Ich mit der Perſönlichkeitsgewichtsbewußtſeinaufgeblaſenheit,
Ich bin ich, in ganzer Größe, wie Sie ſehen jeder Zeit,
Ich bin ich, Das iſt gewiß, doch bin ich ſelber noch mit mir im Streit
Ueber Das, *was* ich denn bin, denn *ich ſelbſt* — (Ungeheure Heiterkeit)

Sagt' ich etwas gegen alle Schicklichkeit, ihr lieben Herren, o ſo verzeiht,
Denn mit *umgedrehter Seele* ſtehe ich vor Ihnen auch noch heut,
Wenn man ein ſo ungeheurer Menſch iſt und ſo fürchterlich geſcheut,
Iſt man manchmal ſchrecklich dumm aus Uebermaße an Perſönlichkeit.
Finden Sie vielleicht die Rede viel zu hohl, zu leer, zu aufgeblaſen und zu breit —
So verſichere ich Ihnen, Das iſt Geiſt, iſt Scharfſinn, iſt Beredſamkeit.

Da gab's ein großes Knochengeklapper,
Sie applaudirten fort und fort;
Mit einmal legt ſich das Geplapper,
Herr Mathy hat das Wort.

Mathy:

Entſchuldigen Sie, ich bin der Mathy,
Der allergrößte Apoſtat hie,
Drum komm ich auch auf dem Regiſter
Gleich hinter unſerem Miniſter,
Der eben hat die Welt befreit
Mit herrlicher Perſönlichkeit.

Ich war einmal ein Advokat
Und Journaliſt und Literat,
Weinhändler dann durch Ficklers Gnaden,
Der mir gekauft ein Wein-Patent,
Damit zur Kammer ich geladen
Und großer Redner werden könnt' —
Ich machte prächtige Paraden.

Dem Herzog bracht' ich Serenaden,
Die man republikaniſch nennt,
Und freut' mich ſtill, wie man in Baden
Die Leute gar ſo ſchön verkennt. —
So kam ich denn auf klugen Pfaden
An das erſehnte Ziel und End,
Daß mich jetzt das erſtaunte Baden
Den neuen Staatsrath Mathy nennt.
Der Fickler hat zu ſeinem Schaden
Zu ſpät mein dankbar Herz entdeckt:
Trotz einem ſpaniſchen Alkaden
Hab' ich den Armen eingeſteckt,
Der einſt mir Gelder vorgeſtreckt
Und meine Blöße hat gedeckt.
So kam ich denn ins Parlament,
Durch — was man heißt — Verrath,
So bin ich denn auch, was man nennt,
Ein Apoſtat.

Da gab's ein großes Knochengeklapper,
Sie applaudirten fort und fort;
Mit einem Mal legt ſich das Geplapper —
Herr Baſſermann hat das Wort.

Baſſermann:

Ich und der Mathy,
Der Mathy und ich —
Man nennt uns ſtets zuſammen.
Das ehrt und zieret mich.

Man nennt uns ſtets zuſammen
Wie Pontius und Pilat
Und wie Gedank' und That,
Wie Lüge und Verrath.

Man nennt uns ſtets zuſammen
Wie Hutten und Luther,
Wie Meſſer und Gabel,
Wie Käſe und Butter.

Man nennt uns ſtets zuſammen
Wie Julie und Romeo,
Wie weh und ach, und ach und o,
Wie Supp' und Fleiſch, wie Heu und Stroh.

Man nennt uns ſtets zuſammen
Wie Eros und Anteros,
Wie Gott und Heros,
Wie Antrag und Schneeros.

Man nennt uns ſtets zuſammen
Wie Taſſo und Arioſt,
Wie Logis und Koſt,
Wie Schimmel und Roſt.

Man nennt uns ſtets zuſammen
Wie Petrark und Dante,
Wie Nichte und Tante,
Wie Lude und Nante.

Man nennt uns ſtets zuſammen
Wie Pollux und Kaſtor,
Wie Kirche und Schule,
Wie Küſter und Paſtor.

Man nennt uns ſtets zuſammen
Wie Wartburg und Hambach,
Wie Hausvogtei und Polizei,
Wie Tſchoppe und Dambach.

Man nennt uns ſtets zuſammen
Wie Veilchen und Roſen,
Wie Küſſe und Koſen,
Wie Weſte und Hoſen.

Man nennt uns ſtets zuſammen
Wie 1 und 2,
Wie Lug und Heuchelei,
Wie Paß und Polizei.

Das Monument, das uns wird ragen,
Soll nichts in geſchriebener Schrift beſagen;
Ein Bildniß ſoll von uns die Kunde
Bis in die ſpäte Nachwelt tragen:
Malt nur das Bild hin, wie zwei Hunde
Vereint an Einem Knochen nagen.

Da gab's ein großes Knochengeklapper,
Sie applaudirten fort und fort;
Mit einmal legte ſich das Geplapper —
Herr Beckerath hat das Wort.

Beckerath:

Ich bin ſo ſchüchtern auf offener Szene,
Ach, ich bin nichts als eine Thräne,
Ich bin ein naſſes Taſchentuch,
Ich bin ein frommes Liederbuch,
Ich bin ein ſittſam duftend Veilchen,
Vom großen Gagern ein kleines Hintertheilchen,
Und wenn ich mich manchmal erboſe brav,
Bin ich doch nur ein wüthendes Schaf,
Auch bin ich Miniſter, doch im Ganzen
Verſteh' ich wenig von Finanzen.

Am Webſtuhl meines Vaters ſtand
Die Wiege mein — Das iſt bekannt.

Da gab's ein großes Knochengeklapper,
Sie applaudirten fort und fort;
Mit einmal legte ſich das Geklapper —
Herr v. Peucker hat das Wort.

Peucker:

Ich bin gewiß ein Mann von Gewichte,
Doch ſchweigt von mir die Geſchichte.

Da lachten die Geiſter ſehr vergnüglich,
Doch applaudirten ſie fort und fort —
Der Deetz fand die Worte etwas bezüglich.
Fallati, Wiedemann, Biedermann, Duckwitz ꝛc. hatten das Wort.

Die Genannten im Chorus:

Wir ſind ſo wenig, daß nicht ein Keimchen
In uns zu finden zu einem Reimchen.

Es fühlte ſich der Schneer getroffen,
Er rief entrüſtet: ich will nicht hoffen —
Die Geiſter aber mit lautem Gelächter,
Sie applaudirten fort und fort;
Der Soiron, der dicke Pächter,
Trat auf ſein Grab — er hatte das Wort.

Herr v. Soiron:

Einſt ſchwärmt' ich für die Republik
Und hab' in dieſem Sinn toaſtet,

Jetzt aber bin ich viel zu dick
Dafür, ich bin zu ſehr gemaſtet.
Ich hab', was einſt mein Herz entflammt,
Erſtickt für meinen edlen Gagern —
Ich hoff' auf ein Reichsrichteramt,
Um wieder etwas abzumagern.
Ich hab' mein Apoſtatenthum
Gebracht in Formen und Methode —
Nicht ſchäm' und gräm' ich mich darum:
So geht die Politik nach Brode.

Sehr gut, ſehr gut — ſo riefen die Seelen
Und applaudirten fort und fort —
Jetzt ſoll der Raumer hiſtoriſch erzählen:
Er nahm die Brille und das Wort.

Friedrich v. Raumer:

Ich bin Friedrich der Hohenſtaufe,
Und ſchickt man mich wohin — ich laufe.
Ich lief nach Italien und Engelland
Und ſchiffte nach Amerika's Strand
Auf Buchhändlerkoſten, und überall fand
Ich, ſelbſt in der großen Republik,
Daß nur im holden märkiſchen Sand
Gedeihen Teltower Rüben und Völker-Glück.
Bei meiner Rückkehr hielt ich die
Berühmte Rede in der Akademie —
Mein König fand ſie viel zu ſpitzig,
Obwohl das Thema altenfritzig,
Und Encke that mich in den Bann.
Zwei Tage war ich ein großer Mann,
Bis ich zur Entſchuldigung ward bewogen
Und mich von meiner Größe hab' zurückgezogen.

Vor Kurzem lief ich als Schmerlings Bot'
Nach Frankreich, um unterthänig zu bitten,
Daß uns nicht werde die als todt
Geborne Zentralgewalt beſtritten.
Ich habe verbraucht ſehr viele Chemiſetten,
Ich trug ſogar einmal Manſchetten,
Um Deutſchlands Anſehen und Ehre zu retten.
Den Heine vermied ich aus alter Bekanntſchaft,
Er hätte gewiß mich ausgelacht
Und einen unpatriotiſchen Witz gemacht
Auf Kaiſer und Reich und meine Geſandtſchaft.

Pfui, pfui! ſo riefen die Geiſter
Und wurden ſtiller, als mit dreiſter
Bewegung trat der Schmerling vor,
Als hätt' er zu ſagen große Dinge.
Er ſtreckte Hals und Kopf hervor,
Als ſteckten beide in einer Schlinge.

Herr v. Schmerling:

Die Ehre und Unabhängigkeit
Von Deutſchland hab' ich ſtets verſprochen,
Ich habe ſie auch zu jeder Zeit
Geſchändet, beſchmutzt, gebrochen.
Einſt Bundesnachtumnächtigter,
Jetzt Oeſterreichs Bevollmächtigter,
War ich Miniſter auch inzwiſchen.
Da ließ ich in Frankfurt die Kugeln ziſchen,
Ließ ſchöne Barrikaden bauen
Und erfand den Belagerungszuſtand —
Und nach alſo befeſtigtem Vertrauen
Konnten mit Sicherheit auf mich die Fürſten bauen,
Und ich lebte in meinem Miniſterruhſtand;

Sie wußten: ich werde ſie nicht verrathen.
Da nannten mich die Diplomaten
Einen Staatsmann mit ſcharfem Blick —
Das iſt Daſſelbe und ſynonym,
Wenn ein Demokratenungethüm
Mich nennet einen Galgenſtrick.
Man nennet mich auch den Mörder Blums,
Allein man kann mir nichts beweiſen,
Den Schleier des Diplomatenthums
Wird Niemand von der Geſchichte reißen.
Ich ruf' es entgegen der ganzen Welt:
Ich heiße Freiherr Anton Schmerling,
Und ohne des Herren Wille fällt,
So heißt's, vom Dach kein Sperling!

Der Mühlfeld jubelte: Bravo, brav!
Dr. Egger lächelte Schlangen —
Da kam aus ſeinem Grabe als Schaf
Verkleidet der Heckſcher gegangen.

Dr. und Advokat Heckſcher:

Nie trug ich weiße Wäſche —
Mein ſtaatspapiernes Geſicht
Gleicht einer Handelsdepeſche,
Die Fallimente beſpricht.

Ich kam auf meinen Reiſen
Durch Rom, Turin, Florenz;
Es kochet edle Speiſen
Italiens ewiger Lenz.

Ich kam juſt an in Frankfurt
Als das Miniſterium

Von Heinrich Gagern krank wurd' —
Ich ſchlich um den Brei herum.

Ein Portefeuille erhaſchen,
Des Glückes höchſte Höh —
Da gibt es was zu naſchen,
Wie damals bei Malmö.

Zwar wurd' ich höchſt geprügelt
Bei der Gelegenheit;
Wie's Volk iſt ungezügelt,
Weiß ich ſeit jener Zeit;

Doch kann die Katze laſſen
Das Mauſen nicht ſogleich:
Ein Portefeuille zu faſſen,
Ging ich nach Oeſterreich.

Ich hab' ihn, ach, verloren,
Den heiß erſehnten Preis —
Drum werde auserkoren
Mit Nächſtem ſchwarz und weiß.

Welcker (vom Platz):

So iſt es recht, du edler Geiſt,
So iſt's, wie ich es mache —
Sie macht nicht dick, ſie macht nicht feiſt,
Die liebe gute Sache.

Was Schönes iſt die Theorie,
Doch ſei ſie nicht zu herriſch —
Man dreht und ſchraubt und wendet ſie,
Iſt man recht doktrinärriſch.

Ich bin eine Wetterfahne — Jeder ſehe,
Wie ſchnell und wie geſchickt ich mich drehe.
Thut's Jemand leid um mein graues Haar
Und daß ich der Freund von Rotteck war:

So dank' er mir, daß zum Teufel geht
In Deutſchland endlich die Autorität.
Doch merkt euch das Sprüchlein: es hat die Morgenſtunde,
(v. 12. März)
Wie Berger ſagte, Gold im Munde. —

Da machten die Geiſter gewaltigen Tuſch,
Im Hintergrunde lächelte Duſch,
Der deſignirte Geſandte von Baden. —
Auftrat der Ritter von Gottes Gnaden

v. **Vincke** (von Hagen):

Ich bin der grimme Ritter von Hagen,
Von Hagen aus der Mark —
Mein Stammbaum hat ſchon Wurzel geſchlagen
Im urweltlichen Chaosquark.

Die Mark iſt durch mich ein bekanntes
Gefild wie Spaniens Mancha nun,
Mich ſelbſt wird ein künftiger Cervantes
Zu taufen wohl geruhn.

Man nannte mich einſt den Mirabeau,
Als man mich nicht ſprechen hörte
Im weißen Saale, wo nicht roh
Die Oeffentlichkeit uns ſtörte.

Ach, damals hätt' ich gern zu Lords
Die märkiſchen Junker gemacht —

Wie herrlich wäre ſolch ein Orden,
Den Thadden's Galgen bewacht!

Es ging nicht! Drum hab' ich Treue geſchwor'n
Der rothen Monarchie —
Da ſteh' ich gewappnet mit Zopf und Sporn:
Hie Recht und Rechtsboden hie!

So lieg' ich, ſo führ' ich meine Waffe
Im Demokratengefecht;
Mir nach, manteuffliſche Fallſtaffe,
Für Freiheit und hiſtoriſches Recht! —

Gewaltiger Lärm der Geiſter all —
Der Präſident rief durch den Schwall:
„Das Wort hat Herr von Radowitz!"
Der aber rief von ſeinem Sitz
Mit pergamentenem Geſichte:

Ich verzichte.
Ich bin verſchloſſen wie ein Kloſter,
Drin ſich die Mönche eingemauert,
Und ſchweigſam ſtumm wie ein bemooſter
Gefängnißthurm, den Nacht umſchauert:
Ich ſpreche nur, wenn es erlaubt
Rothan in Rom, mein Oberhaupt.

Da ging ein Murmeln durch die Verſammelten,
Sie wollten applaudiren und ſtammelten:
„Sollte noch Jemand nach ihm zu ſprechen gelüſten?"
Wir! — riefen Phillips, Laſaulx und Buß,
Er iſt unſer Pater Seraphikus;
Wir nähren uns an ſeinen Brüſten.
Doch iſt wenig, was wir zu ſagen wüßten:
„Wir ſind die barmherzigen Brüder,
„Das Opfer liegt, die Raben ſteigen nieder."

Hoffmann von Ludwigsburg (vom Platze):

Ich bin ein armer Schlucker,
Doch glaub ich, ich gehöre
Mit in die heiligen Chöre,
Denn ich bin groß als Mucker!

Der Döllinger ſchickte ihm freundliche Winke
Und Blicke voll heiliger Huldigung.
Der Simſon fragte: Wo iſt die Linke?
Sie fehlt mir ohne Entſchuldigung.
Der Parlamentsthorſchalter rief,
Der Beraning, vom Platze: Gewiß hat tief
Sie ſich durchgewühlt bis an den Limbus,
Um mit dem Böſen ſich zu verſchwören
Und Minos, Aeakus und Rhadamantus
Zu Demokraten zu bekehren,
Und halten Volksverſammlungen in den elyſäiſchen Feldern —
Gewiß mit franzöſiſchen und polniſchen Geldern, —
Ich hoffe, daß der Reichspolizíſt,
Der Rauſchenplatt, nicht von ihnen ferne iſt!

Da krähte plötzlich ein galliſcher Hahn,
Um Traum und Spuk war es gethan,
Zerſtoben waren die Geſpenſter —
Ich wachte auf, und durch mein Fenſter
Mit Lächeln und mit mildem Schein
Herein hat geblickt des Märzen Sonne —
O März, wo biſt du mit deiner Wonne!
O März, du neuer Reim auf Schmerz,
O März mit deinen Iden,
Wie ſchnell biſt du geſchieden,
Wann wirſt du wieder wohl erſcheinen? —
Ich rieb mir die Augen und mußte weinen.

IV. Traumgeſicht:

Vom Augsburger Hof.

Mein Männlein, das ihr nun ſchon kennt,
Es führte mich aus dem Parlament —
Im Traum, verſteht ſich — weit hinaus,
Hinaus und in ein altes Haus,
In ein Gewölbe hoch und tief,
Durch welches manche Spinne lief
Und mancher Tropfen nieder troff,
Daß ich: Wo bin ich? ſtaunend rief. —
„Du biſt hier im Augsburger Hof.“
Ich ſah mich um, und ringsumher
Sah zu Paketen ich gewunden
Sehr viele Menſchen — ungefähr,
Wie ſonſt Zigarren ſind gebunden —
Und jedes Päckchen auf der Stirne
Trug Qualität und Preis und Firme.
Wie, rief ich ängſtlich faſt und ſtutzend,
Wie Das? bei meinem Seelenheil!
Hat man hier etwa Menſchen feil
In Schock und Mandel oder Dutzend? —
„Mein lieber Freund — ſieh du nur hin,
Du merkſt es bald, bei meiner Ehre —
Wir ſind ja hier im Magazin
Der künftigen Staatsſekretäre;
Das iſt ja hier die Niederlage
Der Grundſatzloſen, die ſich holen
Bei jeglicher Miniſterfrage[*]
Beim edlen Gagern die Parolen.
Mit jedem Miniſterium
Durch Schlecht und Gut, durch Klug und Dumm,
Durch Kalt und Warm, durch Dünn und Dick

Zu gehn, iſt ihre Politik.
Sie haben alles eigne Denken
Für Gagern längſt ſchon aufgegeben
Und ſtehn nur auf von ihren Bänken,
Wenn die Miniſter ſich erheben.
Sie ſprechen immer nur, wenn ſie
Sind aufgezogen erſt von Oben,
Und ſtimmen nach der Melodie
Der Walze, die man eingeſchoben —
Spieluhren ſind's, mit Einem Worte,
So Leutchen von der rechten Sorte.
Doch ſind ſie keine Automaten,
O nein! ſie ſind nur Diplomaten.
Wenn dir's gefällt, ſuch dir was aus,
Zu haben iſt die ganze Zahl.
Biſt du Miniſter erſt im Haus,
Haſt du hier offne freie Wahl.

„Siehſt du den Rieſſer dort, den Braven? —
Ach! hier vergaß er, wie ſo ſchlecht
Das Leben ſchmecket ohne Recht,
Das Leben mit der Schmach des Sklaven.
Was er dereinſt mit ſtarkem Glauben
Für ſeine Juden wollt' im Streit —
Das will er, nun er's ſelbſt hat, rauben
Dem Manne, den die Arbeit weiht.
O Mann, du rechneſt wahrlich ſchlecht,
Gib Acht, daß man nicht balde ſpricht —
Man ſpricht es ſchon ſogar — vom Knecht,
Vom Sklaven, der die Kette bricht!

„Der Gagern gab nach Klubbeſchluß
Ihm unlängſt einen edlen Kuß,
Drum doppelt es Niemand Wunder nimmt,
Daß er für ein beſchnittnes Deutſchland ſtimmt.

„Das iſt der Laube dort, der Deutſche!
Einſt fraß er täglich hundert Slaven,
Jetzt will er aber deutſche Sklaven
Verkaufen ihrer Knut' und Peitſche.
Ja, die vertrauend ihn geſandt,
Daß man es ſag' im deutſchen Land,
Wie warm die deutſchen Herzen ſchlagen
Tief in den ſchönen Fichtelbergen,
Er giebt ſie preis dem Czechenſchergen,
Um ſich bei Gagern zu behagen.
Bei Gott, er iſt der Schlechtſten einer!
Einſt hat er oder jetzt gelogen,
Und, die ihn ſandten, hat, wie Keiner
Der andern Boten, er betrogen.
Die Waffe, die der deutſche Sohn
Aus Böhmens Bergen ihm gegeben,
Er braucht ſie wider ihn zum Hohn,
Zu ſchneiden in ſein innerſt Leben;
Er ward aus einem Volksvertreter,
Wie Viele, ach! — ein Volksverräther.

„Der Biedermann, Das iſt der Dritte“ —
Laß ab, rief ich, laß ab, ich bitte!
Und Biedermann, der ſchon öfters machte,
Wenn ich gewacht, daß ich entſchlief,
Er machte jetzt, als man ſeinen Namen rief,
Daß ich vor Schreck vom Schlaf erwachte.

V. Traumgeſicht:

Die Huldigung.

Die Zeitung leſend, ſchlief ich ein
Und lag vor einem Throne
Und ſprach zu Dem, der oben ſaß,
Mit unterthän'gem Tone:

Hannovers allgewalt'ger König, Herzog vom Cumberland,
Erlaub, zu küſſen unterthänig die hochadelige Hand,
Erlaub, daß meine Huldigungen um deine Stirn ich ſchlinge
Und herrlich, wie die Nibelungen, von deinem Ruhme ſinge.

Ein altes Faible, das mir ſtets für dich geblieben war,
Seit du in Deutſchland ſtiegſt ans Land, iſt wieder wach geworden,
Als ich gehört, daß du geſandt, nachahmend hold dem Czar,
An Jellacic und Windiſchgrätz zwei ſehr brillante Orden.

Wie weich doch deine Seele iſt! Gewiß, Erinnrung tagt
In dir, da du als Orangiſt in Irland triebſt die Menſchenjagd,
Und fühlſt in dir die Sympathie für alle Menſchenſchlächter:
Du haſt, wie ſie die Wiener, ja behandelt deine Pächter!

Daß ſie erſchoſſen Volksvertreter — was macht Das, König, dir?
Hier iſt das Land nicht deiner Väter, du biſt nur König hier!
Was kümmern Volksvertreter dich, was kümmern dich die Wiener?
Und Volksvertreter gelten dir — ſo viel wie „Kammerdiener.“

Auch thut's hier nicht zu fürchten noth, daß Deutſchlands Volk darob
Dich in den Gaſſen wirſt mit Koth, wie's machte Englands Mob,
Wie's Englands Mob ſo oft gethan, daß du dich flüchten mußteſt
Auf deutſchen Thron, wo du als „Mann“, als rechter Mann dich puſteſt.

Ich wünſche von dir keinen Orden, ich bin kein Tamerlan,
Wenn ich von dir verſtanden werden, iſt mir genug gethan;
Verſtehſt du auch den Deutſchen nicht, doch hoff' ich, daß verſteht
Dein Volk, was dieſer Reim beſpricht, und wünſcht, daß ich dein Hofpoet.

Zu Göttingen auch möcht' ich ſein für Waitzen Staatsrechtslehrer,
Die Kahlenberger Bauern dann bald wären meine Hörer.
Du aber würdeſt dann als Pair zu Newmarket Pferderennen,
In Irland ziehen hin und her und Dorf auf Dorf verbrennen!

VI. Traumgeſicht:

Von der eiſernen Jungfrau.

Mich trug der Traum — ich glaub, nach Wien:
Ich ſah die blutgetränkte Erde —
Doch nein! — es war vielleicht Berlin:
Ich ſah vor dem Schloß die ruſſiſchen Pferde.

Des lieben Schwagers Geſchenk, das ihr kennt —
Die Vorhut der Koſaken man nennt es —
Mich mahnt es an das kluge End
Des alten Verſes: Dona ferentes.

Ich ſah auch unweit vom Portal
Die Säule mit dem kakenden Adler —
Es nennen ſie einen künftigen Pfahl
Die alles Heilige bezwackenden Tadler.

Ich ſah gegenüber die Freſken auch,
Den Sonnenaufgang, die Bildung bedeutend;
Doch iſt die Sonne, nach romantiſchem Brauch,
Mehr ſchmutzigen Schatten als Licht verbreitend.

Auch ſah ich wieder die Gitter am Thor,
Die man doch abbrach im lieblichen Maie —
Das iſt zu entſchuldigen! — ſie ſtehen davor
Viel feſter als Unterthanentreue.

Doch nein! ich war doch nicht in Berlin:
Schwarzgelb war die Luſt und dick zum Erſticken,
Ich war gewiß im gefallenen Wien,
Es ſah mich an mit traurigen Blicken.

Von Naderern nur bevölkert ſchien
Die Stadt und von lauter Gemeinderäthen,

Das war, beim Himmel! wieder das Wien,
Das einſtige des edlen Wiener Poeten.

Die Straßenecken waren beklebt
Mit ſtandrechtlichen Lügenberichten,
Und durch die Zeitungen, neu belebt,
Kroch wanzig die Schaar von ſervilen Gedichten.

Der Zedlitz fing wieder zu ſchreiben an
Und fühlte ſich wieder ſo hofpoetiſch
Wie damals, als er als vierzehnter Mann
Beim Metternich durfte ſitzen am Theetiſch.

Die Juden riefen zur Börſe hinaus:
Daß Gott erhalte die Regierung,
Das allgeliebte Kaiſerhaus
Und unſere liebe Oktroyirung!

Was Freiheit und Konſtitution!
Der Menſch muß ſeyn, wo er was verdiene —
Wir wollen keine Emanzipation,
Wir wollen Mine und Kontremine! —

Ja, Das war Wien! — ich ſah allein,
Wo ich vereinſt mit Blum und Becher
Und Meſſenhauſer ſaß beim Wein
Als Freiheitstrunkener, froher Zecher.

Ich dachte: Ach, wie ſchnell iſt verhallt
Die ſtürmiſche Zeit der Freiheitslieder! —
Da ſtand vor mir eine Schauergeſtalt,
Es rieſelte kalt mir durch alle Glieder.

Sie war bedeckt vom gelben Roſt,
Auch war ihr Leib von lauter Eiſen,
Ihr Athem wehte Schauer und Froſt,
Die Gedanken begannen mir ſich zu vereiſen.

Zwar trug ſie einen Hermelin,
Doch konnt' er die Klauen nicht verdecken,
Und auch die Krone, trotz allem Mühn,
Konnt' nicht das Stigma der Stirne verſtecken.

Sie hatte gewaltige Aehnlichkeit
Mit Kaiſer Franz, den Gott behalte —
Dieſelbe holde Gemüthlichkeit,
Die jammernd im Spielberg widerſchallte.

Sie hatte Pulver und Blei in der Hand
Und ſprach mit Lächeln: „Das iſt meine Gnade!"
Vom blutigen See, in dem ſie ſtand:
„Der Maienthau, in dem ich bade.

„Einſt hieß ich die eiſerne Jungfrau nur,
Man hat dir gewiß von mir erzählet —
Ich war die Göttin der Tortur
Und habe die Leute nicht lang gequälet.

„Ich ſchlief im Keller und dachte der Zeit,
Da Todesgeſchrei mir füllte die Ohren,
Bis mich der Windiſchgrätz hat befreit
Und wieder ans Licht heraufbeſchworen.

„Doch nicht mehr die Jungfrau heiß' ich hie —
Der Konſtitutionalismus
Jetzt heiß' ich, auch rothe Monarchie,
Und einfach heiß' ich Despotismus.

„Man nennt mich auch den Belagerungsſtand,
Doch bin ich nur ſeine Pathe und Baſe —
Auch „Ruh und Ordnung" — den Namen erfand
Meiner vielen Verehrer Ruh-Ekſtaſe.

„Ich hab, wie du ſiehſt, mein Glück gemacht,
Ich bin jetzt Oeſtreichs Genius loci —
Sie haben mir Menſchenopfer gebracht,
Zu mir auch beten in ihrer Noth ſie.

„Mein Gaumen wird immer leckerer jetzt —
Erſt haben mich einfache Hochverräther,
Die einen Degen verſteckten, ergötzt —
Jetzt ſchmecken mir nur noch Volksvertreter.

„Sie müſſen mir ſchaffen, wen ich will,
Sonſt geht in Fetzen der ganze Staat, o!
Vor Kurzem hab' ich erſt mit Gebrüll
Verlangt den Fiſchhof und den Prato.

„Der Windiſchgrätz, der Stadion,
Der Bach, der gerechte Juſtizminiſter,
Der nachgelaßne H—ſohn
Der Freiheit — ſie ſind meine hohen Prieſter.

„Die ſchaffen mir, wen ich verlange, herbei —
Auch dich —“ Sie ſtreckte die Hand aus, es krachte
Wie Kerkerthüren ihr Leib — einen Schrei
Ausſtieß ich vor Angſt, und ich erwachte.

Ja, ich erwachte — aber was hat
Verändert indeſſen eine Nacht!
Mein Gott! was habt ihr aus Gagern gemacht?
Was iſt's mit Peucker und Beckerath?
Was iſt's mit Baſſermann und Fallati?
Was iſt's mit Wiedemann und Mathy?
Sie ſchleichen herum ſo demüthig!
Sie ſehen ſich an ſo wehmüthig!
Sie ſehen ſo interimiſtiſch aus

Und waren doch ſonſt ſo ſtolz geartet! —
Der Miniſtertiſch ſieht wie ein Whiſttiſch aus,
Der auf die neuen Spieler wartet.
Die Profeſſoren auch ſind nicht mehr dieſelben,
Zwar ſind ſie noch ſchwarzweiß angeſtrichen,
Aber die Farben ſind etwas verblichen —
Und roth vor Freude ſind die Schwarzgelben;
Und Republikaner und Ultramontanen
Tanzen zuſammen den Siegeskankan,
Und rothe Flaggen und Kirchenfahnen
Nageln ſie an die Miniſterbank an.
Die Frankfurter Börſe iſt flau geworden,
Und Dahlmanns Eſel noch mehr grau geworden
Und Wydenbrugk ſieht traurig aus
Wie Einer, dem ein Portefeuille entfällt,
Beim Camphauſen wird ein Krönungsſchmaus
In aller Eile abbeſtellt,
Und Rieſſer muß nach Klubbeſchluß
Zurückerſtatten den hiſtoriſchen Kuß,
Und Schmerling iſt's ſchmächtig wie dem Kätzlein,
Das an den Feuerleitern ſtreicht,
Sich leis dann um die Mauern ſchleicht
Zu Heckſcher, ſeinem neuen Schätzlein.
Wie ging Das alles, alles zu?
Das alles, ach! geſchah im Nu.
Es haben die ſchwangeren Profeſſoren
Ihre Leibesfrucht zum dritten Mal verloren,
Die beglücken ſollte Deutſchlands Völker, —
Und die Hebamme war der Welcker.

Doch darum iſt mir nicht minder bange,
Noch einmal wird die Kletterſtange
Mit Gagern und Dahlmann, Deutſchlands Rettern,
Hinan der abortirte Kaiſer klettern.

Ob er dann wieder hinunter fällt,
Um wie jetzt in Schmutz und Staub zu liegen.
Ob er die papierne Krone erhält?
Das wiſſen allein die „ſkandalöſen Intriguen.“
Vielleicht, daß mit dreizehn Grabesvoten
Der ſehr fatalen Majorität
Er aus der Reihe der Lebendigtodten,
Um wieder zu ſterben, auferſteht. —
Vielleicht auch, daß wieder Illuminationen
Vergebens werden vorbereitet
Und daß durch die aufgeſtellten Kanonen
Umſonſt der Deetz mit brennender Lunte ſchreitet,
Um es donnernd nicht den Nationen
Mit hundert und keinem Schuß zu verkünden,
Daß das Parlament vom Kaiſer nicht könn' entbinden.

Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde
Noch ſchlummert — wir wiſſen nur zur Stunde:
Der Gagern und der Kaiſer ſind gerichtet,
Und Gagern hat aufs Portefeuille verzichtet.
Doch will er's gänzlich noch nicht laſſen,
Um es bei Zeiten wieder zu faſſen:
Etwa, wenn aus dem Vaterhaus
Man jaget Oeſtreichs Söhne hinaus,
Wie es der Kerſt ſchon angezettelt,
Der ſich vor Kurzem erſt hineingebettelt,
Der Netzbruder aus Preußiſch-Polen,
Einer von den wiedergewonnenen, verlornen Seelen. —
Das iſt die Strafe, daß wir hehlen,
Wir ächte Deutſche, was Unrecht geſtohlen!
Bald aber werde ich euch weiter erzählen —
Für heute: Gott befohlen!

Finis Capitis tertii.

Bayerische
Staats
Bibliothek
München

Caput IV.

Eljen Koſſuth!

Motto:
Mit dem Genius ſteht die Natur im ewigen Bunde;
Was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß.
Schiller.

Wie in den erſten Jugendtagen
So friſch, ſo wohl iſt mir zu Muth —
Wie luſtig, ha, die Pulſe ſchlagen,
Wie gährt und kocht und treibt das Blut!

Mir iſt's als wie der Birk' im Maien —
Es kocht in Wurzel, Zweig und Schaft;
Der Lenz in ihr will ſich befreien,
Der ſüße Wein aus ſeiner Haft.

O, könnt' ich brechen und zerſprengen
Die Rinde, die mein Herz umzieht,
Könnt' ich hinaus den Frühling drängen,
Als Liebe oder Liebeslied!

Und ſei's als Blut, das mir entfließet
In heißerſehnter Freiheitsſchlacht —
O Frühlingszeit, die mich umſchließet,
Du haſt mich freudenkrank gemacht!

Ja, er iſt da, der ſchöne Junge,
Der Frühling kam mit raſchem Sprunge.

Er kam mit Eins in einer Nacht:
Und wie die Menſchen früh erwacht,
Da hat die Sonne hold geſchienen,
Und mit der Sonne hat er ihnen
Ins Fenſter laut hinein gelacht.

Und Herzen thun ſich auf und Fenſter,
Und aus des Armen kahler Klauſe,
Wo ſie im Winter ſind zu Hauſe,
Hinaus fliehn traurige Geſpenſter,
Wo ſie vergehn im lichten Morgen:
Der Froſt, der Hunger und die Sorgen.
Die Jungfrau ſtellt die Blumenſcherben
Hinaus in vollen Sonnenſchein,
Die ſie vor froſtigem Verderben
Geſchützt im ſtillen Kämmerlein;
Und wie die Knoſpen ſich gemach
Aufthun, bis ſie als Roſen offen,
Erwacht in ihr auch nach und nach
Und ſchüchtern ſtill ein Sehnen, Hoffen,
Für das ſie einen irdiſchen Namen
Nicht finden kann, nicht finden darf —
Sind auch wohl Blumen, deren Samen
Der Lenz ihr in die Seele warf!
Ach, jedes Herz in dieſer Zeit
Gleicht einem leeren Schwalbenneſte,
Das, aufzunehmen liebe Gäſte,
Gaſtfreundlich harrend iſt bereit;
Und jedes ſehnt ſich, daß erwärmt
Es werde bald und hold umſchwärmt.
Sei ruhig, Herz: in kurzer Friſt
Wird's kommen und vielleicht noch ſtärker,
Als gut für deinen Frieden iſt!

Doch auch den armen Mann vergißt
Der Frühling nimmer, der im Kerker
Die ſchöne Maienzeit vertrauert,
Vielleicht dem Tod entgegenſchauert.
Er dringt hinein mit Sonnenſtrahlen
Und ſchreibt ihm auf den feuchten Boden
Vergeſſenheit für alle Qualen,
In wonnereichen Freiheits-Oden.
Ans Gitter kommt ein Vögelein,
Das aus der Ferne Grüße bringt
Und walddurchwehte Lieder ſingt —
Er nickt und nickt und ſchlummert ein
Und träumt und träumt und träumt ſich heim —:
Er geht dahin als Freier wieder,
Und in den Frühlingsacker nieder
Wirft er der künft'gen Saaten Keim.
Hoch über ſeinem Haupte ſchwingt
Der unſichtbare Geiſt der Luft,
Die Lerche, ſich — ihr Lied erklingt,
Wie wenn ein Geiſt vom Himmel ruft.
Und Abends, wenn er heimwärts kehrt,
Der Sämann, müd am ganzen Leib,
Empfängt ihn fröhlich Kind und Weib —
Der kleinſte Junge ſchleppt ein Schwert
Und ſchwöret dem Tyrannen-Tod,
Der ſeinen Vater einſt in Noth
Und in den Kerker hat gebracht —
Der Vater aber weint und lacht.
So träumt er durch das ganze Glück,
Das er da draußen ließ zurück,
In einer einz'gen Frühlingsnacht —
Das hat der Lenz allein gemacht,
Der Lenz, das Vöglein und der Strahl,
Der ſich durchs enge Gitter ſtahl.

Und weiter eilt im raſchen Lauf
Der Lenz durch Gärten und durch Hecken
Und küſſet mit verliebtem Necken
Die jungfräulichen Knoſpen auf:
Sie thun die Augen auf und ſchauen
Halb ſchüchtern in die Welt hinein,
Halb ſtolz wie neuvermählte Frauen
Beim erſten Morgenſonnenſchein.

Dann eilt er weiter — ach, er ſpäht
Nach Herzen, die ihm nah verwandt,
Nach Herzen, die ſein Vaterland,
Darin es niemals untergeht;
Nach jenen großen Menſchheitsherzen,
Die gleich ſind ewigen Blüthenbäumen,
Mit ſehnſuchtsvollen Liebesſchmerzen
Von einem Völkerfrühling träumen;
Nach jenen, deren Erdenwandel
Verfolgung iſt und Kampf und Flucht,
Die tragen, gleich dem Baum der Mandel,
Zugleich die Blüthe und die Frucht.
„Wo ſind ſie,“ ruft er weinend, klagend
Und alle Leichenſteine fragend,
„Wo ſind ſie?“ ruft er immerdar:
„O böſes Neunundvierziger Jahr,
Wie arg, wie arg haſt du gelichtet
Die Reihn, an denen wie an Stäben
Die kranke Welt ſich aufgerichtet
Zu einem neuen Blüthenleben!“
Hin eilt er ſchnell von Grab zu Grab
In Oeſterreich, im Ungarland
Und hebt mit liebevoller Hand
Des Schneees weiße Decke ab.
Und nieder wirft er ſich — ſein Ohr

Legt er an jedes Grab und lauſcht,
Wie aus den Gräbern es empor
In tauſend ewigen Liedern rauſcht.
Aufſpringt der Frühling da und ruft
Es in die Welt hinaus, daß Luft
Und Baum und Strom und Herz erbeben:
Sie leben, ſie leben!

Und froh geht weiter und getroſt
Der Lenz, der Zierer dieſer Welt —
Von ausgelaßnem Volk umtost,
Aufbaut und ſchmückt er ſich ſein Zelt.
Da ſitzt er denn, erfüllt die Pflicht,
Die ihm der Herr hat aufgetragen,
Wie manches ſchönere Gedicht
Und tauſend Lieder ſchon beſagen.
Da kommen mit Familien-
Beſchwerden Vögelein heran:
Er weiſet ihnen Nahrung an
Und lehrt ſie die Homilien
Und Pſalmen, die ſie ſingen ſollen,
Wenn ſie dem Herrn gefallen wollen;
Dann kleidet er die Lilien,
Die draußen ſtehn auf nackter Erde,
Von Stürmen kalt und hart umweht:
Auf daß auch hier erfüllet werde,
Was ſchon im Buch geſchrieben ſteht.
Kurzum, es iſt ſein ganzes Thun
Das glücklicher Ikarier —
Er iſt ja nur der Volkstribun
Der Blumenproletarier!

Sonſt ging ich gern in ſolcher Zeit
Mit Wolfgang Goethe's Fauſt hinaus

Und freute mich, wie weit und breit
Verſchwunden war des Winters Graus,
Und ſang die Verſe, die ihr kennt,
Nur etwas frei, nach meiner Art,
Dieweil zum neuen Teſtament
Uns noch ein allerneuſtes ward:

Lenz iſt erſtanden,
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Sorgen umwanden.

Dann ſtreckt' ich mich dahin, ſo lang
Ich war, und ſah die Welt geneſen
Und hörte auf den Vogelſang
Und ließ den Fauſt und ließ das Leſen.

Doch dieſes Jahr bleib ich daheim;
Anſtatt ins Grüne mich zu ſtrecken,
Will ichs verſuchen, einen Keim
Von Mitleid und von Lieb zu wecken
In eurer weichen, deutſchen Bruſt
Für ein begeiſtert Volk, das dorten,
So nah an eures Hauſes Pforten,
Für Freiheit kämpft mit Todesluſt
Und das die Knechtſchaft will zur Beute:
Dieß ſei mein Frühlingsopfer heute.

Als einſt die Griechen auferſtanden
Und, würdig ihrer großen Väter,
Sich löſten von den Sklavenbanden,
Da warſt du, Boden *meiner* Väter,
Bevölkert faſt von Philhellenen —
Und für das Volk, das mit dem Schwert
Vom Haus den eignen Feind dir wehrt,

Für dieſes haſt du keine Thränen?
Das kannſt du ſo verbluten ſehn?
Und ohne Zuruf auferſtehn?
Und ohne Mitleid untergehn?

Iſt's wahr, daß dir des Himmels Sterne,
O Deutſcher, darum ſchön nur ſcheinen,
Weil ſie von dir ſo weit, ſo ferne?
Kannſt du Leonidas beweinen,
Nur weil er fiel in grauen Zeiten
Und in antiken Thermopylen?
Und die vor deiner Thüre ſtreiten,
Sie ſind dir nichts, weil dir gefielen
Niemals konkrete Wirklichkeiten?

Romantiker, thu auf die Blicke,
Erkenne, daß die Heldenſchaaren
Im ſchönen Lande der Magyaren
Entſcheiden deine Weltgeſchicke!
Erkenne, daß du mit verdirbſt,
Wenn deines Hauſes Pförtner ſterben!
Erkenne, was du bald erwirbſt,
Wenn ſie mit Freundesblute färben,
Als Todeszeichen, deine Pfoſten —
Erkenne endlich, daß im Oſten
Aus Nacht des Kampfes und der Noth
Aufgeht dein Licht, dein Morgenroth!

Es lebt ein Volk im Oſten.

Es lebt ein Volk im Oſten,
In deſſen Adern glüht und ſchwillt
Und kocht und treibt und gährt es wild
Als wär's von edlen Moſten.

Es lebt ein Volk im Oſten,
Das ſteht nun ſchon an tauſend Jahr
Und wird wohl ſtehen immerdar
Auf einem böſen Poſten.

Es lebt ein Volk im Oſten,
Ach, ſtünd' es nicht vor unſrer Thür,
Es ginge traurig her dafür:
Es ſchützet unſre Pfoſten.

Es lebt ein Volk im Oſten,
Das hat getragen ſchon viel Leid,
Und niemals durfte in der Scheid
Das gute Schwert ihm verroſten.

Es lebt ein Volk im Oſten,
Deß Schwerterklang, deß Schlachtgeſang
Die ganze Welt ſo wild durchgellt,
Ob tauſend Stürme toſten.

Und dieſes Volk im Oſten,
Das führt jetzt einen heiligen Krieg,
Gott geb ihm einen vollen Sieg —
Franz Joſeph zahl die Koſten!

Werbung.

Fegt der Sturm die Heide ſo,
Daß ſich dort die Cſarda[1] ſchüttelt
Und vom Dach das faule Stroh
Wie im wilden Schrecken rüttelt?
Nein, es ſind die Cſikosſchaaren,[2]

---

[1] Cſarda — einſame Schenke auf der Heide.
[2] Cſikos — ungariſcher Roßhirt.

Wilde Söhne der Magyaren,
Die die Pußta[1] juſt durchſchwirrten —
Heute ſind ſie nur noch Hirten,
Morgen ſind ſie ſchon Huſzaren.[2]

Singt ein Geiſt wohl aus der Gruft
Vom vergangnen Schlachtenleben,
Daß allübrall Gras und Luft,
Baum und See und Strom erbeben?
Nein, es ſind die thränenhellen,
Ernſten, ſüßen Liederwellen —
's iſt der Schlachtgeſang, der alte,
Der die Heide einſt durchhallte
Mit Rakoczy, dem Rebellen.[3]

Iſt's ein blutig Meteor,
Das als böſes Himmelszeichen
Dort am Rande ſteigt empor,
Daß vor Schreck die Stern' erbleichen?
Nein, es iſt der Hahn, der rothe,
's iſt der fürchterliche Bote,
Der da fliegt mit Flammenflügeln —
Und aus alten Grabeshügeln
Steiget mancher große Todte.

Und der alte Heldengeiſt
Auferſteht und hält die Wache,
Jener Geiſt, der heilig preiſt
Ungarns Kampf und Ungarns Rache:
Jener Geiſt der hohen Trias,
Arpad, Stephan und Mathias,[4]

---

[1] Pußta — die Heide.
[2] Huſzar — Huſar.
[3] Der berühmte Rakoczy-Marſch, die ungariſche Marſeillaiſe.
[4] Die drei größten und populärſten Könige der Magyaren.

Der das Lager hat durchſchritten
Stets, wenn der Magyar geſtritten
Für die Andern als Meſſias.

Wenn er mit gewalt'gem Streich
Seine Freiheit wollte rächen
Und das blut'ge Oeſterreich,
Zwing-Europa, wollte brechen;
Tauſend Schlachten ſchon gewonnen
Hat er, und die Völker ſonnen
Gerne ſich in ſeinen Siegen:
Wieder geht, bereit, zu kriegen,
Er dahin durch die Kolonnen.

Tapfres Volk, o harre aus,
Harre aus bis zur Vollendung:
Pförtner an der Freiheit Haus
Stets zu ſein, iſt deine Sendung.
Aber, der die blut'gen Schaaren
Sanheribs mit wunderbaren
Schlägen ſchlug in einer Stunde —
Betet, daß er ſich bekunde
An den Feinden der Magyaren!

Wiegenlied der ungariſchen Mutter.

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Großvater ſchlug den Türken todt,
Uns bringt der König ſelber Noth.
Herr Gott, o ſieh auf unſre Leiden
Und ſchlag den König wie die Heiden!
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Der König hat noch blondes Haar,
Der König hat kaum achtzehn Jahr
Und iſt ſchon, ach, ſo bös, ſo böſe:
Erlöſ' uns, Herr, vom Leid, erlöſe!
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Du biſt doch immer beſſer dran,
Er muß 'ne böſe Mutter han,
Die hat ihm böſe Lehr' gegeben,
Er ließ' uns ſonſt in Frieden leben.
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Er ſitzt daheim bei ſüßem Wein
In Sammt und Gold und Schmeichelein,
In feſten, feſten, feſten Mauern,
Dieweil wir armen Leute trauern.
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Er brennt uns unſre Hütten ab
Und macht aus Ungarn, ach, ein Grab,
Schickt uns Kroaten und Koſacken:
Wir aber tragen ſtolz den Nacken!
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Du wirſt doch nie nicht ein Soldat,
Du biſt kein Knecht wie der Kroat,

Du wirſt ein Hirt bei wilden Pferden
Und dann ein braver Honved[1] werden.
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Du wirſt auch in die Schlachten ziehn
Und wirſt ein Held ſein wie Corvin[2]
Und wirſt ſo ſchön wie Koſſuth ſprechen,
Den Vater, wenn er fallet, rächen.
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Und wirſt du kein berühmter Held,
Weil es zu ſchlimm wird in der Welt,
So wirſt du doch in Waldesſchauern
Auf unſere Verfolger lauern.
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Du träumſt ſo ſüß in meinem Schooß,
Ach, wärſt du nur erſt ſtark und groß!
Vielleicht ſchon heute nahn die Schergen,
Wo ſoll ich dich, mein Kind, verbergen?
Schlaf u. ſ. w. — —

Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav:
Ja, wo verſteck ich dich mein Kind,
Wenn dieſe Wände Kehlen ſind?

---

[1] Honved — Landesvertheidiger.
[2] Mathias Corvin — ſiehe oben.

Der König weiß nichts von Erbarmen —
Sei ſtill, du ſtirbſt in meinen Armen!
Schlaf, Kindlein, ſchlaf,
Dein Vater ſchlägt ſich brav.

Kommorn — komm·mor'n — komm morgen.

Wißt ihr, woher den Namen hat
Kommorn, die gute, treue Stadt? —
Sie ruft entgegen jedem Feind,
Der ſie ſchon heut zu haben meint:
Komm morgen, komm morgen!

Und als der große Welden kam
Und er das Maul ſo ſehr voll nahm,
Da zitterte ihr Quadernbauch
Vor Lachen, und da rief ſie auch:
Komm morgen, komm morgen!

Da hat er ſich gar ſehr verwundert
Und warf Granaten viele hundert
Und Bomben ihr ans Eiſenthor —
Sie aber lachte nach wie vor:
Komm morgen, komm morgen!

Da kam er morgen wieder 'ran
Und that als wie ein Freiersmann
Und war voll Feuer und voll Gluth —
Sie aber rief mit heitrem Muth:
Komm morgen, komm morgen!

Da ſchrie der Welden Feu'r und Flamm':
„Daß alle Jungfern Gott verdamm,
Sie führt mich an der Naſe 'rum!“
Sie rief: Ach, du biſt blöd und dumm!
Komm morgen, komm morgen!

Da lief er ſchnell zurück nach Wien
Und macht' ein ſchönes Bulletin
Und macht' dem Kaiſer etwas vor —
Doch klang ihm lange noch im Ohr:
Komm morgen, komm morgen!

Oeſterreich.

Nein, fluchen will ich nicht, wo bald die Weltgeſchichte
Auf Trümmern eines Reichs wird ſitzen zu Gerichte:
Auf Trümmern eines Reichs, wobei der Nachwelt Kind
Aufjubeln wird und freun ſich, daß ſie Trümmer ſind;
Auf Trümmern eines Reichs, die nur aus Zwingburgſplittern
Beſtehen werden noch und aus gebrochnen Gittern.
Nein, fluchen will ich nicht — wie klein iſt Menſchenfluch
Für Den, der leſen kann in der Geſchichte Buch,
Für Den, der glaubt und ſieht, wie alle Unnaturen
Auf ihrer Stirne tragen des bald'gen Todes Spuren!
Nein, fluchen will ich nicht — denn ich bin zornig nicht,
Weil feſt im Buſen ſchlägt das Herz der Zuverſicht,
Weil ich mich beug' vor dir, allmächtige Ἀναγκη,
Die du die Gottheit biſt, die That und der Gedanke!

Ich weiß, ein Reich zerfällt, daß es zerſtieben muß,
Wenn auf dem morſchen Thron ſitzt ein Auguſtulus,
Und daß der Purpur iſt von jeher ſchnell verblichen,
Wenn er den Moder hat verdeckt von Cäſarleichen.
Ob man ihn hundertfach auch tauch' in Völkerblut,
Der Purpurtrödel wird nie wieder friſch und gut;
Ob man die morſche Kron aufs Neue ſucht zu ſchweißen
Im heißen Leib des Volks, ſie wird doch ſtets zerreißen —
Unwandelbaren Schritts geht weiter das Geſchick,
Einſt war's der Major Domus, heut iſt's die Republik.

Sie kommt, ſie kommt heran, trotz euren blut'gen Helden,
Radetzky, Jellacic und Windiſchgrätz und Welden.
Ihr habt an Grauſamkeit den Nikolaus beſchämt,
Als er dem weißen Aar die Fittige gelähmt,
Und Alba, im Vergleich mit euch tauſcht' er die Schlüſſel
Der Stadt für Sanftmuth ein, als er gehaust in Brüſſel.
Nur zu, nur zu, ihr Herrn! ihr büßet unbewußt
Bei eurem Henkermahl zum Letzten eure Luſt,
Ihr ſättigt euch im Blut des Volks, nach dem ihr dürſtet —
Dieweil ihr liegt berauſcht, wird wohl das Volk entfürſtet.

Beſprengt die Myrte noch ſo mancher Braut mit Thau
Vom Blut des Bräutigams — macht die Brigittenau
Zu einem großen Grab für Volk und Volksvertreter,
Mit Feuersbrünſten färbt den Himmel und den Aether,
Verkauft, verrathet ſie, ſchlagt die Magyaren todt,
Und aus Koſacken macht euch Helfer in der Noth,
Macht einen König zu des eignen Volks Verräther —
Was kommen muß, das kommt — ſei's früher oder ſpäter.

Abkehrt die Menſchheit ſchon mit Ekel das Geſicht
Vom Moder, der wie Peſt aus euch entgegenbricht;
Schon flieht der Glückliche aus eures Hauſes Dache,
Daß ihn nicht treffe mit die drohnde Himmelsrache;
Schon krächzt das Käuzchen laut, verkündigend den Tod,
Und Ungarns Blut, es iſt eu'r letztes Abendroth.
Wie kann es anders ſein, da der Verſtand euch fehlt,
Verſtand und Herz für Das, was Welt und Zeit beſeelt —
Kopflos war Ferdinand, und herzlos war der Franz. —
Der Erbe ihres Throns iſt Beider würdig ganz.

Ihr aber, Söhne der Geſittung und des Lichtes,
Bereitet würdig euch auf den Tag des Gerichtes,
Der jene Zwingburg, die Geſammtſtaat Oeſtreich heißt,

Vom tiefſten Grundſtein bis zum höchſten Thurmknopf reißt.
Ob man zertritt in Wien des Märzen Grabeshügel —
Der Tag braust doch heran mit purpurrothem Flügel!

Koſſuth.

So hat nicht Kapiſtran,
Nicht Irlands Dan geſprochen,
Wie jener blaſſe Mann,
Von Kerkerpein gebrochen,
Mit blaſſem Angeſicht,
Mit Augen, welche blauen
Im Schatten dunkler Brauen
Gleich Veilchen zarter Frauen —
Wie Der zum Volke ſpricht.

Er iſt es, der Prophet,
Von dem in heil'ger Kunde
Geſchrieben ſteht: Es geht
Ein Schwert aus ſeinem Munde.
Kraft inneren Geſichts
In ſeines Herzens Buche
Liest er vom ew'gen Fluche,
Der da die Feinde ſuche
Der Freiheit und des Lichts.

Und wie das blut'ge Schwert
Dereinſt in alten Tagen
Durchs Land von Herd zu Herd
Als Zeichen ward getragen,
Daß neu der Kampf erwacht:
So pilgert ſeine Rede
Durch Dorf und Stadt und Oede

Und weckt die heil'ge Fehde
Mit apoſtol'icher Macht.

Und als nach Szegedin
Er kam auf ſeinen Wegen,
Wo ſie empfangen ihn
Mit Kranz- und Blumenregen,
Sprach er alſo:[1] „Mein Gram
Iſt ſchnell dahin. Ich neige,
O Szegedin, und beuge
Mein Haupt vor dir und ſchweige,
Wo ich zu ſprechen kam.

„Vor allen auserſehn
Biſt du in Ungarns Auen,
Du biſt der Fels, auf den
Ich will die Kirche bauen,
Die ſoll die Hölle nicht
Mit aller Tücke ſpalten —
Du wirſt die Welt noch halten
Mit rieſigen Gewalten,
Wenn ſie zuſammenbricht.

„Und du haſt es gethan,
Wenn ich dereinſtens bete:
Erlaub, daß von der Bahn,
O Herr, ich Müder trete,
Erlaub mir, hinzugehn —
Ich hab' des Feindes Schaaren
Mit Macht zur Hölle fahren —
Die Heimat der Magyaren,
Ich hab' ſie frei geſehn."

---

[1] Das Folgende iſt faſt wörtlich der Rede Koſſuths in Szegedin und der Proklamation an die Magyaren entnommen.

Und dieſen Liebesbrief
Schrieb er ans Volk, der ſauſend
Das Land durchflog und rief
An Streiter hunderttauſend
Hinaus aufs offne Feld:
„Erwache, Volk, erwache
Für deine heil'ge Sache,
Die Freiheit nur als Rache
Gibſt du dem Feind, o Held!

„Wie ſich ins weite Meer
Ergießen tauſend Bäche,
So ſtrömt's in Strömen her
Gen Wesprims heil'ge Fläche,
Und bald iſt es gethan —
Bald wie in alten Tagen
Iſt Jellacic geſchlagen,
Der uns Verrath getragen
Ins Land, wie Batu-Chan.

„Er brach für euch heran,
Der Tag der Auferſtehung;
Kommt an, kommt an, kommt an,
Sonſt trifft euch ew'ge Schmähung,
Sonſt ſpricht der Herr, ſpricht Gott:
Mich reut, daß ich geſchaffen
Dieß Volk, nicht werth der Waffen,
Nicht werth, daß Wunden klaffen
Auf ſeiner Bruſt — ein Spott!

„Wie Parias verflucht
Seid ihr ſodann, Magyaren,
Und eure Schmach verbucht
Wird treu die Welt bewahren —

Verwüſtet liegt das Feld,
Das einſt euch hat ernähret,
Der Stock, der Wein beſcheret —
Und von der Noth verzehret,
Durchjammert ihr die Welt.

„Und, die euch einſt getränkt,
Vertrocknet ſtiert die Quelle;
Wohin den Schritt ihr lenkt,
Man ſäubert ſchnell die Schwelle —
Im eignen Vaterland,
Im Land des Weins, der Roſen,
Ihr bettelt um Almoſen,
Kein Weib wird euch mit Koſen
Gewähren Mund und Hand.

„Ihr aber, Ungarns Fraun,
Die wir geliebet haben,
Mit Spaten und mit Haun
Sollt auf der Stepp' ihr graben
Ein großes, großes Grab.
Und ſenkt ihr dort nicht nieder
Des Feindes todte Glieder —
Beim Klang der Todtenlieder
Senkt Ungarns Ruhm hinab.“

So ſpricht der blaſſe Mann
Koſſuth zu ſeinem Volke,
Es weht ſein Wort ſie an,
Als käm's aus einer Wolke
Von einem Sinai;
Er hat ſie aufgerufen —
Und ſieh, von goldnen Stufen,
Auf flücht'gen Roſſeshufen,
Allüberall kommen ſie.

Wer wählt noch lange? Hie
Der große Agitator,
Wie Keiner war — und hie
Der kleine Imperator!
Hie Kampf voll Muth und Gluth
Für Freiheit und für Rechte —
Hie unterthän'ge, ſchlechte,
Mit Geld bezahlte Knechte —
Koſſuth, du haſt es gut!

Die 150 Huſaren.

In der böhmiſchen Schenke ſitzen
Fünf Huſaren ſtill und ſtumm;
Traurig ihre Augen blitzen,
Aber ſie wiſſen ſelbſt nicht, warum.

Ferne ſind ſie der Heimat, ferne,
Schwer iſt ihr Herz, von Kummer ſchwer;
Manchmal dünkt ihnen, ob die Kaſerne
Für ſie nur ein Gefängniß wär.

Ach, ſo ferne dem Vaterlande,
Und doch haben ſie Mancherlei
Schon gehört, wie am Thißaſtrande
Kampf und wildes Raufen ſei.

Iſt es wahr, was ſchon kluge Leute
Ihnen geſagt, daß man ſie hinaus
Hat geſchickt aus Ungarn ins Weite,
Daß ſie nicht helfen den Brüdern zu Haus?

Ach, ſie wagen nicht, auszuſprechen,
Wie ihr Herz das Heimweh klemmt —
Und im Lande der düſtern Czechen
Iſt es ihnen ſo kalt und ſo fremd.

Wie ſie da ſitzen und ins Getränke
Schauen düſter und ſchweigend hinein —
Sieh, da tritt in die einſame Schenke
Leiſe und ſchüchtern ein Männlein herein.

Kaum, daß man ſeine Schritte höret,
Wie er hineinſchleicht und wie er ſchaut,
Ob kein arger Lauſcher ihn ſtöret,
Wenn er ſich zu reden getraut.

Meiſtens nennt man Emiſſäre
Solche Männlein, wie dieſer war,
Und die wiſſen oft gute Lehre
Ueber Dinge, die nicht klar.

Prüfend ſchaut er, forſchend und lange
Jenen Fünfen ins Geſicht —
Und es wird ihnen weh und bange,
Wie er auf Ungriſch zu ihnen ſpricht:

Brave Magyaren, arme Huſzaren,
Ach, gewiß, ihr wißt es nicht,
Seid ja fort ſeit langen Jahren,
Was zu Hauſe Traurigs geſchicht.

Wißt es nicht, daß die Pußten wimmeln,
Daß es lärmt auf dem Rakoſchfeld,[1]
Daß auf Rappen und auf Schimmeln
Sich der Cſikos zum Landſturm ſtellt.

Denn es iſt ſehr traurig im Lande,
Wie in der alten Türkenzeit:
Kirchen und Hütten ſtehen im Brande,
Und das Blut fließt weit und breit.

Und die Traube verdirbt an den Reben,
Und der Wolf zerreißt das Schaf,

---

[1] Die ehemalige Wahlſtatt der Könige, unweit von Peſth.

Und Das thut uns der König eben,
Aber die Brüder ſchlagen ſich brav.

Schweigend hören's die Ungarſöhne,
Schweigend und traurig, aber es drängt
Aus den Augen ſich die Thräne,
Rollt und fließt, bis im Schnurrbart ſie hängt.

Weiter das Männlein: Brave Huſzaren,
Groß iſt die Schmach und groß der Verrath:
In dem heiligen Land der Magyaren
Schaltet und waltet der Dieb, der Kroat.

„Baſſamteremte, auf ungriſcher Erde
Der Kroat, der diebiſche Hund —
Der Kroat — zu Pferde! zu Pferde!
Da ſchlag gleich das Wetter in Grund!“

Und am Morgen frühe reiten
Hundert und fünfzig Huſaren hinaus —
Zwar ſie kennen den Weg nicht, den weiten —
Finden ihn doch, er führt ja nach Haus.

Durch die Schluchten der böhmiſchen Berge
Geht es dahin und durchs Mährenland —
Ueberall verfolgt ſie der Scherge,
Ueberzählig, gewaffneter Hand.

Ueberall erhebt ſich der Slave,
Ungarns Feind, der ſie halten will,
Oeſtreichs allergetreuſter Sklave —
Aber das Häuflein hält nicht ſtill.

Fort in Trab und Schritt geht's weiter,
Kämpfend, hungernd, blutend gar —
Ob auch verblutet ſchon mancher Reiter,
Fort, immer fort zieht die übrige Schaar.

Und, um den Brüdern daheim zu ſchaffen,
Was ſie brauchen, auf ihrem Ritt

Nehmen ſie gerne allerlei Waffen,
Flinten und Kanonen mit.

Endlich, end[illegible] nach langer Beſchwerde,
Iſt die theuere Heimat erreicht —
Niederſtürzen ſie, küſſen die Erde,
Und die Augen ſind thränenfeucht.

„Mutter!“ — ſie rufen — „als brave Huſzaren
Aus der Ferne kommen wir,
Für dich zu ſterben, o Land der Magyaren,
Ja, für dich und bei dir, bei dir!“

Und als Das der Landtag hörte,
Rief er ihnen ein „Eljen“ [1] mit Macht,
„Daß ſie ſich“ — der Landtag erklärte —
„Um die Heimat verdient gemacht.“ [2]

Und ich über die Fünfzig und Hundert
Hab' wie gerne dieß Lied gemacht —
Hab' ſie nicht als Helden bewundert,
Aber es hat mir das Herz gelacht.

Der arme Jude.

Wie weit ſich auch die Heide ſtreckt,
Sie iſt von Waffen und Kriegern bedeckt:

Von Waffen, die glänzen im Mondenſchein,
Von Kriegern, die ſingen zum heißen Wein.

Denn der Magyaren Lager iſt Das
Im fetten, wallenden Pußtagras.

---

[1] Das ungariſche „Hoch“ — „Vivat“.
[2] Hiſtoriſch.

An Zelten fehlt es, denn es gefällt
Dem Ungar am Beſten des Himmels Zelt.

Der Ungar liegt im Freien gern,
Im ſtillen Schutz von Mond und Stern.

Und ſchläft er nicht, ſo läßt er den Rauch
Der Pfeife ſpielen im Abendhauch

Und ſieht mit morgenländiſcher Ruh
Den kreiſenden, reiſenden Wölklein zu.

Ein Zelt nur inmitten des Lagers ſteht,
Darüber die Trikolore weht —

Die Trikolore: Grün-Weiß-Roth,
So heiter wie ein Heldentod.

Da wohnet der Diktator drin,
Und heitern Augs blickt Jeder hin.

Im bunten Gemiſche lagern umher
Huſar, Zigeuner und Legionär.

Es ſingt der Student, gen Weſten gewandt:
Was iſt des Deutſchen Vaterland?

Zur Geige greift der Zigeunerſohn
Und ſtimmt und ſucht und greift den Ton.

Denn Noten lernt der Zigeuner nicht,
Er ſpielt, wie's aus der Seel ihm bricht.

Und endlich fällt er brauſend ein:
Das ſoll es ſein, Das ſoll es ſein!

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Spielt auf der ägyptiſche Muſikant,

Von wunderbarer Sehnſucht beſeelt:
O, merkt, daß auch ihm die Heimat fehlt.

Er ſchüttelt die Locken traurig und wild,
Der Ton der Geige wächst und ſchwillt.

Vom Liede vom deutſchen Vaterland
Erbebt der fremde Thißaſtrand.

Noch braust es fort, der Sturm noch ſteigt,
Ob auch der Student ſchon lange ſchweigt.

Er hat die Stirne ins Gras gedrückt
Und träumend das Schwert aus der Scheide gezückt.

Da ſchleicht vorbei behutſam ſtill,
Wie Einer, der nicht ſtören will,

Ein braunes Männlein, tief gebückt,
Gebrochen, muthlos und gedrückt.

Die Stirne iſt vom Schweiße naß,
Im Buſen ſcheint er zu bergen was.

Kaum, daß er ſich müd auf den Beinen hält,
So ſchleicht er zu des Diktators Zelt.

Halt, ruft der Huſar, du Höllenſohn,
Du ſcheinſt mir ein verfluchter Spion!

Er zuckt den Säbel, doch das Männlein blickt
So ſtolz, wie erſt gebückt und gedrückt.

„Laß Den nur gehn“ — der Zigeuner ſpricht —
„Bei Gott, Das iſt kein Kundſchafter nicht!

„Das iſt ein armer ungriſcher Jud,
Die Juden ſind Patrioten und gut.

„Und wenn er gebückt einhergeht und ſchleicht,
Iſt's eure eigene Schuld vielleicht.“

Der Jude aber geht in Ruh
Aufs Zelt des großen Diktators zu.

Der ſitzt und ſchreibt bei ſpätem Licht
Und hört erſt den Juden, da er ſpricht:

„Geſegnet das Zelt, das dich beſchützt,
Geſegnet die Säule, die es ſtützt.

„Es ſegne der Herr und behüte dich,
Du Hoffnung des Landes, ewiglich!

„Es leuchte dir ſein Angeſicht,
Er lege auf dich des Friedens Licht.

„Er iſt gekommen mit wüthiger Schaar,
Der öſterreichiſche Balſazar,

„Er hat uns genommen Geld und Gut
Und hat vergoſſen unſer Blut.

„Was mir geblieben an Geld und Gut,
Und was ich gerettet, mein Leben und Blut,

„Ich bring' es dem Vaterlande dar —
Der Herr vernichte Balſazar!“

Und aus dem Buſen ein Röllchen Gold
Zieht er hervor und ſpricht: „Sei hold

„Und gnädig mir und nimm es an,
Als Opfer von einem armen Mann.

„Ich bring's fürs Vaterland heran,
Das ich in Ungarn neu gewann.

„Jetzt ſteh' ich da, der Güter baar,
Kein Jude mehr, doch ein Magyar.

„Du aber, Prophet, gib Waffen mir,
Zum Kampfe will ich folgen dir.

„Gib eine Muskete mir in die Hand,
Auf daß ich fühle, daß endlich ich fand,

„Was lange mir fehlte: ein Vaterland,
Und wenn ich's auch fühle im blutigen Sand.

„Noch zieht der Jud, wie in alter Zeit,
Mit frohem Muthe in den Streit,

„Wenn ihn, wie du, ein Prophete führt
Und überm Haupt er die Gottheit ſpürt!“

Der Diamant „Bem.“

Wie Liebliches der Koſſuth ſchon erfand!
Jüngſt brach er aus der ungariſchen Krone
Den ſchönſten Diamanten, und zum Lohne
Hat er dem tapfern Bem ihn zugeſandt.

Und ſprach dazu: Es ſei der Diamant
Ein Zeichen unſrer Schuld dem Polenſohne,
Und künftig ſei in Stephans heil'ge Krone
Der Name „Bem“ an ſeiner Statt gebannt.

Franz Joſeph, ach, willſt du's noch immer wagen,
Solch einen gottverfluchten Reif zu tragen,
Und willſt du noch am Krönungshügel[1] fackeln?

Solch eine Kron mit ſolchen Edelſteinen
Wird ewig doch, wie kluge Leute meinen,
Auf deinem Haupt mit deinem Haupte wackeln.

Die braven Wiener Studenten.

Wer hat geſchlagen die große Schlacht
In Siebenbürgen am Rothen Thurm?
Wer jagte die Ruſſen wie ein Sturm?
Das haben die Wiener Studenten gemacht,
  Die braven Wiener Studenten!

Wer hat den Puchner ausgelacht,
Den alten, dicken, gnädigen Herrn
Mit ſeinem großen Ordensſtern?
Das haben die Wiener Studenten gemacht,
  Die braven Wiener Studenten!

---

[1] Der Krönungshügel in Preßburg, wo ſonſt der öſterreichiſche Kaiſer als König von Ungarn mit der Krone des heiligen Stephan gekrönt wurde.

Und als es bei Gödölls gekracht,
Wer hat denn da dem tapfern Schlick
Geſchlagen gelb und blau das Genick?
Das haben die Wiener Studenten gemacht,
Die braven Wiener Studenten!

Da hat denn der Dembinski gelacht:
Ihr ſeid doch eine teufliſche Brut!
Der Bem, der ſagte: Ihr junges Blut,
Bei Gott, Das habt ihr gut gemacht,
Ihr braven Wiener Studenten!

Ja, ja, die deutſche Fahne ſiegt,
Die halbe Aula iſt ja dort —
Der Windiſchgrätz, trotz allem Mord,
Er hat ſie doch nicht untergekriegt,
Die braven Wiener Studenten!

Sie wiſſen's beſſer, als ihr's wißt,
Daß dort die Freiheit wird auferſtehn,
Daß Deutſchlands Feinde dort untergehn,
Daß dort der Deutſchen Schlachtfeld iſt,
Die braven Wiener Studenten!

Will's Gott, ſo wird nun wieder bald
Die theure Fahne aufgerollt
Im Aulahofe: Schwarz-Roth-Gold,
Und luſtig bald das Lied erſchallt
Von den braven Wiener Studenten!

Görgey.

Heute da und morgen dort,
Heute dort und morgen da —
Wenn ihn heut die Steppe ſah,

Iſt er morgen wieder fort —
Heut beſucht er die Karpathen
Und den Schlick mit ſeinen Banden,
Morgen ſieht er, ob Dukaten
Noch in Kremnitz ſind vorhanden —
Und Das alles ohne Geld,
Ohne Titel, ohne Mittel,
Görgey, der prächtige Held.

Heute trinkt er in Tokai
Noch Tokaier an der Quelle,
Morgen ſchon ſprengt er herbei
Nach Kommorn mit Windesſchnelle —
Morgen trinkt ſein Rößlein frei
Schon der Donau blaue Welle —
Nächſtens frißt es wohl ſein Heu
Von der k. k. Hofburgſchwelle —
Und Das alles ohne Geld,
Ohne Titel, ohne Mittel,
Görgey, der prächtige Held.

Ramberg, Schlick und Simonic,
Heilige Dreieinigkeit,
Und du, heil'ger Jellacic,
Größter Held der Chriſtenheit,
Wer von euch ſich retten will,
Mag den Weg ſich wohl beſehen:
Denn der ungariſche Schill
Kommt heran mit Sturmeswehen —
Und Das alles ohne Geld,
Ohne Titel, ohne Mittel,
Görgey, der prächtige Held!

Debreczin.

Vom alten Pußtendorfe Debreczin,
Dem braven, patriotiſchen, beſagen
Sprüchwörter, daß an tauſend Ackerwagen
Aus ſeinem Schooße in die Felder ziehn.

Was Wunder nun, daß rings ein reiches Blühn,
Daß Saatenmeere hohe Wellen ſchlagen,
Daß Lerchen ſingend in die Lüfte tragen
Den Ruhm, den Glanz, die Macht von Debreczin?

O Heidedorf, du biſt ein Gleichniß bloß
Fürs ganze Ungarn, das mit tauſend Pflügen
Aufwühlt für edlen Keim der Erde Schooß.

Was Wunder nun, daß dich die Saat umringt
Der Freiheit, daß ſich mit Begeiſtrungsflügen
Das Lied von deinem Ruhm zum Himmel ſchwingt?

Caput V.

Apoſtel und Apoſtaten.

Und wieder komm' ich mit meinem Sang,
Doch iſt's nicht mehr der alte Klang
Und iſt's nicht mehr die Kappe mit Schellen:
Die Todtenglock iſt's mit dem gellen
Und ſchaurigen, traurigen Geiſterton.
Die luſtige Zeit iſt weinend entflohn,
Und aus iſt's mit allem Spaß und Scherz —
Ein Reimchroniſt hat auch ein Herz!

Und ich bin, leider, begabt mit einem.
Und Zeiten gibt's, da muß ein Herz
Zerbrechen oder werden zu Erz —
Weiß ſelber nicht, was geworden aus meinem.
Das Eine weiß ich: es liegt mir im Buſen,
Als hätt' ich geſehen den Kopf von Meduſen,
Den blutigen, weinenden, ſchlangenbekränzten;
Und als ob aus den Augen, die thränend glänzten,
Mit allen ſeinen gräßlichen Wehn
Mich ganz Europa angeſehn;
Als wär' ich geweſen am Hochzeitsfeſte
Des wilden Lapithen, wo plötzlich die Gäſte
In raſendes Wüthen ſind ausgebrochen
Und Becher zertrümmert und Herzen durchſtochen.

Das Gaſtrecht beſudelt ohne Scham,
Die Braut gewürgt und den Bräutigam,
Das Salzfaß geſtürzt, die Kränze zerriſſen,
Die Götter des Hauſes in Staub geſchmiſſen,
Daß ſich zu Haufen die Trümmer ballten
Von Vaſen und Menſchen- und Göttergeſtalten
Am Abend, wo Morgens die Lieder ſchallten.

Wie ſoll ich, wenn ich an Trützſchler denke
Und wenn ich um Batthyanyi mich kränke,
Und wenn ich ſeh' im Lande Baden
Die preußiſche Wirthſchaft von Gottes Gnaden,
Wie Baſtard Haynau und Paskiewitſch,
Sophie, die Holde, und Jellacic
Am Fuße von hundert heiligen Galgen
Ums Hemd ſich des Gekreuzigten balgen,
Wie wieder in Rom unter Rafaels Stanzen
Drei Kardinäle den Kankan tanzen,
Und wenn ich ſeh', wie vom Wüthen erſchreckt
Europa heult, und wie es bedeckt,
So weit es ſich dehnt, mit blutigen Lachen —
Mein Gott, wie ſoll ich Witze machen?!

Das aber iſt die Apoſtelgeſchichte.
Als in der ſtubenrauchigen Stadt,
Wo man keinen freien Athem hat,
Der Römer mit dem ſpitzen Geſichte
Des Ehrenmanns und guten Bürgers
Die Rolle des letzten Freiheitswürgers
Für Gott und König übernahm
Und ohne Scham und ohne Gram
Der Freiheit letzte und ärmliche Saat
Mit Elephantenfüßen zertrat:
Da ſah man die Letzten der Getreuen,

Die ausgeharrt beim Heiland, zerſtreuen
Sich, wandernd nach allen Seiten und Winden,
Das Wort des Heiles zu verkünden,
Wohl wiſſend, daß ein langes Exil
Und Armuth, Noth und Dulden ihr Ziel,
Und Qual und Tod und Kerkermauern.
„Das Wort des Heils wird ſie überdauern.“
Das merkt euch, ihr Knechte und blutigen Horden:
Das Wort iſt Fleiſch und iſt Gott geworden,
Und ſiegen wird doch endlich jener
Gekreuzigte, junge Nazarener,
Der Sohn des Volks, der Sanskülott,
Der Revolution allmächtiger Gott,
Der Kronen trägt von Dornen und Spott.
Und ſtürzen werden eure Penaten
Trotz allen romantiſchen Apoſtaten.

Du bibelfeſter König, du,
Du wirſt mich verſtehn, dir ruf' ich's zu:

Dunkt dich, dieweil ſich die Waſſer verloſſen.
— — — — — —
Dunkt dich, viel edel Herr aus alter Zit,
Daz durch die Straß ein ſchedig Ritt
Mit ſamt teutſch Panner is was nütz,
Darzu ein abgenummen Mütz?
Vnd weil du Redt haltſt alzumal
Zu Prinzen, Haubtlewt, General,
Dunkt dich alles gar weidlich than?
Vnd weil du wiederumb freyen Mann
Willt machen zu ein Vntertan
Vnd machen wiederumb Ritter vnd Knecht
Nach alt Geſetz vnd faul Recht?
Vnd Ritterſpiel vnd Kriegens pflegen
Vnd nur von Gottesgnaden wegen?
Darmit will ich han geſeyt: Nit mit
Iſt alſbald die Gerichtes Zit — — —
Vnd biſt gewiß ein untrew Knecht.

Damit will ichs geſagt han zu recht;
Sollſt weiter han kein Huld,
Geurtailt werden nach dein Schuld! —

Denk an die alten Prophetien,
Denk an den Pfaffen — von Lehnin!

Denn dieſes Jahr war nur die Schule,
Fegfeuer nur! — Zum Höllenpfuhle
Seid ihr verdammt, da ihr indeſſen
Nichts habt gelernt und nichts vergeſſen.
Auch uns nur eine Schule war
Das große, blutige, heilige Jahr,
Und ſchülerhaft genug und ärmlich
Und ſtümperhaft und ganz erbärmlich
Hat ſich das Schülervolk benommen —
Doch ſoll's uns für die Zukunft frommen.
Wir lernten haſſen wie Schierlingsſaft
Das Vertrauen, unſre Leidenſchaft;
Wir lernten, daß jedes „erlauchte“ Wort
Nur Lug und Trug verbirgt und Mord;
Wir lernten, daß wir müſſen das Halbe
Zerſchmettern gleich dem goldnen Kalbe;
Wir lernten, daß die Satten und Reichen
Verräther ſind und uns umſchleichen;
Und daß die Schreiber und Schriftgelehrten
Die Freiheit für Geld und Stellen verwerthen;
Wir lernten, daß jede weiche Verzeihung
Verbrechen wäre und Rechtsentweihung;
Wir lernten: es gibt keinen Friedensſchluß,
Daß Einer von Beiden fallen muß —
Wir wiſſen, wie's eure Knechte machten,
Und haben von euch gelernt das Schlachten.
In Frühling und Sommer und allen vieren
Jahreszeiten wird man ſeptembriſiren —

Wir waren blaſſe Girondiſten,
Wir ſind, was ihr uns gelehrt — Terroriſten.

Es ſagt ſchon der alte Tacitus,
Daß ſeiner Großmuth Ueberfluß
Von je das Volk gerichtet zu Grunde —
Das alte Wort iſt wahr zur Stunde.
Die armen Magyaren habens auch erfahren:
Sie büßen heut, daß vor hundert Jahren
Sie ihr „moriamur pro rege“ riefen
Und froh in Tod und Verderben liefen,
Zu retten eine fürſtige Frau.
Es wäre ſchon längſt der ekle Bau,
Der Oeſtreich heißt, zerriſſen worden,
Und endete nicht unter Gräul und Morden
Ein edles Volk, gleich dem Hirſch, den zerreißen
Die wüthigen Hunde, die Haynau heißen; —
Das Oeſtreich, das giftige Spinngewebe
(Das mit dem Hintern die Weltgeſchichte
Geſponnen, mit abgewandtem Geſichte),
Darin die Spinne, daß ſie nur lebe,
Muß um ſich ſchaun mit gierigen Augen,
Die Beute zu finden und Blut zu ſaugen; —
Das Oeſtreich, jene Völkerbaſtille,
In deren Mauern herſcht die Stille
Des Grabes, geſtört nur von den Ketten,
Die ſchaurig durchhallen die Oublietten,
Und deren erblicher Kerkermeiſter
Gemüthlich iſt. Ein Kaiſer heißt er; —
Das Oeſtreich, deſſen Recht' und Geſetze
Fallthüren ſind und Schlingen und Netze,
Und deſſen Szepter eine Ruthe
Und manchmal eine geborgte Knute;
Volksthränen ſind Perlen ſeiner Krone, —

Sein Purpur: Blut der Nationen —
Seine Kronenwächter ſind Städteverheerer,
Sein Wappen ein doppelter Aasverzehrer,
Sein Thron iſt der Kreißſtuhl der Grauſamkeit,
Der Großvaterſtuhl der modernden Zeit,
Gepeitſchte Weiber ſind ſein Gericht,
Und Städtebrand ſein einziges Licht,
Und Liguorianer ſind ſeine Prieſter,
Und Bach und Schmerling ſeine Miniſter.

Und wer iſt Kaiſer? — Viel Sagen ſind
Verbreitet darüber. Iſt's Ludwig das Kind?
Der letzte Sproß vom entkräfteten Stamme?
Iſt's eine einflußreiche Amme?
Iſt's eine Iſabeau von Bayern,
So eines von den Mutterungeheuern? —
Iſt's eine Medizeerin,
Die ihres Knaben armen Sinn
Ganz klug mit — — und Frommheit umſchließt,
Daß er auf das Volk aus dem Louvre ſchießt? —
Man weiß es nicht, man fühlt es nur
Und ſieht überall die blutige Spur
An Völkern, die ihr Leben verhaucht,
An Gräueln, die aus der Nacht getaucht,
An jungem Blut, das zum Himmel raucht,
An edlen Frauen, die man mit Ruthen
Gepeitſcht und deren Männer verbluten,
An Müttern, denen die Kinder geraubt,
Und an Batthyanyi's ſchönem Haupt.
Dies Eine nur hat man erfahren:
Oeſtreich „liegt zu Füßen dem Ruſſenczaren."
Wir haben's geleſen ſchwarz auf weiß
Und danken dem Himmel brünſtig und heiß,
Daß unſer Leiden endlich am End

Und daß wir ein ruſſiſches Gouvernement.
Denn mild und hold iſt der Czar im Vergleich
Mit unſerem Gemüth von Oeſterreich.
Und ihr auch, ſtolze Söhne von Preußen,
Mögt wünſchen euch den Kaiſer der Reußen:
Denn niemals hat der Autokrat,
Selbſt als er Polen gnädig zertrat,
Gewüthet wie unſre Gottesgnaden
Im Lande Ungarn und Lande Baden.
Denn weich wie ein Lämmlein laſſen den Tiger
Erſcheinen Ungarns und Badens Beſieger.

(Ein Gebet, welches der Leſer hier einzuſchalten und jeden Morgen zu wiederholen hat.)

Komm, heiliger Nikel, uns erlöſe,
Wir ſind inbrünſt'ge, fromme Beter:
Nimm von uns alles zweimal Böſe,
Nimm von uns unſre Landesväter.

Wohl blutig auch ſind deine Hände,
Doch ſind ſie triefend nicht wie jene;
Du machſt doch gnädig ſchnell ein Ende,
Du zeigſt doch deine weißen Zähne.

Mach uns doch beide zu Leibeignen,
Mach uns zu ruſſiſchen Provinzen —
Wir ſind es doch, was nützt das Leugnen —
Drum denn, was ſollen uns die Prinzen?

O, ſchick uns deine Millionen —
Nicht Rubel, die ſchon bei uns reiſen,
Nein, nur Koſacken und Spionen,
Die uns im Glücke unterweiſen.

O, mach es auch mit uns, den Kleinen,
Wie du's mit unſern Großen macheſt,
Die du mit Geld und Staatsſchuldſcheinen
Kirrſt und mietheſt, kaufſt und pachteſt.

Und nimm von uns die Heucheleien,
Die kindlichen Gemüthlichkeiten,
Führ uns in deine Tartareien,
Daß wir dich preiſen, die Befreiten!

Und kennen wir nicht die Majeſtät
Von Oeſterreich — der Hofpoet
Iſt uns doch jüngſt bekannt geworden.
Er iſt jetzt Einer vom Sängerorden
Der herrlichen Geburtstagsdichter:
Der Bäuerle, Zedlitz und all der Dichter
Der allgemeinen Theaterzeitung.
Bei Gott! Das kam ohne Vorbereitung,
Als plötzlich wir unter einem armen,
Schwarzgelben, holzweg-verſtiegnen Karmen
Den Namen eines Poeten leſen,
Der noch vor Kurzem mit tollem Raſen
Als „armer Mann" und Sozialiſt,
Als Atheiſt und Kommuniſt,
Als praſſelnder Poete ſang,
Daß Einem das Trommelfell ſchier zerſprang,
Als kleiner Tambour: Trarum, Trarum! —
Der Dichter aber heißt **Karl Beck**!

(Ein guter Reim fällt mir hier wohl ein,
Der männlich iſt, nach der Regel und rein,
Doch werf' ich ihn aus Anſtand weg
Und füge lieber den ſchlechten ein.

Wiewohl ich ſtets in den Reimen fand
Viel weniger Zufall als Verſtand:
Als wie in: Licht, Gedicht und Gericht —
In Kriechen und Siechen — in Knecht und ſchlecht,
In Wahrheit und Klarheit — in dumm und krumm,
In Herz und Schmerz — in Slaven und Sklaven,
In Deutſche und Peitſche — in Preußen und Reuſſen,
In Franzoſen und Ohnehoſen — in Polen und Kohlen —
In Bach und Schmach — in Schmerling und Sperling.)

Auch Carlos Beck hat, von der Macht
Des Reims gedrängt, ſeinen Kaiſer gemacht
Und ſeinen Gefeierten zu einem Chineſen,
Wie wir's in jenem Opus leſen,
Zu einem Chineſen der Turandot.
Du dachteſt gewiß nicht an Witz und Spott,
Du frommer Poet, doch hat dich gezwungen
Der kluge Reim. Der Vers iſt gelungen.
Siehſt du, ſo treibt der Teufel ſein Spiel
Mit Neophyten: die thun gern zu viel
Und wollen ihren Eifer beweiſen;
Man glaubt, ſie wollen wie Hunde beißen,
So kriechen ſie her auf allen Vieren,
Und wollen doch nichts, als hoſiren,
Demüthig ſich zu Füßen ſtrecken
Und Speichel lecken.
Sie rufen, wenn ſie zu Chriſtus beten,
Jehova, Moſes und die Propheten,
Und rufen auf dem Markt aus der Bude:
Ich bin ein katholiſcher Handelsjude. —
O Carlos Beck, was haſt du gethan?
Du ſchämſt dich nicht, der Habsburg zu nahn?
Von Ungarns „Schuld" zu deklamiren?
Vom „Recht", zu hängen und füſilliren?

Bei allerlei Knaben und Betteln
Um eine „Gnade“ für Helden zu betteln?
Du ſchämſt dich nicht, dithyrambiſch zu leiern
Vom „Blühenden,“ „Brauſenden,“ „Ununterjochten?“
Viel würdiger wär' es, ihn zu feiern
Als Unreifen, Raſenden, Unausgekochten!
Und beſſer iſt's für ein Volk, zu verderben,
Als ſolche Milde und Gnade erwerben,
Ein Volk, das hat für ſein Recht gerungen
Und das du ſelber einſt haſt beſungen!

Doch recht' ich nicht mit ihm. In Wien
Iſt's jetzt, zu kriechen auf den Knien,
Gewißlich ſehr beliebte Mode;
Und Das war immer ſeine Methode,
Zu thun, was ihm die Mode befahl.
Vor langer, langer Zeit einmal
Sang er mit „Börne“ſpielendem Herzen,
Dann war er vor den Iden des Märzen
Republikaner und Sozialiſt —
Nach Ungarns Fall iſt er Monarchiſt.

Er hatte niemals eigne Gedanken:
Ich ſah ihn ſtets zwiſchen fremden ſchwanken,
Wie Buridans berühmtes Thier;
Doch biß er an, bald dort, bald hier.
Schon — da er als Himmelsſtürmer blaß
„Auf des Gedankens Eicheln ſaß“,
Als „Sultan“, „Börne“ und „Byron“ — war
Er mehr ein Rabe als „ein Aar.“
Er mag, wie er ſingt, ſich freuen drum,
Daß „Heilig iſt das Eigenthum
Jetzt ausgelöſcht an allen Thoren“ —
Gedankenbeſitzer, ihr ſeid verloren!

Fort, ſchlechter Witz und bittrer Scherz,
Macht Platz dem ſchwarzumhüllten Schmerz,
Denn eine Leiche hab' ich zu beſtatten
„Auf ewig in der Wehmuth tiefen Schatten.“

Mich aber, Herr, laß in Schmach verſinken,
Laß mich in einer Pfütze ertrinken,
Laß ewig mich in Verbannung wandeln,
Laß mich in Staatspapieren handeln,
Schick deine tödtlichſten Blitze nieder
Und mir aufs Haupt, — eh meine Lieder,
Mein Geiſt und meine Seele verweſen
Zu ſolchen „blaſſen Marſeillaiſen!“

Wie ſchöner iſt dein trauriges Loos,
Gefeſſelter Sänger, der treu und groß,
Mit Wort und That, mit Lied und Schwert
Im heil'gen Kampfe ſich bewährt,
Wie Körner und wie Joscolo,
Rouget Delisle und Chenier,
Und wie der herrliche Lord, der floh
Vor weiſem Pöbel an Suniums See,
Um für den götterbevölkerten Strand
Zu ſterben im Palikarengewand!

Mein theurer Gaſtfreund, Gottfried Kinkel!
Jetzt ſitzeſt du im dunklen Winkel
Des Kerkers, trauernd wie Bonnivard.
O hoffe, daß auch deiner harrt
Ein Schickſal, ſo ſchön, wie ſeines war.
Es trug ihn eine jauchzende Schaar
Befreit hinaus ins befreite Land,
Ins Heimatland, das er nicht erkannt.
Er hatt' es verlaſſen in trüber Zeit,
Von Fürſten und von Pfaffen gedrückt —

Er ſieht es wieder, froh und beglückt,
Von Fürſten und von Pfaffen befreit.
O, daß dir würde ſolch Geſchick!
Und daß du balde gingeſt wieder
Durchs deutſche Land mit heiterm Blick
So frei und ſchön, wie deine Lieder
Durchs Volk von Herz zu Herzen gehn!
Ich fühl' nun auch ein holdes Wehn,
Ich höre fernen Waldhornſchall,
„O, ſchwing dich auf, Frau Nachtigall“,
Die deutſcheſten Lieder hör' ich ſingen,
Das ganze Wunderhorn erklingen —
Ich fühl', was mich zur Heimat zieht,
Denk' ich an „Otto den Schützen“ — dein Lied.

Es hat mich angeweht
Wie jene Blum' im Weine,
Die aus dem Kelch erſteht
Im ſchönen Land am Rheine
Und alle Sorgen jaget
Und alte Märchen ſaget.

Es iſt ein friſcher Klang,
So duftig und ſo golden,
Wie jener alte Sang
Auf Triſtan und Iſolden
Vom Straßburgiſchen Meiſter, —
Wie du auch Gottfried heißt er.

Die Quelle, wie ſie rauſcht,
Die Herzen, wie ſie lieben —
Du haſt ſie beid' belauſcht
Und haſt ſie hold beſchrieben —
Der Quell — die Liebesleiden,
Du webſt ein Lied aus beiden.

Und ſeine Melodie
Und ſeine Urwaldsfriſche —
Mir wars, als ſprächen ſie:
Du Trauernder, o wiſche
Vom Auge das Verzagen,
Bald wird es heller tagen!

Wo ſolche Kraft gedeiht
Zugleich mit ſolcher Milde,
Kommt bald die freie Zeit.
Und kommt ſie noch ſo wilde,
Sie wird ſich mit dem Schönen
Bald ſchweſterlich verſöhnen.

Leb wohl, mein Dichter! — Faſt iſt dein Loos
Noch zu beneiden jetzt, da bloß
Die glücklich ſind, die hinter Schloß
Und Riegel nicht den Nothſchrei hören,
Der überall in Verzweiflungschören,
In wilden und dumpfen, ſteigt himmelwärts.
Erbeben wird einſt der Menſchen Herz,
Sehn ſie auf unſere Tage zurück
Und auf das patriarchaliſche Glück,
Das uns die röthbeſte Monarchie
Gebracht nach beſiegter Anarchie.

Ach, Opfer, Opfer und Opfer immer!
Allüberall Wittwen- und Waiſengewimmer,
Die Kerker alle vollgeſtopft
Und Leid auf Leid gepfropft.
Das ganze Deutſchland gleicht den Arenen,
Wo Leoparden, Tigern, Hyänen
Ward von des Lichtes uraltem Feinde
Dahingeworfen die heil'ge Gemeinde.

Und dann die kleinen Erbärmlichkeiten!
In ſolchen traurigen, ſchaurigen Zeiten,
Da wagen ſie, ſtolz durch Deutſchland zu ſchreiten,
Der Gagern und der Mathy — Beide
Mitſchuldige an dem blutigen Leide —
Der Eine ein Nichts mit Augenbrauen,
Der Andre ein Etwas, das nicht zu ſchauen —
Doch Beide große Diplomaten,
Die liefen, als Gefahren ſich nahten,
„Ja“ ſagten zu jeder Niedertracht
Und in Gotha krummen Rücken gemacht.
Da kommen ſie, wie wir vernehmen,
Und laſſen ſich flott machen in Bremen
Und werden auf hoher See nun laufen
Und werden kaufen und ſich verkaufen.
Kein gutes Prognoſtikon iſt am End
Der Name, der für das Schiff gefunden:
Der „Gagern“ und der „Präſident“
Sind Beide im leeren Nichts verſchwunden.
Was liegt an Alldem? Ich weiß, daß in Bremen
Sich mußte der Judas im Keller ſchämen.

Ich wende mich ab vom kleinen Leben,
Von kleinen Menſchen und kleinem Verderben —
In weiter Ferne ſeh' ich ſchweben
Das Bild von einem großen Sterben.
Will man am Großen und Schönen ſich laben,
Muß man ſich heut zu Tage retten
Zu Solchen, die da liegen in Ketten,
Oder zu Denen, die ſchon begraben.
Zu dir, du neuer Egmont von Flandern,
Will ich mit meinen Liedern wandern!
Graf Batthyanyi, durch ſchönre Lieder
Wird einſt verklärt dein Angedenken —

Indeſſen mag ſich dieſes ſenken
Beſcheiden auf deinen Hügel nieder.

Batthyanyi.

Im engen Kerker wacht der Graf,
Er will ſich nicht durch Traum und Schlaf
Die letzten Stunden rauben laſſen
Des heitern und geliebten Lebens,
Aus ſeines Daſeins Kelch vergebens
Die karge Neige nicht verpraſſen.
Er hat's geliebt, wie man ein Weib,
Ein ſchönes, liebt, in deſſen Arm
Man Alles koſtet, Luſt und Harm —
Wie man das Meer liebt, drein der Leib
Des Schwimmers taucht, ſich ſüß zu kühlen,
Die Wellen mächtig aufzuwühlen,
Zu bänd'gen es und es zu theilen,
Hinaus ins ferne Blau zu eilen
Und Eins ſich mit dem All zu fühlen.
Er hat's geliebt mit Luſt und Schmerz,
Wie alle Jene, deren Herz
Ein offner ungetrübter Spiegel,
Drin alle Himmel wiederſcheinen,
Wie Alle, deren Stirn das Siegel
Der Schönheit traget, gleich der ſeinen.

Er wandelt lächelnd auf und nieder.
Ob auch der Zelle Dämmerungen
Nur trüb vom Lichte ſind durchdrungen,
Ob auch der Schergen fremde Lieder
Wie Hohn an ſeine Thüre ſchallen,
Ob auch im Gange wiederhallen

Die Waffen und der Knechte Tritte,
In deren fühllos ſtumpfer Mitte
Er mit dem nahen Morgenroth
Dahingeht in den kalten Tod: —
Er lächelt ſtets. Sein heitrer Geiſt
Iſt auf der Wanderung und reiſt
Zugleich auf vielen hundert Pfaden,
Die nun die Zeit verweht, zurück
Zu jedem einſt genoßnen Glück
Und kehret wieder, überladen
Von ſeligen Erinnerungen:
Wie Einen, der durch Roſenhecken
Im reichen Lenze iſt gedrungen,
Viel Roſenblätter überdecken.

„Leb wohl, o Welt!“ — ſo ruft er aus,
„Ich geh' betrübt aus deinem Haus,
Das ich ſo ſchön mir ausgeſchmückt
Mit Allem, was ein Herz beglückt,
Mit Wiſſenſchaft und holder Kunſt,
Mit Freundſchaft und mit Frauengunſt,
Mit Bildern eines großen Lebens,
Mit Zielen eines edlen Strebens,
Mit Kampf und Ringen nach dem Heil,
Daß Jedem werde Das zu Theil,
Was alle Herzen, ach, bedürfen —
Mit ſtolzen Plänen und Entwürfen,
Mit ausgeſäten Zukunftsſaaten
Und, Dank dem Schickſal! auch mit Thaten,
Mit Thaten, deren Spur nicht ſchwand,
Mit Thaten für mein Vaterland!“

Er lehnt ſich an die Kerkerwand
Und decket zitternd mit der Hand

Das Auge zu, das thränbefeuchtet:
„O Vaterland, mein Vaterland,
Du Stern, der mir in Nächten leuchtet,
Wie traurig laſſ' ich dich zurück!
Zertreten iſt dein mildes Glück,
Es neiget ſich dein Haupt dem Leide,
Gleich einer Blume auf der Heide,
Die eines Roſſes Huf zermalmt.
Da liegſt du, von dem Rauch umqualmt
Des Blutes deiner beſten Söhne;
Und dich umwiehern Jubeltöne
Des Siegerfeindes, wie ein Spott,
Wie ein Beweis: Es iſt kein Gott!

„Dein Ruhm wird alle Zeit durchklingen,
Du rangeſt, wie nur Helden ringen.
Da Alles fiel, du ſtandeſt noch
Zuletzt und trugſt die Fahne hoch —
Bis dich Verrath und Uebermacht
Und Trug gefällt in Einer Nacht.
Da liegſt du nun, dahingeſtreckt,
Die Bruſt vom guten Schild bedeckt.
Mit Krampf hält der geſtreckte Arm,
Gebrochen, doch vom Blut noch warm,
Das alte Schwert, das ſchartenreiche.
Zum Himmel aufwärts blickt das bleiche
Geſicht, auf deſſen Lippen ſchwebt
Ein ewiger Fluch — ums Auge bebt
Unſterblicher Rebellenzorn,
Und alle Wunden klaffen vorn.

„Entweiht iſt deine Heimatſtätte
Allüberall vom Klang der Kette.
Das ſonſt erſcholl, das Freiheitslied,

Erſchrickt vor ſolchem Ton und flieht —
Die freche Willkür herrſcht, und frei
Iſt hier nur noch die Tyrannei!“

Graf Ludwig Batthyanyi ſchweigt.
Sein edles Haupt hängt tief geneigt
Zur Bruſt herab, und mild und hell
Springt aus dem Aug der Thränenquell,
Indeß mit einer Hand er preßt
Das Herz, das ihn nicht athmen läßt,
Und er die andre ballt im Krampf
Und drohend hebt als wie zum Kampf.

Sie ſinket wieder ſchlaff herab.
Schnell wiſcht er ſeine Thränen ab:
„Fließ hin, mein Blut, ich bin bereit,
Die Freiheit kommt auf blut'ger Welle,
Und jedes Grab iſt eine Schwelle
Der Zukunft und der beſſern Zeit!

„Warum doch trifft mich das Gericht,
Das mörderiſche Willkür ſpricht?
Nach Worten des Geſetzes bin
Ich ſchuldlos ſelbſt in ihrem Sinn,
Im Sinne ſelbſt des Formelknechtes,
Des heuchelnden Despotenrechtes.“

Er lächelt ſanft: „Die Freunde ſagen,
Weil ich der Liebe mich entſchlagen,
Der Gnade eines ſtolzen, hohen
Und mächt'gen Weibes, deren Lohen
Und Rachegluth mich jetzt verzehrt,
Und die von ihrem Kind begehrt
Den ſie im Leben nicht beſaß,

Den Todten, wie Herodias.
Ich rechte nicht! Kein Weib vergibt,
Wenn es verſchmäht wird, wo es liebt.

„Ach, andre Lieb' hab' ich gekannt,
Die ſchöner, wärmender gebrannt,
Die nicht geloht wie die, die heiß
Wie Hölle und doch kalt wie Eis.
Die Liebe meines Volkes war
Der Frühling, der mich immerdar
Umwebt mit friſcher Maienluft
Und Roſenduft.
Sie kannten meiner Stimme Schall
Und ſahen nach dem Wiederhall
Sich um, ob er ſich in den Gaſſen,
Ob er im Rath ſich hören laſſen.
Sie kannten meinen Schritt:
Der Tritt
Von meinem Roſſe, wenn ich ritt,
Rief ſie ans Fenſter, mir zu winken.
Der Werkmann ließ die Arbeit ſinken
Und ſah mit Freundesblick mir nach;
Er drückte mir die Hand und ſprach
Von Arbeit, Leben, Luſt und Leide,
Indeß an meines Schwertes Scheide
Der Gaſſe Kind vertraulich ſpielt',
Ein anderes die Zügel hielt,
Ein drittes meinem Roſſe ſchmeichelt,
Ein viertes ſeine Mähne ſtreichelt
Und holde Mädchen, ſchöne Frauen
Mit mildem Auge niederſchauen.

„Sie ſagten nur: Das iſt ſein Haus!
Und Keiner ſprach den Namen aus;

Es kannt' ihn jedes Kind im Land,
Wenn es gelallt; der Stumme fand
Ein Zeichen, das ihn wieder gab,
Der Taube las vom Mund ihn ab.
Wenn ich mit Geld und Diamant
Behangen ging und im Gewand
Des edlen Manns, im dunkeln Sammt —
Dann feurig hat ihr Aug geflammt
Und hing am Saume meines Kleides;
Doch war es nicht der Blick des Neides.
Sie ſahen nur in meinem Glanz
Den Glanz des ſtolzen Vaterlands
Und freuten ſich, der Mißgunſt baar,
Daß ich ſein ſtolzer Träger war.

„Und ſolches Leben ſo zu enden!
Soll ich ein Werk der Schönheit ſchänden
Entweihen laſſen von den Händen
Der ſtumpfen, dumpfen Henkerſchaar
Ein Werk der Schönheit, wie es war
Mein Leben, heiter, wahr und klar?
O, ſtürb' es doch wie ein Geſang,
Der in der Schlacht, im Wald verklang
Und in den Wipfeln widerſchallt,
Nachdem er lange ſchon verhallt —
Den dann des Waldes Sänger lernen
Und freudig auf dem güt'gen Flügel
Fort tragen über Thal und Hügel
Und in der Zeiten blaue Fernen!
O, könnt' ich ſterben wie der Tag,
Der ſterbend noch auf Buſch und Hag,
Auf Berg und Thäler Roſen ſtreut
Und ſterbend ſeinen Glanz erneut!
Und könnt' ich ſterben, wie das Schwert,

Das in des Feindes Herzen bricht —'
Und wie der Blitz, der flammend fährt
Aus Wolken und ſich ſelbſt verzehrt —
Geſchick, ich wollte hadern nicht! —

„Was blitzeſt du aus deinem Dunkel,
O Dolch, was lächelt dein Gefunkel,
Der theuern Gattin letzte Gabe?
O, daß ich dich verſtanden habe!
Es wird nicht ſchmerzen, theures Herz.
Wie käme auch von ihr ein Schmerz,
Die mir nur Glück und Freuden gab
Und noch zum Grab
Die ſchönre Pforte auf mir thut
Durch dieſen Schlüſſel und der Wuth
Fühlloſer Henker mich entreißt?
O Weib, ich küſſe dich im Geiſt.
Ich werde wie der Abend ſterben
Und mich in eignen Roſen färben —
Frei ſend' ich aufwärts meine Pſyche
Durch freies Sterben, wie der Grieche!“

Durchs Gitter blickt er noch einmal:
Blaß ſchimmernd fällt der Mondenſtrahl
Verklärend auf die Kerkermauern,
Und ferne heben ſich mit Trauern
Hoch in die Nacht die Trümmerreſte
Von Buda, der Magyarenfeſte.
Die Winde tragen mit Geflüſter
Das Murmeln her des blauen Iſter,
Der rollt dahin mit gleicher Ruhe,
Jetzt, da das Land die Todtentruhe
Der Freiheit, wie er damals rollte,
Als Freiheitsſchlacht ſein Bett umgrollte.

Ach, Alles, Alles ſo, wie immer!
Der Thau, der Wind, des Mondes Schimmer,
Die Nacht, die Sterne und die Bäume
Und auch vielleicht der Menſchen Träume!

„Leb wohl, leb wohl, mein Vaterland!“
Er liſpelt's nur und hebt die Hand
Und faßt den Dolch: „Ich ſterbe frei!“
Er ſtößt mit Macht — da ſtürzt herbei
Der Knecht' und Wächter Ueberzahl —
Sie faſſen ihn — es ſinkt der Stahl
Nur leis gefärbt herab, und ſchwach
Nur träuft das Blut der Wunde nach.

„Sie wollens nicht! — Es ſei, wohlan!
Was ließ ich auch vom alten Wahn
Bethören mich, ob Henkershänden
Die Kraft gegeben ſei, zu ſchänden,
Das ſchöne Leben eines Frei'n,
Das unnahbare, zu entweihn?
Sie mögen kommen denn! — Herbei!
Ob freier Tod, ob Strang, ob Blei —
Was einſtens Schande, jetzt iſt's Ruhm,
Und jeder Tod ein Heiligthum!“

Er wirft ſich auf des Lagers Pfühl.
Schon haucht der Morgen lieblich kühl
Durchs Gitter ihm um Stirn und Lid
Und Wange, und ſein Herz durchzieht
Ein längſt entſchwundenes Gefühl
Harmloſen erſten Jugendmuthes,
Und bei dem Träufeln ſeines Blutes,
Als läg' er an des Waldquells Ranft,
Einnickt er und entſchläft er ſanft.

Er träumt. Und ſchnell und immer ſchneller
Und hold und hell und immer heller
Entrollt ſich ſtrahlend Bild auf Bild.
Sein heitres Leben wächst und ſchwillt
Gleich einem Strom und eilt zurück
Zur Quelle und zu jedem Glück,
Das er genoſſen einſt. Er küßt
Sie alle, die er einſt geküßt,
Und eilet wieder fort und eilt,
Bis er am ſchönen Orte weilt,
Wo wieder ihn ein Glück begrüßt.
Bei Weib und Kindern weilt er lang,
Sie halten ihn mit ſüßem Zwang.
Er ſpricht zu ihr: O Weib, du weinſt? —
Und zu dem Kind: Es kommt doch, einſt! —
Dann, ſelbſt ein Knab' auf wildem Roß,
Fortjagt er von des Vaters Schloß
Hinaus und auf die weite Heide,
Wo Freiheit iſt und wilde Freude,
Wo ſingend der Zigeuner irrt,
Die Winde wehn, der Vogel ſchwirrt,
Am Feuer lagern Hund und Hirt,
Wo keine Straße, keine Bahn
Auf heidekrautbedecktem Plan,
Wegweiſer nur die Brunnenſtange
Zur Cſarda mit dem Schlachtgeſange,
Dem Liede von der Türkenſchlacht.
Die alte Schlacht
Iſt neu erwacht,
Sie iſt unſterblich, und ſie rollt
Den Berg hinab und brüllt und grollt
Die Heid' entlang, den Strom entlang.
Da ſprengen an mit Sporenklang
Die Honveds, Cſikos und Huſaren,

Die treuen Söhne der Magyaren, —
Die Waffe klirrt — die Trommel ſchallt —

Der Graf erwacht. Was wiederhallt
Im Kerker, war das dumpfe Klirren
Der Waffen und der Tritt der Sbirren —
Und ſeines Traumes Wiederhall,
Es war der deutſchen Trommel Schall.

Tag iſt's — und wie er ſich erhebt,
Fühlt er ſein Herz noch freudig beben.
Er liſpelt nur: Ich hab' gelebt,
Und du, mein Vaterland, wirſt leben!

Genug, genug! und nun kein Wort
Von Dortu's, Trützſchlers, Tiedemanns Mord
Und aller Derer, welche brav
Eingingen in den Todesſchlaf.
Kein Wort auch von der dunklen That,
Die Saarlouis' Mauern noch verbergen —
Kein Wort von den drei heiligen Särgen,
Die dort der Preuße gezimmert hat —
Was ſollen die Worte? — ſoll wieder beginnen
Das lange Reden und Verſeſpinnen,
Die Ständchen und die Fackelzüge
Und jene ganze alte Lüge,
Wo von leerem Schall und leerem Rauch
Man ſich ſo gerne läßt betäuben,
Um dann beim Alten ſtehn zu bleiben,
Vergnüglich ſich die Hände zu reiben
Und eine Fauſt im Sacke zu machen,
Dieweil die Andern lachen?

Ihr armen deutſchen Liberalen!
Bei Gott, es war nur leeres Prahlen
Und hohle Renommiſterei,
Da ſo ihr thatet, als wäret ihr frei.
Wie käm' es ſonſt denn, daß bis heute
Noch nicht hervor wie wilde Meute
Die ſizilianiſche Veſper brach? —
Wie käm' es ſonſt, daß all die Schmach,
Daß all die abgrundtiefen Wunden
Nicht einen raſenden Rächer gefunden,
Wie käm' es ſonſt, daß Alles ſo friedlich,
So ruhig wandelt und ſo niedlich,
Geſchäfte nicht ſtocken und unermeſſen
Sich heben die materiellen Intereſſen,
Da Thaten geſchehen in euerem Schooß,
Die Lapplands Volk und Eſkimos
Zum raſenden Wahnſinn könnten treiben? —
Ihr aber werdet Bücher ſchreiben:
Ihr werdet weiſe deduziren,
A posteriori konſtruiren,
Wie Alles alſo kommen mußte,
Wie Jeder Das im Voraus wußte,
Der weiß, wie Völker ſich entwickeln.
Wollüſtig wird es in euch prickeln
Von all der Weisheit; Beſonnenheit
Wird wieder gerühmt, wie in alter Zeit —
Man ſuchet das beſtaubte Vertrauen
Von Neuem hervor aus der Rumpelkammer,
Um durch das Vertrauen über all den Jammer
Wie durch Brillen die ſchöne Zukunft zu ſchauen.
Und neue Tugenden kommen zu Gnaden,
Die nichts doch ſind als glanzloſe Laſter,
Nicht tauglich, aufzureißen ein Pflaſter,
Nicht fähig, eine Büchſe zu laden.

Die Feigheit heißt dann Beſonnenheit,
Und Dummheit heißet Gründlichkeit,
Und Stumpfſinn Bürgertugend heißt,
Und Kriecherei iſt deutſcher Geiſt —
Schon Gagern hat, als Dilettant,
Seine Feigheit Staatsweisheit genannt.

Wo biſt du, o Volk, das dieſen Namen
Verdient und das auch würdig iſt,
Daß ſeiner Zukunft ſolcher Samen
Wird ausgeſtreut, wie zu dieſer Friſt
In Raſtatt, Mannheim und aller Orten? —
Ich ſehe Leute in Lumpen und Borten,
Ich ſeh' Gelehrte und Profeſſoren
Und Präſidenten und Aſſeſſoren,
Weinküfer ſeh' ich und Redakteure,
Superintendenten und Accoucheure
Und Börſenleute und Zeitungsſchreiber,
Aſtronomen und Steuereintreiber,
Lumpenhändler und Alterthumskenner,
Biedermänner, Hanſemänner, Baſſermänner —
Allein wo ſind die Männer, die Männer?!?

Ich ſehe ſie nicht, ſo weit ich auch blicke —
Bruchtheile ſind's nur, nichtsſagende Stücke,
Ich ſehe nur Zähler ohne Nenner.

Lebt wohl! und dieſes erſte Buch
Der Chronik, das ich mit Lachen begann,
Ich ſchließ es als betrübter Mann. —

Den Völkern Segen, den Fürſten — — —
So ſchließ' ich dieſes erſte Buch.

Finis Capitis V. Libri I.

Perſonen-Verzeichniß

zur

Reimchronik des Pfaffen Maurizius.

Alba 111.
Arioſt 77.
Arndt 46.
Arpad 105.
Auersperg (A. Grün) 92.
Auguſtulus 110.
Bach 28, 94, 132, 135.
Bally 32.
Baſſermann 5, 33, 36, 46, 59, 74, 76, 94, 152.
Batthyanyi 128, 132, 140—150.
Batu-Chan 114.
Bäuerle 134.
Becher (Dr. Alfr. Jul.) 17, 19, 20, 92.
Beck, Karl, 134—137.
Beckerath 5, 37, 46, 78, 94.
Beethoven 19.
Bekk (bad. Miniſter) 59.
Bem 123, 124.
Berger 84.
Beſeler 8, 9, 33, 36, 38, 45, 71, 74.
Bethmann 54.
Biedermann 33, 41, 79, 89, 152.
Blittersdorf 59.
Blum 17, 20—23, 82, 92.
Boddien 8, 33.
Bonnivard 137.
Börne 6, 34, 54, 136.
Brant, Sebaſtian, 48.
Breſſon 50.
Breaning 86.
Buridan 136.
Buß 43, 85.
Byron 136, 137.
Camphauſen 35, 37, 95.
Caraffa 26.
Cartouche 4, 59.
Cavaignac 30.
Cervantes 84.
Chenier 147.
Chilperich 110.
Cincinnatus 4.
Dahlmann 5, 8, 33, 34, 38, 39, 45, 71, 95.
Dambach 77.
Dante 77.
Deetz 32, 41, 42, 79, 96.
Dembinski 84, 124.
Detmold 59.

Dietſch 55.
Döllinger 96.
Dortu 150.
Droyſen 8, 45.
Duckwitz 79.
Duſch 84.
Egger 82.
Egmont 140.
Encke 80.
Ernſt Auguſt (von Hannover) 50, 90.
Eugen (von Savoyen) 27.
Fallati 79, 94.
Fauſt 9, 101, 102.
Fenner v. Fenneberg 24.
Ferdinand (Kaiſer von Oeſterreich) 13, 111.
Fickler 75, 76.
Fiſchhof 94.
Follen 41.
Foſcolo 137.
Francke 45.
Franz I. (Kaiſer von Oeſterreich) 13, 93, 111.
Franz Joſef I. (Kaiſer von Oeſterreich) 13, 15, 22, 104, 106, 107, 109—111, 116, 118, 122, 123, 131—132, 134, 136.
Friedland 48.
Friedrich I. (Barbaroſſa) 22.
Friedrich VII. (König von Dänemark) 45.
Friedrich Wilhelm IV. 5, 22, 37, 80, 129, 130.
Gagern 5, 6, 11, 15, 21, 25, 27, 28, 32, 33, 36—39, 46, 55, 74, 78, 80, 83, 87—89, 94—96, 140, 152.
Gentz 35.
Gleim 56.
Goethe 6, 28, 42, 101.
Gombart 36.
Görgey 124, 125.
Görres 44.
Gottfried von Straßburg 138.
Gracchus 23.
Grumbrecht 41.
Guizot 50, 51.
Hanſemann 152.
Haynau 128, 131.
Hecker 55, 65.
Heckſcher 34, 46, 82, 95.
Heine 36, 81.
Heller, Robert, 32.
Hengſtenberg 45.
Hermann v. Lehnin 130.
Herodias 145.
Hoffmann (von Ludwigsburg) 86.
Hurter 63.
Hutten 6, 77.
Iſabeau von Bayern 132.
Jahn 47, 62.
Jarcke 63.
Jellacic 27, 90, 111, 114, 125.
Jellinek 17—19.
Johann (Erzherzog) 12, 15, 32.
Jordan (Wilhelm) 47.
Joſef II. 22.
Jucho 32, 41, 74.
Jung 7.
Kapiſtran 112.
Karl der Große 5.
Karl IX. (König von Frankreich) 132.
Katharine von Medici 132.
Kerſt 96.
Kinkel 137—139.
Koch 33.
Körner 137.
Koſſuth 27—29, 97, 108, 112 bis 116, 120—123.
Kuenzer 56.
Lamartine 50.
Lafaulx 43, 56, 85.
Laube 28, 32, 36, 89.

Ledru Rollin 50.
Lenau 19.
Leo, Heinrich, 45.
Leonidas 103.
Leopold (Kaiſer) 26.
Leopold (Großherzog) 76.
Linde 62.
Lola Montez 44, 51.
Louis Napoleon 30.
Louis Philipp 50, 51.
Loyola 7.
Ludwig das Kind 102.
Luther 6, 7, 77.
Macbeth 9.
Maier 28.
Manteuffel 51, 85.
Maria Thereſia 131.
Mathias Gervinus 105, 108.
Mathy 5, 25, 36, 46, 50, 75, 76, 94, 140.
Menzel 8.
Merck 47.
Merlin 8.
Meſſenhauſer 24, 92.
Metternich 50, 51, 70, 92.
Milani 33.
Mirabeau 41, 84.
Mohl, Robert, 32.
Moole 14.
Münch-Bellinghauſen 56.
Nero 47.
Neſſelrode 36.
Nikolaus (Kaiſer von Rußland) 5, 24, 27, 90, 91, 111, 133, 134.
Noah 25, 37.
O'Connell 112.
Paſkiewitſch 128.
Perczel 48.
Peter (Konſtanz) 56.
Petrarca 77.
Peucker 79, 94.
Phillips 43, 85.
Pilat 63.
Platen 36.
Plathner 33, 56.
Pollet 67.
Pontius Pilatus 76.
Prato 94.
Proudhon 51.
Puchner 123.
Radetzky 68, 111.
Radowitz 7, 32, 38, 47, 55, 85.
Rafael 128.
Rakoczy 49, 105.
Ramberg 125.
Raſpail 50.
Raumer, Fr., 80.
Rauſcheplatt 86.
Reh 28.
Rieſſer 88, 95.
Römer 128.
Rothan 7, 85.
Rothbart (Kaiſer) 22.
Rothſchild 51.
Rotteck 84.
Rouget Deliſle 137.
Sanherib 106.
Schill 125.
Schiller 6, 97.
Schlick 124, 125.
Schlöffel 55.
Schmerling 14, 15, 47, 55, 57, 81, 82, 95, 132, 135.
Schneer 32, 37, 60, 77.
Schwarzenberg 27.
Schwerin 8, 31, 55.
Sepp 35, 43.
Simon von Breslau 56.
Simon von Trier 56.
Simonie 125.
Simſon 11, 33, 86.
Soiron 74, 79, 80.
Sophie (Erzherzogin) 13, 64, 128, 132, 141, 145.

Stadion 94.
Stedtmann 45.
Stenzel 8.
Stephan (König von Ungarn) 105, 123.
Strauß, David Friedrich, 34, 35.
Stubenrauch 128.
Stüve 59.
Tacitus 131.
Tamerlan 90.
Taſſo 77.
Thadden („Triglaff") 85.
Tholuk 45.
Tiedemann 130.
Titus (Bamberg) 56.
Torquemada 47.
Trützſchler 128, 130.
Tſchoppe 77.
Uhland 26, 52, 53.
Viktoria (Königin) 71.
Vincke 7, 31, 33, 36, 38, 47, 55, 84.
Vogt 38, 40, 56.
Waitz 8, 9, 33, 38, 45, 71, 90.
Wallenſtein 27, 48.
Waſhington 5.
Weber, Beda, 56.
Welcker 3, 36, 68.
Welden 24, 48, 109, 111.
Wernher 36, 38, 39.
Wiedemann 74, 94.
Windiſchgrätz 4, 22, 26, 48, 50, 63, 64, 90, 93, 94, 111, 124.
Wrangel 3, 36, 68.
Würth (Sigmaringen) 56.
Wurm 34, 36.
Wuttke 50.
Wydenbrugk 95.
Zedlitz 92, 134.
Zell 28.
Zitz 55.

Schatten.

Poetiſche Erzählungen.

(1851.)

Sackville.

Ein wilder Ritt, ein Abenteuer,
Idylliſch bald, bald nicht geheuer,
Sehr einfach oft, doch bunt zumeiſt —
Kurz, ein Gedicht, das nichts beweist.
(Unbekannter.)

Im Norden Englands liegt ein Thal,
Das iſt umgeben von Felſen kahl,
Die drängen zuſammen ſich hart und dicht;
Der Wandrer im Grunde weiß es nicht,
Wie er hereinkam: denn alſo ſchmal
Sind Ein- und Ausgang, daß dem Geſicht
Sie ſchnell verſchwimmen in Eins mit der Wand.
Der Boden iſt armes, mooriges Land,
Von gelbem, ſchmachtendem Gras bedeckt.
Die ſchlafende Luft wird nur ſelten geweckt,
Wenn nahe von Schottlands zackigem Strand
Ein Adler herüber den Fittig ſtreckt.

In dieſem ſchlafenden, ſtarrenden Thal
Vor langer, langer Zeit einmal
Stand eine Herberg, ein einſames Haus.
Nur Wenige gingen hier ein und aus,
Wenn's nicht die lärmenden Kriegerſchaaren,
Wenn's nicht die friedlichen Boten waren,

Die zwiſchen Schottland und Engelland
Die Könige hin und her geſandt,
Erſt Jakob, dann Karl, Maria's Sproſſen,
Die jetzt daſſelbe Szepter geerbt,
Das ſich in dem heißen Blute gefärbt,
Im Blute, das es ſelber vergoſſen.

Doch eines Tags ging's luſtig her
Im einſamen Haus. Von Waffen und Wehr,
Vom Klang der Schwerter und goldenen Sporen,
Von ſingender Stimmen fröhlichem Schalle
Ertoste die weite einſame Halle.
Und Roſſe mit beſchnittenen Ohren,
Wie's Sitte war ſeit Jakobs Zeit,
Umſchwärmten die Halle weit und breit,
Von Sattel und von Zügel befreit,
Und ſuchten Nahrung in Moos und Geſtein.
Die Reiter, die ſie hergebracht,
Die ſaßen, umglüht vom Abendſchein,
Im Hauſe drin in behaglicher Tracht.
Das abgelegte Eiſengewand
Hing glänzend rings und ſchmückte die Wand,
Wo unter jeglichem Helm ein Schild
Befeſtigt war mit dem Wappenbild.
Bald kam die Nacht.
Die Gluth im Kamin ward angefacht
Und warf den zitternden Schein durch die Halle
Und auf die ſchweigenden Männer alle,
Die, müde vom Ritte, ſtill und ſtumm
Sich reihten um die Flamme herum.
Ein Kenneraug hätt' es bald erkannt,
Es war die Blüthe von Engelland,
Was hier im einſamen Gemach
Und unter niedrigem Herbergsdach

Zuſammenkam; es war die Kraft,
Der Stolz der engliſchen Ritterſchaft.
Und bald hätt's jeder Blick erſpäht:
Die Sonne, um die ſich die Andern gedreht,
Planetengleich im gemeſſenen Kreis,
War jener Mann, zur Hälfte Greis,
Zur Hälfte Jüngling: ein Gemiſche
Von grauer Erfahrung und blühender Friſche.
Herzog von Sackville war ſein Namen.
Ausſah er, wie wir aus den Rahmen
Van Dyck's, ſeines großen Zeitgenoſſen,
Die Bilder kennen. Er war umfloſſen
Von Kraft und Stolz der alten Zeit,
Vom Licht anbrechender Heiterkeit.
Es waren damals, wie ihr Gewand,
Die Männer, halb Sammt, halb Eiſenband.
Schon zog ſich ein verdächtiges Grau
Durch Sackville's ſchwarze Normannenlocken,
Doch glich es mehr den Blüthenflocken,
Als kaltem Schnee auf nächtiger Au.
Blau war ſein Aug, doch ſchwarz die Brau'n
Und ſchwarz der Bart von ſpitzem Schnitte,
Der Lippen und Kinn nach ſpaniſcher Sitte
Bedeckt, daß kaum die Zähne zu ſchaun,
Die weiß und glänzend wie Elfenbein
Sich hinter dem dunklen Gebüſche reihn.
Die ſtolze Stirn, die Schläfen, die bleichen
Und kahlen, ſchimmerten weiß und hell —
Sie ſind, ſo ſagt es Machiavell,
Des „klugen Ritters" untrüglich Zeichen.
Auch zeigte das hohe gerundete Haupt
Am Scheitel eine ſchimmernde Leere:
Man wußte nicht, war es des Helmes Schwere,
War's Liebe, was es ſo beraubt. —

Vielleicht auch waren's beide zugleich;
Denn wie dereinſtens im Fabelreich
Vulkan, der mächtige Gott der Flammen,
In Einem Netze gefangen zuſammen
Die Göttin der Huld und des Krieges Gott —
So ſchien auch hier der liebliche Spott
Des Lächelns und die erfahrenen Falten
Die beiden Götter gefangen zu halten.

Nachläſſig im Stuhle ſaß er da
Und ſprach nur ſelten ein Wort und ſah
Ins glimmende Feuer mit heiterem Blick.
Er hatte die Kette vom Genick
Und Schwert und Dolch und die ganze Bürde
Der Rüſtung abgelegt, doch brach
Aus jeder Bewegung die ſichere Würde.
Auch hörten die Alten, wenn er ſprach,
Aufmerkſam zu und horchten die Jungen,
Als wären Orakelſprüche erklungen.

Da rief der Jungen Einer: Zum Teufel,
Jetzt iſt's kein Zweifel —
Was man ſchon lange bei Hof und Heer
Erzählt, iſt keine eitle Mär!
Es hat uns des Herzogs Sackville Gnaden
Zu dieſem verdammten Ritte geladen
Und uns entführt den Freudengelagen,
Um ſich hier mit dem alten Bruce zu ſchlagen!

Herr Sackville ſprach: Du haſt's geſagt.
Graf Arundel — ſobald es tagt,
Trifft Bruce hier ein mit ſeinen Gefährten;
Und mit dem Freunde, dem altbewährten,
Wird ſich in ſeinen alten Tagen,
's iſt toll genug, Herr Sackville ſchlagen.

Des Herzogs Stirne überſlog
Ein ernſtes Wölklein, und er bog
Den Nacken tief und warf zerſtreut
Die Scheite ins Feuer, das, flammend erneut,
Taghell beleuchtet das weite Gemach,
Als wieder einer der Jungen ſprach:
Wer ſoll noch künftig an Freundſchaft glauben?
Sackville und Bruce! — wie zwei Tauben
Hat ſich geliebt dieß Löwenpaar
Sein Leben lang — und mit grauem Haar
Ergreiſt ſie die Wuth, faſt möcht' ich ſagen,
Der Wahnſinn, ſich wie Knaben zu ſchlagen.
Als wäre
Verwundbar ſolche demantene Ehre,
Die ſich ein halb Jahrhundert bewährt —
Als trüge nicht eines Jeden Schwert,
Einmal gezückt, auf ſeiner Schneide
Gewißheit von einem tödtlichen Leide!

Der Herzog ſprach: Du redeſt weiſe,
Mein Neffe Bedford, gleich einem Greiſe.
Doch weil ich ſolche Weisheit geſcheut
Und weil ich ſelbſt die Weisheit alle,
Die man verbraucht in ähnlichem Falle,
Erſchöpfte — darum ſchwieg ich bis heut
Und bat euch, daß ihr mir folgen ſollet
Vertrauensvoll und nicht fragen wollet.
Wir werden uns ſchlagen; doch glaubt mit Huld,
Herr Neffe, es iſt nicht meine Schuld.
Der Teufel hat den Bruce geneckt,
Daß er durch die Verſailler Lacher
Geworden zu einem Witzemacher
Und daß, vom Hofe angeſteckt,
Damit nur König Ludwig lacht,

Er Späße machte mit leichtem Sinn
Auf jenen Ritt, den ich gemacht
Mit Böhmens armer Königin.

Was iſt's mit jenem Ritt? — ſo riefen
Mit Einmal Alle, und die da ſchliefen,
Erwachten plötzlich und riefen's mit:
Was iſt's, was iſt's mit jenem Ritt?

Herr Sackville ſprach: Ihr mahnt mich recht!
Durch euch dem kommenden Geſchlecht
Vermach' ich hier die ganze Wahrheit,
Auf daß in ſeiner vollen Klarheit
Ihr Name der Zukunft gerettet ſei,
Von jedem Tadel frank und frei.
Ich weiß, was ich euch auferlegt
Als Sterbender, wird wohl gehegt
Durch euch und wohl vertreten ſein.
Laßt jeden Widerſpruch! — Nein, nein!
Ich falle, wenn der Morgen kam.
Ich thu' zuletzt noch, was ich ſoll,
Und alſo ſcheid' ich ohne Groll
Und ohne Gram.
Denn meine Zeit, ich fühl's, iſt um;
Auf Erden hab' ich nichts zu thun,
Und beſſer iſt's, man liegt ſtumm
Und todt, als faulend auszuruhn.
Wofür wir unſer Schwert gewetzt,
Gilt heute nichts — ſie kämpfen jetzt
Für Glauben, Dogmen, wie ſie's nennen,
Und für Ideen, — genug, für Dinge,
Die unſre alte Ritterklinge
Und die wir ſelber wenig kennen.
Soll ich des Aufruhrs Farben tragen?

Ich bin des Stuarts Vaſall und Knecht.
Soll ich mich gegen Cromwell ſchlagen?
Ich kann es nicht, denn er hat Recht!
So, hoff' ich, wird ein gut Geſchick
Mich morgen aus dem Zwieſpalt retten
Und tief mich in den Boden betten,
Auf dem ſich jetzt mit entflammtem Blick
Partein im wilden Bruderkrieg
Entgegenſtehn — wo ich nicht Sieg,
Nicht Niederlage wünſchen kann.
Alſo bin ich ein todter Mann,
Und was euch jetzt mein Herz bekennt,
Es halten's eure Herzen werth —
Vertheid'gen wird es euer Schwert,
Es iſt für euch mein Teſtament.

Er ſtrich ſich über Stirn und Wangen
Mit flacher Hand, gleich einem Mann,
Der alte Zeiten, längſt vergangen,
Um ſich verſammelt, und begann:

Geſchlagen war die trübe Schlacht
Am Weißen Berg, die über Nacht
Hat wieder in das Joch gebracht
Das arme ſchöne Böhmerland,
Ins Joch des argen Ferdinand,
Der nur zum Mönch die Glatze brauchte
Und unter deſſen Herrſchaft gleich
Im erſten Jahr ganz Oeſterreich
Als wie Ein Scheiterhaufen rauchte.
Des Königs Friedrich Böhmenheer,
Des Winterkönigs, wie er heißt,
Zerſtob nach tapfrer Gegenwehr
Gleich einer Garbe, die zerreißt.

Es kommt der Sturm und bricht das Band,
Das lange ſie zuſammenhält,
Dort fliegen Halme übers Feld,
Dort andre weit hinaus ins Land,
Und andre liegen da zerknickt
Auf Buſch und Stein — wohin man blickt.
Alſo geknickt, gebrochen lag
Prinz Friedrichs Heer an jenem Tag.

Und ich war einer jener Halme.
Und ach! nicht mit der Siegespalme
Stürmt' ich ins alte Prag zurück,
Zu ſehn, ob Friedrich, den ſein Glück,
Das allzuſchnelle, hat verwöhnt,
Indem es aus der kleinen Pracht
Der Pfalz ihn zog und mit der Macht
Von Böhmens Krone hat gekrönt —
Zu ſehn, ob ich ihn noch errette.
Denn er, er ſchwelgte beim Bankette
In des Hradſchines goldnem Schooß,
Dieweil ihm draußen fiel ſein Loos.
Schon drang der Feind durchs offne Thor,
Schon ſtieg ringsum die Flamm' empor
Aus Fenſter, Giebel, Thür und Dach.
Mit Mühe durch das Chaos brach
Die Bahn ich mir und meinem Roß
Zu des unſel'gen Königs Schloß.
Dort war es öd' in Hof und Saal,
Zerſtoben war das Freudenmahl,
Dahin das ſchimmernde Gepränge.
Ich ſchaute nur, wie durch die Gänge,
Die dämmerdunkeln, dort und hie
Verſpätet noch ein Diener floh.
Gott Dank, ſo rief ich laut und froh,

Sie ſind gerettet, er und ſie.
Ich dachte an die Königin
Und eilte weiter fort und hin
Dem Schloßthor zu, das noch bis jetzt
Der Schwarm der Feinde nicht beſetzt.

Was ſieht mit Eins mein Auge da?
Niemals vergeſſ' ich, was ich ſah.
In eines Hofes dunkler Ecke,
Gleich einem Reh im Buſchverſtecke,
Wenn dumpf der Wald
Vom Lärm der Hetzjagd widerhallt,
Das rings der ſchnelle Tod umlauert —
Bei jedem Schuß erbebt's und ſchauert,
Wenn nur ein Blatt ſich regt im Wind —:
So in den Winkel hingekauert
Saß König Jakobs engliſch Kind,
Eliſabeth, vor Schrecken bleich.
Vom ganzen mächt'gen Böhmenreich,
Aus dem der Gatte ward vertrieben,
Iſt ihr der Winkel nur geblieben.
Warum ſie dort ſo traurig ſaß?
Weil man ſie auf der Flucht — vergaß!

Wie ſo ich ſie mit Eins erſeh,
Ergreift mein Herz ein tiefes Weh,
Mitleid mit ihrem Mißgeſchick,
Mitleid zugleich, daß ſo mein Blick
Die anſieht als mitleidenswerth,
Die ich als meine Herrin ehrt'
Und deren Page einſt ich war.
Denn wunderbar
Von ihrer frühſten Kindheit an
War ich auf ihre Lebensbahn

Und an ihr ganzes Loos gebannt,
Wie an die Sternbahn der Trabant.
An Jakobs Hoſe wuchſen wir
Zuſammen auf. Nicht konnt' ich ihr
Nachfolgen auf der Jugend Pfad,
Den ſie, erblühend, raſch betrat.
Ich noch ein Knab, ſie Jungfrau ſchon,
So blickt' ich auf zu ihr, der Hoh'n.
Sie konnte in des Hofes Kranz
Erglänzen mit der Roſe Strahl,
Doch war des Veilchens mildrer Glanz
Der milden Seele beſcheidne Wahl.
Als dann ihr Schickſal an die Seite
Des Prinzen Friedrich ſie gebannt,
Da folgt' ich ihr im Brautgeleite
Als Page nach ins Neckarland,
Und ſpäter, als ihr Ehgemahl
Der Böhmenkönig ward durch Wahl,
Und ich geahnt, daß überm Throne
Von Böhmen hing die Dornenkrone,
Da folgt' ich ihr ins alte Prag
Als Ritter nach. — So jenen Tag
Am Weißen Berg als ihr Vaſall
Erlebt' ich mit und Friedrichs Fall.

Ermeßt alſo, was ich empfand,
Da ich, die blühend ich gekannt,
So als gebrochne Roſe fand.
Doch faßt' ich mich, und niederſprang
Ich ſchnell von Waifar, meinem Roß,
Ergriff ſie raſch, und wieder ſchwang
Ich mich hinauf, und aus dem Schloß
Fortſprengt' ich nach dem Einen Thor,
Indeſſen grollend ſchon mein Ohr

Des Feindes ehrnen Schritt vernahm,
Der wie ein Strom durch's andre kam.
Bald war das offne Land erreicht.
Mein pochend Herz, das wieder leicht,
Wenn ſchnell auch wie die Hufe ſchlug
Des edlen Roſſes, das uns trug,
Gewährte jetzt erſt mir die Ruh,
Daß ihr ich wandt' das Auge zu,
Die ſchweigend, wie im Traum, und blaß
Vor mir auf meinem Sattel ſaß, —
Doch nein, nicht ſaß, die unbewußt
Und zitternd lag an meiner Bruſt.
Wie ich ſie da ſo angeſchaut,
Befiel es mich, daß anvertraut
Mir, meinem Arm und meinem Muth,
'ne hohe Pflicht, ein heilig Gut:
Mein Herz ward ſchwer, wenn auch nicht bang.
Indeß ich meine Linke ſchlang
Um ihren Leib, faßt' ich die Zügel
Und ſetzte mich zurecht im Bügel
Und nahm das Schwert in meine Rechte,
Als ging' es wieder zum Gefechte.
Denn ſicher war ich, daß ſie nur
Zu bald verfolgen unſre Spur.
Da war es, wo zum erſten Mal
Die Furcht mich griff mit ihrer Qual,
Und ein Verſteck hab' ich geſucht.
Und in die tiefgehöhlte Schlucht,
Die ſie bei Prag die Scharka nennen,
Ließ ich mein edles Schlachtroß rennen.

Die Scharka iſt ein wildes Thal,
Ein ſteiler Riß, den tief und ſchmal
Seit Urweltanfang nach und nach

Der Wildbach in die Erde brach.
Aufthut er ſich wohl hold und mild:
Gleich einem lieblichen Gefild
Iſt er mit Hütten, Baum und Feld
Am Eingang ſchön und reich beſtellt;
Doch immer düſtrer wird der Raum:
Am Boden zwerghaft kriecht der Baum,
Im Felsgeröll die Blume — ſtirbt,
Die Saat erſtickt, das Gras verdirbt,
Das Erdreich ſchwindet allzumal,
Und endlich ſchließen ſchwarz und kahl
Felsmaſſen ein das enge Thal,
Daß hie und da, als wie im Schacht,
Aus Höhlen glotzet ew'ge Nacht.
Dort ritten wir — auf ſchlimmen Wegen —
Der Felsbach, der uns kam entgegen,
Der unten tief am Boden ſchleicht,
Bald hier zu Sumpf den Grund erweicht,
Bald dort um Bergestrümmer ſchäumt,
An Dämmen bald den Weg verſäumt —
Der Bach war unſer Pfad allein,
Und unſer Führer war der Schein
Vom weißen Schaum, der wie ein Giſcht
Und wie ein Licht, das bald verliſcht,
Bald wieder auflebt, an der Wand
Des Bergs erſchien und wieder ſchwand.
Denn, tief von Finſterniß getränkt,
Hat ſich die Nacht herabgeſenkt.
Aufpaſſen mußt' ich, daß mein Thier
Auf ſolchem Weg, in ſolcher Nacht,
Noch müde von dem Tag der Schlacht,
Nicht ſtürzen mög' mit mir und ihr —
Und rückwärts horchen, ob die Spur
Der Feind nicht hatte unſrer Flucht —

Dann unſer Grab war dieſe Schlucht.
Und alſo ſah ich ſelten nur
Hinab auf meine edle Laſt,
Die ſchweigend noch und ſchlummernd faſt
Im Arm mir lag und leiſe bloß
Zuſammenbebte, wenn mein Roß
An einem Fels des Wegs ſich ſtieß,
Wenn über uns ſich hören ließ
Das Nachtgevögel, das erſchreckt
Mit Schrei'n die ſtumme Nacht geweckt.

So ging's im trüben Einerlei
Zwei lange Stunden wohl und drei
Und immer fort, bis endlich frei
Und eben wurde unſer Pfad.
Des Thales Ende war genaht;
Noch Einen Sprung nur, und ich ſtand
Auf ebnem Weg vor offnem Land.
Allein wie ward mir da zu Muth!
Uns in das Antlitz fiel die Gluth
Der Wachtfeu'r plötzlich, grell und helle.
Wir ſtanden an des Lagers Schwelle
Und nah dem Feind, vor dem wir ſchon
Seit Stunden flohn.
Der Wachen Ruf, der Krieger Sang,
Der Lärm von tauſend Waffen klang
An unſer Ohr ſehr laut und ſchrill.
Mein Blut ſtand ſtill.
In dem Moment von meinem Thier
Ein Stampfen bloß, ein leis Gewiehr,
Was in der That bei Wachtfeurgluth
Zu fürchten war von ſeinem Muth —
Verrathen waren wir, verloren.
Doch, horchend, ſpitzt' es nur die Ohren

Dem Lärm, der uns entgegenſtieg,
Das kluge Thier, und hielt und ſchwieg.
Was war zu thun? — In mir verflucht
Hab' ich die tückevolle Schlucht,
Die uns gleich einem Labyrinth
In ihrer Felſen Irrgewind
Zurückgeführt juſt in den Schlund
Des Feinds nach mancher bangen Stund.
Und doch mußt' ich zurück zu ihr.
Nicht anders gab es Rettung hier.
Behutſam lenkt' ich um mein Roß,
Und wieder in den dunklen Schooß
Der wilden Felſen tauchten wir.
Und wieder fing die Plage an,
Der ſchlimme Ritt auf ſchlimmer Bahn,
Hin über Abgrund, Stock und Stein,
Doch leichter dießmal, da der Schein
Des Mondes aus den Wolken trat
Uns gütig zeigend unſern Pfad.

Allein mein Pferd von Schlacht und Ritt
War matt und müde und ſein Schritt
Oft ſtrauchelnd, öfter noch gehemmt
Vom Felsgeſtein, das ausgeſchwemmt,
Gezackt und ſpitz und morſch im Schwall
Am Wege lag allüberall.
So ſprang ich ab und ſetzte hin
Auf einen Stein die Königin,
Wo ihr der Wildbach Kuß um Kuß
Und Perlen hauchte auf den Fuß.
Da hab' ich ſie zum erſten Mal
In dieſer Nacht ſo recht geſchaut,
Wie da ſie ſaß, vom bleichen Strahl
Des Mondes lieblich überthaut.

Sein Schimmer ſpielte fein und breit
Auf ihrem weißen Atlaskleid
Und wob mir um die Huldgeſtalt
Und um das liebliche Geſicht
Ein Schleiernetz aus Duft und Licht,
Daß wie von magiſcher Gewalt
Sie mir zur Ferne ſchien entrückt.
Um ihren Scheitel hing zerſtückt
Von einem Kranze noch der Reſt,
Der ſie geſchmückt beim letzten Feſt,
Und nieder quoll, der Feſſel los,
Das Haar auf Nacken, Bruſt und Schooß.
So ſaß ſie da, gebeugt, geknickt,
Und mit dem Aug, das ſanft gebrannt,
Hat dankbar ſie hinauf geblickt
Zu mir, der ſchweigend vor ihr ſtand,
Die blanke Waffe in der Hand.

Doch war zur Raſt nicht lange Zeit,
Denn unſer Ziel war weit, ſo weit,
Daß wir uns dann erſt als befreit
Betrachten konnten von Gefahr,
Wenn Böhmen uns im Rücken war.
Und weiter ging's im Mondenſchein.
Ich ſchritt voraus und hintendrein
Die Königin, der jeden Stein
Ich zeigte auf dem dunklen Grund,
Wohin ſie trat, und wie ein Hund
Uns Beiden nach das treue Thier.
Doch klaffte drohend dort und hier
Ein Abgrund auf, und oftmals ſchnitt
Der Bach den Weg ab unſrem Schritt.
Da hob ich ſie und trug ſie fort
An meiner Bruſt, und wenn der Ort

Gefahrvoll und der Sprung gewagt,
Da ſchlang ſie zitternd, hold verzagt
Um meinen Hals den weißen Arm.
So nah empfand ich laut und warm
Ihr Herz, das an das meine ſchlug,
Des Mundes ſanften Athemzug,
Den holden Leib — und ich geſtehe,
Mir ward, wie niemals, wohl und wehe.
Zuletzt, wenn durch Minuten bloß
Kein Abgrund und kein Felſengrat
Uns hemmend abſchnitt Weg und Pfad,
Verwünſchte ich mein neidiſch Loos,
Das mir nicht Urſach wollte geben,
Sie wieder an mein Herz zu heben;
Und endlich wünſcht' ich, daß dieß Thal,
Die Quelle erſt ſo vieler Qual,
An ſeiner Aus- und Eingangsthür
Sich ſchließen möge für und für,
Auf daß ich ſei in Einſamkeit
Mit ihr gebannt für alle Zeit.
Sie war ſo ſchön, und ich war jung!
Und dann — auf ſolcher Wanderung
Im öden Thal, der Welt ſo fern,
Belauſcht allein von Mond und Stern,
Getrennt von Allem, was die Macht
Der Menſchenſitte aufgebracht —
Da brütet ſchaffend zum Gedicht
Das Hirn ſich aus, was vor dem Licht
Des ſtrengen Tags nicht kann beſtehn
Und mit dem Morgen muß verwehn.

Drum war es gut — trotz der Gefahr,
So nah zu ſein dem Thor von Prag —
Daß endlich ſchimmernd vor uns lag

Und aller Hinderniſſe baar
Die Straße, die den Strom entlang
Hinaus ins Land, ins Weite drang.
Bei ihrem Anblick ſprang mein Roß
Laut wiehernd auf, und blitzgleich ſchoß
Es mit uns hin. Die Erde klang
Vom Schlag des Hufs, der griff weit aus,
Und aus dem Steine ſprang heraus,
Wohin es trat, erweckt, erſchreckt,
Der Funkenſchwarm, der drin verſteckt.
Des Stromes Wellen ſchlichen ſacht
Durchs ſtille Schlafgemach der Nacht,
Das Gras der Wieſen, wie im Traum,
Bewegte ſeine Blumen kaum,
Die eingehüllt in Thau und Reif
Erglänzten als ein Silberſtreif,
Wo über ihnen, weich und voll,
Der Mond aus blauen Wolken quoll.
Kein Vogel ſang, kein Windhauch zog —
Der Königin Schleier, welcher flog
Weit in die Luft, vom Ritt bewegt,
War Alles faſt, was ſich geregt;
Und ſtörend war im ſtillen All
Allein des Hufſchlags Wiederhall,
Und ſeine raſche Melodie
Belebte wieder mich und ſie.
Was ich in jener Schlucht empfand,
Gleich einem Alp der Nacht — verſchwand,
Und welche Pflicht an meiner Bruſt
Ich trug, ward ich mir neu bewußt.
Die Herrin — von der Ruh, die mild
Gelagert war auf dem Gefild,
Und von dem Ritt, der ſchnell den Raum
Verſchwinden ließ, in einen Traum

Geborgner Sicherheit gelullt. --
Begann mit unſchulds-voller Huld,
Zugleich mit ſüßer Traurigkeit
Zu ſagen von der ſchönen Zeit
An Jakobs Hof, da noch der Tag
Des Lebens glänzend vor ihr lag.
Sie ſprach von Ritterſpiel und Tanz,
Von all dem heitern Tand und Glanz,
Der nicht, wie ſpätres Glück, das Herz
Mit Luſt erfüllt und dann mit Schmerz.

Von Edinburgh und Calton-Hill
Erzählte ſie, wo dunkel ſtill
Das Meer in blauer Ferne ruht,
Indeß auf Schloß von Holyrood
Der Purpur liegt der Abendgluth —
Vom Kriegervolk Midlothians,
Vom Hirtenvolk des Grampians,
Wo träumend auf ſein Schwert geſtützt
Der Hirte ſeine Heerde ſchützt;
Vom wunderbaren Lomondsloch,
An deſſen Ufern ſteil und hoch
Der Fels, von Farrnkraut überdeckt,
Sein Haupt in Wolk' und Nebel ſtreckt,
Auf deſſen Wellen, die ergrimmt
Ans Ufer ſchlagen, ſchwankt und ſchwimmt
Geheimnißvoll die Inſelſchaar,
Wie Blumen, die ſein Grund gebar.
Sie pries das Glück der Hochlandsmaid,
Die, wenn der Falk in Lüften ſchreit,
Mit nacktem Fuß am Felſenkamm
Verfolgt das flücht'ge wilde Lamm,
Hin über Bach und Abgrund ſpringt
Und ihres Stammes Thaten ſingt.

Und ſelbſt begann ſie, leiſe, leiſe
Zu liſpeln eine alte Weiſe.
So weht durchs Laub der Frühlingswind,
So aus dem Schlafe ſpricht das Kind,
So ſinken Thaue aus der Roſ',
So murmeln Quellen durch das Moos.
Auch ward mir ſo, als ruht' ich aus
Im Park vor meines Vaters Haus
Als Kind, umhaucht vom Schlummerlied,
Das aus Gezweig und Quelle zieht.
Traumhaft ſah ich hinab zu ihr;
Sie hielt an meinem Bandelier
Sich feſt und lag im Arm mir da,
So ſchön, wie ich ſie niemals ſah.

Aus meinem Anſchaun aufgewacht
Bin ich, als durch die ſtille Nacht
Hufſchlag ertönte, der mit Macht
Weit hinter uns die Erde ſchlug.
Am Takte hört' ich, daß er trug
Von Reitern eine ganze Schaar;
Und daß es der Verfolger war,
Erkannt' ich an der Art des Rufs,
Der treibend ſcholl zum Klang des Hufs.
Tief drückt' ich ein die beiden Spor'n,
Und über Graben, Buſch und Dorn
Sprengt' ich ſeitab ins Feld hinein
Und leiſe weiter auf dem Rain,
Der, feucht vom Thau und grasbedeckt,
Des Eiſens Töne nicht geweckt.
Beſchützt von einem ſchatt'gen Raum,
Den breit hinwarf ein alter Baum,
Verharrt' ich, bis die Schaar vorbei.
Ich ſah ſie deutlich — Drei und Drei,

So flohn ſie hin, entlang den Strom —
Ein nachtgeborenes Phantom.
Auf Panzern lag des Mondes Duft,
Die Lanze glänzte durch die Luft,
Der Mantel flog, die Mähne lang,
Der Reiter ſchwieg, die Waffe klang.
Nichts Schönres doch, beim mächt'gen Gott,
Als in der Nacht im wilden Trott
Ein Reiterfähnlein, das beſcheint
Der Mond, und wär' es ſelbſt der Feind.

Wir zogen weiter. Unſer Ziel
Der dunkle Wald, der als Aſyl
Vor den Verfolgern fern gelockt.
Oft hat da unſer Ritt geſtockt
Im aufgepflügten Feld; es glitt
Das gute Thier bei jedem Schritt —
Doch endlich war auch das erreicht:
Mir wurde leicht,
Als hinter uns der buſch'ge Rand
Sich ſchloß wie eine Feſtungswand.

Dicht und geſtrüppvoll war der Wald.
Nur dort, wo, manch Jahrhundert alt,
Ein Baumſtamm hinfiel, klafft' ein Spalt,
Kein Mondenſtrahl hat ungeknickt
Durchs zugewobne Dach geblickt,
Als einz'ge Leuchte ſchoß vom Sumpf
Ein Irrwiſch auf — aus faulem Stumpf,
Ein mattes, ſelber faules Licht.
Der Zweig ſchlug uns ins Angeſicht;
Wo todtes Holz im Weg nicht lag,
Fing uns Geſtrüpp in ſeinem Hag.
Bald ſtieg ich ab — die Herrin blieb

Zu Roß, und wo es noth that, hieb
Ich einen Weg mir mit dem Schwert —
Am Zügel führt' ich ſacht mein Pferd.
Wie ſo ich drang durch Buſch und Baum,
That ſich ein wunderbarer Raum
Mit Einmal auf; da freundlich ſtill,
Gleich einem lieblichen Idyll,
Stand eine Hütte, halb verſteckt
Im Wald, von Schlingkraut überdeckt.
Vor ihr, ihr ganzer Horizont,
Lag eine Halde, die der Mond
Beleuchtete, daß durch die Nacht
Sie glänzte, grün wie ein Smaragd.
So gaſtlich ſchien die Siedelei,
Von aller Fährlichkeit ſo frei,
Daß ſie, die ſonſt ſo zag und bang,
Aufathmend aus dem Sattel ſprang,
Als wäre dieſes Waldverſteck
Der langen Flucht erſehnter Zweck.
Mein Pferd ließ ich zur Weide los
Ins Gras, das hier ſo hoch aufſchoß
Und duft'ge Blumenkräuter bot —
Das arme Thier, es that ihm noth.
Dann ſahn zur Hütte wir hinein;
Drin ſaß bei einer Lampe Schein
Ein Greis, der blickte unverwandt
Zum Himmel auf, und ihn umſtand
Ein Hausrath, bunt und ſonderbar:
Von Büchern eine breite Schaar,
Fernröhre, Zirkel, Wag' und Maß,
Dreiecke, Globen, Stundenglas, —
Von Karten hing ein toll Gemiſch
Und lag auf Schrank und Wand und Tiſch.
Und wunderbar, wie alles Das,

War auch der Greis, der vor uns ſaß.
Ein ſchwarz Gewand, das faltenreich
Herniederfloß, umfaßte weich
Die edle, herrliche Geſtalt.
Er ſchien wohl ein Jahrhundert alt,
Und wie ein Licht, das niederfällt
Auf uns aus einer fremden Welt,
So glomm ſein Aug ganz eigner Art.
Weiß wie die Locken war ſein Bart
Und fluthend, breit herniederfloß
Bis an den Gürtel, der umſchloß,
Bedeckt von Zeichen allerhand,
Das faltenreiche Sammtgewand.
Er mochte fühlen unſre Näh,
Denn plötzlich ſtand er auf, und jäh
Trat auf die Schwelle er heraus
Und ſprach: Geſegnet ſei das Haus,
Das Hülfsbedürft'gen Obdach wird
Und Heimat Jenen, die verirrt!
Auf dieſes Wort, das ſanft erſcholl,
Trat zu ihm hin vertrauensvoll
Die Königin. Er lud uns ein
Ins Haus, wenn nicht der Mondenſchein,
Die holde Nacht, die Bank von Moos
Uns ſchöner dünkt' im Waldesſchooß.
Wir blieben draußen. Auf der Bank
Hielt meine Herrin ſanfte Ruh,
Indeſſen gütig Speis und Trank
Der greiſe Gaſtfreund trug herzu.
Wie eines Regenbogens Pracht
Aus einem ſtillen See lacht
Im Widerſchein — ſo heiter brach
Aus jedem Worte, das er ſprach,
Aus ſeinem ganzen heitern Sein

Erhabnen Friedens Widerſchein.
Auch war des Scherzes mildes Licht
Im würd'gen Ernſt erloſchen nicht.
So ſprach er lächelnd ſanft zu ihr,
Der holden Königin, von mir
Als einem ritterlichen Dieb,
Der ſich bei Nacht geholt ſein Lieb,
Und dann von ſolchen Rittes Noth.
Ich ſah bei Zeit — ſie wurde roth.
Er war aus Kaiſer Rudolfs Zeit
Ein Aſtrolog, der Einſamkeit
In dieſem Walde ſucht' und fand,
Nachdem Mathias ihn verbannt.
Ich fragte, ob ſein weiſer Blick
Nicht aus den Sternen das Geſchick
Von unſrer Flucht erforſchen könnt',
Ob baldger Friede uns gegönnt? —
Mit tiefem Ernſte trat er hin
Ans Inſtrument; die Königin
Sah lange er und ſchweigend an
Und dann der Venus Himmelsbahn.
Wie er ſo auf zum Himmel ſah,
Gleich einem Prieſter ſtand er da.
Vor ſeinem Spruch, den ich verlangt
Mit Scherz, hat jetzt mein Herz gebangt.
Da plötzlich hob er ſeine Hand
Auf wie zum Schwur, und das Gewand
Der Königin hat er geküßt
Und ſprach: „O Herrin, ſei gegrüßt!
Geſegnet bin ich, daß im Leid
Mein Mund die Freude prophezeit:
Du armes, ſchmerzverfolgtes Weib,
Entſproſſen wird aus deinem Leib
Ein mächtig, königlich Geſchlecht,

Das berichte — o, bericht' es nur gerecht! —
Wo nie ein Kiel, ein Segel dringt,
Wo tief nur Blei und Anker sinkt,
Vom Aufgang bis zum Niedergang,
Durch viele hundert Jahre lang."

Ob nun der gute Alte log,
Sich selbst genarrt, dann uns betrog,
Ob wahr er sprach — mir galt es gleich.
Mehr als das zwergbewohnte Reich
War mir es, daß sein Wort benahm
Den bittern Stachel ihrem Gram.
Sie glaubte seiner Deutekunst
Und hoffte gern, daß ihr die Gunst
Des Schickſals wieder bringt zurück
Der alten Zeit verlornes Glück.
Die Wolke tiefer Wehmuth schwand
Von ihrer Stirn, und vor uns stand
Sie hell erstrahlend von Vertrauen,
Gehoben lieblich anzuschauen.
Da kam heran das Morgengrauen. —
Ich fing den Walter. — Ausgeruht,
Voll frischer Kraft und neuem Muth
Hat er den Boden wild gestampft,
Hat seine Nüster heiß gedampft,
Als wieder ich den Zaum gefaßt
Und mich mit meiner edlen Last
Hinaufschwang. Hülfreich war der Greis,
Und Segenswünsche, fromm und heiß,
Gab er auf unsern Weg uns mit.
So ging es fort im schnellen Ritt.

Bald war der schauervolle Raum
Verschwunden hinter uns, und kaum
Nahm uns der Wald auf — schön wie Traum

Erſchien uns Alles, was die Nacht
Des Wunderbaren hat gebracht.
Wir fragten nur, ob wir gewacht,
Ob ein Phantom uns nicht betrog? —
Die Hütte und der Aſtrolog —
Die Prophezeiung — Alles zog
Noch einmal unſrem Blick vorbei,
Doch ſchattenhaft, wie Zauberei.
Ein Sternlein nach dem andern ſchwand —
Es ſtieg mit webendem Gewand
Aus unterird'ſchem Todtenreich
Der Nebel aufwärts, Geiſtern gleich.
Er ſaß auf Baum und Wipfel feſt,
Wo er, umhüllend manches Neſt,
Vom Vogelmorgenlied erklang —
Man konnte glauben, daß er ſang.
Er lag auf Wieſen lang geſtreckt
Und hinter Buſch und Strauch verſteckt,
Und als der Oſtwind ihn geweckt,
Erhob er ſich gleich einem Heer,
Das, Panzer tragend, Helm und Speer,
Das Schwert in hoher Hand gezückt,
Vorwärts und immer vorwärts rückt.
Es war wie eine Geiſterſchlacht,
Ein Traum, den hier vergaß die Nacht.

Die Königin ſchlief. Vom Morgenwind
Sanft eingewiegt, gleich einem Kind,
Lag ſie gelehnt an meine Bruſt.
Ich drückte ſie, halb unbewußt,
Noch feſter an mein Herz und dicht —
Sie fühlt' es nicht.
Ihr Buſen hob ſich ruhevoll,
So ruhevoll, daß faſt ein Groll

Mich überkam, dem heißentbrannt
Das Blut den ganzen Leib durchrannt'.
So ſanft, wie Bienen Honig nippen,
Wollt' einen Kuß auf ihre Lippen
Ich hauchen nur — ſchon bückt' ich mich —
Doch küßte nur die Locke ich,
Die ſpielend mir des Windes Zug
Rechtzeitig an die Lippen trug.
Ich war zufrieden. — Anzuſchaun
So ungeſtöret aller Fraun
Holdſeligſte, ſchien mir genug.
Nicht nach dem Weg hab' ich geſehn,
Nicht nach der Sonne Auferſtehn —
Nur ſie, die mir im Arme ſchlief,
Betrachtet' ich und prägte tief
Mir jeden ihrer Züge ein:
Wie Mondenſchein
Auf einem jungen Roſenhag,
Auf ihrem Angeſichte lag
Die Bläſſe vom verwundnen Gram,
Die milde Gluth der holden Scham.
Die ſeligſte Vergeſſenheit
Warf ihren Schleier dicht und breit
Auf all mein Sein. Die Welt zerſtob,
Und was ich ſchaute noch, verwob
Zu Netzen ſich um Aug und Sinn.
Wir ritten über Wieſen hin
Lautlos und ſtill — in tiefer Ruh —
Gemach fiel mir das Auge zu.
Kaum regte liſpelnd ſich der Wald —
Noch ſchlief ich nicht — doch träumt' ich bald.

Von Blumen träumt' ich ohne Zahl.
Die wuchſen auf im Sonnenſtrahl

Zu gleicher Zeit, am gleichen Ort.
Ich griff danach — ſie waren fort.
Der Königskerze goldnes Licht
Brach blendend mir ins Angeſicht,
Und Trümmer überzog ihr Glaſt
Von einem fürſtlichen Palaſt.
Die Kaiſerkrone wiegt' ihr Haupt
Mir huldvoll zu, und ſchon geglaubt
Hat, ſie zu pflücken, meine Hand,
Als ſie zur Roſe ward und ſchwand
Im Morgenwind als flücht'ger Thau.
An ihrer Stelle ſproßte blau
Das Veilchen auf; ihm nah zu ſein,
Sank ſehnend ich ins Gras hinein,
Da kniet' ich fromm wie im Gebet
Vor einer Lilie Majeſtät.
Zugleich mit ihr hab' ich geſchaut
Das wunderbare Blumenkraut
Der Digitalis, die erklingt
Mit rothen Glocken und die zwingt
Zum Stilleſtehn das Menſchenherz.
Auch fühlt' ich es mit dumpfem Schmerz,
Wie ſie ſich auf zu meinem wand,
Das mir im Buſen ſtille ſtand.
Da ruhten alle ſie zum Strauß
Vereint an meinem Herzen aus.
Ein ſüßer Rauſch — Betäubung zog
Aus ſeinem Schooß, und ſchlürfend ſog
Ich ſeinen Duft und drückt' ihn warm.
Da wand ſich juſt aus meinem Arm
Die Königin — ich war erwacht.
Die Sonne ſchien in voller Pracht,
Und vom Zenith, wo hoch ſie ſtand,
Beglänzte ſie das weite Land.

Hier ſchwieg Herr Sackville, in Sinnen verſenkt,
Wie Einer, der alten Glückes gedenkt:
Es pochte ſein Herz, daß man es hörte,
Und mit dem ſpitzen Eiſen ſtörte
Er auf die Kohlen, daß blau und roth
Die Flammen aus dem Kamine geloht.
Der Arundel ſprach dem Bedford ins Ohr:
So ſteigen jetzt neue Flammen empor
Aus ſeinem Herzen, das ausgekühlt —
Und wie er jetzt in den Kohlen wühlt
So wühlt in ihm die Erinnerung:
Das Herz wird alt, die Liebe bleibt jung.
Herr Sackville ſah ſich um nach dem Wort —
Er lächelte leiſe — dann fuhr er fort:

Nicht durften wir im Sonnenſchein
So weiter ziehn ins Land hinein,
Wo hinter jedem Felsgeſtein
Ein Feind vielleicht im Hinterhalt.
Drum wieder in den dunklen Wald,
Der ſchützend bis zur Gränze lief,
Lenkt' ich mein Roß. Im Mooſe tief,
Durch dicht Gebüſch, bergauf, bergab,
Bald ſchnell im ungeſtörten Trab,
Bald langſam mit gehemmtem Schritt
Trug uns durch Stunden unſer Ritt.
Nur ſelten haben wir geruht,
Wo gaſtlich uns zu weilen lud
Der rieſelnde Geſang der Fluth
Vom Quell, der uns am Felsgeſtein
Wie Pilger labt' in Wüſtenein,
Und hier und da, wo voll und roth
Der wilde Strauch die Beere bot.
In ſolchen Augenblicken oft

Hab' ich, ich ſag' es frei, gehofft,
Daß lang noch daure unſre Flucht;
Und wie in jener Felſenſchlucht
Hab' ich verachtet und verflucht
Der Welt geliebten Glanz und Tand
Und Pracht und Ruhm und Macht und Stand.
Zum Teufel wünſcht' ich Geld und Gut,
Zum Teufel meinen Herzogshut;
Und ſolch verlaßner Aufenthalt,
Fern aller Welt, im wilden Wald,
Bei Quell und Strauch, allein mit ihr,
Schien allen Glückes Gipfel mir.
Mein Herz ward weich
Und wild zugleich:
Weich, wenn ſie hold mich angelacht,
Wild, wenn ich an die Welt gedacht.
Der gute Waifar hat's gefühlt;
In ſeinen Weichen hat gewühlt
Mein Sporn nach ſolcher kurzer Raſt.
Doch trug er duldend ſeine Laſt
Und ſeine Qual, ob auch der Dorn
Noch mitleidsloſer als mein Sporn
Die edlen Flanken ihm zerriß
Und Stein und Strunk den Huf zerſtieß.

So brach der Abend mählig an.
Um auszuſpüren eine Bahn,
Die aus dem Walde führt hinaus,
Vielleicht auch in ein gaſtlich Haus,
Beſtieg ich einen Felſengipfel,
Der über alle Baumeswipfel
Zum Himmel hoch emporgeragt
Erſchrocken war ich und verzagt:
So weit das Auge ſah — ein Meer

Von Laub und Nadeln ringsumher —
Ein Meer, das über Berg und Thal
Die Wellen ſchlug im letzten Strahl
Der Sonne, die zu frühem Tod
In ſeinen Schooß zu ſinken droht.
Doch ihrem letzten Strahle Dank!
Denn eh ſie in die Tiefe ſank,
Noch zeigte ſie mir mild und gut,
Bedeckt von ihrer Roſen Gluth,
Nicht fern an eines Sees Rand
Ein Schloß, das hoch auf Felſen ſtand.
Es war ein ſtolzer, prächt'ger Bau,
Der herrſchend aufſtieg überm Gau
Und mit Terraſſen, Thürmen, Zinken
Gaſtfreundlich ſchien dem Gaſt zu winken.
Sein hoher Wartthurm ſchwang als Zier,
Wie kampfgerüſtet, ein Panier,
Das jene beiden Farben trug,
Für die ich geſtern noch mich ſchlug.

Dorthin mit froher Zuverſicht
Ging jetzt der Ritt. Es war noch nicht
Erloſchen ganz des Tages Licht.
Gemiſcht mit ſanftem Abendhauch
Brach's dort und hier durch Buſch und Strauch
Und führt' uns endlich auf den Pfad,
Der, ausgerodet, breit und grad,
Zu jenem ſtolzen Schloſſe lud.
Laut pries ich ſeines Herren Muth,
Der, nicht von Friedrichs Fall erſchreckt,
Noch ſeine Farben ausgeſteckt.
Als wir genaht, lag überall
Schon tiefe Nacht, und Thurm und Wall,
Terraſſen, Söller, Pfort' und Thor

Sahn ſtumm aus dem Gebüſch hervor,
Stumm wie ein ſchlafend Geierneſt,
Stumm wie ein Haus, daraus die Peſt
Die Knechte ſegte und den Herrn.
Todſtille war es nah und fern.
Nur wenn die Wetterfahn ſich regt'
Und einſam ſich ein Blatt bewegt'
Des Epheus, der den Wall umſchlang,
Am Erker ſtill ein Fenſter klang,
Das loſe in den Angeln hing,
Ein Windhauch durch die Thore ging —:
Da war's, als ſeufzte durch die Luſt
Der Seufzerhauch aus einer Gruft.

Geſchloſſen war das Thor; es ging
Ein ſchmaler Weg nur durch die Pforte —
Wir traten ein — kein Gruß empfing,
Kein Pförtner uns mit frohem Worte.

Kein Knecht, kein Diener war zu ſchaun,
Um abzunehmen mir die Zügel,
Kein Page hielt der holden Fraun
Beim Niederſteigen Fuß und Bügel.

Waifar, der Gute, lief allein
Zum Brunnen hin und dann zum Stalle —
Es regte ſich kein Lampenſchein
In Erker, Stube, Hof und Halle.

Nur eine kleine Ampel hing
In byzantiniſcher Kapelle —
Den Fackelſtumpf im Eiſenring
Entzündet' ich an heil'ger Stelle.

Alſo den Hof durchſchritten wir;
Die Halle nahm, die dunkle, hohe,

Uns düſter auf; es brannte hier
Geſpenſtiſch unſrer Fackel Lohe.

Und Bilder aus der Trojerzeit
Verzierten Decke, Niſch' und Wände:
Des Paris Raub und Hektors Streit,
Odyſſeus' Liſt und Priams Ende.

Wie über ſie der Fackel Licht
Beweglich ſtreifte und mit Beben —
Da war's, ob Auge und Geſicht
Sich regten mit erneutem Leben.

Verlaſſen ſtand an dunkler Wand
Noch eine Harfe; durch die Saiten
Ließ tönend ſeine weiche Hand
Der Geiſt des Abendwindes gleiten.

Wir traten in den weiten Saal —
Es glomm in des Kamines Niſche,
Und Reſte vom verlaßnen Mahl
Noch ſtanden auf dem Marmortiſche.

Die Lampen hab' ich angeſteckt,
Die dort auf goldnen Säulen ruhten,
Und im Kamine neu geweckt
Zu Flammen die entſchlafnen Gluthen.

Auf unſer Treiben blickten ſtumm
Die Bilder nieder hoher Ahnen —
Es lag ein ſchweres Alterthum
Auf ihren Panzern, Schwert und Fahnen.

Allüberall war noch die Spur
Von Glanz und Pracht und edlem Praſſen —
Kein Zweifel war's: vor Stunden nur
Ward all die Herrlichkeit verlaſſen.

Kein Zweifel mehr, daß ſie entflohn,
Des Schloſſes fürſtliche Vaſallen,
Und daß mit König Friedrichs Thron
Auch ihre Pracht in Staub gefallen.

Denn öde blieb es, leer und ſtill
In aller Nähe, aller Ferne —
Der Hahn am Thurm nur krähte ſchrill,
Im Hof ertönte die Ziſterne.

Ich bettete die Königin
In eines Divans üpp'ge Fülle
Und deckte wärmend auf ſie hin
'nes Sammetmantels weiche Hülle.

Dann Waifar, mein getreues Roß,
Verſorgt' ich noch mit reichem Mahle,
Dann an die Pforte vor das Schloß
Hinſetzt' ich mich im Mondenſtrahle.

Auf einem Steine ſaß ich da,
Aufs Schwert geſtützt, und forſchend ſah
Ich weit hinaus. Bohemia
Lag ſtill und ſtumm. Ihr Urtheilsſpruch
War ja gefällt; es lag das Tuch
Der Nacht auf ihr, dem Bahrtuch gleich
Auf einer Leiche, die der Streich
Des Henkerbeiles hingeſtreckt
Und eines Freundes Hand bedeckt.
Umſonſt der Brücke Eichenwucht
Hab' ich zu heben oft verſucht.
Das war betrübt, denn aufgeſchnellt
Hätt' ſie die Pforte auch verſtellt,
Die ohne ſie blieb offen jetzt.
Drum hab' ich mich dahingeſetzt,
Zu wachen für die Sicherheit

Der Herrin, wie in alter Zeit
Ich oft gethan im Pagenkleid.
Langſamen Schrittes ging die Nacht.
Der Wald, der Mond, der Sterne Pracht,
Des Nachtgevögels Schattenflug —
Sie wurden endlich mir genug.
's iſt ein Vergnügen voll Verdruß,
Wenn man ſo draußen lauern muß
In ſpäter Nacht, ſo katzenhaft.
Auch fühlt' ich mich bald müd, erſchlafft
Und ſah mich um, ob nicht ein Geiſt
Vielleicht den alten Bau umkreist,
Wie ihn das Lied, die Sage bannt
An jedes Schloß im Böhmerland.
Und einen jener alten Herrn,
Die drin im Saale hingen, gern
Hätt' ich begrüßt an meiner Seit;
Doch ſtille blieb es weit und breit.
Und als am Ende auch der Mond
Verſchwand am dunklen Horizont:
Als Schwelle vor der Herrin Haus
Streckt' ich mich an der Pforte aus
Und dehnte mich, und balde ſchlief
Ich traumlos wie ein Stein und tief.

Wie lang ich ſchlief — ich weiß es nicht.
Doch war vor grauem Morgenlicht
Schon halb und halb entflohn die Nacht,
Als ich mit einmal aufgewacht,
Von unheimlichem Lärm geſchreckt,
Der meine Sinne ſchnell geweckt.
Aufſprang ich wild und ſtarrt' hinaus:
Weh mir, aus Wald und Strauch heraus
Kroch unſerer Verfolger Schwarm.

Mein Schwert erfaßt' ich feſt und warm
Und ſtellte in die Finſterniß
Des Pforteneingangs mich, gewiß,
Daß bald ich hier auf fremder Erde
Als ſtille Leiche ruhen werde.
Leb wohl! rief in Gedanken zu
Ich meiner Heimat — aber du
Halt aus, halt aus, mein gutes Schwert,
Zum letzten Mal als treu bewährt.
Wir wollen ſchützen ihren Schlaf,
Bis uns der Streich, der letzte, traf.
Mir wurde weh. — Ich war ſo jung,
Mehr als die halbe Wanderung
Des Lebens lag noch ſchön vor mir —
Doch ſtarb ich ja für ſie, vor ihr!
Ich Thor! ich hatte nicht bedacht,
Daß das Panier, das mir gelacht
Vom Thurme und uns rief als Freund,
Auch locken mußte unſern Feind.
Doch, hätt' ich es bedacht — auch dann
War ich noch immer nicht der Mann,
Der eine Fahne reißt vom Thurm,
Die geſtern ihn geführt zum Sturm.
Ich ſollte büßen ſolche Scham:
Wie Katzen ſchleichend, näher kam
Und immer dichter ward die Schaar;
Sie glaubten nicht mehr an Gefahr,
Wo weder Wacht noch Pförtner war,
Und hochauf jubelnd mit Geſchrei
Und ſtürmend drangen ſie herbei.
Ich ſprang hervor — ein ſchneller Schlag
Mit meinem Schwert — und Einer lag.
Gleich einem Strom, der wild erſchäumt,
Am Felſen plötzlich rückwärts bäumt —

So fuhren ſie zurück — doch bald
Kehrt mit erneuerter Gewalt
Zurück der Strom — ſo kamen ſie.
Und Hundert dort und Einer hie.
Ich hatte meinen Rücken frei,
Die Flanken auch — und Zwei und Zwei
Ging's fort zu Anfang, wie ein Spiel,
Daß es beinahe mir gefiel.
Doch, als es Wunden gab und Blut
Und Leichen auch, da brach die Wuth
In ihre Reihn; ſie ſtürzten vor —
Die Einen hieben in das Thor,
Die Andern brachen auf mich los
Zu gleicher Zeit mit Hieb und Stoß,
Mit Pike, Beile, Schwert und Speer —
Ich hieb ſie durch — doch wurde ſchwer
Der Kampf und ſchwerer, und ſchon warm
Floß mir das Blut von Stirn und Arm.
Was war zu thun? — ich ſchlug darein!
Denn, brachen ſie die Dauben ein
Des Eichenthors, war es vorbei.
Ihr Hieb, ihr Fluch, ihr Wuthgeſchrei
Klang nicht ſo ſchaurig meinem Ohr,
Als jenes Hämmern dort am Thor.
Doch, einmal drin, ſo ſchlägt man fort,
Ein jeder Hieb von mir war Mord.
Wer kennt nicht aus dem Schlachtgewühl
Das Eine teufliſche Gefühl,
Das, wenn man einmal ſich verfallen
Dem Tode glaubt mit ſeinen Krallen,
Die Seele packt und ewig ruft:
Zieh nach, zieh nach in deine Gruft,
So viel du kannſt — geh nicht allein,
Bluttriefend geh zur Hölle ein.

Dieß teufliſche Gefühl — es macht
So ſchauervoll das Feld der Schlacht.
Mich faßt' es an — ich ſtieß darein.
Da ſprengte Einer hoch zu Roß
Hervor, um ſchnell mit einem Stoß
Des Speers zu enden das Gefecht.
Ich ſchlug nach ihm und traf ihn ſchlecht, —
Es ſtürzte nur ſein mächtig Thier.
Doch, wie es ſtürzte, ward es mir
Zur Bruſtwehr, und von ſeiner Leiche
Verſchanzt und manchem todten Mann
Bis an das Herz hinauf, begann
Ich ruhig, mit gemeßnem Streiche
Mich ſelbſt zu bringen in den Takt
Von einem kühl gemeßnen Muth,
Indeß die Feinde heiße Wuth,
Die blendende, aufs Neu gepackt.
So hatt' ich's gut.

Da zupfte was mich am Gewand.
Ich ſah mich um, und vor mir ſtand
Die Königin. Mit einer Hand
Hielt Waifar ſie, mein treues Pferd,
Dieweil ſie, nach dem Hof gekehrt,
Stumm deutend mit der andern wies,
Wo zwiſchen Thürmen und Verließ
Indeſſen ſie ein Thor erſpäht,
Das, wohl verſteckt, ins Weite geht.
Und nach Sekunden lag das Thor
Schon hinter uns. Es ſprang empor
Mein Waifar hoch, mit wildem Sprung,
Als wollt' er uns Beruhigung
Gewähren — ob er zeigen wollt',
Wie unerſchlafft

Noch Gluth und Kraft
Die edlen Adern ihm durchrollt.
Den Feind, der, wie ein wilder Bach
Durch Schleußen, aus dem Thore brach,
Ließ er auf Schuſſesweite nahn.
Er ſchaute um und ſah ihn an,
Dann griff er weit und mächtig aus,
Dann ſtreckt' er ſich, und mit Gebraus
Kam aus den Nüſtern ihm der Hauch,
Die Erde rührt' er mit dem Bauch,
Dann mit dem Hinterhuf ein Stoß —
Fortpfiff er wie ein Wurfgeſchoß.
Kein Strauch, kein Dickicht hielt ihn auf:
Fortging es im geſtreckten Lauf,
Fort über Graben, Schlucht und Kluft,
Bald hoch im Sprunge durch die Luft,
Gleich wie im Herbſt ein braunes Blatt,
Das tief aus ſeiner Lagerſtatt
Im Fluge der Orkan ergreift
Und das nun durch die Höhe pfeift;
Und bald am Boden hingeſtreckt,
Selbſt ein Orkan, der auferweckt
Uralten Herbſt, der träg geruht,
Daß rechts und links wie Wellenſtaub
Und wie des Teichs verſumpfte Fluth
Aufbraust das längſtverwelkte Laub.
Es krachte, knackte, brach und ſchrie
In Aſt und Zweigen dort und hie,
Und was am Baum der Herbſt noch litt
Von Blüth' und Blatt — wir nahmen's mit;
Was er an künft'gem Lenz verſchloß,
Brach unſer Ritt erbarmungslos.
Lag uns am Weg ein feſter Stein —
Es griff im Flug der Huf darein

Und hinter uns lag er zerſtückt,
Zermahlt, zermalmt, zu Staub gedrückt.
Dann wieder ging's im ſanften Trab:
Mein ſtolzer Waiſar — tändelnd gab
Er alſo Weile unſrem Feind,
Der jubelnd ſchon zu fahnden meint
Die Beute mit den ſichern Klaun.
Da war es lieblich anzuſchaun
Und anzuhören, wie mit Spott
Mein Waiſar in nur ſachtem Trott
Sich umgeſehn und wie im Ton
Von ſeinem Wiehern klang der Hohn.
Dann prächtig wieder ſtreckt er ſich,
Und mächtig wieder reckt er ſich,
Und klingend übertönt ſein Huf
Des Feindes Siegs- und Jubelruf
Und wirft ihm höhnend Staub und Sand
Auf Antlitz, Waffen und Gewand.
Wer Derby kennt,
Wo mancher Held
Der Pferdewelt
Zur Wette rennt,
Hat viel geſehn; doch niemals ſah
Solch Wunder er, wie da geſchah.
Bald war mein Roß des Spottes müd
Und rannte fort. Ich, luſterglüht,
Schwor, nach der Art der alten Zeit,
Daß, wenn aus dieſer Fährlichkeit
Wir heil entrinnen, künftig Gold
Nur ſeinen Huf verzieren ſollt'.

Ach, anders und betrübter fiel
Das Loos dem edlen Thier. Am Ziel
Faſt ſtanden wir, und als Aſyl

Hat uns die Gränze ſchon gewinkt.
Da aber ſchroff, abſchüſſig ſinkt,
Uns trennend von der Sachſen Land,
Herab die arge Felſenwand.
Auf ihrer Höhe war das Heil;
Doch wie ſie uns ſo wild und ſteil
Mit einem Mal entgegenblickt,
Erſtarrt mein Waifar und erſchrickt.
Er hatte Recht: kein Ausweg war,
Nicht rechts, nicht links, und unnahbar
War ihm der Fels. Wohl ſah ich ein,
Daß klimmend ich von Stein zu Stein
Die Herrin noch erretten mag:
Doch traf's mich wie des Blitzes Schlag,
Daß Waifar ich, das edle Thier,
Hier einſam laſſen ſollte, hier,
Wo uns ſo nah die Rettung lacht,
Den Waifar, der ſo manche Schlacht,
So manchen Kampf in manchem Land
Treu, liebend, klug mit mir beſtand.
Sehr traurig lehnt' ich meinen Kopf,
Faſt weinend, an den Sattelknopf
Und ſtreichelte den Hals, den voll
Die Fluth der Mähnen überquoll.
Er ſah mich an, ſo gut, ſo klug.
Der Feind benutzte den Verzug —
Schon hörten wir, wie er im Flug
Das Holz durchbrach und näher kam
Und immer näher, und mit Gram
Erkannt' ich es nun hell und klar,
Daß uns nicht Friſt gegeben war.

Soll der gemeinen Beutegier,
Soll Waifar, dieſe edle Zier,

Gemeinem Loos verfallen ſein?
Soll ihn die Sklaverei entweihn?
Und ſoll er in der Knechte Troß
Mitlaufen wie ein ander Roß?
Er, deſſen Bau und edle Art
Im Lagerlied gefeiert ward,
Und deſſen Schönheit noch verſchönt
Durch Preiſe war, die ihn gekrönt?
Und der auf ſeinem edlen Leib
Zuletzt noch trug das ſchönſte Weib?
In mir erſcholl's wie ein Gebot:
Er ſterbe einen ſchönen Tod,
Er ſterbe von der Schande frei,
Zu Plünderung und Räuberei
Den Knecht zu tragen aus der Schlacht —
Er ſterbe ſchön in voller Pracht!
Schnell war der grauſame Entſchluß
Gefaßt. Noch einen warmen Kuß
Hab' ich auf ſeine Stirn gedrückt —
Dann hab' ich meinen Dolch gezückt
Und ſtieß ihn, halb nur mein bewußt,
In ſeine volle, breite Bruſt.
Ausſtieß die Herrin einen Schrei,
Erblaſſend eilte ſie herbei,
Zu wehren meiner Mörderhand.
Es war zu ſpät — denn traurig ſtand
Ich ſchon mit blut'ger Waffe da.
Mein Waifar, wie den Dolch er ſah,
Hob wiehernd ſich und ahnungsvoll.
Doch jetzt, da ſchon die Welle quoll
Und breiter, immer breiter ſprang
Und wie ein Quell am Stein erklang —
Sah er mit ſtiller Todesruh
Dem trauervollen Schauſpiel zu.

Er bog das Haupt, wie Einer lauſcht
Dem Quell, der ihm entgegenrauſcht —
Selbſt glich er einem Fels im Thal,
Der weit hinauswirft ſeinen Strahl.
Nur manchmal kam ein Klagelaut
Aus ihm heraus, ſo ſchwach und traut,
Wie eines Rufes Wiederhall
Vertönt am nahen Waſſerfall.
Und immer ſtärker durch das Thor
Der Wunde brach der Strom hervor,
Die vollen Adern wurden ſchlaff,
Die ſchlanken Glieder, ſonſt ſo ſtraff,
Erbebten, und wie Windeszug
Durchſtrich ihm Nacken, Hals und Bug
Ein leiſes Fröſteln; nicht gedampft
Hat mehr die Nüſter, doch es ſtampft
Der Huf noch leiſe das Geſtein.
Allmählig ward des Auges Schein,
Des gluthenvollen, blaß und bleich,
Der Lamp' im Morgenlichte gleich.
Dann einmal noch ein laut Gewiehr —
Da lag es todt
Am Boden, das geliebte Thier,
Am Boden, der vom Blute roth.

Mein Waifar, als mein edler Ohm
Dich auferzog am Themſeſtrom,
Ward dir ſolch Loos nicht prophezeit.
Mein Herz war voll von Schmerz und Leid.
Die Herrin nahm ich bei der Hand,
Und aus dem unglückſel'gen Land
Fortführt' ich ſie auf Wegen ſteil
Hinauf, wo Rettung war und Heil.
Mir ſelbſt erſchien ich wie der Held,

Der aus dem Graun der Unterwelt
Ein holdes Weib aus Todesnacht
Ans Licht des Tages hat gebracht.

Herr Sackville ſchwieg. Da trat herein
Ein Diener, verkündend: Im Morgenſchein
Kommt eine Schaar von Norden her;
Sie iſt gerüſtet in Waffen und Wehr,
Es glänzt von Helm und Panzer und Schild
Der ſchottiſchen Diſtel ſilbernes Bild,
Es reitet voraus der glänzenden Schaar
Ein lächelnder Held mit grauem Haar.
Das iſt der Bruce! — ſo riefen ſie Alle.
Laut wurde mit Eins die ſteinerne Halle,
Sie nahmen die Waffen, die ſchon der Strahl
Des Morgens beſchien, und es wurde das Thal
Der Schauplatz bald einem tödtlichen Leide:
Sackville und Bruce — ſie fielen Beide.

(Paris, im Oktober 1830.)

Noten zu „Sackville“.

1) Den Stoff zu dieſem Gedichte verdanke ich meinem hochverehrten Freunde, dem großen engliſchen Schriftſteller Thomas Carlyle. Bei ihm ſah ich auch die langwierige Korreſpondenz zwiſchen Bruce und Sackville, die dem tödtlichen Zweikampfe der beiden Freunde vorausging.

2) Daß Eliſabeth, die Tochter Jakobs von England und die Stammmutter des Hauſes Hannover, nach der Schlacht am Weißen Berge von ihrem flüchtigen Hofe im Hradſchin vergeſſen und von Sackville gerettet wurde — iſt hiſtoriſch. Der Erſte, der mit der Schreckensnachricht von der verlorenen Schlacht das Bankett des Winterkönigs aufſtörte, war ein Baron von Habernfeld; er nennt ſich ſelbſt turbati convivii auctorem.

3) Vom Loch Lomond, dem zu berühmten, geht die Sage, daß ſeine Wellen ſich auch beim ruhigſten Wetter wild bewegen und daß die vielen Inſeln in ſeinem Schooße oft hin und her ſchwimmen.

4) Zur Beruhigung von Pferdegeſchichtskennern füge ich hier bei, daß ich mir des Anachronismus in der Anſpielung auf Derby wohl bewußt bin. Es iſt mir bekannt, daß die Derby- und Ascotrennen einer ſpäteren Zeit angehören; aber ich konnte nicht umhin, „den Pferdehelden“, die ich dort kennen gelernt, meine kleine Huldigung darzubringen. Daß zu Jakobs und Karls Zeiten den Pferden die Ohren geſtutzt wurden, wie heute den Hunden, kann man im Tower ſehen. Den ſoldatiſchen Pferdetod gebe ich nach einer Beſchreibung, die ich, wie ich glaube, einſt in einem Buche des Fürſten Lichnowsky geleſen.

Die Verbannten von Locarno.

Vor Zürichs Thoren ſprach Muralt
Alſo zu Zürichs Bürgern: Halt —
Rief ich den Leidensbrüdern zu,
Als uns der Thalgrund dieſer Stadt
Von ferne zugelächelt hat —
Hier finden wir die liebe Ruh,
Die heißerſehnte, der ſeit Wochen
Entgegen unſre Herzen pochen.
Hier haben wir denn müd und matt
Die Wanderſtäbe fallen laſſen
Und mitten in dem Staub der Straßen,
Auf Steinen Wieg' und Lagerſtatt
Für unſre Kinder aufgeſchlagen,
Erwartend, ob ihr kommt, zu fragen:
Wer mögen wohl die Pilger ſein,
Die arm und blaß und abgehärmt,
Und deren Kinder, kaum erwärmt,
Am Buſen ihrer Mütter ſchrein?
Wer ſind die Männer, deren Schweigen
Beredt wie tauſend Zungen ſpricht,
Aus deren Blicken, die ſich neigen,
Der Trotz, der Stolz des Dulders bricht?
Wer ſind die Weiber, die mit Koſen
Die Kinder wiegen auf den Knien,

Gleich einer Schaar von Doloroſen,
Die in die kalte Fremde ziehn,
Dem Kindermorde zu entfliehn?
Wer ſind ſie, die die zarten Leiber
Den Mühen langer Wanderungen
Hingaben, um vor argem Treiber
Das Neſt zu retten und die Jungen?
Die auf der weiten Schmerzensbahn
Der Jugend Reize hingegeben,
Zu retten ihrer Kinder Leben,
Dem Vogel gleich, dem Pelikan,
Der mit dem eignen Herzensblut
Ernähret ſeine arme Brut?
Wer ſind die Kindlein, ſchwach und klein,
Um deren zarte Jugendblume
Schon zitternd ſchwebt der Heil'genſchein
Von einem frühen Martyrthume?
Sind ſie's, durch Leiden ſchwach und bleich,
Von denen wir das Wort vernommen:
O, laßt die Kleinen zu mir kommen,
Denn ihrer iſt das Himmelreich?

Ihr kamt und fragtet. So erfahren
Auch ſollt ihr, wer wir ſind und waren.
Und ſicher bin ich dann, daß bald
Die Thore Zürichs auf ſich thun,
Daß endlich, endlich ich, Muralt,
Mit meinen Brüdern möge ruhn,
Von langen Qualen müd und matt —
Iſt Zürich doch die heil'ge Statt,
Wo Zwingli aus- und eingewallt.

Locarno ſpiegelt ſich im See,
Den alle Welt den ſchönſten nennt,

Wo ſchon Italiens Sonne brennt
Und doch zugleich des Nordens Schnee
Aus hohen Alpenſchluchten leuchtet,
Von wo er brüderlich dem Süden,
Dem flammenreichen, ſonnenmilden,
Im Lenz die Ströme ſanft befeuchtet.
Der See iſt wie der Himmel mild,
Und liebend trägt er auch ſein Bild
Am warmen Herzen aufbewahrt.
Bekränzt von Blumen aller Art,
Von Blumen, Blüthen, Laub und Zweigen,
Von Mandel- und Orangenbaum,
Zu denen ſich, leiſ wie im Traum,
Die Fichten und die Ulmen neigen,
Neugierig fragend, welcher Wind
Sie hergebracht zu den Genoſſen,
Von Duft und Sonnenlicht umfloſſen,
Sie, die doch ſonſt gewohnt nur ſind,
Auf rauhem Boden rauh zu ſproſſen.
Die Tanne an des Nordens Küſte
Blickt ſehnend nach des Südens Strand,
Als ob ſie wüßte,
Daß von des Sees anderm Rand
Des Südens ſanftre Schweſter lauſche,
Die Pinie ihr entgegenrauſche.
Ja, wer da horcht mit klugem Ohre
Am lieblichen Lago maggiore
Und wer da ſieht mit klugem Blick,
Der weiß es bald, daß das Geſchick
Den ſchönen Punkt der Welt erwählt,
Wo ſich des Mittags milde Macht
Mit wilder Kraft der Mitternacht
In holder Harmonie vermählt.
Was Andres ſollten wohl beſagen

Die Glockentöne, die im Chore
Die Winde all herübertragen
Von Madre, Bella, Pescatore,
Den Inſeln, die im Nebel ſchwimmen
Gleich Waſſerlilien auf dem See,
Ob Paradieſe drüben ſchimmern,
Ob ein Zephyr ſie ſanft umweh'?

So freudvoll, ſo verheißungsvoll,
So ſchön und lieblich, meint ihr, ſoll
Es ſein auch in der Menſchen Bruſt,
Die mitten in ſo reicher Luſt
Ihr Neſt gebaut — es ſollte froh
Ihr Herz ſein, wie der Schönheit Spiegel,
Wie ſich die Thäler und die Hügel
Im See beſchaun? — Es iſt nicht ſo.
Locarno weiß, ſo iſt es nicht.
Der Schönheit goldner Ring zerbricht,
Wo er mißbraucht wird, zu umfaſſen
Der Menſchen wilden Trieb zum Haſſen.

Gewiß, wir waren froh einmal,
Wir Kinder aus Locarno's Thal:
Das Feld hat reichlich uns genährt,
Der Berg hat ſüßen Wein beſchert,
Der Städte Freuden trug der Kahn
Den See herüber von Milan,
Und Genua, die Meerſtadt, ſandte
Uns die Gewürze der Levante.
Doch glichen wir dem Thiere bloß,
Das dumpf und ſtumpf, gedankenlos
Im Kloſter- und im Kirchenſchatten
Abgraſete ſeine fetten Matten.
Denn in den Wäldern von Oliven,

Bei Oel-, Orange- und Mandelbäumen,
Wo wir den hellen Tag verſchliefen,
In prieſterlich erzeugten Träumen —
In unſres Paradieſes Raum
Wuchs wohl der Baum des fetten Lebens,
Doch der Erkenntniß heil'gen Baum
Suchte die Ahnung dort vergebens.
Da kam der weiſe Lelius —
Sein Wort erklang wie Geiſtergruß —
Da kam der herrliche Socin,
Ein Geiſt, ſo ſtrenge wie Kalvin,
Doch freier, heller wohl und ſtärker —
Der Dritte kam, Beccaria,
Der Mann, der lächelnd ſeinen Kerker,
Betrübt die Haft des Geiſtes ſah.
Sie ſprachen, und ihr Wort
Schlug Wurzel fort und fort.
Man barg ſie hinter Kerkermauern,
Wir lagen draußen, um zu lauern,
Ob nicht ein Laut herauszudringen
Vermag, uns Schwachen Troſt zu bringen.
Er kam nicht, und wir brachen
Die Mauern und Gitter
In Trümmer und Splitter,
Und die Propheten ſprachen,
Und unſres Herzens Neigung
Ward Ueberzeugung,
Und als gefallen war ihr Haupt,
Da haben wir geglaubt.

Das ſchaurige Martyrium,
Das nun begann ſeit jener Zeit
Und tauſendzüngig Rache ſchreit —
Mich macht es ſtumm.

Wir trugen's ſchweigend und beſcheiden,
Denn, war's das reine Chriſtenthum
Der erſten Chriſten, das wir hegen,
Geziemt es ſich, daß ihre Leiden
Wir tragen auch als einen Segen.

Locarno's Glück war bald entflohn.
Es ſaß der Haß allein zu Thron
Im Dunkel unſres Rathhausſaals,
Im rothen Kleid des Kardinals,
Den uns der heil'ge Vater ſandte,
Die Gluth zu nähren, die entbrannte,
Und ſie zu ſchüren, daß ſie loht,
So oft ſie zu erſterben droht.
Recht war, was Heuchelei erlog,
Verblendung war ſein Kommentar,
Und wilder Feuereifer war
Der Henker, der es gern vollzog.

Wie, wenn der Himmel von Gewittern,
Von Wolken voll herniederhängt,
Die Heerde ſich zuſammendrängt:
So drängte ſich mit bangem Zittern
Zuſammen unſre ſchwache Zahl,
Erwartend, wie der Todesſtrahl,
Den fernes Grollen ſchon verkündet,
Herabfährt und ihr Haus entzündet.

Wie plötzlich, ach! geſchah's! — Vom Feinde
Ward unſre traurige Gemeinde
Berufen vor den hohen Rath,
Der uns zu kund und wiſſen that
Mit kurzen Worten dieſen Spruch:
„Daß, weil wir Schuld am Friedensbruch,

Der jedes heil'ge Band zerreißt,
Und weil der widerſpenſt'ge Geiſt
Der Ketzereien in uns ſteckt,
Verführt vom Böſen, nicht erſchreckt
Durch all die wohlverdienten Strafen,
Die unſere Verführer trafen,
Sind wir auf ew'ge Zeit verbannt
Aus unſrem theuern Vaterland
Mit aller Hab' und Kind und Weib,
Bei harter Straf an Gut und Leib."

Wir hörten's an, die Häupter neigend,
Kein Wörtlein fiel, denn traurig ſchweigend
Verſenkte Jeder in die Tiefen
Der Seele ſeinen Blick, zu prüfen,
Ob er genug beſitzt an Kraft,
Die Laſt der Leiden unerſchlafft
Zu tragen bis ans ſchwarze Ziel,
Das ferne ſteckte das Exil.
Die ſchwere Prüfung war geſchehn,
Und mit Triumph — man konnt' es ſehn
Am Stolz des Blickes, dem gering
Erſchien für Gott jedwedes Leid,
Am Lächeln jedes Weibs, das hing
An ihrem Mann mit Freudigkeit
Und, trotzend allem Ungemach,
Aufs Neu den ew'gen Bund verſprach.
Schon faßte traumhaft unſre Hand
Bewußtlos nach dem Wanderſtab,
Um unſrer Väter Wieg' und Grab
Zu meiden — unſer Vaterland.

Wie hart und härteſt uns erſchien
Der Urtheilsſpruch der Feinde — doch

Des Papſtes Bote wußte noch
Den härtern und verkündet' ihn,
Nicht fürchtend, daß vielleicht verdorrt
Die Zung' an ſolchem Prieſterwort.
Gott ſchütze unſer Chriſtenthum!
So rief er aus, man geht hier um
Zu ſanft mit ſolcher Ketzerbrut.
Fügt' noch hinzu, daß Hab' und Gut
Zu unſrer Kirche Nutz und Frommen
Für ewig ihnen ſei entnommen,
Und fürder, daß noch Kind und Weib,
Und dieſer Schwachen Seel' und Leib
Dem heil'gen Glauben zu erretten,
Zu löſen aus der Ketzer Ketten,
Und zu dem End' für immerdar
Getrennt ſind von der räud'gen Schaar.

Wie ballte ſich die Männerfauſt,
Die Weiber ſchrieen auf — es grauſt
Die Richter ſelbſt, die uns verdammt,
Vor Worten, wie ſie juſt erſchallten,
Und ob ſie auch von Haß entflammt,
Sie laſſen ſtill das Schickſal walten.
Die Mütter reißen wild herbei
Die Kinder mit geſpannten Kräften
Und ſtürzen hin mit Wehgeſchrei,
Sich an die Männer anzuheften.
So ſchreitet mit entſchloßnen Blicken
Die Schaar hin durch des Volkes Maſſen —
Ob auch die Schergen Schwerter zücken,
Sie wagen nicht, ſie anzufaſſen.

So zogen wir fort aus den Mauern
Locarno's, das uns lang vereinte;

Der Zorn zerrann gemach in Trauern,
In Thränen, die der Mann auch weinte.
Erſt auf den Höhen wagt's der Blick,
Zurückzuſchaun ins Paradies,
Das zögernd unſer Fuß verließ —
Zur Mutter, die uns arg verſtieß
Und hingab langem Mißgeſchick.
Der Raſtort, wo wir hielten, war
Uns unſres ganzen Seins Symbol:
Vor uns ein Land, kalt wie der Pol,
Vereist, erſtarrt und unwirthbar,
Tief hinter uns in Sonnenhelle
Italiens bekränzte Schwelle,
Locarno, deſſen lichter Bau
Hold lächelte, als ob er locke,
Bedeckt von einem Himmel, blau,
Als wie von einer Blumenglocke:
Vor uns die unwegſame Bahn,
Vor der des Säumers Thier erſchrickt,
Und hinter uns ein Kanaan,
Das der Barbar mit Neid erblickt.

Es war im März — der böſen Zeit,
Da in des Südens Bergen ſchon
Der Lenz, Italiens holder Sohn,
Mit rauhem Winter liegt im Streit,
Wo in der Schlucht verfangen brüllt
Des Kalten Bundesfreund, der Föhn,
Und mit dem Schnee der kahlen Höhn
Die ſchutzberaubten Thäler füllt —
Da jeden Pfad dem Lenz verſperrt
Der kriechenden Moränen Schrecken,
Und Boreas herüber zerrt
Die Nebel, jeden Paß zu decken.

Durchs Lager dieſes todesreichen
Elementekrieges ohne Gnade,
Hin über ganze Länderleichen
Durch Wochen führeten unſre Pfade.
Mit Angeſichtern wie Meduſen
Sah uns erbarmungslos und hart
Der Gletſcher an, und an dem Buſen
Der Mutter lag das Kind erſtarrt.
Wenn ferne eines Thales Schooß
Uns Raſt verſprach und kurze Ruh,
Riß plötzlich ſich vom Berge los
Ein Berg von Schnee und deckt' es zu.
So gingen wir, und wir getrauten
Im Schmerz uns keinen Schmerzensſchrei,
Voll Angſt, es ruf' der Laut herbei
Lawinen, die uns rings umgrauten.
Das Saumthier ſtürzte mit der Habe,
Wir ſah'n's zerſchellt im eiſ'gen Grabe
Und riefen nur: ſei's hingegeben
Als Abkauf für der Kinder Leben.
So kamen wir am Gotthardsberge
Die Höh' hinauf, da lag, wie Särge,
Vom Leichentuch bedeckt und ſtumm,
Das ſchaurige Gebirg ringsum:
Die Furka, die gen Himmel ſticht,
Die kalte Grimſel, felsumgittert,
Das Sidelhorn, das todt, verwittert
Durch ew'ge Wolkendämme bricht,
Der Rhone Gletſcher und der Aar,
Die klaffenden, die heimlich wachſen,
Und drohend bald, bald unſichtbar,
In weiter Fern der kahle Axen.
Die Schrecken alle, die entſtammen
Aus dieſer Urwelt ſchwarzen Pfoſten —

Uns ſchien das Schickſal zu verdammen,
Sie auf die Neige auszukoſten.

Im Urſner Thal, das wie ein Troſt
Im Elend der Verzweiflung liegt —
Gleich einem Frühling, der, umtost
Von Stürmen, ſich auf Blumen wiegt —
Das ſich an ſchnee'ge Berge drängt
Gleich einem Mädchen, das ſich hängt
An Greiſenarm — im Urſner Thal
Fand ſüße Labung unſre Qual.
Doch war nur kurz hier unſre Raſt;
Die Reuß, die ſich mit wilder Haſt
Durch Steine und Gerölle wühlt,
Dieweil ſie ſich nicht heimiſch fühlt
In dieſer lieblichen Oaſe,
Und die ſich ſehnt, daß ſie raſe
Von Fels zu Fels, von Fall zu Fall,
Sie war mit ihrem Schaum und Schwall
Uns Führerin durchs Urnerloch
Und über ihr erſchrecklich Joch,
Die Teufelsbrücke, die ſich keck
Hoch über eine Hölle hebt,
Die zu betreten, ſelbſt vor Schreck
Das unerſchrockne Saumthier bebt.
Doch waren wir es längſt gewohnt,
Daß Schrecken unſer Führer ſei,
Und glücklich kamen wir vorbei,
Vom abgrundtiefen Tod verſchont,
Bis daß wir an den heil'gen Stätten,
In Altorf, Bürglen, Attinghauſen,
Wo ihr gebrochen eure Ketten,
Vergaßen das erlebte Grauſen

Und drangen friſchen Muthes vor,
Und hoffend, bis an Zürichs Thor.

Nun weißt du, Zürich, wer wir ſind,
Du weißt, was unſer Schickſal war —
So ſprich, ob wie ein Waiſenkind
Soll weiter irren dieſe Schaar.
So ſprecht, ob gaſtlich euer Thor,
Durch welches Zwingli einſt gewallt,
Der Schaar ſich aufthut, die verlor
Ihr Vaterland.
So ſprach Muralt.

Drauf ſprach ein Greis das kurze Wort:
Gelobt die Stadt, die gern ein Port
Verfolgten iſt — in die geſchritten,
Die froh für ihren Gott gelitten.
Seht hin nach unſren offnen Thoren,
Wie ſind ſie feſtlich kranzumwunden —
Ihr habt ein Vaterland verloren,
Ihr habt ein Vaterland gefunden.

(Montreux, im Juli 1849.)

Kalotas

oder

der Bund der Gleichen.

Ein Traum.

Wie ſich der Knabe hält am Strauch der Felſenwand,
Der voll von Blumen iſt, und von dem heitern Rand
Tief in den Abgrund blickt mit wolluſtvollem Schauer,
Wo ſchwarze Nacht ſich dehnt, Verwirrung, Tod und Trauer:
So halt' ich mich an dir, o heilungsvolle Dichtung,
Und ſeh' tief unter mir den Abgrund der Vernichtung.

Verkennung, Mißverſtand, Enttäuſchung, all ihr Plagen,
Die ſtill ein Menſchenherz und nach und nach zernagen,
Wer ſchuf euch, und wozu hat eine dunkle Macht,
Die keinen Namen hat, euch an den Tag gebracht?
Von allem Schrecklichen und Böſen, Haſſenswerthen,
Die ewig ſchon Natur und Menſchenglück verheerten,
Vom giftigen Inſekt, vom Skorpion und Molch,
Vom grauen Schierlingsſaft, vom ſeigumhüllten Dolch —
Der Weiſe kennt den Weg von allen dieſen Schrecken
Durch Nacht und Dämmerung zu lichterfüllten Zwecken:
Ihr aber ſeid und bleibt ein Näthſel aller Tage,
Kein Samen edler Frucht, nur Plage, zeugt ihr Plage,

Kein Troſt, kein heilend Kraut wächſt auf der ird'ſchen Trift
Für Den, den ihr verzehrt, durchſchleicht mit eurem Gift.

O trauriges Geſchlecht, das noch zu blühn begehrt,
Indeß ihm ſchon der Wurm den innern Kern verzehrt.
Gereift, eh es geblüht, verfault, eh es gereift,
Fällt es als todte Frucht, wenn es ein Lufthauch ſtreift.
Frühzeitig abgemüht von unfruchtbaren Sorgen,
Gibt es das Heute auf und hoffet auf das Morgen
Und ſteht mit ſtarrem Blick, der in die Zukunft ſchaut,
Ob nicht die neue Welt am Horizonte blaut.
Zum blinden Träumer, ach! verweichlicht durch das Hoffen,
So läßt es träg das Glück im Schlund, der ewig offen,
Verſinken rettungslos und füllet dann mit Harm
Und Wolluſt ſich das Herz und jammert, daß es arm.

Kalotas fühlt's.

Noch blond ſind ſeiner Jugend Locken,
Noch heiß ſein Blut, das doch ſchon will im Buſen ſtocken.
Matt rinnt ſein Leben hin, dem Bach gleich, der durch Sand
Und Wieſenſumpf ſich ringt, nicht achtend auf den Strand,
Der reich an Blumen iſt, an Gräſern und an Hainen,
Die ſeinen trüben Lauf fromm zu beklagen ſcheinen.
Blaß iſt ſein Angeſicht, blaß wie ein Roſenblatt,
Das vor der Zeit ein Sturm vom Strauche riß, und matt
Nun glänzt ſein Aug, wie aus der ungemeßnen Ferne
Durch hundert Himmel blickt der letzte aller Sterne.
Er hört den eignen Schritt, er hört den Andrer nicht,
Wie Geiſterlaute klingt ihm, was er ſelber ſpricht;
Er wandelt nur den Pfad, den Andere verlaſſen,
Ein Fremdling iſt er nur in menſchenvollen Straßen;
Er ſteht nach Stunden noch, wo er vor Stunden ſtand —
Willkürlich zauſt der Wind ſein fliegendes Gewand.

Er ſprach zu Strauch und Baum, zu Weſtwind und zu Sturm,
Zu Vogel, Quell und Meer, zu Stern und Gras und Wurm —
Sie ſchwiegen, und das All war ihm nun zweifach ſtumm,
Da er umſonſt gefragt ſein ſchmerzliches Warum.
Von tauſend Stimmen iſt durchhallt das weite All,
Doch beben ſie zurück vor ſolcher Frage Schall.
Wenn Himmel, Erd' und Meer erſchreckt nicht Antwort geben,
Was ſoll das Leben noch? Denn was iſt ſonſt das Leben,
Wenn eine Frage nicht? Wenn eine Frage nur,
Und auf dem Wiſſenspfad die letztverwehte Spur?

Kalotas ruft am Strand des Sees: Leb wohl, Phantom,
Das Welt ſich heißen läßt; ich ſtürze in den Strom
Der großen Wandlung mich, und gibt es kein Erretten
Aus dem despot'ſchen All — doch ſpreng' ich engre Ketten.
Zum weiten Ozean ſchwimm' ich aus ſchmaler Bucht,
Kann ich entrinnen nicht, ſo iſt's doch eine Flucht.

Kalotas ſank.
Der See ließ ſeine Wellen ſacht
Das blonde Haupt umziehn, und die kryſtallne Nacht
Fiel zwiſchen ihn und die von ihm verlaßne Welt,
Gleich einem Vorhang, der vor Todtes niederfällt.
Und vor dem Jüngling ſtand ein holder Genius,
Der faſt ihm glich, nur daß ein liebevoller Gruß
Auf ſeinen Lippen lag und daß, vom Thau befeuchtet,
Sein Auge und ſein Leib verklärt war und durchleuchtet.
Kalotas wagt's, zu ihm die Blicke zu erheben,
Und fragt: Iſt Das der Tod, o ſprich, iſt Das das Leben? —
„Magſt du es, wie du's fühlſt, magſt du es Leben nennen,
Magſt du es heißen Tod — nenn's Beides; nenn's ‚Erkennen',
Du haſt nur Das geſucht, nur Das haſt du gefunden,
Von dieſer Stunde an zähl deine Lebensſtunden."

Er winkt, Kalatas folgt.
Aufthun ſich zu Arkaden
Der Tiefe Pflanzen all auf ihren ſtillen Pfaden.
Die Valisneria ſchwebt nach in hoher Ferne
Den beiden Wanderern, gleich einem Wandelſterne,
Die Lilienſtengel ſind geſpannt wie Harfenſaiten,
Durch die wie Geiſterhand und ſanft die Wellen gleiten.
Und Quell auf Quell erhebt das Lockenhaupt vom Grunde
Und horcht und ſtimmet ein mit kindlich frommem Munde.
Es rauſcht und brauſet mit der Wald von Schilf und Rohre,
Und leiſe tönet nach der Sand des Wegs im Chore.
Jn ferner Einſamkeit der Schluchten widerhallen
Die ſtille Perle ſelbſt, die Hügel von Korallen.
Muſik begleitet ſie, die wehmuthsvoll verhaucht
Erſt, als der Genius tief in den Schlund getaucht,
Der ſchwarz ſich aufgethan und aus kryſtallnem See
Tief in der Erde Grund ſich ſtürzet wild und jäh.
Dem Jüngling iſt's wie da, als von der Mutter Lied
Und von der Kindheit Strahl und Freudenwelt er ſchied,
Um in des Lebens Schlund, den qualmenden, zu tauchen,
Wo die Betäubung und des Daſeins Gifte rauchen.

O, tiefe Dunkelheit! — Ob hier in Eins geballt
Die Nächte lägen all, die ſchon die Welt umwallt,
Oder als ob der Quell der Finſterniß hier wäre,
Und als ob Nacht um Nacht die Erde hier gebäre.
Jn tauſendfacher Form geht ſie einher, die Nacht,
Als Schatten, Wolke, Rauch, als Dunſt und Nebelſchlacht;
Sie hänget an der Wand als ſchwärzlicher Kryſtall
Und murrt aus ferner Schlucht als dumpfer Widerhall.
Ja, ſelbſt zu Stein erſtarrt, da liegt ſie auf den Wegen,
Verdichtet zu Gethier, kriecht ſie auf dicken, trägen
Unzähl'gen Füßen hin, wie durch den Urweltſumpf,
Mit Augen blind und hohl, mit Zähnen morſch und ſtumpf.

Kein Hauch, kein Ton, kein Laut — der Tropfen, welcher fällt,
Verſchwindet ſeufzerlos, wenn er am Fels zerſchellt,
Die Schatten, ewig fliehnd auf luſtig leichtem Fuß,
Begleitet auf der Flucht kein Wort, kein Blick und Gruß.
Die Sträuche an der Wand mit eingerollten Blättern
Stehn regungslos und ſtill in all den Nebelwettern.

Kalotas ſeufzt: o Nacht, die mich dereinſt umfing,
Als durch die Dunkelheit ich der Verzweiflung ging,
Als Himmel, Erd' und Meer für mich umnachtet lagen,
Und als mein Herz erfüllt' Entſagen und Verzagen.
Sein Führer lächelt ihn mitleid'gen Blickes an,
Und roſ'ge Dämmerung beleuchtet ihre Bahn.
Kein Tag, doch Morgenroth mit Säuſeln iſt erwacht,
Ein roſ'ger Vorhang fällt vor die verlaßne Nacht.
Sie wandeln weiter ſtets durch Hallen von Porphyr,
Durch Grotten von Beryll, von Jaſpis und Sapphir,
Die Blätter thun ſich auf — umwehet wie von Fahnen,
Hingehn ſie durch das Thor umſchlingender Lianen,
Phalänen, irisbunt, Lichtwürmer wie ein Regen
Von Golde ſchweben fern den Wandelnden entgegen,
Und Blumen öffnen ſich und klingen durch die Luft,
Ihr Duft iſt wie ein Lied, ihr Lied iſt wie ein Duft.

Von Ahnung fühlt die Bruſt Kalotas ſanft gehoben,
Das Schauerbild der Nacht iſt wie ein Traum zerſtoben,
Er weiß es froh, er fand für Alles nun das Wort,
Er weiß, er fand ihn auch, den auserwählten Ort,
Wo Alles Antwort gibt der angſterfüllten Frage,
Dem friedenloſen Glück, der ſehnſuchtsvollen Klage.
Doch kann er fragen nicht — zu ſchwer liegt noch der Druck
Der Erdenqual auf ihm und ſeines Lebens Spuk —
Und fragen kann er nicht, weil ihm aus tauſend Quellen
In ſeiner eignen Bruſt zu reich entgegenſchwellen,

Zu überwältigend die Löſung aller Pein,
Das Wort, das Antwort gibt dem räthſelvollen Sein.
Geblendet von dem Licht, das plötzlich ihn durchlichtet,
Schließt er das Auge zu, neu lebend und vernichtet.
Gebrochen iſt der Leib, doch jubelnd fühlt der Geiſt,
Wie er mitſtrebt im All, wie er das All umkreiſt.
Hinſinkt er auf den Stein verhüllten Angeſichts,
Gerettet weiß er ſich, gerettet aus dem Nichts.
Da kommen durch die Luft Phalänen und Libellen,
Leuchtkäfer, die den Raum mit ihrem Licht erhellen,
Und Mück' und Schmetterling, und aus dem Grunde ſtrecken
Inſekten ſich hervor und ahnungsvolle Schnecken —
Sie ſchwärmen um ihn her, ſie lecken ihm den Fuß
Und hauchen ihm auf Hand und Antlitz Kuß um Kuß.
Und von dem Pfeilerfels ſenkt ſich herab die Winde
Und überdeckt ihn ſanft, wie einem kranken Kinde
Die Mutter thut, und läßt erklingen ihre Glocken
Und ſtreichelt ihm die Stirn, die Schläfe und die Locken.
Mit ihr kommt ſtill herab die ſinn'ge Schattenpflanze
Und windet um ſein Haupt ſich zum beſcheidnen Kranze.

Er hört nur wie im Traum des fernen Führers Rufen:
„Auf, und zum letzten Ziel — noch dieſe dunkeln Stufen!“
Er reißt mit Schmerzen ſich aus der Umarmung los,
Er möchte Brüder ſie und Schweſtern nennen bloß,
Die ihn umſchlingen dort mit brüderlichem Spiele,
Doch ruft der Geiſt und ruft die Sehnſucht nach dem Ziele.
Die dunkle Treppe gehn ſie mühevoll hinan,
Bis wo ein Eiſenthor abſchneidet ihre Bahn.
Es ſtürzt der Genius die Fackel, die er trägt,
Dumpf dröhnend wiederhallt die Pforte, die er ſchlägt.
Von draußen frägt's: Wer pocht an dieſe heil'ge Pforte? —
Sie öffnet freudig ſich dem Liebeslooſungsworte.

Sprich, lispelte der Geiſt, was drangvoll deine Bruſt
Und mächtig jetzt erfüllt — ſprich, was du ſprechen mußt.
Tief ſeufzt Kalotas auf — der Seufzer trug empor
Das Wort ἐρέω nur: hellklingend ſprang das Thor.

Das heilungsvolle Licht kam von des Himmels Dom
Entgegen ihnen breit und machtvoll wie ein Strom,
So plötzlich und ſo klar, wie da, als es das „Werde“
Aus ſeiner Quelle rief. — Sie waren auf der Erde. —
Sie traten aus der Gruft — o blüthenvolles Land,
O blaues Firmament, o holdumkränzter Strand!
Vom Berg, auf dem er ſtand, der Jüngling blickt ringsum,
Und er erkennt ihn bald, den Berg von Sunium.

Gleich einem Veilchenmeer dehnt ſich der Ozean,
Glückſel'ge Inſeln ruhn auf ſeinem weiten Plan
Wie Waſſerlilien, die aus dem Grunde tauchen
Und Duft und Ruh und Traum gen Erd' und Himmel hauchen,
Wie Sterne, die, geſtürzt, allmählig hier verglimmen,
Doch leuchtend noch und hell auf ird'ſcher Welle ſchwimmen,
Und wie ein Reſt und wie Traum der Erinnerung
Von jener goldnen Zeit, da noch die Erde jung.
Sanft murmelnd küßt das Meer den blumenreichen Strand,
Melodiſch rinnt es hin durch Muſchel, Strauch und Sand,
In ſeiner Ruh nur ſacht bewegt vom Frühlingswind,
Iſt es dem Kinde gleich und ſpielet wie ein Kind.
Sein blaues Auge blickt aus Wellenlocken vor,
Es ſtreckt die weiße Hand ſich aus der Wieg' empor
Und haſchet nach dem Flug der Schwalben, die mit weichen
Und ſchwarzen Fittigen traumgleich ums Haupt ihm ſtreichen.
Das iſt daſſelbe Meer, das ſchreckenvolle nicht,
Von dem der Argonaut Gelübde murmelnd ſpricht
Und das titanenhaft gen Erd' und Himmel ringt,
Das falſch beißt und das Kind mit ſeiner Mutter ſchlingt,

Das Segel, Kiel und Maſt zerreißt, zerklafft, zerſplittert
Und, wenn der Himmel dräut, viel wilder noch gewittert,
Das Stern' und Mond mit Wuth und Hohn vom Himmel wiſcht,
Vor dem das Licht des Tags ſich flüchtet und verliſcht.
Das iſt das holde Meer, des Weſtwinds junge Braut,
Der ſehnſuchtsvoll der Schwan ins blaue Auge ſchaut,
Die auf dem Buſen trägt die weißen Lilienglocken,
Den Sammet um den Leib, die Perle in den Locken.
Das iſt das Meer, dem nicht ſind Trug und Falſch verliehn,
Deß jede Welle ein ſanfttragender Delphin.

Und herrlich, wie ſein Meer, iſt Suniums Geſtade.
Ein leiſer Wind nur geht durch Lauben und Arkade
Von Hain, Gebüſch und Wald. Es wehn der Palme Fächer,
Breit dehnt die Pinie die dunklen Schattendächer,
Die ſchlanken Ulmen ſtehn, umrankt von Epheuhänden,
Die glühnde Traube träumt an grünen Hügelwänden.
Aus Blätterdämmerung vordringt die helle Frucht,
Wie Sterne aus dem Dunſt, wie Gold aus dunkler Schlucht.
Die Blumenkelche ſind vom Wein des Thaus gefüllt,
Vom Schmetterling umſchwärmt, vom goldnen Staub umhüllt,
Sie neigen ſich hinab, den Bächlein, welche eilen
Gleich ſchnellen Boten, noch ein Wörtlein mitzutheilen
Und einen duft'gen Gruß an ihre Schweſtern, welche
Aus tiefem Meeresgrund erheben ihre Kelche.
Und um die ſchöne Welt ſchließt ſich im Kreiſe weit,
Gleich einem Schlangenring, dem Bild der Ewigkeit,
Der glühnde Horizont.

Kalotas' Seele leuchtet,
Er ſetzt ſich auf den Stein, deß Fuß die Fluth befeuchtet,
Und blickt auf Meer und Land und ſtreckt die Arme aus:
Allgottheit, nimm mich auf, löſ' mich in Tropfen Thaus,
Wie er am Blatte hängt — laß ungemeßne Fernen

Durchkreiſen für und für mich zwiſchen Blum' und Sternen. —
Laß mit dem Ozean mich unerkannt verſchwimmen,
Laß mit dem Strom von Licht, das mich umrauſcht, verglimmen,
Daß ich mich nicht als Eins und Einſames empfinde,
Gleich dem verſtoßenen und mutterloſen Kinde.

Ein Lächeln überdeckt des Führers Angeſicht:
Du biſt es auch als Menſch, als Menſch auch einſam nicht
Und kein verlaßnes Kind. So folge in die Hallen.
Von deinen Sinnen wird der dunkle Schleier fallen,
Von deinem Geiſt vergehn die Feſſel: Raum und Zeit;
Und die Vereinigung, nach der die Seele ſchreit,
Und die Befreiung wirſt du in dem Bund erkennen,
Der Eins iſt wie das All, den nichts vermag zu trennen,
Der unzerriſſen ſich hinzieht durch Ewigkeiten,
Durch Erdenglück und Leid, durch aller Länder Weiten.

Sie traten ein.
Da kam aus Lauben und Arkaden,
Von grünen Teppichen, auf Hügeln und auf Pfaden
Entgegen ihnen bald von höheren Geſtalten
Ein fröhliches Gedräng, von Jungen und von Alten.
Dort gingen ſie gepaart und hielten ſich umſchlungen,
Hier lagen ſie geſchaart in Laubesdämmerungen.
Dort horchte eine Zahl auf ihres Meiſters Wort,
Hier träumt ein Einſamer am blumenreichen Ort.
Auch Frauen waren da, holdſelige Geſtalten,
Die durch die Gruppen hin mit ſanften Schritten wallten.
Ein heitrer Friede lag auf Allen ausgegoſſen,
Die Stirnen waren wie von hellem Licht umfloſſen,
Und Sprachen ſprachen ſie, die nicht beſondren Landen
Gehört, und die ſie All', Kalotas auch, verſtanden —
Des menſchlichen Geſchlechts urerſtes Kinderlallen
Hört er in ihrem Wort melodiſch wiederhallen.

Und er erkennt beglückt, daß die erhabnen Geiſter
Aus all und jeder Zeit, der Menſchheit Liebesmeiſter,
Ob ſie durch Kreuzestod, durch Schierlingsqual geſchieden
Und ob ſie ſanft verhaucht in ihres Lagers Frieden —
Daß Alle hier vereint, daß ſie ſich froh erkennen,
Die einſt getrennt, und ſich mit Brudernamen nennen.

Kalotas ſieht und kennt die Söhne Griechenlands,
Der Menſchheit ewigen und blüthenvollen Kranz —
Er ſieht die Meiſter all' des Bildens und Geſanges,
Den erſten Ackersmann — er ſieht den Sohn des Ganges,
Den Sohn der Höhle, wo der Sand der Wüſten kreiſt,
Den Sohn des Urwalds, der lobſingt dem großen Geiſt,
Er ſieht ſie, deren Angedenken ein Gebet,
Und Andre, deren Spur der Wind der Zeit verweht —
Er ſieht, die einſt gelebt in goldnen Urweltstagen,
Er ſieht, die ſchon ein Schwert gen Barbarei getragen,
Und Andre, die nach Licht mit Kutten ſchon gerungen
Und deren Liebeswort ſchon ſein Geſchlecht umklungen.
Doch nicht nur Die, die ſchon gegangen durch den Tod,
Er ſieht auch Solche, die noch drückt des Lebens Noth,
Vom fernen Inſelland verkaufter Aethiopen,
Vom großen Schlachtgefild im Herzen von Europen —
Sie Alle ſind vereint, die ſtreiten und geſtritten,
Die lieben und geliebt, die leiden und gelitten.

Den Jüngling ſprechen ſie mit Liebesworten an.
Der Schmerz, der ihn gedrückt, erſcheint ihm als ein Wahn,
Ein Wahn die Einſamkeit, und über ſeinen Gram,
Wie über Läſterung, fühlt er der Reue Scham.

Der Genius ſpricht zu ihm mit lächelnd holdem Mund:
Du haſt gefunden nun den Einen, einz'gen Bund.
Du haſt das Band geſehn, das alle ird'ſchen Zeiten

Machtvoll zuſammenknüpft und aller Länder Weiten,
Das Eins iſt mit dem All. Nimm mit dir dieſen Troſt
Und die Erkenntniß in des ird'ſchen Lebens Froſt.

Er ſtrich ihm übers Aug mit ſeiner roſ'gen Hand,
Die Wimpern fielen zu, die ſchöne Welt verſchwand,
Auf ſeinem Herzen lag ein wunderbarer Traum,
Ihm war's, ob Fittige durch ungemeßnen Raum
Ihn trügen und Muſik mit zaubervollem Wehn
Noch einmal ihm erzählt' von Dem, was er geſehn.
Als er erwachte, troff ihm noch vom Haupt die Welle, —
Er ruhte ſanft gelehnt an ſeines Vaters Schwelle.

(Genf, im October 1849.)

Luiſe von Eiſenach.

— —
Dans la splendeur ou la misère,
L'homme est parent de l'homme; et tous ont à porter
L'antique honneur de la famille,
A soutenir l'éclat dont brille
La noble race humaine — — — — — — —
François Sabatier.

Den Venusberg, den zauberreichen,
Beſtreut der Mond mit ſeinen bleichen
Vom Morgenhauch verwehten Roſen —
Und in den Mooſen
Zerfließen Quellen leiſe, leiſe
Und ziehn die unſichtbaren Gleiſe
Hinab zu Thal, zu Einem Bache,
Wo murmelnd in vereinter Sprache
Viel holde Sagen ſie erzählen
Am Uferrand den Blumenſeelen.
Und am gewalt'gen Zauberſteine,
Wo König Etzel Hochzeit hielt,
Wie eine Flamme ſpringt und ſpielt
Ein Schlangenring im Mondenſcheine.
Hervor aus unbekannten Quellen
Rollt in den Schluchten ſeine Wellen

Der Fluß, zerſtäubt in Perlenſchaum,
Der ganze Wald liegt wie im Traum —
Und dieſe Laute, hörbar kaum,
Melodiſch bald und bald gebrochen,
Wie Worte ſind ſ', im Schlaf geſprochen.

O ſüße Ruh, nicht aufgerüttelt
Wirſt du vom Glockenklang der Heerde,
Die hingeſtreckt auf fetter Erde
Manchmal im Traum die Glocken ſchüttelt;
Und nicht geſtört, ihr Dämmerungen,
Seid ihr vom Flug der glühnden Käfer:
Sie ſind nur Klang, der aufgeſchwungen
Sich aus den Glocken jener Schläfer.
Horch! friſcher Hauch der Mitternacht —
Die Bäume alle ſind erwacht,
Ihr Laub erbebt — die Wipfel rauſchen,
Das Blatt am Fuß beginnt zu kniſtern,
Die Bäume neigen ſich und flüſtern
Und ſchlafen wieder ein nach kurzem Lauſchen.

O ſüße Nacht am Wartburgfuße,
Wen du gegrüßt mit deinem Gruße,
Wen du geküßt mit deinem Kuße,
Mit deiner lieblichen Magie —
Vergißt dich, Holde, nie und nie.

Luiſe kennet ihren Zauber.
Und wie die Taube lockt der Tauber,
So locket ſolcher Nächte Schimmern
Die Fürſtin aus den goldnen Zimmern
Hinab zum mondbeglänzten Garten,
Wo Blumenſchweſtern ſie erwarten,

Wo ſie empfangen mit Geſängen
Die Nachtigallen in den Gängen,
Wo weiße marmorne Geſtalten
In dunklen Lauben Nachtwach' halten,
Wo lallend fallende Kaſkaden
Zu ſchwelgeriſchem Träumen laden.
Luiſe weiß es, daß gemacht
Nur für die Liebe ſolche Nacht,
Die hell genug, die Angeſichte
Der Liebenden mit ihrem Lichte
Noch zu verklären zauberhaft;
Und ſchwarz genug, die Leidenſchaft
Des heißen Mannes und ihre Schrecken
Mit mildem Schleier zu bedecken.
Sie weiß es, heute wird er kommen;
Ob er auch nichts von ihr vernommen,
Ob auch kein Bote und kein Brief,
Kein Zeichen ihn zu ihr berief.

Schon oft hat ſie bei ſpätem Dunkel
Den Stillgeliebten hier empfangen;
Doch nie hat ihr das Sterngefunkel
Ins Herz geleuchtet ſolches Bangen.
Das rauſchend Laub, die Nachtigallen,
Die Brunnen, der Kaſkaden Lallen,
Die Seelen in den Marmorſteinen,
Ihr iſt's, ob alle ſie beweinen.
O Mutter, ruft ſie, daß du weilteſt
Bei deinen Kindern noch auf Erden,
Daß du mit mir mein Leiden theilteſt
Und meines Herzens Grambeſchwerden.
Könnt' ich mit liebendem Vertrauen
In dein geliebtes Auge ſchauen,

Wie in den tiefſten, ſtillſten See
Verſinke dein mein ſchweres Weh.
Hart iſt, du weißt, des Vaters Herz,
Und Fürſtenſtolz wie dreifach Erz
Umgürtet ihn mit ſeiner Kühle
Gen alle Waffen trauriger Herzen,
Gen alle menſchlich ſüßen Schmerzen
Und alle menſchlichen Gefühle —
Wird er's dem Kinde je vergeben,
Daß es geweiht ſein innerſt Leben
Dem Mann, der ſich nicht Herzog nennt,
Dem nur ein kleines Erbtheil fällt
Und der nicht iſt der Herr der Welt,
Weil ihn, wie ich, die Welt nicht kennt!?

Horch! — rauſcht es nicht dort an der Mauer?
Der Baum erbebt vom raſchen Schwung,
Die Zweige knicken, noch ein Sprung —
Entſchwunden iſt Luiſens Trauer.
Die Waſſerfälle und die Brunnen,
Sie murmeln jetzt von lauter Wonnen,
Die Nachtigall ſcheint froh zu grüßen —
Graf Eduard liegt ihr zu Füßen,
Zu Füßen, dann am Herzen warm
Und Lipp an Lippe, Wang an Wange.
O Nachtigall in deinem Sange,
Wie iſt der Ausdruck heut ſo arm.
Sie fragt und fragt und wartet ab
Die Antwort nicht, die bald er gab,
Und nimmt ſie ſelber ſich mit Küſſen.
Sie fühlen, wie ſie eilen müſſen,
Denn flüchtig iſt des Glückes Zeit,
Noch flücht'ger die Gelegenheit.

Sie ſtreichelt ſeine braunen Locken,
Die auf die Stirne niederfluthen —
Er küſſet ihrer Augen Gluthen,
Dann wieder Zagen — wieder Stocken.
Sie blicken ſich ins Auge ſinnend,
Ob Eins im Anderen verhauche,
Ob Eins des Andern Leben trinke,
Mit Liebesaugen ſich umſpinnend.
An ſeinen Schultern hängt Luiſe,
Ob ſie an einem Altar hinge,
Ob ſie den Schöpfer aller Dinge
Dankbar für ſolche Wonne preiſe.
Und Eduard blickt ſtolz zufrieden
Herab zu ihr, ob ihm beſchieden,
Was er verdient nur, das Geſchick —
Doch Stolz macht ſchöner ſeinen Blick.

Indeß ſie koſen, unbedacht,
Daß nahen könne das Verderben,
Ihr Glück urplötzlich zu entfärben,
Indeſſen hält die Liebeswacht
Der Junkerknabe an der Pforte,
Der Fürſtin Page, Fernand;
Und wie er hört die Liebesworte,
Wird ihm, dem Kinde, wohl und weh.
Er iſt ſo froh, wenn unbefohlen
Er für die ſchöne Herrin wacht,
Und lange ſchon ſchleicht er verſtohlen
Ihr nach in ſolcher Liebesnacht
Und horcht von Ferne zu, wenn Beide
Sich liebentzückt in Armen liegen,
Und ſucht es, ſich in ihrem Leide,
In ihrem Glücke mit zu wiegen.

Nur halb verſteht er ihre Küſſe,
Nur halb verſteht er ihre Leiden,
Und ſelten däucht ihm nur, er müſſe
Graf Eduard um was beneiden.
Du armes Kind, die Zeit wird kommen,
Da du rückblicken wirſt beklommen
Auf dieſe Nächte, da du wühleſt
Mit Eiferſucht in deiner Bruſt,
Da du erkennſt, daß unbewußt
Es Liebe war, was jetzt du fühleſt.
Dir hat fürs ganze künft'ge Leben
Das Schickſal einen Schmerz gegeben,
Der dich erhalten und verklären
Und der dich endlich wird verzehren.

Er lauſchet durch die Lockenfülle
Hin durch die Nacht, die ſchwache Hülle,
Mit angeſtrengtem Ohr und Blick
Und freut ſich an der Liebe Glück.
Doch viel zu innig blickt er hin:
Nicht merkt er es, daß ihn umziehn
Der Fackeln Lichter, die ſich nahn,
Und daß es um ein Glück gethan.
Erſt, als des Herzogs wilde Schritte
In hoch und niedrer Knechte Mitte
Hineilen wie ein Pfeil zum Ziele,
Hin nach der Liebenden Aſyle,
Da ſchreit er auf erſt, daß es gellt,
Der Gemſe gleich, die Wache hält,
Wenn ſich der Jäger ſchleicht zum Raſen
Der Matte, wo die Schweſtern graſen.
Es iſt zu ſpät. Auch hören nicht
Die Zwei das nahende Gericht,

Zu ſehr ſind Beide wonnetrunken,
Zu abgrundtief in Glück verſunken,
Daß dieſer Erde nicht ein Laut
In ihre Himmel ſich getraut,
Bis erſt des Vaters Donnerworte
Andröhnen an die goldne Pforte.
Gleich einem Steinbild, das zu ſprechen
Beginnt, um eine Schmach zu rächen,
So ſteht der Herzog da und ſpricht:
„Schmachvolle Tochter, zu Gericht
Sitzt zwiſchen uns der Geiſt der Väter;
Du aber biſt ein Hochverräther,
Graf Eduard, und dem Vaſallen,
Dem Knechte, wird ſein Würfel fallen.
Ich bin gekommen, um zu richten
Und um den alten Streit zu ſchlichten
Der Unnatur und der Geſetze
Im Hirn des Knechts und einer Metze!“

Was frommt es, daß in Eduards Fauſt
Der Degen aus der Scheide ſaust? —
Soll er den Vater ihr erſchlagen? —
Am Venusberg beginnt's zu tagen.

Mit Zittern ſtehn die Kammerfrauen
Der Fürſtin da, und weinend ſchauen
Sie ihre ſchöne Herrin an.
Sie wiſſen, daß Gerichte nahn,
Erbarmungsloſe, gnadenloſe,
Zu brechen dieſe weiße Roſe.
Kein Wörtlein fällt, kein Laut ertönt:
Der Schmerz liebt Stille und verpönt

Der treuſten von den Freunden allen,
Der Thräne ſelber, laut zu fallen.
So manche ſchleicht von mancher Wange,
Doch leiſe, mit verhülltem Gange,
Wie man durchs Haus der Trauer geht,
Drin eine Todtenbahre ſteht.
Kein Seufzer wagt's, ſie zu begleiten,
Es läßt ſich keine Klage hören,
Wie Fremde, die rauh aufzuſtören
Sich ſcheun den Raum, den ſchmerzgeweihten.
Luiſen ſelbſt iſt's, ob die Grube
Sie tief verdeckt mit allem Schmerz —
In ihr iſt's ſtill, und ſtill ihr Herz,
So ſtill, wie eine Krankenſtube.
Doch, wie ſie ſchmerzlich lächelt, gleicht
Sie noch in Mitten ihrer Frauen
Der letzten Blume auf den Auen,
Darüber hin der Herbſtwind ſtreicht.

Die Stund iſt da. Es knarrt
Die alte goth'ſche Pforte,
Es ruft der Knecht mit hartem Worte
Zum Vater ſie, der richtend harrt
Im halberhellten Ahnenſaale,
Wo ihrem theueren Gemahle
Mit ſeines Grafen-Hofes Rath
Er juſt ſein Recht geſprochen hat.

Luiſe geht mit feſtem Schritte —
Doch hält ſie auf der Schwelle Mitte
Ein holdes Hinderniß. Erröthen
Muß einmal noch die blaſſe Wange.
Sie hält,

Wie man auf raſchem Gange
Oft inne hält, um nicht zu tödten
Ein Blümlein, das ſich in den Weg geſtellt.
Kind Fortuné ſitzt auf der Schwelle.
Sein Aug iſt eine Thränenquelle,
Sein Haupt gebeugt in tiefem Leide.
Den Saum von ihrem Trauerkleide
Will er mit krampf'ger Macht erfaſſen
Und ſie nicht von ſich laſſen.
Sie küßt ihn mit beredtem Schweigen,
Dann hebt ſie ihn von ihrem Wege,
Wie vom verſteckenden Gehege
Man ſeitwärts bieget Blüthenzweige,
Um aus des Tages heller Pracht
Zu ſchwinden in der Grotte Nacht.

Im weiten dunklen Pfeilerſaal
Trifft ſie gefeſſelt den Gemahl;
Abführen wollen ihn die Schergen,
Um ihn, ſie weiß nicht wo, zu bergen.
Noch einmal kehrt er ſich zurück,
Noch einmal findet ſie ſein Blick.
Es ſchwamm in dieſem Tropfen Zeit
Von Leiden eine Ewigkeit —
Es lag in dieſem Blick voll Gluth
Ein ganzes Leben voll von Muth.
Es ſprach aus ſeines Haupts Erhebung
Ein Tod voll ſtolzeſter Ergebung.
Und noch dem Herzog ruft er zu:
„Herr meines Lebens jetzt biſt du,
Doch kannſt du nimmer mir entreißen
Sie, welche mein iſt, nimmermehr,
Mag auch dein fürſtlich Urtheil gleißen
Und fallen, wie ein Richtbeil ſchwer.

„Häuf du nur einen Berg von Leiden
Auf ſie und ihre Liebesgluth,
Doch ſiehſt du mich mit heitrem Muth
Von ihr, wenn auch für immer, ſcheiden.
Ich weiß, kein Leid der Welt erdrückt
Die Liebe und was ſie beglückt.
Kannſt du Vergangenheiten tödten?
Wie ſich des Berges Eiſe röthen
Vom Strahle der verſunknen Sonne,
Alſo vom Strahl verſunkner Wonne
Seh' ich verklärt Luiſens Klage,
Luiſens Leid der künft'gen Tage.
Mich aber kennſt du! — in Gewittern
Der Schlachten trug ich deine Fahnen —
Wie wähnteſt du, daß ich zu zittern
Vermag vor deinen Fürſtenahnen?
Nach Fürſtenkronen ſtrebt' ich nicht,
Doch grüßt' ich freudig jedes Licht
Des Glücks, der Liebe, wo es wohnte,
Ob es auf rothem Stuhle thronte,
Ob es beherrſcht ein weites Reich,
Ob's blühte unter niederm Dache,
Ob in vergoldetem Gemache,
Das galt mir gleich.
Doch ſag' ich's frei, daß ich geſucht
Des Glücks, der Liebe goldne Frucht
Viel lieber, wenn am ſtolzen Aſt
Sie hing und nah der Krone,
Wo ſie, verpönt dem niedern Sohne,
Nur von der Kühnheit wird erfaßt.

„Leb wohl, mein Fürſt, und gehe nicht
Zu hart mit ihrer holden Jugend,
Mit ihrer Liebe ins Gericht;

Denn Liebe iſt des Weibes Tugend,
Des Weibes Glanz und Ruhm und Pflicht.

„Leb wohl! — von des Schaffotes Stufen
— Tod iſt gewiß mir zugedacht —
Könnt' ich noch wider deine Macht
Des weiten Reiches Vettern rufen
Und meines Kaiſers Hofgericht.
Ich thu' es nicht! —
Es ſoll ſich zwiſchen
Die beiden Mächte hier im Streit,
Die Feinde ſind in Ewigkeit,
Nicht eine zeitlich ird'ſche miſchen:
Du ſollſt erkennen, welche ſiegen
Muß, trotz dem traurigſten Erliegen.“

Er ging. — Es ſchlug die Schaar der Sbirren
Zuſammen hinter ihm, dem Schwalle
Von Wogen gleich. — Der Kette Klirren
Verhallte in der dunkeln Halle.

Dem ſalz'gen Meere gleich, das bäumend
Zurückſtößt all die ſüßen Wellen
Des Stroms, die ihm entgegenſchwellen
Fernher aus grünen Landen ſchäumend:
So ſtößt des Fürſten altes Herz
Zurück die Worte und Gedanken,
Die ſtrömend ihm ins Innre ſanken,
Die Worte voll von Stolz und Schmerz.
Starr ſitzt er da, ein Bild von Erz.
Kalt, wie des Herbſtes Sonne ſchaut
Auf Blumen, die im Sterben ſind,

So froſtig blickt und ohne Laut
Der Herzog auf ſein Kind.
Nach langem Schweigen, das erſtickend
Und fröſtelnd durch die Halle ſchlich,
Ruft erſt der Herzog, ſeitabblickend,
Mit eiſ'gem Tone: „Sprich, ſo ſprich!"

Der junge, neugepflanzte Baum,
Der ſchon im Kern vom Wurm zerſtochen,
Eh er im Boden wurzelt kaum,
Stürzt hin, entwurzelt und gebrochen,
Beim erſten leiſen Herbſteswind:
So ſtürzet hin des Herzogs Kind —
Es ſank der Arm, das Knie, es brach,
Als er das Eine Wörtlein ſprach.
„O," ruft ſie klagend, ſchreiend faſt,
Mit Todesangſt erfülltem Ringen,
Daß ſie die Wellen nicht verſchlingen:
„Nimm mir vom Haupt die goldne Laſt,
O, nimm ſie mir von Seel und Leib,
Daß ich da ſteh', ein Weib, ein armes Weib!
Entlaſſe mich aus dem Gefängniß
Gezwungner dumpfer Fürſtlichkeit,
Mir iſt ſie doch nur ein Verhängniß,
Ein Schickſal voll von Hohn und Leid.
Entlaſſe mich, daß ich befreit
Aus jener drückenden Beengniß
Da ſtehe ohne Kampf und Streit,
Ein Weib, ein Weib nur, voll von Schmerzen,
Mit freiem, wenn auch krankem Herzen.
O, laß mich eine niedre Magd,
Die niedrigſte im Lande ſein;
Laß fremd mich ſein dem Hoheitsſchein,
Der nur mein armes Herz zernagt,

Darin mein junges Glück verblichen
An mitleidsloſen Sonnenſtichen.“

Der Herzog ſpricht: „Der ſchnöde Ton
So niedrer Sprache iſt ein Hohn
Auf dieſe alte, ſtolze Halle
Und auf die Ahnenbilder alle,
Die zornig auf mich niederſehn,
Daß ich ſo ſchlecht mein Haus bewachte,
Daß ich dem Schnöden, das geſchehn,
Nicht längſt ein ſühnend Ende machte.
Wohl, über mich laſſ' ich ergehn
Die Schmach mit Demuth, daß ertönen
Hier ſolche Worte, die mich ſchmähn —
Die Väter doch will ich verſöhnen.
Euch, die ihr hier verſammelt ſeid,
Euch nehm' ich ab furchtbarſten Eid,
Daß nie nach außen dringt die Kunde
Von Dem, was hier geſprochen ward,
Und welch beſchämend niedrer Art
Das Wort aus meines Kindes Munde.
Dir aber, ſchmacherfüllte Dirne,
Dir will ich zum verdienten Lohne.
Anſtatt der angeerbten Krone,
Die Dornen drücken in die Stirne.
Ich will dich ſorglich aufbewahren,
Daß nie die Menſchen es erfahren,
Wie niedren Geiſt vermag zu ziehn
Das Schickſal unterm Hermelin.
Ich will in ſolche Leidensſchulen
Dich ſchicken, daß du, reingebrannt,
Bald von dir ſelbſt nicht wirſt erkannt
Und fluchen lernſt dem theuren Buhlen,
Der von dir ſelbſt dich abgewandt.“

Luiſe — mit gebrochnem Leib
Hört ſie des Vaters Drohen kalt,
Nur daß mit bebender Gewalt
Das Wort ſie ruft: „Ich bin ſein Weib!“ —

„Und hat ein pflichtvergeßner Knecht
Der Kirche ſeine Macht mißbraucht,
Iſt vor der Sitte höherm Recht
Sein Segensſpruch in Nichts verraucht.“

Luiſe hob empor die Hand,
Als wie zum heilgen Schwur, und ſtand
Feſt da und ſtark. — Der Augenblick
Kam über ſie, da das Geſchick
Vom Mädchen ab die Blüthe ſtreift
Und plötzlich es zum Weibe reift.
Sie ruft: „Mein Fürſt, gleich einem Spott
Klingt mir dein Wort vom Kirchenknecht
Und von der Sitte höherm Recht —
Ich bin ſein Weib vor Gott!“ —

Und mit der heiligen Geberde,
An der ihr ein geſegnet Weib
Erkennet, das den heil'gen Leib,
Damit kein Böſes ihn gefährde,
Um alles Uebel abzuhalten,
Beſchützet durch ein Händefalten —:
Mit dieſer heiligen Geberde,
Das Haupt geneigt in frommer Demuth,
Spricht ſie mit ſtolzer, keuſcher Wehmuth,
Mit bebend weichem Laut und linde:
„Ich bin die Mutter ſeinem Kinde.“

Wie Einer, dem ein Pfeil die Bruſt
Durchbohrt, aufſpringt und unbewußt
Hinneigt, woher der Tod ihm kam,
Dann aber ſchwach, von Schmerzen lahm,
Zurückſinkt und noch lallet: Mord!
So traf den Herzog dieſes Wort.
Er ſtottert nur mit bleichem Munde:
„So tief und in ſo faulem Grunde
Begrab' ich dieſe Schmach, daß nicht
Ein Keimchen kommt ans Tageslicht.
Verflucht, verflucht ſei jede Kunde,
Die je von dir zu Menſchen ſpricht.“
Er ſpricht's, und mit den Richtern allen
Fort eilt er durch die dunkeln Hallen.

Mit Zittern ſtehn die Kammerfrauen
Der Fürſtin da, und weinend ſchauen
Sie ihre ſchöne Herrin an.
Sie wiſſen, daß nun Tage nahn,
Erbarmungsloſe, gnadenloſe,
Zu brechen dieſe weiße Roſe.

Wer kann ſich eine Miſſethat
Bei heitrem Sonnenſcheine denken?
Wer glaubt nicht, daß ſich Wolken ſenken
Bei einem nächtigen Verrath,
Bei eines tück'ſchen Mordes Schrecken
Vor Mond und Stern, ſie zu verdecken?
Wenn dort ein unnatürlich Kind
Den Vater ſtößt vom eignen Hauſe,
Wer glaubt nicht, daß ein Sturmeswind
Ergrimmt dabei die Welt durchbrauſe?
Und wenn ein Weib mit irren Sinnen

Hinlegt ihr Kind an fremder Schwelle,
Wer glaubt wohl, daß des Mondes Helle
Verklärt ſolch ſchauriges Beginnen?
Denn es empört ſich die Natur,
Wo Unnatürliches beginnt,
Und unheimlichen Tones rinnt
Der dürre Sand ſelbſt in der Uhr.

Ein brütendes Gewitter lag
Auf Thüringen und ſeinem Walde;
Bald fuhr der Donner Schlag auf Schlag
Hernieder, und auf ſtiller Halde
Aufwirbelte das Laub in Kreiſen.
Der Wind ſang unheimliche Weiſen,
Als ob er weinte, da die Gipfel
Der alten Eichen er durchzog
Und ſich, wie betend, jeder Wipfel
Angſtvoll zur Erde niederbog.
Hinflogen wild und ſcheu die Roſſe,
Die eine düſtere Karoſſe
Fortzogen auf der öden Straße.
In ihrem Dunkel ſaß das blaſſe,
Das unglückſel'ge Fürſtenkind,
Luiſe, horchend, wie der Wind
Sie und ihr trüb Geſchick beklagte.
Sie ſchwieg und weinte und verzagte.
Der Wagen, der umgeben war
Von ſchwarzverhüllten, ernſten Reitern —
Er ſchien ihr wie die Todtenbahr
Mit ihren traurigen Begleitern.
Sie ſah mit weinendem Geſichte
Hinaus, als ob ſie wollte ſcheiden
Auf ewig vom geliebten Lichte,
Das ihre Freuden ſah und Leiden.

Da ſieht ſie einen Wandrer ſchreiten
Hin durch den Wald, den dunklen, weiten;
Ein Bündel auf den Schultern trug er,
Und mit dem Wanderſtabe ſchlug er
Die Dornen nieder, die ihn hielten,
Und ſeine blonden Locken ſpielten
Im Wind ums zarte Angeſicht,
Wie ein unſtätes Flackerlicht.
Es war, der eilend kam heran,
Kind Fortuné, der Wandersmann.
„Halt,“ rief er ſtark und herriſch, „halt!
Bis ich zur Herrin ſprach Ade,
Ich bin ihr Page Fortuné.“
Und der bezwingenden Gewalt
In dieſen Tönen, feſt und weich,
Gehorchten Roſſ' und Lenker gleich.
Er trat heran und riß den Schlag
Des Wagens auf, und küſſend lag
Sein Mund auf der Gebietrin Hand:

„Leb wohl, ich laſſe dieſes Land,
Wo man zu kränken dich vermag,
Wo man noch glaubt, daß eine Schmach
Je haften kann an deiner Nähe,
Und wo man dir ein Urtheil ſprach
Für Fehler, die ich nicht verſtehe.
Ich kann in dieſem Land nicht weilen;
Nach Frankreich wandre ich zurück,
Da grauſam mir verſagt das Glück,
Dein Leid, dein Weh mit dir zu theilen.
Denn wahrlich, glauben kann ich's nicht,
Daß auch in meinem Heimatlande
Man ſolch ein grauſam Urtheil ſpricht,
Und daß man dort auch nennet Schande,

Was mir verklärt ein Heil'genſchein —
In Frankreich muß es anders ſein.
Leb wohl und denke manches Mal
Des Knaben, der mit bittren Klagen
Jetzt von dir geht, weil er die Qual,
Das Leiden nicht für dich kann tragen!"

Luiſe küſſet ſeine Wangen,
Daran noch Kinderthränen hangen,
Indeß ſein Auge, männlich feſt,
Die Zähren, die noch drin gefangen,
In einem ſtarren Blick zerpreßt.
Auf rafft er ſich und eilet fort,
Bevor Luiſe ihm ein Wort
Der Liebe noch vermag zu ſagen.
Sie blickt ihm lange nach und bange,
Bis hinter ihm im Waldesgange
Die Zweige dicht zuſammenſchlagen.
Jetzt erſt iſt ihr in allem Leide,
Ob ihre Jugend von ihr ſcheide.

Die Geißel knallt — anziehn die Roſſe,
Fort trägt dumpfrollend die Karoſſe
Entgegen ſchnell ſie dem Verhängniß,
Entgegen dem Gefängniß.

* * *

Die Kreuzburg iſt ein altes Schloß,
Abſeits von jeder Menſchenſpur —
An ihren Thoren wiehert nur
Sehr ſelten eines Jägers Roß;
An ihre Pforte pochet an
Nur der verirrte Wandersmann.

Es findet ſie nur, wer verflucht
Das menſchliche Zuſammenſein
Und ziellos flieht zum Wald hinein
Und Einſamkeiten ſucht:
Hier iſt er wohl allein, allein.
Ja, ſelbſt der irre Wandersmann,
Der ſpäht nach einem Obdach, kann
An dieſem Schloß vorüberſchreiten,
Weil er's für ein Gemäuer hält,
Das, andern gleich, ſeit grauen Zeiten
Oed, wüſt in ſich zuſammenfällt.
Die Epheuſchlingen ſelbſt, die treu
Und gerne ſonſt Erinnrung wecken —
Hier ſcheinen ängſtlich ſie und ſcheu
Den Bau dem Auge zu verſtecken.
Kein Fenſter, wie ein Auge, ſchaut
Aus dem Gebüſch mit heitrem Blick —
Wie Der, dem's vor ſich ſelber graut,
Kehrt es das Aug in ſich zurück.
Mit Einem Wort: es ſind die Mauern
Der öden Kreuzburg wie gemacht,
In ihrer Einſamkeiten Nacht
Ein ganzes Leben zu vertrauern.

Und in den Mauern wohnet ſie,
Das Fürſtenkind Luiſe. — Nie
Hat wieder ſie die Schwelle
Verlaſſen ihrer ſtillen Zelle,
Die wohl die ſtillſte war von allen
In allen dieſen Einſamkeiten.
Wer ſolcher Stille iſt verfallen,
An dem vorüber tonlos rollen
Die Stunden, Tage, wie die Schollen,
Die auf des Sarges Deckel gleiten.

In dieſer Einſamkeit verrinnt
Die Kunde vom Geſchick, das brach
Die weiße Roſe, jenes Kind
Der Herzoge von Eiſenach.
Erlaubt, daß ich euch weiter ſage,
Wie es mir ſelber ward berichtet;
Doch iſt das Dunkel nicht gelichtet
Noch über ihre letzten Tage.
Vermuthung iſt's — doch man erzählt:
Luiſe ſtarb an Gift, und ſie
Hat frei den frühen Tod erwählt.
O, glaubt es nicht! — Denn nie und nie
Läßt eine Mutter dieſe Welt,
Ob die auch Schmerz nur für ſie hätte,
Wenn ſie mit der urew'gen Kette
Ein hülflos Kind gefeſſelt hält:
Und ſie gebar
Ein Kind, dem Eduard Vater war.
Und wenn ſie ſtarb, und ſtarb an Gift,
So wißt ihr, wen das Urtheil trifft.

Und was geworden mit dem Knaben?
Man weiß es nicht! — Ward er vielleicht,
Vom Gram geſäugt, der früh verbleicht,
In ſeiner Mutter Arm begraben?
Zog er mit leichtem Wanderſtabe
Als froher Junge durch das Land?
Starb er als armer Bettelknabe
An eines Dorfes letztem Rand?
Zog er vielleicht hinaus als Held
Und fiel und ſtarb auf offnem Feld?
Zog er, den Weg der Freiheit bahnend,
Vor Fürſtenſchlöſſer mit Rebellen
Und, ſeiner Mutter Schmerzen ahnend,

Hat er gelenkt vielleicht die Wellen
Des Aufruhrs über Marmorſchwellen?
Ich weiß es nicht! — Auch bin verzagt
Ich, wenn ihr etwa weiter fragt:
Was iſt aus Eduard geworden?
Man ſagt, der Herzog ließ ihn morden.

(Frankfurt, im Mai 1849.)

Adam und Eva.

Eine Idylle in ſieben Geſängen.

(1851.)

Erſter Geſang.

Die Schöpfung.

Glücklich in ſolcher Zeit und dreimal glücklich iſt Jeder,
Dem ein Winkel gehört, dahin er vermag ſich zu flüchten:
Sei's ein Winkel, verſteckt und vergeſſen im lieblichen Thalgrund,
Fern dem Geräuſche der Welt und nahe dem Rauſchen der Quelle,
Nahe dem Brauſen des Hains und nahe dem Liede der Lerche,
Wo er bald mit der Quelle, dem Hain und der Lerche ſich Eins
fühlt —
Sei's ein Winkel in eigener Bruſt, ein Tuſkulum, das ſtets
Mit ihm ziehet und flieht — ja, glücklicher iſt er zu preiſen.
Denn die Natur, ſie hat trotz Lerchen und Hainen und Quellen,
Trotz Katarakten und Seen und Blumen und Leuchten der
Gletſcher
Nichts ſo Schönes gemacht, als ſich findet in jeglichem Herzen,
Wenn es nur ſelbſt verſteht den eingeborenen Reichthum.
Forſche nur Jeder genau und geb' er nur aus auf Entdeckung,
Und er wird, Deß bin ich gewiß, überraſcht und erſtaunt ſein
Ueber den mächtigen Schatz von Schönheit und ſteter Erquickung,
Welchen er unfruchtbar im eigenen Buſen verſcharrt trägt,
Seit er wandelt im Thal der ſchmählich verleumdeten Erde.
Glücklich iſt der Poet; er ſieht die traurigſten Zeiten
Lagernd hinter dem Roſengebüſch im roſigſten Schimmer.

Wenn's da draußen auch ſtürmt, vor Froſt ſich ſchütteln die Andern,
Flieht er ins Roſengebüſch der hold ihn täuſchenden Dichtung,
So wie ich ſelber mich jezt auch flüchte zur holden Idylle.

Nennt ihn fühllos nicht und zeiht ihn nimmer der Ichſucht,
Sagt nicht, daß er ſich feig entziehe den Leiden der Menſchheit.
Ach, er fühlt ſie wie ihr und ſtärker vielleicht noch und herber;
Doch es verlezt das Gefühl der Schönheit ihm, wenn er ſieht, wie
Ueberall Willkür herrſcht und kleine gemeine Verfolgung,
Wie ein jegliches Recht mit Füßen getreten, verhöhnt wird,
Das geſchriebne ſowohl, als das, ſo mit uns geboren;
Wie die Lüge gewinnt ihr Spiel und Orgien feiert
Und ſich im Siege berauſcht, dem niedrigen Krämer vergleichbar,
Der ſich freut, daß ſo klug er auf dem Markte betrogen.
Solche Zeit iſt der häßliche Tag der Geſchichte — da iſt ſie,
Wie es der Dichter ſingt, der Gottheit lebendiges Kleid nicht,
Dünger allein iſt ſie dann den Frühlingsſaaten der Zukunft.

Daß ſich da der Poet abwendet mit Ekel, verzeiht es,
Gütig verzeiht, daß er ſich ins eigene Innre zurückzieht,
Wo die ſchönere Welt er ſucht für ſich und die Andern.
Nicht in die Einſamkeit iſt fürwahr er geflohen mit Zagen:
Wenn zum Schönen er flieht, ſo floh er zur Menſchheit, und ihr dann
Doppelt gehört er an, ſobald er ſich ſelber gehört nur.
Wer in erbärmlicher Zeit ſein Beſtes bewahrt, der errettet,
Was er vermag, ein Stück vom Ganzen der ganzen Geſammtheit.
Nennt ihr einſam denn, nennt ihr von verſteinertem Herzen,
Nuzlos und unfruchtbar den Seher und Klausner von Patmos?
Einſam nicht und kalt in ſeiner olympiſchen Höhe,
Fremd dem menſchlichen Drang, war nicht der Alte von Weimar,
Troz dem geläufig gewordenen Wort, troz Börne, dem Edlen.

Fern wohl ſteht der Poet in ſeiner geweihten Umfriedung;
Doch er kennet die Zeit und ſchaut und deutet die Zukunft,
Weiß, daß der flüchtige Tag, und ſei er noch ſo erbärmlich,
Nur die dunkele Thür zu beſſeren, ſtrahlenden Zeiten.
Wenn er auch klagt und beweint die einzelnen Opfer, die fallen,
Stets doch heiteren Blicks hinſchweift er über das Ganze,
Und die Götter gerettet hinträgt er über das Schlachtfeld.
Jegliches Lied, das friedlichſte ſelbſt, iſt der Hymnus der Freiheit,
Denn was wäre ſie ſonſt, die Freiheit, wenn nicht das Schöne?
Und womit ſich ſelbſt der Poet aus Niedergedrücktheit
Und aus Trauer befreit, damit auch Andre befreit er.

Und ſo, müde des Zorns und müde des häßlichen Aergers,
Flieg' ich freudig zurück auf roſig idylliſchem Flügel,
Schnell zurück in das Land, das waldige, das mich geboren,
Und zurück in die Zeit der erſten und glücklichen Jugend,
Wiedererzählend genau und getreu, was da mir erzählt ward
Von glaubwürdigem Mund, die Geſchichte von Adam und Eva.
Denn nichts Anderes iſt fürwahr das Singen und Dichten,
Als die Erinnerung bloß aus glücklichen Tagen der Kindheit,
Da wir wirklich gefühlt mit wahrhaft fühlendem Herzen,
Da wir gehört und geſehn mit wirklichen Ohren und Augen,
Wenig beirrt durch Trug und Dunſt von innen und außen.

Als der wilde Komet, das Kind des franzöſiſchen Chaos,
Korſika's Sohn, die Erde durchzog als Ruthe der Fürſten,
Und die Throne gebebt auf ihren verfaulten Geſtellen,
Manche Krone geſtürzt, wie im Sturm ein roſtiger Thurmknopf —
Welcher Winkel der Welt empfand nicht die große Erſchütterung?

Böhmen, das waldige auch, das hinter den Bergen verſteckt träumt,
Heut noch in Märchen gehüllt, wie das Shakeſpeariſche Böhmen,
Hinter dem rieſigen Kamm, dem mächtigen Fichtelgebirge,

Hinter den Bergen von Erz und dem Reſt vom Herzyniſchen Walde,
Abſeits, fremd und fern der welthiſtoriſchen Heerſtraß —:
Böhmen koſtete doch von des Kriegsgotts Plagen und Drangſal;
Zwar von Schlachten erbebt' noch nicht das Land der Huſſiten,
Doch ein ſchreckliches Wort war: ruſſiſche Einquartirung.
Freilich erſchien des Rurik Sohn als Freund und Alliirter;
Dennoch flehten zu Gott mit Inbrunſt Städter und Landmann:
„Herr, o wende den Freund von uns, ſchick lieber die Feinde!"
Dennoch bebte der Mann, der Vater für Kinder und Gattin;
Für das Gut, das Arbeit erwarb, der ſorgliche Hauswirth,
Und was Mühe erſpart, ward gleich wie Todte vergraben.
Denn die Koſacken, ſie ſind, man weiß, Kommuniſten wie Cabet,
Und der Könige Freund iſt Freund nicht immer dem Volke.

Sorge um Habe und Gut und Leben, wo immer ſie nahte,
Angſt um Sitte und Zucht war der Heermacht feindlicher Vortrab,
Und der Beraubten Geſchrei und manche erſchreckende Sage
Von abſcheulicher That war ihr anmeldender Herold.
Wieſenthal — das beſcheidene Dorf am Rande des Waldes,
Wo den Fremdling zuerſt die Sprache der beſſern Geſittung
Traulichen Tones begrüßt an der Schwelle, die Sprache der Deutſchen —
Wieſenthal, das beſcheidene Dorf, erwartete zitternd
Eben den ungebetenen Gaſt. Nur wenige Meilen
Stand er entfernt, zu Fuß und zu Roß, Koſacken, Baſchkiren,
Und man raunte ſich ſchon ins Ohr: ſie kommen, ſie kommen!
Muthige Jungen erkletterten keck die höchſten der Ulmen,
Um in die Ferne zu ſpähn entgegen der ſtaubigen Straße;
Unten das Volk, das harrende, frug: was ſiehſt du? was ſiehſt du?
„Nichts," und Jubelgeſchrei empfing die fröhliche Antwort.
Nicht ſo balde getroſt, wie's Volk, war Thomas, der Alte:
Er, der Reichſte des Orts, zugleich der Klügſte und Beſte,
Er, der Herr von Feld und Wald, der Pächter, zugleich auch

Halber Beſitzer von ſehr ausgiebigem Hammer- und Bergwerk,
Ging in Gedanken vertieft und oft einhaltenden Schrittes
Auf und nieder zu Haus in ſeiner geräumigen Stube,
Faßte bald Jenes an, bald Dieß, dann warf er es wieder
Weit von ſich und ſtrich mit der Hand die gefaltete Stirne.
Oftmals blieb er ſtehn vor des Kaiſers geſchmeicheltem Bildniß,
Das von bemalter Wand bald ſchief am ſeidenen Band hing
(Haben mußt' er es wohl, als Pächter ärariſchen Gutes,
Denn, mein Gott, was hätte der würdige Hütteninſpektor
Sonſt für Gloſſen gemacht von Unterthanen und Treue,
Wenn er kam, zu holen den Zins, zu ſchließen die Rechnung
Und zu ſehen zugleich, was man ihm ſelbſt in die Hand drückt).
Vorwurfsvoll anſah er das Bild und wandelte weiter,
Auf und ab, bis wieder er vor dem glänzenden Glasſchrank
Stehn blieb, wirklich zerſtreut, und, ohne zu ſehen, doch anſah
All die Dinge, ſo dort ſich reihten in lieblicher Ordnung:
Manches ſchöne Beſteck von Silber, getriebener Arbeit,
Meſſer und Gabel, gravirt und verziert mit erhabenen Blumen,
Wie es die Väter geliebt, auch manchmal freilich geſchmacklos,
Ueberreich, in der Art der beſonderen Rokoko-Mode —
Mancher alternde Kelch, ſchon etwas verbogen und formlos
Von zu oftem Gebrauch und mißverſtandenem Putzen,
Aber von ſanfterem Glanz, wie ſilberne Haare des Alters,
Innen noch, wie ein Reſt von Jugend, die ſchwache Vergoldung.
Zwiſchen dem Kelch und Beſteck ſo manches Familien-Erbſtück:
Biſambüchschen in Filigran, der Himmel nur weiß es,
Wie und wann dereinſt ſie in die Familie kamen;
Wem ſie gehört vormals, wär' noch vielleicht zu erkunden,
Da ſie zierlich verſehn ſind mit altadligen Wappen;
Andere Büchschen noch — mit künſtlichen Schrauben zu ſchließen,
Sind ſie beſtimmt, im ſilbernen Schooß Dukaten zu bergen.
Freilich ſtehen ſie leer, doch nahm indeſſen ihr Amt an,
Welche daneben ſich breit macht, dort die blecherne Sparbüchſe,
Die ein klaffendes Maul, ein länglich viereckiges, aufſperrt.

Stets zu empfangen bereit und niemals willig, zu geben,
So das richtige Bild vom filzig ſammelnden Geizhals.
Denn, noch unter dem Maul, gleichwie ein tückiſches Fallthor,
Klappt die Zunge zuſammen, ſobald ſie die Beute verſchlungen.
Ueber dem Silbergeräthe, am ſchlängelnd geſchweifeten Schrankbrett,
Nahe dem Glaſe der Thür an kupfernem Häkchen hängt noch,
Breit und gebettet in Gold, ein venetianiſches Kettchen,
Das am dünneren End' die bauchige goldne Uhr hält.
Sie repetirt, doch iſt nicht zu ſehn. Mit gewichtiger Schwere
Ruht ſie verborgen im Schooß der porzellanenen Vaſe,
Deren Blumen vom Klang melodiſch ſcheinen zu beben
Stets, wenn geheimnißvoll und gedämpft in der Tiefe die Uhr ſchlägt.
Um die Vaſe ringsum, wie um die würdige Mutter,
Drängen die Taſſen ſich dicht und Kaffeeſchalen und Kannen,
Blumig und bunt wie ſie. Beſchädigt iſt manche. Was thut Das?
Was ſie durch Wunden verloren, gewinnen ſie wieder an Würde.

„All den lieblichen Tand muß man in Sicherheit bringen
Vor dem unſauberen Gaſt, den uns der Kaiſer ins Haus ſchickt.
Lieber wär' ich an Geld mich zehnfach ſchädigen laſſen,
Als daß all das Zeug, dran hundert Erinnerungen haften,
Ich mir ſollte entweihn durch die ſchmutzigen Hände der Räuber.
Solches denkſt du wohl auch, mein ehrlicher Thomas. So ſprich doch."
Alſo ſprach aus dem Winkel heraus die ſchöne Matrone,
Die dort ſtrickend ſaß im ſanft umarmenden Lehnſtuhl.
Lächelnd mit ihrem Blick verfolgte ſie ihren Gemahl, wie
Er in Gedanken verſenkt und ernſt die Stube durchſchritten.
Freudig betrachtete ſie, wie rüſtig und würdig und ſchön noch
Er dahinging, trotz den vorgeſchrittenen Jahren,
Wie das edle Geſicht, durchs Alter noch edler geworden,
Wie das verſtändige Aug', das einſt ſo friſch in die Welt ſah,

Durch die Falten bekam der Weisheit milderen Ausdruck;
Wie das bleichende Haar noch lockig und voll auf den Hals fiel
Und von der Bürde der Zeit der Nacken nur ſachte gebeugt war.
Denn es liebt's noch in ſpäteſter Friſt das Weib, die Matrone,
Ob der getroffenen Wahl ſich zu freun und ſich ſelbſt zu beloben.
„Nun, ſo ſprich, was meinſt du davon?“ ſprach wieder die Alte.
Aber er hörte ſie nicht. Es diente die plötzliche Rede,
Ihn zu ermuntern nur aus ſeiner hinbrütenden Starrheit,
Daß er wieder den Weg, den unterbrochenen, aufnahm,
Auf und abging, bis vor der Uhr von Neuem er ſtehn blieb.

Auf dem Wandpoſtament von ſchwarzem und köſtlichem Holze
Stand ſie glänzend und ſtolz, gleich prächtiger Kirchenfaſade
Aus der Epoche der Kunſt, die man benennt Renaiſſance.
Denn es ſtützten den Bau Arkaden von ſchimmernden Säulen,
Theils von gelblichem Erz, doch mehrere von Alabaſter:
Einfaches Architrav, die Kapitäler belaſtet
Durch die verſchiedenen Schnörkelein und durch allerlei Schnitzwerk —
Und dazwiſchen gefügt Statuetten antiker Bedeutung,
Während im Hintergrund als Genius ſchwebte der Pendel.
Und die Uhr und das Zifferblatt — welch üppiger Anblick!
Wahrlich, man glaubte zu ſehn des Ptolemäiſchen Weiſen
Unheimliches Gemach mit Inſtrumenten und Zahlen,
Maßen und Zirkeln, wo er berechnet die himmliſche Ordnung
Und den Gang der Zeit und der Erdgeborenen Schickſal.
Nichts zu bewundern wär' an der Zahlen gewöhnlichem Dutzend;
Aber da waren auch noch die Zeiger der kleinſten Sekunde,
Zahlen auf Zahlen gehäuft, ob eine die andre gebäre,
Und ringsum im Kreis die zodiakiſchen Schaaren:
Großes und kleines Gethier und Waſſermann, Zwilling und Jungfrau,
Alles in Farben gemalt, bald grell in feurigen Tinten,
Zierlich und lieblich bald, je, wie es der Gegenſtand fordert.

Und bei jeglichem Bild in uraltgothiſcher Schrift ſtand
Deutlich der Monat genannt, auf welchen es übet den Einfluß.
Und die Geſellſchaft der Zwölf durchkrochen noch andere Thiere
Hin und zurück, zum Beiſpiel: Schwan und Schlange und Arktus
Und ein feuriges Roß, dem über dem Haupte ein Stern ſchwebt.
Daß der Mond, der treue Trabant der Erde, nicht fehlte,
Solches verſteht ſich von ſelbſt. Er drehte ſich ſtill um die Achſe.
Halb nur war er von Gold, die andere Hälfte war dunkel.
Wenn die Uhr dann ſchlug, o welch beſonderes Schauſpiel!
Alles das Zeug daran kam plötzlich in wilde Bewegung,
Daß man geglaubt, es kehre zurück das ſchreckliche Chaos,
Und ins Tohu-Wa-Bohu verſinke das künſtliche Weltall;
Denn, im Vertrauen geſagt, ſehr war ſie verdorben, die Kunſtuhr.
Und dann welches Gemiſch und Gewirr der verſchiedenſten Töne,
Daß man frug: brüllt etwa der Leu? klagt traurig die Jungfrau?
Hauchet der Schwan ſein Abſchiedslied? blökt mäckernd der Steinbock?
Oder erfindet der Skorpion ein giftiges Liedchen?
Ach, ihre Zeit war vorbei, ſowie vorüber die Zeit iſt
Jener berühmteren Uhr am Prager Altſtädter Rathhaus,
Wo trotz allem Bemühn nicht mehr die Apoſtel erſcheinen,
Auch der Judas nicht — der doch am Längſten herauskam,
Um den Beutel mit Geld den neidiſchen Chriſten zu zeigen —
Und die Sonn' und der Mond im ehernen Himmel verroſten:
Nur der Tod nickt manchmal noch und zeiget die Hippe.
Ja, es iſt die Zeit der Künſtlichkeiten vorüber,
Und kein Meiſter glaubt, es lohne der Müh, ſie zu flicken.

Aber es hatte wohl nicht ſo tiefe Gedanken der Alte;
Kaum nur ſah er die Uhr, und zerſtreut bemerkt' er gewiß nicht,
Daß ſie auf Winter gezeigt, weil draußen der holdeſte Lenz war.
Nein, ihn plagten gewiß ganz andre Gedanken und Sorgen.
Plötzlich wandt' er ſich um und ſprach zur Matrone im Lehnſtuhl,
Etwas heftiger wohl als ſonſt, im Tone des Vorwurfs:

„Nein, o Weib, ſo kann und ſoll und darf es nicht werden,
Und es iſt Zeit, fürwahr, an Mittel und Wege zu denken;
Morgen ſchon ſind ſie da, ich habe beſtimmteſte Nachricht,
Und dieß Haus, als das größte im Ort, wird am Reichſten bedacht
ſein.
Soll das theuere Kind, die holdaufblühende Knoſpe,
Unſere Eva, ſoll ſie denn mit erleben den Unfug,
Soll ſie mit anſehn die Szenen der roheſten Wildheit,
Denen ſchon morgen das Dorf wird werden der traurige Schau-
platz?
Flecken- und makellos iſt noch die Seele des Kindes,
Wie die Lilie rein und glänzend, und friſch wie die Roſe;
Ihre Gedanken, ſie ſind noch unentweihte Gedanken,
Und kein giftiger Wind warf ſeinen beſchmutzenden Staub drauf.
Was die Mutter Natur durch Jahre ſo liebend gepflegt hat,
Ach! wie behende verdirbt's ein einziger böſer Moment nur.
Denk' ich daran, daß ſolch ein Menſch mit gewohnter Gemeinheit
Sie nur berührt, und ſäh' ich's einmal, ich wäre des Wahnſinns!
Fort muß Eva, und bald!“ Es rief es der Alte mit Nachdruck.

„Aber wohin und wie?“ ſo fragte erſchrocken die Mutter,
Und ſie erhob ſich bleich aus ihrem umarmenden Lehnſtuhl;
Nicht nur war ſie erſchreckt vom Gedanken an baldige Trennung
Von dem theueren Kind — was ſie viel mehr noch erſchreckte,
War, was ſchnell ſie erkannt, daß der Alte verſtändig und wahr
ſprach.
„Aber wohin, da der Feind ſchon Stadt und Land überſchwemmt
hat,
Wir, wir können nicht mit, uns hält zu Hauſe die Wirthſchaft,
Die jetzt mehr als je noch bedarf der wachſamen Augen,
Und ſo kommt das Kind aus Gefahr in größre Gefahren.“
Alſo ſprach die Alte beſorgt, — er zuckte die Achſel.
Selber noch wußt' er es nicht, wie, wo zu finden den Ausweg,
Eins nur wußt' er beſtimmt, daß Hülfe, und baldige, noth that.

Während das ſorgende Paar ſich alſo betrachtete rathlos,
Klang mit Einmal laut von herzlichem Lachen der Hausflur,
Und das klang ſo hold, ſo aus aufrichtigem Herzen,
Daß trotz Sorg' und Verdruß mitlächeln mußten die Alten.
Und es entſpann auf dem Flur mit Lachen ſich folgende Zwieſprach:
„O, wie furchtbar leer, o Adam, iſt wieder die Jagdtaſch',
Mager und abgehärmt, ſo wie dein engliſcher Windhund.
Unglückſeliger Schütz, nur dir zum Aerger aus Bosheit
Gab die Mutter Natur dem Hirſche die flüchtigen Läufe
Und dem Vogel zur Flucht den himmelaufſtrebenden Fittig.
Wär', o Adam, auf dich die Vorrathskammer gewieſen,
Bliebe ſie öd, o Adam, und leer wie die traurige Jagdtaſch'!"

„Lache nicht, Eva," verſetzte darauf die andere Stimme,
Wenig gekränkt durch den Spott, doch ernſt mit männlichem Wohllaut:
„Sag' ich die Urſach dir, warum ſo mager die Taſche,
Lachſt du gewiß nicht mehr, denn gut iſt dein Herz und gefühlvoll."

„Nun, ſo erfinde nur ſchnell dein Jägerlatein und entſchuld'ge,
Wie es der Brauch bei Jägern von je, dein ſchmähliches Unglück."
So fuhr Eva fort und ließ ſich im Lachen nicht ſtören.

„Heut," ſprach Adam darauf, „war ich von Freunden geladen.
Mitzugehn aufs Feld und Frühlingslerchen zu ſchießen;
Nebellos und klar war ſchon ſehr frühe der Morgen,
Rein, kryſtallen die Luft, voll Heiterkeit lachte die Sonne,
Laut vom Lerchengeſang wiederhallte der leuchtende Himmel:
Jeder Lufthauch ſchien ein Lied im Schooße zu tragen.
Günſtig und hoffnungsvoll wird ſolch ein Morgen dem Jäger:
Und ſo zogen wir aus zuſammen und ſangen im Chore.
Erſt im offenen Feld zerſtreuten wir uns, und ein Jeder
Ging mit der Büchſ' in der Hand dahin, vorſichtig und einſam.
Und ſo ging auch ich. O Kind, wie ward mir zu Muthe!

Unter den Füßen mir die dunkelen Schollen der Erde,
Noch vom Frühlingsgrün der freundlichen Hülle bedeckt nicht:
Aber doch lebensvoll ſchien jede ſich ſchon zu bewegen,
Schwellend vom wachſenden Keim und künftigen nährenden
Früchten.
Düfte nur hauchten empor, als wär' eine einzige Blume
Unſere Erde und uns ihr Kelch die duftige Wiege.
Ferne vom anderen Rand des Baches ertönte des Landmanns
Stimme mit Kraft und klar, antreibend die Stiere der Pflugſchaar.
Neben ihm mit gemeſſenem Schritt und gleicher Bewegung
Ging, ausſtreuend das Korn, mit ſtrotzender Schürze der Sämann,
Murmelnd das ſegnende Lied, nach deſſen Takten er ausſtreut.
Silbern dampfte der Bach und ſchlug an die Kieſel melodiſch,
Und an jeglichem Halm wiederglänzte im Thaue die Sonne.
Aus den Zweigen hervor neugierig drangen die Knospen,
Fragend, ob ihr Kind, die zarte, empfindliche Blüthe,
Ohne Beſorgniß dem Wind, dem Wetter ſie dürfen vertrauen.
Aber die ſieht noch nicht des Lenzes verläßlichſten Boten:
Sieht die Schwalbe noch nicht und zieht ſich zurück in die Hülle,
Die ſie warm verdeckt, wie das Kind die Gewande der Mutter.
Und in der Luft, o welche Muſik, welch wirbelndes Leben!
Ueberall aus dem Gefild ſtieg auf die ſingende Lerche,
Daß man nicht wußte, fürwahr, ob ſie die Lieder emporträgt,
Ob ſie ſelbſt nicht wird vom eigenen Sange getragen,
Sie, die Seele der Luft, die redende Zunge des Frühlings.
Bald verſchwand ſie im Blau, als ob ſie der Himmel enthoben,
Sein geliebteſtes Kind, und ſie im Buſen verborgen.
Mich überkam das Gefühl, das immer und immer im Frühling
Mich überfällt und drängt, ich weiß nicht, wie es zu nennen, —
Freudig und ſchmerzlich zugleich. Als ob ich etwas vergebens
Suchte im mächtigen All, ſo traurig iſt mir zu Muthe,
Und doch heiter auch, als hätt' ich es endlich gefunden.
Eins mit der Welt empfind' ich mich dann und will ſie umarmen,
In die Fremde entfliehn und doch die Freunde nicht laſſen.

Die ich, wie es mir ſcheint, dann herzlicher liebe und treuer.
Flügel wünſch' ich mir da, um in den Himmel zu dringen
Und von der Höhe herab im wirbelnden Liede die Seele
Auszuſchütten und mich und die Kinder der Menſchen zu ſegnen.
Ach, ich ſpreche nur Worte und Worte — ich weiß es doch ſelbſt nicht,
Was ich wünſche — vielleicht nur wünſch' ich, zu ſein wie die Lerche.
Eva, ſiehſt du — und ſie, die vielleicht ein Gleiches empfindet,
Gleiches Gefühl und Liebe, vielleicht noch tiefer und ſtärker,
Da ſie's ſinget im Lied, wofür mir mangelt der Ausdruck:
Sie voll Glück und Tönen, erfüllt von Leben und Frühling,
Sollt' ich tödten? — Dazu, beim Himmel, ich hatte das Herz nicht.
Unter den Baum ins Gras warf ich mich ſelbſt und die Büchſe,
Und ein jeglicher Schuß der Gefährten durchſchnitt mir die Seele."

Schweigen folgte darauf, denn Eva lachte nicht wieder.
In der Stube drin die Alten, ſie hörten die Worte.
Jetzt, da Adam ſchwieg, rief freudig der Vater und plötzlich:
„Weib, die Hülfe iſt da, das Mittel, ich hab' es gefunden." —
„Was? ſo ſprich" — die Mutter fragt's, er erwiederte nicht mehr;
Denn ſchon riß er die Thür weit auf und winkte dem Jüngling,
Dem das Mädchen die Hände ergriff, als wollte Vergebung
Sie erflehn von ihm für jenes voreilige Lachen.
Auf des Vaters Wink eintrat zur Stube der Jüngling,
Schüttelte Jenem die Hand und dann der lächelnden Hausfrau.

Herrlich war er zu ſehn, der Jüngling. Zwiſchen den Alten
Stand er kräftig da, gleich einer der blühendſten Eichen.
Achtzehn Jahr kaum alt, doch prangend in voller Geſundheit,
Blickte der künftige Mann ſchon deutlich aus jeder Bewegung.
Luſtig ſaß ihm der Hut, der grüne, auf wallenden Locken,
Die ſehr dunkelbraun umſchatten die blühenden Wangen.
Kurz nur war der beſchnürte Rock von einfachem Tuche,
Kaum, daß das Knie er berührt, doch war er trefflich geeignet,

Seine ſchlanke Geſtalt im ſchönſten Lichte zu zeigen,
Die gewölbete Bruſt, die kräftigen Schultern, die ſchmale
Mitte, welche ſich leicht und ungezwungen bewegte.
Um den Hals nur loſe geknüpft ſchlang ſanft ſich das Tuch, von
Welchem die Schleife zu ſehn nur war, da der Kragen des Hemdes
Weiß es bedeckt' und den Hals, den etwas bräunlichen, ſehn ließ.
Auf der Weſte von Sammt erglänzte ein ſtählernes Kettlein;
Bis zu den Knieen herauf erhoben ſich faltige Stiefel.
Kräftig ſah das Geſicht und geſund. An ſtrotzender Röthe
Mangelt' es zwar, doch ſprachen das Braun der gerundeten Wangen
Und der Naſe Schwung und die roſig blühenden Lippen
Und der ſichere Blick von Kraft in männlicher Fülle.
Schwer zu beſtimmen war's, von welcher Farbe die Augen,
Ob ſie blau, ob ſchwarz — die langen und ſchattigen Wimpern
Deckten ſie allzu ſehr. Zumeiſt erſchienen als ſchwarz ſie;
Aber als blaue befand ſie die lange, genaue Betrachtung.
Ueber der Lippe zeigte ſich ſchwarz der beſcheidene Anflug
Flaumigen Barts, der aber verſprach die üppigſte Zukunft.

Alſo ſtand vor dem Alten er da. Der legte die Hand ihm
Auf die Schulter und ſah ihm lang nachdenklich ins Antlitz.
Endlich ſprach er ſo mit gewichtiger Stimme und langſam:
„Adam, du weißt, ich habe dich nie gemahnt an Vergangnes;
Nie, was ich dir gethan, nach der Weiſe gewöhnlicher Menſchen,
Hab' ich dir vorgeſagt und vorgerechnet, und niemals
Haſt du's gefühlt, daß du ein angenommenes Kind biſt.
Als ich ins Haus dich nahm, da Vater und Mutter dir ſtarben,
Lobt' ich mich ſelber nicht ob jener erwieſenen Wohlthat;
Was ich that, mir war's nur ſchreiendſte Schuldigkeit — und iſt's
Heiligſte Pflicht denn nicht, dem Nebenmenſchen zu helfen,
Wie erſt, wenn er wie du ein hülflos verlaſſenes Kind iſt?
Wenn hier Wohlthat iſt, du warſt es, der ſie erwieſen:
Lange verſagte der Herr uns den Segen, den höchſten, der Ehe;

Einſam gingen, betrübt wir traurigem Alter entgegen.
Nutzlos ſchien uns jeder Erwerb und jegliche Arbeit,
Sollte doch ihre Frucht nicht erfreun ein theueres Weſen.
Und zu erkalten begann die Liebe, die erſt uns vereinte:
Still und verdrießlich ging einher Eins neben dem Andern,
Und an der Thüre ſchon lag bös lauernd häusliche Zwietracht;
Denn es fehlte das Band, das ſtets ſich erneuende, welches
Immer mit friſcherer Kraft zwei menſchliche Herzen umſchließet
Und der Mittelpunkt iſt, um den die Gefühle ſich ſammeln.
Du — du brachteſt ins Haus die Liebe, das Leben, die Jugend,
Und dein Kindergeſchrei verſcheuchte die ſchädlichen Geiſter.
Als uns dann noch beſchenkte der Herr mit der lieblichen Spätfrucht,
Mit des eigenen Kinds beglückendem Daſein erfreute,
Da auch fühlteſt du nicht, daß du uns fremder, als Eva.
Ward uns ein theueres Kind, ward dir eine Schweſter — du
weißt es.“

„Ja, ich weiß es,“ ſo rief darauf der kräftige Jüngling.
„Eingeprägt bleibt's mir im innerſten Herzen, o Vater,
Unverlöſchlich und tief. Und was für mich du gethan haſt,
Nenn es, wie du es willſt: Almoſen, Schuldigkeit, Wohlthat,
Nenn es Pflicht — mir gilt es gleich — ich weiß nur das Eine,
Daß ich Vater und Mutter euch Beide nenne und daß ich
Freudig zu Allem bereit, was je für die Eltern ein Sohn that.“

Und der Alte darauf: „Dich erinnern nur, daß du mein
Sohn biſt,
Wollt' ich und fordern von dir, daß nun die Pflicht du erfülleſt
Gegen das Kind, deine Schweſter — der Augenblick iſt gekommen.
Du wirſt Mann! (‚Ein Mann!‘ — mit Stolz wiederholt' es der
Jüngling)
Offen ſprech' ich zu dir und will meine Angſt dir vertrauen,
Sicher, daß ich das Wort an keinen Knaben verſchwende.
Darum kurz. Du wirſt mich verſtehn. Kein Flecken und Makel

Haftet an Geiſt und Gemüth des theueren lieblichen Kindes:
Ihre Seele iſt reich, wie ihr Leib, an Schönheit und Anmuth,
Schuldlos iſt ſie und rein, eine Blüthe unter den Menſchen.
Aber leicht wird befleckt dem fünfzehnjährigen Kinde,
Wenn es Häßliches ſieht, Phantaſie und Herz und Gedanken;
Denn zu empfänglich iſt die Jugend für jeglichen Eindruck,
Und der weißeſte Schnee iſt's, der am Leichtſten befleckt wird.
Morgen kommen ſie an, von deren erſchreckendem Unfug
Tauſend Sagen voraus erzählen, erregend den Abſcheu.
So den unſchuldigen Blick des Kindes will ich bewahren;
Und da Stadt und Land bereits vom Feinde bedeckt ſind,
Hab' ich beſchloſſen, dich mit unſerer Eva zu ſenden
Tief in den Wald, entfernt von den lärmenden Pfaden der Menſchen.
Wenige Stunden von hier, wo ſonſt die Meiler der Köhler
Rauchten, jenſeits der Schlucht, wenn man entgegen dem Waldbach
Geht, nicht fern dem Beginn des unbetretenen Urwalds,
Wo aus der Tannen Nacht ſich hebt ein einſames Kloſter —
Dort, du weißt es, beſitz' ich ein ausgedehnteres Waldſtück,
Ausgereutet halb und verbrannt zu nützlichen Kohlen,
Die ich vor Jahren ſchon verbraucht in Hütten und Hämmern,
Dort auf freundlicher Höh', in der Ecke der ſonnigen Halde,
Hab' in vergangener Zeit ich gebaut ein Haus für den Heger,
Der die Meiler bewacht. Jetzt liegt es verfallen und einſam.
Leichte Müh baut wieder es auf und machet es wohnlich:
Küche und Boden enthält's und zwei geräumige Stuben.
Heute noch ſend' ich dahin, es einzurichten, die Knechte,
Was dann fehlt, wirſt du mit fleißiger Arbeit erſetzen:
Denn dahin wirſt du ziehn mit Eva, dem theueren Kinde,
Dort verbleiben, bis fort ſind die ungebetenen Gäſte.
Dir vertrau' ich ſie an, du wirſt ſie treulich beſchützen."

Eben trat das Mädchen herein. Der kräftige Jüngling
Faßte mit Macht ihre Hand und rief: „Beim Himmel, das werd' ich!

Schützen will ich ſie mit allen Kräften der Seele
Und mit all der Kraft, die meine Glieder belebet,
Hüten mit allem Verſtand, mit allen Gefühlen des Herzens,
Hüten und ſchützen ſie mit dem letzten Tropfen des Blutes!“

„Du hältſt Wort!“ der Vater ſprach's. Die Mutter zerdrückte
Eine Thräne im Aug. Verwundert blickte die Jungfrau.

Zweiter Geſang.

Das Paradies.

Morgen war's. Es zog der Knecht das Pferd aus dem Stalle,
Denn es ſtand ſchon der Wagen bepackt mit hundert Geräthen,
Als da ſind Bettſtellen und Tiſch' und Kaſten und Stüble;
Auch den Spiegel hat nicht leichtſinnig Eva vergeſſen.
Kleinigkeiten, auch Kaffeemaſchinen ſammt Zuthat,
Löffel, groß und klein, und Teller und Schüſſel und Töpfe,
Und zuletzt warf Adam dazu ein Bündel mit Büchern:
Den überſetzten Homer und Plutarch und Schiller und Goethe
Und die Geſchichte vom ſchrecklichen Blinden aus Böhmen, von
Ziſka,
Und von Johannes Huß, dem muthigen Kirchenverbeßrer,
Welchen Sigismund, der deutſche Kaiſer, verrathen
Und das Kirchenkonzil verbrannt als Ketzer in Konſtanz.
Denn es liebt' der an Leib und Seele ſo kräftige Jüngling
Noch von der Schulzeit her in ſinnigen Stunden die Bücher,
Und er dachte ſich's aus, in den Einſamkeiten des Waldes
Mit der Schaar ſeiner Helden bekannt zu machen die Jungfrau.
Die ſprang luſtig umher indeß und freute der Habe
Sich, die unbeſchränkt ſie ſollte verwalten als Hausfrau.

Lieblich gekleidet war und fertig zur Reiſe die Jungfrau:
Ihr vom Arme herab hing luſtig am Bande der Strohhut.

Der da deutlich genug abſtechen mußte vom Haare,
Welches, es ſei zum Ruhm ihr geſagt, mehr dunkel als blond war
Und in Flechten und lang und breit den Rücken hinabfiel.
Gleich der friſcheſten Frucht, umgeben von glänzenden Blüthen,
Steckte der lächelnde Kopf in der blühenden Krauſe des Halstuchs,
Welches zierlich umſchlang und faltig Schulter und Buſen.
Kurz nur war, nach der Sitte des Lands, das bläuliche Röckchen,
Aber am Rande geſäumt von dunklern ſammtenen Streifen;
Nicht verbarg es mit Neid die niedlichen Knöchel der Jungfrau
Und den länglichen Fuß, der ſchmal im geſtöckelten Schuh ſtak.

„Fertig!“ rief der Knecht, als das Pferd an den Wagen geſpannt war,
Und der heitere Blick von Kind und Vater und Mutter
Wurde plötzlich betrübt; es weinten die weiblichen Augen,
Während Adam ſich Manches zu ſchaffen noch machte am Wagen
Und der Alte ſich ſtill mit halbgezwungenem Lächeln
Umſah und in der Luft erſcholl die Peitſche des Knechtes.
Endlich kam der Jüngling herbei; aus den Armen der Mutter
Hob er Eva hinauf, wo ihr bereitet der Sitz war
Vorn im Karren aus Heu und Stroh, ſehr weich und gemächlich.
Auch für ihn war noch Platz, doch wollt' er lieber daneben
Gehn auf dem holprigen Pfad, um nachzuhelfen, wo's noth that.
Vater und Mutter drückt' er die Hand und küßte ſie Beide;
Ohn' ein Wort dann winkt' er dem Knecht, es knallte die Peitſche,
Und es ſetzte der Zug langſam ſich in ſachte Bewegung.
Traurig mäckerte noch die Ziege, die hinter dem Karren
Ging, an den Korb gebunden, und mit den Reiſenden fortzog.
Aber es trennten ſich nicht ſo leicht der Vater, die Mutter —
Lange noch gingen ſie mit zu beiden Seiten. Der Alte
Schwieg. Doch hatte die ſorgliche Hausfrau Manches zu ſagen:
„Seid nur unbeſorgt, ich will euch im Wald nicht vergeſſen,
Wöchentlich ſoll ein Knecht euch Nachricht bringen von Allem,
Was ſich ereignet im Dorf — auch ſollt ihr immer mit Jedem,

Was die Wirthſchaft braucht, im Ueberfluſſe verſorgt ſein.
Reichlich wird euch mit Milch die Ziege verſehen zum Frühſtück,
Sie iſt gut und geſund — fürwahr, ein treffliches Thier iſt's,
Kaum drei Jahre nur alt — die Butter ſchick' ich euch ſelber,
Sollt' ich ſie kaufen auch in der Stadt — ſie iſt jetzt ſo ſelten.
Was die Jahrszeit bringt, ihr ſollt es haben vom Erſten.
Mit dem Kaffee, mein Kind — ich ſchicke dir immer gebrannten —
Geh recht ſparſam um und gib nur Acht auf das Feuer,
Daß kein Unglück geſcheh' — das Haus iſt aus trockenem Holze" —
Alſo gab ſie dem ſcheidenden Kind vorſorgliche Lehren,
Bis an den Bach der langſame Zug war gekommen, und plötzlich
Rechts und links, gezwungen, Halt zu machen, die Alten
Schnell noch drückten die Hand den ſcheidenden Kindern. Der Wagen
Rollte durchs ſeichte Bett — flink ſpringend von Steine zu Steine,
Folgte ihm Adam nach, die Jungfrau wandte ſich lächelnd.
Traurig ſtand das alternde Paar und blickte mit naſſen
Augen den Theueren nach, bis hinter dem Hügel ſie ſchwanden.
Schweigend gingen zum Haus ſie zurück, als endlich die Mutter
Schüchtern begann: „ob nicht der Entſchluß voreilig gefaßt war!
Kinder ſind ſie ja doch, und ſo allein und verlaſſen! —
Und iſt's gewagt denn nicht, wenn ich Alles und Jedes erwäge,
Jüngling und Mädchen allein in dieſem gefährlichen Alter!" —
Aber da rief der Vater erzürnt: „Was, Weibergedanken!
Kenn' ich denn Adam nicht, die treueſte männliche Seele,
Ohne Makel und Fehl? — Wie ruhig vertrau' ich das Kind ihm."
Lächelnd fügt' er hinzu: „Er wird ſie treulich beſchützen,
Will es der Herr auf längere Zeit, gern will ich vertraun ihm,
Seinem ſicheren Schutz, was mir auf Erden das Liebſte."

Holperig ging über Stock und Stein indeſſen der Wagen,
Hügel hinauf und hinab entgegen dem rauſchenden Walde,
Bis als einziger Weg das Bett des vertrockneten Wildbachs
Uebrig blieb, das ſteil und gerad den Berg ſich hinaufzog.

Oftmals mußten der Knecht und Adam ſtützen den Wagen,
Daß am ausgeſchwemmten Geſtein er krachend nicht umfiel.
Eva zog es zuletzt auch vor, zu Fuße zu wandern
Und das blökende Thier, die Ziege, am Stricke zu führen.

Laßt ſie ziehn. Ich benutze die Zeit, die helfende Muſe,
Wie es doch immer der Brauch in hexametriſchen Rhythmen,
Anzurufen, was ich bis jetzt nachläſſig verſäumt hab'.
Auch, befürcht' ich, büßen es ſchon die geſungenen Verſe.
Aber welche Geſtalt und inkarnirten Gedanken
Wähl' ich mir aus, o ſagt, daß der Plan des Poeten ſich kundgibt?
Ruf' ich dich vielleicht, du Tochter des Pfarrers von Grünau?
Nein! es iſt jetzt beliebt, mit Lächeln nur dich zu betrachten,
O Luiſe Voß, du ſittſam beſcheidene Jungfrau!
Dich, Dorothea? Erſchreckt kehrt ſich von dir meine Kraft ab,
Wahrlich, du biſt zu ſchön, zu hoch, zu groß und zu weiſe.
Klüger iſt's, gar nicht an dich zu mahnen den Leſer,
Lieber helf' ich mir wieder, wie ſtets ich gewohnt, mir zu helfen,
Schöpfe aus eigener Bruſt, beſchwörend herauf die Erinnrung.
Dich ernenn' ich hiemit zu meiner helfenden Muſe,
Nanny, liebliches Kind, du glückliche kindiſche Liebe.
Kaum acht Jahr! wie feſt und feurig hab' ich geliebt ſie,
Sie kaum ſieben, und ach! wie treu ſie mich wieder geliebt hat!
Und ſie war noch ſo klein, und doch ſo neckiſch und ſchlank ſchon
Und die Urſach auch zu Eiferſucht, Hader und Zank oft.
Einſt — es war, ich denk' es wie heut, ein lenziger Sonntag —
War ſie geladen zum Spiel von Nachbars Kindern, wo ich doch
Nimmer erſcheinen gekonnt, da ich am ſelbigen Morgen
Einem der Jungen die Fauſt um Nanny's willen ins Aug ſchlug;
Denn er machte ſich ſtets gar ſehr zu ſchaffen um Nanny.
Sollt' ich allein ſie laſſen dahin? — Unmöglich! Wie ſehr auch
Sie darauf ſich gefreut. Ich lockte mit liſtigen Reden
Sie auf unſeren Hof in die Scheune und ſchlug dann das Thor zu,
Drehte den Schlüſſel im Schloß und ſteckt' ihn ein, und bebende

Lief ich fort in den Wald, um nicht mich erweichen zu laſſen
Vom Geſchrei, vom Weinen, das bald ſich hinter mir anhub.
Aber es liefen herbei die dummen erwachſenen Menſchen,
Die bei Gott kein Recht und nimmer Verſtändniß beſitzen,
Sich in die Kinderwelt und ihre Verwicklung zu miſchen.
Schreiend liefen ſie hin und her und ſuchten den Schlüſſel,
Fragten und fluchten und wußten nicht was und erbrachen die Scheune,
Wo ſie thränenbenetzt das Mädchen fanden und ſtaunten.
„Nun, ſo komm doch heraus!“ Sie aber ſchüttelte weinend
Ihr blondlockiges Haupt und ſchluchzte und ſagte: „Ich darf nicht,
Und ich geh nicht hinaus, bis er es wieder erlaubt hat.“ —
„Warum haſt du geſchrien, du Trine, und Alles erſchreckt ſo?“ —
„Das geht Niemand an. Ich weinte, weil er mich einſperrt,
Nicht, damit ihr kommt und aufmacht, wenn er's erlaubt nicht.“
Alſo du, ſei Muſe mir, unſchuldiges Weſen,
Daß ich treu und wahr mit Farben der einfachen Kindheit
Male das Leben von zwei unſchuldigen Kindern — doch halt da!

Angekommen indeß am Ziel ſind Adam und Eva.
Noch ein herzhafter Zug des Pferdes — auf ebener Halde
Wenige Schritte nur noch — und erreicht iſt die einſame Hütte.
Und ſie blicken um ſich. Schön liegt die einſame Hütte.
Mit dem Rücken gelehnt an würdige Fichten und Tannen,
Breitet vor ihr ſich aus ein grünender Platz wie ein Hofraum,
Welcher umſchloſſen iſt rings von duftigen wachſenden Mauern.
Von der Halde hinab, die bedeckt von Blumen und Gräſern
Und ſich ſenket gemach von der Hütte aus als ein Abhang,
Sieht man weit und breit in dunkle verwachſene Thäler,
Ueber die Berge dahin, die ſich heben und ſenken wie Wogen.
Nah aus den Tannen empor erhebt ſich das Kloſter der Mönche,
Still und ernſt mit dem Thurm, der ſelber bemoost wie ein Baum iſt.
Fern gen Abend zu, abſtechend vom anderen Walde,

Schließt den Geſichtskreis ab der düſtere ſchwärzere Urwald,
Den kein Beil noch entweiht und deſſen dichtes Geheimniß
Noch kein menſchlicher Pfad durchdrang, kein Köhler gelichtet.

Abgepackt iſt alles Geräth, ſchon wendet zur Abfahrt
Pferd und Wagen der Knecht; fort zieht er, beladen mit Grüßen.
Adam und Eva ſehen ſich an — in gewaltiges Lachen
Brechen ſie Beide dann aus ob ihrer beſonderen Lage.
Und ſie faſſen ſich an bei den Händen und drehn ſich und tanzen
Ueber den graſigen Platz und nennen ſich Hausherr und Hausfrau.
Doch der Hausherr kommt pflichtmäßig zuerſt zur Beſinnung:
Vieles iſt noch zu thun, um einzurichten den Haushalt.
Und ſie gehen hinein und ordnen Alles und ſtellen
Jedes auf ſeinen Platz und ſchmücken die Stuben, die Küche.
Eva's Stube zuerſt — ſie hatte die ſchönere Ausſicht
Auf den grünenden Platz und auf die jüngeren Wälder,
Wo im dichten Gebüſch Singvögel niſteten, während
Auf der andern Seit' vor Adams Fenſter der alte
Wald ſich erhob, ſtill, ernſt, eintönig durchrauſchet vom Sturzbach.
Eva hatte dafür nicht fern die ſilberne Quelle,
Deren Bächlein im Moos zog glänzende ſchlängelnde Gleiſe.
Aber ſie hatten nicht Zeit, ſich lange zu freuen der Ausſicht,
Denn es ſollten noch heut ums Bett die weißen Gardinen
Werden geſpannt und gelegt mit Geſchmack in längliche Falten.
Lang und ſchwer war die Müh, doch war ſie auch lohnend; denn zierlich
Fiel der Vorhang herab als Zelt von der hölzernen Decke
Und umgab das jungfräuliche Bett mit heimlicher Dämmrung.
Dann auf dem Kaſtenbrett ward Glas und Taſſe geordnet
Und der Spiegel gehängt in die Ecke zwiſchen die Fenſter.
Aber traurig ſtand die Blumenvaſe, die leere.
Eva betrachtete ſie nachdenklichen Blickes; da nahm ſie
Ihr aus der Hand der Jüngling und lief hinaus auf die Lichtung.
Wenig Blumen nur bringt uns dar der Frühling im Walde,

Aber, was er bot, der Jüngling ließ ſich's entgehn nicht:
Dort in der Sonne ſtand breitblättrig die Blume des Maien,
Hier im Schatten geſtreckt die vielgeſtaltige Orchis,
Sie, der Proteus des Hains, die überall heimiſche Blume:
Kurz und dick erhob aus dem Moos ſich der würdige Krokus,
Weiß und in zarteſtes Blau ſtand die Anemone gekleidet,
Grün und ſchimmernd neigt' Schneeglöckchen das zitternde Köpfchen.
Dann am Rande des Bachs dazu noch pflückt' er des Farnkrauts.
All Das wand er zum Strauß und füllte die Vaſe mit Waſſer.
Jubelnd kam er zurück und jubelnd wurd' er empfangen
Und mit Feierlichkeit der Strauß geſtellt in das Fenſter.
Fertig waren ſie bald mit der anderen Zelle: kein Vorhang
Deckte das Bett, das nicht viel mehr als ein ſchwellender Strohſack;
An der kahleren Wand am Nagel ſchwebte die Büchſe,
Aus dem Winkel hervor erglänzten die Axt und der Spaten,
Allerlei Werkzeug noch daneben im ledernen Beutel.
Auf dem Tiſche zerſtreut chaotiſch lagen die Bücher.

„Es iſt gut,“ ſprach Adam dann, als auch in der Küche
Alles geordnet war, im Schranke die Teller und Töpfe,
Und das Blechgeſchirr am geſpannten leinenen Band hing —
„Es iſt gut für heut, wir haben vollendet das Tagwerk,
Nützlicher iſt's, mit erneuerter Kraft zu gehn an die Arbeit
Nach genoſſener Ruh, als fortzufahren, wenn müde
Schon die Glieder ſind und nur halb ihre Dienſte verrichten.
Wenig lohnet ſich ähnliche Müh und iſt ſchlechter als Nichtsthun;
Denn es ſchadet mehr, als er nützt, ſolch gieriger Eifer.
Vieles noch bleibet zu thun — die Löcher der alternden Wände
Sind zu ſtopfen mit Moos, das zerriſſene Dach iſt zu flicken,
Daß uns Regen und Wind nicht dringen in Kammer und Küche.
Auch der Stall, der kleine, bedarf noch mancher Verbeßrung,
Daß ſich die Ziege darin auch wohl befinde und fühle,
Wie wir, die ſie ernährt, uns gern ihr dankbar bezeigen.

Denn es beweiſe der Menſch beſonders dem gütigen Hausthier,
Daß er nicht ſein Tyrann und daß er es wiſſe zu ſchätzen.
Froh empfindet's das Thier und iſt dem Erkenntlichen dankbar.
Aber es ſei auf morgen vertagt, ſchon ſinket die Sonne."

Alſo ſprechend ging er hinaus, der kräftige Jüngling,
Und gelehnt an den Baum, beſah er die ruhende Gegend.
Stille war's; nur hie und da noch hackte der Specht und
Zwitſcherte träumend ein Vöglein im unvollendeten Neſte,
Lauter erbrauſte der Bach, doch ohne die Stille zu ſtören.
Auch die Glocke, die jetzt herüberbebte vom Kloſter,
Schien zur Ruhe nur, zu Frieden und Schlummer zu laden;
Fern im Oſt umhüllte den Wald ein ſchattiger Nebel,
Während gen Untergang die Wipfel im Golde noch glänzten.
Adam ſeufzte bewegt — es war kein Seufzer des Schmerzes:
Auch das volle Gemüth, das glückliche, liebet den Seufzer.
Schweigend ſah er ſich um, ob nicht bei ihm war die Jungfrau;
Doch ſie war in der Hütte geblieben. Es klang jetzt heraus der
Schlag von Stahl und dem Feuerſtein — bald wirbelte Rauch auf
Aus dem Kamin, und bald auch aus der erleuchteten Küche
Fiel ein feuriger Schein heraus auf die dämmernde Halde,
Und es lächelte vor ſich hin der kräftige Jüngling.
Aber auch ſie trat bald aus der Hütte, gelockt vom Geſange,
Der ſehr ernſt und ſchwer, wie Töne der Orgel, heraufzog
Aus dem düſteren Thal und näher und näher der Lichtung
Und harmoniſch gemiſcht mit dem Brauſen des Bachs und der
Bäume
Und dem Murmeln des Quells, der heller am Abend ertönte.
Leiſe nur ſchlich ſie herbei und lehnte ſich furchtſam an Adam.
Alſo ſtanden ſie da und harrten des Sängers, der immer
Näher und näher kam herauf den einſamen Fußpfad,
Der an der Halde vorbei hinführt zum Kloſter der Mönche.
Auch war der Sänger ein Mönch, der aus dem Thale zurückkam,
Eine hohe Geſtalt, die höher noch ſchien in der Kutte

Und der Kapuze, die ihm das Haupt umſchattend bedeckte.
Wie er die Beiden erſah, den Jüngling mit muthigem Blicke
Und das jungfräuliche Kind mit fromm gefalteten Händen,
Und auf dem Herde der Hütte das traulich praſſelnde Feuer
Und, von der Sonne umſäumt, die Fenſter der wohnlichen Stube,
Blieb er ſtehn überraſcht; dann aber mit freundlichem Lächeln
Grüßte das blaſſe Geſicht, das edle — dann wandelt' er weiter.
Vater Kamillus iſt's, der gute, ſo liſpelt' der Jüngling.
Aber es ſchwieg zur Andacht geſtimmt die liebliche Jungfrau,
Und ſie horchte dem Sang des weiterſchreitenden Paters,
Welcher traurig erklang alſo durch das Dunkel der Bäume.

Heut ich aus der Zelle ſchaute,
Sah ich, wie ein blaues Vöglein
An die Wand ſein Neſtlein baute.

Klümplein Erde, Federn, Halme
Trug's herbei und ſang zur Arbeit
Fromme Lieder, ſüße Pſalme.

Und ich hielt mich ſorglich ſtille;
Denn, das Vöglein nicht zu ſtören
Bei der Arbeit, war mein Wille.

Und ich dachte, wie am Morgen
Ich ihm Nahrung wollte reichen
Und für ſeine Armuth ſorgen.

Dachte ſchon, mit ihm zu leben
Froh vereint, wenn ich es lockte
Zu des Fenſters Gitterſtäben.

Aber fühlen meine Blicke
Mußt' es, denn es floh von dannen,
Und es kehrte nicht zurücke.

Und ich mußte ſelbſt mich fragen:
Sind ſo bös der Menſchen Augen,
Daß ein Vöglein ſie verjagen?

Kann die Liebe ſelbſt nicht lindern
Ihre böſen Zauberkräfte
Und des Vögleins Angſt vermindern?

Und doch iſt's das Aug, das ſaget,
Welches böſ' und gute Trachten
Unſre Seele in ſich traget.

Darum floh das Vöglein eben;
Denn der Herr hat ihm die Ahnung
Künft'gen Unheils beigegeben.

Liebend hätt' ich es gepfleget,
Als der Einſamkeit Genoſſen
Mondenlang vielleicht geheget.

Aber endlich aufgegangen
Wär' in mir der böſe Wille,
Und ich hätt' es doch gefangen.

Und in einen düſtern Bauer
Hätt' ich's eingeſperrt deſpotiſch
Und verdammt zu ew'ger Trauer.

Wohl dir, daß du fortgeflogen,
Vöglein, in die grünen Wälder,
Denn ich hätte dich betrogen.

Dritter Geſang.

Die Schlange.

Täglich ging er vorbei an der Halde, der Pater Kamillus:
Morgens hinunter ins Thal und Abends zurück in das Kloſter;
Denn er war der Arzt und Helfer und Rather der Gegend,
Und in die Hütte, die er betrat, kam Heilung und Tröſtung.
Und er war nicht ein Mönch von jener verächtlichen Gattung,
Die mit Lüſten verbringt den Arbeitstag und den Faſttag,
Die nach außen ſich zeigt mit zelotiſch heuchelndem Antlitz
Und im Inneren lacht ob der fetten Pfründe der Dummheit;
Auch nicht war er ein Pfaff von jenem noch ſchlechtern Geſchlechte,
Welches die Einſamkeit mit Stolz erfüllt und mit Hochmuth,
Das ſich allein nur verehrt und verachtend ſich ab von der Welt kehrt,
Kalt wie Bonzen und ſchroff und ledig der Bande der Liebe.
Nein, denn Mitleid ſprach ſein ganzes ſchönes Geſicht aus —
Mitleid, das Kind der Liebe, die Mutter der edelſten Thaten,
Mitleid, das zum Tod für die arme und leidende Menſchheit
Jenen Dulder am Kreuz, den Helden der Schlachten begeiſtert,
Mitleid, der ſchmerzliche Ruf, der klagend von Herzen zu Herzen
Aller der Edelſten zieht, die Weltgeſchichte durchhallend. —
Dieſes Mitleid ſprach des Mönches ganzes Geſicht aus.

Täglich kam er vorbei, und immer und lange verweilt' er
Vor der Hütte des Paars, das nun hier heimiſch geworden:
Eva, das liebliche Kind, und Adam, der kräftige Jüngling.
Lächelnd ſah er zu, wie ſie mit mancherlei Arbeit
Nützlich und ſchön die Stunden des Tags zu füllen verſtanden.
Schon nach weniger Zeit, wie hatte die einſame Lichtung
Sich verändert ſo ganz und gar an Geſtalt und Charakter;
Sonſt ſo düſter und ſchwarz, — jetzt glich ſie den lachendſten Fluren.
Kaum zehn Schritte vom Haus, in gemeſſenem länglichem Viereck
Und in Beete getheilt, war aufgerodet der Boden
Und die Schollen zerhackt und gereinigt von Steinen und Wurzeln.
Alſo gab's ein fruchtbar Feld, das ſinnig umzäunt von
Rankendem Roſengeſträuch und ſchon von den ſproſſenden Saaten
Hie und da war bedeckt, wie von einem grünenden Teppich;
Zwiſchen den Beeten lief ein ſchmaler, gewundener Pfad hin,
Deſſen Rand erſt zieren noch ſoll mit Blumen der Sommer.
Jetzt noch ſind ſie verſteckt im Boden als Samen und Zwiebel,
Aber das mächtige Licht und Eva's fleißige Kanne
Zwinget ſie bald, empor zu heben das Haupt in die Lüfte.
Adam befahl bei der Arbeit, die liebliche Jungfrau gehorchte,
Und ſie gehorchte ſo gern, die Gute. Sie hatte erkannt bald,
Wie zweckmäßig und gut war Alles, was er verlangte.
Auch nahm nie ſein Befehl den herriſch gebietenden Ton an;
Was ſie immer gethan, er empfing es mit freundlichem Danke.
War es ſchlecht, ſo gab er ihr lächelnd beſſere Lehre,
Etwas heiterer Spott gab Beiden herzlich zu lachen.
Manchmal ſtanden ſie auch, gelehnt auf Spaten und Hacke,
Und beriethen ſich ernſt, wie Dieſes und Jenes zu machen,
Und der Jüngling folgte auch gern dem Rathe der Jungfrau.
Dann, wenn die Arbeit gethan und Haus und Garten beſorgt war,
Lagen ſie hingeſtreckt im Schatten der ſäuſelnden Bäume.
Um das Mädchen herum dann ſprang Amalthea, die Ziege:
Denn ſo hat ſie Adam getauft nach dem mythiſchen Thiere,
Welches das Füllhorn trug und Zeus, den ſäugenden, nährte.

Dann auch gewöhnlich im Buch las Adam, der kräftige Jüngling,
Und aufmerkſam horchte die Jungfrau den tönenden Worten,
Welche einfach und ſchlicht von großen Menſchen erzählten
Oder der reichen Natur erhabene Wunder erklärten.
Was ſie ſchwerer verſtand, die einfache liebliche Jungfrau,
Setzte ihr mit Geduld auseinander ihr würdiger Meiſter
Und war freudig erregt, wie ſie all das Große und Schöne
Endlich ganz begriff und unterſchied von Gemeinem,
Und wie die Schaar der Helden und Weiſen und Lehrer der Menſchheit,
Die er begeiſtert verehrt', auch ihr bald theuer und lieb ward.
Oftmals doch, man muß es geſtehn, ging Manches vorüber
Flüchtig und ungehört am Ohre der lieblichen Jungfrau.
Da betrachtete ſie, verwundert, mit glänzenden Augen,
Wie das Antlitz ſich des Jünglings im Feuer der Rede
Röther und röther gefärbt, begeiſtert ihm ſtrahlten die Blicke,
Und das Wort, ein rauſchender Strom, melodiſch vom Mund floß.
Ach, wie war er ſchön in ſolchen begeiſterten Stunden,
Und wie ernſt und ſtolz, ehrwürdig faſt für die Jungfrau.

Doch in der Fern' oft ſtand und lauſchte der Pater Kamillus, —
Nicht mehr ſtört' es die Zwei, ſie hatten daran ſich gewöhnet ſchon;
Kam er doch jeglichen Tag zweimal an der Hütte vorüber
Immer mit freundlichem Gruß, oft haltend und lauſchend mit Lächeln.
Aber ſein Lächeln war ſo voll wohlwollender Güte,
Daß er der Jungfrau zuletzt, da er ihr Anfangs ein Geiſt ſchien,
Wie er mit blaſſem Geſicht in der Ferne vorüberſchwebte,
Als ein liebender Freund erſchien und als gütiger Schutzgeiſt.
Hatte ihr Adam doch erzählt ſeine Lebensgeſchichte,
Und die lautete ſo im Munde des kräftigen Jünglings:

„Pater Kamill war unten im Thal vor Jahren und Jahren,
Als du geboren noch nicht, ein Arzt und Helfer der Armen;

Ein beſcheidenes Haus, umgeben von Bäumen und Blumen,
Nannt' er ſein und lebte ſtill dem edlen Berufe.
Heut noch erzählet man dort, wie er in den Tagen der Seuche
Raſtlos von Haus zu Haus getragen die nöthige Hülfe,
Keine Mühe geſcheut und keine Gefahren und Opfer,
Bis er das Uebel beſiegt. Er war der Engel der Gegend.
Aber nicht nur dem Leib war er ein Arzt und ein Helfer,
Lehrer war er zugleich dem armen unwiſſenden Landmann,
Der, ſtumpfſinnig gemacht, nur gewöhnt an dumpfen Gehorſam,
Seines menſchlichen Rechts, der menſchlichen Würde vergeſſen,
Nur ein Werkzeug iſt in den Händen ſeiner Despoten.
Alſo war er der Arzt, der jetzige Pater Kamillus,
Von den Mächt'gen gehaßt, geliebt von den Armen und Schwachen;
Alſo lebte er fort und ließ ſich nicht ſtören in ſeinem
Angefangenen Werk trotz Plagen und mancher Verfolgung.
Da erbebte die Welt von jener gewalt'gen Bewegung
Des franzöſiſchen Volks — es beſchäftigten die herrlichen Worte
„Freiheit und Gleichheit" das Land bis in den verborgenſten Winkel.
Unwiderſtehlich ergriff der Drang nach Freiheit die Edlen,
Die ſchon am Horizont ſahn tagen die goldene Zukunft.
Sehen wollte man ſich und ſprechen, vereinen zum Guten,
Und „nach Paris," dem flammenden Herd, „nach Paris" war die Loſung.
Auch der Helfer des Dorfs zog fort mit der freudigen Hoffnung,
Wiederzukehren und bald, als Befreier und Arzt für die Leiden,
Welche tödtlicher ſind als Wunde und jegliche Krankheit.
Doch ein Jahr verging und zwei — er kehrte nicht wieder." —

„Alſo er wurde wohl todt," ſo fragte die liebliche Jungfrau,
„Wie der Brutus war und der Tell und verſchiedene Griechen
Und der Danton auch, den ſie enthaupteten in Frankreich,
Viele Andere noch, von denen du oft mir erzählt haſt,
Welche edel und gut für die Menſchheit litten und ſtrebten?" —

„Freilich,“ verſetzte darauf mit Lächeln der kräftige Jüngling.
„Wer auch könnte mit Ruh, gleichgültigen Herzens es anſehn,
Wie im Schweiße des Angeſichts die Völker ſich abmühn,
Während Wenige ſich von ihren Arbeiten mäſten
Und ſie dafür betrügen und ſtumpf und knechtiſch erhalten.
Edel nenn' ich ſie nicht, die ſich dagegen empören,
Pflicht nur iſt's und Gebot, das Gebäude der Lüge zu ſtürzen.
Sieh, ich habe mich auch dereinſt zu ähnlichen Zwecken
Auf der Schule ſchon mit etlichen Freunden verſchworen,
Umzuſtürzen den Staat und die Tyrannen zu zücht'gen.
Darum wurde ich auch aus der Schule geſtoßen vom Rektor
Und nach Hauſe gejagt. Du haſt mich damals, o Eva,
Und auch ſpäter noch oft darüber verhöhnt und verſpottet.“

Aber es ſchlang ihren Arm um den Jüngling die liebliche Jungfrau:
„Ach, verzeih, wie that ich dir Unrecht, theuerer Bruder;
Denn ich habe geglaubt, ein dummer Streich ſei die Urſach.
Vieles haſt du mir zu verzeihn und mancherlei Unrecht,
Die ich dich hier im Wald erſt ganz erkenne, o Adam!“ —

„Stille!“ ſo ſprach er darauf und drückte innig ans Herz ſie,
„Weiter erzähl' ich dir jetzt die Geſchichte des Pater Kamillus.
Jahr verging auf Jahr — er war verſchollen. Im Thale
Dachte man ſein mit Dank und ſprach von ihm mit Bedauern,
Wie von Einem man ſpricht, den man für immer verloren.
Auch war die Hoffnung dahin, ihn wiederzuſehn als Befreier;
Denn das franzöſiſche Volk, das erſt ſich erhoben für Freiheit,
War im Laufe der Zeit der Knechtſchaft wieder erlegen.
Da erſchien er plötzlich im Thal, doch traurig und düſter,
Schweigſam, in ſich gekehrt mit abgezehrtem Antlitz,
So wie Einer blickt, dem verblichen die theuerſte Hoffnung.
Faſt befürchtete man, er wäre verfallen dem Wahnſinn.
Nicht mehr zog er ein in die alte verlaſſene Wohnung,

Die die Bewohner des Thals ſeit Jahren gepflegt und erhalten,
Sondern zog ſich zurück in die Einſamkeiten des Kloſters,
Ließ einkleiden ſich bald und nannte ſich Pater Kamillus.
Aber es konnte ſein Geiſt, der edle, nicht ruhn und begnügen
Sich mit der geiſtlichen Zucht, wie die anderen Mönche. Bald trat er
Auf die Kanzel und ſprach zum Volke begeiſterte Worte —
Worte, erfüllt von Troſt und Muth und ſteter Erquickung.
Nie wie damals beſucht war je die Kloſterkapelle;
Doch zu lehrreich waren, zu licht die gepredigten Worte,
Viel zu gefährlich erſchien, zu frei er den Mönchen und Herren,
Und dem Pater Kamill nach Kurzem verſchloß man die Kanzel.
Alſo kehrte er wieder zurück, zum Heile der Kranken,
Wieder zum alten Beruf, und alſo ſiehſt du ihn täglich
Niederſteigen ins Thal, um Hülfe zu bringen den Armen."

So mit trautem Geſpräch und Arbeit und mancher Erzählung
Gingen den Kindern vorbei im Walde die Tage, die Wochen.
Schon war der Frühling entflohn, er wich dem ſtärkeren Sommer,
Alles Gezweig erſchell vom fröhlichen Sange der Vögel,
Von dem wilden Gegirr der Tauben, vom Schlage des Kukuks
Von dem Hacken des Spechts, von des Auerhahnes Gelächter;
Ueberall aus dem Moos vordrangen die Kräuter und Blumen,
Und die Bäume umwand mit rankenden Armen der Epheu.
Auch das einſame Haus, die Hütte der lieblichen Kinder,
War bedeckt und verſteckt vom hochaufſtrebenden Schlingkraut,
Das im Schooße verbarg ſo manches Neſt voll Gezwitſcher.
Selber glich es faſt, das Haus, einem mächtigen Neſte,
Grün und verſteckt, wie es war, und ſchwer zu ſcheiden vom Walde.
Ja, gefährlich erſchien's am End für Fenſter und Thüre,
Wie das wuchernde Kraut ſich bemühte, ſie zu vermauern.
Aber der Jüngling band die übermüthigen Ranken
Rechts an die Pfoſten und links — da ſtanden ſie, grünende Säulen.

Auch der Garten am Hauſe hub an, gewaltig zu treiben,
Grün und wuchernd ſtand das Kraut, das Geſträuch und die
Blume.
Gerne ſaßen davor die Kinder und freuten ſich herzlich
Ueber das eigene Werk. Doch fehlte die Bank vor der Hütte,
Um von dort in gemächlicher Ruh zu beſchauen den Garten.

Eines Tages darum — ſchwül lag auf den Wipfeln die Sonne —
Nahm der Jüngling die Axt und ſchritt hinein in die Waldung,
Wo ein krankender Stamm mit verſtändigem Auge erwählt war,
Um daraus die Bank in den Schatten der Hütte zu zimmern.
Eva verweilte daheim und befreite den Garten vom Unkraut.

Mächtig erklang die Axt durch den Wald, es bebte der arme
Stamm in Todes-Angſt durch Wurzel und Zweige und Wipfel,
Und es war, als ob durch das Herz ihm ein klagender Ton zog;
Doch war's nur der Wiederhall des tödtlichen Eiſens.
Kräftig und kräftiger ſtets hob Adam die Arme und ſang ſich
Laut ein luſtiges Lied und hieb ſo fort nach dem Takte,
Bis von der Schwüle des Tags, dem Lied und der Hitze der Arbeit
Wild erreget das Blut ihm heiß durchwallte die Adern.
Wie alſo faſt berauſcht und fröhlich und glücklich er forthieb,
Da — was war's, was den Lärm durchdrang? eine rufende
Stimme? —
Adam, horch! — was war's? — eine Hülfe rufende Stimme —
Und von der Hütte kam's und von Eva, der theueren Schweſter.
Schnell, wie der Hirſch durch den Wald, hinrennt der kräftige
Jüngling.
Liegen ließ er den Hut, doch ſchwingt er die Axt in den Händen —
Schneller und ſchneller fort — nicht hält ihn die ſteigende Höhe,
Nicht das gleitende Moos, nicht Dornen und Sträucher und
Büſche.
„Adam! Adam!“ ruft's, und „Adam“ ihm wieder entgegen —
Seht, er ſpringet und fliegt, es fliegen die Locken, die dunkeln,

Alles flieget an ihm, von der Stirn rinnt eiſig der Angſtſchweiß —
Endlich iſt es erreicht, ſchon iſt er am Eingang der Lichtung,
Und er ſieht — einen kurzen Moment nur ſteht er verſteinert
Vor Ueberraſchung — er ſieht das Kind, ſieht Eva ſich winden
Im umſchlingenden Arm eines fremden Manns, eines Ruſſen,
Tracht und Geſtalt verriethen's: es war ein Führer der Ruſſen.

Wie es Sage und Lied aus den Zeiten der Helden beſchreiben,
Schnell wie Achill und muthig und ſtark wie Theſeus, der Halbgott,
Fliegt aus dem Dunkel des Walds, gleich zündendem Blitz aus der Wolke,
Rennt mit geſchwungener Axt hin über die Halde der Jüngling,
Faßt mit der Linken den Mann und ringt und wirft ihn zu Boden,
Hebt mit der Rechten das Beil und ſchwingt es zum tödtlichen Streiche,
Und ein Schrei der Angſt entſteigt der Kehle des Opfers,
Deſſen Bruſt das Knie des zornigen Feindes zerdrückt faſt,
Deſſen Haupt aus dem Staub umſonſt ſich ſucht zu erheben.
Zitternd ſiehet das Kind, ſieht Eva das ſchreckliche Schauſpiel.
Eben ſinket das Beil, da ruft ſie bittend: „Erbarmen!“
Und „Erbarmen,“ ſo ruft mit flehender Stimme der Fremde.
Aber mit funkelndem Blick ſchreit Adam: „Was ſoll das Erbarmen!
Laſſ' ich ihn ziehn, ſo kehrt er zurück mit ſeinen Genoſſen,
Und wie ſchütz' ich dich dann vor wilder und böſer Verfolgung.
Nein, ich tödt' ihn; gerecht iſt die Strafe, gerecht iſt die Nothwehr!“

Aber die Jungfrau bat: „O, laß ihn ſchwören, daß nimmer
Wieder er kehrt und nimmer uns ſtöret die Ruhe, den Frieden.“
Sinken die Axt ließ Adam darauf. „So ſchwöre denn!“ rief er.
„Schwöre!“ bat mit ängſtlichem Ton die liebliche Jungfrau.
Aber es weigerte ſich der Fremde, mit hämiſchem Fluchen
Fing zu ringen er an mit Adam und griff nach dem Schwerte;
Doch Der hielt ihn mit krampfiger Hand an den Boden gekettet.

„Wohl,“ ſo rief er, „ich tödte ihn doch, den Verruchten, Verſtockten.“
Wieder erhob er das Beil, da hinter dem Jüngling erſcholl es
Ernſt und gebietend: „Halt!“ — und vor die Staunenden trat jetzt
Plötzlich und ruhigen Schritts der blaſſe Pater Kamillus.
Und zu Adam ſprach er ſo: „Nicht will ich mit Blute,
Theuerer Sohn, deinen Sinn und deine Gedanken befleckt ſehn,
Auch im gerechteſten Kampf vergoſſen — es läſſet doch Flecken.“

Und zu dem Fremden gewandt ausrief er: „Schwöre, Verſtockter,
Welchem die Großmuth ſchenkt den Reſt des ſündigen Lebens,
Schwöre, mit Anderen nicht und allein nie wiederzukehren
Und in das ſtille Aſyl nicht mehr zu bringen der Reinen.“

Und dem Jüngling winkt er, frei zu laſſen den Fremden.
Der erhob ſich mit Trotz und ſchwieg. Der Pater Kamillus
Faßt ihn am Arm und führt ihn bei Seite nur wenige Schritte,
Dann begann er zu ihm in fremden Lauten zu ſprechen,
Welche die Kinder nicht verſtanden; doch lauſchten ſie Beide,
Und es erbebte in Andacht ihr Herz bei den Worten des Paters.
Denn ſie ertönten ſo mild, jedoch gewaltig zugleich auch.
Sanft wie das Liſpeln im Laub, dann wieder ergrollend wie Donner
Zog der zitternde Ton durch den lauſchenden, hallenden Wald hin.
Wie er ſtand und ſprach, die magere Hand aus der Kutte
Weit hervorgeſtreckt mit der ſtrengen Geberde der Drohung
Und der Mahnung zugleich — wie ſein verblichenes Antlitz
Mählig im Feuer des Worts erglühete röther und röther,
Und die hohe Geſtalt ſchien höher und höher zu wachſen.
Wahrlich, da ſah er aus, wie ein Prophet und Apoſtel.
Oft mit liebendem Blick hindeutete er auf die Kinder,
Die dort ſchweigſam und ernſt zuſahn dem beſonderen Schauſpiel.
Eva war es zu Muth, als wäre ſie Sonntags zur Predigt.
Auch der Fremdling ſtand zerknirſcht und beſtürzt vor dem Mönche,
Langſam zerrann ſein Trotz, wie Eis, vor dem Feuer der Rede.

Und er neigte das Haupt und faltete ſchweigend die Hände.
Endlich legt' er die Rechte bewegt in die Rechte des Paters
Und „ich ſchwöre," ſprach er dazu mit zitternder Lippe.
Dann mit abgewandtem Geſicht, erdrückt von Beſchämung,
Ging er langſamen Schritts hin über die Heide dem Wald zu,
Wo er bald im Dunkel verſchwand der Fichten und Tannen.
Wie erwacht aus quälendem Traum, aufſeufzte die Jungfrau;
Lächelnd wandte zu ihr ſich der Mönch und drückte ans Herz ſie,
Schüttelte Adam die Hand und folgte der rufenden Glocke,
Die zum Abendgebet herübertönte vom Kloſter.
Aufgeregt und beſiegt von ſüßen und herben Gefühlen,
Die ſie ſelbſt nicht verſtand und die ſie bis heute nicht kannte,
Sank mit thränendem Blick in die Arme dem Jüngling die Jungfrau.

Vierter Geſang.

Der Baum der Erkenntniß.

Seit dem Tage des Kampfs mit dem eingedrungenen Fremdling
Schlich tiefſinnig umher und voll von Gedanken die Jungfrau.
Ihr in Geiſt und Gemüth auftauchten verſchiedene Fragen,
Aber ſie ſuchte umſonſt nach einer genügenden Antwort,
Und es fehlt' ihr der Muth, darüber zu ſprechen mit Adam,
Dem ſie doch ſonſt nicht gern verſchwieg das geheimſte Geheimniß.
„Was denn wollte von mir, der Armen, der ſchreckliche Fremdling?“
Immer fragte ſie ſich aufs Neue und immer vergebens.
Doch ſie verweilte nicht gern und nicht lang bei der ſchlimmen Erinnrung;
Schnell ſtets war ſie verdrängt von einem ſchöneren Bilde:
Adam ſah ſie, wie er mit geſchwungenem Beile daherlief,
Wie er mit männlicher Kraft ſiegreich den Feind in den Staub warf,
Wie er geglüht und das Aug ihm geleuchtet im herrlichen Feuer.
Jetzt erſt ſah ſie es ein, daß er ſo ſchön war, der Jüngling.

Freilich war nun dahin das hold-unſchuldige Zutraun,
Und ihr Herz empfand nicht mehr die kindliche Neigung.
Aber es ward das Verlorne erſetzt — ſie fühlte es lebhaft,

Voll und reichlich erſetzt — wie ſoll ſie es nennen? — durch Achtung.
Eva, liebliches Herz, dahin iſt die friedliche Kindheit!
Achtung? — was weiß ein Kind von der ſchweren gewichtigen Achtung?!
Boden der ſchöneren Blüthe nur iſt ſie im lenzigen Herzen.

Garten und Blumen vergaß ſie — Amalthea, die Ziege,
Mäckerte vorwurfsvoll und hungernd hinaus ihre Klage,
Auch die Taube, das Kind des Walds, ſeit Wochen gewöhnt ſchon,
Jeglichen Tag von der Schulter des Mädchens zu holen das Frühſtück,
Streifte mit Girren umher und ſah ſich ſchmerzlich vergeſſen
Und floh endlich davon — ein Bild der fliehenden Kindheit.

Und durchſtrich ſie den Wald am Arme des kräftigen Jünglings,
Horchte ſie auf das Wort, das er ſprach — ihr ſchien es wie Weisheit,
Jetzt erſt merkend, daß ſie zu ihm mit Mühe hinaufſah.
Schon ſeit Tagen erkannte er wohl, der verſtändige Jüngling,
Daß ein unausgeſprochenes Wort ſie beengte und quälte,
Daß ſie immer beginnen gewollt und immer doch einhielt.
Alſo ſprach er zu ihr, als ſie ſaßen am rauſchenden Quelle:
„Eva, theueres Kind, ſo ſag es mir offen, was drückt dich?
Nicht bin ich es gewohnt, daß je du verſchloſſen zurückhältſt,
Was auch immer dich quält, vor mir, dem liebenden Bruder.“

Und ſo ſprach ſie darauf mit niedergeſchlagenem Blicke:
„Ganz recht haſt du geſehn — was ſoll ich es länger verhehlen?
Ja, es bedrückt mir gewichtige Schuld gegen dich das Gewiſſen,
Der du gut und klug mir beiſtehſt und mich beſchützeſt.
Hab' ich doch hier erſt recht dich erkannt im einſamen Walde,
Wo ich in jedem Moment erkenne, wie gütig dein Herz iſt,
Wie verſtändig du biſt, und welch ein Muth dich belebet

Sieh, im Dorfe daheim — wir waren ſo ſelten zuſammen,
Als zur Schule du gingſt, war ich ein lallendes Kind noch,
Als du wiedergekehrt, da warſt du entweder im Felde
Oder im Walde, entfernt bei den Köhlern und Hämmern des Vaters.
Spät meiſt kamſt du nach Haus. Oft ſchlief ich ſchon; wenn ich wachte,
Sahſt du wenig dich um nach dem kleinen, verzogenen Mädchen.
Nein, ich bin auch jetzt nicht gerecht — du kümmerteſt eben
Dich ſo viel um mich, als ſolch ein Kind es verdienet:
Brachteſt du doch mir oft aus dem Walde die herrlichſten Blumen
Und aus der Stadt nicht ſelten das ſchönſte und luſtigſte Spielzeug,
Sonntags ſpielteſt du oft mit mir und halfſt mir auch manchmal
Ueber die Aufgaben weg im Rücken des zornigen Lehrers.
Aber ich war gegen dich ſehr ſchlecht, undankbar ſchon damals,
Und Das iſt's, was ich zu geſtehn und zu beichten dir habe.“

Aber es ſprach mit Lächeln darauf der verſtändige Jüngling:
„Ich abſolvire hiermit dich von allen den kindiſchen Sünden,
Und ich erlaſſe dir gern auch deiner Verbrechen Erzählung,
Sage mir nur, daß jetzt du mich liebſt, und freudig verzeih' ich
Ohne Gebet und Buße und Reu das frühere Unrecht.“ —

„Nein,“ ſo ſprach ſie darauf und ſchüttelte ſinnend und traurig
Das braunlockige Haupt und ſagte: „Ich muß es erzählen.
Adam, du kennſt die häßliche Magd — (verzeih mir die Sünde,
Herr, es iſt die einzige Seele, die haſſen ich könnte) —
Die allwöchentlich kommt ins Haus, uns gewöhnlich am Waſchtag
Und in der Wirthſchaft hilft, auch öfter an anderen Tagen —
Sieh, die war es zuerſt, die mir die ſchlechten Gedanken
Eingeflößt gegen dich, die häßliche Hexe! — Des Winters,
Ging ich am Abend oft in die Stube, wo ſich das Geſinde
Pflegt zu verſammeln und, ſitzend gereiht um den wärmenden Ofen,
Singt manch rührendes Lied zum Surren und Schnurren des Spinnrads,

Und wo Knecht und Magd ſich erzählen die ſchaurigen Sagen.
Sieh, da nahm gar oft mich die Alte, die Hexe, bei Seite,
Und da ſprach ſie von dir und meinte, es wäre verdrießlich,
Daß du im Haus, der doch ein angenommenes Kind nur,
Daß du ein Unglück mir und ein Schaden ſeieſt in Zukunft,
Daß im Grunde nur ich im Haus zu gebieten das Recht hab'
Und daß du im Vergleich mit mir nur ſeieſt das Stiefkind,
Welches immer ins Haus Verderben nur bringet und Unheil.
Alſo ſprach ſie zu mir, und ich — o, verzeihe, Geliebter,
Habe der Worte gedacht und habe mich oft in Gedanken
Ueberhoben und mich als etwas Beßres geachtet.
Ach, ich erkenn' es ja klar, wie ich ſo wenig und klein bin
Und ſo ſchlecht neben dir, mein theuerer Bruder und Lehrer."

Naſſen und flehenden Blicks aufſah die liebliche Jungfrau,
Harrend mit bebender Angſt und blaſſen Wangen des Urtheils.
Doch es ergriff die zitternde Hand und drückte ſie zärtlich
Und es verſetzte darauf mit Rührung der Jüngling und ſagte:

„Gib dich zur Ruh, du treues Gemüth, und trockne die Thränen
Heiter und friſch vom Aug, verſcheuche die Wolke des Vorwurfs.
Glaub, daß in meinem Gemüth auch nicht ein Schatten zurückbleibt.
Oft ſchon hab' ich erkannt, und öfter noch hört' ich es ſagen:
Arg und ſchlecht iſt die Welt und liebt es, in reine Gemüther
Samen des Böſen zu ſtreun und Neid zu wecken und Mißgunſt
Und, was Liebe vereint, zu entzwein durch Reden und Thaten.
Aber es prallet die Macht des Böſen doch ab von den Herzen,
Welche nicht willig ſind, in ſich aufzunehmen die Gifte,
Und ſie gehen hervor aus der Probe nur reiner und ſtärker.
Denn, wenn auch es gelingt der Welt, in junge Gemüther,
Die, ohne Wache und Schutz, ſich aufthun leicht der Verführung,
Etwas irdiſchen Staub in ſchwachen Momenten zu miſchen,
Kommt doch ſpäter hinzu die Erkenntniß — ihr heiliges Feuer

Schmilzt das Häßliche weg und ſcheidet vom Golde die Schlacken,
Und der Flecken der Seele war nur der Hauch auf dem Spiegel.
Und ſo war es mit dir. Erſtarkt durch frühe Erkenntniß
Gehſt du nun fürder dahin die Pfade des Lebens und haſt nicht
Mehr zu ſcheun, was dir einflüſtert und raunt die Verderbniß.
Darum gib dich zur Ruh und wiſche vom Auge die Thränen;
Sei, was immer du warſt, die heitere liebende Seele,
Und überſchätze mich nicht und thue dir ſelber nicht Unrecht.“

Alſo ſprachen ſie oft verſtändige, herzliche Worte.

Fünfter Geſang.

Der Baum des Lebens.

Und ſo ſaßen ſie oft. Und Eva hatte vergeſſen
Jenen bewegteſten Tag. Ihr Gemüth war wieder ſo ruhvoll,
Wieder ſo klar als ſonſt, doch glücklicher, reicher, als jemals.
Und es verſtrich ein Tag um den andern mit ſpielender Arbeit.
Oftmals kam der Knecht und brachte verſchiedene Zeitung,
Aber fürwahr ſie klang den Kindern ſchon wie die Kunde
Einer entfernten Welt. Sie fragten nach Vater und Mutter,
Und es bekümmerte ſie nur wenig das Treiben der Andern.
Ob ſeit ewiger Zeit ſie im Wald ſchon lebten, ob ewig
Sie im Walde zu bleiben beſtimmt, war's ihnen zu Muthe;
Und wenn der Knecht von der Hoffnung ſprach der baldigen Heimkehr,
Drückte die Jungfrau ſich an Adams Seite und fragte,
Ob's denn beſſer nicht wär', es kämen die Eltern zum Walde,
Um ſich mit ihnen zu freun in der glücklichen einſamen Hütte,
Statt mit Rußland ſich und mit andern häßlichen Dingen
Und mit all den Plagen der Welt ſich im Dorfe zu quälen.
Adam ſchien's, ſeinem Lächeln zum Trotz, Recht habe die Jungfrau —
Und ſo lebten ſie fort, als wär' nicht zu denken an Rückkehr.

Einſt — Hochſommer ſchon war's, heiß brannte hernieder die Sonne —

Machte ſich Adam auf, um, wie er dem Vater verſprochen,
Zu durchſtreifen den Strich des Walds, der jenem gehörte,
Und mit verſtändigem Blick zu bezeichnen die alternden Stämme,
Welche der fällenden Axt der Herbſt, der nahende, preisgab.
Eva wanderte mit, denn ungern blieb ſie allein jetzt.

Luſtig ging es dahin, bergauf, bergunter, — es klangen
Ihre Geſänge hinaus um die Wette mit Vogel und Wildbach,
Rollend ſtimmte mit ein das Echo in Felſen und Höhlen.
Eva pflückte am Weg viel Blumen und duftige Reiſer,
Kränze flocht ſie daraus um den Hut dem ſingenden Jüngling
Und ſich ſelber ins Haar; das ſtand ihr ſo keck und ſo zierlich.
Bald war dahin und vergeſſen das Ziel der luſtigen Wandrung;
Immer nur weiter und fort im Schatten der ſchweigenden Hallen,
Ueber das ſchlüpfrige Moos, durch Büſche und Hecken und
Dickicht,
Mit behenderem Sprung über manches rauſchende Bächlein
Ging's trotz Stein und Geröll und weiter immer und weiter.
Lauter pochte das Herz, und heißer erglühten die Wangen,
Aus überſtrömender Bruſt ſtieg auf der jauchzende Jubel,
Wanderluſt, die wilde, ergriff ſie, der Drang in die Ferne —
Sehnen und Muskeln waren geſpannt und wurden nicht matter,
Bis ſie die Höhe erreicht, die weit in die Länder hinausblickt,
Ernſt und hoch und kahl gleich einem rieſigen Mönchshaupt.

Hochaufathmend machten ſie Halt. O herrlicher Anblick!
Weit und breit erſtreckte der Wald ſich und unabſehbar,
Wie das unendliche Meer. Es hob und ſenkte die Woge
Sich, wie die wachſende Fluth überdeckt die Berge, die Thäler.
Und es glichen im Thal die einſamen Hütten den Barken,
Die von der Höh' der Wellen geſtürzt in den ſtrömenden Abgrund;
Fern am äußerſten Rand des Horizontes erhoben
Einzelne Berge ſich, wie verlaßne, verödete Inſeln.
Aus den Wipfeln der Bäume des Walds ſtieg nebliger Duft auf,

Welcher mit Zittern verſchmolz zu roſigem Schleiergewebe
Und vom ſchlummernden Wald abwehrte die Blicke der Sonne.

Lange ſtanden ſie da, gelehnt an den modernden Baumſtamm,
Welcher, der Rinde beraubt, die Arme, die nackten, emporhob
Und noch als Leiche im Strahl erglänzte des brennenden Sommers.

Adam legte den Arm um den Hals der ſinnenden Jungfrau
Und er ſprach, mit der andern Hand hindeutend zur Ferne:
„Siehſt du dort die Berge, bedeckt vom bläulichen Schleier,
Die aus dem Wald empor ſich heben als einzelne Kuppen?
Trümmer und Reſte nur ſind's und Zeugen der großen Umwälzung,
Welche dem leuchtenden Punkt des Alls, der Erde ſich nennet,
In urälteſter Zeit die Feuertaufe gegeben.
Denn es waren die Höhn, die jetzt als freundliche Kuppen
Blicken ins freundliche Thal, einſt tobende wilde Vulkane,
Welche den Wall von Granit durchbrachen mit ſchmelzenden Flammen
Und die Kuppel gethürmt mit Macht auf den thonigen Schiefer
Und die Wände geformt aus mächtigen Säulen von Porphyr
Und geſchmückt mit Trachyt, den lieblich Kryſtalle durchſchimmern.“

Aber es ſagte darauf mit zweifelnder Miene die Jungfrau:
„Wie, der freundliche Berg, der die ſchöne gerundete Form hat,
Eher als Dom mir erſcheint, denn als ein Haufen von Erdreich,
Wäre dereinſt ein tobender Feuerſpeier geweſen?“

Und es erwiderte drauf, verſenkt in Gedanken, der Jüngling:
„Alle die alten Vulkane, ſie ſind die ſchönſten der Berge;
Mehr als Zufall liegt und bedeutender Sinn in dem Zufall.“ —

„Welcher Sinn?“ ſo fragte ſie drauf, er aber verſetzte:
„Nicht verſteheſt du Das, doch denk an den Pater Kamillus.“ —

„Alſo ahn' ich es wohl,“ erwiderte lächelnd die Jungfrau.
Schweigend ſah in Sinnen vertieft zur Ferne der Jüngling.
Dann mit Scherzen ſo fuhr er fort: „Sieh, Eva, nicht ahnſt du,
Daß in jenem Gebirge vor dir ein Spiegel der ganzen
Erde ſich dehnt, daß du ſchauſt im Kleinen ihr ganzes Gebäude,
Daß du ſiehſt vor dir das Gebirg von Guanaxuato.“

Staunend ſah ſie ihn an und wollte das Wort wiederholen,
Aber umſonſt. Es fragte ihr Blick — er erwiderte ernſthaft:
„Ja, wie dieß iſt geformt das Gebirg im fernen Kolumbien,
Denn das Haus der Erd' iſt gebaut nach gleichen Geſetzen,
Unabhängig vom Himmelsſtrich, von Kälte und Wärme.
Ueberall ſteht der Baſalt mit dem Zwillingsbruder gepaart da,
Ueberall prallt Dolomit und Porphyr als felſige Wand ab,
Ueberall wölbt der Trachyt die glaſigen Glocken und Dome,
Denn es ſchaffet die Kraft gleichmäßig im Innern der Erde:
Wie die Adern das Blut, durchglühen ſie Ströme von Flammen,
Tobend von Pole zu Pol, ununterbrochen, gewaltig.
Wenn die ſüdlichſte Flur erbebet vom mächtigen Erdſtoß,
Brandet erſchrocken das Meer am ſkandinaviſchen Ufer,
Zittert der ſchlummernde See, den Eiſe der Alpen bedecken,
Stockt und verbirgt ſich der heilſame Quell in dieſem Gebirge.
Denn ein einiges Leben belebt und bewegt und erwärmt die
Erde, die wieder uns, ihre Kinder, belebt und erwärmet
Wie eine Mutter. Sie iſt gleich uns ein lebendes Weſen.“

Eva horchte erſtaunt, neu waren ihr Worte und Ausdruck;
Wenig verſtand ſie nur, doch horchte ſie gerne, und anders
Schien ihr plötzlich die Welt. Ihr war's, als ſei ſie umgeben,
Wohin immer ſie ſah, von verſtändigen, lebenden Weſen.
Adam, der da ſtand begeiſtert und glühend, erſchien ihr
Wie ein Zauberer, der das geheimſte Geheimniß der Schöpfung
Kennt und mit mächtigem Wort es entrollt vor den Blicken der
Menſchen.

Schweigend folgte ſie ihm, als er vom Berge hinabſtieg.
Wieder ging es dahin durch die kühlen und ſchattigen Thäler,
Schweigſam erſt und ſtille und ernſt; bald aber erwachte
In der Nähe des murmelnden Bachs, der Wieſen durchſchlängelt,
Wieder der muntere Geiſt in Eva und ihrem Gefährten.
Und ſie ſprach: „Seitdem ich es weiß, daß auch lebet die Erde,
Iſt mir zu Muth, als ob der Stein, das Blättchen, der Grashalm
Mich mit verſtändigem Aug anſähn und zu ſprechen begehrten.“

Und der Jüngling darauf: „So war's ſchon öfter als Kind mir,
Und ich will dir geſtehn jetzt eine kindiſche Thorheit.
Als ich zum erſten Mal in den Büchern las, daß die Wilden
Beten zu Sonn' und Mond, zu Sternen und Bäumen und Blumen,
Wohl gefiel mir die Art, zu verehren die waltende Gottheit;
Denn es ſchienen mir Pflanzen und Stern' ihr lieblichſter Ausdruck
Und des belebenden Hauchs überzeugendſte Offenbarung.
Alſo ſtahl ich als Kind oft hinaus in den brauſenden Wald mich,
Wo einen mächtigen Baum ich verehrte mit gläubiger Andacht.
Vor ihm betete ich und brachte ihm mancherlei Opfer,
Meiſt eine köſtliche Frucht, die ich von der Mutter bekommen.
Oftmals war's ein Stern, und manchmal war es der Quell auch;
Denn es wechſelte oft die Gottheit meiner Verehrung,
Je nachdem ich in weiter Natur wo Schönes entdeckte,
Das mir groß und göttlich erſchien. So trieb ich es lange.“

Eva lachte und ſprach: „O Adam, wie iſt es ſo ſchade,
Daß du nicht damals ſchon, wo jetzt wir ſtehen, das Plätzchen
Kannteſt. Sieh, wie ernſt und ſtimmend zu heiliger Andacht
Iſt es hier, als wär's ein alter und würdiger Tempel.“

Adam blickte um ſich, dann rief er mit Eins überraſcht aus:
„Eva, wo geriethen wir hin? Wir ſind im Reviere,
Welches, mit Recht oder Unrecht auch, man nennet den Urwald.“
Jubelnd ſprang das liebliche Kind über Stämm' und Gebüſche:

„Endlich!“ rief ſie erfreut, „ſo ſeh' ich ihn endlich, den Urwald.
Was hat nicht das düſtere Wort mir düſtre Gedanken
Immer gemacht. Ich dachte mir ſchaurige, traurige Wildniß,
Und hier iſt es ſo ſchön, wenn auch ſehr ſchweigſam und ernſthaft.
Wie von Baum zu Baum ſich ſchlingen und winden die Pflanzen,
Wie ſie von Wipfel zu Wipfel erbaun die ſchwankende Brücke,
Wie ſie den fernſten Stamm mit dem fernſten Stamme verbinden
Und zum leichten Gezelt umwandeln die würdige Waldung.
Sieh, wie ſich über mir aufwölbt ein ſtolzes Triumphthor,
Aus Guirlanden gewebt von weißen und goldenen Blüthen!
Sieh, wie dort die Pflanze umſchlingt den alternden Baumſtamm,
Kaum daß er ſich aufrecht noch erhält auf eigenen Füßen;
Aber es ſtützt ihn mit liebendem Arm der gütige Epheu —
Wenn er den Frühling noch ſieht, ihm hat er allein es zu danken.
Ach, da liegt dahingeſtreckt ein modernder Leichnam,
Unnütz war und umſonſt die Hülfe der gütigen Stütze:
Nicht mehr konnte ſie ihn, den Greis, dem Leben erhalten.
Aber getreu auch fiel ſie mit ihm und umſchlinget den Todten,
Wie im Schmerze das Kind umarmt den geſtorbenen Vater.“

Und der Jüngling fügte hinzu: „Doch ſieh, aus dem Herzen
Des erſtorbenen Stamms ſchon hebt ſich neues und friſches
Leben; aus Faſern und Mark ſchon dringt der kräftige Sprößling,
Welcher dereinſt durch den Stamm in den Grund einbohret die Wurzel,
Wo der Verſtorbene ſtand, in die Lüfte erhebet die Krone.
Seit Jahrhunderten treibt es ſo fort in beſtändigem Wechſel,
Leben entſteht aus dem Tod, und Tod iſt des Ganzen Verjüngung,
Und der Enkel erblüht aus der Gruft des verweſenden Ahnherrn.
Selbſt, was klein dir erſcheint und von nur geringer Bedeutung,
Dieſes Erſtorbenen Kleid, gewebt aus Mooſen und Flechten,
Eine eigene Welt iſt's, ſchön wie die große und kunſtvoll. —
Iſt doch jegliches Moos des Waldes verkleinertes Abbild.“

Aber dieweil er ſprach, ſchwang ſich die neckiſche Jungfrau
Auf die Schaukel, die ſich aus Epheu und anderen Winden
Flocht und ſchlang von Bäumen zu Baum mit Glocken und Kelchen.
Jubelnd begrüßte ſie ihn aus der Luſt und rief ihn, ſich auch doch
Aufzuſchwingen und mit ihr gleich dem Vogel zu fliegen.
Lächelnd trat er heran: es war ein freundlicher Anblick,
Wie im Schatten des Walds auf dem Seile von Blättern und Blumen
Mit dem vergnügten Geſicht ſanftſchwebend das liebliche Kind ſaß.
Und er ſprach, an die Schaukel gelehnt: „Du glückliches Mädchen!
Immer erfreueſt du dich mit der gegenwärtigen Freude,
Immer biſt du vergnügt mit Dem, was der ſchöne Moment beut.
Aber mich trägt mein Geiſt ſtets fort vom Kleinen zum Großen,
Immer fliegt er dahin aus dem Engen ins Weite mit Sehnſucht.“

Eva ſagte darauf: „Iſt's denn nicht herrlich und ſchön hier?
Wahrlich, mir iſt's, als fing' ich erſt an, mich zu freuen des Lebens,
Und ich wäre betrübt, wenn du nicht Gleiches empfändeſt.“
Er antwortete drauf: „Verkenne mich nicht, o Geliebte,
Weil mich nicht die Natur zur lauten Freude begeiſtert,
Sondern den Sinn mir erfüllt mit ſtillem und denkendem Ernſte,
Und die Freude, das Glück ſich geſtalten zu tieferer Andacht.
Wo du kindlich dich freuſt, betracht' ich mit ſchweigendem Staunen
All die Wunder der Welt, an die der Wald mich erinnert,
Der ein Theilchen nur iſt der großen gewaltigen Schöpfung;
Denn es iſt ein Netz von Leben aus Thieren und Pflanzen
Um die Erde gewebt, das ſie deckt nach gleichen Geſetzen
Und ſich dehnet von Pol zu Pol um die kreiſenden Gürtel.
Unzerreißbar iſt's. Wie ſehr die Fröſte des Nordens
Zerren und nagen daran, doch hebt aus der ſchneeigen Decke
Glühend die Blume empor ihr Haupt und lächelt der Sonne.
Und es wächſt das lebendige Netz an Fülle und Stärke
Wie es ſich nahet der Kraft des ſenkrecht ſtrömenden Lichtes,

Des belebenden. Dort im glühenden, ſprühenden Süden
Wächſt die Fülle des Keims, der Säfte, der Maſſen und Farben,
Dort auch dehnt ſich weit ein Urwald — aber, o Mädchen,
Zehnfach und mehrfach ſo weit, wie unſer gewaltiges Deutſchland.
Denn Jahrtauſende haben ſich dort mit der tropiſchen Sonne
Ihn zu bauen vereint und undurchdringlich zu machen.
Unbezwinglich ſtehn die Mauern aus Kräutern und Bäumen:
Sein Geheimniß durchdringt nur die Schaar der mächtigen
Ströme.
Und der Wanderer, der, ein Argonaute des Wiſſens,
Kühn im ſchwankenden Kahn auf ihrem Gerolle daherfährt,
Sieht des Morgens hervor aus dem Dickicht treten den Tapir
Und den Tiger, der dort mit Sprüngen von Wipfel zu Wipfel
Seine Opfer verfolgt, bedeckt von weißen Lianen,
Und den Leu, der des wallenden Schmucks der Mähne beraubt iſt,
Während rings in der Fluth um des Forſchers ſchwankendes
Fahrzeug
Des Krokodils bepanzerter Leib aufwühlet die Wellen,
Und mit wiegendem Haupt die rieſige Schlange dahinſchwimmt.
Alſo zeigt ſich die Kraft gleichmäßig der Sonne des Südens
In der Pflanzen Gewalt, wie in der Thiere Geſtaltung,
In der Faſern Saft, wie im Blute der lebenden Weſen.
Dort, wo aus brennendem Sand ſich erheben die ‚wachſenden
Quellen,‘
Welche von Stacheln umringt, gleich wie von drohenden Schwertern;
Dort auch wandelt der Elephant im Schatten der Palmen,
Die zum Himmel hinauf erſtrecken die ſtrahlenden Fächer.
Dort iſt heimiſch von je der Drachenbaum, der gewalt'ge,
Der beredte Geſchichtserzähler vom Alter der Schöpfung.“ —

„Schrecklicher Name!“ — ſo rief das kindiſche Mädchen. — „So
iſt wohl
Jener gewaltige Baum ein Vetter der nordiſchen Eiche,
Die, wie die Sage erzählt, dereinſt auch Drachen beherbergt.“

Laut auflachte darauf der kräftige Jüngling und ſagte:
„Nein, der Drachenbaum iſt ein Vetter von unſerem Spargel.“

Lachend ſprang das Mädchen herab aus der wiegenden Schaukel,
Lachend rief ſie noch aus: „Welch ein unwiſſendes Ding doch
Immer ein Mädchen bleibt, es hält den Spargel für Eichen.“
Aber ſie fügte mit Ernſt hinzu: „Doch erkenn' ich, Geliebter,
Wem da fremd die Natur, bleibt ewig ein Fremdling im Leben.“
Und er ſprach: „Du haſt es geſagt, und innig empfind' ich's,
Ja, es ruhet in ihr das einzige wirkliche Leben.“

Alſo gingen ſie hin und immer weiter und weiter:
Viel des Schönen verbarg, des Wunderbaren der Wald noch;
Nichts entging dem forſchenden Blick, dem heitren, der Wandrer.
Hier ein gefallener Baum, der den Blumen zum Beete geworden,
Dort ein anderer, der vermorſcht ſich zu Staube verwandelt,
Wurde vom murmelnden Quell der mooſigen Felſen durchſickert,
Weiter ſtand als dichtes Gebüſch das wallende Farrnkraut.
Adam pflückte ein Blatt und gab es der frohen Gefährtin,
„Siehe,“ ſprach er dazu, „wie zierlich die Ränder gezackt ſind!
Wo dieß Kraut den Wandrer begrüßt auf den Höhen der Anden,
In Kolumbia's Welt, der neuen und wunderbedeckten,
Iſt ein Zeichen es ihm, daß er eben beſchritten die Schwelle,
Jener herrlichen Flur, wo ewiger Frühling zu Hauſe,
Wo zugleich mit Frucht und Knoſpen und Blüthen der Baum prangt,
Jene heilige Flur, wo ſich den Blicken der Menſchen
Ganz, nicht in Stücken wie uns, und prächt'ger der Himmel entrollet,
Wo er ſtrahlender ſcheint und näher dem Erdenbewohner
Und ſeine Weiten durchzieht des Schiffes erhabenes Sternbild
Und das mächtige Kreuz im See der Berge ſich ſpiegelt.“

Alſo ſprachen und wanderten ſie. Unſelige Kinder —
Sie bemerkten es nicht, umgeben, bedeckt von dem Dickicht,
Daß die Sonne ſchon ſank und daß im Oſten die Wolken,
Drohend und düſter geballt, ſich zuſammengezogen und daß der
Säuſelnde Wind, der Bote des Sturms, ſchon bewegte die Wipfel.
Erſt als in Nacht ſich zu wandeln begann das zitternde Zwielicht,
Das ſie umgab, das Laub aufrauſchte und tiefer der Wind zog,
Dort und hier aufwirbelnd die Gruft eines einſtigen Frühlings —
Erſt als dickere Tropfen mit Macht durchhallten das Laubdach,
Sahen ſie auf, wie aus Träumen erwacht, und dachten der Heimkehr:
Schnell hat Eva ihr Röckchen geſchürzt — ſchon gingen ſie vorwärts.
Aber wohin? ſo fragten beſorgt ſie nach wenigen Schritten,
Und ſie erinnerten ſich, daß ſie die Wege nicht kannten
Und daß zu weit ſie gedrungen hinein in den düſteren Urwald.
Adam ſah ringsum. Nichts ſah er, als Bäume bei Bäumen,
Welche die Dämmerung ſchon zuſammengeſchoben zu Mauern,
Nichts als dunkles Geſtrüpp und nie betretene Pfade.
Was im ſonnigen Licht ſo freundlich erſchienen und heimlich,
Jetzt anſtarrte ſie Alles mit ſchreckend verändertem Antlitz.
„Vorwärts!“ rief er doch aus und ſchwenkte den Hut in den Lüften,
„Vorwärts! es gilt nur vorzudringen zu menſchlichen Stätten,
Ehe der Regen noch mächtiger fällt, und eh das Gewitter
Ueber uns tobt. Es rollt ſchon näher und näher der Donner.“

Weiter ging's durchs Gebüſch, doch deckte den Wald ſchon die Nacht zu.
Wilder erbrauſte der Sturm, er pfiff durch Dornen und Büſche,
Sauſte in Wipfeln und Zweig, und fern laut krachten und ſtürzten
Mancher vermodernde Stamm und manche noch grünende Krone.
Ziſchend zuckte der Blitz und zerſchlitzte die zitternden Himmel,
Polternd rollte durch kochende Wolken der grollende Donner,

Murrend brummte durch Schlucht, Kluft, Bucht der wühlende Sturzbach.
Schon erſchüttert vom Wind, ergoß ſich der Strom aus den Zweigen
Und durchnäßte den ſchlüpfrigen Pfad der eilenden Wandrer:
Schon durchſchnitt ihren Weg der plötzlich geborene Wildbach,
Der von den Bergen herab ſich ſtürzte mit Steinen und Stämmen.
Adam erhob mit kräftigem Arm die liebliche Jungfrau,
Drückte ſie feſt an die Bruſt und ſtieg in die ſchäumenden Fluthen.
Aber ſie brandeten hoch bis zum Gürtel dem kräftigen Jüngling:
Da erhob er die theure Laſt hoch auf in die Lüfte.
Zitternd ſchlang, doch lächelnd, ſie ihm um den Nacken die Hände,
Und ſie hielt ihn umfaßt, bis er wieder ans Ufer ſie ſetzte.
Dann vom Leib ſich zog er den Rock und hüllte die Jungfrau
Warm und ſorgſam ein, um ſie vor dem Regen zu ſchützen,
Welcher nur mächtiger ſtets und wilder vom Himmel herabfiel:
Dann vom Hals ſich band er das Tuch und ſchlang's um den Hals ihr.
Lächeln mußte das Kind, und ſie ſcherzten ob dieſer Verkleidung.

Und ſo gingen ſie hin ſtets weiter und ſpottend des Unfalls;
Aber es wurde zuletzt doch ſchweigſam die liebliche Jungfrau:
Tückiſch hatten der Dorn, das Geſtein ihr zernagt und zerriſſen
Und durchlöchert ſchon ganz das vom Regen erweichte Schuhwerk,
Hier und dort blieb hängen ein Stück von Schuhen und Strümpfen,
Und es wandelte faſt auf entblößten Füßen die Jungfrau,
Und der Dorn, er ſtach, es ſtechen die ſpitzigen Steine.
Adam merkte es bald an manchem verhaltenen Seufzer,
Und er ſprach kein Wort und faßte ſie wieder behende
In die Arme und trug ſie fort, das verzärtelte Kindlein,
Vorſichtig durch das Geſträuch, daß nicht ſie ſtechen die Dornen,
Sorglich und hoch in der Luft durch jeglichen tobenden Wildbach.
Aber es wüthete fort der Sturm — es ſtürzte der Regen
Unaufhörlich herab, es rollte der Donner, und Nacht lag

Dick und ſchwarz auf dem Wald, und oftmals mußte der Jüngling
Halten, bis wieder der Blitz aus dem Dickicht zeigte den Ausweg.
Endlich ruhte er aus an der Wand der zackigen Felsſchlucht;
Denn es hatte ſein Aug beim Blitzen erſpähet die Höhle,
Die ein gewaltiger Stein als ſchützendes Dach überwölbte.
Tief aufathmend, legte er da die liebliche Laſt ab.
Trocken noch war der Platz und rein und behaglich den Wanderern,
Denn es vermochte nicht Sturm hier einzudringen, nicht Regen.
Und ſo ſaßen ſie da, erholend vom mühſamen Weg ſich,
Und betrachteten ſtill und geborgen das herrliche Schauſpiel,
Wie aus ſchwarzem Gewölk der Blitz in Zacken herabfuhr
Und in bläulichem Licht einſäumte die ſchwankenden Bäume.

Da erſcholl ein Geheul hervor aus der Tiefe der Waldesſchlucht.
Zuckend fuhr der Jüngling auf — es fragte die Jungfrau:
„Welch ein Geheul iſt Das? Warum, o Adam, erſchrickſt du?
Sind es Wölfe vielleicht?“ — Es ſprach abwehrend der Jüngling:
„Thorheit! verſchwunden iſt längſt aus der Gegend der letzte der Wölfe.“

„Adam,“ — ſprach ſie darauf, — „wär' dieß das Geheul eines Hundes,
Wäreſt du nicht ſo erſchreckt. Auch heißt's, daß immer im Urwald
Wölfe noch ſind, o Adam, und ich erinnere jetzt mich,
Was der Knecht uns erzählt, daß, wie er noch Schmuggler geweſen,
Er, von Soldaten verfolgt, ſich einſt in den Urwald geflüchtet
Und dort Wölfe geſehn.“ — Es ſprach der kräftige Jüngling:
„Thorheit iſt's; ſie ſind ſeit fünfzig Jahren verſchwunden,
Und was man ſich erzählt, ſind leere erdichtete Sagen.
Aber ich will, zu beruhigen dich, am Eingang der Höhle
Feuer anzünden, das ſchreckt den erdichteten Wolf und den wahren.“

„Feuer! allein woher?“ ſo fragte mit Zittern die Jungfrau.
„Freilich,“ ſprach er darauf mit befangenen Blicken — „es fehlen
Stahl und Stein.“ Er ging in die Tiefe der Höhle und kam bald
Wieder zurück mit trockenem Holz, das dort er gefunden,
Sprechend: „Wir machen es ſo, wie die armen Nomaden Kamtſchatka's.“

Und er begann mit eifriger Kraft die Hölzer zu reiben,
Und bald trat auf die Stirne der Schweiß, bald fiel er in Tropfen.
Eva ſtand indeß am Eingang der Höhle und ſtarrte
Vorgebeugten Leibs hinaus in das Dunkel und horchte
[illegible] auf das Geheul, das kam ſtets näher und näher.
Da! — was leuchtet dort durch die Nacht, wie glühende Kohlen,
Starr erſt, ohne Bewegung, und dann wie hüpfendes Irrlicht?
Augen waren es — ach! die leuchtenden Augen des Wolfes.
Ein durchdringender Schrei entfloh dem Buſen der Jungfrau.
„Hilf! es iſt ein Wolf!“ — ſie rief's mit ſterbender Stimme,
Und vor Schrecken erſtarrt, anlehnte ſie ſich an die Felswand.

Aber es warf der Jüngling von ſich behende die Hölzer
Eilig hervor und drängte zurück in die Höhle die Jungfrau;
Dann vor den Eingang ſtellt er ſich hin, des Kampfes gewärtig,
Breit und feſt — aufſchürzt er ſchnell an den Armen die Aermel,
Wirft den Hut vom Kopf und ſtreicht hinters Ohr ſich die Locken,
Ballet die Fäuſte, und ſtramm und grad ausſtreckt er die Arme.
Alſo ſtand er. Es ſuchte ſein Aug den feindlichen Unhold.
„Wenn es nicht mehrere ſind, mit Einem beſteh' ich den Kampf noch!“
Murmelt er vor ſich hin, und näher erglühten die Kohlen,
Und ſie kommen heran — aufſteigt ein wüthendes Heulen —
In der Höhle liegt auf den Knieen und betet die Jungfrau.

Aber es hält das Thier nur wenige Schritte von Adam,
Mißt ſeinen Feind und wartet. Lang dauerten dieſe Sekunden,

Schon dem Jüngling zu lang; ſchon rafft er ſich kräftig zuſammen
Und will ſelber den Kampf mit dem mächtigen Feinde beginnen.
Aber da ſpringt ihn an mit gewaltigem Sprunge das Unthier.
Raſch weicht Adam zur Seit', und neben ihm ſtürzet das Thier hin,
Weit und lang die Glieder geſtreckt vom wüthenden Falle.
Nur der Arm iſt geſchlitzt von den Zähnen des Thieres dem Jüngling.
Aber er fühlet es nicht und wirft mit der Schnelle des Blitzes
Sich auf den Feind und drückt, bevor er ſich wieder erhebet,
Ihm auf den Rücken das Knie und krallt in den knochigen Nacken
Kräftig die Hände ihm ein und in das borſtige Rückgrat.
Und ſo preßt er und hält er ihn feſt an den Boden gekettet.
Heulend krümmt ſich's unter der Wucht und ſucht zu befrein ſich;
Aber mächtiger ſtets bewältigt der kräftige Arm ihn.
Eva läuft mit zitternder Angſt um die Gruppe der Kämpfer,
Betend und weinend zugleich und klagend und rufend nach Hülfe.
Selber möchte ſie helfen ihm gern, die liebliche Jungfrau,
Aber ſie weiß nicht, wie? und will vor Jammer verzagen.

„Gib," ſo ſpricht der Jüngling, „gib aus der Taſche des Rockes,
Den du trägſt, in die rechte Hand mir das Meſſer, und ſchnell wird
Dir verſchwinden die Angſt und gründlich beendet der Kampf ſein."
Aber ſie hörte nicht mehr — ſie lief hinaus aus der Höhle,
„Hülfe!" ruft, ſo mächtig ſie kann, die liebliche Jungfrau.
„Hülfe," und „Hülfe!" ertönt's, allein es vertönt in dem Schwalle,
In dem Lärmen des Bachs, der nieder ſich ſtürzt in die Schluchten,
In dem Brauſen des Walds, im Toben des rollenden Donners.
Dennoch ruft ſie ſtets und noch mit erloſchener Stimme,
Und ſie ruft es noch und ringt verzweifelnd die Hände,
Da aufs Neue das Heulen erſchallt von der Höhle herüber,
Und ſie ruft es noch, als ſchon mit Lachen der Jüngling
Neben ihr ſteht und zum Scherz auch „Hülfe!" rufet und „Hülfe!"

Schreiend ſtürzt ſie auf ihn und weint vor Luſt und vor Freude,
Und ſie umſchlinget ihn feſt und ruft: „Gerettet, gerettet!“ —

„Ja,“ ſo ſpricht er darauf und küßt ihr die thränenden Augen:
„Ja, du Theure, ich bin und du biſt glücklich gerettet.
Ein wohlthätiger Blitz hat gezeigt mir den felſigen Abgrund,
Welcher zu Füßen uns gähnt, durchtobt vom ſchäumenden Wildbach;
Und ſo zerrt' an den Rand ich den Wolf und warf ihn hinunter.
Selig mög' er ruhn, er wird nicht wieder erſtehen.
Mit zerſchmettertem Leib ankam er gewiß in der Tiefe,
Und es hat ſchon die Fluth ihm gegeben ein würdig Begräbniß.“

Schweigend lehnte das Mädchen ihr Haupt an die Schulter des Jünglings,
Ach! ſie war von der Angſt erſchöpft und der plötzlichen Freude,
Faltete andachtsvoll die Hände und folgt' ihm zur Höhle.
„Ruhe hier aus,“ ſo ſprach er beſorgt und mit zärtlicher Stimme,
„Bald iſt vertobt die Wuth des Sturms, es ſinket der Regen
Nur noch leiſe herab, und ferne vergrollet der Donner;
Bald wird leuchten der Mond und uns nach Hauſe geleiten.“

Aber noch während er ſprach, erſchollen hallende Stimmen
Aus dem Walde heraus und riefen: „Adam“ und „Eva!“ —
„Hier!“ und „Halloh!“ rief ihnen entgegen der kräftige Jüngling,
Und das Echo erſcholl wiederholend aus Höhlen und Klüften.
Näher kam es heran, ſchon färbte vom Lichte der Fackeln
Sich die dunkele Schlucht, und die harrenden Wandrer erkannten
Bald den Pater Kamill, der aus der Tiefe heraufſtieg.
Und ihm folgte die Schaar der Laienbrüder und Knechte.
„Unglückſelige Kinder!“ — ſo rief er, „wo ſeid ihr geblieben?
Welch unendliche Angſt um euretwillen erlitt ich,
Seit ich am Abend ſpät euch vermißt' und verlaſſen das Haus fand,
Während über dem Wald das tolle Gewitter gedonnert.

Alſo bot die Brüder ich auf und die Knechte des Kloſters,
Und ſo ziehn wir herum ſeit Stunden im Walde vergebens."

Aber, während er ſprach, erkannt' er beim Scheine der Fackel
Eva's blaſſes Geſicht und Adams Wunde am Arme,
Welche vom Blute noch troff. Er fragte die Beiden erſchrocken,
Und das Mädchen erzählt das Abenteuer mit Schluchzen.
Staunend blickte der Mönch und gerührt auf den kräftigen Jüngling.
Aber er ſprach kein Wort; er zog ſein ärztliches Werkzeug
Aus dem Talar und verband die blutende Wunde mit Sorgfalt.
Eva hielt ihm dazu die leuchtende Fackel. Indeſſen
Hieben des Paters Kamill Begleiter viel Aeſte und Zweige
Ab von Baum und Geſträuch und bauten daraus eine Bahre.
Drüber wurde gelegt eine Kutte, die liebliche Jungfrau
Drauf geſetzt und von den Laienbrüdern und Knechten
Unter Halloh und Geſang auf die Schultern gehoben, und fortging's:
Adam und Pater Kamill, der gütige, gingen zur Seite.

Leuchtend trat der Mond aus den Wolken, es folgten allmählig
Sterne auf Sterne — im Wald nur fielen noch einzelne Tropfen
Von den Bäumen melodiſch herab — ſanft wehte der Nachtwind,
Und in den Bergen erſcholl das Lied der fröhlichen Wandrer.

Sechster Geſang.

Und er ſoll dein Herr ſein.

Vor der Hütte im Wald, auf der grünenden freundlichen Lichtung
Iſt es noch ſchweigſamer jetzt — die Arbeit ruhet im Garten, —
Weder die Axt noch der Hammer ertönt, ſie liegen im Winkel,
Eingeſtellt iſt jeglicher Bau, kein Holz wird gezimmert, —
Zwiſchen den Blumen im Beet treibt ſchon ſehr leiſe das Unkraut;
Denn es ruht in der Binde der Arm des kräftigen Jünglings,
Und es hat ihm verboten der Mönch jedwede Bewegung.
Alſo hinter dem Tiſch in Eva's reinlicher Stube
Sitzt er, die Stirne geſtützt in die Hand, und lieſt in den Büchern,
Manchmal lieſt er auch laut die verſtändlichen ſchöneren Stellen,
Daß dem lieblichen Kind die Zeit nicht werde zu lange.
Eva wandelt geſchäftig einher und pfleget des Kranken;
Jeglichen Morgen beſucht ſie der Vater Kamillus, der gute,
Um zu ſehen und neu zu verbinden die heilende Wunde,
Und iſt erfreut, wie ſchnell die kräftigen Muskeln ſich ſchließen.
„Kurz," ſo ſagte er einſt, „wird nur die Narbe noch ſprechen
Von dem beſtandenen Kampf; mich aber gemahnet ſie jetzt ſchon,
Daß man in manchem Land *die* ſchätzet als edelſte Roſſe,
Welche den Biß des Wolfs an der Seit' aufweiſen als Zeichen
Des beſtandenen Kampfs, der muthigen Kraft und der Schnelle."

Oft, wenn früh aus dem Thal der gütige Vater zurückkam,
Kehrte er wieder hier ein und ſprach verſtändige Worte
Mit dem Jüngling und manch ſehr herzliches Wort mit der
Jungfrau;
Oder er ſaß auf der Bank in der Ecke, und ſchweigend und lächelnd
Sah er der Wirthſchaft zu, dem Treiben der lieblichen Kinder:
Wie der Jüngling mit Ernſt bald Dieß, bald Jenes beſtellte,
Wie die Jungfrau gern und treu dem Befehle gehorchte,
Wie ſie mit Sorgfalt that, was die heilende Wunde verlangte,
Und mit ihm empfand den Schmerz, den der Jüngling verhehlte.
Unbefangen vergaßen ſie oft den betrachtenden Zeugen
Und vertrieben die Zeit mit Spielen und kindiſchen Scherzen.

Aber es war ein Vierter noch da in der ſtillen Geſellſchaft —
Ein unheimlicher Gaſt, doch jetzt gefahrlos und ſchweigſam:
Nahe der Thüre ſtand auf geſpreizten Beinen der Schrecken
Jener ſtürmiſchen Nacht — es ſtand die Hülle des Wolfs dort.
Denn es fand ihn der Knecht des Kloſters am anderen Morgen
Todt und zerſchellt vom gewaltigen Sturz und vom tobenden
Wildbach,
Liegend auf felſigem Riff, wo die ſchäumende Welle ihn ausſpie.
Kunſtvoll ſtopfte ihn aus der Waidmann, und im Triumphe
Brachten die Knechte dem Jünglinge ihn — die Beute dem Sieger.
Alſo ſtand er da an der Thür, ein ſchweigender Wächter,
Starr und ſteif. Noch ſah in den Borſten des Nackens und
Rückgrats
Man die Spur, wo im Kampf ihn gepackt der kräftige Jüngling.
Nicht mehr blickte das Aug wie glühende Kohlen, unſchädlich,
Schuldlos ſah er darein. Selbſt Amalthea, die Ziege,
Sprang furchtlos um ihn und blöckte ihn an ohne Schrecken.
Eva allein noch erfüllt' manchmal mit Grauen ſein Anblick.

Alſo war in der Hütte des Walds die ſtille Geſellſchaft,
Alſo zogen dahin auf leiſeren Schwingen die Tage.

Unverändert und frei von jedem betrübenden Kummer.
War auch Eva, das Kind, nachdenklich und ſtiller als jemals,
Schien ſie doch heiter und froh und glücklich im Innern der Seele,
Und es ſchwieg, kopfſchüttelnd zwar, der verſtändige Jüngling,
Und es ſchwieg, mit Lächeln jedoch, der Pater Kamillus.
Aber einſt, als Pater Kamill, der gute, nach Haus ging,
Sprach die Jungfrau alſo mit öfters ſtockender Zunge:
„Freilich, er iſt ſo gut und edel, der freundliche Pater,
Nützlich iſt es gewiß, ihn anzuhören, und wohl thut
Auch das flüchtigſte Wort von ihm dem Geiſt und der Seele.
Beſſer empfindet und glaubt man ſich in ſeiner Geſellſchaft,
Und es ſcheinet die Luft um ihn viel reiner und klarer;
Und dich hegt und pflegt er ſo treu mit liebender Sorgfalt, —
Dennoch muß ich es dir, o Adam, offen bekennen,
Lieber bin ich allein mit dir in der einſamen Stube:
Denn es ſcheinet mir oft, als hätte ſonſt Niemand auf Erden,
Niemand als ich, das Recht, mit dir zu ſein und zu ſprechen,
Und vor Allem das Recht, dich zu pflegen in jeglichem Leide.
Nenne es kindiſch nicht, was ich dir gerne geſtehe:
Sieh, wie an jenem Tag, dem herrlichen Tage im Urwald,
Welcher mir herrlich iſt trotz allen den folgenden Schrecken,
Wie in jenem Moment, als du mich durch Hecken und Büſche,
Durch den brauſenden Bach mich trugſt mit kräftigen Armen,
Ich am Halſe dir hing, dein Herz, das pochende, hörte —:
Alſo mit dir allein und deinem Herzen ſo nahe,
Sei es in Sturm und Gefahr, möcht' immer ich bleiben und immer.
Aber es iſt mir zu Muth, wenn Pater Kamillus bei dir iſt,
Wenn ihr euch mit Ernſt von wichtigen Dingen beſprechet,
Ach, als wär' ich dir fremd und du hätteſt meiner vergeſſen.
Und, es verzeih mir's Gott, der Pater Kamillus verdrießt mich."

Da antwortete Adam darauf mit erhobenem Finger,
Lächelnd zwar und ſanft, doch auch mit dem Tone des Vorwurfs:

„Welch ein grauſames Wort! Denn mußt du nicht fürchten, dem Freunde
Böſes Unrecht zu thun und dem Arzt und dem liebenden Helfer?
Sei mir gut, doch ſei auch gerecht gegen Andre, o Schweſter!“

Aber es legte die Stirn in Falten die liebliche Jungfrau,
Schwieg einen kurzen Moment, dann ſagte ſie etwas verdrießlich:
„Schweſter! ſo nennſt du mich ſtets; und fühlſt du nimmer, o Adam,
Was ich ſchon lange gefühlt, wie dieſer Name mir weh thut?
Schweſter! — Ich war es dir nie, und niemals warſt du mir Bruder.“

Und ſie ſetzte ſich hin auf die Bank und ſchlang um den Nacken
Ihm den Arm und ſah ihm ins Aug und ſagte mit Rührung:
„Ach, ich weiß nicht, warum, o Adam, mich kränket der Name,
Und mir iſt es ſo oft, als gäb' es ſchönere, beſſre,
Welche, o Adam, von dir viel holder und lieblicher klängen.
Lange ſchon nenn' ich Bruder dich nicht; denn ich fühle ſeit lange,
Etwas gibt's, das enger umſchlingt, als der Bund der Geſchwiſter,
Und durch das innigſte Band, das es gibt, bin mit dir ich verbunden.
Sagen kann ich es nicht, doch, wenn du Schweſter mich nenneſt,
Ruft es immer in mir: Das iſt nicht der paſſende Name.
Fühleſt du, Adam, nicht auch, daß irgend etwas uns fehlet?“

Staunend blickte der Jüngling ſie an. So hat er noch niemals
Eva geſehn, ſo ernſt und den Blick voll zarteſter Rührung.
Mächtig begann zu pochen ſein Herz, doch ſagte er ruhig:.
„Ja, ſo iſt's, auch mir iſt zu Muth und öfter ſo bange,
Als ob uns in der That was Schönes, Beglückendes fehlte,
Aber auch ich kann nennen es nicht. Mir ſcheint's ein Geheimniß.“

Schweigend ſaß, in Sinnen verſenkt, die liebliche Jungfrau,
Stützte die Stirn in die Hand, dann rief ſie mit einmal: „Ich weiß es!“ —

„Nun, ſo ſag es,“ verſetzt' er darauf mit ſichtbarer Neugier.
Ernſt hub an und ſprach mit belehrender Miene die Jungfrau:
„Adam, erinnerſt du dich des ſchwarzen, gewaltigen Koffers,
Welcher ſo lang und breit, mit eiſernen Klammern beſchlagen,
Ewig verſchloſſen ſteht zu Haus in der hinterſten Stube?
Hör! im Frühling oft aufſchloß ihn die theuere Mutter,
Rief mich herbei, und ich half auspacken den ſchwellenden Inhalt
Und ausbreiten, daß nicht er verdumpfe im ſtäten Gefängniß.
Denn es war nichts Anderes ja, als verſchiedene Leinwand,
Tiſchzeug allerlei Art, kunſtvoll mit Blumen durchwoben,
Oder auch mit dem Bild der berühmteſten Schlöſſer und Städte, —
Einfache auch für den täglichen Brauch — dann verſchiedenes Bettzeug
Und Handtücher in Fülle und Servietten in Menge.
Dann von Strümpfen ein Berg, gewebte, geſtrickte, durchbrochne;
Endlich noch ohne Zahl die ungeſchnittene Leinwand,
Wie man zu feinrer ſie braucht und zu gewöhnlicher Wäſche.
Fragt' ich die Mutter ſodann: ‚Wozu der gewaltige Vorrath?‘
Sah ſie bei Seit' und begann, von anderen Dingen zu ſprechen,
Oder ſie gab mit lächelndem Blick ausweichende Antwort
Oder verlor die Geduld, wenn mir nicht die Antwort genügte.
Aber ging ſie hinaus, dann flüſterte ſchnell mir die Magd zu:
‚Merkſt du es nicht? Ausſtattung iſt's deiner künftigen Heirath!‘
Siehſt du, Adam, daran hab' ich nun mich plötzlich erinnert.
Heirath iſt, wie's ſcheint, die Beſtimmung jeglichen Mädchens,
Und auch meine. Warum hat ſonſt die Mutter geſammelt?
Und, was Beiden uns fehlt, Das iſt ja eben die Heirath.“

Alſo ſprach ſie und ſah dem Jüngling fragend ins Antlitz:
Aber er ſtutzte und ſchwieg und machte gewaltige Augen,
Stützte die Hand in die Seit' und ſagte verwundert vor ſich hin:
„Hab' ich doch immer gehört und muß es nun ſelber erfahren,
Daß das Herz eines Mädchens, und ſchon in früheſter Jugend,
An Gedanken ſich wagt, die zagend ſelber der Mann denkt,

Und daß auch das ſchüchternſte Herz der ſchüchternſten Jungfrau
Früher erkennt ſolche Dinge, als ſelbſt der verwegenſte Jüngling."

Doch es verſetzte darauf, gekränkt, die liebliche Jungfrau:
„Andres erwartete ich, als die philoſophiſche Antwort."
Und ſie erhob ſich und ging verdrießlich und ſchnell aus der Stube.
Seufzen hörte er ſie und ſchluchzen durchs offene Fenſter,
Und er ſchritt ihr nach, erſchrocken, der kräftige Jüngling.

Wieder zum erſten Mal ſeit dem Tag der bekämpften Gefahren
Trat er hinaus in den Wald; es kam ihm lieblich entgegen
Luft und Duft, es hob ſich das überwallende Herz ihm,
Und im Tiefſten gerührt, empfand er das Glück der Errettung.
Jetzt zum erſten Mal, mit einem Gefühle von Wemuth,
Thränenden Auges beſah er die Welt und erkannte die Freuden,
Die ſie bietet und gibt dem ſchönen empfindenden Daſein.
Alſo ging er zu auf die Bank im Garten, wo weinend
Eva ſaß, und drückte gerührt und glücklich ans Herz ſie.
„Ja," ſo ſprach er, „es ſei nur Eins unſer Leben in Zukunft!"

Und ſie hing an ihm mit feſten, verſchlungenen Armen.

Siebenter Geſang.

Aus dem Paradieſe ins Leben.

Ach, der Knecht war geſtern da und brachte die Nachricht:
Fort iſt der Feind, es ſtehet nur noch im Dorfe der Nachtrab;
Morgen ſchon, oder vielleicht noch heut wird kommen der Vater,
Aus der Hütte im Wald die Kinder nach Hauſe zu holen. —
Alles iſt ſchon gepackt, und es ſitzen mit Trauern die Beiden,
Adam und Eva, am Pfad, der vom Thale zum Kloſter zurückführt,
Um vom theueren Freund, vom Pater Kamillus, dem guten,
Wenn er am Abende ſpät zurückkehrt, Abſchied zu nehmen.

Ach, ſo müſſen auch wir nun Abſchied nehmen von ihnen,
Die, ich hoff' es, auch dir, nicht kritiſch empfindender Leſer,
Lieb geworden, wie ſie, geſteh' ich es offen, mir ſelber
Theuer geworden und lieb, dieweil ich ihr Leben beſchrieben.
Scheiden und Meiden betrübt, beſonders den liebenden Dichter,
Wenn er trennen ſich muß von ſeinem beſungenen Helden
Und das Lied nichts Anderes iſt, als treue Erinnrung,
Liebliches Echo nur und Mahnung verfloſſener Tage.
Dieß auch hat mich wieder zurück zum Dorfe gezaubert,
Hat mir wieder geweckt die walddurchduftete Kindheit,

Hat mich glücklich gemacht, wie ich ſchon einmal geweſen,
Hat mich wieder gemahnt, wie reich und ſchön die Natur ſei
Und daß in ihr, wie Adam es ſagt, das einzige Leben,
Und ich füge hinzu: auch Auferſtehung für Todte,
Für den Gepeinigten Ruh und für den Kranken Geneſung.
Ach, wie ſehr ich's empfand, als ich dieſe wahrhaft'ge Geſchichte
Dir, o Leſer, beſchrieb! und mit Ueberzeugung empfind' ich:
Schmücket dereinſt ein Kranz, ein verdienter, das harrende Haupt mir
(Ach, ich brauche ihn bald zu ähnlichen Zwecken, wie Cäſar) —
Dir verdank' ich's, o Dorf, und dir, o glückliche Wiege,
Die im Schatten des Baums, im Rauſchen des Baches geſtanden
Unter dem goldenen Netz, aus Lerchenliedern gewoben,
Ueber dem duftenden Grund, der voll von Keimen und Saaten,
Nahe dem dämmernden Wald, dem Haus des prophetiſchen Kukuks.
Mag, was immer er will, von den Städtern Plato behaupten,
Doch mit den Jüngern zog er hinaus zum freien Geſtade,
Wenn er fürs Schöne ihr Herz, fürs Große empfänglicher wollte
Und bereiten den Geiſt für beſſere, höhere Welten.
Ich — ich feire das Dorf, wo nicht verkleidet das Leben,
Leiden und Freuden geſchminkt und heuchelnd nimmer einhergehn,
Wo harmoniſch das Herz mit Bäumen und Blumen und Saat wächſt,
Wo der Lenz und der Herbſt von Leben nur ſagen und Leben.

Helden des Lieds ſind natürliche Kinder des ſchaffenden Dichters,
Aehnlich ſind ſie ihm ſtets an Gedanken, Gefühl und Empfindung,
Darum mögen auch jetzt, die ſtill dort ſitzen am Fußpfad:
Adam und Eva, bewegt und gerührt ſein von gleichen Gedanken.

Da aus der Einſamkeit, dem duftigen Schooße des Waldes,
Sie auch rufet zurück zum Treiben der Menſchen das Schickſal.
Schweigend und Hand in Hand, ſo ſitzen ſie da, die Geliebten.
Herbſtlich ſchon iſt der Wald durchwebt, doch ſinket die Sonne
Prächtiger, ſchöner als je, in farbenreicherer Fülle,
Lieblicher iſt der Wald und ruhevoller und ſtiller,
Tieferer Andacht voll, als da die Strahlen des Sommers
Heiß und hell ihn gefärbt; es blickt das einſame Laubholz
Golden und roth hervor aus des Tannwalds dunklerem Grunde:
Denn es gibt die Natur dem Tod ſelbſt freundliche Farben,
Und ihr Lächeln im Herbſt iſt wie das Lächeln des Abſchieds,
Welches die Thränen verbirgt und ſich in Einem Momente
Alles genoſſenen Glücks und aller gewähreten Freuden
Dankbar erinnert und freut — ſie gewährt und genießet noch einmal.
Ueber die Beiden dahin mit geſchäftig rufenden Stimmen
Zogen die Vögel, geſchaart und bereit zur ſüdlichen Reiſe;
Dort und da gab ſeufzend ein Neſt die klagende Antwort,
Und harmoniſch vereint mit dem Abſchiedsgruße der Wandrer,
Säuſelte tönend herab das Blatt von den Zweigen der Buche,
Strich der tiefere Ton des Winds durch Wipfel und Sträucher.
Horchend ſaßen ſie da und Eva mit thränenden Augen.
Sie überſchaute gerührt die ſtrahlendurchzogene Lichtung
Und das einſame Haus und den Garten, den liebend gepflegten;
Ach, wie wird er verwildern, wie bald vom Winter bedeckt ſein,
Wie vom Bahrtuch, welcher noch jetzt ſo glühte und blühte.
Sterben werden dahin und verwelken die leuchtenden Blumen,
Wie das Feuer des Herds jetzt leis verliſcht in der Hütte.
Endlich brachen hervor die lang verhaltenen Thränen:
Weinend ſank ſie ans Herz und ſchluchzend dem ſinnenden Jüngling.
Und der ſprach nur das Wort: „O, weine nicht, theueres Mädchen!“
Und er küßte ſie ſanft auf die weiße, unſchuldige Stirne.

Und es kam den Fußpfad herauf der Pater Kamillus,
Vor den Kindern blieb er ſtehn und legte die Hände
Ihnen aufs Haupt und drückte bewegt ans Herz ſie und ſagte:
„Lebet denn wohl, ihr theuren Kinder, ich dank' euch, ich dank' euch
Für das Glück, das ihr in die trauernde Oede mir brachtet,
Für das Leben, mit dem ihr die Einſamkeiten belebtet.
Ihr, ihr wart mir ein Gruß aus beßren verlorenen Welten
Und ein Troſt den nagenden Zweifeln an Menſchen und Leben
Und ein holder Beweis, daß ewig das Gute und Schöne
Und aus eigener Kraft ſtets neu und friſch wird geboren.
Euerem Leben, verſteckt in den Einſamkeiten des Waldes,
Sah von ferne ich zu, wie am Gartenthore der Bettler
Stehet und ſtaunt ob all der Pracht, die jenſeits des Gitters.“

Schweigend ſenkte der Mönch ſein Antlitz; die Wange erblaßte,
Und ſie fühlten die Hand auf ihrem Haupte erzittern.
Traurig umſchlangen ſie ihn mit den Armen und nannten ihn Vater.
Aber er lächelte mild. Die Strahlen der ſinkenden Sonne
Färbten ſein blaſſes Geſicht. Es legte ſich Frieden und Stille
Rings auf den Wald. Er faßte die Hände von Adam und Eva,
Drückte ſie feſt an die Bruſt und ſprach mit erhobener Stimme:
„Lebet wohl! Ihr kehret zurück zum Treiben der Menſchen,
Wo der trennende Haß verweilt im Gewande des Schickſals,
Und als Weltgeſetz regiert die verkleidete Lüge,
Und die Herzen verfälſcht die heuchelnde, ſchmeichelnde Selbſtſucht,
Wo die Dreie vereint zerreißen die theuerſten Bande.
Aber nichts vermag euch zu trennen, euch, die Vereinten,
Wenn ihr dort im Gedräng, wie hier im einſamen Walde,
Euere Welt euch baut nach der Offenbarung des Herzens.
Schnell im Schooß der Natur hat ſich die Blume entfaltet,
Wuchs und gedieh in euch die Blume der Jugend, die Liebe.
Möge das heilige Feuer in euch ſo innig und ſtark ſein,

Daß noch in ſpäteſter Zeit und noch im froſtigen Alter
Ihr euch freudig vereint um die glimmenden wärmenden Kohlen
Und ihr getroſt hingebt die gewundenen Pfade des Lebens.“

Alſo ſprach er gerührt; da erſcholl es: „Amen!“ im Walde,
Und ſie ſahen ſich um — dort ſtand der theuere Vater,
Segnend ſtreckte er aus ſeine Hand und lächelte: „Amen!“

(Genf, im Dezember 1849.)

Neue Satiren.

(1862.)

Meine Faſces haben Ruthen,
Doch es fehlt das Beil:
Nicht die Nacken ſollen bluten,
Nur ein andrer Theil

1.

An einen fürſtlichen Mäcen.

Geſtatte mir, vor deinem Thron zu wedeln!
Ich wedle ſanft, als wär' ich abgerichtet;
So ſanft, als wär' ich einer jener Edeln,
Die ſich mit Leib und Seele dir verpflichtet.
Ich bin nicht einer von den harten Schädeln,
Die ſchreien: „Wahrheit ſage, wer da dichtet.“
Iſt meine Stimm' auch grob, doch in Epiſteln
An hohe Gönner ſprech' ich nur in Fiſteln.

Denn ſeine Zeit hat Alles für den Weiſen,
Und jede Zeit hat ihren Ton und Schlüſſel;
Wir ſchimpften einſt — wir wollen heute preiſen,
Wir darbten einſt — heut ſuchen wir die Schüſſel.
Zehn kurze Jahre machten uns zu Greiſen,
Zu feinen Näschen wurden unſre Rüſſel;
Wir biſſen Waden ſonſt zu höhern Zwecken —
Heut iſt es Zeit, die Ferſe zu belecken.

O Muſen, welch ein Anblick! — Seines Gleichen
Erſchuf noch nicht die ganze Weltgeſchichte.
In allen dreißig deutſchen Mittelreichen
Liebt nicht ein Backfiſch ſo wie er Gedichte;
Beſonders jene gliederloſen, weichen,
Gezeugt von Schwindſucht und vom Mondenlichte,
Die Bockbiertrinkern und Tyrannenfreſſern
Das dicke Blut poetiſch zuckerwäſſern.

Nimm hin mein Lob! — Du kannſt es ohn' Erröthen.
Du würdeſt Schiller auch entwiſchen laſſen
Und mißverſtehn und ſchreiben laſſen Goethen
Und einen Matthiſſon in Silber faſſen.
Du biſt im Stande, Schubart nicht zu tödten
Und Börne, wenn er todt iſt, nicht zu haſſen;
Kurzum, du biſt im Stand: was längſt geſchehen,
Unrepreſſiv und gnädig anzuſehen.

Wir dürfen leſen, und wir dürfen ſchreiben;
Was ſchreiben, leſen kann, iſt dir willkommen.
Gar, wenn wir mittelalterliches Treiben
Als einz'ges Vorbild künft'ger Zeit genommen;
Wenn wir beweiſen, daß ein Stehenbleiben
Noch nicht genug, nein, daß nur Seiler frommen,
Die rückwärts gehend ihre Stricke drehen: —
Dann ſind wir ſicher, ſelbſt Gehalt zu ſehen.

Ja, ſolche Seiler! ſolch ein Volk von Seilern!
Ob ſie nun Stricke drehn aus Poeſieen,
Aus Weisheit, die da raucht aus Kohlenmeilern,
Aus abgeſtandnen Hofphiloſophieen.
Die Mütterchen in altgerman'ſchen Weilern,
Zu denen wir als fromme Pilger ziehen,
Das ſind die Velleden, die uns belehren,
Wie mit Erfolg ins Deutſchthum umzukehren.

— „Allein, ich bitt' — nur nicht Perſönlichkeiten" —
Auch ſprech' ich nicht von Leuten, die da leben,
Im Gegentheil: von Abgeſchiedenheiten,
Die zart und flau in unſrem Dunſtkreis ſchweben.
Von Schatten ſprech' ich, die an Wänden gleiten
Und faſt nervös vor jedem Lichtſtrahl beben,
Von einem Schattenſpiel, das bei Chineſen,
Bei Hof und Kindern ſtets beliebt geweſen.

Da ſeh' ich Manches — Auf dem Kanapee
Das Muſter allen fürſtlichen Mäcenen.
Auf ſeinem Antlitz liegt ein graues Wehe —
Es äußert ſich, denn er beginnt zu gähnen.
Hinter den Thüren lauſchend in der Nähe
Steht jene Schaar der Söhne der Kamönen;
Sie ruft: „Er langweilt ſich! O, eilt und rettet!
Stimmt an die Chorgeſänge, ſchön verkettet.“

Chor der Dichter.

Du ſollſt dich nicht länger,
O Herr, ennuyiren;
Es nahen die Sänger
Mit Harfen und Lyren.

Was willſt du? Romanzen?
Befiehlſt du Balladen?
Italiäniſche Stanzen?
Provenzer Aubaden?

Bereit, dir zu dienen
Mit Kanzonen, Sonetten,
Triolen, Terzinen,
Stornellis, Riſpetten.

Du haſt zu befehlen,
Wir wiſſen, uns zu meiſtern
Und unſere Seelen
Nach Wunſch zu begeiſtern.

Denn dein iſt die Feder
Deiner Poeten,
Hat auch ein Jeder
Spezialitäten.

Der macht im Gothiſchen,
Der Sophokleiſch,

Der im Erotiſchen —
Keiner tertäiſch.

Der für die Jugendjahr'
Von Lieb' und von Lenzen;
Aber, — daß Gott bewahr'! —
Keiner Tendenzen.

Nur dem Erbfeind, Ihm,
Begegnen wir jambiſch,
Nur, was legitim,
Macht uns dithyrambiſch.

Oder behaget, wie?
Heut deinem Haupte
Nur Philoſophie,
Freilich erlaubte?

Nicht jene Kantiſche,
Oder auch Hegel'ſche —
Nein, nekromantiſche,
Friederich Schlegel'ſche.

Fromme Philoſophien
In Adam Müllers Geiſt,
Wie man in Rom und Wien
Einſtens verſpeiſt.

Denn wir ſind gerne
Zu Allem bereit,
Liegt es auch ferne:
Die Schuld hat die Zeit.

Er aber ſchweiget, wie ſie immer locken,
Die Kleinen von den Seinen, und er gähnet.
Und ihre Stimmen, ach, verſchüchtert, ſtocken,
Es ſcheinet, daß er ſich nach Anderem ſehnet.

Und der Tragöde ſchüttelt ſeine Locken,
Der Lyriker iſt ſtill, ſein Auge thränet,
Und der Geſchichtſchreiber ſelbſt, betroffen,
Verſenket ſich in Glaube, Liebe, Hoffen.

Wenn ein Mäcenas gähnt, Das iſt gefährlich.
Die Poeſie, die Wiſſenſchaften beben
Wie Sträucher, die, von Humuserde ſpärlich
Ernährt, an ſchroffen Felſenwänden kleben.
Die Wiſſenſchaft bedenkt, wie viel ſie jährlich
Bezieht; die Dichtkunſt ſeufzt: „Wie ſoll ich leben?“
Es ſingen ihre würdigen Vertreter
Im Ton geängſtigter Familienväter:

Zweiter Chor.

Gewiß, wir ſind nicht ſchlecht,
Wir ſind dir treu ergeben,
Althöfiſch und nach Recht —
Laß uns nur leben!

Wir wollen unſern Geiſt
Durchwühlen und durchgraben,
Und was drin glänzt und gleißt,
Du ſollſt es haben.

In deiner Reſidenz
Soll ſich ein Flor erheben,
Wie Weimariſcher Lenz —
Laß uns nur leben!

Deutſchland verdanke dir
Die neue Morgenröthe;
Dazu ernennen wir
Den neuen Goethe.

Wir wiſſen gar zu gut,
Man macht nicht ſolche Dinge

Doch die zu Lieb man thut,
Als ob es ginge.

Es ſoll ein großer Glanz
Auf deinem Throne liegen,
Böotien ſoll ganz
Athen beſiegen.

Und deine Majeſtät
Erſtrahle als Meſſias,
Daß ſich von ſelbſt verſteht
Fröbels Trias.

Wir ſingen deinen Ruhm,
Wir ſingen Lieb' und Reben,
Wir ſingen Chriſtenthum —
Laß uns nur leben!

Er aber gähnt: „Das wird mein Rath erwägen.
Gelang's dem Chemiker, die Exiſtenz
Des Höchſten analytiſch darzulegen?" —
Der Chemiker: „„Zur höchſten Evidenz
Gelang's auf naſſen und auf trocknen Wegen."" —
„Nun, Gott ſei Dank! Dich nenn' ich Exzellenz!
Nur ein Bombaſt, wie du, kann Düngerknochen
Und Chriſtenthum in Einem Keſſel kochen."

Und wieder gähnt er: „Hat mein Hofgelehrter
Myſtik und Wiſſen, Denken, Zweifel, Glaube
Und allen Sinn und Unſinn und ſo weiter
Mit Glück gebracht wir unter Eine Haube?" —
„„Gottlob, ich hab's gethan! Es ſchwebt ganz heiter
Und logiſch hin des heil'gen Geiſtes Taube."" —
„O Proteſtant katholiſcher Carrière,
Du biſt des Glaubens und des Denkens Ehre."

Und wieder gähnt er: „Lehrer der Kultur,
Und was haſt du zu meiner Luſt bewieſen?" —

„„Nicht Zukunft iſt, Vergangenheiten nur;
Und wir ſind Zwerge, Cimbern waren Rieſen.
Zum Walde muß wieder werden die Natur,
Die Zeit der Mönche glich den Paradieſen;
Der Knecht muß mit dem Herren ſich verbrennen,
Und alte Jungfern ſoll man Mädchen nennen."" —

„Du biſt mein Mann! Denn, wer mich rückwärts führet,
Mich und mein Volk: zu den geheimen Räthen
Geheimſten Rathes hab' ich ihn erküret,
Die rückwärts ſehen, Das ſind die Propheten!
Und ihr, wie habt ihr euch für mich gerühret,
Ihr ſanften und melodiſchen Poeten?
Was für Gekränz habt ihr für mich gewunden?
Was überſetzt, gedichtet und erfunden?"

Da ſingen ſie, wie Engel des [illegible],
Entzückt: „„Dein Anblick gibt den Dichtern Stärke!
Wir leben beglückt am Rande deines Tages
Und ſehn die unbegreiflich hohen Werke.
Und das Genie, an deinen Brüſten lag es,
Auf daß es der moderne Menſch ſich merke:
Nicht adelt's den Dichter, wenn er Herrſcher tadelt,
Im Gegentheil!"" — — „Genug, ihr ſeid geadelt!"

Und wieder ſinkt er hin und gähnet wieder:
„Was nützt Das alles! Schön iſt Wiſſenſchaft,
Und ſchön ſind meiner Hofpoeten Lieder
Und nützlich meiner Denker Glaubenskraft.
In Maſſen ſtrömt der Glanz auf mich hernieder,
In einem Nimbus fühl ich mich entrafft —
Doch ſuch' ich Eins vergebens zu erlernen:
Wie baut man Pferdeſtälle und Kaſernen?"

II.

Der Affe Hanuman,

oder

Die Schöpfung des erſten ſtehenden Heeres.

Ein indiſcher Mythos, bearbeitet nach einer Epiſode des „Ramajana“.

Jedweder hat's aus Goethe's Lied erfahren,
Was in der ſchönſten ſeiner Avataren[1]
Wiſchnu als Menſch und Mahadöh gethan.
Er ſah ein menſchlich Herz durch tief Verderben,
Dann ließ er ſich in Mädchenarmen ſterben,
Dann hob er die Geliebte himmelan.

Allein, was er geleiſtet hat auf Erden,
Als er zum Siebten ſich ließ menſchlich werden,
Beſingt kein Lied, kein Evangelium.
So geht es Jedem, der der Menſchheit nützet.
Wiſchnu erſchuf, was die Geſellſchaft ſtützet:
Moral, Altar und Thron und Eigenthum.

Dieß iſt das Thema meines Preisgeſanges.
Wall hin, mein Lied, erhaben wie der Ganges,
An deſſen Ufern er ſein Werk begann.
Zwar handelt es ſich lediglich um Affen,
Doch auch darum, wie man ſie umgeſchaffen
Und wie man große Helden machen kann.

Das ganze Land, darin die Menſchen wohnen —
(Es meint die kleinſte ſelbſt der Religionen,
Die wahre Menſchheit ſei, wo ſie regiert.
Das kleine Judäa, das die Bibel kennet,
Hat Menſchheit ſich par excellence benennet
Und iſt auf Weltgeſchichte abonnirt) —

---

[1] Avataren, die verſchiedenen Menſchwerdungen Wiſchnu's, behufs der Welterlöſung.

Alſo, das ganze Land am Gangesfluſſe,
Zertreten war es vom Erobrerfuße
Des Rieſenvolks, das aus den Bergen kam.
Die fuß- und bruſt- und kopfentſprungnen Kaſten,
Sie trugen alle gleich der Knechtſchaft Laſten,
Und Pandu-Söhne dienten ohne Scham.

Bereits war's ſchön und ehrenvoll, zu dienen,
Und doktrinäre, ſchreibende Brahminen
Bewieſen ſchon der Herrſchaft göttlich Recht.
Was einſtens Tugend hieß, war jetzt Verbrechen,
Die Zunge war zum Schweigen, nicht zum Sprechen,
Verwiſcht der Unterſchied von Gut und Schlecht.

In Zeitung und in Büchern war's zu leſen,
Daß es im Lande nie ſo gut geweſen.
Wer's anders wollte, war ein Atheiſt,
Unprakt'ſcher Menſch, ein unberufner Lärmer,
Ein Ruheſtörer, ein Phantaſt und Schwärmer,
Ein Feind von Gott und Welt, ein Kommuniſt.

Tout comme chez nous! In Urzeit war's Daſſelbe
Am Ganges, wie vor Kurzem an der Elbe,
An Spree und Seine. Vater Brahma nahm
Den tiefbetrübten Zuſtand ſich zu Herzen,
Vom ſiebten Himmel ſah er zu mit Schmerzen
Und fühlte für die Menſchheit ein'ge Scham.

Zu Wiſchnu ſprach er, dem geliebten Sohne:
„Verlaß die Bärenhaut auf deinem Throne,
Gar traurig iſt die Welt, die ich erſchuf.
Noch einmal wandeln mußt du mir auf Erden,
Noch einmal mußt du mir geboren werden,
Das Welterlöſen iſt ja dein Beruf.“

„„Nur immer ich!““ — ſprach Wiſchnu drauf verdrießlich.
„„Hab's ſchon ſo oft gethan. Höchſt unerſprießlich

Iſt das Geſchäft. Es bleibet nach wie vor.
Mit Schmerzen denk' ich dran, wie ich vom Böſen
So oft ſchon wollte dieſe Welt erlöſen,
Und wie ich immer Zeit und Müh verlor.

„‚Schick mal den Siwa nieder, der vernichtet!
Glaub mir, im Guten wird nichts ausgerichtet
Bei dieſem Volk; nur Peſt und Hungersnoth
Und andre ſolche Drangſal lehrt ſie beten,
Allein Erlöſer, Lehrer und Propheten
Verhaſten ſie und plagen ſie zu Tod.‘“ —

„Der Siwa hat was Anderes zu ſchaffen.
Wird dir's ſo ſchwer, dich liebend aufzuraffen?
Du ruhſt mir ſchon zu lang, vergißt die Welt.
Sei heiter! Dießmal ſollſt du auch nicht pred'gen.
Du ſollſt das Land mir von dem Feind entled'gen,
An Heeresſpitze, als Soldat und Held.“

— Wenn Brahma will, was nützen die Beſchwerden?
Der treue Sohn entſchließt ſich, Menſch zu werden,
Und hat als Kind das Licht der Welt erblickt.
Worüber Kirchenväter und Doktoren
Den Kopf ſich brachen und die Zeit verloren,
Ward niemals leicht in einen Vers geflickt.

Ich ſag': Es war! und will es nicht erklären.
Wer wird ſich auch ſo arg den Kopf beſchweren?
Man nennt's Myſterium, und ſo iſt's gut.
Menſchwerdung, Vater, Sohn und Eins und Dreie,
Zuſammenbraue Das zu Einem Breie
Und den verſchlinge dann mit Glaubensmuth.

Wiſchnu indeß iſt Menſch und groß geworden.
An eines Mangowaldes ſchatt'gen Borden
Geht er gedankendüſter auf und ab.
Er ſoll das Land befrein — die Krieger fehlen;

Nicht wagt er es, auf dieſes Volk zu zählen,
Das ſich der Knechtſchaft ganzer Luſt ergab.

Aufrufe hat er vielfach ſchon erlaſſen,
Er ſuchte ſie beim Ehrgefühl zu faſſen,
Er ſprach und ſchrieb von Freiheit, Recht und Licht.
Steckbriefe gaben Antwort, und die Hetze
Begann. Der Gott war außer dem Geſetze,
Mit Müh entwiſcht' er peinlichem Gericht.

Es iſt betrübt, führt man den Gott im Titel
Und ſoll trotzdem mit menſchlich kleinem Mittel
Ein Werk vollziehn in Dei gloriam.
Wiſchnu wälzt große Pläne im Gehirne,
Allein es ſagt's die Wolke auf der Stirne,
Daß ihm kein rechter Plan zu Stande kam.

Im Wald die hunderttauſend Papageien,
Sie ſcheinen ihm mit Spott ins Herz zu ſchreien:
„Weh Jedem, der des Menſchſeins ſich vermißt!“
Zehntauſend Affen ſchaukeln in den Zweigen
Und wiegen ſich, als wollten ſie nur zeigen,
Daß man allein als Affe glücklich iſt.

Nur Einer ſitzt gedankenvoll am Rande
Und blicket ernſthaft, wie ein Mann von Stande,
Indeß ſich das Geſindel unterhält.
'S iſt Hanuman, der große Affenkaiſer,
Der ſich als Legislator und als Weiſer
Aufſchwang zum Herrn der ganzen Affenwelt.

Stets wird der Denker einen Denker lieben.
Und auf der Stirne Wiſchnu's ſteht's geſchrieben,
Daß er juſt denkt, und zwar mit Kummer denkt.
Was Wunder, daß gewalt'ge Sympathieen
Den großen Affen zu dem Gotte ziehen,
Daß er ſofort ſein ganzes Herz ihm ſchenkt.

Sanft räuſpert ſich der Affe und beginnet:
„Wer biſt du, edler Fremdling, und was ſinnet,
Vertieft in Kummer, dein erhabner Geiſt?
Sprich frei, damit, wenn ich es recht vernommen,
Ich dir mit Rath und Hülfe könne frommen,
Wie für den Gaſt mein Herz mich handeln heißt."

Er ſprach ſo mild, ſo gut, ſo voll Verführung,
Daß Wiſchnu ihm in ſeines Kummers Rührung,
Zwar pſeudonym, doch herzlich gern erzählt:
Wie er daherkam, um den Feind zu ſchlagen,
Doch wie es, um ihn aus dem Land zu jagen,
Am Weſentlichſten, an Soldaten fehlt.

— „Laß ſehn," ſpricht Jener, „wie ich Hülfe ſchaffe!"
Die Achſel zuckt Wiſchnu: „„Du? Ein Affe?"" —
Der Weiſe lächelt: „Unerfahren ſcheinſt
Du mir auf Erden und in Weltgeſchäften,
Weil von der Affen Einfluß, Macht und Kräften
Verachtungsvoll du nur Geringes meinſt.

„Vorurtheil kränkt nur Den, der nicht belehren
Zu beßrem Urtheil kann mit That und Lehren;
Mich haſt du nicht gekränkt. Im Gegentheil,
Ich helfe dir bei deiner Unternehmung
Und bin zufrieden, wenn du mit Beſchämung
Bekennſt, daß du den Affen dankſt dein Heil.

„Gott hat für Alle wohl die Welt geſchaffen,
Doch glaube, vorzugsweiſe für die Affen.
Du lächelſt wieder, und du glaubſt es nicht.
Natürlich! denn du höreſt nicht, was Jeder
Von uns vernimmt, als wär's von dem Katheder,
Was nämlich unſre innre Stimme ſpricht.

„'S iſt klar: Wir ſind der Schöpfung Herrn und Meiſter.
Vor allen Geiſtern zeichnen unſre Geiſter

Sich groß aus durch Univerſalität;
Weil gütig die Natur uns wollte gönnen
(Nachahmungstrieb nennt man's beſchränkt), zu können,
Was jedes andre Thier kann und verſteht.

„Darum, betrübter Fremdling, glaub und hoffe!
Man macht auch Helden aus ſothanem Stoffe,
Miniſter, Diplomaten — was man braucht;
So täuſchend große Männer, daß Geſchichte
Sie rühmt, und daß aus epiſchem Gedichte
Ein blauer Dunſt um ihre Häupter raucht.

„Nachahmer lerne ſchätzen, Komödianten!
Was hoffſt du vom Genie, dem ſtets verkannten,
Das einmal in Jahrhunderten erſcheint?
Die äffiſchen Naturen ſind die Maſſen,
Die werden niemals ſich bezwingen laſſen,
Beſonders wenn die Formel ſie vereint.

„Was kann Genie? — das wird, eh man's begriffen,
Verbannt, verhungert, wenn nicht ausgepfiffen.
Erſt, wenn zum Teufel iſt ſein Spiritus
Und ſich verdampft, wie eine Wetterwolke,
Geht auf ein Licht dem ſüßen Pöbelvolke
Und fängt der Kultus an des Genius."

So Hanuman, bald lächelnd, bald empöret.
Mit Staunen bald und bald mit Andacht höret
Der Gott ihm zu, der zu ſich ſelber ſpricht:
„„Ein Standpunkt iſt es, wenn auch eines Affen;
Und mir, der ich doch ſelbſt die Welt erſchaffen,
Erſcheint ſie jetzt in einem neuen Licht.""

Und dann zu Hanuman: „„Das alles ſaget
Noch nicht, wie man den mächt'gen Feind verjaget —""
Darauf ſpricht Hanuman: „Das iſt nicht ſchwer!
Umſonſt nicht hat uns ſo der Herr geſchaffen.

Und da man Alles machen kann aus Affen,
Mach' ich aus ihnen dir ein Heldenheer.

„Schon einmal führt' ich ſie zu Ruhm und Siege
In jenem großen, ſiebenjähr'gen Kriege,
Da ich das Land entriß den Känguruhs.
Noch heute ſpricht man von den Wunderdingen,
Die wir vollbracht; auf allen Zweigen ſingen
Davon die Papagein und Kakadu's.“

— „„Damit,““ ſagt Wiſchnu, „„iſt noch nichts bewieſen.
Man ſchlägt darum nicht einen Stamm von Rieſen,
Weil man das Volk der Känguruhs beſiegt.““ —
— „Taktik! Taktik! — Ich ſage nur das Eine,“
Lacht Hanuman, „du weißt nicht, daß im Beine,
Und nicht in Kopf und Herz, die Kriegskunſt liegt.

„Das Ding iſt ſo: Nicht, wie in alten Zeiten,
Verläßt man heut ſich auf Perſönlichkeiten,
Heroen, Helden, wie's die Dichtung nennt.
Weh Jenen, die auf Tapfre ſich verlaſſen!
Heut wirken nur maſchinenhaft die Maſſen,
Das Korps, das Bataillon, das Regiment.

„Die Maſſe wird zur Wand, und dieſe regt ſich
Vorwärts, zurück, bleibt ſtehen und bewegt ſich,
Wie eine Thüre, die in Angeln drängt.
Sie regt ſich nach dem Wort des Kommandanten,
Und dieſes iſt's, und keins der überſpannten
Gefühle, was ſie vor- und rückwärts drängt.

„Maſchinen will die Zeit, nur als Maſchinen
Kann man ſich ſeiner Nächſten ſelbſt bedienen,
Iſt man zu großen Thaten recht gewillt.“ —
„„Doch““ — Wiſchnu fragt's — „„erlaubt ein freier Affe,
Daß man ihn ſo zu einem Ding umſchaffe?““
— „Mein Gott!“ ruft Hanuman, „er wird gedrillt.

„Ich ſage dir, nach ſieben kurzen Wochen
Trägt ein geſcheiter Affe ſeine Knochen
Mit höchſtem Anſtand und mit Luſt zu Markt.
Da mögen Kugeln fliegen, ſauſend, brauſend,
Er iſt ein Ding, allein durch Hunderttauſend,
Die mit ihm Ding ſind, fühlt er ſich erſtarkt.“

— „Wohl, ich begreife dieſen Muth in Schaaren,
Doch drohn noch immer Tod ihm und Gefahren;
Was flieht er nicht, da man ſo gerne lebt?““
— „Den Kitt erſchuf ich, eh ich ſchuf die Heere.
Ein Wörtlein nur erfand ich, das heißt: Ehre,
Das iſt ein Kitt, der Aff' an Affen klebt.

„Begreife recht! Nicht Tugend, ſondern Ehre!
Ein magiſch Wort, weil es in ſeiner Leere
Dem Affen gränzenlos, unendlich ſcheint.
Es wird ihm ſchier wie ein Gedankenprügel,
Es treibt ihn an, er reißet Zaum und Zügel,
Er ſtürzt gedankenlos auf Freund und Feind.

„Es pumpet ihm die Seele aus dem Leibe,
Nichts weiß er mehr von Eltern, Kind und Weibe,
Wo er und wann um ſeine Ehre ſpielt.
Den Baum, der ihn ernährt, wird er verbrennen,
Den Lebensretter wird er nicht mehr kennen,
Wenn das Geſpenſt der Ehre ihm befiehlt.

„Du mußt verſtehn, warum er Ehre ſchätzet.
Das Wörtlein iſt's, das den Begriff erſetzet,
Und ruhig ſchläft Gemüth dann und Verſtand.
Wer Ehre hat, Den peinigen mit nichten
Gewiſſensſkrupel, Recht, Moral und Pflichten,
Gedankenräthſel, Gott und Vaterland.

„Verſchaff dem Unrecht Triumphatorzüge,
Erhalte auf dem Thron Eidbruch und Lüge,

Und kröne, wer dich ſtürzt in Sklaverei;
Zerreiß mit Schwertern und zertritt mit Hufen
Das Recht, das ſich zum Schutz die Väter ſchufen,
Doch bleibet deine Ehre fleckenfrei.“

— „„Du redeſt klar. Doch ſage, was verwandelt
Den Mann ſo raſch, daß er ſo ſinnlos handelt,
Und daß es ihn zum Unerhörten drängt? —“
— „Der Geiſt Esprit-de corps, der iſt ſo mächtig,
Und dann der bunte Fetzen, der ſo prächtig
Um meiner Affen ſchlanke Glieder hängt.

„Denn nicht verſäum' ich's, ihn heraus zu putzen,
Mit Tand und Flitter mir ihn aufzuſtutzen,
Daß er den Weiblein und ſich ſelbſt gefällt.
Das thut ihm wohl. Von ſeinem bunten Kleide
Würd' er ſich trennen nur mit Herzeleide.
Man liebt's auch allgemein. So iſt die Welt.

„Gönnſt du was Buntes mehr noch Dem und Jenen,
Nach dem ſich dann die Andern alle ſehnen,
Ein Flicken wo an Schwänzlein oder Bruſt,
Dann iſt mit Eins Nacheiferung geſchaffen;
Und glaub, es ſtürzt der letzte ſich der Affen
In Sklaverei und Tod mit Heldenluſt.“

— „„Wohl! — Ich begreife, denn du ſprichſt von Affen.
Doch hat der Herr ein Ding ins Hirn geſchaffen —
Man nennt es Geiſt. Der iſt nicht immer ſtumm.
Ein Frager iſt der Geiſt. Wenn ſie nun fragen
Einmal, wofür ſie ſich ſo mächtig ſchlagen?
Wenn Einer nur das Wörtlein ſpricht: Warum?““

Da bebte Kaiſer Hanuman beklommen.
Er ſah ſich um, ob Jemand wohl vernommen
Die arge Rede, die dem Gott entwiſcht?
Er lugte furchtſam aus nach allen Enden

Und zitterte, als er mit beiden Händen
Von ſeiner Stirne ſich den Schweiß gewiſcht.

Er brummt: „Warum? — Entſetzlich iſt die Frage,
Sie peinigt mich im Traume und bei Tage,
O Gott, ſie peinigt Jeden, der regiert.“
Dann ſtand er auf und ſuchte ſich zu faſſen,
Und plötzlich rief er, königlich gelaſſen:
„Wer je ‚Warum?‘ mich fragt, wird füſillirt!

„Sei ruhig, Freund! Ein gut ſoldatiſch Lager
Beherbergt keinen unberufnen Frager.
Da treibt ſich Viel herum, was ungedenkt;
Verlorne Söhne unglückſel'ger Väter,
Sie mögen leben — früher oder ſpäter
Jedoch erreicht das Loos, was fragt und denkt.

„Doch, daß dein Aug ein kleines Pröblein ſehe,
Ruf' ich die Garde, die in meiner Nähe,
Mein Daſein überwachend, ſtets verweilt.
Ich ſchuf ſie aus den trefflichſten Soldaten,
Die bei Paraden gern hervor ſich thaten,
Und hab' ihr höhre Löhnung zugetheilt.“

Er wandte ſich dem Walde zu und brüllte,
Daß es den Gott faſt mit Entſetzen füllte,
Wie Hanuman ſo ganz unmenſchlich ſchrie.
— „„Du ſchreiſt gewaltig,““ ſprach er. — „Gute Lungen,“
Sprach Der, „gehören zu der Forderungen,
Erſprießlichſten, der neuen Strategie.“

Drauf ſah der Gott, was ihn erſtaunen machte:
Der Wald, in dem's noch eben tollte, lachte,
War plötzlich von dem tiefſten Ernſt erfaßt.
Der Affenjüngling, welcher zärtlich ſcherzte,
Der Affenvater, der ſein Junges herzte,
Sie eilten fort; vom Wirthe lief der Gaſt.

Was Bart und Bärtlein ſchmückte, kam gelaufen,
Schon wimmelt's da, wie ein Ameiſenhaufen,
Im Marsfeld, das ſich ausdehnt vor dem Wald.
Aus Muſchelhörnern ſchmettert es und dröhnt es,
Aus hohlen Kokosnüſſen wirbelt, tönt es,
Kommando- auf Kommando-Wort erſchallt.

Mit Eins wird's ſtill. Was ſeinen Poſten ſuchend
Juſt hin und her lief, murrend, brummend, fluchend,
Steht da in unabſehbar großer Zahl.
Da ſteht die Linie, die ewig lange,
Jedweder Einzle ſtarr wie eine Stange,
Das Ganze wie ein einzig Lineal.

Nur vor der Fronte ſtehn und an den Ecken
Vereinzelt Jünglinge, die hold ſich ſtrecken,
Anmuthig ſelbſt in dieſer ſteifen Ruh;
Die Weiblein, die von Zweigen niederſehen,
Sie laſſen wedelnd ihre Schweife wehen
Und ſenden ihnen Liebesblicke zu.

Der Gott bemerkt es, und er iſt entrüſtet.
„Was ficht dich an?“ ſpricht Hanuman. „Es brüſtet
Der Leutnant ſich, weil ihn die Weiber ſehn.
Weil's Weiber gibt, drum gibt es Offiziere:
Wenn dieſe Bundsgenoſſen ich verliere,
Iſt's bald um mich und um mein Heer geſchehn.“

Er läßt ſie manövriren. Wie am Schnürchen
Beweget ſich die Schaar und wie Figürchen
In einer Kinderſtube holder Welt.
Ein Wort: ſie ziehn, als gält's, das Land zertreten;
Ein Wort: ſie fliehn; ein andres Wort: ſie beten;
So fort, bis daß ins Meer die Sonne fällt.

Dann ſcholl das Wort des mächtigen Monarchen:
„Geſchlafen!“ — und ſie liegen da und ſchnarchen,

Als hätte ſie der Schlummer übermannt.
Da lächelt Hanuman: „Selbſt ihren Seelen
Vermöcht' ich den Kommißtraum zu befehlen;
Doch träume frei Soldat und Leutenant!

„Und glaubſt du nun, daß mir in jedem Kriege
Mein herrlich Kriegsheer jeden Feind beſiege?
Daß ich aus ihnen mache, was ich mag?“
Und Wiſchnu drauf: „‚Zwar thut's mir herzlich wehe,
Daß ich den Affen ſo entwürdigt ſehe,
Daß er ſo traurig dem Syſtem erlag.

„‚Der Affe, der ſich frei im Baum geſchaukelt,
Der liebend, ſcherzend durch die Welt gegaukelt,
Er war mir lieber, als dein ſchönſter Held.
Allein ich ſehe ein — was iſt zu machen?
Es iſt ſo weit — die Affen werden Sachen,
Man nütze ſie — Das iſt der Lauf der Welt.‘“ —

„So iſt's!“ ſprach Jener. „Und was ich verſprochen,
Das halt' ich auch. Gib mir nur wenig Wochen,
Ich hebe dir ein neues Kriegsheer aus.
Du ſelber lernſt indeß die Finten alle;
Ich mache dich zu meinem Feldmarſchalle,
Und nur als Sieger kehren wir nach Haus.

„Wie gut mein Heer ſich auch bis jetzt erwieſen,
Brauch' ich ein neues dennoch gegen Rieſen,
Auch hab' ich einen neuen Schritt erdacht.
Dann ſtift' ich einen neuen Rieſenorden,
Daß Jeder, der damit beſchenket worden,
Auch wie ein Rieſe ziehe in die Schlacht.“ —

Und Hanuman hat treulich Wort gehalten.
Er ließ nur ſeine Theorien walten,
Und Feige wurden wild und Wilde zahm.
Ausrückt ein Kriegsheer, wie man ſeines Gleichen

Bis heute nicht gleichen in allen Reichen,
Voll Geiſt, nachdem man allen Geiſt ihm nahm.

Was frommt es, von den Thaten hier zu reden,
Von denen ſchon das heil'ge Buch der Veden
Als von den göttlich höchſten Thaten ſpricht?
Vom Affen wurden nur in wen'gen Tagen
Die fremden Völker aus dem Land geſchlagen, —
So 'was beſchreibt kein neueres Gedicht.

Die Erde war erlöst. Hiſtor'ſchem Rechte
Und altlegitimiſtiſchem Geſchlechte
(Das war herunter) gab man ſeinen Thron —
Und die Geſellſchaft war gerettet. Wieder
Sang der Brahmine ſeine alten Lieder —
So war gerettet auch die Religion.

Geprieſen ward der Affe als Erfinder.
Nachäfften jetzt die klugen Menſchenkinder,
Was Hanumans erhabner Geiſt erfand.
Es merkten ſich's die Herren und die Knechte,
Es erbte von Geſchlechte zu Geſchlechte
Und ging wie ein Rezept von Land zu Land.

Doch Wiſchnu ſprach zu dem erhabnen Affen:
„‚O du, der du das ſtehnde Heer geſchaffen,
Das Welterlöſen machteſt du mir leicht.
Nun muß auf Erden Ruh und Ordnung bleiben.
Jedweden freien Willen auszutreiben
Bei Menſch und Affen, du nur haſt's erreicht.

„‚Erhaben biſt du über alles Loben.
Erkenne mich! — Ich hebe mich nach oben,
Und dich verſetz' ich in der Sterne Chor.‘“
— So ſpricht der Gott und ſchwingt ſich und entſchwebet,
In ſeinen Feuerarmen aber hebet
Er Hanuman, den Affen, mit empor.

III.

An einen praktiſchen jungen Freund.

Wir auch, wir wurden trocken,
Wir wurden auch Philiſter,
Hofräthe und Miniſter,
Und unſre Säfte ſtocken
Wie Waſſer in den Röhren,
Als ob wir ſtill erfrören
Am Pult vom langen Hocken.

Allein — Gott ſei geprieſen! —
Einſt waren wir die Schale
Doch goldner Ideale:
Wir hielten uns für Rieſen
Trotz unſrer Fliegenklappen;
Es deckten unſre Kappen
Ein Hirn voll Paradieſen.

Wie waren wir romantiſch!
(Zwar nur ein armes Pärchen
Kurz zugemeßner Jährchen),
Auch Fichtiſch oder Kantiſch;
Und was Vernunft wir nannten:
Gefallen hätt' es Kanten;
Er war nicht zu pedantiſch.

Wir träumten und wir dachten,
Wir tranken und wir ſangen,
Und unſre Herzen klangen,
So oft wir Verſe machten.
Sehr ſchlechte Verſe freilich,
Allein Das war verzeihlich —
Die Kunſt läßt ſich nicht pachten.

Heut, Knabe, biſt du praktiſch!
Die Welt, du weißt's, iſt Proſa.
Und unſer Marquis Poſa —
Du weißt es, daß er faktiſch
Nie lebte auf der Erde
Und niemals leben werde,
Und lächelſt, Männerbackfiſch!

O, ſei von mir bewundert!
Erſt achtzehn Lenze hinter
Dir haſt du — nein, nur Winter,
Doch alt wie das Jahrhundert;
Von jedem Jugendfehle
Haſt du befreit die Seele,
Entpulvert und entzundert.

O, du biſt klug, beſonnen!
Denn wahr iſt's, wenn auch ſchmerzlich,
Daß Alles, was vormärzlich,
Gleich einem Dunſt zerronnen.
Mit Allem, was man „künftig"
Genannt hat und „vernünftig" —
Was war damit gewonnen?

Und du wirſt niemals rütteln
Am heiligen Beſtehnden,
Nie, gleich dem haſtig wehnden
Orkan, am Stalle ſchütteln,
Darin du ſelbſt zu ſchlafen
Gedenkſt mit andern Schafen,
Vielleicht mit andern Bütteln.

Der Himmel ſei uns gnädig!
Wir waren Philhellenen,
Warſchau erpreßt' uns Thränen —
Der Thorheit biſt du ledig.

Fürs Patrimonium Petri
Schwärmſt du und für Pietri,
Und ach, du „brauchſt Venedig.“

Wer eine Tochter hätte,
Dir ehlich anzuleimen!
Den Wirklichſten Geheimen
Hätt' ſie dereinſt im Bette!
Den ſchönſten von den Träumen,
Die deinen Lenz umſäumen,
Errath' ich ihn? — ich wette!

Schweig ſtill! ich weiß, was ſagen
Du willſt. Man muß den Zeiten,
Den rauhen Wirklichkeiten
Vor Allem Rechnung tragen.
Der Staat braucht treue Diener,
Und Wiener und Berliner
Sind dumm mit ihren Klagen;

Koburger auch und Schleizer.
Was iſt, Das iſt vernünftig.
So war's, ſo iſt's, ſo künftig.
Ich gebe keinen Kreuzer
Für andre Theorieen:
Sie ſind nur Utopieen,
Und wir ſind keine Schweizer.

Verzeih! — Kannſt du verzeihen? —
Mit ſanskulottem Jammern
In deines Herzens Kammern
(Vielmehr in den Kanzleien)
Will ich nicht Aufruhr ſtiften,
Dein Leben nicht vergiften,
Um Deutſchland zu befreien.

Ich bin kein Mancha-Ritter,
Ich bin kein Held der Tugend;
Nur wünſcht' ich jung die Jugend,
Und ſprech' ich dir zu bitter:
Iſt's, weil zu meinem Wehe
In deinem Aug ich ſehe
Auch nicht den kleinſten Splitter.

Leb wohl, mein Urgroßvater
Von noch nicht zwanzig Jahren!
Ich, der ich viel erfahren,
Ich bitte, ſei mein Rather,
Daß ich mein Glück noch mache
In einem Rollenfache
Auf einem Hoftheater.

IV.

Thusnelda oder das deutſche Weib.

(Bruchſtück.)

„Wir ſind moraliſch, denn wir ſind Germanen.
Das iſt genug. Ein längerer Beweis
Wär' nur ein Schimpf auf uns und unſre Ahnen.
Das iſt ein Faktum, das, Gottlob, man weiß.
Und nie berechtigter war jene Ironie,
Auch wohl Philoſophie,
Mit welcher wir de haut en bas betrachten
Die heutigen Franzoſen und verachten.
Als hätten ſie vor uns etwas voraus,
So ſah es einſtens aus,
Als liebten ſie's, die Herrn zu ſein im eignen Haus,
Als liebten ſie — man ſpricht's nicht gerne aus —

Die Freiheit!
Als ob ſie was davon verſtänden!
Nun, heute
Greift man's mit Händen,
Erkennt man, was ihr Freiheitstrieb bedeute.
Am Ende aller Enden
Kommt man zum Schluß:
Auch Dieß verſtehet der German alleine
Seit Tacitus
Und neuerdings, ſeit Riehl ſchreibt in die Allgemeine.
Wir können Alles! — und was wir nicht können,
Iſt nicht des Könnens werth.
Man laß uns doch darüber unbelehrt,
Wir wollen's gern den Andern gönnen.
Die Einheit! — ha, wer lachte da ſo keck?
Die Oberflächlichkeit allein kann lachen;
Wir ſollen's etwa wie Italien machen?
Ha, ha, mit Speck
Fängt man nicht Deutſche, ſondern Mäuſe.
Wir wollen Häuschen im Gebäuſe.
Die Vielheit in der Einheit, Das iſt auch ein Zweck.
Entwickeln ſoll ſich nicht, was nicht bereits entwickelt,
Und wenn's uns noch ſo arg im Leibe prickelt.
Begründet iſt die Nichtentwicklung
Begründet alſo iſt die In-Zerſtücklung.
Man mach uns nur nichts weiß — wir denken!
Und wenn wir uns gedanklich recht verſenken,
Erkennen wir, wie $2 \times 2 = 4$:
Die mächtige Nation ſind doch am Ende Wir.
Es kommt nur auf den Standpunkt an,
Und Das iſt's, was die Andern nicht begreifen;
Ein rechter, ächter deutſcher Mann
Wird immer ſich mit Stolz auf ſeinen Standpunkt ſteifen.
Ein Standpunkt! — Dieſer iſt die rechte Macht.

Vom rechten Standpunkt aus erlangt man Jedes:
Zum Standpunkt Außerhalb hat's Deutſchland nur gebracht,
Und jeder Deutſche iſt ein Archimedes.

„Hofräthin bin ich, Hofrath iſt mein Mann,
Erſtaunlich, daß man anders denken kann
Als ich und Er. — Allein, daß man es kann
Begreiſt ſich; daß man darf und wagt
Und daß nicht eine hohe Obrigkeit
Der Mehrheit oder Minderheit
Es unterſagt —:
Das ſtaun' ich an.

„Doch laſſen wir die Politik. Es kommt
Von ihr kein ruhiges Behagen,
Sie ebbt und fluthet mit den flücht'gen Tagen
Und gibt nicht, was der Seele frommt,
Des Spiegels Klarheit und des Sees Glätte.
O, daß ſich Deutſchland nie mit ihr beſchäftigt hätte!
Wir ſprechen von germaniſcher Moral,
Und die Betrachtung
Führt uns geradewegs und national
Auf die Franzoſenhochverachtung ...... “

* *

— „„Bon jour, Madame! — Sie haben wohl geruht
Nach dieſer magnifiken Soirée?““ —
— „Geruht? mon Dieu! bei Kopf- und Nervenweh!
Bei Gott, Herr Lieutenant, man verliert den Muth.
Ich bin herunter
Und hab' erſt vierzehn Soiréen
Und ſechs Diners erſt hinter mir — da ſei man munter.
Und habe wohl auf dreißig noch zu geben.
Allein es ginge, wie's ſchon oft gegangen,

Entſchlöſſe man ſich nur, 'was früher anzufangen.
Doch Eilf und halb Zwölf Uhr,
Das ſtreitet wider die Natur,
Man trägt die Spuren im Geſichte:
Ich ſchaudre, ſeh' ich mich bei Tageslichte.
Geſtehen Sie's, ich ſehe ſchrecklich aus!
Es iſt mir nicht um der Geſundheit wegen —
Wer iſt geſund? — ich trag's geduldig,
Ich weiß es, was ich der Geſellſchaft ſchuldig.
Auch iſt's mir nicht um Mann und Haus;
Allein ein armes Weib kann ſich nicht pflegen.
Des Morgens erſt kann man ſich ſchlafen legen,
Des Abends ſteigt man aus dem Bette,
Wo iſt da Zeit, — Sie müſſen ſelbſt geſtehn —
Zu denken an die Toilette?
Sie fangen viel zu ſpät an, ach, die Soiréen —“
— — „„Bedenken Sie, Madame, der Zeiten Geiſt!
Denn in Paris wird erſt nach Mitternacht
Ein Haus, das comme il faut, den Gäſten aufgemacht,
Und erſt bei Morgenlicht wird dort zu Nacht geſpeiſt.““ —
— „Nun, wenn Dem ſo iſt, will ich gern mich fügen:
Es kommt doch aus Paris ein jegliches Vergnügen,
Und was ſich ſchickt, Das weiß doch nur Paris,
Es iſt ein wahres Paradies!
Ich ſagt' es geſtern erſt zu meinem Mann,
Daß man nur in Paris mit Anſtand leben kann.
Mein Evangelium iſt Dumas fils:
Er weiß, was Frauen ſind, und was ein rechter Held,
Und ſeine Demi Monde, Das iſt die ganze Welt.“
— — „„Madame, Sie ſprechen hier ein großes Wort
Gelaſſen aus. Man denkt wohl hier und dort
Wie Sie — allein, man denkt's, und ſagt es nicht.““ —
— — „Ich bin ein deutſches Weib, das, wie es fühlt, auch ſpricht.
Die Kinder gab ich in Penſion —

Ich habe vier, iſt Das nicht eine Schande?
Nur zwei ſind Mode in dem Nachbarlande.
Wir haben ſiebentauſend Thaler Rente ſchon,
Jetzt wird mein Mann auch noch Verwaltungsrath
Der Niederbahn, bei der nichts zu verwalten —
So kann man ſchon mit einigem Staat
Sich in Paris aufrecht erhalten:
Und Niemand weiß dort was von den vier Kindern,
Und nie ſoll mich ein fünftes hindern.“

Vergib, o deutſche Hausfrau, du! —
Ich nenne dich Mathilde —
Und ſende mir nicht zorn'ge Blicke zu.
Ich ſeh' dich plötzlich wie im ſchönen Bilde,
Von holden Kindern hold umgeben,
Vor meinen Augen, meiner Seele ſchweben:
Nachzüglerin der Zeiten, die veraltet,
Und Jüngerin der guten Frauen,
Die einſt in Häuſern deutſcher Gauen
So ſchön, wie Dichter ſchilderten, gewaltet.
Du weißt es nicht, denn deine Seele liebt,
Du weißt es nicht, o glaube mir, es gibt
Solch Weibervolk in deiner nächſten Nähe.
Du ſäheſt ſie, wenn nicht dein holder Blick
Stets wie ein lieb- und ſorgevoll Geſchick
Aufs Haupt der theuren Kinder niederſähe.
„Es gibt!“ — ich bin ſehr gütig — nein, es wimmelt!
Romantiſch-ſchwärmeriſch-verhimmelt
Spricht wohl noch manche ſolche Dame.
Was iſt ihr all der Tand?
Doch ausgeſtreuet iſt der Same
Ueber alles deutſche Land.
Wie einſt die Heerſchaar unſrer Beſten
Im Jahre Dreizehn nach der Seine ſchrie,

So dürſten, ſchreien, ſchmachten, lechzen ſie
Hin nach Paris und ſeinen Feſten.
Dort ſchweben ſchon als Schatten ihre Seelen,
Und unerlöst, noch lange vor dem Leibe,
Um ſich vor jedem aufgeputzten Weibe
(Wie das zum Putz kam, will ich nicht erzählen)
In Neid und durſt'ger Sehnſucht abzuquälen.
O, wären ſie erlöst! — Sie ſind bereit
Zu All und Jeglichem für die Obolen,
Die nöthig ſind, um ihre Seligkeit
Bei Laure und Madame Roger ſich zu holen.
Von Jener nur fünf Hüte,
Sechs Kleider von der Zweiten,
Das ſind die Seligkeiten
In ihrer höchſten Blüthe.
Drei Kaſchmir von Delille, von Felix Koiffüren,
Von Colombier Juwelen —
Wie ſollte zarte Frauenſeelen
Ein ſolcher Traum nicht rühren?!
Barbar der rauhe Mann,
Der da nicht über ſeine Kräfte
Halsbrecheriſche Börsgeſchäfte
Und falſche Wechſel machen kann.
Sein Kopf iſt Stroh, ſein Herz iſt Stahl.
Glaubt er, daß ſeine Ehre
Nicht auch gefährdet wäre,
Wenn heut ſein Ehgemahl
Nicht ſo geputzt erſchiene
Wie — zehntauſend andre Bankiers-, Rentiers- und Gutsbeſitzers-Frauen und endlich wie die jetzt angekommene, vom jungen Hirſchfeld ſo herrlich entretenirte — Phryne?

Doch mir iſt Alles recht.
„Das Weib iſt bitter“ und der Mann iſt ſchlecht,

Vergänglich ſind die Moden.
Ja, mir iſt Alles recht,
So lang auf deutſchem Boden
Germaniſche Moralität
Fortwährend Blüthen treibt
Und Korruption, wie ſich von ſelbſt verſteht,
Bei den Franzoſen bleibt.

⁂

„Volkswirthſchaft und Erbarmen!
Das iſt Deviſ' und Ziel.
Der Luxus nährt die Armen,
Iſt Das nicht viel?“ —
— — „„Parbleu, Madame, Sie ſprechen,
Wie Mrs. Trap und Louis Napoleon
In Einer und leibhaftiger Perſon.
Zu widerſprechen, wär' Verbrechen;
Ich bin gerührt von Ihrer Herzensgüte
Und Ihrer Staatsökonomie.
Doch, wenn ich fragen darf, wen nähren Sie
Mit Ihrer Schönheit, Ihrer Jugendblüthe?
Der Gatte, weiß man, hat nicht viel davon,
Wahrſcheinlich können Sie mir Andre nennen.
Ach, ich errathe ſchon,
Ich glaube, daß Sie auch zu free trade ſich bekennen?
O, herrlich iſt es, wenn im Geiſt der Zeiten
Auch ſie, die Frauen, mit uns vorwärts ſchreiten
Und, wie es bei den Cimbern war die Sitte,
Mit uns verharren in des Kampfes Mitte.
Das gibt uns Kraft, das gibt uns friſchen Muth:
Ein Aeugeln nur, und man verſpritzt ſein Blut —
Ein Wort, ein Blick — der Freiheit eine Gaſſe,
Man greift ſie an, die feuerfeſte Kaſſe.
Noch geſtern war man ein Empfindler,

Ein Schwärmer, ein Poet — und heut iſt man ein Schwindler.
Die Armen nähren Sie? — Sie ſind ein Engel!
Sie ſehn auch ganz ſo aus; es ſollte eben
Anſtatt des Fächers ſich ein Lilienſtengel
Aus dieſer Lilienhand ſich fromm erheben.
Wie feine, weiße, ätherleichte Flügel ſitzen
Um Ihre Schultern hier die Brüßler Spitzen;
Und ſchier wie eine Morgenwolkenhülle
Umbauſcht Sie unten die Bouillon von Tülle.
Wie herrlich ſich die goldnen Locken ſchlingen
Durch's Irrgewind von Diamant und Kranze;
Beato's Seraphim, die Hymnen ſingen,
Sind irdiſch anzuſehn bei Ihrem Himmelsglanze.
Sie ſind ein Engel! Das ſteht feſt!
Die Armen nähren Sie — allein, Madame,
Sind Sie gewiß, daß Ihre Amme,
Weil wir hier polken, auch Ihr Kindlein trinken läßt?“
— — „Wie ſonderbar Sie heute ſind.
Was kümmert Sie die Amme und mein Kind?
Noch eine Tour? —“
— „„Den beſten Dank,
Ich fühle mich ein wenig leberkrank.““

O, wie mich manchmal quält die ſchwarze Stunde!
Da ſteht vor mir auf grauem Hintergrunde
Ein Gramgedanke, der da blickt mit Augen,
Die ſind erfüllt vom horror vacui.
Und Worte weiß er mir ins Herz zu ziſchen:
So hoffnungsloſe, arge Worte, die
Erbarmungslos und wie mit bittern Laugen
Die ſchönſten Bilder aus dem Leben wiſchen.

Die Hausfrau, ſie gehört nicht mehr dem Hauſe,
Die Häuslichkeit verſauſet im Geſauſe;
Die Liebe, die wir kannten, ſie zerſtiebte

Begraben iſt das Liebchen, die Geliebte —
Wie wär' es, wenn die Mutter auch verdürbe,
Wenn auch die Mutter ſtürbe?

O Dämon du, wie man dich immer heißt:
Fortſchritt, Entwicklung, Weltgeſchichte, Geiſt,
Kraft, Urſach, Logik, Nothwendigkeit,
Der du auf Trümmern gehſt von Zeit zu Zeit,
Ein Mühlſtein iſt das Rad an deinem Wagen;
Zermalme Alles in Atom und Staub,
Gib Alles hin dem leeren Nichts zum Raub:
Jahrtauſendträume und das Glück von Tagen —
Ich will nicht klagen.
Zur Lüge mache einen alten Gott,
Dreitauſendaltes Heiligthum zum Spott,
Und Ammenmärchen mach zum Glaubensſatze
Und ew'ge Ideale mach zur Fratze;
In nicht'ge Nebel wie die Feuerwolke
Zerſtreu den Glanz von einem großen Volke,
Wirf Welten von Gedanken, Luſt und Noth
Dem alten Friedhofwächter zu, dem Tod —
Nur Eines laß uns, daß wir nicht verderben:
O, laſſe nicht die Mutter ſterben!

Was iſt die Welt, wenn ſie gegangen?
Die Seele hin — was iſt die Larve?
Der Ton dahin — was iſt die Harfe,
Zu der einſt Kinderſtimmen ſangen?
O, wenn ſie mir die Mutter tödten,
Dann ſtirbt die Menſchheit ohne Abendröthen!

Ich läute Sturm, denn die Gefahr iſt da:
Herbei, herbei! Erhebt das Weib vom Falle,
Macht ungeſchehen, was noch nicht geſchah,
O, liebt das Weib: wir hatten Mütter Alle.

Seht dort! Im hellen Ballſaal ſtirbt ſie,
Bei rauſchender Muſik verdirbt ſie.
Ihr merkt es nicht, weil hundert Kerzen ſtrahlen,
Weil ſie in Diamanten und in Sammt
Und in der Gluth der Schmeichelworte flammt
Und weil ſich hier zu Land die Todten malen.
Ihr merkt es nicht — man merkt es nicht ſo leicht:
Wie ein Gefühl mit ſeinem Heiligthume,
Gleichwie ein Duft aus einer welken Blume,
Selbſt an der ſchönſten Bruſt, gemach entſchleicht.

Und dort im flüſternden Gemach: es flieht
Auch dort ein mütterlicher Geiſt —
Ein Jüngling kniet,
Und ſeine Lippe preiſt.
Ich bin ein alter Junggeſelle,
Ich kniete an derſelben Stelle,
Und oft war ich ob meines Glücks erſtaunt.
Doch hat ein böſer Geiſt mir da ins Ohr geraunt!
Ein Liebchen mehr — und minder
Eine Mutter ihrer Kinder.

* * *

— — „„Sie machen ſolch ein trauriges Geſicht,
Helmine, ja, Sie ſehn gelangweilt aus
Wie eine Blume, der's an Sonnenlicht,
Wie eine Lerche, der's an freier Luft gebricht,
Iſt etwas faul in Ihrem werthen Haus?““ —

— „Nie wird ein Mann ein weiblich Herz errathen.
Muß ich es ſagen? ſprechen nicht die Thaten?
Iſt es nicht klar? — Mein Mann genügt mir nicht
Ein braver Mann, wie alle Leute ſagen,
Er ſchont ſich nicht, er weiß ſich abzuplagen,
Thut Alles, was nur Pflicht und legitim,

Allein, ich ſtehe leider über ihm!
Es ſagt's Marie, Kamille, Kunigunde,
Sie ſagen's Alle wie aus Einem Munde.
Aſſeſſor Maier gab mir's zu verſtehn,
Dem Dichter Müller hab' ich's angeſehn,
Dem Doktor Schulze hab ich's abgemerkt,
Profeſſor Lehmann hat mich drin beſtärkt,
Dem Regiment kann ich's im Auge leſen,
Der Oberſt iſt ſogar ſo kühn geweſen,
Mir ins Geſicht zu ſagen: dieſe Ehe
Sei ſchuld dran, daß ich geiſtig untergehe.
Das iſt der Zeiten Unglück, daß wir Frauen
Mit Recht auf unſre Männer niederſchauen,
Der meine vollends, ach, verſteht mich nie!
Er würdigt nicht die hohe Poeſie,
Die mich hinaustreibt aus des Hauſes Enge,
Wie einen Fauſt, ins ſtürmiſche Gedränge,
Von Kinderlärm, Familienqualm entladen,
Und, wenn nicht nach Paris, nach Ems und Baden.
In Müllers Verſen eine ſchöne Stelle
Bezeichnet treffend mich als die Gazelle,
Die mit dem Maulthier an den Pflug geſpannt:
Ich habe weinend mich ſogleich erkannt.

„Mein armer Mann, er iſt noch ziemlich jung,
Doch in Prinzipien gar arg veraltet;
Er ſpricht mir manchmal mit Begeiſterung
Vom Weibe, das im Hauſe ‚heimlich waltet,‘
Und von der Häuslichkeit als einer Quelle
Des Glückes, die von Freuden rings umkränzt iſt,
Und von der reichen Welt, die von der Schwelle
Der Wohn- und Kinderſtube ſchön begränzt iſt.
Daß ich mein Lichtlein untern Schäffel ſtelle,
Daß ich genaue Rechenbücher ſchreibe,

Der Köchin auf die Finger ſeh',
Die Kinder unterricht' im A, B, C —.
Das wünſcht er insgeheim von ſeinem Weibe:
Nicht denkt er dran, wie ſehr man ihn beneidet,
Und welch ein Grundſatz-Abgrund, ach, uns ſcheidet,
Er lauſcht nicht meiner Seufzer tieferm Sinn,
Er ſieht die Flügel meiner Seele nicht,
Verſteht nicht, was ein Geiſt, wie meiner, ſpricht,
Er ahnt es kaum, daß ich bedeutend bin.

„Mir iſt's, als ob auf hohem Berg ich ſtehe
Und ſehnſuchtsvoll in weite Fernen ſehe,
Ob ſie nicht kommt, die gleich geſtimmte Seele,
Die ich zur Füllung meines Daſeins wähle,
Die über mir, ſo fern Dieß möglich, ſtehe!"

— — Madame Gazelle, Ihr erhabnes Herz
Hat Einem, der's verſteht, ſich offenbart:
Ich kenne Ihre Gattung, Ihre Art,
Und ich begreife Ihren ganzen Schmerz.
Ihr Mann verſteht Sie nicht! — Von Morgens früh
Bis Abends ſpät lebt er in harter Müh
Die Tage hin. Er iſt beliebt im Rath,
Es brauchen ihn die Stadt, Provinz und Staat.
Gewerb und Wiſſenſchaft, ſelbſt Politik
Beruhn auf ſeines Geiſtes weitem Blick;
Für ſeine Freunde ſorgt er; Wittwengut
Vermehrt und birgt er klug in ſichrer Hut,
Und wie fürs Ganze, ſorget er im Kleinen
Gleich gut und klug fürs Haus und für die Seinen.

Indeſſen ſchlafen Sie bis Eilf, den Thee
Bringt eine Kammermaid, vielleicht Kaffee
— Ich weiß nicht, was dem Teint beſonders nützt —,

Sie ſchlürfen ihn, auf weißen Arm geſtützt.
Dann leſen Sie der Zeitung letztes Blatt
Mit Forſcherblicken durch. Was winket Ihnen
Heut aus den hundert Modemagazinen?
Ach, Blonden ſtets! Sie ſind der Blonden ſatt,
Verdrießlich ſteigt man aus dem weichen Bette,
Blickt in den Spiegel, ob die letzte Nacht
Vielleicht ein Fältchen um das Aug gebracht;
Dann geht es an die Morgentoilette:
Ein Peignoir, ſo weiß wie Blüthenflocken
Und leicht, wie Luft bei erſt erwachtem Lenz,
Am Füßchen Strohpantoffeln von Florenz,
Ein Spitzenhäubchen in den blonden Locken.
Der letzte Ball ließ eine blaſſe Spur nach:
Ein wenig ſanftes Roth hilft der Natur nach;
Ein Pinſelſtrich, die Wimper noch zu dunkeln,
Macht ein ermattet Aug aufs Neue funkeln.
Der Gärtner ſtecket Blumen in die Vaſen
Und ſtellt rings Roſen auf — und, wie auf Raſen.
Auf weichen Teppichen geht ſie dahin,
Sorglos und heiter, die Olympierin.
Dann kommt Beſuch — Sie iſt im Negligé
Noch ſchöner als im Putz der Soirée!
So Süßes hört man, bis es Drei geſchlagen,
Dann auf die Promenade, wie ſich's ſchickt:
Hold ausgeſtreckt im ſchön beſpannten Wagen,
Wird rechts und links gelächelt und genickt,
Wenn man nicht, vom geliebten Freund begleitet,
Zu Zweien in die ſtillen Felder reitet.
Dann freilich muß man wieder heim zum Eſſen,
Mit ihm zu ſitzen und im tête à tête,
Mit dem man, ach, ſchon tauſendmal geſeſſen
Und über dem man ſo erhaben ſteht.
Er hat ſich abgemüht, für uns zu ſorgen,

Durch ihn ſind wir im Blumenneſt geborgen.
Nun iſt er müd; wie er ſo ernſthaft ſpricht! —
— „Ein Maulthier iſt's, und er verſteht mich nicht."

— O, meine gnäd'ge Frau, ich, wie geſagt,
Verſtehe ganz den Gram, der Sie benagt;
Was die Geſchichten aller Zeit erzählen,
Läßt uns verſtehn ſo tiefe Frauenſeelen:
Da war ein Mann, hieß Wilhelm von Oranien;
Der Henker ſeiner Zeit, Philipp von Spanien,
Hat ihm in ſeinem Eskurial gebebt,
Und was des Guten ſeiner Zeit gelebt,
Hat hoffnungsvoll zu ihm hinauf geſchaut,
Und was des Edlen, hat auf ihn vertraut.
Ein Staatsmann war er, wie nicht ſeines Gleichen
Vor ihm, nach ihm gelebt in hundert Reichen;
Ein Feldherr, der auch ohne Heermacht kriegte,
Der, hundertmal beſiegt, den Feind beſiegte,
Deß Schweigen ſelber, wie ein Heroldsruf,
Die Welt aus Feſſeln auf rief zum Triumph,
Der aus dem Nichts, aus Armuth und aus Sumpf
Der Freiheit eine feſte Burg erſchuf.
Allein, Madame, was kann Das alles nützen?
Ein Atlas mocht' er einen Himmel ſtützen,
Mit ſeinem Ruhm bis an die Sterne wachſen —
Er konnte ſeiner Frau (ſie war aus Sachſen),
Er konnte ſeiner Frau doch nicht genügen.
Die Welt ließ ſich von ſeinem Ruf betrügen,
Er imponirte ſieben klugen Landen —
Allein ſein Weib hat er doch nicht verſtanden.

Dann war ein Mann und der hieß Molière
(Ein Dichter, den Sie höchſt wahrſcheinlich lieben,
Er hat uns ja den George Dandin geſchrieben) —

Kein Namen Frankreichs klingt ſo gut wie der:
Er war der ſchönſte und der beſte Mann.
Madame, wer in Geſichtern leſen kann,
Der lieſt des Schönen viel in dem Geſichte
So viel ſchier, wie in Molières Gedichte.
Er hat mit neuem Ruhm ſein Land beglückt,
Er hat als Genius ſein Volk entzückt,
Und ſeine Freunde, die ſein Herz verſtanden,
Umwand er mit unſterblich treuen Banden.
Die arge Hölle und das ſchöne Eden,
Die beide in der Menſchenſeele ruhn,
Zwang er mit Macht, zu ſagen und zu reden
Und ihr geheimſt Geheimniß aufzuthun.
Er wußte, wie das Alter und die Jugend,
Er wußte, wie das Laſter und die Tugend,
Wie Heuchelei und wie die Wahrheit ſpricht,
Die Teufel kannt' er und die Seraphim;
Allein ſein Weib — ja, das verſtand er nicht,
Und höchſt wahrſcheinlich ſtand ſie über ihm.
Er gnügte Allen, er und ſein Gedicht —
Doch ſeinem Weibe, ach, genügt' er nicht.

Sie ſehn, Madame, daß ich Sie ganz verſtehe.
Steht eine Frau erſt über ihrem Mann,
Steht ſie gewiß auch über Haus und Ehe —
Vielleicht auch unter — nämlich dann und wann.
Ich will nicht unterſuchen. Heut zu Tage
Steht ſolche Unterſuchung einem Manne ſchlecht,
Der mit dem Zeitgeiſt geht; denn jede Klage
Aus Frauenmund hat a priori Recht.
Wer Das nicht zugibt, iſt ein leerer Kopf,
Ein Scheuſal, ein Barbar, ein Zopf,
Der es nicht ahnt, daß an dem Fahnenſtock
Der Zukunft weht ein Weiberunterrock.

Die armen Fraun! — Jetzt ſind ſie noch verkannt,
Verfolgt, geſetzlos, unterdrückt, gebannt,
Gott weiß, was noch. Die Männer ſind ſo ſchlecht:
Sie denken nur ſeit Moſes' Zeit bis heute,
Wie ſie Geliebte, Weiber, Töchter, Mütter, Bräute —
Kurz, was man liebt, betrügen um ihr Recht,
Und wie man ſchmälert ihre hohe Sendung;
Allein die Zeit nimmt eine neue Wendung.
Die ſämmtliche Natur, die Weltgeſchichte
Verändert ſich. Das Sozialſyſtem,
Legislatur, die Nationalgerichte,
Die Lieb' als Praxis und als Theorem —:
Das Weib nimmt plötzlich Alles in die Hände
Und führt's zu dem erſehnten guten Ende.
Wie anders wird ſich's auf der Erde wohnen,
Wenn dieſe Wendung erſt die Zeit genommen,
Und wenn die Schaaren von Timoleonen
Mit kleinen Franklins in die Wochen kommen!
Wenn jene Schöpferkraft, die man verſpricht
Und die nun ſeit den Schöpfungstagen ſchlief,
Mit Einmal eruptiv und produktiv
Laut knallend aus der ſchönen Hülle bricht,
Um ſich in Blüthenpracht zu offenbaren
Als Aloe von ſechsmaltauſend Jahren

Jedoch, was Sie betrifft, Madame, Geduld!
Ich kann ihr Leid mit Tröſtung nicht verſüßen,
Ergebung rath' ich, große, denn Sie büßen
Mit Ihres Gleichen eine trag'ſche Schuld.
Die Hausfrau, ach, liegt nicht in Ihren Rollen —
Sie hätten niemals ſich vermählen ſollen:
Was man nicht leiſten kann, doch zu verſprechen,
Iſt ein Vergehen, eine Art Verbrechen;
Sie thaten Das an des Altares Stufen

Und ſind doch — zu was Anderem berufen —
Sie ſind mit Einem Wort nicht für die Ehe,
Sie ſehn, Madame, daß ich Sie ganz verſtehe. . . .

V.

Die Ideale.

(Bruchſtück.)

Brod! Brod! und keine Spiele! Wir ſind praktiſch:
Die Zeit will nur das Nützliche, Reelle
Und, was ſich zählen, wägen läßt, was faktiſch.
Ein Spiel, ein Spiel iſt alles Ideelle.
Das letzte Dämmerdunkel deutſcher Haine
Entſchwand aus Herzen und Gebirg und Thale,
Und hinter uns im weſenloſen Scheine
Liegt, was uns einſt bezwang, das Ideale.
Rein ausgefegt — zufrieden fühlt es Jeder —,
Was Schreiber, Philoſophen und Poeten
Unweſentlich in unſre Herzen ſäten,
Seit dem unprakt'ſchen Mann von Schwert und Feder
Bis auf den transſzendenten Mann vom Pregel
Und bis auf — Gott beſchütz uns gnädig! — Hegel.
Ich laſſe Goethen gelten, auch den Schiller,
Doch nur als Unterhaltung, nota bene;
Was mich betrifft, iſt mir ein ſchöner Triller
Viel lieber als die Philipp-Poſa-Szene.
Noch ſchämt man ſich, ſo etwas laut zu ſagen,
Noch liebt man's, ſich poetiſch zu gebärden;
Doch ich, voraus nur eil' ich künft'gen Tagen:
Ein Bürger Derer, die noch kommen werden,
Ein Bürger Derer, die als blaue Dünſte
All dieſes alte Weſen anerkennen,

Dichtung, Philoſophie, brodloſe Künſte
Nur Spiel, wie ich, nur leeres Spiel benennen.
Die Jugend ſelber, die Studentenſchaft,
Die einſtens ſo beſorglich toll geweſen,
Sie ſelbſt mag heut kein andres Buch mehr leſen,
Als das zum Fach gehört, das Brod verſchafft.
Sie iſt die Erſte, die verächtlich lacht,
Wo ihr ein Marodeur aus alten Tagen
Von höhrem Streben, von des Geiſtes Macht
In ſeinem Kauderwälſch beginnt zu ſagen.
Sie wollen Aſſeſſoren, Advokaten,
Geheime Räthe werden und Miniſter —
Mit Einem Worte, klug und wohl berathen,
— Sprich aus das kühne Wort — ja, ja: Philiſter.
Es iſt heraus! — es ſiegt die wahre Wahrheit:
Durch deutſche Dünſte dringt die frühe Klarheit;
Noch iſt's nicht Sonnenlicht, nicht Licht der Sterne,
'ſ iſt das beſcheidne Licht der Stalllaterne,
Das ſchleicht, vorläuferiſch, durch Hof- und Stallesnacht
Noch lange, eh der Welt die Sonn' erwacht.
Darauf kommt's an, die falſche Scham zu tödten;
Den Worten ihren ehrenwerthen Sinn
Zurück zu geben, Dieſes iſt vonnöthen.
Ruft man: Philiſter — ſage du: „Ich bin,
Den du genannt!“ und ſag es ohn' Erröthen.
Ja, ſprich es aus und ſink an meine Bruſt!
Die künft'gen Tage, jene beſſern Zeugen
(Dieß Kinderwort entfloh mir unbewußt),
Die werden ſich bewundernd dir verbeugen.
Die Liebe nur iſt's, die vom alten Kram
Der Ideale ich noch gelten laſſe:
Sie führt zur Heirath; dieſe führt zur Kaſſe
Des Schwiegervaters — folg ihr ohne Scham.
Wie noch in keinem Staat wird dir die Rente

Schön konvertirt im Handumdrehn,
Ganz abgeſehn
Von ſchönen Hoffnungen auf volle Teſtamente.
Die goldne Weisheit haben längſt erkannt
Kapitän und Lieutenant
Und Lieutenant und Kapitän,
Die ihres Stammbaums Dürre tolerant
Mit des Paktolus goldnen Wellen tränken
Und die nicht kleinlich erſt bedenken,
Wie ihre Ahnen drob im Grab erſchaudern:
Daß dieſe Wellen manchmal mauſchelnd plaudern . .

Roswitha.

Oper in drei Akten.

(1864.)

(Mit Genehmigung Anton Rubinſteins, Eigenthümers dieſes Textes, unter
Vorbehalt aller Rechte, abgedruckt.)

Perſonen.

Otto, Herzog von Sachſen, Sohn Kaiſer Otto's I.
Theophania, griechiſche Prinzeſſin.
Konſtantin, ihr Verwandter.
Bruder **Sylveſter**, ein Eremit.
Ein Reichsherold.
Ritter, Ritterfrauen und -Fräulein; Jagdgefolge, Nonnen.

(Ort der Handlung: Kloſter Gandersheim und Goslar; Zeit: im letzten Viertel des zehnten Jahrhunderts.

Erſter Akt.

Im Hintergrunde Kloſter Gandersheim. Wald ringsherum, alte Bäume bis in den Vordergrund. Auf dem Wege zum Kloſter, dem Hintergrunde zu, die kleinen Häuschen der *Eingemauerten*. Links im Vordergrunde der Eingang in die Klauſe Sylveſters.

Erſte Szene.

Sylveſter kommt heraus.

Bruder Sylveſter. O, wie herrlich iſt's, zu hauſen,
Deutſcher Wald, in deinem Brauſen.
Deine holden Dämmerungen,
Segenreich und lieddurchklungen,
Sind ein Tempel, fromm erbaulich
Und wie heim'ſche Herde traulich.

Wunderbar belebtes Schweigen!
Aus dem Laube, aus den Zweigen
Blickt mit Augen, himmelblauen,
Jene Schaar der weiſen Frauen,
Die den goldnen Faden ſpinnen
Und auf Zaubermärchen ſinnen.

Alles ſchweigt, und Alles ſinget,
Alles träumt, und Alles klinget:
Strauch und Felſen haben Seelen,

Blümlein, Vogel, Quell erzählen,
Auf der Halde, aus der Grotte
Liſpelt Liebe, ſpricht's von Gotte.

Ruhe voll Erhabenheiten!
Unnahbare Einſamkeiten!
Füllet ruheloſe Herzen,
Wieget ein die lauten Schmerzen,
Ziehet ein, wo Einer banget,
Wo ein Gram nach Ruh verlanget!

Amen!
Und mög es Jedem ſo wie mir gelingen
Nach böſen Zeiten,
Nach hartem Streiten:
Daß die greiſen Jahre ſich wie Engelſchwingen
Schattend um das Haupt ihm breiten.

Ich hab' gekämpft fürs Vaterland
Und mit des Herzens Kummer,
Nun ſinkt das Schwert mir aus der Hand
Und ſank mein Leid in Schlummer.

An meinem Schwerte nagt der Roſt,
Er nage fort —
In meinem Herzen ſingt der Troſt,
Er ſinge fort!

Mein Vaterland, als treuer Sohn
Stand ich im Kampf an allen deinen Gränzen:
Entſagen mußt' ich deinen Ruhmeskränzen,
So gib ein ſtilles Grab in deinem Walde mir zum Lohn!

Zweite Szene.

Mädchen kommen aus dem Kloſter, mit ihnen **Roswitha**, um den **Eingemauerten** und **Sylveſter** Speiſen zu bringen.

Mädchen. Wahrlich, unſer Loos iſt lieblich:
Denn wir ſind die guten Boten,
Ausgeſendet vom Erbarmen:
Dieſen Frommen, dieſen Armen
Dürfen wir zu Hülfe kommen.
Wie die Vöglein dem Propheten
Trank und Speiſe,
Spendet dieſen Gottverwaiſten,
Jenem Greiſe!
Roswitha. Ich, frommer Bruder, bin an dich geſendet.
Sylveſter. Geſegnet, wer den Armen ſpendet!
Willkommen, theures Kind!
Es freut ſich immer meine Seele,
Wenn du, gehorchend dem Befehle
Der Kloſterſchweſtern aus dem Gotteshauſe,
Die Nahrung bringſt vor meine Klauſe.
So mundet's mir zu keiner Friſt,
Als wenn, Roswitha, du die Botin biſt —
Mir iſt's, als brächteſt du das Beſte.
Roswitha. Und mir, mein Vater, wird der Tag zum Feſte.
(Sie legt das Körbchen ab.)
O, ich arme Waiſe!
Zu wandeln an des Vaters Hand,
Das hohe Glück, ich hab' es nie gekannt.
Zu ruhen an der Mutter Bruſt,
Wie wohl Das thut, ich hab' es nie gewußt —
Doch heimiſch fühl' ich mich bei dir, dem theuren Greiſe.
Sylveſter. Du ſüßes, theures Kind!
Roswitha. Gleich einem Blatt, das Herbſteswind
Vom Zweige reißt und wirft auf kalte Erde,

So riß das Schickſal mich als Kind
Vom unbekannten heim'ſchen Herde.

Und wie den Halm, den wild hinaus
An fremden Strand fortriß die Welle,
So warf es mich an dieſes Haus,
So fand ich mich an dieſer Schwelle.

Allein ſeitdem du deine Klauſe
Hier aufgebaut,
Iſt mir der ganze Wald ſo traut,
Bin ich, die Heimatloſe, wie zu Hauſe.
Und ſitz ich hier
Zu Füßen dir,
Und redeſt du von alten Zeiten,
Fühl' ich die Stunden mir entgleiten
So ſanft, ſo ſüß, ſo leiſe,
Als ſäß' ich wo daheim in einem theuren Kreiſe.
Sylveſter. Wie dir, mein Kind, ergeht es mir:
Was ich verloren, bringſt du wieder,
Und alle Tage holder ſchier
Erſtehn beim Klange deiner Lieder.
(Jagdhörnerklang in der Ferne.)
Roswitha. Ein Jagdhorn ſchallt!
Sylveſter. Der Sohn des Kaiſers jagt im Wald;
An ſeiner Seite reitet hin
Die ſtolze Byzantinerin,
Prinzeſſin Theophania,
Die noch den deutſchen Wald nicht ſah.
Roswitha. Sie ſtammt aus einem Land der Wunderſagen,
O, mög' es ihr im deutſchen Wald behagen!
Sylveſter. Das glaub' ich nimmermehr —
Das Kind des Bosporus
Verſtehet nicht den Gruß,
Der durch den Eichenwald dahin weht hoch und hehr.

Roswitha. Man ſagt, ſie ſei ſo hoch gelehrt.
Sylveſter. Ich weiß nicht, ob ſie deutſche Sitte ehrt.

(Jagdhörner.)

Ha, bei dieſem Klang erwacht
Die Erinnrung mancher Schlacht,
Mancher Heldenabenteuer —
Ruhig, ruhig, altes Feuer!
Komm, Roswitha, ſinge du
Dieſes Kriegerherz in Ruh,
Singe luſtig, hell und heller:
Singe von dem Vogelſteller,
Singe mir, wie bei Nordhauſen
Gleich dem Sturm mit Sauſen, Brauſen
In die wilden Hunnenſchaaren
Donnernd er hineingefahren.

Roswitha. Von den Liedern, die ich zum Ruhme unſerer Könige ſang, von dir geleitet und von den frommen Schweſtern aufgemuntert, höre das Lied vom Vogelſteller.

(Während des Geſanges tritt im Hintergrunde das Jagdgefolge mit **Otto** und **Konſtantin** auf und fällt dann mit ein in den Refrain.)

Roswitha. Herr Heinrich ſaß am Vogelherde,
Wohl traurig war der edle Held:
Er dachte, wie die deutſche Erde
Von Netz und Garnen rings umſtellt.
Herr Heinrich, laß in Ruh die Finken —
So ſpricht das Reich: Iſt's dir genehm,
Soll in der Hand das Schwert dir blinken
Und dir vom Haupt das Diadem!
Dein Ruhm erſchalle hell und heller,
Hoch Deutſchland! hoch der Vogelſteller!

Nun will ich ſtatt der Vogelherde
— So ſprach er — Städte baun und Land,
Und um die Feinde deutſcher Erde
Sei ringsumher das Netz geſpannt.

Da wuchs der Wall mit luft'gen Zinnen,
Die Thürme spiegeln ſich im Strom,
Und Haus an Haus und mitten innen
Erhebt ſich prangend Gottes Dom.
Und hell erſchallt ſein Ruhm und heller:
Hoch Deutſchland! hoch der Vogelſteller!

Der Meiſter regt ſich, der Geſelle,
Zu Feil und Hammer klingt Geſang;
Und über Werkſtatt, Markt und Zelle
Schwebt Ruhe, Frieden, Glockenklang.
Herr Heinrich aber ſprach: Zu Schande
Behag' euch nimmer Geld und Gut,
Noch immer hauſt der Hunn' im Lande
Und heiſchet euer Gut und Blut.
Der Kriegsruf ſchalle hell und heller:
Nach, Deutſchland, nach! dem Vogelſteller!

Geſegnet ſei das Kampfgefilde,
Das gute Merſeburger Land:
Dort hat der Finkler ſeinem Wilde
Das große [illegible] aufgeſpannt.
Dort fing der Finkler wilde Geier,
Dort jagt' er heim den fremden Schwarm,
Und ſtolzen Fittigs, frei und freier,
Hob ſich empor der deutſche Aar.
Und hell erſchallt ſein Ruhm und heller,
Hoch Deutſchland! hoch der Vogelſteller!

Dritte Scene.

Vorige. Otto. Konſtantia

Otto. Dieſes Kind, das alſo herrlich
Meines Ahnherrn Thaten preiſet,

Iſt das Kind, von dem die Kunde
Schon die weiten Lande füllet:
Das vom Herrn mit des Geſanges
Gabe doch begnadet worden.

Konſtantin. Welches holde Traumgebilde
In dem rauhen deutſchen Walde!
Lieblich wiederhallt die Halde
Von dem ſüßen Roſenmunde.
Wachſen ſolche Menſchenblumen
In dem rauhen kalten Norden?

Otto (zu Konſtantin). Fragſt du noch, ob Nachtigallen
Wohnen in Germaniens Wald?

Konſtantin. Wie in dieſen Eichenhallen
Hat in mir es wiederhallt.

Sylveſter. Wahrlich, wie Paniere wallen
Deine Lieder durch den Wald.

Roswitha. Vater, wenn ſie dir gefallen,
Sind ſie nicht umſonſt verhallt.

Otto (vortretend). Du biſt Roswitha — ſage Ja!

Roswitha (zu Sylveſter). Wer iſt der Mann, aus deſſen Aug
Der Blick gleich einem Funken ſprüht?

Sylveſter. Es iſt des Kaiſers Otto Sohn,
Ein edel ſchäumendes Gemüth.

Otto. Biſt du die Dichterin? — So ſprich!

Roswitha. Ja, Herr, Roswitha nennt man mich.

Otto. Dein holdes Weſen, dein Geſang,
Sie haben beide dich verrathen;
Weil längſt dein Ruhm zu Hofe drang:
Wie ſchön du biſt, wie ſchön du ſingſt der Ahnen Thaten.

Roswitha. Mir wird bei ſeinen Worten bang,
Doch ſind ſie mild und liebevoll.

Konſtantin. Mir wird bei dem Gedanken bang,
Daß ich ſie wieder laſſen ſoll.

Otto. Herbei, ihr Freund' und Kampfgenoſſen,
Ihr edlen Herrn und ſtolzen Degen!
Dieß Mägdlein ſehet! Ihrem Herzen
Entquollen jene Ruhmeslieder,
Die Heinrich feiern, meinen Ahnherrn,
Und Otto, meinen großen Vater.
Begrüßet ſie, wie man begrüßet
Ein Herz, das Gottes Hauch beſeelt,
Und mit der Ehrfurcht, die wir zollen
Dem Sterblichen den Gottes Segen
Zu ſolchem hohen Amt erwählt.

Chor der Ritter. Hoch Roswitha! Alle Ehren
Mögen deinen Pfad verklären;
Denn die Ehre, der wir dienen,
Du biſt ihre Prieſterin.
Von des Vaterlandes Helden
Weißt du ſchön und groß zu melden;
Unvergeſſen ſei dein Name
Edle, treue Sängerin.

Chor der Eingemauerten.
Vanitas Vanitatum!
Vanitas!
Was du ſingſt —
Leerer Hall!
Was du ſprichſt —
Eitler Schall!
Was beſteht,
Muß vergehn.
Erdenſohn —
Du mußt ſterben!
Biſt von Thon,
Gehſt in Scherben!
Eines nur
Wird beſtehn.

Das Gebet.
Stehſt im Grab mit einem Fuße
Immerdar.
Eines nur iſt wahr
Jederzeit:
Deine Nichtigkeit!
Thue Buße!

Otto. Wer ſind die Eulen,
Die ſolchen Grabgeſang
In unſre Freude heulen?

Sylveſter. Es iſt die Schaar der Büßerinnen,
Die, eingemauert
Hier drinnen,
Ihr Leben vertrauert.

Konſtantin. Ich liebe nicht die Sängerinnen,
Die ſchaffen, was nicht wirklich iſt,
Vorüber iſt zu dieſer Friſt
Die Zeit der alten Zauberinnen.

Otto. Heißt ſie ſchweigen!

Sylveſter. Herr, keinen Geboten
Gehorchen dieſe Genoſſen der Todten.

Konſtantin. Laß ſie ächzen, laß ſie krächzen;
Aber jene holde Jugend
Soll in ſolcher Nähe nicht verlechzen.
Am Hofe von Byzanz
Wär' ſolches edle Haupt
Von aller Ehren Kranz,
Von Lorbeer längſt umlaubt.

Roswitha. Mir iſt's, als ob ein neu Geſchicke
Mit goldnen und mit ſchwarzen Fäden
Ein Netz um meine Seele ſtricke.

Konſtantin. O, thu' es, Herr, zu deinem Ruhme!
Verpflanze du aus dieſer Oede
An beßre Stätten dieſe Blume.

Otto. Roswitha, weiße Roſe,
Du ſollſt bei Stein und Mooſe
Im Dunkeln nicht verblühn.
In holder Frauen Kranze
Sollſt du mit deinem Glanze
Als ſchönſte Blume blühn.

Du wirſt in Glück, in Wonne,
Wie Blumen in der Sonne,
An Otto's Hof gedeihn:
Roswitha, weiße Roſe,
Glanzvollem Sängerlooſe
Will ich, dein Herr, dich weihn!

Vierte Szene.

Fanfaren. Marſch. Aufzug. **Theophania** mit deutſchem und größerm byzantiniſchen Gefolge. **Otto** ihr entgegen. Während er ihr vom Pferde oder von dem Tragſeſſel hilft und ſie herbeiführt und während des Marſches:

Sylveſter. Könnt ich wie von hohen Zinnen
In die dunkle Ferne ſchauen!
Ach, was frommet alles Sinnen!
Dir, o Gott, will ich vertrauen.
Konſtantin. Iſt mir doch, als ob ein neues
Schönres Leben mir beginne,
Und als ob für mich das Schickſal
Freudenvolle Tage ſpinne.
Roswitha. Weiß ich noch, was ich beginne?
Wär' ich Herrin meiner Sinne!
Mich ergreift es wie ein Sturm,
Trägt mich fort auf ſteile Höhn —
Und ich ſtehe
Wie auf himmelhohem Thurme,

Und ich ſehe —
Ach, ich weiß nicht, was ich ſehe —
Was mir winket in der Ferne,
Iſt's ein Irrlicht, ſind es Sterne?

(Sie ſchmiegt ſich an [illegible], mit dem ſie ſich für einige Zeit von der Bühne zurückzieht.)

Otto. Willkommen!
Willkommen, mein Gemahl!
Hat wohl des Heimwehs letzte Qual
Des deutſchen Waldes Zauber fortgenommen?

Theophania. Einſamkeiten! Einſamkeiten!
Ach, wie Trauerſchleier breiten
Sich die Nebel dieſes Landes
Ueber meinem Herzen aus.
Bei Granat- und Lorbeerbäumen
Bin ich noch mit allen Träumen;
An des blauen Meeres Rande
Bin ich immer noch zu Haus.

Otto. Laß den Kummer, laß die Reue!
Gute Sitte, goldne Treue
Blühn und wachſen hier zu Lande:
Dieſe Frucht iſt hier zu Haus.

Theophania. Und der Kreis der hohen Geiſter,
Ach, und des Geſanges Meiſter,
Die mit ihrer Kunſt verklären
Stadt und Pallas von Byzanz —
Ihre Worte waren Wonne.
Wie Trabanten um die Sonne
Kreiſten mit Muſik der Sphären
Sie um meines Vaters Glanz.

Otto. Laß ſie ſingen, laß ſie kreiſen,
Was ſie lehren, was ſie preiſen
Ueben wir in ſtillen Ehren
Ohne Lohn und ohne Glanz.

Alles Schöne, das ſie ſingen,
Soll dich freundlich hier umringen:
Jeder Kranz der höchſten Ehren
Und der Liebe ſchöner Kranz!

Theophania. O, vergib, mein edler Gatte,
Daß noch immer wie ein Schatte
Heimweh liegt auf meinem Glücke,
Daß ich trüb und traurig bin.

Otto. O — verzeihen und vergeben?
Dir zu ſchaffen, was dein Leben
Neu erheitert und beglückt,
Füllet meinen ganzen Sinn.

(Während deſſen hat ſich Konſtantia entfernt und bringt Roswitha zurück.)

Die hohe Sängerin, die dir bereits
Der Ruf genannt,
Nimm als Gefährtin ſie,
Als ſchönſte Gabe ſie aus meiner Hand.
Du, Freundin des Geſanges, freue dich
An ihrer Kunſt,
Und biſt du froh, belohne mich
Für meine Liebe du mit deiner Gunſt.

Konſtantia. Hier iſt ſie!

Theophania. Dieſes Kind?

Otto. Es iſt Roswitha.

Theophania. Das ſchöne Kind!

Sylveſter (für ſich). Sie ſpricht dieß Lob nicht wohlgeſinnt.

Roswitha. Ich bebe!

Otto. Sie iſt's, die ich dir zur Gefährtin gebe.

Theophania. Willſt du die Gottesbraut entführen?

Otto. Noch bindet kein Gelübde ſie.

Theophania. Nicht du, mein Gatte, herrſcheſt hie,
Die Abbatiſſin herrſcht ſo weit, als hier
Des Kloſters Thürme ihre Schatten ſtrecken

Otto. Stets gütig war des Vaters Schweſter mir,
Und meine Bitte wird ſie rühren. (Ab ins Kloſter.)

Theophania (nähert ſich Roswitha).
Und du, Roswitha? — Iſt's dein Wille?
Biſt du ſo ſchwach, den Lockungen zu lauſchen?
Weh Denen, die das Glück der Stille
Mit ird'ſcher Herrlichkeit vertauſchen!

Roswitha. O Herrin!
Es hält mich hier, es zieht mich fort —
Was ich empfinde, ſagt kein Wort.

Konſtantin. Sei du ihr hold, o theuere Verwandte,
Und ſie wird leichter ſich entſcheiden.
Sie lockt die Welt, die unbekannte,
Mit ihren Freuden, ihren Leiden.
O, füg in deinen Kranz
Die holde Waldesblume:
Es iſt zu deinem Ruhme,
Und mir iſt es zum Glück.
(Leiſe.)
O, laß ſie nicht im Walde,
O, nimm ſie mit von hinnen,
Sonſt bleibet all mein Sinnen,
Mein Sehnen hier zurück.

Theophania (lächelnd). Biſt du's, mein edler Vetter,
Der ſo in Sehnſucht klagt?

Konſtantin. Ich war's, der Otto bat —

Theophania. Wohlan, ſei unverzagt!
Niemals hab' ich ein Spielzeug dir verſagt.
(Sie ſprechen zuſammen.)

Roswitha (zu Sylveſter). Du ſchweigſt, mein theurer Vater?
Du, ſonſt mein Helfer und mein Rather,
Warum verſagſt du heute deinen Rath?

Sylveſter. Was Otto will, das wird zur That:
Ich kenne dieß Geſchlecht der Sachſen.

Geworfen iſt die Saat,
So möge ſie als Glück dir wachſen.
Es möge dich das Schickſal lieben,
Es leitet dich vielleicht auf jene Bahnen
Des Ruhms, des Glücks, daraus die Ahnen
Ein hartes Mißgeſchick getrieben.
Roswitha. Ja, mich rühren
Und verführen
Dieſe Stimmen;
Heitre Glocken
Sind's, die locken;
Hellre Sterne,
Die mit Blinken
Freundlich winken
In die Ferne,
In die fremde
Weite Welt.

Aber, ach! durch dieſe Lieder
Klingt es wieder
Wie die Mahnung.
Nicht zu ſcheiden;
Wie die Ahnung
Künſt'ger Leiden.
Sylveſter. Aus der Ferne
Wird mein Auge
Auf dir ruhen;
Dich begleiten
Allerwegen
Wird mein Segen.
Konſtantin. Günſt'ge Sterne,
In der Ferne
Gebet gnädig,
Was die Heimat

Mir verſagte:
Glück des Lebens!

Theophania. O, wie gerne
Aus der Stille
Des Aſyles
Eilt den Freuden
Dieſer Erde
Sie entgegen!

Otto (der indeſſen zurückgekommen).
Scheide gerne
Und vertraue
Meinem Schutze;
Deinem Glücke
Führ' ich freudig
Dich entgegen![1]

---

[1] Neben dieſem Quintett findet ſich in dem handſchriftlichen Entwurf noch folgendes:

Sylveſter. Stille, ſtille, altes Herz,
Wurdeſt alt in Gram und Leiden;
Was dir noch vom Glück geblieben,
Sieh es ruhig, tapfer ſcheiden.

Roswitha. Iſt es Freude, iſt es Schmerz?
Iſt's ein frohes, trübes Scheiden?
In den Sternen ſteht's geſchrieben,
Und ein Gott wird es entſcheiden!

Otto. Sei zufrieden, du mein Herz!
Sorgen darfſt du für die Beiden:
Treues Hoffen, treues Lieben
Sollen nimmer von dir ſcheiden.

Theophania. Gut und edel iſt ſein Herz;
Dennoch will das Glück mich meiden;
Ach, die Zweifel ſind geblieben,
Die mir durch die Seele ſchneiden.

Konſtantin. Juble, juble, junges Herz:
Gib dich hin den höchſten Freuden.
Wahrlich, du beginnſt zu lieben,
Sei gegrüßt, du holdes Leiden!

Roswitha. Lebe wohl, mein theurer Vater!

Sylveſter. Fahre wohl, geliebtes Kind!

Roswitha. Lebe wohl, du ſtiller Wald!

Otto. Auf, wohl auf, das Horn erſchallt!

Roswitha. Lebe wohl, mein Kämmerlein!

Konſtantin. Treue Liebe wartet dein.

Roswitha. Iſt's zum Glücke, iſt zum Leid?

Theophania. Keine Weisheit und kein Echo,
Nur die Zukunft gibt Beſcheid.

Die Eingemauerten. Vanitas vanitatum!
Vanitas!
Was beſteht,
Muß vergehn!
Eines nur
Wird beſtehn:
Das Gebet!
Thue Buße!

Chor der Ritter und Edelfrauen.
Auf und zurück aus dem Walde!
Zurück zu des Hofes vergnüglichen Tagen,
Zu Ringelſtechen und Lanzenwurf,
Zu Saitenſpiel, Geſang und Tanz!

Die Eingemauerten (während des Chors und während die Hörner erſchallen).
Vanitas!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Goslar. Einſamer Säulengang.

Erſte Szene.

Roswitha allein.

O, wie anders malt die Hoffnung,
Und wie anders die Erfüllung!

Aus der ſtillen, frommen Klauſe
Lockten mich die goldnen Träume,
Und im lauten Fürſtenhauſe
Flieh' ich in die ſtillſten Räume.

Wohl begonnen
Hat in mir ein neues Leben;
Aber die gehofften Wonnen
Seh' ich immer ferner ſchweben.

Fremd in meinem prächt'gen Kleide,
Fremd in dieſen ſtolzen Mauern,
Fremd in dieſer Welt voll Neide,
Muß ich klagen, muß ich trauern.

Flieh zurück in deinen Wald! —
Eitles Wort!
Wie ein Band von Diamant
Hält und bannt

An dieſen Ort
Mich unſägliche Gewalt.

Wehe meiner Seele, wehe!
Wenn ich mir es ſelbſt geſtehe,
Daß nicht Ruhm und daß nicht Ehren,
Wehe mir, daß andre Flammen
So an meinem Herzen zehren.

Sünde, wie dein Auge ſtarrt!
Stille, Herz! verſtumme, Mund!
In der Seele tiefſtem Grund
Sei das Schreckliche verſcharrt!

Zweite Szene.

Roswitha. Otto.

Roswitha. Doch, da nahet, den ich fliehe.
Otto. Hab' ich es endlich ausgeſpäht,
Wohin du fliehſt, du wunderliches Kind?
Weil Alle froh des Lebens ſind,
Was ſuchſt du hier in dieſer Einſamkeit?
Was ſuchſt du hier in dieſen öden Hallen,
Durch die in mitternächt'ger Zeit
Die Schatten meiner Ahnen wallen?
Roswitha. Im Kloſter ward die Stille theuer mir;
Nichts als die Stille ſuch' ich hier.
Otto. Nein, nein!
Durch deinen trüben Blick
Seh' ich dir tief ins Herz hinein.
Ich wache über dein Geſchick;
Ich machte mich zum Wächter deines Lebens,
Und nicht vergebens

Will ich gekommen ſein, um dich zu fragen:
Welche Schmerzen dir am Herzen nagen.
Roswitha. Mein hoher Herr, fürwahr, Ihr irrt.
Nur ungewohnt bin ich der Pracht
Des Hofes, die mir bange macht
Und mich verwirrt.
Otto. Das iſt es nicht!
Dein Auge ſpricht
Von tiefrem Gram.
Fürwahr, mit Recht!
Ich ſag's mit Scham:
Ich habe ſchlecht
Mein Wächteramt bei dir verſehn.
Ich weiß es, wie ſie Ränke ſpinnen,
Die ſtolzen Byzantinerinnen;
Wie ſie ſchmähn
Und mit hochmüth'gem Sinn
Herniederſehn
Auf dich, die ſchlichte, deutſche Sängerin;
Wie ſie mit ſpött'ſchen Namen
Die holde Einfalt heißen,
Die nicht wie ſie verſteht, zu gleißen.
Roswitha. Vergebt, mein hoher Herr!
Ich klage Niemand an,
Nicht Weib, nicht Mann,
Und keine Seele kränkte —
Otto. Doch heut noch werd' es kund dem ganzen Hoſe,
Daß ich dich nicht als Magd und Zoſe
Der Byzantinerinnen herbeſchieden —
Ich nahm dich aus des Kloſters Frieden,
Wie aus dem Schatten man die zarte Pflanze
In ſonn'ge Räume trägt, daß ſie ſich mächtig,
Prächtig
Entfalte zu erhabnem Blüthenglanze.

Roswitha, höre
Was ich dir ſchwöre!
Noch heute ſollen
Die ſtolzen Herrn
Und Edelfrauen
Deinen Stern
In ſeinem vollen
Und hellſten Glanze ſchauen.

Vollendet iſt dein Ruhmgedicht,
Das Kränze flicht,
Um Kaiſer Otto's Krone.
Es ſei ein Ruhm dem treuen Sohne,
Daß er dir mit dem Dichterkranz
Dafür das Haupt belohne.
Und wie man ehrt
Ein tapfres Schwert
Mit Lohn und Lehn und Ritterſchlag,
So deinen Geiſt,
Der Deutſchlands Helden preiſt,
Will ehren ich an dieſem Tag
Mit Edelfräulein,
Mit Grafentöchtern
Sollſt prangen du in Einem Kreiſe,
Du namenloſe, verlaßne Waiſe.

Roswitha. Mein Fürſt, nimm deinen Schwur zurück!
Mein Herz erbebt vor ſolchem Glück,
Und ſolcher Ruhm macht mich verzagen.
Ach, laut und lauter ſpricht's in mir:
Beſtimmt ſind dieſe Locken hier,
Den Schleier, nicht den Kranz zu tragen.

Otto. Du ſollſt! und wär es vom Verhängniß
Dir anders auch verheißen —

Dem trüben Loos wie dem Geſängniß
Will Otto's Macht dich ſtark entreißen.

Trüb genug iſt's,
Daß das Schickſal
Mir verwehret,
Was das Herz mir
Zu vollführen
Laut befiehlt.

Laß mich ſchweigen
Und verhehlen,
Was in meinem Innern ſpricht.
Aber gütig
Laß mich ſorgen,
Laß mich trachten,
Wie das Glück ich
Mir erſetze,
Schaffend für dein künft'ges Glück.

Roswitha (für ſich). Was er jaget, was er klaget
Klingt in meinem Herzen wieder:
Mich beglückt, wie holde Lieder,
Was er ſpricht.

Otto. Wehe, wem das Glück verſaget,
Zu erfaſſen, was ſein eigen.
Stille, Stille! — Muthig Schweigen
Will die Pflicht.

Dritte Szene.

Die **Vorigen. Konſtantin.**

Konſtantin. Wahr iſt, ach, wovor mir bangte —
Armes Herz, das hat getroffen!
Ihm gehört ſie! — All mein Hoffen,
Es zerbricht!

Otto. Konſtantin!

Konſtantin (halb ſchmerzlich, halb ironiſch).
Vergebt, mein hoher Herr, vergebt!
Und Ihr, Roswitha, o verzeiht!
Ich wähnt' Euch in der Einſamkeit,
Viel Süßes hatt' ich Euch zu ſagen,
Das jetzt zurück zum Herzen bebt.
Nun muß ich klagen,
Ich kam zu ſpät.

Ich geh', ich gehe,
Nicht, wie ich kam:
Im Herzen Wehe
Und auf der Stirne Scham.

In deines Herren Gnade
Sei beglückt,
Auf deinem neuen Pfade
Sei beglückt.

Roswitha. Ich verſtehe
Nicht ſein Wehe,
Nicht den Hohn, der aus ihm ſpricht.

Otto. Stehe, ſtehe!
Spotte, ſchmähe
Dieſe heil'ge Unſchuld nicht.

Konſtantin. Wenn ich ungerecht dich ſchmähe,
O, vergib es meiner Liebe —
Ach, ich weiß nicht, was ich ſehe,
Was ich fühle, weiß ich nur.

Fühle nur, was ich verlange,
Was ich hoffe, was ich bange,
Und die Eiferſucht, die Schlange,
Die an meinem Herzen nagt.

Wer es wagt, um ſie zu werben,
Sterben ſoll er, ſterben, ſterben!
Jedem ſchwör' ich das Verderben,
Herzog Otto, hör's auch du!
Roswitha. Drohend ſteigen Ungewitter
Ueberall empor.
Otto. Dich beklag ich, guter Knabe,
Armer, armer Thor!
Konſtantin. Nicht vergeſſ' ich, was in Qualen
Ich mir ſelber ſchwor.
Otto. Geh, Roswitha, ſeine Worte
Sind nicht für dein Ohr.
(Führt ſie weg und kommt zurück.)

Vierte Szene.

Otto. Konſtantin.

Otto. Dein Drohen und dein Groll
Sei dir vergeben;
Allein dein Wort, der Gluthen voll,
Macht ſie erbeben.

Roswitha iſt allein,
Daran gedenke,
Daß böſes Wort und falſcher Schein
Sie doppelt kränke.

Jetzt rede frei und ſprich,
Was dich bedrücket.
Der Hüter ihrer Ehren, ich,
Gewähre gern und freudiglich,
Was dich und ſie beglücket.

Konſtantin. Du ſchenkſt ihr deine Gunſt.
Otto. Der Verlaſſenen!
Konſtantin. Du ſchenkſt ihr deine Gnade!
Otto. Die Gott begnadete.
Konſtantin. Du liebeſt ſie!
Otto. Wie Ritterpflicht
Und Ehre mir gebeut;
In heil'ger Liebe,
Die nicht den Richter ſcheut.
Konſtantin. Den edlen Sinn, der dich beſeelt,
Konnt' ich verkennen.
Vergib dem Argwohn, der mich quält,
Vergib den Flammen, die mich brennen.
Otto. Du liebſt ſie — ſei geſegnet drum!
Doch denke dran: du biſt in deutſchem Lande,
Und deutſche Liebe iſt ein ander Heiligthum,
Als was ihr Liebe nennt am Bosporſtrande.

Der deutſchen Liebe Seele iſt die Treue,
In Keuſchheit iſt ſie angethan;
Sie kennt den Wandel nicht, die Reue,
Ein Glaube iſt ſie, nicht ein flücht'ger Wahn.
Konſtantin. Wie des Lenzes ganzer Zauber
Duftet aus der Roſenblüthe,
So die holde, deutſche Liebe
Trägt Roswitha im Gemüthe.

Von Byzanz bin ich geneſen!
In ihr lieb' ich Deutſchlands Gauen
Und das ſittig zarte Weſen
Reiner, keuſcher, deutſcher Frauen.

Um meiner Liebe willen,
Um alle Qual zu ſtillen,
Gewähre mir Roswitha's Hand!

Otto. Der Glückliche!
Der ſeine Liebe,
Der ſeine Wünſche
Den Lippen darf vertrauen!

Konſtantin (für ſich). Er zaudert nun.
Jetzt wird ſich's zeigen,
Ob ſeinen Worten
Ich darf vertrauen.

Otto (für ſich). Dieß holde Glück
Ward nur gelegt in meine Hände,
Daß ich es Andern ſpende —
(Laut.) Wenn ſie dich liebt, ſo ſei ſie dein!

Konſtantin. Wenn ſie mich liebt!

Otto. Hoffe du! Ihr ſtilles Sinnen,
Ihr ſanftes Trauern
Kann wohl ein Widerſchein
Von deiner Liebe ſein.
Du wirſt es heute noch erfahren,
Wenn ich mit Ehren ſie bekränzt,
Daß neben dir, dem Enkel der Cäſaren,
Sie ſtolz genug und fürſtlich glänzt. (Beide ab.)

Verwandlung. Große Halle.

Fünfte Szene.

Links auf Stufen und Sitzen die **Byzantinerinnen** aus dem Gefolge Theophania's — rechts, an Webſtühlen, Spinnrädern oder mit Stickereien beſchäftigt, die **deutſchen Edelfräulein.** Auf einer Art von Thron **Theophania.**

Chor der deutſchen Mädchen.
Kommt das Dunkel
Der traulichen Stunde,
Dann ſoll in den Hallen

Ein Lied erſchallen
In fröhlicher Runde.
Dann ſoll bei der Kunkel
Die Spindel ſauſen,
Im Webeſtuhle
Die fliegende Spuhle
Wie Wetter brauſen.
Heil ſei der Nadel,
Dem Webſtuhl, dem Rädchen:
Dem Wappen von Adel
Der deutſchen Mädchen!

Byzantinerinnen.

Andern Adel kennen wir
An den Ufern der Propontis,
Andre Spiele kennen wir
In Therapia's Lorbeerhainen.

Chor der deutſchen Mädchen.

Webet, webet!
Fahnen, Schärpen für die Krieger,
Prachtgewande für die Sieger,
Webet in die Prachtgewande
Heldenſagen deutſcher Lande.
Webet, webet!

Webt des alten Lieds Gebilde,
Webet Siegfried und Chriemhilde
Und der Beiden Leid und Klagen
Und die That des grimmen Hagen —
Webet, webet!

Nehmet Farben wild' und holde
Wie von Nibelungengolde;
Rothe Schlachten, ſanftes Minnen
Webet in das bleiche Linnen —
Webet, webet!

Theophania. Der grimme Norden!
Nur Kampf und Morden
Kennt ihr Gemüthe.
O du, mein Süden,
Mit deiner Roſenblüthe!
Dein zu gedenken,
Um dich mein Herz zu kränken,
Soll nimmer ich ermüden.
(Zu ihren Frauen.)
Entrollt die Pergamente,
Wir wollen leſen
Von Helden, die geweſen
Im ſonnigen Oriente.

Chor der Deutſchen.
Sticket, ſtickt mit feinen Fädchen,
So fein wie goldne Härchen,
Das alte Märchen
Von Schneewittchen, dem deutſchen Mädchen.

Schneewittchen, das Königstöchterlein:
Ueber den ſieben Bergen
Bei den ſieben Zwergen,
Da ſchläft ſie den Zauberſchlaf,
Da ſchläft ſie im ſtillen Gemach.
Ach, daß ſie die Spindel
Der böſen Mutter traf
Und tief ins Herze ſtach.

Seid treu, ſeid gut
Und im Gemüthe rein
Und flieht die Macht des Böſen;
Das kann allein
Schneewittchen noch erlöſen.
Dann von den ſieben Bergen
Und von den ſieben Zwergen

Wird ſie zurückekehren,
Und die wir ſingen, weben, ſpinnen
Und fromm ſie zu erlöſen ſinnen,
Wird ſie viel holde Künſte lehren.
Chor der Männer (hinter der Szene).
Trinker, trinket nur aus Krügen,
So nur könnt ihr das Gewiſſen
Und die Mäßigkeit betrügen.

Trinker, trinket nur aus Krügen,
Kein Verräther kann da lauſchen
Euren tiefen deutſchen Zügen.

Nur der Krug erträgt biderben
Trinkerſcherz. Doch alle Gläſer
Gehn, wie Dirnentreu, in Scherben.
Theophania. Unſinn hier, dort Barbarei,
Hier kind'ſcher Sinn, dort Völlerei!
Fort! fort, Gedanken, auf die Flucht!
Zurück, zurück zur goldnen Bucht,
Zurück zum theuren Boſporus,
Zurück in meinen Orient,
Wo Sonn' und Erd' im ew'gen Kuß
Und bräutlich in einander brennt.

Dorthin zieht mich mein Weh,
Wo auf der blauen See,
Wie Waſſerlilien ſchön
Und duftend, ſich die Inſeln breiten;
Wo jede Welle mit Getön
Erzählt von alten Götterzeiten.

Wo ſich ſpiegeln die tauſend Paläſte,
Unter dem Schatten der blühenden Aeſte,
Auf der blauen, der ſchimmernden Bahn
Fahren dahin die ſingenden Schaaren,

Lorbeerkränze in wallenden Haaren —
Roſenbekränzt iſt der glückliche Kahn.

In milden Lüften webet heil'ge Kunde
Herüber aus dem Morgenland,
Es ſpricht und liſpelt wie mit Engelsmunde
In Strauch und Baum, auf Meer und Strand.

O Tochter Roms und Griechenlands:
Erhabnes, einziges Byzanz,
Wie wär' ſo arm die Erde ohne dich,
Wie arm — ſo fern von dir — bin ich!

O du, mein Süden,
Dein zu gedenken,
Um dich mein Herz zu kränken,
Soll nimmer ich ermüden.

Chor der Männer (hinter der Szene).
Alle Wunder, die da weiland
Sind geſchehn, geſchahn in Krügen,
Beim Propheten wie beim Heiland.

Jeder denke, daß in Händen
Er das Krüglein hält von Kana,
Und die Luſt wird nimmer enden.

Sechſte Szene.

Vorige. Roswitha, die indeſſen ſtill herbeigekommen.

Roswitha (auf der einen Seite).
Wie du dich ſehnſt nach byzantin'ſcher Pracht,
So ſehn' ich mich zurück in meiner Wälder Nacht.

Theophania (die ſie bemerkt, auf der andern Seite).
Mußt du noch kommen, mich zu mahnen,
Daß ich hier theile meine Macht.

Roswitha. Ach, trifft mich nur ihr heilger Blick
Iſt mir's, als breche das Geſicht.
Theophania. Die Namenloſe,
Hervorgezogen
Aus Staub und Schatten —
Soll ich mit ihr
Die Liebe theilen,
Das Herz des Gatten!!
Roswitha. Ihren Haß würd' ich ertragen,
Wollte nur mein Herz nicht klagen.
Theophania. Ich ſeh', wie ſeine Augen
An ihrem Antlitz hangen
Mit Sehnſucht und Verlangen.
Roswitha. Schützt mich vor Schmach, ihr Engel alle
Bewahret mich, daß ich nicht falle!
Theophania. Ich weiß es, daß er nach ihr ſpähte
Und nach ihr ſucht, wenn ſie allein —
Doch ſtrahlt von ihrer Stirne rein
Der Unſchuld hehre Majeſtät —
Nein, nein,
Noch will ich ſie nicht richten,
Sie iſt vielleicht die Blume nur,
Die zitternd überm Abgrund ſteht.
Roswitha. O Schickſal der Verlaſſenheit!
Theophania. Betracht' ich ſie mit naſſem Blick
Iſt mir's, als fühlt' ich mit ihr Leid.
Roswitha. Ein Vater Allen lebt dort oben!
Theophania. Ich will ihr Herz erproben.
(Laut.)
Roswitha!
Dein Amt an dieſem Hof iſt der Geſang,
So ſinge!
Chor der Deutſchen. *Singe Thaten, die von Helden*
Und von alten Schlachten melden,

Singe, ſinge,
Daß das Herz zur Arbeit klinge.
Theophanu. Nein, nein!
Im Frauenkreiſe
Ziemt ſanftre Weiſe.
Aus Mädchenherzen
Klingt beſſer ein Lied
Von Lieb' und ihren Schmerzen.
Laß ſie heute ruhn, die Recken
Und der Schlachten blut'ge Schrecken,
Zeig' uns heut in ſanftern Weiſen,
Wie du kannſt die Liebe preiſen.
Chor. Weiſe ſpricht die Herrin, weiſe,
Ja, die Liebe ſing und preiſe.
Roswitha. Du befiehlſt, o Herrin, ich gehorche.

Konſtantin tritt ein.

Roswitha. Fern von Gottes Herzen,
Ihrem Heimatland,
Iſt die Seele einſam
In die Welt gebannt.

Ein geheimes Trauern
Winkt ihr himmelwärts;
Aber ſie verſtehet
Nicht den eignen Schmerz.

Bis das Lied des Himmels,
Bis ſich niederſenkt
Liebe, und die Sehnſucht
Nach der Heimat lenkt.

Liebe iſt der Seele,
Was verwaiſtem Kind
Der verlornen Mutter
Verklungne Lieder ſind.

Darum iſt der Seel,
Einz'ge Ruhefriſt,
Wenn ſie ruht, wo einzig
Ihre Heimat iſt.

Chor der Byzantinerinnen.
Wie Das ſo fromm, ſo lauter tönt,
Von Herzog Otto ſchweigt ihr Lied.

Theophania.
Schier fühlt ſich ihr mein Herz verſöhnt,
Und aller böſe Argwohn flieht.

Chor der Deutſchen.
So fromm iſt deutſche Liebe nur,
Die hin zu Gott die Herzen zieht.

Konſtantin. So fromm iſt deutſche Liebe nur:
Die Unſchuld nur ſingt ſolch ein Lied.
(Zu Theophania, während Roswitha gegen den Hintergrund geht.)
Wie das Veilchen hinterm Lenze,
So verbirgt ſich eine holde,
Eine ſehnſuchtsvolle Seele
Hinter ihrem Worte und Gedicht.

Sie verdienet alle Kränze:
Fürſtlich Diadem von Golde
Wie den Zweig von duft'gen Blüthen,
Den die Lieb' in Mädchenlocken flicht.

Theophania. Laß dich nicht durch Worte täuſchen,
Harre, prüfe mit Geduld,
Ueberlaß es meinem Urtheil,
Ob ſie würdig deiner Huld.

Konſtantin. Ob ſie würdig —?

Theophania. Sieh erſt klar!

Konſtantin. Du auch zweifelſt?

Theophania. Zweifel bringt der Wahrheit nicht Gefahr.

Siebente Szene.

Die Vorigen. Otto. Die Männer. Otto führt Roswitha aus dem Hintergrunde hervor. Die Männer ſtellen ſich hinten auf und ſchließen den Hintergrund. Otto folgen zwei Pagen, deren einer auf einem Kiſſen eine goldene Kette, der andere einen Lorbeerkranz trägt.

Otto (feierlich und aufgeregt). Das Feſt beginnt!

Theophania. Welches Feſt?

Roswitha. Könnt' ich fliehn!

Otto. Mir pocht das Herz, und meine Pulſe ſchlagen,
O hohe Feſtlichkeit!
Ein Prieſter ſchein' ich mir,
Der einen Tempel weiht.

Theophania. Er ſpricht im Rauſch — was will er ſagen?

Roswitha. Mich faſſet Angſt und Zagen.

Otto. Heil und Ruhm dem Schönen,
Das das Leben uns verklärt!
Laſſet uns die Dichtkunſt krönen,
Die uns krönet
Und die Erde lieben lehrt.

Heil und Ruhm der Dichtung,
Die uns adelt, weil ſie preiſt,
Unſre Namen der Vernichtung,
Unſre Thaten
Der Vergeſſenheit entreißt!

Chor (wiederholt.)

Otto. Roswitha, heut empfange
Den Lohn für deine Lieder,
Den Lohn für deine Thaten,
Die du verrichtet im Geſange.
Kniee nieder! (Er ergreift die Kette.)

Roswitha. Mir bangt vor dieſer Kette,
Sie will mit ihren Ringen

Brennend, würgend
Den Nacken mir umſchlingen.
Theophania. Welch ein Schauſpiel!
Die goldne Kette, das Ritterzeichen,
Um den Nacken der Magd zu ſchlingen.
Otto. Trage männlich dieſe Würde,
Die den Ritter ehrt:
Jeder höchſten Würde
Iſt der Sänger werth.
Konſtantin. Jeder höchſten Würde,
Wahrlich, biſt du werth.
Chor der Ritter. Jeder höchſten Würde
Iſt der Sänger werth!
Otto. Im Namen Otto's, meines Vaters,
Unſres Kaiſers, des Herrn der Erde,
Für den ich hier das Reichsſchwert halte
Und des Reichs und Rechtes walte:
Mit dem Willen dieſer Edlen
Heb' ich dich empor, Roswitha,
Daß dein Name, hochgeadelt,
Jedem höchſten Adel gleiche
In dem heil'gen römiſchen Reiche.
(Die letzten Worte werden vom Chor wiederholt — auch von Konſtantin.)
Theophania (zu Konſtantin).
Kind'ſcher Knabe, und du freuſt dich?
Konſtantin. Mit ſie gleich zu machen, ehret
Er ſo reich ihr theures Haupt.
Theophania. Thor! — Was ihre Würde mehret,
Wird an Ehre dir geraubt.
Konſtantin. Theophania!
Theophania (zu Konſtantin). Siehe, wie ſein Auge leuchtet,
Warm von Thränen iſt's befeuchtet.
Beide ſchweigen —
Weißt du jetzt, daß er ſie liebt

Und in Kett' und Lorbeerzweigen
Nur den Lohn der Liebe gibt?

(Sie geht hierauf zu ihrem Thron zurück; Konſtantin verhüllt das Geſicht und ſinkt hin.)

Otto (überreicht Theophania den Lorbeerkranz und führt ſie dann Roswitha zu). Den ſchönern Lohn
Empfange ſie aus ſchönern Händen;
Von deinem Thron
Sollſt du den Kranz ihr ſpenden.

Theophania. So tief geſunken iſt noch nicht
Die Tochter römiſcher Kaiſer,
Daß ſie Lorbeerreiſer
In die Locken flicht
Von ihres Gatten Buhlerin!

(Sie wirft den Kranz auf den Boden.)

Roswitha. Mein Leben fahre hin!
Konſtantin. O, meine Hoffnung, fahre hin!
Otto. Grauſame Byzantinerin!
Chor der Männer. Ein ſchweres Wort, ein ſchlimmes Wort!
Chor der Mädchen (während Roswitha zu ihnen flüchtet).
Wehe, wehe, wenn es wahr —
Beſſer wär' es dir geweſen,
Hinter düſtern Kloſtermauern
Zu verweilen immerdar.
Wahrlich nicht erhebe
Ich den erſten Stein;
Aber ich erbebe
Vor der Freundin
Und Gefährtin,
Deren Herz vielleicht
Nicht mehr von Sünde rein.

Wehe! Wehe!
Nicht geſtattet
Iſt's der Jungfrau,

Daß ſie deiner ſich erbarme,
Reinen Namen:
Kehre wieder,
Kehre dann in meine Arme.

Chor der Capitularinnen. Sie iſt vernichtet!
Die Herrin hat gerecht gerichtet.
Ihr Verſtummen, ihr Erblaſſen
Redet laut.

Otto (zu Konſtantin). Schütze deine Braut!

Konſtantin (zögernd, doch die Hand nach ihr ausſtreckend).
Noch war ſie's nicht!

Roswitha. O grauſames Gericht!
Wer ſchützet mich!

Konſtantin (zurückweichend). Und wird es nimmer ſein!

Otto. Wohlan, ſo iſt ſie mein!
Dich unſchuldsvolles Kind,
Verleumdet und geſchmäht —
Vernehmt es denn: ſie ſteht
Hier unter meinem Schutz und Schirm.

Ihr ſchmäht die Buhlerin?
Wohlan, hier ſei's geſagt:
Weh Dem, der ſie zu ſchmähen wagt,
Der ich in Lieb' ergeben bin!

Ach, du Arme!
Verbanne jeden Schmerz,
Komm an mein Herz,
O, komm in meine Arme!

Roswitha. Zurück, zurück!
Verlaſſen von Allen,
Verlaſſen vom Glück,
Von Schmach bedecket,
Tief in den Abgrund der Schande gefallen:
Doch ſteh' ich ungeſchrecket.

Nicht bedarf ich des Schutzes;
Und jedes Glück,
Das meine Seele könnte beflecken,
Weiſ' ich zurück mit Schrecken
Und ungebeugten Trutzes.
Otto. Wie könnt' ich dich verlaſſen!
Und wenn dich Alle haſſen,
Ich liebe dich, ich ſchütze dich!
Roswitha. O Gott, wer ſchützt vor dieſer Liebe mich!
(Sie ſucht ſich loszureißen — da tritt dazwiſchen)

Letzte Szene.

Sylveſter. Die Vorigen.

Sylveſter. Laß ab von ihr!
Roswitha. Sylveſter, o wohl mir!
Otto. Bruder Sylveſter hier!
Chor. Der fromme Bruder kommt zur rechten Friſt:
Es iſt, als hätt' ihn Gott geſandt,
Zu ſchlichten dieſen argen Zwiſt,
Die Gluth zu löſchen, die ſo heiß entbrannt.
Sylveſter (zu Roswitha).
Ich weiß, ich kam zur rechten Friſt:
Mein Aug hab' ich nicht abgewandt
Vom Schickſal, das dir Gott geſandt;
O, glaube, Kind, daß du nicht ſchutzlos biſt.
Komm! komm!
Chor. Sein Anblick flößet Ehrfurcht ein,
Ums Haupt ihm ſpielt's wie Heil'genſchein —
Sie, die ſo ſchwerer Schuld bezüchtigt,
In ſeinem Arm erſcheint ſie engelrein.
Theophania. Sein Anblick flößt mir Ehrfurcht ein:
Fürwahr, mich trog ein falſcher Schein,
Die ich ſo ſchwerer Schuld bezüchtigt,
In ſeinem Arm erſcheint ſie engelrein.

Konſtantin. Sein Anblick flößt mir Ehrfurcht ein,
Ums Haupt ihm ſpielt's wie Heil'genſchein:
Weh mir, daß ich dem Truge glaubte!
Fürwahr, fürwahr, ſie iſt wie Engel rein.

Otto. Sein Anblick flößet Ehrfurcht ein,
Ums Haupt ihm ſpielt's wie Heil'genſchein,
Doch kommt er, mir ſie zu entreißen,
Weh ihm, denn ſie iſt mein, iſt mein!

Sylveſter. Du armes Kind, zu deiner Pein
Haſt du erkannt den falſchen Schein
Der ird'ſchen Pracht, der ird'ſchen Ehre!
Getroſt, ich weiß, du biſt von Sünde rein.

Roswitha. Errette mich aus dieſer Pein,
Ach, jeder Blick will mich entweihn;
O, rette, führe mich von dannen,
So lang mein armes Herz noch rein!

(Sylveſter wendet ſich mit Roswitha zum Abgehen)

Otto (ihm entgegentretend). Halt ein! Was ſchalteſt du
So kühn mit meinem Ingeſinde:
Mit welchem Rechte walteſt du
In meinem Haus mit dieſem Kinde?

Chor. Er mahnt, er droht —
Noch waltet die Noth,
Vergebens kam
Der Fromme, der Befreier.
Er würde fürwahr
Sie dem Altar,
Sie entreißen dem heiligen Schleier.

Sylveſter (der indeſſen nachdenklich geſtanden).
Dem Nächſten hier könnt' ich das Schwert
Entreißen von der Seite
Und ſie entführen kampfbewehrt
Nach ritterlichem Streite;
Doch ich vermag ein Wort,

Ein einziges Wort zu ſprechen,
Und glaub', dein ſtarrer Sinn
Wird vor dem Worte brechen.

Chor. Was will er ſagen?
Milde, tiefe, ernſte Gluth
Seh' ich aus ſeinem Auge ſchlagen.

Otto. So ſprich es aus, haſt du den Muth.

Sylveſter. Roswitha iſt mein Kind,
Mein Fleiſch und Blut.

Roswitha. Mein Vater! Ich dein Kind!
O, ſag es immer wieder,
Das ſüße Wort,
Und alles Leid iſt fort,
Der Balſam iſt gefunden
Für alle meine Wunden.

Sylveſter. Mein Kind, mein Kind!
Und daß ich ſo dich nenne,
Daß ich es laut bekenne,
Das macht auch mich geſunden
Von allen alten Wunden.

Chor. Sein Kind, ſein Kind — wie wunderbar!
Wie ſie ſich feſt umſchließen,
Wie ihre Blicke in einander fließen —
Gewiß, gewiß, er ſagte wahr!

Otto. Wer bürgt —?

Sylveſter. Mein Wort.

Otto. Wer biſt du?

Sylveſter. Wer ich bin — erfahre
Und denk vergangner Jahre
Und denke alter Helden,
Die einſt wie Stürme in den Feind gewittert —
Und denke alter Namen,
Vor denen heute noch manch Herz erzittert.

Ich bin, den ſie einſt genannt
Den furchtbaren Markgrafen Gero —
Chor. Markgraf Gero, der Tapfere —
Sylveſter. Der Geächtete!
Otto. Meines Bruders Ludolph treuer Freund —
Sylveſter. Der zu deinem Bruder ſtand,
Als er die Rebellenhand
Gegen Kaiſer Otto hob —
Der zu deinem Bruder ſtand,
Als ſich Alles abgewandt
Und wie Spreu
Lieb' und Treu
Und der Freunde Schaar zerſtob.

Auf meinem Haupte ruht
Des Reiches Acht —
Und du, haſt du den Muth,
Gebrauche deine Macht.
Otto. O meines Bruders treuer Kampfgenoſſe,
Gib mir die Hand, die ihn geſchützt,
Für ihn gekämpft
Und die ſein ſterbend Haupt geſtützt.
Sylveſter. Lebet wohl!
In die Einſamkeit
Kehr' ich nun zurück;
Vom zerſchellten Glück
Rett' ich noch ein Stück,
Rett' es, ach, in Leid.

Komm, Roswitha, komm
Aus der Zeitlichkeit.
Dein Geſchick hat fromm
Dich in früher Zeit
Schon dem Herrn geweiht.

Komm, Kind, komm in den Wald zurück,
Es muß geſchieden ſein, geſchieden!
Roswitha. Daß ich geſucht ein neues Glück,
Ich zahl' die Schuld mit meinem Frieden.
Konſtantin. Von ferne winkte mir ein Glück,
Ich ſah es kaum, nun iſt's geſchieden.
Otto. Zurück, mein Wunſch, ins Herz zurück,
Sie muß gemieden ſein, gemieden!
Theophania. Ihr Theil iſt doch das ſchönre Glück,
Ihr war, geliebt zu ſein, beſchieden.
Chor. Die Herzen brechen Stück für Stück,
Das Glück iſt nicht daheim hienieden.

(Während ſich Sylveſter langſam mit Roswitha gegen den Hintergrund zurückzieht, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Am Thore des Kloſters Gandersheim. Man ſieht in die Kirche, die erleuchtet iſt.

Erſte Szene.

Roswitha allein.

Eh ihn das Schickſal mir gezeigt
In jenen unſchuldsvollen Tagen,
Hätt' ich voll Ruh das Haupt geneigt
Der Scheere und dem Todtenſchleier —
Heut iſt's das ſchmerzlichſte Entſagen.

Eh ich gewußt, wie Liebe thut,
Mit heitrem Muth
Hätt' ich mich, Gott, dir zugeſchworen —
Heut bring' ich dir ein Leben dar,
Ein Herz, verwelket und verloren.

Wie ſchön, wie ſchön iſt dieſes Leben
Mit aller Luſt und allen Leiden:
Und ich, ich ſoll ſo frühe ſcheiden,
So jung mich ſelbſt dem Tode geben!

Ich ſoll in Einſamkeiten bangen
In dieſer Welt, darin er lebet;
Ich ſoll ihn nimmer wiederſehn —
Dieß Opfer, Herr, kannſt du's verlangen?

Meine Seele
Hör' ich jammern,
Ach, ſie klagt,
Ach, ſie banget,
Und ſie hanget
An dem Glück, das mir verſagt!

Alle meine Sinne drängen
Dieſer ſchönen Welt entgegen,
Nach der Erde Blüthenwegen
Lockt es mich mit Jubelſängen.

Ach, ich weiß, was ich verlaſſe!
Denn ich lag an einem Herzen,
Das mich liebt, mich liebt in Schmerzen —
Ach, ich weiß, was ich verlaſſe!

Aber ſoll ich fliehn,
Meines Herzens Flammen dämpfen?
Oder kämpfen,
Streiten, ringen
Und mein Mißgeſchick bezwingen?

Mir zur Seite
Steht im Streite
Otto's Liebe, Otto's Muth:
Mit ihm tragen
Alle Klagen
Will ich, aller Feinde Wuth!

Darf ich zagen
Und entſagen? —
Seine Liebe ſteht bei mir!
Und, verbunden,
Sel'ge Stunden,
Sel'ges Glück erringen wir!

Herr, Herr! laſſe mich nicht wanken!
Laſſe mich nicht fallen, Herr!
Sende ſtärkende Gedanken,
Führe mich nicht in Verſuchung, Gott!

Zweite Szene.

Roswitha. Sylveſter.

Sylveſter. Ich ſuche dich.
Roswitha. Zu dir, mein Vater, wollte ich.
Sylveſter. Iſt dir bekannt, daß mit dir
Die Feinde unter Einem Dache weilen?
Theophania, dem Hof entflohn, iſt hier.
Roswitha, eile, eile.
Und weiter wandern, flüchten wir.
(Roswitha ſchüttelt den Kopf.)
Sylveſter. Willſt du aufs Neue
Dich höhnen laſſen?
O, fürchte, ſcheue
Der Stolzen Zorn und Haſſen!
Roswitha. Nicht weiter geht die Flucht,
Hier endet meine Bahn:
In dieſer ſtillen Bucht
Ruht aus mein Kahn.

Wenn ſie's gelüſtet
Nach Hohn und Spotte:
Ich bin gerüſtet,
Geſtärkt von meinem Gotte.
Sylveſter. Wie ſoll ich deine Worte deuten?
(Orgelklang aus der Kirche.)
Roswitha. Die Feier, die ſie vorbereiten,
Um eine Gottesbraut zu kleiden —

Mir gilt ſie, mir:
Ich komme, ach, von dir zu ſcheiden!
Sylveſter. Was ich geahnt, es wird erfüllt!
Soll ich von meinem Kinde ſcheiden,
Dem ich mein Vaterherz enthüllt?

Daß du ſo ſchnell dich trennſt
Vom Vater, kaum gefunden!
Ich ſoll nicht wieder hören,
Wie du mich Vater nennſt!
Roswitha. Du bleibſt mir nah,
Das tröſtet mich im Schmerz:
Das iſt's, was dich auch tröſte.
Du weißt ja, was geſchah
Und was mein Herz
Von dieſer Erde löste.
Sylveſter. Als ſie den Bann geſprochen,
Mein Haupt gethan in Acht
Und meine Burg gebrochen,
Gebrochen meine Macht;

Als all mein Gut verzehret
Von wilder Flammengluth,
Mein weites Land verheeret
Und überſtrömt von Blut:

Da floh ich von den Stätten
Des Gräuls, noch froh geſinnt,
Denn ſieh, ich konnte retten
Doch dich, mein weinend Kind.

Hier dieſem Gotteshauſe
Hab' ich dich anvertraut
Und habe meine Klauſe
In dieſen Wald gebaut,

Sah deinen Kinderſpielen,
Sah deinem Wachſen zu,
Und alle Leiden fielen
In Schlummer und in Ruh.

Ich ſah, wie deine Blüthe
Auf ging in holder Pracht,
Aus liebendem Gemüthe
Das Glück mir neu gelacht.

O, fliehe nicht, verlaß mich nicht!
O, höre, was dein Vater dir verſpricht.
In meinen Adern wallt noch junger Muth:
Zurückerobern will ich alles Gut
Und alle die geraubte Macht —
Dich kleiden in der Erde Pracht.
Fürſtenhäupter ſollſt du überragen,
Kronen tragen,
Purpur, Hermelin,
Und die dich ſchmähten, ſollen vor dir knien!

Roswitha. Alle Pracht,
Alle Macht
Bringet nicht zurück
Das verlorne Glück.

Ein Abgrund klafft
Weit zwiſchen mir und dieſer Erde —
Ich liebe Ihn mit aller Kraft
Und weiß, daß ich ihn ewig lieben werde.

Nur einmal liebet dieſes Herz,
Es liebt mit jedem Tropfen Blutes;
Es ſchreit wehklagend himmelwärts
Und aufgegebnen Muthes.

Das Schickſal iſt's, das mich verdammt —
Noch kann ich rein der Welt erſterben:
Doch, wo ich gehe, glimmt und flammt
Vor meinen Füßen das Verderben.

Drum laß mich ſcheiden ohne Klage
Und laß mich fort mit deinem Segen,
Mir blühen keine Freudentage
Auf dieſer Erde dunklen Wegen.
Sylveſter. So geh, ſo geh mit meinem Segen,
Doch auch mit meiner tiefſten Klage.
Rein bleibe du auf allen Wegen
Und ohne Makel deine Tage.
Beide. Kein Schwur und kein Gelübde
Kann unſre Herzen je entzweien,
Dich hat mir Gott gegeben!
Dich lieben all mein Leben:
Ein guter Gott wird es verzeihen.
Sylveſter. Sieh, deine Feindin naht,
Verbitternd dieſe Scheideſtunde.
Komm, komm, ſie höhnet dich mit böſem Munde,
Vielleicht mit böſer That.
Roswitha. Nichts fürcht' ich mehr!
Und mag ſie mich verhöhnen,
Sie muß ich noch verſöhnen,
Die ich gekränkt ſo ſchwer.
Sylveſter. Komm, komm, mein Kind.
Roswitha. Mein Vater, laſſe mich gewähren,
Laß dieſen Kelch mich leeren,
Auf daß die Buße mir beginnt.

(Sylveſter ab.)

Dritte Szene.

Roswitha. Theophania.

Theophania. Sieh da, Roswitha! So allein!
Kehrſt du aufs Neu im Kloſter ein?
Beſcheiden, ohne Sang und Klang,
Als wie auf einem Pilgergang.

Kommſt du, der Jungfrau, die da drinnen
Sie weihen einem frommen Leben,
Mit deinem gottgefäll'gen Sinnen
Ein Beiſpiel frommer Zucht zu geben?

Kamſt du allein an dieſe Stätte?
Wo weilet deiner Ritter Schaar?
Dir fehlt an deinem Hals die Kette,
Der Lorbeerkranz in deinem Haar.

Wo ſind die Knappen mit den Knechten,
Der Adelshoheit ganze Schau?
Dir fehlt der Falk auf deiner Rechten,
Du hohe, ſtolze Edelfrau!

Fürwahr, du blickeſt, wie gefallen,
Wie abgewelkte Majeſtät,
Als hätten treuloſe Vaſallen
Der neuen Hoheit Glanz verſchmäht.

Roswitha. Du redeſt wahr! Ich bin gefallen;
Ja, reich den Trank mir der Verhöhnung
Mit ſeinen Bitterniſſen allen —
Doch dann gedenke der Verſöhnung.

Theophania. Verſöhnung dir, der Buhlerin?
Die mir entwandt des Gatten Sinn,

Die mir ſein Herz geraubt —
Fluch auf dein Haupt!
Roswitha. O, fluche nicht, es könnte einſt dich ſchmerzen,
Daß du das Wort geſprochen,
Daß du geflucht dem Herzen,
Das ohne Schuld gebrochen.
Theophania. Ohne Schuld!
Roswitha. Und glaubſt du ſelbſt nicht meinem Munde,
Du glaubſt es bald in ſchwerer Stunde.
Wie einer Sterbenden, ſo glaube mir —
Wie vor dem höchſten Richter ſprech' ich hier.
Theophania. Ihr Wort hat mir den Zorn entrungen,
Ihr Gram hat meinen Haß bezwungen.
Roswitha. Ich ſchwör's, gehüllt in Todesſchatten:
Ich liebe Otto, deinen Gatten,
Ich lieb' ihn mit der ganzen Seele;
Doch rein bin ich von jedem Fehle.

Ich lieb' ihn mit der Seele ganzem Drang,
Ich liebe ſeiner Augen Gewalt,
Ich liebe ſeine edle Geſtalt,
Ich liebe ſeines Wortes Klang,
Seinen edlen Sinn, ſeinen hohen Muth
Und ſeines Herzens lodernde Gluth.

Ich lieb' ihn, weil ich ihn lieben muß:
Verloren an ihn iſt ewig mein Frieden —
Doch wiſſe, ich habe aus freiem Entſchluß
Mich ewig von ihm und vom Glücke geſchieden.

Wie einer Sterbenden, ſo glaube mir,
Wie vor dem höchſten Richter ſprech' ich hier.
Theophania. Wie Wahrheit weht
Es um mich her;
Was ſie geſteht,

Was ſie beklagt,
Macht mir das Herz ſo ſchwer.
Roswitha. Wie Ruhe weht
Es um mich her:
Und ſtiller geht
Und ſanfter klagt
Mein Herz, von Kummer ſchwer.
Theophania. Sie ſcheuchte allen Mißmuth fort.
Roswitha. O, ſprich ein ſanftes Friedenswort!
Theophania. Ich möchte ihre Hände faſſen:
Mein Haß entſchwand.
Roswitha. Verſöhnt will ich die Feinde laſſen:
Gib mir die Hand!

Vierte Szene.

In dem Augenblick, da **Theophania** ſich **Roswitha** nähert, ſtürzt **Otto** mit einem **Gefolge junger Ritter** herbei. Bald darauf tritt von der andern Seite das Gefolge **Theophania's** auf; **Konſtantin. Sylveſter.**

Otto. Hier bin ich an der Freunde Spitze
Mit meiner Treuen tapfrer Schaar,
Verachtend die Gefahr
Und ihrer Acht gedrohte Blitze.

Ich kam, wie ich geſchworen,
Du biſt mir unverloren,
Ich halte dich mit Macht!
Was meine Liebe hält,
Entringt mir nicht die Welt,
Entringt kein Fluch und keine Acht!
Roswitha. Ach, daß ich noch es hören ſoll,
Das Liebeswort aus ſeinem Munde —
Weh, noch in dieſer Stunde!

Otto. O, horche nicht ſo ſorgenvoll,
So zaghaſt meinem Munde —
Ich bringe frohe Kunde!

Theophania (zu Roswitha).
Du haſt dein Spiel mit mir getrieben.

Roswitha. Noch dieſe Neige iſt geblieben.

Otto. Erfahr, wie ich vermag zu lieben.

Theophania. Belogen bin ich und betrogen.

Roswitha. Aufs Neue ſtürmen wilde Wogen.

Otto. Für dich hab' ich das Schwert gezogen.

Theophania. Ich fluche dir!

Roswitha. O, folge mir!

Theophania. Vergiftet haſt du all mein Leben.

Roswitha. Am Altar will ich Antwort geben.
(Eilt der Kirche zu.)

Otto. Bleibe, bleib, wo eilſt du hin?

Roswitha (auf den Stufen der Kirche).
Wo ich vor Sünde ſicher bin.
(In die Kirche mit Theophania. Die Orgel beginnt.)

Fünfte Szene.

Die **Vorigen** ohne **Roswitha** und **Theophania**.

Sylveſter. Jetzt wird's geſchehn:
Meines Herzens Wonne,
Meines Lebens Sonne
Wird untergehn!

Otto. Mir iſt's, als wär' ſie mir entrafft!
Mich übermannt,
Mich lähmt und bannt
An dieſen Ort geheime Kraft.

Konſtantin. Mir iſt's, als thu' ſich auf ein Grab,
Und traurig ſtehe
Und weinend ſehe
In ſeine Tiefen ich hinab.
Chor. Die heil'ge Handlung hat begonnen,
Dem Himmel iſt ein Herz gewonnen!
O ſchmerzenvolle Feier!
Die fromme Braut
Wird Gott getraut,
Doch ach, ein Bahrtuch iſt ihr Schleier!
Otto. Wer iſt die Unglückſelige?
Chor der Nonnen (in der Kirche). Seine Wunden
Ohne Zagen
Und die Stunden
Großer Aengſtigungen,
Bis zum Tod durchdrungen,
Mußt du tragen.

Jede Spitze ſeiner Krone
Soll dein Herz durchſtechen,
Wie am Kreuz dem Gottesſohne
Blut aus deiner Seele brechen!

Deine Tage
Schmerzlich trage,
Todesbange,
Wie das Kreuz auf letztem Gange.
Chor. Trübe Hochzeit! trübes Werben!
So zu leben, um zu ſterben.
Konſtantin. O, daß wir ſie getödtet haben!
Otto. Roswitha iſt's, die ſie begraben!
Sylveſter. Hier iſt ein Herz, das ſie mit ihr begraben!
Chor der Nonnen. Wie dieſe Scheere
Von deinem Scheitel
Die Locken ſchneidet,

So von dir ſcheidet
Des Lebens Leere,
Und was da eitel!

Otto (ſpringt gegen die Thüre).
Hinein! Ich reiße ſie
Aus ihren Händen,
Eh ſie das holde Bild
Mir grauſam ſchänden!

Sylveſter (entreißt einem Ritter das Schwert und ſtellt ſich vor die Kirchenthüre).
Zurück! ich tödte dich
Mit dieſen Händen,
Eh du das Heiligthum
Vermagſt zu ſchänden!

Konſtantin (der ſich zu Sylveſter geſellt).
Zurück! verſuche nicht,
Ihr Loos zu wenden:
Laß ſie zum Himmelslicht
Die Bahn beenden!

Chor der Nonnen. Und ſieh! er kam,
Dein Bräutigam:
Auf ſeine Seele nahm
Er deine Sünden himmliſch heiter;
Jetzt mit der Liebe Haſt
Nimm auch des Kreuzes Laſt
Und trag es freudig weiter!

Otto. Auf, ihr Getreuen! folget mir,
Das arme Opfer retten wir,
Ein holdes Daſein wird umnachtet,
Ein junges Leben wird geſchlachtet! Auf!

Chor der Ritter. Führ uns zur Schlacht:
Wir folgen dir;
Doch eine höhre Macht,
Als deine, waltet hier!

Otto. So hol' ich sie allein.
Und wär's aus Gottes Armen!
Und gibt es kein Erbarmen —
Mein sei die Sünde, mein!

Hinein! Ich reiße sie
Aus ihren Händen,
Ob sie das holde Bild
Mir grausam schänden.
Kaiserin. Zurück! ich bitte dich
Mit beiden Händen,
Ob du das Heiligthum
Vermagst zu schänden?
Konstantin. Zurück! verlache nicht,
Ihr Feind zu werden?
Laß sie zum Himmelslicht
Die Blicke wenden!
Chor der Nonnen. Er ist der Herrlichste aller Herrn.
Er siegt ohne Streiten —
Er siegt mit dem blut'gen Sporne,
Da ihm durchbohrt die Seiten:
Der Friedensfürst, dem Heiligen

Und sieh! er kam:
Dem Friedenszeichen
Wirst du entfliehn,
Und süße Blüthen
Umwehen dein Haupt!
Chor draußen. Es ist geschehen!
Wie Palmenwehen
So klingt der Gesang heraus
Vom Altar und vom Gotteshaus.
Kaiserin. Es ist geschehen!
Nun muß ich zu Grabe gehn

Konſtantin. Es iſt geſchehn!
Und ach, mein Herz, es will vergehn.
Otto. Es iſt geſchehn!
Mein Leben, kannſt du ohne ſie beſtehn!
(Die Nonnen mit Roswitha erſcheinen unter der Kirchenthür.)
O Erde, öffne deinen Schlund,
Verſchlinge mich!
In deinem tiefſten Grund
Begrabe mich!

Sechste Szene.

Zug der **Nonnen**. **Roswitha** mit **Theophanie**. Die **Vorigen**.

Roswitha. Biſt du zufrieden?

Theophanie. O, wär' ich deines Opfers, deiner Liebe werth!

Sylveſter und **Konſtantin.**
Sie blickt wie eine Heilige verklärt.

Roswitha. Voll der Ruhe wehn
Mir die Lüfte;
Durch die Wälder gehn
Weihrauchdüfte.
Otto. Vor mir offen ſtehn
Todesgrüfte;
Durch die Wälder wehn
Leichendüfte.
Roswitha (mit Beziehung auf Otto).
Heb empor das Haupt,
Wer bedrückt;
Wer an Liebe glaubt,
Iſt beglückt;
Otto. Eine Stunde raubt,
Was beglückt;

O mein armes Haupt —
Wie zerſtückt!
Theophania. Ihr geweihtes Haupt
Strahlt entzückt.
Wer an Liebe glaubt,
Iſt beglückt.
Sylveſter. All mein Glück geraubt
Und entrückt;
Doch ihr theures Haupt
Blickt entzückt.
Konſtantin. Mir auch iſt geraubt,
Was beglückt;
Ach, und Herz und Haupt
Sind erdrückt.
Chor. Wer an Liebe glaubt,
Iſt beglückt.
Roswitha. Lebt wohl! Alle lebet wohl!
Otto. O wie hohl
Gibt mein Herz den Wiederhall.
Grau und todt iſt mir das All.
Meine Jugend iſt entlaubt
Und mein Lenz entrückt.
Roswitha. Heb empor das Haupt,
Wer bedrückt.
Otto. Meinen Muth, mein ganzes Streben,
Meine Kraft, mein ganzes Leben
Nimmſt du mit dir in dein Grab.
Roswitha. Denke, welchem Ziel dein Leben,
Welchem Loos der Herr dich gab.
Otto. Früher Herbſt iſt all mein Leben,
Und die Welt iſt mir ein Grab.

Letzte Szene.

Vorige. Reichsherold mit Gefolge.

Reichsherold. Ein hohes Schickſal ſendet mich
Zu dir als Trauerboten:
Der große Kaiſer Otto ſtieg
Hinunter zu den Todten.

Chor. Der Kaiſer todt,
Der Ruhm der Chriſtenheit!
O, traget Leid,
Die Erde hülle ſich
In Klag' und Trauerkleid.

Otto. Mein Vater todt!
Es knüpft ſich Leid an Leid.
O ſchwere Zeit,
Die Erde hüllet ſich
In Klag' und Trauerkleid!

Reichsherold. Dir, Herzog Otto, dir gewährt
Das Schickſal nicht zum Trauern Zeit.
Auf, gürte dich mit deinem Schwert,
Zum hohen Amt mach dich bereit!
Die hohen Sieben kürten ſchon:
Auf dich, mein König, fiel die Chur,
Und hier, o Kaiſer Otto's Sohn,
Empfange meiner Treue Schwur!

Sämmtliche Ritter (niederknieend).
Und hier, o Kaiſer Otto's Sohn,
Empfange unſrer Treue Schwur.

Otto. Iſt's ein Traum?
Mir iſt's, als ob ein Ruf
Von oben tönet —

Roswitha. Der Erd' und Himmel ſchuf,
Von ihm kommt dieſer Ruf,
Von ihm, der dich gekrönet

Und alles Leid verſöhnt.
Ja, ja, der Himmel ruft,
Es ruft das heil'ge Reich.
Auf, auf, zum hohen Amt!
Ich ſeh', wie's Sternen gleich
Ob deinem Haupte flammt.

Otto. Wie morſche Bande,
Wie modrig Kleid,
So fällt mein Leid,
Mein Schmerz von mir.
Dem Vaterlande
In Glück und Leid,
In Ruh und Streit
Bin ich geweiht.

Roswitha. Mein Herz, ich fühl' es, prophezeit:
Des großen Vaters wirſt du würdig ſein
Und mehren deines Landes Ruhm,
Des theuren Vaterlandes Ruhm.
Auf! verachte alle Schmerzen,
Die bis heut dein Herz empfand,
Und mit deinem ganzen Herzen
Weihe dich dem Vaterland.

Und die gehn an deiner Seite,
Die der Himmel dir verband:
Liebe ſie, und treu bereite
Ihnen Glück mit ſanfter Hand!
(Sie legt Otto's und Theophania's Hände ineinander.)
Jeder böſe Zwieſpalt weiche
Aus dem Hauſe, wie vom Throne,
Und das Glück, der Frieden wohne
In dem Hauſe, wie im Reiche.

Theophania. Du haſt das Herz gewendet mir,
Geſänftiget den ſtolzen Sinn —

Und hoch! der Deutſchen Königin,
Demüthig kniet ſie vor dir!

Otto. Komm an mein Herz zurück, verſöhnt:
Du haſt dich ſelbſt und ſie erkannt;
Und eh dich kennt das deutſche Land,
Hat dich die Demuth ſchon gekrönt.

Roswitha. Zurückgekehrt iſt euer Frieden,
Nun ſei es ohne Weh geſchieden:
Lebt wohl, lebt wohl! auf allen Wegen
Geleitet euch mein reichſter Segen!

Ich ſeh', ich ſeh': des Ruhmes Kranz
Schwebt über euch im hellſten Glanz.
Du, Theophania, wirſt bei uns daheim
Und treibſt zu hoher Blüthe aus den Keim;
Du, Otto, du mit deinem Arm, dem ſtarken,
Erweiterſt Deutſchlands gottgeſchützte Marken,
Es werden Lied und Buch einſt von dir melden,
Du prangeſt hoch im Reich der deutſchen Helden!

Alle. Zur guten Stunde
Kommt dieſes Wort aus deinem Munde —
O, ſei es heilige Prophetenkunde.

Otto (zu Sylveſter). An dir zuerſt geübt ſei meine Macht:
Von dir genommen ſei die Acht.
O, folge mir, Roswitha's Vater,
Als Führer, als mein Stab und Rather!

Sylveſter. Mein Tagwerk iſt gethan!
Von dieſem Gotteshaus,
An dieſer Schwelle
Vor ihrer Zelle
Ruh' ich aus.

Roswitha. Lebt wohl! du bleibſt in meiner Nähe:
Dann ſchlummert ein das letzte Wehe.

Und nun beginnt die Ruhefriſt —
Ich geh' dahin, wo meine Heimat iſt.
Alle. Lebe wohl! Lebe wohl!
Otto. Es ruft das deutſche Reich! Wohlauf!
Die Krone winkt,
Das Szepter blinkt!
Wohlauf zum ruhmgekrönten Lauf!
Chor. Es ruft das deutſche Reich! Wohlauf!
Die Krone winkt,
Das Szepter blinkt!
Wohlauf zum ruhmgekrönten Lauf!
Roswitha. Auf allen Wegen
Geleitet euch mein reichſter Segen!
Chor der Eingemauerten.
Vanitas!
Vanitatum Vanitas!

(Der Vorhang fällt.)

Gedichte aus dem Nachlaß.

Zeitgedichte.

Prolog zur Schillerfeier.

Leipzig. 1847.

Sie iſt dahin, die trauervolle Zeit,
Da die verirrten Brüder, Deutſchlands Söhne,
Einander fliehn, zerriſſen und entzweit,
Und ſie nicht band das Große und das Schöne;
Da ſie wie Stücke des zerhackten Schilfes,
Wie fliegend Laub des welken Waldreviers,
Wie Fetzen eines alten Kriegspaniers,
Wie Trümmer eines edlen Marmorbildes.

Sie iſt dahin, und hehre Zeiten tagen.
Wir haben Banner, die zum Himmel ragen,
Leuchtthürme vor der beſſern Zukunft Porte,
Für jeden Kampf Begeiſtrungsloosungsworte.
Der Banner ſchönſtes und der glänzendſte der Thürme,
Das Looſungswort, bei dem uns Muth durchquillt,
Zu tragen unſrer Zeit gewalt'ge Stürme:
Sind Schillers Name, ſind ſein Lied, ſein Bild.
So hat er ſelbſt den Segen, den er ſprach:
„Seid einig, einig, einig!“ — allgemach
Verwirklicht und durch helle Liederthaten
Gegeben uns begeiſternde Penaten.

Tritt in die Hütten aller deutſchen Gauen,
In Prachtpaläſte, in des Armen Zelle,
Ins Bürgerhaus, in die Stube des Gelehrten,
In des Künſtlers Werkſtatt — überall an der Schwelle
Wird das geweihte Bildniß des Verklärten
Als Bruder grüßend dir entgegenſchauen.
Allüberall, wo deutſche Herzen ſchlagen,
Allüberall ſiehſt du den Hohen prangen:
Mag er in Marmor hoch am Sockel ragen,
Mag er in Thon beſcheiden auf dem Schranke,
Mag er, umwunden von des Epheu's Ranke,
Im Frauengemache ob dem Bette hangen.

Siehſt du den Muſenſohn am Wanderſtabe,
Der in die Muſenſtadt einzieht beglückt?
Im Bündel trägt er ſorglos ſeine Habe;
Doch ſorglich bei Rappieren in den Händen
Trägt er ein Bild, das ſeiner Stube Wänden,
Den ſchmuckloſen, die ſchönſte Stelle ſchmückt.

Sieh jenen Karren, der die Stadt durchfährt
Mit Hausgeräthen für ein arm Geſind,
Mit Werkzeug, das den armen Werkmann nährt —
Ein Ueberſiedler iſt's mit Weib und Kind.
Sie laufen nebenher, und jedes lädt
Auf ſeine Schultern noch ein Stück Geräth:
Das einen Schemel, Jenes einen Stock,
Das einen Eiſentopf, Das einen Feſttagsrock,
Das Kleinſte trägt im Arme eine Büſte —
Der kleine blonde Junge — die er küßte.

Und unterm Dache ſitzt beim Lampenſchein,
Bei ſpäter Arbeit eine Mädchenſeele;
Doch denkt ſie bitter nicht der eignen Pein,
Wie ſehr ſie auch des Lebens Sorge quäle.
Er ſteht vor ihr auf ſchmucklos niederm Schrein —

Sie denkt bei ſeinem Anſchaun an die Stunden,
Die ihr der Sohn des Volkes hat verſüßt,
Und wie er ihr, dem Kind des Volks, die Wunden
Mit ſeinem Freiheitsliede weggeküßt,
Wie das Gemeine ſchnell vor ihr zerſtoben:
Er hat ſie auf der Menſchheit Höhn gehoben.

Indeſſen liegt im prachtgeſchmückten Zimmer,
In Gold und Sammt gehüllt, ein hohes Weib;
In ihres Glückes, ihrer Hoheit Schimmer
Strahlt ſchöner noch als ſonſt ihr ſchöner Leib.
Doch vor ihr ſteht der Mahner kranzgeſchmückt,
Der ihre Einſamkeiten oft beglückt,
Der ſie gemahnt an ihrer Brüder Qualen:
Und morſch von ihr fällt jede eitle Pracht,
Dem Kind des Volks hat er ſie gleich gemacht:
Er hat geführt ſie zu der Menſchheit Thalen.

Doch nicht genug, daß er zum Strauß verband
Die deutſchen Kinder auf der deutſchen Erde,
Wie ſehr ſie ſchieden Vorurtheil und Stand —
Auch Jene, die da fern vom Heimatsherde,
Die uns entriß der Sturm der Weltgeſchichte:
Er rettet ſie der Heimat im Gedichte.

Der Sachſe, der ſich Hütten baut im Oſten —
Der Deutſchen letzter, faſt verlorner Poſten,
Wo Bildung aufhört, Barbarei beginnt —
Dieß Bildniß mahnt ihn, daß er denkt und ſinnt,
Mahnt an das Land, das ſeine Väter ſchuf,
Und an des Wächters heiligen Beruf.

Und die da ſchmachten unter ruſſiſcher Knute,
Geriſſen von den Brüdern weit und breit,
Erfüllt ſein Bild mit heil'gem Kampfesmuthe:
Denn für Gedankenfreiheit glüht der Streit.

Den Flüchtling, der da irrt auf fränk'ſchem Boden,
Weil er geträumt, ein lautes Wörtlein ſprach,
Umweht ſein Lied, ſein Bild mit Hoffnungsodem
Und hält in ihm die deutſche Sehnſucht wach.

Und die da flüchten in die neue Welt,
Sich einen neuen, freien Herd zu bauen —
Er iſt's allein, der ſie gefeſſelt hält
Und der ſie mahnt an die verlaßnen Auen.
Denn wie die Alten auf den Wanderungen
Das heil'ge Buch, die Götter mit ſich nahmen,
Daß ſie ſich fühlten heimatlich umklungen,
Vom alten Gott beſchützt, wohin ſie kamen:
So tragen Die, die übers Weltmeer fahren,
Sein Buch, ſein Bild mit ſich als heil'ge Laren.
Und in dem Blockhaus, das der Sturm umweht,
Am deutſchen Herd, der am Ohio ſteht,
Tief in des freien Urwalds freier Wildniß —
Allüberall des freien Dichters Bildniß.

Und nicht genug! — Zu Dank ſind uns verpflichtet
All jene Völker, die die Bildung nennt —
Uns hat er ſie vereint, die lang getrennt,
Und dankbar iſt auf uns ihr Aug gerichtet.

Er zeigte Spanien, wie im Freiheitsſcheine
Ein muthig Volk zum Kampfe ſich erhebt
Und wie Gedankenfreiheit aufwärts ſtrebt
Hoch über Kohlen menſchlicher Gebeine.

Die Söhne Wälſchlands mahnt er an die Stimmen,
Die aus der freien Zeit zu ihnen riefen,
Und mahnt ſie an die Gluthen, die noch glimmen,
Wie lang ſie auch, bedeckt vom Schutte, ſchliefen.

Den Franken zeigt er, wie ein mächt'ger Gott
Ausziehe mit dem Heer zum heil'gen Streite

Allüberall, wo ſich ein Volk befreite
Von eines Unterdrückers Joch und Spott.

Und ſeines Liedes Purpur warf verſöhnend
Er auf den Blutfleck in der Briten Lande,
Daß knecht'ſche Völker deuten nicht verhöhnend
Auf eines freien Volkes Blöß' und Schande.

Und mehr als der Vertrag, der leicht gebrochen,
Band uns ſein Lied den deutſchen Alpenſohn,
Und zu den Freiheitsflammen, die jetzt loh'n,
Hat er des Sehers Segen ausgeſprochen.

Jedoch genug! — Denn, wer ihn wollte preiſen,
Deß Leier müßte ſein wie Schillers Leier.
Mehr als das Wort, als alle Liederweiſen,
Spricht unſers Herzens ſtillberedte Feier.
Dieß Feſt, das heut begehn nur deutſche Gäſte,
Es wird dereinſt vielleicht zum Völkerfeſte;
Denn wir ſind's uns bewußt in ſtolzer Wonne:
In ſeinem Reich geht unter nicht die Sonne!

An Jenny Lutzer.

Schau, ſchau, was haſt du nun davon?
Jetzt biſt du von der Legation,
Und aus iſt's, aus mit Sang und Klange!
Wer je ſo herrlich ſang wie du,
Findt er in Haus und Titel Ruh?
Mir iſt's um deine Zukunft bange.

Im Neſte ſingt die Lerche nicht,
Aufwirbeln muß ſie; mit dem Licht
Zugleich erfüllt ihr Lied den Morgen.
Mich tröſtet, daß die Nachtigall.

Die freilich ſinget überall,
Am Schönſten noch im Neſt verborgen.

Was du mir warſt, vergeſſ' ich nie,
Ich gab dir mehr als Sympathie
Kalt literar'ſcher Lampenputzer;
Ich bin aus Prag, und niemals drang
Mir ſo zu Herzen noch ein Klang
Wie deine Stimme, Jenny Lutzer.

Ich kenne dich vom großen Tag —
Ich, der Gymnaſiaſt aus Prag,
Ich ließ aus meinen armen Taſchen
Frivol nicht einen Kreuzer gehn:
Um dich am ſiebten Tag zu ſehn,
Ließ ich durch ſechſe alles Naſchen.

Da ſaß ich denn im Paradies
(Manchmal auch gratis, denn es ließ
Der alte Strobel durch mich ſchlüpfen),
Im Paradies — bei Gott! da war's —
Denn alles Glück des zwölften Jahrs
Fühlt' ich in meiner Seele hüpfen.

Manchmal hat's mir auch wehgethan,
Zum Beiſpiel, wenn ich Don Juan
Arg ſah nach deiner Tugend trachten;
Und brünſtig betete für dich
Mein kleines Schweſterlein und ich,
Als dich der Blaubart wollte ſchlachten.

Ach Gott, daß jedes Paradies,
— Seit man uns aus dem erſten ſtieß —
Gemacht, um draus verjagt zu werden.
Seit damals hab' ich viel geſehn,
So wohl und weh iſt mir geſchehn
Nirgends auf dieſer harten Erden.

Ich hörte Alle, wie ſie ſind:
Die Sontag, Schröder, Krüwel, Lind,
Die Frezzolini, Griſi, Paſta —
Sie haben Herz und Ohr erwärmt,
Ich hab' ſogar für ſie geſchwärmt,
Geſchrieben auch — doch endlich basta!

Du ſangſt in meines Lebens Quell,
Ins Kinderherz hinein, und hell
Schwebt's über'm Strom in Luſt und Leide.
Dein Lied und meine Jugend lebt
Zuſammen und in Eins verwebt —
Der Purpurſtreif in meinem Kleide.

Der Purpurſtreif, das Morgenroth,
Die Uferblumen, die mein Boot
Noch ruhen ſahn am Heimatufer —
Möcht wiſſen, ob der Dingelſtedt
Dich auch ſo gut, wie ich, verſteht,
Dein jugendlicher Bravorufer.

Epiſtel aus dem Orient.

(Bruchſtück.)

1854.

Die Franzoſen ſind heute gekommen,
Das iſt ein Lärm und Geſchrei!
Schon beginnt die Schlächterei;
Es hungern nämlich die Braven:
Hekatomben von Ochſen und Schafen
Treibt man zur Schlachtbank herbei.
Parbleu! und Pardi! Geblök und Gemuh
Und manchen germaniſchen Fluch noch dazu;
Denn es ſprechen die Zuaven wie Schwaben,

Und die Legionäre ſind Knaben,
Die der Fahne entflohn und dem heimiſchen Herde —
Da wird denn wieder auf fremder Erde
Gloire gedüngt mit unſerm Blut
Und Schlachten gewonnen mit deutſchem Muth.

Doch ſolche Gedanken ſind nicht erſprießlich,
Ich bin krank, ergo verdrießlich;
Ich floh aus dem Lärm — id est, ich hinkte
Hinaus zu Varna's Golf, dem großen,
Hinaus zum grünen Kap, das winkte
Mit Frühlingsblüthen und Abendroſen.

Ich kam nicht weit — ich ſank in den Sand
Und ſah hinaus ins unendliche Meer
Und dachte zuerſt ans Vaterland
Und dann — juſt ſind's zwei Jahre her —
Da lag ich ſo am Bretonenſtrand
— Ueberall, nur nicht zu Haus —
Am andern Ende Europa's; hinaus
Sah ich auf die atlantiſchen Wunder,
Von Plogoff tönte Abendgeläute —
So traurig war ich damals wie heute,
So traurig, aber etwas geſunder.
Sehr fehlen mir heut europäiſche Glocken
Zu meinen Gedanken, die ich vom Rocken
Zähen Grames in Wehmuth ſpinne:
Zu meinem Heimweh und kranken Sinne
Würden ſie prächtig ſtimmen und paſſen.
Die dummen Türken, die es nicht faſſen,
Um wie viel mehr ein myſtiſcher Ton,
Ein vager, leerer, der Religion
Nachhelfe und dem frommen Wahn
Als alle Suren im Alkoran.
Doch ſchön ſind auch die Minarets,

Die dort inmitten von all den Maſten,
Den men of war, die im Hafen raſten,
Sich ſpiegeln in der blauen See.
Das Schönſte iſt das ſchwarze Meer:
Den Veilchen gleicht es, vom Abend bethauten,
Nichts hat es von den Schrecken mehr,
Davor einſt gebebt die Argonauten.
Weit laufen hinaus, um es zu umarmen,
Vorberge (türkiſch: „Naſen“ genannt);
„O hoffe, bei mir doch zu erwarmen!“
Ruft Goethiſch ihm zu das blühende Land.
Da regt ſich's in ſeinen blauen Träumen,
Es liſpelt: Bleiben wir ſtill und in Ruh!
Es kreiſelt den Sand mit perlendem Schäumen,
Es ſtreichelt ſelbſt meinen zerriſſenen Schuh:
Ruh aus, du kranker Wanderer, du!

Vom Fort herab, das, etwas roh gebaut,
Wie eine Wache in die Weite ſchaut
Und jetzt beſetzt iſt von der Wüſte Söhnen,
Die ſchwer an Meer und Berge ſich gewöhnen,
Kommt auf verſchlungner, ſteiler Bahn
Wie eine Palme ſtolz ein Araber heran.
Jetzt geht er an des Golfes Rand
Allein und ſtill, im ſtattlichen Gewand;
Er ſieht nicht links, nicht rechts,
Der Sohn des alten, ſemitiſchen Geſchlechts.
Auf ſeiner Stirn, wie auf dem Land ringsum,
Liegt ein Gedanke, unausſprechbar, ſtumm.
Die Sonne ſinkt — und der Arabe ſteht;
Das iſt die Zeit fürs heilige Gebet —
Er ſieht ſich um: andächtig iſt die Welt,
Purpurn iſt nun das blaue Meer erhellt,
Der Himmel wie die Kuppel der Moſchee.

Noch einen Schritt — er ſtehet an der See,
Er zieht den Schuh vom Fuß:
Die heil'ge Waſchung hat begonnen,
Dann neigt er ſich, wie zum ehrfürcht'gen Gruß,
Gen Morgen, nach dem Heimatland der Sonnen,
Nach ſeinem Heimatland.
Den Shawl vom Halſe wirft er in den Sand
Und ſich dann auf den Shawl:
Gebaut und fertig iſt ſein Tempelſaal.
Die Arme hat er gegen Oſten ausgebreitet,
Mit ſeiner Stirne rühret er den Boden —
Ich höre, wie auf ſeinem heißen Odem
Das Wort des Glaubens aus der Seele ſchreitet.
Verneigung auf Verneigung — Das iſt „Aſer“, —
Mit beiden Händen faſſet er die Erde,
O, welche Gluth in jeglicher Geberde!
Er betet ſtill — allein mit jeder Faſer.
Das iſt: er fleht und denkt und fliegt
Nicht nur nach Mekka, der Arabe,
Er denkt ans Land, wo er geſpielt als Knabe,
Darin die Mutter ihm begraben liegt.
So betet nicht allein das Himmelsweh,
Das Heimweh betet ſo —
Ich zitterte und hielt mich ſtille wie die See.
Und als er aufſtand, war ich froh,
Und als er hinging, ſagt' ich mir: Für heute
Ward dir ſo was wie heimiſches Geläute.

Und dieſes Bild — die holde Abendſtunde,
Purpurnes Meer und abendgoldnes Land,
Varna im Hintergrunde,
Der Betende im Sand —:
Dieß ſchöne Bild, ich werd' es nie vergeſſen.
Zu Kapitän Maxwell geh ich jetzt, zu Nacht zu eſſen,

Dann muß ich an die Kölniſche Zeitung ſchreiben,
Wie's die Franzoſen hier in Varna treiben,
Wie ſich die Türken erſt zu faſſen ſuchen
Und wie die Griechen in den Schnurrbart fluchen.

Heinrich Simon.

Genf, 22. Auguſt 1860.

Der tiefe See iſt ſein wildes Grab,
In Freiheit liegt er begraben;
Die Kurfürſten blicken traurig herab
Auf ihn, den gekürt wir haben.
Den Hutten beherbergt der andre See
Mit einſamen Inſelborden:
Die Brüder in Gedanken und Weh
Sind nun auch Nachbarn geworden.

Nun wollen wir glauben, daß ſo es kommt:
Daß ſich Beide nächtlich beſprechen,
Was Deutſchland, ihrem theuern, frommt
Und wie die Feſſel zu brechen.
Ihr Wort, von Wind und Wellen belauſcht,
Wird flüſternd weiter getragen,
Bis es empor in der Heimat rauſcht
In Auferſtehungstagen.

Viel Zukunft bergen die beiden Seen,
Wie jener Berg Kyffhäuſer;
Die Beiden hat ſich das Volk erſehn,
Des Volkes heutige Kaiſer.
Wenn einſt ihr Geiſt aus den Wellen bricht
In ſeiner lautern Reinheit,
Dann fliegen auch nimmer die Raben nicht,
Und kommt die verkündete Einheit.

Nun ſuchen ſie noch in dem tiefen See
— Wie im Seleph[1] einſt — nach der Leiche:
So ſuchen wir noch in tiefem Weh
Nach dem heiligen deutſchen Reiche.
O, laſſet ihn ruhn, wo er jetzund ruht,
Der Geiſt ſchwebt über den Fluthen.
Er ſchlummert ſanft, er ſchlummert gut
Im Exil, der Heimat der Guten.

An Johann Jacoby.

Zu Weihnachten 1865.

Das nenn' ich eine gewonnene Schlacht!
Und wahrlich mit Ruhm gewonnen:
Die Richter ſo weit herunter gebracht
Und Einen eingeſponnen!
Der Eine freilich ein beſter Mann;
Der Art, wie man in der Regel
Kein ganzes Dutzend auftreiben kann
Im Land zwiſchen Rhein und Pregel.

Daheim, in der Heimat der reinen Vernunft,
Da ſitzt er, aber er brummt nicht;
Der Wahrheitſager beſchwerliche Zunft
Kann brummen, aber verſtummt nicht.
Von ihm nun ſchwör' ich, ohn' es zu ſehn,
Er lächelt das Lächeln des Friedens.
Aus wär's mit uns, wär's auch geſchehn
Ums Lächeln Ariſtidens.

Mir ſchien er ſtets ein Spartaner zu ſein,
Der lang in Athen ſtudirte,

---

[1] Der Fluß, in welchem Barbaroſſa ertrank.

Ein Sohn der Stoa, der hinterdrein
Bei Platon hoſpitirte.
Vier Fragen ſtellt' er, da leuchtete es
Wie Licht an Gefängnißwänden;
Denn fragen kann er, wie Sokrates,
Er könnt' auch wie dieſer enden.

Ach, troſtlos iſt's in der Fremd' und zu Haus;
Es wankt der feſteſte Glaube,
Und ſuchend fliegt der Gedanke hinaus
Und ermattet, die Noahtaube.
Da ſiehet ſie ihn, er ſtehet aufrecht,
Und ſie ruht inmitten der Fluthen:
Ein Mann von der „Ganzen" ſeltnem Geſchlecht,
Vom alten Stamme der Guten.

Gewiß, der Zukunft wird noch zu Theil
Die Freiheit, der Traum des Mannes;
Denn immer und immer folgte das Heil
Auf einen ſolchen Johannes.
Fürwahr, ſie hatten prophetiſchen Muth,
Wie nur Hebräer ihn haben,
Die dir vor ſechzig Jahren, du Jud,
Den Namen des Täufers gaben.

Grußtauben, flieget auf und hinaus
Zu ſeinen Gefängnißgittern,
Vorbei an Müller- und Königshaus,
An Blut- und Eiſenrittern,
Und ſaget ihm, daß Recht doch Recht
Trotz Richterſprüchen geblieben,
Trotz Richterſprüchen, ſchlecht doch ſchlecht —
Und ſagt ihm, daß wir ihn lieben.

Und ſagt ihm bittend: O, lebe fort,
O, lebe, wenn auch in Leiden!

Denn mit dir lebet das freie Wort,
Und mit dir würd' es verſcheiden.
Du biſt des Rechtes rechte Hand,
Die Fackel in Finſterniſſen,
Du biſt im verwirreten Vaterland
Das unbeirrte Gewiſſen.

Die Nachtigall ſollte, des Kerkers Troſt,
Dießmal nicht ziehen von hinnen,
Der Epheu müßte, trotz Winterfroſt,
Dein Gitter mit Ranken umſpinnen.
Und wir, wir ſollten den Weihnachtsbaum
Mit deinen Bildern krönen,
Von dir im feſtlich beleuchteten Raum
Erzählen unſeren Söhnen.

1866.

Leicht geſagt: Nur drauf und dran! —
Deutſche hüben, Deutſche drüben:
Mehr, als Wind und Sonne, kann
Dieß das Auge trüben.

Drauf und dran! Du Schalk und Wicht.
Wehe deinem Muthe!
Auge blau und Haare licht,
Blut von meinem Blute.

Statt der Bajonette ſtreckt
Euch die Hand entgegen;
Nur ein Traum hat uns erſchreckt,
Friede allerwegen!

Soll und muß gemordet ſein,
Euch ſei es geſtattet:

Die zu Thron ihr, öd, allein,
Niemals Brüder hattet.

Oder ſchickt zum ſelben Zweck,
Statt des Volks Kohorten:
Friedrich Karl und Benedek,
Bismarck und Konſorten.

Denn ihr habt kein Vaterland,
Sterben wird euch leichter,
Sinket ihr hin in den Sand,
Wird kein Auge feuchter.

Unbeſorgt und unbeirrt
Laſſet uns auf Erden;
Sorget nicht, was aus uns wird,
Kann's denn ſchlechter werden?

Jene, die ſich kampfbereit
Jetzt entgegen rücken,
Werden ſich voll Freudigkeit
In die Arme drücken.

Und das ganze Arſenal,
Flinten und Kanonen,
Bajonette allzumal
Sammt den Munitionen —:

All der theure Trödel mag
Eure Hügel ſchmücken,
Um euch ſelbſt am jüngſten Tag
Recht hinab zu drücken.

Ich ſpeiſe beim Miniſter.

Du haſt dich ſchlecht geraucht, mein Präſident —
Zwar, reiner Meerſchaum biſt du nie geweſen;

Doch [illegible] du ebenfalls im Parlament,
Und an dich glaubten, die dich [illegible].
Jetzt biſt du alt, zu müde, um dich zu ſchlagen.
Berliner Klugheit macht dich zum Philiſter;
Man muß doch einmal [illegible] in alten Tagen —
— Zum Teufel auch, ich ſpiele kein Miniſter.

Ihr nehmt euch trefflich aus, da und der [illegible]!
[illegible], ſieh dich um, wer ſpielt mit?
Nach Wagener gehört zu Bismarcks Seiten
Kannſt du auch ſchlucken? [illegible]!
Er lächelt [illegible]. Daß du zu wenig [illegible],
Das ſagt ihr [illegible].
Du kommſt zu ſpät, du bringſt nur noch die [illegible] —
— Zum Teufel auch, ich ſpiele kein Miniſter.

[illegible] nicht das Wohl auch [illegible]!
Wie ſchmeckt der [illegible], der [illegible],
Der Deſſauer, in [illegible]!
Ein König ſagt's: [illegible].
Denk, weil du [illegible], welches Blut geſloſſen —
In unſern Reihen fehlt ein [illegible].
Kein [illegible], der [illegible]! Wer hat ihn [illegible]? —
— Zum Teufel auch, ich ſpiele kein Miniſter.

Du biſt vom [illegible] Fleiſch wie die [illegible]!
Macht du den Schmerz nicht aus der [illegible]!
Macht ein [illegible] mit [illegible] König [illegible],
Spielt er [illegible] nur an [illegible] Tiſchen.
Du biſt der [illegible] der [illegible]: [illegible],
Dann mit den andern [illegible] dem [illegible].
Dich hat wie ihn der lange Kampf [illegible] —
— Zum Teufel auch, ich ſpiele kein Miniſter.

[illegible]

Ich weiß ein altes, ein großes Haus.

Ich weiß ein altes, ein großes Haus,
Das ſieht noch von Weitem recht ſtattlich aus:
Aus beſſern Zeiten ſo manche Zier
Deckt Giebel und Thore dort und hier,
Selbſt, was der Verfall hinzugethan,
Sieht aus der Entfernung recht hübſch ſich an.

Die's aber bewohnen, vom Loos geſellt,
Die wiſſen, wie's ſo arg beſtellt,
Die fühlen, wie's durch die Ritzen pfeift,
Wie jeglicher Wind das Haus durchſtreift,
Wie's in den Sparren und Balken kracht,
Die Würmer bohren bei Tag und Nacht.

Wär' nicht das alte Wuchergeſchlecht,
Epheu und Kryptogamengeflecht,
Wie's treibt aus altem Gemäuer und Trumm,
Verbände ſchlinget um und um
Wie eines Arztes ſorgliche Hand —
Vorlängſt wär' Alles aus Rand und Band.

Nicht hauſt ſich's in ſolchem Hauſe gut,
Den Siedlern wird's da übel zu Muth:
Unkraut auf der Schwelle und drinnen Haß —
Sie führen Krieg von Gelaß zu Gelaß,
Sie blicken einander mit Neid in den Topf
Und werfen ſich Tiſch und Stuhl an den Kopf.

„Was ſoll uns der ewige Kampf und Strauß?
Ich hab' einen Bruder, der nimmt mich ins Haus.“ —
„Ich hab' einen Vetter mit ſtarker Fauſt,
Der ſchützt mich, wenn ich unbehauſt.“ —
„Ich hab' einen Vormund, der kommt herbei
Mit Grimm beim erſten Schmerzensſchrei!“

Ein Käuzlein ſizt auf des Daches Firſt
Und harrt, bis die Mauer von Grund aus birſt,
Bis Alles verlaſſen, Alles, zerſtört,
Nur ihm und dem Uhu allein gehört.
So fallen Häuſer zu Grund, zu Grund,
So wird uralte Weiſſagung kund.

Ein Kaiſerlied.

Der Amboß verroſtet, die Eſſe iſt blank,
Die Farbe verlechzt auf beſtaubter Palette,
Die Würmer zernagen die Hobelbank,
Das Boot iſt leck und verfault an der Kette.
Den Webſtuhl umziehen der Spinnen Gewebe,
Hochöfen und Gichte ſind ausgebrannt:
Wohin iſt das Treiben und Schaffen und Leben?
Iſt Feierabend im deutſchen Land?

Fort iſt der Meiſter, fort der Geſelle,
Sie zogen dahin, für immer dahin:
Der Lehrburſch bettelt von Schwelle zu Schwelle,
Wenn's dunkelt, bettelt die Meiſterin.
In fernen Landen kämpfen und ſchlagen,
Die einſt daheim geſchmiedet das Brod,
Schon glänzt ihr Ruhm in goldenen Sagen,
An ihrem Herde lauert die Noth.

Was thut's! — Iſt doch der germaniſche Jammer
„Durch Gottes Fügung“ in Jubel verkehrt.
Wir holen aus ſtaubiger Rumpelkammer
Den Kaiſer hervor mit Szepter und Schwert.
Die kindliche Sehnſucht vom Kyffhäuſer
Wird endlich dem Volke der Träumer geſtillt;
In hundert Schlachten wird für den Kaiſer
Das Volk der Denker zur Garde gedrillt.

Sag an, mein Nachbar, und laß das Schwärmen:
Klang dir aus all dem begeiſterten Chor,
Den Siegeskunden, dem tobenden Lärmen
Schon einmal das Wörtchen „Freiheit" ans Ohr?
Berichtete Eine der vielen Kunden,
Daß dieſes Volk, der Greiſe voll,
An Leiden reich, die Bruſt voll Wunden,
Daß es durch Freiheit geneſen ſoll?

Kein Hoffnungsſchimmer aus jenen Zonen!
In dieſer Wolke voll Leid und Tod
Wird kein verborgner Frühling wohnen,
In dieſer Nacht kein Morgenroth.
So wälzt und berauſchet euch denn im Ruhme,
Ihr ſchütztet die Heimat nach Brauch und Pflicht;
Doch auf dem Schlachtfeld ſproſſet die Blume,
Die flammende Blume der Freiheit nicht.

(Wien, 19. Dezember 1870.)

Prolog zum Weihnachtsbazar in Wien

für die Verwundeten des deutſch-franzöſiſchen Krieges,
am 28. Dezember 1870.

Den Wald beraubt, herbei den Tannenbaum
Aus Schnee und Froſt in wohnlich warmen Raum!
Ja, einen ganzen, großen Wald von Tannen,
Und Lichtlein drauf, und Wahrheit ſei der Traum,
Dran hunderttauſend Kinderſeelen ſpannen;
Und um den Fuß des Baumes, ſchön erhellt,
Das holde Allerlei, des Kindes Welt:
Bauſteine, Panzer, Album, Steckenpferd,
Die Arche Noahs, Puppe, Ritterſchwert
Und Robinſon, der Jugendfreund der Väter.

Der Struwwel- und Konewka's ſchwarzer Peter,
Für Fräulein Tochter, auch für Fräulein Nichte
Emanuels jungfräuliche Gedichte —
Kurz, was nur Väter, Mütter, Onkel, Tanten
Als ſtillen Wunſch des jungen Volks erkannten,
Was ſie in vielen liebevollen Tagen
Geheim und wohlverhüllt ins Haus getragen.
Froh ſei das Kind, ihm ſei das Feſt geweiht;
Es glaube noch beim Anblick dieſer Fülle,
Daß ſich hienieden jeder Wunſch erfülle,
„Denn gnadenreich und heilig iſt die Zeit.“

Doch nein! — Zurück, du frohe Kinderſchaar!
Nicht dir gehört das Feſt in dieſem Jahr.
Wir lieben dich, wie wir dich ſonſt geliebt;
Sich ſelbſt beglückt, wer dir die Freude gibt,
Du kleines Volk der Unſchuld und der Huld,
Du Erdbewohner ohne Sünd und Schuld,
Du Reſtlein vom verlornen Paradies,
Das gern der Herre zu ſich kommen ließ,
Du Spiegel ſel'ger Vergangenheit,
Du Troſt der Gegenwart, der Zukunft Schatz —
Zurück trotz Alledem und mache Platz,
Denn trauervoll und blutig iſt die Zeit.

Zurück! — und nimmer ſoll dein Aug erſchauen,
Was unſer lebensſattes Herz mit Grauen,
Was uns erfüllt mit Beben und mit Schrecken,
Nichtwiſſens Glück ſoll's gnädig dir verdecken.

Von der Loire ſchönheitsreichem Rande
Bis zu der Oſtſee nordiſch fernem Strande
In endlos langer, jammervoller Kette
Hat ſich der Schmerz Paläſte aufgebaut —;
Des Elends Burgen, weite Trauerſtätte,
Darin er taumelnd ſchwelgt und ſich berauſcht.

Der allgewalt'ge König dieſer Erde,
Am Anblick der verſchmachtenden Geberde
Und an dem Chor, dem er gerne lauſcht,
Gemiſcht aus Seufzern, Todtenglocken-Klänge,
Aus Abſchiedsworten und der Parzen Sange.

Von der Leine ſchönheitsreichem Strande
Bis heim zu uns, die weiten, weiten Lande
Ein einz'ges Krankenbett der Menſchheit. — Kommet!
O, tretet ſtill heran! — Wenn etwas frommet
In dieſem großen ungeheuren Leid,
An dieſem Lager, drein der Schmerz gekettet
Die Kinder einer Mutter, hart gebettet,
So iſt's die Liebe, die Wohlthätigkeit —
Und gnadenreich wird wieder dieſe Zeit. —

Wohlthätigkeit! O ſüßklingendes Wort!
Wie Thau auf Felder, die im Brand verdorrt,
Wie ſanfter West, der ſchwarz Gewölk zerſtreut,
Wie Frühlingsregen, der die Welt erneut —
Es iſt ſo weich, wie eines Gottes Hand,
Die heilend rühret an der Wunde Rand —
Balſamiſch Wort, balſamiſchere That,
Wenn ſich als Helferin die Liebe naht.

Und Mitleid! O, nichts Anderes empfanden
Die Zeugen alle, die am Kreuze ſtarben,
Den Schierling tranken, an den Galgen ſtanden
Und, ſtatt der Brüder, lieber ſelbſt verdarben;
Schließt euch zum eignen Ruhm an ihre Reihe,
Denn glorreich iſt's, nur ihr Gefolg zu ſein.
Ein Scherflein nur! Der kleine Tropfen Thau's
Mit andern Tropfen macht den Segen aus.

Denkt an das Blut, das junger Bruſt entſtürzte,
Ans Aug, das eine liebe Hand nicht ſchließte,
Den Hülferuf, der ſich in Nacht verliert,

Die Thräne, die am Augenlid erfriert,
Die Hand, ins leere Nichts hinausgeſtreckt,
Die Stirn von Schweiß, das Herz von Eis bedeckt,
Das Haupt, vom Stein geſtützt, das bleiche —
Und fern die Mutter, fern die ſchmerzensreiche!

Denkt nur des Wehs — und ſchweigen wir vom Ruhme!
Was iſt der Lorbeer uns, der blüthenloſe?
Wir denken heut nur an die Leidensblume
Und an der Wunden blutig rothe Roſe.

Doch ſei uns Weihnacht, unſre Nacht der Weihe!
Dieweil wir hingehn durch der Brüder Reihe
Hülfreich von Schmerzenspfühl zu Schmerzenspfühl,
Senkt ſich ins Herz ein heiliges Gefühl:
Ein Chriſtbaum flammt und hebet ſich empor
Zum Himmel hoch — und wie ein ſel'ger Chor
Umwandeln ihn die Kinder dieſer Erde.

Symbol des Glückes und der ew'gen Milde,
Was du verheißt — ach, noch ein Traumgebilde —
O, daß es bald zur Wahrheit werde!
Und unſern Brüdern, unſerm Feind beſchieden
Sei Frieden, Frieden, Frieden!

Genug.

Genug des Mordes, der Gräul genug!
Genug gethan iſt unſrer Ehre;
Bewährt hat ſich die deutſche Wehre,
Zurück, zurück, Germanenzug!
Wir ſind nicht Hunnen und Vandalen;
Du, König, ſei kein Geiſerich;
Schon füllen alten Zornes Schalen
Ob deinem grauen Scheitel ſich.

Gib uns, wonach die Erde lechzt,
Sonſt wird die Schale voll und voller,
Nicht nach dem Ruhm der Hohenzoller,
Der Friede iſt's, nach dem ſie ächzt.
Den wir allein bis heute kennen
Laß uns, den Ruhm der Menſchlichkeit;
Er wird zu Rauch, wo Städte brennen,
Zu Sünde, wo der Hunger ſchreit.

Und du, mein Land, gibſt für den Wahn
Dahin des Ideales Kränze?
Soll dich der Völker Haß als Gränze
Umſchlingen wie ein Ozean?
Verderben zeuget nur Verderben,
Den Tod ruft, wer auf Leichen tritt;
Kein Volk noch ſah allein ich ſterben,
Am Siege ſtirbt der Sieger mit.

O lähme, Sklave, nicht die Hand,
Die mit dir an der Kette feilet,
Mit dir die große Arbeit theilet,
Mit dir geſucht, geforſcht, erkannt.
Nicht Einen Werkmann kann das Haus,
An dem wir Alle baun, entbehren —
Und viele Säulen ſind des Baus,
Der Tempelhalle Schmuck und Ehren.

Wenn heimgekehrt — gib Acht, gib Acht,
Ob du nicht einſt in Trauertagen
Beneideſt, den dein Schwert geſchlagen,
Trotz neuer Macht und neuer Pracht;
Ob du nicht einſt mit trübem Blick
Zurückſiehſt auf die Siege alle —
Ob nicht vom Tiſch der Republik
Ein Bröslein dir der Freiheit falle?

(Wien, 1. Januar 1871.)

Liebe, Haus, Leben.

Sprüche und Stammbuchblätter.

Ach, leiden ſehen und nicht helfen können,
Nicht helfen können, wo ein Weſen leidet,
Dem man ſein Glück und Leben möchte gönnen:
Das iſt ein Schmerz, der wohl am Tiefſten ſchneidet.

Erfolg erzeugt Erfolg im Weltgetriebe,
Geld Geld und Liebe Liebe.

Ob auch das Weib der Freundſchaft etwas ſpendet?
O ja, doch nur, was ſie der Lieb' entwendet.

Allein, wie klein ſie ſei, der Freundſchaft Spende,
Am Ende dünkt ſie's doch, daß ſie verſchwende.

Die erſte Liebe hat uns ſo verklärt,
Weil ſie glaubte, daß ſie ewig währt;
Die zweite fühlte ſich ſo bänglich,
Sie wußte ſchon: ich bin vergänglich;
Die dritte frug: wann werd' ich wandern?
Die vierte ſagte: leg's zum Andern.
Die fünfte, ach, die ſechſte, ſiebte
Verhöhnte mich und was ich liebte.

Ein Junger ſprach: die Liebe ſei verpönt,
Weil ſie an Untreu mich gewöhnt.
Ein Alter ſprach: die Liebe ſei gelobt,
Weil ſich mit ihr die Untreu ausgetobt.

Von Einem Ding bleibt immerdar
Jedwedes falſch, Jedwedes wahr,
Was man darüber ſagt' und ſchriebe:
Das Eine Ding, es iſt — die Liebe.

Des Guten Paradies, des Böſen Höllenleid
Liegt in der Einſamkeit!

Nicht gibt es für den Böſen böſ're Pein,
Als mit dem Böſen, als mit ſich allein zu ſein.

Du klagſt, daß dir zu ſchnell Kenntniß der Welt gelang,
Um ſie zu lieben,
Und ſpäter grämſt du dich, daß ſie zu lang
Ein Räthſel dir geblieben.

Die Thorheit wächſt ſo ſchnell! — ſo klagt die ganze Welt.
Die Weisheit wächſt ſo ſacht! — Wer klagt? Es iſt das Feld.

Niemals hab' ich mehr geduldet,
Als durch Leiden, ſelbſt verſchuldet;
Und ich fand zu keiner Zeit
Weniger Barmherzigkeit.

Weil ich mir ſelber nicht gefalle, darum ſage
Ich dir ſo wärmer Dank, daß ich dir doch behage.

Ich war ein voller Strom. Verläuft ſich nun die Welle —
Mag's ſein; wenn nur zum Grund vordringt die Sonnenhelle.

Im Schatten ſchlief ich ein, erwach' in Sonnengluth.
Ganz recht: die Stunde ging — ich habe träg geruht.

Weiß es der Quell, der da vor mir
In Einſamkeit ſo luſtig ſpringt,
Daß hundert Meilen weit von hier
Er Nahrung, Leben, Segen bringt?

Ganz trocken liegt der See; doch floß kein Tropfen ab:
In Dünſten ging er auf, der nichts freiwillig gab.

Biſt du ſo ſtreng? Das ſagt mir, daß du unerfahren,
Wart! was du heut verdammſt, begnadigſt du nach Jahren.

Glücklich, elend machen
Tauſend kleine Sachen,
Dinge, ſchwer zu nennen,
Schwer zu bekennen.

Wär' nicht dein Haupt von Gram gebeugt geweſen,
Manch Blümlein, das am Wege ſtand gebückt,
Hättſt du beachtet kaum, vielleicht zerdrückt,
So ſiehſt du es und haſt es aufgeleſen.

Was dieſe Leute gar ſo ſchwer verſtehen,
Iſt jene allerglücklichſte der Ehen,
Die doch die ſchönſten Sprößlinge verheißt:
Ein heiteres Gemüth bei einem ernſten Geiſt.

Vergnügen ruhet auf dem Schein,
Hinter Glück muß Wahrheit ſein.

Gekaufte Freude iſt gering,
Erworbne iſt ein ander Ding.

Gewinnen macht die Freude groß:
Gewinne nur nicht durch das Loos.

Den Glücksfall zwing mit klugem Rath,
Daß er erſchein' als eigne That.

Der Zufall bringt die Waar' herein,
Du aber mußt der Goldſchmied ſein.

Der Ritter ließ mit goldnem Huf beſchlagen
Das Roß, das ihn aus Fährlichkeit getragen.
Dem Zufall thue du, wie er dem Pferde:
Zur Fügung adle, was dich riß aus der Beſchwerde.

Muß Geiſterpfade gehn,
Wer da will Geiſter ſehn.

Der Tod im Bett von Elfenbein und Golde,
Der Tod des Bettlers hinter Zaun und Hecken,
Der Tod des Mückleins in der Blumendolde
Iſt ſtets derſelbe Tod voll Tod und Schrecken.

Ich hab' ein Kind! — Das ſagt: aus einem Zelt
Ward mir zu einem Hauſe dieſe Welt.

Alt wie die Menſchheit iſt der Streit.

Alt wie die Menſchheit iſt der Streit:
Ob's beſſer iſt, nicht ſein geboren,
Ob's beſſer, ſeine Spanne Zeit
Hinleben mit den andern Thoren.

Gerecht und bitter iſt der Zank;
Nicht kann ihn billig je entſcheiden,
Wen frühe Freuden machten krank,
Wen traurig machten frühe Leiden.

Das iſt gewiß: das Morgenroth
Der Kindheit iſt von Glück durchklungen,
Und ſelig Jener, dem der Tod
Das letzte Wiegenlied geſungen!

Katharine.

Theuer in der Frühlingszeit
Iſt die Blume dem Gemüthe,
Die mit holder Lieblichkeit
Aufthut ihre reine Blüthe.

Geſtern war ſie unbekannt,
Jede Seele liebt ſie heute;
Oftmals, wenn ich vor dir ſtand,
Wußt' ich, was dies Glück bedeute.

Und ich fühlte, wie gelind
All mein Fühlen ward zum Segen:
Himmel, gib dem Frühlingskind
Sanfte Sonne, ſanften Regen.

Daß von Liebe ſich ein Hag
Auferbau zur treuen Wache,
Daß, ein ew'ger Oſtertag,
Ihr das Leben niederlache.

Wiegenlied.

In der Wiege liegt das Kind,
Grüne Seide deckt ſie zu —
Grüne Seide, grüne Seide,
Gute Ruh, ſüße Ruh!
Schlafe, meine Augenweide.

Fällt der Regen, ſauſt der Wind,
Raſchelt's in dem Lindenbaum.
Grüne Seide, grüne Seide —
Gute Ruh, ſüßen Traum!
Vater, Mutter, wachen Beide.

Hirſchlein ſchläft im grünen Moos,
Vöglein unterm grünen Blatt.
Grüne Seide, grüne Seide,
Wie's ſo gut das Häslein hat
Auf der weiten grünen Heide.

Ach, was iſt die Welt ſo groß!
Hirſchlein, wie es laufen mag.
Grüne Seide, grüne Seide,
Nacht und Tag, Nacht und Tag
Lebe du in lauter Freude!

An L. D.

In dieſer Welt voll Sturm und Drang
Wird deinem Herzen niemals bang;
Es lächelt freudig, und es ruht —
Biſt du nur gut.

Das Gutſein kann ſo ſchwer nicht ſein!
Die Güte fließt ins Herz hinein
Mit einem friſchen jungen Blut.
Sei du nur gut.

Wer's einmal koſtet, bleibt dabei;
Du ſiehſt, 's iſt keine Hexerei,
Und daß ſo gut das Gutſein thut —
Sei du nur gut.

Glaub Einem, der das Leben kennt:
Das Gutſein iſt ein ſchön Talent
Und iſt der ſchönſte Heldenmuth —
Sei du nur gut.

Und geht's im Leben ſo und ſo —
Du bleibeſt immer friſch und froh
Bei Glückes Ebbe, Glückes Fluth —
Sei du nur gut.

Marie, mein Kind, ſchlag ein, ſchlag ein.

Marie, mein Kind, ſchlag ein, ſchlag ein
Mit deinen kleinen ſtarken Händen:
Wir wollen gute Freunde ſein,
Und unſre Freundſchaft ſoll nicht enden.

Bin ich vielleicht zu alt für dich,
Mit dir zu ſpielen und zu ſcherzen;
Doch bleibt das ſchöne Recht für mich,
Zu ſegnen dich aus ganzem Herzen.

Ich ſegne dich als Knoſpe jetzt
Und ſegne deine künft'ge Blüthe
Und ſegne, was ſie einſt erſetzt
In reinem weiblichen Gemüthe.

Ich ſegne jeden Frühlingshauch,
Der dich umwebt in frühſten Tagen,
Und ſegne noch mit Andacht auch
Der Mutter Leib, der dich getragen.

Ja, ſie auch ſegn' ich mit in dir,
Und ſie in dir nur lieb' ich wieder,
Denn was du biſt, biſt du von ihr:
Ein Echo ihrer Seelenlieder.

Ein ſeliges Adagio
Scheint ihre Seele zu durchdringen,
Magſt du ſie luſt- und lebensfroh
Mit heitrem Scherze wieder klingen.

Mein theures Kind, magſt du und ſie —
Zwei Töne nur in Einem Sange,
Zwei Lieder Einer Symphonie —
Noch lange klingen, lange, lange.

Doch Das iſt all zu ernſt für dich,
Du luſt- und lebensvolle Frieſin,
Dein kräft'ger Anblick täuſchet mich:
Du biſt ein Kind doch, keine Rieſin.

An die Entfernte.

Im Traum erſchienſt du mir heut Nacht —
Wenn du's vermagſt, o, thu's nicht wieder:
Mein Kiſſen war, als ich erwacht,
Von Thränen naß und wund die Lider.

Und als ich hin am Morgen ging,
Lag noch auf mir der nächt'ge Schauer —
Und wie ein ſchwarzer Schleier hing
Um meine Seele dunkle Trauer.

Du haſt daran gethan nicht recht,
Daß fort du zogſt auf viele Meilen —
Du weißt es, wie die Andern ſchlecht
Mich von den trüben Stunden heilen.

Nie ſoll die Liebe ziehn ſo fern,
Daß ihre ſegensvollen Sorgen
Den Schmerz, gefühlt beim Abendſtern,
Nicht heilen können ſchon am Morgen.

Ja, du biſt ſchön.

Ja, du biſt ſchön. Das iſt offen, klar,
Es zwitſchern's die Vögel in ihren Neſtern,
Und — was mir das beſte Zeugniß war —
Es beklatſchen dich ja die Kaffeeſchweſtern.

Die Mütter häßlicher Töchter erſinnen
Auf dich viel häßlichere Reden,
Und ihre Kreuzſpinnenſeelen ſpinnen
Um dich ihre zähen, giftigen Fäden.

Sei du getroſt, komm hinaus in die Flur,
Wo Blumen und Früchte im Strahle ſich ſonnen:
Von ihnen die ſchönſten und beſten nur
Sind von Spinnen und Raupen umſponnen.

Der Herbſt iſt kommen, warum klagſt du?

Dein Herbſt iſt kommen, warum klagſt du?
So war es ſtets, ſo wird es immer —
Wer nagelt feſt des Glückes Schimmer?
Wenn du verzagſt, mit Recht verzagſt du.

Ich nenne dich nicht feig, mein Herze —
Es geht ein Peſthauch durch das Leben,
Der knickt der Freuden junge Reben,
Und Tödtung liegt in jedem Schmerze.

O, wer iſt ſtark genug, ſich ſelber
Das Nahn des Todes zu geſtehen?
Und daß die Blätter dir verwehen
Vom Lebensbaume gelb und gelber.

Ich bin, wie auf den Bildern Jene,
Die ſtill ihr Herz in Händen halten:
Sie [illegible] traurigen Geſtalten,
Doch ohne [illegible] und ohne Thräne.

Winterlieder.

1.

Als ich dein mit mehr als Beben
In den Frühlingstagen dachte,
Sagt' ich mir: des Lenzes Weben
Sei's, was mich ſo traurig machte.

Da ich dein in Wintertagen
Denke mit demſelben Trauern,
Frag' ich mich mit Glück und Zagen:
Soll es ewig, ewig dauern?

2.

Trauriger iſt mein Gemüthe,
Wenn die Blume auferſteht,
Wenn am Dorne träumt die Blüthe
Und der Wald voll Märchen weht.

Dann ein Räthſel iſt die Erde,
Und es flüſtert bang in mir:
Daß es nie gelöſet werde!
Traurigers erfahret ihr.

Und die Löſung heißt: Vergehen!
Alle Ruhe bringt der Tod:
Mit dem Röslein roth verwehen
Auch die Fragen und die Noth.

3.

Das allein iſt zu betrauern,
Daß ſo lang die Roſen dauern
Und der Lenz und all ſein Weh,
Daß ſo ſchnell vergeht der Schnee.

Merkſt du's nicht? Es ruht das Fragen,
Wenn die Erde umgeſchlagen,
Kalt ergeben in ihr Leid,
Das bewußte weiße Kleid.

Tod iſt Tod! — was weiter werde?
Hüll dich ſelbſt ein wie die Erde,
Kehr' das Aug nach innen zu —
Todter Lenz — erſehnte Ruh.

Sonett.

Den Verſen ſollen Verſe Antwort ſagen —
Der Liebenswürdigkeit — ſo gut man kann;
Auf dieſem Felde wird jedweden Mann
Ein Kind wie Sie mit Roſen niederſchlagen.

Allein, man liebt ſie, ſolche Niederlagen,
Bei denen man auch fallend noch gewann;
Man ſtreckt das Schwert, noch eh man ſich beſann,
Und hebt den Kelch: das Glück all Ihren Tagen!

Und wer verliert, der ſoll die Strafe leiden —
Und ich verlor: da bring' ich den Tribut
Und will mich als Vaſallen gern beſcheiden.

Ein Leben bring' ich voll von Epiſoden,
Gewebt aus Heil und Unheil, Bös und Gut,
Dazu den Gruß des wandernden Rhapſoden.

Schweigt, ihr Bäume, ſchweigt, ihr Winde.

Schweigt, ihr Bäume, ſchweigt, ihr Winde,
Laßt das Rauſchen und Geſauſe;
Gönnet Ruhe dieſem Hauſe
Und dem lieben, kranken Kinde.

Will's der Lenz, daß ihr euch reget,
Liſpelt leiſe Wiegenlieder,
Wehet ſanfte Träume nieder
Und mein Kindlein heget, pfleget.

Hegt ihr doch die zarten Blüthen,
Die am Zweige beben, ſchwanken —
Ach, das Leben meiner Kranken
Wollet gnädiglich behüten.

Danke, Baum und Winde, danke!
Milde weht ihr ſchon und leiſe,
Singet eine Schlummerweiſe —
Schlafend lächelt meine Kranke.

(26. Januar 1859.)

Biſt du nie nach langem Leiden.

Biſt du nie nach langem Leiden
Einſam durch die Nacht gegangen?
Wie von einem Scheiden, Meiden
Fühlteſt du dein Herz befangen.

Freundlich lächeln dir die Sterne,
Freundlich, aber wie durch Thränen;
In Vergangenheit und Ferne
Lockt dich ein verhülltes Sehnen.

Träumend regt ſich's in den Neſtern,
Friedlich flüſtert's in dem Hage;
Nicht mehr traurig, ſo wie geſtern,
Klingt der Nachtigallen Klage.

Was da liſpelt, was da tönet,
Was da lugt aus Nacht und Lichte —
Alles, Alles ſpricht verſöhnet,
Blickt mit milderem Geſichte.

Und du ſuchſt dich zu erinnern,
Wie ſo plötzlich kam der Frieden?
Und du fühlſt, daß dir im Innern
Eben iſt ein Schmerz verſchieden.

Von dem Auge fällt ein Schleier:
Neues Glück, willſt du erſcheinen?
Dennoch, bei der Todtenfeier
Selbſt des Schmerzes, mußt du weinen.

(26. Februar 1859.)

Königin Jutta.

Der Königin Jutta wurd' es leid
Bei ihren Herren und Damen,
Wie ſie ſo ſteif in Gold und Seid'
Hinſchritten und gingen und kamen.
Das ſtumme Beugen und Neigen,
Das ſittſame Reden und Schweigen
Langweilte ſie ſeit langer Zeit.

Sie nahm ein luſtiges Tamburin
Und ſprach: „Ich kann ja tanzen,
Und ſingen kann ich und will entfliehn
Dem Hofe und den Schranzen.
Ich will zu Fuße wandern
Von einem Schloß zum andern
Und luſtig und arm die Welt durchziehn."

Sie tanzte vor einem ſtolzen Palaſt,
Der Herr kam herausgegangen:
„Du ſchöne Tänzerin, ſei mein Gaſt,
Ich will dich herrlich empfangen." —
„Ich danke, Herr, der Güte,
Dieweil mein luſtig Gemüthe
In ſolche ſtolze Hallen nicht paßt."

Sie tanzte auf einem grünen Platz,
Da ſtand eine Lind' in der Mitten;
Da kam ein Jäger von der Hatz
An ihr vorbei geritten:
„Ich möchte wohl unter der Linde,
Mit dieſem tanzenden Kinde
Ausruhen als mit meinem Schatz.“

Sie lagen unter dem Lindenbaum,
Es liſpelte im Geäſte:
„So liegen unter dem Lindenbaum,
Es ſcheint mir das Schönſte und Beſte.
Ich bin ein Waidmann beſcheiden,
Daß wir uns fanden, wir Beiden,
Das ſcheint mir ein herrlicher Königstraum.“ —

„Und ſcheint dir Das ein Königstraum,
So ſollſt du ihn weiter träumen,
Mit dir vergeſſ' ich ihn ſelber kaum
In meinen goldenen Räumen.
Dich nehme ich mit nach Hauſe
Und mit dir das holde Geſauſe,
Das liſpelt von Lieb' im Lindenbaum.“

(4. März 1859.)

Kaiſer Rudolfs Ritt.

Durch Prag iſt das Gerücht geſchlichen,
Geſchlichen erſt, dann ſchritt es laut:
Der Kaiſer Rudolf iſt verblichen
Im Thurm, den er ſich ſelbſt gebaut.
Wir ſind von ſeinem Rath betrogen,
Der ſagt, daß mit dem Aſtrologen
Der Kaiſer noch die Sterne ſchaut.

Denn Wochen, Monde ſind vergangen,
Kein Auge ſah die Majeſtät,
Es blicket wie mit Todesbangen
Das Schloß, das auf der Höhe ſteht.
Iſt's möglich, wenn er lebend wäre,
Daß ſolches Elend uns verzehre,
Daran das Land zu Grunde geht!

Der Aufruhr ſtürmt des Berges Treppen:
Wir wollen ſehn, wer hockt im Neſt!
Die Rathsherrn auf den Platz zu ſchleppen,
Iſt uns ein längſt erſehntes Feſt,
Wenn man uns nicht des Kaiſers Leiche
Zu Nutz und Frommen deutſchem Reiche
In ſeiner Gruft begrüßen läßt!

Da kommt ein Zug herab vom Schloſſe,
Der Geiſtern gleich die Stadt durchglitt:
Fahl ſaß auf ſeinem fahlen Roſſe
Der Kaiſer auf dem ſtillen Ritt,
Er redet nicht, kaum daß er blicket,
Er regt ſich nicht, kaum daß er nicket,
Und tonlos iſt des Roſſes Schritt.

Und die in Aufruhr tobten eben,
Verſtummen nun und ſehn ihn an:
Iſt, der da reitet, noch im Leben?
Iſt's ein verblichner, todter Mann?
Zieht er zur eignen Todtenfeier,
Schon todt, in ſeine Gruft nach Speier,
Wie Das ſein Ahnherr einſt gethan?

Der Kaiſer reitet — immer weiter —
Die Luft erſeufzet wie in Qual;
Und wo er zieht, der bleiche Reiter,
Erſcheint die Stadt ein Trauerſaal.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
    [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
    [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
    [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
    [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
    [illegible]

Schön Ellie rief ihm vom Erker hinab:
Entflieh und zerreiße das Haar, ſo golden;
Weil ich der Löckchen noch viele hab',
Ach, aber nur Einen Lieben und Holden:
Romild, den ſchönen Königsſohn!

Er ſchüttelt den Kopf, er lächelt klar:
Viel beſſer, daß ich zu Grunde gehe,
Als daß von deinem Haupt einem Haar
Durch mich, durch mich ein Weh geſchehe!
Romild, der ſchöne Königsſohn.

(29. März 1859.)

Der Gottkönig.

Zum ſtarken Mann, zum König ward der Hirtenknabe Jediſchet;
Vom Turban hat ihm ſiebenfach des weißen Roſſes Schweif geweht.

Im Zelt von Filz ſprach man von ihm, von ihm auf Heiden und im Buſch:
Sein Ruhm erfüllte alles Land von Derbend bis zum Hindukuſch.

Er war es, der den Turkoman vom Knecht zum Herrn der Welt erhob —
Das ſeine Enkel eingeheimſt, Er hat es ausgeſät, das Lob.

In ſeinen Tagen ſprach das Volk: Einſt ritten wir auf Stuten hin;
Jetzt reiten wir den Erdenball, als ſäßen wir im Sattel drin.

Und als der Bart wie Gletſchereis ihm nieder bis zum Gürtel floß,
Erſchien der Sieger einer Welt dem Volke wie die Welt ſo groß.

Da kam die Prieſterſchaar und ſprach: „Vergeblich oft war das Gebet,
Das wir den Göttern brachten; — du vollführteſt ſtets, was wir erfleht.

„Schwach ſind die Götter neben dir, und ſpät, vergib, ward es erkannt,
Daß ſich in deinen Leib zu uns verkleidet hat ein Gott gewandt.

„Doch der Erkenntniß folge ſchnell des treuen Volks Erkenntlichkeit:
Geſtatte du, daß künftig dir Gebet und Opfer ſei geweiht.“

Er aber lächelte und ſprach: „Hätt' ich noch Luſt an Narrethei,
Den Göttern zeigt' ich es zum Spaß, den Menſchen, was ein Prieſter ſei.

„Der ich ſo leicht die Welt bezwang und Menſchen in den Staub geſtürzt,
Wem ward der Glaube mehr, als mir, an Menſch und Menſchlichkeit verkürzt?

„Wie viel von Gott im Menſchen ſteckt — ich weiß es, meinen Knechten Dank,
So viel iſt's, als im ſchwarzen Stein des Lichtes, wenn die Sonne ſank.

„Wär' ich ein Gott, nie hätt' ich mich verirrt zu ſolcher Heuchelei:
Mein Götterthum in Fleiſch und Blut zu kleiden ſolcher Kleriſei.

„Daß ich von eurem Stoffe bin, daß ihr von meiner Gattung ſeid,
Mehr als der Tod gemahnt mich Das an meine arme Menſchlichkeit.“

Schwert und Pflug.

Herrlich ſcheint es, wenn der Krieger
Schwert und Speer dem Sohne leiht
Und der alt gewohnte Sieger
Einen künft'gen Sieger weiht.

Kranz von Lorbeer oder Eichen
Winkt und locket froh und fern,
Ueber Felder ſelbſt voll Leichen
Strahlt er wie ein goldner Stern.

In Geſchichten wird man preiſen,
Was dereinſt der Liebling thut —
Und im Volke wird zu Weiſen
Und in Liedern lebt ſein Muth.

Du lebſt nicht im Liedermunde,
Knabe, den der Vater lehrt
In der ſtillen Morgenſtunde,
Wie der Pflug die Schollen kehrt.

Höreſt kaum der Lerche Lieder,
Nur den Vater andachtsvoll;
Blickeſt nur zur Scholle nieder,
Die dein Schweiß befruchten ſoll.

Stille Arbeit, mühevolle,
Lernſt du, die nur Segen gibt,
Doch ſo ruhmlos wie die Scholle,
Die der Pflug bei Seite ſchiebt,

Die im Frühling heimlich quillet,
Die im Sommer ſich verſteckt
Und im Herbſte Hunger ſtillet,
Wenn der Winter ſie verdeckt.

Andacht liegt auf deinen Brauen;
Ja, du ahneſt, wo das Heil —
Ahneſt, was die Weiſen ſchauen:
Daß es nicht bei Schwert und Beil —

Daß — wenn einſt die Liebe taget,
Jene, die dich pflügen lehrt —:
Aller Roſt an Schwertern naget,
Aller Glanz den Pflug verklärt.

Im Kahn.

Hinaus, die Welle lacht! der Mond, der helle, ſcheinet.
Die Blume thut ſich auf, der Liebling ſtiller Nacht.
Die Seele öffnet ſich mit Blum' und Stern vereinet.
Es bebt das Herz, es liebet, und es weinet.
Hinaus, die Welle lacht!

Hinaus, und fort von hier, dem Meer laßt uns vertrauen.
Am Ruder ſitz' ich ſtill, zu Füßen ſitz' ich ihr:
Nur in ihr blaues Aug', nichts Andres will ich ſchauen.
Laß deinen Schleier wehn, den luftigen, den blauen!
Hinaus, und fort von hier!

Die Stürme lieb' ich ſehr, die durch die Wellen fahren;
O, trieben ſie uns fort in ein glückſel'ges Meer
Zum Lande holden Glücks, bewohnt von ſel'gen Schaaren,
Wo ganz die Himmel ſich der Erde offenbaren —
Die Stürme lieb' ich ſehr.

Zephyr, wieg unſern Kahn! Ach, ſchlummernd auf der Welle,
Sanft gleiten wir dahin, wie auf des Lebens Bahn,
Und ob auch unſer Schiff indeß am Riff zerſchelle,
Wir wachen auf und ſtehen an des Himmels Schwelle.
Zephyr, wieg unſern Kahn.

Ich armer Wandervogel.

Ich armer Wandervogel,
Ich bin nicht zu beneiden;
Ich zieh' von Lenz zu Lenze,
Doch iſt's ein ewig Scheiden.

Ein Meiden und ein Scheiden
Von manchem warmen Neſte;

Ich ſuche ſtets das Gute
Und laſſe oft das Beſte.

Das mag euch luſtig klingen
In Herbſt- und Frühlingstagen,
Wenn wir vom Wandern ſingen
Und von der Ferne ſagen.

Ihr bleibt vor euren Schwellen,
Die Nachbarn gehn und grüßen,
Der Fluß mit ſtillen Wellen
Schleicht hin zu euren Füßen.

Der Fluß geht um die Hügel
So ſacht, als wollt' er bleiben;
Ich aber habe Flügel,
Drum muß ich weiter treiben.

Es locken ferne Sonnen,
Ein Mond mit neuem Scheine
Und unbekannte Wonnen
Und Zauberblumenhaine

Und Freuden ohne Gleichen
Und alles Glück der Erde,
Das ich doch nie erreichen
Und niemals haben werde.

(Florenz, 12. Februar 1860.)

An Bertha.

Weil ich die Andern beſungen,
Willſt du auch ein Gedicht;
Allein die Andern ſind verklungen —
Du, Bertha, du verklingeſt nicht.

Du biſt das Glück, von dem ich ſchweige,
Man prahlt mit wahren Schätzen nie,
Dich, Berthe, hinter Roſenzweige
Verſteck' ich dich der Poeſie.

Mein Weib' und Mutter meines Kindes!
Genügt dir dieſer Titel nicht?
All Anderes iſt Schall des Windes —
Der Name iſt ein reich Gedicht.

Nun wieder beim Weibe daheime.

Nun wieder beim Weibe daheime,
Nun wieder beim Kinde zu Haus,
Und es lachen den Vogel am Leime
Die Vögel und Wanderer aus.
Doch ich ſchwing' in den Lüften den Hut:
Daheim nur, daheim iſt's gut!

Gefangen bin ich, gefangen,
Von Netzen und Schlingen umſtrickt;
Ich laſſe die Flügel hangen
Und fühle mich doch ſo beglückt.
Im Käfige ſing' ich gemuth:
Daheim nur, daheim iſt's gut.

Die Welt iſt ſchön zu bereiſen,
Die Erde iſt lieblich zu ſehn —
Ich will ſie ja gerne preiſen,
Nur muß es zu Hauſe geſchehn;
Wie wohl auch das Wandern thut,
Daheim nur, daheim iſt's gut.

Die lieben Geſichter zu ſchauen,
Iſt ſchön wie Rom und Florenz;

Ein Lächeln der lieben Frauen
So hold wie italiſcher Lenz.
Stets ſing' ich mit heiterem Muth:
Daheim nur, daheim iſt's gut.

Nun mögen die Schwalben ſingen
Vom Lotos- und Palmenſtrand,
Nun mögen die Lüfte klingen
Vom fernen Wunderland —
Mein Herz bleibt zu Hauſe und ruht:
Daheim nur, daheim iſt's gut.

(1861.)

Fülle nicht mit Hochmuth meine Seele.

Fülle nicht mit Hochmuth meine Seele,
Zeige nicht, wie dein Gemüth
Und dein Angeſicht erblüht,
Wenn ich dir von meiner Lieb' erzähle.

Hebſt du doch bei jedem Liebesworte,
Das dir alte Zweifel raubt,
Hoch und lächelnd auf dein Haupt,
Wie die Blume thut am ſonn'gen Orte.

Bin ich wahr und wirklich deine Sonne?
O, ſo wiſſe denn, daß nicht,
Auszuſpenden frohes Licht,
Sei den Sonnen allerhöchſte Wonne.

Herrlich iſt es wohl, ſo groß zu prangen
Und zu leuchten gluthentflammt;
Doch es iſt ein ſchöner Amt,
Thränen küſſen, die an Blumen hangen.

(London, 16. Mai 1862.)

Endlich doch ſo weit gebracht.

Endlich doch ſo weit gebracht!
Einen Garten nenn' ich mein!
Mein iſt hier die Frühlingspracht,
Mein iſt hier der Sonnenſchein.

Traute Stille rings herum,
Nichts als heller Vogelſang
Und der Bienen ſüß Geſumm
Und im Laub der goldne Klang.

Weiſe komm' ich faſt mir vor,
Rein von aller Menſchenſchuld;
Meine Seele wie mein Ohr
Hört nur, was wie Quellen lullt.

Will ich helle Luſt und Laut,
Laſſ' ich nur den Buben ein:
Auf dem Graſe friſchbethaut
Lacht er wie der Sonnenſchein.

Und ich hör' und ſehe zu,
Was iſt wenig? — was iſt viel?
Alles weht und liſpelt Ruh —
Geh' ich noch? — bin ich am Ziel?

(März 1864.)

Zerbino's Ständchen.[1]

(Intermezzo aus einem dramatiſchen Märchen.)

Prinz. Stille, liebe Muſikanten,
Wecket nicht die Anverwandten,

---

[1] In Muſik geſetzt von Ludwig Stark.

Weckt nicht Vater, Mutter, Tanten;
Leiſe, leiſe
Spielet eine ſüße Weiſe.
Chor. Leiſe, leiſe
Spielet eine ſüße Weiſe,
Denn wir thun's zu gutem Preiſe.
Seine Gnaden
Zahlen gut die Serenaden.
Prinz. Muſikanten, ſtimmet, ſtimmet!
Seht ihr, wo das Lämpchen glimmet,
Dieſem Fenſter iſt's beſtimmet.
Liebestöne
Sollen locken uns die Schöne.
Chor. Cello ſumme, Geige ſinge,
Brummbaß brumme, Flöte klinge
Durch die Frühlingsnacht, die ſtumme.
Hört, es fallen
Ein im Hag die Nachtigallen.

*

Prinz. Liebes Liebchen, hör es ſchallen,
Höre, wie es ſingt und klingt,
Das ſind nicht die Nachtigallen,
Aber meine Liebe ſingt.
Chor. Schön iſt's, wenn mit Nachtigallen
Um die Welt' die Liebe ſingt.
Prinz. Schlag die ſüßen Augenlider,
Schlag die ſchwarzen Aeuglein auf —
Auf der Leiter meiner Lieder
Steigt das Herz zu dir hinauf!
Chor. Beſſer wär's, ſie käm' hernieder
Oder ließe dich hinauf.
Prinz. Zwiſchen holden Nachtviolen,
Die an deinem Fenſter ſtehn, —

Komm und laß, wenn auch verſtohlen,
Dein geliebtes Antlitz ſehn.
Chor. Ach, wir ſtehen wie auf Kohlen,
Etwas Böſes wird geſchehn.
Prinz. Träumſt du noch, du Holde, Süße,
Von der Liebe Luſt und Leid?
Chor. Ach, wir wollten, unſre Füße
Trügen uns von dannen weit!
Prinz. Doch erwach, wenn ich dich grüße,
Zu der holden Wirklichkeit.

*

Zerbina. Süß geweckt aus ſüßen Träumen,
Schleich' ich an das Fenſter ſacht;
Ach, wie lieblich hold umſäumen
Lieder dieſe Frühlingsnacht.
Prinz und Chor. Seht, ſie kommet ohne Säumen,
Liebe, Das iſt deine Macht!
Liebend glühet ihre Wange,
Freundlich winket ihre Hand.
Zerbina. An dem holden Liederklange
Hab' ich, Liebſter, dich erkannt;
Und vom liebenden Geſange
Iſt mein Herz im Traum entbrannt.
Prinz. Sachte, liebe Muſikanten,
Laßt den Vater ſchlafend ruhn.
Zerbina. Schrecklich wär's, wenn er erwachte,
Schrecklich, ſchrecklich wär' ſein Thun.
Chor. Schrecklich wär's, wenn er erwachte:
Dumm, o Lieb', iſt all dein Thun!

*

Zerbina. Wehe, wehe,
Ich ſehe, ich ſehe —
Im ganzen Hauſe
Furchtbares Geſauſe

Und ſchreckliches Toben;
Unſelige Nacht,
Er hat ſich erhoben!
Auch die Tanten erwacht!
Don Pantaleon. Was ſoll der Lärm
Und das Geſchwärm
Und das Geſauſe
Vor meinem Hauſe?
Herbei die Lichter,
Beleuchtet mir die Diebe;
O ſeht die Galgengeſichter,
Sie ſingen von Liebe!
Zerbina und **Prinz.** Das iſt des Vaters Stimme,
Sie bebt vor Wuth!
Mir ſteckt das Blut.
Chor. Mir wird vor ſeinem Grimme
Ganz weh zu Muth!

*

Don Pantaleon. Fürwahr, Das iſt ein Ständchen
Für mein Töchterlein:
Da ſteht ein junges Fäntchen
Im Mondenſchein.
Chor der Tanten. Fürwahr, Das iſt ein Ständchen,
Und das gilt mir,
Da ſteht ein junges Fäntchen
Im Schatten hier.
Zerbina, Prinz und **Chor der Muſikanten.**
O weh, an allen Fenſtern
Erſcheinen gleich Geſpenſtern
Die Tanten in Schaaren:
So mög' uns Gott bewahren!

*

Don Pantaleon. Herbei! herbei
Die Polizei,

Die Sbirren und Alkaden,
Der König und die Richter,
Mir vor Gericht zu laden
Muſik und Serenaden,
Die Liebe und die Dichter!
Chor der Tanten. Was will die Kleine
Im Mondenſcheine,
Das Milchgeſicht?
Solchen Chören
Zuzuhören,
Schickt ſich nicht!
Don Pantaleon. Da iſt die Wache!
Rache, Rache
An dieſen Dieben!
Ein Offizier. Was ſoll der Lärm
Und das Geſchwärm
Und das Geſauſe
Vor dieſem Hauſe?
„Wer aus dem Schlafe
Den Bürger weckt,
Den Ruhenden ſchreckt,
Verfällt der Strafe;"
So ſteht's geſchrieben.
Zerbino. O bittres Glück, zu lieben!
Leb wohl!
Tanten. O Herz, hör auf, zu lieben.
Leb wohl!
Muſikanten. Rette, rette
Jeder ſich ins warme Bette!

*

Prinz. Haltet! Halt!
Nicht weich' ich der Gewalt.
Denn Prinz Zerbino nenn' ich mich,
Der Fürſt der Liebenden bin ich!

Wache. Zerbino!
Wir müſſen weichen.
Tanten. Zerbino!
Der ſchönſte Prinz in allen Reichen!
Don Pantaleon. Zerbino!
O Ehre ſonder Gleichen!
Zerbina. Zerbino!
O der Wonne ſonder Gleichen!
Prinz. Ehrlich meinen Schatz
Will ich ſingend hier erwerben,
Oder auf dem Platz
Hier vor Liebe ſterben.
Tanten. Ach, wir Tanten
Müſſen jetzt die Segel ſtreichen.
Vater. Theurer Eidam,
Welche Ehre ſonder Gleichen!

Chor. Heil ſei den Verlobten, Heil!
Glück und Liebe, Lieb' und Glück
Sei der treuen Herzen Theil!

Windet, bindet, ſchlinget Kränze,
Flechtet Segen mit hinein!
Alle Blumen raubt dem Lenze,
Lenz ſoll all ihr Leben ſein!
Tanten. Ach, wir müſſen unſrer Nichte
Dieſes ſchwere Opfer bringen
Und mit lächelndem Geſichte
Ihr das holde Brautlied ſingen.
Muſikanten. Stimmt aufs Neue
Eure Flöten, eure Geigen,
Aus dem Ständchen
Wird ein Hochzeitsreigen.

Zerbina und **Zerbino.**
Lenz wird unſer Leben ſein.
Alle. Glück und Liebe, Lieb' und Glück!

An die Freunde,

als einer derſelben ſeine Mutter verloren.

Die Väter, Mütter ſind gegangen,
Da ſtehn wir jetzt in erſter Reih:
Den Schlägen, die ſie aufgefangen,
Sind wir nun ſelber bloß und frei.

Da fühlt man's, wie die Zeit verwehe,
Und mit der Kindheit iſt es aus;
Nun gilt es, daß man ſelbſt beſtehe
Des Lebens ewig neuen Strauß.

So ſchließt die Reihn! — Drängt euch zuſammen!
Auch hinter uns ſteht ein Geſchlecht;
Das ſeh' an unſers Herzens Flammen:
Das Leben iſt kein Scheingefecht.

Wir haben eine Schuld zu zahlen
Den Todten der Vergangenheit.
Viel beſſer als mit Gräbermalen
Zahlt man mit Kampf für künft'ge Zeit.

Den Felſen nur, die nie gebaren,
Hat niemals ſich der Tod genaht;
Doch zahllos fallen Garbenſchaaren
Und geben Brod und geben Saat.

Sind's Klagetöne, Jubellieder,
Was hallet bei der Sichel Klang?
Was es auch ſei! Wenn ſtets nur wieder
Erſchallt der Lebens-Todtenſang.

Was iſt das Leben und Vergehen?
Wie ſtirbt die Mutter, lebt das Kind?
Wir werden nicht die Löſung ſehen,
Dieweil wir ſelbſt das Räthſel ſind.

Das alte Haus.

Nach Brede zog der Bruder aus,
Die Schweſtern folgten ihrem Sterne,
Geſchloſſen iſt das liebe Haus,
Und Vater, Mutter — mehr als ferne.

Nun bin ich kein Verbannter mehr —
Was frommt es? Ich bin ausgeſchloſſen;
Still iſt's und traurig rings umher,
Gras vor der Thür, hoch aufgeſchoſſen.

Die Fenſter blicken alt und blind,
Die Laden hängen ſchief und loſe;
Und drinnen ſummt's wie leiſer Wind,
Das Dach iſt grün bedeckt von Mooſe.

Halb Dickicht und halb Wüſtenei
Der Mutter Gärtchen, unbetreten; —
Wie war ihnen zu Muth dabei,
Als ſie im Schloß den Schlüſſel drehten?

Ach, unſer altes, gutes Glück!
In einen Winkel hingekauert
Ließ man's vielleicht allein zurück;
Nun hat es nichts zu thun und trauert.

Man ſagt, daß Glück wie Katzen ſei:
Es hängt am Haus, nicht an den Leuten;
Nur ſelten läuft's, wie Hunde, treu
Dem Herren nach durch alle Weiten.

Ach, unſres war von Katzenart —
Ich fühlt' es wohl in allen Landen;
Denn, ſeit ich zu dem Unſtät ward,
Vom erſten Tag kam mir's abhanden.

Drum möcht' ich gern hinein und ſpähn
In allen Winkeln, ob es drinnen:
Vielleicht beginnt's beim Wiederſehn
Wie in der alten Zeit zu ſpinnen.

Doch leichter ſchritt ich einſt hinaus,
Als jetzt es iſt, hineinzuſchreiten:
Ich ſag' Ade dem alten Haus,
Dem alten Glück, den alten Zeiten.

(12. Januar 1868.)

Dante.

Als Weiber, Kinder einſt von dannen flohn,
Erſchreckt, entſetzt, als Er herbeikam, Dante,
Weil ihm im Aug ein Fegefeuer brannte,
Vom Mund ein Wort des Grauens ſchien zu drohn:

Ob da ſein Herz nicht klang im weichern Ton
Der Sehnſucht nach der Heimat, die ihn bannte,
Und nach der Zeit, da ihn die Liebe nannte
Mit ſüßen Namen: Freund, Geliebter, Sohn?

Ich glaub' es nicht. — Wer einmal ſolche Größe,
Sei's in der Hölle, ſei's im Paradies,
An ſeines Lebens Ufern branden ließ,

Der kennt ſie nicht, der Liebesarmuth Blöße.
Um ſeine Seele, wie ein Purpurkleid,
In ſtolzen Falten liegt die Einſamkeit.

(14. Februar 1868.)

Lenau.

Ein Kloſterbau mit altverfallnen Bogen —
Da ſickert Düſterniß aus Zell' und Saale
Wie dunkler Trank aus der geſprungnen Schale,
Und Alles iſt von Wellen überflogen.

Die Neſſel brennt auf Chriſti Wundenmale,
Der Quell erzählt in leiſen Monologen
Von Glück und Glauben, längſt vorbeigezogen —
Ein Waldhorn tönt, doch fern, ach, fern im Thale.

Was hauſte wohl vor Zeit in dem Gemäuer?
Herzzehrendes Savonarolafeuer?
Fauſtgrübelei? Wie? Don Juan-Gelüſte?

Epheu und Roſen wuchern auf gemeinſam
Mit Dorn und Unkraut — immer mehr wird's einſam,
Wie Wahnſinn unentrinnbar wird die Wüſte.

Auf Wiederſehn!

Auf Wiederſehn! — Wie leicht geſagt, wie ſchwer erfüllt!
Die ſchmale Stelle, die du lächelnd übertrittſt
Beim Abſchiednehmen, iſt ein ungeheurer Raum,
Und der Moment, da du die Hand aus meiner ziehſt,
Iſt der Beginn von leeren Ewigkeiten oft.
Der erſte Schritt des Scheidenden iſt wichtiger
Als all die Tauſende der Schritte, die gemach,
Verhängnißvoll, geheimnißvoll dich weiter ziehn.
Mit deinem erſten Schritt fängt jenes Zauberwerk
Der Schaar der unſichtbaren Weberinnen an,
Die, was ſie weben, auch auflöſen ſchadenfroh;
Denn unſre Macht, die ſchwache, reichet weiter nicht,

Als eines Kuſſes ſanfter Hauch zu hören iſt,
Als der Umarmung enggeſchloßner Zauberkreis;
Und nicht ſo weit —: In meinen Armen ſtarb mein Kind.
Du biſt noch jung, du hoffeſt noch, und dieſer Gruß
„Auf Wiederſehn“ iſt nur der goldne Schrein, darin
Du einen Schatz, die Hoffnung, mitnimmſt auf den Weg.
O, wüßteſt du, wie oft ich alter Wanderer
Dieß Wort vergebens ſprach — erſchrecken würdeſt du.
Die Welle, die vom Quellenrand zu Thale ſpringt,
Das Blatt, das weit von ſeinem Zweig im Herbſte fliegt,
Sie ſagen nicht: „Auf Wiederſehn!“ — Sind weiſer ſie,
Als wir und als die frömmſten Leichenſteine ſind?
Und doch — ſag's einmal noch, ſag's immer wieder mir.
Muß denn geſchieden ſein, es bleibt das ſchönſte Wort,
Es lächelt ſanft den ſchmerzlichen Moment hinweg,
Es baut den ſchwanken Steg zum fernen, dunklen Tag,
Und weil er ſchwanket, bricht er nicht — vielleicht.
Sag's immer fort. Es wiederhallt im Herzen mir,
Und ſingend geb' ich dir's zurück, wie Mozart es
In Töne ſetzte, ſanft und tief: Auf Wiederſehn!
Auf Wiederſehn!

(1868.)

Sonett.

Umſonſt entziehſt du, Kind, dich meinem Segen:
Er ſchlingt ſich mit der Myrte dir ins Haar,
Er betet brünſtig mit am Traualtar,
Er grüßt dich plötzlich auf den fernſten Wegen.

O, wär' er ſtark genug, um wegzufegen,
Was je in deinem Leben traurig war.
Herbei der guten Geiſter ganze Schaar:
Die Blume künftig beſſer mir zu pflegen.

Sei glücklich, wie du hold, daß auf der Erde
Ein Bild voll Freudigkeit und Sinn und Licht,
Wie es der Dichter träumt, vollendet werde:

Schon taucht es auf aus deiner Augen Klarheit —
Du, Dichterin und ſelber ein Gedicht,
Du ein Gedicht und doch ſo ganze Wahrheit.

(1871.)

Auf Ludwig Simons Tod.

Da ſtarb ein Braver — ſtill, faſt unbeweint,
Als ein verlorner Poſten und vergeſſen,
Ausharrend treu und hingeſtreckt, indeſſen
Schon ferne ziehen Freund und Feind —
Die Weltgeſchichte ſelbſt — auf neuen Bahnen
Mit neuem Looſungswort und neuen Fahnen.

(1872.)

Zum Nachlaß.

Es iſt gar wenig, was da übrig bleibt,
Die letzten Jahre gaben ſchlechte Ernten,
Und meine alten Schmerzen, ach, verlernten
Die Kunſt der jungen, wie man Verſe ſchreibt.

Sie waren andrer Art — ach, von der Sorte,
Die beſſer ſchweigt. Warum den Nachbar ſtören?
Viel lieber möcht' er dann das Käuzchen hören,
Viel lieber bin ich Hiob ohne Worte.

(1872.)

Theodor Storms „Hausbuch".

Ein ſchönes Buch voll herrlicher Gedichte
Von edlen Dichtern aller deutſchen Gauen;
Doch ſcheint es manchmal ſo mich anzuſchauen,
Als wär's ein Kirchhof in des Mondes Lichte.

Die Lieder ſtehn gereiht wie Leichenſteine,
Und Nam' und Daten ſind wie Epitaphen:
Ich geh' umher und leſe, wer entſchlafen,
Und mancher Name rührt mich — auch der meine.

(23. Februar 1872.)

Mein lieber Sohn!

Gar viel und Vieles kann auf Erden
Aus einem kleinen Knaben werden;
Das Beſte, was er werden kann,
Iſt aber ſtets ein braver Mann.

Wer gut iſt, den hat Jeder gerne,
Der findet Freunde nah und ferne;
Er ſelbſt liebt Alles, was da gut,
Und iſt ihm immer froh zu Muth.

So viel kann ſelbſt mit ſieben Jahren
Das Herz verſtehen und erfahren.
Das Gutſein iſt ſo leicht, glaub mir!
Sei gut! Das wünſch' ich uns und dir.

(März 1872.)

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Moritz Hartmann's

Geſammelte Werke.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite
Briefe aus Dublin 1
Die Geſchichte des Königs Lavra 44
Die Geſchichte des Elfenkönigs O'Donoghue . . . 49
Tagebuch aus Languedoc und Provence 57
Provençalen (Volkslieder und Balladen) 295
Der große Lacher 336
Wanderungen durch celtiſches Land 405
Bilder aus Dänemark 485

Briefe aus Dublin.

Famine is in thy cheeks,
Need and oppression starveth in thy eyes,
Upon thy back hangs ragged misery.
The world is not thy friend, nor the world's law
Shakespeare.

Erſter Brief.

Dublin, im Juli [illegible]

Liebe Freundin! Ich laſſe mich nicht gern nach zwei Tagen vergeſſen und ſuche kurzem Freundesgedächtniß wenigſtens Anfangs durch Briefe nachzuhelfen. Ein anderer Zweck dieſer Zeilen iſt, Sie aufzufordern, ja dieſelbe Reiſe zu machen, die ich jetzt theilweiſe hinter mir habe. Drei Tage ſind es erſt, ſeit ich London verlaſſen, und wie viel des Intereſſanten habe ich ſchon erlebt und geſehen. Bis gegen Birmingham gleicht das ganze Land einem einzigen ungeheuren Parke, wo Alles Wohlſtand iſt und Behagen; die Städte und Flecken mit den graziöſen engliſchen Thürmen und Landhäuſern thun, als ob ſie nur ſo zum Spaße gemacht werden, um die Illuſion des Parkes zu vervollſtändigen. — Aber Birmingham raucht Einem ſchwarz entgegen wie eine Hölle. Ich habe es nur eine Stunde lang vom Bahnhof aus geſehen; doch mußte ich mich fragen, ob ich den Muth hätte, unter dieſes „sulphurous canopy," wie Campbell ſagt, zu tauchen. — Von da bis Liverpool nichts als Eſſen, Dampf, Kohlen; nur Stafford liegt wie eine Oaſe dazwiſchen.

Liverpool ließ mich bald die engliſchen Parks vergeſſen. Bis ſpät in die Nacht und den andern Tag bis Mittag ſtieg ich durch Gaſſen und Gäßchen; aber ich kam darunter an ſolche, in die ich nicht zu treten wagte. Dieſe Armuth, dieſes Elend, dieſes Verkommenſein der menſchlichen Race — man glaubt nicht, daß es übertroffen werden kann; nämlich wohl zu merken, bevor man Dublin geſehen hat. Und neben dieſer Armuth dieſer ungeheure

Reichthum? Liverpool iſt als Seeſtadt faſt noch bedeutender als London; der Hafen iſt größer und ſchöner und unendlich maleriſch. Einem unſchuldigen Reiſenden, z. B. einem Schwanreiſenden an der Seite ſeiner jungen, eben aufgeblühten Frau, der nicht mit unglückſeligen ſozialen Bedürfniſſen im Leibe in der Welt herumzieht und den es nicht treibt, in Seitengäßchen zu kriechen, aus denen ihm Peſt und Verweſung entgegenathmen — einem ſolchen Reiſenden kann Liverpool, vom Waſſer aus geſehen, als eine der maleriſchſten und ſchönſten Städte der Welt erſcheinen. Aber eine traurige Enttäuſchung harrt Deſſen, der ſich näher an dieß Traumgebilde heranwagt.

Unſere Fahrt war außerordentlich ſchön. Liverpool iſt lange ſichtbar mit ſeinen Leuchtthürmen und ſeinem Kaſtell. Wie es verſchwindet, treten die Hügel von Wales hervor, als freundliche Begleiter. Schiff an Schiff fliegt vorüber. Endlich waren wir auf hoher See. Die Geſellſchaft war gleichgültig, einige ſchöne Kinder ausgenommen, die auf dem Verdecke ſpielten, und einen Irländer, der ſich ſeinen Rock flickte, wahrſcheinlich um ſeine Heimatinſel mit einigen neuen Flicken zu ehren. Aber die Arbeit war umſonſt. Wo er ſeine Nadel einſenkte, riß das morſche Zeug, und es entſtand ein neues Loch. So arbeitete der arme Kerl mit bewunderungswürdiger Ruhe den ganzen Nachmittag. — Einmal wurde die geſammte Geſellſchaft in Alarm gebracht; es erſcholl der Ruf „purpoises!“ und Alles eilte, um hinabzuſehen. Eine ganze Schaar der genannten, ungeheuren Fiſche ſchwamm um das Schiff, tauchte auf und unter und ſpielte, ziemlich graziös, auf der leuchtenden Fluth. Ich aber ſuchte vergebens in meinem Wörterbuche nach purpoises und weiß ſo noch jetzt nicht, ob ich Haifiſche, Walfiſche oder Delphine geſehen; ich glaube, es werden die letztern geweſen ſein. — Der Sonnenuntergang war, wie Ihre Landsleute ſagen würden, ſehr niedlich. — Bis ſpät in die Nacht lag ich in meinen Mantel gehüllt auf dem Verdeck. Was kümmert es Sie, liebe Freundin, daß ich da folgende Verſe gemacht habe?

Auf weitem Meer allein!
Allein auf weitem Meer!
Nur Himmel, Mondenſchein,
Verwaiſt um mich her.
Doch zieht ins Herz wie ein
Etwas, das thut wie Du,
O Glück: 's iſt mehr als Ruh,
's iſt das Vergeſſenſein!

Aber Sie merken dieſem Briefe wohl an, wie fürchterlich müde ich bin; morgen ſchreibe ich weiter — gute Nacht.

Zweiter Brief.

Dublin, im Juli.

Als ich Samstag Abends die Feder hinlegte, um mein müdes Haupt zur Ruhe zu bringen, wußte ich nicht, daß ſich mein Stoff ſo ungeheuer anhäufen würde, daß ich heute nicht weiß, wo anfangen. Wirklich bin ich noch auf offener See, träumend, Meerluft athmend, Verſe machend — und in der That iſt mein ganzer Kopf, mein ganzes Herz mit Dubliner traurigen und ſchöner Wirklichkeit angefüllt. — Wie unendlich Schönes habe ich geſehen! Doch ich will Ihnen keinen wiſſenſchaftlichen Brief, ſondern nur einen guide ſchreiben für den Fall, daß Sie noch hierher kommen ſollten. — Als ich Sonnabend Morgens erwachte, befand ich mich im Hafen von Dublin; die ſchöne Nacht hatte mich ſo lange auf dem Verdeck zurück gehalten, daß ich dafür den Sonnenaufgang auf dem Meere verſchlafen hatte.

Wie ruht es ſich ſo ſüß
In traulicher Kabine
Beim gleichgemeſſnen Schlag
Der treibenden Maſchine.

Wenn an das Fenſterlein
Die nächt'ge Welle ſchlägt,
Gleichwie an unſer Herz
Das Leben, das uns trägt.

Auf merkwürdige Weiſe kam ich in ein very cheap hotel. Der Mann, der mir das Gepäck trug, ſollte mich ins Hamilton-Hotel bringen, das man mir auf dem Schiffe empfohlen hatte. Da aber das Hotel noch geſchloſſen war, ging mein Mann ohne Pauſe weiter und pochte an das nächſte, indem er mich einfach verſicherte, es ſei ganz gleichgültig, in welchem Hotel man wohne, wenn man überhaupt nur wohne. — Das war denn das erſte Beiſpiel iriſcher Naivität. Das zweite gab mir der Kellner, der mir, indem er ſich die Augen rieb, Vorwürfe machte, warum ich auch ſo früh käme. — Ich begab mich ſogleich auf die Wanderung; mit welchem Erfolg, mögen Sie daraus beurtheilen, daß, als ich um zehn Uhr Herrn John Ball beſuchte, an den ich eine Empfehlung hatte, derſelbe nicht wenig erſtaunt war über meine Dubliner Kenntniſſe und mir gar nicht glauben wollte, daß ich erſt vor vier Stunden angekommen. — Die Stadt iſt außerordentlich ſchön, maleriſch, intereſſant, eigenthümlich und wäre gewiß auch eine der angenehmſten, wenn Einem nicht auf Schritt und Tritt das fürchterlichſte, jammervollſte Elend entgegenträte. Man kann ſich keinen Begriff machen von dieſer Armuth, von ihrer Ausdehnung und den entſetzlichen Schlupfwinkeln, in denen ſie hauſt; ſogar jene von Irländern bewohnte Gaſſe, die ich Ihnen in London zeigte, gibt noch nicht die entfernteſte Ahnung von dem, was man hier auf Schritt und Tritt antrifft. Denken Sie ſich eine ganze große Stadt aus ſolchen Gaſſen beſtehend, wie jene in London, und nur von den Aermſten aus jener Gaſſe bewohnt — und Sie haben immer erſt einen ſehr ſchwachen Begriff von den meiſten Stadttheilen Dublins. Höchſtens der zehnte Mann, dem man begegnet, iſt anſtändig gekleidet. Von den andern haben gewiß ſieben kein Hemde an; wenn ſie auch die Röcke bis hinauf zugeknöpft haben, ſo verrathen es doch unzählige

Stellen, die den nackten Leib zeigen. Ja ich habe unendlich Viele geſehen, die mehr nackt waren als bekleidet. Das ſchöne Märchen von dem perſiſchen Könige, der das Hemd des Glücklichſten brauchte, überall nachſuchen ließ und endlich den Glücklichſten ohne Hemd fand, iſt hier ein doppeltes Märchen, ja ein Hohn. Dieſe ausgehungerten, vertbierten Geſtalten ſind ſo weit gekommen, daß ſie überhaupt keines Glückes mehr fähig ſind; rhachitiſch geboren, wachſen ſie hungernd auf und ſterben an der Auszehrung. Alle Weiber gehören der Proſtitution an, und es ſind darunter oft ſo holde, liebe Weſen, daß man nicht nur ſie ſelbſt beklagen muß, ſondern mit ihnen auch die Menſchen, denen ſie hätten Glück geben können. Die meiſten Irländerinnen ſind ſchön oder haben wenigſtens ſanfte Züge; aber deſto ſchrecklicher iſt die Schrift, welche das Laſter auf dieſe ſeinen Geſichter gezeichnet hat. Faſt alle tragen das ſo hübſch kleidende Mäntelchen, das wir auch in Deutſchland z. B. in der Gegend von Eiſenach haben, und gewiß alle ohne Ausnahme den Strohhut, an dem man auch in London die iriſche Bettlerin erkennt; mag er noch ſo zerriſſen und zerſchlitzt ſein, der Hut darf nicht fehlen. — Ein Deutſcher, den ich hier traf und der Irland ſeit Jahren kennt, faßte ſeine ganze Kenntniß und ſein ganzes Urtheil in folgende Worte zuſammen: Ein gewiß ſehr originelles Volk, wo jede Bettlerin einen Hut und jeder Mann ein luxuriöſes O' vor ſeinem Namen trägt.

Und ein ſonderbares Volk iſt es allerdings, in jeder Beziehung verſchieden von allen kontinentalen Völkern. Die meiſte Aehnlichkeit hat es vielleicht noch mit den Lazzaronen Neapels; doch iſt es gutmüthiger, naiver und trotz der Verderbniß, die ihm das Elend nothwendig eingeimpft hat, auch reiner. Der Irländer iſt kein Lazzarone von Natur, er arbeitet willig, um ſich ſein tägliches Brod zu verdienen. Aber er thut es gern mit Heiterkeit und ſträubt ſich gegen die verthierende Anſtrengung, die der Engländer verlangt. Hat er nicht Recht darin? ſind wir wirklich nur da, um zu arbeiten? oder ſind wir vielmehr da, um zu leben? Wäre die Arbeit gerecht vertheilt, ich meine, Jedem müßte noch Raum und Zeit genug zum Lebensgenuſſe bleiben. So aber, wie ſich England und die moderne Welt die Sache eingerichtet haben, müſſen allerdings Millionen am Pfluge, an den Maſchinen, in den Minen verdumpfen und zu Grunde gehen, damit einige Wenige in gänzlicher Unthätigkeit dahinſchwelgen können. Die Natur, welche die Wahrheit iſt und welcher der Irländer nahe ſteht, ſträubt ſich in ihm gegen dieſe Ausbeutung und Verdumpfung.

Und gerade Das iſt's, was die Engländer an ihm verurtheilen; wenn er verhungert bei ſeinem Sträuben gegen vierzehnſtündige Arbeit, ſo hat er Recht und iſt ein Märtyrer der Wahrheit und Freiheit im Menſchen. —

Aber traurig iſt es freilich, dieſe Märtyrer in der Nähe zu ſehen; der Hunger, nichts Anderes gibt den Weibern dieſes zarte Ausſehen, der Müßiggang dieſe feinen unverdorbnen Glieder, die man bedauern muß. Die Männer liegen vor ihren Wohnungen, an den Straßenecken, auf den Brücken und lungern hinaus, ob ſich kein Verdienſt will ſehen laſſen. Wenn ein Fremder vorübergeht, ſtrecken ſie ſtumm die Hand aus; Viele haben auch Das aufgegeben und liegen nur noch regungslos da und betrachten den beſſern Rock des Vorübergehenden oder ſehen das Droſchkenroß, vielleicht neidiſch, an, wie es ſeinen Futterſack vorgebunden hat. — In den Gaſſen, wohin man ſieht, Mütter mit Kindern auf den Armen, mit Kindern vor und hinter ſich, wie eine traurige Gluckhenne, die kein Korn findet.

Die Wohnungen dieſer Unglücklichen, welche wenigſtens drei Viertheile von Dublins Gaſſen einnehmen (wenn auch nicht der Ausdehnung, doch der Zahl nach, da ſie in den engern Gaſſen wohnen, während natürlich die Wohlhabenden ſich in breiten Straßen und Squares ausdehnen) — dieſe Wohnungen, z. B. in der Nähe von St. Patricks Street, zu beſchreiben, das erlaſſen Sie mir. Ich habe viel geſehen in böhmiſchen Dörfern und Judengaſſen, ich bin auch in Schleſien gereiſt und in jenem

Theile Weſtphalens, wo die Reichen ſo fromm ſind; auch hatte ich immer Phantaſie genug, mir das Geſehene verzehnfacht zu denken, wenn ich in Reiſebeſchreibungen von iriſchem Elend las. Aber wenn meine Phantaſie auch alles früher Geſehene verhundertfacht auf einander gehäuft hätte zu einem Alpengebirge von Elend, ſie hätte das nicht erreicht. Robert Emmet hatte Recht, das Hauptquartier ſeiner Revolution nach Patriks Street zu verlegen; da iſt ein ewiger Stoff zu Revolutionen aufgeſchichtet, ein unſterbliches Heer wohnt da für die Revolution. — Mögen ſie jetzt im engliſchen Parlament Bill auf Bill einbringen, mögen ſie Workhouses auf Workhouses errichten, mögen die Unitarier noch ſo wohlthätig ſein und ſogar den hundertſten Theil anſtatt des tauſendſten von ihren Renten für die Armen verwenden: dieſem Leiden, das England ſeit Jahrhunderten geſäet hat, helfen ſie nicht mehr ab, dieſer Krebs iſt nicht mehr auszuſchneiden, er wird weiter freſſen und zerſtören — ob England mit? ob Irland, das arme, iſolirte Irland in ſeinem Siechhauſe allein? — Das iſt die Frage.

Macaulay ſpricht in der Einleitung zu ſeiner Geſchichte mit Stolz von den engliſchen Abenteurern, die im fernen Indien Reiche gründeten, größer und dauerhafter als das Reich Alexanders. Aber iſt es ein Ruhm, im fernen Indien Reiche zu gründen, wenn das ſchwarze Elend zu Hauſe vor der eigenen Thüre lagert? Zeiten werden kommen, da man auf ſolchen Ruhm mit Verachtung zurückblicken wird. Wirklich edle Völker waren nie erobernde; ſie blieben daheim und ſchmückten ſich „wie die Roſe ſelbſt ſich ſchmückt.“ Aſſyrier, Babylonier und Perſer durchzogen die Welt als Eroberer; die Griechen zogen nur aus, um als Argonauten geahnte Ideale zu ſuchen, oder als Trojafahrer, um geraubte Weiber heimzubringen, oder endlich um mit friedlichen Kolonien die öde Welt zu bevölkern und neue Herde der Geſittung zu errichten.

Aber ich vergeſſe, daß die Engländer in Irland ſelbſt Eroberer ſind und zwar noch heut zu Tage. Ueberall gewährt

Dublin den Anblick einer eroberten Stadt; Soldaten, in London eine Seltenheit, gibt es hier in unzähliger Menge: auf Schritt und Tritt begegnet man rothgeröckten Schaaren. Ueberall ſtehen Kaſernen von ungeheurer Größe, und das Kaſtell in der Mitte der Stadt iſt ein wahres Zwing-Dublin. Die policemen, die Sie in London ſo ſehr als Diener des Publikums bewunderten, ſind hier ebenſo vollkommene Poliziſten, wie auf dem Continent: die meiſten tragen dicke Stöcke und ſind rauh und unfreundlich. Das Volk jagen ſie vor ſich her, wie man Vieh treibt; bei Verhaftungen werfen ſie den Arreſtanten nieder und ſtoßen und ſchlagen ihn. — Schon in London, als ich einſt einem policeman Vorwürfe machte über ſein rohes Betragen gegen ein Bettelkind, welches er ſchlug und kneipte, antwortete er mir kurz: Bah, it is an irish girl. — Wenn man einen Irländer fragt, was die runden Thürme bedeuten, die ſich auf den Anhöhen der Bay hinziehen, antwortet er: Sie ſind gegen die Franzoſen oder Amerikaner, wenn ſie uns einmal zu Hülfe kommen ſollten. Daß die Thürme ihnen zum Nutzen und zum Schutz des Hafens da ſein könnten, fällt den Irländern nicht ein. Auf Frankreich blicken ſie noch immer mit Vertrauen und Freundſchaft, wie die Polen, obwohl ſie wie dieſe ſchon hundertmal von Frankreich betrogen worden ſind. Ein Irländer, dem ich bemerkte, daß man mich meines Bartes wegen hier weniger auslache als in England, antwortete mir; das kommt daher, weil man Sie für einen Franzoſen hält, und wir lieben die Franzoſen. — In neuerer Zeit indeſſen hat ſich der hoffende Blick Irlands auch auf Amerika gerichtet. In der That iſt dieß das einzige Land, woher ihm wirklich Hülfe kommen kann; aber wie lange wird dieß noch dauern?

Auch Straßen, Monumente und Häuſer zeigen, wie man der eroberten Stadt mit Gewalt ein engliſches Gepräge geben und ihr einreden will, als ob die Geſchichte Englands, der Ruhm Englands auch ihr Ruhm und ihre Geſchichte ſei. Die meiſten Straßen, nur die älteſten ausgenommen, tragen berühmte engliſche

Namen. Die Moore-Street iſt die einzige, die einen iriſchen Namen neueren Datums trägt. Sonſt ſieht man Grafton-Street — Cumberland-Street ꝛc. Letztere nach jenem Edlen genannt, der an der Spitze der blutigen Orangemen Hetzjagden auf Irländer anſtellte. Vor Trinity-College ſitzt der Mann zu Pferde, der das Collegium den Irländern verſchloſſen, und wie zum Hohn ſteht auf dem Sockel, daß es „ob restitutam fidem“ errichtet worden. Ich meine das Monument Wilhelms III. Kann es da wundern, daß ein Verſchwörer beim Eintritt in die Verſchwörung ſich's ausbedungen, ſobald die Revolution ausbräche, den Wilhelm in die Luft ſprengen zu dürfen? Das iſt nun freilich nicht geſchehen, aber eine Genugthuung können die Irländer in der Häßlichkeit des Monumentes finden. Braun angeſtrichen, mit goldenen Litzen um Schulter und Gürtel, ſitzt Wilhelm der III. da auf ſeinem dicken Pferde, wie ein Häuptling der Rothhäute in ſeinem ſchönſten Staate. Nur ſeine Haltung, der nach vorn gebeugte Oberleib und der nach hinten herausgeſtreckte untere Theil, ſind ächt engliſch. In der ſchönen Sackville Street ſteht Nelſon auf ſeiner Säule, und vom Phönixparke aus beherrſcht eine Pyramide mit den Namen der Wellington'ſchen Schlachtfelder die Stadt. Beide Helden hätte Irland lieber geſchlagen als ſiegreich geſehen. Aber was hilft's? England behandelt Irland, wie ſchlechte Erzieher ein Kind behandeln: es muß die Speiſen verſchlucken, die es nicht mag.

Eines der traurigſten Monumente in Dublin iſt das ehemalige House of commons, wo einſt doch wenigſtens ein Schatten von Freiheit wohnte und wo jetzt England mit ſeinem Gelde herrſcht. Denn das House of Commons iſt in die Bank umgewandelt. Das große weitläufige, ſäulengetragene Gebäude aus dunklen Quadern hat ein wirklich hiſtoriſches Geſicht. Auf den erſten Blick erzählt es Einem lange, rührende Geſchichten. Ich mußte bei ſeinem Anblick immer an den herrlichen, rührenden Moment denken, da der kleine Grattan mit den feurigen Augen hier vom Portale aus zum Volke ſprach, als der letzte Reſt iriſcher

Unabhängigkeit durch die ſogenannte Union begraben war. Das Volk trug ihn jauchzend auf ſeinen Schultern durch die Straßen — was hat das genützt? Vielleicht doch etwas. Im Volksgewühle verſteckt ſtand damals ein kleiner, breitſchultriger Junge, Daniel O'Connell; wer kann berechnen, welche großen Entſchlüſſe er ſchon damals gefaßt? — Noch heute nennt das Volk das Säulengetragene Gebäude nur ſein House of commons. Es hängt überhaupt mit unabänderlicher Treue an ſeinen alten Erinnerungen, wie an ſeinen todten und lebenden Märtyrern; Lord Edward Fitzgerald, Wolf Tone, Ruſſell, Robert Emmet ſind ihm heilige Namen. Doch werden ſie alle von O'Connell überragt, den man nur den Befreier nennt oder den großen Agitator. Vor jedem großen wie kleinen Bilderladen hängt ſein Porträt, rings umher die Porträts von Mitchell, Smith O'Brien, J. Duffy u. ſ. w. Unter dem Bilde O'Briens fand ich folgenden Vers:

Whether on the scaffold high,
Whether in the battle's van,
The fittest place, where man can die,
Is where he dies for man.

Was in der Ueberſetzung etwa ſo heißen mag:

Ob hier auf dem Schaffote hoch,
Ob wo der Tod der Schlachten wirbt —
Es ſtirbt der Menſch am Schönſten, wo
Er für die Menſchen ſtirbt.

Ich war dabei, wie ein zerriſſener Irländer einem Haufen gleich Zerriſſener dieſe Verſe vorlas; ſie wurden mit einem Hurrah auf alle guten Patrioten und auf die Deportirten beantwortet.

Trotzdem jedoch geht die Repealagitation nicht vorwärts; ſie ſchläft ſogar ſeit dem Tode O'Connell's immer tiefer und tiefer ein. So wahr iſt es, daß auch die größte und gerechteſte Sache von Perſönlichkeiten abhängt; eine traurige Wahrheit für alle Autoritätsbekämpfer! — Das Meeting, dem ich heute beiwohnte, ſcheint mir das letzte geweſen zu ſein. Seit dem Tode des großen Agitators verſammelten ſich die Repealer jede Woche einmal in der Reconciliations-Hall; aber die Zahl wurde immer geringer, und heute belief ſie ſich nicht auf hundert. Den Präſidentenſtuhl nahm ein Herr Samuel Law ein; die Bänke der Patrioten und Repealer waren beſetzt, aber die Bänke des Comités blieben leer. John O'Connell war das einzige von den Comitémitgliedern, das erſchien. Er wurde von der kleinen Verſammlung mit geſchwenkten Hüten und lauten Cheers empfangen. Aber ſein melancholiſches Geſicht konnte dieſer enthuſiaſtiſche Empfang nicht aufheitern. Im Gegentheil begann er, ſobald der Präſident ſeinen Sitz eingenommen hatte, ſich bitter zu beklagen über die Theilnahmloſigkeit des Landes und über das Erſterben des Eifers für die große Sache. Der Präſident ſprach im ſelben Tone und zog betrübte Parallelen zwiſchen einſt und jetzt, zwiſchen der Zeit, da die Reconciliations-Hall voll gepfropft und die Repealſteuer wöchentlich Tauſende von Pfunden einbrachte, und zwiſchen der Gegenwart, da ſich eben ſo wenig Shillinge als Repealer ſehen laſſen. Bei dieſen Worten warfen Einige aus dem Publikum kleine Summen auf den Sekretärstiſch; die Meiſten indeß ſeufzten bloß und hielten ihre Hände regungslos in den leeren Taſchen. Auf der Galerie weinten einige Weiber. Zuletzt kündigte John O'Connell den Beſchluß des Comités an, die Meetings auszuſetzen und eine beſſere Zeit abzuwarten. Die Aſſociation, bemerkte er ausdrücklich, ſei damit noch nicht aufgelöst, das Comité beſtehe fort und werde mit allen Kräften weiter arbeiten; aber die nutzloſen Meetings ſeien aufgeſchoben, vertagt. Man ſah ihm an, daß er ſelbſt nicht an ſeine Worte glaubte; eben ſo wenig thaten es die Zuhörer. Aber als er von ſeinem guten Willen ſprach, von ſeiner Bereitwilligkeit, für die „große Sache" Alles zu thun, wurde er wieder mit lärmender Begeiſterung begrüßt. Auch von ſeinen kleinen Fähigkeiten, vom Bewußtſein ſeiner Unbedeutendheit ſprach er einige Worte, die jedoch vom Widerſpruch ſeiner Zuhörer erſtickt wurden. — Hierauf zerſtreute ſich die

Geſellſchaft ſchweigend. Ich hatte die Ueberzeugung, der Sterbeſtunde der Repealmeetings beigewohnt zu haben. Die ſo groß begonnen, die die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt auf ſich gezogen und einſt das eiſerne England in ſeinem Innern hatte beben machen, endete hier ſchweigend, geräuſchlos, wie ein Strom im Sande, wie ein einſt Berühmter, nun Vergeſſener im dunklen Winkel eines Hoſpitals ſeinen letzten Athem verhaucht.

Die Reconciliations-Hall iſt ein einfaches, ſolides Gebäude am Hafenquai, faſt ohne allen andern äußern Schmuck als das Basrelief der Harfe von Erin. Der innere Saal iſt eben ſo einfach. Rings um die Wand läuft eine geräumige Galerie für die Frauen, die O'Connell's eifrigſte Anhängerinnen waren; er hatte auch faſt in jeder ſeiner Meetingsreden ein Kompliment für ſie bereit. Zu Füßen des hocherhöhten Präſidentenſtuhls ſteht der Tiſch der Sekretäre; rechts und links laufen die Bänke für das Comité und für „ausgezeichnete Fremde.“ Doch kann man für einen Sixpence einen ſolchen ausgezeichneten Platz erhalten. So wenigſtens that ich und hatte den Vortheil, die ganze Verſammlung en face und John O'Connell dicht neben mir zu ſehen. Letzterer macht nicht den Eindruck eines bedeutenden Menſchen, auch nicht wenn er ſpricht. Von ſeinem Vater ſcheint er wenige Eigenſchaften geerbt zu haben. In der Rede iſt er befangen, oft fehlt ihm der Ausdruck für Das, was er ſagen will, dann entſteht eine Pauſe, während welcher er zur Erde ſieht oder mit den Papieren in ſeiner Hand ſpielt; endlich findet er das Wort, aber es iſt viel ſchwächer, als man es nach dem Anfange des Satzes erwartet hatte. — Auch wird John O'Connell ſchwerlich noch an Bedeutung wachſen. Er iſt nicht mehr in dem Alter, in dem man lernt. Sein Haupt iſt kahl und die Friſche der Jugend von ſeinem Geſicht, das zu den gewöhnlichſten gehört, längſt gewichen. Mit ſeinem Vater hat er, nach den Bildern zu ſchließen, auch äußerlich nicht die geringſte Aehnlichkeit. Er ſcheint ein einfacher, anſtändiger Menſch zu ſein, nichts mehr und nichts weniger. Sein Vater war, wie alle Menſchen, die geſchaffen ſind, große Maſſen in Bewegung zu ſetzen, ein höchſt zuſammengeſetzter Charakter. Dieſes erſah ich auch aus einem Geſpräche, das ich in einer kleinen Kneipe mit Männern aus dem Volke führte, die ihn alle ganz genau gekannt hatten. Das war ein Löwe, ſagte der Eine, ſtärker als der Löwe Britanniens. — O nein, ſagte ein Zweiter, er war nur ſtark wie ein Löwe und edel, ſonſt war er ein Fuchs. Ein Bulldog war er, rief ein Dritter. Nein! ein Kampfhahn, ſchrie ein Vierter darein, und ein Fünfter, der halbbetrunken auf der Bank lag, erhob ſich gravitätiſch und ſtammelte: Er war ein großer Advokat und ein großer Feldherr, aber er liebte zu ſehr den Frieden.

Der Mann, der den letzten Zuſatz machte, ſah mir gerade ſo aus, als dächte er weniger an die friedliche Agitation als an die Worte O'Connell's, die wie ein Vermächtniß an ſeine Nation in goldenen Lettern auf Sammt geſtickt in der Halle über dem Präſidentenſtuhle prangen und die da lauten: The man who commits a crime gives strength to the enemy. O'Connell; während auf der andern Seite des Stuhles golden auf ſchwarzem Sammt zu leſen iſt: O'Connell is dead! Irishmen as you revere his Memory owing to his Principles.

Letzteres iſt nun weniger der Fall und hat ſeine Gründe. Die Schüler und Nachfolger O'Connell's ſind keine friedlichen Agitatoren, ſondern offene Revolutionäre. Es ſcheint mehr als Zufall, es ſcheint geſchichtliche Vorſehung zu ſein, daß O'Connell gerade vor Anbruch des Jahres 1848 die Augen geſchloſſen hat. Gewiſſe Punkte gibt es, an denen angelangt die Geſchichte ſich mit Reformen und friedlichen Agitationen nicht begnügen kann; die Mitchells und Smith O'Brien ſind in ihrer Zeit eben ſo berechtigt, wie es der alte Dan in der ſeinen geweſen.

Dritter Brief.

Eine Stunde ſpäter.

Ich bin geſtört worden durch einen Mann, der mir von einem Antiquar ein Packet alter Bücher und Brochüren über die Revolution der united Irishmen und über die Inſurrektion von 1803 brachte. Als ich ihn für ſeine Mühe bezahlte, bemerkte ich, daß er mit zu der großen Schaar Derjenigen gehörte, von denen man nicht ſagen kann, daß ihnen das Hemde näher iſt als der Rock. Ich bot ihm eines an, ohne von ihm dafür den Stoff zu einer Dichtung zu verlangen. Ueberraſcht wog er es lange in ſeiner Hand, ſah bald mich, bald das Geſchenk an und fragte endlich, was er damit ſollte. Ich ſetzte ihm in ſchöner Rede den Vortheil eines ſolchen Beſitzthums auseinander, machte aber offenbar nur geringen Eindruck damit. — Ich bin's nicht gewöhnt, ſagte er endlich mit Achſelzucken. Und auf die Frage, ob er denn nie ein Hemde getragen, antwortete er: O ja, einige Mal, aber das iſt ſchon lange her. — Nach einigen Minuten fragte er wieder: Alſo das Hemd gehört jetzt mir? — Ja wohl! — Nun da es mein iſt, kann ich damit machen, was ich will; ich verkaufe es Ihnen. Und ſo ſprechend, bot er mir es an mit dem liebenswürdigſten Lächeln und der graziöſeſten Bewegung von der Welt. Nehmen Sie es, fügte er hinzu, ich laſſe es Ihnen ſehr billig: für drei Pence gehört es Ihnen. Ich gab ihm die drei Pence und ließ ihn mit dem Hemde gehen. Da haben Sie ein kleines, ächt iriſches Geſchichtchen. Mir iſt es als Unterbrechung lieb; es hat mich aus dem Politiſiren herausgeriſſen, und ich verlaſſe das Thema, das ſeit zehn Jahren alle Zeitungen beſſer behandelt haben, um Ihnen den herrlichen Tag zu beſchreiben, welchen ich geſtern verlebt habe.

Es war Sonntag. Die Sonne ſchien herrlich; kein Wölkchen bedeckte den Himmel, und ich machte mich früh auf, um nach Kingstown zu fahren. Es iſt eine der ſchönſten Fahrten, die man machen kann. Die Eiſenbahn geht längs des ſüdlichen Ufers der Dubliner Bai hin und theilweiſe durch die Bai ſelbſt: die Wagen ſind klugerweiſe ganz offen, ſo daß Einem von dem herrlichen Anblicke nichts verloren geht. — Nach und nach verſchwindet Dublin, nur Maſten und Thürme blicken über die Gärten und durch den blauen Morgendampf dem Reiſenden nach. Die Bai thut ſich weit auf und immer weiter und weiter und zeigt Einem am jenſeitigen Ufer das einſame Vorgebirge von Houth Head, welches die Felſeninſel, Irelands Eye, das melancholiſche Auge Irlands, mit ſeinen Zacken verſteckt. Fern im Oſten treiben einzelne Segler, die die Fluth erwarten, um in den gaſtlichen Golf einzulaufen. Ganz nahe der Eiſenbahn liegen da und dort ganz traurig ausſehende Schiffe, die die Ebbe auf dem Trockenen zurückgelaſſen — wie Menſchen mit einem verfehlten Leben. Die Anker, die tief im Schlamme ſtecken, ſcheinen eine Ironie; umſonſt zauſt der Morgenwind an den eingerefften Segeln. — Wir kommen nach Black Rock. Es ſind das ſchöne und beſcheidene Landhäuſer, die ſich terraſſenartig den Hügel hinauf und die Eiſenbahn entlang ziehen bis gegen Kingstown. Aber engliſche Villen ſind es nicht; in den Gärten, die der Engländer mit Kaktuſſen bepflanzt hätte, treibt die Kartoffel ihre beſcheidene, meiſt krankende Blüthe.

Doch iſt es ſchön hier. Die Nähe des Meeres wirft ſeinen Glanz zurück auf die Hügel, die Bäume und Büſche neigen und beugen ſich im Morgenwinde, kreiſende Möven ſtreichen uns über den Weg, der noch zu ihrem Gebiete gehört — über den Waſſern begegnen ſich die Klänge der Sonntagsglocken aus Kingstown und Dublin — in den Gärten zwiſchen Büſchen und Lauben ſitzen Väter, Mütter und Kinder beim Frühſtück und ſchwingen uns zum Gruße Hüte und Tücher — auf den Spitzen der Hügel ſtehen überall einzelne Maſten, die dem Sonntag zu Ehren Flaggen wallen laſſen. Der Lokomotivführer ſcheint zu ſchlafen oder zu beten, denn wir gleiten ſacht und langſam durch all die Schönheit hin. — In Kingstown ſteigen wir an dem kleinen, lieblichen

Hafen aus, in deſſen Buſen gewaltige Dampfer ruhig träumen, die des Abends nach Liverpool und Belfaſt treiben ſollen, und andre, die ſich zu Sonntagsſpazierfahrten bereit machen. Der Leuchtthurm glänzt im Sonnenlichte, und auf den Felsblöcken, die am Ufer umher liegen, wie die zerſtreuten Trümmer eines gewaltigen Palaſtes, lagern die Gruppen harrender Kirchengänger und laſſen ſich die Sonne auf die Geſichter brennen. Kingstown iſt ein ſchöner Flecken, der ſich vom Hafen aus eine ſanfte Höhe hinanzieht, während ihn im Hintergrunde die halbkahlen Felsmaſſen von Dalkey überragen. Im Vordergrunde zeigt eine Reihe von prächtigen Landhäuſern, die auf den Meerbuſen hinausſehen, ihre glänzende Stirne. Terraſſen und Gärten ziehen ſich bis zum Hafen hinab.

Ich habe hier einen Brief an einen Jung-Irländer abzugeben, deſſen Adreſſe ich nicht weiß. Ich frage, und bald bin ich von einer ganzen Schaar guter Leute umgeben, die mir alle helfen wollen und die ſich wieder nach allen Winden zerſtreuen, um ſich zu erkundigen. — Nach einer Stunde vergeblichen Suchens trete ich in einen Fruchtladen, um zu frühſtücken. Die Mädchen daſelbſt erzählen mir, daß Kingstown von Katholiken, Proteſtanten, Quäkern und Methodiſten bewohnt iſt, die alle in größter Friedlichkeit zuſammenleben.

Von Kingstown fuhr ich auf der atmoſphäriſchen Eiſenbahn nach Dalkey. Man ſieht vom Lande nicht viel, da die Bahn größtentheils unter der Erde hinläuft. Wie ich wieder ans Tageslicht emporſtieg, glaubte ich in einem italieniſchen Dorfe zu ſein. Aus verbranntem oder aufgeſchwemmtem Boden wachſen grüne Gärten, freundliche und prachtvolle Landhäuſer heraus. Zwiſchen Häuſern und Gärten blickt von allen Seiten das unendliche Meer durch, das ſchäumend an die Felskoloſſe des Ufers ſchlägt. Ueberragt iſt das ganze Dorf von einem gewaltigen Bergkegel, deſſen Spitze mit einer Pyramide gekrönt, deſſen Abhänge von großen Felsblöcken bedeckt ſind, zwiſchen welchen das Grün nur ſparſam durchleuchtet. Hier und da trägt er ein einſames Haus auf ſeinem

Rücken. Von dieſer Seite ahnt man es nicht, daß der rohe Geſelle in ein Bruchſtück des Paradieſes blickt, in die Bai von Killiney. —

Ich weiß nicht, wohin mich zuerſt wenden, und folge der Menge, die aus dem Bahnhofe ſtrömt. Ein freundlicher Gentleman ſchloß ſich mir an. A fine day, Sir! — A very fine day, Sir! — Dann ſpricht er franzöſiſch, ich antworte ihm und bemerke, daß ich ein Deutſcher ſei. — Ein Deutſcher! ruft er, ſehen Sie, welches Buch ich in der Taſche mit mir trage! — Und er zieht Schillers dreißigjährigen Krieg hervor. — Ich lerne Deutſch, ſagte er, — ich liebe dieſe Sprache, es iſt die ſanfteſte, ſüßeſte, wohlklingendſte aller Sprachen. — Ich bin zu höflich und zu patriotiſch, um zu widerſprechen.

Er hielt mir das Buch vor (es ſah aus wie das griechiſche Leſebuch eines ſchlechten Schülers, der ſich mit mancher pia fraus für's Examen vorbereitet) und erkundigte ſich nach der Bedeutung verſchiedener Worte, die er mit aller Mühe und mit allen Wörterbüchern nicht enträthſeln konnte. Es waren meiſt unregelmäßige Imperfekta und Partizipia. — Der Satz: Unter Maximilian II. genoſſen die Proteſtanten eine vollkommene Toleranz — hatte ihm ſchweres Kopfbrechen verurſacht. — Die Ahnung, daß „Genoſſen“ von Genießen herkommen könne, half ihm nicht, denn dann begriff er erſt nicht, was es heißen ſolle: „Toleranz eſſen?“

Man wird mit einem Irländer ſo ſchnell bekannt, und hier half noch die Dankbarkeit, mir einen guten Freund und für den ganzen Tag einen liebenswürdigen und ſehr unterrichteten Cicerone zu geben. Er führte mich durch die langen Gartenſtraßen von Dalkey, vorbei an den Häuſern, die ſich unter dem Namen Sorrent auf dem Vorgebirge aneinanderreihen, der Anhöhe zu auf einen Punkt, wo ſich der Meerbuſen von Killiney plötzlich vor mir öffnete.

Welch ein Anblick! Gewiß einer der ſchönſten der Welt. — Das Meer ſchneidet hier tief ins Land, welches ſich plötzlich und faſt ſteil aus der Tiefe erhebt und in amphitheatraliſch gereihten Hügeln und Bergen die Bucht umarmt. Tiefblau und ruhig träumt unten das Meer und wirft dunkle Schatten auf die Abhänge der Berge, die ſich mit Behagen in ihm zu baden ſcheinen. Aber immer heller und heller werden die Tinten nach oben zu. Die kleineren Hügel ſind in ein ſanftes Roſenlicht getaucht, welches ſich nach und nach in ſchimmerndes Goldgelb verwandelt, bis die höchſten Spitzen der einzelnen kahlen Berge im hellſten, brennendſten Sonnenlichte glühen. Dieſe werden fern im Süden wieder von dem hohen Wiklow-Gebirge dunkelblau und ſchwarz überragt, als von einem ernſten Hintergrunde. Es iſt das berühmte Gebirge, die Heimat des kühnen iriſchen Jungen, die Heimat der Revolution, das Aſyl der Patrioten. Links von uns, an dem nördlichen Ausläufer des Amphitheaters, auf ſanfter Anhöhe ſtehen die wenigen, halb eleganten unausgebauten Häuſer, die die ganze Bai beherrſchen und ſich wie ein junges Mädchen in dem kleinen See beſpiegeln. Sie nennen ſich, und nicht mit Unrecht: Sorrent. Sorrent! ſcheinen ſie ſtolz zu rufen — Sorrent! trotz unſerer Armuth — Sorrent! trotz unſerer Unberühmtheit — Sorrent! nach vorn, Sorrent! nach rückwärts. Genügt dir, o Wanderer, nicht die Idylle der Killeeny-Bai, ſo ſieh dich um nach der Pracht der Dubliner Bucht, mit ihren Klippen und Felſen, mit ihren ſanften Abhängen und Gärten von Kingstown, mit ihren Schiffen und Kähnen, mit ihren Häuſerkronen von Dublin, mit ihrem ſchroffen und ſteinigen Houth-Head, mit ihrem melancholiſchen Eiland von Irelands Eye, das ſehnſüchtig in die Weite hinausblickt und vorwurfsvoll hinüber nach der Küſte von Albion! — Und die beſcheidenen Häuſer von Sorrent haben Recht, ſo zu ſprechen. Wohin du von ihren Altanen ſiehſt, überall Schönheit, idylliſche und melancholiſche Schönheit. — Ihnen gegenüber im Süden glänzen die weißen Hütten von Bray, das aus dem dunklen Grunde der Wiklow-Berge friſch und keck hervorſpringt, als wollte es in die Tiefen der lockenden blauen See ſich ſtürzen, und hinter ihm, wie eine geballte Fauſt, ſtreckt ſich das Vorgebirge von Bray=Head drohend gegen Oſten.

Mit Ausnahme der beiden, einander ſo fernen Endpunkte von Sorrent und Bray iſt die ganze, weite Bai nur wenig bebaut. In der Tiefe einige Fiſcherhütten, auf den Abhängen hie und da eine einſame, mit ärmlicher, angeſtrengter Eleganz erbaute Villa — auf der Spitze eines kahlen Kegels eine einſame Pyramide. Die Berge an ihrem Fuße in der Nähe des Meeres ohne Vegetation, auf ihrem Gipfel verbrannt, in der Mitte voll von Riſſen und klaffenden Spalten, die kaum verhüllt ſind. Trotzdem macht Alles den Eindruck tiefen Friedens, möglichen Glückes. — Die Bai iſt, wie Alles in Irland, wie die Menſchenangeſichter, denen man die Fähigkeit zum Glücke, zur Heiterkeit, wie die Felder, denen man unbenutzte Fruchtbarkeit anſieht — Alles *könnte* hier ſchön ſein. — In der Bai von Killeeny baut die Phantaſie leicht Säulengetragene Villen auf, zaubert ohne Anſtrengung Rebengelände auf die Abhänge, ja ſogar Oliven- und Mandelbäume und Pinien — denn Alles athmet hier ſüdliche Belebungsfähigkeit — und mitten in das Paradies heitere und glückliche Menſchen, die ſo ſchöne Bilder geben würden, wie die von Leopold Robert.

Um mich den entzückenden Anblick aus dem künſtleriſch umgränzenden Rahmen eines Fenſters genießen zu laſſen, führte mich mein gefälliger Cicerone in das Landhaus eines Freundes, das ſich einige hundert Fuß über dem Meere aus einem freundlichen Garten erhob. Die Thüren des Gartens wie der Stuben ſtanden offen, obwohl alle Bewohner ausgeflogen waren, die weiblichen, um in der Kirche von Dalkey zu beten, die männlichen, um unten im Meere zu baden. In einer der Stuben ſaß ſchon ein Beſucher, der den Hausherrn erwartete, ein berühmter Advokat aus Dublin, eine große gewaltige Geſtalt, berühmt bei den Irländern wegen ſeines unübertroffenen Nachahmungstalentes, das er oft bei Meetings benutzt, um ſeine Landsleute an O'Connell zu erinnern. Es ſoll ganz außerordentlich ſein, wie genau er Geberde, Ton und Bewegung des großen Agitators nachzuahmen verſteht. Er bringt die Irländer dadurch oft in Entzücken und zu Thränen. Mein Führer ſtellte mich ihm als einen Freund Irlands vor, und ich wurde ſogleich mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, eben ſo vom Hausherrn, der bald mit noch trieſenden Haaren ankam. Mit dieſem, einem Herrn Steevens, ehemaligem Redakteur eines Repealer-Blattes, war die Freundſchaft noch leichter geſchloſſen. Denn als er mich nach ſeinem Freunde Mr. Jakob Venedey fragte und ich mich ihm ebenfalls als einen alten Freund deſſelben (trotz Erfurt, dachte ich bei mir) zu erkennen gab, wurde ich von den drei Männern als zur großen iriſchen Familie gehörig betrachtet. Unſer Wirth überfloß vom Lobe Jakob Venedey's, den er einen noble, accomplished and clever gentleman nannte. Er hatte ihn oft bei O'Connell und deſſen Meetings geſehen und konnte ſeine Theilnahme, ſeine Einſicht in die iriſchen Angelegenheiten und endlich ſein Buch über Irland nicht genug preiſen. — Ueberhaupt fand ich, daß Venedey in Irland ſehr bekannt, faſt populär ſei. In vielen Privatbibliotheken ſah ich ſein Buch in engliſcher Ueberſetzung, ebenſo in allen Buchhandlungen und bei vielen Antiquaren. Gleich bei meinem erſten Ausgang in Dublin ſah ich vier Exemplare davon bei dem Gaſſen-Antiquar in Great-Brunswick-Street neben einander, alle mit offenen Büchertiteln aufgeſtellt und darüber einen breiten Zettel befeſtigt, mit der Inſchrift: a celebrated German's opinions about Ireland. — Ich nahm es als ein gutes Omen, daß mir in dieſer fremden Welt gleich Anfangs der Name Deſſen entgegentrat, der mir ſchon einmal in der Fremde in mancherlei Nöthen treu beigeſtanden.

Während wir ſo da ſaßen und gemüthlich plauderten, belebte ſich die Bucht tief unter uns immer mehr und mehr. Heitere Sonntagsvergnüglinge fuhren auf kleinen Kähnen hinüber nach Bray, um ſich am Fuße der Berge am Bergthaue, gemeinhin Whisky genannt, zu laben und des Abends als wonneberauſchte Bienen in ihre Zellen zurückzukehren. — Die milde feuchte Luft, die trotz der brennenden Sonnenhitze über den Wellen bebte, brachte die fernſten Gegenſtände nahe und ließ die entfernteſten Töne laut und deutlich an unſer Ohr klingen. Es war, als ob die weißen Segel der fliegenden Barken hart an unſerem Fenſter vorbeiſtrichen, als wären ſie mit der Hand zu erreichen — die Täuſchung wurde noch durch die Gartenmauer vor dem Fenſter vollendet, die den ganzen Bergabhang verdeckte und nur das blaue Meer ſehen ließ, und durch die Lieder, welche voll und klar von unten heraufhallten. Deutlich erkannte ich aus einer mit Frauen und Mädchen gefüllten Barke die Melodie des last rose of Summer, und aus einer anderen den melancholiſchen Refrain: Robert A Roon. Welcher Irländer würde nicht durch den Anblick der Wiklow-Berge an den Helden erinnert, deſſen Tod dieſes Lied beklagt! Kennen Sie es? Man hört es in Dublin oft, ſehr oft durch die Nacht erzittern, mit ſeiner monotonen Grabmelodie, die noch ſchauerlicher und trauriger klingt als ſeine Worte — verzweifelt, hoffnungslos, aufgegeben. Der Refrain faſt zwiſchen jeder Zeile klingt dumpf und gebrochen, wie das Echo zwiſchen Ruinen, wie die Schollen, die auf einen Sargdeckel fallen. Hier haben Sie es in ungefährer Ueberſetzung. Die Worte ſind der unglücklichen Sarah Curran, der Geliebten Robert Emmet's, in den Mund gelegt, aber es ſingt ſie das ganze Volk, das ſie nicht vergeſſen hat, trotzdem das Lied lange Zeit bei ſchwerer Strafe verboten war. Es hatte daſſelbe Schickſal und wirkte auf ſeine Landsleute ebenſo wie das berühmte Lied der Mauren von Granada: „Wehe mir, Alhama.“

Des Lebens Freude liegt in dieſem Grabe, Robert A Roon,
Hier Alles, was ich lieb und theuer habe, Robert A Roon,
Gemahl du meiner Seele — in dem Schreine
Iſt „letzte, bange Heimat“ — ach die deine,
Der Hoffnung, Freiheit, Liebe — und die meine, Robert A Roon.

Doch Thränen müſſen fallen ungeſehen, Robert A Roon,
Noch aus den Schollen will kein Grün erſtehen, Robert A Roon,

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Anſchauen großartiger Natur nicht zu enge in der Stube, wen hat es dann nicht hinausgetrieben ins Freie mit dem unbeſtimmten Drange, dieſem Schönen näher zu ſein, darein zu tauchen und darin unterzugehen! Aber da ſieht man „der große Hans, ach wie ſo klein", man ſteht auf Einem Flecke, und Alles ringsumher bleibt ſo ferne wie vorher. An die Gartenmauer gelehnt, ſah ich hinaus ins unendliche Meer, und mein Innerſtes fühlte und rief, was es ſchon einmal fühlte und rief:

Allgottheit, nimm mich auf, laß' mich in Tropfen Thau's,
Wie er am Blatte hängt, laß ungemeſſ'ne Fernen
Mich ewiglich durchziehn, hin zwiſchen Blum' und Sternen,
Laß mit dem Ozean mich unerkannt verſchwimmen,
Laß mit dem Strom von Licht, der mich umrauſcht, verglimmen,
Daß ich mich nicht als Eins und Einſames empfinde,
Gleich dem verſtoßenen und verwaiſten Kinde!

Die Freunde kamen mir nach, und während ſich die beiden Gäſte zu mir geſellten und ebenfalls bewegt hinaus ſahen in das unendlich Schöne, ging unſer Wirth durch den Garten und ſuchte die ſchönſten Blumen aus. Die band er dann zum Strauß und bot mir ſie als freundliches Gaſtgeſchenk. Sein kleiner Sohn that daſſelbe. Das iſt ſo ächt iriſch-ſinnig, ſo ganz des Volkes würdig, das die ſanften Melodien und die vielen Elfenſagen beſitzt.

Endlich nahm ich Abſchied. Mein freundlicher Führer verließ mich nicht und begleitete mich nach Dalkey zurück, wo ſich zwiſchen den Klippen die männliche Jugend verſammelte, um zu baden. Auch wir warfen unſere Kleider auf einen Felsblock und ſtürzten uns in die herandrauſende Fluth. Es war eine ſchöne Scene. Der breite, alte Thurm auf dem Hügel des Ufers warf ſeine dicken Schatten auf die Badeſtelle; immer wilder ſtürmten die Wellen heran und warfen ihre weißen Kronen über die Häupter der höchſten Klippen, die hier wie kleine Thürme weit in das Meer hinauslaufen. Aus der Ferne ſcholl der jubelnde Ruf der kühnen Schwimmer, die der heranſtürmenden Fluth entgegenarbeiteten oder ſich an die vorbeiſegelnden Kähne hefteten und mit den drin ſitzenden Frauen und Mädchen ſcherzten. Da plötzlich tönt ein Angſt- und Hülferuf hinter mir. Ich ſah mich um — ein junger, ungefähr eilf Jahre alter Irländer kämpfte mit der Fluth, die ſich unaufhörlich über ſeinen Kopf wälzte und ihn endlich auf den Grund warf. Mit leichter Mühe und ohne alle Gefahr erreichte ich ihn und trug ihn watend auf die nächſte Klippe. Während ich ihn hinſtellte, benutzte die tückiſche Fluth meine vorgebeugte Stellung, ſtürzte ſich mit Gewalt auf meinen Rücken und warf mich an den Felſen. Meine Bruſt war verwundet, und es gab Blut. Dieſer Zufall machte aus dem Nichts eine That und aus den Mitbadenden und den Zuſchauern am Ufer meine Freunde. Beim Anblick meiner blutenden Bruſt ſtürzten ſie Alle laut ſchreiend herbei — die Badewärter kamen ſchwimmend, die Zuſchauer ſprangen angekleidet ins Waſſer, um mir zu helfen. Es war nicht nöthig. Aber der ganze Schwarm wollte mich nicht mehr verlaſſen, und von ihm begleitet, zog ich in Dalkey ein. — Da mir mein Führer noch verſchiedene ſchöne Punkte zeigen wollte, gab mir die Majorität meiner Begleiter ein Rendezvous in einem Gaſthausgarten. — Mein Cicerone führte mich durch unterirdiſche Gänge an eine Quelle, die hart am Meere das labendſte Süßwaſſer ſprudelt. Die unterirdiſchen Gänge, die ſich in verſchiedenen Windungen einige hundert Schritte hinziehen, haben an der Decke einzelne Oeffnungen, die ihnen ein magiſches Clair-obscur geben. Mädchen mit Krügen auf dem Kopfe gingen hin und wieder — da und dort ſaßen auf den Steinen einzelne Geſellſchaften, die ſich vor der Hitze des Tages hierher geflüchtet hatten, auch einzelne Liebespaare oder einſame Träumer. Die Quelle ſelbſt, die beſcheiden und ſchmucklos aus dem grauen Geſtein hervorſprudelt, iſt durch mannigfache Sagen poetiſirt und durch viele Lieder gefeiert. Als wir wieder ans Tageslicht kamen, ſtanden wir vor dem Garten des Lord-Lieutenants von Irland. Es iſt das eine ganz einfache grüne Fläche hart am Ufer des Meeres. Der grünliche Raſen iſt überall von gewaltigen ungeheuren Felskoloſſen durchbrochen, die gelbe Kryptogamen bedecken. Nur hier und da ſteht ein ärmlicher Baum. Mit einem Wort: eine kleine Wüſte. Im erſten Augenblicke iſt man über dieſe Einfachheit erſtaunt — aber ſie macht dem Geſchmacke des Beſitzers alle Ehre. Dieſe Felskoloſſe wären leicht zu ſprengen und wegzuräumen geweſen — eine künſtliche Vegetation von kränkelnden Bäumen und Blumen hätte ſich leicht hervorrufen laſſen — geduldige Statuen kann man überall hinſtellen und ſentimentale Lauben überall zuſammenkleben. Aber der Beſitzer hat es verſtanden, welchen harmoniſchen Kontraſt dieſer wilde Fleck Erde bildet neben der lieblichen, ſchönen Bai von Dublin. Die Felsblöcke liegen kalt und ſtarr da, aber das ſtürmende und ſiedende Meer umbrauſt und umſpielt ſie mit ewigem Leben — ihre Kryptogamen und Flechten treiben keine Blüthen, aber das ſchlummernde Meer wirft ſeinen verklärenden Schimmer auf ſie und das ſtürmende ſeine weißen Schaumflocken. Dem Ganzen entſprechend iſt die einfache Villa, die ſich am Eingange des Gartens erhebt und mit glänzenden Augen über die kahle Fläche und ihr Geſtein hinausſieht auf die blauen Wellen und die weißen Segel. — Aehnlich iſt der Garten der Nonnen in der Nähe, der nur von einer niederen Mauer eingeſchloſſen iſt. Die Oede entſpricht beſſer, als es dunkle, heimliche Laubgänge könnten, dem einſamen Leben dieſer Frauen. Auch machten ſie einen ſchauerlichen Eindruck auf mich, wie ich ſie mit gekreuzten Armen in ihren dunklen Gewändern auf dem kahlen Boden umherwandeln und zwiſchen den Steinblöcken wie zwiſchen Gräbern bald verſchwinden, bald wieder auftauchen ſah. Nur das prächtige, neuerbaute, mit aller Pracht und Eleganz ausgeſtattete Kloſtergebäude erregt eine unangenehme Empfindung, wenn man an das Elend denkt, welches neun und neunzig Hundertel der iriſchen Laien erdrückt. — Die das Gelübde der Armuth ablegen, wiſſen ſich überall, auch in Irland, behaglich einzurichten.

Auf dem Wege zum Gaſthauſe ſah ich noch das Landhaus O'Connell's, das jetzt ſeines Sohnes Sohn bewohnt. Es iſt ein nettes, einſtöckiges Haus, von Gärten umgeben, die mit Statuen geſchmückt ſind. Das Thor iſt mit hiberno-celtiſchen Inſchriften verſehen. Im Gaſthausgarten fand ich ſchon die ganze Geſellſchaft verſammelt, die ich vor einer halben Stunde verlaſſen hatte. Laute Cheers auf den „Vetter" empfingen mich. Das machte mich Anfangs etwas verlegen; doch wurde ich bald heimiſch und gemüthlich in der Geſellſchaft. An einem langen Tiſch am Rande des Meeres, von dem wir nur durch eine niedrige Mauer getrennt waren, ſo daß uns ohne ſie die Fluth die Füße beſpült hätte, wurde ein frugales Mittagsmahl eingenommen. Unter Bewunderung des herrlichen Abends und mit heitern Geſprächen verſtrich die Zeit. Ein Advokat, der eben von den wandernden Aſſiſen (circuit) aus dem Lande zurückgekehrt war, erzählte von den merkwürdigſten Prozeſſen und freute ſich, daß nicht ein Dieb, nicht ein Räuber, ja nicht einmal irgend ein Mörder verurtheilt worden. Die ganze Geſellſchaft freute ſich mit ihm. Der Irländer betrachtet jedes Verbrechen, das von Einem ſeiner Landsleute begangen wird, als einen Theil des großen Krieges, den ſeine Nation gegen England führt. England gibt ja die Geſetze — wie ſollten ſie ehrwürdig ſein? — Ihm iſt jeder Verbrecher, den der Advokat durchbringt, ein aus den Klauen engliſcher Juſtiz gerettetes iriſches Kind. Vielleicht haben ſie Recht; ſie mögen durch Erfahrung dahin gekommen ſein, wohin unſere vorgeſchrittenſten Philoſophen durch Schlüſſe kommen, daß der Verbrecher nur ein Unglücklicher, ein vernachläſſigtes Kind der Geſellſchaft, ein Opfer veralteter Geſetzgebung ſei. — Wie ſoll Der nicht ſtehlen, dem hiſtoriſches Recht den Acker nahm, auf dem er gerne im Schweiße des Angeſichts ſein Weib, ſeine Kinder ernähren möchte — wie leicht kommt er vom Diebſtahl zum Raub, vom Raub zum Morde, wie leicht ſind dieſe Schritte gethan, während starvation daheim den Säugling verzehrt und das Weib zu Hauſe wacht und wartet auf die geſtohlene Beute, die ihr Kind erretten ſoll! —

Die Sonne ſank ſchon tief, als ich auf der Eiſenbahn von

Kingstown nach Dublin zurückfuhr. Die Fluth hatte die Schiffe erlöst, und ſie tanzten luſtig auf den bewegten Wellen, der Abendwind pfiff in den eingerefften Segeln, auf der hohen Bai flogen die Dampfer hinaus ins offene Meer, am linken Ufer überall luſtige Spaziergänger, die ſingend in ihre Häuſer zurückkehrten — der Mond ſtieg endlich voll und leuchtend auf — am Bahnhofe drängte ſich eine fröhliche Menge, und wie der Irländer am Sonntage alle Mühen der Woche vergißt, ſo vergaß ich, daß ich mich in der Hauptſtadt der Noth-Irland, und wie Jene vom Bergthaue berauſcht, taumelte ich berauſcht von all' dem erlebten Schönen zurück in meine Wohnung, um mir kalte Umſchläge auf meine verwundete Bruſt zu machen, was ich noch heute fortſetze und welchem Umſtande Sie dieſen langen, langen Brief verdanken. Leben Sie wohl.

Vierter Brief.

Herr John Ball, ein Engländer und einer der erſten Beamten Irlands, an den ich von einem großen Gelehrten aus London, ſeinem Freunde, ein Empfehlungsſchreiben mitbrachte, beſuchte mich nicht, weil ich in einem Hafen-Hotel zweiter Klaſſe wohne und nicht, wie ich es ihm verſprochen, eine theure Wohnung auf Stephens-Green bezogen habe. Vielleicht auch, weil er meine Empfehlungen an mehrere Jung-Irländer geſehen. Es iſt mir ganz recht — denn ſonſt hätte ich den ganzen ſchönen vorgeſtrigen Tag verloren und mit ihm und einer faſhionablen Geſellſchaft im Frack und zu Pferde eine Landpartie machen müſſen. Wahrſcheinlich hätte er mir auch die Schrecken und Gefahren ſolcher Exkurſionen, wie ich ſie geſtern Nacht noch machte, ſo ausgemalt, daß ich ſie unterlaſſen hätte.

Ich brachte nämlich faſt die ganze Nacht in den fürchterlichſten Nothquartieren zu. Um fünf Uhr ungefähr verließ ich mein Hotel am Eden-Quai und wanderte dem Anna-Liffey entgegen, der Dublin in zwei Hälften theilt und innerhalb der Stadt von acht ſchönen und geſchmackvollen Brücken überwölbt iſt. Dieſer Fluß iſt es vorzugsweiſe, der Dublin das Maleriſche gibt, das es hat. Rechts und links laufen bequeme breite Quais hin, die vom Fluſſe durch eine niedere Mauer, auf der andern Seite durch ununterbrochene Häuſerreihen begränzt ſind. Auf den Quais hat Dublin Aehnlichkeit mit Paris. Sind die Gebäude auch meiſt unbedeutend, ſo bilden ſie doch eine ſchöne Perſpektive, die im Oſten durch den Hafen und ſeine Maſte, im Weſten durch den Park mit ſeinen Hügeln und ſeiner gewaltigen Wellington-Pyramide künſtleriſch abgeſchloſſen iſt. Einzelne Gebäude ſtechen durch ihre Maſſenhaftigkeit oder ihre beſondere Bauart hervor und gewähren dem Auge die in einer tiefen Perſpektive nothwendige Abwechslung; ſo z. B. die großen Magazine am Hafen, das Custom-House, ferner der ganz eigenthümliche Bau der Four Courts. Es wäre dieſes ein ganz geſchmackvoller, italieniſcher Palaſt, wenn er nicht durch einen ganz barocken Ueberbau entſtellt wäre, der mit unzähligen Säulen und einer ungeheuren grünlichen Metallkuppel ſich plötzlich aus ihm erhebt, wie ein zweites Haus, von dem man nicht begreift, wie es da hinaufgekommen; ſo unabhängig, ſo vollkommen als ein Ganzes ſtellt es ſich dar.

Am Ellis-Quai vorbei bog ich rechts in die Gaſſe und um die ungeheuren königlichen Kaſernen und ſtand auf heiligem Boden. Dort liegt Arbour-Hill, der Exekutionsplatz, auf welchem die meiſten Führer der united-Irishmen-Revolution hingerichtet wurden. Jetzt ſtehen einzelne Häuſer da; doch iſt es hier öde und ſchaurig. In nächſter Nähe liegen ein großes Hoſpital und ein Gefängniß; von der Stadt iſt die ganze Gegend durch die Kaſernen getrennt. Robert Emmet, auf den ich immer wieder zurückkomme, als auf meinen Liebling unter den iriſchen Rebellen, als auf einem der liebenswertheſten aller Revolutionäre aller Zeiten, hat hier nur kurze Zeit vor ſeiner eigenen Hinrichtung beſungen. Hier iſt das „Arbour-Hill" überſchriebene Gedicht in flüchtiger, aber getreuer Ueberſetzung:

Nicht ſtolze Säulen prangen hier,
Wo Opfer ruh'n der heil'gen Sache,
Doch, ach, das Blut, das hier vergoſſen,
Zum Himmel ſchreit es auf um Rache.

Um Rach' auf des Despoten Haupt,
Dem Menſchenelend Freude macht,
Der Thränen trinkt, von Noth geweint,
Und, wenn ſie fließen, ihrer lacht.

Um Rache auf den harten Richter,
Der ſeine Hand in Blut getaucht,
Der Unrecht mit dem Schwert bewaffnet
Und nie des Rechtes Wage braucht.

Um Rache für das Land, das Grab,
Dem eignen, elenden Geſchlecht,
Drauf welke Freiheit neigt das Haupt,
Und wo der Menſch nur lebt als Knecht.

O heilig Recht, befrei' dieß Land
Von Tyrannei, die uns erdrückt,
Nimm deinen Stuhl, nimm deine Wage,
Doch ſei nicht mehr dein Schwert gezückt.

Nicht nach Vergeltung ſtreben wir,
Zu lang ſchon währt des Schreckens Zeit,
Die Freiheit komme gnadenreich
Und unbefleckt von Grauſamkeit.

Nicht ſoll des Unterdrückers Aſche
Sein mit des Dulders Staub gemengt —
Dieß iſt der Ort, den Erins Söhne
Für Erins Glück mit Blut getränkt.

All Die, ſo hier gebettet ſind,
Jedweder ſei gebenedeit,
Geſegnet ſei ihr Angedenken,
Ihr Ruhm durchdringe alle Zeit.

Sie ruh'n in ungeweihtem Boden,
Den Prieſterhand geſegnet nicht, —
Kein Glockenſchall ruft hier zur Andacht,
Kein Denkmal, das zur Zukunft ſpricht.

Doch ſegnet hier das Herz des Armen,
Doch weinet hier der Patriot —
Die tragen ihren Ruhm zum Himmel,
Die heiligen den ſchönen Tod.

So friedlich und fern von allen Rachegedanken ſang in aufbrauſender Jugendzeit derſelbe Robert Emmet, der, einige Jahre ſpäter, im reifern Alter als einer der gefährlichſten Rebellen auf demſelben Platze durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht wurde. Wie vielen unſerer humaniſtiſchen, verſöhnungsſehnſüchtigen Jünglinge iſt vielleicht ein ähnliches Schickſal beſchieden! Nicht wir machen die Revolution. In Irland hat ſie der „fromme" George gemacht, dem ſein Gewiſſen es nicht erlaubte, die Irländer zu emanzipiren, und der „große" Pitt, der deswegen zweimal ſein Portefeuille niederlegte, aber es zum dritten Male doch wieder annahm und aus zarter Rückſicht für das zarte Gewiſſen des Königs die Frage ruhen und Millionen Irländer ihrem Elende preisgegeben ließ. Freilich beſtand ein Denunziationsgeſetz, nach welchem Jeder, der ſeinen Freund verrieth, wenn dieſer katholiſch war, mit den Gütern des Freundes belohnt wurde; freilich beſtand ein andres Geſetz, welches dem katholiſchen Vater das Recht benahm, der Hüter und Erzieher ſeiner Kinder zu ſein; und es beſtand ein drittes, welches erlaubte, den Katholiken auf offener Landſtraße ſeines Pferdes zu berauben, wenn er, befragt, ſeinen Glauben eingeſtand; freilich befahl noch ein viertes Geſetz, das ungehorſame und von ſeinem Glauben abgefallene Kind mit dem Vermögen ſeines katholiſchen Vaters zu belohnen; und ein fünftes, welches die katholiſche Erziehung zu verhindern wußte und den katholiſchen Lehrer als Verführer ſtrafte; und ein ſechstes, nach welchem katholiſche Prieſter verbannt und bei der Rückkehr gehängt wurden; und ein ſiebentes, welches

Katholiken vom Grundbeſitz ausſchloß, ob nun Erbſchaft oder Kauf ein Recht dazu gegeben; — ferner beſtanden noch Geſetze, welche den Beſitz von Waffen und das Studium der Jurisprudenz verboten und von jedem bezahlten oder Ehren-Amte ausſchloſſen und den Katholiken nicht geſtatteten, bei welcher Wahl auch immer zu votiren oder im Parlamente zu ſitzen — aber was liegt an alle Dem? Der große Pitt ſchonte das zarte Gewiſſen des frommen Königs. — Arbour-Hill iſt ein guter Flecken der Erde, um über den eigentlichſten Werth großer Miniſter und frommer Könige nachzudenken.

So in der That nachdenkend, kam ich auf Kingsbridge an; da zerſtreute mich ein ſchöner Anblick und ließ mich alle Miniſter und Könige der Welt vergeſſen. An das Brückengeländer gelehnt, ſtand das reizendſte Menſchenpaar — ein Junge von höchſtens neunzehn, ein Mädchen von höchſtens ſechzehn Jahren. Sie hatten ihre Arme ineinander geſchlungen und ſahen hinab in die Tiefe des Fluſſes. Der Junge, groß und ſchlank, mit blaſſem Geſicht, kecker Adlernaſe, freier Stirn, unter der blaue Augen hervorleuchteten, mit dickem, ſchwarzem Haar, das wirr und breit auf die Schulter herabfiel, ließ durch das höchſt einfache aber ſehr zerriſſene Leinengewand einen feinen, doch muskulöſen Körper ſehen, der in der ſchlanken Mitte von einem engen, breiten Gürtel umſchloſſen war. Das Mädchen trug das unausweichliche Mäntelchen und den noch unausweichlichern Hut. Alles an ihr war zerpflückt und zerriſſen; das Mäntelchen, unten ganz ausgefranzt, ſtarrte von Schmutz, der Hut war voll Löcher, die mit Blumen und Blättern verſtopft waren. Das aſchblonde Haar lag halb zerzaust auf der ungewaſchenen Stirn. Aber mitten durch all den Schmutz drang der Strahl unendlich rührender Schönheit. Das Rehauge blickte ſanft und mild, die kleine, doch etwas gebogene Naſe ſprach von Geiſt und Verſtand, der etwas breite Mund mit vollen Lippen ließ eine Reihe glänzender Perlzähne ſehen, und Kinn und Wangen waren trotz Noth und Elend noch ſanft gerundet. Die Jugend erträgt ſo viel, ehe ſie ſich entſchließt, aus einem ſchönen Antlitz zu ſcheiden. Das Mäntelchen das ſie über die Schultern geworfen hatte, um ſich bequemer an das Geländer zu lehnen, ließ eine ſchöne zarte Bruſt ſehen, die ſich durch die zerfaſerte Hülle eines ſchwarzſeidenen Tuches weiß und glänzend hervordrängte. Die Hand, die das Kinn ſtützte, obwohl gebräunt, war lieblich anzuſehen, und um den ſchmalen und kleinen Fuß, der nackt in abgetretenen Schuhen ſtak, hätte ſie manche deutſche Herzogin beneidet. — Endlich gab ſie ihre nachdenkliche Stellung auf, nahm dem Jungen ſeine rothe, kecke Mütze ab und ſtrich ihm die ſchwarzen Locken von der glänzenden Stirn. Ich ſah Amor und Pſyche als iriſche Bettelkinder verkleidet.

Bald bemerkten ſie mich, der, auf dem Quai ſtehend, ſie beobachtete. Sie ſprachen einige Worte, die ich nicht hören konnte — dann verließ ſie ihn und kam mit dem ſanfteſten Lächeln auf mich zu. Ich glaubte, ſie wolle mich anbetteln, und ſteckte ſchon die Hand in die Taſche. Aber nein! — Sie fragte mich — ich will die Frage nicht wiederholen. Ob es der Bruder oder Geliebte war, den ſie verließ, um an mich dieſe Frage zu ſtellen — ob es der Bruder oder Geliebte war, der ihr ruhig nachſah und ruhig das Reſultat abwartete — es iſt gleich ſchrecklich. Ich ſchüttelte traurig und erſchüttert das Haupt; ſie wollte wieder gehen. Aber ich hielt ſie zurück, um ſie nach ihrem Verhältniß zu jenem ſchönen Jungen zu fragen; — es war ihr Geliebter! Ich fragte ſie nach ihrem Namen; ſie hieß Juddy. Einen Shilling, den ich ihr gab, ließ ich ihr in die Hand fallen, denn ich wagte nicht, ſie zu berühren, ſo arg ſtarrte das ganze Geſchöpf von Schmutz. Sie grüßte dankend und wollte wieder gehen, als mir einfiel, daß Juddy für meine Nachtexkurſion der beſte Cicerone ſein könnte, weshalb ich ſie bat, mich gegen neun Uhr in St. Thomas Street zu erwarten. Sie verſprach es und eilte mit ihrer Beute zum Geliebten zurück.

Ich wanderte am Bahnhofe und an des Decan Swifts Gaſſe vorbei nach dem Royal-Hoſpital, wo die engliſchen Soldaten, mitten unter iriſchen Elenden, ein behagliches Daſein verleben.

Ihre Wohnung beſteht aus einem großen, weitläufigen Gebäude und einem endloſen, großartigen Garten, in den man mir den Eingang geſtattete. Auf dem Rückwege gegen Little James-Str. kam ich in Gegenden, die man in der Nähe einer großen Stadt für unmöglich halten ſollte. Hütten, aus vier lehmigen Wänden zuſammengeklebt, die kaum das verfaulte Dach zu tragen im Stande ſind, bilden ganze Gaſſen. Fenſter gibt es hier faſt gar keine — die Thüren, die unmittelbar aus der einzigen Stube, aus welcher das ganze Haus beſteht, auf die Gaſſe führen, ſtehen ewig offen, um Licht und Luft einzulaſſen, und zeigen die ganze, ungeheuere Aermlichkeit des Innern. Von Betten faſt nirgends eine Spur — an den Wänden hier und da ein Bret als Bank befeſtigt, zwiſchen zwei Planken nahe an der Decke einiges Geſchirr, im Winkel der kupferne Theekeſſel, das iſt der ganze Hausrath einer oft zahlreichen Familie. Dieſe lebt meiſt in der Gaſſe, da ſie ſich in der Stube verſammelt kaum bewegen könnte. Bei den Thüren ſpielten ſchmutzige, halbnackte Kinder, bei ihnen oft die Mutter, die, das Kinn in beide Hände geſtützt, gedankenlos in die Welt ſah. Erwachſene Jungen ſtanden müßig an die Hütten gelehnt — nur ſelten bettelte mich ein oder das andere Kind an. Die Gaſſen ſind in dieſer Gegend natürlich ungeebnet und ungepflaſtert. Es geht bergauf und bergab. — Eben als ich mich fragte, ob es rathſam wäre, im guten Rocke hier eine Mitternachtspromenade zu machen, las ich rechts von mir an der Ecke einer ſehr engen Straße, die in die Tiefe führte, die Inſchrift: Murderer-Street. — Um einen Begriff von der Architektur dieſes Stadttheiles zu geben, will ich Ihnen die Ruinen von ungefähr ſechs oder ſieben Häuſern beſchreiben. Sie lagen mir rechts, an einen kleinen Hügel gelehnt, der einen Garten trug. Der Beſitzer dieſes Gartens hatte ihn mit einer ſchlechten, lehmigen, kaum manneshohen Mauer umzogen, die am Fuße des Hügels hinlief. So entſtand zwiſchen der Mauer und dem allmählig ſich erhebenden Hügel eine Vertiefung. Was thut der geniale, ſpekulative Proprietär? Er deckt dieſe Vertiefung zwiſchen Hügel und Mauer mit Brettern zu, durchbricht die Mauer ſelbſt an ſechs oder ſieben Stellen, ſchneidet die ſechs oder ſieben Stellen, zu denen dieſe Thüren führen, durch lehmige Wände und hat ſo eine Anzahl Wohnungen gewonnen, die er an ſechs oder ſieben Familien vermiethet. Die hinterſte Wand war durch den nackten Hügelabhang gebildet. Wir würden unſer Vieh nicht in einen ſolchen Stall ſtellen. — Daß dieſe Löcher bewohnt geweſen, konnte man noch deutlich erkennen, aber die elenden Wände hatten dem Regen nicht widerſtehen können und waren als aufgeweichter Lehm auseinandergegangen; ſo wurden die armen Troglodyten obdachlos, und der Beſitzer kam um die jährliche Rente von einigen Pfunden. Indeſſen zweifle ich nicht, daß dieſer unternehmende Kopf die Wohnungen wieder reſtauriren wird, ſobald nur beſſere Jahre kommen. Dieſes Jahr iſt zu ſchlecht für das Volk von Irland, und die Bewohner beſſerer Häuſer konnten ihren Miethzins nicht bezahlen -- warum ſoll er ſich vergebliche Koſten machen?

Punkt neun Uhr fand ich mich in St. Thomas-Street. Juddy ſaß auf einer Vorhaustreppe, umgeben von Kindern, denen ſie allerlei Poſſen vormachte. Als ſie mich erblickte, kam ſie mir freundlich lächelnd entgegen und machte jenen obſcleten Knix aus dem vorigen Jahrhundert, der auf dem Kontinente ſchon ausgeſtorben iſt, aber in Irland von den Weibern aus dem Volke noch ſehr häufig angewendet wird. Sie wollte ſich zutraulich an meinen Arm hängen, ich erklärte ihr aber kurz und deutlich, daß ich nichts von ihr verlange, als Führerdienſte, und daß ich durch ſie ihre Freunde und Leute aus dem Volke kennen zu lernen wünſche. Am Liebſten, fügte ich hinzu, würde ich mit Ihnen, Miß Juddy, in irgend einer Kneipe zu Nacht eſſen, wo Sie ſonſt, wenn Sie einen Shilling zu viel haben, zu ſoupiren pflegen.

Juddy verſtand mich ſogleich und hielt ſich in ehrwürdiger Entfernung. Nach einem langen prüfenden Blick ſagte ſie: Ach, Sir! ich errathe! Sie wollen die armen Leute von Irland malen!? — Wie kommen Sie darauf, Miß Juddy? — Im vorigen Herbſte, antwortete ſie, war auch ein Gintleman aus

London hier, der ein ganzes Wirthshaus und mich dazu abmalte. — Jetzt erſt wußte ich, warum mir Juddy ſo bekannt erſchienen war. Ich ſah ſie an — ſie war offenbar das Original des „Irish Girl,“ das auf der Londoner Kunſtausſtellung des letzten Frühlings ſo ſehr gefallen hat. Ich konnte nicht umhin, ihr zu erzählen, welche Eroberungen ſie in London gemacht. Sie hörte mir aufmerkſam zu und war ſichtlich erfreut. Doch ſchien ſie ſich nicht aus Eitelkeit zu freuen, im Gegentheil, es hatte den Anſchein, als wäre ſie mit ernſten Gedanken beſchäftigt. Sie verſank in minutenlanges Stillſchweigen, während deſſen ſich ihre ſchöne Stirn in Falten legte und ihre roſigen Lippen unverſtändliche Worte vor ſich hin murmelten. Mehrere Mal wollte ſie ſprechen, hielt aber immer wieder inne. Endlich blieb ſie ſtehen, ſah mir keck ins Geſicht und ſchien um einige Zoll zu wachſen — dann wieder ſchlug ſie die Augen nieder und fragte mit monotoner Stimme: Was glauben Sie, Gintleman, würde ich den Londoner Gintlemen gefallen? —

Ich verſchwieg verblüfft und hatte nicht das Gewiſſen, meine bejahende Ueberzeugung auszuſprechen.

Juddy ließ ſich durch mein Schweigen nicht ſtören, und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr ſie fort: Peggy aus Galway, wo ich auch her bin, war ein armes Mädchen wie ich, und nicht einmal ſo ſchön wie ich — das kann ich Ihnen ſagen, dear Sir, denn alle Leute behaupten es. Sie ging nach London — und jetzt fährt ſie im Hyde-Park mit zwei ſchönen Pferden, in einem ſchönen Wagen und hat einen Bedienten hinter ſich ſitzen, wie die Lady des Lordlieutenants von Irland. So wenigſtens erzählt Barry und Alle, die aus London kommen. Vor Kurzem ſoll ihr ein indiſcher Prinz ein Kleid aus lauter Diamanten geſchenkt haben, vielleicht nimmt er ſie auch mit in ſein Land und macht ſie zu einer Prinzeſſin.

Obwohl ich ihr den größten Theil ihrer Erzählung hätte beſtätigen können, ſchwieg ich doch hartnäckig. Das ſchien ſie zu geniren, und ſie nahm ſchnell wieder das Wort auf: Freilich könnte ich auch nach Liverpool gehen oder Glasgow und dort in der Fabrik arbeiten, um nicht zu verhungern. Aber wer ſchwört mir, daß ich nicht verhungere, bevor ich Arbeit geſunden habe? Und wenn ich ſie geſunden habe — ich habe es an ſo vielen Mädchen geſehen, die aus England zurückgekommen ſind, die lange Arbeit macht Einen in zwei Jahren ſo krank und häßlich, und ich kann noch wenigſtens zwölf bis fünfzehn Jahre ſchön bleiben, wenn ich nur zu eſſen habe und nicht vierzehn Stunden des Tages arbeiten muß. Was meinen Sie? —

Um nur etwas zu ſagen, fragte ich: Und wenn Sie nach London gehen, Miß Juddy, was ſoll aus Ihrem Geliebten werden?

Aus wem? — aus Bill? — lachte ſie laut auf: den nehme ich mit, und er wird mein Kutſcher.

Ich ſchwieg wieder; im Angeſicht des drohenden Hungers, von dem ſie ſo ruhig ſprach und wie von einer ausgemachten Sache, hielt ich mich zu einer Moralpredigt ganz und gar nicht berufen.

Unter ſolchen Geſprächen wurde es Nacht, und wir kamen in die Nähe von Golden Lane in ein Labyrinth von dunklen und engen Gaſſen. Vor den Häuſern ſaßen Weiber und Mädchen in zerlumpten Kleidern, welche Juddy freundlich und mit Witzen grüßten. Auf den Schwellen ſpielten oder ſchliefen die Kinder. Nicht ein Fenſter war erleuchtet; nur ſelten brannte eine öffentliche Laterne und warf ihr rothes, zitterndes Licht auf die maleriſchen Gruppen, unter denen ſich wenige Männer, aber viele Weiber mit Pfeifen im Munde befanden. Manche Gruppen, die wieder auf den Schwellen gegenüber ſaßen, ſangen mit dumpfer Stimme melancholiſche Lieder oder hörten den Worten eines Erzählers zu. Die Irländer lieben das Märchen und die ſchaurigen, blutigen Geſchichten. — Auf einem etwas freiern Platze, der durch mehrere Laternen beleuchtet war, bildete die Menge einen großen Kreis und ſah einem Tänzer zu, der unter Jauchzen und Singen ſeine Sprünge machte. Es war Juddy's Bill, dem ein alter Mann im grauen Flausrocke mit einer Klarinette auſſpielte. Tänzer und Muſikant waren auf dieſen etwas elegantern Platz gekommen, um Geld zu verdienen, aber im Feuer ihrer Kunſt vergaßen ſie dieſe gemeine Abſicht, und die Kunſt wurde ihnen Selbſtzweck. Sie tanzten und ſpielten für das Volk, das ihnen aufmerkſam und dankbar für das Feſt zuſah und zuhörte. Das iſt ſo ächt iriſch. — Bill führte eine Art ſpaniſchen Tanzes auf und hielt vier Blechſtückchen anſtatt der Kaſtagnetten in der Hand. Er ſchwang und wiegte ſich auf ſeiner ſchlanken Taille mit großer Grazie, und während er im Kreiſe herumſprang, hatte er jedem der Mädchen, die ihn umſtanden und ihn mit ihren very-well aufmunterten, etwas Schönes zu ſagen, ohne einen Augenblick außer Athem zu kommen. Als er Juddy erblickte, warf er ihr einen Kuß zu, grüßte mich ſelbſt ſehr höflich und tanzte fort. Ebenſo ruhig ging Juddy mit mir weiter, bis wir in der Nähe von Combe-Puddle vor einem alten, ſchwarzen Hauſe Halt machten. Juddy nahm mich an der Hand, und nachdem ſie gebeten hatte, des Schmutzes wegen auf den Fußſpitzen zu gehen, führte ſie mich durch einen endlos langen, hohen und dunklen Gang in einen Hof, auf den aus einem halb mit Papier verklebten Fenſter ein ſchwaches Licht fiel. Vor der Schwelle der Thüre auf der andern Seite des Hofes, auf die wir losgingen, lag ein betrunkener Irländer, der mir, als ich über ihn hinwegſtieg, ein „bloody Ruſſian“ zurief und mit lallender Stimme den Hund, der neben ihm lag, auf uns zu hetzen ſuchte. Sein Wächter mag ihn nicht verſtanden haben, oder mochte gewohnt geweſen ſein, ſeinen Herrn als Schwelle vor Kneipen liegen zu ſehen, und ließ uns ruhig paſſiren.

Wir traten in eine Stube, die ſo ſchlecht beleuchtet war, daß ich weder Menſchen noch Gegenſtände unterſcheiden konnte; nur das laute Geſchrei, das aus einem Winkel, und das dumpfe Schnarchen, das aus dem andern heraustönte, verrieth mir, daß ich mich in Geſellſchaft befand.

Ohne ſich um dieſe zu kümmern, nahm Juddy die Talglampe, die einzige Leuchte der Stube, vom Kamin und beleuchtete mir eine Zeichnung, die, von der Feuchtigkeit des Raumes ſchon bedeutend ſchadhaft und fleckig, an der Wand befeſtigt war; offenbar das Werk einer ſehr fertigen Künſtlerhand. Es rührte von dem Maler her, von dem mir Juddy geſprochen, den ſie ebenfalls in dieſe Kneipe geführt, um ihn mit armen Leuten bekannt zu machen, und der es hier als Andenken zurückgelaſſen hatte. Juddy nannte die Zeichnung „eine heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten", und doch ſtellte ſie nichts Anderes vor, als einen armen Irländer, der mit ſeinem Weibe und dem Säugling vom unbarmherzigen Landlord aus ſeiner Hütte in's Elend gejagt wurde. So ſehr iſt es wahr, daß der Menſch ſich ſeine Götter nach ſeinem Ebenbilde ſchafft.

Nach Beſichtigung der Zeichnung ſtellte mich Juddy der Geſellſchaft vor, die ich jetzt erſt, da die Lampe auf dem Tiſche ſtand, genau erkennen konnte. Sie beſtand aus fünf bis ſechs Männern, die um einen Tiſch in der Ecke herumſaßen, wenn wir nicht auch die acht bis zehn Perſonen, Männer und Weiber, die einzeln oder gepaart auf dem Boden herumlagen und ſchliefen, zur Geſellſchaft zählen wollen. Am Kamine kniete ein altes Weib, welches eine abgeſchälte Feldrübe an den ſpärlichen Kohlen dünſtete, und ſobald eine Stelle daran etwas geweicht war, ſie mit ihrem zahnloſen Munde benagte. — Die Männer am Tiſche empfingen mich freundlich und riefen ſogleich bei meiner Annäherung: Platz dem Gintleman und ſeiner Lady, und rückten zuſammen, um uns die beſten Plätze auf den Stühlen einzuräumen. Das ganze Mobiliar der Stube, die, groß und weit und hochgewölbt, es verrieth, daß ſie einſt beſſere Tage geſehen hatte, beſtand aus dem Tiſche, an dem wir ſaßen, einem andern in der entgegengeſetzten Ecke, einem erblindeten Spiegel über dem Kamine mit abgeſchabtem Goldrahmen und einigen Brettern, die, an die Wand befeſtigt und von rohen Holzklötzen oder Steinen getragen, als Bänke die Stube umgaben. An einer der Wände hing die Ruine eines alten eichenen Schrankes, an dem noch ſeine Schnitzereien zu erkennen waren. In ſeinem Schooße trug er einige Theetaſſen, einen Krug und fünf oder ſechs mehr oder weniger beſchädigte Gläſer. — Die Männer an unſerm Tiſche, alle zerlumpt und zerriſſen, ſaßen unbeſchäftigt da — einen ausgenommen, der eine Taſſe Thee vor ſich ſtehen hatte, aus der er von Zeit zu Zeit zur Pfeife einen Schluck that. Dieſer ſpielte den verſchloſſenen Charakter, der dem Irländer ſo unnatürlich und komiſch ſteht, verhielt ſich kalt und machte den prüfenden Menſchenkenner, indem er die Augen zudrückte und mich von der Seite anblinzelte.

Ich fragte, ob hier für mich und meine Lady ein Nachteſſen zu haben wäre? — Der Wirth, einer der Männer, die am Tiſche ſaßen, zuckte die Achſel und bot mir eine einfache Taſſe Thee an. Ich bewunderte Juddy's Uneigennützigkeit, die ich doch zu einem Souper eingeladen hatte und die mich trotzdem in dieſe Kneipe führte, von der ſie wußte, daß ſie keine lukulliſchen Mahle bieten konnte. Aber Juddy hatte mich zuerſt bedacht, da ich arme Leute hatte ſehen wollen, und vergaß ſich ſelbſt, die an dieſem Tage nicht mehr als eine Waſſerrübe gegeſſen hatte. Ich half mir, indem ich den Wirth fragte, ob es ihn nicht beleidigen würde, wenn ich aus einem Speiſehauſe von Corn-Market ebenſo viele Beefſteaks und entſprechende Porter-Krüge kommen ließe, als ſich Perſonen am Tiſche befänden. Der Wirth ging mit tauſend Freuden auf meinen Vorſchlag ein, und die Männer dankten mir ſehr höflich, doch nicht abweiſend für meine Einladung. Ein Mädchen, das am Boden ſchlief, wurde geweckt, ich gab ihr Geld, und ſie lief, um das Beſtellte zu holen. Meine Gäſte wurden zutraulicher, und ſelbſt Barry, ſo hieß der Verſchloſſene, der prüfende Menſchenkenner, gab ſeine beobachtende Poſition auf. Er rückte etwas näher und fragte mich nach meinem Vaterlande. — Ach, Deutſchland! — rief er — das kenne ich ganz genau, das liegt gleich hinter Holland! — Richtig! Sie waren ſchon dort, Mr. Barry? — Das eben nicht, aber ich war in Amſterdam, als ich noch Heizer auf dem Dampfſchiffe war. — Sie waren Heizer auf einem Dampfſchiffe?

Auf dieſe meine Frage lächelte die ganze Geſellſchaft. Was war der Barry nicht ſchon Alles! ſagte Einer. Das machte mich neugierig, und ich ſah Barry fragend an. Er wollte nicht heraus mit der Sprache, rückte hin und her, ſtopfte die Pfeife und nahm wieder ſeine Miene des Menſchenkenners an. Aber welcher Irländer widerſteht einer zweimal mit Intereſſe wiederholten Frage?! So fing auch Barry mit einem Male ſehr beredt an: Thaddy hat Recht! was war ich nicht ſchon Alles! Daß ich nicht auch ſchon auf dem Throne von Irland ſaß, iſt nur zu verwundern. Ich war, wie ich Ihnen ſagte, Heizer auf einem Dampfſchiffe; das Schiff ging zu Grunde mit Mann und Maus, ich allein rettete mich. Dann arbeitete ich in einer Waliſer Grube, um den Engländern ihre ſchwarzen Diamanten an's Tageslicht zu fördern; das ganze Kohlenbergwerk gerieth in Brand; darauf wanderte ich nach Mancheſter, arbeitete vier Wochen in einer Fabrik, der Beſitzer fallirte, wir wurden alle brodlos, vierhundert meiſt iriſche Kinder — dann ging ich nach Liverpool und wurde wieder Maſchinenheizer einer großen Fabrik; der Keſſel ſprang, tödtete vier Menſchen und riß mir die zwei Finger weg, die Sie hier ſehen! — Bei dieſen Worten ſtreckte mir Barry die Hand hin, an der allerdings zwei Finger fehlten. Da hatte ich einen echten „irish bull.“ —

Barry fuhr fort: Bei dieſer Gelegenheit kam ich mit meinem Herrn in Streit, und er jagte mich fort, mich mit meinen zwei abgeriſſenen Fingern. Wo ſollte ich nun Arbeit hernehmen mit zwei abgeriſſenen Fingern? Wochenlang irrte ich in Lancaſter-Shire und in Wales herum und bettelte und hungerte, und fürchterlich hungrig kam ich ſo eines Abends in Holyhead an. So ſtand ich da und ſah hungrig hinüber über's Meer, Irland entgegen, dem ſchönen, grünen Eiland. — Wenn ich ſchon verhungern ſoll, warum nicht lieber in Irland? — dachte ich — das iſt einem Irländer viel angemeſſener und natürlicher. Ein ungeheures Heimweh ergriff mich, und in der Nacht band ich einen Kahn los — es war ein ſchöner, grün und roth angeſtrichener

Segelkahn — und ſteuerte hinaus ins iriſche Meer. Ich hatte eine gute Fahrt, der Wind war günſtig, und nach kaum zwei Tagen lief ich glücklich, aber außerordentlich hungernd im Hafen von Dublin ein. — Natürlich hatte ich während meiner ganzen Ueberfahrt keinen Biſſen gegeſſen, der Kahn war mit Proviſion nicht verſehen, und ich hatte kein Geld, mir welche anzuſchaffen. So kam ich in Dublin an, ausgemergelt, wie eine Leiche. Die Waſſerluft zehrt ſo fürchterlich. Mein erſtes Geſchäft in Dublin war, zu betteln. Aber, Sir, ich bettelte den ganzen Tag und mit größtem Fleiße, und ich bekam keinen Penny. Da wollte ich meine ganze Habſeligkeit, den Kahn, verkaufen, ſehr billig verkaufen — Gott! ich hätte ihn für einen Sixpence hergegeben, und er war doch unter Brüdern ſechs Pfund werth. — Bei der Gelegenheit ſperrten ſie mich ein, denn ſie verdächtigten mich, den Kahn geſtohlen zu haben. Ich verſuchte keine Widerlegung, denn im Gefängniß bekam ich zu eſſen. Dort ſaß ich drei Jahre. Vor ſechs Wochen kam ich heraus und hungerte wieder, bis mir der Herr einen franzöſiſchen Gentleman ſchickte, der mich nach Wicklow mitnahm, weil ich die ſchönen Geſchichten der ſchönſten Grafſchaft der Welt auf die ſchönſte Manier zu erzählen weiß. Da habe ich doch ſo viel verdient, daß ich heute, nachdem mich der franzöſiſche Gentleman ſchon acht Tage verlaſſen, noch eine Taſſe Thee zu bezahlen im Stande bin.

Das beſtellte Eſſen war indeß angekommen, und die ganze Geſellſchaft verſank in andächtiges und doch thätiges Stillſchweigen. Bald waren ſämmtliche Beefſteaks verſchwunden, nur die Porterkrüge ſtanden noch halb voll da. Barry wiſchte ſich den Mund ab und ſtreckte mir die Hand über den Tiſch entgegen. Sir, ſagte er, Sie haben mir mit dieſem Beefſteak einen reellen Dienſt erwieſen. Ich wünſche herzlich, Ihnen dafür irgend einen Gegendienſt erweiſen zu können.

Das wird nicht ſo ſchwer ſein, antwortete ich, Sie ſagten vorhin, daß Sie die ſchönſten Geſchichten der ſchönſten Grafſchaft der Welt auf die ſchönſte Weiſe zu erzählen wiſſen — wohlan, ich liebe ſehr die iriſchen Geſchichten, erzählen Sie mir eine ſolche.

Barry lächelte, räuſperte ſich, that noch einen Schluck, lehnte ſich zurück, rieb ſich die Hände und ſagte: Ich bin bereit! — Sir, Sie werden nach Vollendung der Geſchichte ſagen: ich habe mich an den rechten Mann gewendet; Sie werden ſagen: Irland hat die ſchönſten Geſchichten der Welt. Sie werden ſich dann geſtehen müſſen: Ich habe die ſchönſte der ſchönſten Geſchichten der Welt gehört und dieſe iſt

Die Geſchichte des Königs Lavra.

Lange, lange Zeit, bevor der Herr ſeine Apoſtel mit dem Heile ins ferne Irland ſchickte und St. Patrick die Drachen und Schlangen ins Meer jagte, lebte und regierte auf dieſer Inſel der König Lavra. König Lavra war ein Irländer und hatte ein gutes Herz. Aber ein Leibesfehler, der ihn entſtellte, machte ihn manchmal grauſam, und dieſer Leibesfehler beſtand in Eſelsohren, die ihm viele Zoll hoch am Kopfe wuchſen. Um ſie zu verbergen, trug König Lavra ſehr lange Haare und that ſo, als ob er dieſen Schmuck ſehr liebte. Ja, er trieb es ſo weit, daß er allen ſeinen Unterthanen bei Todesſtrafe befahl, ſich ebenfalls die Haare wachſen zu laſſen. So kam es bald, daß damals jedem Irländer Kopf, Hals, Nacken und Rücken von dicken Haarwellen bedeckt waren, und man gewöhnte ſich ſo ſehr an dieſe Tracht, daß Einem am Ende die Vorliebe des Königs gar nicht mehr als etwas Beſonderes erſchien. Nur Einmal im Jahre ließ ſich der König den Bart ſcheeren, da man doch den Bart nicht ſo lang kann wachſen laſſen wie die Haare; aber kaum war das geſchehen, als der König jedesmal dem Barbier den Kopf abſchlagen ließ. Man zerbrach ſich den Kopf darüber, warum der ſonſt ſo gute König ſich gegen die unſchuldigen Barbiere ſo grauſam zeige?

Am Ende nahm man allgemein an, des Königs Barthaare ſeien von ſo eigenthümlicher Beſchaffenheit, daß ihm das Raſiren jedesmal die größten Schmerzen verurſache, daß er dieſe Schmerzen der Ungeſchicklichkeit des Barbiers zuſchreibe und daß er dann in einem Anfall von Wuth, der vielleicht auch in der eigenthümlichen Beſchaffenheit des Bartbaares ſeinen Grund habe, den armen Barbier köpfen laſſe. So gab man ſich zuletzt auch über dieſe Grauſamkeit zufrieden. Nicht ſo bald ruhig war die edle Zunft der Barbiere, welche nichts ſo ſehr fürchteten, als die Ehre, ihren König barbieren zu dürfen. Im Laufe der Zeit bildete ſich der Brauch, daß, wenn der verhängnißvolle Raſirtag des Königs herannahte, alle Barbiere des Reichs zuſammentraten und ihre Namen in einen Hut warfen. Deſſen Namen dann herausgezogen wurde, der beichtete, raſirte und ſtarb.

Einmal fiel das Loos auf den jungen und einzigen Sohn einer Wittwe, deſſen Vater einſt das Glück gehabt hatte, in einer Schlacht dem Könige das Leben zu retten. Der junge Barbier that ſeine Pflicht und wurde zum Tode geführt. Aber da drang die unglückliche Mutter mitten durch alle Wachen des Palaſtes bis an den Thron, um den die gefallenen Barthaare noch herumlagen, warf ſich dem Könige Lavra zu Füßen, erinnerte ihn an den Dienſt, den ihm ihr todter Mann erwieſen, ſprach von ihrem Wittwenjammer, weinte und klagte und hielt eine ſo rührende Rede, daß der König, ſich ſeiner Undankbarkeit gegen den Vater ſeines Opfers ſchämend und von dem Unglück der Wittwe gerührt, dem jungen Barbier das Leben ſchenkte. Aber bevor er ihn entließ, nahm er ihn noch einmal bei Seite und ließ ihn ſchwören, nie und nimmer einer menſchlichen Seele nur eine Sylbe von Dem zu vertrauen, was er geſehen hatte, und ernannte ihn noch zu ſeinem beſtändigen, lebenslänglichen Leibbarbier. Der Sohn der Wittwe verſprach Alles, was der König von ihm verlangte.

Das ganze Land freute ſich darüber, daß der König auch dieſe einzige Grauſamkeit abgelegt, die ihn verunzierte, und war voll Jubel und pries die Großmuth und den Edelſinn Lavra's. Mehr als das ganze Land zuſammen freute ſich natürlich der junge Barbier, der ſo ſicherem Tode entronnen war. — Seine Freude dauerte lange — aber nach und nach fing ſein Geheimniß an, ihn zu drücken. Es laſtete wie ein Alp auf ſeiner Bruſt — es ſchnürte ihm die Kehle zu — es verſetzte ihm den Athem — es erſtickte ihn förmlich. Er wurde düſter, melancholiſch, ſchweigſam und unendlich traurig. Seine gute Mutter beobachtete ihn lange, am Ende wußte ſie nicht, was ſie über den Zuſtand ihres Sohnes denken ſollte, und ſie entſchloß ſich, ſich bei einem weiſen Manne Raths zu erholen. Der weiſe Mann ſagte ihr: Deinen Sohn drückt und würgt ein Geheimniß. Er wird ſo lange daran kranken, bis er es irgend Jemand anvertraut hat. Und ſo rathe ich ihm Folgendes. In der Grafſchaft Wicklow ſteht auf einem Kreuzwege eine einſame Weide, deren Zweige, von Blättern ſchwer, auf allen Seiten bis zur Erde herabhängen. Im Innern dieſer Weide wohnt eine Elfe. Dahin gehe dein Sohn dieſe Nacht, und wenn der Vollmond juſt auf die Weide ſcheint, krieche er unter ihr Laub und vertraue ſein Geheimniß dem Geiſte, der ſie bewohnt.

Die Wittwe hinterbrachte den Rath des weiſen Mannes ihrem Sohn, und dieſer that, wie die Mutter ſagte. Gleich in der erſten Nacht ſuchte er die Weide auf dem Kreuzwege in der Grafſchaft Wicklow auf und wartete nun, bis der Mond aufging und ſeine Strahlen auf das Laub voll und glänzend fallen ließ. Dann kroch er unter die Zweige und flüſterte leiſe, leiſe dem Stamme zu: Der König Lavra hat Eſelsohren! — Kaum hatte er die Worte ausgeſprochen, als es ihm ſchon wie ein Stein vom Herzen fiel; er wurde wieder luſtig und froh wie ehemals, und die Wittwe war dem weiſen Manne ſehr dankbar.

Kurze Zeit darauf begab es ſich, daß einer der Sänger des Königs juſt über den Kreuzweg in der Grafſchaft Wicklow ging. Wie er ſo hinging, in Gedanken vertieft, ließ er die Harfe fallen, die zerbrach. Er ſah ſich um, wie er den Schaden wieder gut machen könnte, und erblickte die Weide, die ihm gutes Holz zu bieten ſchien. Er zog ſein goldenes Meſſer aus der Taſche, ſchnitt ſich einen Zweig ab und beſſerte die Harfe wieder aus. Am Abende deſſelben Tages gab der König Lavra in ſeinem Palaſte ein großes Feſt, zu dem an fünfzigtauſend Gäſte verſammelt waren. Nachdem man ſich an der reichbeſetzten Tafel gehörig erfreut hatte, ſollte auch geſungen werden. Der König gab dem Sänger, der auf den Stufen des Thrones ſaß, ein Zeichen, und er griff in die Saiten. Kaum aber hatte er die Saiten der Harfe berührt, als ſich anſtatt der gewohnten ſüßen Töne ein übernatürlicher Schrei hören ließ, und dieſer Schrei rief ganz deutlich: Der König Lavra hat Eſelsohren! — Wie überraſcht und erſchrocken waren da die fünfzigtauſend Gäſte! König Lavra ſelbſt war wüthend und wollte alle fünfzigtauſend Gäſte hinrichten laſſen, „denn — dachte er ſich — was fünfzigtauſend Gäſte wiſſen, wiſſen in einer Stunde fünfmalhunderttauſend, und was in einer Stunde fünfmalhunderttauſend wiſſen, das weiß morgen das ganze Land." — Aber er konnt' es doch nicht übers Herz bringen, der gute iriſche König, fünfzigtauſend unſchuldige Menſchen hinrichten zu laſſen, und da das Geheimniß einmal verrathen war, ergab er ſich darein, ließ ſeine Haare kurz ſchneiden und zeigte künftig aller Welt ſeine Eſelsohren. Man kümmerte ſich nicht darum, denn ein gutes iriſches Herz iſt ſelbſt unter Eſelsohren etwas werth. Von jenem Abende an konnte auch Jedermann das Haar tragen, wie es ihm beliebte.

Die wunderbare Weide, durch die das Geheimniß des Königs Lavra herauskam, ſteht noch heute. Jeder Wanderer, der die ſchöne Grafſchaft Wicklow, die „ſchönſte der Welt", durchſtreift, kann ſie ſehen. Sie ſteht da, umgeben von einer Umplankung einfacher auf einander geſchichteter Steine, auf daß ſie die Hirten nicht verletzen und ſie noch lange ſich erhalte, als ein liebes Andenken an alte Zeiten, an den guten König Lavra und an dieſe wunderbare Geſchichte.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ehemalige Engel. Als Gott der Herr von dem abgefallenen Satanas in ſeinem Himmelreiche bekriegt wurde, theilten ſich die Engel in drei Parteien. Die Einen liefen zu Satanas über und wollten ihn zum Könige des Himmels ausrufen; die Anderen blieben dem Herrn treu und kämpften an ſeiner Seite gegen Satan und die ruchloſen Engel; die Dritten wollten abwarten, welche von den Parteien den Sieg erringen würde, um ſich dann zu der ſiegreichen zu ſchlagen. Als dann Satanas von Gott dem Herrn und ſeinem Sohne geſchlagen war, wurde er mit allen ſeinen abgefallenen Engeln in die Hölle gejagt, die treugebliebenen wurden die himmliſchen Heerſchaaren, blieben im Himmel und lobſingen Gott unter Anführung der Erzengel; die Dritten, welche abwarten wollten, wurden zur Strafe für ihre Gleichgültigkeit zwiſchen Himmel und Hölle auf die Erde gebannt, wo ſie unſichtbar leben in Bäumen und Felſen, in Quellen, Seen und Flüſſen. Sie ſind gut und lieben die Menſchen, denen ſie auch manchmal erſcheinen, ihnen in Leiden und Nöthen beizuſtehen. Beſonders gute und ſchöne Leute werden auch manchmal von ihnen in ihrem unterirdiſchen Reiche freundlich aufgenommen und, wenn ſie manche Proben beſtanden haben, ſelbſt zu Elfen gemacht.

Wie dieſes meine Geſchichte beweiſen wird, ſagte Judy Moran, die begann:

Die Geſchichte vom Elfenkönig O'Donoghue.

Vor langer Zeit beherrſchte das ganze Land der Grafſchaft Kerry ein wunderſchöner, junger und guter König. Sein Name war O'Donoghue. Die größten Baumeiſter und Zauberer der Welt hatten ihm auf hohen Bergen ein Schloß erbaut, das nicht ſeines Gleichen hatte. Die Wände waren aus reinem Golde, die Treppen und Thore aus Kryſtall, das Dach aus ſchönem Morgenroth. In ſeinem Garten wurde es niemals Winter, und Bäume aus Indien und Arabien blühten da und Blumen, wie niemals vermiſſen. So lebte König O'Donoghue ſehr glücklich. Aber eines Tages kam ihm die Laune, den großen Stein, welcher den See in ſeinem Garten ſchloß, wegzuheben, um ſeinen Rittern und Edelfrauen ſeine große Kraft zu zeigen. Aber kaum hatte er den Stein weggehoben, als ſich der See auf das Land ſtürzte und den größten Theil der Grafſchaft Kerry überſchwemmte und viele hunderttauſend Menſchen vergrub und die ſchönen Fluren, die ſich ſonſt dort ausbreiteten, bedeckte. Denn der See im Garten des Königs war ein verzauberter See und grundlos. So entſtanden die Seen von Killarney, das Wunder der Welt, der „Stolz Irlands." Die Inſel der Hirſche, die Inſel der Eichen, die ſich aus ihrem Schooße erheben und ausſehen wie volle Blumenkörbe, zeigen noch heute, wie ſchön das Land geweſen ſein muß, das von den Wellen des verzauberten Sees bedeckt wurde. König O'Donoghue, der Gute, konnte ſich über ſeinen Leichtſinn nicht beruhigen, verzweifelte und warf ſich in die Fluthen. Aber die Elfen, die im See von Killarney wohnen, fingen ihn in ihren Armen auf und ſuchten ihn zu tröſten. Der junge, gute, wunderſchöne König gefiel ihnen ſo ſehr, daß ſie ihn gerne zum Elfenkönig gemacht hätten. Aber das durften ſie nicht, ſo lange er ihnen nicht beweiſen konnte, daß ihm die Menſchen vergeben hatten, und dieſes konnte er nur durch die Liebe eines ſchönen, unſchuldigen Mädchens beweiſen. Jeden Maimorgen ſtieg nun König O'Donoghue herauf und umritt die ſchönen Ufer des Killarneyſees und ſuchte ein Mädchen, das ſchön und unſchuldig wäre und ihn liebe. Er fand keines und kehrte auf ſeinem weißen Roſſe traurig in den See zurück, um am nächſten Maimorgen wieder aufzutauchen.

Einmal, vor langer, langer Zeit, lebte am Ufer des Killarneyſees in einer kleinen Hütte eine Jungfrau Namens Melcha. Sie war ſo unſchuldig wie eine Heilige und ſo ſchön wie eine Elfe. Kein Jüngling der ganzen Grafſchaft Kerry wagte ſich, ihr in Liebe zu nahen, ſo unſchuldig war ſie und ſo ſchön. Das machte die arme Melcha ſehr traurig, und einſam ſchlich ſie an den Ufern umher. Sie gewann die Einſamkeit und den ſchönen See ſo lieb, daß ſie am Ende die Menſchen vergaß, ihre ganze Zeit am Ufer zubrachte, mit den Wellen ſprach, mit den Vögeln ſang und mit den Blumen ſich unterhielt. Wenn es Nacht war, konnte ſie kaum den Morgen erwarten, um wieder hinauszugehen an den See, ſo ſehr war ihr ganzes Herz erfüllt von einer Sehnſucht, einer Liebe, die ſie an die murmelnde und liſpelnde Welle band. Beſonders im Monat Mai war ihr oft zu Muthe, als müßte ſie ſich auf einmal mitten in die Wellen werfen.

Einſt — es war an einem ſchönen Maiabend — ſaß Melcha wieder draußen am Ufer und horchte dem Liſpeln der Wellen und dem Rauſchen des Laubes über ihrem Haupte. Es wurde ſpät, ſie wollte zurück in die Hütte, aber ſie konnte nicht; eine geheimnißvolle Macht hielt ſie zurück: es war ihr, als ob ſie Jemand am Rocke hielte. Aber als es immer ſpäter wurde, raffte ſie ſich auf und eilte, was ſie konnte, vom Ufer fort. Da liſpelte es mit wunderſüßer Stimme aus den Wellen heraus:

Du ſchöne Jungfrau, bleibe, bleibe,
Verweile, bis der Morgen thaut:
Ich mache Dich zur Elfenbraut,
Ich mache Dich zum Königsweibe.

Dieſen ſüßen Tönen konnte ſie nicht widerſtehen; ſie ſank ins Moos und entſchlief. Nach einigen Stunden weckte ſie noch ſüßere Muſik. Sie ſah nach dem See, und im Morgengrauen tauchte aus der Mitte der Wellen ein ſchönes Haupt empor, das einen goldenen Helm mit weißem Federbuſche trug. Dicke, ſchwarze Locken fielen auf die Schultern herab; das Angeſicht war weiß wie Lilien und faſt durchſichtig, die Augen waren blau, die Zähne wie eine Perlenſchnur. Bald ſtand ein ganzer Reiter auf den Wellen. Er trug einen grünen Panzer von Smaragd und ein langes, glänzendes Schwert. Sein Pferd war weiß wie Perlenmuſchel, und die Bügel und Zügel glänzten wie Thau. Es ritt der Reiter über den See auf Melcha zu, die ſich nicht regen kannte. Er ſtieg vom Roſſe, das er an einen Baum band, und legte ſich neben Melcha ins Moos. So ſchöne Worte ſprach er zu ihr, daß ihr wohl ums Herz wurde und ſie zu lachen und zu weinen begann wie ein Kind. Bald ſagte ſie ihm, daß ſie ihn liebte, und er ſagte es ihr wieder. Dann gab er ſich ihr zu erkennen als König O'Donoghue, und als ſie ſagte, daß ſie ſeine Braut ſein wollte, ſteckte er ihr einen goldenen Ring an den Finger, und ſie gab ihm ihre Schärpe. Dann küßte er ſie und verſprach, ſie am Maimorgen des nächſten Jahres abzuholen, um ſie zu heirathen. Dann ſtieg er wieder auf ſein weißes Pferd, ritt bis in die Mitte des Sees, winkte noch einmal mit der Hand und verſank. Die ganze Luft klang von Muſik, alle Bäume begannen mit einem Male zu blühen, und Blätter und Blumen riefen: König O'Donoghue iſt Bräutigam! Melcha glaubte, daß ſie geträumt habe, aber der Ring an ihrem Finger ſagte es ihr deutlich, daß ſie König O'Donoghue's Braut ſei.

Am liebſten hätte Melcha die ganze Zeit bis zum Maimorgen des nächſten Jahres verſchlafen, ſo ſehr ſehnte ſie ſich, des Königs O'Donoghue Weib zu werden. Endlich kam der Abend vor jenem Morgen. Sie zog ihr weißes Brautkleid an und ſteckte Blumen ins blonde Haar, das ſie lang auf beiden Seiten herabfallen ließ. So ſtellte ſie ſich auf den Felſen hin, der heute der Fels der Adler heißt, um den ganzen See zu überſchauen. Aber ſie wartete lange; kein König O'Donoghue kam, und ſie fürchtete ſchon, er hätte ſeine Braut vergeſſen. Aber als der Morgen zu grauen begann, erkannte ſie, wie im Zwielicht der See ſich öffnete. Aus ſeinem Schooße ſtieg zuerſt eine Schaar von ſchönen kleinen Knaben, welche Kränze, Sträuße und Blumenkörbe in den Händen trugen. Gekleidet waren ſie in kurze, luftige, hellgrüne Wämschen, die die zarten Glieder kaum bedeckten; ihnen folgte eine Reihe von Jungfrauen, welche goldene Gewänder, Schleier und Geſchmeide aller Art auf rothen Kiſſen trugen; gekleidet waren ſie in langwallende, faltige weiße Gewande, und ihre blonden Locken ſpielten im Wind. Gleich nach ihnen kamen zwölf Harfner, theils Jünglinge in kurzen Gewändern, theils Greiſe mit weit herabfließenden Bärten, langen weißen Kaftanen. Sie ſpielten auf Harfen ſüße Melodieen, und die Knaben, die neben ihnen gingen, ſangen dazu. So unter Harfenklang und Geſang tauchte König O'Donoghue auf ſeinem weißen Roſſe empor. Er war anders gekleidet als im vorigen Jahre. Seine ganze Rüſtung war weiß, ein weißer, breiter Mantel deckte ihm die Schultern — aber auf der Bruſt war die grüne Schärpe zu ſehen, die ihm Melcha geſchenkt hatte. Auf den ſchwarzen Locken trug er eine goldene Königskrone und in der Rechten ein Szepter von Elfenbein, auf deſſen Spitze ein Kleeblatt von Gold erglänzte. Ihm folgte noch eine Reihe von Pagen und Rittern und Frauen. Aber der ganze Zug ſtellte ſich auf dem entgegengeſetzten Ufer auf, und Melcha war von ihm durch die Breite des Sees getrennt. — Doch erkannte ſie, wie ihr der Bräutigam liebend zulächelte. Eine ungeheure Sehnſucht ergriff ſie, zu ihm zu gelangen, und ſie wollte vom Felſen hinabſpringen. Aber ſie fürchtete, zu ertrinken, ohne daß ſie vielleicht ihr Bräutigam erretten könnte, und ſie zauderte und fing an zu weinen. Da ertönte es hinter ihr:

Nur zu, nur zu, du ſchöne Fee!
Killarney-See
Thut ſeiner Königin nicht weh!

Da faßte ſie ſich ein Herz und ſprang hinab — da ſtand der ganze Zug unten, und König O'Donoghue drückte ſie in ſeine Arme. Die Harfner begannen zu ſpielen, die Jünglinge, Knaben und Mädchen zu ſingen, und unter dem Rufe: Hoch O'Donoghue, König der Elfen, hoch Melcha, ſeine Königin! verſank der ganze Elfen-Königshof in die Tiefe des Sees.

Seit jener Zeit blüht und gedeiht das ſchöne Ufer des Killarneyſees, denn der Elfenkönig liebt das Land, in dem ſeine Königin geboren worden. Jeden Maimorgen taucht er noch aus dem See, und glücklich Derjenige, der ihn da erblickt, denn ihm wird es wohl ergehen und er wird lange leben.

Unter dieſen Erzählungen war es nach Mitternacht geworden. Ich empfahl mich der Geſellſchaft, welche mich mit den freundſchaftlichſten Händedrücken entließ, und zog in Begleitung Juddy's weiter. Der Stadttheil, in welchem wir uns befanden, „the liberties,“ war ehemals der Sitz der reichen und ariſtokratiſchen Bevölkerung Dublins und hatte ſeine beſonderen Privilegien, daher auch der Name. Später zog ſich die Gentry auf die luſtigere andere Seite des Fluſſes, und ihre alten, theils palaſtartigen Gebäude wurden von der Armuth Dublins beſetzt, die ſich durch beſtändigen Zuzug aus den ausgehungerten Grafſchaften rekrutirt. Ein ſolches Haus faßt oft mehrere Hunderte von Bewohnern, die in ihren Lumpen mit den hohen geräumigen, pompöſen Stuben und Sälen, mit den Ueberreſten von Pracht in Wandmalereien und Möbeln ſonderbar und traurig genug kontraſtiren. — Wir gingen durch die hohen und dunklen Gaſſen hin, über die Todtenſtille gebreitet war, welche nur dann und wann von einem unter freiem Himmel Schnarchenden unterbrochen wurde. Nach einigen Schritten ſchon erkannten wir, daß wir uns am Beſten in der Mitte der Gaſſe hielten, da wir an den Seiten oft über die Schläfer, die auf Thürſchwellen und Treppen gelagert waren, ſtolperten und die Armen um ihren vielleicht einzigen Troſt brachten, um den Schlaf.

In einer der Gaſſen kam uns aus einem breiten Fenſter ein heller Lichtglanz entgegen. Wir traten heran und ſahen durch die zerbrochenen Scheiben. Auf dem Tiſche lag die ſchöne Leiche eines Mädchens, das in der Blüthe der Jahre heimgegangen war. Sie war weiß gekleidet und trug einen grünen Kranz im Haare. An jeder Seite ihres Todtenbettes brannten drei Kerzen und über ihrem Haupte, das ſanft gelehnt auf einem Kiſſen lag, leuchtete eine Talglampe. Rings um die Leiche ſaßen auf Schemeln oder auf dem Boden ſelbſt mehrere Weiber, die den Dampf ihrer Pfeifen wie Weihrauch aufſteigen ließen und die Leiche und die ganze Stube in dichte Schleier hüllten. Die Männer, die ebenfalls in großer Anzahl zugegen waren, hielten ſich entfernter von der Leiche und ſaßen oder lagen plaudernd oder ſchlafend in den Stubenecken umher. Im Ganzen herrſchte die Stille nicht, welche ſonſt Leichen zu umgeben pflegt. Im Gegentheil unterhielten ſich die Weiber ſehr laut und vernehmlich. — Es iſt die Leiche der armen, ſchönen Honor, ſagte mir Juddy. Sie kam mit mir aus dem Weſten und ſtarb an der Auszehrung oder am Hunger. Es war die beſte und lieblichſte Perſon von der Welt. Es war ihr ausdrücklicher Wille, daß nach ihrem Tode eine „Wake“ (Todtennachtwache) gehalten werde, obwohl dieſer heilige Brauch hier in Dublin längſt abgekommen iſt. Aber wir armen Leute aus dem Weſten halten noch viel darauf und ſparen dafür unſer ganzes Leben lang. Denn es iſt eine große Ehre, eine ſchöne Wake zu haben. Das Haus iſt offen, fügte ſie hinzu — und Jeder kann eintreten, um einige Paternoſter für die Seele des Verſtorbenen zu beten. — Juddy trat auch hinein, kniete vor der Leiche nieder und verſank in inbrünſtiges Gebet, welches aber den Reſt der Geſellſchaft in ihrer lauten und lärmenden Unterhaltung nicht im Geringſten ſtörte. — Ich ſelbſt ſtand indeſſen in der Stubenthüre und betrachtete das eigenthümliche Bild; wenn ich die bizarren Geſichter der Weiber abrechne, war es im Ganzen tragiſch und unendlich traurig. Auf der Bahre ein ſchönes, junges Kind, das, vom Elend aus ſeiner ſchönen Heimat getrieben, in der Fremde ſein Grab findet, und vor ihr eine noch ſchönere Blume auf den Knieen, die vielleicht, ja gewiß noch größerem Jammer entgegengeht. — Juddy küßte noch die Leiche ihrer ehemaligen Freundin, dann den Fuß des Kruzifixes in deren Händen und ging wieder, faſt ſo ruhig und kalt, wie ſie gekommen war. Nur war ſie in den erſten Momenten etwas ſchweigſamer.

Auf den Quais ſahen wir einen Konſtabler, der mit ſeinem Stocke die Schläfer weckte, die dort auf den Trottoirs umherlagen, und ſie in die engen Gaſſen, die zu den Liberties führen, zurückjagte; nur dort ſcheint es ihnen erlaubt zu ſein, unter freiem Himmel zu ſchlafen. Auf Carlisle-bridge trafen wir unſern alten Freund Barry, der mit Thaddy, wie es ſchien, in großer Eile das andere Ufer zu gewinnen ſtrebte. Juddy wollte ihn aufhalten, aber er warf ihr nur einige Worte in gäliſchem Dialekte zu und eilte weiter. Juddy erklärte mir, daß Barry's Freund, Thaddy, in dieſem Augenblicke mit der Polizei ſchlecht ſtehe, daß dieſe ihn in jener Kneipe ausgeſpäht und daß nun Barry für ihn einen neuen Schlupfwinkel auf der andern Seite des Fluſſes oder vielleicht auch außerhalb der Stadt ſuche.

Ueber der Bai von Dublin bebte ſchon das Zwielicht des anbrechenden Morgens, in den Segeln und Tauen des Hafens regte ſich der Morgenwind, auf den Schiffen ſelbſt wurde es ſchon lebendig. Ich nahm von Juddy zärtlichen Abſchied und konnte nicht umhin, ſie zu bitten, ja die Reiſe nach London zu unterlaſſen. Aber ſie antwortete mit Achſelzucken: Was wollen Sie, lieber Herr? Es findet ſich nicht immer ein Mr. Ohr, der ſich eines armen verlorenen Geſchöpfes annimmt und es zur reichen Frau macht. — Sie meinte den Kaufmann, der in Dublin dadurch berühmt geworden, daß er, gerührt durch die Schönheit eines verlorenen Mädchens, dieſem ein Putzwaarengeſchäft einrichtete und es von endlicher Verderbniß errettete. — Ich drückte Juddy etwas Geld in die Hand, und indem ich ihr noch für ihre Dienſte herzlich dankte, fügte ich hinzu: Hier, liebe Juddy, haſt du Geld genug, um einige Zeit zu leben und dich nach Arbeit umzuſehen.

Juddy drückte mir die Hand und ging. Nach zehn Schritten wandte ſie ſich noch einmal um, lachte und rief: Ich hab' es gezählt; es reicht hin, um damit nach London zu kommen. — Und ſie verſchwand im Dunkel der Weſtmoreland-Street.

So iſt das Nachtleben in Dublin. Als ich auf meiner Stube ankam, brannte mir der Kopf. Ich öffnete das Fenſter: groß und prächtig ging über der Bai von Dublin die Sonne auf.

Tagebuch aus Languedoc und Provence.

Truth in her pure simplicity wants art
To put a feigned blush on.
John Ford.

Letztes Kapitel als erſtes.

Ein Schloß am Meere — Languedocer Abende — Gäſte — Antikes und chriſtliches Leben — Wein und Seidenwürmer — „So lebt man beim [illegible]“ — Der Aufruhr in den Cevennen — Orientirung.

Latour de Farges — ſo heißt ein altes Schloß, das ſich auf einem der letzten ſüdlichen Ausläufer der Cevennen beſcheiden, doch romantiſch ſchön erhebt. Wie ein Poſten vor der ungeheuren Feſtungsmauer des Cevennengebirges blickt es klug und muthig weit hinaus über die Ebene Niederlanguedoc's bis ans Meer. Hundert Schritte gegen Süden, und man befindet ſich an der Eiſenbahn und in der Ebene. Einſt war das Schloß, der Thurm der Seigneurs de Farges, von Ringmauern, Thürmen und Wallgräben umgeben; die Gräben ſind heute gefüllt und von Vernis de Japon bepflanzt, die Wälle ſind gleichfalls gefallen oder haben ſich zu friedlichen Gartenmauern erniedrigt und verdünnt. Nur ein kleines Stück iſt in ſeiner ganzen Höhe mit der Galerie und der hinaufführenden Treppe ſtehen geblieben. Die drei Thürme aber ragen in ganzer Größe empor und ſuchen noch heute eine feudale Grimaſſe zu machen; der eine breit und ſchön überkuppelt, die andern von Zinnen und Zacken gekrönt. Aber trotz ihrer feudalen Maske haben auch ſie ſich friedlichem Geſchäfte und friedlichen Einwohnern gewidmet. Der eine, ehemals ein Gefängniß oder eine Folterkammer, — denn die Herren de Farges hatten eigene Gerichtsbarkeit, — iſt ein Taubenhaus geworden; in dem andern verleben Kaninchen ein ſybaritiſches Daſein; nur der dritte iſt als Gefängniß eines Geldadlers aus den aufrühreriſchen Cevennenbergen ſeinem urſprünglichen Charakter treu geblieben. Anſtatt des Wächters auf der Zinne ſitzt ein ſtolzer Pfau auf der gewaltigen Akazie am Thorthurme und warnt ſeine junge Brut und die ganze basse-cour mit trompetendem Rufe, wenn ſich in den Lüften ein Geier der Berge wiegt, blickt aber ruhig herab, wenn der zahme Falke über ſeine Kinder hinfliegt.

Auf der von den Thürmen flankirten Terraſſe wachſen junge Pinien und andere ſüdliche Bäume auf; in den Winkeln hocken gewaltige Aloen. Ihre Blätter tragen zahlloſe Inſchriften und ſind ein Stammbuch des Schloſſes geworden. Da iſt mancher bekannte Name zu leſen. Den Taubenthurm umſchlingt liebend ein Roſenbaum, der den berühmten, von Ludwig dem Frommen gepflanzten Hildesheimer an Größe und Blüthen weit übertrifft. Er bildet einen heiteren Kontraſt gegen die Cypreſſen, die auf ihn ihre melancholiſchen Schatten werfen. Aber was ſüdliche Vegetation vermöge, zeigt erſt die Anglaiſe, ein ſchattiger Garten, der ſich an die Terraſſe ſchließt und gegen Oſten auf Lunel Viel und die weingeſegneten Ebenen von Lunel blickt. Der Roſen- und der Dichterlorbeer, die purpurblühende Granate, die Cypreſſe und Pinie, die Stacheleiche, der rothe Judasbaum, der wuchernde Vernis de Japon ſtehen in dichten, engzuſammengedrängten Gruppen da und weben kühle Dämmerung für die Stunden der Sieſta. In ihren Zweigen ſingen hundert Nachtigallen Tag und Nacht. Sie haben Zuhörer genug; denn an der Gartenmauer wiegen unzählige, vielbeſungene provenzaliſche Roſen ihre goldenen, weißen, rothen, braunen Kronen.

In ſolcher Umgebung erhebt ſich das eigentliche Schloß: ein unregelmäßiges, altes Gebäude mit tiefen Fenſtern, dem das platte Dach wie ein alter zu weit gewordener Hut tief in die Stirne bis auf die Augen fällt. Es würde ein mürriſches Geſicht machen, wenn die heitere Sonne des Südens, die es vergoldet, das erlaubte; wenn der Geſang der Nachtigallen, die es umtönen, ſeine Düſterheit nicht in liebliche Melancholie verwandelte. Dann fühlt man ſich ſo wohnlich in ſeinen Kreuz- und Quergängen, in ſeinen breiten gewölbten Sälen, in ſeinen gepflaſterten kühlen Stuben, in deren Fenſter der Feigenbaum oder der Ephen wie zum Gruße ſeine grüne Hand hereinſtreckt. Als wollte die Natur das liebe Neſt vor den Fröſten des Nordwindes ſchützen, zieht ſie von unten herauf einen aus Epheu und hundert andern Schlingpflanzen gewobenen Teppich über die Mauern bis auf das Dach. In wenigen Jahren wird das ganze alte Gemäuer einem grünen Nachtigallenneſte ähnlich ſein. Auf der einen Seite, dem Süd-Oſt zugewendet, wächſt ein kleines Thürmchen mit einem Balkon aus dem Gemäuer heraus. Dort ſteige man hinauf, um die ganze Herrlichkeit Niederlanguedoc's kennen zu lernen, jenes Landes, von dem es heißt:

„Du findeſt dort die Milde des Himmels, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Mannigfaltigkeit des Feldes, des Weingartens, der Wieſe; die Verſchiedenheit der Früchte, die Annehmlichkeiten des Hügels und der Ebene und eine außerordentliche Zahl von Flecken, Schlöſſern, Dörfern und Städten.“

So beſchrieb Roland Laporte, der Weinbauer und große Kamiſardenprinz, das Land, als er ſeinen General, den Schäferknaben und Bäckergeſellen Jean Cavalier, mit dem Herzogstitel belehnte und ihm dazu Niederlanguedoc, „wo ſchon ſo viele Menſchen ſeinem Geſetze gehorchten,“ als kleine Gabe zu ſeiner Verlobung ſchenkte. So beſchrieb er es vor hundert und fünfzig Jahren, ſo iſt es noch heute. Des Abends erkennt man ſeine Gränze am Pharus der Crau, der ſein Licht, wie ein beweglicher, ins Meer geſunkener Stern herüberſendet.

Wie herrlich war dieſe Ebene zu ſehen, als am Johannisvorabend nach der Sitte des Landes „vor all' den Flecken, Schlöſſern, Dörfern und Städten,“ ja vor jeder einzelnen Meierei die gewaltigen, von Weinreben genährten Flammenſäulen aufſtiegen. In weiter Ferne erblickte man dunkle Geſtalten, wie Hexen, durch die feurige Lohe fliegen; das waren die Bauern und Bäuerinnen welche glauben, daß ein ſolcher Sprung durch die heilige Johannesflamme ſie für das ganze Jahr vor dem in den Sümpfen lauernden Fieber ſchütze. Wie grauenvoll ſchön war ſie zu ſehen, als man in einer Herbſtnacht die Sümpfe bei Aigues-Mortes in Flammen ſteckte, um ſie mit der eigenen Aſche für das nächſte Jahr zu düngen. Als ob Ninive und Babel und Perſepolis, neben einander aufgeſtellt, von Einer ungeheuren Flamme verzehrt würden. Der Himmel brannte mit, und die neunzehn gezackten Thürme von Aigues-Mortes ragten glühend in die Nacht empor, wie die letzten Reſte von Ninive, Babel und Perſepolis. Die Sterne erbleichten, die Vögel in den Neſtern erſchraken vor dieſer Morgenröthe, aber ruhig und ſtolz wiegten die Flammenſäulen einander ihre Häupter zu, wie ein feuriger Wald, deſſen Wipfel ein ſanfter Morgenwind bewegt.

Wie traurig aber war das Land, als an einem ſchönen Junimorgen plötzlich ein Heer von Nebeln aus dem Meere ſtieg, landete, ſich mit den Nebeln der Sümpfe vereinigte und einen traurigen, ſchaurigen Siegeszug über die Ebene hin begann. Sie ſchienen ſo langſam zu wandern, und doch wie ſchnell verſchwanden Dörfer und Städte hinter ihnen, wie bald lag eine weiße Nacht, ein feuchtes Leichentuch ausgebreitet über das ganze Gefilde! Die Sonne erbleichte und verſchwand, die Lerchen ſanken erſchrocken und ſtumm in ihre Neſter, den Leithammel ergriff paniſcher Schrecken, und mit tönender Glocke lief er dem Schäfer voraus, von den Garrigues fort nach Hauſe in den Stall, und ihm nach die ganze Heerde. Die Bauern ſagten: da drinn ſitzen die Fieber. Einzelne Tropfen, die zur Erde fielen, waren wie Thränen von Kindern, welche die Geiſter geraubt und hinter ihrem weißen Gewand verſteckt forttragen in unbekannte Fernen. Wer kennt das ſchöne Volkslied der Griechen nicht, das von Charos ſingt, dem reitenden Tode, der auf Rücken, Hals und Croupe ſeines Pferdes Greiſe, Jünglinge, Weiber, und, ach, ſo viele Kindlein entführt. Er reitet immer fort und will ſich nicht aufhalten beim Brunnen; denn dort könnten die Geliebten ihre Jünglinge, die Gatten die Gattinnen, die Mütter ihre Kinder erkennen — „wer könnte dann ſie trennen!"

Aber herrlich, unbeſchreiblich ſchön iſt das Land jeglichen Abend, ſelbſt nach ſolchen Nebelmorgen. Wunderbar iſt die Mannigfaltigkeit, die Verſchiedenheit der Sonnenuntergänge. Jeden Tag ſchmückt ſich dieſe ewig junge Königin mit anderen Reizen und Juwelen, um jeden Tag mit andrer und neuer Schönheit in das Brautbett zu ſteigen. Bald iſt ſie in glühendes Gold, bald in ſanftblauen Sammt, bald in dunklen Purpur gekleidet. Die goldnen Wölklein, ihre Pagen, haben es von der Herrin gelernt und ſind wie ſie unerſchöpflich in Erfindung neuer Trachten. Silbern, golden und purpurn — manchmal auch in Trauer gehüllt, folgen ſie ihr nach, tragen ſie ihre Schleppen oder ſprengen auf feurigen Roſſen um ihren Siegeswagen. Launiſch wechſelt ſie ihr Kleid oft unzählige Male in der Minute, blickt ebenſo ihr Geſicht bald lächelnd, bald melancholiſch, und mit ihr ändert ſich ihr ganzes Hofgeſinde. Beherrſcht von ihren Launen, beginnt die ganze Natur ein magiſches Spiel. Die Cevennen erglühen; ihr König, der Pic St. Loup, erhitzt ſich und ſieht mit leuchtender Stirne der Sonne entgegen, die ſich gnädig lächelnd zu ihm niederbeugt; doch zieht ſie weiter, und er verſinkt nach und nach in Trauer und mit ihm alle Vaſallen, die vom Urfeuer gehärteten Berge, alte Vulkane mit kahlen Schädeln. Mit Sonnenuntergang beginnen die hier ſo häufigen Lufttäuſchungen und Phantasmagorien. Alle Dörfer, Städte und Flecken der ſüdöſtlichen Ebene fliegen mit einem Ruck in unſere nächſte Nähe; wir ſehen jedes Fenſter, wir blicken in alle Gaſſen, wir ſehen die Tamarisken der Sümpfe, die im Abendwinde zittern, wir erkennen die Laterne des uralten Thurms de Constance in Aigue-Mortes, ja wir hören die Glocken der fernſten Kirchthürme. Im Weſten aber rückt Alles in träumeriſche Ferne, in blaue, duftige Nebel. Nur die Dörfer auf den Höhen erglühen in heiterem Lichte, auch St. Genies, obwohl der Stammort Guizots, deſſen Großvater ſchon ein Verräther ſeiner Glaubensbruder geweſen, denn die Sonne leuchtet gleich gütig auf Gute und Böſe. Das Schloß Castrie mit den hundert Bogen ſeiner

Waſſerleitung gleicht einer fata morgana, die vor jedem Augenzwinkern verſchwinden kann — auch verſchwindet es. Dunkler Abend ruht auf Thal und Ebene. Nur der Pinienhain vor uns leuchtet noch wie grüner Sammt aus dem Dunkel. Bald wird die Nacht kommen. Schon, mit einem Schlage iſt ſie da, die ſchöne, blaue, ſternenbeſäete, Nachtigall-durchſungene provenzaliſche Nacht!

Es iſt geradezu lächerlich, das Alles beſchreiben zu wollen!

Ich thue es nicht; ich ſteige vom Balkon herab ins Schloß zu meinen lieben Gaſtfreunden.

Durch die Bibliothek, wo franzöſiſche, deutſche, engliſche, ſpaniſche, griechiſche und lateiniſche Klaſſiker über- und nebeneinander aufgeſtellt ſind, ja wo ſogar geheimnißvolle Sanskritzeichen wie indiſche Schlingpflanzen den Studirtiſch bedecken, gelange ich hinab in den Saal des erſten Stockes. Er iſt in ein Atelier verwandelt. Der Schloßherr, der dort oben Sanskrit ſtudirt und ſich an Nal und Damajanti entzückt, malt hier unten die Portraits ſeiner Freunde; neben ihm ſitzt ſeine ſiebenzehnjährige Tochter und ſtudirt anſpruchsloſe Schönheit an einem Bettelkinde, das, wenn ſein Porträt vollendet, in wenigen Tagen reich beſchenkt entlaſſen wird. An den Wänden hängen Zeichnungen und Cartons, Meiſterſtücke des frühverblichenen Papety. Unwillkürlich haftet das Auge am reſtaurirten Pantheon, dem Inbegriff aller Schönheit, das Papety mit Künſtlerliebe aus tauſend Bruchſtücken zuſammengetragen und wieder hergeſtellt hat. Indeſſen klingen aus dem Saale im Parterre Lieder von Gluck, Mozart, Beethoven oder irgend einem uralten Italiener herauf. Wenn ſie ſchweigen, erbrauſt der Erard in Beethoven'ſchen Sonaten, in Bachiſchen Fugen oder liſpelt graziöſe Melodien von Couprin. Denn Schloß und Umgegend gehören einem Künſtler, der, horribile dictu, ein Sozialiſt und, admirabile dictu, dabei ein reicher Mann iſt, der es verſteht, ſich mit dem Schönen aller Zeiten und aller Völker zu umgeben. Seine Gattin iſt eine weltberühmte deutſche Künſtlerin, die hier in Languedoc'ſcher

Einſamkeit, auf Lorbeeren ruhend, ihr ſchönes Künſtlerleben weiter träumt. Sie iſt die Sängerin, welche ſang. Die Muſikerin aber, die Beethoven'ſche Sonaten zum Lispeln der Cypreſſe ſpielt, iſt ihre Ziehtochter, eine verlaſſene junge Künſtlerſeele, deren ſie ſich gütig angenommen. So wandere ich herauf und herunter, von Poeſie zu Malerei, von Malerei zu Geſang, von Geſang zu Muſik. Ein ſchönes Leben, ſchön eingerahmt.

So, mein lieber Fritz, „ſo lebt nun deine Sappho!“ Es bleibt mir kein anderer Wunſch, als daß es allen Flüchtlingen ſo ergehe, daß alle ihr Vaterland in dem einen, großen und untheilbaren der Künſte und der Liebe wiederfinden und auf ihrer Flucht ſo bald ausruhen mögen, wie ich.

Mit ſolcher Einſamkeit kann man ſich ſchon zufrieden geben; doch werden wir oft auf angenehme oder abenteuerliche Weiſe geſtört. Von den Beſuchern der ſogenannten guten Geſellſchaft, die in aller Welt dieſelbe iſt, von den Freunden aus Montpellier oder den benachbarten Landhäuſern, will ich ſchweigen; die Bettler und Abenteurer, die manchmal vorſprechen, ſind, mit Reſpekt zu ſagen, viel intereſſanter. Da pochte vor einigen Tagen ein narbenbedeckter Veteran aus der republikaniſchen und Kaiſerzeit an die Thüre, denn die Vaterlandsvertheidiger gehen in Frankreich wie in andern Ländern betteln, trotz aller Invalidenhäuſer. Er erzählte mit bekanntem Feuer von ſeinen Campagnen und vom Kaiſer. Auf die Republik war er ſchlecht zu ſprechen, denn ſie hatte ihn mittelſt der Aſſignaten um ſein Geld gebracht. Als Beweis zog er aus der Bruſt eine alte Aſſignate vom Jahre 93, die er, da er ſie doch nicht einwechſeln konnte, als Andenken an jene Zeit aufbewahrt hatte. Er ſchimpfte ganz gewaltig über dieſen unfruchtbaren Schatz. Aber der Schloßherr zog ein Fünffrankenſtück aus der Taſche, belehrte ihn über ſeinen unverzeihlichen Irrthum und erklärte ſich beauftragt, im Namen der alten Republik, die alte Aſſignate einzulöſen. Wie groß und freudig war das Erſtaunen des alten Soldaten; dankbar küßte er das Bildniß der neuen Republik auf dem Fünffrankenſtücke und ſchwur hoch und theuer, niemals mehr ein Wort gegen die alte, ihre Mutter, ſagen zu wollen. Er war ein Elſäßer und ſprach nur deutſch. Wie ſonderbar, oder wie ich eigentlich ſagen ſollte, wie betrübend klangen ſeine Siegesberichte über die deutſchen Campagnen in dieſer Sprache. Er deklamirte von Jena und Wagram, als hätten ſeine Urahnen ſchon zu unſerem „Erbfeinde" gehört. O Arndt, Jahn und Binzer! ich gab die letzte Hoffnung auf, das Elſaß je wieder zu erobern. Die Verräther, die Elſäßer, ſie befinden ſich leider wohl in franzöſiſcher Geſellſchaft!

Ein anderes Mal beſuchte uns, ebenfalls als Bettler, der Sprößling eines bekannten, halbdeutſchen adeligen Hauſes, das Deutſchland einen Dichter, der Schweiz und Frankreich verdienſtvolle Krieger gegeben. Er ſah aus wie ein Irländer, denn er trug einen ſchwarzen Filzhut auf dem Kopfe und die elendeſten Lumpen auf dem Leibe. Nackt und bloß lugten die Zehen aus den vielfach durchlöcherten Stiefeln; ein zerfaſertes Frauenbruſttuch ſchlang ſich eng um den Hals und hielt nothdürftig das knopfloſe Hemd zuſammen, deſſen Kragen ſich Mühe gab, ſteif, obwohl ſchwarz, den unraſirten Bart zu umhegen. Der Stempel alter Verkommenheit, vielleicht Verlumpung, lag auf dem ganzen Geſichte und ließ das eigentliche Alter ſchwer erkennen. Er bettelte mit Hülfe ſeines Adelsbriefes, den er mit ſich trug. Als ich in die Küche trat, wo er ein Frühſtück verzehrte, war er eben eifrigſt bemüht, der Köchin, einem Bauernmädchen aus Lunel Viel, ſeine Genealogie auseinanderzuſetzen, indem er eine Menge mit Wappen verſehener Papiere auf dem Küchentiſch ausbreitete, wo ſie ſich neben Würſten und abgeſtochenen Rebhühnern ſonderbar genug ausnahmen. Er ſprach nur ſchlecht franzöſiſch, doch wurde er beredt, da er auf ſeine Ahnen und die Bedeutung der einzelnen Wappenbilder zu ſprechen kam. Er konnte nicht umhin, Marien höflichſt zu bitten, ſie möchte ja nicht ſein Haus mit dem anderer adeliger Familien gleichen Namens verwechſeln, welche viel jünger und bei Weitem nicht von ſo gutem Adel ſeien, als die ſeinige. Die gutmüthige Marion meinte nur, er ſolle ja Acht haben auf all' die „Päſſe“, da Papiere armen Leuten, die aus den Armenkaſſen ſchöpfen wollen, ſehr nothwendig wären, und entfernte die Würſte, um ſie mit den ſchmutzigen Dokumenten nicht in Berührung kommen zu laſſen. Als mich der arme Don Ranudo bemerkte, erröthete er ſanft über ſeine Konverſation mit der Köchin und nahm den Franken, den ich ihm überbrachte, mit tiefen Bücklingen in Empfang.

Wie Dieſem ſeine Wappen, ſo dienten einem Andern zwei Wolfsköpfe ad captandam benevolentiam. An einem ſchönen Auguſtnachmittage erſchien die ſchaurige Geſtalt des Wolfsjägers plötzlich am Schloßthore und forderte den Lohn ſeines Geſittungswerkes als Verfolger und Ausrotter der wilden Beſtien. Freilich nannte er dieſen Lohn ſeiner herkuliſchen Beſtimmung ein Almoſen. Da nichts Sonderbares oder Eigenthümliches an einem Maleratelier vorübergehen darf, citirte man ihn herauf in den oberen Saal, als eben den Malenden das friedlichſte aller Gedichte, Hermann und Dorothea, vorgeleſen wurde. Taumelnd, denn er war betrunken, trat der Wolfsjäger herein und warf ſeinen Sack vom Rücken vor die Füße der Staffeleien. Zwei alte Wolfsköpfe mit grinſenden Zähnen rollten hervor. Mit ſtammelnder Zunge erzählte er im Patois, daß er die einſtigen Träger dieſer Köpfe in den Cevennen erſchlagen habe, und zwar mit dem Knittel, den er in der Hand trug. Das iſt glaublich, denn er ſah nicht aus wie Einer, dem es genehm wäre, die fünfundzwanzig Francs für den Jagdpaß zu bezahlen, den man haben muß, um mit dem Gewehr in Feld oder Gebirge zu gehen. Die Jacke hatte er ſchief über die Schulter geworfen; das Hemd ſtand vorn weit auf und zeigte eine dichtbehaarte Bärenbruſt; das dicke, thieriſche Geſicht glühte von Wein, und die kleinen Augen waren verſchwollen. Kurz und ſtämmig zuſammengedrängt, breitſchulterig und verthiert, wie er ausſah, glaubte man es, daß er ſich mit viehiſcher Kaltblütigkeit in ein Rudel Wölfe zu ſtürzen fähig ſei — aber auch, daß ihm Wolf- und Menſchenleben gleich viel Werth hätten. Sonderbar lächelnd ſah Shakeſpeare aus ſeinem Rahmen auf dieſen Caliban hernieder. Seine Nähe war unheimlich; man ließ ein Geldſtück in ſeine Mütze fallen, er warf ſeine Wolfsköpfe wieder in den Sack, den Sack auf die Schulter und taumelte aus der Thüre hinaus, verirrte ſich aber in den dunklen Gängen, wo er brummend noch lange umhertaumelte. Allein auch er thut das Seine zur Geſittung.

So ziehen phantaſtiſche Geſtalten durch unſern Sonnenſchein. Häufiger als dieſe aber ſind die charakteriſtiſchen, wenn ſie auch weniger romantiſch oder komiſch ſind. Die Curé's, die in ihrer ſchwarzen Tracht mit den großbeſchnallten Schuhen und breitkrämpigen Hüten auf kleinen Zwergpferden oder Eſeln, von ihren Vicaire's begleitet, manchmal heranſprengen, um vom koſtbaren Muskat-Lunel zu koſten, will ich gar nicht erwähnen. Intereſſanter ſcheint mir z. B. der brave Maurermeiſter und ehemalige napoleoniſche Soldat, der vor längerer Zeit wüthend ins Zimmer trat, nach der Sitte des Landes ächt ſpaniſch den Hut auf dem Kopfe ſitzen ließ und ſich ſelbſt unmuthig in einen Fauteuil warf, um die Leidensgeſchichte ſeiner Familie zu erzählen. Der gute Mann hatte die größte Luſt, Großvater zu werden; aber Diejenige, die ihm zuerſt zu dieſem Glücke verhelfen konnte, ſeine pausbackige, ſechzehnjährige Tochter, hatte ſich im Beichtſtuhl überreden laſſen, es ſei eine viel größere Wonne, die Braut des Himmels zu werden, als den alten Soldaten aus der Kaiſerzeit zum Großvater zu machen. Ueber dieſes Dogma war der arme Mann außer ſich gerathen. Mit den unehrerbietigſten Ausdrücken, die noch ein wenig nach imperialiſtiſchem Lager rochen, ſprach er vom Curé und der ganzen Kleriſei und Kirchenwirthſchaft, obwohl er als Schweizer und Kantor der Kirche ſeines Dorfes gewiſſermaßen ſelbſt zu letzterer gehörte. Er erzählte, wie er ſeinem devoten Töchterlein zu beweiſen ſuche, daß es viel ſchöner und gottgefälliger ſei, geſunde Buben zu erzeugen, als ein Faulenzerleben im Kloſter zu führen, wie aber dieſe Argumente über ihr verſtocktes Gemüth nichts vermögen, und wie er mit Prügeln ans Ziel zu gelangen hoffe. Bei dieſer Gelegenheit kramte er eine lange Reihe ähnlicher Geſchichten von Mädchenverführung durch die Curé's, wie er es nannte, aus und ließ mich einen Blick thun in das Innere des Volkslebens, in das Treiben der Pfaffen, die hier faſt allmächtig ſind; aber auch in die geſunde Oppoſition, die ſich hier und da in geſunden Gemüthern vorbereitet. Einige Zeit darauf ſah ich die fragliche Braut Gottes bei der Weinleſe beſchäftigt; ſie führte die Rebenſichel ſo rüſtig wie Eine, und die Scherze der jungen Winzer, und die nichts weniger als nonnenhafte Miene, mit der ſie aufgenommen worden, ließen mich hoffen, daß die Prügel des Vaters überzeugende Kraft beſeſſen und die dicke Bäuerin der Welt und ihren Freuden wiedergegeben haben. Eine gleiche Metamorphoſe bemerkte ich an dem reizenden kleinen Nähmädchen, das auf dem Schloſſe arbeitet. Auch ſie kam mit Kloſtergedanken zu uns, aber ſchon nach wenigen Wochen ſprach ſie mit großer Salbung von der heiligen Beſtimmung „der Mutter.“ Wer weiß, welcher Thirsis (ſo heißen die verliebten Schäfer in den hieſigen Volksliedern, wie in den deutſchen Zopfgedichten des vorigen Jahrhunderts) dieſe Bekehrung vollendet hat, die hoffentlich dauern wird trotz der zehn Gebetbücher und der Unzahl von Heiligenbildern, welche Auguſtine noch immer in ihrem Arbeitskorbe mit ſich herumträgt.

Wie eigenthümlich kontraſtirt dieſes katholiſche Weihwaſſer-, Beichtſtuhl- und Nonnenleben mit den altklaſſiſchen, griechiſchen und römiſchen Reſten, die Einem hier zu Lande überall begegnen und auch auf unſerem Schloſſe nicht fehlen. Unmittelbar an den Kaninchenthurm ſchließt ſich die Ferme oder Meierei, welche mit der Wohnung des Schaffners, mit den Ställen der Maulthiere, Eſel, Arbeits- und Reitpferde, mit der Schäferei und dem Hauſe der Seidenzucht oder Magnanerie ein großes Viereck bildet, ſo groß, wie vielleicht nicht der Palaſt des Poliſchen Königs geweſen. Die Wohnung des Schaffners oder Paire (ſprich Pä-ire [Patois] ſtatt père: wir nennen ihn den Männer beherrſchenden

Paire) iſt eine weite, hochgebühnte Halle, die, wenn ſie auch nicht ganz an die Halle des edlen Laertiaden erinnert, doch gewiß die größte Aehnlichkeit mit jener ſeines göttlichen Schweinhirten hat. Ein heller Feuerſchein fällt aus dem gewaltigen Kamine, in welchem eine reſpektable Familie wohnen könnte; an ſeiner rebengenährten Flamme ſitzt die uralte Patriarchin, die Maire (ſprich Ma-ire) oder Mutter, und dreht den klaſſiſchen Spieß oder beobachtet den Keſſel, der an eiſerner Kette aus der Eſſe herunterhängt, wenn ſie nicht Raisiné oder Weinmus bereitet, wie es Neſtor in ſeinem Zelte den Gäſten vorſetzte. Von der Decke herab ſchwebt die Ampel, dieſelbe an Form und Geſtalt, wie ſie alte Maler und Bildhauer der neugierigen Pſyche in die Hand geben. Eine andere erhebt ſich dort im Winkel auf erhabenem Dreifuße. Neben ihr, in die Wand gemauert, befindet ſich die granitene Handmühle, an welcher einſt Sklaven, und unter ihnen ein unſterblicher Dichter, geſeufzt. In der andern Ecke reihen ſich hohe, bauchige Thonkrüge mit engem Halſe und doppelten Henkeln; ſie bewahren rothglühenden Wein oder koſtbarere Waſſerfluth aus fernen, ach! hier zu Lande ſeltenen Quellen. Am dicken Eichentiſche ſitzen drei-, vier-, auch fünfmal des Tages, faſt ſo oft wie homeriſche Helden, der Männer beherrſchende Paire, der Großknecht, der Schäfer, die Ochſen- und Pferdeknechte, die Eſeltreiber und Feldarbeiter. Sie eſſen Weinmus, kräftige Fleiſche und koſtbare Früchte des Südens: Pfirſiche, Feigen, Granatäpfel und Trauben; dazu trinken ſie des köſtlichen Weines aus einem hohen Kruge, der nach rechts im Kreiſe herumgeht. Der Barbar des Nordens glaubt einem fabelhaften Mahle von Königen zuzuſehen, und mit Wehmuth denkt er der Bauern ſeiner Heimat und ihrer Kartoffeln, und mit einem gewiſſen Unwillen ſieht er, wie man dem Fohlen, das ſich frei herumtreibt und während des Mahles hereinſprengt, rothen Wein aus antik geformter Schale zu trinken reicht. Indeſſen ſteht die uralte Maire und ihre Enkelin hinter den ſpeiſenden Männern, um ſie zu bedienen. Nie würden ſie es wagen, ſich an den Tiſch der Männer zu ſetzen; weder Mutter, noch Frau, noch Tochter hat dieſes Recht. Sie dürfen nur dienen. Wenn ſich die Männer erhoben haben, dann erſt ſtellen ſich die Weiber mit der Schale in der Hand an den Kamin oder in irgend einen ſtillen Winkel und verzehren die Reſte des Mahles ſtehend. Auch dieſes Land wird einſt ſeinen Dorfgeſchichtenſchreiber finden; aber ſelbſt das große Talent George Sand's wird bei dieſen Dichtungen nicht ausreichen. Sie werden eines homeriſchen Hauches bedürfen, um wahr zu ſein. Aber Abbé Fabre und ſeine ins Patois überſetzte, und auf dieſen Boden übertragene Odyſſee exiſtiren ja ſchon ſeit faſt hundert Jahren!

Nur die Weinleſe hat mich in meinen antiken Illuſionen geſtört. Sie bietet Nichts, was an Dionyſos und ſeinen mit Hülfe des Rauſches welterobernden Zug erinnert. Die Winzerinnen, vielleicht, wie es ihre Augen verrathen, geheime Mänaden, ſind öffentlich gute chriſtliche Arbeiterinnen, die unter den Knien die Röcke mit ſtarkem Bande umwinden, um beim Bücken ſelbſt nicht bis an die Knöchel griechiſch zu erſcheinen. Schweigend zieht die Schaar durch die Reben vorwärts und löſt, freilich mit antiker Sichel, die gewaltigen Trauben ab, die von geduldigen Maulthieren ſogleich nach der Kelter gebracht und dort ſofort zerſtampft werden. In Strömen fließt die rothe Fluth von den Brettern in die weiten, gemauerten Behälter, birgt ſie ſchon vor ihrer Ankunft an der Kelter ſelbſtkräftig aus der Wanne des Winzers. Morgen ſchon deckt röthlicher Schaum die Wiege des jungen Gottes und ſteigt ſo betäubender Duft auf, daß die Tauben in der Nähe Eier und Neſt verlaſſen. Der Mann, der dort oben auf den Kelterbrettern mit breiten Schuhen herumtanzt, und unter deſſen Füßen Weinquellen entſpringen, berauſcht ſich durch die Reiſe und tanzt unwillkürlich, in ſanfter Seligkeit gewiegt, immer weiter, ein trunkener Silen. Auch wir können nicht widerſtehen; Schuhe und Strümpfe werfen wir ab, ſchürzen die Beinbekleidung hinauf und tanzen mit auf den rothgefärbten Brettern, als hätten wir die Zauberflöte aus der Sage erklingen

[illegible]

[illegible]

---

[1] [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

man über ſie, ſo daß ſie unter der Wucht verſchwanden. Aber das dauerte nur eine Minute. Schnell haben ſie ſich wieder emporgearbeitet; jeder einzelne wählt ſich ſein Blatt und beginnt es mit erſtaunlicher Emſigkeit von links nach rechts zu benagen, und bewegt das Köpfchen ſo ſchnell dabei, als ob er die Sekunde zu verlieren fürchtete. So genährt, wächſt er und verändert er ſich überaus ſchnell, und nach vierzehn Tagen iſt der kleine, ſchmutzig ſchwarze Wurm eine große, fingerlange, weiß- oder gelbglänzende Raupe geworden, der man ſchon eine Beſtimmung in der Weltgeſchichte zutraut. Der Magnan erlangt dieſe Größe nicht um einen geringen Preis. Wie alle Individuen und Völker hat er ſeine Kinderkrankheiten durchzumachen, und ihre Zahl beläuft ſich bei ihm auf vier, im glücklichen Falle auf nur drei [illegible]. Sentimentale Seelen leiten viele Krankheiten vom Heimweh ab, das der arme Wurm nach ſeinem Stammlande, dem himmliſchen Mittelreiche China verſpürt, wo er in freier Luft, unter wärmerer Sonne ſein Leben auf dem geliebten Maulbeerbaume ſelbſt bis zur Verpuppung fortſpinnt, umſungen von Millionen chineſiſchen Glockenſpielen. Andere aber leugnen dieſe ſentimentale Diſpoſition des Seidenwurms, behaupten, daß ihm ſüdfranzöſiſche Kirchenglocken eben ſo viel Werth haben, als

Vermicelli come, perle gentil di valorosi vermi, gentil vermi, nobil vermi, preziosi e cari animaletti, vaghi pargoletti, gentil [illegible], [illegible] [illegible] ecc. ecc.

Den Theil des Gedichtes, welcher mit dem Leben der Seidenwürmer ſchließt, beendet er ſo:

Ecco pur omai Cavalieri
Fortunate e felici alme leggiadre
Delle fatiche vostre già albergi
Nelle [illegible] prigioni [illegible] [illegible] [illegible],
Ch'a voi si chiameranno bianchi e leggeri
Le [illegible] d'amor [illegible] [illegible]
Con [illegible] corpi e con più belle mostre
Mosse a pietà alle miserie vostre;

„Man kann doch nicht mehr thun, als ſeinen Helden das Himmelreich verſprechen!“ —

chineſiſche Cariſſons, und daß er in ſeiner Heimat auch wenigſtens in zwei Krankheiten der Natur den Zoll für ein ſo bedeutungsvolles, Seelenunſterblichkeit beweiſendes, durch Kunſt verſchöntes Daſein entrichten müſſe. Es iſt aber ein harter Zoll. Denn nach jeglicher Krankheit bleibt eine Unzahl von Magnans todt und zuſammengekauert da liegen, um ſich nie wieder zu erheben, trotz der duftigſten Maulbeerblätter, die man über ihre Naſen ſtreut. Ihre geneſenen Brüder ſteigen gemüthlos auf die Leichname, um ihr epikureiſches Leben weiter zu führen. Die Seidenzüchter ſelbſt gehen während der Krankheitstage mit höchſt beſorgten Mienen umher, und wo zwei einander begegnen, kann man ſicher ſein, daß ſie ſich theilnehmend nach dem werthen Befinden der gegenſeitigen Magnans erkundigen. Aber mit den überſtandenen Krankheiten ſind noch nicht alle Gefahren überwunden. Wenn der Seidenwurm genug Stoff in ſich geſammelt, um nach tiefnachdenklichem Schweigen an ſeine unſterbliche Seele denken und ſich wie ein Marabut ſeinen eigenen Sarg bereiten zu können; wenn er ſchon an den aufgeſtellten Reiſern und Zweigen hinanzuklimmen beginnt, um ſich einen gehörigen Winkel zu ſuchen, wo er ſeinen Sarg aufhänge — in dieſem kritiſchen und entſcheidenden Augenblick kann ein einziges und leiſes Donnerwetter am Himmel die Verpuppung des Wurmes und alle Hoffnungen des Seidenwurmzüchters zu Nichte machen. Beim Donner des Himmels erſchrickt der hinanklimmende Magnan, erinnert ſich, daß er trotz China und Seide nur ein gemeiner Wurm, ſteigt oder fällt demüthig wieder auf den platten Boden herab, und um die Puppe, auf die Alles ankommt, und um das Symbol der Unſterblichkeit iſt es gethan. Geht aber dieſer kritiſche Augenblick ohne Gefahr und Donnerwetter vorüber, dann bietet die Magnanerie einen in der That herrlichen Anblick dar. Die trockenen Zweige und Reiſer, die man zwiſchen den Binſenlagern ſo aufgeſtellt, daß ſie mit dem Fuße im Rohre ſtecken, das obere Geäſte aber, von der ſie überdachenden Binſenlage gehindert, herunter- und aneinandergebogen wird, bilden unabſehbare Wölbungen, die dem Blicke, je länger man ſie betrachtet, die Illuſion unendlicher Waldgänge oder langer gothiſcher Hallen darbieten. Und in dieſen Hallen war es andächtig ſtille. Der Lärm, den das ununterbrochene Nahrungsgeſchäft verurſacht hatte, und das dem Klopfen des Regens auf ein Schindeldach glich, hatte aufgehört, denn der Magnan aß nicht mehr. Bedächtig kroch er überall die Zweige und Aeſte hinan und ſuchte in den Wipfeln den für Anlage ſeines Cocons geeigneten Winkel. Da war es erſtaunlich, mit welcher Umſicht, Klugheit und Ausdauer er ſuchte, prüfte, maß und wählte. Den hinteren Theil um ein Aeſtlein gerollt, ſtreckte er den vorderen weit aus und beſchnüffelte mit den Fühlhörnern die ganze Umgebung. Wenn die Unterſuchung kein günſtiges Reſultat bot, ließ er es ſich nicht verdrießen, von Zweig zu Zweig zu kriechen, oder ſogar den ganzen Baum hinabzuklettern und es mit einem andern zu verſuchen, bis er den für ſeinen architektoniſchen Zweck geeigneten Platz herausfand. Rückſichtsvoll umging er den Zweig, an dem ſich ſchon ein Bruder angeheftet hatte, oder richtete ſein eigenes Haus mit Kunſt ſo ein, daß er wohl die Baulichkeiten des Nachbars benutzte, aber niemals ſtörte. Hatte er einmal ſeinen Platz gefunden, dann ſpannte er erſt die Seile aus, die das Haus tragen ſollten; dann kauerte und krümmte er ſich zuſammen und machte ſich an die Hauptarbeit. Ohne Unterbrechung ging nun das Köpfchen in der Runde herum und ſpann den unendlichen Faden, der ſich bald zu einem durchſichtigen, ſchleierähnlichen Sarge geformt und zuſammengeklebt hatte. Da drin ſieht man ihn mit Emſigkeit ſo fortarbeiten. Die Nacht bricht herein, und da es wieder Tag wird, iſt er ſchon hinter dichter Hülle verſchwunden. Wenn man das Ohr nahe hinhält, hört man wohl, daß er drin nicht müßig liegt, aber zu ſehen iſt von ſeinem Wirken und Treiben nichts mehr. Noch den dritten Tag hört man ein leiſes Kniſtern und Knuspern; dann aber wird es ſtille, und laut- und regungslos hängt der Cocon da. — Nicht alle kommen an ein ſo glückliches

Ende. Eine Mücke, das geringſte Geräuſch, die leiſeſte Berührung kann ſie getödtet haben, dann reißt der Faden und wird nie wieder aufgenommen. Der arme Werkmeiſter ſtirbt auf oder in ſeinem unvollendeten Werke. Noch unglücklicher ſind, die mit der Seidenlaſt im Leibe nicht den Baum hinaufzuklettern vermögen und auf halbem Wege wieder herunterfallen. Sie verſuchen den Weg nicht zum zweiten Male und ſterben mit dem Bewußtſein eines verfehlten Lebens. — Wenige Tage, nachdem die Seidenwürmer in die Höhe zu ſteigen begonnen, hat der Wald ſein Ausſehen verändert und gleicht jetzt mehr einem Weingarten. An allen Zweigen hängen die gelben und weißen Cocons, dicht an einander gedrängt wie gewaltige Trauben. Dann kommen die Weiber und ſammeln ſie in große Körbe, dann verkauft man ſie nach Lyon, dann wirft man ſie in heißes Waſſer und tödtet die Puppe, die von einem beflügelten Schmetterlingsliebesleben träumt, in der Chryſalide. Dann wickelt man den mit Kunſt und Mühe geſponnenen Faden ab, der vielleicht ſchon in wenigen Wochen als Seidenkleid um die Lenden einer femme entretenue in der Rue Laffitte oder Chaussée d'Antin rauſcht. Glücklich, die vom Schickſal oder der Magnanière Auserwählten, die man aufbewahrt, um von ihnen Samen für das künftige Jahr zeugen zu laſſen; ſie erfüllen ihre ganze Entwicklung und ihr ganzes Schickſal. Nach wenigen Tagen kriecht der weiße, glänzend beflügelte Schmetterling heraus. Der durchbrochene Cocon taugt zwar nichts, da der Faden durch das Loch in viele einzelne Stücke zerriſſen iſt, der Schmetterling aber liebt und zeugt, bis er, liebeberauſcht, endlich nach langen Verwandlungen aus den Armen der Liebe in die Arme des Todes ſinkt. Friede ſeiner Aſche! Er hat ſchön gelebt und iſt ſchön geſtorben. Den Vorzug hat er vor anderen Sterblichen voraus, daß ſeine letzten Tage auch die ſchönſten waren und die liebereichſten.

Die Maulbeerbäume aber, die ihn für ſein Kunſt- und Liebesleben genährt, ſtehen indeſſen traurig da. Ein vorzeitiger, grauſamer, künſtlicher Herbſt hat ſie betroffen, und ſie ſtarren nackte Arme zum Himmel empor, während ſie von vollem, reichem, treibendem Frühling umgeben ſind. Hier und da prangt ein einſames, vergeſſenes Blatt von ihrer einſtigen Herrlichkeit. Aber die großmächtige Sonne des Südens kommt ihnen zu Hülfe und bekleidet die Nackten. Sie gibt ihnen einen zweiten Frühling, und nach vierzehn Tagen ſind ſie ſo dicht bekleidet wie zuvor. Allerdings haben die Blätter die erſte, volle und ſaftige Friſche nicht mehr; ſie ſind nicht mehr ſo grün, ſondern gelber, als die erſten waren, und ſcheinen kränklich geboren. Es ſind eben nicht mehr die Kinder der erſten Jugend, nicht mehr die Kinder des erſten, treibenden Frühlings. Ein ähnliches Phänomen will man an allen zweiten Dichterwerken bemerkt haben.

Siehſt du, mein Freund, ſo verfließt die Zeit im ſüdlichen Frankreich mit Kunſtgenüſſen, Weinleſen, ökonomiſchen Studien und Naturbetrachtungen. —

Wäre ich erſt Geologe, wie intereſſant könnte mich ſelbſt der Boden dieſes Landes beſchäftigen, an deſſen Geſtaltung Neptunismus und Vulkanismus gleichen Antheil zu haben ſcheinen. (Denn ich Nicht-Geologe ſuche die beiden Syſteme in einem dritten, einem Dilettanten-Syſteme zu vereinigen.) Vor Kurzem erſt hat [illegible] Cabanier auf ſeinem Grund und Boden, ungefähr hundert Schritte vom Schloſſe, jenſeits des Parkes eine Grotte mit hübſchen Stalaktiten und alten Thierknochen entdeckt, und ſeit Jahren ſchon kennt man die drei tiefen Grotten, die aus dem Garten des Herrn Gauthier, eine Viertelſtunde von uns, ins Eingeweide der Erde führen. Die ganze lange Kette der Cevennen, die uns und Niederlanguedoc im Norden und Weſten umſpannt, verräth ihren Feuerurſprung auf den erſten Blick. Der Boden hier auf der Höhe bis gegen die Cevennen iſt kalkig und verbrannt; ganze weite Strecken ſind von aller Dammerde entblößt, aber feurig und voraus treibt er mitten aus Geſtein den [illegible], [illegible] Wein heraus, während die Nähe des moraſtigen Niederlandes, des theils vom Meere verlaſſenen, theils angeſchwemmten Bodens, wohl eine größere

Menge Weines, aber phlegmatiſcheren und friedlicheren hervorbringt. — Wenn wir ſo auf unſeren Camarguerpferden durch die Felder dahinreiten, wiederhallt es oft plötzlich und dumpf unter dem Hufe, und wir ſagen: Hier iſt eine Grotte. Dann blicke ich zurück nach den durchhöhlten Bergen der Cevennen, die im Untergange glänzen, und ich ſegne ſie; denn in ihren Höhlen nahmen ſie gütig auf und ſchützten dort die liebſten Helden dieſes Landes, die begeiſterten Kamiſarden.

Meinem rückwärts gekehrten Blicke entrollt ſich ein herrliches Bild. Ich ſehe eine Nacht aus dem blutigen Jahre 1703. Aus allen Höhlen der Berge fallen lohende Lichter auf die kalkigen Abhänge. Die eine iſt in eine Waffenſchmiede umgewandelt, und ihre Wölbung wiederhallt vom Klange der hundert arbeitenden Hämmer; zu ihrem Takte erſchallen heilige Pſalmen oder Klagelieder (Complaintes), welche die Martyrien der „Hirten der Wüſte“ feiern. Vor der andern Höhle, die dem Mundvorrath beſtimmt, wimmelt es wie vor einem Ameiſenbau; die Getreuen aus den Thälern des Gard, Gardons, des Vidourle und Tarn tragen hier die letzten Reſte ihrer Habe zuſammen, um die Kämpfer für ihre heilige Sache mit Speiſe und Trank zu verſorgen. Die dritte Höhle iſt das Schmerzenslager der Verwundeten von Vergez, Vauvert, Nages, Aubais geworden; ſterbend ſingen ſie noch ihre Hymnen oder horchen auf die Worte ihrer Propheten. Auf einem Felſenplateau, beim Licht der Fackeln, ſitzen, auf ihre Waffen geſtützt, der unbärtige, aber feldherrnmäßige und kluge Jean Cavalier, der verwegene Catinat, der wilde Ravanel, der glaubensſtarke Abraham, der lammfromme Elie Marion, die Führer der Kinder Gottes und ihre Propheten. An ihrer Spitze aber der große, herrliche, unbeugſame, unüberwindliche Roland, ein Held wie aus bibliſchen Fabelzeiten. Er trägt prachtvolles Gewand wie ein Herzog; auch hielt man ihn fälſchlich für einen Prinzen, wie der Rohan war, der ein halbes Jahrhundert vorher die Gläubigen mit ſeinem tapferen Schwerte vertheidigte, und darum wurden an ihn von

Fürſten und Königen Geſandtſchaften abgeordnet. Er empfängt ſie mit ſo ſtolzer und würdiger Majeſtät, daß ſie noch hartnäckiger als zuvor an eine geheimnißvolle Abſtammung aus königlichen Hüften glauben. Und doch bleibt er nur ein beſcheidener Weinbauer aus dem Gebirge. Er iſt der eigentliche Schöpfer und Geſtalter dieſes Krieges, der den Ruhm der ſtolzeſten Marſchälle Ludwigs des XIV. zu Schanden machte; er hat die Cevennen zur uneinnehmbaren Veſte gemacht, an der ſich die Marſchälle, die gewaltigen, ſieggewohnten Heere, die von Mönchen geführten „jüngeren Söhne des Kreuzes“ und die ſogenannten „weißen Kamiſarden“ die Köpfe zerſtoßen haben; er hat ſeinem Heimatsgebirge alle dunklen Geheimniſſe abgelauſcht, welche den Feind in Verwirrung bringen und machen, daß er auf ſeinen Verheerungszügen über Fallthüren, Netze und kochende Feuerſchlünde ſchreitet. Roland Laporte iſt der denkende, ſinnende, feuerſprühende Kopf des Aufruhrs in den Cevennen; Jean Cavalier iſt nur ſein bewaffneter, ſchlagfertiger Arm, den er weit ausſtreckt über die wilden Fluthen des Gard und bis hinab, bis an die Sümpfe von Aigues-Mortes und die Ufer des mittelländiſchen Meeres. Dort ſoll ihm die Glaubensſchweſter Anna von England ihre mächtige Hand bieten; aber die Könige, trotz aller Glaubensbrüderſchaft, ſind treulos und wollen nichts von einem Bunde ſelbſt mit dem heiligſten, gerechteſten Aufruhr wiſſen, und wenn Jean Cavalier am Ufer erſcheint, verſchwindet die engliſche Flottille auf der Höhe des Meeres. —

Roland Laporte und all' die genannten Propheten und noch viele andere werden eines ruhmvollen Märtyrertodes ſterben. Roland wird aus den Armen der Liebe geriſſen und von einem Verräther für Silberlinge verkauft werden, wie ſchon einer ſeiner Vorläufer, Vivens, von einem Verräther, Wilhelm Jordan, verkauft worden. Abraham wird im furchtbaren Thurme de Constance zu Aigues-Mortes ſchmachten, bis er ſich durch ein Wunder in die Gebirge rettet, um die erloſchene Flamme aufs Neue anzufachen und endlich doch in die blutigen Hände Baville's, des

Alba von Languedoc, und Berwicks, des Baſtards Jakobs II., zu fallen. Nur der kluge Jean Cavalier, der zu kluge, wird ſich retten, um mit weltlichen Ehren überhäuft ſeiner Heimat ferne zu ſterben, und der gute Elie Marion, um in London die Wahrhaftigkeit des Prophetenthums darzuthun.

Rings um die Gruppe der Feldherren, im Lichte, das aus den Grotten fällt, auf Plateau's und Abhängen lagern die Schaaren der „Kinder Gottes." Die Einen ſchlafen, müde von den überſtandenen Kämpfen und den fliegenden Märſchen, das Haupt auf den Stein gelegt, den Leib von der dünnen Kamiſa bedeckt, die ihnen den Spitznamen verſchaffte, im Arme die Muskete, die ſie ſich auf dem Schlachtfelde holen mußten. Die Andern ſitzen auf den Steinen und horchen den Propheten und Prophetinnen, Männern, Weibern und Kindern. Wer ſoll den Kindern nicht glauben, da ſie die Bibel auswendig wiſſen, die ſie doch nie geleſen haben; da ſie fortfahren, zu prophezeien und zum Kampfe aufzumuntern, trotz Hunger, Gefängniß und blutiger Schläge, die ſie von ihren Vätern haben erleiden müſſen. Denn die Väter ſind vom Marſchall Montrevel mit dem Tode bedroht, wenn ſich bei den Kindern „die Gabe" („le don") zeigt. Wer ſoll den Kindern nicht glauben, da ſie offenbar vom Geiſte erleuchtet ſind, da eine andere als die zarte Kinderſtimme aus ihrer Bruſt hervorkommt, da eine Stimme ſcharf als ein Schwert und gewaltig als der Donner aus ihrem Munde hervorgeht; da ſelbſt Säuglinge an der Bruſt der Mutter zu ſprechen und zu prophezeien anfangen? Große Wunder geſchehen in einem Volke, auf welchem härtere Verfolgung laſtet als die der Pharaonen und des Herodes. Vielleicht iſt unter den Propheten, die in dieſer Nacht predigen, auch die ſchöne Iſabeau, welche bei Nages den Pſalm anſtimmte und die Kinder Gottes aus großer Fährlichkeit rettete; welche bei Aubais mit dem Schwerte in beiden Händen die gepanzerten Reiter Ludwigs in die Flucht ſchlug. Der kleine Pascalin, der ſchöne Junge aus Dauphiné, iſt längſt geſtorben; er war eines der erſten Opfer des wilden Henkers St. Ruth.

Während die Propheten predigen, bemerken es die Gläubigen nicht, daß aus den Thälern eine rothe Lohe wie der Höllenpfuhl aufſteigt. Es ſind das ihre Meiereien und Dörfer und Hütten, die auf Befehl des Marſchalls Montrevel in Flammen aufgehen und zu Hunderten der Erde gleich gemacht werden. Denn ſo will es Ludwig, daß das Land der Ketzer in eine abſchreckende Wüſte verwandelt, daß es den Wölfen und Füchſen allein zur Heimat werde, und daß die Ketzer in ihren Grotten an Hunger zu Grunde gehen, da er ihnen mit dem Schwerte nicht beikommen kann. So will es der alte, fromm gewordene Ludwig im Namen Gottes, um ſeiner Sünden Fülle los zu werden, ſo will es ſein Beichtvater Père Lachaiſe im Namen des Papſtes, ſo will es der Apoſtel Boſſuet im Namen ſeiner Theſen und Bücher, ſo will es auch die gute Madame Maintenon, die ſo ſchöne Briefe ſchreibt, um Herrn Louvois, dem Père Lachaiſe und dem frommen Ludwig Beweiſe ihres Glaubenseifers zu geben, die bei einer Neubekehrten ſo nothwendig ſind, und wenn ſie Millionen Freiheit, Gut und Leben koſten ſollten — ſo will es der ganze Hof, der Alles will, was Père Lachaiſe, der Beichtvater, und Madame Maintenon, die Maitreſſe, wollen. Nur die Ruinen von Port Royal und die geheimen Janſeniſten ſchütteln ihre Häupter und bereuen die Verfolgungen, die auch ſie ſich in früherer Zeit gegen die Proteſtanten haben zu Schulden kommen laſſen; nur der milde Fenelon ſeufzt und ſchreibt lamentable, oft anzügliche, aber immer gut ſtiliſirte Briefe ſelbſt nach Rom; nur der weiſe Vauban wagt es, laut zu murren und von „retractation," das iſt Zurücknahme der fanatiſchen Maßregeln, zu ſprechen, aber er muß ſich überzeugen, daß es nicht genug iſt, ſein Vaterland mit einer undurchbrechbaren Kette von Feſtungen gegen äußere Feinde zu umgeben, daß ſein Vaterland die gefährlichſten Feinde, die kein Vauban'ſches Syſtem ferne zu halten vermag, im Innern nähre. In den ſogenannten gebildeten Klaſſen erwacht eine Art ſchwacher öffentlicher Meinung, geweckt durch die Feuerbrände Pierre Bayle's, des Vaters

Voltaire's, die von Holland aus bis nach Verſailles fliegen, aber noch nicht zünden; erſt im Ballſpielſaale fühlt man ihre Wirkungen, da ein proteſtantiſcher Paſtor, Rabaut-Saint-Etienne, zum Präſidenten der Conſtituante gewählt wird. — Racine grämt ſich während des Cevennenkrieges im Stillen und ſchreibt ſein Tendenzſtück Eſther, die Geſchichte eines verfolgten Volkes, und ein anderes, „Athalie," in welchem er wenigſtens den Thronerben über ſeine Pflichten zu belehren ſucht, da er den alten Ludwig nicht mehr zu belehren hoffen kann.

Wie weit abgekommen bin ich von meinem Thema. Der auf Grotten wiederhallende Hufſchlag meines Pferdes führte mich anderthalb Jahrhunderte zurück in die Höhlen der Cevennen, aus den Cevennen in die Tragödien Racine's. Siehſt du, mein Freund, das iſt die Geſetz- und Schrankenloſigkeit, welche Julian Schmidt Romantik nennt und die er ſo ſehr haßt. Darum nehme ich mich zuſammen und kehre mit demſelben verführeriſchen, in Träume wiegenden Hufſchlag meines Chalif ſachte nach Latour de Farges zurück.

Dieſes alte Schloß, ungefähr in der Mitte zwiſchen Montpellier und Nimes, zwiſchen den Cevennen und dem Meere, nahe bei Lunel gelegen, ſei der Orientirungspunkt, wenn du mich auf meinen geordneten Reiſen gegen Oſten und Weſten und auf meinen regelloſen Ausflügen nach allen Richtungen der Windroſe, wie ich dir ſie in den folgenden Blättern erzähle, begleiten willſt. Wenn ich dich oft kreuz und quer in die verſchiedenſten Gegenden und Zeiten führe, ſo nimm mir das nicht übel auf. Jedes Land wird mir erſt dann lebendig, wenn ich es mir mit gewiſſen Helden ſeiner Geſchichte bevölkere, und ich bereiſe es, wie man einen Roman lieſt, immer in Begleitung des „leidenden" Helden, indem ich Alles oder das Meiſte, das ich ſehe und erlebe, auf ihn beziehe. Daß viele Helden meiner Reiſeromane oder Romanreiſen meiſt die Unterdrückten des Landes ſind — das iſt ſo mein Geſchmack, meine Sympathie. In Irland war es Robert Emmet und die Katholiken, im ſüdlichen Frankreich ſind es Roland, Jean Cavalier und die Proteſtanten. Nächſten Frühling bereiſe ich wahrſcheinlich Korſika, und ſchon ahne ich, daß Paſcal Paoli mein Auserwählter ſein wird; durchwandere ich aber die Pyrenäen, dann werde ich mich allem Anſcheine nach weniger um die idylliſch glückliche Republik von Andorra, als um die Cagots kümmern, welche, wie man ſagt, von den Zimmerleuten abſtammen, die das Kreuz Chriſti gezimmert, und darum in der Kirche noch abgeſonderte Stühle haben, und kaum vor einem halben Jahrhundert als Ausgeſtoßene ungeſtraft angeſpuckt werden durften. Es gibt Nationaliſten, welche behaupten, daß die Cagots nicht im geringſten Grade mit jenen Zimmerleuten verwandt, wohl aber unglückliche Ueberreſte der Albigenſer ſeien, und daß die Sage ſpäter erfunden worden.

Latour de Farges, im Oktober 1861.

Zweites Kapitel.

Eine tolle Fahrt — Märchen — Nimes bis Avignon — Maiſon-carrée und Arena — Gallier und Römer — Ein tolles Gebäude — Chriſtenthum in Nimes.

Den 26. Mai 1851.

Es iſt ein wahres hiſtoriſches Muſeum, dieſes ſüdliche Frankreich. Gräbt man hier nach alten Rebenwurzeln, ſo findet man Thränen- und Aſchenkrüge, Münzen mit dem Bildniſſe Nero's und des Antoninus Pius; ſieht man irgendwo ein altes ſchwarz angerauchtes Gebäude, ſo heißt es, das kommt von arabiſchem Feuer; fragt man nach dem Weg ins nächſte Dorf, ſo bekommt man eine Antwort zurück, aus der Einem irgend ein alter, ruinenhafter Klang aus irgend einem Minſtrel, Bernard von Ventadour, Jaufre oder Marcabrun entgegentönt. Vor einigen Tagen fuhr ich in das wirkliche und wahrhaftige kreuzfahrende Mittelalter ein. Schon ſeit lange winkte mir die Tour de Constance vom Rande des ſüdöſtlichen Horizontes ſo ſonderbar, ſo geheimnißvoll wie eine alte, illuſtrirte Chronik mit goldenen Spangen und rothglühenden Bildern. Der alte Thurm blickt gerade in mein Fenſter, und wenn die Phantasmagorie der hieſigen Luftſpiegelungen beginnt, rückt er mir gerade auf den Leib, daß ich glaube, ihn mit Händen faſſen, aus meinem Fenſter auf ſeine Zinnen ſteigen zu können. Ueber ſeinen Rücken herüber lächelt dann das blaue Meer, wie das Auge eines Käthchens, das ihrem Ritter nachblinzt.

So machte ſich denn endlich die ganze Kolonie von Latour de Farges an einem ſchönen Sonntagmorgen auf. Die Eiſenbahn trug uns bis Lunel, von dort aus der Omnibus nach Marſillargue, dem reizenden Dorfe, bedeckt von Ahornbäumen, gewaltigen Linden und überall wuchernden Feigenbäumen. Die Gärten lachen im Schmucke tauſendfarbiger Blüthen, und dazwiſchen, in reich angelegten Spaziergängen, treiben ſich die Bauernjungen und Mädchen umher, die heiterer und wohlhabender ausſehen, als deutſche Reichsſtadtbürger. — Aber bald hinter Marſillargue beginnen die ungeheuren Sümpfe, die ſich ſüdlich bis ans mittelländiſche Meer, und längs der Küſte gegen Oſten hin über die rechte Rhonemündung, über das Rhonedelta ſelbſt, die Camargue bis gegen Arles ausdehnen. Vor wenigen Jahrhunderten noch war dieſes Land von den Wellen des Meeres bedeckt; ſie traten zurück und ließen die Sümpfe ſtehen, welche heute die böſen Fieber ausathmen, und aus Aigues-Mortes, dem wir zuſteuerten, das machte, was es heut iſt, eine todte Stadt. —

So weit das Auge blickt, eine unendliche Fläche. Ueberall wuchert das Schilfgras auf, und an ſeinen Rändern zittert die Tamariske mit ihren feinen Zweigen und Blättern im Hauche des Seewindes. — In der Camargue, dem Rhonedelta, wird das Land, wenn auch nicht geſünder, doch fruchtbarer. Es gibt Gras genug für die wilden Stiere, die ſich dort herumtreiben, und die trefflichen Camarguerpferde, die hirtenlos einer wilden Freiheit genießen gleich den Muſtangs in Texas, bis ſie wie dieſe von kühnen Jägern, faſt auf dieſelbe Weiſe wie in den Prärien, eingefangen werden. — In neuerer Zeit verſuchte man dort Reißpflanzungen anzulegen; der Verſuch iſt mißlungen, doch gibt man die Hoffnung nicht auf. — Aber auch in der Nähe von Aigues-Mortes (Aquae mortuae) iſt das Land nicht eigentlich unfruchtbar, denn hier bedarf die Vegetation kaum des Bodens, die Sonne allein genügt ihr. Der Boden ſcheint nur da zu ſein, um dem Pflanzer anzuzeigen, wo er die Früchte zu ſuchen hat von dem Samen, den er im Frühling ausgeſtreut. Denn da, wo das Meer anſtatt des Sumpfes Flugſand zurückgelaſſen hat, ſtreut der Bauer doch ſein Getreide aus, und, obwohl keine Spur von Dammerde zu finden, nach wenigen Wochen bringt ihm das Sandfeld die reichſte Ernte. Die Sonne allein zieht ſie groß; die Erde hat dabei nichts zu thun. Nur einen Feind hat der Bauer zu fürchten, und das iſt der Wind, der ihm leicht Feld und Samen davontragen kann. Darum wenn er ſeinen Samen ausgeſtreut, bedeckt er ihn mit Stroh und dieſes mit Brettern, und läßt ſeine Saat ſo lange unter der ſchützenden Decke, bis ſie hinreichend Wurzel geſchlagen. Freilich gegen das Meer, das ſeine ziſchenden Wellen manchmal im Sturme auf ſein altes, verlaſſenes Gebiet wirft, kann er ſie nicht ſchützen.

Nach langer Fahrt durch hirnverbrennende Sonnenhitze und auf einer Straße, die zwiſchen den Sümpfen rechts und links wohl Mühe hat ihre Solidität zu bewahren, kamen wir durch den Thurm la Carbonnière, der ſich plötzlich in den Weg ſtellt, aber die Weiterfahrt durch eine hohe gothiſche Wölbung geſtattet. Er iſt hoch und breit und in allen ſeinen Dimenſionen gewaltig; nur der Reſt eines Vorwerkes, hat er doch das Anſehen eines Palaſttrümmers, wie er in allen ſeinen Theilen, Zacken und Parapeten und Wölbungen aufs Sorgfältigſte ausgearbeitet iſt. Man hat nicht lange Zeit, ihn zu bewundern, denn plötzlich biegt man um ein Gehölz, das ſich auf kleiner Höhe aus dem Sumpfe erhebt, und da liegt Aigues-Mortes, die fabelhafte, wunderbare, todte Stadt. —

Da ſteht ſie mit ihren dunklen, ſonnenverbrannten Mauern, mit ihren Thürmen und Zinken und Zacken, die Stadt aus dem dreizehnten Jahrhunderte, ſo ganz, ſo wohl erhalten, ſo unberührt, als hätte die Zeit eine Glasglocke darüber geſtellt. Die Sümpfe ſind ein fürchterliches Vorwerk, und die Fieber, die auf ihren Thürmen und Zinnen ſitzen mit weithin treffendem Pfeile, eine furchtbare, unüberwindliche Beſatzung, der kein Feind zu nahen wagt.

Wir fuhren durch das doppelthürmige, hochgewölbte Thor ein. Auf einen Augenblick wird die mittelalterliche Illuſion von den modernen Häuſern verwiſcht. Aber ihre Anzahl iſt zu klein, ſie ſelbſt zu unbedeutend, als daß man lange an ſie denken könnte. Sie verſchwinden wieder und werden wie kleine Sandhügel zu Nichts vor den gewaltigen Mauern und Thürmen, die ſie überall überragen. Sie ſcheinen nur für einen Moment da zu ſein und werden wieder verſchwinden wie die wenigen ſchwächlichen Menſchen, die ebenfalls fremd und nicht hierher gehörig zwiſchen ihren Gaſſen umherſchleichen. Zeigen es doch die großen, grasbewachſenen Flächen in allen Ecken und Enden, daß ſie dieſe Stadt des eiſernen Zeitalters nicht auszufüllen vermögen. — Wir verließen dieſe hinſiechende, moderne Welt und vertieften uns ins Mittelalter. Durch eine kleine Pforte, über einen langen ſteinernen Gang gelangten wir zur Tour de Constance, einem maſſenhaften Thurme, der ſich, wie für die Ewigkeit gebaut, außerhalb der Ringmauern, wo ſie ein Halbrund bilden, wie eine rieſige Schildwache erhebt. Ein weiter, hoher, runder gothiſcher Saal nahm uns auf. Durch ſchmale, kaum eine Hand breite Ritze fiel durch die zehn Ellen dicken Mauern ein ſpärliches Licht, das, wie Mondſchein auf Sümpfen, am Boden hinſtreckt. — Eine höchſt zierliche Wendeltreppe führt erſt auf die Galerie und dann in einen zweiten, oberen Saal deſſelben Styles, von derſelben Größe, mit derſelben gewaltigen und eleganten Wölbung. Nur daß im oberen Saale die ſchöne gothiſche Galerie fehlt. Von da gelangten wir auf die Platform des Thurmes, von welchem ſich am weſtlichen Rande ein kleines Thürmchen erhebt, das mit ſeinen Eiſengittern einſt der Pharus des Hafens geweſen, als Aigues-Mortes noch nicht todtes Waſſer war und das Meer kriegerbeladene Schiffe aus und zu ſeinen Mauern trug. — Denn die Stadt iſt vom heiligen Ludwig nach dem Vorbild Damiette's gebaut und zum erſten Kriegshafen des ſüdlichen Frankreichs gemacht worden. Hier ſchiffte er ſich auch zu ſeinen beiden Kreuzzügen ein.

Wie weit fliegt das Auge von der Höhe dieſes Thurmes! Im Norden und Weſten wird es in weiter Ferne von den blauen, mit roſenfarbenem Schleier überhangenen Bergen der Cevennen aufgehalten, aber gegen Süden und Oſten fliegt es ins Unbegränzte hinaus, über die Flächen der Camargue, entgegen dem Silberbande des großen Kanals, der von St. Gilles herabkommt, über die Sümpfe und Rhonemündungen, und endlich weit hinaus ins heilige Weltmeer, das mit ſeinen weißen Segeln wie mit wehenden Tüchern herüber grüßt und dazu mit blauem Auge lächelt und die todte Pracht zu unſeren Füßen vergeſſen macht. Aber immer wieder ſenkt ſich der Blick nach unten, nach dieſem Stück Mittelalter, das die eilende Zeit hier in der Einſamkeit auf ihrer Flucht vergeſſen hat. In einem länglichen Viereck, das nur auf der Weſtſeite kaum bemerkbar eine Biegung macht, dehnen ſich die alten Mauern mit ihren Galerien, Zinken, Parapeten, Schießſcharten, Erkern, Treppen, Thoren und Thürmen. Von letzteren zählten wir neunzehn, die einzeln oder gepaart ſich in gleichen Entfernungen von einander erheben. Alle ſind ſie mit gleicher Sorgfalt ausgeführt, alle mit Roſetten, ſteinernen Pflanzen und Verſchlingungen, mit dem phantaſtiſchen Gethier und mit all' dem Schmucke der gothiſchen Kunſt geziert. Einen Theil des inneren Steingeländes am Walle ausgenommen, fehlt vom urſprünglichen Bau vielleicht kein Stein, vielleicht nicht zehn Zierrathen. Unbeweglich wie ſchon ſeit Jahrhunderten ſcheinen die Quadern noch Jahrhunderte aufeinander liegen und zu einer felſigen Maſſe verwachſen zu wollen. Auf der Wanderung, die wir von der Tour de Constance aus auf den Galerien der Mauern durch die Thürme rings um die Stadt antraten, ſchien es uns, als beſichtigten wir einen Bau, deſſen großer Werkmeiſter erſt geſtern Zirkel, Blei- und Winkelwage aus der Hand gelegt. Nur die Eidechslein, die im Sonnenbrande ſich wärmten und uns über den Weg huſchten, und die Feigenbäume, die groß und ſtattlich wild aus den Mauern heraus wachſen, ohne einen Stein zu verrücken, zeigten uns, daß wir über einen längſt verlaſſenen und menſchenvergeſſenen Bau dahinſchritten. — In einem der Thürme, der wie alle andern mit einem prächtigen

Saal mit Kamin, heimlichen Fenſterniſchen und Bänken verſehen und ſo wohnlich anzuſchauen war, als hätte noch geſtern im Kamin die trauliche Flamme geprasſelt, machten wir nach mehr als halbſtündiger Wanderung Halt, um unſer Frühſtück einzunehmen. — Der franzöſiſche Dichter, der mit uns war, nachdem er ſich mit einem Glaſe Lunel geſtärkt, ſetzte ſich auf eine der Bänke und begann mit einem Male folgende Geſchichte von Aigues-Mortes zu erzählen:

Der Tod, wie Sie wiſſen, gehört ganz eigentlich unſerer Erde an; er iſt durch und durch irdiſch; der Tod lebt und liebt und zeugt wie unſereins. — Er hat Weib und Geliebte wie unſereins. Eine ſeiner liebſten Geliebten iſt die Peſt; ſie wohnt im gelobten Lande, in einer Höhle am Rande des todten Meeres, wo er ſie ganz behaglich eingerichtet hat. Die Zeit der Kreuzzüge war für die Peſt eine gute Zeit; ließen ihr doch von allen Enden der Welt die Opfer in den Rachen, und wie bleich und mager ſie geweſen, ſie wurde plötzlich ſtark und dick und gebar ihrem Gatten, dem Tod, alljährlich ein Junges. Die Kinder der Peſt aber ſind die Fieber: das intermittirende Fieber, das gelbe Fieber, das Nervenfieber ꝛc. Da ihre Familie ſo heranwuchs, wußte ſie nicht mehr, was mit ihnen zu thun, wie ſie zu beſchäftigen, und vor Allem, wie ſie zu nähren. Beſonders machte ihr ihr Jüngſtes, ein kleiner, ſchwächlicher, blaſſer Junge mit hohlen Wangen und ſchwarzen Haaren, viele Sorge; er hatte einen großen Thatendurſt, und doch blieb ihm im Morgenlande, wo ſeine Brüder angeſtellt waren, nichts zu thun übrig. — Denn der Vater Tod, der ſo ſchrecklich viel zu thun hat, pflegte die Kleinen zu beſchäftigen und ſich von ihnen hülfreich an die Hand geben zu laſſen. Eines Tages, da er wieder ſeine Geliebte, die Peſt, beſuchte, klagte ſie ihm die Noth, die ſie mit dem Jungen hatte, und fragte den Vater, ob er nicht abhelfen könnte. Der Tod dachte nach. Da er aber von ſeinen beſtändigen Wanderungen um die Welt alle Verhältniſſe genau kennt, beſonders aber alle Plätze, die vakant und zu vergeben ſind, ſo war er auch nicht lange in Verlegenheit. Er nahm den kleinen Jungen auf den Schoos, ſtreichelte ihm die gelben Wängelein und ſprach: Mein Herzensjunge! Nächſte Woche lichtet der heilige Ludwig zu Damiette die Anker, um ſich mit ſeinen Kreuzfahrern wieder in ſein ſchönes Frankreich zurückzubegeben. Es iſt wirklich ein ſchönes Land, dieſes ſchöne Frankreich; beſonders ſchön ſind ſeine ſüdlichen Küſten, und auf dieſen Küſten die ſchönſte Stadt iſt die, in deren Hafen der heilige Ludwig landen wird. Ich ſchenke dir dieſe Stadt ſammt Umgegend. Sie hat die größte Aehnlichkeit mit Damiette und wird dich immer an dein Vaterland erinnern. Du wirſt dich unſichtbar auf die Flotte begeben und mit dem Könige in jener Stadt landen und dort dein Weſen treiben, wie es dir beliebt. — Du kannſt dich auch ſchon auf dem Wege ein wenig üben. — Wie der gute, beſorgte Vater ſo ſprach, ſtand er auf und füllte einen Schlauch mit Waſſer aus dem todten Meere und hing ihn dem Söhnlein um. Dieſes nimmſt du mit! — ſprach er weiter — du wirſt den Inhalt dieſes Schlauches rings um die Stadt ausgießen, es werden ſchöne Sümpfe entſtehen und mit ihnen Dünſte und Giftblumen, und ich gebe dir mein Wort darauf, daß dir in Kurzem die Herrſchaft über Stadt und Umgegend unbeſtritten bleiben wird. — Wie der Vater geſagt, ſo hat der Sohn gethan, und Stadt und Umgegend gehören ihm unbeſtritten. — Die Waſſer, die ſich hier ringsum ausdehnen, ſind Waſſer aus dem todten Meere — daher der Name Aigues-Mortes oder todte Waſſer. —

Und daher werden wir das Fieber erwiſchen, wenn wir uns nicht bald aufmachen, fügte unſere vorſorgliche Wirthin hinzu, und Alles ſprang auf und eilte in die Stadt hinab. — Schnell wurde noch die Statue des heiligen Ludwig, ein ſchönes Werk Pradier's, charakteriſtiſch und harmonirend mit der Umgebung, beſehen, dann die Bemerkung gemacht, daß das Haus der armen Frères Ignorantins das ſchönſte im Orte, dann noch die Apotheke beſichtigt, ein Haus im reinſten Renaiſſanceſtyle, das einzige würdige neben dieſen alten Mauern; dann warfen wir uns in den Wagen und eilten davon. — Die hohen Thürme, die breiten Zinnen warfen uns weitgeſtreckte Schatten nach, als ſollten wir uns noch lange nicht dieſem ſteingewordenen mittelalterlichen Traume entwinden. Aber ein Sonntagsvergnügling weckte uns ganz modern, indem er uns ein Vive Ledru! in den Wagen hineinrief. Und ſo trennten wir uns von dieſer Stadt, der armen Todten, die nicht verweſen kann, die da liegt, wie eine gebannte Leiche, der Niemand die Augen zudrücken und ein Ruhe bringendes Begräbniß ſchaffen will; von dem Leuchtthurme, auf dem ſeit Jahrhunderten kein Licht gebrannt, von dem Hafen, in deſſen Schooße anſtatt gewaltiger Maſten ſchwächliche Schilfe ihre Häupter neigen, von den Prachtſälen ohne Gäſte, von den Wällen ohne Krieger.

Den 27. Mai 1851.

Von Lunel trug mich der Dampfzug nach Nimes, wo ich ſpät Abends ankam. — Es iſt dieß mein dritter Beſuch in dieſer Stadt und gewiß noch nicht der letzte; denn ich richte meine Ausflüge ſo ein, daß ſie mich meiſt über Nimes führen. Dieſe Stadt Frankreichs beſitzt ein Kleinod, das mich mit unwiderſtehlicher Kraft, mit der Anmuth einer Geliebten, immer neu anzieht und feſſelt, ſo daß ich mich nach ſtundenlanger Anſchauung nur mit Mühe, ja mit einem gewiſſen Schmerze von ihm trenne, mit dem Bewußtſein, daß mir nur ſelten ſo Schönes, ſo Großes, ſo Beruhigendes auf meinen Wegen begegnen könne. — Dieſes Kleinod iſt die ſogenannte maison carrée, der alte Römertempel, der viel zu wenig bekannt, viel zu kalt gerühmt worden iſt. Dieſer Tempel iſt gewiß eines der herrlichſten von allen Bauwerken, die uns die Alten gelaſſen, um die Welt zu jahrtauſend langer Bewunderung zu zwingen. Das vollendete Ebenmaß, das Leben in jedem Theilchen, die Kleinheit der Mittel, um großen Eindruck hervorzubringen, die Unſichtbarkeit jeder verſtimmenden Abſicht, und endlich die heitere Ruhe, ich möchte ſagen, das Lächeln, das über das Ganze ausgegoſſen, machen dieſes kleine Gebäude, das an Maſſe leicht von einem gewöhnlichen Bürgerhauſe übertroffen wird, zu einem vollendeten, abgeſchloſſenen Werke des Genies. — Bei ſeiner Betrachtung ſenkt ſich in das Gemüth ſo tiefe Ruhe, wie ſie der Grieche empfunden haben mag, wenn er geopfert und, des gewonnenen Schutzes eines mächtigen Gottes gewiß, ſich zum Mahle ſetzte und den Miſchkrug im Kreiſe gehen ließ. — Es lebt und regt ſich Alles an dieſem herrlichen Baue. Nicht todt und ſteinern ſtehen die Säulen da; mit ihren Kannelirungen ſcheinen ſie nach Jahrtauſenden noch zu wachſen und ſich zu bewegen, wie die heitere Sonne des Südens auf ihnen ſpielt, und zum Beſchauer die melodiſche Sprache zu ſprechen, ſo wie die Götter, welche griechiſche Tempel bewohnten, menſchlich und melodiſch ſprachen. Man nennt den Tempel römiſch; aber ich ſchwöre es, es war ein griechiſcher Meiſter, der ihn erdacht und ausgeführt. O, das konnten die Römer nicht; ſo was mußten ihre herrlichen Unterjochten für ſie ſchaffen, ſowie ſie ihnen die Götterbilder, die Philoſophie, die Poeſie borgen mußten, um die Blößen der eingebildeten, gebildeten Barbaren zu decken, um den armen Reichthum zu vergolden.

Der kurze Weg über die Boulevards von der maison carrée nach der Arena iſt der Weg von Griechenland nach Rom. Da ſtehſt du vor dem Koloſſe, vor dem Rieſen, der dir mit donnernder Stimme entgegenruft: Bewundere mich! Der blaue Himmel Griechenlands, die göttliche Ruhe verſchwindet, und Wolken umziehen dein Gemüth. Nicht mehr Pindariſche Jubeloden hörſt du, oder des Demodokos herzerfreuenden Geſang, dein Herz, wie der Miſchkrug des Griechen, „herrlicher Arbeit,“ gibt nichts mehr von ſeinem überſtrömenden Inhalte, um den heitern Göttern zu ſprengen. Es zieht ſich furchtſam zuſammen vor dem Winſeln der Opfer, das dir durch zwei Jahrtauſende herübertönt, und du freuſt dich, wenn auch menſchlich, doch ſchadenfroh, daß der blaſſe, goldlockige Nazarener dieſem blutgenährten Ungeheuer, das man Rom nannte, mit ſeinem ſanft ſchreitenden Fuße den Kopf zertreten. Freudig rufſt du aus: Das hat der

Proletarier unter den Proletariern, das hat der Verachtete, der Jude gethan, und mußte er ſelbſt darüber zu Grunde gehen. Ich weiß nicht, war es dieſer Kontraſt zwiſchen Hellas und Rom, war es der Umſtand, daß ich in Italien ſchon größere Werke dieſer Art geſehen — das Amphitheater machte mir nur den Eindruck des Gewaltigen, des Ungeheuren, Maſſenhaften, das äußerlich zwingt, das der hiſtoriſchen Erinnerungen bedarf, um das Gemüth zu bewegen. Dieſe hiſtoriſchen Erinnerungen abgerechnet, ging ich kalt — ruhig durch die Gänge und Wölbungen, kroch ich auf den zerbrochenen Sitzreihen hinauf und hinunter, und wurde nicht einmal durch die Engländer geſtört, die auf dem oberſten Rande ſaßen und geiſtlos auf die grasbewachſene Fläche in der Tiefe hinabſtarrten. Wie hätten ſie mich vor der maison carrée beleidigt! Die Arena von Nimes iſt eine der beſterhaltenen, und man kann hier beſſer als in Verona und Arles die Einrichtung dieſer Theater ſtudiren; man kann ſogar erkennen, auf welche Weiſe ſie durch hydrauliſche Werke zu Naumachien verwendet wurde. — Die Behälter für die wilden Thiere, wie für die Sklaven ſind vollkommen erhalten, ebenſo die unendlichen Gänge und die Thore, von denen man eines als das Thor des Proconſuls, das andere als das Thor der Veſtalinnen bezeichnet. Ja, in den Sitzreihen, obwohl großen Theils zerſtört, bemerkt man noch die verſchiedenen Abtheilungen, wie ſie für die verſchiedenen Bürgerklaſſen beſtimmt waren. Die Sklaven ſaßen, wie unſere Proletarier, auf der höchſten Höhe, im Paradieſe. Dort oben befinden ſich noch die durchlöcherten Steine für die Stangen, welche das Leinwandzelt trugen, um die Zuſchauer vor der Sonnenhitze zu ſchützen. Es bedurfte gewiß einer ſehr kunſtvollen Vorrichtung, um das Theater, welches 30,000 Zuſchauer faßte, mit einer Leinwanddecke zu überziehen. — In den Gängen ſieht man noch die gewiſſen Inſtitute, die zu den kleinen und niedrigen Bequemlichkeiten des Lebens nothwendig ſind. Bedenkt man, daß ſich dieſer ungeheure Bau ſo konſervirt hat, obwohl, wie bei allen großen römiſchen Werken, jedes

Cement fehlt, und die Steine ſich nur durch ihre eigene Schwere auf einander erhalten; — bedenkt man ferner, welcher Hebel und Maſchinen es zu einem ſolchen Baue bedurfte, und ſieht man, wie zweckmäßig und ineinandergreifend bei dem großen Eirund jeder Stein behauen, Niſche, Gänge und Windungen ſich zu einem Ganzen, nach Einem Mittelpunkte ſtrebend, zuſammenfügen: muß man die Römer als große Mathematiker und als die energiſchſten Baumeiſter der Welt bewundern, wenn man ſich auch eine Viertelſtunde vorher überzeugt hat, daß es geſchmackvollere, erhabenere gegeben.

Die anderen römiſchen Denkmäler, die Bäder der Diana, an der waſſerreichen Fontaine de Nimes, die zugleich an ihrem Urſprunge einen förmlichen Fluß bildet, und die Porta Augusti haben eigentlich nur noch antiquariſchen Werth. — Es ſind zu Ende gehende Ruinen, die nur noch in einzelnen Theilen, in Wölbungen, Moſaiken und kleinen Verzierungen mancherlei Belehrung bieten. Die Municipalität der Stadt und mit ihr der Architekt des Departements, Herr Feucher, ein Freund unſeres Semper, den er als Dekorationsmaler beim Dresdener Theaterbaue unterſtützte, thut heutzutage alles Mögliche für Erhaltung der antiken Monumente. Vor einem halben Jahrhunderte war es anders; da wollte der Gemeinderath in einer kleinen Geldklemme das Material der Arena an den Meiſtbietenden verkaufen, und vor ungefähr ſiebenzig Jahren wußte Nimes ſelbſt nicht, welch ein Denkmal römiſcher Gewalt es in ſeinen Mauern beſitze. Die Arena war nicht nur ringsherum von den ſchlechteſten Gebäuden umſtellt und verdeckt, auch im Innern hat eine Bevölkerung von beinahe fünftauſend Einwohnern überallhin in Logen und Löwenzwinger und Gänge und Schauplatz ihre Neſter geklebt, ſo daß vom eigentlichen Baue beinahe kein Stein zu ſehen und er ſelbſt ganz und gar vergeſſen war. Heutzutage geht nun wieder die Manie für die Antike ins Lächerliche. Die guten Bürger von Nimes wollen Alles antik haben; ſie haben ſie ſich auch, und zwar in nächſter Nähe der maiſon carrée, ein zweites [illegible] gebaut, daß sich neben dem grandiosen Tempel wie eine Uhr vom Leipziger Magister [illegible] neben einer [illegible] ausnimmt.

Eines der sonderbarsten Gebäude, daß man nur sehen kann, ist die Tour-Magne (turris magna), die sich auf einem Bergrücken, nördlich von Nîmes, hoch in die Luft erhebt und Stadt und Umgegend beherrscht. Seit Jahren und Jahren streiten die Antiquare an dem Steinhaufen herum, und es geht ihnen, wie bei den Pyramiden: sie wissen nicht, was daraus zu machen. Was sollte die Tour-Magne nicht schon Alles gewesen sein: eine Warte, ein Fort, ein Grabdenkmal, ein Getreidemagazin, ein Wasserthurm, ja sogar ein Pharus in Mitte des Landes! — Nicht ein Steinchen will das Geheimniß dieses verstümmelten, stummen Baues verrathen; da steht er stumm und stumm und macht eine [illegible], höchst unregelmäßige Grimasse auf seine Beschauer. Nicht einmal, ob's ein Römer- oder Celten- oder mittelalterliches Bauwerk sei, ist herauszubringen. — Auf den ersten Blick, besonders wenn man das Innere sieht, möchte man glauben, es habe hier irgend ein wildes Volk in seinen ersten Anfängen, ohne Begriff von Winkel und Linie roh und planlos erst einen Berg aufgethürmt und dann in diesen Berg eine Höhle gegraben. In der That ist es Etwas, als könnte man in einer der Grotten, wie man sie im Zaubergarten so häufig findet, und unwillkürlich sieht man sich nach Stalaktiten um. Da ist von einem Ebenmaße nicht die Spur. Bald rund, bald eckig, bald in breiten Windungen, bald schmal und steilen springen die Mauern [illegible] und [illegible] vor und zurück. — Nirgends ein Ruhepunkt, nirgends ein Anfang oder ein Ende. Es ist wie der Traum eines wahnsinnigen Baumeisters, in dessen Kopfe sich alle Linien und Formen wild und wirr durcheinanderwerfen. Aber steigt man die modernen Treppen hinauf und hinauf zu einer Art von Plattform, so sieht man wieder zierliche Pilaster, regelmäßige Winkel, schöne Verzierungen, [illegible] behauene Steine, die alle von mehr als einem eingestürzten Stockwerke zeugen, und

[illegible]

[illegible]

auf braunem Grunde und buntfarbigglänzenden Bogen. Doch ist es noch nicht der vollendet schöne Typus, den ich später in Arles kennen lernen sollte, und in Beaucaire und Tarascon, die wahrscheinlich von Arles aus bevölkert worden sind.

An demselben Tage habe ich noch die neuerbaute große Kirche besucht. Es scheint den Franzosen mit dem byzantinischen Style besser zu gelingen, als mit dem antiken. Wenigstens zähle ich diese Kirche, wenn ich St. Guilhem du Desert ausnehme, zum Schönsten, was ich in diesem Style gesehen. Es ist hier Alles so echt, so ganz im Geiste dieser Form, als wär' diese Kirche gleichzeitig mit jenem Monumente erbaut worden. Harmonisch mit dem Baue stimmen die enkaustischen Malereien Flandrins,[1] des besten Heiligenmalers Frankreichs, wie man sich in Paris in den Kirchen St. Séverin und St. Germain de Pré und St. Vincent de Paul überzeugen kann. Schade, daß die Mittel der Stadt nicht ausreichen, die ganze Kirche von diesem Meister ausschmücken zu lassen. Schade, daß er anstatt des farbspielenden Goldgrundes blauen anbringen mußte, und dreimal Schade, daß sich auch hier das Unzulängliche und Unzuverlässige der Enkaustik bewährt; denn überall dringen schon die weißen Flecken durch den blauen Grund. Ich habe vorzüglich das Hauptbild über dem Hochaltar, „Christus zu Throne, vor ihm ein König und ein Bischof knieend" als Composition und die Himmelfahrt Pauli als Composition und Malerei bewundert. — Leider reicht die Figur Christi nicht hin, den ganzen Raum der Wölbung auszufüllen; aber der Maler hatte sie für den goldenen Grund und nicht für den blauen berechnet, was eine wesentliche Veränderung in der Wirkung hervorbringt. — Auch sehen die beiden Apostel rechts und links, obwohl riesig, neben der Hauptfigur winzig aus. Von den Palmentragenden Processionen rechts und links gefällt mir die der Weiber viel besser als die der Männer. Aber der Maler hatte es auch leicht; er nahm die Modelle aus den schönsten Frauen des Landes, von

---

[1] Seitdem †.

Tanzern und Maler. Kein Meiſter braucht ſich ſchönere zu wünſchen. Eine berühmte Schönheit, jetzt in Montpellier verheirathet, erkannte ich auf den erſten Blick, und Jeder muß ſie erkennen, der ſie nur einmal geſehen. — Mit den Männern ging es dem Maler ſchlechter. Da es ihm mit den Frauen geglückt, glaubte er's wahrſcheinlich bei den Männern wiederholen zu müſſen; aber die Männer dieſes Landes haben nicht das Privilegium ihrer Frauen, die griechiſche Schönheit durch Jahrtauſende unverfälſcht den kommenden Geſchlechtern zur Bewunderung und Anbetung entgegenzutragen. Wie ſehr ſich Flandrin Mühe gab, ſeine Männer zu idealiſiren, es ſind platte, moderne Herrenköpfe mit ſehr ſchönen Bärten geblieben. Ich fand einige gute Bekannte aus Paris darunter, und meine Andacht war hin.

Ein anderes modernes Kunſtwerk, das nächſtens mit großem Pomp und allerlei Feier-Spielen in der Arena eingeweiht werden ſoll, hat mir weniger gefallen. Ich meine die Fontaine von Pradier.[1] Die Stadt Nîmes, in römiſchen Gewanden mit einer Mauerkrone, ſitzt auf hohem Poſtamente, das ſich aus dem Baſſin erhebt; ihr zu Füßen ſitzen die vier Waſſergottheiten des Departements du Gard, als männliche und weibliche Geſtalten perſonificirt: Die Rhone, der Gardon, der Gard und die große Fontaine de Nimes, von der ich oben geſprochen. Alles koloſſal in weißem Marmor ausgeführt. Von den Flußgottheiten kann ich nur eine loben, den würdigen Alten, den graziös und majeſtätiſch daſitzenden Rhodanus. Die andern ſind plump und unbeholfen. Die Hauptfigur ſitzt ſteif da, und ihrer Gewandung ſieht man es an, daß ſie von Stein iſt; ihr Geſicht, wie ſehr es ſich Mühe gibt, ernſt und würdig zu ſchauen, iſt ein Griſettengeſicht in vergrößertem Maßſtabe. Où le dieu change de nom hat ſich der Bildhauer eine Faltenlinie erlaubt, die eine gewiſſe partie honteuse unäſthetiſch und unnatürlich zugleich hervortreten läßt. Dagegen hüten ſich die Prediger der ehemaligen

---

[1] [illegible]

Väter richten ſollen, und nicht gegen die harmloſen nackten Geſtalten, wie es ſeit Wochen wirklich geſchieht. Alle Kanzeln widerhallen jeden Sonntag von Anathemen gegen die Nackten der heidniſchen Fontaine. Das iſt charakteriſtiſch für die frommen Väter: gegen das Häßliche, Indecente, wenn es nur leiſe verhüllt iſt, haben ſie nichts — aber gegen das Nackte, und ſei es noch ſo ſchön, eifern ſie ſich gewaltig. Es ſoll uns nicht wundern, wenn die Fontaine in einer Nacht zur Ehre Gottes in die Luft geſprengt wird. Denn wie lange iſt's her, daß die gute Stadt Nîmes zur Ehre Gottes Hunderte von Proteſtanten geſchlachtet; warum nicht eine heidniſche Fontaine zerſtören? Freilich iſt Heidenthum hier nicht ſo verabſcheut wie Proteſtantismus.

Den 2[illegible]. Mai 18[illegible].

Der Weg von Nîmes bis Avignon iſt ſehr angenehm. Die Eiſenbahncompagnie hatte die gute Idee, die Eiſenbahn rechts und links mit prächtigen Pinien, und zwiſchen den Pinien mit Ginſterbüſchen zu bepflanzen, die hier eine bedeutende Höhe erreichen und deren zahlloſe goldene Blüthen einen ſüßen Duft verbreiten. So verliert der Weg das Triſte, das ſonſt allen Schienenwegen eigen iſt. Eine halbe Stunde hinter Nîmes fährt man durch einen langen Tunnel. Aus Tageslicht gelangt, breitet ſich gegen Süden eine prächtige Ebene, die nur von unbedeutenden, mit Dörfern und Flecken gekrönten Hügeln unterbrochen, während gegen Norden die Ausſicht durch eine lange Hügelkette abgeſperrt iſt, die bis nach Beaucaire an das Rhoneufer hinläuft, wo, wie ein Schloß an der Kette, die Burg der ehemaligen Grafen v. Beaucaire liegt. Ihr gegenüber in Tarascon, am linken Ufer, ſpiegeln ſich die gewaltigen Schloßzinnen des guten Königs René in den reich und weit ausgebreiteten Fluthen. Von Süden herüber grüßen die Thürme von Bellegarde, ja ein gutes Auge kann ſogar die von Arles erſpähen. Auf dem Wege von Tarascon nach Avignon iſt die Ausſicht gegen die Rhone zu ebenfalls abgeſperrt durch eine kahle, ſandige Hügelreihe —

von ihr aus dehnt ſich die vielbeſungene Ebene der Provence, die gegen Oſten von den wunderbar geformten Alpen begrenzt wird. Die hinterſten hohen Berge laufen in breiten, gedehnten Wellenlinien hin, aber die kleinern im Vordergrunde, mit ihren vielfach gezackten Gipfeln, ſind wie die Wellen eines vom Vorboten des Sturmes aufgeregten See's zu ſchauen. Sie heben und ſchäumen — keine große Welle rollt — aber hunderte von kleinen Spitzen, durch kleine runde Thäler getrennt, ſpringen, ſpritzen durcheinander auf. — In der Ebene überall blühende Gärten — ſchon kleidet ſich die Erde und verhüllt den nackten Boden, daß er bald einer friedlichen Wieſe und nicht einer [illegible] Weinpflanzung ähnlich wird. — Die Einförmigkeit der Olivbäume wird durch die Cypreſſe aufgehoben, welche ernſt und dunkel, einzeln oder in ganzen Hainen aus der grünen Umgebung aufſteigt. Wie ſonderbar muthet es mich immer an, ein einfaches Bauernhaus von mächtigen Cypreſſen, von breitwehenden Feigen- und blüthenüberladenen Mandelbäumen umgeben zu ſehen. — Es iſt doch Alles anders, als jenſeits der Berge, und ich glaube dem Satze, den neulich ein berühmter Naturforſcher gegen mich ausgeſprochen: Der Menſch iſt von der Natur nicht gemacht, um im Norden zu wohnen. Holſtein und der Rhein und Thüringen ſind die Grenzen; — daß in Preußen auch noch Menſchen wohnen — das hat die Nothwendigkeit oder die Civiliſation, nicht die Natur ſelbſt aber gemacht.

Drittes Kapitel.

Avignon [illegible] — Villeneuve-lès-Avignon — [illegible] Laura — Vaucluse — [illegible] — [illegible]

Vom Süden aus gewährt Avignon einen schönen, aber nicht außergewöhnlichen Anblick. Von dieser Seite gesehen, können sich das goldene Mainz, das fromme Koblenz, die heilige Colonia mit Avignon messen, aber nie vergesse ich den Eindruck, den diese Stadt auf mich gemacht, als ich sie, auf dem Dampfschiffe vom Norden kommend, zum ersten Male erblickte. — Es war mir, wie damals, als ich bei Sonnenuntergang von der Höhe des Chiatamone das Meer zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht gesehen. Wunderschön! — sehr wunderschön! — Ich wüßte keinen andern Ausdruck, um den Anblick zu bezeichnen, wenn sich das Dampfschiff aus den Rhone-Inseln bei Roquemaure herauswindet, und plötzlich der Papstpalast mit seinen Thürmen auf der einen Seite in die Höhe ragt, während auf dem andern Ufer das Fort St. André und die alte Veste von Villeneuve-lès-Avignon sich am dunkelblauen Himmel abzeichnen — zwischen beiden die uralte Brücke Pont St. Bénézet, die mit ihrer Kapelle mitten im Strome abbricht, als wäre es zu viel, wenn diese beiden Herrlichkeiten mit einander verbunden würden. — Nur wenn man die kleinen, [illegible] Wohnungen sieht, die sich [illegible] malerischen [illegible] Namen wie [illegible], [illegible], Stadt der [illegible], Alhambra, Santa-Fé aufsteigen — daß man ihre [illegible] und [illegible] Blumen vom Sonnenschein [illegible] zu sehen glaubt — nur da wird Einem manchmal ſo zu Muthe, wie bei dem erſten Anblicke von Avignon. Aber kaum am Quai angelangt, muß man ſich ſehr zuſammennehmen, um nicht ganz in Träumerei zu verſinken und damit ſein Gepäck und Zeit und Geld zu verlieren. Das Volk von Avignon iſt im ganzen Süden als wahres Räubergeſindel verrufen; man ſpricht nur mit Abſcheu oder Spott von den Bewohnern der heiligen Stadt, und wenn ich ſo die Geſtalten betrachtete, die in Maſſe den ganzen Quai beſetzt hielten und, wie Raubvögel die Beute, das ankommende Dampfſchiff erwarteten — las ich auf dieſen Geſichtern, daß der Ruf Recht habe. Wilde, trotzige, ich möchte ſagen, blutdürſtige Köpfe, die mit ihrem braungrauen Teint und dunklen Augen ſich auf ſchmächtigen, doch knochigen und nervöſen Körpern ſchnell hin und her bewegen. Ich erkannte die Gefährten Jourdan's, die königlichen Freiwilligen, die Verdets, die Werkzeuge der Congregationen und der Comité's von 1815 — ich erkannte genau die Mörder des Marſchalls Brune, die Kinder fünfhundertjähriger Kirchenherrſchaft. Das Schiff hatte noch nicht angelegt und war von den Portefaix ſchon im Sturme genommen. Wie wilde Katzen ſprangen ſie vom Quai über das Geländer auf das Gepäck los — jeder bemächtigte ſich eines, zweier, dreier Stücke und gab es nicht mehr frei; der Eigenthümer mußte es von ihm in die Stadt tragen laſſen und mußte ihm bezahlen, was er verlangte. Denn die Portefaix bilden eine geſchloſſene Bande, und einer ſchadet den andern nicht. Wenn man ſich ſelbſt das Gepäck tragen wollte, ſie erlauben es nimmermehr. — Der Gensdarm, der an den andern Landungsplätzen ſo muſterhafte Ordnung gehalten, hier ſtand er ruhig auf ſeiner Galerie, denn er weiß es aus alter Erfahrung, daß dieſem Unweſen nicht zu ſteuern. — Wir übergaben unſer Gepäck einem ſolchen Banditengeſichte und fuhren im Wagen durch die Porte de l'Oule nach dem durch den Mord des Marſchalls Brune hiſtoriſch gewordenen Hotel de la Poſte, das ſpäter Hotel du Palais Royal, jetzt Palais National heißt.

Bald nach unſerer Ankunft fuhren wir durch die Stadt dem Papſtpalaſte zu, den wir alle in der Nähe zu ſehen zitterten, nachdem er uns ſchon von Ferne ſo ſchreckenerregend entgegengetreten war. Die Gaſſen von Avignon, wie aller ſüdlichen Städte, ſind ſchmal und dunkel, aber die Häuſer, auch die kleinſten, haben in Folge ihrer Struktur aus Quadern ein gewiſſes palaſtähnliches Anſehen; viele ſind in der That auch auf den Trümmern der alten Prälatenpaläſte und Klöſter entſtanden. Oft iſt man überraſcht, hinter einer unſcheinbaren Hausthüre einen weiten, bald gothiſchen, bald italieniſchen, ſäulenumgebenen Kloſterhof zu überblicken. — Man ſchaut im Vorbeigehen in ein Eiſen- oder ein anderes Waarenlager, und der Blick bleibt an einer prächtigen Spitzbogenwölbung, an einem ehemaligen Hochaltar, an einer architektoniſch reichgeſchmückten Kanzel hängen. Zwiſchen Eiſenſtangen oder Wollenballen blickt eine wohlerhaltene Madonna im blauen Gewande, mit dem Dolch im Herzen, hervor. — Die Place de la Comedie iſt der einzige große Platz der Stadt — er iſt von hübſchen Privatgebäuden, von Kaffeehäuſern, vom Hotel de Ville mit ſeinen hundert Säulen und ſeinem gothiſchen Thurme aus dem vierzehnten Jahrhunderte, und vom neuerbauten Theater, das dem Architekten Feuchère Ehre macht, ſchön und maleriſch umgeben. Des Abends treibt ſich dort die Bevölkerung aller Klaſſen umher. Von hier nur noch eine kurze Strecke, und wir ſtanden vor dem Palaſte der Päpſte. — Es iſt ein babyloniſcher Bau! — Groß, ungeheuer, ſchreckenerregend. — Vielleicht vor keinem andern Gebäude Europa's empfindet man dieſen Schauer. Hoch aufſtrebend von der höchſten Höhe des Kalkberges, an dem Avignon liegt — breit und verſchloſſen, mit wenigen und ſchmalen Spitzbogenfenſtern, mit einem Thore, das trotz ſeiner Höhe klein erſcheint im Verhältniß zum Ganzen — drückt ein geheimnißvolles Schweigen auf dieſe Mauern und umgibt ſie mitten im hellen Sonnenlichte des Tages eine Art von unbegreiflicher Nacht. Man ſieht es ihnen an: durch ihre Dicke drang der Nothruf der verſchmachtenden

Völker nicht hinein, drangen die Schreie prieſterlicher Orgien, ob ſie nun in Bacchanalen oder im Foltern der Glaubensopfer beſtanden, nicht heraus. Dieſe Mauern ſind des Grundes würdig, auf dem ſie ruhen. Johanna von Neapel erkaufte mit Avignon die Abſolution für die Sünde des Gattenmordes. — Tritt man in den ungeheuren Hof, in die gothiſchen Säle, die ſich einer über dem andern hoch emporwölben, auf die breiten Treppen, ſo erkennt man, wie die Bewohner dieſes Palaſtes von ihrer Rieſenhaftigkeit überzeugt waren. Die Dicke der Mauern würde jedem Bombenſturme widerſtehen, ſowie ſie bis jetzt der Zeit widerſtanden haben. Das ganze ungeheure Gebäude ohne Symmetrie und äußerlich erkennbaren Plan, ohne Sonnenblick, ohne einen einzigen freundlich ſchauenden Winkel, mit ſeinen eckigen Thürmen, Zinnen und Schießſcharten und Schwibbögen, ſteht da, als wäre es von Cyklopen aus einem einzigen Felsſtücke, aus einem Gebirge gehauen worden. — Doch iſt es nicht auf einmal entſtanden; Ein Menſchenalter, der Wille Eines Menſchen reicht nicht hin, ein ſolches Werk aufzuführen. Jeder der hier reſidirenden Päpſte hat etwas zur Erweiterung des im 14. Jahrhundert angelegten Baues gethan: Clemens V., Johann XXII., Benedikt XII., Clemens VI., Innocenz VI., Urban V., Gregor XI.

Den Thurm Trouillas oder die Glacière bekamen wir nur von Weitem zu ſehen; man ſagt dem Fremden, die Glacière beſtehe nicht mehr, viele Katholiſche aber behaupten, man wolle ſie nur nicht zeigen. Es wäre intereſſant, zu wiſſen, was man eigentlich verbergen will, ob den Schauplatz der Inquiſitionsfolter, den Ofen, wo die Zange glühend gemacht, die Rollen, auf denen die Ketzer gefoltert wurden; oder den Schauplatz, wo der rauhe Duprat, der feurige Mainvielle, der Apoſtel Rovère, der ſentimentale [illegible], ehemalige Maulthiertreiber, ſpäter [illegible] Mathieu Jouve, auch Jourdan, auch Coupe-tête genannt, — die einen ihrem Gotte, die andern ihrem Götzen in der Nacht vom 16. — 17. October 1791 Opfer ſchlachteten. —

Dieſer feindliche Thurm hat nur Eine Oeffnung — dem Himmel entgegen. Man ſollte das Geſchrei der Geſchlachteten oder Gefolterten nicht in der Stadt und nicht nebenan in den Gemächern der Kardinäle, Legaten und ihrer Courtiſanen hören; es mußte ſich an der Wölbung brechen und ſchwach über dem Palaſte als ein Seufzer verhauchen, den der Schritt der Wache auf der Zinne übertönt. — In dieſem Thurme verhauchte auch der arme Volkstribun Rienzi ſein Leben und büßte, wie Huß, ſein Vertrauen auf ein Kaiſerwort. — Gerne drückte ich mich an dieſem Thurme vorbei und war froh, daß uns nicht das alte Geſpenſt von einem Weibe, das ich im Hofe umherſchleichen geſehen, begleitete. Die Alte hat die Schrecken jener Nacht von 91 miterlebt und erzählt ſie gerne. Wozu die Erzählung? — Man kann es ſich denken, was ein wüthendes Volk vermag, das vier Jahrhunderte hindurch einen Thurm wie die Trouillas betrachtete, am andern Ufer ſeines Fluſſes ein freies Volk ſah und an ſeinen Mauern einen Anſchlag, in welchem der Papſt die Wiederherſtellung der Inquiſition gebietet. — Auf ſolchem Boden müſſen ſolche Thaten wachſen. — Jourdan Coupe-tête war vielleicht um kein rothes Haar ſchlechter, als irgend einer der Kardinäle, die dieſe ville carillonnante, wie ſie Rabelais nennt, bewohnten.

Einen Moment Ruhe von den Schrecken gewährt ein hohes Thurmgemach, in welchem ſich noch Reſte alter Fresken befinden; ſchöne Bilder voll Naivetät, wie ſie den großen Befreiungs- und Vollendungsperioden Maſaccio's und Raphael's vorhergehen. Man gibt ſie für Giotto's Arbeit aus; es ſind Werke ſpäterer Maler, die auf dem Wege der Befreiung ſchon fortgeſchritten waren. Die Figuren, obwohl ebenſo naiv wie die Giotto's, ſind doch ſchon weniger gebunden, die Geſichter haben ein weicheres Oval. Es ſind vollendet ſchöne Lunetten. Viele Figuren ſtehen ohne Köpfe da, und dieſe ſollen die ſchönſten geweſen und von kunſtſinnigen Offizieren geraubt worden ſein, als die franzöſiſche Regierung anfing, dieſe herrlichen

Denkmäler dem Verfalle preis zu geben. Man zeigte uns noch mehrere Gemächer, die ehemals ausgeſchmückt geweſen ſein ſollen, die aber bereits mit Kalk übertüncht ſind. Das Schloß iſt jetzt eine Kaſerne, und in den Sälen lagern die Soldaten zu Hunderten. Die Säle ſind zwar der Länge wie der Höhe nach durch eingeflickte Mauern und Fußböden zweifach und dreifach getheilt; doch reicht ein Viertheil des Raumes, den man auf einmal überſehen kann und in dem vielleicht eine ganze Compagnie Platz findet, hin, von der ungeheuern Ausdehnung und Höhe dieſer gothiſchen Wölbungen einen Begriff zu geben.

An den Papſtpalaſt lehnt ſich die Kirche Notre-Dame des Doms, welche die Grabmäler zweier Päpſte enthält. Intereſſant an ihr iſt beſonders der Eingang mit ſeinen acht römiſchen Säulen, Ueberreſten eines römiſchen Tempels, auf deſſen Grunde die Kirche aufgeführt ſein ſoll. An die Kirche ſchließt ſich der ſchöne Spaziergang mit ſeinen prächtigen Bäumen, mit ſeiner Terraſſe und der Statue des Mannes, der den Krapp ins Land brachte, deſſen Anbau jetzt ſo viele Einwohner des Landes ernährt und den Soldaten ihre Hoſen färbt. Ich habe den Namen dieſes großen Mannes vergeſſen. — Die Ausſicht geht von hier der Rhone entgegen, bis hin nach Orange, dem Stammſitze der Oranier, hinüber nach Ville-Neuve-les-Avignon und ſüdwärts über das herrliche Land der Provence, bis an die Seealpen und den Mont Ventoux, der ſeinen gewaltigen Kopf in violette Gewande hüllt, gleich einem Cardinale. — Dorthin gegen Nordoſten liegt Vaucluſe, das wir ſehen wollten.

Vom Schloſſe aus gehen wir um die Stadt. Die Feſtungsmauern, eingeſchloſſen mit dem ſchönen Kranze von Machicoulis, wie wir ſie an den Befeſtigungswerken des 14. und 15. Jahrhunderts kennen, [illegible], iſt vollkommen erhalten und [illegible] ganz ſichtbar; nur hie und da wächſt aus der Mauer, wie aus der alten Zeit bis heute, ein [illegible] Häuschen hervor, und an dieſen [illegible] und einige [illegible]. Dieſe Wohnungen [illegible] ſo [illegible] deutlich auf, daß man das

Hand des Papstes vergißt, und das thut Noth, wenn man sich an dem Herrlichsten Avignons so freuen soll, wie sie es verdienen.

An einem schönen Maiabende, während meines zweiten Besuches, führten mich meine Wanderungen über die Rhonebrücke und die Insel nach jenseitigem Ufer, wobei am Fuße des [illegible] Schlosses, nach Ville-Neuve-lès-Avignon. Mein guter Stern hatte mich hierher und auf die Höhe des Fort St. André gebracht — denn von diesem Standpunkte aus sieht man Avignon erst recht in seiner ganzen Schönheit: die Rhone als Vordergrund, den Palast größer und bedeutender, als wenn man sich in seiner Nähe befindet, und doch die harten Züge durch die Ferne und das sanfte Abendlicht gemildert; im Hintergrunde die Wellenlinien der Provencer Berge mit ihrem Riesen, dem Ventoux, in der Mitte. Ich dachte an Victor Hugo's [illegible] Wort: Es ist doch besser, im [illegible] zu sein und stille zu leben, als in Stille zu sein und [illegible] zu leben. Ich rathe Jedem, der Avignon besucht, sich sogleich nach seiner Ankunft [illegible] und diesen Punkt aufzusuchen; dann erst wird er wissen, in welcher Welt er sich befindet. Sie ist in der That über alle Beschreibung schön! Ich konnte mich nicht satt sehen. Erst spät raffte ich mich auf, um als [illegible] [illegible] noch die Merkwürdigkeiten des kleinen vor mir liegenden Ville-neuve zu betrachten.

Zuerst die alte Karthäuserkirche. Sein Dach ist so mit Gras und Moos bewachsen, daß man es von der Höhe des Berges nur für ein brach liegendes Feld halten kann. In seinem Innern stehen, wie Schwalbennester, viele kleine Wohnungen, wahrscheinlich aus dem Schutte des alten Klosters zusammengeflickt. Die ehemals prächtige gothische Kirche ist in eine Art von Hof umgewandelt und von Wagen, Karren und Ackergeräthschaften angefüllt. [illegible] nimmt sich unter diesem Geräthe ein [illegible] [illegible] [illegible] aus, und eine mehr als lebensgroße Madonna, die mit milden schönen Zügen und gefalteten [illegible] wunderbar erhalten, auf das Gerümpel herabsieht. [illegible] und die Reste dieses einst gewiß prächtigen Baues theilweise von ungeheuren Weinreben bedeckt. Diese edle Pflanze gedeiht hier ganz besonders gut. Ich sah einen Weinstock, der allein mit seinen Reben alle Fenster dreier dreistöckiger Häuser umrankte. — Im Hotel de Ville fand ich eine Bibliothek, auf die ich mir erlaube die Geschichtsschreiber der Provence aufmerksam zu machen. Sie ist das Geschenk eines vor einem halben Jahrhundert verstorbenen, reichen Gelehrten und enthält interessante Chroniken, Manuskripte und dicke Bücher alter Kirchenmusik, von denen manche mit den farbenreichsten, frischglühendsten Illustrationen versehen sind. Auch das Kloster und Hospital der barmherzigen Schwestern besuchte ich, um das aus dem Karthäuserkloster hierher übertragene Mausoleum Innocenz' VI. zu sehen. Man bildet sich hier gerne ein, das gothische Grabmal sei von hohem Alter, doch erkennt man es auf den ersten Blick als Werk einer Zeit, die nicht über zweihundert Jahre alt sein kann. Im Klostergarten saßen einige Schwestern mit weiblichen Arbeiten beschäftigt und genoßen der sanften Abendkühle. Bei meinem Herannahen senkten sie züchtig die Köpfe, doch vermochte ich bei ihrer Erwiederung meines Grußes die hohe und zarte Schönheit von Einer zu erkennen. Ich bedauerte den Verlust nicht, den die Welt durch ihre Frömmigkeit erleidet, denn ein heiliger Friede lag über sie ausgegossen; ihre Wangen waren hold geröthet, und sie schien zufrieden und voll innern Glückes. Zerstreut betrachtete ich noch manche alte Gebäude, an denen dieser Flecken so reich ist, und voll Einsamkeitsgedanken wanderte ich längs des Rhonestroms, durch Duft und Nachtigallenlieder nach Avignon zurück. — Die Rhone rauschte melodisch, die Platanen der Insel bewegten sich leise im säuselnden Abendwinde, und zwischen den schwarzen Stämmen der [illegible] stand still und friedlich der bleiche Geselle. — O schöner Süden! Die Natur hat ihre Phantasie erschöpft, um dich mit allen ihren Reizen zu schmücken, und der Mensch gab dir die traurige Geschichte, um deiner Schönheit noch den Reiz der Wehmuth zuzugeſellen. Ja, dieſem Lande ſieht man es an, daß es, wie der Alte zu ſagen pflegt, eine Geſchichte habe. — Aber jede Geſchichte iſt traurig. Die goldene Zeit hatte keine Geſchichte.

Den 29. Mai 1851.

Bei meiner Rückkunſt ins Palais-National-Hotel führte uns die Wirthin in das unglückſelige Zimmer, in welchem 1815 die Unthat an Marſchall Brune begangen worden. Es iſt ein weites, ſchönes, mit dunklen Tapeten ausgeſchlagenes Gemach, das in Nichts von ſeiner ſchauervollen Geſchichte die Spuren trägt. Die Begebenheit, ſowie überhaupt die Geſchichte des weißen Terrorismus, iſt in Deutſchland noch zu wenig bekannt; ich will ſie hier kurz und bündig in Erinnerung bringen, wie ich ſie aus Büchern, Akten und an Ort und Stelle gemachten Erkundigungen kennen gelernt. Die Erinnerung an die Art und Weiſe, wie gewiſſe Mächte immer und überall ihre beſiegten Feinde behandelt, kann zu keiner Zeit ſchaden.

Marſchall Brune war auch unter dem Empire halb und halb Republikaner geblieben. Er machte Napoleon nicht den Hof, und wurde von ihm und den Hofleuten zurückgeſetzt. So kommt es, daß ſein Name, trotz ſeines Charakters, ſeiner Siege, ſeiner Fähigkeiten, nicht mit dem Ruhmesglanze umgeben iſt, der manchen mittelmäßigen Schauſpieler der kaiſerlichen Tuilerien ſchmückt. Brune lächelte und tröſtete ſich in ſeiner Einſamkeit mit den ſchönen Wiſſenſchaften; er überſetzte Horaz und verzierte ſein Buch der Reiſen mit Verſen. Als Napoleon von Elba zurückkam und einen energiſchen Mann brauchte, um den durch Royaliſten und Pfaffen aufgewühlten Süden im Zaume zu halten, erinnerte er ſich des zurückgeſetzten Marſchalls. Nur mit Widerwillen verließ Brune ſeine Einſamkeit, aber die Rückſicht, daß ſein Vaterland, beſonders im Süden, vom engliſchen Erbfeinde bedroht war, beſtimmte ihn, den ihm angebotenen Poſten anzunehmen. Nicht ohne traurige Ahnungen. Denn als er die Annahme unterzeichnete, ſagte er zu den Umſtehenden: „Mir iſt es, als hätt' ich mein Todesurtheil unterſchrieben" — und als er bei der Abreiſe auf der Treppe ſeiner Wohnung ſtolperte, rief er lächelnd, doch traurig: „Ein Römer würde umkehren."

Was er während der Hundert Tage in Toulon zur Vertheidigung des Hafens und der franzöſiſchen Flotte gegen die Engländer und die mit ihnen verſchworenen royaliſtiſchen Einwohner, was er zur Erhaltung der Ruhe im ganzen Süden mit einer nur kleinen Garniſon gegen die immer mächtiger anwachſenden „königlichen Freiwilligen," gegen die „Verdets" und die Agenten der Kongregationen gethan — es gränzt ans Unglaubliche, und man lernt es erſt ſchätzen, wenn man die Blutſtröme ſieht, die gleich nach ſeiner Abſetzung im ganzen Süden zu fließen begannen, um jede Spur von Republikanismus, Bonapartismus und Proteſtantismus vom königlichen Boden Frankreichs fortzuſchwemmen. — Aber für dieſe Anſtrengungen wurde auch keiner der Napoleoniſchen Angeſtellten während der Hundert Tage von den königlich und klerikal Geſinnten ſo bitter, ſo fanatiſch gehaßt wie Brune. Man that alles Mögliche, um die Bevölkerung im Beichtſtuhl wie auf der Straße gegen ihn aufzuhetzen. Lügen auf Lügen, mündliche wie gedruckte, wurden über ihn verbreitet; nicht nur fromme Prieſter und königliche Freiwillige, ſondern auch hohe Damen reiſten von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, um die in London gedruckten Lügen unter das Volk auszutheilen. Die beliebteſte unter dieſen war, daß kein Anderer als Marſchall Brune die Prinzeſſin Lamballe ermordet, daß er es geweſen, der ihren ſchönen Kopf auf der Pike durch die Stadt getragen. Daß Brune in den Septembertagen gar nicht in Paris geweſen — was lag daran?

Nach der Schlacht bei Waterloo wuchs die Kühnheit der weißen Partei, und trotz der ungeheuren Anſtrengungen mußte Brune gewiſſermaßen unter ſeinen Augen die Metzeleien von Marſeille auftauchen ſehen, den Anfang jener Kette von Greuelthaten, die ſich ſogleich nach ſeinem Rücktritt über Avignon, Nîmes, Uzès und die proteſtantiſchen Theile der Cevennen ausbefahl. — Brune ſah ſeine Macht ſchwinden und erwartete mit Ungeduld den Kommiſſär Ludwigs XVIII., der ihn ablöſen ſollte, und von dem er hoffte, daß es ihm beſſer gelingen werde, ſeine eigene Partei nieder- und vom Morden abzuhalten. Man wußte damals noch nicht, daß die in die Provinzen geſandten Kommandanten und Präfekten eben ſo viele Agenten waren, welche den Mord der Bonapartiſten, Republikaner und Proteſtanten ſyſtematiſch leiten ſollten.

Marquis de Rivière kam endlich in Toulon an. Brune legte die Gewalt in ſeine Hände nieder, nahm Abſchied von ſeinen Soldaten, die er herzlich und eindringlich ermahnte, ſich in das Unvermeidliche zu fügen, und nicht durch erfolgloſen Widerſtand das Unglück Frankreichs zu vermehren, und erſuchte den Marquis um Päſſe für ſich und ſeine Adjutanten. Dieſelben wurden ihm in aller Form ausgeſtellt, und der Marſchall, begleitet von zwei Adjutanten, verließ Toulon in der Nacht vom 31. Juli auf den 1. Auguſt, um ſich nach Paris zu begeben, wohin er von der neuen Regierung citirt worden war. Noch vor ſeiner Abreiſe wurde er mehrmals gewarnt, ja nicht über Avignon zu gehen, da ein Komplott gegen ſein Leben beſtehe, das in dieſer Stadt zum Ausbruch kommen ſolle. Man wollte vorſichtig ſein, man wollte Maßregeln ergreifen, aber der Marquis de Rivière lächelte und machte Vorſicht und Maßregeln zu Nichte, indem er verſicherte, er ſelbſt habe ſchon den ganzen Weg entlang das Mögliche gethan. — Aber ſchon in Aix wurde Brune von einer Bande königlicher Freiwilligen angehalten. Sie wollten ihn nicht weiter ziehen laſſen, trotz Paß und Gegenorder; glücklicherweiſe erhob der Pöbel, der ſich inzwiſchen ſammelte, ein ſolches Geſchrei von Fluchen und Schimpfen und warf ſo viel Steine gegen den Wagen, daß die Pferde, ſcheu gemacht, plötzlich ausgriffen, durch die Volksmenge brachen und den Marſchall in wenigen Minuten aus der Stadt und dem Angeſichte ſeiner Verfolger brachten. — Die Adjutanten beſchwuren ihn, nun die Route über Avignon zu verlaſſen und die viel ſicherere über

Grenoble einzuſchlagen, ſich ſelbſt den Schimpf und dem Lande vielleicht ein Verbrechen zu erſparen. Aber der Marſchall antwortete kurz mit der Frage: Sollen wir Furcht zeigen? und ſetzte den Weg auf der Straße nach Avignon fort, wo er am 2. Auguſt Vormittags zwiſchen 9 und 10 Uhr ankam und im Hotel de la Poſte oder Hotel Palais Royal abſtieg, um die Pferde zu wechſeln und ein Frühſtück einzunehmen.

Eine neugierige Menge ſammelt ſich um den Reiſewagen und prüft und betrachtet ihn beſtändig. Dieſe Menge wird durch die vielen Reiſenden vermehrt, welche in das Hotel kommen, um bei dem zufällig ebenfalls anweſenden neuen Präfekten des Departements Vaucluſe, Herrn von St. Chamans, Geſchäfte abzumachen oder ihre Complimente anzubringen. — In den Winkeln des Platzes ſchleichen einzelne Männer umher, die ſich abſichtlich fern zu halten ſcheinen. Sie ſchweigen und beobachten das Hotel, den Wagen, die daran beſchäftigten Diener und die immer anwachſende Menge. — Plötzlich ruft einer dieſer Männer heraus und wirft den Namen Brune hin, begleitet von einigen Verwünſchungen, und verſchwindet wieder. Mit ihm verſchwinden ſeine Geſellen; eine plötzliche, unwillkürliche Aufregung verdrängt die Harmloſigkeit der Neugierigen. Schon ſtrömen neue Schaaren aus allen Gaſſen herbei — unter ihnen viele königliche Freiwillige. Sie ſchreien: Tod dem Mörder! Nieder mit dem Republikaner! Ein junger Mann ſpringt hervor und überzeugt die Menge in einer ausführlichen Rede, daß der Mörder der Lamballe ſich auf dem Wege zur Loire-Armee befinde und beabſichtige, Truppen nach der Provence zu führen, um ſie aufs Neue für den Uſurpator zu erobern und den katholiſchen Glauben und die Lilie auszurotten. — Die Menge antwortete mit dem Ruf: Nieder mit dem Mörder! In die Rhone mit ihm!

Inzwiſchen haben die Kutſcher die Pferde angeſchirrt. Das Volk ſtürzt ſich auf ſie, ſpannt die Pferde aus und jagt ſie in den Hof zurück. — Herr v. St. Chamans ſteigt auf den Balkon und ſucht das Volk zu beruhigen, nachdem er den

Marschall beschwören, sich zu beeilen und abzureisen. Das Volk horcht auf die Stimme dieses Ehrenmannes, der seine Autorität geltend macht. Die Pferde werden wieder angespannt, der Marschall und die Adjutanten steigen ein, und nach wenigen Momenten braust der Wagen durch das nahe liegende Thor de l'Oule, am Rhonequai dahin. Der Präfect tritt ins Hotel zurück. Da erwacht die Wuth der Freiwilligen aufs Neue. Ihm nach! — riefen die Einen — Durch das Thor von Paris! — die Anderen. Und die Ersten, blind vor Wuth, stürzen dem Wagen auf dem Quai der Rhone nach und verfolgen ihn mit Steinwürfen; die Anderen, klüger, suchen ihm durch die Porte de Paris, an welcher der Wagen vorbeikommen muß, den Vorsprung abzugewinnen. Der Kutscher des Marschalls aber ist schlau; er peitscht die Rosse, so mächtig er kann, sie bäumen sich, dann aber greifen sie aus, und immer ungestümer fliegen sie schäumend, wüthend dahin. Er wird die Porte de Paris vor den Freiwilligen vom Wege de l'Oule erreichen. Schon ist er nahe. Aber noch bevor der Wagen das Thor erreicht, stürzen sich ihm auf dem Weg andere Freiwillige entgegen. Die wüthenden Thiere achten ihrer nicht und stürzen mitten durch; die Freiwilligen weichen auseinander. Noch einmal ist der Marschall gerettet.

Aber als sie an das Thor von Paris kommen, springt eine Schaar von Nationalgarden heraus. Die Einen bringen die Gewehre und versperren den Weg, die Anderen halten mit ihren Bajonetten gegen die Brust der Pferde. Diese prallen bäumend zurück und geben dem Wagen eine quere Stellung auf der Straße. Die Bemühungen des Kutschers sind nun umsonst, besonders, da sich Nationalgarden der Zügel bemächtigt haben und da der wachthabende Offizier mit dem Degen in der Hand herantritt und abermals den Paß verlangt. — Man übergibt ihn. Er wartet lange und lange, abermals Alles in Erwartung, abermals das Volk ein leichtes, daß seinem Wollen das Recht gebricht, ihn abzuverlangen, aber vorzuführen die Wache hat, ihn sogleich zurückzugeben: es ist der Paß eines Marschalls von Frankreich. Trotzdem

on der Offizier, Herr Berger, noch immer und mach
de und ſpricht von Rückkehr in die Stadt und prüft ih
mer, als ſchon das Geheul der herbeieilenden Freiwil
n der Place de l'Oule ganz in der Nähe zu hören. Endlic
da; auch die Verfolger vom Rhonequai kommen an, die
geſtellten Freiwilligen ſind längſt da. Mit ihnen zugleic
Böſes ahnend, der brave Präfekt herbeigeeilt, und un-
rweiſe der ſehr ehrenwerthe Maire der Stadt, Herr Puy.
o war Maire aus den Hundert Tagen. Was der Prä-
ourboniſt hätte gut machen können, verdarb der verhaßte,
ende Maire. Die Freiwilligen, das Volk, von der Ver-
noch mehr aufgeregt, hören nicht mehr auf die Stimme
ren, beſonders da er Daſſelbe will mit Herrn Puy.
der Wagen gewendet. Die Wüthenden rufen: In die
it dem Mörder der Lamballe, dem Führer der Loire-
Herr v. St. Chamans und Herr Puy bringen es endlich
s dahin, daß man den Wagen zur Stadt zurückkehren
ſie gehen zu beiden Seiten und machen unendliche
ngen, um die Mörder abzuhalten, die jeden Augenblick
hall herausreißen wollen, und erleiden mit helden-
Geduld die Steinwürfe, die von allen Seiten nieder-
err v. St. Chamans blutet und iſt einer Ohnmacht nahe,
ält ſich am Wagen und läßt nicht ab in ſeinen Be-

So geht der Zug langſam den langen Rhonequai
er Marſchall ſitzt ruhig im Wagen und verzieht keine
af die Vorwürfe des Adjutanten, daß er ſich ſolcher
ſgeſetzt und Frankreich nicht dieſe Schmach erſpart
ortete er nur: Sie haben Recht! — das ſind Mörder.
rt der Wagen wieder durch die Porte de l'Oule, ſo
wieder auf dem Platze an. Der kluge Poſtillon, der
einen Augenblick losgelaſſen, läßt die Freiwilligen in
, daß ſie allein die Pferde am Zaume führen, aber
tel angelangt, zieht er plötzlich wieder die Zügel an,
ewaltigen Peitſchenſchlag, und mit einem Sprunge ſind

die Pferde von ihren Führern befreit und der Wagen im Hofe des Hotels verſchwunden. Hinter ihm fallen die Flügel des Thores zu und werden ſogleich verbarrikadirt. Umſonſt werfen ſich ihm Wüthende entgegen, auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden; das Thor ſchließt und weicht allen Stößen und Hieben nicht. Der Generalmarſch wird geſchlagen, welcher die Nationalgarde zuſammenrufen ſoll, daß ſie das Leben des Marſchalls und die Stadt vor einem Verbrechen bewahre. Erſt ſpät kommen, Alles in Allem, ungefähr 100 Nationalgardiſten zuſammen, die ſich vor dem Thore des Hotels aufſtellen. Zu ihnen geſellen ſich der brave Präfekt, Herr Puy und ein Herr Balzac. Wahrlich eine kleine Schaar gegenüber der ungeheuren Menge, die immer mehr anwächst und den Platz und die benachbarten Gaſſen und die Fenſter und Dächer der Häuſer beſetzt. — Da den Wüthenden ihr Opfer für einen Augenblick entwiſcht, werfen ſie ſich auf Herrn Hughes, zeitweiligen Kommandanten der Nationalgarde, und wollen ihn mit Fußtritten tödten. Dem Maire, dem Präfekten und einem Major Lambot gelingt es, ihn zu retten. Aber da kehrt ſich die Wuth gegen den Maire. Nieder mit dem Maire der Hundert Tage! ſchreit es, nieder mit ihm! Und auf die Bitte des Präfekten entfernt ſich Herr Puy.

Indeſſen ſitzt der Marſchall in ſeinem Zimmer Nr. 3. — Es iſt dunkel; die Vorhänge ſind vor die Fenſter gezogen, und er darf ſich ihnen nicht nahen, denn aus den Fenſtern der gegenüberſtehenden Häuſer und aus den Zweigen der gewaltigen Bäume vor dem Hauſe zielen Hunderte von Feuerröhren nach allen Fenſtern des Hotels, um den Marſchall niederzuſtrecken, wenn er ſich ſehen laſſe. Dennoch ſchiebt er von Zeit zu Zeit den Vorhang ein wenig zurück und muſtert tiefſinnig die Menge, die ſeinen Tod will. Dann kehrt er wieder zum Tiſche zurück und lieſt in den Papieren, die neben einer Brieftaſche darauf zerſtreut liegen. Es ſind die letzten Briefe ſeiner Frau, und er nimmt Abſchied von den geliebten Schriftzügen.

Durch die Entfernung Puy's, die ihnen ein Erfolg ſcheint, ermuntert, ſtürzen ſich die Mörder, die ſich indeſſen mit Hacken und Beilen bewaffnet, aufs Neue gegen das Thor des Hotels. Aber das Thor weicht nicht; es iſt gut, leider zu gut verbarrikadirt. Major Lambot, der ſich indeſſen zu den Vertheidigern geſellt und das Kommando übernommen hatte, wird mit dem rieſigen Laſtträger Guindon handgemein, aber von dieſem zu Boden geworfen; der Präfekt eilt herbei, um dem Major beizuſtehen, und wird bei dieſer Gelegenheit aufs Neue verwundet und muß ſich blutend und todmüde zurückziehen. — Die Stürmenden fahren in ihrem Angriff auf das Thor fort; die kleine Schaar der Nationalgarde ladet und treibt ſie dann mit Bajonetten zurück. Die Mörder heulen und fliehen. Es iſt ungefähr zwei Uhr, und da die Menge vor den Bajonetten zurückwich, iſt Hoffnung da, den Marſchall zu retten. Der Auflauf hat ſich zum Theil zerſtreut; ein großer Theil iſt plötzlich verſchwunden, unheimlich ſchnell. Die wackern Vertheidiger überreden ſich, daß die Menge, ihrer vergeblichen Angriffe müde, ſie endlich ganz aufgegeben, und ſie denken daran, den Wagen des Marſchalls wieder anſpannen zu laſſen.

Da plötzlich erſchallt teufliſches Jubelgeſchrei aus der Maſſe des Volkes, die ſich noch auf dem Platze befindet. Lambot blickt erſchrocken auf: die Mörder ſind von rückwärts auf das Dach des Hotels geſtiegen und dringen durch die Dachlucken und Fenſter ins Innere. Lambot ſchlägt in Todesangſt an das Thor — aber es iſt verbarrikadirt. Das dauert eine Ewigkeit, bis man es öffnet und bis der brave Lambot wird hineindringen können, um den Marſchall zu beſchützen. Vielleicht kommt er doch noch zur rechten Zeit, denn an der Thüre des Marſchalls ſtehen vier Mann Chaſſeurs d'Angoulême unter dem Befehle des Lieutenants J. B. Didier. Der kann die Mörder eine geraume Weile aufhalten. Schon tobt es die Treppen herab im Innern des Hotels und eilt es lärmend, ſchreiend, wuthſchnaubend durch die langen Korridore. Die Mörder kommen an der Thüre des Marſchalls an; Herr Didier macht keine Miene, ſie zu vertheidigen, nur eine Minute lang noch, bis unten am Thore die Balken weggeräumt ſind. Herr Didier läßt die Mörder paſſiren. Die erſten, die hineinſtürzen, ſind der Arbeiter Fargès und der rieſige Laſtträger Guindon.

Der Marſchall ſaß am Tiſche und las in den Briefen ſeiner Frau; wie er den herannahenden Lärm hörte, zerſtückte er die geliebten Andenken, dann ging er ruhig, ohne Miene zu verändern, gelaſſen den Mördern entgegen. Was wollt ihr? fragte er ſtolz und kalt. Fargès antwortet ihm mit einem Piſtolenſchuß; er fehlt aber, da der Marſchall ſeinen Arm ergreift, und die Kugel fliegt an ihm vorbei, zerreißt die Tapete und bleibt in der Mauer ſtecken. Guindon ſtößt ſeinen Mordgeſellen zur Seite, indem er lachend ruft: Ich will dir zeigen, wie man es machen muß. — Er tritt einige Schritte zurück, legt ſeinen Karabiner an, und mit zerſchmettertem Haupte liegt der Marſchall auf dem Boden. Er zuckte nicht mehr — ſein Geſicht blieb unverändert. Die Mörder riſſen die Fenſter auf und verkündeten dem Volke den Tod des Marſchalls; ein heulender, thieriſcher Jubel empfing dieſe Nachricht. — Die Menge ſtürzte nun gleichzeitig mit Lambot durch das endlich, aber zu ſpät geöffnete Thor und durchtobte das Hotel und plünderte es vom Keller bis unter's Dach. Hierauf kamen die Autoritäten und der Procureur, um den Thatbeſtand aufzunehmen. Das Protokoll, vom Unterſuchungsrichter Berger, dem Vater des Lieutenants vom Pariſer Thore, verfaßt, lautete ſo: „Daß die Volksaufregung, welche durch ungefähr vier Stunden theils in, theils außer dem Hotel ſtattgefunden, den Marſchall mehreremal dahin gebracht, daß er ſich ſelbſt, bald mittelſt einer Feuerwaffe, bald mittelſt eines Meſſers das Leben zu nehmen verſucht habe, daß er dann gegen halb drei Uhr ſich der Piſtole eines Chaſſeur d'Angoulême bemächtigt und ſich den Tod gegeben habe, indem er ſich unter dem Halſe auf der rechten Seite einen Piſtolenſchuß beigebracht."

Man legte die Leiche des Marſchalls in einen groben Sarg, und einige wackere Männer erboten ſich, ſie in eine der Kaſernen-

Kapellen zu übertragen. Kaum aber traten ſie mit dem Sarg auf den öffentlichen Platz, als ſchon die königlichen Freiwilligen über ſie herfielen, den Sarg erbrachen, die Leiche herausriſſen, ſie des Leichentuches entkleideten, zerhackten, verſtümmelten und über das Pflaſter hinaus auf die Brücke ſchleiften, von welcher aus ſie ſie dann unter Hohngelächter und Geheul in die Rhone warfen. Einige Schüſſe wurden ihr dann als Ehrenſalven hinterdrein nachgeſchickt.

Das iſt die Geſchichte von der Ermordung des Marſchalls Brune — eine Geſchichte, die in der Reſtaurationszeit nicht ihres Gleichen findet.

Viertes Kapitel.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

und Laura [illegible] zu werden. Nach dem [illegible] man und, [illegible] machten uns [illegible] und [illegible] den [illegible] wegen den [illegible] von [illegible].

Nach eingenommenem Mahle traten wir unsere Wanderung zur heiligen Quelle an. Die ungeheure Felswand, die gegen das Thal ihre weiten Arme ausstreckt, gewährt in der That einen imponirenden Anblick. Die Illusion eines Theaters wird noch dadurch erhöht, daß sich die ganze Rundung der Wand entlang Steinsitze, regelmäßig geformt und gewölbte [illegible] ([illegible]), in mehreren Reihen über einander, gleich wie Logen hinziehen. An der Pyramide, dem Monumente des Dichters, vorbei gelangen wir bald zu gewaltigeren, die sich tiefer am Flusse, wie unabhängig vom Fels des Gebirges, aus dem Boden erheben und die [illegible] des ganzen ungeheuren Schauspiels [illegible] und mit den [illegible] auf den [illegible] harmonisch zusammenwachsen. Der Blick, welcher an dem [illegible] des Quells emporgestiegen, ist ein [illegible]; unter seinem [illegible] [illegible] Quellen hervor, deren Klingen und Murmeln mit dem gewaltigen Rauschen des Flusses, in den sie stürzen, einen schönen Chor bilden. Das Rauschen des Flusses, der am [illegible] [illegible] [illegible] das Dorf, kommt dem Wanderer, von Felsen zu Felsen springend, mit gewaltigem Brausen entgegen. Auch ist das ganze [illegible] Thal davon erfüllt, und je höher man steigt und je gewaltiger die Felsblöcke werden, die dem Flusse den Weg verrammeln, desto stärker wird das Rauschen, desto prächtiger werden die Wasserfälle, die ungestüm über und neben einander bald als silberne Bogen sich wölben, bald wie ein Milchbach sich in die Tiefe stürzen, bald, in [illegible] Farben gebrochen, in dem Duft sich auflösen. Endlich ist die ganze Macht der Quelle, die wir so hell und grün und friedlich unten im Thale gesehen haben, in einem einzigen Becken, [illegible] [illegible] vereinigt.

Aber [illegible] ist [illegible] Naturgefühl, [illegible], [illegible] — oder, wenn man will, Sinnlichkeit und [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

---

[1] [illegible]

[illegible]

[illegible]

Wenn ich zuweilen [illegible] die Stadt durchwanderte, [illegible] und die Personen selbst genau kennen und unterscheiden zu lernen. [illegible] Robert Blums [illegible]

[illegible]

[illegible]

Ich hatte ihn unwillkürlich ausgesprochen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Fünftes Kapitel.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Vive la République — [illegible] la République — [illegible]

[illegible]

Zweck zu weihen. Ob es [illegible] oder Franziskaner waren, wissen wir nicht.

Ganz nahe von [illegible] und [illegible] Tarascon liegt die Kirche, die in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth ist. Sie ist der heiligen Martha geweiht und enthält das Grab dieser Heiligen, welche, wie die Legende erzählt, auf einem [illegible] ohne Steuer, Ruder und Segel, allein von einem heiligen Willen getrieben, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in dieses Land gekommen ist, um die Heiden zu bekehren, was ihr auch glücklich gelungen ist. Gleichzeitig erzählt die Legende von den heiligen Marien, von Lazarus und anderen Heiligen, die dem Heilande besonders nahe standen. Die heilige Martha hat außer der Bekehrung noch eine Heldenthat vollbracht, indem sie den Tarasque, der das Land verheerte, erlegt hat. Das Bildniß dieses scheußlichen Drachen, aus Holz gebaut, wird von [illegible] [illegible] bei [illegible] [illegible] noch heute gezeigt. Ich hab' ihn [illegible] [illegible]. Wer aber so glücklich ist, am Tage der heiligen Martha in Tarascon zu sein, sieht es, wie es von einer großen Prozession durch die Straßen gezogen wird. Eine Jungfrau, aber eine reine, leitet es am blauen Bande. Die aufgeklärten Bewohner von Tarascon aber verlachen den Drachen, sie glauben nicht an die Tarasque, [illegible] [illegible] sie [illegible] [illegible] ein Sinnbild des Heidenthums [illegible], welches die heilige Martha bezwungen hat.

Das Schiff der Kirche ist [illegible] [illegible] von Bildern, welche das Lebensbild und den Tod dieser Heiligen zum Gegenstand haben. Sie stammen von dem Maler Vien, einem der [illegible] [illegible] Maler Frankreichs im vorigen Jahrhundert und Lehrer des berühmteren David. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], wo auch diese [illegible], [illegible], daß sie in der Ehe und [illegible] zu [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible], auch der [illegible] [illegible] [illegible] hat. [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] hat eine [illegible] [illegible] [illegible]. Es ist [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] Bildern des „Auszugs der heiligen Martha“

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Die Jacobiten aber auf dem Continent [illegible], [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] er nicht die Schiffe [illegible] und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Wohnungen und Magazine [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] Kapitel.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

vom Sockel in den vier inneren Ecken und tragen die weiten, von Reben geschmückten Rundbogen. Beide Hauptseiten des Gebäudes sind rechts und links von Nischen mit je zwei, also im Ganzen mit acht Säulen geschmückt, die ursprünglich auf halber Höhe der inneren Wände begannen und sich mit ihren Kapitälern bis an die hohe Kuppel über diese erhoben. Sie sind Denkmäler einer [illegible] Ordnung. In dem einen Säulenpaar, die eine am äußersten Ecke des ganzen Gebäudes, die andere in der Mitte der [illegible] angebracht ist, so erblicken zwischen ihnen auf jeder Hauptseite zwei Zwischenräume oder hohe Nischen, die von mehr und minder verstümmelten Standbildern ausgefüllt sind. — Jedes Standbild stellt einen geistlichen Mann an der Seite einer geistlichen Weibes vor — die wohl [illegible] Personen bedeuten sollen, da der Schnitt ihrer Kleidung auf kirchliche Würdenträger schließen läßt. Von all diesen acht Figuren haben nur zwei ihre Köpfe. Sie [illegible] bei einem Seite [illegible] nicht so wie die der andern [illegible] zu sein. Die eine derselben hat Schilde, Kriegstrommeten, [illegible] und allerlei Waffen zu ihren Füßen und liegt [illegible], zugleich gebieterisch da, während der gewaltige Mann an ihrer Seite an einen Baum gebunden ist. — Alle diese Figuren lehnen mit dem Rücken an dem Hintergrunde, welcher mit breiten und reichen, doch über ihre Köpfe hin schwebenden Draperie geschmückt ist. Außer den Standbildern, die dem Eingang zwei, sieht man noch Reste von langgestreckten Figuren, die, nach den Verhältnissen zu schließen, Löwen, Panther u. dgl. vorstellen mochten. Auch die beiden Schmalseiten haben, wie es noch die Reste [illegible] verrathen, ehemals Vorsprünge getragen, doch ist heute jede Spur verschwunden. Ueber den genannten Nischen, der [illegible] und Auflage einer Verzierung mit [illegible] einer Anlage zeigt, würde der ganze Bau noch heute ganz und gar solche Verhältnisse haben. Selbst die gebrochenen Säulen an den vier Ecken [illegible] so regelmäßig, daß gerade in der Mitte [illegible], daß die Ansicht nur wenig leidet. Wie bei allen Monu-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

über Gerölle weiter zu ſchleppen. Auf den oberſten Spitzen der Berge lagern Felsſtücke ſo ſonderbarer Bildung, daß man verlaſſene Schlöſſer, gigantiſche Rinderheerden, verſteinerte Hirten zu ſehen glaubt. — Zum Glücke war der Himmel umwölkt und hatte ein Platzregen die Luft abgekühlt, ſonſt hätten wir wie durch meilenweite Bleidächergefängniſſe wandern müſſen. Auf dem ſtundenlangen Marſche, der bald auf der nothdürftigen Straße, bald im Bette eines vertrockneten Wildbaches fortging, und auf dem wir noch, da wir einer Wüſte entgegenzogen, unſere Lebensmittel mittragen mußten, begegnete uns keine menſchliche oder thieriſche Seele. Wir waren in der vollendetſten Einſamkeit. Unſere Sorge blieb, ob die Sonne nicht doch die Wolkendecke durchbrechen und uns mit ihren heißen Pfeilen beſchießen werde. Wir waren in den Hundstagen und in der Provence, und zwiſchen dieſen kahlen Felſen hätten wir jeden Strahl hundert- und tauſendfach gefühlt. Glücklich erreichten wir die Höhe des Gebirgsrückens noch vorher. Die jenſeitige Ebene war bald erreicht, und nun ging der Weg dem Süden zu, das Gebirg entlang, das wir der Breite nach überſtiegen hatten. Durch die vielen Schluchten ſahen wir in ſein troſtloſes Innere. Am Eingange der einen fanden wir ſeit Stunden die erſte menſchliche Seele, einen Schäfer mit ſeinem rieſigen Wolfshund; die Heerde weidete in der Schlucht. Der Mann ſchien ganz glücklich, wieder einmal, nach langer Zeit vielleicht, Geſchöpfe ſeiner Gattung zu ſehen. Auch ließ er uns ſobald nicht weiter, ſondern begann ein rührendes Klagelied über ſeine Einſamkeit anzuſtimmen. Ich verſtand nur wenig von ſeinem Patois, aber der Ton ſeiner Stimme, der Accent des Schmerzes ging mir zu Herzen. „Immer nichts als dieſe Felſen zu ſehen, des Abends, wenn mir die Augen zufallen, und Morgens, wenn ich ſie wieder aufſchlage, und nichts als die Schafe und das elende Gras zwiſchen den Steinen — der Menſch iſt nicht dazu gemacht!“ Er fragte uns, woher wir kämen? — der Profeſſor antwortete ihm: aus Paris. Paris! rief er aus und ſchlug ſich auf den Hut. Seine Augen leuchteten; er ſchien ſich eine phantaſtiſche Vorſtellung von der Stadt zu machen, in der ſo viele Menſchen zuſammenwohnen. Der Profeſſor fragte ihn, ob er's zufrieden wäre, in Paris zu wohnen, unter der Bedingung, nie wieder hierher zurückzukehren? Er überlegte einen Moment, dann aber ſchien er plötzlich mit ſeinen Schafen und Felſen verſöhnt und antwortete mit einem entſchiedenen: Nein. Er erzählte uns noch, daß ſein Herr, ein reicher Fabrikant aus St. Remy und Gutsbeſitzer in dieſer Gegend, ihm dieſes Jahr 50 Franken von ſeinem Gehalte abziehe, weil der Hagel die Mandelbäume geſchlagen hatte, dann, daß er beſtändig auf ſeiner Hut ſein müſſe gegen die Wölfe, die jeden Abend aus den Bergen hervorkommen. Mit vielen Segenswünſchen entließ er uns und zeigte uns noch den kürzeſten Pfad, der nach Les Baux führt.

Es iſt bezeichnend für die Stadt, die wir ſehen wollten, daß dieſer einzige Weg ſich bald ganz und gar verlor und trotz aller Mühe nicht wieder aufzufinden war. So ſtiegen wir denn auf gut Glück mitten durch Wein- und Mandelbaumpflanzungen, über ausgetrocknete Bäche, durch Hecken und Geſträuche immer geradaus dem Felſen entgegen, der gewaltig und breit den Horizont gegen Süden abſperrt und auf ſeiner höchſten Spitze die ſonderbaren Ruinen eines Schloſſes trägt, von dem man nicht weiß, ob ſie nur die Fortſetzung des Felſens, oder ob der Fels ihr künſtlicher, von Cyklopenhand aufgeführter Unterbau iſt. Denn dieſer Felſen ſelbſt läuft in ſeiner ganzen Breite, rechts und links vom Schloſſe, oben in Zinnen und Mauern aus, die nicht durch die geringſte Fuge oder Ritze von ihm getrennt ſind, und blickt da und dort, tief unter dieſen Zinnen und Mauern, dem Wanderer mit Niſchen und Schießſcharten und Fenſtern entgegen. So präſentirt ſich die Stadt Les Baux dem Wanderer zuerſt, und er fragt ſich, ob er eines jener Naturſpiele, jener unwillkürlich gigantiſchen Nachahmungen menſchlicher Bauwerke vor ſich habe, wie ſie ihm ſchon in den Alpinen, in den ausgeſchwemmten weſtlichen Cevennen, im Thale von St. Guilhem du

Deſert begegnet ſind? Hat er aber den Felſenweg, den er auf halber Höhe des Berges endlich wiedergefunden, erſt ganz erklommen, dann ſieht er, um es in Einem Worte zu ſagen, eine ganze, große und prächtige Stadt aus einem Felſen gebauen, wie der Bildhauer ein Menſchenbild, eine Vaſe aus dem nachgiebigen Blocke ſchlägt. Ja! eine ganze, große, mit aller Pracht des Mittelalters und der wiedergeborenen Griechenkunſt geſchmückte Stadt, eine Stadt mit Wällen und Thürmen und Zinken und Zacken, mit Paläſten, Kirchen, Kapellen, Hoſpitälern, Verließen, mit Treppen, Balkonen und Terraſſen aus einem ungeheuren Monolith gebauen — eine Stadt von luxuriöſen Thebaiden — eine Stadt, die vielleicht nicht ihres Gleichen findet, wenn nicht in der fabelhaften Bergveſte, von der Curtius in des Alexanders Feldzügen erzählt, und über die wir ſchon in der Schule ſtaunen oder lächeln.

Wenn man nun durch den ſchmalen Eingang in das Innere und in die Gaſſen tritt, erhebt ſich allerdings gewöhnliches, oder wenigſtens von Menſchenhand aufgeführtes Gemäuer — aber es ſind nur Façaden, was man ſieht — das Innere der Häuſer, die Vorſäle, Gemächer, Treppen ſind in den Felſen gegraben. Hie und da iſt aushelfend, und um manche Verbindung herzuſtellen, noch anderes Gemäuer angebracht. Alles aber im ſchönſten gothiſchen oder im Renaiſſanceſtyle von der edelſten Einfachheit. In einer Kapelle bemerkten wir erſt nach längerer Prüfung, daß nur die ſchöne Spitzbogenwölbung aufgeſetzt war — im Uebrigen beſtand ſie aus Felswand, war ſie nur eine gemeißelte Vertiefung und, die Wölbung ausgenommen, nur ein Theil des Einen großen Steines, der die Stadt bildet. — Nicht alle Häuſer ſind ſo vollkommen erhalten, wie dieſe Kapelle. Von vielen iſt der Vorderbau eingeſtürzt und wird da durch eine wachſende Wand von Winden und Flechten erſetzt, die ſich von der Höhe herabſenkt und die Säle und Hallen mit einem Vorhange bedeckt. Die Façaden aber, die bis heute dem Verfalle widerſtanden, bieten an Thüren und Fenſtern wahrhafte Meiſterwerke und bilden mit den Felſen und den wilden Pflanzen da und dort ſo reizende Winkel, wie ſie die ſchönſte Phantaſie eines Malers nicht beſſer erfinden kann. Ein Fenſter mit der Inſchrift „Post tenebras lux“ (welche, nebenbei geſagt, auf Calvinismus hindeutet, der in dieſer Gegend ſo mächtig geweſen), mit verſchiedenen Skulpturen in der Nachbarſchaft, will ich dem deutſchen Wanderer noch beſonders empfohlen haben. Alle die Reſte der alten Stadt verrathen, neben der Energie des Erbauers, eine entſchwundene Pracht, als wäre ſie nur von Fürſten, und einen Schönheitsſinn, als wäre ſie nur von Dichtern bewohnt geweſen. Beides war, wie wir ſehen werden, gewiſſermaßen der Fall.

Tritt man aus dieſen Gaſſen, die die untere Stadt bilden, hinaus und hinauf auf das erhöhte Plateau, welches die Stadt breit und luſtig in einem Halbkreiſe umgibt, ſo bietet ſich ein Anblick dar, der noch ſtaunenswerther iſt, als der, an dem man ſich eben erfreut hatte. Zuerſt ſieht man die Feſtungsmauern, die eins mit dem Felſen ſind, und die nur dadurch entſtehen konnten, daß man das ganze, weite Plateau ausgehauen hatte. Dann aber auf einer gewaltigen Kante, die aus dem Urſtock erſteht, erhebt ſich das Schloß, das die Stadt zu ſeinen Füßen, die Thäler, die Berge und das ganze Land noch heute, obwohl in Trümmern, ſtolz und mächtig beherrſcht. Auch hier iſt das angebaute Gemäuer größtentheils eingeſtürzt, aber was thut es? Man ſieht nun ungehindert in das Innere des Schloſſes, das keine Geheimniſſe mehr hat; die zierlichen, aber unvergänglich in den Felſen gehauenen Treppen führen aus freier Luft in freie Luft, durch Hallen und Gemächer wehet der Wind, und in den Verließen lagert provenzaliſcher Sonnenſchein. Auf der höchſten Spitze, neben einem halbverfallenen Thurme, ſteht noch eine einzelne Mauer mit zwei herrlichen Ogiven — ein würdiger Rahmen für die weite Landſchaft, die ſich unten ausdehnt: gegen Weſten bis an den Pic St. Loup und die Küſte von Cette, gegen Oſten bis an die Schweizeralpen und gegen Süden auf die blaue Fläche des mittelländiſchen Meeres. Zu Füßen aber liegt uns die traurige Stadt. Selten, daß man in ihren Gaſſen ein menſchliches Weſen erblickt. Einſt hat ſie Tauſende beherbergt in ihren ſcheinbar unvergänglichen Mauern, heute hat ſie 60—70 Einwohner, und dieſe ſind im Sommer meiſt abweſend, um in den Sümpfen der Camargue als Taglöhner ihr kümmerliches Brod zu verdienen. Einſt war ſie von Fürſten, Rittern und Sängern bewohnt, heute hat ſich das Elend in ihre Ruinen eingeniſtet. In den Gaſſen ſahen wir nur wenige Weiber und Kinder müßig vor den Häuſern ſitzen; in der oberen Stadt fanden wir einen Mann eifrig beſchäftigt, die Façade eines prächtigen Hauſes zu zerſtören, um eine Angel für ſeine Thüre zu ſuchen. Wenn die Einwohner ſo mit der Zerſtörung fortfahren, wie ſie ſeit Jahren begonnen haben, werden in Kurzem die herrlichen Bauten verſchwunden und von der ganzen Stadt nur die in den Felſen gehauenen Theile übrig bleiben. Man hatte mir das Hoſpital mit ſeinen prachtvollen Gewölben und Säulen gerühmt; ich fand es nicht mehr. Der Maire der Commune hatte es abgebrochen, um ſich aus den Trümmern eine Gartenmauer und aus den Säulen ein Geländer für eine Vizinalſtraße aufzuführen.

Wenn Aigues-Mortes einem ſteinernen Ritter mit Schwert und Schild und Lanze gleicht, wie wir ihn oft auf alten Grabmälern ſehen, ſo gleicht die Stadt Les Baux einer Leiche in freier Luft, die langſam verweſt.

Die Umgebung iſt ihrer würdig. Gegen Süden iſt ihr gewaltiger Sockel von einem Amphitheater ſteiler Felſen umgeben, von denen ſie nur durch ein ſchmales Thal oder vielmehr durch einen Abgrund getrennt iſt und die ihren äußerſten Feſtungswall bilden. Gegen Südweſten öffnen ſich zwar die Felſen als ein Paß; dieſer iſt aber ſo ſchmal, daß er in geringer Entfernung mit der Wand in Eins verſchwimmt. Mehrere Grotten, die ihre hohlen Augen gegen Les Baux öffnen, ſind von Heiligenlegenden und Feenſagen belebt, und da und dort blicken aus dem Geſtein Façaden hervor, die eine Felſenwohnung à la Les Baux verrathen — würdige Landhäuſer einer ſolchen Stadt.

Der Urſprung des Baux iſt in Sagen gehüllt. Die Legende ſchreibt ihre Gründung dem heiligen Dreikönig Balthaſar, oder einem ſeiner Abkömmlinge gleichen Namens zu; daher auch der Name Baltie, aus dem ſpäter Baux wurde. Die Langue d'oc verwandelt faſt ebenſo oft wie die Langue d'oui das al in au. Auch führten die Fürſten von Baux einen Kometen mit einem glänzenden Silberſchweif im Wappenſchilde, als Erinnerung an den Leitſtern der Magier. Unter den kleinen Herren des Südens waren die Herren von Baux die erſten, welche ſich im zehnten Jahrhundert unabhängig und ſouverän erklärten. Bald dehnte ſich ihre Macht faſt über die ganze Provence aus, und wir ſehen ſie durch mehrere Jahrhunderte im ganzen Süden eine große und glänzende Rolle ſpielen. Als Kaiſer Konrad wieder die deutſche Macht in Arelat herſtellt, kommen ſie auch mit dem Reiche in Berührung und treten bald als Guelfen, bald als Ghibellinen feindlich oder freundlich gegen die Hohenſtaufen auf. Ebenſo ſind ſie bald Bundesgenoſſen des Grafen von Toulouſe, bald wilde Verfolger der Waldenſer und Albigenſer. Zur Zeit der Kreuzzüge erwerben ſie ſogar Rechte auf den byzantiniſchen und andere, neuere Throne des Orients. Durch Heirath werden ſie mit den verſchiedenſten Fürſten- und Königsgeſchlechtern verwandt, ſo auch mit den Fürſten von Orange in der Dauphiné, und ſomit die Stammväter der Fürſtengeſchlechter, die noch heute in Naſſau herrſchen, die ehemals Holland befreit und England genommen haben. Eine rührende Geſtalt unter den Töchtern aus dem Hauſe Baux iſt die Prinzeſſin, welche einem ſerbiſchen Fürſten vermählt wurde. Amurath blendete ihren Gatten und verjagte ihn aus ſeinen Ländern. Treu wie Antigone, folgt ihm und leitet ihn ſeine Gemahlin ins Elend des Exiles. — Mit Karl von Anjou kommt das Haus der Baux nach Italien, das ſie durch mehrere Generationen als ſiegreiche Feldherren, als Intriguanten, als Rathgeber oder Günſtlinge der Könige oder Königinnen beherrſchen und für ihren Glanz und ihre Bereicherung ausbeuten. Bald haben ſie unzählige Fürſtentitel und ausgedehnte

Ländereien in dieſem Lande erobert und vergeſſen mehr und mehr ihr Heimatland, und der Glanz ihrer Stadt verfällt.

Ihres höchſten und ſchönſten Ruhmes aber erfreuten ſich Stadt und Fürſten von Baux im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, der Blüthezeit der provenzaliſchen Poeſie. Der Hof von Baux war der Sammelpunkt aller Trouvères oder Troubadours — er wiederhallte von Geſang, er ſah Liederwettkämpfe und Liebeshöfe. Unter allen Trobadouren, und man kann die Zahl derer, die der fruchtbare Boden zwiſchen dem Ebro und Arno hervorbrachte, nach Hunderten zählen, waren nur wenige, die nicht einmal auf ihren Fahrten den ſteilen Felſenpfad heraufritten, um ſich wieder reich beſchenkt zu entfernen und die Thaten, den Glanz, die Freigebigkeit, den Geſchmack der Fürſten von Baux zu verkünden, ſo weit die romaniſche Sprache reichte. In unzähligen Sirventen und Kanzonen werden ſie gerühmt, und viele ihrer Frauen und Töchter ſind der Gegenſtand der Liebe, des Preiſes bei den ausgezeichnetſten Troubadours. Fulco, der deutſchen Leſern aus Lenau's Albigenſern bekannt iſt, verzehrte ſich in Liebe zu Frau Adelaſia, der Gattin ſeines Beſchützers Berald, Fürſten von Baux. Dieſe Liebe machte ihn zum ausgezeichnetſten Dichter ſeiner Zeit und gab ihm Accente und Melodien ein, durch die die provenzaliſche Dichterſprache bedeutend bereichert wurde. Seine Liebe war unglücklich und wurde noch unglücklicher durch den Tod der geiſtvollen und ſchönen Fürſtin. Voll Melancholie zog er ſich in ein Mönchskloſter zurück und verfiel in jenen ſchauerlichen Aszetismus, der ihn auf den Biſchofsſtuhl von Toulouſe geführt und aus dem zarten Sänger den fanatiſchen Verfolger der Waldenſer gemacht hat.

Wilhelm von Cabeſtan liebte Berengaria von Baux. Ihr aber ſchien ſeine Leidenſchaft noch zu ſchwach, zu kühl; um ſie heißer anzufachen, gab ihm die feurige Provenzalin einen Liebestrank, der ihn aufs Krankenlager warf. Nach langem Leiden wieder geneſen, wandte er ſich mit Widerwillen von Berengaria ab und huldigte in unſchuldigen Liedern der Frau des Seigneur

Raimond von Seillans. Die Dame von Seillans liebte ihn wieder. Aber der eiferſüchtige Gatte tödtete den Dichter, riß ihm das Herz aus und ſetzte es ſeiner Gattin zum Abendeſſen vor.

„Dieſes Alles iſt geſchehen
Mit dem Herzen eines Dichters.“

Auf höchſt ſonderbare Weiſe wurde Blacas des Baux von Sordello gefeiert. Dieſer Dichter (derſelbe, den Dante ins Paradies verſetzt — Sordello-Mantovano, der Verfaſſer des Teſoro de Teſori, der von berühmten Männern aller Zeiten handelt) komponirte nach deſſen Tod ein höchſt energiſches, noch heute beſtehendes Sirvente, in welchem er die meiſten Machthaber Europa's mit Namen aufruft und ſie einladet, von dem Herzen des edlen Blacas zu eſſen, um ſich von ſeinen Tugenden, die ihnen mangeln, auf dieſe Weiſe einzelne anzueignen. Wenn ich mich recht erinnere, ſo findet ſich dieſes barocke, aber muthige Gedicht überſetzt in Diez' vortrefflichem Buche über die Troubadours.

Aber nicht nur Beſchützer und Helden der provenzaliſchen Poeſie waren die Fürſten von Baux; ihr Haus lieferte neben manchem gelehrten Herrn auch mehrere treffliche Dichter. Der vorzüglichſte unter dieſen war wohl Wilhelm von Baux, Prinz von Orange. Seine Stoffe ſind edel, und die Sprache iſt der Stoffe würdig. Aber ſein Leben wurde ihm von Guy von Cavaillon, einem andern Troubadour, aufs Unbarmherzigſte verbittert. Ununterbrochen verfolgte ihn dieſer Schalk mit ſeinem Spotte. Den Stoff gaben zwei Abenteuer, die auf den Prinzen allerdings den fürchterlichen Fluch der Lächerlichkeit warfen. Einmal ließ er ſich von einem Kaufmann auf die plumpeſte Weiſe prellen; ein andermal nahmen ihn einige unbewaffnete Fiſcher gefangen und verkauften ihn an ſeinen Feind, den Herrn von Poitiers.

Im dreizehnten Jahrhundert kommt noch ein Poet, Rambaud des Baux, vor, und im vierzehnten, da ſchon die Liebeshöfe verſchwinden und die provenzaliſche Poeſie ihren Gipfelpunkt hinter ſich hatte, finden wir noch eine Prinzeſſin von Baux in einen dichteriſchen Liebeshandel mit tragiſchem Ausgang verwickelt. Bauſſette von Baux liebte den Kanonikus von Arles, Roger, der ihretwegen aus der Kutte geſprungen war und ſich an ihren Reizen zum Dichter begeiſtert hatte. Das Paar gehörte zu den ſchönſten im ganzen Süden und lebte einige Zeit glücklich im Genuſſe der Poeſie und der gegenſeitigen Schönheit. Aber ein Herr von Baux empfand ein Aergerniß über dieſe Liebe und erſchlug den Dichter. Da geſchah ſchon in jener Zeit, was ſeit damals öfters geſchehen ſein ſoll: die unglückliche Wittwe verheirathete ſich. —

Der Art ſind die Bilder und Erinnerungen, die am geiſtigen Auge des Wanderers vorüberziehen, wenn er auf der höchſten Spitze dieſer Ruinen im einſamen Ogivenfenſter ſitzt, die Beine hinunterbaumeln und die Blicke über die Stadt vor ihm und die vielbeſungene Provence, das Land der Blüthen und Geſänge, ſchweifen läßt. Und ſie begleiten ihn noch, wenn er ſich ſchon längſt wieder in das kahle Gebirge verſenkt hat. Ueber uns ſchwebten ſie in Geſtalt von fünf wilden Falken, die ſich elektriſchen Wolken entgegenſchwangen und, weite Kreiſe ziehend, die herabdrohenden Blitze, ihre Brüder, erwarteten.

Aus einer Broſchüre des Herrn Canonge in Nimes erfuhr ich noch, daß Ludwig XIII., die Unbezwinglichkeit dieſer Felſenſtadt fürchtend, einen Theil ihrer Feſtungswerke zerſprengt habe, damit ſie nicht den Hugenotten als Aſyl diene, und daß die Stürme von 1789 zur Zerſtörung auch dieſes Stückes Mittelalter das Ihrige beigetragen haben. Die eine neue Zeit bauen, dürfen keine antiquariſchen Grillen haben.

Aber im wilden Gebirge angekommen, wird man von der romantiſchen Erinnerungen an die prachtliebenden Prinzen von Baux, an Minneſänger und Liebesabenteuer verlaſſen; die rückwärts blickende Phantaſie bevölkert dieſe Schluchten und Ritze mit armen Flüchtlingen, die, dem Schwerte des Verfolgers entronnen, in Höhlen und Wildniſſen Verſtecke ſuchen; mit Trümmern einer frommen und traurigen Gemeinde, die durch Jahrhunderte mit unvergleichlichem Heldenmuthe ihr Kreuz getragen: die kleine Gemeinde der Waldenſer.

Im dreizehnten Jahrhunderte waren ſie aus der Dauphiné und Piemont herübergekommen. Ihre Zahl erreichte nicht die zwanzig Tauſend, aber ihr ſtiller Fleiß verwandelte die Wildniſſe der Provence bald in einen blühenden Garten. Geſchichtſchreiber ſagen, daß ein Stück Landes, das vor ihrer Ankunft nicht vier Thaler Gewinnſt gebracht, kurze Zeit darauf für zwei-, drei- bis vierhundert vermiethet worden. Sie erbauten auch zweiundzwanzig größere und kleinere Flecken, die ſie friedlich bewohnten. Felice erzählt von ihnen nach alten Chroniken:

„Es waren ruhige Leute, von guten Sitten, bei ihren Nachbarn beliebt, treu ihrem Worte, ihren Verpflichtungen ſtreng nachkommend, die für ihre Armen ſorgten und liebevoll waren gegen den Fremdling. Man konnte ſie auf keine Weiſe zu Läſterung oder Flüchen bewegen; ſie ſchwuren nur, wenn es die Rechtspflege verlangte. Auch daran erkannte man ſie, daß ſie ſich aus jeder Geſellſchaft, in welcher Unſchickliches verhandelt wurde, entfernten, um ſo ihr Mißfallen zu bezeugen. Man konnte ihnen nichts vorwerfen, wenn nicht etwa, daß ſie in Städten und bei Märkten die Kloſterkirchen wenig beſuchten, und daß, wenn ſie je hineingingen, ſie ihr Gebet verrichteten, ohne die Heiligen anzuſehen. Sie gingen an den Kreuzen und den Bildern auf den Wegen vorüber, ohne ihnen Ehrfurcht zu beweiſen. Sie ließen keine Meſſe leſen, noch ein libera me, noch ein de profundis: ſie bedienten ſich nicht des geweihten Waſſers, und wenn man es ihnen ins Haus brachte, war es ihnen gleichgültig. Sie unternahmen keine Wallfahrten, um Ablaß zu gewinnen. Wenn es donnerte, machten ſie das Zeichen des Kreuzes nicht, und man ſah ſie weder für Todte noch für Lebende Opfergaben darbringen.

„Lange unbekannt, erregten die Waldenſer weder die Habſucht der Prieſter noch den Zorn der Großen, und die Adeligen, deren Einkünfte ſie vermehrten, beſchützten ſie. Sie wählten aus ihrer Mitte ihre Paſteure oder „Barben“, die ſie in Erkenntniß und Ausübung der Schrift unterweiſen ſollten. Zum erſten Male wurden dieſe Ketzer bei Ludwig XII. denunzirt, als dieſer durch die Dauphiné kam. Er ließ eine Unterſuchung anſtellen, und als er das Ergebniß kennen gelernt, befahl er, die ſchriftlichen Prozeduren, die man ſchon begonnen hatte, in den Rhone zu werfen, und ſagte: Dieſe Leute ſind beſſere Chriſten als wir!

„Aber nicht ſobald ließen die Prieſter von der einmal begonnenen Verfolgung ab, und als endlich, durch die Erfolge Luthers und Zwingli's ermuntert, die Waldenſer in der Schweiz eine franzöſiſche Ueberſetzung der Bibel druckten und ſich ihnen viele Adelige, Gelehrte, Advokaten ꝛc. zuneigten, brachte man es dahin, daß das Parlament von Aix folgenden Beſchluß faßte: Siebenzehn Einwohner von Mérindol (dem bedeutendſten Orte der Waldenſer) ſollen lebendig verbrannt, ihren Weibern, Kindern, Anverwandten ſoll der Prozeß gemacht werden, und wenn ſie nicht ergriffen werden können, ſind ſie für ewige Zeiten aus dem Königreiche verbannt. Die Häuſer von Mérindol ſind zu ſchleifen und bis auf den Grund zu zerſtören, die Wälder ſollen niedergehauen, die Fruchtbäume ausgeriſſen und der Ort unbewohnbar gemacht werden, ſo daß ſich Niemand dort niederlaſſen könne und dürfe.“

Franz I., der zu jener Zeit Rückſichten für die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands hatte, ſchickte einen Kommiſſär in die Provence, welcher über die Waldenſer einen ungefähr mit jener Schilderung von Felice gleichlautenden Bericht abſtattete. Der König ließ darauf hin den Beſchluß des Parlaments nicht vollziehen, ſondern, o der Gnade, „verzieh“ den Waldenſern unter der Bedingung, daß ſie binnen drei Monaten in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche zurückkehren. Darauf ſchickten die Waldenſer an den König einen Boten mit ihrem Glaubensbekenntniſſe, in welchem ſie jeden Satz mit dem Texte der Schrift belegten. Franz I. war ganz erſtaunt und fragte, wo da ein Fehler zu finden ſei? Keiner ſeiner Prieſter wagte, den Mund aufzuthun. Aber die in der Provence ſchickten drei Doktoren der Gottesgelehrtheit aus, die Ketzer zu bekehren. Kurze Zeit darauf hatten ſich alle drei Doktoren ſelbſt zur Lehre der Waldenſer bekannt.

Indeſſen hatte Franz I. mit Karl V. und dem Papſte einen Pakt wegen Ausrottung der Ketzerei geſchloſſen, und von den Prieſtern und ſeiner ſcheußlichen Krankheit, ihrer Bundesgenoſſin, mürbe gemacht, befahl er, daß man jenen ſchauerlichen Beſchluß des Parlaments vollziehe.

Nun beginnt ein Schlachten, ein Würgen, ein Verheeren, wie es bis dahin in Frankreich nur zur Albigenſerzeit vorgekommen war.

Wir wollen uns bei dieſem blutigen Schauſpiele nicht aufhalten. Wir wollen nur ſagen, daß die zuſammengerafften Söldner, die bis dahin meiſt als Räuber in Italien und den angränzenden Provinzen ihr Weſen getrieben hatten, mit ſchwerer Münze und Ablaß bezahlt wurden; daß alle Ortſchaften der Waldenſer von Grund aus zerſtört, ihre Ernte vernichtet, ihre Straßen aufgewühlt, ihre Brücken zerbrochen, ihre Brunnen gefüllt wurden. Sie ſelbſt, überraſcht, wurden größtentheils ſogleich niedergemacht; ein Theil wurde gefangen, um mit Pomp und zu Hunderten enthauptet oder verbrannt zu werden. Nur ein ſehr kleiner Reſt flüchtete ſich in dieſes Gebirge, wo ſich ihm hinter nur dem Flüchtling zugänglichen Felſen, in Schluchten und Grotten ein ärmliches Aſyl bot. Da aber dieſe Oede eben ſo ungaſtlich war, wie die Bewohner rings umher, denen der Legat des Papſtes bei Todesſtrafe hatte verbieten laſſen, die Flüchtigen mit Lebensmitteln zu unterſtützen, ſo ging auch dieſe kleine Schaar jämmerlich zu Grunde. Sie verhungerte, und ihre Knochen bleichten in der Wüſte dieſes verbrannten Gebirges. — In Venaiſſin, da man einmal in der Arbeit war, wurde ſo gewüthet, wie in der Provence, und ſo verſchwanden die letzten Waldenſer aus Frankreich.

Siebentes Kapitel.

Arles — Geſchichte der Stadt und der Heirath der ſchönen Ghiptis, auch Petta, auch Ariſtoxene genannt — Arelat — Die Arena und ihre verſchiedenen Geſchichtsphaſen — Verwahrung gegen falſche Vorausſetzungen — Gewiſſenhaftes Verdikt über Glanz und Verfall der arleſiſchen Schönheit — Ein Opfer der Sitte — Mondſcheinsſchwelgereien — Der Kloſterhof von St. Trophime und die Eliscamps — Das Muſeum — Ultramontanismus in Arles — Adolph Stahr's Idylle.

Arles, im Juni 1851.

Arles präſentirt ſich ſchön, wie alle Städte, die an einem großen Fluſſe liegen, Quai's und ein Gegenüber haben. Kömmt dann noch eine Brücke, Bogen-, Ketten- oder Schiffbrücke dazu, iſt das Maleriſche vollendet. Durch dieſe Schönheiten zeichnen ſich Prag, Mainz, Frankfurt, Köln aus. Mit letzterer Stadt hat Arles eine gewiſſe Aehnlichkeit; der Rhone, obwohl um zwei Dritttheile ſchmäler, erſetzt den Rhein, Trinquetaille iſt Arles-Deutz, die Schiffbrücke fehlt auch nicht, und anſtatt des herrlichen Domes hebt ſich hier das antike Amphitheater mit ſeinen mauriſchen Thürmen hoch in den Himmel und überragt die ganze Stadt, auf welcher noch um ein Jahrtauſend ſchwereres Alterthum laſtet als auf Colonia. Ueberlaſſen wir es Antiquaren und Hiſtorikern, ſich über das Alter Arles' zu ſtreiten; Thierry nennt es eine der älteſten Städte Frankreichs, und wir wollen ihm glauben. Die Arleſer ſelbſt preiſen ſie viel älter als Rom, und wir wollen ihnen *nicht* glauben. Oder, wenn der Leſer will, auch das und noch dazu die verſchiedenen Behauptungen, daß Arles von Trojanern, Celten, Phokeern, Juden ꝛc. gegründet worden.

Wir wollen aus Gefälligkeit für die Stadt, deren Gaſtfreundſchaft wir für einige Tage in Anſpruch nehmen, und die um keinen Preis die Tochter, ſondern viel lieber die Mutter Marſeille's ſein will, annehmen, daß ſie in der That ſchon beſtanden habe und von den galliſchen Segobringern bewohnt geweſen ſei, als die flüchtigen und umherirrenden Phokeer oder Phozeer an der Felſenküſte des Südens ihre Anker warfen. So haben wir ſchon hier Gelegenheit, die ſchöne und romantiſche Geſchichte von der Gründung Marſeille's zu erzählen, die dann freilich von Arles ausging.

Als die Phokeer am Ufer des heutigen Marſeille gelandet, in der unſchuldigen Abſicht, ſich von da aus auf ehrliche Weiſe mit Piraterei zu ernähren, hielten es die Führer Protbis und Simos nur für anſtändig, ſich dem Könige des Landes, der in Arles Hof hielt, vorzuſtellen. Dieſer, Nenus oder auch Senanus, nahm ſie ſehr huldvoll auf und lud ſie ein, an dem Feſte Theil zu nehmen, das er eben zu feiern im Begriffe ſtand. Er wollte nämlich ſeine Tochter verheirathen und nach der Sitte des Landes ſie Demjenigen geben, der ihr unter den beim Feſtmahle verſammelten Männern am Beſten gefiele. Es iſt gar nicht zu verwundern, daß die ſchöne Ghipiis ihre Augen von den groben, ungeſchliffenen Celten ab und auf die ſchönen, feinen Griechen wandte. Dann waren die Beiden nicht nur Griechen, ſondern auch Fremde, und der Fremde beſitzt das weibliche Herz im Verhinein. Bei Tiſche gab alſo die ſchöne Ghipiis (welche anderwärts auch Petta genannt wird) den Trinkpokal dem ſchönen Prothis, da ſie doch nicht Beide heirathen konnte. Das war das Zeichen des Wohlgefallens, der alte Vater ſtand auf, gab ſeinen Segen, und die Sache war abgemacht. Die dummen Celten machten große Augen. Man ließ den Notar kommen, und der Schwiegervater übermachte dem Eidam die ganze Umgegend ſeines Landungsplatzes; und ſo iſt Marſeille entſtanden.

Und ſo kam Arles im erſten Momente ihrer Ankunft mit den Griechen in Berührungen, und wie die Braut des Prothis ihren ehrlichen Namen mit dem griechiſchen Ariſtoxene vertauſchte, ebenſo wich Arles' Barbarei bald griechiſcher Klugheit und griechiſcher Bildung. Nach weniger Zeit hat es ſich in eine Art griechiſcher Kolonie umgewandelt, und die Mutter hat, wie das oft zu geſchehen pflegt, Sitten, Gewohnheiten, Anſicht und Unterricht des weiter vorgeſchrittenen Kindes angenommen. Als Apprendix Maſſilias, welches ſpäter eine römiſche Stadt geworden, kam es ebenfalls unter römiſche Herrſchaft und war ſogar die Reſidenzſtadt mehrerer römiſcher Kaiſer. Die Spuren dieſer letzteren ſind es beſonders, die man hier antrifft und anſtaunt. Wir Deutſchen nannten uns auch einmal Herren von Arles und Arelat — aber kein Stein zeugt von unſerer Herrſchaft. Sie war auch darnach, trotzdem, daß die kräftigſten unter den römiſchen Königen und deutſchen Kaiſern jene Titel führten: Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V., Konrad III., Friedrich Barbaroſſa, Philipp von Schwaben, Otto von Braunſchweig, Friedrich II.

Ich wohne im Hotel du Forum, auf dem Forum; da haſt du gleich eine klaſſiſche Erinnerung. Werfe ich einen Blick aus dem Fenſter, fällt er auf zwei uralte Säulen mit ſchönen Kapitälen; ſie ſind ein Ueberreſt römiſcher Thermen. Und begleiteſt du mich erſt durch die alte Stadt und läßt deine Blicke durch die herrlichen Mädchengeſtalten nicht ganz vom Nützlichen, Unterrichtenden abziehen, ſo will ich dir auf jedem Schritt ein Stück Römerthum zeigen. Von Griechenthum iſt wenig übrig geblieben. Es wurde von der Quaderkraft des Römerthums unterdrückt; aber es wuchs als ſchöne Menſchengeſtalt aus den Ritzen hervor, wie Blumen aus dem Amphitheater, und blüht noch heute auf den koloſſalen Ruinen.

Zuerſt eilt der Wanderer dem Koloſſe entgegen, der ihm ſchon von ferne groß und furchtbar entgegenblickt: dem Amphitheater. Es ſteht auf einer felſigen Erhöhung und überdroht die ganze Stadt.

Der Concierge führte uns ein, und ich, der ich ſchon die

Amphitheater von Verona und Nimes geſehen, ſtand erſtaunt und faſt erſchrocken da. So ungeheure Mühe haben ſich die Römer gegeben, ſo unendlich gewaltige Mittel haben ſie angewendet nur um einem grauſamen Gelüſte zu genügen? nur um ſich an blutigen, Menſchenleben verzehrenden Spielen zu erfreuen? Mein liebes Marſeille! dort iſt nichts der Art zu ſehen und keine Spur, daß ſich jemals ein ſolches Theater dort befunden habe. Iſt es den Römern mit dieſen Abkömmlingen der Griechen ebenſo gegangen, wie mit denen in Hellas? — mußten ſie auch hier mit langer Naſe abziehen, als ſie ihnen dieſe fürchterlichen Spiele zumutheten?

Der Anblick iſt ſchauderhaft großartig. Obwohl die Sitzreihen (es ſollen ihrer zweiundvierzig geweſen ſein) faſt alle zerſtört ſind, der Kranz von Bogen, der die beiden noch beſtehenden Stockwerke bekränzt hat, gänzlich abgebrochen iſt, und das Amphitheater nur den Eindruck einer Ruine macht, ſo iſt dieſer Eindruck doch gewaltiger, als irgend ein großes, unberührtes, mit allen Mitteln wirkendes Gebäude hervorbringen kann. Mitten in Arles glaubt man hier in einer eigenen, fremden, von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernten Welt zu ſein. Der Wind, der die Bogen durchzieht und mit der Mauervegetation ſpielt, hat einen eigenen Gruftton; beengende Einſamkeit weht aus allen Bogen, Fugen und Ritzen, als befände man ſich in einem ringsum geſchloſſenen, kahlen, ſonnverbrannten Gebirgskeſſel. Es iſt auch ein kleines Gebirge, dieſes Amphitheater, trotz ſeiner bewunderungswürdigen Symmetrie, trotz ſeiner kunſtvoll auf- und nebeneinander gereihten Bogen, von denen wir nur die nach außen ſehenden, zweimal ſechzig, zählen können. Es iſt ein Gebirge; ſein Eirund eine Löwengrube. Die mauriſchen Thürme — es ſind nur noch zwei von vieren erhalten — ſtören nicht die Symmetrie; denn man denkt hier nicht an Symmetrie; ſie tragen nur dazu bei, das Großartige noch großartiger erſcheinen zu laſſen. Wie ſie ſo todt und ſtarr, ohne allen Schmuck, häßlich nackt daſtehen, verkörpern ſie den Schauer, den man in der Tiefe empfindet, und der ſich ſelbſtbetrügeriſch und hinter Bewunderung kunſtvoller und kräftigſter Architektur verſtecken will.

Die Thürme ſind von den Arabern unter Abdurhaman erbaut worden. Das Amphitheater diente ihnen als Feſtung in der zweimaligen Belagerung durch die Franken. Es kann aber auch eine Armee beherbergen, da es einmal 30,000 Zuſchauer umfaßte. Auch in den Parteikämpfen des Mittelalters diente es oft als Feſtung; die Partei, die es beſaß, beherrſchte die Stadt. Darum ſuchten ſo oft die Herren von Baux es in ihren Beſitz zu bringen, da ſie der Arles'ſchen Republik gegenüber faſt dieſelbe Rolle ſpielten, wie die Grafen und Herzoge von Savoyen in der Genfer Geſchichte. In ſpäteren Jahrhunderten wurde es der Sitz des Elendes; Bettler und arme Handwerker niſteten ſich ein und wohnten, wo einſt die Beſtien gehaust und die Cäſaren applaudirt. So blieb es bis in die neue Zeit. Jetzt ſcheint es in ſeine beſte Phaſe getreten zu ſein, denn es iſt weder von Beſtien und Gladiatoren, noch von barbariſchen Parteigängern, noch von hungernden Armen, ſondern von tauſend und aber tauſend friedlichen Schwalben bewohnt. Es ſoll herrlich ſein, wenn dieſe friedlichen Bewohner blutiger Ruinen im Frühling als dichte, ſchwarze Wolken ankommen und mit Gezwitſcher ſich auf ihre Trümmerwohnungen niederlaſſen. Es gibt Leute, die Tagelang vor dem Amphitheater ſitzen und dieſes Schauſpiel erwarten. Ebenſo iſt es in Nimes. Auch einen Bienenſchwarm ſah ich emſig an einem Loche in der Mauer aus- und einkrabbeln, um ſich in die geſegnete Ebene zu verbreiten oder mit honigbeladenen Füßchen heimzukehren. Das mahnte an das Räthſel Simſons: vom Starken kommt Süßigkeit.

Um den Schauern dieſer antiken Welt zu entgehen, beſteige man einen der Mauernthürme. Es wird Einem da zu Muthe, als ſtiege man aus der Unterwelt hinauf ins heitere Sonnenlicht. Da unten lärmt die Stadt, braust die Rhone, ziehen auf Strom und Kanälen hundert Schiffe und Kähne; von Tarascon herunter dampft die neue Zeit, und über die Camargue herüber weht erquickender Athem des Meeres. Weit, weit gegen Norden, in Nebel gehüllt, ahnt man Avignon; aber leicht erkennbar grüßt der Thurm des alten Schloſſes von Beaucaire, und wie uns zu Füßen liegen die Ruinen des gewaltigen Kloſters Monmajour, das ein Merovinger gegründet und Karl der Große erweitert hat — die Wohnung frommer Anachoreten, die ſich in ſeinen weiten Sälen verſammelt, nachdem ſie die wüſten Berghöhlen der Provence bevölkert hatten. Der Himmel iſt blau — die Schwalben zwitſchern — Alfred Meißner ſingt in einer ſolchen Arena:

Es ſehnt nach Verbrechen
Gräßlich doch ſchön ſich das menſchliche Herz.

Nicht einen Augenblick ſehne ich mich nach Verbrechen; nicht gräßlich und nicht ſchön. Ich ſehne mich, herauszukommen aus dieſem großen, aus tauſend Toden gebauten, an der ganzen Menſchheit begangenen Verbrechen, um mich an lebender Schönheit zu erfreuen.

Mein lieber Freund, für den ich dieſes Tagebuch ſchreibe, und du, o Leſer, für den ich es drucken laſſe, haltet mich nicht für einen jener Touriſten, die mit vollem Taſchenbuche, mit tauſend vorher geſammelten Notizen und noch mehr Vorurtheilen für und wider in ein Land kommen; bei denen ſich Notizen und Vorurtheile nicht nach Dem, was ſie ſehen und erfahren, dehnen und ſtrecken müſſen, ſondern das fremde Land, ſei es, wie es ſei, ſich in das Prokruſtesbett ihres Notizenbuches oder ihres Vorurtheils fügen muß, mögen Kopf und Beine darüber verloren gehen. Ich habe Reiſende gekannt, die politiſche, moraliſche, äſthetiſche Anſichten über Land und Leute, mit Einem Worte, mehr als das halbe Buch, das ſie künftig herauszugeben beabſichtigten, fertig hatten, bevor ſie das fremde Land nur mit einem Fuße beſchritten. Das waren gründliche Deutſche, die ſich mehr auf ihre Bücher und Konſtruktionen als auf ihre Augen und Ohren verlaſſen haben. Wodurch unterſcheiden ſie ſich von Alexander Dumas, der ſeine Reiſe durch Sizilien zwei Jahre, bevor er den Boden Trinakria's betreten, hatte drucken laſſen? Wodurch von Jules Janin, der die Rhone an Nimes vorbeifließen läßt? Ihre tiefen Bemerkungen ſind von der Wahrheit noch weiter entfernt als die Rhone von Nimes. Die Rhone kann und wird noch einmal durch einen Kanal mit Nimes verbunden werden; der Strom von nationalökonomiſchen, politiſchen, moraliſchen, äſthetiſchen Weisheitsſätzen jener Reiſenden oder Reiſendinnen iſt durch keinen Syllogismus, ja durch keine Sophismen mit der Wahrheit der Thatſachen zu verbinden. Wie viel endlich wird platt und trocken heruntergelogen, wie viel Kunſtenthuſiasmus aus dem Guide de Voyage tranſkribirt und abgeſungen „nur höher in der Quinte“!

Ich habe einmal eine gewiſſe Dame meiner Bekanntſchaft vor einer Mumie, die ſelbſt Röth erſchreckt hätte, in unbeſchreiblicher Entzückung geſehen. Ich hatte niemals viel Sympathien für Aegypten und ſtand ruhig und ſchweigend neben der Verzückten. Sehen Sie, ſagte ſie mit einem Blick voll genialer Verachtung, Sie haben keinen Kunſt-, keinen Schönheitsſinn. — Madame! — erwiederte ich — mißdeuten Sie dieſe Kälte nicht, es fehlt mir nur an Worten. Seit Jahren liebe ich dieſe Mumie aufs Romantiſchſte. — Von dieſem Augenblicke ſtand ich bei jener Dame in hoher Achtung, in allen Geſellſchaften rühmte ſie meinen Kunſt- und Schönheitsſinn.

Dieſe ganze Vorbereitung ſoll eigentlich nichts Anderes ſein als eine Exhorte, ein warnendes Exempel, eine Mahnung, ein Schwur, ein energiſcher Entſchluß, nicht ſo zu werden, wie Jene, und in meinem Verdikt über die weltberühmte Schönheit der Arleſerinnen ſo unparteiiſch zu ſein wie ein Geſchworner. So gebe ich es hier mit der Hand auf dem Herzen vor Gott und den Menſchen ab: Die Arleſerinnen ſind mit erſchwerenden Umſtänden ſchuldig, die ſchönſten Weiber Frankreichs, vielleicht Europa's zu ſein.

Die Motivirung iſt ſchwer; es muß der Thatbeſtand feſtgeſtellt werden.

Es iſt ein Faktum, daß ſelbſt preſſirte Reiſende im Süden anſtatt des hiſtoriſchen Avignon oder des weltbedeutenden Marſeille immer das kleinere Arles als Ruhepunkt oder Nachtlager auswählen; ſo mächtig erwacht beim fernhinblickenden Amphitheater die Luſt an der Antike in jeder männlichen Bruſt; es iſt ein Faktum, daß ein Viertheil der männlichen Bevölkerung auf zwanzig Meilen in der Runde die Sonntagsmeſſe in den Kirchen von Arles allen anderen Meſſen des frommen Südens vorzieht und in der Stadt des heiligen Trophimus zuſammenſtrömt; es iſt ein Faktum, oder wie Berthold Auerbach ſagen würde, „es iſt tief begründet,“ daß die Frauen des halben Frankreichs nicht gerne über die von Arles ſprechen, daß ſie vielleicht im innerſten Herzen wünſchen, die Spuren ſchönen Hellenenthums hätten in dieſer Kolonie wie in Marſeille verſchwinden, oder ganz Arles hätte in Sumpf verſinken mögen wie Rhoda; es iſt ferner ein Faktum, daß man hier und da das Wort: „meine Frau iſt aus Arles“ mit derſelben ſelbſtgefälligen Miene ausſprechen hört, als ſagte der gute Mann eben: meine Beſitzungen liegen in Kalifornien. — Facta loquuntur, und ich wollte, ich könnte mich mit dieſen Andeutungen begnügen, denn nichts iſt ſo mißlich als Beſchreibung von Schönheit. Therſites wird von Homer lang und breit beſchrieben, bei Helena aber begnügt ſich der Dichter mit Andeutung der Wirkungen, die ihre Schönheit ſelbſt auf Greiſe übt, und hier und da mit dem ſtereotypen Epitheton.

Daß die griechiſche Linie die vorwaltende ſei, hat der Leſer ſchon aus manchen vorhergehenden Bemerkungen entnommen. Aber Stirne und Naſe, ſelbſt von untadeliger Schönheit und voll ſtolzeſter Majeſtät, würden, allein, nur wenig zu bedeuten haben. Unter breitgewölbten, immer dunklen Brauen, unter breiten Lidern und lang herabfallenden, halb gebogenen Wimpern, dunkel wie Trauerſeide, liegt das kluge, warme Auge. Es iſt nicht heiß glühend und nur glühend, wie man es meiſt im Süden antrifft; es iſt aber, wie geſagt, warm und mit Bewußtſein warm. Es kennt die Schönheit, die es beleuchtet, und leuchtet lächelnd, ſtolz und froh. Der Macht ſeiner Herrin bewußt, ſpielt es nur mit der eigenen und ſpart ſie für entſcheidende Momente. Beſchattet und oft in tiefes Dunkel gehüllt von der Wimper, läßt es in Zweifel, ob in der marmornen Höhle eine Gazelle ruht oder eine Löwin, oder vielleicht nur ein einſames Veilchen blüht. Man könnte dicke Bücher ſchreiben über die Augen der Arleſerinnen, über ihr bewußtes und unbewußtes Treiben und Schaffen, über ihre Objektivität und Subjektivität. Ihrer Farbe nach ſind ſie, obwohl oder vielleicht weil auf griechiſchem Boden wohnend, kosmopolitiſcher Natur. Die ſchwarzen, braunen, dunkelgrünen, blauen ſind faſt gleich ſtark vertreten. Ein blaues ſah ich von ſo edlem Leibe getragen, ſo ſanft und tief glühend unter ſtolzer Stirne und dunklem Haare, daß ich an die deutſche Muſe dachte, die Iphigenie in Tauris geſchaffen hat.

Der Mund iſt, wie immer, in vollſter Harmonie mit dem Auge; die beiden ſingen und variiren ſtets daſſelbe Thema wie Dux und Comes in einer Fuge. Mit den ſanft geſchwellten roſigen Lippen, hinter denen untadelige Zähne ſchimmern, mit den feinen Mundwinkeln iſt er klug und ernſt, und lächelnd, wie jenes; ſcheint er, wie jenes, ein ſüßes Geheimniß halb zu verſchweigen, halb zu offenbaren. Er ſpricht auch mit geſchloſſener Lippe. Das tadelloſe Oval des Geſichtes bedeckt der feinſte Teint, der ſich mit dem ſchönſten engliſchen oder ſchottiſchen meſſen kann; es glüht unter der zarten Haut ſo ſtille und ſanft, daß man Pygmalions Statue im erſten Augenblick der Belebung zu ſehen glaubt. Ueberhaupt iſt es, als wäre man von Modellen griechiſcher Statuen, von den Urbildern der Junonen und Minerven, die wir kennen, umwandelt. Den vollendeten Kopf trägt ein ſanft gebogener Nacken auf vollendeter, kräftig einherſchreitender Geſtalt. Die ſchwellenden Bruſthügel blicken wie zürnend auseinander gen Weſt und Oſt, und melodiſchen Ganges ſchwingen ſich die Glieder alle in muſikaliſchen Rhythmen.

Die Tracht der Arleſerinnen iſt geeignet, ihre ganze Schönheit im vollſten Lichte zu zeigen. Ein kleines Häubchen bedeckt die nach oben in einen Knoten gewundene Haarflechte und wird von einem breiten Sammtbande feſtgehalten, das ſich um den Kopf ſchlingt, auf der einen Seite durch eine Nadel feſtgehalten wird und maleriſch mit dem Ende auf die Schulter herabfällt. Band und Häubchen zuſammen bilden die vollkommene phrygiſche Mütze. Sie bedeckt nicht das ganze Haar, ſondern läßt auf den Schläfen die braunen oder blonden Scheitel in ihrem ganzen Reichthume ſehen und von den feinen Tinten der Wangen abſtechen. Nacken und Hals ſind ganz ſichtbar, da das weiße Spitzentuch vorn und rückwärts weit hinuntergezogen iſt; die Bruſt zeigt ihre Form und bewegt ſich frei in dem ſchwarzen Jäckchen, an das ſich ein Rock gleicher Farbe anſchließt, kurz genug, um den länglichen Fuß und die feinen Knöchel ſehen zu laſſen. — Wie lächerlich ſehen die „Damen“ mit ihrer Pariſer Tracht neben den ſo einfach geputzten Mädchen aus dem Volke aus! Wie wenig verſtehen ſie ſich auf ihren Vortheil!

Neben ihrer Schönheit iſt noch der Geiſt der „Konverſation,“ den dieſe geſegneten Töchter der Erde beſitzen ſollen, weit berühmt im Lande Frankreich. Sie haben immer Antworten bereit, die zu ihrem ſchönen Munde wie zu den klugen Augen paſſen; auch nimmt ſich die provenzaliſche Sprache auf ihren Lippen ſchöner aus als in den Liedern der berühmteſten Troubadours. Sie ſind ſich aber ihrer Macht bewußt. Man ſehe nur, wie ſtolz ſie einherſchreiten, mit welcher graziöſen Majeſtät ſie die kleinſten Geſchäfte, die niedrigſten Verrichtungen vollführen! Denn nur von Mädchen aus dem Volke oder höchſtens von Töchtern des Bürgers iſt hier die Rede.

Die Magd, die vor der Thüre fegt; das Ladenmädchen, das ein Gefäß aus dem oberſten Schreine herunterholt; die Bürgerstochter, welche Früchte und Gemüſe im breiten, blätterbedeckten Korbe vom Markte trägt; die Müßigen, die an ihre ſchlanken Krüge gelehnt am Brunnen plaudern oder Arm in Arm über den Platz wandeln: es ſind das eben ſo viele Modelle zu den herrlichſten Statuen, zu den griechiſcheſten Bildern. In ihrem reichſten Glanze ſieht man die Arleſerinnen am Sonntage. Da ſtehen aber auch die Männer in dichten Reihen rechts und links an den Betſtühlen und betrachten die heidniſchen Geſichter, die ſich umſonſt in chriſtliche Andacht zu tauchen ſuchen. Nach der Meſſe ſtellt man ſich vor dem prächtigen Portale der Kirche St. Trophime auf. Die Schönen ſind gnädig genug, ſämmtlich durch dieſelbe Thüre zu gehen, da ſie wiſſen, daß ſich die harrenden Blicke Aller dahin wenden. Sie bemerken es zwar nicht und ſind ſehr ernſt, aber ſie verfehlen die gewiſſe privilegirte Thüre doch niemals. Ebenſo würden ſie es für ein Verbrechen, für eine Unterlaſſungsſünde halten, wenn ſie des Nachmittags nicht auf der Promenade vor der Stadt erſchienen: die armen Reiſenden kommen ja von ſo weit her, um dieſe Promenade zu ſehen.

Trotz dieſer leicht verzeihlichen Koketterie halten die Arleſerinnen ſtreng auf Anſtand und Sitte. Sie wiſſen, wie ungerne guter Ruf bei Schönheit verweilt, und thun das Ihrige, ihn an ſich zu feſſeln. Auch iſt das Geſetz der öffentlichen Meinung ſchwer und ſtreng. Wehe dem armen Geſchöpf, das einen ſchönen Fehltritt thut; die Schande laſtet auf ihm mit mittelalterlicher Schwere. Mein freundlicher Führer zeigte mir ein verhülltes Fenſter, hinter welchem ſeit acht Jahren ein ſolches unglückſeliges Geſchöpf ſein Leben in tiefſter Zurückgezogenheit vertrauert. Nur in dunkler Nacht an der Seite ihrer Mutter wagt es manchmal die ehemalige Königin der Arleſer Schönheiten, ihre Einſamkeit zu verlaſſen und einen Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen. Die übrige Zeit verbringt ſie hinter dem dicht verhüllten Fenſter. in ihrer düſteren Stube. Sie war die Schönſte der Schönen, der Stolz Arles' geweſen, und vergaß ſich einen Augenblick. An die Mauer des gegenüberſtehenden Hauſes gelehnt, ſah ich traurig hinauf zum Fenſter der armen Märtyrerin der Ehre, vielleicht ihrer eignen Schönheit. Hätte man in dieſem Augenblicke die Leiche eines Heldenjünglings, noch aus den Wunden blutend, im offenen Sarge an mir vorbeigetragen; hätte ich dort, hundert Schritte von mir, im griechiſchen Theater ein Trauerſpiel des Sophokles ſpielen geſehen, es würden ſich nicht ſo tragiſche Gefühle in mir geregt haben, wie beim Anblick dieſes verhangenen Fenſters.

Jch habe vom Glanze Arleſiſcher Schönheit geſprochen, es iſt Pflicht, von ihrem Fall und Verfall zu reden. Und ſo ſei es denn in Einem Worte geſagt: Jch habe keine ſchöne Arleſerin jenſeits der dreißig, vielleicht nicht einmal jenſeits der ſechsundzwanzig Jahre geſehen. Die Augen leuchten wohl noch, aber wie magiſche Lichter auf Ruinen; die ſtolze Naſe bleibt immer die ſtolze Naſe, aber rings um dieſen Thurm des hohen Liedes iſt arge Verwüſtung. Die Arleſerinnen verwelken ſchnell, und wie das Bewußtſein ihrer Schönheit ihnen in der Jugend den herrlichen, gebieteriſchen Stolz gab, ſo nimmt ihnen dieſe traurige Erfahrung den Muth, gegen den reißend ſchnellen Verfall zu kämpfen. Auch iſt es ſchwer, mit den heranwachſenden Geſchlechtern zu wetteifern. Sie geben ſich auf und laſſen ſich frühe fallen. Mit etlichen und dreißig Jahren ſind ſie ſchlottrige Königinnen. Ach warum haben dieſe Griechinnen nicht die Gabe der Homeriſchen, die herrlichſte Gabe, von der nur die Poeſie träumen konnte, die Gabe ewiger Jugend!

Alte Leute klagen, daß die Arleſiſche Schönheit überhaupt im Verfalle ſei; ich glaube aber, das ſind die laudatores temporis acti, die es nicht begreifen, warum ihnen die Arleſerinnen von heute nicht ſo gut gefallen wie die vor fünfzig Jahren. So lange ich Arles durchwanderte, ſeine Antiken, Monumente, ſein Muſeum, ſeinen herrlichen Himmel und ſeine lebende Schönheit betrachtete, verließ mich der Gedanke nicht, wie praktiſch es wäre, in dieſer hiſtoriſchen Stadt eine Malerſchule zu gründen. Jn einem deutſchen Arles wäre das vielleicht längſt geſchehen.

Du wirſt es mir nicht falſch deuten, daß ich mich bei dieſem Gegenſtande ſo ausführlich verweilt habe. Um die platten Auslegungen Derjenigen, die Einem wohl erlauben, vor todtem

Marmor in Extaſe zu gerathen, jede Begeiſterung für lebendige Schönheit mit Fleiſch und Blut aber methodiſch verdammen, um die kümmere ich mich nicht. Du wirſt dich nur an die Verſe Hebbels erinnern, die wir einander oft citirt haben:

Schönheit, wo ich dich erblicke,
Huldige ich deinem Licht,
Und wie ich mich ſelbſt erquicke,
So erfüll' ich eine Pflicht.

Den 12. Juni 1851.

Ein epikureiſcher Reiſender, habe ich jetzt eine neue Erfindung gemacht, wie ich Arles auf raffinirte Weiſe genießen kann. Ich betrachte es faſt nur noch im Mondſcheine. Unter Tages ſitze ich meiſt zu Hauſe und leſe ſüdfranzöſiſche Geſchichten; wenn es aber ſtiller wird in den Gaſſen und der volle Mond über die Alpinen heraufzieht, mache ich mich auf, um all' die Trümmer und Reſte, die ich in leibhaftigem Sonnenſcheine geſehen, von den Schleiern des Mondes verhüllt auf's Neue zu betrachten. Dieſe provenzaliſchen Schleier ſind ſehr durchſichtig, der provenzaliſche Mond iſt nur eine wohl temperirte Sonne — die Nacht ein blauer, mit Sternen geſchmückter Tag. So eben, es iſt bald Mitternacht, komme ich aus den Gängen des Kloſters St. Trophime zurück, wo ich zwei herrlich einſame Stunden zugebracht habe. Es iſt ein wunderbares Kunſtwerk. Ein franzöſiſcher Schriftſteller ſagt von ſeinen Galerien: „Wenn es wahr iſt, daß die Mauern Thebens beim Klange der Lyra, ſo iſt dieſes Haus bei den Harmonien der Orgel, beim Dufte des Weihrauchs gebaut worden." — Der Mann hat ſich gut ausgedrückt. Das Gebäude iſt luftig ſchön und unfaßbar, faſt unkörperlich wie Harmonien und Weihrauchdüfte, und verhält ſich zu den Antiken wie die Orgel zur Lyra. So begegnet man in Arles dem Griechenthum, dem Römerthum und den ſchönſten Blüthen chriſtlichen Mittelalters.

Der Kloſterhof von St. Trophime iſt ein regelmäßiges Viereck, das von vier Galerien, die ſich in Winkeln aneinanderſchließen, gebildet wird. Die vier Galerien oder Gänge, leiſe, unmerklich von einander im Style abweichend, ſind höchſte Meiſterſtücke mehrerer Jahrhunderte. In jedem Winkel befindet ſich ein ſtarker Pilaſter, der ganz aus zwei Statuen beſteht, die mit den beiden hier zuſammenſtoßenden Gängen Fronte machen. Zwiſchen dieſen zwei Hauptpilaſtern befinden ſich auf jeder Seite in gleicher Entfernung von einander und von den Eckpilaſtern rechts und links zwei andere, welche mit jenen die Hauptwölbung der Galerien tragen. Und wieder zwiſchen allen dieſen Pilaſtern läuft eine Reihe kleiner, unendlich zierlicher Säulchen hin, die paarweiſe auf der Breite der unteren wenig erhöhten Mauer aufgeſtellt ſind und mit ihren Kapitälen die kleinen Bogen tragen, die ſich von einem Säulchenpaar zum andern lieblich ſchwungvoll fortwölben. Alle Kapitäle ſind mit Skulpturen bedeckt. Die Säulchen, die Skulpturen an den Kapitälen, die Kleezüge, die Statuen, die Pilaſter — Alles iſt mit bewunderungswürdigem Geſchmacke vertheilt, ausgearbeitet und zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammengeſtellt.

Hier in der einen Galerie herrſcht noch der romaniſche Styl, aber immer und überall ſieht man ſchon die Keime des gothiſchen, die durchzubrechen ſtreben — und in der That, dort in dem Gange gegenüber iſt er bereits als vollendete Blume durchgebrochen, während in dem Gange rechts noch die ganze Einfachheit und Naivität der erſten chriſtlichen Zeiten herrſcht, wie ſie ſich in dieſen Ländern noch in den Bauten des achten Jahrhunderts ſpiegeln. Dieſem Gange gegenüber ſteht ſein Widerſpiel; man bemerkt ſchon die Abnahme der gothiſchen Kunſt, die noch in ihrem Verfalle ſchön iſt, und dadurch, daß ſie ſich der Weltlichkeit zu nähern ſucht, wie die Reformation, einen neuen Reiz erhält. Es iſt eine in Stein gehauene Geſchichte des Chriſtenthums, dieſes wunderbare Bauwerk des Kloſterhofes von St. Trophime, aber eine Geſchichte, wie ſie im Gedichte lebt. Die vier herrlichen Galerien, obwohl verſchieden, ſtimmen doch und paſſen ſo harmoniſch zuſammen wie die verſchiedenen Stimmen, mit denen ein Sebaſtian Bach einen *cantus firmus* umgibt. Wären die alten Meiſter des Kontrapunktes Architekten geweſen, ſie hätten ſo gebaut.

Warum lieben es ſogenannte Kunſtkenner und Freunde der Schönheit, ihre Begeiſterung nur für die Antike aufzuſparen, und wenden ſich mit einem bornirten Lächeln von Allem ab, was ſpätere, ſogenannte chriſtliche Kunſt hervorgebracht hat? Ich ſage es ihnen zum Troz: dieſer Kloſterhof von St. Trophime iſt in ſeiner Art ein ſo vollendetes, befriedigendes, wohlthuendes Kunſtwerk, wie die *maison carrée* in Nimes, die ich anzuerkennen und zu bewundern weiß.

Von der Höhe der ruinenhaften Mauern, bei Tageslicht betrachtet, ſieht der Hof mit ſeinen Säulchen wie ein Blumenkelch mit hundert Staubfäden aus; im Mondſchein iſt es eine ſchöne Gruft. Der Nachtwind in den Bäumen, die über die Mauer ſehen, das Murmeln des Brunnens im Hofe nebenan ſind nicht mächtig genug, die tiefe Ruhe zu ſtören, die in dieſen dunklen Gängen auf alle Steine gebreitet iſt. Und wenn es oben ſtürmt, man muß glauben, daß die Stille hier unten ewig und unabänderlich dieſelbe bleibt. Ich ging in der romaniſchen Galerie auf und ab, der Mond war ſchon vorbeigezogen, und tiefe Nacht lag ringsum; mir gegenüber im anderen Gange wandelten zwei Schweſtern vom Orden der *dames noires* auf und nieder; ſie liſpelten nur, ihre langen Schleier ſtreiften manchmal an die Säulchen, und wenn ſie über den Lichtſtreif, den die Ampel vor der Madonna warf, gegangen waren, waren ſie wie von der Nacht verſchlungen. Ich hörte nur noch ihr Liſpeln, das Laſſen des Brunnens, das Säuſeln der Blätter — bis ſie wieder, in den Lichtſtreif zurückkommend, die Szene auf einen Moment belebten. — Die *dames noires* ſind vielleicht die eleganteſten unter allen Frauenorden; ſie tragen ein einfaches, glänzend ſchwarzes Kleid, das die ganze Geſtalt, nicht wie das Gewand der andern Orden, verpackt und unkenntlich macht, ſondern vortheilhaft hervortreten läßt. Den Kopf bedeckt zur Hälfte eine kleine Kapuze, hinter welcher ein breiter Spitzenrand hervorkommt, der das ganze Geſicht glänzend einrahmt. Dieſe Coiffure gleicht dem bekannten Maria-Stuart-Kopfputz. Rückwärts fällt von der Kapuze ein langer ſchwarzer Schleier herab, der bis an die Knöchel reicht. Bei dieſen Nonnen habe ich die feinſten und gebildetſten Geſichter bemerkt. In ſolcher Umgebung, in ſolcher Beleuchtung und zu dieſer Stunde ſind ſie noch ſchöner zu ſehen. Ich hielt mich zwiſchen zwei Säulchen ſitzend ſo ſtille als möglich, um die beiden Luſtwandelnden nicht zu ſtören, denn hätten ſie mich bemerkt, ſie würden ſich wahrſcheinlich zurückgezogen und ſich ſo um eine traute Stunde gebracht haben, die ihnen lieb zu ſein ſchien. Ob ſie an die Schweſtern gedacht haben, die unter ihrem Schritte überall in den Kloſtergängen begraben ſind? — Ich betrachtete nur ihre ſchönen Profile, die ſich auf der beleuchteten Wandfläche zwiſchen den Säulen wie in einem Rahmen ſcharf abſchnitten, und die ſchlanken Säulchen ſelbſt, die im leiſe flackernden Lichte ſich zu regen und ſanft zu beben ſchienen.

Die Mondſcheinſchwelgereien koſten viel Geld, denn die Alte, der die Aufſicht über die Galerien anvertraut iſt, läßt ſich mit Recht ihren vormitternächtlichen Schlaf gut bezahlen, beſonders wenn die Kloſterthüre ſchon geſchloſſen und ſie gezwungen iſt, mich durch das Kirchenthor zu entlaſſen, was der armen Frau viele Mühe macht. Dann gehe ich durch den hochgewölbten Dom an den hübſchen Basreliefs vorbei und trete durch eine der Seitenthüren hinaus auf die Treppe des berühmten Portals. Es iſt romaniſchen Styls, mit vielen bronzirt ausſehenden Säulen und einer Unzahl von kleinen Figürchen geſchmückt, faſt könnte man ſagen überladen. Die Figuren, wahrſcheinlich aus dem zwölften Jahrhundert, ſind plump und haben dumme, dicke Köpfe; glücklicher Weiſe ſind ſie ſehr klein und verſchwinden in der Maſſe, wo ſie dann eine Art von Arabesken bilden, die ſich aus gewiſſer Entfernung nicht übel ausnehmen. Auch hier merkt man ſchon den Uebergang aus dem romaniſchen in den gothiſchen

Styl; unmerklich, noch ſchüchtern, läuft der Bogen in eine Spitze aus. Das Granitſäulchen, das den Eingang in zwei Hälften theilt, ſieht faſt antik aus und iſt vielleicht das ſchönſte Glied dieſes, meiner Meinung nach viel zu berühmten Portals.

Bei Betrachtung des alten Obelisken aus Granit, der ſich nahe dem Portal in der Mitte des großen Platzes erhebt, leiſtet der Mond dem Wanderer einen guten Dienſt, wenn er ſich dicht in Wolken hüllt. Der Obelisk iſt ſo häßlich, ſo nichtsſagend, als nur ein Obelisk ſein kann. Man ſträube ſich dagegen, ſo viel man will, dieſe Antiquitäten haben nur einen antiquariſchen Werth, und ganz und gar keinen andern. Eine dumme Nadel, ein rieſiger Zahnſtocher — was iſt ein Obelisk anders? — Ein Zuckerhut hat ſchönere Formen.

Vom Obelisken fort wandere ich, immer im Mondſcheine, an der Arena vorbei, durch kleine enge Gäßchen dem Ende der Stadt zu, um auch dem „Theater" einen Beſuch zu machen. Griechen haben es gebaut, um ihren Landsleuten in Arles, zugleich den Barbaren das Vergnügen griechiſcher Trauerſpiele zu bereiten. Sie trugen ihre ſchönen Götter überall hin mit ſich. Die Römer bauten Arenen für Thier- und Gladiatorenkämpfe, die Hellenen Bühnen für Sophokleiſche Tragödien. Das iſt der Unterſchied. Mitten unter zertrümmerten Quadern, Reſten der unzähligen Sitzreihen, erheben ſich nur noch zwei intakte Säulen aus dunklem Marmor und korinthiſcher Ordnung. Sie waren ein Theil der Szene und laſſen auf die entſchwundene hohe Pracht ſchließen. Aber wie unharmoniſch paßt das Thor dort in Weſten zu dieſen Säulen, zu dieſem ſchönen Halbkreis, zu dieſer Anmuth, die noch über die Trümmer wandelt — iſt es nicht ſo maſſig, ſchwer wie das Thor einer römiſchen Arena? — Wohl iſt es auch von Römern gebaut.

Zwiſchen den Quadern wuchert hohes Unkraut, um die prachtvollen Säulen ſchwirren Fledermäuſe, die dunklen Gäßchen ringsumher münden wie ſchwarze Bäche in das weißſchimmernde Baſſin des Theaters, und wo das Händeklatſchen von Tauſenden entzückter Griechen und zum Schönen bekehrter Barbaren erſchallte, dehnt ſich traurige, ſchaurige Todtenſtille. Den armen Erbauern dieſes Schönheitstempels, wie muß ihnen im Grabe oder in der Urne zu Muthe ſein, wenn ſie es wiſſen, daß ihre Säulen, Frieſe, Metopen geplündert und verſtümmelt wurden, um chriſtliche Kirchen zu ſchmücken?

Den 13. Juni 1851.

Es iſt Sonntag. Zwiſchen dem Schauſpiel in der Kirche, welche von der männlichen einheimiſchen und fremden Bevölkerung, wie ich ſchon früher geſagt habe, nur aus purer Weltlichkeit beſucht wird, und zwiſchen dem nachmittägigen, ähnlichen Schauſpiele auf der Promenade hatte ich gegen Mittag vor meinem Fenſter ein anderes, minder erfreuliches. Es iſt hergebracht, daß am Sonntage die armen Leute aus der Umgegend, beſonders aus dem ſterilen Gebirge hier zuſammenſtrömen, um ſich für die kommende Woche an Arbeitsgeber zu vermiethen. Die Proprietärs der Stadt und der nahen Camargue wiſſen ſo, wo ihre Arbeiter zu ſuchen. Dieſe ſetzen ſich während und nach der Meſſe auf die breite Erhöhung in der Mitte des Forums und warten da, geduldig harrend, ob ihnen ein günſtiges Geſchick einen gutzahlenden Reichen zuführe. — Traurig und ergeben ſaßen ſie da. Sie erinnerten mich nicht eben an einen Sklavenmarkt, aber in Verbindung mit dem römiſchen Forum mahnten ſie mich an die Angeklagten, die in ſchlechten Kleidern, das Mitleid ihrer Richter mit ſtummen Blicken anflehend, auf dem öffentlichen Markte ihr Urtheil erwarteten. Nach der Meſſe kamen gemach die Proprietärs an; die Unterhandlungen begannen, es wurde belebter, und nach und nach verloren ſich die Arbeiter, die ihren Handel abgeſchloſſen hatten. Nach Mittag ſchlichen nur noch wenige mit traurigen Geſichtern auf und nieder und warteten immer und ſahen mit hoffendem Blicke den Zugängen des Forums entgegen, während luſtige Gamins den Ball ſchlugen, über das Seil ſprangen und hundert Poſſen trieben. Auch dieſe Gamins trugen zerriſſene Kleider und ſchienen dem Elende nicht ferne zu ſtehen, aber ſie hatten nicht Weib und Kinder zu ernähren; — aber ſie ſind jung — ſo jung, daß ſie ſich eben ſo wenig um die Arbeits- und Brodloſigkeit ihrer Brüder als um die in dieſer Stunde vor der Stadt ſchaarenweiſe luſtwandelnden Schönheiten Arles' bekümmern. — Das Forum heißt auch place des hommes, und in der That ſind auf dieſem Platze faſt nur Männer, die ihre Geſchäfte abmachen, zu ſehen. Selten, daß eine weibliche Geſtalt über ſein längliches Viereck huſcht.

Nach Mittag ein Spaziergang nach den elis-camps, oder champs elisées, ungefähr eine Viertelſtunde vor der Stadt. Wenige Städte der Welt haben ſo intereſſante Grabmäler aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten. Die ſchönſten Särge ſind zwar in das Arleſer Muſeum auf der place de l'hôtel de ville gebracht, aber es blieb genug übrig, um dem Fremden etwas Erſtaunenswerthes, Schauderhaftes, in ſeiner Art ganz Neues zu zeigen. Zu der Kirche, die ehemals in der Mitte des Begräbnißplatzes gelegen haben mag, führt eine lange Reihe der koloſſalſten Grabdenkmäler und Särge, die zwei-, drei- und vierfach hinter einander aufgeſtellt ſind, und die, je mehr man ſich der alten Kirche nähert, an Zahl wachſen und endlich ordnungslos ein Irrgewinde von Särgen bilden. Alle dieſe Särge ſind koloſſal, als hätten ſie Rieſenleichen beherbergt, aus Stein gebauen, und mit ſo dicken Wänden, als hätte man das feſte Haus des Todes noch befeſtigen können. Ob ſie, Sarg und Grab zugleich, immer ſo auf der Fläche der Erde geſtanden, ob ſie durch eigenthümliche Ereigniſſe oder durch Nachgrabung ins Tageslicht emporgehoben worden? — ich konnt' es nicht erfahren. Nach ihrer Form zu ſchließen, ſtanden ſie, wie die Grabmäler der Alten, immer ſo den Blicken der Lebenden ausgeſtellt, Grab, Sarg und Leichenſtein zugleich. Die Leichen ſind verſchwunden — die Deckel von den meiſten Särgen weggeſchoben; ſo ſcheinen ſie neue Bewohner zu erwarten. Und wie ſie gähnen, indeß das ſchönſte, blühendſte Leben in Geſtalt ſchöner Arleſerinnen zwiſchen ihren Reihen wandelt, iſt das ein Gedanke, der ein wenig fröſteln macht.

Die einen waren mit Schutt gefüllt, und eine üppige Vegetation wuchs und blühte aus ihrem Schooße hervor; einige Ziegen, die auf den Särgen wie auf Felsſtücken umherſprangen, nährten ſich davon und tranken das Waſſer, das ſich in dieſen Trögen geſammelt hatte. Iſt das die ganze Metempſychoſe? — Ich dachte an die Worte des Dichters, die ich ſo überſetze:

Nein, Särge ſind nicht Chryſaliden,
Bleib ferne mir mit ſolchem Wahn:
Nur Ruhe ſuch' ich, Schlaf und Frieden;
Doch wären Flügel mir beſchieden,
Um meine Hoffnung wär's gethan.

Das Leid — ich könnt' es wieder tragen,
Verlieren neu, was ich verlor.
Doch der Gedanke macht mich zagen,
Daß ich das Glück aus ſchönſten Tagen
Erfahren ſolle wie zuvor.

Die Kirche am Ende des langen, mit Särgen beſetzten Ganges iſt ſo ſehr von Schling- und Mauerpflanzen bedeckt, daß ſie ſelbſt aus geringer Entfernung einem Hügel gleicht, auf den ihr Thurm mit ſeinen runden Bogenfenſtern wie ein Tempelchen aufgeſetzt iſt.

Nach und nach verliefen ſich die Luſtwandelnden, und dieſes Ortes würdige Stille lag auf den Särgen allen. Nur in den Cypreſſen hinter der Kirche wurde es lebendiger, je tiefer die Sonne ſank. Es ſangen die Nachtigallen.

Je länger man Arles kennt, deſto lieber gewinnt man es, denn es gewährt die Eine herrliche, unbezahlbare, unſchätzbare Gelegenheit, ſich zu vertiefen. Der Geiſt aller Geſchichtsepochen, der der neuen und neueſten aber am Wenigſten, webt hier, faſt mit Augen ſichtbar, mit Händen ergreifbar. Man braucht kein Lobredner der guten alten und Verächter der neueren Zeiten zu ſein, um ſich manchmal mit beſonderer Luſt in die Vergangenheit zu verſenken. Das Schöne, dem wir dort begegnen, gewährt Genuß an ſich; die traurigen, rohen oder barbariſchen

Stellen erſcheinen in guten Momenten wie in den Felſen gehauene rauhe Treppen, die am Ende doch auf den ſonnigen Gipfel und in den oben wartenden Parthenon führen, ohne daß man im Geringſten ein Famulus Wagner zu ſein braucht, der ſich freut, „wie man's am Ende ſo herrlich weit gebracht hat". Und, mit Einem Worte, um mich deutſch auszudrucken, man hat einmal die Freude, objektiv ſein, betrachten zu dürfen. Aber nur die Natur und nur die Geſchichte, die ſchon ihr Epitaph hat, bieten und erlauben das.

Arles gleicht im Anfang mancher mittelalterlichen Chronik. Noah, Troja, Ulyſſes, der Zauberer Virgilius, die heilige Jungfrau, Plato, die Kirchenväter, König Salomo, Ariſtoteles, Juden, Heiden und Chriſten, alles Schöne, Abenteuerliche und Unglaubliche kommt da im Miſch-Maſch vor und zeigt deutlicher, als gelehrte und wohl ſyſtematiſirte Weltgeſchichte, welch' ein buntes Gewebe die Welt und ihre Geſchichte geweſen und noch ſei. Man wandelt hier aus einer Zeit in die andere, und wie die Monumente eins auf die Grundſteine des andern, oder aus den Trümmern längſt vergeſſener gebaut ſind, wird Einem die Konſtruktion des Gedankenbaues, deren äußerer Ausdruck nur jene ſind, klar, und man ahnt, wie er die Welt „im Innerſten zuſammenhält".

Das Muſeum mit ſeinen Aſchenurnen, Thränenfläſchchen, griechiſchen Göttinnen, römiſchen Imperatoren, chriſtlichen Sarkophagen, bis herab auf die ſchlechte Büſte Lamartine's iſt ein Arles im Kleinen.

Es befindet ſich in einer alten Kirche auf der place de l'hôtel de ville, gegenüber dem Obelisken und dem Portale von St. Trophime. Sein größter Schatz iſt ein weiblicher Kopf, der Reſt einer lebensgroßen Statue, die eine Venus vorgeſtellt haben ſoll. Andere nennen ſie auch eine Diana und behaupten, daß die zwei Löcher, die man uber ihrer Stirne entdeckt hat, den Halbmond getragen haben. Welcher der beiden Göttinnen er immer angehört haben mag, er iſt der einen wie der andern würdig, ja man könnte, um ihn nach Verdienſt zu preiſen, behaupten, er vereinige die Schönheit, den Reiz der beiden Göttinnen in ſich. Ach, wenn er nur eine Naſe hätte! Die Venus von Milo, geſchweige die Mediceiſche, wäre beſiegt, obwohl der ganze Götterleib verloren und nur noch Kopf, Hals und eine Schulter übrig ſind. Es gibt im Süden Hunderte von Antiquaren, die in dieſen armen Reſt verliebt ſind und von Auffindung der mangelnden Naſe wie von Erfüllung eines theuerſten Wunſches träumen. Auch hat man ſchon in der That mancherlei Ausgrabungen zu dieſem Zwecke veranſtaltet, aber immer vergebens. An eine Reſtauration denkt man nicht, und mit Recht. Denn kein Künſtler würde es wagen, eine dieſer Stirne, dieſer Wangen, dieſes Kinnes, dieſes Mundes würdige Naſe liefern zu wollen. Nur dieſes Kopfes wegen kehrte ich immer und immer wieder ins Muſeum zurück, bis ich bemerkte, daß auch mich die fixe Idee von der Naſe, von ihrer Auffindung, vom Unglück ihres Mangels zu ergreifen begann und ich wegblieb, um nicht zu werden wie jene Antiquare und ewig und ewig an eine fehlende Naſe zu denken. Nichts hat eine ſchauerlich überwältigendere Macht über uns, als das unvollendete und verſtümmelte Schöne.

Die von Skulpturen, Bas- und Hautreliefs bedeckten Sarkophage, die aus den Elis-camps ins Muſeum gebracht worden und aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten herrühren, zeigen, daß die Römer (die Arleſer nannten ſich noch unter den Gothen ſo) auch vom Chriſtenthum ihre Prachtliebe nicht unterdrücken ließen, aber auch, daß es ihnen bereits an griechiſchen Künſtlern fehlte, um dieſer auf ſchöne Weiſe zu genügen. Die Prachtliebe iſt noch die heidniſche, die über den Tod hinausgeht, aber die Kunſt an dieſen Särgen iſt ſchon eine neue, in Kindheit lallende, unbeholfene und, wie man zu ſagen pflegt, „naive“. Nur wenige Jahrhunderte vor dieſen Särgen kann jene Venus geſchaffen worden ſein — und welch' ein Unterſchied bereits zwiſchen der Kunſt, die jene, und der Kunſt, die dieſe hervorgebracht. Ein Unterſchied wie zwiſchen Plato und Origines.

Bemerkenswerth in dieſem Muſeum ſind noch die „Tänzerinnen“, Skulpturverzierungen, vom antiken Theater zu Arles herrührend. Die Köpfe fehlen, aber die Leiber ſchwingen ſich anmuthsvoll im Tanze, der Glieder herrliches Ebenmaß tritt bei jeder Bewegung ſchön und reizend hervor, die Gewande fliegen — Alles an dieſen todten, kopfloſen Trümmern lebt und tanzt und freut ſich des Lebens. Wenn ſie noch Köpfe hätten, ich glaube, ſie würden ſingen.

Auffallen müſſen die antiken Altäre, deren mehrere im Muſeum aufgeſtellt ſind. Es ſind, nach ihrer Kleinheit zu ſchließen, offenbar Hausaltäre, aber mit welchem Geſchmack, mit welch' edler Einfachheit, und doch wie reich verziert ſind ſie gebaut. Einer derſelben wurde, wie die Inſchrift ſagt, von einer Freigelaſſenen errichtet; keine devote Königin verwendet heute ſo viel Geſchmack und ſo viele Koſten auf ihren Betſchemel wie jene freigelaſſene Heidin auf dieſen Altar. Dieſer, ebenſo wie die andern, iſt wie ein Piedeſtal, darauf unſichtbar der Gott ſteht, dem er geweiht iſt.

16. Juni 1851.

Wie ſehr man auch Arles mit ſeinen herrlichen antiken Reſten, mit ſeinen Erinnerungen, mit ſeiner lebenden Schönheit lieb gewinnt — am Ende wird Einem die Stadt wegen ihres gräulichen Mönchs- und Nonnenweſens zuwider. Der Pfaffe herrſcht hier unbeſchränkt und wird von der Pfäffin aufs Gewiſſenhafteſte unterſtützt. Es iſt nicht zu erfahren, wie viele geiſtliche Individuen beiderlei Geſchlechts die Griechenkolonie beherbergt, aber gewiß iſt es, daß nicht der fünfte Theil der ganzen Bevölkerung nicht zu irgend einer von Prieſtern zu prieſterlichen Zwecken geſtifteten Brüderſchaften gehört. Bei Leichenzügen und den häufigen Prozeſſionen ſieht man die langen Schaaren von Penitents bleus, gris, blancs und Gott weiß, von welchen Farben noch. Alle Mädchen tragen Amulette und Heiligenbildchen und verſchiedene Schaumünzen am Halſe. Das ſind ebenſo viele Zeichen, daß ſie ebenſo vielen religiöſen Geſellſchaften angehören, die ihnen allen gewiſſe Andachtspflichten auflegen, die über die Pflichten eines gewöhnlichen Chriſtenmenſchen weit hinausgehen. Natürlich iſt Arles legitimiſtiſch. Damit iſt aber noch nicht geſagt, daß es den Bourbonen unbedingt anhängt. Wenn Louis Napoleon heute mit den Prieſtern einen Bund ſchließt, ſo hat er das ganze legitimiſtiſche Arles in ſeiner Taſche, trotz der ganzen antinapoleoniſtiſchen Vergangenheit Arles'. Der Unterricht iſt hier auf Null reduzirt — die Ignoranz allgemein. Die Schulen ſind in den Händen der Geiſtlichkeit, und die begnügt ſich damit, wenn ihre Jüngerſchaft nur beten kann und den Katechismus auswendig weiß. Schreiben und leſen wird da natürlich auch gelehrt, aber auf eine Art, daß es der Schüler auf die leichteſte Weiſe wieder vergeſſen kann. Bevorzugte oder gefährliche Talente, bei denen ſolche Vergeßlichkeit nicht vorausgeſetzt werden kann, ſucht man für den geiſtlichen Stand zu gewinnen. Es iſt wahrhaft ſpaniſch.

Morgen verlaſſe ich die Stadt, die mir trotz alle Dem und alle Dem lieb geworden iſt, um öfter wiederzukehren. Bis jetzt iſt es mir noch nicht gelungen, die Familie aufzufinden, mit welcher Adolph Stahr, wie er in ſeinem trefflichen Buche über Italien erzählt, eine ſo ſchöne Idylle verlebt hat. Ich möchte ihr ſo gerne einen Gruß von ihrem nordiſchen Gaſtfreund beſtellen.

Achtes Kapitel.

Marſeille — Griechenthum und Chriſtenthum — Eine Herkules-Kirche — Der Etang de Berre — Reiſegrundſätze — Der Hafen, der Handel, das Leben, die Kunſt — Die Arbeiterinnen — Glasgow und Marſeille — Die Wunder von Notre-Dame de la Garde — Schöne Traum- und Rauchpunkte — Papety — Chateau d'If, Mirabeau und Monte-Chriſto — Wilde Jäger — Ricard — Ab nach Aix.

Marſeille, den 3. September 1851.

In Arles ſtieg zugleich mit uns ein ſonderbarer Mann in den Wagen, den ich auf dieſem klaſſiſchen Boden für den Gott Aeolus ſelbſt zu halten alle Urſache hatte. Wahrſcheinlich reiſte er nach Marſeille, um irgend einem modernen Odyſſeus im Angeſichte des Hafens Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er trug einen großen Blaſebalg mit ſich, der wenigſtens drei Viertel Manneshöhe hatte, und den er auf beide Handhaben wie auf zwei Füße zwiſchen ſeine Beine ſtellte, ſo daß der Bauch ſich gerade zwiſchen des Mannes Knieen befand, während das Blasrohr gegen das Geſicht gerichtet war. Sobald nun der Mann einige Hitze verſpürte, drückte er mit beiden Knieen an und blies ſich einen kleinen Sturmwind ins Geſicht, ſo daß ſich Haupt- und Barthaare wild bewegten. In unbewachten Augenblicken ſchob er das Rohr ſogar zwiſchen die Weſte und fächelte ſich auch die Bruſt mit Zephyren. Wie dieß von der Geſellſchaft bemerkt ward, bot er ihr ſein Inſtrument zu gleichem Gebrauche an, und zwar höflicher Weiſe den Damen zuerſt. Doch machte er wenig Glück mit ſeiner Offerte.

Auf dem uns gegenüber haltenden Bahnzuge befanden ſich in verſchiedenen Coupé's wenigſtens fünfzehn Nonnen, die ganz vergnügt und ungenirt in die Welt ſahen und unſere Geſellſchaft muſterten. Es iſt erſtaunlich, welche gewaltige Anzahl geiſtlicher Individuen beiderlei Geſchlechts Einem hier auf allen Wegen und Stegen begegnet. Selten nur ſteigt man in einen Waggon, ohne einen Curé oder einige Schweſtern von was immer für einem Orden darin zu finden. Die Männer tragen immer ihre Breviere mit ſich, die Weiber ein koloſſales ſilbernes oder eiſernes Kreuz auf der Bruſt, auch wohl, wenn es zu groß iſt, wie einen Dolch oder ein Schwert im Gürtel.

Während wir längs der Camargue am jenſeitigen Rhoneufer hinfuhren, erzählte mir ein Jäger, der neben mir ſaß — denn ſeit Eröffnung der Jagd im Monat Auguſt begegnet man überall ebenſo vielen Jägern, als man ſeit Eröffnung der Unterrichtsfreiheit Geiſtliche findet — daß er geſtern dort drüben in der Camargue einen Ibis geſchoſſen. Das hörte ſich nun freilich zunächſt wie eine ächte Jagdgeſchichte an: in der Folge indeſſen wurde mir aus zuverläſſigem Munde beſtätigt, daß dieſer heilige Vogel in der That zuweilen das Nil-Delta mit dem Rhone-Delta vertauſcht.

Hinter Arles fährt man durch das ſchönſte und fruchtbarſte Land; die Weinpflanzungen ſind verſchwunden, an ihre Stelle aber treten gut angebaute Getreide- und Kleefelder und endlich Wieſe an Wieſe — ein Anblick, der doppelt erfreut, wenn man aus dem an Wieſen ſo armen Languedoc kommt. In weiter Ferne treten die wüſten und wildgezackten Alpinen hervor, wie eine ſichere und unnahbare Mauer vor einem Paradieſe.

Aber die Herrlichkeit des Paradieſes hat bald ein Ende. Mit einem Male, wie auf einen Zauberſchlag, verwandelt ſich das Land in Sumpf; ſo weit das Auge reicht, nichts als hohes Rohr, darin die Mähder kaum zu ſehen ſind. Bald wird es noch troſtloſer. Der Sumpf, der wenigſtens grün iſt und ein gewiſſes Leben heuchelt, iſt ebenſo ſchnell in eine traurige, von Kieſel bedeckte Wüſte übergegangen. Die todte Dammerde zwiſchen den Steinen hat nicht die Kraft, einen geſunden Halm zu treiben;

höchſtens bringt ſie jene eigenthümlichen Heideſchwellungen hervor, die wir aus der Heimat der Heidſchnucken kennen. Auch dieſe jedoch ſind ſo ungenießbar, daß ſich nicht einmal ein ſo beſcheidenes Thier wie die Heidſchnucke damit begnügen würde; nirgend eine Spur von Leben.

Dieß iſt die Ebene der Crau, die vierzehn Lieues im Umfange hat. Sie entſtand, der Sage nach, als Herkules, von den Rieſen im Kampfe bedrängt, ſich nicht mehr zu helfen wußte und zu ſeinem Vater um Hülfe flehte. Da ließ Zeus einen Regen von Steinen fallen, der die Giganten alle erſchlug. Eine einzige kleine Oaſe gibt es in dieſer Wüſte: und die ſoll ein Pole mit dem ausdauernden Fleiß eines Urciviliſators geſchaffen haben.

Endlich verläßt man mit einem Ruck auch dieſe troſtloſe Oede und taucht in die eigenthümlichſte Welt. Wenige Gegenden der Erde mögen dem Vorüberfliegenden ſo viele Abwechſelung gewähren als die im Grunde nur ſo kurze Strecke zwiſchen Arles und Marſeille. Der Vielgereiſte wird hier an das Verſchiedenſte erinnert, und ſeine Phantaſie fliegt bald dahin, bald dorthin in die entlegenſten Länder. So eben glaubte ich aus der Provence nach Lüneburg verſetzt zu ſein, und jetzt, da ich die Heide verlaſſe, wähne ich auf einmal an der Thür des wilden Karſtes zu ſtehen; wie ich aber in dieſe trete und meinen Blick in den Schooß des kleinen Gebirgs ſchweifen laſſe, das ſich aufthut, glaube ich vielmehr einen ſchottiſchen Logh zu ſehen, den Logh fine, Logh long — aber nein, es iſt der ſogenannte Etang de Berre, ein Finger, den das Meer dem Wanderer entgegenſtreckt, ſo wie die Loghs Arme ſind, welche die nordiſche See, ſtrenger und düſterer, als ein Eroberer, aufs Land legt.

Der Etang de Berre kommt und verſchwindet, bis man endlich längere Zeit an ſeinem Ufer hinfährt und ihn bei Sonnenuntergang mit Muße betrachtet. Ein prächtiger See! Die Berge, die ihn umgeben, ſind zwar aller Vegetation bar, kahl und troſtlos: aber das iſt das Schöne im Süden, daß die Farben und Töne, die Stimmungen, die beſonders zu gewiſſen Tageszeiten auf den Gegenſtänden liegen, Anbau, Vegetation, kurzum Alles erſetzen, was im Norden nöthig iſt, um den Gedanken an die Wüſte zu entfernen. Schon die tiefe, weiche Bläue des Sees hätte genügt, die ganze Härte ſeiner Umgebung zu mildern; aber obenein ſpielten auf dieſen weißen Felſen noch alle die herrlichſten Farben der untergehenden Sonne. Nicht mehr todt, kalkig, nein, brennend ſahen ſie aus; ſie ſtanden wie eine Schaar in weißes, faltiges Gewand Gekleideter da — dann hüllten ſie ſich in einen roſigen Schleierhauch, der ſich nach und nach in ein mildes Violet verwandelte — und endlich in ein tiefruhiges Blau überging. Das ſchönſte Waldland mit allen Mooſen und Zweigen und Vögeln konnte nicht milder entſchlafen als dieſe Wüſte. In der Mitte des Sees trat erſt bei einiger Dunkelheit eine Inſel hervor, als hätte ſie ſich vor dem Tageslichte verſteckt gehalten und liebte es erſt in der Nacht emporzutauchen.

Ein Tunnel verſchlang uns; vielleicht der größte Tunnel der Welt. Wir fuhren, obgleich ſehr ſchnell, doch über acht Minuten, bevor wir wieder ans Tageslicht kamen. Ans Tageslicht? Nein: die Sonne war inzwiſchen untergegangen, und iſt ſie einmal hinunter, wird hier ſchnell Nacht, da ſie in der reinen Luft keine Feuchtigkeit findet, in der ſich ihr Licht nachſpiegeln könnte. Die goldenen Wolken über den Bergen waren plötzlich ſchwarz geworden, die Berge ſelbſt verkrochen ſich; es wurde kühler, man hörte das Rauſchen des Meeres. Als ich auf der Höhe des Omnibus in Marſeille einfuhr, war ſchon Nachtleben überall; der Hauch der großen Stadt wehte mich an, und das iſt wohlthuend in Frankreich, wo die meiſten Provinzialſtädte verphiliſtern und neben Paris einen kleinſtädtiſchen, einen Dilettantengeruch bekommen.

Gleich nach meiner Ankunft machte ich noch einen langen Spaziergang durch große und kleine Gaſſen. Ueberall viel Leben, überall der Kosmopolitismus einer Seeſtadt. Es iſt eben Markt hier; auf dem Platze wimmelt es von Spaziergängern, man hört viel engliſch und italieniſch ſprechen und ſieht dickbäuchige Türken und nervöſe Araber. Das Volk ſcheint ſehr luſtig. Noch einen Spaziergang am Hafen, um den Wind durch die Taue pfeifen zu hören, und dann nach Hauſe, wo ich ſpät nach Mitternacht todmüde die Feder aus der Hand fallen laſſe.

4. September 1851.

Meinem Reiſegrundſatze gemäß, trat ich die Wanderung durch die Stadt allein an, wie ich es immer thue, bevor ich Bekannte aufſuche oder Empfehlungsſchreiben abgebe. Es iſt ein ſo behagliches Gefühl: noch bin ich unbekannt und unabhängig, noch kann ich unbeobachtet unternehmen, was ich will, und brauche keinen Cenſor zu ſcheuen. In einigen Stunden werde ich der Zuvorkommenheit eines Gaſtfreundes, einem für mich entworfenen Plane, einer Einladung und vielleicht ſchon der Sitte der Stadt, den Vorurtheilen einer Geſellſchaft oder einer Klaſſe angehören — jetzt bin ich noch frei!

So wanderte ich dem Hafen zu. Das Quartier, das ich paſſiren mußte, iſt ein wahres Babylon. Es beherbergt alle Sprachen und alle Trachten; die orientaliſchen und afrikaniſchen ſind faſt in der Mehrheit. Der Burnus aus Afrika iſt ein gewöhnlicher Anblick; Turban und Fez kann man überall zu Dutzenden haben. Welch ein Leben am Hafen! Hunderte von Schiffen werden aus- und eingeladen, Berge von Kaffeeballen, Millionen grüner Zitronen, alle Spezereien des Orients und Occidents duften Einem entgegen. Rings um den Hafen zieht ſich ein breiter Damm, der mit himmelhohen Häuſern beſetzt iſt. Die Parterres ſind von Tavernen und von Magazinen eingenommen, welche letztere die Bedürfniſſe des Seevolkes befriedigen und es ſo maleriſch ausſtatten; da hängen die geſtreiften Jacken, die braunrothen Sack- oder Baskenmützen, die bunten Schärpen und Gürtel. Aus den Tavernen und Tabagieen klingen Lieder in allen Sprachen heraus; man fühlt die Pulſe einer Welt ſchlagen. Jenſeit des Maſtenwaldes erhebt ſich auf kahlem, glühendem Bergkegel das Kaſtell **Notre-Dame de la garde**, weiter gegen das

Meer zu das Fort St. Jean mit ſeiner terraſſenartigen Befeſtigung, ihm gegenüber das Fort St. Nicolas, ebenſo ſtark und feſt wie jenes. Gleich zwei ungeheuren Bulldogs liegen ſie an den Pforten des Haſens; gegen ihren Willen kann keine engliſche Waſſerratte paſſiren. Aber noch weit hinaus über das Fort St. Jean läuft ein Hügelzug, weit hinaus ins Meer: ſein letzter Ausläufer ſteht da wie ein vorgeſchobener Poſten, der aufmerkſam die unendliche Fläche beobachtet. Er iſt unbezahlbar, dieſer natürliche Damm; an ihm brechen ſich die Wogen, die der Oſt- und Südwind aufwühlt, und die ſonſt im Haſen wüthen würden; keine Menſchenkunſt hätte ihn ſo feſt zu bauen vermocht, hätte ihn je zu bauen unternommen.

Um St. Nicolas herum biegt man gegen den neuen Haſen. Die Ausſicht wird freier — gegen Süden iſt ſie unendlich, gegen Weſten durch einen vulkaniſchen Gebirgszug begrenzt, der Einem auf die Haut brennt, wenn man ihn nur anſieht. Das Meer iſt von einer ſo tiefen Bläue, daß der Nordländer es für Uebertreibung halten würde, wenn er es ſo gemalt ſähe. Deſto weißer ſchimmern die hundert Segel der aus- und einlaufenden Schiffe auf ſeinem Grunde.

Durch kleine Gäßchen nahm ich den Weg in die Stadt zurück. Alles Leben iſt auf der Straße. Die Gewölbe ſchütten ihren Vorrath hinaus, die Mädchen waſchen, nähen, plätten vor der Thüre; der Handwerker ſitzt mit ſeiner Arbeit auf der Schwelle oder im Fenſter; Hunderte von wandelnden Kaufleuten bieten ſchreiend ihre Waaren aus. Ich habe ein Weib geſehen, das einen Fiſch auf dem Kopf balancirte, der buchſtäblich zwei Mal ſo groß war als ſeine Trägerin. Zahlloſe Omnibus raſſeln auf dem Pflaſter, mit ihnen die Packwagen, die kleinen Karren der Marktweiber, aber wenige elegante Equipagen. Unter den ſchattigen Bäumen des Cours St. Louis, einer Art Pariſer Boulevards, liegen ſchon frühe ſüdliche Faulenzer. In den Gaſſen iſt viel Schmutz: aber — man lache darüber — die ſüdliche Sonne vergoldet und verklärt auch dieſen.

Dem Fremden, der mit dem Gedanken an die Griechen nach Marſeille kommt, iſt es nicht unangenehm, an einer Straßenecke „Gaſſe des Anacharſis“, auf einem Schilde „Gaſthaus der Phokeer“ und auf einem andern den Namen Timon zu leſen. In der großen Fruchthalle, wo er Feigen und Pfirſiche einkauft und ihn die Verkäuferin freundlich nach ſeinem Vaterlande fragt, denkt er an die Fruchtverkäuferin des Theophraſtus und an ihr: „O Fremdling!“

Aus der Fruchthalle tretend, ſah ich das Muſeum neben mir, und ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, mein Empfehlungsſchreiben an den Direktor daſelbſt abzugeben. So kam ich denn in die Kunſt, bevor ich das Leben kennen gelernt. Die Niederländer ſind hier am Beſten vertreten. Ein ächter Rubens, „die Jagd“, eines der kräftigſten Bilder des Meiſters, was viel ſagen will. Uebrigens die bekannten Geſtalten. Ein anderes, „die Auferſtehung Chriſti“, zeigt Rubens in ſeiner vollen Zeitlichkeit, oder ſo zu ſagen, Irdiſchheit. Da iſt keine Verhimmelung, keine Engelei, keine Heiligkeit, keine beſonderen Lichter — Alles menſchlich, irdiſch und fauſtſtark. Chriſtus mit einem Panier in der Hand, das er wie eine Lanze hält, tritt mit einem großen Schritte und etwas wilder Gebärde aus dem Grabgewölbe, als träte er aus einem Gefängniß. So ſchreitet er auf die Wächter los; und keines Wunders bedarf es, daß ſie vor ihm erſchrecken, auf das Antlitz fallen oder auf und davongehen. Seiner würdig iſt das Bild ſeines Schülers Jourdan: „Chriſtus mit den Apoſteln im Kahne.“ Der Meiſter ſitzt im Vordertheile des Schiffes und predigt den Jüngern; ſie hören ihm mit mehr oder weniger Andacht zu, Manche ſitzen gemächlich da wie flämiſche Bauern; ſie heucheln nicht und empfindeln nicht, aber wenn es dazu kommt, etwas zu thun oder zu leiden, wird das Wenige, das von den Worten des Lehrers in Ohr und Herzen hängen bleibt, hinreichen, ſie an ihre Pflicht zu mahnen. Der nackte Kerl, der das Schiff führt, iſt ein wahrer Rieſe und ſtößt ſo gut, daß man den Kahn in Bewegung ſieht. Nirgends eine

Spur von Konvenienz; natürliche Grobheit neben natürlicher Grazie, kecke Zeichnung und breite Malerei, in Allem ein Charakter, eine Perſönlichkeit. Dann iſt noch ein Vandyk da, dem man glauben muß, daß er wirklich einer iſt: die Studien zu ſeinem „Grafen Stafford", und endlich ein unausweichlicher Snyders mit ſeinen Fiſchen, Melonen, Braten u. ſ. w. u. ſ. w. Seine Bilder machen ſatt, anſtatt den Appetit zu reizen.

Vom Muſeum kam ich wieder an den Hafen. Es war Mittag geworden. In der Nähe der Kirche St. Victor ſaßen an zweihundert Mädchen, gruppirt oder einzeln, im Kirchenſchatten, auf Schwellen, in Vorhäuſern, und verzehrten ihr Mittagsmahl. Wahrſcheinlich Arbeiterinnen, die in den großen Hafenmagazinen mit Einpacken und Aſſortiren, oder in der benachbarten Tabakfabrik beſchäftigt ſind. Sie mahnten mich an Glasgow, wo man ebenfalls ſo große Schaaren junger Arbeiterinnen zu gewiſſen Stunden in den Gaſſen ſieht. Aber doch welch' ein Unterſchied! Jedes dieſer Mädchen hier in Marſeille hat ſein Körbchen mit den beſten Früchten, Melonen, Feigen, Pfirſichen, Weintrauben angefüllt; dazu das blühendſte Brod, den köſtlichen Käſe von Roquefort, die Arleſer Wurſt und eine Flaſche rothen Weines. Die von Glasgow nagen an einer Brodkrume; auch im Anzuge, ſogar in Schmuckſachen ſieht man die Aiſance der Marſeiller Arbeiterinnen. Die in Glasgow ſind in Lumpen gehüllt. Ein gewiſſes diſſolutes Leben ſieht man auch hier dieſen Mädchen an: aber bei den wohlgenährten Südländerinnen ſcheint die Folge höchſt freiwilligen Entſchluſſes, was bei den Celtinnen des Nordens Wirkung des Elends iſt.

Abends.

Die Rue d'Aix, der Cours St. Louis, die Rue de Rome (eine kleine Oxfordstreet) bilden zuſammen einen impoſanten Straßenzug, welcher die Stadt in gerader Linie von Nordweſt gegen Südoſt durchläuft. An dem einen Ende ſchließt ihn der Triumphbogen, am andern ein koloſſaler Obelisk. An dieſem vorbei gelangt man in eine von Bäumen und Häuſern ſchön bepflanzte Gegend außerhalb der Barrière, welche den ſpaniſchen Titel eines Prado führt. Trotz der Schönheit dieſes Parkes verläßt man ihn doch gern, um ihn mit der Allee zu vertauſchen, die gerades Wegs zum Meere an den Golf von Mordan führt. Rechts und links reihen ſich die komfortabelſten Landhäuſer aneinander, die beſſer als die Stadthäuſer von der großen und vielverbreiteten Wohlhabenheit Marſeille's einen Begriff geben. Da ſieht man die prächtige ſäulengetragene Villa neben der noch anſpruchvollern Schweizerhütte; ein Banquier hatte ſogar die Grille, ſein Landhaus vollkommen in der Form einer gothiſchen Kirche, mit Spitzbogenfenſtern und Thüren, mit Thürmen und Roſetten zu bauen.

Die Allee wird vom Meere plötzlich abgeſchnitten. An ihrem Ende thut ſich die herrliche Ausſicht auf den Golf von Mordan auf. Vulkaniſche, wild zerriſſene Berge ſtrecken ihre Arme in einem weiten Halbkreiſe gegen Südoſten aus. Im Weſten wird der Golf von den Marſeiller Vorgebirgen, von den trois frères der Inſel If, mit ihren zwei Nachbarinſeln, und von den Bergen des Sees von Berre abgeſchnitten. Im Südoſten wagt ſich ein vom Vorgebirge abgelöſter Felſenkegel ſogar weit hinaus ins Meer, ſo daß ſich zwiſchen ihm und den Riſſen des Ufers eine dunkle Straße aufthut, welche wie der Okeanosfluß in die Unterwelt zu führen ſcheint. Aber dieſer wilde Rahmen ſchließt ein Bild voll heiteren Friedens ein. Am Fuße der zerhackten und gezackten Felſen liegen freundliche, mit ihren weißen Häuſern weit hinausſchimmernde Dörfer, erheben ſich einzelne prächtige Villen, ſtreckt eine üppige Vegetation ihre grünen Arme über das Ufer hinab bis in die dunkle Fluth und drängt mit freundlicher Gewalt die Dünenbänke von ihrem Stillleben zurück. Auf den kahlen Felswänden begegnen ſich die Reflexe des blauen Himmels und des noch blaueren Meeres, die zitternd in einander ſpielen und die Abhänge mit Tinten bedecken, welche ein reiches bewegtes Pflanzenleben täuſchend nachahmen.

In dieſem Augenblick wird mit vieler Kunſt und großen

Koſten an einer Straße gebaut, welche vom Golfe längs des Ufers, um die Vorgebirge biegend, nach Marſeille zurückführen ſoll. Der Umweg iſt groß, aber er wird lohnend. Was kann es Angenehmeres geben, als in offenem Wagen, vom Abendwinde angeweht, bei leuchtendem Meere allen dieſen Windungen des Felſenufers zu folgen und ſo langſam als möglich dem Geſauſe der Stadt entgegenzufahren, während von ferne der Leuchtthurm ſein weißes Licht, die verſpäteten Schiffe ihre Lieder, die nachglühenden Wolken ihre Blitze herüberſchicken? Ich folgte dieſem neuen Wege; rechts Gärten und Landhäuſer, links mir zu Füßen das murmelnde Meer, dem hier und da ein kleiner Bach entgegenrauſcht. Aber nach einer halben Stunde wurde meine Wanderung von geſprengten Felsblöcken, Maſchinen, Balken und dergleichen abgeſchnitten; ich ſtand auf einem Vorſprung hoch über der Fluth — der Weg führte nicht weiter. Mit Mühe kletterte ich das zerbröckelte Geſtein hinauf und verlor mich zwiſchen ſtillen Gartenmauern, offenen Weideplätzen, kahlen Hügeln, ſteinigen Schluchten und Thälern. Mein Führer war das von ſteiler Höhe herabwinkende Fort Notre-Dame de la garde; in Eile erreichte ich es, bevor die Sonne untergegangen war.

Die Kapelle von Notre-Dame de la garde iſt eine der begnadetſten des Landes und von den Frommen am Meiſten beſucht. Die Madonna über dem Altare, die Arbeit eines Marſeiller Künſtlers, iſt aus getriebenem Silber und thut ſehr viele Wunder. Die „ex-voto,“ welche als Abbildungen verſchiedener geheilter Glieder, glücklicher Entbindungen, überſtandener Krankheiten, furchtbarer, doch ſchadlos vorübergegangener Meerſtürme, im buchſtäblichen Sinne des Wortes alle Wände der Kapelle bedecken, geben Zeugniß von der unausgeſetzten Wunderthätigkeit dieſer Madonna. Doch hielt ich mich bei dieſen Mirakeln nicht lange auf, bezahlte ſie gläubig mit fünf Sous und eilte hinaus, um das natürliche Ereigniß eines Sonnenunterganges auf dem mittelländiſchen Meere nicht zu verſäumen. Als ich auf die Platform trat, lag die Sonne ſchon als ungeheure Kugel auf dem äußerſten Rande des Horizontes. Hafen und Stadt deckte bereits webende Dämmerung; die Leuchtthürme waren entzündet. Ueber der Bläue des Meeres zitterte ein bräunlicher Schleier. Aber die Spitzen der Berge leuchteten, und die Kuppen, die gleich einem gewaltigen Kandelaber die Sonne in ihren Armen feſtzuhalten ſchienen, ſprühten und brannten wie weißglühendes Metall. Langſam begann nun jenes gewiſſe Rücken und Sinken des großen Erleuchters; die Strahlen verloren ihre Kraft, man konnte dem Scheidenden ruhig ins Angeſicht ſchauen, das unverhüllt dem Zurückbleibenden lächelte. Endlich lag ein ſchmaler Kranz wie ein Golddiadem auf dem höchſten der Berghäupter — und endlich verſchwand auch er. Die Sonne verſank, und in dieſem Augenblick flogen nach rechts und links, wie zwei purpurne Schlangen, die tiefgetränkten Lichtſtreifen hin am ganzen weſtlichen Horizont; ſie blitzten auf und verbreiteten ſich als dunkelglühende Abendröthe über das halbe Firmament. Ein leiſer Wind erhob ſich, und ſanft liſpelte und murmelte das Meer, wie ein Kind im Einſchlafen. — Es entſchlief, und Nacht lag rings umher. Aus der Stadt herauf zog ein dumpfes Rauſchen; die Lichter wurden angebrannt, die Glocken begannen zu läuten.

Der öde Weg von Notre-Dame de la garde war belebt von allen dieſen Tönen; in der Nähe des Hafens kamen mir Schaaren von Mädchen ſingend und lachend entgegen. Ich ſprang in einen Kahn und fuhr nach dem chineſiſchen Palaſte, dem Fort St. Nicolas gegenüber. Auf allen Schiffen ging es ſo häuslich her wie am heimiſchen Herde. Das Schiffsvolk ſaß am Tiſche gereiht und aß und trank; franzöſiſche, engliſche, deutſche, griechiſche Lieder ertönten von allen Seiten. Die Waſſer waren ſtill; mein Kahn fuhr leiſe dahin.

Es gibt gewiſſe Punkte in der Welt, die von der Vorſehung eigens für kaffeetrinkende Cigarrenraucher geſchaffen ſind, z. B. das Café Tommaſo in Trieſt; die Bänke vor der Boutique des Sorbetverkäufers auf der Riva dei Schiavoni in Venedig; die

Terraſſe des Poſthotels in Varenna, mit dem Blick auf beide Arme des Comerſees; der Garten der drei Kronen in Vevey, mit der Ausſicht auf den Leman, auf das Rouſſeau'ſche Meillerie und in das Thal von Wallis; in Paris das Café de la Rotonde im Garten des Palais national; in London die Terraſſe von Adelaide-Hotel über der Themſe und Londonbridge; in Deutſchland die Brühl'ſche Terraſſe und in Marſeille der Balkon des Chineſiſchen Hauſes, der ſogenannten Maison Isnard. Was kann es Süßeres geben, als, die ungeſetzliche Cigarre im Munde, den duftenden Mokka vor ſich, ſo gedankenvoll-gedankenlos da zu ſitzen, ganz ſo wie der beturbante Orientale neben mir, und hinabzuſehen auf dieſen hercyniſchen Wald von Maſten, auf das bunte Schiffsvolk in ſeinen Schatten, auf die ſanftbewegte Welle, die träumend an die Rippen der Rieſendampfer plätſchert; auf das ſtille Fort St. Nicolas mit dem melancholiſchen Faktionär, der mechaniſch wie ein Pendel auf der Mauer hin und wieder wandelt und deſſen Bajonnet im Mondſchein blinkt, und endlich auf die ſchwarze Unendlichkeit, die man das Meer nennt?! Heitere und traurige Gedanken, aber beide ſanft lächelnd und in die Zukunft ſehend, ziehen Hand in Hand, ſonderbar gepaart, vorüber und verſchwimmen körperlos mit dem Murmeln des Meeres, mit den Liedern des Hafens, mit dem Duft des Mondſcheins, mit den Nebeln der Berge.

„Ob auch die Jahre weiter ziehn,
Die Träume ſind geblieben;
Und dann — ob auch die Träume fliehn, —
Es bleibt das Lieben.“

Zwei blonde, deutſche, ſehr liebenswürdige Jünglinge, wahrſcheinlich Handlungsbefliſſene, ſtörten mich auf höchſt unangenehme Weiſe aus der Gemüthlichkeit dieſes gedankenloſen Zuſtandes. Sie ſprachen ein ſchändliches Franzöſiſch, und doch, wenn man ihnen gedroht hätte, das Fort St. Jean an ihren Hals zu hängen und ſie ins Meer zu verſenken, wo es am

Tiefſten iſt, es wäre kein deutſcher Laut aus den Kerlen herauszubringen geweſen! Ich zahlte meinen Kaffee, murmelte einige ächt deutſche Flüche und ging voll unpatriotiſcher Gedanken heimwärts.

5. September 1851.

Auf einem breiten Stuhle ſitzt die große Geſtalt des heiligen Joſephus. Haupt- und Barthaar ſind grau, die Züge von der Sonne gebräunt, von Jahren und Erfahrungen gehärtet; ein ſinnender Ernſt ſitzt auf den buſchigen Augenbraunen; ein weißes, faltiges Gewand deckt die koloſſalen Glieder. Ihm zwiſchen den Knieen ſteht das kleine Chriſtuskind, ein Proletarierjunge mit etwas dickem Kopf und knochiger Stirn, aber feinen Lippen und durchſichtigem Blick. Es hebt die Hand auf wie zum Segen, und da es nach vorn ſchreitet und auf der unterſten Stufe des Bildes ſteht, iſt es, als wollte es aus der gemalten Traumwelt plötzlich und mit einer gewiſſen wilden Gewalt in die wirkliche, irdiſche hineintreten. Das iſt keiner jener vielen gemalten Heilande, die ſich von der Erde wegſehnen und jeden Augenblick die Himmelfahrt zu unternehmen drohen: dieſer Heiland hat eine umgekehrte Sehnſucht. — Dieß in ſchlechten und kurzen Worten die Beſchreibung eines Altarbildes, das ſich in einem alten Gemäuer zu Marſeille befindet. Das alte Gemäuer heißt die Kirche St. Victor und iſt ein Reſt der Abtei gleiches Namens, die in der franzöſiſchen Revolution zerſtört worden. Der Maler dieſes herrlichen Bildes aber heißt Dominik Papety.

Ich ſage es meinen deutſchen Landsleuten nur vertraulich ins Ohr: — ſie bilden ſich viel zu viel auf ihre Bekanntſchaft mit aller Welt ein. Das Beſte und Schönſte, das die Fremde hervorbringt, entgeht ihnen oft über dem ſchreienden, zudringlichen Mittelmäßigen. Die Scribes und Dumas, welch' ein gewaltiges Publikum haben ſie jenſeits des Rheins, wo der poeſievolle Idyllendichter Brizeur kaum dem Namen nach bekannt iſt! Und wie mit der Poeſie, iſt es auch mit den anderen Künſten. Die Horace Vernets und die Delaroches, dieſe Scribes und

Dumas der Malerei, entzücken unſere Banquiers und werden auf deutſchen Kunſtausſtellungen bewundert. Wer kennt Papety, einen der bedeutendſten Maler des modernen Frankreichs?

Die nur kurze Lebensfriſt, welche der Entfaltung dieſes großen Talentes gegönnt war, und der zufällige Umſtand, daß ſich die meiſten ſeiner Bilder im Privatbeſitz befinden und mehr oder weniger unzugänglich ſind, bilden allerdings eine Art von Entſchuldigung; ſtatt anzuklagen, will ich daher mit kurzer Erwähnung ſeiner Werke fortfahren und meine Landsleute mit Papety bekannt zu machen ſuchen. In Marſeille, ſeiner Vaterſtadt, befinden ſich noch zwei bedeutende Bilder dieſes jungen Meiſters. Die Kirche Marie majeure beſitzt die „heilige Philomena“, eine einfache weibliche Geſtalt, die mit ausgebreiteten Armen aus dem Rahmen herauszuſchweben ſcheint, und „Jeſus, von beiden Eltern begleitet, aus dem Tempel kommend.“ Der zarte, doch kräftige Knabe glüht noch vom Feuer des Kampfes, den er ſoeben mit den Schriftgelehrten beſtand. Mit emporgehobenen Armen ſchreitet er vorwärts, noch iſt er in Begeiſterung, noch ſcheint er zu predigen, zu ſtreiten und zu lehren. An ſeiner rechten Seite, mit dem langen Stabe in der Hand, geht Joſephus; ein Mann im kräftigſten Alter, mit der Miene des Beſchützers und Vormundes, iſt er entſchloſſen, den Kleinen zu vertheidigen, auf deſſen Worte er mit aufmerkſamer Ruhe horcht. Aber tiefere Gefühle bewegen die Mutter. Sie hüllt ſich in ihr dunkeles Gewand und hält die Hände feſt über die Bruſt gedrückt. Langſamen Schrittes und ſinnend folgt ſie dem ſchnellſchreitenden Kinde; der mütterlichen Ahnung wird die ganze Beſtimmung ihres Sohnes klar, und erhabene Leidensbeſchlüſſe faſſend, blickt ſie ihm nach. Lebe wohl, ſagt ſie dem ruhigen Mutterglück, und ergeben begrüßt ſie das reichere Leid, welches ſie aus dunkler Ferne kommen ſieht. Eine ſchön geputzte Courtiſane betrachtet mit einem Gemiſch von frivoler Neugierde und ernſter Ahnung die Gruppe. Im Hintergrunde der Tempel mit ſeiner ſtolzen Säulenhalle, aus- und eingehende Fromme, Schreiber und Schriftgelehrte; römiſche Wachen und Soldaten in glänzender Rüſtung — die ganze alte Welt, die es nicht ahnt, daß dort ihr zukünftiger Zerſtörer als Kind zwiſchen Vater und Mutter wandelt!

Ein eigenthümliches, anfangs unbeſtimmtes Gefühl bemächtigt ſich des Beſchauers dieſer Bilder. Sie ſind ein Räthſel, etwas Neues; er weiß ſie nicht zu klaſſifiziren. Sind es Heiligenbilder? Nein — dazu ſind ſie zu robuſt, zu irdiſch, uns zu nahe verwandt. Sind es profane Bilder? — Noch weniger: denn es verklärt ſie ein gewiſſer Schein, den wir einen Heiligenſchein nennen müſſen, da wir es einmal ſo gewöhnt ſind. Sie ſtellen vielleicht doch Bewohner dieſer Erde vor, aber dieſer Erde, wie ſie werden ſoll, der künftigen Erde. Das iſt es: Papety iſt ein Mann der Zukunft — wie alle großen Künſtler, ein ahnungsvolles Gemüth, das überall die Zukunft ſucht, ſieht und darſtellt.

Zufällig kenne ich eine große Zahl Papety'ſcher Werke: Oelbilder, Aquarelle, Cartons, die ſich im Beſitz von Bekannten und Freunden befinden und ſonſt dem Publikum unzugänglich ſind. Eines der ſchwächeren unter dieſen, dem Herrn François Sabatier gehörig, gibt mir den Schlüſſel zum ganzen Weſen des ahnungsvollen, ſchöpferiſchen Künſtlers. Es iſt eine Allegorie — denn der eine neue Welt ſuchte, die er noch auf dieſer Erde nicht fand, mußte er es nicht auch mit der undankbaren Allegorie verſuchen?

In dunklen Wolken ſitzt die kahlköpfige, graubärtige Vergangenheit und liest im vergilbten Pergamente; neben ihr die trübe Gegenwart, traurig, aufgegeben vor ſich hinſtarrend, mit der linken Hand greift ſie träumeriſch nach dem vergilbten Pergamente, als wollte ſie dort Rath holen in ihrer Rathloſigkeit. Läſſig liegt die Rechte, die Hand der That, im Schooße. Auch ſie werden bald die dunklen Wolken, die ſie ſchon halb umhüllen, verſchlingen. Indeſſen aber, von Beiden ungeſehen, ſteigt aus blauem Hintergrunde die leuchtende Geſtalt des Genius der Zukunft hervor. Sein ſchimmerndes Gewand iſt von Sternen umrändert; ſein Geſicht iſt ernſt und doch liebe- und verheißungsvoll lächelnd. Die Arme breitet der heilige Knabe aus, als wolle er eine Welt an ſein Herz drücken.

Dieſer Genius der Zukunft, iſt es nicht derſelbe Knabe, welcher dort predigend und ſtreitend aus dem Tempel tritt, muthig vorwärts dem Glaubenden entgegenſchreitet und eine alte, obwohl glänzende, doch verwitterte Welt hinter ſich läßt? Iſt es nicht derſelbe Knabe, der dort auf dem andern Bilde aus dem Schooße des greiſen Alters ſegnend hervorgeht?

Die Zukunft war es, die Papety überall ſuchte und fand; in ihm ſelbſt, wie wir ſie, an der Schwelle einer neuen Zeit ſtehend, nur ahnen; in der Weltgeſchichte, wo ſie ihm ſymboliſch oder im Spiegel verklärter Vergangenheit entgegentritt; in der Kunſtgeſchichte, wo ſie als Blüthe des Menſchengeiſtes anticipirt zur Erſcheinung kommt.

Eine Anekdote und eine Erfahrung aus dem Leben Papety's müſſen wir hier einſchalten, die wie ſeine Bilder für ihn charakteriſtiſch ſind. Vor Jahren, noch in Papety's früher Jugendzeit, hatte Ingres, der ſtrenge Meiſter der Form und der etwas beſchränkten Klaſſizität, der den jungen Maler nicht beſonders liebte, ſeine Schüler um ſich verſammelt. Und zu dieſen ſagte er mit warnender Stimme: Meine Freunde, es gibt einen jungen Menſchen in Frankreich, der noch unbekannt iſt, noch nicht viel weiß, der nur ſtrebt und ſucht, — wenn er aber gefunden haben wird, dann wehe Euch! —

Die warnende Prophezeiung des alten Meiſters ſchien bald in Erfüllung gehen zu wollen. Papety errang den erſten Preis der Akademie und wurde nach Rom geſchickt. Aber den Preis, welchen ſie dem Schüler zuerkannt, konnte ſie, die Vertreterin des Fertigen und Alten, dem Manne, der mit ſeinem ganzen freien Weſen hervortrat, nicht zugeſtehen. „Der Traum vom Glück", die erſte Frucht ſeines neuen Strebens und Wollens, ein gewaltiges Bild, das Papety bald nach Paris ſandte, wurde von Akademie und Regierung verſchmäht; zum erſten Male ſeit Menſchengedenken wies man die erſte Arbeit eines Preisgekrönten zurück. Und Akademie und Regierung hatten Recht mit ihrem Inſtinkte, den die Gefahr eingibt. Im vorigen Jahrhundert hätten Hof und Hofleute dieſes Bild, das nichts Anderes iſt, denn ein Traum aus den Gärten des Akademos, Fleiſch gewordenes platoniſches Wort, wie eine gefahrloſe, unſchädliche Idylle von Florian bewundert. Heute ſah man hinter dieſen friedlichen Geſtalten von Liebenden, Lehrern, Schülern, ſpielenden Kindern nichts als Sozialismus und Revolution, hinter dem Tempel im Hintergrund einen Club, eine Volksbank, ein Phalanſtère — Gott weiß was!

Und im Grunde hatte man Recht. Die Idylle, das Gedicht des Friedens und der Liebe, iſt das revolutionärſte Gedicht. Denn was wollen wir Anderes, als Liebe und Frieden, als die Erfüllung des Papety'ſchen „Traumes vom Glück?“ als lieben, lehren und belehrt ſein? unſere Kinder, unſere Zukunft, in Blumen ſpielen und aufwachſen ſehen? Die Deviſe: „Brüderlichkeit,“ welche die Gegenwart auf ihr Schlachtpanier ſchreibt, ſchreit ſie nicht mitten aus dem Kampfgewühle nach Frieden und Liebe? Das gangbar gewordene Wort vom „Kriege gegen den Krieg“ — die verſchiedenen Friedensſekten und Phalanſterianer, welche vorzeitig vielleicht, doch gewiß menſchlich, friedliche Eroberung des Größten und Schönſten predigen — ſelbſt die komiſchen Friedenskongreſſe, ſind ſie nicht Symptome genug der tiefen Friedensſehnſucht? Papety hat ſie in ihrer Erfüllung gemalt. So iſt der Maler des Chriſtus urſprünglich ein Idyllendichter, ein Verkörperer platoniſcher Ideen, ein ſchöner genießender Heide, ein Herold moderner Wünſche.

Eine große Idee trägt alle Ideen in ihrem Schooße und ruht im Schooße aller Ideen. Sie iſt untheilbar und allvertheilt: es iſt dieß der Pantheismus der Vernunft. Nur ſcheinbar tritt der Prieſter aus ihrem Kreiſe, das ſehende Auge ſieht ihn immer und überall mit ihrem Dienſte angethan. Der Maler des „Chriſtus“ und des „Traumes vom Glück“ iſt derſelbe, der die „griechiſchen Mädchen am Brunnen,“ eine Idylle aus dem ſchönen Leben der Hellenen, geſchaffen hat. Mädchen mit ihren ſchlanken Waſſerkrügen in Hallen oder in ſüdlichem Sonnenſchein ſitzend und wandelnd, und ſo lieblich plaudernd vielleicht wie jene Fontaine, die dort zwiſchen den Säulen hervormurmelt: es iſt eben nichts als Schönheit und Friede, der große Traum von Glück im Kleinen wiederholt — ein Regenbogen in prismatiſchem Glaſe.

„Die Sterne in der eigenen Bruſt," die wir manchmal unſeren Willen nennen, mußten Papety nothwendig nach dem Lande führen, in welchem einſt ein der Vollendung nahe ſtehendes, durch unſere Liebe noch mehr verklärtes Volk gelebt, das wie ein in unſerem Rücken aufgeſtellter Spiegel uns, wenn wir zurückblicken, einen Theil der Welt zeigt, der wir zuſteuern; mußte er nicht die zertrümmerten Anfänge „ſeiner Zukunft" aufſuchen? Die Cartons, die er aus Griechenland zurückgebracht, ſind ein Reliquienkaſten von Erinnerungen an jede Stelle, die einſt Schönes und Großes geſehen hat. Ueber den Tempeltrümmern, den öden Thälern, den einſamen Lorbeerbüſchen weht ein Hauch lebenden, unſterblichen Griechenthums, als ſollte der Lorbeer noch heut die Stirne eines olympiſchen Dichters bekränzen, als wären ſoeben die Bekämpfer der Barbarei durch dieſe Thäler gegen Marathon gezogen, als würde in dieſen Tempeln noch jetzt den ſchönen Göttern des Himmels und der Erde geopfert! Den Parthenon aber, den Inbegriff aller Kunſt und Schönheit, hat er, „ein rückwärts gekehrter Prophet," wieder ſo aufgebaut, wie er die Augen des Perikles entzückt hat.

So Chriſt und ſo Heide, ſteht er von ſelbſt auf den überſchauenden Höhen, die andere Geiſter vor ihm aufgethürmt haben. Das Höchſte, das die Kunſt der modernen Welt in Worten und Tönen hervorgebracht, nimmt er in ſich auf und bringt es noch einmal hervor. Sein Wort iſt die Form, ſein Ton die Farbe. In einem Palaſte zu Florenz malt er die Meiſterwerke Shakeſpeare's und Mozarts: denn im Ewigen iſt die Zukunft.

Ich wollte nur auf Papety und die beherrſchende Idee ſeines Lebens aufmerkſam machen; ihn zu klaſſifiziren überlaſſe ich

Anderen. Bilder zu beſchreiben, die ſelbſt nur die vollkommenſte Beſchreibung ſind, halte ich für unnütz; ich bin ſchon zufrieden, wenn ich nur dazu beitrage,' den Namen eines großen Künſtlers weiter zu verbreiten. Vor einem Jahre hatte ich ihn ſelbſt noch nie nennen gehört. Im September 1850 ſprach man mir von einem Requiem, das in der abſeits liegenden Kirche St. Vincent de Paul zu Paris abgehalten wurde. Ein unbekannter Compoſiteur Beſozzi hatte das Requiem komponirt, eine damals noch unbekannte Sängerin Emmy Lagrua, die ſich zufällig aus Deutſchland hierher verirrt hatte, ſang das ſchöne Trauerlied mit ihrer ſeelenvollen Stimme, und die Freunde Papety's weinten eine ſtille Thräne. Er war im Alter Raphaels geſtorben. Aber die Götter ſcheinen ihren Lieblingen, die ſie jung zu ſich nehmen, die kurze Lebensfriſt durch einen klaren und heiteren Blick in alle Zukunft auszudehnen und zu bereichern.

6. September 1851.

Um elf Uhr Morgens ſtieg ich in den Kahn, um nach Château d'If hinüberzufahren. Es war Windſtille, und die Fahrt dauerte faſt eine Stunde. Ein Dampfſchiff nach dem andern flog an uns vorüber; das eine nach Algier, das andere nach Smyrna, das dritte nach den Antillen, das vierte ſogar nach Kalifornien. Im Hafen hatte ich die Reiſenden geſehen, die mit ihrem Gepäck auf vielen Kähnen dieſen Dampfern entgegeneilten. Nur wenige betrübte oder von Aufregung zeugende Geſichter habe ich unter ihnen bemerkt; ſo ſehr hat man ſich heutzutage an das Reiſen in die fernſten Zonen gewöhnt. Am Horizonte ſtanden hundert Schiffe mit herabhängenden Segeln wie angenagelt; des Morgens hatten ſie Dampfſchiffe dahingeſchleppt, aber kein Luftzug kam ihnen zu Hülfe. Wie ein Hohn auf die alte Welt und ihre Mittel, zu leben und ſich zu regen, jagten die Dampfſchiffe an ihnen vorüber. Eines ſchleppte eben einen beleibten Muſelmann, von deſſen Maſte der Halbmond auf die chriſtliche Welt niederſah, in den nahen Hafen. Vor dem Fort St. Jean arbeitete eine Dampfmaſchine, Berge von Sand in die ſie umgebenden Kähne ausſchüttend.

Die Inſel If bietet trotz ihrer Oede und Kahlheit doch einen überaus maleriſchen Anblick. Die Mauern, die ſie umgeben, müſſen ſich den Formen des Felſens fügen und je nach ſeinen Riſſen und Höhen auf- und abſteigen, ſo daß ſie hier den Fuß im Meere baden, während ſie dort von ſteilem Abhange luſtig niederſehen. Ueberall aber werden ſie vom inneren Schloſſe mit ſeinen Zinnen und der Terraſſe überragt. Den Hintergrund bilden die zwei größeren Eilande, Ratonneau und Pomegue, die durch eine Mauer verbunden ſind. Der Raum zwiſchen beiden bildet den Hafen Dieudonné. Man nennt ihn Gottesgabe, weil er faſt ganz von der Natur geſchaffen und die Menſchen nur wenig zu thun hatten, um ſich ihn nutzbar zu machen. Beide Inſeln ſind ebenſo wie If verbrannte, von Forts gekrönte Felsſtücke; Pomegue trägt noch das weitläufige Gebäude der Quarantaine auf ſeinen Schultern.

Je näher man den Inſeln kommt, deſto ſichtbarer wird der aufſteigende Meeresgrund. Jede kleine Waſſerpflanze iſt in dem Walde von Seetang zu unterſcheiden. Fiſche, Krabben und anderes Gethier treiben ſich wie Wild im Forſte auf ſeinem Grunde umher, während über ihm der Seeſtern hin und her ſchwebt. Die Schatten der Wolken am Himmel fallen bis in dieſe tiefe, verborgene Welt.

Eine theils in den Felſen gebauene Treppe führt in mancherlei Windungen zwiſchen zwei Mauern in das Innere der Befeſtigung. Es beſteht aus dem Schloſſe, einem kleinen Parallelepipedum, aus dem modernen, unbedeutenden Wohngebäude des Concierge und aus kahlem, zerriſſenem Felsboden faſt ohne alle Vegetation. Im Graben des Schloſſes gedeiht kümmerlich ein wilder Feigenbaum. Die ganze Bewohnerſchaft dieſer kleinen öden Welt ſetzt ſich in dieſem Augenblicke zuſammen: aus dem Concierge und ſeiner Frau, aus einem Lieutenant und zehn Mann Soldaten, aus einer Ziege und einem kleinen korſiſchen

Widder; die letzteren haben innige Freundſchaft geſchloſſen und ſind unzertrennlich. Immer vereint, treiben ſie ſich auf dem Felſen und, wenn das Schloßthor geöffnet wird, in den Gängen und auf den Terraſſen umher. Sie folgen auch den Fremden in das Gefängniß Mirabeau's und ſtören ihn ironiſch in ſeinen welthiſtoriſchen Betrachtungen.

Mit dem erſten Schritt in den Schloßhof mußte ich laut auflachen! Vor der Gefängnißthüre links am Eingang glänzte mir die Inſchrift „Prison de Monte-Christo“ entgegen. Der Concierge ſah mich prüfend an, dann ſagte er lächelnd: Eh bien, Sie wiſſen es, soit! — Ich habe es nicht hingeſchrieben, und viele Fremde glauben es. — Er öffnete die Thüre, ich trat in ein wirklich ſchauderhaftes Gefängniß, in ein Loch ohne Licht, das wenige ausgenommen, welches durch ein kleines Gitterchen der Thüre fahl auf den Boden fällt, ein Loch, das nicht fünf Schritt lang, kaum zwei Schritt breit und höchſtens drei Ellen hoch iſt. Das Gemäuer, ohne alle Bekleidung oder Tünche, beſteht aus eckig und ſpitz hervorragenden Steinen. Aus dieſem Gefängniſſe Monte-Chriſto's traten wir in das anſtoßende des „Abbé Faria.“ Ein Theil der Wölbung des erſteren bildet die Seitenmauer dieſes beſſeren und bequemeren Gefängniſſes. Man kann in der That annehmen, daß zwei Gefangene in dieſen beiden Löchern durch die leichtgemachte Entfernung einiger Steine eine Verbindung herzuſtellen vermögen. Dieſen Troſt kann ich germaniſchen Leſerinnen, die an Monte-Chriſto glauben, nicht vorenthalten: Alexander Dumas hat Ort und Gelegenheit mit vielem Geſchick benutzt, um ſein Märchen wahrſcheinlich zu machen. Nur der berühmte Wurf im Sacke läßt einigen Zweifel aufkommen, da die Mauer, von deren Höhe der unbarmherzige Romancier den armen Monte-Chriſto ſchleudert, von der Fläche des Meeres durch unterſchiedliches Felsgeſtein ſo bedeutend entfernt iſt, daß man eben einiger Dumas'ſchen Romantik bedarf, um einen ſolchen Wurf zu thun oder an ihn zu glauben. Wahrſcheinlich um auch mir einige Gläubigkeit beizubringen, verſicherte der

Concierge: daß ſich in den Regiſtern des Gefängniſſes wirklich die Namen Abbé Faria und Dantes vorfinden, und zwar letzterer von der Bemerkung begleitet „wegen Expedition eines Briefes von Bonaparte.“ Auch dieſes ſei deutſchen Gemüthern zur Beruhigung gewiſſenhaft verzeichnet.

Die Treppe, die in den erſten Stock führt, und eine Galerie brachten mich aus Dumaſiſchen Geſchichten in die Geſchichte — in das Gefängniß Mirabeau's. Es befindet ſich gerade oberhalb des Gefängniſſes Monte-Chriſto's und entſpricht dieſem in Lage, Größe und Ausſehen. In welch' kleinen Käfig wagte man dieſen gewaltigen Löwen einzuſchließen, der mit dem Schütteln ſeiner Mähne die Baſtille gebrochen und alle Gefängniſſe der Welt wenigſtens erſchüttert hat! — Sehen Sie, ſagte der Concierge, hier hat er lange Monate verbracht; iſt es ein Wunder, daß er die Freiheit liebte? — Eine Bemerkung, die manche Weisheit manchen Hiſtorikers aufwiegen würde, wenn Mirabeau wirklich die Freiheit geliebt hätte. Und doch hatte der Concierge Recht: Mirabeau liebte die Freiheit, aber wie Einer, der ſie in ſeinem eigenen Gefängniſſe und nur, weil es ſein Gefängniß, lieben gelernt, nicht wie Der ſie liebt, der die Haft der ganzen Welt als ſeine eigne fühlt.

Auf If hat ſich die Tradition erhalten, daß der Sohn des Menſchenfreundes nach einem Beſuche ſeines Bruders das kleine düſtere Loch mit dem nebenan befindlichen größeren und lichteren Gelaß vertauſchen durfte. Ein ziemlich großes Gitterfenſter geſtattet die Ausſicht gegen Süden auf das Meer. — Wie muß dem kochenden, brauſenden Menſchen zu Muthe geweſen ſein, wenn er die Schiffe auf freiem Element allen Weltgegenden zufliegen ſah! Wenn es ſtürmte, mag es in ihm am Düſterſten ausgeſehen haben: denn der Adler im Käfig, ſo ſagt man, iſt bei ſtürmendem Wetter am Traurigſten. Er half ſich, indem er ſeine weltdurchſtürmenden Gedanken aus ſeinem Gemüthe heraus auf das Papier warf; denn in dieſem milderen Gefängniſſe waren ihm Papier und Feder geſtattet. In einer Ecke iſt noch ein ſchmales Brett befeſtigt, welches Mirabeau als Schreibepult gedient haben ſoll.

Dem Gefängniſſe des demagogiſchen Ariſtokraten ſchräge gegenüber befindet ſich das gewölbte Gemach, das einen prinzlichen Demokraten oder wenigſtens einen, der es zu ſein vorgab, eine Zeit lang beherbergte, bevor er nach Paris befördert wurde, um ſein ſcheußliches Haupt der Guillotine darzubringen: Philipp Egalité. Als er hier auf ſeiner Flucht aufgehalten worden, ſtopfte man Chateau d'If mit republikaniſchen Soldaten und Freiwilligen voll, da man das Geld, die Freunde und die Intriguen der Orleans fürchtete und eine ſo koſtbare Beute nicht verlieren wollte. Daſſelbe Zimmer hat ſpäter Lavalette bewohnt.

In dem großen Gemache nahe daran reſidirte gezwungener Weiſe der Generalſtab Joachim Murats. Die ſchlechten Wandmalereien, die es anfüllen, ſind Erinnerungen an die langweiligen Haftmonate. Alle übrigen Gemächer des Schloſſes waren noch vor Kurzem von den Juni-Inſurgenten des Jahres 1848 bewohnt. Es waren ihrer 380, und wie der Concierge ſagte, der Lärm, den ſie verführten, unerhört.

Bevor ich dem Concierge ſeinen Franken in die Hand gedrückt und Abſchied genommen, erzählte er mir noch, daß er ein ſehr einträgliches Geſchäft machen könnte, wenn er nur viele Exemplare von Monte-Chriſto vorräthig hätte. Die meiſten Reiſenden erkundigten ſich darnach, da es ihnen intereſſant ſcheine, die Geſchichte auf ihrem Schauplatze zu kaufen und ſie als Andenken mit in die Heimat zu nehmen. — Ich fragte, ob dieß nicht auch mit den Memoiren Mirabeau's der Fall ſei? — Nein, antwortete er trocken, aber bedeutungsvoll lächelnd. — Dieſer Mann war mir eigentlich einer der intereſſanteſten Gegenſtände auf dem öden Felſeneiland. Sein Geſicht wie ſein Benehmen zeugten von klarer Intelligenz, von menſchlichem Gefühl und nebenbei von ſpekulativer Klugheit. Mit ſichtbarer Freude verkündete er, daß er keinen Gefangenen unter ſeiner Aufſicht habe, und knüpfte die Hoffnung daran, daß es noch lange, vielleicht immer ſo bleiben werde. Im Gegentheil habe ich bei allen Gefangenwärtern und Kerkermeiſtern, die ich je kennen zu lernen die Ehre hatte, eine um ſo größere Freude, einen um ſo größeren Stolz bemerkt, je größer die Zahl, je ſchwerer die Strafe ihrer Gefangenen geweſen. Mit ausdrucksvollen Worten ſprach er von der Schwere der Einſamkeit, die manchmal auf ihm laſte, ihm, dem es doch frei ſtehe, ſeinen Poſten zu verlaſſen oder mit dem Dampfſchiffe wenigſtens zweimal in der Woche nach Marſeille zu fahren, und zog daraus den Schluß, wie ſchwer erſt die Einſamkeit auf die gezwungenen Gefangenen drücken müſſe. — Freilich, fügte er mit einem vorſichtigen Seitenblick auf mich hinzu, habe ich auch ſchon Gefangene geſehen, die eine ſolche Gemüthsruhe, eine ſolche Befriedigung ihrer ſelbſt ins Gefängniß mitgebracht, daß es alle ſeine Schrecken für ſie verloren zu haben ſchien. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie heiter viele der Gefangenen von 1848 ihre Haft getragen und der Verurtheilung entgegen geſehen haben. — Es iſt allerdings möglich, und nach dem klugen Augenzwinkern und dem Beobachten zu ſchließen, das ich an ihm bemerkt habe, iſt es vielleicht ſogar wahrſcheinlich, daß der Mann ſeine Worte nach dem Charakter, den er beim Fremden vermuthet, ſtellt und einrichtet; ich zeichne ihn aber gerne ſo, wie er ſich mir gegeben. Leuten auf ſolchen Poſten iſt es nicht ſchwer, in mancher Beziehung Menſchenkenner zu werden und allerlei Beobachtungen anzuſtellen. Das bewies mir auch die Bemerkung, daß die Engländer zuerſt und am Liebſten auf Egalité's Kerker zueilen, ihn wie den Käfig eines wilden Thieres anſehen und oft anſpucken; daß ſich die Franzoſen für die Löcher Mirabeau's und Monte-Chriſto's gleich ſehr intereſſiren, Deutſche und — Ruſſen aber am Längſten bei Mirabeau zu verweilen pflegen.

Mit einem leiſen Südwindhauche fuhr ich gegen Marſeille zurück. Es war zwei Uhr, die Sonne brannte fürchterlich. Ich legte mich auf die gepolſterte Bank des Kahnes, um Sieſta zu halten, ſelbſt erſtaunt über die Gemüthsruhe, mit der ich

Chateau d'If beſucht und verlaſſen. Einige Jahre früher nur noch mit einem Funken von der Begeiſterung, die ich bei erſter Leſung der Biographie und der Reden Mirabeau's verſpürt, — wie anders hätte ich dieſen öden Felſen betrachtet, mit welchem Herzklopfen ihn betreten! Seit damals aber haben jakobiniſche Gedanken die Büſte, die ich ihm in meiner revolutionären Herzkammer aufgeſtellt, zertrümmert; der Beſchluß ward mit Lärm gefaßt und mit Schmerzen ausgeführt. Verſteckte Parkthüren, die zu einer ſchönen Königin führen, müſſen von einem mächtigen Zauber umgeben ſein — aber Geld! Geld! armer, großer Mann! — Traumlos ſchlafend kam ich in Marſeille an; was von Mirabeau zu träumen iſt, habe ich ſchon vor langen Jahren durch- und ausgeträumt.

Marſeille, den 7. Auguſt 1851

Es iſt vier Uhr Morgens. In einer Stunde verlaſſe ich dieſe Stadt, die ich während eines kurzen Aufenthaltes lieb gewonnen habe. Sie iſt trotz dem Mangel an großen Einzelnheiten, an monumentalen Gebäuden und bedeutenden Bildungsinſtituten doch in Allem und Jedem eine große Stadt. Auf Land, Inſeln, Meer und Menſchenangeſichtern liegt jener ausgeſprochene Charakter des Südens, der für den Nordländer ſo unendlichen Reiz hat. Im regen Treiben der Gaſſen, im Lärm des Hafens fühlt man das Herz erweitert und im Kontakte mit der ganzen Welt. Man vergißt alles Komiſche, das ſich die Pariſer und die ſüdlichen Nachbarn gerne von Marſeille erzählen. Den etwas kindiſchen Dialekt, der allerdings komiſch klingt, ausgenommen, ſind die Marſeiller nicht komiſcher als die andern Franzoſen, ſie ſind nur anders: aber eben dieſe Verſchiedenheit iſt den Centraliſationsſüchtigen ſo ſonderbar und lächerlich. Ihr Selbſtgefühl, ihr Stolz, Bürger einer großen Weltſtadt zu ſein, wird den Söhnen Marſeille's beſonders von den Pariſern zum komiſchen Verbrechen gemacht. Dieſe erzählen ſich mitleidig, daß die Marſeiller ſagen: wenn Paris eine Cannebière hätte (die große ſchöne

Straße, die zum Hafen führt), dann wäre Paris ein kleines Marſeille. Dieſes erfundene Sprüchwort iſt allerdings für den Stolz der Marſeiller, aber auch für die Eiferſucht der Pariſer charakteriſtiſch: da man aus Marſeille nicht eine kleine Stadt machen kann, ſo erzählt man wenigſtens Kleines von den Marſeillern.

Sonntags gehen ſie mit Kind und Kegel auf ihre Landhäuſer oder Baſtiden. Sie wären ſehr glücklich, dort Parks, Waſſerfälle und Springbrunnen à la Versailles zu finden. Aber die Vorſehung hat den Baſtiden Quellen verſagt. So beladen ſie denn Ochſen, Eſel und Mauleſel mit heiliger Salzfluth aus dem Meere und ſchleppen ſie mit großer Mühe und großen Koſten in Fäſſern hinaus. Um eine gewiſſe Stunde läßt man dann den auf dieſe Weiſe genährten Springbrunnen oder die Kaskaden ſpielen; die Familie ſitzt herum, betrachtet den dünnen Waſſerfaden und preist die Wunder und die Fülle der Natur. Bevor der Faden zu Ende geſponnen, entfernt man ſich, um die Illuſion von der Unendlichkeit und Unerſchöpflichkeit mit ſich nach Marſeille ins Comptoir zurückzutragen.

Aehnliche Geſchichten erzählt man von den Jagden der Marſeiller, zu denen ſie aus Nähe und Ferne Freunde und Bekannte einladen. Sie werden in einem hundert Schritt langen und zwanzig Schritte breiten, von einer Mauer eingefaßten Raum abgehalten. In der Mitte ſteht ein einſamer Baum, der einen Käfig mit Lockvögeln trägt. Was ſich von dieſen an fliegendem Wilde anlocken läßt, iſt ein Raub der tapferen Jäger, die, in der Umzäunung verſammelt, den erhabenen Moment abwarten, bis ſich eine Lerche oder Wachtel niederläßt.

Was übrigens die Jägerei betrifft, ſo ſind die Bewohner Languedocs und der Provence in dieſem Stücke alle gleich lächerlich. In keinem Lande habe ich ſo viel und mit ſo großer Leidenſchaft von Jagd und Jägerei ſprechen hören, als hier, wo der Haſe eine Seltenheit, von Hochwild keine Spur iſt und höchſtens ein Rebhuhn die mühſeligen Anſtrengungen vieler heißer

Tage belohnt. Wochenlang vor der geſetzlichen Eröffnung der Jagd putzt man Flinten und Jagdtaſchen, näht man Jagdkleider und kauft Munition ein. Dieſe Jagdliebe iſt um ſo feuriger, als ſie eine unglückliche iſt. Sie kommt Niemandem zu Gute, als dem Staat, dem ſie ziemlich die Kaſſen füllt, da jeder einzelne Jäger einen Jagdpaß, der nur perſönlich iſt, bezahlen muß. Für dieſelbe Summe könnte er fünfmal ſo viel Wild kaufen, als er in der ganzen Saiſon mit der fürchterlichſten Mühe erlegt. Aber die Leidenſchaft bemächtigt ſich auch Jener, die den Paß nicht bezahlen können oder wollen. So entſtehen ganze Banden von Wilddieben, die in Schaaren das Land durchziehen und einen Vernichtungskrieg gegen die Rebhühner und letzten Haſen, einen Vertheidigungskrieg gegen die Gendarmen und Gardes champêtres führen. Wenn ein ſolcher ſich naht, ſtecken ſie den Stiel eines Weinblattes in den Mund und biegen das Blatt ſelbſt mit der Unterlippe nach oben, ſo daß es das Geſicht bedeckt und ſie unkenntlich macht. Die zwei Einſchnitte im Blatte laſſen ihnen die Augen frei; ſo ſchießen ſie auf Gendarmen und Gardes champêtres. Beſonders furchtbar haben ſich auf dieſe Weiſe die Bewohner einzelner Dörfer in der Nähe von Sommières gemacht; man erzählt ſo viele tolle und kühne Streiche von ihnen, daß dieſelben geſammelt einen Cooper'ſchen Roman bilden würden.

Die Nürnberger Lächerlichkeiten von Marſeille haben mich zu weit geführt, und ich will nicht wieder zu ihnen zurückkehren. Im Gegentheile will ich, es in einem ſeiner Söhne feiernd, von Marſeille würdigen Abſchied nehmen. Ich habe von Papety geſprochen; es wäre ungerecht, vom jüngſten Künſtler Marſeille's zu ſchweigen, beſonders da ich ſchon, ungerecht genug, von einem ſeiner älteren, von Puget, dem Bildhauer, Maler und Architekten aus der Zeit Ludwigs XIV., geſchwiegen habe. Der jüngſte künſtleriſche Sohn dieſer ſonſt durch und durch kommerziellen und künſtleriſch wenig produktiven Stadt iſt Ricard, derſelbe, deſſen Portraits im letzten Pariſer Salon ſo bedeutendes und ſo gerechtes Aufſehen gemacht. Die Regierung gab ihm die Medaille, das Publikum das Zeugniß, in dieſem Fache das Beſte geleiſtet zu haben. Ricard war lange in Italien, beſonders in Venedig, durchreiste dann die Niederlande und England und hatte ſo die beſte Gelegenheit, die größten Portraitmaler aller Zeiten, Titian und Vandyk, zu ſtudiren. Aus dieſem Studium zog er die beſten Früchte; dem Titian hat er ſeine unübertroffene Farbe, dem Vandyk ſeine edle Eleganz und Grazie abgelauſcht. Aber Farbe, Grazie und Eleganz ſind nur kleine Vorzüge, wenn der Portraitmaler ſeine Bilder nicht, wie eben Titian und Vandyk, wie Giorgione, Rembrandt, Velasquez gethan haben, zugleich dramatiſch und hiſtoriſch zu beleben weiß, wenn er es ſich nicht bewußt iſt, daß er zugleich Hiſtorienmaler iſt, daß auf jedem Geſicht ein Schatten und ein Strahl ſeiner Zeit liegt, daß jedes Geſicht einen Theil der ganzen Chronik ſeines Zeitalters bildet. Ricard hat das begriffen und malt darnach: wohl das höchſte Lob, das man einem jungen Künſtler von ſechsundzwanzig Jahren geben kann. Wer ſeine Bilder im letzten Salon geſehen, hat die Ueberzeugung, daß Frankreich in Kurzem an Ricard [1] einen der bedeutendſten Portraitmaler beſitzen wird.

Es ſchlägt fünf Uhr — die Pferde ſchaudern — es iſt heller Tag; ich eile, nach Aix zu kommen, dem Wahlorte des Mannes, deſſen Kerker ich geſtern beſucht habe.

---

[1] † am 23. Januar 1873.

Neuntes Kapitel.

Aix — Todesſtille im ariſtokratiſchen Quartier — Langeweile. Mirabeau unbekannt — Monumente — König René als Maler — St. Chamas — Pont Reaue-Faveur — Noſtradamus — Ein ſüdliches Gewitter — Das Geſtüte der Republik und ſeine Helden.

Aix, 6. September 1851.

Kaum fünf Stunden bin ich hier, und ſchon weiß ich nicht mehr, was mit meiner Zeit zu beginnen, obwohl ich noch eine Stunde mit klaſſiſchen Waſchungen in den Bädern des Sextius zugebracht habe. Die Merkwürdigkeiten ſind erſchöpft; das Muſeum, das in ſolchen Fällen aushelfen muß, iſt geſchloſſen. Ein Ausflug nach dem Thurm Cäſars wäre eine verdienſtliche, eine Wallfahrt nach dem Berge St. Victoire, wo die Teutonen von Marius geſchlagen wurden, wäre eine patriotiſche Unternehmung, aber es brütet etwas Unerklärliches in der Atmoſphäre, daß man ſich nicht hinauswagt. Die Leute laufen mit verhülltem Geſichte durch die Gaſſen; die Hitze iſt ganz fürchterlich, der Wind brennt, wenn man die Hand emporhebt, und treibt dicke, weiße Staubwolken in Wirbeln auf, durch die die Sonne bald braun, bald bläulich grau zu ſehen iſt. Es hat etwas vom Samum, oder als ſollte ein Erdbeben oder etwas dergleichen ausbrechen. Die Bäume des Corſo, die ich heute Morgen bei meiner Ankunft grün geſehen, ſind weiß wie nach einem Schneefall. Die Verordnung des Präfekten, welche vor einer Stunde noch bei heiterem Wetter angeſchlagen wurde und das Tragen der rothen Farbe als aufrühreriſch verbietet, kann dieſen Effekt nicht hervorgebracht haben. Die Leute ſagen mir, daß ein ſolches Wetter ganz und gar nicht zu den Eigenthümlichkeiten des Landes gehöre, und daß es etwas Beſonderes zu bedeuten habe. Ich will es abwarten und dir indeſſen ſchreiben, mein lieber Fritz. Zuerſt aber ſtecke ich den rothen, algieriſchen Beutel, aus dem ich eben dieſes Papier bezahlt habe, in den Sack, um nicht mit der Autorität in Konflikt zu kommen, denn ich ſchreibe im Kaffeehauſe.

Um fünf Uhr verließ ich Marſeille. Die Pferde gingen ſo ſchnell, als es auf den faſt immer aufſteigenden Wegen nur möglich iſt. Dennoch fuhren wir an zwei Stunden mitten durch Landhäuſer oder Baſtiden. Sie dehnen ſich ohne Unterbrechung weit und breit um die Stadt aus und geben ihr ſo die ſcheinbar ungeheuere Ausdehnung, die man von Notre-Dame de la garde anſtaunt. Sie ſind meiſt in üppigen Pinien, Cypreſſen, Lorbeerbüſchen ganz verſteckt und erfreuen ſich von ihren Hügeln der herrlichſten Ausſicht über die Stadt, die Inſelgruppe von If und das blaue Meer. Der Roſenlorbeer (Oleander) ſteht trotz der vorgerückten Jahreszeit noch in vollſter Blüthe und athmet liebliche Düfte und Farben. Das Getümmel der Stadt hört lange nicht auf; fruchtbeladene Wagen kommen Einem von allen Seiten entgegen; Reiſende und Landleute aus der Umgegend ſtrömen ab und zu. Eine Kuchenverkäuferin trat noch ſchläfrig aus ihrem Hauſe in der Vorſtadt, ihr Korb trug die Inſchrift: Liberté, Egalité, Fraternité. Kaum trat ſie von der Schwelle, als ſie ihre Waare ſchon in einem Liede anzupreiſen begann. Sie ſpekulirte mit Kunſt und Politik, um ihre Waare an Mann zu bringen. Sie that nichts Anderes, als mancher berühmt Gewordene.

Der lachende Umkreis von Marſeille verwandelt ſich endlich in die in der Provence obligate Wüſte, der man begegnen muß, wenn man nur drei Stunden im Wagen ſitzt. Wir fuhren zwiſchen kahlen Bergen hin, über die hinaus dunklere, zum Theil bewaldete herüberlugten. An ihrem Fuße lagert Aix — lang geſtreckt, wie es daliegt, mit der Vegetation, die in ſeiner Nähe zunimmt, mit den zwei gothiſchen Thürmen, ſieht es ſich nicht übel an — man glaubt eine große Stadt vor ſich zu haben.

Die Illuſion verwandelt ſich bald in eine andere. Auf dem Cours oder Corſo angekommen, glaubt man ſich in einem Kurorte zu befinden, was doch Aix längſt zu ſein aufgehört hat. Die lange und breite Straße des Cours iſt von einer ſchönen Allee durchlaufen, in deren Schatten ſich Kaffeehaus an Kaffeehaus reiht. Hier befinden ſich auch alle Poſt-, Meſſagerie- und Omnibusbureaux — an zwanzig große Wagen ſtehen immer zur Abreiſe bereit; andere kommen und gehen. Auf den Balkonen der Gaſthäuſer langweilen ſich langweilige Engländer und Engländerinnen. Vor den Café's ſitzen und rauchen die im Süden ſo üppig gedeihenden Müſſiggänger in Civil- und Militärkleidern. Nur die Fremden und Reiſenden bringen Leben und Bewegung hervor: die einheimiſche Stadt ſcheint gar nichts zu thun zu haben. Das wird noch wahrſcheinlicher, wenn man ſich in die Gaſſen ſüdlich vom Cours verſenkt. Es iſt das das ehemalige ariſtokratiſche Quartier von Aix, welches dem Orte allein Bedeutung gegeben hatte. Die provenzaliſche Ariſtokratie war vor der Revolution eine der reichſten und ſtolzeſten von Frankreich, und Aix, wo ſie ihr Parlament hatte, war ihr Hauptſitz. Die Parlamente ſind gefallen, mit ihnen der parlamentariſche Adel und die Parlamentsſtädte. Die Güter des ſehr legitimiſtiſchen Adels, der emigrirt war, kamen in bürgerlichen Beſitz, und nun ſteht das prächtige Quartier mit ſeinen Paläſten, mit ſeinen ſtolzen Balkonen todt und leer. Das Gras wächst in den Straßen; die Fenſter ſind geſchloſſen; die unteren Stockwerke ſind von Wäſcherinnen bewohnt; die prächtigen Veſtibules ſind Sattler- und Wagnerwerkſtätten geworden. Uralte Platanen werfen ihren melancholiſchen Schatten auf dieſe geſtorbene Welt: die Waſſer der Ziſterne aus den Zeiten Ludwigs XIV. ſprechen in dieſer Stille ſo laut, daß man ihr monotones Murmeln im entfernteſten Winkel dieſes Stadttheils hört, daß ſie im Innern der Paläſte zu wiederhallen ſcheinen. Ich wollte mich nach dem Hauſe Mirabeau's erkundigen und fand in allen dieſen Gaſſen keine Seele, die ich befragen konnte. Ich kam wieder auf den Corſo zurück, fragte nach rechts und links — es wußte mir es kein Menſch zu ſagen; ſo gab ich es auf und vertiefte mich in die winklige, eckige, ſchmalgaſſige innere Stadt. Da ging es etwas lebendiger her, denn es war Wochenmarkt. Aber immer konnte man bemerken, daß man ſich in einer Stadt befinde, die dreimal ſo viele Einwohner mit Bequemlichkeit beherbergen konnte.

Auch hier viele alte, palaſtähnliche Gebäude; ich trat auf gut Glück in das eine und andere und mußte Wölbungen, Treppen, königliche Raumverſchwendung bewundern.

Zwiſchen dieſen Häuſern nordfranzöſiſchen, ariſtokratiſchen Styles aus dem 17. Jahrhundert und dem Anfang des 18., wie wir ſie auch in Deutſchland kennen, nimmt ſich das Palais der Juſtiz, ganz italieniſcher Art, mit ſeinen unzähligen Säulen, mit ſeinem weißen Glanze, ſehr fremdartig aus. Es hat eine ſchöne Vorhalle, vor der die beiden berühmten Rechtsgelehrten Pourtales und Simeon — in weißen Marmor gehauen — mit ihren Orden und Spitzencravatten ſehr breit und würdig auf marmornen Thronen ſitzen. Der innere Hof iſt zu ſehr von Säulen überladen. Man ſieht nichts als Säulen über Säulen. Neben dieſer Verſchwendung nimmt ſich die ſchmale Doppeltreppe deſto ärmlicher aus.

Ich verließ den Palaſt, um die berühmte Kathedrale aufzuſuchen. Es iſt ein unordentliches, großes Haus, halb im Spitzbogen-, halb im Rundbogenſtyle gebaut und gar nicht ſo viel daran zu bewundern, als Bücher und Reiſende Einem glauben machen möchten. Das Intereſſanteſte an ihr iſt eine mit Skulpturen bedeckte Thüre, die wahrſcheinlich aus dem 16. Jahrhundert ſtammt. Die Skulpturen ſtellen verſchiedene Tugenden und die zwölf Propheten dar. Die Geſichter ſind mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitet und haben ein ſchönes Relief. Beſonders zu loben iſt die Einfachheit des Ganzen, die bei ähnlichen Arbeiten, wie wir ſie in Belgien, Deutſchland und Italien ſehen, meiſt zu mangeln pflegt.

Eine andere Merkwürdigkeit der Kathedrale von St. Sauveur iſt das ſchöne Bild, das man dem König René zuſchreibt. Es ſtellt die Jungfrau mit dem Kinde über einem Baume ſchwebend vor; ein Engel ruft einen Hirten herbei, der ſich geblendet die Augen mit der einen Hand bedeckt, während die andere den Schuh vom Fuße ziehen will. Vielleicht iſt es der Hirte Moſes. Viele Ausleger glauben, viele beſtreiten es; denn, ſagen die Letzteren, was hätte die Jungfrau mit dem Kinde in jener Geſchichte mit dem Dornbuſche zu thun? — Aber wenn David Chriſtum ankündigt, warum ſoll Moſes nicht die Jungfrau ſchon im Dornbuſche geſehen haben? Ich ſehe nicht ein: es iſt Eines ſo möglich wie das Andere. Uebrigens kommen uns bei den Malern früherer Jahrhunderte ſehr oft ſolche Ragouts aus alt- und neuteſtamentlichen Stoffen bereitet vor. Man muß zu ſo frommen Werken wenig Verſtand und viel Glauben mitbringen, dann thut man ihnen am Wenigſten Unrecht. Auch die Geſchichte muß man auf Momente vergeſſen. Dieſes alles bei Seite, verräth das Bild eine Meiſterhand. Zu dieſer Reinheit der Zeichnung, zu dieſer Lebendigkeit und Harmonie der Farben, zu dieſem leichten Ausdruck der Wahrheit in Stellung und Mienen bringt es keine königliche Dilettantenhand.

Das Bild iſt von zwei Flügelthüren bedeckt, welche innen und außen von derſelben Hand und mit größerem Glücke noch als das Hauptbild gemalt ſind. Auf den vier Flächen ſieht man die Jungfrau mit dem Engel Gabriel — den König René und ſein Weib — wieder den König René in Geſellſchaft zweier männlicher und einer weiblichen Heiligen — die Königin in ähnlicher Geſellſchaft. Der Kopf der Heiligen auf dieſer vierten Bildfläche iſt unendlich reizend und ſchön; er überſtrahlt weit die Himmelskönigin und die Erdenkönigin. Letztere iſt allerdings bedeutend häßlich. Daß das Bild nicht von König René herrühre, beweiſt ſein eigenes Portrait auf dem einen Flügel; der Kopf hat eine ſolche Stellung, daß er ſich unmöglich ſelbſt gemalt haben kann. Daß aber dieſer Kopf wie das ganze Werk von einem und demſelben Meiſter herrühre, iſt nicht zu leugnen; es iſt ein und derſelbe Charakter in Zeichnung, Farbe und Auffaſſung. Von König René's Kopfe ſtrahlt ein ſo beſtimmter, individueller Ausdruck, daß man von der Aehnlichkeit des Portraits feſt überzeugt iſt.

Ein Mann, der ſo malen konnte, im fünfzehnten Jahrhundert ſo malen konnte, hätte ſich nicht mit Regieren abgegeben. König Ludwig hat weniger gelungene Poeſien gemacht und hat für ſie ſeinen Thron verlaſſen; denn welchem Künſtler, wenn er die Wahl hatte, wäre ſie zwiſchen Kunſt und Thron ſchwer geworden. So ſchließe ich auch daraus, daß das Bild wohl ein Geſchenk König René's ſei, daß man ſich mit der Zeit gewöhnt habe, es „das Bild von König René" zu nennen, daß er es aber mit keinem Pinſel berührt habe. Er wäre ſonſt auch als Maler etwas bekannter geworden, denn es iſt des größten Malers ſeiner Zeit würdig. Auf dem Piedeſtal der Brunnenſtatue, welche die Aixer dem guten König René aufgerichtet, heißt es, ſeine Lieblingsbeſchäftigung ſei Beglückung ſeiner Unterthanen geweſen. Connu! Connu! Rechts und links ſind die Medaillen zweier Rathgeber, wie zwei verantwortliche Miniſter beigegeben.

Siehſt du, lieber Fritz, wenn ich dir noch ſage, daß es hier einen deutſchen Schuſter Namens Wagner gibt, der ſein Haus zum deutſchen Stiefel nennt, und daß ſich der Verräther gar nicht darum kümmert, daß die Teutonen hier geſchlagen worden, daß er ſich aber ſehr für Mirabeau intereſſirt — ſo habe ich dir das Merkwürdigſte mitgetheilt, was von Aix überhaupt mitzutheilen iſt, und ich eile nach der Poſt, um nach St. Chamas und von dort nach Arles zurückzufahren.

St. Chamas, 6. September 1851 Nachmittag.

Mit Hülfe von fünf feurigen Hengſten flog ich von Aix nach St. Chamas, und es iſt gut zu fliegen über dieſe unerquickliche Strecke, beſonders wenn ein Gewitter in der Luft hängt. Schwarz lag das Gebirge hinter uns und hüllte ſich immer dichter in Wolken ein. Kaum war der Thurm Cäſars zu ſehen, aber drohend brach der Berg St. Victoire durch alle Wolken. Er heißt eigentlich nur Victoire oder Victoria. So haben ihn die Römer zum Andenken an ihren Sieg über die Germanen genannt, aber das ſpätere Chriſtenthum hat ſein „St." hinzugefügt, und es hat ſich wohl auch ein phantaſievolles Pfäfflein gefunden, das die Legende zu dem „St." erſann. Genug, man verehrt jetzt dort eine heilige Victoria. Neben mir im Imperiale ſaß ein poetiſcher Aixer, der mir die Topographie des Landes erklärte. Von der Schlacht der Römer und Germanen ſprach er mit einer Befriedigung, als wäre er ſelbſt ein Römer, und mit einem Intereſſe, als ſpräche er von Marengo. Sie ſcheint überhaupt der hiſtoriſche Stolz der Gegend zu ſein. Alles, was er mir erzählte, belegte er zugleich mit pathetiſchen Verſen, die von ſeiner Mache zu ſein ſchienen. Von dem armen, unbekannten Flüßchen, der Arc, an deſſen Ufern ſich der Kampf entſponnen, behauptet er in ſeinen Verſen, es nähme mehr Platz in der Geſchichte, als in ſeinem Bette ein. Das nenne ich doch eine patriotiſche Illuſion.

Links von uns lagen die weiß ſchimmernden Bogen des Pont de Roque-Favour, den ich ſchon dieſen Morgen geſehen habe. Er verbindet zwei ziemlich hohe Berge und bildet den ſchönſten Theil der großartigen Waſſerleitung, welche die fernen Waſſer der Durance nach Marſeille führt. Ein kühnes, römerwürdiges Werk, bei dem die Marſeiller weder Geld, noch Mühe und Kunſt geſpart haben.

In der Nähe von St. Chamas zeigte man mir den Flecken Salon, ungefähr zwei Stunden Weges von uns entfernt, am Fuße der Berge, welche die große Ebene begränzen. Dort ruht in ſeinem Grabe der berühmte Gelehrte und Charlatan des 16. Jahrhunderts: Noſtradamus. Er war in dem nicht fernen St. Remy von jüdiſchen Eltern geboren, trieb Arznei, bezwang in mehreren Städten Südfrankreichs die Peſt, bezog dafür eine Rente von der Stadt Aix und zog ſich mit dieſer nach Salon zurück, wo er ſich die Zeit mit Prophezeien verkürzte. Ueber ſeinem Grabe ſoll ſein treffliches Portrait ſich befinden.

Hier in St. Chamas wird eben heute das Feſt des Lokalheiligen gefeiert. In der Ferne ſehe ich viel geputztes Volk; es wäre intereſſant, es in der Nähe zu ſehen. Es iſt das hier im Süden, wo jeder kleine Ort ſeinen beſonderen Heiligen und ſein beſonderes Feſt hat, die beſte Gelegenheit, das Volk kennen zu lernen. Die Feſte drängen ſich ſeit Anfang Auguſt und hören erſt ſpät nach der Weinleſe auf. Von dieſer, je nach den Hoffnungen, die ſie erregt oder erfüllt, hängt die Lebendigkeit, die Freude, der Pomp der Feſte ab. — Auch eine römiſche Brücke vor dem Eingang in das romantiſch gelegene Dorf wäre intereſſant; aber ich fürchte den Bahnzug zu verſäumen, da ich noch heute in Arles ſein muß. Ich begnüge mich damit, den Etang de Berre zu betrachten. Wie romantiſch lieblich ſah er aus, wie voll Süden, als ich ihn vor einigen Tagen geſehen, heute blickt er wie ein heiliger See an einem nordiſchen Göttertempel, auf dem cimmeriſche Nacht lagert. Das Gewitter, das ſich ſeit heute Morgen vorbereitet, liegt, zu dichten Wolken geballt, auf ſeinen Waſſern und über ſeinen Bergen. Bald wird es losbrechen, die Luft iſt von Elektrizität überladen. Noch brütet es und ſcheint über ſeine eigene Wuth nachzudenken. Die Lokomotive pfeift; es geht nach Arles zurück. Wenn ich St. Chamas nach Jahren wiederſehe, wird es wahrſcheinlich ein ganz anderes Ausſehen haben. Man trägt ſich ſeit lange mit dem Gedanken, den Etang de Berre in einen Hafen zu verwandeln. Die Vortheile wären unermeßlich; die Schiffe würden einige Meilen tief ins Land dringen und da ſo ſicher vor Anker liegen, wie ein heimgekehrter Wanderer an ſeinem Herde. Dann aber Ade, Marſeille, altes Maſſalia! Deine Stunde hat geſchlagen — deine Börſe verfällt, und deine Geldſäcke wandern nordwärts in das jetzt weltvergeſſene, arme St. Chamas.

Arles, 6. September 1851, Mitternacht.

Das war ein Wetter, wie ich es in dieſem Leben und wahrſcheinlich auch in einem vergangenen nicht geſehen habe. Ich weiß es nun, was die Energie eines ſüdlichen Sturmes, von der man mir ſchon viel geſprochen, zu bedeuten habe. Kaum hatten wir St. Chamas verlaſſen, als ſich auch ſchon die Wolken vom Etang de Berre aufmachten, um uns zu verfolgen. Sie erreichten uns auf der Ebene der Crau, verbreiteten ſich mit Blitzesſchnelle über den ganzen Himmel und ſenkten ſich dann ſo tief, daß wir wie in einer Nebelkappe ſtaken. Wenn man vorwärts ſah, war es, als würde die Lokomotive die dunklen Mauern, die ſich vor ihr aufthürmten, nicht durchbrechen können. Ohne alles Vorſpiel begann es mit Regen, Donner und Blitz zugleich. Der Donner des einen Blitzes war noch nicht verhallt, als ihn ſchon ein anderer Blitz durchſchnitt und ein anderer Donner ihm ins Wort fiel. Hundert Gewitter ſchienen ſich auf dieſer Ebene ein Rendezvous gegeben zu haben, um einen polniſchen Reichstag abzuhalten. Es waren lauter Dantons, welche ſprachen, und am Ende wurde man handgemein. Blitz auf Blitz hüllte die Erde, ſo weit man ſehen konnte, in eine violette Nacht. Der Regen floß in Niagarafällen herab. Ein Geiſtlicher im Wagen zog ſein Brevier hervor und begann eifrig zu leſen; einige Weiber beteten, ein nervöſes verhüllte ſich den Kopf mit dem Mantel ihres Nachbars und warf ſich unter die Bank. In der Sumpfgegend lag das Schilf, das ſo ſchwer zu brechen iſt, niedergeſchmettert da; die Tamarisken zerrauften ſich in Verzweiflung das Haar, und die Pappeln neigten und beugten ſich. Endlich konnte auch die Lokomotive nicht weiter; ſie ſtockte mehreremale, ſeufzte tief auf und jagte weiter, bis ſie wieder außer Athem ſtehen blieb. Einmal ſchlug der Blitz kaum zehn Schritte von uns in den Boden, und der kleine See, der ſich geſammelt hatte, ſpritzte in Atomen in die Luft. Hundert Köpfe reckten ſich aus den Fenſtern hervor und riefen dem Maſchinenführer zu, doch zu halten, da ſie fürchteten, die Reibung der Waggons könnte den Blitz auf ihre Häupter ziehen. Der Maſchinenführer aber hörte ſie nicht oder wollte unter Dach kommen. So langten wir endlich in Arles an. Viele Reiſende, die weiter gewollt, ſprangen doch entſetzt aus dem Wagen, glücklich unter Dach zu ſein. Auf dem Bahnhofe mußten wir an eine Stunde warten, bis ſich die Omnibus entſchloſſen, uns in die Stadt zu führen. Auf dem Wege dahin drängten ſich zahlloſe Spaziergänger in den Wagen, um den Regenſtrömen zu entgehen, und wir mußten uns entſchließen, zarte Weiblein auf den Schooß zu nehmen. Es waren Arleſerinnen, und ſo tröſtete man ſich über dieſes Schickſal. Die Gaſſen waren überſchwemmt; nun ſitze ich ſchon ſeit fünf Stunden im Hotel des Forums, und noch hat das Unwetter keinen Moment in ſeiner Gewaltſamkeit nachgelaſſen. Man fürchtet für die Nacht einen Spaziergang der Rhone in Arles' Gaſſen. Das iſt wahrhaftig nichts Gewöhnliches; das iſt ein außerordentliches Naturereigniß, ſo gewaltig wie ein Erdbeben, oder der Ausbruch des Veſuvs. Bei all' den Strömengüſſen iſt es jetzt um Mitternacht noch ſo heiß, wie es um Mittag war. Das war es alſo, was der Samum von heute Morgen zu bedeuten hatte. Ich bin überzeugt, daß man von dieſem Gewitter im Lande ſprechen wird.

7. September 1851.

Nach dem Kirchengange, denn es iſt Sonntag heute, habe ich mich weiter mit menſchlicher Schönheit nicht beſchäftigt, um mich deſto ungeſtörter der Bewunderung von Thierſchönheit hinzugeben. Ich beſuchte das große Geſtüte der Republik. Ein prachtvolles Inſtitut; alles ſo reinlich und elegant gehalten, als wäre es für Hofdamen und nicht für ſinnlich geſtimmte Hengſte eingerichtet. Alle Pferderacen Frankreichs ſind hier aufs Würdigſte vertreten und werden kaum von den Exemplaren fremder oder gekreuzter Geſchlechter verdunkelt. Das normanniſche Roß hat ſich ſeiner derben Muskelhaftigkeit neben dem Engländer nicht zu ſchämen; es wäre ſonſt die falſche Scham des derben Bauersmannes neben dem Gentleman. Die anglo-normanniſche Race erinnert aufs Deutlichſte an manche Geſichter, die man im engliſchen Oberhauſe geſehen. Nur der ächte Araber mit ſeiner Nervoſität, mit ſeinen feurigen Augen, ſeinem feinen Kopf und der faſt menſchlichen Naſe ragt durch eine gewiſſe virchiſche

Ariſtokratie über die anderen hervor und darf ein gewiſſes Recht auf ariſtokratiſches Gebahren in Anſpruch nehmen. Einer befindet ſich hier, der ſeinen ehemaligen Beſitzer zum reichen Mann gemacht hat. Nachdem er ihm hunderttauſend Franken in Wetten gewonnen, ließ er ſich für eine gleiche Summe noch an die Regierung verkaufen. Wie viele beſſere Männer haben ſich zu kleinerem Preiſe an Regierungen verkauft! — Es iſt eine böſe Zeit, da die Pferde mehr gelten, als ſolche würdige Staatsbürger. Allerdings iſt es noch problematiſch, ob der Serbiſt, ſo heißt der edle Renner, dem Staate nicht beſſere Dienſte leiſten wird, als all' die andern Verkauften, an die ich hier denke. — Ein gewiſſer brauner Angloaraber, den kennen zu lernen ich auch noch die Ehre hatte, hat bis jetzt noch keinen Reiter auf ſeinem Rücken geduldet, aber ſeine Pflichten als Societär des Geſtütes ſoll er gewiſſenhafter und treuer erfüllen, als alle ſeine Collegen. Tout comme chez nous.

Der heutige Tag iſt einmal der Thierheit gewidmet. In den Gaſſen ſehe ich einen großen Anſchlagezettel, der einen Stierkampf in Tarascon ankündigt. Dieſes für den Süden Frankreichs ſo charakteriſtiſche Schauſpiel darf nicht verſäumt werden. Ich packe ein und fliege nach Tarascon. — Lebe wohl ſchönes und ſchönbewohntes Arles! Wann werde ich dich wiederſehen mit deinen Antiken, mit deinem Mittelalter und, was mehr iſt, mit deiner lebenden, blühenden, liebenden und geliebten Gegenwart?! —

Zehntes Kapitel.

Stierhetzen in Taraſcon — Rohheit der Einwohner — Eine Kindesmörderin — Ankunft in Nimes — Ausflug nach dem Pont du Gard — Eine Kamiſardengrotte.

Nimes, 8. September 1851.

Vom Thürmchen eines Privathauſes in Taraſcon habe ich dem grauſamen Spiele zugeſehen, deſſen man gewöhnlich nur noch die Spanier für fähig hält.

Das Theater war mit ſo merkwürdiger Sorgloſigkeit konſtruirt, als ob hier von kleinen Gaukeleien und nicht von Kämpfen mit wilden, eben erſt aus den Sümpfen geholten Stieren die Rede wäre. Man kann ſagen, daß ſie in offener Gaſſe ſtattfanden; ein Beweis, wie vertraut die Leute des Südens mit dergleichen ſein mögen. Die breite Gaſſe, welche vom Schloſſe des Königs René auf der einen, von den Privathäuſern auf der andern Seite gebildet wird, war an den zwei Ausgangspunkten ganz einfach durch zwei Bretterwände geſchloſſen, und dieſe von ſo hinfälliger Natur, daß ſie der Stier mit einem Hörnerſtoß hätte über den Haufen werfen können. Die eine war auch ſo nachläſſig hingelehnt, daß ſie während des Kampfes mehreremal niederfiel. Eine Unbequemlichkeit hat nach der Meinung des Kenners dieſer Schauplatz darin, daß er durch den Schloßgraben in eine obere und untere Hälfte getheilt wird, und dieſe Unbequemlichkeit wurde heute noch durch das Waſſer erhöht, welches von der geſtrigen Rhoneüberſchwemmung im Graben ſtehen geblieben war. An den Wänden der erwähnten Privathäuſer waren Strick- und Holzleitern angebracht, um den verfolgten Stierkämpfern die Möglichkeit der Rettung zu geben. Dieſer Leitern waren unzählige, denn — das iſt das Eigenthümliche und Schmähliche dieſer Spiele im ſüdlichen Frankreich — denn auch der Toreados waren unzählige: mit einem Worte ſo viele als Zuſchauer. Das ganze Volk, Jeder, der die wenigen Sous bezahlen kann, Männer, Weiber, Kinder, Alles ohne Unterſchied wird in die Umzäunung eingelaſſen.

Bei meiner Ankunft hatten die Kämpfe ſchon begonnen, ein Stier hatte bereits das Seinige gethan, und man erwartete den zweiten. — Die Hunderte von Zuſchauern ſtanden in Gruppen zuſammen und unterhielten ſich aufs Lebhafteſte. Vieler Blicke ſahen ſtarr nach der Stallthüre, aus welcher der erwartete Kämpfer kommen ſollte. Ueberall Geſchrei, Rufen, Zanken, Pfeifen, Ausbrüche der Ungeduld. Endlich that ſich die Thüre auf, ein Jubelgeſchrei erhob ſich, und auf dem Kampfplatz erſchien der ſehnlichſt Erwartete. Die erſten Schritte lief er ganz harmlos dahin, keines Kampfes, keiner Gefahr, keines Feindes gewärtig. Bald mußte er alle drei kennen lernen. Ein Geſchrei voll Wuth und blutiger Luſt empfing ihn, darauf ein Regen von Steinen und von Stöcken, vor ſeinen Augen wehten hundert der bunteſten Tücher, und plötzlich umringte ihn eine ſchreiende Menge mit Hohn und Spott und Herausforderungen. — Jetzt ſtutzte der arme Opferſtier. Unſchlüſſig, ob er ſich vertheidigen ſoll, hält er einen Moment inne und betrachtet die Menge, dann wendet er ſich um und eilt der Thüre zu, aus der er gekommen war. Neue Schläge, Stiche, Hohngeſchrei verfolgen ihn. Er findet die Thüre verſchloſſen und kehrt mit halb erwachtem Zorn zurück. Mit vorgeſtreckten Hörnern ſtürzt er auf die Menge der Feinde los, die auseinanderſtiebt wie Sand im Winde und ſich auf die Leitern und Planken rettet. Viele werfen ſich aufs Geſicht und bleiben regungslos liegen. Der Stier eilt an ihnen vorbei, ſpringt über das Geländer des Schloßgrabens und hinein in das Waſſer, wo er wieder ruhig ſtehen bleibt. Aber das Funkeln der Augen, der hoch in die Luft gehobene Schweif zeigen, daß ihn ſein Gleichmuth zu verlaſſen beginnt.

Die edlen Helden, die ſich bei ſeiner erſten Drohung in unerreichbare Poſitionen geflüchtet oder den Tod geheuchelt haben, ſind jetzt empört, daß er ſich den Angriffen ihrer Ueberzahl zu entziehen ſucht. In Maſſen ſtürzen ſie ihm nach, ſie waten durch's Waſſer und greifen ihn von allen Seiten zugleich an, bis ſie ihn auf den trockenen Theil des Schloßgrabens gelockt haben. Dort entwickelt ſich nun erſt der eigentliche Kampf. Männer und Buben umringen den Stier, reizen ihn, fordern ihn heraus durch Schläge und Stiche. Während er ſich dem Einen mit den Hörnern zuwendet, packt ihn der Andere am Schweife und lenkt ſeine Aufmerkſamkeit nach einer andern Seite, aber ſchon hat ein Dritter und gleich darauf ein Vierter ihm einen Stich oder einen Schlag in den Schenkel oder auf die Rippen verſetzt. Der Stier macht einen gewaltigen Sprung, die Menge flieht auf die Felſen, auf denen das Schloß ſteht.

Das innigſte Mitleid mit dem armen Thiere und ein tiefes Gefühl der Empörung gegen die Barbaren ergreift den civiliſirten Zuſchauer. Er nimmt Partei für den feige und grauſam Verfolgten und freut ſich an der drohenden, imponirenden Stellung, die er jetzt einnimmt.

Schwarz von der Spitze des Hornes bis an das letzte Ende des Schweifes und bis zur unterſten Klaue, leicht beweglich und flink, faſt anmuthig in der Ruhe, mit ſchlanken Beinen und ſchlankem Halſe, war es ein prachtvoller Anblick, wie er jetzt gleich einem Löwen beide Flanken mit dem Schweife ſchlug, wie er erſt die Vorderklaue, dann die hintere am Boden wetzte, daß er tiefe Furchen grub und den Sand weit hinter ſich zurückwarf, wie er ſeine Waffe, die Hörner, prüfend auf- und niederwiegte und das in Wuth immer mehr erglühende Auge aus dem ſchwarzen Körper heller und heller leuchtete. Ein dumpfes Brüllen begleitete dieſe Vorbereitungen zum Angriff. Dann ſtand er ſtill und maß ſeine Feinde, die ihn in den Graben verfolgt und ſich auf die ſteilen Felſen gerettet hatten. Sie waren ſtille und klammerten ſich krampfhaft an die ſchmalen Vorſprünge. Auch die übrigen

Zuſchauer wurden ſchweigſam, und tiefe Stille herrſchte über der eben erſt brüllenden Maſſe. „Der iſt böſe,“ hörte man hier und da murmeln.

Wie es ſeine Stellung und ſeine Vorbereitungen vorher errathen ließen, ſo that auch der Stier. Dießmal begann er den Angriff. Mit ungeheurer Wuth und mit der Schnelligkeit einer geſchleuderten Kugel warf er ſich auf den Felſen, an welchem ſeine nächſten Feinde hingen. Seine Natur vergeſſend, verſuchte er es ſogar, zu klettern, glitt aber bei jedem Verſuche von dem glatten Geſtein herab. Durch die vergeblichen Angriffe ermuthigt, fingen wieder die Helden ihren Kampf mit Stöcken und Tüchern an, um ihn zu neuen vergeblichen Anſtrengungen zu reizen. Der Stier ermüdete nicht, er unternahm einen Sturm nach dem andern. Wenn er unverrichteter Sache vom Geſtein herabglitt, trat er einige Schritte zurück, wetzte Horn und Klaue aufs Neue, brüllte und warf ſich wieder auf die uneinnehmbare Feſtung der Feinde, die, immer mehr ermuthigt, ihn durch Händeklatſchen, Hohngelächter, geſchwungene Tücher und Schläge mit langen Stäben zu immer größerer Wuth zu reizen ſuchten. Aber klüger als ſeine Feinde, ließ der Stier von ſeinen erfolgloſen Angriffen plötzlich ab. Ruhig ſtellte er ſich hin, offenbar feſt entſchloſſen, in dieſer Stellung zu verharren, bis Einer oder der Andere vom Felſen herabſteige. Es war eine förmliche Belagerung. Starr, wie in Erz gegoſſen, ſtand er; nur der Kopf bewegte ſich manchmal hin und her, um die ganze feindliche Linie zu beobachten. Das dauerte ſo einige Minuten. Aber die Zuſchauer auf der oberen Hälfte des Schauplatzes fingen an ſich zu langweilen, ſie wollten keinen Blokus, ſie wollten Kampf, vielleicht Blut. Wie auf ein gegebenes Zeichen regnete ein Hagel von Steinen auf den Stier nieder, ungeheures Geſchrei erhob ſich, hundert bunte, meiſt rothe Tücher wehten. Aber der Stier ließ ſich nicht aus ſeinem Gleichmuthe und der einmal eingenommenen Stellung bringen, unbekümmert um Steine, Geſchrei, bunte Tücher, ſtand er ſtarr und reglos wie zuvor, immer die Feinde beachtend, die er ſich als Ziel auserſehen hatte. Schon floß purpurnes Blut aus vielen Wunden an Kopf und Körper, aber er zuckte nicht; nur manchmal ſchob er voll Verachtung mit dem Hinterfuße einen Stein weg, der neben ihm niedergefallen war. — Das Geſchrei der Zuſchauer nahm zu, man ſchimpfte über die Tücke und das Phlegma des Stieres und über die Unternehmer, die ſo ſchlechte Subjekte dem Volke vorzuführen wagten, man ſchrie und rief; es drohte ein Aufruhr gegen die Entrepreneurs aufzubrechen; man wollte den Stall ſtürmen und andere Stiere loslaſſen; auch wollte man den Kampf nicht auf den Schloßgraben beſchränkt ſehen, man wollte ihn oben haben, wo ſich die Mehrzahl der Verſammelten befand.

Da erſchienen denn, ungefähr nach einer Viertelſtunde des Geſchreis, die Piqueurs. Drei Männer in Hemdärmeln durchwateten das Waſſer und gingen vorſichtigen Schrittes auf den Stier los. In den Händen trugen ſie die Tridents oder Dreizacke, dreiſpitzige, ſcharfe, feſte Gabeln, am Ende einer langen Stange befeſtigt. Die Piqueurs ſind Knechte der Adminiſtration und beſtimmt, einen zu ruhigen Stier mit ihren Inſtrumenten in Wuth zu bringen oder, wenn er ſich zu weit von der Stätte des Schauplatzes verliert, wie im gegenwärtigen Falle, ihn zurückzuführen, indem ſie ſich, nachdem ſie ihn gehörig gereizt, von ihm dorthin verfolgen laſſen. Alle drei griffen den Stier auf einmal von hinten an, ſo daß er gezwungen war, ſeine Aufmerkſamkeit vom Felſen ab und auf die Feinde zu wenden, die ihm direkt auf den Leib rückten. Er zauderte nicht einen Augenblick und nahm muthig den überlegenen Kampf an. Er bog den Nacken und ſtürzte mit vorgeſtreckten Hörnern auf die drei Piqueurs los. Aber dieſe hielten ſtramm die Dreizacke vor; der Stier ſtürzte darein und bohrte ſich ſelbſt drei dreifache Wunden in die Stirn. Er bebte zurück und ſchüttelte das Blut ab, das dunkel und dick hervorquoll und ihm im Augenblicke eine ſchauerliche Maske über das ganze Geſicht bildete. Kaum hatte er die Augen frei, als er wieder den Kampf begann. Aber ſchon flohen die Piqueurs; der

Stier verfolgt ſie durchs Waſſer, hinauf auf den oberen Schauplatz, wo ihn am Rande ſchon eine dichtgedrängte Menge mit Schreien erwartet. Der Zweck iſt erreicht, die Piqueurs verſchwinden, die Männer und Buben vom Felſen ſpringen hinab und verfolgen den Verfolgenden; bald wird der Kampf ein allgemeiner ſein. Aber jetzt hätte es leicht geſchehen können, daß der Stier ſeine Wuth wenigſtens an einem ſeiner menſchlichen Feinde gekühlt hätte. Denn dort, wo der obere Schauplatz mit dem Graben durch einen ziemlich ſteilen Abhang verbunden iſt, konnte die enggedrängte Menge nicht ſchnell genug vor dem anſtürmenden Stiere auseinanderſtieben, und in der That packte dieſer einen Mann aus der fliehenden Hinterreihe. Man konnte es nicht deutlich unterſcheiden, ob der Mann ſich ſelbſt hingeworfen oder ob ihn der Stier niedergeſtürzt hatte, man ſah ihn nur zu Füßen ſeines fürchterlichen Feindes und dieſen einige Augenblicke mit ſeinem Horn auf ihm herumwühlen. Wie aus Einem Munde erſcholl der Schrei des Entſetzens, als der Stier weiter lief und der Mann wie todt auf dem Boden liegen blieb. Aber kaum hatte ſich der Stier auf einige Schritte entfernt, um die Menge zu verfolgen, als der Todte aufſprang und glücklich, ſo davon zu kommen, aus dem Circus eilte. Vom linken Auge floß ihm ein Strom von Blut, die Kleider waren vom Horn ſo zerfetzt, daß ſie, als er ſich erhob, wie Zunder von ihm abfielen und nur ein Stück von der Jacke und vom Hemde am Oberleibe hängen blieb. Wenn nicht die Wunde, hätte ihn die Scham zwingen müſſen, den Schauplatz zu verlaſſen.

Jetzt, da man den Stier oben hatte, nahm erſt das Vergnügen den Charakter an, den das Volk wollte. Von allen Seiten umringten ihn dichte Haufen, die ihn verhöhnten, ſtachen, ſchlugen. Wandte ſich der Stier gegen einen ſolchen Haufen, ſo ſtob er auseinander; die Einen klammerten ſich an die Bretterwand, die Andern ſchwangen ſich auf die Leitern, die Dritten warfen ſich in langen Reihen längs der Mauer ſteif wie Todte auf den Boden. Indeſſen hat ſich ſchon ein neuer Haufe gebildet, der wie ein

Schwarm von Horniſſen auf das gequälte, wie toll hin und her rennende Thier zuſtürzt. — Das iſt das eigentliche Spiel, wie es beliebt iſt.

So ging es mit geringer Abwechslung durch Stunden fort. Ein Stier nach dem andern kam harmlos aus dem Stalle, um ſchon nach wenigen Minuten zur äußerſten Wuth gebracht zu ſein und nach halbſtündiger oder ſtündiger Verfolgung der grauſamſten Art, aus vielen Wunden blutend, wieder dahin zurückzukehren, um einem anderen Platz zu machen. So habe ich fünf oder ſechs Stiere kommen und gehen geſehen. Um etwas Abwechslung ins Spiel zu bringen, läßt man manchmal zwei oder auch drei zugleich auf dem Schauplatze. Dießmal war man gezwungen, die ganze Zeit hindurch zwei draußen zu laſſen, da der arme Kämpfer, deſſen Thaten ich beſchrieben, durch keine Liſt und durch keine Gewalt vom Kampfplatze zu bringen war. Es ſchien, als wollte er ſich um jeden Preis rächen. — Die andern folgten dem taureau-guide, oder Führerſtier, der gezähmt und dazu abgerichtet iſt, die kampfunfähig oder müde gemachten in den Stall zurückzuführen. — Rührend war es, wenn zwei, drei oder mehrere Stiere zugleich auf dem Platze waren, wie ſie ſich ſogleich zuſammenfanden und faſt ein Quarré bildeten, um ſich gemeinſchaftlich gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu vertheidigen. Aber man wußte ſie immer zu trennen. Endlich, ſchon gegen Abend, erſchien ein prächtiger Stier, der zwiſchen den Hörnern die rothe Kokarde trug. Wer ihm dieſe vom Kopfe reißt, gewinnt einen beſtimmten kleinen Preis von 5 bis 6 Frcs. Man bezeichnete einen gewiſſen derben, zugleich flinken Lümmel als den wahrſcheinlichen Sieger. Er war es auch; leiſe ſchlich er, nach langen, vergeblichen Anſtrengungen, von der Seite an den Stier heran, packte zu gleicher Zeit ein Horn und die Kokarde — ein Ruck, und er hatte den Preis gewonnen. — Mit einem Sprunge hatte er ſich der Verfolgung des Stiers entzogen, den ſchon Andere anfielen und ſo vom Sieger abzogen.

Ich habe ſchon erwähnt, daß ſich Zuſchauer jedes Standes, jedes Alters, jedes Geſchlechts im Circus befanden, und daß ſie Zuſchauer und handelnde Perſonen zugleich waren. Daß Jungen von 8 und 10 Jahren am Kampfe Theil nahmen, könnte man als Gaſſenbuberei auslegen und müßte es nicht für charakteriſtiſch für das Volk und ſeine Leidenſchaft für dieſe Spiele halten. Was aber bezeichnend iſt, unglaublich klingt und doch nicht minder wahr iſt: ich habe mitten im Circus, oft mitten in dem Hauſen, der den Stier angriff, oder vor ihm floh, *viele Ammen mit Kindern auf dem Arme, eine mit dem Kinde an der Bruſt geſehen.*

Nach dieſen letzten Worten darf ich wohl keine Sylbe mehr hinzufügen, um die Leidenſchaft für dieſe Spiele, oder vielmehr die Wuth, zu charakteriſiren. Sie wird den Kindern anerzogen, die nach den Schulſtunden Stiergefecht ſpielen, indem dem einen Knaben künſtliche Hörner um den Kopf gebunden werden und die andern ihn auf alle mögliche Weiſe plagen.

Wenn ein öffentlicher Stierkampf ſtattfinden ſoll, hört man Tage lang vorher in allen Kaffeehäuſern und in Familienkreiſen davon ſprechen, und wenn er vorbei, wird jede Phaſe, jede geringſte Einzelnheit deſſelben mit einer Wichtigkeit durchdiskutirt, als ob es ſich um das Wohl des Staates handelte. Am Vorabend verſammelt ſich ſchon die halbe Bevölkerung eines Ortes, um die Stiere, die aus der Camargue hergetrieben werden, am Eingange des Stalles zu erwarten und wo möglich durch Herausforderungen, geheim angebrachte Verwundungen, das Spiel ſogleich zu beginnen.

Bei ſolcher Leidenſchaftlichkeit ſollte man eigentlich mehr Muth vorausſetzen; was aber dieſe Spiele beſonders bezeichnet, iſt neben der Grauſamkeit die niedrigſte Feigheit. Denn es iſt im Grunde kein Kampf, es iſt nur ein Necken und Quälen und Plagen des armen Thieres; man reizt es nur zur Wuth, man läßt es nur leiden, ohne daß es ſich gegen die Uebermacht des Feindes, bei den angebrachten Vorſichtsmaßregeln und der regelmäßigen Flucht, ſobald der Stier einen ernſten Angriff macht, vertheidigen oder für ſeine Leiden rächen könnte. Dadurch wird der Anblick eines ſolchen Schauſpiels hier widerlicher, als er es in dem viel verrufenen Spanien ſein mag. Dort kämpfen einige verlorne Subjekte, die vielleicht der Hunger zu ſolchem Gewerbe zwingt, einen ernſten und tapfern Kampf, ſie allein auf eigene Fauſt, Einer oder höchſtens nur Einige gegen die Gewalt des Stiers; hier wagt man es, in ungeheurer Ueberzahl den Feind kaum anzugreifen, man quält ihn nur auf niederträchtige Weiſe.

Ich geſtehe es, daß ich während der ganzen Stunde, die der Kampf dauerte, Partei gegen meine Gattung für den Stier genommen habe. Oft mußte ich mich mit Widerwillen abwenden. Einer meiner Nachbarn machte die Bemerkung: Wenn die Stiere heute Nacht in ihre Sümpfe zurückkehren, werden ſie den Brüdern von den wilden Beſtien erzählen, die ſie kennen gelernt haben.

Die unglücklichen Thiere, die ſo traurige Beſtimmung haben, ſind Kinder der Camargue, des großen eigenthümlichen Sumpflandes, das man auch das Rhonedelta nennt. Sie ſind nicht übermäßig groß oder muskulös, aber nervös, flink und feurig. Im ruhenden Zuſtande, wie im Laufe, haben ſie eine gewiſſe leichte Grazie, die ſie vor anderen ihrer Gattung auszeichnet. Hier, wo man, durch die hiſtoriſchen Denkmaler daran gewöhnt, gern Alles aus uralten Zeiten herleitet, nennt man ſie Abkömmlinge der puniſchen Stiere, die Hannibal bei ſeinem Durchzuge ins Land gebracht haben ſoll, ebenſo wie man die Camarguepferde Abkömmlinge der Araberroſſe nennt, welche die Mauren bei ihrem Abzuge in der Camargue vergeſſen haben. Ihrer Farbe, ihrem Feuer, ihrer Raſchheit nach, könnte man die Stiere allerdings für Landsleute der Numidier halten. Sie werden in den Sümpfen geboren und wachſen daſelbſt unter freiem Himmel in wilder Freiheit auf, bis ſie zur Schlachtbank in die benachbarten Städte oder zu den beſchriebenen Spielen abgeführt werden. Von letzteren kommen ſie wieder in ihre Sümpfe oder Marais oder Paluden zurück. Des Abends werden ſie entweder ſich ſelbſt überlaſſen fortgejagt, wo ſie dann allein ihre Heimat wiederfinden, oder werden von Reitern, die mit langen Spießen bewaffnet ſind, dahin zurückgetrieben. Dieſe Reiter bringen ſie auch, nicht ohne Gefahr und Mühe (ungefähr wie man in Texas bei ähnlichen Gelegenheiten zu verfahren pflegt), zum erſten Male in ihrem Leben unter Menſchen und auf den Kampfplatz.

Ebenſo grauſam, doch weniger widerlich, mögen die Ferraden, eine ähnliche Art von Spielen, ſein, die ich aber nicht ſelbſt geſehen habe. Da kämpfen Einzelne mit dem Stiere. Es kommt darauf an, ihn mit gekreuzten Armen an den Hörnern, oder an einem Horn und einem Fuße zu packen und ihn niederzuſtürzen, wo ihm dann ein rothglühendes Eiſen mit dem Namenszuge des Beſitzers auf den Schenkel gedrückt wird.

Aber alle Thierquälerei übertreffend, ungeheuer und faſt myſtiſch grauenvoll iſt die dritte Art von Spielen (wie kann man hier noch von Spielen reden!), die an gewiſſen Feſten ſtattfinden. Da wird der Stier vorn an den Hörnern und rückwärts am Schweif mit ſtarken Stricken gebunden, von vor- und nachſchreitenden Männern feſtgehalten, daß er ſich weder nach rechts noch nach links bewegen kann und keinen Ausweg zur Flucht hat. So wird er den ganzen Tag, oft mehrere Tage durch die Gaſſen des Dorfes geführt und von den Bewohnern ununterbrochen geplagt, gereizt, geſchlagen und geſtochen, bis er den Leiden oder der ohnmächtigen Wuth erliegt und todt zuſammenbricht.

Was ſagen Sie zu dieſem Vergnügen? Iſt der Menſch eine ernſthafte Beſtie oder nicht? und wie amüſirt ſich dieſe ernſthafte Beſtie? — Man begreift es in manchen Momenten, daß ein begeiſtertes Mitglied eines Antithierquälervereins zugleich ein Reaktionär oder Menſchenfeind ſein kann.

Dieſe Spiele werden noch lange nicht unterdrückt werden. Regierung und geſetzgebende Verſammlung Frankreichs haben eine ſo heilige Scheu vor Eigenthum und Eigenthümern. Und die Stiere bringen den Eigenthümern ſo viel Geld ein; iſt das nicht einer Rückſicht werth? Im Departement du Gard ſind ſie zeitweilig verboten; man nahm von mehreren Unglücksfällen, die vorkamen, Veranlaſſung zum Verbot. In Aigues-Vives z. B. wurde vor Kurzem ein Familienvater von Stieren aufgeſpießt und zwei junge Leute anders getödtet. Der eigentliche Grund der Unterdrückung aber war, daß man das Zuſammenſtrömen einer gewaltigen Volksmaſſe im Departement du Gard ſcheuet — ſei es bei was immer für Gelegenheit. Kam doch ſelbſt auf den Markt von Beaucaire Herr Carlier, der Polizeipräfekt, in höchſt eigener Perſon, von fünfundzwanzig Agenten begleitet, um den unſchuldigen Markt zu überwachen. — In vielen Dörfern beharrt das Volk trotz des Verbotes bei ſeinen Spielen; da ſchickt man Soldaten hin, tödtet die Stiere und erklärt den Belagerungszuſtand. — Darin iſt der Grund zu ſuchen, warum die Regierung im Departement du Gard ſich der armen Stiere und des menſchlichen Gefühles annimmt, im legitimiſtiſchen Departement der Bouches du Rhone aber die Barbarei nach wie vor fortbeſtehen läßt. Politik darf keine Sentiments haben, ſagte man im vorigen Jahrhundert. Als ich in der Nacht von Tarascon nach Nimes fuhr, erlebte ich etwas, das mir als die traurige und nothwendige Konſequenz ſo böſer Gewohnheiten wie die Stierkämpfe erſchien. Auf einer der Nebenſtationen empfing uns eine aus mehreren hundert Köpfen beſtehende Volksmaſſe; ſchon von Ferne hatten wir ihr Geſchrei mitten durch den Lärm des Bahnzuges gehört; es nahm noch zu, als wir uns näherten, und ſchien ſich, da wir hielten, in Raſerei verwandeln zu wollen. Wir ſteckten die Köpfe aus dem Wagen und erfuhren, daß die zwei Gendarmen, die wir in der Mitte des Volkshaufens erblickten, eben im Begriffe waren, mit einem Weibe, das ſie führten, in den Wagen zu ſteigen, um ſich nach Nimes, dem Sitze des Gerichtes, zu begeben. Das Weib, ſeit Jahren von ihrem Manne getrennt, hatte ein Kind geboren, von dem man nicht wußte, wo es hingekommen war. Der Volkshaufe hatte ſich verſammelt, um die Unglückliche noch zu verhöhnen; das war das Geſchrei, das uns empfangen hatte, das in dem Augenblicke, da die Unglückliche in den Wagen ſtieg, ſich in furchtbares Gelächter verwandelte und ſich als ziſchendes, pfeifendes, ſchreiendes Charivari fortſetzte, als der Bahnzug ſchon längſt in Bewegung war. Mit Schmerzen ſage ich es: wieder waren es die Weiber, die ſich hier als Furien auszeichneten. O die Sphinx halb Göttin, halb Unthier! — Neben mir im Wagen ſaß ein, ſchwarzer Pfaff, der eben ſo dumm-neugierig wie die Andern dem traurigen Schauſpiel zuſah. Ein Wort ſeines liebenden Meiſters, eine Erinnerung nur an das Aufheben des erſten Steines hätte dieſe Menge vielleicht abgehalten, ein gefallenes Weib, das ſich bereits in den Händen der Gerechtigkeit befand, zu verhöhnen und es ſein Urtheil vorher koſten zu laſſen und auf bitterere Weiſe, als es das Gericht bieten kann. Aber der Pfaff ſchwieg. Freilich dazu iſt er nicht da, ſeine Pflicht iſt es nur, Faſten zu predigen, und die dagegen ſündigen, mit Buße zu belegen. — Erdrückt von all' der Rohheit, die ich an dieſem Tage verkörpert geſehen, kam ich in Nimes an. Im Bahnhof ſah ich die arme Sünderin aus dem Wagen ſteigen: ſie hielt das Geſicht mit beiden Händen bedeckt; die Gendarmen behandelten ſie menſchlich. —

Nimes, den 9. September 1851.

Das Frühſtück bei Durand, einem Reſtaurant und Gaſtronomen erhabener Größe, war eingenommen und wir, ein lieber Freund und ich, ſo würdig vorbereitet zu dem Ausfluge, den wir vor hatten. Beim Frühſtück bediente uns ein Kellner, der Thiers heißt und die frappanteſte Aehnlichkeit hat mit dem geweſenen Miniſter gleiches Namens, der in dieſem Augenblicke ſeinen abgetragenen Napoleonismus, ſeine Geſchichte des Konſulates und des Kaiſerreiches bereut und ſie eines Tages vielleicht noch bitterer bereuen wird. Der Kellner und Doppelgänger des reuigen Staatsmannes iſt zugleich ſein Couſin. Man muß dergleichen Vorkommniſſe aufzeichnen, da ſie, wenn die Dinge ſo fortgehen, bald zu den größten Sonderbarkeiten gehören und die Verwunderung unſerer Nachkommen erregen werden.

Geſtärkt durch das Frühſtück, das uns der Bürger Thiers ſervirte, beſtiegen wir das Cabriolet, um einer der merkwürdigſten und erhabenſten Römerbauten, dem ſogenannten Pont du Gard, unſern Beſuch zu machen. Der Weg ging während zwei bis drei Stunden durch eine ziemlich unerquickliche Gegend; erſt in der Nähe des Gard oder Gardon, am Eingange in ein ſchön bebautes Thal, das durch ein altes Schloß gehütet und von alten Bäumen beſchattet wird, wird ſie freundlicher und gibt dem Gemüthe jene Heiterkeit, die zum Genuſſe eines erhabenen, antiken Kunſtwerkes unumgänglich nothwendig iſt.

Wo dieſes kleine Thal in das größere des Gard oder Gardon mündet, liegt ein freundliches Dorf, das den Stapelplatz aller Beſucher des römiſchen Monumentes bildet. Es iſt hergebracht, daß man im Gaſthauſe Pferd und Wagen ſtehen läßt, und von da aus zu Fuß dem Gardon entgegen geht, während welcher Zeit das freundliche Gaſthaus ein üppig ſüdliches Mittageſſen für die Rückkehrenden bereitet. Dieſes Gaſthaus gibt dem fremden Wanderer auch einen Führer mit. Der Führer heißt Porthos, wie der Eine der Dumas'ſchen Mousketiere, und iſt unter ſeinen Kollegen gewiß einer der merkwürdigſten dieſes Jahrhunderts. Den Namen eines Cicerone verdient er nicht, denn ſchweigſam, ja ſtumm, geht er neben dem Wanderer einher und begnügt ſich, durch einfaches Stehenbleiben auf die ſchönſten An- und Ausſichtspunkte aufmerkſam zu machen. Er unterſcheidet ſich dadurch aufs Vortheilhafteſte von ſeinen Kollegen, die gewöhnlich im Wanderer keinen eigenen Gedanken aufkommen laſſen und es für ihre Pflicht halten, die ganze Zeit mit eingelerntem Geplauder auszufüllen. Eine andere Tugend unſeres Führers iſt die, daß er dem Wanderer eine gewiſſe Sicherheit einflößt, daß man mit ihm durch Wüſten und Wälder ohne Furcht vor Räubern, ſo wie hier den Cevennen entgegen, wandern könnte, ohne die geringſte Scheu vor den Wölfen, die in ihren Höhlen lagern. Denn trotz ſeinem gutmüthigen Auge ſieht man es ihm an, daß er, gereizt, furchtbar werden und von ſeiner ganz gewaltigen Leibesbeſchaffenheit, die an den Löwen erinnert, von ſeiner außerordentlichen Kraft, die ihm den Namen des ſtärkſten unter den Mouſketieren verſchafft hat, mit großem Erfolg Gebrauch machen könnte. Und all' dieſe Tugenden, wie billig, uneigennützig ſtellt er ſie dem Fremdling zu Gebote. Niemals — ich weiß es gewiß — hat er auch nur das kleinſte Trinkgeld für ſeine Bemühungen angenommen; aber er verſchmäht es nicht, bei der Rückkehr ins Gaſthaus, freundlich und beſcheiden am Mittageſſen theil- und ſo, wahrhaft feinfühlend, dem dankbaren Fremdling ein Stück ſeiner Dankeslaſt abzunehmen. — Unter Menſchen ſind dieſe Tugenden alle ausgeſtorben, beſonders unter jenen Menſchen, die auf der großen Touriſtenſtraße oder in der Nähe berühmter Monumente wohnen — wie das die edlen Stauffacher der Schweiz, die hoſenloſen Clans Hochſchottlands, die romantiſchen Räuber Kalabriens und der Legationsrath Gerhard in Leipzig beweiſen. Unter Menſchen ſind ſie ausgeſtorben; ſie haben ſich in die Hunde geflüchtet — denn Porthos iſt, was ich zu ſagen vergeſſen habe, nichts Anderes als ein Hund, ein großer, gewaltiger, rieſiger Hund, der aus den menſchenleeren Ebenen der Camargue ſtammt, ſeine Stammgenoſſen an Weisheit, Schönheit, Größe und Kraft weit überragt, den Stolz ſeines Hauswirthes und den Troſt des fremden Wanderers ausmacht.

Hundert Schritte hinter dem Dorfe, auf einer kleinen Erhöhung blieb er zuerſt ſtehen und ſah nach rückwärts. Wir folgten ſeinem Auge und erblickten eine überaus niedliche Kettenbrücke, die luftig und geiſterhaft über dem tiefen und wilden Flußbett des Gardon ſchwebt und überaus maleriſch zwei ſchöne Dörfer verbindet.

Nach zwanzig Minuten ungefähr waren wir an dem Punkte angelangt, wo man den Pont du Gard zum erſten Male erblickt. Der Anblick iſt ſo groß, ſo überwältigend, daß wir lange, lange Zeit, gebannt an dieſelbe Stelle, ſtehen blieben, als fürchteten wir, mit einem Schritte vorwärts oder rückwärts ein Atom dieſer Schönheit zu verlieren. Porthos wußte dieſes Gefühl zu würdigen, denn er legte ſich ruhig hin und überließ uns dem großen Eindrucke. Wie dankbar war ich ihm für ſeine Stummheit! Ein anderer Cicerone an ſeiner Stelle hätte die Schönheit zu anatomiſiren angefangen und eine Rede gehalten, von der ein einziges Wort hinreicht, in Verzweiflung zu bringen.

Wie freue ich mich, die Amphitheater von Nimes und Arles vor dem Pont du Gard geſehen zu haben; nach dieſem wären ſie mir klein und häßlich erſchienen. Auf dieſem großartigſten aller Aquädukte der Welt liegt neben der ganzen rieſenhaften Gewalt des Römerthums, oder vielmehr verhüllend *über* dieſer, ein Reiz von Schönheit und Anmuth, wie er ſonſt den Römerwerken zu fehlen pflegt, und wie er ſelbſt bei den herrlichſten Bauten aller Zeiten und aller Style ſelten iſt. Frankreich beſitzt im Pont du Gard ein Kleinod, das es hüten und bewahren ſollte, wie nur irgend eine Koſtbarkeit, die einem Lande, einem Volke Werth gibt; und einen der ſchönſten Reſte jener Welt, die mit ihrem Abfalle den Geiſt von Jahrtauſenden groß zu nähren im Stande war.

Es iſt ein unfreundliches, wildes, felſiges Thal, das der Pont du Gard durchſchneidet und zum Wallfahrtsorte des fernen Wanderers macht. Rechts und links ſteil und rauh abfallende Felſen, die theilweiſe von wilder und ſtruppiger Vegetation bedeckt ſind, und an deren Fuße ſich eine mit Mühe gewonnene Straße hindrückt. Tief unten im Grunde rollen die gelben Wellen des Gardon, die nur angeſchwollen im Stande ſind, die Felſenklippen in ihrem Schooße zu bedecken. Was ſie da an Wildem und Unwirthlichem verhüllen, erſetzen ſie reichlich durch ihr eigenes, hochaufſpritzendes Getös, durch die Wuth ihrer Schnellungen und den Sturm gegen die römiſchen Pfeiler, die ihnen ruhig Trotz bieten.

Der Pont du Gard beſteht aus drei Bogenreihen, die in drei Stockwerken über einander fortlaufen. Das unterſte Stockwerk, das mit den Füßen theils im Waſſer, theils auf den Felſen des Flußbettes und der Ufer ſteht, ſetzt ſich aus ſechs gewaltigen Bogen zuſammen. Ueber dieſes erſte Stockwerk läuft das zweite mit elf, und über dieſes zweite das dritte mit fünfunddreißig Bogen hin. Die Bogen jedes oberen Stockwerkes ſind um ein

Bedeutendes kleiner als die Bogen des Stockwerkes, das ſeine Baſis bildet, und obwohl der ganze Bau oben, wo er die höchſte Höhe der beiden Berge verbindet, breiter ſein muß, als an ſeinem Fuße, wo er nur von Ufer zu Ufer geht, ſo gewinnt das Ganze doch auf dieſe Weiſe, d. i. durch Verkleinerung des Maßſtabes der Bogen nach oben zu. uhd durch die Durchſichtigkeit der Bogen ſelbſt etwas Leichtes, Luftiges, ich möchte ſagen Vegetabiliſches, wodurch es wie von Natur in die Höhe ſtrebt und die Schwere ſeiner Maſſenhaftigkeit vergeſſen macht, ohne an natürlicher Würde und Größe zu verlieren. Einer der unteren Bogen iſt breiter als die anderen in derſelben Reihe; er überſpannt allein den Fluß, wenn ſich dieſer in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande befindet und nicht von Regen oder dem geſchmolzenen Schnee der Cevennen angeſchwollen iſt. Ebenfalls breiter iſt der über ihm ſtehende Bogen der oberen Reihe; aber dieſe kleine Unregelmäßigkeit, die durch die Breite des Fluſſes geboten war, verſchwindet ganz in dem ungeheuren Werke, deſſen Symmetrie ſie gar nicht ſtört. Bemerkt man ſie auch, ſo trägt ſie nur bei, dem Baue den wohlthuenden Anſchein der Unwillkürlichkeit, des Entſtandenen und nicht Gemachten zu geben.

Erſt das dritte Stockwerk trägt das Rinnſaal oder den eigentlichen Theil der Waſſerleitung, denn der Pont du Gard — was ich wohl nicht erſt zu bemerken brauche — iſt der Träger des Waſſers von einem Ufer zum andern, jenes klaren, hellen Waſſers, das die Römer 41,000 Meter weit aus den Gebirgen, über Berg und Thal, ihrer lieben Stadt Nemauſus zugeführt und den beiden Bächen. die man heute Aure und Airan nennt, zu Nutz und Frommen ihrer römiſchen Bürger entzogen haben. Die Rinne, hoch genug, daß ein Mann mit einiger Neigung des Kopfes unter ihrer Decke fortwandeln kann, iſt oben von behauenen Steinen überdacht und unten und an den Seiten vermittelſt eines Cements dicht gemacht. Dieſer Kitt iſt ſo vortrefflich, daß noch heute das Regenwaſſer, welches durch die oberen, von der Zeit gemachten Oeffnungen einfällt, nur durch Verdunſtung entfernt wird und daß es des Hammers und des Meißels bedürfte, um ihn zu verletzen. An den Mauern hat ſich hier und da eine üppige ſüdliche Vegetation angeſiedelt, die nur dazu beiträgt, das Leben und Regen in dieſem unvergleichlichen Kunſtwerke zu erhöhen und zu vermannigfachen. Aber ſelbſt die wilden Feigenbäume, die, wie wir es hier oft ſehen, ihre Wurzeln in den feſteſten Felſen bohren, haben es nicht vermocht, einen Stein aus ſeinen Fugen zu drängen. So feſt ſind dieſe auf einander geſchichtet, ſelbſt da, wo ſie kein Kitt, ſondern die bloße Berechnung des Architekten und die Genauigkeit des Steinmetzen verbinden. So feiert hier im Kleinen wie im Großen der menſchliche Geiſt einen großen Triumph über die Materie. Mit dieſem Einen Baue verbindet er ja vom gewaltigen Strome getrennte Berge, verſetzt er Flüſſe und zeugt ein Kunſtwerk, das ſtärker iſt, als Felſenmauern. So unbedeutend ſind die Schäden, die ihm die Zeit und manche Barbaren zuzufügen vermochten, daß er noch heute dem Beſchauer denſelben Eindruck macht, deſſen ſich Agrippa erfreut haben muß, als er ihn vollendet ſah und ſich ſagte, ein Monument aere perennius ſeiner geliebten Provinz gegeben zu haben. Die moderne Brücke, die man an den Fuß des Pont du Gard geklebt hat, um die Chauſſee von einem Ufer zum andern zu führen, nimmt ſich neben dieſem ſo unbedeutend aus, daß ſie ganz verſchwindet, dem Werke ganz und gar keinen Eintrag thut, und daß es Einem nicht einfällt, den Baumeiſter derſelben der Arroganz und das Departement der Taktloſigkeit anzuklagen.

Wie groß die Römer als Adminiſtratoren waren, und wie ſie für die kleinen Bedürfniſſe ihrer Bürger ebenſo gut als für die großen ſorgten, beweiſt der kleine Fußweg, den ſie am dritten Stockwerke des Aquäduktes angebracht haben, um Fußwanderern den Weg über den oft angeſchwollenen Fluß zu erleichtern. Unwillkürlich erinnert man ſich da an eine gewiſſe Eiſenbahnbrücke, die über die Loire führt. Umſonſt petitioniren die Bewohner der beiden Ufer um einen Fußweg, der mit den geringſten Koſten angebracht werden könnte. Sie erlangen ihn nicht, und der jedes

Jahr austretende Strom verhindert oft Wochen lang die Verbindung naher, im eifrigen Verkehr lebender Nachbarn, die ſich dadurch in Handel und Wandel geſtört ſehen. Wenn man nur großartige Brücken, Tunnels, Monumente, Muſeen, Univerſitäten hat, mit denen man à la tête de la civilisation marſchirt — was liegt an Fußſteigen und Dorfſchulen?

Noch an ein anderes modernes Kunſtwerk wurde ich durch den Pont du Gard erinnert: an den Pont de Roque-Favoure, in der Nähe von Aix, den ich vor einigen Tagen geſehen, und der den Marſeillern friſches, ſüßes Gebirgswaſſer zuführt. Gewiß ein verdienſtliches und ſchönes Werk; eine Waſſerleitung, wie ſie moderne Jahrhunderte ſonſt nicht geſchaffen haben. Ich habe ſie angeſtaunt und doch — wie klein erſcheint ſie mir jetzt, wenn ich ſie neben den Pont du Gard ſtelle.

Wahrhaft erhoben nahm ich Abſchied von dieſem in ſeiner Art herrlichſten Monumente. Wenn ich mich oft vor römiſchen Bauten zweifelnd fragen mußte, ob ich dieſen von ſo Vielen bewunderten Römern nicht Unrecht thue, indem ich ſie bloß kalt oder halb erſchrocken anſtaune, ſo nahm ich dießmal die Genugthuung mit, von ganzem Herzen und mit ganzer Seele bewundert und im innerſten Gemüthe Preislieder auf dieſe berechnenden Unterdrücker einer Welt geſungen zu haben.

Ganz in der Nähe des Pont du Gard bemerkten wir noch eine Grotte, die an ihrem Eingange von halbverfallenem Gemäuer geſchloſſen war. Vielleicht eine jener Grotten, die Baville, der Alba Languedocs, hat vermauern laſſen, nachdem ſich die Proteſtanten hineingeflüchtet hatten. Ich wandte mich ab, um mir den erhabenen Eindruck durch die Miſere, die Einen hier noch ſo nahe liegt, nicht ſtören zu laſſen. Genug dieſes Elendes hatte ich ſchon in ſeinen Spuren kennen gelernt. Der proteſtantiſche Paſtor aber, mein Freund, blieb lange und traurig vor den hohlen Augen dieſer Grotte ſtehen.

Elftes Kapitel.

Vaunages, das Kanaan der Kinder Gottes — Calviſſon, das Jeruſalem — Jean Cavalier, Saurin, Abauzit, Nogaret — Die Fruchtbarkeit Kanaans — Griechiſches Leben in Kanaan — Maſſacre de St. Come — Ludwig Tieck und Thümmel — Die Emanzipation der Proteſtanten durch Ludwig XVI. — Jean Cavalier's Schlachten von Langlade und Nages — Witze der Geſchichte — Die modernen Proteſtanten des ſüdlichen Frankreichs — Verhalten des Adels in den Kämpfen der „Kinder Gottes“ oder „Kamiſarden“ — Geſchichtsquellen.

Calviſſon, 7. Auguſt 1851.

Seit vierzehn Tagen ungefähr ſitze ich in Calviſſon und wohne in dem hiſtoriſchen Hauſe, welches den großen Kamiſardenführer Jean Cavalier am Ende ſeiner Laufbahn eine Zeit lang beherbergte. Ich ſchreibe dieß in ſeiner Stube. Von hier aus unterhandelte er mit dem Marſchall Villars, der ſein Hauptlager in Nimes hatte, und erlag der Eitelkeit, mit Ludwig XIV. puissance à puissance zu unterhandeln. Er verließ die Sache ſeiner Glaubensbrüder, nachdem er für ſie Jahre lang Wunder der Tapferkeit gethan, und zu einer Zeit, wo dieſe noch entſchloſſen waren, ihrem Propheten bis auf den letzten Mann zu folgen. Cavalier hat eine wunderbare Aehnlichkeit mit Görgey. Plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht, erfüllt er, ein armer, achtzehnjähriger Schäferjunge, der die Heerden eines Andern hütet, die Welt mit dem Rufe ſeiner Thaten und die Herzen ſeiner Kampfgenoſſen mit einem unbeugbaren Muthe, der einer zehnfach überlegenen Macht durch alle Wechſelfälle eines langen Krieges Stand hält. Plötzlich wird er ſelber müde, und er iſt der Einzige, der den prophetiſchen und aufmunternden Worten, die aus ſeinem eigenen Munde kommen, nicht mehr glaubt. Marſchall Villars verſteht ſich auf Cavalier; er ladet ihn in ſein Hauptquartier, er empfängt und behandelt ihn, wie man den Heerführer einer feindlichen und legitimen Macht behandelt — voll von Stolz kehrt Cavalier nach Calviſſon zurück und weiß es nicht, daß er ſich eigentlich ſchon in die Hände des Feindes gegeben, da er von ihm Geld und Nahrung annimmt, um ſeine Kampfbrüder zu erhalten. War es Komödie, war es ein Mittel, die Stimme ſeines eigenen Gewiſſens zu übertäuben, daß er auf den Ruinen des proteſtantiſchen Tempels noch ſo mächtig und ergreifend predigt und wahrſagt, wie damals, da er als ſchwächlicher Schäferjunge ſich in den Grotten der Cevennen zum erſten Male zu den „Kindern Gottes“ geſellte? Vielleicht Beides — denn noch ſtak eine Erinnerung des „Propheten“ in ihm, und ſchon war er auch der Prahler, der ſpäter die unzuverläſſigen Memoiren geſchrieben. Aber wir wollen nicht zu ſtrenge mit ihm ſein; ſagt er doch ſelbſt: „Ich war ein Kind, und ich hatte Niemand, der mir hätte rathen können.“ Dieſes wirklich Kindiſche und Kindliche in ſeinem ganzen Weſen, das Vertrauen in königliche Verſprechungen, die ſchmeichelhafte Art und Weiſe, wie man ihm von feindlicher Seite entgegen kam, alles das iſt geeigneter, Cavalier zu entſchuldigen, als all' die Gründe, die man anführt, den ungariſchen Verräther rein zu waſchen, und ſtellt jenen vertrauenden, unwiſſenden Jüngling hoch über dieſen menſchenverachtenden, vielerfahrenen Mann. — In Calviſſon hat der junge Hirt wohl die gewaltigſten Gemüthserſchütterungen ſeines Lebens erfahren. Nachdem er hier, von wo aus er ſeine meiſten und ruhmvollſten Schlachtfelder überſehen konnte, als König verehrt, als Prophet von dem herbeiſtrömenden Volke angebetet worden war; nachdem er ſich in Träume künftigen Ruhmes gewiegt und im Geiſte ſich an den Siegen gefreut hatte, die er, der Konvention mit dem Marſchall Villars gemäß, als Oberſter Ludwigs XIV. auf ſpaniſchen Schlachtfeldern erkämpfen ſollte, kehrt er eines Tages in ſein Lager zurück und findet die „Kinder Gottes“ vom heftigſten Zorn gegen ihn entbrannt. Sie empfangen ihn als Verräther, der die Sache Gottes verlaſſen will, mit Spott und Verwünſchungen; ſein Befehl wird nicht mehr gehört; er iſt entſetzt, und die ihm in jede Todesgefahr gefolgt, wenden ſich von ihm und folgen jetzt dem wilden Propheten Ravanel, der geſchworen hat, den letzten Tropfen Blut für das Evangelium zu verſpritzen. Was kümmern ſie, die für ihren Gott ſterben wollen, die Punkte, die Cavalier mit dem Marſchall aufgeſetzt? enthält doch keiner die Beſtätigung, daß ſie ihre Tempel wieder aufführen, überall das Lob Gottes ſingen können. Cavalier beſchwört, bittet, weint — umſonſt! Er iſt verlaſſen, und nur dem armen Propheten Moſes dankt er es, daß ihm der ſtarre Ravanel, „das Schwert Gottes,“ nicht eine Kugel durch den Kopf jagt. Beſchämt kehrt er, der verſprochen hatte, mit einem Regimente zu kommen, nur von wenigen Freunden begleitet, zum Marſchall zurück; die Frau Marſchallin, der er vorgeſtellt wird, erſucht ihn, ihr in ihrem Boudoir ein wenig zu prophetiſiren. Er ſchweigt. — Als er in den Kahn ſteigt, um über die Rhone zu fahren und ſein Vaterland für immer zu verlaſſen, will er noch einen Pſalm anſtimmen, als letztes Lebewohl — der Offizier, der ihn begleitet, verbietet es. — In Verſailles ſieht ihn der große König von der Seite wie ein wildes Thier an und zuckt die Achſel, und wenige Wochen nach ſeiner pomphaften Unterhandlung mit dem Marſchall flüchtet er bei Nacht und Nebel mit ſeinem Häuflein von Freunden über die Schweizer Gränze, um dem Kerker zu entgehen, der ihn, trotz königlicher Verſprechungen, in Neubreiſach oder in einer Baſtille erwartet.

Calviſſon iſt nicht nur durch Cavalier, es war zu allen Zeiten in der Geſchichte der Proteſtanten berühmt. Lange Zeit ſpielte es den Hauptort des Proteſtantismus in Vaunages und Umgegend, und am Eingang in die Cevennen gelegen, war es der Vermittler zwiſchen den Gebirgsbewohnern und den Proteſtanten Niederlanguedocs, der Ebene, die ſich von Vergez bis ans Meer hinzieht. Hier wurde auch der große Redner der freien Arminianer, Saurin, geboren, deſſen Haus man noch heute in der Nähe des Tempels zeigt, und von hier flüchtete ſich in zarter Jugend, um den Dragonaden zu entgehen, an der Hand ſeiner Mutter jener Abauzit, der Freund Newtons, Leibnitz' und Jean Jaques'. Er ſtammte von einem berühmten arabiſchen Arzte, der im zwölften Jahrhunderte in dieſes Land einwanderte und einen Stamm gründete, in dem ſich Wiſſenſchaft und freie Forſchung forterbten. Sein letzter Ablömmling ſitzt durch Zufall heute wieder in Calviſſon — es iſt der verdienſtvolle und beredte Paſtor Abauzit. — Der ziemlich hohe Hügel vor meinem Hauſe trägt die Ruinen des Schloſſes, welches der Familie des großen Rechtsgelehrten Nogaret gehörte, der im dreizehnten Jahrhunderte mit der Ohrfeige, die er dem Papſte Bonifazius gegeben, und die in ganz Europa wiederhallte, gewiſſermaßen die Reformation begonnen hat.

Die Bewohner des heutigen Calviſſon ſind friedliche Leute, denen man nichts von der Ekſtaſe, die ihre Vorfahren ergriffen, und nichts vom Prophetenthum, das jene beherrſchte, anmerkt. Nur wenn Einem in der Gaſſe das Raſſeln des Webeſtuhles oder der Krämpler entgegenſchallt, denkt man unwillkürlich an die Weber und Krämpler, die die größere Anzahl von Propheten geliefert haben. Aber auch dieſe Gewerbe ſind in Abnahme, da ihnen die Maſchinen von Nimes eine überlegene Konkurrenz machen, und die Calviſſoner beſchäftigen ſich mit Bereitung von ſüßen Compots, deren Stoff ihnen die herrlichen Früchte von Vaunages liefern und die ſie in alle Welt verſenden.

Vaunages heißt das große Keſſelthal, welches ſich hinter Calviſſon plötzlich breit und weit ausdehnt. Am Fuße der kahlen Berge, die es umgeben, iſt es ringsumher von einer bedeutenden Anzahl größerer und kleinerer Flecken bekränzt. Hiſtoriſch, oder anderweitig die bedeutendſten unter dieſen ſind St. Come, Clarenſac, Cavairac, Langlade, St. Dioniſy u. ſ. w. Seinen Namen hat dieſes Thal von dem Flecken Nages, der an ſeinem Eingange gegenüber von Calviſſon liegt; die Kinder Gottes aber nannten es ſeines geſegneten Bodens wegen: Kanaan. In der That iſt es eines der fruchtbarſten Thäler des Südens. In dieſem Augenblicke erliegen die Bäume unter der Ueberzahl ihrer Früchte; trotz des großen Handels, den man treibt, weiß man nicht, was mit der ungeheuren Menge von Feigen, Mandeln, Pfirſichen, Melonen, Pflaumen und Trauben anzufangen. Man gibt ſie den Ziegen als Futter. Vor und nach der Weinleſe eſſen Menſchen und Thiere nichts als Trauben — Ziegen, Hunde, Pferde, Eſel und Mauleſel nähren ſich von der köſtlichen Beere, die ſo treffliche Weine liefert, daß man ſie in Paris als Madeira, Malaga und Alicante verkauft. Der Wein von Langlade kann mit dem beſten Bordeaux wetteifern und kommt auch als ſolcher in den Handel. Auf vielen Bauernhöfen kann man in verſchiedenen Winkeln und Ecken, unter Brennholz und Gerümpel verſteckt, ungeheure Fäſſer ſtehen ſehen, die voll des edelſten Weines ſind. Nach zwanzig Jahren einmal fällt es dem Beſitzer ein, ſolch ein Faß anzuſtechen, und ſiehe da, er findet einen edel gealterten Saft, den er Madeira, Malaga, Alicante tauft. Die franzöſiſchen Geſetze und die Octrois der Städte ſind Schuld, daß der Bauer ſeine Reichthümer nicht ſo verwerthet, wie er es unter anderen Umſtänden könnte. Auch ſehnt man ſich nirgends ſo wie hier nach Free Trade. Doch iſt Alles wohlhabend; die man hier Arme nennt, ſind immer noch Leute, die ihr gutes Stück geſegneten Bodens beſitzen, da der Boden vielgetheilt iſt. Die Gemeinden alle haben, mehr weil es Brauch als Bedürfniß iſt, ihre Armenkaſſen, doch werden ſie ſelten in Anſpruch genommen. Wenn es geſchieht, ſo geſchieht es, wie mich verſchiedene Paſtore und Maires verſichern, nur von den Allerärmſten, die mit dieſem Zuſchuſſe ihre Steuern bezahlen.

Bei mehreren Ausflügen in das Land von Vaunages hatte ich Gelegenheit, mich an dieſer Wohlhabenheit zu erfreuen. Die Dörfer ſind eben nicht immer ſehr reinlich — das liegt im Charakter des Südländers — aber nirgends tritt Einem das traurige Bild der Noth entgegen. Ich habe hier noch keinen Bettler geſehen. Faſt jedes Dorf hat irgend einen monumentalen Schmuck

— einen Brunnen, eine Kirche, ein Gemeindehaus — alle aber ſind mit ihren engen Gaſſen, mit ihren Quaderhäuſern, mit ihren Treppen, die vom erſten Stocke auf die Straße führen, mit ihren Platformen vor den Thüren der oberen Stockwerke, mit den tiefen und gewölbten „Salons“ ebener Erde, vor denen der ſchattige Vorhang weht, und in die man im Vorübergehen blickt — alle ſind ſie maleriſch und würden dem Künſtler mit den müßigen Gruppen der Männer und der arbeitſamen Weiber manchen ſchönen und dankbaren Stoff bieten. Der Landmann iſt mit ſeinem Ueberfluſſe nicht geizig. Wandert man an der Seite eines in dieſer Gegend nur halbwegs Bekannten, wie es bei mir der Fall geweſen, ſo wird man jeden Augenblick gebeten, einzukehren und einige Früchte und ein Glas Wein einzunehmen. Der Wirth entſchuldigt ſich dann, daß er nicht Bier anbieten könne, womit man in dieſem Weinlande den Gaſt beſonders zu ehren glaubt. So kann man wie ein homeriſcher Held von Gaſtmahl zu Gaſtmahl wandern. Bei einem Bauer in St. Come nahm ich ein wahrhaft fürſtliches ein — die edelſten Weine, die ſüßeſten Früchte und die beſten Fleiſche erdrückten die Tafel. Die beiden Hausfrauen, Schwiegermutter und Schnur, bedienten uns wie Sklavinnen und ſetzten ſich, nach der Sitte des Landes, nicht zu Tiſche. Die große, geräumige Halle, aus der man auf die Vorhalle, die zugleich Küche iſt, blicken kann, ſobald der wallende Vorhang aufgeht; der Bratſpieß am Herde und das friſche Fleiſch daran; die urſprünglichen Handmühlen; die zweihenkligen Krüge; die ſchlanken Amphoren, in denen der Wein, und die ungeheuren, bauchigen Thongefäſſe, in denen das Waſſer aufbewahrt wird; die Ampel, die von der Decke herabhängt, mit ihrem oben überbogenen Griffe, ganz in der Form, wie man ſie in Pompeji findet — endlich draußen der blaue, wolkenloſe Himmel und das Lorbeergebüſch, das durch die Fenſter Kühlung weht — reicht das Alles nicht hin, einen vom ſüßen Weine halbbetäubten Wanderer zu überzeugen, daß er ſich in ſchönen, antiken Zeiten, unter ſchönem klaſſiſchem Himmel befinde, als Gaſt bei irgend einem Männerbeherrſchenden? Nur die Hausgötter verriethen, daß man ſich in moderner Welt befinde. An der Wand hingen die Bilder von Barbès, von Ledru-Rollin, mit der rothen Schärpe und Schleiſe, von Raspail an ſeinem Gefängnißgitter. — Nach dem Mahle führte man uns in kühle Gartenſtuben, wo Betten zur Sieſta bereitet waren. Beim Erwachen bot man Waſſer zum Waſchen und ſüßen Wein zur Erquickung, und wieder erhob man die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Als ſich die fürchterliche Hitze gelegt hatte, gingen wir durch eine allmählig aufſteigende Schlucht dem Gebirge zu, nach der ſogenannten Fontaine de Robert, um einen koniſchen Berg herum. Nach ziemlich langer, beſchwerlicher Wanderung ſtanden wir auf hiſtoriſchem Boden. Das freundliche Thal Vaunages war verſchwunden; kahle, verwitterte Berge ſtarrten uns an; ſchweigende Einſamkeit umgab uns, und ſo weit das Auge durch die Schluchten dringen konnte, nichts als troſtloſe Gebirgswüſte. Wie wahr hat Ludwig Tieck in ſeinem „Aufruhr in den Cevennen“ die Zuſammenkunftsorte der Kamiſarden, wo ſie der Begeiſterung der Propheten horchten, zu ſchildern verſtanden. Wenn er, wie ich es glaube, dieſe Gegenden nicht ſelbſt geſehen, dann iſt die Divination des Dichters zu bewundern. Auf dem kleinen Plateau, auf dem wir ſtanden, verſammelten ſich eines Tages die Kinder Gottes in großer Anzahl, um ſich von ihrem Propheten predigen zu laſſen. Zu Hunderten lagen ſie da, lauſchend, keines Ueberfalles gewärtig, und horchten den Worten, die aus dem Laube eines Nußbaumes zu ihnen erſchallten. Aber ſie waren von den Katholiken jenſeits des Berges verrathen. Plötzlich wimmelte es ringsum auf allen Bergſpitzen von königlichen Truppen, und Kugeln regneten in die fromme Schaar. Nur ſehr Wenige ſollen entkommen ſein. Le massacre de St. Come iſt noch immer eine ſchreckliche Erinnerung im Herzen des Volkes. — Der Berg, der uns von Vaunages trennt, ſcheint ein Begräbnißplatz der Römer geweſen zu ſein. Häufig findet man, beſonders am ſüdlichen Abhange, antike Aſchenkrüge, die aber von den Arbeitern ſogleich zerſchlagen werden, da man in ihrem Bauche Münzen vermuthet. Wenn ſie aber nur Aſche enthalten, werden die Scherben bei Seite geworfen. Vor Kurzem fand man eine gewaltige Bleikiſte. An jeder der vier Ecken befand ſich ein Aſchenkrug. Die Aſchenkrüge wurden zerbrochen, die Kiſte nach dem Gewicht verkauft. Oft ſtößt der Spaten auf Grabſteine, da es aber zu beſchwerlich wäre, dieſe ganz auszugraben, zieht man es vor, ſie wieder mit Erde zu bedecken. Die Bewohner dieſer Gegenden ſind eben doch keine Griechen.

8. Auguſt 1851.

Ungefähr drei viertel Stunden von St. Come gegen Oſten liegt Clarenſac. Es wäre nichts von dieſem Dorfe zu berichten, wenn es nicht, nach der Meinung vieler Bewohner dieſer Gegend, in der Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution eine gewiſſe Rolle geſpielt hätte. Kurze Zeit vor 1789 warf der Seigneur von Clarenſac ſein Auge auf das ſchöne Weib eines Bauern, ſeines Unterthanen. Um ungehindert die Reize der ſchönen Unterthanin genießen zu können, ſchickt er, ein zweiter König David, ihren Mann, den armen Uria, fort nach Nimes, mit dem ſtrengen Befehle, mehrere Tage in dieſer Stadt zu verweilen und, was er auch immer hören möge, ſie bei Androhung der härteſten Strafen nicht zu verlaſſen. Der arme Knecht gehorcht. Aber kaum drei Tage in Nimes, bemächtigt ſich ſeiner die gewaltigſte Unruhe. Er hält es nicht länger aus, und in der Nacht ſchleicht er in ſein Dorf zurück. Er horcht vor ſeinem Hauſe und hört und ſieht endlich durch eine Fenſterritze ſein Weib im verzweifelten Kampfe gegen den gnädigen Herrn. Er dringt hinein — und wird in ſeiner eigenen Stube von ſeinem Herrn, der bewaffnet iſt, erſchlagen. Es iſt geſchehen, und Niemand wagt, von der That zu ſprechen. Der Edelmann ſetzt ſeine Bewerbungen bei der ſchönen Wittwe fort. Aber der Erſchlagene hat einen Freund, einen Wildſchützen. Dieſer weiß gut zu zielen, und auf freiem Felde einmal rächt er den Todten durch einen einfachen Schuß aus dem Gebüſche. Er wird, ich glaube, dafür lebendig aufs Rad geflochten. Die Zeit hat nicht Zeit, die Erinnerung an dieſe Geſchichte aus den Köpfen der Bauern des Vaunages zu ſtreichen. Die Revolution bricht aus, und die gebrochenen Schlöſſer, die verſtümmelten Wappen, die Flucht ſo vieler Seigneurs zeugen, wie lebhaft dieſe Erinnerung noch in den Köpfen gewirkt habe. Uebrigens waren alle dieſe Seigneurs dieſer eifrigen Proteſtanten eifrige Katholiken — um ſo eifrigere und verfolgungsſüchtigere, als ſie alle Renegaten und ſogenannte Neubekehrte waren, die nächſten Abkömmlinge jener Ariſtokraten, die die Glaubensfahne und ihre Kämpfer verließen und verriethen, ſobald es ſich nur noch um den Glauben und nicht, wie zur Hugenotten- und Frondezeit, um Feudal- und Coterie-Intereſſen handelte. Faſt alle Adeligen Languedocs haben ſich zur Zeit der Cevennenkriege auf dieſe Weiſe benommen. D'Aigalliers und der alte Marquis von Salgas ſind rühmliche Ausnahmen. Zwar nahmen ſie beide nicht Theil an dem Kampfe ihrer Landsleute und Glaubensgenoſſen; aber der Erſte ſuchte wenigſtens als Vermittler zwiſchen dieſen und dem Hofe ſein Möglichſtes zu thun und verleugnete ſeine Ueberzeugung auch in den ſchwierigſten Lagen nicht, und der Andere war den Cevenolen freundlich, vergaß ſeinen Adel, zeigte ſeine Sympathie für die begeiſterten Hirten und verhehlte ſie nicht, ſelbſt als man ihn im hohen Alter auf die Galeerenbank von Cette ſchmiedete.

Von Clarensac fuhren wir nach Caverac, dem Dorfe, in welchem unſer Thümmel unter arkadiſchen Schäfern ein elyſeiſches Leben geführt haben will. Nun, dieſes arkadiſche Dorf iſt heute das unfreundlichſte, rohſte, ſchmutzigſte in Vaunages und als ſolches im ganzen Lande verrufen. Wir ſahen das Schloß, das ehemals dem Herrn von Caverac, heute der Commune gehört. Der große Park iſt in Weingärten verwandelt; nur einige hohe Taxushecken und eine prachtvolle Cypreſſenwand zeugen von der entſchwundenen Herrlichkeit. Der proteſtantiſche Tempel, der ſich wie die Schule und der Kommunalſaal im Schloſſe befindet, beſitzt eine Kanzel, die eine Geſchichte hat. Man ſieht es ihr auf den erſten Blick an, daß ſie einmal eine Cheminée geweſen. Ihr herrlicher, ſehr bunter Marmor iſt das Geſchenk eines Papſtes an einen Abbé, welcher einſt in Caverac gewohnt und mit dem Marmor für ſeine wüthenden Pamphlete gegen die Proteſtanten belohnt worden. Und heute predigt der proteſtantiſche Paſtor von dieſem Marmor herab und klopft ihn wahrſcheinlich mit beſonders heiliger Luſt. In dieſem Schloſſe ſoll auch Baville, der unerbittliche Verfolger der Proteſtanten, nach dem Maſſacre von St. Come übernachtet haben. Die Herren von Caverac haben in früheren Jahrhunderten beſondere Hoheitsrechte im Lande beſeſſen. Sie hielten eine Art von Hof, und die Adeligen der Umgegend theilten ſich in ſolche, welche bei Hoffeierlichkeiten bloß bis ans Gitter, und in ſolche, welche in das Innere gelaſſen wurden, um knieebeugend ihre Aufwartung machen zu dürfen. Heute ſitzt der Conseil municipal des ſouveränen Volkes von Caverac in den ſchönſten Salons des feudalen Schloſſes. — Ich ſah da ein Grab in einem Privatgarten — Aehnliches ſah ich ſchon in Nages und anderen Flecken des Landes. Das Volk liebt es hier, ſeine Lieben in der Nähe, in einem Garten am Hauſe, auf einem benachbarten Felde zu beſtatten. Das Geſetz iſt eigentlich dagegen, aber die Sitte iſt ſtärker. Sie rührt aus der Zeit her, da man den Proteſtanten kein ehrliches Begräbniß geſtatten wollte, da man ihnen keinen Begräbnißplatz anwies und ihnen, was ſie auch verſchmäht hätten, nicht erlaubte, ihre Todten in katholiſch geweihten Boden zu bergen. — Ich kann nicht umhin, hier das Edikt Ludwigs XVI. mitzutheilen, welches nach langen Kämpfen, wohlgemerkt im Jahre 1787, erſchienen iſt und den Proteſtanten eine Art von bürgerlicher Exiſtenz zugeſtand. Ich überſetze es aus dem vortrefflichen Buche Napoleon Peyrats: „Histoire des Pasteurs du Désert“ und enthalte mich jeder Bemerkung:

„Wir Ludwig XVI., König von Frankreich, überzeugt von „der Fruchtloſigkeit Jahrhundert langer Verfolgungen und weichend

„der öffentlichen Meinung, die euch in Schutz nimmt, haben beſchloſſen, viel mehr aus Nothwendigkeit als aus Sympathie, euere bürgerliche Exiſtenz anzuerkennen; in Folge Deſſen werden von nun an euere Weiber und Kinder legitim, euere perſönliche Freiheit geachtet, euer Gottesdienſt geduldet, euer Handel frei ſein. Für dieſe königliche Gnade werdet ihr dem Staatsdienſte unterworfen und die katholiſche Religion, die einzig herrſchende, zu unterhalten verpflichtet ſein; aber im Uebrigen bleibet ihr für immer von allen Aemtern der Verwaltung, der Rechtspflege, des Unterrichts ausgeſchloſſen und jedes Mittels zum Einfluſſe auf den Staat beraubt. Mit Einem Worte, es wird euch von uns nichts bewilligt, als was das natürliche Recht euch zu verweigern nicht erlaubt.“

9. Auguſt 1851.

Reiſen! — Es iſt wohl die ſchönſte und unſchuldigſte aller Leidenſchaften, die Reiſeluſt. — Aber ohne Ziel iſt das Reiſen faſt ſo traurig, wie ein Leben ohne Zweck, ohne Idee. Wenn nicht die Heimat das letzte Ende des Wanderers, der vielen Mühen ſüßer Lohn iſt, iſt es ein Irren in der Wüſte, ein Im-Kreiſe-Gehen, ein Streifzug durch eine unendliche Fläche, von deren Horizonte kein ſchattiger Baum, kein gaſtliches Licht winket. Der Wanderer muß die Ausſicht auf einen heimiſchen Herd haben, um den herum ſeine Lieben ſitzen, die mit Theilnahme den Erzählungen von fremden Ländern, von Abenteuern und beſtandener Mühſal horchen. George Sand beſchreibt einmal das ſüß unheimliche Gefühl des Alleinſeins in fremder Ferne, irgendwo in einem weltvergeſſenen Thale, in einem labyrinthiſchen Gebirge, da man ſich ſagt: „Jetzt biſt du zum erſten Male allein, keine Seele weiß dich zu ſuchen; jetzt biſt du frei; dir, dir ganz allein und den Geiſtern in dir überlaſſen.“ Wenn aber dieſes Gefühl ein alltägliches geworden, dann hat es ſeinen Reiz verloren. — Ich ſchreibe dieß, auf einem Felsſtücke ſitzend, beſchattet von einem wilden Brombeerſtrauch, der mich gütig gelabt hat, da ich ſeit Stunden, vom Wege verirrt, allen Menſchenwohnungen ferne bin. Vor mir ein ſchmaler Pfad, nur ſelten von der Ziege und dem Jäger ohne permis de chasse betreten — er verliert ſich in verwittertem Geſtein — um mich dehnt ſich weit und breit eine kahle Gebirgswüſte, aus grauen Bergrücken zuſammengeſtückelt. Weit hinter mir der freundliche Gau Vaunages und weit vor mir die Ketten der Hochcevennen, die vierfach und fünffach, gezackt und in langgeſtreckten Linien hinziehen. Ein grauer Schleier zittert in der Mittagsſonne glühend über ihren Häuptern. Nichts bewegt ſich rings, als etwa eine Eidechſe, die aus den kalkigen Steinen ſchlüpft, und, durch zwei Hügelreihen von mir getrennt, die Flügel einer Windmühle, die einförmig und einzeln auftauchen und verſchwinden. — Empfinde ich jenes ſüß unheimliche Gefühl? Mehr als jeder Andere braucht der Wanderer eine Heimat — der gezwungen Reiſende wandert nicht — er flieht.

10. Auguſt 1861.

Schräge gegenüber von Caverac, am ſüdlichen Rande und in der öſtlichen Hälfte des großen Keſſelthales liegt Langlade, die Heimat des beſten Weines von Vaunages. Auf ſeiner Höhe ſteht noch heute die Windmühle, an deren Fuß eine der bedeutendſten und ruhmvollſten, obwohl unglücklichen Schlachten der Kamiſarden begonnen hat. Marſchall Montrevel war abgerufen und ſollte dem Marſchall Villars Platz machen. Er wollte Languedoc nicht verlaſſen, ohne den Ruhm wenigſtens Eines bedeutenden Sieges mit ſich zu Hofe fortzutragen. Zu dieſem Ende that er alles Mögliche; er ſtreute falſche Gerüchte über ſeine Abreiſe aus, um die Kamiſarden, die ihm auflauerten, irre zu führen, theilte ſeine Truppen in mehrere Haufen, ließ ſie Kreuz- und Querzüge und maskirte Märſche machen und ſammelte ſie endlich alle und mit Einem Male um Vaunages herum, wo ſich eben Cavalier befand und von Dorf zu Dorf zog, um zu predigen. Cavalier hatte eben die Feſtungsmauern von Clarenſac niedergeriſſen und auf ihren Trümmern gepredigt und prophetiſirt. Von da zog er in das gegenüberliegende Langlade und ließ ſeine

Kamiſarden, ungefähr 700 Mann Infanterie und 100 Reiter, in den Weingärten am Fuße des Berges lagern. Müde von den ununterbrochenen Streifereien, fielen ſie bei herannahender Nacht in einen tiefen Schlaf. Auch Cavalier, auf einem Steine ſitzend, entſchlummerte leiſe. Nur wenige Reitervorpoſten wachten. Da plötzlich wimmelt es auf den Höhen hinter ihnen von königlichen Dragonern, die mit verhängtem Zügel und mit dem Rufe: tue! tue! auf das Kamiſardenlager losſprengen. Die Kinder Gottes fahren aus dem Schlaf und greifen zu den Waffen, und die hundert Reiter ſchwingen ſich auf ihre Pferde. Mit letzteren ſtürzt Cavalier ſogleich auf den Feind und führt einen ſo gewaltigen Choc aus, daß dieſer weicht und endlich zu fliehen beginnt. Der Prophet Catinat verfolgt ihn; aber Cavalier, dem beim erſten Angriff das Pferd unter dem Leibe weggeſchoſſen worden, kann ihm nur nachſehen. Er ſammelt ſeine Infanterie, um ſie aus der Gefahr zu retten, die er von allen Enden heraufziehen ſieht; denn die erſten Schüſſe hatten die von allen Seiten aufgeſtellten Truppen geweckt, und ſie ziehen von Rechts und Links und Gegenüber in gewaltigen Kolonnen heran, das Gros unter Anführung des Marſchalls. Letzteres füllt die Ebene; die Höhen ſind von den geſammelten Truppen bedeckt, und rückwärts kommt der verfolgende Catinat, ſelber verfolgt, aus den Ebenen von Vergez zurück, wo er das Regiment Charleroi getroffen, mit dem vereinigt ſich die geſchlagenen Dragoner gegen ihn kehren. Die Kamiſarden ſind eingeſchloſſen; die Uebermacht des Feindes ungeheuer. Nur gegen Nages, welches jenſeits des Berges liegt, ſcheint ein Entkommen möglich; wenn Cavalier es erreicht, ehe ihm der Marſchall folgen kann, ſchlägt er ſich vielleicht durch die dort ſtehenden Truppen; ein Bauer will ihm noch dazu einen Hohlweg zeigen, vermittelſt deſſen er das Dorf gewiß früher erreicht, als der Marſchall. Unglückſeligerweiſe folgt ihm Cavalier. War der Bauer ein Verräther? Denn als die Kamiſarden am Ende des Hohlweges ankamen, iſt er von allen Seiten dicht beſetzt, und die Kugeln regnen auf ſie herab. Cavalier ſtürmt und bahnt ſich mit unglaublicher Tapferkeit einen Weg mitten durch den Feind. Er iſt nun in der Nähe von Nages, trotz der Verrätherei oder Dummheit des Bauern; aber auch dieſes Dorf iſt angefüllt von feindlichen Truppen, die ihm aus allen Gaſſen, auf allen Wegen und Pfaden, zwiſchen Gärten und Gehölzen entgegenſtrömen — der Weg, der zur Ebene führt, iſt von Reiterei dicht beſetzt und wahrſcheinlich auch vom Regiment Charleroi, das Catinat bis hierher verfolgt hatte. Nur noch die Höhe hinter ihm, die er vorhin durch den Hohlweg umgangen hatte, iſt frei. Jetzt will er ſie nehmen, um ſich dort zu vertheidigen, oder von ihr in die Ebene hinabzuſtürzen. Er wendet ſich ihr zu — da iſt indeſſen der Marſchall auf ihrer höchſten Spitze angekommen — die Mauern der Weingärten ſind alle beſetzt — und wie Mauern ſtehen von allen Seiten die königlichen Kolonnen, eine hinter der andern.

In dieſem fürchterlichen Augenblicke ruft Cavalier ſeinen Leuten folgende Worte zu: Kinder, wir ſind gefangen und lebendig gerädert, wenn es uns an Muth fehlt. Es bleibt uns nur Ein Mittel: wir müſſen uns Bahn brechen und dieſen Leuten auf den Leib rücken. Folget mir und haltet feſt zuſammen!

Nach dieſer Anrede beginnt der verzweifeltſte, verbiſſenſte, hartnäckigſte Kampf. Wüthend ſtürzen ſich die Kamiſarden auf die Feinde; nicht mehr mit dem Feuerrohr, man ſchlägt ſich mit dem Bajonett in der Hand; auch dieſes wird fortgeworfen, und wie in der Schlacht bei Cannä umſchlingt man ſich mit den Armen, faßt man ſich an den Köpfen, an den Haaren und Händen; Zähne ſind die beliebteſten Waffen. Die Feinde dringen immer mächtiger, maſſenhafter vor, die Kamiſarden verlieren ſich einzeln in den Wellen und ſind zerſtreut. Nur mit der größten Mühe reißt ſie Cavalier von ihren Opfern los und ſammelt ſie wieder zu Schaaren.

Der Weg von Nages in die Ebene, die ſich gegen Calviſſon hin erſtreckt, iſt von dem kleinen Fluſſe Rosny durchſchnitten, der, von Caverac kommend, ſeine ärmlichen Wellen dem Bidourle zuführt, wenn er nicht in der Sommerhitze ſchon auf halbem Wege gänzlich verdampft iſt. Die Straße von Sommières nach Nimes führt mittelſt einer Brücke, eine kleine Viertelſtunde von Nages, über dieſen Bach. Die Brücke mußte Cavalier paſſiren, wenn er die Ebene von Calviſſon und den Weg ins Freie gewinnen wollte. Die Zeit drängte, denn die Sonne war dem Sinken nahe. Dorthin wendete er ſich mit ſeiner kleinen, wiedergeſammelten Schaar und führt gegen die auf der Brücke aufgeſtellten Dragoner ſo gewaltige Chocs aus, daß nach und nach einzelne Haufen paſſiren können. Auf dieſe Weiſe aber bleibt er ſelbſt mit einem nur ſehr kleinen Peloton allein und abgeſchnitten zurück; denn die große Anzahl der Dragoner ſammelt ſich nach jedem Choc aufs Neue und ſtopft die Brücke immer wieder. Ein rührender und heldenmüthiger Zug, den Cavalier in ſeinen Memoiren ſelbſt erzählt, rettet ihn aus dieſer mißlichen Lage. —

Unter ſeinen Lieutenants befand ſich auch ſein zehnjähriger Bruder, der ſich ſchon in mehreren Gefechten durch Heldenmuth und durch aufopfernde Liebe zu ſeinem brüderlichen Feldherrn ausgezeichnet hatte. Er ritt einen kleinen Camarguer Hengſt und trug einen kleinen Jagdſtutzen, ein kurzes Schwert und im Gürtel ein Paar Miniaturpiſtolen; Alles in Harmonie mit ſeiner kleinen Geſtalt. Für dieſen Tag, den er blutig heraufziehen geſehen, hatte er ſich noch beſonders „wie zu einem Feſte“ aufgeputzt, die Hemdärmel weit über den Ellenbogen zurückgeſchlagen und um die Arme hochrothe Schleifen gewunden. So ſprengte er, den Zügel auf den Hals ſeines Schlachtroſſes gelegt, die Piſtole in der einen, das kleine Schwert in der andern Hand, überall ins dichteſte Kampfgewühl und, da Piſtole und Schwert nicht weit reichten, dem Feinde, den er ſich auserſehen, immer auf den Leib. Bei dem Sturme auf die Rosnybrücke war er einer der Erſten, der die Feinde durchbrach und ſie paſſirte. Da er aber ſah, wie Diejenigen, die mit ihm herübergekommen waren, und mit ihnen Catinat und Ravanel, das Weite ſuchten, ohne den Uebergang der Zurückgebliebenen weiter zu befördern oder ſich um den abgeſchnittenen Cavalier zu bekümmern, warf er ſeinen Hengſt quer über die Straße, ſchnitt ſo den Fliehenden den Weg ab, und die Piſtole emporhebend rief er ihnen entgegen: „Kinder Gottes! wo eilet ihr hin? beſetzt die Ufer des Baches, greifet den Feind an! decket den Rückzug meines Bruders!“ — Die Fliehenden bleiben ſtehen, thun, wie jener befiehlt, und Cavalier iſt gerettet. In guter Ordnung zieht er ſich über das coupirte Terrain von Calviſſon in die Schluchten gegenüber zurück — immer verfolgt, aber immer noch kämpfend, bis er ſich mit Hülfe der im Süden ſchnell heranbrechenden Nacht in den Gehölzen verliert und ſo bald den Blicken des Feindes gänzlich entſchwindet.

Dieß iſt der blutige Tag des 16. April 1704, einer der unglücklichſten und ruhmvollſten für die Kamiſarden. Der Kampf gegen einen mehr als ſechsfach überlegenen Feind hat von Morgens zwei Uhr bis in die Nacht gedauert, und das Schlachtfeld gewann in ſeinem Verlaufe eine Ausdehnung von mehr als zwei Stunden. Jeder Fuß breit Boden mußte aufs Blutigſte erfochten werden. Man weiß nicht, ſoll man mehr die Hartnäckigkeit, den Muth, die Ausdauer, die Todesverachtung der Kamiſarden oder die Kaltblütigkeit, den ſicheren Blick ihres Führers bewundern, der mitten unter unzähligen Hinterhalten und Fallen, von allen Seiten und immer neu umſtellt, ſtets das im Augenblicke ſicherſte Mittel zur Rettung, den im Momente einzig möglichen Ausweg erſpähte? Als einige Wochen darauf Villars das Schlachtfeld beſichtigte und ſich den Verlauf des Kampfes erzählen ließ, rief dieſer vielleicht bedeutendſte Feldherr Ludwigs XIV., dieſer in der That kompetente Richter, voll Verwunderung aus: Wahrlich, das iſt Cäſars würdig! — Und in ſeinen Memoiren wiederholt er noch: Cavalier benahm ſich an jenem Tage auf eine Weiſe, die alle Welt in Erſtaunen ſetzen muß. Ein homme de rien, ohne Erfahrung in der Kriegskunſt, der ſich in den ſchwierigſten und delikateſten Lagen ſo benimmt, wie es ein großer Feldherr gethan hätte!

Wie großen Heldenmuth auch Cavalier in der Schlacht bei

Nages bewährt haben mag, ſie ſcheint doch der Anfang ſeines inneren Verfalles geweſen zu ſein. Kurze Zeit nach dieſer Niederlage beginnt er ſeine Unterhandlungen mit Villars, während alle ſeine Kampfgenoſſen noch den ungeſchwächten Muth bewahren. Er hatte die Uebermacht kennen gelernt und beginnt die reguläre Kriegskunſt, die Kombination, zu reſpektiren, den ungeregelten Muth, den Kampf auf eigene Fauſt, die Geltung der Perſönlichkeit zu verachten. Als Prophet hat er ſeine kriegeriſche Laufbahn in den Cevennen begonnen; er beſchließt ſie als Soldat. An die Stelle der Begeiſterung iſt die Berechnung, an die Stelle der Aufopferungsluſt für eine heilige Sache iſt eitle Ruhmſucht getreten, an die Stelle des Prieſterthums gedankenloſer militäriſcher Ehrgeiz. Einer regulären Armee anzugehören, in ihr einen hohen Rang einzunehmen, ſcheint ihm das höchſte Ziel aller Wünſche. Nicht mehr wofür, ſondern ob er ſich überhaupt ſchlagen werde, iſt noch bei ihm die Frage. In dem Traktate, den er mit Villars abſchließt, ſteht der Artikel, der ihm ein Regiment, eine Oberſtenſtelle und Schlachtfelder in Spanien und Portugal verſpricht, obenan. Er iſt bereit, ſich für Ludwig XIV., den Verfolger ſeines Glaubens und ſeiner Landsleute, gegen England, das heißt gegen ſeinen bisherigen Bundesgenoſſen, zu ſchlagen. Iſt das vielleicht franzöſiſcher Patriotismus? Keineswegs! Denn als jener Traktat nicht in Szene geſetzt werden kann, geht er in ſardiniſch-engliſche Dienſte und kämpft auf denſelben Schlachtfeldern gegen Ludwig, auf denen er deſſen Fahnen hatte folgen wollen. Er war zum Condottiere geworden und ſtirbt am Ende als militäriſcher Gouverneur der engliſchen Inſel Wight.

Nicht umhin kann ich, hier des Zufallſpieles zu erwähnen, das ich aus Napoleon Peyrats Buch kennen lerne; daß nämlich Cavalier durch ſeine Heirath mit dem ſchauerlichen Jeſuiten Père Lachaiſe, dem Beichtvater Ludwigs XIV. und fanatiſchen Feinde der Kamiſarden, und mit Voltaire verwandt worden iſt. — In Chelſea, das damals ein einſames Dorf, heute eine Vorſtadt Londons bildet, zeigte man mir die Gaſſe, in welcher Cavalier die letzten Jahre ſeines Exiles verlebte. Dieſelbe Gaſſe hat noch andere große Verbannte Frankreichs geſehen: den edlen Labourlie, den Katholiken, der aus dem Cevennenaufruhr das machen wollte, was ſein ſpäterer Nachfolger und Nachbar in derſelben Gaſſe, Mirabeau, aus der Verſammlung der Notabeln gemacht hatte: keine proteſtantiſche, keine katholiſche, ſondern eine die Menſchheit ergreifende, ſoziale Revolution. Heute iſt dieſes Dorf der franzöſiſchen Verbannten der ſtille Aufenthaltsort engliſcher, der Geſellſchaft müder Berühmtheiten. Dort wohnt Thomas Moore, der Sänger der iriſchen Leiden, und Thomas Carlyle, der Geſchichtsſchreiber der franzöſiſchen Revolution und Bewunderer ſeines früheren Nachbarn Mirabeau. „Der alle Formeln verſchluckt hat,“ Schickſal! Wind! Menſchen, Staub und Blüthen! Wie wirbelt Alles durcheinander, voneinander und zuſammen — aus allen Zeiten, an allen Orten und zuletzt macht Alles nur Eines aus! — Und wie ich hier an die Kamiſarden denke, an Rad und Galgen, die einſt auf allen dieſen Bergen prangten, an die Scheiterhaufen, die unweit von hier, in Nimes und Montpellier, rauchten, da ſchon Voltaire lebte, an die Gaſſe vor meinem Hauſe, in der ſich vor kaum 35 Jahren noch die Proteſtanten gegen die frommen Sendlinge der Kongregationen vertheidigen mußten, mit Gewehren, die ſie ſchnell aus der Erde ſcharrten — und wie ich mich wieder an den Sänger der iriſchen Leiden erinnere, rufe ich aus: Was der Katholizismus am Proteſtantismus im ſüdlichen Frankreich verbrochen — es findet nicht ſeines Gleichen, wenn nicht in Dem, was die Proteſtanten an den Katholiken Irlands gethan.

10. Auguſt 1851.

Heute, Sonntag, wohnte ich dem proteſtantiſchen Gottesdienſte im hieſigen Tempel bei. Beide, Gottesdienſt und Tempel, ſind von höchſter Einfachheit. Letzterer iſt ein längliches, gewölbtes, von Galerien umgebenes Gebäude, mit einer ſäulengetragenen Vorhalle. Im Innern kein Bild, kein Zeichen, nicht einmal ein Kruzifix — der Thüre gegenüber die hölzerne Kanzel, vor ihr in Reihen aufgeſtellte Strohſeſſel. Der Gottesdienſt beſtand aus einer Predigt, in welcher viel von Gott, wenig von Chriſtus die Rede war; die „Grace,“ welche den Hauptinhalt ausmachte, wurde nicht calviniſtiſch troſtlos, ſondern als Liebe Gottes zu den Menſchen dargeſtellt. Ein anderer Vorzug der Predigt war ihre Kürze. Dann wurde vom Prediger ein Gebet für die Republik verleſen, worauf die Abſingung eines Pſalmes folgte. Die Pſalmen der Proteſtanten Frankreichs ſind ihrer Geſchichte und ihrer Stammväter wegen intereſſant. Ihr Compoſiteur iſt Goudimel, der ſchon unter Franz I. lebte und nach der Bartholomäusnacht in Lyon getödtet wurde. Die Ueberſetzer oder Dichter der Pſalmen ſind Clemens Marot und Theodor de Bèze. Die Worte haben ſich allerdings moderniſirt, aber die Kompoſition iſt dieſelbe geblieben; dieſelben ernſten, einfach erhabenen Laute, wie ſie unter den Salven der Bartholomäusmörder und ſpäter in der Wüſte der Cevennen ertönten. Auffallend war es mir, daß einzelne Männer während des ganzen Gottesdienſtes den Hut auf dem Kopfe behielten; freilich liebt es der Südfranzoſe ebenſo wenig wie der Spanier, ſein ſtolzes Haupt zu entblößen, aber in der Kirche muß es doch ſonderbar erſcheinen. Weniger ſonderbar, vielmehr natürlich erſchien mir das ſonſtige ungenirte Betragen der ganzen Gemeinde, das ſich mit einer ſtillen, ungeheuchelten Andacht ganz gut vertrug. Obenan, der Kanzel ganz nahe, ſaßen die Mitglieder des Konſiſtoriums; denn jede proteſtantiſche Gemeinde, die eine Kirche beſitzt, hat auch ihr Konſiſtorium, das, aus Laien beſtehend, vollkommen frei, keine Autorität über ſich erkennt, den Paſtor nach Gutdünken wählt und die Kirchenangelegenheiten verwaltet.

An der Verfaſſung der proteſtantiſchen Kirche im ſüdlichen Frankreich wäre wenig oder nichts zu tadeln. Sie iſt frei und bietet ihren Gliedern alle Mittel, die Geiſtlichkeit vor Verpfaffung zu bewahren. Aber man macht von dieſen Mitteln keinen Gebrauch, dazu fehlt es — es ſei offen herausgeſagt — ſowohl bei Laien wie bei Geiſtlichen an der nothwendigen Bildung.

Das ganze Leben des franzöſiſchen Proteſtantismus iſt in Stagnation gerathen und äußert ſich höchſtens in einem kleinen. nergelnden, gehäſſigen Antagonismus gegen die römiſche Kirche. Von einem Streben nach innerer Ausbildung, nach Erweiterung und Fortſchritt iſt nirgends die Rede, wie man es doch vom Proteſtantismus in unmittelbarer Nachbarſchaft der feindlichen Kirche; wie man es von einer Minorität, die trotz aller Freiheit und Gleichheit unterdrückt und zurückgeſetzt iſt und jetzt mehr als ſeit lange, und wie man es endlich nach geſchichtlichen Antezedentien erwarten ſollte. Die Laien ſind, wie alles Volk Südfrankreichs, wenig vom Lichte erhellt, und die Paſtoren ſind es verhältnißmäßig (einige Ausnahmen ungerechnet) noch weniger. Die Letzteren, in der Trägheit der Ignoranz, verſchanzen ſich in alten Formen und Worten, die ſie, um ihre Verſchanzung, wie ſie glauben, dauerhaft zu machen, mehr und mehr erſtarren laſſen. Alles friſche Leben wird ſo fern als möglich gehalten, und die jungen Leute, die, meiſt aus Deutſchland, in neuerer Zeit manchmal mit neuen Gedanken, mit Fortſchrittsverſuchen heranrücken, ſehen bald ihre Ohnmacht dem überlegenen und verſchanzten Feinde gegenüber ein, ergeben ſich in das Unvermeidliche und heulen mit den Wölfen, wenn ſie nicht den Beruf gänzlich verlaſſen. Vor Kurzem erſt, um ein Beiſpiel für viele anzuführen, weigerten ſich die Paſtoren eines ganzen Kantons, der Konſekration eines jungen Kollegen beizuwohnen, weil er in ſeiner Theſe behauptet hatte, die heilige Schrift ſei wohl ihrem Inhalte, aber nicht ganz der Form nach vom heiligen Geiſte inſpirirt. — Allgemeines Entſetzen ergriff die frommen Herren über das unſelige Gift, welches die jungen Leute aus Deutſchland herüberbringen, denn Herr Vignié, jener junge Kandidat, hat ein halbes Jahr in Deutſchland ſtudirt.

Aber die Unwiſſenheit iſt nicht die einzige Urſache des Verfalles der franzöſiſchen proteſtantiſchen Kirche; er hat tiefere und verdammenswerthere Gründe, und unter dieſen nenne ich nur, da ich einmal im Ausplaudern bin, die herrſchende Intrigue.

Nach der franzöſiſchen Revolution that ſich, wie in allen Sphären, auch hier ein regeres Leben kund, welches dem erſchlafften Körper Erfriſchung und Verjüngung verſprach. Das ſchreckte das fromme England, und es warf ſich mit ſeinem plumpen Eifer und ſeinen dicken Geldſäcken darüber her, und mit ſeinem gottſeligen Gelde ſchuf es die Methodiſten; Genf hingegen ſchuf, ebenfalls mit Geld, die Pſeudo-Rationaliſten, welche wenigſtens ebenſo antiphiloſophiſch und, der abſichtlichen Unwiſſenheit der Methodiſten gegenüber, unabſichtlich unwiſſend ſind. Beide Parteien bekämpfen ſich gegenſeitig mit der höchſten Erbitterung, ſchelten einander fanatiſch und ungläubig, und da hier nicht Gedanke gegen Gedanke, ſondern Intrigue gegen Intrigue, Eigennutz gegen Eigennutz kämpft, gehen alle edleren Intereſſen darüber zu Grunde. Der Paſtor, der nicht Partei ergreift und ſich nicht von einer der beiden Seiten bezahlen läßt (denn die Zahlungen gehen noch heute fort, und die von engliſcher Seite verdienten es zuerſt, die Aufmerkſamkeit des aufrichtigen Proteſtanten auf ſich zu ziehen), wird weggeſchoben und bringt es nie zu irgendwelcher Bedeutung. Die Revue de Théologie in Straßburg macht gegen dieſe Parteien eine wohlgemeinte, aber vergebliche Oppoſition. Die Geſchichte ihres Herausgebers iſt für die Genfer Partei charakteriſtiſch. Er wurde nur darum ſeiner Stelle als Profeſſor verluſtig, weil er ſo verderbt war, Neanders, des fürchterlichen Rationaliſten, Meinung über die Bekehrung Sauli nicht als die ſeine hinzuſtellen, ſondern bloß als die Meinung eines berühmten Gottesgelehrten zu citiren.

Wie günſtig geſtimmt und wie durch die heldenmüthige Geſchichte und das lange Martyrium voreingenommen für die Proteſtanten man immer in dieſe Gegenden kommen möge, wie ſehr man ſich ihnen bei ihrem Republikanismus nahe fühle — ſieht man dieſe Dinge genauer, kann man doch nicht umhin, den Kopf zu ſchütteln. Erſt nach langem Kampfe ſchreibe ich dieſe Andeutungen nieder, nachdem ich, durch Monate und mancherlei Umſtände begünſtigt, Perſonen und Zuſtände in der Nähe betrachtet habe. Allerdings muß ich hinzufügen, daß der proteſtantiſche Klerus vom katholiſchen dieſes Landes an Ignoranz babyloniſch überragt wird. Ich ſpreche nur von der Ignoranz dieſes Letzteren; ſeine übrigen Eigenſchaften ſind dieſelben wie überall und bekannt.

Und da ich einmal von Theologie ſpreche, darf ich wohl auch eines Klingelbeutels erwähnen. Einer der merkwürdigſten ſeinem Inhalte nach iſt wohl nach jedem Sonntagsgottesdienſte der von Calviſſon. Der Paſtor erlaubte mir, ihn zu durchwühlen und ſo viele Münzen, als ich nur wollte, auszutauſchen. Da fand ich denn unter andern beſonders römiſche und ruſſiſche. — Ja, römiſche und ruſſiſche, wie ſonderbar das auch klingen mag. So berühren ſich Zeiten und Völker. Viele römiſche Münzen, wie ich ſchon oft erwähnt, kurſiren hier unter den Bauern als Souſtücke, und man liebt es, ſie in den Klingelbeutel zu werfen, da man in etwas entlegeneren Gegenden, wo man an ihren Anblick weniger gewöhnt iſt, oft zaudert, ſie als Sous anzunehmen. Die Kirche aber, denkt der Bauer, hat einen guten Magen. — Die ruſſiſchen Kopeken ſind im Süden noch aus der Zeit der Invaſion ſehr häufig. — Ich fand zwei römiſche „Sous“ — der eine aus der Zeit des Antoninus, mit wohlerhaltenem Gepräge des Kopfes und der Inſchrift. Beides war auf der anderen bedeutend zerſtört, die Inſchrift unlesbar. Ich rathe den Numismatikern des Nordens, ſich mit den Pfarrern des Südens in Verbindung zu ſetzen.

11. Auguſt 1851.

Geſtern machte ich noch einen Spaziergang nach Nages, um das berühmte Schlachtfeld noch einmal in Augenſchein zu nehmen, und ich ſah, daß es gut war! Auf dem Wege begegnete ich vielen ſonntäglich geputzten Bauern, die mit ihren Familien den Abend auf ihren Feldern, die Gärten gleichen, zubringen und Früchte ſammeln. Sie zeigten mir mehrere Aecker, die als Gräber der Gefallenen bezeichnet werden und in denen man noch in unſeren

Tagen oft Menſchenknochen findet. Dieſe Felder zeigen deutlich den Weg an, den Cavalier auf ſeinem Rückzuge genommen. Vom Balkon des Pfarrhauſes aus überblickt man die Hälfte des Schlachtfeldes, heute ein blühender Garten, der in dem Augenblicke, da ich ihn geſehen, in Abendgluth und in den holdſeligſten Frieden getaucht war. — Dieſer Beſuch erinnerte mich an eine andere, aber ſiegreiche Schlacht, die Cavalier im Jahre 1703, am 13. November, daſelbſt geſchlagen. Er war mit nur wenigen bewaffneten Kamiſarden in der friedlichſten Abſicht von der Welt hierher gekommen. Er wollte nur predigen und die Kinder Gottes von Nages, die er auf dem Hügel hinter dem Dorfe verſammelte und zu denen noch andere Kinder Gottes aus der Umgegend herbeigeſtrömt waren, durch ſein begeiſtertes Wort zur Ausdauer ermuthigen. Wirklich hatte er ſchon zu predigen angefangen, als er eine gewaltige Heermacht, Fußvolk und Reiter, unter Anführung des ſehr tapfern Firmacon, heranſtürmen ſieht. Cavalier iſt der Erſte, der dem Feinde entgegeneilt, um ſeine Stärke zu erkennen. Kaum hat er ſich aber auf eine gewiſſe Entfernung von ſeinen Leuten fortgewagt, als aus einem von Olivenbäumen bedeckten Hohlwege ein Kornett mit zwei Dragonern hervor ſprengt. „Du biſt Cavalier,“ ruft der Kornett, „ich kenne dich! Du entrinnſt nicht, ſo ergib dich! Du ſollſt gutes Quartier haben!“ — „Ich will aber nicht!“ antwortet Cavalier und ſchießt mit ſeinem Gewehre den armen Kornett nieder. — Einer der Dragoner hat zugleich auf Cavalier angelegt, aber gefehlt. Cavalier iſt geſchickter, reißt nach dem erſten Schuß die beiden Piſtolen aus dem Gürtel und erlegt den Dragoner, mit der andern Piſtole verfolgt er den ſchon fliehenden zweiten Dragoner und läßt nicht ab, bis er auch den vom Pferde geſchoſſen. Dann erſt kehrt er zu den Seinen zurück. Die wenigen bewaffneten Kamiſarden haben ſich indeſſen hinter den Gartenmauern vor den unbewaffneten in Schlachtordnung geſtellt und beginnen bald, von Dämmen, Mauern und Bäumen geſchützt, eine mörderiſche Füſillade auf den anſtürmenden Feind. Aber dieſe Ordnung dauert nicht lange. Die Weiber können dem Kampfe nicht ſo ruhig vom Hintertreffen aus zuſehen. Sie durchbrechen die Reihen der bewaffneten und unbewaffneten Männer, ſpringen auf die Mauern und laſſen mit Geſchrei einen ungeheuern Steinregen auf die Dragoner niederſchmettern. Aber auch damit noch begnügen ſie ſich nicht. Sie ſtürzen ſich von den Mauern hinab und dringen in die Gehege, in denen ſich der erſchrockene Feind feſtzuſtellen ſucht. Ihnen nach dringen die Männer, dem Geſchrei, dem Steinregen der Weiber Gewehrdonner und Kugelregen nachſendend. An der Spitze der Weiber ſteht ein junges Mädchen, eine Prophetin, Louiſe Guignon, auch Lucretia, die Vivaraiſerin genannt. Mit dem Rufe: Hoch das Schwert Gideons! Hoch das Schwert des Ewigen! wirft ſie ſich ins dichteſte Gedräng des Feindes. Sie hat das Schwert eines gefallenen Reiters mit beiden Händen ergriffen und tödtet, was ihr begegnet. Die Weiber ahmen ihr Beiſpiel nach, die Männer folgen den Weibern. Aus einem Gehege nach dem andern wird der Feind getrieben, noch bevor er ſich recht aufgeſtellt. Bevor noch der Befehl zum Angriff gegeben, iſt er vom Steinregen, vom heftigen Andrang, vom Geſchrei der Weiber, vom Geſang der Pſalmen aus der Faſſung gebracht; er zieht ſich zurück; er flieht endlich, aus tauſend Wunden blutend, bis er ſich hinter Bizac wieder ſammelt, um von Calviſſon aus Verſtärkung an ſich zu ziehen. Nach Stunden kehrt er nach Nages zurück, um ſeine Schmach zu rächen. Aber längſt hat Cavalier ſeine Predigt beendigt, längſt iſt er mit den Kindern Gottes aus der Gegend verſchwunden.

Von Nages wanderte ich nach dem kaum eine halbe Stunde ſüdlich gelegenen Baiſſière, der letzten Gränze der Vaunages, des kleinen Kanaan der Kamiſarden. Beſcheiden liegt das ſchöne Dorf am Fuße eines bedeutenden Hügels, von welchem herab ein noch heute mit tüchtigen Mauern und Thürmen prangendes Schloß das Dorf und die Gegend beherrſcht und in den etwas einförmigen Anblick dieſes Winkels romantiſche Abwechslung bringt. Die Revolution brachte es in bürgerlichen Beſitz. Einſt gehörte es dem in den Religionskriegen verrufenen Baron St. Come. Er war einer der vielen Abgefallenen; aber noch ſchlechter als dieſe, ſpielte er lange Zeit die Rolle des treuen Proteſtanten, um ſeine Glaubensbrüder für Lohn deſto ſicherer zu verrathen. Erſt nachdem er durch offenen Verrath den königlichen Truppen, die er als Führer hätte zurückſchlagen ſollen, Nimes geöffnet und ſich ſo ſeine Rolle für die Zukunft unmöglich gemacht hatte, warf er den Mantel der Heuchelei ab und trat als ſchamloſer Agent Baville's und als unbarmherziger Denunziant auf. Vor dieſem Schloſſe erhielt er den definitiven Lohn ſeiner Denunziatiönchen. Denn als er es eines Morgens in ſeiner Karoſſe, von guter Escorte bedeckt, verließ, um ſich nach Nimes zu begeben, wartete ihm Catinat, der Prophet, auf.

Man glaube nicht, daß ich Tendenz oder wohlfeile Polemik gegen den Adel mache, indem ich ſo oft auf den Abfall, den ſchändlichen Verrath, die apoſtatiſche Verfolgungsſucht der Languedoc'ſchen Ariſtokratie zurückkomme. In den beſten Quellen, die ich hier beigeben werde, darunter katholiſche, kann man ſich von der Wahrheit des Geſagten überzeugen, von der Wahrheit, daß die Adeligen nichts von den größten Schändlichkeiten, vom bitterſten Verrath an ihren Glaubensgenoſſen abhielt, nachdem es den Anſchein gewonnen hatte, daß auf proteſtantiſcher Seite wenig Vortheil zu holen war. Die Vergleichung mit anderen Zeiten und Ländern, die Nutzanwendung und die Moral überlaſſe ich dann dem Leſer ſelbſt.

Dieſes aber ſind die Quellen, die ich theils zu dem erwähnten Zwecke, theils für jene Leſer aufzeichne, die durch das bereits Erzählte etwa auf die nähere Kenntniß der Geſchichte der ſüdfranzöſiſchen Proteſtanten begierig geworden ſind. Ich begnüge mich vor der Hand mit der Hinweiſung, bis es mir in ſpäteren und beſſeren Zeiten vielleicht gegönnt iſt, dem deutſchen Publikum ein Werk über dieſen Gegenſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr verdient, ſelbſt vorzulegen.

Die „Geſchichte der Proteſtanten Frankreichs von Anfang der

Reformation bis auf unſere Tage“ von G. de Felice, Profeſſor der Moral in Montauban. Dieſes neueſte Geſchichtswerk der Proteſtanten iſt gleich ausgezeichnet durch ſeine Form wie durch ſeinen Inhalt. Aus dem durchgängig edlen Style blickt allüberall Wahrheitsliebe und Treue durch. Trotzdem, daß das ſtarke Volumen dagegen zu ſprechen ſcheint, ſchließt es doch alles Kleine und Anekdotiſche aus und beſchäftigt ſich nur mit der Hauptſache und mit Dem, was dieſe charakteriſirt.

„Geſchichte der Hirten der Wüſte“ ſeit der Rücknahme des Ediktes von Nantes bis auf die franzöſiſche Revolution von Napoleon Peyrat. 2 Theile. Ein verdienſtliches, mit großem Fleiße gearbeitetes Buch, dem man nur hier und da den beſchränkten Theologen und darum auch den Parteimann anſieht. Trotzdem frei von Kleinlichkeit, edel in der Auffaſſung und, wo ſich der Theolog vergißt, ein weiter Geſichtskreis. Komiſch iſt Herr Peyrat, wo er auf die Philoſophen des vorigen Jahrhunderts zu ſprechen kommt; er kann ihre großen Verdienſte, die ſie ſich, wenn auch nicht um den Proteſtantismus, doch um die Proteſtanten erworben haben, nicht leugnen — und ſoll er ſie loben, die Gottloſen? Er iſt ſehr genirt.

„Geſchichte der reformirten Kirche von Nimes“ von A. Borrel. Obwohl nur eine Spezialgeſchichte, iſt ſie bei der großen Bedeutung, die Nimes im Süden hat und immer hatte, doch gezwungen, weit auszugreifen, und bietet viel des Lehrreichen und Leſenswerthen.

„Geſchichte der Unruhen in den Cevennen und des Kamiſardenkrieges“ von Court, Verfaſſer des „franzöſiſchen unparteiiſchen Patrioten.“ Der Verfaſſer dieſes höchſt verdienſtvollen Buches iſt identiſch mit jenem Court, den die franzöſiſchen Proteſtanten als Regenerator ihrer Kirche verehren, mit demſelben, der die lebensgefährliche Sendung übernahm, unter Ludwig XV. „in der Wüſte“ das Evangelium zu predigen, der der Prophetenanarchie ein Ende gemacht und in Lauſanne das Seminar ſtiftete, um die Propheten durch ordentliche Paſtoren zu erſetzen. Sein Buch iſt gewiß vortrefflich zu nennen; es hat alle damals zugänglichen Quellen erſchöpft, es gibt unendlich viele und nur charakteriſtiſche Details und hat den Grund zur Geſchichtſchreibung über dieſen Gegenſtand gelegt. Der Verfaſſer hat dazu ſelbſt noch viele Augenzeugen des Kamiſardenkrieges gekannt und den Schauplatz bis ins Kleinſte ſtudirt — aber er iſt parteiiſch, nicht eben ſehr wild parteiiſch — aber doch ein klein wenig pfäffiſch parteiiſch und zwar nicht gegen die Feinde der Kamiſarden, ſondern gegen dieſe ſelbſt, d. i. gegen die Propheten. Die demokratiſche Theokratie, die ſo lange in den Cevennen geherrſcht, da die Kamiſarden ſich aller Paſtoren entſchlugen und nicht erſt fragten, ob Dem, der ihnen predigte und ſie begeiſterte, die Hand aufgelegt worden, die ſelbſt alle im Nothfalle aus dem Stegreife predigten, die Bibel auslegten und die Pſalmen ohne Vorſänger ſangen — die demokratiſche Theokratie iſt dem Hierarchen Court, ohne daß er es geſteht, ein kleiner Dorn im Auge. Es iſt erklärlich, hat doch der wohlmeinende Mann ſein Leben lang gegen ihre Ueberbleibſel und die mit ihnen verbundene Anarchie, wie er es nannte, zu kämpfen gehabt.

Die „Memoiren“ Cavaliers, die engliſch erſchienen ſind. Cavalier prahlt ein wenig, ja es iſt noch die Frage, ob er nicht ein wenig lügt. So z. B. iſt es noch immer problematiſch, ob er wirklich dieſe Unterredung mit Ludwig XIV. gehabt, in der er dem König ſo ſchöne Lehren gibt und von der er ſo ausführlich erzählt. Nach St. Simon hat ſich ihn Ludwig XIV. nur auf der Treppe von Verſailles zeigen laſſen und iſt in der Ferne achſelzuckend an ihm vorübergegangen. Auch hat ſich nur von einer ſolchen entrevue und nicht von einer Unterredung die Tradition in der Familie erhalten. Ein Herr Cavalier, der letzte Abkömmling des Hauſes, den ich im Jahr 1845 in Paris kennen gelernt, hat mir wenigſtens ſo geſagt. — Die Memoiren Cavaliers ſind auch ſpät und aus dem Gedächtniſſe geſchrieben, ohne alle Hülfsmittel von Noten und Aufzeichnungen. Dieſe, ſcheinbar eine der beſten, iſt doch eine der trüben, wenn auch intereſſanten Quellen.

„Der wiedererwachte Fanatismus“ (le fanatisme renouvelé), vier Bände, zur Zeit und auf dem Schauplatze des Cevennenkrieges ſelbſt geſchrieben. Der Verfaſſer Louvreleuil erzählt gut und einfach, was er geſehen und gehört, zwar nicht immer mit viel Kritik, aber ſtets in der beſten Abſicht, die Wahrheit zu ſagen. Er iſt katholiſcher Prieſter und ganz katholiſcher Prieſter, aber ohne blinden Fanatismus. Menſchlich und mitleidig läßt er ein Herz für die Leiden der Unterdrückten ſehen und fühlt manchmal Bewunderung für ihren Heldenmuth.

Ganz anders iſt Flechier, Biſchof von Nimes. Seine „ausgewählten Briefe“ ſtellen ihn ganz ſo dar, wie die Hiſtoriker. Fanatiſch, verfolgungsſüchtig, jeſuitiſch geiſtreich, biegſam und ſchmiegſam dem Hofe und den Großen gegenüber, grauſam gegen die Beſiegten, ſchmeichelnd der noblen Weltlichkeit, iſt er ſelbſt galant und bel esprit — in der Gefahr iſt er feig. Man muß ihn kennen, um zu wiſſen, mit welchen Feinden es die Kamiſarden zu thun hatten, und daß ſie nie und nimmer auf menſchliche Behandlung rechnen und das Schwert einſtecken durften.

Gegen dieſes Letztere ſcheinen „die Memoiren des Marſchall Villars“ zu ſprechen, ſcheinen aber auch nur, denn bei näherer Einſicht erkennt man aus dieſen zwar nicht vom Marſchall ſelbſt geſchriebenen, doch inſpirirten Memoiren, daß der kluge und faſt menſchenfreundliche Villars mit ſeiner Verſöhnungspolitik am Hofe Ludwigs XIV. allein ſtand. Denn die Reſte der Partei Colbert, die Fenelon und Vauban, die Ruinen von Port Royal kann man doch nicht zum Hofe zählen.

„Die Geſchichte des Fanatismus“ Bruey's. Der Verfaſſer, als ehemaliger Proteſtant und als Apoſtat nach der Rücknahme des Edikts von Nantes, iſt ein viel eifrigerer Feind der Kamiſarden, als jener Prieſter von St. Germain — er übertreibt und verleumdet wohl auch gerne. Doch ſchreibt er gut und bringt als Zeitgenoſſe und Augenzeuge viel Thatſächliches. Die mancherlei Widerſprüche in ſeinem Buche ſind leicht herauszufinden.

Die Briefe der Frau von Maintenon, dieſer Frau, die ſchlechter iſt, als ihr Ruf. Gegen intime Freunde wagt ſie es, ſich über manchen verfaulten Charakter, der in dem Cevennenkriege eine Rolle geſpielt, offen und wahrhaftig auszuſprechen, obwohl ſie denſelben bei Hofe unterſtützt. Man erkennt, wie wenig bei den Helfershelfern Ludwigs XIV. die Religion, wie viel ihr eigenes Intereſſe zu bedeuten hatte, und daß in den Cevennen Tauſende geſchlachtet wurden, um in Verſailles einen kleinen Platz zu behaupten.

Von hohem Intereſſe müſſen die Memoiren d'Aigalliers ſein, des friedſeligen, vermittelnden Mannes, der zwiſchen den Cevennen und Verſailles hin und her reiſte und dem blutigen Kriege durch Nachgiebigkeit von beiden Seiten ein Ende zu machen ſuchte. Der gute Mann hat ſeine Memoiren geſchrieben, das iſt gewiß, und darin beide Lager und den Hof nach eigener Anſchauung geſchildert, ob aber dieſe Aufzeichnungen noch beſtehen, das iſt fraglich. Man behauptet, daß ſich das Originalmanuſkript in der Bibliothek zu Genf befinde. Von anderer Seite wird das beſtritten, oder das in Genf ſein ſollende Manuſkript als apokryph bezeichnet.

Zwölftes Kapitel.

Das Vaunage — Ein vierfarbiges Dorf — Die Quäker und Methodiſten — Engliſche Religion, engliſches Geld — Abbé Jean Baptiſte Favre's Obras Patouèzas — Einiges über Volks- und Patoispoeſie im ſüdlichen Frankreich — Grotten und Schluchten der Camiſarden — Eine Römerbrücke — Wieder ein Schlachtfeld Jean Cavalier's — Cavalier und Roland — Rückkehr nach Vaunages.

16. Auguſt 1851.

Von Calviſſon aus erreicht man zu Pferde den ſüdweſtlich gelegenen Flecken Congenies in einer halben Stunde. Man muß Congenies geſehen haben, denn es iſt in dieſen Landen wegen ſeiner gemiſchten Bevölkerung berühmt. Seine 1500—2000 Einwohner theilen ſich zu ungefähr gleichen Theilen in Katholiken, Reformirte, Methodiſten und Quäker. Allgemein werden ſie wegen der Eintracht gelobt, die unter ihnen trotz dieſer Glaubensverſchiedenheit herrſcht. Sieht man aber die Dinge in der Nähe, ſo überzeugt man ſich bald, daß es mit dieſer evangeliſchen Friedſeligkeit nicht ſo weit her ſei, und zwar ſind es die frommen Methodiſten, welche Zwietracht und Hader ſtiften. Immer Bibelſprüche und Pſalmen im Munde, ſind ſie heftige Eiferer, die den lieben Nachbar entweder belehren wollen oder die Verachtung gegen Alle, die der Gnade nicht theilhaft geworden, offen zur Schau tragen. Es iſt eben der Hochmuth der beſonders Frommen, der ſie auszeichnet. Ihr Urſprung, ihre Entſtehungsgeſchichte ſind auch nicht von Flecken frei. Nicht nur, daß ſie engliſches Geld zuerſt ins Leben gerufen, engliſche, evangeliſche Klugheit hat ſie auch organiſirt. Vor Jahren kam ein Miſſionär, einer von denen, wie wir ſie auch in Deutſchland kennen, nach Congenies, gewann durch Zureden, ſogenannte Unterſtützungen, eine Anzahl Einwohner für ſich und gewöhnte ſie nach und nach, den proteſtantiſchen Tempel, ſeine Geiſtlichen und die früheren Glaubensübungen zu vernachläſſigen und zu verachten. Darüber beunruhigt, fragten ihn bei einer Synode in Nimes die reformirten Paſtoren nach ſeinem Zwecke, und ob er denn Willens ſei, eine Theilung in die ohnehin ſchwache evangeliſche Kirche zu bringen. Mr. Curt, der Miſſionär, gab die beruhigendſten Antworten, verſprach, was man nur wollte, und man ließ ihn gewähren. Nach einem halben Jahre hatte er gegen ſeine ſämmtlichen Verſprechungen gehandelt.

Das Quäkerthum iſt eine eingeborene Pflanze und hat in ſeinem Urſprunge gar nichts mit dem Quäkerthume Englands gemein. Die hieſigen ſtammen direkt von den Kamiſarden. Gewöhnt an die demokratiſche Theokratie der Kinder Gottes und an die Predigten, die unmittelbar aus dem Munde der Begeiſterten im Volke hervorkamen, wollte ſich ein Theil der Proteſtanten keiner Art von Paſtoraten mehr fügen und verharrte außerhalb der Hierarchie, welche nach langen Bemühungen Court (nicht zu verwechſeln mit dem ebengenannten Miſſionär Curt) im vorigen Jahrhundert organiſirte. Die fromme Naſe der engliſchen Quäker hatte ſie bald ausgewittert, und da beide in dieſem Hauptpunkte einig waren, war es nicht ſchwer, die gänzliche Vereinigung zu Stande zu bringen und viele Cevenolen zur Annahme auch der Aeußerlichkeiten, der Sitten und Formen der engliſchen Quäker zu bewegen. Heute ſieht es ihnen Niemand an, daß dieſe Stillen im Lande die Abkömmlinge der wilden Kinder Gottes ſind.

Vor dem Dorfe dehnt ſich ein großer, neuer Begräbnißplatz aus, der in zwei ungleiche Theile getheilt iſt. Der kleine gehört den Katholiken, der größere den Nichtkatholiken gemeinſchaftlich. Die Quäker haben ihr Bruderhaus, die Methodiſten ihre Betſtuben und die Reformirten ihren Tempel. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts mußten ſich dieſe Letzteren noch aus einem Olivenbaume heraus predigen laſſen. Daß die Katholiken hier auch ihre Kirche haben, verſteht ſich von ſelbſt; ſie bauen ſich überall Kirchen und Kapellen, und wenn nur zwei Katholiken im Dorfe wohnen ſollten, wie z. B. in Nages. In dieſem Augenblick errichten ſie, zum ſtillen Aerger der Reformirten, in allen Dörfern, auf allen Straßen dieſes proteſtantiſchen Landes Kreuze zu Ehren des Jubiläums. Wenn aber bei einer Prozeſſion in Nimes ein vorübergehender Proteſtant den Hut nicht tief genug abzieht, entſteht ein Aufruhr.

Ein dreiviertelſtündiger Ritt trug mich aus dieſem einförmigen Dorfe über Berg und Thal dem hübſchen Aubais zu, welches wegen ſeiner ſchönen Lage in einem in dieſem Lande ſo ſeltenen Wieſenthale und wegen ſeines gewaltigen Schloſſes, das in der Revolution zerſtört worden, den Reiſenden ſchon zu intereſſiren vermag. Mich aber intereſſirte es vorzugsweiſe wegen eines verſchollenen Troubadours, der im vorigen Jahrhunderte hier ſein halbes Leben verbrachte, unbekannt und ohne Anerkennung, als obſkurer Bibliothekar des Marquis d'Aubais. Es iſt das der Abbé Jean Baptiſte Favre, der wenigen deutſchen Leſern bekannt ſein mag. In Languedoc kennt und liebt ihn nicht nur das gebildete Publikum; manche ſeiner geiſtreichen Scherze ſind auch dem ungebildeten geläufig, und ſeine Siégé dé Cadaroussa hat den Valets mancher Ferme manchen Winterabend verkürzt. Er iſt im Jahre 1729 in der Nähe von Sommières geboren und ſtarb 1783 als Bibliothekar auf dem Schloſſe Aubais, ohne daß mehr als einige unbedeutende Kleinigkeiten von ihm gedruckt und bekannt worden wären. Nach den wenigen ihn überlebenden Nachrichten ſpielte er im Schloſſe und den benachbarten Dörfern als Rathgeber, Freund, Lehrer und beſonders als heiterer und erheiternder Geſellſchafter ein wenig die Rolle des Pfaffen vom Kahlenberge. Aus ſeinen Schriften aber, die ſeit ſeinem Tode zu mehreren Malen geſammelt herausgegeben wurden,[1] erkennen wir in ihm einen fernen Verwandten jener zahlreichen Dichterfamilie oder vielmehr Dynaſtie, die durch alle Literaturepochen Frankreichs durchgeht, für ſie bezeichnend iſt und der franzöſiſchen Literatur neben allen anderen Literaturen ihren beſonderen und nur ihr eigenthümlichen Stempel aufdrückt: der Familie der Rabelais, Mathurin Regnier, Lafontaine, Molière, Beaumarchais, Béranger — mit ihren größeren und kleineren Nebenzweigen. Favre gehört zu dieſer Familie, und da wir ſeinen Werth nicht übertreiben wollen, wie man das bei neuen Entdeckungen gerne thut, ſo wiederholen wir, allerdings als ferner Anverwandte. Er beſitzt wie Jene den gewiſſen heitern Geiſt, der vom deutſchen und engliſchen Humor ſo verſchieden iſt und den die Franzoſen von heute mit Vorliebe als esprit gaulois bezeichnen. Seine vier in der Languedoker Mundart geſchriebenen Bände enthalten unendlich viel Witz, Rabelais'ſche Derbheit und klaren, geſunden Menſchenverſtand, der ſehr oft, naiv und bündig ausgeſprochen, homeriſch anmuthet. — Sein bekannteſtes und beliebteſtes Werk iſt das ſchon erwähnte komiſche Heldengedicht „die Belagerung von Cadarouſſa," in welchem ſich der Abbé beſonders über den Klerus, die Mönche und den päpſtlichen Legaten in Avignon luſtig macht. — Die Parodieen der Odyſſee und der Aeneide, in eben ſo klangvollen, gereimten Verſen, wie jenes Gedicht, ſind nicht nur eine Art Ueberſetzung aus den alten Sprachen ins Languedoc'ſche, ſie ſind zugleich eine Uebertragung vom klaſſiſchen Boden auf den ſüdfranzöſiſchen, wo ſich aus Griechen- und Römerzeiten noch ſo Vieles von alten Zuſtänden, Sitten, Trachten und Geräthſchaften erhalten hat. Die Könige und Helden der alten Dichter ſind ihm reiche Bauern, die Königshöfe und Hallen ſüdfranzöſiſche Meiereien, die Kämpfe und Schlachten ſüdfranzöſiſche Prügeleien oder noch heutzutage übliche, aus antiker Zeit ſtammende Kampfſpiele und Uebungen jeder Art. So auf die heimiſchen ländlichen Zuſtände angewendet, werden jene Geſänge unter der Feder des geiſtvollen Dichters neue Dichtungen, die zugleich treue Sittenſchilderungen und humoriſtiſche Dorfgeſchichten ſind. Wie voll und ſchön das Neuprovenzaliſche des Abbé Favre klingt, mögen die Einleitungsverſe ſeiner Belagerung von Cadaruſſa beweiſen:

---

[1] Obras Patouèzas de M. Favre. A Mounpéyé. 1839. [illegible] die letzte Ausgabe.

> Yéou qu'ay long-téns sus moun viéouloun
> Rasclat, e'n dèspié d'Apoulloun,
> A la sourdina è sans maliça
> La glouèra daou famous Ulissa,
> Voy, sus un sujèt pus nouvèl,
> Embé l'assisténça daou Ciel,
> Infâtigable vie ou lounayre,
> Vole ènsajà moun saoupre fâyre.
>
> Muza, sè m'ajudes un paou
> La bezougna anara pas maou.
> Anen, viéia Nympha, couraje!
> S'ajis pas que dé fà tapaje.
> E quinta fénna n'ayma pas
> Lou carilloun è lou tracas?

Neben der Ueberſetzung der achten Satire des Horaz und einiger Epigramme des Martial in die Languedoler Mundart, findet man in den vier Bänden noch zwei Komödien, eine Art Novelle und ein kleines komiſches Gedicht „die Predigt des Herrn Siſtre“ lou sermoun dè Mossou Sistre — eine komiſche Darſtellung dörflicher Kanzelberedtſamkeit. In dieſen letzten genannten Werken tritt überall jener Humor hervor, der nicht unter Thränen lächelt, ſondern mit breiten weißen Zähnen lacht: ein geiſtreicher Jean qui rit. In einigen franzöſiſchen Gedichten, die Abbé Favre bei Lebzeiten veröffentlichte, ſoll er vollkommen unbedeutend, Fiſch im Trocknen ſein. Das erinnert an unſeren öſterreichiſchen Stelzhammer, der ſo prächtige Dialektgedichte und ſo platte hochdeutſche ſchreibt. Das Beiſpiel Abbé Favre's ſollte ſeinen poetiſchen Landsleuten von heute als Warnung und Fingerzeig dienen, vor welchen Klippen ſie ſich zu wahren haben, auf welchem Felde ſie Lorbeeren erwerben können. Der Bäcker von Nimes, Herr Reboul, den Lamartine über Kopf „in den Ruhm geſtürzt hat," wäre vielleicht ein ganz leidlicher Patoispoet geworden, wenn er den Handwerker hätte die ihm natürliche Sprache ſprechen laſſen. Herr Reboul aber iſt eitel, ſpricht hochfranzöſiſch, in geſpreizten Alexandrinern von Agamemnon und Achilles und hat ſich ſo zu einem affektirten, verſpäteten und oft höchſt lächerlichen Nachahmer der Klaſſiker gemacht. Aehnliches könnte man dem talentvolleren und natürlicheren Charles Poncy, dem Maurergeſellen aus Toulon, vorwerfen. Sein Gedicht über das Rauchen läßt es ahnen, welche ſchönen Accente, welche tiefen Naturlaute in dieſem Dichter ſchlummern; ſpräche er, wie es ihm um's Herz iſt, von der Leber weg, wie er ſich mit ſeinen Kollegen unterhält, ſie kämen in allen ſeinen Gedichten zum Vorſchein. So aber zwingt er ſich, wie ein gebildeter Pariſer zu ſprechen; wie beengt muß ſich da ein ehrlicher Handwerker aus der Provence fühlen. Auch büßt er den Zwang, den er ſeiner Muſe angethan; trotz George Sand, die ihn mit einer herrlichen Vorrede in die Welt eingeführt, trotz Arago und Béranger, die ihn mit gedruckten Briefen unterſtützten, iſt er ſchon nach wenigen Jahren ſo viel wie vergeſſen. Freilich haben die Volkspoeten und die Volkspoeſie im heutigen Frankreich auch außer der Sprache einen ſchweren Stand. Im Volke iſt die Naivität verſchwunden, welche der Naturpoeſie Seele und Leben gibt, und die ſogenannte Kunſtpoeſie iſt noch nicht auf dem Punkte angelangt, wo ſie, wie in Deutſchland, wie bei Goethe, Uhland, Heine, Wilhelm Müller, mit der Einfachheit und Natur der Volkspoeſie zuſammentrifft — auf jenem höchſten Punkt der Kunſt. Die franzöſiſchen Romantiker haben den Weg dahin erſt angebahnt. Dem Volkspoeten fehlt auf der einen Seite die Naivität, auf der andern die Bildung und der kritiſche Blick, die zu jenem ſchönen Gipfelpunkte führen. Man nenne mir nicht Béranger! — Béranger iſt ein großer Dichter, den das Volk allenfalls verſteht, aber er iſt kein Volks-, kein Naturpoet.

Die Stellung der ſüdfranzöſiſchen Patoispoeten, wenn wir ſie nicht Volkspoeten nennen wollen, wird noch durch das Verhältniß und den Zuſtand ihrer Sprache erſchwert. Am Längſten konnten ſie ſich allerdings in einer Provinz erhalten, wo man am Längſten „die Franzoſen“ ſagte, wenn man vom Volke des Nordens ſprach, wo man durch Geſchichte, Charakter, verſchiedene Religionsauffaſſung, ſelbſt verſchiedene politiſche Inſtitutionen dem Lande der Langue d'oui am Fernſten ſtand. Seit der Revolution centraliſirt ſich Frankreich immer mehr in Sitte, Geſetz und Sprache, und die von Oc liegt in der Agonie, noch ehe die nordiſche deren ganze Stelle beim Volke auszufüllen vermag. Schon in einem halben Jahrhunderte vielleicht werden die Lieder, die bereits heute faſt nur für den Kirchthurm geſungen werden, über dem Grabe der Mutter gänzlich verklingen. Die Langue d'oc hat längſt ihr Loos erfüllt; ſie beſteht nur noch aus Ruinen, die ſich mit franzöſiſchen Sprachfragmenten ſtützen, und es könnten größere Patoisdichter als Jasmin, der Perückenmacher aus Agen, kommen, ſie würden ſie nicht wieder aufbauen. — In einem halben Jahrhunderte wird es vielleicht noch einen partikularen Patriotismus geben, der die Schönheiten des Südens den Nordländern im Liede rühmen wird, aber das Lied wird ein franzöſiſches ſein, wie das Lied des liebenswürdigſten Idyllendichters, des Bretonen Brizeux. Dann wird auch dem Volkspoeten die franzöſiſche Sprache die natürliche ſein. Heute muß man ihm zurufen: warum zwingſt du dich, in einer dir halbfremden Sprache zu ſingen? — und ſingt er in ſeinem Patois, bedauert man das vorausſichtlich kurze Leben ſeines wahr empfundenen Geſanges.

Das Schloß von Aubais, das mich zu ſolcher Abſchweifung verleitet hat, liegt ungefähr eine Viertelmeile weit von dem ſogenannten Rogue d'Aubais, einem kalkigen Felſenpaß, durch den ſich der zu Zeiten wilde Gebirgsſohn, der Vidourle, einen Durchgang erzwungen hat. Uebrigens braucht es nicht einmal eines wilden Baches, um einen Felſenrücken, wie ſie die hieſigen Gebirge bilden, zu durchbrechen. Das kalkige Geſtein iſt verwittert, die Schichten liegen nur loſe über einander, und das Innere iſt meiſt von Grotten und natürlichen Gängen durchhöhlt. Auch dieſer wild ausſehende Vidourlepaß enthält rechts und links mehrere Grotten, von denen die größere am Fuße des Felſens ſich befindet, gerade da, wo ihn der Vidourle beſpült, ſo daß man nur mit einem Kahn zu ihr gelangen kann. Wahrſcheinlich war auch ſie einmal eine Waffenkammer, ein Getreidemagazin oder ein Hoſpital der Kamiſarden. Wenigſtens hielten ſie ſich viel in der Nähe auf, und Cavalier hat auch hier einen Sieg über die königlichen Dragoner errungen, die in zwei Haufen auf ihn herankamen, um ihn einzuſchließen und deſto ſicherer zu verderben. Cavalier aber ſtellte ihnen Anfangs nur ſechzig Rekruten entgegen, die keine andere Waffe hatten, als die David'ſche Schleuder des Hirten. Ein Hagel von Steinen regnete auf die Dragoner nieder und brachte ſie in Unordnung. Dann erſt brach Cavalier mit ſeinen ſchwerer Bewaffneten hinter dem Felſen hervor und erſchlug, was ſich ihm entgegenſtellte. In zwei Haufen war der Feind angekommen, nach zwei Seiten hin ergriff er die Flucht. So viele Pferde wurden erobert, daß Cavalier ſeine Reiterei nach dieſem Tage bedeutend vergrößern konnte. In dieſem Kampfe bei dem Felſen von Aubais zeichnete ſich wieder die junge Prophetin aus, die bei Nages wie eine Deborah gekämpft hatte. Cavalier zog nach gewonnenem Siege gegen Congenies, um, wie er immer pflegte, dem Herrn zu danken, zu predigen, zu prophetiſiren, Befeſtigungen niederzureißen und einige Verräther zu richten.

Folgt man dieſem Gebirgsfluſſe, der vorzugsweiſe der Kamiſardenfluß iſt, ſo führt er durch die Ruinen eines altfranzöſiſchen Parkes plötzlich vor einen Reſt der alten Römerwelt. Unfern von Gallargues erheben ſich aus ſeiner hier träge ſchleichenden Welle, rechts und links von Gebüſch bedeckt, zwei prächtige Bogen, Reſte einer Römerbrücke. Sie war ein Theil der großen Straße, die von Nimes nach Montpellier führte, zum größten Theile noch heute beſteht und in der Volksſprache von den vielen römiſchen

Münzen, die man in ihrem Schutte ſindet, lou camin de la moneta heißt. In der Nähe der Brücke will man noch tiefgegrabene Gleiſe entdecken, die Ueberreſte der Spuren ſein ſollen, wie ſie die Römer auf manchen ihrer Straßen angelegt haben. Die Brücke, aus ſchön behauenen Quadern beſtehend, iſt außerordentlich zweckmäßig gebaut, um die im Winter und Frühling wild heranſtürmende Woge des Vidourle zu brechen, bevor ſie ſelbſt die Brücke bricht. Die zwei Bogen, welche in der Mitte des Fluſſes ſtehen, waren durch zwei andere mit den beiden Ufern verbunden. Dieſe aber ſind verſchwunden. Noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſoll die ganze Brücke geſtanden haben. Nur die Steinbrüſtung hat gefehlt. Aber die Hirten von Lunel, um die von Gallargues zu hindern, daß ſie ihre Schafe auf die Garrigues oder Weideplätze am weſtlichen Ufer treiben, haben den Bogen auf jener Seite abgebrochen. Aus Trotz, obwohl zwecklos, haben nun die Hirten von Gallargues auf ihrer Seite daſſelbe gethan. So ſind im ſüdlichen Frankreich die ſchönſten Denkmale römiſcher Kunſt zu Grunde gegangen, und wie zahlreich waren ſie in dieſer von den Römern beſonders geliebten und begünſtigten Provinz, in der dieſe nur eine Fortſetzung ihres Italien geſehen haben.

Von Gallargues kommen wir auf der Eiſenbahn nach Vergez, von wo aus wir wieder die Ebene von Languedoc bis gegen Aigues Mortes und das Meer überſehen — jeder Punkt auf dieſer weiten Fläche iſt mit einem Siege Cavaliers bezeichnet. Beſonders um ihretwillen hat er ſich ſeine herrliche Kavalerie geſchaffen. Wie ein Blitz aus den Wolken fuhr er aus dem Gebirge auf die Ebene nieder, ſchlug, und die Wolke ſchloß ſich wieder hinter ihm. Der größere Roland, die eigentliche Seele, der Geiſt jenes großen Aufruhrs, ſaß in der großen Wolke; Cavalier war der Blitz von ſeiner Hand geſchleudert. Auch in Vergez hat Cavalier mit 80 Reitern einen Sieg gegen mehrere Kompagnien erfochten.

Von hier kehren wir nordwärts wieder nach Calviſſon zurück und haben ſo auch die Bas-Vaunages, das Anhängſel jenes Kanaans, durchwandert. Das Thal, das uns nach Calviſſon führt, iſt offenbar ein ehemaliges Flußbett, das bei Vergez endete, da es dort in das Meer mündete, das ſich heute um die ganze Breite der Ebene zurückgezogen hat. Der Fluß kam aus den Vaunages, welches Thal ſeiner ganzen Form nach ein See geweſen ſein muß. Die Oeffnung zwiſchen Calviſſon und Nages zeigt deutlich, daß er hier durchgebrochen. Die beiden einander gegenüberliegenden Bergesenden ſind wie die zwei regelmäßig abfallenden Theile eines Dammes, zwiſchen dem eine wilde Fluth ſich den Ausgang erſtürmte. Auf den Abhängen der nördlichen Berge der Vaunages iſt es auch nicht ſchwer, die ehemaligen und noch lebendigen Quellen zu entdecken, welche den See geſpeiſt haben.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Briefe an deutſche Redaktionen.

Erſter Brief.

Aus dem Seebade.

An die Redaktion des Deutſchen Muſeums.

Au Grau du Roi, den 3. Auguſt 1851.

Jeder richtige deutſche Schriftſteller hält es bekanntlich für ſeine Pflicht, wo er ſich in einem Badeorte befindet, auch ſofort einen Bericht über Leben und Treiben deſſelben an befreundete Zeitſchriften zu ſenden. Auch ich folge dieſem Herkommen, indem ich mich heute der hier ſo nothwendigen Sieſta beraube, um Ihnen aus einem Seebade zu ſchreiben, das vielleicht noch nie in deutſchen Blättern genannt worden. Au Grau — wo liegt der Grau? Karl Ritter ſelbſt, glaube ich, wäre nicht im Stande dieſe Frage zu beantworten, ohne daß ihn irgend Jemand deßhalb tadeln dürfte. Denn der Grau iſt eigentlich ein Nichts, eine Einbildung; eine Grille etlicher Fiſcher; der Boden, auf dem dieſes Nichts liegt, iſt kein Boden, das Land dieſes negativen Bodens iſt kein Land; nichts iſt hier wahr und wirklich und dauernd als das ſchöne, blaue Mittelländiſche Meer!

Da wiſſen Sie denn nun wenigſtens die Richtung, in welcher Sie den Grau zu ſuchen haben. Aber thun Sie es bald — denn vielleicht ſchon über Nacht hat die Fluth den Grau hinweggeſpült, oder er verſinkt in den Boden, der kein Boden iſt. Hat dieſer verrätheriſche Boden doch ſchon Schöneres und Größeres verſchlungen! Hier lag vor Jahrtauſenden Rhoda, das ſüdliche Vineta, eine Kolonie der Griechen von Rhodus, die ungefähr gleichzeitig mit den Phozeern aus Marſeille an dieſen Küſten landeten. — Sie verſchwand. Im Mittelalter bauten Benediktiner ein prachtvolles Kloſter, hoch über dem verſunkenen Rhoda mit ſeinen Tempeln und Säulenhallen und ſchönen Menſchen; und das Kloſter und die Benediktiner verſchwanden, und nur wenn das Waſſer ſehr niedrig ſteht, ſoll man noch Trümmer der Kloſterthürme erblicken. — Auf dem Damm, welchen die Kunſt aufgeführt, um mitten durch Sumpf und Moor den großen Kanal, der von Beaucaire herabkommt, ſicher bis ans Meer zu führen, liegen einige Fiſcherhütten und ein Douanenhaus; auf den äußerſten Spitzen ſteht ein beſcheidener, aus Quadern aufgeführter Leuchtthurm. Dieſes Alles zuſammengenommen nennt man den Grau. Wenn ich noch hinzufüge, daß man gewöhnlich gegen Weſten den Leuchtthurm von Cette, die weingeſegnete Küſte von Frontignan ſieht, und daß eben heute, freilich bei ſehr durchſichtiger Luft, am ſüdlichen Horizonte klar und einladend die Berge der Balearen auftauchen, ſo ſind Sie hoffentlich vollkommen orientirt.

Im Winter iſt der Grau gänzlich verlaſſen; höchſtens ein oder zwei Fiſcher, der Leuchtthurmwächter, drei Douaniers machen ſeine ganze Bevölkerung aus. Der Nordwind, der aus den Cevennen bläſt, zauſt willkürlich an den Schilfdächern und gräbt das auf dem Damm liegende Wrack noch tiefer in den Sand. In dieſem Augenblicke dagegen iſt es hier ſo lebhaft wie nur irgend auf einer Düne. Die guten Mütter aus Nimes und Montpellier bringen ihre Kinder hierher, um ihnen von den Urwaſſern des Meeres die Civiliſation aus den Gliedern ſpülen zu laſſen; die Paſtoren der „Kinder Gottes“ aus den Cevennen, die eben nicht mehr Kamiſarden ſind, ſuchen hier ihre Nervoſität los zu werden, und Sonntags bringt die Barke Schaaren von

Beſuchern aus den Städten des Languedoc, die ſich an den friſchen Früchten des Meeres erquicken wollen.

Und ganz ernſtlich rathe ich jedem deutſchen Landsmann, der in dieſe Gegenden kommt, ſo zu thun wie Jene: er wird ein wunderbares Land kennen lernen. Eine Stunde von hier, den Kanal aufwärts, liegt die todte Stadt Aigues-Mortes mit ihren neunzehn wohlerhaltenen Thürmen aus dem 13. Jahrhundert. Sie war einmal ein großer Kriegshafen, vielbewohnt, gebaut nach dem Muſter von Damiette, und ſah alle Kreuzfahrer, die zur Wiedereroberung des heiligen Grabes aus Frankreich zogen, in ihren Mauern. Jetzt hat ſich das Meer von ihr auf mehr als eine Stunde entfernt, die Fieber nahmen ſie in Beſitz und haben die Menſchen fortgetrieben. Ringsumher, meilenweit, im Oſten bis gegen Arles, dehnt ſich nun das elende, peſthauchende Mitteldiug von Land und Meer; nichts als Sumpf, weite Teiche, Wälder von Schilf, wahre Pampas, ſtehen gebliebenes Meerwaſſer, das in der Nacht leuchtet, hier und da eine einſame Pinie, an den Sumpfrändern im Seewinde zitternde Tamarisken; in ihrem Schatten ruht der wilde Büffel oder das weiße, in wilder Freiheit aufwachſende Camarguerroß, ein Abkömmling der edlen Zucht, welche die Araber im Lande vergeſſen haben.

Der Grau, wenn auch ſtrauch- und baumlos, bildet eine Oaſe in dieſer Wüſte. Die Fieber fangen hier erſt gegen Ende Auguſt an; dann flüchtet, was zu leben Luſt hat. Bis dahin jedoch lebt man ruhig und begnügt ſich mit ereignißleeren Tagen und ſtiller Anſchauung der Natur. Nur einmal des Tages kommt die ganze einheimiſche und fremde Bevölkerung in Bewegung, wenn nämlich die Fiſcherbarken von hoher See zurückkehren und auf dem Damm den Reichthum ihres Fangs aus den Netzen werfen. Da ſieht man ſo tolles, ſonderbares und wunderbares Gethier, wie es nur Piſiſtratus in Indien geſehen oder Karl Vogt beſchrieben hat. Fiſche ſo platt wie ein Zeitungsblatt, tauſendarmige Polypen, Seeſterne, Fiſche mit Menſchenangeſichtern, andere menſchenähnliche, die gleich neben dem Kopf den Magen haben, Seekrebſe, Mammuths ihrer Gattung. — Wahrhaft ſchön dagegen ſind die Gruppen, die ſich dabei aus den Fiſchern bilden, mit ihren langen braunen oder rothen Sackmützen, die auf die Schultern herabfallen, mit den blutrothen Schärpen und Gürteln und den geſtreiften Jacken; zwiſchen ihnen ſchwarzäugige Weiber, Mädchen und Kinder, an die ſie die Beute vertheilen, um ſie ſchnell auf den Markt zu tragen — ein lebendiger Leopold Robert!!

Zuweilen weckt auch ein Ruf die Sieſta haltenden Badegäſte: ſie eilen auf den Damm hinaus, um die Delphine zu ſehen, die in Schaaren auf blauer See vorüberziehen, oft zu Hunderten, ſich dem Lande nähern und wieder fliehen, tänzelnd und ſpringend und Purzelbäume ſchlagend. Es geht ein Mythus auf dem Grau, daß dieſe Freunde Arion's, des Meiſters der Töne, ſich dieſes Jahr häufiger zeigen als ſonſt, und zwar aus Urſachen. Denn mit dem Murmeln des Meeres, mit dem Geſange der Briſe tönen dieſes Jahr noch andere Klänge um die Wette, die Meer und Briſe beſchämen: es ſind Beethoven'ſche Sonaten. Sie kommen aus einer Fiſcherhütte, in welcher unſere Landsmännin, Wilhelmine Claus, die große Künſtlerin, wohnt. Dieſelbe kam mit ihrer mütterlichen Freundin Karoline Sabatier hierher, um Erholung und Kräfte zu ſuchen beim herrlichen Meere, nachdem ein großer Verluſt ihr tiefen Schmerz bereitet.

So iſt über dem verſunkenen Rhoda Alles Mythus oder Idylle. Selten nur, wie profanes Tageslicht durch eine plötzlich geöffnete Thüre aufs Theater, fällt ein politiſches grelles Licht auf den Grau und ſeine Bewohner. Wer kann den Zeitungen entfliehen und den Erzählungen der Beſucher? So iſt man auch hier noch ſanft erſchüttert vom Tode Ollivier's, des Redakteurs des Suffrage univerſel in Montpellier.[1] Sie werden von dieſem politiſchen Duelle gehört haben und von dem traurigen Tode des ſchönen, jungen, hoffnungsvollen Republikaners. Aber welche Bedeutung dieſer Tod für das ſüdliche Frankreich habe, kann man in der Ferne unmöglich ermeſſen; bald wird Ariſtide Ollivier mit dem Glorienſchimmer Armand Carrel's umgeben und ſein Name eine Fahne ſein.

---

[1] Bruder Emile Ollivier's, des ſpäteren Deputirten und nachherigen napoleoniſchen Miniſters.

Und die Republikaner hier zu Lande haben ſich ſeit lange nach einer Fahne geſehnt; viele von ihnen bilden ſich ein, ſie hier im Süden würden die Erſten ſein, die eine Fahne brauchen. Wenn Heinrich V. oder Henri Quatre II. wirklich Muth hat, ſo ſagen ſie, und irgendwo in Frankreich einen Streich ausführen will, ſo kann er es nirgends beſſer als an der ſüdlichen Küſte. Languedoc iſt heutzutage die einzige Vendée in Frankreich. Montpellier iſt legitimiſtiſch zum Exzeß, die kleineren Städte wie Lunel ahmen gern die Hauptſtadt nach, und in den Dörfern regieren die Curés. Nur Eines iſt verdrießlich dabei; die Schwelle des Nordens, die Cevennen ſind von einem abſcheulich republikaniſchen Volksſtamme bewohnt, und über dieſe Schwelle müßte doch der gute Heinrich, wenn er in die Burg ſeiner Väter einziehen wollte. Und was Ludwig XIV. gegen eine Handvoll Schäfer und Wollekrämpler mit ſeinen berühmteſten Marſchällen nicht vermochte, wird es Heinrich mit einigen verſchimmelten Namen, Titeln und Rechten vermögen?! Beſonders da ihm auch im Rücken, in der Ebene Languedoc's, Feinde auflauern würden, die Proteſtanten von Marſillargues, Gallargues, die ewig den Thurm von Conſtance vor Augen haben, der ſie an die gebleichten Gebeine in ſeinem Innern und an die gottſelige Regierung der frommen Bourbonen erinnert. Marſillargues iſt ein eigenthümlicher Flecken, „korrumpirt“ bis in den innerſten Kern, das heißt durch und durch republikaniſch, trotz ſeines Reichthums. Das kommt daher, ſagte mir ein Legitimiſt aus Montpellier mit unterdrücktem Seufzer, daß die Leute Proteſtanten und ans Denken gewöhnt ſind. Darum iſt der kleine Flecken auch im Belagerungszuſtand; jede Woche kommen einige Kommiſſäre dahin, um nach Verſchwörungen zu ſuchen. Das letzte Mal fanden ſie nur eine Frau, die ihr neugebornes Kind Ledru-Rollin taufen ließ; ſie konfiszirten das Kind und ſtellten es umgetauft der Mutter zurück, die noch zehn Franken Taufkoſten zahlen mußte. Aber im Dorfe heißt der Junge dennoch nicht anders als Ledru, und ich ſah alte Leute an dem Kinde mit abgezogenem Hute vorübergehen: Bon jour, citoyen Ledru!

Aber wen ſoll dieß Wunder nehmen, da die Verderbniß ja ſo alt iſt in Marſillargues! Vor vierzehn Tagen lernte ich dort einen Greis kennen, der ſich rühmte, von den famöſen Freiwilligen des Südens zur Zeit der Legislative und einer der Erſten geweſen zu ſein, welche die Marſeillaiſe durch Frankreich kolportirten. Er nannte ſie noch immer mit ihrem urſprünglichen Namen „Les enfants de la patrie.“ Ein Straßburger Blatt hatte ſie ſammt den Noten nach Marſillargues gebracht, und der proteſtantiſche Vorſänger in der Kirche war der Erſte, der ſie entzifferte.

Eine halbe Stunde von Marſillargues liegt Lunel; da ſind wir auf einmal in einer ganz anderen Welt. Alles in Lunel iſt Legitimiſt. Als Louis Napoleon, gleich gütig geſinnt den Legitimiſten wie den Republikanern, vor Kurzem das Heinrichsfeſt verbot, wie unglücklich war man in Lunel! Aber ſo lange ſie noch den guten Muscat haben, wiſſen ſich ſelbſt die Legitimiſten über ſolche Kalamitäten zu tröſten.

Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen über ſo geringfügige Dinge ſchreibe wie franzöſiſche Dörfer. Aber die Dörfer ſind es, die im Jahre 52 den Ausſchlag geben werden; nämlich wenn es nicht ſchon vorher ein coup d'état gethan. In Dörfern und Vorſtädten iſt das eigentliche Leben einer Nation, und gerade das berückſichtigt man ſo ſelten. Die Städte ſind nur die Abſtraktion dieſes Lebens. Korreſpondenzen aus Paris können Sie gedruckte, lithographirte, geſchriebene genug haben: aber wann findet ſich auch Jemand, der über Zuſtände und Stimmungen im Grau oder aus Marſillargues und Lunel berichtet?

Auf Neuigkeiten über Kunſt und Wiſſenſchaft müſſen Sie dabei freilich verzichten. Das Volk dieſer Gegenden, obwohl in ſeinen Adern griechiſches, arabiſches und germaniſches Blut fließt, weiß nichts von Kunſt und Wiſſenſchaft; es iſt wahrhaft barbariſch in dieſer Beziehung. Die proteſtantiſchen Dörfer ſind calviniſtiſch ausgetrocknet, die katholiſchen ganz in der Gewalt der Pfaffen, der grauen Schweſtern und frères ignorantins; Herr von Falloux liebt dieſes Land, trotz der proteſtantiſchen Miſchung, ganz beſonders. Wenn ſich nicht hier und da in einem Ouvrier der alte provenzaliſche Geiſt regte, der ihn zu Liedern in der Volksmundart begeiſterte, es gäbe keine Poeſie: wenn nicht in dem oder jenem Flecken irgend ein herumziehender deutſcher Muſikant als Organiſt ſitzen bliebe, es gäbe keine Muſik hier. In meiner Nachbarſchaft lebt ein junger Bauer, deſſen Flöte man ſo manche Nacht mit der provenzaliſchen Nachtigall wetteifern hörte. Aber er hatte die unglückliche Idee, auch zuweilen des Sonntags die Bäuerinnen nach ſeiner Flöte tanzen zu laſſen. Da trat vor einigen Tagen der Curé in ſeine Stube, öffnete, ohne ein Wort zu ſagen, den Schrank und zerbrach das ſündige Inſtrument. C'était la dernière flûte du pays, ſagte mir klagend der alte Vater des Muſikanten. Was das Land an Kunſt und Künſtlern hervorbringt, flüchtet ſich unter dieſen Umſtänden ſo ſchnell es kann nach Paris: Paris iſt demnach keineswegs bloß anzuklagen, daß es Alles verſchlinge, es rettet auch Vieles, was in den barbariſchen Provinzen zu Grunde gehen würde.

Ein Beweis für die Barbarei des Volkes in Languedoc iſt auch die Art und Weiſe, wie es die Alterthümer behandelt, die ſo oft bei Umgrabungen auf den Feldern gefunden werden. Die herrlichſten römiſchen Aſchenkrüge, von denen manchen Frühling ſo viele gefunden werden, daß ſich ganze Muſeen davon bereichern könnten, werden ſogleich zerſchlagen, um in ihrem Bauche nach Münzen zu ſpähen. Und in der That ſind dieſe Gegenden für den Münzenſammler ſehr ergiebig; die ſeltenſten Münzen und Medaillen kauft man nach dem Gewicht. Vor Kurzem wurde bei St. Come eine Kiſte gefunden, die zwanzigtauſend Francs Metallwerth hatte. Auf dem ſogenannten chemin de la monnaie, einer Römerſtraße, die ſich von Nimes nach Montpellier zieht, und die das Volk nach ihrer Ergiebigkeit getauft hat, findet man ſeit Jahrhunderten die ſeltenſten Münzen, und noch immer iſt der Vorrath nicht erſchöpft, es iſt ordentlich, als wäre eine lecke Kriegskaſſe von einer tauben Escorte dieſen ganzen Weg entlang transportirt worden.

Da ich von Barbaren ſpreche, will ich noch eine Sitte erwähnen, die hier jeden Frühling einige Menſchenleben koſtet. Ich ~~meine~~ die Stierkämpfe, die alljährlich im Frühling faſt in jedem Dorfe dem Volke zum Beſten gegeben werden. Sie unterſcheiden ſich von den ſpaniſchen Stiergefechten nur dadurch, daß ſie mit weniger Pomp und waffenlos ausgeführt werden. Es ſcheint dabei weniger auf Kraft als auf Gewandtheit anzukommen. Der Toreador packt ſeinen Feind, einen ungezähmten Stier aus der Camargue, mit gekreuzten Armen an den Hörnern und ringt ihn nieder, oder ſucht ihn vielmehr durch Schnelligkeit, durch einen gewaltigen Ruck zu überraſchen und zu betäuben. Ich ſah ein kleines, ſchmächtiges Schulmeiſterlein mit der Brille auf der Naſe, der einen Stier nach dem anderen auf den Rücken legte. In Lunel dagegen hat ein einziger Stier mehreren Männern die Bäuche aufgeſchlitzt. In Folge deſſen ſind die Stierhetzen für dieſes Jahr verboten. Doch giebt es Leute genug, welche behaupten, die Stierhetzen ſeien nur darum unterſagt worden, weil ſie den Parteien Gelegenheit geben, ſich zu verſammeln, beſonders aber den Rothen mit ihren rothen Kravatten zu erſcheinen. — Wie ſehr übrigens die Bevölkerung an dieſem grauſamen Spiele hängt, beweiſt ein Fall, der ſich neulich zugetragen. Der Präfekt ſchickte zwanzig Soldaten nach Aigues-Vives, um eine Stierhetze zu verhindern. Sogleich rückte die ganze Nationalgarde des Fleckens bewaffnet und mit geladenen Gewehren aus und vertrieb die Abgeſandten des Präfekten. In einem anderen Flecken konnten die Soldaten die Feſtlichkeit nur dadurch verhindern, daß ſie die Stiere erſchoſſen. — Dieſe armen Opfer einer blutigen Sitte werden der Bevölkerung von den Wittwen geliefert, die ſich aufs Neue verheirathen; fehlt es an einer ſolchen, ſo werden die einzelnen Stiere in der Camargue oder dem Rhonedelta mit 3—400 Franken bezahlt.

Ich habe, vom Volke dieſes Landes ſprechend, ſo oft die Worte „Barbarei“ und „barbariſch“ gebraucht, daß ich es für meine Pflicht halte, auch noch etwas über ſeine Vorzüge hinzuzufügen. Aeußerliche hat es nur in geringem Maße; es iſt hier nicht die edle Race von jenſeits der Rhone, wo faſt noch auf allen Geſichtern, beſonders den weiblichen, der Stempel griechiſcher Schönheit ruht. Hier ſcheint dieſe mit der Kolonie der Rhodier verſchwunden zu ſein, und daß ſich die Reſte der Römerſchönheit im Kontakt mit Celten und Franken leicht barbariſirten, finde ich begreiflich und natürlich; denn der Römer hatte nicht die Schönheit „in ihm ſelbſt.“ An die dunkeln Augen, die Einem allenthalben begegnen, gewöhnt man ſich bald, ja man ſehnt ſich nach einem blauen, wie man ſich aus der Hitze der hieſigen ſchattenloſen Gegenden in die ſanfte Dämmerung eines deutſchen Waldes ſehnt. — Wie eigenthümlich, daß Einem jenſeit der Rhone, auf dem griechiſchen Boden von Arles, Tarascon, St. Remy die Hitze nicht ſo tödtlich erſcheint, und daß man dort unter helleniſchen Stirnen blauen Augen begegnet! — Aber ich wollte ja von den Vorzügen und Tugenden des Volkes in Languedoc ſprechen, und da muß ich den tief eingewurzelten Unabhängigkeitsſinn rühmen, der es vielleicht vor allen anderen Stämmen Frankreichs auszeichnet. Der Bauer, der Taglöhner, der Ouvrier, der Reiche und Arme — keiner kennt den geringſten Unterſchied der Stände, keiner begreift, daß man in einem dienſtlichen Verhältniſſe ſtehen könne. Herren und Knechte gibt es hier nicht, es gibt nur eine freie Uebereinkunft, eine Verpflichtung zu gegenſeitigen Leiſtungen auf ſonſt vollkommen gleichem Fuße; der Bewohner von Languedoc iſt vollkommen Rouſſeau'ſcher Egalitätsmenſch. — Und dabei doch Legitimiſt?! Ja wohl, und oft wüthender Legitimiſt! Das ſind ſo Dinge, die hinter dem Rücken der Logik vorgehen. — Geſcheite Leute haben mir dieſe Erſcheinung als Paganismus erklärt, der in jedem ſüdlichen

Volke ſtecke und eines äußern Symbols der Verehrung bedürfe, dieſes Symbol aber, wie der Neapolitaner den heiligen Januarius, prügele, wenn es ihm nicht ſeinen Willen thut.

Denken Sie davon, was Sie wollen, und leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Deutſchthum und Deutſche in Languedoc.

An die Redaktion der Hannoverſchen Preſſe.

Aus dem alten, einſamen Thurme, den ich auf einem der letzten Auslaufer der Cevennen im Angeſichte der Ebene Languedoc's und des mittelländiſchen Meeres bewohne, kann ich Ihnen leider nur wenige oder gar keine Neuigkeiten ſchreiben. Erlauben Sie mir alſo, von meinem überſichtlichen Standpunkte aus überſichtlich und allgemein und deutſch zu ſein. Erlauben Sie mir, Alles, was ſich an deutſchen Landsleuten, deutſchen Einwirkungen, Erinnerungen, Sympathien und Keimen künftiger Sympathien zwiſchen der Rhone und dem Herault findet, zuſammenzutragen und mir aus all' dem ein kleines Vaterländchen zuſammenzuſtoppeln, mit dem ich vielleicht noch einem Vaduzer Patrioten gegenüber groß thun kann. Erſchrecken Sie nicht. — Es fällt mir nicht ein, verjährte Rechte auf das Arelat, das übrigens jenſeits der Rhone liegt, geltend zu machen, und ſo alte Streitigkeiten aus den Zeiten Konrad's III. aufzuwärmen. Es würde mir auch ſchwerlich gelingen. Aber wir haben in neuerer Zeit andere Eroberungen gemacht, die ſchöner ſind, als jene der in Stierhäute gehüllten Germanen, und ſchöner als die der glänzenden Hohenſtaufen. Wenn ich aus meinem Fenſter blicke, glaube ich von den kalkigen Höhen der Cevennen die Fragmente des blauen, romantiſchen Paniers wallen zu ſehen, das der alte Meiſter Tieck dahingepflanzt; und unweit von den Ruinen des Schloſſes von Beaucaire, im alten St. Gilles, liegt Pierre de Caſtelnau, deſſen Ermordung Lenau's Trauerſang einleitet. Und wenn ich mit dem Volke ſpreche, tönen mir aus ſeinem ſchönen Idiome ruinenhafte Klänge aus den Liedern des Kaſtellans von Couci, Durand's, Rudell's, Bertran de Born's entgegen, jener Troubadoure, die wieder der deutſche Troubadour Uhland beſungen hat.

Ja, wir Deutſchen ſind Kosmopoliten! — Es iſt ein alter Satz, über den ſchon viel geſeufzt worden. Aber laſſen wir Die darüber ſeufzen, die ruhig daheim an ihrem deutſchen Ofen ſitzen und ſich die Hände wärmen. Dem Unſtäten und Flüchtigen iſt es ein Labſal, auf ſeinen Wegen den Fetzen deutſchen Kosmopolitismus zu begegnen.

Der Languedoc'ſche Proteſtantismus iſt wohl der diesſeitige Grundſtein jener Regenbogenbrücke, die ſich vom Pic St. Loup aus dem deutſchen Harze entgegenwölbt und in der Nähe von Eisleben niederfällt. Schon im ſiebzehnten Jahrhunderte, beſonders aber in den Cevennenkriegen, wandte man von hier aus hülfeſuchende Blicke auf die Glaubensbrüder in Norddeutſchland, freilich meiſt vergebens, doch hat man ſich gewöhnt, dahin zu ſehen und zu horchen. Manchmal kam doch ein Troſteswort von dort her und, was mehr war, ein Drohwort, das in Verſailles niederfiel; wie z. B. das Drohwort aus dem tabakduftenden Munde des Vaters Friedrichs des Großen, welches in Verſailles einen ſo bedeutenden Duft verbreitete, daß man auf eine Zeit vergaß, in Languedoc Rad und Galgen und Scheiterhaufen aufzurichten. Die Toleranz der philoſophiſchen, dann die Freiheit der Revolutions-Zeit brachten die nordiſchen Glaubensbrüder wieder in Vergeſſenheit, und die Paſtoren, die den Propheten folgten, gingen nach Genf und Lauſanne, um ſich ihre Gottesgelehrtheit von dort zu holen. In neuerer Zeit hat ſich das wieder gedreht. Genfer und Lauſanner Weisheit reicht nicht mehr aus; Rouſſeau kann die Theologie nicht mehr brauchen, und einen Schleiermacher hat franzöſiſcher Boden noch nicht hervorgebracht. So wandern die jungen Theologen mit dem leichten Gepäcke der Montauban'ſchen Gelehrſamkeit über den Rhein nach Heidelberg, Tübingen, Berlin — und wenn ſie zurückkommen, bringen ſie deutſche Gedanken mit, über die die alten Kollegen die Köpfe ſchütteln — deutſche Bücher, um ſich in dieſen Gedanken zu verhärten, und manchmal deutſche Frauen, weibliche Apoſtel für die deutſche Sprache. Vor einigen Wochen beſuchte ich einen Paſtor im Gebirge. Während ich den Abweſenden erwartete, ſah ich mich unter ſeinen Büchern um, und ſiehe da, unter dem dreiundvierzigſten Grade fand ich neben einander aufgereiht: Goethe, Schiller, Leſſing, Herder, den ganzen Hegel, die Diſjecta Membra Schelling's, Schleiermacher, Creuzer, de Wette und eine große Schaar deutſcher Dichter und Romanſchriftſteller. — Mein Wirth empfing mich mit einem deutſchen Gruß und führte mich dann zu einer Dame, in deren Bibliothek ich ſogar den originalen Iffland ſeit Jahren zum erſten Male wieder ſah. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen und habe mir für die Nacht zum Einſchlafen unter Languedoc'ſchem Himmel einen Band bürgerlicher Thränen ausgebeten.

Ein anderer Paſtor in Vaunages, dem Kanaan der Kamiſarden, war zur Zeit meines Beſuches eben mit Ueberſetzung der Predigten von Dräſeke, dem Großvater meines lieben Freundes Th. Althaus, beſchäftigt. Der Mann war nie in Deutſchland geweſen, hat aber in ſeiner Einſamkeit von ſelbſt Deutſch gelernt und iſt ein wüthender Ueberſetzer geworden. Ich empfahl ihm den Enkel ſeines Originals zur Ueberſetzung, der mir noch lieber wäre, als der Großvater. Er fragte, ob er ein Theologe? Allerdings, antwortete ich, aber ein ſehr avancirter! Das ſchreckte den Mann nicht ab, und er ſchrieb ſich die Titel der beiden theologiſchen Werke auf: „Die Märchen aus der Gegenwart“ und „Aus dem Gefängniß.“

Montpellier hat unter ſeinen drei Paſtoren ſogar einen wirklichen, ächten Deutſchen, einen Landsmann der Guſtel von Blaſewitz bei Dresden. Recht deutſch beſchäftigt er ſich mit

Dingen, welche die einheimiſchen Kollegen längſt vergeſſen haben. Er ſtudirt die Kamiſardenkriege und ihren Schauplatz an Ort und Stelle und macht Entdeckungen, für die ihm die Geſchichtsforſchung dankbar ſein wird.

Die Paſtoren haben die Laien ihrer Gemeinden und dieſe wieder ihre katholiſchen Landsleute angeſteckt. Deutſch zu lernen iſt Mode geworden, und es hat ſich ein deutſches Bonnen- und Gouvernantenſyſtem ausgebildet, das mit dem franzöſiſchen in Deutſchland, beſonders in Oeſterreich, die größte Aehnlichkeit hat. Wenn ich nach Montpellier komme, iſt der weltberühmte Peyrou, von dem aus man die Pyrenäen ſehen kann, mein Lieblingsſpaziergang. Da wimmelt es von Bonnen mit ihren Kindern, und mir iſt es, als ob ich in Firmenich's Völkerſtimmen umherſpazierte. Da unterſcheide ich leicht die feinfüßige Tochter von den ſteilen Ufern der bildungduftenden Spree, die ſchwäbiſche Maid mit den hellblauen Augen, die blonde, ſchönfarbige Jungfrau von der Leine, die „mollete“ Wienerin. Da höre ich: „Juſtav, jehen Sie nich ſo ſchnelle; Sie ſind, wahrhaftigen Jott, ein Jameng!“ — Gleich daneben erzählt die Schwäbin der ihr ſympathiſchen Wienerin: „Meine Augûſchte iſch e guts Mädle — i kann nit anderſch ſage“ — und die Wienerin antwortet: „I kann mi ah nit bklagen, aber der Ghalt is halt unbeteitend.“ — Und mitten durch hört man die weiſe Mahnung einer hellklingenden S—timme: „S—prechen Sie nicht beſ—tändig, Sie ſind ein Plauderähr!“

Man darf ſich über dieſe verſchiedenen reinen Idiome nicht wundern. Die meiſten Mütter Montpelliers ſind gläubig, und jede ſchwört hoch und theuer, daß ihre Bonne die reinſte Ausſprache habe. Manche haben wohl eine dunkle Ahnung davon, wie es mit dem Atticismus ihrer Ammen beſtellt ſei, aber ſie laſſen ihren Kindern lieber eine falſche Ausſprache, als eine falſche Religion einimpfen. Denn bei den eifrigen Katholiken und eben ſo eifrigen Proteſtanten Montpelliers und Nimes', gibt die Konfeſſion bei der Wahl der Gouvernante oder Bonne den Ausſchlag. So kann es mit der Zeit kommen — wunderbar ſind die Wege der Vorſehung — daß die Katholiken des Südens bayeriſch oder öſterreichiſch, die Proteſtanten preußiſch oder hannöveriſch ſprechen. Allerdings kommt manche pia fraus vor. Manch armes, proteſtantiſches Geſchöpf aus dem Norden, um nur eine Stelle zu haben, verleugnet wie Auguſt von Sachſen die Religion der Väter und gibt ſich zeitweilig für alleinſelig gemacht aus. Montpellier vaut bien une messe. Sie büßen dieſe unſchuldige Apoſtaſie jede Woche zwei Tage lang bei Faſtenſpeiſen ab. — Im Allgemeinen werden ſie gut behandelt. Man ſetzt bei der deutſchen Jungfrau fürchterlich viel Sittlichkeit voraus und vermuthet bei ihr ein Uebermaß von Gemüth, und liebt ſie darum. Dazu kommt, daß der an ſeinem Lande ſo ſehr hängende Franzoſe Jeden bedauert, der ſeine Heimat zu meiden gezwungen iſt, und ihm ſein Loos zu erleichtern ſucht. Wenn man auch manchmal eine Dame über ihre Bonne klagen hört, kann man doch ſicher ſein, daß ſie am Ende ſich ſelbſt begütigend hinzufügt: Pauvre fille, elle est si loin de sa patrie! Die ſüdlichen Frauen ſind überhaupt zärtliche Mütter und übertragen etwas von ihrer Liebe zu den Kindern auf deren Amme, ſobald nur dieſe ſelbſt etwas Neigung für die kleinen Schwarzköpfe zeigt.

Um aber von dem Bonnenweſen, dem Privatunterricht und dem Peyrou loszukommen, machen wir einen Sprung auf die benachbarte Hochſchule. — In der Halle der durch ſo viele Jahrhunderte berühmten mediziniſchen Schule begrüßen uns ſogleich die Bilder von Haller, Wolff, Zimmermann. Sehen wir uns unter den Lebenden um und horchen wir nach den Syſtemen, welche die Schule beherrſchen, ſo erfahren wir von einer alten Partei, die nächſtens unter den Schlägen der Revolutionäre erliegen wird, jener furchtbaren Revolutionäre, die in Deutſchland einen Hauptſitz haben, der Revolutionäre in der Phyſiologie und Botanik. Neulich hat dieſe revolutionäre Partei einen gewaltigen Sieg durch die Ernennung des Herrn Martins zum Direktor des botaniſchen Gartens errungen. Herr Martins iſt ein Deutſcher von Abſtammung und iſt trotz ſeines Proteſtantismus ernannt worden, und zwar zum Nachfolger des ſo hoch gefeierten Deliſle. Herr Martins iſt derſelbe, der mit Agaſſiz und Vogt auf den Gletſchern geweſen, die berühmten Reiſen im Norden gemacht, Goethe's Metamorphoſe der Pflanzen überſetzt hat und den Franzoſen zu beweiſen ſucht, daß die Keime aller und der höchſten Errungenſchaften der Wiſſenſchaft in den Büchern des Alten von Weimar aufzufinden ſeien.

Und da wir einmal in der mediziniſchen Schule ſind, ſteigen wir einige Treppen hinauf. Wir gelangen in ein höchſt intereſſantes, mit ſchönen Bildern ausgeſchmücktes Maleratelier. Da wohnt der Kaſſirer der mediziniſchen Fakultät, Herr Laurent, derſelbe, der faſt das ganze ſüdliche Frankreich illuſtrirt und durch ſeine Zeichnungen viel zur Kenntniß der großen Kunſtſchätze dieſes Landes beigetragen hat. Herr Laurent iſt ein enthuſiaſtiſcher Verehrer von Allem, was deutſche Kunſt heißt: von deutſcher Muſik, Malerei, Poeſie. Bei ihm hört man die neueſte Muſik von Robert Schumann, Ferdinand Hiller, Rietz, Heller u. ſ. w. Bei ihm findet man die neueſten Werke der Kunſtvereine und die jüngſten Poeten des ſingenden Deutſchlands. Man lernt ihn durch Taillandier oder Taillandier durch ihn kennen; ſo kommt man auch manchmal in die Hörſäle der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, und da hört man, wie dieſer Profeſſor vor einem höchſt zahlreichen Publikum ununterbrochen Parallelen zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Literatur zieht und nicht immer zum Vortheil der letzteren.

Aber kehren wir wieder zu unſern wirklichen und wahrhaftigen Landsleuten zurück. Wenn wir genau nachſuchen, finden wir ſie auch im Schooße der reichſten und einheimiſchſten Bourgeoiſie, wo ſie ſogar zu einer Art von Patriziat gelangt ſind. Ihre Namen, ſelbſt in der franzöſiſchen Verſtümmelung, muthen uns heimiſch an. Es ſind das die Familien, die im vorigen Jahrhundert ſich im Norden Deutſchlands mit den proteſtantiſchen Emigranten verſchwägert haben und mit dieſen ſpäter nach dem Süden gekommen oder von ihnen nachgezogen worden ſind. Sie waren vor der Revolution nur auf den Handel beſchränkt und haben, wie die meiſten Proteſtanten der Städte, Reichthum und Anſehen erworben. Ihre Abſtammung ſcheinen ſie noch nicht ganz vergeſſen zu haben; wenigſtens zeigten ſie noch vor Kurzem durch ihr ſchönes Benehmen gegen die Frau eines Berliner Gelehrten, die in Montpellier plötzlich Wittwe geworden, daß ſie noch ein Herz für deutſche Landsleute haben. In ihrer Mitte zählen ſie noch mehrere Nachzügler aus der neuen und neueſten Zeit, die weniger der Proteſtantismus als der Wein, oder vielmehr der Weinhandel, hierhergezogen hat. Unter dieſen lernte ich erſt vor Kurzem eine liebenswürdige Landsmännin aus Buxtehude kennen. Buxtehude! Eine germaniſche Welt liegt in dieſem Namen. Bei ſeinem Klange wurde mir ſo wehmüthig zu Muthe, wie dem Odyſſeus geweſen ſein mag, als er den Schatten ſeiner Mutter geſehen, den er doch verſcheuchen mußte.

Das jüngſte Deutſchland hat auch ſein Kontingent geſtellt. Unter den Studenten der mediziniſchen Schule ſtechen die blonden Geſichter hervor, man redet ſie an und erfährt, daß es Studenten aus der Pfalz oder aus Baden ſeien: Flüchtlinge, die die Eine Fakultät der Hochſchule zweckmäßig benutzen und nolentes-volentes Medizin ſtudiren. Sie haben Vorgänger in dieſem Schickſal; denn auf dem Lande gibt es deutſche Aerzte, die das Frankfurter Attentat, ſeligen Andenkens, ebenfalls nach Montpellier und in die Arme der Medizin getrieben hat. Auf ähnliche Weiſe wurde das Land mit einer Unzahl polniſcher Aerzte verſorgt. — Unter den Flüchtlingen, wie ein rathgebender und immer zur Hülfe bereiter Patriarch, lebt der Vater des armen Dortu mit ſeiner Frau. Die unglücklichen Eltern haben ſich freiwillig aus dem Lande verbannt, das ihnen das einzige Kind genommen. Möge ſie hier neben der Cypreſſe der Lorbeerbaum tröſten. Einen ſchmerzlichen Verluſt hat vor Kurzem die flüchtige Kolonie von Montpellier durch den Tod des guten, braven Peter Fries erlitten. Das Bedauern war allgemein, obwohl er nur von Wenigen gekannt war; denn die deutſchen Flüchtlinge ſind hier beliebt, da ſie durch einige wirklich liebenswürdige Individuen repräſentirt ſind, und man ihre Art und Weiſe, wie ſie das Exil ertragen, ohne zu verfallen, und wie ſie ſich ihr tägliches Brod zu erwerben wiſſen, die Achtung nicht verſagen kann. Manche ſind in Geſellſchaften gern geſehen, Andere haben ſich als Lehrer im Schooße der beſten Familien Freunde erworben.

Ich lade Sie nicht ein, mit mir einen Flug durchs offene Land zu machen, um neben den Paſtoren noch andere Spuren von Deutſchthum zu entdecken. Ich gebe Ihnen nur die tröſtliche Verſicherung, daß Sie hier und da auf gutes Bier ſtoßen, und wenn Sie ſich dann nach dem Verfaſſer erkundigen, wird Ihnen ein Sohn der Bavaria in die Arme fallen. In dieſem rührenden Momente klingt Ihnen aus irgend einer Wohnung eines reichen Proprietärs die Arie von „Wir winden dir den Jungfernkranz“ oder ein Straußiſcher Walzer entgegen. Sie folgen dieſen Tönen, und durchs Fenſter erblicken Sie die kleine Franzöſin am Klavier; neben ihr ſitzt ein blonder Jüngling, der Chirurg der Gegend und der Organiſt der Kirche. Ja, ſelbſt wenn Sie in die Unterwelt, d. i. in die Kohlengruben der Cevennen hinabſteigen, hören Sie die Sprache Ihrer Mutter, denn deutſche Bergleute leiten die Ausbeutung. Kommen Sie aber erſt nach Cette in den Hafen, dann hören Sie im herrlichſten Plattdeutſch fluchen. Dieſen Genuß hatte ich dort erſt vor Kurzem auf dem Danziger Schiffe „Thomas“ wo ich mich trotz der Dresdener Konferenzen unter dem preußiſchen Adler ſehr wohl befand.

Aber Sie haben wohl ſchon genug des ſüdfranzöſiſchen Deutſchthums. Wenn ich Ihnen zu viel des Kleinen und Kleinlichen zugetragen habe, das Sie im Herzen Deutſchlands nicht intereſſirt, ſo verzeihen Sie das dem Sammlerfleiße des „Liebhabers“ und geſtehen Sie mir zu, daß ich mir wenigſtens ein Vaduzer Vaterland zuſammengeflickt habe, welches noch den Vortheil hat, in ſeiner Kleinheit die ganze Buntheit des großen deutſchen darzuſtellen. Ich komme mir vor, wie jener franzöſiſche Emigrant, von dem mir mein Großvater erzählt hat. Der arme

Marquis mußte ſich ſeinen Lebensunterhalt mit Holzſchnitzereien erwerben; aber für alles Geld ſchnitzte er nichts Anderes als franzöſiſche Schlöſſer: Verſailles, St. Cloud, Fontainebleau. — So ſchnitze ich mir einen deutſchen Duodezſtaat und zwar mitten in der Republik. „Zu Straßburg auf der Schanz“ und „Wär' ich ein wilder Falke“ — hundert Volkslieder, das ganze Wunderhorn klingt mir ſchon im Kopfe, und ich ſehe mit Zufriedenheit, daß ich einen gewiſſen geheimen Zweck erreicht habe. Leben Sie wohl! Bald ſchreibe ich Ihnen von andern Ufern.

„O du mein Deutſchland, ich muß marſchiren.“

Provençalen.

Volkslieder und Balladen — überſetzt und bearbeitet.

Wenn das Spottlied auf Napoleon, obgleich es noch im Munde des Volkes lebt, als ein politiſches Epigramm nicht zur reinen Gattung gezählt wird, ſo ſind eigentlich nur die erſten hier mitgetheilten fünf Lieder als Volkslieder zu bezeichnen. Die Gedichte „Provenzaliſches Morgenſtändchen," „der Dieb" und „das Matroſenlied" ſind Bearbeitungen nach Thematen, welche dem Ueberſetzer von längſt verſchollenen Geſängen geliefert wurden. Die Ballade auf König Franz' I. Gefangenſchaft iſt eine in der Form tief unter dem franzöſiſchen Originalvolksliede ſtehende provenzaliſche Bearbeitung, die ebenfalls längſt vom Volke vergeſſen iſt und hier nur mitgetheilt wird, weil ſie der Ueberſetzer zufällig einmal in einem alten Buche gefunden hat. Das Gedicht „an die rechte Hand" iſt vielleicht nie geſungen worden, wird aber ſeines Inhalts wegen, der durch die Zeit ſeiner Entſtehung noch größeren Werth erhält, der Mittheilung für würdig erachtet. „Die beiden Seraphim" und „An die Tyrannen" ſollen als Proben neuprovenzaliſcher Poeſie in dieſem Tagebuche Platz finden. Die Ausbeute an eigentlichen Volksliedern beſchränkt ſich alſo bloß auf die erſten fünf Stücke und muß nothwendiger Weiſe als eine ſehr arme betrachtet werden. Es iſt das nicht die Schuld des Sammlers, der mit der Abſicht und der Hoffnung, eine reiche Ernte zu machen, in den ſangberühmten Süden, auf den klaſſiſchen Boden der Troubadours gekommen war und ſich angeſtrengt hat, ſo viel als möglich zu ſammeln. Alte Bücher und

Anthologien hätten mir allerdings eine große Anzahl provenzaliſcher Lieder liefern können, aber ich hatte mir vorgenommen, nur ſolche zu ſammeln und als eigentliche Volkslieder anzuerkennen, die noch heutigen Tages im Munde des Volkes leben. Der deutſche Leſer möge aus der ärmlichen Ausbeute ſchließen, was ich enttäuſcht und mit Schrecken ſelbſt erkannt habe: das ſüdfranzöſiſche Volk ſingt nicht mehr. Von den fünf erſten Liedern habe ich auch nur vier ſingen hören, und daß ſelbſt dieſe Produkte der Kunſtpoeſie aus dem achtzehnten oder ſiebenzehnten Jahrhunderte ſeien, wird er an dem ſchäferlich-ſentimentalen Charakter, an den Namen Thirſis und Daphnis erkennen. Ihr poetiſcher Werth iſt unbedeutend, und auch ſie wären ihren älteren Brüdern aus den beſſeren Zeiten provenzaliſcher Poeſie wahrſcheinlich ſchon ins Grab gefolgt, wenn ihnen nicht die zum Theil ſehr reizenden, oft überaus melancholiſchen und getragenen Melodieen das Leben gefriſtet hätten. Ich geſtehe es, daß ich hier und da wohl noch Gelegenheit gehabt hätte, das eine oder das andere Lied bei Hochzeiten und andern Feſten dem Munde des Volkes abzulauſchen — aber meiſt waren dieſe Lieder ſchon ſo vom franzöſiſchen Idiom „envahi,“ daß ſie kaum mehr als provenzaliſche anzuerkennen geweſen, und baſirten faſt immer auf ſo ſchlechten Witzen, daß ich alle Luſt zu ihrer Aufzeichnung verloren. Es thut mir leid, wenn ich den deutſchen Leſer, der ſich das Nachtigallenland von Volksliedern durchklungen denkt, um eine ſchöne Täuſchung ärmer mache — aber ich kann nicht anders. Ich wiederhole es: das ſüdfranzöſiſche Volk ſingt nicht mehr. Nie iſt auf freiem Felde, in der Ferme, am Herde, im Dorfe, wo ſich das Volk verſammelt, ein originales provenzaliſches Lied an mein Ohr gedrungen. Es iſt natürlich, daß ein Volk, das beleidigt iſt, wenn ihm ſein Pfarrer in der heimiſchen Sprache predigt, in dieſer Sprache nicht mehr ſingt. Ein einzigesmal begegnete es mir im Vaunages, daß mir aus der Ferne ein Chor von Männerſtimmen entgegentönte. Ich ſetzte mich hin und wartete, bis der Geſang herankam; es waren die Republikaner von Calviſſon, die den Pariſer Chant du départ ſangen. Und ein einziges Mal hörte ich auf freiem Felde ein unter einem Olivenbaume ſitzendes Kind ſingen: es ſang die Marſeillaiſe. Dieſes kleine Mädchen hat mir mehr bewieſen, als die ganze, große Schaar neuprovenzaliſcher Dichter, die den ſchönen Süden bevölkern, und unter denen es höchſt talentvolle gibt. Wir brauchen bloß Jaſmin, Roumanille, Aubanel, Crouſillat, Miſtral zu nennen. Trotz ihren Bemühungen wird, zum Glücke Frankreichs, in wenigen Jahrzehnten das Publikum, das ihre Sprache verſteht, ganz oder zum großen Theile weggeſchmolzen ſein. Das Idiom wird von der nordfranzöſiſchen Sprache nach und nach weggenagt. Selbſt die Dichter weichen, ohne es zu wiſſen, dem modernen, nordiſchen Andrange. Mary-Lafon, ein kompetenter Richter, wirft dem berühmteſten unter ihnen, dem Perückenmacher Jaſmin vor, daß er die Sprache, in der er dichte, nicht kenne. Aber auch die tiefſte und gründlichſte Kenntniß würde gegen die hiſtoriſche Nothwendigkeit nichts vermögen. Eine große Produktionskraft könnte dem ausſterbenden Romano-Provenzaliſchen vielleicht für einige Zeit das Leben friſten — aber dieſe fehlt. Selbſt die bedeutendſten unter den provenzaliſchen Dichtern, wie z. B. Roumanille aus St. Remy, zeichnen ſich durch bloße lyriſche Einzelnheiten aus; große Erfindungs- und Geſtaltungskraft iſt vielleicht nicht einem Einzigen nachzurühmen. Sie begnügen ſich, die ſchöne Sprache ſchön klingen zu laſſen, und oft beſchränkt ſich ihr ganzer Werth auf die melodiſche Form, auf den holden Zuſammenklang. Eines der bedeutendſten Produkte der letzten Zeit „Li Sounjarello“ (die Träumerinnen) von Roumanille beſtätigt das.[1]

Mit den „Complainten,“ den Klagegeſängen auf proteſtantiſche Märtyrer, welche noch im vorigen Jahrhundert ſo häufig geſungen wurden und eine der beſten Quellen für proteſtantiſche Geſchichte abgeben, ſteht es nicht beſſer als mit den profanen Volksliedern. Sie ſind verſchollen, und die nicht ſchon von einigen

---

[1] Die ſeitdem erſchienene Mirejo, ein großes epiſch-lyriſches Gedicht von Miſtral, ſcheint dem zu widerſprechen — ſcheint aber nur.

„Hirten der Wüſte“ aufs Papier gebannt wurden, ſind heut
verloren. Selbſt in den verborgenſten Thälern der Cevennen
werden ſie nicht mehr geſungen, wohl aber noch die franzöſiſchen,
(von Clement Marot überſetzten) Pſalmen.

Dieſe wenigen Worte zur Charakteriſtik der Sprach- und Volksliedzuſtände, zugleich zur Entſchuldigung, daß meine Ernte ſo ärmlich ausgefallen. Vielleicht reicht es hin, wenn ich kurz ſage: Der Sammler provenzaliſcher Volkslieder iſt im Jahre 1851 bereits zu ſpät gekommen.

A l'oumbra d'aou bouscatjé.

Die Flötentöne irrten
Bis her zum ſchatt'gen Hag;
Es feierten die Hirten
Heut einen frohen Tag.

Ich aber ſitz und weide
Die Heerden, ach, allein:
Und ſeufze, was ich leide,
In den klaren Quell hinein.

Und wenn mein Herz gedenket
Der alten ſchönen Zeit,
Um ihn, der mich gekränket,
Wein' ich in meinem Leid.

So ſeufze durch die Nacht ich
In meines Herzens Noth —
Vor Sehnen faſt verſchmacht ich,
Viel beſſer wär der Tod.

Tirsis n'és mort, pécayré!

Tirſis iſt todt, o wehe!
Weint, Vöglein, auf ſein Grab,
Ihr Blümlein legt, ich flehe,
Die luſt'gen Farben ab.
Betrübte Taubenherzen,
Verliebte Nachtigall,
Vereint mit meinen Schmerzen
Der ſüßen Stimme Schall.

D'una pastoura trop cruela Un jeun Dafnis se planissiait.

Ein junger Daphnis weint' und klagte,
Denn grauſam war die Schäferin —
Ganz in der Nähe floh und jagte
Ein armes Täubchen her und hin.
Und wie ſie hin und wieder irrte,
Ausſtieß ſie, ach, ſo trüben Ton,
Es lauſchte und es ſah der Hirte,
Wie ſie in ein Gebüſch entflohn.

Die kleinen Vögelein im Neſte,
Sie ſaßen ſtill und lautlos da,
Weil eine Schlange vom Geäſte
Furchtbar und drohend niederſah.
Sie ſchlug Daphnis mit einem Schlage
Des Hirtenſtabs, daß todt ſie ſank.
Ihm iſt, als ob das Täubchen ſage:
O habe Dank, o habe Dank!

Quant vous vézé tout mé play.

An dir gefällt mir Alles zur Stund,
Du würdeſt den todten Stamm beleben,
Das Waſſer kommt mir in den Mund,
Seh ich dein Lachen, dein heiteres Leben.
Fröhlich und froh!
Ich hab ſie noch nicht, doch werd ich ſie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab ſie noch nicht, doch mein muß ſie ſein.

Und kehrte ſich der Himmel um
Als wie der Kuchen in der Pfanne,
Ich trüge feſt durch Grad und Krumm
Die Lieb zu meiner braunen Hanne.
Fröhlich und froh!
Ich hab ſie noch nicht, doch werd ich ſie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab ſie noch nicht, doch mein muß ſie ſein.

Wenn wo ein Dieb in Herzen bricht,
Gleich führt man gegen dich Beſchwerden;
Verſteckſt du deine Augen nicht,
Wirſt du einmal gehangen werden.
Fröhlich und froh!
Ich hab ſie noch nicht, doch werd ich ſie frein;
Fröhlich und froh,
Ich hab ſie noch nicht, doch mein muß ſie ſein.

Hochzeitslied.

Zu jeder Zeit, in jedem Land
Begriffen's Leute von Verſtand,
Im Leben und im Sterben bleibe
Gar nichts vergleichbar mit dem Weibe.

Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Das Weib, das iſt im Hauſe ganz,
Was eine Geige iſt beim Tanz.
Ohne Weib herrſcht Todesſchweigen,
Ohne Geige ſtockt der Reigen.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Der junge Gatte lachet ſehr,
Ein groß Verdienſt bei meiner Ehr!
An ſeiner Stelle würden heute
Sehr lachen auch geſcheitre Leute.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Es lächelt auch die junge Braut,
Doch nur im Herzen und nicht laut,
Der Brauch will, daß im Hochzeitskleide
Man ſauere Geſichter ſchneide.
Es lebe die Ehe!
Der Lieb' ein Hoch gebracht!
Es lebe die Ehe,
Es lebe die Liebe bei Tag und bei Nacht.

Morgenſtändchen.[1]

Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es ſinget mein Leid —
Der Tag iſt nicht weit,
Die Wolken erröthen.
Von meinem Trauerliede
War hold dein Traum erfüllt,
Es hat dich ſüßer Friede
Wie Seide weich umhüllt.
Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es ſinget mein Leid ꝛc.

Schlag auf deine ſüßen
Schwarzäugelein jetzt —
Vom Thaue benetzt
Will ich dich begrüßen.
Sieh, dem Olivenbaume
Lacht ſchon die Sonne zu,
Blick du, noch halb im Traume,
Mir in das Herz die Ruh.
Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es ſinget mein Leid ꝛc.

Die Nebel, die ſteigen,
Bedecken das Haus —
O komme heraus,
O wolle dich zeigen.
Der Morgen wird ſo milde
Um deine Schläfe wehn —
Du wirſt dein Traumgebilde
In meinem Auge ſehn.
Nicht Harfen, nicht Flöten,
Es ſinget mein Leid,
Der Tag iſt nicht weit,
Die Wolken erröthen.

[1] Wahrſcheinlich ein Reſt oder eine Nachahmung der alten provenzaliſchen Aubades oder Morgenſtändchen (von Aube.)

Matroſenlied.

O hör's durch alle Ferne,
Durch alles Leid, das Wort,
Ich ſchwör's beim Licht der Sterne:
Dich lieb ich immer fort.

Es beben mir im Innern,
Als ſchwellender Accord,
Die Sehnſucht, das Erinnern:
Dich lieb ich immer fort.

Ob auch in kaltem Wehe
Das Leben mir verdorrt,
Ob es in Blüthen ſtehe:
Dich lieb ich immer fort.

Wenn es ein Jenſeits giebet,
Dich werd ich lieben dort
Wie ich dich hier geliebet:
Dich lieb ich immer fort.

Das Schönſte, was ich habe
An meines Schiffes Bord,
Iſt deiner Liebe Gabe —
Dich lieb ich immer fort.

Und wo ich immer lande,
An welchem fernen Ort,
Ich ruf's an jedem Strande:
Dich lieb ich immer fort.

Ich ruf's an jedem Strande;
Das liebe, liebe Wort
Kennt man in jedem Lande:
Dich lieb ich immer fort.

O hör's durch alle Ferne,
Durch Luſt und Leid das Wort,
Ich ſchwör's beim guten Sterne:
Dich lieb ich fort und fort.

Der Dieb.

Nichts Süßres iſt, als ſeinem Lieb
Stets geben, immer geben —
In Perpignan verlor ein Dieb
Am Galgen drum ſein Leben.

Sei du getroſt, du armes Lieb,
Der Herr hat ihm vergeben,
Er hat ja nur, der arme Dieb,
Geſtohlen, um zu geben.

Der Mann, der die Geſetze ſchrieb
Und der ſie anbefohlen,
Der hatte keine Seele lieb,
Sonſt hatt auch er geſtohlen.

Stehl ich dem Felde, was es trieb
An Gold- und Silberroſen,
Warum nicht auch für dich, o Lieb,
Das Geld aus Rock und Hoſen?

Stehl ich dir Küſſe doch, o Lieb,
Und werde nicht gehangen,
Was ſoll ich nicht ein Taſchendieb
Für dich zu ſein verlangen?

Nichts Süßres iſt, als ſeinem Lieb
Stets geben, immer geben,
Und wenn mir nichts mehr übrig blieb,
So geb ich ihr mein Leben.

An die rechte Hand.

Von Drygnan — (Anfang des XVIII. Jahrhunderts.)

Dich, Rechte, pries kein Mund genug,
Geziemend klingt dein Lob aus meinem:
Ahnfrau von Hammer, Schwert und Pflug,
Biſt du das Alles auch in Einem.

Du ſchreibſt — ob klein in Lettern gleich —
Gedanken, die wie Ström' aus Schluchten
Durchziehen manches weite Reich
Und fernes Land und Feld befruchten.

Du bildeſt — hier ein wohnlich Haus,
Gewänder dort, die feſtlich ſchmücken,
Und hundert Dinge führſt du aus,
Die lieblich jedes Aug entzücken.

Du nährſt — ob auch der Stirne Schweiß
Auf deine Schwielen niederthauet;
Sie ſtehn dir, wie der Furche Gleis
Dem Acker, den du ſelbſt bebauet.

Ich ſinge deinen Ruhm am Pflug,
Bejahend winket mir der Spaten;
Es pries dich noch kein Mund genug,
Genoſſin du der ſchönſten Thaten.

Mich haſt du lebenslang genährt! —
Des Hammers Lob laß ich den Schmieden,
Dem Roſt, dem Roſt laß ich das Schwert,
Und mir laß ich den Pflug, den Frieden.

König Franz I. in der Gefangenſchaft.

Als der König zog aus Frankreich,
Zu gewinnen fremdes Land,
Fiel an Pavia's Thore
Er den Spaniern in die Hand.

„Gib dich, gib dich, König Frankreichs!
Wo nicht, mußt du untergehn!“
— „„Ich ſoll Frankreichs König ſein?
Niemals hab ich ihn geſehn.““

Heben auf des Mantels Zipfel,
Und die Lilie ſehn ſie dort —
Nehmen ihn und binden ihn,
Ins Gefängniß muß er fort.

Fort zum finſtern Thurm, in welchen
Mond und Sonne niemals ſahn,
Wenn nicht durch ein Fenſterlein —
Kommt ein Poſtillon heran.

„Poſtillon, der Briefe bringet,
Sag, was in Paris man ſpricht?“
— „„Daß der König iſt gefangen,
Sagt man, wenn getödtet nicht.““ —

„Poſtillon, kehr mit der Poſt um,
Nach Paris kehr um geſchwind,
Grüße ſchönſtens mir mein Weib,
Grüße mir mein kleines Kind.

Daß ſie Münzen prägen laſſen
So viel nur Paris im Stand,
Und mir eine Ladung ſenden,
Daß ich heimkehr in mein Land.“ [1]

---

[1] Faſt der ganze Inhalt dieſes ſüdfranzöſiſchen Liedes findet ſich in einem der vielen nordfranzöſiſchen, die auf die Schlacht von Pavia gemacht wurden. Das nordfranzöſiſche hat einen ſatiriſchen Anſtrich und beginnt mit Spott auf den Herrn La Palice und endet mit einem höhniſchen Ausfall auf den

Herzog von Guiſe. Die ganze Form iſt beſſer und gebildeter als die des ſüdfranzöſiſchen hier mitgetheilten Volksliedes, welches nur eine Nachahmung des andern zu ſein ſcheint. Das Original lautet ſo:

Helas! La Palice est mort.
Il est mort devant Pavie.
Helas! s'il n'etait pas mort
Il seroit encore en vie.

Quant le roy partit de France,
A la malheur il partit;
Il en partit le Dimanche
Et le Lundi il fut pris.

Il en partit etc.
Rens, rens toy, Roy de France,
Rens toy donc, car tu es pris.

Rens etc.
Je ne suis point roy de France,
Vous ne savez qui je suis.

Je suis pauvre gentilhomme,
Qui s'en va par le pays.

Regardèrent à sa casaque,
Avisèrent trois fleurs de lys,

Regardèrent à son espée,
Françoys ils virent escry.

Ils le prirent et le menèrent
Droit au château de Madrid,

Et le mirent dans une chambre
Qu'on ne voiroit jour ne nuit.

Que par une petite fenêtre,
Qu'estoit au chevet du liet.

Regardant par la fenêtre
Un courrier par la passit.

Courrier, qui porte lettre,
Que dit on du roy à Paris?

Par ma foy, mon gentilhomme
On ne sait s'il est mort ou vif.

Courrier qui porte lettre,
Retourne t'en à Paris.

Et va — t'en à ma mère
Va dire à Montmorency.

Qu'on fasse battre monnaie
Aux quatre coins de Paris.

S'il n'y a de l'or en France
Qu'on en prenne à St. Denis.

Que le dauphin en amène,
Et mon petit fils Henry.

Et à mon Cousin de Guise
Qu'il vienne icy me requery.

Et à mon cousin de Guise
Qu'il vienne icy me requery.
Pas plus tôt dit la parolle
Que monsieur de Guise arrivy.

Aro l'aben attrabat etc. [1]

Spottlied auf Napoleon, aus dem Jahre 1815.

Nun haben wir ihn eingefangen,
Den Vogel mit den großen Flügeln;
Nun haben wir ihn eingefangen
Und ihm geſtutzt die großen Flügel.

---

[1] Wir theilen dieſes Volksepigramm nur deßhalb mit, weil es, ſeit lange vergeſſen, ſonderbarer Weiſe in dieſem Jahre plötzlich wieder auftaucht. Es heißt nämlich im Original:

Aro l'aben attrabat
L'aouzel dé las grossos alos;
Aro l'aben attrabat
E l'aben dézalatat.

Die beiden Seraſim.

Li dous Serafin von J. Roumanille aus St. Remy.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend ſang da ihre Lippe:

(Der Erſte:)

Auf dem Knie der Mutter ſehe
Weinen ich das Kindlein, wehe!
Kenn die Quelle ſeiner Klage:
O Jeſu, heil'ger Geiſt,
Du weißt,
Daß die Stirn an jenem Tage
Dir die Dornenkron' zerreißt.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend ſang da ihre Lippe:

(Der Zweite:)

Soll mein Herz nicht ſein voll Leide?
Sollen wir nicht weinen beide?
Soll das Kindlein auch nicht wimmern?
O Jeſu, heil'ger Geiſt,
Du weißt,
Daß ſie ſchon am Kreuze zimmern,
Das die Glieder dir zerreißt.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend ſang da ihre Lippe:

(Beide:)

Ach, er iſt ans Kreuz geſchlagen!
Aus dem Leide ſteigen Klagen
Auf zum Vater von dem Sohne.
O Jeſu, heil'ger Geiſt,
Du weißt,
Daß der Menſch nach deiner Krone,
Nach dem Kreuz mit Spotte weist.

Als die Hirten angebetet
Gottes Kindlein an der Krippe,
Weinten zwei der weißen Engel,
Weinend ſang da ihre Lippe.

Die Tyrannen.

Aus Li Provençalo, von Th. Aubanel aus Avignon.

Motto: Ahi dura terra, perche non t'aprist ?
Dante. Inferno.

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin.“

O ſieh das Blut von deinem Kleide thauen,
Und deinen Fingern — Henker, waſche dich!
„Warum? noch Manches bleibt zu thun für mich,
Es gibt noch viele Köpfe abzuhauen.“

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin.“

Ich weiß! — Doch biſt du Vater je geworden?
Ein Kinderblick hat dich wohl nie bewegt?
Ganz ohne Scheu, von keinem Trunk erregt,
Kannſt du die Mutter ſammt dem Kinde morden.

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin.“

Gepflaſtert iſt der Markt mit deinen Todten,
Was lebend noch, fleht mit gebeugtem Knie:
Sprich, warſt du je ein Menſch, warſt du es nie?
— „Laß mich mein Tagwerk thun, wie mir geboten.“

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin.“

— Sprich, meinſt du nicht aus deines Bechers Grunde,
In deinem Wein zu trinken Blut, das roth?
Und wenn du iſſeſt, glaubſt du nicht das Brod
Zu Menſchenfleiſch verwandelt dir im Munde?

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin.“

Vor Müdigkeit ſeh ich den Schweiß dich wiſchen;
Halt ein! voll Scharten iſt ja ſchon dein Schwert.
Es kann geſchehn, daß es daneben fährt,
Weh dir, wenn deine Opfer dir entwiſchen.

Wo eilſt du mit dem großen Meſſer hin?
— „Köpf' abhau'n, weil ich der Henker bin.“

Sie ſind entwiſcht! Zum Block, der roth umquollen,
Jetzt beuge du das Haupt — die Schulter nackt —
Die Sehne deines Halſes kracht und knackt,
O Henker, nun wird dein Kopf niederrollen.

Schleift friſch das große Meſſer, ſchleift und ſchleift,
Ergreift des Henkers eignes Haupt, ergreift.

Vierzehntes Kapitel.

Montpellier — Ein Wort Goethe's — Erſte Eindrücke — Bauart der Stadt — Peyrou und Eſplanade — Alexander Rouſſel und Peter Durand — Claude Brouſſon und ſein Henker — Ludwig XIV. und Philipp II., Baville und Alba — Proteſtanten und Katholiken — Geſellſchaft, Erziehung, Moralität — Das Volk von Montpellier und ſeine Sprache — Pecavré! — Eine Anekdote — Journalismus — Herr Danjou, ein ſonderbarer Schwärmer.

Montpellier, Mitte September 1851.

— „es iſt mir recht aufgefallen: daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit Niemand in Verhältniß ſteht, eine leidliche Reiſebeſchreibung machen könnte. Ueber den Ort, wo man gewöhnlich ſich aufhält, wird Niemand wagen etwas zu ſchreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenſtände die Rede ſein: ebenſo geht es mit Allem, was uns noch einigermaßen nahe iſt; man fühlt erſt, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch ſein gerechteſtes, mäßigſtes Urtheil über die Dinge öffentlich ausſprechen wollte. Dieſe Betrachtungen führen auf artige Reſultate und zeigen mir den Weg, der zu gehen iſt."

Dieſe Worte Goethe's, die jeder Touriſt oder Reiſebeſchreiber vornhin in ſein Notizenbuch ſetzen ſollte, kommen mir unwillkürlich ins Gedächtniß, da ich darangehe, mit einigen Bemerkungen über Montpellier mein Tagebuch zu vervollſtändigen. Während meines ſiebenmonatlichen Aufenthaltes im Süden habe ich in dieſer altberühmten Stadt ſo viel Gaſtfreundſchaft genoſſen, haben ſich ſo mancherlei Beziehungen, Bekanntſchaften und Freundesverhältniſſe gebildet, daß ich vollkommen jene Beengniß fühle, die der Alles Vor- und Nachempfindende in jenen Worten ausgedrückt. An dieſes die Feder beengende Gefühl der Delikateſſe ſchließt ſich noch ein anderer Nachtheil. Die erſten Eindrücke, die gewöhnlich die beſten und wahrſten ſind und ſich mit größerer Leichtigkeit, ohne alle Anſtrengung, faſt naiv wiedergeben laſſen, ſind von vielen nachfolgenden verdrängt, ſo daß beim Niederſchreiben eine Arbeit des Gedächtniſſes beginnt, die der Unbefangenheit, ich möchte ſagen, Einfalt des wahrhaftigen Erzählers Eintrag thut.

Kaum kann ich mich mehr des erſten Eindruckes erinnern, den Montpellier auf mich gemacht hat. Ich weiß nur, daß es an einem regneriſchen Apriltage war, da mich der Bahnzug hierher brachte, und daß mir traurig und enge zu Muthe wurde, als wir uns in den dicken Mauern der Feſtung verloren, die Ludwig XIII. als ein Zwing-Montpellier vor die Stadt hingemauert. Die ſchönen Gemüſegärten, die bereits von Kohl und Blüthen bedeckt waren, die breite mit prächtigen Bäumen beſetzte Eſplanade, welche ſich zwiſchen dem Kaſtell und der Stadt ausdehnt, konnten den trüben Eindruck des regneriſchen und düſteren Tages halber nicht aufheitern. Die innere Stadt mit ihren hundert Gäßchen, die ſich wahrhaft gordiſch und ſinnverwirrend in einander ſchlingen, erſchien mir als ein unauflösbarer Knoten und wurde dem Wanderer unbehaglich, der, ſtolz auf ſeinen Ortsſinn, ſonſt gewohnt iſt, ſich in der fremdeſten und verwickeltſten Stadt im Laufe der erſten Stunden zurecht zu finden.

Aber mit dem Himmel klärte ſich auch die Düſterheit des erſten Eindrucks auf, und im Laufe des Sommers hatte ich oft Gelegenheit, die Weisheit der alten Gründer und Bewohner Montpelliers zu preiſen und ſie dafür zu ſegnen, daß ſie ihre Häuſer ſo nahe als möglich an einander gerückt und auf dieſe Art für ewigen Schatten geſorgt haben. Wenn Montpellier der modernen Neigung der meiſten Städte folgen und ſeine ſchmalen, winklichen Gaſſen in breite, langgezogene verwandeln wollte, es würde unbewohnbar werden, oder ſeine ſämmtlichen Kinder dem Sonnenſtiche ausſetzen. So aber, wie die Stadt heute beſchaffen iſt, kann man ſie faſt ihrer ganzen Länge und Breite nach immer angemeſſen beſchattet durchwandern, und können Handwerker und Krämer, ſelbſt in den heißeſten Tagen, ihre Geſchäfte gemächlich fertigen. Und nicht nur vor dem Sonnenbrande iſt man durch dieſe Bauart der alten Stadt geſchützt — noch ein gefährlicherer Feind wird durch ſie von den guten Bürgern Montpelliers abgehalten; es iſt das der Wind, der ſonſt faſt ununterbrochen ſie durchtoben und, aus allen Weltgegenden kommend, an Bruſt und Lungen nagen würde, während er jetzt an den äußerſten Winkeln abprallt und nicht durch all' die Wendungen und Windungen zu dringen vermag. Gegen die Atmoſphäre, die er, wenn er in Geſtalt des Miſtral oder des Sirocco erſcheint, mit ſich führt, ſchützen freilich weder die Windungen noch die Schatten der alten, hohen Häuſermaſſen.

Die Stadt, obwohl auf einem Hügel liegend, gewährt von keiner Seite einen recht maleriſchen Geſammtanblick, während ſie in ihrem Inneren oder an verſchiedenen Enden einzelne Punkte beſitzt, von denen aus man ſich der herrlichſten Ausſicht ins Land erfreut. Der ſchönſte dieſer Punkte iſt der Peyrou, eine am Weſtende der Stadt ſich erhebende Esplanade. Die Ausſicht, die man da genießt, nennen die Montpellierenſer mit etwas übertriebenem Stolze eine der ſchönſten der Welt. Man ſieht vom Peyrou aus die hübſchen Landhäuſer, die ſich, gut gruppirt mit ihren Cypreſſen, Platanen, Lorbeerbäumen und Granatbüſchen, weit hinaus vor die Stadt erſtrecken, und jenſeits dieſer Landhäuſer gegen Norden die kalkigen, verbrannten Berge der Cevennen mit ihrem König, dem Pic St. Loup, gegen Süden das lächelnde, blaue Mittelländiſche Meer, das kaum eine halbe Meile von der Stadt entfernt iſt, mit den grünen Sümpfen an ſeinen Ufern und mit der Inſel Maguelone und der Ruine der altberühmten Kirche in ſeinem Schooße; gegen Weſten, bei beſonders klarem Wetter, jenſeits der letzten Ausläufer der Cevennen, die ihre Arme dem Meere entgegenbreiten, ſogar die rieſigen, in ſanfter Bläue ſchwimmenden Häupter der Pyrenäen.

Die Cevennen ſcheinen, wenn die Luft von der Feuchtigkeit des nahen Meeres durchwoben iſt, ſo nahe gerückt, daß man ihre Sträuche und einſam nickenden Alpenblüthen mit der Hand erreichen und in ihre Höhlen und Riſſe mit einem kühnen Schritte eingehen zu können wähnt. Auf der dem Peyrou entgegengeſetzten Eſplanade kann man zugleich mit Cevennen und Pyrenäen die Alpen mit ihrem Repräſentanten, dem Mont Ventoux, erblicken und ſo im ſelben Momente, mit Einem Blicke Hiſpania, Helvetien, la belle France und durch das Medium des Mittelländiſchen Meeres das fabelhafte Afrika begrüßen. Ein weltumfaſſendes Herz kann hier eben ſo gute Nahrung finden, als ein hypochondriſches, das ſich in Betrachtung über die Kleinheit der Reiche dieſer Welt, ja ſelbſt dieſer armen Erde ergeben will. Ein beſſer und heiterer geſtimmtes wird ſich hier an ihrer Schönheit erfreuen, beſonders ſo lange, als es nicht an die Gräuel denkt, deren Schauplatz der ſchöne, herrliche Peyrou, oder die lachende Eſplanade vor dem Kaſtell geweſen.

Unglückſeliger Weiſe kamen ſie mir zu früh ins Gedächtniß, als ich auf dem Peyrou ſtand, und mich zufällig umwendend, die Statue und den Triumphbogen Ludwigs XIV. in ſeiner Mitte und vor ſeinem Eingange erblickte. — Möge man noch ſo große Aquädukte mit allen Quellen der Gebirge, ja, möge man das ganze Mittelmeer mit ſeiner lächelnden, heiligen Salzfluth hierher leiten — alle die Wellen waſchen den Blutfleck nicht ab, der dieſen herrlichen Punkt der Erde für ewige Zeiten entſtellt; und möge man hier noch ſo viele Blumen pflanzen und Lindenblüthe duften laſſen — alle Gerüche des Orientes und Occidentes übertäuben ſeinen Blutgeruch nicht. Es iſt ja noch ſo friſch, das Blut der Märtyrer, die hier ihr Leben aushauchten für die ihnen heilige Sache. Gewöhnlich glaubt man, daß die Hinrichtungen der Proteſtanten auf dem Peyrou mit dem Tode Ludwigs XIV. ihr Ende erreicht haben; das iſt aber falſch. Noch unter Ludwig XV. ſah der Peyrou viele und erhabene Märtyrer „des reinen Glaubens," viele Martertode der „Hirten der Wüſte." Alexander Rouſſel verhauchte hier im Jahre 1728. Sein Verbrechen war, den Proteſtanten der Cevennen unter Mühen, Noth und Drangſal, kämpfend mit Hunger und Durſt, verfolgt von Höhle zu Höhle, gepredigt zu haben. Um Geld verkauft, wurde er barhaupt, barfuß, mit dem Strick um den Hals, zum Richtplatz geſchleift. Nach ſeiner Wohnung befragt, antwortete er: Der Himmel iſt mein Dach! Während ihn auf dem Weg zum Richtplatz und bei der Folter die Jeſuiten umdrängten und Verleugnung ſeines Glaubens verlangten, betete er für ſeine Richter und den Henker. In der Sterbeſtunde ſang er wie Huß mit feſter Stimme einen Pſalm.

So wie Alexander Rouſſel erging es hier auf dem Peyrou dem armen Greiſe Peter Durand. Sein Verbrechen war, Antoine Court geholfen zu haben, als er die durch die Kriege zerſtreute Heerde der Cevenolen wieder zu einer Gemeinſchaft ſammeln wollte. Er ſtarb im Jahre 1732. Fünf Jeſuiten erſchöpften ihre Beredſamkeit, ihre Verſprechen und Drohungen vergebens an ihm. Er blieb feſt wie ein Fels. Die Folge dieſer Martyrien war, daß die Abtrünnigen wieder in den Schooß des Proteſtantismus zurückkehrten, daß neue Bekehrungen vorkamen, daß die Proteſtanten neuen Muth und neue Kraft gewannen, daß ſie ſich wieder ſammelten und organiſirten und eine feſte Gemeinſchaft bildeten, die allen Verfolgungen zum Trotz ihr Leben friſtete, bis die Baſtille ſtürzte und die Begeiſterten von Verſailles Freiheit und Gleichheit verkündigten und Rabaut de St. Etienne, den Proteſtanten, zu ihrem Vorſitzenden gemacht haben.

Doch ſind dieſe Martyrien, wie ſchaurig ſie auch, wie groß auch ihre Folgen waren, nur das leiſe verklingende Nachſpiel der grauſamen Tragödie, welche Ludwig XIV., nachdem er fromm geworden, im ganzen Süden aufgeführt, und deren Kataſtrophen ſich meiſt auf dem Peyrou, auf der Esplanade und in den Kerkern Montpelliers entwickeln. Ich will hier nur an einen der größten Helden des ſüdfranzöſiſchen Proteſtantismus erinnern, deſſen Muth, deſſen Ausdauer, deſſen Leiden den Ruhm der Geſchichte eben ſo gut verdienen, als irgend ein heiliges Martyrium, als irgend eine große That des Schwertes, des Wortes oder der Erfindung.

Claude Brouſſon war im Jahre 1647 zu Nimes geboren und wirkte in männlicher Jugend als Advokat bei den Tribunalen von Caſtres und Toulouſe, als Vertheidiger der Unſchuld oder der menſchlichen Verirrung. Als die einleitenden Vorſpiele zum Widerrufe des Ediktes von Nantes begannen, als endlich der Widerruf, begleitet von den Dragonaden und frommen Mordthaten erfolgte, trat er vorzugsweiſe als Anwalt der unterdrückten Proteſtanten auf. Sein Wort war mächtig. Da man ſein Stillſchweigen umſonſt mit glänzenden Sinekuren zu erkaufen verſuchte, begann man, ihn zu plagen und zu verfolgen, und zwang ihn endlich zur Flucht. Da ging er, wie mancher Märtyrer alter Zeiten, wie Elias und Chriſtus, in die „Wüſte," d. i. in die Gebirge zu den Leidenden und Verfolgten und predigte allmächtig. Die Regierung zitterte vor dem verjagten Advokaten, der nun zum Prieſter, zum Propheten geworden war. Man machte Jagd auf ihn, wie auf ein wildes Thier, und wie ein verfolgtes Wild ſuchte er Schutz und Zuflucht auf unwegſamen Hochalpen, in alten Höhlen und Grotten. Mehrmal wurde er auf ſeiner ewigen Flucht gezwungen, die Gränzen des Vaterlandes zu überſchreiten, um einen Augenblick auf fremdem Boden aufzuathmen. Aber immer kehrte er wieder zurück, immer mit demſelben Eifer für die Sache, die ihm heilig war, immer in dieſelben Drangſale und Gefahren zurück. Im Jahre 1693 wurde ein Preis von fünfhundert Louis auf ſeinen Kopf gelegt. Erſt im Jahre 1698, alſo ſehr kurz vor Ausbruch des Cevennenkrieges, wurde Claude Brouſſon zu Oleron gefangen genommen und nach Montpellier gebracht. Als er das Blutgerüſt beſtieg, wurde das Wort, das er noch an das Volk richten wollte, durch achtzehn Trommler übertäubt. Wir wollen nicht die Hiſtoriker ſeiner Partei, wir wollen auch nicht die Jeſuiten über ihn ſprechen laſſen; wir wollen hören, wie ſich der Henker, der ihn vom Leben zum Tode trachte, aber ihn ausdrückt. Seine Worte ſind treu aufbewahrt worden, und ſie lauten ſo:

„Ich habe mehr als zweihundert Verurtheilte hingerichtet, aber keiner hat mich je ſo zittern gemacht, wie Herr Brouſſon. Als man ihn auf die Folter legte, waren der Kommiſſär und die Richter bleicher und zitterten mehr als er, der betend ſeine Augen gen Himmel wandte. Wenn ich gekonnt hätte, ich wäre entflohen, um nicht einen ſo trefflichen Mann tödten zu müſſen. Wenn ich reden dürfte, ich wüßte mancherlei Dinge über ihn zu ſagen; gewiß, er ſtarb wie ein Heiliger."

Aus dieſer Ausſage des Henkers, den wir viel lieber als Geſchichtsquelle gelten laſſen, als den klaſſiſchen Biſchof Flechier, geht hervor, wie ſehr die Henker des Statthalters von Languedoc, Herrn de Baville, ſchon Jahre vor Ausbruch der Cevennenunruhen beſchäftigt waren. Dieſer eine Henker hatte bereits im Jahre 1698 mehr als zweihundert Verurtheilte hingerichtet, und Herr Baville-Lamoignon hatte überall in ſeiner Statthalterei, in Nimes, in Beaucaire, in Beziers u. ſ. w. viele Henker, und all die Städte, ja, viele kleine Flecken erlebten ſo ſchaurige Schauſpiele wie Montpellier. Baville-Lamoignon war ein ſehr thätiger und ſeines Sultans würdiger Satrap. Er reiſte viel in ſeiner Provinz umher und hinterließ überall gleiche Blutſpuren. In Nimes vermied ich es, ſie aufzuſuchen; dort war ich froh, ſie über den Antiken vergeſſen zu können. Montpellier iſt eine Stadt des Mittelalters, und Alles ladet hier ein, den Spuren der uns noch ſo nahe liegenden Geſchichte nachzugehen. Die Gegenwart bietet wenig, was die kaum achthundertjährige Vergangenheit vergeſſen machte.

Auch von der Weltgeſchichte, der Weltrichterin, gibt es Perſönlichkeiten, die Glück, oder, wie die Franzoſen ſagen, „de la chance" haben. Zu dieſen Begünſtigten gehören unſtreitig Ludwig XIV. „der Große" mit ſeinem Languedoker Statthalter Baville-Lamoignon. Wenn man von grauſamen Königen und grauſamen Statthaltern ſpricht, iſt es hergebracht z. B. von

Philipp II. und Herzog Alba zu ſprechen. Doch lebten beide in einer Zeit, da zwei feindliche Prinzipe, deren eines ſie vertraten, ſich gewiſſermaßen zum erſten Male und darum mit größerer Heftigkeit, mit Fanatismus, entgegentraten. Das ihnen feindliche Prinzip war durch ein fernes, ihnen durch Sitte, Gewohnheit, Charakter, Anſchauungsweiſe und Blut vielfach fremdes Volk vertreten, welches ſich noch dazu religiös und politiſch zugleich empörte. Philipp und Alba mit ihren ſchwarzen Armeen ſind von der Inquiſition erzogen und getrieben, und ihre Jugend iſt von Auto-da-Fés groß genährt. Ihre Bildung iſt um mehr als ein Jahrhundert jünger, ihr Blut um zehn Breitegrade heißer. Ludwig XIV. und Baville-Lamoignon haben Port-Royal hinter ſich, ein Volk, das bereits Colbert, Vauban, Fenelon, Corneille, Racine, Molière, Lafontaine hervorgebracht, um ſich; ſie ſtehen an der Wiege Voltaire's und Rouſſeau's und hören ſchon die Stimme Peter Bayle's, des Vaters der Encyklopädie. Sie haben es mit Stammgenoſſen, mit Kindern deſſelben Landes, mit Brüdern zu thun, mit loyalen Bürgern, die nichts wollen, als ihren Tempel beſuchen, ihre Kleinen im ſelben Glauben erziehen, der ihnen durch Edikte, feierliche Eide und Friedensſchlüſſe als ungefährdet übermacht und zugeſichert worden iſt. Die Beiden bekämpfen eine Religionsgenoſſenſchaft, die durch Jahrhunderte im Lande einheimiſch und ſonſt Niemand mehr anſtößig iſt, als dem Klerus, den bereits Pascal in ſeiner Nacktheit dargeſtellt hat.[1] Und doch begehen ſie Thaten, vor

---

[1] Wir können nicht umhin, hier an einige Anekdoten zu erinnern, die für die Frömmigkeit Ludwigs und ſeiner Zeit charakteriſtiſch ſind.

Nach einer verlornen Schlacht rief der König entrüſtet aus: Gott hat alſo vergeſſen, was ich für ihn gethan habe.

Zu Louvois, deſſen Benehmen in den Religionsſtreitigkeiten er billigte, ſagte der König eines Tages: Ich weiß nicht, wie Ihnen Gott eines Tages Ihre Bemühungen anrechnen wird; was mich betrifft, ich werde ſie gewiß nie vergeſſen. Memoiren des Herzogs von Richelieu.

Der Herzog von Orleans, als er 1706 zur italieniſchen Armee abging, wollte Angrand von Fontpertuis, einen luſtigen Geſellen, der aber nicht im denen die Gräuel Alba's in Belgien zu einer wahren Kleinigkeit zuſammenſchrumpfen; und doch nennt man Ludwig XIV. nur, wenn von glänzenden Regenten die Rede iſt, und vergißt Baville-Lamoignon, wenn die blutigen Schlächter der Völker aufgezählt werden. Das iſt das Glück, die Chance in der Weltgeſchichte.

Aber wir wollen auch nicht verſchweigen, was Baville des Guten gethan hat; freilich werden wir zur Aufzählung ſeiner guten Thaten nicht vieler Worte bedürfen. Dieſen Peyrou, auf dem wir ſtehen, hat er, nachdem er ihn mit dem edelſten Blute getränkt und gekittet, zu dem gemacht, was er heute iſt: eine ſchöne Terraſſe, ein lieblicher Spaziergang, nachdem er ein ſteiniger Hügel geweſen, und die Natur, die gütige, läßt hier Blumen und prächtige Bäume wachſen, hat ringsumher ſtolze Gebirge aufgeſtellt und hat in der Nähe das blaue Meer ausgegoſſen, um mit all dieſer Pracht Baville-Lamoignon und die Geißeln und Leiden der Menſchheit vergeſſen zu machen.

Nach dem Tode Baville-Lamoignons und Ludwigs XIV. erhielt der Peyrou einen neuen Schmuck an dem Aquädukte, einem Theil der großen Waſſerleitung, welche der Stadt Montpellier das ſüße Waſſer der Quelle von St. Clement in einer Länge von beinahe 14,000 Meter zuführt. Der Theil deſſelben, welcher den Peyrou mit der gegenüberliegenden, durch ein tiefes Thal getrennten Höhe verbindet, hat eine Länge von beinahe 900 Meter. Er beſteht aus zwei Stockwerken, die ſich aus 53 unteren und 183 oberen Bogen zuſammenſetzen. Er bietet einen prächtigen und ſtolzen Anblick und endet am Chateau d'eau, einem ſechseckigen, mit korinthiſchen Säulen und Basreliefs

---

Dienſte war, mit ſich nehmen. Der König, der es erfuhr, fragte ſeinen Neffen, warum er einen Janſeniſten in ſeine Geſellſchaft ziehe? — Er ein Janſeniſt! ſagte der Prinz. — Iſt er nicht, fragte der König wieder, der Sohn jener Närrin, die Arnaud nachlief? — Es iſt mir unbekannt, antwortete der Prinz, was ſeine Mutter war; aber, was den Sohn betrifft, ſo weiß ich nicht, ob er an Gott glaubt. — Ich bin alſo ſchlecht unterrichtet, ſagte der König naiv und ließ Fontpertuis als einen für den Glauben ungefährlichen Menſchen mit dem Herzog abreiſen. Duclos' Memoiren.

geſchmückten Baue, der ſich über dem Baſſin und ſeinen Kaskaden ſchön emporwölbt. In der Mitte des Platzes, zwiſchen dem Chateau d'eau und dem Triumphbogen, der in die Stadt führt, erhebt ſich eine koloſſale Reiterſtatue. Wir wollen vergeſſen, daß ſie Ludwig XIV. vorſtellt, und ſie wird mit all den Monumenten in Mitten dieſer ſchönen Natur ihre Wirkung nicht verfehlen. Vergeſſen wir überhaupt die Geſchichte und ihre Helden, wenn wir an einem ſchönen Sommerabend hier luſtwandeln, vielleicht an der Seite einer ſchönen Frau und eines lieben Freundes; horchen wir auf die Muſik, die unter den Bäumen erſchallt, auf die Nachtigallenlieder, die um die Wette aus dem Schatten der Palmenbäume, begeiſtert von den Lotosblumen im botaniſchen Garten, dort unten lieblich erklingen; ſehen wir in die ſüdſchwarzen Augen luſtwandelnder Frauen und ſpielender Kinder; freuen wir uns mit dem dunkelblauen Meere, mit den purpurnen Abendwolken, mit den glühenden Spitzen der Cevennen. Die Sonne ſinkt; ſiehe da! bevor ſie verſank, durchleuchtete ſie einen Wolkenriß und zeigte uns ein erhabenes Pyrenäenhaupt. Gute Nacht, Spanien!

28. September 1851.

Es wäre ungerecht, über Geſchichte und Natur die lebende Gegenwart, das Treiben, Fühlen und Denken rings um uns zu vergeſſen. Sehen wir uns im Montpellier von heute um; die Reſultate unſerer Unterſuchung werden, ich ſage es mit Schmerz, nicht die tröſtlichſten ſein.

Montpellier gehört, Dank ſeiner alten Univerſität und der Akademie, zu den gebildetſten Städten des ſüdlichen Frankreichs — und doch, welch einen niedrigen Grad der Bildung nimmt man bei näherer Betrachtung wahr! Die Profeſſoren, unter denen einige hochgebildete, ſtehen mit ihren wiſſenſchaftlichen und Kulturbedürfniſſen allein; die Studenten ſind „Kümmeltürken“, die — eine allgemeine Krankheit des heutigen Frankreich — nichts Anders im Sinne haben, als ihre Carriere zu machen, ſich die Mittel und Titel des allergewöhnlichſten Broderwerbes zu verſchaffen, eine Neigung, die man in den letzten Jahren leider auch im deutſchen Univerſitätsleben beobachtet haben will. Wenn doch ein junger Mann ausnahmsweiſe eine höhere Bildungsſtufe erreicht, kann er es in ſeiner Vaterſtadt nicht lange aushalten und wandert nach Paris. Die Mädchen bekommen eine beſchränkte Kloſtererziehung und bleiben ihr Lebenlang in der Gewalt der Pfaffen, denen ſie dann als Mütter wieder ihre Kinder hingeben. Die Geiſtlichen haben eine um ſo größere Gewalt, als ſie in der That ein im katholiſchen Sinne ziemlich vorwurfsfreies Leben führen und, ſelber ungebildet und bloße Werkzeuge des höheren Klerus, an ihren Dogmen und Gelübden mit Aufrichtigkeit und Aufopferung hängen. Eine ſo erzogene Geſellſchaft iſt arm an geſelligem Stoff, und ſo ſteht denn auch die Geſelligkeit auf ſchwachen Füßen. Für Künſte und Wiſſenſchaften kann man ſich und darf man ſich kaum intereſſiren — wovon ſoll man ſprechen? womit die Abende ausfüllen? was ſoll die Gemüther verbinden? Die Frauen unterhalten ſich von ihren religiöſen Uebungen; die Männer, die das langweilt, obwohl ſie es billigen, gehen in ihre Cercles. Dort kann es auch kaum zu politiſchen Diskuſſionen kommen, da man nach politiſchen Farben weit getrennt iſt.

Eines der Haupthemmniſſe der Geſelligkeit bildet die Religionsverſchiedenheit der Einwohner. Proteſtantismus und Katholizismus bilden zwei ganz verſchiedene Welten in Montpellier, und der Klerus thut gewiſſenhaft das Seinige, um die trennende Kluft ſo lange als möglich klaffend zu erhalten. Die äußere Bildung, der Lauf der Zeit, Intereſſen und Gewohnheit haben es zwar dahin gebracht, daß die beſtehende Feindſeligkeit von gewiſſen konventionellen Schleiern ſanft verhüllt iſt. Aber im Grunde der Seele verabſcheuen die Katholiken den Ketzer, und ſieht der Proteſtant mit Stolz und einigem Hochmuth auf den blinden Papiſten herab. Der devote Katholik iſt intolerant, der trockene Kalviniſt iſt ſchroff und ſchwer verſöhnlich. Es geht daraus hervor, daß man, wie es gewöhnlich geſchieht, den Katholiken

Unrecht thäte, wenn man ihnen allein die Urſache der beſtehenden Trennung in die Schuhe ſchieben wollte. Ich kenne manche Beiſpiele der Zuvorkommenheit von katholiſcher und deren Zurückweiſen von proteſtantiſcher Seite. Freilich ſind die Wunden der Proteſtanten kaum vernarbt, und es iſt natürlich, daß ſie ſich ſcheuen, mit Denen in Berührung zu kommen, die ſie geſchlagen haben. Um ſo mehr, als noch der Stolz überſtandener Leiden und bewieſener Ausdauer hinzukommt. Die katholiſche Toleranz iſt auch nicht groß; die katholiſchen Frauen halten es noch meiſt für Sünde, mit den verirrten Schafen irgend eine Gemeinſchaft zu pflegen, oder ſich der Verſuchung, der Gefahr der Anſteckung auszuſetzen. Doch iſt man hier nicht ſo fanatiſch wie in manchen anderen Städten des Südens, wie z. B. in Nimes. Wenigſtens hat ſich Montpellier bei keiner der Gelegenheiten beſchmutzt, die andere Städte zu Ruchloſigkeiten verleitet haben. Weder die erſten Jahre der Revolution, noch die Reſtaurationszeit wurden benutzt, um den alten Glaubenseifer blutig geltend zu machen, wie dieß in Nimes geſchehen iſt, wo man Proteſtantismus, Republikanismus und Bonapartismus in Einen Topf zuſammenwarf und aus all Dem einen großen Vorwand zu Mord und Todtſchlag zuſammenbraute. Die Montpellierenſer ſind im Grunde ein gutmüthiges Völkchen, und wenn ſich ihrer einmal die Bildung mit derſelben Gewalt zu bemächtigen verſtände, wie es die Kirche und die Unbildung bisher verſtanden haben — all die traurigen Ueberreſte trauriger Zeit würden bald verſchwinden. An Geiſtesanlagen fehlt es ihnen nicht; Beweis die klugen und weiſen Männer, die es in neuer Zeit hervorgebracht hat, ganz zu ſchweigen von dem Glanze, mit dem es ſich durch mehrere Jahrhunderte als franzöſiſches Salerno umgeben. In Montpellier und Umgegend wurden geboren: Cambon, der Gründer des großen Buches; Bonnier d'Alco, eines der Opfer des ſchmählichen Geſandtenmordes von Raſtatt und Gefährte Jean Debry's; Cambaceres, Conſul der Republik; Daru, der treffliche Geſchichtſchreiber Venedigs und der Bretagne; Fabre, der brave Maler und Freund P. L. Courrier's und noch viele andere treffliche Leute, die in Künſten und Wiſſenſchaften ausgezeichnet waren. Im vorigen Jahrhundert heben wir nur Paul Riquet hervor, den großartigen Baumeiſter und Ingenieur, den Schöpfer des in ſeiner Art herrlichſten Werkes, des Kanals von Languedoc.

Zur Zeit ſcheint Montpellier allerdings ſeine großen Söhne, die Nachahmung und Nacheiferung, die ſolche Muſterbilder erregen ſollten, die Mitarbeiterſchaft am Ruhme des Vaterlandes vernachläſſigt und vergeſſen zu haben. Man verkleinſtädtert mehr und mehr. Die Söhne der guten Geſellſchaft werden, wie geſagt, zum bloßen Broderwerb oder zur Verzehrung angeerbter Renten erzogen. Die Töchter katholiſcher Herkunft werden bis in ihr ſiebenzehntes oder achtzehntes Jahr in Klöſter geſchloſſen. Sobald ſie das väterliche Haus wieder betreten, ohne mehr als das Nothdürftigſte und viele Gebete gelernt zu haben, ſucht man ſie von jedem männlichen Umgange, wahrhaft türkiſch, abzuſchließen und dann ſo ſchnell als möglich zu verheirathen. Die Heirath wird vermittelſt Kuppelei oder in Folge elterlicher Uebereinkunft geſchloſſen. Oft iſt ſie jahrelang vorher beſtimmt. Den jungen Leuten wird an einem ſchönen Morgen verkündet, daß ſie ſich verheirathen werden — dann bringt man ſie des Decorums wegen ein- oder zweimal zuſammen — dann wird der Notar geholt und der Kontrakt wie bei jedem anderen Kaufe abgemacht. So kommen „anſtändige“ Ehen zuſammen. Dem verheiratheten Manne erlaubt man, ſein Glück, wenn er es zufällig in einer ſolchen Ehe nicht finden ſollte, auswärts und auf Nebenwegen zu ſuchen. Wenn ſich aber, wie dieß vor nicht gar langer Zeit geſchehen iſt, die junge Frau in den erſten beſten Mann, den ſie nach ihrer Verheirathung kennen lernt, mit dem ganzen erſten Feuer verliebt, wahnſinnig wird und ſich ins Waſſer ſtürzt — ſo nennt man das eben „Wahnſinn“. Glücklicherweiſe kommt dergleichen ſelten vor, da die jungen Mädchen ſo unnatürlich erzogen werden, daß zur Zeit ihrer Verheirathung kein natürliches Gefühl mehr Kraft genug hat, ſo energiſch hervorzubrechen. Das

Prinzip aber, das alle dieſe Zuſtände beherrſcht, nennt man im frommen Süden: Moralität.

Aehnliches erzählt man mir und habe ich ſelbſt über die Moralität der Landbewohner erfahren. Die Bauernmädchen ſind höchſt moraliſch. Ein „Monsieur“ (d. i. Jeder, der nicht Bauer, Tagelöhner oder Ouvrier iſt) wird ſelten oder nie Glück bei ihnen machen. Ihre Freuden bleiben en famille, und en famille iſt man nicht geizig oder allzu ſtreng gegen einander. Bei der Heirath aber ſieht man ganz genau auf Vermögensumſtände und, ſehr ariſtokratiſch, auf Herkunft und Anſehen der Familie. Alles Andere iſt mehr oder weniger Nebenſache. Die Ehe bringt ſelten mehr als zwei Kinder hervor. Auch iſt die Bevölkerung vieler Flecken in der Abnahme. Die Curé's, die gegen ſo Vieles, gegen Fleiſcheſſen am Freitag, gegen Tanzen am Sonntag zu predigen wiſſen, haben kein Wort gegen dieſen widerlichen, ſyſtematiſirten Malthuſianismus.

Das Volk von Montpellier hat mir immer den Eindruck der Gutmüthigkeit und Urſprünglichkeit gemacht, und in der That ſcheint es ſich, was Charakter anbetrifft, von der Bevölkerung mancher ſüdlicher Städte, von Avignon und Nimes zum Beiſpiel, höchſt vortheilhaft zu unterſcheiden. Auch die Geſchichte ſpricht im Vergleich mit den genannten Städten zu Montpelliers Vortheil. Alle Gräuelthaten, deren Schauplatz Montpellier geweſen, ſind auf Rechnung der jeweiligen Regierung zu ſchreiben. Das Volk hat ſich dabei nicht betheiligt; im Gegentheil zeigt es uns die Geſchichte oft im heldenmüthigen Kampfe für das Gute, oder wenigſtens im würdigen Widerſtand dem Schlechten gegenüber, während Nimes und Avignon nicht ſelten die Barbarei der Regierungen aufs Thätigſte unterſtützten. Schon der vorherrſchende Geſichtsausdruck der Montpellierenſer legt für ſie ein günſtiges Zeugniß ab und bekräftigt das der Geſchichte. Er iſt voll Gutmüthigkeit trotz den glühenden, ſchwarzen Augen, trotz dem dunkel gebräunten Teint, dem krauſen ſchwarzen Haar, und läßt für Momente vergeſſen, daß die eigentliche Schönheit der Formen fehlt — ein Mangel, der ſonſt im Süden auffallen müßte. Man iſt freundlich, zuvorkommend, dienſtfertig, gaskogniſch geſprächig, mit einem Worte: liebenswürdig und troz dem Mangel an Bildung frei, ungezwungen, oft anmuthig im Benehmen und Bewegungen. Das Volk wird in dieſen Eigenſchaften noch unterſtuzt durch ſein wohlklingendes Patois. Es rühmt ſich, die Sprache Languedocs und der Provence am Schönſten zu ſprechen, und ich glaube, man thäte ihm Unrecht, wenn man ihm dieſen Ruhm ſtreitig machen wollte. Wie in Italien, drückt auch im ſüdlichen Frankreich jede einzelne Stadt dem allgemeinen Idiom ihren eigenen Stempel auf, ſo daß es dem geübten Ohre nicht ſchwer wird, nach den erſten Worten den Marſeilleſen, den Arleſen, den Avignoneſen, den Nimois, den Montpellierenſer zu erkennen. Das Patois Marſeille's klingt etwas kindiſch, troz der Mühe, die es ſich gibt, wichtig und männlich zu thun; das von Arles iſt kokett; das von Avignon wild wie Avignons Bewohner. Das pfeifende s iſt vorherrſchend, und man glaubt jeden Augenblick das sus! sus! zu hören, mit welchem die Avignoneſer Mörder ſo oft auf ihre Opfer losſtürzten. Minder wild, doch noch ziemlich rauh iſt das Patois der Nimois, aber melodiſch, bald weich, bald ſtolz wie das Spaniſche, klingt die Sprache Montpelliers. Ich war barbariſch und ungebildet genug, ſie mit viel größerer Freude zu hören als das Franzöſiſche. Sie iſt reich an volltönenden Vokalen und vermeidet, man möchte ſagen mit Sorgfalt, die Anhäufung harter Mitlaute. In der That wähnt man ſich manchmal auf Momente in die Geſellſchaft ſtolz und elegant ſprechender Hidalgo's verſezt, und die Illuſion wird durch die häufig wiederkehrenden Wörtchen el. las, es, durch viele vollkommen ſpaniſche Ausdrücke, durch die vollen Sylben beſonders der weiblichen Endungen auf a und as, ſowie durch die Konſtruktion der Perfekte und Imperfekte noch erhöht. Mehr oder weniger hat das Patois Montpelliers dieſe Eigenſchaften mit den Dialekten faſt des ganzen Südens gemein, was aber die Montpellierenſer vor den Anderen neben der Weichheit ihres Dialektes auszeichnet, iſt die Ausſprache und Anwendung des kleinen Wörtchens pecayré.

Ich bin ebenſo wenig im Stande, eine Definition dieſes Wörtchens zu geben, als es ſelbſt den beredteſten Montpellierenſern möglich war, mir ſeinen Sinn in klaren Worten begreiflich zu machen. „Pecayré“ iſt eben „Pecayré!“ Es überſetzen oder auch nur ſeinen Klang durch die Schrift wieder geben zu wollen, wäre vergebliche Mühe. Die Betonung, die Art und Weiſe, wie es im Momente des Gebrauches in Muſik geſetzt, im Satze angebracht, mit dem Reſte der Rede gruppirt wird, wie es ſich zu Frage, Antwort, Ausruf, Erzählung u. ſ. w. verhält, geben ihm erſt einen Sinn und den momentanen Charakter. Die Patoispoeten bedienen ſich ſeiner mit vielem Geſchick und Nutzen; beſonders graziös, lieblich, muſikaliſch, überaus reizend aber klingt es im Munde der Montpellierenſerin. Es iſt zwar noch in vielen anderen Gegenden des Südens adoptirt, nirgends aber weiß man davon ſo ſchön Gebrauch zu machen, wie im weiblichen Theile der Bevölkerung von Montpellier. „Pecayré“ iſt der Montpellierenſerin, was der Sevillanerin der Fächer und die Mantille ſind. Sie ſagt Alles mit Hülfe des einen Wörtchens, ſo wie dieſe mit Hülfe der beiden Inſtrumente alle ihre Gefühle telegraphiſch ausdrückt.

Man ſagt zu der Montpellierenſerin: Wiſſen Sie ſchon, daß der brave Ariſtide Olivier gefallen iſt? — Pecayré! ruft ſie erſchrocken und ſchlägt die Hände zuſammen. — Was Sie ſchöne ſchwarze Augen haben. — Pecayré! lächelt ſie kokett. — Ihr armes Kind hat wohl viel gelitten in der letzten Krankheit? — Pecayré! antwortet ſie mit einem Seufzer. — Aber wie blühend Sie ſind; man wäre verſucht, ſich in Sie zu verlieben. — Pecayré! antwortet ſie ſpöttiſch.

Aber am Beſten drückt das Volkslied die Mannigfaltigkeit des Wörtchens Pecayré aus. Es beginnt ſo:

Qu'es poulit lou mot pecayre
Esprima cé qu'on pot senti!

Es un mot qu'es fact per vou playre
On se rejouis de l'a oui.
Pecayre esprima la tendressa.
Pecayre esprima lou desi.
Pecayre esprima la tristessa.
Pecayre esprima lou plesi.

Was deutſch ungefähr heißen will:

O welch ein ſchönes Wort, das Wort: Pecayré! —
Was man nur fühlt, vermag es auszudrücken;
Es iſt ein Wort, gemacht, euch zu gefallen,
Hört man es kaum, muß es entzücken.
Pecayré! rufen die verliebten Herzen!
Pecayré! ruft die ſehnſuchtsvolle Bruſt,
Pecayré! rufen Kummer, Gram und Schmerzen,
Pecayré! ruft das Glück und ruft die Luſt.

Doch macht, troß der Schönheit des Patois, troßdem es ausdrucksvoller, lieblicher und kräftiger iſt als die franzöſiſche Sprache, dieſe immer größere Fortſchritte und wird ſich wohl bald der ganzen Bevölkerung bemächtigt haben. Schon hat ſich dieſe daran gewöhnt, ſie als die ausſchließlich offizielle und politiſche und als Ausdruck der Bildung zu betrachten, und ſelbſt in der Kirche will das Volk nur die franzöſiſche Sprache hören. Die Gebete, der Katechismus ſind franzöſiſch, und der Curé muß franzöſiſch predigen, wenn er ſein Auditorium nicht beleidigen will. Daß die Kenntniß der nordfranzöſiſchen Sprache ihr Alter (wenigſtens in dieſem Grade) nur erſt nach Jahrzehnten zähle, beweiſt eine Anekdote, die ſelbſt die Montpellierenſer mit Lächeln erzählen. Als der Herzog von Richelieu, der Don Juan des vorigen Jahrhunderts, zum Gouverneur von Languedoc ernannt wurde und nach Montpellier, ſeiner Reſidenz, kam, gab ihm zu Ehren die Frau irgend eines Präſidenten irgend eines Tribunals eine große Soirée. Die Dame fuhr ſelbſt von Haus zu Haus, um die eleganteſten und gebildetſten Frauen der Stadt einzuladen, zugleich um ihnen einzuſchärfen, für dieſen Abend ihr beſtes Franzöſiſch hervorzuholen, um der Stadt vor dieſem eleganteſten Manne des Hofes keine Schande zu machen. Die Damen thaten, wie ihnen von ihrer Wirthin eingeſchärft worden. Und doch! und doch! — o traurige Ueberraſchung! doch rief der Herzog von Richelieu am Ende der Soirée: Tiens! man hat mir immer geſagt, daß das Patois von Montpellier ſo ſchwer zu verſtehen iſt, und ich verſtehe faſt Alles, was dieſe Damen ſagen, mit nur geringer Anſtrengung!

Im Jahre 1848 verſuchte man es, eine demokratiſche Zeitung, im Patois geſchrieben, herauszugeben, aber das Unternehmen fand keinen Anklang, während im Gegentheil das legitimiſtiſche Journal „L'Echo du Midi" und das demokratiſche „Le suffrage universel", beide franzöſiſch, auf guten Füßen ſtehen. Das letztere verdankt ſeine Popularität dem Geiſte und der friſchen Kraft ſeines Mitbegründers, des jungen Ariſtide Olivier, der vor einigen Monaten im Duell mit einem Legitimiſten gefallen iſt. Doch hat es wohl nicht mehr lange zu leben, da es bereits die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich gezogen, und dieſe die demokratiſchen Journale der Provinz noch mehr fürchtet, als die von Paris. Auch den hier beſtehenden legitimiſtiſchen Journalen iſt kein langes Leben zu prophezeien; Louis Napoleon wird ihnen ſchwerlich dankbar dafür ſein, daß ſie ſeine Wahl unterſtützt haben. Wenn der Coup d'état eine Wahrheit wird, werden republikaniſche, wie legitimiſtiſche und orleaniſtiſche Zeitungen durch oktroyirte napoleoniſche gewaltſam erſetzt werden. Der Redakteur der einen der legitimiſtiſchen Zeitungen, des Messager du Midi, Herr Danjou, iſt in vielfacher Beziehung ein merkwürdiger Mann. Daß er fürs kompleteſte Mittelalter ſchwärmt und ſtark ultramontaniſirt, wäre nicht auffallend — merkwürdig an dieſem gebildeten Manne iſt, daß er den lateiniſchen und griechiſchen Klaſſikern unverſöhnlichen Haß geſchworen, und daß er Homer, Sophokles, Horaz u. ſ. w. in ſeinem kleinen, weltvergeſſenen Blatte mit erſtaunlicher Ausdauer den Krieg macht. Er ſtellt ſie als die Urquellen der Freiheitsideen, als Verderber der

Jugend dar und will ſie um jeden Preis aus den Schulen geworfen ſehen.[1] Auf welche Weiſe Herr Danjou ſie erſetzen und welche andere, beſſere Baſis der Bildung er geben will, wiſſen wir nicht, aber wir müſſen ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen: indem wir bekennen, daß er tiefer ſieht und gründlicher iſt, als ſeine ultramontanen Gefährten. Er ſcheint zu wiſſen, welches Unheil Chryſoloras und die beiden Laskaris angerichtet, und es mag ihm aufgefallen ſein, daß die Reformation die Zwillingsſchweſter der Renaiſſance und mit ihr im ſelben Momente geboren worden iſt. Dieſer Gründlichkeit wegen, wie lächerlich ſie uns auch erſcheint, kann Herr Danjou mit ſeinem kleinen Blättchen doch gefährlich werden, obwohl dieſes Blättchen ſonſt viel Unpraktiſches debitirt und ziemlich ſchlecht geſchrieben iſt. Herr Danjou iſt einer der beſten Orgelſpieler Frankreichs; ſchade, daß er ſich mit dieſem Ruhme nicht begnügt hat.

---

[1] Dieſe Agitation Danjou's hat ſeitdem Früchte getragen. Danjou ſtarb 1866.

Fünfzehntes Kapitel.

Montpellier — Der botaniſche Garten — Herr Martins — Das Grab Narciſſa Young's — Eine Pia Fraus — Die Univerſität und ihre Gründung — Ihre Geſchichte, ihr großer Ruf, ihre Berühmtheiten im Mittelalter — Der große Lacher — Rabelais und ſeine Späße, Rabelais und ſein Zeitalter — Rabelais und Cervantes — Robe de Rabelais — Kultus des Genies — Profeſſor St. René Taillandier — Wie zu Montpellier Doktoren gemacht werden.

25 September 1851.

Unfern vom Peyrou, in einer Vertiefung, liegt der botaniſche Garten, der zwar nicht ſehr ausgedehnt, doch ſehr reich an den ſeltenſten Pflanzen aller Zonen iſt. Beſonders ſchön ſind die Bäume, die in ſeinem Schooße gedeihen; man ſieht herrliche Exemplare. Doch iſt der botaniſche Garten von Montpellier nicht eine Ahnung von dem, was er ſein könnte, da Lage und Klima ihn geeignet machen, alle derartigen Inſtitute Europa's weit zu übertreffen. Daß er nicht iſt, was er ſein könnte, daran iſt nun wieder die unglückſelige franzöſiſche Centraliſation Schuld, deren traurige und auszehrende Wirkungen man immer und überall, in jedem Winkel des Landes ſpürt. Was kümmern ſich die franzöſiſchen Centraliſatoren darum, daß der Pariſer Jardin des Plantes nicht halb ſo begünſtigt und von Natur geeignet iſt, das Ideal eines ſolchen Inſtitutes darzuſtellen — er liegt eben bei Paris, darum müſſen Sorgfalt, Mühe, Geld an ihn verſchwendet werden, während man die botaniſchen Gärten der Provinz vernachläſſigt oder eingehen läßt. Der botaniſche Garten von Montpellier könnte eine der ſchönſten Zierden, einer der Haupthebel der Wiſſenſchaft werden — aber warum gehört er einer Provinzialſtadt, wenn auch der älteſten und berühmteſten mediziniſchen

Schule Frankreichs an? — da muß er ſich denn mit einigen tauſend Francs begnügen, welche die Centraliſation die Güte hat, zu ſeinem Unterhalt auszuſetzen. Ohne die gütige Sonne des Südens wäre er mit dieſem elenden Almoſen vielleicht längſt eingegangen. Herr Martins, ein ſtrebſamer, geiſtreicher, junger Gelehrter, der vor Kurzem zum Direktor des Gartens ernannt worden iſt, wird wohl das Seinige thun, die Ehre des uralten Inſtituts, trotz der Ungunſt der Verhältniſſe, aufrecht zu erhalten, vielleicht zu erhöhen. Ein Mann, der von Goethe'ſchem Geiſte ſo erfüllt iſt, wie Herr Martins, kann da nicht müßig bleiben, wo die Natur hülfreiche Hand leiſtet, und muß das Ueberkommene, allen Hinderniſſen zum Trotz, zu erweitern und zu einem Ziele zu führen verſucht ſein.

Eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit in dieſem botaniſchen Garten ſtellt ein einfaches gewölbtes Gemäuer dar, das, von alten Bäumen düſter beſchattet, in der Erde ſteckt, und das mit ſchaurigem Tone dem Wanderer ein siste viator! entgegenruft. Es iſt das Grabmal Narciſſa's, der Tochter Young's, des Dichters der „Nachtgedanken.“ Young kam mit ſeinem kranken Liebling nach Montpellier, um in der linden Luft des Südens für die hinſchwindenden Lungen Heilung zu ſuchen. Umſonſt. Narciſſa ſtarb, und da ſie als Ketzerin in jener Zeit zu Montpellier kein ehrliches Begräbniß finden konnte, trug ſie der Dichter bei Nacht und Nebel in ſeinen Armen auf den neutralen Boden der Naturwiſſenſchaft, die ebenſo wenig von Katholizismus weiß, wie von Anglikanismus, um ſie da zu verſcharren und mit ihren Atomen Roſe und Lotos zu nähren. Die Inſchrift auf ihrem Grabe „Placandis Narcissae Manibus“ rührt von Talma her. Als dieſer Künſtler nach Montpellier kam, war es proteſtantiſchen Gräbern bereits gegönnt, ein Epitaph zu tragen, und Talma, gerührt von der Geſchichte, dem Tod und dem Begräbniß Narciſſa's, erfand, vor ihrem Grabe ſtehend, das Epitaph und ließ es hinſetzen. So weit die Sage, die den Fremden intereſſirt. Aber glaubwürdige Leute verſicherten mich, daß Narciſſa nie und nimmer hier im botaniſchen Garten geruht habe. Young trug die traurige Laſt weit hinaus und vergrub ſie auf irgend einem Ackerfelde. Die Tradition von dieſer Begebenheit hatte ſich erhalten, und zu Anfang dieſes Jahrhunderts hat ſie ein Direktor des botaniſchen Gartens benutzt, um dem ſchlecht beſoldeten Wächter deſſelben, der viele Kinder hatte, ein gutes Einkommen zu verſchaffen. Er ließ das unbedeutende Gemäuer aufführen, taufte es Narciſſa's Grab und ſagte zum Wächter: Nun ziehe den reiſenden Engländern ſo viel Shillinge als möglich aus der Taſche, was denn die Wächter des botaniſchen Gartens bis auf den heutigen Tag gewiſſenhaft befolgt haben ſollen und wohl noch lange befolgen werden. Wenn ich ihren Einkünften durch dieſe Enthüllung ſchade, thut es mir herzlich leid. Aber Wahrheit vor Allem, oder jedenfalls die Skepſis. Hat man doch die Authentizität heiligerer Gräber und hiſtoriſcherer Perſonen angezweifelt.

Zweckmäßig nahe dem botaniſchen Garten liegt die mediziniſche Schule, jenes Inſtitut, welches der Stadt durch Jahrhunderte über die Erde tönenden Ruhm gegeben und ihr den Namen des franzöſiſchen Salerno verſchaffte. Sie wurde bereits im elften Jahrhundert von den Schülern des Arabers Ebn-Sapn, auch Avicenna genannt, geſtiftet, welche im zwölften Jahrhundert die Jünger des Averroes von Cordoba zu Nachfolgern hatten. Zu einer eigentlichen Univerſität erhoben und mit den Fakultäten des Rechts, der Theologie und der ſchönen Künſte verbunden wurde ſie erſt im 13. Jahrhundert. In dieſer Epoche erhielt ſie auch ihre erſten Regeln und Geſetze, die vom heiligen Stuhle ausgingen und vom Kardinal Konrad diktirt wurden. Ungefähr gleichzeitig mit Montpellier erhielten die Städte Toulouſe, Aix, Bordeaux, Valence, Cahors, Poitiers und Bourges hohe Schulen, und allen dieſen Stiftungen lagen dieſelben Motive zu Grunde, und alle gingen ſie von der Kirche aus. Nicht daß ſie Werk- und Uebungsſtätten des Geiſtes hätte gründen, Forſchen und Wiſſen hätte begünſtigen wollen — Solches von ihr vorausſetzen, hieße ihr ſchwer Unrecht thun und ihr ganzes Weſen verkennen. Im Gegentheil ſollten die Univerſitäten Feſtungen werden, in denen der Geiſt eingeſperrt, in denen er mit Leichtigkeit überwacht werden ſollte. Die Univerſitäten gehören mit zu den ſinnreichſten Erfindungen der Geiſtlichkeit. Der Geiſt, welcher in Geſtalt von unzähligen Troubadours frei, ungebunden den ganzen Süden durchzog, von Lorbeerbüſchen beſchattet ein ſüßes Kindlein mit der Poeſie des Ketzerthums erzeugt hat und dieſes Kind der Liebe mit ſeinen verführeriſchen Augen in Hütten und Schlöſſer einführte — dieſer gefährliche, antipapiſtiſche, kecke Geiſt mußte in Ketten und Schnürſtiefel geſteckt und von tonſurirten Mönchen bewacht werden, wenn er, nach dem Falle von Toulouſe, nicht noch einmal furchtbar drohend, allen Montforts zum Trotz, erſtehen ſollte. Da nun die Ketzerei im Blute erſtickt und mit ihr die Troubadourpoeſie geſtorben war, mußte man alles Denken und Fühlen des phantaſievollen, leichtbeweglichen Südländers in einzelne Reſervoirs leiten, die leicht zu bewachen waren, und ſolche Reſervoirs waren die neuen Univerſitäten. Die Theologie ſpielte natürlich die erſte Geige; die Gründung wurde durch päpſtliche Bullen geheiligt; die Mehrzahl der Profeſſoren trug die Tonſur; die Biſchöfe waren die Aufſeher und Richter; die Legaten gaben die Geſetze. So überwucherte das kanoniſche Recht das weltliche; ſo wurde die Philoſophie zur Kaſuiſtik und Scholaſtik, und ſo durfte die widerſpänſtigſte Schutzbefohlene der Kirche, die Naturwiſſenſchaft, mit offenen Augen nicht ſehen, mit offenen Ohren nicht hören. Gewiſſe Freiheiten, die man der Univerſität dem Bürger gegenüber einräumte und die, wie z. B. in Toulouſe, zu Mord und Todtſchlag führten, ließen die Sklaverei der Kirche gegenüber vergeſſen.

Aber trotz der durchdachten Anlage des Planes, trotz der Uebergewalt und Vormundſchaft der Kirche, ließ ſich die allmächtige Naturwiſſenſchaft, ließ ſich der einmal befreite Geiſt die Luſt an Forſchen und Denken nicht ganz unterdrücken. Die Autorität des Aelteren bezwang in Montpellier die auferlegte Herrſchaft der Kirche, die Naturwiſſenſchaft trieb im vierzehnten Jahrhundert neue Blüthen und erwarb der Stadt jenen großen Ruhm, den ſie durch die folgenden Jahrhunderte zu bewahren wußte, und der die bedeutendſten Geiſter aus Nähe und Ferne anzog. Blaiſe Armengaud übertrug ſchon gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Errungenſchaften der forſchenden Araber auf chriſtlichen Boden und überſetzte den Avicenna aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche. Bernhard von Gorden erwarb durch ſein Lilium Medicinae großen Ruhm; ebenſo Guido von Chauliac durch ſein Inventarium seu collectorium in parte chirurgicali seu medicinae; Arnold von Ville-neuve iſt einer jener wandernden Lehrer, die im Mittelalter von Schule zu Schule zogen und den Samen der Wiſſenſchaft ausſtreuten. Er lehrte zu Montpellier, Paris, Rom, Cordoba. — Dieſe und noch viele andere Meiſter thaten in Montpellier das Ihrige, um die Naturwiſſenſchaft groß zu ziehen, ihr durch das Mittelalter hindurch das Leben zu friſten, bis ſie, am ſechszehnten Jahrhundert angelangt, mit dem wiedergeborenen Griechenthum vereinigt, die Welt vom Alp befreite, der ſeit der Völkerwanderung auf ihr gelaſtet hatte.

Nicht viel beſſer erging es der Kirche mit ihrer zweiten Ziehtochter, der Juriſprudenz. Die Medizin, wie ſehr ſie auch im Geheimen und unbewußt die Dogmen unterwühlte, konnte doch lange als ein Ausfluß der göttlichen Gewalt „quia Altissimus creavit de terra medicinam“ dargeſtellt werden, und ſie ließ ſich dieſe Darſtellung gefallen. Die Juriſprudenz ſchloß ſich ihrer Natur nach bald an die weltliche Gewalt an, und überall, wo das Imperium mit der Ecclesia in Streit gerieth, ſtellte ſie ſich auf Seite des erſteren. Juſtinian und die Inſtitutiones galten ihr mehr als die Kirchenväter und Konzilienbeſchlüſſe, und ſo ſehen wir ſie in Montpellier ſchon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Geſtalt des berühmten Nogaret, des Ohrfeigenaustheilers, als Bundesgenoſſin Philipps des Schönen, i. e. der widerſtrebenden Weltlichkeit auftreten. Noch herrſchte der aufrühreriſche Geiſt Nogaret's in Montpellier, als daſelbſt Francesco Petrarca ankam, nachdem er ſchon in Italien Retorica, Dialettica und Grammatica ſtudirt hatte, denn es war „in quell' eta comun giudizio che lo studio delle leggi fosse mezzo efficacissimo per conseguire fortune ed onori. Per la qual cosa a Monpellieri il se fe tosto condurre.“ Jung wie er war, leicht entzündlich und treu aushaltend, ſog er bald die verderblichen Lehren der Verräther ein, die ſich die Kirche erzogen hatte, wurde zum Politiker, lernte den Unterſchied zwiſchen Recht und Dogma, Himmel und Erde kennen, und der Freund der Päpſte und Kardinäle, der Dichter, der ſeine Lorbeerkrone dem heiligen Petrus anbot, wurde der Advokat des römiſchen Volkes, freute ſich im Grunde über den Aufſtand Cola Rienzi's, forderte die Lützelburger auf, das Imperium wieder herzuſtellen — wurde, mit einem Worte: ein Ghibelline. Der Art mißrathene Söhne hat ſich die ſo kluge Kirche in den von ihr erfundenen Zwingburgen des Geiſtes, von Prag bis Montpellier und weiter, lange vor dem ganz und gar durchketzerten ſechszehnten Jahrhundert gezogen. Welch ein Troſt!

Der große Lacher.

Allerlei Geſtalten, Bilder und Gedanken durchziehen den Kopf, wenn man ſich in dem alten biſchöflichen Gebäude zu Montpellier, dem Sitze der mediziniſchen Schule, ergeht und die unzähligen Portraits alter Lehrer und Zierden der Wiſſenſchaft betrachtet, die alle Wände der weiten und vielen Säle bedecken. Auch etwas patriotiſchen Stolz fühlt man, wenn man im Hauptſaale die germaniſchen Namen Haller, Wolff, Zimmermann ꝛc. entdeckt. Aber recht wohl und glücklich und heiter wird Einem erſt zu Muthe, wenn man dort jenem Montpellierenſer Profeſſor Namens Alcofribas Naſier, auch Meiſter Spötter oder Rabbi

Lez, auch François Rabelais genannt, in die Augen ſieht. Man hat einen jener franzöſiſchen Geiſter vor ſich, der neben den Beſten, Freieſten aller Nationen genannt werden kann. Rabelais! Wie ein Janus ſteht er zwiſchen zwei Zeiten, aber nach beiden Seiten hin blickt er mit weißen Zähnen lächelnd: rückwärts auf den ſterbenden, ungeſchlachten Gargantua, vorwärts nach Pantagruel, dem Menſchheitsbeglücker, dem guten Manne, der alle Dürſtenden zum labenden Kelche des Lebens, des Wiſſens und Genießens ladet. Sieht man es ihm nicht an, daß der frühzeitig von Mönchen verfolgt werden mußte? — daß er lachend aus dem Kerker trat? lachend ein Lebenlang zwiſchen Scheiterhaufen, die ihn rings umdrohten, hindurchſchlüpfte? Daß er lachend half, heilte und erhabenſte Wahrheiten ausſprach? Daß er endlich lachend ſtarb und lachend am Ende rief: Tirez le rideau, la farce est jouée!? Das ganze Leben Rabelais', der ganze Rabelais ſelbſt iſt nichts als ein einziges großes Lachen, ein freudiges Lachen, ein prophetiſches Lachen, welches das ganze ſechzehnte Jahrhundert durchtönt; ein Lachen aus Freude über den Untergang der Nacht, über den lieblich aufgehenden Tag, über die neuentdeckte Welt im Weſten; über das neugeborene Griechenthum und ſeine Zwillingsſchweſter, die Schönheit; über die Kunſt und die Naturkenntniß, die ſich vereint erheben, das alte Dunkel aufzuklären; über den großen, herrlichen Kampf, den die Reformatoren in allen Ländern kämpften. Le rire est le propre de l'homme! ſagte er am Krankenbette im Hoſpital und am Krankenbette der Menſchheit. Man kann den Vorſteher des Hoſpitals von Lyon nur ſchwer von jenem Rabelais trennen, der in ſeinen Büchern der ganzen Menſchheit angehört. Was er in jener Eigenſchaft ſagt, gilt auch vom Dichter des Pantagruel, vom Erfinder des Pantagruelismus: Minois du médecin chagrin, tétrique, rebarbatif, catonian, mal-plaisant, malcontent, sévère, rechigné contriste le malade: et du médecin la face joyeuse, sereine, gracieuse, ouverte, plaisante réjouit le malade. Cela est tout éprouvé et tout certain.

Hat er ſich nicht ſelbſt gemalt, wie er dort von der Wand herab, wie er überall aus ſeinem Buche, aus ſeinen tollen und doch ſo bedeutungsvollen Geſchichten hervorblickt? Rabelais, der mit Lachen heilende Arzt, iſt der Humoriſt par excellence. Hoch oben ſchwebt er über dem gewaltigen Schlachtfelde, welches man das ſechszehnte Jahrhundert nennt, und wie eine Sonne lächelt er herab auf die Kämpfenden. Da unten kämpfen Vergangenheit und Gegenwart, Kirche und Tempel, Dogma und Wahrheit, Zerrbild und Schönheit; da unten kämpfen oder rüſten ſich Klemens, Karl V., Franz I., Heinrich VIII., Luther, Hutten, Reuchlin, die Mediceer, Masaccio, Leonardo, die Flüchtlinge aus Hellas; Raphael erſteht, Michel Angelo erhebt ſeinen Hammer, Cervantes und Shakeſpeare liegen in der Wiege, und Guttenberg hat ſchon alle Waffen geſchmiedet, und der unendliche Ozean iſt kein Geheimniß mehr, und die Erde bewegt ſich doch, und die kirchlichen Schöpfungstage ſind Lügen geſtraft. Rabelais ſieht, weiß, ahnt das Alles. Kennt er nicht die Griechen ſo gut wie ſein Freund Budé? iſt er nicht Arzt, der die Geheimniſſe der Pflanzen und Thiere erforſcht hat? hat er auf den Thürmen von Lyon nicht den Gang der Geſtirne belauſcht? hat er nicht mit Luſt in den Werkſtätten ſeines Freundes Dolet den Preßbengel knarren gehört und ihm gerne als niederer Korrektor gedient? iſt er nicht ein Freund aller Reformatoren? wie ſollten ihm Augen und Ohren fehlen für Alles, was neu auftaucht, geboren wird und der Welt eine neue, ſchöne Zeit verſpricht? wie ſollte er nicht aus ganzem vollem Herzen lachen und wieder lachen und noch lachen? Rabelais iſt die vollendete und vollkommenſte Perſonifizirung des ſchönſten Theiles ſeiner Zeit; — kein Bruchſtückmenſch, ſondern einer jener Punkte in der Weltgeſchichte, in welcher alle ſchönſten Strahlen einer ganzen, großen Epoche zuſammenlaufen und ſich zu einem Fokus ſammeln, der dann weiter leuchtet durch Jahrhunderte. Wenn Alles zu Grunde ginge, was von den Thaten und dem Streben des ſechszehnten Jahrhunderts, vielleicht des größten der neuen Aera, zeugt, und nur Rabelais übrig bliebe: aus ſeinen Gräten könnte man ſich das Verlorene rekonſtruiren. Und das ſtellt ihn uns größer dar, als den größeren Künſtler Cervantes, ſeinen jüngeren Bruder, der mit ihm ſo viel Aehnliches hat. Vergeſſen wir es nicht, daß ſchon Rabelais mit ſeiner Chronik von Gargantua denſelben Zweck vor Augen hatte, wie Cervantes mit ſeinem Ingenioso Hidalgo Don Quijote. Auch Rabelais zog mit ſeiner Chronik gegen den unter Franz I., dem „ritterlichen König", neuerwachten Ritterthumsunſinn und damit zugleich gegen das Geſpenſtiſche, nicht mehr Lebenswürdige, gegen das Alte zu Felde, indem er es verlachte. Später freilich gab er ſeiner Idee eine größere Ausdehnung und fügte an die alte, todte die neue, lebensfreudige Welt des Pantagruelismus — ein rückwärts und vorwärts gekehrter Prophet; ein Todtengräber und Schöpfer.

Wir müſſen ſie lieben, dieſe Montpellierenſer Hochſchule, weil ſie ihn als Schüler und Lehrer geſehen, weil ſie ſchnell ſeinen ganzen Werth zu würdigen verſtanden und noch heute ſein Angedenken mit Frömmigkeit bewahrt. Es war ein großer Tag für ſie, da der alte Student François Rabelais, vom Durſt nach Wiſſen getrieben, ſeinen Einzug hielt in Montpellier. Die Menge drängte ſich eben in den großen Univerſitätsſaal, um einer öffentlichen Disputation beizuwohnen. Rabelais, noch in Reiſekleidern, folgt ihr und ſteht beſcheiden im Gedränge der Laien und horcht aufmerkſam den weiſen Worten der gelehrten Doktoren. Nach und nach aber wird ihm ſonderbar und weh zu Muthe, denn er merkte, daß er über den Gegenſtand, der eben diskutirt wird, über mediziniſche Botanik, Beſſeres und Wahreres zu ſagen wüßte, als die gelehrten Doktoren in ihren breiten Reden. Allein als Laie und bloßer Zuhörer im Gedränge des profanen Vulgus, als bloßer, wenn auch vierzigjähriger Schüler, ohne Baccalaureats- oder Doktortitel, iſt es ihm nicht erlaubt, auch nur ein Wörtchen ſeiner Weisheit vorzubringen, oder ſich als Disputator zu melden. Es drückt ihn, es quält ihn. Er beginnt die furchtbarſten Grimaſſen zu ſchneiden, er zuckt die Achſeln, er ſchüttelt den Kopf, er ſtreicht die Zähne, er ſchlägt die Bruſt, er hält ſich den Leib, denn die falſchen Theſen und Hypotheſen ſcheinen ihm Bauchgrimmen zu verurſachen. Aller Blicke richten ſich auf den ſonderbaren Kleriker, der keinen falſchen Satz, kein falſches Citat, keinen grammatikaliſchen Schnitzer vertragen kann. Endlich bemerkt ihn auch der Präſes, und wie er ihm ins Geſicht ſieht, vergißt er die akademiſche Regel und ladet den Laien ein, doch vorzutreten und ſich zu erleichtern. Rabelais tritt vor. Sogleich verändert ſich ſein ganzes Weſen. Ein hoher Ernſt leuchtet von ſeiner Stirne; ſein Auge glänzt; ſeine edle Haltung gebietet Allen, die ihn mit Lächeln haben in die Schranken treten ſehen, plötzlich Achtung und Aufmerkſamkeit. Mit anmuthiger Würde entſchuldigt er zuerſt ſeine Kühnheit, daß er, ein einfacher Schüler, es wage, an ſo gelehrten Disputationen Theil zu nehmen; dann ſtürzt er mit Eins mitten in die Fragen und löſt eine nach der andern auf das Siegreichſte. Ungeheurer Applaus bricht aus, die Fakultät iſt entzückt und läßt ihm dieſe Disputation als Baccalaureatsexamen gelten; Volk und Schüler führen ihn im Triumph nach ſeiner Herberge. Vier Wochen verſtrichen, und ſchon ſteht der Schüler als Lehrer auf der Kanzel und erklärt die Aphorismen des Hippokrates und erläutert die ars parva des Galenus, die er, mit dem griechiſchen Manuſkript in der Hand, von den zahlreichen Verſtößen der Ueberſetzer befreit und in urſprünglicher Reinheit herſtellt. Bald gehörten ihm die ganze Univerſität und die Herzen aller Schüler, die er mit Heiterkeit beherrſchte. Der Herr Profeſſor, der die ars parva des Galenus docirte und unter allen Profeſſoren das größte Auditorium hatte, verſchmähte es nicht, Komödien zu machen und in ihnen, trotz der Tonſur, die er aus dem Kloſter mitgebracht, ſelbſt zu ſpielen. Seine „moraliſche Komödie von dem Manne, der ein ſtummes Weib geheirathet hatte," in welcher er ſich über die Aerzte luſtig macht und die von Molière in ſeinem „Médecin malgré lui" nachgeahmt worden iſt, rührt aus der erſten Zeit, da ſich der arme Mönch, der halb und halb aus der Kutte geſprungen, mit aller Lebensluſt ins Studententhum geweſen. Er ſpielte mit Studenten, von denen mehrere berühmt geworden ſind, z. B. Wilhelm Rondelet, der im Pantagruel vorkommt, und der der Naturwiſſenſchaft große Dienſte geleiſtet, und Antonius Saporta, der ſpäter einer der Lichter der Fakultät geworden. Es muß ein ſchönes Leben geweſen ſein auf dieſer Univerſität, da ſie ſo klug war, auf Rabelais'ſchen Humor einzugehen, und gelehrte Leute ſich nicht ſcheuten, in einer Komödie aufzutreten, in welcher die Unzulänglichkeit oder die Charlatanſeite ihrer Wiſſenſchaft durchgehechelt wurde. Ob das jemals auf einer deutſchen Univerſität möglich geweſen iſt oder möglich ſein wird? Was Montpellier betrifft, ſo hat Rabelais durch ſeinen Humor dort nicht an Achtung verloren, im Gegentheil ſcheint ſein Anſehen ſehr ſchnell gewachſen zu ſein. Dafür ſpricht wenigſtens der Umſtand, daß er ſchon im erſten Jahre ſeines Aufenthaltes von der Univerſität mit einer für dieſe wichtigen Miſſion nach Paris betraut wurde. Duprat, der Kanzler Franz' I., wahrſcheinlich von der Pariſer Univerſität gegen die von Mons pessulanum aufgereizt, wollte der letzteren gegen alles Recht einen großen Theil ihres Eigenthums und ihrer Einkünfte confiſciren. Die Kalamität zu Nichte zu machen wurde der Baccalaureus Franciscus Rabelaesus an den Kanzler abgeordnet. Der Weg von Montpellier nach Paris war bald zurückgelegt; ſchwerer war es, vom Hausflur des Kanzlers in ſein Gemach vorzudringen. Es war dem Abgeordneten der alma mater von Montpellier nicht möglich, eine Audienz beim Kanzler zu erlangen. Sein Humor half ihm auch da aus der Verlegenheit. —

Plötzlich erſcheint er aufs Seltſamſte aufgeputzt vor dem Palaſt Duprat's. Er trägt einen weiten, grünen Kaftan, eine hohe armeniſche Mütze, herabfallende Strümpfe, ein ungeheures Tintenfaß im Gürtel, eine noch ungeheuerlichere Brille auf der Naſe, mit einem Worte, er ſieht ſo aus, wie er ſpäter einmal ſeinen liebenswürdigen Panurg auftreten läßt. Bald ſammelt ſich eine ungeheure Menſchenmenge um den tollen Armenier, der ſie mit den komiſchſten Witzen unterhält. Endlich erſcheint auch der Kanzler am Fenſter, und wie er den Zuſammenlauf und die tolle Erſcheinung in Mitten der Menge bemerkt, ſchickt er einen Pagen ab, daß er ſich nach den näheren Umſtänden erkundige. Rabelais antwortet dieſem auf die Frage, wer er ſei: ich bin der große Kalbſchlächter. Das ſcheint dem Kanzler höchſt ſonderbar, und er ſchickt den Pagen mit neuen Fragen ab. Dießmal antwortet Rabelais lateiniſch. Der Page holt einen aufwartenden Edelmann, der lateiniſch verſteht. Der Edelmann kommt, Rabelais antwortet griechiſch. Man holt einen Griechen, Rabelais antwortet ſpaniſch. Man läßt ſchnell einen Edelmann kommen, der ſpaniſch verſteht, dießmal bedient ſich Rabelais der engliſchen Sprache, und dann ſpricht er deutſch, dann italieniſch, dann endlich hebräiſch, vor jedem Dolmetſch in einer Sprache, die einen anderen nothwendig macht. Der Kanzler iſt erſtaunt, und da er gerne für einen Freund gelehrter Leute gilt, läßt er Rabelais zu ſich heraufkommen. Der Zweck des Geſandten von Montpellier und ſeines Spukes iſt erreicht; dießmal ſpricht er franzöſiſch, und er ſpricht es mit ſo viel Geiſt, mit ſo viel Anmuth, daß der Kanzler Duprat Alles bewilligt, was er von ihm verlangt. Siegreich kehrt er nach Montpellier zurück.

Aber man würde nicht fertig, wenn man auf die ganze Odyſſee des Rabelais'ſchen Lebens und ſeiner Einzelnheiten eingehen wollte, von dem Momente an, da er die Trinkſtube ſeines Vaters verläßt, oder mit bewaffneter Hand aus dem Kloſterkerker befreit wird, bis er auf ſeinem Todtenbette zu Meudon den letzten Witz macht. Glaubſt du, fragt ihn der Geiſtliche, der ihn für den Himmel ausrüſtet und ihm die Oblate vorhält, glaubſt du, daß hier Jeſus Chriſtus in Perſon gegenwärtig iſt? — Wie ſollte ich nicht? antwortete der luſtige Curé von Meudon, wähne ich ihn doch zu ſehen, wie er in Jeruſalem einzieht von einem Eſel getragen! Eine der ſchönſten Epiſoden dieſes langen, reichen und bewegten Lebens iſt wohl die Reiſe, die Rabelais mit ſeinen liebſten Schülern und Freunden auf kleinem Kahne von Montpellier nach den Hyeriſchen Inſeln macht, und der er in ſpätem

Alter noch mit beſonderer Luſt gedenkt. Das wäre ein Stoff, würdig, von einem Dichter geſtaltet zu werden.

Aber die Kerze iſt herabgebrannt, die Bäume des Peyrou beginnen im Morgenwinde zu flüſtern, für mich eine Mahnung, daß ich mich nicht tiefer auf Rabelais einlaſſen darf — fürwahr, ich wüßte nicht, wo zu enden. Nichts mehr von den Hoffnungen, die Calvin auf Rabelais gebaut, und die der trockene Inquiſitor aufgegeben, da er in das lachende Geſicht geſehen, das nicht zuſammenpaßte mit dem Scheiterhaufen, auf dem Servetus verbrannte; nichts mehr von Rabelais' Reiſen nach Rom und ſeinen Geſandtſchaften; nichts von ſeinen Unterhandlungen mit Päpſten und Königen und nichts von ſeiner Wiedererweckung des alten, klaſſiſchen Garums, das die Epikureer Roms entzückt hat und neuerdings von Clement Marot in Verſen gefeiert wurde, wie ehemals von Horaz und Martial, und nichts von ſeinem Verdienſt, den römiſchen Salat nach Frankreich gebracht zu haben. Aber von der Robe de Rabelais müſſen wir ſprechen, da wir in Montpellier ſind. Die Robe, die er trug, da er als Geſandter der Fakultät nach Paris ging, wurde durch Jahrhunderte als eine koſtbare Reliquie aufbewahrt. Die Baccalaurei trugen ſie bei ihrem fünften Examen. Unglücklicherweiſe nahm jeder ein Stück davon mit ſich als Erinnerung an Rabelais und an die Schule, deren Zierde er geweſen. So wurde ſie zerfetzt wie eine alte Fahne und ſchrumpfte mit der Zeit zu einer kurzen Jacke zuſammen, ſo daß man ſchon mehrmal gezwungen war, ſie zu erneuern. Aber die Benennung Robe de Rabelais und der alte Brauch ſind geblieben. Sie iſt von rothem Tuche und hat breite Aermel und einen Sammtkragen. Möge ſie noch lange ein Wahrzeichen dieſer alten Schule und mitten in einem verpfafften Lande die Erinnerung an einen freien, lebensfreudigen Menſchen bleiben. Solche Angedenken haben immer ihr Gutes; ſolche Reliquienverehrung bildet ein treffliches Gegengewicht der andern gegenüber. Der Kultus des Genius, der allein ſei ewig und unangefochten. O, wenn man uns unſere Gläubigkeit nur erleichtern und uns erlauben wollte, dort, wo man uns Heilige vorſetzt, Geniuſſe der Menſchheit zu verehren, wie glücklich und wie einig wären wir oft.

Montpellier, den 26. September 1851.

Doch nur der Lebende hat Recht! So wollen wir dieſes Kapitel über die Univerſität von Montpellier nicht ſchließen, ohne vom lebenden Tage geſprochen zu haben. Daß das Inſtitut in Folge der franzöſiſchen Centraliſation herabgeſunken iſt von ſeiner einſtigen Höhe, haben wir ſchon angedeutet. Doch iſt noch Manches da, was uns intereſſiren kann. Der Montpellierenſer Profeſſor St. René Taillandier, der ſich ein Recht erworben hat, in deutſcher Literatur ein Wort mitzuſprechen, iſt uns bekannt. Ich habe ihn erſt in ſeinen Vorleſungen, dann in ſeinem häuslichen Leben kennen gelernt, und ich kann Deutſchland die Verſicherung geben, daß er nicht, wie Gutzkow einmal behauptete, eine Heine'ſche Fiktion ſei, ſondern daß er wirklich und wahrhaftig exiſtire. Taillandier iſt kein Mythus, kein Symbol, keine Heine'ſche Dichtung, ſondern ein leibhaftiger Profeſſor, und zwar ein eleganter, deutſch ſprechender Profeſſor, der suo motu in der Revue des deux mondes ſein Votum über die deutſche Literatur abgibt. Ich habe ihn zuerſt in einem Hörſaale der Akademie kennen gelernt, wo er vor einem aus Damenhüten, légion d'honneur, Studenten und Blouſen zuſammengeſetzten Publikum über franzöſiſch-klaſſiſche Literatur las. Sein Vortrag zeichnet ſich durch große Klarheit und minutiöſe Kenntniß ſeines Gegenſtandes, wie durch Eleganz und feinen Styl, aus und iſt ferne von aller falſchen Deklamation und jenem Charlatanismus, der in Frankreich oft aus dem Hörſaal ein Theater macht. Trotzdem gehört ſein Kurſus zu den beliebteſten und beſuchteſten und zieht er die Zuhörer aller Klaſſen an. Da ich ihn ein zweites Mal hörte, las er über neue Literatur und ſpeziell über Béranger. Sein Gegenſtand gab ihm Gelegenheit zu trefflichen Bemerkungen über politiſche

Poeſie und zu Vergleichungen franzöſiſcher politiſcher Dichter mit deutſchen. Es machte mir einen eigenthümlichen und ſüßen Eindruck, am Ufer des mittelländiſchen Meeres, in der Nähe der fabelhaften Inſel Maguelone, von Uhland, Lenau, Anaſtaſius Grün ſprechen und mit Liebe und Anerkennung ſprechen zu hören. Gibt es in Deutſchland bereits eine Lehrkanzel, der dieſe Namen Lebender klaſſiſch genug erſcheinen, um ſie vor einem Auditorium erſchallen zu laſſen? Ich ſuchte Taillandier's Bekanntſchaft, und ſie wurde mir leicht gemacht. Er hatte mich ſchon zu ſehr gelobt und zu ſehr getadelt, als daß ich ihm hätte ganz fremd ſein können, und da ich in ſeinen Tadel mit ganzem Herzen einſtimmte, war die Befangenheit, die gebildeter und wohlwollender Menſchen in einem ſolchen Falle nicht würdig iſt, bald dahin. Außerdem iſt Taillandier's Haus allen Deutſchen immer gaſtlich offen, und ſo befand ich mich bald wohl und heimiſch, wo ich mit Liebe von deutſchem Geiſte und ſeinen Schöpfungen in deutſchen Worten ſprechen hörte, wo ich deutſche Bücher fand und vor Allem eine liebenswürdige Hausfrau, und wo, wenn ich ſpäter daſelbſt herbergte, Veit's Germania über meinem Bette hing. Taillandier's Häuslichkeit gehört zu den ſchönſten und glücklichſten, die mir auf meinen vielfachen Wanderungen begegnet ſind, und zu denjenigen, über die der Wanderer, der an ihrem Herde ausruht, aus vollem Herzen den Segen „langer Dauer“ ausſpricht. Ein bequemes, angeerbtes Vermögen, ein fortlaufendes gutes Einkommen, eine geachtete Stellung, Luſt am Wiſſen, ein Haus und ein Garten, eine Bibliothek und Arbeitsſtube, in welche Roſenlorbeer, Granatbaum und Nachtigallen Duft, Blüthe und Lieder ſtreuen, eine Frau, die zu den Schönheiten des Landes gezählt wird und trotzdem doch nur ihrem Hauſe angehört, Kinder, die dieſer Mutter würdig ſind — braucht es mehr? — Glück und behagliches Schaffen ſind kein Verdienſt unter ſolchen Umſtänden, und ich will Taillandier darum nicht rühmen.

Einen Theil dieſes Sommers hindurch arbeitete Taillandier an einem Artikel über Jeremias Gotthelf, und ich hatte Gelegenheit, zu beobachten, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit er auf ſeinen Gegenſtand einzugehen ſucht und wie fern er allen germaniſchen Einflüſterungen ſtehe — ein Umſtand, der von vielen ſeiner Getadelten geleugnet wird. Da ich mit zu dieſen Letzteren, wenigſtens theilweiſe zu ihnen gehöre, ſo wird mein Zeugniß ſo viel Gültigkeit haben, als der Andern Vermuthung. Es iſt außerordentlich, welche Mühe ſich dieſer franzöſiſche Profeſſor gibt, ſich über den Gegenſtand, den er kritiſirt, ſo viel als nur möglich zu unterrichten. So hat ſich bei ihm neben der allgemeinen Kenntniß der deutſchen Sprache und Literatur, die er ſich in Heidelberg und Straßburg erworben, noch ein großer Schatz von Detailkenntniſſen geſammelt, der ihn befähigt, auf Spezialitäten einzugehen und jede neue Erſcheinung ſchnell — nach ſeiner Art — zu verſtehen. Ich ſage nach ſeiner Art — denn Taillandier iſt immer Franzoſe und ſteht ſeinem ganzen Weſen nach deutſcher Philoſophie und deutſcher Kritik eben ſo ferne, als dem radikalen Streben, das heutigen Tages das innerſte Leben unſeres Vaterlandes bewegt. Er iſt ein Gelehrter und Literator, ſteht aber, wie der größte Theil ſeiner franzöſiſchen Kollegen, außer der Zeit und ſtemmt ſich gegen dieſe, die ſich nicht aufhalten läßt. Daher jene Artikel, wie der über die deutſche Nationalverſammlung und ſeine Vorliebe für die lebloſe, deutſche konſtitutionelle Partei. Aber was ihn zum ſchlechten Politiker macht, kommt ihm oft bei der Kritik zu Statten. Im Grunde ein abſoluter Aeſthetiker und urſprünglich ein Poet (Taillandier hat in ſeiner Jugend ein großes lyriſches Gedicht „Beatrice“ geſchrieben) und Freund vieler Poeten, vergißt er alle Politik, wo ihm das Schöne entgegentritt; dann lobt er den Radikalen wie den verſpäteten Romantiker. In dieſem Augenblicke geht er mit dem Gedanken um, eine Geſchichte der deutſchen Literatur zu ſchreiben; es wäre dieß das erſte Werk dieſer Art in Frankreich und würde bei der erwachten Sympathie für überrheiniſche Literatur großen Anklang finden. Doch wartet er mit der Ausführung ſeines Planes, bis ihn ſeine Carriere nach Paris führt, wo er den Quellen näher ſein wird. Dieſer Zeitpunkt kann nicht mehr lange auf ſich warten laſſen. Frankreich hat wenige Gelehrte, die mit einer ausländiſchen, beſonders germaniſchen Literatur, ſo vertraut ſind, und ſchon ſehe ich St. René Taillandier als Profeſſor am Collége de France oder an der Sorbonne.

Aber von der Univerſität und ihren Profeſſoren ſprechend, darf ich einer Promotion nicht vergeſſen, der ich beigewohnt habe. Ein guter Mann aus Béziers, der zu weiterem Avancement den Doktortitel nöthig hatte, ſaß auf der Bank vor den vier Profeſſoren, die in weite, ſeidene Talare gehüllt waren. Er ſaß da wie auf der Armeſünderbank. Die Theſen, die er ſich geſtellt hatte, waren aus der Philoſophie Petri de Vineis, des Kanzlers Friedrichs II. von Hohenſtaufen, genommen. Eine jüngere Philoſophie, ſo ſcheint es, braucht ein Kandidat im ſüdlichen Frankreich nicht zu kennen. Aber auch mit dieſer war der Mann auf der Armeſünderbank nicht ſehr vertraut. Das ſchadete ihm nicht, da die Profeſſoren oder Examinatoren dieſe Gelegenheit nur benutzen wollten, um ihre eigene Gelehrſamkeit glänzen zu laſſen, und keineswegs die Abſicht hatten, dem Kandidaten, der Vater von fünf Kindern war und eine ehrwürdige Glatze leuchten ließ, zu ſchaden. Abbé F., einer der geiſtvollſten Profeſſoren der Montpellierenſer Fakultät, nahm die Partei des Papſtes Innocenz und des Papſtthums überhaupt und zog ſo gewaltig gegen den Friedrich von Hohenſtaufen los, daß meinem deutſchen Gemüthe bange und ich für den liebenswürdigen Heiden Friedrich gezittert hätte — wenn die ganze Geſchichte nicht eben einer Poſſe ähnlich geweſen wäre. Der Kandidat wagte auch nichts gegen den Papſt vorzubringen und ließ ſich ruhig belehren. So lief das Ganze höchſt gemüthlich ab, und der Familienvater entfernte ſich als Doktor ès lettres. Petrus de Vineis wurde ſeinen Mördern erbarmungslos geopfert.

Sechszehntes Kapitel.

Montpellier — Politiſche Parteien — Religion — Ein hiſtoriſcher Rückblick — Chambord und Bayard — Kunſt — Das Muſée Fabre und ſeine Geſchichte — Seine Schätze — Vierzehn Winde — Uſurpirter Ruf des Klima's und Warnung — Opfer des Klima's — Polniſche und deutſche Flüchtlinge — Peter Fries aus der Pfalz — Glück eines Flüchtlings.

Montpellier, den 29. September 1851.

Die katholiſch-religiöſen Zuſtände des Landes laſſen von ſelbſt auf die politiſchen, auf die Geſinnung der Minderheit ſchließen. Das Land der Pénitents blancs, bleus etc., das Land der unzähligen „Brüder" und „Schweſtern" kann nicht anders als legitimiſtiſch ſein. Das Prieſterthum muß nothwendigerweiſe am Gottesgnadenthum hängen, und das Prieſterthum vertheilt auf Dorf- und Stadtkanzeln und in den Beichtſtühlen die politiſche Parole. Freilich meiſt nur an die Weiber, aber die Weiber erziehen die Kinder und beſtimmen die Atmoſphäre des ganzen Hauſes. Die Legitimität iſt eine dem heißen Süden bequeme Religion, da ſie am Wenigſten Bewegung verlangt und der heidniſchen Phantaſie, die lieber an einem äußeren Symbol als an einer abſtrakten Idee hängt, angemeſſener iſt. Sie iſt nicht die Folge oder das Kind des Nachdenkens, ſondern im Gegentheil ein Mittel, dem Nachdenken aus dem Wege zu gehen. Damit iſt noch nicht geſagt, daß Louis Napoleon, wenn er den Staatsſtreich, an deſſen Realiſirung wir nicht zweifeln, glücklich überſteht, in dieſem Lande großen Widerſtand erfährt. Man wird auch ihn als eine von Gott eingeſetzte Obrigkeit „acceptiren" — hier wie vielleicht überall in Frankreich, wo das fait accompli allmächtig iſt. Nirgends wie in Frankreich iſt der Satz wahr, daß jeder Ausgang ein Gottesurtheil iſt. Kommt noch hinzu, daß Louis Napoleon, der Konſul, Präſident oder Kaiſer ſich mit der Geiſtlichkeit verbindet, ſo iſt er ſeines Sieges im Süden faſt gewiß — benutzt er aber erſt mit einiger Geſchicklichkeit den Vortheil, den ihm die vorhergehenden Regierungen durch Vernachläſſigung der materiellen Zuſtände im Süden in die Hände gegeben; verſchafft er dem Lande, das in ſeinem Reichthum erſtickt und vergebens nach Geld ſchmachtet, Mittel und Abſatzwege, um ſeine Produkte, beſonders die köſtlichen Weine, an den Mann zu bringen; ſchafft er eine Art Free Trade nach außen durch Handelstraktate, oder auch nur nach innen durch Abſchaffung des Oktrois in den Städten: dann kann Louis Napoleon überzeugt ſein, daß daſſelbe Land, welches unter Umſtänden eine Vendée werden könnte, in Hymnen und Lobgeſänge zu Ehren des neuen Erlöſers ausbrechen werde. — Wenn er dieſe Mittel vernachläſſigt, kann es hier im Falle eines coup d'état allerdings zu allerlei, vielleicht ſehr blutigen Reibungen kommen — wenigſtens zu Anfang des neuen Regimes. Die Zahl der eigentlichen Anhänger des Napoleonismus iſt ſehr gering, während es neben den Legitimiſten eine ſtarke und thätige republikaniſche Minderheit gibt. Sie beſteht aus den Arbeitern und faſt allen Proteſtanten der Städte und des offenen Landes. Beſonders die aus den Gebirgen ſind eifrige Republikaner, die ſich immer mehr zu organiſiren ſuchen. Der Prozeß gegen Herrn Gent in Nimes wird nicht abſchreckend genug wirken, oder zur Folge haben, daß ſich die Republikaner im entſcheidenden Momente ganz ſtill verhalten. In der proteſtantiſchen Partei gibt es wieder eine kleine, orleaniſtiſche Sekte. Es ſind das die Reichen der Städte, ſpekulative Proteſtanten, denen der Bankſchwindel unter Louis Philipp wohlgethan hat, und die nicht vergeſſen können, daß ein Miniſter, Guizot, trotz aller Bündniſſe mit den Jeſuiten, einer der ihren, ein Kalviniſt geweſen. Eine komiſche Eitelkeit, die in der Leidensgeſchichte der Proteſtanten ihre Erklärung findet.

Außerdem ſind dieſe Reichen der Natur der Sache nach reaktionär und konſervativ, und da es ihnen Religion und Erinnerungen verbieten, ſich an die Legitimiſten anzuſchließen, klammern ſie ſich an die Nachkommen Louis Philipp's, von dem ſie wiſſen, daß er trotz frères ignorantins und Sonderbund viel mehr ein Voltairianer als Boſſuetiſt geweſen. Ihre Zahl iſt klein, und es komme, was da mag, ſie werden nur die Rolle der Zuſchauer ſpielen und, wenn Louis Napoleon den Weinen ihrer großen Pflanzungen einen guten Abzugskanal verſchafft, bald mit zu den satisfaits, den vollkommen Befriedigten gehören. Das Produkt aller dieſer Faktoren wird trotz der innewohnenden Feindſeligkeit, wie geſagt, einige Reibungen etwa ausgenommen, endliche allgemeine Befriedigung und Annahme Deſſen ſein, was Paris angenommen hat. Das allmächtige fait accompli, das Pariſer, wird endlich ſiegreich über all dieſen Parteien, über Legitimiſten, Republikanern, über Orleaniſten, über Proteſtanten und Katholiken, vielleicht in Geſtalt eines imperialen Adlers mit ausgebreiteten Fittichen ſchweben und durch die Gaſſen Nimes' und Montpellier's perſonifizirt in zwei anhänglichen Präfekten mit dem rothen Bande im Knopfloche wandeln — und das ſo lange, bis etwas Anderes kommt.

Indeſſen herrſcht nicht eine einzige von allen dieſen Parteien, ſondern herrſcht der Curé im Beichtſtuhl und dehnt ſeine Macht in die verborgenſten Winkel der Gläubigen aus. Mag Herr Ballan noch ſo viele Dekrete an Mairien und Straßenecken kleben laſſen, ſeine Macht ſchrumpft trotz aller Sergeanten und Soldaten, die ihm zu Dienſten ſtehen, zuſammen vor der Gewalt des einzelnen Curé, des eigentlichen Autokraten in dieſem Lande. Es gibt in dieſem Zeitalter vielleicht keine zwei Erdſtriche mehr in Europa, die ſo unbedingt der Gewalt der Pfaffen verfallen wären, wie das ſüdliche Frankreich. Der Fremde glaubt ſich manchmal in das ſechszehnte Jahrhundert und auf ſpaniſchen Boden verſetzt. Ueberall begegnet man den Zeichen der Sklaverei, welche dem Volke von der Kirche aufgelegt werden. Wenige

Frauen aus dem Volke und den höheren Ständen gibt es, die nicht ein Kreuzchen, einen Roſenkranz, ein Halsband trügen, als Zeichen, daß ſie dieſer oder jener Schweſterſchaft angehören, die von irgend einem Geiſtlichen unbeſchränkt regiert wird. Prozeſſionen und Begräbniſſe verrathen, daß auch ein großer Theil der männlichen Bevölkerung kirchlicher Disziplin verfallen iſt; denn da ſieht man ſie in großer Anzahl als weiße, blaue, ſchwarze und noch andersfarbige Büßende auftreten. Selbſt junge Männer von Stande thun ſich unter geiſtlicher Leitung, nachdem ſie als Bacheliers die Kollegien verlaſſen, zu Brüderſchaften zuſammen und gehorchen der kirchlichen Parole. Bei der weiblichen Jugend ſorgt man dafür, daß ſie ſich zu den frommen Verbindungen ſchlagen, noch ehe ſie das Kloſter verlaſſen. Und mitten durch dieſe Bevölkerung wandeln mit leiſem Schritte, ſtill triumphirend, die zahlloſen Prieſter und Nonnen aller Gattungen.

Man thäte dem Charakter und dem Geiſte des franzöſiſchen Südländers Unrecht, wenn man nur in ihnen die Gründe dieſer Zuſtände, die über Provence und Languedoc ausgebreitet ſind, ſuchen wollte. Dieſe Zuſtände beruhen auch auf hiſtoriſcher Grundlage. Die Nachbarſchaft Avignon's, der Hof des päpſtlichen Legaten daſelbſt, der erſt vor ſechszig Jahren abgezogen iſt, haben das Ihrige gethan, um den mittelalterlichen Geiſt ſo tief einzupflanzen, daß er dem Sturme der franzöſiſchen Revolution Stand hielt und mancher Revolution Stand halten wird. Es exiſtirt eine im Jahre 1790 vom Abbé Gabriel Brizard herausgegebene Broſchüre, welche über die Wirkſamkeit jenes Hofes ausführliche Aufſchlüſſe gibt, und aus der man erkennt, daß noch Geſchlechter ins Grab ſinken müſſen, ehe die Spuren jener Wirkſamkeit ganz verwiſcht werden. Chamfort, der dieſes Buch von ſeinem ſiebenzehnhundertneunziger Standpunkte aus betrachtet, ſagt bei dieſer Gelegenheit: In dieſer Atmoſphäre des Fanatismus erhitzten ſich alle Köpfe des ſüdlichen Frankreichs. Wenn Provence, Languedoc, Dauphiné, ſelbſt Lyon die Gräuel der Ligue ärger verſpürt haben, ſo trägt die Nachbarſchaft des Legaten und des Hofes von Avignon die Schuld. Avignon war das Centrum der Kabalen, das Arſenal, wo man die Waffen und die Ketten für die Dauphiné, für das Lyonnais, für die Provence und Languedoc ſchmiedete; Avignon war das „entrepôt“ der Indulgenzen und der inzendiariſchen Breves. Dort haben Karl IX. und Heinrich III. die lächerlichen Prozeſſionen, die Brüderſchaften der Büßenden, die indezenten Maskeraden, die ſie an ihren Hof verpflanzten, lieben gelernt. Der Art iſt der Urſprung der frommen Poſſen, die in den ſüdlichen Provinzen einen in den andern Theilen des Reiches faſt erloſchenen Fanatismus bis auf unſere Tage erhalten haben, deſſen letzte Funken noch alle Diejenigen beunruhigten, die, ſchmerzlich getroffen von den aus dem Aberglauben geborenen Uebeln, dieſen für „nicht genug todt“ hielten. Abbé Brizard bemerkt, daß die franzöſiſchen Könige ihren Unterthanen viel Unglück, ſich ſelbſt vielleicht manche Unruhe erſpart haben würden, wenn ſie Avignon und deſſen Territorium in ihren Beſitz gebracht hätten, was ſie konnten u. ſ. w.

Was Chamfort und Brizard von der Einwirkung der päpſtlichen Legaten auf den Geiſt der ſüdlichen Provinzen ſagen, wird durch heutige Zuſtände, wenn dieſe auch nicht mehr ſo ſehr erſchreckend auftreten, noch immer beſtätigt — aber Chamfort und Brizard helfen uns die ſüdlichen Provinzen entſchuldigen. Das verdammende Urtheil, das ſich uns auf die Lippen drängt, halten wir zurück mit Rückſicht auf die mildernden Umſtände, welche das Zeugniß der Geſchichte darbringt, und wir ſprechen die im Grunde guten Provenzalen frei von all den Verbrechen gegen den heiligen Geiſt, die ſie nur verblendet begangen haben und noch begehen, da wir nun wiſſen, wo der eigentliche Uebelthäter zu ſuchen iſt.

Aeſthetiſche Verehrer „der ſinnlichen Religion“ pflegen als letztes Argument zu ihrer Vertheidigung die Produktivität an Kunſtwerken anzuführen. Dieſe erwarten gewiß, in Montpellier große Kunſtſchätze zu entdecken; ſie täuſchen ſich. Eine einzige Kirche von Bedeutung beſitzt die Stadt, und dieſe iſt ein Ideal des Ungeſchmacks. Ihre Wände, ſo wie die der andern Kirchen, ſind von einer Heiligenmalerei der allertrivialſten [illegible]orte bedeckt und bleiben hinter den Kirchen von Nimes und Tarascon weit zurück. Ueberhaupt treibt die Kunſt, auch die profane, in Montpellier gar keine, oder nur ſpärliche Blüthen. In dieſem Augenblicke befindet ſich hier ein junger, talentvoller Maler, Namens Cabanel, Montpellierenſer von Abſtammung. Er kehrt ſoeben von Rom zurück, wohin er von der Regierung, mit einem Preiſe gekrönt, geſchickt wurde und wo er ein großes, mit manchen Fehlern behaftetes, doch vielverſprechendes Bild vollendet hat. Er malt mit großer Geſchicklichkeit die guten Bürger und Bürgerinnen von Montpellier, um ſich für Paris auszurüſten, wo er hoffentlich eine glückliche Carriere machen wird.[1] Herrn Laurent, den Sekretär der mediziniſchen Fakultät, habe ich ſchon in meinem Briefe über das Deutſchthum in Languedoc erwähnt. Das Atelier dieſes für alle Kunſt empfänglichen Mannes iſt ein reiches und intereſſantes Muſeum, das der Fremde nicht vernachläſſigen ſoll. Vor Kurzem beſuchte ihn der Düſſeldorfer Meiſter Schirmer, dem er in Aufſuchung der Schönheiten Languedoc's hülfreich zur Seite ſtand.

Aber einen großen Schatz beſitzt die ſonſt unkünſtleriſche Stadt an ihrer Bildergalerie. Dieſe iſt ihres erſten Gründers ſowohl, als ihrer Geſchichte, vollkommen würdig. Urſprünglich gehörte ſie dem italieniſchen Tragiker Alfieri, welcher ſie zum Theile geerbt, zum Theile ſelber geſammelt hatte. Er vermachte ſie als Liebesangedenken der bekannten Gräfin Albani, dem letzten Sprößling der Stuart, und dieſe wieder überließ ſie, aus einem freudigen und reichen Leben ſcheidend, ihrem letzten Freunde, dem Maler Fabre, der aus Montpellier ſtammte. Es iſt das derſelbe Fabre, den Paul Louis Courrier in ſeinem Aufſatze „une conversation dans la villa Albani“ ſo geiſtreich ſprechend und als Hauptperſon anführt. Er ſtarb erſt im Jahre

---

[1] Es iſt das der ſeither berühmt gewordene Cabanel, Mitglied des Inſtituts.

1836, und da er keine Kinder hinterließ, ſetzte er ſeine Vaterſtadt Montpellier als Erbin ſeiner Kunſtſchätze ein. Montpellier gab der Gemäldeſammlung aus Dankbarkeit für den Erblaſſer den Namen „Musée Fabre.“ Das Musée Fabre gehört zu den bedeutendſten Kunſtſammlungen der franzöſiſchen Provinzen, da es nicht durch Almoſen der Regierung, ſondern durch den Kunſtſinn bedeutender und künſtleriſcher Menſchen gegründet und erweitert worden iſt.

Als Perle dieſer Sammlung bezeichnen wir eine „heilige Familie“ von Paul Veroneſe. Das Bild zeichnet ſich durch alle glänzenden, hellſtrahlenden Eigenſchaften dieſes friſchen, fröhlichen und farbenreichen Meiſters aus. „Es iſt,“ ſagte ein bedeutender franzöſiſcher Maler, der einmal an meiner Seite das Muſeum durchſchritt, „es iſt wie auf Diamant mit diamantnen Farben gemalt.“ In der That bricht ein Strom von Licht und Glanz aus demſelben hervor, als wäre es eine große Anzahl aneinander gereihter funkelnder Diamanten. Dieſem zunächſt ſteht ein kleines höchſt einfaches Portrait, das man gewöhnlich Raphael ſelbſt zuſchreibt. Mein Begleiter, der Maler und Kunſtkenner, meinte, es ſei höchſtens aus der Schule Raphael's, und zwar müſſe es von einem deutſchen Schüler Raphael's gemalt ſein, denn es beſitzt neben all' dieſen Eigenſchaften, die uns glauben machen, daß es vom Meiſter ſelbſt herrühre, jene Einfachheit und Naivität, die im Atelier Raphael's nur ein aus dem Norden herſtammender Jünger bewahren konnte. Es war ein Franzoſe, der ſo ſprach; aber ein Franzoſe, der die Kunſtſchätze Italiens, Frankreichs und Deutſchlands gleichmäßig ſtudirte, und ich gebe ſein Urtheil, das mir wohlthat, gerne wieder. — Ein Portrait Tizian's, wahrſcheinlich von einem liebenden Schüler gemalt, gehört zu jener Gattung hiſtoriſcher Portraits, die im engen Rahmen eines menſchlichen Geſichtes eine ganze Zeit und den Geiſt eines ganzen Volkes wiederſpiegeln. Daſſelbe läßt ſich von einem Portrait Franz' des Erſten ſagen, das von Raphael herrühren ſoll. Ich weiß mich aber nicht zu erinnern, daß irgendwo in Kunſt-

oder profaner Geſchichte zu leſen ſei: Raphael Sanzio von Urbino hat König Franz dem Erſten von Frankreich die Ehre angethan, ihn zu malen. Hat doch die Geſchichte nicht vergeſſen, es gewiſſenhaft aufzuzeichnen, daß Titian dieſe Ehre dem König Franz und dem Kaiſer Karl angethan. Auch Ribera, der Düſtere, der lyriſch-epiſche Dichter Ruysdael, Teniers, Oſtade, Paul Potter ſind würdig vertreten. Natürlich fehlt es in einer franzöſiſchen Galerie auch nicht an einem Proudhon, aus dem die Franzoſen gerne mehr machen möchten, als er iſt, und am Wenigſten an einem Pouſſin, den ſie gerne als ebenbürtig in die Geſellſchaft der Raphaele, Leonardo's und Titian's ſchmuggeln möchten. Der größte Theil der andern Bilder gehörte nach der Bezeichnung meines Begleiters in die Gattung der Blagues, und ſie legen ſich Namen von Malern bei, die ſie nie mit einem Pinſel berührt haben.

In einem der Nebenſäle findet man eine neuangekaufte Marmorſtatue von Pradier, irgend eine fabelhafte Prinzeſſin, die durch ihr langes Haar berühmt iſt, vielleicht die Prinzeſſin Rapunzel, darſtellend. Auch hier begegnet dem guten Pradier, was ihm bei den meiſten ſeiner Werke begegnet: er verdirbt das Beſtangelegte durch irgend einen Anhang von Ungeſchmack, der die einzelnen Schönheiten ſeines Werkes vergeſſen macht. Die Prinzeſſin iſt eine ganz nette, graziöſe Perſon, aber die ungeheure Maſſe marmorner Haare erdrückt die Arme unter ihrem Gewicht, und man bedauert, daß der Marmorblock, der ihr unförmlich vom Hinterkopfe herabhängt, nicht zweckmäßiger zu irgend einem kleinen Herkules verwendet worden iſt. Auch vor dieſer Statue fiel mir ein, was ich ſchon oft von Pradier'ſchen Bildwerken denken mußte: ob er nicht beſſer gethan hätte, ein Maler zu werden? Wenigſtens paſſirt es ihm oft, daß er in Stein baut, was ſich auf der Leinwand gut ausnehmen würde, in der Skulptur aber an den um den Hals gehängten Mühlſtein erinnert. Auch glauben wir, daß die Werke dieſes, obwohl nicht talentloſen Künſtlers ins Meer der Zeiten und in Vergeſſenheit ſinken werden.

Unſichtbarer Flügel bedarf jedwedes Kunſtwerk, wenn es ſich über dem „Abgrund, der ewig offen", halten ſoll, und dieſe Flügel heißen: Schönheit und Anmuth.

30. September 1851.

Heute am letzten Septembertage leuchtete und glühte die Sonne ſo gewaltig, wie ſie es bei uns in Deutſchland oder auch in Paris nicht in den Hundstagen zu thun pflegt. Auf den heißen Tag folgte ein lauer, überaus milder, blauer, wohlthuender Abend. Solche täuſchende Meteorologie mag der Stadt Montpellier noch mehr als ihre medizíniſche Schule ihre große Berühmtheit bei allen Bruſtkranken verſchafft haben, die ſeit Jahrhunderten hier zuſammenſtrömten und noch zuſammenſtrömen, um Heilung zu ſuchen für ihr zehrendes Leid. Es iſt eine Täuſchung wie eine andere; die ſanitäre Berühmtheit Montpellier's eine Berühmtheit wie manche andere, die auf ſchwachen Füßen ſteht. Die milden Tage, Abende und Nächte, deren wir uns hier allerdings ſehr oft erfreuen, werden weit aufgewogen von den verſchiedenartigſten Winden, die Staub aufregend die Gaſſen Montpellier's durchfegen und an kranken Lungen viel ſchneller zehren, als mancher verſchrieene Nordwind. Montpellier beſitzt nicht weniger als vierzehn verſchiedenartige Winde, die es oft viele Tage nach einander in ſchneller Abwechslung von den entgegengeſetzteſten Seiten beſtürmen; bald wüthend und mit lautem Lärm, bald perfid ſchleichend und leiſe am Lebensmark der armen Kranken nagend. Nach eingezogenen Erkundigungen und nach Erfahrungen, die ich bei verſchiedenen Kranken ſelbſt gemacht habe, halte ich es für Pflicht, das Klima Montpellier's ſeiner falſchen und betrügeriſchen Berühmtheit zu entkleiden. Vielleicht war es anders in jener Zeit, als die Cevennen noch von Wäldern bedeckt die rauhen Gäſte des Nordens und die treuloſen des Weſtens abhielten. Doch iſt der rauhe Gaſt aus dem Norden, die Tramontana, nicht ſo gefährlich, wie der Miſtral, der aus der Provence, oder der Cers, der aus dem Departement de l'Aude herüberweht. Die ſchrecklichſten Gäſte aber ſind die über das Mittelländiſche Meer aus Afrika kommenden Lüfte, wahrſcheinlich Anverwandte des Sirocco. Pflanzen und Thiere brechen unter ihrem Hauche zuſammen; wohin ſie blaſen, da wird Alles ſchlaff, müde und zu Tode betrübt. Wenn dieſen ſchaurigen Gäſten der aus Nordweſt ſtammende Magiſtral, der friſche, aufheiternde Genoſſe, oder, über das ſanft gekräuſelte Meer ſchreitend, der gluthenlindernde Garbin folgt — dann iſt es für arme Kranke gewöhnlich ſchon zu ſpät. Der friſche Magiſtral und der ſanfte Garbin können mit dem beſten Willen nicht wieder gut machen, was die andern Brüder ſchon verdorben haben.

Vor Kurzem erſt hat es ein Berliner Gelehrter, der Hülfe ſuchend hierher gekommen war, zu ſpät erfahren müſſen, daß Montpellier ſeinen guten Ruf nicht verdiene. Wahrſcheinlich iſt auch der gute Peter Fries, den ſie vor einigen Wochen begraben, den Einwirkungen dieſes Klimas erlegen. Den andern deutſchen Flüchtlingen — dieſes bei Gelegenheit zur Beruhigung ihrer Freunde in Deutſchland — geht es wohl. Mehrere haben die in München oder Heidelberg durch die Vorgänge von 1849 unterbrochenen mediziniſchen Studien an der hieſigen Hochſchule wieder aufgenommen und werden bald neben den polniſchen und deutſchen Verbannten aus den Dreißiger Jahren in Städten und Flecken des ſüdlichen Frankreichs wohlthätig als Aerzte wirken. Man iſt hier daran gewöhnt, daß ein mit fremdem Accent ſprechender Arzt ans Krankenbett tritt; in unzähligen Orten des ſüdlichen Frankreichs haben ſich Polen und Deutſche angeſiedelt, nachdem ſie, plötzlich aus ihren Verhältniſſen herausgeriſſen, die Gelegenheit in Montpellier benutzend, für empfangene Wunden in der Naturwiſſenſchaft Heilung geſucht und ſie für ſich und andere gefunden haben. Jetzt gehören ſie überall, wo ſie ſitzen, zu den angeſehenſten und beliebteſten Bürgern.

Auf andere Weiſe hat vor zwei Monaten ein deutſcher Flüchtling ſein Glück und ſeinen Herd gegründet. Halb traurig, weil er verbannt, halb luſtig, weil er doch jung, ganz geldlos, weil er Beides, kam der Heidelberger Studioſus H. direkt von Baden oder aus der Pfalz hierher nach dem Mons Puellarum. Er hatte den großen Plan, durch Lektionen ganz Montpellier zu germaniſiren, weil dieſes aber doch nur langſam von Statten ging, ſuchte er eine vergeſſene Kunſt hervor und ging mit dieſer nach Brod. Mit geborgten Crayons zeichnete er auf geborgtes Papier zahlende Geſichter. Und dieweil er ſo wirkte und ſtrebte, warf eine reiche, ſchöne, unter ihm wohnende Bürgerstochter ein liebendes Auge auf ihn. Die lang wehenden Heidelberger Kometenhaare, die blauen Augen, die teutoniſche Eichengeſtalt mögen ihr gewaltig imponirt haben, wie dergleichen ſchon vor zweitauſend Jahren zwiſchen Weibern romaniſcher Race und Jünglingen germaniſchen Blutes vorgekommen. Dem germaniſchen Jünglinge leuchtet dieſe Liebe eines holdſeligen Geſchöpfes ein:

Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.

Oder mit andern Worten: der deutſche Jüngling iſt ein roth glänzender Republikaner, das Mädchen und ihre ganze Familie ſind ſchneeweiße Legitimiſten. Aber eine einzige Tochter gibt man ſelbſt einem verbannten Republikaner, und das Drama endet heiter. Die Hochzeitsgäſte ſind pure Legitimiſten; damit er ſich aber nicht zu einſam fühle, und weil zufällig im Momente keine deutſchen Flüchtlinge anweſend ſind, ladet ſich der Bräutigam zu den Freunden der Braut noch die ganze Redaktion des ſcharlachrothen „Suffrage universel“ an Anverwandten Statt. Trotzdem verfließt die Hochzeit auf die allerfriedlichſte und heiterſte Weiſe, und des ſüßen Weines ſtrömt, als wäre das Krüglein von Kana zugegen.

Aus dieſer ganzen Geſchichte wurde eine feine Idylle gemacht und dieſe ſäuberlich in Verſe gebracht; zum Mindeſten verdienet der Geſang den Lorbeer, der den Braten umſchlang.

Siebenzehntes Kapitel.

Cette — Ein legitimiſtiſcher Reiſegefährte — Erinnerung an Karl X. — Mireval — Julius Cäſar — Marſeille und der Einfluß der Griechen — Das Schloß von Mireval und eine Geſchichte aus ſeiner Vergangenheit — Geſchichte Mariens von Montpellier und ihres Sohnes — Frontignan — Eine merkwürdige Eiſenbahnſtrecke — Poſitives über Cette — Cette und Montpellier — Beſuch auf der Danziger Brigg „Thomas“ — Hafen und Stadt — Römiſche Alterthümer — Ein franzöſiſches Volkslied

Montpellier, im Oktober 1851.

Ich komme aus Cette zurück. Die Stadt ſah traurig aus, wie ſie in Regen und Nebel, die aus dem étang de Thau aufſtiegen, und in die Dünſte des mittelländiſchen Meeres eingehüllt, ſtumm und verlaſſen dalag. Selbſt das Meer, das ich im Mai von der Höhe des Kaſtells aus nach jahrelanger Trennung lächelnd und ſüdlich blau wiedergeſehen, blickte heute hyperboreiſch und unheimlich. Aber da ich der guten Stadt Cette nicht Unrecht thun will, und dieweil man die Dinge immer in ihren ſchönen Momenten darſtellen ſoll, zieh ich es vor, von jenem erſten Maibeſuche zu ſprechen.

Es war ein lachender Maitag, da ich in den Wagen ſtieg, um Cette zum erſten Male zu beſuchen. Die Waggons waren angefüllt von reichen Montpellierenſern, die hinausfuhren, um Wohnung für die Seebadezeit zu beſtellen, und von Kaufherren, die in der Hafenſtadt ihre Weine an Spiritusfabrikanten verkaufen wollten. Mich führte das Glück mit einem Legitimiſten zuſammen, der, als er erfuhr, daß ich aus Oeſterreich ſtamme, mich per se für einen Reaktionär nahm und zum Vertrauten ſeiner legitimiſtiſchen Hoffnungen machte.

— Welch ein herrliches Land, dieſes Oeſterreich, ſagte er, ſo ohne alle Veränderungen immer gleichmäßig fortlebend im Schutze ſeines Kaiſerhauſes. Ich kann Ihnen die Achtung, die mir dieſes Land und dieſe Regierung einflößen, gar nicht beſchreiben. Und welche ſchöne Einigkeit zwiſchen dieſer Regierung und der ruſſiſchen herrſcht! Das arme Frankreich ſteht ſeit Jahren iſolirt da und iſt nicht im Stande, ſich einen ſolchen Bundesgenoſſen zu verſchaffen. Natürlich, welcher weiſe Monarch kann ſich mit einem Volke einlaſſen, das ſo ſehr vom Freiheitsſchwindel eingenommen iſt. — Da Sie aus Oeſterreich kommen, kennen Sie vielleicht unſeren König, Heinrich den Fünften?

— Natürlich! Ich habe ihn ſchon in meiner früheſten Jugend ſehr oft in Prag geſehen, und zwar, wie er mit ſeinen Hofmeiſtern ganz populär aufs Eis ging und mitten unter den Studenten und Schülern Schlittſchuh lief.

— Der gute Prinz! gewiß hat man ihn in Prag ſehr geliebt; Ihr Kaiſerhaus ausgenommen, verſteht es kein regierendes Geſchlecht ſo gut, wie die Bourbonen, ſich beliebt zu machen. Ich verſichere Sie, ſie ſind in Frankreich ſo beliebt und ſo populär, als nur — ich wüßte nicht wen zu nennen.

— Zum Beiſpiel: Béranger, fügte ich hinzu.

— Sie ſcherzen und machen ſich mit Recht über die Franzoſen luſtig, die ihre Verehrung an den erſten Beſten hängen, wie z. B. an einen liederlichen Dichter. Aber glauben Sie mir, daß, wenn die Bourbonen zurückkämen, ſich alle dieſe Sympathien, die man an ſolches Volk verſchwendet, um ſie konzentriren würden. Meinen Sie nicht, daß jetzt, da die Ruhe in Europa wiederhergeſtellt iſt, die konſervativen Mächte und Oeſterreich vor allen daran denken, Heinrich V. auf den Thron ſeiner Väter zurückzuführen?

— Ich muß Sie dagegen fragen, ob Sie glauben, daß eine Regierung Beſtand hätte, welche dem Lande von Fremden aufgedrungen würde? Die Erfahrung ſcheint dagegen zu ſprechen. Auch ſcheint Frankreich heute noch darüber verdrießlich zu ſein, daß dieſes nur einmal möglich war.

— Sie irren ſich, Frankreich war den vereinigten Mächten überaus dankbar und würde es wieder ſein, wenn dieſe den weiſen Gedanken hätten, die Ordnung herzuſtellen und uns unſere Könige wiederzugeben. Das ſind leere Phraſen, denen Sie nicht glauben müſſen. Den Fremden, der uns unſere Könige wiedergibt, betrachten wir mit Recht als unſeren Wohlthäter, und Die dagegen ſprechen, ſind nicht die Freunde Frankreichs, ſondern verfluchte Revolutionäre.

— Ich meine, daß die Mächte nicht genug aufopfernd ſein werden, Heinrichs V. wegen ihre Armeen marſchiren zu laſſen, und daß ſie ſich damit begnügen werden, wenn Louis Napoleon die Monarchie wieder herſtellt.

— Hätte er es nur ſchon gethan und der Republik ein Ende gemacht; ich verſichere Sie, ganz Frankreich wünſcht nichts ſehnlicher. Man würde ihn ſegnen dafür, denn dann wäre doch Hoffnung, daß Handel und Induſtrie wieder aufblühen.

Ich begnügte mich mit der Erfahrung, wieder einen Legitimiſten gefunden zu haben, der ſich um die Schmach ſeines Landes nur ſehr wenig kümmert, der für Heinrich V. ſchwärmt, und doch wieder ſchnell bereit Louis Napoleon acceptirt, pourvu, daß dieſer nur Handel und Induſtrie wieder in Blüthe bringt. Zum hundertſten Male habe ich nun dieſe Erfahrung in den verſchiedenſten Theilen Frankreichs gemacht, und ich beſinne mich nicht, ſie als bezeichnend für das Gros der heutigen Legitimiſten hinzuſtellen. Ein Legitimiſt iſt kein Patriot, ein Patriot iſt kein Legitimiſt. Die Induſtrie ſteht höher als das göttliche Recht, und mit Hülfe der einen kann Louis Napoleon das andere beſiegen.

Unwillkürlich mußte ich bei dieſem Geſpräche mich eines Momentes erinnern, den ich in früher Jugend erlebt habe. Es war an einem bitterkalten Wintertage, ich, ein kleiner Junge, lief eben mit meinen Büchern unter dem Arm aus dem Gymnaſium. Halbe Dunkelheit lag ſchon auf dem alten Prag, die Fenſterſcheiben waren mit Eisblumen bedeckt, der Reif blieb in den Haaren hängen, Alles lief, um ſo ſchnell als möglich an den warmen Ofen zu kommen — da kam in der Nähe des alten Pulverthurms dem Graben zu eine gewaltige, hochbepackte ſchwarze Karoſſe angeraſſelt. Die Poſtillone mit ihren großen Stiefeln ſpornten die Pferde, welche Wolken von Dampf aushauchten und von weißem Froſte bedeckt waren. Aus dem halbverfrorenen Wagenfenſter blickte ein altes, verfallenes Geſicht in die traurigen Gaſſen. Unheimlich rollte der Wagen den Graben hinab dem Hradſchine zu. Einige verſpätete Mittagsgäſte, die in der Gaſtſtube zum ſchwarzen Roſſe behaglich ihre Cigarre rauchten, zuckten, da die Karoſſe vorüberfuhr, mitleidig die Achſeln, und da ich ſie fragte, wem die große Naſe, die dicke Lippe und das graue Haar da drin im Wagen angehöre, antworteten ſie: dem franzöſiſchen König, Karl X.

An dieſen königlichen Einzug mußte ich denken, als ſich der ſogenannte Legitimiſt expektorirt hatte. Eben wollte ich ihm erzählen, daß ich auch Karl X. geſehen habe, als wir auf der Station Mireval hielten, und mein Legitimiſt verwandelte ſich aus einem Politiker in einen gefälligen Cicerone. Das iſt Mireval, ſagte er, dort drüben liegt mein Landhaus; ſo lange ich da wohne, leſe ich keine Zeitung. Von jenem Berge gegenüber hat Cäſar das Thal zum erſten Male erblickt und ſagte zu ſeinem Adjutanten: „Bewundere dieſes Thal,“ und daher der Name dieſes Fleckens: Mirare vallem.

Es iſt doch ſonderbar, wie man überall, wohin dieſer Mann ſeinen Fuß ſetzte, das Angedenken an ſeinen Namen in hundert Traditionen bewahrt hat, wie man überall Urſprung und Abſtammung gerne an ihn knüpft. In den verſchiedenſten Theilen Galliens und in Belgien, ſelbſt in England, wo er ſich doch nur einen Moment aufgehalten, habe ich dieſe Erfahrung gemacht. Belgien hat nur drei populäre Sagenhelden, und unter dieſen iſt Julius Cäſar der populärſte, um wie viel näher ihm auch die andern zwei, Karl der Fünfte und Maria Thereſia, durch Zeit und Wirken ſtehen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß Cäſar wirklich in dieſen Gegenden war; dieſes Thal aber taufte er vielleicht, als er hierher kam, um die griechiſchen Städte, die Kolonien Maſſilias, zu unterwerfen und ſo ihre Mutterſtadt, die es mit dem Senate hielt, zu ſtrafen. Bezeichnend für den gebildeten Tyrannen iſt es, daß er dieſer Stadt die Macht, die ihm hätte ſchaden können, raubte, daß er ihr aber aus Achtung für ihre Abſtammung und ihre hohe griechiſche Bildung Verfaſſung und Unabhängigkeit beließ. Ueberall in dieſem Lande wird man an Julius Cäſar, an die Römer, mehr aber noch an die Griechen erinnert. Der Boden, über den ich jetzt fahre, war vielleicht einmal griechiſcher Boden — ja war es gewiß, denn nach Oſten und Weſten, nach Oſten bis gegen das heutige Genua, nach Weſten bis tief hinein nach Spanien, den ganzen nördlichen Küſtenbogen des Mittelländiſchen Meeres entlang erſtreckten ſich die Kolonien und Städte der Phokeer. Mehr als fünfundzwanzig größere Städte ſollen, von ihnen gegründet, hier geblüht haben. Wie weit ſich das maſſiliſche Griechenthum ins Innere des Landes erſtreckte, iſt ſchwer zu ermitteln, da ſich hier die Gränzen im Dunkel der galliſchen Wälder verlieren. Nur in der Provence kann man mit einiger Beſtimmtheit ſeine nördliche Gränze angeben. Saint Remy, das alte Glanum, war gewiß eine griechiſche Stadt. Daß aber auch an dieſen Küſten der griechiſche Einfluß und griechiſche Bildung bis tief in das Land hinein gewirkt haben, beweiſt der Umſtand, daß viele celtiſche Völkerſchaften, ſelbſt im Centrum Galliens, ihre barbariſchen Gottheiten mit den ſchönen helleniſchen vertauſcht; daß ſie griechiſche Zahlen angenommen und ihren Münzen ein griechiſches Gepräge gegeben haben. Es iſt kein Wunder, daß der griechiſche Baum ſo reiche Zweige trieb und ſo breiten Schatten warf, war doch ſeine Wurzel eine feſte, mächtige, die fortwährend aus ihrer Muttererde neue Nahrung ſog. Es iſt wahrhaft rührend, mit welcher Liebe die Griechen der galliſchen Küſten an ihrer Mutter hingen, mit welcher liebenden Sorgfalt und Aengſtlichkeit ſie Alles thaten, um in ihrer urſprünglichen Heimat nicht vergeſſen zu werden und um ſie ſelbſt nicht zu vergeſſen. Dieſe Liebe zur Mutter hat ſie — wie das wohl Jedem geht — vor vielem Böſen bewahrt. Die Geſandtſchaften nach Griechenland zu pythiſchen und olympiſchen Spielen ſcheinen ſehr häufig, der Verkehr mit den joniſchen und peloponneſiſchen Griechen ſehr frequent geweſen zu ſein. Die Geſandten brachten die ſchönſten Produkte des Athenienſiſchen Geiſtes mit nach Hauſe, und man nahm ſie mit Liebe auf. Was in Griechenland des Schönen gedacht, geſagt, geſungen, gemalt und gebildet worden, es fand an der galliſchen Küſte ſeinen Wiederhall und Wiederſchein. Die alten Traditionen lebten hier ſogar ſchöner fort als in den Stammſitzen. Während in Athen und Griechenland überhaupt die Jugend ſich nur noch mit Sophiſterei und Kabuliſterei abgab (ſiehe Ariſtophanes Fragmente), ſang und liebte man hier die göttlichen Geſänge Homer's, die im Peloponnes und in Attika nur noch im Munde des Bauern lebten. Iſolirt und von Barbaren umgeben, mußten die Städte treu zuſammenhalten und wurden nicht durch innere, ſo zu ſagen, Familienkriege demoraliſirt, wie die Republiken Griechenlands; und während in dieſen all' die Laſter herrſchen, die Ariſtophanes züchtigt, und perſiſches Geld die bürgerliche Pflichterfüllung belohnt, wirkt das Beiſpiel der Maſſiliſchen Städte mildernd und wohlthätig auf hundert rohe Völkerſchaften. Noch zweihundert Jahre ſpäter bilden ſie die Halbbarbaren, die Römer, und flößen ihnen hohe Achtung ein; ja, noch ein halbes Jahrtauſend nach Ariſtophanes und ſeiner Weibervolksverſammlung bezeichnet Tacitus die Maſſiliſche Erziehung als die Hauptgrundlage jener Tugend, die er an Agricola rühmt. Freilich ſehen wir ſie ſchon kurze Zeit nach Tacitus dem Verderben anheimgefallen und iſt der Name Maſſilier und verderbter Menſch ſynonym geworden; aber wir wollen die Maſſilier darum nicht anklagen. Ihr Verderbniß ſcheint uns das hiſtoriſch-providenzielle Verhängniß. Sie konnten und durften jener Fäulniß nicht widerſtehen, welche die ganze Welt angefreſſen hatte und die beſtimmt war, die in Nationalitäten, in Römerthum und Barbarenthum getheilte Erde zu verzehren, um ſie durch ein neues, kosmopolitiſches Prinzip verjüngt auferſtehen zu laſſen.

Aber der griechiſche Geiſt war darum doch nicht verloren. Jene feinſinnliche, faſt raffinirte, mit vollendeter Kunſtform plötzlich mitten im Mittelalter hervorſpringende Poeſie, jene fertige und abgerundete Civiliſation, die plötzlich in dieſen Gegenden mitten durch die dicken römiſchen und germaniſchen Schichten durchbricht — iſt es nicht der helleniſche Geiſt, der, metamorphoſirt, auferſteht? Es war die erſte Renaiſſance, und wie die zweite hat ſie ſich, freilich mit minderer Gewalt, in ganz Europa fühlbar gemacht. Jene Schloß- und Hofpoeſie der Troubadours, welche die Hohenſtaufen im Arelat kennen gelernt — doch das würde uns zu weit führen, und zu barock würde es dem Deutſchen klingen, wenn ich ſeinen Walther von der Vogelweide mit den Griechen, mit den joniſchen Griechen in Verbindung bringen wollte; er würde es kindiſche Spiele der Phantaſie nennen und wäre vielleicht beleidigt, wenn ich ſeinen germaniſchen Minneſängern einen Anhauch griechiſchen Zephyrs vindicirte. Eben ſo barock käme es ihm vor, wenn ich, auf franzöſiſchem Boden verweilend, die Verſchiedenheit zwiſchen der warmen blumigen Beredtſamkeit der Girondiſten und den kalten Syllogismen Robespierre's und ſeiner Landsleute von Demoſthenes und Aeſchines herleiten wollte: Und doch — und doch — aber ich habe den Muth nicht, fortzufahren.

Bleiben wir in Mireval. Mitten unter den grauen Häuſern des Fleckens auf einem kleinen Hügel erhebt ſich ein breites, viereckiges, von abgeſtumpften uralten Thürmen flankirtes Schloß. Dieſes Schloß war der Schauplatz einer Geſchichte, die würdig geweſen wäre, von der Königin von Navarra erzählt zu werden. Man weiß, daß der König von Aragonien Peter II. die Tochter des letzten Grafen von Montpellier, Marie, geheirathet und ſich ſo in den Beſitz eines großen Theils des ſüdlichen Frankreichs geſetzt. Die Heirath gefiel dem guten König vorzugsweiſe des reichen Heirathsgutes wegen, und er ſah nicht allzukritiſch nach den Reizen der Braut. In Montpellier wurde die Hochzeit gefeiert; aber ſie ging nicht weiter als über den prieſterlichen Segen, denn als die Nacht herankam, weigerte ſich der gute König, die Ehe zu „conſummiren.“ Ungeheuere Verlegenheit Aller, tiefer Schmerz der Braut. Niemand weiß ſich die Weigerung des guten, jungen, Verſe machenden und immer galanten Königs zu erklären, denn häßlich war die Braut eben nicht. Sie war nicht häßlich — aber ſchöner, unendlich ſchöner war die junge, kokette Gräfin von Mireval, die der Hochzeit als Gaſt beiwohnte. Dieſe lächelt, ſie ſcheint die Urſache der Weigerung zu kennen, und da ſie der König mit aller Liebenswürdigkeit eines Troubadours umgibt, iſt bald der ganze Hof in das Geheimniß eingeweiht. Und ſo zieht man die ſchöne Gräfin ins Intereſſe und gewinnt ſie, daß ſie mit Selbſtaufopferung zur „Conſummirung“ der Ehe verhelfe. Sie verdoppelt ihre Koketterie; der König, ein Spanier, glüht; er wirft ſich ihr zu Füßen; er erreicht endlich ſeinen Zweck; die Gräfin von Mireval wird ihn in dieſer Nacht, in ihrem Schloſſe zu Mireval heimlich empfangen. Die ſchöne Nacht naht heran. Ohne Panzer und Schienen beſteigt der gute König ſein Pferd und reitet und reitet — lieblich ſingt die Nachtigall in Languedocker Nächten — und reitet nach Mireval. Der gewiſſe Page oder die gewiſſe Kammerfrau empfängt ihn an dem gewiſſen Hinterpförtchen und führt ihn an der Hand durch Gärten, dunkle Gänge ꝛc. in das Gemach. Es iſt dunkel; die Keuſchheit der Gräfin duldet keine Nachtlampe. Der gute König iſt glücklich, ſehr glücklich. Wie er ſehr glücklich iſt, gehen plötzlich alle Thüren auf, und mit Fackeln und Lichtern ſtürzt der ganze Montpellierenſer und Aragoniſche Hofſchwarm herein, und an ihrer Spitze die ſchöne, lachende Gräfin von Mireval. Der König iſt erſtaunt und ſieht, was er gethan. Aragon und Montpellier ſind völkerrechtlich vereinigt, und die Hausmacht mehrt ſich. Dem Könige aber geſchah Recht. Warum dachte er nicht an die Verſe des Ariſtophanes, und warum ſprach er ſie vorſorglich nicht als Gebet aus:

Lichtauge du der lehmgebornen Lampe,
Beim Schwung des Rads geformt von Töpferhand,
Strahlſt aus den Schnäuzen Sonnenglanz du aus,
So leuchte mir!
Dir nur vertrauen wir, du biſt uns nah
Im Kämmerchen, wenn mit gewandter Kunſt
In Aphrodite's Dienſt wir uns bemühn.
Wer ſcheuchte den verſchwiegnen Augenzeugen
Verliebter Kämpfe, dich, aus dem Gemach?
Du ſtrahlſt allein in tief geheime Buchten ꝛc. ꝛc.

Nach Andern ereignete ſich der nächtig ſchwarze Betrug erſt drei Jahre nach der Hochzeit und haben nicht die Hofleute, ſondern die zwölf Konſuln der Languedoker Städte die Nacht im Nebenzimmer und zwar bei geweihten Kerzen und im Gebet zugebracht, und waren ſie es, welche wieder mit den geweihten Kerzen den Irrthum des Königs aufhellten. Gewiß iſt, daß der König Peter, noch mehr gereizt gegen die Königin, ſich aufs Neue ganz von ihr abwendete und die Königin einem einſamen Leben im Schloſſe Mireval und die Lande Aragonien und Montpellier der Trauer über den Mangel an legitimen Erben überließ. Da geſchah es, daß der König eines Tages ganz vergnügt und aufgeregt ſein Geſtüte von Lattes verließ. Ein Edelmann aus ſeinem Gefolge, Namens Guillem von Arcala, hatte den guten Gedanken, alſo zum König zu ſprechen: Sennor, wir könnten wohl, anſtatt uns jetzt auf die Jagd zu begeben, die Königin, unſere Herrin, im Schloſſe Mireval beſuchen; Eure Hoheit könnte eine zweite Nacht mit ihr verbringen, und wir würden, wenn es euch gefällig, mit der Kerze in der Hand wachen, und Gott in ſeiner Gnade würde Euch einen geſegneten Sohn beſcheeren. Der König, von dieſen Worten gerührt, that, wie der Edelmann anrieth, und am andern Morgen nahm er ganz vergnügt die Königin auf die Krupe ſeines Pferdes und ritt mit ihr nach Montpellier. Die guten Bürger der Stadt waren über das Glück ihrer Prinzeſſin ſo erfreut, daß ſie große Feſte feierten und bei dieſer Gelegenheit einen Tanz erfanden, welcher, le chevalet genannt, noch heute in Montpellier üblich iſt. Jene Nacht aber gab dem in der Geſchichte unter dem Namen „Jakob der Eroberer“ bekannten Könige das Leben. Trotzdem konnte der gute König Peter ſeinen Widerwillen gegen Marie von Montpellier nicht ganz beſiegen und ließ ſich nach der Sitte des dreizehnten Jahrhunderts ohne Weiters von ihr ſcheiden, um ſich mit einer andern Marie, Nichte Amauri's, Königs von Jeruſalem, zu vermählen. Marie von Montpellier ging nach Rom, um ſich beim Papſte zu beklagen und die Scheidung zu hintertreiben. Da ſtarb ſie und zwar an Gift. Das Volk betrachtete ſie als eine Heilige; und wenn jemals Leiden und Demüthigung ein Recht auf dieſen Titel haben, ſo hat ihn die gute Marie von Montpellier verdient; denn, wie ihr mannbares Alter, ſo war ſchon ihre frühe Jugend eine Kette der bitterſten Erfahrungen. Eine böſe Stiefmutter, Agnes, verheirathete ſie ſchon im elften Jahre an Barral, Vizegrafen von Marſeille, und zwang ſie, den Rechten auf Montpellier zu Gunſter ihrer, Agnes', Kinder zu entſagen. Zu fünfzehn Jahren Wittwe, kehrt ſie mit reicher Erbſchaft in das väterliche Haus zurück. Die böſe Stiefmutter nimmt ihr die Schätze ab und verheirathet ſie aufs Neue an den Grafen von Comminges, einen wahren Blaubart, der zur Zeit noch an zwei andere Frauen verheirathet war, was aber in jener Epoche nicht genirte und von der Kirche weiter nicht gerügt wurde, wenn man, wie der Graf von Comminges, zu den Verfolgern der Albigenſer gehörte. Marie gebar ihm zwei Töchter, wurde aber ſo grauſam von ihm behandelt, daß ſie lieber zu ihrer Stiefmutter zurückkehrte; aber die Leiden, die ſie hier erwarteten, waren ſo groß, daß ſie jene im Hauſe des Grafen von Comminges vergaß und wieder zu ihm zurückging. Aber aufs Neue fürchterlich geplagt, ſah ſie ſich gezwungen, ein zweites Mal zu entfliehen. Zum Glück ſtarb ihr Vater Wilhelm gerade in dieſem Momente, und da ſeine Heirath mit Agnes, weil ſeine erſte Frau noch am Leben war, vom Papſte nicht anerkannt wurde, trat Marie von Montpellier in ihre Erbſchaftsrechte und gewann ſich dadurch jenes Glück an der Seite des Königs Peter von Aragonien, welches mit Gift und Heiligengeruch endete. Ein wahres mittelalterliches Weiberſchickſal, das Schickſal der armen Marie von Montpellier.

Wir können nicht umhin, hier noch eine kurze Geſchichte ihres Sohnes, Jakobs des Eroberers, zu geben, da ſie eine würdige Fortſetzung der Geſchichte ſeiner Eltern bildet. Wir kennen ſie genau aus ſeinen eigenen Memoiren, die er in provenzaliſcher Sprache ſchrieb. Er galt für einen der frömmſten Fürſten aller Zeiten, weil er über tauſend Kirchen baute und bereicherte. Im Jahre 1229 verſtieß er Eleonore von Kaſtilien, denn er bekann ſich fünf Jahre nach ſeiner Heirath, daß ſie in einem gewiſſen Grade mit ihm verwandt war, und vermählte ſich mit Jolanthe von Ungarn. Dieſe neue Ehe erweckte die Wuth und die Eiferſucht einer ſeiner Maitreſſen, Thereſe Giles Vidaura, welcher er, wie er ſelbſt gebeichtet, die Ehe verſprochen hatte. Der Erzbiſchof von Girona, ſein Beichtvater, unterſtützte die Anſprüche Thereſens und ſchrieb darüber einen Brief an den Papſt Innocenz den Vierten, in welchem er als Zeuge für Thereſe auftrat. König Jakob lud ihn auf ſein Zimmer ein und ließ ihm da, weil er das Beichtſiegel verletzt hatte, die Zunge ausſchneiden. Der Papſt beſtrafte dieſe Vertheidigung des Beichtgeheimniſſes mit dem Bannfluch, der aber den König in ſeinem luſtigen Leben nicht weiter ſtörte. Nach dem Tode Jolanthe's nahm er wieder Thereſe Giles Vidaura zu ſich und gab ſie für ſeine Frau aus; aber bald ihrer überdrüſſig, bat er den Papſt Klemens den Vierten brieflich um die Erlaubniß, dieſe Halbehe brechen und Berenguella, eine alte, aber nicht ganz verroſtete Liebe, heirathen zu dürfen. Noch ein Jahr vor ſeinem Tode nahm er eine andere Dame, die er ihrem Manne entführt hatte, zu ſich ins Haus, und da ihm der Papſt, Gregor der Zehnte, darüber Vorwürfe machte, entſchuldigte er ſich mit der Schönheit dieſer Frau und mit der Gefahr, die ſie erwarte, wenn ſie zu ihrem Manne zurückkehrte. Dem Papſte ſchien dieſe Entſchuldigung einleuchtend.

Nicht ſobald beruhigt über das Don Juan-Leben ihres Königs waren die guten Bürger von Montpellier. Sie ſtanden mehreremals auf und verſuchten ſich als Republik zu konſtituiren. Das mißlang ihnen, denn nach dem Tode Jakobs ſehen wir ſie wieder der jüngern Linie ſeines Hauſes unterthänig.

Unfehlbar wird man durch jeden Feudalbau auf ſolche chronikaliſche Erinnerungen zurückgeführt. In der That, ſie ſind nicht geeignet, den Worten des Legitimiſten, der zufällig an der Seite des Reiſenden ſitzt, Eingang zu verſchaffen und ſeinen Bekehrungsverſuchen wirkſamen Vorſchub zu leiſten.

Gleich hinter Mireval verwandelt ſich das Land in jenen Amphibienboden, der ganz Niederlanguedoc vom Fuße des Cevenniſchen Mittelgebirges an bis ans Meer, von den Mündungen der Rhone bis gegen Agde hin charakteriſirt. Was nicht Sumpf iſt, iſt dürrer, grasloſer, nackter Kalkſtein. Aus ſolchem Boden wächst der koſtbare Wein von Frontignan. Er iſt ſo heiß, ſo ſolid, ſo mächtig, wie irgend ein ſpaniſcher Wein, aber ihm fehlt die Blume, die der Muskat von Lunel ſelbſt im hohen Alter bewahrt. Der Stadt Frontignan nicht ferne erhebt ſich ein Kalkberg, in deſſen Innerem man ſelbſt tief unter der Meeresfläche Süßwaſſerformationen in nächſter Nähe von Seeformationen gefunden hat. Meer und Land haben ſich in dieſen Gegenden lange um die Herrſchaft geſtritten, und noch iſt der Streit nicht entſchieden. Das fühlt man vorzugsweiſe, wenn man von Frontignan weiter nach Cette fährt. Die alte Straße, deren Haupttheil, die Peyrade, eine Art von Bogenbrücke bildete, iſt heute natürlich verlaſſen; man fährt auf der Eiſenbahn. Sie geht buchſtäblich durchs Meer und iſt in dieſer Beziehung gewiß eine der ſonderbarſten Europa's. Rechts und links nichts als blaues Gewäſſer, das bei ſtarkem Nord- oder Südwind ſeine Wellen über das Menſchenwerk ſchleudern muß. Rechts und links Kähne und große Schiffe, in deren Geſellſchaft der Wagenzug dahinfliegt. Wenn die Lokomotive aus dem Geleiſe ſpränge, wir würden hinabfahren in die heilige Salzfluth, und Fiſcherkähne würden uns retten. Wie erſtaunlich muß den Delphinen, die dort ihre Häupter dem Sonnenſchein entgegenſtrecken und plump umhergaukeln, die große Seeſchlange erſcheinen, die mit glühenden und dampfenden Nüſtern durch ihr Element, durch ihre Heimat dahinſauſt. Der Streifen des Eiſenbahndammes ſchrumpft in der Ferne, gegen Cette, zu ſolcher Dünne zuſammen, daß er in dem blauen Elemente ganz verſchwindet, und man glaubt, gerades Weges in das Meer hineinzufahren, beſonders da das Gewäſſer rechts, das man bis jetzt immer leicht überblickte, immer breiter wird und ſich endlich als großer See, als der étang de Thau ausdehnt. Die Angſt dauert nicht lange; wir gelangen auf feſtem Boden im Bahnhofe von Cette an.

Ich blättere zurück in meinem Tagebuche, um dort die Notizen über meinen erſten Beſuch im Mai aufzuſuchen und um mich deutlich an die erſten hier empfangenen Eindrücke zu erinnern. Ich finde nichts, als:

Da ſitz ich wieder
Zu deinen Füßen,
Du herrliches, ſeelenerweiterndes Meer.
Dir bring ich dar
Andächtige Huldigung
Wie meiner Königin,
Meiner Geliebten.

Ich tauche mein Haupt
In deine Wellen,
Die heilige Taufe
Durchdringt mich mit Schauern ꝛc. ꝛc.

Damit iſt nichts zu machen. So ſchreibt man kein Tagebuch: ſo empfiehlt man ſich ſeinen Landsleuten nicht als einen Mann, der auf Nützliches achtet. Darum anders. Die Stadt Cette treibt ſtarken Exporthandel mit Wein, Spiritus, allerlei fabrizirten Liqueuren und dem weißeſten beſtkryſtalliſirten Salze des Mittelländiſchen Meeres. Die Fiſcherei wird hier großartig betrieben, vorzugsweiſe um die Zeit, wenn die Fiſche aus dem étang de Thau ins Mittelmeer zurückkehren, da man ihnen an den Ausgängen auflauert. Dieſe Auswanderungsfriſt aus dem étang de Thau und den andern Salzgewäſſern umfaßt den langen Zeitraum vom 1. Julius bis zum 1. März. In den Zwanziger Jahren (leider habe ich nur alte Quellen vor mir!) wurden während des Fiſchfanges eines einzigen Jahres 23,700 Quintaux Weißfiſch, 7,150 Quintaux Aal, 45,000 Quintaux Muſchelthiere u. ſ. w. erbeutet. Das iſt viel, wie ich glaube.

Trotz dieſem einheimiſchen Reichthume an Naturprodukten und trotz dem trefflichen Hafen, der der beſte unter den franzöſiſchen des Mittelmeeres iſt, hat ſich Cette noch nicht zu einem ſelbſtſtändigen Leben emporgearbeitet. Die Kaufleute und Proprietäre von Montpellier, mit ihren Weinen und Spirituſſen, die ſie aus den ſchlechteren Weingattungen bereiten, die Banquiers mit ihrem altangeſtammten Gelde ſpielen hier noch immer die Hauptrolle. Cette iſt nur ihre Boutique. Cette iſt für Montpellier ungefähr, was Bremerhafen für Bremen iſt. Aber Das wird nicht immer ſo bleiben. Der Verkehr mit Afrika wird von Tag zu Tag lebhafter; Cette wird den Mittelmann zwiſchen der Kolonie und wenigſtens dem halben Frankreich abgeben und ſo, ohne Marſeille zu ſchaden, für ſich genug zu thun bekommen. Neue Wichtigkeit wird es erlangen, wenn erſt die Eiſenbahn nach Bordeaux gebaut und ſo die Verbindung mit dem großen Ozean hergeſtellt iſt, für welche der Südkanal nicht ausreicht. Dann werden die Reichen von Montpellier einſehen, daß ein bloßer Rutſcher nach Cette auf ein oder zwei Stündchen für ihre Geſchäfte nicht genügend ſei, und ſie werden mit ihren dicken Kapitalien ganz und gar nach Cette überſiedeln. Die Einheimiſchen, die bis jetzt nur die Commis des Montpellierenſer Kapitals geweſen, werden ſich emanzipiren; ſie werden unterdeſſen, von ihrer guten Lage begünſtigt, genug für ſich gewonnen haben, um ihren Platz für eigene Rechnung auszubeuten. Und ſo kann es kommen, daß Cette von jetzt in einem Jahrzehnt eine bedeutende Handelsſtadt ſein wird, und ſo kann es kommen, daß Montpellier verfällt und ſeine Beſtimmung erfüllt. Es hat ſeine Macht durch Vermittelung Villeneuve's von Maguelone genommen, es wird ſie direkt an Cette abgeben; und ſo wird es die Folgen der Centraliſation, die es auch um ſeinen geiſtigen Halt, um die Univerſität, gebracht hat, noch ſchmerzlicher fühlen.

Die Stadt Cette, der wir eine ſo große Zukunft prophezeien, iſt noch nicht zweihundert Jahre alt. Vor dem Jahre 1666 war der ſchmale Landſtrich, den ſie einnimmt, von einigen armen Fiſcherhütten beſetzt; in jenem Jahre legte man den Grund zum Molo, am Ausfluſſe des großen Kanals, um den aus- und einlaufenden Schiffen eine Station zu ſichern. Der Punkt bewährte ſich, und man legte einen zweiten, im Halbkreis ins Meer hineinlaufenden Damm an, und der Hafen war fertig. Die Fiſcherhütten verwandelten ſich in Häuſer, und noch unter Ludwig XIV. erhielt der Flecken Cette Munizipalitätsrechte. Vor Ausbruch der franzöſiſchen Revolution belief ſich die Einwohnerzahl bereits auf 10,000. Stadt und Hafen ſind durch zwei Forts und ein Kaſtell geſchützt. Letzteres erhebt ſich ziemlich maleriſch auf dem ſonſt kahlen, troſtlos ausſehenden Kalkberge, welcher der Stadt an ſeinem Fuße nur einen ſchmalen Strich bequemen Terrains gönnt und ſie an den Sumpf und ans Meer drängt. Er wird es büßen; denn bald wird die Stadt dem Beiſpiele des Kaſtells folgen und ſeinen Rücken hinanklettern, um von dort aus ihr Reich, das Mittelländiſche Meer, zu überſchauen. Um Daſſelbe zu thun, wanderte ich gleich nach meiner Ankunft den kahlen Bergrücken hinauf. Kein Strauch, kein Baum gibt Schatten, und ſo kam ich halb gebraten in der Mittagsſonnenhitze oben auf dem Kaſtelle an. Der Offizier geſtattete mir freundlich den Eintritt, und ein Sergeant führte mich auf den höchſten Punkt der Fortifikation. Es gibt keinen Punkt in Languedoc, der für die Meeresausſicht ſo günſtig wäre, wie dieſer. Gegen Südweſten iſt der Horizont von den wolkenähnlich verſchwimmenden Bergen der Küſten von Rouſſillon und Katalonien begränzt; gegen Süden fliegt der Blick ungehindert ins unermeßliche Weite, über das tiefdunkelblaue Meer den weißen Segeln nach und entgegen; gegen Oſten ergeht er ſich auf den grünen Ebenen Niederlanguedoc's, ruht er auf den Ruinen von Maguelone, auf den Zinnen von Aigues-Mortes, auf den Landhäuſern und Schlöſſern, welche die Ebene nordwärts bekränzen. In nächſter Nähe lacht der See von Thau wie ein Miniaturbild des großen Mittelländiſchen Meeres. Mir zu Füßen lag das Fort, das den Hafen unmittelbar in ſeinen Schutz nimmt. In dieſem Augenblicke hat es noch eine andere, eine traurige Beſtimmung. Achtundfünfzig freie Söhne der Wüſte, Häuptlinge der Beduinen, verbringen in ſeinen kahlen Mauern ein einförmiges Gefangenenleben. Im Hafen daran wimmelt es von Schiffen, von hin- und herfahrenden Matroſen, von aus- und einladenden Arbeitern. Wie ich hinabſtieg, bemerkte ich unter den hundert Schiffen eines, das ſtolz ſeine Flagge, den preußiſchen Adler, wehen ließ, ſo ſtolz, als ſtünde eine deutſche Flotte hinter ihm, um es zu ſchützen. Es war die Danziger Brigg „Thomas". Ich rief es vom Molo aus deutſch an, und ſofort wurde ein Boot abgeſchickt, um mich zu holen. Mit beſonderer Freude kletterte ich am Tau hinan und befand mich auf deutſchem Boden. Kapitän, Steuermann und Matroſen, Oſtpreuße, Hannoveraner und Friesländer waren ſehr erfreut, einen deutſchen Landsmann bei ſich zu empfangen und Neuigkeiten aus dem Vaterlande zu erfahren. Denn ſeit langer Zeit ſchon trieben ſie ſich in den verſchiedenſten europäiſchen und amerikaniſchen Gewäſſern umher und wußten nichts von Allem, was ſich ſeit beinahe zwei Jahren im deutſchen Vaterlande zugetragen hatte. Ihre Flagge hätte ſonſt wohl nicht ſo ſtolz geweht. Sehr deutſch-einig klangen der preußiſche, der hannöveriſche, der plattdeutſche, der böhmiſch-deutſche Dialekt während halbſtündigen Geſpräches ineinander, ſo daß ich glaubte, in der Paulskirche zu ſein. Dort wie hier breitete der ſchwarze Vogel ſeine Griffe über uns aus. Ich ſchied, um pflichtgemäß noch die Stadt zu durchwandern.

Die Kneipen am Hafen tragen Inſchriften in den verſchiedenſten

Sprachen. Ueber der Thüre der einen las ich: „Hier wird deutſch gekocht,“ über einer anderen: „Hier wird deutſch getrunken,“ was mir bewies, daß das Schiff Thomas aus Danzig keine Ausnahme ſei, und daß dieſe Gewäſſer wohl häufig von germaniſchen Roſtren durchfurcht werden. Die Hauptſtraße läuft parallel mit dem Kanale hin, welcher den étang de Thau mit dem Meere verbindet, und gleicht in ihrer ganzen Ausdehnung einem einzigen großen Zelte. Denn die zahlloſen Kaffeehäuſer und die vielen Boutiquen rechts und links breiten große Leinwanddächer aus, die in der Mitte der Gaſſe zuſammenſtoßen und ſie ganz bedecken. Im Schatten liegen die trägen Südländer und die Seefahrer, die froh ſind, im Hafen zu ſein, und rauchen geſchmuggelte Cigarren und verzehren Berge von Eis. Am Ausgang dieſer bezelteten Straßen, in einem großen Kaffeehauſe, verſammeln ſich die Spiritushändler und machen mit großem Lärm ihre Geſchäfte ab. Ich verließ dieſe Spirituswelt, um einige Reſte der alten, klaſſiſchen aufzuſuchen, da ich einmal geleſen hatte, daß ſich in Cette noch Reſte alter, römiſcher Waſſerbehälter befänden. Aber mein Nachfragen war umſonſt; Niemand wußte mir Auskunft zu geben, und bald von der Wanderung in der furchtbaren Sonnenhitze ermüdet, kehrte ich zu den Zelten zurück, um mich an Eis und Sorbet zu erquicken. Es that mir leid, daß ich meine Zeit ſo verlieren mußte, aber die Sonne wollte es nicht anders, und ſo begnügte ich mich mit dem Bewußtſein, auf römiſchem Boden Sieſta zu halten. Denn es iſt kein Zweifel, daß da, wo jetzt Cette liegt, ehemals eine römiſche Stadt geſtanden habe, die ſich vielleicht auf maſſiliſch-griechiſchem Fundamente erhoben. Neben jenen römiſchen Waſſerbehältern fand man zu Anfang dieſes Jahrhunderts in der Nähe der Grundſtücke von lous Mazets zwei verſchüttete, römiſch konſtruirte Kanäle und die Ruinen mehrerer Häuſer, deren Boden mit ſchönen Moſaiken bedeckt waren. Außerdem den Arm einer Marmorſtatue, eine ſchöne korinthiſche Säule und über vierhundert Medaillen und Münzen von Auguſtus an bis auf Conſtantinus. War doch dieſe ganze Küſte, ſo zu ſagen, ohne Unterbrechung bedeckt von römiſchen Städten, die heute ganz verſchwunden ſind. Wo iſt Forum Domitii hingerathen? was iſt mit Forum Neronis geſchehen? Wer hat die prächtige Stadt zerſtört, die ſich an der Stelle des heutigen Fabrègues erhob? Vielleicht war Cette nur eine Villeggiatur, oder eine größere Seebadeanſtalt, in welcher die reichen Römer aus den genannten Städten einen Theil ihres Sommers zubrachten. Daß es aber auf römiſchen Grundlagen ruht, iſt gewiß. Sehr wundert es mich, daß ſeine erſte Grundſteinlegung nicht Julius Cäſar zugeſchrieben wird, dieſem Mann, den die nachrömiſche Zeit und die erſte Hälfte des Mittelalters zum Gründer par excellence erhoben hat, und an deſſen Namen ſich große Städte wie kleine Flecken des Südens und Nordens ſo gerne anlehnen, um ſich einen adeligen Stammbaum zu geben.

Wie es Abend war, ging ich noch einmal hinaus an den Hafen; in den Kneipen war es luſtig, aber von einem der Schiffe klang ein überaus trauriges Lied in franzöſiſcher Sprache. Es ſang es ein Mann, der nahe beim Steuer ſaß und die Beine hinunter über Bord baumeln ließ. Die Melodie zog unendlich melancholiſch über die Wellen und durch das Liſpeln des Abendwindes und das Geklapper der Raaen und Taue. Leider kann ich ſie nicht wiedergeben, aber die Worte der erſten Strophen kann ich ungefähr überſetzen.

Schön Iſabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle,
Fortzieh ich, ach!
Du ſtehſt betrübt auf der Schwelle
Und blickſt mir nach.
Schön Iſabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle.

Schön Iſabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle,
Das Meer iſt breit,
Mein Schiff, das ſegelt ſo ſchnelle.

Fort zieh' ich weit.
Schön Iſabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle.

Schön Iſabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle,
Die See geht hohl,
Mein Schiff, das ſegelt ſo ſchnelle,
Du lebe wohl.
Schön Iſabeau,
Ich ziehe fort auf der Welle.

Die traurige Melodie begleitete mich noch, als ich ſpät nach Montpellier zurückkehrte, und jetzt, da ich dieſes ſchreibe, klingt ſie wieder lebendig in meinem Herzen. Ich glaube, daß ich ſie nicht vergeſſen werde. Die tiefe Trauer, die ſie ausdrückt, erinnerte mich an das iriſche Volkslied „Robert a Roon“, das ich bei Dublin gehört habe. —

Achtzehntes Kapitel.

Der Pinienthurm und die Weiſſagung des Noſtradamus — Autoritäten, welche Montpellier loben — Der Brunnen Jaques Coeur's — Maguelone — Der Roman von Peter von Provence und der ſchönen Maguelone — Meluſine — Die ſüdfranzöſiſchen Sagen — Eine literariſche Myſtifikation — Ausflug nach St. Guilhem le deſert — Ein Fermier général — Aniane und der heilige Benedikt — Südfranzöſiſche Bräuche — Die Drac's — Der Herault — Die Mühle von Clamous — Eine ſonderbare Brücke — St. Guilhem le deſert und ſein Gründer Wilhelm Kurznaſe, Herzog von Aquitanien — Das wilde Thal, Felſen, Adler, giftiges Gethier.

Montpellier, den 2. Oktober 1851.

Und ſo mögen die drei Pinien auf dem Thurme der alten Stadtmauer noch lange fortgrünen und breite Aeſte in die Luft ſtrecken, wie Feſtpaniere, denn von ihnen — ſo ſagt es der Prophet Noſtradamus und ſo glaubt es das Volk — von ihnen hängt das Wohl und der Beſtand der guten Stadt Montpellier ab. So lange ſie, die ſich kühn hinaufgepflanzt haben auf die Spitze des hohen Thurmes, trotz ihren gefährlichen Standpunkten, trotz den Stürmen, die ſie dort oben umwehen, fortgrünen auf feſten Wurzeln, ſo lange wird auch die gute Stadt feſtſtehen auf ihrem Grunde, obwohl er von flüchtigen Queckſilberadern durchzogen iſt. Ich ſpreche dieſen Segen von ganzem Herzen aus, und ich bin nicht der Erſte, der es thut, nicht der Erſte, der aus dieſen Gegenden mit Bedauern ſcheidet. Ich habe alte und uralte Vorgänger, die, vom Wind des Zufalls oder vom Verhängniß hierhergetragen, vor ihrem Scheiden die Stadt gerühmt und geprieſen haben. Ich zitire nur den alten Joſephus Scaliger, welcher ſprach: „Wäre es mir vergönnt, an einem Orte zu leben, der meinem Herzen theuer iſt, ich wählte die Stadt Montpellier und machte ſie zum Neſte meiner alten Tage. Es gibt keinen Ort, wo man ſeine Tage ſüßer verleben könnte, ſei es der holden Luft, ſei es der Sitten der Einwohner oder der Annehmlichkeiten des Lebens wegen." — Ihren Glanz rühmt ſchon der gute Doktor Rabbi Benjamin in ſeinen Itineribus: „Wir brachen, ſagt er, von Beziers auf und erreichten in zwei Tagen Monstremblans, welches die Einwohner ehemals Montem pessularum nannten und heute Montpellier heißen. Die Stadt, die aller Orten an Kaufmannswaaren Ueberfluß hat, liegt ungefähr zwei Stunden vom Meere entfernt." (Der gute Rabbi Benjamin in ſeinem Talar muß nur ſehr langſame und kleine Schritte gemacht haben.) Neben der Wiſſenſchaft intereſſirt ihn der Handel, und er fügt ſeiner Lobpreiſung Montpellier's hinzu:

„Ad mercaturam confluunt christianorum et muhamedanorum plurimi et e regionibus Algarbiae, Lombardiae et regno magnae illius Romae universo, regno aegyptio, terra israëlitica et Graecia, Gallia, Hispania et Anglia. Man hört daſelbſt die Sprachen aller Völker, und die Schiffe der Genueſen und Piſaner bringen ſie, die zahlloſen Söhne aller Länder, nach Montpellier."

Jaques Coeur, der Juwelier und Schatzmeiſter Karls VII., der Rothſchild des fünfzehnten Jahrhunderts, wenn man ihn ſo nennen kann, da er ein wirklicher Handelsherr war, der die Produkte einer Welt in Umlauf ſetzte und nicht ein bloßer Papier- und Börſenmäkler in großartigem Styl — Jaques Coeur, den ich lieber den franzöſiſchen Fugger nenne, hat aus Montpellier den Mittelpunkt ſeines ungeheueren Handels gemacht und nicht wenig zum mittelalterlichen Glanz der Stadt beigetragen. Gewiß trug auch ſein Beiſpiel, eben ſo wie die in Montpellier reſidirende Wiſſenſchaft, viel dazu bei, der Stadt wie dem Lande jenes Bürgerbewußtſein zu geben, welches beide durch viele Jahrhunderte dem Feudalismus gegenüber geltend zu machen wußten. An dieſen unternehmenden Mann erinnert noch ein alter gemauerter

Brunnen, den, wie man ſagt, die Stadt ſeiner Fürſorge verdankt, und der noch heute der Brunnen Jaques Coeur's heißt.

Es iſt natürlich, daß man mit all dieſen Erinnerungen an die Vergangenheit Montpelliers endlich bis an ihrem Urſprung anlangt, und da dieſer eigentlich auf der romantiſchen Inſel Maguelone zu ſuchen iſt, und da dieſe Inſel ſo einladend, ewig mahnend von dort aus dem Mittelländiſchen Meere herüberwinkt, macht man ſich denn endlich auf, und wenn man es auch nur thäte, um eine Lücke im Tagebuche auszufüllen.

Zwiſchen den hübſchen Villen der reichen Bürger von Montpellier, zwiſchen Gartenmauern und Weinfeldern geht es Anfangs ganz gemüthlich vorbei an Rondelet oder Rondibilis, dem Landhauſe, das im Rabelais vorkommt, vorbei an Mans und Morin, den reichen Meiereien. Gleich hinter Morin wird es troſtlos öde. Rechts und links nichts als Sümpfe, die, in dieſer Jahreszeit ſchon des Rohres und Schilfes beraubt, nicht einmal mehr das Grün haben, das im Hochſommer ein gewiſſes Leben heuchelt und Tod und Fäulniß verlarvt. Auf einem ſchmalen Knüppeldamme durch eine Allee zwerghafter Tamarisken gelangt man an das Ufer des Moſſon, der ſich, zwiſchen mühſam zuſammengehaltenen Ufern, durch den Sumpf windet. Wir ſtiegen in den Kahn, der uns dort erwartete. Meer und Erde verſchwanden zwiſchen den doch niedrigen Ufern. Auf ihnen erſchien von Zeit zu Zeit ein ſchneeweißer, löwengroßer Schäferhund von der pyrenäiſchen Race und glotzte uns mit menſchenſcheuen Augen an. Aus der Ferne höchſtens Schafgeblöck. Nach halbſtündiger Fahrt tauchten plötzlich einige Fiſcherhütten mitten aus dem Sumpfe empor. Wenn Ovid, ſagte einer unſerer Reiſegenoſſen, die Reſidenz der Langeweile hätte beſchreiben wollen, er würde dieſe Hütten beſchrieben haben. Sie beſtanden ganz einfach aus zuſammengeflochtenem Sumpfrohre. Jede dieſer Hütten hatte ihren beſonderen Hafen, d. i. einen Einſchnitt in den Damm, der grade lang und ſchmal genug war, um einen Kahn faſſen zu können. Dieſer Damm ſelbſt iſt ein ſchmaler Strich Landes, der den Fluß vom Sumpfe ſcheidet, und von dem man nicht einſieht, warum er ſich eines Tages nicht ebenfalls in Sumpf verwandeln und wie ein fauler Fiſch auseinander geben ſoll? Man begreift auch nicht, wozu ſich der Fluß ſo viele Mühe gibt und ſtundenweit durch Sümpfe kriecht, da er rechts und links Gelegenheit genug hätte, ſich zu ergießen. Aber das ſind [illegible] vorgefaßte Meinungen, daß man ſich ins Meer ergießen müſſe. Unſer Rhein iſt als Deutſcher viel vorurtheilsfreier und verliert ſich, man weiß nicht wie. — Da wir den Hütten ganz nahe kamen, bemerkten wir allerdings, daß ſich zwiſchen ihnen gewiſſe Verhältniſſe befanden, welche anſtändigen Häuſern nicht unähnlich waren. Es ſind das die Jagdhäuſer, die ſich reiche Montpellierenſer für die Zeit der Entenjagd hier erbauen. Vor der Hütte unſeres Gondoliers, der uns freundlich eingeladen hatte, ſtiegen wir für einen Moment aus. Er hat ein reizendes Töchterchen, und wie langweilig mir auch dieſe ganze Gegend, die nicht Fiſch noch Fleiſch, nicht Meer und nicht Land iſt, Anfangs erſchienen war, ſo kam mir bei ihrem Anblick doch die Idee, daß dieſe Fiſcherhütte der prächtigſte Schauplatz für eine Idylle wäre. Wie elend ſie auch ausſah, verrieth ſie im Innern doch eine große Wohlhabenheit. Ihr Beſitzer hieß uns bei ſich willkommen und benahm ſich mit jener Ungezwungenheit und Freiheit, die dem Manne aus dem Volke hier eigen ſind. Es wurde uns wohl an ſeinem Herde. Er ſetzte uns und ſich Stühle, und ſein Töchterchen kredenzte trefflichen Wein des Landes. Vor der Thüre, auf dem Fluſſe trieben ſich fünf Jungen herum, die mit Fiſchfang in großen, über die ganze Breite des Fluſſes geſpannten Netzen beſchäftigt waren. Die Jungen ſind Findelhauskinder, die er zu ſich genommen. Die erſten fünf Jahre wird ihm für ihre Verpflegung eine gewiſſe Summe bezahlt; nach den fünf Jahren behält er ſie als Lehrlinge, und ſpäter ſteht es ihnen frei, in die Marine zu treten. Sie ſahen ganz vergnügt aus, rauchten ihre brule-geule und trieben ſich ganz luſtig auf dem Fluſſe umher plus heureux que des rois. Für die ſoziale Stellung dieſer Kinder iſt es bezeichnend, daß ſie keine Familiennamen haben. — An der Wand der Fiſcherhütte hing das Bild des unglücklichen Ariſtide Ollivier in ſchönem Rahmen. Ariſtide iſt ein Märtyrer geworden und wird hier beim Volke wie ein Heiliger verehrt. —

Nach kurzer Weiterfahrt kamen wir aus dem Fluſſe in den großen Kanal, der von Beaucaire nach Aigue-Mortes, von Aigues-Mortes nach Cette führt. Dieſer Kanal geht hier eigentlich ſchon durchs Meer, auch nährt er ſich nur von geſalzenem Waſſer. Er iſt eine ruhige, gradlinige Waſſerſtraße durch das Reich der heiligen Salzfluth und in flüſſiger Subſtanz nichts Anderes als, etwas weiter oben gegen Cette zu, die Eiſenbahn iſt, die ebenfalls durch die Bläue der mittelländiſchen Wellen führt. Möven, Seeadler, allerlei Sumpf- und Meervögel kreisten über unſeren Häuptern.

So landeten wir endlich an dem kleinen Damm, der vom Kanal zu der weltberühmten, ſagenhaften, vielbeſungenen Inſel Maguelone führt. Es ſieht heute traurig aus, dieſes kleine Eiland, das einſtens eine Cité und einen mächtigen Biſchofsſitz auf ſeinem ſchmalen Rücken getragen und Frankreich und den meiſten Völkern Europa's ein Stück Poeſie geliefert hat, das bis zum heutigen Tage im Munde des Volkes friſch und blühend fortlebt. Wer kennt nicht die wunderbare Geſchichte Peters von Provence und der ſchönen Maguelone? In Deutſchland verkauft man ſie für ſechs Kreuzer. Vielleicht intereſſirt es manchen Landsmann, etwas über die Geſchichte dieſes Romans zu erfahren; ſo überſetze ich hier ein Fragment aus der Monographie des gelehrten Renouvier aus Montpellier, welche der Künſtler Laurent mit ſchönen Lithographien geſchmückt hat. Dort heißt es: „Gariel ſpricht von Bernard de Treviez, Kanonikus und Poet von Maguelone, der im 12. Jahrhundert gelebt und den Roman vom Peter von Provence und der ſchönen Maguelone verfaßt hat, in welchem er die ſeiner Kirche im Jahre 1079 durch Peter, Grafen von Melgueil, und Adalmude, ſeiner Frau, gemachten Schenkungen feiern wollte. Gewiß waren zur Zeit

Gariel's die Ueberlieferungen über den Roman von der ſchönen Maguelone noch friſch genug, um für uns einigen Werth zu haben; ſo iſt die Meinung des Herrn Raynouard, welcher die Mittheilungen des guten Kanonikus (Gariel) adoptirt und mit ihm in Uebereinſtimmung hinzufügt, daß dieſer Roman ſpäter von Petrarca, während er ſich mit dem Studium des kanoniſchen Rechts an der Univerſität Montpellier beſchäftigte, verbeſſert worden ſei. Aber Herr Raynouard ſagt doch nicht, wie mancher Andere, daß auch Rabelais ſeine Hand an den Roman gelegt habe. Wie immer es ſich damit verhalten möge, heute gibt man zu, daß Bernard de Treviez, Kanonikus von Maguelone, einen Roman in provenzaliſchen Verſen verfaßt habe, der wie ſo viele andere verloren gegangen iſt. Der Urſprung Maguelone's war darin anders als in der Legende und ganz anders als in den gelehrten Erörterungen, welche ſpäter folgten, aber jedenfalls auf eine poetiſchere Weiſe erklärt. Die Gründung ſeiner Kirche und Stadt bildeten darin das Ende der Pilgerfahrt einer nicht weniger in Frömmigkeit als in Liebe feurigen und treuen Jungfrau. Das Gedicht exiſtirte noch im 15. Jahrhundert und wurde damals und mehreremals ſeit jener Zeit ins Franzöſiſche und Katalaniſche übertragen, unter dem Titel: Ystoire du chevalier Pierre, fils du comte de Provence et de la belle Maguelone, fille du roi de Naples. Verachtet von den Fachliteratoren, erhielt ſich dieſer Roman in der Literatur des Volkes, für welches er wahrſcheinlich auch gedichtet worden war. Allerdings verlor er mit jeder Umwandlung etwas von ſeiner Urſprünglichkeit und ſeinem Werthe, aber er läßt doch überall die Reinheit der Gefühle, die Einfalt der Form durchſcheinen, durch welches ſich jenes unnachgeahmte Schriftthum auszeichnet. Selbſt in unſerer Zeit kehren wir noch mit Vergnügen zurück zu den rührenden Abenteuern Pierre's und Maguelonen's, „qui vesquirent en saincte et honneste vie et moururent sainctes personnes, et furent ensevelis en l'église St. Pierre, la où Maguelone institua l'ospital. Et à présent y a une belle église en l'honneur de Dieu et de St. Pierre et St. Paul, auxquels plaise nous resjouyr en toutes tribulations en ce monde et en la fin nous mener en la gloire du paradis."

Dieſe Kirche des heiligen Pierre, die alſo die ſagenhafte Maguelone gebaut haben ſoll, iſt neben einigen kleinen Reſten vom ehemaligen Kloſter heute allein noch übrig von der ganzen Stadt und dem prächtigen Biſchofsſitz, welchen einſt Päpſte und Könige beſuchten. Und auch dieſe Kirche, wie traurig ſieht ſie aus! Oede und einſam erhebt ſie ſich aus dem kleinen, öden und einſamen Eilande. Einige kleine Bäume beſchatten ihren Fuß; aus ihrem Scheitel wuchert Unkraut, das im Seewinde bebt, und die Schiffe, die auf hohem Meere vorüberziehen, würdigen das alte Gemäuer keines Blickes. Kein Anker fällt vor dieſem Ufer, um das ſich einſtens Sarazenen ſo wild gebalgt haben. Einige Rinder, der Schaffner mit Weib und Kind ſind die einzigen Bewohner, und das Land, das ehemals ſo ſtolze Titel trug, gehört als „kleine Propriété" einer ſimplen Profeſſorswittwe aus Montpellier. Will man nicht die romaniſche Bauart der Kirche und einige ſchön ausgeführte Details daran bewundern, fragt man ſich nach wenigen Minuten, warum man denn eigentlich hierher gekommen? Alſo gehen wir um und in die Kirche.

Daß ſie ein lateiniſches Kreuz bildet, verſteht ſich bei einer romaniſchen Kirche, die wahrſcheinlich aus dem elften Jahrhundert ſtammt, von ſelbſt. Auffallender iſt das Eingangsthor, das eine arabiſche Reminiszenz zu ſein ſcheint. Das Thor, oder vielmehr die Thüre — denn es iſt von unbedeutender Höhe und Breite — trägt als Oberſchwelle einen mit großer Zierlichkeit behauenen Monolith, deſſen Basreliefs, Blätterwindungen faſt römiſch anzuſehen ſind. — Rings um dieſe Arabesken läuft folgende ſinnige Inſchrift:

† Ad portum vitae: sitientes quique venite:
Has intrando fores: vestros componite mores.
Hinc intrans ora: tua semper crimina plora.
Quidquid peccatur: lacrimarum fonte lavatur. †

Ueber dem Monolith mit der Inſchrift erhebt ſich ein faſt ſpitziger Bogen, deſſen Giebelfeld von einem ſehr hübſchen Basrelief ausgefüllt iſt, welches Chriſtum, von den Symbolen der vier Evangeliſten umgeben, darſtellt. Der Bogen iſt abwechſelnd aus ſchwarzen und weißen Marmorſteinen gebildet, eine Art zu bauen, wie ſie bei den Arabern in Spanien oft vorkam. Rechts und links von der Thüre befinden ſich noch zwei Basreliefs von ſehr untergeordnetem Werthe und barbariſcher Arbeit: der heilige Peter mit den Schlüſſeln und der heilige Paul mit dem Schwerte.

Aeußerlich iſt ſonſt an der Kirche nichts Bemerkenswerthes. Die Strebepfeiler ſind unbedeutend, die Verzierungen, die ſie einſt getragen haben mögen, ſind verſchwunden. Die Thürme ſind gefallen. Nur über dem nördlichen Tranſept erhebt ſich noch einer um einige Ellen oberhalb des Daches. Intereſſanter iſt die Kathedrale von Innen. Vor Allem erſtaunt man, wie gut ſie ſich da in allen ihren kleinſten Theilchen erhalten hat. Man kann beinahe ſagen, daß kein Stein von ſeiner Stelle gerückt ſei. Es ſcheint eine unbedeutende Zufälligkeit, wenn man hier oder dort ein kleines romaniſches Säulchen ein wenig verwittert ſieht.

Zwei ſchlanke Säulen laufen an den beiden Tranſepten, man möchte ſagen, mit Schnelligkeit die Wände hinan und tragen auf faſt doriſchen Kapitälen die intakte Wölbung. Beleuchtet von den drei Rundbogenfenſtern des hohen Chores, ſcheinen ſie zu leben. Vom Eingange aus geſehen ſchließen ſich die romaniſchen Säulchen zwiſchen dieſen harmoniſch an ſie an, ſo daß die ganze Kirche wie aus Einem Guſſe oder wie zugleich gewachſen erſcheint. Die Säulchen über dem Hochaltar zwiſchen den Fenſtern ſind von beſonderer Feinheit, ihre Kapitäle, wie wir ſie aus der ſchönſten Zeit der byzantiniſchen Kunſt kennen. Daſſelbe gilt von den größeren Säulen, welche rechts und links die Kreuzwölbungen der Tranſepte tragen. Nur daß hier die Kapitälform wechſelt: bald erſcheint ſie beinahe korinthiſch, bald doriſch, bald zuſammengeſetzt, bald mit den phantaſtiſchen Thieren des Byzantinismus. Doch ſtört dieſe Verſchiedenheit der zierenden Details nicht;

ſie verlieren ſich im harmoniſchen Ganzen auf harmoniſche Weiſe, während ſie dem Betrachter des Einzelnen eine nicht nur nicht ſtörende, ſondern vielmehr erfreuliche Abwechslung bietet. — In den Transepten, welche Kapellen bildeten, liegen Bruchſtücke von verſchiedenen Sarkophagen und Ausſchmückungen alter Gräber. Eines derſelben ſchreibt das Volk der ſchönen Maguelone zu; leider iſt es das Grab irgend eines alten Kardinals.

Mittelſt zweier mächtiger Steintreppen ſtiegen wir auf das bemooſte Dach der Kirche, um oben nichts Anders als die Ruinen eines alten Saales, der ſich im Thurme befindet, zu ſehen. Von da vermag man die Inſel in ihrer ganzen Kleinheit zu würdigen; in zwanzig Minuten vielleicht kann man ſie in ihrem ganzen Umfange umgehen. Jenſeits der Sümpfe liegt Ville-Neuve, dahin ſich die Einwohner von Maguelone vor den Sarazenen geflüchtet haben. Ville-Neuve iſt heute nicht viel bedeutungsvoller als das ganz verlaſſene Maguelone; es hat die von dieſem geerbte Herrlichkeit wieder an das ſpäter entſtandene Montpellier abtreten müſſen. „So wandeln die Kronen von Haupt zu Haupt.“ Ville-Neuve iſt der Geburtsort des großen Arnaud von Ville-Neuve, der das 13. Jahrhundert mit ſeinem Ruhme erfüllte. Nicht nur war er hochgefeierter Staatsmann, Gottesgelehrter, Arzt — er verſtand es auch, Gold zu machen und — Branntwein zu deſtilliren. Ihm ſchreibt man wenigſtens die Erfindung dieſes Getränkes zu, das gewiß mehr Leute vergiftet, als Arnaud mit aller Magie jemals geheilt hat. Obwohl er Leibarzt mehrerer Könige von Aragonien und Sizilien, ja ſelbſt des Papſtes geweſen, wurden ſeine Schriften, freilich erſt nach ſeinem Tode, vom heiligen Gerichte zu Tarragona verurtheilt und auf dem Scheiterhaufen als ketzeriſch verbrannt. Er ſtarb im Jahre 1313 — oder wurde, wie man in Spanien ſagte, vom Teufel geholt. Es geſchah ihm Recht, des Branntweins wegen.

Das Meer erſchien mir hier zum erſten Male im Leben als „Waſſerwüſte“. Es iſt todt und öde; die Segel auf ſeiner Höhe ſcheinen ſich zu beeilen, um nur an dieſer Küſte ſo ſchnell als möglich vorbeizukommen. Wäre nicht der Blick auf die ſchöne Cevennenkette mit ihrem Könige, dem Pic St. Loup, das Auge hätte keinen erquicklichen Halt. Stundenweit gegen Norden hat ſich kein ſolider Punkt gefunden, auf dem ſich ein Dorf hätte niederlaſſen können. Nur zerſtreute Landhäuſer oder Mazes erblickt man, und dieſe ſind, der Fieber wegen, unbewohnt. Doch iſt der Boden jenſeits der Sümpfe überaus fruchtbar und fett. In der Nachbarſchaft der beiden Landhäuſer Mans und Merin, wo ich auf meinem Rückwege Freunde beſuchte, ſah ich große Weinſtöcke, die einer einzigen Traube glichen, ſo dicht bedeckt waren ſie von der edlen Frucht. Die Winzerinnen füll'en große Körbe oft mit der Leſe eines einzigen Stockes. Man hat hier auch mehr Wein als Trinkwaſſer. Bei meiner Rückkunft nach Montpellier war ich eigentlich froh, dieſem Sumpflande entflohen zu ſein. Ich hatte nicht viel mehr zurückgebracht, als das Bewußtſein, an einem hiſtoriſch und literariſch denkwürdigen Flecken nicht vorübergegangen zu ſein, das Bewußtſein erfüllter Reiſepflicht.

Die ſchöne Maguelone aber gemahnt mich an eine andere Sage, die ebenfalls im ſüdlichen Frankreich ihren Urſprung hat und bei uns nicht weniger bekannt, ja populärer geworden iſt, als die von der abenteuernden Prinzeſſin. Erinnere ich mich doch ganz deutlich, welche Schauer ich empfand, wenn daheim auf meinem Dorfe der Wind in den Kaminen jammerte und die Magd ſagte: das iſt la bella Melusina — das iſt die ſchöne Meluſine, die weint und klagt, weil ſie nicht zu ihren Kindern kommen kann. Die ſchöne Meluſine hat wirklich und wahrhaftig gelebt, und zwar war ſie die Schweſter des Herzogs Guilhem von Poitiers und die Frau Raimunds von Luſignan. Eigentlich hieß ſie Marie, den Namen Meluſine aber bekam ſie von den zwei Schlöſſern, Melle und Luſignan, die ihrem Gatten gehörten, und welche ſie abwechſelnd bewohnte. Da ſie es liebte, ſich in ihre Gemächer einzuſchließen und Bücher zu leſen, was in ihrem, dem elften Jahrhunderte allerdings einen ſeltenen und ſonderbaren Geſchmack vorausſetzt, war man bald überzeugt, daß ſie darin geheime Künſte und Zauberei treibe, und bald hieß es, daß ſie ſich jeden achten Tag wenigſtens zur Hälfte in einen Drachen oder in eine Schlange verwandle.

Sonderbar iſt es, daß alle dieſe Sagen, ſo wie die, welche ſich auf ihren Bruder, den großen Herzog Guilhem, wie auf deſſen Freund Wilhelm beziehen, nur noch in ſüdfranzöſiſchen Chroniken, wie z. B. in Ademar's, in Fulbert's de Chartres, in Konrad Wecerius' Chroniken und ganz und gar nicht mehr im Munde des Volkes leben. Daß die provenzaliſchen Lieder der großen Troubadourepoche vergeſſen worden ſind, iſt nicht zu verwundern; ſie haben nie dem Volke, ſie haben immer den Höfen und Schlöſſern angehört und ſtiegen erſt zur Zeit ihres Verfalles mit den Jongleurs auf den Marktplatz der großen Städte hinab. Dort konnten ſie mit ihrem ſchönen Klang wohl ziemlich gefallen, mochten aber mit ihrem raffinirten Gefühlsleben dem derben Kern des eigentlichen Volkes nicht zuſagen. Daß aber dieſe Sagen, welche gewiß einen populären Urſprung haben und der Phantaſie des Volkes angemeſſen ſind, ſo ganz ſeinem Gedächtniſſe entſchwanden, darüber darf man ſich, wie geſagt, billig wundern. Auch hier muß der Albigenſer Krieg erklärend aushelfen. Ein mächtiger Blutſtrom fließt er zwiſchen dem alten und neuen Languedoc; in ſeinem cocytiſchen Geheul verhallt, was von jenſeits herüberzudringen ſucht. Man würde es ſonſt nicht begreifen, wie dieſe unendliche Menge von Sagen und Legenden, welche das ſüdliche Frankreich bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts bevölkert haben, und deren ſpärliche Reſte wir nur noch in Büchern auffinden, ſo verſchwinden und der Erinnerung des Volkes entrückt werden konnten, während mehrere, und unter ihnen die ſchönſten, fern von der heimiſchen Quelle noch heute fortleben.

Bevor ich heute mein Tagebuch aus der Hand lege, will ich noch einer literariſchen Myſtifikation erwähnen, die ſich auf Maguelone bezieht, und die nur in der Geſchichte der Meinholdſchen Bernſteinhexe neuerer Zeit ihres Gleichen findet. Vor einigen Jahren trat ein junger Mann in Südfrankreich, ich glaube, es iſt in Aix geboren, plötzlich mit dem urſprünglichen Romane von Peter von Provence und der ſchönen Maguelone auf. Er hatte ihn, wie er ſagte, in irgend einem alten Archiv entdeckt und ließ ihn drucken. Alle Leute vom Fach und alle Akademiker waren entzückt über dieſen Fund, und vorzugsweiſe die Akademiker waren es, welche an die Aechtheit glaubten und alle ſchüchternen Zweifler mit ihrer Gelehrſamkeit niederſchlugen. In Zeitungen und Akademieſitzungen rühmte man die Urſprünglichkeit und Naivität des Gedichtes und pries man das Glück und das Verdienſt des Finders. Nachdem dieſer mit Muße einige Jahre hatte verſtreichen laſſen und die gelehrten Akademiker alle genugſam blamirt waren, trat er mit der Erklärung hervor, daß der ganze Roman von ſeiner Mache ſei, und daß er nichts Anderes gewollt, als ſich über die Akademiker luſtig machen, was ihm denn, wie er dankbar anerkenne, glücklich gelungen ſei. Er erklärte ferner, wie er es gemacht, um ſich vor dem Grammatiſchen Forſcher keine Blöße zu geben. Während ſeiner ganzen Arbeit hatte er mittelalterliche gereimte Romane vor ſich liegen und hütete ſich, nur Ein anderes Wort oder eine einzige andere Wendung anzubringen, als die er in ſeinen Vorbildern gefunden. Nach dieſer Erklärung fehlte es natürlich wieder nicht an Leuten, die den Betrug geahnt hatten, ebenſo wenig als an Tadlern, die das Werk in ſeiner ganzen Compoſition als ein verfehltes und mittelmäßiges bezeichneten. Es ging ihm, wie es Macpherſon gegangen wäre, wenn er nicht ſeinen Mund zu halten gewußt hätte, und wie es dem armen Chatterton erging, nur daß der Verfaſſer des Romans Maguelone ſich die Sache nicht ſo zu Herzen nahm wie der engliſche Dichter, und heiteren Muth genug hatte, über die Gelehrten zu lachen und ſeinen Roman, nachdem er ihm Spaß genug gemacht, wieder in Vergeſſenheit ſinken zu laſſen.

Montpellier, im October [illegible]

Mit reicheren Eindrücken, als Maguelone gewährt, kehrt man von Sanct Guilhem le deſert oder Saint Guilhem du deſert zurück. Schon der Weg dahin bietet Manches, was da intereſſant iſt. Aber um Alles zu genießen, muß man ſich ſchmerzlich früh aufmachen, wenn man noch am ſelben Tage, wenn auch ſehr ſpät, nach Montpellier zurückkehren will; denn Saint Guilhem le deſert liegt zwiſchen den Hérault tief im Gebirge verſteckt, mehrere Meilen fern von der Hauptſtadt des Departements. So ſaßen wir an einem ſchönen Frühlingstage ſchon um vier Uhr Morgens in einem breiten, bequemen Wagen und fuhren dem Weſten zu. Es war eine phantaſtiſch zuſammengewürfelte Geſellſchaft. Neben mir im Wagen ſaß eine der ſchönſten Profeſſorsfrauen, die je eine Univerſität geſehen hat; mir gegenüber ein erzkatholiſch geſinnter Profeſſor, neben dieſem ein ehemaliger Präfect Ledru Rollin's und auf dem Bocke neben dem Kutſcher, mit der Mappe unter dem Arm, ein Mann, der ſich den Teufel um alle Politik, wohl aber um jeden Strauch am Wege, um jedes Wölkchen am Himmel und jeden Schatten in den Schluchten des Gebirges kümmerte. Es war das unſer Freund und Führer, der von Allen, die ihn kennen, „der Vater der Natur" genannt wird. Man könnte ihn hier zu Lande auch den Vater der Kunſt nennen, denn wie er ſich bemüht, die ſchönſte Muſik der größten Meiſter im Lande zu naturaliſiren, ebenſo hat er durch ſeine angeſtrengten Arbeiten alle Reſte alter Kunſt, die ſich in dieſem Lande finden, aus der Nacht barbariſcher Vergeſſenheit gerettet, indem er ſie gezeichnet, beſchrieben und in verdienſtvollen Sammlungen dem Publikum übergeben hat. Auch Saint Guilhem mit ſeinen architektoniſchen und natürlichen Schönheiten verdankt ihm die Auferſtehung aus der Vergeſſenheit. Konnten wir einen beſſeren Führer haben als dieſen Vater der Natur, der jeden Baureſt, jeden maleriſchen Winkel in ganz Provence und Languedoc kennt und mit Verſtändniß deutet?

Ungefähr eine Stunde hinter Montpellier kamen wir an den Ueberreſten eines alten Schloſſes vorbei, das in der Ebene an einem Bache liegt; was davon noch übrig iſt, weite Marſtälle und ein großes Theater, weitläufige Mauern eines großen parkähnlichen Gartens, zeugen von üppiger Pracht. Es gehörte ehemals einem Fermier general oder Steuerpächter unter Ludwig dem Fünfzehnten — iſt alſo vom Schweiße des Volkes gebaut. Man ſagt, daß der König einmal daſelbſt eingekehrt und daß zu dieſer Gelegenheit das prächtige Theater gebaut worden ſei. Dafür durfte der Fermier general dem armen Volke einige Millionen mehr erpreſſen. Dieſer Spekulant war ein Parvenü und kam nur durch die größte Frechheit zu der von ſo Vielen beneideten Stellung. Urſprünglich war er nichts als ein Müſſiggänger, der ſich in den Gaſſen von Paris umhertrieb und nicht wußte, was mit ſich und ſeinem Magen anzufangen. Die geheime Polizei war damals noch nicht ſo ausgebildet, um jedes verlorene Subjekt beſchäftigen zu können. Da hörte der Edle, daß in Verſailles die Steuer zu verkaufen ſei, daß ſich aber kein Pächter finde, weil man zu enorme Summen forderte. Die Pompadour war von ſo großen Bedürfniſſen geplagt! Er verſchafft ſich ſo viel Geld, um für einen Tag die prachtvollſte Equipage, mehrere Bediente und ein Hofkleid miethen zu können. So ausgerüſtet fährt er in Verſailles vor — die Wachen machen dem großen Seigneur Platz, und er dringt mit Geräuſch bis in das Vorzimmer des Königs, dem er ſagen läßt, daß ſich ein Steuerpächter melde, bereit, auf die Forderungen des Hofes einzugehen. Der König nimmt ihn mit Empreſſement auf, und der Handel wird abgeſchloſſen. Dem neuen Fermier general, der keinen Sou in der Taſche hat, iſt es nicht ſchwer, ſich ſofort große Summen zu verſchaffen, die er als Abſchlagzahlung erlegt; den Reſt hat er bald aus dem Volke herausgepreßt, und was darüber, füllt ihm die Taſchen. In Kurzem iſt er ein reicher Mann; er weiß ſich in ſeiner Stellung zu erhalten, gibt dem Könige Feſte und der Pompadour Baares, und wird ſo einer der glorioſeſten Fermiers generaux, die jemals Frankreich beglückt und die Revolution geheizt haben.

Jenſeits ſeines Schloſſes verlieren wir uns im Mittelgebirge, das die Cevennen vom Meere trennt. Die Straße geht eine Zeitlang an tiefen Schluchten hin und durch Thäler, die nicht einmal von einzelnen Hütten bevölkert ſind. Die grünen, nur von Gras bedeckten Hügel, obwohl viel weniger großartig, erinnern hier und da an einzelne Gegenden des Weſthighlands in Schottland. Nach drei Stunden ungefähr kamen wir, nachdem Gignac paſſirt war, in Aniane, einem kleinen, netten Städtchen von ungefähr dreitauſend Einwohnern an. Aniane beſitzt noch Reſte eines Kloſters, welches die kultivirenden Benediktinermönche, der reſpektabelſte aller Orden, die das Mittelalter hervorgebracht, gebaut haben. Der heilige Benediktus von Aniane ſelbſt hat es gegründet. Er war der Sohn eines gothiſchen Grafen von Maguelone und wurde kurze Zeit vor der Zerſtörung ſeiner Vaterſtadt durch Karl Martell geboren. Trotzdem brachte er ſeine Jugend am Hofe Pipin's des Kleinen zu. Aber das Hofleben mochte ihm nicht behagen, und er gründete am Fluſſe Anian, welcher heute Corbiere heißt, ein Kloſter, das bald von dreihundert Mönchen bewohnt war. Ihre Geſellſchaft mag nicht die angenehmſte geweſen ſein, denn Benedikt verließ ſie und ging wieder zu Hofe, aber nur um am Ende dieſen aufs Neue zu verlaſſen. Er kehrte ins Kloſter zurück, wo er im Jahre 821 ſtarb und zu den Heiligen einging. Das Kloſter, das er gegründet, wurde nie vollendet, und die großen Bruchſtücke wurden zur Zeit der Revolution zu einer Pfarrei, einer Gemeindekirche und einer großen Fabrik verwendet. Das Kloſter ging zu Grunde, aber die Bürgergemeinde, die ſich ringsumher anſiedelte und dem frommen Hauſe ihren Urſprung verdankt, beſteht noch heute und bildet das freundliche Städtchen Aniane. Auch die guten Bücher und Chroniken, welche die Benediktiner geſchrieben, beſtehen noch und leiſten uns nützliche Dienſte — auch die Felder und Wieſen, die ſie geſchaffen, da ſie mit dem Beile der Geſittung Wildniſſe ausrodeten und Felſen urbar machten, blühen noch heute und tragen Früchte für Menſch und Vieh.

Aniane hat noch manche hübſche Volksſitte aus dem Mittelalter erhalten. So z. B. iſt es Brauch, daß alle Neuverheiratheten Sonntag vor Karneval Lorbeerzweige an die Giebel ihrer

Häuſer ſtecken. Die Männer wandern von Haus zu Haus und ſammeln die Lorbeerzweige ein, angeführt vom älteſten Ehemann des Jahres, und Alle trinken in jedem Hauſe, das einen Lorbeerkranz trägt. Des Abends werden mit der Fackel in der Hand auf dem großen Platze vielerlei Tänze ausgeführt, an denen die Weiber nicht Theil nehmen. Dieſer Umſtand, die Fackeln und der Lorbeer deuten vielleicht auf den griechiſchen Urſprung des Tanzes und der ganzen Sitte hin. Den Tänzern folgen durch alle Windungen des Tanzes die Greiſe des Ortes und tragen ihnen weingefüllte Flaſchen und Becher nach, die während des Tanzes geleert werden.

Ungefähr eine halbe Stunde hinter Aniane gelangt man endlich an die Brücke des Herault und an den Eingang des furchtbar wilden Thales, das nach Saint Guilhem le deſert führt. Die Brücke ſoll auf römiſchen Fundamenten ruhen und ein Theil der Römerſtraße geweſen ſein, die nach Toulouſe führte. Unweit von der Brücke liegt das Dorf Saint Jean de Fos, und etwas weiter das uralte Schloß Montpeyroux. Dieſe ganze Gegend iſt von ihr eigenthümlichen Geiſtern, die man Drac nennt, bevölkert. Ihr Hauptſitz iſt eine Art Brunnenabgrund zu Montpeyroux. Doch gibt es gute und böſe Drac's, und gelehrte Ausleger ſehen in den erſten die Laren und Penaten, in den letzteren die Lemuren der Alten. Die guten gehen oft in Menſchengeſtalt unter die Leute auf den Markt in die Stadt, zu Hochzeitsfeſten u. ſ. w., wie wir das von unſeren Waſſermännern kennen. Die böſen ſchieben ihre Kinder den Ammen in die Arme, und oft ſaugt ſo ein Drackind zwanzig Ammen das Leben aus. Oft laſſen ſie goldne Stäblein, Ringe oder Becher auf dem Fluſſe ſchwimmen, und wenn ein Kind herankommt, um das glänzende Spielzeug zu holen, ziehen ſie es tückiſch in die Tiefe. Nicht alle wohnen in jenem Brunnen, viele hauſen auch, wie unſere Kobolde und Wichtelmännchen, in verlaſſenen Wächterhütten oder in verſteckten Winkeln bewohnter Häuſer. St. Jean le Fos iſt neben ſeinen Geiſtern wegen der großartigen Kapernfabrikation berühmt, welche den Ort reich und die Gaſtronomen Frankreichs und Europas glücklich macht.

An der Heraultbrücke angekommen, ſteckte die ſchöne Frau Brizeux' Idylle „Marie", aus der ſie uns vorgeleſen hatte, um uns für ihren Lieblingsdichter zu gewinnen, in die Taſche. Und ſie that Recht daran. Das iſt keine Scene, kein Schauplatz für die Idylle, was ſich an der Heraultbrücke vor uns aufthat.

Tief unter dieſer Brücke, die ein ſchöner, hoher, aus mehreren Bogen beſtehender Bau iſt, kommt der Fluß Herault aus der furchtbaren Schlucht hervor. Er ſcheint aufzuathmen, er ſcheint das Gefühl des eben Geretteten zu haben. Ruhig bleibt er unmittelbar vor der Brücke ſtehen und breitet ſich gemächlich aus, um das Licht der Sonne mit Behagen einzuſaugen und ſich mit klarem Blicke, froh des Daſeins, in der Welt umzuſehen. Seit Stunden iſt ihm ja dieſes Glück nicht zu Theil geworden. Er kommt aus Nacht hervor, er tritt aus einer Miniaturhölle. Wir gingen ihr entgegen, indem wir aus dem Wagen ſtiegen, die Brücke überſchritten und jenſeits, auf dem rechten Ufer des Herault, nordwärts unſere Wanderung fortſetzten. Dort drängt ſich die Straße am Fuße einer ungeheuren Felſenwand zwiſchen dieſer und dem Fluſſe St. Guilhem entgegen, und zwar in krampfhaften Krümmungen, als hätte ſie Angſt, in den gähnenden Abgrund zu gleiten. Da unten aber iſts fürchterlich.

Bald klappten die beiden Felswände, die an der Heraultbrücke enden, wie zwei Kerkerthüren hinter uns zuſammen. Das offene Land verſchwand — wir waren in der Gebirgswüſte. Da gedeiht kein Grashalm, kein Blümlein, kein Strauch. Wo ſollte auch an dieſen ſteilen Wänden eine Handvoll Dammerde haften können? Nur der kecke, doch leicht zerbrechliche Feigenbaum ſtreckte hier und da aus einer Ritze ſeine Fahne hervor — doch ſah er verzweifelt aus. Uns zu Füßen aber rollte und grollte es, ziſchte und pfiff es. Die große Schlucht iſt von einer ſchmaleren, ihrer ganzen Ausdehnung entlang, durchſchnitten, und in dieſer zweiten Schlucht quält ſich, immer hörbar, ſelten zu ſehen, der

Herault ab. Man muß frech auf Felſenvorſprünge treten, wenn man ihn da unten in ſeinem Marterbette erblicken will. Ach, wie er ſich klagt! wie ihn die Felſen zerreißen, wie er ſich windet, wie er weint, und wie er ſchäumt vor Wuth, und das Alles in dunkler Kammer. Nur zwei habe ich noch ſo leiden ſehen: die Reuß, wie ſie den Gotthardsberg hinab tollt, und die Aar, da ſie von der kalten Grimſel ihrem gewiſſen Falle entgegenjammert. Es iſt ein ſehr unglücklicher Fluß, der Herault, und ſeine Laufbahn eine der martervollſten, und das Alles, um ſchon nach wenigen Stunden mit Einbuße ſeiner Individualität im All, im Meere aufzugeben. Ein ſchöner Troſt, der Shelley'ſche: Du bleibſt im All! Wir können doch nie umhin, bei Flüſſen an individuelles und menſchliches Leben zu denken, und das iſt natürlich. Es gibt nichts in der Natur, was an das menſchliche Daſein ſo ſehr erinnert. Die Pflanze iſt unbeweglich und ſtumm und darum ſo ferne von uns, den ſo Bewegten, Weinenden und Jubelnden. Unter den Flüſſen aber gibt es kleine und mittelmäßige und große und gewaltige. Jeder hat ſeinen beſonderen, ihm eigenthümlichen Charakter; jeder hat ſeinen Lebenslauf, ſein Schickſal. Jeder wirkt auf ſeine Weiſe; jeder hat ſeine Quelle, wächſt durch ihm eigenthümliche Zuflüſſe und endet wie der Menſch, indem er in einem anderen aufgeht, ſich verdunſtet, im Sande verliert, oder im großen All regelmäßig beſtattet wird und unerkannt in Atomen wieder auferſteht. Der eine und der andere verliert ſich mitten in ſeinem ſtolzen Laufe — tout comme chez nous.

Was aber den Herault betrifft, ſo hat er ſein ganz beſonderes Schickſal. Seit Jahrtauſenden arbeitet er daran, ſich einen ordentlichen Weg zu bahnen, und je mehr er arbeitet, deſto ſchlimmer wird ſein Pfad. Je mehr er wühlt, deſto größer wird das Labyrinth von ausgeſchwemmtem Geſtein, durch das er ſich zu winden hat, und deſto tiefer und der Sonne immer mehr entrückt wird ſein Bett. So kommt es auch, daß dieſes unten viel, viel breiter als oben, und daß es zum größten Theile ganz überdacht iſt. An einer Stelle ſtreckt ſich eine Felsplatte ſo breit, weit und dünn hervor, daß ſie ihren Namen, Regenſchirm des Herault, verdient. Da wir es ſahen, kam eben viel Regenwaſſer, das ſich im Gebirge geſammelt hatte, aus einer Seitenſchlucht hervor und floß über das Parapluie in hundert kleinen Bächen wie ein Schleier hinab in die Tiefe, daß es unten erklang. Es war lieblich anzuſehen und anzuhören.

Daß der Herault kein Jüngling mehr an Jahren, erkennt man da, wo das Ufer nicht ſo ſteil iſt, an dem aufgehäuften Geſtein, mit deſſen Ausſchwemmung und Polirung er gewiß Jahrhunderte lang beſchäftigt geweſen ſein muß; ja, vielleicht war das urſprüngliche Bett des Knaben Herault das ganze obere Felſenthal, das er nach und nach durchgewühlt bis zu der ſchmalen Schlucht, in der er ſich jetzt aufhält. In der That hat das Ganze etwas vom Urweltlichen, und wir in unſeren Fräcken und modernen Kleidern, wir Touriſten, Profeſſoren, Profeſſorenfrauen und Präfekten waren anachroniſtiſche Wandler auf einem Boden, mit dem Ichthyoſauren beſſer zuſammenſtimmen würden. Etwas weiter gegen St. Guilhem le deſert am linken Ufer friſtet ein erbärmlicher Eichenhain, an die Felswand geklammert, ein erbärmliches Daſein: ein wahres Symbol der Schwäche, die Eiche in ihrem Verfall. Dem Eichenhaine gegenüber, am rechten Ufer hoch über der Straße, haben zwiſchen Fels und künſtlich aufgeführten Mauern die Menſchen einige Dammerde zuſammengetragen, in welcher Olivenbäume und Weinreben ſtecken. Traurige hängende Gärten! Von Zeit zu Zeit kommt ein Wildbach und trägt Mauern, Dammerde, Olivenbäume und Reben hinab in den Grund, dann kommt der Menſch, ringt die Hände, trocknet die Thränen und trägt ſie wieder hinauf, um im nächſten Frühling oder Herbſt dieſelbe Arbeit von Neuem zu beginnen.

Aber ich habe einen der ſchönſten Punkte, der ſich unſern vom Eingange in das Thal findet, überſprungen, doch gehört er zu den maleriſchen. Das iſt die Mühle von Clamous. Sie ſteht keck und prächtig mit einem Thurme verſehen am Rande des Abgrundes. Die Waſſer des Herault's, des wilden, tollen, ſchwermüthigen, ſind zu unpraktiſch, um, wenigſtens hier, nützlich ein nützliches Mühlrad zu treiben. Darum bezieht die Mühle den nöthigen Waſſerverbrauch aus der Fontaine de Clamous (fons clamosa), die nicht fünfzehn Ellen fern von der Mühle in ihrer Wiege liegt. Dieſe Wiege iſt eine gewaltige Grotte im Felſen, aus welcher der Quell mit ſo ungeheuerer Waſſermenge hervorkommt, daß er gleich an ſeinem Urſprung Mühlräder in die wildeſte Bewegung zu ſetzen vermag. Sein Waſſer iſt hell und grün, wie es aus dem Felſen hervorkommt, aber ſilberweiß und perlend, wie es als Katarakt von der Mühle hinabſtürzt in den Herault. Wie ſchnell iſt dieſes Geſchick erfüllt nach einem Wege von fünfzehn Schritten, und doch wie nützlich. Man ſagt, daß das Waſſer der Grotte mit den Gewäſſern des Sees von Thau bei Cette, mit dem Dracbrunnen, mit den Quellen von Montpellier u. ſ. w. durch unterirdiſche Gänge in Verbindung iſt. Was iſt nicht glaublich in dieſem durchhöhlten Lande?

In der Nähe der Mühle von Clamous gibt es noch mehrere kleinere, die aber nicht ſo befeſtigt und mit keinem Thurme geſchmückt ſind. Sie ſehen wie große Maulwurfshügel aus, oder auch wie kleine, aus Backſteinen gebaute mexikaniſche Tempel, wie wir ſie aus Abbildungen kennen. Sie ſind oben und nach den Seiten abgerundet, wie abgeſpülte Steine, damit die Fluth des Herault, der oft austritt und das ganze Thal erfüllt, deſto unſchädlicher über ſie dahingehe. An dieſen Mühlen verloren wir den „Vater der Natur“ aus unſerer Geſellſchaft; er ließ uns allein weiter wandern und pflanzte ſich mit ſeiner Zeichengeräthſchaft auf einen ausgeſchwemmten Stein im Angeſichte des Thurmes auf. Der Punkt, wie geſagt, verdient dieſe Aufmerkſamkeit, und der Künſtler, der an ihm vorüberginge, wäre kein rechter Künſtler. Nicht viel weniger ſchön iſt es weiter oben, wo die Trümmer eines Feudalbaues mit einem Thurme kahl, melancholiſch, aber harmoniſch mit der ganzen Umgebung in das dunkle Bett des Gebirgsſtromes hineinſehen.

In der Nähe von St. Guilhem wird es freundlicher. Wenn man auf der Wanderung bis hierher vergeſſen, daß man die kunſtvolle Straße, auf der man gewandelt, den fleißigen Benediktinern dankt, ſo wird man hier gewiß durch die kleinen, grünen Wieſen, durch die ſchattigen Bäume, die ſich ſchon buſchweiſe um den Eingang in das Dorf drängen, daran erinnert, daß dieſe Civiliſatoren einmal hier gewaltet haben.

Aber bevor wir in den Flecken St. Guilhem eintreten, habe ich noch eines ſonderbaren Dings zu erwähnen, das ſich unmittelbar davor befindet. Es iſt das eine Hängebrücke der eigenthümlichſten Art, wie ſie gewiß nicht wieder in Europa zu finden iſt, und die an Einfachheit und Urſprünglichkeit ſelbſt die indianiſchen und indiſchen weit hinter ſich zurückläßt. Sie führt über das Abgrundbett des Herault und beſteht aus einem einzigen Seile. Das Seil iſt an beiden Ufern ſolid befeſtigt. An dem Seile hängt ein kurzes Stricklein, das oben ein Rädchen hat, welches am Seile hinläuft und unten einen kleinen Stab von ungefähr einer Elle querüber trägt. Auf dieſen Stab ſetzt man ſich, indem man beide Beine darüberſtreckt, ſo daß man das Stricklein, an dem er hängt, vor ſich hat. Mit den Händen hält man ſich am oberen Seile. Da dieſes Seil nicht ſtraff geſpannt iſt, ſondern eine Kurve bildet, fliegt man, ſobald der Fuß das Ufer von ſich ſtößt, weit über die Mitte der ganzen Brücke hin und durch das eigene Gewicht faſt die Hälfte der aufſteigenden Kurve hinan. Den kleinen Reſt der aufſteigenden Kurve überwindet man leicht, indem man, noch bevor das Rädchen in Ruhe kommt, mit der einen Hand das Seil erfaßt und ſich weiter hinauf bis ans Ufer hinarbeitet. Ich ſah ſo ein altes Weib, das einen großen Bündel Brennholz auf dem Kopfe trug, mit größter Geſchwindigkeit über den Abgrund des Herault fliegen. Schöner war der Anblick, als ein junges Mädchen mit der Harfe im Arme herüberſchwebte. Es ſah geiſterhaft aus. Nur der Mondſchein fehlte, um an einen über Abgründen ſchwebenden, ſingenden Elfengeiſt zu glauben.

Endlich müſſen wir doch in St. Guilhem eintreten. Ich thue es mit Zagen, da ich doch einmal die Verpflichtung übernommen habe, dergleichen zu beſchreiben, und die begründete Angſt fühle, dieſer Verpflichtung nicht nachkommen zu können. Einem Deutſchen iſt es ja nicht erlaubt, ſich ſo zu helfen, wie es ein franzöſiſcher Reiſebeſchreiber gethan, indem er einfach ſagte: Ein Maler müßte in St. Guilhem wenigſtens acht Tage zubringen. Wahr iſt er, dieſer ächt franzöſiſche Touriſtenſatz, aber von den mannigfachen Schönheiten St. Guilhem's gibt er denn doch keinen Begriff. St. Guilhem le deſert liegt links von der Straße, auf der wir bis jetzt gewandelt und die weiter dem Herault entgegen in die Cevennen führt, am Eingang in ein großes Keſſelthal. Dieſen Eingang füllt es ganz aus mit uralten Häuſern und mit einer überaus üppigen Vegetation. Dem Ankommenden breitet es zwei Arme entgegen, wie zur Umhalſung. Zwiſchen dieſen zwei Häuſerarmen, die mit ihren Granatbäumen, Pinien u. ſ. w., mit ihren von Epheu überdeckten Wänden und Giebeln auch einem großen Halbkranze ähnlich ſind, befindet ſich ein tiefes Baſſin, in das, mitten aus den Häuſern kommend, die Waſſer des Gebirgsbaches Verdus in herrlichen Kaskaden hinabplätſchern. Das Baſſin iſt von Waſſerpflanzen aller Art angefüllt und ſeine Ränder mit dichtem Buſchwerk beſetzt, in welchem unzählige Nachtigallen ſingen. Am Gelände dieſes Beckens ſtanden wir wie gebannt und ſchweigend. Hinter uns erhob ſich eine ungeheure, himmelhohe Felswand, die von Grotten durchwühlt iſt. Aber dieſe bekommt man nicht zu ſehen, ſie ſind von einem dichten, dicken Epheuſchleier verdeckt; auf ihren Vorſprüngen prangen Granatbäume mit ihren rothglühenden Blüthen. Vor uns, aber jenſeits des Baſſins und des Dorfes, auf dem gegenüber hoch und allgewaltig ſich erhebenden Felsberge ſtehen die Ruinen eines Schloſſes, das man das Schloß Don Juan's nennt. Es hat an der ſteilen Wand nirgends Platz genug gefunden, um ſich gemächlich niederzulaſſen, und ſo ſteht es auf einzelnen Abſätzen, ein Theil über dem andern, und ſieht aus, als ob es mit Mühe den Berg hinanklimmen wollte, mit Mühe und doch kühn und keck, wie ein Gemſenjäger. Kaum begreift man, wie es ſich da oben erhalten kann. Wer war dieſer Don Juan, der da oben ſein Neſt hingeklebt hatte? Niemand wußte es mir zu ſagen, und ſo ſchließe ich aus dem Namen, daß es einer der Herrn geweſen war, die mit Peter von Aragonien ins Land kamen. Was er immer geweſen, er hatte gewiß für Schönheiten der Natur ebenſo viel Sinn, als ſein verrufener Namensbruder für die Reize des Weibes, und mit derſelben Keckheit nahm er ſie in Beſitz. Am Fuße des einen Schloßthurmes ſaß ein Hirtenknabe, klein wie ein Punkt, und rings umher in dem gelben Geſtein ſuchten Schafe und Ziegen ihr Futter. Ihre Glocken klangen melodiſch zuſammen mit den Nachtigallenliedern in der Tiefe. Und noch habe ich von den Kloſterruinen, von dem alten Kirchthurme, von den gothiſchen Fenſtern in allen, auch den kleinſten Häuſern, die rings um das Baſſin aus Bäumen und Gebüſch hervorblicken, nichts geſagt. Ich will es auch fürder nicht thun, ſondern einfach meine Wanderung fortſetzen.

Wir gehen um das Baſſin herum und gelangen auf den Hauptplatz des Dorfes, der einen einzigen Ausgang hat und von uralten Häuſern, von den Ruinen des Kloſters und der Kirche aus Karl des Großen Zeiten, gebildet wird. In der Mitte plätſchert der Brunnen, der das ganze Mittelalter hindurch auf wunderbare Weiſe heilende Kraft übte; der ganze Platz, ſo ſchön, ſo maleriſch, als nur irgend einer der Welt, iſt noch heute ein Stück Mittelalter, ſo wohl erhalten, wie die Mauern von Aigues-Mortes.

St. Guilhem le deſert iſt von einem der Paladine und Neffen Karls des Großen gegründet, von Wilhelm von Aquitanien, auch Wilhelm Kurznaſe genannt, welcher in mancher Chronik des Mittelalters und in einem gereimten Romane gefeiert wird. Nachdem er ſich gegen die Sarazenen als Held bewieſen und am Hofe Karoli Magni ein etwas liederliches Leben geführt hatte, wurde er mit einem Male fromm und gründete dieſes Kloſter, welchem er ſeinen Namen gab. Vor ihm hieß der Flecken Gellone. Er ſetzte ſich mit dem heiligen Benediktus von Aniane ins Einvernehmen und lernte von ihm, wie man Klöſter gründet und Mönche in Zucht bringt. Kaiſer Karolus unterſtützte ihn, indem er ihm ein Stück des wahren Kreuzes verehrte, welches Wilhelm von Aquitanien, der ſpätere heilige Wilhelm, in einem eiſernen Kaſten und zu Fuße vom Hofe Karls des Großen, vielleicht von Aachen oder Ingelheim, bis hierher trug. Bei dieſer Gelegenheit ſoll er ſich ein Weh angethan haben, daran er ſein ganzes Leben lang zu tragen hatte. Die Mönche, die er in Saint Guilhem verſammelte, gaben ihm auch viel zu ſchaffen, bevor ſie es lernten, ſich in die Zucht und Regel des heiligen Benediktus zu fügen. Trotz dieſer traurigen Erfahrungen, die er in der Frömmigkeit machte, bewog er doch zwei ſeiner Schweſtern, ein Gleiches zu thun und in ein benachbartes Kloſter zu gehen. Er ſelbſt ließ ſich im Jahre 806 einkleiden und ſtarb als ein Heiliger.

Von dem großen Kloſtergebäude, das er gründete, ſind nur noch ſchwache Reſte übrig. Ein ſchöner, von romaniſchen Säulchen getragener Gang, das Bruchſtück einer breiten und ſchön angelegten Treppe und Spuren von Gemächern, die ſich in den oberen Stockwerken an die Kirche lehnten. Der Kloſterhof iſt von Unkraut überwuchert und ſeine Wände von Epheugewinden und allerlei Flechten bedeckt; hie und da blicken byzantiniſche Skulpturen als Thier- und Menſchengeſtalten hervor. Die Kirche aber iſt faſt ganz ſo erhalten, wie ſie wahrſcheinlich im zehnten oder elften Jahrhunderte, da der romaniſche Styl ſchon nach der Höhe zu ſtreben anfing, renovirt, ausgebaut oder vielleicht ganz und gar neu aufgeführt worden, und iſt jedenfalls eines der intereſſanteſten Denkmäler vorgothiſcher Architektur. Hier iſt noch keine Spur von jener Ahnung des Spitzbogens, wie ſie in Saint Trophime zu Arles ſchon hervortritt; im Gegentheil weiſt Alles zurück auf dunkle, antike Erinnerungen. Im Einklang mit dieſer Kirche ſtehen viele einzelne Häuſer des Fleckens, die nach und nach von dem reichen Kloſter, wahrſcheinlich für ſeine Beamten, oder von einzelnen Reichen, die ſich hierher zurückgezogen, ohne ſich einkleiden zu laſſen, gebaut worden ſind. Darunter ſind manche in ächt gothiſchem Style ausgeführt.

Hinter dem Flecken Saint Guilhem le deſert öffnet ſich mit einem Male groß und breit ein furchtbares Keſſelthal, welches, die Pforte gegen den Herault zu ausgenommen, keinen anderen Ausgang hat, als denjenigen, den der hier hauſende Adler findet, den Ausgang dem Himmel entgegen. Ringsumher im weiten Kreiſe erheben ſich ſteile, oft ſenkrecht abfallende ungeheure Felswände, aus denen zahlloſe einzelne Felſennadeln in den verſchiedenſten Richtungen und Bildungen hervorragen. In ihren Löchern, die unnahbar ſind, hauſt der Adler und verenden die Lämmer, die er den Heerden unten in den Thälern entführt. Es iſt ein Thal, wie es im orientaliſchen Märchen vorkommt, aus dem man nur auf den Flügeln des Greiſes oder mit Hülfe des magiſchen Pferdes der Abbaſſiden entkommen kann.

Doch haben die Menſchen, längs der Wände über dem Steingerölle, das ſich an ihnen aufgehäuft, einen Pfad angebracht, der wie eine Galerie auf- und abſteigend ringsherum führt. Auf dieſem Pfade ſetzten wir, von zwei Hirtenknaben geführt, unſere Wanderung fort. Ueber halsbrecheriſche Viadukte durch Luftſtrömungen, die an manchen Stellen aus den Klüften hervorkamen und ſo gewaltig rauſchten und fortriſſen wie Wildbäche, gelangten wir endlich an jenem hohen Punkte an, wo der Verdus, gerade Saint Guilhem gegenüber, aus einem kleinen Walde hervorkommt und ſich in kühnen Sprüngen hinabwirft in den Thalgrund. Da unten nährt er Wieſen und Flachsfelder, welche die Tiefe mit einem grünen, ſaftigen Teppiche bedecken und mit den gelben Felswänden ringsumher auf das Schönſte kontraſtiren. Die Hirtenknaben, unſere Führer, wollten ſich vor uns mit ihrer Geſchicklichkeit produziren und manches Adlerneſt erklettern; aber ſie glitten jedesmal an den polirten Wänden ab. Am Verdus angekommen, verboten ſie uns, von dem Waſſer zu trinken oder auch nur die Hand hineinzutauchen. Aus ihrem ſchwerverſtändlichen Kauderwälſch entnahmen wir, daß ſie es für vergiftet halten, ſo lange es hier oben fließt, aber für unſchädlich, ſobald es unten im Thale angelangt iſt. Auch von giftigen und verzauberten Thieren, die ſich da oben an den Quellen aufhielten, kauderwälſchten ſie und zeigten eine große Scheu vor den Spinnweben und Raupenneſtern, die allerdings ungewöhnlich groß überall am Geſträuche hingen.

Als wir nach Saint Guilhem le deſert zurückkamen, lag ſchon Dämmerung auf dem Thale, und wir konnten die Mühle, die oberhalb des Fleckens liegt und noch aus den Zeiten des Gründers ſtammen ſoll, nicht mehr beſuchen. Kaum, daß wir Zeit hatten, den „Vater der Natur", der ſich in den Klippen des Herault verloren hatte, aufzuſuchen. Mit Gewalt riſſen wir ihn vom Buſen ſeiner Tochter los, warfen ihn und ſeine gefüllte Zeichenmappe in den Wagen und fuhren gegen Montpellier zurück, wo wir erſt gegen Mitternacht ankamen. Den Platz von Saint Guilhem le deſert, den idylliſchen Frieden, der darauf lagerte, als ſich des Abends, da wir abreiſten, die Einwohner in Gruppen vor ihren altromantiſchen Häuſern ſammelten, da die Glocke der alten Kirche ertönte und die Heerde vom Schloſſe Don Juan's zurückkehrte — ja ganz Saint Guilhem le deſert mit all ſeinem Schönen, ich nahm es daguerreotypirt in meinem Gehirne mit, und ich will das Lichtbild ſo gut verwahren, daß es ſich nie und nie verwiſchen ſoll.

* * *

Und ſo habe ich den Herault überſchritten und mit ihm die Gränze, die ich mir geſteckt hatte. Da drüben liegt noch ſchönes und hiſtoriſches Land; Toulouſe mit ſeinem Kapitol und mit den Schlachtfeldern der Albigenſerſtreiter; Béziers, der Geburtsort Matires von Ermengaud, des Vorläufers Dante's; Rouſſillon und Perpignan mit den ſüßen Weinen und noch ſüßeren Frauen; die Pyrenäen mit ihren Höllen und Paradieſen — aber es iſt genug für dieſes Jahr. So packe ich die loſen Blätter zuſammen, ſchicke ſie an den Verleger und frage: Wollen Sie es auch mit Dieſem wagen? — Wenig oder nichts habe ich an den loſen

Blättern arrangirt oder redigirt, ſondern gebe ſie ſo, wie ſie meiſt an Ort und Stelle, oder nach Notizen unmittelbar nach der Einkehr in mein Standquartier niedergeſchrieben wurden. Ich gebe ſie ſogar mit manchen Wiederholungen und Widerſprüchen; denn dieſes Verfahren halte ich für erſprießlich, wenn man eben nichts als ein Tagebuch geben will, deſſen einzige Tugend oft die Unmittelbarkeit, das Friſche und gewiſſermaßen unabſichtliche Wiederſpiegeln iſt. Der leichteren Orientirung wegen habe ich meine Ausflüge geographiſch geordnet, ohne auf ihre chronologiſche Folge Rückſicht zu nehmen. So kommt es, daß der Mandelbaum auf der einen Seite blüht, während er auf der folgenden ſchon in Früchten ſteht. So darf der wohlwollende Leſer auch in dieſer Beziehung nicht den allzukritiſchen Maßſtab an die beiden Bändchen legen; ſie ſollen nur ein Andenken ſein, das die Freunde in der Heimat zur Erinnerung zwingt, und ein liebender Gruß an das theuere Vaterland — ein Oelzweig, den ich am Wege abbreche und ſegnend gegen Nordoſten ſchwinge. Von einem Fortſchritte, von weiterer Entwickelung zu zeugen, fällt dieſem anſpruchloſen Tagebuche nicht ein. Es iſt noch eine Frage, ob in der Ferne, unter dem Einfluß der Angſt, dem Vaterlande entfremdet zu werden — ob unter dieſen Umſtänden und manchen anderen traurigen, überhaupt von ruhiger Entwickelung die Rede ſein kann. Wir wollen uns auf dieſes trübe Thema nicht weiter einlaſſen und nicht Klagelieder anſtimmen, die, ſchon ſo oft mit Koketterie angeſtimmt, verdächtig geworden ſind. So viel iſt ſicher: nicht nur gewiſſe mythiſche Giganten büßen, der Mutter Erde enthoben, ihre Kraft ein. Die alten celtiſchen Barden ſagten: Dreier Dinge bedarf die Begeiſterung: des äußerlichen Gedeihens, des liebenden Umgangs und des Lobes. — Auf fremdem Boden wachſen dieſe drei koſtbaren Dinge nur ſehr ſpärlich. Ein Troſt aber bleibt. Welches immer das Unglück ſei, das ein Schickſal über uns verhängt: ein Gott entſcheidet, ob es zum Gewichte werden ſoll, das in die Tiefe zieht, ob zu Fittigen, die zur Höhe tragen. So möge es ein günſtiger Gott entſcheiden.

Wanderungen durch celtiſches Land.

I.

Abreiſe von Nantes. — Raoul der Blaubart. — Sodom im Boccage. — Paimboeuf und St. Nazaire. — Die Loiremündung. — Der Four. — Croiſic. — Wüſte. — Tregate und die erſten celtiſchen Laute. — Guerande und der berühmte Marquis von G. — Ein Jeſuit als Reiſegefährte. — La Roche-Bernard und die berühmte Kettenbrücke.

Die koloſſale Statue der heiligen Anna, der Patronin aller Schiffer und Seefahrer, ſtreckte uns von ihrem erhabenen Standpunkte am rechten Loireufer ſegnend die Hände nach, als wir an einem ſchönen Auguſtmorgen auf einem prächtigen Dampfer die Loire hinunter fuhren. Mit Vergnügen ſagten wir der guten und ſchönen Stadt Nantes unſer Lebewohl; denn was hatte ſie uns zu bieten? Sie iſt eine franzöſiſche Seeſtadt wie drei und vier andere und überraſcht den Fremden, der die uralte, die fabelhafte Bretagne ſucht, nur mit Täuſchungen. Seit die Franken den galliſchen Boden eroberten, gehörte ſie der fränkiſchen Bewegung an und wurde alles urſprünglich Bretoniſche in ihr vernichtet. Zwar ſpielte ſie immer eine Rolle in der bretoniſchen Geſchichte, aber doch immer nur als eine franzöſiſche Zwingburg der Bretonen. Sie war der Aufenthalt der karolingiſchen Statthalter, die von dort aus den Tribut eintrieben, wie das alte Volkslied von Noemenoju, einem der Befreier und Nationalhelden der Bretagne, beweiſt. Als ſie den Franken von den Normannen abgenommen und verwüſtet, dann von dem celtiſchen Helden Allan dem Fuchs oder dem „Krausbart“ wieder erobert und mit der Bretagne definitiv vereinigt wurde, wurde ſie doch aufs Neue von romaniſch redenden Völkern aus dem Oſten angefüllt. So blieb ſie den franzöſiſchen Herrſchern und dem franzöſiſchen Elemente immer leicht zugänglich, und in dem großen, Jahrhunderte langen Kampfe der Unabhängigkeit wird Nantes in Chroniken und Volksliedern nur genannt, wenn von Bedrängniß, von Nationalunglück, von Martyriſirung volksthümlicher Helden die Rede iſt. Wir aber, Frankreichmüde, ſtrebten nach dem alten romantiſchen Lande des Königs Artus und ſeines Waffengenoſſen, des Königs Hoel, nach dem Lande der Tafelrunde, des Amadis, Lanzelot, Triſtan, der Fee Morgane, des Barden Myrdhin oder Merlin, mit Einem Worte nach jenem Lande, das aller Poeſie und allen Poeten des Mittelalters in Frankreich, England, Deutſchland und Italien Stoff und Helden lieferte. Erſt wo celtiſche Laute an unſer Ohr klangen, wollten wir unſer Reiſeziel als erreicht betrachten; waren es doch celtiſche Volkslieder, die uns aus unſern Pariſer Manſarden heraus an die Ufer des atlantiſchen Ozeans gelockt hatten.

Hätten wir bloße Romantik geſucht, in der Nähe von Nantes würden wir genug gefunden haben. Ich nenne z. B. nur das Schloß Raoul des Blaubarts, deſſen Ruinen ſich wenige Stunden nördlich von der Stadt an einem kleinen See reizend ſchön erheben. Zwiſchen den Ruinen wachſen ſieben Trauerbäume zur Erinnerung an die ſieben Weiber, die der edle Ritter für ihre Neugierde etwas hart beſtraft hatte. Südlich von Nantes ſahen wir den See Grand-lieu, das todte Meer Frankreichs; er bedeckt mit ſeiner etwas düſter blickenden Welle die im Jahr 580 verſchlungene Stadt Herbadila, das moderne Sodom. Ihr Verbrechen war, daß ſie den heiligen Martin von Vertou — nicht zu verwechſeln mit dem heiligen Martin von Tours — Biſchof von Nantes, mit Spott aufnahm, als er dahin kam, ihr altheidniſche Sünden vorzuhalten und das Wort Gottes zu predigen. Alle Einwohner gingen zu Grunde, ausgenommen der Mann und die Frau, die den heiligen Martin gaſtlich bei ſich aufgenommen; ja ſelbſt die Frau verdarb und wurde in einen Stein verwandelt, als ſie ſich gegen die Verabredung umwandte, um einen weiblichen Blick auf das ſchreckliche Schauſpiel zu werfen. Die Zeiten haben ſich ſehr geändert; denn, wenn dem halb offiziellen „Führer durch die Bretagne“ eben ſeines halb offiziellen Charakters wegen zu glauben iſt, ſo iſt das Land, das einſtens ein Gomorra zur Hauptſtadt hatte, heutzutage die Heimat der tugendhafteſten und edelſten Menſchen. Denn alſo ſpricht dieſes wahrhaftige Buch: „Die charakteriſtiſchen Tugenden der Einwohner der Loire inférieure ſind: der Freimuth, die Menſchenliebe und die Beſcheidenheit; alle Pflichten, welche die Menſchheit, die Familie, das Vaterland auferlegen, erfüllen ſie ohne Zwang und ohne Prahlerei. In den ärmſten wie in den reichſten Gegenden wird nie ein Unglücklicher an der Pforte eines Hofes oder einer Hütte erſcheinen, ohne Hülfe und Gaſtfreundſchaft zu empfangen. Er ruht an jedem Herde aus, er wird nie abgewieſen, und das Unglück iſt hier keine Schande. Der Unglückliche, mit dem der Arbeiter ſein Brod theilt, wird bei Tiſche zuerſt bedient u. ſ. w.“

Raſch fuhren wir an dieſen tugendhaften Geſtaden dahin. Die Loire wird immer breiter und mächtiger, je mehr ſie ſich dem Ocean nähert, und kommt noch die Ebbe hinzu, fliegt der Dampfer ohne Anſtrengung pfeilſchnell dem Meere entgegen. Nur die Gruppe von zwölf größeren und kleineren Inſeln, die ſich zwiſchen Nantes und Paimboeuf in den Weg ſtellt, zwingt ihn manchmal zu Umwegen. Dieſe Inſeln waren es, die uns der Tugend der heutigen Franzoſen vergeſſen und der alten Gallier gedenken ließen; denn auf dieſen kleinen Eilanden erhoben ſich einſtens berühmte Klöſter voll gefürchteter Druiden und Druideſſen und rieſige Dolmen und Menhire. Heute ſind alle Reſte des Druidenkultus verſchwunden, und auf den Inſeln und zwiſchen ihren hohen Gräſern wandeln ſtatt der Oroviſte und der Normas langbärtige Böcke und unſchuldige Kühe. Nichts erinnerte uns, daß wir uns im galliſchen Lande befanden, als nur einige Bauern am Bord, welche ächteſte galliſche, weite, faltige Pumphoſen, die unverfälſchten und direkten Abkömmlinge der Braccae, trugen.

Wir hielten einige Zeit in Paimboeuf, einem hübſchen Städtchen von ungefähr viertauſend Einwohnern, das wir ſchnell durchwanderten. Unſere Bewunderung erregte ein über das Niveau der höchſten Springfluth erhabener, zweihundert Fuß langer und zwanzig Fuß breiter Molo, der ganz aus Quaderſteinen gebaut iſt und den Schiffen, die ſich vor den Stürmen des atlantiſchen Ozeans in die Flußmündung retten, eine ſichere Zuflucht gewährt. Ein ſolcher Zufluchtsort iſt auch St. Nazaire, das an der äußerſten Mündung der Loire liegt, und ſolche Molo ſind hier nicht überflüſſig, da ſich bei Stürmen die Schiffe auf offener See, wo ſie von zahlreichen Klippen und Riffen bedroht ſind, nicht halten können und doch wegen der ſtarken Strömung der Loire auch nicht bis Nantes vorzudringen im Stande ſind; ſo kommt es, daß ſie oft Tage, ja Wochen lang in einem ſolchen Zufluchtshafen liegen bleiben, und ſo hat auch St. Nazaire, das dem Ozean näher liegt, eine Wichtigkeit erlangt, die ihm eine Eiſenbahn von Nantes verſchaffte. Denn ſchon iſt es beinahe zur Gewohnheit geworden, bei den geringſten Hinderniſſen in St. Nazaire zu löſchen und die Waaren, die nach Nantes beſtimmt ſind, daſelbſt in eigens dazu errichteten Magazinen aufzuſtapeln. Die Rheder von Nantes gewinnen dadurch, bei wenigen Transportkoſten zu Land, viel Zeit; der Hafen von Nantes aber ſcheint auf dieſe Weiſe immer mehr verlieren zu ſollen. St. Nazaire iſt außerdem die Heimat der geſchickteſten Lootſen an der Loiremündung.

Dieſe wird ſchon oberhalb St. Nazaire ſo breit und gewaltig, daß dem Schiffenden die Städtchen, Flecken und Hügel des nördlichen Ufers zu kleinen Punkten zuſammen ſchrumpfen und das ſüdliche Land, flaches Alluvium des gewaltigen Stroms, faſt gänzlich verſchwindet. Aus dem tiefliegenden Küſtenſtriche ſteigen des Morgens wie bei Mittagshitze, Sumpfland verrathend, Dünſte und Nebel auf, die noch jeden erhabenen Gegenſtand, der auf feſten Boden deuten könnte, verdecken. Wer die Loire, den lieblichen Fluß, im innern Frankreich geſehen hat, erkennt ſie hier nicht wieder; denn, eine gewaltige Waſſermaſſe, wälzt ſie ſich breit und ruhig ihrem Untergange entgegen, und durchbricht ſie den Damm, den ihr die Brandung des Ozeans entgegen ſetzt. Wenige große Ströme Europa's ſterben ſo groß, in ſolcher Kraft, in ſo voller Majeſtät. Jenſeits St. Nazaire hat ſie ſchon die Färbung des Ozeans angenommen und gleicht ihre Mündung einem großen Golf, der nach Süden zu unendlich ſcheint. Schon tanzen Seeſterne am Schiffe vorbei, kreiſchen Möven um die Maſten und lehnt ſich mancher Reiſende, als wäre ſein Haupt zu gedankenſchwer, über das Schiffsgeländer. Wehe, daß die heilige Salzfluth immer mit ſolchen Libationen begrüßt ſein will!

Nicht lange, und wir entdeckten an der Gränze der blauen Fläche einen dunkeln Punkt, an welchem leicht und ſorgenlos viele weiße Segel vorübertanzten, kleinere, die die Fiſcherbarken zur Sardinenjagd führten, größere, die wie ausgebreitete Fittige ungeheurer Vögel nach fernen Küſten ſtrebten, nach Hispania, nach der Mündung des Tajo, nach Rio-Janeiro, nach den Ufern der großen Republik. Und doch iſt jener ſchwarze Punkt, an dem ſie bei heiterem Sonnenſchein ſo luſtig vorübertanzen, eine ſo böſe Klippe, wie die grauenvollen Symplegaden des ſchwarzen Meeres. Es iſt das die Felſenbank des Four, die ſich mehr als eine Stunde lang von Norden nach Süden aus dem Meere erhebt und ſchon ganzen Flotten den Untergang gebracht hat. Jetzt trägt ſie einen gewaltigen Leuchtthurm, der vielleicht eben ſo ſchwer zu erbauen war, als der von Eddiſtone. Die beiden Wächter, die ihn bewohnen und des Nachts die heilige menſchenfreundliche Flamme nähren, bekleiden das wohlthätigſte, vielleicht aber auch das beſchwerlichſte Amt in Frankreich und Navarra. Sie ſind zu ewiger Gefangenſchaft verdammt; denn es iſt ihnen nicht erlaubt, einen Kahn zu beſitzen, da man fürchtet, daß ſie möglicher Weiſe einmal in allzu drohender Gefahr, um ihr Leben beſorgt, den Pharus verlaſſen könnten. Ihre Wohnſtube hat nur eine Ausdehnung von neun Fuß, und nur auf der Galerie, die um den Leuchtthurm geht, iſt es ihnen möglich, ein wenig Bewegung zu machen. Nur Einmal in der Woche, wenn man ihnen von Croiſic Lebensmittel und Brennmaterial überbringt, ſehen ſie ein fremdes Menſchenangeſicht. Auch dieſe Freude iſt ihnen zur Zeit der Aequinoctialſtürme verſagt, denn da iſt die Brandung um die Klippe ſo gewaltig, daß ſich kein Kahn heranwagen darf, und ſo ſitzen ſie oft wochenlang in ihrem unentrinnbaren Gefängniſſe, mitten in der grauenvollen Waſſerwüſte und ſehen von dem erbebenden Thurme aus nichts, als die weiß ſchäumenden Häupter der Wellen, und hören nichts, als das Heulen des Sturmes und das Gepolter der Brandung, die tobend an Klippe und Thurm rüttelt. Es ſind grauenvolle Belagerungen, die dieſer Menſchenbau aushalten muß; der ganze Ocean, mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Gewalten, arbeitet gegen ſeine Grundveſten. Von oben aus den dichtgeballten Wolken, den Bundesgenoſſen des Meeres, fährt Blitz auf Blitz, das kleine Licht verhöhnend, das die Menſchen da unten angezündet haben; von den Seiten ſtürmen die verrufenen Winde heran, und oft ſchon ſoll der Thurm wie ein junger Baum gezittert und geſchwankt haben. Man denke ſich in ſolchen Momenten die beiden Wächter in ihrer Stube ſitzend, oder auf der Galerie in den gigantiſchen Kampf der Elemente hinaus ſtarrend. Ob dieſe zwei ſtillen, ausgeſetzten und unbekannten Wohlthäter der Menſchheit, dieſe herrlichen Dulder, nicht eben ſo gut das Kreuz der Ehrenlegion verdienten, wie Herr Fiorentino für ſeine Herrn Fould geleiſteten Dienſte?

Als wir in Croiſic landen wollten, war es ſchon tiefe Ebbe, und wir mußten auf offener See liegen bleiben; bald aber kam eine ganze Flottille kleiner Fiſcherbarken, um uns abzuholen, und wir fuhren unter Ruderſchlag und ſehr lebhaftem Geſpräch durch die lange und ſchmale Bai, die den Hafen von Croiſic bildet und gegen Weſten durch einen langen künſtlichen Damm gegen den Einbruch des Meeres und des Dünenlandes geſchützt iſt. Wir merkten ſogleich, daß wir uns in dem Lande befanden, das ganz Europa mit Sardinen verſorgt, denn alle Geſpräche der Fiſcher und ihrer Patrone drehten ſich um den Sardinenfang, der ſeit einigen Tagen begonnen hatte. Die Beute ſchien dieſes Jahr ſehr reich werden zu wollen, und die Fiſcher waren ſehr heiteren Muthes. Auch die Hummern, die „Kardinäle des Meeres," wie ſie Victor Hugo anticlerical nennt, zeigten ſich dieſes Jahr in ungeheurer Anzahl. Einige Tage vor unſerer Ankunft waren auf Belle-Isle 14,000, ſage vierzehntauſend Stück verſammelt, welche zwei Dampfſchiffe abwarten mußten, um nach Nantes befördert zu werden.

Croiſic, obwohl nicht übel gebaut, iſt ein öder und trauriger Flecken. Der Seewind treibt unaufhörlichen ſandigen Staub durch die Straßen, die Sonne brennt unbarmherzig, und verbunden mit dem Widerſcheine des Meeres, blendet und thut ſie den Augen wehe, wohin man immer blickt. Im ſalzigen Marſchlande, aus dem die ganze Umgebung von Croiſic beſteht, gedeiht kein Baum und kein Strauch, die Schatten geben könnten; nur nördlich von der Stadt hat man mit Mühe und Noth ein ärmliches Gebüſch zu Stande gebracht, das aber nicht im Geringſten einer Oaſe gleicht. Aus den Salinen tragen die Weiber ſchmutziges Salz in hölzernen Kübeln. Halb nackt, wie ſie ſind, kann man es beurtheilen, daß ihre Geſtalten eben ſo ſchwerfällig ſind wie ihre Geſchäfte. In Croiſic fing unſere Erfahrung an, daß der weibliche Theil des celtiſchen Stammes in der Bretagne, was körperliche Schönheit betrifft, tief unter dem männlichen ſteht, und daß ſich Armoricum in dieſer Beziehung ſehr von Irland, weniger von Schottland unterſcheidet. Und da die [illegible] Croiſics nicht einmal celtiſch ſprachen und die fremden Kurgäſte, die müde durch die Gaſſen ſchlichen, nichts beſonders Anziehendes hatten, ſo machten wir uns auf, um weiter ins Innere vorzudringen.

Wir kamen uns vor wie Wanderer in der Wüſte; die Sonne brannte fürchterlich auf den ſandigen, ganz und gar unbebauten Boden, und die kurze Wanderung bis Tregatte wäre ohne den erquickenden Hauch, der manchmal von dem Meere rechts und links herüberwehte, ohne die erheiternde Ausſicht auf den atlantiſchen Ocean unendlich ermüdend geweſen. In Tregatte, einem kleinen Dorfe, überraſchte uns der Anblick zweier Bäume, die in dieſer Gegend eine große Seltenheit und die noch dazu gebannt ſind, weil ſie nebſt dem breiten Kirchthurm, neben dem ſie ſtehen, als Richtzeichen für die aus dem Norden kommenden Schiffer dienen, denen ſie einen Wink geben, daß der unnahbare Four nicht fern iſt. Noch mehr als die Bäume überraſchten uns die Laute, die in Tregatte an unſer Ohr klangen; es war die ächte, uralte Celtenſprache. Doch iſt ſie nur eine Ausnahme in dieſer ſonſt ganz franzöſirten Gegend, denn Tregatte iſt eine Kolonie von Bretonen aus dem Innern des Landes, welche unfruchtbare Felder verließen, um hier am Ufer des Meeres Salzernten zu halten. Man nennt ſie „Paludiers," von den Salzſümpfen, die ſie ausbeuten, und die ſie in ordentliche Salinen umgewandelt haben. Dieſe beſtehen aus großen Becken, welche wieder in mehrere Abtheilungen zerfallen, und in die, bei jeder Fluth, mit Hülfe von Kanälen, das Seewaſſer einſtrömt. Zwiſchen den Becken ziehen ſich breite Dämme hin, auf denen das gewonnene Salz aufgehäuft wird. Die Ernte beginnt im Frühling und dauert bis zum Eintritt der Fröſte, um welche Zeit man die Becken für den ganzen Winter mit Seewaſſer füllt und die Kanäle ſchließt, um den Lehmboden, der den Grund der Salinen bildet, vor dem Froſte zu ſchützen. Auf einem Salzdamme ſitzend, unterhielten wir uns lange mit einem Paludier und ſeiner Frau, die uns die Kunſt der Salzgewinnung erklärten. Bei dieſer Gelegenheit konnten wir auch das Koſtüm dieſer Leute ſtudiren, welches aus uralter Zeit zu ſtammen ſcheint. Die Frau trug einen Kopfputz, der mit der Hauptbedeckung der Sphinxe die größte Aehnlichkeit hatte, einen kurzen ſammtenen Spenzer und mehrere Leinwandröcke, die ſich um die Hüften breit aufbauſchten. Der Mann hatte die galliſchen Braccae, drei Weſten von verſchiedenen Farben, von denen die obere immer kürzer war als die untere, ſo daß man alle drei bewundern konnte, einen langen Leinwandrock mit kurzem Rücken und langen Schößen, und einen breiten Filzhut, deſſen Krempe rückwärts aufgeſchlagen war. Aus einiger Entfernung hätte man dieſen Celten für einen ſlaviſchen Bauern aus Mähren nehmen können.

Wieder nach halbſtündiger mühſeliger Wanderung, einen ſonnverbrannten und kahlen Abhang hinan, durch eine Reihe von Zöllnern, welche die Salzgegend bewachen, kamen wir durch ein gethürmtes Thor in die Stadt Guérande und damit auf hiſtoriſchen Grund und Boden. Die Stadt wurde von den Römern angelegt, und ihnen verdankt ſie die ſoliden Mauern, die ſie in einer zweimaligen Belagerung gegen die Normannen beſchützten. Doch wurde ſie in dem Succeſſionskampf zwiſchen Charles de Blois und Jean de Montfort mit Sturm genommen und des größten Theiles ihrer Einwohner beraubt. Man ſieht es ihr auf den erſten Blick an, daß ſie eine hiſtoriſche Rolle geſpielt hat. Ihre ganz aus Quadern gebauten Wälle mit zehn Thürmen, die engen und hohen Thore, das alte granitne Schloß mit ſeinen noch älteren Wachtthürmen blicken mit düſterem Ernſt auf Land und Meer. Von der Höhe des Schloſſes ſieht man mehrere Golfe, den weiten Ozean, die Sandwüſte von Croiſic mit ihren Salzſümpfen, Belle-Isle, die kleineren Inſeln Hedik und Houat und ſogar die hiſtoriſche Landzunge von Quiberon. Das edle Geſchlecht der Nevet, denen Guérande gehörte, tritt faſt immer auf, wo es ſich in der bretoniſchen Geſchichte um die nationale Unabhängigkeit des Landes von Frankreich handelt, und wird deßhalb viel gefeiert in den Volksliedern, welche den Bretonen die Geſchichtsbücher erſetzen.

Nur Ein Nevet machte eine Ausnahme und ſpukt als „Marquis von Guérande“ in den Volksliedern wie ein böſer Geiſt, mit dem man Kinder ſchreckt. Er machte ſich berüchtigt durch die Grauſamkeit, mit der er ſeine Unterthanen behandelte, durch das Wüſtlingsleben, das er ſchon in früher Jugend auf Koſten der Frauen und Töchter ſeiner Bauern auf ſeinen Beſitzungen führte. Es geht die Sage, daß ſeine arme Mutter, die ihn nicht von ſeinem Sündenleben zurückhalten konnte, jedes Mal, wenn er das Schloß verließ, die Sturmglocke läutete, um die Dörfer zu warnen und die Unterthanen vom Herannahen ihres Tyrannen in Kenntniß zu ſetzen. Da floh und verſteckte ſich, wem ſeine Glieder oder ſeine Keuſchheit lieb waren. Trotz dieſer Vorſicht der Mutter gelang es dem edlen Marquis, mehrere Schandthaten, ja ſogar Morde zu begehen, die ihn am Ende zwangen, das Land zu verlaſſen. Er begab ſich an den Hof Ludwigs XIV., den er, wie aus Frau v. Sevigné zu erſehen iſt, durch ſeine Grazie und ſein feines Weſen entzückte. Er wurde für einige Zeit der Löwe von Verſailles. Fabula docet, daß die feinen und wegen ihrer Anmuth weltberühmten Seigneurs von Verſailles auf ihren Gütern kleine Scheuſale waren und daß die Bauern in ihrem Urtheile von dem Urtheil des großen Königs und der Frau v. Sevigné bedeutend abwichen. Uebrigens iſt Louis, Marquis v. Guérande, in ſeinem Alter ſehr fromm geworden. Gott hat ihm wohl ſeine Sünden vergeben, nicht aber das Volk, das noch immer ſchreckliche Balladen von ihm ſingt.

Wen da der Dichter hinein gebannt,
Den kann kein Gott mehr retten!

Im Poſthauſe, wo wir Pferde beſtellten, machten wir die Bekanntſchaft eines höchſtens ſechsundzwanzig Jahre alten Jeſuiten, der an Geſtalt ein Apollo und an geiſtreicher Liebenswürdigkeit ein Abbé des achtzehnten Jahrhunderts war. Mit großer Anmuth machte er den beiden Töchtern des Poſthalters den Hof, ohne errathen zu laſſen, welche von Beiden er bevorzugte. Die jungen Damen waren ſehr andächtig geſtimmt und ſchienen es ſehr zu bedauern, als dieſer Seelentröſter ſeine Reiſe mit uns fortſetzte. Abbé G. unterhielt uns ſo vortrefflich, daß wir der Landſchaft, durch die wir fuhren, trotzdem ſie uns mit ihrer ſchönen Vegetation nach der Sandwüſte, die wir durchwandert hatten, hätte gefallen müſſen, kaum einige Aufmerkſamkeit ſchenkten. Der junge Jeſuit brachte uns einen hohen Begriff vom bretoniſchen Klerus bei, einen noch höheren von ſeiner Geſellſchaft, obwohl wir zufällig in Paris mehrere ſeiner gebildetſten und geiſtreichſten Brüder gekannt hatten. Abbé G. ſchien uns ein unwiderſtehlicher Miſſionär und ein Mann, der ſich im Nothfall, und wenn der Zweck die Mittel heiligt, auch in Frack und Tanzſchuhen mitten unter ſündigen Weiblein zu bewegen fähig wäre. Er erinnerte mich an jenen Marquis, von dem die Sage geht, daß er ebenfalls der berühmten Geſellſchaft angehört, und der an einem gewiſſen kleinen proteſtantiſchen Hofe mehr Bekehrungen zu Stande brachte, als der Père Hug in der ganzen Mongolei. Seine Soutane wie ſein breiter Hut waren vom feinſten Stoff; weiß blickten die etwas magern Hände aus den ſchwarzen Aermeln hervor. Das Auge voll Gluth beleuchtete doch mit ſanftem Lichte ein blaſſes, edel geformtes, freundlich lächelndes Geſicht. Er ſprach über Alles, nur nicht über Politik und Religion, und wir waren rückſichtsvolle Jeſuiten genug, ſolchen Gegenſtänden mit derſelben Zartheit auszuweichen. Das Pariſer Leben ließ ihn kalt, Italien begeiſterte ihn, England ſchien er zu haſſen und für Deutſchland, als für ein Feld ausgebreiteter Thätigkeit, ſich ſehr zu intereſſiren. Zu unſerem Erſtaunen kannte er manchen Namen manches deutſchen Politikers und Hiſtorikers und überhaupt die meiſten deutſchen Gelehrten, deren Neigungen einen theologiſchen Anſtrich haben. Doch nannte er nicht einen einzigen reinen Theologen.

Sein Geſpräch wurde immer intereſſanter, je langweiliger die Gegend wurde; denn bald folgte auf die gutbebaute Gegend um Guérande öde Troſtloſigkeit, verkrüppelte Waldung und Heide, Heide, Heide. Ich blättere in meinem Tagebuche und ſehe mit Schrecken, wie oft ſich dieſer Ausruf: Heide, Heide, Heide, auf wenigen Bogen wiederholt; und ich blättere in Arthur Jungs berühmten Tagebuche und ſehe, wie auch er, vor achtzig Jahren durch die Bretagne reiſend, immer wieder landes, landes ausruft. Selbſt der Jeſuit verſtummte bei dem traurigen Anblick, und wir waren alle froh, als die wohlthätig verhüllende Nacht kam und wir endlich im Hotel St. Sylveſtre in dem kleinen Städtchen La Roche-Bernard ausruhen konnten. Der Jeſuit verſprach uns gleich bei der Ankunft ein herrliches Schauſpiel, und als wir uns mit Speiſe und Trank geſtärkt, hielt er Wort, indem er uns im Mondſchein vor die Stadt führte, um uns die großartigſte und kühnſte Kettenbrücke Frankreichs, vielleicht Europa's, zu zeigen.

Das Bett der Villaine gleicht einem tiefen Abgrund in den Alpen; die Seitenwände fallen beinahe ſenkrecht ab, und in der Nähe des Waſſers kann man ſich mitten in einem wilden Gebirgszuge wähnen. Es war nicht möglich, aus ſolcher Tiefe einen Mittelpfeiler zur Stützung der Brücke aufzuführen; es hätte Das einen babyloniſchen Thurm gegeben. So hängt denn dieſes ungeheure Spinnengewebe fürchterlich luftig an den höchſten Rändern des Abgrunds und zittert ſelbſt unter dem Schritte des einſamen Wanderers, wie ein vom Wind getragener Sommerfaden. Von der Sohle des Abgrunds aus geſehen, erſcheint ſie wie jene haarbreite Brücke, über welche die Gerechten Muhameds ins Paradies eingehen, von der die Sünder und Ungläubigen in die ſchwarze Vernichtung ſtürzen. Von der Brücke erſcheinen die Schiffe mit ihren hohen Maſten und Segeln, die aus der nahen Mündung der Villaine ins Land dringen, oder aus dem Innern dem Ozean entgegen ſchwimmen, als unendlich kleine Kinderſpielzeuge, auf denen Steuermann und Matroſe dem Auge verſchwinden. Es war wie ein Traum der Nacht, den wir hier im Mondſchein erlebten. Das Rauſchen der Wellen, die ſich unten durch Felſen winden, drang nicht bis zu uns herauf, eben ſo wenig hörten wir den Fall des Steins, den wir hinunter warfen.

Als wir bei hellem Morgenlichte über die Brücke weiter wanderten, erſchien ſie uns nicht minder traumhaft und luftig; ja der Abgrund, der unter ihr gähnte, war in der klaren Beleuchtung noch grauenhafter anzuſchauen als im mildernden, ſanft verhüllenden Mondlicht. Mit dem erſten Schritt auf feſtem Boden befanden wir uns im Departement des Morbihan.

II.

Morbihan. Heide. — Muzillac. — Der Herr von [illegible]. — Vannes. — Morbihan oder das kleine Meer. — Lockmariacquer und die Druidensteine. — Auray. — Die Schlacht bei Auray. — Die Menhire von Carnac. — Hennebont, ſeine Geſchichte. Hanne die Flamme. — Lorient und Port-Louis. — Land und Leute.

Wir traten ins Land der Veneten, welche Cäſar ſo viel zu ſchaffen machten und deren Ableger, freilich nach einer höchſt unbeglaubigten Sage, die ſtolze Venetia in den Lagunen des adriatiſchen Meeres ſein ſoll. So betraten wir das Land, das die letzte Zufluchtsſtätte des Druidismus war, als er vom Römerthum und ſpäter noch mehr vom Chriſtenthum bedrängt wurde; das Land, das auch im Mittelalter der Schauplatz großer, faſt unaufhörlicher Kämpfe geweſen und noch in neuerer Zeit, unter Anführung ſeiner Prieſter, unbeſiegten republikaniſchen Heeren unheimlichen Widerſtand geleiſtet hat. Aber nichts in unſerer Umgebung deutete darauf, daß wir uns auf ſo hiſtoriſch belebtem Boden befanden. Wieder Heide, Heide, Heide! — Eine rothe Ebene dehnte ſich unabſehbar vor uns aus, die Erika ſchüttelte ſich im Morgenwind, kleines Geſträuch, gelb blühende Diſteln, abgeblühter Ginſter erhoben ſich dort und da wie Inſeln aus der gähnenden Einförmigkeit. Wie im Traum, dumpf hinbrütend, wandert man durch eine ſolche Gegend; der Schritt des Reiſegefährten ertönt unheimlich, und die Gedanken verlieren alle Conturen und zerfließen in die öde Weite. Es war eine wahre Erquickung, als zwiſchen dem Heidekraut zwei Gendarmen auftauchten und unſere Päſſe zu ſehen verlangten. Sie laſen ſie mit

Muße, und prüften jeden Zug unſeres Geſichts und jedes Stück unſerer Kleidung. Doch ſchienen ſie dieß viel mehr, um ſich zu zerſtreuen, denn aus polizeilichem Pflichtgefühl zu thun.

Angefüllt vom horror vacui, müde des leeren Nichts, kamen wir in Muzillac an, einem Städtchen, das mich durch ſeine Aermlichkeit und ſeinen Schmutz an manchen iriſchen Flecken und daran erinnerte, daß ich mich unter Celten befinde, die überall beſtimmt zu ſein ſcheinen, in Unſauberkeit unterzugehen. Wie klein das Städtchen auch war, ſo ſchien es doch mit geiſtlichen Seelſorgern ſtark verſehen; wohin man blickte, man ſah überall Schwarzröcke hin und her ſchlüpfen, und als wir um die Mittagszeit durch die Gaſſen gingen, ſahen wir ſie an den verſchiedenſten Tiſchen obenan ſitzen. Es iſt bekannt, daß die Bretagne noch heute, wie zur Zeit des heiligen Columban und wie zur Epoche der unbeeidigten Prieſter, das gelobte Land der Geiſtlichkeit iſt. Daran ſind wohl auch die vielen Heiligen Schuld, die das Land in größerer Anzahl beſitzt als irgend eine andere chriſtliche Gegend. Das kommt daher, daß die Biſchöfe und Kapitel bis ins zehnte Jahrhundert das Recht hatten, heilig zu ſprechen, ohne die Erlaubniß aus Rom abzuwarten. So kam es, daß jeder Sprengel und jedes Kloſter ſein Anſehen durch einen oder mehrere einheimiſche Heilige zu erhöhen ſuchte. Neben dieſen Familienheiligen wurden noch ſehr viele iriſche und wäliſche adoptirt, welche ſich als Stammgenoſſen viele Verdienſte um das bretoniſche Chriſtenthum erwarben und im Lande leicht eingebürgert wurden. So wird z. B. der heil. Patrick hier faſt eben ſo ſehr verehrt wie in Irland und ſpielt auch die heil. Urſula mit ihren eilftauſend Jungfrauen eine ſehr große Rolle, obwohl ſie niemals bretoniſchen Boden betreten hat. Sie wurde nämlich von Seeräubern aufgefangen, als ſie mit den Jungfrauen nach der Bretagne reiſte, um ſich daſelbſt an die aus England kommenden Eroberer zu verheirathen, welche ſich mit den Töchtern des Landes nicht vermiſchen wollten. Ein Hauptwunder in der Legende der heil. Urſula und der eilftauſend Jungfrauen iſt es, daß ſie ungefähr hundert Jahre vor ihrer Abreiſe aus dem Vaterlande in Köln am Rhein angekommen iſt.

Doch das gehört nicht hieher. „Utere non reditura,“ ſo lautet die Inſchrift über der Sonnenuhr zu Muſillac. Wir nahmen uns die Warnung zu Herzen und reiſten ſo ſchnell als möglich weiter. Das erſte Dorf, das wir berührten, ſprach wieder celtiſch, und von nun an begleitete uns das alte Idiom durch Tage und Wochen. Das Land bis Vannes iſt nur zum Theil Heideland; der Blick des Wanderers kann ſich wieder an bebauten Feldern, Hainen, grünen Thälern und ſehr oft an reizend gelegenen Edelſitzen erquicken. Rechts von der Straße ſahen wir das ſchöne Schloß Vasvalan, deſſen Beſitzer, ein Mann uralten Adels, vor Kurzem ſeine Kuhhirtin geheirathet und durch dieſe That unendlich populär, von ſeinen Standesgenoſſen aber in den Bann gethan worden iſt.

Ueber römiſche, merovingiſche und karolingiſche Schlachtfelder gelangten wir endlich in die Stadt, welche die lokale Eitelkeit gerne für den Hauptort der Veneten, für das alte Dariorícum, celtiſch Duariorik ausgibt, welche es aber, wie Freminville beweiſt und Curſon glaubt, niemals geweſen. Denn die Beſchreibung Cäſars vom Oppidum (de bello gallico, drittes Buch) paßt ganz und gar nicht auf Vannes, wohl aber auf Lochmariacaer. Auch hat die Stadt in ihrer nächſten Umgebung nichts, was an die Römer- oder Druidenzeit erinnerte; ihre Trümmer wie ihre noch ſtehenden Gaſſen und Monumente tragen ſämmtlich den Stempel des Mittelalters, ſo der Thurm des Connetable, der Reſt des Schloſſes de l'Hermine, in welchem Johann IV. ſeine Schandthat an Cliſſon verübte, aber nicht zu Ende führte, weil der Schloßvogt nicht ſchlecht genug war, den Mord zu begehen; ſo ferner das Schloß de la Motte, deſſen Grundmauern aus dem ſechsten Jahrhundert ſtammen, und endlich die Kathedrale, welche ebenfalls ſchon im ſechsten Jahrhundert vom heil. Patern gegründet ſein ſoll, im eilften Jahrhundert von den Normannen verbrannt und romaniſch wieder aufgebaut und im fünfzehnten Jahrhundert abermals halb gothiſch, halb romaniſch, ſo wie ſie jetzt daſteht, renovirt wurde. Sie beſitzt zwei herrliche Grabmonumente, von denen das eine durch ſeinen ſtrengen und einfachen, etwas aſcetiſchen Styl, das andere durch künſtleriſche Vollendung ausgezeichnet iſt.

Die Gaſſen der Stadt mit ihren Giebeln, Schieferdächern, überhaupt mit ihrem ganzen Charakter, erinnern an die älteſten Quartiere Frankfurts, nicht aber die Menſchen, die ihr Möglichſtes thun, ſich durch Häßlichkeit und dumme Phyſiognomien vor der Majorität der Erdenbewohner auszuzeichnen. Ihr Typus ſcheint noch tief unter dem der Landbewohner zu ſtehen und deutet nicht im Geringſten auf irgend welche Vermiſchung mit franzöſiſchem Blut. Doch ſpricht hier der Bürger franzöſiſch, und es gibt mehrere franzöſiſche Buchhandlungen. Aber welche Buchhandlungen! Nicht eine einzige konnte uns ein hiſtoriſches oder antiquariſches, auf das Land bezügliches Buch verkaufen, obwohl keine Provinz Frankreichs, wie die Bretagne, und in der Bretagne kein Departement, wie das des Morbihan, ſo viele Lokalgeſchichtſchreiber und ſchriftſtellernde Antiquare beſitzt. All die großen Buchhandlungen waren nur von Gebet- und Andachtsbüchern, aſcetiſchen Erbauungswerken, Legenden und Wundergeſchichten angefüllt. Wir konnten uns das erklären, da wir auch hier die Gaſſen von Prieſtern, meiſt Jeſuiten, förmlich bevölkert ſahen.

Dieſem geiſtlichen Leben entſprechend war es, daß der Biſchof dem Bankett der Generalräthe, dem wir beiwohnten, präſidirte. Es wurden viele loyale und fromme Toaſte ausgebracht, und der Wein floß in Strömen; der Cider aber, das hiſtoriſche Getränk der Bretonen, in dem man ſich ſchon zu Zeiten der Römer und Merlin's berauſchte, war trotz dem partikularen Patriotismus ausgeſchloſſen. Das Feſt, das der Präfekt am folgenden Abend den Generalräthen gab, erinnerte uns doch wieder daran, daß wir in Frankreich waren; da ſprach Alles von Paris, da wiederholte man Pariſer Witze und behandelte das neueſte

Pariſer Vaudeville mit derſelben Wichtigkeit, mit welcher geſtern die höchſten Intereſſen des engeren Vaterlandes beſprochen worden. Trotz aller Feſte und aller Liebenswürdigkeit, mit der uns franzöſiſche Beamte entgegenkamen, langweilten wir uns doch nach kaum achtundvierzigſtündigem Aufenthalte in Vannes, und eines ſehr frühen Morgens verließen wir auf der offiziellen Schaluppe des Departementalingenieurs den ſchönen, von einer prachtvollen Promenade eingefaßten Hafen, um den berühmteſten Druidendenkmälern Europas entgegen zu ſteuern.

Raſch und reißend, wie ein angeſchwollener Bergſtrom, ſtürzt ſich hier zur Zeit der Ebbe die Welle aus dem Hafen und ſeinen Kanälen in den Chenal, aus dem Chenal in den Buſen des Morbihan, aus dem Morbihan in den großen Ozean. Unzählige Inſeln, Klippen, Riffe und Vorgebirge ſtemmen ſich ihr entgegen, hemmen und drängen ſie, daß überall Wirbel und tolle Strömungen entſtehen und das ganze Morbihan einem kochenden Keſſel gleicht. Auf dieſem wahrhaft toll gewordenen Meere flogen wir in einem beſtändigen Schwindel dahin; die Ruderer arbeiteten mit angeſtrengten Kräften und drehten die Schaluppe herüber und hinüber, um den Trichtern, die ſich überall vor uns aufthaten, zu entgehen. Nicht immer gelang es ihnen, und das Fahrzeug drehte ſich wie im Tanze. Vorwärts ſehend erblickten wir ein Labyrinth von Gängen, die ſich zwiſchen Inſeln und Klippen hinwanden; unſere Seeleute behaupteten, es gebe im Morbihan ſo viele Eilande und hervorragende Felſen als Tage im Jahre. Der alte Steuermann erinnerte ſich noch an die Zeit, da der Hafen von Vannes von engliſchen Kriegsſchiffen blokirt und die Inſeln hinter ihnen in ihrer Gewalt waren und allen Bretonen, die ſich nicht für die Republik oder Napoleon ſchlagen wollten, ſichere Zufluchtsſtätten gewährten. Viele von dieſen, geborene Seeleute, gingen in engliſche Dienſte und kämpften gegen ihr Vaterland, bis ſie unter der Reſtauration wieder heimkehren durften. Dieß mag wohl eine der Urſachen ſein, warum man an den bretoniſchen Küſten gegen die Engländer milder geſtimmt iſt, als im übrigen Frankreich. Eine andere Urſache iſt der Gewinn, der dieſen Küſten durch den beſtändigen Verkehr mit England zufließt. Uebrigens darf man nicht vergeſſen, daß die Bretagne eine der jüngſten Erwerbungen Frankreichs iſt, daß ſie ſich am Längſten gegen die Abhängigkeit von Frankreich gewehrt, daß der Vertrag von Vannes 1532, welcher ſie mit Frankreich vereinigte, nie populär geworden, und daß ſich noch unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. ein ganz gewaltiger Geiſt der Unabhängigkeit geltend machte. Dieſer Geiſt der Unabhängigkeit, der den erſten Bourbonen ſo viele Sorgen machte, war es eben, welcher den letzten Bourbonen gegen Legislative, Konvent und Napoleon Krieger und Verſchwörer lieferte und es den unbeeidigten Prieſtern erleichterte, den Fanatismus des Volks bis zu der berühmt gewordenen Grauſamkeit hinaufzuſchrauben. So liefert auch die Chouanerie, die einen ſtarken religiöſen Beiſchmack hatte, den Beweis, daß jeder Religionskrieg — und die Bretonen betrachten ihren Aufſtand als einen ſolchen — aus politiſchen und nationalen Urſachen hervorgeht.

Die Inſeln und Klippen, durch die wir fuhren, ſind dem bretoniſchen Volke auch als Zufluchtsſtätten der nicht beeidigten Prieſter werth. Hier wohnten ſie in Höhlen und unter Druidenſteinen, hier laſen ſie geheime Meſſe und verſammelten ſie die Gläubigen, die ihnen dafür, wie die Raben des Propheten, Speiſe und Trank zutrugen. So wiederholt Alles ſich im Leben. Hieher flüchteten ſich einſt die alten Druiden vor einer neuen Zeit und einem neuen Glauben.

Mit Mühe, ja beinahe mit Lebensgefahr banden wir unſer Fahrzeug an die Inſel Gavarnis (Ziegeninſel), von deren Höhe uns ein Dolmen begrüßte.

„In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen!“

Wir klommen das ſehr ſteile Ufer hinan und ſtanden bald am Eingange eines dunkeln, ungefähr zwölf Schritte langen Ganges.

Dieſer Gang beſtand aus rechts und links aufgeſtellten glatten Steinen, welche oben von eben ſo glatten bedeckt waren. Alle trugen auf ihrer ganzen Fläche jene unentzifferbare Schrift, die mit keiner andern Aehnlichkeit hat und aus langen, in einander geſchlungenen, gerundeten Zügen beſteht. Man könnte ſie eben ſo gut für eingegrabenen Arabeskenſchmuck halten. Durch dieſen Gang gelangten wir in die Höhle, die durch den Dolmen gebildet wird. Es iſt das ein kleiner Kreis von aufgeſtellten Steinen, die auf ihren Häuptern eine ungeheure rohe Platte tragen. Die Höhle, welche höchſtens vier Schritte breit und lang iſt, wird durch die Lücken, die die rohen Steine oben offen laſſen, beleuchtet. Aus der Höhle traten wir auf die Platform und bemerkten da eine kleine, von der Mitte ausgehende, in den Stein gehauene Rinne, welche an den Rand und von da in die Höhle führte; wahrſcheinlich floß durch ſie das Blut der Opferthiere, vielleicht der Opfermenſchen, in das Innere. Es war uns eigenthümlich zu Muthe, als wir auf dem Steine daſtanden, der einſt Kanzel und Altar geweſen, von dem der Ovat die Göttergebote verkündete, auf welchem der Druide mit ſteinerner Axt und ſteinernem Herzen ſein Opfer würgte. Von außen iſt der Dolmen faſt ganz von angeflogener Dammerde bedeckt, doch ſo, daß die große Steinplatte frei iſt und wie ein ungeheurer Pilz über das Eiland hervorragt, und ſo, daß man auch aus der Entfernung die ungefähre Form des innern Baus und des hineinführenden Ganges erkennen kann.

Von der Höhe dieſes Dolmen hat man eine prachtvolle Ausſicht über den Archipel und ſüdwärts auf die Halbinſel, welche die prächtige Abtei St. Gildas, den Aufenthaltsort Abälards, und den Flecken Sarzeau, die Heimat Leſage's, trägt. Noch auf andern Inſeln bemerkten wir Druidenſteine, aber wir eilten an ihnen vorbei, um nach Lochmaricaer zu gelangen, welches offenbar die Hauptſtadt der armoriſchen Druiden geweſen. Nach mancherlei Umwegen, zu denen uns die ſtarken Strömungen zwangen, nachdem uns manche ſcheußliche Felſennaſe mitten aus den Fluthen entgegengeſtarrt, landeten wir endlich am alten Darioricum, welches heute Lockmariacaer, d. i. der Ort der ſchönen Maria heißt. Die Hauptſtadt der Veneten, ſpätere Römerſtadt, iſt heute zu einem kleinen, zerriſſenen, überaus ſchmutzigen Flecken, mit noch ſchmutzigeren zweitauſend Einwohnern, herabgeſunken und würde wohl nie von einem Wanderer beſucht werden, wenn ſie nicht die berühmteſten Druidendenkmäler beſäße.

Wir machten uns ſogleich auf, um die ganze Umgegend zu durchſtreifen, die, obwohl ſteinarm von Natur, den Eindruck eines Felſenlandes macht, ſo maſſenhaft, ſo groß ragen überall aus der grünen Ebene die Dolmen und Menhire empor. Man begreift nicht, auf welche Weiſe dieſe Steine über Meer und Land hieher gebracht worden ſind, und man muß annehmen, daß ſie die Druiden als erratiſche Blöcke hier vorgefunden haben; denn allen mechaniſchen Künſten unſerer Zeit würde es noch außerordentlich ſchwierig werden, ſo gewaltige Felsſteine von Ort zu Ort zu bewegen. Aber ſelbſt wenn dieſe Felsblöcke durch Naturgewalten hieher gebracht worden — es bleibt doch immer erſtaunlich, wie die Druiden, dieſe Prieſter ohne Kunſt, ſolche Maſſen als Menhire, d. i. aufrechte Steine, aufſtellen oder als Dolmen, d. i. als Taflſteine, über andere, untergeſtellte erheben konnten. Weit mehr als die ägyptiſchen Könige, die Erbauer von Memphis und Theben, ihre Unterthanen, müſſen die galliſchen Prieſter die ganze rohe Naturkraft ihrer Gläubigen in ihrer Gewalt gehabt haben. Iſt es doch nicht anzunehmen, daß ſie, die in Wäldern und unter rohen Steinplatten hauſten, die ihre Opfer mit ſteinerner Axt tödteten, die ſolche plumpe, nicht einmal am Anfange der Kunſt ſtehende Monumente errichteten, daß ſie irgend welche Maſchinen beſaßen, die ihnen dabei hätten behülflich ſein können. Dieſe Felſen predigen laut, daß der Glaube Berge verſetzt.

Unweit von Lockmariacaer erhebt ſich ein offenbar ebenfalls durch Kunſt entſtandener Hügel, welchen man den Berg Helve nennt. An ſeinem Fuße ſteht ein Dolmen, deſſen Platform in zwei Stücke zerbrochen iſt. Sein Inneres iſt in zwei kleine Zimmer abgetheilt. Weſtlich vom Flecken findet ſich der „Tiſch des Cäſar,“ wie man gewöhnlich einen der intereſſanteſten Dolmen benennt. Als wir dort ankamen, droſch eben ein armer Landmann ſein mageres Getreide auf dem Tiſche Cäſars. Es iſt eigenthümlich, wie überall in jedem Winkel der Erde, wo dieſer außerordentliche Menſch den Fuß hingeſetzt, ſein Name im Munde des Volks an hundert Gegenſtänden hängen blieb; wie überall ſeine Beſiegten ihm Monumente ſetzen, ja ſich ihres eigenſten Eigenthums entkleiden, um es ihm zuzutheilen. Hier wo er die große Schlacht gegen die Veneten lieferte, ihre beſſeren Seeleute, ihre Segelſchiffe mit ſeinen Landratten und Ruderbooten beſiegte, hier, wo er die freiheitsluſtigen Veneten ihrer Freiheit beraubte, hier in ihrer eigenen Hauptſtadt berauben ſich dieſelben Veneten eines ihrer älteſten, religiöſen Monumente, um damit den Namen Cäſars zu verewigen. Doch iſt Das nicht unnatürlich. Amedée Thierry hat ganz Recht: es iſt der Gründer Cäſar, der überall Spuren ſeines Wirkens zurückgelaſſen, dem die Völker dankbar ſind, dem ſie gerne jede Gründung zuſchreiben und an den ſie gerne anknüpfen, wenn ſie als altadelige Völker erſcheinen wollen.

Die Tafel Cäſars, jetzt verſtümmelt, ruht nur noch auf dreien ihrer Pfeiler, welche der ärmliche Ueberreſt eines großen, den Raum von dreißig Fuß einnehmenden Kreiſes ſind. Der Dolmen iſt ſo hoch, daß ein Mann ſich unter ihm ganz bequem aufrecht erhalten kann. Auf der innern Seite der Platte bemerkt man eine ſchon etwas verwitterte Inſchrift und neben dieſer eine ſonderbare Figur, welche mehrere Antiquare für einen Phallus halten. Doch ſcheint uns dieſe Hypotheſe ſehr gewagt. Barchou de Penhouet hat dieſe Inſchriften ſowohl, wie ſämmtliche in der Bretagne heimiſche Monumente für phöniziſch oder auch für ägyptiſch erklärt, was unter den Archäologen des Landes ein homeriſches Gelächter erregte. In der That hat unſer verehrter Freund von der Akademie der Inſchriften keine genügenden Beweiſe für ſeine Behauptung aufführen können und hat ſich nun vor den Sticheleien der Bretonen ins Grab geflüchtet. „Er weiß es nun beſſer,“ pflegte Mittermaier in Heidelberg mit einem Blicke gen Himmel auszurufen, wenn er von der irrigen Meinung irgend eines todten Kriminaliſten ſprach. Penhouet weiß es nun auch beſſer und wird von irgend einem Kaufmann aus Tyrus oder Sidon erfahren haben, daß ſich phöniziſche Kaufleute nur ſelten und kurz auf dieſen Küſten aufgehalten, daß ſie dann ihre Zeit nicht damit verloren, rohe Steine aufzurichten oder über einander zu legen, und daß der Dienſt Thors und Belens vom Dienſte Molochs höllenweit verſchieden war.

In der Nähe dieſes Dolmen liegen die Trümmer des größten bekannten Menhir, oder langen Steines. Er wurde wahrſcheinlich von den erſten Chriſten umgeſtürzt und in fünf gewaltige Stücke zerbrochen, die aber noch ſo neben einander liegen, daß man ihn in ſeiner ganzen Größe beurtheilen kann. Er mißt an ſechzig Pariſer Fuß, verjüngt ſich nach beiden Enden und iſt in der Mitte am Breiteſten. Nicht weit von dieſem Menhir liegt ein anderer von zweiundzwanzig Fuß Länge, welchen das Volk Men Brao Sao, d. i. aufrechter Stein des Tayſern, nennt. Neben dieſen geſtürzten erheben ſich noch drei andere wie gewaltige Felsnadeln. Sie ſtehen ſämmtlich auf dem ſchmaleren Ende und werden nur durch wenige untergelegte Steine im Gleichgewicht erhalten.

Außer den genannten gibt es rings um Lochmariacaer noch viele andere Dolmen und Menhire, die mehr oder weniger den andern gleichen und die wir nicht weiter beſchreiben wollen. Aber ihre Menge gibt der platten Halbinſel, auf der ſie ſich zuſammen drängen, ein eigenthümliches Ausſehen und erfüllt den Fremden, der zwiſchen ihnen umher wandert, mit Schauern der Urwelt. Ich könnte aber nicht ſagen, daß dieſes Gefühl ein angenehmes ſei; der bloße Anblick dieſer Monumente athmet Rohheit, Blutdurſt, Grauſamkeit und macht den modernen Menſchen vor den Gedanken, auf welchen Wegen ſchon die verborgene Gottheit geſucht worden, erbeben. Das Meer, das Lochmariacaer überall einſchließt, die Klippen und Strömungen, die es unnahbar machen, tragen noch dazu bei, die Oede und die Schauer, die dieſen Prieſterwinkel erfüllen, zu erhöhen. Unwillkürlich vergegenwärtigte ich es mir, wie an gewiſſen Tagen die Gläubigen des ganzen Landes hier zuſammen ſtrömten, auf öden Wegen zwiſchen Sümpfen und Moräſten oder von den Inſeln kommend, zwiſchen den Klippen daher ſteuernd auf ihren Kähnen mit den Segeln von Ziegenfellen, wie die Prieſter mit dem Eichenkranze im Haar auf den Dolmen ſtehend ihre myſtiſchen Formeln oder die Prieſterinnen die Zukunft verkündeten, wie ſich das Opfer auf dem Steine wand und das Blut in die Höhle träufelte. Gewiß fand ſich in den erſten Jahrhunderten ſo mancher getaufte Chriſt, der ſich vom alten Glauben nicht trennen konnte und hinter dem Rücken des Apoſtels hieher ſchlich, um ſeine alten Götter zu begrüßen. Es nützte nichts, daß man gewaltige Menhire ſprengte, die Dolmen umſtürzte, das Volk blieb mit ſeinem Glauben an dieſen Steinen hangen und wähnt ihre Schatten und Höhlen noch heute, wenn auch nicht von Göttern, ſo doch von Geiſtern, und zwar von guten Geiſtern bewohnt. Die Feen oder Groans ſind nichts Anderes als die alten Druideſſen, die Pythien Galliens, welche faſt göttlicher Ehre genoßen.

Von Lockmariacaer ſegelten wir weſtwärts in einen langen ſchmalen Golf hinein. Die Küſte rechts war öde und ſteinig, während ſich das ſüdliche Ufer immer mehr und mehr mit Vegetation bekleidete und ſich endlich in einen reizenden Park verwandelte, aus deſſen Hintergrunde ein freundliches Herrenhaus blickte. Bald nahm der ganze Golf einen gemüthlichen und durchaus maleriſchen Charakter an und wurde ganz prächtig, als das vielumbuſchte Aurey mit ſeinem kleinen Hafen, mit ſeinen Küſtenfahrern, ſeiner Flußmündung und ſeinen über Berg und Thal auf und nieder ſteigenden Häuſern auftauchte. Eine freundliche Herberge nahm uns auf, und bald fand ſich auch ein gebildeter Führer, der uns auf das Schlachtfeld von Aurey begleitete.

Die kleine, ganz gemüthlich blickende Ebene, die von mancherlei Buſchwerk beſetzt und in der Mitte von einem beſcheidenen Bach durchfloſſen iſt, hat in der bretoniſchen Geſchichte beinahe dieſelbe Wichtigkeit wie die Ebene von Bosworth in der engliſchen. Die Schlacht von Aurey, die im Jahr 1364 geſchlagen wurde, entſchied den langen Krieg zwiſchen den Häuſern Blois und Montfort und ſicherte dem letzteren, das England befreundet war, die Succeſſion und damit dem Feinde Frankreichs jenen Einfluß, den er während der langen Kriege des vierzehnten Jahrhunderts zum Ruin Frankreichs ſo trefflich zu benutzen verſtand.

Die Schlacht iſt neben ihrer allgemeinen Wichtigkeit noch wegen vieler Einzelnheiten intereſſant. Es iſt ein ächter mittelalterlicher Kampf, nur daß er im Ganzen mehr Beiſpiele der Treue und Ritterlichkeit bietet, als man den ritterlichen Zeiten gewöhnlich zuſchreibt. Auch vereinigte er auf kleinem Raum die größten Helden, welche damals beide Nationen aufzuweiſen hatten: auf Seiten Blois' und der Franzoſen zuerſt den überaus frommen Charles de Blois, der am Morgen des Schlachttages drei Meſſen hörte, das Abendmahl nahm und noch im letzten Augenblick, immer ſeinen Beichtvater mit ſich führend, wenige Schritte von der feindlichen Front beichtete; dann Bertrand du Guesclin, Beaumanoir, Rohan, Rochefort, Dinan u. a. Beaumanoir war noch Tags vorher der Gefangene Montforts geweſen und hatte von dieſem die Erlaubniß erhalten, in den Reihen ſeiner Feinde gegen ihn zu kämpfen und zu fallen. Auf Seiten der Engländer: der junge Montfort, Chandos, der große Vorläufer Talbots, und Cliſſon, der ſpäter im franzöſiſchen Dienſte ſo berühmt gewordene Connetable.

Die Armee Montforts und der Engländer war an Zahl die ſchwächere, aber ſie nahm die beſſere Stellung ein und ließ Charles de Blois über den Fluß kommen und trennte ihn von ſeinen Reſerven, die ihm im Augenblick der Niederlage nicht zu Hülfe kommen konnten. Umſonſt hatte ihm Bertrand du Guesclin den Uebergang über den Fluß und den Angriff widerrathen. Karl hielt ſich in ſeiner Seele für verpflichtet, den Kampf zu beginnen und ſeinen Gegner mit eigener Hand zu erlegen, weil er es ſeiner Frau verſprochen hatte. In der That glaubte er gleich beim erſten Choc, da er einen Ritter in mit Hermelin bedeckter Rüſtung ſah, auf Johann v. Montfort zu ſtoßen; er ſtürzte auf ihn und ſpaltete ihm den Schädel. Aber er hatte ſich geirrt und ſeine beſte Kraft verſchwendet. Bald wurde er von Feinden umringt, vom Pferde geriſſen und von einem engliſchen Soldaten erſtochen. Mit dem Ausruf „Domine Deus“ ſtürzte er auf den Leichenhaufen, der ſich um ihn gebildet hatte. Du Guesclin, welcher mit Chandos und Cliſſon perſönlich zuſammen traf, wurde gefangen genommen, und alle andern bedeutenden Führer der franzöſiſchen Partei lagen unter den Todten. Die Franzoſen verloren den Muth, flohen nach ſiebenſtündigem Kampf und ließen auf dem Schlachtfeld fünftauſend Todte. Die Engländer erlitten nur einen kleinen Verluſt. Johann v. Montfort ließ den Leichnam ſeines Gegners aufſuchen und weinte über ihn, wie Cäſar über die Leiche des Pompejus. „Ach, mein Vetter,“ rief er aus, „durch Eure Hartnäckigkeit habt Ihr viel Leid über die Bretagne gebracht; Gott vergebe es Euch! Ich beklage es ſehr, daß Ihr ein ſo trauriges Ende genommen, und möchte es Gott gefallen, daß Ihr noch im Stande wäret, Euch mit mir zu vertragen.“ Der Klerus der Bretagne gab ſich alle Mühe, Karl von Blois kanoniſiren zu laſſen, und erzählte viel von den Wundern, die an ſeinem Grabe geſchahen; aber der Papſt fand, daß die Bretagne bereits Heilige genug hatte.

Am Tage vor der Schlacht fanden als Vorſpiele zwiſchen den beiden Armeen mehrere Zweikämpfe ſtatt, die ſpäter in mehreren Volksballaden beſungen wurden. Der intereſſanteſte unter dieſen Zweikämpfen war der des Engländers Walter Huet mit dem Ritter v. Kergoet. Der Franzoſe ſiegte, indem er ſeinen Gegner zu Boden warf, gab ihm aber das Pferd zurück, damit er ſich deſſen in der bevorſtehenden Schlacht bediene. Die Schlacht von Aurey hat beim bretoniſchen Volk eine ſo fabelhafte Berühmtheit erlangt, wie die berühmte Schlacht der „Dreißig,“ die ebenfalls in jener Epoche gekämpft wurde, und wie nur irgend eine berühmte Schlacht, die das Schickſal einer Nation entſchied. Die Bretonen finden den großen Tag aufs Beſtimmteſte in den Prophezeiungen Merlins vorausgeſagt.

Die Stadt Aurey beſteht aus zwei Theilen, dem neueren und freundlicheren mit Kai, Hafen, Flußmündung und ſchattigem Gebüſch, und dem älteren auf der Höhe des Berges, deſſen Gründung man dem König Artus zuſchreibt. Ihr älteſtes Gebäude iſt wohl die Kirche des heiligen Geiſtes, gothiſch arabiſchen Styls und wahrſcheinlich aus dem dreizehnten Jahrhundert ſtammend.

Auf der Hochebene, auf der dieſes intereſſante Gebäude ſteht, weiter wandernd, kamen wir nach ungefähr einer Stunde in ein elendes Dorf, hinter welchem ſich auf einem Hügel ein kleiner Menhir erhebt. Er fiel uns vorzugsweiſe deßhalb auf, weil er, auf ſeiner Spitze ein Kreuz tragend, mit einer Art von Betſchemel zu ſeinen Füßen, als das Symbol der geiſtlichen Geſchichte dieſes Landes erſchien. Er deutete uns außerdem an, daß wir uns der Gegend der Menhire näherten, denn wie Lockmariacaer vorzugsweiſe durch ſeine Dolmen, ſo iſt Carnac an der Bai von Quiberon beſonders durch ſeine aufrechten Steine berühmt. Bevor wir es erreichten, mußten wir noch viel Heideland durchziehen, welches aber nicht ſo öde anzuſchauen war, wie die uns ſchon bekannten Heiden. Schöne Tannen- und Fichtenhaine erheben ſich aus dem rothen Heidekraut, der Boden iſt angenehm gewellt, mäßige Hügel, von Kapellen beſetzt, erheben ſich, aus der Ferne glänzt das Meer, und grün ſtreckt ſich die lange und ſchmale Halbinſel von Quiberon in die Fluth.

Der erſte Anblick von Carnac iſt überaus großartig und überraſchend. Wie weit man auch gewandert ſei, man hat nichts der Art geſehen. Kaum gibt es irgendwo etwas Sonderbareres als dieſe Reihen formloſer Steine, die zum Theil verwittert, mit bemooſten Häuptern, wie ein verſteinertes Rieſenheer vor Carnac daſtehen und ausſehen, als ob ſie vorwärts rücken wollten. Die Stille rings umher, die Einſamkeit, die dunkle Heide, von der ſich die grauen Steine ſcharf abheben, Alles trägt dazu bei, den Eindruck zu erhöhen, und man ſtutzt einen Augenblick, ehe man es wagt, ſich in die Geſellſchaft dieſer Zeugen uralter Zeiten zu begeben. Näher tretend, erſtaunt man noch mehr über die Regelmäßigkeit in der Aufſtellung der aufrechten Steine. Ihre Zahl beläuft ſich auf mehr als zwölfhundert, welche von Südoſt nach Nordweſt in einer Länge von mehr als 2000, und in einer Breite von 150 Fuß in gerader Linie und in eilf Reihen neben einander hinlaufen.

Am nordweſtlichen Eingang in die Reihen befindet ſich ein Halbkreis, der aus achtzehn großen Steinen beſteht, und wie auf ſeiner Baſis mit ſeinen äußerſten Enden auf der erſten und eilften Reihe ruht. Die Steine, die faſt alle auf dem dünneren Ende ſtehen, ſind von verſchiedener Höhe, ſchwanken zwiſchen zwanzig und fünf Fuß und haben zum größten Theil eine längliche Form. Doch liegen auch hie und da ungeheure Blöcke, die man nicht Menhire oder lange Steine nennen kann.

Noch im vorigen Jahrhundert belief ſich die Zahl der Menhire von Carnac auf mehr als viertauſend; die verſchwundenen wurden meiſt zu neuen Bauten verwendet. Jetzt hat die Regierung dafür geſorgt, daß dieſe Monumente für die Zukunft geſichert ſind. Wie großartig muß der Anblick dieſes vollſtändigen Todtenfeldes geweſen ſein! Denn daß wir hier nichts Anderes vor uns haben, als einen altceltiſchen père Lachaise, ſcheint heute außer Zweifel, obwohl verſchiedene Alterthumsforſcher Verſchiedenes daraus machen wollten. Der eine, geſtützt auf die Tradition, welche die Steine von Carnac das Lager Caſars nennt, behauptet allen Ernſtes, dieſe Rieſenſteine haben keinen andern Zweck gehabt, als die Zelte römiſcher Soldaten zu tragen. Ein anderer — und wieder iſt es der arme Herr von Penhouet — ſtützt ſich auf den Namen „Carnac,“ der ihn an das ägyptiſche Dorf gleiches Namens erinnert, findet, daß die Steine hier eben ſo aufgeſtellt ſeien, wie die Sphinxe in Theben, und zieht daraus den Schluß, daß es Aegypter waren, welche dieſe Monumente aufſtellten, ja ſogar, daß die Bretonen von den Aegyptern abſtammen. Ein dritter Archäolog gibt zwar zu, daß dieſe Monumente celtiſchen Urſprungs ſind, bringt ſie aber mit dem Zodiakus in Verbindung und behauptet, daß die eilf Steinreihen die eilf Sternbilder darſtellen, und daß die Celten eben nur eilf Zodiakalzeichen gekannt haben.

Was ſoll der Lärm? Hundert berühmte und unberühmte Volkslieder der Celten des Kontinents und der Inſeln ſprechen von langen Steinen, die man über Gräbern aufgerichtet hat, oder von bereits aufgerichteten Blöcken, unter denen man den Todten begrub. So ſpricht Oſſian in ſeinem Geſange über Fingal: „Wenn Fingal auf dem Schlachtfelde gewüthet, lege mich unter irgend einen denkwürdigen Stein, der künftigen Zeiten von meinem Ruhme ſpreche.“ — Im Geſang Kathula: „Kathula erhebe mein Grab auf dieſem grünen Hügel, ſtelle mir zu Häupten dieſen grauen Stein.“ — Im Geſang Tighmora: „Siehſt du jenen Stein, der mitten im Graſe ſein graues Haupt erhebt? Dort liegt ein Fürſt vom Stamme Diar Mud.“ — In Kathluinna: „Da ſtehen wir an den Gräbern; aber wo ſind die Steine, welche die Ruheſtätte unſerer Freunde bezeichnen? Erhebet eure Häupter, graue und bemooste Steine, erhebet eure Häupter und ſagt uns an, weſſen Gedächtniß ihr bewahrt.“

Solche Stellen kann man in Oſſian und in vielen andern Volksliedern finden. In Carnac haben ſich außerdem noch Namen und Traditionen erhalten, welche die Anſicht, daß die Menhire Grabmonumente ſind, unterſtützen. So heißt ein Theil des dortigen Steinfeldes „Menek,“ was ſo viel ſagen will als „Gedächtniß oder Andenken,“ und ein anderer Theil führt den Namen Kerwarn oder Todesplatz. In Cornwallis findet ſich ein dem Felde von Carnac ganz ähnliches Gefilde, und die Einwohner geben ihm ähnliche Namen und knüpfen ähnliche Traditionen von daſelbſt begrabenen Kriegern daran. Ich glaube, dieſes Alles zuſammen genommen reicht hin, die urſprüngliche Beſtimmung der Menhire zu bezeugen; doch ſoll damit nicht geſagt ſein, daß ſämmtliche Menhire Grabmonumente waren. Die höchſten und koloſſalſten unter ihnen, beſonders wo ſie in kleinerer Anzahl beiſammen ſind, ſcheinen eine andere Beſtimmung gehabt zu haben. Man nimmt an, daß dieſe gewiſſe Götter vorſtellten und daß die Dolmen, die ſich meiſt neben den koloſſalen Menhiren finden, die Altäre waren, auf denen dieſen Göttern geopfert wurde. Dieß mag vorzugsweiſe von den Menhiren in Lochmariacaer gelten.

Der Flecken, der dem Steinfelde eine ſo große Berühmtheit verdankt, hat an ſich nichts Merkwürdiges, doch ſieht er etwas ſolider aus als andere Dörfer ſeines Ranges, da er zum größten Theil ohne Rückſicht auf die Archäologie aus Druidenſteinen erbaut iſt. So konnte auch die Pfarrkirche größer und ſchöner werden als andere ihres Gleichen, abgeſehen von den großen Einkünften, die ſie ihrem Heiligen verdankt, welcher, ein ausgezeichneter Veterinär, alle Viehkrankheiten heilt und deßhalb von allen Bauern der halben Bretagne beſucht wird. Er hat auch einen Aushängeſchild über ſeiner Thüre, und dieſes beſteht aus zwei geſunden, in den Stein gehauenen Ochſen. Carnac hat nie ein beſſeres Jahr, als wenn das Land von einer Viehſeuche heimgeſucht wird. Man verſicherte uns, daß die Pilger manchmal das kranke Vieh mit hieher bringen und es während des Gebetes dem Heiligen in der Kirche ſelbſt vorſtellen.

Zurück nach Aurey und weiter nach Norden. Hie und da ein hübſches Herrenhaus mit Garten und Park, etwas angebautes Land rings umher, dann wieder Heide, Heide, Heide. In der Entfernung manchmal ein elendes Dorf, denn die bretoniſchen Bauern wohnen nicht gern an der Landſtraße und haben eine ſolche Abneigung vor der Berührung der Welt, daß ſie da, wo ihnen die Regierung einen Weg an der Thüre vorüber führt, dieſe Thür vermauern und rückwärts eine andere durchbrechen, alſo ihr Haus gewiſſermaßen der Landſtraße den Rücken zukehren laſſen. Dieſer eine Zug charakteriſirt wohl genug den bretoniſchen Volksſtamm und erklärt ſeine eherne Stabilität. Auf einer der Heiden erhob ſich plötzlich mitten aus den rothen Kräutern eine Gruppe von Bettelkindern vor uns; ſie boten Blumen an und ſangen einige Lieder, deren Melodie, obwohl nur aus wenigen Noten beſtehend, unendlich traurig war.

Vor Landevant machten wir die Bekanntſchaft eines hübſchen und wohlkonſervirten Dolmen, wollen uns aber mit der Beſchreibung deſſelben nicht weiter aufhalten und nun ein- für allemal von den Druidenſteinen Abſchied nehmen. Nur wo uns irgend ein beſonders merkwürdiger aufſtößt, werde ſeiner erwähnt.

Vor Hennebont wurde die Landſtraße ſehr lebendig. Es war Markt, und die Landleute ſtrömten in die Stadt. Hunderte von Weibern ritten auf kleinen Pferden, manchmal zu Zweien und immer rittlings zu Pferde ſitzend; die Männer gingen meiſt zu Fuß, kleine bretoniſche Kühe, die die berühmte Butter geben, vor ſich her treibend. Unter den Männern bemerkten wir manche ſchöne Geſtalt, manches ſchöne Geſicht; die Weiber, vorzugsweiſe die älteren, waren ſämmtlich ſcheußlich; doch gab ihre ſonderbare Tracht, ſo wie die bunte, der ſlowakiſchen ähnliche der Männer dem Getümmel auf der Straße wie auf dem Markte etwas ſehr Maleriſches. Vor den Häuſern Hennebonts ſaßen ſie in Kreiſen beiſammen und tranken Cider, das altnationale Getränk der Bretonen. Wie ſehr ſie dieſen Apfelmoſt auch lieben, ſo würden ſie ſich heutzutage in dieſer Beziehung doch gern entnationaliſiren und denſelben mit franzöſiſchem Wein vertauſchen; aber dazu fehlt es an Geld.

Der bretoniſche Bauer iſt meiſt ſehr arm; nur ſelten bringt er es dazu, ein Eigenthum zu erwerben; er iſt nur Pächter und hängt von ſeinem Gutsherrn ab. Dieſen Zuſtand verdankt er ſeinem Benehmen zur Zeit der Revolution; er hat verblendet Alles gethan, um die alten, ihm ungünſtigen Verhältniſſe aufrecht zu erhalten, und der nationale Adel, der ihm gegenüber ungefähr dieſelbe Stellung einnahm wie der ſchottiſche in ſeinem

Clan, unterſtüzt ihn natürlich in ſeinem Streben. Die alten keltiſchen Clanstraditionen ſind es vorzugsweiſe, was die Chouannerie erklärt. Die Bauern, von ihren La Rochejacqueleins angeführt, wollten nichts von den Wohlthaten wiſſen, welche ihnen Conſtituante und Legislative zudachten; ſie erwarteten Alles vom König ihrer Adeligen, und als dieſer zurückkam, fühlte er ſich durch die Dankbarkeit, die er den Chouans ſchuldete, ſo ſchrecklich genirt, daß er zu einer Reiſe in die Bretagne, die er doch verſprochen hatte, nicht zu bewegen war, und die bretoniſchen Adeligen an ſeinem Hofe hatten auch kein beſonderes Intereſſe, den doch immer etwas liberalen Ludwig in ihrem Lande zu begrüßen. So blieb Alles beim Alten, und ſo kommt es, daß der bretoniſche Bauer heute zwar noch mit Stolz von der Treue ſeiner Väter und den Thaten der Chouans erzählt, ſelber aber nicht die geringſte Luſt verſpürt, dieſelbe Rolle zu übernehmen.

Hennebont liegt ſehr ſchön am Abhang und am Fuße eines grünen mit ſchönem Baumſchlag gekrönten Hügels, welchen der hier ſchon breite Fluß Blavet beſpült. Die Ueberreſte ſeiner alten ſtarken Befeſtigungen, eine Mauer mit Machicoulis, die Ruinen eines Kaſtells mit gothiſchem Thore und zwei ſtarken Thürmen, außerdem mehrere gothiſche Häuſer im Innern der Stadt geben ihr Charakter und zeugen von einer ſchönen Vergangenheit.

Hennebont hielt in dem Erbſtreite zwiſchen Blois und Montfort mehrere Belagerungen aus, von denen jede ſich durch irgend eine Sonderbarkeit auszeichnet. Während der erſten vertheidigte ſie Olivier de Spinnefort für Karl de Blois, während ſie ſein Bruder Heinrich de Spinnefort für Montfort belagerte. Es gelang dem jüngeren Bruder, den älteren aus der Stadt zu locken, ihn zum Gefangenen zu machen und ihn endlich zur gutwilligen Uebergabe der Stadt zu bewegen. Nun Montfort angehörig, wurde ſie bald darauf von Blois und den Franzoſen belagert, und bei dieſer Gelegenheit erwarb ſich Johanna, die Mutter des jungen Montfort, jenen großen Ruhm, der ihre Zeit erfüllte, heute noch in ſehr ſchönen Volksliedern fortlebt und ihr den

Beinamen „Hanne die Flamme" verſchaffte. Furchtbar bedrängt, nach wochenlanger Belagerung, umgeben von einer bereits verzagten Beſatzung, ſtürzte ſich Johanna, nur von wenigen Getreuen begleitet — ſo wenigſtens erzählt das Volkslied — in das Lager der Franzoſen, das ſie in Flammen ſetzte und gänzlich vernichtete. „Und der Wind verbreitete die Brunſt und erhellte die ſchwarze Nacht. Und die Zelte waren verbrannt, und die Franzoſen waren gebraten, und dreitauſend waren zu Aſche verbrannt, und es entwiſchten nur hundert." — „Am andern Morgen ſaß Hanna die Flamme am Fenſter, und ſie lächelte, wie ſie ihre Blicke übers Land ſtreichen ließ, und wie ſie das zerſtörte Lager ſah und den Rauch, der ſich aus dem Aſchenhaufen erhob, da lächelte Hanna die Flamme wieder und ſagte: Welch ſchöner Dünger, o mein Gott! mein Gott, welch ſchöner Dünger. Für Ein Korn werden wir zehne haben! Ganz wahr ſagten die Alten: Nichts macht das Korn ſo trefflich wachſen, als Knochen der Franzoſen, zermalmte Knochen der Franzoſen."

Die dritte Belagerung, welche die Stadt wieder den Montforts entriß und Blois überantwortete, iſt dadurch ausgezeichnet, daß ſie der große Connetable Bertrand du Guesclin in Perſon leitete und dabei die ungeheuerſten Katapulten zur Erſchütterung der Stadtmauern anwendete. Er nahm die Stadt, ſchonte die Eingeborenen, machte aber die ganze engliſche Beſatzung nieder, mit Ausnahme zweier reicher Offiziere, die ihre Freiheit theuer bezahlen mußten.

Aus der alten Stadt Hennebont wanderten wir in weniger denn zwei Stunden in die neue Stadt Lorient, eine der neueſten Frankreichs. Noch zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts war ſie ein elendes Dorf und wurde als ſolches der unglückſeligen indiſchen Kompagnie geſchenkt, welche es dahin brachte, daß ihr Schützling in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ſchon eine hübſche Stadt war, die ſchon fortblühen konnte, als die Kompagnie ſelbſt zu Grunde ging. Sie bildete ein hübſches Stück der Erbſchaft, welches Ludwig XV. von der Kompagnie überkam.

Man ſieht es ihr an, daß ſie nicht entſtanden, ſondern künſtlich geſchaffen worden, und alle die Leute, die Mannheimer und Karlsruher Styl lieben, werden Lorient eine der ſchönſten Städte Frankreichs nennen. Uns, die wir nicht für die geraden Linien ſind, behagte es vorzüglich in der Vorſtadt Kerentreich, die von einer wahrhaft ſüdlichen Vegetation umhüllt iſt. Auch hat ſie eine ſchöne Kettenbrücke über den Scorf, welche eine projektirte großartige Granitbrücke erſetzt. Schon war Alles zu dem Bau vorbereitet, ſchon waren die Granitblöcke geſchnitten und Hunderttauſende ausgegeben, als die Beſorgniß erwachte, daß die Waſſer, ſich an den Pfeilern brechend und den Fluß auswühlend, den Hafen verſanden würden, und man gab alle Vorbereitungen auf und nahm zu der neuen Erfindung der Kettenbrücken ſeine Zuflucht.

Der große und ſichere Hafen iſt von prachtvollen Gebäuden und Dämmen umgeben und kann ganze Flotten mit Sicherheit beherbergen. Die Bauplätze an der Rhede ſind ſo ausgedehnt, daß daſelbſt dreißig große Kriegsſchiffe auf einmal gebaut werden können. Schöne, üppige, parkähnliche Spaziergänge umhüllen und beſchatten dieſe großartigen Anlagen. In ihren dunkeln Gängen begegnet man den wachhabenden Marineinvaliden und neben ihnen — ein ſchöner Kontraſt — den jungen Zöglingen der Marineſchule mit ihren lebhaften, intelligenten Geſichtern, die ſich ſo vortheilhaft vor den Zöglingen der Landarmeeſchulen auszeichnen. Dort erhebt ſich auch der Signalthurm, der zugleich als Leuchtthurm und Obſervatorium dient. Auf dem Marktplatz ſteht als aufmunterndes Beiſpiel für die Marineſchüler die Statue des braven Seelieutenants Biſſon, welcher ſich lieber in die Luft ſprengte, als daß er ſich dem überlegenen Feinde übergeben hätte. Das Monument iſt von Gatteaux und erhebt ſich, in Bronze gegoſſen, über einer acht Meter hohen Granitſäule. Auf dem Hôtel de Ville intereſſirte uns der Saal, in welchem die Ehen geſchloſſen werden; er hat ganz die Form eines römiſchen Prätoriums.

Auf einem Kahne fuhren wir ſchräg über die Mündung des Blavet nach der feſten Seeſtadt Port Louis, welche gewiſſermaßen noch zu Lorient gehört; die zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts noch ein armes Dorf war und unter der Republik Port Liberté hieß. Wie jung dieſe Stadt auch iſt, hatte ſie doch ſchon eigenthümliche Schickſale. Zu den eigenthümlichſten gehört es wohl, daß ſie eine Zeit lang den Spaniern gehörte, denen ſie vom Herzog von Mercoeur, dem Anführer der Liguers und Prätendenten der Bretagne, für geleiſtete Hülfe überlaſſen worden. Erſt durch den Vertrag von Vervins kam ſie in Heinrichs IV. Gewalt, welchem die unpatriotiſche Handlung des Herzogs die Eroberung der Bretagne nicht wenig erleichterte. Vor der kleinen und ſchlecht gebauten Stadt, unter dem Waſſerſpiegel, lauern heimtückiſche Klippen, welche dem fremden Schiffer den Hafen unnahbar und heimiſche Lootſen unentbehrlich machen. Dieſer Umſtand hat Port Louis ſchon mehrmals vor den Engländern geſchützt, ſelbſt wenn ſie das beſſer befeſtigte und höher hinauf liegende Lorient angriffen. Von den Mauern der Stadt hat man eine prächtige Ausſicht auf den weiten Ozean, auf die Inſeln Groix und Belle-Isle.

Lorient und Port Louis ſind franzöſiſche Kolonien. Die indiſche Kompagnie hat daſelbſt franzöſiſche Kaufleute und Commis, die franzöſiſche Regierung Beamte aus dem Oſten angeſiedelt; nur in den Vorſtädten und an Markttagen wird hie und da celtiſch geſprochen. Das Land rings umher iſt ganz celtiſch, rein bretoniſch; in vielen Dörfern findet man kaum ein Individuum, das franzöſiſch ſpricht, und wenn der Bretone Frankreich oder Franzoſe ſagt, ſo hat das noch eine ganz andere Bedeutung als bei den Landleuten der Cevennen; ihm ſind die beiden Ausdrücke gleich bedeutend mit „Ausland“ und „Fremder.“ Das hat ſeinen Grund im furchtbar ſtarren Nationalcharakter der Bretonen, in der Unbeweglichkeit, die dieſem Volksſtamme eigenthümlich iſt, und die durch Jahrhunderte allen fremden anſtrebenden Elementen widerſtehen konnte, ohne die geringſte

Veränderung zu zeigen. Will man doch ſelbſt in den bedeutendſten Männern des Landes, wie Chateaubriand, Lamennais u. a., die doch die ganze Bildung Frankreichs in ſich aufgenommen haben, etwas ſpezifiſch Bretoniſches bemerken. Die Bretonen ſind ein Block Granit, an welchem die franzöſiſchen Wellen vergebens nagen und noch lange vergebens nagen werden.

Was der Franzöſirung dieſes Volksſtammes beſonders im Wege ſteht, iſt die im Weſten Europa's beiſpielloſe Bedürfnißloſigkeit, welche ihn nicht zwingt, ſich dem Fremden zu nähern, von ihm zu kaufen oder ſich überhaupt mit der Welt zu miſchen. Der Enkel lebt wie der Urahn, er hat dieſelben Sitten, dieſelben Anſchauungen, dieſelben Bedürfniſſe und daſſelbe Feld, das ihm Stroh für Dach, Lager und Vieh, Nahrung und Leinenkleider liefert. Was hat er alſo jenſeits ſeines Hofraums und ſeiner Feldmarke zu ſuchen? Wenn ihn die Konſkription zwingt, Jahre lang in der Fremde zu verweilen, ſtirbt er entweder am Heimweh, oder wenn er glücklich heimkehrt, gibt er ſich alle Mühe, ſo ſchnell als möglich das wenige Franzöſiſch wieder zu vergeſſen und aufs Neue ein guter Bretone zu werden.

Die Revolution hat es gezeigt, wie ferne dieſe Celten den Neugalliern ſtehen. Das Lied, das ſie damals als eine Art Anti-Marſeillaiſe ſangen, athmet noch größeren Haß der Franzoſen, als das bereits angeführte, aus dem vierzehnten Jahrhundert ſtammende Volkslied. Die Marſeillaiſe, der es entgegengeſetzt wurde, iſt ein Wiegenlied, mit dieſem wuthſchnaubenden Geſange verglichen. Er iſt unter dem Namen „das Lied von den Blauen“ bekannt; ſo hießen den Bretonen die blau uniformirten Republikaner.

III.

Finiſtère. — Klima, Charakter des Landes und der Einwohner. — Die Bauern. — Die Bretagne und Frankreich. — Aberglauben. — Quimperlé, der heilige Graal und ſeine Kirche. — Das Grab des Chouansführers. — Volksdichter, Herr von Villemarqué. — Pontaven. — Ruheſan und eine Volksballade. — Der Wald Luſu. — Der zitternde Stein. — Feſtung Concarneau und eine Geſchichte aus dem Kriege der Ligue. — Quimper. — Corantin. — Die Kathedrale. — König Gradlon. — St. Mathieu. — Ruinen in der Umgegend.

Auf der breiten, ſchön beſchatteten Landſtraße, die aus der neuen Stadt Lorient in die uralte und ſagenhafte Stadt Quimperlé führt, zogen wir in das in vieler Beziehung intereſſanteſte Departement Frankreichs, in das Land Finiſtère, ein. Als im weſtlichſten Theil Frankreichs gelegen, haben ſich darin celtiſche Sprache, Sitte, Sage und Lied am Reinſten erhalten. Als Halbinſel, wo die letzten Ausläufer der ſchwarzen Berge oft bis an den Rand des Meeres vordringen und bis an dreihundert Bäche dem Vater in den Schooß ſenden; als äußerſte granitene Bruſtwehr gegen den Ozean und deſſen bis von dem Golf von Mexiko heranſtürmenden Strömungen: mit großartigen, bald wilden, bald lieblichen Küſten, mit vier großen Meerbuſen, eilf größeren Buchten ſtolzirend, iſt dieſes Departement zugleich auch eines der maleriſchſten des großen Reiches. Die Vegetation trägt auch das Ihre dazu bei. Die Nähe des Meeres läßt keinen raſchen oder ſchädlichen Uebergang der Temperatur zu, ſänftigt überall das Klima, ſo daß der Feigenbaum im Freien gedeiht, hie und da Aloen blühen, die Tamariske ihre Schweſtern aus dem ſüdlichen Frankreich an ſtattlichem Wuchſe beſchämt und die Ufer der großen und kleinen Buchten oft ſo ſüdlich warm anzuſchauen ſind, wie manche Bucht Italiens oder Griechenlands.

Geſchichte und Natur wurden noch durch die Kunſt bereichert, denn kaum mag es in Mitteleuropa eine Landſtrecke von dieſer geringen Ausdehnung geben, die ſich, in Bezug auf Reichthum an größeren und kleineren Kunſtbauwerken des Mittelalters, mit dem Departement de Finiſtère meſſen könnte. Nicht nur die großen Städte beſitzen ihre Kathedralen, auch kleinere Flecken, vergeſſene Dörfer prangen mit den herrlichſten gothiſchen Kirchen: Kathedralen in kleinem Maßſtabe, deren ſchlanke und luftige Thürme in ihrer Art ſo ſchön, leicht und durchſichtig ſind, wie die Thürme der berühmteſten Münſter, und überall, wohin der Blick ſich wendet, aus der Tiefe eines Thalgrundes, an einem Waldſaume, mitten aus den ärmlichſten Hütten prächtig emporſteigen. Ja, manchmal ſteht ſolch ein wunderbares Kirchlein mitten in der Wildniß; das Dorf iſt verſchwunden, die Heide treibt die rothe Erika an einſt bewohnten Stätten; aber das Kirchlein mit ſeinem Thurm oder Thürmchen ſteht einſam, ſich ſelbſt genug, in ſich ſelbſt befriedigt, in unvergänglicher Pracht. Von dem Kirchhofe, der es einſt umgeben, blieb nur noch ein bemoostes, nun von Heidekraut bedecktes Kreuz, eine geſtürzte Säule, ein verſtümmelter Heiliger, hie und da aber auch irgend ein großes Mauſoleum von Säulen getragen, von Skulpturen bedeckt, von Wappen und Trophäen überragt; das Grab irgend eines Häuptlings, der die Gegend beherrſchte.

Aber mit den Kunſtwerken, der Sprache und den Sitten haben ſich in dieſer merkwürdigen Halbinſel, wie in einer Rumpelkammer der Bretagne, alle alten Mißſtände und Fehler der Bretonen am Dauerhafteſten erhalten. Dem Schmutze der Bauern in Finiſtère ſieht man es an, daß er unſterblich iſt und aus Urzeiten ſtammt. Das mußten wir ſchon auf dem Wege nach Quimperlé erfahren, als wir in einem Dorfe Halt machten und in einen der Höfe traten. Das Hauptgebäude beſteht aus einem elenden Strohdache, noch elendern, aus Erde und rohen Steinen ausgeführten Mauern, in die eine niedrige Thüre führt und ein ganz kleines, nahe dem Dache angebrachtes Loch, anſtatt eines Fenſters, das Licht einläßt. Der ganze innere Raum iſt nur durch eine niedrige, meiſt aus Ruthen geflochtene Zwiſchenwand in zwei Theile getrennt, deren einer vom Vieh bewohnt iſt, während ſich im andern vor Schmutz braune und ſchwarze Geſtalten menſchlicher Bildung umhertreiben. Die Decke iſt von Rauch geſchwärzt, der immer wie dichte Gewitterwolken über den Häuptern der Bewohner lagert. Der Boden iſt kein anderer als das heilige Erdreich, voll von Löchern, in denen ſich die aus dem Stalle kommenden, nichts weniger als ſüß duftenden Flüſſigkeiten ſammeln, und in welchen ein Kind mit Leichtigkeit ertrinken kann. Rechts und links vom Kamin ſtehen zwei große Wandſchränke ohne Thüren, die durch Bretter in viele Fächer getheilt ſind. Dieſe Fächer, mit Stroh angefüllt, ſind die Betten der Familie und der Knechte; das ſonſtige Ameublement beſteht aus einem oder aus zwei Bänken, die als Sitze und bei Mahlzeiten als Tiſche dienen. Mit dieſem ganzen Hausweſen ſtimmt die Sitte, ſich niemals, auch an höchſten Feiertagen nicht, zu waſchen, ganz harmoniſch überein. In dieſen ſchmutzigen Behauſungen iſt der ſchmutzige Bretone ſehr gaſtfrei und immer bereit, von ſeinem Vorrathe mitzutheilen, beſonders wenn ihn der Fremde, der bei ihm einkehrt, in ſeiner eigenen Sprache anzuſprechen im Stande iſt. Aber wer vermöchte es in dieſer Umgebung, in dieſer Atmoſphäre, den von ſordider Hand gereichten Biſſen anzunehmen? Aller Hunger, aller Appetit iſt hin, bevor man noch die Schwelle des bretoniſchen Bauern überſchritten hat; denn ſchon vor dem Hauſe dehnt ſich ein Meer von Unrath, welches das Haus unnahbar macht und das der neugierige Reiſende aus Pflichtgefühl nur Einmal durchwatet.

Was den Charakter des Bretonen betrifft, ſo iſt er bei Weitem nicht ſo wild, wie er in den franzöſiſchen Städten geſchildert wird. Wir fanden ihn ſcheu, aber arglos, manchmal ſogar ſehr freundlich und mittheilſam, wenn wir ihn in ſeiner Sprache anredeten, und wir mußten über die Freunde in Nantes lächeln, die uns angerathen hatten, uns mit Vertheidigungswaffen zu verſehen, als ob wir die Abruzzen hätten beſuchen wollen. Die Sache iſt die, daß die Bretonen den Franzoſen nicht lieben, und daß dieſer, der ſich dergleichen unangenehme Wahrheiten nicht gerne zugeſteht, und der noch weniger gerne in einen fremden Volkscharakter eindringt, den bretoniſchen vollkommen mißdeutet. Uns war es zum voraus ſchwer, an die Rohheit und abſolute Barbarei des Volkes von Finiſtère zu glauben, da wir wußten, daß die bretoniſche Poeſie und die zahlreichen celtiſchen Barden, die ſich durch ſo viele Jahrhunderte in ununterbrochener Reihe folgen, beſonders in dieſem Landſtriche zu Hauſe waren. Wir wußten, daß hier noch heute das Volk dichte und ſinge, wir kannten die neueſten ſchönen Hervorbringungen der bretoniſchen Volkspoeſie, und wir begriffen, warum ſich alle anderen Provinzen Frankreichs, deren Kehlen und Seelen verſtummt ſind, von der bretoniſchen abgeſtoßen fühlen und ſie, die noch einen Reſt von urſprünglicher Poeſie beſitzt, für rein barbariſch erklären. Freilich — um ganz wahr zu ſein — ſcheint ſich heutzutage die Poeſie größtentheils in Aberglauben aufzulöſen, und daran mögen die modernen Druiden Schuld ſein. Ueberall gibt es gefährliche Kreuzwege, wo ſich Teufel, Wieſen, wo ſich Elfen verſammeln; Sümpfe voll todter Seelen und verdächtiger Irrlichter, Hexen, Wunderſteine, Wunderquellen, Wunderdoktoren, Todesanzeichen und der ganze Apparat von Blend- und Zauberwerken, wie ihn kaum drei andere Nationen zuſammengenommen in ihren Wunderarſenalen aufhäufen. Man könnte über die moderne Mythologie der Bretonen ganze Bücher ſchreiben. Emil Souveſtre's Leben hat nicht ausgereicht, dieſen Gegenſtand zu erſchöpfen, und die vielen Lokalſchriftſteller, die ſeit einem halben Jahrhundert an dieſer Fundgrube arbeiten, entdecken immer neue Gänge, in die ſie ſich noch einmal für ein Jahrhundert vertiefen können.

Einen ſchönen blüthenvollen Abhang niederſteigend, zogen wir in eine der Hauptſtädte bretoniſcher Traditionen ein; Quimperlé macht es ſchon durch ſeine Lage begreiflich, warum ſich bereits im grauen Alterthum geheimnißvolle Götterverehrungen dahin zurückzogen und warum es noch das Mittelalter liebte, myſtiſche Weihen und Verbrüderungen in ſeinen Schooß zu verlegen. Die Stadt iſt am Zuſammenfluſſe ſtille dahin wandelnder, in tiefen Betten kaum leiſe liſpelnder Flüſſe, der Ellé und der Iſole, wie auf einer Inſel gelegen, dazu rings umher von hohen Bergen umgeben, die ſich, dicht bebuſcht, im Hintergrunde feſt an einander ſchließen, und ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie ſich, als jene Berge noch von Urwäldern bedeckt waren, Druiden hier verſammelten und wie ſich das ſpätere Mittelalter den Montſalvatſch, den geheimnißvollen Aufbewahrungsort des heil. Graals und ſeiner Pfleger, in einem ſolchen verſteckten Erdwinkel denken mochte. Denn Quimperlé iſt es, wo ſich nach der Sage der Bretonen, die ſich gerne mit den Britannen identifiziren und deren Sagen adoptiren, eine der Hauptkirchen des heil. Graals befand und noch befindet.

Nach dieſer Kirche führte über die ſchönen Quais und durch ihre üppigen Alleen unſer erſter Weg. Das alte, etwas düſtere Gebäude mit ſeinen Rundbogenfenſtern hat nichts Großartiges an ſich, es athmet etwas vom erſten, einfachen, andächtigen Chriſtenthum, wie wir es uns mit Recht oder Unrecht vorſtellen. Von jener äußeren Pracht, von jenem Zauberweſen, das in allen Gedichten des Mittelalters, die ſich an die Graalsſage anſchließen, ſo wunderbar phantaſtiſch und Gemüth bewegend lebt und webt, hat ſie nichts an ſich. Sie erinnert eher an die erſten Kirchenväter und an die Heiligen der Thebaïde, als an die vollkommenen und glänzenden Abenteurer, wie Titurell, Parcival und Lohengrin. Doch regte es uns eigenthümlich an, auf einer Erdſcholle zu ſtehen, welche durch die goldenen Fäden der Volksſage und der begeiſterungsreichen Poeſie mit unſerem Vaterlande, mit den Arabern Spaniens, mit dem fabelhaften Prieſter Johannes, mit dem fernen Indien, beinahe mit der ganzen alten Welt verbunden iſt.

Andere verfallene Kirchen und Klöſter, deren Ruin das Volk gerne, aber mit Unrecht, der Revolution zuſchreibt, waren, trotz manch ſchönen gothiſchen Ueberreſtes, nicht im Stande, uns lange in der Stadt zurückzuhalten, die dem Fremden durch ihre Unſauberkeit und durch den Lärm, den die Einwohner mit ihren gewaltigen Holzſchuhen auf dem Steinpflaſter vollführen, bald zuwider wird. Die Unſauberkeit iſt die bereits viel gerühmte, der Lärm war uns etwas Neues. Quimperlé iſt der Hauptfabrikort für jene Fußbekleidung, welche den Schritt einer zarten Jungfrau drei Gaſſen weit hörbar macht.

Wir flüchteten uns vor dieſer ohrenzerreißenden Muſik zuerſt auf die grünen Berge, von denen aus man die reizendſte Ausſicht auf die üppig bewachſene Umgegend, auf Gärten und Alleen, auf die im Thal und auf dem Berge gelegene Stadt und auf den Vereinigungspunkt der beiden Flüſſe genießt. Dieſer ſchöne Punkt iſt es, welcher der Stadt ihren Namen gibt; den Kymperlé iſt nur eine Zuſammenziehung aus kymper und ellé, was im Celtiſchen ſo viel bedeutet als: Vereinigung der Ellé. Unſer Gaſtfreund, Herr de la Villamarqué, der bekannte verdienſtvolle Sammler bretoniſcher Volkslieder, machte unſern Führer durch die Stadt und die maleriſche, in reicher Vegetation ſtehende Umgegend. Er zeigte uns unter andern eine zu einem Herrenhauſe gehörige Kapelle mit Holzſkulpturen aus der Renaiſſancezeit, welche ſonderbarer Weiſe ein Gemiſch von chriſtlichen Heiligen und altheidniſchen Göttern darſtellt. In derſelben Kapelle befindet ſich das Grab eines Chouansführers. Der Grabſchrift, welche Namen und Thaten des Verewigten enthält, iſt ein höfliches „Un De profundis s'il vous plait“ hinzugefügt. Wir mußten über dieſe höfliche Bitte des Todten lächeln, haben aber ſeitdem das s. v. p. auf vielen Leichenſteinen wieder gefunden.

Die Umgegend Quimperlé's iſt noch heute die Heimat vieler Volksdichter; aber wir waren nicht ſo glücklich, auch nur Einen derſelben kennen zu lernen. Der Verfaſſer des Volkslieds:

„Die vergangene Zeit,“ das viel geſungen wird, war ſeit mehreren Monaten als Wilddieb in Haft. Herr von Villemarqué, der das Lied in ſeine ausgezeichnete Sammlung aufgenommen, gibt ſich alle Mühe, den gefeſſelten Dichter zu befreien, was ihm in dieſem Augenblick hoffentlich gelungen ſein wird. Eine Bäuerin, welche der erwähnten Sammlung das jüngſte Kind bretoniſcher Muſe, ein unendlich liebliches Liebeslied, „die Schwalben,“ geliefert, trafen wir nicht zu Hauſe. So mußten wir uns mit dem proſaiſchen Volk begnügen, das wir in ſehr großer Anzahl auf dem Viehmarkt verſammelt fanden. Es war mehr als proſaiſch, ach, es war unendlich ſchmutzig. Doch fand man unter den Männern überaus ſchöne Geſichter und Geſtalten; bei den Weibern ganz das Gegentheil. Was uns an den Männern mißfiel, waren die ungeheuren Pluderhoſen, die ſo tief als möglich und nur durch einen einzigen Knopf befeſtigt waren, ſo daß man jeden Augenblick eine ſchreckliche Kataſtrophe, nämlich das gänzliche Sinken derſelben, befürchten mußte. Die Bauern ſelbſt ſcheinen von dieſer Furcht beſeelt, denn ununterbrochen ziehen ſie rechts und links an den haltloſen, um ſie nur an die äußerſten Gränzen der Anſtändigkeit zu bannen. Wenn man bedenkt, daß dieſes Volk auf dieſe Weiſe nun ſeit zweitauſend Jahren die Hälfte ſeiner Zeit verliert, ſo begreift man, daß es in Bildung und Gelehrſamkeit nicht weit kommen konnte. Indeſſen nahmen ſie ſich doch ganz hübſch aus, wie ſie, vom Markte heimkehrend, auf ihren Pferden ſaßen, jeder ſein Weib oder ſein Liebchen vor ſich im Sattel haltend.

Den Abend verbrachten wir in der liebenswürdigen Familie des Herrn von Villemarqué. Er zeigte uns die urſprünglichſte Sammlung ſeiner Volkslieder, „Barzaz-Breiz,“ im Manuſkript, mit allen Varianten, wie er ſie in den verſchiedenen Gegenden gefunden, mit Noten und Anmerkungen, die ſich auf den Ort der Auffindung oder auf die Perſon bezogen, die ſie ihm mitgetheilt, und wir konnten uns aus dem Charakter des Manuſkripts überzeugen, daß es eine leere Erfindung war, eine unbegründete Vermuthung, die aus Hrn. von Villemarqué eine Art von „Macpherſon" machen wollte. In unſer Hotel zurückgekehrt, wollten wir das Geſchäft des Herrn von Villemarqué fortſetzen, indem wir zwei reiche Bauernmädchen, die ſich der Bildung wegen in der Stadt aufhielten und deren Stimmen uns gerühmt wurden, zum Singen bringen wollten. Aber es war nicht möglich, aus dieſen bildungsſüchtigen Bäuerinnen, trotz allen Bitten und Vorſtellungen, auch nur Ein einziges Volkslied hervorzulocken. Umſonſt ſaßen wir mit unſern Taſchenbüchern da, ich, um die Worte, mein muſikaliſcher Reiſegefährte, um die Noten aufzuzeichnen. Nach langem Bitten ſtimmte endlich die Eine an, und da kam eine widerliche Arie aus der „Tochter des Regiments" zum Vorſchein. Die ländlichen Jungfrauen ſchämten ſich ihrer heimiſchen Poeſie und meinten, wir wollten uns über ſie nur luſtig machen. So lernten wir die Herkulesarbeiten Arnims, Brentano's, der Brüder Grimm und Villemarqué's würdigen.

Ohne die geringſte poetiſche Ausbeute wanderten wir am frühen Morgen durch eine lachende, aber an Dörfern arme Landſchaft weiter nach dem reizenden und ruhevollen Städtchen Pontaven, am Bache Aven, der ſich hier plötzlich ſo ausbreitet, daß er die Fluth bis an die Mauern des Städtchens heran kommen läßt und ſelbſt größere Küſtenfahrer bis hieher tragen kann. Dennoch iſt er in ſeiner Kleinheit oberhalb der Stadt bedeutend maleriſcher. Da windet er ſich durch ungeheure Felsblöcke, von denen mehrere ſehr pittoreske Mühlen tragen. Der eine dieſer Felſen hat die Form eines ungeheuern Schuhs; auch nennt man ihn den „Schuh des Gargantua." Das Märchen vom Rieſen Gargantua iſt in dieſen Gegenden älter als Rabelais' Roman.

Hinter Pontaven bogen wir von der Straße ab, um die Ruinen des Schloſſes Ruſtéfan oder rother Stefan zu beſichtigen. Von dieſem Schloſſe, das Einige der Königin Blanche von Kaſtilien zuſchreiben, iſt nicht mehr viel übrig; Wieſen und Fruchtbäume ſind bis in ſein Innerſtes vorgedrungen; nur die vier Mauern des Hauptgebäudes, in der Mitte ein großer Thurm mit gothiſchen Verzierungen und an jeder Ecke ein kleines Thürmchen ſtehen noch aufrecht. Der unterſte Saal, ganz zerbröckelt, dient einem benachbarten Bauern als Scheune und Tenne. Man erzählt, daß, als der Hauptthurm zuſammen ſtürzte, die ganze Umgegend ſo erſchüttert wurde, daß die Einwohner des nahen Dorfs Rizon an ein Erdbeben glaubten, und daß die Kirchenglocken zu läuten anfingen. Uns intereſſirte das Schloß Ruſtéfan als Schauplatz der ſchönen Volksballade „Genoveva von Ruſtéfan,“ welche von dem Unglück und dem Tode eines in einen jungen Prieſter verliebten Edelfräuleins in ſehr traurigen Worten erzählt.

„Ach, Jannick,“ ruft ſie dem abziehenden Jüngling zu, der hinzieht, um die Weihe zu empfangen, „ach, komm zurück, und ich gebe dir all mein Gut! Jannick, mein Freund, komm zurück, und ich folge dir, wohin du gehſt, und ich werde Holzſchuhe tragen und mit dir zur Arbeit gehen. Doch hörſt du meine Bitte nicht, ſo bringe mir die letzte Oelung.“ Und der junge Prieſter antwortete: „Leider darf ich dir nicht horchen, denn ich bin an Gott gebunden; feſt hält mich die Hand des Herrn, und ich muß zur Weihe gehen.“

Der Platz vor Ruſtéfan war ehemals der Tanzplatz des Volks; aber die Tänzer haben ſich von da zurückgezogen, als ſie einmal um Mitternacht am Thurmfenſter die feurigen Augen und das geſchorene Haupt eines Prieſters ſahen, und als ſie ſich in den großen Saal flüchteten, fanden ſie daſelbſt eine ſchwarz bedeckte Todtenbahre, von brennenden Kerzen umgeben. Oft um Mitternacht ſieht man auch ein ſchönes Edelfräulein in alter Tracht, wie es um das Schloß wandelt und ſingt und weint.

Jenſeits des Dorfes Rizon erſtreckt ſich wohl konſervirt in urſprünglichſter Geſtalt und voll von Druidendenkmälern der Wald Luſu, welchen man für den eigentlichſten Schauplatz der Goethe'ſchen „erſten Walpurgisnacht“ halten könnte; denn dieſer Wald, — deſſen Namen ſo viel bedeutet wie „Geheimniß oder Zauber“ — war die letzte Zufluchtsſtätte der Druiden, in welchem ſie, von den chriſtlichen Miſſionären und ihren Jüngern belagert, allerlei Zauber und Spektakel aufführten, um die Verfolger abzuwehren und ihre Opfer und Gebete in Ruhe ausführen zu können.

Ein intereſſanter Druidenſtein findet ſich hart an der Landſtraße, in der Nähe des Dorfes Tregunc, denn er wurde in alten Zeiten gebraucht, um Gottesurtheile auszuſprechen. Vor ihn wurden die der Untreue angeklagten Frauen geführt, und wenn ſie den ungeheuren Felſenblock mit Einer Hand in Bewegung ſetzen konnten, ſprachen ſie die Prieſter frei. Wir hoffen, daß bei den alten Celten dieſer Gegend auch nicht eine einzige Frau wegen Untreue verurtheilt worden, denn wir leben der feſten Ueberzeugung, daß ſich die Weiber ſchon einige Zeit vor der Hochzeit in das Geheimniß des Steins haben einweihen laſſen. Er iſt nämlich mit einem vorſpringenden Ende auf einen andern, aus dem Boden mit einer Spitze hervorragenden Stein im Gleichgewicht ſo aufgelegt, daß ihn auch ein Kind, wenn es ihn nur am rechten Flecke faßt, in zitternde Bewegung verſetzen kann. Auch heißt der Stein „der zitternde Stein.“ Das Dorf Tregunc, das dieſen harten und doch ſo nachgiebigen Richter weiblicher Ehre beſitzt, rühmt ſich noch eines andern Schatzes: eines gothiſchen Kirchleins, das in ſeiner Art ein vollendetes Kleinod iſt und würdig die Reihe jener ſchönen Dorfkirchen eröffnet, die wir am Eingang dieſes Kapitels erwähnt haben.

Wir waren in einem ſchönen und romantiſchen Lande; rechts und links von der Straße wohlbebauete Felder, Ginſterſtauden, Baumgruppen, dunkle Haine und von Zeit zu Zeit gegen Weſten ein Blick aufs blaue Meer. Aber das Intereſſanteſte war uns für den Abend dieſes Tages aufgeſpart: ich meine die kleine Feſtung Concarneau, die in einer kleinen Bucht der großen Bay de la Foreſt, umgeben von Seewaſſer, auf einem Felſen liegt, welcher in der Länge nicht mehr als vierhundert, in der Breite höchſtens hundert Schritte hat. Nicht ganz am Rande dieſes Steins laufen die uralten dicken Feſtungsmauern aus Quaderſteinen mit vorſpringendem Parapet, Macchicoulis und bald viereckigen, bald runden Thürmen hin. Die kleine Feſtung mitten im Seewaſſer überraſcht beim erſten Anblick und ſieht ganz fabelhaft aus; ungefähr ſo, wie man ſich ein Dardanellenſchloß vorſtellt. Auf einer Fähre gelangten wir an den befeſtigten Stein und an das Thor, zu dem in den Granit gehauene Treppen hinanführen. Nicht minder überraſchend, als das Aeußere, iſt das Innere der kleinen Stadt. Auf dem engen Raume drängen ſich die Häuſer und darunter viele uralte gothiſche und zwei mittelalterliche Kirchen dicht an einander. Vor den Häuſern ſitzen Frauen, Mädchen und Kinder und ſtricken und flicken Netze, während die männliche Bevölkerung, ganz aus Sardinenfiſchern beſtehend, ſich in ſechshundert Barken auf offenem Meere herumtreibt. Vom Giebel der Häuſer bis herab auf das Pflaſter, ja von Giebel zu Giebel über die Gaſſen hin, und ſelbſt über die Feſtungsmauern bis hinab ans Meer, ſind Netze ausgeſpannt, daß es ausſieht, als ob die alte Stadt vergeſſen und verlaſſen, von irgend einer fabelhaften Spinne mit Einem großen Gewebe überzogen worden wäre. Die wenigen Artilleriſten, welche die Beſatzung der alten Seefeſtung bilden, nehmen ſich unter dieſem großen Netze auf den alten Befeſtigungen ganz anachroniſtiſch aus.

Wie klein auch dieſer befeſtigte Stein ſei, ſo hat er doch in der Geſchichte der Bretagne eine hübſche Rolle geſpielt. Bertrand du Guesclin hat ihn im Sturm genommen und wie einen Opferſtein mit dem Blute der ganzen engliſchen Beſatzung gefärbt. Später eroberte ihn der Vicomte Rohan, aber am Intereſſanteſten iſt er zur Zeit der Ligue. Wir wollen die höchſt merkwürdige Epiſode des Bürgerkrieges hier ſo mittheilen, wie ſie der Kanonikus Moreau in ſeiner handſchriftlichen Chronik erzählt und wie ſie Freminville aus dem Manuſkripte abſchreibt. Doch bitten wir den Leſer, nicht zu vergeſſen, daß der Erzähler des Religionskriegs ein Kanonikus iſt:

„Concarneau wurde am 17. Januar 1576 eingenommen und wieder übergeben am 22. deſſelben Monats Januar. Man ſagt, daß dieſer befeſtigte Platz nichts Anderes war, als der Zufluchtsort für Diebe und Galgenſtricke, daß, wenn Jemand ſeinen Nachbar ermordet oder einen Diebſtahl begangen, ein Mädchen oder ein Weib geraubt, er ſich nach Concarneau geflüchtet habe. Dieſer Platz wurde durch die ketzeriſchen Kalviniſten, Edelleute des Landes, ungefähr dreißig an der Zahl, und geführt durch die Herren de la Vigne, de la Houlle und Kermaſſonnet, überraſcht. Aber der erſte Anſtifter war beſagter Kermaſſonnet, welcher beſagten de la Vigne, einen moraliſchen und wohldenkenden Mann, wenn man ſeine Religion ausnimmt, auf ſeine Seite zog. — Zu dieſer Unternehmung gehörten auch Die von La Rochelle, welche ſich alle zu der beſagten Religion bekannten, und welche Hülfe bereit hielten, um ſie abzuſchicken, ſobald man die Wegnahme der Stadt erfahren. An dem zur Ausführung beſtimmten Tage näherten ſie ſich bis auf zwei oder dreihundert Schritte dem Hauptthore an der Abendſeite von Concarneau und hielten ſich hinter alten Häuſern verſteckt; und wohl wiſſend, daß gewöhnlich nur ein oder zwei Mann und meiſt nur der Thorwärter, was an jenem Tage der Fall war, Wache hielt, ließen ſie einen ihrer Bewaffneten bis an das Thor vordringen, welcher Bewaffnete den Hauptmann zu ſprechen verlangte. Der Thorwärter ſagte ihm, der Hauptmann ſei nicht da; da ſprang der Reiter vom Pferde auf die Zugbrücke, vorgebend, daß er ihm Briefe zu überreichen habe, und allerlei Papiere aus der Taſche ziehend, ließ er eines auf den Boden fallen, erwartend, daß es der Thorwächter dienſtfertig aufheben werde, was auch geſchah; denn wie er ſich darnach bückte, zog der Reiter ſchnell einen Dolch, ſtieß ihn dem armen Thorwächter in die Rippen und tödtete ihn, ohne daß er einen Seufzer ausſtoßen konnte. Dieß gethan, gab er den Zurückgebliebenen ein Zeichen, welche ſchnell, ohne Widerſtand, herbeiſpringen, einziehen, ſich ohne Blutvergießen zu Herren des Platzes machen, die Thorſchlüſſel ergreifen und die Einwohner ins Gefängniß ſetzen, einige wenige ausgenommen, weil die Anführer in ihren Häuſern wohnten. Dieß war eine wahre Zulaſſung Gottes; denn daher kam ihr Unglück und gänzliche Vernichtung und die Befreiung des Platzes. Die Hugenotten, nun Meiſter der Stadt, ordnen, was ſie für nöthig hielten, richten die Kanonen, machen Kugeln, Pulver und andere Dinge bereit und befeſtigen die ſchwächſten Punkte; ſtellen Tag und Nacht überall Wachen aus und ſenden zu Meer Eilboten nach La Rochelle, um ihre Brüder in Chriſto, ſo nannten ſie ſie, von dem Erfolg ihrer Unternehmung zu benachrichtigen. Sie baten außerdem inſtändigſt, ihnen Hülfe zu ſchicken, die ſehr nothwendig, da ſie, nur dreißig waffenfähige Männer, ſchon durch die Gemeinden belagert ſeien. Das war richtig; denn ſie waren kaum eingezogen, als man in allen Sprengeln die Sturmglocke zu läuten anfing, ſo daß zwei Stunden ſpäter der Platz von der Bevölkerung, achttauſend Mann an der Zahl, und von vielen vom Adel umzingelt war. Auf dieſe Art konnte der Feind Tag und Nacht nicht aus der Stadt, als zur See, und dieß auch nur bei Nacht und mit großer Gefahr, um ſo mehr als ihr Thor den Arkebuſen ausgeſetzt war. Nach angebrochener Nacht gaben Die draußen Alarm, um die Belagerten zu ermüden, welche in ſo kleiner Zahl nicht ausruhen konnten. Denn bald glaubte man eine Erklimmung der Mauern, bald daß man an das Thor Feuer legen wollte. — So waren ſie gezwungen, fortwährend unter den Waffen zu ſein, und trotz ihrer großen Wachſamkeit wäre man in der zweiten Nacht eingedrungen, wenn die Leitern nicht zu kurz geweſen wären. Die Belagerten, da ſie in der Nacht nicht ſchlafen konnten, verwandten dazu den Tag und ließen dann nur Schildwachen auf den Mauern.“

Der Kanonikus Moreau erzählt weiter, wie noch die Stadt Quimper unter Anführung des Herrn von Pratmaria den Belagerern ſtarken Sukkurs ſchickte und daß man den Herrn de la Vigne mit einer großen goldenen Kette, die dreimal um ſeinen Hals ging, oft auf den Stadtmauern ſah, und fährt fort:

„Die Belagerung dauerte auf dieſe Weiſe vom 17. bis zum

22. Januar. Da gab es einen jungen Mann zu Concarneau, bei welchem Herr von Kermaſſonnet mit einigen Andern wohnte und der deßwegen nicht wie die andern Einwohner eingeſperrt worden war. Er hieß Charles Le Bris, Kaufmann aus Quimper, und wie er einmal in ſein Haus zurückkehrte, fand er daſelbſt den beſagten Herrn von Kermaſſonnet und einen andern Edelmann, welche ſich in ihren Kleidern auf das Bett geworfen hatten und im ſichern Schlummer lagen, weil ſie die ganze Nacht gewacht hatten. Sie hatten nur ihre Degen und Gürtel mit den Dolchen auf den Tiſch neben dem Bette gelegt. Beſagter Kermaſſonnet hatte die Thorſchlüſſel in einem Bunde um ſeinen Arm, daß es unmöglich oder gefährlich war, ſie ihm, ohne ihn zu wecken, wegzunehmen. Der junge Mann erwog, wie elend die Stadt und das Land wären, ſowohl in Beziehung auf die Religion, als in Rückſicht auf die Ehre und die Mittel, wenn dieſe Leute da verblieben, und wie ſchwer es ſein müßte, ſich ihrer zu entledigen, wenn die erwartete Hülfe aus La Rochelle ankäme; er erwog ferner die ſchöne Gelegenheit, dem Lande einen ausgezeichneten Dienſt zu leiſten, ſo wie, daß die Andern alle ſchliefen, ausgenommen die Schildwachen auf den Mauern, und daß Niemand in der Straße war. So beſchloß er denn, eine That der Ehre und des Muthes auszuführen, und er ging hin und nahm die beiden Dolche der beiden Schlafenden und ſtach ſie beide in die Bruſt, und Stoß auf Stoß führend, tödtete er Beide, ohne daß ſie Zeit hatten, auch nur einen Schrei auszuſtoßen. Nun die Beiden todt, nimmt Le Bris die Schlüſſel und wandert die Straßen entlang, als ob nichts vorgefallen wäre, dem Hauptthore der Stadt zu, um ſie den Belagerern zu öffnen. Wie er ſo hinging, war ein Soldat auf den Mauern, welcher ſeine Aufregung bemerkte und dachte, daß er etwas zu ihrem Schaden unternehmen wolle, weßwegen er ſich oben auf der Mauer dem Thore näherte. Beſagter Le Bris näherte ſich in Eile und der Soldat auch, dann fing er an zu laufen, ſchwitzend und keuchend, um das Thor zu öffnen, und der Soldat, um ihn daran zu

verhindern, das nackte Schwert in der Fauſt und Verrath! rufend. Aber die Mauer war an der Stelle, wo der Soldat herabſteigen wollte, ſehr hoch, und da er die Schlüſſel in den Händen des beſagten Le Bris ſah, that er den gefährlichen Sprung und warf ſich von der Höhe der Mauer hinab auf das Pflaſter, und war es wie ein Wunder, daß er nicht den Hals gebrochen; er that ſich kein Leid, das ihn verhindert hätte, ſich ſchnell zu erheben, und er lief zum Thore, hoffend, Le Bris zuvor zu kommen, und er wäre bei Zeiten angekommen, wenn nicht zum Glücke und durch eine beſondere Gnade Gottes der erſte Schlüſſel, den Le Bris, welcher die Schlüſſel des Thors nicht kannte, verſuchte, der rechte geweſen wäre, und ſobald er ihn drehte, fiel die Zugbrücke, und das Thor öffnete ſich. Le Bris lief hinaus, die Belagerer rufend und den Soldaten hinter ſich, welcher ihn außerhalb des Thores verfolgte, das Schwert faſt in ſeinen Rippen, und welcher nicht zu ſterben fürchtete, wenn er nur Jenen tödtete. Und in der That lief er ſo weit, daß er ſich umzingelt ſah, und da er nicht vor und nicht zurück konnte, warf er ſich in den Schlamm auf der Seeſeite, wo er getödtet wurde und wurde die Stadt auf dieſe Weiſe genommen, den 22. Januar 1576. Die Feinde, welche theils auf der Mauer, theils eingeſchlafen waren, wurden alle getödtet. Nachdem die Wuth der Soldaten vorüber war, warfen ſie ſich auf einen Diener des Herrn de la Vigne, welcher noch allein übrig war und welchen man aus der Stadt brachte, um ihn zu erſchießen. Und als man ihn hinführte, hörte er den Herrn von Pratmaria nennen, und er fragte, ob dieſer Herr da wäre. Die ihn gefangen hielten, ſagten Ja. „Laßt mich zu ihm ſprechen,“ ſagte er, und wie er vor ihn geführt wurde, flüſterte er ihm leiſe zu: „Wenn Ihr mir das Leben retten könnt, will ich Euch ſogleich die goldene Kette des Herrn de la Vigne verſchaffen.“ Der Herr von Pratmaria ſagte ihm, daß er wohl ſeinen Tod verhüten werde, und beſagte goldene Kette wurde ihm ausgeliefert. Und er ſchickte den Diener an das Parlament von Rennes, wo er ſechs oder ſieben Monate ſpäter hingerichtet wurde.“

Nach dieſer merkwürdigen Begebenheit, die an die Belagerungen ſchottiſcher Schlöſſer unter den Douglas und Stuarts erinnert, wurde Lezonnet, der tapfere Prieſter, Kommandant der nunmehr katholiſchen Beſatzung. Er übergab die Stadt ohne Zaudern, als Heinrich IV. den Proteſtantismus abſchwur und leiſtete dieſem gegen die Ligue, namentlich gegen die ſehr liguiſtiſche Stadt Quimper, große Dienſte.

Der Art Erinnerungen werden beim Anblick dieſer kleinen Feſtung ſo lebendig, daß die Phantaſie unaufhaltſam in hiſtoriſche Zeiten zurück ſchweift und man für den friſch waltenden Reiz der Gegenwart blind wird. Dennoch, als wir genug auf den Wällen umher gewandelt, ruhten unſere Augen mit Vergnügen bald auf dem ſchönen Thale, durch das ein kleiner Bach dem Meerbuſen zueilt, bald auf der kleinen Bucht, die von Hunderten von Fiſcherbarken bedeckt war.

Bergauf und bergab, erſt vom Meere begleitet, dann von einem prächtigen Wald ſchön bekränzt, führt die Straße fünf Stunden weit nordwärts in die Hauptſtadt des Departements, nach dem alten Quimper-Corentin, einer der Städte, von denen die Franzoſen, wie wir von Nürnberg, gerne närriſche Geſchichten erzählen; dergleichen Gewohnheiten eines Volks haben wohl gewöhnlich ihre Urſachen mehr in dem Volk, das die Narrheiten erzählt, als in der Stadt, von der ſie erzählt werden. Quimper hat eine ganz ernſte, theilweiſe ſogar ſchauerlich fanatiſche Geſchichte; ſeine Einwohner haben ſich viele Jahre überaus tapfer und ausdauernd erwieſen; es hat auch nicht eine einzige Epiſode in ſeinem tauſendjährigen Leben, die es lächerlich machen könnte. Dennoch machen ſich die Franzoſen über dieſe Stadt eben ſo luſtig, wie über das höchſt ehrenwerthe, ſpekulative, hoch aufſtrebende Marſeille. Das kommt wohl daher, daß die Franzoſen alles ihnen Fremde mißverſtehen und lieber das Mißverſtandene verlachen, als ſich darüber aufklären.

Die größte Lächerlichkeit, die man Denen von Quimper-Corentin vorwerfen kann, iſt wohl die, daß ſie den Namen ihrer

Stadt gerne von Chorinäus, einem aus Troja entwiſchten Helden, herleiten, während der Name Corentin erſt im fünften Jahrhundert zu Ehren des erſten Biſchofs und Apoſtels dieſer Gegend hinzugekommen und der Name Quimper einfach von dem celtiſchen Kymper, d. h. Zuſammenfluß, abſtammt. Die Stadt liegt nämlich an der Vereinigung des Odet und des Eir, welche beide Flüſſe, unterhalb derſelben in einem ſchmalen Meerarm zuſammen treffend, mit grünen und überaus üppig beſchatteten Ufern das alte Quimper aufs Schönſte einrahmen. Der Hafen, auf deſſen breiten Quais die Promenaden auslaufen und ſich mit rieſigen Bäumen großartig ausdehnen, iſt nichts Anderes als das letzte Ende des langen Meerarms, welcher ſchwere Schiffe bis an die Stadtmauer herauf führt. Dort, und wo die beiden Flüſſe hart an den alten Feſtungswerken oder den bemooſten Häuſern vorüber ziehen, gehört Quimper zu den maleriſchſten Städten, die es gibt. Da finden ſich Winkel, die, rein photographiſch aufgenommen, die vollendetſten Kunſtwerke liefern würden. Dort wanderten wir bei Sonnenaufgang und Untergang umher, und es koſtete uns jedes Mal einige Ueberwindung, in die innere Stadt zurück zu kehren, welche nur wenig zu bieten hat und, trotz der ſonderbaren Trachten ihrer Bewohner und der Landleute aus der Umgegend, bald langweilig wird. Das bedeutendſte Gebäude derſelben iſt die Kathedrale, die größte der Bretagne, gothiſchen Styls und auf den Ruinen einer älteren Kirche im fünften Jahrhundert aufgeführt. Sie zeichnet ſich dadurch aus, daß ihre Achſe nicht gerade durch geht und daß das äußerſte Ende der Abſide nicht dem Portale gegenüber liegt, die Achſe weicht im Chor gegen die rechte Seite bedeutend ab. Der Architekt hat ſich hier nicht das Kreuz ſelbſt, ſondern den Gekreuzigten zum Muſter genommen und die nach der rechten Seite geneigte Abſide ſoll das geneigte Haupt des Heilands vorſtellen. Uebrigens ſteht dieſe architektoniſch myſtiſche Sonderbarkeit nicht allein da; die Kathedrale von Quimper hat ſie mit mehreren andern, aus derſelben Zeit ſtammenden Kirchen Frankreichs gemein. Die Façade iſt, wie beim

Kölner Dom, von zwei ſtarken Thürmen eingefaßt, und über das reich geſchmückte Portal läuft eine Baluſtrade hin, auf welcher ehemals die Reiterſtatue des Königs Grallen oder Gradlen ſtand, welcher nach dem Untergang ſeiner Hauptſtadt Js der eigentliche Gründer von Quimper wurde. Die Thürme wurden, man könnte faſt ſagen, wie natürlich bei einer gothiſchen Kirche, nicht vollendet.

Ehemals fand auf und vor der Kathedrale ein ſonderbares Volksfeſt ſtatt. An einem gewiſſen Tage beſtieg der Biſchof, gefolgt vom ganzen Klerus und der Munizipalität, die Platform, wo Hymnen geſungen und große Muſikſtücke ausgeführt wurden. Während deſſen ſtieg ein Stadtſoldat, eine Flaſche in der einen, ein Glas und eine Serviette in der andern Hand, auf das Pferd des Königs Gradlen. Er goß das Glas voll und bot es dem bronzenen König an; da dieſer aber nicht trank, leerte er es ſelber und wiſchte dem König den Mund mit der Serviette. Hierauf warf er das Glas unter die vor der Kathedrale verſammelte Menge. Der Glückliche, dem es gelang, das Glas in der Luft aufzufangen, ohne daß es in Stücke ging, erhielt vom Biſchof eine Belohnung von fünfhundert Franks. Das Feſt wurde damit beſchloſſen, daß man dem König Gradlen einen Lorbeerzweig in die Hand ſteckte

Einen netten Gegenſatz zur Kathedrale bildet die Kirche St. Mathieu, ganz im Style und in der Größe jener kleinen Dorfkirchen, von denen wir ſchon geſprochen haben. Ihr Dach kann vielleicht ein Großgewachſener mit der Hand erreichen. Alle Gebäude, die ſie umgeben, ſtehen, was ihre Größe betrifft, im rechten Verhältniß zu ihr. Wir glaubten uns auf dieſem Platze auf dem Forum der Liliputer zu befinden.

Die Umgegend von Quimper iſt reicher an alten Gebäuden, als die Stadt ſelbſt, wir nennen nur das alte Schloß de la Forêt, mit ſeinen dicken Thürmen am Ufer des Odet; das Schloß Coatbily, in der Mitte einer reich bebuſchten Landſchaft; das Herrenhaus Kerdur, ganz in der Nähe deſſelben, mit zwei Thürmen, einer Kapelle und maleriſchen Zinnen; die Burg Kerbinel, und endlich das uralte Pullinan, welches König Grallon bewohnt haben ſoll, und das in der That noch einiges Mauerwerk beſitzt, das aus dem fünften Jahrhundert ſtammen könnte. Von Kirchen und Kirchlein, die über die ganze Umgegend ausgeſtreut ſind, wollen wir bloß die kleine gothiſche Kirche der Mutter Gottes erwähnen und die Reſte einer befeſtigten Kommanderie der Tempelherrn, die das Volk „den Tempel der falſchen Götter“ nennt, welche Bezeichnung wohl von den Vorſtellungen herrührt, die man ſich von dem geheimen Treiben der Tempelherrn machte. Bis zu ihrer Vernichtung durch Philipp den Schönen waren ſie in der Bretagne eben ſo mächtig und reicher als heute die Jeſuiten; aber nach ihrem Falle, da man ſie zu fürchten aufgehört, dichtete ihnen das phantaſievolle bretoniſche Volk alle mögliche Teufelei an, und die Ueberreſte ihrer Wohnhäuſer werden heutzutage nur mit Grauen betrachtet. Darauf deutet auch der Name eines andern Schloſſes der Tempelherrn, in der Nähe von Quimper; man nennt es „die Wohnung des Wiſſens oder der geheimen Wiſſenſchaft“ (Kerguſel), was ſo viel ſagen will, als: Zauberei. Und in der That ſieht das alte Haus arabiſchen Styls wie eine Herberge von Adepten, Nekromanten und Tauſendkünſtlern aus.

So reich an Ruinen oder wohlerhaltenen Gebäuden des Mittelalters, ja ſelbſt der alten Zeit (denn auch hier fanden wir wieder viele Druidenſteine) iſt die Umgegend von Quimper, daß wir nach zweitägiger Wanderung matt und überſättigt von Ruinen in die Stadt zurückkehrten, voll Sehnſucht nach dem großen Ozean und nach dem Schauſpiele, das uns Reiſebücher und Freunde an der ſchrecklichen Pointe du Raz verſprachen. Dorthin, als nach dem Klimax unſerer Reiſe, machten wir uns, an einem ſchönen Sonntagsmorgen, das Herz voll Erwartung, auf.

IV.

Die Halbinſel von Plogoff zwiſchen den Golfen von Audierne und Douarnenez. — Pontcroix. — Der Liqueur La Pontenesse. — Audierne. — Blutgericht. — Der Camor. — Plogoff, das Dorf der Fährleute der Todten. — Sagen und religiöſe Anſichten. — Volkslieder über Paradies und Hölle. — Die Pointe du Raz, die Klippen, die Höhle, die Bai des Trepaſſés. — Die Inſel Sein — Die verſunkene Stadt Is oder Keris. — Wanderung durchs innere Land; ſein Charakter, ſeine Zuſtände. — Douarnenez. — Sardinenfang und Handel. — Die Inſel Triſtan und Pontenesse.

Wir hätten unmöglich einen beſſeren Tag wählen können, denn das Land, das aus ſtrotzender Ueppigkeit bald wieder in öde Heide überging, hätte uns eben ſo wenig gefallen, als die politiſchen Geſpräche des Advokaten und des Zöllners, die mit uns im Wagen ſaßen, wenn es nicht überall auf das Schönſte von den nach den Kirchen in allen Richtungen hinwallenden Landleuten belebt geweſen wäre. Unzählige Pilger wanderten durch die rothe Erika, auf vielgeſchlungenen Pfaden, die Hüte mit wilden Blumen geſchmückt; andere kamen uns auf der Landſtraße entgegen, Mann und Weib auf Einem Pferde ſitzend, manchmal Mann, Weib und Kind; oft trug ein einziger Pferderücken drei Männer, daß wir auf das Lebhafteſte an die Haimonskinder erinnert wurden. Dazu hallte aus den unzähligen gothiſchen Kirchlein von allen Seiten, durch den heitern, ſanft durchfeuchteten Morgen, herrliches Sonntagsglockengeläute zu uns herüber, ſo daß ſelbſt der Advokat andächtig geſtimmt wurde und ſeine Plaidoyers für die Stadt Quimper einſtellte. Bei Douarnenez wurde der Weg plötzlich wild und romantiſch. Das Land hügelt ſich;

die Kirchen, unter andern die in Liedern viel beſungene von Ploaré, blicken von bedeutenden Erhöhungen herab; in der Ferne gegen Weſten erheben ſich ſchroffe Felswände, die ſich bald als Ufer des herrlichen Golfes von Douarnenez ausbreiten. In Douarnenez hielten wir uns dießmal nur wenige Minuten auf, angeſtarrt von den Bauern, die an fremde Geſichter nicht gewöhnt ſind, und eilten auf ſehr freundlicher Straße an einem ganz einſamen Kirchlein und einem großartigen gothiſchen Mauſoleum, mitten in der Einſamkeit der Heide, vorüber, bergauf und bergab, nach Pontcroix, und ſo befanden wir uns auf jener höchſt merkwürdigen Landzunge, zwiſchen den Golfen von Douarnenez und Audierne, welche die weſtliche Spitze Frankreichs iſt und in dem ſchauerlichen Kap der Pointe du Raz endet.

Die kleine Stadt Pontcroix beſitzt eine gothiſche Kirche, die ſich durch ihre Schönheit unter all den kleinen gothiſchen Kirchen der niedern Bretagne auszeichnet. Aber ſchön wie ſie iſt, erinnert ſie auch an eine der ſcheußlichſten Thaten des Krieges der Ligueurs und an einen ſeiner verabſcheuungswürdigſten Parteigänger. La Fontenelle oder auch Fontenelle, der Ligueur, war eines der furchtbarſten Ungeheuer, die jemals ein Religionskrieg mit Blut groß geſäugt. Guy Eder de la Fontenelle war ein jüngerer Sohn des Hauſes Beaumanoir, deſſen Ahnherr ſich in der Schlacht der Dreißig ſo ſehr auszeichnete. Der Kanonikus Moreau in ſeiner Chronik der Ligue erzählt von ihm: „Als er zu Paris, wo ich ihn im Jahre 1587 geſehen, Schüler war, gab er ſchon Anzeichen ſeines künftigen verderbten Lebens, indem er mit ſeinen Genoſſen ewig im Streite lag. Im Jahre 1589 verkaufte er Bücher und Schulkleid, ſchaffte ſich für das gewonnene Geld einen Degen und einen Dolch, floh aus der Schule, um die Armee des Herzogs du Maine, des Hauptes der katholiſchen Partei, aufzuſuchen, und kehrte nach der Bretagne zurück. Fünfzehn bis ſechzehn Jahre alt, miſchte er ſich unter das für die Ligueurs bewaffnete Volk, das ihn gut aufnahm, weil er aus gutem Hauſe und ihr Landsmann war, und ihm, da er einen aufgeweckten Geiſt zeigte, gerne gehorchte.

Gefolgt von einigen Dienern ſeines ältern Bruders und andern jungen Adeligen ſeiner Gemeinde, fing er an, die Flecken zu plündern und Gefangene zu machen, ohne Rückſicht auf die Partei."

Der Kanonikus, parteiiſch für die Ligueurs, erzählt nicht, wie Fontenelle bei jeder Gelegenheit auf die niederträchtigſte Weiſe ſein Wort brach, wie er Frauen und Mädchen entführte und aufs Brutalſte behandelte, Hunderte von Dörfern in Brand ſteckte und an einem einzigen Tage, aus purer Grauſamkeit, 1500 Bauern niedermetzelte. Eine der ſcheußlichſten Thaten verübte er in Pontcroix. Nachdem er die Stadt genommen und den größten Theil der Einwohner niedergemacht, zog ſich der Kommandant derſelben, Villerouault, der zum König hielt, mit den angeſehenſten Einwohnern in die Kirche zurück. Auch dieſe wurde genommen, und die Belagerten verbarrikadirten ſich, als in ihrer letzten Zufluchtsſtätte, im ſchönen gothiſchen Thurm, aus deſſen durchbrochenen Verzierungen, wie aus Schießſcharten, ſie ein wohlgenährtes und mörderiſches Feuer unterhielten. Fontenelle, der viele Leute verlor, ohne den Thurm nehmen zu können, fing an, mit Villerouault zu parlamentiren, verſprach ihm und Allen, die mit ihm waren, freien Abzug und beſchwor die Kapitulation mit den heiligſten Eiden. Der Kapitän, der ſeine Gattin bei ſich hatte, nahm den Antrag gerne an; aber kaum hatte er die Thurmthüre geöffnet, als ſich Fontenelle mit ſeinen Leuten auf ihn ſtürzte, ihn an einen Kirchenpfeiler band und ihn zwang, ein Augenzeuge der größten Scheußlichkeiten zu ſein, welche die Ligueurs an ſeiner Frau verübten. Hierauf ließ er den Unglücklichen, zugleich mit einem greiſen Prieſter, den er in der Kirche fand, auf dem Platze von Pontcroix aufknüpfen.

Fontenelle endete, wie er es verdiente, zwar nicht als Ligueur und Räuber; denn als er einmal den Königlichen in die Hände fiel, wurde ihm von einem geizigen Kommandanten für großes Geld die Freiheit verkauft, und ſpäter war er mit in die Amneſtie begriffen, welche Heinrich IV. ſeinen erbitterten Feinden angedeihen ließ. Aber Fontenelle konnte nicht ruhen und nahm Theil an der Verſchwörung des Marſchalls Biron und wurde zu Paris auf dem Grèveplatze lebendig aufs Rad geflochten. Auch das Volkslied verurtheilt nicht den Ligueur Fontenelle; es kennt ihn bloß als eine Art von Don Juan, der reiche und ſchöne Erbinnen entführt, und nennt ihn den ſchönſten Jungen, der jemals Männerkleider getragen. Von den Erbinnen, die er entführt, wird er nach dem Gedicht aufs Zärtlichſte geliebt, und mit ſeinem Tode, den es überaus poetiſch darſtellt, hat es das größte Mitleid, und das Lied ſchließt mit den Worten: „Wer immer nach Gaodelan (Schloß Fontenelle's) kommt, Dem wird das Herz weh thun; das Herz weh thun vor Kummer, wenn er ſieht, wie das Feuer im Herd erloſchen iſt, wenn er ſieht die Neſſel wachſen auf der Thürſchwelle und im Erdgeſchoß; im Erdgeſchoß und im Saale, und wie die ſchlechten Leute ſich da ſo breit machen.“

Die Kirche von Pontcroix wird, wie all die zahlreichen ſchönen Kirchen der untern Bretagne, vom Volke den Engländern zugeſchrieben. Für dieſe Behauptung ſpricht nichts, als die flache Wölbung, welche dieſe Kirchen mit der engliſchen Gothik gemein haben.

Der Weg zwiſchen Pontcroix und Audierne iſt würdig, zwei ſo anmuthige Städtchen zu verbinden. Rechts zieht ſich ſchönes Hügelland, links der blaue Meeresarm hin, der aus dem Golfe kommt und den Hafen von Audierne bildet: einen reizenden Hafen, von prächtigen Dämmen, freundlichen Häuſern, grünen Hügeln und gewaltig hoch aufſchießenden Bäumen eingefaßt. Doch liegen in ſeinem Schooße nur kleine Fiſcherbarken vor Anker; größeren Schiffen iſt er unnahbar, denn an ſeinem Eingange beginnt jener grauenvolle Kranz von Klippen und Riffen, der ſich um die Pointe du Raz bis an den Eingang der Bai von Douarnenez hinſchlingt.

In Audierne beginnt das Ende der Welt, auf ſeinem Marktplatze verſcheidet die civiliſirte Landſtraße; ſeine Häuſer ſind die letzten, die an die behagliche Wohnlichkeit unſeres gebildeten Welttheiles erinnern. Nur wenige Schritte hinter Audierne, und wir waren in der Wüſte, in einem pfadloſen Lande, wo ſo zu ſagen Alles aufhört, in einem Erdwinkel, den ſich die Alten von cimmeriſcher Nacht bedeckt gedacht hätten. Ein kleiner Teich am Wege, düſter und von Schilf eingefaßt, paßte zu der ganzen Landſchaft. In ſeiner Mitte, an einen Pfahl gebunden, ſtand ein unglückſeliges altes Pferd, welches Blutegelfiſcherei trieb und Fiſcher, Lockſpeiſe und Angel zugleich ſein mußte. Denn es wird nur hingeſtellt, auf daß ſich die Blutſauger an ſeine Beine hängen. Ob dieſes arme Pferd, das ſein Leben lang treulich gearbeitet hatte, nicht daſſelbe Recht gehabt hätte, wie das perſiſche der Sage, die Glocke der Klage zu ziehen?

Ueber den Sumpf hin flog der ſchöne bunte Vogel Pecheur Martin, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon in den Sümpfen Languedocs gemacht hatte. Es iſt das derſelbe Vogel, der unter dem Namen Camao das ganze Mittelalter hindurch in Spanien eine große Rolle geſpielt. In jedem Hauſe, beſonders in adeligen Häuſern, wurde ein Camao mit Sorgfalt gehegt und gepflegt; denn er war ein Ehrenwächter des Hauſes. So lange er ſich wohl befand und im Käfig luſtig hin und her ſprang, wußte der Ehemann, daß auf ſeiner Ehre kein Flecken haftete; kränkelte er aber, oder ſtarb er ſogar, dann wußte man, daß die Ehre des Hauſes dahin war, und mancher Eheherr wurde à la Don Gutière der Arzt ſeiner Ehre. Von einem ſolchen Ereigniß und dem Namen dieſes ehrebeſchützenden Vogels ſoll der Familiennamen Camoens hergeleitet ſein.

Durch die Wüſtenei des Plateaus, zwiſchen rohen Steinmauern, welche kümmerliches Erdreich zuſammenhalten und Saat und Scholle gegen den Nordwind ſchützen ſollen, weiter wandernd, kamen wir nach Plogoff, dem öſtlichſten und letzten Dorf dieſer Gegend, dem Dorf der Harone. Denn hier wohnen die Fiſcher, welche ſchon zu Cäſars Zeiten, und der Sage nach manchmal auch jetzt noch, des Nachts von abgeſchiedenen Seelen geweckt werden und dieſe auf ihren Kähnen auf die Todteninſeln bringen müſſen. Ein Schiff, das in Stein gebauen ſich über dem Portale der Kirche befindet, deutet noch heute auf die pſycho-pompiſche Beſchäftigung der Männer von Plogoff. Ehemals waren ſie dieſer Beſchäftigung halber ſteuerfrei; auch brauchten ſie ihre eigenen Kähne nicht zu verwenden, denn am Ufer des Meeres angelangt, fanden ſie daſelbſt dunkle Schiffe, die offenbar von Paſſagieren ſchon überfüllt waren; denn das Waſſer ſtieg ihnen bis an den Rand, und man hörte überall ein lebhaftes Geflüſter; doch waren die Paſſagiere ſelbſt unſichtbar. Der Fiſcher ſetzte ſich ſchweigend ans Ruder und machte in nicht mehr als einer Stunde eine ungeheure Reiſe, von der er ſelbſt im ſchlechteſten Wetter glücklich zurückkehrte. Die Leute von Plogoff und der ganzen Halbinſel glauben noch heute mit Procopius, daß das Land der Seligen oder das Elyſium der Druiden im Weſten ihrer Küſte, im Schooß des Ozeans, liege. Es iſt ihnen leicht, ihre alten, von den Druiden ererbten Traditionen mit ihrem chriſtlichen Glauben zu verſöhnen und zu vermiſchen; denn nach jenem, wie nach dieſem, hat die Seele drei Kreiſe zu durchlaufen: den Kreis der Schmerzen, den Kreis der Reinigung und den Kreis der unendlichen Seligkeit. Die bretoniſchen Barden fügen manche Einzelnheiten hinzu; ſo den See der Todesangſt und den See der Gebeine, die Thäler des Blutes und das ungeheure Meer, das in den unendlichen Abgrund mündet.

Zur Zeit unſeres Beſuchs in Plogoff waren nichts als Weiber zu ſehen, in der Kirche wie auf der Heide rings um; die Männer alle fort, entweder auf weiter Fahrt, oder in den Golfen und in der Nähe der Küſten, auf dem Sardinenfang. Was hier in dieſem Winkel Frankreichs geboren wird, iſt zum Voraus der See beſtimmt. Alle die Dörfer der großen Landgränze ſind von Fiſchern und Seeleuten bewohnt, oder vielmehr nur von ihren Weibern und Töchtern. Die Männer ſchwimmen auf offener See. Der Sardinenfang mag ein trauriges Gewerbe ſein, denn aus allen Fenſtern und Augen dieſer Gegend blickt die niederſchlagendſte Armuth. Wenn ein Sardinenfänger in den Monaten Auguſt und

September, der Blüthenzeit ſeines Gewerbes, ſechzig Franken gewinnt, nennt er das Jahr ein glückliches. Der große Gewinn fließt den Kaufleuten von Douarnenez und Nantes in die Taſchen, die allerdings auch jedes Jahr bei dem ſehr gewagten Handel, der ungeheure Koſten verurſacht, ihr halbes Vermögen aufs Spiel ſetzen. Mit den ſechzig Franken, mit kleinen Nebengewinnſten, die ihm manchmal als Piloten abfallen, und mit den Frutti di mare, Fiſchen, Krabben, Hummern, Muſchelthieren ꝛc. ſchlägt ſich der Fiſcher dieſer Gegend mit ſeiner Familie durch die Sorgen des Jahrs; er lebt in ewigem Kampfe mit den Elementen und der Noth. Die wenigen und ſchlechten Felder der ſteinigen Hochebene gehören beſonders Begünſtigten, die nach langen Fahrten aus fernſten Meeren mit einigem Geld heimgekehrt ſind. Bei einem ſolchen Glücklichen, der ſich eine angenehme Häuslichkeit eingerichtet hatte, waren wir eingekehrt. Der Mann, der alle Meere der Erde geſehen und ſich freute, wieder in ſeinem Dorfe vor Anker zu liegen, ſchien ganz das Bewußtſein ſeines Glücks zu haben.

Weiter durch öde Heide, zwiſchen ärmlichem Kraut und nacktem Geſtein, nicht die geringſte Abwechslung. Nur ein kleines Kirchlein unterbrach die Einförmigkeit, das, unbedeutend, wie es auch iſt, und neben den ſchönen Kirchen des Landes kaum der Erwähnung werth, doch bei den Bewohnern in ſehr großem Anſehen ſteht und jedes Jahr Hunderte, ja vielleicht Tauſende von Pilgern empfängt; denn kein Matroſe wird zu See gehen, ohne erſt hier ſeine Andacht verrichtet zu haben. Während ſeiner Abweſenheit kommt auch ſeine Mutter, ſein Weib oder ſeine Braut hieher, um ihm von der Madonna eine glückliche Reiſe zu erflehen. Nach dieſer Madonna hieß das Kirchlein urſprünglich: „Notre Dame de bon voyage;“ der Abkürzung halber nannte man es dann La chapelle du bon voyage, und ſo noch heute La chapelle du St. Bon voyage, und das Landvolk hat nun vergeſſen, daß die Kapelle eigentlich der heiligen Jungfrau geweiht iſt, und glaubt darin einen Heiligen Namens Bon Voyage verſteckt. So entſtehen neue Heilige. Auf dieſe Art ſind ja auch St. Elmo und die heilige Veronika entſtanden.

Unſer Führer wußte viel vom heil. Bon Voyage zu erzählen, wie die Weiber der Matroſen oft, wenn ein Sturm über die Landzunge zieht, an ſeiner Kapelle auf den Knieen liegen und um die Rettung ihrer Männer flehen; wie dieſe dann, heimgekehrt, berichten, daß ſie um dieſelbe Stunde am Kap Horn oder bei Vandiemensland in großer Gefahr geweſen und durch ein unerklärtes Wunder entwiſcht ſind, und dergleichen Schiffergeſchichten mehr. Lange erzählte er noch, indem wir durch die Heide wanderten, aber wir hörten nicht mehr zu, denn vor uns lag der unendliche Ozean, und wir ſtanden am Vorſprung der Pointe du Raz, wie in der Spitze eines ungeheuren verſteinerten Schiffes.

Das Schauſpiel, das ſich uns darbot, iſt unbeſchreiblich. Man denke ſich die unendliche See von Klippen durchbohrt, blauend in weiter Ferne, aber ſchäumend im Vordergrunde, in nächſter Berührung, ſogar im ewigen Kampfe mit den Felſenwänden der Teufelsbrücke, oder in ewiger Brandung an den Urveſten des Nägeli-Grates oder der ſchauerlichen Grimſel: die Schauer des öden Felſengebirgs, des verwitterten, vermählt oder im Streite mit dem Grauen der Meereswüſte. Lieblich, beinahe ſanft lächelnd, erſcheint neben der Pointe du Raz das Kap Tänaren, wohin doch die Griechen den Eingang in die Welt der Schatten verlegten. Mehrere hundert Fuß tief fällt dieſe Bruſtwehr Europas in den Ozean. Gebaut iſt ſie aus ungeheuren Felsblöcken, die chaotiſch über einander liegen und einſtens, ehe die nagende Welle ſie zerſplitterte, einen einzigen Stein ausmachten. Nunmehr heult und pfeift der Wind durch die Gänge und Schluchten, die ſich zwiſchen ihnen gebildet haben. Schrecklicher aber ſind die Höhlen und unendlichen Grotten, welche die Wellen durch Jahrtauſende am Fuße dieſer Felſenmaſſen tief ins Eingeweide der Erde gegraben haben. Wenn die Fluth mit atlantiſcher Kraft heran brauſt und erſt nur Schaum zu den gähnenden Höhlenmäulern hinaufſpritzt, dann aber mit vollem Schwalle hineinſtrömt und die Luft herausdrängt, iſt es, als ob dieſe Höhlen die Heimat der atlantiſchen Stürme wären; denn bald donnernd, bald brauſend bringt die herausgepreßte Luft hervor, bis ſie nach und nach an dem immer enger werdenden Ausgange wie eine Schlange ziſcht und pfeift. Und wenn dann die Fluth ſich wieder zurück zieht und das Meer ſchon längſt im tiefſten Bette liegt, kommt jener Schwall aus den Eingeweiden der Erde zurück und fällt als wilder Katarakt wie unterirdiſche Ströme in die Tiefe. Dieſem Schauſpiele ſehen, vom kochenden Schaume umgeben, unzählige und rieſige Klippen zu, die, wie kleinere Burgen um die Landveſte, im weiten Halbkreis rings um das Kap du Raz gelagert ſind und von Welle und Wind, im Laufe der Jahrtauſende, nach und nach in ſonderbare Formen umgewandelt worden. Da liegt ein Löwe mit ausgeſtreckten Pranken, dort ein verſteinertes Schiff mit formloſen Maſten und Segeln; gegen Norden dehnt ſich im Sonnenuntergang, unheimlich lächelnd, die Bai der Verunglückten, an welcher kein Schiffer ohne Stoßgebet vorüber zieht. Nach der Ausſage der Umwohner liegen auf ihrem Grunde mehr Seeleute begraben, als rings auf den Küſten im Sonnenlicht athmen. Aber uns zu Füßen, ein erſchreckendes Gemiſch von Felſen und Meerſchaum, liegt die Hölle, wohin die Celten mit größerer Wahrſcheinlichkeit, als die Griechen an das Kap Tänaron, den Eingang in die Unterwelt verlegten. Die Felſen hier ſind ſo roth, als wären ſie von ewigem Feuer umzüngelt, und der Schaum ſpritzt ſo hoch in die Luft, als wäre er eitel Rauch aus der Hölleneſſe.

Vor uns, im Schooße des Ozeans, umgeben von unzähligen Klippen und Riffen, die ſich bis ſieben Stunden weit ins Meer erſtrecken, meiſt eingehüllt in Nebel oder in die Schleier aufſpritzenden Meerſchaums, düſter, unheimlich, weltvergeſſen, liegt die Inſel Sein, welche einige Alte für die Ultima Thule, andere für die Todteninſel der Celten hielten. Pomponius Mela, de situ orbis, ſagt von ihr: die Inſel Sein liegt an der Küſte der Oſſismianer und iſt durch das Orakel einer galliſchen Gottheit merkwürdig. Die Prieſterinnen dieſes Gottes bewahren eine ewige Keuſchheit; ſie ſind neun an der Zahl. Die Gallier nennen ſie Cenas und glauben, daß ſie, von einem beſondern Geiſte beſeelt, mittelſt ihrer Sprüche auf dem Meere und in den Lüften Stürme erregen, ſich in jede Art Thier verwandeln, eingewurzelte Krankheiten heilen und prophezeien können.

Dieſe Prieſterinnen haben ſich in der That eine Heimat gewählt, welche die Schauer der Gläubigen nur erhöhen konnte. Rings umher Oede des Meeres und toddrohende Klippen, Springfluthen, die manchmal über das ganze Eiland fegen, und Nebel, die es oft wochenlang mit undurchdringlichen Schleiern verhüllen. Auf dem Eiland ſelbſt kein Baum, kein Strauch, keine Blume. Ueber ihm, in den Lüften, kein ſingender und kein ſtummer Vogel. Die häufigen Stürme, die Fröſte, die ewige Trauer der Natur tödten Alles, nur der Menſch gedeiht auf dieſer Todteninſel.

Den armen Fiſchern und Lootſen, die ſie heute bewohnen, den Arzt nicht kennen und meiſt achtzig Jahre alt werden, rühmt man die größten Tugenden nach: Einfachheit und Reinheit der Sitten, eine rührende Liebe für ihren kahlen Felſen und vor Allem Bereitwilligkeit, in aller Noth und Gefahr hülfreich beizuſtehen, und da haben ſie in der That viel zu thun, denn die kaum zwei Seemeilen breite Straße zwiſchen der Inſel und dem Feſtlande iſt für den Seefahrer eine wahre Todespforte, einer der gefährlichſten Seewege der Welt. Herr Caſtera erzählt in den „Annales maritimes“, daß die Einwohner der Inſel Sein vom Jahr 1763 bis zum Jahr 1807 von einem gewiſſen Untergang gerettet haben: ein Linienſchiff, eine Fregatte, zwei Korvetten, einen Schooner, drei Kauffahrer, deren einer fünfhundert Mann Soldaten an Bord hatte, fünf Bemannungen von Kriegs- oder Kauffahrteiſchiffen und außerdem achthundert und neunzehn Menſchen, von denen dreihundert dem „Séduiſant“ angehörten, welches Schiff an dem Tevénée, der ſchrecklichſten Klippe der Umgegend, ſcheiterte. Die Geretteten vermehrten damals die Einwohnerzahl ſo unverhältnißmäßig, daß ſie nach eilf Tagen, da ſie die Inſel des fortdauernden Sturms wegen nicht verlaſſen konnten, ſammt ihren Rettern in Gefahr waren, Hungers zu ſterben.

Sagen und Volkslieder behaupten. und die Geologie beſtätigt ihre Behauptung, daß dieſe Felſen, Klippen und Inſeln nur die Reſte eines Skeletts ſind, welches einſtens grünes Land, mit blühenden Städten und Flecken, zuſammengehalten. Am Fuße der heutigen Pointe du Raz lag die Stadt Is oder Ys oder auch nach dem Anonymus von Ravenna „Keris“, die Reſidenz des großen armoriſchen Königs Gradlon. Die Oſtſee hat ihre verſunkene Stadt Veneta, die Nordſee Stavoren, das Mittelmeer hat ſein Rhoda, der atlantiſche Ozean hat ſeine Inſel Atlantis und die Stadt Is. Dieſe ſcheint von allen verſunkenen Städten die am Wenigſten fabelhafte; die Natur des Orts ſpricht dafür, daß es hier in der That feſtes Land gegeben, welches, vielleicht allmählig, vielleicht durch eine gewaltige Kataſtrophe weggeriſſen worden, und außerdem ſahen die Schiffer noch vor kurzer Zeit, bei klarer Welle, im Grunde des Meeres allerlei altes Gemäuer und bezeichnen noch heute gewiſſe Stellen in der Nähe des Ufers mit Namen, welche einſt die Viertel und Gaſſen der Stadt getragen haben ſollen.

Den Untergang der Stadt ſchreibt das Volk den Sünden der Prinzeſſin Dahut, der Tochter des Königs Gradlon, zu. Im Uebermuthe einer wilden Nacht, erhitzt von einem Gelage, ſchleicht ſie ſich, um ihrem Buhlen zu gefallen, an das Bett des Vaters und ſtiehlt dem Schlafenden den Schlüſſel, den koſtbaren Schlüſſel, den er immer am Gürtel befeſtigt trägt und keinem Menſchen anvertraut. Denn dieſer koſtbare Schlüſſel öffnet das Schleuſenthor eines gewaltigen Sees, der beſtimmt iſt, das Uebermaß der Fluth aufzunehmen und ſie von der Stadt abzuhalten. Berauſcht von Wein und Liebe, öffnet ſie mit ihrem Buhlen das verhängnißvolle Thor, und die Fluth bricht herein, und begräbt die Prinzeſſin und die ganze Stadt. Nur der gerechte König Gradlon entgeht auf ſeinem treuen Roſſe dem Verderben, und ſo gelangt er nach Quimper, das er zu ſeiner Hauptſtadt macht, und das ihn, wie wir erwähnt haben, mit ſammt ſeinem Roſſe auf die Kathedrale ſtellt.

Du Jägersmann, du ſollſt mir ſagen,
Sahſt du wohl Gradlons wildes Roß,
Sahſt du's durch dieſe Thäler jagen?

„Nicht ſah ich's kommen durch die Föhren,
Doch durch die Nacht, tripp, trapp, tripp, trapp,
Hab' ich's wie Feuer brauſen hören.“

Abweichend vom Volksliede erzählt die Sage, daß König Gradlon es verſucht habe, ſeine ſündige Tochter Dahut auf der Kroupe ſeines Pferdes aus dem Verderben zu retten; aber die Fluth ſtürzte ihm nach und verfolgte ihn, bis eine furchtbare Stimme aus der Luft erſcholl, welche rief: „Stoße den böſen Geiſt von dir, den du mit dir führſt!“ Er ſtürzte die Prinzeſſin vom Pferde, die Fluth verſchlang ſie und zog ſich mit ihr zurück, während König Gradlon weiter floh. Sage und Lied verwandeln Dahut in eine Art Loreley oder Sirene, welche noch heute auf den Felſen über der verſunkenen Stadt Is erſcheint, ihr goldenes Haar kämmt und dabei traurige Lieder ſingt.

Du Fiſcher, ſahſt du an den Fluthen
Die Meermaid ſtehen, die ihr Haar,
Ihr goldenes, kämmt in Mittagsgluthen?

„Ich ſah ſie wohl und mußte lauſchen
Dem Lied der ſchönen weißen Maid;
Es war ſo trüb, wie Wellen rauſchen.“

Noch eine andere Sage nennt die unglückliche Prinzeſſin Ahes und erzählt von ihr, daß ſie ihre Liebhaber in den Abgrund bei dem Dorfe Huelgoat habe werfen laſſen. Das Gewimmer, das man noch heute aus der Tiefe des Abgrundes hören kann, iſt das Gewimmer der Buhlen, die nicht zur Ruhe kommen können.

Der Untergang der Stadt Js, nach all dem Geſagten auch eine Art Sodom, wurde vom heil. Gwenole zu Anfang des fünften Jahrhunderts prophezeit, und auf dieſe Prophezeiung deutet das Volkslied in ſeinem orakelhaften Anfange.

„Haſt du vernommen, wohl vernommen,
Wie zu dem Könige von Js
Der Mann ſprach, der von Gott gekommen?

„Verbann' die Liebe aus dem Herzen,
Nicht gib dich hin der tollen Luſt,
Denn nach der Freude kommen Schmerzen.

„Vom Fiſch verzehrt, ihr Praſſerzungen,
Wird werden, wer den Fiſch verzehrt,
Und wer verſchlingt, der wird verſchlungen.

„Wer Wein trinkt aus dem Gold, dem klaren,
Wird Waſſer trinken wie ein Fiſch,
Und wer nicht weiß, der wird erfahren."

Aber nicht nur an verwunſchene Prinzeſſinnen, ſagenhafte Könige, verſunkene Städte wird man auf der Pointe du Raz erinnert; auch die neuere Geſchichte hat die Küſten und das Meer mit manchem Ereigniß belebt. In derſelben gefährlichen Straße, zwiſchen der Inſel und dem Feſtlande, durch die das Schiff ſelbſt bei ruhigem Wetter mit unendlicher Vorſicht geſteuert werden muß, fand der berühmte Kampf des Droit de l'homme gegen eine engliſche Uebermacht ſtatt. Man kann ſich für Menſchenſchlächterei ſchwerlich ein unheimlicheres Theater auswählen. Wenn ich nicht irre, war es auch in dieſer Gegend, wo der Vengeur ſeinen furchtbaren Kampf beſtand. Von Civiliſation zeugen bloß die beiden Leuchtthürme, von denen der eine vor uns, an der äußerſten Spitze des Kaps, der andere auf der Inſel Sein ſteht, die einander wohlwollend zuwinken und die Paſſage und die Klippenhäupter beleuchten. Jeder Leuchtthurm, wie er gewöhnlich auf irgend einem verlornen Poſten in der Einſamkeit leuchtend, warnend, führend, zurechtweiſend daſteht, hat mich von jeher mit ehrfurchtsvoller Rührung erfüllt. Der Leuchtthurm iſt einer der ſchönſten Gedanken der Menſchheit, jeder eine Säule, ein Denkmal der Menſchenliebe. Welch ein ungeheurer Weg vom Leuchtthurm zu den Holzſtößen, welche griechiſche Küſtenbewohner des ſchwarzen Meeres in Sturmesnächten entzünden, um den geängſtigten Schiffer auf irre Bahnen, auf Sandbänke und Klippen zu locken. Dieſe beiden Feuer ſind die ſprechendſten Symbole von „Menſchenherzens Süd und Norden.“

Das Plateau der Pointe du Raz ſtimmt ſehr gut mit dem wilden Schauſpiele, das man von ſeiner Höhe, wie von einem Balkon überſchaut. Der Boden iſt nur von kümmerlichem Graſe bedeckt, das halbwilde, verkrüppelte Schafe abweiden. Auf einem Felſenblock lagert der Hirtenknabe; natürlich fehlt auch hier der Menhir nicht, und wie ein zauberhaftes Zeichen des Makrokosmus ſcheint in ſolcher Umgebung eine Art von Sonnenuhr, die in einen verwitterten Stein gegraben iſt. Die letzten Sonnenſtrahlen verwandelten dieſe ganze, große Welt in eine geſpenſterhafte. Die Inſel Sein mit ihren Klippen tauchte plötzlich höher empor und ſchien dem Feſtlande näher zu rücken, bis ſie eben in dem Momente, da ſie ſich ſcheinbar mit der Pointe du Raz vereinigen wollte, mit Einem Mal von der Nacht verſchlungen wurde. Das Ziegen-Kap, ein weißglänzender Felſen im Norden, ſchritt wie ein Geiſt über die Wellen, die entſchlafen waren und im Traum ſeufzten. Da kehrten wir der Pointe du Raz den Rücken, und es war uns, wie wir über die Heide nach Plogoff zurückeilten, als ob wir mit geängſtigtem Herzen vor Geiſtern flöhen.

Von Plogoff wanderten wir weiter nach dem nördlich gelegenen Dorfe Kleden. Unſere Abſicht war, daſelbſt einen Kahn zu miethen und auf dem Golf nach Douarnenez zurückzukehren. Aber vergebens war unſer ſtundenlanges Harren und Suchen; ſämmtliche Kähne des Fiſcherdorfes und ſämmtliche Fiſcher waren auf der Sardinenjagd. An eine direkte Wanderung nach Douarnenez war nicht zu denken, denn in dieſem Lande gibt es weder Weg noch Steg, und man prophezeite uns, daß wir mit den wenigen Meilen leicht einen oder zwei Tage verlieren könnten und uns den größten Entbehrungen und Mühſeligkeiten ausſetzen würden. Wie wahr dieſe Angaben, überzeugten wir uns, als wir uns endlich entſchloſſen, die Landzunge von Norden nach Süden zu durchſchneiden, um wieder nach Auderne und auf die Landſtraße zu gelangen. In der furchtbarſten Sonnenhitze, auf Feldwegen, die ſich immer nach kurzer Strecke im Geſtein, auf Aeckern, im Geſtrüpp verloren, ſchlugen wir uns mühſelig durch das verwilderte Land. Manchmal kamen wir in Dörfer, deren weibliche Einwohner vor uns flohen oder uns wie wunderbare Fabelthiere betrachteten. Von Männern war nichts zu ſehen als Geiſtliche, die auf den Dorfplätzen in Gruppen zuſammenſtanden, oder übers Land gingen. Es waren meiſt junge Jeſuiten. „Iſt kein La Chalotais da!“ pflegte bei ſolchen Gelegenheiten mein Reiſegefährte auszurufen, anſpielend auf den Procureur-général des Parlaments von Rennes, Caradeuk de La Chalotais, welcher im vorigen Jahrhundert, der Erſte in der Bretagne, die berühmte Geſellſchaft angriff und ihre Verfaſſung als mit der ſtaatlichen Ordnung unvereinbar denunzirte. Er mußte ſeinen Muth ſo lange in der Baſtille büßen, bis die Jeſuiten aus Frankreich vertrieben wurden.

In all den von den Jeſuiten gehüteten Dörfern war es uns unmöglich, unſere erſchöpften Kräfte durch einen Biſſen Brod wieder herzuſtellen; der Schmutz war gar zu groß. Wir mußten uns mit dem Trunk Waſſer begnügen, den uns mitten in der Wildniß eine, an einſamer Kapelle murmelnde Quelle gaſtlich anbot. Doch hatten wir dieſen Labetrunk nicht umſonſt; kaum war die hohle Hand gefüllt, als ein Mann im abgeſchabten Prieſterrock aus der reizenden Kapelle trat und uns zu verſtehen gab, wie es nur billig wäre, dem Heiligen der Kapelle ein Almoſen zukommen zu laſſen, da ihm die Quelle angehöre und ihr Waſſer mancherlei Wunder bewirke.

Nirgends fanden wir eine Seele, die franzöſiſch geſprochen oder verſtanden hätte; und bei ſolchen Gelegenheiten pflegte wieder mein Reiſegefährte auszurufen: „Das Konzil von Rheims ſcheint hier noch nicht gewirkt zu haben.“ Er meinte jenes Konzil des Jahres 813, welches alle Diejenigen, die bei der bretoniſchen Sprache verharrten, für barbariſch, unchriſtlich, zu allen öffentlichen Aemtern unfähig erklärte. Wie wunderbar, daß das unfehlbare Konzil bei ſo guten Chriſten, wie die Bretonen, nach mehr als tauſend Jahren noch nicht gewirkt hat; und noch wunderbarer, daß man heutzutage von der Geiſtlichkeit, die doch das Konzil reſpektiren muß, behauptet, daß ſie das bretoniſche Volk in ſeiner treuen Anhänglichkeit an die Mutterſprache beſtärke, um es von dem Franzöſiſchen getrennt und von den möglichen Einflüſſen franzöſiſcher Bücher frei zu erhalten. Dieſe Bemühungen werden dem Klerus ſehr erleichtert; denn die Zahl derjenigen Bauern, die auch nur bretoniſch leſen können, verhält ſich zu der Zahl der leſenden Bauern im übrigen Frankreich, wie 1 zu 30, und Gott weiß, wie gering die Zahl der franzöſiſchen Bauern iſt, die ſich mit dieſer Wiſſenſchaft abgeben. Man berechne darnach die Maſſe von Bildung, die im bretoniſchen Volke ſteckt.

Matt und müde, wie nach einer Wüſtenwanderung, kamen wir in dem lieblichen Auderne an, wo wir glücklicherweiſe einen Omnibus fanden, der uns raſch nach Douarnenez brachte. Wir machten die Reiſe in Geſellſchaft hübſcher, franzöſiſch ſprechender, eleganter Mädchen, die uns nach dem kurzen Aufenthalt auf der wilden Landzunge, nach dem Anblicke ſo vieler häßlicher Celtinnen, wie neue und wohlthuende Erſcheinungen anmutheten. Es waren Töchter reicher Kaufleute, die in Douarnenez nicht ſelten ſind.

Noch auf andere und unangenehme Weiſe mußten wir es bald fühlen, daß wir in der Hauptſtadt des Sardinenhandels eingezogen. Douarnenez iſt wie ein Theil des Dante'ſchen Höllenzirkels, in welchem die Verdammten durch üble Gerüche gepeinigt werden. Die Gaſſen ſind wie gepflaſtert mit todten Fiſchen, die in Fäulniß übergehen und Düfte verbreiten, die das ſchreckliche Gegentheil ſind von Roſendüften. Aus den Magazinen kommen mit ähnlichen Wohlgerüchen geſchwängerte Luftſtrömungen, und mit dieſen miſchen ſich die Ausdünſtungen der Oeltonnen und Fäſſer, die überall bereit ſtehen, die Ausbeute der ungefähr ſechs Wochen dauernden Fiſcherei aufzunehmen. Die Menſchen, die an uns vorübergehen, ſind von der Atmoſphäre, die ſie umgibt, durchdrungen. An den Ufern ſtehen große Schaluppen, die bis hoch über den Rand mit Sardinen angefüllt ſind. Man wirft die Ernte des Meeres, als wäre es Getreide, mit großen Schaufeln in die Tonnen oder direkt aus dem Kahn, wie beim Worfeln in große Scheunen, wo Hunderte von Männern und Weibern beſchäftigt ſind, ſie in Tonnen zu ordnen und mit Oel zu durchtränken.

Um uns ein wenig aus der verpeſteten Atmoſphäre zu retten, gingen wir des Abends längs der Bai an dem ſchönen, etwas erhöhten Ufer hin, erfreut von dem lieblichen Anblick, welchen die kleinen Dörfer im Norden und im Süden des Golfs, aus dunklen Büſchen glänzend, gewähren. Wir fuhren auch auf einem kleinen Kahn hinaus, um das herrliche Becken in ſeiner ganzen Ausdehnung betrachten zu können. Da ſieht ſich denn Douarnenez mit dem benachbarten Ploaré und ſeinem gothiſchen Thurme ganz maleriſch an; aber etwas ernſt und drohend blickt aus weiter Ferne das enge Thor am Ziegenkap, das in den Ozean führt und an deſſen Schwelle mancherlei Klippen lauern. Bei Sonnenuntergang ſahen wir uns plötzlich von einer ungeheuren Flotte umgeben: von der Fluth und einem friſchen Weſtwinde getrieben, kamen ſchnell nach einander, einzeln in langen Reihen oder in dichten Gruppen mit geſchwellten Segeln, an fünf- bis ſechshundert große Schaluppen heran, alle, alle ohne Ausnahme mit einer Ausbeute, die ſich hoch über die Fahrzeuge ohne Verdeck erhob. Sie ſammelten ſich in dem ſichern Hafen von Douarnenez, und ſogleich ging es an ein Ausladen und Einpacken, auch nahmen die am Ufer wartenden Weiber und Kinder an der Arbeit Theil, daß es in Douarnenez wie in einem Ameiſenhaufen zu wimmeln begann. So geht es durch Wochen jeglichen Tag.

Um ein Kap bogen wir in eine kleine Bucht des großen Meerbuſens und landeten an der Inſel Triſtan, die maleriſch als ein kleiner Kegel ganz in der Nähe von Douarnenez liegt und auf ihrem etwas ſteilen Gipfel eine kleine Befeſtigung mit zwölf Kanonen trägt. Auf einer Küſtenſtrecke von zwanzig bis dreißig deutſchen Meilen hat Frankreich vielleicht eine größere Anzahl von Feſtungswerken, als England an ſeinen ſämmtlichen Küſten. Wo jetzt die Batterie angebracht iſt, ſtand einſt eine Art von Schloß oder kleiner Feſtung, der Hauptzufluchtsort, die Wolfshöhle des fürchterlichen Ligueurs La Fontenelle, der ſich hier mehrmals mit Erfolg gegen die Royaliſten vertheidigte, obwohl man bei niedriger Ebbe von Douarnenez trockenen Fußes auf die Inſel Triſtan gelangen kann. Hierher brachte er die geſtohlenen Schätze und die entführten reichen Erbinnen. Mit Widerſtreben kehrten wir in die Gaſſen von Douarnenez zurück, und ich mußte unwillkürlich Vergleichungen anſtellen und an die mir bekannten Städtchen und Flecken der Häringsfiſcher in Schottland denken, in denen, trotz der ungeheuern Fiſcherei, die da getrieben wird, doch immer die möglichſte Reinlichkeit herrſcht. Leichten Herzens nahmen wir ſchon am nächſten Morgen Abſchied von der Sardinenhauptſtadt, zu deren Annehmlichkeiten ſich noch die ununterbrochene, ohrzerreißende Muſik der Holzſchuhe geſellte, um uns in den Diſtrikt von Chateaulin und in eine andere Landzunge, in die von Crozon, zu verſenken und wieder einmal friſche Luft zu athmen.

V.

Halbinſel Crozon. — Loch Ronan und ſeine Legende. — Die große und berühmte Düne des Riz. — Abenteuer auf derſelben. — Die merkwürdigen Tamarisken. Inneres der Halbinſel Crozon. — Die berühmten Grotten von Morgatte. — Lanveau. — Der Golf von Breſt. — Rückkehr in die civiliſirte Welt.

Auf einem Charbanc, wie ſie dieß kunſtverſtändige Land hervorzubringen verſteht, ſetzten wir unſere Reiſe fort. Der Beſitzer dieſes Beförderungsmittels angehender Märtyrer ſetzte uns ſeinen zehnjährigen Sohn als Kutſcher auf den Bock, um nicht ſelbſt den Tag zu verlieren, den er den Sardinen zu widmen gedachte. Unſeliger, nicht wußteſt du, daß du uns und deinen Erzeugten aus Durſt nach ſchnödem Golde einem beinahe unentrinnbaren Verderben, dem Zorne Poſeidons, preis gabeſt! Oder haſt du vielleicht deinem Sohne Hippolyt geflucht, und der Geſtadeerſchütterer hörte deinen Fluch? Dieſes war uns zum Unheil. Zwar verſprachſt du uns, daß wir ungefährdet am Orte unſerer Beſtimmung anlangen ſollten, aber dieß ward wahrlich nicht vollendet. Doch davon ſpäter.

Zur Zeit fuhren wir aufs Angenehmſte durch tiefe Hohlwege, die dicht beſchattet waren, unter Fruchtbäumen hin, die ihre Zweige ſo tief niederſenkten, daß wir kaum durchzudringen vermochten. Als wir wieder aus den grünen Lauben ans Tageslicht gelangten, befanden wir uns in einer blühenden Landſchaft und vor den letzten Ausläufern der ſchwarzen Berge, die ſich hier beinahe bis ans Meer heran drängen, und wieder nach ſehr kurzer Fahrt in dem Flecken Loch Ronan, der mit ſeinen alten ſchwarzen Häuſern auf heiligem Boden ſteht. Hier lag einſt in verwachſener

Wildniß die Siedelei des heil. Ronan, eines der Apoſtel und vorzüglichſten Heiligen der Bretagne. Er war nicht in dem Thal geboren, ſondern kam, wie viele andere Heilige dieſes Landes, aus dem ſtammverwandten Irland. Wie ſein Landsmann, der heil. Kiwin, ahnte er das Chriſtenthum und war er ein Chriſt, noch ehe ein Apoſtel den iriſchen Boden betreten. Doch begab er ſich, um die Einzelheiten des neuen Glaubens kennen zu lernen, nach dem ſchon theilweiſe belehrten England, ließ ſich daſelbſt die gute Botſchaft mittheilen und begab ſich hierauf in das armoriſche Land, wo er predigte, Ungeheuer erlegte, Wunder that und als armer Eremit ein heiliges Leben führte. Der erſte Juni iſt der Tag ſeines Feſtes, und da verſammeln ſich unzählige Leidende und Preſthafte, um ſeine Grabſteine zu berühren und Heilung zu finden.

Von Loch Ronan bogen wir wieder links ab von der Straße, um einen Umweg um den Golf zu erſparen und über die berühmte große Düne, die man „la Lieue de Grève“ oder den Riz nennt, der Halbinſel Crozon entgegen zu fahren. Dieſe Düne iſt ihrer Ausdehnung und ihrer Schönheit wegen im ganzen Lande berühmt. Zur Zeit der Ebbe iſt ſie, die ſehr langſam und leiſe gegen das Meer abfällt, von außerordentlicher Breite, und man liebt es dann, von Süden nach Norden fahrend, über die ſandige Fläche, die ſo glatt iſt wie eine geſtampfte Tenne, den Weg zu nehmen und ſo den großen Bogen des eigentlichen Ufers abzuſchneiden. So zu thun, hatte auch der Beſitzer unſeres Wagens ſeinem Sohne geheißen, und dieſer, folgſam dem väterlichen Gebot, fuhr nun hart an der Welle, nicht bedenkend, daß unſer längerer Aufenthalt am Grabe des heil. Ronan uns um die zur Fahrt über die Düne günſtige Zeit gebracht hatte.

Luſtig fuhr er darauf los, immer etwas nach rechts einbiegend, da die Fluth von links langſam heranzukommen begann. Wir bemerkten die Gefahr nicht, da unſere Aufmerkſamkeit auf die unzähligen Fiſcherboote abgelenkt war, die heute, da ſich der Golf mit Sardinen gefüllt hatte, kaum einige hundert Schritte von uns mit dem Fange beſchäftigt waren. Da hören wir mit Einem Male ein eigenthümliches Plätſchern in unſerer nächſten Nähe, wir blicken auf und ſehen, wie unſer Pferd durch die ſchäumenden Fluthränder, die da und dort ſchon als einzelne Bäche vorwärts drangen, trabte. Umſonſt peitſchte der Junge das arme Thier; die Fluth kam immer ſchneller heran, und da wir das Terrain rekognoszirten, erkannten wir mit Schrecken, daß ſie nur bis zu einer gewiſſen kleinen Entfernung langſam ſteigen werde, daß ſie aber dann, wenn ſie eine gewiſſe Höhe erreicht, auf der gegen das Land zu ganz ebenen Düne mit reißender Schnelligkeit vorwärts dringen müſſe. An ein Umkehren war nicht zu denken; das tiefere Terrain lag hinter uns und war bereits vom Waſſer bedeckt, welches in einem großen Halbkreis längs des Ufers vorwärts drang und uns ſchon mit einem ungeheuern Arm umklammerte. Die trockene Düne, die noch vor uns lag, ſah aus wie eine Landzunge, die nur einen einzigen Ausweg bot, an der Stelle, der wir zugekehrt waren. Wie ſchnell die Fluth herbei eilte, zeigten uns die Fiſcherbarken, die ihr folgend, immer näher an uns heran ſchwammen.

Unſer kleiner Automedon verlor den Kopf, fing zu weinen an und vergaß das Einzige, was ihm zu thun blieb, das Pferd anzutreiben. Ich ſetzte ihn in den Wagen und nahm ſeinen engen Platz ein, womit aber eine koſtbare Zeit verloren ging. Denn nun ſtürmten bereits die großen Wellen heran. In ſchrecklicher Nähe erhoben ſich ihre weißen Häupter, höher als unſer Pferd; zerfloſſen aber noch glücklicherweiſe, als ob ſie uns eine Galgenfriſt gewähren wollten, zwiſchen unſern Rädern zu unſchädlicher Flachheit. Wir hatten noch einen wenigſtens zwanzig Minuten langen Weg vor uns. Wie ſehr ich auch das Pferd antrieb, ich konnte nicht hoffen, vor Eintritt der vollen Fluth ans Ufer zu gelangen. Mein Reiſegefährte tröſtete ſich ſchon damit, daß die Fiſcherboote in der Nähe waren und daß ſie uns im ärgſten Falle vielleicht zu Hülfe kommen könnten. Daß ſie unſere

Noth bemerkt hatten, zeigten ſie, indem ſie uns von ferne Zeichen machten und durch Geberden und Rufe, die aber im Brauſen der Wellen verhallten, zu ſchnellerer Fahrt aufmunterten. Ich meinestheils hoffte wenig von der Hülfe der Sardinenfiſcher, da mir ihre Schaluppen nicht flach genug ſchienen, um bis zu uns vordringen zu können, und ſie keine kleinen Kähne zum Ausſchicken bei ſich hatten. Ich wandte meine Augen einem Manne zu, der am nördlichen Ufer des Golfs im kleinen Nachen hinfuhr und den unſere Stimme im gefährlichen Augenblick erreichen konnte.

Indeſſen war es jetzt noch meine Aufgabe, den beſten Weg zu ſuchen und, wenn auch manchmal durch einzelne Bäche, von einer trockenen Stelle zur andern zu fahren und dann, wo die Waſſermaſſe ſchon in großer Ausdehnung vereinigt war, mich an die ſeichteren Stellen zu halten. Trotz all dieſer Bemühungen meinerſeits und der gewiſſenhafteſten Anſtrengungen unſeres Pferdes, das offenbar die Gefahr witterte, fuhren wir doch ſchon bis beinahe an die Achſe durchs Waſſer und mußten jeden Augenblick erwarten, daß eine Woge unſer Vehikel überſchwemme oder gar umſtürze. Es war der kritiſchſte Augenblick. Die ganze Düne war bereits von Waſſer bedeckt, nur ein ſchmaler erhöhter Streifen lief weiß wie eine Stange, die man dem Ertrinkenden reicht, vom Lande her uns entgegen. Dieſer Streifen wurde glücklicherweiſe erreicht und auf ihm wie auf einem Damme in gerader Linie die Fahrt fortgeſetzt. Zwar war auch hier noch nicht die Hälfte des übrigen Wegs zurückgelegt, als ſchon alles Trockene vor uns verſchwunden war; aber die Fluth ſtieg auf dieſem Damme doch nicht ſo hoch, um uns an der glücklichen Landung zu hindern. Mit einem freudigen Blick und beinahe mit ſeiner letzten Kraft zog uns das Pferd ans Rettungsufer, und wie athmeten wir auf, als wir, kaum wenige Minuten in Sicherheit, die großen Wogen ſahen, die ſich über den Weg hinſtürzten, den wir ſo eben verlaſſen hatten.

In Reiſebüchern leſen wir, daß dieſe Düne wegen der herrlichen Muſcheln und der intereſſanten Molluſken, die das Meer hier auswirft, merkwürdig iſt. Der Leſer wird uns verzeihen, daß wir uns in der Lage, in der wir uns befanden, mit dieſer Merkwürdigkeit nicht gründlich beſchäftigt haben. Im Mauthhauſe am Ufer, wo wir uns erholten, erzählten uns die Zöllner, daß dergleichen Abenteuer auf dieſer Düne keine Seltenheit ſeien, daß man manchmal bei aller Vorſicht von der Fluth, die hier nirgends einen Widerſtand finde, überraſcht werden könne. Am Mauthhauſe ſelbſt findet ſich eine der größten Merkwürdigkeiten der Bretagne, mehrere Tamarisken, welche die Höhe, Dicke und Feſtigkeit ſtarker Bäume erlangt haben und für den ſüdlichen Charakter des Klimas dieſer Gegend ſprechende Zeugen ſind. Nicht in Languedoc, nicht in Italien habe ich dieſen Baum zu ſolcher Stärke gedeihen ſehen.

Bald änderte ſich die Scene. Schon nach kurzer Fahrt war die reiche Vegetation der Küſte verſchwunden und wieder nichts als Heide, Heide, Heide. Das Land iſt das häßlichſte Bild im ſchönſten Rahmen, denn die Ufer rings umher, die an der Bai von Breſt, die am Golf von Douarnenez, ſo wie die dem Ozean zugekehrten, ſind nichts als eine ununterbrochene Reihe der herrlichſten Landſchaftsbilder, in denen ſich Meer, Felſen, Buchten und üppigſte Vegetation in ſchönſter Harmonie vereinigen; aber im Innern nichts als Heidekraut und hie und da, als traurige Staffage, ein armer ausgehungerter Bauer, der die Heide als Brennmaterial für den Winter einſammelt. Ich dachte an Heinrich IV., der bei ſeiner Reiſe durch die Bretagne erſchrocken und gerührt ausrief: „Ach, wie ſollen mir die armen Bretonen Steuern bezahlen?“ und an Sully, der beim Anblick des Landes die vierzigtauſend Thaler zurück wies, die ihm die Stände als Ehrengeſchenk zugedacht hatten.

Bei Crozon, von welchem Flecken die Halbinſel ihren Namen hat, wird das Land mit einem Mal ſchöner. Der Flecken liegt auf einer angenehmen Höhe und genießt der herrlichſten Ausſicht auf ein Thal ihm zu Füßen und auf das Meer mit ſeinen vielen

Buchten und Golfen. Der ganze Flecken athmet hohe Alterthümlichkeit. Vor Jahrhunderten gehörte er einer der älteſten Familien der Bretagne, den Rohans, deren Abkömmlinge, durch ſonderbare Schickſale, aus dieſem weſtlichen Winkel Europas nach Böhmen verſchlagen wurden.

Die größte Merkwürdigkeit Crozons ſind die berühmten Grotten von Morgatte, deren kleinſte vierzig Pariſer Fuß hoch, achtzig Fuß breit und unendlich tief iſt. Es iſt das Meer, welches ſie in die quarzigen Ufer der Bucht gegraben hat und wahrſcheinlich noch heute in ſeiner Arbeit fortfährt. In zwei derſelben kann man bei tiefer Ebbe trockenen Fußes eindringen, aber die ſchönſte und großartigſte, die ausſieht wie ein unterirdiſcher Dom, kann man nur in einem Kahne befahren. Ihre Decke, kryſtalliſirt und erodirt, glänzt in hundert Farben und iſt außerdem mit den ſchönſten Guirlanden und Sträußen, die aus den Ritzen hervorwachſen, geziert.

Von Crozon quer durchs Land nach Lanveau, das ein höchſt langweiliger Flecken wäre, wenn man daſelbſt nicht zum erſten Mal die herrliche, die unvergleichliche Rhede von Breſt zu ſehen bekäme. Am Fuße eines der vielen Kaſtelle, die ſie beſchützen, ſchifften wir uns ein, und von einem konträren Wind gehindert, oder vielmehr begünſtigt, waren wir gezwungen, auf dieſem herrlichſten Golfe viele Stunden lang hin und her zu laviren und alle ſeine Ufer und ſeine unzähligen Buchten mit den Befeſtigungen über denſelben in ganz nahen Augenſchein zu nehmen.

Nach vierſtündiger Fahrt legte unſer Kahn endlich zwiſchen unzähligen Leviathans an; wir ſprangen ans Land und freuten uns, nach wochenlanger Wanderung wieder in der ziviliſirten Welt zu ſein. Ziviliſirt, beſonders nach wochenlangem Umgang mit bretoniſchen Bauern, waren die Geſichter der vielen Marineoffiziere, die uns begegneten; ziviliſirt war die Dame, die in einem der erſten Häuſer am Hafen, am Flügel ſitzend, in dieſer fernen Stadt eine Sonate von Mendelsſohn ſpielte: — Heil dir, mein Vaterland!

Bilder aus Dänemark.

(1869.)

I.

Es gibt unſchuldig ausſehende, höchſt geprieſene Bücher, die gefährlicher ſind, als die verſchrieenſten. Lord Bacon's Eſſays ſind ein Buch voll Weisheit, aber es kann Schlimmes wirken, es kann verführen, wie Aretin's Buch mit den Illuſtrationen von Giulio Romano, wenn auch auf anderem, idealerem Gebiete. Sein kaum zwei Seiten langer Eſſay über die Freuden der Lektüre, nebenbei geſagt eines der größten ſtyliſtiſchen Meiſterſtücke, kann Bücherwürmer fabriziren, die alle Pflichten des Kindes, Gatten, Vaters, Bürgers und Menſchen vernachläſſigen; ſein Eſſay über das Reiſen kann aus den Menſchen Störche machen, und zwar überzeugte Störche, Störche von Geſinnung, die im Stande ſind, auf ihr Vagabundenthum ſtolz zu ſein und auf alle geſitteten Hausthiere mitleidig herabzuſehen. Bacon macht aus dem Reiſen eine erhabene Kunſt, eine Art Alchymie, die aus Unbedeutendem Gold ſchafft, aus der bloßen Bewegung eine Form und Manifeſtation der Idee, aus dem Ausflug einen alexandriſchen Eroberungszug. Warum nicht reiſen, wenn man mit einigen Thalern in der Taſche ein Goldmacher, Künſtler und Eroberer werden kann? Auf, nach Valencia! ruft der Eine: „En route pour la France!“, der Andere, „Italien! Weib pack ein!“ der Dritte — und der Vierte, wenn er ſich zufällig in Hamburg aufhält: Auf, nach Altona, nach Kiel, nach Kopenhagen zu Thorwaldſen, nach Helſingör zu Hamlet!

Man hat den Eſſay von Bacon geleſen, man fühlt ſich von der heiligen Pflicht durchdrungen, wieder einmal einen Winkel der Welt zu beſchauen; ſchon hat man einen Handſack gepackt, ſchon einen gefälligen Freund beredet, einige Stationen weit mitzureiſen, ſchon ſind wir im Bahnhof von Altona. Wir brauſen durch den ſchönen Wald von Pinneberg, dann weiter durch das ſtammverwandte, hier etwas monotone Land von Holſtein und ſind nach drei Stunden in Kiel, um uns ſofort zu überzeugen, daß wir an der Grenze Deutſchlands, dem Weſen nach im ächten Deutſchland ſind. Denn

a) iſt die herrliche Bucht, die ſich gleich bei Ankunft vor uns aufthut, in Deutſchland ſelbſt ſo unbekannt, wie ſie es als eine deutſche Schönheit ſein muß,

b) liegt in ihr, dem herrlichſten Kriegshafen der Welt, in dem eine deutſche Flotte wie in Abrahams Schooß ruhen könnte, nicht ein einziges deutſches Kriegsſchiff,

c) iſt dieſer herrlichſte deutſche Hafen halbdäniſch,

d) hat er ſchon Franzoſen und Engländern die erſprießlichſten Dienſte geleiſtet,

e) hätte ihn Rußland gar zu gern.

Uebrigens iſt Kiel nicht peu connu en histoire, und wir wollen uns bei Beſchreibung ſeiner Giebelhäuſer und ſtillen Gaſſen um ſo weniger aufhalten, als dieſe noch ſtiller waren als gewöhnlich; denn die hundert fünfundzwanzig Studenten und zweiundvierzig Lehrer, deren ſich die berühmte Univerſität erfreut, waren meiſt auf Pfingſtreiſen. Auch wanderten wir ſofort durch die prächtige Allee, an wohnlichſten Landhäuſern vorbei nach dem idylliſchen Seebade Düſternbrook, das viel zu wenig bekannt iſt, einer Anhöhe entgegen, um eine Ueberſicht des Golfes zu gewinnen. Da kamen wir an einer großen Merkwürdigkeit vorbei, an einem Erzeugniß deutſchen Fleißes, deutſcher Gelehrſamkeit und deutſcher Aſſimilirungskraft: ich meine die Cyklopen-Mauer, die nicht von Cyklopen, ſondern im Gegentheil von dem gelehrten Archäologen Forchhammer aufgeführt worden und welche die Beſtimmung hat, die Chauſſee gegen das Gerölle einer Anhöhe zu ſchützen. Sie kam mir vor, wie ein Cyklop in Frack und weißer Kravatte. Ihren mit Kunſt wildgemachten Steinen ſieht man den gelehrteſten Willen an, ſich wild pelasgiſch an einander zu reihen und ſo zu thun, als ſtänden ſie in Mykene und nicht in Düſternbrook — eine Abſicht, die offenbar ſo gut gemeint iſt, daß ſie nicht im Geringſten verſtimmt. Ich bedauere nur die Archäologen der Zukunft, die, eine Cyklopen-Mauer in der Nähe von Hünengräbern findend, erſt recht nicht wiſſen werden, was aus den Pelasgern zu machen; waren ſie Urgriechen, waren ſie [illegible], oder waren ſie ſogar Germanen? Bei dieſer Gelegenheit erlaube ich mir ebenfalls eine Frage. Warum hat man noch nicht folgende Hypotheſe aufgeſtellt? Pelasger und Hellenen bildeten urſprünglich einen Staat, aber eine Art Feudalſtaat. Die Pelasger waren die herrſchenden Könige und Barone, die in den cyklopiſchen Bauten hauſten; die Hellenen waren die unterdrückte und beherrſchte Menge. Die Hellenen, die wir bereits aus Mythe und Geſchichte kennen, ſind die durch Revolutionen bereits befreite Menge, welche, halb republikaniſch, halb monarchiſch, in neuen Ideen und alten Traditionen lebend, die neue Kulturperiode beginnen. Das gehört freilich nicht hieher, aber ſolche Fragen erfüllen die Luft einer Univerſitätsſtadt und drängen ſich beim Anblick einer funkelnagelneuen Cyklopen-Mauer mit Gewalt heran. Doch konnten ſie uns nicht die Ruhe rauben, die man mit der Luft vom Düſternbrook einathmet. Das Wehen und Liſpeln in den üppig belaubten Bäumen, die ſtillen Landhäuſer, die mäßigen Hügel, die den Golf bekränzen, das ſanft dahinſtreichende Segel, der milde Wellenſchlag, die Fiſcherdörfer am anderen Ufer — Alles flößt den Glauben und das Gefühl ein, daß hier aufgeregte und kranke Lebensgeiſter und Nerven auch ohne Seebad zu Geſundheit und Ruhe gelangen. Hier badet vor Allem die Seele in ſanftem und erfriſchendem Wellenſchlag. Hier findet der ruheloſe Wanderer wieder einen jener unzähligen Punkte, wo er die erſehnte Hütte oder das beſcheidene Landhaus mit zehntauſend Bänden ausgewählter Bücher, mit Statuen im Garten, mit italieniſchen Bildern in den Stuben, mit Rheinwein im Keller zu beſitzen wünſcht. Man ſieht, ich ſchildere die Schönheit der Natur nicht in ihren Einzelheiten, ſezirend, anatomiſirend, tödtend, ſondern wie ein Meiſter in ihren Wirkungen auf das Gemüth.

Gegen Abend machten wir einen Spaziergang um das äußerſte Ende des Golfes, und auf dieſem Wege hatten wir einen Cicerone, wie man ſich ihn unmöglich beſſer wünſchen kann, denn dieſer Cicerone verſteht es nicht nur, mit Bauern und Fiſchern Plattdeutſch und die Sprache ihres Herzens zu ſprechen, er verſteht und deutet auch die Sprache des Strauches am Wege, der Welle am Strande, des Vogels und der Abendwolke. Der Leſer wird mir Das glauben, wenn ich ihm ſage, daß dieſer Cicerone Klaus Groth Quickborn heißt. Es kennt ihn hier jedes Kind — was kein Wunder wäre, da er den Kindern das ſchöne Buch Vör de Goern geſchrieben, wenn die Kinder nicht die größten Egoiſten und undankbarſten Geſchöpfe der Welt wären, die ſich wenig um die Urheber der Gedichte kümmern, die ſie auswendig lernen — und es kennt ihn jeder Erwachſene. Ein Mann, der uns ſeine Wohnung nicht zu zeigen wußte, ſchämte ſich dieſer Unwiſſenheit und verſicherte, daß er den Poeten ganz wohl kenne. Wir entriſſen ihn ſeiner gemüthlichen Dichterwohnung, und er führte uns durch einen langen, von Hecken eingefaßten Hohlweg der Art, wie ſie für Holſtein im Ganzen charakteriſtiſch ſein ſoll. Dieſe Hecken haben den holſteiniſchen Jägern den Krieg ſehr erleichtert, und dieſer Umſtand ſowohl, als dieſe Hecken erinnerten mich an das Boccage, das, ebenfalls von ſolchen Hohlwegen und Hecken durchſchnitten, den „großen Krieg“, den Krieg der Chouans geſehen und, durch ſeine Beſchaffenheit begünſtigt, ihn ſo verlängern und wirkſam machen konnte. Beide Länder haben überhaupt in Natur und Geſchichte viel Aehnlichkeit. Beide ſind zum Theil angeſchwemmter Grund, und die Bewohner beider mußten ſich gewöhnen, auf dem ſchwanken Boden mit ſtrammen Beinen zu ſtehen, und in ſich viel Ruhe und Widerſtandskraft ausbilden; beide führten Kriege für ihrer Unabhängigkeit; die Bewohner Holſteins möchten ſich ihrer Regierung mit derſelben Loyalität entäußern, mit der die Söhne des Bocage an der alten hingen; das Bocage hatte in ſeinem Beginnen ebenſo die Majorität der Nation gegen ſich, wie Holſtein die Majorität der vaterländiſchen Regierungen. Ob die vom Bocage eben ſo ehrenfeſte und redliche Leute ſind, wie die Holſten, weiß ich freilich nicht, da ich, in jenen Gegenden wandernd, keinen ſolchen Apologeten ſeiner Heimat an der Seite hatte, wie hier. Klaus Groth erzählte mir von der Tüchtigkeit und Ehrlichkeit ſeiner Landsleute manche ſchöne Geſchichte. Eine ziemlich hochgeſtellte Gerichtsperſon beklagte ſich beinahe über ihre Ueberflüſſigkeit, da in ihrem Gerichtsbezirken ſo viel wie Nichts zu thun ſei. Kein Verbrechen, kein Vergehen! Ein Königreich, ein Dänemark für ein Verbrechen!

Jn einem gewiſſen Gehölze dieſes Bezirkes, an einer Quelle, an der ein Weg vorbeiführt, ſteht ſeit zehn, ſage ſeit zehn Jahren daſſelbe Trinkglas. Es iſt nicht angekettet, wie dergleichen öffentliche Trinkgefäße zu ſein pflegen, es ſteht frei da, ſeit zehn Jahren, am Wege, an der freien Quelle. Jch finde dieſes Glas ſehr rührend, eben ſo wie ich immer gefunden habe, daß jene Ketten an den unheimlichen, meiſt eiſernen Bechern eine Anklage gegen das Menſchengeſchlecht raſſelten und zu beweiſen ſchienen, daß es ſelbſt Ketten verdiene. Beſagtes Glas ſollte, wenn es einmal ſein irdiſches Daſein beſchließt, in ſeinen Scherben im Germaniſchen Muſeum aufbewahrt werden.

Noch Manches fanden wir, was in ein Germaniſches Muſeum paßte, z. B. in dem Dorfe, dem wir uns um den Golf biegend näherten, auf vielen Giebelſpitzen der Bauernhäuſer und Scheunen jene geheimnißvollen Pferdeköpfe, welche wahrſcheinlich aus uralter ſächſiſcher Zeit ſtammen und die Manche als Ueberreſte des Wodansdienſtes betrachten, oder im Sandkruge, einer gemüthlichen Kneipe, die ſich jetzt geſchmacklos und platt Wilhelminen-Höhe nennt, die berühmte Rothe Grütze, die es verdiente, ihre Herrſchaft über weitere Länderſtrecken auszudehnen.

Aber ſie ſind die Deutſchen; ſie wiſſen ihre ſchönſten Eigenthümlichkeiten nicht geltend zu machen.

Dann kamen wir in ein anderes Dorf, Ellerbeck, ein liebliches Neſt, wie gemacht, um eine Idylle dahin zu verlegen; ein ins Nordiſche und Gemüthliche aus dem Südlichen und Antiken übertragenes Bild Leopold Robert's. Klaus Groth mußte ſich da ſehr heimiſch fühlen, und darum mußten wir ihm trotz Sturm und Regen dahin folgen. Es liegt unmittelbar am Golf, an einem kleinen Abhange, von dem herab ſich zwiſchen den Hütten breite, mehr als jene archäologiſche Manier [illegible] ausſehende Treppen herabziehen. Auf den Stufen derſelben ſitzen Weiber und Mädchen am Waſſer, treiben ſich unzählige blondköpfige Kinder herum, die ſich neugierig um die Fremden drängen, an den Bäumen hängen Fiſchernetze, welche die Eigenthümer mit langen Nadeln ausbeſſern. Man lädt uns ein, in die Hütten zu treten, die reinlich und wohnlich ſind, jedoch wie Schiffskajüten anmuthen. Es iſt, als hätten ſie hier ihre Schiffe ans Land gezogen, um von einem langen Wanderleben in gaſtlicher Bucht auszuruhen. Aber die Knaben ſprechen von neuen Reiſen, und Einer will Admiral werden. Vielleicht haben wir mit einem künftigen Suffren, Jean Bart oder Tromp geſprochen.

Abends fuhren wir unter einem Regenbogen über den Golf zurück dem Dampfſchiffe zu, und ich verlaſſe Freund und Gaſtfreund.

Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?

Mich Einſamen trägt die Princeß fort, und zwar dem Sturme entgegen, ſo bald wir die friedliche Bucht von Kiel hinter uns haben. Der Mond, die Sterne, der ganze Himmel war ſeekrank. Und Gräßliches begann, ſolches, das man am Beſten nicht beſchreibt. Als ich des Morgens, bei heiterem Sonnenlichte, aus den Tiefen auf das Verdeck tauchte, ſchlichen geſtern noch blühende Geſichter umher wie Schatten, die den Obolus vergeſſen und um den Eingang der Unterwelt ſchweben. Aber hier locken ſchon die grünen Ufer Amager's, dort grüßt Schweden, mit jenem Malmö, das uns ſo viel Verdruß und Kopfbrechen verurſachte in Zeiten, die entſchwunden ſind.

Kopenhagen präſentirt ſich ſo ſchön, als man es nach den rühmendſten Beſchreibungen erwartet. Läge es nicht ſo flach, erhöben ſich ſeine hinterſten Häuſerreihen nur etwas über die vorderen, hätte es einige begränzende Höhen im Hintergrunde, es könnte ſich mit den ſchönſt gelegenen Seeſtädten meſſen. Die beiden Forts, die ſich am Eingange in den Hafen unmittelbar aus dem Waſſer erheben, tragen, wenn auch nicht durch ihre Bauart, doch durch ihre Lage das Ihrige zur maleriſchen Schönheit Kopenhagens bei und tröſten wohl ſchon dadurch die patriotiſchen Dänen, die alles Däniſche gern gelobt ſehen, darüber, daß ſie ein engliſches Bombardement eben ſo wenig verhüten könnten, als es ehemals die alten Befeſtigungen vermochten. Der Hafen dehnt ſich groß und herrlich aus. Er iſt in zwei Theile geſchieden; in dem einen drängen ſich voll Leben und Bewegung die Handelsſchiffe aller Nationen, in dem anderen ſchlafen die Kriegsſchiffe einen traumloſen Schlaf. Dieſe Orlogsſchiffe ſind gewaltige Gebäude, aber wie der Name uns veraltet ſcheint, ſo ſcheinen ſie ſelbſt veraltet und obſolet. Wie ſie abgetakelt und unter Dächern da liegen, machen ſie den Eindruck, als hätten ſie ſchlafend die Decke über den Kopf gezogen und als murmelten ſie: wir wollen ſchlafen, die Geſchichte, die da draußen vorgeht, geht uns nichts an. Gott und die Dänen mögen es mir verzeihen: dieſe alten Kriegsſchiffe erinnerten mich an die osmaniſche Flotte, die eben ſo, nur etwas mehr vernachläſſigt, im goldenen Horn ſchnarcht. Was den Türken Navarin, war den Dänen wohl das engliſche Bombardement, wenn man überhaupt einem einzelnen Ereigniſſe den Tod einer Flotte zuſchreiben kann. Einzelne Ereigniſſe in der Geſchichte ſind meiſt nur der Schlußpunkt einer Periode, und es liegt im Grunde wenig daran, ob dieſes Ereigniß einige Jahre früher oder ſpäter eintritt. In Beziehung auf Flotten iſt das noch mehr der Fall, als in Beziehung auf jedes andere Organ einer Nation. In keinem herrlichen Kriegsheer, in keiner geſetzgebenden Verſammlung, in keiner Bank oder Akademie konzentrirt ſich das Leben eines Volkes ſo intenſiv und ſo ausgeſprochen, wie auf der Flotte einer ſeefahrenden Nation. Iſt die Zeit dieſer Nation vorüber, dann iſt es gleichgültig, ob ſie in Grund gebohrt, ob ſie entführt wird, oder ob ſie unthätig im Hafen verfault.

Daß die im Kriegshafen ſchlummernde Flotte dereinſt Dänemark einen reſpektablen Theil der Weltherrſchaft gegeben, daß die daneben noch ein- und auslaufenden Handelsſchiffe bis auf den heutigen Tag ihre Pflicht thun, erkennt man bei den erſten Wanderungen durch die Stadt. In vielen Theilen Stille und Oede, wie in einer penſionirten Großſtadt, in vielen anderen Leben und Bewegung eines vergnügten und wohlhabenden Völkleins, das nicht verlernt hat, ſeine Kräfte zu brauchen, ſich zu regen und im Gefühle ſeiner Kräfte und in der Sicherheit, die Fleiß und Muth gewähren, ſich der Freude hinzugeben. Aber die Stadttheile, die aus alter Zeit ſtammen, zeugen von einer Größe, einem Bewußtſein, einem ausgeſprochenen Charakter, welchen die modernen Straßen nicht aufzuweiſen haben. Es iſt der Anfang des 17. Jahrhunderts, der Kopenhagen den Stempel aufgedrückt hat, welchem es ſeine hiſtoriſche Phyſiognomie verdankt, und in der That iſt das die bewegteſte, am Weiteſten ausgreifende, ſo zu ſagen, kosmopolitiſchſte Zeit Dänemarks. Die Gebäude, die aus dieſer Zeit ſtammen, wie z. B. die Börſe, haben einen größeren und edleren Charakter, als ihre Zeitgenoſſen aus anderen Ländern, in denen in dieſer Epoche ſchon Kraft und Geſchmack des ſechzehnten Jahrhunderts erſtorben waren. Dänemark aber befand ſich damals in voller Thätigkeit und war dazu in ſeinem Norden außerhalb des Verfalls, der ſich des ganzen Südens bemächtigte. Dieſer Umſtand iſt für die bedeutenden Bauten Dänemarks überhaupt bezeichnend. An Schlöſſern und Paläſten, die erſt unter Chriſtian IV. aufgeführt ſind, entdeckt man mit Staunen eine Einfachheit, eine Kraft, einen Geſchmack, wie ſie weiter ſüdlich nur zu Anfang der Renaiſſance, ungefähr hundert Jahre früher, vorkommen. In der Friſche des Nordens hat ſich die ſchöne Südfrucht länger konſervirt, als in ihrer Heimat, und unter Chriſtian IV. fühlte ſich Dänemark, caeteris imparibus, wie ſich Frankreich unter Franz I. gefühlt hatte. Aber im Verlaufe des ſiebenzehnten Jahrhunderts kam es mit dem übrigen Europa ſchon zu ſehr in Berührung; die Geſchmackloſigkeit des großen Jahrhunderts Ludwigs XIV. machte ſich auch hier geltend, und Perücke, Zopf und Puder charakteriſiren hier wie in anderen Städten, was Könige, Adel und Zünfte geſchaffen. Doch auch dieſe Schöpfungen zeugen noch vom ſpeziellen Reichthume Dänemarks und von der Verſchwendung des Adels und der Könige, die immer an Verſailles dachten, hier wie in anderen Ländern. Die Kapitel-Ueberſchriften der Geſchichte, die man aus dem ſteinernen Buche Kopenhagens herausleſen kann, laſſen ſich alſo ungefähr wie folgt bezeichnen: Nachträgliches 16. Jahrhundert (ſiehe Börſe, Arſenal und einige Kirchen); überwundenes Hof-Lakaienthum (ſiehe die verödeten, geradlinigen Straßen mit Wappen und Eiſengittern und die grasbewachſenen Plätze vor den Schlöſſern); fortlebendes Bürgerthum am Hafen und in der modernen Stadt, und endlich neueſter Anbau des konſtitutionellen Staatsbürgers und die Landhäuſer, in denen Börſen-Spekulanten, wie überall, von ihren Spekulationen nicht ausruhen.

In dieſer letzteren Beziehung, was die neuen Bauten und ihre Bewohner betrifft, hat Kopenhagen Aehnlichkeit mit allen großen Städten des Kontinents; was es aber auszeichnet, iſt ſeine herrliche Natur, die eigentlich ſeine Architektur, ſeinen Reichthum und ſeine Armuth gleichgültig macht. In welchem Zuſtande immer, Kopenhagen in ſeiner Lage wäre ſtets eine reizende Stadt — und wäre es gebaut wie Mannheim. Sie liegt in einem Strauße, den Amphitrite lächelnd in Händen hält und den Göttern des Olymps zeigt. Es gibt wohl kein Meer, das zugleich mit einer ſolchen Stadt eine ſolche Fülle der Vegetation wiederſpiegelt, und wohl kein Seeufer, das ſich bis zum äußerſten Rande mit ſolchem Kranze ſchmückt. Die Zweige der Linde und der Eiche, die Blüthen des Apfelbaumes und des Fliederſtrauches nicken ihre Grüße den geheimnißvollen Meerpflanzen zu, die ihnen aus kryſtallener Welt entgegenblicken. Die ſogenannte „Lange Linie“, die aus dem Treiben des Hafens, an der Citadelle vorbei, hart am Meere durch dichten Laubſchatten dem Norden entgegenführt, während neben dem Spaziergänger der Fiſcher mit dem Netz in der Hand durchs Waſſer watet, links überall freundliche Häuſer aus dem Gebüſche blicken, rechts unzählige Segel weißſchimmernd ſich von der blauen Fläche abheben und den Sund beleben, aus naher Ferne die Küſte Schwedens grüßt, und ganz nahe vor uns feenhaft duftig hinter feinen Dünſten und hinter dem durchſichtigen Schleier, den der Hafen aus Tauen und Raaen webt, die Stadt wie eine Fata Morgana zittert — die Lange Linie iſt an ſchönen Sommertagen gewiß einer der ſchönſten Spaziergänge der Welt. Ihre Schönheit muß Odyſſeen wecken in jeglicher Phantaſie und jene Sehnſucht ins Unendliche, wie jedes große Kunſtwerk. In dieſer Allee auf- und abwandernd, glaubte ich nicht mehr, daß jene Nordlandsrecken nach Sizilien, Peloponnes und Byzanz ſegelten, um einer rauhen Heimat zu entfliehen, ich glaubte, daß die Eine Schönheit in ihnen die Sehnſucht nach der anderen erweckte, und daß ſie die Herrlichkeit des Südens aufſuchten, weil ſie die Wahlverwandtſchaft alles Schönen dazu zwang. Sie waren die unwillkürlichen Boten, die dem griechiſchen Archipel und dem Hellespont die Grüße der nordiſchen Geſchwiſterkinder, der baltiſchen Inſeln und des Sundes brachten. Freilich habe ich die Lange Linie an ſonnigen Juni-Morgen und -Abenden durchwandert; in Dezember-Tagen hätte ich ſchwerlich ſolche Phantaſieen gehabt.

Aber Thorwaldſen! Rechtfertigt nicht auch dieſer nordiſche Grieche ſolche Phantaſterei?

Man kann nicht von Kopenhagen ſprechen, ohne immer und immer an Thorwaldſen zu denken; er iſt der Genius loci, er erfüllt die Stadt in allen Räumen, bis in die entfernteſten Winkel, wie ein Gewäſſer, wie ein Duft. Schon auf hoher See ſagt der däniſche Reiſegefährte zum Fremden: Sehen Sie dort den ſtumpfen Thurm mit dem Kreuze darauf? Das iſt die Frauenkirche; da iſt die große Johannes-Gruppe, da ſind Chriſtus und die Apoſtel und der Engel mit dem Taufbecken von Thorwaldſen. Im Hafen erinnern die geſchnitzten Schiffsfiguren an die Schule, die der große Bildner bei ſeinem Vater durchmachte, die Primärſchule in Holz; an Landhäuſern und in den Straßen ſieht man Basreliefs und Zeichnungen nach Thorwaldſen; in den Häuſern Krüge, Blumentöpfe, Vaſen in Biscuit und gebrannter Erde, die den Einfluß eines von den Muſen und Grazien geſegneten Genius bekunden. Endlich gelangt man auf den Platz, wo neben der Königsburg und dem Hauſe, in dem ſich die Vertreter des Landes verſammeln, ſich wie ein Tempel das Thorwaldſen-Muſeum erhebt, und tritt man in dieſes Muſeum, das an ſiebenhundert Werke des Meiſters enthält, und denkt man noch an die Frauenkirche und an den Einfluß, den dieſes Genie auf ſeine Landsleute ausgeübt, und an den gerechten Stolz, den es ihnen eingeflößt — dann muß man zugeben, daß nie ein Künſtler ſeine Vaterſtadt ſo reich beſchenkt hat, wie Thorwaldſen Kopenhagen. Man muß bekennen, daß wenige Menſchen in der Geſchichte ihr Vaterland auf ſo ſchöne Weiſe ausgeſtattet, daß wenige auf dieſe Art Wohlthäter ihrer Landsleute geworden. Und dieſer Mann hat in dem monumentſüchtigen Kopenhagen kein Monument? Nein! Aber man kann darum den Takt und den guten Geſchmack der Kopenhagener nur loben. Mit größerem Rechte als die Londoner Paulskirche kann Kopenhagen dem Fremden antworten: Quaeris monumentum? Circumspice! — In der That iſt ganz Kopenhagen ſein Monument. Vor ihm war es ein Kaufmannshafen, in dem herrſchſüchtige Adelige, ganz und halb verrückte Könige ihr Weſen trieben, und nebenbei eine ſchöne Stadt — jetzt ſieht, wer Augen hat, zu ſehen, Geiſter durch die Luft ſchreiten, die ſchön ſind, wie Thorwaldſen'ſche Grazien, und dem Empfindenden ſind in ſolcher Geſellſchaft Nacht und Morgen ſo hold, wie jene Basreliefs, die wir alle kennen.

Denn mit dem Genius ſteht die Natur im ewigen Bunde,
Was der Eine verſpricht, leiſtet die Andre gewiß.

Das Thorwaldſen-Muſeum iſt die größte Merkwürdigkeit Kopenhagens und allein ſchon eine Reiſe werth. Es iſt einzig in ſeiner Art, denn nie hat ſich eine Nation dieſe Mühe gegeben, die ſprechenden Zeugniſſe der Größe eines ihrer Söhne ſo gewiſſenhaft und ſo vollſtändig auf einem Punkte zu verſammeln, wie es hier geſchehen. Dieſer Tempel iſt das Innere eines großen und ſchöpferiſchen Lebens, und ſtaunend blickt man hinein und faſt erſchrocken über die Kraft, die Einem geſegneten Menſchen verliehen ſein kann. Man blickt in dieſe großen Hallen und kleinen Loggien, die mit Werken der Schönheit angefüllt ſind, und man glaubt, in den Geiſt des Bildners zu ſehen, aus deſſen weiten Werkſtätten und ſtillen Winkeln die herrlichen Gedanken gebildet und verkörpert hervortreten. In der Mitte dieſer lebenden Gedanken liegt das Grab des Künſtlers, und um das Grab und die Werke drängt ſich ein Volk, das ſich an dieſen Gedanken erfriſcht — und die Unſterblichkeit wird ein faßlicher, ſich verkörpernder Gedanke.

Es kann meine Abſicht nicht ſein, einen Führer durch dieſe Galerie zu ſchreiben: das iſt ſchon auf eine beſſere Weiſe geſchehen, als ich es zu thun im Stande wäre. Ich will nur auf eine Seite des vielſeitigen Thorwaldſen'ſchen Genius aufmerkſam machen, welche man über ſeinen höheren Schöpfungen, den rein idealen, meiſt zu ſehr überſehen hat: ich meine ſein Talent für das Portrait im Medaillon, in der Büſte und in der Statue. Hier iſt eine Schaar von zeitgenöſſiſchen Geſichtern verſammelt, welche dereinſt dem Hiſtoriker, der in Geſichtern wie in Aktenſtücken zu leſen verſteht, ſo gut dienen werden, wie die zuverläſſigſten Quellen. Die Phyſiognomieen Wilhelms von Humboldt, Joſeph Poniatowsky's, Pius' VII., Horace Vernet's, Kardinal Conſalvi's, König Ludwig's von Baiern, Napoleon's, Walter Scott's, Lord Byron's, Metternich's, Schwarzenberg's, Alexander's von Rußland, Chriſtian's VIII., Friedrich's VII., Tiedge's und unzählige andere ſind eben ſo viele Blätter aus unſerer Kultur-, aus unſerer Leidens- und Freudengeſchichte. Die Portrait-Statue, die ſich in der letzten Loge der linken Galerie befindet — ſie ſtellt irgend eine Gräfin oder Fürſtin vor, ich glaube die Fürſtin Bariatinska — gehört mit zum Schönſten, was in dieſem Genre überhaupt gemacht iſt. Ich glaube nicht, daß die griechiſch-römiſche Zeit, die in dieſem Fache ſo ſtark war, etwas Schöneres hervorgebracht, und daß ich übertreibe, wenn ich ſage, daß ſie die ſogenannte Julia im Louvre übertreffe. Sie iſt entzückend durch Schönheit, Anmuth und Leben; die geheimnißvollſte Idealiſirung der Realität. — Es iſt ſchwer, ſich bei Thorwaldſen darüber klar zu werden, was ihn zu einer beſonderen Perſönlichkeit mache, was ihn von den großen Meiſtern der Antike unterſcheide. Der äußeren unterſcheidenden Merkmale in der Skulptur ſind ſo wenige, und nähert man ſich dem Ideal, ſo nähert man ſich der Antike und erſcheint höchſtens als ihr Fortſetzer, wenn man nicht als eine ganz ausnahmsweiſe Erſcheinung mit rieſiger Kraft wie Michel Angelo aus dem Zuſammenhange mit der Weltgeſchichte heraustritt, wie ein Titan aus der Reihe der Olympier, oder wenn man nicht, wie Bernini, die Kunſt, die der Ewigkeit angehört, dem flüchtigen Momente unterwirft. Die Portraits Thorwaldſen's halfen mir, gaben mir den Schlüſſel zu ſeiner Eigenthümlichkeit, ſeiner Perſönlichkeit. Wie er dieſen ihre Geſchichte, ihren ethiſchen Inhalt zu geben und ſie dadurch zu idealiſiren, da, wo die weibliche Schönheit vorwaltet, zur höchſten Ideal-Statue zu erheben verſteht, ſo gibt er wieder den Ideal-Statuen eine kleine Doſis Realität, die ſie uns menſchlich näher bringt. Die gewiſſe Unnahbarkeit, die auf der griechiſchen Skulptur als auf einer vorzugsweiſe religiöſen Kunſt liegt, entfernt uns nicht von den

Thorwaldſen'ſchen Idealen; ſie erfüllen uns auch nicht mit jener unendlichen Wehmuth und Sehnſucht, die vielleicht aus dem Gefühle der Entfernung zwiſchen uns und dem Ideale entſpringen. Thorwaldſen iſt unſer Zeitgenoſſe; ſeine Ideale ſtehen uns näher, ſo zu ſagen nicht auf ſo hohen Piedeſtalen, wie die Antike, darum vielleicht überhaupt tiefer. Er iſt weniger olympiſch, er iſt mehr irdiſch; er iſt ein Grieche, ſo weit es der große Künſtler immer iſt, aber er iſt ein Sohn unſerer Zeit. Er iſt, abgeſehen vom Hinken eines jeden Vergleiches, ein umgekehrter Goethe; während dieſer die Realität idealiſirt, gibt Thorwaldſen dem Ideale einen Beigeſchmack der Realität.

Da bin ich, wo jeder Deutſche ankommen muß, wenn er eine halbe Stunde geplaudert hat, und wo er nicht aufhören kann, wenn er ſich nicht mit Energie Schweigen gebietet. So will ich hier meinen erſten Brief ſchließen.

II.

Ich ſchreibe Ihnen zwiſchen halb zehn und zehn Uhr Abends, am Fenſter ſitzend, ohne anderes Licht, als das mir der Himmel direkt zuſendet. Die Laternen auf dem Kongens Nytorv, dem größten und ſchönſten Platze Kopenhagens, auf dem mein Hotel liegt, ſind zwar entzündet, aber ſie verzehren ein äſthetiſch-nutzloſes Flackerleben. Sie beleuchten nur ſich ſelbſt, aber Niemand bedarf ihrer, ſo hell iſt es noch in dieſer Stunde, und dieſe Helle verwandelt ſich noch ſpät in der Nacht in ein bloßes Zwielicht. Obwohl man das Alles von der unterſten Schule her weiß und und es ſich berechnen kann, daß es in Kopenhagen im Juni ſo iſt und ſein müſſe, überraſcht die Erfahrung darum nicht minder und erfreut, wie eine Probe, welche die Richtigkeit eines gelöſten Rechen-Exempels beweiſt. Dieſe von der Natur gelieferten florentiniſchen Nächte wiſſen die Kopenhagener, das vergnügungsſüchtigſte Völkchen der Erde, mit Vortheil auszubeuten, eben ſo wie ſie im Winter den gefrorenen Sund zu Schlittſchuh-Partieen im großartigſten Maßſtabe und zu allerlei Unterhaltungen über den Abgründen des Meeres zu benutzen verſtehen. Die beiden Vergnügungsorte Tivoli und Alhambra können lange ſuchen, bis ſie ihres Gleichen finden. Sie übertreffen bei Weitem Cremorn gardens, Vauxhall, prè Catalan und Wurſtelprater — wenn nicht durch ihre Ausdehnung, ſo doch durch den Geſchmack ihrer Anlagen, durch die Gemüthlichkeit ihrer Atmoſphäre und durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Genüſſe, die ſie für wenige Kreuzer bieten. Da findet man jegliche Art von Unterhaltung, von der kindiſchſten angefangen, bis hinauf zur künſtleriſchen. In Alhambra gewährt ſchon der bloße Anblick der ganzen Anlage im reinſten mauriſchen Style einen wahrhaft künſtleriſchen Genuß; das kleine Theatergebäude daſelbſt iſt ein wahres Kleinod, und die Leiſtungen ſeiner Künſtler ſtehen in keinem zu argen Mißverhältniſſe zu der ſchönen Schale. Ich ſah daſelbſt eine Ballettänzerin, die das große Stadttheater hatte verlaſſen müſſen, weil ſie den Hermelin ihres Rufes etwas befleckt hatte. So tugendhaft iſt man in Kopenhagen, und ſolche Anforderungen ſtellt man ſelbſt an Ballettänzerinnen! Tivoli hat vor Alhambra die größere Ausdehnung voraus und beſaß außerdem noch vor Kurzem eine große Menagerie, deren bedeutendſte Mitglieder, als da ſind Tiger, Eisbären ꝛc., vor einigen Tagen auf das Jämmerlichſte zu Grunde gingen. Der Paris, der den Untergang dieſer Helden verurſachte, war, wie immer, ein Affe. Er ſpielte mit dem Feuer, das iſt mit Zündhölzchen, und die ganze Menagerie ging in Flammen auf. Die armen Thiere heulten in ihren Käfigen, aber die mitleidigſten Gemüther konnten ſich nicht entſchließen, einen Tiger, einen Löwen ꝛc. in ihren Armen aus den Flammen zu tragen. So gingen ſie jämmerlich zu Grunde — auch der Anſtifter des Unheils, der Affe, wurde von den Flammen verzehrt. Man ſagt, er wollte ſterben. Bei dieſer Gelegenheit ging für Kopenhagen und für mich ein intereſſanter Genuß verloren. Die Kopenhagener nämlich lieben das Harlequin- und Pantomimen-Theater beinahe ſo leidenſchaftlich, wie die Italiener, und Tivoli wie Alhambra führen alltäglich ihren Pierrot vor. Der Dichter Henrik Herz, den wir als Verfaſſer von „König René's Tochter“ kennen, ſchrieb eine Pantomime für das Tivoli-Theater, und es iſt vorauszuſetzen, daß dieſer phantaſievolle und romantiſche Poet etwas Schönes geliefert. Sie ſollte gerade in den Tagen meiner Anweſenheit aufgeführt werden, aber alle dazu verfertigten und ſchon bereit liegenden Requiſiten ſind bei dem Affenbrande zu Grunde gegangen, und ich bin um den Genuß betrogen. O, die Affen! In allen Weltgegenden ſind ſie ſchuld am Untergange der Stärke und am Verderben des Schönen.

Dieſe, ſo wie alle anderen Beluſtigungsorte ſind gleichmäßig von Söhnen und Töchtern aller Stände beſucht. Ein vornehmes Herabſehen oder Abſchließen kennt man in dieſer Beziehung nicht. Die Tochter des kleinen Krämers luſtwandelt da neben der eleganteſten Dame der beſten Geſellſchaft, und in der That könnte die zimperlichſte Stiftsdame dieſe Orte beſuchen, ohne daß die feinſte Stelle ihrer ſammtnen Seele verletzt würde. Bei aller Vergnügungsſucht zeichnet ſich das Kopenhagener Publikum durch ſeinen Anſtand, ſein maßvolles Benehmen aus. Ich erinnere mich nicht, irgendwo, auch im ärgſten Gedränge, je ein Symptom von Rohheit geſehen zu haben. Man wandelt umher, man freut ſich an den Schauſpielen, den gymnaſtiſchen Uebungen, den Waſſerfahrten, den Feuerwerken, am Orcheſter des großen Lumbye, des hieſigen Strauß und Lanner, und kehrt ſpät in der Nacht eben ſo ruhig und heiter in die Stadt zurück. An den Beluſtigungsorten erkennt man es klar, wie demokratiſch das Land iſt. Wie ganz andere Erfahrungen habe ich in Holland gemacht, wo das Volk roh und gemein, die Stände im höchſten Grade exkluſiv ſind, und trotz aller Geſetze die kraſſeſte religiöſe Intoleranz herrſcht! Von all Dem iſt in Dänemark nicht die Rede. Die wenigen Adeligen, die ſich noch etwas auf ihren Adel einbilden, ſpielen nur eine kleine Rolle im Staate und werden bald gar keine ſpielen. So kann man wohl annehmen, daß die noch ſo junge demokratiſche Verfaſſung aus den Sitten des Volkes herausgewachſen iſt, und daß ſie Beſtand haben wird; wie man andererſeits annehmen kann, daß Hollands Sitten ſeiner Verfaſſung nicht mehr entſprechen, und daß ſein König bald in ſeinem Königreiche verſuchen wird, was ihm als Herzog von Luxemburg ſchon gelungen iſt. Als eine Verkörperung dieſes däniſchen Weſens betrachtete ich mit Freude den ehemaligen Miniſter, jetzigen Präſidenten des höchſten Tribunals, Herrn Banks, eine Größe Dänemarks, wie er in ſeinem grauen, alten Hut, mehr als einfach, durch die Gaſſen ging, und ließ ich mir erzählen, wie er als Miniſter, mit dem Portefeuille unter dem Arme, auf dem Bode des Omnibus zum Könige hinausfuhr, um Conſeil zu halten.

Die demokratiſche Verfaſſung iſt in der That eine Wahrheit. Alle Elemente des Staates wirken im Staate mit, und alle Stände mit Ausnahme einer unendlich kleinen Partei freuen ſich ihrer aufs Aufrichtigſte. Man fühlt allgemein, daß man auf dem Niedergange begriffen geweſen, daß dieſe Verfaſſung allen Venen und Arterien des alten Körpers friſches Leben eingegoſſen, und daß man ihr eine Friſtung würdigen Beſtehens verdanke. Es iſt auch ganz natürlich, daß die Dinge ſo geworden ſind. Dänemark litt vorzugsweiſe unter einer Oligarchie, und nirgends war der Adel ſo wenig berechtigt, ſelbſt hiſtoriſch ſo wenig berechtigt, wie in dieſem Lande. Er ging weder aus einer Eroberung, noch aus Verträgen, noch aus der Nothwendigkeit eines Schutzes hervor. Er hat einfach den freien Bauer unterdrückt, und der Bauer war der Hauptbeſtandtheil dieſes urſprünglich auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Staates. Er hat ſeine Freiheit und das ihm widerfahrene Unrecht nie vergeſſen, er erinnerte ſich ſtets ſeines Rechtes, und daß frühzeitig die Könige im Kampfe gegen die heimiſchen Unterdrücker auf ſeiner Seite ſtanden. Mit der lebendigen Erinnerung an die verlorene Freiheit betrat er den Boden der neu gewonnenen, nicht als ein Sklave, der die Kette bricht.

Als er ſich nach Freiheit ſehnte, wußte er, was er wünſchte; die Freiheit war ihm nicht ein verſchwommenes Ideal, ſondern ein kompaktes Ding, und er brauchte nicht erſt den Uebergang durch die Anarchie durchzumachen. Wir werden die Inſel Seeland durchwandern und uns überzeugen, daß der Landmann ein ſo guter und brauchbarer Bürger iſt, wie der Städter. — Aber — aber! Ueberall gibt es ein Aber.

Wenn Karl Stuart II. von irgend einem Unglück, Mißverhältniß, Verbrechen ſprechen hörte, fragte er ſogleich: Who is she? Wer iſt ſie? — Er ſetzte immer voraus, daß ein Weib dahinter ſtecken müſſe. — Etwas iſt faul im Staate Dänemark. Ueber einen Winkel in ſeinem Regierungsweſen wird jeder ordentliche Däne klagen; einer gewiſſen Sache wird ſich Jeder ſchämen. Who is she? — Sie iſt die Rasmuſſen, die ſogenannte Gräfin Danner. Sie führt, wie man erzählt, eine heilloſe Wirthſchaft.

Frauen dieſer Art und Stellung brauchten in Dänemark nicht ſo ſchlecht zu werden, wie in anderen Ländern. Sie haben ein Beiſpiel vor ſich, daß man ſelbſt in dieſer Stellung einen ſchönen Duft der Weiblichkeit, einen poetiſchen Hauch, die Achtung der Geſchichte bewahren und in der Erinnerung des Volkes geliebt fortleben könne. Gewöhnlich wird als ſolches Beiſpiel die Maintenon angeführt, weil ſie ſchöne Briefe ſchrieb und mit dieſen Briefen die Nachwelt täuſchte, wie ſie die Mitwelt getäuſcht hatte. Sie war die Geliebte eines alten Deſpoten, deſſen ſcheußlichen Schwächen und Neigungen ſie ſchmeichelte, um ihre eigenen herrſchſüchtigen und anderen häßlichen Begierden zu befriedigen. Unweit von Chriſtiansborg, dem Schloſſe der däniſchen Könige, ſteht ein ſchönes Haus mit zwei Giebeln, im Style des ſechzehnten Jahrhunderts, das beherbergte eine Königsfreundin und Geliebte ganz anderer und ſchönerer Art. Hier wohnte Dyveke, das Täubchen von Amſterdam, die Geliebte Chriſtians II. Sie, ſo wie ihr König und ihre Mutter, die kluge und energiſche Sigbritte, ſind drei ſo eigenthümliche und theilweiſe räthſelhafte Erſcheinungen, daß es, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, weder

der Geſchichte noch der Poeſie bisher gelungen iſt, ſie in ihrem ganzen Umfange und in ganzer Wahrheit darzuſtellen. Man hat, wie ich meine, viel zu wenig den Urſprung der beiden Frauen berückſichtigt. Sie ſtammten aus dem demokratiſchen Holland; das Schickſal verſchlug ſie in ein Land, in welchem eben der Adel ſeine furchtbarſten Bedrückungen ausübte und in welchem ein Prinz heranreiſte, der mitten im Volke wild aufwuchs, für dieſes alle Sympathieen hatte und vor dem Adel zitterte, der Volk und Königthum zugleich in Sklaverei zu verſenken drohte. Es bedurfte keiner Selbſtverleugnung, um ſich mit dem Volke zu verbinden; es iſt aber ſehr die Frage, ob er durch allerlei Elend der ſchlimmſten Art, durch Krieg, Niederlage, Verbannung und unendlich lange Gefangenſchaft auf dieſer Seite ausgeharrt hätte, wenn er nicht durch die innigſte Liebe mit Dyveke und durch ſie mit ihrer Mutter Sigbritte verbunden geweſen wäre. Bei der ſtarken Sigbritte fand er Rath und Muth; bei der ſanften und lieblichen Dyveke Troſt und Liebe, und er bedurfte all dieſer Hülfe, der arme Chriſtian, denn er war verrückt. Mehr als zwei Seelen wohnten, ach! in ſeiner Bruſt, und dieſe zerrten an ihm und drohten ſtets, ihn zu zerreißen, als wäre er ein an viele Roßſchweife gebundener Verbrecher, der zum Zerriſſenwerden verurtheilt iſt. Die Adeligen haben ſeine Geſchichte geſchrieben, darum erſcheint er als der blutigſte Tyrann, während er nur das traurigſte Opfer ſeines Wahnſinnes war, und dieſer Wahnſinn wieder war nur die Folge ſeiner unglückſeligen Antecedentien und ſeiner Stellung. Im Volksleben, aber ohne alle Bildung aufgewachſen, liebte er das Volk, blieb er rauh und hatte er die Ahnung aller höchſten Bildungs- und Freiheitsideen; als ein Sohn des ſechszehnten Jahrhunderts fühlte er auch die Nothwendigkeit der Centraliſirung der Königsmacht und der Auflöſung des Feudalismus. Er wollte und mußte mit dem Volke gehen, und war ein König; und der Adel, der ihm gegenüberſtand, war ſtärker als er. Ein Vater des Volkes, zwang ihn der Adel, ein Henker zu ſein. Proteſtant in Dänemark, zwang ihn die Politik, Katholik in

Schweden zu ſein; Freund des Volkes in Dänemark, mußte er das Volk in Schweden bekriegen, und den König, zu dem das däniſche Volk Hülfe ſuchend und hoffend aufblickt, ſieht das ſchwediſche nur, wie er bis an die Knöchel durch das Stockholmer Blutbad watet. So groß ſind die Widerſprüche im Schickſal und in Folge deſſen im Charakter und in der Geſchichte dieſes Königs, daß ſie ſeinen Geſchichtſchreiber verrückt machen konnten, was Wunder, daß ſie ihn verrückt machten! Er ging tragiſch zu Grunde und mit ihm ſeine plebejiſche Egeria und ſeine Geliebte, das holde Täubchen. Nur ein großer Pſychologe kann dieſes unglückſeligſten aller Könige Geſchichte ſchreiben; der Adel und die ſchwediſchen Feinde, die es gethan, haben ſich der Pſychologie nicht befleißigt, und bei letzteren erſcheint er um ſo verabſcheuungswürdiger, als ſie ihm ihren Guſtav Waſa entgegenſtellen, der ſich vor ſo vielen Königen der Erde durch ſeine Klugheit wie durch ſeinen bon sens auszeichnet.

Allein dieſe Ausflüge in die Geſchichte ſind nicht beluſtigend, und wir ſind bei den Beluſtigungsorten der Kopenhagener ſtehen geblieben. Zu dieſen gehört und ſteht in erſter Reihe Klampenborg, der ſchöne Badeort, mit dem Thiergarten. Hunderte von offenen Omnibuſſen, ſogenannte Kaperwagen und unzählige Equipagen fliegen jeden Sonntag in ununterbrochener Folge dahinaus, am Meeresſtrande dahin, durch eine Doppelreihe lieblicher Landhäuſer, die zum Theil mit Thorwaldſen'ſchen Basreliefs geſchmückt ſind, während parallel mit den Wagen kleine Dampfſchiffe auf der See andere Vergnüglinge derſelben ſchönen Beſtimmung zuführen. Man kommt an einem Fiſcherdorfe vorbei, das idylliſch und ärmlich mitten unter den behaglichen Landhäuſern liegt und wegen ſeiner vielen Schweine und Kinder berühmt iſt.

Klampenborg mit ſeinen im Buchenſchatten träumenden, auf das blaue Meer und das ſagenhafte Skandinavien hinauslugenden Häuſern ſieht aus wie eine Kolonie von Glücklichen, die ſich geſagt: „Genug endlich der Kämpfe und des Jammers der Welt!

hier wollen wir Hütten bauen und ruhig zuſehen, wie gebildete Lazzaroni, die wahren und ächten Philoſophen. Wir wollen doch ſehen, ob es nicht möglich iſt, glücklich zu ſein.“ Der Thiergarten, eine Art Wurſtelpraters, der ſich an Klampenborg anſchließt, iſt Klampenborgs gemeinere, aber dithyrambiſche Fortſetzung; ein Schlaraffenland, in welchem zum Klange des Leierkaſtens und der Pauke und unter dem Jauchzen der Menge alle gröberen Genüſſe wachſen. Man ſieht ſich unwillkürlich um, ob an den Eichen und Buchen nicht Pfefferkuchen, Wein- und Bierflaſchen hangen und ob in der Luft nicht die gebratenen Tauben umherfliegen. Man iſt im höchſten Grade erſtaunt. Wer hätte im kommeriſchen Lande, im Lande der Hünen, der rauhen Recken, „der uralt-grauen Nordlandsſage“ ein ſolches Phäakenvölkchen erwartet! Nur die alten Buchen und Eichen, die ſich als ein herrlicher Wald, Schlöſſer und Seen und murmelnde Bäche beſchattend, weit ins Land hineinziehen, liſpeln nordiſch märchenhaft und weben jenen Zauber, den die Palme um die gelobteſten Länder des Morgenlandes nicht zu weben vermag.

Daſſelbe gilt von Frederiksborg Havn, einem großen Parke, zu dem man durch das Weſterthor und durch eine rechts und links von Luſtorten wimmelnde lange Vorſtadt gelangt. Uralte Bäume, unendliche gewundene, traumvolle Gänge, kleine Seen und Kanäle, tiefes Buſchwerk voll Vogelſang, ſaftig grüne Matten und Abhänge machen ihn zu einem Aufenthalte, wie ſich ihn nur das ſinnigſte Herz wünſchen kann. In der That hat Oehlenſchläger in einem holdverſteckten Hauſe daſelbſt einen großen Theil ſeines Lebens, beſonders die ruhebedürftigen Jahre zugebracht. Er war nicht fern von hier in einem beſcheidenen Hauſe geboren und ruht nun ganz nahe ſeiner Geburtsſtätte in einem ſtillen Friedhof, der mitten unter dem ſtädtiſchen Luxus rings umher ſeinen ländlichen Charakter bewahrt hat. Das Haus, das er im Frederiksborger Park bewohnte, war ihm als ein Alters-Tusculum von der Regierung eingeräumt worden, auf daß er ſeine letzten Jahre ſchön und behaglich dahinträume, wie eine gealterte

Nachtigall im Neſte. Dänemark, das iſt bekannt, hat es ſtets verſtanden, die Talente, die es ehrten, wieder zu ehren, und zwar war dieſe Ehre ſelten unfruchtbar wie der Lorbeer. Es ſorgte dafür, daß ſie auch nährende Früchte trage, behaglichen Schatten werfe und niederdrückende Sorgen verſcheuche. Daß Dem noch heute ſo iſt, beweiſt mir der einzige Bewohner, der das gewaltige Friedrichsberger Schloß, das von der Höhe dieſes Parkes über Kopenhagen auf den Sund und weit ins Land ſieht, ganz allein inne hat. Dieſer Einſiedler im Schloſſe iſt ein Gelehrter und heißt Lewin. Er hat nach großen Studien ein wiſſenſchaftliches Wörterbuch der däniſchen Sprache à la Gebrüder Grimm zu ſchreiben angefangen. Er war noch beim A, als man ſchon auf die verdienſtliche Arbeit aufmerkſam wurde, und damit ſie der Gelehrte in Ruhe fortſetzen könne, gab ihm der Staat ſofort einen Gehalt von 800 Thalern, und um für Leben und Sterben ſeiner Manuſkripte ſicher zu ſein, kaufte man ihm dieſe mit einer hohen Summe ab. Da er aber dieſer Manuſkripte zu ſeiner Arbeit bedarf, ſo machte man ihn ſelbſt zum Konſervator ſeiner Manuſkripte und hatte ſo unter dem netten Vorwand, das Staats-Eigenthum in Sicherheit zu bringen, den noch netteren, dem verdienſtvollen Gelehrten eine Staatswohnung in dem gewaltigen Schloſſe mit der herrlichen Ausſicht anzuweiſen.

Freilich iſt der däniſche Staat, wenn er ſich überhaupt einer Literatur rühmen will, gezwungen, dieſe offiziell zu ernähren und aufzumuntern, wenigſtens zum Theil, da das kleine Publikum dieß zu thun nicht im Stande wäre. Es iſt nur die Frage, ob andere Staaten ebenfalls die Nothwendigkeit einſehen würden und dieſe Ehre zu würdigen wüßten. Verhältnißmäßig gibt kein anderer Staat Europa's ſo viel Geld zu Bildungszwecken aus und hat keiner ſo große, ſo viele Bildungs-Inſtitute und ſo viele öffentliche und Privat-Fonds zur Unterſtützung von Kunſt und Wiſſenſchaft wie Dänemark. Wir wollen nur einiges hieher Gehörige erwähnen. Es gibt hier eine Geſellſchaft, die jährlich 20- bis 30,000 Reichsthaler, eine andere, die 40- bis 50,000 zu wiſſenſchaftlichen Zwecken, theils zur Unterſtützung junger Talente, ausgibt. Es gibt höhere und höchſte Unterrichtsanſtalten, welche die Schüler während der ganzen Zeit ihrer Studien mit Allem, ſelbſt mit Taſchengeld verſorgen und ihnen, wenn ſie die Anſtalt verlaſſen, noch eine reſpektable Summe mitgeben, damit ſie die erſten Schritte im Leben ungehindert thun und mit Ruhe und Muße ſich eine Stellung ſchaffen können. Einer ſolchen Anſtalt angehört zu haben, iſt eine Ehre, und man rühmt ſich ihrer, wie es der Redakteur des Tagblattes, der geiſtvolle und unternehmende Bille, in der That und mit Recht mir gegenüber gethan hat. — Die Regenz oder Domus regia, die zur Univerſität gehört, gibt hundert und zwanzig Studenten während der ganzen Dauer ihrer Univerſitätsſtudien Koſt, Wohnung, Holz und 20 Reichsthaler jährlich und vertheilt außerdem an minder Begünſtigte 9360 Reichsthaler. Das Kollegium Medicum, Walkendorfs, Elers Kollegien ernähren oder unterſtützen mit Geld eine große Anzahl von Studenten. Die Kunſtakademie, die ihre eigenen Fonds hat, erhält trotzdem vom Staate alljährlich die Summe von 12,000 Reichsthalern und theilt 5000 Reichsthaler als Reiſeſtipendien aus. Außerdem votirt der Reichstag jährlich bedeutende Summen zu ähnlichen Zwecken. Nach alledem wird man ſich nicht mehr wundern, daß man in Deutſchland, Frankreich, Italien ſo oft jungen däniſchen Gelehrten, Dichtern, Muſikern, Malern, Bildhauern, Technikern begegnet.

Auch die Wohlthätigkeitsanſtalten, wie die Hoſpitäler, das Blindeninſtitut ꝛc., ſind reich dotirt, und ihre Gebäude haben meiſt ein freundliches, nicht wie in anderen Ländern moroſes und aſcetiſches Ausſehen, das den Fremden und den Bewohner ſogleich an Noth und Elend erinnern muß. Doch will ich dieſe nur erwähnen, da ich von der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen nichts weiß und nichts verſtehe. Sehr intereſſirt hat mich vor dem Oſterthor eine Gruppe gleicher, ſehr freundlicher Häuſer. Es ſind Arbeiterwohnungen, eine Art Cité ouvrière, die, frei entſtanden und keiner polizeilichen

Aufſicht unterworfen, wächſt und gedeiht, während die napoleoniſche Erfindung dieſes Namens ſo wie die Pariſer Schweizerhäuschen unter dem ſchützenden Auge der Mouchards jämmerlich zu Grunde gingen, und zwar in kürzeſter Zeit — wie eine Pflanze, über die ein giftiger Wind dahinweht. Voriges Jahr ſuchte ich eine ſolche Cité ouvrière auf, ſie war vom Erdboden verſchwunden und war doch erſt ein Jahr vorher mit Pomp, mit ſozialiſtiſch-imperialiſtiſchen Reden und mit frommen Segensſprüchen eingeweiht worden.

Eine ähnliche, aber weit großartigere, bereits aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ſtammende Stiftung oder Anſtalt ſind die Nyboder oder Neuen Buden, welche Chriſtian IV., den man überhaupt den Stifter, Fundator, nennen könnte, angelegt hat. Die Neuen Buden beſtehen aus einförmig und einfach aufgeführten Häuſern, die in langen, geraden, langweiligen gelben Linien neben einander ſtehen und dreißig bis vierzig größere und kleinere Straßen, alſo eine ganze Stadt, bilden. Bewohnt iſt dieſe, einen ganzen großen Winkel zwiſchen dem Oſterthor und dem Wall ausfüllende Stadt ihrer Beſtimmung gemäß nur von dem ſogenannten „feſten Stock" der Matroſen und Arbeiter der Marine mit ihren Offizieren; ein höherer Offizier, zu Zeiten ſogar ein Admiral, wohnt in ihrer Mitte. Man ſagte mir, daß die Wohnungen ſo eingerichtet ſind, daß ſie durchſchnittlich Familien von acht Perſonen geſund und bequem beherbergen können. Das mag wohl ſein, da in dieſer Seemannsſtadt ſehr viele Zimmer an Studenten vermiethet werden. Dieſes Zuſammenwohnen war höchſt wahrſcheinlich die Urſache jener Intimität zwiſchen Studenten und Matroſen, die ſich oft genug zum Schrecken der Regierung, meiſtens in Aufſtänden manifeſtirte. Durch die Straßen dieſer Stadt wandernd, muß man annehmen, daß die Seeleute mit ihren Familien ein ſehr behagliches Leben führen. Durch helle, mit ſchönen Vorhängen ausgeſtattete Fenſter blickt man in ſehr gemüthliche, einfach, aber bequem eingerichtete Stuben. Wenn die Dinge ſo fort gehen, werden dieſe gelben

Häuſer wohl bald mehr von Studenten als Matroſen bewohnt werden, denn der „feſte Stock“ wird, wie man mir ſagt, immer dünner, was bei dem tiefen Schlafe, den die Flotte ſchläft, bei der Abnahme der Kolonieen und der Zunahme der Bildung und Gelehrſamkeit nur natürlich wäre. Die bedeutendſte überſeeiſche Beſitzung, die den Dänen geblieben, iſt Island, und auf dieſes hat Frankreich bereits ein lüſternes Auge geworfen. Sie ſollen ſich doch ja vor ihrem treuen Alliirten hüten, der als Lohn dafür, daß er ſie in ihren Uſurpationen in Schleswig-Holſtein unterſtützt, eines ſchönen Tages die fabelhafte Thule fordern könnte.

Bei Erwähnung Schleswig-Holſteins bin ich dem patriotiſchen Leſer, der ſich von ſo viel Lob, das ich unſerem neueſten Erbfeinde ſpende, gekränkt fühlen könnte, eine Erklärung ſchuldig. Ich habe es nicht einen Augenblick vergeſſen, daß ich mich im Lande eines Feindes befinde, und oft wurde ich daran erinnert, daß der Däne in dieſem Augenblicke unſer erbittertſter Feind iſt. Aber als ich die ſchöne Bucht von Kiel verließ und den däniſchen Gewäſſern zuſteuerte, habe ich es mir geſchworen, unparteiiſch zu ſein und zu loben, was zu loben iſt. Als ich den Haß und die tiefe Erbitterung der Dänen bemerkte, wurde ich in meinem Entſchluſſe nur beſtärkt. Ja, ſie haſſen uns aufrichtig, und der Fehler, den man ihnen allgemein vorwirft, die große Eitelkeit, iſt eine Wahrheit. Aber ich reiſe nicht, um gegen ihre Eitelkeit zu predigen und ſie zu bekehren; ich ſehe, worauf ſie mit Recht ſtolz ſind, eine allgemeine Bildung, große Inſtitutionen, populäre Einrichtungen, humane Sitten und viel Freiheit. Vom Feinde lernen, iſt ein altes Gebot höchſter Klugheit, und unparteiiſch anerkennen iſt deutſch. „Dieß iſt unſer!“ ſagt Goethe.

III.

Die alten Einwohner des alten Gades waren kluge Leute; ſie verſtanden ſich vortrefflich auf Welt und Menſchen. Bei ihnen hatten die Götter der Kunſt und der Armuth zuſammen nur Einen Tempel. Wie Recht ſie hatten, beweiſen ſelbſt jene Länder, die für Kunſt und Künſtler ihr Möglichſtes thun, wie z. B. Dänemark. Trotz Allem iſt auch hier ein großer Künſtler dem Elend zum Opfer gefallen, und zwar der bedeutendſte Vorläufer Thorwaldſen's, welcher Letztere auch nicht ſo fix und fertig aus dem Boden herausgewachſen iſt, wie der große Hauſe gewöhnlich meint, daß Genies wachſen. Sie haben immer Vorläufer, die den Boden urbar machen und die Saat ausſtreuen. Thorwaldſen's Johannes war Wiedevelt, und wahrlich, er war dieſer Sendung würdig. Auf dem Wege vom Friedrichsberger Parke in die Stadt kommen wir an dem Monumente vorbei, das die Bauern zum Dank für ihre Befreiung — ſchlechten Schuldnern iſt man für Bezahlung einer Schuld dankbar — dem Könige Friedrich VI. errichtet haben. Es beſteht aus einem Obeliſken, der auf einem Sockel ruht und deſſen Fuß von vier weiß-marmornen Statuen umgeben iſt. — Dieſe Statuen ſind edel-einfach, anmuthig und ausdrucksvoll und rühren, wie man mir ſagt, von Wiedevelt her. Die eine derſelben, welche Dänemark vorſtellen ſoll, legt traurig die Hand aufs Herz und blickt, wie von tiefer Reue geplagt, nach Nordweſten. Dort blinkt das Waſſer, in das ſich Wiedevelt, müde des Kampfes mit dem Elend des Lebens, in trauriger Stunde ſtürzte. Nun ſagt die belebende Mythe, daß jene Statue trauere und ſich nicht tröſten könne über einen ſolchen Verluſt und immer nach der verhängnißvollen Gegend blicken müſſe. Wiedevelt hat hier Kopenhagen ſein ſchönſtes öffentliches Monument gegeben; das beſte nach dieſem iſt die Reiterſtatue vor der Amalienburg, dann folgt, dem Werthe nach, das Standbild Friedrichs VI. im Parke von Biſſen, das nicht ſo ſchlecht iſt, wie die Kopenhagener ſagen; das ſchlechteſte und abgeſchmackteſte von allen, eine wahre Karikatur, iſt der Friedrich oder Chriſtian, der auf Kongens Nytorv über Gefangene und Ungeheuer dahinreitet. Bei der großen Anzahl bedeutender Künſtler, die Kopenhagen beſitzt, iſt es erſtaunlich, daß es mit öffentlichen Monumenten ſo ärmlich und ſchlecht ausgeſtattet erſcheint. Warum benutzt es nicht eine ſo große Kraft, wie Jerichau, um ſich der Ehre, Thorwaldſen's Stadt zu ſein, würdig zu zeigen? Ich habe dieſen ausgezeichneten Künſtler, der eben ſo würdig iſt, Thorwaldſen's Nachfolger zu ſein, wie Wiedevelt der Vorläuferſchaft würdig war, in ſeinem Atelier beſucht und mich überzeugt, daß er ſeinen Ruf weder dem ſeit Thorwaldſen dem Lande günſtigen Vorurtheile, noch der Clique verdankt. Beide hätten im Gegentheil ſeinem Aufkommen und ſeinem Rufe nur ſchaden können. Bei der abſoluten Verehrung für den großen Meiſter ſind die aus ſeiner Art und Weiſe abſtrahirten Regeln zu Dogmen geworden, welche ſich der Anerkennung einer neuen und unabhängigen Individualität hindernd entgegenſtellen. Die Clique, welche ſich nach Thorwaldſen in Dänemark bildete, ſich die nationale nannte, dadurch die Meinung der Nation kaptivirte und jene Dogmen in der That aufſtellte, hat auch wirklich gegen Jerichau Alles gethan, was den Menſchen kränken, den Künſtler aber durch Beſiegung der Hinderniſſe ſtärken und ſeiner Vollendung entgegenführen mußte. Man nennt Biſſen, ein großes Talent, dem Thorwaldſen die Beendigung mancher ſeiner Werke vererbte, als Haupt jener nationalen Partei oder Clique; er hat alle Tugenden und alle Fehler des treuen Anhängers und Jüngers eines hingegangenen Genius. Er hat zu ſeinem Talente noch die gute Tradition und die Sicherheit und Ruhe, die ſolche Tradition der Schule gibt; aber, was anders iſt, als es dieſe Tradition erlaubt, iſt heterodox, iſt Ketzerei. Auch die Treue hat ihre Schattenſeiten, und die Religion des Genies hat ihren Fanatismus und ihre Opfer, wie jede andere.

Man ſagt, daß Jerichau — und Andere mit ihm — unter dieſem Fanatismus haben leiden müſſen. Auch fand ich einen

Mann, der mir trotz aller freundlichen Zuvorkommenheit und wahrhaft künſtleriſchen Liebenswürdigkeit etwas melancholiſch erſchien. Doch vergaß ich den Schöpfer über ſeinen Werken. Eine Marmorgruppe gab mir ſofort Aufſchluß über das Weſen des Künſtlers, in deſſen Atelier ich mich befand, und die anderen Werke, die ich ſpäter betrachtete, beſtätigten mir einzeln, was jene in der Geſammtheit ausſprach. Die Gruppe ſtellt Herkules und Hebe dar. Aus Einem Marmorblocke hat hier der Künſtler die Perſonifizirung der höchſten Kraft und die Perſonifizirung der höchſten Anmuth herausgehauen. Wie die Beiden in dem Einen Marmorblocke vorhanden waren, ſo ſind ſie, Kraft und Anmuth, in der Seele des Künſtlers da. Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß die Beiden in der Gruppe ſo vereinzelt dargeſtellt ſeien, daß der Kraft die Anmuth, daß der Anmuth die Kraft fehle. Jede hat von der anderen ſo viel, als nothwendig iſt, die Wahlverwandtſchaft der Beiden, die Nothwendigkeit ihrer göttlichen Ehe, der ſchönſten aller Verbindungen, fühlen zu laſſen. — In zwei anderen Einzelſtatuen gibt der Künſtler eine analoge Antitheſe. Sie ſtehen einander gegenüber und heißen der Sklave und die Sklavin: der Sklave, ein Jüngling voll männlichſten Trotzes gegen ſein Schickſal, die Sklavin, eine Jungfrau, das Bild der weiblichſten Ergebung — jener eben ſo erhebend, als dieſe rührend. Der Sklave erinnert in etwas an den Spartacus in den Tuilerieen, der ehemals voll Trotz das Schloß anſah, und der jetzt, auf Louis Napoleon's Befehl umgewandt, ſein trotziges Geſicht dem Volke zukehrt. Aber der Sklave Jerichau's iſt weniger pathetiſch und natürlicher, als der ſonſt ſo ſchöne Spartacus. Seinen gefeſſelten Händen zum Trotz, hebt er ſeine Stirn ſo ſtolz empor, wie ein Ajax, der die Blitze des Himmels herausfordert, während die Sklavin traurig Haupt und Nacken beugt, auf daß des Schickſals Ungewitter darüber hinziehen, wie über eine gebrochene Blume. Eine liebliche Idylle neben dieſen Tragödien iſt die Schnitterin, die auf ihren Aehren entſchlafen iſt: das vollendetſte Bild glücklicher Ruhe. Auch das Urbild des

„Jägers,“ der zu Jerichau's Ruhm ſo viel beigetragen, den man aus Abgüſſen kennt, und der in Kopenhagen neben Thorwaldſen'ſchen Kopieen populär geworden iſt, ſehen wir im Atelier. In dieſem Augenblicke arbeitet der Künſtler an einem Medaillonportrait ſeiner Frau, welche als Eliſabeth Baumann ſchon einen berühmten Namen hatte, bevor ſie den berühmteren erheirathete. Aber ſie begnügt ſich nicht mit dem erheiratheten und mitgebrachten Gute; rüſtig arbeitet ſie darauf los, das Ruhmeskapital zu vermehren. Leider bekamen wir nichts von ihren neuen Arbeiten zu ſehen, aber die Erinnerung an manches Alte, wie ein Blick in dieſes geiſt- und gemüthvolle Künſtlergeſicht, die Lebhaftigkeit und ewige Jugend dieſer Frau ſind Bürgſchaft genug, daß ſie mit Erfolg arbeitet. Selten begegnet man einem ſo auserwählten Künſtlerehepaar und einer ſo ſchönen Künſtlerwirthſchaft, die, anſtatt die hergebrachte Künſtlergenialität zur Schau zu tragen, lieber ein ungezwungenes, gemüthliches, von ſchönen Kindern belebtes Hausweſen ſehen läßt.

So kann man ſich in Kopenhagen auch nach dem Thorwaldſen-Muſeum und der Frauenkirche manchen ſchönen Kunſtgenuß verſchaffen, wenn man nur Zeit genug zu einer Wanderung durch die Ateliers findet. Da mir dieſe fehlte, begnügte ich mich mit dem Ueberblicke, den die Sammlung moderner däniſcher Gemälde im Chriſtiansberger Schloſſe gewährt. Unter den Lebenden ſchien mir Marſtrand in vielfacher Hinſicht hervorzuragen; er malt meiſt Scenen aus Holberg'ſchen Luſtſpielen, die dem däniſchen Publikum ſehr geläufig ſind; auch iſt er in der That ſehr populär geworden, und man findet Stiche nach ſeinen Bildern in allen Kunſtläden und in den meiſten Privatwohnungen. Er gibt ſeinen Köpfen, überhaupt den ganzen Geſtalten viel Ausdruck und individuellen Charakter und findet mit viel Geiſt und Takt den Gränzpunkt, wo die Komödienfigur aufhört und die Karikatur anfängt. Wenn er manchmal bis in dieſe hinüberſtreift, ſo findet die Uebertreibung ihre Rechtfertigung in ſeinem Vorbilde Holberg und in der Natur. Indeſſen müſſen wir trotz Marſtrand, trotz Exner, der dem Leben der holländiſchen Kolonieen auf Amager manche poetiſche Seite abzugewinnen weiß, trotz Gärtner, dem argen, aber talentvollen Realiſten, trotz noch manchen anderen Talenten es ausſprechen, daß wir die ganze Sammlung moderner Bilder für zwei kleine Bilder von Jens Juel hergäben, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte. Das iſt ein erſtaunliches Talent; noch erſtaunlicher als er ſelbſt aber iſt es, daß er, der treffliche Zeichner, feine Koloriſt und höchſt geſchmackvolle Komponiſt, ſo wenig bekannt geworden, und daß die Dänen, die ſo gern ſelbſt mit kleineren Talenten groß thun, für Verbreitung ſeines Ruhmes ſo wenig gethan haben. Er ſteht zum Mindeſten auf gleicher Höhe mit Sir Joſua Reynolds.

Ein anderer Maler, der mir Urſache zur Verwunderung gegeben, iſt Melbye, der in dieſer Galerie nur durch ſeine Abweſenheit glänzt, während ſich die Königsſäle ganz nahe bei mit ſeinen prächtigen Seeſtücken ſchmücken. Wie kommt es, daß dieſer treffliche Künſtler, der überall im Auslande, ſelbſt in Frankreich neben Gudin ſo große Anerkennung gefunden, in der National-Galerie ſeiner Heimat fehlt? Gehört er vielleicht nicht zu der bewußten Clique? Hält er ſich vielleicht zu unabhängig der etwas bornirten realiſtiſchen, nationalen Schule gegenüber? Realiſten und Nationale ſollten ſehr froh ſein, einen Künſtler zu beſitzen, der ihnen Flotte und Meer ſo ſchön und ſo wahr malt, wie kein Anderer. Kein Anderer verſteht, wie Melbye, den Charakter und ſo zu ſagen das innere Leben des Schiffes: er beſeelt es, er macht ein lebendes Weſen daraus, und Das ſollte einer Nation nicht zuſagen, die ihre Orlogſchiffe als Drachen, als zauberhafte, lebende Weſen betrachtet hat? Wie Anderſen in ſeinen Kindermärchen den Ball und den Kreiſel, den Bleiſoldaten, den Weihnachtsbaum ꝛc. belebt, wie er dem Schwan, der Ente, der Nachtigall Geiſt und Gemüth gibt, ſo haucht Melbye in ſeinen größeren Konzeptionen in höherem Maße den Schiffen Leben, Traum, Märchenhaftigkeit ein; er gibt ihnen ſelbſt ihre Nationalität und Geſchichte. Ja, dieſer Marinemaler erhebt ſich manchmal zur Höhe des Hiſtorienmalers, wie z. B. in dem „Seegefechte, in welchem Bothwell, der Gatte der Maria Stuart, von einem däniſchen Kriegsſchiffe gefangen wird.“ Dieſes — dem Grafen Morry gehörende — und andere treffliche Bilder ſahen wir in des Künſtlers Atelier, das man beſuchen muß, um von der Mannigfaltigkeit dieſes Talentes, wie von ſeiner Fähigkeit, ſich in alle Stimmungen der Natur zu verſenken, einen Begriff zu bekommen. Vor dieſen mannigfaltigen Bildern verſteht man es, warum die Griechen aus dem Proteus, dem wandelbaren, einen Meergott machten. Hier haben wir das ewig wandelbare, das liebliche und das furchtbare, das veilchenblaue, homeriſch-purpurne und kymmeriſch-ſchwarze, das lächelnde und das treuloſe, das öde und das blühende Meer, hier haben wir es in allen Geſtalten vor uns — aber immer ſchön, immer wie ſich ein ſolcher Gott oder Göttin in einer des Ideals fähigen Seele wiederſpiegeln muß.

Auf die Sammlung älterer Gemälde, wie viel Genuß ſie uns auch verſchafften, wollen wir nicht näher eingehen, da wir überhaupt nichts wiederholen wollen, was man in Reiſehandbüchern oder Fremdenführern (z. B. in Lord's „Kopenhagen“) eben ſo gut oder beſſer finden kann. Sie iſt im Ganzen nicht ſehr bedeutend und ſteht unter den öffentlichen Galerien Europa's in dritter oder vierter Reihe. Die Holländer ſind vorherrſchend und bilden wohl die Hälfte der ganzen Sammlung. Man nennt auch einige große Italiener, aber dieſe ſind meiner Meinung nach meiſt Kopieen oder Nachahmungen des äußerlichſten Styles der Meiſter vom Cinque-Cento. Von einigen bin ich deſſen gewiß, wie z. B. von dem ſogenannten Leonardo. Aecht mag der Dolce ſein — aber was liegt an einem Dolce? Die Perle der Sammlung iſt ein Rembrandt „Chriſtus in Emaus“, eine grobe Pinſelei und eines der größten Licht- und Farbenwunder dieſes Wunderthäters.

In ihrer Art bei Weitem bedeutender ſind die wiſſenſchaftlichen Sammlungen, und unter dieſen vielleicht einzig und unvergleichlich das ethnographiſche Muſeum und das nordiſche Muſeum. Um das erſtere hat ſich der Etatsrath Thomſen die größten Verdienſte erworben, indem er, an eine kleine Kern-Sammlung anknüpfend, unermüdlich, eifrig und mit Sinn und Auswahl ein langes Leben hindurch erwarb, ſammelte, ordnete, und zu dieſen Zwecken alle Gelegenheiten benutzte und unzählige Verbindungen über den ganzen Erdball anknüpfte. In der Anordnung und Aufſtellung der ſo erworbenen, aus allen Erdwinkeln ſtammenden Gegenſtände erwies er ſich als einen wahren Geſchichts-Philoſophen, ſo daß man, durch die langen Reihen der Säle im Prinzenpalaſt wandernd, durch die verſchiedenſten Kulturſchichten und Entwickelungen menſchlicher Geſellſchaft zu wandern meint. Ich hatte das Glück, dieſe Wanderung zum Theil an der Seite dieſes jugendfriſchen Greiſes ſelbſt zu machen und ſo einen klareren Blick in ſeine Abſichten werfen zu können. Da kam ich denn zuerſt zu Völkern, welche von Bearbeitung der Metalle nichts wiſſen, dann zu anderen, welche wohl ſchon Metalle, aber Eiſen und Gold des Geiſtes noch nicht bearbeiten, das iſt: noch keine Literatur haben, endlich zu Nationen, welche ihre Gedanken und Thaten bereits ſingen oder auch ſchon aufzeichnen. Aber Herr Thomſen weiß auch, daß der Menſch nicht nur ein Produkt ſeines Geiſtes, ſondern auch ein Produkt ſeines Bodens und Himmels iſt, daß jede Kultur den Duft und die Farbe der beiden trägt, und er hat die auf dieſe Bedingungen bezüglichen Unterabtheilungen hervorgehoben. So erfahren wir denn aus dem großen, mit den Gegenſtänden ſelbſt, anſtatt mit den Worten geſchriebenen ethnographiſchen Buche, daß von den Völkern, welche die Metalle noch nicht kennen, die kalte Zone bewohnen: die Grönländer; die gemäßigte Zone: die Neuſeeländer; die warme Zone: die Neu-Kaledonier, die Neuholländer, die Fidſchi-, die Freundſchafts-, die Sandwichs- und die nikobariſchen Inſulaner rc. Die Metalle werden bearbeitet in Lappland, Kanada, Sibirien, Tatarei, in der Sahara rc. Unter uns fremden Literatur-Völkern treten Indien, China, Japan mit Allem auf, was der Menſch als ausgebildetes Mixtum Compoſitum von Thier und Geiſt in Krieg und Frieden, im Hauſe wie im Tempel braucht oder auch nicht braucht.

Ich glaube nicht, daß die Weltumſegler auf der Novara während ihrer ganzen Fahrt ſo viel des Urſprünglichen zu ſehen bekommen, als dem Beſucher dieſer Thomſen'ſchen Schöpfung in wenigen Stunden vorgeführt wird. Mir war es, als ſäße ich auf einem blitzſchnell ſegelnden Gedankenſchiffe, das jetzt vor der Fellhütte des Grönländers, jetzt vor dem Filzzelte des Tataren, jetzt vor dem Pavillon eines Mandarins Anker wirft. Welche Wohnungen, Fahrzeuge, Waffen, Hausgeräthe, Religionswerkzeuge habe ich geſehen! Schier ſo reich wie der Erdboden mit ſeiner Pflanzenwelt ſchien mir der menſchliche Geiſt mit den Produkten ſeiner Gedanken. Welch ein unerſchöpfliches Bilderbuch für einſame Stunden hat ſich Der geſchaffen, der das Alles überblicken kann!

Das zweite, vielleicht noch merkwürdigere Muſeum, weil es in ſeiner Art nicht nur einzig iſt, ſondern wohl auch einzig bleiben wird, iſt das der nordiſchen Alterthümer. Schon zählt es über zwölftauſend höchſt intereſſante Nummern, die den Gedanken des Beſchauers in die Urzeiten des Nordens, in die tiefſten Dunkelheiten der Anfänge menſchlicher Geſittung zurückleiten, und es iſt beim Patriotiſmus der Dänen, die alle gern beitragen, wo es ſich um Bereicherung eines Schmuckes ihres Vaterlandes, eines Nationalſchatzes handelt, und bei den klugen Maßregeln der Direktion vorauszuſehen, daß die Zahl dieſer Gegenſtände noch bedeutend wachſen werde. Während die Bauern des ſüdlichen Frankreichs Urnen, Vaſen, Aſchenkrüge, Thränenfläſchchen und andere antike Gegenſtände, die ſie ſo oft unter Pflug und Spaten auf ihren Feldern finden, barbariſch zerſchlagen und antike Münzen und Schmuckſachen einſchmelzen laſſen oder zerſtören, bringt der däniſche Bauer alle ſeine Funde getreulich in das nordiſche Muſeum, denn es wird ihm der volle Metallwerth und, wenn der Gegenſtand beſonders intereſſant iſt, noch eine beſondere Prämie ausbezahlt. Dieſe kluge Maßregel verdankt man ebenfalls dem ſchon gerühmten Herrn Thomſen, der ſich um dieſe Sammlung nicht geringere Verdienſte erworben, als um die ethnographiſche. Die Beamten, Gutsbeſitzer, Pfarrer vom Lande thun von ſelbſt, wozu der Bauer durch Zahlung und Prämien bewogen wird.

Auch dieſe Sammlung hat Herr Thomſen ſehr ſinnig und überſichtlich eingetheilt: in die Urzeit und in die katholiſche Zeit. Die nordiſche Urzeit dauert bekanntlich ſehr lange und erſtreckt ſich, wie wir hier klar ſehen können, bis beinahe 1000 Jahre nach Chriſti Geburt. Die älteſte Periode dieſer Urzeit iſt das ſteinerne Zeitalter, das iſt die Zeit, die meiſt nur ſteinerne Waffen und Hausgeräthe kannte; waren doch ſelbſt die Lanzenſpitzen von Stein. Doch mußte auch gehärtetes Erdreich oder Bernſtein manchmal aushelfen. Ein tiefes Mitleid überfällt uns bei Beſichtigung z. B. einer Axt, in die mit größter Mühe ein Loch für den Schaft gebohrt iſt, und doch gehört dieſe Axt bereits einer vorgeſchrittenen Periode, einer höheren Kultur-Epoche an. Ein ganzes Volk von Robinſons! Welche Summe von Müh- und Drangſalen! Und heute braust die Lokomotive an den Hünengräbern vorbei, in denen dieſe Zeugniſſe der Hülfloſigkeit gefunden werden.

Dem ſteinernen Zeitalter folgt das kupferne, das bis 500 Jahre nach Chriſti Geburt reicht. Um die Zeit lagen ſchon die herrlichſten Tempel Griechenlands und Roms in Trümmern, war die Schule des Phidias längſt vergeſſen. Die Schwerter ſind von Kupfer. Auch Geld bearbeitete man ſchon, meiſt in ſpiralförmigen Ringen, die auch als Geld dienen mußten, da man die Münze noch nicht kannte. Höchſt intereſſant ſind die aus dieſer Zeit ſtammenden Kriegstrompeten, die ſogenannten Luren, die eine großartige, geſchwungene, faſt möchte ich ſagen: epiſche Form haben und ſo vortrefflich gearbeitet ſind, daß ſie ihren uralten Ton, der die Recken zum Kampfe rief, bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Endlich, endlich bricht das eiſerne Zeitalter an. Wer ſollte es glauben, daß mit dem Eiſen, dem Stoffe der Feſſel und aller Mordwerkzeuge, das Tibull ſo ſchwer verflucht, daß mit dem Eiſen das Zeitalter des Lichtes anbricht! Mit dem Eiſen erſcheint das Silber — dann das Glas und — fiat lux — die Schrift und die Runen. Auch das Geld tritt mit dem Eiſen auf; freilich erſt als fremde Münze. Aber die fremde Münze iſt ein Beweis der Berührung mit anderen Völkern und des Verkehrs — und Verkehr heißt Civiliſation.

Dem Gelde und dem Eiſen auf dem Fuße folgt die katholiſche Zeit. Man iſt in die große Familie eingetreten. Dieſe Zeit hat ſchon europäiſche Familienähnlichkeit.

Auch hier waren wir ſo glücklich, von Herrn Thomſen pilotirt zu werden, und wir bewunderten dieſen Jünglingsgreis faſt eben ſo ſehr, wie eine alte Lure. Auch er hat ſeine ganze Friſche bewahrt, und da ihm daran liegt, daß man die Sammlung und ihre Bedeutung gehörig würdige, ſo erklärt er unermüdlich nach rechts und links, gleichgültig, ob er ſich der däniſchen, deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen Sprache dabei bedienen muß.

Auch im Münzkabinette im Roſenburgſchloß war er unſer Führer. Er iſt Kopenhagens alter Ueberall. Auch dieſe Sammlung iſt im höchſten Grade beachtenswerth. Sie zählt an 70,000 Nummern und unter dieſen Münzen aus der römiſchen Republik und höchſt ſeltene aus den älteſten Zeiten Rußlands, auch alte perſiſche, japaniſche und viele mittelaſiatiſche aus den unzugänglichſten Epochen. Die nordiſchen Münzen gehen bis auf die Zeit Svend Tveskjäg's zurück. Sehr intereſſant iſt ein ſchwediſches Geldſtück: eine große, viereckige, roh zugeſchnittene, dicke Kupferplatte mit fünf Stempeln. Dieſes Geld iſt ſehr geeignet, das Unglück des Reichthums zu veranſchaulichen, denn wer nur fünf ſolcher Münzen beſitzt, iſt ein Sklave des Beſitzes; er iſt an die Scholle gebunden, er kann ſich nicht vom Flecke rühren. Um eine kleine Summe ſolchen Geldes fortzubringen, bedürfte es eines kräftigen Ochſengeſpannes. Mit ſolchem Gelde mußte der arme Guſtav Waſa ſein Land befreien. Oder iſt ſolches hyperſpartaniſches Geld zur Befreiung der Menſchen geeigneter, als die leicht tragbaren Staatspapiere und Banknoten? Nach den Erfahrungen der Neuzeit ſollte man es glauben und Lykurg und Guſtav Waſa für die einzigen Geſetzgeber halten, die es mit der Freiheit ehrlich gemeint haben.

Auf Roſenburg-Schloß wollen wir uns nicht näher einlaſſen; wir würden ſonſt nicht fertig, denn ſeine Sammlungen ſind eben ſo unendlich, wie ſeine Räume. Uebrigens ſind ſie nicht ſo intereſſant wie die anderen, in ſo fern ſie in anderen Städten — in Dresdens grünem Gewölbe, in Wiens Ambraſer Sammlung, im Hotel Cluny ꝛc. — ihres Gleichen finden. Am Intereſſanteſten iſt das Schloß ſelbſt, das uns doppelt überraſchte, da es in der Stadt liegt und doch ſo ausſieht, als ob es eigentlich wo im wilden Walde als ein pompöſes Jagdſchloß liegen müßte. Es hat nichts von einem ſtädtiſchen Palaſte und alle Romantik eines verborgenen Königsſitzes. Es müßte ſich mit ſeinen gewaltigen Thürmen von der Höhe ſteiler Felſen in einem halbdunklen See ſpiegeln und vor den überraſchten Augen eines in der Wildniß verirrten Wanderers auftauchen, als hätte es Fee Morgana dahingezaubert. In der That lag es urſprünglich vor der Stadt; erſt die neue Zeit hat die Stadtmauer um daſſelbe herumgeführt; indeſſen erhält der Park, der es mit alten und dichten Bäumen von den belebten und modernen Straßen trennt, die nothwendige Illuſion. Der Mann, von dem beinahe alle ſchönen und bedeutenden Bauwerke Dänemarks herrühren, Chriſtian IV., hat auch dieſes Schloß erbaut. Eine geniale und friſche Natur, wie er war, hielt er alle Pedanterie von ſich fern, kam es ihm nie auf einen ſchulſtrengen Styl, wohl aber auf das Schöne, Bedeutende an. So iſt es auch hier ſchwer zu ſagen, welchem Style eigentlich die Architektur angehöre; der normanniſche, der gothiſche, der italieniſche haben ſich vereinigt, und zwar in einer Weiſe, daß die ſchönſte Harmonie zu Stande kam. Inigo Jones, den man als Architekten nennt, hat ſich keinen charakterloſen Eklektizismus zu Schulden kommen laſſen; aus drei Schulen hat er einen einheitlichen Gedanken abſtrahirt.

Der Schloßgarten hat für uns Deutſche, die wir uns unſeren Landsmann Struenſee durch verſchiedene Dichtungen zurückerobert haben — vielleicht nur, um wenigſtens in der Poeſie einen ſo liberalen Miniſter zu beſitzen —, neben ſeiner Schönheit noch viel Anziehendes. Hier gab Struenſee die leuchtenden nächtlichen Feſte, die den melancholiſchen König Chriſtian VII. zerſtreuen ſollten, nebenbei aber dämmerige Winkel und Lauben genug übrig ließen, in denen der Miniſter der ſchönen Königin Mathilde unbelauſchte Worte der Liebe zuflüſtern konnte. Dieſer Predigerſohn muß ſehr liebenswürdig geweſen ſein, da ſeine Geliebte die Strafe für ein ſo kurzes Glück ſo lange mit ſo großer Ergebung getragen, und er muß ein trefflicher Miniſter geweſen ſein, da die Dänen, die alles Gute, das ihnen von Deutſchen zukommt, ſo gern verkennen, ihn noch heute beklagen und ihn allen nationalen Miniſtern, die auf ihn folgten, vorziehen.

Doch müſſen wir noch Einzelnes aus dem Inneren und aus den Sammlungen des Schloſſes erwähnen. Die ehrwürdigſte Reliquie, der wir da begegnen, iſt wohl das Schwert Guſtav Adolf's. Wir ſind nicht geneigt, Mordwerkzeuge jeglicher Art groß gerührt oder mit Ehrfurcht zu betrachten, auch nicht, jede große Menſchenſchlächterei als eine Heldenthat zu bewundern, aber beim Anblick dieſes Schwertes fielen mir doch die Verſe ein, die Laſſalle in ſeiner Tragödie „Franz von Sickingen“ dem Ulrich Hutten in den Mund legt:

Denkt beſſer von dem Schwert!
Ein Schwert, geſchwungen für die Freiheit, iſt
Das fleiſchgewordene Wort, von dem ihr predigt ...
Das Chriſtenthum, es ward durchs Schwert verbreitet,
Durchs Schwert hat Deutſchland jener Karl getauft,
Den wir noch heut den Großen ſtaunend nennen.
Es ward durchs Schwert das Heidenthum geſtürzt,

Durchs Schwert befreit des Welterlöſers Grab,
Durchs Schwert aus Rom Tarquinius vertrieben,
Durchs Schwert von Hellas Xerxes heimgepeitſcht,
Und Wiſſenſchaft und Künſte uns geboren.
Durchs Schwert ſchlug David, Simſon, Gideon:
So vor wie ſeitdem ward durchs Schwert vollendet
Das Herrliche, das die Geſchichte ſah,
Und alles Große, was ſich jemals wird vollbringen,
Dem Schwert zuletzt verdankt es ſein Gelingen.

Dieſem Schwerte zunächſt als Reliquie ſteht das blutbefleckte Taſchentuch, das Chriſtian IV. in der Schlacht, in der er das Auge verlor, ruhig auf die Wunde drückte, während er weiter kommandirte. Alles, was dieſen tapferen, unternehmenden, ſchöpferiſchen, praktiſchen, bei allem Unglück unermüdlichen König berührt, iſt ſchon an ſich bedeutend. Rührend iſt das Portrait des Königs, das die unglückliche Prinzeſſin Eleonore Chriſtine im Gefängniß ſtickte; Stoff zu einer patriotiſchen Ballade der kleine Anker, welcher Chriſtian V. während eines wüthenden Sturmes rettete, da alle Stricke riſſen und alle anderen Anker verloren gingen. Aber höchſt komiſch ſind die Doktor-Diplome, welche Oxford und Cambridge dem blödſinnigen Chriſtian VII. verehrten; die beiden ehrwürdigen Univerſitäten haben es ſchon unter Karl II. und Jakob II. bewieſen, wie wenig dazu gehört, um ihre Anerkennung zu erlangen, und daß ſie den Mangel an geſundem Menſchenverſtande, auf hiſtoriſche und theologiſche Bücher geſtützt, mit zur „Prärogative“ rechneten. — Das Spiegelzimmer, deſſen Wände, Decke und Fußboden mit Spiegeln ganz und gar ausgelegt ſind, wirft das Bild des Beſuchers unzählige und aber unzählige Male zurück und macht einen beinahe unheimlichen Eindruck. Vielleicht war das nur bei mir der Fall, weil ich mich der alten Geſchichte erinnerte, die man von der Gerichtsbarkeit Venedigs erzählt. Die Zehn ließen einmal, wie es heißt, ein Gefängniß ſo mit Spiegelgläſern auslegen und ſperrten da einen Vatermörder ſammt der Leiche des gemordeten

Vaters hinein. Wohin er ſich nun wandte, ſah der Elende ſich und ſein Verbrechen ins Unendliche multiplizirt. Und man ließ ihn dieſe Multiplikation ſo lange betrachten, bis er in Raſerei verfiel und ſich ſelbſt zerfleiſchte. — Gewaltig groß iſt der Ritterſaal der Roſenburg; die Sage, daß der berühmte runde Thurm von Kopenhagen ſich ſeiner ganzen Länge nach in dieſem Saale gemächlich ausſtrecken könnte, veranſchaulicht ſeine Größe. Die Wände ſind mit in Dänemark fabrizirten Gobelins bedeckt, welche die Schlachten eines Chriſtian darſtellen. Am oberen Ende lagern drei koloſſale ſilberne Löwen um einen Thron, denn ehemals fanden hier große offizielle Feierlichkeiten ſtatt. Jetzt gehören die ſilbernen Löwen, wie alle die Schätze der Roſenburg, obwohl ſie dereinſt perſönliches Eigenthum der Könige geweſen, dem Staate, der das Alles an ſich nahm, als er ernſtlich an Befreiung dachte.

Die Dänen ſind ein praktiſches Völklein; dieſes Lob muß man ihnen auf Schritt und Tritt ſpenden. Nur eine Ruine inmitten der Stadt erinnert an vorübergehende Phantaſterei; ſtände ſie in einer deutſchen Stadt, alle Welt würde ſie als Symbol deutſchen, unpraktiſchen Sinnes betrachten und ausſchreien. Ich meine die unvollendete Marmorkirche, die als moderne Ruine mitten im bewegten Leben der Hauptſtadt höchſt melancholiſch ihr obdachloſes Haupt und ihre unvollendeten Glieder dem Wind und Wetter ausgeſetzt ſieht. Im vorigen Jahrhundert hatte man die eitle Idee, ſich auch eine Marmorkirche beizulegen; aber es fand ſich am Ende doch, daß man zu einem ſolchen florentiniſchen Luxus nicht Geld genug gehabt, und endlich fand ſich, daß man ſie auf ſchwankenden, ſumpfigen Grund gebaut, der eine ſolche Laſt zu tragen nicht im Stande war. Da mußte man denn aus doppelter Urſache zu bauen aufhören; und da ſteht ein Anfang ohne Ende, der bei Weitem kein Kölner Dom iſt und doch nie fortgeſetzt werden wird.

Aber genug der Stadt, obwohl wir noch viel zu erzählen hätten.

Auf und weiter! Sehen wir uns im Lande ſelbſt um, ſehen wir nach, ob uns Kopenhagen als Hauptſtadt nicht einen Humbug vorgemacht und ob das Land zu ihr in einem entſprechenden Verhältniſſe ſteht. So eine Hauptſtadt iſt oft eine Weltdame, welche die Miſere der Familie und ihre eigene durch Benehmen und Toilette zu verſtecken weiß. Sehen wir, ob es auch in Dänemark ſo iſt. — Aus dem Hafen laufen täglich leichte und ſchnelle Dampfſchiffe; ſie heißen Hamlet, Ophelia, Horatio. Merkſt du's? Sie gehen nach Helſingör, nach der unſterblichen Terraſſe, wo des hochſeligen Königs Majeſtät wandelt, bis der Hahn, des jungen Tag's Trompete, ihn ins Fegefeuer zurückruft. Das müſſen wir ſehen; das iſt Pflicht und Ruhm zugleich. Auf nach Helſingör!

IV.

Wer Kopenhagen beſucht und ſich von Hamlet, Horatio oder Ophelia nicht nach Helſingör tragen läßt, begeht eine Sünde gegen den Geiſt der Schönheit und die größte Sünde gegen ſich ſelbſt; denn es iſt ein heiliges Gebot, daß man allüberall den Spuren der Schönheit folge und daß der Lebende erlebe. Erleben nur iſt Leben, und es kommt uns nicht Alles ins Haus und auf die Stube, trotz der prächtigſten Intuitionen.

Wer da will Geiſter ſehn,
Muß Geiſterpfade gehn.

Auf dem Wege nach Helſingör fahren wir vielen Geiſtern entgegen: allen den Geiſtern, denen Shakeſpeare Fleiſch und Blut gegeben, ſeinem eigenen ungeheuren, der, das Haupt in den Sternen, über Land und Meer ſchreitet, dann dem nordiſchen Geiſte Dänemarks, dem Holger Danſke, und endlich der kosmopolitiſchen Weißen Frau. Die Geiſterpfade aber ſind in Junitagen licht, blau und lachend. Herrlich iſt dieſe Fahrt den

Sund hinauf, die üppige Küſte mit ihren ſchimmernden Villen, Fiſcherdörfern und ſchattigen Buchenhainen entlang, an Bellevue, Klampenborg, Tarbeck vorbei. Rechts haben wir Schweden und die Inſel Hoen, auf der ſich einſt Tycho de Brahe Schloß und Obſervatorium baute und in den Sternen las, bevor er nach Prag ging zum verrückten Kaiſer Rudolf II. und in das ſtille Benatek, um endlich, aus purer Rückſicht für die Hofetiquette, bei Tiſche ſeine Blaſe platzen zu laſſen und elendiglich zu ſterben. — Das Meer war ruhig und klar, wie ein in ſich befriedigter Alpenſee, und wie einſt bei Salamis ſah ich auf ſeinen Grund, in ſeine geheimnißvollen Wälder und in das Treiben ſeiner barocken Bewohner; die Luft, ſanft, feucht, war durchſichtig bis in die fernſte Ferne und brachte uns Dänemarks und Schwedens Küſten ſo nahe, daß wir glaubten, in die Fenſter ſehen zu können. Eine Kriegs-Fregatte benutzte den ſchönen Tag, legte ſich auf hoher See vor Anker und ſchoß zur Uebung nach einem ſehr fernen ſchwimmenden Ziele. Wie die Kugel über die blaue Fläche hinfuhr, ließ ſie kleine weiße Rauchwölkchen auf ihrer Spur zurück. Wir fuhren nahe daran vorbei, da ſahen wir den dicken König an Bord, den Fitz-König. — Höher im Norden kam uns ein leiſer, milder Nordwind entgegen, und ſiehe da — ein hinreißendes Schauſpiel — mit ihm kamen Hunderte von Segeln, die jenſeits Helſingör Tage lang geträumt und gewartet hatten und nun mit dem leiſen Hauche ſanft und groß in die Oſtſee einfuhren. Der glatte Spiegel war mit Einem Male glänzend weiß belebt; maſſenhaft, aber ſtill, faſt regungslos, glitten ſie dem Süden zu, und immer neue kamen hinter Kronborg hervor, als wollte der Geiſterzug nimmer enden, als läge dort hinter dem Vorgebirge die Heimat aller Schiffe, die plötzlich von Wanderluſt ergriffen werden. Uns aber trug „Hamlet“ nach Norden.

Kronborg, das, den Sund beherrſchend, auf einem Vorſprunge liegt, kam uns zuerſt zu Geſichte. Es erinnerte mich an die Dardanellen, wie überhaupt die ganze Gegend an die

Einfahrt in den Helleſpont, nur daß ich die Ebene von Troja nicht zur Rechten hatte und im Herzen nicht die homeriſche Andacht, die mir an der Beſika-Bai und vor Tenedos den Athem benahm. Ich war im Gegentheil ärgerlich. Ein junger, ſehr gebildeter Mann hatte ſich mir auf dem Schiffe angeſchloſſen und gab mir mit großer Zuvorkommenheit Aufſchluß über Dieß und Jenes; er bot mir ſelbſt ſeinen Wagen an, den er in Helſingör hatte, um mir die Reiſe ins Innere zu erleichtern. — Sie ſind ein Deutſcher? fragte ich ihn. — Nein, erwiderte er, ich bin ein Däne. — Wir ſprachen weiter, und ſiehe da, es ergab ſich aus ſeinem Geſpräche, daß er ein Holſteiner war. Der Kerl hatte ſein Vaterland verleugnet. Ich drehte ihm auf die Entdeckung hin den Rücken, und als wir in Helſingör landeten, verließ er mich ſchnell, ohne Ade zu ſagen und ohne mir aufs Neue ſeine Dienſte und ſeinen Wagen anzubieten. Wahrſcheinlich einer von Denen, die Carriere machen wollen. — Helſingör mit ſeinem kleinen Hafen, ſeinen alten Häuſern und der gewaltigen Maſſe des gethürmten Kronberg, vom blauen Meere umarmt und zurückgeſpiegelt, nimmt ſich ſehr maleriſch aus. In ſeinen langen, ſchmalen, ſchlechtgepflaſterten Straßen iſt es ziemlich ſtill, beinahe ländlich. Es treibt bedeutenden Handel, aber der Verkehr und die Bewegung ſollen zur Zeit des Sundzolles, da alle Schiffe hier Anker werfen mußten, viel belebter geweſen ſein. Darum klagen die Einwohner ſehr über die Abſchaffung dieſes Stückes Mittelalter. Ich nenne es nicht Seeräuberei, wie es die Erbitterung über die gehäſſige Form dieſes Zolles zu nennen beliebte, da es wirklich unbillig geweſen wäre, Dänemark allein die Koſten für die Erhaltung aller in dieſen gewundenen, vielfachen und gefährlichen Gewäſſern nothwendigen Vorſichtsanſtalten tragen zu laſſen, um ſo unbilliger, als dieſe Anſtalten vielen anderen ſeefahrenden Nationen eben ſo und noch mehr zu Statten kamen, als den Dänen ſelbſt, und als die Schifffahrt Dänemarks zu den großen Koſten in keinem Verhältniſſe ſtand. Die Form allein, in der ſich Dänemark Entſchädigung verſchaffte, war, wie geſagt, gehäſſig, unſerer Zeit unwürdig und der Schiffahrt hinderlich. Um Helſingör ſeinen Verluſt zu vergüten, denkt man daran, es durch eine Eiſenbahn mit der Hauptſtadt zu verbinden, ſobald man nur Geld haben wird. Freilich hat das Projekt eine ſtarke Partei gegen ſich, welche behauptet, daß die Dampfſchifffahrt genüge.

Durch die Stadt wandernd, konnte ich die Bemerkung machen, wie groß die Fortſchritte der Civiliſation ſeien, da ſie ſelbſt mit ihren häßlichſten Ausgeburten in dieſe von einem Seeräuber, Helſing, gegründete Stadt im hohen Norden gedrungen iſt. Die engen Straßen wurden mir mehrere Male durch Krinolinen verbarrikadirt, und in einer ſehr engen Seitengaſſe gerieth ich in ein Kreuzfeuer von Klavieren, die aus mehreren offenen Fenſtern rechts und links ſcheußliche Variationenmuſik mit Hinderniſſen auf die Straßen ſpieen. Aber auch den guten Seiten der Civiliſation begegnete ich in Helſingör. Das Volk iſt immer freundlich, überaus höflich, von guten Manieren und ſehr dienſtbereit. Spricht man Jemanden in deutſcher Sprache an, und er verſteht den Fremden nicht, ſieht er ſich nur um, und er entdeckt gewiß im Bereiche ſeines Auges irgend ein Individuum, das Deutſch ſpricht. Mir wenigſtens begegnete Das zu wiederholten Malen.

Von Helſingör wanderte ich nach Marienluſt, einem ehemaligen königlichen Luſtſchloſſe, das jetzt, in eine Art Kurplatz verwandelt, ein reizendes Tusculum für viele Fremde bildet. Es liegt an der ſchmalſten Stelle des Sundes, und Helſingborg, ſo wie viele einzelne Häuſer und Gehöfte auf der ſchwediſchen Seite, eben ſo das Gebirge Kullen ſind mit freiem Auge ſehr deutlich zu ſehen. Da entfaltet ſich ein Landſchaftsbild, mit Segeln als Staffage im Vordergrunde, ein Landſchaftsbild, welches ſich in die Seele photographirt und das man für alle künftigen Zeiten als ein liebes Andenken mitnimmt. Den möchte ich kennen, oder vielmehr nicht kennen, in deſſen Erinnerung ſich dieſer Eindruck zu verwiſchen vermag. Stunden und Stunden lang ſaß ich auf der berühmten „Terraſſe“ hinter dem Hauſe, derſelben, wie ernſtlich verſichert wird, auf der Bernardo Wache hielt und auf der „Es“ erſchien, auf der Horatio als ein ſcholar „Es“ anredete, und während ich da mein Beefſteak verzehrte, ſah ich eben ſo vergeiſtigt hinaus, wie beim Kaffee und mit der Cigarre. Bei dieſem Anblick heften unſichtbare Genien ſelbſt dem Beefſteakeſſer bläuliche Fittiche an die Seele. Ich hatte wieder eine Perle zu den Perlen gefunden, die ich zu einer Schnur um den Nacken meiner Pſyche auf dem Erdboden ſammle. Zu den Erinnerungen an die Thelie von Pera, an die Ruinen von Smyrna, an Sunium, an die Terraſſe von Vevey, an die Pointe du Raz und andere fügte ich die Terraſſe von Helſingör.

Natürlich beſuchte ich auch „Hamlet's Grab,“ das mich ſeiner Authentizität wegen, mit Reſpekt zu reden, an Monte Chriſto's Gefängniß im Chateau d'If erinnerte. Und doch! — trotz dieſer ſpekulativen Profanation, die ſich, noch immer ſeeräuberiſch, à la Helſing, zweiunddreißig Schillinge für den Anblick dieſes Grabes zahlen läßt, doch fühlt man ſich hier, ſobald man ſich den Namen „Terraſſe von Helſingör“ ausſpricht, vom Geiſte Shakeſpeare's umweht, wie auf der Ebene von Ilion vom Geiſte Homer's. Selbſt die „Quelle Ophelia's,“ in der ſich die Heide nur hätte ertränken können, indem ſie mit Gewalt den Kopf unter Waſſer hielt, und die man ſo nennen mußte, weil es in der ganzen Gegend kein ſüßes Waſſer gibt, in das man ſie ſhakeſpeariſch hätte werfen können — ſelbſt dieſen Humbug betrachtet man mit Andacht. Selbſt dieſer Schwindel mahnt ja an die allmächtige Belebungskraft des Genie's. Wie mächtig zeigt ſie ſich auch hier, da ſie mit der Dichtung die alte nationale Sage vom Prinzen Amlet in Jütland, wo ſie zu Hauſe iſt, entwurzelte und mit Allem, was ſie hinzugethan, hieher verpflanzte — nur weil Er, William, über ſeine Szene ſchrieb: Terraſſe von Helſingör.

Manche Forſcher verlegen den Geiſt von Hamlet's Vater auf die Platform von Kronborg; Urſache genug, dieſe penſionirte Sundzoll-Dardanelle zu beſuchen! Sie liegt, durch ein baumbepflanztes Glacis von der Stadt getrennt, auf einem Vorſprunge, überblickt den ganzen Sund und kann ihre Kanonenkugeln beinahe bis an die ſchwediſche Küſte ſchleudern. Kronborg-Schloß iſt eine ſehr reſpektable Maſſe: die Mauern des eigentlichen Schloßgebäudes ſind gewaltig hoch, reich verziert, mannigfaltig und voll Bewegung; die hohen Thürme vollenden ſeinen maleriſchen Charakter. Es iſt mit viel mehr Geſchmack ausgeführt, als ſolchen, gewiſſen poſitiven Zwecken beſtimmten Schlöſſern oder Feſtungen eigen zu ſein pflegt, und ſchon dieſer Umſtand läßt uns errathen, daß ihm Chriſtian IV. den Stempel aufgedrückt hat, obwohl es ſchon unter Friedrich II. angelegt worden. Auch das Gemiſch von Gothiſch-Romaniſch-Renaiſſance-Styl verräth ihn, aber nicht das Gemiſch allein, vielmehr der Geſchmack, das Sinnvolle dieſes Gemiſches. Durch moderne Feſtungsmauern, über Zugbrücken gelangt man in den Hof, der öde ausſieht und den Charakter eines Kaſernenhofes angenommen hat. In der That iſt Kronborg heute nichts Anderes mehr, als eine Kaſerne. Es wimmelte da von Soldaten. Ich näherte mich ihnen, um allerlei Auskunft zu erlangen, und ſiehe da, es waren Deutſche. — Ich glaubte, ſagte ich zu ihnen, hier nur Dänen zu finden. — Nein, ſagte Einer, nichts Dänen — wir ſind Holſteiner! Dabei blinzelte er mit dem einen Auge, und die Anderen lachten. — Nun, nun, ſagte ich abſichtlich, Holſteiner in dieſer Feſtung und in dieſer Uniform ſind doch halbe Dänen! — Nein! riefen Mehrere, und mit mehr Muth und lauter, als der Erſte, wir ſind Holſteiner, wir ſind Deutſche! — Dieſe laute Verſicherung im Hofe dieſer däniſchſten Feſtung that mir wohl, beſonders nach der Erfahrung, die ich dieſen Morgen mit dem Gentleman vom Dampfſchiffe gemacht. Indeſſen fühlte ich keinen weiteren Beruf, ich der Gaſt, hier aufrühriſch zu wühlen, und ging weiter, um das Innere des Schloſſes zu beſehen.

Die Kapelle hat eine gewiſſe Berühmtheit, aber ich fand ſie mit Ausſchmückungen zu ſehr überladen und zu kleinlich mit Farben ausgeziert. — Eine der intereſſanteſten Erinnerungen, die ſich an die Gemächer dieſes Schloſſes knüpfen, iſt die an die arme Mathilde, die Geliebte Struenſee's, welche in der Nacht, da die Verſchwörung Julianens und Guldbergs ausbrach, als Gefangene hiehergebracht wurde. Hier wohnte ſie, bis ſie nach Celle in die Verbannung geſchickt wurde, in daſſelbe Schloß neben dem berühmten Zuchthauſe, das ich vor Kurzem erſt im Mondenſchein, umklungen von Nachtigallengeſang und umduftet von einem Walde von Blüthen, geſehen habe. Ein höchſt poeſievolles Zuchthaus. — Die Platform von Kronborg-Schloß gewährt eine Ausſicht bis Kopenhagen und tief hinein nach Schweden. Um die „Weiße Frau", die auch hier ſpazieren geht, zu ſehen, war es noch zu früh am Tage, und Holger Danſke konnte ich nicht beſuchen, da er unten, unter den Wölbungen des Schloſſes ſitzt und der Fremde daſelbſt nicht Zutritt hat. Die Keller des Kronberg-Schloſſes nämlich ſind Dänemarks Kyffhäuſer oder Untersberg, und Holger Danſke iſt der National-Held und Geiſt, der bei Gelegenheit hervorkommen und ſeinem Lande helfen ſoll, der däniſche Barbaroſſa, Marko oder Artus.

V.

Um ins Innere des Landes vorzudringen, mußte ich Extrapoſt nehmen und hatte ſo nach langen Jahren wieder einmal ein Vergnügen, deſſen Exiſtenz in vielen Gegenden des Kontinentes beinahe nicht mehr geahnt wird. Im offenen Wagen fuhr ich über die kleinen Hügel dahin, die man in anderen Ländern kaum als ſolche anerkennen würde. Rechts blieb der Hügel Odin's. Aber nichts auf dem ganzen Wege reimte mit dieſem alt-nordiſchen Namen; ich fuhr durch ein modernſtes, civiliſirteſtes Land. Dörfern begegnete ich zwar nur ſelten, aber die einzelnen Häuſer und Höfe, die über das Land zerſtreut ſind und mitten unter den zu ihnen gehörigen Feldern und Fluren liegen, athmen Wohlſtand, Gemächlichkeit, Bildung. Nirgends Armuth, nirgends Rohheit. Bücher, Zeitungen, Schulen werden gewöhnlich als Kriterien der Bildung eines Landes betrachtet; ich habe mich auf allen meinen Reiſen überzeugt, daß es noch ein anderes und vielleicht überzeugenderes Kriterium gebe, und dieſes iſt die Reinlichkeit der Kinder. Man kann ſicher ſein, daß man ſich in einer ungebildeten Gegend befindet, wo ſich auf der Straße ungewaſchene, ſchmutzige Kinder, in zerriſſenen Kleidern, mit ſtruppigen Haaren herumtreiben. Ganz anders iſt es im ganzen nördlichen Seeland, das ich von Helſingör aus durchſtreift habe. Die Kinder ſind reinlich gewaſchen, einfach, aber gut, ſelbſt in den Dörfern beinahe ſtädtiſch gekleidet; die blonden Haare hübſch gelockt oder in Flechten um den Kopf geſchlungen. Breite Sommerhüte ſchützen ſie gegen die Sonne, die übrigens ihrem nordiſchen Inkarnat nichts anzuhaben vermag. Dabei ſind dieſe lieblichen Kinder überaus freundlich, nicht im Mindeſten wild oder ſcheu, grüßen jeden Fremdling aufs Höflichſte und gehen auf jeden Scherz ein, den er ſich mit ihnen erlaubt. Es war immer ein lieblicher Anblick, wo eine Gruppe ſpielend unter einem Baume lag oder über Raine und Feldpfade der Schule zueilte. Ungefähr eine halbe Stunde lang fuhr ich einmal in Geſellſchaft ſolcher literariſcher Jugend beiderlei Geſchlechts; ich lud eine Gruppe von Fünfen ein, mit mir zu fahren, und lachend nahmen ſie meine Einladung an, ſtiegen ein und ergötzten mich und den Poſtillon, bis wir ſie vor dem Schulhauſe abſetzten. Volksſchulen gibt es in größtmöglicher Anzahl in ganz Seeland. In vielen Dörfern bemerkte ich allerlei Turnapparate, und auf Erkundigung erfuhr ich, daß mit beinahe allen Volksſchulen Turn-Anſtalten verbunden ſind.

Es war eine reizende Fahrt. Von jeder kleinſten Anhöhe ſah man über die flache Küſte hinweg auf das blaue Meer, und wie tief man ſich auch ſchon im Lande befand, bei der durchſichtigen, klaren Luft war es doch immer, als führe man in nächſter Nachbarſchaft der weißen Segel, die ruhig ſchwimmend dahinzogen. Die kleinen Haine auf Anhöhen und in Thälern bildeten ſaftige Vordergründe und manchmal ſchöne Rahmen zu vollendeten Seeſtücken. Endlich verſchwand das Meer, denn wir waren im Buchenwalde von Friedensburg, einem der ſchönſten Wälder, der alle Reize und nichts von dem Schrecken oder der Düſterheit eines Waldes beſitzt. In einen ſolchen Wald kann der rohe Zufall, nie aber der Dichter, die Scene eines Verbrechens oder einer wilden That verſetzen; der Dichter, die menſchliche Phantaſie überhaupt wird ihn nur mit Einſamen oder Gruppen beleben, die ein tief inniges Glück oder Troſt im Schooße der Natur ſuchen, wie das Kind im Schooße der Mutter. Seeland iſt das Land der ſchönen Wälder. Iſt das Meer verſchwunden, ſo lächelt uns zum Erſatz durch das Dickicht des Waldes mit Einem Male der Esrom-See, ein Miniatur-See, aber groß genug, um großer Schönheit als Spiegel zu dienen.

Am Ufer dieſes See's, von dieſem Walde umſchlungen, liegt das Schloß Friedensburg. Wir ſind in der Gegend, wo es von königlichen Schlöſſern wimmelt, was zwar nicht dem ökonomiſchen Sinne, aber dem Geſchmacke der Könige Ehre macht. Die Kleinheit Seelands in Anſchlag gebracht, gibt es vielleicht kein Land, das ſo viele und großartige Schlöſſer beſitze. Friedensburg ſpeciell iſt zwar durch ſeine Lage, nicht aber durch ſeine Bauart ein gutes Zeugniß für den Geſchmack ſeines Erbauers, Friedrich's IV., der es als ein Denkmal an den mit Karl XII. geſchloſſenen Frieden aufführen ließ. Daher der Name und daher auch die gezwungene Form eines Friedenstempels; daher auch die ſchlechte Bildſäule der Konkordia im Schloßhofe. Etwas Barockeres als dieſen Bau habe ich ſelten geſehen. Er beſteht zum größten Theile aus Einer großen Halle, die ſich bis zur höchſten Höhe des Schloſſes erhebt und ſich oben als Kuppel vereinigt. Auf halber Höhe läuft eine Galerie herum, in welche viele Korridore münden, an die ſich wieder die Zimmer anreihen. Ausgeſchmückt iſt die große Halle mit ſchlechten Bildern, die ſich auf Friedrich und Karl beziehen. — Man erwartet an dieſem lieblichen See, in dieſem herrlichen Walde etwas Schöneres; das Schloß iſt öde, ungemüthlich, beinahe geſpenſterhaft und paßt ſo ganz allein zu den Geſpenſterſagen der Gegend. Wir befinden uns hier nämlich in der Gegend des däniſchen „Wilden Jägers." König Woldemar wohnte nicht weit von hier, in einem mitten im Gurre-See gelegenen Schloſſe. Er verſicherte, daß er mit Vergnügen auf den Himmel Verzicht leiſten würde, wenn er nur für alle Ewigkeit in dieſer ſchönen Gegend wohnen und jagen könnte. Mit dieſen Worten hat er ſich verſündigt, denn es ſteht dem guten Chriſten nicht frei, auf die geringſte himmliſche Seligkeit Verzicht zu leiſten, und ſein Wunſch iſt ihm erfüllt worden. Er wohnt und jagt nun ewig in dieſen Wäldern, aber nicht mit dem Geſicht im Nacken, ſondern wie andere ordentliche Menſchen. Auch iſt er kein böſes Geſpenſt, vor dem man ſich fürchtet, ſondern ein jovialer, guter Patron. Manchmal, bei beſonders gutem Wetter, reitet ſeine zarte Geliebte Tovedille mit ihm; das ſpricht ſehr für Woldemar, denn ein Geiſt, der mit ſeiner Geliebten im Mondenſchein ausreitet, iſt gewiß ein gemüthlicher Geiſt.

Weiter durch den herrlichen Wald und nach kaum einer Stunde mäßigen Trabes taucht das Wunder Dänemarks, das däniſche Chenonceau, das alte Schloß Friedrichsborg, aus Wald und Wäſſern auf. Wie das genannte franzöſiſche Schloß erhebt ſich Friedrichsborg mitten aus der Fluth eines kleinen See's, aber größer, großartiger und prachtvoller. Alle anderen Bauten Chriſtian's IV. erſcheinen uns mit Einem Male wie kleine Verſuche und Vorarbeiten, die nur Kraft und Geſchmack für dieſes Werk üben und bilden ſollten. In der That war er bei dieſem Baue mit ſeinem ganzen Herzen, ſeinem ganzen Gemüthe, denn er liebte dieſe Gegend, in der er auf offenem Felde geboren war; auch nannten die Schranzen ſeinen Plan, hier ein ſolches Wunderwerk aufzuführen, einen „Kindertraum." Vielleicht war es auch ein Kindertraum, vielleicht iſt das Schloß darum ſo märchenhaft ausgefallen. Chambord etwa ausgenommen, kenne ich kein Königsſchloß auf plattem Lande, das ſich mit dieſem meſſen könnte.

Die Lage mitten im Waſſer; die prachtvollen Buchenhaine und Gärten, die ſich überall ſo nahe als möglich herandrängen, um es zu bekränzen; das gewaltige, vier Stock hohe Haupt-Gebäude; die fünf zum Himmel aufſtrebenden, maſſigen und doch ſo luftigen Thürme; die zahlloſen Nebengebäude, die ſich anſchließen und maleriſch gruppiren; die Brücken, Galerieen, Thore, die Alles verbinden; die Wälle, Zinnen und Gräben, die in Windungen das Ganze umſchließen; die bald roſige, bald dunkle Farbe des Materials, die edle, grüne Roſtfarbe der gewaltigen Dächer — alles Das vereinigt ſich zu einem ſo wunderbaren Ganzen, daß man an ſeine Exiſtenz nicht glauben würde, wenn man in dieſen Höfen, Galerieen und Gängen Pagen, Rittern und Edelfräulein begegnete. Die Oede und Stille aber, die auf dem Schloſſe liegt, die zwei oder drei Deutſch redenden Schildwachen machen die ganze Erſcheinung glaubwürdig und leibhaftig.

Der Styl iſt auch hier ſehr ſchwer mit Einem Worte zu beſtimmen. Die Dänen thäten am Beſten, wenn ſie ihn einfach den Styl Chriſtian's IV. nennten; da ſich dieſer König im Ganzen ſo konſequent blieb und offenbar einen beſtimmten und ausgeſprochenen Geſchmack hatte. Auch Friedrichsborg könnte man gothiſch-byzantiniſch-normanniſch nennen, aber man würde damit nur einen ſehr entfernten Begriff von der Bauart geben; Chriſtian hat eben aus den überlieferten Elementen etwas Anderes, Neues, Eigenes, Perſönliches gemacht. Die unterſten Theile haben mit den genannten Stylen gar nichts zu ſchaffen. Da iſt im großen Hofe eine Halle, die den ſchönſten Florentinern aus der Zeit des Erwachens Ehre machen würde, und in den äußeren Niſchen der niedrigen Gebäude, welche den großen Hof ſchließen, ſtehen, dem Kommenden entgegen ſehend, zwölf Statuen, die auch unter dem erſten Cosmus geſchaffen ſein könnten. Im Allgemeinen haben die Skulpturen, die man in großer Menge an Thoren, Säulen, Wänden findet und welche doch zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts geſchaffen ſind, den Charakter des fünfzehnten Jahrhunderts. Vollendete Produkte der Renaiſſance hätten in dieſen Norden, zu dieſen Thürmen und gewaltigen Maſſen weniger gepaßt.

Ungern tritt man aus den Höfen in das Innere, denn kein noch ſo prächtiger Saal kann den Genuß gewähren, den der Anblick auch nur eines kleinen Winkels im Hofe gewährt. Aber der gewiſſenhafte Reiſende muß. Stundenlang kann man in den unendlichen Gängen und Gemächern umherwandern. Man ſieht nur zu viel. Ein Eindruck verdrängt den anderen. Was bleibt, iſt am Ende die Erinnerung an die ſchöne Ausſicht aus allen Fenſtern, über die Buchenhaine dahin, über den Eſrom-See, den Arre-See und die lieblichen Gärten zu unſeren Füßen, dann an die Schloßkirche, an den Ritterſaal und an die Portrait-Galerie. Die Schloßkirche iſt vorzugsweiſe ihrer Größe und ihres Reichthums wegen merkwürdig; aber das koſtbare Material, das viele Silber iſt nicht mit Geſchmack verſchwendet, eben ſo das Elfenbein an der Decke, obwohl Chriſtian ſelbſt daran gedrechſelt haben ſoll. Der Ritterſaal über der Kirche, ein unendlich langer Raum, wie man mir ſagt, der größte Ritterſaal in Europa, iſt unbegreiflicher Weiſe ganz entſtellt, indem die Decke ſo niedrig iſt, daß ſie auf den Kopf des Beſuchers zu drücken ſcheint. Im Verhältniß zu ſeiner Länge müßte dieſer Saal wenigſtens drei Mal ſo hoch ſein. Zum Ueberfluß iſt dieſe zudringliche Decke ſo bunt mit kleinlichen Skulpturen ausgeſchmückt, daß ſie ihre Niedrigkeit nur noch zudringlicher bemerklich macht. — Viel intereſſanter iſt die endloſe Portrait-Galerie. Da iſt ein Volk von berühmten Dänen und Däninnen, auch Fremden, Königen, Prinzen, Generalen, Miniſtern, Hofleuten, Gelehrten, Intriguanten &c. verſammelt: für den Hiſtoriker ſind dieſe Geſichter eben ſo viele lebendige Quellen. Manches dieſer Augen wird ihm dunkle Stellen der Geſchichte beſſer beleuchten, als es ein dickes Buch oder ein würdig Pergamen vermag. Lange Zeit verweilte ich vor dem Portrait Tycho de Brahe's, erſtaunt über die Trivialität, faſt möchte ich ſagen: Gemeinheit dieſer Züge. Vielleicht thut ihm die abgehauene und wieder angeſetzte Naſe Unrecht. Auch

Mathildens nicht unholdes Geſicht ſah ich, aber Struenſee war nicht zu finden. Sein Portrait exiſtirt im Schloſſe, aber man hängt es nicht auf, wie man im Dogen-Palaſt Marino Falieri's Portrait nicht aufhängte und an deſſen Stelle die Worte ſchrieb: Hic est locus Marini Falieri. So wird auch Jeder, der Mathildens Portrait ſieht, auf ihrem Herzen die Worte leſen: Hier iſt der Platz Struenſee's. Es nützt nichts. Man kann hiſtoriſche Portraits, trotz allem Willen der Könige, nicht mit dem Geſichte zur Wand kehren. — Wie Franz I. in die Fenſterſcheibe von Chambord ſein bekanntes Femme souvent varie. geſchrieben, ſo ſoll Mathilde auch in eine Fenſterſcheibe dieſes Schloſſes einen Vers geſchrieben haben — aber ich ſuchte ihn vergebens, ich fand ihn nicht. Der merkwürdige Vers lautet:

O keep me innocent, make others great.

Sie wollte alſo keine Größe, und ihre Liebe ſchien ihr unſchuldig.

Die Stuterei in nächſter Nähe von Friedrichsberg habe ich nicht beſucht. Doch ſind die Dänen auf dieſes Inſtitut faſt eben ſo ſtolz, als auf den herrlichen Bau von Friedrichsberg. Sie behaupten, daß man Pferde, wie die aus dieſer Erziehungs-Anſtalt hervorgehenden, nicht wieder finde. Dieſen Sommer hatten ſie auch Urſache, ſich dieſes Beſitzes aufs Poſitivſte zu freuen, denn in der kurzen Zeit des Kriegslärms haben ſie an 16,000 Pferde ins Ausland verkauft und große Geldſummen ins Land gebracht.

Gegen Abend fuhr ich von Friedrichsberg weiter, auch ohne das Städtchen Hilleröd, das ſich, wie Schutz ſuchend, an das Schloß ſchmiegt, geſehen zu haben. Ich fürchtete, durch die Atmoſphäre einer kleinen Stadt um die Stimmung zu kommen, in die mich die künſtleriſche und hiſtoriſche Betrachtung des Schloſſes verſetzt hatte. Ich ſchied ungern. Die vertrauliche Bekanntſchaft mit einem ſo ſchönen, ſtimmungsvollen, romantiſchen Baue müßte, das fühlte ich, für alle Zukunft anregend wirken, Geiſt und Phantaſie befruchten wie ein großes Gedicht. So bleibt es nur ein Touriſten-Eindruck, und man erſcheint ſich ſelbſt oberflächlich und frivol, wenn man ſich damit begnügt. Wie der Wilde Jäger immer rückwärts ſehend, fuhr ich in den Abend und ins Land hinein.

VI.

So rückwärts gekehrten Geſichtes fuhr ich einſt von Chambord, der verlaſſenen und verfallenden Meiſterſchöpfung Primaticcio's, des Schülers Raphael's. Wie eine Fata Morgana ſchwebte Friedrichsborg im Abendſchein am Horizonte, hob ſich bald ſtolz empor und ſenkte ſich bald in die Tiefe, als ob es jetzt in die Höhe, jetzt in den Erdboden verſchwinden wollte, je nachdem ich über Thal oder Hügel der gewellten Ebene hinfuhr. Zum Glück verſchwand es doch endlich ganz, und ich hatte Augen und Muße, das Land zu betrachten.

Es iſt ein geſegnetes Land, und der Segen iſt die Frucht der Arbeit. Da iſt kaum eine Hufe Erdbodens unbenutzt gelaſſen: Alles, Alles aufs Fleißigſte angebaut. Die Saaten wogten wie ein unendliches Meer, und ich glaubte, was man mir in Kopenhagen geſagt hatte, daß man jährlich vier Millionen Tonnen Getreide ausführe, daß die Ausfuhr ſeit Aufhebung der Korngeſetze in England ſich vervielfacht habe. Die Wälder und Forſte weichen in dieſer Gegend Seelands ganz und gar der Agrikultur; erſt jenſeit des Roeſkilder Fjords heben ſie wieder ihre Kronen empor.

Ueber dieſen fernen Wäldern im Weſten und über den blauen Waſſern des Fjords, der bereits hier und da auftauchte, lagen die roſigſten Abendwolken und dekorirten mit wehenden Schleiern und faltigen Vorhängen einen wonnevollen Sonnen-Untergang. Und als die Sonne untergegangen war, leuchteten die lichtgetränkten Wolken ſelbſtändig fort, und als ſie nach und nach verglommen, blieb doch eine lichte, ruhevolle Dämmerung über das Land ausgebreitet. Es war ſo ſtill, ſo hochfeierlich. Ich ſah mich um — und was ſah mein erſtauntes Auge? Ich fuhr durch ein großartiges Todtenfeld, denn wohin ich ſah, rechts und links in einem großen Kreiſe erhoben ſich überall gewaltige Hünengräber mitten aus den friedlichen Feldern. Wie ſie ſich am lichten Abendhimmel abſchnitten, ſchienen ſie immer größer und gewaltiger zu werden. Eines derſelben hatte im Profil die größte Aehnlichkeit mit dem ſogenannten Grabe des Achilles auf der trojaniſchen Ebene. Hier und da lehnte ſich ein Bauernhaus, dem Nordwinde ausweichend, an einen ſolchen Hügel, oder ſchlang ſich ein kleiner Garten um ſeinen Fuß. Es war mir, als führe ich in die Zeiten Ragnår Lodbroks, war doch auch die ganze Beleuchtung ſo, wie man ſich das Licht dämmeriger Urzeiten vorzuſtellen pflegt; und es war mir, als ob ſich die Hünenhügel ſtreckten und reckten, um mir nachzuſehen, als ich in Friedrichsſund einfuhr.

Friedrichsſund iſt ein kleines Neſt, das aber ſeinen Fjord auszubeuten verſteht. Hier wird viel von dem Getreide verladen, das die Inſel ins Ausland ſchickt. Ich benutzte den hellen Abend — es wird hier gar nicht Nacht im Monat Juni — um noch einen langen Spaziergang am Fjord zu machen; ein polniſcher Jude, der ſich viel in der Welt umgeſehen und ſich ſeit langer Zeit in dieſer Gegend aufhält, um ſie handelnd auszubeuten, ſchloß ſich mir an und wußte nicht genug vom Reichthum, vom behaglichen Leben und von der Bildung der Bauern zu erzählen. Er war förmlich empört über alles Gute, das er rühmen mußte. — Stellen Sie ſich vor, rief er, Bauernmädchen ſpielen Klavier! ſchickt ſich Das? Nein, bei Gott nicht! Und ihr Geld geben ſie aus, wie große Herren, mit Geſchmack, für wirklich ſchöne Sachen. Geld haben ſie wie Miſt für lauter Getreide und Pferde und haben keine Idee, daß die Bauern anderswo anders leben und eigentlich leben ſollen. Nein, bei Gott nicht, keine Idee! Was ſagen Sie dazu? Bücher haben ſie auch, in jedem Hauſe ſind Bücher, und ſie leſen und ſchreiben. Wenn ich Das in Polen erzähle, wird mir's kein Menſch glauben, bei Gott nicht! Ich werd's auch nicht erzählen. Warum ſoll ich's erzählen und für einen

Lügner gehalten werden? Hab' ich nicht Recht? Stellen Sie ſich vor, hier in dieſem Neſt, in dieſem Friedrichsſund — es iſt freilich kein Dorf, es iſt ein Städtchen, aber ein Städtchen wie ein Dorf — was thu ich damit, daß es ſich heißt ein Städtchen, wenn es ein Neſt iſt — hier in dem Neſt Friedrichsſund lernen die kleinen Mädchen zwei und drei fremde Sprachen, bei Gott, fremde Sprachen, Deutſch, Franzöſiſch, Engliſch, was weiß ich! Da ſind ſo Damen, die unterrichten in allen Sprachen. Haben Sie Das ſchon in Ihrem Leben gehört von ſo einem Neſt? Sie ſind ja auch ein Mann, der viel herumgekommen iſt in der Welt, man ſiehts Ihnen an, auf Ehre, bei Gott, ich bin auch ein Mann, der viel herumgekommen iſt in der Welt, aber haben Sie Das ſchon erlebt? Engliſch, Franzöſiſch und Deutſch, auf Ehre! Kinder, kleine Kinder! — Aber was wahr iſt, iſt wahr; Das muß ich ſelber ſagen, Geld geben ſie aus, viel Geld, und ſie handeln nicht, und man kann hier viel verdienen. Ich bitte Sie, wär ich ſonſt hier? Was habe ich in Friedrichsſund zu thun? Mein Lebtag habe ich nichts von Friedrichsſund gehört, aber wo der Menſch ſein Auskommen findet, da bleibt er. Die Zeiten ſind ſchlecht, muß man ſehen, viel zu verdienen. Die Bauern geben Geld aus wie die großen Herren; es ſchickt ſich nicht für Bauern, bei Gott, es ſchickt ſich nicht, aber man verdient. Was geht's mich an? Ich ſage Ihnen, ein ſehr gebildetes Land, bei Gott ein ſehr gebildetes, ſehr ein gebildetes Land!

Kommen viele Verbrechen vor? fragte ich.

Ob Verbrechen vorkommen? Warum ſollen nicht Verbrechen vorkommen? Gewiß kommen Verbrechen vor; überall in der Welt, wo Menſchen ſind, kommen Verbrechen vor, bei Gott! Unlängſt erſt haben viele reiche Leute ein Verbrechen begangen. Bei einem Wirthe, der keinen Wein ſchenken darf, haben ſie Wein getrunken, und vor Gericht haben ſie geſagt, ſie hätten allerdings Wein getrunken, aber ſie hätten ihn nicht bezahlt. Darauf aber iſt der Knecht des Wirthes aufgetreten und hat geſagt, ſie hätten allerdings Wein getrunken und hätten ihn allerdings auch bezahlt.

Gott, Allmächtiger, welche Schläge der Knecht von den reichen Leuten bekommen hat! Sie können nämlich nicht leiden, wenn einer denunzirt.

Dieſes Geplauder, das tief in die Nacht hinein dauerte und mir meine Beobachtungen beſtätigte, war mir darum angenehm, angenehmer, als die Lieder des Geſangvereins, der ſich in einem Saale des Gaſthauſes neben meiner Stube verſammelte und meinen unſchuldigen Schlaf mordete. Als er endlich ſchwieg, war es die Helle der Nacht, die, mit Macht durch die Vorhänge dringend, mich am Schlafen verhinderte. Ich mußte den Vorhängen mit Plaid und Mantel zu Hülfe kommen, um mir eine künſtliche Nacht zu ſchaffen. Nein, dieſe nordiſchen Zwielichtsnächte wären nicht nach meinem Geſchmack. Selbſt das Zwielicht dauert höchſtens zwei Stunden; ſchon in der zweiten Stunde nach Mitternacht iſt der ganze Himmel wieder weiß, und gegen drei Uhr glänzt er hell und klar.

Sehr früh ſaß ich ſchon wieder marſchbereit auf dem Damme, der weit in den Fjord hinausläuft, das Dampfſchiff erwartend und die Wartezeit benutzend, um mir das Bild dieſer merkwürdigen Landſchaft gehörig ins Gedächtniß zu prägen. Der Roeſkilde Fjord iſt eigentlich nur eine Fortſetzung des breiteren Meerbuſens Iſe Fjord, mit dem er durch einen ſchmalen, gegen Weſten gebogenen Hals oder Kanal zuſammenhängt. In vielfachen Windungen, mit vielen Seitenbuchten, läuft er lang und ſchmal, tief ins Land hinein, wie einer der ſchottiſchen Loghs. Doch hat er mit dieſen nur wenig Aehnlichkeit, denn während jene überall von Bergen umgeben ſind und ſelbſt im Innern des Landes und der Gebirge den großen Charakter des Meeres tragen, ſind hier die Ufer unbedeutend flach und würden ſehr öde und unerquicklich ausſehen, wenn nicht die weſtlichen durch die prachtvolle Laubwaldung von Jägerspriis, wieder eines der Königsſchlöſſer, einiges Leben hervorbrächten. Die Hünengräber, die überall an den Rändern des Roeſkilde Fjord aufſteigen, ſind nicht groß genug, um ihn landſchaftlich zu ſchmücken, ſie thun es nur, ſo zu ſagen, gedanklich, mit Hülfe der Reflexion. Denn freilich ſtimmt es ganz eigenthümlich, dieſes öde Waſſer, das überall uralte, geheimnißvolle, unbekannte Grabmale wiederſpiegelt; die Phantaſie bevölkert die Ufer mit den Geſtalten, die jetzt, ſeit tauſend und zweitauſend Jahren, in ihrem Schooße ruhen; anſtatt der Hügel ſieht man ihre Einwohner in gewaltigen, geflügelten Helmen, groß wie jene Buchen, in Schaaren dahinziehen, oder am Waſſer lagern, oder auf dieſen öden Geſtaden in wildem Kampfe einander vernichten. Ich hatte die nordiſche Gegend, die eddahafte, die ich bis jetzt vergebens ſuchte, gefunden. Alle Vergleichungen mit dem Süden, alle Erinnerungen an heſperiſche oder helleniſche Lande hörten hier auf, trotz der ſüdlichen Sonne, der glühenden Luft, der Bläue des Fjords. Meine Augen mußten mir ſagen, daß er blau war; meine Phantaſie ſah ihn ſchwarz, denn zu den Hünengräbern, zu der Oede rings umher paßte Schwarz beſſer, war kymmeriſche Dunkelheit eine natürlichere Beleuchtung. Wie ich bei der Einfahrt in den Archipel, gleich hinter Cythere und Melos, beim Anblick des blauäugigen Meeres, der Schönheitslinien der griechiſchen Berge die helleniſchen Dichter beſſer zu verſtehen glaubte, ſo meinte ich auch jetzt den Schlüſſel zu den Geheimniſſen der Edda und der alt-nordiſchen Dichtung und der Aſen-Religion gefunden zu haben. Das ſind ſo Illuſionen, Erkenntniſſe, die ſich nicht mit Gedankenhänden faſſen laſſen, Blitze, die einen Moment erleuchten — aber bezeichnend ſind ſie doch. Tritt man in die Gegend von Ajodhia, oder Oude, der Stadt der Ilſen, wird man gewiß Rama und Fiſchma, die Geſchichte der Pandu's und der Kuruinge und die ganze Religion des Manu beſſer zu verſtehen glauben.

Freilich, das Dampfſchiff, das vom Norden herkam, weckte mich aus den altnordiſchen Träumen und trug mich dem Süden zu — wieder vorbei an Hünengräbern. Dampfſchiff und Hünengräber! Mehr als anderswo hat man hier Gelegenheit, Betrachtungen über den Wandel der Zeiten anzuſtellen, Betrachtungen, die aber zu allen Zeiten banal geweſen. Daß die Welt ſich ewig verjünge, und daß wir mit unſerer Geſchichte allein alt werden, das iſt eine alte, bekannte Geſchichte, die man lieber vergeſſen, als immer wieder auffriſchen ſollte.

Der Roeſkilder Fjord gleicht einem See; die wenigen Fiſcher- und Schifferhäuſer an ſeinen Ufern erinnern an die Wohnungen märchenhafter Fergen. Die vielen Anhaltepunkte des Dampfſchiffes gelten nicht den ärmlichen Ufer-Ortſchaften, ſondern den ſchönen Schlöſſern und Edelſitzen, die ſich etwas weiter ins Land hinein hinter Buchen verſtecken und in einer Gegend liegen, die eben ſo ſchön, wenn nicht ſchöner ſein ſoll, als das Land, das wir bei Fredensborg und Friedrichsborg durchzogen haben.

In der Nähe von Roeſkilde erweitert ſich der Fjord zu einem ziemlich breiten Becken, in dem wir lange hin und her fuhren und kleine Stationen machten, um Sonntags-Reiſende aufzunehmen, bei welcher Gelegenheit wir vielfach hiſtoriſch-mythologiſchen Boden berührten; denn die Gegend von Roeſkilde iſt die eigentliche Heimat und Quelle, aus der die däniſche Geſchichte gefloſſen. Bei dem Namen Roeſkilde ſieht der Däne, wie auf ein Zauberwort, ſeine ganze mythiſche und urgeſchichtliche Zeit. Hier iſt das Hertha-Thal, in dem die großen Opferungen vollzogen wurden, hier nicht fern der heilige See, aus dem die Mutter alles Lebenden emportauchte, um dem Lande ihren Segen zu ſpenden, wofür ihr ſo unzählige Opfer, auch Menſchenopfer, in die Fluth nachgeworfen wurden; hier liebten ſich Thor und Freya. Die vorchriſtlichen Könige, die unförmlichen Recken mit ihrem rieſigen Gefolge — „Krake", „Skiold", das klingt, als ob von Steinblöcken die Rede wäre, — hausten hier im Schloſſe Leire und verſammelten in dieſen Gegenden die freien Mannen zum Thing. Dieſe gewaltigen Hügel rings herum, die Hünengräber, ſind ihre jetzigen Wohnſtätten.

Trotz alledem iſt es hier bei Weitem nicht ſo nordiſch, wie am oberen Ende des Fjord. Die alte däniſche Reſidenzſtadt blickt recht freundlich von ihrer Höhe herab, nachdem ſie uns mit drei Domthürmen ſchon ſeit zwei Stunden gaſtlich aus der Ferne gewinkt hat. Man ſteigt vom Fjord eine ſchön bewachſene Anhöhe hinauf und ſteht vor dem berühmten Dom, der allein den Reiſenden anzieht, denn andere Merkwürdigkeiten und Schönheiten hat die ziemlich ausgedehnte, aber von der Höhe ihrer Bedeutung herabgeſunkene Stadt Roeſkilde ſchwerlich aufzuweiſen. Was mich ſpeziell hier anzog, ſind die Grabmäler und Grüfte der Könige. Was man in früher Jugend durch die Poeſie kennen lernt, bleibt ewig anziehend, und wer kennt nicht „Rothſchilds Gräber“! Als kleine Jungens haben wir dieſe Klopſtock'ſche Ode durch zwei Jahre in unſerer Chreſtomathie mitgeſchleppt. Nun war ich ſo nahe an „Rothſchilds Gräbern“ und ſollte ſie nicht ſelbſt kennen lernen?

Der Dom, der die Grabmäler enthält, iſt beinahe ſo alt, wie das Chriſtenthum in Dänemark; wenigſtens ſteht er an derſelben Stelle, oder iſt er die erweiterte Ausführung der kleinen Kirche, die Harald Blauzahn, kaum von Otto II. bekehrt, hier aufführte. Nach kaum drei Menſchenaltern war der Klerus ſchon ſo reich, daß er die kleine Kirche in den gewaltigen Dom verwandeln konnte. Der Verwandtenmord Kanuts des Großen lieferte ſo große Reuegelder, daß Biſchof Wilhelm, ein Engländer, wie die meiſten Apoſtel des Nordens, in Dänemark ein Gotteshaus aufführen konnte, wie ſeine Heimat ſchon mehrere beſaß. Daher auch die angelſächſiſche Bauart, die man auch mit Unrecht die ſpät-byzantiniſche nennt. Heute iſt der Dom ſo beſchaffen, durch viele Anbauten ſo entſtellt, daß man ſich ſeine urſprüngliche, in der That harmoniſche und kunſtvoll einfache Geſtalt nur mit Mühe herausſchälen kann. Er bildet urſprünglich ein lateiniſches Kreuz mit kurzen Armen und beſteht aus einem dreifachen Schiffe mit den zwei Kreuzflügeln, einem Vorgebäude und einem Chor-Umbau, der ſich, rund, an die zwei niedrigeren Seitenſchiffe anſchließt, und zwei Thürmen. Entſtellt, gefälſcht wird dieſer Bau durch Anbauten der verſchiedenſten Art, durch Kapellen und Vorhallen, aus dem 14., 15., 17., 18. und 19. Jahrhundert. Reſtaurationen jeglicher Art, die durch Feuersbrünſte und andere Unglücksfälle nothwendig und jedesmal im Geſchmacke der Zeit bewerkſtelligt wurden, haben noch zur Maskirung der urſprünglichen Einfachheit, die ſich manchmal, wie z. B. im Chore, zur Erhabenheit ſteigert, das Ihrige beigetragen.

Allein wir wollen ja vor Allem die Königsgruft ſehen. Da ſteht uns in gewiſſer Beziehung eine Enttäuſchung bevor. Wir erwarteten große Gruftgewölbe, die einen Geſammt-Eindruck machen, wie z. B. St. Denis, oder die ſchönſte aller Grüfte, die wir je geſehen, die der Großmeiſter zu Malta — und ſiehe da, die Leichen der Könige und Königinnen ſind durch das ganze, weitläufige Gebäude ausgeſtreut, vereinzelt und liegen meiſt in ſo hellen Räumen, daß Dunkelheit und Atmoſphäre, wie wir ſie zur Stimmung in Grüften wünſchen und brauchen, gänzlich abgeben. Wo iſt der Mönch, oder wenigſtens der ernſte Sakriſtan mit der Fackel in der Hand, die bei der Wanderung einzelne Flämmchen auf den feuchten Boden fallen läßt? Der helle, grelle Tag mit mittägiger Juniſonne hat ſein Amt übernommen.

Die Könige liegen in einzelnen Särgen oder Mauſoleen im Chor oder in den Kapellen, die rings um die Kirche laufen und durch hohe, breite Fenſter beleuchtet ſind. Für den Verluſt wird man dadurch entſchädigt, daß man die Monumente, unter dieſen einzelne herrliche, gut betrachten kann. Aber es iſt wie in einem Muſeum.

Im Chor des Hochaltars erheben ſich vier gewaltige, weiße Marmor-Monumente, die auf den erſten Blick einen großen Eindruck machen, bei näherer Betrachtung aber ſehr verlieren und ſich als Produkte einer verfallenden Kunſt offenbaren. Die Monumente Chriſtians V. und ſeiner Gemahlin Charlotte Amalie mit den Medaillen-Portraits, mit den Schlachten-Basreliefs und den allegoriſchen Perſonen der Gerechtigkeit, des Ueberfluſſes, der Wohlthätigkeit, Selbſtkenntniß ꝛc. ꝛc. haben noch manches Gute, beſonders was die Arbeit betrifft; aber die Monumente Friedrichs IV. und der Königin Chriſtine (Tochter Guſtav Adolfs) ſind wahre Modelle des Ungeſchmacks, wie ſie nur das ſiebenzehnte Jahrhundert, die Perrücke, die ausſchweifende Richtung Bernini's in der Skulptur, hervorbringen konnten. Herzlich bedauert man den ſchönen, koſtbaren Marmor.

Aber wir ſollen entſchädigt werden. Eilen wir über zahlloſe Gräber von Biſchöfen, Kanzlern, Admiralen, Prinzen in eine der rechten Seitenkapellen. Sogleich beim Eintritte leuchtet uns ein weißes Marmor-Monument entgegen, das uns augenblicklich mit der wohlthätigen Ruhe eines Kunſtwerkes anmuthet. In der That iſt es von Wiedevelt, dem Vorläufer Thorwaldſens. Auf dem Sarge erhebt ſich eine Säule mit dem Portrait Friedrichs V.; am Fuße des Sarges ſtehen die traurigen Geſtalten Dänemarks und Norwegens. Die Anmuth und Tiefe dieſes Werkes wird doppelt klar, wenn man ſich nach rechts wendet und des engliſchen Bildhauers Stanley Monument der Königin Louiſe betrachtet. Seine Basreliefs ſind überfein, durchſichtig, übertrieben, wie gewiſſe engliſche Taſchenbuch-Kupferſtiche. — Noch ein zweites Monument von Wiedevelt iſt da (Chriſtian VI.), das dem erſten ebenbürtig iſt und ſich eben ſo durch ſeine Basreliefs wie durch die Statuen trauernder Weiber als Werk eines wahrhaft großen Meiſters dokumentirt. Es iſt unbegreiflich, daß Wiedevelt ſo wenig bekannt geworden, und daß er in Dänemark ſo arg zu Grunde gegangen.

Aber die Perle dieſer ganzen Sammlung, ein wahrhaft großartiges Kunſtwerk, das ſeines Gleichen ſucht und ſchwer finden wird, das den höchſt talentvollen Wiedevelt weit übertrifft, iſt das von dem Antwerpener Cornelius Floris herrührende Monument Chriſtians III. Es ſteht in der ſchönen gothiſchen Kapelle der heiligen drei Könige und iſt ganz aus Marmor, der etwas gelblich anläuft. Der König liegt da in ſeiner ganzen Rüſtung; Helm, Schwert und Handſchuhe liegen neben ihm. Vier Trabanten umſtehen, auf Schilde geſtützt, wachend den ruhenden König. Eine Decke wird von vier Säulen getragen; auf dieſer Decke kniet wieder der König vor einem Kreuze; hier umſtehen ihn trauernde Genien, welche die Fackel ſenken. Jeder einzelne

Theil dieſes harmonievollen Ganzen iſt an ſich ein Kunſtwerk. Der knieende König, der ruhende, die Trabanten — man nehme jede dieſer Geſtalten für ſich, und man hat ein Meiſterwerk voll Kraft, Leben, Größe und wahrhaft erhabener Anmuth. Einen der Trabanten ſoll Thorwaldſen lange ſinnend betrachtet und endlich erklärt haben, daß er ihn für eines der vollendetſten Werke der Skulptur halte, und daß er ſo was zu ſchaffen nicht fähig ſei.

Chriſtian IV., der treffliche Architekt mit ſeinem künſtleriſchen Sinne, hat die Schönheit dieſes Werkes bald erkannt, denn er wollte es in dem Monumente, das er ſeinem Vater Friedrich II. errichtete, reproduziren oder wenigſtens nachahmen laſſen. Aber der Künſtler war weniger künſtleriſch als der Beſteller. Er ahmte wohl die Kompoſition im Allgemeinen nach, wollte aber Cornelius Floris übertreffen, glaubte dieß mit Hülfe der Maſſe thun zu können, vergrößerte, übertrieb Alles, verrückte die Verhältniſſe und brachte etwas Plumpes zu Stande, das nur da iſt, um Floris noch höher in unſerer Achtung zu ſtellen. Das Intereſſanteſte an dieſem Monumente Friedrichs II. iſt uns dieſes Königs Wahlſpruch. Er lautet: „Meine Hoffnung zu Gott allein, treu iſt Wildpret.“ Wildpret hieß ſein Hund. Alſo auf Erden vertraute er nur ſeinem Hunde.

Raſch weiter, wieder an unzähligen Gräbern und Portraits vorbei, in die Kapelle unſeres Lieblings Chriſtian IV. Sie iſt eine der größten, aber eben weil man dieſen großen König ſeiner würdig ehren und ſeine Grabſtätte prachtvoll ausſchmücken wollte, iſt man damit nicht fertig geworden, und hat der größte König Dänemarks in Roeſkilde eigentlich kein Monument. Er, der mit Friedrichsborg fertig geworden, hätte dieſe Kapelle in Einem Jahre fertig gemacht. Jetzt ſieht es darin aus, wie in einer Werkſtatt. Die beiden Wandflächen, welche große hiſtoriſche Fresken, Chriſtian IV. als Richter und als Sieger in der Seeſchlacht bei Femern darſtellend, aufnehmen ſollen, ſtarren uns als öde, mörtelüberworfene Felder an. Nur die Höhe der Kapelle iſt ausgeſchmückt, und zwar ſehr ſchön al fresco von dem ſehr talentvollen Eddelien (wenn ich nicht irre, einem Deutſchen), der aber im Jahre 1852 geſtorben. Zwiſchen den Fenſtern ſteht die Bronze-Statue Chriſtians IV. von Thorwaldſen auf einem proviſoriſchen hölzernen Sockel. Freilich reicht dieſe Statue allein ſchon hin, ein würdiges Monument Chriſtians abzugeben; ſie iſt eine der liebenswürdigſten und charakteriſtiſchſten von Thorwaldſen; aber man ſähe ſie doch gern in entſprechender Umgebung.

Neben all den prächtigen Königs-Monumenten ſei noch ein einfacher Stein genannt, weil er einen Mann bedeckt, der uns ſo viel werth iſt, wie viele däniſche und andere Könige zuſammengenommen. Es iſt der Grabſtein des Saxo Grammatikus. Er iſt ein Fackelträger in den dunkelſten Gängen alter Zeiten, während ſo viele Könige nur Lichtauslöſcher in klarſten Zeiten ſind. Er verdient unſere Verehrung mitten unter all den Königen, ja, er iſt uns lieber, als die meiſten derſelben, wie uns Gregorius von Tours, wenn er in St. Denis begraben wäre, auch in vieler Beziehung lieber wäre, als alle die Könige, deren Thaten er beſchrieben, und als die meiſten ihrer Nachfolger.

Mit einem überladenen Bahnzuge fuhr ich nach Kopenhagen zurück; auf allen Stationen drängte ſich das Volk in Schaaren heran, um an den Sonntags-Vergnügungen der Hauptſtadt ſein Theil zu haben. Ich ſaß neben einem däniſchen Gentleman, der mich für einen Franzoſen hielt, weil ich ihn bat, mir däniſche Geldſorten in Franken zu erklären, und der mit mir Franzöſiſch ſprach. Er politiſirte im franzöſiſchen Sinne. Was glauben Sie, fragte er, wird Preußen an dieſem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen? — Ich bezweifle es, antwortete ich, Preußen rüſtet ſich wohl nur, um bei der Vermittelung kräftig und nachdrücklich ein entſcheidendes Wort ausſprechen zu können. — Täuſchen Sie ſich nicht, ſagte der Däne, Sie haben keine Idee, wie dieſe Deutſchen an einander hängen, wie die Kletten!

Ich hüte mich, zu widerſprechen, hoch erfreut, daß es auf der weiten Erde eine einzige menſchliche Seele gibt, die da glaubt, daß die Deutſchen an einander hängen „wie die Kletten“. Dieſer

Däne iſt eine der größten Merkwürdigkeiten, die ich in Dänemark gefunden. Der deutſche Bund ſollte ihn, wenn er noch exiſtirt, aufſuchen laſſen — er wird, als ein ſo abſonderliches Individuum, nicht ſchwer zu finden ſein — ſollte ihn auf Bundeskoſten nähren, kleiden, prächtig leben und, wenn er ſtirbt, einbalſamiren und im Thurn- und Taxis'ſchen Hauſe aufſtellen laſſen.

Da ich, nach Dieſem, dem Leſer unmöglich etwas Merkwürdigeres mittheilen kann, ſchließe ich hier meine Briefe aus Dänemark.

Alſo die Deutſchen hängen an einander wie Kletten!

Nun ſag' mir Eins, man ſoll nicht Wunder glauben!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Moritz Hartmann's

Geſammelte Werke.

Vierter Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Der Krieg um den Wald 1

Das Märchen vom Blanskywalde 98

Erzählungen eines Unſtäten.

Le mie prigioni (als Vorrede) 179

Erſtes Buch.

1. Die Samaritanerin und die Patrioten . . 210
2. Das goldene Haar und die Geſchichte zweier Küſſe 233
3. Miß Ellen 257

Zweites Buch.

1. Eine indo-germaniſche Geſchichte 298
2. Gloria und eine Sage von Johannes Parricida 325
3. Der blinde Wilhelm 362

Drittes Buch.

1. Der Verbannte 399
2. Das Neſſuskleid 412
3. Das Wort einer Frau 445
4. Ein frommer Betrug 452
5. Kontraſte 474

Viertes Buch.

Dur und Moll 498

Der Krieg um den Wald.

Eine Hiſtorie in zwölf Kapiteln.

Wie grün auch die Natur auf der Oberfläche erſcheint, ſo ruht ſie doch tiefer unten überall auf einer ſchrecklichen Grundlage, und Pan, bei deſſen Spiel die Nymphen tanzen, hat einen Schrei in ſich, der Alles zum Wahnſinn treiben kann. Thomas Carlyle.

Erſtes Kapitel.

Die erſten Regierungsjahre der unvergeßlich genannten Kaiſerin Maria Thereſia waren für Böhmen eine Zeit der Drangſale und der ſchwerſten Prüfungen. Abwechſelnd in Beſitz genommen und gebrandſchatzt von Preußen, Baiern und Frankreich, und immer wieder erobert von den Kaiſerlichen, wußte das Land am Ende nicht mehr, wem es eigentlich angehörte, wo es Recht ſuchen und von welcher der genannten Mächte es Erſatz für den erlittenen Schaden fordern und erwarten ſollte. Dazu kam die völlige Recht- und Geſetzloſigkeit, die in Folge der ewig ſchwankenden Zuſtände eintraten. Die Gutsherren, welche zugleich die Gerichtsherren waren, hatten für die verſchiedenen Mächte Partei genommen und flüchteten ſich, ſobald die feindliche ſich näherte, ihre Unterthanen der fremden wie der heimiſchen Willkür überlaſſend. Der Bauer war es wieder, der unter dieſen Umſtänden am Meiſten zu leiden hatte und in ſolcher tollgewordenen Zeit endlich gegen ſich ſelbſt zu wüthen anfing. Der Krieg, die Neigung zu Händeln, die böſe Luſt am Haſſen und an der Zwietracht hatte ſich der Geiſter bemächtigt, und ſobald im Thal, im Gebirge ein Landſtrich vom Feinde geräumt war, ſuchten die Bewohner unwillkürlich und bewußtlos nach Händeln unter ſich, die größeres Unglück über das Land brachten, als alle äußeren Feinde.

Der Schauplatz einer der merkwürdigſten Kriegsgeſchichten dieſer Art waren die Dörfer, die ſich zerſtreut, nordöſtlich von der k. k. Bergſtadt Přibram[1], vom Trubaberge aus über den

---

[1] Sprich Pržibram.

Homolawald hinunter bis ins Thal der Litawka, und öſtlich längs der Prager Straße hinziehen.

An dem eben genannten Flüßchen, das während des Sommers unſcheinbar und nur mit Mühe durchs Geſtein ſickert, im Frühling aber und mit anbrechendem Winter gewaltig aufbraust und Felder und Wieſen verheert, liegt das zerriſſene, arme Dorf Duſchnik. Ein kleines Schlößchen mit einem unbedeutenden Thurmuhr und ein mit Mauern umgebener Kohlgarten, der ſich Schloßgarten nennt, bilden ſeinen ganzen Schmuck. Sonſt Strohdächer, theilweiſe noch mit Raſen bedeckt, aus denen wilde Pflanzen aufwuchern, einzelne Bäume, zerbrochene Holzbrücken, tiefe Lehmgruben mitten zwiſchen den Häuſern, ein heiliger Johann von Nepomuk in der Mitte, einzelne rothangeſtrichene Fenſterläden an den wohlhabendſten Häuſern — in der Ferne das dumpfe Klopfen der Eiſenhämmer und der ewig aufſteigende Rauch der Silberſchmelzhütte — das iſt das ganze Dorf, das iſt Duſchnik, deſſen Geſchichte zur Zeit des öſterreichiſchen Succeſſionskrieges wir hier erzählen wollen.

Eines Abends, es war im Frühling des Jahres 1744, ſaß, wie gewöhnlich, der größte Theil der männlichen Bevölkerung des Dorfes Duſchnik in der Stube des alten Matthei Stroß verſammelt, den man ſchlechtweg, in Erinnerung an ſeine ehemaligen Amtsverrichtungen als Dorfrichter, nur den „alten Richter“ nannte, und horchte den weiſen und erfahrenen Worten dieſes Greiſes. Der alte Richter genoß von jeher in dem Dorfe und der ganzen Umgegend des größten Anſehens, das er nicht allein ſeinem Richteramte verdankte, welches er nunmehr, ſei es wegen ſeines vorgerückten Alters niedergelegt oder in den ſtürmiſchen Zeiten verloren hatte, ſondern es war noch in ganz andern Umſtänden begründet.

Allgemein raunte man ſich in die Ohren und glaubte, obwohl man es nie öffentlich zu behaupten wagte, der alte Richter, der ſo viel Geheimes wußte, von uralten Dingen ſo klar erzählte, als ob ſie geſtern oder heute geſchehen wären, der ſo weiſe ſprach und Alles, was er ſprach, mit Bibelſprüchen zu belegen verſtand — allgemein glaubte man, der alte Richter ſei ein Huſſit, habe eine böhmiſche Bibel, in der er allſonntäglich leſe, wobei er ſich ſelbſt die heiligen Sakramente in Brod und Wein ertheile, und habe neben der Bibel und andern geheimnißvollen Büchern tief unter der Diele ſeiner Stube einen Kelch, ein Schwert und andere Zeichen der Huſſiten vergraben.

Obwohl gut katholiſch, achtete das Volk das Geheimnißvolle, das den Alten umgab, und hatte inſtinktmäßig eine heilige Scheu vor ſeiner eigenen Vergangenheit, die trotz aller Pfaffenerziehung im Gedächtniß des Volkes überhaupt und vor den Augen der Duſchniker Bauern leibhaftig in der Geſtalt des alten Richters fortlebte. Sie glaubten, daß in dem Stamme, in welchem ein vor Jahrhunderten blühender Glaube fortwuchs, alles Wiſſen der langen Zeit, die zwiſchen damals und heute lag, vereinigt war. Doch wagte man nur ſelten oder nie davon zu ſprechen oder darauf anzuſpielen. Nur wenn der alte Richter etwas ſagte, was den Bauern beſonders weiſe erſchien und was ſie einem höheren Wiſſen zuſchrieben, ſahen ſie einander einverſtändig an und gaben andeutungsvolle Zeichen. Immer aber glaubten und gehorchten ſie ſeinen Worten. Auch heute.

Die Bauern ſprachen über die Zeitläufte und ließen ſich vom alten Richter erzählen, was er in der Stadt beim Amte über die neuſten Schlachten, über Krieg und Frieden, über die Kaiſerin, ihre Generale und Miniſter gehört hatte. Martin Kinnich, ein kleines, mageres Männlein mit funkelnden Augen und ſtruppigem Haar, dem man bei ſeiner ſtarken Beweglichkeit das vorgerückte Alter nicht anſah, klatſchte mit der Hand auf den rothen Tiſch und meinte, während er den Hut von einem Ohre auf das andere warf: Es wird noch lange nicht beſſer! Was haben wir von der Kaiſerin zu erwarten? Als ſie vor Kurzem in Prag war, ſchickte ſie ſechsundvierzig ſchwangere Weiber, die um die Freigebung und das Leben ihrer gefangenen Männer baten, mit harter Antwort von ſich. Iſt das ein weibliches Herz?

Sechsundvierzig ſchwangere Weiber! ſechsundvierzig ungeborne Kindlein! Um Steine zu bewegen! Und was haben die ſechsundvierzig Männer gethan? Kein Menſch weiß es. Man beſchuldigt ſie des Einverſtändniſſes mit Baiern, weil ſie die Brandſchatzung eintrieben, ohne welche Alles mit Feuer und Schwert wäre vernichtet worden. Bei Gott, brave Männer ſind's, und recht haben ſie gethan. Und Baiern! das iſt auch ſo eine Geſchichte. Nach alten Briefen und Urkunden ſoll Baiern eben ſo großes Recht auf Böhmen haben und größeres als Maria Thereſia, unſere allergnädigſte Kaiſerin. Es wird nicht beſſer, ſage ich, es wird nicht beſſer!

Der Einzelne macht die Dinge nicht gut und macht die Dinge nicht ſchlecht, ſagte darauf der alte Richter Matthei Stroß, — am Volke liegt's. Wie das Volk iſt, ſo werden die Dinge; am Geiſte, der im Volke lebt, liegt es. Wäre das Volk ſo, daß es ſich erhoben hätte, als eine Anzahl unſchuldiger Männer in die Gefängniſſe geführt wurden, dann hätte die Kaiſerin keine ſolche Antwort zu geben gebraucht, ja wäre es gar nicht dahin gekommen. Der Geiſt, der im Volke ſteckt, ſteht ewig hinter den Fürſten und raunt ihnen zu: ſo und ſo thuet, das wird es ertragen, euer Volk — das wird es nicht ertragen.

— Sie iſt die Tochter ihres Vaters, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, fügte ein Dritter hinzu, und Martin Kinnich rief etwas ärgerlich darein: Wenn der Einzelne die Dinge nicht gut und nicht ſchlecht macht, warum ſollen wir uns nicht helfen? Warum ſollen wir warten, bis der Richter nach Jahr und Tag uns unſer gutes Recht auf den Wald zuſpricht? Warum gehen wir nicht hin und ſchlagen die Diebe, die Obtſchover, todt, die ihn ausreuten, daß er eher wie ein Kirchhof als wie ein Wald ausſehen wird, wenn es endlich dem Richter belieben wird, ſein Urtheil zu ſprechen?

Kinnich hatte einen Gegenſtand zur Sprache gebracht, der augenſcheinlich die Gemüther aller Anweſenden ſchnell ergriff und, wie an ihrer Augen Blitzen, an den vorgebogenen Leibern, die horchen wollten, was der alte Richter antworten werde, zu ſehen war, ſie ſehr lebhaft bewegte. Es war auch eine Lebensfrage. Das Dorf Duſchnik war arm, ſo arm wie nur wenige Dörfer der ganzen Umgegend. Die Ueberſchwemmungen der Litawka ſpotteten des Fleißes ſeiner Bewohner. Ringsum war Alles ausgeſchwemmtes Geſtein, verwaſchenes Erdreich, zerriſſener ſandbedeckter Wieſengrund. Was an Feld und Wieſe höher hinauf an den Hügeln lag und vor der alljährlich wiederkehrenden Kalamität geſichert war, hatte ſich ſeit Jahrhunderten die Gutsherrſchaft zugeeignet. Dem Dorfe ſelbſt blieb nichts übrig als der Wald, der, die „Homola“ genannt, ſich den Bergrücken entlang erſtreckte und das Thaldorf Duſchnik von dem Bergdorf Obtſchov trennte. Der Wald, der allein die Duſchniker ernährte, indem ſie jährlich eine Anzahl Stämme fällten, die ſie nach Prag verkauften und deren Ertrag ſie gleichmäßig unter ſich vertheilten, der Wald war von ihnen gehütet und geliebt, wie ihr Augapfel, wie ihr Kind — denn er war ihr Nährer, ihr einziges Beſitzthum — daher auch ihr Troſt und ihr Stolz. Die Obtſchover, obwohl glücklicher als ihre Thalnachbarn, da ſie, reich an Feld- und Wieſengrund, Früchte und Heerden in vollem Maße beſaßen, gönnten gleichwohl den Duſchnikern nicht den vollen Genuß des Waldes, und da er ſich in der That eine Stunde über ihre Gemarkung hinauszog, erhoben ſie unter Anführung ihres Dorfrichters, Mika, nur der Bauernadvokat genannt, Anſprüche, welche beide Dörfer in einen langen Prozeß verwickelten. Sein Fortgang wurde durch die Flucht der Gutsherren und aller Beamten beim Herannahen der Baiern und Franzoſen unterbrochen, und da auch der Magiſtrat der Stadt Prjibram das Schiedsrichteramt von ſich wies, benützten die Obtſchover, vielleicht ahnend, daß ihnen das Recht auf den Wald werde abgeſprochen werden, die geſetzloſe Zeit, um ihn ſo viel als möglich auszubeuten und das Holz um einen Spottpreis an alle Welt zu verkaufen. Ihr Richter, Mika, der in der ganzen Umgegend für einen feinen Kopf galt, mit dem ſich kein Advokat meſſen dürfe, der mehrere alte Geſetzbücher beſaß, woraus er den Bauern, bei denen ſich dann und wann das Gewiſſen regte, ihr Recht auf den Wald vordemonſtrirte, ſuchte die Abſatzquellen auf und leitete den Holzhandel, wobei ihm größere Einkünfte als den andern Bauern abfielen, was ihn auch bewog, mit ſeinen Rechtsbefohlenen auf dem eingeſchlagenen Wege zu beharren und den Wald in der Zeit, die ihm die Verwirrung des Krieges noch ließ, ſo viel als möglich auszubeuten. Es hatte ſich in Folge dieſes Streites ein Geiſt des Haſſes und der Erbitterung zwiſchen den Bewohnern der beiden Dörfer ausgebildet, der ſchon oft zu Thätlichkeiten geführt, nächſtens aber in blutige Händel auszuarten drohte. Daher die Bewegung unter den Bauern, als Kinnich das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand brachte, und ihre Aufmerkſamkeit auf die Worte des alten Richters, der ihm alſo antwortete:

Es ſteht wohl geſchrieben: Glied um Glied und Aug um Aug und Zahn um Zahn. Es iſt aber nicht geſagt: wenn dein Nachbar Gewaltſames begeht, ſo thu wieder Gewaltſames, und wenn er dich beſtiehlt, ſo ſtiehl wieder. Das Auge, das er euch verwundet, wird er euch heilen müſſen nach dem Spruche des Richters, der der Arzt des Verfolgten iſt, und mit den Arzneien, wie er ihm befiehlt. Unſer Recht iſt verbürgt in alten Urkunden, und keinem Menſchen iſt es gegeben, daſſelbe zu beugen. So müſſen wir glauben, ſo lange es der Richter nicht gebeugt hat. Er muß zum reichen Manne ſagen: gib dem Armen ſein Schaf wieder. Der Krieg wird bald beendigt ſein, die Richter werden ſich wieder um das Recht der kleinen Leute kümmern müſſen — bis dahin müſſen wir dulden.

Die Bauern, wie es ſchien, wenig zufrieden mit dieſer friedlichen Rede des alten Richters, murmelten vor ſich hin, und mehrere wollten ihm antworten, als ein junger Bauer, ohne Hut, mit zerzauſtem Haar, blutigem Geſicht und zerriſſenen Kleidern, in die Stube ſtürzte.

So haben mich die Obtichover zugerichtet, rief er aus, indem er ſich vor die Bauern hinſtellte und eine laute Lache aufſchlug — es geſchieht euch aber Recht. Während ihr hier ſitzet und plaudert, fahren ſie Wagen auf Wagen nach Prag, und wenn ſich Einer von euch unterſteht, zu muckſen, werden ſie ihn ſo zurichten, wie ſie mich zugerichtet haben.

Die Bauern ſprangen auf, ballten die Fäuſte, warfen die Hüte auf den Boden, fluchten und polterten. „Was iſt's, was iſt geſchehen? erzähl' Pepik, erzähle!"

Nun, was ſolls ſein? — ſagte der Bauernjunge Pepik Picard;[1] indem er ſich das Blut vom Geſicht wiſchte, — ich komme von Oborichiſcht, wohin ich das letzte Huhn und die letzten Eier meiner Großmutter brachte, um ſie im Kloſter der ehrwürdigen Brüder Jeſuiten, weil ſie meiner Alten die Roſe aus dem Geſicht gebetet haben, zu opfern, gehe ganz luſtig mit dem Segen des Paters Guardian davon, ſinge und bin guter Dinge, biege ums Holz hinter Obtſchov — wer kommt mir entgegen? Der alte Lump, der Bauernadvokat, der Mika aus Obtſchov, mit einer Schreibtafel in der Hand und rechnet und rechnet, und hinter ihm ein langer, langer Zug von Pferden — und was zogen die Pferde? prächtige Tannen, liebliche Fichten, goldne Birken. Kreuztauſend Bataillon, rief ich, du Dieb, du Schelmenvater, führſt uns wieder unſer ſchönſtes Gehölz fort! — und wie ichs ſage, treibe ich ihm die Mütze über die Ohren, ſchlage ihm die Schreibtafel aus der Hand und laufe, was ich laufen kann — querfeldein. Aber proſt die Mahlzeit — die Burſche haben's geſehen, laſſen die Pferde ſtehen, und, den jungen Mika an der Spitze, laufen mir nach und richten mich ſo zu, wie ihr mich da ſeht.

Die Diebe, die Räuber! riefen die Bauern unter einander — ſie ſollen büßen — wir wollen's ihnen zeigen!

---

[1] Picard — dieſer Name, der mitten unter den ſlaviſchen und deutſchen Familiennamen ſo ſonderbar abſticht und oft in Böhmen vorkommt, ſtammt offenbar von den Picarden, welche einſt in Böhmen eine ſo große Rolle ſpielten.

Halt, es iſt noch nicht aus! rief ihnen Pepik nach, da ſie zornig und fluchend hinaus eilen wollten, 's iſt noch nicht aus. Auf dem Heimwege habe ich vom Obtſchover Juden erfahren, daß der Mila mit einem kaiſerlichen Lieferanten einen Kontrakt abgeſchloſſen hat und ihm ſo viel Holz liefert, als er nur braucht, um zweihundert Elbboote für die Armee zu bauen und Brennholz für die Militärbackhäuſer. 'S iſt ein ſchön Geſchäft — in vier Wochen wird unſer Wald ſo durchſichtig ſein, wie des armen Mannes Korn.

Das ſoll er nicht, beim heiligen Johann von Nepomuk, beim heiligen Wenzel und tauſend andern Heiligen! ſchrie Kinnich, das ſoll er nicht, die Obtſchover ſind Räuber, wir müſſen uns unſerer Haut wehren, und wer auf Raub ausgeht, der geht auch auf Mord aus, ſagt ein altes Sprüchwort — und wer mich morden will, den ſchlag ich todt und damit Punktum, und morgen gehen wir in den Wald, und wenn wir da einen Obtſchover Blutstropfen finden, ſo ſoll er fließen — das ſchwör' ich beim Teufel!

Ja, wir gehen morgen in den Wald und ſchlagen todt, was uns unter die Hände kommt! riefen die Bauern alle und liefen fluchend hinaus; kaum daß ſie dem alten Richter noch gute Nacht ſagten und er Zeit genug hatte, ihnen nachzurufen: Vergeßt mich nicht, ich gehe mit euch in den Wald!

Plötzlich war es ſtille geworden in der Stube. „Es geht ſchlimm!“ murmelte der alte Richter, der zurückgeblieben war, indem er mit dem großen hölzernen Kamm, der nach alter Art in ſeinen langen grauen Locken ſteckte, ſich die Haare zurückſtrich, ein altes dickes Buch aus einem Verſtecke in der Holzwand hervorzog und hinausging.

Während er draußen die Treppe hinaufſtieg, um in die Schlafſtube unter dem Dache zu gelangen, fing es in der Stube, tief im dunkeln Winkel hinter dem Ofen, leiſe zu ſchluchzen an, und das Schluchzen wurde immer ſtärker, bis es ſich in ein langes, inniges Weinen verwandelte.

Liduſchka, die Schwiegertochter des alten Richters, die junge Strohwittwe, wie man ſie im Dorfe nannte, weil ihr die Kaiſerlichen ihren Mann kurze Zeit nach der Hochzeit als Soldaten weggeführt hatten, Liduſchka hatte hinter dem Ofen Alles geſehen und gehört, was in der Stube vorging. Sie weinte, weil ſie eine Obtſchoverin war, und es that ihr weh, ſo von ihren Landsleuten ſprechen zu hören, wie man ſie Diebe, Schelme, Räuber nannte. Beſonders weh aber that es ihr, daß man von ihrem Vater, dem Bauernadvokaten, wie von dem Herbergsvater der Diebe ſprach, er, der zu Hauſe in ihrem Dorfe ſo hoch geachtet war als Wunder der Weisheit und Gelehrſamkeit unter den Bauern. Wie ſie ſo weinend aus ihrem Verſtecke hervorkam und durch die Stube ging, ſchluchzend, gebeugten Hauptes, und ſich ans Fenſter ſetzte, wo ſie, vom Monde beſchienen, ihre langen blonden Haarflechten unter tiefem Seufzen auflöſete und die aufgelöſten Haare wie einen Kranz um die Stirne wand, war ſie ſchön und traurig anzuſehen. Nicht allein die ſchlimmen Worte, die über ihren Vater und ihre Landsleute gefallen waren, waren es, die ſie ſo betrübt machten — traurige Ahnungen ſtiegen in ihr auf. Es war ihr, als ob die Männer, die heute ſo erzürnt von dannen ſtürzten, ſich nicht ſo bald zur Ruhe begeben würden — als ob der heutige Abend der Anfang einer böſen Zeit ſein ſollte. Dieſe Ahnungen ließen ſie nicht ſchlafen, ſelbſt als ſie längſt ſchon vor dem hellen Mondſchein ihren ſchönen ſchlanken Leib im Bette barg. Sie bildete ſich ein, daß Alles beſſer werden müßte, wenn nur ihr Mann daheim wäre, der gute, ſanfte Nikolai, und zum Frieden ſprechen könnte, anſtatt daß er ſich eben im fernen Schleſien oder Sachſenlande als wilder Soldat herumtreiben mußte. Böſe Träume ließen ſie nicht ſchlafen, bis ſie endlich in einem Augenblicke zwiſchen Wachen und Schlafen einen Ausweg aus ihrem Kummer fand und dazu lächelte wie zu einem guten Gedanken. Mit dem erſten Morgenſtrahle wollte ſie hinunter zum Alten vom Hammer, um ſich ſeinen Rath zu erbitten und ihn, den Propheten, über die nächſte Zukunft zu befragen.

Zweites Kapitel.

Einige hundert Schritte hinter dem Dorfe Duſchnik, wenn man dem Laufe der Litawka folgt, auf dem ſchmalen Striche zwiſchen dem Bache und dem ſteil aufſteigenden Felſen, durch Ulmen, Erlen und Weidenbäume verdeckt, liegen mehrere Eiſenhütten eng aneinandergedrängt. Obwohl die hölzernen Wände und Dächer auf ſteinernen Grundmauern ruhen, zittern ſie doch ununterbrochen von dem Schlage der mächtigen Hämmer vom Grunde bis zum Giebel, und die Wetterfahnen drehen ſich bebend, auch wenn nicht das leiſeſte Lüftchen zieht. Haben die Hütten in ihrem dunkeln, einſamen Verſteck, von dumpfem Geklopfe durchhallt, von Kohlenſtaub bedeckt, an ſich ſchon etwas Unheimliches, ſo bekommen ſie erſt noch ein ſchauerliches Anſehen, wenn im Frühling und im Sommer, ſobald die Sonnenſtrahlen wärmend niederfallen, die unzähligen Schlangen aus ihren Löchern im Felſen hervorkriechen, ſich die Wände hinanwinden und von den Dächern züngelnd herabhängen gleich rothen, grünen, ſilbernen Bändern, die der Wind bewegt. Die Eiſenarbeiter lächeln über die gewohnte Geſellſchaft, die ſie nicht fürchten, und wundern ſich auch nicht, wenn ſich dann und wann ein vorwitziges Schlänglein ganz nahe dem Hammer neben der glühenden Eiſenſtange hinſtreckt oder ſich im Herde mitten im Funkenregen wärmt. Aber der Wanderer erſchrickt vor den Hütten, wie vor der Wohnung eines Zauberers.

Aber es wohnt hier auch ein Zauberer.

Hart am Felſen, in der verſteckteſten und ärmlichſten unter den verſteckten und ärmlichen Hütten, wohnt der alte Bureſch, der Wunderdoktor, der Prophet, der ausgerenkte Arme und Beine einrichtet, allerlei Salben bereitet, das Gras wachſen hört, die Stimmen der Thiere verſteht, geheimnißvolle Uebel beſpricht, Träume deutet, neugebornen Kindern nach den Sternen ihr Schickſal beſtimmt und Jedem auf Begehren die Zukunft deutet — der alte Bureſch, der Alte vom Hammer. Seine geheimen Wiſſenſchaften hat er ſich, wie man's erklärt, aus dem Lande der Türken und Heiden geholt, wo er lange Zeit vor vielen Jahren unter Prinz Eugen dem edlen Ritter als Soldat gedient hat. Später war er Altgeſelle im Hammer; jetzt, in ſeinem hohen Alter, aß er nur noch das Gnadenbrod in der einſamen Hütte. Er hauste dort ganz allein, da ſein Sohn Peter Bureſch ſich als Wilddieb in den fernen Wäldern umhertrieb, ja ſogar unter die Zigeuner gegangen ſein ſoll. In ſeiner Einſamkeit beſchäftigte ihn die Zubereitung der Wunderſalben und ſeine Schlangen. Die Schlangen waren ſeine liebſte Geſellſchaft, und darnach hatte er auch ſeine Stube eingerichtet. Ueberall in den Wänden nahe am Boden waren Löcher angebracht, daß ſie ohne Hinderniß ein- und ausſchlüpfen und ſich die Würmer holen konnten, die er ihnen jeden Morgen hinlegte. Da ſah es denn auch ſo ſchreckhaft in ſeiner Stube aus, daß nur wenige Menſchen es wagten, ſie zu betreten, und darum ſaß er auch den ganzen Tag vor der Schwelle ſeiner Hütte und ſonnte ſich und ſah zu, ob Jemand komme, ſeinen Rath zu holen. Zum Zeitvertreibe hatte er neben einem Roſenkranze eine Schlange in der Hand, mit der er ſpielte, die er ſteif zu machen verſtand, die er tanzen lehrte, um den Hals band wie einen Strick oder auch, wenn er genug geſpielt hatte, in den Buſen ſteckte, wo ſie ſich warm und behaglich fühlte. Die Leute aus dem Dorfe, die ihn näher kannten, behaupteten, er denke, während er da ſo ſpiele, den ganzen Tag an ſeinen Sohn Peter Bureſch, den Wilddieb, den er leidenſchaftlich liebte, und aus dem er gerne einen großen, mächtigen Herrn machen möchte.

So ſaß er wieder da wie immer auf der Schwelle der Hütte und ſpielte mit dem Roſenkranz und der Schlange wie immer und lächelte, etwas grinſend, vor ſich hin wie immer. Es war früh am Morgen. Da ſah er Liduſchka, die junge Schnur des alten Richters, über den Steg auf ſich zukommen. Der Alte freute ſich augenſcheinlich bei dieſem Anblick, verbarg die Schlange unter dem Hemde, um das junge Weib nicht zu erſchrecken, und gab ſich Mühe, ein freundliches Geſicht zu machen. „Brächteſt du mir etwas, murmelte er, womit ich deinem alten Friedensprediger einen rechten Tort anthun könnte, ſollteſt du mir willkommen ſein.“ Er meinte den alten Richter, den er haßte, weil er mit ihm ſeinen Einfluß im Dorfe theilen mußte, und weil er wohl fühlte, daß er ſelbſt, gefürchtet und geſcheut, nur in der höchſten Noth aufgeſucht wurde, der alte Richter aber in hohem Anſehen ſtand wie ein Prieſter oder Vater. Liduſchka, als ſie des Alten vom Hammer anſichtig wurde, ſchlug furchtſam die Augen nieder, und um ihre Angſt zu verhüllen, begann ſie den Inhalt ihres Körbchens, Brod, Eier und etwas Mehl, zu ordnen, und wäre am Liebſten zurückgekehrt, da ihr plötzlich ihr Gang als ſündhaft und der Alte ſo unheimlich erſchien.

Aber er rief ihr ſchon von Ferne zu: Willkommen, Liduſchka! Dich drückte ein geheimes Weh — komm, daß ich dir helfe.

Das junge Weib konnte nicht mehr zurück und ſagte, indem ſie ſich näherte: Gewiß, ein großes Weh, und Ihr ſollt mir davon helfen mit Eurem klugen Rath, und wenn Ihr mir noch ſagen wollt, wie es in der Zukunft wird mit den Duſchnikern und den Obtſchovern und mit meinem Vater und mit meinen Brüdern, ſo habe ich Euch dafür Alles mitgebracht, was ich im Haushalt entbehren und was ich Euch in dieſer Jahreszeit bringen kann.

Der Alte warf nur einen kurzen Blick auf das Körbchen, aber einen langen und prüfenden auf das unausgeſchlafene kummervolle Geſicht der armen Liduſchka, aus deren Worten er ſchon ihr Anliegen errathen hatte. Er lächelte und ſagte mit blinzelndem Auge, als ob er ſie ſeiner Allwiſſenheit verſichern wollte: Gelt, du plagſt dich der Obtſchover Händel wegen, du fürchteſt, es wird blutige Köpfe geben, daß dein Vater ſchlecht davon kommen wird — und dazu haſt du ſo böſe Träume und du biſt ſo allein und verlaſſen, du armer kleiner Vogel? Erzähle, erzähle!

Jeſus Maria, ja ſo iſt es! Ihr habt es ſchon Alles errathen — ſagte Liduſchka, indem ſie über die Sehergabe des Alten ein Fröſteln überlief. Und ſie erzählte ihm lange und ausführlich von den böſen Träumen, die ſie plagten, von den ſchlechten Namen, mit denen man ihren Vater im Dorfe benenne, von Allem, was geſtern beim alten Richter vorgegangen war und wie das ganze Dorf in Aufregung ſei und daß man heute in den Wald ziehen wolle.

Der Alte hörte ihr aufmerkſam zu und unterbrach ſie nicht in ihrer langen und ausführlichen Erzählung. Nur daß er manchmal mit einem „Hm, Hm“ in Nachdenken verſank, ſich lächelnd die Hände rieb und: „es wird gehen, es wird gehen“ zwiſchen den Zähnen murmelte. Liduſchka, die es bemerkte, wurde ängſtlich zu Muthe, und ſie fragte mit zitternder Stimme: Vater Bureſch, ich glaube, ihr freut Euch über das Alles?

Aber anſtatt aller Antwort ſprang der Alte von der Schwelle auf und eilte in die Stube, aus welcher er nach wenig Augenblicken, wie zu einer Reiſe gerüſtet, wieder herauskam. Ein alter, brauner Ungarmantel hing um ſeine Schulter, ſchief auf dem Kopfe ſaß der breitkrämpige, durch allerlei Riſſe gezackte Hut, ein gewaltiger Roſenkranz mit braunen großen Kugeln hing ihm um den Nacken vorn auf die Bruſt herunter, und in der linken Hand hielt er einen Stock, der ſo hoch war wie er ſelbſt und oben ein großes, eiſernes Doppelkreuz trug. Die Augen des Alten blitzten, er ſchien plötzlich um einen Kopf höher geworden zu ſein, ſeine Muskeln ſpannten ſich, und nach dem Dorfe gewendet, rief er mit einer Stimme, die den Lärm der Hämmer weit übertönte: Ja, es wird blutige Köpfe und Wunden und Tod geben! Das Maß iſt voll, bald wird es überlaufen! Bald ſoll es auf eueren Feldern ausſehen, o Duſchnik, und du, o Obtſchow, wie auf der Walſtatt nach einer Türkenſchlacht! Und ich will euch einen Führer geben, von dem in hundert Jahren noch die Steine erzählen ſollen und die verbrannten Häuſer! —

Dann ſprang er mit der Kraft eines Jünglings über den Bach, eilte über die Wieſen hin und verſchwand im Dunkel des Waldes. Liduſchka, die bleich und an allen Gliedern bebend daſtand und noch immer die Worte des Alten hörte, die ihr Herzblut gerinnen machten, faßte ſich endlich und rief entſetzt: Jeſus Maria! Er holt ſeinen Sohn, Peter Bureſch, den Wilddieb.

Dann ſetzte ſie ſich hin und weinte bitterlich.

Indeſſen herrſchte im Dorfe die höchſte Aufregung. Unter dem großen Kaſtanienbaume, der die Statue des heiligen Johann von Nepomuk beſchattete, verſammelten ſich die Männer — fluchend, ſchreiend, Weiber und Kinder zurückſtoßend, die ſich neugierig umherſtellten und der Verwirrung zuſahen. Hirten hatten die Nachricht gebracht, daß die Obtſchower wieder am Kreuz beim heiligen Antonius von Padua Holz fällten. Man wollte den geſtern gefaßten Beſchluß in Ausführung bringen. Der alte Richter erſchien in der Tracht, in welcher er ſonſt zu Amte zu gehen pflegte — langer, grüner Tuchrock, der mit weißem Schafpelze ausgelegt und vorn mit langen ſeidenen Schnüren zuſammen gehalten wurde, Schuhe mit weißen Schnallen, hohe, ſchwarze Strümpfe — auf dem dicht von weißen Locken umwallten Haupte die grüne, pelzumſäumte Sammtmütze, in der Hand das hohe, faſt bis ans Kinn reichende ſpaniſche Rohr mit gelbem Beſchlage. Er ſtellte ſich an die Spitze der Bauern und ſchritt dem Walde zu. Aber als ſie an die Brücke kamen, die über die Litawka führt, da ſtand ſchon Kinnich an der Spitze einer großen Schaar von Bauern, die ſämmtlich mit Waffen aller Art, Heugabeln, alten Spießen, Säbeln und Feuergewehren ausgerüſtet waren. Der alte Richter blieb erſchrocken ſtehen. Was ſoll dieſer Aufzug? rief er unwillig aus. Es ſteht geſchrieben, du ſollſt hingehen und den Fehlenden dreimal ermahnen, daß er vom Unrecht abſtehe, und ihr wollt Blut vergießen? Das iſt nicht gut gethan, Bruder Kinnich.

Kinnich, der ſich ſo angeſprochen ſah, ſchob trotzig die Mütze tief in die Stirne, drückte ſeine alte Feuerwaffe noch feſter an die Schulter und ging ohne Antwort vorwärts. Der Friedensprediger! murrte er vor ſich hin; wenn es nach ſeinem Kopfe ginge, müßten wir warten, bis uns am jüngſten Tag unſer Recht wird.

Aber der alte Richter, Matthei Stroß, ſah die Gefährten Kinnich's, die ſtehen geblieben waren, lange und durchdringend an, und unwillkürlich gingen ſie hin, lehnten ihre Waffen an das Gelände der Brücke und ſchloſſen ſich friedlich dem unbewaffneten Zuge an. Als das Kinnich ſah, warf er auch ſeinerſeits die Waffe, aber fluchend und ſchimpfend, ins Gras und lief zornig voraus. Nun, wenn ihr wollt, rief er, ſo ziehen wir hin, wie ein Leichenzug — wir werden den Obtſchovern gewaltigen Reſpekt einflößen! Wenn ſie uns todtſchlagen, haben ſie Recht!

So gingen ſie vorwärts, den Berg hinan durch die ſchattigen Hallen der Fichten und Kiefern. Sie brauchten nicht weit zu gehen, um die hallende Axt fallen und die fallenden Bäume krachen zu hören. Sie ballten die Fäuſte und ſchritten lippenbeißend weiter. Doch kam kein lauter Zorn in ihnen auf — im Gegentheile beſchlich ahnungsvolle Trauer ihre Herzen, und es war ihnen, als ſtünden ſie am Anfange trauriger Ereigniſſe, ja als ob ihnen eine höchſt ſchmerzvolle Begebenheit ſehr nahe wäre. Als ob ſie ihn um die Urſache ihrer Beklemmung fragen wollten, ſahen ſie von Zeit zu Zeit zum alten Richter auf. Dieſer aber ging ſchweigend, gedankenvoll, gebeugten Hauptes ſeinen Weg. Als ſie ſich dem Kreuzwege beim Bilde des heiligen Antonius von Padua näherten, verſtummten plötzlich die Schläge der Aexte. Die Obtſchover ſahen auf und ließen überraſcht die Hacken fallen, harrend der Dinge, die da kommen ſollten. Ueber ihrem Haupte, auf dem Baume, an deſſen Wurzel ſie eben die Axt und die Säge gelegt hatten, krächzte ein Rabe, der trotz allen Lärmens die Zweige nicht verlaſſen wollte. Stille war's — die Vögel des Waldes, die unter dem Hauen und Sägen verſtummt waren, fingen nach und nach, aber ſchüchtern, zu ſingen an — in der Tiefe begann ein Kuckuk ſeinen Ruf, ſchwieg aber ſogleich wieder. Wie kühl es auch im Walde war, wiſchten ſich doch Obtſchover und Duſchniker den Schweiß von der Stirne. Ein ſchweres Alpdrücken lag auf dem ganzen Walde. Auf dem feuchten Mooſe zitterten goldne Sonnenſtreifen und Ringe — ein leiſer Windzug durchſeufzte den Wald, und die Wipfel neigten ſich, „als ob ein Unſichtbarer drüber ginge.“

Der tolle Henſik, der unter den Obtſchovern war und, von der Beklemmung, die ſich Aller bemächtigte, am Wenigſten verſpürend, den Duſchnikern grinſend entgegenlächelte, unterbrach die Stille zuerſt. Er ſchlug eine helle, widerliche Lache auf und hieb aufs Neue auf den Baum los. Da fühlten ſich ſeine Gefährten, die um ihn herum ſtanden, plötzlich vom Alpdrücken erlöſt und lachten laut mit dem tollen Henſik und griffen nach den Aexten und Sägen, um ſo zu thun, wie er that.

Den Duſchnikern, die ergrimmt vorſtürzen wollten, winkte der alte Richter mit der Hand, zurück zu bleiben, und ging allein vor bis an den Baum, an dem die Obtſchover eben beſchäftigt waren. Er ſprach alſo zu den Obtſchovern: Wie ihr jetzt den Baum mit Axt und Säge fället, ſo fället und ſtürzet ihr jegliches Recht, das Vertrauen des einen Menſchen zum andern, die Liebe zum Frieden. Wenn ihr nicht geduldig ſeid, bis der Richter ſein Urtheil geſprochen hat, ſo höret auf den Richterſpruch eures Gewiſſens, der euch ſagt: Ihr eſſet das Brod aus fremdem Korbe, ihr erntet auf fremdem Felde. Euch hat der Herr, gnädiger als gegen uns, Felder und Wieſen und Heerden gegeben, warum wollt ihr uns Deſſen berauben, was uns jedes Recht zuſprechen müßte, auch ohne Urkunden, Briefe und Siegel, da es jedes Menſchen Recht iſt, zu arbeiten und ſich zu nähren? Wo aber ſollen wir arbeiten und uns nähren, wenn nicht in dieſem Walde, der unſer Erntefeld iſt und unſere Werkſtatt?

Der alte Mika, der Bauernadvokat und Obtſchover Richter, bohrte mit ſeinem Haſelnußſtock ein Loch ins Moos, indem er antwortete: So lange nach Geſetz und Recht nicht ein Spruch gefällt iſt, iſt der Wald geſetzlos und hat keinen Herrn. Er iſt frei und gehört Jedermann, wie der Fluß, die Quelle, die Luft. Soll hier das Holz verfaulen wie im Zdikauer Walde? Wenn ihr arm ſeid, ſo kommt und bittet um Almoſen bei uns, die wir reich ſind. So lange ihr nicht kommt und ſaget: gute liebe Nachbarn, gebt uns etwas von eurem Ueberfluß um Gotteswillen — ſo lange haben wir uns um eure Armuth nicht zu kümmern. Jeder kehre vor ſeiner eigenen Thür und frage nicht, was geht beim Nachbar vor? Wenn ihr ſo thöricht ſeid und wartet, bis der Richter geſprochen hat, ſo ſind wir ſo klug, indeſſen zu arbeiten und in der rechtloſen Zeit aus der Ueberſchwemmung zu retten, was zu retten iſt. Macht der Krieg die Einen arm, macht er die Andern reich — und wer früher kommt, malt früher.

Alſo, rief der alte Richter empört aus, alſo gehſt du, während es blitzt und gewittert, aufs menſchenleere Feld und ſtiehlſt Garben? Haltet ein, rufe ich euch zu, ihr thuet Unrecht, ihr ſündiget vor Gott!

Der alte Richter rief es mit ſo gewaltiger Stimme, mit ſo gebietendem Tone, daß die Obtſchover zum zweiten Male die Aexte fallen ließen und aufmerkſam den Zwiegeſprächen der beiden Alten zuhorchten. Nur der tolle Honſik ließ ſich nicht ſtören. Unfähig, die Worte des Einen wie des Andern zu verſtehen, kümmerte er ſich auch nicht um Das, was um ihn vorging. Er wußte nur, daß er einen Baum zu fällen hatte und wohin er fallen ſollte, und unverſtändliche Töne ausſtoßend, die wohl das Feiern der Anderen mißbilligen ſollten, hieb er mit der Kraſt eines Wahnſinnigen auf den Baum los, immer grinſend und lächelnd, wie man es bei ihm gewohnt war. Man beachtete ihn auf beiden Seiten nicht — denn man kannte ihn von ſeinen Streifzügen her, die er oft im hohen Sommer unternahm, wenn es in ſeinem Gehirn zu kochen begann und er unruhig, wilde Töne ausſtoßend, von Dorf zu Dorf irrte, mit ſtruppigem Bart, offener behaarter Bruſt und zerzauſtem Kopfe. Man kannte ſeine Tücken, doch fürchtete man ihn nicht — er war ja blödſinnig — und wenn man ihn des Abends wo vor einem Dorfe hinter einer Hecke liegen ſah, nahm man ihn gaſtlich ins Haus, um ihn am andern Morgen wieder weiter ſtreifen zu laſſen. Die Obtſchover bedienten ſich beim Holzmachen gerne ſeiner ungeheuren Kraſt, die er auch mit Freude und Fleiß bewies.

So auch jetzt. Während durch die Unterhandlung der Alten die Duſchniker immer aufgeregter, die Obtſchover immer niedergeſchlagener und ſchüchterner wurden, ſo daß dieſe letztern, überwunden von den innigen Worten des alten Richters, ihre Blicke zur Erde ſenkten und nicht aufzuſchauen wagten, im Stillen ihren Richter beſchuldigend, daß er ſie zum Raube verleitete — ſah der tolle Honsik nur von Zeit zu Zeit auf, ob der Wipfel ſich ſchon neige, und hörte mit Freude das knackende Reißen der letzten Faſern.

Laßt uns, ſagte der alte Richter mit eindringlicher, vor Rührung zitternder Stimme, als er die Bewegung der Obtſchover ſah — laßt uns ein Schiedsgericht niederſetzen aus den beſten Männern der benachbarten Dörfer, und die ſollen entſcheiden zwiſchen uns.

Die Obtſchover ſahen fragend den alten Mika an. Er ſtand ſchweigend da und ſchüttelte den Kopf; er wußte wohl, daß er auf den Vorſchlag nicht eingehen konnte, er hatte ja einen Vertrag in Prag abgeſchloſſen, der ihn um Haus und Hof brachte, wenn er ihn nicht einhielt — und es war ja ein Vertrag für die Armee der Kaiſerin. Es konnte ihm aus den Händeln mit den

Duſchnikern nichts Uebels entſtehen, er konnte ſie im Nothfalle mit ſeinem Patriotismus entſchuldigen. Trotzdem er aber den Kopf ſchüttelte, machten doch die Obtſchover einen Schritt vorwärts, um dem alten Manne, der fragend, harrend, mit gerührten Blicken vor ihnen ſtand, die Hände entgegen zu ſtrecken — da krachte es plötzlich in den oberſten Zweigen — ein wilder Freudenruf des tollen Honſik — ein ſchwerer Fall — der Baum ſtürzte, und unter ſeiner Wucht erſchlagen lag der alte Richter.

Ein Schrei des Entſetzens erſcholl auf beiden Seiten. Alles ſtürzte auf den Baum los, um den Getroffenen hervorzuziehen. Weh euch, rief Kinnich, ihr habt uns unſeren Vater erſchlagen! Wüthend faßten einige von den Duſchnikern nach ihren Feinden — dieſe griffen zu den Aexten, die ſie in der Luft ſchwangen. Ruhe, Friede! ſeufzte noch der alte Richter Matthei Stroß und verſchied. Der Baum hatte ihn ſchwer am Kopfe verletzt — eine tiefe Wunde blutete, und die Gehirnſchale war eingedrückt. Sein letztes Wort wirkte auf ſeine Freunde — ſchweigend brachen ſie Zweige von demſelben Baum, der ihn erſchlagen hatte, und flochten eine Bahre daraus. Auch die Obtſchover nahten ſich, ſchlugen mit ihren Aexten Zweige ab und legten ſie ſchüchtern hin; ſie wurden aber verſchmäht bei Seite geworfen. Stumm legten die Duſchniker die Leiche auf die Bahre, nahmen ſie auf ihre Schultern und zogen ab, dem Dorfe zu. Als ſie am Ausgange des Waldes ankamen, läutete eben die ſchöne Glocke von Duſchnik zum Mittagsgebete — ſie ſtellten die Bahre hin, knieten rings herum und beteten. Die Obtſchover ſahen ihnen betäubt nach — der tolle Honſik grinſte lächelnd wie immer. Der Bauernadvokat aber ſagte leiſe zu ſeinem Sohne: So wird nichts aus dem Schiedsgerichte, meinen Kontrakt kann ich einhalten — der tolle Honſik iſt nicht zurechnungsfähig. Es iſt gut ſo.

Schwül lag die Mittagshitze auf dem Walde.

Drittes Kapitel.

Bei allen Völkern, die noch auf niedriger Kulturſtufe und ihrer urſprünglichen Kraft nahe ſtehen, kehrt mit wilden Zuſtänden die Luſt an der Selbſthülfe und mit ihr die Neigung zur Blutrache zurück, die auch nichts Anderes iſt als verſpätete und nachgeholte Selbſthülfe. So war es auch bei den Duſchnikern nach dem Tode des alten Richters. Es war dem Bauer Kinnich nicht ſchwer, ſie zu überzeugen, daß ihr Vater und Rathgeber von den Obtſchovern abſichtlich getödtet worden. Er wollte bemerkt haben, daß der Bauernadvokat während der Unterredung dem tollen Honſik Zeichen und Winke gegeben, wie und wo er den Baum fällen ſolle, und als gewiß behauptete er, daß jener mit ſchadenfrohem Lächeln dem Zuge nachgeſehen, als ſie ſich mit der Leiche entfernten. Kinnich führte die Bauern in die Stube, wo die Leiche ausgeſtellt war, gehüllt in glänzendes leinenes Gewand, umgeben von brennenden Wachskerzen und Sträußen von Rosmarin, Salbei und allerlei Blumen. Vor ihr ließ er ſie die Hand aufheben und ſchwören, nach ihrer Pflicht ihr Eigenthum zu ſchützen gegen die Räuber und an ihnen Rache zu nehmen für den Tod des heiligen Mannes. Liduſchka, die an der Leiche ſaß, die Hände gefaltet und leiſe Gebete lispelnd, horchte ſcheinbar theilnahmlos dem ſchrecklichen Schwure, der ihre Landsleute bedrohte. Erſt als die Leiche hinabgeſenkt und der Gegenſtand ihrer größeren Schmerzen aus ihren Augen verſchwunden war, erinnerte ſie ſich deutlich des Schwures, der noch in ihren Ohren nachklang, und ſie ſchlich ſich noch vom Kirchhofe fort, durch den Wald nach Obtſchov, um ihren Vater und die

Brüder zu warnen und ſie flehentlich zu bitten, Alles zu thun, was Unheil abwenden könnte.

Die Brüder lächelten zwar über ihre Beſorgniß, doch wollten ſie ſie in Obtſchov zurückhalten und ſie bewegen, nicht mehr nach Tuſchnik zurückzugehen, wo ſie doch nichts zu ſuchen hätte. Liduſchka ſchüttelte den Kopf. Das Thaldorf war jetzt ihre Heimat, und es ſchien ihr ſchon nicht recht, daß ſie ſo heimlich ſich nach Obtſchov geſchlichen. In Duſchnik lag das Haus und das Beſitzthum ihres abweſenden Mannes, das ſie als treue Hausfrau zu ſchützen hatte. Und ſie kehrte unbeirrt durch die Vorſtellungen der Brüder und des Vaters in das nun ſo einſame Haus zurück. Da ſchaffte und arbeitete ſie ohne Unterlaß, ohne Tagelang hindurch die Schwelle zu überſchreiten, denn ſie fürchtete ſich vor jeder Nachricht, die ihr da draußen zukommen konnte.

Der Bauer Kinnich entfaltete ſeit dem Tode des alten Richters eine außerordentliche Thätigkeit. Jetzt war er eigentlich die einflußreichſte Perſon im Dorfe und war ſich deſſen wohl bewußt. Flink, leicht beweglich, ſcheinbar ſchnell entſchloſſen, Meiſter in großen Worten, verſtand er es, große Bewegung in den Gemüthern hervorzubringen und den Moment zu benutzen. Krieg, rief er, indem er durchs Dorf rannte, Krieg müſſen wir führen auf Leben und Tod mit den Räubern, wenn wir nicht in Kurzem vor Hunger ſterben wollen!

Er ließ die Trommel aus dem Schloſſe holen, welche ſonſt die Bauern zum Frohndienſt berief, hängte ſie ſeinem Knechte um und befahl ihm, trommelnd das Dorf zu durchziehen. Die Bauern, gewohnt dieſem Schalle zu gehorchen, kamen aus den Häuſern hervor, und ehe eine Stunde verfloſſen war, ſah der große Kaſtanienbaum eine große Verſammlung unter ſeinen Zweigen. Der Jude, Kinnichs Freund, ging mit der großen Branntweinflaſche durch die Menge und präſentirte heute von ſeinem Beſten, mit einſtimmend in die Schimpfworte gegen die Obtſchover und in die Lobeserhebungen des hingeſchiedenen alten Richters. Erſt als der Lärm aufs Höchſte geſtiegen war, trat

Kinnich auf den Altar vor dem heiligen Nepomuk und ſtellte der Verſammlung vor, wie es Noth thue, einig zu ſein gegen den gemeinſchaftlichen Feind, ſein Eigenthum für Weib und Kind zu bewahren; wie es ſich für Männer gezieme, in ſo rechtloſer Zeit durch eigene Kraft das Recht aufrecht zu erhalten; wie der Verſchiedene, Gemordete auf die Verſammlung vom Himmel herabblicke und Rache fordere, und wie ſie an ſeiner Leiche ſelbſt geſchworen hätten, ihn zu rächen. — Die Weiber weinten, die Männer gaben Zeichen der Uebereinſtimmung und ſchrieen: Krieg, Krieg, Krieg!

Während des Lärmens entfernte ſich Kinnich aus der Verſammlung. Seinem Nachbarſohne winkte er, ihm zu folgen, und bog mit ihm um die Häuſer, dann redete er ihn an: Siehſt du, Pepik Picard, in dem Kriege, den wir jetzt gegen die Obtſchover führen müſſen, braucht man gute, entſchloſſene, tapfere Anführer — du wärſt ſo ein Kerl, und wenn ich was zu ſagen hätte, müßteſt du einer der erſten Offiziere werden. Zuerſt aber muß ein Oberanführer gewählt werden. Das wollte ich den Leuten nicht ſagen, ſie glauben ſonſt, ich wollte es werden — was mir nicht einfällt, — obwohl ich ſelbſt glaube, ich geſtehe es, daß ich meinen Platz ausfüllen würde. Aber davon wollte ich nicht ſprechen — ich wollte dich nur bitten, daß du jetzt zum Haufen zurückgehſt und ſie erinnerſt, daß ſie einen Anführer wählen. Du könnteſt ſo nach deinem Gutdünken einige Namen nennen — du biſt ja ein geſcheidter Kerl!

Pepik Picard fand das Alles ſehr gut, und mit der Verſicherung, er wolle ſeine Sache ſchon gut machen, kehrte er zur Rotte zurück. Nach einer halben Stunde wurde Kinnich in allen Häuſern geſucht — man fand ihn endlich auf ſeinem eignen Hofe, wo er mit Häckerlingmachen beſchäftigt war, als man ihm ſeine Wahl zum Führer der Duſchniker ankündigte.

In wenigen Stunden hatte das Dorf ein ganz verändertes Ausſehen. Ueberall wimmelte es von Bewaffneten — auf den Steinen klirrte es von alten Säbeln, Aexten, Gabeln. Vor den

Häuſern ſaßen die Männer und verſuchten es, verroſtete Flintenſchlöſſer wieder brauchbar zu machen. Dort ſaß Einer und dängelte ſein altes Schwert wie eine Senſe auf dem Stein, hier ſtand ein Anderer in der Schmiede und ſah zu, wie ihm der Meiſter Schmied ſeine Senſe gerade bog und einem Andern die Eiſenſpitze an eine lange Stange befeſtigte, — und ununterbrochen ſcholl die Trommel an den Häuſern wieder. Kinnich ſelbſt war überall; obwohl etwas verwirrt und aufgeregt und, wie es ſchien, ängſtlich mitten in dem Lärm, ordnete er doch die Züge, gab Anweiſungen u. ſ. w. Er hatte ſich eigenthümlich herausgeputzt. In den hohen Waſſerſtiefeln, die über die Knie reichten und Falten bildeten, ſtaken die ſtramm anliegenden gelben Lederhoſen — die kurze, blaue mit rothen Schnüren verbrämte Jacke, an welcher eng an einandergedrängte gelbe Meſſingknöpfe glänzten, bedeckte nur halb den vielfarbigen Ledergurt, an welchem ein gewaltiger krummer Säbel mit meſſingenem Korbe hing. An dem breiten ſchwarzen Filzhute war die vordere Krämpe aufgebogen und daran eine hohe grüne Hahnenfeder befeſtigt, die im Winde ſchwankte und Farben ſpielte und hinter welcher ein kleines Bild der Mutter Gottes vom heiligen Berge zu Przibram verborgen war. So ſchritt er dem Zuge voraus, als derſelbe ſich lärmend, ſchreiend gegen Abend dem Walde zu bewegte. Umgeben hatte er ſich mit einer ganzen Schaar von Offizieren, die er ſchnell ernannte und die er hin und her ſchickte, um das ſüße Gefühl des Befehlens zu koſten.

Im Walde angekommen, theilte Kinnich ſeinen Haufen in mehrere Rotten, gab ihnen Führer und ſchickte ſie an verſchiedene Punkte des Waldes, an Kreuzwege, Halden, auf Hügel und Wieſen. Er ſelbſt lagerte ſich mit einem großen Theile der Bauern am Eingange des Waldes. Den Führern der einzelnen Rotten verbot er, irgend etwas zu unternehmen, oder gar angreifend zu Werke zu gehen. Sie ſollten bloß den Wald bewachen und die Obiſchover, wenn ſie kämen, zurücktreiben.

Die Obiſchover aber kamen nicht. Der alte Mika war kein

Mann des Krieges und dachte an die Zeit, da wieder das Regieren anfinge und die Führer der Dörfer zur Rechenſchaft gezogen werden könnten. Auch kannte er den Führer ſeiner Feinde, Meiſter Kinnick, zu gut und wußte, daß er ſeine Schaar durch Thatloſigkeit nur ermüden werde. Er gebot den Obſchewern, ſich in ihrem Dorfe ruhig zu halten, um nicht theilhaftig zu werden an dem bewaffneten Aufſtande, den ſich die Tuſchniker zu Schulden kommen ließen, und ſich nicht um ihr gutes Recht ſelbſt zu bringen. Die Obſchewer gehorchten. Nur einzelne Kampfluſtige ſchlichen mit ihren Büchſen hinaus und feuerten aus dem Gebüſch mit leichtem Schrot auf die einzelnen Rotten. Die armen Tuſchniker, die nicht ſo gut bewaffnet waren wie die reichen Obſchewer, zogen ſich in die Tiefe des Waldes zurück und mußten von ferne hören, wie die jungen Obſchewer, wie zum Hohne, bald hie, bald dort einen Baum niederſtreckten.

So ging es manche Tage und Nächte. Die Weiber, Mädchen und Kinder kamen aus dem Thale herauf, zündeten große Feuer an, kochten und röſteten im Freien; der blinde Herein, der Muſiker des Dorfes, blies den Dudelſack — man tanzte auf dem Raſen, man ſetzte der Flaſche zu, die der Jude umhertrug, und vergaß, warum man ausgezogen war. Kinnick wurde nachdenklich und unruhig und ließ die Sache gehen, wie ſie ging. Aber die aus dem Walde zurückkamen, fliehend vor den guten Büchſen der Obſchewer, waren unzufrieden, beſonders wenn ſie ſahen, wie man im „Lager" ſo luſtig lebte, während ſie im Walde Stundenlang auf Poſten ſtehen und ſich dann von einigen dummen Büchſen jagen laſſen mußten. Zu dieſen geſellten ſich noch die Verſtändigeren im Lager. „Wozu, ſagten ſie, haben wir die Sache angefangen, wenn wir nicht einen entſcheidenden Streich ausführen ſollen? Den Wald ewig bewachen können wir nicht, und etwas muß geſchehen, was die Obſchewer züchtigt und ſie für ewige Zeiten von ihren Räubereien zurückſchreckt. Wenn unſer Hauptmann nicht den Muth hat, etwas anzufangen, ſoll er es ſagen und uns nicht an der Naſe herumführen. Beſſer gar keinen Führer als einen muthloſen. Könnten wir thun, was wir wollten, würden wir in hellen Haufen auf die Obſtſchwerer losſtürzen, ein Paar todtſchlagen, einige Häuſer anzünden, und die Sache wäre gut. Aber Kinnich hat keinen Muth und kann kein Blut ſehen — das hat man ſich ſchon lange erzählt, und das ſcheint ſehr und gewaltig wahr zu ſein!"

Dem Meiſter Kinnich, der ſich immer vom Haufen etwas entfernt hielt und allein auf einer alten Schabracke ausgeſtreckt lag, wurde das Gemurmel der Unzufriedenheit von ſeinen Freunden hinterbracht, von Peril Picard, dem langen Black, vom alten Domrich und Andern.

Muth, Muth! rief er aus, Unſinn, baarer Unſinn, Dummheit, Bauerndummheit! Was heißt das: Muth? ich ſoll hingehen und mich hinſtellen und mir eine Kugel durch den Leib jagen laſſen? Wozu hat mir dann der Muth genützt? Wenn ich hinfalle und todt bin, werde ich es ſehr bedauern, daß ich Muth gehabt habe. Was ſoll mir eine Eigenſchaft, die mir nur ſchaden kann? Ich richte gern was aus, worüber ich mich noch morgen freuen kann — wenn ich aber heute von ſo einem Obſtſchwerer Bengel erſchoſſen werde, was habe ich morgen davon?

Sollen wir uns aber vertreiben laſſen? — ſagte der lange Black, ſollen wir uns unſer Recht rauben laſſen?

Recht wird nicht durch Unrecht erworben. Glaubt ihr denn, daß es erlaubt iſt, ſo einen rechten, ordentlichen Krieg zu führen? Bin ich ein König oder ein Kaiſer? Wir dürfen allein unſern Wald hüten, wie wir die Schafe hüten, und die Obſtſchwerer müſſen wir ermüden.

Ermüden? rief der alte Domrich — da ſchlag das Donnerwetter drein! — ermüden, dieweil wir uns Tag und Nacht im Walde herumtreiben und ſie bequem zu Hauſe im Bette liegen und uns auslachen? Ich ſage dir, Kinnich, da wir die Sache angefangen haben, müſſen wir ſie ausführen, und koſt' es Rad und Galgen, und wenn du nicht noch heute etwas unternimmſt, ſo biſt du am Längſten unſer Führer geweſen.

Gut, gut, wir wollen noch heute etwas unternehmen, ſagte Kinnich verdrießlich und that einen langen Zug aus der Flaſche, die er in der Jagdtaſche trug — aber ihr habt mich dazu gezwungen — merkt euch, daß ihr mich dazu gezwungen habt — ihr ſeid Alle Zeugen — kommt her Alle und hört, daß ich dazu gezwungen werde, gegen die Obrikower ungeſetzliche Gewalt zu brauchen — du beſonders, alter Tomeſch, du beſonders zwingſt mich.

Ich nehme es auf mich — lächelte Tomeſch und wandte ſich ab.

Jetzt verlaßt mich, daß ich meinen Plan mache, befahl Kinnich, und Alle zogen ſich zurück und beobachteten nur von ferne, wie er ſich die Stirne rieb und Zug auf Zug aus der Flaſche that.

Es war ſpät am Abend. Die Sonne färbte kaum noch die goldne Spitze des mittleren Thurmes am heiligen Berge — die Glocke von Pitſchin, die nur beim lieblichſten Wetter zu hören iſt, ſchickte über den Wald herüber bebende Töne, welche die feierliche Stille mehr heben als unterbrachen. Die Bauern lagen ruhig umher, nachdem ſie Weiber und Kinder nach Hauſe geſchickt hatten, und warteten, bis der Hauptmann mit ſeinem Plane zu Ende gekommen ſein würde.

Da ſcholl Hundegebell das Thal herauf durch die Bäume. Einige Minuten darauf ſprang ein gewaltiger Jagdhund heran, beſchnüffelte die Bauern und eilte wieder ins Thal zurück.

Jeſus Maria, das iſt der Jagdhund des Peter Bureſch! — der Peter Bureſch kommt! — riefen mit einem Male an zwanzig Stimmen, theils freudig, theils erſchrocken. Kinnich hob bei dieſem Rufe den Kopf etwas vom Lager, ſtierte dem Hunde erſchrocken nach und ſank wieder in ſeine vorige Stellung zurück.

Peter Bureſch ließ nicht lange auf ſich warten. An der Seite ſeines Vaters und eines kleinen Jungen, der ſein Jagdgewehr trug, ſtieg er den Berg herauf. Es war ein großer, breitſchulteriger, knochiger Mann, mit dunkelbraunem Geſicht und grünen ſtechenden Augen, die wie die Augen eines Luchſes leuchteten, von ſchmalen Augenbraunen kaum beſchattet. Die weißglänzenden Zähne ſeines breiten Mundes waren von keinem Barte bedeckt, denn erſt unter dem Kinn begann nach der Sitte der altböhmiſchen Jäger der Bart, der über die Bruſt hinunterhing und das weiße Kreuz, das da hing, halb verhüllte. Er trug einen grünen, kurzärmligen Wollſammtrock, ſchwarze, bloß bis ans Knie reichende Lederhoſen, grüne Strümpfe und gewaltige, mit Nägeln beſchlagene Schuhe — auf dem Kopfe eine Art zugeſpitzten Tyrolerhut, mit Gemsbart, Hahnenfeder und einer aus Wolfs- und Bärenhaaren verfertigten Kokarde geziert, von Thieren, die er ſelbſt erlegt. Denn Peter Bureſch hatte die ganze Monarchie durchzogen, um Jagden aller Art zu koſten — er hatte in Salzburg Gemſen, in Krain Bären, in Ungarn Wölfe erlegt. Seine ganze Erſcheinung ſprach von Muth, Liſt und Verſchlagenheit und flößte Furcht und Reſpekt zugleich ein. Schwache Gemüther konnten ſich ihm ganz hingeben, um ihm willenlos bald ganz und gar anzugehören. Darum wußte man auch viel von ſeiner Gewalt über Weiber zu erzählen und von ſeinem Einfluß auf alle Wilddiebe, die er zu einem Orden vereinigt haben ſollte. Offenbar gehörte die ganze Schaar verwilderter Geſtalten, welche ihn jetzt, die Büchſe auf dem Rücken, neben ſeinem Vater und dem kleinen Jungen begleiteten, mit zu dieſem Orden.

Der ganze Aufzug hatte etwas beſonders Ungewöhnliches, ja Geheimnißvolles. Erſt der gewaltige Peter Bureſch, dann ſein Vater, der Zauberer und Wahrſager, wie wir ihn oben beſchrieben haben, mit dem ungeheuren Roſenkranz und den Kreuzſtock in der Hand — der kleine, zartgeformte Knabe an Peter Bureſchs Seite, ſein Waffenträger, der ſich neben ſeinem Herrn ausnahm wie ein ſanftes Blümlein neben einer Eiche, obwohl ſeine breit und ſchief geſchlitzten Augen wild und feurig glänzten, ſelbſt wenn er zärtlich zu ſeinem Herrn und Meiſter hinanſah, und obwohl ſein Antlitz ſo dunkel gefärbt war, als ob er nicht in dieſen Landen heimiſch wäre. Dazu die Schaar von Wilddieben mit ihren Waffen, die bei aller Wildheit doch ſchweigend und unterthänig Peter Bureſch begleiteten und da ſtanden, als ob ſie immer ſeines Befehls, ſeines Winkes gewärtig wären. In der That machte das Alles einen ſo erſtarrenden Eindruck auf die Bauern, daß ſie wie gebannt auf ihrem Lager liegen blieben, bald ſich unter einander, bald Peter Bureſch mit ſeiner Schaar anſtierten und erſt aus ihrer Verwunderung, ja Betäubung erwachten, als Peter Bureſch ſelbſt zu ſprechen anfing.

Da liegen ſie, die gewaltigen Helden, und ſtarren den Mond an, wie herrenloſe Hunde! — rief er breitlachend aus, indem er die Hände in die Taſchen ſteckte, den Oberleib zurückwarf und mit Hohn auf die lagernde Schaar hinabſah — da liegen ſie und wiſſen nicht, daß die edle Jugend Obtſchovs heute Nacht kommt, um ſie mit Vogeldunſt in ihr Dorf zurückzutreiben! Der edle Feldherr, der dort betrunken liegt, ſcheint Mangel an Spionen zu haben. Was wollt ihr? was habt ihr? Erzählt, und wenn ich euch helfen kann, thue ich's mit Vergnügen.

Ihr habt nicht Recht, uns ſo zu verſpotten, ſagte der lange Wlach. Einen Krieg zu führen, einen ſo eigentlichen Krieg, das fällt uns nicht ein, das war nur ſo im erſten Augenblicke unſer Gedanke. Den Wald, unſer Eigenthum, wollen wir nur beſchützen.

Haben euch die Obtſchover das Wild herausgeſchoſſen? fragte Peter.

Nein, das haben ſie nicht gethan, geht uns auch nichts an, das Wild gehört unſerer gnädigen Herrſchaft, und wir würden uns darum nicht herumſchlagen.

Dummes Volk! murmelte Peter Bureſch zwiſchen den Zähnen und lächelte, und einige aus den Bauern lächelten mit ihm, und laut fragte er: Habt ihr Pulver? — habt ihr Schießgewehre? — Wollen Krieg führen ohne Pulver und Schießgewehre? — Ihr ſollt Beides haben.

Schwarzer Tomeſch! rief er nach rückwärts, und aus der Schaar ſeiner Begleiter trat Einer hervor: Was willſt du, mein Junge?

Peter Bureſch führte ihn bei Seite, faßte ihn am Knopfe ſeines Rockes und ſprach zum ſchwarzen Tomeſch, der aufmerkſam zuhörte, langſam und ausdrucksvoll: Du haſt dich hier ſchon lange herumgetrieben und kennſt die Gegend. Nimm ſofort einige von den Brüdern mit dir und begib dich auf den Silberberg, in die kleine Hütte am St. Annenſchacht. Dort wohnt der Steiger, der den Pulvervorrath des Bergwerks bewachet, den man braucht, um die Felſen zu ſprengen. Dem guten Manne ſagſt du nur die Loſung: „Der Schweiß des Hirſches iſt ein edler Saft“, und er wird dich in den Keller führen und du wirſt ſo viel Pulver mit dir nehmen, als ihr tragen könnt. Ihre Majeſtät die Kaiſerin iſt ſchon ſeit Jahren ſo gnädig, uns von dorther unſern Pulverbedarf zu liefern. Geht!

Wohl, mein Junge, ſagte der ſchwarze Tomeich, winkte einigen ſeiner Gefährten und entſchwand bald den Augen der neugierig nachblickenden Bauern.

Peter Bureſch kehrte zu ihnen zurück, und indem er die Hand gegen den Haufen ausſtreckte, rief er mit gewaltiger Stimme, daß ſie tief im Walde vielfach wiederhallte: Es lebe St. Hubertus' Hund und die wilde Jagd! ich ruf' es ohne Geheimniß!

Auf dieſen Ruf, den die Bauern nicht verſtanden und der ihnen wie ein Zauberſpruch vorkam, ſprangen mit Eins in ihrer eigenen Mitte an zwanzig der flinkſten Bauernburſche auf, lachten, eilten auf Peter zu und riefen:

Es lebe die wilde Jagd und das Geſicht im Nacken! Was willſt du, Meiſter, von deinen Jungen?

Ich löſe euch vom Gelübde des Schweigens, ſagte Peter Bureſch mit Feierlichkeit — ihr habt den hohen Bund nicht mehr zu verheimlichen, die Geſetze des Waldes wollen wir ſtürzen — geht hin und holet eure Waffen, die unter den Schwellen vergraben ſind.

Die Burſche, die als Raubſchützen enthüllt plötzlich vor den Blicken der Bauern da ſtanden, ſtießen ein wildes Jubelgeſchrei aus und eilten ſingend und jauchzend dem Dorfe zu.

Braver Junge, guter Junge! murmelte der alte Bureſch vor ſich hin und ſah voll Triumph rund herum und wurde ergrimmt, da er die Bauern mehr erſchreckt und erſtaunt ſah und nicht voll Bewunderung ſeines Sohnes, des Hauptmannes und

Großmeiſters aller Raubſchützen. Die Bauern wagten kaum zu athmen, immer neue Wunder, neue Enthüllungen erwartend — und ſie täuſchten ſich nicht.

Peter Bureſch rief den kleinen braunen Knaben, ſeinen Begleiter und Waffenträger, herbei. Werde, wer du biſt! rief er.

Ja, mein Chan, ſagte der Knabe, verneigte ſich, warf die Flinte ins Moos und eilte ins Gebüſch.

Peter Bureſch ſetzte ſich auf einen Stein, ſtützte das Kinn in die Hand und ſah ſchweigend und ſinnend vor ſich hin. Sein Vater ſtieß ſeinen Kreuzſtock in den Boden und ſtreckte ſich neben ihn. Die Bauern murmelten unter einander und ſahen Vater und Sohn faſt furchtſam an. Die angezündeten Feuer verloſchen nach und nach — in den Kohlen kniſterte es nur noch — von Zeit zu Zeit kam ein Luftzug, und Flämmchen flogen auf, um wieder ſchnell zu verlöſchen. Der Mond kam hell und klar über den Wald herauf und warf über das Land ein weißes zitterndes Licht. Der Schatten der Bäume kroch wie lebendig am Boden hin — kaum daß ſich ein Lüftchen regte — es war bald Mitternacht. Da klang ein wunderbares Tönen aus dem Gebüſche heraus, in welchem der Knabe verſchwunden war. Aller Augen wandten ſich dahin, und ſiehe da, aus dem Dunkel heraus auf den mondbeſchienenen weißen Plan ſchwebte, wie von den wunderbaren Tönen getragen, eine ſonderbare, doch holde liebliche Geſtalt.

Eine Zigeunerin! riefen die Bauern überraſcht, als ſie in der Erſcheinung den Waffenträger Peter Bureſchs erkannten. Die Zigeunerin aber ſchwebte, immer den Triangel ſchlagend, wie ein Schmetterling dahin durch die Reihen der Lagernden hinaus auf den freien, moosbedeckten, von Bäumen umgebenen Platz, über welchem eben der Mond ſtand. Wie von ſeinen Strahlen angezogen, ſchien ſie die Erde kaum zu berühren, als ſie den ſchwarzen, mit rothem Tuche umwundenen Kopf rückwärts warf, die Augen ſchloß und wie im Traume den Tönen ihres Triangels gehorchte. Ihr braunes Angeſicht, vom Monde gebleicht, glich dem Angeſichte einer Todten — nur ihr Leib lebte und bewegte ſich, ihre Züge waren ſtill, ruhig, ſchlafend. Das dünne, graue Gewand, das nur leiſe durch einen ſilbernen Gürtel zuſammen gehalten war, ſchlug harmoniſch mit ihren weichen Gliedern weiche Wellen, bald ſanft ſich anſchmiegend an Bruſt und Hüften, bald wild dahin fliegend. Die runden Arme ſchwangen ſich nackt in der Luft und ſchlugen bald leiſe, bald laut den Triangel, und wie die Töne zitterten, bebte die ganze Geſtalt mit, und wie ſie laut und ſtürmiſch klangen, hob ſich, fliegend faſt, ihr ganzer Leib wild und bacchantiſch mit in die Höhe, als wollte er den Tönen nach, die in den Wipfeln der Bäume ſeufzend verklangen. Vorwärts und rückwärts trug ſie der Klang — bald ſank ſie kraftlos und gebrochen zuſammen und ſaß geknickt da wie eine Blume, bald ſprang ſie wieder gewaltig auf, ſtreckte ſich hoch und majeſtätiſch empor, groß, geiſterhaft, als wollte ſie in den oberſten Lüften verſchwimmen, und eilte mit geiſterhaften Schritten dahin, als ginge ſie auf den Kronen der Blumen, die neugierig aus dem Mooſe hervortauchten. Stolz ſtieß ſie die Erde mit der Spitze des Fußes zurück und ſchlug den Triangel mit Macht, als ob ſie ihn zerbrechen wollte. Mit einem Male warf ſie ihn weit von ſich, das ſchöne Haupt ſank bleich auf die hochathmende Bruſt nieder, und aus tiefſter Seele erklang in fremden Lauten ein wunderbarer Sang. Wie ſie den Kopf ſo feſt an ihren Buſen drückte, von den herabwallenden Locken und dem rothen Shawl bedeckt, ſchien ſie ihn nur in ſich hinein zu hängen und ſich ſelbſt zu behorchen. Sie ſang, als ob ſie nur ſich allein ſänge, von einem Geheimniß, das Niemand hören ſollte, und das klang ſo unendlich ſchmerzlich, ſo melancholiſch lieblich und ſtimmte ſo ſicher zu ihrem Tanze, daß es ausſah, als ob ihr ganzer Leib klinge. Dann mit einem Male ſtieß ſie einen Schrei aus, und wie ein Wirbel drehte ſie ſich um ihre Fußſpitzen, tanzte wie von böſen Geiſtern gejagt, als ob ſie einen Zauberkreis zöge in großen Kreiſen, die immer kleiner wurden — ſchlug die Augen auf, die wild leuchteten, und die melancholiſche Töne verwandelten ſich in laut klagende, jammernde, herzzerreißende, bis ſie mit einem lauten Seufzer, gebrochen, zu den Füßen Peter Bureichs niederſank.

Arme Lunetta, das haſt du gut gemacht, ſagte Peter Bureich und ſtreichelte ihr die blaſſen Wangen.

Sie tanzt wie meine Schlangen, ſagte der Alte vom Hammer.

Die Bauern ſahen ſich verwundert an, als hätten ſie einen Zauber geſehen, und raunten ſich in die Ohren: Er iſt doch unter die Zigeuner gegangen.

Peter Bureich aber ſagte zu Lunetta: Du wirſt noch dieſe Nacht nach Obtſchov wandern.

Ja, mein hoher Chan!

Du wirſt deinen Hokus Pokus machen, wirſt ſie aufmuntern zu Händeln und ihnen Sieg verſprechen.

Ja, mein hoher Chan!

Du wirſt horchen, was ſie ſagen, was ſie vorhaben, wie viel Büchſen ſie haben.

Ja, mein hoher Chan!

Wenn ſie erfahren, daß du mir dienſt und mein Spion biſt, werden ſie dich ſtäupen!

Ja, mein hoher Chan!

Vielleicht auch hängen!

Ja, mein hoher Chan! ſchrie Lunetta und klammerte ſich an die Kniee Peter Bureichs.

Wenn ſie dich aufs Amt liefern nach Prjibram und ſie dich einſperren und ausfragen über mich, über Das, was ich treibe und thue, wer meine Leute ſind — was wirſt du thun? —

Ich werde ſchweigen, mein hoher Chan — ſchrie Lunetta und drückte ihre Stirne an die Kniee ihres Herrn.

Auch wenn du ſterben mußt. —

Auch wenn ich ſterben muß, mein hoher Chan — rief ſie, ſprang auf, klammerte ſich an ſeine Schultern, küßte ihn und eilte leicht wie ein Reh von dannen, in den Wald, nach Obtſchov zu.

Viertes Kapitel.

Guter Junge, braver Junge, kluger Junge! Spione ſind ein nothwendiges Ding. Prinz Eugen hatte immer viele Spione, und Lunetta wird ein trefflicher Spion. Kluger Junge, mein Peter; wird ein großer General! — ſo murmelte der Alte vom Hammer, nachdem Lunetta im Walde verſchwunden war, während ſein Sohn die Schaar muſterte, die indeſſen aus dem Dorfe mit prächtigen Büchſen bewaffnet zurückgekommen war. Mit beſonderem Vergnügen nahm er Dem oder Jenem ſeine Waffe aus der Hand, wog ſie lächelnd in der Luft, ließ ſie im Mondſchein glänzen, legte an und zielte, indem er kurz die Geſchichte jeder einzelnen erzählte: Die ſtammt aus den kaiſerlichen Waldungen von Zbirow und gehörte weiland einem Herrn Oberamtmann; die nannte Seine fürſtliche Durchlaucht Colloredo Mansfeld von Dobrziſch ihren gnädigen Herrn, meine Lunetta fand ſie im Graſe liegend, während Durchlaucht im Gebüſche eine Unterthanin beglückten; die heißt die Stille, denn ſie macht keinen Lärm, wenn ſie einen Förſter niederſtreckt, und iſt ein Erbſtück meines alten Meiſters, des deutſchen Kurt, der in Prag gehängt worden und jetzt noch in den Pirglitzer Wäldern umgeht; das iſt die Tauſendgliedrige, man kann ſie in tauſend Stücke zerlegen und ſie ruhig in der Hoſentaſche tragen, während man mit dem Förſter ein Glas Bier trinkt; ein herrliches Kunſtwerk, in Wien beſtellt von einem unſchuldigen Fuhrmann aus Krummau und gebraucht, die Wälder des Herzogs in aller Unſchuld zu entvölkern.

So wußte Peter Bureſch faſt von jeder der aus der

Verborgenheit auferſtandenen Büchſen eine kurze Geſchichte zu erzählen, und es ging aus ſeinen Worten hervor, daß die Bewaffnung der geheimen Raubſchützen aus Duſchnik ganz oder größtentheils von ihm ausgegangen war. Die Jungen hörten ihm mit beſonderem Vergnügen zu und lachten zu jeder Geſchichte und freuten ſich, Waffen zu beſitzen, die ſchon eine ſolche Vergangenheit für ſich hatten. Ueberhaupt waren ſie ſeit dem Augenblicke, da Peter Bureſch ſie vom Geheimniſſe erlöst und ſie ſich in ihrer wahren Geſtalt zeigen konnten, ganz andere Burſche geworden. Sie blickten keck um ſich, ſangen und ſprangen, ſchloſſen mit den unheimlichen Begleitern ihres Chefs ſchnelle Freundſchaft und ſchienen die andern Bauern, in deren Reihen ſie noch vor einer Stunde eben ſo ſtille und unthätig gelegen, wie dieſe ſelbſt, mit gleicher Nichtachtung wie die andern Raubſchützen zu betrachten.

Nachdem die Muſterung vollendet war, befahl Peter Bureſch der ganzen Schaar, ihm tiefer in den Wald zu folgen. Da erhob ſich Kinnich von ſeinem Lager. Alles, was vor ſeinen Augen geſchehen war, hatte ihn etwas nüchterner gemacht — doch taumelte er noch, als er mit gravitätiſchen, befehlshaberiſchen Schritten Peter Bureſch, der ſeine Macht an ſich riß, entgegenging. —

Halt! rief er mit ergrimmter Stimme, ihr habt hier Niemanden zu gehorchen als mir, der ich von euch Allen gewählt bin — halt und höret auf meine Befehle!

Ein lautes Hohngelächter antwortete ihm, und mit dieſem Hohngelächter war Martin Kinnich ſeines Führeramtes in der That entſetzt, ebenſo wie Peter Bureſch von dieſem Augenblick an der wirkliche Führer war, denn nicht nur folgten ihm die Ordensbrüder, auch die andern Bauern erhoben ſich mit ihren Waffen und folgten ihm nach und gehorchten ihm, theils aus Neugierde, um zu ſehen, was dieſer Verwegene beginnen werde, theils aus Verachtung gegen Kinnich, der doch erſetzt ſein mußte. Dieſer blieb allein zurück und ballte die Fauſt und biß das Gras vor Wuth, als ſie über die Wieſe hingingen und lautlos ſich im Dunkel des Föhrenwaldes jenſeits der Wieſe verloren.

Erſt ungefähr vierhundert Schritte vor dem Dorfe Dubna wurde Halt gemacht. Vor dieſem Dorfe machte ein großer, von Felſenblöcken bedeckter Raſenplatz einen tiefen Einſchnitt in den Wald, der ſich in einem Halbkreis herumzieht, links in weiter Ferne verläuft, rechts von einem Felskamme durchſchnitten wird, welcher der Dubnaberg heißt und zu jener Zeit von Schluchten durchriſſen war und hohe Felsſpitzen gen Himmel ſtreckte. Jetzt ſind die Schluchten durch die herabgeſtürzten Felsſpitzen ausgefüllt, und darüber blüht ein junger hellgrüner Wald.

Peter Bureſch ließ ſein ganzes Gefolge am Ausgange des Waldes halten und ging nur mit Wenigen voraus. Von einem Felsblock aus blickte er mit ſeinen ſcharfen Augen dem Dorf Dubna entgegen, von wo aus heute die Obtſchover Jugend kommen ſollte. Er bemerkte nichts. Doch ließ ihn das ſpäte Licht, das noch im Wirthshauſe leuchtete, auf Vorbereitungen ſchließen, und er ſetzte ſich auf den Felsblock hin, ſeine Begleiter neben ihm, ſitzend, ſtehend, alle mit angeſtrengtem Blicke das Licht im Wirthshauſe beobachtend. Tiefe Stille. Der Mond leuchtete ſo lieblich, ein warmer Lufthauch durchzog die Bäume — die Gemüther der Bauern, die ausgezogen waren, um einen neuen Kampf zu beginnen, wurden von der Friedlichkeit angeſteckt, und die meiſten dachten an Haus und Hof und Feld, oder betrachteten die weißen Wölklein am Himmel und ihre ſonderbaren Geſtaltungen — die wenigſten dachten an Tod und Todtſchlag.

Nicht am Wenigſten friedlich geſinnt war Peter Bureſch ſelbſt, wenigſtens war es die eine Hälfte ſeiner Seele. Er haßte die Beamten und Herrſchaften, die Bauern waren ihm gleichgültig, aber den Winkel der Erde, in welchem ſein Duſchnik lag, liebte er und mit ihm Alles, was darin wohnte. Daß die Obtſchover Bauern Holz ſtahlen, daran lag ihm ſo wenig, als daran, daß der Fuchs Hühner ſtiehlt — im Gegentheil liebte er den Fuchs.

Was ſoll dabei herauskommen? fragte er ſich. Die arme Obtſchover Jugend kommt heute, ſich einen Spaß zu machen — höchſtens ſollte man ſie dafür prügeln, aber todtſchießen? Entweder man fängt die Geſchichte gar nicht an, oder ſie muß groß und gewaltig werden, hundert, tauſend Dörfer müſſen aufſtehen und die Grafen todtſchlagen und ihre Knechte, und die Schlöſſer anzünden — oder man läßt die Geſchichte ſein. Eine wilde Sau zu ſchießen, macht mehr Freude, als hundert ſolcher Bauern. Vielleicht aber iſt's ein Anfang.

So denkend und erwägend, bald große Pläne aus der kleinen Geſchichte ſpinnend, bald wieder unzufrieden mit ihrer Unbedeutenheit, entſchloſſen, ſie aufzugeben, lag Peter Bureich auf dem Felſen da wie ein Jagdhund, ſtreckte ſich, legte das Knie auf die übereinander gefalteten Hände und ſpähte in die Nacht hinaus, hinauf auf die mondbeglänzten Felſen.

Da drang von dorther ein ſonderbarer Ton durch die Luft: Gebell, Gekläff, hell und durchdringend, wenn auch durch die Ferne etwas gedämpft.

Füchſe! ſagte Peter Bureich vor ſich hin und blickte mit freudigem Geſichte hinauf zu den Felſen, ungefähr wie man einem beſonders lieben Freunde entgegenſieht.

Füchſe! liſpelte der Ungarmichel, der kurze Hannes, der einäugige Slavik und die andern Freunde Peter Bureichs, die ſich beim erſten Tone gleich dem Steine genähert hatten, auf dem er lag.

Da kommt Einer! ſagte Peter und deutete auf den Felſen. Wirklich ſtand Einer hoch oben auf dem Felſenkamme und ſah ſich klug nach allen Seiten um, ſchnupperte in der Luft umher und gab ein Zeichen durch lautes Kläffen. Darauf kam ſogleich ein zweiter Fuchs heraus und ein dritter und vierter und fünfter.

Das iſt die Frau Gemahlin — wiſperte der kurze Hannes.

Und das die jungen gnädigen Herren — fügte der einäugige Slavik hinzu. Herrliche Kerle! Was iſt ein Bär, ein Wolf, was iſt ein Sechzehnender gegen ſo einen Fuchs, dieſen prächtigen Schurken!

Haſt ſie auch ſo lieb, Einäugiger? fragte Peter Bureſch mit Wohlgefallen — ich ſage euch, das Herz wuppert mir im Leibe, wenn ich ſo 'n Kerl ſeh'!

Aber das Geſpräch der Wilddiebe verſtummte plötzlich, und ihre Freude ging in Erſtaunen über. Die Zahl der Füchſe vermehrte ſich fort und fort. Der erſten Familie folgte eine zweite, dritte, vierte — ein langer, langer Zug von Füchſen, der aus den Schluchten hervorkam und auf der Schneide des Kamms dahinzog, ſchweigend, behutſam ſich umſehend, auf jedes Zeichen horchend, das der erſte oder der letzte des Zuges durch einen einfachen Anſchlag gab. Es war ein wunderbarer Anblick, der vielleicht höchſt komiſch geweſen wäre, wenn ihm der Mondſchein, die Feierlichkeit und die Stille des Aufzuges nicht etwas Schattenhaftes gegeben hätte. Wie ſich die Geſtalten der Füchſe, die in langer Reihe einer nach dem andern auf dem Felſenkamm dahinzogen, ſo ſcharf an dem hellen Himmel im Hintergrunde abſchnitten, daß, freilich farblos, aber doch genau die ſpitze Schnauze, die feinen Ohren, die flinken Füße, der lange, gravitätiſche Schleppenſchweif — faſt könnte man ſagen, bis auf ein Härchen, zu unterſcheiden waren, da glich der ganze Zug in der That einer Geiſtererſcheinung, einem Spuk von Thiergeiſtern. Auch machte es auf die lauſchenden Bauern und Wilddiebe den Eindruck eines Wunders, eines Spukes, denn ſie lagen ſchweigend da, wie gebannt, ohne Laut und ohne Regung. Erſt als der letzte Fuchs des Zuges, nachdem er ſich noch einmal nach den Schluchten umgeſehen, jenſeits des Kammes verſchwunden war, rief Peter Bureſch erſchrocken aus: Was iſt das? das iſt ein Wunder, ein Zauber! Das iſt mir noch nie geſchehen!

Das iſt weder ein Wunder noch ein Zauber, antwortete ruhig einer der Bauern, die ſich indeſſen genähert hatten, um das Schauſpiel beſſer betrachten zu können. Das iſt eine ganz natürliche Geſchichte. Die Obtſchover Diebe haben das ganze Gehölz in den Schluchten ausgereutet, ſo daß die Löcher alle und die Fuchsbaue offen da liegen; ſo fühlen ſich die Beſtien nicht mehr ſicher und wandern aus. Auch mag ſie der Lärm, den wir ſeit einiger Zeit im Walde verführen, geſtört haben — gut für unſere Hühner und Gänſe!

Nicht ſo zufrieden, wie der Bauer, war Peter Bureſch mit der Auswanderung der Füchſe. — Was, rief er mit dem Tone des Jammers und Klagens, was, der Fuchs, das theure Thier, mein liebſter Freund, der Advokat des Waldes, der herrliche Räuber, der verſchmitzte Wilddieb — er wandert aus aus meiner Heimat? Was ſind mir nun die Wälder und Schluchten meiner Heimat ohne Füchſe? Warum bin ich nach langen Wanderungen immer wieder hieher zurückgekehrt, wenn nicht ihretwegen? Was iſt mir nun dieſes elende Dorf mit ſeinen erbärmlichen Hütten? was ſind mir dieſe Kiefern, was dieſe Felſen ohne Füchſe?

Und Peter Bureſch wälzte ſich in Wuth und Jammer auf dem Steine, grub mit den Händen im Mooſe und biß ächzend vor Ingrimm in die Wurzel, die ihn bedeckte. Dann ſprang er mit einem Male auf und ballte die Fäuſte gen Obtſchov hin. Wie er da ſtand auf dem Felſen, zitternd vor Wuth, mit ausgeſtrecktem Arm, glich er einem heidniſchen Prieſter aus der alten Slavenzeit, der, auf dem Opferſtein ſtehend, den Fluch ausſprechen will über ein ganzes Land. — Beim heiligen Hubert und ſeinem Hund, rief er mit gellender Stimme, beim Hirſch der heiligen Emerenzia, beim Reh der heiligen Genoveva, bei den Geiſtern aller meiner Verfolger, die ich im Dunkel des Waldes darniederſtreckte, bei den Seelen all des edeln Wildes, das ich erlegte und die unſterblich ſind, wie Menſchenſeelen, ſchwöre ich es: ich will mich rächen, daß man von meiner Rache ſprechen ſoll, ſo lang ein Baum auf dieſem Grunde wurzelt, ich will den Obtſchovern die Seele aus dem Leibe jagen, wie Dachſe aus dem Bau, und ſie heimatlos machen, wie die armen Füchſe, die heulend in die Fremde ziehen!

Das Licht in Dubna iſt verſchwunden, die Obtſchover kommen, liſpelte der Ungarmichel.

Schnell ans Werk! rief Peter und ſprang vom Steine. Er riß ſein Pulverhorn von der Seite und vertheilte den Inhalt ſchnell an die bewaffneten Bauern. Dann theilte er ſie eilig in mehrere Rotten und gab ihnen die einzelnen Wilddiebe, die mit ihm gekommen waren, zu Führern. Dann führte er ſie vorwärts und verſteckte ſie auf beiden Seiten des grünen Platzes hinter den Felsſtücken — ebenſo vertheilte er ſie vorn am Eingange des Waldes, ſo daß ſie alle zuſammen ein Hufeiſen bildeten, das gegen Dubna zu offen war. Ihr laſſet ſie ruhig in den Halbkreis hereinrücken, befahl er, bis ſie an den Stein kommen, auf dem ich liegen werde. Ich ſchieße zuerſt. Darauf nehmet ihr ſie in die Seite und von rückwärts und ſchießet los. Die Kerle ſollen vergeſſen, woher ſie gekommen und wie ſie ſich wieder los machen ſollen. Die kommen mir zu rechter Zeit!

Nach wenigen Minuten war Alles fertig, und tiefe Stille lag ringsumher ausgebreitet. Peter Bureſch lag wie eine Katze ausgeſtreckt auf dem Stein und ſtarrte den Obtſchovern entgegen. Seine Augen leuchteten wie die Augen der Katze durch die Nacht — ſeine Flinte lag neben ihm im Mooſe.

Die Obtſchover kamen wirklich heran. Schon von ferne hörte man ſie lachen, plaudern, ſcherzen, ſingen. Man konnte es ihnen anſehen, daß ſie das Ding nicht ernſt nahmen. Als ſie in den Halbkreis traten, konnten die Duſchniker deutlich ihre Worte vernehmen.

Die Lumpe ſollen ſich ärgern, ſagte der Eine, wie wir auf ihren dummen Ernſt mit Spaß antworten. Ich habe ſtatt meiner Büchſe eine kleine Feuerſpritze mitgenommen.

Und ich, fügte ein Anderer hinzu, habe meine Vogelbüchſe mit Sand geladen, ich hoffe, ſie ſoll aus gehöriger Entfernung wenig Schaden anrichten.

Man kann nicht wiſſen, ſagte ein Dritter, ich habe meinen alten Stutzen ganz gehörig geladen, als ging's auf eine Haſenjagd.

Schade um die Schrote, lachte ſein Nachbar.

Ich habe ganz einfach unſere Ofengabel mitgenommen, lachte ein Fünfter, um den Generaliſſimus Kinnich zu ſpießen.

Mir wär's am Liebſten, rief ein Sechster, wenn ich des langen Wlach ſeine Zipfelmütze als Beute heimtragen könnte.

Ich, ſagte der jüngſte Sohn Mika's, Zdenko, denke daran, unſer armes Schweſterlein Liduſchka zu ſtehlen und heimzutragen. Das arme Kind hat gewiß viel zu leiden.

Du haſt Recht, antwortete ſein Bruder, der neben ihm dem Zuge vorausging — wir laſſen ſie alle zuſammen ihre Dummheiten machen und ſchleichen uns durchs Dorf zu Liduſchka, ſpannen den alten Gaul vor den Karren und fahren mit ihr rückwärts an dem Teiche vorbei nach Hauſe. Was ſoll ſie das ewige Schimpfen auf den Vater anhören? Sie iſt ſo gut, und es thut ihr gewiß weh.

Kaum hatte er das Wort geſprochen, da blitzte die Büchſe Peter Bureſchs, Mika ſchrie auf, faßte ſich mit der Hand am Herzen und ſtürzte vorwärts aufs Geſicht, ſtreckte ſich und verendete lautlos wie ein Hirſch, der mitten ins Herz getroffen iſt. Im ſelben Augenblicke fielen die Schüſſe auf allen Seiten, die Felsſtücke waren lebendig geworden, die Ladſtöcke ſausten, die Hähne knackten, und aus den Verſtecken kamen die ſchauerlichen, wildſchreienden Geſtalten der Wegelagerer hervor. Die Ueberfallenen ſtoben in jähem Schreck auseinander und fielen über die Leichen Derer, die eben ſcherzend und lachend neben ihnen einhergegangen waren. Das Geſchrei des Schreckens und Entſetzens miſchte ſich mit dem Geheul der Verwundeten und dem Rufen und Hohnlachen der Feinde.

Die Obtſchover wollten fliehen, aber von allen Seiten trat ihnen der Feind entgegen — kein Ausweg, keine Rettung. Sie liefen wie wahnſinnig umher, gleich dem Wilde, das ſich von Fallen, Netzen und Treibern umſtellt ſieht. So liefen ſie lange im Kreiſe herum, bis ſie mit der Wuth des Hülfloſen ſich mit ihren Leibern auf ihre Feinde warfen, um ſie mit den Händen zu zerfleiſchen, und es entſpann ſich eine Schlacht, deren Gräuel die Tradition aufbewahrt hat, indem ſie einzelne Thaten erzählt, die da geſchehen.

Die Duſchniker, die ſich plötzlich von der Verzweiflung ihrer ſchwach oder gar nicht bewaffneten Feinde überfallen ſahen, hatten nicht Zeit, ihre Büchſen zum zweiten Male zu laden. Sie ſprangen alſo auf die Felsſtücke, von wo herab ſie ſich mit den Flintenkolben gegen die anſtürmenden Obtſchover vertheidigten. Jakob Chriſtian, ein Obtſchover, kroch ein Felsſtück hinan, das am Stärkſten beſetzt war, und umfaßte, vor Wuth brüllend, mit krampfigen Armen die Beine der Obenſtehenden und zerrte und zerrte, um ſie herabzureißen. Die Duſchniker ſchlugen mit ihren Kolben auf Jakob Chriſtians Schultern und Kopf, daß das Blut in Strömen vom Felſen herabfloß — aber er ſchien es nicht zu fühlen, immer enger und enger zogen ſich ſeine Arme wie eine Schlinge zuſammen, die Obenſtehenden begannen zu wanken, noch ein Ruck, und ſie alle ſtürzten mit furchtbarem Geſchrei die Felſenſtufen hinab und bedeckten, aus hundert Wunden blutend, ihren Feind, der im Sturze eine laute Lache aufſchlug, ohne ihre Beine fahren zu laſſen.

Nach einigen Minuten hatte ſich überall der Kampf vom Raſen auf die Felsſtücke gezogen — überall ſtürzten die Kämpfenden, bald einzeln, bald in Paaren, die ſich krampfhaft umſchlungen hielten, von der Höhe in den Grund.

Der Ungarmichel ſtand noch auf ſeinem Stein und lud und ſchoß und ſchoß und lud mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit. Da ſprang der junge Severin aus Obtſchov, den man den ſchönen Severin nannte, wie eine Katze den Stein hinauf und ſchlug ihm die Flinte mit einem Schlag aus dem Arme, daß ſie klirrend den Stein hinunterrollte. Wüthend wandte ſich der Ungarmichel nach ihm, faßte ihn in der Mitte des Leibes und drückte ihn wie eine Schlange zuſammen, ſo daß er ächzend den Kopf nach rückwärts fallen ließ und die Arme weit in die Lüfte ſtreckte. Dann aber hob ihn der Ungarmichel mit rieſiger Kraft in die Höhe und warf ihn in die klaffende Ritze des Felſens, auf dem er ſtand, dann ſprang er mit beiden Füßen auf ſeinen Leib, drückte ihn immer tiefer in den engen Spalt — noch ein Aechzen, und der ſchöne Severin war erſtickt.

Peter Bureſch ſtand ruhig auf ſeinem Stein und ſah zu. Sein Poſten war nicht erſtürmt worden, denn wie Viele ſich ihm auch nähern wollten, er zog Piſtole auf Piſtole, ein ganzes Arſenal aus ſeinem Gürtel, aus allen Taſchen, aus allen Theilen ſeiner Kleidung.

Dadurch, daß ſich der Kampf auf die Felſen gezogen hatte, waren die Wege dazwiſchen frei geworden, und die Obtſchover benützten das und eilten von dannen, ihre Leichen und Verwundeten zurücklaſſend. Der junge Chriſtel war ihnen vorausgeeilt und läutete die Glocke, die in Dubna auf einer Holzgabel mitten im Dorfe ſtand. Die Dubnaer hatten ſich in Maſſe geſammelt und vereinigten ſich mit den Obtſchovern, die fluchend, ſchäumend vor Wuth, blutbedeckt, bleich zurück kamen. In großen Haufen eilten ſie auf den Kampfplatz zurück. Die Tuſchniker waren verſchwunden. Tiefe Stille, nur vom Röcheln der Sterbenden unterbrochen, lag auf dem furchtbaren Platze.

Fünftes Kapitel.

Am Tage nach jener blutigen Nacht lag eine dumpfe Schwüle auf den Gemüthern der Duſchniker. Sie fühlten, daß ſie nicht mehr zurück konnten. Und wenn ſie ſich auch mit Widerwillen ſagten, daß Peter Bureſch ſie überraſcht und faſt willenlos, in der Betäubung, in ſolche blutige That hineingezogen, ſo geſtanden ſie ſich doch zugleich, daß, da die Sache einmal ſo angefangen, er der Einzige war, der ſie mit Kraft durchführen konnte. Sie fügten ſich alſo willig allen ſeinen Befehlen und Anordnungen und folgten dem Beiſpiele ſeiner jungen Ordensbrüder, die längſt gewohnt waren, ſeinen Winken blindlings zu gehorchen. So war Peter Bureſch der unumſchränkte Beherrſcher des Dorfes geworden. Ruhig ſaß er da in der Mitte des Dorfes und ſah nach dem Walde, ob nicht ſein Spion, Lunetta, komme, die er jeden Augenblick erwartete. Aber anſtatt Lunetta trat aus dem Dunkel des Waldes ein alter, eigenthümlich aufgeputzter Mann, den die Duſchniker ſogleich als den Kantor von Obtſchov erkannten. Er war feiertäglich geputzt, trug einen langen, ſchwarzen Rock mit kurzem, ſteifem Kragen und langer, gelber Reihe von Metallknöpfen, die gewöhnliche grüne, pelzverbrämte Sammtmütze und gelbe Lederhoſen, die in hohen, faltigen Stiefeln ſtaken. Aber im Knopfloche ſteckte ein großer Rosmarinzweig, der die Mütze hoch überragte und mit weißem Atlasbande am Rocke befeſtigt war, und in der Hand hielt er eine Zitrone. So trat er vor Peter Bureſch hin.

Ich komme, ſagte er mit zitternder Stimme, ich komme, Liduſchka, die Tochter Mika's, unſeres Richters, die an den jungen Stroß verheirathet iſt, zum Begräbniß ihres älteſten Bruders, Hinek Mika einzuladen.

Der Leichenbitter fügte kein Wort hinzu — ſchweigend ſtand er vor Peter Bureſch, deſſen Antwort er erwartete. Den Duſchnikern war's, als läge in ſeinen kurzen Worten ein großer Vorwurf, und ſie ſahen verlegen zur Erde nieder.

Peter Bureſch gab kalt mit der Hand ein Zeichen, und der Leichenbitter ging auf das Haus Liduſchka's zu.

Die Thüre war geſchloſſen, denn Liduſchka hatte ſeit dem Tode des alten Richters Angſt, unter die Menge zu gehen. Sie fürchtete, daß ihre Ahnungen in Erfüllung gehen würden, und verſteckte ſich in ihrem Hauſe, wie ein Huhn, wenn der Geier über dem Dorfe kreiſt. Sie hechelte Flachs, ſaß am Spinnrocken, ſang fromme Lieder und ließ ſo Tag um Tag vergehen, ohne die Riegel von der Thüre zu ſchieben, und wußte von Allem, was draußen vorging, nichts. Da pochte es.

Wer pocht? rief Liduſchka.

Ich bin es, der Kantor aus Obtiſchov. —

Jeſus Maria, was iſt geſchehen? Was wollt ihr, Kantor? Ich laſſe Niemand herein. Ich will nichts erfahren, nichts wiſſen. Der Kantor hat bei mir nichts zu thun.

Doch hatte ſie ſchon zitternd und bebend die Hand an den Riegel gelegt — aber die Kraft fehlte ihr, ihn zurückzuſchieben. Eine ungeheure Angſt überfiel ſie, die Zähne klapperten, und halb ohnmächtig lehnte ſie ſich an die Thüre, als wollte ſie das Eindringen des Boten verhindern.

Arme Liduſchka! ſeufzte der Leichenbitter.

Warum arme Liduſchka? rief ſie und riß die Thüre auf. Aber als ſie den Kantor als Leichenbitter geputzt vor ſich ſtehen ſah, fiel ſie mit einem lauten Schrei auf die Schwelle und verdeckte das Geſicht weinend mit beiden Händen.

Der Kantor ſah ſie lange ſchweigend an, endlich ſprach er: Dein älteſter Bruder iſt geſtern von den Duſchnikern getödtet worden, und ich komme, dich aufzufordern, ihm als treue

Schweſter die letzte Ehre zu erweiſen und mir nach Obtſchov zu folgen zu ſeinem Leichenbegängniſſe.

Liduſchka weinte bitterlich — endlich fragte ſie furchtſam: Iſt Peter Bureſch zurück?

Seit geſtern Abend! —

Und in der Nacht iſt mein Bruder getödtet worden — o ich bin Schuld daran! ſchrie ſie, daß man ihren Jammerruf weit im Dorfe widerhallen hörte. — Schnell fort, daß ich ihn um Vergebung bitte, meinen theuren, todten Bruder!

Und ſie lief in die Stube, um ſich nach der Sitte des Landes für das Begräbniß zu putzen.

Während ihr leiſe Thräne auf Thräne von den Wangen rollte, ſang ſie mit zitternder, von Schluchzen unterbrochener Stimme ein frommes Lied. So zog ſie die rothen Strümpfe an, die ſchwarzſammtenen Schuhe mit hohem rothem Abſatz und grüner und weißer Stickerei, den ſchwarzen Sammtſpenſer, ſchlichtete das Haar über den Nacken, band die weichen goldenen Wellen mit blauem Sammtbande zuſammen und ſetzte die kleine, runde, ſteife Haube darauf. Dann eilte ſie in den Garten, pflückte wilde Roſen, Rosmarin, Salbei und Sonnenblumen, um damit den Sarg des Bruders zu ſchmücken, und folgte dem Kantor, der ſie vor der Thüre erwartete, durchs Dorf.

Als ſie ſich dem Schwarme näherten, in deſſen Mitte Peter Bureſch ſaß und Befehle ertheilte, ſchlug ſie die Augen nieder, faltete die Hände vorn an der Bruſt und nahm den Seitenweg durch das Schloß. Der Leichenbitter aber ging auf Peter Bureſch zu, um ihn noch im Namen der Obtſchover zu bitten, ſie drei Tage in Ruhe zu laſſen, bis ſie ihre Todten begraben hätten.

Peter Bureſch lachte und ſagte: Der Waffenſtillſtand iſt euch gewährt, damit ihr eure Todten begraben könnt, vorzüglich aber darum, weil wir die Zeit auch für uns brauchen. Sage Liduſchka, fügte er noch hinzu, daß ſie ſogleich nach dem Begräbniß in unſer Dorf zurückkehren muß, wenn ſie überhaupt noch zurückkommen will — denn von jetzt an in drei Tagen wird die Welt hier um euch ein ganz anderes Geſicht bekommen, und keine Obtſchover Maus wird ein Duſchniker Weizenkorn zu ſtehlen im Stande ſein!

Als der Leichenbitter dieſe Botſchaft an Libuſchka beſtellte, ſchüttelte ſie nur bejahend den Kopf und liſpelte: ich werde kommen, denn ich gehöre ins Haus meines Mannes.

So gingen ſie dem Walde zu. Libuſchka ſah mit ihrem thränenvollen Auge kaum den Weg und ſtrauchelte bei jedem Schritte. Wie ruhig und ergeben ſie auch ſchien, fürchtete doch der Kantor, daß ſie jeden Augenblick in Klagen und Weinen ausbrechen und dem Schmerze unterliegen würde, der in ihr kämpfte. Um ſie zu erheben und dem Schmerze in ihr einen gelinden Ausgang zu verſchaffen, begann er laut ein heiliges Lied zu ſingen. Libuſchka hauchte es Anfangs nur ſo vor ſich hin, bis ſie immer lauter und lauter mit ihrem hellen Geſang einſtimmte und feſt nach der Melodie weiter wanderte. Zitternd und ſchön hallte das Lied in den mächtigen Föhren wieder.

Verſenkt in ihr Lied und in ihren Schmerz, bemerkte ſie nicht, daß eine flüchtige, in graues Faltenkleid gehüllte Geſtalt dicht an ihnen vorbeiſchlüpfte, einem Rehe gleich, von Gebüſch zu Gebüſch.

Es war Lunetta, die Zigeunerin. In wenigen Minuten war ſie im Dorfe und lag ihrem Herrn, Peter Bureſch, zu Füßen. — Biſt du da, mein kleiner Spion? ſagte er lächelnd und klopfte ihr liebkoſend auf die heißen Wangen. Was haſt du gehört und geſehen? — was haſt du getrieben, kleine Eidechſe?

Mein hoher Gebieter, erwiderte Lunetta hochaufathmend und betrübt — wie viel Trauriges habe ich geſehen — wie habe ich für dich gelogen und betrogen!

Auf dieſes Wort hob ſie Peter Bureſch auf und führte ſie aus der Menge, die ſich neugierig herumdrängte, auf die Seite. Erzähle leiſe! ſagte er und neigte ſein Ohr herab, um aufmerkſam zu horchen.

Wie viel Trauriges habe ich geſehen! wiederholte die Zigeunerin ſeufzend. Heute Morgen kam der Zug zurück von Dubna nach Obtſchov — viele Männer, je zu Zweien eine Leiche tragend.

begleitet von einer unzähligen Menge von Weibern und Kindern, die weinten und ſchrieen und verfluchten die Tuſchniker und dich, mein hoher Chan. Aus den Häuſern ſtürzten die Mütter, Schweſtern und Väter, warfen ſich über die Todten her und ſchwuren Rache den Tuſchnikern. Die Tubnaer ſchwuren mit, ebenſo die Bewohner der andern benachbarten Dörfer, die auf das Gerücht von dem Kampfe herbeigeeilt waren und in Wuth geriethen, als ſie die Leichen der Gefallenen ſahen. Ein altes Weib brachte ein Kreuz herbei und das Muttergottesbild vom heiligen Berge und ließ ſie darauf ſchwören. Ein Kapuziner aus Miſchek, der in Obiſchov übernachtete, mußte ihnen darauf die Meſſe leſen und ihnen die Waffen weihen. Er ſagte, er thue es gerne, denn die Tuſchniker ſeien Ketzer, alle angeſteckt vom verſtorbenen alten Richter, der ein verfluchter Huſſit war, und du, ihr Führer, ſeieſt ein Heide, kenneſt die Thiere des Waldes beſchwören und habeſt dich dem Teufel verſchrieben. Nach der Meſſe mußte ich ihnen wahrſagen, und ich prophezeite ihnen Sieg — dann mußte ich ihnen keinen Tod prophezeien, — ſie hätten mich ſonſt geſchlagen.

Du haſt Recht gethan, meine kleine Katze, ſagte Peter Bureſch lächelnd, als ihn Lunetta bei dieſen Worten ängſtlich anſah. Man muß ihnen Muth machen, damit die Geſchichte was Rechtes wird. Erzähle weiter.

Der alte Mila, fuhr Lunetta fort, warf ſich verzweifelnd auf die Leiche ſeines Sohnes und verfluchte den Wald und ſeinen Kontrakt mit der Armee und die Kaiſerin. Dann aber ſchickte er mehrere Wagen nach Dobrziſch an den kaiſerlichen Lieferanten und läßt von dorther Waffen holen, um die Dörfer zu bewaffnen. Dem Lieferanten ließ er ſagen, er brauche ſie gegen Rebellen, die einen Bauernkrieg beginnen wollten. Er wird die Waffen bekommen, hörte ich ſagen, denn er hat's immer mit den Lieferanten und Offizieren zu thun und ſteht ſich gut mit den Herren und Beamten als guter Unterthan.

Verdammt! rief Peter Bureſch und ſtampfte den Boden — Waffen, Waffen, wo nehme ich Waffen her?

Wird ſich auch finden — brummte plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihm. Bureſch ſah ſich um. Da ſaß unter dem Kaſtanienbaume ſein alter Bekannter Jakob Zerzog, der Scheerenſchleifer, ehemaliger Schmuggler aus Baiern, und ließ, gleichgültig vor ſich hin ſingend, ohne aufzublicken, ſein Rad ſauſen und drückte das Meſſer an den Stein, daß es pfiff und Funken ſprühte. Peter Bureſch, der ſich erwartungsvoll und mit einem Strahl von Hoffnung nach dem Manne umſah, der die Worte mit ſolcher Sicherheit ausgeſprochen, ließ, als er den Redner erkannte, die Hoffnung ſchnell wieder ſinken und rief ihm, verächtlich die Achſeln zuckend, zu: Deine Meſſer vielleicht und Scheeren, du baieriſcher Knödel? Damit möchteſt du gegen kaiſerliche Flinten zu Felde ziehen?!

Wird ſich finden, wiederholte der Scheerenſchleifer mit derſelben Sicherheit und Ruhe, ohne aufzublicken. Wenn du mit deiner Zigeunerin fertig biſt, bitte ich um eine Stunde Audienz, mein edler Feldherr.

Ich bin fertig! ſagte Peter Bureſch, dem die ſo ſicher ausgeſprochenen Worte des Scheerenſchleifers doch überzeugend ſchienen. Auch kannte er ſeinen Mann vom Böhmerwalde her, wo er ihm oft an der Spitze einer Schmugglerbande begegnete, gefürchtet von den Oberreitern oder Gränzwächtern als einer der verſchmitzteſten und gewaltthätigſten Kontrebandirer. Wie er von ſeinem Schleifſteine aufſtand, die Klinge hinwarf, die Hände in die Taſchen ſteckte und mit gemeſſenen ruhigen Schritten auf Peter Bureſch losging, konnte man ihm wohl anſehen, daß bei ihm die Scheerenſchleiferei irgend ein anderes und komplizirteres Geſchäft verſtecke. Die reiche Kleidung, beſtehend aus hohen, weit über die Knie gehenden Stiefeln, aus denen zwei fein gearbeitete Meſſergriffe von Gemshorn hervorblickten, die dunkelbraune Sammtweſte mit Metallknöpfen, der breite grün und roth ausgelegte Gürtel, der noch mit ſilbernen Kettchen geſchmückt war, der ſilbergraue weitfaltige Rock mit grünem Kragen und Aufſchlägen, der ſorglich gepflegte, weit herabwallende Bart, ſchwarz mit grau gemiſcht, die lange, ſchwarze Sackmütze, die mit dicker Quaſte auf die rechte Schulter herabfiel — nichts ließ auf die Aermlichkeit ſchließen, die ſonſt das Loos der deutſchen Scheerenſchleifer iſt, welche gewöhnlich Böhmen durchziehen. Er legte die Hand auf Peters Schulter, winkte der Zigeunerin, daß ſie ſich entferne, und ſprach alſo in immer gleich ruhigem Tone:

Peter Purrich, wir kennen uns und wollen nicht lange Geſchichten machen. Leute unſeres Gelichters verrathen einander nicht. So ſage mir zuerſt, biſt du ein guter Patriot?

Hm — ja, ſo nach meiner Art — antwortete Peter Purrich ungeduldig.

Haſt du deine Kaiſerin lieb? — fragte der Scheerenſchleifer weiter.

Was Teufel kümmert mich die Kaiſerin! — die Kaiſerin mag — ich glaube Kerl, du willſt dir einen Spaß mit mir machen! — rief Peter Purrich zornig und wandte ſich, um fortzugehen.

Aber der Scheerenſchleifer fuhr mit gleicher Ruhe fort: Gut, du biſt ein Patriot nach deiner Art, du liebſt die Kaiſerin nicht — und ich bin kein Scheerenſchleifer, ſondern bin ein Spion, ein Aufreizer, Unruhſtifter und Rebellionmacher in kurfürſtlich bairiſchen Dienſten.

Ein ſchönes Geſchäft! lachte Peter Purrich und kehrte wieder zum Ackern zurück.

Ja, ſagte Jakob Zerzog, ohne ſich ſtören zu laſſen — ſo iſt es. Die Händel in Klattau, in den Pürglitzer Wäldern, bei Joachimsthal — Alles mein Werk. Deinem ſcharfen Wilddiebsauge hätte es nicht entgehen ſollen, daß in mir was Anderes ſteckt als ein gemeiner Scheerenſchleifer. Zum Teufel! man wird aus dem Gebieter einer fünfzig Meilen langen Gränze kein gemeiner Scheerenſchleifer! Seine kurfürſtliche Gnaden von Baiern haben auch ſehr wohl eingeſehen, daß es beſſer iſt, mich zum Alliirten zu haben, als mit mir Krieg zu führen, und haben mich zu dieſem Geſchäfte mit glänzenden Bedingungen geworben. Es iſt jetzt nichts mit dem Schmuggel, da es keine Gränzen gibt, dachte ich, hol's der Teufel! und schlag ein. Wenn du mir nun verſprechen willſt, wie ich's von dir hoffe und wie ich's hoffte, als ich in den Bergiſchen Wäldern hörte, daß dich dein Vater hergeholt hat, um Händel einzurühren — ja, ſage ich, wenn du mir verſprichſt, eine ſolche Geſchichte einzurühren, daß ſie in Prag und Wien nur acht Wochen lang glauben, es ſei wieder ſo eine Art Bauernkrieg oder Huſſitengeſchichte — ſollſt du von mir ſo viel Waffen und Munition und Geld haben, als du nur willſt und als deine Kerle verbrauchen können.

Alles, Alles verſpreche ich dir! rief Peter Bureſch in großer Aufregung — Alles, Bauernkrieg, Mord und Plünderung, tauſend verbrannte Schlöſſer — nur Waffen, gib mir nur Waffen!

Und Jakob Zerpig beim Kragen faſſend, fuhr er eifrig und ſchnellredend fort: Siehſt du, ſchon haben ſich mit den Obecnicern Andere verbunden — bald werden die Duſchniker ihre Bundesgenoſſen haben — denn was Die auf dem Berge thun, thun ihnen Die im Thale nach, und ſie haſſen ſich auf den Tod, ganz ohne Urſache eigentlich und darum noch bitterer — vielleicht nur weil Die auf dem Berge und Die im Thale wohnen. Nach der letzten Nacht kommen ſie nicht mehr zurück. Heute ſchicke ich noch Boten aus nach allen Dörfern dieſſeits der Litawka und fordere ſie auf, ſich uns und unſerer gerechten Sache anzuſchließen. Es wird Alles gehen — in vier Wochen ſteht der ganze Brdowald in Brand — gib mir nur Waffen. Siehſt du, dort kommen ſie ſchon von allen Seiten, die Müßiggänger und Brodloſen, um ſich zu erkundigen, was es heute Nacht gegeben. Jetzt ſind ſie nur noch Neugierige und gaffen dumm in die Welt hinein — drückt man aber ſo einem Tölpel eine Büchſe in den Arm, wird's ein furchtbarer Kerl. Nur Waffen, Waffen!

Gut! ſagte der Schwarzwälder — heute Nacht gehſt du und einige deiner Freunde mit mir in den Wald zu den Kohlenbrennern am Tremoſchnaberge, dort habe ich meine Niederlage. Jetzt aber geh fort von mir, daß ſie nichts merken — dort ſchleicht ſchon Einer um uns herum und ſcheint zu horchen!

Das iſt der Kinnich, ſagte Peter Bureſch verächtlich — der iſt nicht zu fürchten, der Dummkopf. Doch auf Wiederſehen heute Abend zwiſchen hier und Lhota.

Peter Bureſch ging zu den Bauern zurück, rief die Raubſchützen zuſammen und ſprach alſo mit lauter Stimme: Brüder! ich habe ſichere Nachrichten, daß die Obtſchover einen großen Krieg beginnen wollen gegen uns, um Duſchnik um all ſein Hab und Gut zu bringen und die guten Bauern von Duſchnik zu Bettlern zu machen. Sie ſuchen überall Bundesgenoſſen, und ſchon haben ſich ihnen die Bewohner von Dubna angeſchloſſen, dieſen werden bald die Dörfer Dubenez, Liha, Dol, Langlhota und alle Dörfer jenſeits des Waldes folgen, nur um auch Antheil zu haben an der Beute und um unſeren ſchönen Wald nach Herzensluſt ausreuten zu können. Es thut Noth, daß wir uns wehren bis auf den letzten Mann, ſo lange noch ein Baum im Walde ſteht. Unſere Brüder im Thale werden uns nicht verlaſſen — ſie werden uns beiſtehen im gerechten Kampfe. Schon ſehe ich hier unter euch brave Nachbarn, die bei der erſten Nachricht vom Kampfe herbeieilten, um uns zu helfen. Das iſt aber nicht genug, alle Dörfer des ganzen Thales müſſen ſich mit uns verbinden. Darum habe ich beſchloſſen, Boten auszuſchicken die Litawka hinauf und hinab, auch in den Hurkawald und zu den Kohlenbrennern. Lhota, Obetznitz, Bratkowitz, Paſſek, Drahlin werden uns freundnachbarlich unterſtützen. Die ihr Freunde, Verwandte, Gevatterſchaften in den Dörfern habt, geht hin und beſprecht euch mit ihnen, daß ſie ſich wieder mit ihren Freunden, Verwandten und Gevatterſchaften beſprechen und ſich von jetzt in drei Tagen hier in Duſchnik verſammeln. Für Waffen brauchen ſie nicht zu ſorgen. Der Herr, der mit dem Gerechten ſteht, wird machen, daß wir nicht waffenlos dem Feinde entgegengehn. Sagt ihnen, daß es gelte, euer Eigenthum, euer Recht zu vertheidigen, und daß, wenn ihr beſiegt werdet von den räuberiſchen Obtſchovern, in dieſer rechtloſen Zeit bald auch die Reihe an ſie kommen könnte. Sagt ihnen, daß man zuſammenhalten muß in ſo rechtloſer Zeit, um ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. So geht und machet eure Sachen gut!

Auf die Bauern machten die Worte ihres Führers ſichtlichen Eindruck. Was er von Recht und Eigenthum, vom Herrn, der mit den Gerechten ſtehe, ſagte, hatte ihnen beſonders gefallen — ſie wunderten und freuten ſich über die klugen und frommen Reden, die ſie von dem wilden Wilddiebe nicht erwarteten. Sie traten zuſammen, beſprachen ſich lange, und endlich ſah man die angeſehenſten und wohlhabendſten aus ihrer Mitte hervorgehen und ſich in ihre Wohnungen begeben. Bald kamen ſie mit dem Hut auf dem Kopfe, mit dem Stocke in der Hand zurück und ſchritten grüßend den Ausgängen des Dorfes zu. Peter, der die Wilddiebe um ſich verſammelt hatte, ſah es mit Lächeln an. Das wird gut! ſagte er leiſe zu ſeinen Ordensbrüdern — den Alten werden die Alten folgen, die Jungen kommen von ſelbſt, wo es was zu raufen gibt. Doch iſt es gut, wenn Einige von euch ihnen nachgehen und in den Schenken zu den Jungen ſprechen. Sprecht ihnen weniger von Gott und der gerechten Sache und mehr von Beute und wilden Händeln und blutigen Köpfen. Aber vergeßt mir die Feuerarbeiter nicht — in den Schmelzhütten, Pochhämmern und Zainhämmern — was beim Feuer arbeitet, hat verbranntes Gehirn — die Kerle werden gut ſein. Geht, euch habe ich nicht viel zu ſagen — ihr verſteht eure Sache.

In der That hatten ſich ſchon, während Peter noch redete, einige ſeiner Genoſſen davon gemacht und eilten die Litawka hinauf und hinab, in den Wald, nach den Dörfern und nach allen Seiten, um aufzureizen und Bundesgenoſſen zu werben. Viele fanden bereits aufgelockerten Boden, denn ſchon vom frühen Morgen an zog der alte Bureich, mit ſeinem Kreuzſtock in der Hand und dem gewaltigen Roſenkranz um den Nacken, durchs Thal und predigte mit wilden, düſtern, feurigen Worten den Kreuzzug.

Aber Peter Bureich war mit ſeinen Verfügungen noch nicht zu Ende. Als die meiſten Raubſchützen ſich entfernt hatten, ſtreckte er ſich ins Gras und winkte den einäugigen Slavik an ſeine Seite. Slavik ſtreckte ſich neben ihn hin, und Peter Bureſch flüſterte ihm mit gleichgültigem Geſichte, damit die Umſtehenden es nicht merkten, daß von einem Geheimniſſe die Rede war, Folgendes ins Ohr: Gib wohl Acht, blinder Zizka, auf Das, was ich dir ſage. Es iſt von Wichtigkeit, daß wir im Rücken unſerer Feinde einen Bundesgenoſſen haben, und der iſt gefunden, wenn du dich klug benimmſt.

Ich? — fragte der Einäugige und ſah Peter Bureſch erſtaunt an. — Ich? ich ſoll mich klug benehmen? und wie ſo?

Höre! Eine gute Stunde hinter Obrickov, wenn man durch Langlbota gekommen, die Prager Straße gegen das Jeſuitenkloſter in Oberſchiſcht hingeht, am Ausgang eines kleinen Waldes, wo ein Gekreuzigter ſteht, führt ein Feldweg rechts ab, an einer langen Wieſe vorbei in ein kleines, verſtecktes Dorf, das Ribnik heißt, von dem großen Teiche zwiſchen dieſem Dorfe und der fetten Pfründe von Heiligenfeld. Dieſes Dorf Ribnik iſt ein verfluchtes Ketzerdorf. Die Ribniker ſind Huſſiten und Utraquiſten, oder auch Kalviniſten, oder Helviten, wie man ſie heute nennt — verbiſſene Kerle, die die Bibel leſen, ihre Nachbarn haſſen wie Peſt und Ungeziefer. Sie gehen aus ihrem Neſte nur heraus, um ſich bei ihren Nachbarn über die Heiligen luſtig zu machen und Händel anzufangen. Sie diſputiren und bekommen dafür Beulen an den Kopf. Wenn manchmal nach einem Sturm ein Heiligenbild auf dem Felde umgeſtürzt iſt, weiß man, daß es nicht der Wind gethan hat, ſondern die Ribniker. Die Jeſuiten in Oberſchiſcht laſſen ſie beſtehen und ſchützen ſie ſogar, um immer Stoff zu Predigten zu haben — ſonſt wären ſie längſt alle ausgerottet. Zu dieſen wirſt du gehen.

Ich? — rief der Einäugige erſchrocken und ſchlug ein Kreuz über Bruſt und Stirn — ich zu den Ketzern? Ich ſoll diſputiren? —

Ja, du ſollſt zu den Ketzern — fuhr Peter ruhig fort — du haſt in Sachſen ſo ſchöne niederträchtige Lieder auf den Papſt und die Heiligen gelernt — die wirſt du ihnen vorſingen und überſetzen und dich auch für einen Ketzer ausgeben, und ſie werden dich traktiren mit Fleiſch und Bier, als wärſt du ein Prediger. Du wirſt ſehen, wie beſtialiſch ſie ſich freuen werden und dir die Säcke füllen.

Das läßt ſich hören! brummte der einäugige Slavik und ſtreckte ſein Ohr hin, um beſſer zu hören.

Dann wirſt du ihnen ſo beiläufig erzählen, daß man nach dem Tode des alten Richters Matthei Stroß einen Kelch und ein altes Schwert unter ſeinen Dielen und eine Menge böhmiſcher Bibeln auf ſeinem Dachboden gefunden, und daß unſer Krieg gegen die Obtſchover weniger um den Wald, als ein Vermächtniß des alten Richters und ein Religionskrieg iſt, denn die Duſchniker wären eigentlich von ihm bekehrte Ketzer.

Iſt das wahr? — rief Slavik und riß das eine Auge auf ſo weit als möglich. —

Wahr oder nicht wahr — ſagte Peter Bureſch — das geht dich nicht an — du mußt es ſo erzählen und mußt ihnen weiter ſagen, daß wir die Brüder Jeſuiten in Oberſchiſcht alle braten wollen, wie es der kahle Prokop gethan, daß wir die Pfarrei der Kreuzherren in Pitſchin und die fette Pfründe in Heiligenfeld plündern und ihre Felder an die Armen vertheilen wollen und daß wir der heiligen Mutter Gottes vom heiligen Berge den Perlmantel ausziehen und ihr ihre diamantenen Augen ausſtechen wollen.

Jeſus, Maria und Joſeph, ſteht uns bei, und heiliger Johannes von Nepomuk hilf! — ſchrie der Einäugige entſetzt.

Haſt du was dagegen? fragte Peter Bureſch lachend.

Es iſt eine große Sünde! — ſagte der Andere und zog ein langes Kreuz über den ganzen Leib — aber als guter Wilddieb und Soldat werde ich's ſagen, wenn du es befiehlſt.

Vielleicht auch thun? — fragte Peter Bureſch lachend.

Auch thun — antwortete Slavik ſeufzend.

Du ſagſt den Ketzern ferner — fuhr Peter Bureſch fort —

daß ich ſelber ein Ketzer ſei, daß ich, wie du ſelbſt einmal geſehen, im Walde den Brüdern predige und zu Oſtern ihnen Brod und Wein gebe und aus der böhmiſchen Bibel vorleſe. Und wenn dann die Ribniker nicht anbeißen und den Obtſchovern nicht in den Rücken fallen, ſo bin ich nicht werth, je wieder einen Haſen zu ſchießen. Jetzt geh und ſei binnen zwei Tagen zurück.

Der einäugige Slavik übergab ſeine Büchſe einem Ordensbruder, bekreuzte ſich und ging, wie ihm Peter Bureſch befohlen hatte.

Der Abend fand Peter Bureſch auf dem Wege zum Trebeſchna, jenem ſchwarzen waldbewachſenen Berge, der das Litawkathal im Weſten abſchneidet und der von Kohlenbrennerhütten und Kohlenmeilern bedeckt iſt. An ſeiner Seite ging der ehemalige Schmuggler, jetziger Scheerenſchleifer Zerzog aus Baiern, und ihnen folgten mit drei Wagen einige vertraute Wilddiebe, um die Waffen zu laden, die Zerzog verſprochen hatte. Peter Bureſch war ſehr ſchweigſam. Der bairiſche Aufwiegler hielt es für nöthig, ihn noch einmal aufzufordern, aus der Sache was Rechts zu machen, daß ſie doch einen Klang gebe und, wie er lächelnd hinzufügte, dem Namen Peter Bureſch Ehre mache.

Dieſer aber antwortete ungeduldig: Hab' ich die Sache angefangen, werde ich ſie auch ordentlich durchführen — und hab' ich einmal Waffen, ſo kann ich nicht anders, als Gebrauch und gehörigen Gebrauch davon machen!

Der Scheerenſchleifer war mit dieſer ungeduldigen Antwort zufrieden und gab ſeine Hoffnungen auf Peter Bureſch nicht auf, ſelbſt als dieſer nach einigem Nachdenken mit faſt trauriger Miene vor ſich hin ſagte: Es iſt doch ein eigenes Ding um die Jagd. Das Schießen auf die Menſchen macht Einem nicht halb ſo viel Freude als ein Schuß auf das Wild des Waldes. Das kommt daher, daß man ſo einen Hirſch, ſo ein Reh, ſo einen Fuchs, ſo einen Bären aus innerſtem Herzensgrunde lieb hat, und weil man's ihnen nicht ſagen kann und weil ſie vor Einem fortlaufen, jagt man ihnen eine Kugel nach. Es iſt immer ein Stück vom eigenen Herzen, das man mit dem Blei in die Büchſe ladet, und jeder Schuß iſt wie eine Liebeserklärung. Aber die Menſchen? Wer liebet die Menſchen? —

Aufſteigende Rauchſäulen zeigten den Wanderern das Ziel ihrer Wanderung. Der Kohlenbrenner, der in Mitte mehrerer rauchender Meiler ſaß, deutete auf einen unangezündeten, kunſtvoll geſchichteten hin. Die Raubſchützen warfen die Scheite auseinander, und bald zeigte ſich der edle Schatz, den ſie verdeckt hielten. Prächtige, im Mondſchein ſchimmernde Waffen glänzten ihnen entgegen.

Sie luden ſie auf die drei Wagen und fuhren gegen Duſchnik zurück. Die erſten zwei ſchickte Peter ins Dorf, mit dem dritten machte er einen langen Umweg den Berg hinauf jenſeits Duſchnik, an den Hämmern und Teichen vorbei, und hielt erſt vor dem Hügel, der ſich dort erhebt und die länglichgrüne Ebene, welche auf dieſer Stelle den Wald durchſchneidet, in auffallender Weiſe unterbricht. Siehſt du, Honek, ſagte er zu dem Wilddiebe, der den Wagen lenkte, dieſer koſtbare Hügel war jahrelang mein ſicherſtes Verſteck, wenn ich von dem gnädigen Herrn verfolgt war — denn dieſer Hügel iſt eigentlich nichts Anderes, als ein altes, verfallenes, von Erde bedecktes und grasbewachſenes Schloß. Die Bauern erzählen ſich zwar, daß einmal vor Hunderten von Jahren hier ein Schloß verſunken iſt, und nennen den Hügel auch das alte Schloß — ſo klug waren ſie aber nie, hier nachzuſuchen, wie viel an der Geſchichte wahr ſei. Vielleicht haben ſie Angſt, denn es heißt, das Schloß habe einem ketzeriſchen Herrn angehört und ſei verſunken, da er an einem Sonntage die Bauern zum Frohnden gezwungen und die vorüberziehenden Pilger zum heiligen Berge verhöhnt habe. Dummes Zeug! das Schloß iſt zuſammengeſunken, weil es alt war und damit ich hier ein gutes Waffenmagazin und Pulverlager errichten könne, das mir kein Hamiker ausſpioniren ſoll.

So ſprechend, wälzte Peter Bureſch einen gewaltigen Stein vom Fuße des Hügels. Hynek folgte ihm durch die Höhlung, die ſich aufthat, und merkte bald an den hallenden Schritten, daß er ſich in einem weiten, hohen Gewölbe befand. Peter Bureſch ſchlug Feuer und zündete einen Kienſpan an, der an der Oeffnung bereit lag, und vor Hyneks Blicken zeigte ſich eine ſchöne, hochgewölbte Stube. Die alten gothiſchen Zieraten an den Wänden waren von neuen, aus Hirſchgeweihen, Gemshörnern, Thierfellen aller Art und ausgeſtopftem Gevögel beſtehenden Verzierungen bedeckt. In einer Ecke ſtanden die Pulverſäcke, welche Ihre Majeſtät die Kaiſerin aus dem Magazin des Prjibrämer Bergwerkes geliefert und der ſchwarze Tomeſch abgeholt hatte. Dort legten ſie die Waffen hin und ſchoben den Stein wieder vor die Oeffnung. Ruht, ihr ſchönen Büchſen, ſagte Peter Bureſch im Fortgehen, ruht, bis ich euch zur Auferſtehung rufe — hier ſeid ihr ſicher vergraben, und Ihrer Majeſtät Beamten und Spione werden euch den baieriſchen Geruch nicht abriechen!

Peter Bureſch wußte nicht, daß Kinnich aus Obtſchov kam und, um es im Dorfe nicht merken zu laſſen, einen Umweg machte, und in der Nacht am alten Schloſſe vorbei ſchlich, wo er zuerſt ſpukende Geiſter zu ſehen glaubte, bis er ſich überzeugte, daß es Menſchen waren, die von baieriſchen Waffen ſprachen. Er ſchlug ſich vor den Kopf und murmelte vor ſich hin: Das hat heute Morgen der baieriſche Scheerenſchleifer mit ihm geſprochen!

Sechſtes Kapitel.

Die drei Tage des Waffenſtillſtandes waren verfloſſen. Die Obtſchover hatten ihre Todten begraben, Liduſchka ſaß wieder einſam in ihrer Stube, nährte eine Todtenlampe, ſpann und ſang fromme Lieder hinter verhüllten Fenſtern und geſchloſſenen Thüren. Obtſchover und Duſchniker hatten ihre Bundesgenoſſen zuſammengezogen — auf Seite der Erſten ſtanden die Einwohner aller jenſeits der Homola auf dem Berge gelegenen Dörfer, die Wohlhabenden, die vor dem Namen Peter Bureſch erſchracken und glaubten zuſammentreten zu müſſen, um ihr Eigenthum gegen ihn und ſeine Gefährten, die Wilddiebe, zu beſchützen. Zu den Duſchnikern traten die Thalbewohner aus nachbarlicher Freundſchaft und weil ſie die Armen waren, alſo ihre Brüder in der Armuth, die Duſchniker, nicht verlaſſen wollten. Dazu kam, daß alle Dörfer des Litawkathales gewiſſermaßen nur ein einziges Dorf bildeten, da ſie durch die ununterbrochene Reihe von Mühlen, Eiſenhämmern, Hochöfen, Schaufelſchmieden und Grubenwerken, die ſich längs der Litawka hinzogen, verbunden waren. Die Einwohner dieſer Gewerke, arme Arbeiter, die durch die Zeitläufte und die ſtockenden Geſchäfte von der furchtbarſten Noth gedrückt waren und nach dem Ausdrucke Peter Bureſchs und des Sprüchwortes im Lande als Feuerarbeiter am verbrannten Gehirn litten, fühlten ſich zu Peter Bureſch, deſſen Boten ihnen Beute verſprachen und der als der Sohn des Alten vom Hammer und ſelbſt als ehemaliger Feuerarbeiter zu ihrer Zunft gehörte, beſonders hingezogen. Ihnen folgten wieder die mit ihnen befreundeten und in Verkehr ſtehenden Nagelſchmiede, die weiter oben im Hurkawalde wohnten und, weil ſie meiſt von deutſchen Einwanderern abſtammten, Schwaben hießen. — So kamen die ausgeſandten Boten Peter Bureſchs ſchon nach zwei Tagen an der Spitze großer und entſchloſſener Haufen zurück, die mit den baieriſchen Büchſen bewaffnet und mit den Duſchnikern vereinigt in der That eine ſchöne Armee bildeten. Der Alte vom Hammer, der ſelbſt eine große Zahl herbeigeleitet hatte, freute ſich beim Anblick der ſchönen Heerſäule, die Peter Bureſch gegen den Wald führte, rieb ſich die Hände und raunte ſeinem Sohne lächelnd ins Ohr: du brauchſt die Kerle nur durch einige Wochen an Blut zu gewöhnen und ſo tief in Verbrechen hineinzuführen, daß ſie nicht mehr zurückkönnen, und du biſt im Stande, in kurzer Zeit Ihrer Majeſtät der Kaiſerin oder Seiner Kurfürſtlichen Gnaden von Baiern ein Häuflein zuzuführen, das ſich ſo ſchauerlich berühmt machen wird, wie die Panduren. Was hat der Trenk Anderes gethan und iſt heute ein gefürchteter Kriegsheld, vor dem das Kind im Leibe der Mutter und die Pfaffen in ihren Kellern erſchrecken?!

Nein, ſagte Peter Bureſch langſam und nachdenklich, indem er die Hand an den Bart legte und ihn ſtreichelte — nein, mich gelüſtet's nicht nach Herrendienſt; auf eigene Fauſt will ich handeln. Arme, Hülfloſe, Verzweifelte will ich machen und aus dieſen dann eine Armee bilden, der nichts widerſtehen ſoll. Ich weiß, wie furchtbar der Menſch iſt, wenn er nichts mehr zu verlieren hat, furchtbar, wie der Eber am Furchtbarſten iſt, wenn er umſtellt und angeſtochen iſt. An der Verwirrung und am Lärmen freue ich mich, wie der Wolf am Wirbelwind und an toll aufſteigenden Staubſäulen. Dann aber kommt die Rache und die Erfüllung meines Haſſes gegen Pfaffen und Herren. Meiner verzweifelten Armee will ich von ferne die Schlöſſer und Klöſter, die Keller und Kaſſen zeigen, und du ſollſt ſehen, wie ſchnell ſie wachſen wird, wie bald ſelbſt die Obtſchover und ihre Freunde auf unſerer Seite ſtehen werden. Darum muß mit ihnen zuerſt angefangen werden; ihre Dörfer müſſen verbrannt, ihre Heerden aufgezehrt werden. Nichts will ich für mich — aber die Pfaffen und Herren müſſen mir gleich werden und auch nichts haben.

Seinem Vorſatze getreu, Arme und Verzweifelte zu machen, traf Peter Bureſch alle Anſtalten, die Obtſchover in harte Bedrängniß zu bringen, um ſie zu lehren, daß ſeine Bundesgenoſſenſchaft ſeiner Feindſchaft vorzuziehen ſei. Nachdem er ſeine Beobachtungsposten im Walde ausgeſtellt, um ſich vor einem Ueberfall zu ſichern, befahl er dem Ungarmichel, bereit zu ſein, noch dieſen ſelben Abend Obtſchov zu überfallen und den Meierhof zu beſetzen. Der Meierhof war von höchſter Wichtigkeit. Er lag ungefähr dreihundert Schritte vom Walde am Eingange des Dorfes, auf einer kleinen Anhöhe, um die ſich die Bauernhäuſer im Halbkreiſe herumzogen. Von Mauern umgeben, bildete er eine kleine Feſtung und beherrſchte das ganze Dorf. Die Dachlucken der Scheuern und Stallungen gaben vortreffliche Schießſcharten, von wo aus man mit guten Büchſen bis an die äußerſten Enden des Dorfes ſchießen konnte. So konnten die Obtſchover immerwährend in Schach gehalten und verhindert werden, im eigenen Dorfe eine Bewegung zu machen. Die ſiebenzig Kühe des Meierhofes ſollten heraus und nach Duſchnik getrieben werden, wo ſie Peter Bureſch an die Bauern ſeiner Schaar austheilen wollte, um ſie durch dieſe Beute auf neue lüſtern zu machen. Die Wegnahme des Meierhofes war leicht zu bewerkſtelligen, da man in Obtſchov gewiß nicht darauf vorbereitet war und er vom Ausgang des Waldes aus, wenn man ſich nur bis dahin unbemerkt näherte, laufend in einer Minute erreicht werden konnte, ehe ſich die Obtſchover ſammelten, um ihn zu vertheidigen. Wirklich ſchlich ſich der Ungarmichel mit fünf und zwanzig bis dreißig auserleſenen Helden durch den Wald. Sie zogen nicht in einem Haufen, ſondern vertheilten ſich und ſchlüpften einzeln von Baum zu Baum, ſpringend, laufend, ſchleichend, kriechend, je nachdem es des Ortes Gelegenheit erlaubte oder gebot. Rechts und links ſtanden die Obtſchover Poſten und blickten gradaus nach Duſchnik zu, ohne die Einzelnen von der Schaar des

Ungarmichels zu bemerken oder bemerken zu wollen. Dem ſcharfen, umſichtigen Auge des Ungarmichels fiel dieſe, wie ihm ſchien, abſichtliche Blindheit auf und machte ihn beſorgt. Doch allein, wie er war, und getrennt von ſeinen Leuten, war es ihm nicht mehr möglich, ſie zu ſammeln und ihnen irgend eine Art von Befehl zu geben, der ſie vor einer Hinterliſt gerettet hätte. So rückte er denn ſelbſt immer vorwärts, um die Seinen nicht zu verlaſſen. Am Ausgange des Waldes gab er das verabredete Zeichen mit der Pfeife, und bald war ſeine Schaar um ihn verſammelt. Er bemerkte aber, daß auf daſſelbe Zeichen es auch hinter ſeinem Rücken im Walde lebendig wurde und große Bewegung entſtand. Es galt, ſo ſchnell als möglich den Meierhof zu erreichen. Der Ungarmichel ſelbſt eilte mit Sturmſchritten über den Graben, der dort den Wald umgab, über die Felder und den Steinweg voraus. Die Andern ihm nach. Kaum aber waren ſie auf ſichere Büchſenſchußnähe vom Meierhofe gekommen, als ſie von da aus mit einer vollen Flintenſalve begrüßt wurden, der eine andere im Rücken folgte. Wir ſind verrathen! ſchrieen die Duſchniker entſetzt und drängten ſich um den Ungarmichel. Dieſer, der klar erkannte, was den Andern der Schreck eingab, ſah ein, daß er für den Augenblick ſeine Abſicht auf den Meierhof aufgeben und nur eine Stellung gewinnen müſſe, in der er ſich ſo lange halten könne, bis das Feuern tief im Walde gehört würde und Peter Bureſch den Bedrängten Hülfe ſchicke. Mir nach! — rief er ſchnell beſonnen und eilte durch das Kreuzfeuer auf das dem Meierhof zunächſt gelegene Bauernhaus los. Die Flintenkugeln umſauſten ihn und ſeine Gefährten, doch wurden nur wenige verwundet, da die Obtſchover im Dunkel der Nacht ihre veränderte Stellung nicht bemerkten und immer in derſelben Richtung ſchoſſen, ja endlich zu feuern aufhören mußten, da ſich ihre Freunde aus dem Hinterhalte im Walde in ihrer Hitze ſo ſehr genähert hatten, daß die beiderſeitigen Kugeln nur noch die Freunde bedrohten. Indeſſen hatte der Ungarmichel die Thüre des Bauernhauſes eingerannt und ſtürzte mit ſeinen Gefährten hinein und verrammelte ſchnell ſeine Ausgänge. Alles dieſes geſchah binnen weniger Minuten im Dunkel der Nacht und während die vergeblichen Schüſſe der Obtſchover fielen, ſo daß ſie weder geſehen noch gehört werden konnten. Sie waren verſchwunden, als hätte ſie die Erde verſchlungen. Die Obtſchover ſuchten ſie mit geſpannten Hähnen und vorgehaltenen Büchſen rings um den Meierhof und endlich in dem Gebüſche jenſeits deſſelben, juſt auf der entgegengeſetzten Seite des Meierhofes, ſchoſſen einige Mal ins Geſträuch und kehrten verwundert wieder auf ihren vorigen Platz zurück.

Der Ungarmichel ließ indeſſen Löcher in das Strohdach ſeines Schlupfwinkels bohren und ſtellte ſeine Leute daran und an die niedern Fenſter, die er noch zum Theile mit Bettſtücken verſtopfte, oder mit den Brettern der Bänke und Tiſche verdeckte. Nun erſt, da die Obtſchover ſich näherten, um auch dort zu unterſuchen, gab er Befehl, zu feuern und ununterbrochen damit fortzufahren, da es mehr ein Zeichen für die Freunde im Walde ſein ſollte, als Angriff oder Vertheidigung.

Der Mond ging hellleuchtend auf und zeigte den Duſchnikern genau ihre ſie umſchleichenden Feinde, während ſie ſelbſt im ſichern Verſtecke ſaßen und die Kugeln unſchädlich ins Dach oder in die Wände des Hauſes klatſchten. Mancher arme Obtſchover fiel, ohne daß die Andern Rache nehmen konnten. So zogen ſie ſich endlich aus der Schußweite und in die andern Häuſer zurück. Sie dachten wohl daran, das Haus, in welchem der Ungarmichel ſaß, in Brand zu ſtecken, ließen es aber nach langem Streiten doch ſein, da es mit den andern ſtrohbedeckten Hütten zuſammenhing und beim geringſten Winde das ganze Dorf in Flammen aufgehen konnte. So verging für ſie die Zeit, welche Peter Bureich mit Vortheil benutzte. Das anhaltende Feuern hatte ihn aufmerkſam gemacht und ihn überzeugt, daß die Obtſchover nicht, wie er es gewollt, überraſcht, und der Meierhof nicht unblutig genommen worden. Schnell ſammelte er die vertheilten Poſten und die ihn umgebende Schaar, gab ſeine Befehle und eilte im

Sturmſchritte vorwärts. Einen großen Theil ſeiner Schaar ließ er gradaus über die Obtſchover herfallen, die ſich bei ſeinem Herannahen wieder vor dem Meierhofe und im Dorfe geſammelt hatten, um ſie zu beſchäftigen. Er ſelbſt ſtürzte ſich mit einer handfeſten Schaar auf das hintere Thor des Meierhofes, das in den Kuhſtall führte. Bald war es erbrochen und hinter ihm und ſeiner Schaar wieder geſchloſſen. Die Kühe und Stiere wurden losgebunden und durch das andere Thor in den Hof gejagt, wo ein großer Theil der Obtſchover, faſt die ganze Beſatzung des Meierhofs, verſammelt war. Durch Meſſerſtiche und Schläge und durch den Lärm, das ungeheure Geſchrei, das die Duſchniker erhoben, wüthend gemacht, ſtürzte die ganze Heerde auf den Hof, rannte brüllend und ſtoßend umher und richtete grauenvolle Verwirrung an. Ein paniſcher Schrecken überfiel die Beſatzung, ſogleich war Mann von Mann getrennt und rannte einzeln zwiſchen dem Vieh umher, ohne zu wiſſen, was zu thun, wer Freund oder Feind. Die Duſchniker dagegen brachen in geſchloſſener Reihe aus dem Stalle, ſchritten mitten durch die Verwirrung auf das Thor des Hofes los und ſchoben die Balken und Riegel zurück. Hierher, Ungarmichel! rief Peter Bureſch mit ſo gewaltiger Stimme, daß ſie Geſchrei und Büchſenknall übertönte.

Jeſus Maria! der Wilddieb iſt ſchon drin! ſchrieen die Obtſchover, und unſchlüſſig, ob ſie ſich gegen ihn oder gegen die Duſchniker, die ſie überfallen, oder gegen das vom Ungarmichel beſetzte Haus wenden ſollten, zwiſchen drei Feinde genommen, ſtanden ſie einen Augenblick zögernd da, bis ſie mit Eins und inſtinktmäßig ſich gegen das Innere des Dorfes zu ziehen begannen, um dem Netze zu entgehen, das ſie ſchon von drei Seiten umgab. Mitten über den ſchmalen Raum, den ihr Rückzug zwiſchen ihnen und den Duſchnikern ließ, ſtürmte der Ungarmichel, aus dem Hauſe brechend, gradaus hinüber auf das Thor des Meierhofes, woher ihm Peter Bureſch winkte.

Das war Hülfe in der Noth! lachte der Ungarmichel, indem er beide Hände auf Peters Schultern legte und ihn mit derber Herzlichkeit ſchüttelte.

Es iſt nicht Zeit zum Plaudern, antwortete Peter Bureſch und fügte hinzu: Jetzt ſchnell das Vieh hinausgetrieben und zurück in den Wald!

Eilig umſtellten die Duſchniker das herumirrende, brüllende Vieh und jagten es mit Kolbenſtößen und Schlägen hinaus — mit ihm und von ihm gedeckt ſchlüpften auch die letzten Obtſchover, denen es in der Verwirrung nicht gelungen war, zu entkommen, aus dem Hofe.

Da erſcholl in den Reihen der Obtſchover der Freudenruf: Die Lihaer kommen, die Doler kommen! und ſie ſammelten ſich aufs Neue, um wieder einen Angriff zu verſuchen.

Es war zu ſpät.

Vorwärts! rief Peter Bureſch, und ſchon eilte der ganze Zug der Duſchniker dem Walde zu, die dumpf und traurig brüllenden Thiere vor ſich her jagend. In wenigen Minuten verhallte der Ruf der Treiber, das Brüllen der Thiere, die Glocken der Stiere, das Siegesjauchzen der Duſchniker im Dunkel des Waldes. —

Der Ungarmichel, deſſen Schaar bis auf hundert Köpfe angewachſen war, da ſich nicht alle, die mit Peter Bureſch eindrangen, wieder herausretten konnten, ließ die Thore des Meierhofes verrammeln, vertheilte die Poſten auf die Punkte, von denen aus man die ganze Umgegend beobachten konnte, und war, als die Doler und Lihaer wirklich ankamen, in voller Sicherheit. Die Beſatzung ſchlug eine laute Lache auf, die ſiegesberauſchten Burſche faßten ſich an den Armen und begannen im Hofe umherzutanzen, während draußen im Dorfe Flüche und Verwünſchungen erſchollen.

Die Obtſchover und ihre Bundesgenoſſen überzeugten ſich bald, daß ſie ſich nicht auf zwei hundert Schritte dem Meierhofe nähern konnten, ohne von wohlgezielten Schüſſen empfangen zu werden, zogen ſich in die Häuſer zurück, und der alte Mika, der Bauernadvokat, verſammelte die Weiſeſten des Dorfes um ſich, um Rath zu halten.

Der Zug der Duſchniker verzögerte ſich etwas. Die Heerde, die ſie trieben, war ſchwer zuſammen zu halten. Wild gemacht durch den Lärm der Kämpfer und das Siegesjauchzen der Treiber, lieſen ſie oft auseinander und konnten im Walde nur mit Mühe wieder geſammelt werden. Einzelne Obtſchover, die es wagten, die Sieger zu verfolgen, und hie und da einzelne Schüſſe abfeuerten, reizten zur Verfolgung, und die Schaar zerſtreute ſich oft, trotz des grimmigſten Zornes Peters, der verbot, auf die Plänkler zu achten. Erſt mit Sonnenaufgang kam der ſieges- und beutereiche Zug in Duſchnik an.

Da begann nun ein luſtiges Leben.

Die Weiber und Kinder kamen aus den Häuſern hervor. Es wurde erzählt, gelacht, geſungen. Die Kühe, wohlgenährt wie alle herrſchaftlichen Heerden (denn der Meierhof gehörte der Herrſchaft), wurden geſchätzt und bewundert. Peter Bureſch ging an die Beutevertheilung. Die Aermſten unter den Duſchnikern und ihren Bundesgenoſſen wurden zuerſt und am Beſten bedacht. Die Stiere wurden bekränzt und im Dorfe herumgeführt. Kleine Knaben ſchwangen ſich auf ihre Rücken und ſangen Lieder und ließen Peter Bureſch hoch leben. Die Stiere waren Gemeindeeigenthum geworden und in einem großen offenen Stalle untergebracht, wo ſie den bewundernden Blicken der Jugend preisgegeben waren. Von allen Seiten brachte man duftendes Heu herbei, ſie würdig zu ſpeiſen, und die Thiere ſchienen ſich bald heimiſch zu fühlen bei ihren neuen, gaſtlichen Wirthen. Großer Jubel herrſchte überall — der Ruhm Peter Pureſchs ſcholl von allen Lippen; ſein Muth, ſeine Beſonnenheit, ſein ſchneller Entſchluß wurden von Allen gerühmt. Das Grauen, das man vor dem Wilddieb, dem Heiden, dem Zigeuner hatte, war gänzlich verſchwunden. Man hoffte, durch ihn reich zu werden, man begann, ſich in die Ohren zu raunen, daß er wohl auch im Stande wäre, von der Herrſchaft und den Beamten zu befreien, die Steuern abzuſchaffen und aus den Bauern freie Leute zu machen — und man beeilte ſich, ſeinen Befehlen aufs Pünktlichſte zu gehorchen, denn jede ſeiner Thaten führte ja dem Ziele näher, das man ſich halb unbewußt zu ſtecken anfing.

Ei was, der Wald! ſagte man — was liegt am Ende auch am Wald — er kann den Wurm bekommen, und wir ſind doch alle Bettler. Es geht jetzt um was mehr. Frei müſſen wir werden von Robotten und Steuern, die Herren und Beamten ſollen uns nicht mehr ausſaugen bis aufs Blut — die Schätze, die in Schlöſſern und Klöſtern aufgehäuft liegen, und die unſer verſilberter Schweiß, unſer vergoldetes Blut ſind, ſollen wieder in unſere Hände kommen, denen ſie von Gott und Rechtswegen angehören! — Man lächelte über die Geſpenſterfurcht, die man beim Namen Peter Bureſchs empfunden. Was hat er gethan? — fragte man ſich — er hat das Wild des Waldes geſchoſſen, das frei iſt und Jedermann angehört und die Saaten der Bauern zerſtört. Wer ſagt, daß es dem gnädigen Herrn eigenthümlich iſt? Hat der Herr unſer Gott dem Hirſche das Wappenbild unſeres gnädigen Herrn auf den Hintern gedrückt? Tödtet die Kugel aus der Bauernflinte nicht eben ſo gut, wie aus der Büchſe des herrſchaftlichen Oberförſters?

So raiſonnirten die Bauern.

Es iſt wahr, ſie wären nur langſam oder vielleicht gar nicht auf ſolche Gedanken gekommen, wenn nicht der Alte vom Hammer im rechten Momente oft hätte ein Wörtchen fallen laſſen, das ihnen zeigte, welchen Weg ihre Gedanken zu gehen hatten — und wie zaudernd und ſtolpernd ſie noch auf dieſem Wege wandelten, wie klar oder unklar ihnen noch dieſe ungewohnten Gefühle waren, darin waren ſie mehr oder weniger entſchloſſen und übereinſtimmend, Peter Bureſch zu gehorchen und ihm durch Dick und Dünn zu folgen.

Sie horchten darum ſehr aufmerkſam, als der lange Tomeſch, nachdem ſich die erſte freudige Aufregung gelegt hatte, durchs Dorf ging, von einem Trommler begleitet, alle hundert Schritte ſtehen blieb und von einem groben Stück Papier mit lauter Stimme Folgendes ablas:

„Im Namen Peter Bureſchs, des Raubſchützen und Anführers der Duſchniker und ihrer lieben Freunde und Bundesgenoſſen! Männer von Duſchnik! Freunde und Bundesgenoſſen der unterdrückten und beraubten Männer von Duſchnik! Es iſt ein Verräther in unſerer Mitte. Unſer geſtriger Plan auf Obtſchov war verrathen — die Hinterliſt und die getroffenen Vorſichtsmaßregeln unſerer Feinde haben es klar gezeigt.

„So wird euch hiermit zu kund und zu wiſſen gethan, der Verräther in unſerer Mitte iſt zum Tode verurtheilt. Jeglicher forſche nach dem Verräther ſeiner Heimat und ſeiner Brüder, auf daß das Urtheil an ihm vollſtreckt werden könne, vermittelſt des Strickes am nächſten Baume. — Auf daß aber in Zukunft jeder Böswillige und Feindliche von dergleichen Schandthat abgeſchreckt und jede Art Verrath verhütet werde, verkündige ich als Kriegsartikel, geltend von heute, Folgendes:

1) „Jeder, der dem Feinde Plane und Vorbereitungen, in welcher Abſicht immer, mittheilt, wird ohne Gnade gehängt.

2) Jeder, der ohne Befehl oder Erlaubniß ſich zum Feinde begibt oder mit Einem aus der Reihe unſerer Feinde mündliches oder ſchriftliches Wort wechſelt, wird gehängt.

3) Jeder aus den Reihen unſerer Feinde, der dieſſeits des Waldes mit oder ohne Waffen ergriffen wird, wird nach Umſtänden erſchoſſen oder gehängt.

4) Nur ich, der Anführer, habe das Recht, zu begnadigen.“

Hierauf wurde das Blatt an den großen Kaſtanienbaum mitten im Dorfe angeſchlagen. Die Bauern ſtanden davor und ließen es ſich noch einigemal vorleſen, bis ſie ſich an das ſo oft vorkommende „Hängen“ gewöhnten, vor dem ſie Anfangs ſehr erſchraken. Der lange Tomeſch aber wurde mit einer Abſchrift der Kriegsartikel, die ebenſo wie die erſte der jüdiſche Lehrer beſorgte, ohne Waffen nach Obtſchov geſchickt, um ſie, wie Peter Bureſch es wollte, auch dem Feinde bekannt zu machen, daß er ſich darnach halten könne.

Während in Duſchnik ſo große Aufregung herrſchte, war in

Obtſchov Alles todtenſtille. Der Ungarmichel hielt vom Meierhofe aus ſo gute Wache, daß ſich im Dorfe nichts zu regen wagte, von den Schießſcharten flogen die Kugeln in die entfernteſten Gäßchen, und die Bewohner konnten nur außerhalb des Dorfes durch die Gärten und Hinterthüren zu einander gelangen. Durch ſein Haus gedeckt, im Garten an einem langen Tiſche ſaß der alte Mika und ſchrieb, neben ihm der Kantor des Dorfes, der die Blätter kopirte, welche ihm der Richter vorlegte. Gegenüber ſaßen die Bauern, welche von Mika in den Rath gezogen waren, und ſahen ſtumm und verwundert zu, mit welcher Leichtigkeit und Behendigkeit ſeine Feder übers Papier hinflog und wie zierlich er die großen Anfangsbuchſtaben hinzuzeichnen und auszuſchmücken verſtand. Endlich war er fertig, ſtopfte die Tintenflaſche zu, legte die Feder darauf und nahm mit Gravität die Brille ab. Das wäre nun gethan, ſagte er, indem er ſelbſtgefällig auf die beſchriebenen Blätter blickte — alle Dörfer der Umgegend ſind in würdigen und kräftigen Ausdrücken eingeladen, uns beizuſtehen und die geſtörte Ordnung in unſerer Gegend wieder herzuſtellen. Aber damit iſt noch nicht Alles gethan. Wir ſind nicht dazu da, uns mit Raubgeſindel und Wilddieben herumzubalgen, auch ſteht es guten Unterthanen ſchlecht an, ſich ſelbſt mit bewaffneter Hand Recht zu verſchaffen. Wir müſſen die Hülfe unſerer Regierung erbitten, und ſo habe ich denn beſchloſſen, und ihr werdet nichts dagegen einzuwenden haben, nach Prag einen ausführlichen Bericht zu liefern über den Stand der Dinge und der hohen Landesregierung anzuzeigen, daß mit baieriſchen Waffen gegen uns gekämpft wird, daß es ſich ganz und gar nicht um den Wald handle, ſondern daß die ganze Geſchichte ein Landesverrath und vom Auslande angezettelt worden ſei, um Unruhen im Lande und hinter dem Rücken der kaiſerlichen Armee zu erregen. Und ſo bin ich gewiß, daß wir uns bald der Hülfe unſerer allergnädigſten Kaiſerin und ihrer beſonderen Gnade zu erfreuen haben werden.

Die Bauern ſchwiegen und nickten theilweiſe mit dem Kopfe.

Der Bauernadvokat griff wieder zur Feder und legte einen großen Bogen Papier zurecht, auf welchem er die Eingabe aufzuſetzen ſich bereit machte.

Da ſprang ſein Sohn Zdenko, der einzige, der ihm geblieben, nachdem ſein älteſter im erſten Kampfe bei den Fuchshöhlen gefallen war, plötzlich von ſeinem Sitze unter den Bäumen auf, eilte auf den Tiſch zu und rief mit faſt zorniger Stimme ſeinem Vater entgegen: Nein, das will ich nicht! das darf man nicht! das iſt ſchlecht!

Was iſt dir? — fragte der Vater erſtaunt über die Aufregung des faſt knabenhaften Jünglings, der ſonſt ſo ſchweigſam und ſanft zu ſein pflegte — was iſt dir? was haſt du dagegen? —

Zdenko, der von ſeinem Vater nicht das Rednertalent geerbt hatte und es nicht ſo verſtand wie dieſer, ſeine Gedanken in langen und ausführlichen Worten auszudrücken, antwortete nur in abgebrochenen Sätzen, die er mit heftigen Handbewegungen begleitete: Nein, rief er, ſo geht es nicht. Wir ſind Bauern. Wir ſind Bauern auf beiden Seiten, gemeine Leute, und wir müſſen unſere Sache unter uns ausmachen. Und es nach Prag zu ſchreiben an die Beamten, was hier vorgeht, das gefällt mir nicht. Nein, bei Gott, das gefällt mir nicht, das will ich nicht. Da hat vorigen Sommer der Lhoter Michel den Obtſchover Juden angezeigt, daß er in Salz handelte, und da haben alle Leute geſagt, daß das ſchlecht war, und es war doch ein Jud. — Denn die Beamten und Herren ſind unſer aller Feinde, und ich will das nicht, daß wir die Tuſchniker anzeigen, denn ſie ſind gemeine Leute wie wir, und die Andern ſind unſere Feinde und ihre Feinde.

Es iſt was Wahres daran — ſagte der Kantor mit ſchüchterner Stimme vor ſich hin — es iſt nicht gut, wenn der Bauer gegen den Bauer hetzt und gar die Herrſchaft.

Und ſie ſind unſer aller Feinde — das iſt auch wahr! murmelten die andern Bauern.

Aber das iſt doch ein anderer Fall, als es mit dem Salzhandel und mit dem Juden war — ſagte der Richter, ſich vertheidigend, da er ſah, daß er allein blieb mit ſeiner Meinung — und das iſt doch unſere rechtmäßige Herrſchaft, und der Baier iſt unſer Feind, und der Peter Bureich hält's mit dem Baier.

Baier oder Kaiſerin! rief Zdenko Mika, das iſt mir gleichgültig, davon verſteh' ich nichts. Ich weiß nur, daß ich mich mit den Tuſchnikern balgen will, ſo lang es geht — ruft ihr aber die Soldaten her, ſo ſchwör' ich euch, Vater, ich vergeſſ' es, daß mir die Tuſchniker den Bruder erſchoſſen haben, und lauf' hinüber zu ihnen und ſchieß' mit ihnen auf eure kaiſerlichen Soldaten.

Der Zdenko hat recht — murmelte ein alter Bauer. — Der Zdenko iſt ein braver Junge, fügte der Kantor hinzu. — Wir haben nie viel gewonnen, wenn ſich die Herren in unſere Geſchichten gemiſcht haben — ſagte ein Dritter. — Und wir laſſen es lieber ſein — riefen die Meiſten mit Nachdruck, und der alte Mika, der beſorgt ſeinen Sohn anſah, wohl wiſſend, daß er ausführe, was er einmal mit ſolcher Beſtimmtheit ausgeſprochen, und ſich erinnernd, daß es nur noch ſein letzter Sohn und Erbe ſei — der alte Mika wurde weich, ſchob das Papier bei Seite und ſagte halblaut: Nun, ſo ſollt ihr Recht behalten!

Er wollte noch Manches hinzufügen, um durch eine lange Rede den üblen Eindruck ſeines Vorſchlags zu verwiſchen und um den Sohn zu verſöhnen, der düſter blickend daſtand und von Zeit zu Zeit murrend Worte der Unzufriedenheit hervorſtieß — aber er wurde gleich im Anfange ſeiner Rede geſtört.

Der lange Tomeſch nämlich, der im Hauſe ſtand und das ganze Geſpräch belauſcht hatte, trat plötzlich hervor, vielleicht in der boshaften Abſicht, dem alten Mika ſeine Vertheidigungsrede abzuſchneiden. Bei ſeinem Anblick ſprangen die Bauern auf, denn ſie glaubten ſich überfallen, und Zdenko Mika griff nach der Büchſe, die im Graſe lag. Aber der Lange that, als ob er es nicht bemerkte, ebenſo that er, als ob er nichts gehört hätte und eben erſt ins Haus getreten wäre. Er ging ruhig und kalt auf den Richter los und ſprach: Einen ſchönen Gruß von meinem Herrn und Meiſter Peter Burich. Hier ſchickt er euch ſeine Kriegsartikel, damit ihr euch darnach halten könnt.

Will er uns ſchon Geſetze geben? fragte höhniſch lächelnd der Richter.

Es iſt nicht von Geſetzen die Rede — antwortete Tomeich — ſondern bloß davon, daß er euch eine Warnung zukommen läßt, und wie er es gehalten wiſſen will. Das iſt ſchön von ihm und ehrlich, und wenn ihr Dergleichen aufſetzt, wäre es nur billig, daß ihr es auch uns zukommen laſſet.

Der Wilddieb will mich lehren, was Recht iſt! — murmelte der Bauernadvokat, indem er Peter Burichs Artikel las.

Tomeich achtete nicht auf den Hohn. Gott befohlen — rief er und ging wieder, wie er gekommen war, fort durchs Haus, hinaus auf den öden ſtillen Dorfplatz. Er kehrte noch beim Ungarmichel im Meierhofe ein, überzeugte ſich vom Wohlbefinden ſeiner Waffenbrüder, die mitten im Hofe um ein großes Feuer herumlagerten und das vorgefundene Geflügel, Gänſe, Hühner, Truthühner in köſtliche Braten umwandelten, nahm ein gutes Mahl zu ſich und kehrte mit Grüßen beladen und einigen gebratenen Hühnern in der Taſche erſt ſpät am Abend gegen Duſchnik zurück.

Der Bauernadvokat aber, da er mit ſeinem Vorſchlage, die kaiſerlichen Waffen zu Hülfe zu rufen, durchgefallen war, beſchloß, noch dieſen Abend einen Streich auszuführen und ſich der läſtigen Gäſte im Meierhofe zu entledigen, koſt' es, was es koſte. Sie mit gewaffneter Hand herauszutreiben, hatte er aufgegeben; auch würde das wieder die andern Duſchniker herbeirufen und viel Blut koſten. Er beſchloß alſo, ſie aus ihrer Feſtung herauszulocken, und ſollte es auch auf die grauſamſte Weiſe geſchehen. Wo aber den Mann hernehmen, den beabſichtigten Streich auszuführen, welcher nun doppelt gefährlich war, nachdem Peter Burich ſeine Kriegsartikel mitgetheilt hatte? Das beſchäftigte den alten Mila den Reſt des Tages — aber er wußte ſich auch hier zu helfen.

Siebentes Kapitel.

Der Abend nach dieſem Tage, der ohne Kampf vorüberging, war wild und ſtürmiſch. Wie oft in dieſen Gegenden, blies ein heftiger Weſtwind aus den Schluchten des ſchwarzen Trebeſchna und trieb die Rauchſäulen, die aus den Eiſenhütten und Hochöfen aufſtiegen, zu dichten Wolken geballt, über das ganze Litawkathal hin. Den Wald durchſauſten kalte Luftzüge, wie ſie dort auch im Hochſommer nicht ſelten ſind, und krachend fiel da und dort ein morſcher Zweig von den Bäumen. Trotzdem war er ſtark beſetzt — auf allen Punkten lagerten dort um Wachtfeuer dichte Haufen, auf allen Höhen ſtanden Poſten, die gegen Oboriſchow hinblickten, und um ganz Tuſchnik zog ſich eine Kette von Schildwachen. Peter Burcſch wußte, daß er einen Verräther in ſeinen Reihen hatte, und war vorſichtig geworden. Sein Vater, der Alte vom Hammer, ging von Poſten zu Poſten, um nachzuſehen, ob die Befehle ſeines Sohnes pünktlich befolgt würden, erzählte kurze Geſchichten, machte Scherze und ſuchte die über das ſchlechte Wetter Verdrießlichen aufzumuntern. Wenn ſich Einer oder der Andere beklagte, ſagte er nur: Ja, ja, es iſt ein Wetter, als ob ſich Jemand erhenkte oder als ob Jemand gehenkt werden ſollte! Er ſpielte damit auf den Aberglauben in jenen Gegenden an, welcher beſagt, daß ſich bei ſolchem Ereigniſſe ein mächtiger Wind erhebe, und meinte, es ſei Urſache mehr zur Wachſamkeit vorhanden, da der Wind es möglicherweiſe auf einen Oboriſchower Spion abgeſehen haben könnte. Der Alte vom Hammer glaubte wachſam ſein und die Pflichten des Führers übernehmen zu müſſen, während ſein Sohn von den Anſtrengungen der letzten Tage ausruhte.

Peter Burrich, nachdem er die Wachen vertheilt und ſeine Befehle gegeben hatte, war verſchwunden. — Lunetta war ſeit vier Tagen in das alte Schloß gebannt, denn Peter Burrich wollte nicht, daß ſie viel an ſeiner Seite geſehen werde, um ſich ihrer deſto ſicherer bedienen zu können. In der verlaſſenen Stube des verſunkenen Schloſſes lag ſie, den Befehlen ihres Herrn Burrich treu, die langen Tage und Nächte hindurch wie eine Gefangene. Jetzt hatte Peter Burrich ſein Haupt auf ihre Bruſt gelegt und ſchlief den tiefen Schlaf kräftiger Waldnaturen. Lunetta wußte es, wie er zu ſchlafen liebte. Unbeweglich lag ſie auf dem Hirſchfelle da, die Hand auf ſein dunkles, dickes Haar gelegt, und ſang mit gedämpfter Stimme eines der Zigeunerlieder, die ihr Herr und Meiſter ſo ſehr liebte. Es glich dem Murmeln einer Quelle, das zu wollüſtigen Träumen ladet, und verſchwamm traumhaft mit dem tiefen Athmen des Schlafenden, mit dem Kniſtern des brennenden Kienſpanes an der Wand, der ſchwankendes Dämmerlicht und Schatten auf die alte Stube und ihre neuen Verzierungen warf, zu einer aus Tönen, Hauchen, Lichtern und Schatten gewebten Melodie. In einer Stunde wollte er von der Zigeunerin wieder geweckt ſein, um die Runde zu machen.

Es that Noth, denn das Dorf war nicht ſo gut bewacht, als Peter Burrich glauben mochte.

Schon eine Stunde, nachdem die Sonne hinter dem Treboſtna verſunken war, ſchwang ſich eine leichte Geſtalt über eine der äußerſten Gartenhecken des Dorfes, hinein in den Garten, der einſt dem alten Richter gehörte und an das Haus ſtieß, in welchem jetzt Niculiſcha ein einſames, durch Schloß und Riegel von aller Welt getrenntes Frauenleben führte. Die Geſtalt ſprang leicht wie ein Hirſch von einem Baumſchatten in den andern, hinüber über die weißen Flächen, die der Mond beleuchtete — ruhte immer Augenblicke und wartete, bis der Wind die Zweige der Bäume ſchüttelte, und ſprang unter dem Schutze des Geräuſches immer weiter, immer weiter, immer den Kopf rückwärts gewendet und die Wache beobachtend, die draußen auf dem Felde auf und ab ging. Endlich kam ſie an der Hinterthüre des Hauſes und pochte. Es war Todtenſtille im Hauſe. Das Rauſchen des Windes war ſo gewaltig, daß das Pochen von der pochenden Geſtalt ſelbſt kaum gehört wurde. Da näherte ſie ſich endlich dem Fenſterladen, der in den Garten ging, faßte ihn mit beiden Händen, riß ihn in demſelben Momente, da der Wind ein Scheunenthor donnernd zuſchlug, gewaltig aus beiden Angeln und warf ihn auf den Boden. Liduſchka, die hinter dem Laden ſchlief, erwachte und rief, indem ſie erſchrocken die Bettdecke über die Bruſt hinauf zog: Wer iſt draußen? Wer pocht ans Fenſter? —

Ich bin es, Zdenko, dein Bruder — öffne mir die Thüre leiſe und ohne Geräuſch, ſonſt bin ich verloren.

Zdenko, mein goldenes Brüderchen — liſpelte Liduſchka halb erſchrocken, halb erfreut — ſprang mit gleichen Füßen aus dem Bette, warf ein kleines Tuch um den Hals und öffnete leiſe die Thüre.

Gottlob! ſagte Zdenko, ich bin in Sicherheit. Das war ein ſaueres Stück Arbeit, ſich durch all die Wachen durchzuſchleichen — lieber prügle ich mich mit zwanzig ſolcher Kerle.

Und warum haſt du dich in die Gefahr begeben? fragte Liduſchka, indem ſie beide Arme um ſeinen Hals ſchlang und ihn küßte. — Nur um mich zu beſuchen, du theures, goldenes Brüderchen? Und iſt es da draußen ſchon ſo weit gekommen, daß ein Bruder ſein Schweſterchen nur in dunkler Nacht beſuchen darf?

Es iſt jetzt nicht Zeit zu Beſuchen, mein goldenes, mein ſeidenes Schweſterchen, — ſagte Zdenko, indem er ihr goldenes Haar ſtreichelte und ihre Liebkoſungen erwiederte. — Man darf ſich jetzt keine Freuden machen und kein Vergnügen gönnen — die Zeit, da ich dich jeden Sonntag beſuchte, um mit dir durch die Felder zu ſchlendern, die Zeit iſt hin, und es iſt viel trauriger geworden.

Stille, ſtille, ſeufzte Liduſchka, ich will nichts wiſſen von Allem, was draußen vorgeht — ich habe Angſt vor jeder Neuigkeit, und wenn du mir eine bringen willſt, ſo ſprich ſie lieber nicht aus und gehe wieder, wie du gekommen biſt.

Nein, ſagte Zdenko, ich komme, dich zu holen. Du mußt heute fort mit mir nach Obtſchov, und morgen wirſt du weiter wandern von Obtſchov nach Knina zur Baſe, denn du biſt nicht geſchaffen, du zarte Seele, all das Traurige mit anzuſehen, das da draußen vorgeht und noch vorgehen wird.

Zdenko, antwortete Libuſchka mit trauriger, doch feſter Stimme — du weißt, was ich euch nach dem Tode des alten Richters und was ich dir nach dem Begräbniß unſeres Bruders geantwortet habe. Ich gehe nicht fort von Duſchnik — hier iſt das Haus meines Mannes, hier muß ich bleiben. Ich muß es bewachen und ſein Eigenthum pflegen und ſchützen als gute Hausfrau, daß er es in Ordnung finde, wenn er wieder heimkehrt. Ich bin eine Duſchnikerin geworden und bin keine Obtſchoverin mehr. Ich weiß nicht, wer von Beiden Unrecht hat, und miſche mich nicht darein, ich ſperre mich ein, um nichts davon reden zu hören, und nicht zu hören, wie ſie auf den Vater ſchimpfen. So laſſen ſie mich auch in Ruh und haben mich ganz vergeſſen in meiner Stube. Zdenko, ich gehe nicht fort von Duſchnik.

Zdenko ſtand ſchweigend und düſter da. Er löſte ſich los aus der Umhalſung ſeiner Schweſter, knirſchte mit den Zähnen und ſagte endlich dumpf vor ſich hin:

Duſchnik? — von jetzt in zwei Stunden gibt es kein Duſchnik mehr!

Jeſus Maria, was habt ihr vor? ſchrie Libuſchka, alle Vorſicht vergeſſend, und warf ſich, von einer ſchauerlichen Vorſtellung überwunden, auf die Kniee und faltete die Hände gegen Zdenko, als wollte ſie ihn um Gnade bitten für ihre neue Heimat.

Mein Wille war nicht dabei, ſagte Zdenko, ohne Libuſchka anzuſehen — aber der Vater —

Der Vater, ach, der Vater! jammerte Libuſchka, und in ihrem Tone lag ein ſchwerer Vorwurf, dem ſie nicht Worte zu geben wagte.

Der Vater will es, fuhr Zdenko fort, und bald wird ganz Duſchnik in Flammen ſtehen, um die Duſchniker, die in Obtſchov liegen, zurück zu locken.

Libuſchka wand ſich ſchluchzend und weinend am Boden. Sie wollte helfen, ſie wollte das Ungeheure verhindern und wußte nicht, wie — ſie dachte daran, ſich und ihren Bruder zu verrathen, zu ſchreien, Hülfe zu rufen, die Bewohner zu verſammeln und ſie zu warnen, und hatte doch wieder nicht den Muth dazu. Wie ſollte ſie ihren liebſten Bruder dem Tode preisgeben, der eben mit Gefahr ſeines Lebens zu ihr kam, um ſie zu retten? Sie wühlte verzweifelnd in ihren Haaren, betete, beſchwor Zdenko, bis ſie kraftlos und tief athmend, ermüdet und ruhig zu ſeinen Füßen lag.

So komm! ſagte endlich Zdenko mit weicher, bittender Stimme, nachdem er ſie lange mit thränendem Auge angeſehen und ſie jetzt vom Boden aufzuheben ſuchte.

Nein! ſchrie Libuſchka und ſprang plötzlich vom Boden auf und ballte die Fauſt gegen ihren Bruder — nein, ich gehe nicht! Mordet, ſtehlet, brennet! ich gehe nicht! Ich bleibe im Hauſe meines Mannes, ich gehe mit ſeiner Heimat zu Grunde!

Es iſt gut! ſagte Zdenko ruhig — glaubſt du, ich werde dich allein laſſen in ſolcher Gefahr? Ich bleibe bei dir. Aber ſie werden kommen und werden mich für den Brandſtifter halten, oder auch nicht — auf jeden Fall werden ſie mich hängen.

Ein ſchrilles „Ach“ entfuhr der Bruſt der armen, geängſtigten Schweſter — ſie war nicht fähig, ihm anders zu antworten. Krampfhaft faßte ſie ihn am Arme und zerrte ihn gegen die Thüre. Geh — ächzte ſie nur noch — geh, rette dich!

Und wenn ich auch geh' — ſagte Zdenko — glaubſt du, daß ich mich ſo leicht wieder durch die Wachen durchſchleiche? Sie erwiſchen mich und werden mich für den Spion halten, auf den ſie lauern, und werden mich hängen nach den Kriegsartikeln, die der Peter Bureſch erſt heute Morgen verkündigt hat. Wenn du aber mit mir gehſt und ſie uns erwiſchen, werden ſie glauben, daß ich nur gekommen bin, um dich zu holen, und ich komme vielleicht durch.

Das arme, gefolterte Weib ſchwieg. Endlich raffte ſie ſich auf, küßte die Schwelle ihrer Stube und zog Zdenko mit ſich hinaus in den Garten. Er faßte ſie in ſeine Arme, hob ſie in die Höhe, und unter dem Schutze des Baumſchattens und des Windgeräuſches kam er mit ſeiner Laſt bis an die Hecke des Gartens. Vorſorglich hatte er ſchon bei ſeiner Ankunft das Gebüſch auseinander gebogen und hob nun Liduſchka hinüber, vorſichtig, daß nicht ihre nackten Füße oder ihr kaum verhüllter Leib von den Dornen geritzt werde, denn in der Angſt war ſie ſo mit ihrem Bruder aus dem Hauſe gegangen, im Hemde und leichten Röckchen, ein kleines Tuch um den Hals geworfen. Er legte ſie hinüber ins Gras und drückte ihr die Hand auf den Mund zum Zeichen, daß ſie ſtille ſein ſolle, und kroch dann durch das Gebüſch ihr nach. Die Wache näherte ſich eben. Zdenko legte ſich vor ſeine Schweſter hin, um ſie in ihrem leichten weißen Gewand, das verrätheriſch durch die Nacht leuchtete, durch ſeine dunkle Geſtalt zu decken. Liduſchka lag athemlos da, aber Zdenko hörte und fühlte ihr Herz an ſeinem eigenen pochen. Die Wache kehrte wieder um. Zdenko und Liduſchka erhoben ſich ſchnell und eilten im Schatten des Gebüſches hin, auf den Hohlweg zu, der aus dem Dorfe gegen die Hämmer führte. Aber der Schatten, den das Gebüſch warf, war nur ſchmal — ſie mußten ſich zu nahe daran drängen, die dornigen Zweige blieben in ihren Kleidern hängen und als ſie ſich losriſſen, ſchlugen ſie rauſchend und ziſchend zuſammen. Zdenko warf ſich in dem Augenblicke ins Gebüſch, denn er fühlte, daß ſie durch den Lärm verrathen waren. Wirklich ſchrie die Wache ſchon ihr: „Wer da“ und eilte auf das Gebüſch los.

Das iſt Pepik Picard's Stimme — ſagte Liduſchka leiſe.

Geh hin und ſprich mit ihm — liſpelte Zdenko.

Liduſchka, obwohl am ganzen Leibe zitternd, faßte ſich ſchnell, ging der Wache entgegen und ſtellte ſich ihr in den Weg.

um ihr die Ausſicht aufs Gebüſch zu nehmen. Guten Abend, Pepik Picard! ſagte ſie freundlich.

Biſt du es, Liduſchka? rief Pepik Picard überraſcht. Wie gut, daß ich nicht geſchoſſen habe, die Leute hätten dann geſagt, es ſei aus Rache geſchehen. Aber wer war denn noch mit dir dort an der Hecke? die Zweige haben ſich noch hinter dir bewegt.

Es wird wohl mein weißes Huhn geweſen ſein — antwortete Liduſchka ruhig — du weißt, das treue Thier folgt mir überall nach wie ein Hund — Tag und Nacht. Die Thiere ſind ſo dankbar — ich habe es aus den Klauen des Geiers gerettet. Wie ich einmal des Morgens das Fenſter öffne, ſehe ich, wie ein gewaltiger, ſchwarzer Vogel das arme Ding in die Luft tragen will, ich mache, als ob ich losſchieße — Puff — und das Ungeheuer läßt das arme Ding wieder fallen. Seit damals folgt es mir ſo treu überall hin, und die Nani, deine Muhme, der es eigentlich gehörte, hat mir es auch geſchenkt, und ich will es gewiß auch gut pflegen und nähren, und wenn es Eier gibt, will ich ſie mit der Nani theilen.

Ich kenne die Geſchichte, du gutes Weib — aber wie ſchlecht ſiehſt du aus, und du zitterſt ja, als ob du zu Tode erſchrocken wärſt. Du mußt die Dummheit vergeſſen, daß ich dir einmal Rache geſchworen habe, weil du mir einen Korb gegeben haſt und des alten Richters ſeinen Sohn geheirathet haſt. Ich nehm's nicht ſo genau mit dem Racheſchwören wie der Peter Bureſch, und du mußt dich nicht vor mir fürchten. — Siehſt du, das thut mir weh, daß du ſo vor mir erſchrocken biſt. — Aber gut wärs doch geweſen, wenn du mich geheirathet hätteſt — jetzt biſt du ſo allein in ſo böſer Zeit, und an mir hätteſt du einen Mann, der dich ſchützen könnte, und der es ſehr gerne thäte, weiß Gott.

Gott wollte es ſo — ſagte Liduſchka, die ihn gerne plaudern ließ, um Zdenko indeſſen Zeit zu laſſen, den Hohlweg zu erreichen.

Gott und du — ſagte Pepik Picard ſchmerzlich lächelnd und ſah traurig auf ſeine Büchſe hinab, die er wie einen Stock in der Hand hielt. Dann wieder Liduſchka mit zärtlichen Blicken anſchauend, fuhr er fort: Aber wie blaß und traurig ſiehſt du aus. Du haſt auch geweint, und deine ſchönen goldenen Haare ſind ganz zerzaust. Man ſagt, daß du dir unſere Händel mit den Obtſchovern ſo ſehr zu Herzen nimmſt und dich in deine Stube einſperrſt, um nichts zu hören von Dem, was zwiſchen uns vorgeht. Siehſt du, das macht dich ſo blaß — Du ſollteſt doch manchmal zu uns herauskommen, da hätte unſer Einer doch eine frohe Stunde, und die Luſt thäte dir gut und würde dir die blaſſen Wangen wieder etwas röther machen.

Darum gehe ich auch jetzt ein wenig in die Felder — antwortete Liduſchka lächelnd und gerührt von den zärtlichen Worten ihres ehemaligen Freiers.

Und ich laſſe dich ungehindert gehen, trotzdem ich den ſtrengſten Befehl habe, keine Seele paſſiren zu laſſen. Aber, fügte Pepik Picard ſchüchtern hinzu — es iſt ſo langweilig, hier Wache zu ſtehen — möchteſt du nicht ein wenig bei mir bleiben, daß ich die Zeit verplaudern könnte? —

Das würde ſich wohl nicht ſchicken, ſo allein mit dir in der Nacht auf der Wache zu ſtehen, lächelte Liduſchka.

Du haſt Recht — alſo Gott befohlen! — rief Pepik Picard.

Gute Nacht! — und Liduſchka huſchte das Gebüſch entlang und in den Hohlweg hinab, wo ſie Zdenko erwartete. Schweigend ſchlichen ſie ſich fort an den Erdwänden hin bis an die Litawka — dort faßte Zdenko ſeine Schweſter in die Arme und trug ſie über den Bach. Aber jenſeits der Litawka war noch ein Mühlbach zu paſſiren. Ueber den Steg, liſpelte Zdenko, dürfen wir nicht — der führt zu hart am Hammer vorbei, und wir könnten dort leicht vom alten Bureſch bemerkt werden. Wir müſſen hier über den Bach ſpringen und über den Hügel zu den Teichen hinab, wo wir unter dem Schutze des hohen Schilfes leichter fortkommen und das alte Schloß erreichen können. Auf dem Hügel befindet ſich zwar auch eine Wache, aber es iſt der

Wlach, und der hat Furcht vor dem Waſſermann im Teich und ſteckt den Kopf zwiſchen die Beine und wagt es nicht aufzuſehen. An dem werden wir leicht vorüberkommen, und wenn er ſich regt, brauchen wir ihm nur etwas Furcht zu machen.

Mit dieſen Worten hob Zdenko ſeine Schweſter wieder vom Boden auf und ſprang mit ihr über den Mühlbach. Dann klommen die beiden Flüchtlinge den Hügel hinauf. Wie ein todtes Auge glotzte ihnen durch die Nacht der Teich entgegen, von dem es heißt, daß er einen böſen Waſſermann beherberge, der oft hervorkomme und einſame Wanderer vom trockenen Lande hole und in ſeine Waſſerhöhle hinabziehe. Es iſt einer der gefürchtetſten, aber auch in der That ſchauerlichſten und einſamſten Punkte in der Gegend. Doch achteten die beiden Flüchtlinge weniger auf ihn als auf den langen Wlach, der wirklich ſo daſaß, wie es Zdenko beſchrieb, zuſammengekauert, den Kopf zwiſchen den Beinen, die Zipfelmütze in den Händen, welche er krampfhaft um beide Kniee klammerte, während er mit klappernden Zähnen Gebete murmelte und ſich am Wenigſten um ſeine Flinte kümmerte, die neben ihm im Graſe lag. Als er die Schritte Zdenko's und ſeiner Schweſter hörte, rief er, ohne ſeinen Kopf zu erheben oder auf irgend eine Weiſe ſeine Stellung zu verändern: „Wer da? — wer naht?! Alle guten Geiſter loben ihren Herrn und Meiſter! Biſt du einer von den Böſen, ſo hebe dich fort, du haſt keine Kraft über mich, ich habe erſt zu Oſtern gebeichtet und kommunizirt. Gegrüßt ſeiſt du Maria, du Gnadenvolle, du Geſegnete unter den Weibern! — Vater unſer, der du biſt im Himmel! — Heiliger Johann von Nepomuk, bitt für uns!" —

Die beiden Flüchtlinge lächelten einander an, indem ſie am langen Wlach vorüberſchlürften — Zdenko konnte nicht umhin, ſich einen Spaß zu machen, er bückte ſich und nahm die Flinte der Wache mit ſich fort. Aber als ſie am Fuße des Hügels im Schilfe, das den Teich umgab, ankamen, ſagte Liduſchka, deren beſtändige Zeichen Zdenko nicht verſtand und die erſt jetzt zu reden wagte: Wenn dem langen Wlach morgen früh ſeine Flinte fehlt, iſt der Peter Bureſch im Stande, ihn erſchießen zu laſſen. Denn er ahmt gerne das militäriſche Weſen nach — oder er läßt ihn wenigſtens auf viele Tage einſperren. Du hätteſt ihm die Waffe nicht nehmen ſollen, Zdenko!

Es juckte mir in den Fingern, antwortete Zdenko mit unterdrücktem Lachen — und es reizte mich zu ſehr, dem tapfern Manne ſeine Waffe zu nehmen. Und der Vater könnte die Waffe gut brauchen zu ſeinen Geſchichten mit der Regierung. Siehſt du den doppelſchwänzigen Löwen, den baieriſchen, in den Kolben eingebrannt? Aber du haſt Recht, der arme Kerl ſoll nicht dafür zu leiden haben, daß er uns ſo gefahrlos durchkommen ließ. Ich trag' ihm die Flinte zurück.

Nein, um Gotteswillen, du ſollſt nicht wieder zurück — wenn er dich doch ſähe und Lärm machte!

Sei ruhig, ſagte Zdenko, mit Dem werde ich fertig.

Er machte ſich los aus den Händen Liduſchka's und kroch lautlos wie eine Schlange wieder den Hügel hinauf. Wlach, nachdem die ſchlüpfenden Schritte um ihn wieder verſchollen waren, hatte Muth gewonnen und wagte es nach und nach wieder, den Kopf zu erheben, dann langſam und behutſam die Augen zu öffnen. Da kam von der Behauſung des Waſſermannes, vom Teiche herauf, eine dunkle Geſtalt auf ihn zugeſchlichen. Entſetzen faßte ihn — er wollte ſchreien und konnte nicht. Unwillkürlich griff er zur Seite nach ſeiner Waffe und fand ſie nicht, und ſein Haar ſträubte ſich vor Grauen, als eben dieſe Waffe, die er ſuchte, von den Händen der Erſcheinung geſchleudert, klirrend vor ſeinen Füßen niederfiel. Er wagte nicht, ſie zu berühren — ſondern warf ſich ächzend herum auf den Bauch und drückte ſein Geſicht in die Erde und verſtopfte ſich die Ohren, als eine Minute darauf ſchreckliches Gelächter vom Teiche herauf erſcholl.

Das Geſpräch mit Pepil Picard und die Anſtrengung, die ſie machte, ihre Angſt und innere Bewegung vor ihm zu verbergen, zuletzt die Geſchichte mit dem langen Wlach, ließen Liduſchka ihre Leiden vergeſſen, ja, hatten ſie ein wenig aufgeheitert, und friſch wie ein junges Reh lief ſie neben ihrem Bruder einher und achtete nicht auf den rauhen Wind, der ihre kaum verhüllte Bruſt umflog, und nicht auf die ſpitzen Steine, an denen ſie ihre kleinen, nackten Füße zerſtach; ja ſie begann ſogar ſich zu freuen auf ihr Dorf und auf das Wiederſehen mit ihrer trauernden Mutter, die ſie tröſten wollte. So liefen ſie auch am zweiten Teiche vorbei, an der Schäferei, am kleinen Walde, bis ſie an den grasbewachſenen Hügel kamen, den man das alte Schloß nannte und in deſſen Innerem jetzt Peter Bureſch ſchlief, am Buſen ſeiner Zigeunerin.

Hier laß uns ausruhen, du mußt müde ſein, armes Kind! ſagte Zdenko. Nichts da, wir gehen jetzt nicht weiter! Hier ſind wir in Sicherheit — die Duſchniker Wachen reichen nicht ſo weit, und der Hügel verbirgt uns gut vor allen Blicken.

So ſprechend, ſetzte er Liduſchka auf einen Stein, zog ſeine Jacke ab und zwang die Schweſter, ſie umzunehmen, da ſie vor Kälte zitterte. Dann nahm er ſein Tuch vom Halſe und band es ihr um den Kopf und drückte die reichen, goldenen Wellen darein, die ihr um Hals und Nacken flatterten. Dann ging er zur Quelle, die in der Nähe rieſelte, und holte Waſſer in ſeinem Hute und wuſch ihr die Füße, die von den Steinen zerſtoßen aus vielen Wunden bluteten. — So, ſagte er, armes Kind! Das wird bald zu bluten aufhören, dann wird der Weg beſſer. Wir gehen hier die Wieſe entlang, und in einer halben Stunde ſind wir in Obtſchov.

Da begann der Stein, auf dem Liduſchka ſaß, ſich zu regen. Sie ſprang erſchrocken auf, der Stein rollte ihr nach, und aus der Oeffnung, die er im Hügel zurück ließ, trat Peter Bureſch mit der Zigeunerin. Erſtarrt und keines Wortes mächtig, ſahen ſich Bruder und Schweſter an — dann wieder ſahen ſie auf die Höhle und auf die beiden Erſcheinungen, die ſie geboren hatte — fragend, erſtaunt, denn ſie glaubten an Zauberei — entſetzt, denn ſie hielten ſich für verloren.

Alſo nach Obtſchov geht's? fragte höhniſch Peter Bureſch, der die letzten Worte Zdenko's gehört hatte.

Wir ſind verloren! ächzte Liduſchka.

Noch nicht, rief Zdenko und ſtürzte ſich mit vorgeſtreckten Armen auf Peter Bureſch, wie um ihn zu erdroſſeln. Aber wie ein Blitz warf ſich die Zigeunerin zwiſchen Beide und trennte ſie. Zdenko wollte über ſie hinwegſetzen, aber ſie klammerte ſich an ihn, und Peter Bureſch faßte ihn mit ſeiner Rieſenkraft an beiden Schultern und ſtieß ihn rückwärts, daß er taumelte und mit der Zigeunerin zu Boden ſank. Peter Bureſch ergriff indeſſen mit der rechten Hand eine Piſtole, mit der Linken zog er eine Pfeife von Gemshorn aus dem Buſen und ließ dem Walde zu einen gellenden Pfiff ertönen. Eine Minute darauf erſcholl ein Schuß als Antwort.

Ihr entkommt nicht mehr! ſagte Peter Bureſch ruhig und kalt, und wirklich eilten aus dem Walde ſchon die Raubſchützen herbei, die jenen Pfiff kannten, und ſperrten den Weg nach Obtſchov ab oder ſammelten ſich nach wenigen Minuten um ihren Führer. Dieſer wandte ſich lächelnd zu Liduſchka, die blaß, mit hängenden Armen, aufgegeben und ergeben da ſtand, und ſprach: Ei, ei, Liduſchka — Du biſt alſo der Spion, nach dem wir ſo eifrig ſuchen? Das hätte ich dieſen holden blauen Augen nicht angeſehen — das hätte ich dir nicht zugetraut. Doch hätte man zuerſt an dich denken ſollen, du biſt ja eine Obtſchoverin, und es iſt natürlich, daß du deine theuren Landsleute nicht willſt ſtecken laſſen. Es thut mir leid um dich, Liduſchka, du biſt ein ſo holdes und gutes Kind, und ich werde dich wie einen Spion müſſen behandeln laſſen.

Ich habe nie ſpionirt! ſagte Liduſchka mit tonloſer, doch feſter Stimme.

Was hätteſt du ſonſt hier zu thun — auf halbem Wege zwiſchen Duſchnik und Obtſchov in ſpäter Nacht und allein mit deinem lieben Bruder, dem du offenbar hier ein Stelldichein gegeben, um ihm deine Nachrichten mitzutheilen? Biſt du nicht die Tochter des alten Mika, des Bauernadvokaten?

Liduſchka, welche fürchtete, durch ausführlichere Entſchuldigungen und durch Erzählung, wie ſie hieher gekommen, ihren Bruder ins Verderben zu ſtürzen, wiederholte nur einfach und mit noch feſterer Stimme: Peter Bureſch, ich habe nie ſpionirt und habe den Obtſchovern nie etwas verrathen.

Du leugneſt? fragte er mit geheucheltem Zorne, obwohl er dem unſchuldigen Geſichte Liduſchka's ſchon halb und halb glaubte.

Wenn ſie es ſagt, ſo iſt es wahr — rief Lunetta dazwiſchen, ohne Liduſchka Zeit zum Antworten zu laſſen. — Gewiß, Liduſchka lügt nicht — o gewiß nicht! — ſie iſt ſo gut — ſie könnte keinen Menſchen verrathen.

Die Zigeunerin rief es mit ſo bewegter Stimme, daß Peter Bureſch ſich überraſcht nach ihr umſah und fragte: Woher weißt du das, woher kennſt du ſie?

Alle Zigeuner kennen ihr Haus, rief Lunetta feurig und mit innig bittendem Tone zugleich — ihr Haus iſt gefeit — nie wird ein Zigeuner ein Huhn von ihrem Hofe ſtehlen, nie wird Feuer ausbrechen in ihrer Scheune — denn ſie iſt gut und barmherzig und hat ſchon viele beherbergt von den armen flüchtigen Zikani, wenn alle Andern ſie erbarmungslos von der Schwelle wieſen. Und im letzten Herbſte, als ich mit meiner armen Mutter von Hluboſch kam, wo ſie ſie blutig geſchlagen eines geſtohlenen Huhnes wegen, und wir nicht mehr weiter konnten und meine arme Mutter aus hundert Wunden blutete, die ſie ihr ſchlugen und die ihr die Hunde ins Fleiſch gebiſſen, welche uns aus dem Dorfe jagten, und als ſie uns auch aus Duſchnik weiter jagen wollten und dem Prjibramer Gerichte übergeben — da nahm ſie uns auf in ihrer Scheune und gab uns eine warme wollene Decke und nährte uns, bis die Mutter ſtarb in ihren und in meinen Händen. Dann nahm ſie noch Geld aus ihrem Dorfe, daß ich es dem Pfarrer gebe und meiner Mutter ein ehrliches Begräbniß bereite. Ich habe es den Brüdern geſagt, und die haben es weiter getragen durch die Wälder und Thäler und Berge, und ganz Aegypten weiß, daß Liduſchka zu ſchützen iſt vor Leid und Ungemach.

Peter Bureſch ſtreichelte das Haar Lunetta's und küßte ſie auf die Stirne. Wie ſie ſo feurig ſprach und bat, war ſie ſo ſchön. Selbſt Zdenko vergaß, in welcher Lage er ſich befand, und ſah gerührt auf die Zigeunerin nieder, die ſich ſeiner Schweſter ſo warm annahm, und war erſtaunt, in ihr Dieſelbe zu erkennen, die die Obtſchover zum Kriege gegen die Duſchniker aufgereizt und ihnen Sieg verſprochen hatte. Liduſchka ſelbſt näherte ſich der Zigeunerin und faßte dankbar ihre Hand und wollte ſie bitten, ihren Bruder zu retten und ihrer ſelbſt zu vergeſſen.

Aber Lunetta achtete nicht auf die Umſtehenden. Als ſie Peter Bureſchs Zaudern ſah, warf ſie ſich zu ſeinen Füßen, ſtreckte flehend die Hände empor und rief: O mein Gebieter und Herr! Du ſelbſt liebſt ja meine Brüder und biſt mächtig und geliebt im Lande Aegypten. Fühlſt du dich nicht auch gebunden durch ihren Schwur? — Hat dich meine Mutter nicht gelehrt, das Wild des Waldes mit deinem Auge zu bannen und den Wolf zu zwingen wie einen Hund? Hat ſie dich nicht gelehrt, deinen Hund treu zu machen, daß er nicht von deinem Grabe weichen wird? Hat ſie dir nicht die Kräuter gezeigt, deren Duft alles Wild aus dem Verſtecke hervorlockt — und die Salben gegeben, die alle Wunden heilen? — Bei meiner armen Mutter, die ſie nicht wie eine Chriſtin aufgenommen hat, beſchwöre ich dich, thue dem guten Weibe kein Leid an!

Es iſt mir nicht eingefallen — ſagte lächelnd Peter Bureſch. Wie ich mich an den ängſtlichen Sprüngen des aufgejagten jungen Rehes erfreue, ihm aber nie meine Kugel nachſchicke, ſo werde ich auch dem jungen Reh, der armen geängſtigten Liduſchka, nichts zu Leide thun.

Mein theurer Herr! jauchzte Lunetta und ſprang ihm an den Hals und küßte ihn.

Führt ſie fort — befahl Peter Bureſch einigen Raubſchützen — und bewachet ſie ſtreng in ihrem Hauſe und laſſet keine Seele zu ihr. Ich habe es mit ihrem Bruder zu thun.

Liduſchka ſchrak bei dieſem Worte zuſammen. Sie näherte ſich der Zigeunerin, drückte ihr dankbar die Hand und raunte ihr mit zitternder Stimme ins Ohr: Rette meinen Bruder! — Die Raubſchützen nahmen ſie in ihre Mitte und führten ſie fort. Trotz allen Sträubens war ſie mit ihren Begleitern bald in der Nacht verſchwunden.

Peter Bureſch wandte ſich zu Zdenko, der trotzig und feſt da ſtand, und ſprach: Zdenko, dein Bruder iſt beim erſten Zuſammenſtoß mit uns gefallen — heute liefert dich ein Zufall in meine Hände, an dem Tage, da ich jedem Obtſchover, der ſich auf Duſchniker Gebiet ſehen ließe, den Tod verſprochen habe — und ich habe alle Urſache, dich für einen Spion zu halten. Es ſcheint, daß das Schickſal der Brut des Bauernadvokaten ein Ende machen will; als gerechte Strafe dafür, daß er es ſtets mit den Beamten gehalten gegen die Bauern, ſollt ihr Alle durch Bauern zu Grunde gehen. Ich werde dich einem Gerichte von zehn Männern übergeben, die dich nach meinen Kriegsartikeln verurtheilen und am nächſten Baume werden hängen laſſen.

Das werden ſie nicht! rief plötzlich eine Stimme aus der Menge der Herumſtehenden, feſt und keck widerſprechend.

Das werden ſie! ſchrie Peter Bureſch, zornig über den Widerſpruch, und ſah ſich funkelnden Auges nach dem Sprecher um. Es war der lange Tomeſch, der, eben aus Obtſchov zurückgekehrt, beim Pfiff ſeines Herrn ſeine Schritte beeilte und ankam, als Peter Bureſch ſeine Drohung gegen Zdenko ausſprach. In der einen Hand hielt er noch einen gebratenen Gänſeſchenkel, den er eben in die Taſche ſteckte, während er ſich bemühte, den Biſſen, den er noch im Munde hatte, ſchnell zu verſchlucken, um ſeinem zornigen Meiſter zu antworten. — Der Zdenko, rief er endlich, indem er vortrat und ſich vor dieſen hinſtellte, iſt ein braver Kerl, der es nicht verdient, ſo von uns behandelt zu werden. Er hält es mit dem gemeinen Volke, und nicht, wie ſein Vater, mit den Beamten und Herrſchaften. Die Bauern, ſagt er, ſollen ſich unter einander todt ſchlagen, aber die hohen Herrſchaften ſollen es bleiben laſſen, ſich darein zu miſchen, und das iſt brav und ehrlich geſprochen und — wie ſoll ich ſagen? — volksgemäß geſprochen. Wenn der Zdenko nicht wäre, ſo wäre ſchon jetzt ein Brief des alten Mika auf dem Wege nach Prag, um es den Herren Beamten anzuzeigen, daß wir baieriſche Waffen haben, und um kaiſerliche Soldaten zu holen.

Alſo auch das weiß der alte Mika ſchon? — murmelte Peter Bureſch nachdenklich.

Ja, das weiß er ſehr gut und wahrſcheinlich noch vieles Andere — fuhr der lange Tomeſch fort und erzählte weiter von dem Geſpräche, das er heute Morgen im Garten des Bauernadvokaten belauſcht und wie ſich Zdenko dabei benommen hatte.

Peter Bureſch athmete tief auf nach Vollendung der Erzählung. Er rieb ſich lange beſorgt die Stirne, dann ſagte er zu Zdenko: Du haſt brav gehandelt, und wer ſo thut, kann wohl auch kein Spion ſein — der muß in unſern Reihen ſtecken. Ich will ihn herausbekommen, und wenn er ſich dem Teufel verſchrieben hätte. — Zdenko, du wirſt nicht gehenkt, aber ich will dich als Gefangenen zurückhalten und als Geißel, daß dein würdiger Vater nicht zum zweiten Male auf den edlen Gedanken komme, Bauern an Soldaten zu verkaufen. Führet ihn ins Dorf und ſperret ihn in den Schüttboden — ihr Alle haftet mir mit euren Köpfen für ihn!

Gehorſam führten ſie auch den zweiten Gefangenen fort und ſperrten ihn im Schüttboden mitten im Dorfe ein und ſtellten Wachen vor Thüre und Fenſter, wie es Peter Bureſch befohlen hatte. Dieſer ſelbſt ging nachdenklich in den Wald, auf die Halde, wo heute Nacht das Hauptlager war, ſetzte ſich abſeits auf einen Stein und dachte nach, wie der Krieg in kurzer Zeit ſo auszudehnen wäre, daß, wenn die Soldaten doch kämen, er von ihnen nicht mehr unterdrückt werden und man ſich mit den Truppen Ihrer Majeſtät ſelbſt meſſen könnte.

Aber er wurde bald wieder aus ſeinem Nachdenken herausgeſtört. Vom Dorfe herauf drang großer Lärm, Schreien, Schimpfen, Fluchen durch die Bäume. Bald ſah man im Mondenſcheine einen Hauſen bewaffneter Bauern, die einen Mann in ihrer Mitte führten, dem die Hände mit Stricken über den Rücken gebunden waren und der, wie er traurig den Kopf ſenkte, eine Mönchsglatze zeigte, die im Mondſchein ſchimmerte.

Seht da, das iſt Hynek, genannt Cöleſtinus, ehemaliger Hofknecht, jetziger Kapuziner! rief einer der lagernden Bauern.

Was er für breite Schritte macht, als ſtäke er noch im Habit — rief ein Zweiter lachend.

Aber wo hat er ſeine Kutte gelaſſen? fragte ein Dritter.

Er iſt aus Liebe in die Kutte gekrochen, er wird aus Liebe wieder aus der Kutte geſprungen ſein — antwortete ein Vierter, und ein großes Gelächter empfing den armen Verhöhnten, den ſeine Begleiter vor Peter Bureſch hinſtellten.

Dieſen Mann, den Laienbruder Cöleſtin aus dem Kapuzinerkloſter in Miſchek, den wir noch als Großknecht im Obtſchover Meierhofe kannten, berichtete Einer, fanden wir, als er verdächtig um das Dorf ſchlich und ſich um das Haus des alten Jaroſch zu ſchaffen machte. Er wollte fliehen, als wir uns näherten, aber wir erwiſchten ihn noch und fanden in ſeinen Taſchen allerlei Zeugs, womit man Brand ſtiftet, wie Pech und Schwefel und Stahl und Stein.

Verfluchtes Volk, rief Peter Bureſch ergrimmt, indem er aufſprang und die Fauſt ballte — wollen ſie uns mit Brandlegungen beikommen! Wie oft hätten wir ſchon ihr Neſt anſtecken können, wenn wir ſo niederträchtig Krieg führen wollten! Wer biſt du, Elender, der du dich zu dieſem erbärmlichen Geſchäft hergegeben haſt — hat ſich ein Pfaff dazu gefunden, wozu ſich gewiß kein ehrlicher Bauer hergeben wollte?

Ach, ich bin gewiß ein guter Kerl, — ſeufzte der Gefangene, eine gewaltige robuſte Geſtalt, die außer der Tonſur nichts Mönchiſches an ſich hatte, ja ſogar durch die gutmüthigen und traurigen Züge ſeines Geſichtes und die milden und blauen Augen ein gewiſſes Zutrauen und Mitleiden einflößte — ich bin gewiß ein guter Kerl und kein Pfaff; die Nachbarn kennen mich ja und ſollen's ſagen, ob's nicht wahr iſt, aber jetzt bin ich ein Mörder und Brandleger.

Ja gewiß, der Hynek aus dem Meierhofe war immer ein guter und ſogar zärtlicher Junge — beſtätigten einige der Umſtehenden — aber wer weiß, was die Pfaffen aus ihm gemacht haben, fügten ſie ſpöttiſch hinzu.

Aber Mörder und Brandleger? — fragten Andere — wie kommſt du dazu? erzähle.

Aus Liebe! ſeufzte der Kapuziner.

Aus Liebe! lachte der Chor — aus Liebe! er war immer ſo zärtlich, das iſt wahr.

Geſtehe und erzähle! befahl Peter Bureſch ernſt und unangeſteckt von der Heiterkeit, welche der unglückliche Kapuziner bei den Bauern verbreitete. Dieſer, unbekümmert um den Spott der Bauern, ſeufzte tief auf und ſprach, während dicke Thränen über ſeine Wangen herabliefen:

Peter Bureſch, Du warſt ſo lange fort aus hieſiger Gegend und weißt nicht, was alle Nachbarn wiſſen, daß ich der Tochter des Schaffners aus dem Obtſchover Meierhofe, was man ſo nennt, nachgegangen bin, denn ich habe ſie ſterblich geliebt. Ich war Großknecht im Hofe, war mit ihr auf dem Felde, im Stalle, bei Tiſche zuſammen und konnte bei Gott nicht anders. Katharina war ſchön, das wiſſen Alle, aber Niemand weiß ſo gut als ich, wie ſchön ſie war. Ich hatte mir vom Heuboden aus ein Loch gebohrt in ihre Stube, und da belauſchte ich ſie immer, wenn ſie ſich Sonntags ankleidete. Die Leute glaubten, ich wäre in der Kirche, und ich lag auf dem Heuboden, das eine Auge am Loche, und wagte nicht, zu athmen. Katharina war mir auch gut und ſaß oft halbe Nächte bei mir auf der Bank im Hofe. Aber erſt als ich ihr mein Geheimniß von dem Loche im Boden mittheilte, wurde ſie zwar Anfangs zornig, dann aber erſt recht zutraulich und liebte mich deſto zärtlicher. So waren wir lange Zeit glücklich und vergnügt. Meinen ganzen Lohn gab ich aus, ihr Korallen, ſchöne Kämme mit Steinen beſetzt, ſeidene Tücher und Mieder zu kaufen. Ihr Gebetbuch war voll von heiligen Bildern, die ich ihr jeden Sonntag aus der Stadt mitbrachte — auf allen Tanzböden war ich mit der ſchönen, flinken Katharina zu ſehen. Meine arme Mutter mußte ſich mit der Hälfte Deſſen begnügen, was ſie ſonſt von mir bekommen hatte. Doch dauerte das Glück nicht ſehr lange. Katharina's Vater ſah es gerne, wie der Lohn, der mir durch ſeine Hände zukam, wieder größtentheils ſeiner Tochter zufloß, aber als ich im letzten Herbſte es wagte, Katharina gradheraus von ihm zum Weibe zu verlangen, lachte er mich aus und meinte, ſeine Tochter habe eine höhere Beſtimmung, als das Weib eines Großknechts zu werden, und als ich ihm vorſtellte, daß ich ebenſogut wie er aus einem Großknecht ein Schaffner werden könnte, nahm er mich beim Arme und warf mich zum Hofe hinaus und meine kleinen Habſeligkeiten mir nach. Es war im Herbſte nach der Ernte, und er konnte mich leicht entbehren. Wir waren ſehr unglücklich, Katharina und ich, obwohl ſie weniger weinte. Wenn ich in der Nacht, im Verborgenen, mit ihr zuſammenkam, brachte ſie mir anſtatt Troſtes immer böſere Nachrichten von der Verſtocktheit ihres Vaters und ſagte mir endlich, wir müßten die Hoffnung ganz aufgeben. Nein, nein, rief ich, ich laſſe nicht von dir, lieber tödte ich mich oder gehe in ein Kloſter. Gehe in ein Kloſter, ſagte ſie darauf — ich thue desgleichen, und als Mönch und Nonne haben wir noch eher Hoffnung, zuſammen zu kommen, als ſo. Unſer verzweifelter Plan war gemacht: ich ſollte nach Miſchek gehn, zu den Kapuzinern, und dienender Laienbruder werden, Katharina wollte nach Prag zu den Urſulinerinnen und desgleichen thun. Ich konnte es nicht erwarten, dieſe Welt zu verlaſſen, die nur Unglück für mich hatte, und machte mich auf den Weg zum Kloſter.

Katharina wollte ſich in wenigen Tagen, wenn die Gelegenheit ſich böte, von Hauſe flüchten. — Die ehrwürdigen Brüder Kapuziner in Miſchek nahmen mich gerne auf, da ich ihnen verſprach, das Stück Feld, das ſie hinter dem Kloſter beſaßen, gut zu bearbeiten, ſchoren mir den Kopf kahl, nahmen mir, wie es die Regel befiehlt, das wenige Geld, das ich beſaß, aus der Taſche, hingen mir eine alte Kutte um und ſchlangen mir einen Strick um den Leib, gaben mir den heiligen Namen Cöleſtinus, und am andern Morgen nannten mich die Leute in Miſchek: ehrwürdiger Bruder oder auch ehrwürdiger Vater. Stundenlang blickte ich durchs Fenſter auf die Prager Straße hinab, um Katharina noch zu ſehen, wenn ſie vorüberzog — aber ich ſah ſie nicht. Sie wird wohl vorübergezogen ſein, während ich das Refektorium fegte, ſagte ich mir, ohne es doch aufzugeben, noch fürder vom Fenſter aus die Prager Straße zu bewachen. Ich verſäumte manche meiner Offizien und bekam viele Pönitenzen aufgelegt — aber ich trug ſie gerne für Katharina. So verging der Winter, und ich wurde ruhiger. Aber mit dem Frühling begann es wieder ſich in mir zu regen — es trieb mich hinaus — eine unendliche Unruhe plagte mich, ich mußte wieder etwas von Katharina hören, oder ich ging zu Grunde. So bat ich den Pater Guardian, mich auf Bettelei auszuſchicken, und verſprach ihm aus hieſiger Gegend, wo ich viele Bekannte und Freunde habe, eine reiche Ausbeute an Eiern und Mehl zurückzubringen. Er ließ mich gehn, und ich wanderte gradaus auf Obtſchov zu. Das Dorf war bei meinem Eintritte todtenſtille. Alles war fort, denn die Obtſchover begruben eben ihre Todten, nach der erſten Geſchichte im Walde. Auch der Meierhof war wie ausgeſtorben. Nirgends eine menſchliche Seele zu erſpähen — nur das wohlbekannte Muhen der Kühe ſchallte mir freundlich entgegen. Mit weinenden Augen ging ich durch den Hof, durch den Stall, durch die Stuben — ſie alle hatten mich glücklich geſehen, in ihren Räumen hatte ich mein Glück wandeln geſehen — jetzt war Alles fort. Mit zitternden Knieen näherte ich mich der Stube Katharinens und wagte nicht, ſie zu öffnen. Kraftlos lehnte ich mich an die Thür. Da drang mir von drinnen ein Liſpeln und Ziſcheln entgegen, ein holdes Geräuſch von Küſſen und Umarmungen — gerade ſo wie damals, als ich ſo glücklich war;

gewiß ein böſer Geiſterſpuk, um mich zu verhöhnen, oder ein gütiger Zauber, um mich in der Erinnerung noch einmal das alte Glück durchkoſten zu laſſen. Da öffne ich ſchnell die Thüre, und da ſitzt Katharina dem neuen Großknechte ſo nahe — ſo nahe — Peter Bureſch, das Haar würde ſich dir ſträuben, wie es ſich mir ſträubte, wenn du wüßteſt wie nahe.

Peter Bureſch lächelte, die Bauern aber lachten laut auf; Hynek-Cöleſtinus, der im Feuer der Erzählung ſeine gebundenen Arme losgemacht hatte, deckte ſich das Geſicht mit beiden Händen zu und achtete nicht darauf. Nach einigen Minuten, während ſeine Augen ſprühten und ſein Geſicht von Todtenbläſſe bedeckt war, fuhr er leiſe und tonlos ſprechend fort:

Wie ich zur Thüre hinein ſprang und wie es kam, daß gleich darauf Katharina todt zu meinen Füßen lag — ich weiß es nicht. — Der Großknecht war entſetzt, doch wagte er es nicht, Hand an mich zu legen, von wegen des Habits — er eilte ins Dorf hinaus und ſchrie Mord. Ich hätte leicht entkommen können, aber ich dachte nicht daran. Als der Großknecht erſt ſehr ſpät mit Leuten zurückkam, ſaß ich weinend da, an der ſchönen Leiche Katharinens. Die Obtſchover hatten an dem Tage ſo viel Schmerz gelitten, daß der Tod Katharinens gar kein Aufſehen machte. Sie führten mich ruhig fort und ſperrten mich in die Kapelle, um mich mit der nächſten Gelegenheit nach Prag zu ſchicken und dem Gerichte zu übergeben. Der Bauernadvokat fragte mich nach meinem Namen, den er doch ſehr gut wußte, ſchrieb ihn mit mancherlei andern Geſchichten auf und ließ mich, wie die andern Obtſchover, in Ruhe, denn ſie waren genug mit euch beſchäftigt. — Heute Mittag bringt mir der Bauernadvokat ſelbſt das Eſſen in die Kapelle. Nachdem er ſich ſehr freundlich nach meinem Befinden erkundigt, ſagte er: Armer Hynek, dein weiches, zärtliches Herz hat dich zu Grunde gerichtet, denn nichts iſt fürchterlicher als ein zärtliches Herz, wenn es aus Zärtlichkeit wüthend wird — es hat dich zum Mörder gemacht. Das iſt nun nicht zu ändern, und unſre Pflicht iſt es eigentlich, dich dem Gerichte zu übergeben, daß dir dein Recht werde — aber du kannſt dich doch retten — in dieſer geſetzloſen, verwirrten Zeit gibt es allerlei Mittel.

Retten, ſagte ich, ich will nicht gerettet ſein, es ſoll und muß mir mein Recht werden.

Gut, ſagte der alte Mika — aber es gibt verſchiedene Arten, wie Einem ſein Recht wird, angenehme und unangenehme Arten. Es iſt dir gewiß nicht gleichgültig, ob man dich den Beamten und Schreibern übergibt, die dich hin und her zerren und dich endlich in Prag ausführen, um dich in der Fremde, vor den gaffenden Städtern hängen zu laſſen, oder ob du hier in deiner Heimat, unter deines Gleichen, den rechtmäßigen Tod erhältſt und von den Händen deines Gleichen. —

Freilich iſt das ein großer Unterſchied, und wenn ich das ſo haben könnte, wie ihr da ſagt von meines Gleichen, ſo wäre mir das allerdings lieber. —

Nun ſiehſt du, das kannſt du haben — verſicherte der alte Mika. —

Und wie ſo? —

Du kannſt dich von den Duſchnikern hängen laſſen, wenn du willſt. Die Duſchniker haben den Meierhof beſetzt und ſchalten und walten darin, wo du früher ſo froh und glücklich warſt mit deiner Katharina; ſie haben das Vieh weggetrieben, das du gepflegt haſt, und die Leiche deiner Katharine iſt noch darinnen und kann kein ehrliches Begräbniß erhalten. Wir müſſen dieſe unangenehmen Gäſte los werden. Hinausſchlagen können wir ſie nicht, ſie ſitzen zu feſt darin, wir müſſen ſie herauslocken. Wenn ſie ſehen, daß Duſchnik brennt, laufen ſie alle fort, ihre Häuſer zu löſchen.

Der verſchmitzte Dummkopf, murmelte hier Peter Bureſch; er kennt den Ungarmichel nicht, der ſchert ſich wenig um ein brennendes Dorf und rührt ſich nicht von ſeinem Poſten, wenn die Welt brennt!

Und du ſollſt Duſchnik anzünden — fuhr der Bauernadvokat fort. Du thuſt eine gute That, indem du uns von dieſen Gäſten befreiſt, und ſühnſt zur Hälfte dein Verbrechen, indem du Katharina mit Lebensgefahr ein ehrliches Begräbniß verſchaffſt. Dir ſelbſt iſt dabei dein Schickſal in die Hand gegeben — Du kannſt dich retten und in die weite Welt laufen, oder wenn du dein Recht haben willſt, kannſt du dich von den Tuſchnikern fangen laſſen, und ich verſpreche dir, daß du von Peter Bureſch keinen Pardon zu erwarten haſt. —

Am Abend kam der alte Mika wieder, nahm mir die Kutte ab und gab mir andere Kleider. Jetzt geh, ſagte er, ohne weiter zu fragen, ob ich wollte oder nicht, und ſchloß die Thüre der Kapelle hinter mir. Ohne zu wiſſen, wie und warum, ging ich dahin, wohin er mit der Hand gezeigt hatte. Es war mir immer, als ob Katharinens Geiſt vor mir her tanzte und ein ehrliches Begräbniß verlangte. So ſtand ich vor Tuſchnik, Pech und Schwefel in der Taſche des Rocks, den mir Mika angezogen hatte, und wußte noch nicht, ob ich's thun oder laſſen ſollte, ob ich ein Verbrechen zu begehen oder eine gute fromme That zu vollführen im Begriffe war. So näherte ich mich immer den Häuſern und ging wieder, ſo wurde ich bemerkt und gefangen und unnöthigerweiſe gebunden — denn ich denke nicht daran, euch zu entwiſchen. Und nun thu mit mir, Peter Bureſch, was du glaubſt thun zu müſſen.

Die Bauern, welche Anfangs dem Kapuziner lächelnd zugehört, wurden nach und nach ernſter, ja mitleidig geſinnt, und geſpannt horchten ſie, was Peter Bureſch dem Armen antworten werde, der ergeben ſein Schickſal erwartete.

Peter Bureſch aber ſprach: Guter Burſche, deine Liebe und deine Geſchichte haben dich halb verrückt und halb weiſe gemacht. Verrückt, weil du dich vom alten Mika zu einer Niederträchtigkeit mißbrauchen ließeſt und glaubteſt, etwas Gutes zu thun — weiſe, weil du mir nun das Leben zu verachten ſcheinſt, mit Muth dem Tode entgegen gehſt, und ihn als gerechte Strafe gerne von deines Gleichen entgegennimmſt, während du ihm ausweichſt aus dem

Munde dummer und ſtumpfer Richter, die dein Leben nicht verſtehen, mit dir kein Mitleid haben und das Recht aus faulen Büchern leſen. Dir ſoll werden, wie dir allein gut iſt — wir werden dich richten. Du wirſt gehenkt. Wir müſſen auch den Obtſchovern zeigen, daß wir keinen Spaß machen: führet ihn hin auf den Obtſchover Weg und hängt ihn am Ausgange des Waldes im Angeſichte des Dorfes!

Die Bauern fuhren bei dieſen Worten ihres Führers erſchrocken zuſammen. Doch wagten ſie nicht, zu widerſprechen, und wußten auch nicht, was anderes mit Hynek-Cöleſtinus anzufangen. Nur der alte Tomeſch, der eine weiche Natur war, fragte zögernd: Wäre es nicht genug, wenn man vor den Augen der Obtſchover nur ſo thäte, als ob man ihn henkte? Er könnte auch einige Zeit hängen bleiben, ohne daß es ihm zu Schaden gereichte, und —

Der lange Tomeſch wollte ſeinen ſonderbaren Plan einer geheuchelten Hinrichtung noch weiter ausführen, aber die Bauern unterbrachen ihn mit ihrem Gelächter — ſelbſt Hynek-Cöleſtinus lächelte mit.

Nein, ſagte er dann ernſt und entſchieden — ich habe mich nun einmal an den Gedanken gewöhnt. Was ſoll mir das Leben länger? Den Schreibern und Herren will ich nicht in die Hände fallen — durch die Welt irren unſtät und flüchtig, wie Kain, und wie heute Abend beſtändig die todte Katharina vor mir ſehen, will ich auch nicht — alſo will ich ſterben und durch euch.

Und ſo ſei es! ſagte Peter Bureſch feſt und befehlend — der alte Tomeſch ſchlich bei Seite und weinte — der Verurtheilte ſchlug ein Kreuz — die ihn gebracht, ſammelten ſich wieder um ihn und zogen mit ihm weiter in den Wald nach Obtſchov zu. Hynek-Cöleſtinus betete auf dem ganzen Wege, und ſeine Begleiter beteten mit.

Nach mehr als einer Stunde kamen ſie düſter und ſchweigend auf die Halde zurück. Nachläſſig hingen ihnen die Büchſen von der Schulter — die Einen brummten verſchiedene böhmiſche Weiſen vor ſich hin, die Andern hatten ihre Hände gefaltet und murmelten Gebete — der alte Tomeſch ging ihnen einige Schritte entgegen, und als er ihre düſteren blaſſen Geſichter ſah, begann er laut zu weinen. Die Ankömmlinge warfen ſich ins Moos und verſuchten, zu ſchlafen. Eine Meſſe wäre vielleicht gut, ſprach leiſe der lange Tomeſch. Als halber Pfaff braucht er das nicht — antwortete ſein Nachbar, und ein halbes Dutzend Pater Noſter und Ave Maria's thun's auch. —

Wie der Alte vom Hammer wieder einmal Recht gehabt hat! murmelte Wlach; er hat es gleich am Abend geſagt, es geht ein Wind, als ob Jemand gehenkt werden ſollte. Jetzt, da es geſchehen iſt, rührt ſich kein Lüftchen mehr.

Wirklich hatte ſich der Wind gänzlich gelegt. Was die Flamme dann und wann leiſe bewegte, war ſchon der Morgenwind. Rings umher ſaßen die Weiber und Mädchen des Dorfes, welche von dem Geſchrei „Feuer, Feuer“ bei der Gefangennehmung Hunel-Cöleſtins geweckt worden und dem Zuge neugierig heraus gefolgt waren. Der weiche Tomeſch, der weinend durch ihre Reihen ging, hatte ſie wie die Männer mit ſeiner Trauer über den armen verliebten Cöleſtin angeſteckt. Sie ſaßen ſchweigend da und ſtierten in die Kohlen — von Zeit zu Zeit fiel ein furchtſamer, doch verdrießlicher Blick auf Peter Burriſch. Der Alte vom Hammer, der die unangenehme Stimmung vertreiben wollte, ſetzte ſich zu ihnen ans Feuer und meinte, die Flamme allein reiche nicht hin, in der durchdringenden Morgenkälte zu erwärmen; dazu müßten noch Lieder und Märchen kommen. Und ohne lange Vorbereitungen zu machen, begann er, wie es ſeine Erzählung eben verlangte, bald mit gebrochener Stimme ſingend, bald ruhig berichtend. — Was er aber zum Beſten gab, war

das Märchen vom Blanskywalde,

das heute ſo erzählt wird:

Im Böhmerland der Blanskywald
Iſt wie die ältſte Sage düſter —
Wenn hie und da ein Blättlein ſchallt,
Das gibt ein ſchauerlich Geflüſter.

Wie Särge armer Leute liegt
Ein todter Frühling auf dem andern.
Das Blättlein, das im Winde fliegt,
Scheint nur zu ſeinem Grab zu wandern.

Wär' nicht der helle Vogelſang
Im Büſchen tief und in den Gipfeln,
Und nicht der träumeriſche Gang
Der Lüfte ob den grünen Wipfeln;

Wär' nicht das Aug des frommen Rehs,
Das dich begrüßt auf dunkler Halde,
Du könnteſt dich des trüben Wehs
Entſchlagen nicht in dieſem Walde.

Denn auch der Quell, der traulich ſpricht
Allüberall mit frohem Munde,
Hier rauſcht er dumpf hervor und bricht
Wie dunkles Blut aus einer Wunde.

Und wären nicht die Blumen auch,
Die ihm gebeugten Hauptes umſtehen,
Wie Jungfraun, die mit naſſem Aug
Auf einen Kranken niederſehen; —

Dir wär' zu Muth im Blanskywald,
Als hätten ſelbſt die Einſamkeiten
Die milde, heilſame Gewalt
Längſt eingebüßt für alle Zeiten.

So traurig und düſter und noch viel trauriger und düſterer, als es das Lied ſagen kann, war es vor noch nicht langer Zeit im Blanskywalde, jener ungeheuren, waldbewachſenen Strecke, die ſich viele Meilen weit hinzieht, über Berge und Thäler mitten durch das ſchöne grüne Böhmen. Damals gab es viele Stellen, die von der mordenden Axt noch nicht gelichtet waren.

Die uralten Bäume ſtarben, wie Menſchen, vom Zufall in einem mitternächtlichen Wetter gebrochen, vom Blitze zerſplittert, oder vom Alter unterwühlt. Sie ſtürzten, und tauſend Blumen und wilde Kräuter wucherten aus ihren Leibern hervor, bis auch ſie von den nachfallenden Blättern des Herbſtes begraben wurden. Auf den Felſenkanten, die ſich hier und da aus dem Dunkel des Waldes erheben, wohnten zu jener Zeit noch die Adler und rieſigen Geier, und zur Winterszeit durchheulten ihn ganze Heerden von Wölfen, die ſich aus den Gebirgen hierher verirrten. Die Hirſche und Rehe, die dazumal noch nicht bloß in umfriedeten Wäldern wohnten, weideten auf den Wieſen, die den düſtern Wald wie glückliche Inſeln in der Wildniß oft genug durchſchnitten. Die ſchweigende Einſamkeit wurde noch nicht von ſo vielen Dörfern wie heutzutage geſtört; nur einzelne Köhlerhütten, die nach vollbrachter Arbeit im Herbſte wieder abgebrochen oder dem langſamen Verfalle preisgegeben wurden, Eiſenhämmer und die Wohnungen der Jäger beherbergte der endloſe Wald. In einer dieſer Jägerwohnungen, die am Eingange einer Waldſtrecke am Fuße eines Hügels lag und ſich durch das ſechzehnendige Hirſchgeweih auf ihrem Dache ſchon von fern als ſolche ankündigte, wohnte damals ein alter, zerfetzter Veteran. Wie er einſt auf die heidniſchen Türken Jagd gemacht und die chriſtlichen Gebiete Oeſterreichs unter dem edlen Prinzen Eugen beſchützte, ſo wollte er hier Bären und Wölfe bekriegen und das Revier ſeines Herrn und Kaiſers vor dem Heidenvolke der Raubthiere bewahren. Aber es ging nicht lange ſo. Oft mitten in der Wildniß brach eine Wunde auf, die vor Jahren ein Damaſcener Degen oder das gehackte Blei irgend eines Ungläubigen geſchlagen hatte, oder überfiel ihn, ſchrecklicher als Bären und Wölfe, das Zipperlein, das er ſich aus den dumpfen und kalten Nächten Bulgaria's mit heimgebracht hatte. Jetzt lag er zu Hauſe in dem hohen und großgeblümten Lehnſtuhle mit verbundenen Armen und Beinen und ſchrie und fluchte bei jeder Bewegung auf die Türken, auf die Heiden, betrachtete wehmüthig ſeine Büchſen, die thatenlos an den Wänden hingen, oder ſang, wenn er guten Muthes war, mit alter zitternder Stimme ſein:

Prinz Eugen der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiſer wieder kriegen
Stadt und Feſtung Belgerad.

Der alte Förſter wäre verloren geweſen, und Wilddiebe hätten im Revier ſeines Herrn und Kaiſers eine tolle Wirthſchaft geführt, wenn ihm nicht das Schickſal einen Helfer, oder beſſer eine Helferin beigegeben hätte, die ihn aller Sorgen enthob und für ihn alle Jägerpflichten erfüllte. Es war ſeine ſechzehnjährige Tochter Nani. Sie war ſchön und ſtark und ſchlank und der beſte Schütze auf dreißig Meilen in der Runde. Beim heiligen Johann von Nepomuk! ſagen noch heute die Leute im Blanskywald, es muß ein herrlicher Anblick geweſen ſein, wenn ſie mit dem erſten Morgenſtrahl aus dem Jägerhauſe trat, den braunen Spitzhut auf dem Kopfe, in den hohen Schnürſtiefelchen, im kurzen grünverbrämten Rocke, die Jagdtaſche an der Seite und die Büchſe auf der Schulter dem Walde zuſchritt und erſt ſpät am Abend oder gar erſt beim Mondenſchein in ihre Wohnung zurückkehrte. Der braun und weiß gefleckte Hund ſprang luſtig an ihr auf und leckte ihr die Hände; aber die Hirſche und Rehe verkrochen ſich, und, wie die Leute erzählen, die Vöglein in der Luft verſtummten. Denn ſo ſchön auch die Nani war, ſo lag doch etwas auf ihrem Geſichte, was Thiere und Menſchen erſchreckte, denn es war etwas Ungewohntes auf einem Mädchenangeſichte. Es war, als ob der düſtere, ernſte Schatten des Waldes mit all ſeinen Geheimniſſen auf ihrem Geſichte für alle Zeiten ſtehen geblieben wäre. Sie lächelte faſt ebenſo ſelten, als der Strahl der Sonne durch den Blanskywald dringt. Wie ſollte es auch anders ſein! ſagten die Leute; ſechzehn Jahre alt, im Walde aufgewachſen, ſo viel Blut fließen gemacht, und ſei es auch nur das Blut von Thieren! Und man weiß, wie viele Zauber im Walde wohnen, die das Menſchenherz elend machen, wenn ihm nicht eine Rinde darüber gewachſen, wie über den Baum!

Vielleicht war Nani wirklich elend, aber ſie wußte es nicht. Ihr war wohl, wenn ſie in die Stille des Waldes trat, und einſam nur, wenn ſie unter Menſchen kam. Ihr war wohl, wo Andern bange geweſen wäre, wenn der Wind wie ein unſichtbarer Geiſt über die Bäume ging und dieſe ihre Wipfel neigten, wenn die Tropfen aus den Blättern und Nadeln weinend niederfielen, wenn ſie der Eule ins Neſt ſchaute, auch wenn ein ſtolzer Sechzehnender oder ein unſchuldiges Reh mit gebrochenem Auge zu ihr aufſchaute und zu ihren Füßen verendete. Sie ſprach nicht viel; faſt nur mit ihrem Hunde Paris, wenn ſie zuſammen ein ſchönes Stück Wild erlegt hatten. Zu Hauſe ließ ſie ſich ſchweigend von ihrem Vater Schlachten und Kriegszüge und vom Prinzen Eugen vorerzählen und warf nur manchmal ein Wörtlein darein vom Walde oder vom Wilde, oder ſie murmelte: Warum bin ich kein Mann? — Dann liſpelte ſie leiſe hinzu: Ich will es ſein, ich bin es! —

Aber ſeit einiger Zeit war Nani's Ruhe und Waldeinſamkeit auf eine ſonderbare Art geſtört. So oft ſie in den Wald trat, wurde ſie aus dem andern Reviere herüber mit Waldhorntönen begrüßt, die ihr auf wunderbare Weiſe ins Herz drangen. Es waren zwar nur alte Weiſen, die das Horn blies, aber ſie erſchienen ihr doch neu und fremd, und es war ihr, als ob etwas Ungewohntes, wovon ſie noch nie gehört, daraus hervorklänge. Es klang nach der Weiſe der kleinen Lieder:

Auf der grünen Wieſe
Gehn Hirſch und Reh zur Weide,
Es hütet ſie ein Jägerlein
Im grünen Jägerkleide.

Oder:

Auf der Prager Brücke
Wächst ein Rosmarin,
Kein Menſch begießet ihn,
Er wächst doch immer fort.

Ich werde dahin gehn,
Ich werde ihn begießen,
Und wenn er grün wird ſprießen,
Werd' ich mein Liebchen holen.

Wie oft hatte ſie dieſe Weiſen ſelbſt geſungen, aber nie hatten ſie ihr Herz ſo wunderbar traurig ergriffen, als jetzt, da ſie aus dem fremden Reviere durch die Waldnacht zu ihr herüberklangen, ſo lockend, ſo ſehnſüchtig! Unwillkürlich ging ſie eines Tages dem Schalle nach, bis ſie an den Graben kam, der ihr Revier von dem fremden trennte. Hier hielt ſie an, denn ein alter Bann lag auf der Gränze dieſer Reviere, und kein Jäger durfte ſie in Waffen und ohne Erlaubniß des andern Jägers überſchreiten. Alte Streitigkeiten, die viel Blut gekoſtet hatten, waren die Urſache dieſes Bannes, der von beiden Seiten wie ein böſer Zauber geſcheut wurde. Nani warf ihre Büchſe ins Moos, vergaß, ans Wild und an die Wilddiebe zu denken, lehnte ſich an einen Baumſtamm und horchte hinüber nach den Hornklängen. Zu den Weiſen, die da drüben klangen, ſprach ſie leiſe die Worte; es waren Liebesworte. Verwundert blickte Paris zu ſeiner Herrin auf, denn ihr Geſicht kam ihm heute ganz anders vor. — Nani wußte ſehr wohl, woher die Töne kamen, hatte ſie doch den ſchönen, blondhaarigen Jägerburſchen ſchon oft jenſeits des bekannten Grabens, die Büchſe auf der Schulter, ganz nahe an ſich vorüberziehen ſehen. Er ſchwenkte ſtets den Hut mit bunter Feder oder ſchoß in die Luft, als ob es eine Freudenſalve ſein ſollte, oder ſtieß ins Horn und ließ liebliche Melodien erklingen. Oft wenn ſie über die Wieſen ging, ſah ſie ihn plötzlich auf einem Hügel des jenſeitigen Reviers ſtehen, wie er ſein Tuch flattern ließ. Nani lauſchte lange, aber wie die Hornklänge immer näher und näher kamen, faßte ſie ihre Büchſe und floh eiligen Schrittes davon. Wie ein Seufzer verklang das Lied hinter ihr.

Es war ſpät geworden, und der Mond ſchien durch die Zweige. Nani ſtellte ſich hinter einen Baum und wartete auf den Auerhahn. Sie war an Waldnächte gewohnt — doch war ihr noch nie ſo zu Muthe geweſen, wie heute. Wie hie und da ein Käuzchen krächzte, ein Vöglein aus dem Traume ſprach, die Blätter ſich im nächtlichen Winde bewegten — ſie glaubte, ſie alle zu verſtehen. Es kam ihr vor, als wäre der Anſtand auf den Auerhahn nur eine Ausrede, um eine Nacht ganz allein im Walde zuzubringen und wachend zu träumen. Manchmal war ihr, als hörte ſie die gewiſſen Waldhornklänge. Da balzte der Auerhahn — Nani ſchoß, während ſie das Waldhorn zu hören meinte, und fehlte. Das war ihr ſchon lange nicht geſchehen, und mürriſch trat ſie in das Jägerhaus.

Der Vater wunderte ſich ſehr, als er ſie ohne Beute ſah. Doch ſchwieg er darüber und ſagte: Ich habe vom jungen Jäger aus dem Nachbarrevier einen Brief bekommen; er will dich zum Weibe! — Damit ich ihm die Jagdtaſche flicke, während er im Walde pirſcht, nicht wahr? lachte Nani und ſetzte hinzu: Für ſich allein wollen ſie die hohe Waldluſt, ihr Weib ſoll zu Hauſe hocken und für ſie kochen und ihre Kinder füttern! Ich bin ein Schütze wie Einer, und den Wald laſſe ich nicht! Nichts da von einer Heirath! —

Doch ſtand ſie noch ſelben Abends wieder lauſchend an demſelben Baume. Sie merkte es nicht, daß die Waldhornklänge immer näher und näher kamen und plötzlich vor ihr verſtummten.

Darf ich hinüber? frug eine Männerſtimme. Der Jäger ſtand drüben und war zum Sprunge bereit; ſeine Büchſe hatte er ins Gras geworfen.

Nani fuhr erſchrocken auf, faßte die Büchſe, und auf den Jäger zielend, rief ſie mit zorniger Stimme: Zurück, oder ich ſchieße!

Schieß zu, ſchöne Naninka! Keinen ſchöneren Tod wünſche ich mir! rief er — und ſchon ſprang er über den Graben und lag zu ihren Füßen, die er mit beiden Armen umſchlang. Paris mußte wohl erkannt haben, daß das kein feindlicher Ueberfall eines Wilddiebes war, und vertheidigte ſeine Herrin nicht, ſondern ſprang freundlich wedelnd um die Beiden und leckte bald Nani, bald dem Jäger die Hände.

Nani ſtand lange regungslos und ſtarrte mit finſterem Auge auf den Jäger nieder, während er flehend zu ihr aufblickte. Endlich faßte ſie ſich, riß ſich los und floh mit wilden Schritten in den Wald hinein, während der Hund ſich noch lange nicht von dem ſchönen Jäger trennen konnte, der der Fliehenden mit thränenden Augen nachblickte.

Nani war ſchon weit den Hügel hinabgeeilt, als ſie hinter ſich die Weiſe zu den Worten hörte:

Möchte gern nicht weinen
Und mein Herz nicht plagen,
Aber ſagt, ihr guten Leute,
Wer nicht möchte klagen!

Sie eilte immer tiefer in den Wald und ſchoß nach rechts und links, wo ſich immer ein Wild oder ein Vogel zeigte, aber immer vergebens. Ihre Hand zitterte, vor ihren Augen flimmerte es in unbeſtimmten Umriſſen, und ihre weitberühmte Kunſt war von ihr gewichen. Verzweifelnd eilte ſie unaufhörlich weiter, keuchend der Hund Paris hinter ihr, und ſie merkte nicht, daß es immer ſpäter und ſpäter wurde, und daß es ſchon Mitternacht war, als ſie auf der Halde ankam, die man die weiße Halde nannte, wegen der vielen weißen Waldblumen, die ſie im Sommer bedecken. Der Mond ſchien ſo ruhig herab und hüllte auch die dunkeln Tannen und Fichten, die die weiße Halde umſtanden, in ein ſchimmerndes Weiß. Hier wurde es Nani wohler zu Muthe, und matt und müde ſtreckte ſie ſich ins Gras, um auszuruhen. Aber welch ſonderbarer Zauber begann jetzt den Wald ringsum zu beleben! Als wäre es roſige Morgenſtunde und nicht Mitternacht, kamen die Vögel von allen Seiten geflogen und ließen ſich auf den Zweigen ringsum ſchaukelnd nieder und begannen zu ſprechen, und Nani verſtand jedes ihrer Worte.

Der Auerhahn ſprach:

Wohl uns, daß Liebe deine Hand
Mit unſichtbarem Zauber band!
Nicht fürcht' ich mehr die Todeswunde
In meiner ſüßen Liebesſtunde.

Nun kann ich vor der Morgenſonne
Hinziehn zu meiner Liebeswonne,
Wo mir mein Weib entgegenlacht —
Heil, Liebe, dir und deiner Macht!

Die Taube ſprach:

Und weher that, o glaube!
Das Todesblei der Taube,
Das mordend ausgeſandt
So ſüße Mädchenhand!

Sie iſt gemacht zum Koſen,
Sie pflücke rothe Roſen
Für ihres Liebſten Hut —
O Mädchen, bleibe gut! —

Die Lerche ſprach:

O, bleibe gut, du Holde,
Und laß im Morgengolde
Mich zu den Wolken ſchwingen
Und Liebeslieder ſingen!

O Süße, wie die Schmerzen
Du jetzt in deinem Herzen
Mußt ſelig mit dir tragen —
O, laß von deinen Plagen! —

Der Falke rief:

Als wilder Falke ſchwing' ich
Mich zu dem Himmel auf,
Mit wilder Stimme ſing' ich
Und ruf's zu den Sternen hinauf:

Der Liebe Heil, der Liebe,
Sie hebet mein Gefieder,
Die Liebe, ach die Liebe,
Sie gibt uns das Leben wieder!

Und alle Vögel des Waldes fielen ein in die Worte des Falken und wiederholten im Chor:

Die Liebe, ach die Liebe!

Nani, die bis jetzt vom Schrecken gelähmt im Graſe gelegen und dem unheimlichen Zauber zuſah und zuhörte, ſprang auf und lief wie von Geſpenſtern getrieben weit fort von der weißen Halde und immer weiter, bis der Chor der Vögel: die Liebe, ach die Liebe! hinter ihr verhallte. Erſt auf der Halde, die man des hohen üppigen Graſes wegen die grüne nannte, machte ſie Halt. Aber da begann der Zauber wieder, nur in anderer Geſtalt. Aus den Büſchen und Gräſern traten Hirſch und Reh, Häſelein, Kaninchen und allerlei vierfüßiges Gethier des Waldes hervor, und auf den Zweigen ſammelten ſich die Eichhörnchen. Die Hirſche und Rehe, Haſen und Kaninchen ſtellten ſich um ſie im Kreiſe. Sie ſahen traurig aus und neigten ihre Köpfe zu Boden. Auch ſie begannen zu ſprechen, jedes nach ſeiner Art.

Der Hirſch ſagte: Dich rühren die Thränen meiner Augen nicht, im üppigen Glücke meiner Freiheit tödteſt du mich! Ach! mein Geſchlecht iſt dazu verdammt, gehetzt, gejagt und grauſam gemordet zu werden, aber nicht von Jungfrauenhand. Sieh, andere Jungfrauen gehen durch den Wald und liebkoſen uns und ſammeln ſüße Kräuter und bringen Brod, uns zu nähren. Du bringſt uns den Tod! Aber anders als ſonſt blickt jetzt dein Auge. Du biſt nicht mehr grauſam, das Blei verſagt dir, zu tödten, und das iſt die Liebe!

Es ſprach das Reh: Du haſt die Mutter getödtet dem Kinde und haſt das Kind heranwachſen laſſen, um es auch zu tödten! Du weißt nicht, wie es iſt, Mutter zu ſein! Du hätteſt es nicht gethan! Denke nicht daran, wenn du einſt Mutter biſt, wie wir blutend flohen zur verborgenſten Quelle des Waldes, um unſere Wunden zu waſchen und zu ſterben. Jetzt iſt Barmherzigkeit eingezogen in deine Bruſt, denn du liebſt!

Der Haſe und das Kaninchen ſprachen: Wir lebten auf ewiger Flucht vor dir, und kein Buſch konnte uns ſchützen vor deinem tödtlichen Blei. Nun biſt du gut geworden, ein Mägdlein wie andere. Wir ſegnen die Liebe in deinem Herzen.

Das Eichhörnchen ſprach: Ich werde wieder luſtig ſpringen können von Aſt zu Aſt, von Baum zu Baum; ich werde mich freuen des Sonnenſcheins und den Wald ſegnen, der mich geboren. Heil der Liebe in deinem Herzen, die deine harte Seele erweicht hat, daß du nicht verfolgſt die fröhlichen Thiere des Waldes! Heil der Liebe in deinem Herzen!

Und alle riefen im Chore nach: Heil der Liebe in deinem Herzen! Heil der Liebe!

Nani war es wie im Traume, aber ſie wußte nicht, ob es ein böſer Traum war oder ein guter. Mit Gewalt raffte ſie ſich zuſammen und eilte flüchtigen Schrittes wie von Geſpenſtern verfolgt von dannen, weiter, immer weiter, bis ſie auf die Halde kam, die man die ſchwarze nannte, des dunklen Grundes wegen, der von einem Waldbrande herkommen ſollte oder auch von der Aſche, die die böſen Weiber in gewiſſen Nächten hier ausſtreuten, wenn ſie mit den unheimlichen Geiſtern im Walde Zuſammenkunft hielten. Aber ärger als aller Zauber war, was Nani hier erwartete. Denn plötzlich kamen die Raubſchützen aus den Gebüſchen hervor, umringten lachend die Jägerin, die ſie ſonſt fürchteten, und ſangen mit höhniſchem Tone ununterbrochen fort:

Des Schützen Aug ſei fein und ſcharf,
Und ſeine Hand muß ſicher ſein,
Und ſüße, weiche Liebe darf
Ihm nicht ins Herz hinein!
Denn Liebe machet feucht die Augen,
Und zitternde Hände mögen nicht taugen!

So ſingend, verfolgten ſie Nani durch den Wald, indem ſie ſie umringten und ihren höhniſchen Geſang mit lautem Gelächter und ſchmetternden Waldhornklängen begleiteten. Große Thränen des Zornes traten in ihre Augen, und wie von Verzweiflung gejagt, ſprang ſie über Büſche und Hecken tief hinein in den dichteſten Wald, bis das Gelächter weit hinter ihr verſcholl. Weinend und händeringend warf ſie ſich ins Moos und verhüllte die Augen, um, wenn etwa ein neuer Zauber beginnen ſollte, ihn nicht zu ſehen.

Da hörte ſie ein leiſes, heiſeres Kichern neben ſich. Hi, hi, hi, junges Blut, warum ſo verzweifelt? Ei, ei, ſtarke Nani, ſtolze Jägerin, wer wird es ſich vom Zauber des Waldes und von der Liebe ſo arg anthun laſſen! Still, kleine Nani! Du warſt immer gut gegen mich, dieweil mich die Andern fliehen und als böſe Hexe ausſchreien. Du haſt mir erlaubt, im Walde die Wurzeln auszuroden, Reiſig zu ſammeln und Streu für meine Ziege, und Erdbeeren zu pflücken. Komm, ich will dir helfen! Den Keim der Liebe will ich in deinem Herzen tödten, daß du wieder ſcharf blickſt wie der wilde Falke und die Büchſe hältſt wie der beſte Schütze des Waldes. Denn die Liebe macht die Augen feucht und die Arme zitternd und bebend. Komm, kleine Nani, ich will dir helfen, daß du gefeit ſeiſt für alle Zukunft! —

Die ſo zu ihr ſprach, war die alte Barka aus dem Dorfe, ein kleines uraltes Weiblein, das man für eine Hexe hielt. Sie nahm Nani bei der Hand und führte ſie bergauf, bergab, in ein tiefes, felsumſchloſſenes Thal, das von dunklem Schweigen bedeckt war. Kaum daß man das Rauſchen der Tannen, die auf dem Felſen ringsumher ſtanden, in ſeinem Grunde hörte. Die alte Barka ſchlug mit ihrer Krücke an den Felſen, daß eine dicke Schicht wie morſches Gemäuer niederrollte. Aus dem weißen Geſteine, das jetzt ſichtbar wurde, ſprangen nahe bei einander drei helle, ſilberne Quellen mit lieblichem Gemurmel hervor. Sie hüpften hinab ins Thal, wo ſie ſich in einen ſchönen klaren

Bach vereinigten und mit Geplätſcher, leuchtend im Mondenlichte, weiterliefen. Nani war es, als hörte ſie ſüße Kinderſtimmen aus dem Bach und aus den Quellen ihren Namen rufen.

„Jetzt ſchieße in die erſte Quelle, dann in die zweite, dann in die dritte, wenn du ewig frei und jung und ſchön bleiben willſt! Du brauchſt auch nicht erſt zu laden!“ — Nani legte an, aber ihr Hund Paris ſprang heulend an ihr hinauf und zerrte an ihrem Aermel, als ob er ſie verhindern wollte an dem Ungeheuren, das ſie zu begehen Willens war. Die Alte ſchlug ihn mit ihrer Krücke auf den Kopf, daß er zuſammenſank und ſich ächzend zu den Füßen ſeiner Herrin krümmte. — Schieß zu! rief ſie, oder dich wird der Zauber und der Hohn der Menſchen und Thiere ewig verfolgen! Deine rothen Wangen werden fahl und blaß werden, deine Augen werden verglühen wie Sumpflicht, dein Haar wird grau und todt wie Flachs, und dein ſtolzer Leib wird zuſammenbrechen wie ein morſcher Baum. Der Schuß befreit dich von der Liebe des Jägers und von allen Qualen des Mutterſeins!

Der Schuß ging los, ein Schrei, wie der Todesſchrei eines Kindes, durchdrang die Nacht, und der Quell, der eben wie Silber leuchtete und ſo lieblich murmelte, quoll roth wie das Blut aus einer Wunde und klang ſo hohl und dumpf wie das Lallen eines Sterbenden. — Noch einmal ſprang der Hund Paris auf und umſprang mit Geheul ſeine Herrin. Aber Nani wie bewußtlos ſchoß noch zweimal. Jedesmal erſcholl der Sterbeſchrei, und alle drei Quellen floſſen jetzt roth wie Blut aus dem Felſen. Fort war das liebliche Murmeln, tonlos dumpf floſſen die Quellen und der Bach dahin. — Jetzt iſt dein Leib gefeit! ſprach die Alte. Jeder Keim des Lebens und der Liebe iſt in dir getödtet, jetzt geh hin! —

Als Nani heim kam beim Morgengrauen, lag ihr Vater, der alte Förſter, im Sterben. Weh mir! rief er ihr entgegen, wo biſt du ſo lange geblieben in dieſer böſen Nacht? Mir war's, als ob ein dreifacher Schuß durch mein Herz dränge — Das haſt du mir gethan! Alle meine Wunden brachen auf! — — —

Als Nani der Leiche ihres Vaters zur Kirche und zum Kirchhofe folgte, da ging der junge Jäger vom andern Revier neben ihr. — Weh dir, Nani! liſpelte er ihr ins Ohr, ſiehſt du nicht, daß die Steine vor dir ſich aufthun wie Wunden und bluten, und daß das Gras hinter dir verdorrt? Nur ich ſehe es, weil ich dich liebe. Weh dir, Nani! — Ich gehe in den Krieg gegen die Ungläubigen und will für den heiligen Glauben kämpfen, um für dich zu büßen! —

Als ſie an die Kirche kam, ſchlug die ſchwarze Thür vor ihr von ſelbſt zu, die heiligen Bilder zwiſchen den Säulen kehrten ſich um mit den Geſichtern zur Wand, und als ſie der Pfarrer mit geweihtem Waſſer beſprengte, da fielen die Tropfen von ihr ab wie Blutstropfen.

Und als der neue Förſter kam und ſie die Wohnung verlaſſen mußte, bat ſie ihn, daß er ihr erlaube, im Walde zu wohnen. Und ſie zog ihre Jägerkleider aus, legte ein hartes Gewand an und ging in den Wald zu den drei blutigen Quellen und baute ſich dort eine Hütte aus Moos und altem Holze und wohnte daſelbſt. Alltäglich, des Morgens früh und des Abends ſpät, betete ſie vor den Quellen und bat ſie um Verzeihung, daß ſie ſie, die Ungeborenen, getödtet hatte. Denn ſie wußte ſehr wohl, daß es ihre Kinder waren, die ſie einſt hätte gebären ſollen. Und in jeder heiligen Nacht und an jedem Oſtermorgen und immer, wenn ein Jahr um war nach jener böſen Nacht, hörte ſie die drei Quellen weinen gleich drei Kindern. Oft auch ſah ſie über den drei Quellen drei Lichtlein ſchweben. Da pflegte ſie ſich hinzuwerfen aufs Geſtein und zu beten und zu weinen, oder ſie verzweifelte an der Gnade Gottes und gab alle Hoffnung künftiger Vergebung auf. Sie verfluchte ihres Leibes Schönheit, die nicht von ihr weichen wollte und in ſo üppiger Blüthe ſtand wie vor jener Nacht im Walde, da die Thiere zu ihr ſprachen und das alte Weib ſie zum Böſen führte. Nur in ihrem Herzen fühlte ſie ſich altern und merkte, wie ihre Kräfte ſchwanden trotz der äußern Blüthe ihres Leibes.

Aber die Kenntniß der Kräuter, Pflanzen und Blumen und der ihnen inwohnenden Kräfte, die ſie in ihrem Waldleben gelernt, benutzte ſie zur Bereitung heilſamer Balſame für Verwundete und wohlthuender Getränke für allerlei Kranke. Dieſe trug ſie dann in die Häuſer der Hülfsbedürftigen, und mit den Salben und Balſamen zog ſie in den Schluchten des Gebirges umher, um zu helfen, wo irgend ein Wanderer auf den gefährlichen Wegen ihrer bedurfte. Der Name der wilden Jägerin wurde immer mehr vergeſſen, und man nannte Nani nur noch die gute Frau im Walde oder auch die heilige Waldfrau, und wo der Hund Paris ſich zeigte, da wußte man auch, daß Hülfe für die Kranken und Verwundeten nicht mehr fern war.

So waren ſieben volle Jahre verſtrichen, und die Nacht kam, die ſiebente ſeit jener unheilvollen. Die Quellen weinten trauriger als ſonſt und jammervoller — aber noch trauriger und jammervoller lag Nani vor ihnen und betete und ſchlug die Bruſt. Siehe, da kam ein Mann in Soldatentracht matt und müde den Berg herabgekrochen. Er blutete aus vielen Wunden und ſank kraftlos vor Nani's Füßen nieder. Heilige Frau! ſprach er mit geſchloſſenen Augen, ſie rühmen deine geweihte Kunſt. Sieh, ob du meine Wunden, die ich im heiligen Kampfe erhielt und die ob altem Leide in dieſem Walde wieder aufbrachen, wieder ſchließen kannſt! — Nani blickte ihm ins Antlitz und erkannte beim Lichte des Mondes das gramgebleichte Geſicht des Mannes, der ſie einſt geliebt hatte. Sie trug ihn mit Schmerzen hin zu den Quellen, um ſeine Wunden zu waſchen, aber wie ſie die Hand in die Wellen ſtreckte, um das barmherzige Werk zu vollbringen, ſieh, da wurden dieſe kryſtallklar wie ſonſt, das dumpfe, traurige Klagen hörte auf, und die Quellen rieſelten mit lieblichem Gemurmel dahin. Nani erkannte, daß ihre Erlöſung gekommen war. Mit ausgeſtreckten Armen ſank ſie an den Geliebten hin, der verklärt lächelte, ſich erhob und mit ihr in Einem Kuſſe verſchied. —

Achtes Kapitel.

An wie viel Böſes und Trauriges auch die Obtſchover ſchon gewöhnt, wie ſehr ſie auch ſeit Beſetzung des Meierhofes, der ſie beherrſchte, jede Stunde auf neue traurige Ereigniſſe gefaßt waren — ſo überkam ſie doch ein paniſcher Schreck, überlief ſie doch ein ungewohntes Grauen, als ſie des Morgens nach dem Walde blickten und dort am äußerſten Baume die Leiche Hynek-Cöleſtins erblickten, die im Morgenwinde ſanft bewegt hin und her ſchaukelte. Sie erzählte ihnen, wie ſehr es Peter Bureſch mit ſeinen Kriegsartikeln und ſeinem Kriege ernſt ſei, und gab ihnen die Ueberzeugung von der Unerbittlichkeit des Raubſchützen. Sie konnten ihre Blicke nicht abwenden von des gehenkten Laienbruders ſanftem und traurigem Geſichte. Es war nicht verzerrt und entſtellt, ſondern neigte ſich friedvoll und wie ſchlummernd auf die rechte Schulter, was die Sage, welche einige Tage ſpäter ſich verbreitete, nur beſtätigen konnte, daß ſeine Begleiter und Henker ihm barmherzig erſt eine Kugel durchs Herz jagten, bevor ſie ihm die ſchimpfliche Todesart des Hängens anthaten. Spät erſt kamen einige Burſche zur Beſinnung, ſchlichen ſich am Meierhofe vorbei hinaus an den Baum und befreiten ihn von ſeiner Laſt, während Männer und Weiber aus der Ferne zuſahen und Peter Bureſch verwünſchten, daß er es gewagt, Hand zu legen an Einen, der ein halber Prieſter geweſen. Sie riefen des Himmels Flüche auf ihn herab, und alte Weiber wagten ſich bis an den Eingang des Meierhofes und prophezeiten vor den Augen und Ohren des Ungarmichels das gleiche Schickſal ſeinem Herrn und Meiſter. An das kleinere Unglück Zdenko's, an ſeine

Gefangenſchaft, dachten ſie im Angeſichte des Todes nicht, nach Art der Bauern, die nur das Fertige und Vergangene beurtheilen, aber es nicht lieben, von einer Thatſache auf die andere zu ſchließen.

Nur Einer that es, und dieſer Eine war Zdenko's Vater. Der alte Mika hatte ſchon in der Nacht die Gefangennehmung ſeines Sohnes erfahren — er wälzte ſich im Graſe ſeines Gartens und weinte und jammerte, ohne einen Augenblick den Gedanken an die Rettung ſeines einzigen Erben aufzugeben. Als man ihm beim erſten Morgengrauen die Nachricht brachte, daß am Eingange des Waldes eine Leiche hänge, ſprang er ſchreiend auf und eilte händeringend hinaus, um nachzuſehen, ob es nicht ſein Sohn ſei, den die Duſchniker hingerichtet hatten. — Wie ſehr auch Zdenko und Cöleſtinus an Geſtalt und Antlitz verſchieden waren, mußte er doch mehrmals hinſehen, um ſich zu beruhigen, denn ſo bald er die Augen abwandte, malte ihm ſeine Angſt den eigenen Sohn dahin, wo der arme Laienbruder im Morgenwinde ſich wiegte, und das ſchien ihm eine traurige Prophezeiung Deſſen, was morgen geſchehen könnte, wenn er nicht Alles that, um es abzuwenden. Erſt als ſie die Leiche Hynek-Cöleſtin's hereinbrachten, ging er etwas ruhiger nach Hauſe. Es mußte etwas geſchehen — aber er wußte nicht, was. Die Anzeige machen? Er hatte Zdenko verſprochen, es nicht zu thun, und das Verſprechen ſchien ihm jetzt heilig, da Zdenko für ihn ein Sterbender war. Mit ſchwankenden Schritten und gebeugten Hauptes ging er in der Stube auf und ab, von einem Winkel zum andern, dann von der Thüre zum Fenſter, dann wieder im Kreiſe herum — ſchob die lange, rothe Tafel des Tiſches bei Seite, um ſich einen neuen Weg zu machen, als ob er fürchtete, auf ſeine früheren Schritte zurück zu kommen — dann blieb er im Winkel hinter dem Ofen ſtehen und lehnte müde die heiße Stirne an die kalten Ziegel — dann wieder lehnte er ſich mit dem Rücken an, als ob er ſich wärmen wollte, und ſchüttelte ſich vor Froſt. Mehrere Male nahm er die Feder zur Hand, glättete das Papier, begann zu ſchreiben und ſchob plötzlich das Schreibzeug wieder zurück und ſprang auf und fing ſeine Reiſe durch die Stube aufs Neue an. Er zog mehrere Bücher aus dem Schranke, ſchlug ſie auf, ſtarrte gedankenlos hinein — warf ſie wieder zu und in den Winkel und lief von Angſt getrieben hinaus in den Garten. Da hörte er die luſtigen Stimmen der Duſchniker aus dem Meierhofe — die Sonne leuchtete ſo hell, die Vögel ſangen ſo friſch — er konnte es nicht ertragen und lief zurück ins Haus, die Treppe hinauf auf den Boden. Matt und müde blieb er vor einer alten, beſtaubten Kiſte ſitzen. Die Gedanken waren ihm ausgegangen. Ohne zu wiſſen, was er that, hob er den Deckel auf und ſah in den leeren Raum der Kiſte und bückte den Kopf immer tiefer und ſtarrte den ſtaubigen Boden an und ließ den Blick unverwandt in einem Winkel hangen, als ob er die Spinnen dort beobachtete, die er doch gar nicht ſah. Der Bauernadvokat war muthlos und plötzlich alt und gebrochen. Eine dumpfe Stimme wiederholte immerwährend in ihm: des Kontraktes wegen, des Geldes wegen haſt du's ſo weit gebracht — haſt du beide Söhne ermordet — du biſt Schuld daran! Der Angſtſchweiß ſtand ihm kalt auf der Stirne, während das Blut heiß und pochend durch die alten Adern rannte. Endlich ſprang er auf. Er ſchüttelte den Kopf, der von der gebeugten Stellung ſchwer geworden und in dem es düſter ſummte und brummte, ſah ins Sonnenlicht, ſtreckte ſich mit Gewalt und ging ruhigen Schrittes wieder hinab in die Stube. Offenbar hatte er ſich wieder gefaßt, war er zu einem Entſchluſſe gekommen. Er nahm ſeinen langen, mit ſilbernen Knöpfen beſetzten Rock aus dem Schrank und zog ihn an, ſetzte die grüne Sammtkappe auf und darüber den großen, breitkrämpigen Filzhut, der hinten aufgeſchlagen war, nahm das lange, mit Quaſten verzierte ſpaniſche Rohr in die Hand und ging hinaus durch den Garten und hinter dem Dorfe herum nach dem Walde — durch die Duſchniker Vorpoſten durch — ernſt, würdig, gravitätiſch — daß ſie ihn nicht aufzuhalten wagten — zu Peter Bureſch.

In der That, wie er dahin ſchritt durch den Wald, neu geſammelt, mit friſch zuſammengeraffter Kraft nach überwundenen Stunden des dumpfſten Schmerzes, der noch in ihm nachzitterte und das bleiche Geſicht mit ſanfter Röthe bedeckte — lag eine gewiſſe Würde auf ihm, die Ehrfurcht einflößte. Nicht der verſchmitzte, feine Bauernadvokat, der ſeine Umgebung zu benutzen wußte, war er in dieſem Augenblicke; nicht den Spekulanten und Handelsmann verrieth ſein Geſicht — es war der Vater, der dahin ging, ſeinen Sohn zu retten, bereit, jedes Opfer zu bringen, bereit zum Schwerſten: ſich zu erniedrigen, zu unterhandeln mit einem Menſchen, der außer dem Geſetze ſtand, mit einem beſitzloſen Abenteurer, mit einem Wilddiebe, auf den er herabſah; ja bereit, ſeine Kniee zu umklammern und ihn anzuflehen, das Leben ſeines Sohnes, den Erben ſeines Namens großmüthig und gnädig zu verſchonen — und endlich war es der Vater, der dahinging, ſich den bewußten Stolz zu retten, jenen Stolz, den nur der Bauer und der Adel kennt und der den mittleren Klaſſen unbekannt iſt, der Stolz des feſten Beſitzes, des Sitzens auf eigenem Grund und Boden, der auf Jahrhunderte zurückweist und hoffnungsreich und ſicher Jahrhunderten entgegenblickt. Der alte Mika ging hin, ſeinen Majoratserben zu retten, ausgerüſtet mit Aufopferungsluſt, mit Stolz und mit Liebe. So war er ſchön und würdig anzuſehn, denn aller Stolz und alles beſſere und weichere Gefühl, das er jetzt in ſich trug, drückte ſich in jedem Schritte, in jedem Blicke, in jeder Bewegung, in der ganzen Geſtalt des alten Mannes aus. Denket an Priamus, den einſt ſtolzen, nun gebeugten und hinfälligen König, den Gemahl der „ſchlotterichten Königin“ Hekuba, der dahin geht, den Sohn, wenn auch als Leiche, vom ſtolzen Peleiden zurückzufordern!

Die Duſchniker, durch deren Reihen er ging, grüßten den alten Mika unwillkürlich, anſtatt ihn aufzuhalten. Man begreift's, daß ſich die Obtſchover von Dem regieren laſſen — ſagten ſie, ihm nachſehend, um ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, da ſie einen gewiſſen Reſpekt vor dem Feinde in ſich aufſteigen fühlten. Selbſt Peter Bureſch ſtand bei ſeinem Herannahen vom Stein auf und ging ihm entgegen. Der alte Mika ging abſeits an einen alten Steinhaufen, der von Brombeer- und Himbeerſtauden bewachſen war, ſetzte ſich in den Schatten und winkte Peter Bureſch, ein Gleiches zu thun.

Peter Bureſch fühlte ſich einen Augenblick ebenſo wie jene beherrſcht durch die trauernde Würde und den gedankenvollen Ernſt des alten Mika und gehorchte unwillkürlich. Mehrere Minuten ſaßen ſie in Schweigen verſunken neben einander; Peter, niederblickend aufs Geſtein und die Eidechslein beobachtend, die zu ſeinen Füßen hin und her ſchlüpften; Mika, ſeinen langen Stock gerade vor ſich hinhaltend und das Kinn auf den Knopf geſtützt, betrachtete prüfend die harten Züge ſeines Gegners. Doch konnte die Herrſchaft, welche der Alte über den Raubſchützen ausübte, nur kurze Zeit dauern. Schnell beſann ſich Peter Bureſch und ſagte ſich, daß es nicht Zeit ſei, vor den grauen Haaren, vor dem ernſten Geſichte ſeines Feindes, der offenbar mit ihm zu unterhandeln kam, allzugroßen Reſpekt zu haben. Er fragte ſich: iſt es nicht der Bauernadvokat, der vor dir ſitzt? — der Freund und der Günſtling der Beamten? der Schreiber und Käufer verwickelter Prozeſſe? — der Spitzbube, vor dem man auf jedem Pferdemarkt auf ſeiner Hut ſein muß? der Geizhals, der in Strümpfen alte Kronenthaler ſammelt? Wie einen Schild gegen das Uebergewicht des alten Bauernadvokaten, holte er aus dem kälteſten Winkel ſeines Herzens das kälteſte, ſpöttiſchſte Lächeln hervor und ſchob es vor ſein Geſicht, das er in einem unbewachten, ſchwachen Augenblicke ehrfurchtsvoll gezeigt hatte. Der alte Mika, der ihn errieth, ließ ſich dadurch nicht ſtören und begann mit feſter, gehaltener Stimme, in welcher der innere Kampf der letzten Stunden nur noch leiſe nachzitterte, alſo:

Peter Bureſch, du haſt meinen Zdenko gefangen, als er in der unſchuldigen Abſicht kam, ſein Schweſterlein zu holen.

Ja, das that ich! antwortete Peter kurz.

Was denkſt du mit Zdenko anzufangen? —

Was ich mit ihm und Liduſchka, eurer Tochter, anfangen werde, hängt von Euch ab, Richter Mika.

Du wirſt doch nicht ſo wahnſinnig ſein, deine Kriegsartikel auf ſie anwenden zu wollen? —

Gewiß werde ich ſo wahnſinnig ſein. Hynek-Cöleſtinus, der arme Junge, den ihr ſchändlich mißbraucht habt und um den es mir in meiner Seele leid thut, hat euch gezeigt, daß ich mit meinen Kriegsartikeln Ernſt mache — ich werde es um ſo mehr mit dem einzigen Sohne und Erben meines Feindes.

Peter Bureſch, fuhr der alte Mika in gleich ruhigem Tone fort, du weißt, daß ich dich in meiner Hand habe. Du weißt, daß ich weiß, daß du baieriſches Geld und baieriſche Waffen bekommen haſt und noch bekommſt. —

Ich weiß es — ich weiß, daß Ihr mich in Eurer Hand habt, daß Ihr einige Kompagnien gegen mich könnt marſchiren und mich hängen laſſen wie einen Hund — darum iſt es gut, daß ich auch Euch in *meiner* Hand habe, und ſchwöre es Euch bei Allem, woran Ihr glaubt, daß, ſobald ich erfahre, daß Ihr den geringſten Wink nach Prag gegeben, ich *meinen* Wink gebe, und Euer Sohn hängt am nächſten Baume. —

Der arme Zdenko, der Schuld daran iſt, daß nicht ſchon jetzt das hohe Landesgubernium die Anzeige in der Hand hat? — ſeufzte Mika, und es lag ein Ton des Vorwurfs in ſeiner Frage.

Ich weiß es, antwortete Peter, und es thäte mir leid um ihn, er iſt ein guter, braver Junge, aber die Sünden der Väter werden an ihren Kindern geſtraft, und Jeder muß ſich ſeiner Haut wehren, und bittere Rache iſt ſüß.

Der alte Mika ſchwieg. Ein ſchwerer Seufzer hob ſeine Bruſt, den er vergebens niederzuringen ſtrebte. Er begann am ganzen Leibe zu zittern, und der Stock, den er bisher wie eine Stütze krampfhaft umklammert hielt, entfiel ſeinen Händen. Er legte ſein Haupt, um es zu ſtützen, an die Steine und glitt mit dem ganzen Körper, den er nicht mehr ſchien bemeiſtern zu können, tief hinab, ſo daß er gegen ſeinen Willen wie ein Flehender zu Füßen Peter Bureſchs lag. Sein ganzer Stolz war dahin. Er breitete die zitternden Arme aus und rief: Gib mir meinen Sohn wieder und nimm mein Haus und meine Felder! Keine Axt ſoll mehr an euren Wald gelegt werden, das ſchwör ich dir bei der heiligen Jungfrau vom heiligen Berge, und ſollte ich als Bettler, verachtet und gedemüthigt, von Dorf zu Dorfe ziehen, bis ich hinter irgend einer Hecke mein elendes Leben aufgebe, wie ein herrenloſer Hund — nur daß der unglückſelige Streit um den Wald ein Ende habe!

Peter Bureſch lächelte. Dein Haus, deine Felder — ſprach er — kann ich nicht brauchen, ich bin der Heimatloſe und will kein Eigenthum, das ſich an meine Ferſe hänge, und um den Wald, das weißt du, handelt es ſich auch nicht mehr. Auch bin ich kein Menſchenverkäufer und will weder mein Leben erkaufen, noch das Leben deines Sohnes verkaufen. Er iſt mir ein gutes Pfand, daß du dich nicht rührſt und zum Verräther werdeſt an deines Gleichen bei den Beamten und Herrn. Doch gibt es ein Mittel, ihn zu retten. Schließe dich uns an!

Der alte Mika ſchüttelte traurig den Kopf.

Das kann ich nicht — ſagte er leiſe, doch entſchieden, ohne ſich lange zu beſinnen.

Schließe dich uns an — wiederholte Peter Bureſch dringend — geh mit uns, alter Bauernadvokat! Sieh, ich gebe den Bauern das Vertrauen auf ihre Kraft, du, der Mann des Geſetzes, der alte Bücher lieſt, wirſt ihnen das Vertrauen auf ihr Recht geben, das ſie noch nothwendiger brauchen. Was haſt du zu fürchten? Mit dir gehen alle Dörfer jenſeits des Waldes — ſo ſind wir ſtark genug, den Anſchluß der Bauern aus dem ganzen Brdywalde abzuwarten. Die geſchundenen Unterthanen der kaiſerlichen Herrſchaften im Blanskowalde werden uns mit Jubel zuſtürzen und mit ihnen die Schaaren von Eiſenarbeitern und Kohlenbrennern der Pirglitzer und Fürſtenbergiſchen Wälder, die ausgehungert ſind, daß ſie Baumrinde mahlen und Brod daraus backen. So wird es hinaufgehen bis Pleß und Joachimsthal zu den magern Bergleuten. Wir alle haben einen Halt an Baiern, das uns den Rücken deckt — ebenſo wie die Chlumetzer Bauern, aus alter Zeit unruhige Köpfe, an Preußen. Zeige ihnen nur die Schlöſſer mit ihren Schüttböden und die Klöſter mit den verborgenen Schatzkammern, und du wirſt ſehen, wie ſie uns zuſtürzen zu Tauſenden, unwiderſtehlich und gewaltig, und das Alles, während die Kaiſerlichen mit hundert Feinden ſich zu ſchlagen haben. Wenn jemals eine Zeit da war, Recht und Rache zu nehmen am übermüthigen Herren- und Beamtenpack oder den Blutegeln von Pfaffen, ſo iſt es jetzt. Und haben die Bauern nicht Recht? Fühlſt du nicht die Nothwendigkeit, alter Mika, dir auch einmal Recht und Rache zu verſchaffen? Dich aller Laſten und Hudeleien abzuthun? Schämſt du dich nicht vor deinem Ackergaul, der ſich bäumet, wenn du ihm einen Schlag zu viel gibſt?

Das kann ich nicht! — wiederholte Mika wie zuerſt mit hängendem Kopfe, mit demſelben Tone der Stimme; und mit einer Art von Stolz fügte er hinzu: Ich bin ein Mann des Geſetzes. Wenn mir ein Unrecht geſchieht, ſetze ich mich hin und ſchreibe und ſetze Alles klar auf und mache meine Eingabe an das Amt — und wenn ich einen Beſcheid bekomme, der mir nicht behagt, fange ich von vornen an, ſetze meine Schrift noch klarer auf, berufe mich auf die Geſetze und gehe durch die Inſtanzen. Es geſchieht mir auch ſelten Unrecht — denn ich ſtehe gut mit den Beamten und weiß mich auch an ihnen zu rächen. Ich führe auch einen Krieg — ich liege auch im ewigen Kampfe, aber immer mit dem Geſetze in der Hand, und ich gewinne mehr als die Herren und Beamten — ich arbeite nicht, ich betrüge ſie, ich mache Lieferungen und bekomme zehnmal ſo viel von der Kaiſerin zurück, als ich ihr an Steuern zahle, und die Herren und Beamten, vor denen ich mit dem Hute in der Hand ſtehe, ſind erbärmliche Hungerleider neben dem alten Mika. — Das iſt mein Krieg — ſehe Jeder, wie er ſich helfe — Jeder hat ſeinen Kopf — Mancher nur ſeine Arme — doch ſteht Jeder auf eignen Füßen. Ein anderer Krieg — das iſt wider meine Natur. Und mit Preußen und Baiern mich einlaſſen, das iſt gegen die Anſtammung, gegen die Kaiſerin, das iſt wider das Recht — wir gehören den Habsburgern.

Gehören? — ſchrie Peter Burſch, indem er aufſprang. — Angehören? — keinem Menſchen gehöre ich an — erſt wenn mich Einer todtgeſchlagen, gehöre ich ihm an, früher wehre ich mich. Und was das Recht und die Anſtammung betrifft, kannſt du dich beruhigen. Ich weiß, was man in Baiern weiß, von Urkundenfälſchung und Diebſtahl, und daß, wenn es nach der alten Geſchichte von Urkunden und Erbſchaften gehen ſollte, wir jetzt dem Baier angehören müßten, und nicht dem Oeſterreicher.

Das ſind Dinge, die wir nicht wiſſen können und die wir nehmen müſſen, wie man ſie uns ſagt, und über die wir nicht disputiren können, Peter Burſch — ich bin gekommen, dich um meinen Sohn zu bitten.

Geh mit uns, und du ſollſt ihn haben — rief Peter ungeduldig.

Ich kann nicht! ſeufzte Mika, indem er aufſtand.

So ſollſt du auch deinen Sohn nicht haben!

Hilf mir Gott! ſeufzte Mika — du verſprichſt mir aber, ihn zu ſchonen?

So lange du nicht die Anzeige nach Prag machſt.

Ich ſchwöre es dir, rief Mika. —

So kannſt du ruhig ſein, antwortete Peter — er bleibt mir nur als Unterpfand deines Schwures.

Lebe wohl! ſagte Mika und ging waldeinwärts. Wie er den Rücken wandte, verwandelte ſich auch der Ausdruck ſeines Geſichtes. Die Trauer, die Würde, der Stolz waren verſchwunden — ein ſchlaues, boshaftes, kluges, mit ſich ſelbſt zufriedenes Lächeln bedeckte es. Ich habe dir nur geſchworen, murmelte er, die Anzeige nicht nach Prag zu ſchicken — dummer Dieb. Ich heiße nicht umſonſt der Bauernadvokat!

Aber ſeine ganze Heiterkeit gewann er erſt, als er wieder in

Hemdärmeln auf ſeiner Stube am Tiſche ſaß und, die Feder in der Hand, einen großen Bogen vor ſich, zu ſchreiben begann:

„An die ehrwürdigen Väter von der heiligen Geſellſchaft Jeſu im Kloſter zu Oberſchlicht.

Ehrwürdige und heilige Väter!

Sintemalen ich ſchließlich und Ergebenſt gefertigter Bauer und Dorfrichter von Obſchau beides bin, ein treuer und Unterthänigſter Knecht, Bauer und Unterthan Ihrer Mächtigſten Majeſtät der Kaiſerin, als wie auch ein allergetreueſter Sohn, Mündel und Knecht der Allerheiligſten Kirche und Ihrer Prieſter und Diener, meiner Herren und Gebieter, als Leiter zum Seelenheil und Ewigen Leben — als welchen mich alle Beamten und Herren, ſo wie auch viele Atteſtate und Zeugniſſe hinſtellen und als welchen mich auch die Heiligen Väter von der Geſellſchaft Jeſu Nicht leugnen werden — nehme ich mir in Erſterbender Unterwerfung und Demüthiglichkeit die Erlaubniß, Eure Hochwürden Eine Beſondere anzeige zu machen, von einer Species Facti, als welche ſich ſeit manchen Zeit im Lande zuträgt.

Eure Hochwürden Heilige Väter: Es hat ſich nämlich ſo zu ſagen ein Ereigniß aufgethan im Dorfe Duſchnik und in dem ganzen Thal am Bache der Litawka, als welches Ereigniß ein wahrhaftiges Factum und Gewaltige Awanture und Felonie wenn nicht ſchon iſt, in Baldiger Friſt werden Kann und Wird. Indeme im beſagten Dorfe Duſchnik noch nicht beſagter Peter Purelſch,' ein Wilddieb und Verwegener, im ganzen Böhmerwalde Verrufener Burſch, ſich als Anführer nennt und nichts anderes iſt, als wie ein Gottesleugner, welcher die Heilige Jungfrau vom Heiligen Berge wie alle andern heiligſten Heiligen Verachtet und auch den Weltlichen Autoritäten, Magiſtraten, Richtern, Beamten, Herrſchaften bis auf die Höchſte Kaiſerin hinauf nicht den geziemenden, ſchuldigen, Erſterbenden Reſpekt beweiſt. Sondern vielmehro wie die Heiligen Diener der Kirche ebenfalls verachtet und deſpektirt, als Nicht ziemlich iſt und geſetzlich — ja und endlich ſich ſogar zur Ueberfälle mit dem Feinde Ihrer Majeſtät der Kaiſerin verbunden, mit dem Churfürſten von Baiern Gnaden zum Zweck und Mittel einen Gewaltigen Krieg und Aufruhe ſammt Rebellion im Böhmerlande zu Erregen als man ſeit Ziſkas Zeiten nicht geſehen, ebenfalls die Klöſter und heiligen Kirchen zu Zerſtören, Güter unter tummes Bauernvolk zu vertheilen, wie ſchon alles in alten Zeiten da geweſen, von den Herrſchaften zu befreien, wozu Alles benamter Peter Bureſch bairiſches Geld in Hülle und bairiſche Waffen in Fülle gewißlich erhalten hat, was ich Alles durch Eid und Zeugen und durch den Duſchniker praven Bauern und Angeſeſſenen Martin Kinnich eidlich niederlegen als auch beichten kann, nach Eur Hochwürden Wunſch, Befehl Ermeſſen oder begehren.

Denn es iſt ſothanes Ereigniß mehr denn als eine gewöhnliche Bauernprügelei und hat ſchon viele junge Leben dahingerafft, gleich wie in einem wahrhaftigen Kriege auf Befehl Peter Bureſchs durch Blei, Strick und Gefangennehmung. Nicht kann ich verſchweigen, daß ganz ſicherliche Nachrichten beſagen wie viel benamter Peter Bureſch die Helviten und Verſpotter Unſerer Heiligen Religion aus dem Dorfe Ribnik, in der Nähe vom Kloſter Eur Hochwürden hat allenfalls und gleichmäßig Aufgefordert mit ihm zu ziehen und zu rauben, was ſie wahrſcheinlichſt befolgen werden, ich aber nicht beſtimmt weiß. Dieſes Alles habe ich klar Aufgeſetzt zu Eure Hochwürden der Heiligen Bi— gnädigen, weiſen und Heiligen Ermeſſen und Beachtung, was Sie damit anfangen wollen, ob Beachten oder Verwerfen nach Ihrer Weisheit und Göttlicher Einſicht und zu bewahren vor der Strafe, oder Hinzugeben als ſündige menſchen der Geißel welche uns und unſeren Herrſchaften und Glauben heranzieht als eine ſchwarze Wolke, wie es ſich geziemt und es Pflicht für einen Treuen Diener Ihrer Majeſtät und einem frommen Knecht der Kirche als welcher ich ſterben werde

Martin Wenzeslaus Mika
Dorfrichter von Obtſchow."

Ueber dieſe Arbeit war es Abend und dunkel geworden. Doch trotz der Dunkelheit ſaß der Bauernadvokat noch lange da und betrachtete mit ſelbſtgefälligem Lächeln den großen beſchriebenen Bogen, ſchob ihn weit von ſich, um ihn aus der Ferne zu bewundern, oder hielt ihn nahe vor die Augen, um ihn genau zu prüfen, und freute ſich, wie ſchön ſich die ausgemalten Anfangsbuchſtaben und wie würdig ſich die Schrift im Ganzen ausnahm. Hinter dieſer kleinen Eitelkeit des Schönſchreibers verſteckt aber lag der Stolz des Advokaten, der Stolz auf ſeine Klugheit. Wie vorſichtig und wie anklagend zugleich hatte er nicht Alles angedeutet, was er andeuten wollte; wie klug hob er Alles hervor, was die Brüder Jeſuiten aufbringen mußte, und wie klug vor Allem ſtellte er ſich ſelbſt als loyalen Unterthan und frommen Chriſten hin! Der klügſte von allen aber war der Urgedanke, ſich an die Jeſuiten zu wenden. Sie werden mit einem Worte ſchneller eine Prager Kolonne in Bewegung ſetzen, als er, der arme Dorfrichter, es mit hundert Anzeigen, Eingaben und Bittſchriften vermocht hätte! Ihr Einfluß begann zwar, wie man allgemein wußte, bei Hofe und Regierung etwas abzunehmen, aber mit deſto größerem Eifer werden ſie eine Gelegenheit ergreifen, ſich der Regierung ergeben zu beweiſen — ſich als die Hüter der Ruhe und Ordnung hinzuſtellen; und mit welcher Geſchicklichkeit werden ſie aus der Tuſchnitzer Maus von einem Aufſtande einen Elephanten von Bauernrebellion machen!

So meditirte Mika, ſo lange er noch einen Buchſtaben ſeiner Schrift ſehen konnte, dann ſtand er auf, um den Kantor zu holen, den er auserſehen hatte, ihn als ſeinen Geſandten mit der Schrift nach Oberſchlicht zu ſchicken.

Der trat eben ein, aber verdrießlich aufgeregt.

Da ſitzt du, unſer Richter, rief er gellend, und weißt nicht, was da draußen vorgeht und welche neue Gefahren ſich über unſerem Haupte zuſammenziehen. Die Helviten, die Ribniker Ketzer, marſchiren wirklich und ſind die Bundesgenoſſen von Peter Parzik. Sie haben ſich Waffen verſchafft und rückten heute plötzlich vor das Oborſchiſchter Kloſter, um Gott weiß welche kirchenſchänderiſche Geſchichten auszuführen. Zum Glück hatten die heiligen Väter Jeſuiten den gerechten Geruch und beſetzten das Kloſter noch zur guten Zeit mit den Oborſchiſchter Bauern und jagten die Ketzer zurück.

Das iſt ja gut! ſagte Mika, der daran dachte, daß nun ſeine Schrift doppelten Glauben finden werde, und ſich freute, daß die Jeſuiten mit in den Handel gezogen und zu ſeinen unfreiwilligen Bundesgenoſſen gemacht ſeien.

Ja, es wäre gut — fuhr der Kantor fort, wenn ſich die Ketzer nicht zwiſchen dort und Obtſchov gelagert hätten, um ſich mit dem Ungarmichel aus dem Meierhof zu vereinigen und mit ihm vereinigt das Kloſter zu ſtürmen und dann mit Feuer und Schwert gegen uns und unſere Freunde zu wüthen.

Das iſt nur darum traurig, antwortete Mika nachdenklich, weil wir nun vom Kloſter abgeſchnitten ſind und mein Brief ſchwerer dahin gelangen wird. Du wirſt einen großen Umweg über Liba und die Bukowaner Wälder machen müſſen.

Ich? — rief der Kantor erſchrocken — die heilige Jungfrau bewahre mich! Wenn ſie mich erwiſchen, hängen ſie mich gewiß. Jedes Kind kennt mich in der Gegend, und wenn ſie mich ſehen, wiſſen ſie gleich, daß es ſich um was Wichtiges handelt, und fangen mich auf, und weil ich ſo halb und halb auch ein Diener der heiligen katholiſchen Kirche bin, hängen ſie mich gewiß. Nein, Richter, ich gehe nicht.

Nun, wen ſoll ich denn ſchicken? Es iſt Gefahr im Verzug — der Brief muß noch heute fort.

Irgend einen unſchuldigen, unverfänglichen Menſchen, dem man es nicht zutraut, daß er vom Bauernadvokaten an die Jeſuiten geſchickt wird. — Halt — ſieh da! rief plötzlich, wie über einen guten Gedanken erfreut, der Kantor, dort ſitzt dein Bote und kaut eine Rübe.

Er deutete mit der Hand hinaus auf eine Hausſchwelle mitten im Dorfe, wo vom Monde beſchienen der tolle Honſik ſaß und ruhig im Bereiche der Flinten des Ungarmichels ſein einfaches Abendmahl zu ſich nahm. Siehſt du, fuhr der Kantor fort, wie er jetzt ſo ruhig daſitzt, während kein anderer Menſch ſich hinauswagt und es den Duſchnikern im Meierhofe nicht einfällt, ihn zu ſtören? eben ſo ungefährdet kann der mitten durch die Ketzer gehen. Den hält kein Menſch auf, denn keinem Menſchen fällt es ein, daß er was Vernünftiges zu verrichten habe.

Der alte Mika lächelte ſchmerzlich. Sollte er ſeine ſo weiſe Schrift einem Wahnſinnigen anvertrauen? ſeine ſo wichtige Unterhandlung mit dem mächtigſten Orden der Welt durch einen ſolchen Boten ſo ſehr herabwürdigen? Aber er würdigte die Gründe des Kantors und fügte ſich der Nothwendigkeit.

Der Brief war bald gefaltet und mit einem großen Siegel und dicker Aufſchrift verſehen, und der tolle Honſik war bald inſtruirt. Er lächelte blödſinnig zu Allem und ſchüttelte den Kopf, was Verſtändniß bedeuten ſollte, und machte einen großen Freudenſprung und jauchzte, als man ihm ein köſtliches Frühſtück im Refektorium in Ausſicht ſtellte. Was waren dagegen alle Gefahren, vor denen man ihn warnte! — er lachte toll auf, wenn man ihm von Hängen ſprach. Die Hundstage waren ja nahe, und es begann zu kochen und zu gähren in ſeinem Gehirn. Die verborgenen und verſteckten Umwege, die man ihm empfahl, kannte er alle und verſprach murmelnd, ihnen zu folgen. Er ſchob den dicken Brief unter das Hemd und eilte über Hecken und Umzäunungen davon. Die Duſchniker im Meierhofe, die ihn ſo dahin laufen und ſpringen ſahen, ſagten: der tolle Honſik beginnt ſchon ſeine Wanderungen, wir werden bald ſehr heiße Tage bekommen.

In derſelben nächtigen Stunde läuft, auf denſelben nächtigen und verborgenen Wegen, oder vielmehr kreuzt ſie ein anderer, holderer, ſchönerer Bote — wenn er etwas flinker iſt als der tolle Honſik, ſo begegnen ſie ſich gewiß, was gefährlich werden könnte. Nun, ſo werden ſie ſich begegnen, denn der andere, ſchönere, holdere Bote ſchwebt dahin wie ein Luftgeiſt — kaum daß ſich die

Gräſer unter ſeinen Füßen neigen; die Gebüſche, durch die er ſchlüpft, ſäuſeln nur, als ob ſie ein Vogel im Fluge mit ſeinem ſchwachen Flügel geſtreift hätte. Es iſt, als ob der ſchönere Bote an den Mondſtrahlen hinlaufe, angezogen von ihren magiſchen Kräften, während ſich der Andere wie ein Eber ebenfalls eilig und ſchnell, aber plump durch das Dickicht arbeitet. — Wer kann laufen wie Lunetta? Sie iſt der Bote Peter Bureſchs und läuft dahin, um den Ketzern, die unſern dem Kloſter lagern, zu ſagen: „Seid brav, Brüder Ribniker! Morgen muß das Kloſter genommen ſein, denn es iſt ein feſter Punkt, und wir haben dann drei feſte Punkte: den Meierhof, das Kloſter — und ich ſelbſt nehme in derſelben Nacht das hochgelegene Schloß von Hluboſch trotz der fürſtlichen Leibwache. Wir beherrſchen dann den ganzen Wald und ſtrecken unſere Hand aus über die Schlöſſer von Ginetz, Horſchowitz u. ſ. w. und über alle Klöſter des weiten Brdy- und Blanskywaldes. Beeilet euch, denn der Verrath hängt über unſern Häuptern! Was ihr im Kloſter erbeutet, gehört euch, und die Kirche, die man euch in Ribnik zu bauen verwehrt, wird ſich aus katholiſchem Klingelbeutel gut aufführen laſſen. In drei Tagen vereinigen wir uns!“

Lunetta wiederholt ſich die Botſchaft ihres Herrn und Meiſters, um ja keine Sylbe zu vergeſſen, und ſo murmelnd läuft ſie immer weiter. Wie ſie aber bei Dol über eine Hecke ſetzt, will eben von der andern Seite wieder Einer herüber. Im Sprunge ſehen ſich die Beiden an und erkennen einander. Lunetta erſchrickt — ſie hat eben die Worte wiederholt: „Verrath hängt über unſern Häuptern.“ Der tolle Honſik lächelt. Er weiß ſehr wohl, daß Lunetta zu Peter Bureſch gehört, auch daß ſie ſein Spion iſt — wie er von ſeinen Streifereien überhaupt Vieles weiß — er wußte es ſchon, als Lunetta im Dorfe war, aber er ſagte nichts, weil er überhaupt nichts ſagt. Er ſagt auch jetzt nichts und eilt dem Befehle gemäß weiter.

Nach einigen Sprüngen ſchlägt er eine wilde Lache auf und ſieht ſich nach Lunetta um, die ihrerſeits auch ihm nachſieht. Der tolle Honſik kann nicht umhin — Ha, ha! lacht er noch einmal, und mit triumphirender Schadenfreude hebt er mit der einen Hand hoch einen Brief empor und droht mit der andern. Dann läuft er wieder weiter. Lunetta ahnt nichts Gutes. Sie ſieht ihm nach und überzeugt ſich, daß er gegen das Kloſter zu läuft. Schnell entſchloſſen ihm nach — mit wenigen Sätzen über Hecken, Geſträuch und Feldraine hat ſie ihn erreicht.

Wohin eilſt du, toller Honſik? fragte ſie gebieteriſch.

Kloſterfrühſtück! wiehert der tolle Honſik.

Lunetta ſpringt ihn an, wie eine wilde Katze und faßt nach dem Briefe. Entreißt ſie ihn dem tollen Boten, ſo wird ſie zu fliehen wiſſen — und der Arme iſt um ſein Kloſterfrühſtück. Aber ein gewaltiger Fauſtſchlag auf die Bruſt wirft ſie zurück ins Gebüſch, wo ſie regungslos liegen bleibt.

Neuntes Kapitel.

Mit welch gleichmäßiger Klugheit haben die heiligen Väter von der Geſellſchaft Jeſu überall ihre Behauſungen gebaut! Jedes Kloſter eine kleine Feſtung, von geiſtigen und ſteinernen Mauern umgeben. Jedes Kloſter ein regelmäßiges rechtwinkeliges Viereck, deſſen drei Seiten vom Wohngebäude gebildet ſind, an welches ſich als vierte Seite die Kirche anſchließt. Der innere feſtgeſchloſſene viereckige Raum, der ſo entſteht, iſt in einen Garten umgewandelt, auf welchen nur die Fenſter der inneren langen, dunkeln, geheimnißvollen Gänge blicken und der jedes profane Auge ausſchließt. Ein ſolcher Raum, ein ſolcher Garten iſt nothwendig. Dann kommt der ſcheinbar nicht nothwendige Garten, der bloß der Obſtzucht wegen da zu ſein vorgibt und ſich faſt rings um das ganze Kloſter zieht. Aber ſeine Mauern ſind hoch, feſt und ſicher. Die Mauern endigen auf der einen Seite vor der Pforte des Kloſters, auf der andern vor der Kirchenfaçade, welche ſtolz und herausfordernd in die weltliche Welt hinausblickt. Aber vor der Kloſterpforte iſt noch durch Mauern ein Hof gebildet, welcher, wenn es Noth thut, auch durch ein Thor geſchloſſen werden kann. Nur der Raum vor der Kirchenfaçade, mit den ſtolzen, breiten, hohen Kirchentreppen, iſt frei. Die Heiligen in den Niſchen und auf dem Steingeländer der Treppe ſind ganz gute Schildwachen. Die äußere Gartenmauer iſt wo möglich von einem Fluſſe oder Teiche auf einer oder zwei Seiten beſpült. Es iſt ein Zufall, daß das Kloſter juſt da am Waſſer und nicht anderswo gebaut iſt. Auch iſt es ein Zufall, wenn es mit dem Hintertheil an irgend einem ſteilen Abhange ſteht, wie eine alte Burg, was man gewöhnlich nicht bemerkt, wenn man es da anſieht, wo es zur Anſicht herausfordert, an der vordern Seite. Außerdem liebt es die eine Seite, die nicht vom Waſſer beſpült iſt oder nicht auf einem ſteilen Abhange ſteht, ins leere Nichts hinaus zu ſehen, wo weder Dorf- noch Stadthäuſer ſtehen, kurz wo man ganz unbeobachtet iſt, oder gar wo ſich ein Gehölz, ein Wald, ein Gebüſch anſchließt. Da iſt gewöhnlich eine kleine unſcheinbare Pforte angebracht, von der es heißt, daß ſie faſt nie geöffnet wird. Durch dieſe Pforte können Beſuche einkehren, weltliche und geiſtliche, können Boten abgeſchickt und empfangen werden, ohne daß es eine Seele im Dorfe oder in der Stadt nur ahnet. So iſt jedes Jeſuitenkloſter, wie wir ſagten, eine kleine Feſtung, die zwar keine lange Belagerung aushalten, aber einen möglichen Feind doch wenigſtens ſo lange aufhalten kann, bis man Bücher, Papiere, Schätze oder andere dem weltlichen Auge nicht gut thuende Dinge entfernt hat.

So war auch das Jeſuitenkloſter von Oboriſchiſcht gebaut. Es hatte zwar keinen Fluß, aber auf der rechten Seite einen großen breiten Teich, um die Fiſche darin zu erhalten, die man doch an den vielen Faſttagen braucht — und hatte keinen Abhang, ſondern einen kleinen Wald, der ſich rückwärts dicht an die Gartenmauer anſchloß, und eine Kirchenfaçade, die glänzend, bunt, von heiligen Bildern mit vergoldeten Strahlenkronen dicht beſetzt, und mit einer hohen, breiten, weißen Treppe weit hinaus glänzte ins chriſtliche Land.

Auf all den Herrlichkeiten von Heiligenbildern, Nimbuſſen, Säulen und Säulchen, gemalten und ungemalten kleinen, achteckigen, bleieingefaßten Scheiben, aus denen die hohen runden Fenſter beſtanden, ſpielten vergoldend die Morgenſonnenſtrahlen, daß die Kirchenfaçade ausſah wie eine große, künſtlich gearbeitete Goldmonſtranz, die der Pfaff vor ſich herträgt am Frohnleichnamstage. Drin brummte die Orgel und tönte das Glöckchen des Miniſtranten, denn die heiligen Väter Jeſuiten ließen ſich durch den ketzeriſchen Feind nicht ſtören in ihren frommen Verrichtungen. — Uebrigens hatte ſich der ketzeriſche Feind jenſeits eines Gehölzes bis gegen Langlhota, ungefähr eine Stunde weit gegen Obtſchov, zurückgezogen, und das Kloſter war von gläubigen Bauern beſetzt.

Die Frühmeſſe war zu Ende, die Gläubigen verließen die Kirche, Weiber und Kinder bekreuzten ſich und gingen mit Verachtung an der Geſtalt vorüber, die draußen auf der Treppe lag, denn die Geſtalt war eine Zigeunerin, war Lunetta.

Sie hatte ihren Auftrag bei den Ribniker Helviten beſtellt und folgte dann ihrem klugen Inſtinkte zum Kloſter, um zu ſehen, ob ſie nicht hier Peter Bureſch und ſeinen Verbündeten, den Helviten, nützen könne, denn Peter Bureſch hatte ihr aufgetragen, zu thun was ſie für gut halte, und, wenn nöthig, auch ein wenig zu ſpioniren. So lag ſie da, ermüdet von der nächtlichen Wanderung und dem Kampfe mit dem tollen Honſik und doch wachſam und aufmerkſam, ſo zu ſagen, mit einem ſchlafenden, einem wachenden Auge, die Gelegenheit zum Handeln erwartend. Man hatte ihr den langen, hagern, bleichen und ſchönen Pater Quirinus bezeichnet, als den Mann, der bei dem hohen Alter des Superiors des größten Anſehens im Kloſter genieße und deſſen Angelegenheiten leite. Wenn es ihr nur gelänge, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen!

Ein Blick in die Kirche ſagte ihr, daß er eben die Meſſe celebrirte. Warte, bis er vielleicht herauskommt!

Der letzte Gläubige war eben die Treppe hinabgegangen. Lunetta ſtreckte ſich auf eine der mittleren Stufen hin, zog den einen kleinen, im rothen Pantöffelchen ſteckenden Fuß zurück, zeigte aber den andern um ſo deutlicher, indem ſie ihn die Stufe hinabhängen und ſeine ſchöne volle, doch zarte Form ſehen ließ, was das kurze Röckchen nicht verhinderte. Dann ſchob ſie das Tuch vom Kopfe, ließ die dicken ſchwarzen Locken herabhängen, legte beide Hände unter den Nacken und that, als ob ſie ſchliefe, unbekümmert um die Sonnenſtrahlen, die ihre blaſſen braunen Wangen mit einem ſanften Roth überzogen und auf den feinen ſchwarzen Brauen glänzten. So erwartete ſie den ſchönen, hagern Pater Quirinus.

Er ließ nicht lange auf ſich warten. Lunetta hörte deutlich, wie die lange Kutte das Schiff der Kirche entlang ſchlurfte und ſich näherte. Er muß in tiefe Gedanken verſenkt einhergegangen ſein, denn er merkte das Hinderniß nicht, das ihm im Wege lag, und trat gerade auf die Hand, die ſich ihm entgegenſtreckte, während die Schlafende ſich eben umwendete — wobei ihr ganzer Leib einer ringelnden Schlange oder einer ſanften Welle glich. Erſchrocken ſprang der Pater Quirinus zurück.

Aber die Zigeunerin muß ſehr ſchlaftrunken ſein, denn ſie merkt gar nichts, holt tief Athem, wobei ſich ihre ſchöne Bruſt ſo gewaltig hebt, daß ſie das dünne Sammetleibchen zu ſprengen droht, und ſchläft weiter.

Ueberraſcht ſieht Quirinus auf die Erſcheinung nieder. Wie ſchön iſt ſie! Er kann den Blick nicht von ihr wenden. Er ſieht ſich um, er iſt allein. Sachte ſchiebt er mit dem Fuß das Ende des Tuches zurück, das das halbe Geſicht Lunetta's verdeckt. — Welche liebliche, kindliche Ruhe — welche Brauen, welche Locken! — So ſteht er einige Minuten.

Dann plötzlich wendet er ſich — er will durch die Kirche und Sakriſtei auf ſeine Zelle zurück.

Aber noch einmal möchte er die langen Wimpern ſehen, die ſich auf den blaſſen Wangen ſo ſchön abzeichnen. Pater Quirinus malt in ſeinen Mußeſtunden und will ſich den Effekt merken. Aber während er ſich abgewendet, hatte die Schlafende wieder das Tuch über das Geſicht geworfen — der Pater verſucht es wieder mit dem Fuße. Es geht nicht, die Schläferin hatte ſich zu feſt verhüllt. Er muß ſich bücken und es mit der Hand verſuchen.

Da erwacht die Zigeunerin. Raſch erhebt ſie den Oberleib, reibt ſich die Augen und blickt lächelnd zum erſchrockenen Pater auf. Er hat ſich ſchnell gefaßt und eine ſtrenge Miene vor ſein Geſicht geſchoben. Lunetta läßt ſich nicht ſtören, blickt immer ſchelmiſcher und beginnt zu kichern, während ſie ihre Kleider in

Ordnung zu bringen ſucht und ihr Kopftuch mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit wie einen Turban ums Haupt windet.

Im ſchönen blaſſen Pater Quirinus beginnt es zu kochen. Doch bleibt er ruhig und ſtreng. Er ſteckt die rechte Hand in die Bruſtfalte der Kutte und beißt ſich die Lippen, ohne von Lunetta nur einen Blick wegzuwenden. Nach einer langen Pauſe erſt fragt er mit feſter Stimme:

Wer biſt du?

Eine arme Zigeunerin, wie Ihr ſeht, ehrwürdiger Herr!

Und du läufſt ſo allein in der Welt herum, ohne Mutter und Brüder? —

Ganz allein, frei wie der Vogel in der Luft — ohne Mutter und Brüder.

Wie wagſt du es, unglückſelige Heidin, dich ſo ehrfurchtslos hierherzulagern vor die heilige Kirche? —

Eine unglückſelige Heidin? — ei, hochwürdigſter Herr, ich bin eine ganz richtige gute Chriſtin.

Du biſt getauft? —

Allerdings und von einem ſchönen, jungen Pater Jeſuiten, der auf Befehl Ihrer Majeſtät der Kaiſerin auf der Debreziner Puſta in Ungarn umherzog, um unglückſelige, heidniſche Zigeuner zu bekehren.

Bei euch unglücklichen Zikani iſt ſelbſt die Kraft der heiligen Taufe oft verloren, und auch du ſcheinſt mir eine ſchlechte Chriſtin.

Prüfet mich, ehrwürdiger Herr, fraget mich aus, und wenn ich nicht das Pater Noſter und Ave Maria und den Katechismus auf ein Pünktchen auswendig weiß, ſo will ich von jetzt bis Oſtern kein Huhn wieder ſtehlen.

Der Pater Quirinus verſank in einiges Nachdenken. Scharf prüfend ſah er die Zigeunerin an, als ob er mit ſeinen Blicken ihre innerſten Gedanken durchdringen wollte. Immer wollte er ſprechen, immer hielt er wieder inne. Lunetta blickte immer ſchelmiſcher, kicherte wieder und verhüllte ihr Geſicht mit beiden

Händen. So ſprach ſie halb leiſe vor ſich hin: Ja, Hochwürdiger Herr, prüfet mich — Ihr ſeid ein ſo *ſchöner* hochwürdiger Herr, daß ich alles Vertrauen zu Euch habe.

Schweig! rief der Pater Quirinus — aber bald fügte er hinzu: Nun gut, ſo folge mir, ich will dich auf die Probe ſtellen.

Und ſo eilte er, ohne Lunetta weiter anzuſehen, mit großen Schritten über den Hof der Kloſterpforte zu. Lunetta hüpfend und ſchwebend ihm nach. Pater Quirinus zog einen Schlüſſel aus der Taſche und ſteckte ihn ſachte in das Schlüſſelloch, ſichtbar behutſam und vorſichtig. Doch hörte es der aufmerkſame Bruder Pförtner, der kleine, dicke, glatzköpfige Frater Procopius, und eilte hinaus, ſelbſt zu öffnen. Ein weinſtrahlendes gutmüthiges, unſchädliches Mondgeſicht. Quirinus ſtampfte verdrießlich mit dem Fuße.

Wen habt ihr da? — rief der Bruder Pförtner verwundert.

Einen Sack voll Neuigkeiten für eure Chronik, rief ſchnell gefaßt Quirinus, indem er auf die Zigeunerin zeigte.

Wie gütig ſeid Ihr, ſagte der Frater Procopius, Ihr ſorget immer für mich, denn Ihr ſeid weiſe und ſehet ein, wie nothwendig es iſt für Mit- und Nachwelt, daß jedes Kloſter ſeine Chronik und die Chronik der Umgegend ſchreibe. Unſer Orden war ja immer die Heimat aller Wiſſenſchaften. Was würde aus der Geſchichte ohne Kloſterchronik! Unſer heiliger Orden hat der Welt ſchon große Theologen und Philoſophen gegeben, wie Mariana, und Dichter, wie Baldus oder wie der Barde Sined, der eben jetzt zu unſerem Ruhme und Preiſe blüht — die Welt ſoll unſerem Orden auch einen großen Chronikenſchreiber verdanken! Ihr wißt es, daß ich nur aus Liebe für die Chronikſchreiberei den demüthigen Poſten eines Pförtners angenommen habe, der ich doch Kellermeiſter oder Archivar ſein könnte, nur weil man an der Pforte, zwiſchen der profanen und geiſtlichen Welt ſitzend, Alles beſſer erfährt, was die Menſchen thun und treiben, und was einmal vortreffliche Geſchichtsquellen gibt.

Der Chroniſt wollte ſich eben an Lunetta wenden, um ſie auszufragen, als ſie wie überraſcht ausrief: War das nicht der tolle Honſik, der eben Holz in die Küche getragen hat? Alſo iſt er glücklich angekommen mit ſeinem Briefe vom alten Mika? —

Was weißt du davon? — fragte Quirinus erſtaunt.

Komme ich doch eben aus Obtſchov, antwortete Lunetta, wo ich beim Richter übernachtet habe. Der alte Mika iſt ſehr beſorgt, ob ſein Brief richtig angekommen, oder ob er von den Ribnikern aufgefangen worden iſt. Zigeunerin, ſagte er zu mir, ſuche ſo viel als möglich darüber zu erfahren und bringe mir Antwort. Du biſt unverdächtig und kommſt als Zigeunerin überall durch, während der tolle Honſik ſich am Tage nicht zurückwagen kann.

Gut, ſagte Quirinus, folge mir. Ich muß mit dir darüber ſprechen — fügte er laut hinzu — Bruder Procopius, ich ſchicke dir ſie in einigen Minuten wieder herunter.

Sie gingen die Treppe hinauf am großen Kruzifix vorbei und durch einen langen Korridor.

Unglücklicher Weiſe rief eben die Glocke ins Refektorium zum Frühſtück. Aus allen Zellen kamen die Mönche hervor und ſahen erſtaunt oder lächelnd den Pater Quirinus und ſeine Begleiterin an. Pater Quirinus machte ein verdrießliches Geſicht, das ſich auch nicht veränderte, als er mit Lunetta allein war in ſeiner Zelle. —

Du mußt ſogleich wieder fort, denn ich muß ins Refektorium.

Aber der alte Mika? —

Haſt du nicht gelogen in Allem, was du von ihm ſagteſt? —

Gelogen? — rief Lunetta verwundert — ſeid Ihr nicht jetzt wie mein Beichtvater, mein ſchöner Beichtvater, und ich werde lügen?

Das Geſicht des Mönches heiterte ſich plötzlich auf. Ein tiefer Seufzer hob ſeine Bruſt, ein milder Zug, von einer gewiſſen Sehnſucht melancholiſch angehaucht, umzog ſeinen Mund, während die Augen glühend auf Lunetta ruhten.

Gutes Kind! murmelte er — den Brief vom alten Mika

— er nahm ein Papier vom Tiſche und trug es zu einem Schranke, wo er es ſorglich verſchloß — aufmerkſam folgte ihm Lunetta und merkte ſich wohl das Schiebfach, in das er den Brief legte — den Brief vom alten Mika habe ich erhalten. Sage ihm, der Bote gehe ſchon heute oder ſpäteſtens morgen nach Prag ab.

Ich werde es wohl ausrichten, mein ehrwürdiger Vater.

Aber du mußt wieder kommen und mir ſagen, ob der alte Mika nichts mehr zu beſtellen hat — ſagte Quirinus lächelnd, indem er ſich Lunetta näherte und beide Hände zitternd auf ihre dicken Locken legte. Auch muß ich dich noch katechiſiren — fügte er lächelnd hinzu.

Ja wohl! — antwortete Lunetta mit undurchdringlicher Einfalt.

Sei nicht närriſch! — murmelte Quirinus und drückte den ſchönen Kopf an ſeine Bruſt. — Du biſt ſo hold, ſo mild, ſo ſchön — wie liebe ich die Heiden!

Die Heiden? fragte Lunetta.

Ja, die Heiden! rief Quirinus. Fort, und heute Nacht, um Mitternacht kommſt du wieder, um mir Antwort zu ſagen vom alten Mika und nebenbei, was die Ribniker zu thun gedenken, wenn du etwas davon erfährſt. Auch wenn du nichts erfährſt und der alte Mika dir gar nichts zu ſagen hat — Du wirſt durch die hintere Pforte am Walde hereingelaſſen. Schlag zwölf wird ſich die Thüre aufthun, und ich werde dich erwarten.

So, haſtig ſprechend, drängte ſie Quirinus zur Thüre hinaus und eilte mit ſchnellen Schritten hinab ins Refektorium, während Lunetta unten vom Pfaffen Procopius, dem Chronikenſchreiber, aufgefangen wurde.

Halt da, kleine Hexe, — rief er — du entgehſt mir nicht. Nicht eher thue ich dir die Thüre auf, als bis du aufs Kleinſte erzählt, was du in Obtſchov und Duſchnik geſehen haſt, wie Viele ſie ſchon todtgeſchlagen haben, wie der Teufelsburſche, der Peter Bureſch ausſieht, welche Pläne er hat, welche dumme

Sagen ſich die Bauern von ihm erzählen u. ſ. w. u. ſ. w. Ihr Zigeuner ſeid ja die verfluchteſten Spione und wißt immer am Beſten, was in der Welt vorgeht.

Er führte Lunetta in ſeine Zelle hart an der Eingangspforte, auf die er durch ein kleines Fenſterlein blickte, nahm eine Feder in die Hand und ſetzte ſich vor ein großes Buch, das weißblättrig vor ihm auf dem Tiſche aufgeſchlagen war, und machte ſich bereit, zu ſchreiben.

Lunetta nahm ſich vor, dem frommen Pater Chroniſten Mancherlei aufzubinden, ohne ſich lange aufhalten zu laſſen, und begann kurz und geläufig zu erzählen:

Peter Bureſch iſt ein zwei Klafter hoher Mann, der ſo lange Arme hat, daß er einen Stein aufheben kann, ohne ſich zu bücken. Man ſagt, er habe am Hinterkopf unter dem Haar verſteckt noch ein Auge, womit er ſehen kann, was hinter ihm vorgeht. Ich weiß nicht, ob es wahr iſt, aber Das weiß ich, daß er nach hinten eben ſo gut ſchießt wie nach vornen, und niemals fehlt. Das kann freilich auch von den verzauberten Kugeln kommen, die er ſich in der Türkei geholt haben ſoll.

Schöne liebliche Sagen, murmelte lächelnd Bruder Procopius, während er ſich bemühete, Alles genau aufzuſchreiben — ſchöne liebliche Sagen, volksbeliebte Uebertreibungen, die ſich in einer Chronik ganz gut ausnehmen; taugen gar nichts als Quellen für den Geſchichtsſchreiber, ſind aber ſehr charakteriſtiſch. Was weißt du weiter, liebes Kind?

Peter Bureſch ſoll ſich dem Teufel verſchrieben haben.

Das iſt gewöhnlich, iſt nicht neu und verſteht ſich faſt von ſelbſten. ſagte der Chroniſt. Was weißt du von ſeinen Gefechten?

Nichts, als daß er drein geht, als ob er kugelfeſt wäre.

Und von ſeinen Plänen, fragte Procopius, immer weiter ſchreibend.

Daß er die Armen reich und alle Bauern frei machen will.

Der Dummkopf! lächelte der Bruder — weiter, weiter!

Weiter weiß ich nichts, auch muß ich jetzt fort mit Aufträgen vom Pater Quirinus; aber wenn Ihr mir erlaubt, wieder zu kommen, hochwürdiger Herr, ſo verſpreche ich, Euch ſo viele Geſchichten über die Duſchniker und Obtſchover mitzubringen, daß Ihr ein ganzes Buch davon vollſchreiben könnt.

Du biſt ein gutes Kind, ſagte Procopius, komme, ſo oft du willſt und kannſt, ich will dich auch für deine Mühe belohnen und dir einen Roſenkranz ſchenken, den der heilige Vater ſelbſt geweiht hat. Komm morgen um dieſe Zeit wieder.

Das wird wohl nicht gehen, ehrwürdiger Vater, die ganze Gegend iſt von den Ribnikern überſchwemmt, und die könnten leicht bemerken, daß ich zu oft ins Kloſter komme. Aber heute Nacht will ich wieder kommen.

Kind, Kind! wo denkſt du hin, rief der ehrwürdige Pater, wie kann ich ein weibliches Weſen in der Nacht ins Kloſter laſſen und gar durch die Hauptthür? Das iſt gegen alle Regel!

Ihr laſſet mich nicht zu Euch, Ihr laſſet mich zum Pater Quirinus, dem ich Botſchaft zu bringen habe — ſagte Lunetta beruhigend.

Zum Pater Quirinus, das iſt was Anderes, der iſt ſo viel wie unſer Superior und kann Alles erlauben.

Und in Kriegszeiten iſt Alles erlaubt — fügte Lunetta hinzu.

Ja, iſt Alles erlaubt — wiederholte Bruder Procopius noch immer bedenklich und öffnete Lunetta die Thüre und widerſprach nicht, als ſie hinaushüpfend noch zurückrief: Alſo heute Nacht, um Mitternacht, poche ich mit tauſend Neuigkeiten an dieſe Thüre!

Tauſend Neuigkeiten! murmelte der Pater — was ſind die Zigeuner ſo brauchbare Leute! — Schade, daß ſie haufenweiſe getauft werden, ſie werden, fürchte ich, dadurch wie andere Leute ungeſchickt und unbrauchbar.

Die arme Zigeunerin hatte an dem Tage viel zu thun und zu laufen. Zuerſt lief ſie auf großen Umwegen, um nicht von Oborſchiſcht aus bemerkt zu werden, zu den Ribnikern, um ihnen zu ſagen, daß ſie ſich für heute Nacht bereit halten ſollen, daß ſie einzelne Leute über Oborſchiſcht hinaus auf die Prager Straße ſchicken, um den Boten aufzufangen, der etwa von den Jeſuiten an die Regierung geſchickt werden könnte, daß ſie thun, als ob ſie den Plan auf Oborſchiſcht aufgegeben und ſich auf Obtſchov zurückzögen, um ſich mit dem Ungarmichel zu vereinigen. Dann lief ſie wieder den weiten, weiten Weg nach Hluboſch, wo ſie Peter Bureſch ſchon im Schloſſe der Fürſten Schönborn zu finden hoffte, ſie hatte ja die halbe Nacht von dort feuern gehört. Sie täuſchte ſich nicht — ſchon von ferne ſah ſie die Wachen ihres Herrn und Meiſters vor dem Dorfe ausgeſtellt, vom Thurme wehte die Fahne, die ſich die Duſchniker gemacht hatten: auf rothem Felde grob gemalt ein mächtiger Dreſchflegel und rings herum die Inſchrift: „Gleiche Schläge und gleiche Frucht!“

Es war ein harter Kampf, den Peter Bureſch hier zu beſtehen hatte. Der Fürſt Schönborn, obwohl er ſelbſt längſt vor den Bauern und Franzoſen geflohen war, hatte doch ſeine Leibgarde, das Zeichen ſeiner Fürſtlichkeit, hier im Schloſſe zurückgelaſſen, um es zu bewachen, denn er liebte es wie ſeinen Augapfel. Er hatte es auch zu einem wahren Zauberſchloſſe umgewandelt, nach dem Geſchmacke der damaligen Zeit. Es war voll von wunderbaren Maſchinen, unſichtbaren Thüren, die nur der Eingeweihte zu öffnen verſtand, geheimen Gängen, fliegenden Treppen, Fallthüren, Waſſerkünſten, Bächen, die mitten durch Saal und Schlafgemach murmelnd zogen; ein See und Bäder hoch oben im dritten Stock; mitten im Schloſſe, wo man einen Saal zu finden hoffte, eine wilde Felſengegend mit Schluchten und Abgründen, Waſſerfällen und Quellen. Gleich daneben, nur durch eine durchbrochene Grotte getrennt, ein paradieſiſcher Garten aus Aſien mit Palmen, Kaktus und Lotos. Das Alles von wunderbarer unerklärlicher Muſik durchweht, wenn man unverſehens auf eine kaum bemerkbare Feder trat oder dieſe und jene Blume berührte, oder ſich in dieſe und jene Laube ſetzte. Draußen im Garten von Baum zu Baum Saiten geſpannt, die der Wind durchbebte, melancholiſche Töne hauchend. Unter Schloß und Garten, wo man Keller ſuchte, geheimnißvolle Gemächer mit Altären, Vorhängen und allerlei Zieraten aus Aegypten und mit den Handwerkszeichen des Maurers, Kelle, Hammer, Zirkel, Blei und Winkelwage, über den Thüren das Dreieck, das Symbol der Gleichheit, das ſich allerdings in Geſtalt und Abſicht ſehr unterſchied von dem Zeichen der Gleichheit auf der Fahne der Tuſchniker Bauern.

Die Bauern hatten viel zu ſehen und zu ſtaunen. Dort ſaßen ſie in dem großen gewölbten Saal im Garten und lachten und wunderten ſich, wie man an dem einen Ende ganz deutlich hörte. was man am andern Ende nur leiſe flüſterte. Der Schloßverwalter mußte alle Waſſerkünſte ſpringen laſſen, und ſie badeten in den Seen, Bächen und Baſſins unter Palmen, Lotos und Kaktus. Ebenſo mußte der Schloßverwalter die unſichtbare Muſik ſpielen laſſen in allen Sälen und Thürmen auf einmal — die Uhren ſpielten, die Mauern ſpielten, die Waſſerfälle, Bäume, Blumen ſpielten, Alles toll durcheinander: Kirchenmuſik, Gavotte, italieniſche Opernarien — ungehört verhauchten dazwiſchen die Aeolsharfen und die Saiten zwiſchen den Bäumen des Gartens ihre ſanften melancholiſchen Klagetöne.

Aber man gewöhnt ſich an Alles. Hinter den Iſistempeln unter dem Schloſſe wurden endlich auch die Keller entdeckt, wo der Fürſt ſeine Weine aus Franken aufbewahrte, und ſo lag man da im Felſenſaale, im aſiatiſchen Pflanzenhauſe, im Garten beim vollen Krug und miſchte noch die traurigen Lieder des Volkes von Böhmen in das Chaos von Tönen, das von allen Seiten zuſammenwogte.

Der Chroniſt Procopius aus dem Oberſchiſchter Kloſter, wenn er das Alles erzählt, wird wohl mit etwas Hohn auf den freimaureriſchen Schönborn die Frage hinzufügen, ob Seine freimaureriſche Durchlaucht mit Seinen Winkelwaagen und Dreiecken die Gleichheit ſo verſtanden habe, wie ſie die Bauern verſtanden?

Peter Bureſch ſelbſt fand Lunetta mitten im Garten ſitzend, auf einem Haufen ſchimmernder Waffen, die in dieſer Nacht der fürſtlichen Leibgarde abgenommen worden. Er ſprach zu den Bauern des Dorfes, die demüthig und erſchrocken vor ihm ſtanden, und ſuchte ſie zu überreden, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen und ſich dem Kampfe, der, wie er hoffte, bald ein allgemeiner werden ſollte, anzuſchließen. Die Bauern ſchüttelten bedenklich den Kopf und meinten, ſie hätten es beim Fürſten gut genug gehabt — einzelne lächelten lüſtern bei der Ausſicht auf Beute, die ihnen Peter Bureſch ſchön auszumalen verſtand, und griffen auch zu den Waffen, die er ihnen anbot, und ſchlugen ein. Alles das, während unſern von dort in einer düſtern Baumrotunde die Todten dieſer Nacht verſcharrt wurden und der Lärm der Schaufeln und Spaten ſonderbar genug abſtach von dem Lärm, den die tolle Muſik und die ſingenden Bauern im Schloſſe verurſachten.

Als Peter Bureſch Lunetta erblickte, ging er ihr entgegen und führte ſie in eine dunkle Seitenallee, um hier ihren Bericht zu hören. Lunetta erzählte ſchnell und kurz, was ſie beſtellt, geſehen und erfahren hatte. Als ſie von dem Briefe des alten Mika an die Jeſuiten ſprach, ſtieß Peter Bureſch einen wilden Schrei der Ueberraſchung aus und griff unwillkürlich nach der Piſtole. Aber ſchnell ließ er wieder die Hand ſinken. Ein epileptiſches Zucken verzerrte ſein ganzes Geſicht, krampfhaft drehten ſich die Arme nach Innen und hingen wie angenagelt feſt am Leibe. Er reckte ſich hoch und gewaltig, wie ein Sterbender, und blieb auf den Fußſpitzen ſtehend an einen Baum gelehnt, wie ein Todter.

Lunetta fuhr bei dieſem Anblick erſchrocken zuſammen und lag, ſie wußte nicht wie, zuſammengekauert und wimmernd zu ſeinen Füßen. Sie kannte dieſe Zeichen der höchſten Wuth, die ſich bei Peter Bureſch von Zeit zu Zeit einzuſtellen pflegte, und wagte keine Liebkoſung, keinen Laut, keine Berührung, denn, ſo hieß es, es war nicht gut, in ſolchen Augenblicken Peter Bureſch zu berühren und ihn zu erinnern, daß ein menſchliches Weſen in ſeiner Nähe weile.

Nach und nach, und ſchneller als ſonſt, löſte ſich die Erſtarrung, die Arme hingen ſchlaff herab, die blaſſen Lippen begannen zu zittern, die Augen bewegten ſich wieder. Er wiſchte ſich den kalten Schweiß von der Stirne, während ein langgedehntes Oh! wie ein ſchmerzlicher Seufzer ſeiner Bruſt entſtieg.

Schnell beſann er ſich wieder auf Alles, was ihm Lunetta geſagt hatte. Fort! rief er, und Lunetta, als ſie ihn wieder ſprechen hörte, ſchnellte vor Freude vom Boden auf und ſchürzte das Röckchen, um wieder zu laufen.

Fort! wiederholte Peter Bureſch und ſuchte ſich zu ſammeln — Heute noch muß das Kloſter genommen ſein, alle Pfaffen gehenkt — den Brief muß ich haben — der Ungarmichel zündet heute Nacht Obtſchov an — fort!

Fort! wiederholte Lunetta und ſprang wie ein Reh, das gejagt wird, durchs Gebüſch, dann, um gleich den kürzeſten Weg zu nehmen, über die Gartenmauer.

Arme Lunetta, wie viel haſt du wieder zu laufen, ohne daß dir eine Minute Raſt gegönnt iſt! Aber du läufſt immer, und es fällt dir nicht ein, deinen Herrn der Härte, der Grauſamkeit anzuklagen. Du läufſt immer, du ſpringſt, du ſchlüpfſt wie eine Schlange, unaufgehalten von Hügeln, Bächen, Gebüſchen, ſteinigen Wegen. Es fällt dir nicht einmal ein, die blutigen kleinen Füße in der Waldquelle zu baden, wie ſehr ſie dich murmelnd lockt und zur Erfriſchung einladet. Du läufſt immer, und wenn du fällſt, wenn du vor Müdigkeit zuſammenſinkſt, ſchnellſt du wieder auf wie eine Schlange und wirfſt dich wie eine Schlange mit vorgebogenem Leibe immer vorwärts, immer weiter.

Schon iſt es dunkel, als ſie, trotz Obtſchover und Wachen, hinter dem Meierhofe ſteht und dem Ungarmichel den Befehl ihres beiderſeitigen Herrn und Meiſters zuflüſtert — und dicke Nacht liegt auf den Wäldern, als ſie ins Lager der Ribniker Ketzer kommt.

Dort kommandiren Hynek Jarmilo, der Ribniker Ketzer, und der gute Chriſt Slavik, der Einäugige, den ihnen Peter Bureſch geſchickt hat.

Es iſt Mitternacht, tiefe dunkle Mitternacht. Die Ribniker Ketzer ſchleichen ſich ſachte aus dem Walde heraus — es iſt bei Todesſtrafe verboten, einen Laut von ſich zu geben, den der dritte Mann hören könnte. Die größte Vorſicht iſt nöthig, denn das Kloſter iſt vollgeſtopft von Oberſchliſchter Bauern.

Hynek Jarmilo kann nicht umhin, ſeine Beſorgniß darüber zu äußern, aber Lunetta beruhigt ihn, indem ſie ihn verſichert, daß die Hinterthüren ohne Wachen ſeien, und daß die Hauptpforte ſich willig öffnen werde.

Vor dem Teiche theilt ſich die ganze Schaar in zwei Haufen unter Slavik und Jarmilo. Beide wiſſen, was ſie zu thun haben. Slavik folgt mit ſeinem Haufen Lunetta um den Teich herum in das Wäldchen, das ſich an die hintere Kloſtermauer anſchließt.

Es iſt tiefe dunkle Mitternacht — der Mond will nicht aus den Wolken heraus. Wie die kleine Pforte finden? Umſonſt ſtrengt Lunetta ihre dunkelgrünen Zigeuneraugen an, die doch ſonſt im Dunkeln ſehen — Slavik hat nur Ein Auge. Sie ſuchen, ſie ſpähen — umſonſt! — Die hinteren Kloſterpforten ſind ſo unſichtbar, ſo gut verſteckt.

Da ſteigt hinter dem Walde eine dunkle Röthe auf — ſie ſteigt immer höher und höher — ſie wird immer heller und heller — ſie dringt durch die dichteſten Zweige — ſchon ſcheiden ſich die Bäume, ſchon kann man das Moos am Grunde erkennen. Ein Blitz! und Himmel und Erde liegen in zitternder Dämmerung.

Ha, Ungarmichel, du leuchteſt gut und zur rechten Zeit! ruft Lunetta in wilder Freude.

Schon hat ſie die Pforte entdeckt und ſpringt darauf zu — der einäugige Slavik mit ſeinem Haufen ihr ſachte nach auf dem mooſigen Boden.

Lunetta pocht leiſe dreimal an die Thüre.

Wer iſt draußen? fragt eine gedämpfte Stimme im Garten.

Ich bin es, ehrwürdiger Vater, Euer treues Beichtkind mit Nachrichten vom Richter Mika.

Der Schlüſſel ſteckt ſchon im Loche, er wird nur noch gedreht — Lunetta tritt indeſſen zurück, und Slavik mit ſeiner Schaar hinter ſich an ihre Stelle.

Die Thüre thut ſich leiſe auf — ein gewaltiger Stoß von Slavik, und ſie fliegt weit zurück und aus den Angeln. Slavik dringt ein mit Geſchrei, ihm nach der ganze Haufe. Aber die Ribniker Ketzer drängen zu ſehr; ſie können es nicht erwarten, ihren Fuß auf geweihten Boden zu ſetzen — aus dem Gedränge in der Pforte ſtürzen ſie, von den Hinterſten geſtoßen, vorwärts auf Slavik, der ſich nicht halten kann und hinfällt mit dem Geſichte zur Erde. Das rettet den Pater Quirinus. Umſonſt greift Slavik nach ihm. Er eilt, Verrath! Ueberfall! rufend, ins Kloſter zurück und verſchwindet. Aber Slavik hat ſich wieder aufgerafft und eilt mit ſeinen Ketzern nach.

Schon ſteht Lunetta an der Hauptpforte, an der Pforte des Chroniſten Procopius.

Auf, ehrwürdiger Vater, ruft ſie — aufgemacht! und ſchlägt mit der Fauſt an das kleine Fenſter ſeiner Zelle, das auf den kleinen Gang vor der Pforte führt. Aufgemacht! wunderbare Neuigkeiten!

Was ſoll der Lärm? — was ſoll das Licht? — fragt der ehrwürdige, dicke Bruder Procopius, indem er ſein Vollmondgeſicht erhebt, das ſüß ſchlummernd auf dem Buche ſeiner Chronik ruhte.

Alles ſollt Ihr wiſſen, nur ſchnell aufgemacht!

Biſt du es, Teufelskind? —

Er wackelt hinaus und legt die Hand ans Schloß: Biſt du allein? fragt er noch einmal und horcht bedenklich nach dem dumpfen Geräuſch, das durch die Gänge vom hinteren Kloſter herüberdringt.

Ganz allein! — wie anders? — Schnell aufgemacht, ich muß zum Pater Quirinus mit wichtiger Botſchaft aus Oblitſchen, das brennt! Aufgemacht ohne Zaudern, ſonſt wird Pater Quirinus böſe.

Pater Quirinus wird böſe? — Du haſt Neuigkeiten? — murmelt der ehrwürdige Pförtner ſchlaftrunken und ſchiebt ſchnell den Riegel fort. Jarmila faßt die Thüre.

Da erſchallt eine gewaltige, allen Lärm durchdringende Stimme aus der Mitte des Kloſters: In foramina fratres! — was lateiniſch iſt und zu deutſch bedeutet: In die Löcher, Brüder! und von den Bauern nicht verſtanden wird. Auf dieſen Ruf fährt Bruder Procopius einen Moment erſchrocken zurück, faßt ſich aber ſogleich wieder, macht einen Sprung in den dunkeln Gang, und es iſt, als hätte ihn der Erdboden verſchlungen.

Furchtbarer Lärm durchtobt das ganze weitläufige Gebäude, dumpf rollend durch die langen, widerhallenden Gänge. Fluchen, Schreien, Drohen, Waffengeklirr, einzelne Schüſſe, eingerannte Thüren. Einen Augenblick erdröhnt auch die Glocke des Kloſters — verſtummt aber ſogleich wieder, da ein Nibniker Ketzer dem Oberſchlichter Gläubigen nachgeeilt iſt und ihn, wie er den Glockenſtrang in der Hand hält, niederſticht. Die treuen Oberſchlichter Bauern, die Beſatzung des Kloſters, ſammeln ſich im großen Konventſaal. Aber was ſollen ſie beginnen, da man von beiden Seiten auf ſie einſtürmt und von der Höhe der Treppen, die in den tiefen Saal führen, ſcharf geladene Büchſen auf ſie richtet, mit dem Rufe: Wir haben nichts gegen euch, wir ſind Bauern wie ihr, wir ſind Brüder! — Das ganze Kloſter iſt ja voll von Ketzern, und ſie ſelbſt ſind umringt. Sie ſtrecken die Waffen, Viele gehen waffenlos und traurig von dannen, Viele bleiben auch, um die Beute und den Weinkeller zu theilen.

Die Zellen der Mönche werden mit Kolbenſtößen erbrochen — ſie ſind alle leer, obwohl die Betten noch warm ſind.

Lunetta eilt mit Slavik in des Pater Quirinus Zelle — auch er iſt fort, ſein Bett noch unberührt. Lunetta ſtürzt auf den

Winkel los, wo der Schrank ſteht, in welchem Pater Quirinus Mila's Brief gelegt hat. Auch der Schrank iſt fort. Alles iſt überall verſchwunden: Mönche, Schriften, Schätze. Der Ruf: in foramina! hat ſeine Wunder gethan. Mag man noch ſo ſehr ſuchen, Thüren erbrechen, Dielen aufheben, in jeden Winkel leuchten — es iſt Alles umſonſt. Was man ſucht, iſt verſchwunden. Die Chronik des Bruders Procopius iſt faſt das Einzige, was man an Schriften gefunden hat. Die Bauern werden ſich in den nächſten Tagen vom einäugigen Slavik daraus vorleſen laſſen und erſtaunen über die Geſchichten und Wunder, die ſich in ihrer Nähe zugetragen, ohne daß ſie eine Ahnung davon hatten.

Lunetta durchſucht die ganze Zelle des Paters Quirinus, in jedem Winkel ſucht ſie, hinter allen Möbeln — an jede verdächtige Stelle drückt ſie, ob ſich nicht eine verborgene Thür dort aufthue — umſonſt, Alles umſonſt. Hände, Augen, Alles thut ihr wehe, der Kopf brennt ihr fieberhaft. Sie muß es aufgeben. Wild weinend wirft ſie ſich endlich auf das Bett des Paters, und weinend ſchläft ſie ein, matt und müde von den Anſtrengungen eines Tages und zweier Nächte.

Zehntes Kapitel.

Die drei feſten Punkte, der Meierhof, das Kloſter und das Schloß von Hluboſch, welche Peter Burriſch ſich wünſchte, waren nun in ſeiner Gewalt. Allerdings waren ſie wichtig, denn ſie beherrſchten den Wald, die Straße nach Prag und das Litawathal. Vom Hluboſcher Schloſſe zog Peter Burriſch nach wenigen Tagen und mit immer wachſender Macht das Litawathal entlang, und die Schlöſſer von Ginetz und Horſchowitz mußten ihn kennen lernen. Von hier aus hoffte er bald ſich über die ausgelegenen kaiſerlichen Herrſchaften im Zbirower Walde auszudehnen und das feſte, altberühmte Schloß Tocnik zu gewinnen, das hoch auf einem einſam ſtehenden Berge ſchwer zu nehmen iſt. Ueberall ſtrömten ihm neue Schaaren zu, die die Luſt nach Beute oder die Ausſicht auf Befreiung von Herrſchaften und Lehen lockte. Viele freilich ſchüttelten auch die Köpfe und zogen ſich während Peters Anweſenheit in die Wälder zurück, denn ſie meinten, die Macht der Kaiſerin ſei doch zu groß, und ſo ein ſimpler Raubſchütz könne es doch nicht durchſetzen.

In Duſchnik ſelbſt, der Quelle des Krieges, war es ſtill und ruhig. Alles, was Waffen trug, war fortgezogen. Nur Weiber, Kinder und Greiſe blieben zurück, mit einer kleinen Beſatzung, die ſie beſchützen und die beiden Gefangenen, Libuſchka und Zdenko, bewachen ſollten.

In wenigen Tagen, hieß es im Dorfe, wird Peter Burriſch zurückkehren und Zdenko hängen laſſen für den Verrath ſeines Vaters, dem er es verſprochen hatte. Denn ſo ſehr Peter den Verrath des alten Wila zu verheimlichen ſuchte, man hatte doch mancherlei erfahren und war wüthend ergrimmt gegen den alten Mila und zitterte vor den Folgen.

Libuſchka erfuhr Alles, was im Dorfe vorging, was man ſprach und was man vermuthete. Pavil Picard, der oft vor ihrem Hauſe Wache ſtand, konnte nicht ſchweigen, wenn ſie fragte und nicht fragte. Sie hörte Alles mit ſtiller Ergebung an und ſaß ruhig in ihrer Stube, die nun ihr Geſängniß geworden war, und ſah den ganzen Tag unausgeſetzt hinüber nach dem hohen dickmauerigen Schüttboden, in welchem Zdenko gefangen gehalten wurde. Aber als ſie erfuhr, welches Schickſal nach dem Gericht ihren Bruder in wenigen Tagen erwartete, erwachte ſie aus ihrem dumpfen Hinbrüten. Sie ſchrie und weinte, fluchte Peter Bureſch und ihrem Vater und verfiel in wilde Raſerei, in welcher ſie ihren Bruder gehangen, Dutichov brennen und die ganze Welt aus allen Fugen gehen ſah. Tage und Nächte gingen ſo hin, bis ſie ermüdet in tiefen Schlaf verſank, um, von ſanftem melancholiſchem Wahnſinn umhüllt, wieder zu erwachen.

Pavil Picard ſah es mit weinenden Augen, nachdem er ſie in ihrer Raſerei umſonſt zu ſtillen und zu beruhigen geſucht hatte. Wie ſie ſo bleich da ſaß, traurig und ruhig, immer vor ſich hinlächelnd und unverſtändliche Worte murmelnd, konnte er es nicht mehr über ſich gewinnen, ſie länger wie eine Gefangene zu bewachen. Er übernahm die Verantwortung vor Peter Bureſch und führte ſie hinaus in den Sonnenſchein, hoffend, daß er ihr wohl thun und ihre Nacht wieder aufhellen werde. — Umſonſt! — Libuſchka irrte durch's Dorf, wie ein armer Geiſt, immer wahnſinnig lächelnd, unbekümmert um Alles, was um ſie her vorging. Das arme, ſonſt ſo friſche und niedlich geputzte Kind beachtete es nicht, wenn der Wind ihr Halstuch davon trug, das Hemd die Schulter herabfiel und Nacken und Bruſt entblößte, wenn die blonden Haarflechten aufgelöſt im Winde wehten und Blätter und Halme als ungeſuchter Schmuck daran hängen blieben. Wenn ſie müde war vom beſtändigen Umherirren, wobei ſie den Schüttboden ängſtlich vermied, ſetzte ſie ſich auf die

Brücke oder auf einen Stein vor dem Dorfe und ſtarrte unverwandt nach der Homola, dem verhängnißvollen Walde. Wenn ſie da von mitleidigen Nachbarn, die ſie ins Dorf zurückführen wollten, angeſprochen wurde, hatte ſie immer dieſelbe Antwort, immer dieſelben Worte, die mit denen des Andern keinen Zuſammenhang hatten: „Wenn der Wald nicht wäre, wäre auch der Krieg nicht, und wäre Peter Bureſch nicht, ſo würde Zdenko nicht gehenkt, und mein Vater wäre kein Spitzbube, und ich habe den Peter Bureſch geholt.“

Liduſchka wußte freilich nicht, daß eigentlich vom Walde gar nicht mehr die Rede war, daß man ſchon auf beiden Seiten vergeſſen hatte, warum denn im Grunde der Krieg angefangen worden, und daß der urſprüngliche Feind der Duſchniker gar nicht mehr exiſtirte. Denn die Obtſchover, nachdem ihr Dorf niedergebrannt war, zogen fort mit dem Bauernadvokaten, tief in die Wälder, bis an die Ufer der Moldau. Einzelne wollten zwar Rache nehmen für die Einäſcherung ihrer Heimat, aber der alte Mika hielt ſie feſter als je auf dem Boden des Geſetzes. „Keine Rache, keine Selbſthülfe! ſagte er — jetzt, da die Geſchichte ihrem Ende zueilt, müſſen wir uns noch ſtrenger vor jeder ungeſetzlichen That hüten;“ — und die Obtſchover, die nun allerdings arm und verzweifelt waren, wie es Peter Bureſch wünſchte, ſchloſſen ſich trotzdem nicht an, ſondern horchten den Advokatenworten ihres Richters und zogen in die Wälder, wo ſie ſich bald wieder zerſtreuten, um in alle Welt zu ziehen, als arme Abgebrannte zu betteln und den Abſcheu vor Peter Bureſchs Namen von Hütte zu Hütte zu tragen.

Sie waren nicht die Einzigen.

Die Väter Jeſuiten, nachdem ſie am Morgen nach der Einnahme ihres Kloſters, man weiß nicht auf welchem Wege, wohlbehalten in Dobriſch, einem kleinen Städtchen an der Prager Straße, das dem Fürſten Colloredo-Mansfeld gehört, angekommen waren und ihren uralten, vom Schlage gerührten Pater Superior und die wichtigſten Papiere gut untergebracht hatten, zerſtreuten ſich in dieſer Gegend nach allen Winden und mahnten das Volk ab, den Lockungen des gottloſen, von allen Heiligen verſtoßenen Peter Bureſch, der mit den Ketzern gemeine Sache machte, zu folgen, indem, wie ſie wohlweislich hinzufügten, ſchon das Gericht auf dem Wege ſei, welches ihn verderben und ſeinen unheilvollen Planen ein Ende machen werde. Selbſt der gutmüthige Bruder Procopius mit dem Vollmondgeſichte war dabei und ſchäumte vor Wuth und Begeiſterung — er konnte es Peter Bureſch nicht vergeben, durch ihn in ſeiner lieben Beſchäftigung, im Chronikſchreiben, geſtört worden zu ſein. Aber Pater Quirinus war nicht unter den predigenden Mönchen. Spione, welche Peter Bureſch nach Prag geſchickt hatte, um zu erfahren, ob baldige Gefahr drohe, hatten ihn dort in rother Kutſche vom Gubernio zum Generalkommando, vom Generalkommando zum Gubernio fahren ſehen.

Aber auch ohne ihn brachten es die Mönche dahin, daß die Gegend an der Prager Straße ruhig blieb. Was nützte es nun Peter Bureſch, daß er das Kloſter beſaß, welches die Prager Straße beherrſchte?

Während all dieſer Händel und Geſchichten grünte, blühte und duftete die Homola, der verhängnißvolle Wald, die Urſache alles Unglücks, ruhig weiter in den Strahlen der Sommerſonne. Kein Baum wurde in ſeinem ſtillen Wachsthume geſtört, denn die Aexte roſteten in den Winkeln, und die ſie einſt führten, trugen jetzt Waffen, um Menſchen anſtatt Bäume zu erlegen, oder zogen als arme Abgebrannte bettelnd durchs Land. Die Vögel bauten ungeſtört in ſeinen Zweigen, es lockte der Fink, es hackte der Specht, es balzte der Auerhahn. Das Wild zog ſich wieder in ſeinem ruhigen Schooße zuſammen: das Kaninchen baute, der Haſe ſchlief ruhig in ſeinem Lager, und durch die dämmernden Gänge ſchritt ſtolz der Hirſch und tanzte lieblich das junge Reh, ſelbſt wilde Säue, die lange nicht geſehenen, durchſchnaubten mit ihrer zahlreichen Brut das blühende Dickicht. — Wenn die Sonne ſeine Wipfel vergoldete, ſah er ſo ſchön, ſo heiter und lachend aus, daß ihn die Duſchniker, wie einſt, mit Liebe betrachteten.

Aber es war des Waldes letztes Lächeln.

Eines Abends ſpät ſtieg mitten aus ſeinem Schooße eine dicke dunkle Rauchſäule auf, die immer dicker und dunkler wurde und wie eine gewaltige Gewitterwolke, immer ſchwellend, immer wachſend, über Wald und Dorf hängen blieb.

Die Duſchniker liefen hinaus, um zu ſehen, was Das zu bedeuten habe, und ſammelten ſich in Gruppen, meiſt Kinder, Weiber, Greiſe, an der Litawka und ſtaunten die ungewohnte Erſcheinung an, die ihnen ein Wunder däuchte. — „Gewiß, die Obtſchover bereiten was vor!“ — Sie ſchickten einen aus ihrer Mitte in den Wald, um behutſam die Urſache dieſer Erſcheinung zu erforſchen. Aber der Bote war noch lange nicht zurück, und die Duſchniker hatten ſchon mit Schrecken erkannt, was es war. Die Rauchſäule wurde immer heller, und endlich ſah ſie mit der darüber hängenden breiten Wolke wie ein Rieſenbaum aus, ein Rieſenbaum mit ſchwarzem Laubdache und feuerrothem Stamme.

Noch wagte man nicht es zu glauben, aber der rückkehrende Bote beſtätigte es mit Grauſen und fügte noch hinzu, daß es Libuſchka war, die ihn angezündet. Lachend lief ſie im Walde umher und verbreitete mit einem brennenden Zweige in der Hand die Brunſt, indem ſie die trockenen Gräſer, Mooſe, Gebüſche anzündete. Der Bote ſetzte ihr nach, aber es war umſonſt, da ſie überall zwiſchen ihn und ſich ſchnell eine Flammenwand ſchob. — Die Duſchniker waren entſetzt — Wehgeſchrei der Weiber und Kinder erfüllte die Luft. Was ſollte man thun? — Abgraben? Der Wald war ſchon von Natur durch eine Schlucht auf der einen, durch Sumpfwieſen und Teiche auf der andern Seite von andern Wäldern getrennt. Auch würden die Kräfte nicht ausreichen, wenn man es auf einem kleinen Umkreiſe, nur um die Homola zu retten, verſuchen wollte. Die Männer ſind ja faſt alle fort, Dank dem verfluchten Peter Bureſch, und das Feuer greift in dieſer trockenen Zeit ſo furchtbar ſchnell um ſich!

Ja es griff furchtbar ſchnell um ſich.

Schon hat ſich die Rauchſäule in eine Flammenſäule verwandelt, die hoch emporſpringt über den ganzen Wald und wie eine ungeheure Fackel die ganze Gegend bis auf die fernſten Berge taghell beleuchtet. Man ſieht durch die Baumgänge tief hinein bis in den Schooß des Waldes — Sträuche, Mooſe, Farrenkräuter, Quellen, Bächlein, Steine, alle blutroth gefärbt, ſind genau zu erkennen — die dunkle Maſſe der Bäume ſcheidet ſich — man könnte ſie faſt zählen.

Noch ſieht es ſo ruhig aus in den vorderen Waldreihen, doch praſſelt und kracht es weiter in der Tiefe wie tauſend Schüſſe, und brennende Zweige fliegen flammend auf, hoch in die Luft, um in einem weiten Bogen wieder herabzuſinken und die Verheerung weiter zu tragen. Schon ziſcht die Litawka und raucht an einer Stelle, denn der Bach, der ihr aus dem Walde zuſtrömt, kocht und ſiedet. Bald wird er zu kochen und zu ſieden aufhören, denn er verdampft. Jetzt durch die Baumgänge bis an die äußerſten Enden des Waldes, bis an den ſtaubigen Weg, der ſich dort am Rande hinzieht, kommen, wie Millionen Schlangen, ziſchend, züngelnd, eine der andern den Weg verrennend, eine in der andern verſchmelzend, die Flammen aus der Tiefe. Schnell laufen ſie auf den von der Sommerhitze ausgetrockneten Mooſen, Sträuchern und Gräſern und ſteigen klar und rauchlos auf, bis ſie die Zweige der Fichten und Tannen ergreifen, wo ſie im dunklen feuchten Qualm verſchwinden, um dann wieder über der Höhe des Waldes ſiegreich und gewaltig in breiten Zungen durchzubrechen.

Da erhebt ſich mit klagendem Geſchrei über die Rauchwolke eine andere ſchwarze, wildfliegende Wolke. Es ſind die Vögel des Waldes, die in dichtgedrängten Maſſen fliehen. Viele ſinken mit verbrannten Flügeln oder erſtickt zurück in die Flammen.

Und wie oben in der Luft, beginnt unten auf der Erde die Flucht der erſchrockenen Waldbewohner. In raſender Eile kommen ſie heran, mitten durch die Flammen, Bäume und Sträucher niederrennend: das Kaninchen mit tanzenden, der Haſe mit großen ängſtlichen Sprüngen, der Hirſch mit auf dem Rücken zurückgelegtem Geweih, das Reh mit weit vorgeſtrecktem Hals und Kopf, der Marder und Iltis mitten unter ihnen. Auch der wilde Eber kommt ſchnaubend heran — das Moos auf ſeinem Rücken brennt, und er wirft ſich grunzend in die Wellen des Baches, um es zu löſchen. Alle eilen ſie ſchwimmend, von Stein zu Stein ſpringend, ans jenſeitige Ufer der Litawka, wo ſie laut aufathmend liegen bleiben und unverwandt zurückſtarren nach ihrer flammenden Wohnung. Ganz nahe von den Menſchen, ja in ihrer Mitte, bleiben ſie gelagert. Sie fürchten ſie nicht mehr; ſie haben größeren Schrecken kennen gelernt.

Die Hitze wird fürchterlich, nicht zu ertragen. Alles flieht ins Dorf zurück, um hinter Mauern eine Zuflucht zu ſuchen, oder mit Waſſergefäßen in der Hand die Dächer zu beſpritzen, die ſich von der Hitze und den herüberfliegenden Bränden leicht entzünden können. Aber ein Schrei des Schreckens hält die Fliehenden auf — er kam von Peril Picard. Sie blicken noch einmal zurück nach dem Walde, und ſiehe! mitten durch die Flammen wandelt, einen brennenden Zweig in der Hand, die wahnſinnige Libuſchka. Schon brennen ihre Kleider und Haare. Sie ſcheint aus den Flammen heraus zu wollen, aber ſich plötzlich wieder zu beſinnen. Sie bleibt nachdenklich ſtehen — dann mit Einem Male wendet ſie ſich und eilt mit großen Schritten zurück in das Feuermeer, das hinter ihr zuſammenſchlägt.

Libuſchka! ſchreien die Weiber wie aus Einem Munde, als ob ſie ſie zurückrufen wollten, da ſie aber nicht kommt, brechen ſie in Weinen aus und kehren weinend zum Dorfe zurück.

Seht! — ſagte die Eine — Das haben wir vom Krieg um den Wald.

Um den Wald? — wo iſt jetzt der Wald? — fragte eine zweite — Bettler ſind wir für ewige Zeiten!

Das haben wir vom Krieg, wiederholte die Erſte — Libuſchka hat er wahnſinnig gemacht, wir ſind Bettler, unſere Männer ziehen in der Ferne herum, um ſich für Peter Bureſch todtſchlagen zu laſſen.

Nichts vom Krieg, wir wollen nichts von dem Kriege wiſſen, riefen ſie einſtimmig wüthend, — fort mit dem Kriege!

Da aber keine anderen ſichtbaren Zeichen des Krieges in Duſchnik vorhanden ſind als die wenigen bewaffneten Männer, die Peter Bureſch zurückgelaſſen hat, und der gefangene Zdenko Mika, fallen ſie erſt über die Männer her, die ſich nur wenig vertheidigen, entreißen ihnen ihre Büchſen und zerſchlagen ſie fluchend an den Steinen, daß Hähne und Schäfte weit davon fliegen. Dann dringen ſie in den Schüttboden und öffnen die Gefängnißthüre Zdenkos.

Geh fort, guter Zdenko, wohin du willſt, du guter Bruder unſerer armen Libuſchka — wir wolen nichts mehr wiſſen vom Kriege, du biſt frei!

Die Weiber regierten während des Waldbrandes in Duſchnik, und der Alte vom Hammer, der Vater Peter Bureſchs, wagte es nicht, in dieſem Augenblicke die geſtürzte Macht ſeines Sohnes wieder herzuſtellen oder ſich der Befreiung Zdenkos zu widerſetzen. Er hielt es für gut, ſich ſtille zurückzuziehen und ſeinem Sohne nachzuwandern, der jetzt im Schloſſe zu Horſchowitz ſaß, und ihn von Dem, was vorging, und vom Waldbrande zu unterrichten.

Das that nicht Noth. Der Waldbrand kündigte ſich ſelbſt im halben Lande genug, laut und leuchtend an.

Nach zwei Tagen, als der Wald ſchon in Aſche und Kohle lag und nur einzelne Bäume noch ihre ſchwarzen Arme gen Himmel ſtreckten, wo einſt Leben, Blühen und Duften war, kamen die Duſchniker, die fortgezogen waren, einzeln und in Schaaren von allen Seiten zurück, um zu fragen und zu ſehen. Denen Peter Bureſch keinen Urlaub geben wollte, die ſtahlen ſich heimlich und in der Nacht davon — Einzelne traten mit offener Widerſetzlichkeit auf und wurden von den Andern unterſtützt. Es handelte ſich ja um das heimiſche Dorf und um den

Wald, den geliebten, der ſo lange der Ernährer Aller geweſen. Der eigenthümliche Zug des ſlaviſchen Charakters, der an ſeiner Scholle hängt und immer wieder zurückkehrt zur Stelle, die er einmal lieb gewonnen, mag bei dieſen Wanderungen ins Heimatdorf wohl auch thätig geweſen ſein. Auch Ziska kehrte mit ſeinen Taboriten faſt nach jeder That immer wieder nach Tabor zurück, und alle ſeine großen, gewaltigen Kriegszüge ſind wie Ausfälle im größeren Maßſtabe aus ſeinem Lager zu Tabor.

Zu Hauſe ſtahlen den Duſchnikern die Weiber, Mütter, Schweſtern ihre Waffen und verſteckten oder zerbrachen ſie. Dieß hätte den Plänen Peter Bureſchs weniger geſchadet, da immer neue Waffenzufuhren aus Baiern ankamen, aber die Weiber ließen die Männer nicht wieder zurück zu Peter Bureſch. Der niedergebrannte Wald machte auf dieſe wie auf ihre Weiber einen niederſchlagenden, entmuthigenden Eindruck, und ſie fragten ſich: wozu das Elend? — wie kam es heran? — und vergaßen, was ſie Alles mit Peter Bureſch durchzuſetzen ſich vorgenommen hatten. Dazu kam Martin Kinnich, der wieder auftauchte, nachdem er ſeit Wochen gänzlich vergeſſen war, mit jenen Reden von Geſetz und Recht und der Macht der Kaiſerin, die er im geheimen Umgang mit Mika gelernt hatte, und kamen die Predigten der Väter Jeſuiten, die in Bureſchs Abweſenheit bis nach Duſchnik, dem Urſitz der Händel, vorzudringen wagten.

So kamen die großen Vorſätze und Peter Bureſchs Kriegsartikel in Verfall.

Ja, es kam noch mancherlei in Verfall.

Nach dem Abzug der Duſchniker, des älteſten, nun ſchon erfahrenen Theiles ſeiner Bauernarmee, die den Kern bildete, fühlte ſich Peter Bureſch zu ſchwach, um auf einem ſo weit vorgerückten Poſten wie Horſchowitz länger ſtehen zu bleiben, um ſo mehr, als die Bauern dieſer Gegend nicht geneigt waren, ſich ihm anzuſchließen. Wenn ſeine eigenen Landsleute, ſagten ſie, ihn verlaſſen, wie ſollen wir Vertrauen zu ihm haben? Auch thaten die Barfüßer Mönche von Horſchowitz, frühzeitig von den

Jeſuiten aus Oborſchiſcht dazu aufgefordert, das Ihrige, den Krieg als einen Krieg gegen die heilige Kirche darzuſtellen. Beweis genug waren die Ketzer aus Ribnik. Peter mußte ſich alſo zum Rückzuge entſchließen, um in ſeiner Heimat die Armee wieder zu ſammeln und ihr mit Strenge einen friſchen, kriegeriſchen Geiſt einzuflößen. Die Raubſchützen waren ein genug ſtarker Kern, mit dem und um den ſich wieder eine Macht ſammeln ließ, bedeutend genug, um die Soldatenmacht, die man aus Prag erwartete, zurückzuſchlagen, vielleicht zu vernichten, denn Peter Bureſch wußte ſchon, daß ihm, trotz aller Mühen des Paters Quirinus, keine zu furchtbare Uebermacht werde entgegengeſtellt werden, da man die Soldaten nothwendiger an der ſächſiſch-preußiſchen Grenze brauchte und den Bauerntumult in den Wäldern zu ſehr verachtete.

Aber ſchon auf ſeinem Rückzug fand Peter Bureſch einen Feind, auf den er am Wenigſten gefaßt war.

Hluboſch, Schloß und Dorf, war abgefallen, hatte ſich ſtark und zweckmäßig befeſtigt und zeigte Peter Bureſch, als er zurückkam, eine eiſerne Stirne.

Das kam ſo.

Als Peter Bureſch noch in Hluboſch ſtand, verſammelte er oft die Bauern um ſich, ſprach ihnen über die Befreiung von Laſten, die ſie drückten, vom Hochmuth der Herrſchaften, von der Gleichheit aller Menſchen, die mit Feuer und Schwert hergeſtellt werden müſſe. Ein Bauer, dunklen und ſinnigen Geſichtes, ſtand da, meiſt neben ihm, und hörte aufmerkſam und ernſt zu, und oft, wenn Peter Bureſch des Sprechens müde war, nahm er das Wort auf und fuhr fort, mit größerer und gewichtigerer Beredtſamkeit, die von der Peter Bureſchs auf-auffallend abſtach, über dieſelben Gegenſtände, über Freiheit und Gleichheit, über die Brüderlichkeit unter allen Menſchen zu ſprechen, über den Bund der ganzen Menſchheit, über Vergangenheit und Zukunft. Seine Worte hatten etwas Geheimnißvolles und Prieſterliches, was auf die Bauern mächtiger wirkte als die zornmüthigen, wilden Reden Peters. Sie ſprachen nicht von Feuer und Schwert, ſondern von Frieden und Liebe und ließen in eine ferne Zukunft blicken, welche all die ſchönen Träume verwirklichen ſollte, zu welchem Zwecke, wie er ſagte, ſich die Menſchen in Brüderlichkeit zuſammenthun werden, ja ſich theilweiſe ſchon vereinigt haben. Es war ſo viel Ruhe und Ueberzeugung in Allem, was er ſagte, daß ihm die Bauern lieber und leichter glaubten als Peter Bureſch. Selbſt Peter Bureſch hörte ihm gerne zu, und als er fortzog mit ſeinen Duſchnikern und die Hluboſcher ſo gläubig und überzeugt ſah, konnte er das Schloß keiner beſſeren Beſatzung überlaſſen, als den Hluboſcher Bauern, und ihnen keinen beſſeren Kommandanten geben, als jenen beredten Weiſen. Dieſer Bauer nannte ſich Mikolas Bjelohlawek, welches zu Deutſch Nikolaus Weißhaupt heißen würde.[1]

Aber ſchon zwei Tage nach dem Abzuge Peter Bureſchs mit ſeinen Duſchnikern berief Nikolaus Weißhaupt die Bauern, die unter ſeinem Befehle ſtanden, zuſammen und führte ſie in die unterirdiſchen Gemächer, über deren Thüren das Zeichen des Dreiecks angebracht war. Die Thüren, welche die Duſchniker eingerannt und erbrochen hatten, waren wieder geſchloſſen, wie ehemals. Nikolaus Weißhaupt zog einen Schlüſſelbund hervor und öffnete eine nach der andern. Die Bauern folgten ihm ſchweigend, und von den ſonderbaren Zeichen, Geräthſchaften und Malereien zur Andacht angeregt, in den großen Saal, über deſſen Thüre ein großes Gemälde prangte, welches einen mit Dunſt und Qualm ringenden Sonnenaufgang vorſtellte. Nikolaus Weißhaupt benahm ſich in Allem, als ob er hier zu Hauſe wäre. Offenbar kannte er jeden Winkel, jedes Geräthe, jedes Geheimniß dieſer unterirdiſchen Räume.

Im Saale öffnete er einen Schrank, der bisher allen Blicken verborgen geblieben, und holte ein großes Buch hervor, das er mit Andacht und Ehrfurcht auf den Altar legte. Als er es aufſchlug, wurden allerlei Zeichen und geheimnißvolle Charaktere ſichtbar. Die Bauern horchten aufmerkſam und faſt furchtſam, als er mitten aus dem Buche, aus dem Texte herausgeriſſen, mit ſchwerem, gewichtigem Tone und mit Nachdruck zu leſen begann:

---

[1] Sonderbares Zuſammentreffen! Muß man bei dieſem Namen nicht an den Regenerator der geheimen Verbindungen des vorigen Jahrhunderts, an Weißhaupt denken? Noch heute gibt es Familien dieſes Namens, Bjelohlawek, in jenen Gegenden Böhmens.

„Eine der erſten und heiligſten Pflichten muß es ſein, den Stand des Ackerbauers, des Pflegers und liebſten Kindes unſerer Mutter Erde, zum Bewußtſein ſeiner Entwürdigung zu bringen, die Leibeigenſchaft, die ſchreiendſte Verhöhnung der Menſchenrechte abzuſchaffen, die Laſten, die ihn unterdrücken, zu beſeitigen, für ſeine geiſtige Bildung zu ſorgen, den Aberglauben, die Menſchenfurcht — die ſchwerſten Feſſeln der Menſchheit, zu brechen und ihn zu einem Stand von Freien, von Glücklichen zu machen, wie er es verdient durch Arbeit und durch die Tugenden, die bei ihm ſchlummern. Das betheuern wir anzuſtreben, darauf all unſer Dichten und Trachten zu wenden, Leben und Gut dafür einzuſetzen, als für den erſten Grundſtein einer neuen, beſſeren und glücklicheren Gemeinſchaft.“

Nikolaus Weißhaupt ſchloß das Buch wieder. Als er ihnen den Sinn des Geleſenen in klaren und ſchlichten Worten auseinanderſetzte, war es in ihrem Kopfe, wie auf dem Bilde über der Thüre, wo die Sonne durch Nebel und Qualm zu dringen ſucht. Und als er ihnen von einem Bunde weiſer und edler Männer ſprach, der ſich über die ganze Erde ausgedehnt, um überall mit vereinten Kräften zu ſolchen Zwecken zu wirken, und daß ihr Herr, der Fürſt Schönborn, einer der Meiſter dieſes Bundes, vielleicht in dieſem Augenblicke irgendwo mit ſolchen weiſen Männern zuſammen tage über die Verwirklichung dieſer Sätze, und er ſie vorwurfsvoll fragte, ob ſie gegen einen ſolchen Freund mit Feuer und Schwert auftreten wollten, und er endlich ermahnend hinzufügte, daß ſie auf dieſe Weiſe die Pläne der Edlen nur vereiteln und am Ende des Weges, den ſie betreten, für jetzt nur

Unheil und doppelte Unterdrückung ſie erwarte — da falteten ſie gerührt und erſchrocken die Hände, wie zum Gebete. — Die ihre Waffen mitgebracht hatten, ließen ſie unwillkürlich fallen.

Am Ende ſeiner Rede fügte Nikolaus Weißhaupt hinzu, daß ihn dafür, daß er das Geheimniß ſeiner „Brüder“ und ſeines „Meiſters“ verrathen, vielleicht ſchwere Strafen erwarten, er müßte es aber thun, um ſie abzuhalten von einer That des Undanks gegen ihren Herrn, der es ſo gut mit ihnen meinte.

Ob Nikolaus Weißhaupt ganz aufrichtig war, als er die Bauern von einem Wege abhielt, den er „für jetzt“ für unheilvoll hielt, oder ob er etwas jeſuitiſch verfuhr, wie es wohl die Freimaurer des vorigen Jahrhunderts pflegten, um ſeinem Herrn und „Meiſter“ ſein Eigenthum und der „aufgehenden Sonne“ eine wichtige Loge zu retten — wir wiſſen es nicht.

Aber Hluboſch, Schloß und Dorf, war für Peter Bureſch verloren, und als er auf ſeinem Rückzuge dahin zurückkam, wies es ihm eine eiſerne Stirne. Er mußte unverrichteter Dinge weiter zurück bis Duſchnik, denn jetzt waren es die Bauern ſelbſt, verbunden mit der Leibwache des Fürſten, welche Hluboſch vertheidigten.

So war ein feſter Punkt verloren, den andern gab man freiwillig auf. Peter wollte ſeine ganze Macht um ſich verſammeln, um den Soldaten, deren Ankunft er erwartete, die Spitze bieten zu können, und rief den Ungarmichel zurück aus dem Meierhofe. Was ſollte er auch länger dort, da Obtſchov in Aſche lag und Alles geflohen war? Nur Zdenko wandelte jetzt dort zwiſchen den ſchwarzen Trümmern der Hütten, einſam, verlaſſen. Seinen Vater aufzuſuchen, fiel ihm nicht ein.

Nur das Kloſter ließ Peter Bureſch beſetzt, um die Kaiſerlichen aufzuhalten, wie ſehr ſich auch die ketzeriſche Beſatzung herausſehnte. Denn es gingen wunderbare Dinge im Kloſter vor. Offenbarer Spuk! Oft in der Nacht ſchlurften lange, dunkle Geſtalten an den Wachen vorbei, durch die Gänge, ohne daß man wußte, woher ſie kamen, wohin ſie gingen. Wenn man ſich ein Herz faßte und ſie verfolgte, waren ſie ſchnell verſchwunden, verſchlungen von der Nacht und von der Erde. Am Morgen fand man mancherlei Veränderungen im Kloſter. Schränke waren geöffnet, die man früher nicht bemerkt hatte, einzelne Papiere oder auch Geldmünzen waren durch die Gänge zerſtreut, als ob ſie Jemand in Eile verloren hätte. Einmal ſogar verſchwand aus der Mitte der ſchlafenden Bauern, im großen Konventſaale, wo ihnen noch den Abend vorher der einäugige Slavik vorgeleſen hatte, die Chronik des Bruders Procopius. Doch blieben ſie auf ihrem wichtigen Poſten unter dem Befehle des einäugigen Slavik und des Ketzers Hynek Jarmilo. Erſterer, wenn er ſich ordentlich bekreuzt hatte, fürchtete auch allenfalls Geiſter nicht, und der Andere disputirte ſie mit ungläubiger Miene weg vom Erdboden und ſuchte ſich Alles auf natürliche Weiſe zu erklären.

Unter dem Schutze dieſes vorgeſchobenen Poſtens, der die Prager Straße beherrſchte und ihn leicht von der herannahenden Gefahr unterrichten konnte, ſammelte Peter Bureſch ſeine Armee und ſuchte ihr den alten Geiſt wieder einzuflößen. Es iſt wahr, er hatte den ruhigen Blick von ehemals nicht mehr, er flößte nicht mehr das Vertrauen ein, wie zu Anfang, und war in dieſem Gefühle mißtrauiſch, verdrießlich und grauſam. In Duſchnik wurde er mit Murren empfangen, die Weiber ſchrien laut gegen ihn, denn ſie fühlten ſich ſicher, da er nie etwas gegen ihre Widerſetzlichkeit gethan, nie ein Weib beſtrafen ließ und ihre Drohungen zu verachten ſchien. Die Männer kamen beim Schall der Trommel nur langſam und zögernd, meiſt unbewaffnet, aus den Häuſern hervor. Aber als er den Umgarmichel mit ſeiner entſchloſſenen Schaar um ſich hatte, ging Alles beſſer. Mit ihrer Hülfe, da ſie ihm unbedingt gehorchten, ließ er den Schrecken regieren. Die Flüchtigen ließ er auf der Flucht erſchießen oder in ihren Häuſern aufſuchen und aus dem Bette reißen, um ſie nach den Kriegsartikeln zu behandeln. Freilich blieben da Viele, die Einen aus Angſt, die Andern, weil ſie ſelbſt an Entſchloſſenheit gewonnen, mitten unter den Entſchloſſenen und dem härtenden Feuer des

Schreckens und der Strenge. Aber Viele flohen weiter als bis an die Schwelle ihrer Häuſer, ſie flohen tief in die Wälder. Denn die Soldaten, hieß es, ſind im Anzuge und mit ihnen Trenk'ſche Panduren, die damals ſchon das Kind in der Wiege zittern machten. Selbſt der Alte vom Hammer zitterte. Er dachte an hundert traurige Möglichkeiten und ſuchte den Scheerenſchleifer Zerzog, der von Zeit zu Zeit wieder in der Gegend auftauchte und Peter Bureſch aufmunterte. Er wollte mit ihm über einen möglichen Rückzug ſeines Sohnes nach Baiern ſprechen, aber er war nirgends zu finden. Er zog immer weiter, er machte immer größere Kreiſe in den Wäldern, er wurde immer ängſtlicher, er malte ſich traurige Möglichkeiten immer trauriger aus — eine Hinterthüre zum Entkommen mußte man ſich für jeden Fall beſorgen. Aber der Scheerenſchleifer war nicht zu finden.

Peter Bureſch ſelbſt zitterte nicht. Er war zwar etwas verwirrt, der Zorn über die Widerſetzlichkeiten, über die Furcht vor den Kaiſerlichen, über die Auflöſung, die trotz Allem in ſeinen Reihen wieder zur Vorſchein kam, machten ihn kurzſichtiger als ſonſt. Aber er hatte Muth, er wollte den Feind in offener Schlacht erwarten und hoffte, ihn mit Hülfe ſeiner tapfern Schaar von Raubſchützen und ſeiner Kenntniß des Bodens zu ſchlagen und ſo das ſchwankende Vertrauen durch einen Sieg über die ſogenannte geſetzliche und reguläre Macht wieder zu befeſtigen. So zog er hinaus auf die Anhöhen vor dem Dorfe, auf die Seite, wo der Feind aller Berechnung nach kommen mußte, ſtellte Wachen aus und befeſtigte einzelne Punkte. In dieſer Stellung erwartete er das Zeichen aus Oborſchiſcht.

Elftes Kapitel.

Aber das Zeichen aus Oborſchiſcht kam nicht, und der Ungarmichel machte Witze über die langſamen Weiberſchritte Ihrer Majeſtät der Kaiſerin.

Der Ungarmichel irrte ſich. Ihre Majeſtät die Kaiſerin Maria Thereſia machte nur langſame Weiberſchritte, wenn es dem preußiſchen Fritze entgegenging, kam aber ſchnell und plötzlich, wie ein Ungewitter, wenn es galt, über die Unterthanen herzufallen. Der arme einäugige Slavik hat es zuerſt erfahren.

Er ſaß oben auf dem Thurme des Oborſchiſchter Kloſters und ſtrengte ſein einſames Auge ſo gewiſſenhaft an, als ob er noch ein Dutzend guter Augen zu verderben gehabt hätte. Vom Thurme aus konnte man die Straße viele Stunden weit überwachen, wie ſie ſich ſo weiß wie ein ſchäumender Bach durch die dunklen Wälder hinſchlängelte, über Hügel und Ebenen bis zu dem ſogenannten kleinen heiligen Berge, weit weit vom Oborſchiſchter Kloſter. Aber wie er da oben horſtete und Alles, was er in Leib und Geiſt an Kraft beſaß, ſich in dem Einen Auge ſammelte und er nicht den Schatten eines andern Gedankens hatte, als nur zu ſehen und immer zu ſehen, da wurde es unter ihm im Kloſter plötzlich gewaltig unruhig. Ein zerriſſenes Geſchrei, aus vielen Schreien der Ueberraſchung zuſammengeſetzt, von verworrenem Waffenlärm, Fluchen und endlichem Hülferufen durchdrungen, wozu bald Flintenſchüſſe kamen in immer ſchnellerer Folge, drang herauf zu ihm, als ob er auf einem hohen Berge ſtünde und ein wildes Gewitter ihm zu Füßen ſich entlüde. Es dauerte einige Zeit, bis alle ſeine Fähigkeiten aus dem kleinen

Punkte des Einen Auges, wo ſie zuſammengedrängt waren, ſich allmählig zurückzogen, um ſich wieder als Gehör, Gefühl, Verſtand auf ihre gewöhnlichen Poſten zu begeben. Dann aber ſprang er mit wilden Sätzen wie eine Katze die Treppe hinab.

Welch ein Anblick!

Ueberall ein buntes Gemiſch von Bauern, Pfaffen, Soldaten. — Plötzlich war der Feind aus dem Boden gewachſen, mitten im Kloſter in allen Ecken und Enden — aus den Dielen, aus den Mauern, ja von den Stubendecken war er wie überreife Frucht herabgefallen. In gewaltiger Ueberzahl ſtand er mitten unter den erſchrockenen Bauern, von den Mönchen geführt, und metzelte die Ketzer nieder, bevor ſie zu ihren Waffen greifen konnten. Als der einäugige Slavik hinunterkam, waren Wände und Eſtrich vom Blute gefärbt.

Zu mir! rief er mit donnernder Stimme, daß die Soldaten einen Augenblick in ihrem blutigen Geſchäfte inne hielten und ſich umſahen. Er benutzte es und ſprang über Schultern und geſchwungene Säbel hinüber in den Konventſaal. Neuer Muth beſeelte bei dieſem Rufe die Beſtürzten; aus den Gängen und Zellen drängten ſie ſich mitten durch die Soldaten und bildeten einen feſten Knäuel um den einäugigen Slavik. Schnell hatte er einen ſchwach beſetzten Ausgangspunkt des Konventſaales erſpäht, und während der Knäuel um ihn Piken, Senſen und Büchſen den Soldaten von allen Seiten entgegenſtreckte, daß der Haufe ausſah wie ein gereiztes Stachelſchwein, drückte, ſchob, bewegte er ihn von innen nach dem ſchwach beſetzten Ausgangspunkte, den er bald erreichte. Die Soldaten ſchloſſen ebenfalls ihre Reihen und folgten mit langſamen Schritten und ſchickten ihnen volle Salven nach. Mancher Ketzer fiel; die Uebrigen ſchoben weiter über den langen Gang bis an die Treppe. Immer enger ſchloſſen ſie ſich an einander und rollten wie eine Kugel hinab bis an die Thüre, die aus dem untern Gange in die Kirche führte. Dorthin wollte ſie Slavik bringen.

An den Altar! rief er, dort ſind wir ſicher.

Nein! rief Hynek Jarmilo aus dem Knäuel heraus mit feſter, widerſprechender Stimme.

Nein! rieſen die andern Ketzer, wie aus Einer Kehle, und blieben feſt vor der Thüre ſtehen.

Die Patres hinter den Soldaten, welche auf der Treppe ſtanden, lachten laut auf. Schnell luden die Ketzer noch einmal und ſchoſſen über die Soldaten hinweg in die ſchwarze Reihe der Patres. Pater Quirinus und manche andere fromme Väter fielen. Da lachten ihrerſeits wieder die Ketzer, und lachend warfen ſie ihre Waffen hin und ſtellten ſich wie aufgeſteckte Ziele längs der Wand und ſtimmten wie auf ein gegebenes Zeichen und aus Einer Kehle die böhmiſche Ueberſetzung des Liedes „Eine feſte Burg“ an. Die Soldaten von der Höhe der Treppen zielten gut. Es war aus mit dem einäugigen Slavik, mit Hynek Jarmilo und der ganzen Schaar der Ketzer aus dem Dorfe Ribnik.

Darum kommt kein Zeichen, keine Botſchaft aus Oborſchiſcht beim Ungarmichel an. Witze ſind ſchlecht angebracht. Noch macht er welche am Abend deſſelben Tages im befeſtigten Lager auf den Höhen vor Duſchnik — während die kaiſerlichen Truppen nach Przibram marſchiren, auf einem großen Umwege, in einem Halbkreiſe, geſchützt von den Wäldern und dem Dunkel der Nacht. Sie haben einen guten Führer, der die Gegend genau kennt und dem daran liegt, Duſchnik zu überraſchen und es ohne Schwertſtreich zu nehmen, um einem langen Kampfe auszuweichen, während deſſen man ſich an der Geißel, an ſeinem Sohne Zdenko, den dieſer Führer noch gefangen glaubt, halten und rächen könnte.

So kommt es, daß, während Peter Bureſch links vom Dorfe gut verſchanzt den Feind erwartet, der Feind mit erſtem Morgendämmern von Przibram her auf der andern Seite ins Dorf einrückt, den ſchmalen Weg zwiſchen den Gartenmauern herauf, gradaus auf den großen Platz, wo die Bäume ſtehen mit den Kriegsartikeln Peter Bureſchs.

Trommelſchlag weckt die im Dorfe Zurückgebliebenen. Das iſt eine andere Trommel, als die, welche ſie einſt zur Robbot rief. Neugierig ſteckten ſie die Köpfe zu den kleinen roth eingerahmten Fenſtern heraus. Welch ein prächtiger Anblick — eine mächtige Kolonne zu Fuß, gefolgt von einer oder zwei Schwadronen ernſt und ſtolz blinkender Huſaren. Sonderbar aber und unheimlich ſehen die Geſtalten aus, welche zu Fuß oder auf kleinen Pferden reitend die ganze Kolonne regellos, wild umſchwärmen — vorn, hinten, von allen Seiten. Sie tragen rothe oder ſchwarze Kappen oder auch breite Hüte mit zerſetzten Krempen, die ſchlapp und ſchmutzig um Geſicht und Nacken hängen. Von der Schulter herab wallt ein langer breiter blutrother Mantel, der die ſchmächtige, aber ſehnige Geſtalt verdeckt, zugleich mit einem Gürtel, der reich beſetzt iſt mit Dolchen und Piſtolen von allerlei Art. Die Füße ſind in rothes Tuch gehüllt, welches durch ſchmale, kreuz und quer gebundene Riemen feſtgehalten iſt, ſo daß man ihre Schritte nicht hört, wie die Schritte der Katzen. Auf dem Rücken hängt nachläſſig an einem Riemen das ungewöhnlich lange Gewehr, das mit dem Ende des Laufes faſt bis an die Knöchel reicht — an der Hüfte der krumme Säbel in bunter Scheide. — Es ſind Das die Panduren oder Rothmäntel, welche Baron Trenk die Güte hatte dem Major Bombelles auf einige Tage zu borgen. Die blutrothen Mäntel und die vielerlei Waffen weggedacht, ſehen ſie gar nicht ſo ſchrecklich aus — faſt könnte man ſagen, ſie ſind ſchön. Das braune Geſicht mit der kühnen Adlernaſe, die dunkeln Haare und fein gemalten Augenbrauen, die leuchtenden Augen und das beſtändige Lächeln um den feinlippigen Mund machen zuſammen eine ſchöne Figur. Aber dieſes beſtändige Lächeln iſt es eben. Sie lächeln auch, wenn ſie Kinder ſpießen, und haben ſanfte und zärtliche Ausdrücke bereit, wenn ſie dem Feinde den Kopf abſchneiden.

Auf einen Wink ihres Führers zerſtreuen ſie ſich und ſind nicht mehr zu ſehen. Alle Ausgänge des Dorfes, Schluchten und Schlupfwinkel in den Wäldern ſind in kurzer Zeit von ihnen beſetzt. Denn in Wäldern, Gebüſchen und Schluchten fühlen ſie ſich bald heimiſch, kennen ſie bald jeden Baum und Stein —

das haben ſie aus ihren heimiſchen kroatiſchen Wäldern mitgebracht, wo ſie das edle Räuberhandwerk trieben und all die Künſte lernten, mit welchen ſie jetzt den habsburgiſchen Thron befeſtigen und in Duſchnik Geſetz, Ruhe und Ordnung herſtellen werden.

Graf Bombelles, der an der Spitze der kaiſerlichen Truppen in Duſchnik einreitet, hat die gemeſſene Weiſung, die Sache ſo ſchnell als möglich abzumachen, da man keinen Mann lange entbehren kann und mit den Bauerngeſchichten nicht viel Zeit verlieren will. Er ſoll kurz und ſummariſch verfahren, die Führer beſeitigen, die Gegend unſchädlich machen und wieder davon reiten. Er macht ſich ſofort ans Werk. Die zurückgebliebenen Bewohner im Dorfe haben ſich verſammelt, die Trommel wird gerührt, die Soldaten ziehen einen weiten Kreis um die Verſammelten, und ein Feldwebel verliest mit lauter Stimme folgende Schrift, die ihm Graf Bombelles, der Major, gleichgültig und gelangweilt übergeben hat:

„Im Namen Ihrer k. k. Apoſtoliſchen Majeſtät Maria Thereſia, Königin von Hungaria, Bohemia ꝛc.

Kund und zu wiſſen Allen, denen zu wiſſen nothwendig.

Die Regierung des Königreichs Böheim im Namen der allergnädigſten Königin Maria Thereſia, Königin von Böheim, läßt Verzeihung, Gnade und Vergeſſen allen Denen angedeihen, ſo ſich in dieſem Jahre als Verführte durch Wort und That an den ungeſetzlichen und verbrecheriſchen Thätlichkeiten Peter Bureſchs betheiligt haben, ſo ferne dieſe Verführten reuig und demüthig zur geſetzlichen Ordnung zurückkehren, freiwillig die Waffen niederlegen und zur Arbeit und geſetzlichen Pflichten ſich als treue Unterthanen Ihrer Majeſtät der allergnädigſten Kaiſerin bekehren.

Beſagter Peter Bureſch, der Erregung von Aufruhr gegen Ihrer Majeſtät Regierung und die beſtehenden Geſetze, der Verleitung Ihrer Unterthanen zu verbrecheriſchen Handlungen, der Konſpiration mit Ihrer Majeſtät Feinden, der Gottloſigkeit und des Unglaubens, des Mords, des Raubs und der Plünderung und anderer mehrfacher Verbrechen angeklagt, ſoll vor ein Standgericht geſtellt und nach dem Wortlaut des Geſetzes mit ihm verfahren werden.

Gegeben in der k. k. Hauptſtadt Prag ꝛc.“

Während der Verleſung dieſes Aktenſtücks ließen die einzelnen Bauern langſam ihre Waffen fallen und zogen ſich ſo weit von ihnen zurück, als es der Kreis, den die Soldaten um ſie geſchloſſen, erlaubte. Die Weiber drängten ſich durch und in die Häuſer, um die etwa noch vorhandenen Gewehre vor die Thüre zu werfen. Mika, der gleich nach ſeiner Ankunft im Dorfe mit Hülfe einiger Soldaten in den Schüttboden gedrungen war, kam bleich und mit zerrauften Haaren heraus. Er hat das Gefängniß leer gefunden — er iſt zu ſpät gekommen. Die Weiber erzählten ihm mit Vorwürfen, daß ſie ſelbſt ſeinen Sohn befreit haben, und reuig und mit zerknirſchtem Herzen ſchlich er aus dem Dorfe fort, zurück nach dem verbrannten Obtſchov, um dort ſeinen geretteten Sohn aufzuſuchen.

Indeſſen hatte Peter Bureſch erfahren, was im Dorfe vorging. Raſch brach er auf und rückte in Ordnung und feſtgeſchloſſenen Reihen aus dem Lager dem Dorfe zu. Kaum war er den Hügel hinab, als aus dem Walde rechts und links mit unhörbaren Schritten die Kroaten hervorkamen und das Lager beſetzten. Sie waren nur noch einige hundert Schritte vom Dorfe, aber nahe genug, um zu bemerken, daß jeder Eingang ſtark von Soldaten beſetzt war. Peter wandte ſich um, um noch einmal ſeine Schaar zum Angriff zu ordnen und ihnen Muth einzuſprechen.

Da ſprang Martin Kinnich aus dem Hohlwege hervor. Ihr Männer, rief er, was wollt ihr euch todtſchlagen laſſen von einer mächtigen Ueberzahl, beſonders da eben der Generalpardon für euch alle verleſen wurde, mit Ausnahme freilich, fügte er höhniſch hinzu, Peter Bureſchs, der die Gefälligkeit hatte, mich vom Kommando abzuſetzen und ſo vom Galgen zu retten.

Peter Bureſch ſtarrte ihn lange an, dann ſchlug er ſich mit der Fauſt vor die Stirne und rief: Das war unſer Verräther! Ich Dummkopf! — Schießt ihn nieder!

Der Ungarmichel legte an, doch bevor er abdrückte, ſagte Peter Bureſch mit Verachtung: Laßt ihn laufen! und Kinnich lief in der That nach dem Dorfe zurück.

Aber die Worte Kinnichs hatten ihren Eindruck nicht verfehlt. Ein Murren und Murmeln ging durch die Reihen Peter Bureſchs: „Es iſt vergebens! — Wozu ſich umſonſt todtſchlagen laſſen? — wir haben Pardon!“

Peter Bureſch ſah ſich traurig um, und wie er die ſchwankenden murrenden Maſſen ſah, ließ er den Kopf hängen. Todtenbläſſe bedeckte ſein Geſicht, und er ſchloß die Augen, wie um ſich zu beſinnen. An den Ungarmichel gelehnt, ſagte er mit bebender Stimme: Siehſt du, ſo ſind die Bauern! — Dann rief er laut: Wer die Waffen ſtrecken will, der thue es. Er kann ungehindert von dannen ziehen.

Klirrend, dröhnend ſtürzte Waffe auf Waffe zu Boden. Peter Bureſch ſtieß einen wilden Schrei aus und wandte ſich ab. Er ſchien wieder in jenen Starrkrampf verfallen zu ſein, in dem wir ihn ſchon einmal geſehen haben. Als er wieder zu ſich kam, drängte ſich die kleine Schaar von Raubſchützen um ihn — die Bauern waren alle fort. Geht, ſagte er, es iſt aus — die Zeit iſt noch nicht gekommen.

Aber die Raubſchützen blieben.

Geht! rief er noch einmal mit gebieteriſcher Stimme — ich weiß mich zu retten, an der baieriſchen Gränze finden wir uns wieder!

Es iſt kein Ausweg für dich! ſagte der Ungarmichel — komm mit uns, ſo ſchlagen wir uns durch.

Wozu noch umſonſt euer Blut vergießen und für mich? Ich habe einen guten Schlupfwinkel, in dem ſie mich nicht auswittern ſollen.

Da gingen ſie, und als ſie ſich umſahen, war jede Spur von Peter Bureſch verſchwunden.

Zwölftes Kapitel.

Dorf und Umgegend blieben vom Schreck gelähmt und ruhig. Kein Widerſtand, keine Widerſetzlichkeit machte ſich geltend, wenn nicht etwa das proteſtirende Schreien und Weinen der Schweſtern und Mütter, wenn man ihre jungen Söhne und Brüder zuſammenfing und ſie truppweiſe, von Panduren begleitet, nach Prag abſchickte, um ſie von dort weiter an die preußiſche Gränze gegen die Feinde der Kaiſerin zu jagen. Sonſt ſah man ſcheinbar ruhig zu, obwohl man im Geheimen die Zähne knirſchte und die Fauſt ballte, wenn man das Vieh aus dem Stalle jagte, um es theilweiſe an den großen Wachtfeuern mitten im Dorfe zu braten oder als gute Beute den Kameraden in Prag zuzutreiben, wohin es dann mit den jungen Rekruten zugleich wanderte. Denn es ward als gutes Mittel zur Sicherung der Ruhe in dieſen unruhigen Gegenden für alle künftige Zeit erachtet, wenn man alle waffenfähige Mannſchaft und alles noch übrige Beſitzthum daraus entführte.

Graf **Bombelles**, auf deſſen Anordnung all Das geſchehen und der ſeine Reſidenz im Schloſſe aufgeſchlagen hatte, war, trotzdem Alles gut von Statten ging, doch ſehr verdrießlich. Die Expedition langweilte ihn gewaltig — er hätte ſie — ſein Befehl lautete darnach — gern aufs Schleunigſte zu Ende gebracht, aber das war nicht möglich, ſo lange Peter Bureſch nicht mitten im Dorfe an einem Baume hing. Umſonſt war das ganze Dorf, alle Häuſer vom Keller bis zum Dache, war der ganze Wald, jedes Geſträuch durchwühlt und durchſtöbert worden; umſonſt zog ſich eine ununterbrochene Kette von Huſaren und Panduren in einem weiten Kreiſe rings durch die Wälder, über Hügel und Thäler. Peter Bureſch war nicht zu finden. Entkommen konnte er nicht ſein, er mußte alſo in irgend einem Verſtecke ſicher geborgen liegen. Graf Bombelles ließ aufs Gerathewohl Einzelne aus den Bauern herausgreifen und nach guter herrſchaftlicher Sitte über die Bank legen, um ihnen das Geheimniß des Verſteckes mit Hülfe des Stockes zu entreißen. Sie ſchrieen, ſie litten unſägliche Qualen, ſie wurden halbtodt oder als Krüppel von der Bank fortgetragen — aber das Geheimniß war nicht enthüllt. Wir wiſſen nicht, ob die Unglücklichen ihren Führer von vorgeſtern verrathen hätten, wenn ihnen ſein Verſteck bekannt geweſen wäre — wir wiſſen nur, daß ſie in der That nicht wußten, welcher Schlund der Erde ihn verſchlungen hatte. So litten, um Alles treu zu berichten, was die Tradition an Namen und Thatſachen auf uns gebracht hat, der lange Wlach und der alte weiche Tomeſch.

Da Alles vergebens war, kam Graf Bombelles auf ein kluges Mittel. Der Vater mußte es wiſſen, wo der Sohn verſteckt war, alſo ſoll der Vater den Sohn verrathen. Der alte Bureſch, der wieder verzweifelt heimgekehrt war, nachdem er den baieriſchen Scheerenſchleifer umſonſt geſucht hatte, wurde herbeigeſchleppt und auf die Marterbank gelegt. Bevor ihn die Panduren hinſtrecken konnten, riß er ſich noch einmal los, richtete ſich hoch auf und ſchrie dem Grafen Bombelles, der aus dem Schloßfenſter den Exekutionen zuſah, mit ſtolzer Stimme zu: Ich bin ein alter Soldat des Prinzen Eugen, des edlen Ritters!

Aber was kümmerte den Grafen Bombelles ein alter Soldat des Prinzen Eugen, des edlen Ritters? Er mußte leiden, wie die Andern, und noch härter.

Der Alte vom Hammer knirſchte die Zähne zuſammen — aber über den zuſammengeknirſchten Zähnen lächelte er und lächelte und lächelte immer — murmelte zuweilen den Namen ſeines geliebten Sohnes — und lächelte wieder, bis er bewußtlos von der Bank hinabrollte wie todtes Holz.

Der Eine und Einzige unter den Bauern, der Peter Bureſchs Verſteck kannte und es wohl auch verrathen hätte, konnte von den Soldaten nicht gefaßt werden, denn er war ſchon Tags zuvor, bevor dieſe Maßregeln in Gang kamen, von ihnen gefaßt worden und reſidirte mit dem Grafen Bombelles unter demſelben Dache. Freilich etwas ſchlechter, denn er ſchmachtete tief unten im Schloſſe, in dem dunkeln feuchten Loche, wo ſonſt widerſpenſtige Bauern, die ihre Robbotpflichten nicht erfüllen wollten, zu ſitzen pflegten. Der Eine war Martin Kinnich. Ihm war, als dem Urheber des Bauernaufſtandes, daſſelbe Loos zugedacht, wie Peter Bureſch, aber in Berückſichtigung des Fürwortes von Seiten Mika's und der Väter Jeſuiten für die guten Dienſte, die er im Verlaufe der Begebenheiten geleiſtet, war er zu zehnjähriger Zuchthausſtrafe und Schanzenarbeit begnadigt worden. Da ſaß er nun im Loche, die Zeit erwartend, bis ihn Graf Bombelles mit ſich fortnehme nach Prag und ihn ſeiner Beſtimmung in Ketten und Banden entgegenführte. Zeit genug hatte er, in ſeiner Einſamkeit darüber nachzudenken, wie er ſich von dieſer Beſtimmung befreien könne, und er benutzte die Zeit.

Peter Bureſch, im unterirdiſchen verfallenen Gemach des alten Schloſſes, das von außen wie jeder andere unſchuldige Hügel ausſah, erfuhr von Allem nur, was ihm Lunetta zu berichten für gut fand. So wußte er nichts von den Wunden ſeines Vaters, und ausgeſtreckt auf ſeine Hirſchhaut, beleuchtet vom Flackerlichte des Kienſpans in der Ecke, aß er vom Braten und trank vom Wein, die Lunetta den Soldaten im Dorfe, während ſie tanzte, ſang und prophezeite, vom Wachtfeuer wegſtahl. Er lachte über die dummen Bauern, die nur zu dulden haben, was ſie verdienen, und fühlte ſich am Wohlſten, wenn gerade ein Panduren-Piquet, das nach ihm ſuchte, gerade über ſeinem Haupte auf dem einladenden Hügel Raſt hielt und man unten im Gemache ihre Flüche und Verwünſchungen über die vergebliche Mühe hören konnte. — Ihr armen Jungen oder Helden, ſagte er dann, bald hoffe ich euch aus meinen Wäldern in einem höflichen Briefe anzuzeigen, daß eure Mühe vergebens iſt, und ich glaube, ihr werdet dann davon überzeugt ſein!

Es war nämlich abgemacht, daß noch dieſe Nacht Lunetta einem einquartierten Soldaten die ganze Kleidung vom Bette ſtehlen und Peter Bureſch bringen ſolle. In dieſer Verkleidung war es dann leicht, durch die Kette der ausgeſtellten und reitenden Poſten in die Wälder zu entkommen.

Aber in dieſer Nacht ſollte noch etwas Anderes geſchehen.

Martin Kinnich hatte die Zeit zum Nachdenken gehörig benutzt. Als er das Geſchrei der geprügelten Bauern hörte, kam er ſchnell mit ſeinem Nachdenken zum Ziele. Am Abend ließ er dem Grafen Bombelles ſagen, er habe mit ihm in aller Unterthänigkeit etwas ſehr Wichtiges zu verhandeln. Es kam keine Antwort. Was ſollte der Bauer mit dem Grafen Wichtiges zu verhandeln haben? Da ließ ihm Martin Kinnich ſagen, er kenne den Aufenthalt Peter Bureſchs, und nach wenigen Minuten ſtand er vor dem Grafen.

Wo iſt er? — wo ſteckt er? — ſprich, ſchnell! — rief ihm der Graf entgegen.

Verzeihung, allergnädigſter Herr! — antwortete Kinnich, ſich tief verneigend, das geht nicht ſo ſchnell — ich habe meine Bedingungen.

Bedingungen — rief der Graf — frecher Bauer, du wagſt es, von Bedingungen zu ſprechen? Ich laſſe dir hundert Stockſtreiche aufzählen, das wird dir die Bedingungen austreiben.

Hundert Stockſtreiche mehr oder weniger — ſagte Kinnich, indem er die Ohren zwiſchen die Schultern zog — man muß ſich daran gewöhnen, wenn man ſich auf zehn Jahre Zuchthaus vorzubereiten hat. Ich kann von meinen Bedingungen nichts nachlaſſen, gnädiger Herr. Einen Menſchen, bei dem es ſich um den Galgen handelt, zu verrathen, das iſt nichts Kleines und will gut verkauft ſein.

Und wie theuer verkauft, Schurke? —

Um zehn Jahre Zuchthaus!

Ho ho!

Kinnich ließ ſich nicht ſtören und fuhr mit ruhiger Frechheit fort: Ich kann nicht anders. Warum haben mir Euer Gnaden den Galgen nachgelaſſen? Weil ich offenbar Verdienſte hatte, Verdienſte um Thron und Altar, weil ich eine Konſpiration mit dem Feinde Ihrer Majeſtät aufgedeckt habe und Manches that, was die Fortſchritte der dummen, verführten Bauern aufhielt. Man hat aber noch nicht erkannt, daß ich, den man den Anſtifter des Aufruhrs nennt, zu Anfang nur den Oberbefehl übernahm, um ungeſetzliche Thaten zu verhindern — warum hätte ich ſonſt ſo viele Tage lang in den Wäldern gefaullenzt? —

Kinnich hielt inne, um zu ſehen, welche Wirkung ſeine wohlgeſetzten und gut ausgedachten Worte auf den Grafen hervorbrachten. Da dieſer ſchwieg, fuhr er fort: Ich wollte nur ſagen, daß, wenn ich durch die Gnade Ihrer Majeſtät meiner Verdienſte wegen vom Galgen zum Zuchthaus begnadigt worden bin, ich wohl eines neuen Verdienſtes wegen vom Zuchthaus zur vollkommenen Verzeihung begnadigt werden könnte.

Das kann nicht ſein! — rief der Graf.

Doch, Eure Gnaden haben Vollmacht — rief Martin Kinnich dagegen und warf ſich vor die Füße des auf und ab wandelnden Grafen — und ich habe Weib und Kind!

Der Graf blieb ſtehen und ſah verächtlich auf den Knieenden nieder. Was bieteſt du für deine Begnadigung?

Peter Bureſch! — rief Kinnich laut — Peter Bureſch, den unruhigſten und gefährlichſten Kopf, der das Land noch tauſend Mal aufwiegeln kann, der die Wälder entvölkert, ein Schreck aller Förſter und forſtbeſitzenden Herrſchaften.

Wann? fragte der Graf weiter.

In einer Stunde! rief Martin Kinnich eifrig.

Gut! — ſagte der Graf nach einigem Nachdenken.

Martin Kinnich küßte die Hände des Grafen. — Aber ich brauche Soldaten! ſagte er endlich.

Nimm dir zehn Mann mit! —

Zehn Mann? — ſagte Kinnich beſorgt — Peter iſt ſtark wie ein Rieſe und liſtig und verſchlagen — ich brauche wenigſtens zwanzig Mann.

Nimm, ſo viel du willſt, Memme!

Martin Kinnich ſoll ſich mit einer halben Kompagnie beeilen, an deren Spitze er, die ausgedehnte Vollmacht benützend, dahinzieht, ſtolz wie ein Feldhauptmann, ſo bald er ins Freie kommt, aber ſchleichend und gebückt, ſo lange er zwiſchen den Häuſern des Dorfes hingeht. Er ſoll ſich beeilen, denn eben iſt Peter Bureſch damit beſchäftigt, ſeinen gewaltigen Leib in die enge Soldatenjacke zu zwängen, während Lunetta vor Ungeduld mit den Füßen zappelnd neben ihm ſteht und den hohen, ſpitzzulaufenden ſchwarzen Czako mit dem gelben Adler in Händen hält.

Nein! — ruft plötzlich Peter Bureſch — lieber liege ich noch ein Jahr in dieſem Loche, als daß ich dieſe bunte Knechtlivree nur eine Stunde am Leibe behalte.

So ſprechend, reißt er die bunte Jacke wieder von den Schultern, wirft ſie weit weg in einen Winkel und ſich ſelbſt auf die Hirſchhaut.

Lunetta hebt die Jacke wieder auf. Ach! fleht ſie, du brauchſt ſie ja nicht einmal eine Stunde zu tragen. In den Eiſenhämmern bei Hluboſch kannſt du ſie wieder abwerfen. Aber jetzt beeile dich. Ich bitte dich, mein theurer Herr, — es iſt keine Zeit zu verlieren, und wir haben noch ſo viel zu thun. Muß ich dir nicht noch den Bart ſcheeren und einen Zopf flechten?

Einen Zopf? — lacht Peter Bureſch und ſieht ſie erſtaunt an — glaubſt du, ich würde mir einen Zopf flechten laſſen, und wenn der Galgen hier zwei Schritte vor meinen Augen ſtände? Ha ha! — einen Zopf!

Nun gut, es wird vielleicht auch ohne Zopf gehen — aber nimm die Jacke, mein theurer Meiſter! flehte Lunetta.

Warum drängſt du ſo auf die dumme Verpuppung? Das kann auch in zwei Stunden oder morgen oder übermorgen geſchehen!

Ach, es iſt mir ſo weh zu Muthe! — wimmerte Lunetta —

es liegt mir ſchwer wie ein Alp auf der Bruſt und iſt mir, als ob wir ſehr zu eilen hätten.

Lunetta hatte es kaum geſagt, ſo hörte man draußen rings um den Hügel ein Geräuſch von Waffen, Schritten, Kommandoworten.

Jetzt kann ich doch nicht fort — ſagte Peter Bureſch mit gedämpfter Stimme — ſie lagern wieder ums alte Schloß. Sei ſtille!

Lunetta war ſtille, ſie wagte es kaum, zu athmen. Aengſtlich kauerte ſie in den Winkel und ſtarrte unverwandten Blickes durch die Dämmerung nach dem Steine, der die Thüre dieſes verborgenen Gemaches bildete. — War es das bewegliche Licht des Kienholzes, das ſie täuſchte, oder bewegte ſich wirklich der Stein? Zitternd, aber unhörbar kroch ſie auf Peter Bureſch zu und umklammerte ihn mit beiden Armen, immer nach dem Steine hinſtarrend. Es war nicht das täuſchende Licht — der Stein bewegte ſich wirklich, er fiel, und — hereinſtrömten, mit Luchsaugen ſuchend, gebückt, mit vorgehaltenen, langen Flintenläufen, immer lächelnd, die Panduren.

Ein furchtbarer Schrei, der in der Wölbung klagend und traurig wiederhallte, drang aus Lunetta's Bruſt. Mit einem Sprung war ſie am leuchtenden Kienſpan, warf ihn zur Erde und trat mit ihren nackten Füßen darauf, um Peter Bureſch in Nacht zu bergen. Es war zu ſpät, die Rothmäntel haben gute Augen.

Am frühen Morgen ſchon war das Dorf Duſchnik von Soldaten wie ausgefegt — die Bewohner ſchliefen noch — aus weiter Ferne hörte man nur noch die Trommel. Mitten im Dorfe an dem großen Kaſtanienbaum hing Peter Bureſch — ihm zu Füßen ſaßen der Alte vom Hammer und Lunetta. Sie warteten, bis die Soldaten weit genug ſein würden, um dann Peter Bureſch abzuſchneiden. An demſelben Baum klebten noch Peter Bureſchs Kriegsartikel.

Der alte Bureſch ſaß da, kalt, ſtumm, ſtarr vor ſich hinſehend, während kalte Thränen auf ſeinen Wangen ſtanden. Zum erſten Male ſeit langer Zeit ſpielte er wieder mit ſeinen Schlangen und bedauerte wohl, daß ſie keine Giftzähne hatten.

Von Zeit zu Zeit wandte er ſich zu Lunetta und ſprach kurze Worte, die ſie nicht hörte und deren Sinn, wenn man ſie zuſammenhielt, ungefähr war: Lunetta, ich gehe mit euch zu den Zigeunern — meine Schlangen können ſchön tanzen, und ich werde euch viel Geld einbringen. Lunetta, ich gehe nicht mehr fort von dir, denn du haſt ihn geliebt.

Lunetta hatte den Kopf tief hinabgebeugt in ihren Schooß und ſang gedankenlos und mit tonloſer Stimme traurige Zigeunerweiſen, ſo leiſe, daß nur ſie ſelbſt ſich hören konnte.

In ſpäter Abenddämmerung erſchien eine alte, auf Krücken gebeugte Zigeunerin, mit vielfachen Pflaſtern im Geſicht, bei Martin Kinnich und bat um Herberge. Es iſt ein halber Aberglaube — aber man wagt es nicht oft, Zigeunern ein Obdach zu verſagen, und ſchickt ſie meiſt in die Scheunen. Auch die alte Zigeunerin wurde in die Scheune geſchickt, und es war noch nicht Mitternacht, als ſchon Scheune und Haus in Aſche lagen und die Zigeunerin verſchwunden war. — Martin Kinnich war ein Bettler und zog als ſolcher durchs Land.

Auch der Bauernadvokat war ein Bettler, denn der Kontrakt mit den Prager Holzlieferanten leerte ihm noch die Strümpfe mit Thalern, die er aus dem Brande gerettet hatte. Zdenko konnte ihn nicht ernähren, denn er war mit fortgenommen worden, als man dieſe Gegend von aller waffenfähigen Mannſchaft reinigte.

Das iſt die ſonderbare Geſchichte eines Bauernkrieges, um welchen man ſich in dem allgemeinen Kriege, der damals die Welt elend machte, nicht kümmerte und von welchem ſo wenig Urkunden ſprechen, daß ein gewiſſenhafter Geſchichtsſchreiber oder Leſer ſie nicht zu glauben braucht.

Erzählungen eines Unſtäten.

Weit bin ich geritten,
Viel hab ich geſehen.

Volkslied.

Le mie prigioni.

Anſtatt einer Vorrede.

Der geneigte Leſer wird ſchon nach Durchleſung der beiden erſten Bücher dieſer Erzählungen erkennen, daß die Aufzeichnung derſelben unter verſchiedenen Abſichten begonnen, weitergeführt und beſchloſſen worden, daß der Verfaſſer, mit Einem Worte, im Verlauf der Arbeit den urſprünglichen Plan geändert hat. Für ſolches Aus-der-Rolle-fallen iſt ein Schriftſteller ſeinem Publikum Rechenſchaft ſchuldig.

Der urſprüngliche Titel „Reiſememoiren", unter dem dieſe Skizzen zum größten Theile in der Kölniſchen Zeitung erſchienen ſind, deutete es genugſam an, daß ich mannigfaltige, perſönliche Erlebniſſe aus verſchiedenen Epochen und Gegenden habe liefern wollen. Vom Schickſal, wie ein abgeriſſenes Blatt, durch die verſchiedenartigſten Länder und Verhältniſſe umhergetrieben, glaubte ich mich mit dreißig Jahren alt genug, um zu memoirenhaften Aufzeichnungen berechtigt zu ſein; um ſo mehr berechtigt, als ich nicht eine perſönliche Entwicklungsgeſchichte, die Niemand intereſſirt, ſondern Ereigniſſe und Begebenheiten, die an ſich intereſſant ſchienen, habe geben wollen. Aber bald mußte ich mich überzeugen, daß auch dieſes ohne Indiskretion nicht möglich war. Hätte ich das nicht ſelbſt eingeſehen, manche ängſtliche, aus der Ferne kommende Bitte, doch ja Dieſes und Jenes zu verſchweigen, hätte mich darauf aufmerkſam machen müſſen. Gewiſſes Literatenthum unſerer Zeit hat Freunde und Bekannte eines Schriftſtellers leider zu ſolcher Aengſtlichkeit berechtigt, und ich war durch dieſe

Bitten weniger beleidigt als gekränkt. Schon nach der Abfaſſung des erſten Buches ſah ich es ein, daß ich Ton und Form ändern und manchen intereſſanten Stoff, den mir Erinnerung lieferte, aufgeben müſſe, und ich ging ſo allmählig in die rein novelliſtiſche Weiſe über, bei der alle Gefahr der Bloßſtellung lebender Perſonen vermieden wurde.

Dieſer Gefahr wäre ich ſchwerlich entgangen, hätte ich die Aufzeichnungen unter denſelben Verhältniſſen fortgeſetzt, unter denen ich ſie angefangen; denn angefangen habe ich ſie in einer Lage, in der ich mir ſelbſt als todt und begraben habe erſcheinen können, abgelöst von allen alten Banden, getrennt durch unüberſteigliche Hinderniſſe von Allem, was mich an die Vergangenheit knüpfte — ein lebendig begrabener, ſtiller Mann. Ich war aus dem Vaterlande verbannt und als Verbannter im Zellengefängniſſe eines fremden Staates. Alſo war ich durch viele Dante'ſche Höllenkreiſe von meiner Welt geſchieden. Aber es gibt keinen Ort, der ſo geeignet wäre, alte Erinnerungen um ſich zu ſammeln, ſich mit einem gewiſſen Behagen in die Vergangenheit zu ergeben, wie ein pennſylvaniſches Zellengefängniß, und ich finde nicht, daß Dante Recht hat, und „die Erinnerung glücklicher Zeiten in Elend“ iſt nicht der größte Schmerz, ſondern ein Troſt und eine Art von Weiterleben im Jenſeits — ein Weiterleben, das ſein Fegefeuer, ſeine Hölle, wie ſein Paradies hat.

Herrn Miniſter Maupas danke ich dieſe Erfahrung. Louis Napoleon glaubte nach dem Staatsſtreiche, ſich mit der wohlunterrichteten Polizeipräfektur nicht begnügen zu können, und ſchuf ſich ein Polizeiminiſterium. Aber das blutjunge und unerfahrene Polizeiminiſterium tappte um ſo mehr im Dunkeln, als die altehrwürdige Präfektur auf den mit größerer Würde ausgeſtatteten Neuling eiferſüchtig war und ihm alle Kanäle abſchnitt, die ſeine Allwiſſenheit nähren ſollten. Das neue Polizeiminiſterium hatte nichts zu ſchaffen; in ſeinen weiten Räumen war es öde; menſchenſcheu und des Müſſiggangs müde, ſchlichen ſeine zahlloſen Beamten in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle umher. Sie ſahen aus wie Schatten, die ziel- und zwecklos an den Ufern des Styx umherirren und die Erlöſung erwarten; ſie fühlten ſich verdammt zu der unausſtehlichen Qual, die Dante vergeſſen hat, zu der Qual des Ueberflüſſigſeins. Es war ein Miniſterium beſoldeter, aber überzähliger Beamten. An Maupas war es, ſie zu erlöſen, und wir waren die ſchwarzen Schafe, die er zum Erlöſungsopfer auswählte. Er erfand eine Verſchwörung, und in der Nacht des 3. Februars 1853 wurde die große Polizeirazzia vorgenommen und die myſteriöſen Räume von Mazas verſchlangen zweiundſechzig Unſchuldige.

Ich ſchlief den Schlaf der Gerechten, als mit der erſten Morgendämmerung ſämmtliche Diener des Hotels mit bleichen Geſichtern in die Stube ſtürzten, gefolgt von zwei Unbekannten mit Phyſiognomien von Monſeigneurs. Monſeigneur aber heißt in Frankreich ein Dietrich oder Diebesſchlüſſel, und der Ausdruck ſtammt aus jener guten alten Zeit, da die großen Herren anſtatt der Diebe in die Häuſer der armen Bauern brachen. — Ich wollte mich erheben, aber die beiden Geheimnißvollen erſuchten mich, im Bette zu bleiben, bis eine gewiſſe dritte Perſon, der Polizeikommiſſär, ankomme. Sie ſetzten ſich an den Kamin, ließen ein Feuer anzünden und prüften mit durchdringenden Blicken jedes Möbel. Endlich kam der Polizeikommiſſär, ein Mann mit einem behaglichen Hausvatergeſichte, der ſich vor mein Bett ſtellte und mit der Miene eines Komödienfürſten, der ſeinen Stern zeigt, den Rock aufknöpfte und ſeine trikolore Schärpe ſehen ließ. Darauf, wie auf ein gegebenes Zeichen, warfen ſich die beiden Monſeigneurs auf meine Bücher, und nachdem ſie alle Titel geprüft, unterſuchten ſie ihr Inneres, ob nicht Papiere darin ſteckten; dann vertheilten ſie ſich in Stuben und Kabinet und ſchleppten alle möglichen Papiere auf einen Haufen zuſammen, die der Kommiſſär muſterte und aus denen er ſämmtliche Briefe, die ein neueres Datum trugen, ausſuchte und zuſammenlegte. Dann ſuchte man in allen Winkeln und Verſtecken nach Waffen, und da man nichts fand als einen Life preserver, erſuchte mich der Kommiſſär, mich ſchleunigſt anzukleiden und ihm zu folgen — denn er verhafte mich im Namen des Geſetzes. Auf dieſes Wort fingen die Diener, die an der Thür horchten, ein lautes Geheul an, das ſich in Schluchzen und Klagen verwandelte, als ich in der Mitte der Poliziſten durch ihre Reihen ſchritt. Wie ich ſpäter erfuhr, hatte einer der Kellner, ein edler Sohn der Auvergner Berge, die heroiſche Idee, ſofort eine Revolution zu machen und mich noch auf der Treppe der Polizeigewalt zu entreißen; aber ein beſonnener Walter Fürſt, wahrſcheinlich ein Gothaer, hielt ihn von dem gewagten Unternehmen ab und rieth zu paſſivem Widerſtand. Vor der Thüre erwartete uns ein großer, ſchwarzer, geſchloſſener Wagen, der beſtimmt ſchien, ganze geſetzgebende Verſammlungen aufzunehmen. In der Rue Faubourg Montmartre verließ uns der Kommiſſär ſammt dem Wagen und übergab mich den beiden Agenten. Dieſe erſuchten mich, nun ſelbſt einen Wagen zu miethen, da der Weg nach Mazas ſehr lang und ſie ſehr müde ſeien, da ſie die ganze Nacht gearbeitet hätten. Ich konnte aber ihrem Wunſche nicht willfahren; ich wollte meine Freiheit ſo lange als möglich genießen und noch etwas von der friſchen Morgenluft einathmen. Denn wer konnte mir ſagen, für wie lange Zeit ich der Gefangenſchaft, welchem Schickſal überhaupt ich entgegen ging? Wir lebten in der Zeit der Transportationen, und die Juſtiz war ſo reformirt, daß ſelbſt das unſchuldigſte Gewiſſen ſich nichts zu prophezeien wagte. So wanderten wir denn zu Fuße die Boulevards entlang. Paris iſt am frühen Morgen nicht lieblich anzuſehen; es gleicht da einer alten Kokette, die man vor der Toilette überraſcht, ehe ſie ihr Roth aufgelegt. Dennoch ſchien es mir in dieſem Augenblicke unendlich ſchön und, im Vorgefühl des engen Gefängniſſes, unendlich groß und weit, wie eine Welt. „Zu meiner Rechten Michael, zu meiner Linken Gabriel“ zog ich frohen Muthes weiter und hörte kaum auf die Vorwürfe meiner beiden Schutzengel, die mich des Undankes anklagten. Sie hatten mich ja ausſchlafen laſſen, während ſie einundſechzig Andere aus dem ſüßeſten Schlafe und Manche von dieſen aus den Armen der Gattin oder Geliebten geriſſen haben. So ſprechend, freuten ſie ſich in der Erinnerung über die verſchiedenen, ſonderbaren, erſtaunten, erſchrockenen oder ergrimmten Geſichter, die ſie in dieſer Nacht zu ſehen bekamen, und ich dachte: auch dieſer Stand hat ſeine Freuden. Und ich dachte ferner, daß die banalen Entſchuldigungen wie: „Wir thun nur unſere Pflicht, gewiß mit ſchwerem Herzen“ ꝛc. nur leere Phraſen ſeien. — Auf der Höhe der Marais angekommen, wurden meine Begleiter ſchweigſamer; ſie ſchienen mich ganz zu vergeſſen und ſahen aufmerkſam, mit ächteſtem Späherblicke nach rechts und links. Das Trottoir war noch nicht ſehr belebt; nur hie und da ſtanden oder ſaßen einzelne Individuen, die mehr oder weniger überwacht und nichts weniger als geſetzmäßig ausſahen. Bei unſerem Herannahen ging Mancher von dieſen auf die Seite und aus unſerem Wege. Manchem ſah ich es an, daß er mich als einen Verhafteten erkannte und mich mit einem gewiſſen, wenn auch nicht theilnehmenden Intereſſe betrachtete, während auf den untern Boulevards keiner der Vorübergebenden errieth, daß ich mich in einer ausnahmsweiſen und nicht beneidenswerthen Lage befand. Jetzt ging ich durch ein Publikum, das für Dergleichen ein geübtes Auge hatte und meine Begleiter zu würdigen verſtand. Auch dieſe ihrerſeits kannten ſo manches Geſicht, das uns von der Seite anſah, und ſie warfen ſich von Zeit zu Zeit einen Blick oder auch ein unverſtändliches Wort zu. Vor einer Weinkneipe ſtand ein Jüngling mit ſehr verwegenem Geſichte, die brule-gueule im Munde, die Kappe auf der Seite. Als wir herankamen, ſchlug er die Arme in einander, wie Napoleon, und ſah uns unverwandten Auges an. „Der iſt bald reif,“ ſagte lachend der Eine meiner Begleiter, und der Andere rieb ſich die Hände. „Was wollen Sie damit ſagen?“ fragte ich. — „Nun,“ antwortete er, froh wie ein Landmann bei der Ausſicht auf eine gute Ernte, „nächſtens haben wir nur zu ſchütteln, und dieſer Knabe fällt uns von ſelbſt in den Rachen. Aber,“ fügte er nachdenklich hinzu, „er hat une Forte Sorbonne.“

— Sorbonne heißt in der Diebesſprache der Kopf, der Geiſt — gewiß ein Kompliment für die Pariſer Univerſität. Ich habe nie gehört, daß unſere Prager Diebe den Geiſt Karolina genannt haben; nicht einmal Ferdinandeum, und das Ferdinandeum heißt doch zugleich das Jeſuitenkloſter.

Endlich auf dem Platze der Baſtille — wozu hat man ſie niedergeriſſen? — wozu hat man die Juliſäule errichtet? — ſo viel Arbeit um ein Leichentuch! — Endlich tauchten die ſchwarzen Mauern des Gefängniſſes von Mazas empor. Ich ging graden Weges auf das Thor los, aber meine Begleiter machten mich auf eine Kneipe aufmerkſam, die unweit vom Thore liegt, und fragten mich, ob ich nicht noch ein Frühſtück einnehmen wollte. Auf meine verneinende Antwort gaben ſie mir den Wunſch zu erkennen, daß ſie ſich ſelbſt gern an einem petit verre erquicken wollten. So treue Begleiter verdienten einen kleinen Lohn, und ich trat mit ihnen ein. Niemals werde ich das teufliſche Gelächter vergeſſen, mit dem uns das Weib hinter dem Schenktiſche empfing: „Aha!“ rief ſie, „habt ihr den Vogel im Neſte erwiſcht!“ Und Das in Gegenwart des gefangenen Vogels. Lachend ſchenkte ſie den Cognac ein, und die Beiden, froh einer ſolchen Würdigung von Seiten des ſchönen und zarten Geſchlechtes, fingen aufs Neue an, von der rude besogne dieſer Nacht wie von großen Thaten zu erzählen.

Zehn Schritte führten aus der Kneipe ins Gefängniß. Ein eiſernes Gitter öffnete ſich raſſelnd; meine Begleiter nahmen ernſte und unterwürfige Amtsmienen an und führten mich, rechts vom Eingang, in die Stube des Greffiers, der ſo früh ſchon mit der Feder in der Hand da ſaß und ſehr verſchlafen und verdrießlich ausſah. Es war mir, als ſollte ich ihn für ſeine Bemühung um Verzeihung bitten. Man ſtellte mich unters Maß, man fragte mich nach Namen, Stand, Wohnung, Charakter und beſchrieb mich ſo genau, als ſollte mir ein Paß nach Nukahiwa ausgeſtellt werden. Die Polizeiagenten entfernten ſich, und es nahm mich ein Gefangenwärter in Empfang. Er öffnete eine Eiſenthüre und ſchob mich durch. Ich ſtand in einer weiten Halle, in welcher mehrere uniformirte Gefangenwärter auf und ab gingen. Einer derſelben führte mich durch die Halle, rief eine Nummer, und es kam ein anderer Kollege, der vor ſich hinmurmelte: „Noch Einer! aber Das iſt ja ein wahrer 2. Dezember!“ Dieſer Reflexionsmenſch führte mich ſchweigend durch einen der langen Strahlen des in Sternform gebauten Gefängniſſes. Rechts und links reihten ſich dreifach übereinander die unzähligen ſtummen Thüren der Zellen, und längs der Thüren liefen lange Galerien mit Eiſengittern hin. Ueber eine Treppe gelangte ich auf die erſte Galerie, wo mein Begleiter wieder eine Nummer rief. Es kam einer der Gefangenwärter, die ewig und regelmäßig, wie Uhrpendel, vor den Zellenthüren auf und ab gehen, nahm mich in Empfang, ſteckte einen gewaltigen Schlüſſel in ein gewaltiges Schloß — es raſſelte, es krachte, die Thüre gähnte auf — ich ſtand in der ſtillen, einſamen, kahlen Zelle. Der Wärter unterſuchte mich oberflächlich, fragte, ob ich nicht ſchneidende Inſtrumente bei mir hätte, fügte hinzu, das ſei nur für die Form und ging. Wieder krachte das Schloß, und ich war allein.

Da ſtand ich und blickte um mich und ſah Nichts; denn die Zelle in ihrer Leerheit und Kahlheit, war wie aus Nichts gebaut. Das kleine Bett mit dem kleinen Tiſchchen und dem Strohſeſſel verſchwanden in Eins mit dieſem Nichts. Die Zelle war drei Schritte breit, ſechs Schritte lang und außerordentlich hoch, ſo hoch, daß das kleine Fenſterchen mit Gitter und Blende, nah an der Decke, wie ein ferner, beinahe ausgebrannter Stern letzter Größe erſchien — wie der Zeidak, an dem der Araber ein gutes Auge prüft.

Müde und unausgeſchlafen warf ich mich auf das Bett und ſetzte bald den Schlaf fort, aus dem ich ſo unangenehm geweckt worden war, und als ich erwachte, ſah ich zwei fremde Geſichter, die mich mit Verwunderung anſahen. Es war der Gefängnißdirektor mit einem andern, wie es ſchien, höhern Beamten. Sie fragten mich höflich, ob ich nicht irgend etwas zu ſagen, zu bemerken, zu verlangen hätte? Ich dankte und fragte wieder, wann ich verhört werden ſolle? Die Herren wußten es nicht. Wie, ſagte ich, iſt es nicht Geſetz, daß man ſpäteſtens vierundzwanzig Stunden nach der Verhaftung verhört werden ſolle? — „Nein, mein Herr, das iſt nicht Geſetz in Frankreich.“ — „J'en suis faché pour la France“ — Sie zuckten die Achſel, verbeugten ſich und gingen.

Bald darauf huſchte ein kleiner, blaſſer Abbé herein mit unzähligen, troſtlos ausſehenden Büchern unter dem Arme und fragte, ob ich nicht die Tröſtungen der Religion bedürfe? Ich dankte, und er huſchte noch ſchneller hinaus. Es ſah aus, als wäre er durchs Schlüſſelloch verſchwunden.

Ich brauchte weniger Troſt als Zerſtreuung, und um dieſe zu finden, fing ich an, die Zelle aufs Neue und ins Einzelnſte zu prüfen. Aber ach, ſie blieb leer und kahl und dazu ſo ſchrecklich rein gehalten, daß alle Hoffnung auf ein freundſchaftliches, durch den Uſus der Gefangenen garantirtes Verhältniß mit einer Maus oder einer Spinne verſchwand. Wie glücklich war ich, als ich endlich in einem Winkel eine Inſchrift entdeckte. Sie war ſehr lakoniſch, und doch erzählte ſie mir in meiner Lage, an dieſem erſten und allen folgenden Tagen, eine lange und rührende Geſchichte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?“
„Oh mes amis!“

So war mir der Refrain gegeben, der immer wieder und wieder auftauchte, wenn ich die Zelle durchſchritt oder bei einem Glaſe Wein — denn der Leſer wird bald erfahren, daß ich im Gefängniß ein Sybaritenleben verführte — an die Freiheit und an die anderen fernen Freunde und Freundinnen dachte.

„Oh Amélie! où êtes-vous à-présent!“ ſeufzte ich oft und fühlte eine unendliche Sehnſucht nach Amelie.

Plötzlich öffnete ſich ein kleiner Schieber, und wie ein Märchen vom Tiſchlein deck dich, erſchien auf einem Brettchen ein kleines Töpfchen mit Fleiſch, Suppe und einem großen Stück Brodes.

Man tiſchte mir das Beſte auf, das nach der Regel des Gefängniſſes aufgetiſcht werden darf; aber der Topf und der hölzerne Löffel ſahen ſehr unappetitlich aus, und ich vertröſtete meinen Magen auf beſſere Zeiten, die auch bald kamen; denn ſchon am nächſten Morgen erlaubte man uns, unſere Koſt vom Reſtaurant holen zu laſſen und dieſelbe mit ziviliſirtem Meſſer, Gabel und Löffel zu verſpeiſen. Das Töpſchen an der Luke prüfend, entdeckte ich darüber ein kleines Loch in der Thür, in welchem ſich ein kleines Glas befand, das beweglich und ſo geſchliffen war, daß es wohl einen Einblick von Außen nach Innen, aber keinen Ausblick von Innen nach Außen geſtattete. Ich war alſo von dem Hüter, deſſen dumpfen Schritt auf der Galerie ich hören konnte, beobachtet — ein höchſt unangenehmes Gefühl, ſelbſt für ein reines Gewiſſen. Abends kam dieſer Hüter herein, um die Gasflamme, die bis neun Uhr brennen durfte, anzuſtecken. Er hatte ein höchſt gutmüthiges Geſicht, und ich ſah ihm an, daß er ſich gern in ein Geſpräch eingelaſſen hätte; aber die Pflicht verſchloß ihm den Mund. Doch konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ſich die neuen Gefangenen in denſelben Zellen befinden, welche am 2. Dezember die Deputirten der Nationalverſammlung aufgenommen hatten. In dieſer Zelle, ſagte er, wohnte der General Changarnier, unter dem ich in Afrika gedient habe. — Biſt du ein alter Soldat, dachte ich, ſo werde ich dich ſchon zum Plaudern bringen. Und in der That iſt mir Das ſchon nach den erſten Tagen gelungen, und dieſes um ſo leichter, als unſere Wächter ſämmtliche neue Gefangene für höchſt wichtige Perſonen hielten. Denn unter uns befanden ſich einige herzogliche und gräfliche Namen, deren Glanz in den Augen der naiven und von aller Welt abgetrennten Gefangenwärter auch die plebejiſchen vergoldete. Außerdem war offenbar Befehl gegeben, uns mit großer Rückſicht zu behandeln. Und da man in Frankreich gewohnt iſt, dieſelben Leute, die heute im Gefängniß ſitzen, morgen in den höchſten Stellen prangen zu ſehen, und dieß im Jahre des Heils 1853 mehr als je der Fall geweſen, und wir außerdem die Zellen einnahmen, welche vor etwas mehr als einem Jahre von den berühmteſten Männern Frankreichs, alten Miniſtern, ruhmgekrönten Generalen und Dichtern bevölkert gewesen — war es da nicht möglich, daß einige dieſer myſteriöſen Gefangenen dermaleinſt und vielleicht bald mächtige Protektoren der armen Gefangenwärter abgeben könnten? Und in der That machte mir mein Argus bald wie einem Protektor den Hof, erzählte vom General Changarnier und Lamoricière, von ſeinen Schlachten und Abenteuern, von ſeinem kleinen Gehalt und von den vielen Kindern, die er zu ernähren hatte; ließ mich die Namen meiner Mitgefangenen errathen und ſchloß ſeine Reden gewöhnlich mit der Andeutung, wie ſchön es von mir ſein würde, wenn ich ihn nach meiner Befreiung ebenfalls aus der Einſamkeit und langen Weile des Gefängnißlebens befreien und ihm z. B. eine Stelle als Garçon de bureau in irgend einem Miniſterium verſchaffen wollte. Meinen Verſicherungen, daß er ſich mit ſeinem Anliegen an den Unrechten wende, ſetzte er einen hartnäckigen Unglauben entgegen, und ich ließ ihn am Ende, ächt jeſuitiſch, in dem mir nützlichen Aberglauben ſtecken.

Schon am zweiten Tage erlangte ich die angenehme Ueberzeugung, daß man nicht gewillt war, uns hart zu behandeln. Man erlaubte mir, an meine Freunde, freilich franzöſiſch und in ungeſiegelten Briefen, zu ſchreiben und ihnen meine Verhaftung anzuzeigen und aus meiner Wohnung Kleider und Wäſche kommen zu laſſen. Auf dieſe Briefe hin verwandelte ſich mein Gefängniß bald, und wie auf einen Zauberſchlag zugleich in einen Garten, in eine Bibliothek und in eine lukulliſche Speiſekammer. Blumenſträuße und Töpfe kamen von allen Seiten; aus dem Gewächshauſe Daniel Sterns, des Verfaſſers der Februarrevolution, kamen ſogar ganze Blüthenbäume, und ich war gezwungen, meine Fenſterluke Tag und Nacht offen zu halten, daß mich, wie Freiligraths Schöne, Blumenduft nicht tödte. Zwiſchen Blumen und Bäumen ſtanden hohe Pfeiler aus Büchern aller Sprachen aufgeſchichtet und zwiſchen Blumen und Bücherpfeilern, hold verſteckt und wie Veilchen lockend, Weinflaſchen aller Zonen, zeitvertreibende, herzerheiternde Genoſſen, und neben ihnen die materielleren Geſellen aus Chevets Magazinen, Paſteten mit Gansleber aus Straßburg und Trüffeln aus Perigord. Da ſaß ich ein gefangener

Epicuri de grege porcus.

Ja, wer jene Tröſterin hätte ſehen können, die man in profaner Sprache „Kaffeemaſchine“ nennt, und die, von der Spiritusflamme erhitzt, vor mir auf dem Tiſche ſtand und Lieder ſang und Märchen erzählte, der hätte mich auch für einen beatus ille procul negotiis nehmen können.

Ach, ich war es nicht! Trotz Wein und Büchern drückte die Einſamkeit wie eine Bleikappe auf mein Hirn; ich lag auf einer unſichtbaren Folter, die mich reckte und dehnte und mir Löcher in die Stirn bohrte, aus denen alle fröhlichen Gedanken entflohen. Ich zählte die Tage, die Stunden, die Minuten; ich ſchritt meine ſechs Schritte auf und ab, bis ich vor Schwindel nicht weiter konnte und aufs Bett fiel; ich kletterte mit Hülfe des Tiſches und Stuhles, die ich auf einander thürmte, zu dem kleinen Fenſterlein empor und betrachtete zwei und, wenn es hoch kam, drei Sterne auf dem Quadratfuß Himmel, der mir gegönnt war.

Oh Amélie! où êtes-vous à-présent?
Oh mes amis!

Die Lokomotive im benachbarten Bahnhofe ließ mir keine Ruhe, ihr Pfiff, der einzige Ton, der zu mir gelangte, ging mir wie ein ſchneidendes Meſſer durchs Herz. Sie erzählte mir, wie zum Hohne, von Italien, dahin ihre Bahn geht, von der weiten, weiten Welt, und wie ſchnell man ſich heute bewegt, und „daß ich bin gefangen.“

Der Abend, der dem Gefangenen willkommen ſein ſollte, weil er wieder einen Tag begräbt, der Abend iſt ſeine traurigſte Zeit, denn er iſt die Zeit der Sehnſucht, des gemüthlichen Zuſammenſeins. Dem Gefangenen wird die Sehnſucht zum Fieber.

Man ſtarrt die unbewegliche Mauer an, ob ſie ſich nicht doch öffnen wird, und bald hat man nicht übel Luſt, ſeinen Kopf als Mauerbrecher zu gebrauchen. Alle die Gedanken, die man den Tag hindurch, über ſich allein ſitzend, aus Büchern geſchöpft, alle die Phantaſien, Wünſche, Hoffnungen, Sorgen, die man ſelbſtquäleriſch oder in glücklicher Selbſtvergeſſenheit geweckt hat und die man im Zwiegeſpräche, im Austauſche nicht los werden konnte, erheben ſich des Abends im wilden Gedränge und wollen heraus aus ihrem Gefängniß, heraus ins Leben, für das ſie geprägt ſind, und arbeiten an ihren Schädelkerkerwänden, als wollten ſie ſie ſprengen. Rettung! Rettung! Und die iſt nella miseria die Erinnerung del tempo felice! Man ſchließt die Augen; heitere und traurige Bilder der Vergangenheit ziehen vorbei, man greift unwillkürlich nach der Feder, jenem Zauberſtabe, um ſie feſt zu halten — und ſo begann ich, auf das Papier, das mir ein Kerkermeiſter geliefert, nachfolgende Erzählungen und Skizzen niederzuſchreiben.

Eigentlich gehört nur ſo viel zu meiner Vorrede, und ich ſollte mit einigen beſcheidenen, an den Leſer um Nachſicht gerichteten Bitten hier abbrechen — aber ich fühle mich gedrängt, mie prigioni fortzuſetzen, um dem Lande, das den Verbannten, trotz jener Haft, gaſtlich aufgenommen, das Zeugniß auszuſtellen, daß in ſeinem Schooße trotz Allem und Allem die freiheitlichen Ueberlieferungen nicht auszuſterben vermögen, und daß ſelbſt der Gefangene der Früchte jenes humanen Inſtinktes genießt, der den Franzoſen auszeichnet. Als ich meiner Haft entlaſſen war, hatte ich das Unglück, es vor einem Journaliſten auszuſprechen, daß ich drei Wochen im Gefängniß von Mazas einer dreiſtündigen Haft in irgend einem heimatlichen Gefängniſſe vorziehe, und das Wort lief durch mehrere Journale.

Ich hätte beſſer gethan, es vor einem Fremden nicht auszuſprechen; da es aber einmal gedruckt iſt, will ich es um ſo weniger ableugnen, als der Vorwurf, den es enthält, nicht eigentlich mein Vaterland trifft.

Ich will fortfahren, um jenen Ausſpruch zu erhärten und zugleich allen jenen Bekannten und Unbekannten zu danken, die mich während der Zeit meiner Haft und ſpäter bei ähnlicher Gelegenheit durch die zarteſten Aufmerkſamkeiten, durch Hülfeleiſtungen aller Art, durch die lebhafteſte Theilnahme für immer verpflichtet haben.

Erſt drei Tage nach meiner Verhaftung wurde mir der Verhaftsbefehl zugeſtellt, der mir geſetzlich ſogleich bei meiner Verhaftung hätte gezeigt werden ſollen, und erſt am fünften Tage wurde ich vor den Unterſuchungsrichter geführt. Er empfing mich in einer etwas düſteren Stube, vor einem lodernden Kaminfeuer ſitzend, während hinter einem Gitter ein Schreiber mit der Feder in der Hand bereit war, das Weſentlichſte meiner Ausſagen aufzuzeichnen. Ich ſetzte mich auf einen am Kaminfeuer bereit ſtehenden Stuhl, und das ganze Verhör nahm die Form eines freundſchaftlichen Zwiegeſpräches an. Ich wurde zuerſt über meine Verbindung mit dem Herzog von Rovigo und dem Grafen St. Prieſt, zwei eingefleiſchten Legitimiſten, und dann über meine Bekanntſchaft mit mehreren Orleaniſten ausgefragt und erkannte bald, daß Herr Maupas Republikaner, Legitimiſten und Orleaniſten auf das Naivſte in Eine Verſchwörung verwickelt hatte. Der Inſtruktionsrichter war ſehr erſtaunt, daß ich keinen der genannten Herren jemals geſehen haben ſollte und daß ich auch nicht der geringſten geheimen Geſellſchaft angehörte. Er ſchüttelte bedenklich den Kopf, und ich ſah ihm an, daß das Schütteln nicht meinen Ausſagen, ſondern ganz und gar dem Polizeiminiſterium galt. Er hatte ſchon mehrere, vielleicht die größere Zahl meiner Mitgefangenen gehört und war im Stande, ſich eine Meinung zu bilden. Auch ſprang er bald von Verſchwörung und geheimer Geſellſchaft ab und kam auf Zeitungskorreſpondenzen. Ich wurde verlegen, denn ich wußte, um was es ſich handelte. Die franzöſiſche Polizei war vorzugsweiſe gegen jene Korreſpondenten ungehalten, welche die Heirath des Kaiſers und bei dieſer Gelegenheit die Gräfin Montijo angriffen, und dieſe beſonders ſuchte ſie zu entdecken, um ſie zuchtpolizeilich oder durch Ausweiſung zu beſtrafen. Nun ſchrieb ich um jene Zeit in der That, zwar nicht als regulärer Korreſpondent, ſondern aus Freundſchaft für den Redakteur, von Zeit zu Zeit einen Bericht an eine gewiſſe norddeutſche Zeitung. Aber ich war vielleicht der Einzige unter allen oppoſitionellen Korreſpondenten, der da glaubte, nicht mit Hülfe perſönlicher, gegen die ſchöne Gräfin gerichteter Angriffe Oppoſition machen zu müſſen; ich wollte, daß man die Heirath als eine Privatangelegenheit Louis Napoleons und die Gräfin Montijo als Weib behandle, und habe in dieſem Sinne ſogar für ſie und gegen manche Verleumdung eine Lanze gebrochen. So hätte ich mir mit Einem Worte und der Wahrheit getreu vielleicht ſofort die Freiheit erwerben können — aber durfte ich Das? — ſah es denn nicht aus, als ſtrebte ich nach der Gunſt des Hofes; durfte ich, in welcher Angelegenheit immer, als ein Freund des Staatsſtreichhofes auftreten? — So war ich in der ſonderbaren Lage, mich vor dem Verhörrichter zu einer Nothlüge gezwungen zu ſehen, wo mir die volle Wahrheit unmittelbar Dienſte geleiſtet hätte.

In den auf das Verhör folgenden Tagen erlaubte man mir, täglich eine Stunde lang unter freiem Himmel, zwiſchen zwei Mauern, in einem zwanzig Schritte langen Gange zuzubringen. Ich hörte wohl, daß Leidensgefährten rechts und links von mir luſtwandelten, aber ich konnte ſie nicht ſehen; von menſchlichen Weſen bekamen wir bloß den Wächter vor dem eiſernen Gitter am Ende der Allee und den andern Wächter auf der Höhe der Laterne, von wo aus er ſämmtliche in Sternform auslaufende Alleen überſchauen konnte, zu Geſichte. Der Wächter am Gitter verkürzte mir die Zeit mit Erzählungen aus der Belagerung von Danzig.

Bald kam auch die Erlaubniß, zweimal in der Woche während einer Stunde Beſuche zu empfangen. Man empfing dieſe in einem weiten Sprechſaale, der durch ein doppeltes Drahtgitter in zwei Hälften getheilt iſt. Zwiſchen den Drahtgittern iſt ein breiter, leerer Raum. In der einen Hälfte des Saales befinden ſich in kleinen Logen, die kaum zwei Perſonen faſſen können, die Beſucher; in der andern Hälfte, in entſprechenden Logen, die Gefangenen. Man ſieht ſeine Freunde nur in der Ferne und durch zwei Gitter; man kann ihnen nicht die Hand drücken, und es iſt Einem zu Muthe, als wäre man durch Welten von ihnen getrennt. Es iſt ein Gefühl, wie man es manchmal in einem ſchweren Traum hat; man will vorwärts, voll Sehnſucht nach einem geliebten Gegenſtand, aber man iſt gebannt, feſtgewurzelt, keiner Bewegung fähig. Doch habe ich hinter dieſen Gittern manchen ſchönen Augenblick genoſſen. Wie dunkel auch der Raum geweſen, ich konnte doch die Thränen ſehen, die in übertriebener, darum nicht minder liebenswürdiger Beſorgniß um mein Schickſal floſſen. Da erſchien auch das wohlthuende, wohlwollende Geſicht Ferdinand Hillers, daraus mir ſeine ganze ſchöne Symphonie „Es muß doch einmal Frühling werden!“ wie aus einem ganzen Orcheſter in heiteren Fanfaren entgegengrüßte. Ich ſchwor es mir damals, ihm den Text zu einem Oratorium zu ſchreiben, nachdem ſich ſeine muſikaliſche Seele, die ſich nur in Kompoſitionen großen Styles genügen kann, wie der Hirſch nach Waſſerquellen ſehnte, und ich habe mir Wort gehalten. Möge er mit ſeinem „Saul“ die Philiſter und prahlhänſigen Reklamegoliathe der Muſik ſchlagen; — da kam auch der Miniſter der Republik, Herr Frélon, um mir ſeinen juriſtiſchen Rath und Beiſtand, und die liebenswürdige, geiſtreiche Madame Mohl, die Frau unſeres gelehrten Landsmannes und die Freundin der Madame Recamier, um mir die Hülfe ihrer zahlreichen Verbindungen anzubieten. Und wie viele andere liebe Freunde und Freundinnen!

Endlich kam auch der Avocat General Herr Metzinger, den ich als eine Gerichtsperſon durch kein Gitter getrennt empfangen durfte. Er unterrichtete mich, daß nun die Sachen ſo weit gediehen ſeien, um Freilaſſung gegen eine Geldkaution und auf Bürgſchaft eines franzöſiſchen Bürgers verlangen zu können. Sofort ſetzte ich das Geſuch auf, und nicht drei Tage vergingen, da — es war ſchon gegen Abend — da hörte ich mit wunderbar geſchärften Sinnen durch die dicke Kerkerthüre den herrlichen Ruf „Liberté!“ — Die Riegel ſprangen, und Liberté! ſcholl es deutlich in meine Zelle. Und wie ich auf den Gang eilte und immer weiter die Treppe hinab und dem Ausgang entgegen, rief ein Poſten dem andern zu: Liberté, und wie ein Echo ſcholl es weiter Liberté! bis der ſchöne Ruf an der letzten Gitterthüre verhallte: Liberté!

Da ſtanden vor einem Fiaker meine beiden Bürgen, Ferdinand Hiller und der ſeinen Grundſätzen allzeit getreue, ſeinen politiſchen Glaubensgenoſſen immer hilfreiche Bankier, Herr Leopold Königswarter, und fort ging's mit verhängtem Zügel in die Freiheit.

Der ganze Rieſenprozeß, der mit ſo viel Lärm angefangen, zerrann in Nichts; Verſchwörung, geheime Geſellſchaft, Korreſpondentenverbrechen, Alles ſank ins Waſſer. Die ganze Affaire ſchrumpfte zu einer polizeilichen Verfolgung zweier der mit uns verhafteten Franzoſen wegen ſchlechter Witze zuſammen. Das Polizeiminiſterium hatte ſeine Unfähigkeit, ſeine Unkenntniß der Perſonen und der Verhältniſſe bewieſen, und zu unſerer Genugthuung wie zur Freude der altehrwürdigen Polizeipräfektur war es kurze Zeit darauf vom Schauplatze verſchwunden, um nicht wieder aufzutauchen. Wir hatten den Troſt, daß unſer Märtyrerthum doch zu etwas gut geweſen; nicht alle Märtyrer können Das von ſich behaupten.

Meine Blumen und Blüthenbäume haben wohl die Stuben meiner guten Kerkermeiſter geſchmückt, meine zurückgelaſſenen Paſteten und Weinflaſchen ihre Abende erheitert. Möge ihnen Beides wohl bekommen ſein! — Aber wer Amelie geweſen, nach der ich mich in meiner Einſamkeit, von der Inſchrift wie von einer Zauberformel gezwungen, geſehnt habe, konnte ich bis auf den heutigen Tag nicht erfahren.

Oh Amélie! où êtes-vous à présent?

Meiner Haſt in Mazas und der freundſchaftlichen Theilnahme gedenkend, deren ich mich damals von allen Seiten, ſelbſt von Seiten der Kerkermeiſter, zu erfreuen hatte, erinnere ich mich durch eine natürliche Ideenverbindung jener anderen Zeit, da mich falſche Zeitungsgerüchte als von den Oeſterreichern in Buchareſt verhaftet betrauerten. In den Monaten September und Oktober waren ſo viele wohlwollende Herzen um mich beſorgt, waren ſo viele einflußreiche Perſonen, ſelbſt große Kabinette und gekrönte Häupter meinetwegen in Bewegung geſetzt und in Anſpruch genommen, und habe ich in Folge meines Schweigens während dieſer ganzen Zeit ſpäter ſo viele Vorwürfe hören müſſen, daß ich es als mein Recht wie als Pflicht erachte, bei dieſer Gelegenheit eine erklärende Erzählung meiner damaligen Schickſale zu liefern.

Am 9. Auguſt des Kriegsjahres 1854 mietheten wir, die Engländer Godlin, Capt. Maxwell und ich, einen ſechsſpännigen Wagen, bedeckten ihn mit allen möglichen orientaliſchen Teppichen und erfüllten ihn mit Revolvers und Säbeln und Dolchen; dann ließen wir unſere Sais oder Pferdeknechte und unſern Koch zu Pferde ſteigen, warfen uns in den Wagen, nahmen wichtige Mienen an und ſetzten uns in Bewegung. Im vollſten Galopp ging es des Abends aus Giurgewo auf der Straße nach Buchareſt vorwärts. Der Pomp war nothwendig erachtet, um den Militärpoſten, die Omer Paſcha überall die Straße entlang aufgeſtellt hatte, zu imponiren. Omer Paſcha, der eitelſte aller kleinen Menſchen, die es zu einer äußerlichen Größe gebracht haben, wollte nicht, daß irgend ein Europäer vor ſeinem wohlfeilen Triumphzuge in der Hauptſtadt der Wallachei eintreffe, und hatte ſeinen auf der Straße aufgeſtellten zahlreichen Pikets und kleinen Lagern den Befehl gegeben, keine europäiſche Maus durchzulaſſen.

Trotzdem trafen wir ſchon am andern Morgen glücklich in Buchareſt ein. Unſer Sechsgeſpann, unſere Teppiche und Waffen, unſer berittenes Gefolge, unſere europäiſchen Päſſe und vor Allem Kapitän Maxwells Flüche hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; die türkiſchen Poſten nahmen uns, der Himmel weiß, wofür und ließen uns mit Murren und Brummen immer weiter gelangen, indem es jeder Poſten dem nächſtfolgenden überließ, es mit dieſen gottverfluchten Giauren aufzunehmen und den Befehlen des Serdar-Ekrem nachzukommen.

Wir verbrachten in Buchareſt, dieſer Sybaritenſtadt, einige fröhliche Tage, wir ſchliefen ſeit Monaten zum erſten Male wieder in weichen Betten und aßen civiliſirte Koſt; ich, der Kranke der Geſellſchaft, hatte mich bei einem Freunde, einem franzöſiſchen Arzte, einquartiert und genoß der freundlichen Pflege ſeiner edlen Gaſtfreundſchaft. Aber am 13. brach das Gewitter los, das der Serdar-Ekrem von Giurgewo aus gegen uns heraufbeſchwor.

Während ich im entfernteſten Theile der Alten Stadt ſorgenlos die Antiquitäten, Statuen, Siegel, Ringe ꝛc., die der Hauptmann B. aus der ehemals römiſchen Erde der Wallachei gegraben hatte, betrachtete, erſchien vor dem Hotel Belle-Vue ein Polizeioffizier an der Spitze einer Abtheilung theils berittener, theils fußgängeriſcher Polizeiſoldaten und zeigte einen Befehl vor, nach welchem er meine daſelbſt ebener Erde wohnenden Reiſegefährten verhaften ſollte. —

„Was? Verhaften? Uns? Engländer? Kommet heran, wenn Ihr es wagt!“ —

So ſprechend, ſtellen ſich die beiden Freunde mit ihren Revolvern bewaffnet an das offene Fenſter, und die wallachiſchen Poliziſten wagen es in der That nicht, ſie anzugreifen. Man fängt zu parlamentiren an, aber die hartnäckigen Briten ſind nicht im Geringſten geſinnt, ſich zu ergeben. Da fällt es den Freunden ein, daß die ganze militäriſche Unternehmung und Belagerung des Hotels, da die Oeſterreicher täglich erwartet wurden und bereits mehrere höhere öſterreichiſche Offiziere in Buchareſt eingetroffen waren, mir, dem öſterreichiſchen Flüchtling, gelten könnte. Mr. Gedlin ſpringt, immer den Revolver in der Hand, aus dem Fenſter in den Hof, ſchwingt ſich auf eines der zu einem Spazierritt bereit ſtehenden Pferde und ſprengt durch die

Menſchenmenge, die ſich indeß geſammelt hatte, in die Stadt, um mich aufzuſuchen und mich von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu ſetzen. Zwei Dorobanzen, d. i. tſcherkeſſiſch gekleidete Polizeiſoldaten, ſprengen ihm nach und ſuchen ihn zu verhaften; aber er hält ſie mit ſeinem Revolver in reſpektvoller Entfernung. Leider hat er mich in meiner Wohnung erſt einmal beſucht und iſt Buchareſt, das den Segen der Straßennamen noch nicht kennt, überall und beſonders im eleganten Viertel mit ſeinen vielen Gärten und Höfen ein ungeheures Labyrinth, und Mr. Godkin iſt es nicht möglich, mein Haus aufzufinden. So durchſprengt Mr. Godkin die Stadt nach allen Richtungen; an jeder Straßenecke erneuern die Dorobanzen den Verſuch, ihn feſtzuhalten; er ſchlägt ſie immer wieder zurück. So ſieht jede Straße den bewaffneten von Bewaffneten verfolgten Engländer und jede Straßenecke ein kleines Scharmützel. So geräth die ganze Stadt in Aufruhr; hier verhöhnt man die Verfolger, dort den Verfolgten; das Gerücht verbreitet ſich, man habe ſehr gefährliche Spione entdeckt, im Hotel Belle-Vue halte man mehrere belagert, die ſich auf Tod und Leben vertheidigen; ſchon ſei Blut gefloſſen. Mehr durch Zufall als mit Abſicht kommt Mr. Godkin zum Hotel Belle-Vue zurück, wo eben der Aga oder Polizeipräfekt, durch die Gerüchte alarmirt, eingetroffen iſt. Er beſchwört die Engländer, ſich freiwillig nach dem Stadtkommando zu Zadik Paſcha zu begeben; denn von ihm ſei der Polizei der Verhaftsbefehl zugekommen, und dort werde ſich die ganze Sache wahrſcheinlich als ein Mißverſtändniß darthun. Man weicht der höflichen Bitte; die bewaffnete Macht zieht ſich zurück, die Engländer ſchnallen ihre Säbel um und reiten zu Zadik Paſcha.

Einige Minuten ſpäter kam ich, nichts Böſes ahnend, im Hotel Belle-Vue an und erfuhr die ſonderbaren Vorgänge. Es war meine Pflicht, das Schickſal meiner Reiſegefährten zu theilen, und ich begab mich auf die Kommandantur, nicht ohne früher Herrn Plumet, den belgiſchen Konſul, der damals auch England und Frankreich vertrat, von dem Vorgefallenen benachrichtigt zu haben. Auf der Kommandantur war Alles in großer Aufregung. Zadik Paſcha, der polniſche Renegat, hatte nicht den Muth, die ergrimmten Engländer zu empfangen, und ließ ſeine Thüre von mehreren Soldaten bewachen; dieß hinderte nicht, daß er die mannigfachen Ehrentitel, welche die Engländer in ihrer Entrüſtung ausſtießen, und die Philippiken, die ſie gegen ihn hielten, zu hören bekam. Der Pole ſcheint ſich mit dem Feß türkiſches Phlegma angeeignet zu haben und nahm die ſonderbarſten Bezeichnungen ſeiner Perſon wie ſeines Charakters, die jeden anſtändigen Menſchen beleidigt haben würden, ganz ruhig hin. Seine Adjutanten, meiſt Polen, welche die Engländer umſtanden, ſchlugen beſchämt die Augen nieder.

Die Engländer befahlen dann, daß man ihnen Tinte und Papier bringe, und man gehorchte mit einer Eile, als ob ſie hier zu kommandiren hätten. Sie ſchrieben ſtehenden Fußes eine Proteſtation, die ſie einem der Adjutanten hinwarfen, und dann eine Anzeige des Vorgefallenen an Lord Clarendon — beide durch höchſt energiſche Ausdrücke prangend. Da ſtand ich Armer, als Flüchtling und Deutſcher doppelt Schutzloſer und beneidete die Söhne einer großen Nation, die ſo auftreten konnten. Dann kam Herr Plumet, der, da ich einen Pariſer Paß hatte, ſich auch meiner annehmen wollte. Zadik Paſcha, der ihn empfangen mußte, entſchuldigte ſich und ſchob Alles auf Halim Paſcha, der im Lager vor der Stadt en chef kommandirte. Man bat uns, uns dahin zu begeben, und als wir in die Wagen ſtiegen, ſetzten ſich zwei Adjutanten Zadik Paſcha's zu uns und waren die Wagen im Nu von Dorobanzen umgeben.

Wir konnten nicht ſogleich in das Zelt Halim Paſcha's gelangen, da bereits Herr Plumet und Colonel Simons, militäriſcher Kommiſſär J. Majeſtät der Königin Victoria, mit dem Paſcha unſeretwegen unterhandelten. Vor dem Zelte ging Sir Stephen Lakeman, der ſchöne junge Held, damals Miſar Paſcha genannt, und Kommandant mehrerer Kavalerieregimenter, mit großen Schritten, verſchränkten Armen und gerunzelter Stirn auf und ab. „Wenn man hier Gentlemen ſo behandelt,“ rief er in das Zelt, „ſo werfe ich dem Padiſchah meinen Degen vor die Füße.“ — Die Soldaten kamen von allen Seiten zuſammengelaufen, um die Gefangenen zu ſehen und zu erfahren, was den jungen General ſo ungehalten machte. Endlich wurden wir eingeladen, vor Halim Paſcha zu treten. Wir fanden einen kleinen, ſchmutzigen, blatternarbigen, triefäugigen Mann von thieriſchem Ausſehen. In großer Verlegenheit betrachtete er bald den ihm von Omer Paſcha zugekommenen Befehl, den er in Händen hielt, bald uns Drei, die er offenbar aufs Gläubigſte in die tiefſte Hölle hineinfluchte. Er wandte ſich erſt an Kapitän Maxwell und bat ihn aufs Flehentlichſte, doch ja freiwillig nach Giurgewo zurückzukehren. Der Kapitän verſicherte, daß er nur gezwungen und gebunden dahin zurückkehren wolle. — Und du? fragte der Paſcha mit weinerlichſtem Tone Mr. Godlin. — Ebenfalls! — Und du? — Ebenfalls! — Halim Paſcha ließ troſtlos die Arme ſinken und ſtarrte das Papier an. — Herr Plumet begann ſeine Proteſtationen aufs Neue und berief ſich auf die Verträge. Halim Paſcha begriff Das nicht und ſuchte, Herrn Plumet das Recht, gegen unſere Verhaftung Proteſt einzulegen, zu beſtreiten, und benutzte dieſe Gelegenheit, uns von ſeinen geographiſchen, politiſchen und diplomatiſchen Kenntniſſen einen hohen Begriff zu geben.

„In Stambul,“ ſagte er mit der Würde eines deutſchen Profeſſors, „in Stambul gibt es einen Eltſchi (Geſandten), in Vienna einen Eltſchi, in Pariſi einen Eltſchi, in London einen Eltſchi, in Petersburg einen Eltſchi — Bucharreschti Eltschi jok — in Buchareſt gibt es keinen Eltſchi!“ — Und triumphirend ſah er zuerſt uns, dann Herrn Plumet an. Dieſer erklärte ihm, was ein Konſul in Buchareſt zu bedeuten habe, und aufs Neue blickte er verlegen und flehentlich in unſere Geſichter. Endlich erklärte er, über die Angelegenheit an Omer Paſcha berichten zu wollen, und entließ uns proviſoriſch als freie Leute. Ob er wirklich berichtet oder nicht — wir konnten es nie erfahren. Wir wurden nicht wieder behelligt.

Mittlerweile rückte die Zeit des öſterreichiſchen Einmarſches heran, und ich hielt es für gerathen, mich auf türkiſchen Boden zurückzuziehen. Schon ſehr leidend, verließ ich Buchareſt am 24. Auguſt, und am nächſten Tage fiel ich zu Giurgewo, keines Gliedes mehr Meiſter, unter unſäglichen Schmerzen aufs Krankenbett. Ich ſah die Minarets von Ruſtſchuck von meinem Fenſter aus und konnte ſie nicht mehr erreichen. Ohne die freundliche und landsmannſchaftliche Pflege des preußiſchen Oberſten in türkiſchen Dienſten, Herrn von der Beck, wäre ich in Giurgewo elendiglich zu Grunde gegangen. Er nahm mich in das ihm angewieſene Quartier auf und überließ mir ſeinen Strohſack; ſo hatte ich vielleicht das beſte Lager, das in Giurgewo aufzutreiben war. Die Fenſter des Hauſes waren zerbrochen und die Mauern von Kanonenkugeln durchlöchert und voll Breſchen. Auf dem Boden, rings um meinen Strohſack, trieben ſich Eidechſen und Kröten in großer Zahl umher und krochen manchmal über meinen Leib hin, der keiner abwehrenden Bewegung fähig war. Die ruſſiſche Einquartierung hatte außerdem Milliarden kleiner, brauner, ſchwarzer und grauer Einwohner zurückgelaſſen. Die Cholera wüthete, und mehrmals des Tages ſah ich, wie man Leichen an meinem Fenſter vorübertrug. Grach, der tapfere Vertheidiger Siliſtria's, mein Freund, war vor wenigen Tagen, am Vorabend ſeiner Vermählung mit einer antikſchönen Griechin, in Ruſtſchuck erlegen. Herrn von der Beck riefen oft ſeine Dienſtpflichten ab, oft die Grach'ſche Verlaſſenſchaft, die er zu ordnen hatte. So lag ich da in großen Schmerzen und in Einſamkeit den Tod erwartend. Mit den türkiſchen Truppen kamen von Zeit zu Zeit europäiſche Aerzte durch Giurgewo. Mein edler Gaſtfreund führte einen nach dem andern vor mein Lager; aber ſie waren nur auf dem Durchmarſch, und ich ſah ſo eine Reihe nutzloſer Qualen über mich dahingehen, da doch Jeder ſeinen guten Willen bezeugen wollte. Der Eine hüllte mich in eiskalte, naſſe Tücher, goß mehrere Eimer Waſſer über mich, ließ mich liegen und marſchirte weiter; der Zweite beſtrich mich mit Magneten und marſchirte weiter; der Dritte reckte und ſtreckte mich, als wollte er mir alle Glieder zerbrechen, und marſchirte weiter; der Vierte brannte mich mit Sublimat und marſchirte weiter; der Fünfte zapfte mir durch alle möglichen Mittel das letzte Reſtchen Blut ab und marſchirte weiter.

Erquicklicher waren die Beſuche des jungen Nadir Paſcha, der zugleich Derwiſch war und der liebenswürdigſte Türke, den ich kennen gelernt. Wie milde, wie menſchlich und gut und in wie ſchönen, poetiſchen Sätzen ſprach er mir Troſt zu, und wie gewann er mein Herz durch das Unbehagen, das er in dem nahen Kriegslärm empfand, und durch die Sehnſucht, die ihn in ſeine Einſamkeit der theſſaliſchen Berge zurückzog! Weniger wohlthuend, aber doch unterhaltend war der Beſuch eines andern, eines gemeinen Derwiſches, der ſich betend an mein Lager ſetzte und mich zwang, ſeine Gebete mit einem fortwährenden „Amin! Amin!“ zu begleiten. Von Zeit zu Zeit unterbrach er ſein Gebet und blies mit vollen Lungen nach allen Weltgegenden, um die böſen Geiſter zu vertreiben.

Vom Weſten her, auf der Donau, kamen die Oeſterreicher; durch mehrere Tage ſah ich ſie an meinem Fenſter vorübermarſchiren, und ich erkannte meine Landsleute kaum; ſo ſchön und ſtattlich und leichtfüßig ſahen ſie in ihren neuen Uniformen aus! Es wurde mir um ſo unheimlicher in Giurgewo, als ſich daſelbſt allerlei Geſindel umhertrieb, das jede Regierung zu jedem Dienſte verwenden konnte — das zum Spioniren und Denunziren nicht zu gut war. So ſtieg denn von der Beck mit ſeinen Tſchautſchen und mit mehreren bekannten Europäern zu Pferde; einige türkiſche Soldaten hoben mich ſammt dem Strohſack vom Boden, und umgeben von den bewaffneten Reitern, wurde ich durch das türkiſche Zeltlager, das Donauufer entlang, über die neue Schiffbrücke nach Ruſtſchuk auf türkiſchen Boden transportirt. Der Derwiſch Paſcha hatte ſich angeboten, im Falle ſich ein Hinderniß dem Transporte entgegenſtellen ſollte, mit ſeinen Bataillonen auszurücken.

In Ruſtſchuck wurde ich im Quartier eines Mannes abgeladen, den ich hier aus verſchiedenen Gründen nur den amerikaniſchen General nennen will. Der amerikaniſche General hatte mir angeboten, mich nach Varna bringen zu wollen, und ich nahm das freundliche Anerbieten mit großer Freude an. Auf einer bulgariſchen Thalika, jenem Reiſemarterwerkzeug mit ſeinen polygonen Rädern, wäre ich unfehlbar zu Grunde gegangen; zu Pferde zu ſteigen, war eine Unmöglichkeit; eben ſo unmöglich war es, das Land ohne Begleitung zu durchreiſen, denn die verzweifelten und brodloſen Baſchibuſchuks hatten ſich mit jener Leichtigkeit, die ſie in dieſer Beziehung auszeichnet, in Räuber verwandelt und hielten alle Wege beſetzt. Und doch mußte ich nach Konſtantinopel zurück, um mich zu pflegen und wo möglich meine durch und durch zerrüttete Geſundheit wieder herzuſtellen. Der amerikaniſche General aber beſaß eine zahlreiche Dienerſchaft, zwei ſehr ſchöne Kaleſchen auf Federn und fünf prächtige Pferde, die er in der Wallachei eingekauft hatte, um damit in Stambul zu ſpekuliren.

Nach zwei Tagen, die ich brauchte, um von meinem Transporte über die Donau auszuruhen, ſetzten wir uns in Bewegung, und da der General ſeine Pferde ſchonen wollte, kamen wir erſt drei Tage nach unſerer Abreiſe von Ruſtſchuck in Schumla an, ohne irgend ein Abenteuer, obwohl die Berge von Torlak von Heiducken bevölkert waren und wir in Torlak, das mit ihnen einverſtanden war, übernachteten. Schumla fanden wir ſehr verändert. Vor wenigen Wochen noch das Hauptquartier Omer Paſcha's, der Sammelplatz aller europäiſchen Abenteurer, Offiziere und Touriſten, die der Krieg herbeigelockt hatte, belebt durch die täglich wechſelnden Neuigkeiten von der Belagerung Siliſtria's, und durch die Kuriere, die hin- und herflogen — war Schumla jetzt, da die türkiſche Armee über die Donau gegangen, die Ruſſen das türkiſche Gebiet geräumt, die Alliirten den bulgariſchen Boden mit dem der Krim vertauſcht hatten, in ſein voriges Nichts zurückgeſunken. Kein Mittel, irgend eine Nachricht von

Außen zu erhalten, kein Mittel, eine Zeile in die Ferne gelangen zu laſſen. Nirgends ein europäiſches Geſicht zu erſpähen; die Stadt gehörte den Baſchibuſchuks, Kurden, ſchwarzen Arabern, Albaneſen, Tuniſern, die keinen andern Kampf zu beſtehen hatten, als den mit dem Hunger und mit der wildeſten Verzweiflung. Alle Bande waren gelöst; man hörte nur von Morden und Plünderungen. Die Cholera wüthete ſchrecklich, da die verhungernden Einwohner, wie die verhungernden Baſchibuſchuks ſich nur von den eben gereiften Weintrauben nährten. Jeden Augenblick konnten die Baſchibuſchuks kommen, um den Europäern, bei denen ſie immer Geld, viel Geld vorausſetzten, die Gurgel abzuſchneiden — eine Kunſt, in der ſie ſich täglich an armen Bulgaren übten.

In dieſer Hölle, unter dem Meſſer der Baſchibuſchuks, von Cholera, Ruhr und Typhus belagert, abgeſchnitten von aller Welt, ſo abgeſchnitten, daß wir ſelbſt von der Einſchiffung der Alliirten nichts erfuhren, verbrachten wir nahe an zwei Wochen, da ein Pferd des Generals krank war und ſein Wagen ausgebeſſert werden mußte. Mir war dieſe Verzögerung trotz Allem ſehr willkommen; apathiſch gegen die Gefahren, die mich umgaben, gefoltert von den unſäglichſten Schmerzen, dachte ich mit Schaudern an die Bewegung der Weiterreiſe. Zu der Krankheit, die ich mitgebracht, kamen noch kleine Anflüge aller der Krankheiten, die in Schumla heimiſch geworden waren, und wenn ich ſchon ſterben ſollte, ſo wollte ich doch lieber ruhig auf meinem Divan als auf offener Heerſtraße ſterben. Der Tſchorbatſchi oder bulgariſche Notable, bei dem wir eingekehrt waren, trat täglich an mein Lager, betrachtete mich mit prüfendem Auge und meinte, daß es wohl heute zu Ende gehen werde. Auch der amerikaniſche General verhehlte mir nicht, daß mich bereits eine hippokratiſche Maske ſchmücke — und die ganze Welt erſchien mir als ein hippokratiſcher Maskenball. Durch mehrere Tage ſchrieb ich an einem kurzen Briefe, in dem ich von Freunden und Verwandten reſignirten Abſchied nahm; er war an daſſelbe liebe Haus gerichtet, an daſſelbe ſchöne Bellefontaine, in welchem ich jetzt, umgeben von Freundſchaft und lieblicher Waldeinſamkeit, dieſe traurigen Erinnerungen mit frohem Herzen niederſchreibe. Ich zerriß ihn und warf ſeine Fetzen, ungefähr zwei Wochen ſpäter, in einer ſtürmiſchen Nacht vom Bord des „Pharamund“ in die Fluthen des ſchwarzen Meeres, der Leiche eines franzöſiſchen Soldaten nach, die man auf Seemannsweiſe ſo eben beſtattet hatte.

Der amerikaniſche General war ſelten zu Hauſe, und ich wollte die Einſamkeit meiner letzten Tage und die Mußeſtunden, die mir manchmal der ermüdete Schmerz gönnte, benützen, um meine Sammlung bulgariſcher Volkslieder, die ich vor Wochen begonnen hatte, zu vermehren. Ich ſchickte nach einem Schneider, meinem Freunde, der mir als lebendige Quelle des Volksgeſanges gedient hatte; er war todt. Ich ſchickte in ein anderes Haus, das ich früher bewohnt hatte und deſſen zwei Familien und drei Generationen manches Volkslied kannten — es war ganz und gar ausgeſtorben; der Herbſtwind ſang ſeine Trauerlieder durch die öden Räume.

Mein Tſchorbatſchi war ein zu würdiger Mann, als daß er ſich als Volksliederquell hätte brauchen laſſen; umſonſt ſchlug ich an dieſen Felſen. Aber ein Zufall entlockte ihm Töne.

Die eine Wand der Stube, in der ich lag, war ganz von einer mit Heiligenbildern bemalten Leinwand bedeckt; wie grell und grob auch die Farben auf dem Goldgrund aufgetragen waren, die unzähligen Köpfe hatten doch eine gewiſſe byzantiniſche Einfalt, die anſprach. Mein Tſchorbatſchi, mit unterſchlagenen Beinen vor meinem Lager ſitzend, bemerkte, wie ich das Gemälde aufmerkſam betrachtete, und erklärte mir, daß an dieſem Bilde eine große Heiligkeit hänge, da es direkt aus Jeruſalem komme. Ein Pilger aus ſeiner Familie hat es ihm von dort mitgebracht. Jedes ordentliche orthodoxe Haus müſſe ein ſolches Bild aus Jeruſalem beſitzen, wenn es gedeihen und vor den Angriffen des Böſen geſichert ſein ſoll. So kämen denn auch alljährlich unzählige ſolche Bilder aus Jeruſalem in die Bulgarei. Leider, fügte er traurig hinzu, ſei dieſes Bild entweiht, er wiſſe nicht, durch wen, da er in dieſen Jahren ſo viele europäiſche Einquartierung gehabt; jedenfalls ſei es ein Jude, Proteſtant oder Lateiner geweſen. Gott möge ihn verfluchen. So ſprechend, ſprang er auf, ſchob den Divan von der Wand und zeigte mir, wie allen Heiligen der unteren Regionen die Augen ausgeſtochen waren. Das Bild iſt entweiht, geſchändet; wo ſoll ich jetzt ein neues finden? Die Zeiten ſind ſchlecht, und Niemand wagt es, die Heimat zu verlaſſen und in das heilige Land zu pilgern, und damit fing er mit einer Fiſtelſtimme in melancholiſchen Molltönen einige Verſe zu ſingen an, die meine Aufmerkſamkeit erweckten, und da er ſich ſelbſt geſtimmt hatte, war es mir nicht ſchwer, nach und nach einen ganzen Geſang aus ihm herauszupumpen. Es war ein Klageſang flüchtiger Bulgaren, wahrſcheinlich aus den Ruſſenkriegen der Jahre 1828 und 1829 ſtammend und vielleicht durch die Aehnlichkeit der Zeitläufe aufgefriſcht in der Erinnerung des Volkes. Der Geſang lautet in ungefährer Ueberſetzung wie folgt:

Sind es Roſen, ſind es rothe Blüthen ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Wie das Heiligenbild, ſo erinnerte auch die Cholera meinen Tſchorbatſchi an ein altes Volkslied, das, wie er ſagte, älter ſein müſſe als Sultan Abdul Hamid und ſich auf die Peſt beziehe, welche Pravadi, die Stadt zwiſchen Schumla und Varna, und andere Städte und Dörfer gänzlich entvölkert haben ſoll.

Ueber das Gebirge kam die Peſt ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Am 2. Oktober trug mich Abdul, der Arnaute, auf ſeinen Armen in den Wagen, und wir verließen das unglückſelige Schumla, an das ich ſo zurückdenke, wie ein erlöſter Geiſt an das Fegefeuer zurückdenken mag. Einen lichten Punkt in dieſer Erinnerung bildet beſagter Arnaute, ein Moslem, der mich mit der Milde eines wahrhaft barmherzigen Bruders behandelte. Sonderbar, wie ſich Milde, Barmherzigkeit, Mitleid ſo oft in Herzen einniſten, in denen man ſie am Wenigſten ſuchen würde. Où la vertu va-t-elle se nicher! — Abdul, ſchön wie ein

Apollo und doppelt ſchön in ſeiner Albaneſertracht, war erſt zwei und zwanzig Jahr alt und hatte bereits mehrere Jahre unter den Räubern Albaniens zugebracht. Als Baſchibuſchuk an die Donau gekommen, hatte er ſich unter türkiſchem Kommando gelangweilt, war deſertirt und in die Dienſte des amerikaniſchen Generals getreten. Aus ſeinen naiven Erzählungen ging hervor, daß er als Räuber und Wegelagerer bereits mehr Köpfe abgeſchnitten, denn als Soldat des heiligen und wahren Glaubens; und daß ihm Tödten und Sterben gleichgültige Dinge waren, hat er uns bewieſen. Eines Tages trat er, anſtatt mit zwei Piſtolen im Gürtel, mit vieren in unſere Stube, und auf die Frage, wie er zu dieſem Waffenvorrath gekommen, erzählte er uns ohne die geringſte Gemüthsbewegung, daß heute Morgen ſein Bruder, Baſchibuſchuk in Schumla, wegen irgend eines Verbrechens oder vielleicht in Folge eines Streites im Gefängniß erdroſſelt worden. Die zwei Piſtolen waren Abduls Erbtheil. Als wir vier Tage nach unſerer Abreiſe aus Schumla in Varna eintrafen, fand er in dieſer Stadt einen andern Bruder; dieſer macht ihm Vorwürfe, daß er Schumla verlaſſen, ohne den Todten gerächt zu haben. In ſeinem jugendlichen Leichtſinn hatte Abdul dieſer heiligen Familienpflicht vergeſſen, aber die Vorwürfe ſeines Bruders erweckten plötzlich die ganze albaneſiſche Vendettaluſt in ſeinem Gemüthe, er wüthete gegen ſich ſelber als gegen einen Verworfenen, nahm vom amerikaniſchen General, an dem er mit der Treue eines Hundes hing, plötzlichen Abſchied, lud ſeine Piſtolen und lief nach Schumla zurück, um die heilige Pflicht der Blutrache zu erfüllen.

Die Herbſtregen, die in der Bulgarei ſtrömend vom Himmel fallen, hatten den Boden ſo ſehr erweicht, daß unſere Fahrzeuge bis an die Achſe in den Grund ſanken. Der General wollte ſeine Pferde ſchonen, und wir konnten nur langſam vorwärts gelangen. Wir machten darum drei Nachtlager, immer auf hartem Boden. Der ganze Weg war in der Gewalt der Räuber, die wir in einzelnen Haufen bald im Gebüſch gelagert, bald aus weiter Ferne doch zu Roß erblickten. In ihren verſchiedenen orientaliſchen Trachten, mit den unzähligen Dolchen, Handſcharen, Piſtolen im Gürtel, mit den langen Flinten, die quer über den Rücken hingen, waren ſie immer überaus maleriſch anzuſehen. Abdul mit ſeinem geübten Auge erkannte ſie aus der größten Entfernung. Er erhob ſich im Wagen, kniff die Augenlider zuſammen, prüfte einen Moment und murmelte dann: Tschoch ſüna Adam, d. i. „ſehr ſchlechte Menſchen.“ Wir wußten, was Das zu bedeuten hatte, und nahmen unſre Büchſen und Revolver zur Hand. Die Räuber ritten, meiſt in Häuflein von 5, 6—10 an uns vorbei und grüßten höflich. Dieſe Höflichkeit hatten wir theils unſern Revolvern zu danken, welche die Orientalen in jener Zeit kennen und achten gelernt hatten, theils unſrer Eigenſchaft als Europäer. Die Räuber wußten ja nicht, wen ſie vor ſich hatten. Sie hätten ſich leicht an irgend einer einflußreichen Perſon vergreifen können; die türkiſchen Autoritäten wären dann gezwungen worden, einzuſchreiten, vielleicht hätten dann ſelbſt die Franzoſen in Varna Jagd auf ſie gemacht, während ſie türkiſche und franzöſiſche Autoritäten in Ruhe ließen, ſo lange ſie nur arme Bulgaren plünderten und ermordeten. Daß ſie dieſes thaten, erfuhren wir in jedem Dorfe. Am Dewanh-See war einem armen Bulgaren, der mit einigem für Heu gelöſten Geld heimkehrte, eine Stunde vor unſerer Ankunft an derſelben Stelle der Hals abgeſchnitten worden. Die dritte Nacht verbrachten wir in einem Dorfe, das, einen Negerſklaven des Aga von Varna ausgenommen, von ſämmtlichen Einwohnern verlaſſen war. Sie hatten ſich mit ihren Habſeligkeiten vor den Räubern in die Stadt und ins Gebirge geflüchtet. Am Eingang in das Dorf lag ein Bulgare mit durchſchnittener Gurgel. Wir nahmen ein verlaſſenes Haus in Beſitz, zündeten im Hofe ein Feuer an und wachten abwechſelnd zu Zweien die ganze Nacht hindurch. Da ſaß ich neben Abdul, und obwohl von körperlichen Schmerzen zerriſſen, beobachtete ich ihn doch mit Intereſſe, wie er, dieſer göttlich ſchöne Jüngling, mit Tigeraugen hinausſpähte und offenbar einen

Angriff heranwünſchte, um Kampf und Blut zu genießen. Beim geringſten Geräuſche erhob er ſich und ſchlich mit Katzenſchritten, das Gewehr in der Hand, in die Nacht hinaus, um mit enttäuſchtem und traurigem Geſichte, die Achſel zuckend, zu mir zurückzukehren. Mein Gefährte, wie die ganze Räuberromantik der letzten Tage erinnern mich noch an ein Volkslied, das auf dieſem Boden gewachſen und deſſen ich während meines erſten Aufenthaltes in der Bulgarei habhaft geworden.

Einen Wolf hab ich im Wald gefangen ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Und da der Mond aufging und die Welt trotz allen Jammerns, trotz der Tauſend von Franzoſengräbern in meiner Nähe in lieblichſte Poeſie tauchte, gedachte ich des Liedes „von der ſchönen Nacht,“ das vielleicht von einem Jüngling wie mein Abdul herrührt, und ich ſetze es hierher, um aus der Räuberromantik mit einem melancholiſch ſchönen Akkorde herauszutreten.

Hoher Berg und tiefes Thal ꝛc. (vgl. Bd. I.).

Am 5. Oktober ſchiffte ich mich in Varna ein und landete am 6. in Konſtantinopel. Hier beſchäftigte ich mich zuvörderſt mit meinen Hoſpitalangelegenheiten und erfuhr erſt nach mehreren Tagen, welche auf mich bezügliche Gerüchte durch die deutſchen Zeitungen liefen. Jene Verhaftung in Buchareſt hat ſie wahrſcheinlich veranlaßt, und mein Schweigen während der wochenlangen Krankheit und während des Aufenthaltes an weltvergeſſenen, von aller Verbindung abgeſchnittenen Orten hat ſie unfreiwillig beſtätigt. Dieß zur Erklärung und zur Entſchuldigung, daß ich durch mehrere Wochen in den deutſchen Zeitungen ſo vielen Raum einnahm, der intereſſanteren Gegenſtänden hätte gewidmet werden können.

* * *

Dieſes abgethan, könnte ich, die Privilegien moderner Vorreden benutzend, noch Vieles über die kulturhiſtoriſche Bedeutung, über den tiefen Sinn, über die künſtleriſche Vollendung ꝛc. der nachfolgenden Erzählungen hinzufügen und bei dieſer Gelegenheit emphatiſche Klagen darüber erheben, daß mich das deutſche Publikum noch immer nicht in meinem ganzen Umfange und nach Verdienſt anerkannt. Ich thue es nicht, ich bitte einfach und mit aufrichtigem Herzen Publikum und Kritik um Nachſicht und verſichere, daß ich nichts Anderes zu liefern mir einbilde, denn zwei Bände kleiner Erzählungen, die vielleicht manches Unterhaltende bieten. Ich gehöre nicht zu jenen Schriftſtellern, die in der Vorrede genau das Rezept angeben, nach dem die Bewunderung ihrer Werke zu brauen iſt, während ſie es ſelbſt am Deutlichſten fühlen müſſen, wie ſehr wir Epigonen und nur die Grube auszufüllen beſtimmt ſind, die zwiſchen der vergangenen großen Literaturepoche und einer andern zukünftigen klafft. Niemand betrügt ſich ſelber, er ſucht nur Andere zu täuſchen. Dieſe Herren gleichen ſehr dem Helden eines uralten ruſſiſchen Volksmärchens. Derſelbe, nachdem er ſich ſchon in ſeiner Jugend durch manche Rauferei und große Trinkgelage ausgezeichnet, faßt den Entſchluß, eine Pilgerfahrt ins heilige Land zu unternehmen. Unter tauſend Mühen und Drangſalen gelangt er mit den Gefährten durch die Steppen und Weiten Rußlands ans Meer. Dort baut er Schiffe, und nach einer Odyſſee von Kämpfen und Abenteuern landet er mit den frommen Gefährten endlich an der Küſte des gelobten Landes, an dem Ziele ihres eifrigen, frommen, unermüdlichen Strebens. Sie kommen an den Jordanfluß; es iſt heiß, und der Held wirft ſeine Kleider ab, um ein Bad zu nehmen. Ein Gefährte ruft entſetzt: Du willſt im Jordan baden? in den heiligen Fluthen, in denen unſer Heiland getauft worden — das iſt ja eine ungeheure Sünde! — Narr, erwiderte der Held, weißt du denn noch nicht, daß ich an gar nichts glaube?

Bellefontaine, 5. September 1857.

Moritz Hartmann.

Erſtes Buch.

1.

Die Samaritanerin und die Patrioten.

Ja, weit bin ich geritten, viel hab ich geſehen, und manches Schöne habe ich erlebt. Mit zweiunddreißig Jahren reitet, ſieht und erlebt man nicht mehr wie mit zwanzig Jahren. Man genießt nicht mehr den Augenblick wie früher, rein, ungetrübt, ſorgenlos und abgetrennt von Vergangenheit und Zukunft. Man quält ſich mit Dem, was auf den Augenblick folgen ſoll, und müde von Zukunfts-Gedanken, fliegt man zurück zu jenen ungetrübten Momenten, um bei ihnen auszuruhen. Da verweilt man in ſchönen Landſchaften vor hohen Bergen, in grünen Thälern, auf lachenden Seen, in lispelnden Wäldern, in einſamen Hütten, und die Staffage bildet man ſelbſt, umgeben von ſchönen, kurioſen, tollen oder abenteuerlichen Menſchen-Geſichtern.

Vor hohen Bergen in einem grünen Thale, die rauſchende Adda hinter mir, ſtand ich im Morgenſonnenſcheine vor dem Wirthshauſe zu Madonna di Tirano und ſah hinauf zu den kleinen Hütten, die wie Neſter am Geſims an den höchſten Rändern der Berge klebten. Sie mutheten mich ſonderbar und fremdartig, aber überaus friedlich und wohlthuend an. Müde von monatelangen Fußwanderungen in italieniſcher Sonne, kam es mir vor, als ob in dieſen Hütten oben in der kühligen Luft gut ruhen wäre. Um bequemer hinauf ſehen zu können und um auf den Füßen feſter zu ſtehen, ſtützte ich mein Felleiſen mit dem Wanderſtabe. Ach, der Wanderſtab war ſchon kurz geworden und glich faſt einem Marſchallſtabe. Im ſteinigen Boden des Karſtes hatte er ſeinen Eiſenbeſchlag verloren, und ſeit damals wanderte ich jeden Tag ein Stück ſeiner Länge weg. Heute erſchien er mir als ein trauriges Symbol des Lebens; damals — ich war zwanzig Jahre alt — amüſirte es mich, ſeine tägliche Abnahme zu beobachten; ſie bewies mir ja, daß ich viel und immer weiter wanderte. Mein Reiſeſack aber war immer dicker geworden und hing immer ſchwerer und ſchwerer von meinem Rücken. In Mailand hatte mir ein berühmter Bildhauer ein ſchönes Marmor-Basrelief geſchenkt; das wurde mir zum Siſyphusſteine; in Varenna pflückte ich von den drei Citronenbäumen eine ganze Menge grüner Früchte. Meiner Mutter wollte ich ſie heim bringen, um ihr zu zeigen, wie weit ich gekommen mit hundert Gulden in der Taſche, und ihr ſo einen tröſtlichen Begriff von meiner Zukunft geben. Mit Vergnügen bemerkte ich, wie die Citronen von Tag zu Tag gelber wurden. In meinem Dorfe angekommen, werden ſie juſt reif und golden genug ſein, um als wirkliche Citronen anerkannt zu werden und der Mutter eine gute Limonade zu machen. Venedig hatte mich am Wenigſten beſchwert. Was wiegt ein Schnupftuch, ſelbſt wenn der ganze Markusplatz, die Piazzetta, St. Markus, Giorgio Maggiore, Rialto, Frari ꝛc. darauf gemalt ſind?

So ſtand ich alſo dort vor dem Gaſthauſe zu Tirano und ſtützte alle dieſe Reichthümer und meine ganze Reiſegarderobe mit dem kurzen Wanderſtabe und ſtarrte in die Höhe. Der Wirth kommt zu mir und ſagt mit Wohlbehagen: Nicht wahr, gleich am Eingang iſt es ſchön, dieſes Land?

Eingang? Land? Welcher Eingang? welches Land?

Nun, antwortete der Wirth, wiſſen Sie's nicht? Da fängt mein Vaterland an, und ich bin ein Schweizer.

Wie, Das iſt die Schweiz? Per Bacco! und Corpo di Dio! rief ich, noch voll italieniſcher Reminiszenzen — hundert Schritte von der Schweiz bin ich, hundert Schritte vom Vaterlande des Schiller'ſchen Tell, und ich ſoll es nicht ſehen? Ade, Wormſer Joch und Tirol und Andreas Hofer, ich gehe in die Schweiz!

Meinem Wirthe ſchmeichelte es ſehr, daß ich Tirol der Schweiz aufopfern wollte, und er machte ſich ſchnell bereit, mir in der Ausführung meines Planes behülflich zu ſein. Da ich, ohne Paß, wie ich war, durch die Douanen hundert Schritte vom Wirthshauſe nicht durchkommen konnte, wollte er mir einen Führer mitgeben, der mich auf Schmugglerpfaden über die Berge in das Thal von Bruſio auf Schweizer Gebiet geleiten ſollte. Aber aus Grundſatz und Geldverlegenheit ſchlug ich den Führer aus, ließ mir genau die Richtung der Schmugglerpfade angeben und machte mich ſofort auf den Weg. Hinter Madonna di Tirano verließ ich die Straße des Wormſer Joches und vertiefte mich in das Dickicht, das von den Fichtenwäldern des Berges hinab kriecht bis in das Thal. Aufwärts ging es und aufwärts. Von den kahlen oder vorſpringenden Felſen ſah ich das Douanenhaus und die Gränzjäger, die dort umherlagen und der freien Schweizergränze entgegenſahen. Da bückte ich mich und kroch ſo zu ſagen auf allen Vieren, um von ihnen nicht bemerkt zu werden. Sie trugen ſchöne öſterreichiſche Flinten in den Händen und große Schnurrbärte. Daß ſie grün angethan waren, das fand ich tückiſch; leicht konnte Einer im grünen Gebüſche verſteckt liegen, ohne daß ich ihn ſah. Aber er wird doch nicht gleich ſchießen! Mehr als eine Stunde verging, ehe ich auf Umwegen, bald kriechend, bald klimmend, auf der Höhe des Berges ankam. Die Sonne war mir nachgeſtiegen und trieb mir heftige Schweiße aus, ohne daß ich es, in der Furcht vor den Jägern, recht gefühlt hätte. Oben dehnte ſich ein ungeheures kahles, ausgeſchwemmtes Plateau vor mir aus. Ich wollte darauf weiter wandern, aber bald ſchnitt mir ein breiter Wildbach mit Murren und Schäumen den Weg ab. Er begnügte ſich damit, mir die Richtung ins Thal zu zeigen, und ſo folgte ich ihm. Es ging abwärts nicht viel ſchneller als aufwärts. Zwar hätte ich in allerkürzeſter Friſt auf den Grund kommen können, aber mit zerbrochenen Gliedern, und das wollte ich nicht. Steil aber fiel die Felswand, ſo ſteil, daß der Bach, mein Führer, in einem großen und ungebrochenen Bogen bis hinab kam. Das war ſchön zu ſehen; denn es wölbten ſich vier und fünf Regenbogen über ihn, ſo daß er wie ein Triumphator unten anlangte, wo er ſich mit den größeren Bächen, die das Thal durchbrauſen, vereinigt. So thaten noch mehrere andere Bäche auf beiden Seiten des Thales. Mit ihren Regenbogen flatterten ſie wie bunte Guirlanden von den Zinnen der Felſen ins Thal hinab. Die Nacht vorher hatte es gewaltig geregnet; ſie hatten alle volle Betten und reiche Kaskaden, und im Thal war ein großes Rauſchen. Wie aber da hinab kommen, um all die Pracht vom geeignetſten Standpunkte aus zu betrachten? Die Schneehühner, Geier und anderes Gevögel mit ihren Flügeln ſchienen, wie ſie mich umkreisten, ihren Spott mit mir zu treiben. Ich kroch, ich rutſchte, ich tollerte, ich lief, ich fiel, und ſo kam ich endlich unten an — auf Schußweite von den Gränzjägern, aber auf Schweizerboden. Die ganze Strecke hätte ich auf geſetzlichem Wege bequem und in zehn Minuten zurücklegen können, und ich hatte zwei bis drei Stunden dazu gebraucht. Zu ſolchen Umwegen und Zeitverluſten zwingt das Geſetz den Fortſchritt. Die Gränzjäger, wie ſie mich den Berg hinabkollern ſahen, lachten und hoben lachend die Fäuſte und drohten. Sie hatten gut drohen; ich wanderte weiter dem Fluß entgegen und ſeinen Quellen, die in der Republik Graubünden ſprudeln. In dieſem Felsthale brannte die Sonne noch heißer, und die Hitze wäre nicht zu ertragen geweſen, wenn nicht ein gütiger Windzug von Zeit zu Zeit von den Waſſerfällen her eine Hand voll Wellenſtaub geführt und um die glühende Stirn des Wanderers gehaucht hätte. Auf ziemlich gut gebahntem Wege ging es am hohen Ufer immer aufwärts. Den Namen des Dorfes, dem ich zuſteuerte, hatte ich vergeſſen, aber wohl hatte ich mir die Signori Trippi gemerkt, bei denen ich einkehren ſollte. Der Wirth zu Madonna di Tirano hatte ihren Namen mit ſo viel Nachdruck und Verehrung ausgeſprochen. So fragte ich einen Eſelstreiber, ob es noch weit ſei zu den Signori Trippi. Der verſtand mich nicht, denn er ſprach nur Romaniſch; aber bei dem Namen Trippi machte er ein Geſicht voll Bedeutung, wies mit der Hand vorwärts und grüßte mich ganz ehrerbietig. Aehnliches begegnete mir mit einem ſchweizeriſchen Landjäger. Er zog die Mütze vor mir ab, ſobald ich den Namen Trippi nannte, ohne ſich, da er Eile hatte, auf weitere Erklärungen einzulaſſen. Ganz neugierig, aber auch ganz müde kam ich im Dorfe Bruſio an. Es erhebt ſich auf einem kleinen Hügel mitten zwiſchen den ungeheuren Bergen; vom Abhange des einen blicken die Reſte eines alten, gebrochenen Feudalbaues herab. Die Dächer ſind ſchon ganz ſchweizeriſch von Steinen bedeckt; hinten im Dorfe braust der Bach, der ſich hier in die Tiefe ſtürzt.

Am Eingange ſteht eine kleine Hütte, die ein einziges Gelaß hat. Nicht weiter konnte ich; in die erſte Hütte wollte ich einkehren. Einladender Geſang ſcholl mir entgegen, und ich lehnte mich an das offene Fenſter, um hineinzuſehen. Da ſaß ein großes ſchönes Weib am Spinnrad und ſpann und ſang. Ihr zu Füßen auf einem Schemel ſaß ein kleines Mädchen, das wickelte das Geſpinnſt von der Kunkel und begleitete die Mutter in der Terz. Sie ſangen in romaniſcher Sprache ein ſonderbares Lied, das klang bald wild wie ein Kriegslied, bald melancholiſch wie ein Klagegeſang. Das Spinnrad ſurrte mit, bald raſcher, bald langſamer, je nach dem Takte des Liedes. Zwei Parzen waren ſie, Mutter und Tochter; die traurige Dritte fehlte. Die Mutter war ungefähr wie das Lied, eine große und gewaltige Geſtalt mit ſchönen großen und wilden Zügen. Das tiefſchwarze Haar hatte ſie in einen dicken Knoten geballt, den eine große Nadel mit zwei ſilbernen Knöpfen, nach italieniſcher Art, zuſammenhielt. Wie ſie ſang und ſpann, lag über ſie und die ganze Stube eine tiefe Ruhe ausgebreitet, ſelbſt wenn ſie an die wilden Stellen des Liedes kam. Die kleine Tochter glich der Mutter. Ich ſtand ruhig da und ſah und hörte zu. Das Kind bemerkte mich zuerſt, und da es plötzlich zu ſingen aufhörte, ſo bemerkte mich auch die Mutter, und das Lied brach ab.

Sie ſtand ſogleich auf, trat in die Thür und machte eine Geberde der Einladung, über ihre Schwelle zu treten. Wie ſie dazu ſprechen wollte, ſchien ſie ſich plötzlich zu beſinnen. Sie ſind ein Fremder, ſagte ſie in italieniſcher Sprache, wie ſoll ich zu Ihnen reden? — Ich bin ein Deutſcher! — Sogleich fuhr ſie in gutem Deutſch fort: Sie ſcheinen ſehr müde; treten Sie ein, wenn es Ihnen gefällig iſt, und ruhen Sie ein wenig aus. — Dabei nahm ſie mir ſchon Stock und Reiſeſack ab und führte mich am Arm auf die anmuthigſte Weiſe in die Stube. Ich geſtand ihr, daß ich überaus müde, und erzählte ihr die Abenteuer meines Weges von Madonna bis Bruſio. — Sie ſehen ganz danach aus, ſagte ſie mit einem Blicke mitleidsvollſter Theilnahme. Sie ſind blaß und triefen doch von Schweiß. Davor muß man ſich hüten in dieſem Lande, ſonſt kann man ſich leicht aufs Aergſte erkälten. So ſprechend, ſchob ſie die Bank vom grünen Ofen weg an den Kamin; dort machte ihr Töchterlein auf den Wink der Mutter aus Hobelſpänen und Reiſig bereits ein Feuer an, das bald luſtig loderte. Im Augenblicke ſah ich mich von der gaſtlichſten, faſt mütterlichſten Sorge umgeben. Ohne um Erlaubniß zu fragen, öffnete die Frau meinen Reiſeſack, legte die Citronen, die oben auf lagen, bei Seite, achtete das Basrelief keines Blickes und zog ein friſches Hemd hervor. Dann führte ſie mich an das Feuer, ſchloß das Fenſter, zog mir ohne Umſtände Rock und obere Wäſche ab, rieb mir Bruſt und Rücken und reichte mir das friſche Hemd. Dabei ſtand ihr das Kind hülfreich zur Seite und nahm ihr ab, was ſie aus Händen legte oder verlangte. Das gethan, ſagte ſie: So, jetzt legen Sie ſich auf dieſe Bank, ſtrecken ſich, wie Sie mögen, und ruhen aus. Sie brauchen das.

Es war mir wie ein Traum. Ich gehorchte und ließ mit mir machen, was ihr gefiel. Behaglich ſtreckte ich mich auf die Bank und legte den Kopf auf das Kiſſen, das ſie aus ihrem Bette genommen. Jenes ſüße Gefühl des Müden im erſten Momente der Ruhe überkam mich mit ſeiner ganzen holden Gewalt. Dazu fühlte ich mich ſo wohl unter der Geſchäftigkeit und in der Nähe dieſes guten und ſchönen Weibes, dieſer barmherzigen Samaritanerin. Schöner konnte ich im patriarchaliſchen Lande nicht empfangen, angenehmer in den ſchönen Täuſchungen der Jugend, in den Träumen von Hedwig und Stauffacher, die mit uns aufwachſen, nicht beſtärkt werden. Ich war alſo im gaſtlichen Lande! ich war in der Schweiz! Durch das Fenſter winkten mir die alten Felſenhäupter, wehten mir die Kaskaden die Beſtätigung zu. Alle Sorge, wie ich mit meinem Reſt von dreißig Gulden von Graubünden bis in mein böhmiſches Dorf mich durchſchlagen werde, ſchwand wie ein nichtiger Alp bei Tagesanbruch von mir. Mir war ſo wohl, ſo zwanzigjährig wohl!

Meine Wirthe ſchwiegen, wahrſcheinlich um mich ganz der Ruhe zu überlaſſen; aber ich wollte die Stimme der ſchönen und guten Frau hören, und ſo fragte ich ſie, was das für ein Lied geweſen, das ſie vorhin geſungen.

Ein Lied der Schweizer-Soldaten in Rom, antwortete ſie kurz.

Und was ſagt es, dieſes Lied?

Es ſagt, daß die Schlacht etwas Schönes ſei für den Schweizer, aber daß die Heimat doch noch ſchöner.

Alſo Schweizer-Heimweh! dachte ich — auch Das iſt richtig.

Wie der Pariſer das ſchweizeriſche Gletſcherleuchten, die wilden Schluchten der Pyrenäen mit den Dekorationen der großen Oper vergleicht, ſo fing ich an, Alles, was mich umgab, was ich ſah und erlebte, mit meinen belebteſten Idealen zu vergleichen, und ich fand große Aehnlichkeit. Und nicht nur äußerlich war dieſe Aehnlichkeit; es erfüllte mich ein Gefühl ſo tiefen Wohlbehagens, ſo vollendeter Befriedigung auf meiner harten Bank, wie ich mir vielleicht nie das Glück ſelbſt vorgeſtellt hatte. Unwillkürlich ſchloß ich die Augen. Die ſchöne Frau war wieder zu ihrem Spinnrade zurückgekehrt, und es fing zu ſummen an. Sie mag gewohnt geweſen ſein, zum Spinnen zu ſingen, und ſo ſummte ſie leiſe, aber ganz leiſe, um mich nicht zu wecken, ein Lied vor ſich hin. Wirklich war ich auch bald entſchlummert, aber es kam zu keinem tiefen Schlaf. Die Bilder, die mich umgaben, die ſchöne Frau, die Waſſerfälle, das ſtille Lied, das ſummende Spinnrad, das kleine Mädchen mit den ſinnigen Augen, die den Fremdling ſo verwundert und ſo freundlich angeſchaut — alles Das ſpielte in meinem halbwachen Traum.

Dennoch mag ich endlich tief geſchlafen haben. Denn als ich wieder die Augen aufſchlug, fand ich die Szene in der Stube etwas verändert, ohne daß ich es früher gemerkt hätte. Meiner Wirthin zu Füßen, auf einem Schemel, ſaß der Landjäger, dem ich vorhin begegnet war, und half dem Kinde das Garn abwickeln, während der eine Fuß das Spinnrad der Wirthin in Bewegung ſetzte. Sein Gewehr lag auf der Uniform, die er abgelegt hatte, in einem Winkel. Sobald die Drei mich die Augen aufſchlagen ſahen, wurde das Lied, das ſie zum Summen des Spinnrades leiſe gemurmelt, unwillkürlich lauter und lauter, bis es als ein ſchönes volles Trio, aus dem Alt der Frau, dem Sopran des Kindes und dem ſchönen Baryton des Mannes zuſammengeſetzt, die Stube erfüllte. Noch halb ſchlafend, horchte ich zu und beſah mir die friedliche Gruppe. Ich winkte dem Kinde, legte meinen Arm um ſeinen Hals und fragte: Das iſt wohl dein Vater?

Nein, antwortete das Mädchen etwas erſtaunt, nein, das iſt der Landjäger.

Wo iſt denn dein Vater? fragte ich weiter, und ich hoffte, ſie werde mir ſagen, daß er auf den Bergen ſei und die Gemſen jage. Das Kind aber ſchwieg, ſah ſich verlegen nach der Mutter um und wiederholte die Frage: Wo iſt denn mein Vater? Da verſtummte das Lied der Frau und des Landjägers mit Einem Male. Die Frau ſchwieg, der Landjäger aber antwortete raſch: Dein Vater iſt in Rom geſtorben!

Das Lied wurde nicht weiter geſungen, und eine unheimliche Stille herrſchte in der Stube. Verlegen, denn ich fühlte, daß ich etwas Schlimmes gethan mit meiner Frage, erhob ich mich, um mich anzukleiden und an meine Wanderung zu denken. Sogleich erhob ſich auch die Wirthin, von deren Angeſichte jede Verlegenheit ſchnell entſchwunden war, und fragte mich mit derſelben Freundlichkeit, mit der ſie mich aufgenommen, ob ſie mir nicht etwas zu eſſen anbieten dürfe. Aber der Landjäger antwortete für mich: Verderbt dem Herrn nicht ſeinen Appetit, Margarethe; er geht zu den Signori Trippi, die werden ihm Beſſeres auftragen.

Wieder bemerkte ich, daß der Name Signori Trippi einen reſpektvollen Eindruck machte, und neugierig, die Allgeachteten kennen zu lernen, machte ich mich nun wirklich bereit, aufzubrechen. Indeſſen wurde noch Manches hin und her geredet, und die Wirthin erfuhr, daß ich meine Rückreiſe nach Deutſchland über Zürich nehmen wolle. Sie blieb einen Augenblick im Nachdenken verſunken, dann ſagte ſie einige leiſe Worte zum Landjäger, der bald darauf Gewehr und Uniform nahm, mir die Hand drückte und ſich entfernte. Sobald er die Hütte verlaſſen hatte, wandte ſich Margarethe zu mir und ſagte mit einem Ausdruck voll bittender Beſcheidenheit: Wäre es dem Herrn beſchwerlich, mir einen Brief nach Zürich mitzunehmen?

Meine liebe Frau, antwortete ich, was kann mir lieber ſein, als Ihnen einen kleinen Dienſt zu erweiſen, da Sie ſo gut und freundlich gegen mich geweſen ſind?

Sie ſind ein guter Mann, verſetzte ſie darauf, und ich bin überzeugt, daß Sie meine Kommiſſion gut beſtellen werden. Aber ich habe noch eine andere Bitte. Meine Tante in Zürich verſteht weder Romaniſch noch Italieniſch. Ich ſollte ihr Deutſch ſchreiben, und das habe ich nicht in der Uebung. So wollte ich Sie bitten, ſelbſt den Brief zu ſchreiben, den ich Ihnen mitgeben will.

Schon ſuchte ich mein Reiſeſchreibzeug hervor, und ſchon ſah ſich bereit am kleinen Tiſche, von welchem das kleine Mädchen Kunkel, Garn und Hanf weggeräumte. Wie ſie das gethan, ging ſie auf einen Wink der Mutter aus der Stube, und ich ſaß allein mit Margarethe am Tiſche, die Feder in der Hand und auf ihr Diktiren wartend. Margarethe ſtützte ihre Stirn in die Hand, war nachdenklich, ſah mich oft und lange an, wollte beginnen, hielt wieder ein, ſah mich wieder an und diktirte mir endlich, offenbar nach einigem Widerſtreben, oft zaudernd, folgende abgebrochene Sätze:

„Liebe Tante!

„Ein guter Mann aus Deutſchland will dieſen Brief an dich nach Zürich mitnehmen. Du haſt mir verſprochen, das Kind zu dir zu nehmen, wenn es ſich zeigt, daß es verſtändig, gut und willig zur Arbeit wird. Das iſt. Meine Pepita iſt verſtändig, gut und willig zur Arbeit. So will ich, daß ſie fortgehe in die Fremde; denn hier iſt noch immer Schande auf mir, und es wird ſo bleiben. Sie ſoll es noch nicht erfahren; wenn ſie aber im Orte bleibt, wird ſie es erfahren mit ihrem Verſtande und zuletzt Leid haben. Dort aber wird es Niemand wiſſen, denn es ſind viele Berge zwiſchen hier und Zürich. So laß es mich wiſſen, ob ich dir meine Pepita bringen ſoll nach Oſtern oder gegen Pfingſten. Ich werde dir von Herzen danken. Deine treue Nichte

Bruſio, den 25. Auguſt 1842.

Margarethe N.

„An Frau N. N. in Zürich.“

Während des Schreibens war mir überaus traurig zu Muthe. Die Stimme der guten Frau zitterte beim Diktiren, obwohl ſie ſich offenbar alle Mühe gab, ihre ganze impoſante Ruhe zu bewahren. Sie ſah mich nicht an, ſondern folgte mit ſtarrem Blicke den Bewegungen meiner Feder. Ich ſprach kein Wort, faltete den Brief und legte ihn, ohne die Frau anzuſehen, ſorgſam zu den Citronen meiner Mutter. Dann nahm ich Felleiſen und Stock und drückte ihr die Hand und rief das Kind herbei, küßte es und ging. Ich ging, als ob ich aus der Heimat ginge. Aber Margarethe und das Kind verließen mich noch nicht; ſie begleiteten mich einige Häuſer weit, bis aus dem Dorfe ſtolz und in ländlicher Pracht ein zwei Stockwerke hohes, aber im Schweizerſtyle erbautes Haus empor tauchte. — In dieſem Hauſe, ſagte Margarethe, wohnen die Signori Trippi. Dann reichte ſie mir noch die Hand und kehrte mit dem Kinde langſamen Schrittes zu ihrer Hütte zurück. Ich blieb ſtehen und ſah ihr nach, bis ſie um die Ecke bog. Wie ſie ſo dahin ſchritt, groß und ruhig mit ſanft gebeugtem Nacken, ſchien mir ihr ganzes Weſen neben unendlicher Milde etwas heldenhaft Duldendes auszudrücken. Auch bemerkten die Leute, die aus den Fenſtern ſahen, meine Nachdenklichkeit und ſandten einander Blicke zu und raunten ſich in die Ohren.

Vor dem Hauſe der Signori Trippi empfing mich ein gewaltiger, weißzottiger Hund, der mir mit Gebell den Eingang verwehrte. So blieb ich davor ſtehen und betrachtete es mit Muße. Es war ein Schweizer Bauernhaus, zum Palaſt erhoben und ſo ſchön, wie nur irgend ein Schweizerhaus, das irgend ein großer Herr in ſeinem Park aufführen läßt, um darin mit großem Gefolge und zahlreicher Geſellſchaft ein luſtiges Stadtleben zu führen. Dabei war es natürlicher, wahrhaftiger und übereinſtimmend mit den hohen Bergen und brauſenden Waſſerfällen. Zwiſchen den Stockwerken, es beſtand aus zweien, die Quer- und Tragbalken entlang, auf den Oberſchwellen und um die Bogen der Fenſter liefen viele Inſchriften, die erhaben aus dem Holze hervorſtanden und leicht zu leſen waren. Die Flügel der Fenſter, welche nach oben ſpitz ausliefen und unten auf einem weit hervorragenden, geſchnitzten Balken ruhten, beſtanden aus unzähligen kleinen, ſechseckigen Scheibchen, welche durch Bleibänder zuſammengehalten wurden. Die Dachrinne war ſo fein und ſorgfältig geſchnitzt, daß ſie einer Halskrauſe aus Spitzen geglichen hätte, wenn ſie nicht gelb und roth, ziemlich bunt angeſtrichen geweſen wäre. An den beiden Spitzen des nicht abſchüſſigen Daches drehten ſich blecherne Windfahnen, in die Farben der Republik gekleidet, und der Mitte zu erhoben ſich neben einander zwei Schornſteine aus rothen Ziegeln, die ſahen wie Thürmchen aus, denn ſie trugen Zinnen. Das alles betrachtete ich genau, bis eine dicke Stimme aus dem Innern des Hauſes dem Hunde Ruhe gebot und ich ungefährdet die drei Stufen hinauf und über die Schwelle treten konnte. Da ging von der Hausthür faſt geraden Weges eine ſehr breite Treppe in das obere Stockwerk. Dort oben ſtand ein breiter, breitſchultriger Mann mit grauen Haaren und mit den Händen in beiden Jackentaſchen; der winkte mir, hinauf zu kommen, und führte mich, oben angekommen, ſchweigend in die Stube, die ſich breit, geräumig und licht aufthat. Da drinnen, am oberen Ende des großen Eichentiſches, ſaß noch ein anderer alter Mann, der eben ſo wie der, welcher mich an der Treppe empfangen hatte, ganz in ſchwarzes grobes Tuch gekleidet war, hohe faltige Stiefel und eine ſchwarztuchene Kappe trug. Beider Haar war kurz geſchnitten und ſo grau, daß man ihm noch die ehemalige Schwärze anſah; doch ſchienen Beide ſchon in den Siebenzigen. Sie glichen einander, nach der angenommenen Redensart, wie zwei Waſſertropfen, aber wie zwei Waſſertropfen, von denen der eine gefroren iſt, der andere lächelnd, heiter im Sonnenſchein ſchimmert. Der Gefrorne hatte mich an der Treppe empfangen und in die Stube geführt. Drinnen kümmerte er ſich nicht weiter um mich und überließ mich ſeinem Bruder, der ſogleich bei meinem Eintritte aufſtand, mir entgegen ging und freundlich die Hand reichte. Etwas bärenhaft ſchritt indeſſen der Andere in der Stube umher. Ich beſtellte den Gruß meines Wirthes von Tirano und wurde freundlich eingeladen, in einem der großen, holzgeſchnitzten Großvaterſtühle Platz zu nehmen. Der Schweigſame nahm mir den Reiſeſack ab, der Freundliche fragte nach Herkunft, Reiſeziel und Zweck und ſchien ſehr befriedigt, als ich ihm ſagte, daß ich nur ſo in die Welt hineinlaufe, um ſie zu ſehen. Auch hatte er es bald weg, daß ich ein reiſender Student ſei, und das ſchmeichelte mir ſehr. Ich hatte dieſe Genugthuung ſeit Wochen nicht. Als ich aus Wien ausgezogen, angethan in neue und phantaſtiſche Studententracht, begrüßte mich zwar Jeder als Herr Student und luden mich die Pfarrer zu ihren Tiſchen; nach und nach wurde mein Anzug ſo abgeſchoben und ſchäbig, daß ich bald für einen wandernden Handwerksburſchen höherer Klaſſe, z. B. für einen Goldſchmied, ſpäter für einen Schneider und zuletzt für einen Schuſter gehalten wurde. Der Signor Trippi aber hatte es, wie geſagt, bald weg, daß ich ein Student war, und wurde noch freundlicher, weil er ſelbſt einen Sohn hatte, der in Tübingen ſtudirte, und zwar Theologie. Ganz vertraut aber wurden wir, da es bei längerem Hin- und Herreden kund wurde, daß ich einen Freund der Signori Trippi, einen Graubündner, der in Wien in der Gaſſe der Tuchlauben wohnte, gekannt habe. Bei dieſer Entdeckung kam auch der Schweigſame heran und ſetzte ſich mit uns an den Tiſch. Was macht der Freund in ſo weiter Ferne? fragte er, und dabei nahm ſein braunes, faltenvolles, wettergefärbtes Geſicht einen ſo liebevollen Ausdruck an, daß ich es von nun an viel lieber betrachtete, als das freundlichere, ſo zu ſagen gebildetere und höflichere ſeines Bruders. Junges Blut, fuhr der Erſte fort, indem er mir über den Tiſch die Hand reichte, junges Blut, du wirſt unſerem Freunde in Wien die herzlichſten Grüße bringen von den Signori Trippi, dem Landammann und dem Kapitän.

Landammann und Kapitän? fragte ich.

Ja, ſagte der Alte, mein Bruder iſt der Landammann, und ich bin der Kapitän.

Das iſt das Gute und Schöne am Reiſen, fuhr er fort, daß man von Freund zu Freund Grüße und herzliche Wünſche hin und her tragen kann; ſonſt liebe ich es nicht, das Herumſtreifen in der Welt.

Mein Bruder, der Kapitän, fügte der höflichere Alte ſchnell hinzu, als ob er den Vorwurf, den ich in jenen Worten hätte erkennen dürfen, verwiſchen wollte — der Kapitän liebt das Reiſen nicht und iſt ſelbſt ſein Lebtag nicht aus dem Lande gekommen. Ich aber war in Geſchäften der Politik in Paris und in Karlsruhe.

Ja, ſagte der Kapitän, ſo iſt es; in der Fremde würde ich immer fürchten, daß man mir indeſſen die Heimat davon trüge.

Dieſe Furcht, fügte der Landammann mit einem freundlich ironiſchen Lächeln hinzu, das trotzdem den Blick voll brüderlicher Liebe nicht verſchleiern konnte, iſt dem Kapitän geblieben, ſeit er in ſeiner Jugend Graubünden an der Spitze des Aufgebotes gegen die Franzoſen vertheidigt hat, die vom Veltelinthale heraufgekommen waren. Er hat ſie wacker zurückgeſchlagen, hier hinter dem Dorfe; aber ſeit damals ſteht er da wie ein Wachtpoſten und will ſich nicht fortrühren. Immer ſtehen ihm die Franzoſen vor Augen, die von Graubünden wegzujagen ſind.

Der Kapitän wollte offenbar nicht, daß das Geſpräch länger bei dieſem Gegenſtand verweile, und ſagte: Das iſt ſo eine fixe Idee, und ſprechen wir nicht weiter davon. Ich mache dir auch keinen Vorwurf daraus, Landammann, daß du in der Welt herumgezogen biſt; du haſt es im Dienſte des Vaterlandes gethan, eben ſo wie ich in dieſem Dienſte auf meinem Poſten ſtehen geblieben bin. Mein Bruder, wandte er ſich zu mir, iſt dreimal Landammann geweſen.

So erfuhr ich denn, daß ich es mit Zweien der höchſten Würdenträger des Staates zu thun hatte, die, wie es ſchien, nicht ohne Erfolg und Verdienſt dem Vaterlande gedient hatten. Voll Ehrfurcht betrachtete ich ſie Beide, die, nach einem würdigen und edel angewandten Leben (denn daß es ſo war, ſagten mir ihre Geſichter), anſpruchslos und mittheilſam rechts und links vor dem blutjungen, unbedeutenden Fremdling ſaßen und ſich mit ihm wie mit einem guten alten Bekannten und wie mit ihres Gleichen unterhielten. Ich bemerkte auch bald, daß die beiden Brüder einer vor dem anderen den größten Reſpekt hatten, daß ſie einander immer mit ihren Titeln, Kapitän und Landammann, anredeten und daß eben ſo wohl aus den buſchigen Wimpern des Erſten, wie aus den fein und klug blickenden Augen des Anderen ein heller Strahl von Liebe hervorleuchtete, wenn der Eine von dem Anderen ſprach, und daß Jeder immer bereit war, die Thaten des Anderen zu erzählen. Wie groß nahmen ſich ihre Würden und dieſes ihr liebevolles Weſen unter dem ſchlichten, grauen Haar, unter der Wollkappe und in der groben Tuchjacke aus!

Aber noch mehr mußte ich ſtaunen, als, nach längerem Geſpräch, der Landammann einen Brief ſeines Sohnes, des Tübinger Studenten, aus der Taſche zog und mir ihn zum Leſen reichte. Der Brief war auf einer großen und eng beſchriebenen Seite eine erſchöpfende, obwohl kurz gefaßte Auseinanderſetzung der religiöſen Zuſtände in Deutſchland, eine Beleuchtung der brennenden Fragen, die damals nach dem Auftreten Strauß' und Feuerbachs Deutſchland beſchäftigten, und eine Mittheilung der neueſten Forſchungen und Enthüllungen, die der Theologie eine andere Wendung zu geben verſprachen. Auf dieſe Wendung legte der Student den größten Nachdruck. Dann ſchilderte er die beiden Parteien der Univerſität Tübingen: die Partei der Orthodoxen und die Partei, die ſich an Schleiermacher lehnte und ſich deſſen platoniſchen Geiſt anzueignen ſuchte. Der Brief trug das Gepräge außergewöhnlicher Klarheit, feſten Entſchluſſes, freien, durch und durch wohlwollenden und dichteriſchen Geiſtes. Sein Zweck war, Vater und Oheim darauf vorzubereiten, daß er in die Berge anders geſinnt zurückkehren werde, als er ausgezogen war, und ſie zu belehren, daß er dieſes mit gutem Gewiſſen und nach langem Nachdenken thun werde. Aus dieſem Briefe habe ich in dem verlorenen Winkel Graubündens, als Gaſt bei einem Landeskapitän und Landammann, in einer mit Gemsbockhörnern und preisgekrönten, durchs Schwarze geſchoſſenen Scheiben ausgeſchmückten Stube mehr erfahren über die modernen religiöſen Bewegungen in Deutſchland, als ich je gewußt und in Wien hätte erfahren können.

Nun, fragte der Landammann, nachdem ich geleſen hatte, ſagen Sie mir als Student, was halten Sie davon?

Ich glaube, daß Ihr Sohn auf dem beſten Wege iſt und Gedanken heimbringen wird, die Graubünden brauchen kann.

Der Landammann ſchüttelte bedenklich den Kopf. Und ich fürchte, ſagte er, daß er Gedanken heim bringt, die in dieſen Bergen nicht gedeihen, ihm aber leicht eine böſe Stellung machen können.

Der Kapitän, der während des Leſens aufgeſtanden war und wie ein Diener Alles herbei trug, um den Tiſch zum Mahle zu decken, blieb mit Meſſern und Gabeln vor dem Landammann ſtehen und rief mit Nachdruck: Und ich meine, daß der Schleiermacher, wenn er ſo iſt, wie ihn der Junge ſchildert, ein ganz verſtändiger Mann iſt, und das verſöhnt mich mit der Theologie des Jungen, daß er ſich dieſen verſtändigen Mann zum Muſter und Vorbild nimmt.

Der Landammann zuckte die Achſeln.

Zucke nicht die Achſeln, Landammann, fuhr Jener fort; wenn ihm das Konſiſtorium von Coira (Chur) dieſes Schleiermachers wegen keine Stelle geben will, ſo hat er genug, um leben zu können, und wird mir allein die Lehre dieſes Schleiermachers beibringen.

Der Landammann ſchwieg und klopfte mit der Gabel auf eines der Gläſer, die der Kapitän vor uns geſtellt hatte und auf denen Hirſche und Jäger erhaben geſchliffen waren. Der Kapitän, der bemerkte, daß der Bruder einen Widerſpruch zurückhielt, wurde verdrießlich und brummte, während er aus einem großen irdenen Kruge ſchwarzen Valteliner Wein in unſere Gläſer goß und ſich an den Tiſch ſetzte. Der Landammann ſchlug mit dem hirſchhörnernen Hefte des Vorſchneidemeſſers an den Krug, und auf das Zeichen erſchien bald eine Magd, die einen ſaftigen Rehbraten, dann Salate und allerlei geſottene Früchte in großen Schüſſeln auftrug.

Der Landjäger hatte Recht, ſagte ich, als er mir bei den Signori Trippi ein köſtliches Mahl prophezeite.

Ihr kennt den Landjäger? fragte der Landammann — er hat Euch doch hoffentlich nicht nach dem Paſſe gefragt?

Nein, ſagte ich, ich habe ihn zuerſt auf dem Wege, dann bei Margarethe . . ., wo ich einkehrte, getroffen.

Potz Tauſend! lachte der Landammann; Ihr kennt ſchon ganz Bruſio — aber nicht von der beſten Seite. Was haben die Leute für Geſichter gemacht, als ſie Euch von Margarethe gehen ſahen?

Dem Kapitän ſchienen dieſe Worte und der ſpöttiſche Ausdruck, mit dem ſie geſprochen wurden, nicht zu behagen. Mich aber überkam eine Ahnung, als ob ich bei Margarethe im verrufenen Hauſe Bruſio's eingekehrt wäre. Warum? fragte ich den Landammann in Erinnerung an den Brief, den ich geſchrieben, und an das Ziſcheln und Kopfzuſammenſtecken der Leute, als ich an Margarethens Seite durch das Dorf ging.

Der Landammann wollte antworten, aber der Kapitän, der bis jetzt brummend in das gewaltige Stück Wildpret eingehauen hatte, legte ſchnell Meſſer und Gabel bei Seite, verſchluckte eilig den letzten Biſſen und rief! Laß mich antworten, Landammann, laß mich erzählen! — dann wandte er ſich zu mir und rief mit ſtarker Stimme, mit Nachdruck und Feſtigkeit: Ein gutes Weib iſt dieſe Margarethe, ein braves und gutes Weib, ein wackeres Weib! Ein — ein ſehr braves und ſehr wackeres, gutes Weib! Das ſage ich, der Kapitän Johannes Trippi!

Das glaube ich auch gern! rief ich: ſo und nicht anders iſt ſie mir erſchienen.

Bravo! ſchrie der Kapitän voll Freude und leerte ein ganzes Glas ſchwarzen Weines auf einmal.

Der Landammann lächelte den Bruder an, der wieder ihn triumphirend anblickte. Aber das ſteigerte meine Neugierde und machte mich doppelt begierig, das Schickſal meiner guten Samaritanerin zu kennen, und ſo fragte ich weiter: Wer aber iſt ſie? Was hat ſie gethan? Warum lächelt Ihr, Landammann? Warum nehmt Ihr, Kapitän, ſo eifrig ihre Partei?

Laß mich erzählen, rief wieder der Kapitän und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung gegen den Bruder, der, immer lächelnd, ſich gern ergab und die Gabel ergriff, zu eſſen anfing und den Anderen erzählen ließ.

Ein gutes Weib! wiederholte der Kapitän mit gerührter Stimme, und ehemals war ſie das ſchönſte und ſtattlichſte Mädchen des halben Kantons. Ich, der Kapitän des Landes, Signor Trippi, habe ſie noch in meinem fünfzigſten Jahre heirathen wollen. Sie aber ſchickte mich heim, denn ſie war einem armen Jungen treu ergeben und er ihr auch. Er trug auf ſeinem Rücken die Früchte des Valtelinthales in unſere unfruchtbaren Thäler. Das iſt ein ſchlechtes Geſchäft, und man kann darauf nicht heirathen. Da ſagte er: Ich will in die Fremde gehen, einige Jahre Soldat ſein, Handgeld und Sold bei Seite legen und dann wieder nach Hauſe kommen und Margarethe heirathen. So that er und ging nach Rom, und da er ein ſchöner und feſter Junge war, wurde er leicht Soldat des Papſtes. Da aber überfiel ihn ein großes Heimweh, und er ſchrieb Margarethen, daß ers nicht *aushalte und daß er durchgehen werde zu ihr nach Hauſe*, in das Thal von Bruſio. Margarethe fürchtete, daß er eingeholt und erſchoſſen werde, und ſie dachte, daß, wenn ſie bei ihm wäre und ihm von der Heimat erzählte, das ſein Heimweh ſtillen könnte. So machte ſie ſich gleich auf und ging zu Fuß nach Rom. Wirklich hat ſie ihn durch Zureden wieder von ſeiner Krankheit geheilt, und da er ruhiger war und ſie doch nicht in Rom bleiben konnte, kehrte ſie wieder zu Fuß von Rom nach Bruſio zurück. Aber wie ſie hier in Bruſio angekommen, merkte ſie, daß ſie Mutter werden ſollte, und das ſchrieb ſie ihrem Soldaten nach Rom. Der wußte, welche Schande über ſie komme, wenn er ſie nicht heirathe, ehe das Kind geboren ſei, und ſo beeilte er ſich, nach Hauſe zu kommen; aber er wurde eingeholt und erſchoſſen. Bald darauf wurde ſein Kind geboren, und auf Margarethe liegt für ewige Zeiten die Schande. Nun ſage mir, Student, und du, Landammann, ob der Schuß, den der arme Soldat für ſie empfangen hat, Margarethen nicht zum ehrlichen Weibe gemacht hat? Aber daran denken die Leute hier zu Lande nicht.

Weil von jeher ein ſolches Weib verrufen ward, iſt auch Margarethe in Verruf, und das Andere und wie das Alles gekommen, bedenken die Menſchen nicht.

Die Sitte iſt ſtreng, ſagte der Landammann ſelber ſtreng, und das iſt gut, daß ſie nicht viel grübelt. Wohin kämen wir? Auch das Geſetz iſt ſo, das wir achten, und die Sitte iſt älter und ehrwürdiger und, ſo zu ſagen, nicht von Menſchen gemacht, wie das Geſetz.

Pah, ſagte der Kapitän, das kann keine gute Sitte ſein, die ein einziges braves Weib für immer unglücklich macht.

Die Keuſchheit eines Weibes, das Cordula hieß, hat dieſem Lande ſeine Freiheit gegeben! erwiederte der Landammann mit feierlich ernſtem Tone, mit einem Tone, der aus ſo tiefem Herzen zu kommen ſchien, daß mich ein kleines Fröſteln der Andacht überkommen wollte. Auch der Kapitän neigte unwillkürlich den Kopf und ſchwieg ergeben. Eine lange Pauſe trat ein. Nach und nach fing wieder der Kapitän zu murmeln an; er mußte Alles ſagen, was zur Ehrenrettung Margarethens vorzubringen war; denn die war ihm offenbar eine Herzensangelegenheit. So fing er endlich, aber in einem ganz anderen Tone, als ob er nicht weiter disputiren, ſondern bloß erzählen wollte, wieder das Geſpräch an. — Der Landjäger, ſagte er, indem er einen Biſſen zum Munde führte, der Landjäger iſt gewiß ein ganz ehrenhafter Menſch; Niemand kann etwas gegen ihn vorbringen. Ebben! Seit vier Jahren bewirbt er ſich um Margarethe und will ſie heirathen und ihr ein gutes Loos machen. Aber ſie ſchlägt wacker ſeine Hand aus, weil ſie ihre unverdiente Schande nicht über den braven Mann breiten will.

Nach dieſem ſchien der Kapitän vollkommen beruhigt; ſein Geſicht, das ſich während des Streites und der Erzählung mächtig aufgeregt und geröthet hatte, wurde wieder milder und ſo friedlich wie vorher. Ja, noch wohlthuender war es anzuſchauen; denn die ganze Güte, die früher einige Ruhigkeit bedeckt hatte, war ſtrahlend hervorgetreten und lag noch im milden Nachglanze darauf, wie die noch glühende Abendröthe auf einem bemooſten Felſen. Der Landammann ſah ihn lächelnd und freundlich an und hob da[illegible]las ſchwarzen Weines. Der Kapitän that Daſſelbe, und ſie ſtießen ſchweigend an und tranken. Ich trank für mich, ohne anzuſtoßen, ohne mich in dieſen alten, heiligen Bund drängen zu wollen. Die Beiden verſtanden das; noch einmal füllten ſie die Gläſer, und nun erſcholl es im Dreiklang an einander und wurde es wieder klarer und heiterer am Tiſche.

So ſaßen wir noch zuſammen, als ein kleiner Mann eintrat, den man ſogleich als Schuſter erkennen mußte. Er war aus Poschiavo und hatte im Dorfe zu thun. Der Landammann ließ ihn kommen, um mich ſeiner Führerſchaft zu übergeben, da ich noch heute Poschiavo erreichen wollte. Der Abend ſenkte ſich bereits herab, und ſo machten wir uns auf den Weg. Meine Wirthe drückten mir herzlich die Hand, und ohne viele Worte zu machen, ohne viel zu danken, aber mit tiefer ſchweigender Rührung nahm ich Abſchied.

Nach ſtündiger Wanderung durch ein auf beiden Seiten bewaldetes Thal kamen wir beim Dorfe Meschin an einen See, der das Thal in ſeiner ganzen Breite ausfüllte. Mein Führer, ein ſehr beredtes Schuſterlein, verweilte mit ſeinem Geſpräch noch immer bei dem Gegenſtande, den er nach einigen Fragen über Herkunft und Reiſeziel gleich hinter Bruſio aufgenommen hatte, bei dem Leben und den Thaten der Signori Trippi. Ich erfuhr von ihm, daß der Landammann der größte Rechtskundige nicht nur Graubündens oder der Schweiz, ſondern der ganzen Welt ſei, daß er jetzt in der Zurückgezogenheit lebe, daß er aber früher drei Mal die hohe Würde eines Landammanns bekleidet habe und daß man ihn noch heute darum mit dieſem Titel benenne, obwohl er eigentlich Alt-Landammann heißen ſollte. Außerdem verſicherte der Schuſter, der Landammann habe ſo viel für das Land gethan, wie zehn andere Landammänner zuſammen nicht gethan haben: daß er mit Oeſterreich einen ſehr vortheilhaften Handelsvertrag geſchloſſen, daß er dem Käſe des

Landes neue Abſatzwege erſchloſſen und ſo vielen Leuten reichen Gewinnſt verſchafft, und daß er viele Straßen gebaut und mancherlei nützliche Einrichtungen getroffen. Auch dieſe Straße, auf der wir eben dahin ſchritten, hatte er gebaut, und ihm danken wir es, daß wir mit geraden Gliedern in Poschiavo ankommen werden. Die Weisheit, um ſo viel Nützliches ſchaffen zu können, habe der Landammann aus den verſchiedenſten Büchern geſchöpft, beſonders aber kenne er die Geſchichte des Landes. Er wiſſe, was ſich in Graubünden ſeit Chriſti Geburt an jedem Tage gethan und ereignet.

Der Schuſter war mit dem Lobe des Landammanns noch nicht zu Ende, als wir, auf der Straße am ſüdlichen Ufer des See's hinwandernd, an einem Gemäuer, einer Art von Schanze, anlangten. Sie kam aus dem Walde heraus und lief hinab auf die Straße bis faſt in den See. Zwiſchen ihrem Ende und dem Waſſer war nur ſo viel Raum, als ein Wagen braucht, um mit Mühe paſſiren zu können. Jenſeits wurde die Straße wieder ſo breit und bequem, wie ſie dieſſeits geweſen war. An dieſer Mauer blieb mein Führer ſtehen, legte die Hand an die Steine und ſprach mit einigem Pathos:

Und hier hat der andere Signor Trippi, als Capitano an der Spitze des Landes-Aufgebots, das Land gegen die Franzoſen vertheidigt. Das Aufgebot wollte ſich vor Tirano aufſtellen, um die Gränze zu vertheidigen; der Kapitän aber ſagte: Mögen ſie unſere Häuſer in Bruſio und Meschin verbrennen, hier iſt der rechte Punkt. Der See iſt unſer Bundesgenoſſe und unſer linker Flügel. — Das glaubten die Anderen nicht und ſtellten ſich am Eingang des Thales bei Madonna di Tirano auf. Aber das Thal iſt dort breit, und ihre Zahl war nicht groß genug, es zu ſperren. So brachen die Franzoſen durch, und die Graubündner fielen alle. Und die Franzoſen kamen mit vielen Regimentern bis hierher an die Mauer, wo der Kapitän mit nur dreihundert Schützen ſtand, die bei ihm ausgehalten hatten. Denn, hatte er geſagt, wenn ihr alle geht, ich bleibe allein und vertheidige die Mauer; ſo blieben dreihundert, um ihn nicht allein zu laſſen in ſolcher Gefährlichkeit. Damals war die Straße noch nicht gebaut, und die Franzoſen konnten nur mit Mühe über die herabgerollten Felsſtücke und nur je drei und drei vorrücken. So fielen ſie auch immer je drei und drei, wie ſie anrückten. Immer nur drei Schweizerbüchſen knallten, und drei Franzoſen fielen. Das dauerte zwei Tage; die ganzen zwei Tage hat der Kapitän ſelbſt keinen Schuß gethan. Die Franzoſen hatten keine Schiffe, um über den See zu kommen, und mit den Kanonen konnten ſie zwiſchen den Felſen auch nicht heran an die Mauer. Am dritten Tage, wie es Morgen wurde, hatten die Franzoſen aus den Bäumen dieſes Waldes Flöße zuſammengezimmert, und auf die Flöße ſtellten ſie Schützen und Kanonen, und ſo ruderten ſie auf den See hinaus und wollten den Kapitän und die Mauer umſchiffen. Wie das der Kapitän ſah, befahl er hundert Schützen, die Waffen hinzulegen und ihm zu folgen. Er ſtieg in den See und mit ihm die Hundert, und ſie wateten und ſchwammen den Flößen zu, die ſich langſam vorwärts bewegten; denn ſie waren ſchwer beladen. Von den Hundert kamen nicht achtzig an die Flöße, und der See war roth von Blut. Aber die übrig Gebliebenen faßten das erſte Floß alle zugleich und alle an Einer Seite und drückten und drückten, bis ſie es tief hinab ins Waſſer drückten. Zuerſt rollten die Kanonen hinab, dann ertranken auch alle Franzoſen, die auf dem Floße waren, weil ihre Waffen ſie beſchwerten und ſie nicht zu ſchwimmen vermochten. So machten ſie es auch mit den anderen Flößen. Auch an der Mauer war es indeſſen blutig hergegangen, denn die Franzoſen verſuchten einen Hauptangriff. Aber ſie wurden wie früher zurückgeſchlagen. Am vierten Morgen waren ſie abgezogen. Das hat der Kapitän Trippi gethan, und zur Erinnerung daran hat man die Mauer, ohne den Landammann weiter zu fragen, als ein Denkmal für den Kapitän ſtehen laſſen, und auf der Landeskarte der Schweiz ſteht neben der Mauer die Jahreszahl 1800 ebenfalls als ein Denkmal für den Kapitän, gerade ſo wie auf der

Landeskarte bei Sempach die Jahreszahl 1386 zu leſen iſt, als eine Erinnerung an eine Heldenthat. Die Mauer hier darf nicht zerſtört werden; denn wer einen Stein davon nimmt, auf den rollen die Felſen vom Berge herab, und es verſchlingt ihn hier dieſer See. Das iſt aber nur eine Sage, um die Mauer zu ſchützen und zu erhalten, und wenn man den Kapitän danach fragt, ſo iſt er ſehr ärgerlich über dieſen Aberglauben und ſagt, daß er ihm die Mauer verleide.

Der Schuſter hielt inne und betrachtete die Mauer, durch ſeine eigene Erzählung zur Andacht geſtimmt, lange und ſchweigend. Daſſelbe that ich. Es war indeſſen ſpät Abend geworden; die Bäume an den Abhängen, dunkle, uralte Tannen, murmelten leiſe, der See bewegte ſich wie entſchlummernd, heilige Stille herrſchte weit und breit. Mir war es, als ſtände ich in den Thermopylen; das Trockene des in mir noch neuen Schuleindrucks jener Erzählung im Herodot gewann an friſchem Leben, und in ihrer ganzen lebendigen Größe ſtand jene That vor mir, aber umgeben von der Szenerie, die ich im Augenblicke vor mir hatte. Spartaniſche Helden ſah ich hier unter ſchweizeriſchen Tannen für ihr Vaterland kämpfen. Ermuntert und geſchmeichelt durch meine Andacht, nahm der Schuſter ſeine Erzählung wieder auf. Der Kapitän, ſagte er, iſt ein ſonderbarer Patron; er, der Einzige im Lande, hat eine große Scheu vor dieſer Mauer und ſucht ſie ſo ſelten als möglich vor Augen zu bekommen. Wenn er ja manchmal aus ſeinem Neſte in Bruſio kriecht, um die alten Glieder auszulüften, wandert er immer gegen Tirano und der Gränze, niemals gegen Poſchiavo und dieſer Mauer zu. Einmal, da er bei Gelegenheit des eidgenöſſiſchen Schießens in Coira hier vorbei mußte, haben ihn die Schützen von Bruſio gefaßt, ihn auf die Mauer geſetzt und ihm die Lieder vorgeſungen, die in der Zeit des Franzoſenkrieges im Lande üblich waren. Erſt brummte er, dann aber ſang er mit, und zuletzt fing er ein Lied an, das damals auf ihn ſelbſt gemacht worden iſt. Die Schützen trugen ihn, immer das Lied ſingend, auf ihren Gewehren bis nach Bruſio in ſein Haus. Aber dort angekommen, fing er wieder zu brummen an und brummte eine ganze Woche lang. Ein anderes Mal, juſt an ſeinem ſiebenzigſten Geburtstage, iſt er früh Morgens aus ſeinem Hauſe verſchwunden. Man ſuchte ihn überall, aber vergebens. Erſt gegen Abend fand ihn der Landammann hier, wie er an der Mauer ſaß und weinte. Beide alte Jungens ſollen mit verweinten Geſichtern gegen Mitternacht zu Hauſe angekommen ſein. Die Leute in Bruſio haben es geſehen, denn ſie ſtanden in Haufen beſorgt vor der Thür des Hauſes, als die Beiden zurückkamen.

Endlich wanderten wir weiter. Jenſeits der Mauer war es mir, als wäre ich aus den Gränzen eines ſchön bewohnten Landes getreten. Die Samaritanerin, ihr Kind, das Kind der Liebe, die beiden Patrioten und Wohlthäter ihres Landes begleiteten mich, und ich ſuchte mir Alles, was ich an dieſem Tage erlebt, geſehen und gehört, tief einzuprägen. Schweigend ſchritt ich neben meinem Führer einher, der mich endlich in Poſchiavo vor einem Wirthshauſe abſetzte. Der Wirth war ein Schweizer, der in Dienſten Hollands als Soldat auf Java ſeine Jugend zugebracht und während dieſer Zeit alle europäiſchen Sprachen vergeſſen hatte. Seine Rede ſetzte ſich aus Romaniſch, Holländiſch, Deutſch und mir vollkommen unbekannten Beſtandtheilen zuſammen. Als ich ihn fragte, welche Sprache er am Beſten ſpreche, antwortete er: Malayiſch! Am andern Morgen machte mir der Malaye eine Rechnung, die mir bewies, daß ich mich nicht mehr im gaſtlichen Lande von geſtern befand.

2.

Das goldene Haar und die Geſchichte zweier Küſſe.

Der kluge Alt-Landammann, der gute Kapitän liegen wohl längſt in der Erde, der ſie treulich gedient haben. Was aus der

Samaritanerin geworden, weiß ich nicht; ich habe ſie nie wieder geſehen, und das iſt vielleicht gut. „Wenn Zweie von einander gehn, ſo ſagen ſie: auf Wiederſehn!“ Der Wunſch „auf Wiederſehn“ iſt unter vielen Umſtänden der thörichtſte; man ſoll ihn nur mit Vorſicht ausſprechen. Das habe ich ſchon in früher Jugend erfahren, und das kam ſo:

Siebenzehn Jahre war ich alt, als ich einen Theil Norddeutſchlands ungefähr unter denſelben Umſtänden zu Fuß durchſtreifte, wie einige Jahre ſpäter Norditalien. Den Rückweg wollte ich ſchneller und zu Wagen zurücklegen, um noch zur rechten Zeit, vor Eröffnung des Semeſters, in Prag einzutreffen. So ſtieg ich an einem milden September-Nachmittage im Hofe des Hotel de Pologne zu Leipzig in eine plumpe, gelbe Kutſche, vor welche zwei elende Mähren geſpannt waren und die mich für einen Thaler drei Silbergroſchen in Dresden abſetzen ſollte. Denn die Eiſenbahn zwiſchen den beiden Städten war zu jener Zeit nur ſtückweiſe fertig und wurde als Merkwürdigkeit befahren, erſt wenn man in einer dieſer Städte angekommen war.

Daß die Bevölkerung der gelben Kutſche eine weibliche ſein werde, hatten mir ſchon von fern die babyloniſch aufgethürmten Schachteln verrathen; welcher Art aber dieſe weibliche Bevölkerung, verrieth mir ein Geſpräch, das ſich entwickelte, ſo bald ich nur den erſten Fuß in das Innere ſetzte.

Eine Frau, die den ganzen Hintergrund der Kutſche einnahm und noch einen Theil des Fenſters verdunkelte, fing mit fettem und gutmüthigem Lächeln ſo an: Ich halte es für meine Pflicht, jeden Reiſegefährten ganz höflichſt um Entſchuldigung zu bitten, daß ich durch meine Proportionen einen ganz unverhältnißmäßig großen Theil des Raumes in Beſchlag nehmen und nothwendiger Weiſe geniren muß — Ich . . .

Eine lange hagere Mädchengeſtalt, die neben mir auf dem Vorderſitz und der dicken Frau gegenüber ſaß, mit dem Kopfe an die Decke ſtieß und kaum den Winkel auszufüllen vermochte, fiel ihr, gegen mich gewendet, ins Wort: Was die Mutter verbricht, mache ich wieder gut — ich nehme kaum die Hälfte des bezahlten Platzes ein.

So war es auch; ich betrachtete etwas befremdet die beiden ſo verſchiedenartigen Geſtalten, die ſo ungenirt von ihren Komplexionen ſprachen und dabei ſo gutmüthig lächelten, als hätten ſie es mit einem uralten Bekannten zu thun, daß ich in Verlegenheit kam und erſt ſpät das dritte weibliche Weſen bemerkte, das zuſammengedrückt im Winkel neben der Dicken ſaß, wie ein Veilchen neben einer Tuberoſe. Das Veilchen ſah mich mit ſo großen blauen Augen an, als ob es die feſteſte Ueberzeugung hätte, daß ſeine Exiſtenz nicht der geringſten Entſchuldigung bedürfe. Es hatte vollkommen Recht mit ſeiner Ueberzeugung, dieſes Veilchen, welches Ottilie hieß.

Ich ſaß Ottilien gegenüber, und weil ſie ſo ſchön war, wußte ich armer Studioſus nicht, was mit meinen Augen und meinen Knieen anzufangen. In meiner Verlegenheit ſuchte ich nach einem Plätzchen, wo ich mein geringes Gepäck unterbringen konnte; es war Alles ſchon beſetzt, und ich machte mich bereit, es ſo bequem als möglich auf meinen Knieen ruhen zu laſſen. Kaum war das geſchehen, da machte Ottilie eine unmerkliche Bewegung, und neben meinem Reiſeſacke befand ſich noch ein großer Korb voll Viktualien, den ſie ſo eben in der Hand gehalten hatte. Empört über dieſe Zumuthung, richtete ich mich auf und ſah mein vis-à-vis an; aber da begegnete ich einem ſo lieblichen, holden, ſchelmiſchen Blicke, daß ich unwillkürlich die Hand ausſtreckte und nach dem rieſigen Ridicül griff, den ſie auf ihrem Schooße hielt, um ihn noch auf das Andere über meinen Knieen aufzuthürmen.

Aber, Ottilie! rief die dicke Frau.

Aber, Ottilie! wiederholte die Tochter.

Tante? Crescentia? fragte Ottilie mit einem Tone, als ob ſie der Beiden Vorwurf nicht verſtände.

Bitte recht ſehr; rief ich begütigend und mich gegen die Tante und ihre Tochter verneigend.

Indeſſen ſetzte ſich unſer gelbes Reiſewerkzeug in Bewegung. Kaum hatten wir Leipzig hinter uns, als die Tante, die bei jeder Regung den ganzen Wagen erſchütterte und dabei immer eine Bemerkung Ottiliens auszuſtehen hatte, mir den Viktualienkorb von den Knieen nahm und Flaſchen hervorzog und kalten Braten auszutheilen anfing. Crescentia aß ſehr zierlich und mit ſpitzigen Fingern. Ihr ganzes Benehmen hatte etwas von einem ſehr wohl erzogenen Mädchen, das ſich zur Gouvernante ausbildet; ſie ſprach ein ſehr gewähltes Deutſch und hielt ſich überaus gerade. Ottilie hingegen ſaß zuſammengekauert im Winkel, und wie die Tante die Proviſionen austheilte, wühlte ſie in dem Vorrath herum, warf Alles bei Seite, bis ſie einen guten Biſſen ausgefunden. Den nahm ſie dann und bot mir ihn ohne alle Umſchweiſe an.

Nehmen Sie, ſagte die Tante, während mich Ottilie ſo gebieteriſch anſah, daß ich nehmen mußte. Sehen Sie, lieber junger Herr, fuhr die Tante fort, ich reiſe nie ohne Vorräthe; man kann nicht wiſſen, man fährt über ein hungrig Kraut. Dann macht Das ſchnelle Bekanntſchaft, wenn man mit einem Reiſegefährten etwas zu theilen hat. O, ich bin eine erfahrene Reiſende. Seit dem Tode meines Seligen führe ich mit meiner Crescentia ein wahres Nomadenleben. Meine Verwandten und die Verwandten meines Seligen, des Herren Superintendenten Möbius, ſind über aller Herren Länder durch das deutſche Reich ausgeſtreut. Da fahre ich von Einem zum Andern. So eben komme ich von Oſterode, wo ich meinen Schwager, den Herrn Oberſten außer Dienſten Malsburg, beſucht habe, und nun habe ich ihm ſein Töchterchen, das ungezogene Ottilchen, entführt und ziehe nach Dresden, wo ich einen Schwager Hofrath habe. Da ſoll mein Ottilchen ein wenig Sitte lernen, denn es iſt ein ungezogenes Engelchen, mein Ottilchen, und die Sachſen ſind ein feines Volk. Sie ſollen mir die wilde Harzpflanze ein wenig ziehen.

Crescentia nickte mit ſteifem Halſe den Worten ihrer Mutter ſehr ernſthaften Beifall; Ottilie aber fing ſo laut und ſo holdſelig zu lachen an, daß wir alle mitlachen mußten. Ich ſah es ihr an, daß ſie ſich der feinen ſächſiſchen Sitte ſchwer beugen werde; denn ich glaubte ſie ſchon zu kennen, ohne daß ſie zehn Worte geſprochen hatte. Jede ihrer Bewegungen, jeder Blick, ſelbſt ihre Ruhe, wie ſie zuſammengekauert im Winkel ſaß, hatte ja den einnehmendſten Ausdruck. Aber ihr Muthwille kam erſt nach eingenommenem Mahle zum Ausbruch.

Wie wir die Gaben des Herrn genoſſen haben, ſagte die Superintendentin mit Salbung, wollen wir ihn auch in einem ſchönen Liede preiſen.

Sogleich ſetzte ſich Crescentia zurecht, legte die Hände auf dem Schooße zuſammen, ſpitzte den Mund und begann:

Wer nur den lieben Gott läßt walten —

die Mutter, auch Ottilie ſtimmten mit ein. Crescentia accentuirte wie ein Vorſänger in der Kirche, die Mutter ſah ihr ſorgſam auf die Lippen und ſuchte ſo genau als möglich den Ton ihrer Vorſängerin nachzuahmen, Ottilie ſang mit friſcher Stimme darein. Aber es ſchien ihr zu langſam zu gehen; ungeduldig ſchlug ſie mit der Fauſt einen ſchnelleren Takt an. Crescentia ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, da nahm Ottilie plötzlich Reißaus mit ihrer Stimme, ſang luſtig weiter und ſprang mit einer plötzlichen Wendung in ein Volkslied über.

Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt';

erſcholl es ſo luſtig und friſch, daß die beiden anderen Sängerinnen erſtarrt verſtummten. Crescentia blieb ſteif, die Tante aber lachte zuletzt und ſagte lachend: Wirklich, Ottilie, bin ich empört. So ſtörſt du ſeit drei Tagen zum zehnten Male meine Andacht.

Aber Ottilie ſchien keine Angſt zu haben vor dieſer Empörung. Selber aufgeregt, wandte ſie ſich mit glühenden Wangen zu mir, ſchlug die Hände an einander und rief wie verzweifelt: Stellen Sie ſich vor, o Studioſus, ſeit drei Tagen bin ich verdammt, dieſen fürchterlichen Geſang anzuhören. Creſcentia ſingt ſo falſch, daß Gott erſchrecken muß vor dieſem Lobgeſang, und die Tante, die glaubt, ſie müſſe ihrem Töchterlein in die höchſten Höhen folgen, und hat keinen Begriff von Dem, was das heißt, die zweite Stimme, und fiſtulirt wie eine ehrwürdige Katze. Ich bin ſehr unglücklich.

So ſprechend, warf ſich Ottilie mit dem Ausdruck liebenswürdigſter Verzweiflung zurück in ihren Winkel. Sie ſchmollte und blickte mit ihren großen blauen Augen gerade vor ſich hin, während ſich die vollen rothen Lippen immer hadernd und murmelnd fortbewegten. Die Tante lächelte wie immer. Mit ihrem „Aber, Ottilie!“ konnte ſie die Erzürnte nicht zur Ruhe bringen; jetzt, da dieſe ſchwieg, ſagte ſie zu mir: Ottilie iſt eine große Muſikerin und thut ſich etwas zu Gute darauf; ein falſcher Ton bringt ſie in Verzweiflung; aber der liebe Gott hört auf die Töne des Herzens, ob die nicht falſch ſind. Du kleiner Antichriſt ſollſt mich nicht in meiner Andacht ſtören. Fange wieder an, Creſcentia!

Dieſe begann, und die Mutter folgte.

Ottilie packte alle Tücher und Shawls zuſammen, die im Wagen herumlagen, und hüllte ſie ſich um die Ohren. Aber es war zu heiß; ſo warf ſie ſie wieder von ſich, beugte ſich zu mir und ſagte reſignirt: Wir wollen plaudern. Wer ſind Sie? woher kommen Sie? wer hat Ihnen dieſe ſchöne Reiſetaſche geſtickt? wie heißen Sie?

Ich beantwortete alle ihre Fragen und mußte manche Erklärung, meine Heimat Böhmen betreffend, hinzufügen. Darauf ſagte ſie mir, daß ſie die Tochter eines alten Oberſten außer Dienſten ſei, der in ſeiner Jugend den Rückzug des Herzogs von Braunſchweig, die Schlachten bei Leipzig und Waterloo mitgemacht hat und in Paris geweſen iſt. Vom alten Herzog von Braunſchweig, jenem edlen Helden, ſprach ſie mit einem Feuer, daß ich ihren Vater und die ganze ſchöne Begeiſterung jener alten Tage aus ihren Worten heraushörte. Ihre roſig blühenden, kindlich vollen Wangen färbte eine edle Gluth, ihre großen Augen leuchteten, ihre Arme bewegten ſich, als ob ſie einen Degen ſchwänge. Sie erzählte, wie ihr Vater einen franzöſiſchen Colonel gefangen nahm. Rendez vous! rief ſie und packte mich dabei am Kragen, daß die Tante und Crescentia erſchrocken einhielten und ſich mit Entſetzen zu uns wendeten. Ottilie ſah in die entſetzten Geſichter und brach in ein lautes Gelächter aus und entzog mir die Hand, die ich, da ſie mich gefangen nahm, unwillkürlich gefaßt und gedrückt hatte. Wir waren von nun an gute Freunde.

So kamen wir in einem jener Flecken an, in welchen die Kutſcher nach uralt heiligen Traditionen vor einem Wirthshauſe glauben halten zu müſſen. Ottilie ſtützte ſich mit einem Arm an meine Schulter und ſprang flink wie ein Reh aus dem Wagen, die Tante fiel mit ganzer Wucht in meine Arme, Crescentia gab mir nur die Fingerſpitzen. Aus der Kirche nahe am Wirthshauſe kam ein ununterbrochen gehaltener Orgelton heraus. Man reparirte etwas an der Orgel, und die Kirche war offen. Sogleich eilte Ottilie dahin; jetzt erſt konnte ich ihre ganze anmuthige Geſtalt beurtheilen. Sie war eher klein als groß zu nennen, aber von ſchlankem, leichtem, ebenmäßigem Bau. Auf kleinen Füßen lief ſie dahin, anmuthig und friſch, obwohl ſie etwas vom Gaſſenjungen hatte in ihren ganzen Geberden. Das Köpfchen trug ſie etwas ſchief, und daran ſchien die gewaltige Maſſe dunkelgoldenen Haares ſchuld zu ſein, die ſich als dicke Flechte drei und vier Mal um das rund geformte Köpfchen ſchlang. Sie trug ein blaues Merino-Kleid, das kurz genug war, um im Lauf die kleinen Füßchen und die feinen Knöchel ſehen zu laſſen, und um Bruſt und Schultern einen weißen Mouſſeline-Shawl, der ihr, wie ſie dahinlief, gleich einem Nebelſtreife nachflatterte. Ja, ſagte die Tante, an einer Orgel kann ſie nicht vorbei. Der kleine Antichriſt hat mehr Chriſtenthum im Leibe, als er zugeſtehen will! So ſprechend, folgte ſie ihr unwillkürlich, und folgte auch ich mit Crescentien.

Wir ſtiegen die Treppen zur Orgel hinauf und ſanden Ottilien ſchon vor den Taſten ſitzend und die Pedale prüfend. Die Arbeiter betrachteten ſie erſtaunt und mit ihnen der Schulmeiſter des Ortes, ein würdiger Alter, dem lange graue Locken über den Nacken floſſen. Einer der Arbeiter ſtellte ſich an den Blaſebalg und begann zu treten. — Jetzt, rief Ottilie der Tante entgegen, jetzt kannſt du ſingen. — Sie ſtrich mit beiden Händen die Scheitel zurück und griff in die Taſten. Großer Ernſt lagerte ſich auf die kindlichen Züge, da die Orgel zu tönen anfing. Nie, ſeit damals, habe ich mir die heilige Cäcilia anders vorgeſtellt. Rührende, unendlich erhabene und erhebende Töne, Töne voll inbrünſtiger Hingebung ſtiegen auf und ſchienen die Kirche in allen Winkeln und alle Winkel unſerer Herzen füllen zu wollen. Sie ſpielte Bachs variirten Choral: Das alte Jahr vergangen iſt.

O du, mein Deutſchland, wo ein Kind, ein Kind voll Unſchuld und kindlichen Sinnes dieſe erhabene Muſik verſteht und es liebt, ſie zu verdolmetſchen! Weit bin ich geritten, viel hab' ich geſehn, es iſt mir in andern Ländern noch nicht geſchehn!

Wie die letzten Töne verklangen und Ottilie aufſprang, drängten ſich die Arbeiter an ſie, um ſie noch zurückzuhalten; der alte Schulmeiſter drückte ſie auf den Seſſel nieder und ſchlang den Arm um ihren Kopf und drückte ſie an ſein Herz. O du Engelskind! rief er und preßte einen Kuß auf ihr goldenes Haar, wo haſt du das gelernt? Warum biſt du nicht am Sonntag gekommen, um mich alten Knaben mit meinem Geklimper vor der ganzen Gemeinde zu beſchämen! — Ich benutzte die allgemeine Aufregung, bemächtigte mich ihrer Hand und drückte einen heißen, heißen Kuß darauf. Kaum daß ſie es bemerkte, die Tante aber rief: Ei, ei, Herr Studioſus, das ſchickt ſich ja nicht bei uns zu Lande, ſo was einem ſolchen Kinde zu thun! — Aber es war geſchehen. Crescentia hatte die Hände gefaltet und war in religiöſe Betrachtungen verſunken.

Der Kutſcher kam und rief; wir eilten aus der Kirche, ſtiegen in den Wagen und fuhren weiter. Ottilie ſaß wieder in ihren

Winkel, aber ſchweigend, in ſich verſunken. Ihr Angeſicht glühte noch und war von tiefem Ernſt bedeckt. So war ſie als eine friſch glühende Frucht anzuſehen, auf welcher ſanft verhüllender, leicht abzuſtreifender Reif liegt. Meine Menſchenkenntniß war nicht groß, aber ich ſagte mir, daß in dieſem Herzen Platz für einen ſchönen Ernſt des Lebens ſein müſſe. Ernſt des Lebens! was wußte ich ſelbſt über dieſes Thema? Aber mit ſiebenzehn Jahren bildet man ſich ein, ihn erſchöpft zu haben, und ſpricht gern davon. Glücklich wäre ich geweſen, wenn ich ihre beiden Hände faſſen und ſo ſchweigend ihr gegenüber hätte ſitzen können.

Wir waren ſchon ziemlich weit vom Dorfe, als der alte Schulmeiſter nachgekeucht kam. Glückliche Reiſe! rief er noch einmal und warf Ottilien den Schooß voll friſchgepflückter Früchte. Dann blieb er zurück. Das weckte ſie wieder; ſie beugte ſich zum Wagen hinaus und nickte ihm dankend. Dann lachte ſie und fing an, die Früchte zu vertheilen.

So wurde es Abend; auf der ganzen Ebene lag Friede ausgebreitet. Die Tante und Crescentia ſtimmten „Nun ruhen alle Wälder“ an, und Ottilie, ihrer angenommenen Politik treu, wandte ſich wieder zu mir mit Fragen und Erzählen. Als wir im Nachtquartier ankamen, kannte Eines des Anderen ganzes Leben. Laupa, glaube ich, hieß das Dorf, in welchem wir übernachteten. Im Hofe des Gaſthauſes gab es großen Streit. Die Tante und mit ihr Tochter und Nichte wollten, daß der babyloniſche Thurm von Koffern und Schachteln in ihre Schlafzimmer gebracht würde, damit ſie in Sicherheit wären; der Kutſcher wollte nicht abpacken, behauptete, der Hof werde von trefflichen Hunden bewacht, die jeden Dieb zerreißen würden, und er möge am Morgen nicht wieder Stunden verlieren mit Aufpacken. Ich legte mich ins Mittel und bot mich an, als Wächter die Nacht im Wagen zuzubringen. Ottilie nahm es gleich an, die Tante nach einem gefälligen Hin- und Herreden. Dann nahmen wir gemeinſchaftlich unſer Nachteſſen ein auf dem Zimmer der Tante, und Ottilie machte den Thee. Sie that es mit ſolcher Anmuth, daß ich oft dachte: Welche Hausfrau wäre das! Mit ſiebenzehn Jahren denkt man öfter ans Heirathen, als man mit dreißig Jahren glaubt. Man iſt eben naiver und zugleich geſetzlicher, und dann — wer ſetzt nicht in dieſem Alter ſein ganzes Leben ſchnell bereit aufs Spiel?

Da die Tante zu gähnen anfing, machte ich mich auf und ging auf meinen Poſten. Ottilie gab mir noch die Hand und meinte, ich wäre einer der edelſten Menſchen und das beſte Herz Deutſchlands. Im Wagen ſuchte ich mir ein Lager zurecht zu machen, ſo gut es ging. Die Damen hatten mir ihre großen Tücher mit gegeben, ſo hüllte ich das Ottiliens um Bruſt und Schultern und ſpannte es ſo ſtraff als möglich um mich; die anderen zwei brauchte ich als Fußbedeckung. Natürlich drückte ich mich in den Winkel Ottiliens.

Anfangs ging Alles gut. Ich dachte an Ottilien, an die Orgel, an den Thee und träumte wachend. Als es aber ſpät wurde und der Hausknecht die Hunde von der Kette ließ, daß ſie den einſamen und ſonſt ganz verlaſſenen Hof bewachten, fingen Leiden an, die ich nicht vorausgeſehen hatte. Die Hunde, groß und rieſig wie Löwen, hatten nicht ſobald bemerkt, daß ſich ein menſchliches Weſen im Wagen befinde, als ſie ſchon mit Bellen und Springen eine förmliche Belagerung begannen. Und ſie thaten es mit ſolcher Wuth, daß ich eine nahe Beſtürmung fürchtete. Glücklicherweiſe hatte ich die Wagenfenſter geſchloſſen, ſonſt hätten mich wohl die gewiſſenhaften Beſtien angegriffen. Der Hausknecht hatte ſich entfernt, und ich wollte nicht rufen, aus Angſt, Ottilien, deren Fenſter auf den Hof gingen, meine Furcht zu verrathen. — So ſtreckte ich mich ſeufzend hin und hielt mich ſo ruhig als möglich. Das beruhigte auch die Thiere, die ſich knurrend rings um den Wagen lagerten. Da ich bemerkte, daß ſie bei jeder leiſeſten Bewegung, die ich machte, aufs Neue wüthend aufſprangen, ſuchte ich ſo ſteif und regungslos wie ein Todter da zu liegen. So gewann ich doch eine ruhige Viertelſtunde. Da klang ein Fenſter des Gaſthauſes, und

„Studioſus! Studioſus!“ rief es. Ich erkannte die Stimme Ottiliens und richtete mich auf, um ſie beim Schein des Mondes und der einſamen Stalllaterne, die im Hofe brannte, noch einmal zu ſehen; aber das Wagenfenſter zu öffnen, wagte ich nicht, denn ſchon ſprangen die Hunde wüthend und bellend rings herum. — Ich wollte Ihnen noch gute Nacht ſagen, rief Ottilie wieder, und dann ſetzte ſie hinzu: Zeigen Sie ſich doch! — Mit verzweifeltem Muthe riß ich das Fenſter auf und ſtreckte, ſchmerzlich lächelnd, den Kopf hinaus. Fünf ſchreckliche Hundeköpfe bellten mich an, ſahen mich mit glühenden Augen an. Gute Nacht, Fräulein Ottilie, rief ich zurück. Die Hunde ſprangen immer höher, aber ich rührte mich nicht. Ottilie winkte mir mit der Hand, ich winkte wieder; einer der Hunde richtete ſich am Wagen auf und glotzte mir ins Geſicht. Ich erhob die Fauſt und gab ihm einen gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß er zurück prallte. Aber das war das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Alle fünf ſprangen nun heran. Glücklicher Weiſe rief die Tante, Ottilie zog ſich zurück, und ich ſchlug ſchnell das Fenſter zu. In kaltem Schweiß gebadet, ſank ich in meinem Winkel zurück und ließ die Hunde bellen.

Erſt ſpät nach Mitternacht entſchloß man ſich im Hauſe, nach der Urſache des ungewöhnlichen Lärms zu ſehen, und kam der Hausknecht, um die Hunde an die Kette zu legen und mich von meinen Feinden zu befreien. Mein Schlaf war dahin; nur minutenweiſe nickte ich ein, immer an Ottilien denkend, und ſobald ich Bewegung im Hauſe merkte, ſprang ich aus dem Wagen, um verſprochener Maßen meine Reiſegefährtinnen früh zu wecken. Als ich an die Thür pochte und mich zu erkennen gab, waren die Damen ſchon wach und auf. — Du Himmel! rief die Superintendentin, kommen Sie mir nicht herein, meine Mädel ſind noch mit ihrer Toilette nicht fertig! Aber ſie hatte noch nicht ausgeſprochen, als Ottilie ſchon den Riegel weg ſchob, die Thür aufriß und ſagte: Kommen Sie nur immer herein, Sie treuer Wächter; wir werden Sie doch nicht vor der Thür ſtehen laſſen!

In der That war keine Urſach dazu da; die Bettvorhänge waren vorgezogen, die Mädchen waren angekleidet, nur hatten ſie noch ihr Haar nicht in Ordnung gebracht. Und dieſer letztere Umſtand verſchaffte mir einen Anblick, wie ich ihn nie, ſage nie, wie ich ihn dreimal nie gehabt habe. Ottiliens losgelöstes Haar floß bis an die Knöchel als ein einziger, großer, goldener Mantel herab. Nur vorn war ein Theil ihres blauen Kleidchens zu ſehen, ſonſt war die ganze Geſtalt von der herrlichen, unvergleichlichen Fülle bedeckt. Erſtaunt blieb ich an der Thür ſtehen, ohne ein Wort hervor zu bringen, und ſtarrte die Pracht an. Unbewußt hob ich die Hand auf, um dieſes Gold anzufühlen; da merkte Ottilie erſt mein Erſtaunen und lachte laut auf. Auch die Tante bemerkte es und ſagte: Ja, ja, langes Haar und kurzer Verſtand! ein Sprüchwort, ein wahr Wort! — Zum Glück war die Tante ſammt Crescentia mit Einpacken ihrer Nacht-Toilette beſchäftigt und konnten ſie mein ferneres komiſches Benehmen, das ſie lachen gemacht hätte, nicht bemerken. Ich ſtreckte die Hand aus und faßte nach dem goldenen Schmucke; Ottilie entwiſchte mir und machte hundert Thorheiten mit den Haaren, die meine Bewunderung nur noch vermehrten. Bald hüllte ſie ſich ganz darein, daß ihr holdſeliges Geſichtchen wie aus einer Kutte hervor blickte, bald warf ſie es rückwärts und lief durch die Stube, daß es wie ein Komet nachflog; dann kniete ſie mit plötzlich ernſtem Geſichte hin, und es fiel ihr über die Füße hinab und auf den Boden, wie die Schleppe einer betenden Königin. Magnetiſch angezogen, that ich doch, als ob ich nur auf ihr kindiſches Spiel einginge, und kniete ebenfalls hin und küßte den Saum dieſer herrlichen Schleppe.

Keine Poſſen! rief die Tante; wir haben keine Zeit zu verlieren! Ottilie ſprang auf, und in wenigen Minuten hatte ſie die außerordentliche Fülle in zwei herrliche Zöpfe verwandelt. Sie wollte ſie um den Kopf ſchlingen, aber ich bat ſie, ihnen doch heute ihre Freiheit zu laſſen. Warum nicht? ſagte ſie; im Wagen kann man Alles.

Und ſo fuhren wir langſam weiter gegen Dresden. An dieſem zweiten Reiſetage war ich nicht mehr der Fremde, ſondern der vertraute Reiſefreund, oder, wie die Tante ſagte: eine angenehme Reiſe-Bekanntſchaft. Außerdem erklärte ſie mich für ein ſonderbares Subjekt, für ein ächtes Studentenblut, und ſo konnte ich mir ſchon Manches erlauben und galt es nur als Ausdruck meiner Sonderbarkeit und Studentenhaftigkeit, wenn ich, oft ſtundenlang, die goldenen Flechten, die vor mir lagen, in Händen hielt und mit ihnen ſonderbar träumeriſch ſpielte.

Mit tiefer Wehmuth ließ ich ſie fahren, als Dresden am Horizont auftauchte und die Frau Superintendentin befahl, daß ſie ſittſam unter den Hut verſteckt würden. Wir hatten viel geplaudert, aber ſchweigſam fuhr ich in Dresden ein. Dort im Gaſthauſe erwartete die ankommenden Damen ein Schwarm von Anverwandten. Da wurde geküßt, umarmt, gefragt; ich mit meinem Stock und Reiſeſack ſtand ſchweigend dabei, während die Koffer und Schachteln auf einen Karren gepackt wurden, um zu den Anverwandten gebracht zu werden. Alles drängte ſich um Ottilien, und ſie verſchwand in dem Gedränge. Die Tante hielt es noch für ihre Pflicht, mich als liebenswürdigen Reiſegefährten vorzuſtellen und ihr Bedauern auszudrücken, daß ſolche Bekanntſchaften ſo flüchtig ſeien. Dann machte ſie mir eine tiefe Reverenz. Daſſelbe that Creſcentia. Ottilie küßte einen Onkel, und ich ging. Aber wie ich um den Wagen bog, ſtand Ottilie da. Geben Sie mir Ihr Wort, daß, wenn Sie je nach Oſterode kommen, Sie mich beſuchen! ſagte ſie ſchnell. — Mein Wort! erwiderte ich eben ſo ſchnell und ſchlug in die Hand, die ſie mir darreichte. — Ade! — Ade!

Acht Jahre, ſage acht Jahre weniger drei Monate ſpäter fuhr ich wieder durch Norddeutſchland. Ich kam aus einer Univerſitätsſtadt und eilte nach einer der kleinen Reſidenzen, wo ich von Freunden am Abend dieſes Tages erwartet war. Neben mir im Poſt-Coupé ſaß ein Student, ein Schwabe, der gewaltige Rauchſäulen in den herrlichen Junimorgen hinaus ſandte und mir den ganzen Morgen von den Hohenſtaufen und der Einheit Deutſchlands geſprochen hatte. Aber als wir in ein freundliches Thal kamen, wurde er plötzlich ſchweigſam und nachdenklich. Er legte die Pfeife bei Seite und blickte, die Ellbogen aufs Spritzleder geſtützt, ſehnſüchtig und ſchwärmeriſch vor ſich hin. Nach und nach fing er zu murmeln und zwiſchen den Zähnen zu ſprechen an, und als im Hintergrunde des Thales ein altes Städtchen mit ſpitzen Giebeln auftauchte, rief er plötzlich aus: O Oſchterode, wüßteſcht du! — und hielt wieder inne. Er ſchien in einer Art eigenthümlicher Ekſtaſe. Mir aber tauchte bei dem Namen Oſterode meine ganze Leipzig-Dresdener Studentenfahrt mit Ottilien und der Orgel und dem goldenen Haar auf.

Iſt das Oſterode? fragte ich den Studenten.

Er aber machte eine abwehrende Bewegung und deklamirte wieder: O Oſchterode, wüßteſcht du...

Ob das Oſterode iſt, frage ich Sie!

Stören Sie mich nicht! rief er unwillig; ich mache Verſe. — O Oſchterode, wüßteſcht du...

Es war kein Zweifel, daß das Städtchen vor uns Oſterode war, denn der Student wendete ſich mit ſeiner Apoſtrophe immer den Giebelhäuſern zu.

Kennen Sie Oſterode? fragte ich ihn wieder.

Ob ich es kenne! rief er pathetiſch; beſſer, als es ſich ſelbſcht kennt, wie ich die geheimſchte Gefühle meines Herzens kenne. O Oſchterode, wüßteſcht du!

Kennen Sie daſelbſt ein gewiſſes Fräulein Ottilie Malsburg?

Der Student ſah mich ſprachlos und mit großen Augen an. Endlich rief er: Iſcht ihr Ruhm bis in die böhmiſchen Wälder gedrungen? Sie iſcht ja eben der Gegenſtand meiner dichteriſchen Begeiſchterung!

So werden Sie mir auch ihre Wohnung angeben können, und wenn wir lange genug in Oſterode halten, werde ich ſie beſuchen.

Der Schwabe ſah mich mißtrauiſch an und ſchien eiferſüchtig zu ſein. Um ihn zu beruhigen, fügte ich hinzu: Acht Jahre ſind's, ſeit ich ſie zum erſten und letzten Male geſehen.

Er athmete auf und wurde freundlicher. Ja, ſagte er, beſuchen Sie ſie und ſagen Sie mir dann, wie ſie ausſieht, welches Kleid ſie heute trägt, ob ſie gut geſtimmt iſcht. Ich Unglücklicher bin ihr nicht vorgeſtellt und verehre ſie aus der Ferne; ich hatte nie den Muth, ihr ein Wörtchen zu ſagen. O wir Schwaben! rief er und ſchlug ſich mit den Fäuſten vor die Stirn; dann fuhr er fort: Jede Woche komme ich herüber und ſtarre zum Fenſter hinauf wie der Ritter Toggenburg, und ſo ſitz' ich eine Leiche eines Morgens da.

Er verſank in melancholiſches Hinbrüten. Der Kondukteur verſprach mir, den geſetzlichen zehn Stationsminuten fünf ungeſetzliche hinzufügen und mir eine Viertelſtunde gönnen zu wollen. So kamen wir auf dem Platze des Städtchens an. Der Student verſprach mir, die Poſt nicht weiter zu laſſen, bis ich komme, dann deutete er ſtumm nach einem Hauſe, das auf dem Berge ſtand und das ganze Städtchen überſchaute. Ich lief die ſteile Gaſſe hinauf und kam athemlos vor dem Hauſe an. Langſam ſtieg ich die Treppe des erſten Stockwerkes hinauf, und noch athemlos fragte ich das Dienſtmädchen nach Fräulein Ottilie, die ich dringend zu ſprechen wünſchte. Sie iſt mit einer Freundin im Garten, ich will ſie holen gehen, ſagte das Mädchen und ging.

Ich trat indeſſen in die Stube. Da ſah es reinlich und wohlgeordnet aus; von Ueberfluß oder Ueppigkeit war freilich keine Spur. An der Wand hingen einige hübſche Kupferſtiche und ein kleiner Bücherſchrank. Die ganze eine Seite nahm ein Klavier ein, auf welchem große Notenſtöße lagen. Zu Athem und zu Beſinnung gekommen, fiel mir jetzt erſt das Sonderbare meiner Lage auf, und ich fing an, zu fürchten, daß ſie auch etwas Lächerliches habe. War es nicht wenigſtens komiſch, jenes vom Kinde dem Kinde gegebene Wort halten, und ſchien es nicht eitel, von dem zur Dame herangewachſenen Kinde erkannt werden zu wollen? Die Züge des Knaben hatten ſich ſeit acht Jahren bedeutend verändert; ſein Geſicht war von Italiens Sonne, von der verſchiedenen Luft verſchiedener Klimate gebräunt, und das ehemals glatte war von einem dichten Barte beſchattet. Ich fing an, mich auf eine Demüthigung vorzubereiten, und legte das freudig aufgeregte Geſicht in ernſte und anſtandsgemäße Falten. Und ſie? wie wird ſie ausſehen? dieſer Gedanke machte mir noch mehr bange als der erſte. Ottilie mit ihrem ganzen Jugendreize, Ottilie, die ungeöffnete Knoſpe, trat mir friſcher und lebendiger denn ſeit Jahren vors Gedächtniß, und mit ihr mancher Schatten jener Gefühle, die ich in den zwei Reiſetagen verſpürt hatte. Eine außerordentliche Aufregung bemächtigte ſich meiner; mein Herz pochte vor Furcht, Erwartung und Ungewißheit, als ich auf der Treppe Schritte hörte.

Die Thür öffnete ſich; an der Seite einer Freundin, ein Arbeitskörbchen in der Hand, trat Ottilie herein. Nur im Momente, da ſie über die Schwelle ſchritt, ſchien ſie überraſcht, dann aber ging ſie ſchnell auf mich zu, reichte mir die Hand, nannte mich beim Namen und hieß mich herzlich, herzlich willkommen.

Kaum hatte ſie meinen Namen ausgeſprochen, als mir auch ſchon die Freundin ihre Hand reichte und ſagte: Der Reiſegefährte zwiſchen Leipzig und Dresden?

Ich ſah, daß ich kein Fremdling war in Ottiliens Kreiſe, und alle Bangigkeit verſchwand.

Sie ſehen, fuhr Ottilie freundlich fort, Sie ſehen, daß ich von Ihrem Beſuche kaum überraſcht bin; ich wußte, Sie würden Wort halten.

Nun war ich trotz dieſer freundlichen Aufnahme noch befangener als bei meinem Eintritte. Ich hatte Ottilien ſogleich erkannt, und doch war ſie es nicht mehr. Ich hatte alle Mühe, mich zu überzeugen, daß ſie Dieſelbe war, die vor acht Jahren mir gegenüber im Wagen geſeſſen. Noch war ſie ſchön, noch war ſie anmuthig in jeder Bewegung; aber es war die Schönheit der verblühenden Roſe, und ihre Bewegungen, einſt ſo keck, ſo friſch und wild, waren voll Ruhe. Eine ernſte, melancholiſche

Würde lag über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen, ſelbſt wenn ſie lächelte, ſelbſt wenn ſie ſich an die Tollheiten unſerer Reiſe erinnerte. Die runden kindlichen Wangen waren von einer roſigen Bläſſe bedeckt; die großen blauen Augen hatten ſich etwas ſcheu in die Tiefe zurückgezogen, aus der ſie nur mit gedämpftem, ſanftem Lichte hervorſtrahlten. Unwillkürlich fiel mein Blick auf das Haar, das mich entzückt hatte — der Goldglanz und auch die Fülle waren dahin. Doch war ſie ſchöner als je, es war die Schönheit der traurigen, umhüllten Abendſtunde — es war die ſchwermüthige Schönheit des Verblühens.

Ich fürchtete, ſie mein trauriges Gefühl errathen zu laſſen, und fing zu plaudern an. Ich erkundigte mich nach der Tante; die war geſtorben — nach Crescentia, die war an einen Paſtor verheirathet. Ottilie fragte mich nach meinem Leben in dieſen acht Jahren; geizig mit den mir zugezählten Minuten, erzählte ich ſchnell, und in meiner Erzählung kam viel des Bunten und kamen die Namen von vielen Ländern und Städten vor. Dann fragte ich ſie nach ihrem Leben. Sie ſchien wie aus einem Traume erwacht, ſtrich ſich mit der feinen und mageren Hand über die Stirn und ſagte, wie ſich beſinnend, als ob es ihr jetzt zum erſten Mal auffiele: Ich? — ich war immer hier in Oſterode, immer zu Hauſe — bei meinem Vater.

Einſamkeit! trübe, froſtige, tönende Einſamkeit! Pflicht und keine Freude, keine Liebe! dachte ich bei mir und ſchlug die Augen nieder. Auch Ottilie ſaß traurig ſchweigend da und ſah zu Boden. — Ich ſprang vom Stuhle auf und entſchuldigte mich mit der kurz zugemeſſenen Zeit. Die Freundin wünſchte eine glückliche Reiſe, und Ottilie begleitete mich bis an die Treppe. Sie nahm meine Hand und ſagte: Ich nehme Ihnen daſſelbe Verſprechen ab — wenn Sie je wieder in dieſe Gegend kommen . . .

Aber . . . fiel ich ein.

Sie werden mich finden, fügte ſie raſch hinzu. Ich ſah ſie an; ſie ſchlug die Augen nicht nieder, ſondern lächelte ſchmerzlich, zuckte die Schultern und ſagte: Kann ich meinen alten Vater verlaſſen, der Niemanden hat als mich? Und dann — ich bin ein Mädchen ohne Vermögen und — bald nicht mehr jung.

Ich küßte ſchweigend ihre Hand, und ſie wiederholte: Verſprechen Sie?

Ich verſpreche es.

Und wie ich ſchon einige Stufen tiefer ſtand als ſie, faßte ſie mit einer Hand das Geländer, mit der andern ſtützte ſie ſich auf meine Schulter und bückte ſich tief hinab zu mir und reichte mir die Stirn. Ich drückte einen warmen Kuß darauf und eilte, damit nicht die Thräne Zeit habe, brennend auf den Kuß zu folgen.

Ich ſah mich nicht um, bis ich wieder unten auf dem Platze war und in das Coupé ſprang. Der Student ſtand vor den Pferden und hielt ſie am Zügel. Wie er ſie los ließ, zogen ſie an, und es ging fort. — Wie befindet ſie ſich? fragte er ſchreiend. — Sehr wohl! — Und was für ein Kleid trägt ſie heute? — Ein blaues! — Danke! — Wie wir aus dem Schatten des Poſthauſes heraus waren, bog ich mich aus dem Coupé und ſah zurück. Ottilie ſtand am offenen Fenſter und winkte mir. Und wie wir aus den Gaſſen herauskamen und auf die Anhöhe, ſah ich ſie noch dort ſtehen und mit einem weißen Tuche Grüße zuwehen. — Auch der Schwabe mochte es bemerkt haben, denn er kam dem Wagen nachgekeucht, ballte die Fauſt und rief mir zu: Elender! Verräther! — Ich zuckte die Achſeln, und wir fuhren raſch weiter.

Und dieſes habe ich eben ſagen wollen, daß es oft ein eitler Wunſch iſt, wenn man beim Scheiden ſagt: Auf Wiederſehen! Es dient oft nur dazu, daß man ſich traurig überzeugt, an einem Glücke vorübergegangen zu ſein. Denn nicht ſelten iſt, noch dünn geſäet das Glück, man geht nur daran vorüber.

Dieſer Kuß auf Ottiliens weiße Stirn war mir von jeher einer der liebſten von allen, die ich im Laufe meiner langen Lehr- und Wanderjahre gegeben oder empfangen habe. Er mahnt mich aber an einen anderen, den ich unter ganz verſchiedenen

Umſtänden, mit verſchiedenen Gefühlen und auf ganz anderer Szene, ich weiß nicht, ob gegeben oder empfangen. Wer weiß da die Gränze zu finden zwiſchen Geben und Empfangen? Meiſt liegt ja ein taumelnder Nebel über dieſer Gränze.

Es war in Wien, und zwar in Wien während der Belagerung im Oktober des Jahres 1848. Dem Stadt-Kommando war die Anzeige zugekommen, daß ſich in gewiſſen zwei Häuſern in einer gewiſſen Gaſſe nahe dem Augarten ein Waffenmagazin der loyalen Bürger vorfinde, deſſen ſie ſich zu einer Contrerevolution im Innern der belagerten Stadt bedienen wollten. Da meine Kompagnie beordert war, in den Augarten zu marſchiren, um die daſelbſt hart bedrängten Studenten zu unterſtützen, ſo gab man uns den Auftrag, auf dieſem Wege jene zwei Häuſer zu unterſuchen und, wenn ſich der Waffenvorrath daſelbſt wirklich vorfinden ſollte, die Einwohner zu verhaften. So rückten wir in die Gaſſe ein und auf die Häuſer los — freilich mit einigem Skepticismus, denn wir waren ſchon gewohnt daran, daß dergleichen Gerüchte von Waffenvorräthen, Verſchwörungen, Contrerevolutionen ausgeſtreut wurden, um zu beunruhigen und einen Theil der Kraft der Revolution mit ſolchen unnützen Beſchäftigungen zu abſorbiren.

Die Gaſſe, in die wir rückten, war wie ausgefegt. In den Hausthüren ſtanden die Bewohner blaß, zitternd, betend — hier und da auch wohl fluchend. Denn vom Augarten her fiel ein Regen von allerlei Kanonenkugeln, theils in die Gaſſe, theils auf die Dächer und in die Fenſter. Dort und da brachen ſie durch mehrere Stockwerke, dort und da zündeten ſie. Oeſterreichiſche Jäger hatten ſich nämlich, gedeckt vom Morgennebel, theilweiſe des Augartens bemächtigt, und da dieſer, als Eingangspunkt in mehrere der Hauptſtraßen der Leopoldſtadt, von Wichtigkeit war, wurde er mit eben ſo großer Hartnäckigkeit angegriffen als vertheidigt. Die öſterreichiſche Artillerie hatte einige hohe Punkte auf den Dämmen eingenommen und beſtrich, wie geſagt, die Gaſſen, während die Vorſtadt noch auf verſchiedenen

Punkten angegriffen wurde, um allerſeits zu beſchäftigen und ſtarken Zuzug nach dem Augarten zu verhindern. In dem Augenblicke, da wir durch die Gaſſe zogen, war der Kanonendonner allgemein, während vom Augarten her eine Gewehrſalve nach der anderen und dazwiſchen ununterbrochenes Gepraſſel des Einzelfeuers erſchallte. Einer in unſeren Reihen — dieß ſei ſo nebenbei erzählt — fing bei Wahrnehmung dieſes Sabbaths und beim Anblick der Kugeln, die uns entgegen flogen, gewaltig zu jammern an und ſprach, obwohl er nie verheirathet geweſen, von fünf Kindern, die er zu ernähren habe und die er, himmelſchreiend ungerechter Weiſe, nun als arme Waislein und hülflos in der Welt zurück laſſen ſolle; denn aus dieſem furchtbaren Geſchieße werde nicht ein Einziger von uns lebend zurück kehren. Unſer Lieutenant, ohne ein Wort zu ſagen, packte ihn am Rockkragen, ſchüttelte ihn, daß ihm der Kalabreſer vom Kopfe fiel, und warf ihn voll Verachtung den Weibern zu, die in einer der Hausthüren ſtanden. Dieſe verſtanden ſchnell, umringten den Feigling und führten ihn als Gefangenen zum nächſten Poſten. — Wir kamen an die zwei bezeichneten Häuſer. Der Lieutenant ſchickte die ganze Kompagnie voraus in den Augarten und behielt nur zehn Mann zurück, von denen er ſelbſt fünf in das erſte Haus führte und vier unter meinen Befehl ſtellte, damit ich mit ihnen das andere durchſuche.

Wir traten ein; das ganze Haus war wie ausgeſtorben, nirgends eine menſchliche Seele zu erſpähen; im Hofe ſtreckte ſich ein gewaltiger Wächterhund, der jeder herabfallenden Kugel entgegenbellte, und er war von dieſem Geſchäfte ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er nicht Zeit hatte, uns auch nur mit einem Knurren zu empfangen. Meine Gefährten drangen in Keller und Holzlager, ich ſelbſt ging in das Haus, um die Bewohner, wenn einer zu finden, auszufragen. Die Thüren waren alle angelweit offen, aber die Stuben leer; ſo durchſchritt ich den erſten Stock. Der dritte ſchien mir eben ſo menſchenleer, denn nirgends regte ſich etwas. Doch trat ich in die Stube. Da ſaß ein junges

Mädchen von etwa achtzehn Jahren, die Hände im Schooß, die blonden Haare aufgelöſt, vor einer Wiege, welche ihr Fuß mechaniſch in Bewegung ſetzte. Sie ſchien halb zu ſchlafen, denn ihr Kopf fiel einnickend auf die Bruſt. Ihr ſchönes, junges Geſicht war blaß, abgehärmt und müde, doch ſah man ihr an, daß es noch vor wenigen Tagen ſchön geblüht haben mochte.

Wie ich einige Schritte ins Zimmer that, fuhr ſie auf, ſtrich ſich die Haare aus dem Geſicht und fragte ſchlaftrunken und erſchrocken, was ich wolle.

Es that mir leid, ſie aus dem Schlafe, der ihr ſo nothwendig ſchien, geſtört zu haben, und ich brachte mein Anliegen ſo kurz als möglich vor.

Ach nein, ſagte ſie lächelnd, ſolche Waffen möchten wir nicht verbergen. Hier im Hauſe ſind wir alle für die Freiheit.

Sie ſagte das, wie man ſich in der gerichtlichen Sprache auszudrücken pflegt, mit einem ſolchen Accent der Wahrheit, daß ich an ihrer Ausſage nicht zweifeln konnte. Ich entſchuldigte mich, daß ich ſie wahrſcheinlich erſchreckt hätte. — O nein, erwiderte ſie, ich erſchrecke nicht vor einem Studenten. (Alles, was einen Kalabreſer trug, hieß Student.) Die Herren Studenten ſeien ja ſo brav! ſie thun Alles fürs Volk, fügte ſie hinzu. Ich bin nur ſo aufgefahren, fuhr ſie fort, um mich zu beruhigen, weil ich grad einſchlafen wollte. Schau'ns, ſeit vielen Nächten hab' ich ſchon kein Auge geſchloſſen. Der arme Wurm, und dabei deutete ſie nach dem Kinde, das in der Wiege lag — iſt ſo krank.

Bei dieſen Worten beugte ſie ſich zu dem Kinde hinab und horchte auf ſeinen ſchweren Athem. Unendliche Trauer lagerte ſich auf ihr ganzes Geſicht, und ſie ſchien zu vergeſſen, daß ich in der Stube war, eben ſo wie ſie die Gewehrſalven, den Kanonendonner und die herabfallenden Kugeln kaum zu hören ſchien. Nur manchmal, wenn in nächſter Nachbarſchaft ein Dach durchbrochen wurde und Fenſter und Thüren zitterten, zuckte ſie unwillkürlich zuſammen. Wie ſie ſo hinabſchaute und in den Anblick des kranken Kindes ſo tief ſchmerzlich verſunken war, ſchien mir dieſer

Kummer nur ein mütterlicher ſein zu können, und ich hätte ſie auch für die Mutter gehalten, wenn nicht doch hinter der Bläſſe des Geſichts jugendlich blühende Jungfräulichkeit widerſprechend hervorgeleuchtet hätte.

Sie ſollten doch das Haus verlaſſen, ſagte ich wieder, es iſt zu ſehr ausgeſetzt. Auch haben es in der That ſchon alle Anderen verlaſſen.

Sie erwachte wieder bei dieſen Worten und ſagte: Ich fürcht mich nit. Auch möchte ich das Kind nicht in die kalte, neblichte Luft hinaustragen, das könnte es noch früher tödten, das arme Ding, das ſo nicht mehr lange zu leben hat.

Sie ſagte das mit einem Tone, aus dem größerer Kummer ſprach, als alle Thränen auszudrücken vermocht hätten.

Sind Sie denn ganz allein? fragte ich wieder; denn es that mir leid, ſie ſo einſam und allein mit ihren Schmerzen zurückzulaſſen.

Mein Vater, antwortete ſie, iſt ſeit acht Tagen fort und ſchlägt ſich irgendwo an der Linie. Vielleicht iſt er ſchon todt.

Und Ihre Mutter?

Die iſt auf dem Währinger Kirchhof — der iſt kommen und ſie iſt gangen, fügte ſie hinzu, indem ſie auf das Kind in der Wiege deutete.

Indeſſen hatte ſie das Geſpräch doch aus ihrem Halbſchlummer und aus dem Hinbrüten geweckt. Sie horchte aufmerkſamer auf den Lärm des Geſchützes und ſagte: Im Augarten ſcheint es böſe herzugehen.

Das erinnerte mich an den Befehl, der uns dahin beorderte; die Gefährten hatten indeſſen des Haus unterſucht und riefen mich; ſo wandte ich mich, um fortzugehen.

Schon ſtand ich auf der Schwelle, als ich plötzlich eine Hand, die mich zurückhielt, auf meiner Schulter fühlte. Ich ſah mich um, und das Mädchen ſtand hinter mir. Ihr Geſicht war blaß, die Augen voll Thränen, und ſie zitterte am ganzen Leibe. Gehen Sie nicht! flehte ſie mit gerührter Stimme — hören Sie, wie die Kugeln niederregnen; im Augarten ſcheint es ſehr arg zu ſein — der Himmel ſei den Fallenden gnädig! Jetzt ſtehen Sie friſch und geſund vor mir — in wenigen Minuten vielleicht ſind Sie ein todter Mann.

Stotternd drängten ſich dieſe Sätze und abgebrochen über ihre blaſſen Lippen. Jede Gewehrſalve, die ſie jetzt erſt zu hören ſchien, machte ſie erbeben, und wie ſie zuſammenfuhr, fielen ihr die ſchon halb aufgelösten Haare über Schulter und Bruſt und ſtürzten die mit Mühe zurückgehaltenen Thränen in einzelnen Güſſen aus den Augen über die Wangen. Sie war das Bild innigſten, menſchenliebendſten Mitleids.

Wie heißeſt du, gutes Mädchen? fragte ich, indem ich den Arm gerührt und brüderlich um ihren gebeugten Nacken legte.

Nani heiße ich, antwortete ſie leiſe.

Nani, gutes Mädchen, ſagte ich, du ſiehſt wohl, daß wir gehen müſſen.

Nani ſtand traurig da und ſchien nach Worten zu ſuchen. Sie ſetzen es doch nicht durch, murmelte ſie endlich, indem ſie die Arme ſinken ließ und gottergeben die Hände über dem Schooße faltete.

Da rief ein Student vom Hofe herauf, was ſoll das Plaudern, ſoll das Zaudern?!

Er weckte mich mit ſeiner fauſtiſchen Citation aus den Betrachtungen, in die ich beim Anblick und bei den Worten des Mädchens verſunken war. Du haſt Recht, Nani, ſagte ich, in wenigen Minuten kann ich ein todter Mann ſein. Es gilt, ſo ſchön und heiter aus dem Leben zu gehen, und du biſt ſo holdſelig und gut! Gib mir einen Kuß zum Abſchied.

Ohne ein Wort zu erwidern, ſchlang Nani beide Arme um meinen Hals und drückte einen langen Kuß auf meine Lippen.

Wieder rief es, aber ſchon näher auf der Treppe: Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern! und ich ging. — —

Zehn Tage ſpäter irrte ich unſtät und flüchtig durch die Gaſſen der Leopoldſtadt. Wien war genommen, die Gefährten ſaßen in enger Haſt und ſahen dem Tode entgegen; durch glückliche Zufälle war ich demſelben Schickſale entgangen. Aber es hing drohend über meinem Haupte; ich flüchtete aus einem Verſtecke ins andere, um die Späher und Häſcher von meiner Spur abzubringen. Bei Freunden durfte ich nicht verweilen, denn dort wurde ich zuerſt geſucht, und alle anderen Verſtecke waren bereits erſchöpft. So irrte ich durch die dunklen, abendlichen Gaſſen der Vorſtadt; die feuchten Novembernebel ſtiegen aus der Donau und breiteten ſich als ein Leichentuch über die Gaſſen, in denen unheimliche Stille waltete. Die einzelnen Fußgänger huſchten bedächtig, vorſichtig „mit leiſen Sohlen“ an einander vorüber; Einer ſah den Andern mißtrauiſch an. Die ausgeſtellten Wachen ſchienen jeden Vorübergehenden durch und durch blicken zu wollen, und man hatte Angſt vor dem Tone ſeines eigenen Schrittes, der doch auf dem feuchten, ſchmutzigen, hier und da aufgeriſſenen Pflaſter kaum hörbar war. Ich wußte nicht, wo in dieſer Nacht mein Haupt zu herbergen, und war entſchloſſen, mich aus einem dunklen Winkel in den andern zu ſchleichen.

Da fiel mir Nani ein. Die mich ſo warm geküßt hat, wird mich nicht verrathen, ſagte ich vor mich hin und lenkte meine Schritte ihrer Gaſſe zu. Ich fand das Haus ſo ſtill wie vor zehn Tagen; ich ſtieg die drei Treppen hinauf, ohne Jemandem zu begegnen; ich pochte an die Thür, und Niemand ſagte: Herein. So drückte ich an die Klinke und öffnete leiſe und trat in die Stube. Unheimliche Dämmerung lag über ſie ausgebreitet. Vom Bette her fiel ein ſchmaler Lichtſtreifen, der den Boden der Stube halb erhellte. In dieſem Lichtſtreifen ſaß das Kind, das ich krank in der Wiege geſehen hatte, und ſpielte. Es war friſch und geſund. Am Tiſche ſaß ein ältlicher Mann, dem die halb ergrauten Haare wirr und wild über die Stirn fielen. Er ſtützte den Kopf in beide Hände und ſtarrte auf ein großes Papier, das mit großen Lettern angefüllt war. Ich wandte meine Blicke dem Lichte entgegen, das vom Bette herkam. Es war ein Todtenlicht. Dort lag Nani. Ihre Bruſt war entblößt und trug eine breite, roſige

Wunde. Ein milder, ſeliger Friede lag über ihr Geſicht gebreitet, trotz der ſchmerzlichen Verzückung der noch immer roſigen Lippen.

Wir hatten in dieſen Tagen ſo Schreckliches geſehen, daß mir das Bild, das ſich vor mir ausbreitete, ein lieblich-friedliches erſchien, und daß ich nur traurig, nicht entſetzt, bei ſeinem Anblicke ſtehen blieb. Ich wandte mich endlich dem Vater zu, um zu fragen, und las anſtatt der Antwort die Inſchrift auf dem Papiere, die er ſeinem Kinde als Grabſchrift beſtimmt hatte. Sie lautete: Auch ſie ſtarb für das Vaterland und ihre Ehre.

Ich ſetzte mich an das Bett Nani's und verbrachte dort meine Flüchtlingsnacht. Des Morgens kamen fremde und kalte Männer, um die Rebellin geheim fortzutragen; da mußte ich, ehe ſie mich bemerkten, weiter eilen, und die Grabſchrift des Vaters war umſonſt. Nani bekam keinen Grabſtein, der von ihrem Tode erzählen durfte.

3.

Miß Ellen.

Undankbar Der, der glücklich iſt und es nicht zugeſteht; ſelbſt Derjenige, der glückliche Zufälle nicht anerkennt. Hätte ich Nani einige Wochen länger gekannt, ihr Ende würde mir vielleicht einige Wunden geſchlagen haben. So iſt mir ihr Tod ein trauriges Ereigniß, gemildert durch den ſchönen Eindruck. Meinem armen Freunde Proſper Carard aus Lauſanne hatte das Schickſal Härteres beſchieden, und wie das kam und wie ich ihn kennen gelernt, will ich erzählen, wieder anknüpfend an jene Wanderlebens-Epoche, aus welcher die zwei gehärteten Geſtalten des Landammanns und des Landes-Kapitäns hervorragen.

Ungefähr drei Wochen bevor ich bei den Signori Trippi eingekehrt, durchſtrich ich an einem ſonnigen Sonntags-Nachmittage den wunderbaren Park des Vizekönigs zu Monza. Ich tröſtete mich über das Unglück, daß man mir in der Kirche die daſelbſt verwahrte fabelhafte eiſerne Krone nicht hätte zeigen wollen, mit dem Anblick all der Wunder, die dieſer herrliche Park verbirgt, und mit dem Schauſpiel, das mir die überall auf Wieſen und in ſchattigen Laubgängen zerſtreuten Gruppen luſtigen Volkes gewährten.

Vor einem prächtigen Waſſerfalle, der von einem ziemlich bedeutenden Hügel, beſchattet von himmelhohen Eichen und Tannen herabfiel, blieb ich ſtehen und horchte ſeinem Rauſchen und betrachtete ſeinen glänzenden Schimmer. Ungebrochen und ungeſtört fiel er zwiſchen zwei dichten Hecken, die den Hügel herab kamen, in die Tiefe und glich einem Spiegel in grünem Rahmen. Er hatte dieſe Eigenthümlichkeit, daß er, unten angekommen, nicht als Bach weiter gefloſſen, oder, zum See geſammelt, ſtehen geblieben wäre — nein, er verſchwand in einer Ritze am Boden wie von der Erde verſchlungen. So umgab ihn etwas Beſonderes, ſchien er ein dichter ſilberner Vorhang, der ein Geheimniß verhüllt.

Und ſo war es auch. Denn während ich vor ihm ſtand und ihn nachdenklich und träumeriſch betrachtete, theilte er ſich plötzlich, und aus ſeinem ſilbernen Gewebe mit einem gewaltigen Satze und lachend ſprang ein Jüngling von ungefähr neunzehn Jahren. Es war, als hätte ihn die Fluth geboren. Der Junge ſchüttelte leicht die geringe Feuchtigkeit ab, die an ſeinem Strohhute, ſeinem leinwandenen, doch eleganten Reiſekittel hangen geblieben war, und immer noch lachend blieb er neben mir ſtehen und ſah ſich nach dem Waſſerfalle um, aus dem er hervorgeſprungen war, während ich ſelbſt erſtaunt bald dieſen, bald den Wellenſtaub-Geborenen betrachtete. Das Wunder war auch von Anderen bemerkt worden, und bald ſammelte ſich vieles Volk um mich und den jungen Mann, der, immer dem Waſſerfalle zugekehrt, Proſper! Proſper! rief und endlich Assez de bêtises! hinzufügte. Aber ſeine Stimme verhallte im Rauſchen des Waſſers, und aus dem Innern kam keine Antwort zurück.

Das Volk, das um uns herum ſtand, ſchien wohl mit dem Geheimniſſe des Waſſerfalles bekannt, aber doch nicht weniger begierig, als ich, zu wiſſen, was das Rufen des Foreſtiere bedeute, ja, vielleicht um ſo begieriger, als es deſſen fremde Laute nicht verſtand. Da immer kein Laut aus dem Waſſerfalle hervor kam, ſchlich, wie ich wohl bemerkte, ein Knabe hinter der Hecke auf den Hügel und drückte auf einen Balken. Die oben befindliche Schleuſe fiel zu, der Waſſerfall ſank wie ein abgeriſſener Vorhang und verſchwand in die Tiefe der Erde.

Wir ſahen in eine ziemlich geräumige, mit Epheu austapezierte Grotte — im Hintergrunde der Grotte, auf einer Moosbank ſaß eine ſchwarzhaarige Lombardin, ein reizendes junges Geſchöpf, und vor ihr lag auf den Knieen, ſie an beiden Händen auf der Bank zurückhaltend, ein Jüngling, ſchön wie ein junger Gott. Ihr war die ſilberne Nadel aus dem Haar gefallen, und es rollte in dicken Wellen herab; er, der mit ſeinem Gefährten neben mir gleich gekleidet war, hatte den Strohhut abgeworfen und zeigte ein herrliches, griechiſches Profil auf einem edel und griechiſch geneigten Nacken. Es war ein prächtiges Bild im ſchönſten Rahmen.

Der Foreſtiere neben mir lachte; mir that der Anblick wohl. Nicht ſo ſehr ſchien er dem Volke zu behagen. Nach den erſten Momenten der Ueberraſchung fing es zu murren an und brach endlich in Verwünſchungen aus gegen die verfluchten Fremden, die da kommen, den Mädchen des Landes die Köpfe zu verrücken. Das Paar in der Grotte hatte nicht ſobald bemerkt, daß Tageshelle einbrach, als es erſchrocken aufſprang. Proſper — denn ſo hieß der junge Mann — trat ruhig und ſtolz an den Eingang der Grotte und maß die Menge, die immer lauter wurde, mit muthigen, dunkelblau glühenden Augen. Auf dem etwas bleichen Grunde ſeiner Wangen lag eine ſanfte Röthe; ſein herrlicher Kopf hob ſich hoch empor, und ſein fein geſchnittener Mund, aus dem eine Reihe glänzender Zähne hervorleuchtete, liſpelte dem Gefährten ein kaum vernehmliches: Zu mir, Emil! entgegen. —

Emil ſtellte ſich an ſeine Seite, und ich, der ich anfing, als Fremdling mich mit dem Fremdlinge ſolidariſch zu fühlen, zu ihnen durch eine leiſe erwachende Neigung, durch die imponirende und wohlthuende Erſcheinung des Einen, ſo wie durch gleiches Alter hingezogen und vom murrenden Volke, das mich für ihren Reiſegefährten hielt und gleichmäßig mit Verwünſchungen überhäufte, unwillkürlich zu ihnen hingedrängt — ich folgte Emil und ſtellte mich an die Seite Proſpers. Die beiden Fremdlinge nahmen ihre Reiſeſtöcke am unteren Ende und ſchienen ſich zu einem Kampfe zu bereiten. So that auch ich. Proſper bemerkte es und lächelte dem unverhofften Bundesgenoſſen dankbar zu.

Die Männer aus dem Volke, wie ſie uns in dieſer kampfgerüſteten Stellung ſahen, ſtürzten auf die Hecke los und brachen mit lauten Ausrufungen Stöcke ab. So wurde ein Theil des Ausganges frei. Das Mädchen, das bisher erſchrocken und zitternd im Hintergrunde der Grotte geſeſſen hatte, benutzte dieſe Gelegenheit, raffte die ſilberne Nadel auf, ſchob das lange ſchwarze Haar wie einen Schleier vors Geſicht und entwiſchte aus der Grotte. Sie bog um die Hecke und verſchwand bald im dichten Gebüſche. Proſper ſah ihr nach, unbekümmert um die Männer, die ſich waffneten. Sobald ihre letzte Spur verſchwunden war, griff er nach einem kleinen, rothen Seidentüchlein, das ſie in der Angſt hatte liegen laſſen, ſchob es in die Bruſt und rief: Jetzt Flucht! und zum Wagen!

Mit dieſen Worten, den Stock in die Lüfte ſchwingend, ſprang er über den Graben; wir nach und mitten durch das Volk, Männer und Weiber, die vor dem plötzlichen Sprunge auseinander wichen. In wenigen Minuten waren wir aus ihrem Bereiche und aus dem Bereiche der Steine und Stöcke, die uns nachflogen. Am Eingange des Parkes ſtand ein großer offener Wagen; wir ſprangen hinein, die Pferde zogen an, und wir flogen, über die nachſchimpfende Menge lachend, aus den Mauern Monza's, der alten Stadt der eiſernen Krone.

Hinter Monza eine Erkennungs-Scene. Wir waren alle

Drei Studenten. Proſper und Emil kamen von der Akademie zu Lauſanne und benutzten die Ferien, um die drei Seen des nördlichen Italiens zu beſuchen. In wenigen Tagen ſollte ihre Reiſe einen offiziellen Charakter annehmen, ſich dem Norden zuwenden. Proſper war der Abgeordnete der Lauſanner Studentenſchaft zum Zofinger Studententage, wo ſich, nach einem neulich konſtituirten Bunde, alljährlich im September die Deputirten der verſchiedenen Schweizer Univerſitäten und Akademieen verſammelten, um einen lebendigen und gegenſeitig anregenden Verkehr zu unterhalten. Emil begleitete den Abgeordneten der Lauſanner Akademie als Freund und freiwilliger Sekretär. Man ſah es Proſper an, daß er unter ſeinen Kollegen eine Rolle ſpielte, und Emils Weſen verbarg es nicht, daß er zu jenen weiblichen und hingebenden Charakteren gehörte, die ſich ſchon in der Schule an die hervorragenden und unwillkürlich überwiegenden Perſönlichkeiten mit verehrungsvoller Freundſchaft anſchließen und in dieſer rührenden und beſcheidenen Freundſchaft oft ein ganzes Leben ausharren.

Wir fuhren bereits eine Stunde, als es uns erſt einfiel, nach den beiderſeitigen Reiſezielen zu fragen — es traf ſich glücklich, daß wir alle nach Como wollten, und ſo ging die Reiſe gemeinſchaftlich und ununterbrochen fort.

Als wir in Como ankamen, lag ſchon tiefe Nacht auf Stadt und See; doch bekamen wir noch beide in herrlicher Beleuchtung zu ſehen. Auf den Bergen flammten plötzlich ungeheure Feuerſäulen auf, welche die Ankunft des Erzherzogs Stephan feiern ſollten. Sie tauchten Stadt und See in eine ſanfte Gluth. Auf dem Waſſer fuhren einzelne Kähne hin und her und klangen luſtige Lieder. Aber die Ankunft des Erzherzogs und die offiziellen Feierlichkeiten hatten ſo viel Volkes in die Stadt gezogen, daß in keinem beſcheidenen Gaſthauſe ein Unterkommen zu finden war. So mußten wir al Angelo, dem prächtigſten Hotel Como's, das den Hafen und einen Theil des See's beherrſcht, anfragen. Auch hier war Alles überfüllt, und wir heuchelten nur, der Nothwendigkeit weichen und eine hoch oben auf der oberſten Terraſſe gelegene Bedientenſtube annehmen zu wollen. Man bereitete uns ein gemeinſames Strohlager, und wir ſchliefen bald den Schlaf des Gerechten.

Plötzlich weckte uns ein gewaltiger Lärm. Aus der lauten, in franzöſiſcher Sprache geführten Konverſation des Kellners mit einem Fremden erkannten wir, daß letzterer ſich weigerte, eine Bedientenſtube anzunehmen, und daß er die Zumuthung unverſchämt fand. Der Kellner beharrte auf der Unmöglichkeit, beſſer zu dienen; der Fremde entwickelte eine außerordentliche Beredtſamkeit in der Gegenbeweisführung, in den Ausfällen gegen italieniſche Unverſchämtheit, erhob ſeine donnernde Stimme immer gewaltiger und ſchloß endlich mit der Verſicherung, daß er nicht eher weichen wolle, als bis er das ganze Haus ſammt dem Erzherzog und ſeinem ganzen Hofe geweckt haben werde.

Das war uns denn doch zu viel. Wie auf ein gegebenes Zeichen ſprangen wir auf die Terraſſe. Beim Lichte des Kellners ſahen wir einen großen Mann, der auf breiten Schultern einen wahren Negerkopf trug, welcher bloß, wie es ſchien, durch ein Verſehen der Natur nicht mit dunklem Schwarz, ſondern nur braun gefärbt war. Aber Backenknochen, Naſe, Lippen, Augen und Kraushaar hätten jedem ächten Neger Ehre gemacht. Wir erkannten bald, daß es mit ſeinem Zorne und ſeinem Ruheſtörungs-Projekte nicht ſo arg gemeint war. Er blickte ganz ruhig, faſt freundlich, und ſchien ſich nur in den großen Worten und dem Erguſſe ſeiner Beredtſamkeit zu gefallen.

Monſieur! ſagten wir, fügen Sie ſich ins Unvermeidliche und ſtören Sie gefälligſt nicht den Schlaf müder Wanderer. Wir verſichern Ihnen, daß man hier oben vortrefflich ſchläft; wir haben es erfahren, bevor Sie die Güte hatten, uns aus unſeren Träumen zu wecken.

A vingt ans, qu'on est bien dans un grenier! zitirte der Fremde, indem er uns lächelnd anblickte. Dann ſagte er:

Sie ſollen Recht haben; ich will ſo unſchuldigen Schlaf, wie der Ihrige noch ſein muß, nicht morden und ziehe mich in mein Gemach zurück. Doch will ich Sie früher noch um Entſchuldigung gebeten haben. Ich habe die Weigerung dieſes Sklaven, ſagte er weiter, auf den Kellner deutend, für eine gewöhnliche italieniſche Filouterie genommen, und ich weiß, daß man dieſem Volke nicht weichen darf. Da ich aber ſehe, daß ſich eine ſolche edle Trias mit einem erbärmlichen Strohlager begnügen muß, ſo füge auch ich mich und bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Fürchtend, daß er eine neue Rede anfange, verbeugten wir uns ſchnell und zogen uns zurück.

Aber der ſüße erſte Schlaf war unterbrochen, und es war ſchwer, den abgeriſſenen Faden wieder aufzunehmen. Wir fingen zu plaudern an.

Wie ſchade um meinen ſchönen Traum! ſagte Proſper gähnend. Ich habe von dem ſchönen Mädchen aus Monza geträumt und von der Grotte, in der ich ſie geküßt habe! Armes Kind! meinetwegen hat ſie vielleicht von einem gefühlloſen Vater Schläge bekommen, und ich ziehe luſtig weiter in die Welt!

Emil ſagte: Thut nichts! Es war ein ſchönes Abenteuer, und an mir lag's nicht, daß es ſo unangenehm endete. Es war eine Blume am Wege, und es hätte mich gefreut, wenn dir ihr Duft eine angenehme Reiſe-Erinnerung mitgegeben hätte.

Du irrſt, Emil, erwiderte Proſper, ich habe die Sache nicht ſo leicht genommen. Das liebliche Kind, ſo allein in meiner Gewalt, wie es war, rührte mich ganz ungewöhnlich. Noch eine Stunde länger mit ihr, und ich hätte mich verliebt. Das fühle ich, daß ſie mein Herz für Liebe empfänglich gemacht hat. Es iſt oft ſo, daß ein kleines Abenteuer, ein Scherz, eine Einbildung das Herz aufwühlt, wie einen Acker — der nächſte Windhauch, ein Zufall kann es dann mit Leichtigkeit befruchten. So bildet Romeo's Liebe zu Roſalinden das Vorſpiel zu der eigentlichen Tragödie. Es iſt mir ſeit lange, als ſchwebte was in der Luft über mir — aber die Examina ließen mir bis jetzt keine Zeit, an dergleichen zu denken.

Emil hörte mit Andacht zu; ich mußte lächeln. Proſper aber ſchien in Nachdenken verſunken, und es trat wieder Stillſchweigen ein. Bald ſchliefen wir aufs Neue.

Mit dem erſten Morgenſtrahle wurden wir wieder durch Lärm geweckt, und wieder war es der weiße Neger, der auf der Terraſſe rumorte. Waſſer! mehr Waſſer! rief er — einen Schaffhauſer Waſſerfall! — Und zu dieſen Worten hörten wir in der That das Rauſchen kleiner Waſſerfälle. Wir kleideten uns an und traten auf die Terraſſe, um den herrlichen Morgen zu begrüßen. Da ſtand der Neger in einer großen, flachen Wanne und ließ ſich einen Kübel kalten Waſſers nach dem anderen über den Kopf gießen. Er troff und ſah aus wie der Gott des Fluſſes Niger.

Sobald er uns erblickte, ſprang er aus der Wanne, und die knochige Geſtalt uns entgegen bewegend, wiederholte er ſeine Entſchuldigung von geſtern. Dann trat er in die Stube zurück, um ſich anzukleiden. Wir nahmen unſer Frühſtück auf der Terraſſe ein, um uns für die Morgenwanderung auf die Berge zu ſtärken. Unten rief man uns in den Saal des Gaſthauſes und legte uns das Fremdenbuch vor. Der Fremde war früher hinabgeſtiegen und verließ ſo eben den Saal, wo er ſich ebenfalls eingeſchrieben hatte. Seine Schrift glänzte noch friſch; in künſtleriſch ſchönen Zügen, in großen prachtvollen Lettern laſen wir den Namen: Alexander Dumas.

Emil wurde beim Anblick dieſes Namens ſehr nachdenklich, und er erwachte aus ſeinem Brüten ſelbſt nicht, als wir durch die Stadt, an Volta's Monument vorbei, um die Biegung des See's gegen Borgo di Vico wanderten und glücklich waren im Anſchauen der herrlichen Landſchaft, der dampfenden Wälder, der ſonnigen Berggipfel, des lieblich lächelnden See's. Alexander Dumas war Emils Lieblings-Schriftſteller — Dumas' Prahlhänſe waren des guten und gläubigen Emil romantiſche Helden. Als wir den Berg hinanſtiegen und rückwärts ſahen, um die ganze Herrlichkeit, die ſich vor uns aufthat, mit einem durſtigen

Blicke zu überſchauen, ſpähte er nur, ob er nicht irgendwo ſeinen Dichter entdecken möchte.

Der Morgenwind ſäuſelte in den Zweigen; die Wellen des See's, auf dem es lebendig wurde, kräuſelten ſich leiſe, und die Sonne, die bereits über die Berge geſtiegen war, ſpiegelte ſich golden in den Millionen Facetten; im Hafen flaggten alle Schiffe, der Dampfer fing zu ſummen und zu brummen an; Spazierkähne kamen hervor und verbreiteten ſich über die Fläche, nach der Villa Paſta, Odescalchi, Pliniana mit vollen Segeln, Schwänen gleich, dahinſteuernd. Die Glocken der alten Kathedrale von Como läuteten, und ihr Ton zitterte über die Wellen — da kamen ihnen die Morgenglocken-Grüße von Blevio, Cernobbio, Moltraſio entgegen und vereinigten ſich zu einem ſanft gedämpften Chore.

Ich gehe nicht weiter, rief Proſper und warf ſich am Fuße einer Hecke hin, die uns von einer grünen Wieſe auf der Höhe des Berges trennte. So was, ſagte er, die Hand nach dem Thale ausſtreckend, muß mit Ruhe geſchlürft werden. Ich kann dieſer Schönheit, immer weiter wandernd, nicht den Rücken zukehren. Dieſe Schönheit iſt meine Braut, die ich bald ohne Schleier ſehen und kennen werde — dieſe Schönheit iſt die Schönheit der Natur, und ihr weihe ich mein Leben. Emil, du mußt dich endlich auch entſchließen, Medizin zu ſtudiren.

Wie du willſt, antwortete Emil — dann ſetzte er hinzu: Ja, das wird ein ſchöner Tag; er hat auch ſchön angefangen. Der erſte Menſch, den wir heute geſehen haben und ganz nackt geſehen haben, war ein Dichter, und dieſe Pracht hier, wie ſtimmt ſie mit einer Dichterſeele und einem ſolchen Tagesanfang zuſammen!

Vergleichſt du Dieſes hier mit Dumas? rief Proſper und lachte laut auf. Emil war verlegen und fürchtete, ſchlechten Geſchmack verrathen zu haben.

Um nur etwas zu ſagen, ſprach ich: Nein, mein Freund! Dieſes hier iſt Goethe. Noch heute werden wir die Villa Sommariva ſehen. Und ich murmelte vor mich hin:

Kennſt du das Haus? auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an. —

Leider kenne ich Ihren Goethe nur wenig — mir iſt der See, der auch brauſen und ſtürmen kann, der herrliche See im dunklen Walde, mir iſt er die wilde Dichterſeele, in edle Form gegoſſen, die wilde Dichterſeele in beſchaulicher Künſtlerruhe — mir iſt er der herrliche Lord.

So ſprechend, ſtand Proſper auf, trat auf einen Vorſprung des Berges, wo er das Land beſſer überſehen konnte, hob den Hut in die Höhe und rief mit friſcher und begeiſterter Stimme: Ich grüße dich, Mylord, ich grüße dich, Noel Gordon Byron!

Da rauſchte es in der Hecke — die Zweige bogen ſich aus einander; zwiſchen ihnen erſchienen zwei große, blaue, erſtaunte Mädchenaugen, ein grüner Schleier verwickelte ſich im Geſträuche, zwei feine weiße Hände hielten die Zweige aus einander, und eine ſüße Stimme fragte ſchüchtern, doch etwas aufgeregt, in franzöſiſcher Sprache, aber mit engliſchem Accente: Wer rief hier den Namen Noel Gordon Byron?

Wir kehrten uns erſtaunt der ſonderbaren und überraſchenden Erſcheinung zu; doch war Keiner von uns fähig, mit einem Worte auf die Frage des lieblichſten Mundes zu antworten. Endlich erhob Emil die Hand und deutete auf Proſper, welcher mit einem großen Schritte an die Hecke herangetreten war und wie erſtarrt in die großen blauen Augen ſah. Aber Das alles dauerte zu lange. Die ſonderbare Fragerin hatte nicht Kraft genug, das dichte Gezweige mit ihren kleinen feinen Händen länger auseinander zu halten, und die Hecke ſchloß ſich plötzlich wieder, wie eine zugeſchlagene Flügelthür. Proſper athmete auf, wie aus einem Traume erwachend. Mit Einem Male nahm er einen Anlauf und ſprang über die Hecke; wir ihm nach.

Drüben auf der Wieſe empfing uns eine eigenthümliche Gruppe. Die ſchöne Engländerin lag, anmuthig, doch nachläſſig hingegoſſen, auf einem Shawl, der über die feuchten Gräſer gebreitet war. Den Ellbogen auf ein rothſeidenes Kiſſen und den Kopf in die Hand geſtützt, über die eine reiche aſchblonde Lockenfülle herabfloß, ſah ſie uns entgegen, wie wir über die Hecke ſprangen, und lächelte freundlich. Ihr zu Häupten, auf einem ſchottiſchen Plaid, ſaß ein alter Mann mit trockenem, vielgefurchtem Geſichte und feinem grauem Haar, der unſerem Beginnen ruhig, und ohne eine Miene zu verziehen, zuſah. Der Gentleman blickte aus ſeinem ganzen Weſen. Das trockene und wohlraſirte Geſicht war von einem feinen weißen Backenbarte eingefaßt und ſtak in zwei hohen, blühendweißen Vatermördern. Die ganze Kleidung war ſchwarz, einfach und ſtreng, die weiße Kravate und die obligaten karrirten Kamaſchen ausgenommen. Natürlich trug der Mann auch Handſchuhe. Wie konventionell und typiſch auch die Erſcheinung im Ganzen war, ſo konnte man auf den erſten Blick doch eine auffallende Aehnlichkeit der Geſichtszüge zwiſchen dem Manne und der jungen Dame erkennen, obwohl dieſe nichts Gewöhnliches, nichts Allgemeines in ihrem Weſen hatte. Man mußte ihn auf den erſten Blick als ihren Vater erkennen. Dazu half nicht nur die Aehnlichkeit der Züge — ein ſtiller Kummer auf dem alten und trockenen Geſichte näherte es dem holden und jungen, das ſichtbar von einem Schleier tiefer Melancholie bedeckt war. Der jungen Dame zu Füßen ſtand regungslos und ſteif ein dicker, breitſchultriger Bedienter, mit einem wohl gefalteten Teppich auf dem Arme. Er ſah uns kaum an, ſondern ſtarrte unverwandt den Augen ſeines Herrn zu, um auf jeden Wink bereit zu ſein.

Ich hatte Zeit genug, dieſe Bemerkungen zu machen. Proſper, der auf die Ruhende zugetreten war, ſtand verlegen vor ihr, und ſo war denn auch Emil verlegen, und es wurde durch mehrere Minuten kein Wort geſprochen. Ich betrachtete das Ganze als eine Angelegenheit Proſpers, blieb ruhig und legte mich, nahe dem Vater, ins Gras, um die Entwicklung dieſer Szene abzuwarten.

Sie waren es, ſagte endlich die Fremde, freundlich lächelnd und mit jener Freiheit, die nur frei erzogenen Engländerinnen Männern gegenüber eigen iſt, zu Proſper — Sie waren es, der den Namen ausſprach; ich ſehe es Ihnen an.

Im Angeſichte dieſer Herrlichkeit mußte ich ſein gedenken, antwortete Proſper und neigte ſich wie magnetiſch angezogen zu ihr hinab. Gewiß, fügte er nach einiger Zeit hinzu, gewiß lieben Sie Ihren herrlichen Landsmann.

Ob ich ihn liebe! liſpelte ſie vor ſich hin, und ohne ſelbſt zu wiſſen, was ſie that, in Gedanken vertieft, hob ſie ihre Hand und ſtreckte ſie Proſper wie zum Gruße entgegen. Doch beſann ſie ſich ſchnell wieder und ließ die Hand ſinken. Proſper hatte nicht den Muth, ſie auf halbem Wege zu faſſen, obwohl er mit ſichtbarer innerer Freude die Bewegung bemerkt und ſich ihr immer näher zugebeugt hatte.

O Wahnſinn, der ſich einer ganzen Welt bemächtigt! murmelte der Vater mit einem Seufzer und leiſe vor ſich hin, ſo leiſe, daß ich glaubte, die ſonderbaren und räthſelhaften Worte allein gehört zu haben. Aber ſie waren auch der Tochter nicht entgangen. Sie wandte ſich um, ſtreckte dem Vater die Hand entgegen und rief ihm mit einem Tone, der ſowohl um Verzeihung zu flehen, als einen Vorwurf zu enthalten ſchien, ein „Dear father“ zu, das ihn ſchnell entwaffnete. Sein trockenes Geſicht überzog eine milde Freundlichkeit, und mit einem „Well, dear Ellen“ faßte er die dargereichte Hand und drückte ſie herzlich. Sein ganzes Weſen war in dieſem Augenblicke verwandelt; ein unendlicher Ausdruck tiefſter Liebe verklärte die ganze ſtrenge, feſtverſchloſſene Geſtalt. Aber ſo bald ſich Ellen wieder zu Proſper und vom Vater abwendete, verſchwand ſchnell die ganze Freundlichkeit, und von aller Milde blieb der Kummer allein auf dieſem verjammerten Geſichte liegen.

Proſper hatte ſich indeſſen mit ſtudentiſcher Keckheit neben dem ausgebreiteten Shawl, dem Lager Ellens, ins Gras geſetzt und, ehe man es erwartete, ſich mit ihr in ein lebhaftes Geſpräch eingelaſſen. Er erzählte ihr von den Reizen ſeiner

Heimat und des Genfer-See's; ſie fragte ihn nach Ouchy, wo Byron den Gefangenen von Chillon geſchrieben, und nach dem Schloſſe von Chillon ſelbſt, nach der Villa bei Genf, wo der große Dichter mit Shelley ſo herrliche Tage verlebt. Proſper malte mit den glänzendſten Farben und lud ſie endlich ein, dieſe ſchöne, von ihrem Lieblingsdichter belebte Welt zu beſuchen. Ellen lächelte. Nichts Anderes, ſagte ſie leiſe, ſuche ich ja in Europa, als ſeine Spuren.

In Europa? fragte Proſper erſtaunt — zählen Sie Ihr Vaterland nicht zu Europa?

Gewiß nicht, lächelte Ellen — ich bin eine indiſche Pflanze und komme von den Ufern des Ganges.

Des Ganges? rief Proſper überraſcht und ſah ihr ſtumm und lange in die Augen, als ob er darin alle Geheimniſſe einer fernen, wunderbaren Welt zu entdecken ſuchte. Ich aber, wie ich die zarte, feingewobene Pflanze betrachtete, die mir allerdings nicht für nordiſche Lüfte geſchaffen ſchien, zitirte in Gedanken:

Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schweſterlein.

Proſper fühlte ſich offenbar von einer höheren Gewalt zu der fremden Pflanze hingezogen. Wie man ſich zu einer Blume hinabbeugt, um in ihren Kelch zu blicken, ſo neigte er ſich ihr immer mehr und mehr zu, da ſie müde den Arm ſinken und den Kopf in das Seidenkiſſen fallen ließ. Er vergaß uns, ſeine Reiſegefährten, den Vater und die ganze Welt ringsum und begann unwillkürlich ſo leiſe zu ſprechen, daß wir, die wir doch nahe genug ſaßen, kaum ein Wort des weiteren Geſpräches vernahmen.

Indeſſen fing das Dampfſchiff unten im Hafen immer lauter zu brauſen an; der Vater ſah auf die Uhr und ſtand auf. Er beugte ſich über Ellen und ſagte mit ſanfter Stimme: Wenn du noch heute über den See willſt, müſſen wir aufbrechen.

Ellen ſtreckte ihm die Hand entgegen und ſchlang den Arm um ſeinen Hals. Zärtlich hob er ſie auf und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Wie ſie da auf der Wieſe ſtand, zart und ſchwächlich gebaut, mit ſanft gebeugtem Nacken, mit den blonden Locken, in denen der Wind ſpielte, dem ſie ſelber kaum widerſtehen zu können ſchien, glich ſie noch mehr einer zarten Blume aus dem fernen Indien.

Proſper ſtand vor ihr und betrachtete ſie nachdenklich. Der Vater hob den Teppich auf und nahm ſelbſt das Kiſſen unter den Arm; es ſchien, als wolle er dem Diener nicht den geringſten Theil des Dienſtes bei ſeinem Kinde überlaſſen. Während er mit Zuſammenpacken beſchäftigt war, ſtörte es ihn ſichtbar, daß Ellen ſo lange ohne Stütze und allein ſtehen mußte, und als er auch, und dieſes Mal mit Hülfe des Bedienten, von den Bäumen einen Hamak los band, den wir jetzt bemerkten, forderte er endlich Proſper auf, Miß Ellen den Arm zu geben. Wie ſchnell kam Proſper dieſer Aufforderung nach!

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, abwärts der Stadt entgegen. Proſper und Ellen gingen voraus; ihnen nach der Vater mit dem Bedienten und hinter dieſen Emil und ich.

Ellen ſchien eifrig zu ſprechen; der Vater ſchwieg und beobachtete nur jeden ihrer Schritte, wenn es etwas ſteiler und ſchwieriger abwärts ging, immer bereit, hülfreich beizuſpringen. Aber es that nicht noth; Proſper wachte mit mehr als galanter Sorgfalt über ſeine Schutzbefohlene.

Emil bemerkte es mit wohlgefälligem Lächeln und ſagte leiſe zu mir: Da haben Sie wieder eine Eroberung! Geſtern eine Italienerin, heute eine Anglo-Indierin! Es widerſteht ihm Keine.

Ich widerſprach dem guten Emil nicht, der ſich an den Erfolgen ſeines verehrten Freundes erfreute, obwohl ich die Sache anders auffaßte. Dieſes Mal ſchien mir Proſper an ſeinem eigenen Netze zu arbeiten. Wir kamen vor unſerem Hotel an, wo auch die Engländer wohnten. Wir empfahlen uns und eilten auf unſere Stube, wohin uns Proſper ſchon mit großen

Schritten vorausgeeilt war. Daſelbſt fanden wir ihn heftig bewegt auf- und niedergehend.

Was iſt dir, Proſper? fragte Emil beſorgt.

Aber Proſper antwortete nicht ſogleich. Endlich ſagte er: Wir laſſen Como und den Dom und fahren mit dem Dampfſchiffe ab.

Dann wandte er ſich zu mir und legte, fieberhaft zitternd, beide Hände auf meine Schultern und ſah mir mit irren Blicken ins Geſicht. Schrecklich! rief er, ſchrecklich, wunderbar ſchön, herrlich und doch toll, lächerlich, engliſch, ſpleenhaft, wahnſinnig, höchſt wahnſinnig!

Emil, der ſchon im Rücken Proſpers mit Einpacken beſchäftigt war, konnte deſſen verſtörtes und wild geröthetes Geſicht nicht ſehen und lachte bei den verwirrten Ausrufungen des Freundes laut auf. Das weckte Proſper aus ſeinem Paroxysmus; er warf ſich auf einen Stuhl und ſagte etwas ruhiger, zu mir gewendet:

Stellen Sie ſich die Lächerlichkeit vor! Nur engliſches Blut iſt ihrer fähig, und nur die indiſche Sonne kann dem grauen Spleen eine ſo märchenhaft ſchöne Farbe geben. Es iſt verrückt und zum Verrücktwerden! Die kleine Perſon liebt, und liebt einen Todten, liebt Lord Byron!

Was liegt daran? ſagte ich ſo ruhig und beruhigend als möglich, da mir die innere Aufregung, mit der dieſe Worte ausgeſprochen wurden, nicht entging: lieben wir ihn nicht auch?

Das iſt was Anderes! rief Proſper — ſie liebt ihn, liebt ihn wirklich wie einen Lebenden, iſt in ihn verliebt, als ſtände er leibhaftig vor ihr, als wäre jeder ſeiner Verſe ein Liebesbrief an ſie. Das iſt bei ihr zum Wahnſinn geworden, zur fixen Idee. Ich bin ſchon Arzt genug, um Das zu erkennen. Sie liebt ihn fieberhaft, und was ſie denkt, thut und ſagt, dreht ſich um dieſe fixe Idee, die im Innerſten ihres Gehirnes ſitzt, wie eine Spinne, und um ihre ganze Seele ein giftiges Netz webt. Bedenken Sie, ſie iſt nur darum nach Europa gekommen, um jede Stelle aufzuſuchen, die ſein Fuß berührt, die ſein Vers beſungen hat. Sie nennt Das ihre Pilgrimage und thut es mit allem Glauben und Frömmigkeit. Der Vater, Lord-Oberrichter von ganz Indien, ſollte mehr Verſtand haben, als er hat; aber er iſt ein Narr und weicht ſeinem Kinde in allen Stücken. Er hat die ganze indiſche Gerechtigkeit im Stich gelaſſen um der fixen Idee ſeines Kindes willen, die, ſo geſchmeichelt, nach und nach zum kompleteſten Wahnſinn werden kann. Und ſo ziehen ſie in dieſem Welttheile umher, immer den flüchtigen Schatten eines Todten verfolgend und unbekümmert um Leben und Lebende, für die ſie keine Augen haben.

Proſper bedeckte beide Augen mit den Händen und ſchwieg; aber ſein ganzer Leib zitterte, und man ſah es ihm an, daß er umſonſt nach Beruhigung ſtrebte. Ich war betroffen, Emil ſo erſchrocken, daß er die eine Hand im Reiſeſacke, an dem er mit Einpacken beſchäftigt war, ſtecken ließ und auf dem Boden knieend regungslos und verlegen bald Proſper, bald mich mit großen Augen anſtarrte. Mein Freund, ſagte ich, Sie ſcheinen ſich die Sache zu ſehr zu Herzen zu nehmen und zu arg auszumalen. Nehmen Sie das Ganze für Das, was es iſt: auf der einen Seite eine bizarre, nicht unpoetiſche Grille einer Engländerin, auf der anderen ein Reiſe-Abenteuer, das man nach vierundzwanzig Stunden vergißt.

Sehr richtig! rief Emil, aufſeufzend und wie aus einem böſen Traume erwachend.

Auch Proſper leuchteten meine Worte ein; er ſtand auf und ſagte: Sie haben Recht, obwohl Sie nicht wiſſen, was ich weiß; denn Sie haben mit Ellen nicht geſprochen und ihr nicht in die Augen geſehen, wie ich. Ich aber habe in dieſen Augen den Tod geleſen. Kennen Sie dieſe dunkelblauen, doch durchſichtigen Augen, die einen ſo überirdiſchen Schein geben und doch, ach! nur von irdiſcher Hinfälligkeit, von Hinſchwinden und Verklingen zeugen? — Aber Sie haben ein weiſes Wort geſprochen: — ein Reiſe-Abenteuer und ſonſt nichts! — Wir wollen einpacken und mit ihr bis zur Villa Sommariva fahren; dort verlaſſen wir ſie. Ihr verſprechet, mir den Alexanderzug und die Hackert'ſchen Bilder und die Thorwaldſen'ſchen Basreliefs zu opfern und ſogleich weiter nach Varenna reiſen zu wollen. Wir verlaſſen Ellen bei Statuen und Bildern und denken ihrer nicht mehr anders, als ob ſie ſelbſt eine herrliche Antike, ein liebliches Bild wäre.

Er machte eine Handbewegung gegen die Stirn, als ob er zudringliche Gedanken verſcheuchen wollte. Dann lachte er auf: „Was bin ich doch ein Thor!" und ging hin, um Emil beim Einpacken zu helfen.

Da erſcholl die Glocke des Dampfſchiffes. Die momentane Ruhe Proſpers war dahin. Man fährt ab! rief er erſchrocken, ergriff den Stock und eilte fort, uns und ſein Gepäcke zurücklaſſend. Emil belud ſich ruhig, doch kopfſchüttelnd, mit ſeinem und des Freundes Reiſeſacke, und wir gingen gemächlich nach, wohl wiſſend, daß wir noch eine halbe Stunde Zeit hatten, bis die Glocke zum dritten Male tönte.

Auf dem Schiffe angekommen, fanden wir Proſper bereits um und für Ellen beſchäftigt. Er half dem Vater und dem Diener einen Winkel am hinteren Verdecke als Lager für Ellen zurecht machen und übertraf den Erſteren an Sorgfalt bei Zurechtlegung der Teppiche, Shawls und Kiſſen, die alle ein orientaliſches Gepräge trugen. Er legte dabei einen Eifer an den Tag, welcher von der emſigen, man möchte ſagen: ammenhaften Sorgfalt des Vaters unruhig abſtach. Das Lager ſchien ihm immer zu hart, und er legte Teppich auf Teppich, Kiſſen auf Kiſſen, ſah ſich dabei nach der Sonne um und prüfte, nach welcher Seite Ellen am Beſten liegen könne, ohne von den heißen Strahlen geplagt zu werden. Dabei wandte er ſich immer zu ihr, die indeſſen auf einem Tabouret ſaß, und entſchuldigte ſich, daß es ſo lange währe. Der Vater hingegen ordnete und glättete ruhig und mit Umſicht das Lager und ebnete, was Proſper zu dienſtfertig und unbequem angehäuft hatte. Ellen, wie Emil bemerkte, ſah dabei mit einem dankenden Lächeln mehr nach dem

Vater als nach Proſper. So bald das Lager bereitet war, reichte ihr der ehemalige Lord Oberrichter mit einer Art von Höflichkeit den Arm und führte ſie dahin, milde die herbeiſtrömenden Reiſenden nach der Seite ſchiebend, um ſich und ihr einen bequemen Weg zu bahnen, während Proſper unbewußt eine Bewegung machte, als ob er ſie auf die Arme nehmen und hintragen wollte.

Ellen ſah auf ihrem indiſch-üppigen Lager in der That reizend aus. Der ruhige Emil ſelbſt, obwohl er, wie ich aus einzelnen Aeußerungen merken konnte, eine Art leiſen Aergers und verhaltener Eiferſucht gegen ſie zu verſpüren anfing, geſtand es zu und betrachtete ſie mit mir lange und aufmerkſam.

Was glauben Sie? fragte er: dieſes Geſchöpf könnte Einem wohl ſehr gefährlich werden?

Bedeutend!

Proſper, fuhr er fort, wäre im Stande, ſich aufs Gewaltigſte in ſie zu verlieben.

Es iſt klar, daß dieß ſchon geſchehen iſt.

Emil erſchrak und ſah mich an, ob ich das im Ernſt meinte. Dann ſchüttelte er den Kopf und ſagte nachdenklich: Es iſt wahr, daß er ſeit einer Stunde wie toll iſt, der ruhige, ſtolze, über Alles lächelnde Proſper! Aber, fügte er mit größerer Unruhe hinzu, das iſt ja ein Unglück! denn erſtens iſt ſie eine Närrin, zweitens ſteht ſie am Rande des Grabes. Sehen Sie ſie nur an! Iſt das nicht eine früh verwelkende Blume?

In der That lag ſie auf ihrem grünen, golddurchwirkten Teppich wie eine kleine, früh gebrochene Blume da, die der Tod nicht mehr zu pflücken, ſondern nur noch aufzuleſen brauchte. Die feine, durchſichtige Wangenröthe, die, während ſie ſprach, ſchnell kam und verſchwand, ſchien verrätheriſch, und die langen und dunkeln Wimpern konnten es nicht genug verbergen, die Augen beſtätigten, was die fliegende Röthe und die ganze zarte Geſtalt bezeugten. Wie lieblich ſie auch anzuſehen war, ſo kam doch ein Hauch von Wehmuth aus ihrem ganzen Weſen, der ſich traurig und hemmend vor die Seele drängte. Emil ſchien dieß weniger zu fühlen; er dachte nur an Proſper, der indeſſen, unſer vergeſſend, dort am Lager ſaß und ſich eifrig mit Ellen unterhielt.

Das Schiff hatte ſich indeſſen in Bewegung geſetzt. Wir dampften dahin über den herrlichen See, der überall und bei jedem Blicke den neueſten und ſchönſten Genuß bietet, dahin durch dieſe vollendete Welt, in der nichts ſtört, nichts aus ſüßeſten Träumen weckt, die abgeſchloſſen, edel, klar in ſich ſelber ruht. Emil gab ſich offenbar Mühe, traurige Gedanken abzuwehren, um ſich ungeſtört freuen zu können. Bah! rief er, ich bin ein Narr! in drei Viertelſtunden verlaſſen wir die tolle Engländerin und ſehen ſie vielleicht nie wieder! Mit dieſen Worten ſchien er eine beängſtigende Laſt abgeſchüttelt zu haben; er nahm mich unter den Arm und wanderte mit mir auf und ab, um ſich keinen Punkt dieſer Schönheitsfülle entgehen zu laſſen.

Auf unſerem Gange kamen wir oft zu Ellen und Proſper zurück; ſie führten, wie wir hören konnten, ein lebhaftes Geſpräch, deſſen Gegenſtand oft wechſelte. Da wir einmal vor ihnen ſtehen blieben, erzählte Ellen eben von einem indiſchen See, und ſie malte ihn mit ſo lebendigen Farben, daß nicht nur Proſper, daß auch wir die uns umgebende, zunächſt liegende Herrlichkeit vergaßen. Sie liebte es, ihre Beſchreibung mit Byron'ſchen Verſen aus Childe Harold, dem Giaur ꝛc. zu ſchmücken; wie gut angebracht auch die Citationen waren, ſo ſchienen ſie Proſper doch zu ſtören. Bei jedem Byron'ſchen Verſe legte ſich ſeine Stirn in Falten und nahm ſein Geſicht, das bis dahin lächelnd und glücklich zugehört hatte, den Ausdruck unterdrückten Aergers, heimlichen Zornes an.

Ein anderes Mal ſahen wir ihn ſchon von fern lebhaft und zornig geſtikuliren. Wir näherten uns raſch und hörten, wie er mit bebender Stimme rief: Glauben Sie denn z. B., daß, wenn er lebte, er Sie lieben würde?

Ellen, überraſcht vom Tone dieſer Worte, wandte ſich ihm ganz zu, ſah ihm groß in die funkelnden Augen und ſagte ſtolz und feſt: Ja, Sir, das glaube ich!

Nein, Miß! rief hart und bitter Proſper dagegen: nein, Miß, ich glaube es nicht! Das Mädchen, das mit nackten Füßen über die ſchottiſchen Berge läuft, zog er allen gebildeten Damen vor, die von Shakeſpeare, Milton und ihm wußten.

Ellen war erſchrocken; ſie drückte ein glänzend gebundenes Buch an ſich und verſuchte, ungläubig zu lächeln. Proſper aber wandte ſich von ihr, nahm mich unter den Arm und ſchloß ſich unſerer Wanderung an. Bald blieb er ſtehen und blickte ſchweigend in die ſchäumenden Furchen, die das Schaufelrad hinter ſich zurückließ. Das Rauſchen und Brauſen ſchien ihm wohl zu thun.

Der Lord Oberrichter weckte ihn aus ſeinem Brüten. Er kam heran und faßte die Hand Proſpers. Junger Mann, ſagte er und blickte ihm mit Wohlwollen ins Auge, ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen und ſpreche, trotz der kurzen Bekanntſchaft, wie zu einem alten Freunde. Ich bin überzeugt, daß Sie nur der edelſten Gefühle fähig ſind und daß nur dieſe Ihnen die Worte eingegeben, die Sie zu meinem Kinde geſprochen. Sie haben ſchnell die unheilvolle Einbildung erkannt, die an Miß Ellen zehrt, und ſuchen mit Wohlwollen ihr entgegen zu wirken. Ich danke Ihnen, aber bitte Sie, ſie in ihrem Wahne nicht mehr zu ſtören, ja, die Kränkung wieder gut zu machen. Handeln Sie darin wie ich ſelbſt. Sie iſt ein hinſchwindendes Weſen; ihres Bleibens iſt nicht auf dieſer Erde, in dieſem heiteren Sonnenlichte. Die wenigen Tage, die ihr zugemeſſen ſind, ſoll ſie, von keinem Widerſpruche geſtört, ganz ihren Träumen lebend, ohne einen Moment des Kummers dahinbringen. Das zu erreichen, habe ich mir zur theuren Aufgabe gemacht; ſie iſt mein einziges Kind, das einzige Pfand der Liebe, das mir mein früh entriſſenes geliebtes Weib zurückgelaſſen. Sie ſoll glücklich und ihr kurzes Leben von keinem Wölkchen getrübt ſein.

Proſper nickte bejahend und gerührt lächelnd. Dann eilte er zu Ellen zurück. Noch bevor er ſprechen konnte, ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen und ſagte halb bittend, halb vorwurfsvoll: Mr. Proſper, Sie waren den ganzen Morgen ſo gut gegen mich; warum wurden Sie plötzlich ſo hart und böſe?

Verzeihung! lispelte Proſper. Er faßte die dargereichte Hand, von der Ellen den Handſchuh gezogen hatte, und drückte einen heißen Kuß darauf. Es entging uns nicht, daß dem Kuſſe eine volle, ſchwere Thräne folgte, die auf die weiße Hand fiel. Ellen blickte erſtaunt und verlegen. Kein Wort wurde geſprochen, und wir waren der Villa Sommariva, dem Scheidepunkte, ſchon ſo nahe. Der ſchöne Jüngling ſtand bleich und gebrochen da.

Wenige Männer gibt es, die am Krankenbette eines Freundes oder einer Freundin nicht unbeholfen wären. Meiſt rennen ſie rathlos umher, ſind eckig, ungeſchickt und ſtoßen überall an, mit dem beſten Willen, zu helfen, und während gleichgültige Perſonen auf Mittel ſinnen und ſie finden, laſſen ſie, die ihr Leben hingeben möchten, unthätig die Arme ſinken. So ſtand Emil bei Proſper in jenem Momente, der für ihn ſichtbar ein ſchwerer, ein kummervoller geweſen. Wenn aber der Augenblick höchſter Gefahr, des drohendſten Verluſtes gekommen, wo die gewöhnliche Pflege nicht mehr ausreicht, dann entwickeln jene Unbeholfenen, Rathloſen, Ungeſchickten eine Energie, die überraſcht und ans Heldenhafte gränzt. Auch dieſer Moment ſollte für Emil kommen.

Das Dampfſchiff beſchrieb ſchon den Bogen, um an der Landungsbrücke vor der Villa Sommariva anzulegen. Proſper bebte am ganzen Leibe, als er Ellen vom Lager aufhob und ſie dem Vater übergab, der ihr den Arm reichte. Schon wurde das Brett auf das Schiff gelegt; neue Reiſende kamen in Maſſen an; die andern ſuchten nach ihrem Gepäcke. Gedränge und Verwirrung entſtand; man forderte die Landenden auf, das Schiff ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen. Proſper mußte den abgehenden Freunden den Weg bahnen; er wußte nicht, was er that, er ſtieß und drängte die Paſſagiere, die ſich gegen den unartigen

Gaſt vertheidigten, ohne daß er es merkte. An der Brücke reichte uns der Lord Oberrichter, dann Ellen die Hand. Proſper faßte ſie zuletzt und küßte ſie. Dann ſah er ihr noch einmal ins Geſicht; ſeine Augen öffneten ſich weit und ſchienen durſtig ihr Bild für ewige Zeiten faſſen zu wollen. Da ſie ihm die Hand entzog, ſeufzte er ſchwer auf und ließ den Kopf auf die Bruſt fallen. Aber bald ſchnellte er wieder empor; er richtete ſich auf, und wild vorſchreitend, ſetzte er einen Fuß auf das Landungsbrett. Der ganze Oberleib war vorgebogen; es zog ihn unwiderſtehlich vorwärts. Er machte eine Bewegung — da faßte ihn Emil mit einem mächtigen Griff am Arme und ſchob ihn mit einem Rucke zurück ins Gedränge. Zornesröthe überflog Proſpers Geſicht; er wandte ſich entrüſtet gegen den Freund. Dieſer ſah ihm ruhig und feſt ins Auge. Proſper ließ die Arme ſinken, wandte ſich und ging langſamen Schrittes auf das Hinterdeck. Das Schiff zog weiter, ohne daß er ſich ein einzig Mal umgeſehen. Er ſah hinab in die Wellen und ſchwieg.

Kaum merkte er es, daß das Schiff anlegte und daß wir in Varenna angelangt waren. Mechaniſch folgte er uns, und wir gingen durch die aufſteigende Gaſſe des Fleckens, wie man von einem Begräbniß zu gehen pflegt. Auf der Terraſſe des Poſthotels, in das wir einkehrten, im Angeſicht der beiden Arme des herrlichen Sees, erwachte er wieder und hielt es für nothwendig, ſich ſeiner Schweigſamkeit wegen zu entſchuldigen. Emil zuckte die Achſeln. Nach eingenommenem Mahle forderte uns Proſper auf, eine Tour auf dem See zu machen. Wir mietheten einen Kahn und fuhren hinaus. Proſper hatte ſeine Mappe mitgenommen und zeichnete. Er vertiefte ſich in ſeine Arbeit und führte ſie in den kleinſten Einzelheiten mit großer Geſchicklichkeit aus. Nicht Eine Nuance der Schönheit von Varenna ging ſeiner Zeichnung verloren. Als dieſer Flecken aufs Papier gebannt war, fuhren wir der gegenüber liegenden Villa Serbelloni zu, und Proſper nahm daſelbſt ſeine Arbeit mit demſelben angeſtrengten und gewiſſenhaften Eifer vor.

So rückte der Abend dieſes bewegten Tages heran; bevor wir in Varenna ankamen, war vollſtändige Nacht herabgeſunken. Wir ſetzten uns auf die Terraſſe, und bei duftigen Cigarren und gutem ſchwarzen Weine löſten ſich bald die Zungen, die ſeit Stunden in ſchweigendem Banne gelegen hatten. Die Nacht war ſchön, der Himmel dunkelblau; die Sterne ſchienen größer und näher; der Mond kam von Lecco herauf und tauchte den einen Arm des See's in zitternden Silberglanz, während der andere von melancholiſchen, doch lieblich friedlichen Schatten bedeckt blieb. Aus den Gaſſen Varenna's ſcholl von Zeit zu Zeit Gelächter oder die Strophe eines Volksliedes herauf, während uns zu Füßen, von einem leiſen Nordhauche bewegt, die Wellen nur ſchüchtern liſpelten. Ueber die mondbeglänzte Fläche fuhr ein einſamer Kahn — hinter uns, vom Norden her, blickte ein ſchneebedeckter Berggipfel, im Mondſchein doppelt glänzend, über das friedvolle Bild.

Stunde um Stunde entfloß in Anſchauung und behaglichem Geſpräche. Ein feierliches Uebereinkommen ſetzte für alle Zukunft eine ſyſtematiſche Korreſpondenz feſt, auf daß wir einander nicht aus den Augen verlieren und Einer dem Anderen künftig auf ſeinem Lebenswege folgen könne. Proſpers Plane waren einfach. Er wollte Arzt werden und in ſeiner Heimat Lauſanne als nützlicher Bürger leben. Der Schmuck ſeines Lebens ſollte das Studium der Naturwiſſenſchaften werden, dem er ſich bereits ſeit Jahren mit Eifer ergeben hatte. Er ſtützte ſein ſchönes Haupt in die Hand und ſagte vor ſich hin: Ein Mann kann eigentlich nie unglücklich ſein. Das Unglück iſt eine Fabel. Man wirkt und vertieft ſich; man findet und ſchafft ſich überall Pflichten, die man erfüllt oder zu erfüllen ſucht. Die Wiſſenſchaft, das Vaterland, der Freund beſchäftigen Geiſt und Herz ſo reich und angenehm, daß man glücklicher Weiſe nicht Zeit hat, an ſich ſelbſt zu denken. Und bei allem Dem hat die Naturwiſſenſchaft etwas ſo Beruhigendes, iſt ſie eine Brücke, die aus dem beſonderen, beſchränkten Leben in das Große und Allgemeine führt, in dem man ſich gern und mit Hingebung als ein Theil des Ganzen verliert. Das unſcheinbarſte Reſultat iſt ein großer Sieg; die kleinſte Errungenſchaft gibt, wenn auch nur momentan, doch volle Befriedigung. Wie ſoll man da unglücklich ſein?

Während er ſo ſprach, wurde der Ton ſeiner Stimme immer unſicherer; es war, als ſpräche etwas in ihm gegen ſeine eigenen Worte. Er ſchwieg und verſank in trauriges Nachdenken. Emil fürchtete dieſe Stille und ſagte: Es iſt ſpät, wir müſſen zu Bette! — Und er rief dem Kellner, um das Nachtlager zu beſtellen.

Da ſprang Proſper auf. Er legte die Hand auf meine Schulter und rief: Mein Freund! Alles, was ich hier geſagt habe, iſt Lug und Trug! Und mit der Hand nach der Villa Sommariva deutend, fügte er aufgeregt hinzu: Dorthin liegt mein Glück!

Aber, Proſper! ſagte Emil vorwurfsvoll: du biſt heute den ganzen Tag ſo ſchwach, wie ich dich nie geſehen habe.

Schwach? fragte Proſper, indem er ſich ſtolz aufrichtete. So erfahre, daß ſie zu uns nach Lauſanne und an den Genfer See geht, und daß ich nicht zurückkehre, ſondern meine Reiſe nach dem Lago Maggiore und dann nach dem Norden fortſetze. Du könnteſt wohl meine Verpflichtung übernehmen und an meiner Statt nach Zofingen gehen — aber ich will es nicht! Ich gehe ſelber hin; ich kehre nicht nach Lauſanne zurück, wo ich noch einige herrliche Tage mit ihr verleben könnte. Ich habe für immer Abſchied von ihr genommen, und du nennſt mich ſchwach? Aber dieſe Schwäche habe ich; ich will heute noch in ihrer Nähe ſein, ich will das Haus, in dem ſie ſchläft, noch ſehen. Ich fahre nach der Villa Sommariva, und du wirſt hoffentlich deinen ſchwachen Freund begleiten.

Emil ſah mich fragend an; ich nickte ihm bejahend, und ſo bezahlte er, welcher der Reiſe-Kaſſirer war, die Rechnung, und eine Viertelſtunde ſpäter fuhren wir auf einem gemietheten Kahne, von der mitternächtlichen Briſe begünſtigt, mit vollem Segel und zwei Ruderern von Varenna über den See hin, der Villa Sommariva zu. Proſper ſetzte ſich ans Steuer und ſorgte dafür, daß die Spitze des Kahnes immer dem Lichte zugekehrt blieb, das uns von der Villa entgegenkam. Dabei blickte er heiter und forderte endlich die Schiffer auf, eines ihrer Lieder zu ſingen, was ſie gern thaten. Wir ſangen den Rundreim kräftig mit, und die Fahrt, die eine traurige zu werden gedroht hatte, wurde zu einer gemüthlichen, klaren, verſchönert durch milden Mondſchein und leiſe Nacht-Zephyre.

Der Villa nahe, bat Proſper die Sänger, das Lied abzubrechen, und wir landeten ſtill wie Schmuggler an der Treppe, die aus dem Garten am Hotel der Sommariva direkt in den See führt. Die Schiffer blieben im Kahne; Proſper und Emil nahmen ihre Reiſeſäcke auf den Rücken, und wir ſtiegen aus. Das ganze Hotel lag in tiefem Schlummer; kein Laut war zu hören.

Wir ſtanden vor der Thür und wußten nicht, was zu thun, immer erwartend, daß Proſper etwas beginne. Er blieb aber ruhig und ſah ſchweigend zu den Fenſtern hinauf. Plötzlich rief er: Und ſie ſoll ſich doch meiner und dieſes Tages erinnern!

Er griff in die Seitentaſche und zog das Album hervor, in das er den ganzen Nachmittag mit ſo großem Eifer gezeichnet hatte. Aber wie er es hervorzog, fiel das rothe Seidentüchlein heraus, das er Tags zuvor in der Grotte eingeſteckt und als Andenken an die braune Lombardin mitgenommen hatte. Ueberraſcht hob er es vom Boden auf und betrachtete es beim Lichte des Mondes. Dann lächelte er und reichte es Emil; aber ſchneller, als er es hingereicht hatte, zog er es wieder zurück und ſagte lächelnd: Der Menſch ſei nicht undankbar! und ſteckte es wieder in die Bruſttaſche. Dann pochte er an die Hausthür; nach einigen Minuten kam ein verſchlafener Kellner heraus und fragte, ob man Nachtquartier wolle. Nein! ſagte Proſper und reichte ihm das Album und zugleich ein Geldſtück. Geben Sie das Album, aber gewiß, an Miß Ellen Grey, die junge engliſche Dame, die heute Mittags mit einem älteren Herrn und einem Bedienten hier eingekehrt iſt. Sie hat es auf dem Schiffe vergeſſen, und ſagen Sie ihr, daß es ihr Reiſegefährte gebracht hat.

Soll morgen mit dem Früheſten beſtellt werden, verſicherte der Kellner.

Wohl! ſagte Proſper und kehrte zu uns zurück.

Jetzt ſchnellen Abſchied! rief er und reichte mir die Hand — wir wandern die Nacht durch über dieſe Berge nach Mendriſio. Leben Sie wohl, mein Freund, und verzeihen Sie mir die Langeweile, die ich Ihnen heute nothwendiger Weiſe verurſacht haben muß. — Er umarmte mich herzlich; ſo that auch der gute Emil.

Einige Minuten ſpäter ſah ich nur noch ihre gelben Hüte aus dem Gebüſche des Berges hervorſchimmern. Traurig kehrte ich zum Kahne zurück, der mich bald auf den offenen See hinaustrug. Da erſchollen von der Höhe des Berges noch grüßende Rufe; ich ſah zwei ſchlanke Schatten; auch ſie verſchwanden bald.

Am anderen Morgen wanderte ich einſam durch die Galerieen des Comer-See's dem Norden zu, der rauſchenden Adda entgegen. Erſt in Sondrio fand ich Ruhe genug, die Abenteuer der letzten Tage nachträglich in mein Tagebuch zu ſchreiben. Bereits erſchienen ſie mir in ſo verklärtem Glanze, daß ich, wie ich jetzt, da ich das Tagebuch kopire, merke, den Titel „Schöne Tage“ über die drei Seiten ſchrieb.

Ich verließ, wie ſchon geſagt, vor den Schweizer Bergen bei Madonna di Tirano angelangt, die Tiroler Straße, und drei Wochen ſpäter lag der Bernina, das Engadin-Thal, der Albula, ganz Graubünden, Chur, Pfäffers hinter mir, und an einem ſchönen Sonntage fuhr ich über den Wallenſtädter-See. Der Felſen-See vergaß ſich und ſeinen düſteren Charakter und lächelte ganz gemüthlich in die Welt hinein; die ſieben Churfirſten oder Kuhfirſten ſtreckten ihre kahlen Häupter ins Sonnengold und blickten uns freundlich und herablaſſend, wenn auch majeſtätiſch, nach. In Weſen verließen wir das Dampfſchiff und beſtiegen einen Kahn, um auf den raſchen Wellen des Lintkanals, jenes ſprechenden Denkmals nutzbringender Bürgertugend, hinabzugleiten in den Schooß des Züricher Sees. Der Kahn ſchoß dahin wie ein Pfeil, obwohl die Ruderer müßig ruhten. Deſto größeres Mitleid erweckten bei der Reiſe-Geſellſchaft die armen Muſici, die am Ufer, auf ſtaubigem Wege, in brennender Sonnenhitze gegen Uznach, wo ſie dieſen Abend aufſpielen ſollten, dahinkeuchten. Sie trugen ihre Inſtrumente unter dem Arme auf dem Rücken, wie wandernde Väter und Mütter ihre Kindlein tragen. Unſer ganz beſonderes Mitleid erweckte der Baßgeigenträger, und wir ſtießen ans Land und luden die Träger ſüßer Töne ein, mit uns auf unſre Koſten die Reiſe fortzuſetzen. Sie ſtiegen ein, wiſchten den Schweiß von der Stirn, und dankbar huben ſie zu blaſen und zu geigen an und ſpielten ſchweizeriſche Heimats-Melodieen. Ein ſchweizeriſcher Konditor, der eben aus Rußland nach jahrelanger Abweſenheit mit vollen Säcken heimkehrte, weinte dicke Thränen; die Anderen jauchzten und jodelten. So kamen wir mit Sang und Klang in Uznach an.

Dort beſtieg ich wieder das Dampfſchiff und fuhr in den Züricher See hinein. Die lange Brücke von Rapperſchwyl öffnete ſich; wir flogen durch, und vor uns lag die grüne Inſel Ufnau, das heilige Grabdenkmal und Grab des Mannes von Schwert und Feder. Verehrungsvoll richtete ich meine Blicke dahin. Da ſtieß aus einer kleinen, buſchigen Bucht ein Kahn in den See; die Ruderer zogen mächtig an, und er flog auf uns zu. Das Zeichen wurde gegeben, das Dampfſchiff hielt, die Treppe wurde niedergelaſſen. Zwei der Ruderer warfen die Ruder hin und erhoben die Köpfe. Mein Herz jauchzte auf: Proſper und Emil ſprangen an Bord und an meine Bruſt. Ueberraſchung, Freude, Frage und Antwort. Wie glücklich war ich mit meinem Entſchluſſe, den Rückweg durch die Schweiz anzutreten.

Dießmal genoſſen wir die Freuden der Seefahrt alle Drei gemeinſchaftlich; es war keine Ellen da, die uns Proſper hätte entziehen können, und Emil brauchte nicht beſorgt zu ſein. Proſper meinte, jetzt genieße er erſt die Reiſe recht, denn ſeit drei Wochen habe es ihm beim Anblicke jeder Naturſchönheit unnatürlich geſchienen, daß ich nicht dabei geweſen. Emil verſicherte Daſſelbe, und ich glaubte ihnen, denn ich hatte Aehnliches empfunden, und wir drückten einander die Hände.

Prosper und Emil, da ſie ſich einer Univerſitätsſtadt näherten, hatten, um ihren offiziellen Charakter als Abgeordnete zum Zofinger Bunde zu bekunden, dem Brauche gemäß Schärpen mit den Landesfarben angelegt. Das that ſogleich bei unſerer Ankunft in Zürich ſeine Wirkung. Alle Studenten, die ſich am Hafen befanden oder uns in den Gaſſen begegneten, begrüßten und begleiteten uns in den großen Zügen in das beſcheidene Hotel zum Schwan, dann in den großen Kneipengarten zur Tanne, wo wir mit Liedern und Wein empfangen wurden. Emil fühlte ſich im Treiben dieſes, deutſchen Univerſitäten nachgeahmten Lebens ſehr behaglich, und er trank und ſang gemüthlich mit den Anderen. Prosper war freundlich, aber ernſt und ſtill. Wir hatten noch kein Wort von Ellen geſprochen, doch fühlte ich, daß ihn ihr Andenken begleitete. Sein ganzes Weſen war mild, faſt melancholiſch; ſeine Stimme zitterte manchmal unwillkürlich, ſein ernſtes, doch freundliches Geſicht ſchien immer etwas zu verſchweigen. Keinesfalls ſtimmte es mit dem jugendlichen, etwas rohen Behaben der übrigen Studentenſchaft. Zu Hauſe verhehlte er es nicht, daß er ſich für dergleichen lärmende Vergnügungen nicht mehr tauglich fühle, und am Morgen, da uns die Studenten wieder zu holen kamen, ließ er Emil allein fortziehen und ſchloß ſich mir an, da ich mich aufmachte, die Tante Margarethens zu ſuchen und ihr den Brief zu übergeben. Ich hatte Prosper die Geſchichte dieſes Briefes erzählt, und er betrachtete den mir gewordenen Auftrag, wie ich ſelbſt, als heilig. Er ſcheute die Mühe nicht, mit mir alle Gaſſen zu durchrennen und hundert Mal nach der Adreſſe der alten Frau zu fragen. Endlich fanden wir ſie. Die Tante Margarethens wohnte unweit Zürich in einem einſamen kleinen Hauſe, am Ufer des Fluſſes, unfern von dem ſchattigen Parke, in welchem Geßners Monument ſteht. Wir fanden eine gute Alte, die ſich in einem beſcheidenen, wenn auch nicht reich eingerichteten, Hausweſen behaglich fühlte. So wie ich ſelbſt den Brief geſchrieben und überbracht, eben ſo mußte ich ihn ſelbſt leſen, da die Alte, wie ſie ſagte, ihre Brille nicht finden konnte. Sie war von dem Inhalte ſehr gerührt und verſicherte, daß ſie das Kind lieber heute als morgen zu ſich nehmen wolle und daß ſie hoffe, es wohl erziehen und endlich als ihre Erbin gut an den Mann bringen zu können. Sie wollte Margarethen alles Das gleich ſelbſt ſagen, und ſo ſetzte ich mich hin und ſchrieb es in ihrem Namen wieder nach Bruſio. Dießmal ging der Brief mit der Poſt ab. Die Alte ließ ſich noch mancherlei erzählen und war ſehr zufrieden, daß Margarethe bei den Signori Trippi, den Honoratioren ihres Ortes, in Anſehen und Achtung ſtehe. Zum Dank für ſo gute Nachrichten ſetzte ſie uns ein gutes Frühſtück in Wein und Käſe vor, und als wir uns verabſchiedeten, nahm ich die Beruhigung mit, daß Margarethens Kind hier gut aufgehoben und geborgen ſein werde. Möge der Dichter der Idyllen über Pepita's Jugend gewacht und ihr eine glückliche Ruhe für alle Zeiten ins Herz gehaucht haben!

Proſper war mit ſeinem Vormittage zufrieden; er wollte ſich den guten Eindruck nicht ſtören laſſen, und wir ſpazierten allein durch die ſchattigen Alleen in der Nähe. Auf einer Steinbank ruhten wir aus. Plötzlich zog Proſper einen Brief aus der Taſche und hielt ihn mir unter die Augen. Von Ellen? ſagte ich.

So iſt es! lächelte er — ſie hat ihr Wort gehalten und mir von Lauſanne aus geſchrieben — ich habe ihr nach Montreux, wo ſie jetzt iſt, geantwortet.

Und wie ſchreibt ſie? fragte ich.

So, wie Sie es wünſchen, antwortete Proſper und verſuchte, zu lächeln — wie eine „Reiſe-Bekanntſchaft“ an eine „Reiſe-Bekanntſchaft“ ſchreibt. Ich hoffe, fügte er dann hinzu und drückte mir krampfhaft die Hand — ich hoffe, Sie, auch eine Reiſe-Bekanntſchaft, werden mir wärmer ſchreiben. In wenigen Tagen verläßt ſie den Genfer See, um noch vor dem

Winter Italien zu erreichen; nächſtes Jahr geht ſie nach Griechenland und in den Orient, immer den Spuren ihres Lords folgend und ſich immer mehr und mehr vertiefend in ihren unheilvollen Wahnſinn.

Sein Nacken, der ſtolz und energiſch, wenn auch etwas geneigt, den ſchönen Kopf zu tragen gewohnt war, beugte ſich herab; er legte beide Hände in den Schooß und betrachtete ſchweigend den Brief, den er halb zerknittert vor ſich hin hielt. Dann ſprang er auf und ſagte: Wir wollen die kurze Zeit, die wir noch mit einander zu verbringen haben, nicht ſo eitel verſchwenden, ſondern heiter leben. Sprechen wir nicht mehr von Como und ſeinem Abenteuer.

Das thaten wir denn auch nicht. Die zwei Tage wurden nützlich und heiter dahin gelebt; die Kollegien waren noch nicht geſchloſſen, und wir beſuchten den belehrenden Profeſſor Löwig und den intereſſanten Oken.

Als ich weiter wanderte, nahm ich das ſüße Bewußtſein mit, in den Schweizer Bergen zwei gute, warme Freunde zurückgelaſſen zu haben. — —

Proſper ſchrieb mir, ich antwortete, und Jahr auf Jahr verging. Proſper hatte ſchon die Univerſitäten von Bern und Paris hinter ſich und ſaß bereits als Arzt in ſeiner Vaterſtadt Lauſanne, und ſeine Lebens-Anſichten, die er mir auf der Terraſſe von Varenna aus einander geſetzt, ſchienen, trotzdem er ſie ſelbſt als Lug bezeichnet hatte, nach und nach Lebenswirklichkeiten werden zu wollen. Mit Emil ging es nicht ſo, wie es Proſper gewünſcht hatte. Der ſah bald ein, daß er nicht für die Wiſſenſchaft geboren war, und hatte ſich, lange bevor der Freund aus Paris zurückgekommen, als ſolider und ruhiger Beſitzer eines kleinen Gutes am Ufer des Genfer Sees, in der Nähe von Lauſanne, eingerichtet und mit bürgerlicher Ruhe unter den Töchtern des Landes gewählt und ein Weib genommen. Proſper ſchrieb mir oft und mit Freude von des Freundes, wenn auch beſchränktem, doch ſchönem Glücke. Im Ganzen bildeten die Erfahrungen, die er in der Fremde, beſonders in Paris, gemacht, den Inhalt ſeiner lebensvollen und warmen Briefe. Bei den nur wenigen gemeinſchaftlichen Erlebniſſen war es natürlich, daß er von Zeit zu Zeit auf die Tage vom Comer-See zurückkam und an dieſen oder jenen Moment erinnerte. Der Ton, in welchem er von jenen Zeiten ſprach, war aus einem melancholiſchen nach und nach ein ziemlich klarer und endlich ein ſo ruhiger geworden, daß ich, da ich Anfangs nur mit Vorſicht auf dieſen Gegenſtand unſeres Briefwechſels eingegangen, endlich ohne Rückhalt darüber ſprach und ihn zuletzt als einen veralteten und erſchöpften ganz fallen ließ. Aber damit verſchwand auch der Stoff, der uns urſprünglich an einander geknüpft hatte — unſere Lebenswege nahmen ganz verſchiedene Richtungen — Proſper war ſehr beſchäftigt, und der Briefwechſel ſtockte. Höchſtens alle zwei Monate kam mir ein Brief mit dem Poſtſtempel Lauſanne zu.

So kam das Jahr 1846 heran. Ich bereiſte Norddeutſchland und machte in Hannover einen längeren Halt. Dort erreichte mich ein Brief Proſpers, in welchem wie ſchon ſeit lange nur noch von politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtänden ſeiner Heimat die Rede war und in welchem der junge Arzt für einige Zeit Abſchied von mir nahm, da er, zu einer munizipalen Würde erhoben, viel Arbeit vor ſich ſah. Deſto mehr überraſchte es mich, als ich ſchon einige Tage ſpäter wieder einen Brief Proſpers in Händen hielt. Dieſer war kurz, offenbar in Eile geſchrieben, und lautete ſo:

„Mein Freund!

„Stellen Sie ſich meine Ueberraſchung vor! Vorgeſtern iſt Miß Ellen Grey mit ihrem Vater hier in Ouchy angekommen. Sie ſtieg im Anker ab und ließ mich ſogleich holen. Ihre Geſundheit iſt angegriffen und ſchwächer als vor vier Jahren, aber ſie ſieht doch jünger und unendlich ſchöner aus als damals. Ihr Wahnſinn iſt derſelbe, nur, wie es ſcheint, intenſiver. Sie hat ganz Italien, Griechenland und einen Theil des Orientes geſehen — oder vielmehr nicht geſehen. Sie ſpricht nur von Abydos, Miſſolunghi ꝛc., nur von den Orten, die Byron berührt hat und die ihr heilig ſind. Ich habe den ganzen geſtrigen Tag in ihrer Geſellſchaft verbracht; heute ging ſie in das Lauſanne gegenüber liegende Bad Evian ab, und ich bin ihr Arzt. Sie erſehen daraus, daß ich ein gewiſſenhafter Medicus bin, denn ich ſelbſt habe ſie dahin und von Ouchy fortgeſchickt. Doch werde ich ſie oft beſuchen. Emil grüßt Sie. Er iſt ein ganzer Philiſter geworden. Da er von Ellens Ankunft hörte, ſchlug er verzweifelt die Hände über dem Kopf zuſammen. Er iſt ein Narr und hält mich auch dafür. Ich aber bin es ſeit lange nicht mehr, ſondern bin ein ruhiger Bürger und praktiſcher Mann. Apropos! Meine Familie will mich verheirathen, ich glaube aber nicht, daß etwas aus der Sache wird.

Ihr Preiſer.“

Dieſem Briefe, welcher trotz ſeiner Schlußſätze meine Beſorgniß erweckte und meine Aufmerkſamkeit dem Genfer See zulenkte, folgten raſch und unregelmäßig viele andere, die mir bald bewieſen, daß jene Beſorgniß nicht unbegründet geweſen. Ich gebe hier nur Auszüge derjenigen, welche dem Ende zudrängende Einzelnheiten enthalten.

„Evian, im Auguſt.

„Ich ſchreibe Ihnen dieſes unter den zwei prächtigen Platanen, die den ganzen Hof des Badehauſes wie ein großartiges Zelt undurchdringlich beſchatten. Im Badehauſe ſelbſt wohnt Ellen, die jetzt Sieſta hält, nachdem wir auf dem See eine kleine Spazierfahrt gemacht. Ich bin nämlich ihr Arzt und habe mir einen ſchönen, bequemen Kahn bauen laſſen, der mich alltäglich von Lauſanne hieher bringt. Von Lauſanne aus ſehe ich mit einem guten Fernrohr über den See, der hier am breiteſten iſt, aus meinem Fenſter gerade in das Fenſter Ellens, und das thue ich oft und verbringe mit dieſer kindiſchen Beſchäftigung meine halbe Zeit; hier in Evian hüte ich mich, hinüber nach Lauſanne zu ſehen, was doch das Hauptvergnügen der hieſigen Gäſte auszumachen pflegt. Jeder Blick da hinüber vermehrt meine Gewiſſensbiſſe; denn ich vernachläſſige meine Kranken, meine Familie, meine Pflichten, meine ganze Zukunft. Sie ſehen, ich fange an, mich anzuklagen, ich greife zu dem erbärmlichen Mittel ſchwacher Seelen, das zu nichts führt, als zur Befeſtigung in der Schwäche. Anſtatt mit einem energiſchen Ruck ihrem Zuſtande eine andere Wendung zu geben, erleichtern ſie ſich für Momente in Worten. Wenigſtens gebe ich mich in dieſer Hinſicht keiner Täuſchung hin. Die kurze Spanne Zeit, die Ellen noch gegönnt iſt, will ich mit allem Glück und Unglück bis auf die Neige auskoſten. Sie ſchwindet dahin und wird den Herbſt nicht überleben. Folge dann, was will; mir iſt die Zukunft gleichgültig, darum bin ich geizig mit der Gegenwart, mit dem Augenblicke, den ich mit ihr verleben kann. Sollte man nicht meinen, daß dieſe Augenblicke nur Freude, nur Glück bringen? Mein Freund, ſie ſind nur eine Reihe der bitterſten Kämpfe, der erniedrigendſten Kämpfe gegen Schatten. Ihre Einbildung, ihr Byron zehrt an ihr wie ein Vampyr. Es iſt furchtbar, ſich ſagen zu müſſen, daß ſie ohne dieſen Vampyr vielleicht ihrer Krankheit hätte entriſſen werden können, und beſchämend iſt es, ſich in einem nutzloſen Kampfe gegen einen unſichtbaren Feind, gegen einen todten Nebenbuhler aufreiben zu müſſen. Wo ihn faſſen und wo den Muth hernehmen, den ſchönſten Traum eines geliebten Herzens zerſtören zu wollen?

„Trotzdem bin ich nicht ganz elend. Meine Fahrten über den See zu ihr herüber; kleine Ausflüge mit ihr über die herrliche Waſſerfläche, durch Sonnenlicht oder Mondſchein; ihr hingebendes Vertrauen; das Glück, ſie ungeſtört, oft allein, abgeſondert von aller Welt, betrachten zu können, ihr zuzuhören — alles Das webt doch ein Netz von lieblichen Stunden und Gefühlen um mich, dem ich nicht entrinnen möchte. Der Vater überläßt ſie meiner Sorgfalt gern, und Emil iſt gut. Oft begleitet er mich als Steuermann, wenn ich in der Nacht herüber muß, und läßt nun auch von den Vorwürfen ab, die er mir nach der Ankunft Ellens ſchuldig zu ſein glaubte. Ja, er ſucht mich zu beruhigen, wenn ich mir ſelbſt über Vernachläſſigung meiner Stellung Gewiſſensbiſſe mache. Warum iſt man mit ſolcher Freundſchaft nicht zufrieden?!“

„Evian, vom Ende Auguſt.

„— es war einer jener Tage, die man als unvergängliches Stück Jugend, als Zehrpfennig für traurige Zeiten und armes Alter mit ſich fortträgt durchs Leben. Wir fuhren ſchon ſehr früh von Evian ab. Ellen befand ſich wohl und war heiter. Sie lag auf einem weichen Lager mitten im Kahn, der Baier übernahm die Beſorgung des Segels und kam als ächter Engländer ſeinen Verpflichtungen trefflich nach. Ich ſaß zu Häupten Ellens am Steuer. Ein ſanfter Südweſtwind trieb uns ſacht gegen Chillon, das wir ſchon ſeit lange nicht beſucht hatten und das eine der heiligen und von Ellen beſonders bevorzugten Stätten iſt. Wie ſehr es mich Anfangs auch empörte, immer den Prieſter und Helfer ihrem Götzendienſte zu ſpielen, ſo habe ich mich doch endlich daran gewöhnt, ich denke bei ſolchen Fahrten mehr an das Vergnügen, mit Ellen zu ſein, als an den Zweck der Fahrten. Auf der kleinen, kaum zwei Schritte breiten Inſel, auf welcher die drei Bäume ſtehen, die in dem Gedichte „Der Gefangene von Chillon“ erwähnt werden, legten wir zuerſt an. Ellen ſetzte ſich am Fuße der Bäume hin und flocht aus Gräſern, Blättern und wilden Blumen, die da wuchſen, einen Kranz, den ſie ſich dann aufſetzte. Sie ſah wie Ophelia aus, und der Eindruck von Friſche und Geſundheit, den ſie mir am Morgen gemacht, war dahin. Traurig brachte ich ſie nach Chillon.

„Eine geſchwätzige Pförtnerin fing an, mit großer Suade die Geſchichte des alten Schloſſes zu erzählen. Ellen gebot ihr Stillſchweigen und ſtieg mit feierlichen Schritten in den Kerker Bonivards hinab. Wie ſie in dem langen, dunkeln Säulengange, noch immer den Kranz auf dem Haupte, auf und niederſchritt, ſchien ſie mir bald eine begeiſterte Prieſterin, bald eine Wahnſinnige. Wie ſchön ſich auch auf dem dunklen Grunde die junge, zarte Geſtalt ausnahm, doch ergriff mich ein Gefühl der Entrüſtung; es war mir, als ob plötzlich alle Liebe von mir abfiele, und mit ſchnellen Schritten verließ ich das Gewölbe und ging hinaus, über den öden Hof, und ſetzte mich aufathmend auf das Geländer der Zugbrücke ans heitere Sonnenlicht. Ich kam mir ſelber ſo wahnſinnig vor wie Ellen und bildete mir ein, mit dieſem Bewußtſein plötzlich meine Heilung erreicht zu haben. Aber ich fühlte mich ſo öde; mein ganzes Weſen ſchien ſeinen Inhalt verloren zu haben. Ich drückte mein Geſicht in die Hände und ſuchte in der Erinnerung den Menſchen, der noch vor Wochen in mir gelebt hatte; ich fand ihn nicht. — Ich öffnete die Augen und ſah nach dem ſchönen Berge des Dent de Jaman, nach den rauſchenden Bäumen rings um mich, nach dem lächelnden See; ich verſuchte es, den Liedern der Vögel in den Zweigen zu lauſchen — es war mir Alles farb- und tonlos, kalt, gleichgültig.

„Mit dieſen Experimenten des Arztes mit einem Kranken mochten Stunden vergangen ſein, denn als Ellen aus dem Schloſſe trat, war es bereits ziemlich ſpät. Sie ſah mir erſchrocken ins Geſicht, das allerdings verſtört und blaß geblickt haben mochte, und fragte mich theilnahmvoll, was mir fehle. Der ekſtatiſche Ausdruck, den ſie aus dem Kerker mitgebracht, verſchwand bei dieſer Frage ſchnell aus ihren Augen und wich dem herzlichſten innigſten Mitleiden. Seit Wochen gewohnt, in ihrem Geſichte zu leſen, entging mir dieſer ſchnelle Wechſel nicht, und meine Seele jubelte auf in der unterdrückten Frage, ob nun endlich das Phantom zu weichen anfange. Ich beruhigte ſie, ſchützte ein vorübergehendes Kopfweh vor und führte ſie in den Kahn.

„Indeſſen hatte ſich das Wetter geändert; der ſanfte Südweſtwind war in einen ziemlich energiſchen Südwind umgeſchlagen, der gerade von Evian, dem wir zuſteuern wollten, ſtark herwehte. Wir lavirten: der ſegelkundige Vater that ſein Möglichſtes; ſo kamen wir zwar etwas vorwärts, konnten aber vom nördlichen Ufer nur ſchwer abkommen. Schon ſenkte ſich die Nacht herab, als wir noch zwiſchen Vevay und Lauſanne hin und herfuhren, ohne Hoffnung, bei anhaltendem Winde das ſüdliche Ufer vor vielen Stunden zu erreichen. Ellen war zwar munter und freute ſich am Schaukeln des Kahns und der Verlegenheit ihres Kapitäns und Bootsmannes, ich aber beſorgte, daß ihr der laue Südwind eine böſe Nacht verurſachen werde. Aehnliches ſchien der Vater zu fürchten, denn er fragte mich mit beſorgter Miene, ob nicht am nördlichen Ufer wo eine Herberge für dieſe Nacht zu finden wäre. — Wenn Sie, ſagte ich, die Fahrt unterbrechen wollen, was ich vollkommen billigen würde, ſo wüßte ich unfern von Lauſanne ein gaſtliches Haus, das glücklich wäre, Sie zu beherbergen. — Der Vater ging darauf ein, und Ellen war mit der Abwechſelung zufrieden. So richtete ich das Schiff gegen Lauſanne und Ouchy; dahin ging es raſch, und ſchon nach einer halben Stunde konnte ich Ellen die Fenſter des Hauſes zeigen, in dem ſie übernachten werde. Eine freundliche Villa, in der gut wohnen ſein muß! ſagte ſie — ſie muthet mich gaſtlich an. So habe ich mir immer meine Villa gedacht, abgewendet vom Lärm der Welt, mit einem Fuße im See und einen Kahn davor. Aber, fügte ſie hinzu, werden wir ihrem Eigenthümer auch willkommen ſein? — Er wird glücklich ſein, ſagte ich und küßte ihre Hand, denn es war mein Landhaus, vor dem wir eben anlangten. Meine Tante hatte es mir gekauft, um der beabſichtigten Heirath mehr Glanz zu geben, und es ſo komfortabel als möglich eingerichtet. — Ich führte, zitternd vor Freude, Ellen durch meinen Garten, in mein Haus; die Dumpfheit, die ſich vor Chillon meines Weſens bemächtigt, verſchwand und machte ganz dem ſüßeſten Gefühle Platz, der holden Illuſion, als ob ich Ellen für immer und ewig in meinen Lebenskreis einführte. Jedes Wort des Wohlgefallens, das ſie auf dem Wege durch den Garten über die freundliche Beſitzung ausſprach, fiel mir warm ins Herz, und das verwunderte Geſicht meiner

Wirthſchafterin, als ich über die Schwelle trat, machte mich glücklich lächeln. Ich führte Ellen und den Vater in den untern Salon. Bei wem ſind wir? fragte Jener. — Seien Sie mir in meinem Hauſe herzlich willkommen! antwortete ich. Der Vater ſchlug herzlich in meine Hand, und Ellen war freudig überraſcht; auch ſie faßte meine Hand und drückte ſie warm. Sie ſchien etwas aufgeregt und war ſchweigſam, dann reichte ſie mir die Stirn zum Kuſſe. Der Vater verließ uns, um mancherlei aus dem Kahne zu holen, und ich war allein, in meiner Stube allein mit Ellen. Wir waren beide ſtumm. Schweigend führte ich ſie an einen großen Fauteuil; ſie ſah ſich in der Stube um und lächelte, dann ſagte ſie: Lieber, theurer Freund, ich fühle mich ſo wohl und glücklich unter Ihrem Dache! Wäre die alte Wirthſchafterin nicht mit der Lampe gekommen, ich wäre ihr zu Füßen geſunken, ich hätte ihr geſagt, daß ich ſie unendlich liebe. — Bald ſaßen wir gemüthlich um den Tiſch, auf welchem die Theemaſchine ſang. Wir plauderten, wir ſcherzten, wir lachten, wie wir es noch nie gethan hatten; es herrſchte eine klare Heiterkeit, deren ich uns drei nicht für fähig gehalten hätte. Der Vater wurde ganz und gar zum behaglichen, engliſchen Hausvater, und er geſtand es zu, indem er verſicherte, daß er ſich nicht ſo komfortabel gefühlt habe, ſeit er ſeinen Theetiſch in Calcutta verlaſſen. Ellen ſtimmt mit ein in das Lob meines Hausweſens und machte die Hausfrau. Sie hatte ſich den Schrank gemerkt, aus dem die Alte die Utenſilien genommen, und ſie holte manches Fehlende und ging, lieblich waltend, beſtellend und beſorgend hin und her. Mein lieber, ferner Freund! muß ich es Ihnen erſt ſagen, welche Gedanken und Wünſche mir während dieſer Stunden lieblich ſchwärmend durch den Sinn zogen?

„Es wurde ſpät, und ich mußte mich zurückziehen, um meine Gäſte der Ruhe zu überlaſſen. Ich nahm Abſchied, verſprach, mit dem Früheſten zu kommen, und wanderte gegen Lauſanne, da ich es nicht für gut gehalten haben würde, in dem Landhauſe zu übernachten, ſelbſt wenn es des Raumes genug gehabt hätte.

Schon hatten die Frau Baſen von Lauſanne ohnedieß viel zu ſprechen von der „tollen Engländerin“, mit der ich umherziehe, für die ich meine Kranken vernachläſſige, meine Carriere ruinire und eine ſehr vortheilhafte Heirath vereitele. Langſamen Schrittes ging ich den Hügel hinauf der Stadt zu, immer in Gedanken bei dem Bilde häuslichen Glückes verweilend, das ich eben verlaſſen hatte. Ich malte es mir immer ſchöner und ſchöner aus, ich ſuchte es zu feſtigen für ewige Zeiten, und mitten unter dieſen Gedanken mußte ich mich daran erinnern, daß Ellen jetzt in dem Bette ſchlafe, das meine Tante der mir beſtimmten Braut zugedacht hatte. Ich erſchrak, als ich mich plötzlich vor meinem Hauſe in der Stadt fand; ich wollte pochen, es war mir nicht möglich. Es ſchien mir hart, das einſame Haus am See ſo allein und unbewacht zu laſſen, und ohne zu wiſſen, was ich that, wandte ich meine Schritte und wanderte wieder der Villa zu. Es war eine ſchöne Nacht, und Alles lachte mir freundlich, nur die Häuſer, in denen über mein Treiben ſo viel geplaudert worden, ſchienen mich dumm und neidiſch anzuglotzen, und ich zuckte verächtlich die Achſeln. Freudiger Lebensmuth überkam mich, ich hob den Kopf und ſchritt friſch und munter, den Sternen in die Augen ſehend, mit großen Schritten die Berge hinab. Leiſe ſchlich ich durch den Garten und ſah zu der Stube hinauf, in der Ellen ſchlief. Good night! ſagte ich leiſe und ſetzte mich auf die Treppe vor dem Hauſe. Ich ſah über den See, der Bahn entgegen, auf der ich morgen mit Ellen wieder fahren ſollte, und ich entdeckte noch Lichter in Evian, dem Bade, das ihr ihre Geſundheit wiedergeben ſollte. Erſchrocken ſchlug ich die Hände zuſammen, und mein ganzes Glück ſchien zerrinnen zu wollen. Seufzend ließ ich den Kopf fallen; all mein ärztliches Wiſſen kam in wilde, chaotiſche Bewegung. Ich wühlte es auf und ſuchte nach Mitteln, dieſes theure Leben zu retten. Mit ungeheurer Anſtrengung kombinirte ich, verglich ich, ſuchte ich mich an Alles zu erinnern, was ich je gehört, geleſen, gelernt hatte. Oft warf ich mich entmuthigt auf die Steintreppe hin und küßte verzweifelt und doch wie Troſt und Muth ſuchend, die Schwelle, die ihr Fuß berührt hatte. Dann fielen mir wieder die häufigen Täuſchungen der Aerzte, die plötzlichen Rettungen ein, und ich ſchöpfte Athem und klammerte mich an dieſen Halm. Ihre wahnſinnige Byrons-Idee, ſagte ich mir, die keine Befriedigung finden konnte, mag der einzige zehrende Wurm ihres Lebens ſein. Gottlob! ſie ſcheint ſie verlaſſen zu wollen, und wie viele Wahnſinnige, die während des Wahnſinnes hinſiechen, mit der Heilung des Geiſtes auch die des Körpers erlangen, ſo kann auch ſie wieder aufblühen, wenn ſie zur Wirklichkeit erwacht — wenn ſie liebt, wenn ſie mich liebt! Der Gedanke war zu ſchön, als daß ich ihn hätte laſſen können; ich ſpann daran weiter, und ich glaubte, daß Ellen ſeit dieſem Abend die Schönheit des wirklichen, liebenden Lebens erkannt habe. — Nicht vom Rauſchen der Bäume, vom Liſpeln des See's wollte ich geſtört ſein, und ich drückte die Ohren in die Hände und ſchloß die Augen und träumte von den Abenden in dieſer Stube hinter mir. Schnell vergehen die Stunden mit ſolchen Träumen. Als ich die Augen wieder aufſchlug, war es Tag, und ich wußte nicht, ob ich wachend oder ſchlafend geträumt hatte. — Ich ſtieg in den Kahn und bereitete Alles zur Abfahrt und trug Kiſſen und Teppiche hinein. Dann ſetzte ich mich in die Stube, dem Fauteuil gegenüber, welcher geſtern Ellen umarmt hatte. Das ganze Haus ſchien mir ſo freundlich, daß ich mir vornahm, es künftig ausſchließlich zu bewohnen. Die Tante hatte es mit großer Bequemlichkeit eingerichtet, aber es ſollte doch Manches verändert werden, Manches hinzukommen, was ihm einen mehr engliſchen Anſtrich und einen edleren Anhauch geben ſollte. Ich war ganz in Wirthſchafts-Gedanken vertieft, als meine Gäſte eintraten. Ellen ſah man nicht, wie ſonſt, die Müdigkeit von der geſtrigen Reiſe an; ſie blühte, wie eine junge Roſe, und ſie ſchrieb Das der ſüßen Ruhe in meinem Hauſe zu. Ich gab ihr den Arm, um ihr noch den Garten und die ſchöne Ausſicht zu zeigen. Am

Kahne bemerkte ſie die Vorbereitungen zur Abfahrt. Wollen Sie uns ſo ſchnell los werden, lieber Proſper? fragte ſie vorwurfsvoll ſcherzend — das iſt ſchade; denn ich hoffte, Sie würden uns noch wenigſtens den Tag hindurch beherbergen wollen. Ich fühle mich hier ſo wohl wie nirgends, wie ſeit lange nicht! — Jubelnd ſprang ich in den Kahn und warf Kiſſen und Teppiche rückſichtslos zurück in den Garten und auf das naſſe Gras. — Theure Ellen! rief ich und faßte ihre beiden Hände — ſchon der geſtrige Abend hat mir dieſes Haus fürs ganze Leben theuer gemacht! — Sie ließ ihre Hände in den meinigen ruhen und ſah mich ſchweigend an; dann wie aus einem Traume erwachend, ſagte ſie: Ja, es war eine ſchöne Einkehr! Und um ſich blickend, fügte ſie hinzu: Es iſt ſo ſchön hier, ſo ſchön iſt der ganze See, ſo ſchön iſt Alles! die Berge, die Sonne, die Bäume, die Blumen hier. Es iſt mir, als ob ich Das alles, als ob ich Sie, lieber Proſper, Sie, den guten, alten theilnehmenden Freund, zum erſten Male ſähe. — Ellen! rief ich entzückt, halten Sie dieſes Gefühl feſt! Gehören Sie Ihrem Vater, Ihrem Freunde! Laſſen Sie nicht wieder den undurchdringlichen Nebel aufſteigen, der Sie von ihnen trennt! Halten Sie dieſe theuren Augen offen für Sonne, Bäume und Blumen und das Herz offen für Die, die Sie lieben! Ellen, rief ich endlich mit gebietender Stimme, Ellen, werden Sie geſund!

„Sie fuhr ſich mit beiden Händen über Stirn und Wangen und blickte gedankenvoll vor ſich hin. Dann ließ ſie den Kopf ſinken und ſagte beſchämt, aber lächelnd: Glauben Sie mir, mein Freund, ich ſehe klar.

„Sie hängte ſich an meinen Arm, und wir gingen ſchweigend durch den Garten auf und nieder. Wie ſie manchmal ſtehen blieb und die Stirn in die Hand ſtützte, ſchien ſie Gedanken zu ſuchen und zu ſondern, und ich wollte ſie nicht ſtören; nur lächelte ich ihr manchmal Ermuthigung zu. Doch wollte ich ſie nicht in Brüten verſinken laſſen, ſie im Gegentheil in der ſchönen Welt, die ſie erkannt hatte, feſthalten, und ſo führte ich ſie auf eine

Terraſſe am See und deutete hinaus auf das herrliche Schauſpiel, das ſich vor uns aufthat. Sie nickte mit dem Kopfe und folgte meiner Handbewegung, dann aber wandte ſie ſich mir zu und hatte die Augen voll Thränen. Ja, mein Freund, rief ſie, ich ſehe und erkenne Alles! und mit dieſen Worten fiel ſie an meine Bruſt, und ich drückte einen glückſeligen Kuß auf ihre Lippen.

„Ich habe dieſen Brief mit der Abſicht angefangen, Ihnen den Tag auf meiner Villa zu beſchreiben; ich werde es nicht thun, ich kann es nicht. Es war der ſchönſte, glücklichſte, reichſte Tag. Genug! Ich glaube an Glück, ich hatte eine Offenbarung des Glückes. — Ellen war den Tag hindurch die Hausfrau in meinem Hauſe — der Vater war der glückliche Zuſchauer eines glücklichen Schauſpiels. Er ſprach wenig, er ließ uns gewähren. Nachmittags kam Emil herüber und fühlte ſich bei der Engländerin ſehr wohl und behaglich. Abends begleitete er uns hinüber nach Evian und kehrte heute Morgen zurück auf meinem Kahne. So bin ich glücklich abgeſchnitten und muß hier bleiben, bis er mich holt. Ellen kommt. Leben Sie wohl. — Ich mußte von meinem Glück ſprechen, ich mußte es weit in die Welt hinaus und in das vertraute Herz eines Freundes verkünden. Leben Sie wohl.

Ihr Proſper.“

Wochen, Monate verfloſſen — es kam mir nach dieſem Briefe vom Genfer See keine Nachricht zu, wie ſehr ich auch drängte, wie ſehr ich Proſper mit Fragen beſtürmte. Endlich gegen Ende des Jahres erreichte mich in Prag ein Brief, der den Poſtſtempel Lauſanne trug und deſſen Schrift mir faſt ganz unbekannt war. Er war von Emil und ſagte nach einer traurigen Einleitung und unter Anderem ungefähr Folgendes:

„Vor vierzehn Tagen haben wir ſie begraben, und zwar hier auf Lauſanner Grund; denn ſie ſtarb in Proſpers Hauſe, ihn liebend und drei Tage vor ihrem Tode mit ihm vermählt. Der Lord Oberrichter von Indien iſt vorgeſtern mit ſeinem Schwiegerſohn Proſper auf ſeinen Poſten in Calcutta zurückgekehrt. Er hat es zwar von Proſper nicht verlangt, daß er Europa mit ihm verlaſſen ſolle, aber dieſer hat, ohne ein Wort darüber zu ſagen, ſeine Sachen gepackt und iſt mit in den Wagen geſtiegen. So fuhren ſie Beide ab. Ein Mann wie Proſper kann ſeinem Kummer nicht erliegen; ein Mann wie Proſper rafft ſich auf. In wenigen Jahren werden wir von ihm hören und von den Dienſten, die er, ſeinen Aufenthalt in Indien benutzend, den Naturwiſſenſchaften geleiſtet haben wird. So wird ſein Schickſal, ich hoffe es mit ganzer Seele, noch eine günſtige Wendung nehmen und er ſich ein Leben ſchaffen, das ſeines edlen Geiſtes würdig iſt. Hier, wo alle ſeine Verhältniſſe gelöſt waren, wäre ohnehin nicht länger ſeines Bleibens geweſen. Ich aber bin nun allein. Von Alexandria verſprach er mir und Ihnen zum erſten Male zu ſchreiben. Könnten wir es für die Zukunft nicht ſo einrichten, daß wir die empfangenen Briefe eintauſchten und uns ſo der Korreſpondenz mit dem fernen Freunde doppelt freuten? Schreiben Sie mir und kommen Sie doch, ſobald es Ihre Verhältniſſe erlauben, nach Lauſanne — wie Vieles hätten wir zu beſprechen! Ihr ergebenſter

Emil.“

Zweites Buch.

1.

Eine indo-germaniſche Geſchichte.

Miß Ellen Grey, die in Lauſanne begraben liegt, war nicht die einzige Blume aus Hindoſtan, die der Wind des Zufalls über meine Lebenswege trug. Noch einen zweiten Gruß ſchickte mir das fabelhafte Hindoſtan in Geſtalt Aurengs, den ich auch eine Blume nenne, obwohl ich ihn nur in Schmutz und Gaſſenkoth blühen ſah. Denn ſeit ich Sakuntala geleſen, erſcheinen ſie mir alle als Blumen und Pflanzen, dieſe Kalidaſa'ſchen Menſchen, alle als ſchöner Uebergang vom Lotos zum redenden Geſchlechte, und dieſer Aureng war ein ächter, wirklicher und wahrhaftiger Nachſproſſe jener Sakuntala'ſchen Weſen, ein wirklicher und wahrhaftiger Sohn der uralten Hindus vom heiligen Ufer des Ganges.

Spring Street iſt nur durch Newroad von jenem Theile Londons getrennt, den man gewöhnlich allein unter dem Namen Weſtend begreift — aber welche zwei verſchiedene Welten in Weſtend und in Spring Street! Weſtend, die Welt der Grooms, Jockey's, Kammerjungfern, die Welt der Renten, der Eitelkeit, des Glanzes, mit Einem Worte „Vanity Fair“ — Spring Street eine ökonomiſche Gaſſe zimmervermiethender Wittwen und arbeitender Gentlemen, die von der Gentry wohl eingeladen, aber nie beſucht werden, die ein Bedroom ohne Salon und höchſtens zu Fünfen einen Parlour haben. Im Mai 1850 war dieſe ökonomiſche Gaſſe von Flüchtlingen aller geſchlagenen Nationen bewohnt, und in einem kleinen Hauſe, das einen Parlour, gar keinen Salon und viele Bedrooms beſaß, wohnte ich.

Um ins Leſe-Kabinet oder zu Freunden oder in die City zu gelangen, mußte ich alltäglich an Stanhope Place vorbei, der vom Weſtend dem Hyde Park zu ausmündet. Als ich den Weg zum erſten Mal machte, um ihn in Zukunft mit Regelmäßigkeit zur ſelben Stunde zu wiederholen, blieb ich an der Ausmündung dieſer Weſtend-Gaſſe überraſcht ſtehen.

Es war ein unangenehmer Tag. Durch den dicken Nebel blickte die Sonne ſtrahlenlos und hing todt und braun wie eine Leber am Himmel; ein feiner Regen rieſelte unaufhörlich herab und erweichte den Mac-Adam, der unter den Rädern der eleganten Cabs aufſpritzte und die Kleider plebejiſcher Wanderer beſprenkelte. Mit großen Sprüngen ſuchte man von einer Seite der Gaſſe auf die andere zu gelangen. An der Mündung von Stanhope Place, Hyde Park gegenüber, wurden die Sprünge überflüſſig, denn da führte ein reingefegter Steg hinüber. Der Mann aber, der mit ſeinem Beſen in der Hand an dieſem Stege ſtand und dem man dieſen bequemen Uebergang verdankte, er war es, vor dem ich verwundert ſtehen blieb. Es war der erſte Hindu, den ich im Leben geſehen. Sein Kopf war von einem ſchneeweißen Tuche turbanartig umwunden; die tiefſchwarzen und dichten Locken, die hervorquollen und auf den nackten Hals fielen, und das braune, bronzene Geſicht, ohne die geringſte Farben-Nuance, ſtachen ſo deutlich von der weißen Kopfbinde ab, und wieder von dem braunen Geſichte, ohne geringſten Farben-Uebergang, traten die dunkelglühenden, großen Augen mit langen ſchwarzen Wimpern und breitgewölbten, feinen Brauen auffallend hervor, faſt eben ſo auffallend wie die weißen und kleinen Zähne, die aus dem halbgeöffneten Munde glänzten. So war dieſer Kopf mit gutem Gewiſſen ſchön, jedenfalls intereſſant zu nennen. Daß die Naſe nur klein war und faſt weibiſch geformt, vergaß man über dem feinen Schnitt und über den heißen Nüſtern. Am Leibe trug der Hindu einen weißen, eng anliegenden Kittel von dünner Baumwolle, als ob er noch in den warmen Palmenwäldern von Benares wandelte, und um den Gürtel einen breiten Shawl, der zwar von Alter ausgefranzt war, aber ſo unabſichtlich zum maleriſchen Schmuck wurde. Die ganze Geſtalt war ſchwächlich, zart und trotz einer gewiſſen Trägheit, die ſich in der Haltung ausſprach, leicht beweglich und anmuthig. Das Alter war einem ungeübten Auge ſchwer zu beſtimmen; aber bei näherer Betrachtung glaubte man noch an Jugend, wenn auch an eine früh verwelkte. Wie er da ſtand, den Kopf nach der einen Seite neigte, mit großen Augen die Vorübergehenden anſah und ſtumm den Lohn für ſeine Arbeit verlangte, bedeckt von nordiſchen Nebeln und zitternd in der dünnen Kleidung, hatte die ganze Erſcheinung etwas ſo Rührendes, ſo traurig Schönes, daß ſie trotz der ſchmutzigen Beſchäftigung, trotz des niedrigen Amtes und des Beſens nichts von der Romantik verlor, die ein Leſer der Sakuntala bei der erſten Begegnung mit einem Hindu zu finden wünſcht. Dieſe Romantik bekam nur noch einen tragiſchen Anſtrich.

Er bemerkte bald, daß ich darum nur ſo lange nach dem Penny in der Taſche ſuchte, um ihn deſto länger betrachten zu können, und ſchüchtern ließ er den Kopf noch tiefer ſinken. Erſt als ich merkte, daß mancher Vorübergehende, meinen Aufenthalt benutzend, hinter meinem Rücken vorübereilte, ohne den Obolus zu bezahlen, ging ich weiter. Der Hindu erkannte meine Abſicht, wie er mein anfängliches Erſtaunen bemerkt hatte, und er lächelte mir dankbar nach.

So erkannte er mich denn auch ſogleich wieder, als ich am nächſten Tage vorüberkam, und ſchon nach einer Woche waren wir gute Bekannte. Immer wurde ich mit einem „good morning, Sir!“ empfangen und einem „thank you, Sir“ entlaſſen. Denn das Mitleid, das mir der überpflanzte Hindu eingeflößt, ließ mich nie ohne die Steuer eines Penny an ihm vorübergehen. War er mir von Anfang an intereſſant, da uns Alles, in deſſen Geſellſchaft wir nicht aufgewachſen und das wir erſt ſpäter kennen lernten, ewig fremdartig und romantiſch bleibt, ſo wurde er mir von Tag zu Tage noch intereſſanter, je öfter ich in dieſes melancholiſche Auge blickte, je ſchreiender und ſchmerzlicher mir der Kontraſt zwiſchen dem zarten Leibe, dem ſanften Ausdrucke des Geſichtes und der niedrigen Beſchäftigung erſchien. Eine Beobachtung rührte mich ganz beſonders. Ich hatte bald bemerkt, daß er, der aus dem Sonnenlande kam, an ſonnigen Tagen, die ihn meiner Berechnung nach hätten erheitern ſollen, beſonders betrübt und traurig daſtand, während er an regneriſchen ein zwar durchfröſteltes, aber doch zufriedenes Geſicht zeigte. Anfangs wollte ich mir das ſo erklären, als ob die Sonne in ſeinem Gemüth Heimweh weckte — bald aber ſah ich ein, daß ſeine Trübſeligkeit einen proſaiſchen Grund hatte. Die ſonnigen Tage waren für ihn die unfruchtbarſten. Der Engländer iſt ſo geartet, daß er wohl geleiſtete Dienſte gern bezahlt; für eingebildete aber hat er kein Auge und keinen Lohn. So mochte denn der Hindu an trockenen Tagen den Weg über die Straße mit ſeinem Kehrbeſen noch ſo „evident“ machen — der vorübergehende Engländer ſagte ſich, daß dieſe ſeine Bemühung eine nutzloſe ſei, und ließ den Penny in ſeiner Taſche ruhen. Mir aber ward der Hindu ein guter Bekannter und eine intereſſante Erſcheinung, ſo gehörte denn der Penny zu meinen täglichen Ausgaben. Und er war mir dankbar für dieſe Rückſichtsloſigkeit dem Wetter und dem Mac-Adam gegenüber, und aus dem „good morning, Sir!“ wurde mit der Zeit ein freundlich lächelnder Gruß, der ſich auf ſeinem Geſichte ſchon vorbereitete, wenn er mich aus weiter Ferne kommen ſah. Wer merkt es nicht bald, daß er einen Freund gewonnen? So wußte ich auch, daß der Gaſſenkehrer mir wohl wollte.

Und ſo fragte ich einmal, da ich ihm ſeinen Penny in die Hand drückte: Wie heißt du?

Aureng, Sir.

Guten Morgen, Aureng!

Guten Morgen, Sir! erwiderte er noch freundlicher als je.

Guten Morgen, Aureng! war nun meine tägliche Begrüßungs-Formel, und ſie wurde von Tag zu Tage mit größter Freundlichkeit entgegen genommen. Wir waren bereits ſo gute Freunde, daß es mir unnatürlich erſchien, täglich mit dem bloßen Gruße an ihm vorüber zu gehen. So blieb ich eines Tages wieder vor ihm ſtehen.

Woher biſt du, Aureng?

Aus Gomeah, Sir!

Aus Gomeah? — wo liegt Gomeah? am Ganges?

Nein, Sir! am Dammhuddur, den die Europäer Downa nennen. Gomeah liegt zwiſchen Roganatpour und Benares, nicht ſehr weit vom Ganges, dem heiligen, im heiligen Lande ſelbſt, mitten unter ſchönen Palmen.

Du biſt alſo ein wirklicher Hindu? biſt in Hindoſtan geboren?

Ich bin ein Brahmane, Sir!

Ein Brahmane! Der Name gab mir ſo viel nachzudenken, daß ich nichts weiter zu fragen wußte und ging. Ein Brahmane! Ich habe einen Freund, der ſich mit Sanskrit beſchäftigt; ich hielt es für meine Pflicht, Aureng näher kennen zu lernen.

Die Gelegenheit dazu bot ſich bald. Ich hatte in Oxford Street Bücher gekauft, und es war nicht „gentlemanlike", das Paket ſelbſt nach Hauſe zu tragen. So fragte ich Aureng, ob er mir nicht den Dienſt leiſten wollte, da er, des ſchönen Tages wegen, nicht viel einzubüßen hatte. Sofort ſtellte er, freudig zu dem Dienſte bereit, ſein ewiges Attribut, den Beſen in einen Winkel und holte mit mir die Bücher. Auf meiner Stube legte er das Paket hin und wollte ſich ſogleich wieder entfernen.

Nichts da, Aureng! — rief ich — ſo gute Freunde wie wir Zwei dürfen einander nicht ſo verlaſſen. Du mußt erſt ein Glas Sherry mit mir leeren.

Aureng war ſehr verlegen, und nur mit Mühe brachte ich ihn dahin, daß er ſich an den Tiſch ſetzte, eine Cigarre und das Gläschen Wein annahm. So oft das Dienſtmädchen eintrat, ſtand er auf und verneigte ſich tief. Erſt nachdem ich ihm durch Zureden zwei bis drei Gläſer guten Sherry's beigebracht, wurde er geſprächig, heiter und frei. Hinter dem Braun der Wangen zeigte ſich eine feine Röthe, die dem Geſichte einen ganz anderen Charakter gab, man möchte ſagen: einen mehr occidentaliſchen als orientaliſchen. Die Augen glühten doppelt heiß, und doch ſchwammen ſie milde wie in Nebeln.

Sein Geſpräch begann mit der Erklärung, daß er mich heiß liebe; ſofort aber knüpfte er eine Entſchuldigung daran und bat um Verzeihung für dieſe Kühnheit. Aber mit all Dem war mir nicht gedient; ich wollte, daß er mir die Räthſel und Myſterien Hindoſtans aufſchließe, und ſtellte ihm alle möglichen Fragen über indiſche Kaſten, über indiſche Religion ꝛc. Er wußte von allem Dem nichts; er wußte nur, daß ſein Gott Brahma hieß. Aber an die Natur ſeines Landes, an die Schönheit ſeiner Heimat erinnerte er ſich lebhaft und ſchilderte ſie beredt, denn er ſprach trefflich Engliſch, und mit den glühendſten Farben. Er erwärmte ſich ſo ſehr dabei, daß er im Feuer der Beſchreibung die Binde vom Kopfe riß und die dicken, ſchwarzen Lockenwellen frei auf den Nacken herabfallen ließ. Dann klagte er, daß ihn ſein Schickſal aus den Palmenwäldern Gomeahs entführt habe.

Auf welche Weiſe geſchah das, mein Freund?

Ich war ein Knabe von zwölf Jahren, erzählte er, als eines Tages ein großer Zug von Pferden und Elephanten und vielen Dienern in Gomeah ankam. Auf einem der Elephanten unter einem Palankin ſaß ein „Sir“ und las in einem Buche. Seine Diener ſchlugen vor Gomeah Zelte auf und leerten vor dem Sir, der ſich auf einen Teppich ſetzte, aus Säcken und Blechbüchſen eine große Menge von Blumen und Kräutern aus, die der Sir ſofort zu ordnen und zwiſchen Papiere zu legen anfing. Nach einer Stunde kamen alle Gentlemen aus Gomeah heraus, die

Gentlemen vom Gericht und vom Heere, und begrüßten den fremden Sir, ſtellten ihm Sachen vor die Zelte, und ihre Frauen machten ihm Thee. Ich wußte ſpäter, daß der Sir, der Mr. W. hieß, ein ſehr weiſer und ſehr vielwiſſender Mann war, und als ich mit ihm reiſte, bekam er von einem Kaiſer in Multan den Titel: Sonne der Weisheit, Meer der Wiſſenſchaft und Abgrund des Verſtandes. Alles Volk von Gomeah ſtand um das Lager des Mr. W. umher und bewunderte die Pracht und den Reichthum. Er war nicht lange da, ſo verließ er alle Gentlemen und ging mit ſeinen Dienern in die Wälder und ſuchte Pflanzen. Wir Kinder liefen alle mit. Ich merkte bald, welche Kräuter dem alten Herrn die größte Freude machten; aber er wußte ſie nicht zu ſuchen, und ich kannte genau alle Blumen und Pflanzen, die auf Stunden rings um Gomeah wuchſen. So winkte ich ihm und führte ihn durch den Wald auf einen Platz, wo ſeine Lieblingspflanzen in großer Fülle wuchſen. Er war ſehr erfreut, klopfte mir auf die Schulter und gab mir ein Goldſtück. Nachdem er einen gehörigen Vorrath dieſer Pflanzen abgepflückt, ſah er ſich nach anderen um, die er nicht finden konnte. Er nahm einen Stift und Papier, zeichnete die Pflanze und zeigte ſie mir. Ich nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu der Blume, die er ſuchte. Der alte Herr ſchlug vor Freude die Hände zuſammen, dann griff er wieder in die Taſche und gab mir wieder ein Goldſtück, und das that er, bis es Abend war, vielleicht zehnmal. Wie wir wieder im Lager ankamen, wollte ich mit meinen Goldſtücken zu meinem Vater laufen; da aber packten mich zwei Wachen und ſetzten mich in ein Zelt und ſtellten ſich davor, daß ich nicht entwiſchen konnte. Ich weinte die ganze Nacht. Am Morgen kam mein Vater, nahm mir das Geld ab und ſagte mir, daß ich mit dem Sir abreiſen müßte, daß es der Gouverneur ſo wolle und daß mich der Sir zu ſeinem „Blumenſucher“ von Gomeah bis Kaſchmir ernannt habe. Ich weinte ſehr, und mein Vater weinte auch; aber er tröſtete mich und ſagte, daß ich als reicher Mann nach Gomeah zurückkehren werde. Darauf ſetzte man mich auf ein Pferd, das Lager wurde abgebrochen, und wir zogen fort. Ich ritt neben Mr. W., der von Zeit zu Zeit eine Blume zeichnete und ſie mir zeigte; dann ſprang ich vom Pferde und holte ſie. Mr. W. war ein guter Mann, und mit jeder Blume, die ich ihm brachte, gewann er mich lieber; ich mußte zuletzt in ſeinem Zelte ſchlafen und reiſte ſo bequem wie er ſelber. In Mirzapur kaufte er mir neue Kleider und in Bandah ein ſchönes Pferd. Er ſprach immer mit mir, und ich lernte ſchnell ſeine Sprache, die ich ſchon in Gomeah zum Theil gekannt hatte. Er aber machte im Hindoſtaniſchen nur geringe Fortſchritte; er kümmerte ſich bloß um die hindoſtaniſchen Namen der Pflanzen und unſerer Götter. Beide liebte er gar ſehr und ſagte, ſie ſeien mit einander verwandt. In Delhi mußte ich ihm verſprechen, daß ich nie auf die engliſchen Miſſionäre hören und nie meinen Gott Brahma verlaſſen wolle. So reiſte ich lange und lange mit ihm, bis nach Kaſchmir, durch die ſchrecklichen Berge des Himalaya, durch Schnee und Eis, bis wir nach Ladak kamen, wo uns die Chineſen mit Wurfgeſchoſſen zurücktrieben. Erſt nach drei Jahren kamen wir nach Calcutta zurück. Die Reiſen und das Klima hatten meinen armen Maſter arg mitgenommen, und kaum war die letzte Blume gepreßt und zwiſchen zwei Pappendeckel gelegt, als er ſelbſt, wie eine gepreßte Blume ohne Saft und ohne Kraft, zuſammenbrach. Er war von jeher dünn und mager geweſen, nun aber ſah er erſt recht wie ein blätterloſer, dünner Stengel aus. So blieb ich noch bei ihm, obwohl ich alle meine angeſammelten Habſeligkeiten bei meinem Vater in Gomeah gelaſſen hatte, wohin ich bei der Abreiſe Mr. W.'s zurückkehren ſollte. Dieſe Abreiſe erfolgte bald, da die Aerzte ſagten, die hindoſtaniſche Sonne würde ihn wie das Feuer einen Strohhalm verzehren, wenn er ſich nicht bald davon machte. So trug man all die ungeheuren Päcke getrockneter Pflanzen auf das Dampfſchiff und nach den getrockneten Pflanzen meinen guten Maſter W. — Ich ſelbſt trug an der Sänfte mit, in der er traurig und weinend ſaß; denn er liebte Hindoſtan mit ſeiner Sonne, mit ſeinen

Palmen, mit ſeinen Menſchen, und er klagte, daß er in das nebelige England zurück ſolle. Auch ich weinte, weil es mir weh that, ihn in einem ſolchen Zuſtande zu verlaſſen. Wir ſetzten ihn zwiſchen ſeine trockenen Pflanzen nieder, und ich küßte ihm die Hand zum Abſchied. — Aureng, ſagte er vorwurfsvoll, das iſt Alles, was ich von Hindoſtan mitnehmen ſoll? Du willſt mich verlaſſen; mit dieſen trocknen Blumen aber werde ich nicht von den Palmenwäldern von Benares, von den Felſen des Himalaya, vom Tempel zu Delhi, von den Thälern von Kaſchmir ſprechen können — Das alles könnte ich mit dir!

Ich weinte bitterlich, wie er ſo ſprach, aber es that mir zu weh, das Land zu verlaſſen. Ich küßte ihm noch einmal die Hand und ſprang vom Schiffe. Wie ich aber wieder umſah, ſaß er bei ſeinen Päcken ſo verlaſſen da. O, hätte ich nicht wieder zurückgeſehen! in der Rohrhütte von Gomeah am Ufer des Dammhudöur ſäße ich jetzt und ſähe hinaus auf die goldenen Wellen, durch die zurückgeſchlagenen Vorhänge, die ich aus Kaſchmir und Multan mitgebracht habe — und Gretchen ſäße neben mir, und ich ſchnitte in die Ananas und gäbe ihr die Hälfte, oder preßte ſaftige Früchte aus und reichte ihr den ſüß berauſchenden Saft in einer Kokosſchale oder auch in einer Porzellanſchale aus China.

Aureng ſchob beide Hände in die Locken, daß ſie in dem dichten Walde verſchwanden, und er ſtützte den Kopf darauf, ſchloß die Augen, ſchwieg und fing an zu träumen. War es die Erinnerung an ſeine ſchöne Heimat, war es der Sherry, der während ſeiner Erzählung zu wirken anfing — genug, er ſchien mir berauſcht. Jedenfalls klang es höchſt unzuſammenhängend, wenn er von einem Gretchen in einer Rohrhütte am Dammhudöur ſprach. Ich fürchtete die Wirkungen meines Sherry's, der allerdings etwas ſtark mit Rum verſetzt war, ſchüttelte Aureng und ſagte: Nimm dich zuſammen! was plauderſt du da von einem Gretchen am Dammhudöur? Ich glaube, du biſt berauſcht.

Aureng ſchlug wieder die Augen auf und ſah mich lächelnd an, obwohl ſein Blick in Thränen ſchwamm. Nein, Sir, ſagte er, ich bin nicht berauſcht, obwohl es freilich dumm iſt, von Gretchen und von Dammhudöur zuſammen zu ſprechen; denn wäre ich am Dammhudöur geblieben, ich hätte Gretchen nie gekannt. Sie ſollen Alles wiſſen, Sir. Aber, fügte er hinzu, indem er durch das Fenſter der untergehenden Sonne nachſah, es iſt ſo ſchön draußen, könnten wir nicht in den Garten hinabſteigen? dort unten könnte ich Ihnen das Uebrige beſſer erzählen.

Ich nahm die Flaſche und mein Glas, er das ſeine, und wir ſtiegen in den Garten, d. i. in einen mit wenigen Bäumen und etlichen Blumen beſetzten Hof hinab, in deſſen einem Winkel unter einem breiten Aſte ein Tiſch ſtand. Dahin ſetzten wir uns, und Aureng nahm ſeine Erzählung ſofort wieder auf.

Ich ſah mich alſo noch einmal nach meinem Maſter um. Da ſtand er auf und ſtreckte beide Arme dem Lande entgegen, und ich ſah die Thränen, die ihm über die trockenen Wangen liefen, und ich ſtand ihm ſo gegenüber, daß ich geradezu in die ausgebreiteten Arme hätte ſpringen können. Er wollte wohl ſein geliebtes Hindoſtan umarmen, aber ich nahm es für mich. Das Schiff ſetzte ſich in Bewegung, die Offiziere ſchrieen, die Schaufeln rauſchten, die Kanonen auf dem Lande donnerten, denn es war ein Kriegsſchiff, die Kanonen an Bord antworteten, das Volk im Hafen ſchrie: Glückliche Reiſe! — ich ſchrie mit, ich war betäubt und that einen großen Sprung, und wie ich erwachte, lag ich in den Armen meines Maſters und fuhr zum Hafen hinaus. Es war mir, als ob ich Maſter W. nun noch viel mehr liebte, als ſonſt, und ich mußte ihn wärmer lieben, da ich ſonſt Niemanden mehr zu lieben hatte. Er beſchäftigte ſich auch aufs Väterlichſte mit mir und benutzte die langen Tage auf der See, um mich in allerlei, beſonders in der engliſchen Sprache zu unterrichten, die ich ſchon auf der Landreiſe ziemlich gut erlernt hatte und die ich nun vollkommen in meine Gewalt bekam, ſo vollkommen, daß ich die Geſpräche und Zänkereien ganz verſtand, die zwiſchen meinem Herrn und einem Clergyman, der an Bord war, tagtäglich ſtattfanden. Der Clergyman wollte meinem

Herrn täglich beweiſen, daß er ein Heide wäre, und ſagte ihm vielerlei über Religion; mein Herr deutete jedesmal nach den getrockneten Pflanzen und antwortete nur: Aus dieſen Büchern könnte ich Ihnen das Gegentheil beweiſen. Aber endlich hörten dieſe Streitigkeiten auf; mein Herr wurde von Tag zu Tage ſchwächer und konnte am Ende kaum mehr ſprechen. Ich wollte vor Schmerz mit ihm ſterben, da ich ſah, daß es mit ihm vorbei ſei; er aber wurde gegen Ende immer heiterer, und es machte ihm ein beſonderes Vergnügen, den Clergyman zu ärgern; er nahm den letzten Reſt ſeiner Stimme zuſammen, um ihm Dinge zu ſagen, die ihn in Wuth und Verzweiflung brachten. Eines Tages, nach einem ſolchen Ausbruche, rief mich mein Maſter an den Hamak, in dem er ſich auf dem Verdecke wiegte, und ſagte mir mit gebrochener Stimme, doch mit Lächeln, ins Ohr: Aureng, mein lieber Junge, in wenigen Tagen werde ich geſtorben ſein. Sogleich nach meinem Tode wird ſich der Clergyman an dich machen und wird verſuchen, dich zu belehren; es liegt ihm viel daran, denn er iſt Miſſionar und kehrt nach England zurück, ohne Eine Seele gefiſcht zu haben. Aureng, mein lieber Junge, thu ihm nicht den Gefallen. Dein Gott Brahma iſt ein ganz anſtändiger Gott und iſt der älteſte Gott, den es heute gibt; es wäre nicht ſchön, ihn in ſeinen alten Tagen zu verlaſſen. Verſprich's mir, mein Aureng! — Ich verſprach ihm, um was er mich bat, der gute Herr. — Nach wenigen Tagen ſenkte man ihn auf der Höhe der azoriſchen Inſeln ins Meer. Der Clergyman weigerte ſich, ihm einen Segen nachzuſagen, ich aber ſchickte ihm der Thränen viele nach. O, wie einſam war ich nun auf dem weiten Meere und wie traurig!

Mein guter Herr hatte gut prophezeit; kaum war er hinabgeſenkt, als ſchon der Miſſionar mir zu predigen anfing; ich aber antwortete ihm, wie mein weiſer und guter Maſter es mich gelehrt hatte, und ſagte: Mein Gott Brahma iſt ein ganz anſtändiger Gott und iſt der älteſte Gott, den es heute gibt; es wäre nicht ſchön, ihn in ſeinen alten Tagen zu verlaſſen. —

Der Miſſionar lachte laut auf und mit ihm alle Offiziere und die ganze Schiffsmannſchaft. „Das iſt eine Thorheit,“ ſagte der Miſſionar, „die leicht zu beſiegen ſein und bald der Wahrheit weichen wird.“ Er irrte ſich aber. Täglich erneuerte er ſeine Predigten, und täglich antwortete ich ihm Daſſelbe. Da drohte er mir und ſtellte mir vor, daß ich in England mit dem Gotte Brahma unmöglich leben könne, und daß ich ſchon auf Erden alle Pein werde auszuſtehen haben, oder auch redete er mir ſanft zu und verſprach mir, daß ich in einem ſchönen Hauſe zu London wohnen, ſchöne Kleider tragen, gute Koſt eſſen ſolle, wenn ich nur den alten Gott Brahma verlaſſen wolle. Ich that es nicht, weil ich es dem guten alten Herrn verſprochen hatte; auch wurde ich in meiner Standhaftigkeit von den Offizieren des Schiffes beſtärkt. Dieſe unterhielt es nämlich, die vergeblichen Anſtrengungen des Miſſionars mit anzuſehen und ſeine Predigten anzuhören und ſeinen immer mehr und mehr wachſenden Aerger zu beobachten. Dieſer ſein Aerger verwandelte ſich in wahre Wuth und Raſerei, je mehr wir uns der engliſchen Küſte näherten, und wurde durch die Sticheleien der Offiziere immer wilder und wilder. Als wir aber nur noch wenige Tage Seefahrt vor uns hatten, verließen mich auch die Offiziere; denn ſie meinten, nun ſei des Spaßes genug, und es wäre billig, daß ich die Küſten Englands als bekehrter Chriſt beträte. Der Schiffs-Kapitän, ein alter Offizier, der zum letzten Male kommandirte und nach England zurückkehrte, um ſich gänzlich vom Dienſte zurück zu ziehen, war mir, von allen Offizieren der einzige, von Anfang an meiner Widerſpenſtigkeit wegen aufſäßig geweſen; denn er war ein frommer Chriſt und wünſchte meine Bekehrung eben ſo eifrig als der Miſſionar. Oft miſchte er ſich in deſſen Predigten und ſagte Bibelſprüche und behauptete, daß, wenn ich ſein Matroſe wäre, er noch andere Mittel beſäße, mich raſch zu bekehren. Auch wandte ſich der Miſſionar an ihn mit ſeinen Klagen, und ich ſah, wie ſie ſich oft mit einander beſprachen. Eines Tages, da wir nun ſchon in den Kanal einlaufen ſollten, mit früheſtem Morgen begann der Miſſionar ſeine Predigten aufs Neue, und zwar mit größerem Eifer als je. Er wurde blaß, er zitterte am ganzen Leibe, ſeine Stimme donnerte. Die ganze Schiffsmannſchaft verſammelte ſich um ihn und hörte andächtig zu; Aller Augen richteten ſich auf mich, und man erwartete, daß ich um die Taufe bitten werde. Da das nicht geſchah, brach theilweiſes Murren aus, und dadurch aufgemuntert, packte mich der Miſſionar am Kleide, warf mich zu Boden und rief mit vor Wuth bebender Stimme: Verfluchter Heide, bete an! — Dann, zum Schiffs-Kapitän gewendet, fügte er hinzu: Ich weiß von den Inſeln her, wie man die Heiden behandeln muß; nur mit Gewalt kann man ſie in den Himmel leiten! — Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der Kapitän winkte und ſchon ein Matroſe mit der Peitſche bereit ſtand. Ich lag auf dem Boden und ſah mich nach Hülfe um und ſagte mir, daß ich trotz Allem meinem todten Maſter Wort halten werde. — Die Offiziere murrten und waren mit dem Verfahren des Kapitäns und des Miſſionars unzufrieden; ich ſah ſie hülfeflehend an, ſie aber ſtanden unentſchloſſen; da kam mir von anderer Seite unverhoffte Hülfe.

Aureng athmete ſchwer auf und ich mit ihm. Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, und ſo that ich.

Da war, fuhr er nach einigem Stillſchweigen fort — da war auf unſerem Schiffe ein alter Mann, der mit ſeiner Tochter nach Europa zurückkehrte. Gewöhnlich kümmerte er ſich wenig um Alles, was am Bord vorging, ſondern ſaß immer bei ſeiner holdſeligen, kranken Tochter, der er vorlas, die er pflegte, wie eine liebende Wärterin ein kleines Kind. Es war Mylord Grey, Chief-Juſtice von Indien, und ſeine Tochter hieß Miß Ellen.

Du haſt Mylord Grey und Miß Ellen gekannt? rief ich überraſcht aus und faßte ſeine beiden Hände.

Ja gewiß, Sir, — Mylord Grey war mein Retter. Warum ſind Sie ſo überraſcht und aufgeregt? fragte Aureng erſtaunt.

Es iſt nichts — ein anderes Mal davon; erzähle weiter.

Alſo Mylord Grey, wie er ſah, was vorging, und wie er den Mann mit der Peitſche erblickte, drängte ſich durch den Kreis, trat auf mich zu und hob mich vom Boden auf. Biſt du ein Unterthan Ihrer Majeſtät der Königin Viktoria? fragte er.

Ja, Sir! das bin ich.

So erkläre das laut und rufe den Schutz der engliſchen Geſetze an.

So that ich denn, und ich rief: Ich bin ein Unterthan Ihrer Majeſtät der Königin Viktoria und rufe den Schutz der engliſchen Geſetze an!

Alle Umſtehenden neigten die Köpfe; der Kapitän winkte, und der Mann mit der Peitſche verſchwand; er ſelbſt zog ſich ſchweigend auf ſeine Galerie zurück. Der Lord Chief-Juſtice nahm mich am Arme und führte mich aus dem Kreiſe. Jedermann ging auf ſeinen Poſten und der Miſſionar in ſeine Kajüte zurück und kam erſt zum Vorſchein, als wir in Southampton landeten. So kam ich in England an.

Mr. W. hatte mir vor ſeinem Tode als einziges Vermächtniß einen Brief an ſeine Verwandten übergeben. Der gute Mann konnte nicht mehr für mich thun, da ſeine Reiſe und die Krankheit ſein ganzes Vermögen aufgezehrt hatten. Die Anverwandten, meinte er, würden für mich ſorgen und mich um ſeinetwillen nicht darben laſſen, da er ihnen aus Hindoſtan ſo große Schätze, nämlich die Pflanzen-Sammlungen, mitbringe, an denen ich ſo bedeutenden Theil habe. In Southampton verlor ich der Käſten und Päcke wegen bei der Mauth mehrere Tage und konnte erſt ſpäter als die anderen Reiſenden in London ankommen. Hier begab ich mich ſogleich zu den Verwandten Mr. W.'s, wurde aber nicht ſo gut empfangen, als ich nach den Worten des todten Herrn erwartet hatte. Die Schätze aus Hindoſtan wurden von ihnen nur ſehr gering geachtet, und mich überhäufte man mit Vorwürfen, daß ich ſie nicht in den Mauth-Niederlagen habe liegen laſſen, da man nicht wußte, wo ſie im Hauſe unterzubringen. Einigen Beſuchern, die bei meiner Ankunft zugegen waren, wurde ich, ſo zu ſagen, als der „Sklave" Mr. W.'s gezeigt, und über den guten todten Herrn machte man ſich als über einen alten Narren luſtig, der im reichen Indien keine anderen Schätze als getrocknete Kräuter und Blumen zu ſammeln verſtanden. — Man ließ mich einen Tag lang, ohne mich weiter zu beachten, im Hauſe umhergehen und nach Winkeln ſuchen, wo ich die Sammlungen Mr. W.'s unterbringen könnte. Ein junger Mann meinte endlich, man müſſe doch daran denken, was mit mir anzufangen; aber die alte Dame des Hauſes erwiderte, ſie wolle nichts von mir wiſſen, ſo lange ich in meiner heidniſchen Verſtocktheit verharre. Es wurde mir nicht verhehlt, daß der Miſſionar ſchon da geweſen ſei und mich als ein Kind böſer Geiſter dargeſtellt habe, das durch Noth und Elend auf den Weg der wahren Religion geführt werden müſſe. So verließ ich das Haus, ohne daß mir Jemand geſagt hätte, ich ſolle wieder kommen. Das Haus der Verwandten W.'s lag auf einem Square, und in der Trauer meines Herzens wollte ich mich unter die Bäume auf den Raſen lagern und nachdenken, was ich nun anzufangen hätte. Aber kaum war ich in den Garten getreten, als die darin ſpielenden Kinder zu ſchreien anfingen und ein Bedienter mich als nicht hinein gehörig wieder hinaus wies. So wanderte ich troſtlos und traurig durch die langen, unendlichen Gaſſen. In Gedanken vertieft, wie ich war, kam ich jeden Augenblick in Gefahr, von den unzähligen Wagen überfahren zu werden, und wurde rechts und links von den eilenden, haſtigen Menſchen in die Rippen geſtoßen. Ich kam mir vor wie ein gehetztes Wild. Wie die Nacht kam und mit ihr ein mächtiger Regen, wußte ich nicht, ob dieſer meine Wangen ſo naß gemacht, oder die Thränen, die in ſtarken Strömen aus meinen Augen floſſen. In den menſchenleeren Gaſſen fühlte ich mich noch trauriger als zuvor, und ich ſehnte mich nach den raſſelnden Wagen und den Rippenſtößen, die mich nicht hatten zur Beſinnung kommen laſſen.

Ich flüchtete mich in eine Schenke und machte da die Bekanntſchaft eines Irländers, der mich für einen Sixpence zu einer Frau führte, welche Dachſtuben vermiethete. Auf einer Stube, die ich mit einigen Irländern theilte, verbrachte ich mehrere Tage, ohne auszugehen, denn ich hatte Angſt vor den Gaſſen und den Menſchen. Noch hatte ich Geld genug, um mir das nothwendige Eſſen holen zu laſſen. Als aber der Sonntag kam, fragte mich die Hauswirthin, warum ich nicht in die Kirche gehe. Ich antwortete ihr, daß ich nicht an den Chriſtengott glaube. Sie erſchrak und ſagte mir, daß ich morgen ihr Haus verlaſſen müſſe; es ſei genug, daß ſie Irländer beherberge, ſie müſſe nicht noch Heiden unter ihrem Dache dulden. So ging es mir in mehreren Häuſern, und endlich entſchloß ich mich, jeden Sonntag früh Morgens auszugehen, um der Frage der Hauswirthin auszuweichen, und ſo gelang es mir, einige Zeit in einem Hauſe der Frederick Street aufzuhalten.

Aber dieſe Heuchelei half mir nicht lange. Das letzte Geld, das mir von den Geſchenken Mr. W.'s übrig geblieben, war ausgegeben und ich nahe daran, auch aus dieſem letzten Aufenthaltsorte gejagt zu werden. Der Hunger hatte ſich ſchon eingeſtellt, und nun ſollte auch bald die Obdachloſigkeit hinzukommen. Ach, wie ſehnte ich mich da nach der blühenden Heimat von Gemeah zurück! — Um das Elend voll zu machen, ließ mich der Zufall zu jener Zeit in New Road mit dem Miſſionar zuſammen ſtoßen. Er hatte ſogleich bemerkt, daß ich in Kummer war, und fing mit milder Stimme an: Warum ſo traurig, mein Sohn? — Ich war ſo erſchrocken, daß ich nicht antwortete; trotzdem fuhr er zu reden fort und erneuerte mit großer Milde ſeine Bekehrungs-Verſuche. Ich antwortete ihm immer nur, daß ich meinem todten Maſter mein Wort halten wolle. So kamen wir vor meiner Wohnung an, und er trat mit mir ein. Aber er ließ mich allein auf meine Stube gehen und verlangte, die Hausfrau zu ſprechen. An dem Tage ſah ich ihn nicht mehr, aber wohl in der darauf folgenden Zeit, denn er beſuchte mich von nun an öfter. Ich merkte bald, daß er mich nur darum begleitet hatte, um meine Wohnung zu kennen, und ich fühlte auch die

Wirkungen ſeines Geſprächs mit der Hauswirthin. Sie ließ mich ruhig in meiner Stube, obwohl ich nicht die Miethe zahlen konnte, und das wohl nur darum, damit mich der Miſſionar nicht wieder aus den Augen verliere — aber dieſer hatte auch mein Geheimniß verrathen, und kein Menſch im Hauſe oder in der Nachbarſchaft richtete mehr ein Wort an mich, und wenn ich Jemanden anredete, antwortete er nicht. Sie wichen mir aus, als wäre ich mit einer böſen Krankheit behaftet geweſen. Am Meiſten ſchmerzte mich das von einem jungen Mädchen der Nachbarſchaft, das bis dahin gern meinen Erzählungen aus Hindoſtan gehorcht hatte, und das, wie es ſagte, gern in meine ſchwarzen Augen ſah, jetzt aber, wenn ich es anredete, mich mit der Hand fortwinkte und ängſtlich ins Haus floh.

Dieſes Leben in der Einſamkeit mitten unter Menſchen wurde mir unerträglich, und ich ging aus dem Hauſe und kehrte nicht wieder. Anſtatt aller Bezahlung ließ ich einen Shawl zurück, den ich um den Leib getragen und der meiner Wirthin immer gefallen hatte. Nun aber irrte ich obdachlos viele Tage in der weiten Stadt umher, ohne zu wiſſen, wie mir einen Biſſen Brod zu verſchaffen. Da ſah ich in der Nähe der Bank einen Neger, der den Straßenkoth zwiſchen den Gaſſen wegkehrte und dafür von den Vorübergehenden bezahlt wurde. Sogleich tauſchte ich für meinen letzten indiſchen Shawl einen Beſen ein und ſuchte eine Stelle, wo ich mir auf dieſelbe Weiſe mein Brod verdienen konnte. Der Ausgang von Stanhope Place gefiel mir, weil ich dort den ſchönen Hyde Park vor Augen hatte; dort ſtellte ich mich hin und ſtehe noch heute dort. Gleich am erſten Abend hatte ich ſo viel gewonnen, daß ich mir eine Wohnung zu ſuchen wagte. Mit den Hausleuten kam ich ſo wenig als möglich zuſammen, um ihnen nicht Gelegenheit zu geben, mich nach meiner Religion zu fragen; der Miſſionar hatte mich aus den Augen verloren, und ſo lebte ich in Ruhe. Mein Gewerbe brachte mir ſo viel ein, daß ich ſchon daran zu denken anfing, wie ich ſparen wollte, um mit der Zeit die Ueberfahrt nach Indien bezahlen und ins Vaterland zurückkehren zu können. Da geſchah etwas, das mir London ſo lieb machte wie mein Vaterland.

Lorenz ſprach dieſe letzten Worte mit einem gewiſſen glücklichen Lächeln aus, das ſein ganzes Angeſicht verklärte. Doch hielt er in ſeiner Erzählung inne und ſah mich prüfend an, als wollte er noch einmal erforſchen, ob ich ſeines ganzen Vertrauens würdig ſei. Ich ahnte, daß nun vorerwähntes Gretchen auf die Scene treten ſollte; denn jenes glückliche Lächeln war ein Lächeln voll Liebe, und jener Mädchenname der einzige, der in ſeiner Erzählung vorgekommen. Um ihm über ſeinen Zweifel hinweg zu helfen, ſagte ich ſo zutraulich als möglich, wie ſeine Erzählung fortſetzend: Da lernte ich Gretchen kennen.

So iſt es! rief er, indem er aufſprang und über meinen Divinationsgeiſt verwundert die Hände zuſammenſchlug — ſo iſt es, wiederholte er, da lernte ich Gretchen kennen! — Aber wie lernte ich ſie kennen! fügte er mit melancholiſchem Geſichte hinzu. An einem kalten regneriſchen Abend, nach einem gewinnreichen Tage kehrte ich von meinem Poſten in meine Wohnung zurück. Der Regen floß in Strömen herab, und ich eilte, ſo ſchnell ich konnte, über Gloceſter Terrace, um mich zu Hauſe an einer Taſſe Thee zu erwärmen. Denn ſo weit hatte ich es gebracht, daß ich mir auf meiner Stube ſchon ziemlich gütlich thun konnte. Da zog vor einem der lieblichen und reichen Cottages auf Gloceſter Terrace ein Klagen und Wimmern meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ich näherte mich und fand ein junges Mädchen, das zitternd im Fieber und bis auf die Haut durchnäßt vor einer der Gartenthüren lag. Neben ihr im Gaſſenkothe fand ich einen geſchnitzten Staubwedel, wie ihn die heſſiſchen Mädchen in Händen tragen, um ihrer Bettelei den Schein des Handels zu geben. Auch war das arme Geſchöpf ein heſſiſches Mädchen. Ich drehte ihr Geſicht der Laterne zu; es war lieblich und hold, aber bleich und krank. Trotz der Kälte glühte es in Fieber und war dabei traurig und ſchön anzuſehen. Ich nahm ſie auf die Arme und trug die leichte Laſt wie ein Kind eine

Stunde weit in meine Wohnung. Ich legte ſie aufs Bett, hüllte ſie in eine warme Decke und bereitete ihr eine gute Taſſe Thee. Sie ließ Alles mit ſich geſchehen, ohne nur ein Wort zu ſagen. Am anderen Morgen erzählte ſie mir, daß ihr Maſter — denn alle dieſe heſſiſchen Mädchen ſind an einen Maſter verkauft — ihr mit Prügeln gedroht habe, wenn ſie an dieſem Tage nicht wenigſtens zwei Schilling nach Hauſe brächte, da ſie ſchon durch mehrere Tage nicht einmal einen Sixpence habe zuſammenbringen können. Sie aber war krank, blieb in der Gaſſe liegen und hatte nicht die Kraft, die Vorübergehenden um ein Almoſen anzuflehen. So hatte ſie an jenem Abend nicht den Muth, wieder zu ihrem Maſter zurück zu kehren, da ſie ſchon die Mißhandlungen kannte, welche ſie erwarteten, wenn ſie nicht die beſtimmte Summe mitbrachte. Auf Gloceſter Terrace hatte das Fieber ſie ſo heftig ergriffen, daß ſie nicht weiter konnte und daſelbſt liegen blieb, wartend, bis ein Konſtabler kommen und ſie unter Dach bringen werde. O Sir! wie traurig klang die Geſchichte von dieſem ſüßen Munde, von dieſen blauen Augen erzählt, und wie freundlich ſah dabei doch meine Stube aus, da ich ſie mit dieſem blonden Mädchen theilte! Ich beruhigte ſie, indem ich ihr verſicherte, daß ſie bei mir bleiben könne, ſo lange ſie wolle, und daß ihr Maſter ſie hier nicht ſuchen werde. Dann ging ich aus, um Arzneien für ſie zu holen. Mein Geſchäft habe ich in jenen Tagen ſehr vernachläſſigt; erſt als Gretchen beſſer wurde, ſtellte ich mich wieder an Stanhope Place auf, und Schnee und Regen thaten mir nicht weh, wenn ich daran dachte, daß ich Abends Gretchen zu Hauſe finden ſolle. Ach, Sir, ſie war bald mein Alles und erſetzte mir Gomeah und Vater und Mutter und Blumen und Palmen Hindoſtans.

Es thut mir noch heute leid, daß ich bei dieſen Worten Aurengs Geſicht kaum mehr ſehen konnte; denn es war indeſſen ſpät und dunkel geworden. Doch leuchteten ſeine Augen durch die Dunkelheit. Während er, bewegt, in ſeiner Erzählung innehielt, ſchien er das Heranbrechen der Nacht zum erſten Male zu bemerken, und erſchrocken ſprang er von ſeinem Sitze auf. Ach, rief er, es iſt ſo ſpät — Gretchen wird nicht wiſſen, was mit mir geſchehen, und um mich beſorgt ſein!

Aber ich drückte ihn wieder auf ſeinen Sitz zurück. — Gretchen iſt alſo noch bei dir? Ich laſſe dich nicht eher fort, als bis du mir Alles erzählt haſt.

Ob Gretchen noch bei mir iſt? fragte Aureng — glauben Sie, Sir, daß ich das kranke Kind von mir, daß ich ſie wieder zu ihrem harten Brodherrn zurückgelaſſen hätte, ſelbſt wenn ſie gern gegangen wäre? Aber ſie wollte nicht wieder von mir. Sie blieb und liebte mich; ſie blieb, und ich liebte ſie. Sie war ein vierzehnjähriges Kind, als ich ſie krank und elend in der Gaſſe fand, und ich bildete mir gern ein, daß ich ihr Vater wäre, und ich lebte in dieſer Einbildung, bis ſie ſechszehn Jahre alt und eine holdſelig blühende Jungfrau war.

Aureng hielt wieder inne. — Nun, und dann? fragte ich.

Dann, ſagte Aureng kurz und kräftig — dann wurde ſie mein Weib, und ſeit vier Jahren iſt ſie die Mutter meines Kindes.

Ihr ſeid verheirathet?

Sie iſt die Mutter meines Kindes, wiederholte Aureng. Wo hätte ich einen Prieſter finden können, der dem Heiden ſeinen Segen gegeben hätte? Gretchen aber iſt aus einem anderen Lande und erſchrak nicht vor meiner Religion.

Aureng ſprang wieder auf. Seine anfängliche Schüchternheit war ganz verſchwunden; freundſchaftlich faßte er meine Hand und ſagte mit einem Tone voll Innigkeit: Sie ſind der erſte Menſch, der die Geſchichte meines Elends und meines Glückes erfahren und mit Güte angehört hat. Ich danke Ihnen. Es iſt mir ſo wohl! es thut ſo gut, von ſeinen Leiden und ſeinen Freuden nach jahrelangem Schweigen erzählen zu können!

Dann wandte er ſich, um zu gehen. Aber er hatte mir noch etwas zu ſagen, doch zögerte er. Nach einigem Ueberlegen brach er hervor: Sie müſſen ſie ſehen!

Wen?

Gretchen, o Sir!

Sehr gern!

Und wann?

Sogleich, wenn du willſt!

Nach einigen Minuten waren wir auf dem Wege. Aureng war ſehr aufgeregt und immer um einige Schritte voraus. Er rieb ſich die Hände vor Freude und betheuerte ein Mal übers andere, daß ich ſein Wohlthäter. Nie noch, ſeit Gretchen bei ihm war, hat er ihr einen Gaſt zugeführt, und nun brachte er ihr einen Gaſt und Landsmann zugleich. Wir wanderten durch jenes prachtvolle Viertel von Weſtborn-Terrace, durch die grünen Gaſſen, die ſich daran ſchließen, wo ſich ein Cottage neben dem anderen aus Bäumen und Blumen wie aus Blumenkörbchen erhebt, und kamen endlich, ungefähr nach einer Stunde, in eine jener londoner Gegenden, die ſich unfehlbar immer an die reichen Stadttheile anſchließen und die aus einförmigen, angerauchten Backſteinhäuſern beſtehen. Da wohnt das Elend, das den Reichthum jener Terraces und Cottages bedient.

In einem dieſer Häuſer wohnte Aureng. Gretchen erwartete ihn vor der Thür und war ſehr erſtaunt, ihn in Geſellſchaft eines Fremden kommen zu ſehen. Aber die Landsmannſchaft half ihr ſchnell über alle Verlegenheit weg, und mit ſichtbarer Freude ſuchte ſie ihre halbvergeſſene Mutterſprache hervor, um mich mit den möglichſt herzlichen Worten zu empfangen und in die Stube zu führen. Gretchen war ein ſchönes Weib von ungefähr dreiundzwanzig Jahren. Man ſah es ihr wohl an, daß ſie ihre Jugend in Mühſal und Entbehrungen dahingebracht, doch war ihre Blüthe nicht gebrochen. Das blaſſe Geſicht färbte ſanfte Röthe, die dunkelblauen Augen blickten friſch und jugendlich, der ſchmächtige, ſchlanke Leib bewegte ſich bebend und elaſtiſch. Schöner noch wurde ſie durch das Kind, das ſie auf dem Arme trug: — eine ſonderbare Pflanze, zu deren Schönheit germaniſcher Norden und hindoſtaniſcher Süden gleich viel beigetragen hatten. Wie ſonderbar und doch wie ſchön blickten des kleinen Jungen blaue Augen hinter den ſchon dichten und ſchwarzen Locken aus dem dunkelbraunen Geſichte hervor, und wie eigenthümlich klangen von den hindoſtaniſch vollen Lippen die deutſchen Laute, die er ſeiner Mutter nachſtammelte. Wie wunderlich zuſammengewürfelt auch dieſe Geſellſchaft, die bald um den Tiſch zuſammenſaß, auf den erſten Blick erſcheinen möge, ſo herrſchte doch bald große Gemüthlichkeit und harmoniſches Leben in der Stube. Dazu trug freilich die Stube ſelbſt das Ihrige bei. Sie war ſo ſchön aufgeputzt, als nur ſinnige Armuth mit langem Sparen und mit Gemüth ihren Aufenthalt aufzuputzen im Stande iſt. In einer Niſche ſtand das Bett, von dunklen baumwollenen Vorhängen bedeckt, die in zierlichen Falten bis faſt auf den Boden herabfielen. Das einzige Fenſter hatte auch die ſeinigen, aber dieſe waren blühend weiß und von roſenrothen Bändern und zierlichen Schleifen zuſammengehalten. Den Tiſch bedeckte ein rother Teppich, der freilich hier und da geflickt, aber mit Sorgfalt geflickt war. Ein alter, geſchnitzter Schrank, der noch Reſte von Vergoldung ahnen ließ und der einſtens in größeren und glänzenderen Räumen geprangt haben mochte, warf einen großen Schimmer über die arme Beſcheidenheit der anderen Einrichtung. In Allem erkannte man das Walten einer ſorglichen Hausfrau, die mit dem Wenigſten eine vergnügliche Heimlichkeit zu ſchaffen verſteht. Der Thee, den Gretchen bereitete, machte den Aufenthalt bald noch mehr gemüthlich, und Aureng war offenbar erfreut, daß ich mich in ſeinem Haushalte heimiſch fühlte und dem Walten ſeines Weibes mit Aufmerkſamkeit zuſah. Gretchen hatte ihr Deutſch, wie geſagt, zur Hälfte vergeſſen und miſchte engliſche Worte in ihr Geſpräch — doch freute es ſie, ihre Mutterſprache zu hören, und wir plauderten bis gegen Mitternacht. Es war ganz idylliſch in der kleinen Stube des armen hindoſtaniſchen Gaſſenkehrers, und wie ich wieder heimkehrte, ſchien mir die meinige nicht ſo einladend und lächelnd wie jene der Verſtoßenen.

Am nächſten Tage gab ich meinem Gaſtfreund Aureng den hergebrachten Penny nur mit einiger Verlegenheit, und er nahm ihn nicht ohne Zaudern. Das änderte doch nichts an unſerer Freundſchaft. Wir fuhren fort, uns täglich an Stanhope Place zu ſehen, und von Zeit zu Zeit beſuchte ich ihn des Abends in ſeiner Häuslichkeit und verbrachte daſelbſt manche angenehme Stunde.

Aber das Schickſal hatte mich auch beſtimmt, in Aurengs Häuslichkeit nach der Idylle ein Ereigniß voll Aufregungen, ein im Leben des armen Hindu Epoche machendes Ereigniß mit anzuſehen. Der Leſer wird ſich vielleicht einer Anekdote erinnern, die im Juni des Jahres 1850 erſt durch alle engliſchen, dann durch die meiſten deutſchen Zeitungen lief und manches weiche Herz rührte. Die große Geſandtſchaft des Königs von Nepaul, an deren Spitze ein Fürſt geſtanden, machte mehr der Diamanten wegen, welche die achtzig Geſandtſchafts-Beamten bedeckten, als der Fremdartigkeit halber großes Aufſehen. Die Londoner Zeitungen verfolgten den Fürſten von Nepaul auf Schritt und Tritt und wußten vom täglichen Leben der achtzig nepauliſchen Gentlemen genaue Rechenſchaft zu geben. Eines Tages erzählten ſie: Der Fürſt von Nepaul in Begleitung mehrerer in Diamanten gekleideter hindoſtaniſcher Hoheiten fuhr geſtern durch die Gaſſen Londons; an einer Straßenecke bemerkte er mit Ueberraſchung einen hindoſtaniſchen Landsmann, der das niedrige Geſchäft des Gaſſenkehrens verrichtete. Sogleich ließ der Fürſt den Wagen halten, rief den armen Hindu heran, wechſelte einige Worte mit ihm, und nach wenigen Minuten ſah man, wie der Gaſſenkehrer ſeinen Beſen hinwarf, in den Wagen ſtieg und mit den hindoſtaniſchen Hoheiten davonfuhr.

Ich hatte die Zeitungen noch nicht geleſen, als ich am Morgen jenes Tages an Stanhope Place vorüberkam. Ich wunderte mich, Aureng nicht auf ſeinem Poſten zu finden.

Ich nahm mir vor, ihn am Abend aufzuſuchen, um die Urſache ſeines Ausbleibens zu erfahren. Aber Aureng kam mir zuvor. Denn als ich des Nachmittags zu Hauſe ſaß, ſtand er plötzlich, prachtvoll angethan, vor mir und freute ſich über meine Verwunderung, über das Staunen, das mir die feinen Shawls, die ſich ihm um Schulter, Gürtel und Stirn ſchlangen, und die diamantne Agraffe an ſeinem Turban einflößten. Kindiſch reichte er mir den Zipfel der Shawls hin, daß ich anfühlen und ſehen möge, wie feine Gewebe aus Hindoſtan kommen.

Ich bewunderte Alles, wie ſich's gebührte, das Gewebe, den Edelſtein und Aureng ſelbſt, der allerdings in der prächtigen Tracht gar ſtolz und ſchön anzuſehen war. Er lächelte zufrieden und etwas ſelbſtgefällig; dennoch konnte ich bald bemerken, daß hinter ſeinem Lächeln ſich eine gewiſſe Trauer verbarg. Er erzählte mir, wie er in dieſe Tracht gekommen war, wie ihn der Fürſt von Nepaul in ſeinen Palaſt gebracht, wie er ihn, gerührt durch die Erzählung ſeiner bisherigen Schickſale, zu einem Würdenträger und zwar, weil er einer hohen Kaſte entſtammt, zu einem hohen Würdenträger in ſeinem Gefolge ernannt habe, und wie ihn der gute Prinz wieder in ſeine Heimat zurückbringen wolle.

Nun mußt du doch ganz glücklich ſein, Aureng! ſagte ich.

O, Sir, ich bin es nicht! Wie ich geſtern ſo angethan vor Gretchen trat und von ihr mit Jubel empfangen zu werden hoffte, ach, Sir, da erſchrak ſie vor mir. Sie fing zu ſchreien an und ſagte, ich werde ſie nun verlaſſen. Dann nahm ſie das Kind, drückte es in ihre Arme und ſchrie, daß ſie ſich es nicht werde rauben laſſen. O, Sir, ſie will nicht mit mir fort.

Er ließ traurig den Kopf hangen, und eine dicke Thräne rollte über die braune Wange. — Kommen Sie mit mir, Sir, ſagte er nach einigen Augenblicken, und helfen Sie mir mein Weib beruhigen.

In der That fand ich Gretchen in großer Aufregung. Sie lief mit dem Kinde auf dem Arm in der Stube auf und ab; ihre ſonſt ſo milden und klar blickenden Augen waren verweint und blickten fieberiſch, faſt wild. — Nicht wahr, mein Countryman, Sie rathen mir nicht, Europa zu verlaſſen? — rief ſie mir gleich beim Eintritt entgegen.

Es kommt darauf an — ſagte ich unſchlüſſig und zögernd.

Nein, gewiß, Sie rathen mir nicht dazu — ich würde ja alle Hoffnung verlieren, meine Heimat je wieder zu ſehen — rief ſie mit einiger Hitze —; lieber will ich noch viele Jahre allein als Bettlerin durch die Straßen Londons irren, bis ich irgend eine Gelegenheit finde, mit meinem Kinde in den Odenwald zurückzukehren.

Sie glaubt, ich werde ſie verlaſſen! ſagte Aureng traurig, doch mit Lächeln die Achſeln zuckend, während er ſich auf einen Schemel ſetzte und den Kopf in die Hand ſtützte.

Mein Dorf im Odenwalde muß ich wieder ſehen, fuhr Gretchen fort. Ich war noch ſehr klein, als ich es verließ, aber ich habe es nicht vergeſſen. O, es iſt ſo ſchön da, wenn auch die Häuſer nur mit Stroh bedeckt ſind. In der Mitte iſt ein grüner Hügel, auf dem Hügel ſteht die Kirche, und hinter der Kirche ein großer, herrlicher Lindenbaum. Und um das Dorf herum zieht ſich der Wald ſo groß und breit.

In Gomeah iſt es auch ſchön — ſagte Aureng, ohne aufzuſehen. — Vorn ſtehen die großen ſteinernen Häuſer der engliſchen Gentlemen, aber hinter den ſteinernen Häuſern ſtehen die Hütten aus Rohr, die ſehen aus wie Gold. Sie ſind überdacht von blüthenvollen Mangozweigen und umſtellt von Jasminbüſchen mit weißen Blumen. Die ganze Erde iſt roth von der Blume Kiſuka, und aus dem Walde leuchten die feurigen Parijatas. Ueberall aber wiegen ſich bunte Vögel, und verſteckt ſingt die Nachtigall. Hinter Gomeah iſt eine Bucht im Fluſſe, da wiegen ſich tauſend und tauſend herrliche Waſſerblumen, die wachſen aus der Tiefe empor, und wenn es Herbſt wird, heben ſie ihre Wurzel auf und ſchwimmen immer blühend weiter und ziehen auf dem Fluſſe fort wie hier die Wandervögel. Dort würdeſt du am Abend gehen, o Gretchen, eingehüllt in goldfarbiges Seidengewand und in krokusgelbe Schleier.

Das alles ſagte er, obwohl ſcheinbar monoton, doch mit einer gewiſſen milden und melancholiſchen Melodie, daß es den Eindruck machte, als ob er aus dem Stegreif dichtete und ſänge, und während er ſo redete, wickelte er den weißen Bund mit der Agraffe vom Kopf und legte ihn neben ſich auf den Boden.

Gretchen ſah ihn erſchrocken an, erſchrocken, theils über die Trauer, die ſich in dem Tone verrieth, theils weil ſie aus ſeinen Worten den feſten Entſchluß, in die Heimat zurück zu kehren, heraushörte. Sie ſchlang die Arme noch feſter um das Kind und rief: Aber mein Kind wirſt du mir doch nicht nehmen?!

Aureng zuckte wieder die Achſeln und löſte ſchweigend den prächtigen Gürtel ab und band die Shawls von den Schultern und legte ſie zu der Kopfbinde auf den Boden. Jetzt erſt verſtand ihn Gretchen; ſie ſtellte das Kind auf den Boden, warf ſich vor ihn hin, ſchlang die Arme um ſeinen Leib und rief: Mein Geliebter, nein, ich folge dir — wann reiſen wir ab?

Aureng ſchüttelte den Kopf, während er ſeinem Weibe mit Zärtlichkeit die Scheitel ſtreichelte und ihr die Thränen zu verbergen ſuchte, die ihm aus den Augen ſprangen. Aber ſie blieben ihr nicht verborgen, und bald miſchten ſich die ihren mit den ſeinigen. Ich hatte indeſſen das Kind zu beruhigen, das, vom lauten Schluchzen der Eltern erſchreckt, Miene machte, ebenfalls in Weinen auszubrechen.

Niemals wieder werde ich Hindoſtan ſehen! ſagte endlich Aureng mit ergebener und feſter Stimme. Er ſtand auf, band das prächtige Gewand in ein Bündel und ging aus der Stube, um dem Prinzen von Nepaul Gewand und Würden zurück zu ſtellen.

Am anderen Tage ſah ich ihn wieder an Stanhope Place ſtehen, den Beſen in der Hand, gekleidet wie vorgeſtern, aber etwas trauriger lächelnd als ehemals.

Wenige Tage darauf verließ ich London und England. Im Juni des Jahres 1853, da ich die Weltſtadt auf einige Tage beſuchte, habe ich meinen Freund Aureng wiedergeſehen, und um einen Zeugen für dieſe wahrhaftige Geſchichte zu haben, habe ich ihn, da wir zuſammen an Stanhope Place vorüber fuhren, um auf Gloceſter Terrace eine berühmte Sängerin zu beſuchen, meinem Freunde, dem kölniſchen Kapellmeiſter Ferdinand Hiller, vorgeſtellt. Aureng iſt in dieſen drei Jahren ziemlich gealtert; die Kinder ſeines Stammes verwelken eben ſo ſchnell, als ſie aufblühen. Aber ſein gutmüthiges Lächeln that noch immer wohl, ſeine Augen glühten wie einſt, und ſein germaniſches Weib liebte er ſo warm wie ehemals, und wärmer vielleicht, da er ihr ein großes Opfer gebracht hat.

2.

Gloria und eine Sage von Johannes Parricida.

Nur wenig Raum bedarf das Glück. In der Fremde, auf dem ſchmalen Fleck, den ihnen Armuth, Geſetz, Vorurtheil übrig gelaſſen, hat ſich das Paar, von dem ich ſo eben erzählt, ſein Glück angebaut, und es trug der Blüthen genug, um mit ihnen manches ſchmerzbringende Kräutlein zu verhüllen und zu überwuchern. Unter ſchönerem Himmel aber ſah ich, was traurig macht — unter dem blauen Himmel der Provence erkannte ich die Strenge der Sitte, die ſtärker iſt als das Unglück der Heimatloſen, ſtärker als Armuth, Geſetz und Vorurtheil. Ich ſah, wie ein Geſchöpf, das die Natur mit beſonderer Liebe zum Glücke geſchaffen, für einen einzigen Fehltritt jahrelanger Büßung hingegeben worden und ohne eine günſtige Wendung des Geſchickes der erbarmungsloſen Sitte faſt erlegen wäre.

In den Ruinen des Kloſters Mont-Major und ſeiner Umgebung geht es noch heute ſo luſtig her, wie damals, als gelehrte und frohe Benediktiner in ſeinen koloſſalen Mauern hauſten und von Zeit zu Zeit den Papſt von Avignon oder ſeinen

Legaten bei ſich bewirtheten. Heut zu Tage wohnen reiche Gutsbeſitzer in dieſem zerſtörten Kloſter und in ſeiner Nachbarſchaft, am Abhange des letzten Auslaufes der Alpinen, und führen bei gutem provenzaliſchem oder Languedoker Weine ein vergnügliches Leben. Bei einem derſelben war ich zu Gaſte geweſen, und voll des ſüßen Weines von Lunel und des männlichen, würdevollen von Langlade, kehrte ich luſtig und guter Dinge nach meiner Lieblingsſtadt Arles zurück, von der das Kloſter kaum eine halbe Stunde entfernt iſt. Es war an einem Abend des Monats Mai, des provenzaliſchen Monats Mai. In allen Büſchen am Wege ſangen ſchön die Nachtigallen; Pfirſich- und Mandelbäume ſtanden in voller weißer und roſenrother Blüthe; der Granatbaum ließ ſchon ſeine Gluthen durch die Nacht leuchten; die Cypreſſen ſchnitten ſich dunkel und würdig am mondhellen Nachthimmel ab, und da und dort ſchickte eine breite Pinie, ſanft vom Abendwinde bewegt, ein leiſes Säuſeln über die Ebene hin. Mir war ſo wohl, daß ich deutſche Lieder in dieſe ſüdliche, mondbeglänzte Zaubernacht hineinſang; nichts fehlte mir als ein Freund, ein Wandergenoſſe, mit dem ich ein Wörtchen hätte reden können. Auch das ſollte mir werden.

Schon ſah ich deutlich die mauriſchen Thürme der römiſchen Arena zu Arles am Himmel emporſteigen, als ich plötzlich Mossjou, Mossjou! hinter mir rufen hörte. Aus dem Gebüſche am Wege ſprang mit großer Behendigkeit ein flinker Burſche, der nach Art der Männer aus dem Volke eine breite, runde Baskenmütze auf dem Kopfe und eine dicke Wollſchärpe, die in Franſen herabfiel, um den Leib trug. Er ſprang mit einem großen Satze auf mich zu, faßte meine Hand und drückte ſie herzlich. Erſt nachdem ich ihn gegen den Mond gewendet, erkannte ich meinen alten Freund Jaques, und ich erwiderte ſeinen Gruß freudig überraſcht.

Ich brauchte nicht den Mond, um Sie zu erkennen, ſagte er ſcherzend, ich habe Sie an dem Liede erkannt. Sie ſangen es immer, wenn das Meer ruhig war und Sie des Abends vor meiner Cabane ſaßen.

Richtig, mein Freund, es iſt daſſelbe Lied. Was macht unſere Cabane, was macht die Camargue und das Meer?

Es iſt Alles beim Alten, antwortete Jaques mit guter Laune; das Meer iſt noch blau, die Camargue noch immer ſumpfig, und meine Hütte, ſeit Sie mich verlaſſen haben, einſamer als je.

Jaques war nämlich mein Gaſtfreund geweſen, als ich das große Sumpfland, das den größeren Theil Nieder-Languedocs ausmacht, durchſtreifte. Es erſtreckt ſich mehr oder weniger breit von der linken Rhone-Mündung bis über Montpellier hinaus gegen Cette und iſt von Menſchen nur ſparſam bewohnt. Seine weiten, mit hohem Gras und Rohr bewachſenen Flächen ſind der faſt ausſchließliche Aufenthalt von Pferden und Rindern, die hier wild aufwachſen, um in einem gewiſſen Alter, jene vor den Pflug geſpannt, dieſe zur Schlachtbank oder zu den Stierhetzen geführt zu werden. Neben ihnen gedeiht ein rieſiges Geſchlecht von Hunden, welche von den Hirten und Wächtern, die einzeln in erbärmlichen Hütten zerſtreut wohnen, hierher verpflanzt wurden und verwilderten, ohne ganz ihre natürliche Gutmüthigkeit zu verlieren. Die Fieber, die ſich hier gern erzeugen, haben die Menſchen faſt ganz vertrieben; nur am Ufer des mittelländiſchen Meeres ſtehen hier und da einſame Fiſcherhütten, aber auch dieſe werden im September, aus Furcht vor den Krankheiten, verlaſſen. Die Camargue oder das Rhone-Delta bildet einen durch die Rhone-Mündungen abgeſonderten Theil dieſes, wenn auch traurigen, doch intereſſanten Landſtriches. Daß dieſer nicht immer ſo verlaſſen geweſen, beweiſen die da und dort aus Sumpf, Schilf und mannshohem Graſe auftauchenden Ruinen ehemaliger Menſchenwohnungen. Befeſtigte Thürme, Kloſter-Ruinen und dergleichen haben der Zeit am Längſten widerſtanden und bieten in dem einförmigen Lande manchen maleriſchen Anblick und manche Belehrung über die Baukunſt des Mittelalters. Sie waren es vorzugsweiſe, die mich in dieſe Gegenden gelockt und mich hier zurückgehalten haben.

Meine Ausflüge gingen meiſtens von Jaques' einſamer Fiſcherhütte aus. Dort war ich an einem regneriſchen Tage nach langer Wanderung einmal gaſtlich aufgenommen worden, und dorthin kehrte ich immer wieder gern zurück und verbrachte mehrere Tage mit dem einſamen Fiſcher in ſeiner Hütte, wohl auch in ſeinem Kahne mit ihm auf hoher See. In unſerer Einſamkeit hatte ſich bald eine Art freundſchaftlichen Verhältniſſes gebildet, und ich wußte, daß Jaques ein Stadtkind aus Arles ſei, daß er des einſamen, mühevollen und undankbaren Fiſcherlebens nicht bedürfe, um bequem zu leben, daß er in der Stadt ein ziemliches Vermögen beſitze, aber es doch vorziehe, in dieſer ererbten Fiſcherhütte zu hauſen, weil er in Arles der Urſache manches Schmerzes auszuweichen habe. Soweit ging das freundſchaftliche Verhältniß Jaques' gegen Fremde nicht, daß er mir auch dieſe „Urſache manches Schmerzes“ vertraut hätte, und ich fragte nicht. Daß dieſe aber in der That vorhanden war, merkte ich an der Trauer, die oft das ganze Weſen des ſonſt heiteren jungen Mannes beherrſchte. Vor drei Wochen erſt hatte ich Abſchied von ihm genommen, ohne Hoffnung auf Wiederſehen, da ich nicht wieder in die Camargue zurückkehren und er in ſeiner gut gelegenen Hütte immer zu bleiben die Abſicht hatte. Deſto größer war die Ueberraſchung, als wir uns unter den Mauern von Arles wieder fanden. Jaques hatte, wie er ſagte, Geſchäfte, die ihn in die Stadt geführt haben.

Im Freien durch die ſchöne Nacht zurückgehalten, ſchlenderten wir um die Stadtmauern. Ich forderte Jaques auf, als geborner Arleſer meinen Cicerone zu machen, und er führte mich, da er, wie er ſagte, meine Neigungen für alte Reſte von Steinmetz- und Mauerwerk kannte, in die ſo genannten Eliscamps, auf jenen merkwürdigen alten Begräbnißplatz aus der erſten chriſtlichen Zeit von Arles. Im Mondſchein nehmen ſich die rieſigen Stein-Sarkophage, die in freier Luft ſtehen, meiſt offen, großentheils verſtümmelt ſind, unheimlich ſchön und groß aus. Wir wanderten zwiſchen den unendlichen Reihen auf und ab, und mein

Führer theilte mir mit, was er über dieſe Todtenſtadt aus alten Sagen und Legenden wußte. Wir ſtanden eben vor jenem koloſſalen Grab-Denkmale, das ſich über dem Sarge barock in Geſtalt eines geſchweiften Blattes, von Inſchriften bedeckt, hoch in die Luft erhebt, als Jaques mit Einem Male erſchrocken und am ganzen Leben bebend: Diou, Diou! (Gott, Gott!) ausrief, erſt einen Moment nach dem Eingange des Friedhofes ſtarrte und dann, mich am Arm faſſend, mit mir in den Schatten des Monumentes flüchtete. Er duckte ſich tief, bat mich, ein Gleiches zu thun und um Gotteswillen ja ſtille zu ſein, daß uns die beiden Frauen, die dort herankommen, nicht bemerken.

Die lange Allee von Särgen herab ſchritten leiſe und langſam, wie mit Geiſtertritten, zwei weibliche Geſtalten. Es war ſo ſtill, daß wir jedes ihrer Worte hören konnten.

Maire (Mutter) ſagte die Eine, indem ſie ſich furchtſam umſah, haſt du nicht Geräuſch und Stimmen gehört?

Nein, ich habe nichts gehört, antwortete die Mutter ungeduldig, und noch ungeduldiger fügte ſie hinzu: Dieſe Frage wiederholſt du, ſeit wir aus dem Hauſe gegangen, ſchon zum dritten Male.

Jaques ſeufzte leiſe.

Sei nicht böſe, Mütterchen! bat die jüngere der beiden Nachtwandlerinnen.

Schon gut, ſagte die Mutter, ich ſetze mich hieher auf den Sarg; geh du indeſſen auf und ab; du brauchſt Bewegung. Es ſind nun bald zwei Monate, daß wir nicht draußen geweſen ſind.

Jaques ſeufzte wieder und drückte mir krampfhaft den Arm. Die Jüngere ſchob den ſchwarzen Schleier zurück, der von ihrem Arleſer-Häubchen dicht und in vielen Falten niederfiel, und ich ſah beim Licht des Mondes ein Geſicht, wie man es nur in dem mit Frauenſchönheit geſegneten Arles zu ſehen bekommt. Ueberraſcht und fragend wandte ich mich zu Jaques. Nicht wahr, ſie iſt ben poulita (ſehr ſchön)? fragte er ſchmerzlich lächelnd. Und wie ſchön war ſie! Ich konnte es jetzt erſt beurtheilen, da ſie, wahrhaft majeſtätiſch, hart vor uns auf und ab zu wandeln anfing. Ich habe die Schönheit der Arleſerinnen an einem anderen Orte beſchrieben und will mich dieſes Mal von dem undankbaren Geſchäfte der Beſchreibung nicht aufhalten laſſen. Es genüge, wenn ich ſage, daß ich ſelbſt in Arles noch kein Geſicht, noch keine Geſtalt geſehen hatte, die ſich mit dem Geſichte, der Geſtalt der einſamen Wandlerin hätten meſſen können. Jaques weidete ſich Anfangs an meinem Erſtaunen, dann aber folgte er ihr unverwandt mit den Augen auf Schritt und Tritt. Mit ſichtbarer Anſtrengung ſtarrte er ihr nach, als ob er keine Bewegung verlieren wollte; ſeine Blicke klebten an ihren Ferſen, ſein Athem ſtockte, ſein Herz pochte hörbar. — Dem Mädchen ſchien die Bewegung und die milde klare Nacht wohl zu thun. Langſam, faſt traurig war ſie hereingetreten; nach und nach wurde ſie heiterer; ſie ſcherzte mit der Mutter, ſie pflückte die Blumen, die da wie aus Gartenbeeten aus den Särgen wild herauswuchſen; ſie ſprang flink wie ein Reh von einem Trumm zum andern und ließ mich den Wohllaut ihrer Stimme, die Anmuth ihrer Bewegungen, den herrlichen ſchlanken Bau ihres Leibes bewundern.

Treten Sie hervor! ſprechen Sie die Frauen an! ſuchen Sie ihre Bekanntſchaft zu machen, lispelte mir endlich Jaques ins Ohr. Er ſprach die Worte ſo dringend, ſo bittend, als ob er einen höchſt wichtigen Freundſchaftsdienſt von mir verlangte, und ich mußte ihm gehorchen.

Guten Abend, Madame! Eine ſchöne Nacht.

Die Mutter fuhr bei dieſer meiner Anrede erſchrocken zuſammen; bald aber faßte ſie ſich und erwiderte meinen Gruß mit jener Grazie, die in Arles den Frauen aus dem Volke in ſo hohem Grade eigen iſt. Die Tochter blieb einige Schritte vor mir ſtill ſtehen, wie verſteinert, nachdem ſie mechaniſch, aber haſtig den Schleier vors Geſicht gezogen hatte.

Welche merkwürdige Dinge man in Ihrer Stadt ſieht! fuhr ich fort.

Ja, antwortete die Mutter, die Fremden finden das. Sie ſind wohl auch ein Fremder?

Ja, Madame, ich komme aus weiter Ferne, ich komme aus Böhmen.

Denke, mein Kind, rief die Mutter der Tochter mit beſonderem Nachdrucke zu, der Herr kommt bis aus Böhmen!

Die Tochter näherte ſich und begrüßte mich.

Ich fing wieder von der nächſten Umgebung Arles', von ſeinen Schönheiten zu ſprechen an. Die Mutter ging gern auf mein Geſpräch ein und entwickelte jenes Konverſations-Talent, das neben der Schönheit an den Frauen von Arles berühmt iſt. Ja, es ſchien ihr ſogar Herzensbedürfniß, ſich auszuſprechen; ſie fragte und erzählte, theilte mir Manches über Volksſitten und Bräuche mit und hörte aufmerkſam zu, wenn ich ihr dagegen etwas über fremde Länder ſagte. Mehr noch aber ſchien es ihr am Herzen zu liegen, ihre Tochter, die ſchweigſam neben mir ſaß, ins Geſpräch zu ziehen. Oft that ſie, als ob ſie ſich an Das und Jenes nicht erinnern könnte, und wandte ſich mit allerlei Fragen an ſie. Dieſe antwortete immer mit Anmuth, aber kurz und abwehrend, als ob ſie Angſt vor dem Geſpräch hätte. Dieſe Sonderbarkeit machte mir die beiden Frauen, abgeſehen von der Schönheit der Einen, noch intereſſanter, und ich beſchloß, Jaques' Auftrage ſo weit als möglich nachzukommen und die nähere Bekanntſchaft der Spaziergängerinnen zu machen. Mit jener Zudringlichkeit, die der Reiſende, pochend auf das Gaſtrecht, ſich manchmal erlaubt, bat ich ſie, als ſie ſich erhoben, mich, da ich die Wege nicht kenne, in die Stadt mitzunehmen. Man nahm dieſe Bitte mit vieler Güte auf; ich reichte den beiden Frauen die Arme, und ſo wanderten wir in ſtiller Nacht der Stadt entgegen. Arm in Arm wird man ſchneller vertraut. Wir plauderten gemüthlich; ſelbſt die ſchweigſame Tochter wurde beredt und machte mich im Vorübergehen auf Dieß und Jenes, auf die Ruinen des Karmeliter-Kloſters, auf das römiſche Thor ꝛc., aufmerkſam. Ihre Stimme war ſo milde, ihre Ausſprache ſo edel, daß es wohl that, ſie anzuhören. Sichtlich vergnügt horchte ihr auch die Mutter zu. So kamen wir vor ihrem Hauſe in einer der vielen engen Straßen Arles' an. Die Mutter fragte, wann ich abreiſen wolle, und es fuhr mir durch den Kopf, daß ich nicht die ganze Wahrheit ſagen müſſe. Wahrſcheinlich ſchon morgen, Madame! Sie bedauerte das, da ſie ſonſt gewünſcht hätte, mich noch bei ſich zu ſehen. Die Antwort hatte ich gehofft. So hatte ich die Einladung, die, wie ich ahnte, mir ſonſt nicht zu Theil geworden wäre. Wir begrüßten einander, die Frauen verſchwanden im Innern des alten Hauſes, und ich eilte zurück, um Jaques aufzuſuchen, ihm das Ergebniß meiner Bekanntſchaft mitzutheilen und Auskunft über manches Räthſelhafte zu verlangen.

Wie ich um die Ecke bog, ſtand er vor mir. Er fing mich in ſeinen Armen auf und rief: Herrlich, vortrefflich haben Sie es gemacht!

Was iſt's mit dieſer ganzen Geſchichte? fragte ich.

Stille, ſagte er, indem er mich fortzog, hier können wir noch geſehen werden! Kommen Sie!

Er zog mich durch eine dunkle Gaſſe auf jenen Platz, wo einſtens das griechiſche Theater geſtanden und wo noch heute einzelne Sitzreihen und zwei prachtvolle Säulen der Szene zu ſehen ſind. Am Fuße der Säulen ſetzte er ſich hin, und mich ebenfalls niederziehend, rief er: O, Mossjou, wüßten Sie, was in mir vorgeht, wüßten Sie, was ich dieſen Abend gelitten habe! —

Er drückte das Geſicht in beide Hände und ſchwieg.

Sapriſti! ſchrie ich ungeduldig, jetzt bin ich der Räthſel und Geheimniſſe ſatt. Wer ſind dieſe Weiber? wer iſt dieſes prächtige Mädchen?

Einen Namen werde ich Ihnen nennen, ſagte Jaques, bitter lächelnd, und Sie werden Alles wiſſen, denn Sie kennen ja Arles und ſeine Merkwürdigkeiten. Dieſes Mädchen, das Sie nach Hauſe begleitet haben, iſt Gloria.

Jaques hatte Recht: der Name Gloria erzählte mir eine ganze Geſchichte, eine Geſchichte, die mich ſchon gerührt hatte, ehe ich ihre Heldin gekannt habe. Die mit Recht hochberühmte Schönheit der Arleſerinnen bildet neben griechiſchen, römiſchen und romaniſchen Antiquitäten einen Hauptbeſtandtheil in den Mittheilungen bezahlter Cicerones oder gaſtfreundlicher Führer. Sie analyſiren ſie, ſie weiſen ihren griechiſchen Urſprung nach, ſie bezeichnen die Hauptmerkmale, welche arleſiſche Schönheit von der Schönheit anderer Frauen unterſcheiden. Um ihrer Theorie mit lebenden Beiſpielen größeren Nachdruck zu verſchaffen, machen ſie den Fremden, durch die Gaſſen wandelnd, auf dieſe und jene Schöne aufmerkſam, führen ſie ihn vor Schaufenſter und laſſen ihn hier eine ſchöne Bäckerin, dort eine Gewürzkrämerin, hier eine Haubenmacherin, dort eine Wäſcherin bewundern, wenn ſie ihn nicht gar in die Kirche führen, um am heiligen Orte mit der weltlichen Schönheit ihrer Landsmänninnen zu prahlen. Das gethan, halten ſie es für Pflicht, im Fremden jeden Verdacht zu unterdrücken, der ſich beim Anrühmen der hohen Gaben leicht gegen arleſiſche Tugend erheben könnte. Sie erzählen von der ſtrengen Sitte, die ſich wie ein diamantner und unnahbarer Schild zwiſchen die Schönheit und die Verführung ſtellt, und von der Unbarmherzigkeit dieſer Sitte. Und um auch Das mit einem Beiſpiele zu belegen, zeigte mir mein Gaſtfreund und Führer ein verhängtes Fenſter,[1] hinter welchem eine ehemalige Königin der Schönheit, die eigentlich Marion heißt, die man aber, weil ſie den Ruhm von Arles ausmachte, Gloria getauft hat, ſeit acht Jahren in tiefer Einſamkeit ein bußvolles Leben vertrauert. In der Blüthe ihres Ruhmes hat die Liebe ſie der Schmach in die Arme geworfen. Gloria war zu ihrer Zeit als die Schönſte unter den Schönen anerkannt und bei einem Volksfeſte mit einer gewiſſen Feierlichkeit als ſolche ausgerufen worden. Ihr Ruf drang in die weite Ferne. Ihr Bild wurde von einer Pariſer illuſtrirten Zeitung veröffentlicht, und ein anderes hing in den Schaufenſtern des Boulevard des Italiens. Kein Maler reiſte durch Arles, ohne eine Zeichnung ihres vollendeten Profils mitzunehmen, und von der Diana im Arleſer Muſeum, jenem Meiſterſtücke helleniſcher Kunſt, ſagte man: wenn ſie eine Naſe hätte, wäre ſie faſt ſo ſchön wie Gloria. Ein junger Maler, den wir Paul nennen wollen und der heute zu den jungen Berühmtheiten Frankreichs gehört, reiſte, preisgekrönt und von der Regierung geſchickt, durch Arles nach Rom. Es war gewiſſermaßen Pflicht, das Bürgermädchen Gloria zu malen, und er fand leicht Eintritt in das Haus, wo man, an ſolche ſchmeichelhafte Beſuche ſchon gewohnt, ihn mit Anmuth und einer gewiſſen ſicheren Würde empfing. Paul war jung, lebhaft, geiſtvoll, ſchön, voll Hoffnungen und verſchönerndem Ehrgeiz — er verzögerte ſeine Abreiſe — er malte ein großes Bild — er verbrachte ganze Tage und Wochen im Hauſe Gloria's — er ging endlich an ihrer Seite durch die Stadt und auf die Promenaden; warum ſollte ein zukünftiger großer Maler nicht das Ideal der Schönheit heirathen? Gloria war ſeine erklärte Geliebte. Endlich mußte Paul denn doch ſeine Reiſe nach Rom fortſetzen; ſein Ruhm, ſeine künftige Stellung hingen von dieſer Reiſe ab, und Ruhm und Stellung mußte er erwerben, um der Geliebten ein ihrer würdiges Leben zu bereiten und Das zu thun, was bereits zur doppelten Pflicht geworden. Die Liebenden trennten ſich nicht ohne Schmerzen und mit der Hoffnung auf ein freudiges Wiederſehen. Paul reiſte und kam nicht wieder; ja, er ſchrieb endlich nicht mehr, trotz aller Bitten Gloria's, ſie von Arles fortzunehmen, wo ſie die Schande, die über ihrem Haupte hing, nicht werde ertragen können. Zur Zeit, da Gloria Mutter wurde, reiſte Paul mit der in Frankreich ebenfalls wegen ihrer Schönheit berühmten Herzogin v. P... von Rom nach Griechenland.

---

[1] Siehe mein Tagebuch aus Languedoc und Provence. Bd. III. S. 167.

Wir wollen die Martyrologie, die begann, ſobald Gloria's Schickſal bekannt wurde, nicht weiter ausführen. Man kennt die mittelalterlichen Bräuche, die ſich überall Alles gegen Jugendfehler erlaubt glaubten, und in Arles lebt noch ein groß Stück Mittelalter. Ganz Arles wähnte ſich in ſeiner Ehre gekränkt, und ganz Arles hielt ſich für berechtigt, ſeine gekränkte Ehre zu rächen. Verſchmähte Liebhaber und neidiſche Schönheits-Rivalinnen übernahmen es, den Chor anzuführen — und die Stolze, die Gekränkte, die Martyrerin ihrer Liebe und Schönheit zog ſich in ihre Einſamkeit zurück, in der ſie zur Zeit, da ich nach Arles kam, bereits acht volle Jahre in Geſellſchaft einer trauernden Mutter verlebt hatte. Nur ſelten, und nur in der Nacht und verſchleiert, verließ ſie das einſame Haus, deſſen Fenſter dicht verhängt war, deſſen Thor, immer geſchloſſen, jeglichen Beſuch abwies. Die erſte Wuth der Tugendhaften hatte ſich gelegt, und ſelbſt ehemalige Nebenbuhlerinnen und zurückgewieſene Anbeter ſahen mit Theilnahme zu dem verhüllten Fenſter hinauf, und wenn man der einſam Wandelnden in der Nacht begegnete, that man, als ob man ſie, die nicht geſehen ſein wollte, wirklich nicht ſähe. Uebrigens war ſie nur ſehr ſelten ſichtbar und zu einer Art von Mythus geworden. Auf einem ſolchen Spaziergange in den Eliſcamps war es, wo ich ihre Bekanntſchaft machte, jetzt, und als Jaques ihren Namen nannte, erinnerte ich mich an ihre ganze Geſchichte und deutete ich mir das zurückhaltende Weſen der einen Nachtwandlerin und das einladende, zuvorkommende der Mutter, die offenbar ihr Kind wieder an menſchlichen Umgang gewöhnen wollte und Das mit einem Fremden vielleicht leichter glaubte thun zu können.

Während ich am Fuße der Säulen des griechiſchen Theaters ſo da ſaß und mir ſchweigend und nachdenklich das Schickſal Gloria's ins Gedächtniß zurückrief, war das Benehmen meines Freundes Jaques ein höchſt ſonderbares. Er ſah mich unruhig an; er ſchien zufrieden, daß er nicht genöthigt war, mir des Mädchens Geſchichte zu erzählen, und wieder ſchien er über die Berühmtheit dieſer Geſchichte höchſt gekränkt, ja, unglücklich. In Blick und Geberden drückte ſich eine fieberhafte Unruhe aus, und endlich warf er ſich auf die Marmor-Trümmer der Szene hin. Seine rothe Fiſchermütze fiel ihm vom Haupte, die dichten und dunklen Locken rollten am Steine herab, und ſo lag er da wie ein tragiſches Opfer.

Was iſt dir, Jaques? fragte ich beſorgt.

Mossjou! erwiederte er aufgeregt, ohne ſich zu erheben, ich will es Ihnen in wenigen Worten ſagen. Ich habe Gloria vor ihrem Unglück geliebt, ich habe ſie nachher geliebt, ich liebe ſie noch heute.

Dann richtete er ſich auf und fuhr ſo ſchnell fort, als ob er fürchtete, in wenigen Minuten wieder den Muth zu dieſer Mittheilung zu verlieren. Ja, ich liebe ſie! Darum habe ich die Stadt verlaſſen und mich in die einſame Fiſcherhütte zurückgezogen; ich konnte es in ihrer Nähe nicht länger ertragen. Sie war in ihrer glücklichen Zeit meine Freundin, ich bin mit ihr aufgewachſen, mich hat ſie allen Anderen vorgezogen — wenn ſie mich auch manchmal, wie die Anderen, ihren Stolz hat fühlen laſſen. Mein wäre ſie geworden ohne die Ankunft des Pariſers. Was konnte ich gegen einen ſchönen Pariſer, der ſo ſchön malte und ſeine Worte ſo ſchön zu ſtellen verſtand? Wie das Unglück herauskam, floh ich zum erſten Male in die Camargue; ich hörte, was ſie litt, und kam zurück, um ſie zu vertheidigen, und ließ mich für ſie verhöhnen. Ich floh wieder und kehrte nach Jahren abermals zurück, ich drang in ihr Haus, ich liebte ſie wie zuvor. Ich fürchtete die Schande nicht und wollte ſie heirathen, ich wollte das noch vor wenigen Tagen, aber ſie iſt ſtolz und will ihr Leid allein tragen; auch weiß ich nicht, ob ſie mich liebt, wohl aber weiß ich, daß ſie den Pariſer nicht mehr liebt. Ihren Fehler hat ſie abgebüßt. — O Gott, acht Jahre hat ſie gelitten, in der Einſamkeit, in Schande, in der Blüthe ihres Lebens! Mochten die Leute ſagen, was ſie wollten, ich wollte ſie in meine Hütte am Meere führen, fern von den Menſchen. Iſt das ſchändlich, Herr? Iſt das ehrlos? Sagen Sie mir das ohne Rückhalt, daß ich es wiſſe; denn mir ſcheint es nicht ſo, und wenn es mir auch ſo ſchiene, ich könnte an mir nichts ändern.

Ich reichte ihm die Hand, und ruhiger fuhr er fort: Ich will Ihnen nun auch ſagen, warum ich dieſes Mal in die Stadt gekommen bin. Gloria's Schickſal ſoll ſich bald entſcheiden —

es geht etwas vor, und das habe ich ſo erfahren: Es lebt ein ſonderbarer guter Mann in Nimes, der heißt Laurent und macht Bilder und ſchreibt Bücher. Aber alle ſeine Bücher ſprechen von Arles, und alle ſeine Bilder ſtellen Arleſerinnen vor; denn er liebt Arles wie ſeinen Augapfel; er kommt jede Woche in die Stadt, iſt von jedem Kinde gekannt und kennt jedes Kind und weiß eines Jeden Geſchichte. Von ihm iſt das Bild Gloria's gemacht, das bis nach Paris gekommen iſt; er liebte ſie, der gute, alte Mann, er betete ſie an, er nannte ſie ſein Ideal, und er hat mit ihr gelitten. Der kannte auch den Pariſer Maler und war froh darüber, daß Gloria einen Künſtler heirathen ſollte. Seit ſie von ihm verlaſſen worden, hat er ihn nicht aus den Augen verloren, und vor Kurzem ſchrieb man ihm aus Paris, wo er auch alle Welt kennt, daß Paul aus Griechenland zurückgekehrt ſei und eine reiche Bourgeoiſe heirathen ſolle. Aber der Bourgeois, ihr Vater, will, daß er ſich, wie er ſagt, erſt in Arles als honetter Mann benehmen ſolle, bevor er heirathet. Paul hat an Gloria geſchrieben, und Gloria ſoll ihm kurz geantwortet haben, er müſſe hieher kommen nach Arles. Das alles hat mir Herr Laurent erzählt, wie er durch die Paluden gekommen; der gute Mann hat eigens einen Umweg darum gemacht, und ich eilte hieher, um zuzuſehen, wie Das alles ablaufen wird, um wo möglich zu erfahren, ob Gloria's alte Liebe bei Pauls Anblick wieder erwacht, oder ob ſie für immer Abſchied von ihm nimmt. Auf jeden Fall will ich in der Nähe ſein, wenn Gloria einen Freund braucht, der für ſie eintritt. Herr, ich habe in der Arena manchen Stier bei den Hörnern gepackt und auf den Rücken gelegt, ich werde auch mit einem Pariſer fertig werden.

Lag Jaques früher wie ein tragiſches Opfer da, ſo ſtand er bei dieſen letzten Worten mit ſtrammen Armen und geballten Fäuſten, mit glühenden Augen und zurückfallenden Locken wie ein Kämpfer, ein Held auf der griechiſchen Szene.

Auch ich ſtand auf und ſagte: Jaques, morgen beſuche ich Gloria, und wenn es mir möglich, warte ich hier die Entwicklung dieſer ganzen Geſchichte ab. Vergiß nicht, daß du mein Gaſtfreund biſt und ich dein Freund bin.

Er drückte mir die Hand aufs Herzlichſte und begleitete mich ins Hotel du Forum zurück, das auf dem alten Forum oder dem Platze der Männer liegt.

Um eilf Uhr des anderen Morgens pochte ich an die Thür Gloria's. Die Mutter öffnete nur halb, wie ſie aber den Fremdling von geſtern Abends erkannte, that ſie die Thür ganz auf und hieß mich herzlich willkommen. Ich ſagte ihr, daß ich meine Abreiſe um einen oder zwei Tage verſchoben und daß ich mir die Freiheit nehme, der Einladung zu folgen, auf die ſie mich in ihren Abſchiedsworten geſtern Abends hatte hoffen laſſen. Die Mutter lobte das und führte mich in die Stube, die das ganze untere Geſchoß einnahm und deren Thür, nach der Bauart des Südens, unmittelbar auf die Straße führte. Die hohe und geräumige Stube, deren Boden mit bunten Ziegeln gepflaſtert war, während die Decke Holzſkulpturen alter Art bedeckten, war von milder Dämmerung und ſanfter Kühle erfüllt, obwohl im Kamine, der die Küche erſetzen muß, eine goldene, von Weinreben genährte Flamme praſſelte. Die Fenſter gegen die Gaſſe waren geſchloſſen, aber die gegenüberſtehende Wand war faſt ganz geöffnet; ein breiter, wehender Vorhang ſchied ſie vom Hofe, auf dem die Sonne lag. Ein koloſſaler Tiſch, breite Stühle, die eine Wand entlang eine breite Bank, Alles aus altem, geſchnitztem Eichenholz, ſtanden, würdig und zierlich zugleich, als Urväter-Hausrath wohl geordnet umher. Die Einfaſſung des hohen und geſchweiften Spiegels über dem Kamine ſowohl, wie die Stuckverzierungen, welche die Wände entlang und herab liefen und ſie in große regelmäßige Felder eintheilten, deuteten auf ein hohes Alterthum des Hauſes, und der Eindruck, den das Ganze machte, wäre ein höchſt ernſter geweſen, wenn ihn die Kinderköpfchen und Roſen- und Blätterwindungen an den Stuckverzierungen nicht gemildert hätten. Ein Blick in die Stube und ein zweiter durch den wehenden Vorhang auf den Hof ſagten mir, daß ich mich in einem jener Häuſer der ſüdlichen Städte befände, die meiſtens größere Pracht geſehen, üppigeren Bewohnern, Prälaten oder Patriziern, gehört haben und im Laufe der Zeiten in den Beſitz kleiner Bürger oder mit ihren glänzenden Beſitzern herabgekommen ſind. Da ich der Mutter an den Vorhang folgte und den ganzen Hof überblicken konnte, wurde mir das noch klarer. Der große, viereckige Raum war auf der einen Seite ganz von einem ſchönen, man möchte ſagen: niedlichen Portikus in romaniſchem Style eingenommen, und den Wänden der anderen zwei Seiten ſah man es an, daß er ehemals die Längen und die eine Breite des ganzen Hofes geziert hatte. Man ſah noch die Spuren der Bogen und inneren Pfeiler. Der Gang war offenbar eine Nachahmung jenes Meiſterwerkes romaniſchen Styls, das man in Arles den Kloſterhof von St. Trophime nennt. Es war in Arles wie überall: Ein einziges großes Kunſtwerk reicht hin, mit der Zeit eine ganze Stadt, eine ganze Gegend zu verſchönern und ihr einen Charakter zu geben. Der reiche Mann ahmt es nach, wenn auch in kleinerem Maßſtabe; Stadt- und Landhäuſer und kleinere Kirchen werden nach ſeinem Muſter gebaut; ſein Einfluß dehnt ſich bis auf die Hauseinrichtung, bis auf den Styl des Schrankes, der Spiegelverzierung, des Kamines, der Hausthür aus. Das Kunſtwerk überlebt den erſten Beſitzer und kommt im Laufe der Zeit, oft durch das Alter verſchönert, bis an den Armen und hat ſo nach und nach alle Stände erfreut. Die Säulchen des Portikus im Hofe, der vor mir lag, waren aus dunklem Marmor und trugen reich verzierte, mit Blätterwindungen und allerlei Stein-Arabesken bedeckte Kapitäle. Zwar waren ſie hier und da beſchädigt, aber die Schlingpflanzen, die ſich dicht an ihnen hinangezogen und weiße, rothe, blaue Glocken hangen ließen, verdeckten die Wunden und verdichteten die Dämmerung, die den kühlen, eben im Schatten liegenden Gang erfüllte.

Es war eine ſchöne, blühende, ruhige Welt, die ſich in dieſem Hofe vor meinen Augen aufthat. Nur in der Mitte war ein Stück des alten Pflaſters übrig geblieben, der ganze übrige Hof war von der herrlichſten Vegetation beſetzt. Neben den zwei großen Platanen, die in gleicher Entfernung von den Seitenmauern ſtanden und aus alten Zeiten ſtammten, blühten in reicher Fülle die Centifolie, die braune provenzaliſche Roſe. Sie bildeten ganze Gebüſche, die hoch und breit genug waren, den halben Hof zu überſchatten. An den Wänden ſtand der Oleander oder, wie man ihn hier nennt, der Roſenlorbeer und deckte ſie mit ſeiner ſanften Gluth, während in den Ecken hoch und ſchlank Granatblume aufragten und ihre glühenden Kelche der glühenden Sonne trotzig entgegen hielten. Zu Füßen dieſer Bäume und Büſche liefen aufgemauerte Beete hin, bevölkert vom Geſchlechte zarterer Gattung, von Lilien, Cinerarien, Pelargonien in buntem Gemiſch. Friſch und jugendlich ſtach dieſe Bevölkerung gegen das alte Gemäuer rings umher ab; ein ſanfter Friede war über ſie ausgegoſſen, und eine liebende Hand, eine zarte Pflege war überall ſichtbar. Es war die Welt, die ſich Gloria in ihrer Einſamkeit geſchaffen, es war die Geſellſchaft, welche ihr die der Menſchen erſetzen ſollte.

Sie ſaß, als ich in den Hof trat, in einem ſchattigen Winkel der Galerie, trat mir aber, auf den Ruf der Mutter, die den Herrn von geſtern ankündigte, ſogleich mit einiger Befangenheit zwar, aber doch freundlich entgegen. Ich ſetzte mich zu ihr in den ſchattigen Winkel und dachte, etwas verlegen, nach, wie ich das Geſpräch in Gang bringen wollte. Das war aber leichter, als ich gedacht hatte, und die ſchöne Blumenwelt, die ſie geſchaffen, gab für den Anfang Stoff genug. Ich hatte gefürchtet, ſie zurückhaltend und verſchloſſen zu finden; aber ſchon nach den erſten Worten gab ſich ihr ganzes Weſen in voller Unbefangenheit kund, wenn auch mit einer gewiſſen ernſten Würde, die allerdings mit ihrer ganzen Geſtalt, mit dem edel geſchnittenen Römergeſichte harmonirte. Wie das edle Geſicht, die edle Geſtalt, ſo war jede ihrer Bewegungen, der Ton ihrer Stimme, jedes Wort, jeder Ausdruck voll Maß. Wer die herrlichſten helleniſchen Marmorgebilde kalt nennt und nicht die Wärme der Empfindung unter dem Goldglanz antiken Marmors erkennt, der hätte Gloria, obwohl ſchön, doch auch kalt genannt. Vielleicht, daß ihn das blaue Auge und der Wohllaut ihrer Stimme die Strenge der Form hätte vergeſſen laſſen. Bei mir that das nicht noth, und ich gab mich mit vollem Genuſſe dem Anſchauen dieſes herrlichen Geſchöpfes hin, und ich hätte über das Anſchauen alles Andere vergeſſen, wenn nicht gewiſſe zitternde Modulationen ihrer Stimme von Zeit zu Zeit, ſelbſt im heiterſten Geſpräche, an ihr trauriges Schickſal gemahnt hätten.

Ich gab mir Mühe, das Geſpräch ſo zu halten, daß ſie meine Bekanntſchaft mit dieſem ihrem Schickſal nicht merke, oder daß ſie ſich nicht aufgefordert fühle, bei Gelegenheit darauf anzuſpielen — aber ihr weiblicher Takt errieth aus dieſem Benehmen eben, was ich ihr verbergen wollte, und wie um jeden Zwang zwiſchen uns zu entfernen, ſprach ſie ſelber, wo die Gelegenheit es verlangte, von ihrer Zurückgezogenheit, von dem Bittern und Süßen der Einſamkeit, und das kam unſerem ganzen Geſpräche und vorzugsweiſe dem Anfang meiner Bekanntſchaft zu Gute.

Die Mutter war in der Stube beſchäftigt und kam nur manchmal heraus, um auch etwas vom Fremdling zu erfahren, und ſo verplauderten wir, theils in der Galerie ſitzend, theils den ſchattigen Theil des Gartens durchwandelnd, mehrere Stunden. Auf ein wiederholtes Lob ihres Aufenthaltes lud mich Gloria ein, des Abends wieder zu kommen, da ſie mir ihre Terraſſe zeigen wollte, wo ſie ihre Abende zubringe, und die jetzt der Hitze wegen ungenießbar ſei. Auch die Mutter, offenbar erfreut, daß Gloria einige Stunden in Geſellſchaft zugebracht, forderte mich auf, während meines kurzen Aufenthaltes ſo oft, als es mir meine Zeit erlaube, wieder zu kommen. Und ſo kam ich denn, nachdem ich an Jaques Bericht erſtattet hatte, ſchon des Abends wieder.

Gloria führte mich ſogleich über zwei Treppen auf ihre Terraſſe. Da empfing mich eine zweite Blumenwelt, umgeben von grünen Wänden, welche aus Schlingpflanzen gebaut waren.

Gegen Süden öffnete ſich eine weite Ausſicht über die geſegnete Ebene hinweg bis auf Rochelle und Saint-Martin, und gegen Morgen bis an die Alpinen, deren Häupter noch in Abendroth getaucht waren. Es war ſo ſtill da oben. Der Lärm der Stadt und der Spaziergänger vor den Thoren, denen wir hinter Laubgewinden unſichtbar blieben, hallte nur ſanft gedämpft herauf; aber wohl vernehmlich war der Geſang der Nachtigall, die ſich in Gloria's Garten unten, in einem Oleander-Buſche, ihr Neſt gebaut hatte. Die Mutter brachte provenzaliſchen Wein und vorausſichtig und ächt gaſtlich eine Cigarre. Wie behaglich fühlte ich mich bei den Ausgeſtoßenen, und doch wieder mit welcher Wehmuth erfüllte mich der Gedanke an das Beſtreben Gloria's, ihre Welt ſo viel als möglich auszudehnen, ſich ſchöne Abwechſelung zu ſchaffen und von den Reizen der ihr verſchloſſenen verſtohlen etwas zu erhaſchen! Auch an Jaques dachte ich und an das Glück, das er empfinden würde, wenn er hier neben mir ſäße. Ich nahm mir vor, bei der erſten Gelegenheit, die ſich bieten würde, von ihm zu ſprechen. Nach der Aufnahme, die ich von den Frauen erfuhr, glaubte ich etwas wagen zu können, und die Mutter ſchien mir eine gute Bundesgenoſſin. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf ſich warten.

Gloria ſprach viel von ihren Schöpfungen, ich meine von ihren Gärten und Blumen, und wußte manches Liebliche von deren Entſtehung zu erzählen, wohl auch Manches, was traurig an ihre Lage erinnerte. In dem Jahre, ſagte ſie, da mein Roſenlorbeer zum erſten Mal die Höhe der Mauer erreichte und mit ſeinen Blumen hinüber ſah in die Gaſſe, fand ich dieſe eines Morgens ſämmtlich abgepflückt und zerriſſen am Fuße der Sträucher. Die That ward in der Nacht ausgeführt und ſollte mir ſagen, fügte ſie ſchmerzlich lächelnd hinzu, daß ich kein Recht auf Blumen habe; denn hier in Arles tragen nur Mädchen, deren Ruf rein iſt, Blumen — im Haar und auf der Bruſt, am Hochzeitstage als Kranz, und ſelbſt im Tode wird die Jungfrau, von Blumen bedeckt, ohne Sarg, zu Grabe getragen.

Es trat eine peinliche Pauſe ein; wahrſcheinlich um dieſe zu endigen, ſagte die Mutter: Du mußt nicht ungerecht ſein, mein Kind; zur ſelben Zeit haſt du doch jeden Morgen vor der Thür einen ſchönen Strauß gefunden.

Es iſt wahr, ſagte Gloria — ich habe ſo eben auch daran gedacht.

Und dieſe Blumen kamen von Jaques! fügte ich ſchnell hinzu.

Mutter und Tochter ſahen mich erſtaunt an. Sie kennen Jaques? Sie wiſſen . . .? riefen ſie wie aus Einem Munde.

Unzählige Male, fuhr ich fort, habe ich im Laufe dieſes Tages und dieſes Abends ſchon an ihn gedacht, und wie glücklich er ſich fühlen würde, an meiner Stelle zu ſein, der gute Jaques.

Ja wohl, der gute Jaques! wiederholte die Mutter; wie freue ich mich, daß Sie ihn kennen! Was macht er, wie geht es ihm? — wir hören nichts von Allem, was draußen vorgeht.

Der gute Jaques! wiederholte auch Gloria — er war eigentlich mein einziger Freund.

Sie ſehen das ein, fragte ich, und haben ihn und ſeine Freundſchaft doch ſo unbarmherzig von ſich gewieſen, und haben ſich doch gegen ihn wie gegen alle Anderen abgeſchloſſen.

Ich that es gewiß nicht, erwiderte Gloria, weil ich ſein gutes, edles Herz, ſeinen Muth und ſeine Treue verkannte — aber ſeine Gegenwart wäre mir am Peinlichſten geweſen. Nachdem ich ihn in der Zeit meines Glückes oft ſtolz und hoffärtig behandelt und oft die Freundſchaft vergeſſen hatte, die mit uns aufgewachſen iſt, nachdem ich ihn für einen Anderen (und — mein Gott, für welchen Menſchen!) vergeſſen gekonnt, hätte ich den Muth haben ſollen, ihm unter die Augen zu treten, oder gar die Frechheit, das edle Gefühl, das er mir bewahrt, erwidern zu wollen? Ich wollte, daß er mich vergeſſe, und nicht, daß er durch ſeine Ausdauer den Hohn der Mitbürger auf ſich lade, oder gar, wenn ich in einem ſchwachen Augenblicke ſeinen

Anträgen Gehör gegeben hätte, meine Schande fürs ganze Leben auf ſeine Schultern nehme. Nein! — rief ſie mit Kraft — wie weh es mir auch gethan hat, einem Freunde im Unglück die Thür zu ſchließen, ſo bin ich doch froh, daß ich es gethan habe! Jetzt habe ich ſeit lange nichts von ihm gehört, kein Zeichen der Theilnahme von ihm empfangen, und ich hoffe, daß mein Zweck erreicht iſt und daß er mich vergeſſen hat.

Sie irren, ſagte ich, Jaques liebt Sie ſo treu, als er Sie je geliebt hat, und es hat nicht den Anſchein, als ob er eine ſo tief eingewurzelte Liebe jemals aus ſeinem Herzen werde reißen können. Sie haben nichts von ihm gehört, weil er als Fiſcher in den Paluden der Camargue lebt, und er hat ſich dahin geflüchtet, um einſam zu leben wie Sie, und weil er es nicht ertragen konnte, in Ihrer Nähe zu ſein, ohne Sie zu ſehen.

Mein armer Freund! ſeufzte Gloria.

Ermuthigt fuhr ich fort: Er iſt noch heute bereit und mit Freuden bereit, für Sie die Meinung der Leute zu verachten und Sie — nicht ſeinet-, ſondern Ihrethalben — in die Einſamkeit ſeiner Fiſcherhütte zu führen. Ein freies, edles und liebendes Herz, das man nicht verſchmähen ſoll, meine Freundin!

Gloria verdeckte die Augen mit der Hand; aber ich ſah die großen Thränen, die hervorquollen.

Mein lieber Herr! ſagte ſie endlich nach langer Pauſe — ich war ihm einmal gut; ohne den Mann, der mein Lebensglück vernichtet hat, wäre ich gewiß keines anderen Mannes Weib geworden. Nun ich jene wahnſinnige Leidenſchaft ganz in mir unterdrückt habe, erwacht, ich geſtehe es offen, wieder die innige Freundſchaft in mir, die ich vorher für Jaques gefühlt habe. Aber ich will zu meinem Fehltritte nicht noch ein Verbrechen hinzufügen und über ein edles, männliches Herz Schande bringen. Niemals!

Nach dieſem Geſpräche war auf ein Aufkommen der früheren Heiterkeit nicht mehr zu hoffen, und da es mich drängte, Jaques Mittheilungen zu machen, ſo grüßte ich die Frauen und ging.

Jaques ſchienen die Worte Gloria's nicht ſo hoffnungverſprechend wie mir; er meinte, ich kenne nicht, wie er, ihre Feſtigkeit und Ausdauer bei dem einmal gefaßten Entſchluſſe. Dennoch konnte er ein freudiges Lächeln nicht unterdrücken, als ich ihm darauf erwiderte, daß ich nunmehr Arles nicht früher verlaſſe, als bis ich ihn bei Gloria eingeführt und ihm ihre Thür für immer geöffnet habe. Schon mit dieſem Glücke, ſagte er, wolle er ſich begnügen und ihr mit ſeiner Liebe und mit Werbungen nicht läſtig fallen.

Um Jaques mein Verſprechen halten zu können, mußte ich noch mehrere Tage in Arles bleiben und die neue Freundſchaft mit den Frauen ſo weit befeſtigen, bis ich etwas von ihnen verlangen oder einen Schritt zu Gunſten Jaques' wagen durfte. Antiquitäten und Geſchichte der Stadt, die mit Troja und Trier an der Moſel wetteiferte, als Konſtantin ſich eine neue Reſidenz erwählen wollte, wären gänzlich vernachläſſigt worden, wenn mir nicht die Geſpräche mit den Frauen, beſonders mit der mittheilſamen Mutter, die Studien einiger Maßen erſetzt hätten. Die Mutter war ein wahres Chronikenbuch von Stadt und Umgebung und ein Wunderhorn voll der ſchönſten provenzaliſchen Lieder, längſt verklungener wie noch lebender Geſänge, die ſie mehr deklamatoriſch als ſingend, aber mit Sinnigkeit vorzutragen verſtand. Bei den wenigen Anknüpfungspunkten, die wir hatten, halfen Lieder und Sagen aus, von Zeit zu Zeit auch eine Anſpielung auf Jaques. Auffallend war es mir, daß im Laufe der Tage, die ich faſt nur in Geſellſchaft der Frauen verbrachte, nie von dem Kinde Pauls und Gloria's die Rede war und daß ich dieſes nie zu ſehen bekam. Dieſes Räthſel aber ſollte mir bald gelöst werden.

Eines Nachmittags, als ich mit Gloria, die mit einer Arbeit beſchäftigt war, in der Galerie ſaß, pochte es ſanft an die Thür, und bald darauf kündigte die Mutter, halb erſchrocken, Mouſjou lou Curu, d. i. den Herrn Pfarrer des Viertels, an.

Was kann er wollen? fragte Gloria.

Er wird Ihnen Vorwürfe machen, daß Sie nicht in die Kirche gehen, ſagte ich.

Vielleicht, ſagte ſie, kommt er im Auftrage der Büßerinnen von der heiligen Magdalena, die mich ſchon einmal auffordern ließen, in ihren Orden zu treten. Als ob man nur im Kloſter und unter dem Schleier büßen könnte! fügte ſie traurig hinzu.

Ich flüchtete mich durch die Galerie in die Stube, während der Geiſtliche durch den Vorhang in den Garten trat. Gloria ging ihm ehrerbietig entgegen und führte ihn an den Platz, den ich eben verlaſſen hatte.

Gott ſei mit dir, meine Tochter! ſagte der Prieſter, indem er ſeinen breiten Hut abnahm und die andere Hand wie ſegnend ausſtreckte. Er ſchien, wie ich von der Stube aus bemerken konnte, von der Heimlichkeit des Ortes, von der holden Welt Gloria's überraſcht, ja gerührt. Sein altes, faltenreiches Geſicht nahm einen milden Ausdruck wahrhafter Theilnahme an. — Beruhigt zog ich mich ganz in die Stube zurück; nicht ſo ruhig war die Mutter, die bei mir geblieben war. Was kann er wollen? wiederholte ſie von Zeit zu Zeit, — vielleicht will er ihr die Beichte abnehmen, da ſie ſchon ſeit langer Zeit nicht zur Kirche gegangen iſt. Das arme Kind! was kann ſie ſündigen unter ihren Blumen? Sie hat ächt chriſtlich ſelbſt ihren Feinden und Schuldigern vergeben. Aber der Herr Coura iſt ein guter Mann, und er wird ihr nichts Schmerzliches ſagen, und die Beichte kann ihr vielleicht wohl thun. — So ſprach die gute Mutter vor ſich hin; dann, wie um ſich zu zerſtreuen, wandte ſie ſich zu mir und ſagte: Wir haben eine ſchöne Geſchichte von einem großen Sünder und von einer Beichte. — Tiens! rief ſie dann, die Geſchichte muß Sie intereſſiren, denn der Sünder iſt Ihr Landsmann und heißt Johannes Parricida.

In der That intereſſirte es mich, in der Provence eine Parricida-Sage zu entdecken, und theils darum, theils um die beſorgte Mutter zu zerſtreuen, bat ich ſie, mir die Geſchichte zu erzählen.

Sie wiſſen wohl, begann die Mutter, daß die Päpſte mehrere hundert Jahre in der Provence reſidirten; in Avignon ſteht noch ihr Palaſt, und ein Theil des Landes war noch vor ſechzig Jahren in ihrem Beſitze. Aber ſie wohnten nicht immer in dieſem Palaſte zu Avignon. Ein Papſt, der Clemens hieß, ſchlug ſeine Reſidenz in dem alten und ſchwarzen Kloſter der Prediger-Brüder auf, das bei Vaucluſe ſtand und deſſen Stelle heute große Eiſengießereien einnehmen. Zu jener Zeit einmal ſah man eine ſonderbare Gruppe von Reiſenden, die in der Gegend des Kloſters umherirrten. Ein Mann mit langem Barte führte ein Eſelein am Zügel; auf dem Eſelein ſaß ein junges Weib, und das junge Weib trug ein Knäblein auf dem Arme. Aus der Ferne hätte man glauben können, es ſei die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten; auch in der Nähe ſah die traurige Mutter auf dem Eſelein wie die heilige Jungfrau aus, ſo ſchön und lieblich und voll Schmerzen war ſie und ſah das lächelnde Kind auf ihrem Arm wie das Chriſtkindlein aus; aber der Mann, der das Eſelein am Zügel führte, ſah nicht aus wie der heilige Joſeph. Sein Bart war wild und ſtruppig, ſeine Haare vor der Zeit gebleicht, ſein ganzes Geſicht war ſo düſter, als ob eine Wolke darauf läge; die Augen hatten ſich tief in den Kopf zurückgezogen, als hätten ſie Angſt, in die Welt oder in ein menſchliches Geſicht zu ſehen, und die ihn in der Nähe betrachteten, glaubten auf ſeiner bleichen Stirn ein blutiges, dunkles Zeichen zu bemerken. Seine Füße waren wund und angeſchwollen, Kleider und Leib von Dornen und Geſtrüpp zerriſſen. So irrte er, immer das Eſelein am Zügel führend, Tage lang rings um das Kloſter umher; aber er hatte nicht den Muth, ſich der Schwelle zu nähern, und wenn die Nacht kam, verſchwand er im Walde, um des Morgens wieder hervorzukommen. Nur manchmal wandte er ſich zum Kinde und ſtreichelte ihm die blonden Locken: das that auch die Mutter; dann lächelte das Kind, und der Vater faßte friſchen Muth und näherte ſich wieder dem Kloſter, um wieder zaghaft in den Wald zu fliehen. Eines Tages, da das

Kind gar lieblich lächelte, wagte er ſich doch bis an die Schwelle des Kloſters; aber es übernahm ihn wieder die Angſt, und ſchon wollte er die Schritte wenden, als ſich das Thor öffnete und der Papſt heraustrat. Der fremde Mann warf ſich ihm zu Füßen und rief: Ich bin Johann von Oeſterreich, der ſeinen Ohm und Vormund erſchlagen hat. Seit Monden irre ich mit Weib und Kind durch die Wildniß; Wurzeln und wilde Pflanzen waren unſere Koſt, Höhlen unſer Aufenthalt, die Thiere des Waldes unſere Gefährten, und der Geiſt meines Ohms und die Seelen Derer, die um meiner Sünden willen unſchuldig erſchlagen worden, verfolgen mich. Heiliger Vater, du kannſt ja binden und löſen — erlöſe mich von meiner Sünde und von der tiefen Herzensangſt! — Vatermörder! rief der Papſt entſetzt und erhob ſeine Hand, als ob er ihn verſtoßen wollte; aber da ſah er die weinende bleiche Frau und das lächelnde Kind, und er ſagte: Um dieſer willen! — Und er ſchickte ihn in ein einſames Kloſter, das in den wüſten Alpinen lag, mit einem Briefe, in welchem den Mönchen verboten war, nach des Büßenden Namen zu fragen.[1] Dort ſtarb er nach zwei Jahren, und ſein treues Weib folgte ihm bald.

Während der Erzählung hatte die Mutter zu wiederholten Malen unruhig nach der Galerie hinüber geſehen. Sie ſchien beſorgt, daß der Prieſter ihrem Kind doch etwas ſagen könnte, was es kränkte. Kaum hatte ſie geendet, als ſie ſchon unruhig aufſprang und dem Vorhang zueilte, den ſie bei Seite ſchob. Sie iſt ja nicht im Beichtſtuhl! ſagte ſie, ſich entſchuldigend gegen mich gewendet, dann bog ſie ſich hinaus, um zu lauſchen. Der Prieſter ſprach milde, doch laut genug zu Gloria, daß wir jedes ſeiner Worte hören konnten; ich wollte mich entfernen, aber die Mutter winkte mir, zu bleiben.

---

[1] Man weiß, daß Johannes Parricida in einem Kloſter zu Piſa ſtarb; wir geben die Sage, wie ſie im ſüdlichen Frankreich lebt. — Eine öſterreichiſche Chronik erzählt, daß Parricida's Sohn zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts als blinder bettelnder Greis in Wien geſtorben.

Meine Tochter, ſagte der Prieſter, ich bin über den Zuſtand deines Gemüths beruhigt. Mit Freuden ſehe ich, daß in deinem Herzen kein Stachel geblieben iſt, daß du dein Leid mit Ergebung getragen und den Feinden vergeben haſt. Deine Fehler werden dir vergeben.

Der Prieſter ſchwieg einen Augenblick; Gloria ſah ruhig vor ſich hin, der Mutter fiel eine Thräne aus dem Auge.

Nach einigem Zaudern, als ob er die rechten Worte ſuchte, fuhr der Prieſter fort: Bei deinen löblichen nnd gottgefälligen Geſinnungen zweifle ich nicht, daß du deinem Kinde eine chriſtliche Erziehung zu geben gedenkſt.

Gloria wurde blaß, ihre Lippen zitterten, ihr ganzer ſchöner Leib erbebte.

Armes Kind! ſeufzte die Mutter.

Der Geiſtliche bemerkte den aufgeregten Zuſtand des Mädchens nicht, denn er ſtand mit niedergeſchlagenen Augen da, und er ſprach mit Milde weiter: Dein Kind muß nun in dem Alter ſein, daß man ihm ſchon vom Worte Gottes ſprechen und es mit den Segnungen der Religion bekannt machen kann. Das iſt nun der Zweck meines Beſuches, dich zu fragen, meine Tochter, ob du ſelbſt, denn du vermagſt es, deinem Kinde die Heiligkeit der Religion offenbaren oder ob du es wie die anderen guten Mütter meiner Pflege anvertrauen willſt?

Statt aller Antwort nahm Gloria den milden und wohlwollenden Mann ſanft am Arme, führte ihn aus der Galerie in den Garten und deutete ſtumm mit ausgeſtreckter Hand auf einen Hügel, der oben mit Roſen, rings umher mit Cinerarien bepflanzt war. Erſchrocken hob der Prieſter beide Hände auf und ſah Gloria ins Geſicht; ihre Bläſſe ſagte ihm und mir das Uebrige. Daß Gloria's Kind in ungeweihter Erde ruhte, ſchien den Prieſter nicht zu überraſchen; es iſt im ſüdlichen Frankreich nichts Seltenes, daß man geliebte Todte in der Nähe des Hauſes, auf einem Felde, im ſchattigen Hofe oder im Garten begräbt. Der Brauch ſchreibt ſich aus der Zeit her, da man den Proteſtanten ehrliches Begräbniß verweigerte, und er theilte ſich hier und da den Katholiken mit. Der Prieſter ſtreckte ſeine Hand ſegnend über das blumenbepflanzte Grab aus; dann ſagte er: Ich werde in den nächſten Tagen kommen und dieſen Boden weihen, auf daß das ſchuldloſe Weſen in geweihter Erde ruhe.

Gran mercis, Mossjou lou Coura! rief die fromme Mutter, der die Thränen in Strömen über die Wangen lieſen. Der Prieſter verneigte ſich und ging, von der Mutter bis vor die Thür begleitet. Wie ſie wieder zurückkam, eilte ſie ihrer Tochter zu, die ihr weinend in die Arme ſank.

Der Zufall, der mich dieſe aufregende Szene mit erleben ließ, trug nicht wenig zum ſchnellen Wachsthum unſerer Freundſchaft, zur raſcheren Entwicklung rückhaltsloſen Vertrauens bei. So wagte ich es nun öfter, von Jaques zu ſprechen, von Zeit zu Zeit ſeiner treuen Liebe und ſeiner Abſichten zu erwähnen. Meine Mittheilungen wurden ruhig, doch mit einiger Wehmuth aufgenommen; das Gute hatten ſie, daß ſie Gloria an glückliche Zeiten erinnerten, die ſie in früher Jugend ſchön, rein und ungetrübt mit Jaques verlebt hatte. Die Liebe, oder wie ſie das Gefühl nannte, die Freundſchaft zu Jaques, die mit ihr aufgewachſen war, kam in mancher Aeußerung, in manchem bedauernden Wort zum Vorſchein, und bald glaubte ich an ihr das Phänomen beobachten zu können, das ich im Leben ſchon oft beobachtet habe: wie nämlich eine ſchöne Jugendliebe, die man begraben wähnt, nach Jahren und Jahren unter der Decke von Leidenſchaften, Unglück und traurigen Erfahrungen aufs Neue ſich zu regen beginnt, neue Keime treibt und endlich mächtig durch alle Schichten, die ſich über ſie gelagert haben, ſiegreich durchbricht. So weit war es wohl bei Gloria noch nicht gekommen; aber ich hoffte für Jaques, und da es mir ſchien, als ob Alles zu einer Entwicklung dränge, da mich meine eigene, häufige Anweſenheit in Gloria's Hauſe das Ende ihres einſamen Lebens däuchte, ſo beſchloß ich, Jaques vor meiner bevorſtehenden zeitweiligen

Abweſenheit von Arles ins Haus zu führen und das Uebrige ihm und ſeiner Liebe zu überlaſſen.

So ließ ich noch einige Tage nach dem Beſuche des Pfarrers vorübergehen, beſuchte Gloria oft, ſtattete an Jaques, der mich allabendlich im Hotel erwartete, treuen Bericht ab und lud ihn endlich ein, mich, anſtatt ſpät Abends, einmal ſogleich nach Einbruch der Dämmerung zu beſuchen, um mit mir einen Spaziergang in die Umgegend zu machen. Er kam, und wir gingen. Mißtrauiſch ſah er mich an, da ich ihn, anſtatt dem Stadtthore, der Gaſſe Gloria's zuführte. Je mehr wir uns näherten, deſto langſamer wurde ſein Schritt, und als er endlich über den Zweck unſeres Ganges nicht mehr zweifeln konnte, begann er am ganzen Leibe zu zittern. Ich nahm ihn unter den Arm und führte ihn weiter. Was wird ſie ſagen? fragte er beklommen.

Du biſt ein Poltron, Freund Jaques! ſagte ich und zog ihn weiter.

An der Thür Gloria's raffte er ſich zuſammen und ſtellte ſich ſtraff und ſtolz hin. So iſts recht! ſagte ich, ſo muß der Mann auftreten! und ich pochte. Die Thür ging auf, ich ſchob Jaques in die Stube, zog die Thür wieder zu und eilte ins Hotel zurück.

Am andern Morgen früh verließ ich Arles; ich beſuchte die wunderbare Felſenſtadt Les Baux in den Alpinen, die Triumphbögen und das Mauſoleum zu St. Remy, der Vaterſtadt des großen Propheten Noſtradamus, und kehrte erſt nach mehreren Tagen nach Arles zurück. Ich fand Jaques bei Gloria, aber dieſe nachdenklicher, jenen trauriger. Ich fragte nicht, ich miſchte mich in nichts, ich ließ mir von der Mutter Geſchichten erzählen. Ich kam und ging und kam wieder. Jaques' Verhältniß zu Gloria ſchien immer daſſelbe und er immer trauriger. Mehrere Male ſprach er von baldiger Rückkehr in ſeine Fiſcherhütte und verwünſchte ſich und ſeine Schwäche, daß er ſie noch nicht bewerkſtelligt habe.

Seine Klagen ſchienen mir denn auch gerechtfertigt, als ich einmal, von Marſeille zurückgekommen, Gloria beſuchte und bei ihr nicht Jaques, den Fiſcher aus der Camargue, ſondern einen eleganten, ſchönen jungen Mann fand, der, wie es ſchien, ſchon ſeit mehreren Tagen anweſend war. Er ſaß bei Gloria in der Galerie und machte ein erſtauntes, faſt eiferſüchtiges Geſicht, wie er mich eintreten und als Freund begrüßt ſah. Es war Paul, der berühmte Maler aus Paris, der, wie es Jaques vorausgeſagt und wie es Gloria verlangt hatte, indeſſen angekommen war. Beim erſten Anblick mußte ich mir zugeſtehen, daß der Mann, gegen den ich doch im Vorhinein eingenommen war, alle Eigenſchaften beſaß, die das Herz eines Weibes gewinnen können. Geſtalt und Züge des Geſichts waren ſchön zu nennen; Stirn und Wangen hatten von den Reiſen in Italien und Griechenland eine braune Farbe mitgebracht, die ihnen etwas Männliches gab, neben dem ſich die Weichheit der blauen Augen und des feinen Mundes gut ausnahm. Das Ganze ſprach für künſtleriſche Empfänglichkeit, für ein Gemüth, das allen Eindrücken leicht offen ſteht. Unterſtützt von gefälligen Manieren, nahm das ganze Weſen dieſes Mannes bald für ſich ein, und ich ſagte mir, daß Jaques ſeit ſeiner Ankunft ſehr elend ſein müſſe. So war es auch. Ich erſchrak, als ich ihn des Abends wieder ſah. Seine Augen blitzten, ſeine Stimme zitterte beim Sprechen und ſchien rauher geworden zu ſein. Er erzählte mir, daß Gloria ganze Tage mit dem Maler zubringe, daß ſie ihn ohne die geringſten Vorwürfe, ja mit Freundlichkeit empfangen habe; kurz, daß ſie alle Unbill vergeſſen zu haben ſcheine und ſich ganz unwürdig benehme. Letzteres ſchien beſonders auf Jaques zu laſten; in ſeinen Anklagen klang immer das Leid der Enttäuſchung hervor, das Unglück, eine geliebte Perſon verachten zu müſſen.

Ich widerſprach mit Heftigkeit und behauptete, daß Gloria den Mann, der ſie der Schande preis gegeben und im Unglück unbarmherzig verlaſſen, ganz und gar aufgeben und daß ſie ſich, ſtolz, wie ich ſie kenne, nicht verleugnen werde.

Aber auch ich wurde in meinem Glauben an Gloria erſchüttert, als mir Jaques darauf erzählte, was in den letzten

Wochen vorgegangen war. Eben die projektirte Pariſer Heirath Pauls und die Forderung, die an ihn geſtellt wurde, ſeine Angelegenheiten in Arles zu ordnen, hatten ihn an ſeine Jugendliebe erinnert, die durch den Aufenthalt in Rom, durch die Reiſen in Italien und Griechenland, durch die Reize einer verführeriſchen hochgeſtellten Frau in den Hintergrund gedrängt worden war. Der Briefwechſel mit Gloria, zu dem er gezwungen war, trug noch dazu bei, alte Gefühle neu in ihm aufzuregen. Schon halb erſchüttert und zweifelhaft über Das, was zu thun, hatte er Paris verlaſſen, und in Arles angekommen, wo er zum erſten Male das ganze Unglück erkannte, das er über Gloria gebracht, wo er von ihrer achtjährigen Einſamkeit gehört, wo er endlich wieder in dieſes herrliche, ehemals nur ſchöne, nunmehr durch Unglück veredelte Geſicht geſehen, — in Arles erlag ſein leichtbewegliches, künſtleriſches Gemüth all dieſen Eindrücken und den Vorwürfen ſeines Gewiſſens. Er bat Gloria um Vergebung, er erbot ſich, Alles wieder gut zu machen, was er verbrochen hatte — und wird, fragte Jaques am Ende ſeiner Erzählung, wird Gloria einer Jugendliebe widerſtehen und der Hoffnung, ihre Ehre wieder hergeſtellt zu ſehen?

Sie wird! ſagte ich, obwohl ich ſelbſt nicht ganz überzeugt war.

Sie wird nicht! ſagte Jaques traurig, und wenn ich wirklich ihr Freund bin, darf ich es wünſchen? fügte er noch trauriger hinzu.

Schon der nächſte Tag ſchien dem armen Jaques Recht geben zu wollen. Den Morgen hatte ich auf meiner Stube im Hotel du Forum zugebracht; als ich gegen Abend ausging, rief mir die Wirthin, ſelber auch eine ſchöne Arleſerin, aus der Küche zu: Mossjou! wiſſen Sie ſchon die große Neuigkeit? Gloria iſt ausgegangen am hellen, lichten Mittag; am Arme des Herrn Paul aus Paris iſt ſie ausgegangen! — Der Wirth rief mir aus der Salle à manger Daſſelbe entgegen, und Daſſelbe wiederholte der Lohnbediente, der vor der Thüre lungerte. Wie ich weiter durch die

Gaſſen ging, konnte ich bemerken, daß ganz Arles in förmlicher Aufregung war. Ueberall ſtanden Gruppen zuſammen und erzählten einander, daß Gloria ausgegangen. Ein Ladenmädchen rief dem andern über die Gaſſe die große Neuigkeit zu. Haſt du ſie geſehen? Sie iſt noch ſchöner geworden. — Ja, aber ſie iſt blaß. — Nein, ich finde ſie gealtert. — Sie wird nun eine große Dame und kommt nach Paris. — Der Art abgebrochene Sätze klangen mir rechts und links ans Ohr. Ich ſchüttelte den Kopf und wußte nicht, wie mir die Sache zu deuten. Bei St. Trophime kam mir Jaques entgegen. Nun, Herr? fragte er bitter lächelnd. Leben Sie wohl, ich gehe in die Camargue! damit drückte er mir die Hand und eilte fort, ohne meinen Abſchiedsgruß abzuwarten.

Den Reſt des Tages hindurch war in ganz Arles von nichts Anderem als von Gloria's Ausgang die Rede. Verſtimmt, weil ich Freund Jaques ſo traurig geſehen und weil mich das Benehmen Gloria's, das ich mir nicht zu deuten verſtand, in Zweifel ſtürzte, zog ich mich früh auf meine Stube zurück. Da fiel mir ein kleines Büchlein ins Auge, das auf dem Tiſche lag und welches mir Gloria vor einigen Tagen mit Lächeln gegeben hatte. Ein ſonderbares Büchlein, das auf ſonderbare Weiſe entſtanden iſt und welches der Aufzeichner dieſer Begebenheiten eines Tages in Ueberſetzung dem deutſchen Publikum mitzutheilen gedenkt. Vor zwei Frühlingen nämlich hatten ſich die provenzaliſchen Nachtigallen, ich meine die zahlreichen provenzaliſchen Dichter, ſo wie ſie es zu thun gewohnt ſind, in Arles verſammelt, um einander ihre provenzaliſchen Dichtungen vorzuleſen und einige Tage gemeinſchaftlich in Freuden zuzubringen. Bei einem Glaſe Wein kamen ſie, wie natürlich, auf Arleſer Schönheit, die ſie ſeit Tagen entzückte, zu ſprechen, und einer der Dichter bemerkte, wie die Gabe der Götter, die Schönheit, immer mit großen und traurigen Schickſalen verbunden ſei. Man erzählte einander die Geſchichten einzelner berühmter Schönheits-Königinnen aus Arles und beſchloß endlich, dieſe Geſchichten in kleinen Dramen poetiſch darzuſtellen. Die Stoffe wurden gewählt und vertheilt und jedem Dichter aufgetragen, ſein kleines Drama binnen einer gewiſſen Zeit zu liefern. Das geſchah, man ließ die Sachen in Carpentras drucken, und ſo entſtand das kleine, höchſt intereſſante Büchlein, das mir Gloria gegeben hatte. Ihr eigenes Schickſal war darin in einem kleinen Drama dargeſtellt, und es war ihr, wahrſcheinlich um ſie zu kränken, über die Mauer in den Garten geworfen worden, wo ſie es eines Morgens fand. Aber wenn es wirklich von einem Feinde kam, ſo hat dieſer ſeinen Zweck nicht erreicht; denn Gloria fand den Troſt darin, daß ihre Geſchichte auch ſchön, poetiſch, verſöhnend betrachtet werden konnte, und ſie hatte keine Scheu, mir es zu geben, als ich es eines Tages auf ihrem Tiſche liegen fand. Ich las es an jenem Abend mit dem bitteren Gefühle, das man empfindet, wenn man zu erfahren glaubt, wie ſchwer es dem Wirklichen, dem Lebenden wird, den Intuitionen der Poeſie nachzukommen. Gloria war in dem ihr beſtimmten Drama von Anfang bis zu Ende ſchön, muthig und weiblich duldend dargeſtellt; das Ende, das der Poet hinzuzudichten gezwungen war, war der Heldin würdig. Wie kontraſtirte es mit dem Ende, das allem Anſcheine nach Gloria ſelbſt in der Wirklichkeit hinzufügen wollte!

Ueber dieſen Kontraſt, über Poeſie und platte Realität nachdenkend, ſaß ich in der Dämmerung da, als es an die Thür pochte und plötzlich die Mutter Gloria's vor mir ſtand. Sie ſah bekümmert und aufgeregt aus.

Madame, fragte ich, nachdem ich ihr einen Stuhl geſtellt und Licht angezündet hatte, ich habe gehört, daß Gloria mit Paul ausgegangen iſt und ſich vor aller Welt an ſeinem Arme gezeigt hat — was geht vor?

Ich weiß es nicht, antwortete ſie, das Benehmen meines Kindes iſt mir unverſtändlich. Sie ſpricht mir nicht darüber, und ich frage nicht. Sie iſt freundlich gegen Paul, und ich weiß, daß in ihr ſeit lange jeder Funke von Liebe zu ihm erloſchen iſt und daß ſie für Jaques ein inniges Gefühl empfindet. Aber ich vertraue ihr, ich kenne ihre Feſtigkeit und ihren Stolz. Sie wird die Demüthigungen, die ſie erlitten, nicht vergeſſen und ſich nicht der Liebe hingeben, die, wie es ſcheint, in der Bruſt des Malers aufs Neue aufgewacht iſt. Stellen Sie ſich vor, wie ſie heute vom Spaziergang zurückgekommen ſind und meine Tochter, erſchöpft von Aufregungen, faſt ohnmächtig hinſank, da warf er ſich ihr zu Füßen, küßte ihr die Hände und bat ſie, ihn nicht zu verlaſſen, mit ihm als ſein Weib nach Paris zu gehen, wo er Alles thun wolle, um ſein Unrecht an ihr gut zu machen.

Und was hat ſie geantwortet?

Sie verlangte von ihm, daß er dieſe Bitte vor zwei Zeugen wiederholen ſolle, und die zwei Zeugen ſollen Sie und Jaques ſein. Darum eben komme ich, lieber Herr; ich habe Jaques vergebens in der ganzen Stadt geſucht; Sie wiſſen vielleicht, wo er zu finden iſt. Ich bitte Sie, ſo bald als möglich mit ihm zu uns zu kommen.

Ein neuer Hoffnungsſtrahl dämmerte; ich jubelte auf und verſprach, morgen früh mit Jaques vorzuſprechen. Zu Pferde hoffte ich ihn noch zu erreichen, und ſo eilte ich zu Herrn v. O…, dem Direktor des National-Geſtütes, an den ich empfohlen war, bat um ein gutes Pferd, und ſchon nach einer halben Stunde trabte ich auf einem prächtigen Anglo-Normannen durch die dunklen Gaſſen der Stadt, langſam über die Schiffbrücke, ſchneller durch den alten Flecken Trinquetaille, am anderen Ufer der Rhone, und endlich fortbrauſend wie der Sturmwind die breite weiße Straße hin, die eine Strecke lang in die Camargue hineinläuft. Ich kam mir vor wie Einer, der, mit weißem Tuche wehend, einem Richtplatze zuſprengt und eine Begnadigung bringt. Leider mußte ich die Straße bald verlaſſen und mich links in die Sümpfe vertiefen. Da führten nur ſchmale Pfade hin, denen allein die Wurzeln der Tamarisken, welche rechts und links hoch aufwuchſen, einige Feſtigkeit gaben, da ſich der Weg ohne ſie in weichen, haltloſen Sumpf aufgelöst hätte. Doch waren die Wege hier und da durch breite Riſſe, in denen ſich Waſſer geſammelt hatte, unterbrochen; mein Pferd überſprang ſie inſtinktmäßig, wenn auch oft mit großer Anſtrengung, wohl ahnend, daß es in dieſen Löchern ſammt ſeinem Reiter verſinken könnte. Kam ich mir doch ſo ſchon ſammt meinem Roſſe wie vom Sumpfe verſchlungen vor, da rechts und links die Rohr- und Schilfgewächſe ſo hoch aufwuchſen und ſo dicht zuſammenſchlugen, daß nur über meinem Kopfe ein ſchmaler Streifen zur Ausſicht auf den beſtirnten Himmel offen blieb. Von fern hörte ich das Bellen der rieſigen Camarguer-Hunde, die ich aber nicht fürchtete, da ſie niemals Menſchen angreifen; von Zeit zu Zeit regte es ſich im Schilfe, und aufgeſchreckt vom nächtlichen Reiter, ſprang eine ganze Horde wilder Stiere auf und zertheilte ſich durch den Wald von Rohr, der unheimlich aufrauſchte. Manchmal blieb wohl auch ein Stier am Wege ſtehen und glotzte mich mit blitzenden Augen an oder legte ſogar die Hörner wie zum Kampfe ein; das war wohl einer von denen, die in der Arena von Nimes oder Arles oder anderswo im ſüdlichen Frankreich die Bosheit der Menſchen kennen gelernt haben und ſich nun ewig zum Kampfe bereit machen. An ſolchen ſprengte ich auf meinem Anglo-Normannen raſch vorüber. Von Zeit zu Zeit rief ich „Jaques, Jaques!“ in die Nacht hinaus; mein Ruf verſcholl ohne Wiederhall. Der arme Jaques in ſeiner Verzweiflung mochte ſchnell gelaufen ſein, und ich gab die Hoffnung auf, ihn noch auf ſeiner Wanderung zu erreichen, um ſo mehr, als ich bald jeden Weg verloren hatte. Da war kein feſter Pfad mehr; ich ließ das Pferd mit ſchlaffem Zügel dahin gehen und über Sümpfe von Wurzel zu Wurzel, von einem feſten Punkt zum andern ſpringen; nur darüber wachte ich, daß es die Richtung nach Süden einhielt. Endlich ſah ich Seewaſſer durch die Nacht leuchten; das konnte nur der ſo genannte Etang de Valcarès ſein, eine Art von Meerbuſen, der ſich hier zwiſchen den Rhone-Mündungen in das Delta der Camargue hinein zieht, von Inſeln und Landzungen durchſchnitten und nur durch einen ſchmalen Ausgang mit dem mittelländiſchen Meere verbunden iſt. Im weſtlichſten Winkel dieſes ſchönen Meerbuſens, wo ihn nur ein ſchmaler, natürlicher Damm, deſſen Breite nach Schritten zu meſſen iſt, vom Meere trennt, liegt das einſame Fiſcherdorf Saintes Maries, wo der Legende nach die beiden Marien, die heilige Martha, die heilige Anna und Lazarus landeten, um das Land zum Chriſtenthume zu bekehren. Sie hatten ſich im heiligen Lande, nach der Kreuzigung des Heilandes, in einen Kahn ohne Ruder, Steuer oder Segel geſetzt und kamen, von einem heiligen Winde getrieben, an dieſe Küſte, die ſie dem Heile gewannen. Ungefähr eine halbe oder drei Viertelſtunden vor dieſem Dorfe, am Ufer des fiſchreichen Etang de Valcarès, mit der Ausſicht über Bucht, Inſel und Meer gut gelegen, ſicher vor dem Fieber, erhebt ſich die Hütte Jaques'.

Am Strande angekommen, konnte ich ſie nicht mehr verfehlen, wenn ich mich immer weſtwärts hielt und der Düne folgte. So ließ ich nun, da ich die Hoffnung aufgegeben hatte, Jaques noch auf ſeiner Wanderung zu erreichen, mein Pferd auf dem vom Wellenſchlage gefeſtigten Sande gemächlich dahin traben. Es ging wie über eine Tenne. Bald traten bekannte Büſche hervor, und bald erkannte ich die Hütte, deren Dach und Wände von großen Fiſchernetzen bedeckt waren und an deren einer Seite der Maſtbaum, der aus dem Kahne genommen war, wie ein ſchlanker Thurm hervorragte. Vor der Hütte auf dem Sande lag der Kahn, an deſſen Hintertheil die Welle plätſcherte. Alles athmete die tiefſte Ruhe. Erſt als ich vom Pferde ſprang und mich umſah, wo ich es anbinden könnte, regte ſich etwas; es war Jaques, der im Schatten auf der Schwelle gelegen hatte, nun ſich erſtaunt erhob und mich mit großen, ſtarren Augen anſah, wie Einer, der aus tiefem Traume erwacht.

Nicht lange geſtaunt, Freund Jaques! rief ich und ſchüttelte ihn — ich komme, von Gloria geſchickt. Sie bittet dich, ſogleich mit mir zurückzukehren — ſie hat uns Beiden etwas Wichtiges zu ſagen.

Jaques ſchüttelte den Kopf.

Hollah! rief ich wieder, nicht lange gezaudert und ſich zur

Wanderung bereit gemacht! Ich wette meine Freundſchaft zu dir, es wird Alles wieder gut.

Jaques athmete auf und fragte nach einem langen Seufzer, was es gebe. — Die Erzählung und Aufklärung wird uns den Rückweg verkürzen, antwortete ich und ſchwang mich wieder aufs Pferd, das ich in Bewegung ſetzte. Jaques folgte mir wie ein Nachtwandler. — Erſt nachdem ich eine Strecke geritten, fiel es mir ein, daß der ganze Weg nicht auf dieſe Weiſe zurückgelegt werden könne, und ich forderte Jaques auf, ſich ein Pferd zu verſchaffen. Er blieb ſtehen und ſchien nachzudenken, ob er ſich denn wirklich auf den Weg machen ſolle. Ich ließ noch einige aufmunternde Worte fallen, worauf er, zwei Finger zwiſchen den Zähnen, nach den Sümpfen zu einen mächtigen Pfiff ergellen ließ. Bald antwortete ein zweiter Pfiff aus den Tiefen des Röhrichts. Ein Pferd, ein Pferd! ſchrie Jaques, und zehn Minuten ſpäter kam ein Pferdehüter angeſprengt, umgeben von einem Rudel wilder Pferde, unter deren Tritten das Rohr zuſammenknackte und dort und da Lachen aufſpritzten wie flüſſiges Feuer; denn das Waſſer dieſer Sümpfe in der Nähe des Meeres leuchtet. Auch die Tropfen, die an ihren Hufen, Schweifen oder Mähnen hängen blieben, leuchteten wie Feuer durch die Nacht.

Zum Teufel! rief der Hirt, was weckſt du mich und meine Pferde mitten in der Nacht?

Ich muß ein Pferd haben, antwortete Jaques kurz.

Ein Pferd! das iſt leicht geſagt, antwortete der Hirt; keines dieſer edlen Sumpfkinder hat noch je ein menſchliches Weſen auf ſeinem Rücken getragen.

Gieb mir deines! ſagte Jaques.

Und ich ſoll unberitten bleiben? fragte der Hirt; nicht um die ganze Camargue und die Weinhügel von Lunel!

Du ſollſt, wenn ich wieder komme, einen ganzen Monat lang Fiſche, Polypen und Krabben umſonſt bekommen.

Und Krabben? wiederholte der Hirt nachdenklicher.

Und Krabben und Seeſterne!

Das läßt ſich hören!

Der Hirt ſprang ab, Jaques ſchwang ſich auf ſein Pferd, und fort gings. Jaques führte mich kürzere und bequemere Wege; wo ſie zu eng wurden, ſcheute ſein ſchlammgebornes Pferd weder Sumpf noch Schilf und ſprang wie der Wind über beide hinweg. Mein Begleiter ſprach wenig und ſchien die Ankunft in Arles nicht erwarten zu können; er ſtieß und ſchlug ſein Roß, ſo flogen wir dahin und kamen in der Stadt an, noch bevor es in den Gaſſen lebendig geworden.

Es war noch zu früh, um zu Gloria zu gehen; ſo ſtellten wir die Pferde in den Stall, und ich warf mich auf mein Bett, um nach der ermüdenden Nacht auszuruhen, während Jaques in meiner Stube auf und ab rannte. Oft blieb er am Fenſter ſtehen und ſtarrte hinaus, ob die Sonne nicht ſchon über die Dächer ſteige; dann wieder hielt er vor meinem Bette und ſah mich vorwurfsvoll an, daß ich ſo ruhig daliegen könne. Endlich ſchien ihm die Zeit gekommen, eben da ich eingeſchlafen war; er ſchüttelte mich und ließ nicht eher ab, als bis ich auf meinen Füßen ſtand und ihm in die Gaſſen folgte. Erſt vor der Thür Gloria's ſah er ein, daß es noch zu früh war, um einzutreten, und folgte meinem Rathe, noch einen kleinen Spaziergang zu machen. Bald haſtig, bald langſam und nachdenklich ſchritt er neben mir einher; ſein Geſicht brannte wie im Fieber, ſeine Locken hingen wirr und wild um Stirn und Nacken. Was kann ſie wollen? fragte er oft, ohne eine Antwort zu erwarten. Manchmal ſchien er einen Verdacht ausſprechen zu wollen, ohne den Muth dazu zu haben, und erblaßte und ſchwieg. So gingen wohl zwei qualvolle Stunden hin. Endlich lenkte ich die Schritte Gloria's Hauſe zu; vor ihrer Thür blieb Jaques plötzlich ſtehen und rief mit wüthendem Blicke: Und was thue ich ihr, wenn ſie uns in der That nur als Zeugen ihrer Verlobung braucht? — Ich unterdrückte einen Fluch der Ungeduld, und Jaques mit der einen Hand faſſend, pochte ich ſtark mit der andern.

Als wir in die Stube traten, ſaß der Maler ſchon da; Gloria ging mit großen Schritten und unruhig auf und ab. Wie ſie uns erblickte, reichte ſie uns Beiden die Hände; Jaques ſtreckte ihr die ſeine mit Widerſtreben entgegen, ohne ſie anzuſehen, dann ſetzte er ſich in einen dunklen Winkel am Kamin und drehte ſeinen Hut im Kreiſe.

Gloria ſtellte ſich vor Paul hin und ſagte mit zitternder, doch lauter Stimme: Mein Herr, ich habe geſtern verlangt, daß Sie Ihren Antrag vor zwei Zeugen wiederholen; hier ſind dieſe zwei Zeugen.

Gloria, erwiderte Paul, gekränkt lächelnd, doch ſanft — Gloria, ich habe dein Mißtrauen verdient — ich habe ſo an dir gehandelt, daß du ein Recht haſt, jedes meiner Worte durch Zeugen geſichert zu wünſchen; reuig geſtehe ich das ein. Aber, Gloria, dieſe Demüthigung iſt nicht edel.

Mein Herr, fuhr Gloria fort, machen Sie ſich noch auf eine andere gefaßt — aber glauben Sie mir, daß ich ſie zu anderen Zwecken, nicht zu Ihrer Beſchämung erſonnen habe. Ich will mich nicht an Ihnen rächen, und wenn Das, was Sie jetzt erfahren ſollen, wie Rache iſt, ſo ſei mir Das vergeben, und es ſei mir vergeben, daß ich ſeit Wochen geheuchelt habe, daß ich gewünſcht habe, in Ihnen ein Gefühl wieder zu erwecken, das ich nicht mehr erwidern kann, und daß ich Das gethan, um Sie zu einer Erklärung zu bringen, die ich zur Rettung meiner Ehre in den Augen der Welt für nothwendig hielt. Daß ich Ihnen Das voraus ſage, mag Ihnen beweiſen, daß ich Sie edler Regungen für fähig halte. Und ſo frage ich Sie, fuhr Gloria mit erhöhter, faſt gebieteriſcher Stimme fort, ſo frage ich Sie, haben Sie mich geſtern zum Weibe begehrt?

Das that ich, ſagte Paul mit lauter Stimme, indem er aufſtand, und ich wiederhole hier meine Bitte.

Gloria ging mit lächelndem Geſichte auf Jaques zu und nahm ihn bei der Hand, dann ſagte ſie: Du haſt es gehört, mein Freund, und Arles, das mich an ſeiner Seite geſehen, wird es glauben. Ich hielt dieſe Ehrenrettung für nothwendig, ehe ich dir, mein Freund, mein treuer, geliebter Freund, mit frohem Gemüthe mein ganzes Herz hingeben konnte. Nicht meinetwegen, die ich die Meinung der Welt mit Ruhe ertragen lernte, deinetwegen habe ich es ſo gewollt.

Dann wandte ſie ſich zu Paul und fuhr ſanfter fort: Sie, mein Herr, ſpreche ich jeder Schuld und jeder Verpflichtung gegen mich los und ledig. Von heute an iſt nichts zwiſchen uns, was uns trennt oder verbindet; dieſem Manne, der treu bei mir ausgehalten hat, als ſich Alles von mir abgewendet, gehöre ich von heute an für alle Zeiten. — —

Nur wenige Wochen nach dieſem Tage zog Jaques mit Gloria in die einſame Fiſcherhütte, fern von der Meinung der Welt. Die Einſamkeit war ihr lieb geworden, und nun theilte ſie ſie mit Einem, der ſie, den ſie liebte. Wenn dem Wanderer auf ſeinen Streifzügen durch die weltentlegene, intereſſante Camargue, an der Düne des Etang von Valcarès, eine niedere, doch friedlich anmuthende, mit Fiſchernetzen behängte Hütte, ein Weib von höherer Schönheit entgegen tritt, ſo kennt er dieſes Weib und ſeine Geſchichte.

3.

Der blinde Wilhelm.

Die Schickſale meiner Freunde, die Schönheit der Einwohner waren nicht die einzige Urſache meines längeren und wiederholten Aufenthaltes zu Arles. Neben ihnen hielten mich in dieſer merkwürdigen Stadt vorzugsweiſe ihre Bau-Monumente und unter dieſen wieder beſonders die Schöpfungen romaniſchen Styles zurück. Was kann es Intereſſanteres geben, als eine Entwicklung zu belauſchen, eine Entſtehungs-Geſchichte ihren Quellen entgegen, wie ihrem Ausgangspunkten zu, auf und ab, zu verfolgen, ſei es nun die Entwicklungs- und Entſtehungs-Geſchichte eines Individuums, eines Volkes oder einer Kunſtrichtung. Nur der Philiſter hat Angſt vor dem Werdenden; er freut ſich bloß am Fertigen und klammert ſich mit krampfhafter Erhaltungsſucht daran, ſelbſt wenn es ſchon ein Abgeſtorbenes. Das iſt es, was ihn vorzugsweiſe vom eigentlichen Menſchen unterſcheidet. — Vielleicht nirgends wie im ſüdlichen Frankreich liegt ein Land gleich dem aufgeſchlagenen Geſchichtsbuche der romaniſchen Bauart da. Da kann man es deutlich und klar herausleſen, wie von griechiſcher Anmuth die römiſch-koloſſale Kraft geprägt worden und wie dann auf das römiſch-übermüthige, gebietende, imperatoriſche Bewußtſein die chriſtliche Demuth folgte. Man ſtelle den griechiſchen Tempel von Nimes, das Triumph-Thor von St. Remy oder von Orange und die Kirche von St. Gilles oder den Kloſterhof von St. Trophime in Arles neben einander, und man wird die Familien-Aehnlichkeit, nur modificirt durch Stand, Charakter, Zeit und Religion, auf den erſten Blick erkennen. Es wird Einem der romaniſche Styl erſt intereſſant und nach längerer Vertrautheit, trotz dem Nüchternen in ſeiner Ganzheit, trotz dem Embryonenhaften in ſeinen Verzierungen, endlich ſogar werth. Man liebt in ihm die Züge, die Bewegungen, der lateiniſchen Mutter oder helleniſchen Großmutter, je nachdem man der einen oder der anderen den Vorzug gibt. Und endlich ſagt man ſich mit jener Freude, die man bei Auflöſung eines Räthſels empfindet: in einem Lande, wo Sidonius Apollinaris in klaſſiſcher Römerſprache chriſtlich ſchrieb, wo aus römiſchen Senatoren- und Patrizier-Geſchlechtern Väter und Stützen der Kirche entſprangen, wie jener Sidonius Apollinaris, der liebenswerthe Gregor von Tours u. A. — in einem ſolchen Lande mußte ſich nothwendiger Weiſe dieſer romaniſche Styl zu hoher Blüthe entwickeln. — Ja man könnte, um den Genuß noch zu verlängern, aus einzelnen Andeutungen, wie z. B. aus den Bogen von St. Trophime, die ſich ſchüchtern und unmerklich zuſpitzen, herausleſen und prophezeien, wie die chriſtliche Demuth der erſten Jahrhunderte ſich im ſpäteren Mittelaller in jene Muſik verwandeln werde, die himmelan, ins Unendliche ſtrebt. Aber dieſe Betrachtungen würden uns zu weit und bald nach dem Norden führen; und aber thut es Noth, noch etwas im ſchönen Süden zu verweilen.

Das Wunderwerk von St. Trophime zu Arles, die Rudera an der Kirche Ste. Marthe zu Taraſcon in der Provence, das unvergleichliche Portal zu St. Gilles und die romaniſchen Ueberreſte der Biſchofsſtadt auf der [illegible] Inſel Maguelonne in Languedoc u. ſ. w. hatte ich aufgeſucht; es blieb mir von romaniſchen Bauwerken in dieſen Gegenden nichts mehr zu ſehen übrig, als das von Wilhelm Kurznaſe, einem der Paladine Caroli Magni, gegründete Benediktiner-Kloſter St. Guilhem le Déſert, das im Weſten an dem wilden Fluſſe Herault liegt.

Schon im Mai 1851, an einem ſonnigen Tage, wanderte ich von der berühmten Teufelsbrücke, die auf römiſchen Pfeilern ruht, dem wilden Gebirgsfluſſe durch das Felſenthal entgegen. Rechts und links ſteil-abſchüſſige Bergwände, hart am ſchmalen Wege der tiefe Abgrund, in welchem der Fluß ſchäumt und jammert. Troſtloſe Oeden bis in die Nähe des Dorfes. Dort befindet ſich jene urſprüngliche Brücke, das ſchreiendſte Widerſpiel der kunſtreichen römiſchen am Eingange des Thales; ſie beſteht aus einem einzigen Seile, das, an Felsſtücke geknüpft, ſchlaff über dem Abgrunde ſchwebt und an welchem der Wanderer vermittels eines Kästchens und eines Querſtabes von einem Ufer zum andern gelangt. Als ich an dieſer primitivſten aller Brücken angekommen war, bot ſich mir eines der lieblichſten Schauſpiele dar. Vom jenſeitigen Berge herab kam ein junges Mädchen, friſch und luſtig von einer Felskante zur anderen ſpringend, das kurze Gewand vorn aufgeſchürzt, das ſchwarze Sammtjäckchen phantaſtiſch um die Schultern geworfen, den breiten Strohhut leicht auf den einen Scheitel gebunden. In den Armen trug ſie eine kleine Harfe, die ſie, um ſie vor den Felſenſpitzen zu behüten, bei ihren gewagten Sprüngen hoch in die Lüfte hob und zugleich, ſie hin und her wiegend, zur Erhaltung des Gleichgewichtes brauchte. So kam ſie glücklich an der Seilbrücke an. Da nahm ſie die Röckchen zuſammen und ſetzte ſich auf den Stab, der an einem kurzen Stricke vom Hauptſeile herabhängt und oben mit der Rolle verbunden iſt. Das Inſtrument legte die Harfeniſtin in den linken Arm, dann ſtieß ſie mit dem Fuße ab, und einen Jauchzer, eine Art Jodler ausſtoßend, der in den Bergen widerhallte, flog ſie mit Blitzesſchnelle über den felſigen Abgrund, in deſſen Tiefe hundert Tode gähnten. Wie ein Luftgeiſt war ſie während dieſes Fluges anzuſehen, und angſtlos, nur von dem ſchönen Anblick erfreut, ſtand ich am Ufer.

Bravo, Mademoiſelle, gut geflogen! rief ich ihr zu, als ſie mit einem kecken Sprunge gerade neben mir landete.

Ma foi! rief ſie — das ſind wir hier zu Lande gewohnt.

Sind Sie aus dieſem Lande? fuhr ich fort, indem ich mich ihr anſchloß und mit ihr dem Flecken zuwanderte — ich hätte das nicht geglaubt — denn Ihr Inſtrument iſt hier fremd, und dieſes hier iſt das erſte, das ich in dieſem Lande ſehe.

Sie haben Recht, erwiderte ſie, ich bin die Einzige in der ganzen Gegend, die Harfe ſpielt. Das hat ſeine Urſachen. Ich hab's von Einem gelernt, der eben auch nicht aus dieſem Lande iſt. Darum thut's mir auch Keiner nach! rief ſie mit einem gewiſſen kecken Geſichte, das ihr vortrefflich ſtand. — Sie ſind wohl fremd im Süden? fragte ſie dann und maß mich mit großen ſchwarzen Augen von Kopf bis zu Fuß.

Ja wohl, antwortete ich, ich komme aus einem fernen Lande, wo viel Harfe geſpielt wird.

Ei! rief ſie und blieb ſtehen und ſah mich noch einmal an — es wäre prächtig — wenn Sie aus Deutſchland wären.

Nun, wenn es prächtig wäre, ſo bin ich's auch!

Prächtig, herrlich! rief ſie aufjubelnd — kommen Sie, bitte, kommen Sie ſchnell, fügte ſie hinzu, indem ſie mich feurig am Arm faßte und Miene machte, mich in das Dorf hineinzuziehen. Dann aber blieb ſie ſtehen und fragte weiter: Aus welchem Lande Deutſchlands ſind Sie denn? ich weiß, Deutſchland hat viele Länder.

Es iſt ja merkwürdig, ſagte ich und mußte lächeln, es iſt ja merkwürdig, wie Sie mein Vaterland kennen! Ich bin aus jenem der vielen deutſchen Länder, das man Böhmen heißt.

Die Freude der Kleinen hatte keine Gränzen; ſie ſprang in die Luft, ſie klatſchte in die Hände, ſie jauchzte auf, ja, ſie war nahe daran, mich zu umarmen. Ich ſtand verdutzt da und begriff nicht, warum das Languedoker Mädchen ſich ſo ſehr am Anblick eines Böhmen erfreute, als wäre ein Böhme ein Phönix oder Paradiesvogel. Wie wird ſich der alte Mann freuen! rief ſie endlich; ſeine blinden Augen werden weinen vor Freude! Der gute alte närriſche Mann! Pecayré! Wie ſchade, daß er Sie nicht ſehen kann!

Da ich noch ſtutzte und ſie verwundert anſah, fügte ſie ihren Ausrufen wie erklärend hinzu: Er iſt ja Ihr Landsmann, mein alter Großvater. Er iſt auch aus Böhmen! Aber ſeit vierzig Jahren iſt er aus ſeiner Heimat fort, und er hat keinen Landsmann begrüßt, und er ſehnt ſich ſo ſehr zurück nach ſeiner Heimat! — Liebſter, beſter Herr, bat ſie, die Hände wie zum Gebete faltend, kommen Sie mit mir, ſprechen Sie zu ihm, das wird ſein altes Herz erfreuen, das wird ihn glücklich machen; Sie thun ein gutes Werk.

Wie ſie ſo bittend vor mir ſtand und ſich ihr ſüdliches, braun blaſſes Geſicht vor Freude und Innigkeit röthete und die dunkeln Augen noch glühender wurden, war ſie ganz lieblich anzuſehen.

Liebes Kind, ſagte ich, führen Sie mich, wohin Sie wollen; ich werde mich auch freuen, einen Landsmann zu ſehen.

So kommen Sie, bon Mossjou! rief Sie freudig und eilte mir ungeduldig einige Schritte voraus.

Ich begriff nun, woher ſie die in dieſem Lande ausgeſtorbene Kunſt des Harfenſpielens hatte, und wie die Harfe, ein exotiſches Inſtrument im ſüdlichen Frankreich, in ihre Hände gekommen. Ich ſagte mir, daß ihr Großvater wahrſcheinlich einer jener herumziehenden böhmiſchen Muſikanten ſei, die durch aller Herren Länder wandern und oft in weiter Ferne ſitzen bleiben.

Iſt Ihr Großvater ein Muſikant? fragte ich.

Ob er ein Muſikant iſt? Er ſpielt alle Inſtrumente der Welt! rief das Mädchen zurück.

Schien mir dieſe Antwort auch etwas übertrieben, ſo erinnerte ſie mich doch an das Sprüchwort, das da ſagt, man dürfe einen Böhmen nie fragen, ob er ein Inſtrument ſpiele, ſondern wie viele er ſpiele. Sehen Sie, fuhr ſie fort, von ihm habe ich die Harfe ſpielen gelernt, und es gibt keine Hochzeit auf zehn Stunden in der Runde, wo ich nicht aufſpielen muß. Die Tuna und ihre Harfe ſind überall gern geſehene Gäſte, und das danke ich dem guten alten Manne. Er ſelbſt ſpielt nur noch ſelten; für Harfe und Zither ſind ſeine Hände ſchon zu ſchwach, und für Klarinette und Flöte iſt ſchon ſein Athem zu kurz. Aber er verſteht noch die Kunſt, und als er mich als kleines Mädchen unterrichtete, war er noch jünger. Und Lieder weiß er! Herr, man könnte ein ganzes dickes Buch vollſchreiben mit ſeinen Liedern. Ich verſtehe die Worte nicht, aber die Melodieen ſinge und ſpiele ich, und ſie gefallen den Leuten ganz außerordentlich und bringen mir viel Lob und Geld ein. Eben komme ich von einer Hochzeit zurück, wo ich geſtern den ganzen Abend aufſpielte und die Leute faſt weinten vor Rührung. Ich habe dem Großvater verſprochen, ihm was Schönes mitzubringen, und nun bringe ich ihm einen Landsmann. O, er wird weinen vor Freude! Er iſt manchmal — ſetzte ſie langſamer und traurig hinzu — ganz krank vor Heimweh, und da leidet er viel, und — ich leide auch dabei, wie gut er auch ſonſt iſt.

So ſprechend, ſchritt ſie immer raſcher vor mir einher und führte mich ſchnell in den Flecken. St. Guilhem le Déſert oder du Déſert füllt den ſchmalen Eingang in ein ungeheures Keſſel-Felſenthal aus, welches ohne jene ſchmale Oeffnung dem Thale aus der morgenländiſchen Sage gliche, aus welchem den Hineingeworfenen nur der fabelhafte Vogel Rock oder Simurg mit gewaltigen Flügeln tragen kann. Der Flecken ſelbſt iſt freundlich und mit der alten Kirche, dem alten Kloſterhofe und der Ruine des Schloſſes Don Juans, die von der Höhe goldgelb herabblickt, gleich beim Eintritt ſehr maleriſch anzuſehen. Der viereckige Platz, zum Theil aus Gebäuden gleichen Styles und gleichen Alters mit der Kirche beſtehend, mit der friſch und reichſprudelnden Fontaine in der Mitte, könnte ſich, was intereſſante Schönheit betrifft, mit manchem berühmteſten Platz mancher berühmten Stadt meſſen. Die Stille, die auf ſeinen Räumen ruht, die aus den durch Säulchen getrennten Bogenfenſtern blickt, das Plätſchern der Ciſterne, die ungeheuren Felshäupter, die ſich überall vorbücken, um über die Dächer herein zu lugen, geben ihm noch einen beſonderen Reiz. Ich durfte Das alles nicht länger genießen, denn Tuna ſchritt, immer und eifrig vor ſich hinſprechend, ſchnell vorbei und auf ein Haus los, das ſich zwiſchen Kirche und Felſen, in den verſteckteſten Winkel St. Guilhems hineingezwängt hat. Es gehörte ehemals wahrſcheinlich mit zum Kloſter, denn es ſah mir wie eine Fortſetzung deſſelben aus. Sie ſtieß an eine Thür, die unverſchloſſen, obwohl die große Halle, in die ſie führte, menſchenleer war.

Großvater iſt nicht zu Hauſe, ſagte ſie, ſtellte ihre Harfe in den Winkel, nahm mir mein geringes Gepäcke ab, legte es auf einen Schrank und lief dann ſchnell wieder an die Thür. Ich werde gleich wiſſen, wo er ſteckt, ſagte ſie und ließ darauf aus voller Bruſt einen weithin tönenden Ruf, der mit dem Tiroler Jodler viel Aehnlichkeit hatte, den Bergen entgegenſchallen, woher er in vielfach gebrochenen Echo's zurückkam. Kaum war der Wiederhall verſtummt, als ſich von der Höhe ein lang gezogener, rufender Flötenton hören ließ.

Großvater hütet die Schafe beim Schloſſe Don Juans, ſagte ſie — kommen Sie! — Ich geſtehe es, daß ich bei der ſtarken Nachmittagshitze viel lieber ausruhend in der kühlen Stube geblieben wäre; aber es ſchien ihr ſo viel daran zu liegen, meine Bekanntſchaft mit dem Großvater zu beſchleunigen, daß ich ohne Widerrede folgte. Sie führte mich durch eine dunkle Gaſſe, deren eine Seite von den Häuſern, die andere von der Felſenwand gebildet war, dann aufwärts einen ſchmalen, ſteilen Felſenpfad. Bald ſchritten wir in der brennendſten Sonnenhitze, mitten durch ein Labyrinth einzelner thurmartig aufragender Steinſpitzen, die glühten, wenn man ſie berührte.

Wie kommt es, fragte ich Tuna, daß Ihr Großvater Schafe hütet, da er doch, wie ich aus Ihren Reden entnommen habe, blind iſt?

Das thut nichts, antwortete Tuna, immer weiter wandernd — die Schafe kennen ihn und ſeine Flöte. Mit dieſer führt er ſie, wie er will, auf die Berge und wieder heim. Auch hat er einen guten Hund, und er ſelbſt kennt alle Wege auf dieſen Bergen und verirrt ſich nie. Er hat ſie eben meiſt als Blinder kennen gelernt. Abends beſorgt ein Anderer die Schafe für ihn, und ſo hat ihm Herr Grenier, der Proprietär, den Dienſt gelaſſen.

Wir ſtiegen weiter. Nach ungefähr zehn Minuten waren wir an den Ruinen des Schloſſes. — Wo biſt du, Großvater? fragte Tuna.

Hier, mein Kind! Hier, mein Töchterlein! antwortete eine Greiſenſtimme. Tuna winkte mir, leiſe aufzutreten, und ging um die Ruinen, dem Schatten zu, wo in einer durch Verfall entſtandenen Niſche ein Greis in der einfachen Leinwandtracht der Bauern dieſer Gegend ſaß. Die ſchwarze Sammtjacke, ſo wie den breiten Hut hatte er neben ſich hingelegt, und reiche, aber hellweiße Locken fielen ihm über Nacken und Hals und rahmten ein tiefdurchfurchtes, ſonnengebräuntes, doch ſanft und zärtlich lächelndes Geſicht ein. Den Augen ſah man es kaum an, daß ſie blind waren; ihr etwas matter Schein erhöhte nur noch die Milde des ganzen Geſichtes, und nur die Bewegungen, das ungewiſſe Entgegenſtrecken der Arme verriethen die Blindheit und flößten durch ihre Unbeholfenheit Mitleid ein.

Biſt du da, Tunette, biſt du da? rief er voll Freude und drückte ſie in die Arme und ſtreichelte ihr die Haare. — Wie iſt es dir ergangen? Was haſt du ihnen geſpielt? Warum biſt du ſo lange ausgeblieben?

Es iſt mir gut gegangen, Großväterchen, antwortete Tuna, deine Lieder habe ich ihnen geſpielt, und ſo gut haben ſie ihnen gefallen, daß ſie mich heute morgen nicht fortlaſſen wollten und daß ich ihnen noch aufſpielen mußte.

Das glaube ich, daß ihnen meine Lieder gefallen haben, ſagte der Alte lächelnd. Dann mit Einem Male murmelte er, immer Tuna ſtreichelnd, auf Deutſch vor ſich hin:

Hier ſind wir arme Narren
Auf Plätzen und auf Gaſſen
Und thun die ganze Nacht
Mit unſrer Muſik paſſen.

So bald der helle Tag
Sich nur beginnt zu neigen,
Gleich ſtimmen wir die Laut',
Die Harfen und die Geigen.

Tuna blinzelte mir zu und fragte mich mit den Augen, ob ich das kenne. Ich blinzelte wieder, und ſie lächelte, indem ſie mir die Achſel zuckend und mit einer Handbewegung andeutete, daß ſie nichts davon verſtehe.

Siehſt du, Tuna, ſagte der Alte, nachdem er dieſe Strophen des deutſchen Volksliedes vor ſich hingemurmelt hatte, wieder in der Landesſprache, ſiehſt du, mit meinen Liedern wirſt du den Leuten immer gefallen. Es kann gar nicht anders ſein; die deutſchen Lieder ſind die ſchönſten der Welt und rühren jedes Herz. Und wenn du ihnen erſt die Worte ſingen könnteſt, und wenn ſie ſie verſtehen könnten, dein Glück wäre gemacht; auf den Händen würden ſie dich tragen von Dorf zu Dorf. Haſt du ihnen denn auch mein Leiblied geſpielt? Weißt du, dieſes? — Und er nahm die Flöte und blies die Weiſe zu den Worten:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an.

Es wiederhallte traurig und klagend in den Felſen.

Freilich habe ich das, Großväterchen, ſagte Tuna liebkoſend, — du weißt, daß ich immer dein Lieblingsſtückchen ſpiele.

Bah! es nützt nichts, ſagte der Alte plötzlich verdrießlich — wie oft hab' ich ihnen all die ſchönen Sachen vorgeſpielt und vorgeſungen, und jetzt thuſt du's — aber ſie lernen's nicht. Hab' ich doch immer geglaubt, ich werde einmal wo im Felde, von irgend einem Jungen oder einem Mädel ſo ein Lied ſingen hören, es iſt mir noch nicht paſſirt. Glaub, Tuna, dazu muß man deutſches Blut in den Adern haben, wie ich und du, ſonſt verſteht man's nicht.

Tuna lächelte mich wieder an, während ich gerührt auf den Greis ſchaute, den es grämte, daß er das deutſche Volkslied in Languedoc nicht heimiſch machen konnte.

Aber es iſt noch Jemand mit dir gekommen, Tuna, fuhr der Greis fort; ich hörte dich auf dem Wege ſprechen, und jetzt höre ich noch den Athem von Jemand, der in der Nähe ſteht. Biſt du es, Denis?

Nein, Großvater, es iſt nicht Denis, antwortete Tuna raſch, bevor ich erwidern konnte.

Wer iſt es denn?

Ein fremder Herr.

Ein fremder Herr, fragte er erſtaunt, indem er ſich ein wenig gegen die Seite, wo ich ſtand, verneigte — womit können wir Ihnen dienen? fragte er höflich weiter.

Ich habe den Herrn gebeten, mit mir zu kommen, weil ich wußte, daß es dir Freude machen wird! ſagte Tuna.

Gewiß, ſagte der Alte, ſich noch einmal vor mir verneigend — aber —

Der Herr kommt aus weiter Ferne, fuhr Tuna fort.

Aus weiter Ferne? wiederholte der Alte, noch immer ungewiß, was er aus dem Beſuche machen ſolle.

Er kommt aus Deutſchland — ſagte Tuna vorſichtig.

Aus Deutſchland! wiederholte er, vor Freude faſt ſchreiend.

Der Herr kommt aus Deutſchland, aus Böhmen, iſt dein Landsmann! fuhr ſie langſam fort, indem ſie vorſichtig, doch freudig die Ueberraſchung beobachtete, die ſich in allen Zügen, in der ganzen Geſtalt des alten Mannes ausdrückte.

Er ſtand regungslos da; nur die Arme bewegte er und ſtreckte ſie mir mechaniſch entgegen. Er wollte ſprechen und konnte nicht, er wollte auf mich zugehen und war keines Gliedes mächtig. Endlich kam eine Art Stammelns hervor. Tuna und mir wurde bange, denn die Aufregung des alten Mannes ſchien ganz außerordentlich. Um ihn zu ſich zu bringen, faßte ich eine der dargereichten Hände mit meinen beiden und ſagte: Ihre Enkelin meinte, es werde Ihnen Freude machen, einen Landsmann zu ſprechen.

O Herr! ſeufzte er aus tiefſter Bruſt auf, drückte mir die Hände krampfhaft und tappte dann nach dem Steine zurück, auf dem er vorhin geſeſſen hatte. Wie gebrochen, ſank er dort zuſammen. Tuna kniete neben ihn nieder und ſtreichelte und überhäufte ihn mit den zärtlichſten Liebkoſungen. Er drückte ihren Kopf an die Bruſt und fing laut zu weinen an; Tuna weinte mit ihm. Der große Schäferhund aus den Pyrenäen, der unruhig die ganze Szene mit angeſehen hatte, ſchlug an und maß mich mißtrauiſchen Auges. Tuna beruhigte ihn, und er legte ſich vor ſeines Herrn Füße.

O Herr, ſagte dieſer, wieder zu mir gewendet und in deutſcher Sprache, verzeihen Sie der Schwäche eines alten Mannes. Bald ſind es vierzig Jahre, ja vierzig Jahre, daß ich kein deutſches Wort gehört habe. Hätte ich nicht mit mir allein geſprochen, und hätte ich nicht meine Lieder geſungen, ich würde die Sprache meiner Mutter wohl längſt vergeſſen haben.

Nach dieſen traurig ausgeſprochenen Worten etwas ruhiger, deutete er mit der Hand, daß ich mich neben ihn ſetzen ſolle, und ſchob vorſorglich ſeine Sammtjacke hin, um mir einen weichen Sitz zu bereiten. Er bat mich, etwas von der Heimat zu erzählen, und ich erzählte ſo viel als möglich; doch verſchwieg ich, daß ich ſie ſelbſt ſchon vor mehreren Jahren verlaſſen habe, um meinen Mittheilungen nichts von den ihm wohlthätigen Reizen zu benehmen. Oft unterbrach er mich mit Ausrufungen, wie: O Das kenne ich! da bin ich oft geweſen! — wer hätte Das geglaubt vor vierzig Jahren! — wie ſich die Dinge ſchnell ändern! — ich werde Das wohl nie wiederſehn! Er fragte mich dann um Namen und Reiſezweck und verlangte von Tuna, daß ſie ihm den Fremdling genau beſchreibe. Tuna that es lachend, indem ſie mich ſo gut, als es in Worten ging, von Kopf bis zu Fuß abmalte.

Verzeihen Sie, ſagte der Alte, verzeihen Sie die Freiheit, die ich mir nehme. Landsleute ſind in der Fremde wie Anverwandte. Ich heiße Wilhelm Hille und bin aus dem Petſchauer Thale, unweit von Karlsbad; hier im Flecken nennt man mich nur den blinden Wilhelm. Ich bin auf ganz andere Weiſe hieher gekommen als Sie.

O, ſagte ich, ich weiß es ja, wie böhmiſche Muſikanten die Welt durchziehen und in den verſchiedenen Ländern ſitzen bleiben. Es gibt ihrer überall, in Schweden, in Amerika, in Spanien.

Nein, ſagte der Blinde, bei mir war's anders. In meiner Jugend, als Junge von vierzehn Jahren, bin ich auch mit vielen Kameraden in die Welt gelaufen und habe in aller Herren Ländern aufgeſpielt. Am Längſten bin ich in Deutſchland herumgezogen, in Sachſen, in Weſtfalen, am Rhein, in Schwaben, und da habe ich nach und nach alle die ſchönen Lieder gelernt, die wir im deutſchen Böhmen ſo ſelten zu hören bekommen. Dann aber war ich auch in Dänemark, in Schweden und in Holland. Ich war ſchon weit über die Zwanzig, als ich wieder nach Hauſe kam und mir mit der Erſparniß ein Häuschen bauen wollte. Aber da brach eben der Krieg aufs Neue aus, und ſie ſteckten mich unter die Soldaten, und weil ich ſo viele Inſtrumente ſpielte, wurde ich als Hoboiſt, zu meiner größten Freude, der Regiments-Muſik beigegeben. Wir zogen mit der Armee in Frankreich ein, und unſerm Regiment wurde Lyon als Garniſon angewieſen. Da brachen in Nimes die Unruhen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten aus, und weil die meiſten Soldaten nach dem Falle des Kaiſers deſertirt waren und die noch übrigen bezwungen oder maſſakrirt wurden, rief der Herzog von Angouleme die Oeſterreicher aus Lyon zur Hülfe. Viertauſend

Mann marſchirten dahin; der größte Theil beſetzte Nimes und vertrieb die Ruheſtörer, die von Katholiken und Proteſtanten gleich ſehr gehaßt waren. Einige hundert Mann und mit ihnen die Regimentsmuſik blieben in Uzès, welches ruhig war. Aber die Räuber, welche ſich Verdets nannten, durchzogen nun das offene Land und griffen die nur ſchwach oder gar nicht beſetzten Orte an. So kamen ſie eines Tages auch nach Uzès; an ihrer Spitze ſtand der ſchreckliche Böſewicht Graſſan, der auch Quatretaillon oder der vierfache Henker hieß. Sie plünderten, mordeten und legten Feuer an; Katholiken oder Proteſtanten, Alles war ihnen gleich. Da war aber ein guter Mann und Prieſter, der Abbé Pathien, dem das Weſen der Verdets ein Gräuel war. Er ſuchte die erſchrockenen Einwohner zu ſammeln und forderte auch die Oeſterreicher auf, ſich an ihn anzuſchließen und die Räuber zurückzuſchlagen. Das thaten die Oeſterreicher, und wir Muſikanten liefen mit. Den guten Abbé an der Spitze, ſchlugen wir Quatretaillon bald aus der Stadt; nun aber verbreiteten ſich ſeine Banden in der Umgegend; wir erfuhren es und eilten in einzelnen Haufen hinaus. Aus einem einſam ſtehenden Landhauſe kam uns Geſchrei und Hülferuf entgegen, obwohl das Haus, wie es das Marienbild über der Thür anzeigte, von Katholiken bewohnt war. In der Thür ſtand ein Mädchen, das allein den Eingang gegen fünf Verdets vertheidigte. Ihr Geſicht war todtenbleich, das Haar zerrauſt, die Kleider in Unordnung. Auf der Bruſt trug ſie bereits eine Wunde, und das Blut floß in Strömen herab — dennoch hielt ſie ſich aufrecht mit der einen Hand an den Pfoſten und ſtieß mit der anderen die heranſtrömenden Räuber zurück.

Sehen Sie, lieber Landsmann, unterbrach hier der Alte ſeine Erzählung, ſehen Sie hier meine Tuna an; alle Leute ſagen, daß ſie jenem heldenmüthigen Mädchen ähnlich iſt; jenes Mädchen war ihre Großmutter und hieß wie ſie Tuna oder Marqueſuna. — Wie glücklich wäre ich, könnte ich in dieſes Geſichtchen ſehen! ſagte er zärtlich, indem er Tuna's Kopf in beide Hände nahm und ſich hinabbeugte, als könnte er wirklich in das ſchöne Antlitz des jungen Mädchens ſchauen.

Der Alte fuhr fort: Eben da wir ankamen, legte Einer ſein Feuerrohr auf das Mädchen an; ich ſchlug es ihm aus der Hand und ihn ſelbſt mit einem Säbelhieb zu Boden. Bei unſerem Anblicke flohen die anderen Verdets, und das Mädchen ſtürzte kraftlos und ohnmächtig zuſammen. Ich trug ſie ins Haus, während meine Gefährten die Verdets verfolgten. In der Stube fand ich eine vornehme Familie, aus einer Dame und einigen Kindern beſtehend. Tuna, das Kindermädchen, hatte ſie vertheidigt. Ihnen übergab ich die Verwundete und wollte meinen Kameraden folgen; ich konnte nicht. Ich konnte das Mädchen nicht verlaſſen, ſo lange die Wunde blutete und ſo lange ſie die Augen nicht aufſchlug. Ihr erſter Blick dankte mir für die Errettung, und dann konnte ich wieder nicht gehen. — Wozu die lange Geſchichte, Herr? Ich kam jeden Tag und verbrachte ganze Tage bei der holdſeligen Tuna. Die Wunde war nicht tödtlich, ſie ſchloß ſich bald, und Tuna genas unter meiner und der Familie zärtlichen Pflege. Da verbreitete ſich das Gerücht, daß die Oeſterreicher Uzès verlaſſen würden, und aus allen Dörfern, Flecken und Städten floh man ins Gebirge der Cevennen, wo man ſich vor den Verdets weniger glaubte fürchten zu müſſen. Auch Tuna zog mit ihrer Herrſchaft in die Gebirge. Die Dörfer waren nicht groß genug, um alle Flüchtlinge zu beherbergen, ſo wohnten ſie unter Zelten auf Feldern, in Weingärten, auf den Bergplateau's und ſtellten Wachen aus, welche die ganze Umgegend beobachten mußten. Da ſie in großer Anzahl verſammelt und die Eingänge in die Thäler leicht zu vertheidigen waren, ſo kamen auch die Verdets nicht, und die Flüchtlinge lebten in Frieden — Katholiken und Proteſtanten mit einander. Die Regimentsmuſik hatte in jener Zeit wenig zu thun, und ich wanderte, mit und ohne Urlaub, jeden Morgen früh einige Stunden weit ins Gebirge zu den Flüchtlingen und kam erſt ſpät in der Nacht zurück. Um den Flüchtlingen eine Freude zu machen, wohl auch um Tuna meine Kunſt zu zeigen, nahm ich Flöte und Klarinette mit, und die Jungen tanzten nach meiner Muſik. Ich war ein gern geſehener Gaſt und fühlte mich wohl bei den Verfolgten und glücklich bei Tuna. Bald blieb ich Tage und Nächte lang draußen, und immer ſchwerer wurde es mir, von Tuna ins Standquartier zurück zu kehren. Ich durfte mir Manches erlauben, denn der Hauptmann nahm es mit den Muſikanten nicht genau. Wie ich aber einmal nach Uzès zurückkomme, war die öſterreichiſche Garniſon ab und nach Nimes gezogen, um ſich mit dem Hauptkorps zu vereinigen. Von dort aus ſollten ſie zuſammen über die Rhone wieder nach Lyon und endlich von Lyon aus nach Oeſterreich zurückmarſchiren. Ich konnte nicht nach, ich wußte ja nicht, ob mir Tuna folgen wollte. Das mußte ich erſt wiſſen, und ich ging wieder ins Gebirge. Aber ich hatte nicht den Muth, ſie darum zu fragen, und ſo vergingen Tage um Tage, und endlich erfuhr ich, daß das Regiment nach Lyon abmarſchirt ſei. Ich war beſtürzt, doch dachte ich mir, daß ich wohl noch vor Abzug der Truppen mit Tuna in Lyon eintreffen und mit leichter Strafe davon kommen könnte, wenn ich mich ſelber ſtellte, und daß ich dieſe Strafe mit Freude für Tuna tragen würde. Wenn ich ſie nur anſah, war aller Kummer, waren alle Sorgen dahin. Wir Muſikanten ſind ein ſo leichtes Volk. Und wie die Tage vergingen, wurde auch meine Sorge immer geringer, und einmal als beim Brande eines Dorfes, den die Verdets angelegt hatten, meine öſterreichiſche Uniform zu Grunde ging und ich gezwungen war, die Tracht der Leute aus dieſem Lande anzulegen, kam ich mir gar nicht mehr wie ein öſterreichiſcher Soldat vor. Zur ſelben Zeit wurde ich in den öffentlichen Blättern vom öſterreichiſchen Kommando als Deſerteur ausgeſchrieben; das fiel mir ſchwer aufs Herz. Tuna ſagte mir, ich ſolle tiefer ins Gebirge gehen, in das Dorf, wo ihre Eltern wohnten, und ſie wolle mir bald nachfolgen. Dieſe Verſicherung entſchied, und ich ging ins Gebirge. Ich erinnerte mich noch ganz genau, daß ich auf dem ganzen Wege, die ganze Nacht immer die Worte ſang:

Gute Nacht, ihr Offizier,
Korporal und Grenadier,
Und Grenadier.
Ich ſchrei mit heller Stimm',
Von Euch ich Urlaub nimm,
Ja, Urlaub nimm.

Doch war mir's ſchwer, ein Deſerteur zu ſein, wenn ich auch nie ein rechter Soldat geweſen bin. Aber ich ergab mich drein, als ich hörte, daß die Oeſterreicher aus Lyon fort waren, und als eines Tages Tuna mit ihrem Bündel bei den Eltern ankam und zu mir ſagte: „Du haſt mir das Leben gerettet, du haſt mir deine Heimat aufgeopfert; ich liebe dich und will dein Weib ſein.“ — Ich konnte nicht recht an mein Glück glauben; es war immer, als ob mich der Soldaten-Eid früher oder ſpäter doch zurückziehen müſſe, als ob ich an die Ferſe der Oeſterreicher mit eiſernen Ketten gebunden wäre. Von den Nachſuchungen der franzöſiſchen Behörden hatte ich nichts zu fürchten, denn die drückten die Augen zu und lieferten keinen Deſerteur aus; dennoch ſang ich mir immer, ſo oft ich Tuna anſah:

Wohl heute noch und morgen
Da bleibe ich bei dir;
Wenn aber kommt der dritte Tag,
So muß ich fort von hier.

Der blinde Wilhelm ſchwieg. Er ſchien alter Zeiten zu gedenken und mich und die ganze Umgebung zu vergeſſen. Dieſes Schweigen will ich benutzen, um dem Leſer dieſer wahrhaftigen Geſchichten eine Erklärung abzugeben. Es muß ihm auffallen, daß ich, höchſt unklug, wie es ſcheint, Enkelin und Frau des blinden Wilhelm mit demſelben Namen benenne und ſo vielleicht Unklarheit und Verwechſlung verurſache. Ich thue das einmal, weil die hier genannten Perſonen wirklich ſo hießen, dann, um den Lokalbräuchen der Schauplätze, auf denen dieſe Geſchichten ſpielen, keinen Abbruch zu thun. Es iſt nämlich im ſüdlichen Frankreich beim Landvolke ſeit uralter Zeit hergebracht, daß ſich der Name der Mutter immer auf die älteſte Tochter forterbt. So kommt es, daß derſelbe weibliche Name faſt in jedem Hauſe zweimal, oft dreimal vorkommt. Man unterſcheidet ſeine Trägerinnen dann nur durch verſchiedene Diminutive. Heißt die Großmutter Marqueſuna, dann nennt man ihre Tochter Quiſuna und ihre Enkelin Tuna. Stirbt die Großmutter, dann nimmt die ihr nächſte Generation ihren vollen Namen in Beſitz, ſo wie auch die zunächſt folgende zum erſten Grade der Verkleinerung vorrückt. Nur wenn die Jüngſte in der Reihe der Kindheit noch nahe iſt, behält ſie ihr kleinſtes Diminutiv, das man wohl auch aus Zärtlichkeit einer älteren Perſon gibt. So hatte Tuna, wie wir bald erfahren werden, längſt das Recht, den ganzen ſonoren Namen Marqueſuna zu tragen — aber weil ſie ſein holdſeliges Enkelein war, ließ ihr der Großvater ihren kindlichen.

Nicht ſo lange als dieſe Erklärung dauerte das Schweigen des Alten. — Mein Weib, fuhr er fort, machte mich doch bald Oeſterreicher und Eid vergeſſen. Aus den Weiſen, die ich vor mich hinbrummte oder auf der Klarinette blies, errieth ſie jedes Mal, welcher Kummer mich bedrückte, und ſie verſtand es, ihn zu vertreiben. Ich nährte mich gut mit meiner Muſik, denn ich war der einzige Muſikant im Gebirge, und Quiſuna gab mir bald ein liebes Töchterlein. Vaterland und Eid waren vergeſſen, ich war ſo glücklich. Da fing ein Unheil an, das . . .

Hier unterbrach ſich der Alte wieder in ſeiner Erzählung, indem er ſich mit der folgenden ſonderbaren Frage an mich wandte: Herr Landsmann, haben Sie wohl ſchon jemals Klarinettiſten geſehen, die gute, ſehende Augen hatten?

Doch wohl! antwortete ich und unterdrückte ein Lächeln.

Ich auch! ſagte der Alte ganz ernſthaft, ich habe ihrer auch geſehen, aber nicht viele. Es ſcheint ein Fluch auf dieſem Inſtrumente zu liegen. Es iſt faſt das einzige Inſtrument, das Blinde lernen, und wer es mit ſehenden Augen lernt, der wird blind. So iſt es mir ergangen. Kaum zwei Jahre nach meiner Hochzeit wurden meine Augen ſchwach und immer ſchwächer;

kein Arzt und keine Brille half. Da rieth man mir, eine Wallfahrt hieher an das Grab meines Schutzpatrons, des heiligen Guilhem oder Wilhelm, zu machen und ihn um Heilung meiner Augen anzuflehen. Ich machte mich auf den Weg; mein Weib mußte mich führen, obwohl ſie ihr Kind auf dem Arme trug. Die Reiſe durch das Gebirge dauerte über eine Woche; die Anſtrengung, die Hitze hatten das Ihrige gethan, und ich war blind, bevor ich das Grab meines Schutzpatrons erreichte. Blind kam ich hier an, und ich war noch in den beſten Jahren. Mein Schickſal fand großes Mitleid in St. Guilhem le Déſert; es fand ſich auch, daß Herr Grenier, der größte Proprietär des Ortes, ein Anverwandter der Familie war, bei welcher mein Weib gedient hatte, und in Erinnerung an den Dienſt, den ſie bei Vertheidigung des Hauſes den Verwandten geleiſtet, und an die Wunde, an deren Folgen ſie von Zeit zu Zeit noch immer litt, räumte er uns das alte Haus an der Kirche zur Wohnung ein. Was ein Weib kann, habe ich damals erfahren; mein Weib war mein Augenlicht und mein Stab, meine Hand und mein Fuß. Sie arbeitete bei Herrn Grenier und nährte das Kind und mich, da ich der Blindheit wegen nicht mehr umherziehen konnte, um mit meiner Muſik etwas zu gewinnen. Herr, ich will Ihnen nicht lange erzählen vom Unglück der Blindheit, wie es mich Anfangs bedrückte, und auch nicht von dem größeren Unglück, das mich nur wenige Jahre darauf betraf. Die beſtändige Arbeit und die Folgen der Wunde, die ſie tiefer verletzt hatte, als wir Anfangs geglaubt, zehrten an meinem Weibe, ohne daß ich blinder Mann es merkte, und ehe ich auf mein Elend nur in Gedanken vorbereitet war, lag Tuna auf der Bahre. Meine Tochter heirathete ſchon mit ſechzehn Jahren — man heirathet früh in dieſem Lande — einen braven Mann, einen Weber aus St. Guilhem; die Geburt dieſes Kindes, das mir hier zu Füßen ſitzt, gab ihr den Tod. So traf mich das Unglück Schlag auf Schlag. Das Kind hatte noch nicht ſechs Jahre, als mir es der Vater als Führer gab; er ſelbſt ging nach Aniane, um daſelbſt in der Fabrik zu arbeiten, da dieſe Fabrik alle Weber des Ortes brodlos machte. Ich hatte indeſſen, wie ich oft in meinem Elend einſam zwiſchen den Felſen umherkroch, trotz meiner Blindheit alle Pfade auf dieſen Bergen kennen gelernt, und Herr Grenier konnte mir ſeine Schafe anvertrauen, die ich ſo abrichtete, daß ſie meiner Flöte folgten. Abends unterrichtete ich meine kleine Tuna in Geſang und Harfenſpiel und habe aus ihr die Freude des ganzen Landes gemacht. So ſind mir vierzig Jahre hingegangen in Glück und Jammer. Alles wollte ich ruhig und geduldig hinnehmen, wenn mir nur Ein Wunſch, nur Einer erfüllt würde.

Welcher Wunſch? fragte ich.

Wir wollen noch darüber ſprechen, ſagte der Alte in einem Tone, als fühlte er eine gewiſſe Angſt, davon anzufangen — wir wollen noch darüber ſprechen, und ich will mich mit Ihnen als meinem Landsmann berathen. Sie wohnen ja bei mir; Sie müſſen bei mir wohnen, ich muß das Glück haben, einen Landsmann unter meinem Dache zu beherbergen. Heute Abends wollen wir plaudern. Sie ſind ja nicht meinetwegen nach St. Guilhem gekommen, ſondern wohl um das Kloſter anzuſehen. So bitte ich Sie um Verzeihung, daß ich Sie mit meiner Geſchichte um Ihre Zeit gebracht habe. Ich konnte nicht anders: es iſt mir, als hätte ich zu einem lieben Verwandten nach ſpätem Wiederſehen geſprochen über Vieles, was mich drückte — ſo leicht iſt mir. Ich bitte Sie noch einmal um Verzeihung.

Ich drückte ihm die Hand, verſprach, Abends bei ihm einzukehren, und ging leiſe fort, um Tuna nicht zu wecken, die während der Erzählung, von der ſie wohl kein Wort verſtanden hatte, das holde Köpfchen auf das Knie des Großvaters gelehnt, eingeſchlafen war.

Die Kloſter-Ruinen mit ihren altehrwürdigen Gängen und Galerien, die wohlerhaltene Kirche mit ihren jüngeren, doch nicht minder maleriſchen Nebengebäuden, der große Platz vor der Kirche mit ſeinen Bauernhäuſern, welche alten kleinen Herrenſitzen gleichen, gaben mir den Reſt des Tages hindurch volle Beſchäftigung und reichen Genuß. Das Buch von Laurens und Renuvier war mir ein bequemer und lehrreicher Führer. Erſt als ich nicht mehr darin leſen konnte, merkte ich, daß die Dämmerung und, ihr ſchnell auf dem Fuß, die Nacht hereinbrach. Es war Zeit zum Einkehren, und ich ging in die Wohnung des blinden Wilhelm.

Die Halle war von einer irdenen Ampel beleuchtet, die in der Mitte von der Decke herabhing. Doch ſtand noch auf dem Tiſche eine andere, antik wie jene geformt, getragen von einem hohen dreifüßigen Geſtelle aus gebranntem Thon. Dieſe wurde erſt bei meinem Eintritt von Tuna angezündet und beleuchtete ein bereitetes Mahl. Der Alte, der im Winkel hinter dem Tiſche ſaß, ſtreckte mir die Hand zum Gruße entgegen und lud mich ein, mir es bequem zu machen und mich am bereiteten Mahle zu ſtärken. Es hatte, wie das Mahl des ärmſten Mannes im ſüdlichen Frankreich, in den Augen des Nordländers einen reichen und zugleich griechiſch-antiken Charakter, denn es beſtand, neben dem kalten Fleiſche, aus edlen, freilich dießmal, der frühen Jahreszeit wegen, nur getrockneten Früchten, aus Oliven in Oel, aus Weinmuß, wie ihn die homeriſchen Helden genoſſen, aus trefflich duftenden Schaf- und Ziegenkäſen — alles Das auf irdenen, aber anmuthig geformten Schüſſeln. Zwiſchen dieſen ſtanden die zwei ſchlanken, irdenen, faſt etruriſch geformten Vaſen oder Krüge mit Henkeln, deren einer dunklen Wein, der andere friſches Quellwaſſer enthielt. Das heilige Brod lag in der Mitte von alldem auf der nackten Tiſchplatte. So wie ich mich hinſetzte, ſtellte ſich Tuna, gleich einer Sklavin, nach der Sitte des Landes, die den Frauen verbietet, ſich mit den Männern an den Tiſch zu ſetzen, hinter meinen Stuhl, um mich zu bedienen und eine Schüſſel nach der anderen hinzureichen. In der Hand hielt ſie ein Henkelkrüglein mit Oel, um dieſes, ſobald ich eine Olive aus der Schüſſel auf meinen Teller nahm, über die Frucht zu gießen. Sie ſtellte es nur dann hin, wenn ich mein Glas geleert hatte und eine neue Miſchung von Wein und Waſſer nöthig war.

Erſt als gegen Ende des Mahles ein junger Mann in die Stube trat, wurde ſie etwas zerſtreut. Sie nickte ihm vertraut, und er grüßte wieder, ſetzte ſich aber, um ſie in ihrem Geſchäfte nicht zu ſtören, ſchweigend in einen Winkel und legte den breiten Bauernhut vor ſich hin auf den Tiſch. Er trug das dunkelblaue Wollhemd der ſüdfranzöſiſchen Landleute, die rothe Schärpe um den Leib und die ſchwarze Mancheſterhoſe. Das ſchwarze, kurz geſchnittene Haar ließ eine braune breite Stirn, dunkelſchwarze Augen, überhaupt ein ſchönes braunes Geſicht ſehen. Der Alte erkannte ihn am Schritt und rief ihm zu: Sind die Schafe wohlverſorgt, Denis?

Ja, Païré (Vater und Schaffner), antwortete der Jüngling mit ziemlichem Reſpekt.

Iſt das kranke wohl verbunden?

Ja, Païré.

Warum kommſt du heute ſo ſpät? fragte der Alte weiter.

Ich wußte nicht, daß Tuna ſchon zurück iſt, antwortete Denis naiv.

Ich konnte es dir nicht ſagen laſſen, entſchuldigte Tuna, zu ihm gewendet — erſt war ich mit dem Großvater auf dem Berge, dann mußte ich das Eſſen für dieſen Herrn, unſern Gaſt, beſorgen.

Denis ſah mich an, dann wandte er auf Tuna einen fragenden Blick.

Ein Landsmann Großvaters! ſagte ſie.

Bei dieſen Worten legte ſich Denis' Stirn in Falten; die Ankunft eines Landsmannes ſchien ihm nicht zu behagen.

Indeſſen war das Mahl beendet. Tuna trug ſchnell ab, dann eilte ſie auf Denis zu und reichte ihm die Hand, in die er herzlich einſchlug, und ſetzte ſich zu ihm. Das Paar fing leiſe an zu plaudern, während der blinde Wilhelm ſich zu mir wandte und, wie es ſchien, über Mancherlei nachdachte, das er mir zu ſagen hatte. Es kam mir vor, als müßte ich ihm helfen, und ſo begann ich: Mein Landsmann, Sie wollten mir etwas ſagen; was iſt es? Um was handelt es ſich? Sprechen Sie ohne Scheu, aber ich bitte, es in Patois zu thun, da es mich genirt, vor dieſen zwei Landeskindern in ihnen unbekannten Worten zu ſprechen.

Wohl, mein Landsmann, antwortete Wilhelm in der Sprache des Landes, das iſt mir ganz recht, denn ich will, daß mich Tuna verſtehe und daß ſie vernehme, wie ſehr jeder Unparteiiſche ihr Benehmen gegen mich mißbillige.

Bei dieſen Worten erhob ſich Tuna raſch von ihrem Sitze, eilte dem Tiſche zu und ſetzte ſich mir gegenüber. So that auch Denis. — Ja, ſagte Tuna mit Kraft, während ſich ihre Wangen rötheten, ja, das will ich vernehmen! — Es war, als fühlte ſie ein Unrecht, das ihr widerfuhr, und als bereitete ſie ſich zu einer Vertheidigung.

Tuna, ſagte ich, ſieht mir nicht ſo aus, als könnte ſie ſich gegen ihren blinden, alten Großvater ſchlecht benehmen. Sie hat einen guten, herzlichen Blick, die kleine Tuna.

Denis ſah mich mit einem dankbaren Lächeln an, während er die Hand Tuna's faßte und ſie herzlich drückte. Gewiß, ſagte er, Herr, Sie haben Recht.

Schweige du, Denis, ſagte der Alte ſtreng, du biſt parteiiſch in dieſem Streite zwiſchen mir und Tuna. — Dann, zu mir gewendet, fuhr er fort: Herr, Tuna iſt ein gutes Kind; es iſt nichts auf der Welt, was ich ſo liebe, wie ſie. Sie hat ein Herz, ſo gut, wie das Herz ihrer Mutter und Großmutter. Sie iſt mein Alles, der Troſt meines Alters und das Auge meiner Blindheit. Aber in Einem iſt ſie verſtockt, in Einem ſetzt ſie mir ſo harten Sinn entgegen, daß ich verzweifeln muß, meinen liebſten Wunſch je erfüllt zu ſehen.

Hören Sie ihm aufmerkſam zu, ſagte Tuna zu mir — ich weiß, was er ſagen wird.

Sprich, alter Landsmann, rief ich halb ſcherzend dem Blinden zu, indem ich das Geſicht eines ernſten Schiedsrichters annahm.

Ich habe Sie, fuhr der Blinde fort, ich habe Sie heute Nachmittag nicht länger mit meiner unglücklichen Geſchichte langweilen wollen. Erlauben Sie mir jetzt, Ihnen weiter zu ſagen, wie es nach dem Tode meines Weibes und meines Kindes mit mir wurde. Allein in der Welt, allein mit dieſem Kinde, umgeben von Bergen, Häuſern, Menſchen, die ich nicht kannte, die ich nie geſehen hatte, fingen meine Gedanken an rückwärts zu fliegen, zurück in die Zeit meiner Jugend und zurück in die Berge, in denen ich geboren bin; Tage lang, Nächte lang (denn mir ſind ja Tag und Nacht gleich) dachte ich an nichts Anderes, als an die Heimat. Was früher, ſo lange mein Weib lebte und als ich noch ſah, in meinem Gedächtniſſe verwiſcht war, wurde wieder friſch; ich erinnerte mich an jedes Haus, an jeden Baum, an jeden Strauch, und das ganze Thal ſah ich immer im ſchönſten Frühlingslichte, wie es an dem Tage war, als ich es zum letzten Male verließ. Eine ſchreckliche Sehnſucht bemächtigte ſich meiner; ich konnte nichts Anderes denken, und wenn ich endlich müde und matt einſchlief, ſah ich Alles noch ſchöner als im Wachen. Im Traume ſah ich, wonach ich mich wachend ſehnte. Freilich erwachte ich manchmal in Angſtſchweiß gebadet, weil die Träume meiſt traurig endeten — denn immer kam es mir vor, als ob ich, der Deſerteur, entdeckt würde. Ich floh, ſie holten mich ein, ſie ſtellten mich vors Regiment, ſie erſchoſſen mich.

Der Alte ſeufzte tief auf und fügte dann die deutſchen Worte des Volksliedes hinzu:

Ach, in Trauern muß ich ſchlafen gehn,
Ach, in Trauern muß ich früh aufſtehn,
In Trauern muß ich leben meine Zeit,
Dieweil ich nicht kann haben, was mein Herz erfreut.

So ſang der Muſikant die Zeilen des deutſchen Volksliedes; ich aber, als ich den alten Wilhelm anſah, der traurig wie dieſe Worte, ſtumm und gebrochen vor mir ſaß, ich dachte an Dante, was er in ſeiner Abhandlung über die Beredtſamkeit ſagt: „Mit allen Unglücklichen fühle ich Mitleid, vor allen aber mit jenen, die, vom Exile betroffen, ihr Vaterland nur in ihren Träumen ſehen.“

Nach einer langen Pauſe, während welcher der herausfordernde Ausdruck auf Tuna's Geſichte einem milderen, mitleidsvollen gewichen war, nahm der blinde Wilhelm wieder das Wort. Beſonders im Frühlinge, ſagte er, wurde mir wehe; ich wollte fort, ich wollte heimwärts wandern und war durch meine Blindheit wie angeſchmiedet. Deſto verhaßter wurde mir das Land, an das ich gebunden war. Gott verzeihe mir's, ich haßte die Menſchen, ich haßte das Vieh, ich haßte die Frucht des Baumes und des Feldes, den Duft der Blumen und den Geſang des Vogels, ich haßte Alles, was hier heimiſch war, was aus dieſem Boden entſtand und was er nährte. Jede Speiſe und jede Frucht, die dieſes Land vor dem meinigen voraus hatte, ward mir zuwider, die Feige, das Oel, der heiße Wein. Selbſt die fremde Sprache mochte ich nicht hören, und ob auch genug getrennt von den Menſchen durch meine Blindheit, floh ich ſie doch noch, um ihren fremden Laut nicht zu hören, und ſang und ſagte mir in der Einſamkeit meine deutſchen Lieder vor. Endlich wurde ich krank. Ich hatte Niemanden, als Tuna, die damals ein Kind von kaum eilf Jahren war. Ihr allein konnte ich klagen, was die Urſache meiner Krankheit war. O, ſie war ein gutes Kind; ſie ſaß Tage lang an meinem Bette und hörte, oft weinend, meinen Klagen zu. Da ſprach ſie einmal, und es war, als hätte es ihr ein guter Engel eingegeben, da ſprach ſie und fuhr mir dabei mit der kleinen Hand über die Wange: „Großvater,“ ſagte ſie, „ſei ruhig und klage nicht; wenn ich erſt groß bin, führe ich dich nach Deutſchland zurück. Ich werde vor den Leuten die Harfe ſpielen und ſingen, und wir werden uns bis in dein Dorf ſchon durchſchlagen.“ — Herr, dieſes Wort gab mir die Geſundheit zurück. Stramm ſtand ich wieder auf meinen Füßen; das Herz voll Hoffnung, lehrte ich dem Kind, was ich von Muſik wußte, und unterbrach meine Lehre manchmal nur, um mit ihr von unſerer Wanderung zu plaudern.

Sie lernte ſchnell, und ſchnell, ſchien es mir, gehe die Reiſe heimwärts. Mit Geduld wartete ich, und meine Sehnſucht wurde milder. Nun iſt die Zeit gekommen, ſie iſt herangewachſen, ſie läuft mit der Harfe im Arm ſtundenweit und allein ins Gebirge, nun iſt die Zeit da.

Bei dieſen Worten ſtand der Blinde auf, ſchüttelte die grauen Locken aus dem Geſichte, ſtreckte die Hand aus und rief mit lauter und zorniger Stimme: Und ſie bricht mir das Wort, ſie läßt mich vergehen in der Sehnſucht nach meiner Heimat — ſie will mich nicht dahin führen!

Tuna war von dem Zorne in Wort und Geberde viel weniger erſchrocken, als ich; im Gegentheil athmete ſie auf, als die Anklage gegen ſie heraus war. Sie wandte ſich zu mir und ſagte ſanft, aber beſtimmt und entſchloſſen: Wie der Großvater ſein Land, ſo liebe ich das meine. Ich bin keine Deutſche, wie er mir immer einreden will, ſondern eine Languedokerin. Nicht wahr, Herr, alle deutſchen Mädchen haben blonde Haare und blaue Augen? ſehen Sie, ich bin ganz ſchwarz, meine Haare, meine Augen ſind pechſchwarz. Ich kann mir nicht denken, daß ich in einem andern Lande leben könnte. Doch thäte ich, was der Großvater will — aber ſagen Sie, ob es möglich iſt, mit einem alten, blinden Manne die lange, lange Reiſe zu Fuße zu machen! Den Wagen zu bezahlen, haben wir kein Geld; muß ich nicht fürchten, ihn in ſein Grab zu führen, wenn ich mit ihm fortziehe, erſt durch die heißen Thäler des Südens, dann durch die Schneeländer des Nordens?

Sehen Sie, rief der Blinde bitter darein, ſehen Sie, ſo ſtellt ſie ſich unſer Land vor, ſo thöricht wie alles Volk in dieſem Lande! Sobald man über die Berge kommt, glauben ſie, fängt ein kaltes, rauhes, ſchnee- und eisbedecktes Land an, ſo eine Wildniß, von Raubthieren und wilden Menſchen bewohnt! Thörichtes Kind, rief er Tuna zu, hier iſt es wild, hier, wo die Sonne jedes Gräschen verbrennt und die Berge kahl ſtehen und ohne Erdreich, und nirgends ein Schatten iſt für den Wandersmann oder den Hirten; hier iſt es wild, denn hier kommen im Winter die hungrigen Wölfe bis vor das Gemeindehaus in jedem Dorfe. Viel Aberglaube iſt noch hier, die Menſchen wiſſen nichts von der Fremde und kennen keine Muſik und leſen nicht in den Büchern. In Deutſchland iſt es ſanft wie ein Schatten und friſch wie ein kühles Waſſer. Die Sonne ſcheint milde und verbrennt nicht Menſchen und Bäume, und wenn es ſchneit, ſitzen wir am warmen Herd und erzählen von fremden Ländern und ſingen Lieder und haben wohl auch manches alte Buch, daraus zu leſen von den Wundern der Welt.

Aus ſeinen blinden Augen floſſen zwei große Thränen herab. Er ſetzte ſich wieder hin und lehnte den Kopf in beide Hände. Wir ſchwiegen alle; Tuna zuckte die Achſeln und wies auf ſein graues Haar und ſah mich an, als ob ſie ſagen wollte: Iſt es möglich, mit dieſem alten gebrechlichen Manne die beſchwerliche Reiſe zu unternehmen? Durch das offene Fenſter drang das Lied der Nachtigall, die in dem nahen Kloſterhofe niſtete. Der Alte, der den Kopf voll deutſcher Volkslieder hatte, murmelte vor ſich hin:

Nachtigall, ich hör' dich ſingen,
Das Herz möcht' mir im Leib zerſpringen,
Komme doch und ſag' mir wohl,
Wie ich mich verhalten ſoll.
Nachtigall, wo iſt gut wohnen?

Es war ganz traurig in der Stube. Der Alte brütete, Denis ſaß mit verſchränkten Armen und düſter da, immer Tuna beobachtend und mit Angſt erwartend, was ſie antworten werde. Dieſe brach endlich in einen Strom von Thränen aus und rief: Ich kann nicht! ich kann nicht!

Ich weiß es! ſagte der Alte darauf — du kannſt nicht! Tuna, Tuna, Alles, was du da von den Mühen der Reiſe geſagt haſt und von wilden, kalten Ländern, alles Das kommt dir nicht von Herzen, — es iſt erfunden und nur eine Ausrede; denn du haſt Muth genug und würdeſt etwas wagen für deinen alten, blinden

Großvater. Dieſer hier, rief der Alte, indem er die Hand gegen Denis ausſtreckte, dieſer iſt Schuld daran, daß du mich aufgibſt.

Ich ſah Duna an; ſie ſchlug die Augen nicht nieder, ſondern lächelte heiter und ließ es geſchehen, daß Denis bei den Worten des Alten die Arme um ſie ſchlang und ſie ſanft an ſich drückte.

Ich fühlte, daß nun die Zeit gekommen war, wo ich meinen Urtheilsſpruch fällen ſollte, und war in großer Verlegenheit. Das kranke Gemüth des Alten wollte geſchont ſein, und doch mußte ich Duna Recht geben, die mit vielem Zartſinne bei ihrer Vertheidigung wenig Nachdruck auf ſein Alter und ſeine Gebrechlichkeit gelegt hatte. Ich ſagte mir, daß ich, wie ein Arzt bei einem Kranken, härter und energiſcher werde verfahren müſſen, um den Alten von ſeinen Heimwehträumen ſo viel als möglich abzubringen und für Duna's künftige Ruhe zu ſorgen. Und ſo ſagte ich, vom Großvater zum Reden aufgefordert, ungefähr Folgendes:

Mein Landsmann, ich werde dir nicht zu Willen reden, das ſage ich voraus; aus Liebe zu dir und zu Duna werde ich dir nicht zu Willen reden; ich bitte dich alſo, mir es nicht übel anzunehmen und es nicht zu bereuen, daß du einen Landsmann freundlich bei dir aufgenommen haſt. Duna hat Recht, und ſie handelt weiſe, wenn ſie deinen Wünſchen und Anklagen widerſteht; ſie thut es zu deinem Wohle. Von ihr und ihrem guten Herzen gepflegt, kannſt du in dieſer Stube noch gute, lange Tage leben; aber für die beſchwerliche lange Reiſe biſt du zu alt. Auf halbem Wege würdeſt du hinſinken, und das Kind würde verlaſſen da ſtehen in der fremden Welt. Du biſt ein braver und ehrenwerther Mann — weißt du nicht und haſt du nie bedacht, was aus einem verlaſſenen Harfenmädchen in der wildfremden Welt werden könnte? — Du liebſt dein Vaterland, kannſt du ihr einen Vorwurf daraus machen, daß ſie das ihrige liebt — ſie, die an dir erkannt hat, wie ſchwer ſich die Heimatloſigkeit trägt? Aus Liebe haſt du das deinige aufgegeben, aus Liebe will ſie, wie du ſagſt, in dem ihren verbleiben. Oder haſt du etwas gegen dieſen Denis?

Nein, ſagte der Alte traurig, wenn ich gerecht ſein ſoll — nein, ich habe nichts gegen ihn; er iſt ein braver Junge.

Du biſt alſo hart und ſelbſtſüchtig, wie es alte Leute zu ſein pflegen, wenn du verlangſt, daß ſie deinem Glücke, welches du vielleicht gar nicht mehr findeſt, das ganze Glück ihrer Jugend, ihres Lebens aufopfere. Ich kann dir auch mit Liedern dienen, und da heißt es in einem:

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwund't!

Ergib dich in dein Schickſal. Ich könnte dir Viele und Junge nennen, die ſich in dieſer Zeit an den Gedanken gewöhnt haben, ihr Vaterland erſt mit grauen Haaren oder gar nie wieder zu ſehen! Schwerlich würdeſt du deine Heimat je ſchön wiederfinden, wie du ſie dir in jahrelangen Träumen ausgemalt haſt. Viele von Denen, die du geliebt, ſind wohl todt, Andere, an die du in der Fremde denkſt, haben dich vergeſſen; deine Blindheit würde dich doppelt ſchmerzen, wenn du die Orte nicht ſehen könnteſt, wo du glücklich warſt, wenn du den Kaſtanienbaum nur rauſchen hörteſt, unter dem du geſpielt haſt. Und neben dir einher ginge, wenn du dein Dorf glücklich erreichteſt, verlaſſen und einſam, weil ſie die Sprache der Fremde nicht verſteht, die arme Tuna und wäre elender, als du jetzt biſt, und du könnteſt ihr nicht helfen, weil du älter geworden wäreſt und unfähig, die Rückreiſe zu machen, die du dann eben ſo ſehr wünſchen würdeſt, wie du jetzt die Heimreiſe erſehnſt. Dir iſt ein glücklicheres Loos beſchieden. Tuna wird dieſen braven Jungen heirathen, und du wirſt noch Urenkelein auf deinen alten Knieen wiegen und ihnen deine deutſchen Lieder vorſingen.

Der Alte antwortete nicht. Mit verſchränkten Armen ſaß er da und ſtarrte vor ſich hin, als ob er über das Geſagte nachdächte. Denis und Tuna drückten mir dankbar die Hände. Der junge Menſch umarmte ſeine Geliebte aufs Zärtlichſte, als ob er ſagen wollte: Du wirſt mir erhalten, ohne Unrecht mir erhalten!

Da der Alte immer ſchwieg und es ſchon ziemlich ſpät wurde, ſtand Denis leiſe auf und ſchlich, ſich gegen mich verbeugend, zur Thür hinaus. Tuna folgte ihm. Ich zündete meine Cigarre an und fing an, in der geräumigen Halle auf und nieder zu wandeln. Wie ich einmal vor dem offenen Fenſter ſtehen blieb, bemerkte ich das junge Paar, das ſich im Dunkel der Nacht zärtlich umſchlungen hielt. — Die, dachte ich, ſoll man nicht trennen laſſen und ſoll der blinde Wilhelm nicht ſcheiden; vielleicht fiele es ihm ſelbſt nicht ein, könnte er den Ausdruck herzinniger Liebe ſehen, der auf beiden Geſichtern ruht, wenn ſie einander ins Auge blicken. — Die Nachtigall fing wieder zu ſchlagen an und weckte den Blinden aus ſeinem ſtarren Hinbrüten; die Macht des Tones ſchien große Gewalt über ihn zu haben.

Komm, Troſt der Nacht, o Nachtigall,

ſang oder vielmehr murmelte er, ſtand auf und tappte dem Verſchlage zu, in welchem ſein Bett ſtand. Von dort aus hörte ich noch die Worte des Volksliedes, welches „Der Schildwache Nachtlied" betitelt iſt:

Ich kann und mag nicht fröhlich ſein!
Wenn alle Leute ſchlafen,
So muß ich wachen,
Muß traurig ſein.

Tuna kam zurück und zeigte mir das Bett, das für mich bereitet war, und gab mir die Hand zur guten Nacht.

Habt ihr viel geküßt? fragte ich leiſe.

Ja, Herr, antwortete ſie eben ſo leiſe, aber lächelnd, viel, aber nicht genug.

Weil du alſo noch einige Küſſe übrig haſt, ſo gib mir einen.

Hier, Herr!

Sie küßte mich, dann klomm ſie, flink wie ein Eichhörnchen, die Leiter hinan auf den Boden, wo ſie auf dem Heu ſchlief.

Als ich mit dem Frühesten, während Großvater und Enkelin noch zu Bette waren, vor die Thür trat, um meine Wanderung auf die Berge zu beginnen, ehe die Sonne ſich in Gluthen getaucht, ſtand ſchon Denis da und ſchien mich zu erwarten. Er trat auf mich zu und ſagte, er wiſſe von Tuna, daß ich auf die Berge gehen wolle, und bitte mich, ſeine Führerſchaft anzunehmen, da es nicht ſo leicht ſei, die nur ſchmalen Pfade an den abſchüſſigen Wänden aufzufinden, und ich außerdem als Fremder an Manchem vorübergehen könnte, was da in den Bergen, an ſonderbaren Geſtaltungen, furchtbaren Riſſen, beſonders aber an Adlerneſtern ſehenswerth ſei. — Ich dankte ihm für ſeine Güte und meinte, es wäre zu viel, wenn ich, ſeine Gefälligkeit mißbrauchend, ihn um einen einträglichen Arbeitstag brächte. Er aber beſtand auf ſeiner Bitte, und indem er ſich meiner Wanderung ſchon angeſchloſſen hatte, verſicherte er, es ſei nur ein kleiner Dienſt, den er mir da leiſte, während ich hingegen durch mein offenes Wort von geſtern ihm und Tuna einen wahrhaft großen erwieſen und mir ihrer Beiden Dank erworben habe. Der Alte, meinte er, ſei über meine Anſicht von der Sache offenbar betroffen geweſen, und er gebe gewiß viel auf das Wort ſeines Landsmannes. Tuna würde nun wohl für einige Zeit Ruhe haben, und auch er, Denis, werde nicht fürchten dürfen, daß ihm der Großvater das geliebte Mädchen endlich doch in die Ferne entführe, was für ihn ein großer Schmerz wäre. Der Alte, welch ein weiſer, erfahrener und ehrwürdiger Mann er auch ſonſt in allen Stücken ſei, in Betreff ſeines Heimwehs ſei er ein rechtes Kind. Er, Denis, müſſe das offen ſagen, wie weh es ihm auch thue und wie großes Mitleid er auch mit dem ſehnſuchtskranken alten Mann fühle. Nun werden ſich auch, wenigſtens für lange Zeit, nicht ſolche Vorkommniſſe ereignen, wie jenes war, das erſt zu Anfang dieſes Frühlings Tuna in Schrecken verſetzt hat. Nachdem der blinde Wilhelm eines Abends das arme Kind wieder mit Vorwürfen überhäuft hatte, war er am Morgen darauf verſchwunden. Tuna ſetzte den ganzen Flecken in Alarm, und alle Bewohner mit Denis und ihr machten ſich auf, den verlorenen blinden Mann zu ſuchen. Man fand ihn endlich auf dem Wege nach Aniane, unfern der Mühle von Clamouſe, auf jenem Pfade, der vom Herault hier beſpült, dort unterwühlt iſt, überall am Rande des Abgrundes hingeht und ſelbſt für Wanderer mit zwei geſunden Augen gefährlich iſt. Man fragte ihn, wohin er wollte. Fort, immer fort, ſagte er, fort und weiter; vielleicht komme ich ſo nach Deutſchland und in mein Vaterland. Nur den Thränen Luna's, die er trotz Allem doch heißer liebt als ſeine Grille, gelang es, ihn wieder in das Dorf zurückzubringen.

So erzählend, brachte mich Denis auf den Pfad, der, von unten kaum bemerkbar, nur wie ein gemalter Strich an der Felſenwand des furchtbaren Thales dahinläuft. Da verließ Denis den Gegenſtand ſeiner und Luna's Leiden, um mit größter Sorgfalt über jeden meiner Schritte zu wachen, mir jede ſchöne Felſenbildung zu zeigen und mich alle hübſchen Ausſichtspunkte genießen zu laſſen. Manchmal ſtarrte er in die Luft und zeigte mir einen Adler, wo ich nach langer Anſtrengung nur einen dunklen Punkt entdecken konnte. Aber ich mußte ihm glauben, da ſchon der erſte Punkt, den er mir ſo gezeigt hatte, immer größer und größer wurde, bis er ſich endlich, in einen Goldadler verwandelt, mit ausgebreiteten Fittichen und rauſchend, uns gegenüber auf einer Felſenſpitze niederließ. Wir kamen über eine durch Mauern geſtützte und vervollkommnete Felſengalerie auf das waldbewachſene Plateau, wo ſich jene Quelle befindet, von der allerlei Wunder erzählt werden und die jenen Bach ausſchickt, der ſich als ein wilder Waſſerfall in das Thal von St. Guilhem le Déſert hinabſtürzt. Wir wanderten immer weiter, da mir Denis viel zu zeigen und zu erzählen hatte, und ſo verloren wir uns in der Höhenwüſte, wo weit und breit kein Dorf zu finden. Doch mußten wir endlich ruhen, bis die allzu große Mittagshitze vorüber war. So führte mich Denis in den Schatten eines Gebüſches und packte da zu meiner freudigſten Ueberraſchung aus ſeinem Schubſacke ein ſehr angenehmes, aus Brod, Wein, Käſe und Früchtemus beſtehendes Mahl aus. Erſt mit abnehmender Hitze machten wir uns auf den Rückweg, und ſchon war der Abend nahe, als wir unten im Flecke ankamen. Der Wagen, den ich beſtellt hatte und der mich noch am ſelben Tage nach dem unfernen Aniane bringen ſollte, erwartete mich ſchon auf dem Platze. So eilte ich denn ſchnellen Schrittes zum blinden Wilhelm, um meine Sachen zu holen und von ihm und Tana Abſchied zu nehmen.

Bevor ich in die Stube trat, bat mich Denis, im Falle es noch thäte, dem Alten meine geſtrige Anſicht noch einmal und wo möglich mit noch größerem Nachdrucke vorzutragen. Es that nicht noth; das ahnte ich ſogleich bei meinem Eintritt in die Stube. Der Alte und Tana ſaßen friedlich neben einander und ſchienen mich zu erwarten. Beide machten mir freundſchaftliche Vorwürfe über mein langes Ausbleiben, und daß ich ſchon heute wieder abreiſen wollte. Der Großvater ſagte: Sie fürchten vielleicht, daß ich Sie noch mit meinen Klagen quälen werde; fürchten Sie das nicht. Ich habe über Das, was Sie mir geſtern ſagten, die ganze Nacht und dieſen ganzen Tag gedacht, und ich thue, wie Sie mir empfohlen haben: ich ergebe mich in mein Schickſal. Wegen der wenigen Tage, die ich noch zu leben habe und die ich im glücklichſten Falle in meiner Heimat zubringen könnte, ſoll mein geliebtes Kind nicht das Glück eines ganzen Lebens verlieren. Was liegt an mir? Eine alte Frau ſagte mir einmal ein Gleichniß, an das ich nun denken muß. Wenn man um einen Groſchen Aepfel kauft, ſagte ſie, ſo bekommt man die beſtimmte Zahl guter, friſcher Aepfel. Hat man die, ſo bittet man: Guter Mann, gib mir noch einige Aepfelchen zu! Er thut es, aber was gibt er zu? Einige verfaulte Aepfelchen. So iſt es mit dem Leben. Siebenzig Jahre ſind dem Menſchen beſtimmt; hat er die, ſo bittet er: Guter Gott, gib mir einige Jährlein zu! Der gute Gott thut es — aber es ſind verfaulte Aepfelchen.... So will ich mich noch mit den verfaulten Aepfelchen freuen, ſo gut es geht.

Während er ſo ſprach, hielt er immer meine Hand feſt in die ſeinige geſchloſſen. Aus der Milde des Tones ſprach eine Ergebung, die mich trauriger machte als ſeine geſtrigen Klagen. Nach einiger Zeit fuhr er fort: Mit Ihrem Beſuche haben Sie einem alten blinden Manne eine große Wohlthat erwieſen, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen und aus ganzer Seele. Aber ſo ſind alle blinden Leute; ſie hecken immer was Neues aus, um ſich und Andere zu quälen. Ein neuer Wunſch bedrückt meine Seele, und Sie ſollen mir ſagen, wie ich ihn erfüllen kann, und wenn Sie es vermögen, ſollen Sie mir ſelbſt dazu behülflich ſein.

Er ſchwieg wieder, als ſträubte er ſich, als fühlte er Furcht oder Scham, ſeinen Wunſch auszuſprechen. Nur heraus damit! ſagte ich, und ich verſpreche im Voraus, daß ich thun will, was in meinen Kräften iſt.

Meinen Pardon will ich haben! rief er ſchnell. — Ich errathe es, daß Sie lächeln, ſagte er wieder nach einigen Sekunden; denn mein Wunſch muß Ihnen kindiſch vorkommen. Sehen Sie, lieber Landsmann, ich weiß es ſelbſt, wie kindiſch ich bin; ich wollte ja früher ohne meinen Pardon heimkehren, ich wußte, daß ſie einen alten blinden Mann nicht erſchießen werden. Aber es iſt mir ſo, als ob ich durch meinen Pardon mit der Heimat erſt ausgeſöhnt würde, und daß zwiſchen ihr und mir immer etwas iſt, ſo lange ich nicht meinen Pardon habe. Ich werde bald von hinnen gehen, aber ich werde mit größerer Ruhe ſterben, wenn ich meinen Pardon habe.

Schnell fuhr mir ein Plan durch den Kopf, wie dem armen Blinden zu willfahren ſein werde, und ich ſagte zu ihm, daß ſich die Angelegenheit leicht werde ordnen laſſen, er ſolle ſie nur ganz mir überlaſſen. Aufs Neue ergriff er meine Hand und rief: Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen; mit einem Ausdruck, als ob ich ihm das Leben oder etwas noch Theureres gerettet hätte.

Dann nahmen wir Abſchied, und ich verſprach, wo möglich noch einmal nach St. Guilhem zu kommen. Er tappte mir bis an die Schwelle nach; Toma und Denis begleiteten mich bis vor den Flecken.

In Aniane angekommen, ſchrieb ich noch am ſelben Abend an eine Freundin, eine berühmte Künſtlerin, von der ich wußte, daß ſie mit einigen Beamten der öſtreichiſchen Legation in Paris befreundet war. Ich wandte mich an ihr gutes weibliches Herz, ich erzählte ihr die ganze Geſchichte, ſtellte ihr die Qualen und den Wunſch des armen blinden alten Deſerteurs vor und bat ſie, ihren ganzen Einfluß, ihre ganze unwiderſtehliche Anmuth aufzuwenden, um kalte diplomatiſche Gemüther zu erwärmen und dem blinden Wilhelm zu helfen. Ich that es wohl in wärmeren Ausdrücken, ich brauchte wohl auch lebendigere Farben als in dieſer Geſchichte, denn die Eindrücke waren friſcher und neuer. Schon nach vierzehn Tagen erhielt ich eine troſtreiche Antwort und eine ausführliche Relation über alle Maſchinen, welche die eben ſo kluge als gute und geniale Künſtlerin zur Erreichung unſeres Zweckes in Bewegung geſetzt hatte.

Aber ſo geht es mit menſchlichen Dingen, beſonders wenn ſie vom Geſchäftsgange in öſterreichiſchen Bureaux abhangen: die Angelegenheit zog ſich in die Länge. Ich hatte im ſüdlichen Frankreich ſo viel zu ſehen, das Schickſal meiner Freunde in Arles beſchäftigte mich ſo ſehr, daß Geſchichte, Qualen und Skrupel des blinden Wilhelm nach und nach in den Hintergrund traten und halb und halb vergeſſen waren. Da erreichte mich, viele Monate ſpäter, zu St. Hippolyte in den Cevennen ein Brief der Freundin. Sie hatte es durchgeſetzt. Das Aktenſtück war zwar noch nicht angekommen, aber es war gewiß, daß es bald ankommen und daß der blinde Wilhelm ſeinen Pardon erhalten werde.

St. Hippolyte liegt nur wenige Stunden von St. Guilhem le Déſert. So machte ich mich denn gleich nach Empfang des Briefes auf, um dem blinden Wilhelm die gute Nachricht zu überbringen. Auf einem guten Gebirgspferde auf der Straße von Ganges dahintrabend, dem Laufe des Herault folgend, erkannte ich bald die ſpitzen Felſennadeln, die das Gebirge von St. Guilhem vor dem Reſt der Cevennen auszeichnen. Ein milder, ſanft umhüllter Herbſt-Nachmittag gab der Gegend einen ganz anderen Charakter, als der war, den ich kennen gelernt hatte. Eine gewiſſe Wehmuth lag auf den Bergen, die im Frühling ſo zu ſagen leidenſchaftlich geglüht hatten, und den Himmel in meinem Gemüthe wiederſpiegelnd, ritt ich ſelbſt wehmüthig in den ſtillen Flecken ein. Ich ließ das Pferd im Hotel Don Juan und begab mich in die ſtille Gaſſe des blinden Wilhelm. Ich ſetzte voraus, daß ſein Haus verlaſſen und daß er und Tuna auf den Bergen ſein würden, und trat, ohne weiter anzupochen, in die Stube. Da aber fand ich ſämmtliche Freunde verſammelt, doch zu einer Gruppe verſammelt, die nichts Gutes errathen ließ. Der blinde Wilhelm lag im Bette; neben ihm auf Schemeln ſaßen ſchweigend, wie zwei Krankenwärter, Tuna und Denis. Wie ſie mich bemerkten, traten ſie mir freundlich, aber mit leiſen Schritten, entgegen und reichten mir die Hände. —

Iſt er krank? fragte ich. — Die Beiden nickten bejahend und führten mich an das Bett, in welchem der Alte, ſchwer athmend und bleichen Geſichtes, lag. —

Großvater, ſagte Tuna mit ſanfter Stimme — es iſt ein Freund angekommen. —

Ein Freund? liſpelte der Alte. —

Ja, ein Freund und Landsmann, fuhr Tuna fort, während ich ſeine Hand faßte. Er hielt mich feſt und rief: Ich habe Sie erwartet! Wie ſchön, daß Sie mich nicht vergeſſen haben!

Ich bringe auch eine Nachricht, ſagte ich, die Ihr Herz erfreuen wird.

Sie bringen mir den Pardon? fragte er lächelnd.

Ja, wenigſtens die Verſicherung, daß er mit Nächſtem eintreffen werde.

Ich danke Ihnen, mein lieber Landsmann! aber wenn er nicht bald kommt, dann kommt er zu ſpät.

Oh, oh! alter Wilhelm, ſo muthlos?

Ja, ja, lieber Freund, lächelte er, ſo iſt es, wie es im Liede heißt:

Heute marſchiren wir,
Morgen marſchiren wir
Zu dem hohen Thor hinaus.

Und in einem anderen Liede heißt es:

Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod,

das iſt ein ſchönes Lied und gar nicht ſo traurig, wie man glaubt. Was der Schnitter mäht, gibt neuen Samen und neue Frucht.

Nach einiger Zeit fuhr er fort: Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie ſich gegeben haben; der Pardon macht mir doch die letzte Freude, denn mit mir iſt es bald aus. Seit Sie da waren, iſt es ſchnell zu Ende gegangen. Sehen Sie, alte Menſchen haben ſo Gedanken in ſich, die ſie lange ſtützen, wie Balken ein altes Haus. Nimmt man die Balken fort, ſtürzt das alte Gemäuer zuſammen. So ein Stützbalken war der Gedanke an meine Heimreiſe — wie der fort war, war's auch aus. Ich fühlte, wie ſich Alles in mir ſenkte und zum Falle neigte — das iſt aber gut ſo. Ein altes Haus, das geſtützt werden muß, braucht auch nicht länger zu ſtehen. Sie haben freilich das Ihrige dazu gethan, daß ich den Gedanken an die Heimkehr aufgegeben habe, aber ich mache Ihnen keinen Vorwurf darüber, denn Sie hatten Recht.

Er ſchwieg erſchöpft und fing zu hüſteln an. Tuna machte mir ein Zeichen, daß ich ihn ſchweigen laſſe. So zog ich mich einige Schritte vom Bette zurück. Aber bald hatte er ſich wieder erholt, und er rief mich ans Bett.

Daß Sie Recht hatten, habe ich erſt in der letzten Zeit klar erkannt — fuhr er mit ſchwächerer Stimme fort. Denis und Tuna haben viel Gutes an mir gethan — ſeit vielen Wochen weichen ſie nicht von meinem Bette. Ihre guten Herzen paſſen zu einander, und ſie ſollen nicht getrennt werden. Gleich nach dem Trauerjahr ſollen ſie einander heirathen, das haben ſie mir verſprochen. — Es wäre ſchlecht geweſen, wenn ich ſie ihm entführt hätte. — Sie, lieber Landsmann, wenn Sie je in die Heimat zurückkehren, grüßen Sie mir ſie herzlich, und wenn Sie vielleicht in mein Dorf kommen, fragen Sie dort nach, ob ſich noch Jemand meiner erinnert.

Das waren die letzten Worte, die ich aus dem Munde des blinden Wilhelm vernahm; denn des Abends, als ich fort mußte, war er ſo ſchwach, daß er mir nur die Hand geben konnte, ohne ein leiſes „Lebewohl“ hinzuzufügen. Tuna ſagte mir weinend, daß ich ihn nie wiederſehen werde. So war es auch. Der blinde Wilhelm ſtarb zwei Tage nach meinem Beſuche.

Drittes Buch.

1.

Der Verbannte.

Nach St. Hippolyte zurückgekehrt, erzählte ich den dort verſammelten Freunden das Schickſal des blinden Wilhelm. Es war ein Abend wie gemacht zu Erzählungen am Kamine. Der Pic St. Loup, der König der Cevennenberge, hatte ſeine dunkle Haube über die Ohren gezogen; vom Himmel ſtrömte ein Gewitterregen, wie er dieſe Gegenden zwar ſelten, aber dann mit deſto größerer Gewalt heimſucht. Der gelblich grüne Nachwuchs der Maulbeerbäume fiel unter den ſchweren Tropfen, und von den kahlen kalkigen Bergabhängen ſchäumten plötzlich-geborene Wildbäche in übertriebener Jugendluſt. Unter dem gaſtlichen Dache, das uns ſeit Tagen beherbergte, in der großen Vorhalle, ſaßen wir am Kamine im Halbkreiſe um die goldene Flamme, die über Weinreben praſſelte. Es war eine ſonderbar zuſammengewürfelte Geſellſchaft, eine Muſterkarte der verſchiedenſten Nationen, wie ſie der Zufall manchmal zuſammenſtellt. Die Franzoſen ausgenommen, beſtand ſie meiſt aus Verbannten, die ſich, als Schickſalsgenoſſen deſto enger befreundet, in dieſem verborgenen Winkel der Erde, wo einſt der Freiheitsſinn ſeiner Einwohner Wunder der Tapferkeit verübt, ein Rendezvous gegeben. Als Verbannte mußte ſie das Schickſal des blinden Wilhelm deſto wärmer intereſſiren; aber am Tiefſten von meiner Erzählung erregt ſchien der Ruſſe Nikolai, dem neben der tiefen Gemüthlichkeit ſeines Weſens, der warmen und wahrhaftigen Vaterlandsliebe im beſten Sinne, der Wehmuth des Exils noch ein gewiſſer myſtiſcher Anhauch einen beſonders anziehenden Anſtrich gab. Gedankenvoll blies er den Rauch aus einem der Tſchibuks, die unſer Wirth aus dem Oriente mitgebracht hatte, und ſchlürfte er den türkiſchen Kaffee von der Oberfläche des ſchwarzen Sumpfes weg.

Was brüten Sie, Nikolai Pawlowitſch? fragte der Hausherr.

Die Geſchichte des blinden Wilhelm, erwiderte er, erinnert mich an einen Verbannten, den ich unter ganz anderen Umſtänden, unter einem ganz anderen Himmelsſtriche kennen gelernt. Dieſe Erinnerung macht mich traurig, denn ich muß der theuerſten Freunde gedenken, die nunmehr unter demſelben Himmelsſtriche! ach! vielleicht ein troſtloſes Leben hinfriſten, wenn ſie nicht ſchon vom Schnee Sibiriens begraben ſind.

Das beſte Gegengift gegen ſolche Erinnerungen iſt ihre mündliche Mittheilung, nahm wieder der vorſorgliche Hauswirth das Wort. Was können wir heute Beſſeres anfangen, als uns den Abend mit Erzählungen vertreiben, da bei dem ſchlechten Wetter an unſeren beabſichtigten Ritt nach dem Vigan doch nicht zu denken iſt!

Ja, ja, erzählen Sie, Nikolai! ſcholl es aus Aller Munde, erzählen Sie.

Nikolai that noch einige tiefe Züge aus dem Tſchibuk und begann:

Zu Anfang der Dreißiger Jahre ſchloß ich mich, thatenluſtig und lernbegierig, wie ich war, jener Expedition an, welche von der ruſſiſchen Regierung ausgerüſtet wurde, um die nördlichen Küſten des europäiſchen und aſiatiſchen Rußlands zu unterſuchen. Trotz der Gefahren, die uns bei anbrechendem Frühling von Stürmen und ſchwimmenden Eisbergen drohten, ging ich doch froh und glücklich an Bord, denn Seefahrten, Abenteuer zu Waſſer und etwas Seeheldenthum waren der Traum meiner Jugend. Wir liefen vom Hafen von Archangel aus. Kaum wiegten wir uns auf den grünen Fluthen des weißen Meeres, als ich ſchon ganz und gar ein Raub der widerwärtigſten, entmuthigendſten aller Krankheiten war. — „Bah!“ tröſtete der Kapitän, „in drei Tagen ſind Sie's gewohnt, und wenn nicht in drei Tagen, ſo doch gewiß, wenn wir aus dem Meerbuſen heraus ſind und auf dem offenen Meere ſchwimmen.“ — Aber die drei Tage vergingen, ſchon ſegelten wir auf offenem Meere dem Oſten zu, mein Zuſtand hatte ſich nur in ſo weit verändert, als er von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ſchlimmer wurde. — „Bah!“ tröſtete der Kapitän wieder, „es iſt ein theures Lehrgeld, aber doch nur ein Lehrgeld. Nelſon war auch ſeekrank, ſo oft er an Bord kam.“ — Wochen vergingen, ich war immer krank. Kraft- und gefühllos lag ich bald in der Kajüte, bald in der friſchen Luft auf dem Verdecke. Der Schiffsarzt hatte alle Mittel erſchöpft und ließ mich, um nur etwas zu thun, bald hinauf, bald hinunter tragen. Der wochenlangen Seekrankheit folgte eine vollkommene Erſchöpfung aller Kräfte; ich lag ſtumpf und gedankenlos da, und endlich erklärte der Arzt, daß ich unfehlbar zu Grunde gehen müßte, wenn ich nicht ans Land geſetzt würde. Das war nicht ſchwer zu bewerkſtelligen, da unſere Fahrt faſt immer die Küſte entlang ging und der Kapitän mit den ihn zu dieſem Zwecke begleitenden Offizieren oft landete, um die Küſten aufzunehmen. Wenige Tage nach jener definitiven Erklärung des Arztes warfen wir an der Mündung des ſibiriſchen Fluſſes Jeniſey die Anker. Es iſt das ein wichtiger Punkt; die Tiefe der Mündung ſo wie das Fahrwaſſer an der Küſte gegen Oſten und Weſten ſollten unterſucht werden. Da man an dieſem Punkte länger Halt machen wollte, ſo war es auch möglich, mir einige Leute von der Mannſchaft mitzugeben, die ich mehrere Tage bei mir behalten durfte, bis ich an Menſchenwohnungen kam, wo ich neue Führer nehmen und die alten Begleiter zurückſchicken ſollte.

So wurde ich denn an einem hellglitzernden Morgen mit einigen Matroſen in das Boot geſetzt. Wehmüthig nahm ich von den Gefährten und von der maritimen Helden-Laufbahn Abſchied und wurde dem Strome entgegen gerudert. Ein günſtiger Nordwind kam uns zu Hülfe, wir ſpannten die Segel aus und fuhren ziemlich ſchnell durch mehrere Tage dem Süden zu. Rechts und links breitete ſich eine lebensloſe Wüſte, in deren Unendlichkeit die meiſt ganz flachen Ufer einen unheimlich freien Blick gewährten. Mitten in dieſer todten Natur lebte ich wieder auf, und nach einigen Tagen ſchon fühlte ich mich, zwar noch matt, aber ziemlich geneſen.

Noch einige Tage, und wir kamen an eine Stelle, die von Natur nicht weniger todt, doch dießmal von zwar ſchmutzigen, halbwilden, doch gutmüthigen ſamojediſchen Stämmen belebt war, die ſich aus dem Inneren des Landes hier geſammelt hatten, um aus dem für kurze Zeit vom Eiſe befreiten Strome ihre einzige Nahrung, die Fiſche, zu holen. Dieſen übergaben mich meine Begleiter, deren Friſt abgelaufen war. Ich miethete einen Kahn und fuhr, mit Vorrath verſorgt und mit zwei friſchen Ruderern, dem Strome entgegen dem Süden zu, während meine bisherigen Reiſegefährten den Strom hinab gegen Norden ſchwammen.

Wieder nach einigen Tagen, da wir uns ſchon ziemlich tief im Innern des Landes befanden, ohne daß es ſein wüſtes Ausſehen verloren hätte, fühlte ich mich, der kaum Geneſene, müde und ſprach gegen meine Reiſegefährten die Sehnſucht aus, unter einem menſchlichen Dache ausruhen zu können.

„Nichts leichter als das!“ antworteten ſie: „nicht weit von hier findet ſich eine Kolonie.“ —

Alſo gelandet! — Der Kahn wurde angebunden, und wir wanderten vom linken Ufer landeinwärts. Nach dreiſtündiger Wanderung, auf der wir nur manchmal einer einſamen, erbärmlichen Zwergzeder begegneten, wurde die Gegend freundlicher, oder vielmehr ſie bekam in ihrer Einförmigkeit mehr Abwechſelung, was nach wochenlanger Reiſe durch die Oede ſchon an ſich wohl thut. Eine Reihe von kahlen und ſchroffen Felſen tauchte aus dem Boden; die Vegetation an ihrem ſüdlichen Fuße, wo ſie gegen die Nordwinde geſchützt war, wurde reicher und dichter, hier und dort lächelte ſie ſogar mit einem ziemlich dichten Grün. Mein Herz wurde fröhlicher bei dieſem Anblick, aber laut jubelte es auf, da ich am Fuße dieſer Felſen ankam. Kaum hundert Schritte von demſelben riß ſich der Erdboden zu einem tiefen Thale auf. Die Abhänge, die hinabführten, waren bis zur Hälfte von anſehnlichen Bäumen und Strauchwerk grün bedeckt; die andere und tiefere Hälfte theilte ſich in regelmäßige, von Furchen durchzogene und theilweiſe ſchon von ſproſſendem Grün bedeckte Getreidefelder. In der Mitte des Thales erhob ſich ein anſehnliches Haus, eine Art Blockhaus, welches beſcheidene Glasfenſter, doch aber Glasfenſter hatte und aus deſſen Kamine gaſtlicher Rauch aufſtieg. Rings um dieſes Haus reihten ſich fünf kleinere Holzgebäude, die alle mit einander durch niedrigere Wirthſchaftsgebäude, Scheunen, Stallungen, Holzlager verbunden waren und um das größere Haus einen feſtgeſchloſſenen Kreis bildeten. — Ich ſchlug vor Ueberraſchung die Hände zuſammen. — Ihr müßt euch nicht einbilden, meine Freunde, daß ich da ein Arkadien, ein Tempe oder ein Campaner-Thal vor mir geſehen habe; weit entfernt. Die Schönheit des Thales wie der kleinen Kolonie war eine höchſt beſcheidene. Aber nach den Gegenden am Ufer des Jeniſey, in Sibirien, ſchien mir dieſe Schlucht ein wahres Paradies.

Raſchen Schrittes ſtieg ich den Abhang hinab, und meinen Führern voraus eilte ich der Kolonie entgegen. Wie ich in die Umfriedigung trat, ſchlug ein Hund an; die bunt-baumwollenen Vorhänge eines Fenſters am inneren Hauſe bewegten ſich, und ich ſah den Kopf einer alten Frau, die mich überraſcht anblickte. Schnell fielen die Vorhänge wieder zu, und eine Sekunde ſpäter trat mir die Alte auf der Schwelle entgegen. Ein Gaſt, ein Gaſt! rief ſie voll innerer Bewegung, die ihre alten, runzeligen Wangen röthete. Auf der Schwelle des Hauſes ſtehend, faßte ſie meinen Rockſchoß, um ihn zu küſſen.

Väterchen! rief ſie mit vor Aufregung zitternder Stimme; Väterchen! wiederholte ſie mehrere Male, ohne mehr hervorbringen zu können. Es iſt nämlich die Sitte des ruſſiſchen Volkes, jeden Höherſtehenden, und ſei er noch ſo jung, mit „Väterchen" anzureden, eben ſo wie es das kleinſte Mädchen aus adeliger Familie „Mütterchen" titulirt.

Willſt du einem Kranken und Müden erlauben, unter deinem Dache auszuruhen? fragte ich.

O Väterchen! rief ſie dagegen — tritt herein, tritt ſchnell herein und beglücke das Haus Oſſipp Ivanowitſchs; wie eine Gnade flehe ich darum, komm herein und gewähre uns das Glück, einen Gaſt zu beherbergen; iſt uns ſo lange, ach, ſo lange vom Himmel nicht gewährt worden!

Ich trat in die Stube. Schnell geſchäftig, nahm ſie mir und den Führern die Reiſegegenſtände aus den Händen und ordnete ſie auf der Bank, die um den breiten Ofen lief. Dann fuhr ſie mit der Schürze über den ohnehin von Reinlichkeit glänzenden Tiſch und über den Stuhl, den ſie mir am oberſten Ende hinſtellte.

Sitze hier, Väterchen, und ruhe aus. Sogleich ſoll dich ein guter Thee erquicken.

Während ſie hinausging, um ihre Vorbereitungen zu treffen, ſah ich mich in der Stube um. Ich hätte nie gedacht, daß in der Wüſte Sibiriens eine ſo wohnliche und gemächliche Häuslichkeit anzutreffen ſei. Alle Möbel, die Vorhänge an den Fenſtern, mancherlei luxuriöſe Verzierungen an Ofen und Wänden ſprachen von Wohlhabenheit. In der einen Ecke über einem großen, zum Theil von Vorhängen verdeckten Bette hing die heilige Mutter Gottes von Kaſan mit dem hergebrachten Goldgrunde, umgeben von anderen Heiligen-Bildern, die ſämmtlich von einer ewigen Lampe beleuchtet waren. Auf Schränken und Kommoden ſtanden chineſiſche Gefäße und Hausgeräthe, wie man ſie in Europa in manchem eleganten Salon oder bei Raritäten-Liebhabern findet. Aus den Fenſtern ſah ich über einen reinlichen Hof in die kleineren Nebengebäude; ſo viel ich durch die halb verhängten Fenſter wahrnehmen konnte, herrſchte in dieſen unanſehnlicheren Wohnungen dieſelbe Art von Eleganz und Wohlhabenheit.

Indeſſen kam die Alte mit einem rieſigen Samowar zurück, in welchem bereits das Waſſer brodelte. Sie ſtellte ihn auf den Tiſch vor mich hin und daneben mehrere chineſiſche, mit verſchiedenem Thee gefüllte Büchſen. Wie ſie die Deckel davon abhob, um mir den Thee zu zeigen und mir die Wahl zu laſſen, ſtieg mir ein überaus lieblicher und ſtarker Duft entgegen.

Wähle, Väterchen! ſagte die Alte — es iſt ächter, unverfälſchter Thee. Meine Söhne bringen ihn ſelbſt von der chineſiſchen Gränze heim. Denn dorthin reiſen ſie jedes Jahr, um die Felle des Wildes, das ſie im Winter erlegen, an die Chineſen zu verkaufen und mancherlei Waaren im Handel auszutauſchen.

Bei wem bin ich denn eigentlich zu Gaſte? fragte ich.

Du biſt bei Oſſyp Ivanowitſch zu Gaſte, antwortete die Alte mit einem überaus freundlichen und freudigen Geſichte.

Und wer iſt Oſſyp Ivanowitſch? fragte ich weiter.

Oſſyp Ivanowitſch, ſagte die Frau, indem ſie etwas wehmüthig den Kopf nach der Seite ſenkte — Oſſyp Ivanowitſch iſt ein Unglücklicher (ein Neſchtjasny).

Ich wußte, was dieſer Titel im Munde des Volkes bedeutet Einen Neſchtjasny oder Unglücklichen nennt das Volk von Rußland einen Verurtheilten, einen nach Sibirien Verbannten, ohne Rückſicht auf ſein Verbrechen. — Darum war ich bei dieſer offenherzigen Erklärung, die nicht ohne Wehmuth gegeben wurde, etwas verlegen und ſchwieg; aber die Alte fuhr mit großer Einfalt fort: Oſſyp Ivanowitſch hatte als ganz junger Burſche das Unglück, im Zorne einen Mann zu erſchlagen. Mit einem Fauſtſchlage hatte er ihn niedergeſtreckt. Auf Lebzeiten wurde er nach Sibirien geſchickt und ihm befohlen, ſich hier anzubauen und hier zu jagen. Da lernten wir uns kennen; denn die Hütte meines Vaters, ebenfalls eines Unglücklichen, ſtand nur wenige Stunden von hier, und Oſſyp kehrte auf ſeinen Jagden oft bei uns ein. Wir liebten und heiratheten einander, und der Herr hat uns geſegnet. Wir entdeckten dieſe Schlucht, über welche alle kalten Winde hinziehen, ohne den Grund zu berühren; wir bauten hier unſere Hütte, und unſerem Fleiße iſt es gelungen, einen großen Theil der Schlucht urbar und fruchtbar zu machen. Der Herr gab uns fünf Söhne, die uns bei der Arbeit halfen und wie Tannen heranwuchſen. Ihnen gehören die fünf Hütten, die ſich um das Haus Oſſyps, ihres Vaters, reihen. Zwei von ihnen ſind ſchon verheirathet und haben Kinder. Du wirſt ſie ſehen, Väterchen, wenn du ſo gnädig ſein und mit uns das Nachteſſen einnehmen willſt. Da verſammeln ſich Alle. Jetzt ſind ſie draußen auf den Feldern. Sie treiben, wie ich dir ſchon geſagt habe, Handel nach China und bauen mit dem Vater das Feld; ſo haben ſie großen Wohlſtand ins Haus gebracht, und Oſſyp Ivanowitſch und ſein Weib haben nicht vor einem traurigen Alter zu zittern. Denn ſie ſind nicht nur fleißig, meine Söhne, in ihrem Herzen wohnt auch Gottesfurcht und Liebe zu Vater und Mutter.

Sie ſagte Das alles ſo einfach her und mit ſo viel Gefühl eines ſchönen und ſicheren Glückes, daß es mir nicht einen Augenblick in den Sinn kam, daß ich mich bei einem Mörder zu Gaſte befand. Während ich vom koſtbarſten Thee ſchlürfte, plauderte die Alte weiter, erzählte Manches aus ihrem Familienleben und manches Intereſſante aus dem Leben der Verbannten; wie Der und Jener aus Sehnſucht nach der Heimat zu Grunde gegangen, und wieder wie Andere ſich in ihr Schickſal ergeben, ein ganz neues Leben angefangen und ſich oft und ihren Kindern eine dauernde Heimat, ja, ihr Glück gegründet haben. Nachdem ich genug des Thees getrunken, breitete meine Wirthin mehrere Pelze auf die Bank und lud mich ein, mich nun mit etwas Schlaf zu erquicken, was ich gern annahm. Sie verließ das Zimmer, und ich ſank bald in einen angenehmen Schlummer, aus dem ich erſt gegen Abend durch Bewegung und Stimmen im Hofe geweckt wurde.

Die Thür öffnete ſich leiſe, und die Alte ſteckte den Kopf herein. Da ſie mich erwacht ſah, that ſie die Thür weit auf, und fünf große, prächtige Männergeſtalten, ihre Söhne, traten nach einander herein. An der Thür warfen ſie ihre Ueberröcke, eine Art dicker Lodenröcke, ab und traten auf mich zu, nannten mich „Väterchen“, drückten mir die Hand, die ich ihnen reichte, und die Augen zum Himmel gewandt, dankten ſie ſämmtlich mit einer Art von religiöſer Andacht dem Herrn, daß er ihnen einen Gaſt geſandt, den ſie bewirthen durften mit Allem, was ihr Haus vermöge. Mir wurde ganz wohl bei dieſen Söhnen des Todtſchlägers. Nach ihnen traten zwei junge Weiber herein, die mich mit einer beſcheidenen Kopfverneigung begrüßten, worauf ſie ſich ſchweigend auf die Ofenbank ſetzten, und mehrere Kinder, die mir von ihren jungen Vätern zugeführt wurden, daß ich ſie ſegne und ſie mir die Hand und den Rock küßten. Es wurde ſehr lebhaft in der Stube und ſehr eigenthümlich. Die Männer waren faſt ganz nach Art der ruſſiſchen Bauern gekleidet, nur daß ſie anſtatt des langen Rockes kurze, mit Pelz verbrämte und gefütterte Jacken, vom Knie abwärts eine Art wollener Umhüllung trugen, die von den Schnüren der hoch aufſteigenden Schuhe zuſammengehalten wurde. Vom Kopfe nahmen ſie Pelzmützen ab und ließen lange, dichte Haare ſehen, die hinter den Ohren auf den Nacken fielen. Den Jüngſten ausgenommen, trugen ſie ſämmtlich ziemlich lange und dunkelbraune Bärte und ſahen einander ſo ähnlich, daß man ſie nur durch die Verſchiedenheit des Alters von einander unterſcheiden konnte.

Am Längſten ließ der Patriarch dieſer Schaar, der Vater, auf ſich warten, auf den ich doch am Begierigſten war. Endlich trat auch er herein: er war gekleidet wie ſeine Söhne, nur daß er anſtatt der Jacke einen langen, über das Knie hinabfallenden und in der Mitte durch eine breite Wollbinde zuſammengehaltenen Rock trug. Sein Haar, ebenfalls lang und dick wie das ſeiner Söhne, war ſtark mit Grau gemiſcht; ſein Geſicht war dunkel und wettergebräunt, und durchfurcht von oben bis unten und der ganzen Breite nach, glich es in der That einem ſtark bearbeiteten

Ackerfelde. Starke Augenbrauen beſchatteten die Augen ſo ſehr, daß ihre Farbe und ihr Ausdruck kaum zu erkennen waren. Ueberhaupt hätte man aus dieſem Geſichte nur ſchwer oder gar nicht auf den Charakter des alten Oſſip ſchließen können; er mußte erſt ſprechen, um den Eindruck, den er hervorbrachte, klar zu machen. Er ging nicht wie ſeine Söhne direkt auf mich los; er ließ einen Zwiſchenraum von ungefähr drei Schritten zwiſchen mir und ſich, verbeugte ſich tief zur Erde und ſprach mit wohltönender, feierlicher Stimme: Gelobt ſeien Gott und die heilige Jungfrau von Kaſan, die einen Gaſt und Landsmann über die Schwelle des Sünders Oſſip Iwanowitſch geführt und ihn dieſes Glückes und dieſes Zeichens der Gnade gewürdigt haben! Amen!

Ich ſtreckte ihm die Hand entgegen; er ſchien es nicht zu bemerken, denn er zog ſich, ohne ſie zu faſſen, in das Gewühl ſeiner Familie zurück. Er hatte etwas feierlich Zurückhaltendes, und zum erſten Mal fühlte ich bei ſeinem Anblicke in dieſer Geſellſchaft der Wüſte etwas Befremdendes. Er nahm mein Gepäck, das noch auf der Ofenbank lag, und trug es hinaus in die Stube, die mir zum Nachtlager beſtimmt war, und überließ mich ganz der Geſellſchaft ſeiner Söhne. Von Zeit zu Zeit nur blieb er ſtehen und hörte unſeren Geſprächen zu, meiner Reiſe-Erzählung vom Eismeere und ihren Bemerkungen und Fragen.

Indeſſen hatten die beiden jungen Weiber mit Hülfe der Kinder den Tiſch zum gemeinſamen Mahle bereitet. Wieder brodelte und ſang der rieſige, kupferrothe Samowar, umgeben von mehreren chineſiſchen Theebüchſen; dann wurde in großer Schüſſel eine Art von Grütze, Kaſcha, aufgetragen, in welcher allerlei Fleiſch begraben war: ein Mahl, wie es in den Hütten Sibiriens, einige Stunden vom Ufer des Jeniſey, auf eigentlich ſamojediſchem Gebiete, gewiß zu den ſeltenſten und üppigſten gehört. Die ganze zahlreiche Familie ſtellte ſich um den Tiſch, verrichtete ein ſtilles Gebet und ſetzte ſich dann. Mir gab man als Gaſt den Ehrenplatz. Als ſchon Alles geſeſſen, bemerkte ich erſt, daß der Hausherr, Oſſip Iwanowitſch, ſich nicht in unſerem Kreiſe befand. Einen Teller in der Hand ſtand er groß und hoch, aber ſchweigend an den Pfoſten der Thür gelehnt, gleich einer Karyatide.

Sonderbar! ſagte ich zu meinen nächſten Nachbarn, der Alten und ihren Söhnen — ſonderbar! Iſt das die Sitte hier, daß ſich der Hausvater nicht mit zu Tiſche ſetzt? Oder thut er es nur nicht, wenn er einen Gaſt hat? Die Gaſtlichkeit der ruſſiſchen Bauern und eure, meine Wirthe, iſt ſo groß, daß ich nach dieſem Poſten des Vaters glauben muß, die Sitte gebiete ihm, während des Eſſens die Thür zu bewachen, daß nichts für den Gaſt Störendes hereinzudringen vermöge.

Bei dieſen meinen Worten ſchlugen die Alte und die Söhne und Schwiegertöchter verlegen die Augen nieder, und Niemand regte die Lippen, um meine Fragen zu beantworten.

Aber Oſſip Iwanowitſch hatte mich auch gehört und rief mir mit feſter Stimme zu, ohne ſeine Stellung an der Thür zu verlaſſen:

Nein, Väterchen, es iſt nicht Sitte in dieſem Lande, daß der Hausvater während des Mahles an der Thür ſtehe, ob er nun Gäſte habe oder nicht. Im Gegentheil ſitzt er immer obenan am Tiſche, und wenn er einen Gaſt hat, ſitzt er neben ihm, um ihn zu bedienen und ihm die beſten Stücke vorzulegen. Verzeihe mir, Väterchen, daß ich Das nicht thue. Niemals ſah ich mit meinem Weibe und meinen Kindern an demſelben Tiſche. Siehe, auf mir iſt Blutſchuld, und Jene dort ſind rein — es muß aber eine Unterſcheidung ſein zwiſchen dem Befleckten und dem Reinen.

Ich war überraſcht und wußte nicht, was auf dieſe mit lauter Stimme und abſichtsloſer Feierlichkeit ausgeſprochenen Worte zu antworten. Durch die halbe Dämmerung, welche die Thranlampe durch die Stube verbreitete, ſtarrte ich nach Oſſip hinüber; ruhig ſtand er auf ſeinem Büßerplatze und aß vom Teller, den er in der Hand hielt. Und endlich ſagte ich: Oſſip Iwanowitſch, auch ich bin von ſchweren Fehlern frei, aber ich würde dich gern an meiner Seite ſitzen ſehen und mich durch deine Berührung gar nicht verunreinigt fühlen, um wie viel weniger würden es deine Kinder! (Die Söhne nickten zu dieſen Worten und lächelten mir zu.) Uebertreibſt du nicht? Was du in deiner Jugend begangen haſt, iſt längſt abgebüßt.

Nein, Väterchen! rief mir Oſſip mit derſelben Ruhe entgegen. Das iſt es eben nicht. Wie ſollte ich es abgebüßt haben? Als ich vom Czaaren hieher geſchickt wurde, fand ich hier ein Weib, das mich liebte, Arbeit, die gedieh, Kinder, die ſchön, geſund und brav aufwuchſen, für ſie und mich Wohlſtand und ein ſorgloſes Leben. Wo hatte da die Strafe Platz und die Abbüßung Zeit? Dieſe mußte ich mir ſelber auferlegen, wie mein Gewiſſen ſie mir befahl. —

Ich wollte antworten, aber der Aelteſte, der neben mir ſaß, bat mich, ihm nicht zu widerſprechen und ihn gewähren zu laſſen, denn ſo ſei es nach alter Erfahrung beſſer, und ſein Entſchluß, ſeit mehr als fünfundzwanzig Jahren eingewurzelt, ſei nicht zu erſchüttern.

Noch drei Tage blieb ich in der patriarchaliſchen Kolonie Oſſip Iwanowitſchs. Endlich, wohl ausgeruht und gepflegt, nahm ich vom Todtſchläger und ſeinem Geſchlecht nicht ohne Rührung meinen Abſchied und ſchlug landeinwärts, vom jüngſten Sohne begleitet, den Weg gegen Tobolsk ein. Aber der tiefe Eindruck, den mir die ſelbſt auferlegte Buße Oſſips und ſeine freiwillige Scheidung von den reinen Häuptern ſeiner Kinder gemacht, blieb und begleitete mich weiter auf meiner ganzen langen Reiſe durch Rußland. Ein jugendlicher Patriot, wie ich damals noch war, erfüllte mich alles Gute, das ich zwiſchen dem baltiſchen Meere und der Behringsſtraße fand, mit Jubel. Stolz war ich auf das Strafverfahren Rußlands, das alle Strafſyſteme des gebildeten Europa an Milde und Humanität übertrifft, das im Stande iſt, eine Kolonie wie jene ins Leben zu rufen und einen Charakter wie den Oſſips zu bilden. Bei manchem Gebrechen, bei manchem kranken Fleck, den ich während meiner Reiſe entdeckte, erinnerte ich mich nur an meine Freunde in Sibirien und war getröſtet.

Nicht vergeſſen darf ich, daß ſich in Tobolſk eine Geſellſchaft zuſammen fand, die manche Geſellſchaft mancher gebildeten Staaten Europa's weit hinter ſich ließ. Der humane Gouverneur, Graf Speranski, der damals in Tobolſk regierte, hat die beſten und edelſten Geiſter aus den politiſchen Verbannten in ſeiner Hauptſtadt verſammelt und dafür geſorgt, daß ihren Civiliſations-Bedürfniſſen durch Kunſt, Wiſſenſchaft und geſellſchaftlichen Umgang ſo viel, als es unter dieſen Himmelsſtrichen und bei den ſchweren Kommunikationen mit Europa möglich war, genügt wurde. In welchem Staate, fragte ich, kommt Dergleichen noch vor!

Sie hatten Recht, rief Einer aus der Geſellſchaft, da Nikolai in ſeiner Erzählung inne hielt. Sie hatten Recht, auf dieſes Strafſyſtem Ihres Vaterlandes ſtolz zu ſein. Was gibt es Grauſameres als unſere Gefängniſſe? Sie ſind geſchaffen, um den Verbrecher zum Thiere herab ſinken zu laſſen. Gar dieſe Blüthe unſerer Civiliſation, das Zellenſyſtem, das man, wie ſie ſagen, erfunden hat, um den Sünder auf ſich und ſein Inneres anzuweiſen, daß er in ſich gehe — nur drei Wochen ſaß ich einmal in einſamer Zelle, und ich glaube aus Erfahrung behaupten zu dürfen, daß es nur zur vollkommenen Verſtockung oder zum Wahnſinn führen kann. In der Einſamkeit ſpricht das Gewiſſen, „dieſer alte Einſiedler des Herzens“, wie es die Indier nannten, mit der Stimme des Geſpenſtes, des erbitterten Feindes, des unheimlichen Zuchtmeiſters. Nur in Berührung mit der Natur, nur bei der Erheiterung der Arbeit, dem allabendlichen Bewußtſein einer vollbrachten That, nur beim Klange der Menſchenſtimme, der Stimme des Nächſten, nimmt jener Einſiedler des Herzens die ihm natürliche Stimme des Gemüthes an und lehrt und gibt den Muth, ein neues Leben anzufangen, und erhebt den Verbrecher zu ſeinem eigenen Richter, wie er das bei Oſſip Iwanowitſch gethan hat. Sie hatten ganz Recht, ſtolz zu ſein, lieber Nikolai.

Nikolai zuckte die Achſeln und ſagte bitter lächelnd: Ich war damals ein ſo guter Patriot, wie ihn nur ein ruſſiſcher Polizeiweiter entweichen kann. Aber mein ſibiriſcher Patriotismus war hierbei das Ideal bald verraucht!

Das begreift ſich! riefen mehrere Stimmen und lachten.

Ja, es begreift ſich, wiederholte jener junge Mann, der vorhin über den alten Einſiedler des Herzens und das Zellengefängniß geſprochen hatte, ein deutſcher Flüchtling von ungefähr dreißig Jahren, den das Schickſal viel hin und her geworfen hatte und der die Eigenthümlichkeit beſaß, alle Vorkommniſſe und Zuſtände des Lebens bald mit heiterem Leichtſinn, bald mit tiefem Gemüthe zu ergreifen. Es begreift ſich, wiederholte er, aber wir wollen nicht weiter dabei verweilen; ich kenne unſern Freund Nikolai. Stundenlang kann er traurige Geſchichten aus Rußland erzählen — ſtimmt man aber mit ihm darin überein, daß es in ſeinem Vaterlande höchſt traurig ausſehe, oder lacht man gar leichtſinnig, wie ihr eben gelacht habt, während ihm das Herz blutet, dann wird er verſtimmt und iſt gekränkt. — Alſo ſtille! Mich aber erinnert die Geſchichte Oſſips und ſeines Gewiſſens an eine andere aus meinem Leben, die, obwohl ganz anderer Art, mich ſelbſt fühlen lehrte, was das eigentlich iſt: das Gewiſſen.

2.

Das Neſſuskleid.

Meine Geſchichte, fing er an, datirt aus jener jugendlichen Flegelzeit, da ich das nördliche Italien durchlief und Luſt hatte, die ganze Halbinſel als wandernder Mann von einundzwanzig Jahren zu durchſtreifen, eine Luſt, welcher die öſterreichiſche Polizei an der Grenze Modena's ihr Ziel ſteckte. Der erſte Akt meiner Geſchichte ſpielt in Venedig.

A la bonne heure! riefen die Freunde — in Venedig!? — der Ort iſt gut, der Schauplatz für Abenteuer mit Kennerauge gewählt!

Das meinte ich auch, fuhr er fort; als Oeſterreicher mehr mit Novellen à la Bianca Capello als mit Geſchichte großgeſäugt, bildete ich mir ein, auf Schritt und Tritt den ſchönſten Abenteuern zu begegnen. Den Dolch, den ich in der Taſche trug, hielt ich nicht für überflüſſig. Nur an der Seite glänzender Nobili oder luſtiger titianiſcher Schüler, glaubte ich, könnte man in Venedig durch die Gaſſen ſchreiten; vor jedem Fenſter hoffte ich auf Lauten und Mandolinen und überall auf allen Apparat hergebrachter Romantik. — Ihr wißt, daß Dem in dem heutigen Venedig nicht mehr ſo iſt. Anſtatt jener herrlichen Geſellſchaft ging ein langweiliger, viel plaudernder, ſlavoniſcher Cicerone an meiner Seite, anſtatt der Lauten und Mandolinen hörte ich auf dem Markusplatze öſterreichiſche Militärmuſik, und die meiſten Fenſter alter Paläſte waren mit Brettern vernagelt oder blickten hohläugig auf die Kanäle herab, oder dienten als Trockenplatz für zerriſſene Wäſche. Anſtatt in einem Palaſte zu wohnen, hauſte ich in der ſchmuckloſen Stube der Citta Lubiana, einer höchſt ärmlichen Herberge. — Erſt nach mehreren Tagen gewöhnte ich mich, in der Pracht des Canale grande, des blauen Himmels, des Meeres am Lido, der Titiane und Veroneſe Erſatz für die verlorene Jugendilluſion zu ſuchen. Am Ende wußte die jugendliche Phantaſie ſelbſt die verfallenden Paläſte ſchön zu bevölkern, und nach Kurzem ſtand das alte Venedig wieder in ſeiner Märchenhaftigkeit da. Ein Zufall trug zu dieſer ſchnellen Wiederherſtellung nicht wenig bei.

An einem und demſelben Tage ſah ich eine ganze Reihe der allerherrlichſten Frauenköpfe. In der Mittagsſtunde, da auf dem Markusplatze den unzähligen Tauben nach alter Sitte ihr Futter geſtreut wurde, traten, um das Schauſpiel mit anzuſehen, auf den Balkon unter dem Orologojo drei Mädchengeſtalten heraus, die ſchöner waren als die drei Grazien, und die ſich anmuthig über uns Barbaren, mich und mehrere Wiener Studenten, die wir geblendet von ihrem Glanze hinaufſtarrten, luſtig machten. In der Galerie Barbarigo, die wir darauf beſuchten, fanden wir keine Venus und keine Nymphe ſo ſchön, wie die Horen unter dem Orologojo. — Auf dem Rückwege, da wir in die Kirche Ai Frari traten, waren wieder Horen und Grazien und Venus und Nymphen vergeſſen, denn da kniete an einem Betſtuhl eine chriſtliche Heilige, die das ganze Heidenthum ſiegreich überſtrahlte. Wir ſchwuren, daß es auf Erden nichts Schöneres geben könnte, als dieſe Betende, und den Bewundernden wäre das Licht der Sonne geſunken, wenn ſie nicht den ſchwarzen Schleier vorgeſchoben, in Geſellſchaft einer brummigen Alten, hinter der Kirche verſchwunden wäre. Wir ſollten bald erfahren, daß wir falſch geſchworen hatten. Denn als wir in unſerer offenen Gondel weiter fuhren und noch von den langen Wimpern, dem dunkeln, dicken Haar, dem göttlichen Fuß, der himmliſchen Hand ꝛc. ꝛc. zu ſchwärmen wußten und uns in exzentriſchen Superlativen überboten, rief, da wir eben in der Nähe der Piazza San Zacharia ankamen, einer unſerer Reiſegefährten: „Gewiß, heute iſt der Teufel los!" — Wir folgten ſeinem Blicke, und aus einem jener Paläſte, die ſich melancholiſch über den Kanal beugen, deren Fenſter zur Hälfte verrammelt, deren Säulchen verſtümmelt, deren Kanaltreppe zerbrochen iſt, blickte ein Weib — meine Herren — ein Weib! Baſta! ſie war ſchöner als alle lebenden und gemalten, die wir an dieſem höchſt aufregenden Tage geſehen hatten. Ich war froh, daß die Nacht heranbrach, die heute nichts mehr zu ſehen geſtattete, auf daß dieſes Bild nicht aus der Seele verdrängt werde. Der Tag war taktvoll wie ein Kapellmeiſter, der nach einer Beethoven'ſchen Sinfonie den Taktſtock hinlegt und nichts mehr folgen läßt.

Auf dem Markusplatze erwarteten uns mehrere Bekannte, unter dieſen ein junger Maler aus Wien, die uns hier ein Rendezvous gegeben hatten, um uns hinter den Prokuratien in eine Kneipe zu führen, wo wir venetianiſches Volksleben kennen lernen ſollten. In dieſer Kneipe ging es bei Käſe, Salami und ſchwarzem Wein in der That lebendig genug her. Der Maler machte mich auf die Phyſiognomie, die Bewegungen, die Gruppen, auf die Reſte maleriſchen Koſtüms aufmerkſam — aber ich ſah nur mit zerſtreutem Auge. Er bemerkte das und fragte nach der Urſache meiner Zerſtreuung.

Mein Freund, ſagte ich, Sie kommen zu ſpät. Das Schönſte, das Venedig bieten kann, habe ich heute geſehen; nichts iſt im Stande, das Bild zu verwiſchen, das ſich mir heute in die Seele geprägt hat.

Aha! — rief er, Sie haben die titianiſche Himmelfahrt geſehen?

Nichts da von Himmelfahrt! Ich bin verliebt, und damit beginnt wahrſcheinlich eine Höllenfahrt.

Alſo nichts Gemaltes, Fleiſch und Blut? fragte er weiter.

Sie ſind ein Maler, ſagte ich, aber Sie ſind ein Stümper und bleiben es Ihr Leben lang, wenn Sie mir nicht Auskunft geben können. Denn der Maler, der ſeit einem halben Jahre in Venedig lebt und die Schönheit, die ich heute geſehen, nicht kennt, ja, der nicht magnetiſch von ihr angezogen wird, ohne ſie geſehen zu haben, ja, der nicht ein Mißbehagen und ein myſteriöſes Drängen fühlt, bis er ſie kennen gelernt, der Maler iſt und bleibt ein Stümper.

Ich nehme das an, antwortete er, denn ich bin gewiß, die größte Schönheit Venedigs zu kennen. Wo haben Sie ſie geſehen?

In dem alten Palaſte rechts von der Piazza San Zacharia; er iſt ganz venetianiſchen Styles, ſein oberſtes Stockwerk iſt unbewohnt und verfallen, in der Mitte hat er ein großes Bogenfenſter mit Säulchen von iſtrianiſchem Marmor; die ſchwarzmarmornen Treppen am Kanale gehen aus den Fugen. Ich ziehe es vor, Ihnen ihr Haus zu beſchreiben, ſie ſelbſt iſt unbeſchreiblich.

Ohne mir zu antworten, nahm der Maler ſeinen Hut, reichte mir den meinen, faßte mich am Arm und führte mich fort durch mehrere Gaſſen in ſein Haus und Atelier. Er leitete mich in der Dunkelheit an ein Sopha, auf das ich mich ſetzen mußte. In der entgegengeſetzten Ecke zündete er zwei Lampen an. Dann ging er, jede in einer Hand tragend, vorwärts, ſtellte ſich hinter die Staffelei und ſchob plötzlich mit ausgeſtreckten Armen die beiden

Lampen vor, ſo daß ihr ganzer Schimmer auf ein Bild fiel, das mich plötzlich, wie aus der Nacht geboren, mit unendlichem Liebreiz anlächelte. Sie war es! Es war mir, als ſähe ich in den Fauſtusſpiegel. Vor Ueberraſchung ſprang ich auf und auf das Bild zu; aber unfertig und farbenfriſch, wie es war, verſchwammen mir die holden Züge in der Nähe, ſo daß ich mich wieder zurückziehen mußte, wie ſehr es mich auch anlockte, es ſo nahe als möglich zu betrachten, es mit meinem Hauche zu berühren. Auch wollte es der Maler nur aus der Ferne ſehen laſſen und zog jedes Mal, wenn ich mich näherte, die Lampen hinter die Leinwand zurück, daß mir das Bild in Nacht verſchwand. Am Ende wurde ich gezwungen, mich auf dem Sopha ruhig zu halten. Aber es war mir, als lägen Meilen zwiſchen mir und dem herrlichen Angeſichte; es war mir wie ein Traum, in dem man das Schönſte vor Augen ſieht und es mit den ausgeſtreckten Armen nicht erreichen kann. — Trotz dieſem tiefen Eindruck mußte ich dem Maler ſagen (ich glaubte es dem Original ſchuldig zu ſein), daß das Bild bei Weitem die Schönheit von der Piazza San Zacharia nicht erreiche. Er entſchuldigte ſich damit, daß das Bild kaum angefangen ſei, und daß er es nur nach Hauſe genommen habe, um in Mußeſtunden an einigen Nebenſachen zu arbeiten. — In wenigen Tagen, ſagte er, ſollen Sie mir gerechter werden, denn morgen fangen die Sitzungen wieder an.

Sie kömmt zu ihnen? fragte ich haſtig.

Nein, lächelte er, aber ich gehe zu ihr.

Was ſeid ihr doch glücklich, ihr Maler! rief ich: — ihr ſeid die Oberſchatzmeiſter der Schönheit und habt offenen Zutritt zum Schatze.

Ja wohl, erwiderte er, aber der Schatz iſt nicht unſer, wie er gewöhnlich dem Schatzmeiſter nicht gehört.

Ich wollte ihn bitten, mich, wenn es möglich, zu ihr zu führen, aber ich hatte nicht den Muth, die Bitte ſo geradezu auszuſprechen. Ich fing allerlei Geſpräche an, um ihn ſelbſt auf den Gedanken zu bringen, und das war nicht ſchwer.

Sie möchten wohl, ſagte er endlich, während ich mich aufs Neue in Betrachtung des Bildes vertiefte, — Sie möchten wohl Zanetta gern perſönlich kennen lernen?

Sie heißt Zanetta?

Zanetta, auch die ſchöne Zanetta. Aber Sie antworten mir nicht!

Bedarf's da einer Antwort? fragte ich.

Wohl, ſagte er, ich werde morgen mein Möglichſtes thun und Ihnen Abends ſagen, ob ſie Sie empfangen will.

Um dieſe große Dienſtbereitwilligkeit des Malers zu begreifen, muß man wiſſen, daß er in Wien mit der Tochter einer mir nahe befreundeten Familie in ſehr intimen Verhältniſſen ſtand und daß er dieſe nach ſeiner Rückkehr aus Italien heirathen ſollte. Es lag ihm daran, mir zu zeigen, daß er Zanetta gegenüber ohne Eiferſucht, alſo auch ohne Liebe, und daß ſein Verhältniß zu ihr nur das des Malers zu einer außergewöhnlichen Schönheit und eine bloße gute Bekanntſchaft ſei.

Ich begriff das ſchnell und ſah ein, daß er in ſeiner Dienſtwilligkeit ganz offen und ohne Rückhalt ſein werde.

Aber, fuhr ich fort, Sie haben mir noch nicht geſagt, wer eigentlich Zanetta iſt!

Es wäre vielleicht beſſer, antwortete der Maler, wenn Sie ſich damit begnügten, ſie ſchön zu wiſſen, und nicht weiter fragten. Gebe ich Ihnen ganze und rückhaltsloſe Antwort, dann wird Ihr Eifer, ſie kennen zu lernen, vielleicht etwas erkalten.

Wiewohl mich die Worte etwas erſchreckten, ſo machten ſie mich doch deſto neugieriger, und ich bat ihn, mir Alles zu ſagen.

Zanetta, ſagte er mit einem trockenen Seufzer, iſt die Geliebte, oder gute Freundin, oder was Sie wollen, eines reichen polniſchen Grafen Zaleſky.

Ich ſah ihn ſtarr vor Schrecken an.

Sie ſehen, fuhr er fort, daß man manches Schöne nicht in der Nähe betrachten darf. Indeſſen fühle ich mich verpflichtet, hinzuzufügen, daß ſie trotzdem neben ihrer Schönheit eines der liebenswürdigſten Geſchöpfe der Erde iſt und daß ſie Eigenſchaften des Herzens und des Geiſtes beſitzt, die ihre Stellung vergeſſen machen. Auch das Häßliche dieſer Stellung kann, wenn man die hieſigen Verhältniſſe kennt, gemildert erſcheinen. Zanetta iſt die Tochter einer jener zahlreichen Nobile-Familien, die heute ſo tief herabgekommen ſind, daß ſie von öſterreichiſchen Gnadengehalten leben müſſen. Die Regierung kauft ihnen ihre ehemaligen Herrlichkeiten ab mit einem Zwanziger per Kopf täglich. Die Töchter dieſer Familien haben eine ſehr traurige Stellung; die alten Vorurtheile, die ſie gern vergeſſen möchten, haben ſich beim Bürger mächtiger erhalten als bei den Adeligen, und Erſterer iſt mehr ſchuld an der fortbeſtehenden Trennung als die Letzteren. Der Adel der anderen öſterreichiſchen Provinzen hält den beſiegten venetianiſchen Patrizier nicht für ſeines Gleichen. So ſtehen die armen jungen Mädchen von Allen verlaſſen da, und in ihrer Kaſte hat ſich im Laufe der Zeit eine Art Duldung für gewiſſe Halbehen ausgebildet, die faſt zur Sitte geworden und eine Stellung wie die Zanetta's gar nicht mehr ehrlos erſcheinen läßt. Bei Zanetta iſt das um ſo weniger der Fall, als ihr Geliebter oder „Marito“ von hohem Adel iſt und ſich ihre Familie ſo weniger zu vergeben glaubt. Man nennt das hier Ehen an der linken Hand, obwohl kein Prieſter etwas dabei zu ſchaffen hat. Zanettas Familie iſt ſtolz darauf, daß ihr Sprößling nicht, wie andere Signorine, die mit reichen Kaufmannsſöhnen in Verhältniſſen ſtehen, eine Meſalliance gemacht hat, und man kann ſagen, daß die Stadt die Sache faſt ſo betrachtet, wie die Familie.

Sie ſind ſehr gütig, ſagte ich, gezwungen lächelnd, Zanetta entſchuldigen zu wollen. Ich habe ſie nur im Fluge geſehen, und was mich an ihr intereſſirt, iſt ihre Schönheit; indeſſen iſt es ein ſchönes, ſehr menſchliches und ſehr künſtleriſches Gefühl, das uns treibt, ein Weſen, welches uns äußerlich ſo vollkommen erſcheint, auch von inneren Flecken ſo viel als möglich zu reinigen. Ich aber klage überhaupt Niemanden an, bevor ich ihn kenne, ihn, ſeine Vergangenheit, ſeine Umgebung, ſeine Bildung und

Lebensanſichten. Alſo, lieber Freund, geben Sie ſich keine Mühe. Sagen Sie mir nur, wer der Mann oder Marito iſt.

Wie ich Ihnen ſchon ſagte, ein polniſcher Graf Zalesky (ſo wollen wir ihn nennen), der ſich in früher Jugend als Revolutionär kompromittirte, in Spielberg gefangen ſaß und ſpäter begnadigt nach Venedig verbannt wurde. Er darf die Inſelſtadt nur mit beſonderer Erlaubniß der Regierung verlaſſen, um Reiſen zu machen. Sie wird ihm jedes Jahr auf einige Monate gegeben — ſo iſt er auch jetzt ſeit längerer Zeit abweſend, und ich habe ihn nie zu Geſichte bekommen. Bei ſeiner Rückkunft ſoll er mit dieſem Bilde überraſcht werden, — welcher Umſtand mir die Bekanntſchaft Zanetta's, die ich lange begehrt, verſchafft hat.

Sie liebt ihn alſo?

Bah! wer kann das wiſſen! Sie ſagte mir, das Bild ſei dem „guten Grafen", dem Wohlthäter ihrer Familie, beſtimmt. Schließen Sie aus dieſen Worten, was Sie wollen.

Ich ſchließe gar nichts; ich weiß nur, daß ich die ſchönen Mädchen haſſe, die ſich für die Wohlthäter ihrer Familie malen laſſen.

Ich ſoll Sie alſo nicht anmelden? fragte der Maler boshaft.

Leben Sie wohl, gute Nacht! Was kümmert mich Zanetta's Geſchichte? Ich will nur ein Meiſterſtück der Schöpfung noch einmal in der Nähe ſehen.

Der Maler lachte noch, als ich die Thür ſchon hinter mir zugeſchlagen hatte.

Der folgende Tag verging mir ſchneller, als ich gehofft hatte. Aufregungen, wie ſie durch bloßen Anblick und Geſpräch entſtehen, werden leicht durch einen guten Schlaf beruhigt, und mit der Ausdauer des gewiſſenhaften Reiſenden fuhr ich fort, Galerieen, Kirchen, Paläſte zu betrachten. Als ich am Abend wieder dem Maler begegnete und er mir mittheilte, daß er mich angemeldet und daß wir Zanetta, ſo es uns beliebte, augenblicklich beſuchen könnten, fühlte ich mich ruhig genug, um ihm als höflicher Mann und kühler Verehrer und nicht als ſtrohfeuriger

Enthuſiaſt folgen zu können. Wir ſtiegen nicht an der Kanaltreppe, ſondern auf der entgegengeſetzten Inſelſeite aus der Gondel und mußten ein kleines, enges Gäßchen durchſchreiten, um an den Haupteingang des alten Palaſtes zu gelangen. Er breitete dem Gäßchen zwei Arme entgegen, die ein hohes Gitter verband, welches, wie man im Mondſchein ſehen konnte, ehemals an den Spitzen und oberſten Verzierungen vergoldet geweſen war. An den Säulen zwiſchen den Gitterflügeln hingen große eiſerne Ringe, die einſt Fackeln getragen, und ſtreckten ſich Peckkörbe an langen Armen hervor. Aber Säulen, Gitter, Ringe, Körbe, ſo wie die kleinen Steinbilder auf den Säulen waren verroſtet, zerbrochen, verfallen. Im Hofe war das Quaderpflaſter theils eingeſunken, theils ganz verſchwunden und faſt ganz von hervorwucherndem Graſe bedeckt. Sämmtliche Fenſter der Seitenflügel waren mit Brettern verſchlagen; nur aus dem Mittelgebäude blickten im Mondſchein einige ganze Glasſcheiben. Im Hintergrunde ſchloß ſich der Hof an eine Halle mit zahlreichen Säulen, deren Füße vom Mondſchein beleuchtet waren, während ſich ihre Kapitäle in Nacht verloren.

Hier machte mein Führer Halt und klatſchte mehrere Mal in die Hände. Bald erſchien auf der Höhe der Treppe eine Alte mit einer Lampe in der Hand. Bei dem ſpärlichen Lichte erkannte ich ein Veſtibule, das ehemals prächtig geweſen ſein mochte, nun aber einförmig und ärmlich mit Kalk überſtrichen war. Hier und da blickte, um Zeugniß von der entſchwundenen Pracht zu geben, ein gemalter Fuß, eine nackte Schulter, ein Arm mit Goldſchmuck hervor. Die hohe gewölbte Decke blieb in Nacht und Spinngewebe verſteckt. Die Treppe, auf der wir dem Licht entgegen ſtiegen, ſchien jünger als der Palaſt; denn ihre ganze Form, ſo wie das eiſerne Gitter trugen alle Merkmale des Bauſtyles aus dem Zeitalter Ludwigs XV.

Die Alte öffnete eine Thür, und wir traten in einen großen hohen Saal, der ſo ſpärlich beleuchtet war, daß ſich nichts erkennen ließ. Der Maler nahm mich am Arm und führte mich einem Winkel zu, aus dem uns Lampenſchein entgegenkam. Dort lag Zanetta auf einem niedrigen Sopha; die Lampe ſtand ihr zu Häupten und beleuchtete ihr herrliches Geſicht, während die hingegoſſene Geſtalt von Schatten in dichte Schleier gehüllt war. Erſt in der Nähe erkannte ich, daß bereits drei junge und für Venedig elegante Männer auf niedrigen Stühlen oder vielmehr Schemeln ihr gegenüber ſaßen. Zanetta bewillkommte mich mit vieler Freundlichkeit und wies mir einen Schemel ihr zu Füßen an. Ich beeilte mich, ihrer Einladung nachzukommen; denn bei der Begrüßung hatte ſie ſich halb erhoben, und ihr Geſicht war im Schatten ganz unſichtbar geworden. Ich wünſchte, daß ſie ſich bald wieder hinlege, daß ich es mit Muße betrachten könne. Dieſer Wunſch wurde mir erfüllt, da der Maler mit voller Vertraulichkeit zu ihr hintrat und ſie wieder in die frühere Lage ſanft zurückdrückte. Wohl empfindend, welch ein Unglück es ſei, ſich in ein ſolches Weib zu verlieben, hatte ich mir auf dem Wege in den Palaſt vorgenommen, ſie als bloßer Beſchauer zu betrachten, wie man ein ſchönes Bild betrachtet, und nachdem die erſten Begrüßungsformeln, die Antworten auf das gewöhnliche Woher und Wohin? und wie lange der Aufenthalt? und die wohlgemeinten Ausrufe über die Reize der Lagunenſtadt vorüber waren, machte ich mich bereit, meinem Vorhaben ſo ruhig als möglich nachzukommen. Ich rückte meinen Schemel ſo, daß ich Zanettas Geſicht mit größerer Bequemlichkeit ſehen konnte, und da mich jene täuſchende Ruhe überkam, die man beim Anblicke vollendeter Schönheit empfindet, bildete ich mir ein, daß ich meinen Vorſatz mit ehrenwerther Charakterſtärke durchführe. Nur der Ungewohntheit ſolchen Genuſſes ſchrieb ich es zu, daß ich beim Wohllaut ihrer Stimme, die mit der Holdſeligkeit des ganzen Weſens ſo ſehr übereinſtimmte, daß ich bei jeder ihrer Bewegungen, bei jedem Blicke, der mich traf, leiſe erzitterte. Ich bemerkte nicht, wie ich mich in den Anblick Zanetta's ſo ſehr vertieft hatte, daß ich halb und halb jede von Zanetta's Bewegungen nachahmte, daß mein Geſicht unwillkürlich den Ausdruck ihres Geſichtes annahm und daß ich, ſo beſchäftigt, endlich mehr als eine halbe Stunde da geſeſſen hatte, ohne ein Wort zu ſprechen.

Glücklicher Weiſe wurde das von den drei jungen Herren und, wie es ſchien, auch von Zanetta nicht bemerkt, da ſie das Geſpräch, das unſer Eintritt unterbrochen hatte, wieder lebhaft fortſetzten. Zanetta kümmerte ſich nicht um den ſchweigſamen Gaſt oder, was ich aus einem unterdrückten Lächeln ſchließen mußte, wollte ihn in ſeiner tiefen, ſchmeichelhaften Betrachtung nicht ſtören. Der älteſte unter den Beſuchern, ein ziemlich geſetzter Mann, von zuvorkommenden Manieren, glaubte die Unachtſamkeit der Wirthin gut machen zu müſſen und wandte ſich mit allerlei Fragen zu mir, die ich nur kurz beantwortete. Abgeſchreckt, kehrte er ſich zum Maler und ſagte: „Ihr Freund ſcheint ſich im Italieniſchen genirt zu fühlen.“

Nicht, daß ich wüßte, antwortete dieſer.

Zanetta lächelte, als ob ſie ſagen wollte: Ich verſtehe dieſes Schweigen beſſer. Aber ſie begnügte ſich mit dieſem Lächeln nicht und ſagte zum Maler: Der Signor Foreſtiere beurtheilt im Stillen Ihr Talent — er vergleicht mich ſehr gewiſſenhaft mit Ihrem Bilde und findet, daß ich viel ſchöner bin.

Dem Regen von Komplimenten, der auf dieſe unumwundene Herausforderung folgte, ſetzte ſie kein Wort der Erwiderung entgegen; immer lächelnd, fuhr ſie gegen die drei eleganten Beſucher fort: Ich kann Ihnen, Signori, dieſen Maler auf das Gewiſſenhafteſte empfehlen, mein kaum angefangenes Bild hat dieſen Herrn bewogen, meine Bekanntſchaft zu ſuchen.

Ich merkte, daß der Maler ein wenig geprahlt und die Sache nicht ganz nach der Wahrheit dargeſtellt hatte. Aber ich merkte auch zugleich aus dem Lächeln Zanettas, daß ſie den Künſtler ſo gut durchſchaute wie ich, und daß ſie ſich wohl erinnerte, vor zwei Tagen von mir mit bewundernden Augen angeſehen worden zu ſein. Die geſchmeichelte Eitelkeit ließ mich meine guten Vorſätze vergeſſen, ich gab die Rolle des Beſchauers auf, und den

Schemel näher an das Sopha rückend, miſchte ich mich lebhaft, ja, mit einiger Aufregung in das Geſpräch und in die Kurmacherei der Anderen. Meine nordiſche Art mochte ihr neuer geweſen ſein, als die der Anderen, denn — ich darf es mit gutem Gewiſſen behaupten — ſie horchte mir mit größerer Aufmerkſamkeit als den Anderen zu, und die Hoffnungen, die ich darauf baute, wurden nicht getäuſcht; denn beim Abſchiede lud ſie mich ein, ſie während meines kurzen Aufenthaltes, ſo oft es die venetianiſchen Sehenswürdigkeiten erlaubten, zu beſuchen.

Es gibt keine größere, als du ſelber biſt, dachte ich bei mir, und bat ſie, ſchon morgen Abend wiederkommen zu dürfen. Mit einem anmuthigen Lächeln wurde mir das gewährt, und wir gingen.

Wie es die Art Derer iſt, die uns in ein Haus einführen, glaubte mir der Maler ſchon auf der Treppe verſichern zu müſſen, daß ich auf Signora Zanetta keinen ungünſtigen Eindruck gemacht, obwohl ich mich zu Anfang ganz ungeſchickt, wie er meinte, deutſch unbeholfen benommen hätte. Ich antwortete ihm nur mit enthuſiaſtiſchen Ausrufungen über Zanettas Schönheit, und ſo ehrlich waren dieſe gemeint, daß ich mich und meine Unbeholfenheit ganz vergaß. Wieder, da er meine Aufregung ſah, hielt es mein Freund für Pflicht, mir als Einer, der Zanetta's Charakter wohl kannte, zu verſichern, daß man auch auf den beſten Eindruck keine Hoffnungen, welcher Art ſie immer ſeien, bauen dürfe. Er habe bei Vielen die Erfahrung gemacht, daß ſolche Hoffnungen eitel ſeien. Zanetta, meinte er, verdiene den Ruf, deſſen ſie ſich in ganz Venedig erfreue. Bei ihrer in der That phänomenalen Schönheit ſei es kein Wunder, daß ſie von Hofmachern und verliebten Leuten umdrängt ſei, aber ſie alle zögen ſich nach einiger Zeit zurück, und es ſei bis jetzt noch Keiner ſo eitel geweſen, ſich eines Vorzuges zu rühmen. Er, der Maler, glaube zwar nicht, daß es die Liebe zum polniſchen Grafen ſei, was Zanettas Tugend aufrecht halte; aber, ſei es nun, was es ſei, ſei es Klugheit oder Kälte, die Sachen verhalten ſich ſo, wie er ſie darſtelle. Er, der

Maler, glaube, daß Zanetta, das Kind eines adeligen Hauſes, ihre geduldete Halbehe durch ihre Haltung gewiſſer Maßen ſanktioniren und ihre Stellung dadurch ſo ehrenwerth als möglich machen wolle.

Ich geſtehe, daß ich dieſer Auseinanderſetzung nur mit halbem Ohre gefolgt bin, und ferner geſtehe ich, daß mich alle venetianiſchen Kunſtwerke, hiſtoriſchen Erinnerungen, maleriſchen Anſichten am Morgen nach dieſem Beſuche ſehr gelangweilt haben und daß ich den Nachmittag, wo ich Zanetta wieder, und dieſes Mal allein, beſuchen wollte, kaum erwarten konnte.

Um die dritte Stunde fuhr ich dahin. Der Saal, in welchem ſie mich empfing, war in ein Atelier verwandelt. Die beiden Seitenfenſter waren ganz, das mittlere und größte nur halb verhängt. Ein ruhiges Licht ergoß ſich von oben herab und tauchte die Gegenſtände und die Bewohnerin in einen ſchönen Frieden, der ſich dem Eintretenden auf angenehme Weiſe mittheilte. Der Eintretende brauchte das, denn mit Herzklopfen war ich die Treppe hinauf geeilt.

Der Aufenthalt Zanetta's hatte nichts von Dem, was wir bei den Appartements der Geliebten reicher Grafen vorausſetzen. Nirgends kleinlicher Putz oder Luxus, ausgenommen der an Decke, Wänden, Spiegelrahmen, Fenſterverzierung aus alter Zeit übrig geblieben war. Der Saal war der Prunkſaal der ehemaligen Beſitzer des Palaſtes geweſen. Die Säulchen an den Fenſtern waren nach innen in ſchlanke Statuetten verwandelt, die anſtatt der Kapitäle Blumenkörbe trugen, aus denen ſich Gewinde aller Art emporſchwangen und zur Decke hinauf liefen, wo ſie ſich mit neuerer Stukkaturarbeit in Eines verflochten. Die Seitenwände bedeckten bemalte Leinwandtapeten, die von altem, geſchnitztem Eichenholz umrahmt waren. Von demſelben Holze und in demſelben venetianiſch byzantiniſchen Style geſchnitzt war dem Balkon gegenüber die Hauptthür, welche, da die eiſernen Angeln zerbrochen, mit ledernen Riemen an den breiten, dunklen Pfoſten befeſtigt waren. Wie die Thür trug der ganze Saal die Merkmale des Verfalles. Die Holzſchnitzereien waren verſtümmelt, die Vergoldungen um den wandhohen Spiegel verwiſcht, der Spiegel ſelbſt mehr als zur Hälfte erblindet, die Tapetenmalereien verſtaubt, hier und da durchlöchert oder fadenſcheinig. Die Löcher und Vertiefungen im Eſtrich ſuchte ein Teppich vergebens zu verdecken. Dieſer Teppich war wohl das Luxuriöſeſte in Zanettas Hausrath, der ſich aus jenem niedrigen Sopha, auf dem ſie zu liegen pflegte, aus einigen niedrigen Stühlen und einem an die Wand befeſtigten Tiſche von braunem Holz zuſammenſetzte.

Auf dieſem höchſt einfachen Schauplatze entwickelte ſich und ſpielte ſich im Laufe der nächſten vierzehn Tage eine Art von Idylle ab, mit deren Einzelheiten ich euch, als meine Freunde, verſchonen will — eine Idylle, ſo moraliſch, ſo unſchuldig, wie ſie einem guten Buche für ſechzehnjährige Töchter gebildeter Herkunft Ehre machen würde. Allerdings müßten in dieſem Buche die Wünſche, Hoffnungen, Regungen meines Innern weiſe verſchwiegen werden. Dieſe abgerechnet, lebten wir wie Paul und Virginie — ganz im Widerſpruche mit dem Schauplatze, mit Venedig, von dem ihr euch ſo viel verſprochen habt. Daß mir Zanetta im Laufe der Tage erlaubt hat, mich auf den Teppich zu ihren Füßen zu legen, während ſie ſelbſt auf ihrem Sopha italieniſch träg ausruhte — daß ich ihr in dieſer Stellung, den Kopf ans Sopha gelehnt, Geſchichten erzählte, Späße vormachte, manchmal einen Seufzer wagte und oftmals die Hand küßte, wird man nur natürlich, dem Alter und der Lage angemeſſen und nicht im Geringſten übertrieben finden. Und die Stunden und halben Tage, die mir ſo vergingen, gehörten noch zu den angenehmſten — trauriger war es, wenn Zanetta, wie ſie es beſonders liebte, ſich in einen Winkel des Saales kauerte und ich, vor ihr ſtehend, von fremden Ländern und Menſchen und dergleichen erzählen mußte. Sie ſah dann einer kleinen, im Gebüſche lauernden Tigerkatze nicht unähnlich. Ihre Augen brannten aus der Tiefe herauf, wie zwei konſolidirte Irrlichter; die nur loſe umgehängten Kleidungsſtücke fielen dann von der Schulter, die ſich vergebens bemühte, ſie oben zu erhalten, und unter den Bemühungen noch mehr enthüllte als verbarg; ihr Mund, mit den herrlichen, weißen Zähnen, lachte dann und ſchien jeden Augenblick zu einer tigerhaften That bereit. Und ich mußte aufrecht vor ihr ſtehen — denn wenn ich mich zu ihrer Lage bequemte und mich auch hinkauerte, wurde ich ausgelacht, und wenn ich, mit weniger Ueberlegung, hinſtürzte und ſie an beiden Schultern faßte, wurde ich mit einem einfachen „St!“ zur Ruhe verwieſen, und ich hielt mich ruhig.

Man glaubt es nicht, bis zu welchem Grade der Menſch, reſpektive der Mann zum Sklaven geboren iſt. Aber manchmal empört ſich der Sklave; er ſtellt plötzlich das Hofmachen ein, er wirft ſich auf den Teppich oder aufs Sopha und gibt ſich einer vollkommenen Unthätigkeit hin; er brummt die Melodie einer italieniſchen Oper durch die Zähne, er grollt. So lag ich eines Tages da und führte meine Rolle mit großer Charakterſtärke durch. Der Maler kam und malte und ging. Zanetta fragte Das und Jenes und bekam kurze Antworten; ſie ging ins Nebenzimmer und kam geputzt und ſchön wie ein Engel zurück. Sie bat mich, ihr einen kleinen Spiegel zu halten, da ſie noch etwas an ihrer Coiffure zu vollenden hatte; ich that es und brummte ihr Lieblingslied: O pescator dell' onda weiter und fand die Coiffure, da ich um meine Meinung gefragt wurde, gar nicht übel. Da nahm mir Zanetta den Spiegel aus der Hand und warf ihn hin; dann ſchob ſie ihre Finger in meine Haare, knieete zu mir hin und fragte, ob wir nicht endlich dieſen Abend unſere Gondelfahrt machen wollten. Ich ſprang auf, ich ſchlang meinen Arm um ihren Hals, und trotz ihrem fürchterlichen „St!“ drückte ich einen Kuß auf ihre Stirn und eilte fort, die Gondel zu beſtellen.

Seit vielen Tagen hatte ich bei ihr um eine abendliche Gondelfahrt petitionirt und immer umſonſt. Eine ſolche Fahrt im Mondſchein, den Kanal Grande entlang, dann hinaus auf den Lido, ſchien mir das Höchſte — endlich hatte ich es erreicht. Mondbeglänzte Zaubernacht lag bereits auf Venedig, als meine

Gondel vor den alten Treppen des Palaſtes erſchien; mit Mühe that die Alte das Thor auf, und ich eilte hinauf, um Zanetta abzuholen. Sie erwartete mich bereits, den herrlichen Kopf in einen ſchwarzen italieniſchen Schleier gehüllt. Mit triumphirendem Herzen führte ich ſie hinab und in die Gondel. Sie erlaubte nicht, daß die ſchwarze Decke abgehoben werde, und ich war es zufrieden. Sie ſtreckte ſich auf die eine Bank hin und wies mir die andere als Lager an; ich wollte mich in die Mitte und auf den Boden der Gondel legen, aber ſie erlaubte es nicht; das ſtöre das Gleichgewicht und verhindere eine angenehme Fahrt. Ich mußte mich damit begnügen, daß ſie mir von Zeit zu Zeit die Hand entgegenſtreckte und daß ich ihre melodiſche Stimme hörte, da ſie, wie ſie ſagte, meinen Cicerone machen wollte und mir die Namen der Paläſte nannte, an denen wir vorüberfuhren. Ich knirſchte mit den Zähnen und ſagte ihr endlich, daß ich die Fahrt höchſt langweilig finde, die ſo entzückend ſein könnte, wenn ich ſie an der Seite einer Geliebten oder nur eines empfindenden Weſens machte.

Ich bin aber nicht deine Geliebte, ſagte ſie ruhig, ſondern die Geliebte eines Anderen; du weißt es.

Ich weiß es!

Alſo warum die Vorwürfe? Als du mich kennen lernteſt, wußteſt du, welche Bekanntſchaft du machteſt. Und was das „empfindende Weſen“ betrifft, fügte ſie halb ironiſch hinzu, ſo werde ich mich hüten, es zu ſein mit einem zwanzigjährigen Jungen, der zufällig durch Venedig läuft und wieder in der Welt verſchwindet auf Nimmerwiederſehen.

Du haſt Recht, Zanetta! ſagte ich mit einem Seufzer und ſchwieg. Auch ſie verſank in Schweigen, das ſie manchmal mit Nennung der Inſel oder eines Palaſtes, an denen wir vorüberfuhren, zu unterbrechen ſuchte; und endlich gab ſie das auf, und in unſerer Gondel war es ſtill wie in einem Sarge, und ſo ſtill fuhr ſie noch eine Stunde lang dahin. Es war Mitternacht, als wir wieder an der Treppe anlegten; ſie reichte mir ſchweigend die Hand und verſchwand im Dunkel des alten Palaſtes. Ich fuhr weiter bis an die Riva der Slavonen.

Um eine große Enttäuſchung reicher, warf ich mich ins Bett, wohl fühlend, daß ein Entſchluß gefaßt werden müſſe, und ich faßte ihn. Noch einmal wollte ich Zanetta ſehen und dann die Stadt verlaſſen. Mit dieſem Entſchluſſe bewaffnet, trat ich am anderen Tage vor ſie. Ich hatte wenig oder vielleicht gar nicht geſchlafen und ſah wohl ſehr blaß und müde aus.

Armer Junge! ſagte Zanetta gleich bei meinem Eintreten, indem ſie die Hand auf meinen Kopf legte: wie ſeine Stirn brennt, wie er blaß iſt!

Signora! ſagte ich, ich bin Ihres Mitleids müde und komme, um Abſchied zu nehmen.

Gewiß? fragte ſie raſch.

Gewiß, Signora, ſo gewiß, als ich nicht mehr Willens bin, mich ferner plagen zu laſſen.

Mein Freund, erwiderte ſie, du biſt müde, dich länger plagen zu laſſen! Siehſt du, eben ſo gibt es Männer, die leicht des Glückes müde werden. Kann ich wiſſen, ob du zu dieſen gehörſt oder nicht? Meiner und des Glückes, das ich dir bieten kann, ſollteſt du nicht müde werden, dazu biſt du mir in dieſen Tagen zu lieb geworden. Ewig friſch und ungetrübt, ungeſchwächt durch Wiederholung ſoll in dir die Erinnerung an das Glück leben, das ich dir geben kann. Iſt es gewiß, daß du reiſeſt?

Gewiß!

Und wann? fragte ſie haſtig weiter.

Morgen, mit dem Früheſten.

Dein Wort, daß du den Entſchluß nicht mehr änderſt, was ich dir auch immer ſagen werde.

Ich zauderte; ſie drang in mich, indem ſie mir die Hand entgegen hielt: Gib mir dein Wort!

Mein Wort! rief ich und ſchlug ein.

So geh jetzt fort, mein Freund, denn ich erwarte Beſuche — aber komme heute Abend wieder.

Wie ich den Tag verbracht, welche Gaſſen ich durchrannt, wie ich meine Sachen gepackt, wie ich die Barke beſtellt, die mich am anderen Morgen nach Meſtre bringen ſollte — ich weiß es nicht. Die Barke beſtellte ich in die Nähe der Piazza San Zacharia und übergab ihr meine kleinen Reiſe-Habſeligkeiten.

Die Sonne war noch nicht ganz ins Meer getaucht, als ich in Zanetta's Saal trat; ſie war nie ſo ſchön geweſen als an jenem Abend, in jener Nacht. —

Am Morgen ſprang ich in die Barke. „Nach Meſtre!“ rief ich, und Zanetta, die auf dem Balkon ſtand, konnte es hören. Ich warf mich der Länge nach hin und ſchloß die Augen und wollte keinen Stein mehr ſehen von der herrlichen Stadt, aus der ich ſcheiden mußte, nachdem ich in ihr ſo viel Glück gefunden. Eine ſüße Betäubung bemächtigte ſich meiner, und die Bilder der entſchwundenen Nacht zogen reihenweiſe, doch traumhaft an mir vorüber.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als wir auf der offenen Lagune hinfuhren. Ich öffnete die Augen und ſah das feſte Land vor mir liegen — hinter mir im Morgenduft, traumhaft, verſchwommen, lag Venedig. Es war mir, als führe ich aus einem ſchönen Traume hinaus in die Wirklichkeit; als wäre ich mit dem ſüßen Gefühl der Müdigkeit in meinen Gliedern gar nicht mehr gemacht, in dieſen wirklichen Welten umher zu wandeln, und als ob etwas geſchehen müßte, was mich wieder fähig mache, auf reellem Boden hinzuwandern. Ich ſprang auf, warf die Kleider ab und ſtürzte mich in die friſche, noch im Morgenhauch dampfende Fluth. Eine Strecke weit ſchwamm ich neben der Barke einher; dann ſtieg ich wieder ein wie neu geboren, und als wir in Meſtre landeten, ſchwang ich meinen Wanderſtab, und mit dem geſunden Gefühl der Jugend und dem dankbaren für erlebtes Glück wanderte ich in den Morgen und in die ſchöne Welt hinein, den ſtillen Wellen der Brenta entgegen. An der Brenta ſtehen viele, viele prächtige Landhäuſer, die meiſtens den Nobili's von Venedig gehört haben und jetzt wie ihre Paläſte in der

Stadt verfallen. Vor ihren prächtigen Portalen fließt die Brenta, hinter ihnen dehnen ſich große, weite Parks und Gärten mit unendlichen Alleen, mit verwilderten Taxusgängen, mit dichtem Gebüſch und unzähligen Statuen, die meiſt vom Sockel geſunken, von vielen todten Herbſten bedeckt ſind. In einen ſolchen Park trat ich, ließ mir vom Beſitzer ein Glas Wein vorſetzen, und da ſaß ich Stunden und Stunden lang und prägte mir, was ich erlebt hatte, tief in die Seele. Nach dieſem erkenne ich mich ſelber kaum, wenn ich mich nur einige Wochen ſpäter, an einem regneriſchen unangenehmen Oktober-Morgen in der guten Stadt Regensburg wieder finde, wie ich, einen Aufenthalt von kaum einer Stunde, den Pferdewechſel und die Frühſtückszeit benutzend, nach einer durchreiſten Nacht als wißbegieriger Jüngling den alten Dom umwandle und mir die Formen altgothiſcher Kunſt faſt mit demſelben Eifer einzuprägen ſuche, wie ich mir in jenem Garten an der Brenta andere lebendige, holdbeglückende Formen einzuprägen geſucht hatte. Ich war nicht allein. Ein Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren, von gefälligem, einnehmendem Aeußeren, in elegantem Reiſe-Koſtüm ging neben mir einher. Er hatte im Gaſthauſe gehört, wie ich mich beim Kondukteur erkundigte, ob ich Zeit genug hätte, den Dom zu beſehen, und bat mich um die Erlaubniß, ſich mir anzuſchließen. Er verſtand nichts von der gothiſchen Kunſt, aber das Schöne gefiel ihm, und er ließ ſich von dem Wenigen, was ich über den Gegenſtand wußte, gern mittheilen. Ins Poſthaus zurückgekehrt, fanden wir die Pferde noch nicht vorgeſpannt, und nun lud mich mein Gefährte vom Dome ein, mit ihm voraus zu gehen, die Brücke und mit ihr einen Theil des Schlachtfeldes von Regensburg zu beſchauen. In der Vorſtadt könnten wir in den Poſtwagen ſteigen. So wanderten wir voraus. Nun war es an meinem Gefährten, die Rolle des Cicerone zu übernehmen. Er kannte die Einzelheiten der Schlacht von Regensburg ganz genau, er zeigte mir, und zwar mit einer gewiſſen Freude, wo und wie die Oeſterreicher Fehler gemacht, wo dieſe geſtanden und von ihren Landsleuten, den Rheinbunds-Truppen, viel mehr als von den Franzoſen gelitten haben; er bezeichnete mir genau den Punkt, wo Napoleon verwundet worden und wo die Oeſterreicher ihren verhängnißvollen Rückzug begonnen haben, und knüpfte an ſeine Mittheilungen manche Bemerkung, wie Dieß und Das anders geworden wäre, wenn man Dieß und Das nicht vernachläſſigt hätte.

Sie ſind Soldat? fragte ich ihn.

Ich war es! antwortete er mit einem Seufzer.

Aber Sie ſind kein Deutſcher, fuhr ich fort; denn aus allen Ihren Worten ſpricht ſich, wie mir ſcheint, mehr Sympathie für die Franzoſen, als für meine Landsleute aus.

Es iſt wahr, ich bin kein Deutſcher, antwortete er, doch iſt mehr meine Erziehung als Sympathie oder Antipathie Schuld daran, daß meine Worte dieſe Färbung annehmen. Es iſt eine uns Polen anerzogene Schwäche, Napoleon als unſeren Freund zu betrachten. Geht doch ein Theil meiner myſtiſchen Landsleute neuerer Zeit ſo weit, ihn als einen wahren Meſſias der Welt darſtellen zu wollen.

Es freute mich, daß der Pole bei dieſen Worten die Achſel zuckte und daß er die ſcheinbare Freude an dem Siege der Franzoſen als eine Folge ſchlechter vorurtheilsvoller Erziehung darſtellte. Dieſer Umſtand trug nicht wenig dazu bei, dem an ſich ſchon einnehmenden Manne mein Herz zuzuwenden.

Der Poſtwagen kam, und wir ſtiegen ein. Mit meiner einundzwanzigjährigen Polenbegeiſterung konnte ich nicht lange an mich halten, und kaum daß wir auf unſeren Plätzen ſaßen, als ich wieder das Thema aufnahm und, davon ausgehend, meine ganze Sympathie für Polen, ſeine Sache und ſeine Helden in ſeinen Buſen ausſchüttete. Der Pole lächelte mir dankbar zu, gab mir aber auch durch einige Winke, indem er auf den neben uns ſitzenden Kapuziner und einen wohlbehäbigen Beamten deutete, zu verſtehen, daß wir nicht allein wären und daß dieſes Thema nicht in Geſellſchaft zu verhandeln ſei. Er that es mit ſolcher Freundlichkeit, daß ich über die Abwehr meiner Begeiſterung nicht im Geringſten beleidigt war, ja, ſeine Mahnung ſogar mit Dankbarkeit hinnahm. Ueberhaupt ſprachen ſich in ſeinem ganzen Benehmen neben vieler Milde ein gewiſſes Maß, eine gewiſſe lobenswerthe Vorſicht aus, wie ſie bei ſeinen Landsleuten ſelten ſind. Mit Geſchick brachte er ein anderes Thema aufs Tapet, daß auch bald die zwei anderen Reiſegefährten ins Geſpräch verwickelt waren und der Weg bis Amberg unter lebhaften gegenſeitigen Mittheilungen ſchnell zurückgelegt wurde und die Reiſegefährten, die uns hier verließen, ihr Bedauern ausſprachen, die Reiſe nicht weiter in dieſer Geſellſchaft fortſetzen zu können. Wir blieben zuſammen, denn unſer beider Reiſeziel war Böhmen. In Amberg mußten wir mehrere Stunden auf den Poſtwagen warten, der aus Nürnberg kommen ſollte. Ich legte in der Gaſtſtube mein kleines Gepäck ab, und mich ſelbſt ſtreckte ich auf die Ofenbank, um wo möglich den Schlummer, den ich in der letzten Nacht zwiſchen München und Regensburg verloren hatte, einzuholen. Aber ſchon nach wenigen Minuten trat der Pole an mich heran und lud mich ein, ihm auf die Stube zu folgen, die er genommen hatte, da ich mich dort beſſer als in dem lärmenden Saale von der Müdigkeit der Reiſe werde erholen können. Mit Dank nahm ich die Einladung an und folgte ihm. In der wohnlichen Stube, deren Ofen bei dem naßkalten Wetter bereits eine angenehme Wärme zu athmen anfing, forderte er mich auf, mir auf einem zurechtgeſtellten Sopha gütlich zu thun und auszuruhen, da er bemerkt habe, daß ich überaus ermüdet, ja, unwohl ſei. So war es auch. Die Studenten-Sommertracht, in der ich in den heißen Tagen nach Italien gelaufen war, genügte dem deutſchen Herbſte nicht mehr, und die letzte Nacht, die ich im Poſtwagen zugebracht hatte, bewies es mir, indem ſie mir eine ziemliche Erkältung anhängte. So gehorchte ich gern meinem Johanniter und legte mich aufs Sopha, das er mir noch mit Hülfe von Kiſſen und Decken ſo bequem als möglich zu machen ſuchte, trotz aller Gegenreden, die ich gegen ein ſolches

Uebermaß von Güte erhob. A la guerre comme à la guerre! antwortete er — auf Reiſen muß man einander helfen. — Aber, lieber Herr, fuhr er fort, Sie haben Fieber; Sie müſſen etwas thun, wenn Sie noch heute Ihre Reiſe fortſetzen wollen.

So ſprechend, verließ er das Zimmer und kam bald mit einem großen, eleganten, in ruſſiſches Leder gehüllten Reiſe-Neceſſär zurück, das er auf den Tiſch ſtellte und aufzuſchnallen und aufzuſchließen anfing. —

Hier in dieſem Kaſten, ſagte er, habe ich eine ganze Reiſe-Apotheke. Sie müſſen mich nicht auslachen und mich für einen Weichling halten, weil ich wie eine ruſſiſche Fürſtin mit dergleichen Zeug reiſe. Das Neceſſär iſt das Geſchenk einer beſorgten Mutter, der ich habe verſprechen müſſen, es auf allen Reiſen mitzuführen. Die gute Mutter! ſie hält mich für geborgen, wenn ich die Maſchine mit mir habe. Sehen Sie, als ich mich auf dieſe Reiſen begab, habe ich es in Venedig, meinem Wohnort, vergeſſen — ich konnte nicht ruhen, bis ich es mir per Poſt habe nachkommen laſſen.

Bei dem Worte „Venedig" fuhr ich zuſammen — ich richtete mich auf und ſah am Reiſe-Neceſſär ein gräfliches Wappen. Schreckliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf. Gott, dachte ich, wenn dieſer mein edler Pfleger Zanetta's Pole wäre! Das mußte ich wiſſen, wie ſehr ich auch fürchtete, in meiner Vermuthung beſtärkt zu werden. Das Wappen, ſagte ich mit zitternder Stimme, iſt mir bekannt; ich bin kein ſtarker Heraldiker, aber ich glaube, es iſt ein gräfliches.

Ja, ſagte der Pole, ich bin Graf.

Himmel und Hölle! dachte ich, auch Zanetta's Pole iſt ein Graf.

Bekannt, fuhr der Graf fort, mag Ihnen das Wappen auch ſein; Sie mögen es in Wien oft geſehen haben.

Möglich, ſagte ich zitternd, möglich — Sie ſind ſo gütig gegen mich, Herr Graf, daß es natürlich iſt, wenn ich Ihren Namen zu wiſſen wünſche.

Mein Name — ſagte er zaudernd, indem er eine Flaſche aus dem Neceſſär zog und ein Gläschen mit ihrem dunklen Inhalt füllte — mein Name iſt … da unterbrach er ſich wieder, indem er mit dem Glaſe an mein Sopha trat … Da, trinken Sie, und Ihr Fieber wird ſchnell vergehen.

Ich nahm das Glas, aber meine Hand zitterte, und ich war nicht im Stande, es an die Lippen zu führen. — Vielleicht, wenn du wüßteſt, o Graf, woran ich jetzt denke, du würdeſt mir lieber Borgia-Gift als Arznei reichen.

Als ob er meine Gedanken errathen hätte, ſagte er lächelnd: Sie zittern ja, als ob ich Ihnen Gift gäbe; erſchrecken Sie nicht, es iſt nicht einmal Medizin, ſondern guter, uralter Malaga. Ein Gläschen davon wird Sie bald wieder herſtellen — probatum est!

Nein! ſagte ich, ich trinke nicht eher, als bis ich Ihren Namen weiß — ich will auf Ihr Wohl trinken.

Ah, Pardon, erwiederte er, ich habe vergeſſen, daß Sie mich nach meinem Namen gefragt haben; ich bin der Graf Raiſky!

Auf Ihr Wohl, Graf Raiſky! rief ich frohlockend. Ich war gerettet: Zanetta's Pole hieß Graf Zalesky!

Graf Raiſky ſah mich erſtaunt an; mein ganzes Benehmen, beſonders mein Jubel, da er ſeinen Namen nannte, mochten ihm ſonderbar erſcheinen. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ihnen thut Ruhe noth; jetzt wenden Sie ſich mit dem Geſichte zur Wand und ſchlafen Sie.

Ich that, als ob ich gehorchte, aber mit dem Schlafe war es nichts. Ein ſchwerer Stein war mir vom Herzen gefallen, dennoch ließen mich verſchiedene Fragen nicht ruhen. Wie kommt's, daß mehrere polniſche Grafen in Venedig hauſen? — wie kommt's, daß Graf Raiſky daſſelbe Alter hatte, wie Graf Zalesky nach den mir gemachten Mittheilungen haben mußte? Wie kommt's, daß beide in Venedig wohnende Polen deſſelben Alters ſich zu derſelben Zeit auf der Reiſe befanden? Mit dieſen

Fragen beſchäftigt und unter den auf dieſe Weiſe aufgeregten Erinnerungen an Venedig, ſein ſchönſtes Weib und meine ſchönſte Nacht fiel ich endlich in einen unruhigen Schlaf, in welchem Venedig, Zanetta, der Graf mit dem Glas Malaga in der Hand wie unheimliche Phantasmagorien vorüber zogen. So glaubte ich noch zu träumen, als ich das ſchöne venetianiſche Volkslied „O pescator dell' onda“, das Zanetta zu ſingen pflegte, verſchwommen und undeutlich wie Bienenſummen unweit von meinem Lager hörte. Aber ich hatte ſchon die Augen offen; ich ſah mich um und erblickte den Grafen, der am Fenſter ſtand, in Gedanken vertieft in den regneriſchen Tag hinausſtarrte und zerſtreut das Volkslied vor ſich hinbrummte. Alſo noch eine Erinnerung an Zanetta? Sollt' er es doch ſein! — Meinetwegen! Ich reſignirte mich und nahm mir vor, die Löſung des Räthſels mit Ruhe abzuwarten. Aber dieſer Entſchluß verging wie Dunſt, ſo bald der Graf bemerkte, daß ich erwacht war, und ſich mit den treuherzigen, großen blauen Augen, dem milde lächelnden Geſichte zu mir wandte. Er hatte während meines Schlafes einen Thee bereiten laſſen, den er mir nun ſelbſt entgegenbrachte. Er hielt mir mit der einen Hand die Taſſe hin, während er mit der anderen meine Stirn anfühlte, ob ſie noch heiß war. — O, ſagte er mit zufriedenem Geſichte, der Schlaf hat Ihnen wohl gethan; Sie können die Reiſe ruhig fortſetzen.

Sie haben da ein ſchönes Lied vor ſich hingeſummt, ſagte ich ſelbſtverrätheriſch.

Kennen Sie es? fragte er. O, natürlich! man kann nicht drei Tage in Venedig geweſen ſein, ohne es hundert Mal gehört zu haben. Und ich — fügte er lächelnd hinzu —, wie oft habe ich es gehört, und von welchen Lippen! O ſchöne Venezia!

Nach dieſem entzückten Ausrufe hielt ich es für beſſer, nicht weiter zu fragen. Ich ſtand auf und machte mich zur Reiſe bereit; denn ſchon war es Abend geworden, und wir hörten den Nürnberger Poſtwagen die Straße herunterrollen. Wir ſtiegen hinab, und nach einer halben Stunde fuhren wir durch ſtillen

Wind und Regen aus Amberg hinaus den böhmiſchen Bergen entgegen. Diesmal waren wir allein in einem Coupé; ich aber war von der ſeit Stunden gehegten Angſt, der neben mir ſitzende polniſche Graf könnte trotz aller Verſchiedenheit des Namens der polniſche Graf Zanetta's ſein, ſo müde, daß ich mich hütete, das Geſpräch eine Wendung nehmen zu laſſen, die mich wieder hätte in neuen Zweifel ſtürzen können. Wir ſprachen über gleichgültige Dinge, über Reiſe-Eindrücke, über die Wiener Geſellſchaft, die der Graf kannte, und dergleichen. Bald aber wurde ich ſchweigſam. Mein leichtes Sommer-Koſtüm bewies mir noch heftiger als in der vergangenen Nacht ſeine Unzuläſſigkeit; vom Fichtelgebirge wehte der Wind merklich kalt und machte das Wort auf meinen Lippen erfrieren. Meine Zähne klapperten, und ich drückte mich ſo tief als möglich in die gepolſterte Ecke. — Meine traurige Lage konnte, trotz der Dunkelheit, dem guten Herzen des Grafen nicht lange verborgen bleiben. Jeſus Maria! rief er plötzlich, Sie vergehen ja vor Kälte!

Mit klappernden Zähnen erklärte ich ihm, wie ich es büße, germaniſchen Herbſt in einem Koſtüm herauszufordern, das für italieniſchen Sommer berechnet war.

Graf [illegible] lächelte zwar über meinen ſtudentenhaften Leichtſinn, meinte aber doch ſehr ernſthaft, daß das nicht ſo bleiben könne und daß auf der nächſten Station geholfen werden müſſe. Glücklicher Weiſe kamen wir bald am nächſten Poſthauſe an. Noch bevor der Wagen anhielt, war der Graf ſchon hinabgeſprungen.

Wie lange halten wir hier? fragte er den Kondukteur.

So lange als nöthig, um die Pferde zu wechſeln.

Könnte ich nicht indeſſen einen Koffer abpacken und öffnen laſſen? fragte der Graf.

Unmöglich! rief der Kondukteur — das würde uns zu lange aufhalten.

Der Graf nahm ihn am Arm, führte ihn bei Seite, und nachdem er ihm einige Worte ins Ohr geflüſtert, griff er in die Taſche und drückte ihm eine Hand voll baieriſchen Silbers in die Hand. Der Kondukteur ſah ihn erſtaunt an, rief den Hausknecht und befahl ihm, den Koffer abzupacken, den ihm der Herr Paſſagier anzeigen werde. Schnell kletterte der Graf mit dem Hausknecht auf den Wagen, ſchnallte mit ihm die lederne Decke los und half ihm aus dem Gros des Gepäckes einen großen, ſchwarzen Koffer herausziehen. Er wurde herabgelaſſen, und der Graf ſelbſt trug ihn mit Hülfe des Hausknechtes durch den ſtrömenden Regen unter die Wagenremiſe, wo er ihn beim Licht der Stalllaterne auszupacken und zu durchwühlen begann. Ich folgte ihm, um zu helfen. Was ſuchen Sie ſo eifrig? fragte ich.

Es muß ſich in dem Koffer ein prächtiger Reiſe-Paletot befinden, der Ihnen, lieber Reiſe-Kamerad, treffliche Dienſte leiſten wird — erwiderte der Graf, während er in den Kleidungsſtücken herumwühlte.

Umſonſt bat ich ihn, ſich die Mühe zu erſparen, indem ich mich auf meine gute Konſtitution und mit einiger Uebertreibung auf meinen abgehärteten Körper berief; er ließ ſich nicht ſtören und wühlte den Koffer bis auf den Grund durch. Der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn, denn er eilte, um dem Kondukteur ſo viel möglich eine Geſetzes-Uebertretung zu erſparen — plötzlich aber rief er: Teufel, der Paletot muß in einem andern Koffer ſtecken!

Der Kondukteur kam heran und drängte. — Kann ich nicht noch einen zweiten Koffer auspacken laſſen? fragte der Graf.

Nein unmöglich! rief der Kondukteur, ich komme in Strafe, ich verliere mein Amt.

Aber es muß ſein!

Unmöglich! rief der Kondukteur noch einmal — das Geſetz! das Geſetz! fügte er mit Pathos hinzu.

So geben Sie es doch auf, lieber Graf, bat ich, ich verſichere Ihnen, daß ich den Paletot gar nicht nöthig habe.

Aber der Graf achtete auf meine Worte nicht — er nahm den Kondukteur wieder bei Seite und füllte ihm die Hand wieder mit klingender Münze.

Das wäre gegen die Natur, ſolcher Güte zu widerſtehen, murmelte der Kondukteur — Hausknecht, den anderen Koffer!... das ſchlechte Wetter wird die Verſpätung entſchuldigen.

Der Graf ſtopfte Kleider und Wäſche in den Koffer, der, kaum geſchloſſen, wieder auf das Dach des Wagens geworfen wurde. Dann kletterte er wieder mit dem Hausknecht hinauf, und nach wenigen Minuten ſtand ein zweiter Koffer im Hofe. In dieſem endlich fand ſich der Paletot, den der Graf triumphirend hervorzog und, während er das Wiedereinpacken und Verſchließen dem Hausknecht überließ, mir vorhielt, mich einladend, in die Aermel zu fahren. Mit einer faſt kindiſchen Freude knöpfte er ihn ſelber zu und verpackte mich ſo von oben bis unten. So, lieber Freund, ſagte er, jetzt werden Sie hoffentlich nicht mehr frieren.

Es war ein prächtiger Paletot! ich ſehe ihn noch, als hätte ich ihn geſtern getragen. Aus dichtem und feſtem engliſchen Stoffe, legte er ſich doch, da er mit Wollſeide gefüttert war, weich und warm um den Leib. Er ging tief über die Kniee und legte ſich vorn doppelt um die Bruſt. Man ſtak darin wie in einer gemächlichen, geheizten Stube. Nun bekannte ich es, daß mir dieſe Hülle ſehr wohl that, und der Graf freute ſich mit dieſem Bekenntniß. Unbekümmert, ob ſein Koffer wieder aufgepackt werde, warf er dem Hausknecht noch ein Geldſtück hin und drängte mich, nun einzuſteigen, um den armen, vor dem Geſetz zitternden Kondukteur nicht länger aufzuhalten.

Raſch flog der Wagen dahin. Gemächlich ſaßen wir in unſerem Coupé und ließen Wind und Regen an die geſchloſſenen Fenſter ſchlagen. — Nicht wahr, fragte mein Reiſegefährte, Sie befinden ſich ſo beſſer?

Ich bin wie in meinem Bette, antwortete ich.

Tant mieux! ſo wollen wir noch Eins dazu rauchen, rief er ganz vergnügt, indem er mir eine Cigarre bot. Da ſaßen wir denn gemächlich und dampften.

Mitten in dieſem Behagen, unter mancherlei Scherzen und Geſchichten, fing es mit Einem Male wieder in mir zu wühlen oder vielmehr zu nagen an. Jener „alte Einſiedler des Herzens“ fing wieder, erſt in abgebrochenen, dann in zuſammenhangenden Sätzen, zu murmeln an: Wie nun, wenn dieſer Mann, dieſer Fremde, der ſeit heute Morgen deinen Krankenwärter gemacht, dich ununterbrochen mit Gefälligkeiten, ja, Wohlthaten überhäuſt hat, der dir brüderliche, ja, mütterliche Sorgſalt bewieſen hat — wie nun, wenn er trotz aller Namens-Verſchiedenheit doch derſelbe wäre, den du gewiſſermaßen beſtohlen, dem du gewiß überaus wehe, ein großes Unrecht angethan haſt? Wie kämen mehrere polniſche Grafen nach Venedig? Warum behauptet dieſer, das Lied „O pescator dell' onda“ von unvergleichlichen Lippen gehört zu haben? Gibt es denn zwei Zanetta's, die dieſes Lied ſangen? Zwei Zanetta's ſind eine Unmöglichkeit; es gibt nur Eine Sonne, nur Einen Mond! Und ſagte dieſer Pole heute Morgen nicht, daß er Soldat war, und war der Pole Zanetta's nicht Soldat der polniſchen Revolution?

Mit ſolchen Fragen fuhr der Einſiedler fort, gleich einem Kriminalrichter, der trotz falſcher Papiere und Päſſe die Identität einer Perſon herzuſtellen ſucht. Mir wurde bange bei all dieſen Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Indem ich mich ſo quälte, verſank ich immer tiefer und tiefer in Stillſchweigen; aber der Graf unterbrach es.

Sie haben mir heute Morgen, ſagte er, viel Sympathie für mein Vaterland ausgeſprochen. Es muß Ihnen ſonderbar geſchienen haben, daß ich Ihnen nicht dankbarer entgegen kam; aber wir waren in Geſellſchaft, und ich habe ſchon die unangenehmſten Erfahrungen gemacht. Meine Stellung, beſonders aber meine Art, zu reiſen, gebieten mir die größte Vorſicht. Sehen Sie, lieber Freund, ich bin ein Kompromittirter, ich habe an der Revolution von 1830 thätigen Antheil genommen und bin halb und halb ein Verurtheilter.

Das iſt Graf Zalesky auch! dachte ich und erſchrak. Aber, fügte ich in Gedanken hinzu, es gibt viele kompromittirte Polen. Dennoch wurde mir warm, und ich knöpfte den oberſten Theil des Paletots auf.

Wie Sie mich hier ſehen, auf Reiſen, allein, unbewacht, ſcheine ich Ihnen ein freier Mann zu ſein, aber ich bin nur ein Vogel, den man am Bande ein wenig fliegen läßt. Nachdem ich eine Zeitlang auf dem Spielberg geſeſſen, hat es meine Familie durch Protektion dahin gebracht, daß man mir Venedig als Aufenthalt anwies, und in dem letzten Jahre habe ich es ausgewirkt, daß man mich auch jeden Sommer, auf Ehrenwort, in einem gewiſſen Umkreiſe und in gewiſſen Ländern reiſen läßt.

Das war zu viel, denn er erzählte mir die Geſchichte des Grafen Zaleſky. Mir wurde heißer in meinem Paletot — ich ſeufzte tief auf, ja, es war eine Art Geächze, das ich ausſtieß.

Was haben Sie? fragte mein Reiſegefährte beſorgt, ſind Sie wieder unwohl.

Gott bewahre! Es iſt nichts! rief ich ſchnell. In der That, dachte ich, kann die öſterreichiſche Regierung nicht ſyſtematiſch mehrere kompromittirte Polen in die einſame Lagunenſtadt verbannt haben?

Ich beklage mich über die öſterreichiſche Regierung nicht, fuhr er fort. Einmal iſt ihr Verfahren bei ihrem Syſtem ein ſehr mildes, denn ich gehörte zu den Kompromittirteſten unter den öſterreichiſchen Polen; ich war der Adjutant Chlopicki's und nach ihm Skrzynecki's und habe den polniſchen Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht. Dann habe ich in der Stadt, die ſie mir als Gefängniß anwies, ein Glück gefunden, das ich vielleicht in der Freiheit Jahre lang vergebens geſucht hätte. — Mein Freund, hätten wir uns anſtatt in Regensburg und im Eilwagen auf dem Markusplatze kennen gelernt, Sie hätten durch mich ein Weib zu ſehen bekommen, wie es die Natur in dieſem Jahrhundert vielleicht nicht zweimal geſchaffen, ein Weib, ſo ſchön wie die Engel des Himmels, ein Weib, das mich alle Bitterniſſe des Exils und der gezwungenen Unthätigkeit mit einem Lächeln ihres Mundes vergeſſen machen kann.

Ich hatte genug; jetzt war kein Zweifel mehr möglich. Du biſt geliefert! dachte ich und ſtreckte mich krampfhaft. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, aber mein Leib fühlte ſich in dem Paletot wie in der Hölle. Er brannte mir auf die Haut, er ſchien ſich zuſammenzuziehen, um mich zu erwürgen. Um den Hals wurde er immer enger wie eine zuſammengezogene Schlinge, um die Bruſt drückte er wie eine Folter, und in die Arme ſchien er ſich mit Brandmalen feſtzufreſſen. Ich bedurfte aller Geiſtesgegenwart, um nicht laut aufzuſchreien; vielleicht hätte ich es auch nicht gekonnt, denn es war mir, wie wenn im Traume ein Alp auf die Bruſt drückt und Athem und Stimme benimmt. Doch hatte ich Beſinnung genug, die ſtockfinſtere Nacht zu ſegnen, die dem Grafen verwehrte, in mein Geſicht zu ſehen; es muß alle jämmerlichen Farben eines Armenſünder-Geſichtes geſpielt haben.

Ich bin nicht ſentimental, fuhr er ruhig fort, darüber iſt man in meinen Jahren hinaus; aber ich liebe Janetta. So heißt ſie, fuhr er mehr gegen mich gewendet fort, und beim Schein der Cigarre, die er mächtig anzog, erkannte ich, wie ſich ſein Geſicht bei dieſem Namen verklärte.

Janetta! ſchrie ich, Janetta! Und mit dieſen Worten war es, als ob ein Bann von mir genommen wäre; ich konnte mich wieder regen, und mit einer wilden Bewegung riß ich ſämmtliche Knöpfe des Paletots von oben bis unten auf.

Janetta! ſchrie ich noch einmal, Janetta heißt ſie, und Sie, wie heißen Sie?

Was iſt Ihnen, ſagte der Graf, indem er ſich vorbeugte und mir ins Geſicht zu ſehen ſuchte, was iſt Ihnen? Sie ſcheinen ſehr aufgeregt!

Aufgeregt? Nicht im Geringſten, antwortete ich möglichſt ruhig. Du gehörſt einmal dem Teufel, dachte ich, nun mußt du heucheln und lügen. Der Name, fuhr ich ruhiger fort, erinnert mich daran, daß Sie auch ſchon die Güte hatten, mir den Ihren zu nennen, aber es iſt mir ſo ſchwer, Ihre polniſchen Namen zu behalten. Raizko, glaube ich, ſagten Sie? iſt es nicht ſo?

Wohl, ſo ſagte ich, antwortete der Graf, doch muß ich Sie um Entſchuldigung bitten, denn Raizko iſt nicht mein eigentlicher Name. Unſere Familie hat ihn mit einigen Gütern erſt vor Kurzem geerbt, und die öſterreichiſche Polizei zieht es vor, mich unter dieſem unſchuldigen Namen reiſen zu laſſen und für die Zeit meiner Reiſe den eigentlichen, compromittirten und bekannten Namen zu unterdrücken. So nehme ich denn auch den Namen meines Paſſes an, um nicht in Ungelegenheiten zu kommen; eigentlich aber heiße ich Felix Zalesky.

Nun war Alles klar, und ich geſtehe, daß es mir mit dieſer Klarheit auch klarer im Gemüth wurde. Ich wußte es nun, daß ich als Verbrecher, als Dieb, als Gott weiß was neben meinem Freunde, meinem Wohlthäter ſaß. Meine Poſition war eine fertige, in ſich abgeſchloſſene. Gern hätte ich mich ſchon als in das Unvermeidliche, Unabänderliche, darein ergeben, wenn der unglückſelige Paletot nicht in ſeinem hölliſchen Zauber fortgefahren wäre. — Die Cigarre des Grafen, eine köſtliche Cigarre, hatte ich in der Aufregung bereits zur Hälfte verdampft, zur Hälfte zerkaut, aber der Paletot mit ſeinem Brennen, Drücken, Zuſammenſchnüren klebte mir am Leibe, und es ſchien mir, als würde ich ihn nie los werden. Ich erinnerte mich an jene Sage von dem italieniſchen Herzog, der als Gefangener in einem kunſtvoll gebauten Zimmer wohnen mußte und die Wände dieſes Zimmers von Tag zu Tag näher an einander rücken ſah, bis ſie ſein Sarg wurden. Ich erinnerte mich an das Neſſuskleid, das ſich in die Glieder des unglückſeligen Helden feſtfraß und ihn nicht mehr los ließ. Meine Gedanken begannen zu ſchwärmen, und ich dachte das Tollſte. Es zog mir ſogar einen Augenblick durch den Sinn: Ob der Herr Graf nicht indeſſen in Venedig erfahren hat, was vorgegangen? Rachglühend iſt er mir nachgereiſt, hat mich eingeholt, hat, während ſeines langen Aufenthaltes ganz zum Italiener geworden, mir mit verſtellter, perfider, wälſcher Freundlichkeit ein künſtlich vergiftetes Kleid aufgedrungen und reiſt nun neben mir, um ſich an meinen Leiden und Qualen zu weiden. Die vergifteten Briefe, Handſchuhe, Cigarren ſind keine Fabel, warum ſollte es nicht einen vergifteten Paletot geben?

Aber da ſaß er in ſeinem Winkel und plauderte und erzählte ſo ruhig fort, ſo unſchuldig wie ein Kind. Ohne daß ich es in meinem Paroxysmus merkte, war er wieder auf den polniſchen Feldzug gekommen und ſprach mit großem Feuer, mit vieler Begeiſterung für ſein Vaterland. Ich hörte wenig davon. —

Fühlen Sie, rief er plötzlich, ich weiß nicht, in welchem Zuſammenhange, fühlen Sie, was mich trotz Allem und Allem ſtolz macht! Bei dieſen Worten riß er ſeine Kleider auf, faßte meine Hand und führte ſie über die Fläche ſeiner Bruſt. Ein Schauer durchzuckte mich; dieſe Bruſt glich einem geackerten Felde. Eine Narbe neben der anderen fühlte die Hand, und wie er ſie leitete, ging ſie wie über Berge und Thäler dahin.

Alles das von ruſſiſchen Lanzen, Degen und Kugeln — alles das vor meinem vierundzwanzigſten Jahre, ſagte er mit aufgeregter Stimme und ließ meine Hand ſinken.

Darauf ſchwieg er und ſchien ſich in Erinnerungen an alte Zeiten zu verſenken.

Und ein Held, ein Märtyrer, ein edler Sohn ſeines Vaterlandes iſt er auch! ſeufzte ich in tiefſter Seele. Anſtatt des Paroxysmus überkam mich eine große Ehrfurcht, eine innige Wehmuth. Ich hätte weinen mögen und wußte nicht, worüber; vielleicht über das Glück, das ich vor einigen Wochen ſo ſehr gewünſcht und mit ſo vielem Rauſche genoſſen hatte. Leiſe zog ich den Paletot ab und legte ihn zwiſchen uns. Da wurde es mir leichter. Hätte ich reden dürfen, vielleicht wäre mir ganz wohl geworden, aber Schweigen war mir Pflicht. Doch dauerte es nicht lange, und eine mächtige Thräne ſchlich durch die Stille der Nacht über die Wange hinab; es war eine aufrichtige Reue.

thräne. Ich verwiſchte ihre Spur, da es über dem Fichtelgebirge zu tagen begann.

Und als ich kam zum finſtern Wald hinaus,
Da war verſchwunden der Sünde Graus.
Da ſtand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward mir wieder froh zu Muth.

Hier ſchwieg der Erzähler und ſah die Geſellſchaft mit heiteren und naiven Augen an.

Nun, und dann? fragte der Ruſſe.

Ja wohl, und dann? — ſetzte einer der Freunde, ein deutſcher Arzt, hinzu. Mit dieſem muſikaliſchen Schluſſe iſt uns nicht gedient.

In Karlsbad, fuhr der Erzähler fort, trennten wir uns als gute Freunde.

Aber haben Sie nie etwas über Zanetta's und des Grafen fernere Schickſale gehört?

Nicht über Zanetta's, wohl jedoch über des Grafen fernere; aber ich theile das nicht gern mit; es klingt wie Ironie.

Die Ironie iſt oft das Fabula docet einer moraliſchen Geſchichte, ſagte der Arzt, alſo heraus damit.

Graf Zalesky — betonte der Erzähler mit Nachdruck — von Zanetta beglückt, hat im Laufe der Zeit Venedig ſo lieb gewonnen, daß er ſich in der Revolutionszeit als bereits vierzigjähriger geſetzter Mann für die Lagunenſtadt mit derſelben Tapferkeit ſchlug, wie einſt für ſein Vaterland. Er blieb bei Vertheidigung des Forts Malghera.

3.

Das Wort einer Frau.

Durch dieſen Schluß, ſagte der Arzt, nachdem die Geſellſchaft eine Zeitlang theils nachdenkend, theils debattirend, die erzählte Geſchichte noch einmal geprüft hatte — durch dieſen Schluß kommt ein neues Element aufs Tapet: die Ironie. Dieſe in Verbindung mit Ihrem „Einſiedler des Herzens“ erinnert mich an eine Begebenheit, die ſich in dem Städtchen, in welchem ich vor meiner Verbannung als Arzt praktizirte, gewiſſermaßen unter meinen Augen zugetragen.

Das Städtchen, in einer lieblichen, mäßig gebirgigen Gegend Norddeutſchlands gelegen, gehört zu jener Zwittergattung von Flecken, die in ſchönen eleganten Landhäuſern und bequem ſich ausbreitenden Gärten den Komfort der Stadt mit der Anmuth des Landlebens verbinden und deßhalb von den Städtern zu beliebten Villeggiaturen erhoben werden. Zu Anfang eines Frühlings der Dreißiger Jahre kam ein junger Mann, den wir Eduard nennen wollen und der hier ein ſchönes und bequemes Landhaus beſaß, in dieſem Städtchen an und richtete ſich für einen längeren Aufenthalt ein. Eduard gehörte der beſten Geſellſchaft an. Aus einer hohen und reichen Beamtenfamilie entſproſſen, hatte er ſeine Studien ſchnell und mit Glück zurückgelegt, war dann auf Reiſen gegangen, und ſo eben von Italien zurückgekehrt, wollte er eine Zeit lang in ländlicher Ruhe noch der Freiheit genießen, die er beim Antritt ſeiner Beamten-Carriere, welche ihm bereitet war, in einigen Monaten verlieren ſollte. Ein kenntniß- und geiſtreicher junger Mann, war er nicht ohne Nutzen gereiſt. Er hatte viel geſehen, viel beobachtet und in Tagebücher und Notizen eine reiche Ausbeute niedergelegt. Vorzugsweiſe um im Geiſte die glücklichen, freien Reiſetage noch einmal zu genießen und jene Notizen und Tagebücher zu ordnen, wohl auch um aus ihnen für ſeine künftige Carriere manchen praktiſchen Fingerzeig zu gewinnen, der ihm, was in der Beamtenwelt oft ſo nützlich iſt, etwas vor ſeinen Kollegen Auszeichnendes, eine Spezialität geben könnte, hatte er ſich auf dieſes Landhaus zurückgezogen und war ſogleich an die Arbeit gegangen.

Kurze Zeit nach Eduards Ankunft traf in dem Städtchen ein ſeit mehreren Jahren gewohnter und beliebter Gaſt ein: Frau Luiſe von B..., die Gattin eines hohen Beamten, die ſich ſeit mehreren Jahren nach den rauſchenden Vergnügungen des Winters, allein oder mit ihrem Gatten in ihr hieſiges Landhaus zu flüchten pflegte. Gezwungen, in der Stadt ein großes Haus zu machen, umdrängt von einer Schaar von Anbetern und Schmeichlern, gebunden von den ermüdenden Geſellſchafts-Pflichten ihrer Stellung, that ihr die Ruhe des Landlebens noth, und man muß es zu ihrem Lobe ſagen, ſie ſuchte es auf, ſobald es nur ihre Pflichten und die Sitte geſtatteten. Man nannte ſie in dem Städtchen die erſte Schwalbe. Dießmal kam ſie, da ihr Mann durch die politiſchen Reformen ſeines neuen Fürſten in ſeinem Bureau feſtgehalten war, wie übrigens ſchon früher geſchehen, allein. Man wunderte ſich darüber nicht, da das Verhältniß zu ihrem weit älteren Manne ein zwar ſehr anſtands- und rückſichtsvolles, aber doch ſehr kühles war. Da es in dem Städtchen noch ganz an Geſellſchaft fehlte, ſo war die Bekanntſchaft zwiſchen Eduard und Frau Luiſe von B... leicht gemacht, um ſo leichter, als die Gleichheit des Standes, die nahen Beziehungen beider Familien und ein Brief der Schweſter Eduards es dieſem zur Pflicht machten, der jungen und liebenswürdigen Frau über die erſten regneriſchen Wochen des Frühlings hinwegzuhelfen. Der erſte Beſuch Eduards ermangelte zwar nicht jenes Unbehagens, das man empfindet, wenn man ſich einer arbeitſamen Einſamkeit gewidmet hat und durch geſellſchaftliche Pflichterfüllung aus dieſer liebgewordenen Einſamkeit herausgeriſſen wird. Aber dieſes Unbehagen konnte nicht lange beſtehen. Luiſe war ſchön, geiſtvoll und ſtand eben in jenem verführeriſchen Alter, wo ſich eine voll und reich entfaltete Jugend mit einer angenehmen, den Umgang ſo ſehr erleichternden Erfahrung verbindet.

Dieſe Erfahrung und ihr heller, menſchenkenneriſcher Verſtand wären zwar geeignet geweſen, auf ein friſches Gemüth wie Eduard, das bei Frauen mehr noch warme Gefühle ſucht, eher erkältend als erwärmend zu wirken, wenn nicht etwas Elegiſches, etwas wie eine Klage über Verlorenes oder wie eine vergebliche Sehnſucht nach Unbekanntem dem Weſen der ſchönen Frau die gewünſchte Romantik, die bei der Jugend geliebte Gefühlsfärbung gegeben hätte. Eine junge ſchöne Frau an einen älteren Mann gefeſſelt, in eine tolle, konventionelle Welt geworfen — das Räthſel war leicht gelöst, das Elegiſche erklärlich, das Mitleid natürlich.

Eduard kam oft. Er war erſt ihre einzige Geſellſchaft, ſpäter, da das Städtchen ſich mehr bevölkerte, ihr erklärter Ritter. Er erzählte ihr von ſeinen Reiſen, ſie hatte nach ihrer Hochzeit dieſelben Länder geſehen, und ſie ſchwelgten mit einander in der Erinnerung. Mancher ſchöne Punkt Italiens, Griechenlands ſchien Eduard ſchöner, als er ihm vom Munde Luiſens beſchrieben wurde. Sie kannte bald Eduards Beſchäftigung, und ſie war im Stande, ihm zu helfen. Er brachte ſeine Notizen und Tagebücher herüber, und es vergingen ihnen Stunden und Tage in gemeinſchaftlicher Arbeit. Als Luiſe Einſicht in die Papiere hatte, lernte ſie mit dem der ſchwärmeriſchſten Frau eigenthümlichen Charakter den Mann achten, der überall das Nützliche, das Belehrende beobachtete, der immer mit Rückſicht auf ſeine künftige Wirkſamkeit ſammelte. Eduard hingegen bemerkte mit Freuden, wie ſie in ſeinen Tagebüchern gern bei der Beſchreibung des Schönen verweilte, wie ſie da jede Andeutung verſtand, ſie kommentirte und ſich daran begeiſterte.

Bald, freilich, waren dieſe wohlgefälligen gegenſeitigen Beobachtungen die Hauptſache. Die Arbeit, mit großem Eiſer angefangen, ging langſam von Statten; wenn ſich die Hände berührten, trennten ſie ſich nicht gern, um ein Blatt umzuwenden; wenn ſich die Augen trafen, kehrten ſie ſich nicht gern ab, um todte Schrift zu leſen. Luiſe und Eduard liebten einander, und ſie hatten beide Verſtand genug, es bald zu wiſſen, und Jugend genug, ſich dieſer Liebe und ihrem ganzen Glück hinzugeben.

So verging der Sommer. Luiſe wurde von ihrem Manne früher als gewöhnlich in die Stadt zurückgerufen, und die Liebenden erſchraken wie vor einer Entdeckung. Es ſtellte ſich zwar ſchon aus dem nächſtfolgenden Briefe aus der Hauptſtadt heraus, daß Herr v. B... ſeine Frau nur darum zurückberief, weil er ein großes Diner geben mußte, bei dem ſie die Honneurs machen ſollte; aber Eduard war dieſer Schrecken vor einer Entdeckung neu, und das Verheimlichungsweſen, ſeinem offenen Charakter und klaren Leben bisher ſo fremd, gab ſeinem Schmerze über die Trennung einen ſtörenden, ſo zu ſagen vergiftenden Beigeſchmack. Eduard hatte den Entſchluß gefaßt, auch den Winter auf dem Lande zu verbringen, um ſeine Arbeit, die in der letzten Zeit ſo langſam vorgeſchritten war, zu vollenden, auch, um, wie er zu Luiſen offen ſagte, ſich das Schauſpiel zu erſparen, wie ſie mit ihrer Liebenswürdigkeit aller Welt angehörte, vor Allem aber, um ſie nicht mit ihrem Manne zu ſehen, zu deſſen Geſellſchaft, ja Freundſchaft er in der Stadt durch ſeine Stellung gezwungen ſein würde. Man verabredete einen fleißigen Briefwechſel, und Eduard ſah mit Vergnügen, wie ſich Luiſe gegen alle die heimlichen Mittel und Vorſichtsmaßregeln ſträubte, die nothwendig waren, um die Lebhaftigkeit dieſes Briefwechſels zu verbergen.

Luiſe reiſte ab. Die Trennung von dem geliebten Weibe, die durch jenen falſchen Schrecken bei ihrer Zurückberufung und bei den letzten Geſprächen angeregten Gefühle, die ihn auf das Schiefe, leider auch Lügenhafte eines ſolchen Verhältniſſes aufmerkſam machten, die plötzliche Vereinſamung — alles Das wirkte mit trüber Macht auf Eduards Gemüth. Die Arbeit, einſt ſo belebt in Luiſens Geſellſchaft, ſchien ihm ſchaal und unerquicklich, und er ſuchte ſich bei der noch anweſenden Stadtbevölkerung zu zerſtreuen. Sie langweilte ihn und fehlte ihm doch, als ſie das Städtchen verlaſſen. In der vollkommenen Einſamkeit verſank er in immer tieferen Trübſinn, und ſeine Briefe an Luiſe trugen dieſen Stempel. In deſto häufigeren Briefen ſuchte ſie ihn zu tröſten und aufzuheitern, indem ſie ihn auf den Frühling verwies, der ihr Glück wieder in der Blüthe ſehen ſolle. Sie ermunterte ihn zur Arbeit, ohne es ganz zu verhehlen, daß ſie ſich durch ſeine Traurigkeit geſchmeichelt fühle. Dennoch forſchte ſie mit der Anſtrengung eines gewiſſenhaften Arztes nach allen möglichen Urſachen ſeines Trübſinnes, der in wahre Melancholie ausgeartet war, und ſuchte alle dieſe Urſachen zu heben. So ſchrieb ſie ihm einmal, daß ihre Liebe aller Welt ein vollkommenes Geheimniß ſei, daß ſie für ihren Ruf nichts zu fürchten habe und daß er ſich über dieſen Punkt vollkommen beruhigen könne. In der That gehörte Luiſe zu jenen Frauen, an die ſich beim ungezwungenſten Umgange mit Männern der böſe Leumund nicht heranwagt, und von denen man in Geſellſchaft ſagt: Sie iſt zu klug, um ſich in ein Verhältniß einzulaſſen, das ſie kompromittiren könnte.

Der Winter verging. Frau v. B . . . war wieder die erſte Schwalbe des Städtchens; ja, ſie kam in dieſem Jahre noch früher als gewöhnlich, da ihr Mann ſie für jene haſtige Abberufung entſchädigen wollte. Sie fand Eduard ſehr verändert. Er war blaß, ſchweigſam und in ſich verſunken. Sie konnte ſich nicht ſagen, daß er ſie weniger liebe als im vergangenen Sommer, im Gegentheil fand ſie jedes ſeiner Worte, jeden ſeiner Blicke inniger, intenſiver; aber ſie mußte erkennen, daß die Freude des Wiederſehens ihn zwar aufgeregt, aber im traurigen Zuſtande ſeiner Stimmung keine Kriſe hervorgebracht. Mit jener zärtlichen Geduld des Krankenpflegers, deren das Weib in ſo hohem Grade fähig iſt, erſchöpfte ſie in den langen Nachmittagen und Abenden, die ſie während der ſchlechten Zeit auf ihrer Stube verbrachten, alle die Mittel, Gründe und Ueberredungskünſte, die ſie ſchon in ihren Briefen erſchöpft hatte; ſie war heiter, um ihn zu erheitern, ſie weinte, um ſich von ihm tröſten zu laſſen. So gelang es ihr wohl, ihn auf Momente aus ſich ſelbſt heraus zu reißen, im Ganzen aber blieb ſein Zuſtand derſelbe. Am Ende ſchien es ihr, als ob er ihr etwas verſchweige, als ob er eine Frage an ſie zu richten habe, die er nicht auszuſprechen wage, und daß ſie ſeinem Trübſinn auf der rechten Spur ſei, bemerkte ſie einmal mit Erſtaunen, als ſie ihm wieder lange zugeredet hatte und er ſich plötzlich lächelnd und wie ſcherzend zu ihr wandte und ſo obenhin fragte: Liebſt du mich denn wirklich, Luiſe?

Für Luiſen war das Räthſel gelöst; nicht Skrupel waren es, es war der Zweifel, der Eduards Heiterkeit untergrub. Viel vermag eine Frau, wenn ſie alle Schätze der Liebe vor dem Auge, dem Herzen des Geliebten ausbreiten will. Jede Minute im Leben Luiſens war von nun an ein Beweis von Liebe. Mit dem Frühling wurde auch Eduard heiterer — aber jene Frage wiederholte ſich trotz Allem von Zeit zu Zeit.

Indeſſen war es ſonnig geworden und grün, und die Liebenden durchſchweiften die Gegend, und Eduard ſchien immer mehr und mehr einer heiteren Ruhe entgegen zu gehen.

Eines Nachmittags kam er lächelnd zu Luiſen, die ihn zu einer Promenade ins Gebirge eingeladen hatte — aber als man einen Gang durch den Garten machte und es da ſo heimlich und von aller Welt abgeſchloſſen war, zog man es vor, die ſchönen Stunden in der buſchigen Laube beim Geſang der Vögel, dem Dufte der ſich erſchließenden Blumen zuzubringen. Luiſe ſaß auf der Bank, Eduard ihr zu Füßen, das Haupt in ihrem Schooße. Sie ſprachen wenig; Luiſe ſchien über die Klarheit ihres Freundes glücklich. Da ertönte wieder jene Frage: Liebſt du mich denn wirklich, Luiſe?

Luiſe antwortete nicht; ſie zog die Hände aus den Haaren Eduards, in denen ſie geſpielt hatte, und ſah, beleidigt, erſt vor ſich hin, dann zum Himmel hinauf, den Vögeln nach, die zwitſchernd über den Garten flogen.

Da erſchallt ein Schuß in ihrer nächſten Nähe; ſie ſieht herab, Eduard liegt mit zerſchmetterter Stirn zu ihren Füßen.

Gott, meine Briefe! ruft Luiſe. Sie ſpringt auf, zieht den Schleier vors Geſicht, eilt über die Gaſſe hinüber in Eduards Wohnung auf ſeine Stube. Da liegt ein Meſſer auf dem Tiſche, damit erbricht ſie eine Lade im Pulte, nimmt das wohlverbundene Paket Briefe, das da liegt, ſchiebt es unter ihr Tuch und eilt wieder nach Hauſe.

Der Arzt ſchwieg, ſeine Geſchichte war zu Ende.

In dieſer Geſchichte, lieber Freund, ſagte der Ruſſe, haben Sie uns, mit Einem Worte, hinterliſtig mit einer Pointe etwas zu viel von Ihrer beliebten Ironie aufgetragen.

Was vermag ich gegen ein Faktum? antwortete der Arzt, denn ein wirkliches und leibhaftiges Faktum habe ich Ihnen mitgetheilt. Uebrigens habe ich es weniger der Ironie wegen gethan, als um unſerem jungen Freunde zu zeigen, wie verſchieden ſich jener Einſiedler des Herzens äußert, beſonders wenn er überraſcht wird.

Das iſt ja eben Ihre vermaledeite Ironie! rief der Hausherr.

Nein! ſagte der Arzt mit immer gleicher Ruhe — und ich will es Ihnen zum Theil beweiſen, indem ich Ihnen mittheile, was ich verſchweigen könnte. Frau Luiſe v. B... wurde in ſpäteren Jahren nervös und war oft krank; ich behandelte die trotz vorgerücktem Alter und allen Leiden immer noch reizende Frau. Ich ſaß oft Stunden lang an ihrem Bette und plauderte. Sie war proteſtantiſch und hatte keinen Beichtvater, da ſchenkte ſie ihr Vertrauen dem Arzte, und ſie ſelbſt war es, die mir dieſe Geſchichte mitgetheilt hat, und wenn mein junger Freund will, erlaube ich ihm, Das als eine Regung ſeines viel genannten Einſiedlers des Herzens zu betrachten.

Das wollen wir! riefen wir Alle, denn das iſt das Richtige!

4.

Ein frommer Betrug.

Mit dieſem uns Alle ehrenden Ausruf verlaſſen wir die Geſellſchaft der Erzähler von St. Hippolyte; aber anknüpfend an jene Erzählungen, in denen das Gewiſſen eine Rolle ſpielt, will ich die Geſchichte eines Mannes mittheilen, der im Bewußtſein reinſten Wollens verachtungsvoll mitten durch Verdächtigungen mit Energie ſeinem Ziele entgegen ging. Den herrlichen Park, den hauptſächlichen Schauplatz dieſer Begebenheit, habe ich ſelbſt zu öfteren Malen durchwandert, und im lieblichen Rauſchen ſeiner Tannen und Eichen iſt mir die Geſchichte aus authentiſchſtem Munde erzählt worden.

Die Familie derer v. B . . . gehört zu den bekannteſten und reichſten Banquiers-Familien des Kontinents. Die Herren v. B . . ., nachdem ſie in ihrer Provinz großen Grundbeſitz und in ihrem Staate, einem der Großſtaaten Europa's, den Adels-Titel ſammt den daran haftenden Privilegien erworben haben, ziehen es zwar vor, zur Ariſtokratie ihres Landes gezählt zu werden, dennoch aber laſſen ſie ächt bürgerlich ihre Banken weiter arbeiten und ihr Vermögen von Tag zu Tag vergrößern und zeichnen ſie ſich durch jenen ſpezifiſchen Stolz aus, der ſich in der heutigen plutokratiſchen Welt mit dem Bewußtſein ihrer faſt ausſchließlichen Macht verbindet. Neben dem kommerziellen Gewinne beſitzt der Vorſteher dieſes Hauſes das Geſchick, durch eine halbmedizeiſche Art von Unterſtützung der Künſte und Wiſſenſchaften, durch Heranziehung glänzender Berühmtheiten, durch pompöſe Feſte und durch Betheiligung an philanthropiſchen Unternehmungen einen gewiſſen Glanz um ſich zu verbreiten, der die Kaſſen und Ziffern und die Proſa des Geldlebens vergeſſen macht. Die Frauen der Familie dienen mit ihrer natürlichen und gebildeten Güte des Herzens unbewußt den Planen des Herrn v. B . . ., indem ſie die Armuth unterſtützen und ſo dem Hauſe noch den Ruf der

Wohlthätigkeit ſichern. Die ältere Linie der Familie bewohnt in der welthiſtoriſch berühmten Stadt, die nun freilich zu einer Provinzial-Hauptſtadt herabgeſunken iſt, den Palaſt, den ehemals die erſte Familie des Landes bewohnt hatte und der wegen ſeiner hiſtoriſchen Wichtigkeit ſowohl, als wegen ſeiner großartigen, wahrhaft königlichen Bauart eine Merkwürdigkeit geworden iſt, an der kein Fremder vorüber gehen darf. In ſeinen Sälen hat Herr v. B . . . Skulpturen des größten Bildhauers dieſes Jahrhunderts aufgeſtellt. Die Provinz iſt von ſeinen Schlöſſern und Muſter-Meiereien ſo zu ſagen bedeckt; worauf er aber beſonders ſtolz iſt, das ſind die Parks, welche er von engliſchen Kunſtgärtnern an ſeinen Schlöſſern mit großen Koſten anlegen ließ und die, wie ſein Palaſt in der Stadt, Zielpunkte neugieriger Wanderer geworden ſind.

Die Familie v. B . . . ſteht mit Einem Worte in vollſter Blüthe. Aber ſie hat den Ring des Polykrates vergeſſen, ſie hat es vernachläſſigt, den „Neid der Götter" zu verſöhnen. Herr v. B . . . hatte drei Töchter, die man gern mit den drei Grazien verglich, welche in Marmor im Schlafzimmer ſeiner Frau ſtanden. Unter ihnen zeichnete ſich die jüngſte, Emilie, nicht nur durch höhere, geiſtigere Schönheit, ſondern auch durch eine wahrhaft magnetiſche Anziehungskraft aus, der Niemand widerſtehen konnte. Man hatte das ſchon früh bemerkt und baute auf Emilien die ſtolzeſten Hoffnungen. Durch ſie hoffte man eine angeſehene, wahrhaft ariſtokratiſche Verbindung erreichen und ſo faktiſch in die Welt des hiſtoriſchen Adels eintreten zu können. Aber ſchon in ihrem ſechszehnten Jahre fingen die ſchönen und ſanften braunen Augen Emiliens zu kranken an, und in ihrem ſiebenzehnten Jahre, der Blüthezeit des Lebens, der Zeit der Hoffnungen und Träume, war ſie eine arme unglückſelige Blinde. Das Unglück laſtete ſchwer auf der Familie. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Alles gethan wurde, um es abzuwenden. Reiſen zu den berühmteſten Aerzten wurden unternommen, und als man die Reiſemühen als ſchädlich erfand, wurden andere aus weiter Ferne herbeigeholt.

Sie alle gaben nur ſpärlichen Troſt, indem ſie auf die ferne Zukunft verwieſen, oder gar keinen, indem ſie die Blindheit für unheilbar erklärten.

Emilie war im ganzen Hauſe Diejenige, die ſich bei den traurigen Ausſichten zuerſt und mit Sanftmuth ins Unvermeidliche ergab; die den Blinden eigenthümliche Heiterkeit ſtellte ſich bald bei ihr ein, und ſie ſuchte die Anderen über ihr eigenes Unglück zu tröſten. Nach und nach gewöhnte man ſich an die Unglückliche, die, von einer Geſellſchafterin geführt, im Hauſe umherſchlich; man umgab ſie mit allen Bequemlichkeiten, die einem Blinden das Leben erleichtern, man gab ihr Geſellſchafterinnen ihres Alters, die ſie unterhalten ſollten, Vorleſerinnen in mehreren Sprachen, Muſiker, die ihr die trüben Stunden mit Ausführung der ſchönſten Kammer-Kompoſitionen erheitern ſollten. Es war ein glänzendes Elend; doch wurde es mit der Zeit als ein Theil des Luxuslebens betrachtet, und man hörte die Bemerkung gern, daß Herr v. B... das Unglück ſeiner Tochter auf großartige, wahrhaft fürſtliche Weiſe zu verſchönern verſtehe.

Mit dieſem ihrem Hofe lebte Emilie im ſtillſten Flügel des Palaſtes. Da ſie weder mehr an den Bällen und Soireen des Hauſes oder befreundeter Familien, noch an Beſuchen u. dergl. Theil nehmen konnte, wurde ſie in ihrer kleinen Welt immer einſamer. Mutter und Schweſtern kamen des Morgens, um ihr die Stirn zu küſſen und ihr einige freundliche Worte zu ſagen — dann hörte ſie meiſt den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. Selten einmal verſammelten ſie ſich mit den intimſten Freunden in Emiliens Zimmern, um daſelbſt ein kleines Konzert anzuhören, und auch das betrachtete man als eine Pflicht. Es iſt traurig, aber wahr: auch Kinder ſinken im Preiſe. Die arme Blinde machte ähnliche Betrachtungen und zog ſich immer mehr in ſich zurück.

So vergingen Jahre, und als man in einem Herbſte einmal von der Villa in die Stadt überſiedelte, bat Emilie um die Erlaubniß, mit ihrer Gouvernante und ihren Geſellſchafterinnen den Winter in dem einſamen Hauſe zuzubringen. Die Eine Schweſter war verlobt; man machte ſich zu glänzenden Feſten bereit, der Winter ſollte lärmend werden — man ſah ein, daß all Das Emilien nur ſtören könnte; das Landhaus lag in der Nähe der Stadt, man konnte ſie im Nothfalle ſchnell in die Stadt holen, und man hatte gegen ihren Wunſch nichts einzuwenden. Eine Anzahl Bediente wurde ihr noch beigegeben und dazu eine Art Major domus, ein alter, treuer Freund, der ehemals der Mutter Unterricht gegeben hatte und nun im Hauſe gewiſſermaßen das Gnadenbrod aß.

Die Villa, in welcher nun Emilie wie eine verwittwete Königin wohnte, gehörte zu jenen eben erwähnten, die ihrer Schönheit, beſonders der Schönheit ihres Parkes wegen, von Fremden beſucht wurden und weit und breit berühmt waren. Emilie erinnerte ſich ihrer noch klar aus der Zeit ihrer Kindheit und fühlte ſich wohl im Bewußtſein der umgebenden Schönheit. Weniger gehindert, als in der Stadt, konnte ſie hier ihr Leben ganz nach ihren Neigungen einrichten; Manches, was ſie dort unangenehm berührte, fiel hier weg, und bald war ſie unter ihren heiteren Genoſſinnen die Heiterſte. Mit Spazierfahrten, Vorleſung, Muſiziren, ſelbſt ernſteren Studien verging die Zeit aufs Angenehmſte.

Emilie war zweiundzwanzig Jahre alt. Ihr Auge hatte ſich der Welt verſchloſſen, eben, da ſich ihr das Herz vielleicht erſchließen wollte. Erſchrocken vor dem Unglück, zog es ſich zuerſt krampfhaft zuſammen und entſagte nach Ueberwindung des erſten Schmerzes den Freuden, dem Glücke, das die Welt bieten kann. Später war ihre zartfühlende und liebevolle Seele vollauf und ſchmerzlich beſchäftigt, ſich an alle ungeahnten Folgen ihres Unglücks, vorzugsweiſe an die Vereinſamung zu gewöhnen. Jetzt, da dieſe Kämpfe überſtanden waren und ſie zu einer Art beſchaulicher Ruhe durchgedrungen war, erwachten wieder manche Gefühle und Wünſche, die ſeit ihrer erſten Jugend gewiſſer Maßen unberührt in ihr geſchlummert hatten. Sie hatte nie geliebt. Die

Lektüre mancher poetiſcher Werke erinnerte ſie daran, und ſie zuckte die Achſeln, ſchmerzlich lächelnd. Aber es ſind nicht die edelſten Weiber, bei denen die Liebe durch das Auge einzieht; ſie weiß andere und oft beſſere Wege zu finden.

Eines Abends fand die Vorleſerin ein neues Buch auf dem Tiſche. Es war ein ſchön ausgeſtatteter Almanach, der mit einem wohlthätigen Zwecke noch den verband, die poetiſchen Kräfte der Provinz zu ſammeln und anzuregen. Herr v. B . . . war wohlthätig und unterſtützte Künſte und Wiſſenſchaften. So hatte er auf eine größere Anzahl von Exemplaren ſubſkribirt, und eines hatte man Emilien geſchickt, wie man ſie überhaupt mit dem Neueſten verſorgte. Man nahm den Almanach mit Mißtrauen in die Hand, aber man hielt es für Pflicht, die Hervorbringungen der nächſten Umgebung kennen zu lernen. In der That wurde Vieles angefangen und nicht zu Ende geleſen; des wohlthätigen Zweckes und der guten Meinung halber verzieh man den Autoren, aber man hielt es nicht für geboten, ſich durch ſo viel Geſtrüpp zu ſchlagen. So war das Buch bald zur Hälfte durchblättert. Plötzlich aber blieb man vor einer Reihe von Gedichten überraſcht ſtehen; die Vorleſerin hielt unwillkürlich inne, als ob ſie ſagen wollte: Hier iſt etwas von einer ganz anderen Gattung, und als ob ſie abwarten wollte, bis man die bisher angeregte ſpöttiſche Stimmung verbannt und ſich auf eine ernſtere vorbereitet habe.

Es gibt Gedichte, die mit dem erſten Verſe alle Saiten des Herzens vibriren machen, die den Leſer oder Hörer meiſt mit den einfachſten Worten auf unerklärliche Weiſe ergreifen und ſelbſtherrſchend um ihn eine Atmoſphäre verbreiten, der er ſich nicht mehr entziehen kann. So waren die Gedichte, welche die Vorleſerin Emiliens nach einigem Stillſchweigen vortrug. Ein edles Gemüth ſprach in ihnen eine ſanfte, doch männliche Melancholie in einfachen Worten aus. Die Melodie der Sprache wirkte, als ob dieſe Lieder bereits in Muſik geſetzt wären, als verlangten ſie nur geſungen und nicht geleſen zu werden. Emilie ließ ſie ein zweites, ein drittes Mal wiederholen; ſie war tief ergriffen. Sie ging ans Klavier und ſuchte unter Mendelsſohns Liedern ohne Worte nach einer Melodie, die zu dieſen Verſen gepaßt hätte. Sie fand keine und ſpielte ſich endlich, um die angeregte Stimmung feſtzuhalten, das Adagio aus Beethovens Cis-moll-Sonate. — Dann verſank ſie in Träumereien und wurde ſchweigſam. Erſt ſpät fragte ſie nach dem Namen des Verfaſſers: er hieß Karl Blank.

„Ich möchte ihn kennen, dieſen Karl Blank!“ ſagte ſie, indem ſie das Buch nahm und ſich die Hand auf die Blätter legen ließ, welche die ſchönen Verſe enthielten. Dann legte ſie ſelbſt ein Zeichen in die Blätter, ſchloß das Buch und ließ ſich an dieſem Abend nichts mehr vorleſen.

Da Emilie am anderen Morgen, nach abermaliger Vorleſung der Gedichte, wieder den Wunſch äußerte, den Verfaſſer kennen zu lernen, und da ihre Umgebung gern jeden Wunſch der gütigen und ſanften Herrin erfüllte, ſo fing man an, ſich nach allen Seiten hin nach dem unbekannten Karl Blank zu erkundigen. Beſonders war der Major domus bei ſolchen Gelegenheiten thätig. Der hatte es bald heraus, daß Herr Karl Blank als Arzt in einem benachbarten kleinen Städtchen ein beſcheidenes Leben führte.

Das Unwohlſein einer der Geſellſchafterinnen wurde benutzt, ihn, ohne das Wiſſen Emiliens, herbeizuholen. Erſt als er ſchon im Hauſe war, wurde ſie davon in Kenntniß geſetzt und gefragt, ob er ihr vorgeſtellt werden dürfe. Mit der ihr eigenen Unbefangenheit ging ſie darauf ein, obwohl man ihr geſagt hatte, daß Dr. Karl Blank ein junger Mann in den Zwanziger Jahren und von ſehr liebenswürdigen Manieren ſei. Die Gouvernante glaubte eine Bemerkung machen zu müſſen, aber Emilie lächelte halb ſchmerzlich; durch ihre Blindheit war ſie vor jeder übeln Nachrede geſchützt.

Der Arzt kam. Emilie reichte ihm die Hand und empfing ihn wie einen alten Bekannten, ohne ihm zu ſagen, wie ſie ſeine erſte Bekanntſchaft gemacht. Er ſelbſt fühlte ſich beengter, verlegener. Jung und noch wenig beſchäftigt, noch nicht abgehärtet gegen menſchliche Leiden, obwohl Arzt, rührte ihn der erſte Anblick dieſer anmuthigen Geſtalt, die zum Glücke geboren ſchien und in der ſchönſten Zeit des Lebens vom Leben ausgeſchloſſen war. Er ſtotterte einige Worte, aus denen Emilie das Mitgefühl und die Verlegenheit heraushörte; deſto mehr hielt ſie es für ihre Pflicht, durch unbefangenes Weſen und Zuvorkommenheit ihm ſeine Sicherheit wieder zu geben.

Karl hatte während und nach ſeiner Studienzeit in der Welt gelebt; erſt ſeit Kurzem hatte er ſich, um nur einen Wirkungskreis zu haben, in das Städtchen verbannt, und er hatte daſelbſt ſeine weltmänniſchen, ſicheren Manieren noch nicht verloren. So fand er denn bald ſeine Faſſung wieder und kam Emilien mit jener dankbaren Offenheit entgegen, die ihre Unbefangenheit verdiente, und mit jener Hingebung, die edlere Seelen von Anfang an dem Unglücke gern beweiſen. Der Ton ſeiner Stimme that ihr wohl; ſie war männlich und ſanft und paßte ſo zu ſeinen Worten. Als Blinde hatte ſie es gelernt, die Menſchen nach den verſchiedenſten äußeren Zeichen zu beurtheilen, und ſo fand ſie auch, daß in ſeinem Händedruck beim Abſchiede viel Herzlichkeit lag, viel mehr als in dem erſten, als ſie ihn empfing. Kaum war Karl fort, als ſie alle ihre Geſellſchafterinnen verſammelte, um ſich ſein Aeußeres beſchreiben zu laſſen; ſie ſtimmten alle darin überein, daß er etwas ſehr Einnehmendes habe und zum Arzte wie geſchaffen ſei, da ihm das Vertrauen förmlich entgegen fliege. Er ſei zwar nicht geradezu ſchön zu nennen, doch habe er viele Schönheiten, die bei einem Manne mehr werth ſeien, wie ein ſanftes, doch ſehr ernſtes dunkles Auge, eine hohe, weiße Stirn, eine feine Hand und einen Mund, der zwar etwas groß ſei, aber viel Energie verrathe und dieſe wohlthätig mit einem ſanften Lächeln verdecke. Die Kranke, zu welcher Karl als Arzt gerufen worden, konnte ſein Benehmen nicht genug rühmen und ſchilderte vorzugsweiſe ſeine Art, zu ſprechen, zu gehen, zu ſitzen, ſich zu bewegen, und ſo wurde es Emilien nicht ſchwer, ſich aus den einzelnen Vorzügen, die jede der Damen beſonders hervorhob, ein vollkommenes und lebhaftes Bild Karls zuſammen zu ſetzen.

Karl kam bald wieder, um ſeine Kranke zu ſehen. Es war ein heiterer Wintertag, und er mußte in den Garten, um die Herrin des Hauſes zu begrüßen. Er ſchloß ſich ihrem Spaziergange an, und es that ihm wohl, Emilien auf ihrem Gange manchen Dienſt leiſten zu können. Der Weg führte über eine hochgewölbte amerikaniſche Brücke, und ſein Arm war nicht zu viel, obwohl die Gouvernante ſie führte. Er übernahm alle Funktionen des Dieners, der nachfolgte, er legte ihr den Mantel um, da man an eine luſtigere Stelle des Parkes kam, er ſtützte ſie, da es den Hügel hinabging. Auf dem Wege ſchob er vorſorglich jedes Steinchen oder jedes todte Zweiglein bei Seite. Dabei wußte er, um Emilien ſeine Geſchäftigkeit nicht merken zu laſſen, ein lebhaftes Geſpräch zu unterhalten. Beim zweiten Beſuch wagte es Emilie ſchon, ihm von ſeinen Verſen zu ſprechen und ihm ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken. Sie verweilte mit Liebe bei dieſem Gegenſtande, aber beſcheiden wußte er das Geſpräch in ein allgemeines über Poeſie zu verwandeln. Gern hörte ſie ihre Lieblingsdichter von ſeinem Munde gelobt; mit größerer Freude horchte ſie ſeinen Urtheilen, die in klaren Worten ausſprachen, was ſie nur dunkel gefühlt und wovon ſie ſich nie Rechenſchaft gegeben hatte. Es ſchien ihr, als ob ſie nun Alles beſſer verſtände und als ob ſie künftig mit ganz anderen Ohren hören werde. Sie bat ihn, bald wieder zu kommen, ihre Bibliothek anzuſehen und die Lücken auszufüllen.

Karl erkannte bald die ſchöne Gedanken- und Phantaſiewelt, welche Emilie in ihrer einſamen Nacht um ſich aufbaute, und es ſchien ihm eine ſüße Pflicht, ihr am Ausbau behülflich zu ſein. Er benutzte die Einladung, bald wieder zu kommen, und er hatte ihr in Bezug auf ihre Bibliothek in der That manchen nützlichen Rath zu ertheilen. Er blieb dabei nicht ſtehen. Bei ſpäteren Beſuchen, da er erkannt hatte, mit welcher aufrichtigen Dankbarſeit Emilie ſeine Rathſchläge annahm, erlaubte er ſich, ſie auf manche Fehlwege aufmerkſam zu machen, auf die ſie bei ihren ernſteren hiſtoriſchen Studien gerathen war, und bald war er gewiſſer Maßen ihr Lehrer geworden.

So brachte Karl neue Elemente in dieſe kleine abgeſchloſſene Welt, wie das immer geſchieht, wenn plötzlich ein Mann in einem Frauenkreiſe erſcheint. Einem Manne gegenüber ſind Frauen nicht eiferſüchtig auf ihren Einfluß; einem gebildeten geſtehen ſie gern Ueberlegenheit zu. So thaten auch Gouvernante und Geſellſchafterinnen. Es wurde viel von ihm geſprochen; ſeine Geſpräche gaben Stoff zu neuen Geſprächen, in ſeiner Abweſenheit berief man ſich auf ein von ihm ausgeſprochenes Wort; war er da, machte man ihn zum Schiedsrichter. Emilien war er bald mehr, war er ein lieber Freund geworden. Von ihm geführt, machte ſie ihre Spaziergänge durch den Park, verbrachte ſie ganze Stunden im vertraulichſten Geſpräche.

Da ſie ſich in ſeiner Geſellſchaft neu aufleben fühlte, ſo war es natürlich, daß ſie ihm von ihrer früheren Vereinſamung, von den Leiden einer von der Welt Ausgeſchloſſenen erzählte. Er konnte ihr dabei ungeſtört ins Auge ſehen; es glänzte milde wie ein ſanft umhüllter Stern, und das ſeine konnte unbelauſcht eine Thräne zerdrücken. Doch war es ihm manchmal, als fühlte ſie Das, und als ſähe ſie ihm ins innerſte Herz. Er irrte ſich nicht; am Zittern des Arms, am Tone ſeiner Stimme, an manchen Worten erkannte ſie mit dem Inſtinkte der Blinden den Freund, der mit ihr fühlte, wie noch Niemand mit ihr gefühlt hatte.

In der Freude ihres Herzens ſprach ſie der Mutter, die ſie oft beſuchte, mit Begeiſterung von der neuen Bekanntſchaft. Die Mutter äußerte den Wunſch, Karl kennen zu lernen, und er wurde auf einen beſtimmten Tag eingeladen, um ihr vorgeſtellt zu werden. Frau v. B... fand ihn ſehr liebenswürdig, machte ihm Vorwürfe, daß er ſich in einem kleinen Städtchen begrabe, da er ganz geeignet ſei, in der großen Welt ſein Glück zu machen, und lud ihn ſchließlich ein, ſie doch ja zu beſuchen, wenn er in die Stadt komme, und ihr Haus als das ſeinige zu betrachten. Bald lernte ihn auch der Vater kennen und fand ihn „charmant“.

Sonderbar genug: die Geſellſchaft des Städtchens, welches Karl bewohnte, und der Umgegend der Villa nahm die häufigen Beſuche des jungen Arztes ernſter. Emilie war rückſichtslos gegen eine Welt, die für ſie nicht exiſtirte; ſie gab ſich ihrer Freundſchaft ohne Rückhalt hin, ſie machte kein Hehl daraus, daß ſie in Karls Geſellſchaft Stunden und halbe Tage verlebe, ſie zeigte ſich auch außerhalb des Parkes an ſeiner Seite. Kein Zweifel! das blinde Fräulein liebt ihn, der arme Arzt will ſein Glück machen und eine reiche, wenn auch blinde Braut heimführen. Das Gerede drang in die Stadt und mit Hülfe guter Freunde bis an die Ohren der Familie v. B... Anfangs war man überraſcht, ja beſtürzt; einen armen Arzt ohne Ruf und Namen als Schwiegerſohn in die Familie aufzunehmen, ſchien etwas Ungeheures. Der Vater ſeufzte in Erinnerung an die Pläne, die er einſt mit Emilien gehabt hatte. Abends wurde Familienrath gehalten, und man begann die Debatten in ſchlechter Stimmung; nach einigem Ueberlegen aber fand man, daß ſich die Dinge im Grunde gut fügen, daß man am Ende zufrieden ſein müſſe, wenn die arme Emilie überhaupt einen Mann finde. Man habe ſich mit dieſem unglücklichen Kinde in ſo Vieles fügen müſſen, man müſſe auch Das ertragen, daß man ſie nicht ſtandesgemäß verſorgen könne. Karl ſei ein Mann, den man in der Welt präſentiren dürfe, und ſein Charakter ſei, wie es ſcheine, der Art, daß er Emilien ein ruhiges und rückſichtsvolles Leben verbürge. Auf das Bedenken der Mutter, daß Karl ihre Tochter wohl nicht aus Liebe heirathen wolle, antwortete der Vater, daß es ihm achtbar ſei, wenn ein mittelloſer junger Mann eine ſolche Gelegenheit benutze, ſeine Zukunft zu ſichern. Zuletzt wurde beſchloſſen, daß der Vater ſchon am nächſten Tage nach der Villa fahren und mit Emilien und, wenn ſie ein Verhältniß mit Karl zugebe, auch mit dieſem ſprechen ſolle.

Herr v. B... fand ſeine Tochter nicht unvorbereitet.

In Emiliens wie in Karls Seele war es klar. Seit mehreren Tagen waren ſie im vollen Bewußtſein ihrer Liebe glücklich. Sie hatte es zuerſt gewußt, daß ſie einander liebten; er hatte es ihr zuerſt geſagt.

Und du willſt als der barmherzige Führer einer Blinden durchs Leben gehen? fragte ſie ihn weinend in jener glücklichen Stunde.

Er küßte ihr anſtatt aller Antwort die beiden ſanften blinden Augen. Da wiſchte ſie die Thränen ab und rief mit freudeſtrahlendem Geſichte: Wie ſegne ich meine Blindheit! Sie allein wird es möglich machen, daß ich dein werde; wer weiß, was ſie ſonſt aus mir gemacht hätten!

Bedurfte es für ihn eines größeren Beweiſes ihrer Liebe? Und ſie — war ſie nicht ſeiner innigſten Liebe gewiß, da er ſie, die Hülfloſe, für ein Leben lang in ſeinen Schutz nahm? Denn kein beleidigender Gedanke, keine, auch nur die flüchtigſte Erinnerung an die Schätze, die ſie dem armen Arzte mitbrachte, war ihr in den Sinn gekommen.

So ſeiner und ihrer Liebe gewiß, antwortete ſie auf des Vaters Frage mit einem einfachen Ja.

Herr v. B... erwiderte, daß er nach reiflicher Ueberlegung gegen die Heirath mit dem vortrefflichen jungen Manne nichts einzuwenden habe und daß die ganze Familie, wie aus einer geſtrigen Beſprechung hervorgegangen, einverſtanden ſei. Emilie, ahnend den Inhalt jener Familien-Konferenz, lächelte.

Es blieb nichts übrig, als mit Karl zu ſprechen. Herr v. B... ſchickte ſeine prächtige, mit Wappen geſchmückte und von zwei feurigen engliſchen Pferden gezogene Karoſſe ab, daß ſie ihn abhole. Iſt einmal die Sache ſo weit, dachte er, dann kann man den Mann nicht früh genug an ein konvenables Auftreten und die Bedürfniſſe des Luxus gewöhnen.

Herr v. B... nahm indeſſen die Muſter-Meierei, die er in der Nähe der Villa hatte, in Augenſchein und durchging den Park, um für den nahenden Frühling mancherlei Anordnungen zu treffen. In das Haus zurückgekehrt, ſah er von fern ſchon die Karoſſe heranbrauſen und fand, als ſie in den Hof einfuhr, daß ſich Karl in einem ſolchen Wagen ganz gut ausnehme und daß er ſich mit Würde zurückzulegen verſtehe.

Herr v. B . . . empfing den Ankommenden mit vielem Wohlwollen. Verzeihen Sie, lieber Herr Dr. Blank, wenn ich Sie geſtört und Ihren Patienten entzogen habe; ich habe Wichtiges mit Ihnen zu beſprechen. — Mit dieſen Worten nahm er ihn freundſchaftlich unter den Arm und führte ihn hinab in die Säulenhalle, die an der Parkſeite vor dem unteren Salon hinlief.

Junger Mann! — fing er da im Auf- und Abgehen an — ich will mit Ihnen offen von einem Gegenſtande ſprechen, von dem anzufangen, eigentlich an Ihnen geweſen wäre. Indeſſen begreife ich, daß Sie bei der denn doch obwaltenden Verſchiedenheit unſerer Stellung, bei der Schüchternheit, die in Ihrem Alter nicht immer ganz verſchwunden iſt, und bei der Natur der in Rede ſtehenden Angelegenheit etwas zaghaft waren, und ich will, wie es mein Name und meine Stellung erlauben, ohne dadurch mich oder meine Tochter zu kompromittiren, jede Formalität bei Seite ſetzen, indem ich ſelbſt von dem Gegenſtande beginne. — Sie haben es verſtanden, meiner Tochter eine in der That lebhafte Neigung einzuflößen — Sie wünſchen, ſie zur Frau zu haben . . . .

Ich bitte, Herr v. B . . . — fiel ihm hier Karl ins Wort — ich bitte, dieſe letzten Worte . . .

Stille, junger Freund, fuhr Herr v. B . . . fort, ſtille, ich weiß Alles. Es iſt mir, Gottlob! gelungen, meine Kinder ſo zu erziehen, daß ſie kein Geheimniß haben vor ihrem Vater! Ich weiß Alles! Sie haben ſich gewiſſer Maßen verlobt, junger Freund — hier legte Herr v. B . . . die eine Hand auf die Schulter Karls, indem er ihm die andere hinreichte — ich habe nichts gegen dieſe Verlobung einzuwenden.

Sie ſind ein edler Mann, murmelte Karl und legte ruhig ſeine Hand in die dargebotene des Herrn v. B . . .

Nein, mein Freund, fuhr Herr v. B... fort, ich bin nur ein guter Vater. Nach allen eingezogenen Erkundigungen und nach dem Eindrucke, den Sie mir ſelbſt und Frau v. B... gemacht, können wir das unglückliche Kind unmöglich beſſeren Händen anvertrauen. Aus Liebe zu unſerem Kinde ſetzen wir auch gern jede Rückſicht bei Seite, die uns ſonſt Stand und Stellung auferlegen. Lieber Doktor, fügte Herr v. B... human lächelnd hinzu, Sie kommen in eine aufgeklärte Familie, in der Sie nichts von veralteten Vorurtheilen werden zu leiden haben.

Auch Karl lächelte; er fühlte den ganzen Hochmuth, der aus dieſen Worten ſprach, und unwillkürlich entzog er Herrn v. B... ſeine Hand. Warſt du denn auf Dergleichen nicht gefaßt? fragte er ſich. Geduld! Geduld! und er krampfte die Hand zuſammen und ſetzte die Wanderung an der Seite des Herrn v. B... fort. Dieſer ſchien eine Antwort zu erwarten oder die Fortſetzung ſeiner Rede zu überlegen und ſchwieg. In Karl ſtieg ein Gedanke auf, der ihn glücklich lächeln machte. Er dachte nach, ob er Herrn v. B... nicht ein Wort hinwerfen ſolle, das ihn beſchämen mußte. Aber dieſes Wort hätte ein ihm theures Geheimniß verrathen, das ſelbſt Emilie noch nicht kannte und das ſie doch vor allen Menſchen zuerſt kennen mußte, und er murmelte noch einmal: „Geduld! Geduld!“ und ſchwieg. — Dann dachte er wieder an all das Gerede, das ſeit Wochen die Gegend erfüllte, an die Fragen ſeiner Freunde und Bekannten, ob man denn wirklich eine Blinde lieben könne, und an die oft wiederholten Lobſprüche, daß er ein praktiſcher Mann ſei, der ein Auge zuzudrücken und ſich eine der reichſten Erbinnen des Landes zu holen wiſſe. Er war nicht darauf gefaßt, ungefähr Daſſelbe aus dem Munde des Herrn v. B... zu vernehmen, der wieder begann:

Ihr Schweigen, mein Freund, finde ich natürlich. Sie ſetzen bei mir, wie ich mir ſchmeichle, einigen praktiſchen Sinn voraus; Sie wiſſen, daß ich unſer Verhältniß mit Kaltblütigkeit, ohne Illuſionen betrachte, und als junger Mann fühlen Sie ſich mir gegenüber etwas beengt. Beruhigen Sie ſich! Ich achte den Mann, der — Sie ſehen, ich ſpreche offen — mit einiger Selbſtverleugnung, wo ſich ihm die Gelegenheit bietet, für ſeine Zukunft zu ſorgen verſteht. Hoch achte ich den jungen Mann, der früh einer ſolchen Handlungs- und Anſchauungsweiſe fähig iſt. Und damit Sie ſehen, wie offen ich bin, wie klar ich die Verhältniſſe betrachte, ſo füge ich noch ohne Rückhalt hinzu: Sie werden uns bei allem Reichthum, den Ihnen meine Tochter bringt, nichts zu danken haben. Schwer und groß ſind die Pflichten, die Sie mit einer blinden Frau übernehmen; es iſt nur billig, daß der Lohn ihrer Erfüllung ein großer ſei.

Karl blieb ſtehen, keines weiteren Schrittes fähig. Handelsmann! — das Wort ſchwebte auf ſeinen Lippen, aber er dachte an Emilien, an die Vorſätze, die er gefaßt, an ſein ſüßes Geheimniß, und er wiſchte ſich ſtillſchweigend den kalten Schweiß von der Stirn. Dann wieder dachte er, ihn mit Einem Worte, mit plötzlicher Enthüllung ſeines Geheimniſſes zu beſchämen, aber wieder fiel es ihm ein, daß Emilie es zuerſt kennen müſſe. Er faßte ſich und ſagte ſo ruhig als möglich:

Herr v. B..., erlauben Sie mir, bevor ich auf Alles, was Sie mit ſo großer Offenheit darzulegen die Güte hatten, antworte, erſt noch einige Worte mit Fräulein Emilie zu ſprechen.

Herr v. B... war zwar etwas überraſcht, fand es aber billig, daß, wenn noch eine Erklärung zwiſchen den jungen Leuten nöthig ſei, dieſe Statt finde.

Karl eilte die Treppe hinauf und in Emiliens Zimmer.

Emilie! — rief er ihr ſchon von der Thür zu — was habe ich hören müſſen!

Wiederhole es nicht — bat Emilie, indem ſie ihm mit der Hand liebevoll über die Stirn fuhr — wiederhole es nicht, mein Freund, ich ahne, ich weiß es.

Nein, ſagte er, ich werde es vor dir nicht wiederholen — ich werde dich nie ſo kränken. Ich komme auch nicht darum, fügte er hinzu und ſchlang den Arm um ihren Hals — ich komme, um dich ans Herz zu drücken und dir ein Geheimniß mitzutheilen, das du vor allen Menſchen dieſer Erde kennen mußt.

Ein Geheimniß? fragte Emilie.

Ja, ein ſüßes Geheimniß, das mich beglückt, wie mich noch nichts im Leben beglückt hat. Seit Wochen trage ich es in mir, aber ich wagte nicht, es auszuſprechen. Jetzt, da meine Zweifel und Hoffnungen zur Gewißheit geworden, jetzt erſt wage ich es, dir davon zu ſprechen.

Er nahm das holde Geſicht Emiliens in beide Hände und ſagte: Verſprich mir, es ruhig und mit Faſſung anzuhören.

Ich verſpreche es, antwortete Emilie, obwohl ſie zu beben und zu zittern begann.

Er küßte ſie auf beide Augen und ſagte mit feſter und ſicherer Stimme: In wenigen Wochen iſt die Krankheit dieſer beiden geliebten Sterne reif; ich werde ihnen das Licht wiedergeben.

Karl! ſchrie Emilie, Karl! Und keines anderen Wortes fähig, warf ſie ſich an ſeine Bruſt, umſchlang ihn mit beiden Armen und benetzte ſeine Wangen mit ihren glücklichen Thränen.

Stille! gebot Karl, nicht geweint — der Arzt verbietet es.

Durch dich bin ich in trüber Einſamkeit wieder aufgelebt, ſchluchzte Emilie, ſoll ich durch dich die köſtliche Gabe wieder erhalten? Ich ſoll dein theures Antlitz ſehen können, mein Freund, mein Retter, mein Befreier!

Mein theures Kind! rief Karl, indem ihm ſelbſt die Thränen aus den Augen ſprangen.

Aber, mein Freund, fuhr Emilie nach einiger Zeit fort, täuſcht dich deine Liebe nicht mit eitlen Hoffnungen, da mich die erfahrenſten Aerzte längſt aufgegeben haben?

Emilie, hat dir einer von all den berühmten Aerzten ſo lange und ſo tief ins Auge geſehen, wie ich? hat ihm dabei wie mir die Liebe mit ihrer Fackel geleuchtet? fragte Karl mit ſanftem Vorwurf.

Wahr, mein Freund, ich glaube dir; ſcheint es mir doch ſo gewiß, daß mir von dir alles Heil kommen müſſe! antwortete Emilie.

Nun du es weißt, Emilie, gehe ich wieder hinab zu deinem Vater, um ihm zu ſagen, was ich dir für all dein Geld mitbringe.

Schon war Karl an der Thür, als ihn Emilie plötzlich und mit ängſtlicher Stimme zurückrief. Halt, mein Freund, ſagte ſie mit zitternder und aufgeregter Stimme, eile nicht! Warte, bis ich einen Gedanken ganz erfaßt habe, einen traurigen Gedanken, der mir ſo eben durch den Kopf zog. Schweige, ſprich nicht davon! Nur du und ich ſollen das Geheimniß kennen. Gott, es iſt ſchrecklich! Wenn du mich heilſt, werden ſie dich mit Gold überhäufen, ich aber bin dir verloren. Niemals werden ſie mich, die Sehende, dem armen Dorfarzte geben.

Das habe ich mir ſchon ſelbſt geſagt, erwiderte Karl, und habe danach meine Pläne gemacht. Aber ich konnte es doch nicht recht glauben.

Glaube es mir! bat Emilie dringend.

Was aber ſoll ich deinem Vater auf all das Beſchämende antworten? fragte Karl.

Trage es, trage es für mich! bat Emilie mit gefalteten Händen.

Das will ich, meine Geliebte, rief Karl, Das und noch vieles Andere. — Er ſchloß ſie herzlich in ſeine Arme und eilte dann zu Herrn v. B. . . hinab, welcher, noch in Gedanken vertieft, zwiſchen den Säulen auf und ab ging.

Herr v. B. . ., begann Karl, zwiſchen mir und Emilien iſt Alles auf das Befriedigendſte geordnet! — Und mit zeremoniöſer Haltung und etwas ſteifer Förmlichkeit fügte er hinzu: Ich werde mich glücklich ſchätzen, ich werde mich höchſt geehrt fühlen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter gewähren und mich ſo in den Schooß Ihrer hochgeehrten Familie aufnehmen.

Lieber Doktor, antwortete Herr v. B. . ., umarmen Sie mich als Ihren Schwiegervater . . . Und jetzt gehen wir zu Emilien.

Karl und Emilie mußten ſich in Gegenwart des Herrn von B... umarmen, und er gab ihnen ſeinen Segen. Dann ſetzte er ſich zwiſchen Beide aufs Sopha, nahm Beider Hände und war ſehr gemüthlich. Er ſprach von der künftigen Einrichtung des jungen Ehepaares und ſchenkte Karl dieſe prächtige Villa ſammt Park, Muſter-Meierei und Dependenzen, da er doch hier Emilien kennen gelernt, und bat ihn um die Erlaubniß, bei einem jungen Bildhauer, den er protegirte, einen Aeſkulap zu beſtellen, den er unten in der Säulenhalle aufſtellen wollte. — Auch die Aerzte haben ihren Adel, ſagte er lächelnd, ſie ſtammen von den Göttern. — Auch auf die Hochzeit kam er zu ſprechen. Mit Anfang des Frühlings, ſagte er, heirathet Emiliens Schweſter den Grafen N...., die Hochzeit wird mit vieler Pracht gefeiert werden. Leider geſtattet es Emiliens Lage nicht, daraus ein Doppelfeſt zu machen; ſie könnte an all dem Tumult nicht Theil nehmen. Ihr wird es angemeſſen ſein, zu anderer Zeit und in der Stille ihre Vermählung zu feiern. Wir wollen daraus ein gemüthliches Familienfeſt machen. Auch ſind Ihre Verhältniſſe, lieber Doktor, und die des Grafen ſo verſchieden, die Geſellſchaft wäre am Doppelfeſte innerlich ſo getrennt, daß ſich an eine Vereinigung gar nicht denken läßt. Nach der Hochzeit geht der Graf mit ſeiner Gemahlin auf Reiſen, Mama muß in ein Seebad und wird bei dieſer Gelegenheit unſeren Freunden bei Paris einen Beſuch abſtatten; ſo wird eure Vermählung wohl bis in den Herbſt aufgeſchoben werden müſſen.

Bis in den Herbſt? rief Karl — unmöglich!

Unmöglich? wiederholte Herr v. B... lächelnd — es iſt natürlich, daß es Ihnen ſo ſcheint, wird aber bei der Lage der Dinge doch nicht anders thunlich ſein.

Karl wurde verdrießlich und brütete vor ſich hin, ohne auf die Worte ſeines künftigen Schwiegervaters weiter zu hören. So wurde es ſpät, und Herr v. B... nahm Abſchied, indem er verſprach, morgen Mama herauszuſchicken, daß ſie dem Brautpaar ihren mütterlichen Segen gebe. — Kommen Sie morgen ja herüber, ſagte er zu Karl, und daß ich Ihnen den Weg erleichtere, wird mit dem Früheſten ein Phaëton mit zwei kräftigen Holſteinern vor Ihrer Thür warten. Ich bitte, über Geſpann und Kutſcher als über Ihr Eigenthum zu verfügen.

Karl begleitete Herrn v. B . . . an den Wagen, dann kehrte er in Emiliens Zimmer zurück und warf ſich in die Sophaecke, wo er ſo eben neben ihm geſeſſen hatte. Er drückte die Augen in die Hände und brütete, wie vorhin.

Warum ſo ſchweigſam, mein Freund? fragte Emilie, die ſich zu ihm ſetzte.

Alſo biſt du mir doch verloren! rief Karl traurig.

Wie ſo verloren? fragte Emilie erſchrocken — iſt nicht Alles aufs Schönſte geordnet?

Unſere Vermählung ſoll ja, wie der Vater beſtimmt, erſt im Herbſte Statt finden, antwortete Karl.

Nun, und fürchteſt du, daß deine Liebe nicht ſo lange aushält? fragte Emilie ſcherzend.

O, ſcherze nicht, während mir vor Leiden das Herz zittert! rief Karl wieder. Wenn du das Licht der Augen vor unſerer Vermählung erhältſt, dann biſt du mir verloren; darüber ſind wir Beide einig. Die Krankheit deiner Augen wird eben um die Zeit der Hochzeit deiner Schweſter zur Operation reif ſein. Unſere Vermählung müßte um dieſelbe Zeit Statt finden; dann, am ſelben Tage, ſollteſt du, meine Geliebte, wieder ſehen können.

Emilie ſchwieg und verſank in Nachdenken; dann plötzlich, als ob ſie einen Ausweg aus dieſer Verlegenheit gefunden hätte, fragte ſie: Iſt es unbedingt nothwendig, daß die Operation in der erſten Zeit der Reiſe Statt finde, oder kann ſie um einige Zeit aufgeſchoben werden?

Es iſt nicht unbedingt nothwendig, antwortete Karl, daß ſie in der erſten Zeit vorgenommen werde, man kann ſie allerdings aufſchieben.

Nun! rief Emilie, ſo werde ich in meiner Blindheit bleiben, bis zum Herbſte, bis ich dir angetraut bin, dir unwiderruflich angehöre.

Nein, du Engel des Lichtes in der Finſterniß, nein! rief Karl gerührt und drückte ſie an ſein Herz — nein, um keinen Preis ſoll deine Nacht länger dauern, als ſie muß. Du ſollteſt noch einen Frühling verſäumen mit allen Blumen, einen Sommer mit ſeinem Meer voll Licht, und Das um mich? Nein, um keinen Preis auf Erden!

Um keinen Preis? auch nicht, wenn ich der Preis bin? fragte Emilie vorwurfsvoll.

Auch dann nicht, rief Karl mit Feſtigkeit; wenn die Zeit kommt, werde ich vor deinen Vater hintreten und ihm ſagen: Die Zeit iſt gekommen, Ihre Tochter iſt geheilt, — wenn ich auch weiß, daß er dich dann zurücknimmt und daß ich von fern zuſehen muß, wie du mit Gewalt irgend einem Baron oder Grafen hingegeben wirſt.

Du könnteſt Das ſehen und kannſt von mir nicht das Opfer eines Frühlings und eines Sommers annehmen? fuhr Emilie in vorwurfsvollem Tone fort.

Karl wiederholte ſeinen feſten Entſchluß, ihr Geheimniß zu verrathen, wenn ihre Vermählung nicht ſchon im Frühling vollzogen und ihm ſo Gelegenheit gegeben werde, ſeinen geheimen Plan auszuführen.

Emilie dachte wieder nach. Nach einiger Zeit ſagte ſie: Sei ruhig, mein Freund, morgen kommt die Mutter. Laſſe mich erſt mit ihr allein und triff ſpäter ein. Ich werde ein Weib ſein, ich werde intriguiren, ich werde heucheln, und ich werde es durchſetzen, daß wir im Frühling getraut werden.

Es war indeſſen ſpät geworden; Karl ſprang auf und drückte Emilien in ſeine Arme. Zum Abſchied ſagte er ihr noch: O, heuchle, heuchle, Emilie! Muß ich doch einen falſchen Schein auf mir ruhen laſſen, der mich zu Boden drücken würde, wenn ich nicht mein Bewußtſein und deine Liebe hätte.

Karl hatte die letzten Worte ſo traurig ausgeſprochen, daß ſich Emilie vornahm, ihre Rolle für ihn ſo gut als thunlich durchzuführen. Und ſie hielt ſich Wort. Am Morgen kam die

Mutter an. Sie drückte ihre Tochter in die Arme und überhäufte ſie mit Glückwünſchen. Bald aber bemerkte ſie, daß Emilie nicht ſo heiter war, als ſie erwartet hatte.

Wie ſollte ich auch? ſagte Emilie — Papa zeigte mir wahre Angſt vor dem Gedanken, daß meine und der Schweſter Vermählung zuſammen gefeiert werden ſolle, und doch wird alle Welt fragen, warum das nicht eine Doppelhochzeit gebe, da doch zwei Bräute im Hauſe und keine Hinderniſſe vorhanden ſind. In der Stille will mich Papa verheirathen, wie man eine arme Couſine verheirathet, die aus Barmherzigkeit ausgeſtattet wird.

Kind, Kind! welche Gedanken! rief die Mutter erſchrocken.

Ich hätte ſie auch nicht ausgeſprochen, fuhr Emilie ſchnell fort, wenn ſie mich allein beträfen. Ich habe mich nie beklagt, ich habe mich immer zurückgezogen, um euch nicht zu ſtören; denn ich bedachte eure Pflichten, eure Verbindungen, und was ihr dieſen ſchuldig ſeid. Dieſes Mal aber betrifft die Zurückſetzung nicht mich allein, ſie betrifft Karl, meinen Mann, eben ſo ſehr. Iſt es nicht, als ob man ſich ſchämte, ihn als Schwiegerſohn zu zeigen, als ob man ſich des Abſtandes zwiſchen dem Grafen und dem armen bürgerlichen Arzte ſchämte? Werde ich nicht, wenn Papa bei ſeinem Gedanken beharrt — ich wiederhole es — wie eine arme Verwandte behandelt?

Emilie! rief die Mutter, indem ſie aufſprang und ſie in ihre Arme ſchloß, du biſt mein Kind, mein theures Kind, deine Vorwürfe ſchneiden mir ins Herz, und ich fühle, daß etwas Wahres in deinen Worten iſt. Dein Vater hat ja nur ſo ins Blaue hinein im erſten Moment ohne Ueberlegung den Plan gemacht. Gewiß, er hätte nicht daran gedacht, wenn er gewußt hätte, daß du die Sache ſo betrachteſt. Du weißt, daß ich in ſolchen Angelegenheiten der Familie etwas vermag, und ich verſpreche dir, daß deine Hochzeit zugleich mit der deiner Schweſter gefeiert werden ſoll.

Die Mutter hielt Wort; im Familienrath wurde beſchloſſen, daß im Frühling eine Doppelhochzeit gefeiert werden ſolle. Nur am Programme der Feſtlichkeit wurde aus Rückſicht auf Emilien Manches geändert. Der große Ball wurde ganz geſtrichen, das Diner in ein großartiges Dejeuner verwandelt und anſtatt der ariſtokratiſchen Kirche der Stadt die Hauskapelle zur Vermählung beſtimmt.

So kam der Frühling heran und mit ihm die zur Doppelvermählung beſtimmte Zeit. Emilie begab ſich erſt einen Tag vor der Hochzeit in die Stadt, wo ſich Karl bereits ſeit einer Woche befand. Er hatte einige Gaſſen weit von Palaſte des Herrn v. B . . . eine geräumige Wohnung gemiethet, in welcher er ſich mit geheimnißvollen Vorbereitungen viel zu ſchaffen machte.

Die Zeremonie fand in Gegenwart zahlreicher Gäſte Statt; zuerſt erhielt die ältere Schweſter mit dem Grafen K . . ., dann unſer Paar den prieſterlichen Segen. Nach der Trauung begab man ſich in einen großen Saal des oberen Stockwerkes, wo die ganze Geſellſchaft plaudernd und auf- und abnandelnd die Stunde des Dejeuners erwartete. Karl hatte ſich entfernt und Emilien in Geſellſchaft von Jugendfreundinnen zurückgelaſſen. Nach einiger Zeit kam er zurück, faßte Emiliens Arm und flüſterte ihr ins Ohr: Biſt du ruhig, mein geliebtes Weib?

Fühle meinen Puls, antwortete ſie lächelnd, ob er ſchneller ſchlägt, als du es erlaubſt.

So laß uns gemach aus dem Saale verſchwinden, ſagte Karl mit aufgeregter Stimme.

Er machte mit ihr einen Gang den Saal entlang und führte ſie leiſe vor die Thür und in den Vorſaal. Dort faßte er ſie in ſeinen Arm und trug ſie eilend hinab, wo er ſie in einen bereit ſtehenden geſchloſſenen Wagen hob, der ſich ſofort in Bewegung ſetzte und in den nächſten Gaſſen verſchwand.

Erſt da man ſich zu Tiſch ſetzen ſollte, wurde die Abweſenheit des einen Brautpaares bemerkt. Man ſuchte es überall — vergebens. Man wollte ſich bei Emiliens Geſellſchafterinnen erkundigen — auch ſie waren ſämmtlich verſchwunden.

Herr v. B . . . fand dieſe Entführung höchſt unſchicklich und meinte, daß nur ein Mann von Karls Stande eines ſolchen Streiches fähig ſei. Um Skandal zu vermeiden, trat er vor die Geſellſchaft und entſchuldigte Madame Blank, die ſich etwas müde in ihre Gemächer zurückgezogen habe, und Herrn Blank, der ihr Geſellſchaft leiſte. Indeſſen ſchickte er einen Vertrauten in die Wohnung Karls mit der Weiſung, daß ſich das junge Ehepaar ſobald als möglich zur Geſellſchaft zurückverfügen ſolle. Auch der Vertraute kam nicht zurück, und die Zeit verrann Herrn v. B . . . auf eine unangenehme Weiſe, während die Gäſte ſich beim Dejeuner ſehr gütlich thaten und die heiterſte Stimmung herrſchte.

Man war eben dabei, den Grafen R . . . ſammt Gemahlin hoch leben zu laſſen, als Karl mit fliegendem Haar, mit glühenden Augen, ſprühenden Wangen, tief und ſchnell athmend vor Aufregung in den Saal ſtürzte. Meine Herren und Damen! rief er faſt ſchreiend, ſeit zehn Minuten ſieht Madame Blank; die Operation iſt vollkommen geglückt.

Mit einem Schrei der Ueberraſchung ſprangen die Gäſte von ihren Sitzen; Herr v. B . . . ſtürzte ſich auf Karl und umhalste ihn gerührt, Frau v. B . . . weinte aufrichtige Thränen mütterlicher Liebe.

Ungeheurer Jubel bemächtigte ſich der ganzen Geſellſchaft; Jeder beſonders wollte Karl Glück wünſchen, Jeder beſonders ihm danken und ihn umarmen, und ſo wanderte er aus einer Umarmung in die andere. Herr v. B . . . drückte ſeine Frau ans Herz und ſchämte ſich der Thränen nicht, die ihm von den Wangen liefen; ermattet ſank er endlich auf einen Stuhl. Frau v. B . . . ſtürzte fort, um zu ihrem Kinde zu eilen, aber ihr Gatte faßte ſie noch am Arm, und während er ſich die Thränen abwiſchte, ſagte er leiſe mit noch bebender Stimme: Merkſt du's, Sophie? — ich durchſchaue Alles — eigentlich hat er uns betrogen.

Wer? fragte Frau v. B . . . überraſcht.

Nun, der Doktor! antwortete ihr Gatte, noch immer mit thränenden Augen.

Gott lohne ihm den Betrug! rief Frau v. B … mit fromm gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Augen.

Gewiß, antwortete er, ich ſage nicht Nein. Ein kluger Mann! er wußte ſehr wohl, daß ich ihm das ſehende Fräulein v. B. … nicht zur Frau gebe, ſo nahm er die Blinde und machte ſie ſich ſehend. Ein ſehr kluger Mann! ich achte ihn hoch!

Mit dieſen Worten ſprang er auf und drang durch die Menge der Gäſte, um Karl noch einmal zu umarmen.

Graf R … und ſeine Gemahlin reisten nach wenigen Tagen nach dem ſonnigen Italien ab. Nach einigen Wochen, da die Heilung vollendet war, führte Karl ſein glückliches Weib in die grünen Thäler der nahen Schweiz. In die Heimat zurückgekehrt, etablirte er ſich in der Stadt. Der Ruf jener Operation, die Verbindungen des Schwiegervaters, vor Allem aber ſein liebenswürdiges und Vertrauen einflößendes Weſen trugen dazu bei, ihm bald eine Stellung als Arzt zu geben, deren ſich Herr v. B … nicht zu ſchämen hatte. Was aus ſeiner Poeſie, der erſten Liebes-Botin zwiſchen ihm und Emilien, geworden, wiſſen wir nicht. Er war wohl zu glücklich, um noch länger melancholiſche Verſe zu ſchreiben.

5.

Kontraſte.

Der fürchterliche Kontraſt zwiſchen Reichthum und Armuth erinnert mich an eine Zeit, da ich, fern von Emiliens ſonniger Heimat, fern von Herrn v. B …'s Villen, Schlöſſern, Paläſten, Statuen und Vaſen, das Land der Armuth, das Land der herabgekommenen Königsſöhne, da ich Irland durchwanderte, in eine Hütte einkehrte und in die Wohnung des Elendes eingekehrt zu ſein glaubte.

Von Belfaſt aus kam ich mit Hülfe des Dampfes in wenigen

Stunden nach der alten Celtenſtadt Antrim. Die alte, verfallene Phyſiognomie der Menſchen und Häuſer abgerechnet, findet der Fremde in Antrim nichts Auffallendes, während für die Einwohner im Gegentheil ein ſolcher Tag, da ein Fremder über ihren öden Marktplatz geht, allerdings höchſt merkwürdig iſt. Aus den erblindeten Glasfenſtern der beſſeren, aus den papierverklebten der ſchlechteren Häuſer blicken dann verwitterte Geſichter mit erſtaunten Augen und ſcheuen ſich nicht, dem Wanderer Ausrufe höchſter Ueberraſchung, oft ſehr wilder Art, in die Ohren zu ſchreien. Die halbnackten Kinder, die vor den Thüren ſpielen, ſpringen erſchrocken auf und eilen, ſich im Schooße der Mutter zu verbergen. Auf dem grasbewachſenen Marktplatze gehen bewaffnete engliſche Konſtabler auf und ab und langweilen ſich. Sie ſind froh, einen Fremden zu ſehen, weiſen ihn gern zurecht und ſcheinen die einzigen civiliſirten Menſchen.

Indeſſen kommt man nicht nach Antrim, um Antrim zu ſehen, man kommt ſeines Sees wegen, welcher der größte von allen iriſchen Seen iſt und bei den Einwohnern der Laugh Neagh heißt. So verläßt man denn bald die Stadt, um die Ufer aufzuſuchen. Man ſteigt nun die Hügel hinab und gelangt in eine Art von Vorſtadt. Sie beſteht aus Lehmhütten, von denen jede nur Ein Gelaß hat und gar kein Fenſter — der Fenſterſteuer halber. Die Thür ſteht offen und muß auch im Winter offen ſtehen, wenn man etwas Licht haben will. Im Halbdunkel dieſer erbärmlichen Wohnungen hocken unbeweglich abgezehrte weibliche Geſtalten, oder liegen oft betrunken alte und junge Männer. Selten, daß ein heimliches Kaminfeuer das Unheimliche dieſer Menſchenwohnungen mildert. Geht man durch ſolche Gaſſen und will man Almoſen austheilen, ſo kann man es ohne Unterbrechung thun und nach rechts und links reichen; magere, knochige, gierige Hände werden ſich überall entgegenſtrecken.

Hat man den Weſten geſehen oder auch nur die Moorgegenden von Caſtleblanay, dann iſt man freilich ſchon an Solches und an Aergeres gewohnt. Hat man die Hütten geſehen, von denen der Beamte des Grundbeſitzers das Dach geriſſen und die wohl zu Hunderten mitten aus Moorgründen oder ſandigen Kartoffelfeldern ihre Lehmgiebel wie dürre Arme klagend gen Himmel ſtrecken; hat man die einſtigen Bewohner dieſer Hütten geſehen, wie ſie, Mann, Weib und eine lange Reihe von Kindern, wie Vögel mit bleigetroffenen Flügeln, nackt, krank, mit den Symptomen des nahenden Hungerfiebers über die Kartoffelfelder oder die naſſen Moorgründe irren, ohne zu wiſſen, wohin ſich zu wenden: dann freilich ſcheinen Einem die Bewohner dieſer Hütten von Antrim noch in Wohlleben ſchwelgende Menſchen. So ging ich denn auch mit einem durch Gewohnheit ſchon geminderten Gefühle durch jene Gaſſe.

An ihrem Ausgange taucht man wie aus der Nacht zum Lichte auf, denn ſie mündet auf eine Wieſe, die ſich mitten durch ſchöne Gebüſche und Haine lachend hinzieht, während aus dem Hintergrunde die ſchimmernde Fläche des Sees grüßt. Die Wieſe, Büſche und Haine ſind die letzten Ausläufer des Parkes von Shanes-Caſtle, welcher die nördlichen Ufer des Laugh Neagh mit grünen Armen umſchließt. Aber in ihrem Schooße iſt die Ausſicht noch beſchränkt; ich wanderte weiter auf dem Damme, der ſich weit in den See hinein ſtreckt. Hier thut ſich ein weiter, breiter Blick auf. Der See, der fünf Grafſchaften die Füße badet, verliert ſich gegen Süden wie ein Meer ins Unendliche — da iſt kein Berg und Wald, auch keine Hütte, die nach dieſer Richtung dem Blicke ſeine Ufer andeuteten; die wenigen Segel, die dahin ziehen, ſcheinen auf weite, lange Reiſen zu gehen, die Nebel, die ſie bald verſchlingen, ein unbekanntes Land zu verhüllen. Nur die nördlichen Ufer ſind, wie geſagt, durch den Park belebt, den die Lords O'Neil, die Herren der Gegend, im Laufe der Zeit aus dem unwirthbaren Geſtade hervorſproſſen ließen. Er gleicht, vom See aus geſehen, mehr einem nordiſchen Walde und blickt düſter wie ein Druiden-Hain. Shanes-Caſtle, das Schloß der Lords O'Neil, das mit ſpitzigen Thürmen und ſchmalen, langen Fenſtern ſeit dem großen Brande von vor zwanzig Jahren zum Theil als Ruine aus dem Parke hervorblickt und mit eingefallenen Augen den See bewacht, trägt nicht dazu bei, die Gegend zu erheitern. Der See war dunkel, faſt ſchwarz anzuſehen, und das war nicht die Schuld des wolkigen Himmels an jenem Tage; er iſt es immer und heißt auch im Munde des Volkes „das ſchwarze Waſſer“. the black water. Die ganze Gegend hat etwas Nordiſch-Mythologiſches. Nach der chriſtlichen Tradition iſt der See das Werk des Teufels. Einmal, um eine Seele geprellt, die er bereits in ſeinen Klauen zu halten glaubte, riß er im Aerger ein Stück Landes aus der Erde und ſchleuderte es in den iriſchen Kanal; ſo entſtand hier der See, dort die Inſel Man.

Natürlich wohnen auch hier in der Tiefe des Sees, wie überall in Irland, die liebenswürdigen Elfengeiſter, jene halb gefallenen Engel, die, weil ſie im Kampfe der Engel des Lichts mit den Genoſſen Lucifers abwarteten und nicht Partei ergriffen, auf die Erde, zwiſchen Himmel und Hölle, verbannt worden ſind. Aber dieſe holden Geiſter treten hier in den Hintergrund, und man weiß von ihnen und ihren Kryſtall-Paläſten in der Tiefe des Sees nur ſehr wenig zu erzählen. Eine größere Rolle ſpielt die traurigere Banſhee, eine Art weißer Frau aus dem Schloſſe Shanes-Caſtle, die jedes Mal erſcheint, wenn ein Glied aus der Familie O'Neil ſterben ſoll. Sie läßt ſich zwar bei ſolchen Gelegenheiten nicht immer ſehen, aber man hört ihren Schrei, der ähnlich dem Pfiff des Orkanes dreimal die Luft durchgellt, mit klagendem Tone über die ganze Gegend, welche einſt die O'Neils beherrſcht, hinzieht und als Seufzer in weiter Ferne verhallt. Shanes-Caſtle hat ganz das Ausſehen einer ſolchen Geiſter-Reſidenz. Traurig und ſchwarz, wie es ſich in den ſchwarzen Waſſern beſpiegelt, erwartet man am hellen Tage, wenn es hier einen ſolchen gibt, daß aus ſeinen runden Thürmen und ſchmalen Fenſtern Ahnfrauen, weiße Frauen und ſolches Volk hervortreten, um weinend und ächzend über die Waſſerfläche hinzuſchreiten.

Die Banſhee wird jetzt von Tag zu Tag erwartet, denn in Shanes-Caſtle reſidirt der grauhaarige letzte Lord O'Neil. Mit ihm ſtirbt das letzte Stammhaupt, wenn auch nicht der letzte Sproſſe aus dem Königshauſe von Ulſter. Denn alle Bewohner dieſer Gegend ſind O'Neils, alle ſind ſie Königsſproſſen, ſelbſt die wir in jener dantiſch-hölliſchen Gaſſe geſehen haben. Sie alle werden, als zur Familie gehörig, den Ruf der Banſhee hören. Den Leuten im Schloſſe ſelbſt wird noch ein anderes Zeichen werden. Aus dem Gemäuer des Hofes blickt ein uralter, in Stein gehauener Kopf mit buſchigen Brauen, hohlen Augen und ſchmerzlich verzogenen Mundwinkeln; der Kopf wackelt und wackelt von Tage zu Tage mehr und mehr und wird endlich aus dem Gemäuer fallen und in Stücke brechen. Dann iſt das Ende des letzten Lords O'Neil gekommen. Dem armen Lord, der in dem alten, halbverbrannten Schloſſe, das er nicht mehr aufbauen läßt, in Erwartung ſolcher Zeichen ſitzt und den ſteinernen Kopf wackeln ſieht und im Kreiſchen des Wetterhahns den Ruf der Banſhee zu hören glaubt, muß melancholiſch zu Muthe ſein.

Es that mir leid um ihn. Die Gegend iſt nicht gemacht, ihn aufzuheitern; das fühlte ich, wie ich auf der letzten Spitze des Dammes da ſaß und meine Blicke über den See ſchweifen ließ, immer tiefer in Brüten verſank und meine Seele ſo dunkel wurde, wie die Wellen des „ſchwarzen Waſſers". Es gibt traurige Erdpunkte, die ſo auf den Wanderer wirken; es gibt ſolche Momente auf einſamer Wanderung, da muß man ſich ſchütteln und aufraffen, ſonſt verliert man ſeine Zeit und bildet man ſich ein, man habe zu verſteinern angefangen. Man vergißt, daß man ein gebildeter Menſch iſt, und man glaubt an all die Sagen und brütet darüber; im beſten Falle grübelt man und ſucht nach ihrer traurigen Symbolik.

Ich ſchüttelte mich und ſtand auf. Das letzte Segel war verſchwunden, vom Nebel verſchlungen, die Wolken hatten ſich tiefer geſenkt, und die Wellen und die Tannen am Ufer ſchienen mir ſchwärzer geworden. Auf der Höhe des Sees ſtand ein einſames Fiſcherboot und darin ein Mann, der ſich abmühte, ein großes Netz aus dem Waſſer zu ziehen.

Ich trat den Rückweg an. Wo der Damm ſich den Baumgruppen nähert, denen ich entgegen ging, und wo er durch einen ſchmalen, grünen Raſenplatz von einer kleinen Seebucht getrennt iſt, wurde mein Blick durch eine dünn aufſteigende Rauchſäule angezogen und durch ſie auf eine rundförmige Erhöhung gelenkt, die ſich an und aus dem Damme erhob. Bei näherer Betrachtung erkannte ich dieſe Bodenerhöhung als eine Art von Hütte, deren Wände aus rohen Steinen und ſchwarzem Erdreich, deren Dach theils aus Waſen, theils aus getrocknetem Gezweige beſtand. Der Eingang in die Hütte öffnete ſich dem Raſenplatze und der Seebucht zu, und aus ihm ſtieg die Rauchſäule auf. Vor der Hütte an einem Weidenbaume hing ein Fiſchernetz ausgebreitet. Ich wollte die Bewohner eines ſolchen urſprünglichen Gehäuſes kennen lernen, und ich ſtieg den Damm hinab.

Im Dunkel der Erdhütte, die durch die Ritzen des Daches, durch den offenen Eingang und die Flamme an demſelben nur ſchwach erleuchtet war und deren Hintergrund ſich kellerartig und ſchwarz in einer Vertiefung verlor, ſaß auf einem Baumſtumpfe eine Geſtalt, die ich nicht erkannt hätte, wenn ſie mir nicht überraſcht entgegengekommen wäre. Es war ein ſchlankes junges Mädchen von ungefähr ſechzehn bis ſiebenzehn Jahren. Anſtatt aller Kleidung trug ſie ein Hemd, das eben ſo viele Löcher hatte als das Fiſchernetz, das vor der Hütte hing, und einen dünnen Rock, der von der Höhe des Knies bis hinab aufgeſchlitzt und mannigfach ausgefranzt war. Kaum daß dieſes Koſtüm, das überdieß ſeit lange nicht gewechſelt zu ſein ſchien, den mageren Leib genügend bedeckte. Das verhinderte ſie nicht, ſich im vollen Tageslichte zu zeigen, da die Mangelhaftigkeit ihrer Bekleidung ſie aus alter Gewohnheit nicht im Geringſten zu geniren ſchien. Mit freundlichen, wenn auch Anfangs etwas überraſchten, braunen Augen ſah mich das runde, ächt iriſche, etwas ſtumpfnaſige Geſichtchen an. Es lächelte endlich und zeigte einen roſigen Mund voll der klarſten, ſchimmerndſten Perlenzähne; das hellbraune Haar, das ungeordnet und dick um die Scheitel hing, war rückwärts theils in einen Knoten zuſammengebunden, theils fiel es frei und flatternd über den nackten weißen Hals herab. Die Wangen waren bleich und etwas eingefallen, was die, wie es ſchien, dieſem wie allen ächt iriſchen Mädchengeſichtern natürliche Rundung ſtörte, ihm aber dafür einen überaus zarten Charakter gab.

Ein Fremder! rief ſie, als ſie vor mir ſtand, und maß mich neugierig von Kopf zu Fuß.

Ich bin aus weiter Ferne hieher gekommen, ſagte ich, mit Rückſicht auf den iriſchen Charakter, den ich ſeit Wochen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, um Ihren wunderherrlichen See, Miß, den Laugh Neagh, kennen zu lernen.

Ich glaube (I suppose), antwortete ſie ächt iriſch, ich glaube, es iſt der ſchönſte See der Welt.

Ohne Zweifel! antwortete ich mit dem größten Ernſt und folgte ihrer Einladung, in die Höhle zu treten.

Ich ſtarrte in leeres Dunkel. Anfangs glaubte ich, daß mein Auge, an das Zwielicht nicht gewohnt, die Gegenſtände nicht unterſcheiden könne, bald aber erkannte ich, daß die Höhle in der That von aller Einrichtung entblößt war. Im Hintergrunde eine aus etwas Heu und trockenen Blättern beſtehende Streu, der Baumſtumpf, auf welchen ſich das Mädchen wieder ſetzte, ein breiter Stein, der mir zum Sitze angewieſen wurde, der Topf am Feuer und ein Porzellanteller, der, der Himmel weiß wie, in dieſe Höhle gekommen iſt und der zwiſchen den Hölzern der Decke ſtak — waren der ganze und einzige Hausrath dieſer Wohnung.

Iſt dieſes Ihre Wohnung, Miß? fragte ich und ſetzte ſchnell hinzu: Ich frage nur, um zu wiſſen, ob ich bei Ihnen, ob ich Ihr Gaſt bin?

Ja, Sir! antwortete ſie mit iriſcher Grazie, ich habe die Ehre, Sie als meinen Gaſt zu begrüßen. Sie ſind in meiner Wohnung; dieſes Haus gehört Dick O'Neil, meinem Vater, der jetzt auf dem See iſt. Ich heiße Honnor O'Neil, Tochter Dicks O'Neil, Euer Ehren zu dienen.

Ich freue mich, ſagte ich, indem ich mich verneigte, Miß Honnor O'Neil kennen zu lernen.

Sie ſind ſehr gütig! erwiederte ſie und verneigte ſich ebenfalls. Sie ſchlug, in Nachdenken verſinkend, die Beine über einander; über dem Knie ſchlang ſie die Finger in einander und wiegte ſich auf ihrem Sitze hin und her. Nach einigem Nachdenken fragte ſie: Sir! Sie kommen wohl aus weiter Ferne?

Aus ſehr weiter Ferne, Miß!

Haben Sie ſchon in Ihrer Heimat von den O'Neils gehört?

Gewiß, Miß Honnor, habe ich in meiner Heimat und in andern Ländern von den O'Neils gehört.

Das habe ich wohl gedacht, antwortete Honnor mit ſtolzer Ruhe — die O'Neils waren die mächtigſten Könige der Welt, ganz Ulſter gehörte den O'Neils. Ich, Sir, ich ſtamme von den Königen von Ulſter — Alles, was hier O'Neil heißt, ſtammt von dieſen Königen; der Lord O'Neil, der dort in dieſem Schloſſe wohnt, ſtammt vom älteſten Sohne des Königs — das iſt der einzige Unterſchied zwiſchen ihm und den andern O'Neils.

Miß Honnor O'Neil, ich bin glücklich, den Sproſſen eines ſo mächtigen Königshauſes kennen zu lernen.

Honnor wollte mir eben mit einem freundlichen Lächeln antworten, als der Topf am Feuer mit ſeinem dunkeln Inhalte zu brodeln und überzulaufen begann. Sie ſprang erſchrocken auf, faßte ihn mit Hülfe des Rockes am Henkel und zog ihn von der Flamme zurück. Sie verbrannte ſich ein wenig die Finger, doch beachtete ſie das nicht und rief, noch erſchrocken, die Hand auf die Bruſt legend: Vor lauter Plaudern habe ich den Topf vergeſſen! St. Patrick, wenn ich den Topf hätte auslaufen laſſen, drei Tage lang hätten wir wieder hungern müſſen! St. Patrick und St. David und all ihr Heiligen Irlands, ich danke euch!

Sonderbar rührend klang mir dieſe fromme, aus tiefſtem Herzen kommende Dankſagung für die Rettung des Topfes aus demſelben Munde, der eben von ſeinen königlichen Ahnen und Verwandten geſprochen.

Honnor ſetzte ſich wieder auf ihren Baumſtumpf, nahm ein altes Netz, das ihr zu Füßen lag, in die Hände und kehrte, während ſie zerriſſene Maſchen wieder zu knüpfen ſuchte, mit offenbarer Liebe zum Gegenſtande unſeres Geſpräches zurück.

Haben Sie, Sir, hub ſie an, in Ihrer Heimat auch gehört, auf welche Weiſe die O'Neils dieſes Land gewonnen haben?

Nein, Miß O'Neil! antwortete ich, ich geſtehe mit Beſchämung, daß ich das nicht gehört habe. Ich weiß wohl, daß die O'Neils dieſes Land mächtig und mit Ruhm beherrſcht, aber wie ſie es gewonnen haben, habe ich nie erfahren.

Ich will es Ihnen erzählen, ſagte Honnor und ließ das zerriſſene Netz wieder fallen. Als vor langer, langer Zeit, kein Menſch kann es mehr berechnen, wie lange das her iſt, die erſten Menſchen, die allererſten Menſchen in dieſes Land kamen, fanden ſie hier einen König.

Wie, Miß O'Neil? — fragte ich — als die allererſten Menſchen ins Land kamen, fanden ſie hier einen König?

Ja, ſagte Honnor, ſo iſt es.

Sie fanden hier einen König?

Ja, wiederholte Honnor ganz ruhig, ſo iſt es. Sie fanden hier einen König. Der ſagte: Dem ſoll das Königreich Ulſter gehören, der das Land, der Erſte von Allen, mit ſeiner Hand berührt. Da nun dieſe erſten Menſchen übers Meer und Jeder in einem Kahne ankamen, fingen ſie auf das Wort des Königs alle gewaltig zu rudern an, denn Jeder wollte der Erſte das Land mit ſeiner Hand berühren und König werden. Da war Einer unter ihnen, der hieß O'Neil. Der hätte gern das Königreich gewonnen; aber es waren Andere da, die es auch gern gewonnen hätten, und die waren ihm weit voraus gerudert. Was thut O'Neil? Er zieht ſein Schwert, haut ſich eine Hand ab und wirft ſie aufs Land. So hat er mit ſeiner Hand zuerſt das Land berührt, und ſo war er König von Ulſter, und dieſer Held iſt unſer Stammvater.

Honnor ſah mich fragend an, als ob ſie auf dieſe Erzählung etwas erwartete. Um nur etwas zu erwidern, ſagte ich, es ſei eine wunderbare Geſchichte.

Eine wunderbare Geſchichte? rief Honnor — Sir, es iſt die allerwunderbarſte Geſchichte der Welt! Und daß ſie wahr iſt, beweist die „Hand", welche Lord O'Neil noch heute in ſeinem Wappen trägt. Das Wappen, fügte ſie hinzu, gehört uns eigentlich auch; es gehört allen O'Neils, aber wir tragen kein Wappen.

Unwillkürlich hob ich die Augen auf, um mich in der Halle, die mich beherbergte, nach alten Bildern, Waffen und dergleichen umzuſehen; lächelnd mußte ich ſie auf Honnor haften laſſen, die mit einem gewiſſen Stolze, faſt mit Hoheit, lächelnd vor mir ſaß. Das Geſpräch ſchien ſie zu verklären, und wenn ſie mir auch etwas wahnſinnig vorkam, ſo ſah ich es doch gern, wie ſich ihre Wangen rötheten, und ich verharrte bei dem Gegenſtande, indem ich ſagte:

Das Haus der O'Neils ſtirbt aus?

Ja, ſagte ſie gleichgültig, das Haus der Lords, nicht das Königshaus. Es gibt mehrere Tauſend O'Neils. In unſerer Familie gibt es vier: meinen Vater, zwei Brüder und mich.

Ihre Mutter iſt keine O'Neil? fragte ich.

Doch, doch, Sir, rief Honnor raſch, auch ſie war aus dem königlichen Hauſe von Ulſter. Aber ſie ſtarb vor vier Jahren, ſie ſtarb vor Hunger, Sir, denn es war ein böſes Jahr. Damals ſind meine Brüder fortgegangen aus ihrer Heimat; der eine iſt Soldat, was aus dem andern geworden iſt, haben wir nicht erfahren.

In dem Augenblicke erſcholl draußen eine rufende Stimme. Honnor eilte hinaus, ich ging ihr nach. Auf dem gegenüber liegenden, von uns durch die Bucht getrennten Ufer ſtand ein ſtattlicher, dickleibiger Bedienter in glänzender Livree. Er machte ein Zeichen, daß Honnor zu ihm hinüber kommen ſollte, Honnor deutete auf den See und daß der Vater mit dem Kahne draußen ſei. Da rief der Bediente etwas herüber, aber die Stimme erreichte uns nicht des Geräuſches halber, das in dieſer Bucht durch die Einmündung eines ziemlich wild herbeiſtrömenden Baches entſtand. Honnor machte eine fragende Geberde und fragte zugleich mit Schreien, was Maſter Jeſſe wolle. Maſter Jeſſe, der Bediente, wiederholte ſeinen Ruf. Da man ihn wieder nicht verſtand, wurde er ungeduldig, zuckte die Achſel und wandte ſich, um den Weg zum Schloſſe einzuſchlagen.

St. Patrick und alle Heiligen Irlands! rief Honnor verzweifelnd und die Hände ringend, wenn er fortgeht, ohne Fiſche zu beſtellen, haben wir eine Woche lang nichts zu eſſen!

So rufend, lief ſie am Ufer der Bucht auf und ab. Plötzlich blieb ſie ſtehen, ſchien einen Entſchluß zu faſſen und warf ſich mit Einem Male in das Waſſer. Ich ſchrie auf vor Schrecken und eilte aus dem Dunkel der Höhle hervor, wohin ich mich beim Anblick des Bedienten zurückgezogen hatte. Bald aber beruhigte ich mich, denn Honnor ſchwamm wie eine wilde Ente und trotz den heranſtürmenden Wellen des einmündenden Baches in gerader Linie dem entgegengeſetzten Ufer und dem Bedienten zu. Dieſer, ſobald er Honnor ſchwimmen ſah, blieb ſtehen und wartete ihr Nahen ruhig ab; doch ſchien er Eile zu haben, denn er nahm ſich mit ſeinen Aufträgen nicht Zeit, bis ſie gelandet war, ſondern rief ihr vom Ufer zu, als ſie in der Nähe an einer ſeichten Stelle hielt und nur mit halbem Leibe aus dem Waſſer hervorragte. Honnor nickte ihm bejahend zu, und nachdem ſie noch eine Weile geraſtet hatte, ſchwamm ſie eben ſo raſch an das dieſſeitige Ufer zurück.

Ich eilte ihr entgegen, um ihr die Hand zu reichen. Ihre Kleider, wenn man die elenden Lumpen ſo nennen konnte, troffen und klebten am Leibe.

Maſter Jeſſe hat Fiſche beſtellt, wie ich vorausgeſehen habe, ſagte Honnor froh und unbekümmert um die Ströme Waſſers, die an ihren Gliedern herunterfloſſen. — Hätte ich nicht den Einfall gehabt, hinüber zu ſchwimmen, fuhr ſie fort, er wäre weiter gegangen und hätte die Fiſche bei O'Sullivan, der dort drüben wohnt, beſtellt. Was hätte mein Vater geſagt, und was hätten wir die ganze künftige Woche gegeſſen?

So ſprechend, ſetzte ſie ſich ans Feuer. Da wird das Zeug bald trocken, ſagte ſie, mich anlächelnd. — Bald aber verſank ſie in ernſtes Nachdenken und murmelte vor ſich hin: Wenn nur der Vater einen guten Zug thut, heute oder ſpäteſtens morgen! Seit drei Tagen, fuhr ſie zu mir gewendet fort, iſt der Laugh Neagh unbarmherzig.

Iſt der See nicht fiſchreich? fragte ich.

St. Patrick, ſagte ſie, hat ihn wohl geſegnet, ſein Waſſer heilt die Kranken, aber Fiſche gibt er von Tag zu Tag weniger. Das wird, wie alte Leute ſagen, immer ärger, ſeit Irland engliſch geworden iſt; denn zu St. Patricks Zeit und als die O'Neils noch herrſchten, brauchte man nur mit der Hand in das ſchwarze Waſſer zu greifen, um einen großen Fiſch herauszuziehen. — Sehen Sie, was hier in dieſem Topfe kocht, ſind alte Fiſche, von denen der letzte vor fünf Tagen gefangen wurde.

Sie warf einen trübſeligen Blick auf die ſchwarze Jauche im Topfe, und ſo that auch ich. Indeſſen fing die Näſſe doch zu wirken an, und ſie ſchüttelte ſich vor Froſt. Ich fragte ſie nicht, ob ſie die Kleider wechſeln wolle, denn ich wußte, daß ſie das nicht konnte. Doch ſprach ich meine Beſorgniß über ihre Lage aus. Das thut nichts, ſagte ſie lachend, hob das Netz vom Boden auf und umhüllte ſich damit. So ſaß ſie in der That da wie Aslauga, jene Königstochter der nordiſchen Sage, die in ihrem Exile ein Netz ſtatt aller Kleidung trug.

Es wäre mir nicht ſo kalt, ſagte Honnor ganz naiv, wenn ich nicht Hunger hätte; ich habe ſeit geſtern nicht gegeſſen und mit dieſem Topfe immer geſpart, bis der Vater vom See zurückkommt. Aber er ſcheint weit hinaus gefahren zu ſein.

Da erinnerte ich mich an den Mundvorrath, den mir die vorſorgliche Wirthin vom „Pflug“ zu Belfaſt bei meiner Abreiſe eingepackt hatte. Sir, hatte ſie geſagt, Antrim iſt ein recht iriſches Neſt und ſchwerlich im Stande, einen Gentleman würdig zu bewirthen; nehmen Sie dieſes kleine Paket in Ihre Reiſetaſche, und Sie werden mir dankbar ſein. An das kleine Paket erinnerte ich mich, da Honnor über Hunger klagte, und ich zog es aus meiner Handtaſche; es enthielt jene angelſächſiſch vervollkommnete Zubereitung der ſächſiſchen Butterbemme, die man in England Sandwiches nennt. Ich breitete ſie auf dem Papiere vor Honnor aus und lud ſie ein, mir die Ehre anzuthun und an meinem Frühſtücke Theil zu nehmen.

Honnor ſtreckte ſogleich die Hand aus und ließ einen gierigen Blick über das Papier ſtreifen. Bald aber faßte ſie ſich und griff ſo langſam, als es ihr Hunger erlaubte, nach der Speiſe. Sie koſtete und rief überraſcht: Da iſt Fleiſch darin!

Ja, Miß, ich hoffe, es wird Ihnen ſchmecken.

O, rief ſie entzückt, das iſt koſtbar — ich habe nie etwas ſo Vortreffliches gegeſſen.

Sie nahm ein zweites, ein drittes Stück; ihr Hunger ſchien während des Eſſens erſt recht zu erwachen. Langſam nagte ich an einem Biſſen, um ihr nur Geſellſchaft zu leiſten, und ſah von Zeit zu Zeit bei Seite, um ſie nicht zu ſtören, wenn ſie aufs Neue zugriff. Nach kurzer Zeit war das Papier leer.

Ich hoffe, es hat Ihnen geſchmeckt, Miß O'Neil, ſagte ich.

O, Sir, rief ſie tief aufathmend, es war die beſte Mahlzeit der Welt. Ich habe nie ſo vortrefflich gegeſſen. Wo macht man Das, was Sie da in dem Papiere mitgebracht haben?

Man macht Das in Belfaſt, Miß.

O, Belfaſt, da wohnen reiche Leute, lauter Engländer, ſagte ſie.

Als ich die Sandwiches aus der Reiſetaſche zog, bemerkte ich, daß ich auch ein rothſeidenes Taſchentuch eingeſteckt hatte; ich nahm es hervor und ſagte zu Honnor: Miß O'Neil, ich bitte Sie, dieſes Halstuch als ein Andenken an meinen Beſuch und an das gemeinſchaftliche Frühſtück von mir anzunehmen.

Ach, wie weich und glatt das iſt! rief ſie, indem ſie mit der Hand darüber fuhr.

Sie warf das Netz ab und nahm das Tuch und ſchlang es um den Hals. — So was Schönes, fuhr ſie fort, habe ich noch nie gehabt. Ich danke Ihnen, Sir, Sie ſind ſo gütig!

Mit dieſen Worten neigte ſie ſich zu mir herüber und ſtreckte mir ihre Hand entgegen. Sie zitterte. Ein tiefes Mitleid ergriff mich mit dem armen Geſchöpfe, das in ſo holder Jugend dem furchtbarſten Elend verfallen war, das in Hunger und Jammer, mit königlichem Bewußtſein — das iſt freilich der Humor davon — ſo hinwelken mußte. Unwillkürlich neigte ich mich ihr entgegen und drückte ihr die kalte Hand. Traurig und gedankenvoll wiegte ſie das liebliche Köpfchen, und wir ſchwiegen beide.

Plötzlich aber ſprang ſie auf und rief voll Freude: Ich kann Ihnen auch etwas geben, Sir!

Sie eilte in den dunklen Hintergrund der Höhle, ſuchte dort eine Zeit lang und kam endlich mit einigen ſchimmernden Quarzen in den Händen hervor. Dieſe Steine, manchmal auch edlere, wie der Opal, werden hier im Grunde des See's gefunden; die Reiſenden kaufen ſie mit einigen Pence als Andenken an den Laug Neagh.

Honnor legte die Steine vor mich hin und bat mich, ſie mitzunehmen.

Das will ich gern, Honnor, ſagte ich — doch kenne ich die Sitte, die will, daß man die Steine bezahle.

Sie haben ſie ſchon bezahlt, ſagte ſie zögernd, Sie haben mir das ſchöne Tuch gegeben und das gute Frühſtück.

Nicht doch, die Sitte will, daß ſie mit Geld bezahlt werden — erwiderte ich —, willſt du nicht ein Stück Geld annehmen, Honnor?

Honnor ſchwieg und ſah mich mit ſtarren Augen an.

Ich ſteckte die Hand in die Taſche und zog ein Silberſtück hervor, das ich ihr hinreichte.

Half a Crown! (eine halbe Krone) ſchrie ſie, auf die Münze ſtarrend. Sie ſprang einige Schritte zurück, blieb dann ſtehen und blickte vorgebeugten Leibes unverwandten Auges nach der Münze. Ihr ganzes Weſen war verwandelt. Die Augen wurden immer ſtarrer und leuchteten mit unheimlichem Glanze, die Lippen wurden bleich und zitterten, die Wangen überzog eine grünliche Bläſſe. Noch und nach löſten ſich die Hände von der Bruſt los, an die ſie beide feſt gedrückt hatte; ſie ſtreckte ſie beide langſam hervor, während ſich die Finger krampfhaft bewegten und krallenhaft bogen. Eine ungeheure Gier drückte ſich in Haltung, Blick und Geberde aus, zugleich mit einer gewiſſen Angſt vor ſo großem Beſitze, und daß ich die Münze wieder zurückziehen könnte. — Half a Crown! ſtotterte ſie noch einmal und ſeufzte aus tiefſter Bruſt. Es waren die einzigen Laute, deren ſie fähig ſchien.

Mir wurde es unheimlich, die Münze brannte mir in die Finger, und ich warf ſie auf den Baumſtumpf, auf dem Honnor geſeſſen hatte. Mechaniſch folgten ihr Honnors Blicke und drehte ſich ihr Honnors Oberleib zu, während ſie mit den Füßen wie eingewurzelt ſtand.

Da hörte ich eine rauhe Männerſtimme hinter mir, die ebenfalls: Half a Crown! rief. Ich ſah mich um; am Eingange der Höhle ſtand, ein Fiſchernetz auf der Schulter, ein langer, magerer Mann, deſſen Blicke nach demſelben Punkte ſtarrten, wie Honnors Blicke.

An ihm vorbei, ohne daß er mich angeſehen oder gegrüßt hätte, eilte ich von Froſt geſchüttelt aus der Höhle.

* * *

Einige Wochen ſpäter durchwanderte ich die ſchottiſchen Weſt-Highlands. An einem ſonnigen Nachmittage bog ich um die Spitze des Loch Fine, jenes ſchönſten Lochs von Schottland, der den berühmten Loch Lomond an Schönheit, Größe, Wildheit und Mannigfaltigkeit weit übertrifft. Der Loch Fine iſt kein See, wie der Loch Lomond, ſondern ein Arm des Meeres, der ſich in den mannigfachſten Krümmungen mitten durchs Gebirge ſchlingt, ſchmal und lang wie ein Fluß, mit bald felſigen, bald grünbewaldeten Ufern weit, weit, bis in den Schooß des Hochlandes hineindringt. Mit ihm kommen mächtige Meerſchiffe und Ebbe und Fluth wie durch Zauber in Gegenden, die hundert Meilen weit vom Meeresufer entfernt zu ſein ſcheinen. Trotz Meerſchiff und Ebbe und Fluth hat er mit ſeinen Krümmungen und den Bergen, die ihn überall umſchließen, überall das Anſehen eines in ſich ruhenden, abgeſchloſſenen Waldſees. Am Schönſten iſt wohl der Loch Fine an ſeiner äußerſten Spitze. Hohe Berge, bedeckt von dunklen Tannen, jahrhundertalte Eichen krönen ihn mit einer zackigen Krone; mitten aus den Wäldern heraus, von den Bergen herab laufen bis an ſeine Ufer helle Lichtungen, engliſch grüne Wieſen; dort und da ſind die Berge durch lachende Thäler getrennt, in deren Tiefen ein Bach dem Loch entgegenrauſcht, deren Hintergrund durch zuſammengeſchobene Hügel oder eine grüne Wand von rieſigen Bäumen geſchloſſen iſt. Der Menſchengeiſt kam der Natur zu Hülfe, und hier mit Glück; urſprünglich mochte dieſe Gegend eine rauhe, ungaſtliche Wildniß geweſen ſein, jetzt ſind Wald und See und Berge und Thäler in einen einzigen großen Park, in einen heimlich glücklichen Erdwinkel verwandelt.

Die Sonne lag bereits über den Laubgebüſchen des weſtlichen Ufers, als ich auf der Straße, den Loch entlang, das Rauſchen der Fluth mir zu Füßen, dem Städtchen Inverary, dem Hauptorte des Clans, entgegen eilte. Weiß und ſchimmernd hebt ſich Inverary von dunklem Hintergrunde ab und winkt nach Norden dem wandelnden, nach Süden dem ſchiffenden Wanderer entgegen. In ſeinem Hafen lagen ſchon mehrere Schiffe, Häringsjäger, Glasgowfahrer u. a., wie in einem guten Nachtlager; auf ihren Verdecken brannten gemüthliche Feuer. Andere Fahrzeuge eilten mit der Fluth und ausgeſpannten Segeln vom Süden heran, darunter ein Dampfer, der eben Fingals Höhle beſucht hat.

Es war ſchon Abend, als ich mich Inverary näherte. Aber hier in der Nähe des Städtchens wurde es erſt recht zauberiſch. Plötzlich öffnet ſich der Wald zu einem weiten, freien Raume; mitten aus dem Grunde taucht ein prachtvolles, normanniſches Schloß aus dem Boden, das mit vier gezackten Thürmen nach allen Weltgegenden ausblickt. Die Rundbogenfenſter ſchimmerten hier im Wiederſcheine der See, dort im Abendroth. In Abendroth getaucht, glühend ſteht auch der einſame Thurm, der von der Anhöhe im Hintergrunde über die Bäume der Berggipfel herabſieht auf das Schloß und das ganze Land bewacht. Vom Schloſſe aus führen einzelne Alleen himmelhoher Eichen in dunkles Laubgebüſch, in dunkle Haine, die den weiten, grünen Raum rings umſchließen. Nur gegen Weſten verliert ſich die Wieſe in duftiger Ferne. Mit dem Abende ſenkte ſich ein zitternder Schleier auf all die Herrlichkeit, und ich erinnerte mich, daß ich auf Oſſianiſchem Boden war.

Um Schloß und Park in der Nähe zu ſehen, beeilte ich mich, mein Gepäck im Gaſthofe abzugeben, und wenige Minuten darauf ſtreifte ich über den grünen Raum, durch die Alleen, dem geheimnißvollen, lockenden Hintergrunde zu. Leider war die Sonne ſchon tief geſunken; nur mit flüchtigen Blicken konnte ich die ſchöne Welt erfaſſen, die wie ein Traum ſtückweiſe in Nacht verſank. Dort jener heimliche Winkel, der eben noch von purpurner Luft durchwoben war, füllte ſich plötzlich mit Dunkelheit; jener hohe Laubgang, der an grüne Hügel führte, ſchloß ſich an ſeinem Ende und vor meinen Schritten mit ſchwarzen Thoren; in der Luft erſcholl Flügelſchlag — gewaltiges Gevögel, Geier und Habichte, vielleicht Adler, kehrten in ihre Neſter auf dieſem Berge zurück. — Ich wandte meine Schritte dem Schloſſe zu. Es erhebt ſich aus der Tiefe des Erdbodens, ſo daß zwiſchen der Wieſe, auf der ich ſtand, und ſeinen Mauern ein Graben entſteht; über dieſen Graben führen luſtige, leichte Eiſenbrücken von zwei Seiten in das obere Geſchoß; das untere iſt in der Tiefe verſteckt. Vom Loch Fine her führt ein kleiner Kanal bis an das Thor des Schloſſes, das beinahe von der wachſenden Fluth beſpült wird. Vor dem Thore liegt harrend und immer dienſtbereit das Dampfſchiff des Schloßherrn, des Herzogs von Argyle.

Als ich an den Graben des Schloſſes kam, war es ſchon tiefe Nacht. Heilige Stille, nur unterbrochen durch das Plätſchern der Wellen am Dampfſchiff, das Säuſeln der Blätter, den ſeltenen Schrei eines Vogels, lag rings umher. Der Ruf der Matroſen, die im Hafen von Inverary einen Anker hoben, verſcholl in der Ferne. — Ich lehnte mich an das Geländer, das um den Graben läuft, und ſah durch ein Rundbogenfenſter des Schloſſes in die große Halle des oberen Geſchoſſes. Sie war von Dämmerung erfüllt, nur aus einem Winkel kam ein Lichtſtrahl; er kam von einer Lampe, die das ſchöne Geſicht eines jungen Mannes und das Buch vor ihm beleuchtete. Er hatte die goldenen Locken, die er gegen alle engliſche Sitte lang über den Nacken fallen ließ, hinter die Ohren geſtrichen, den Kopf auf die rechte Hand gelehnt und las mit unſtörbarer Vertiefung. Aus dem ſchönen, jungen Geſichte ſprachen Geiſt und Würde; von der Lampe ſanft beleuchtet und von der vertieften Lektüre ſanft geröthet, ſchien ſein ganzes Weſen ſchön durchgeiſtigt und erfüllt von derſelben Ruhe, wie ſie eben auf ſeiner Halle, ſeinem Walde, ſeinem Lande lagerte.

Es war der Herzog von Argyle. Er kehrt aus dem Geräuſch der ungeheuren Stadt oft hieher zurück zu ſeiner ſchönen Einſamkeit, zu der Einſamkeit, die man die „Mutter der höchſten Entſchlüſſe" nennt. Seine Vorfahren haben dieſes Land als Häuptlinge der umwohnenden Clans beherrſcht; haben ſich auch dieſe Verhältniſſe geändert, ſo iſt doch die Verehrung traditionell auf den jungen Herzog übergegangen, und immer noch iſt er der Herr des Landes, das er in ein nordiſches Paradies verwandelt hat. Sein ungeheures Vermögen verſteht er mit Geiſt zu genießen; in dem Erdwinkel, den er verſchönert hat, wohnt die Wohlhabenheit, ſein eigener Luxus hat einen Kunſtſtyl. Das Dampfſchiff vor ſeiner Thür trägt ihn in wenigen Stunden nach Glasgow oder Liverpool — von dort fliegt er in kürzeſter Zeit nach der Hauptſtadt, und wenn er Morgens noch in der Einſamkeit der ſchottiſchen Highlands meditirt hat, nimmt er Abends als Peer Großbritanniens Theil an Leitung und Lenkung der Geſchicke ſeines Landes. So jung mit hoher Macht bekleidet, ſcheint er dieſen Vorzug rechtfertigen zu wollen, denn ſein Vaterland blickt auf ihn wie auf eine künftige Größe. — Ruhm, Macht, Reichthum, Schönheit, Geiſt, Wiſſen, edler Sinn und eine Einſamkeit, wie dieſe in Schloß und Park von Inverary! Wohl eine Stunde lehnte ich am Geländer, von Nacht bedeckt, und blickte über den Graben hinüber, durch das hohe Rundbogenfenſter in die Halle, in das beleuchtete Geſicht des jungen Herzogs.

Honnor fiel mir ein.

Viertes Buch.

Dur und Moll.

1.

Und doch war Honnor glücklich. Sie lebte in der Einſamkeit, ſie hatte keinen Anſprüchen der Geſellſchaft zu genügen, ſie lebte ihren Träumen und trug neben ihrer Armuth keine andere Laſt. Wie groß hingegen iſt das Gefolge von Leiden, das ſich an die Armuth der gebildeten Märtyrerinnen in großen Städten, in der gebildeten Geſellſchaft anſchließt! Ich weiß die Geſchichte einer ſolchen Märtyrerin, einer armen Muſiklehrerin.

* * *

Eines der ſonderbarſten Gebäude der inneren Stadt Wien war der ſogenannte „große Federlhof". Sein hohes Alter abgerechnet, hatte das Haus zwar im Ganzen nicht viel, was es von ſeiner Umgebung unterſchieden hätte. Es umſchloß einen großen viereckigen Hof, welcher auch als Durchgang zwiſchen der Bäcker- und Biſchofsſtraße diente und der von zweifachen an dem alten Gemäuer hinlaufenden hölzernen Galerieen umgeben war, die wieder durch mannigfache hölzerne Treppen in freier Luft unter einander in Verbindung ſtanden. Das Geländer der Galerieen hatte einmal aus hübſch geſchnitzten Baluſtren, die den Stempel des 17. Jahrhunderts trugen, beſtanden. Jetzt war nur noch wenig von dieſem alten Schmucke übrig, und die Lücken füllte man mit höchſt ſchmuckloſen Brettern aus, die ſo weit von einander entfernt waren und ſo loſe an verroſteten Nägeln hingen, daß man für die Kinder, die ſich auf den Galerieen herumtrieben, beſorgt war. Fenſter und Thüren waren wie die Galerieen vom Alter ſchief gedrückt und zeugten für die Nothwendigkeit eines baldigen Umbaues. Wie maleriſch dieſes Innere auch anzuſehen war, ſo unterſchied es ſich zu Anfang der Vierziger Jahre, wie geſagt, nur ſehr wenig von vielen alten Häuſern des alten Wien. Aber im Weſten war der große Federlhof von einem Thurme flankirt, der dem Ganzen ein geheimnißvoll hiſtoriſches, ein ſagenhaftes Ausſehen verlieh. Dieſer Thurm ragte mit ſeinem ſiebenten und achten Stockwerke hoch empor über die ganze Nachbarſchaft und erinnerte, wenn auch nicht durch ſeinen Styl, ſo doch durch ſein bloßes Daſein an jene Thürme, die ſich in italieniſchen Städten an altadeligen Häuſern erheben. Aber kein Wappen, keine Inſchrift beſagte etwas von ſeiner Geſchichte; die vielen Niſchen, mit denen er verſehen, waren leer, und die heiligen oder profanen Bilder, die ſie einſt ausgefüllt und über die Vergangenheit des Thurmes etwas verrathen haben mochten, waren verſchwunden. Die Fenſter, oder vielmehr die ſchmalen Luken, von denen die oberſten mit Brettern verſchlagen, die unteren mit verſtaubten Glasſcheiben ausgefüllt waren, ſtarrten aus ihrer ſteinernen Umrahmung wie erblindete Augen in die Gaſſen.

Im Jahre 1844 wurde der große Federlhof von einem reichen Spekulanten angekauft und ſollte einem neuen, einträglichen Wohngebäude weichen. Jetzt, da der Thurm, an dem man ſich bisher gleichgültig vorbeigetrieben, vom Erdboden verſchwinden ſollte, wurde er der Gegenſtand allgemeinen Intereſſes. Die Antiquare der Stadt fingen an, ſich mit ihm zu beſchäftigen, und bald fand ſich Manches, was ſeinen Verluſt bedauern ließ. In dieſem Thurme hatte Theophrastus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim ſein Lebenselixir gebraut und nach dem Steine der Weiſen geforſcht. In dieſem Thurme hatte der Friedländer gehaust, ehe er den Gipfel ſeiner Macht und ſeines Ruhmes erſtiegen. Aus dem höchſten ſeiner Gemächer belauſchte er die Sterne, die ihm ſeine Größe prophezeiten. In einem Gemache dieſes Thurmes wohnte ſpäter der große Leibnitz, als er nach Wien kam, um mit Hülfe des Hofes Karls VI. ſeine Lieblingsidee, die Vereinigung der beiden Kirchen, ins Werk zu ſetzen. Hier drängten ſich die Hofleute um den eleganten Philoſophen, um ein Wörtchen der Weisheit zu erhaſchen; hier beſuchte ihn der junge Diplomat Pombal, der ſich zur Zeit als Theil der portugieſiſchen Geſandtſchaft in Wien aufhielt, und ſchöpfte aus den Unterredungen mit dem Weltweiſen die reformatoriſchen Gedanken, die er ſpäter in ſeinem Vaterlande verwirklichte.

Dieſe Entdeckungen waren für den Erzähler dieſer wahrhaftigen Geſchichte Grund genug, ſich für den Thurm zu intereſſiren. Er wohnte nebenan in dem „kleinen Federlhof“, und alltäglich, wenn er vor die Thür trat, nahm er ſich vor, das Innere dieſes geheimnißvollen Gebäudes zu erforſchen. Aber ſeit einiger Zeit war es für den Ruf eines Jeden, beſonders für den Ruf eines dreiundzwanzigjährigen Menſchen, der im Hauſe nebenan die heiligen Pflichten eines Hauslehrers zu erfüllen hatte, gefährlich geworden, die Schwelle des großen Federlhofes zu überſchreiten. Die ſoliden Familien, welche für längere Zeit miethen, hatten das Haus, das verdammt war, niedergeriſſen zu werden, längſt verlaſſen, und der Eigenthümer, um die Galgenfriſt noch auszubeuten, füllte es mit jenen Stadt-Nomaden, die nur auf Wochen, höchſtens Monate miethen und die, vom Geſetze weniger geſchützt, in jedem Augenblicke leicht ausgetrieben werden. Auf den Galerieen wimmelte es von jenen verlorenen Geſchöpfen, wie ſie jede große Stadt beſitzt. Sie riefen jeden Vorübergehenden an oder ſangen ihm, wenn er ſchnell durchzukommen ſuchte, höhniſche Lieder nach. Solide Menſchen zogen es damals vor, einen Umweg zu machen und den Durchgang durch den Federlhof unbenutzt zu laſſen. Trotzdem, von meiner Neugierde getrieben, ſchlüpfte ich unter dem Schutze des halbverhüllenden

Abends eines Tages in den Federlhof und ſchnell, wie ein flüchtiger Sünder, die äußere Treppe hinauf, die zum Thurme zu führen ſchien. Kaum auf der erſten Galerie angekommen, war ich ſchon von einem Schwarme umgeben und feſt gehalten, ſo daß ich nur mit Mühe auf die obere Galerie gelangte. Oben ging es mir nicht beſſer, und es wurde mir unter all dem Geſchrei ſehr ſchwer, zu erklären, daß ich nur in den Thurm zu gelangen wünſchte. Kaum hatte ich mich verſtändlich gemacht, als ein junges Mädchen, das offenbar mit zum Schwarme gehörte, trotzdem aber ziemlich beſcheiden bei Seite geſtanden hatte, ſich durchdrängte und zu mir ſagte: „Ach, Sie wollen gewiß zu dem kranken Herrn!“ So ſprechend und ohne meine Antwort abzuwarten, nahm ſie mich am Arm und führte mich eine ſteinerne Treppe hinan, die ſich von den Galerieen entfernte und in tiefe Dunkelheit gehüllt war. Während wir hinanſtiegen, ſagte meine Führerin: Es iſt Zeit, daß endlich Jemand kommt, um den armen Herrn zu beſuchen; ſeit vielen Wochen liegt er allein da, ohne daß ſich eine Menſchenſeele um ihn kümmerte. Aber er iſt auch ſo kurios; ſchon hundert Mal habe ich ihn um die Erlaubniß gebeten, ihn zu bedienen und manchmal zu beſuchen, aber er hat mich immer ſehr mürriſch abgewieſen.

Ohne recht zu verſtehen, was mir das Mädchen vorredete, folgte ich ihr doch, da ich ſah, daß wir uns im Thurme befanden. Auf der oberſten Stufe angekommen, ſagte ſie, indem ſie dicht vor mir eine Thür öffnete: Hier iſt es. Gleich darauf eilte ſie wieder hinab und ließ mich in ziemlicher Verlegenheit auf der Schwelle einer Stube ſtehen, in die zu treten ich offenbar kein Recht hatte. Doch trat ich einen Schritt weiter und ſchloß die Thür wieder hinter mir, als mir ein: Wer iſt da? entgegen ſchallte. Ich ſtand in einem kleinen, ziemlich hohen Gemache, das von den wenigen Möbeln, einem Bette, einem kleinen Tiſche, zwei Stühlen, faſt ganz ausgefüllt und von einer Kerze zu Häupten des Bettes ziemlich hell erleuchtet war. Im Bette erhob ſich ein Mann, der mir neugierig und erſtaunt entgegen blickte und in welchem ich, ſelber erſtaunt, eine Perſönlichkeit erkannte, die zu jener Zeit wohl Manchem aufgefallen war. Als Student ſah ich ihn oft an der Aula vorübergehen, und wer ihn einmal geſehen, konnte ihn ſo leicht nicht wieder vergeſſen. Der lange graue Rock, der bis über die Knöchel herabfiel, das ſtraffe und lange, mit Grau untermiſchte blonde Haar, der gleiche lange Bart, große blaue Augen, die immer ernſthaft vor ſich hinſahen, machten ihn zu einer auffallenden, ſtehenden Figur, von der doch Niemand recht wußte, was ſie zu bedeuten hatte. Die Studenten behaupteten von ihm, er ſehe aus wie der Stifter einer neuen Religion. Aber der Violinkaſten, den er manchmal mit ſich trug, verrieth ihn als Muſiker.

Dieſer Mann ſaß vor mir im Bette; ſeine Violine lag ihm auf dem Schooße. Mit dem großen, grauen Rocke hatte er das Sonderbare abgelegt, und Haar und Bart, die mir, ſeit ich ihn nicht geſehen, in entſchiedenes Grau übergegangen ſchienen, gaben ihm etwas Ehrwürdiges, obwohl ſein großes blaues Auge und die ziemlich roſig gefärbten Wangen viel Jugendliches hatten. Die Stirn, ſonſt hinter einem breiten Hute verſteckt, war hoch und weiß wie eine Denkerſtirn und gerundet wie die Stirn eines Künſtlers.

Ich erklärte ihm, auf welche Weiſe ich in ſeine Stube gekommen, und er nahm meine Entſchuldigung freundlich entgegen; er lud mich ſogar ein, Platz zu nehmen, und hob die Kerze empor, um mich die Spitzbogen-Wölbung des Gemaches ſehen zu laſſen. Da er verſicherte, daß ich in die höheren Stockwerke nicht gelangen könne, weil die Treppen gänzlich abgebrochen ſeien, ſo war der Zweck meines Beſuches im Thurme erfüllt, und ich hätte mich zurückziehen ſollen. Doch ſchien mir der Mann ſo einſam, es war mir, als wenn ihm die Abwechslung eines Beſuches gar nicht unangenehm wäre, und ich blieb und erzählte ihm, daß ſich das Mädchen, welches mich heraufbegleitet, über ihn beklagte.

Bah! ſagte er, wie ſehr wohl es mir auch thut, manchmal ein Menſchen-Angeſicht zu ſehen, ſo ſcheue ich mich doch vor manchen Berührungen.

Ich hielt mich nicht für berufen, auf dieſen Gegenſtand näher einzugehen, obwohl mir die Dirne von purem menſchlichſtem Mitleiden mit einem Kranken bewegt ſchien. Er verſicherte außerdem, daß er an der Bedienung eines alten Weibes, das ihn täglich zwei Mal beſuche, genug habe. Doch erlaubte er mir auf meine Bitte, ja, er lud mich ein, ihn wieder zu beſuchen, und ich ging mit dem feſten Vorſaze, bald zurückzukehren.

2.

Nach mehreren Beſuchen ergab es ſich, daß der Kranke doch manche Bedürfniſſe hatte, die zu befriedigen waren. Er geſtand, daß die Violine und all die Notenhefte, welche auf Tiſch und Stühlen umherlagen, nicht hinreichten, die Langeweile eines Krankenlagers zu vertreiben. Er ſehnte ſich nach Büchern, und die verſchaffte ich ihm, eben ſo wie manches Andere, woran es ihn die alte Frau, die ihn bediente, mangeln ließ. Ich hatte Gelegenheit, dieſen dienſtbaren Genius verſchiedene Male zu ſehen. Es war ein altes, verbiſſenes Weib, das ausſah, als müßte es immer an ſich halten, um nicht in Zank und Bosheit auszubrechen. Mürriſch und ohne Gruß trat ſie ein, ſtellte ſie die Speiſen hin und ging wieder, wie ſie kam. Manchmal murrte ſie über die Unordnung im Zimmer, ohne es jedoch anders zu machen. Eines Abends, da der Kranke eben von einem heftigen Huſten angefallen war, rief ſie in einem mehr zänkiſchen als beſorgten Tone: „Nun, Ferdinand, Sie werden doch nicht ſterben wollen? Sie wiſſen, daß Sie nicht ſterben dürfen! Ich habe gehört, daß man durch feſten Willen ſelbſt den Tod hinausſchieben kann; Sie müſſen dieſen Willen haben, das verlange ich von Ihnen. Ich habe keine Luſt, noch in meinen alten Tagen für meinen Lebens-Unterhalt zu arbeiten.“

Auf dieſe mit hartem Tone ausgeſprochenen Worte antwortete der Kranke mit Lächeln: „Seien Sie ruhig, Tante, ich verſpreche Ihnen, in dieſer Beziehung ſo viel zu thun, als von mir abhängt.“

Die auffallende Szene, die Rohheit des alten Weibes erinnerte mich an das Mädchen, das mich bei meinem erſten Beſuche angeſprochen hatte; denn ich ſagte mir, daß ſie den Kranken gewiß beſſer und mit mehr Zartheit pflegen würde. So oft ich ihn verließ, war ich gewiß, ſie unten an der Treppe wartend zu finden. Jedes Mal fragte ſie mich voll Theilnahme nach ſeinem Befinden, und oft kam ſie auf die Klage zurück, daß er ihr nicht erlaube, etwas für ihn zu thun. Nach jenem Geſpräche mit der alten Frau glaubte ich ihn an das Mädchen erinnern und ſeine Strenge gegen das arme verlorene Geſchöpf tadeln zu müſſen. Aber im feierlichſten Tone antwortete er mir: Wer je, wie ich, das hohe Glück hatte, die Weiblichkeit in ihrer erhabenen Reinheit kennen zu lernen und ihr mit ganzer Seele anzugehören, der fürchtet, ein Heiligthum zu beleidigen, wenn er mit einem entweihten Weibe in was immer für Gemeinſchaft tritt.

Dieſe Worte und der Titel, den er jenem alten Weibe gegeben, boten meiner theilnehmenden Neugier endlich Gelegenheit, nach ſeinen näheren Verhältniſſen zu fragen. Bei der Vertraulichkeit, die ſich nach mancher verplauderten Stunde, bei manchen gleichen Sympathieen eingeſtellt hatte, war er auch nicht zurückhaltend, und er erzählte mir im Laufe mehrerer Abende die Geſchichte ſeines obſkuren und doch ereignißreichen Lebens.

Ich bin, ſo begann er gleich an jenem Abende, der Sohn eines proteſtantiſchen Geiſtlichen, und meine Vaterſtadt liegt im nördlichſten Deutſchland. Ich nenne keinen Namen, weil ich nicht will, daß in jene Stadt, aus der ich voll Hoffnungen auszog und in der ich heute ein Verſchollener bin, jemals wieder Kunde von mir gelange. Die geiſtliche Würde wird, wie Sie wiſſen, als ein Familien-Erbſtück betrachtet, und ſo wurde auch ich dieſem Stande beſtimmt; aber ſchon während der erſten Jahre, die ich auf der Schule meiner Vaterſtadt zubrachte, nahm meine angeborene und anerzogene Liebe zur Muſik ſo mächtig überhand, daß ich alle Bücher darüber vergaß. Die Geige war mein Lieblings-Inſtrument, und die gutmüthige Vaterſtadt pries mich erſt als ein Wunderkind, bald als einen Künſtler. In der „Harmonie,“ einer Geſellſchaft von Muſikfreunden, die es ſich zur Aufgabe gemacht, nur edle klaſſiſche Muſik aufzuführen, ſpielte ich bald im wirklichen, wie im figürlichen Sinne des Wortes die erſte Geige. Was waren mir Sophokles und Euripides neben Gluck und Haydn!

Dieſe Richtung hätte mir in meinem häuslichen Leben manche Unannehmlichkeit bereiten können, wenn mein Vater nicht ſelbſt ein geheimer Celliſt und, wie man's nennt, ein guter Muſiknarr geweſen wäre. Oft, wenn er des Sonntags in ſeinem Ornate in die Kirche ging, um zu predigen, und ich mit meiner Violine unter dem Arme zur letzten Probe in den Konzertſaal eilte, rief er mir mit Neid nach: Ferdinand, könnten wir nicht einmal die Rollen tauſchen?

Mit meinem Alter wuchs mein Anſehen; als ich die Schule mit Noth und Mühe verließ, ſah ich mich als Dirigenten oder Kapellmeiſter der ehrenwerthen Harmonie und in vollſter muſikaliſcher Wirkſamkeit. Meiner Vaterſtadt gehört die Ehre, eine der erſten unter den Städten Norddeutſchlands geweſen zu ſein, die den großen Genius Beethoven anerkannten. Die Harmonie trug dazu bei, ſo viel es ihre ſchwachen Kräfte erlaubten; ihren Mitgliedern war die Verehrung dieſes erhabenen Geiſtes eine Religion, und ich war der hohe Prieſter dieſer Religion.

Mit der ganzen Rückhaltsloſigkeit der Jugend gab ich mich der neuen Welt hin, die ſich aus den Kompoſitionen dieſes Meiſters erhob.

Mein Freund, ſagte Ferdinand, indem er ſich mir zuwandte, mein Freund, wie jung Sie ſind, ſo werden Sie doch ſchon erfahren haben, daß es nur Momente ſind, die uns, unſer inneres Leben weiter, der Vollendung näher bringen. Solche Momente ſchafft der Anblick des Schönen, oder ein großer Schmerz, ein außergewöhnliches Ereigniß, oft ein einziges Wort eines Guten oder Weiſen. Die Seele fühlt einen Ruck nach vorwärts; man fühlt ſich gewachſen, größer geworden, reiner; man faßt die beſten Entſchlüſſe, die nie ganz verloren ſind. Manche Flecken des Charakters ſind plötzlich verſchwunden; Eigennutz, Engherzigkeit, Kleinlichkeit, Selbſtſucht fallen ab, wie der Gläubige meint, daß die irdiſche Hülle von der unſterblichen Seele abgeſtreift wird. Ja, wir fühlen uns unſterblich, weil wir das Schöne fühlen, das ewig iſt. Solche Momente ſind bei mir nur eingetreten, wenn eine Beethoven'ſche Symphonie mich umrauſchte, wenn ich in ſtiller Nacht eine Beethoven'ſche Sonate hörte. Beethoven war nicht bloß der Meiſter meiner Kunſt, er war mein Sittenlehrer, mein Weltweiſer, mein Erlöſer. Frühzeitig erkannte ich das Vorurtheil, das ſeine Schöpfungen wild oder verworren oder dunkel nennt. Mir war er klar wie das Licht ſelbſt, und ſeine Form faßbar und vollendet, wie die Formen griechiſcher Göttergeſtalten.

Auch die düſtere Melancholie, die man ihm vorwirft, fand ich nicht in ihm; mich trug er fort zu lichteren Höhen, und ſo fortgetragen fühlte ich mich glücklicher. Nur ernſt fand ich ihn und ſanft melancholiſch, weil Melancholie über jedem erhabenen Ernſte ſchwebt. Dieſe Melancholie geht durch alle großen Kunſtwerke aller edlen Nationen; ſie ſchwebt über den Helden Homers, ſie klagt aus den Chören des Sophokles, ſie liegt wie ein Schleier auf dem Marmor der Alten; Dante begegnet ihr im Himmel wie in der Hölle; ſie ſteht hinter dem lächelnden Cervantes und wiſcht ſich eine Thräne ab, ſie weint laut aus den Dichtungen des großen Briten. Sind wir nicht ſterblich? Iſt nicht jedem Glück, jeder Liebe Trennung oder Ende beſtimmt? Fühlt man nicht ewige Schranken zwiſchen ſich und dem Unfaßbaren, Schönen, das überall die Welt erfüllt? Iſt nicht jeder Schmerz einſam, einſam wie ein Eremit, wie ein Gefangener? Aber der Kunſt gelingt es, dieſe Troſtloſigkeit zu beſiegen. Denken Sie nur an den dritten Satz der C-moll-Symphonie, an die Egmont-Ouvertüre. Da iſt es, als ob ſich ein Elias-Wagen herabſenkte, um Sie umrauſcht von erhabenen Melodieen über alle Abgründe der Erde fortzutragen. Sie ſchütteln den Staub von Ihren Füßen, Sie ſteigen ein und erheben ſich jubelnd, triumphirend in die Welten eines ewigen Wonneliedes. Denken Sie an die Cis-Moll-Sonate, an die Paſtorale, und Sie fühlen ſich Eins und einig mit der ganzen Natur, mit Wachſen, Blühen und Vogelgeſang, mit Bachesrauſchen, Mondſchein und Waldesſauſen. Sterne, Nachtigall, das Mücklein, das leuchtend am Strauche hängt, möchten Sie Bruder nennen, und Sie ſind nicht mehr einſam in der weiten, weiten Welt.

Aber wozu das Alles wiederholen, was Jeder gefühlt hat? Für meine Geſchichte iſt es genug, wenn ich Ihnen ſage, daß ich damals nach Wien geſehen habe, wie der Gläubige nach Zion oder Mekka ſieht. In Wien, wo Beethoven lebte, glaubte ich die Löſung aller Räthſel zu finden, die mich damals noch beunruhigten, und in ſeiner Nähe die Kunſtvollendung, nach der ich ſtrebte. Von Tag zu Tag wurde meine Sehnſucht größer und ſchien mir mein Wirkungskreis in der Vaterſtadt kleiner. Obwohl ich eine Säule und Stütze unſerer Geſellſchaft war, ſo fand ich doch nicht den geringſten Widerſpruch, als ich meinen Entſchluß, nach Wien zu ziehen, mittheilte. Im Gegentheil wurde ich von allen Seiten aufgemuntert, und als ich endlich abzog, wurde ich von meinen Freunden mit einer Feierlichkeit begleitet, als wären ſie die Bürger einer fernen griechiſchen Kolonie und ich ihr Abgeſandter geweſen, den ſie an das Orakel nach Delphi oder Dodona ſchickten.

Mit kleiner Baarſchaft in der Taſche, aber mit großen Idealen im Herzen kam ich in Wien an. Ich brauche es Ihnen nicht zu ſagen, welch ein harter Schlag es für mich war, als ich erfuhr, daß ſie den Meiſter vor drei Tagen zur Erde beſtattet hatten. Zwar, gewohnt, mir dieſen Genius außerhalb der Gränzen der Menſchheit vorzuſtellen, fühlte ich nicht jenen Schmerz, den man bei Verluſten durch den Tod empfindet. Aber die Stadt war mir leer und profan. Meine liebſten Hoffnungen ſah ich erſtorben, und ich nahm mir vor, in den nächſten Tagen wieder heimwärts zu wandern. Nur ſein Grab wollte ich noch beſuchen.

Es war ein heiterer klarer März-Morgen, als ich vor dem Währinger Kirchhof ſtand und den Todtengräber nach dem Grabe fragte. Verdrießlich antwortete er mir, daß er ſeit drei Tagen dieſes Grabes wegen keine Ruhe habe und daß er fortwährend von den Beſuchern danach gefragt werde. Der Alte müſſe eine Familie gehabt haben, wie der Erzvater Jakob. So eben erſt habe er ein junges Fräulein dahin begleitet; ich ſolle mich nur danach halten, ſo werde ich das Grab finden.

Ich ſchritt durch die langen Reihen der thaubenetzten Gräber und Leichen-Monumente, bis ich wirklich in einer der letzten Reihen eine weibliche Geſtalt entdeckte. Sie kniete am Fuße des Grabes und war in ſo tiefe Andacht verſunken, daß ich einige Schritte weit von ihr ſtehen blieb, um ſie nicht zu ſtören. Vor ihr auf den friſchen Schollen lag ein Veilchenkranz, den die Betende wahrſcheinlich ſelbſt hingelegt hatte, denn er war noch friſch und vom Thaue, der ſonſt das ganze Grab bedeckte, nicht benetzt. Ich ſtand ſo, daß ich das Profil der Betenden und den klaren, liebevollen Ausdruck, der es bedeckte, genau ſehen konnte. Sie war eben nicht ſchön, aber die große Milde des ganzen Geſichtes, das von intelligenten blauen Augen beleuchtet und von einer großen weißen Stirn ſo zu ſagen beherrſcht war, ließen dieß ſogleich vergeſſen. Ihre Farbe war blaß, und ein feines Fältchen am Munde verrieth manche Leiden, die aber von innerer Heiterkeit, von angeborener Klarheit des Gemüthes bewältigt ſchienen. Ja, ſie machte ſogar den Eindruck der Schönheit, als ſich ihre Wangen von der Inbrunſt ihrer Gedanken ſanft zu röthen anfingen und ſich ihre Augen, die bis dahin von langen Wimpern bedeckt waren, groß und leuchtend gen Himmel wandten. Ihr Anzug, ein dunkelblauer Hut und ein braunes Kleid, das bis an den Hals geſchloſſen war, ein ſchmaler, weißer Kragen über dem braunen Kleide, deutete auf beſcheidene Verhältniſſe hin. Eine Rolle von Notenpapier, die neben ihr auf der Erde lag, verrieth, daß ſie in dem Todten einen Meiſter ihrer Kunſt verehrte. Nach Allem, was ich Ihnen von meiner eigenen Verehrung dieſes Meiſters geſagt habe, wird es Ihnen ſonderbar erſcheinen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß ich über das Mädchen die Stätte vergeſſen habe, an welcher ich mich befand. — Sie bemerkte mich erſt, als ſie aufſtand, um den Kranz zu Häupten des Grabes niederzulegen. Der Gedanke, daß ſie während ihrer Andacht belauſcht geweſen, brachte ſie ſichtlich in Verlegenheit. Sie ſchlug die Augen nieder, erröthete ſanft, ließ den Kranz fallen und wollte forteilen. Es war mir, als ſollte ich ſie nicht gehen laſſen, ohne mich entſchuldigt oder wenigſtens ein Wort zu ihr geſprochen zu haben.

Mein Fräulein, iſt dieſes das Grab Beethovens? fragte ich.

Sie ſah mich mit großen Augen an, nickte bejahend und eilte fort. Mit Bedauern ſah ich ſie zwiſchen den Kreuzen und Leichenſteinen verſchwinden und ärgerte mich, daß ich nicht im Stande geweſen, ſie in ein Geſpräch zu verwickeln. Da bemerkte ich zum Glück, daß ſie die Rolle Muſikalien vergeſſen hatte, und ich ergriff ſie mit Haſt, um ſie ihr zu bringen. — Früher aber pflückte ich ein Veilchen aus dem Kranze, ohne zu wiſſen, ob ich eine Reliquie vom Grabe des Meiſters oder eine Erinnerung an die holdſelige Mädchen-Erſcheinung zu haben wünſchte.

Ich holte ſie bald ein, und da ſie mir freundlich für den kleinen Dienſt dankte, wurde ich kühner, indem ich ihr meine Freude ausdrückte, den großen Verſtorbenen ſo verehrt zu ſehen, wie es mir ihre Andacht am Grabe gezeigt hatte. Ich ſprach die Vermuthung aus, daß wohl auch ſie der Kunſtwelt angehöre. Beſcheiden lehnte ſie das ab und meinte, ſie ſei nur eine arme kleine Muſikerin, die es eben ſo weit gebracht habe, den großen Verluſt, den die Welt durch den Tod des Meiſters erlitten, ahnen zu können. Sie habe ſein Grab beſucht, um ihm für manche glückliche Stunde, für manche tiefe Freude zu danken. Aus jedem ihrer Worte, aus jedem Zuge ihres Geſichtes ſprach ein ſo ſinnig anziehendes Weſen, daß es mir nicht möglich war, mich von ihr zu trennen. Um nur das Geſpräch fortſetzen zu können, gab ich mich ebenfalls als Muſiker zu erkennen und erzählte ihr ſo lange und ausführlich, als möglich, die Geſchichte meiner Begeiſterung und meiner Sehnſucht nach Wien und von der ſchmerzlichen Täuſchung, die ich bei meiner Ankunft in dieſer Stadt erlebt. Sie ſchien mich mit Intereſſe anzuhören; unſere Sympathieen und der gleiche Stand gaben mir, wie ich glaubte, ein Recht, ſie weiter zu begleiten. Außerdem war ſie ſo frei und unbeklommen in ihrem Benehmen, ſo fern von Prüderie, daß ich mich am Ende gar nicht aufgefordert fühlte, ſie zu verlaſſen. — Faſt wie alte Bekannte plaudernd, kamen wir in der Stadt vor einem Hauſe an, wo ſie, eine kleine ſilberne Uhr aus dem Gürtel ziehend, erſchrocken ausrief: Ach, da komme ich eine ganze Stunde zu ſpät! Dieſer Ausruf beſtätigte mir nur, was ich ſchon vorher vermuthet hatte, daß ſie zu jenen armen Geſchöpfen gehörte, die man Muſiklehrerinnen nennt. Nach einigen Augenblicken der Verlegenheit ſagte ſie: Nun, es iſt ein kleines Opfer, das ich dem Todten dargebracht habe.

Wir gingen weiter durch die Stadt, und ehe wir wieder vor einem Hauſe Halt machten, ſagte mir meine neue Bekannte ihren Namen und lud mich ein, wenn ich mich in der fremden Stadt zu einſam fühlte, ſie zu beſuchen, wo ſie mich dann ihrer Mutter vorſtellen wollte. Am Beſten, ſagte Thereſe, denn ſo hieß ſie, am Beſten kommen Sie wohl morgen Abend, denn da verſammeln ſich mehrere Freunde bei mir, um Quartette, Sonaten und allerlei Kammermuſik aufzuführen. Sie werden nach Allem, was Sie mir erzählt haben, fügte ſie lächelnd hinzu, hoffentlich an unſerem Geſchmacke wenig zu tadeln haben. Sie könnten auch gleich Ihre Geige mitbringen, denn ich habe eben die Kreutzer-Sonate auf dem Pult.

Ohne Heuchelei dankte ich ihr auf das Herzlichſte für die Einladung und ſah ihr lange nach, als ſie in dem dunklen Gange eines alten Hauſes verſchwand, um, wie ſie mir ſagte, im vierten Stocke einem ungezogenen Mädchen eine Stunde zu geben.

3.

Der Plan, am nächſten Morgen abzureiſen, wurde dieſer Einladung wegen aufgegeben; ja, ich fragte mich im Laufe dieſes Tages mehrere Male, ob es nicht am Beſten wäre, ganz und gar in einer Stadt zu bleiben, wo man ſo liebenswerthen, offenen und freundlichen Menſchen begegnet; aber dieſer Gedanke war denn doch ein thörichter, da ich in dieſer großen Hauptſtadt ohne Bekanntſchaft, ohne Verbindung und ohne Kapital war, und es war mir leicht, ihn wieder zu unterdrücken, wie oft er auch auftauchte. Doch ſchienen mir die Gaſſen jetzt nicht mehr ſo todt und öde, die Menſchen däuchten mir freundlicher; ich fing an, mich umzuſehen, und es gefiel mir in dem fremden Labyrinth. Ich liebte es, da und dort einen Vorübergehenden anzuſprechen, weil mich der Dialekt, den ich ſchon früher gern hörte, an meine neue und einzige Bekanntſchaft erinnerte. Wenn mir irgendwo etwas auffiel oder ich über die hieſigen Verhältniſſe Aufſchluß haben wollte, richtete ich in Gedanken meine Fragen an Thereſe; ſie war ja die Einzige, die von mir wußte, die meinen Namen und deren Namen ich kannte. Es war mir, als wäre ich ihrem Schutze empfohlen und in Allem an ſie gewieſen. Um eine Schwäche zu geſtehen, will ich es nicht verſchweigen, daß ich den ganzen Tag vor meinem Beſuche mit Einübung der Kreutzer-Sonate zubrachte, um mir vor Thereſen ja keine Blößen zu geben.

Sie wohnte im Hinterhaus einer ſtillen Gaſſe in der Vorſtadt. Muſik führte mich über den Hof mehrere Treppen hinauf vor die rechte Thür. Ich wurde freundlich empfangen und erſt der Mutter, dann den wenigen muſikaliſchen Freunden, die ſchon verſammelt waren und ihre Streich-Inſtrumente in Händen hielten, vorgeſtellt. Ich geſtehe, daß ich mich während des erſten

Stückes eines Haydn'ſchen Quartetts weniger um die Muſik als meine Umgebung kümmerte. In der Wohnung, die im Ganzen aus zwei Zimmern beſtand, ſah es ganz eigenthümlich aus. Sie war, wie ſchon ihre hohe und verſteckte Lage von Außen errathen ließ, ärmlich und beſchränkt; die Decke ziemlich niedrig, die Wände weiß angeſtrichen und kahl; aber die Möbel, obwohl alt, deuteten auf eine glänzendere Vergangenheit und ſchienen für größere und ſchönere Gemächer beſtimmt; doch waren ſie, ſo weit es thunlich, mit den Stuben in Harmonie gebracht, und man ſah in Allem die Hand ordnender und mit Geſchmack waltender Weiblichkeit. Wie ſehr Stühle, Sopha's und Vorhänge ſich bemühten, die hier offenbar heimiſche Dürftigkeit zu verbergen, ſo erkannte man ſie doch bald, aber ſie hatte eher etwas Idylliſches als Trauriges. In dieſer Beziehung ſtimmte die Wohnung ganz mit den Phyſiognomieen der Tochter und der Mutter. Auch ſie hatten etwas ruhig Stolzes in ihrem Weſen, das durch die einfache, faſt ärmliche Kleidung mehr gehoben, als verborgen wurde. Nur eine alte Frau, die in einem dunkeln Winkel ſaß und an Allem, was vorging, wenig Theil nahm, paßte zu der bloß traurigen Seite dieſes Haushaltes. Der große Flügel, der ein Drittheil der Stube einnahm, ſah bei dieſer Umgebung auch nicht wie Eigenthum aus; er hatte ganz die Phyſiognomie jener Inſtrumente, wie ſie die Klavier-Fabrikanten ſcheinbar aus Liebe zur Kunſt, in der That aber aus Spekulation unentgeldlich von Klavierlehrer zu Klavierlehrer wandern laſſen. Doch ſind das Bemerkungen, die ich theilweiſe erſt ſpäter und bei näherer Bekanntſchaft machte.

Nach dem Quartette ſetzte ſich Thereſe ans Klavier, um an einem Trio Theil zu nehmen. Ich vergaß die ganze Umgebung und lauſchte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit. Ihr Spiel war ſo natürlich und ſpontan, als käme die ganze Kompoſition von ihr, und doch wieder ſo gehalten, daß ein ernſtes Studium nicht zu verkennen war. Die Einzelheiten, ſo wie die Auffaſſung des Ganzen verriethen ſo großes Verſtändniß, daß man gern über einzelne kleine Schnitzer wegſah — auch folgten ihr Geige und Cello mit ſichtbarem Vergnügen und ließen ſich gern leiten. Endlich kam auch die Reihe an mich, was mir in ſo fern lieb war, als ich mich gewiſſer Maßen erſt dadurch in dieſem Kreiſe einbürgerte. Nie hatte mir ein Beifall ſo wohl gethan, wie die wenigen Worte der Anerkennung, die mir Thereſe ſpendete und die mir vor ihr von den anderen Muſikern geſpendet wurden. Das angenehmſte Ergebniß meines Spieles war aber die Einladung, mich künftig als engagirtes Mitglied dieſer Geſellſchaft zu betrachten und ja oft wiederzukommen.

Der Abend war auf ſo angenehme Weiſe verſtrichen, die Geſellſchaft hatte mir einen ſo guten Eindruck gemacht, daß mir ein längerer Aufenthalt in dieſer Stadt ſehr wünſchenswerth ſchien. Ich ſchob meine Abreiſe wieder hinaus und brauche nicht zu ſagen, daß ich der Einladung Thereſens ſo oft als möglich folgte. Ich fand nur ſelten Geſellſchaft bei ihr, aber je ſtiller es war, deſto heimiſcher und traulicher fühlte ich mich da. Je näher ich Thereſen kennen lernte, deſto inniger fühlte ich mich zu ihr hingezogen, deſto mehr bewunderte ich die ernſte und tiefe Bildung ihres Geiſtes. Bei der Abweſenheit aller falſchen Scham, bei der Offenheit, mit der Mutter und Tochter von ihren Verhältniſſen ſprachen, war es mir bald kein Räthſel, wie ſie ſich dieſe mannigfache Bildung bei ihrer Armuth verſchaffen konnte. Ihr Vater, der vor einigen Jahren geſtorben, war ein angeſehener Juwelier und Goldſchmied; er hatte nichts geſpart, um ſeinen Kindern eine reiche Erziehung zu geben. Plötzlich, in Folge eines erlittenen Betruges und einer Wendung im Geſchäfte, ging alles mit Mühe und Fleiß erſparte Vermögen verloren. Die kleinen Reſte, die nach jahrelangem Reichthume immer übrig bleiben, wurden von der Krankheit aufgezehrt, die den Vater nach der eingetretenen Kataſtrophe aufs Krankenlager und endlich ins Grab bettete. Ohne alle Mittel hinterließ er eine Wittwe mit drei Kindern; der älteſte Sohn, den Talent und Neigung zum Künſtler beſtimmten, mußte die Werkſtatt des Bildhauers verlaſſen, da er noch nicht ſo weit war, um mit ſeiner Kunſt die Familie ernähren zu können. Er ſollte den Kredit und guten Namen ſeines Vaters benutzen, um deſſen Geſchäft wieder aufzunehmen. Eine alte Tante, die ihr Leben lang zuſammengeſcharrt und ihr angeerbtes kleines Vermögen bedeutend hatte anwachſen laſſen, wurde bewogen, das Kapital vorzuſtrecken, und ſie that es, wenn auch mit einigem Sträuben, doch nicht ungern, da ihr Neffe, der ſchöne und phantaſtiſche Raphael, vielleicht die einzige Seele auf Erden war, für die ſie eine Art Neigung empfand, welche ſich ſogar bis zu tantlicher Schwärmerei erhob. Aber Raphael, zum Künſtler geboren und erzogen, war nicht der Mann, der durch Handel und Gewerbe auf einen grünen Zweig kommen konnte. Oft überkam ihn der Ueberdruß, und er ſchloß ſeinen Laden, um für viele Tage wieder in die Bildhauer-Werkſtatt zu fliehen. In ſeinen Laden zurückgekehrt, brachte er ſeine künſtleriſchen Neigungen mit und ſetzte ſich hin, um in Gold Kunſtwerke auszuführen, die er nicht in Marmor vollenden konnte. Ketten, Armbänder und andere Schmuckſachen wurden da eingeſchmolzen, um als Stoff zu einem Kunſtwerke zu dienen, das erſt nach wochenlanger Arbeit vollendet war und welches, verkauft, kaum Zeit und Mühe bezahlte. — Es leuchtet ein, daß mit ſolchem Handel nicht viel erreicht und daß ein ſolcher Handelsmann bald von Denen erkannt wurde, die ihn ausbeuten wollten. Ein unbegränztes Vertrauen und ächt künſtleriſcher Leichtſinn lieferten ihn den ſchlimmſten Betrügern in die Hände. Und um kurz zu ſein, nach zwei Jahren war es mit dem Geſchäfte ſo weit gekommen, daß es die Gläubiger pfändeten und ſich für den überraſchten Raphael die Nothwendigkeit ergab, die Flucht zu ergreifen, wenn er nicht ins Schuldgefängniß wandern wollte. Nun war es an Thereſen, nicht nur die Mutter und den jüngeren Bruder, ſondern auch die Tante zu ernähren, die durch Raphaels Leichtſinn arm geworden war. Die Kunſt, die ſie in beſſeren Zeiten zu ihrer inneren Befriedigung erlernt hatte, mußte ihr nun als Mittel zur Erhaltung der

Ihrigen dienen. Sie nahm ihre Aufgabe mit großem Muthe auf ſich. Armes Kind! Vom Morgen bis zum Abend lief ſie von einem Hauſe zum anderen, von einer fernen Vorſtadt in die andere, und nie entwiſchte eine Klage oder auch nur ein Seufzer ihrem Munde, ſelbſt dann nicht, wenn ſie eine der vielen Demüthigungen erfuhr, denen man in dieſem Stande von Seiten der gedankenloſen Rückſichtsloſigkeit, des Unverſtandes und des Ungeſchmacks ausgeſetzt iſt; ſelbſt dann nicht, wenn ſie des Abends todmüde auf das Sopha ſank. Sie hatte immer ein Lächeln bereit, wenn ihre Mutter ſie voll Sorgen über die abgeſpannten Züge oder die Bläſſe des Geſichtes betrachtete. War es ihr Werk, daß die ihrem Schutze anvertrauten Perſonen nicht dem bitterſten Mangel ausgeſetzt blieben, ſo war ſie es auch, die mit ihrem unerſchöpflichen Muthe, ihrer ernſten Heiterkeit über dieſes gerettete Hausweſen jene wohlthuende Heimlichkeit ausgoß, die den Aufenthalt in dieſen zwei armen Stuben ſo behaglich machte. Sie wußte, daß ſie die Mutter über ſich ſelbſt und über einen verlorenen Sohn zu tröſten hatte, und ſie gab ſich alle Mühe, das ihr angeborene fröhliche Naturell nicht erſterben zu laſſen. Wenn wir des Abends zuſammenſaßen, war ſie es, von der alle Anregung zu lebhaftem und heiterem Geſpräch ausging, und man war beſchämt, wenn man mit dem Gedanken gekommen war, ſie nach einem durcharbeiteten Tage zu unterhalten und ihre Müdigkeit vergeſſen zu machen.

Natürlich verbrachten wir auch viele Abende mit Muſik. Nun iſt aber nichts gefährlicher, als mit einer Perſon zu muſiziren oder zu ſingen, zu der man ſich ſchon ohne das hingezogen fühlt. Es iſt da ſo viel Gelegenheit, einander ſchweigend Gefälligkeiten zu erzeigen, gegen einander aufmerkſam zu ſein, indem man ſchneller oder langſamer je nach dem Wunſche des Anderen vorwärts geht. Eins ſieht dem Anderen in die Augen, um die gegenſeitigen Intentionen zu errathen. Man nickt beifällig oder man lächelt nachſichtig zu einem Fehler und erhält ein Lächeln zurück. Eins überläßt ſich der Leitung des Anderen, bis man ſich endlich ganz verſteht, gleichen Schrittes vorwärts eilt und ſich unzertrennlich fühlt, bis beide Seelen im Sturme des Finale in einem mächtigen Zuſammenklang in einander verſchmelzen. Ein einziges Duo bringt größere Intimität zu Stande, als Geſpräche von vielen Wochen.

In der That war ich nach kurzer Zeit ein vertrauter Freund des Hauſes, und ſo war es mir auch nicht ſchwer, in dieſer kleinen Welt, die mir ſo glücklich ſchien, weil ſie mich glücklich machte, bald das Prinzip zu erkennen, welches die Harmonie dieſer kleinen Welt und ihre Reinheit ſtörte. Es war in der Perſon der alten Tante verkörpert. Gleich nach der Flucht Raphaels war ſie mit all ihrer Habe ins Haus gekommen und hat es ſeit damals nicht verlaſſen. „Da habt ihr mich,“ ſagte ſie, jetzt ernähret mich! Was kümmert's mich, daß Raphael meinen Zehrpfennig durchgebracht hat! Jetzt müßt ihr für mich ſorgen.“ In dieſem Sinne lebte ſie im Hauſe ewig in Angſt vor dem Mangel und ewig treibend, daß man für ſie ſchaffe und ſorge. Wenn Thereſe des Morgens eine Viertelſtunde länger als gewöhnlich im Bette blieb, gewiß erſchien die Tante vor ihr und ſchüttelte ſie auf, daß ſie gehe und erwerbe; eine unbarmherzige Treiberin, welche die Opfer des edlen Mädchens nicht erkennen wollte und das entſagungsvolle Leben durch rohe Anforderungen ſtörte und entweihte.

Sie kennen dieſe Tante, es iſt die Alte, die mich bedient, und deren verſchloſſenes, mürriſches Weſen Ihnen aufgefallen ſein muß.

4.

Im Glücke — und ich war damals glücklich — vergeht die Zeit ſchnell. Mir waren ſeit meiner Ankunft in Wien bereits Monate vorübergegangen, und an eine Rückreiſe, wenn ich ſie auch gewünſcht hätte, war nicht mehr zu denken, denn meine Baarſchaft war zu Ende. Dieſer traurige Zuſtand indeß erſchreckte mich nur ſehr wenig; im Gegentheil war ich voller Muth und machte ſogar Pläne, wie ich in die Verhältniſſe Thereſens hülfreich eingreifen wollte. Bei der innigen Freundſchaft, mit der ich im Hauſe aufgenommen worden, zweifelte ich keinen Augenblick, daß man mich wenigſtens für den Tiſch auch als Hausgenoſſen aufnehmen und ich auf dieſe Weiſe Gelegenheit haben werde, die ganze Ausbeute meiner Arbeit in ihr Hausweſen fließen zu laſſen, Thereſen die große Laſt zu erleichtern, die Sorgen und den Kummer der guten Mutter zu ſtillen, die Vorwürfe der zankenden Tante zum Schweigen zu bringen, mit Einem Worte als Helfer aufzutreten und den beſcheidenen Haushalt zu einem ſorgenloſen und glücklichen zu machen. Aber es war hohe Zeit, auf Mittel und Wege zu ſinnen, wie zu dieſem Ziele zu gelangen und überhaupt eine Laufbahn in dieſer Stadt zu beginnen. Ich war nicht lange in Verlegenheit. Meine Unſterblichkeit führte ich in Geſtalt zahlreicher Kompoſitionen in meinem Koffer mit mir. Dieſe wollte ich, wenn auch Anfangs zu niedrigen Preiſen, an Muſikalienhändler losſchlagen, mir ſchnell einen Namen machen und dieſen dann benutzen, um mir eine Stelle bei einem Theater, einer Kapelle oder wo immer zu verſchaffen. Wenige Tage reichten hin, um meine Noten durchzuſehen, zu ordnen und hier und da zu korrigiren. Mit einer dicken Rolle unter dem Arme, in welcher ſich Konzerte, Sonaten, Trios ꝛc. befanden, trat ich voll Hoffnung meine Wanderung an. Die Muſikalien-Handlungen waren mir ja bekannt; ich wollte von einer zur anderen gehen und in jeder einen bedeutenden Theil meiner Rolle zur Anſicht zurücklaſſen und zum Verlag anbieten. Dieſer Feldzugsplan war auch ſehr ſchnell ausgeführt. Wenn man mich auch faſt in jeder Handlung befremdet und erſtaunt anſah, ſo nahm man die Kompoſitionen und meine Anträge doch freundlich entgegen und verſprach in wenigen Tagen Antwort. Ohne ein einziges Notenheft, überaus fröhlich, daß Alles ſo gut von Statten gegangen, und voller Hoffnungen kehrte ich auf meine Stube zurück. Ich war ſo angenehm angeregt, daß ich mich ſogleich hinſetzte, um eine neue Kompoſition, welche mir ſeit einigen Tagen im Kopfe ſummte und die ich Thereſen widmen wollte, niederzuſchreiben. Aber bald ſollte ich aus meinen jugendlichen Träumen ſchrecklich geweckt werden. Ich hatte nicht bedacht, ich habe damals noch nicht gewußt, wie viel auf Protektionen und Empfehlungen ankommt, und daß allein die Schmeichler der Oberflächlichkeit und der Tagesmode ſich ohne dieſe behelfen können. Ich trat meine Rundreiſe, um die Antwort der Verleger zu holen, in derſelben Ordnung an, wie das erſte Mal. In der erſten Kunſthandlung antwortete man mir mit vieler Höflichkeit, daß man im Augenblicke in zu viele Unternehmungen verwickelt ſei, als daß man an neue denken könne. In der zweiten hieß es ebenfalls mit Bedauern, daß der Zeitpunkt nicht günſtig ſei und daß ich gefälligſt ſpäter einmal wieder nachfragen ſolle. In der dritten ſagte man mir offen, daß die Kompoſitionen zu ernſt ſeien und daß, wenn ſie auch Talent verriethen, ich doch beſſer thäte, ein wenig mehr auf das Moderne, Brillante zu ſehen. Der Verleger machte dazu ein ſüßſaures Geſicht und ſagte achſelzuckend: Sie werden mich dieſes Rathes wegen verachten, aber — ich bin Kaufmann. In der vierten Handlung fand ich die Rolle eben ſo, wie ich ſie gebracht, und auf demſelben Orte, wo man ſie damals hingelegt hatte. Der Kommis gab mir ſie zurück und murmelte einige unverſtändliche Worte. So trug ich eine eben ſo ſchwere und dicke Rolle wieder nach Hauſe, wie ich vor wenigen Tagen hinausgetragen hatte. Was mich dabei am Schmerzlichſten berührte, war, daß ich nun die Hoffnung, Thereſen bald hülfreich ſein zu können, aufgeben mußte.

Nach einiger Zeit war ich ſelbſt in einer hülfloſen Lage. Meine Baarſchaft war beinahe bis auf den letzten Heller erſchöpft, und obwohl ich bereits in dem kleinen Gaſthauſe, in dem ich wohnte, Kredit hatte, ſo erkannte man mit jener, allen Gaſtwirthen eigenthümlichen Scharfſichtigkeit doch bald meine Lage und fing man an, mich auf eine Weiſe anzuſehen, die mich beleidigte und mich bewog, vom Gaſttiſche auszubleiben. Die Folge war, daß ſich mit überraſchender Schnelligkeit der Hunger einſtellte. Doch ließ ich den Muth nicht ſinken! Hatte ich doch geſehen, wie jeden Abend überall in Wien arme Muſizi, einzeln oder in Banden, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zogen. Warum ſollte ich nicht thun wie meine Kollegen in der Kunſt und in der Armuth? Es kannte mich ja Niemand in der fremden Stadt, und ich brauchte mich nicht zu ſchämen. Außerdem hatte dieſe neue Art des Erwerbes einen neuen Reiz für mich, der mir nach und nach den Gedanken daran ganz erträglich machte, und ziemlich guter Dinge ſchlich ich mich ſpät Abends mit der Geige unter dem Arm aus dem Hauſe, um meine neue Laufbahn anzutreten.

Wahrſcheinlich war es doch ein Gefühl von Scham, das mich zuerſt verſtecktere Vorſtadt-Gegenden aufſuchen ließ; denn ich erinnere mich, daß ich zuerſt in ein großes Vorſtadt-Kaffeehaus trat. Mit dem erſten Schritte, den ich in die hellerleuchteten weiten Räume that, flimmerte es mir vor den Augen und war es mir, als ſollte ich auf dem Theater debütiren. Aengſtlich ſah ich mich nach einem dunklen Winkel um. Der Kellner, welcher ſich vor mir verneigte, meinte, ich ſuche als Gaſt einen Platz, und zeigte auf einen Stuhl vor einem Marmortiſche. So bald er aber ſah, daß ich die Violine vornahm und zu ſtimmen anfing, veränderte ſich ſein Geſicht, und auf die Thür deutend, ſagte er mir ziemlich barſch, das ſei mir nicht erlaubt! Ich weiß nicht, wie ich hinausgekommen; ich erinnere mich nur, daß ich aus Verlegenheit, ſchon in der Gaſſe ſtehend, noch mit Stimmen meiner Geige fortfuhr. Bald faßte ich mich und ſetzte meine Wanderung fort. Mit größerem Muthe, als in das Kaffeehaus, trat ich in einen ſchlechterleuchteten Biergarten, ſtellte mich unter einen Baum in den Schatten und fing friſch zu geigen an. Doch war ich nicht über die erſten Takte hinaus, als eine derbe Hand meinen Arm faßte und ihn ſo unſanft zurückzog, daß ich mit einer ſchreienden Diſſonanz endete. Ich verſtand, daß es mir auch hier nicht erlaubt war, die Menſchen mit meiner Kunſt zu vergnügen, und ich ging. — Es war mir unbegreiflich, warum man mich an beiden Orten ſo ungaſtlich aufgenommen. Vielleicht, ſagte ich mir, wird an beiden die Muſik aus Grundſatz zurückgewieſen. Um mich nicht zum dritten Male auszuſetzen, beſchloß ich, ein Kaffee- oder Gaſthaus aufzuſuchen, wo man eben Muſik machte, davor zu warten, bis die Muſiker abgezogen, und dann einzutreten. Wie gedacht, ſo gethan. Ich ließ ein Trio aus einem Kaffeehauſe abziehen, ging vor der Thür noch ungefähr eine halbe Stunde auf und ab, um das Publikum von der genoſſenen Muſik ausruhen zu laſſen, und trat dann mit einigem Zagen ein. Aber trotz der angewandten Vorſicht ging es hier gerade ſo, wie an den anderen Orten. Ich wußte nicht mehr, was davon zu halten, und verlor die Geduld. Ich warf Hut und Violine auf einen Tiſch und ſetzte mich als Gaſt hin, entſchloſſen, meine letzten Kreuzer auf eine Taſſe Kaffee zu verwenden und die Zeit zu benutzen, um vom Kellner die Urſache meines Mißgeſchicks zu erfahren.

So bald ich als „Herr“ am Tiſche ſaß, verzerrte ſich das Geſicht des Kellners, der mich eben hinausgewieſen hatte, zur ausgeſuchteſten Freundlichkeit und fragte, was meine Gnaden befehlen. Als der Kaffee auf dem Tiſche ſtand, ſprach ich den Kellner mit ziemlich herriſcher Miene an: Sagen Sie mir, Kellner, wie's kommt, daß mir heute zu wiederholten Malen ein Spaß verdorben wird! Ich gehe da mit meiner Violine aus einer Geſellſchaft, wo wir Muſik gemacht haben, und es fällt mir ein, in ein Kaffeehaus zu treten und den Leuten natürlich nur des Spaſſes halber etwas vorzugeigen. Aber kaum fange ich an, ſo weiſt mich der Kellner hinaus; ſo geht es mir auch in einem zweiten Kaffeehauſe, und ſo ging es mir, wie Sie wiſſen, auch hier. Sie haben hier doch andere Muſiker ſpielen laſſen, warum nicht mich?

Euer Gnaden, erwiderte der Kellner, der mich für irgend einen reichen Sonderling nahm, mit unterthänigem Lächeln, Euer Gnaden, das iſt natürlich. Wenn die Kellner und Kaffeewirthe gewußt hätten, daß Euer Gnaden ſich nur einen Spaß machen wollten, ſo hätten ſie Euer Gnaden gewiß mit größtem Vergnügen ſpielen laſſen; aber ſie haben Euer Gnaden für einen von den landſtreicheriſchen Muſikanten gehalten und darum Euer Gnaden zurückgewieſen. Denn wir Kaffeehäuſer und Gaſthäuſer erlauben nur den Muſikanten des Kreuzer-Vereins, die ſich das bei uns ausgewirkt haben, aufzuſpielen.

Des Kreuzer-Vereins? fragte ich aufmerkſam. Welcher Art Verein iſt das?

Ein Verein von armen Muſikanten, antwortete der Kellner, die wöchentlich einen Kreuzer in eine Kaſſe zahlen und einen eigenen Direktor haben. Aus dieſer Kaſſe werden, wie ich glaube, die Steuern der Muſikanten bezahlt, und die Mitglieder dieſes Vereins allein haben, wie ich Euer Gnaden ſchon geſagt habe, die Erlaubniß, in unſeren Kaffeehäuſern zu ſpielen. Da weiß man doch, an wen man ſich, wenn es nöthig iſt, halten kann, und da iſt man im Stande, dieſes Volk ordentlich zu beaufſichtigen.

So wurde mir denn die Urſache meines Mißgeſchickes klar, und ich beſchloß, um ihm künftig auszuweichen, gleich am folgenden Tage in den Verein zu treten. Der Kellner konnte mir die Adreſſe des Direktors nicht ſagen, aber nach einigem Suchen ſtieß ich in der Gaſſe auf eine Muſikbande, die ſie mir bereitwillig mittheilte.

5.

Indeſſen ſchreckten mich bei ruhigerem Blute die gemachten Erfahrungen doch von dieſer neugewählten Laufbahn wieder ab. In meinem Bette liegend, begriff ich es nicht, wie ich mich konnte ſo mißhandeln laſſen, und erklärte es mir nur dadurch, daß es mir mit der Laufbahn eines wandernden Muſikanten doch nicht ernſt geweſen ſein konnte, daß ich eigentlich nur eine Art Maskenſpiel getrieben und ſo die Beſchämungen, die nicht mir, ſondern meiner Maske gegolten, ertragen mochte. Bei alledem aber ſah ich nicht ein, wie ich künftig leben und wie ich Thereſen helfen wollte. Den Gedanken, meinen Vater um eine Unterſtützung anzuſprechen, wies ich mit Stolz zurück; der arme Vater konnte mich wohl ernähren, ſo lange ich bei ihm wohnte, war aber, ohne ſich ſelbſt die größten Entbehrungen aufzulegen, nicht im Stande, einen Sohn, der in der großen Reſidenz lebte, zu unterſtützen. So beſchloß ich, einen Theil meiner Habſeligkeiten zu Gelde zu machen und die Zeit, welche ich auf dieſe Weiſe gewann, zu benutzen, um mir einen würdigen Nahrungszweig zu verſchaffen. Zum erſten Male in meinem Leben trug ich einen Rock, der mir noch lange hätte dienen können, zum Trödler, eine goldene Nadel, das Geſchenk eines reichen Edelmannes in der Nachbarſchaft unſerer Stadt, für deſſen Hochzeit ich ein Karmen komponirt hatte, zum Juwelier und einen Theil meiner Reiſebibliothek, die mir der Vater mitgegeben, zum Antiquar. Bei meiner Mäßigkeit reichte die kleine Baarſchaft für einige Wochen hin. Thereſe — mit jener Prophetengabe, welche den Frauen ihren Freunden gegenüber eigen iſt — mochte errathen haben, wie es mit mir ſtand, denn um jene Zeit fragte ſie mich, ob ich nicht, wenn ſich die Gelegenheit böte, hier und da Unterricht ertheilen wollte. Ich vertraute ihr, daß mir allerdings etwas der Art noth thäte, ohne ihr jedoch mitzutheilen, welche Erfahrungen ich in Wien ſchon gemacht und welche Abenteuer ich erlebt hatte. Am nächſten Muſikabend forderte ſie ihre Freunde auf, für mich zu ſorgen und mir den Ueberfluß ihrer Unterrichtsſtunden zukommen zu laſſen. Sie verſprachen das Beſte, gaben mir aber zugleich den Rath, die Zeit, die indeſſen verfließen könnte, ohne daß ſie etwas für mich fänden, nützlich anzuwenden und mich bei den Theatern um eine Orcheſter-Anſtellung zu bewerben.

Dieſer Rath ſchien mir ſehr einleuchtend, und da einige Zeit verfloß, ohne daß von einer Lektion die Rede war, ſo machte ich mich endlich auf, den Theater-Direktoren meinen Beſuch zu machen. Natürlich fing ich mit dem Höchſten an, mit dem Hof-Opern-Theater; aber nachdem ich einige Stunden im Vorzimmer des Direktors gewartet hatte, wurde ich abgewieſen, ohne nur vorgelaſſen zu werden. Im Schauſpielhauſe antwortete man mir, das Orcheſter ſei übervölkert und ſolle nächſtens reduzirt werden. In einem Vorſtadt-Theater hatte man der Streichinſtrumente nur zu viel, da man eben eines militäriſchen Spektakelſtückes wegen vorzugsweiſe Blechinſtrumente brauchte. Der Direktor dieſes Theaters war überhaupt der Meinung, daß einem großen Saale, wie der ſeinige war, viel Blech bei Weitem angemeſſener ſei und größeren Effekt mache, als alle Saiteninſtrumente der Welt. Er verfahre, ſo verſicherte er mir, nach Grundſätzen, indem er die Saiten ſo nach und nach durch Trompeten und Hörner verdrängen laſſe. Es blieb mir nur noch das kleinſte und ſchlechteſte Poſſentheater übrig. Zwar mußte ich auch hier ſtundenlang antichambriren, da der Direktor in ſeinem Bureau eben den Beſuch ſeiner beliebteſten Lokal-Sängerin erhalten hatte; aber nach langem Warten wurde mein Herz von Hoffnung erfüllt, da mich der Direktor auf die Meldung, daß ein Violiniſt draußen warte, ſchnell eintreten ließ.

Sie ſuchen ein Engagement bei meinem Theater? rief er mir entgegen. Sie ſind Violiniſt? Na, das iſt charmant! ich brauche eben einen Violiniſten. —

Ich verneigte mich tief, und mein ganzes Geſicht drückte nichts als Hingebung aus.

Glauben Sie nicht, fuhr der Theater-Direktor fort, daß wir hier Mangel an Geigenſpielern haben; ganz im Gegentheil — jede Woche werden mir Dutzende angeboten. Aber der Mann, den ich im Augenblick brauche, iſt gewiſſer veralteter Vorurtheile wegen ſchwer zu finden. Ich hoffe, fügte er hinzu und betrachtete mich mit einem prüfenden Blicke, ich hoffe, dieſen Mann in Ihnen gefunden zu haben.

Ich bat um nähere Erklärungen, und der Direktor des Vorſtadt-Theaters fuhr fort: Ich gedenke jetzt ein Zauberſtück auf die Bühne zu bringen, in welchem es nothwendig ſein wird, daß ein Quartett auf der Szene ſelbſt aufgeführt werde.

Wieder ſchwieg der Direktor und betrachtete mich abermals mit prüfenden Blicken. Ich erklärte ihm, daß ich gewohnt ſei, vor dem Publikum zu ſpielen, und daß, wenn er mich für dieſes Quartett beſtimmte, die Bedingung für mich nichts Abſchreckendes hätte.

Na, das iſt charmant! rief der Direktor und rieb ſich vergnügt die Hände. Ich ſehe, fuhr er fort, daß Sie keine Vorurtheile haben, und will Ihnen die Sache etwas näher erklären. Der Held des Stückes, ein unglücklicher Prinz, verſinkt im zweiten Akte voll Sorgen in tiefen Schlaf. Die gütige Fee, eine Beſchützerin, will ihn tröſten und ſchickt ihm, als einen verkörperten Traum, aus den Wolken und auf einer Wolke reitend, vier Genien herab, die ihm ſanfte Wehmuth ins Herz gießen ſollen. Nun kann man ſanfte Wehmuth am Beſten mit Hülfe der Muſik ins Herz gießen, und mein Kapellmeiſter hat zu dieſem Zwecke ein charmantes Quartett komponirt, welches die vier Genien aufführen. Sie, rief der Direktor pathetiſch, indem er einen Schritt zurücktrat und auf der Bruſt die Arme über einander ſchlug — Sie habe ich beſtimmt, in dieſem himmliſchen Quartett den erſten Genius und die erſte Geige zu ſpielen.

Ich ſoll alſo, rief ich aus, als Genius auftreten? —

Allerdings, antwortete der Direktor, in ſeinem fleiſchfarbenem Tricot, mit zwei herrlichen Flügeln aus Gold an den Schultern und mit einer blonden Jünglings-Perrücke auf dem Kopfe. Nach Beendigung des Quartettes hätten Sie, um dem Publikum den Sinn der Muſik zu erklären, an den ſchlafenden Prinzen noch einige Worte, eine kleine Rede zu richten. Bei dieſer Rede müßten Sie ſich, um die Einheit des Stückes, das eine Lokal-Zauberpoſſe iſt, nicht zu ſtören, gefälligſt des Wiener Dialektes bedienen.

Nachdem ich einige Zeit ſtarr vor Erſtaunen dageſtanden hatte, erinnerte ich mich unwillkürlich an meine heimiſchen Freunde, und was ſie ſagen würden, wenn ſie mich auf einer Wolke reitend, als muſizirenden und wieneriſch deklamirenden

Genius ſähen, und ich brach in ein lautes Gelächter aus. Aber ich wurde ſchnell wieder ernſt, als ich mir Thereſen unter den Zuſchauern dachte — entſchuldigte mich mit meiner Unkenntniß des Wiener Dialektes, verſicherte, daß ich um keinen Preis den einheitlichen Charakter ſeines Stückes ſtören wollte, verbeugte mich kurz und ging.

Da ſtand ich wieder in den Gaſſen, ärmer um eine Hoffnung, die mir einen Augenblick gelächelt, und troß der Heiterkeit, die mir der Gedanke an den Genius für Momente noch erregte, herzlich traurig. Nach den Anträgen des Direktors ſchien mir das Loos eines herumziehenden Muſikanten, das ich vor Kurzem von mir gewieſen hatte, überaus ehrenvoll und wünſchenswerth. Schnellen Schrittes, als fürchtete ich, abermals in meinem Entſchluſſe wankend zu werden, und dabei halb und halb mit dem Gefühle eines verlorenen jungen Menſchen, der in äußerſter Noth hineilt, um ſich anwerben zu laſſen, durchſchritt ich die langen Straßen der Vorſtadt, um die Wohnung Herrn Nikolaus Vogels, des Direktors des Kreuzer-Vereins, aufzuſuchen. Mit Zagen klomm ich die ſchmalen und ſteilen Treppen des alten Hauſes hinan, faſt überzeugt, daß ich ſelbſt in den Kreuzer-Verein nicht aufgenommen werde. Schüchtern pochte ich an die Thür, und ſchüchtern trat ich ein.

Die Stube war von ſo dichtem Tabaksqualm erfüllt, daß ich die Gegenſtände kaum unterſcheiden und den Mann, der, eine lange Pfeife im Munde, in den Wolken auf und ab ging, kaum ſehen konnte. Er trug einen langen abgefärbten Schlafrock, der in der Mitte von einem Sacktuch zuſammengehalten war, und hatte graues Haar, das voll und dicht wie Borſten emporſtarrte. Auf der äußerſten Spitze der Naſe ſaß eine Klemmbrille, die aber ein purer Luxus-Artikel zu ſein ſchien, da er immer darüber hinwegſah. In Pelzſchuhen daherſchlürfend, kam er mir bis an die Thür entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich drückte meinen innigen Wunſch aus, Mitglied des Kreuzer-Vereins zu werden, und war nicht wenig erſchrocken, als er mir mit vorgebücktem Leibe, mein Geſicht faſt mit ſeiner Naſe berührend, mit breitem Munde und faſt grimmig die Zähne weiſend, zurief: Kann Sie nicht brauchen! kann Sie nicht brauchen!

Plötzlich kam ich mir wie ein unglückſeliges Weſen vor, das nirgends in der Welt an ſeinem Platze iſt, da mich ſelbſt der Kreuzer-Verein nicht brauchen konnte. Ueberaus traurig wandte ich mich gegen die Thür, als mir Herr Nikolaus Vogel, der indeſſen ans andere Ende der Stube zurückgekehrt war, nachrief: Na, Sie Hannoveraner, Preuße, Sachſe, Lippe-Detmolder, oder was Sie ſonſt ſind, kommen Sie nur zurück, daß ich mich näher erkläre.

In der That glaubte ich, daß mir der Alte der barſchen Begegnung wegen eine Erklärung ſchuldig wäre, und ich kehrte zurück. Er ſtellte mir einen Stuhl und ſetzte ſich ſelbſt ſo nahe zu mir, daß ſeine Kniee die meinigen berührten; dann bückte er ſich wieder vor und ſagte mit einem etwas minder grimmigen Geſichte: Sehen Sie, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden.

Ich zuckte die Achſeln und meinte, die Leute aus dem Reich werden es wohl ertragen müſſen.

Nein, ſagte der Alte wieder, und zwar etwas freundlicher, es iſt ſo bös nicht gemeint; wenn ich ſage, ich kann die Leute aus dem Reich nicht leiden, ſo meine ich, ich kann ihre Sprache nicht leiden. Es iſt mir nichts ſo zuwider, wie das Hochdeutſche — es iſt ſo hochmüthig, ſo ſtolz, und als ob es ſich über unſer Wieneriſch immer luſtig machte. Wer wird denn immer in Sonntagskleidern gehen? Und das Hochdeutſche, das kommt mir immer wie ein ganz neues ſteifes Sonntagskleid vor. Ich ſehe ein, daß ich gegen die Leute aus dem Reich ungerecht bin, denn ſie können ja nichts dafür, ſie wurden ſo erzogen.

Während dieſer Rede hatte ſich das Geſicht, das mich ſo grimmig angefahren, auf ſo angenehme Weiſe verwandelt und einen ſo gutmüthigen und naiven Ausdruck angenommen, daß ich in der That nicht anders als ihm vergeben konnte.

Na, begann er wieder, ſo bald er mich verſöhnt ſah, Sie wollen in den Kreuzer-Verein; Sie ſollen mit Vergnügen aufgenommen werden, wenn Sie etwas können, aber ich nehme Niemanden auf, ohne ihn zu prüfen.

Ich erklärte mich bereit, ihm etwas vorzuſpielen und zu dieſem Zwecke morgen mit meiner Geige wiederzukommen.

Glauben Sie, rief der Direktor, daß der alte Vogel keine Geige im Hauſe hat? Horniſt, bring meinen Straduari her.

Jetzt erſt bemerkte ich ein Individuum, das, einen grauen Hut unter dem einen Arm, ein Waldhorn unter dem anderen haltend, ziemlich ſchüchtern und wie voll großer Ehrfurcht für Herrn Nikolaus Vogel im Winkel ſtand. In ſeiner Dienſtfertigkeit wußte er nicht, ob er erſt den Hut oder das Horn niederlegen ſollte, und machte dabei Bewegungen, welche die Kürze ſeiner Rockärmel und die noch auffallendere Kürze ſeiner Beinkleider und rückwärts große, über die Schöße weit hinausreichende, mit Eßmaterialien gefüllte Rocktaſchen verriethen. Ich hatte offenbar einen Kollegen vom Kreuzer-Verein vor mir. Er nahm den Geigenkaſten aus einem Schranke und ſtellte ihn voll Ehrfurcht auf den Tiſch. Der Direktor übergab mir das Inſtrument mit einiger Feierlichkeit und forderte mich auf, zu beginnen.

Das Inſtrument war ganz vortrefflich; es ſang wie eine Sirene, ſo daß ich mit Luſt darauf zu geigen anfing. Aber kaum hatte ich einige Striche gemacht, als mir Herr Nikolaus Vogel ein Halt zurief.

Warten Sie, ſagte er, dazu will ich mir erſt eine Pfeife ſtopfen, um gemüthlich zuhören zu können!

Als er die Pfeife geſtopft und angezündet, einen friſchen Federkiel in die Spitze geſteckt und ſich gemächlich in den Stuhl geſtreckt hatte, fing ich wieder an. Aber wieder ſprang er auf, fiel mir in den Arm und rief: Halt, dazu muß ich auch eine Taſſe Schwarzen trinken!

Der Horniſt eilte hinaus, und nach einiger Zeit, während welcher der Direktor mich kopfſchüttelnd betrachtete, flog die Thür auf, und herein, faſt über die Schulter des Horniſten hinweg, ſprang, wie von einer unſichtbaren Macht geſchnellt, ein junges Mädchen. Sie trug die Taſſe Kaffee mit aufgehobenen Armen hoch über dem Kopfe und ſchwang ſich ſo, immer weiter vorwärts fliegend, in die Luft, machte einige Pirouetten, blieb dann auf der Spitze des Fußes ſtehen, drehte ſich hierauf wirbelnd im Kreiſe und ſtellte zuletzt mit einer anmuthigen Verbeugung die Taſſe auf den Tiſch, ohne auch nur einen Tropfen ihres Inhaltes verſchüttet zu haben.

Gut, Roſa, ſagte der Alte ſchmunzelnd — das haſt du gut gemacht; aber dieſes Strampeln in der Luft, das du Pirouetten nennſt, kann ich nicht leiden. Das mußt du dir abgewöhnen.

Ob, ſagte das Mädchen, Alles kann ich für meinen Vater thun, nur das nicht. Dann, mit einem Bicke auf mich, fügte ſie leiſer hinzu: Kann ich nicht hier bleiben und zuhören? —

Nichts da! fort! du würdeſt uns nur ſtören!

Und wieder mit einem Schwunge gegen die Thür, war die Tänzerin verſchwunden. Der Alte that einen tiefen Schluck, nahm eine Priſe, wiſchte lange an der Naſe hin und her, dampfte Eines vor ſich hin, lehnte ſich dann im Stuhle zurück, ſchloß die Augen und murmelte: Jetzt!

Ich ſpielte eine Kadenz, die ich mir vor Kurzem zu einem Beethoven'ſchen Konzerte komponirt hatte. Ich ſpielte mit großem Fleiße, um dem Alten einen hohen Begriff von meiner Kunſt beizubringen. Aber er rührte und regte ſich nicht. Nur daß er mit geſchloſſenen Augen manchmal die Hand ausſtreckte, um die Taſſe zum Munde zu führen. Die Rauchwolken, die er von ſich blies, wurden größer oder kleiner, je nach dem ſchnelleren oder langſameren Takte meines Spieles. — Als ich endete, richtete er ſich auf, ſah mir ſtarr ins Geſicht und ſagte nichts als: Aha, ſo ſo?

Wie ein Echo wiederholte der Horniſt: Aha — dann fügte er, wie vor ſich hinſprechend, bei: Das iſt die höhere Muſik —

ſo zu ſagen die muſikaliſche Muſik — mehr Harmonie als Melodie — was man ſo heißt Generalbaß und Kontrapunktmuſik — die ſchwere, die gelehrte, die gelernte Muſik.

Schweig! herrſchte ihm der Direktor zu, ſchweig und geh. — Gehorſam ergriff der Horniſt ſein Inſtrument und ſeinen Hut und entfernte ſich. Herr Nikolaus Vogel ſtand auf, nahm mir die Geige aus der Hand und fing ſelber zu ſpielen an. — Nach den erſten Strichen erkannte ich den alten Meiſter. Der Mann war wie verwandelt; aufrecht und ſtolz ſtand er da und ſtrich mit einer Kraft und Gewalt, die man von den zitternden Händen nicht erwartet hätte. — Derſelbe gebeugte und zitternde Greis, der vorhin mit gekrümmten Beinen im Zimmer herumſchlurfte, fing nun an, mit großen und feſten Schritten, immer ſpielend, im Zimmer auf und ab zu ſchreiten. Bald ſtürmiſch, bald ſanft und immer in den reinſten Tönen klang es aus der Violine, bis er mit einigen kräftigen Strichen endete. — Dieß, ſagte er, während er die Violine wieder in den Kaſten legte, dieß als Antwort auf Ihr Spiel. — Dann trat er auf mich zu, legte die Hand auf meine Schulter und ſagte: Jetzt erklären Sie mir, warum Sie in den Kreuzer-Verein aufgenommen ſein wollen! —

Mit kurzen Worten, denn ich ſah, daß er mich ſchnell verſtand, erzählte ich ihm, welche Erfahrungen ich ſchon in Wien gemacht. Mit dem Kopfe nickend, als wollte er ſagen: Das alles iſt mir bekannt, ging er während meiner Erzählung in der Stube auf und ab. Als ich geendet hatte, blieb er vor mir ſtehen und rief, während er mich an der Hand faßte: Lieber Freund, ſo iſt es mir von früheſter Jugend bis ins ſpäte Alter gegangen; hätte ich nicht eine Tochter beim Ballet, ich wäre längſt verhungert. Ich kann nichts für Sie thun, als daß ich Sie in die erſte Klaſſe des Vereins einſchreibe. Da werden Sie doch etwas mehr gewinnen und wenigſtens nicht gezwungen ſein, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus zu ziehen. Meine Muſiker der erſten Klaſſe ſchicke ich nur in anſtändige Häuſer, wenn ein Quartett oder ein kleines Orcheſter für Hausbälle von mir verlangt wird. Gibt es einen luſtigen Winter, ſo werden Sie auch ſchönes Geld verdienen und können es bei einiger Sparſamkeit, und wenn Ihnen das Glück wohl will, ruhig abwarten, bis Sie in der Kunſtwelt eine Stellung erringen, die Ihr Talent verdient. Oh, möge es bald ſo kommen! rief er mit Inbrunſt aus — wie viele edle und ſchöne Talente ſah ich zu Grunde gehen! Ein gütiger Gott möge Sie vor meinem Schickſale und dem Schickſale ſo vieler Anderen behüten!

Er warf ſich in den Lehnſtuhl zurück und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Traurige Erinnerungen ſchienen an ihm vorüberzuziehen, und meine eigene Lage vergeſſend, fühlte ich nur inniges Mitleid mit dem, wie es ſchien, verfehlten und ſchmerzenreichen Leben des alten Mannes. Ich wollte ihn durch Zureden wieder aufrichten; aber das that nicht noth, er war gewohnt, ſich den traurigen Gedanken ſelber zu entreißen, und bald ſetzte er mir wieder mit Heiterkeit aus einander, wie er nach Kräften für mich ſorgen wolle. Es war mir, als hätte ich einen mächtigen oder wenigſtens treuen Beſchützer gefunden, und als dankbarer Freund ging ich von dem ſonderbaren Alten, der mich ſo mürriſch und abſchreckend empfangen hatte.

6.

Der Alte hielt Wort. Er machte mich zum Chef eines kleinen Orcheſters, das je nach Bedürfniß oder Beſtellung aus ſechs, acht oder zehn Muſikern beſtand und mit dem ich in den beſten Häuſern bei Soireen und Bällen aufſpielte. Selten verging eine Woche, ohne daß ich drei bis vier Mal hätte ausziehen müſſen; die Einkünfte floſſen ziemlich reichlich, und ich lebte mit einiger Beſchränkung ohne Sorgen. Ich war meinem Chef auch dankbar, indem ich ihn in ſeiner räucherigen Stube oft beſuchte, ſeine Geſchichten aus alter Zeit anhörte, mit ihm muſizirte und ſeine Tochter Roſa, die Ballettänzerin, lobte. Ich konnte das mit gutem Gewiſſen und ohne die geringſte Schmeichelei. Roſa war außerordentlich ſchön und eines der beſten, wenn auch wunderlichſten Geſchöpfe der Welt. Ihr Vater, der ihr in Allem nachgab und zu ihren Thorheiten nur lachte, erhielt ſie auf dieſe Weiſe in einer Kindlichkeit, die dieſe Thorheiten, trotz ihrer neunzehn Jahre, natürlich und paſſend erſcheinen ließ. Ihr ſchlanker Leib war bei aller Zartheit von einer außerordentlichen Beweglichkeit, die ſich ununterbrochen äußerte und über die man erſtaunt geweſen wäre, wenn man ſie nicht über die angeborene Anmuth, die bei jeder Bewegung zum Vorſchein kam, vergeſſen hätte. Leib und Seele waren bei ihr, ſo zu ſagen, zu Tanz geworden, und ihr angeborener muſikaliſcher Sinn hatte danach eine eigenthümliche Richtung genommen. Man konnte nicht ſagen, daß ſie die Muſik hörte, ſie ſah vielmehr jeden Ton oder Akkord als Pas, Entrechat, Pirouette, Sprung, Stellung u. ſ. w. verkörpert. Sie konnte keine Muſik, von welcher Art immer, anhören, ohne in Bewegung zu gerathen, und ſo tanzte ſie auch Alles; ſie tanzte Lieder und Sonaten und hätte ein Oratorium tanzen können. Wenn ich mit ihrem Vater muſizirte, kam ſie gewiß immer in die Stube, und ich ſah durch den Tabaksqualm, wie ſie im Hintergrunde ſich hin und her neigte, wie eine Feder in die Luft ſprang oder herüber und hinüber ſchwebte, ohne daß ihr Schritt gehört wurde. Bei allem kindiſchen Weſen betrieb ſie ihre Kunſt mit Sinn und Ernſt. Stundenlang verweilte ſie in der Galerie des Belvedere, um an den Bildern der alten Meiſter ſchöne Attituden zu ſtudiren, die ſie dann zu Hauſe, oft zum größten Erſtaunen des Publikums in der Galerie ſelbſt nachahmte. Sie trug ſich auch mit einem großen, einem reformatoriſchen Gedanken; ſie wollte nämlich, wenn ſie zu Ruhm und Einfluß gelangt wäre, den häßlichen kurzen Steifrock der Tänzerinnen ausrotten und ihn durch ein langes, weiches Gewand mit Faltenwurf erſetzen. Sie wußte nicht, daß ſie da einen antiken Gedanken hatte.

Ich hatte ihr von Thereſen geſprochen, und ſie wünſchte ſie kennen zu lernen. Vom erſten Beſuche, den ſie in meiner Geſellſchaft in dem ſtillen Haushalt machte, bekannte ſie eine außerordentliche Verehrung für die edle und ſanfte Dulderin, die ſie mit Freundlichkeit empfing und mit der Milde einer älteren Schweſter zu ihrem exzentriſchen Weſen lächelte. Roſa kam oft wieder und überhäufte Thereſen mit allerlei Geſchenken, Theater-Billetten, Blumenſträußen und anderen Kleinigkeiten, die ſie ſich zu verſchaffen im Stande war. Mit großen Augen betrachtete ſie das ruhige Walten der „weiſen Perſon", wie ſie Thereſen nannte, und wurde in deren Gegenwart ſelbſt ruhiger und maßvoller. Nur an den muſikaliſchen Abenden war es ſchwer, mit ihr auszukommen. Mit dem erſten Tone fuhr der Tänzergeiſt in ſie, und der Kampf, der in ihr entſtand, indem ſie tanzen und ihre Luſt aus Rückſicht für Thereſen und die Fremden unterdrücken wollte, brachte ſie zu ſo komiſchen Geberden und Bewegungen, daß ſämmtliche Muſiker oft mitten im Spiele mit Gelächter abbrechen mußten. Sie fand ein Auskunftsmittel, indem ſie mit Beginn der Muſik in die zweite Stube ſprang, die Thür leiſe anlehnte und ſich nun in der Einſamkeit ihrer Luſt hingab. Wenn man die Thür öffnete, fand man ſie in einer heroiſchen oder ſentimentalen Stellung, oder auch maleriſch aufs Sopha hingegoſſen, je nach dem Finale des eben beendeten Muſikſtückes.

Dieſe kleine Welt, in welcher Roſa tanzte und Thereſe ſchweigend ihr Kreuz und die Sorge einer ganzen Familie trug, bildete einen ſchreienden Kontraſt mit jener rauſchenden, glänzenden, großen Welt, die ich nun in Folge meines neuen Standes über die Schranken meines kleinen Orcheſters hinweg beobachtete, aus deren Schimmer ich mich oft in das Dämmerdunkel von Thereſens Stube zurückſehnte, und in der ich doch, wie es einen Augenblick den Anſchein hatte, beſtimmt war, mein Glück zu machen. Um meine neue Beſchäftigung auf eine Weiſe mit meinen Neigungen in Einklang zu bringen und die Leere, die ſie meinem Gemüthe ließ, auszufüllen, komponirte ich manches der Situation Angemeſſene, was mein kleines Orcheſter leicht einübte, und das zur Eröffnung von Bällen, während der Tafel oder in den Ruheſtunden um Mitternacht aufgeſpielt wurde. Ein ſolche Kompoſition ließ ich eines Nachts bei der Gräfin P. erklingen, während die Geſellſchaft, ohne ſich viel um uns zu kümmern, plaudernd und lachend, vom Tanze ausruhend, in den weiten und prächtigen Sälen hin und her wogte. Nur ein junger Mann ſchien uns während dieſer Zeit einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen. Leiſen Schrittes ging er vor dem kleinen Orcheſter, das man für uns errichtet hatte, auf und ab und zeigte, indem er bald horchend ſtehen blieb, bald wieder im Takte weiter ſchritt, daß er ſich für die Muſik intereſſirte. Während eines kleinen Solo's, das ich zu meinem eigenen Vergnügen angebracht hatte, ſchlug er die Arme über der Bruſt zuſammen, ſah mich prüfend an und horchte mit offenbarer Theilnahme. Kaum hatte ich geendet, als er mit einem ſchnellen Schritte an mich herantrat und: Bravo, Braviſſimo! das iſt ja ganz vortrefflich! ausrief. Er fragte mich nach dem Kompoſiteur des Stückes, und da ich mich ſelber nannte, überhäufte er mich mit den herzlichſten Komplimenten und knüpfte Bemerkungen daran, die mir zeigten, daß ich einen kunſtverſtändigen Mann vor mir hatte. Mit Einem Male wandte er ſich um und eilte in das Gedränge zurück, während welcher Zeit mir einer meiner Kollegen ſagte, daß dieſer Herr der Graf R., einer der kunſtſinnigſten Ariſtokraten, einer der wenigen Mäcenaten der Reſidenz ſei. Nach einigen Minuten kam der Graf zurück und forderte mich im Namen der Frau vom Hauſe auf, das Orcheſter auf eine halbe Stunde zu verlaſſen und der Geſellſchaft ein kleines Konzert zu geben. Gern, aber etwas aufgeregt, folgte ich ihm in den zweiten Saal, wo er ſich ans Klavier ſetzte und ſich bald ein großer, dichter Kreis um uns bildete. Er ſtellte eine Sonate für Klavier und Geige vor ſich und fragte, ob mir das Stück recht ſei. Es war eine meiner Lieblingsſonaten, und ich bat ihn, nur vorwärts zu gehen. Noch nie hatte ich vor einem ſo glänzenden Publikum geſpielt, noch nie hatten ſo viele Augen ſchöner und glänzend geputzter Damen auf mir geruht, und vielleicht nie hatte ich ein Gemach geſehen, das wie dieſer Salon

Anmuth und reiches, glückliches Behagen athmete. Alles Das, ich geſtehe meine bürgerliche Schwachheit, wirkte aufregend auf mich, und ich ſpielte vielleicht mit mehr Feuer und Begeiſterung, als gewöhnlich. „Vortrefflich!“ „Ausgezeichnet!“ „Magnifique!“ ſcholl es da und dort aus dem Publikum. Als wir geendet, rauſchender Beifall. Eine Dame drängte ſich vor und wollte ebenfalls etwas mit mir ſpielen. Während dieſes Stückes hörte ich oft das Bravo des Grafen und bemerkte, wie er, ſich zu Dem und Jenem wendend, ſagte: Oh, das iſt ein Künſtler! Am Schluſſe überhäufte er mich aufs Neue mit Komplimenten, welchem Beiſpiele das ganze Publikum und die Dame des Hauſes glaubten folgen zu müſſen. Oh, rief der Graf der Dame vom Hauſe zu, dieſen Künſtler müſſen wir Helenen empfehlen, ſie wird uns dankbar ſein. — Allerdings, thun Sie das, lieber Graf, antwortete die Frau vom Hauſe. Er führte mich wieder in den erſten Salon, und in der Nähe des Orcheſters mit mir auf- und abgehend und während er etwas auf eine Karte ſchrieb, ſagte er: Sie ſind nicht an Ihrem Platze. Ich kenne das Künſtlerleben zu gut, um nicht zu wiſſen, wie oft Schickſal und Talent in Disharmonie ſind. Leider muß ich noch heute, ſobald ich dieſes Haus hier verlaſſe, in Geſchäften meines Amtes (er war Sekretär der Geſandtſchaft in London) abreiſen, ohne zu wiſſen, ob ich vor Jahren wieder nach Wien zurückkehre. Bliebe ich hier, ich würde mich bemühen, Ihnen eine Stellung zu verſchaffen, die Ihres Talentes würdig wäre. Aber — hier übergab er mir die Karte — ich empfehle Sie der Gräfin Helene Caroli, einer ausgezeichnet talentvollen Dame, welche Talente wie Sie zu ſchätzen weiß; ich kann Sie unmöglich in einem beſſeren Schutze zurücklaſſen.

In jedem ſeiner Worte, in ſeinem Tone ſprach ſich ſo viel Wohlwollen aus, daß es mir leid that, als er mich verließ und als ich, hinter die Schranken meines Orcheſters zurückgekehrt, bemerkte, daß er von der Dame des Hauſes und den Gäſten Abſchied zu nehmen anfing. Aus dem Saale und am Orcheſter vorübergehend, ſchickte er mir noch einen freundlichen, faſt vertraulichen Gruß zu, daß es mir war, als ob mein Schutzgeiſt von mir ginge. Meine Kollegen im Orcheſter ſchienen auf meinen Erfolg etwas neidiſch; wenigſtens machten ſie allerlei Bemerkungen, die ſo klangen. Der Eine meinte, die Herren und Damen laſſen ſich gern unterhalten; das ſei aber auch Alles. Ein Zweiter bemerkte, von ſolchen Triumphen könne man nicht leben, und ſie ſeien nur geeignet, von der ſoliden Bahn abzubringen. Der Baſſiſt brummte, bei all Dem werde man uns keinen Pfennig mehr bezahlen, als ausgemacht ſei, und nicht einmal, anſtatt des ſchlechten heurigen, beſſeren Wein vorſetzen. Wahr iſt es, daß ſich ſeit Abgang des Grafen keine Seele um mich oder das Orcheſter bekümmerte. Man tanzte wieder, und ich war aus einem Künſtler wieder zu einem Tanzmuſikanten herabgeſunken, und die Schranken des Orcheſters waren wie vorher eine unüberſchreitbare Gränze zweier Welten.

Gräfin Helene Caroli empfing mich mit großer Freundlichkeit. Als Künſtler und als Empfohlener eines lieben Freundes war ich ihr, wie ſie ſagte, doppelt willkommen, und ſie hoffte, daß wir ſchöne und genußreiche Stunden mit einander verleben und daß ſie in ihrer Einſamkeit viel von mir lernen werde. Sie lud mich ein, bald wieder zu kommen, und bat mich, von Zeit zu Zeit, wenigſtens ein oder zwei Mal die Woche, mit ihr zu muſiziren.

Thereſe jubelte, als ich ihr von den neuen Protektionen erzählte. Ich ſehe, ſagte ſie voll Freude, wie Recht ich hatte. Längſt hätte ich Ihnen in meinen Kreiſen ſchon hier und da eine Lektion verſchaffen können; aber ich wollte es nicht. Ich bin eine Lehrerin letzten Ranges und wollte Sie nicht in meine Sphäre herabziehen, da die Leute ſelten nach dem Talente, aber immer nach der Region fragen, in der man beſchäftigt iſt. Einmal in eine niedere Sphäre gerathen, iſt man darin gebannt, ohne durch Jahre, vielleicht durch das ganze Leben höher empor ſteigen zu können. Darum wollte ich nicht, daß Sie in die Welt meiner Gewürzkrämer und ehrgeizigen Hausmeiſter gerathen.

Thereſe und die Freunde prophezeiten mir eine glänzende Zukunft, da die Gräfin Helene allgemein als eben ſo gütig und wohlwollend, denn als einflußreich gerühmt wurde.

7.

Ich muß hier auf die erſte Zeit meines Wiener Aufenthaltes und auf eine Bekanntſchaft zurückkommen, die ich gleich Anfangs bei Thereſen machte. Der treueſte Beſucher ihrer Abende war Alexis, ein Freund ihres Bruders Raphael, der mit ihm in Einem Atelier gearbeitet hatte. Wir ſind gewohnt, nach alten Traditionen von Michel Angelo bis auf Thorwaldſen, nach ihrer Beſchäftigung mit dem Schönen, nach ihrer Arbeit, welche Marmor, Granit und Porphyr bewältigt, uns die Bildhauer als ſchöne und kräftige Geſtalten zu denken. Deſto überraſchter war man, wenn Einem der Bildhauer Alexis vorgeſtellt wurde. Die Natur hatte ihn grauſam vernachläſſigt; er war auffallend klein und bedeutend verwachſen. Der Rücken wölbte ſich ziemlich hoch empor, und die Ohren berührten die Schultern. Der Kopf ſchien wie durch ein Verſehen auf dieſen mißgeſtalteten Körper gerathen zu ſein und trug durch ſeine Schönheit nur dazu bei, auf dieſen aufmerkſam zu machen; eben ſo wie die Mißgeſtalt die Schönheit des Kopfes mehr auffallend machte. Unter einer prächtigen Stirn glühten zwei ſchwarze und geiſtvolle Augen und herrſchte eine ſchön gebogene Römernaſe. Ein Ausdruck von Ironie, der immer um die etwas dicken Lippen ſchwebte, erhöhte noch das Geiſtreiche des Ausdruckes, der, wenn ein Lächeln hinzu kam, ſogar überaus liebenswürdig und einnehmend erſcheinen konnte. In Geſellſchaft war er ſchüchtern und hielt ſich immer ſtill in einem Winkel. Sprach er aber, ſo waren ſeine Worte ſtolz und ſcharf. Man mußte ſchon ziemlich gut bekannt mit ihm ſein, um von ihm freundlich angeſprochen zu werden. Für Thereſen hatte er eine große Neigung, und ſie liebte ſeine Beſuche, weil er ihr von dem fernen Bruder ſprach, an dem er mit einer begeiſterten Freundſchaft hing. Er ſchätzte Raphael höher, weil er ſich für den Handel untauglich erwieſen und betrachtete ihn als einen Märtyrer.

Trotz ſeinem menſchenſcheuen Weſen ſchloß er ſich zur Verwunderung Aller, die ihn kannten, bald und ſehr enge an mich an. Oft, wenn wir ſpät in der Nacht von Thereſen gingen, forderte er mich auf, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen, und Stunden lang wanderten wir unter den Bäumen am Joſephs-Kanal auf und nieder. Da erfuhr ich denn, was in dieſer ſo ſchlecht eingehüllten Seele vorging. Er hatte einen großen Begriff von ſeinem Talente und träumte von ungeheuren Erfolgen, von Ruhm und Glanz. „Wie Cäſar für ſeinen kahlen Kopf,“ ſagte er einmal, „ſo brauche ich den Lorbeer für meinen Buckel. Einen Wald von Lorbeern,“ rief er, „um mich ganz darin zu verſtecken!“ Es war ſeine Schwäche, über ſeine Mißgeſtalt zu ſprechen, als hätte er den Gedanken Anderer zuvorkommen wollen. So ſagte er ein anderes Mal: „Je weiter man vom Idealen entfernt iſt, deſto größer iſt der Drang danach, und deſto mächtiger entfaltet ſich der Sinn dafür; ich hoffe darum, ſehr Bedeutendes zu leiſten.“ Er ſprach auch viel von Rom und Italien und der Reiſe, die er demnächſt dahin antreten wollte; aber man ſah ihn niemals Vorbereitungen dazu treffen, obwohl ſie ihm bei dem ſchönen Vermögen, deſſen Herr er war, leichter geworden wäre, als den meiſten Künſtlern. Die Freunde Thereſens, die ihn ſeit längerer Zeit kannten und beobachteten, waren der Meinung, daß er ſich Thereſens wegen von Wien nicht trennen könne.

Eben um die Zeit, als mich der alte Nikolaus Vogel in ſeinen Verein aufnahm, lud mich Alexis ein, bei ihm, das iſt in ſeinem Atelier, zu wohnen. „Sie werden Muſik machen. Ich werde dabei modelliren und ſo bei Muſik, wie Leonardo da Vinci, unſterbliche Werke ſchaffen.“ Der Gedanke gefiel ihm ſo ſehr, daß er dringender wurde, und da mich auch Thereſe aufmunterte, der Einladung zu folgen, um den guten Alexis nicht ſo ganz einſam zu laſſen, ſo trug ich meine kleinen Habſeligkeiten in das faſt am Ende der Vorſtadt gelegene Atelier hinüber. Es war das ein ziemlich großes hölzernes Gebäude, das aus einem einzigen Gelaß und einer kleinen Nebenkammer beſtand. Rings umher an den Wänden und auf Schränken hingen und ſtanden die Gypsabgüſſe von antiken Bruchſtücken und ganzen Statuen. Dazwiſchen die Masken berühmter Menſchen. In Schränken und in Winkeln ſtanden in zahlreichen Exemplaren in Gyps oder in gebranntem Thon Alexis' eigene Werke: Basreliefs und Statuen, die er, man wußte nicht, zu welchem Zwecke, vervielfältigen ließ. Man brauchte kein beſonderer Kenner zu ſein, um gleich einzuſehen, daß dieſe Werke der Vollendung noch ziemlich fern ſtanden. Sonderbarer Weiſe hatten ſeine Geſtalten ſämmtlich eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ihm ſelbſt; ihre Rücken, nackte wie verhüllte, waren zu ſehr gekrümmt, die Schultern zu hoch, die Hälſe zu kurz. Alexis hatte, wie ich mich oft überzeugen konnte, für dieſe, obwohl auffallenden Fehler kein Auge, und er begriff nicht, warum manche von dieſen Statuen, die er ausgeſtellt hatte, keinen Anklang gefunden. Nur in der letzten Ausſtellung hatte eine Arbeit von ihm großes Aufſehen erregt — es war dieß eine Aeſop-Büſte, die er in einem Anflug von Selbſt-Ironie modellirt und mit einem Ausdruck von Humor und Wehmuth ausgeſtattet hatte. Aber der Erfolg ärgerte ihn, und er zog die Büſte nach einigen Tagen zurück und hat ſie weder verkauft, wie ihm angeboten war, noch nach ſeiner Gewohnheit in Gyps vervielfältigen laſſen. Selbſt aus ſeinem Atelier war ſie verſchwunden. Nur eine Arbeit fand ich in ſeinem Atelier, an der nichts zu tadeln geweſen, und dieſe war ein Basrelief, welches, man konnte ſich nicht irren, das Portrait Thereſens darſtellte. Es gab nicht nur ganz und gar die Züge des Originals, es gab auch die ganze Milde wieder, und es war nichts Fremdes an dieſem Bilde, als der Lorbeerkranz, den er Thereſen etwas theatraliſch aufgeſetzt hatte. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen, dieſes Bild und auf dieſe Weiſe zu modelliren, und er antwortete etwas verlegen und wie im halben Scherze: „Reine Spekulation! Thereſe muß ja doch früher oder ſpäter eine berühmte Künſtlerin werden, und da will ich ihr Bild im rechten Zeitpunkte gleich bereit haben.“

Aber die Andacht, mit der er oft das Bild betrachtete, und die Gewohnheit, ſich im Arbeiten zu unterbrechen, um wie Begeiſterung ſchöpfend vor das Bild zu treten, ſtraften ihn Lügen, obwohl das Basrelief in der That wie in einem Magazine in zahlreichen Exemplaren da war. Auf ſolche Vervielfältigungen und auf den Ankauf antiker Abgüſſe verwandte er den größten Theil ſeiner Einkünfte. Man kann ſagen, daß er ſonſt keine Ausgaben, keine Bedürfniſſe hatte.

Der kleine blecherne Ofen, der immer geheizt war, um die Thonmodelle zu trocknen, diente ihm zugleich als Küche; derſelbe Topf, in welchem den ganzen Tag hindurch das lehmige Waſſer zum Modelliren ſtand, wurde Abends gebraucht, um Kartoffeln oder ein anderes beſcheidenes Gemüſe zu kochen, und oft wurde die konkave Seite der Larve irgend eines berühmten Kopfes als Schüſſel verwendet. Wie ſonderbar mir auch Anfangs dieſe Künſtlerwirthſchaft erſchien, da ich noch alle aus einem geordneten Haushalt mitgebrachten Vorurtheile hatte, ſo fand ich mich doch bald darein, wohl erkennend, wie ſehr dieſes philoſophiſche Leben zu meinen Umſtänden paßte. Alexis wurde mein Lehrmeiſter in der Genügſamkeit, und ich hatte mein Leben lang Urſache, ihm dafür zu danken, ſelbſt damals, als meine Freunde von meinen neuen ariſtokratiſchen Verbindungen Großes für mich hofften.

Der Kontraſt zwiſchen dem Leben im Atelier und den Stunden bei der Gräfin Helene war groß. Sie bewohnte auch im Winter eine Villa am Rennwege, die, obwohl nur aus einem Erdgeſchoſſe beſtehend, doch palaſtartige Pracht entfaltete. Mit zwei Seitenflügeln und einem hohen Gitter bildete ſie vorn einen ſchönen Hof, während zwei andere Flügel rückwärts in den Garten liefen und ein großartiges Gewächshaus, das unmittelbar an den Salon ſtieß, umgränzte. Ja, die ganze Villa hatte etwas von einem Gewächshauſe; in allen Salons und Zimmern ſtanden ſüdliche Bäume, Blüthen, Blumen aus allen Zonen und wanden ſich Epheu, Lianen und andere Schlingpflanzen von Wand zu Wand. Mitten im Winter hatte man hier ein großes Stück Frühling, zu dem die Lenze aller Länder ihr Schönſtes beiſteuerten. Aus dem Grün der Pflanzen blickten überall ſchöne Bilder und Statuen; im Schatten der Orangen- oder Palmenbäume ſtanden eben ſo geſchmackvolle als bequeme Möbel, und zu dieſer ganzen ſchönen Welt paßte die hohe und edle Geſtalt ihrer Beſitzerin. Durchſchritt ich dieſe duftenden und blühenden Räume, oder ſaß ich zwiſchen Fächerpalmen neben der ſchönen Gräfin am Klavier, ſo war es mir, als wäre ich durch weite, weite Meilen von der Welt getrennt, zu der ich eigentlich gehörte.

Die Liebenswürdigkeit der Gräfin machte, daß ich mich daſelbſt bald heimiſch fühlte und mit dem erſten Schritt in dieſe Salons alle Sorgen, die mich draußen erwarteten, vergaß. Erſt wenn ich ſie verließ, erinnerte ich mich, daß mich dieſe Protektion im gewöhnlichen und gemeinen Leben nicht im Geringſten förderte. Aus dem anfänglich unordentlichen Muſiziren wurden nach und nach regelmäßige Muſikſtunden, und ich konnte die ſchöne und glänzende Helene als meine Schülerin betrachten und danach behandeln. Ihr aber ſchien es nicht im Geringſten in den Sinn zu kommen, daß ein Künſtler, als der ich ihr empfohlen war, auf irgend welche Weiſe ſeine Kunſt zu Broderwerb erniedrigen könne. Als ich ſie einmal bei näherer Bekanntſchaft erſuchte, mir doch in ihrem Kreiſe eine oder die andere Unterrichtsſtunde zu verſchaffen, antwortete ſie faſt mit einem Ausdruck von Bewunderung: „Sie ſind doch ein edler Menſch und wollen als ein Apoſtel der Kunſt ihr immer neue Jünger zuführen!“ — Da ſie aber in ziemlicher Einſamkeit lebte, ſo blieb es bei dieſer Bewunderung, ohne daß ſie etwas zur Förderung meines Apoſtelthums gethan hätte. Vielleicht glaubte ſie, mich in meinem edlen Streben zu unterſtützen, indem ſie mich einer ganzen Schaar junger Mädchen ihres Kreiſes vorſtellte, mit denen ſie Chöre zu ſingen pflegte, und indem ſie mir die Leitung dieſes weiblichen Chores anbot. Ich nahm gern an, und die jungen Damen klatſchten vor Freude in die Hände. Nun wurden auch zu dieſen Uebungen gewiſſe Stunden feſtgeſetzt, und da die Damen in der That ſehr eifrig waren und die ſchönen Chöre, ſo wie die Sängerinnen, ſich in dieſer blühenden Welt ganz vortrefflich ausnahmen und ich von meinen Jüngerinnen förmlich auf Händen getragen wurde, ſo hatte ich manchen ſehr äſthetiſchen Genuß und verlebte manche angenehme Stunde. Als einmal eine der jungen Damen einen Nonnenchor aus dem ſechzehnten Jahrhundert mitbrachte, den man in der Bibliothek ihres Vaters entdeckt hatte, und ich ſie auf manches Eigenthümliche in dieſen alten Kompoſitionen aufmerkſam machte und bei dieſer Gelegenheit manche Namen alter Meiſter nannte, die ſie nie gehört hatten, bat man mich allgemein, Näheres und Weitläufigeres über dieſen Gegenſtand mitzutheilen, und bald kam man auf den Gedanken, daß Geſchichte der Muſik eine ſehr angenehme und nützliche Beſchäftigung wäre. Die unmittelbare Folge war, daß man mich bat, wöchentlich wenigſtens einen Abend der Geſchichte der Muſik zu widmen. Der Abend wurde beſtimmt, und ich hatte nicht nur im Hauſe der Gräfin Helene, ſondern auch im Atelier, wo ich mich für dieſe Stunden vorbereitete, eine Beſchäftigung mehr. Gräfin Helene war mir für alle dieſe Anſtrengungen ſehr dankbar; ſie behandelte mich wie einen Freund, ſie lud mich zu ihren kleinen Diners, und ſo kam es, daß ich manchmal an der ausgeſuchteſten Tafel ſchwelgte, während ich Tages vorher und Tags darauf mit Alexis aus der Maske Napoleons oder Heinrichs IV. Kartoffeln eſſen mußte. Alexis machte über dieſe Abnormitäten ſeine ſarkaſtiſchen Bemerkungen und prophezeite mir, daß es durch Wochen noch ſo fortgehen werde, wie es ſchon ſeit Wochen gegangen, und er benutzte ſolche Gelegenheit zu Strafpredigten, daß ich mich auf Leute verließ, die von der eigentlichen Welt und ihren Bedürfniſſen keinen Begriff hätten und die Kunſt als frivoles Vergnügen und Zeitvertreib behandelten. Er forderte mich auf, ſeinem Beiſpiele zu folgen, mich in künſtleriſcher Einſamkeit abzuſchließen und die Zeit abzuwarten, bis ich durch die Gewalt der Kunſtvollendung die Menſchen zwänge, zu mir zu kommen, und meine Bedürfniſſe, um dieſen Zweck zu erreichen, auf das Kleinſte zu reduziren. Seine Strafpredigten wurden ſchärfer und ſarkaſtiſcher, als im Gegentheil in Folge der Einladungen der Gräfin Helene meine Bedürfniſſe nur wuchſen. Ihre kleinen Diners zwangen mich, für Handſchuhe, weiße Kravatten, Glanzſtiefel und bei ſchlechtem Wetter für Fiaker Summen auszugeben, die ich im Laufe vieler Nächte als Tanzmuſikus im Schweiße meines Angeſichtes und auf Koſten meines Schlafes erwarb. Ja, ſelbſt dieſer Erwerb wurde mir geſchmälert, indem mich Gräfin Helene durch ihre Liebenswürdigkeit zwang, Abende bei ihr zu verbringen, die ich durch die Güte des Direktors des Kreuzer-Vereins praktiſcher hätte verwerthen können. Alexis hatte Recht. Gräfin Helene gehörte zu jenen Damen, die wie Marie Antoinette fragen, warum das Volk, wenn es kein Brod hat, nicht Kuchen eſſe. Von Armuth, von erdrückendem Kampfe mit täglicher Noth hatte ſie nicht die geringſte Vorſtellung, und ich fing an, einzuſehen, daß ſie mich zu beleidigen fürchten würde, wenn ſie mich anders als mit Liebenswürdigkeit für Zeit und Mühen zu belohnen gedächte.

So ging der Winter vorbei, und dieſe Periode, die für mich ſo erfolgreich zu werden verſprochen, endete mit größerer Noth, indem ich mich für Gräfin Helene und ihre Abende in Schulden geſtürzt hatte. Der Frühling kam heran; Gräfin Helene ſprach von einer bevorſtehenden Reiſe, die jungen Damen bereiteten ſich, aufs Land zu gehen, und unſere Stunden ſollten bald beſchloſſen werden. Mit Bedauern ſprachen ſie über das plötzliche Abbrechen des ſo lehrreichen Unterrichtes, und es ſchien, als ob die ſarkaſtiſchen Bemerkungen Alexis doch Lügen geſtraft werden ſollten. Ich bemerkte, daß die Damen ſich vielerlei ins Ohr zu ſagen hatten, daß Geheimniſſe da waren, in die ich nicht eingeweiht wurde, und daß man offenbar etwas Großes für mich bereitete.

Der Tag des Abſchiedes kam heran. Ich wurde auf gewiſſe

Stunden beſtellt und mit vieler Herzlichkeit empfangen. Man ſprach von der Hoffnung eines freudigen Wiederſehens im nächſten Winter, von der Dankbarkeit für den genoſſenen Unterricht und lud mich endlich ein, in einen Neben-Salon zu treten. Da waren auf einem Tiſche zwanzig Bände Muſikalien, ſämmtlich in feinen Maroquin gehüllt und mit meiner Chiffre in Gold verſehen, zu einem Piedeſtal aufgeſtellt, auf welchem eine bronzene Kopie der antiken Euterpe ſtand. Rings um das Piedeſtal lagen Börſen, eine Kappe, ein geſticktes Gilet und andere ſehr koſtbare und geſchmackvolle Handarbeiten, mit den Karten der jungen Damen verſehen. Dazu eine kleine Rolle, welche ein Lobes- und Dankgedicht an den Meiſter enthielt. Die Geſichter der jungen Damen glänzten vor Freude und innerer Befriedigung, und ſie baten mich, dieſe Geſchenke als ein Andenken an ſie und als Zeichen ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Ich geſtehe, daß ich gerührt war, und daß mir dieſe Geſchenke für den Moment große Freude machten. Aber als ich nach Hauſe ging und mir ein Bedienter mit der ganzen Laſt folgte, wurde ich immer trauriger, und ich konnte nicht mitlachen, als mich Alexis mit großem Gelächter empfing.

Da, ſagte er, iß davon!

Als ich die Noten näher anſah, überzeugte ich mich, daß ich ſie ſämmtlich ſchon beſaß.

8.

Der Sommer kam; es grünte und blühte, aber ich ſah es nicht. Ich war in der Seele traurig. Nicht daß ich den Muth verloren, doch war ich um eine große Hoffnung ärmer, um eine Hoffnung, die mir geſchmeichelt und an die ich mich ſeit dem Eintritt in das Haus der Gräfin Helene ſo ſehr gewöhnt hatte, daß ſie ſo zu ſagen jedem meiner Gedanken zur Seite ging, und von der ſich nun meine Seele nur mit ſchmerzlicher Anſtrengung trennen konnte.

Ich ſah eine Laufbahn vor mir und auf dieſer Laufbahn Thereſen mir aufs Innigſte verbunden; ihrer herzlichſten Freundſchaft gewiß, hoffte ich, daß von ſolcher Freundſchaft zur Liebe nur ein kleiner Schritt ſei, ja, daß Thereſe dieſen Schritt ſchon gethan habe. Doch ſprach ich ihr nie von meiner Liebe. Sie hatte ſich ſo große und heilige Pflichten aufgelegt, daß es mir wie eine Sünde geſchienen hätte, ſie zu ſtören. So lange ſie noch in Mühſal arbeitete, trug und duldete, wollte ich ihr nicht von Gefühlen ſprechen, zu denen, wie ich mir in meiner traurigen Lage ſagte, nur der Glückliche berechtigt iſt. Nur wenn ich ihrem Leben Ruhe und Glück bringen konnte, wollte ich vor ſie hintreten und ſie mir für alle Zeiten verbinden. Damit war es nun aus.

Thereſe lächelte über meine Enttäuſchung, und da mich der Sommer, nachdem Bälle und Soireen aufgehört hatten, wieder in gänzlicher Hülfloſigkeit fand, war ſie es, die für mich ſorgte, — ſie, deren Mühen und Arbeiten zu lindern, ich ſeit ſo langer Zeit aufs Sehnſüchtigſte wünſchte. Jetzt, ſagte ſie, iſt nicht länger zu warten, und Sie müſſen nun einmal in meine Sphäre herabſteigen, vor der ich Sie ſo gern bewahrt hätte.

Durch ihre Vermittlung erhielt ich in einem Hauſe, in welchem ſie der Tochter Muſikſtunden gab, den Unterricht des Sohnes. Es war dieſes Haus, wie mich Thereſe auf dem Wege dahin unterrichtete, ein Parvenu-Haus. Der Vater, ſeit einigen Jahren todt, war ein Trödler geweſen, und man erzählte, daß er einſt eine alte Uniform aufkaufte, welche durch und durch mit Banknoten gefüttert war. Seit ſeinem Tode machte ſeine Frau ein großes Haus und gab ihren Kindern, immer mit etwas krämeriſcher Sparſamkeit dabei, eine glänzende Erziehung. Thereſe ſchärfte mir ein, daß ich die Dame nur als gnädige Frau anreden und von Tochter und Sohn nur als vom Fräulein und vom jungen Herrn ſprechen dürfe. Ich befolgte dieſe Anweiſungen und wurde gnädig aufgenommen.

Mein Schüler, ein vierzehnjähriger Junge, machte mir viel zu ſchaffen; er trieb ſchon ſeit mehreren Jahren Muſik und bildete ſich ein, einen ausgebildeten Geſchmack zu haben; was ich ihm immer vorlegte, mißfiel ihm; er wollte immer Glänzendes, Brillantes. Nach und nach hörte eigentlich aller Unterricht auf, und ich mußte mich nach dem Wunſche der Mutter und des Sohnes darauf beſchränken, mit dem Jungen gewiſſe Modeſtücke einzuüben, die er bald an einem Geburtstage, bald in einer Soiree, immer aber vor großer Geſellſchaft aufſpielen ſollte. Die Wahl der Muſikſtücke hing meiſt von der Mutter ab, die ſich dabei gewöhnlich nach den Muſikſtücken richtete, welche ſie in vornehmen Häuſern zu hören bekam. Je nach dem Beifalle, den der Junge erntete, wurde ich am Tage nach einem ſolchen Konzerte freundlich oder mürriſch behandelt. Wenn er durchfiel, hatte mein Schüler an meiner Unterrichtsweiſe immer viel zu tadeln und brachte er mancherlei über eine „veraltete, pedantiſche“ Schule vor. Ich ſah, daß hier Gewiſſenhaftigkeit nicht am Platze war und daß es ſich mehr darum handelte, den Jungen zu dreſſiren, als zu bilden, und ich ließ die Dinge gehen, wie ſie gingen. Thereſen bekam ich im Hauſe nur ſelten zu ſehen, da die Unterrichtsſtunden ſo eingetheilt waren, daß ich kam, wenn ſie ging; nur manchmal trafen wir uns auf der Treppe, wo wir kaum Zeit hatten, einander die Hand zu drücken.

Da begab es ſich, daß die Mutter unſerer Schüler im Hauſe eines Hof-Sekretärs von Bruder und Schweſter eine Sonate für Klavier und Violine aufführen hörte. Sofort verordnete ſie, daß ihre Kinder eine Sonate für Klavier und Violine einſtudiren ſollten. Ich war mit dieſer Verordnung zufrieden, da ich nun die Stunde mit Thereſen in Einer Stube zubringen konnte. Mehrere Tage arbeiteten wir mit unausgeſetztem Fleiße, da das Konzert in der nächſten Zeit dem Publikum vorgeführt werden ſollte. Aber die Arbeit wollte nicht fördern. Bruder und Schweſter waren nicht fähig, gleichen Schritt zu halten, und wir erlebten manche aufregende Szene voll Zank, Thränen und gegenſeitiger Vorwürfe. — Endlich erklärte der Bruder, er wolle ſeine Partie zuerſt einſtudiren, wenn Thereſe die Klavier-Partie übernehme. Bereitwillig ſetzte ſich Thereſe hin und gab ſich alle Mühe, den

Jungen in Takt zu bringen. Aber er war bald mit ihr eben ſo unzufrieden, wie mit ſeiner Schweſter. Er warf ihr vor, daß ſie das Muſikſtück nicht verſtehe, und ſuchte es ihr in einer langen Rede zu erklären. Geduldig und ernſthaft hörte ihm Thereſe zu und bat mich, da ich aufbrauſen wollte, durch einen Blick, ebenfalls ruhig zu bleiben. Dann wurde das Spiel wieder aufgenommen. Der Junge ſtampfte mit dem Fuße, Thereſe ſpielte ihm zu langſam.

Gut, ſagte Thereſe, beruhigen Sie ſich, ich werde ſchneller ſpielen.

Ich gab dem Jungen einen Verweis, hielt aber noch an mich, obwohl er mir mit Brummen antwortete und es längſt in meinen Adern kochte.

Thereſe und der Junge fingen wieder an; nach wenigen Takten ſtampfte er wieder mit dem Fuße, ſchlug mit dem Bogen aufs Klavier und ſchrie: „Das iſt zu ſchnell! Sie ſpielen es ja wie einen Walzer! Haben Sie denn gar keinen Begriff von Muſik und wollen eine Lehrerin ſein!“

Aber, Adolf! rief ſeine ſanftere Schweſter verweiſend.

Ich meinestheils hätte den Jungen in dem Augenblick erwürgen können; aber ich begnügte mich auf eine Handbewegung Thereſens mit der Drohung, daß wir ſofort abbrechen würden, wenn er ſich nicht mehr mäßigte. Thereſe mit ihrer himmliſchen Geduld ſaß lächelnd am Klavier und begann mit derſelben Ruhe wie vorhin, als ich, der ich mich vor Beide hinſtellte, um den Takt anzugeben, den Bogen erhob. Nach wenigen Minuten war Adolf wieder aus dem Takte. Mit einem Schlage auf das Pult wandte er ſich wüthend gegen Thereſe und ſchrie: „Das iſt nicht länger auszuhalten, Sie ſpielen ja wieder zu langſam! Sie ſind eine Gans!“

Schneller als der Blitz fuhr mein Bogen dem Jungen über den Schädel. Ich zitterte vor Aerger und war nicht im Stande, etwas Anderes als: „Du unverſchämter Junge!“ hervorzubringen.

Adolf ſtand einen Augenblick wie erſtarrt. Mit Einem Male aber erhob er ſeine Stimme und ſchrie auf das Fürchterlichſte; wie ihn ſeine Schweſter ſchreien hörte, ſtimmte ſie mit ein, und augenblicklich flog die Thür auf, und die Mutter ſtürzte in die Stube.

Um Gottes willen, was geht vor?! rief ſie, meine Kinder, meine Kinder!

Adolf deutete auf mich und ſchrie: „Er hat mich geſchlagen, wegen Thereſen hat er mich geſchlagen, er liebt ſie, er liebt ſie!“

Darauf ſtarrte die Mutter mit großen Augen wechſelweiſe bald mich, bald Thereſen an. Erſt nach einigen Sekunden gewann ſie die Sprache wieder, ſtemmte die Hände in die Seiten und rief: „Was! meine Kinder ſchlagen und Liebeleien in meinem Hauſe? Solches Volk wagt es, meine Kinder zu ſchlagen und in meinem Hauſe, vor den Augen meiner Kinder ſich zu lieben?!“

Ich weiß nicht, was ſie weiter vorbrachte; ich erinnere mich nur, daß ich meine Geige unter den einen und Thereſens Hand unter den anderen Arm nahm und unter Geſchrei und Schimpfen aus der Stube, die Treppe hinab und auf die Gaſſe rannte. Dort erſt, als mich Thereſe aufhielt, um ſich den Hut aufzuſetzen, kam ich zu einiger Beſinnung, war aber noch nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Schweigend rannte ich mit Thereſen weiter, bis ſie athemlos auf eine Bank des Glacis niederſank. Dort erſt ſahen wir einander an und brachen beide in herzliches Gelächter aus.

Dieſe Szene, ſagte ich noch lachend — mein ganzes Leben vergeſſe ich ſie nicht.

Sie waren zu heftig, ſagte Thereſe, und mögen dem Jungen einen tüchtigen Schlag verſetzt haben.

Meine liebe Freundin, erwiderte ich mit zitternder Stimme, konnte ich länger das unverſchämte Weſen dieſes kleinen reichen Menſchen mit anſehen? Er erſchien mir plötzlich als der Vertreter des geſammten hochmüthigen Unverſtandes, deſſen Härte und Rückſichtsloſigkeit ſo gern die Beſten und Edelſten verwundet und der deſto unverſchämter wird, je größere Milde und Geduld man ihm zeigt — wie Sie es zu thun pflegen. O, könnte ich überall und gegen ärgere Feinde Ihr Beſchützer ſein! Könnte ich Sie vor allen den Demüthigungen bewahren, denen Sie ſich mit ſo großer Selbſtverleugnung ausſetzen!

Thereſe ſah mich mit einem dankbaren Blicke an und legte ſchweigend ihre Hand in die meinige. Da fiel mir plötzlich ein, wie der Junge in ſeinem Grimm: „Er liebt ſie!“ ausgerufen und Thereſen ein Geheimniß verrathen, dem ich niemals Worte zu geben gewagt hätte. Ich wurde etwas verlegen und ſagte: Welche ſonderbare Gedanken ſo ein Junge ohne Scheu ausſpricht!

Thereſe errieth, was ich meinte. Sie ſtand auf, nahm meinen Arm und ſagte mit einem lieblichen Lächeln und mit zarteſter Unbefangenheit: Er hat mir nichts verrathen, was ich nicht ſchon wußte.

Ich drückte ihren Arm an mich, ohne auch nur eines Wortes fähig zu ſein. Schweigend gingen wir lange Zeit über das Glacis, bis ſich nach und nach unſere aufgeregten Gefühle auszuſprechen im Stande waren. Wir vergaßen die Welt und die traurige Gegenwart. Stundenlang wanderten wir auf und nieder, von einer ſchönen Zukunft ſprechend, und der Tag, der ſo ſtürmiſch begonnen hatte, war einer der ſchönſten meines Lebens.

9.

Indeſſen waren wir Beide um einen Theil unſerer Einkünfte ärmer. Wir hätten das leicht verſchmerzt, wenn jene Szene ohne weitere Folgen geblieben wäre. Dieß war leider nicht der Fall. Madame, die über mich höchſt empört war, erzählte in ihrem Kreiſe, der unglückſeliger Weiſe der Kreis war, in welchem Thereſe beſchäftigt wurde, daß Mademoiſelle, ihre Muſiklehrerin, mit ihrem Muſiklehrer in ihrem Hauſe vor ihren Kindern eine Liebſchaft angefangen und daß ſie deßwegen Beide abſchaffen mußte. Ein dienſtgefälliges Stubenmädchen verſicherte, mehrere Mal geſehen zu haben, wie ich Thereſen auf der Treppe geküßt hätte. Unglückſeliger Weiſe hatte ferner zur ſelben Zeit der Sohn einer Familie, in welcher Thereſe unterrichtete, den „Einfall“, ſich in die kleine blaſſe Muſiklehrerin zu verlieben, was man natürlich der blaſſen Muſiklehrerin, die man entließ, zum Verbrechen machte. Nach kurzer Zeit war die Redensart, daß man „ſo böſe Streiche“ der kleinen Perſon nicht zutrauen möchte, im ganzen Kreiſe gäng und gäbe. Man verfehlte auch nicht, ſich bei dieſer Gelegenheit daran zu erinnern, daß Roſa ins Haus kam, und man fand es natürlich, daß eine Perſon, die ſich, wie man ſagte, mit Leuten vom Ballet herumtrieb, ſolcher Streiche fähig ſei. Bald ſtand Thereſe ſo ſchwarz da, daß man es für Pflicht hielt, ihr überall in dieſem Kreiſe ihre Entlaſſung anzukündigen.

Unter ſo traurigen Umſtänden kam wieder der Winter heran. Thereſe verachtete das Gerede und hatte dafür höchſtens ein Achſelzucken. Aber ſorgenvoll für die nächſte Zukunft ging ſie in der Stube auf und nieder. Mir ſchnitt es ins Herz, wie ich ſie ſo traurig ſah, und als ſie ſich ans Klavier ſetzte, um durch heitere Töne die Sorgen für einen Moment zu vertreiben, rief ich verdrießlich aus: Laſſen Sie dieſes unpraktiſche Inſtrument! Ich wollte, Sie ſpielten die Harfe, dann wollte ich meine Geige nehmen und zu Ihnen ſagen: Kommen Sie, wir wollen als ganz gemeine Muſikanten durch die Welt ziehen, und Sie würden ſich überzeugen, daß wir geringere Sorgen hätten, denn als noble Muſiklehrer in der Reſidenz.

Thereſe hielt im Spiel inne und ſah mich aufmerkſam an. Der Gedanke, ſagte ſie, iſt vielleicht nicht ſo übel, als es ſcheint. Ich würde mich nicht einen Augenblick beſinnen, mit Ihnen, Ferdinand, als Harfeniſtin von Dorf zu Dorf zu wandern, und ſollte man dann noch hundert Mal ſchlechter als jetzt von mir ſprechen. Indeſſen iſt leider auch dieſer Plan des Winters wegen und weil ich nur Klavier und nicht die Harfe ſpiele, unausführbar.

Und es ſtand ein neuer König auf in Aegypten, welcher den Joſeph nicht kannte; das will ſagen: es kam ein neuer Direktor des Kreuzer-Vereins, welcher ſich um mich nicht kümmerte. Der alte Nikolaus Vogel nahm zärtlichen Abſchied von mir und zog mit ſeiner Tochter in eine Provinzial-Hauptſtadt, wo ſie unter guten Bedingungen als erſte Tänzerin engagirt war. Umſonſt hatte er mich ſeinem Nachfolger aufs Beſte empfohlen, ich genoß keines der Privilegien, die ich im vorigen Winter hatte und die ich wegen der Gräfin Helene nicht genug ausbeutete. Auch kam dieſe Dame, deren Protektion ich dieſen Winter beſſer und nützlicher verwenden wollte, nicht wieder. Sie hatte ſich in London mit dem Grafen N., dem Geſandtſchafts-Sekretär, verheirathet. So verſchwor ſich Alles, dieſen Winter ſo traurig als möglich zu machen.

Ich will bei dieſer trüben Zeit, bei der Schilderung von mancherlei Entbehrungen, von manchen Schmerzen, die mir der Anblick Thereſens verurſachte, nicht länger verweilen. Ohne die Freundſchaft Alexis', der ſein philoſophiſch karges Leben mit mir theilte, wäre ich ſchwerlich ohne öfteren Hunger über dieſe Zeit hinweggekommen. Denke ich an jene Periode, ſo ſehe ich mich entweder bei Alexis und mit ihm Kartoffeln ſpeiſend, oder Noten abſchreibend am Nähtiſche Thereſens. Sie hatte damals höchſtens zwei Unterrichtsſtunden in der Woche, die übrige Zeit ſaß ſie zu Hauſe und arbeitete Tag und Nacht mit der Nadel. Nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen, nie verrieth ſie die geringſte Ermüdung. Nur ſelten gab ſie ſich ein Feſt, indem ſie ſich für eine Stunde ans Klavier ſetzte. Bis um Mitternacht ſaß ich oft bei ihr und ſuchte ihr die Zeit durch Vorleſen zu vertreiben. Wenn ſie mit ihrer Aufgabe, die ſie ſich für den Tag geſtellt, zu Ende war, ſetzte ſie ſich zu mir aufs Sopha, und Hand in Hand, ſchweigend oder plaudernd, ließen wir die Stunden an uns vorüberziehen. Es waren das die einzigen Lichtblicke des Glückes in jenen traurigen Verhältniſſen. Aber auch dieſe wurden mir manchmal verdunkelt, wenn ich bemerkte, wie Thereſe immer bläſſer und bläſſer wurde und ihre Geſundheit unter den Anſtrengungen und Nachtwachen ſichtlich abnahm.

Als ich einmal — wir waren ſchon wieder dem Frühling nahe — über ihre Bläſſe einige Worte fallen ließ und ſie bat, ihre Arbeiten bloß auf den Tag zu beſchränken, erwiderte ſie: Nun iſt ja bald der Frühling da, der wird Alles ändern; denn das Leben in freier Luft und die Reiſen werden mir gewiß wohlthun.

Ich ſah ſie fragend an, ſie fragte, ob ich nicht errathe, und da ich in der That nicht finden konnte, worauf ſie anſpielte, ſtand ſie auf, öffnete einen Schrank und nahm eine kleine Harfe hervor und fing mit Fertigkeit zu präludiren an.

Ich war erſtaunt und wußte nicht, was von dieſem Schauſpiele zu halten.

Haben Sie bereits Ihre eigenen Worte vergeſſen? fragte Thereſe. Ich hoffe, Sie erinnern ſich noch, was Sie vor einigen Monaten geſagt haben; denn ich nehme Sie beim Worte und will mit Ihnen als Harfeniſtin, wie Sie ſagten, von Dorf zu Dorf ziehen.

Da ich noch immer nicht recht zu Wort kommen konnte, ſetzte ſich Thereſe zu mir, legte mir die Hand auf die Schulter und ſagte ernſt: In der That geht es nicht mehr länger; es mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Die ewige Arbeit, die Nachtwachen zerſtören mich, wie Sie ſelbſt ausgeſprochen haben, und meine Pflicht iſt, zu leben. An einen Strohhalm muß ich mich anklammern, um nicht unterzugehen; denn was ſollte aus Denen werden, die mir anvertraut ſind?

Ich bedeckte mein Geſicht mit beiden Händen, um ihr nicht die Thränen zu zeigen, die mir in die Augen traten. Sanft zog ſie mir die Hände weg und ſagte in vorwurfsvollem Tone: Nicht ſo ſchwach, lieber Freund! Wir bewältigen die harte Nothwendigkeit nur, indem wir ſie auf uns nehmen. — Und um mich zu tröſten, fügte ſie hinzu: In der That hoffe ich, daß mir das Leben auf Reiſen gut thun wird. Bereuen Sie nicht, daß Sie mich damals dazu aufgefordert haben, und machen Sie meine monatelangen geheimen Studien nicht unnütz.

Die Mutter kam dazu, ich ſtürzte ihr entgegen und fragte ſie, ob ſie Thereſens Entſchluß kenne. Traurig zuckte ſie die Achſeln, aber ſagte mit einem liebevollen Lächeln gegen Thereſe gewandt: Seit Jahren laſſe ich ſie gewähren; von mir hat ſie keinen Befehl und kein Verbot zu gewärtigen; denn ich weiß, daß ſie ihre Entſchlüſſe mit Verſtand und Ueberlegung faßt und daß ſie keine anderen Gründe hat, als die Güte ihres Herzens.

Die Tante erhob Widerſpruch. Offenbar wollte ſie Thereſen, ihre Ernährerin, nicht aus den Augen verlieren. Aber als Grund gab ſie an, daß ſich ein ſolcher Lebenswandel für ein Mädchen aus guter Familie nicht ſchicke. Was werden die Leute ſagen, rief ſie aus, und welchen Gefahren ſetzt ſich ein junges Mädchen aus, wenn es ſo ins Land hineinläuft!

Durch die Welt würde ich meine Thereſe laufen laſſen und allein, rief die Mutter aus — um wie viel mehr unter dem Schutze Ferdinands! Gehe, mein Kind, ſagte ſie mit Weihe, indem ſie die Arme um Thereſens Nacken ſchlang, gehe, denn wo du gehſt, gehſt du auf guten Wegen. Mögen die Leute ſagen, was ſie wollen, ſie ſehen dir nicht ins Herz. Die dich aber kennen, die wiſſen: du trägſt ein heiliges Kreuz.

Mutter und Tochter umarmten ſich, und überwältigt von einem Gefühle, das mehr Bewunderung als Mitleid war, drückte ich einen Kuß auf Thereſens Stirn.

Am anderen Morgen erzählte ich Alexis, was zwiſchen mir und Thereſen für den Sommer beſchloſſen war. Ungläubig ſah er mich an und hielt Alles für Scherz. Da ich aber wiederholt verſicherte, daß Dem wirklich ſo ſei, ſprang er entſetzt auf und ſtarrte mich mit ſeinen großen glänzenden Augen wahrhaft fürchterlich an. Was! rief er mit ſchriller Stimme, elender Menſch, Sie wollen ſie mir entführen? Eine Harfeniſtin wollen Sie aus ihr machen? Wiſſen Sie nicht, daß ich ſie liebe?

Und wie erſchrocken vor dieſen Worten, ſprang er wieder einige Schritte zurück und rannte im Atelier auf und ab, indem er unverſtändliche Worte und beinahe thieriſche Laute ausſtieß.

Mit Einem Male ergriff er einen Stock und ſchlug mit Wuth in ſeine eigenen Statuen von Gyps und Thon, daß Köpfe und Arme in dem weiten Atelier umherflogen. Ich faßte ihn und trug ihn mit Gewalt auf einen Stuhl, wo er tief athmend und erſchöpft ſitzen blieb. Ich ſuchte ihn zu beruhigen, indem ich ihm vorſtellte, wie uns Beiden, und beſonders Thereſen, nichts Anderes übrig bleibe.

Nichts Anderes? rief er aus. — Ich will Ihnen zeigen, daß Thereſen noch etwas Anderes übrig bleibt.

Er lief in die Kammer und kam nach wenigen Minuten angekleidet zurück.

Wiſſen Sie, wo ich hingehe? fragte er, noch immer aufgeregt und zornig lächelnd. — Zu Thereſen gehe ich! fügte er herausfordernd hinzu. — Ich will ihr ſagen, daß ich ſie liebe und um ſie anhalte; ich kann ihr eine geſicherte Gegenwart und eine glänzende Zukunft bieten. —

Ehe ich ihm noch ein Wort erwiedern konnte, war er aus dem Atelier verſchwunden; aber ſchon nach einer halben Stunde trat er wieder ein, niedergeſchlagen und aufgegeben. Ohne mich anzuſehen, ſetzte er ſich in einen Winkel und ſtarrte vor ſich hin. Endlich fing er in abgebrochenen Sätzen zu ſprechen an, immer noch ohne den Blick von der Wand, die er anſtarrte, abzuwenden. Ich habe mich vergeſſen, ſagte er — ich habe vergeſſen, daß ich mit meinem Herzen längſt ein Abkommen getroffen habe. — Entſagen ſollſt du, ſollſt entſagen — ich bin ſtark genug, um zuzuſehen — wie Andere lieben — ich weiß es — ich bin nicht da, um zu freien — ich war nicht bei Thereſen — ich weiß nicht, ob ich vor ihrer Thür nur zu mir ſelbſt gekommen bin, oder ob ich den Muth verloren habe — wenn ihr aber gehet, habe ich in Wien nichts mehr zu ſuchen — ich reiſe nach Rom. — Verſprechen Sie mir, rief er mit erhöhter Stimme und ſtreckte mir die Hand entgegen — verſprechen Sie mir, treu und unausgeſetzt über ſie zu wachen; erlauben Sie Niemandem, einen entweihenden Blick auf ſie zu werfen.

Ich nahm ſeine Hand und drückte ſie innig. Er erwiederte den Druck krampfhaft, und indem er gebrochen zuſammenfiel, ſchluchzte er: Ich habe bis heute nicht gewußt, wie ſehr ich ſie liebe, und ich habe mein Unglück nie gefühlt wie heute!

10.

Es regte ſich noch nichts in den Gaſſen, als wir an einem heiteren Morgen in Begleitung der Mutter durch die Stadt der Nußdorfer Linie entgegenzogen. Links von unſerem Wege lag der Kirchhof, wo wir uns vor beinahe drei Jahren zum erſten Male geſehen. „Hier,“ ſagte Thereſe ſanft lächelnd, „können wir auf jede Weiſe von unſerem geliebten Meiſter Abſchied nehmen.“ Sie fuhr mit der Hand durch die Saiten der Harfe, die ich trug, und melancholiſch zitterten die Töne dem Grabe Beethoven's zu.

Wer hätte das damals gedacht! ſeufzte ich.

Nur nicht traurig! ſagte Thereſe.

Oh, ich bin zufrieden! antwortete ich.

Die Mutter ging ſchweigend neben uns bis Nußdorf; ſie wollte noch weiter mit uns wandern, aber Thereſe hielt ſie ſanft zurück.

Ade, und auf Wiederſehen im Herbſt! ſagte Thereſe und ſtreichelte ihr liebevoll die Wangen.

Die Mutter umarmte uns Beide und ging ohne ein Wort zurück. Aber alle zehn Schritte wandte ſie ſich wieder um und winkte und grüßte, bis wir ihren Augen verſchwunden waren. Schweigend gingen wir neben einander. Die Wellen der Donau ſchlugen ſanft ans Ufer und rieſelten melodiſch durchs Geſtein; die Bäume am Wege bewegten ſich im Hauche des Morgenwindes, und das Laub flüſterte leiſe, die Vögel ſangen, und von fernen Feldern ſcholl der Ruf des Ackersmannes durch die klare Luft. Thereſe war es, die zuerſt das Schweigen brach und die Wolken von meiner Stirn zu verſcheuchen ſuchte. Sie warf mir meine Traurigkeit vor und nannte es eine Sünde, ſo düſter durch eine ſo ſchöne Welt zu gehen. Sie nahm meine Geige, die ſie trug, und ſuchte den Geſang der Vögel auf den Saiten nachzuahmen. Ihre Wangen rötheten ſich im Hauche der friſchen Luft, und es war mir, als blühte ſie in friſcher Jugend auf. Dennoch ſchien es mir immer, als müßte ich die zarte Geſtalt auf die Arme nehmen und forttragen. Wenn ich ſie fragte, ob ſie ausruhen wollte, lachte ſie mich aus und lief leicht wie ein Reh vor mir her.

Wir hatten uns vorgenommen, unſer Muſikantenleben erſt einige Meilen weit von Wien zu beginnen, und wir zogen an vielen Dörfern vorbei, ohne uns aufzuhalten. Des Mittags bogen wir vom Wege ab und lagerten uns in einem kleinen Gehölze an einer Quelle, um uns an den Vorräthen, die uns die Mutter mitgegeben hatte, für die weitere Reiſe zu ſtärken. Das Moos auf dem Felsſtein über der Quelle war uns Tiſch und Stuhl zugleich, die Vögel ſangen, durch die Bäume ſahen wir den glänzenden Spiegel der Donau. Thereſe war bei alledem, als machten wir eine luſtige Landpartie.

Mit friſcher Kraft wanderten wir weiter und ſtanden Nachmittags am Eingange eines freundlichen Dorfes. Ich ſah Thereſen an, und ſie verſtand mich. —

Sollen wir hier anfangen?

Ja, antwortete ich, aber wie es machen? Wie benimmt man ſich dabei?

Ich habe mich das auch ſchon gefragt, ſagte ſie, aber gehen wir nur darauf los, es wird ſich ſchon finden.

Es fand ſich auch in der That. Denn kaum waren wir in das Dorf eingetreten, als es uns aus einem ziemlich großen Hauſe entgegenſchallte: Juchhe, da kommen ja luſtige Muſikanten! Herein mit ihnen!

Es war eine Hochzeit, der die Muſikanten ausgeblieben waren. Einige junge Burſchen ſprangen aus dem Fenſter und führten uns wie im Triumphe in eine große Stube, welche von jungen Burſchen und Mädchen überfüllt war, während in einer anſtoßenden Stube die älteren Leute beim Schmauſe ſaßen. Man wies uns oben an einen Platz und bat uns, nur ſogleich anzufangen. Wir ſtimmten einen Ländler an, und ſofort wogte und drehte es ſich in der ganzen Stube. Auf den Klang der Muſik kamen immer mehr Mädchen und Burſchen herangeeilt; man tanzte auch im Hofe vor dem Fenſter, an dem wir ſaßen, und die Kinder tanzten auf der Straße. Je länger wir ſpielten, deſto lebendiger wurde es im Hochzeitshauſe. Jauchzen und Jodeln erſcholl, und ein Burſche nach dem anderen kam, um uns die allgemeine Freude über unſere Ankunft auszudrücken. Bald war es in der Stube zu eng, und man beſchloß, den Tanz im Garten fortzuſetzen. Wir mußten uns an die Spitze ſtellen, und die ganze Geſellſchaft folgte uns mit Sprüngen und Gejodel. Man ſetzte uns unter die Linde und tanzte um uns im Kreiſe. Der alte Schulmeiſter des Ortes nahm mir manchmal das Inſtrument aus der Hand und geigte auf. Auch Thereſe wurde abgelöſt, indem eine dralle, luſtige Perſon aus der Menge hervorſprang und ſich uns als eine Kollegin, als eine ehemalige wandernde Harfeniſtin zu erkennen gab. „Nicht wahr, Mädel," ſagte ſie zu Thereſe, „es iſt ein luſtiges Leben, das Harfeniſtenleben? Hat man's einmal angefangen, kann man's nicht wieder laſſen. Zehn Jahre lang bin ich in Oeſterreich und im Reich und in Dänemark und in Schweden luſtig herumgezogen, bis ich hier einen dummen Streich machte und mich verheirathete." Sie nahm Thereſens Platz ein und griff tüchtig in die Saiten. Dann tanzte ſie, dann kam ſie wieder, und ich war ihr dankbar, daß ſie Thereſen vor Ermüdung bewahrte. Abends ging es wieder in die Stube zurück. Der Schulmeiſter, der mich bereits ins Herz geſchloſſen hatte, machte unſeren Kaſſirer und ging zu wiederholten Malen, die Mütze hinhaltend, von einem Burſchen zum anderen und kam immer mit einer reichen Ausbeute, die er jubelnd in meinen Hut ausſchüttete, zurück. Die Braut ließ uns noch ein gutes Nachteſſen vorſetzen.

Um Mitternacht brach ich die Muſik ab und fragte nach einem Nachtlager. Der gute Schulmeiſter führte uns in ſein Haus und bereitete uns aus Stroh und einigen Decken nach Vermögen ein gutes Lager. Nur ich war verlegen, als ich mich mit Thereſen vor demſelben Lager allein ſah. Sie hüllte ſich in ihr Tuch, legte ſich hin und ſagte mir auf die unbefangenſte Weiſe: Gute Nacht. Ein reines Weib kann muthig ſein, denn es iſt unnahbar. Es bedarf nicht jenes Schwertes, das in der alten Sage zwiſchen die Liebenden gelegt wird. Die Reinheit vertheidigt ſich mit höheren Waffen, ja, ſie bedarf der Vertheidigung nicht.

Am anderen Morgen, als wir aufbrachen und durch das Dorf weiterzogen, riefen uns bekannte Geſichter aus allen Fenſtern an. Vor vielen Häuſern mußten wir ſtehen bleiben und zum Abſchied aufſpielen, was uns mit freundlichen Gaben belohnt wurde. Im nächſten Dorfe traten wir ſchon mit größerem Muthe vor die Hausthür.

Dieſer erſte Tag gab uns das Bild des Lebens, das wir nun durch Wochen mit kleinen Abwechſelungen bald am rechten, bald am linken Ufer der Donau fortführten. Wanderungen auf der ſtaubigen Straße oder durch grüne Thäler, Muſik vor den Häuſern, manchmal in den Häuſern und oft in der Schenke vor luſtigen Geſellſchaften, frugale Mahlzeiten und Mittagsruhe im Walde, an einer Quelle unter ſchattigem Linden- oder Nußbaum, Nachtlager in armen Hütten, auf dem Stroh in der Stube oder auf dem Heu unter dem Dache — das ſind die Elemente und Momente, aus denen ſich unſer Leben zuſammenſetzte. Oft, wenn wir wo an einem ſchönen Plätzchen, meiſt in einem Gehölze, ruhten, ſpielten wir uns ſelber, allein von den Vögeln belauſcht, irgend ein klaſſiſches Konzert auf, um uns von den ewigen Ländlern und Deutſchen zu erholen.

In mir war aller Ehrgeiz erloſchen, und es ſchien mir thöricht, in der Stadt nach Ruhm und Erfolgen zu jagen oder auch nur nach der gewöhnlichſten Nahrung des Leibes, da wir nun ſeit Wochen frei und ſeit Jahren zum erſten Male ſorgenlos in einem ſchönen Lande umherzogen, ohne eine von den Demüthigungen zu erfahren, die wir in unſerem Leben ſo reichlich gekoſtet hatten. Denn was iſt die kleine Beſchämung, wenn den vorüberziehenden Unbekannten aus einem Hauſe entgegengerufen wird, man brauche keine Muſik, im Vergleiche zu den abſchlägigen Antworten, den hochmüthigen Reden, den unverſtändigen Anforderungen, denen wir Beide ausgeſetzt geweſen!

Während dieſes idylliſchen Lebens wurde ich auf einige Zeit von Thereſen getrennt. Wir ſpielten bei einem reichen Gutsbeſitzer, vor den luſtigen Söhnen und Töchtern der ganzen reichen Nachbarſchaft. Thereſe ſtellte die Harfe weg und ſetzte ſich an den Flügel, der im Saale ſtand. Ihr Spiel ſowohl, wie ihr ganzes Weſen fiel der Frau vom Hauſe auf. Sie verlangte, Thereſe ſolle ihr etwas Rechtes ſpielen, und wir führten zuſammen vor der Frau, die ſich als Kennerin zeigte, eine unſerer Sonaten auf. Die Dame war entzückt und rief ein über das andere Mal, dieß ſei keine Harfeniſtin, ſondern eine ganz vortreffliche Künſtlerin. Sie erinnerte ſich auch, Thereſen in Wien geſehen zu haben, und wir konnten, auf verſchiedene Fragen und Querfragen, bald nicht umhin, über unſere Lage einige Andeutungen zu geben. Weit entfernt, auf die Harfeniſtin herabzuſehen, drückte die gute Frau nur ihr Bedauern aus, daß ein ſolches Talent und, wie ſie zu verſtehen gab, ein offenbar ſo anſtändiges und wohlerzogenes Geſchöpf zu ſolchem Erwerbsmittel greifen müſſe. Nach einer kurzen Konferenz mit ihrem Manne lud ſie Thereſen ein, einige Wochen bei ihr auf dem Landgute zu bleiben und ihrer Tochter Unterricht zu ertheilen, bis die Gouvernante, die man erwarte, ankäme.

Thereſe ſah mich mit einem fragenden Blicke an. Wie wehe es mir auch that, mich von ihr zu trennen, ſo glaubte ich ihr doch zur Annahme dieſer Einladung rathen zu müſſen; denn oft ſchien ſie mir zu ermüdet aufs Lager zu ſinken, und ich fürchtete, daß die fortwährenden Reiſen ſie zu ſehr erſchöpfen würden. Die

Ruhe in dieſem Landhauſe und bei der guten Frau, die alles Vertrauen einflößte, konnte ihr nur wohl thun.

So blieb ſie, während ich mit meiner Geige in der Umgegend, immer das Landhaus weiter und enger umkreiſend, umherzog. Ich vertiefte mich in die Berge und ſtieg oft hoch hinauf zu den Sennhütten, wo ich den Hirtinnen vorſpielte. Aber ein Mal in jeder Woche ſtieg ich hinab, um nach der geliebten Schutzbefohlenen zu ſehen, bis die beſtimmte Zeit um war und ich ſie für die weitere Wanderung abholte. Mit Thränen entließ man ſie und reich beſchenkt. Unſere Erſparniſſe, die bereits eine angenehme Höhe erreichten, hatten wir dem Herrn des Hauſes übergeben, der ſie nach Wien an die Mutter zu beſorgen verſprach.

So wanderten wir weiter über Berge und Thäler. Eines Nachmittags, da wir nach genoſſener Ruhe durch die ſtarke Sommerhitze auf der ſtaubigen Landſtraße hingingen, fuhr eine Poſtkaleſche an uns vorbei, in welcher ein alter Herr neben einer jungen Dame ſaß. Der alte Herr ſah uns mit freundlichen Augen an, und plötzlich ſprang er mit einem lauten Ausrufe des Erſtaunens auf, rief einige Worte aus, die wir nicht verſtanden, und klopfte dem Kutſcher auf die Schulter, daß er halten ſolle. Aber der Wagen war noch im raſchen Fluge, als die junge Dame mit einem einzigen Schwung und Staub aufwirbelnd herausſprang und mit ausgebreiteten Armen auf uns zueilte. Es war Roſa, die ſich jubelnd bald an Thereſens, bald an meinen Hals warf, während der alte Herr Nikolaus Vogel, ſo eilig als er konnte, herbeilief und uns ſchon aus der Ferne beide Hände entgegenſtreckte.

Arme Kinder! arme Kinder! ſchluchzte er und drückte uns herzlich die Hände — iſt es ſo weit gekommen? ſo weit?

Roſa konnte indeß ihrer Umarmungen kein Ende finden. Immer wieder drückte ſie Thereſen ans Herz, dann auch mich, dann auch den Vater, als ob ſie auch ihn wiedergefunden hätte. —

Schnell, ſchnell, in den Wagen! rief ſie, ihr müſſet mit uns fahren, wir laſſen euch nicht wieder fort.

Wir ſtiegen ein, und luſtig ging es auf der Landſtraße weiter — es war ein freudiges Wiederſehen. Wir hielten uns gegenſeitig an den Händen, und des Fragens und Antwortens war kein Ende. Wir erfuhren, daß Roſa nach Linz ging, um daſelbſt zu gaſtiren, und es wurde zugleich feſtgeſetzt, daß wir einen Theil der Reiſe beiſammenblieben. Abends kamen wir unter luſtigem Geplauder und Erzählung unſerer Abenteuer in einem ſchönen Städtchen an, wo Herr Nikolaus Vogel das beſte Gaſthaus zum Nachtquartier wählte. Mich und Thereſen mit unſeren Inſtrumenten ſah man etwas ſonderbar an, indeſſen befahl Herr Vogel, zwei Stuben zu öffnen, und man ſetzte wohl voraus, daß der alte Herr in der Poſtchaiſe die armen Muſikanten aus Wohlthätigkeit aufgenommen habe. Dem Gaſtwirth wie den Gäſten war die Zuſammenſetzung unſerer Geſellſchaft ein Räthſel; und aus unſerer Stube in den Hof blickend, hörte ich auch, wie man ſich beim Poſtillon erkundigte, und dieſer wahrheitsgetreu mittheilte, daß die Muſikanten von der Straße aufgeleſen worden.

Wahrſcheinlich hatten wir es dieſer Mittheilung des Poſtillons und der Neugierde zu danken, daß, als wir Abends auf unſerer Stube bei einem fröhlichen Mahle ſaßen, der Kellner, während er uns bediente, ſo vor ſich hin und etwas zaghaft die Frage murmelte, ob man nicht geneigt wäre, unten im Saale ein kleines Konzert zu geben. Die Herren, die unten verſammelt ſind, meinte der Kellner, Offiziere und die angeſehenſten Edelleute aus der Umgegend, ſeien überzeugt, daß wir reiſende Künſtler von großem Rufe ſein müßten, und wären ſehr dankbar, wenn wir vor ihnen eine Probe unſerer Kunſt ablegen wollten. Man bekomme hier ſo ſelten etwas Gutes zu hören.

Ehe ich antworten konnte, hatte Thereſe ſchon zugeſagt.

Ich gehe mit! rief Roſa, und tanze den Herren etwas vor.

Da gehe ich auch mit und ſpiele mit auf, ſagte der Alte und beeilte ſich, ſeine Geige auszupacken. Deine Tänze weiß doch nur ich gehörig aufzugeigen. Aber, Kellner, rief Herr

Nikolaus Vogel, früher noch eine Flaſche guten Ungariſchen, daß wir uns gehörig begeiſtern, und die Herren ſollen etwas zu hören und zu ſehen bekommen, wie ſie es ſeit lange nicht geſehen und gehört haben.

Herr Nikolaus Vogel verſtand es, als ächter Muſiker die Flaſche zu behandeln, und ſie war bald geleert. Dann ſetzten wir uns in Bewegung. Herr Nikolaus und ich mit unſeren Geigen unter dem Arme und Roſa mit Kaſtagnetten in den Händen, die ſie ſchon auf der Treppe luſtig klappern ließ. Thereſe hatte ſchon bei unſerer Ankunft im Saale ein Klavier bemerkt und ließ die Harfe im Zimmer zurück. Der Kellner hatte verrathen, daß es auch Tanz geben werde, und wir fanden den großen Saal bereits dazu eingerichtet. Tiſche und Stühle waren bei Seite gerückt und für Roſa in der Mitte des Saales ein großer Spielraum gelaſſen. Die Herren, meiſt dicke und wohlbehäbige Landjunker, mit breiten und rothen Geſichtern, ſchienen Großes zu erwarten und ſaßen mit weit offenen Augen da, die uns neugierig und etwas verlegen betrachteten. Roſa's Seidenkleid und freies Weſen, das ſich um die Edelleute wenig bekümmerte, Thereſens beſcheidenes und edles Auftreten ſchienen ihnen zu imponiren, und ſie legten wenige Sekunden nach unſerem Eintritte ihre großen Meerſchaumpfeifen bei Seite.

Thereſe ſetzte ſich ans Klavier, während Roſa noch Manches im Saale arrangirte und Tiſche und Stühle, ſo wie die adeligen Herren Gäſte von einem Orte auf den andern wandern ließ. Dann ſtellte ſie ſich zu uns und gab mit ihren Kaſtagnetten das Zeichen zum Anfang. Herr Nikolaus Vogel fing einen ſpaniſchen Tanz an, und wir folgten begleitend. Während der erſten einleitenden Takte ſtand Roſa ruhig da, den Kopf leiſe zur Seite geneigt, die Arme ſtraff, den einen Fuß wie ſchreitend etwas vorgeſchoben. Mit Einem Male ſchwebte ſie unhörbar und mit wenigen großen Schritten an das andere Ende des Saales, drehte ſich wirbelnd um, und dann die Kaſtagnetten erhebend und einſtimmend in unſere Muſik, ſchritt ſie in rhythmiſchen

Schritten bald vorwärts, bald rückwärts. Wie einer fernen Muſik lauſchend, neigte ſie den ſchönen Lockenkopf und ſchien von einer unſichtbaren Macht fortgezogen, ohne daß man unter ihrem langen Kleide eine Bewegung des Fußes gemerkt hätte; dann wieder wie zu ſich ſelbſt kommend, ſchnellte ſie empor, warf den Oberleib zurück, tanzte mit faſt wilden Schritten von einer Ecke des Saales in die andere, ließ Locken und Kleid im Winde nachfliegen, ſchlug die Kaſtagnetten bald über dem Kopfe, bald vor, bald hinter ſich zuſammen und erfüllte den Saal mit Ton und Bewegung. So ſehr Eins war ſie mit der Muſik, ſo ſehr ging ihr ganzer Leib in Melodie auf, daß die Muſik verkörpert dort zu ſein ſchien, wo ſie eben ſchritt oder ſich im Kreiſe bewegte. Selbſt als ſie wie ermüdet mitten im Saale, auf einem Knie liegend ausruhte und faſt nur ihre Arme in der Luft bewegte, nur leiſe den Oberleib hin und her wiegte, war es noch, als ob der ganze Saal von ihrem Tanze erfüllt wäre, bis ſie den Kopf langſam auf das Knie und Arme und Kaſtagnetten wie erſchlafft zu Boden ſinken ließ, und die Muſik, ihr folgend, plötzlich mit einem ſanft einſchläfernden Tone abbrach.

Es war todtenſtille im Saale. Die Zuſchauer ſaßen ſchweigend und regungslos da und erwachten erſt wie aus einem Traume, als Roſa plötzlich aufſprang und, ohne ſich weiter um das Publikum zu bekümmern, auf Thereſen und mich zueilte und fragte, ob ſie es jetzt beſſer mache als ehemals. Jetzt erſt brach ein lärmender Applaus los. Die Herren ſprangen auf und eilten mit glänzenden Augen zu Roſa, um ſie mit Komplimenten zu überſchütten. Ein dicker alter Edelmann konnte ſich nicht enthalten, ihre Hand zu faſſen und ihr einen weitſchallenden Kuß aufzudrücken. Die junge Dame, ſagte er, mahne ihn an die ſchönſte Zeit ſeiner Jugend, wo er eine große Tänzerin verehrte. Er ſei, verſicherte er, ſeit damals nicht ſo hingeriſſen worden wie heute. Die anderen Herren waren froh, einen Sprecher gefunden zu haben, und beſtätigten alle ſeine Worte mit Kopfnicken und Lächeln. In der That hatte Roſa mit unbeſchreiblicher Anmuth getanzt. Sie hatte ſich, ſeit ſie uns verlaſſen, zu einer vollendeten Künſtlerin ausgebildet: wir waren von dem Schauſpiel eben ſo entzückt wie die Gäſte. Dieſe hatten ſich bereits bedeutend vermehrt, und der Saal war ziemlich gefüllt. Auch vor dem Hauſe hatte ſich viel Volkes verſammelt, und der dicke alte Herr ließ die Fenſter öffnen, damit, wie er ſagte, alle Welt an dem hohen „Kunſtgenuß“ Theil nehmen könne. Die Fenſter waren von neugierigen Köpfen ausgefüllt, und zur Thür drängte ſich das Stadt-Publikum ſo gewaltig herein, daß der dicke Wirth, der ſich davor hinſtellte, gegen den ſtarken Andrang nur einen ſchwachen Damm bildete. Kellner und Schenkmädchen waren beſchäftigt, auf Befehl des alten Edelmannes auf Tiſchen und an Wandleuchtern neue und zahlreiche Kerzen aufzuſtecken und dem Saale einen feſtlichen Glanz zu geben.

Nun kam die Reihe an uns. Herr Vogel holte ſeine Bratſche und einen Pack Noten, und wir begannen friſch darauf los, erſt ein kleines Trio, dann ich mit Thereſen ein kurzes Duo abzuſpielen. Das Publikum, das uns dicht gedrängt umſtand, brach abermals in Beifall aus, und der dicke Herr beſchwor uns, doch ja zu bekennen, daß wir große und berühmte Künſtler ſeien.

Ich beſchwöre Sie, rief er mit gefalteten Händen und mit den flehentlichſten Geberden, ich beſchwöre Sie, nennen Sie uns Ihre Namen, daß wir es ſagen können, welche göttliche Künſtler wir in dieſer kleinen Stadt empfangen haben.

Herr Nikolaus Vogel ſtellte ihm ſeine Tochter vor und ſagte mit großem Pathos: Dieſe hier iſt meine Tochter. Roſa Vogel, erſte Tänzerin des —ſchen Theaters, und im nächſten Winter erſte Tänzerin des k. k. Hoftheaters.

Der Name Roſa's war bereits ſehr bekannt, und als ihn der Vater ausſprach, verneigten ſich die Herren auf das Verehrungsvollſte, was Roſa mit einem überaus ernſten Geſichte, aber eben ſo komiſchen Knixe erwiederte.

Ich, fuhr Herr Vogel fort, bin nichts als Vater, nach deſſen

Geige die Tochter tanzt, oder vielmehr der nach dem Tanze der Tochter geigt. Dieſe hier, fuhr Herr Nikolaus Vogel fort, indem er auf mich und Thereſen deutete, ſind zwei ausgezeichnete Künſtler aus der Reſidenz, welche, müde ihrer Stadttriumphe, ſich vorgenommen haben, den Sommer zu Fußreiſen zu benutzen und ſich auf ihren Reiſen für ganz gemeine Muſikanten auszugeben. Um aber durch dieſe Exzentrizität der Stadt, dem Hof und den Zeitungen, überhaupt der Welt nicht Urſache zu falſchen Auslegungen zu geben, reiſen ſie inkognito und unter falſchem Namen, weßhalb ich ſie Ihnen nur als zwei namenloſe, aber ausgezeichnete Genies vorſtellen kann.

Abermals verneigten ſich ſämmtliche Herrn wie auf ein gegebenes Zeichen. Und ſofort ſchickten viele von ihnen um ihre Frauen und Töchter, und unſer Publikum wurde durch die Anweſenheit der Damen noch glänzender. Für dieſe mußten wir aufs Neue beginnen: abermals tanzte Roſa, abermals ſpielten wir, und immer mit gleichem Erfolg. Erſt nach Mitternacht brachen wir ab, um uns auf unſere Stuben zurückzuziehen. Aber man ließ uns nicht fort, ohne uns für einen längeren Aufenthalt eingeladen zu haben. Herr Nikolaus Vogel entſchuldigte ſich, da er morgen nach Linz reiſen müſſe, wo ſeine Tochter für mehrere Gaſtrollen engagirt war.

Nach Linz! nach Linz! wir reiſen mit! riefen viele Stimmen aus dem Kreiſe.

Ehe wir den Saal verließen, näherte ſich eine Dame, nahm ein Bracelet vom Arme und bat Roſa, es als Andenken an dieſen ſchönen Abend anzunehmen. Ein gleiches Geſchenk bot eine andere Dame Thereſen an. Unter den begeiſtertſten Zu- und Nachrufen ſtiegen wir die Treppe hinan. Nach wenigen Minuten folgte uns der Kellner und überbrachte uns einige freundliche Zeilen des Dankes, welche im Namen der Herren und Damen gezeichnet waren. Dazu legte er eine ſchöne Rolle Goldes auf den Tiſch. Roſa ergriff ſie und drückte ſie Thereſen in die Hand. —

Da, du gute Tochter, rief ſie freudig. Nimm und ſchicke es deiner guten Mutter; das gibt einen ſorgenloſen Winter.

Am anderen Morgen erſchien abermals der Kellner mit einem Brieſchen, welches mich und Thereſen, wenn wir nicht ebenfalls nach Linz reiſen wollten, nach den Schlöſſern und Landhäuſern der Herren zu Gaſte lud.

Meine Kinder, ſagte Herr Nikolaus Vogel, indem er unſere Hände faßte, wir werden uns hier trennen. Ihr bleibet hier und graſet die fette Weide ab. Ich würde euch nicht mehr von mir laſſen, wenn ich nicht mit Roſa zu Anfang des Winters zu euch nach Wien zurückkehrte. Als Vater einer Koryphäe werde ich Einfluß genug haben, um für euch Beide zu ſorgen und den Leiden, die lange genug gedauert haben, ein Ende zu machen. Es muß doch endlich eine beſſere Zeit kommen! In dieſer freudigen Ausſicht laſſet uns heitern Abſchied nehmen.

Eine Stunde darauf ſtiegen die Freunde in den Wagen. Trotz der Thränen, die ſie im Auge hatte, mußte Roſa doch laut auflachen, als ſie bemerkte, wie ſich eine lange Reihe von ſchwerfälligen Gutsbeſitzers-Kaleſchen und leichten Offizierswagen ihrer Poſtkutſche anſchloß.

Eine herrliche Claque, die ich da mit mir führe! rief ſie aus und klatſchte in die Hände. Der Vater aber wandte ſich um und erſuchte die Herren, wenigſtens eine Meile Weges zwiſchen ihm und ihren Wagen zu laſſen, um den guten Bürgern der Stadt Linz kein Aergerniß zu geben. Man ſah das ein und verſprach, langſam zu folgen. Der Poſtillon ließ die Peitſche knallen, und fort rollte der Wagen unter dem Zuruf der Bevölkerung, welche ſich verſammelt hatte, um die berühmte Tänzerin bei Tageslicht zu ſehen. Langſam folgten die zahlreichen Wagen ihrer Verehrer.

11.

Von einem Schloſſe zum anderen, von Landgut zu Landgut ziehend, überall von einem Freundeskreiſe gefolgt und überall gaſtlich aufgenommen, verbrachten wir nach jenem rauſchenden Abende eine angenehme und gewinnreiche Zeit von mehreren Wochen. Gegen Ende wurde ſie auf traurige Weiſe durch eine Todesnachricht geſtört. Mein guter Vater ward zu ſeinen Vätern verſammelt. Er ſchied nicht, ohne noch ſeines fernen Sohnes zu gedenken, und mit der Todesbotſchaft kam mir zugleich ſein Abſchiedsbrief, der für mich neben den heißeſten Segenswünſchen die heiterſten Hoffnungen ausſprach. Ich erlaubte mir, während meines Wiener Aufenthaltes eine fromme Täuſchung, indem ich ihm die heiterſten Briefe ſchrieb und ſeinem väterlichen Herzen mit den glänzendſten Ausſichten für meine Zukunft ſchmeichelte, und nun trafen mich ſeine Abſchiedsworte auf einer Fahrt, die etwas beſſer war als eine Bettelfahrt.

Mit meiner Trauer im Herzen war ich nicht länger geeignet, unter jenen frohen Menſchen frohe Muſik zu machen, und wir brachen auf und wanderten weiter gegen Norden. Thereſe ging als tröſtender Engel neben dem Trauernden und erlaubte nicht, daß wir uns in den Dörfern und Städtchen aufhielten. Sie wußte, wie wenig ich in jener Stimmung taugte, den luſtigen Muſikanten vorzuſtellen. So in ihrer Geſellſchaft immer weiter wandernd, fühlte ich, wie ſehr einſam ich ohne ſie wäre, und übertrug ſo zu ſagen auch jenen Theil Liebe, der bisher meinem Vater angehört hatte, auf ſie. Aber je inniger meine Liebe wurde, deſto mehr wurde ich manchmal beſorgt, wenn ich in ihr blaſſes Geſicht ſah, das deutliche Spuren der Ermüdung trug. — Ihr Auge hatte etwas Geiſterhaftes, und ein leiſer Huſten, der ſich oft des Morgens einſtellte, machte mich ſchaudern. Wenn ich dann voll Angſt ihre Hand ergriff, fand ich ſie glühend. Dann tröſtete mich wieder eine blühende Röthe, die von Zeit zu Zeit über ihre Wangen flog. Ach, ich habe es damals noch nicht gewußt, welcher Verrath der Natur ſich hinter dieſen Roſen verbirgt!

Nach wenigen Tagen nahmen wir die Muſik wieder auf, aber es geſchah diesmal, um ſie bald und auf eine traurige Weiſe gänzlich verſtummen zu laſſen. Wir ſpielten eines Sonntags in der Schenke eines Dorfes, das in herrlicher Gegend am Fuße grüner Hügel, weiter Parks und eines prächtigen Schloſſes lag. Burſchen und Dirnen drehten ſich vor uns, die wir auf der beſcheidenen Bank am Ofen ſaßen, und Alles war guter Dinge. Plötzlich wurde der Tanz unterbrochen, und Alles wandte ſich ehrerbietig der Thür zu. Ein breitſchulteriger, rothbäckiger junger Mann in ſtädtiſchen Kleidern trat mit ziemlich dick aufgetragener Vornehmheit in die Stube, grüßte rechts, grüßte links, ſprach einige Bauern gnädig an und verlangte dann, daß der Tanz ungenirt fortgeſetzt werde. Der junge Mann, durch deſſen Gegenwart die ganze Geſellſchaft eben ſo beglückt als beengt ſchien, war der Sohn des hier regierenden Amtmannes. Auch uns warf er einen gnädigen Blick zu, der aber immer gnädiger wurde und endlich in ein viel zu freundliches Lächeln überging. Er näherte ſich, ſtellte verſchiedene Fragen und ſetzte ſich endlich auf die Ofenbank neben Thereſen. Ich will die Art und Weiſe, wie er ihr auf das Allergnädigſte den Hof zu machen begann, nicht ausführlicher beſchreiben. Thereſe brach ſchnell die Muſik ab, benutzte die entſtandene Pauſe, um einige Schritte auf und ab zu gehen und dann ihren Platz ſo zu ändern, daß ich zwiſchen ſie und den Amtmannsſohn zu ſitzen kam. Dieſe ſchweigende Zurückweiſung genügte ihm nicht. Er ſtand auf und folgte Thereſen. Mir begann das Blut in den Adern zu ſieden; dennoch hielt ich auf die Bitte Thereſens noch an mich. Als er ihr aber ins Ohr zu ziſcheln anfing und, da ſie den Kopf abwandte, um nicht zu hören, ſie am Arme faßte und an ſich zog, ſprang ich auf und wies ihn mit wenigen Worten und einer drohenden Geberde von uns.

Aha, ſagte er, indem er ſich höhniſch vor mir verneigte. Er iſt wohl der Herr Gemahl?

Ja wohl, erwiderte ich ſcharf und machte mich bereit, mit Thereſen die Stube zu verlaſſen.

Iſt er wirklich dein Mann, du holder Zugvogel? fragte er Thereſen.

Thereſe nickte bejahend mit dem Kopfe.

Es iſt nicht wahr! ſchrie er und ſchlug eine breite Lache auf, du biſt ja ganz roth geworden. Seine Geliebte biſt du! da kannſt du wenigſtens für eine kurze Zeit auch eines Andern Geliebte ſein.

Und wie er dieſes ſprach, ſtellte er ſich vor Thereſen hin, verſperrte ihr den Weg und ſtreckte einen Arm aus, um ſie zu umſchlingen. Aber ich faßte ihn mit beiden Händen am Rock und ſchleuderte ihn ſo wüthend bei Seite, daß er einige Schritte weit taumelte, das Gleichgewicht verlor und in der Mitte des Saales niederſtürzte. Die verſammelten Gäſte faßte allgemeines Entſetzen; regungslos ſtanden ſie da und ſtarrten bald mich, bald den Gefallenen an. Erſt als ich Thereſens Hand ergriff und ſie durch die Menge der Thür zuführte, ſchrie der Amtmannsſohn wüthend auf: Haltet den Landſtreicher! Laßt ihn nicht fort! und ſtürzte ſich die ganze Zahl der männlichen Gäſte auf mich. Unter Schreien und Schimpfen warfen ſie mich nieder, und im Augenblicke war ich durch die umringende Menge von Thereſen getrennt. Umſonſt war mein Streben, mich loszuringen. Sie ſchleppten mich vor die Schenke und, auf ein Zeichen des jungen Mannes, weiter dem Schloſſe zu. Wir kamen über eine mittelalterliche Zugbrücke durch einen dunkeln Thorweg in einen weiten Hof. Ein dicker alter Mann, der aus dem Fenſter blickte, fragte, was es gebe, und der Jüngling antwortete: Ein Landſtreicher! Ein Gerichtsdiener kam und führte uns weiter in einen anderen Hof, einem alten Nebengebäude entgegen. Er öffnete eine Thür, und die Bauern, die mich nicht einen Augenblick losgelaſſen hatten, ſtießen mich in ein dunkles Gefängniß.

Es bedarf keiner Schilderung meines Gemüths-Zuſtandes. Wie ein Wüthender rannte ich in dem kleinen Behältniß im Kreiſe herum und ſchlug mit beiden Fäuſten an die Thür. Nicht die erfahrene Gewaltthat war es, die mich ſo ſehr empörte. Wo iſt Thereſe, welches wird ihr Schickſal ſein? Dieſe Fragen machten mich wüthend und preßten aus meiner Bruſt unartikulirtes

Geſchrei und zugleich Thränen aus meinen Augen. Gegen Abend hörte ich, wie man ſich im Hofe unterhielt, indem man auf meiner Geige, die ich in der Schenke gelaſſen hatte, herumkratzte; bald darauf auch Harfentöne, die von ungeſchickter Hand hervorgebracht waren. Dieß verrieth mir, daß Thereſe mein Schickſal theilte, und ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen. Ich warf mich auf den Strohſack und wälzte mich wie ein Verzweifelnder. Eine Harfenſaite nach der anderen hörte ich ſpringen, und es war mir jedes Mal, als ob etwas in meinem Innern riſſe. Ich klopfte an die Wände, um Thereſen, wenn ſie in meiner Nähe war, ein Zeichen zu geben; aber es erfolgte keine Antwort, und es ſchien mir, als wäre ich durch viele Meilen von ihr getrennt.

Spät nach Mitternacht fiel ich, müde von neuem Hin- und Herrennen, mitten im Gefängniſſe hin und verſank in dumpfe Gedankenloſigkeit und zuletzt in vollkommene Betäubung, die mir wohlthätig über den Reſt der Nacht vorbeihalf. Gegen Morgen öffnete ſich plötzlich die Thür, und der Gerichtsdiener zeigte mir mit einer Handbewegung, daß ich frei war. Ich ſtürzte hinaus und in den Hof, wo ich, ohne zu wiſſen, warum, den Elenden der mich hierher gebracht, zu finden hoffte. Aber im Hofe war kein Menſch zu ſehen. Ich ſtellte mich vor die Fenſter und rief herausfordernde Worte hinauf und war bereit, die Treppe hinaufzulaufen, als Thereſe aus einer Thür trat, auf mich zuſtürzte und über den Hof dem Ausgang zueilte. Es war, als triebe ſie unſägliche Angſt, und ſie ließ mir im Thorwege kaum die Zeit, unſere Inſtrumente, die man uns da wiedergab, anzunehmen.

Immer weiter eilte ſie und erlaubte mir erſt, als wir Schloß und Park ſchon weit hinter uns hatten, ſie zu umarmen und mich des Wiederſehens zu freuen. Schweigend ließ ſie einige Augenblicke den Kopf an meinem Herzen ruhen, dann faßte ſie wieder meinen Arm und ging mit großen Schritten weiter.

12.

Erſt nach einer Stunde raſchen Ganges hörte ſie auf meine wiederholte Bitte und ruhten wir am Abhange eines Hügels im Schatten grüner Tannen aus. Ihr Geſicht, ihr tiefer Athem verrieth noch immer große Aufregung, und ich bemühte mich, indem ich die Hand auf ihre Schulter legte, ſie durch Zureden zu beruhigen. Schweigend und mit niedergeſchlagenen Augen, regungslos, den Blick vor ſich hingerichtet, hörte ſie mich eine Zeit lang an. Plötzlich aber wandte ſie ſich zu mir, ſchlang ihre Arme krampfhaft um meinen Hals und brach in heftiges Schluchzen aus, dem bald zahlreiche Thränen folgten.

Kehren wir zurück! rief ſie und ſah mich dabei mit den flehentlichſten Blicken an — führe mich wieder zu meiner Mutter! — Ich ertrage dieſes Leben nicht länger!

Mein Kind, meine theure Thereſe, ſagte ich, beruhige dich. — Dein Wille iſt der meine, und um keinen Preis möchte ich dich wieder ſolcher Rohheit ausgeſetzt ſehen, wie geſtern. Schon ſind wir auf dem Rückwege, und in wenigen Tagen werden wir wieder in deiner ſtillen Stube neben deiner Mutter ſitzen.

Aber ihre Thränen floſſen noch immer. Sie verhüllte das Geſicht mit dem Tuche und ſchluchzte ſchwer und tief. Mit Unruhe betrachtete ich ſie, denn immer ſchwerer hob ſich ihr Buſen, das Schluchzen wurde krampfhaft und verwandelte ſich zuletzt in Huſten und ſchwere Seufzer. Umſonſt ſuchte ich ihr das Tuch wegzuziehen, um ihr ins Geſicht zu ſehen, aber ſie hielt es feſt und wandte ſich ab, als ob ſie etwas vor mir verbergen wollte. Eine böſe Ahnung bemächtigte ſich meiner Seele, ich faßte ihre Hände mit Gewalt, und — allmächtiger Gott! was ſah ich? — das Tuch war voll Blut, und immer noch quoll es roth von ihren Lippen.

Thereſe! mein Gott, was iſt das? Blut! Blut! rief ich in entſetzlicher Angſt und warf mich vor ſie hin, ihre Knie umklammernd. Stirb nicht, Thereſe! ſchrie ich wie im Wahnſinn.

— Ich bin dein Mörder, ich habe dich zu dieſer Reiſe bewogen, die dich tödtet!

Aber ſchon hatte ſie die Stärke ihrer Seele wieder erlangt; ſchon hatte ſie wieder ein Lächeln, und mit Lächeln legte ſie die Hand auf meine Stirn und ſagte: Nein, mein Freund, die Reiſe iſt an dieſem Unfalle nicht Schuld; ich habe das ſchon ein Mal im vorigen Winter erfahren. Auch iſt kein Grund zur Beſorgniß da; ich fühle mich jetzt wieder ganz wohl und leicht und ſchäme mich meiner vorigen Muthloſigkeit. Gewiß, ich will künftig ſtärker und muthiger ſein.

Je milder ſie ſprach, deſto heftiger wurde der Schmerz in mir. Meine Stirn an ihre Knie gelehnt, weinte ich heiße Thränen, bis ich zur Beſinnung kam und mir ſagte, daß es an mir ſei, der armen Kranken Muth und Kraft zu geben, anſtatt mich von ihr tröſten zu laſſen. Ich ſetzte mich zu ihr und drückte ihren Kopf an meine Bruſt, und wie ſie ſo gleich einem Kinde dalag, ſprach ich ihr von unſerer Rückreiſe, von der Freude der Mutter beim Wiederſehen, von der ſchönen Zukunft, die ſich uns aufthat, und von unſerem Zuſammenleben mit Roſa und ihrem Vater. Ich erlaubte ihr nur durch Blicke zu antworten und beizuſtimmen und drückte ihr bei jedem Worte, das ſie ſprechen wollte, die Hand auf die Lippen. Dann ſchwieg auch ich und ließ ſie in den ſanften erquickenden Schlaf verſinken, der über ihren müden Augenlidern ſchwebte. So ſaß ich lange da, die theure Laſt im Arme, und betrachtete ihr ſchlafendes Geſicht, das mit der ruhigen, halbverhüllten melancholiſchen Herbſtwelt, die uns umgab, ſo große Aehnlichkeit hatte. Traurig blickte ich vor mich hin. Die einſame Blume zwiſchen den Stoppeln auf dem Felde, der Kranich, der klagend über meinem Haupte der Ferne zuzog, das Blatt, das vom Baume fiel — Alles hatte für mich eine ſymboliſche Bedeutung und erfüllte mein Herz mit traurigen Ahnungen.

Sie wurden zum Theil verſcheucht, als Thereſe erwachte und mich mit glänzenden friſchen Augen anſah. Der Schlaf hatte ihr wohl gethan und ihre Wangen geröthet. Gleich als erriethe ſie beim erſten Blicke meine traurigen Gedanken, und als wollte ſie mir Beweiſe ihrer wiedererlangten Kraft geben, ſprang ſie auf und verlangte, weiter zu wandern. Sie bat mich auch, zu vergeſſen, was ſie vorhin geſagt hatte, und zu thun, wie es mir gut dünke. Wollte ich die Reiſe noch fortſetzen, ſo war ſie bereit, mir zu folgen, wohin und wie lange ich verlangte. Aber ich ſchüttelte den Kopf und zog ſie wieder zu mir nieder. Ich befahl ihr, ſanft weiter zu ruhen, bis ein Wagen käme, der uns mitnehmen könnte.

Bald kam auch ein kleiner, mit Stroh gefüllter Bauernwagen, deſſen Beſitzer ſich bereit erklärte, uns für eine kleine Summe nach dem nächſten Städtchen zu bringen. Ich bettete Thereſe ſo weich als möglich in das Stroh, und wir fuhren dem Städtchen zu. Dort bezogen wir eine kleine Stube und verweilten mehrere Tage, welche Thereſe auf meine Bitten im Bette zubrachte. Als ich ſie genugſam geſtärkt glaubte, ſetzten wir die Reiſe in kleinen Abſchnitten fort und erreichten die Donau nach einigen Tagen. Auf einem Schiffe, das nach Wien fuhr, ging es weiter, ohne Ermüdung, da wir wegen der Herbſtnebel jeden Abend anlegten und des Morgens erſt ſpät abfuhren. Die ſchöne Welt der Donau-Ufer mit ihren Städtchen und Dörfern, mit ihren Klöſtern, reichen Gefilden und rauſchenden Wäldern, die milde Herbſtluft ſchienen auf Thereſen einen wohlthätigen Einfluß zu üben. War auch ein Schleier der Wehmuth über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen, ſo blühten doch ihre Wangen wie in einem neuen Frühlinge wieder auf. Als ich ſie einmal darauf aufmerkſam machte, deutete ſie auf das rothe Laub der Bäume, die an den Ufern ſtanden. „Dieſe Röthe iſt es,“ ſagte ſie leiſe. Glücklicher Weiſe betrog dieſe verrätheriſche Röthe auch die Mutter und ſtörte nicht die Freude des Wiederſehens. Die Tante meinte ſogar, das Reiſen ſei Thereſen ſehr wohl bekommen, und wir würden wohl gethan haben, wenn wir noch die letzten Herbſtwochen benutzt hätten.

Leider war die Täuſchung von nicht langer Dauer. Schon nach wenigen Tagen brach Thereſe zuſammen und flößte ihre Schwäche auch der Mutter die Beſorgniſſe ein, die mein Inneres ſeit jenem traurigen Morgen zuſammenpreßten. Um mit ihr die Pflege der theuren Kranken zu theilen, miethete ich eine Stube im Hauſe und wurde ſo der beſtändige Zeuge der traurigen Veränderungen, die mit Thereſen vorgingen.

Ich will bei der ſchrecklichen Zeit, die nun begann und den ganzen kommenden Winter ausfüllte, nicht länger verweilen und mit wenigen Worten das Ende ſchildern.

Thereſe nahm erſchreckend ſchnell ab. Jene Röthe, die mit genau umſchriebenen Rändern manchmal über ihre Wangen flog, blieb zuletzt ganz aus, und ihre Wangen wie ihre Augenlider wurden blaß und durchſichtig. Die Augen wurden größer und glänzender, und die langen ſchwarzen Wimpern ſtachen ſchön, aber traurig von den blaſſen Wangen ab. Auch die Hand, immer ſein und zart, wurde durchſichtig und zeigte das Gewebe der blauen Adern; in den Fingern ſchien das Blut wie unter Roſenblättern zu fließen. Es war, als ſollte ſie nicht wie andere Menſchen ſterben, vielmehr, als ob ſie ſich nach und nach vergeiſtige und in zarten Aether auflöſe.

Als Roſa, wie ſie es verſprochen hatte, in Wien ankam, fand ſie Thereſen bereits ſo verändert, daß ſie gleich beim Eintritt in die Stube ihre Lage klar erkennen mußte. Trotz allen Winken und Zeichen warf ſie ſich über Thereſen hin und brach in Thränen aus. Thereſe verſtand ſie und liſpelte: „Nicht wahr, meine Roſa, du findeſt mich ſehr verändert?“ Sie erkannte ihre Lage und lächelte oft über unſere Tröſtungen, ſo wie über manche Täuſchung, die wir uns erlaubten, um ihr Hoffnung einzuflößen. — Ihr Geiſt war klarer als je, und ſie war es, die zuerſt in Roſa's ganzem Weſen und Ausdruck eine große Veränderung bemerkte. Aufs Neue brach Roſa in Weinen aus und ſagte uns, daß ſie allein nach Wien gekommen ſei. Ihren Vater, den alten guten Herrn Nikolaus Vogel, hatte ſie einen Monat vorher begraben. Dieſe Nachricht war uns Allen wie ein Zeichen, daß der kleine Kreis, der in vielen Leiden und in manchen Freuden ſo eng zuſammengehalten hatte, beſtimmt war, gänzlich zerriſſen zu werden.

Roſa, die ſo ruhig und ernſt geworden war, daß man ſie kaum wieder erkannte, betrachtete das Verſprechen ihres Vaters als das ihrige und verſchaffte mir beim Hoftheater, bei dem ſie engagirt war, eine fixe und einträgliche Anſtellung am Orcheſter, und ſo kam es, daß wir uns Beide oft mit Schmerzen vom Krankenlager Thereſens losreißen mußten, ſie, um eine halbe Stunde darauf zu tanzen, ich, um mit gebrochenem Herzen luſtige Weiſen aufzuſpielen. Der alte Vogel hatte mir ſeinen Straduarius vermacht, aber ich durfte ihn, wenn Roſa tanzte, nicht brauchen. Sie kannte den Ton dieſer Geige zu gut, und, ſagte ſie — es ſei genug, daß ſie von Thereſen kommend Pirouetten und Sprünge machen müſſe; die Erinnerung an den todten Vater, die durch jeden Ton der Geige geweckt würde, wäre dann mehr als genug, um ſie mitten im Tanze in Thränen ausbrechen zu laſſen.

Gedenke ich jenes Winters, ſo ſehe ich mich nur am Bette Thereſens, ihre Hand in der meinen haltend; auf der andern Seite ſitzt Roſa und ſucht ihren verlorenen kindiſchen Sinn wieder zu finden, um Thereſen aufzuheitern. Die Mutter geht mit einem erſchreckend ruhigen Geſichte, das ſich in Schmerzen zu verſteinern ſcheint, aus und ein, oder ſteht zu Häupten des Bettes und wiſcht mit einem weißen Tuche ihrem Kinde den Todesthau von der Stirn. Der Doktor kommt täglich, und wenn er geht und von Thereſen nicht geſehen werden kann, zuckt er die Achſeln. Eine dunkle Atmoſphäre der Trauer füllt die Krankenſtube, ſelbſt als ſchon die erſten Strahlen des Frühlings herein dringen.

Da kam der Monat März heran. Längſt hatten wir uns gewöhnt, das leiſe Liſpeln Thereſens zu verſtehen. Seit einigen Tagen ſprach ſie gar nicht mehr. Sie ſaß im Bett, den Kopf auf das Knie gelehnt und streckte nur manchmal die Hand aus, um ſie mir, oder Roſa, oder der Mutter zu reichen. Uns war der Frühling herangekommen, ohne daß wir ihn über unſere Schmerzen bemerkt hatten. Thereſe aber ſchlug oft ihre Augen auf, um den hereindringenden Strahlen melancholiſch entgegenzublicken. Mehrere Male mußten wir ſie in einem Lehnſtuhl an das Fenſter tragen, durch das ſie auf die keimende junge Welt des Lenzes hinausſah. Wir mußten bei ihr ſtehen, und ſie gab uns mehr durch ihren Händedruck, als durch ihre leiſe geliſpelten Worte zu verſtehen, wie ſehr dieſer Anblick ſie erquickte. Einmal, da die Mutter hinausgegangen war und Roſa und ich bei ihrem Lehnſtuhle an dem Fenſter knieten, athmete ſie tief, drückte uns die Hände und ſagte mit einer lauten Stimme, die uns überraſchte: „Sorget für die Meinen — laſſet ſie in dieſer ſchönen Welt nicht elend ſein.“ Wir küßten ihr die Hände, und ſie ſagte mit etwas matterer Stimme: „Ich bin ruhig.“ Wir trugen ſie ins Bett zurück. Es war, als ob ſie ein leiſes Fröſteln überkäme, und ſie hüllte ſich in die Decke. Da die Mutter wieder eintrat, ſtreckte ſie ihr die Arme wie zur Umarmung entgegen, erhob ſich im Bette, liſpelte ein kaum hörbares „Lebewohl“ und ſank kraftlos zurück. Es war geſchehen!

*

Alexis, den die Nachricht von Thereſens Krankheit erreichte, eilte herbei und kam zu ſpät. Er wollte nicht ausgeſchloſſen ſein, als wir die Erbſchaft theilten. Er nahm ihren Bruder zu ſich und führte ihn mit ſich fort nach Italien, wo er, wie er ſagte, ein Künſtler werden ſollte. Roſa wollte der Mutter ihren Verluſt erſetzen und durch deren Gegenwart in ihrem Hauſe die traurige Leere ausfüllen, die der Tod des Vaters zurückließ. Ich übernahm es, für die Tante zu ſorgen, und ich vermag es, Dank der Anſtellung, die mir Roſa verſchaffte. Mein Ehrgeiz und meine Hoffnungen ſind mit Thereſen zu Grabe gegangen. Meine Geſchichte endet mit ihrem Tode. Seit damals verfließen die Tage farblos, und nur wenn ich Roſa beſuche, die jetzt mit der Mutter in der Zurückgezogenheit eines Landhauſes lebt, und wenn ich mit ihr von alten Zeiten ſpreche, wird ihre Einförmigkeit auf melancholiſche Weiſe unterbrochen. — Ich ſorge für die Tante, und das iſt der Zweck meines Lebens.

Moritz Hartmann's

Geſammelte Werke.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Erzählungen meiner Freunde.

I. Der Tanzmeiſter 3
II. Fritz! Fritz! 31
III. Zwei ſchlafloſe Nächte 64
IV. Wirkung in die Ferne 85
V. Warten 110

Novellen.

Die Glocke 125
Die alte Jungfer 170

Märchen und Geſchichten aus Oſten und Weſten.

Widmung 259

I. Aus dem Orient.

Der Heilige 262
Die Bürgſchaft 268
Die Rothbärte 271

II. Aus Frankreich.

Die Gaben der Korigans. Bretoniſches Märchen 286
Animo. Eine baskiſche Sage 300
Der Saludador. Eine baskiſche Sage . . . 312
Herbadilla. Eine Legende aus dem Bocage . 336
Der wilde Jäger in Frankreich 340
Das Geſicht der Prinzeſſin Marie von Orleans. Eine Pariſer Geſchichte 347

III. Aus ſlaviſchen Ländern.

Zuckererbſe. Ruſſiſches Volksmärchen . . . 355
Die zwei Eimer. Ruſſiſches Volksmärchen . 359

Seite

IV. Ein deutſches Märchen.

Der Ofen Barbaroſſa's 367

Anhang.

1. Der Schuſter. Ein perſiſches Märchen . 372
2. Die erſte Himmelfahrt. Eine italieniſche Legende 376
3. Die Erſcheinung der Aebte 379
4. Der Kuchen. Ein catalaniſches Kindermärchen 385

Weſt-öſtliche Geſchichten aus der neueſten Zeit.

Die Frau Konſulin 393
Der Pantoffel 427
Abdallah 440

Erzählungen meiner Freunde.

…ERISCHE
…AATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

Der Tanzmeiſter.

D. Johannes erzählt:

Die kleine deutſch-ſchweizeriſche Geſellſchaft, die wir in Smyrna bildeten, beſtand, vom Zufall zuſammengeſetzt, wie ſie war, aus den verſchiedenartigſten Elementen: aus Künſtlern, Kaufleuten, zweckloſen Luſtreiſenden, dienenden und ausgedienten Offizieren. Wir verſammelten uns allabendlich in dem großen Saale eines alten Gaſthauſes, das ein Franzoſe hielt und in dem eine Malteſiſche und eine Marſeiller Zeitung zu finden waren. Durch dieſe Zeitungen erhielten wir oft Nachricht über Ereigniſſe, die in unſerer Nähe, in Konſtantinopel, im Epirus, im Libanon vorgefallen. Bei einer düſter brennenden und übel duftenden Lampe — ſie war eben nur von unreinem levantiniſchem Oele genährt — verzehrten wir unſer Nachteſſen und ſaßen dann oft bis ſpät nach Mitternacht beim Glaſe Tenedos oder Bruſſa, zwei Weinen, die ſo edel ſein könnten und Krätzer ſind. Unſere Reden hallten in dem weiten, hölzernen, nackten, unmöblirten Saale wider und verloren ſich unheimlich in den dunkeln Winkeln. Wie unerquicklich es auch da ausſah, um die Lampe herum ging es ganz gemüthlich her. Wir lebten in größter Eintracht, denn nach dem täglichen Umgange mit dummen Türken, betrügeriſchen Griechen und kriechenden Armeniern freute man ſich, in Geſellſchaft von Landsleuten zu ſein und ſich geben laſſen zu können. Es hatte auch Jeder etwas erlebt und es hatte Jeder etwas zu erzählen. — Eines Abends kam die Rede auf das Duell, und da war es wie immer; die Furchtſamſten und die nie ein Duell gehabt hatten, intereſſirten ſich am Meiſten für den Gegenſtand und ſchürten das Geſpräch, wenn es erlöſchen wollte, immer wieder aufs Neue an. Manche von uns hatten auf dieſem Felde Erfahrungen gemacht, und es wurde viel erzählt und, wie bei dieſen Gelegenheiten üblich, auch viel für und gegen das Duell theoretiſirt. Die ſich geſchlagen hatten, ſprachen ſich meiſt gegen dieſen Unſinn aus; die Furchtſamen und Unerfahrenen vertheidigten die alte Sitte mit großem Feuer und großer Entrüſtung gegen Alle, die ſie angreifen wollten, auch gegen Diejenigen, die eben dieſer Sitte ſchon Opfer gebracht hatten. Natürlich kam auch der Fall aufs Tapet, in dem man ſich nicht ſchlagen könne, und ſprach man bei dieſer Gelegenheit über nicht ſatisfaktionsfähige Individuen und Stände, und ich hatte den unglückſeligen Einfall, als Beleg zu meiner Theorie von ſatisfaktionsfähigen Menſchen ein Abenteuer aus Leipzig mitzutheilen. Ich erzähle wie folgt:

Im Jahre 184* kam ich nach Leipzig. Ich ſollte dort gewiſſe Angelegenheiten meiner Familie ins Reine bringen; da mir dieſe indeß nur wenige Zeit im Tage wegnahmen, aber doch der Art waren, daß ſie mich wenigſtens ein Jahr lang in dieſer Stadt zurückhalten konnten, ſo ließ ich mich inſkribiren und machte mich, obwohl ich eben erſt die Univerſität einer andern Stadt verlaſſen hatte, aufs Neue zum Studenten. Ich konnte noch Vieles lernen; mein wiſſenſchaftlicher Magen war nicht überladen, denn ich kam von einer öſterreichiſchen Univerſität. In der damaligen Zeit graſſirte unter den Leipziger Studenten und den vielen daſelbſt verweilenden jungen Schriftſtellern eine wahre Duellirwuth. Ich ſah ein, daß ich mich dieſer Wuth nicht lange würde entziehen können, und prinzipiell gegen das Duell geſtimmt, wünſchte ich mit jugendlicher Logik ein oder zwei eklatante Duelle herbei, um dann die andern, nachdem ich Proben meines Muthes abgelegt, mit Anſtand von mir weiſen zu können.

Die Gelegenheit, meine Tapferkeit treu zu bewähren, ſollte, wie es ſchien, nicht lange auf ſich warten laſſen.

Auf einem Geſellſchaftsballe im Hotel de Bologne hatte ich mich aufs zweiundzwanzigjährigſte verliebt, aber ſeit jenem Balle durch Wochen die Geliebte meines Herzens, die eine Fremde war, nicht zu Geſichte bekommen. Auch konnte ich nie recht erfahren, wer ſie geweſen, und fand ſie in keiner der vielen Geſellſchaften, die ich, immer nur nach ihr ſuchend, durcheilte. Eines Abends befand ich mich auf dem großen Maskenballe, der zum Vortheil der Armen auf dem Stadt-Theater gegeben wurde. Eine kleine Marquiſe in Pompadour-Tracht ging an mir vorüber; ich erkannte ſie an ihren kleinen Füßen und an der Anmuth ihrer Bewegungen; ſie war es. Ich war überglücklich. Daß ich ſie auf den erſten Blick unter der Maske erkannt hatte, war mir ein Beweis, daß ſie für mich geſchaffen war, daß ich ſie mit dem Herzen ſah ꝛc. ꝛc. Auch ſie war der zufälligen Zuſammenkunft froh; ſie verhehlte es nicht, und ich war wie berauſcht, als ſie an meinem Arme dahinging, um ſich mit mir in die Reihe der Tänzer zu ſtürzen. Ich konnte es nicht erwarten, ſie mit beiden Armen zu umſchlingen, mich mit ihr in einem berauſchenden Walzer zu drehen. Aber auf dem Tanzboden, der auf der Bühne war, angekommen, mußten wir uns hinter die wartenden Tänzer ſtellen und harren, bis die Reihe an uns kommen würde. Die Ordnung wurde von angeſehenen Bürgern der Stadt als Kommiſſaren und von Studenten, die als Pierrots und Harlekins verkleidet waren, aufrecht erhalten. Aber meine kleine Valeria ſtrampelte vor Ungeduld mit den kleinen Füßchen; das konnte ich nicht mit anſehen, ich umſchlang ihre Taille und warf mich gegen Ordnung und Geſetz in den Tanz. Ein Harlekin ſtürzte uns nach, umfaßte mich mit beiden Armen und ſchob mich aus dem Kreiſe. Meine kleine Marquiſe war darüber ſehr verdrießlich und ſagte: Tanzen wir doch weiter! Das war mir Befehl. Wieder tanzten wir, wieder war der Harlekin da. Aber dieſes Mal fügte ich mich nicht ſo leicht; ich mußte Valerien zeigen, daß ihr Wille mächtiger war, als alle Geſetze. Als mich der Harlekin zum zweiten Male packte, kochte alles Blut in mir auf; ich faßte ihn ſeinerſeits, ſchob ihn mit einem Rucke und einem: Dummer Junge! bei Seite und tanzte zur größten Freude meiner Dame unbehelligt weiter. — Kaum hatten wir ausgetanzt, als einer der Kommiſſare, ein mir befreundeter Bürgersſohn, ſich mir näherte und mir in Gegenwart der Dame ſagte: Sie haben einen der Harlekins beleidigt; Sie werden eine unangenehme Geſchichte haben. — Mein Gott! rief Valerie, Sie werden ſich ſchlagen müſſen? — Ein Tanz mit Ihnen iſt es werth! antwortete ich. — Valerie war in Folge deſſen voll Zärtlichkeit für mich, und ich ſchwelgte in Glück und Liebe. Durch volle drei Stunden wich ich nicht von ihrer Seite. Endlich ging ſie, und ich ſaß glücklich und träumend auf einer der Bänke, beim Klange der Muſik alle ſchönen Minuten dieſer Nacht und alles mögliche Glück in Gedanken durchlebend. — Da ſtand plötzlich ein kleiner dicker Mann in ſchwarzem Frack und weißer Kravatte, mit rundem, ſehr weichmüthigem Geſichte vor mir und verneigte ſich ſo lange, bis ich aus meinen Träumen erwachte und ihn bemerkte. — Herr Doktor! — fing er mit ſchmeichelndem, faſt unterthänigem Tone an — Herr Doktor, verehrter Herr Doktor, ich habe ſo viel Schönes und Gutes von Ihnen gehört, ich hatte von jeher auch unbekannter Weiſe ſo viel Reſpekt und Hochachtung für Sie, daß es mir ſehr leid thut, Ihre verehrte Bekanntſchaft auf ſo unangenehme Weiſe gemacht zu haben ... es thut mir wirklich herzlich leid. — Ich kannte den Mann nicht und glaubte nach ſeiner Haltung und ſeinen Worten, daß er ſich für irgend eine mir angethane Verletzung, die ich nicht kannte, entſchuldigen wollte. — Ich verſtehe Sie nicht, antwortete ich, mit wem habe ich die Ehre? — Ich bin, antwortete der höfliche Mann, ich bin derſelbe, den Sie vorhin ſo hart angefahren haben; ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen, ich habe nur meine Pflicht gethan und die Ordnung aufrecht erhalten. — Ich verſtehe Sie noch immer nicht. — Ich bin — fuhr der Mann im ſchwarzen Fracke fort, der Harlekin von vorhin. — Wie! — war der Harlekin nicht ein Student? man ſagte mir, daß die Harlekins und Pierrots Studenten waren? — Ganz richtig, beſtätigte jener — alle anderen waren Studenten; aber ich war auch als Harlekin verkleidet, da ich vor Allen den Tanz zu überwachen hatte, denn ich bin der Tanzmeiſter L . . . und eigens dazu angeſtellt. Sie ſehen ein, lieber Herr Doktor, daß ich nur meine Pflicht gethan habe, und werden gewiß das beleidigende Wort zurücknehmen. — Ich wußte nicht, ſollte ich über das Qui pro quo auflachen, oder ſollte ich mich ſchämen, den guten, inoffenſiven Mann, der ſo traurig und flehentlichſt vor mir ſtand, beleidigt zu haben. — Gewiß, lieber Herr L . . ., rief ich, indem ich ihm die Hand bot, nehme ich die beleidigenden Worte gern zurück. Verzeihen Sie mir! — Der Mann drückte mir die Hand mit großer Dankbarkeit und ging ſehr froh von mir. Eben ſo froh war ich, die Sache auf dieſe Weiſe abgemacht zu haben, denn wie wäre ich mir, wie wäre ich Valerien vorgekommen, wenn ich mich mit einem Tanzmeiſter geſchlagen hätte! Ein Tanzmeiſter iſt eigentlich wie ein Weib; man ſchlägt ſich nicht mit einem Tanzmeiſter.

Der größte Theil der Geſellſchaft gab mir Recht. Aber der Kapitän von Rechberg, der mir gegenüber ſaß, ſprang vom Stuhle auf, lehnte ſich zu mir über den Tiſch herüber und rief mit aufgeregter Stimme: Warum ſollte man ſich mit einem Tanzmeiſter nicht ſchlagen? Das ſehe ich nicht ein! Ein Tanzmeiſter kann ein ſehr ehrenwerther Mann ſein, und wen ich der Ehre meiner Beleidigung würdige, den muß ich auch der Ehre eines Duelles mit mir würdigen. — Warum nicht? — Der Tanz iſt eine Kunſt, wie eine andere Kunſt; der Tanzmeiſter iſt ein Künſtler. Die Griechen haben den Tanz ſehr hoch geſtellt. Ich möchte Den ſehen, der ſich nicht mit einem Künſtler ſchlagen wollte. Weil der Tanzmeiſter für Geld tanzt? In unſerer modernen Geſellſchaft thut man Alles fürs Geld, für den Stand, für die Stellung, für die Nahrung von Weib und Kind, und man iſt darum nicht entehrt. Welche ariſtokratiſche Ideen! Doch was ſage ich ariſtokratiſch? Ein ächter Ariſtokrat wird ſich mit Jedem ſchlagen, den er einer Beleidigung für werth hält.

Der Kapitän brachte alle dieſe Sätze ordnungslos und raſch hervor. Seine Stimme zitterte vor Aufregung. Es entſpann ſich eine Diskuſſion, und ſeine Aufregung wuchs mit jedem Einwurfe, mit jedem Widerſpruche. Er verließ den Tiſch und ging in der Stube, immer ſprechend, manchmal ſchreiend, auf und ab. Die anderen Mitglieder der Geſellſchaft ſahen einander erſtaunt an und ſtaunten noch mehr, als er, der immer der Ariſtokrat unter uns geweſen, im Laufe der Diskuſſion Anſichten von der Gleichheit aller Stände ausſprach, die zu den radikalſten gehörten. Seine Lippen wurden blaß und zitterten, und während er ſeinen langen, blonden Schnurrbart mit der einen Hand aufs Heftigſte ſtrich, focht die andere in der Luft, als ob er einen Degen führte. Ich war von dieſem Eifer für verkannte, unter dem Vorurtheil leidende Stände faſt beſchämt, um ſo mehr beſchämt, da der Kapitän als Militär, als Träger eines alten Namens und als Offizier, der ſich bereits in mehreren Feldzügen als tapferer Mann ausgezeichnet hatte, in Folge aller dieſer Eigenſchaften kompetenter, liberaler und jedenfalls Recht zu haben ſchien. Ich war für ihn verletzt, als ein kleiner Kommis über ſeinen Eifer für den Leipziger Tanzmeiſter auflachte, und es that mir weh, als er darauf hin ſeine Mütze nahm und nach einem kurzen Gruße, offenbar ſehr verſtimmt, das Zimmer verließ.

Man ſchüttelte den Kopf und war unzufrieden: man fürchtete, den Kapitän gekränkt zu haben. Er war in der Geſellſchaft ſehr beliebt, denn er war ein guter Kamerad, ein vortrefflicher Erzähler und das belebende Prinzip des ganzen Kreiſes. Schon ſeine äußere Erſcheinung nahm für ihn ein. Gedrungen und fein gebaut, glaubte man beim erſten Anblick an Kraft und Elaſtizität zugleich, und jede Bewegung fügte noch den Glauben an wahrhaftige und männliche Anmuth hinzu. Mit ſeinem unverhältnißmäßig kleinen Füßchen trat er ſehr ſicher, beinahe lärmend auf; aus ſeinem breiten Bruſtkaſten kam eine kräftige Stimme hervor, welcher der kleine Mund etwas Weibliches gab. Weiblich war auch die helle Farbe des Geſichtes, die durch das beinahe röthliche Haar motivirt, jedoch durch den ganzen Ausdruck, beſonders aber durch eine lange Narbe auf der breiten Stirn Lügen geſtraft wurde. Seinem Anzuge ſah man es an, daß er nicht im Ueberfluſſe lebte, doch erſchien er immer als ein Gentleman. Was aber vorzugsweiſe für ihn gewann, war die Ruhe und Würde, mit der er widerwärtige Schickſale und manchmal Mangel ertrug. Wir wußten nur von ihm, daß er, nachdem er ſich in Schleswig-Holſtein geſchlagen, nach Indien gegangen, dort der engliſchen Kompagnie bei Regulirung des Ganges Dienſte geleiſtet und daß er jetzt bei Ausbruch des Krieges nach der Türkei gekommen und ſich um eine Anſtellung in der Armee bemühte — eine Bemühung, die bis zur Stunde keine Früchte getragen. Seit er in unſere Geſellſchaft gekommen, kannten wir Indien ſo gut, wie irgend ein anderes Land; denn Kapitän von Rechberg erzählte ſo anſchaulich, mit ſo viel Geiſt und Lebhaftigkeit, daß es eine Freude war, ihm zuzuhören, und daß er ſich mit ſeinem Talente unſer aller Dankbarkeit und Freundſchaft erworben hatte. Mir perſönlich war er noch werther als den Anderen, denn mich intereſſirten ſeine Mittheilungen tiefer und von anderem Standpunkte aus als dem der bloßen Neugierde; auch waren wir Zwei die gebildetſten Menſchen dieſer zufällig zuſammengewürfelten Geſellſchaft von Landsleuten und beide mehr oder weniger unbeſchäftigt. Ganze Stunden und Tage trennten wir uns nicht von einander. Wir fuhren auf dem Kahn über den herrlichen Golf von Smyrna bis hinein in das romantiſche weiße Schloß, das den engen Eingang bewacht, oder wir wandelten unter den Palmen am ſüdlichen Ufer auf und ab, angeweht von der lieblichen Briſe, die ſich an den heißeſten Tagen gegen vier Uhr Nachmittags auf dem Golfe erhebt und die erſchlafften Lebensgeiſter wieder belebt. In Kapitän Rechbergs Geſellſchaft fürchtete ich auch von Zeit zu Zeit einen Ausflug in die Berge nicht, obwohl ſie damals durch den berühmten Maulthiertreiber und ſeine Räuberbande unſicher gemacht wurden; über die Ruinen des genueſiſchen Kaſtelles drangen wir oft bis an den römiſchen Viadukt und in das Thal Homers vor, um dort auf der durch die Tradition mit Recht oder Unrecht geheiligten Stelle mit lauter Stimme einen oder zwei Geſänge des ewigſten Gedichtes zu leſen. So hatte ſich zwiſchen uns Beiden bald eine Intimität gebildet, die es mir jetzt peinlicher machte, als allen Anderen, daß der Kapitän ſo aufgeregt und offenbar in unangenehmer Stimmung gegen die Geſellſchaft, in unangenehmſter wohl gegen mich, der ich die Diskuſſion durch meine Erzählung hervorgerufen, den Saal verlaſſen hatte.

Ueber den Vorfall nachdenkend — denn es ſchien mir, als ob der Kapitän nicht ohne Grund die Sache ſo perſönlich genommen — ſaß ich noch ſpät und allein vor meiner Flaſche und mit dem Tſchibuk im Munde da und beſchloß, nächſten Morgen um Aufklärung zu bitten. Eben wollte ich mich erheben und mich auf meine Stube im ſelben Hauſe zurückziehen, als die Thür aufging und der Kapitän wieder eintrat. Er verlangte eine Flaſche Tenedoswein und ſetzte ſich wieder mir gegenüber. Ehe der Wirth die Flaſche brachte, ſaß er ſchweigend da, den Kopf in beide Hände geſtützt. Man hörte durch das offene Fenſter nur das häßliche Aechzen der Kameele, die an der Wand vor dem Wirthshauſe angebunden waren und lagerten, und das melodiſchere kleine Branden der Wellen des Golfes an den Balken der zerbrochenen Landungsbrücken. — Nachdem der Wirth die Flaſche gebracht, verlangte der Kapitän noch ein Nargileh. Als auch dieſes auf dem Tiſche ſtand, ging der Kapitän an die Fenſter, ſchloß eines nach dem andern, ſah ſich in der dunklen Stube um und ſetzte ſich, nachdem er ſich überzeugt, daß wir allein waren, wieder an den Tiſch, leerte ein Glas und that einen tiefen Zug aus dem Nargileh. Dann neigte er ſich zu mir hinüber und lächelte. Aber es war ein Lächeln, das die Franzoſen ſo bezeichnend un rire jaune nennen, ein gelbes Lächeln.

Alſo, lieber Freund, ſagte er ſo lächelnd, Sie würden ſich mit einem Tanzmeiſter nicht ſchlagen wollen?

Laſſen wir das, lieber Rechberg. Das Geſpräch hat Sie vorhin zu ſehr verſtimmt; warum wieder darauf zurückkommen? Sprechen wir nicht mehr davon.

Im Gegentheil, ſprechen wir davon! Wir *müſſen* darüber ſprechen, ich bin deßhalb zurückgekommen. Es liegt mir nichts an der Meinung der Anderen, aber mit Ihnen will ich mich auseinanderſetzen. Es handelt ſich um Grundſätze der Ehre; was hat unſer einer Beſſeres als die Ehre? Der Gegenſtand iſt wichtig, und keine Auseinanderſetzung über einen ſolchen Gegenſtand kann überflüſſig ſein. Ich *muß* mit Ihnen ſprechen.

Nun, wenn es Ihnen eine ſolche Herzensangelegenheit iſt, ſo ſprechen Sie! — Aber Rechberg ſprach nicht, er legte wieder den Kopf in die Hand und zeichnete gedankenlos mit dem Finger der anderen allerlei barocke Figuren mit Hülfe des vergoſſenen Weines auf den Tiſch. Endlich ſah er auf und ſagte: Ich habe nicht nur theoretiſch mit Ihnen zu diskutiren, ich muß Ihnen auch allerlei anvertrauen und erzählen.

Gut, ſagte ich, wenn Ihnen Das ein Bedürfniß iſt, machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten und erzählen Sie; Sie erzählen ſo gut. Ich ſtelle Ihnen mit Vergnügen dieſe ganze Nacht zur Verfügung.

Aber — ſagte wieder Rechberg und unterbrach ſich, indem er einen tiefen Schluck aus dem Glaſe that — aber — aber wenn ich Ihnen erzählt habe, müſſen wir uns ſchlagen, und zwar gleich dieſen nächſten Morgen.

Dann erzählen Sie nicht! rief ich — ſchweigen Sie, verſtummen Sie, ich will nichts hören, ich habe nicht die geringſte Luſt, mich mit Ihnen zu ſchlagen. Es wäre mir eben ſo unangenehm, mich um meine einzige Geſellſchaft in Smyrna ſelbſt zu berauben, als von Ihnen über den Haufen geſchoſſen zu werden.

Rechberg ſah mich mit Augen voll Freundſchaft und Wohlwollen an. — Thun Sie mir den Gefallen — ſagte er dann bittend — hören Sie mich an; es liegt mir daran, daß Sie wiſſen, mit wem Sie umgehen, und daß Sie nach meiner Erzählung urtheilen. Sie leiſten mir einen wahren Freundſchaftsdienſt.

Zum Teufel, ſchrie ich ungeduldig, ich will Ihnen keinen Freundſchaftsdienſt leiſten, wenn ich mich dafür ſchlagen muß. Wenn Sie dieſe Bedingung wegnehmen, dann will ich hören.

Das kann ich nicht, erwiederte der Kapitän, das ſteht feſt in mir, wie der heiligſte Grundſatz, daß Derjenige, der Das, was ich Ihnen erzählen will, von mir weiß, ſich mit mir ſchlagen müſſe.

Alſo ſchweigen Sie, ich will nichts wiſſen! rief ich mit faſt gebieteriſchem Tone.

In der That ſchwieg er und ſah vor ſich hin. Mit Unruhe aber bemerkte ich, daß er ein Glas nach dem andern hinunter ſtürzte und mit Eifer an ſeinem Nargileh zog, daß das Waſſer im Gefäß murrte und aufkochte und Blaſen und Strudel bildete, — ein Abbild der Vorgänge in ſeinem eigenen Herzen. Ich ſtand auf und reichte ihm die Hand zum Abſchiede; er nahm ſie aber nur, um mich auf meinen Sitz zurück zu zwingen.

Hören Sie, nur zwei Worte, ſagte er.

Zwei Worte, dachte ich, können nicht ſo gefährlich ſein; ſie können die tödtliche Erzählung nicht enthalten; hören wir ihm zu, es ſcheint ihm ſo viel daran zu liegen. Vielleicht wälzt er mit dieſen zwei Worten eine ſchwere Laſt von ſeinem Herzen; ich muß ſie hören, das bin ich ihm ſchuldig.

Der Kapitän ſtand auf und ſchritt einige Male in dem weiten Saale auf und nieder! zwei oder drei Mal blieb er in einem dunklen Winkel ſtehen, als ob er mir den Kampf verbergen wollte, den er in ſich auskämpfte. Plötzlich hielt er vor mir und ſagte mit feſter Stimme:

Ich bin ein Tanzmeiſter!

Ich war wie vom Blitz getroffen und hatte doch nur das kleine Gefühl allergewöhnlichſter Verlegenheit. Ich ſah vor mich hin und hatte nicht den Muth, ihn anzublicken oder auch nur eine Sylbe zu ſagen. Mit jedem Worte fürchtete ich, ihn zu beleidigen, eben ſo mit jeder Miene, mit einer erſchrockenen ſowohl als mit einer gleichgültigen oder heiteren.

Gut, ſagte ich endlich, was liegt weiter daran! Mit dem einen Worte haben Sie mich belehrt, gute Nacht!

Nein, ſtammelte der Kapitän, ſetzen Sie ſich. Sie haben nun die Hauptſache gehört; das Uebrige iſt Nebenſache. Jetzt müſſen Sie meine Geſchichte hören, da Sie die Pointe kennen, ſonſt bin ich Ihnen gegenüber in einer ſchlimmeren Lage als vorhin.

Ich ſetzte mich reſignirt wieder hin, mit dem Gedanken, daß ihn die Erzählung beruhigen und daß am Ende aus dem Duelle doch nichts werde. Kapitän v. Rechberg ſetzte ſich mir gegenüber, trank noch einmal und begann ſofort mit feſter Stimme:

Ich bin der Sohn eines alten, aber verarmten adeligen Hauſes im Württembergiſchen; um mich mit meiner Armuth in größeren Verhältniſſen unbemerkt zu verlieren, nahm ich Dienſte in Oeſterreich und ſetzte es durch, daß man mich in ein kleines Neſt in Ungarn garniſonirte, wo ich halb und halb von meiner Gage leben konnte. Auf den Schlöſſern der Umgegend erfuhr ich viel Freundlichkeit und gewann bald Land und Leute ſehr lieb. Als die Revolution ausbrach, war mir zu Muthe, als ob ich mich gegen meine eigenen Landsleute ſchlagen ſollte und zugleich gegen meine eigene Partei; denn ich betrachtete die magyariſche Revolution, und ſchwerlich mit Unrecht, als eine ariſtokratiſche. Aber die Ehre gebot mir, in den Reihen zu bleiben, in denen ich im Frieden gedient hatte; es wurde mir Gelegenheit gegeben, mich auszuzeichnen, und ich benutzte ſie, als ein wahrer Soldat, der im Detail nicht immer an das Prinzip denkt. Mit dem Ende der Revolution war die Zeit gekommen, da ich den Lohn meiner Dienſte, das iſt Beförderung, heimtragen ſollte. Aber ich verſchmähte den Lohn für Thaten, bei denen mein Herz nicht betheiligt war, ich ſehnte mich im Gegentheil nach einer Gelegenheit, meine innere Schuld zu ſühnen. Ich verließ Oeſterreich mit dem Titel Kapitän und ging nach Schleswig-Holſtein, um das Glück, für eine Sache des Vaterlandes gekämpft zu haben, auch einmal zu koſten. Sie wiſſen, wie es mit Schleswig-Holſtein geendet hat. Arm und baar aller Hülfsmittel ging ich nach England, um irgend eine neue Carriere zu beginnen. Ich gab Lektionen. Einer meiner Schüler munterte mich auf, nach Indien zu gehen, wo man Ingenieurs brauchte, bei den hydrographiſchen Arbeiten und der Regulirung des Ganges. Man machte mir Ausſicht auf glänzendes Gehalt und verſprach mir goldene Berge. Goldene Berge thaten mir im höchſten Grade noth. Meine gute Mutter, deren einzige Stütze und Hoffnung ich war, hatte den letzten Reſt ihres Vermögens hergegeben, um mich während meines Aufenthaltes in Oeſterreich zu unterſtützen. Ich hatte dieſe Unterſtützung angenommen, hoffend, daß ich um die Zeit, da ihr Vermögen auf die Neige ginge, einen genug hohen Grad einnehmen werde, um ihre Opfer ihr heimzahlen zu können. Damit war es nun nichts, da ich ganz dienſtlos daſtand, und mit Schauer ſah ich die Zeit heranrücken, da meine arme Mutter dem Mangel, einem entbehrungsvollen, unglücklichen Alter hingegeben ſein würde. Ich überſtürzte meine Reiſe nach Indien und brachte nicht alle jene koſtbaren Empfehlungen mit, die ich mir hätte verſchaffen, und die mir hätten ſehr nützlich ſein können. In Kalkutta angekommen, fand ich alle Stellen, auf die ich gehofft hatte, beſetzt. Niemand intereſſirte ſich für mich, und ich war nicht der Mann, mir die Theilnahme einflußreicher Menſchen durch Zudringlichkeit oder Schmeichelei zu erzwingen. Das furchtbar theure Leben in Indien hatte meine kleine Baarſchaft bald aufgezehrt; von der Geſellſchaft war ich ausgeſchloſſen, weil ich nicht, wie jeder Gentleman in Indien, eine Dienerſchaft von zehn oder fünfzehn Eingeborenen bezahlen konnte. Es war bald ſo weit gekommen, daß ich mich von den Früchten der Bäume vor der Stadt nährte. Wenn ich da hinausging, um meine tägliche Nahrung zu holen, war es mir, als ob mich die Affen und

Papageien auf den Bäumen verhöhnten. In dieſer ſchrecklichen Zeit der Noth, die ich nur überlebte, weil ich das Leben als eine Pflicht gegen meine Mutter ertrug, kamen von ihr Briefe voll unterdrückter Klagen. Zwiſchen den Zeilen las ich eine lange Geſchichte ihrer Entbehrungen. Ich war zu Allem bereit; ich hätte mit den Sudras arbeiten und die niedrigſten Geſchäfte verrichten mögen; da erfuhr ich, daß man für eine Art von Kadettenſchule, die in Kalkutta beſteht, einen Tanzlehrer ſuche und deßhalb nach Europa ſchreiben wolle. Mein Entſchluß war gefaßt; ich berechnete, daß ich mit der Hälfte des Gehaltes leben könnte, daß die andere Hälfte meiner Mutter in Württemberg eine nicht nur ſorgenfreie, eine beinahe glänzende Exiſtenz ſichern würde. Was kümmerten mich alle Vorurtheile? Und war ich nicht in einer fremden Welt? Und Sie wiſſen, daß man ſich in fremden Verhältniſſen, abgelöst von unſerer ganzen Vergangenheit, leichter zu Dingen entſchließt, die uns zu Hauſe und in der gewohnten Umgebung eine Unmöglichkeit ſcheinen würden. Zudem war das Inſtitut ein militäriſches; ich konnte mir mit der Sophiſtik des Unglückes und des inneren Widerſtreites einreden, daß ich eigentlich in der Carriere bleibe. Habe ich nicht dumme Bauernjungens geben gelehrt? — warum ſollte ich junge Gentlemen nicht tanzen lehren? — Ich ſtellte mich dem Major, dem Vorſteher des Inſtituts, vor und wurde angenommen, trotzdem ich ihm nicht, wie er es gern gewünſcht hätte, eine Probe vortanzte. — Als ich des Abends im Tanzſaale des Inſtitutes erſchienen war, waren nicht nur die jungen Kadetten da, ſondern auch ihre Mütter und Schweſtern, Frauen und Töchter der Zivil- und Militär-Beamten der Königin und der Compagnie. Alles wollte mittanzen und tanzte auch mit; ſo war es immer geweſen, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß es auch fürder ſo ſein ſollte. — Erlaſſen Sie es mir, Ihnen zu beſchreiben, wie mir zu Muthe geweſen iſt, als ich mich hinſtellen und den Jungens und den Damen die pas vormachen mußte. Als ich auf den Schlöſſern Ungarns mit den liebenswürdigen Magyarinnen tanzte, hätte ich es nicht geglaubt, daß der Tanz, den ich ſo ſehr liebte, mich dereinſt ſo tief unglücklich machen, ſo demüthigen, ſo in meinem Innerſten zu Grunde richten würde. — Natürlich war ich von dieſem Augenblicke an als ein professional man und als Tanzmeiſter von der Geſellſchaft ganz und gar ausgeſchloſſen. Niemand ging mit mir um, als ein guter Deutſcher, ein Kaufmann, der mein Unglück ſah und mich bedauerte. Der gute Landsmann arbeitete, ohne mein Wiſſen, daran, mein Leben zu verbeſſern, während ich mich dumpf und ſtumpf darein ergab. Er beſorgte die Geſchäfte eines hohen Beamten, des Lord B . . ., und wußte dieſen für mich zu intereſſiren und ihn glauben zu machen, daß es ſeine Pflicht ſei, einen Adeligen und Offizier aus ſo demüthigender Stellung zu befreien. Nachdem ich an ſechs Monate als Tanzmeiſter fungirt, brachte mir mein Freund plötzlich einen Brief, mit deſſen Hülfe ich in Bombay bei den hydrographiſchen Arbeiten angeſtellt werden ſollte. — Ich kündigte meinen Dienſt und reiſte mit dem nächſten Dampfſchiffe nach dieſer Stadt, wo mich in der That ein freier Platz ſchon erwartete. Es war mir, als wäre ich von den Todten auferſtanden. Die Luft der Geſellſchaft ſchien mir wie die Himmelsluft nach jahrelanger Einkerkerung. Man wußte nichts von meiner Kalkuttaer Vergangenheit, man kannte nur meinen adeligen und militäriſchen Titel und behandelte mich darnach. Doch blieb ich nicht lange in Bombay. Unſere Arbeiten führten uns fern von aller europäiſchen Geſellſchaft die Küſten entlang und hier und da meilenweit in die Mündung eines Fluſſes hinein, in durch und durch indiſche Gegenden. Nach mehreren Monaten gewiſſenhafter Anſtrengung bekamen wir Urlaub, um die heißeſte Jahreszeit in einer kühleren Gegend zubringen zu können. Wir gingen nach Agra, in deſſen Nähe ſich während der Sommermonate die ganze Geſellſchaft der Umgegend in luſtigen Häuſern, im Schatten der Berge verſammelt. Wir lebten dort aufs Angenehmſte. Jede Nacht war Reunion; man plauderte, ſang, muſizirte, tanzte, und the german gentleman war ſehr beliebt und ſpielte eine

Rolle, wie ehemals an den Ufern der Theiß. Man unternahm nichts ohne mich; ich war überall geladen; in allen Dingen des Geſchmackes verließ man ſich auf mich; ich war oberſter Richter. Die Damen zeichneten mich aus; die Männer erwieſen mir Achtung, denn ich war ihnen als ein tapferer Offizier und als ſehr nützliches Mitglied der hydrographiſchen Expedition gerühmt worden. Auch hatte der Prinz Waldemar von Preußen in dieſen Ländern ein ſo ſchönes Andenken zurückgelaſſen, daß es jedem Deutſchen zu Gute kam. Mein Tanzmeiſterleben erſchien mir wie ein Traum, manchmal glaubte ich nicht mehr an dieſen böſen Traum. Ich ſollte daran glauben.

Kapitän von Rechberg ſchwieg und athmete tief auf. Dann wiſchte er ſich den Schweiß ab, der plötzlich auf ſeiner Stirn erſchien, ſetzte das Glas an die Lippen, leerte es mit einem Zuge und verſuchte, ob das Nargileh noch rauchte. Es war aber erloſchen. Er warf das Rohr von ſich und ſah mich gedankenlos an. Ich forderte ihn nicht auf, fortzufahren, doch begann er nach einem langen Seufzer aufs Neue.

Eines Nachts war die Geſellſchaft wieder in dem eigens zu dieſem Zwecke aus Bambusrohr erbauten Saale zu einem Balle verſammelt. Es war heute ſchöner als ſonſt, denn man feierte das Feſt der Lady C . . ., einer ältlichen, aber ſehr beliebten und einflußreichen Dame, der Jeder den Hof zu machen ſuchte und die mich unter ihre beſondere Protektion genommen. Die Damen glänzten in ihren reizendſten, wie leichteſten Toiletten; mehrere zu dem Feſte zugelaſſene Parſi-Gentlemen und Ladies und einige penſionirte Königsſöhne erfüllten den Saal mit dem Glanze ihrer Diamanten. Die Nacht war ziemlich kühl und die Lebensgeiſter erfriſcht; an den breiten Eingängen ſtanden Hindus und zogen die Vorhänge auf und zu, um im Saale eine angenehmere Luftbewegung hervorzubringen. Ich hatte eben deutſche Lieder geſungen und das Lob meines muſikaliſchen Vaterlandes und mein eigenes mit Genugthuung hingenommen. Man ſollte tanzen, und ich ſtand bereits neben einer jungen Dame, die mir vor allen Anderen gefiel und ſprach mit ihr über deutſche Muſik und Poeſie. Da trat ein junger Offizier der Kompagnie in den Saal. Ich erkannte ihn augenblicklich; es war der Lieutenant Mr. Hirsley, Sohn eines Londoner Alderman und mein ehemaliger Schüler in Kalkutta. Wie er durch den Saal ging, war es mir, als ob mein Schickſal auf mich losginge. Um die gefeierte Dame des Abends zu begrüßen, mußte er an mir vorüberkommen. Ich hatte einen Augenblick die Idee, den Kopf abzuwenden, um nicht von ihm erkannt zu werden, aber etwas in mir war ſtärker, als dieſer mein Wille, und herausfordernd ſtarrte ich ihm entgegen. Sein Blick fiel auf mich, und mit einem durch die Naſe geſprochenen „Ah, jetzt hier?“ und mit einer verächtlich grüßenden Handbewegung ging er, ohne irgend eine Erwiderung von meiner Seite zu erwarten, an mir vorüber. Meine junge Dame ſah mich fragend und verdutzt an; ich erwiderte ihren fragenden Blick mit einem blödſinnigen Lächeln. Es wurde ihr unheimlich in meiner Nähe, und mit der Verſicherung, daß ſie ſogleich wieder kommen wolle, ſtahl ſie ſich von mir fort zu ihrer Mutter. Ich ſtand ſtarr auf demſelben Flecke. Die Tanzmuſik begann und weckte mich. Ich raffte mich auf, ſah mich nach meiner Dame um, und da ich ſie nicht neben mir fand, ging ich ſtrammen Schrittes auf ſie zu und holte ſie zum Tanze ab. Ich faßte ſie mit Gewalt und tanzte in einer Art von Wuth, ohne Mr. Hirsley aus den Augen zu verlieren. Da bemerkte ich, wie er ſein Gläschen vors Auge ſteckte und mich anſah und ſich dann mit einer Geberde der Verwunderung an die gefeierte Dame des Abends wandte. Nachdem ihm dieſe einige Worte erwidert, lachte er laut auf und ſchien ihr Aufklärungen zu geben. Sie ſchlug die Hände zuſammen und wandte ſich zu der Dame, die neben ihr ſaß, und bald ging, wie ein Lauffeuer, ein Ziſcheln durch den ganzen Saal, längs den Stühlen und Sophas, auf denen rings umher die Mütter und gardes des dames ſaßen. — Ich tanzte, als wollte ich niemals enden, aber meine Dame ſank endlich kraftlos auf einen Stuhl. Sofort ziſchelte ihr eine Nachbarin etwas ins Ohr. Sie erblaßte, ſah mich mit einem Blicke des Vorwurfes an und entſchuldigte ſich mit ihrer Erſchöpfung, als ich wieder zu tanzen anfangen wollte. Als die Muſik verhallte, lief ſie, ohne meinen Arm anzunehmen, zu ihrer Mutter zurück.

Während der Pauſe ging ich in dem Saale wie ein Ausgeſtoßener umher. Doch war es mir unmöglich, fortzugehen; es ſchien mir, als müßte ich dieſe ganze dumme Geſellſchaft herausfordern, oder, wenn meine Berührung verunreinigte, wie die Berührung eines Sudra, ſie verunreinigen. Kaum begann die Muſik aufs Neue, als ich mich einer ſehr ariſtokratiſchen Dame näherte und ſie zum Tanze aufforderte. Sie entſchuldigte ſich und ſah bei Seite. Ich weiß nicht, was mich trieb, die Demüthigung bis auf die Neige auszutrinken; vielleicht die Luſt an der Rache, welche die Ueberzeugung von ihrer Aller Beſchränktheit gewährte. Ich ging von einer zur andern und holte mir Korb nach Korb, manchmal auch einen Blick voll verachtender Hoheit. Dann erſt ging ich ſtolz und lächelnd durch den Saal und nach Hauſe.

Mit Morgenanbruch, der nicht fern war, nahm ich meinen Degen und meine Piſtolen und begab mich zu einem der Offiziere der hydrographiſchen Expedition, der mir während der ganzen Zeit viel Freundſchaft erwieſen hatte. Ich erſuchte ihn, mir zu folgen, da ich ſeiner in einer Ehrenſache bedürfe. Er hüſtelte zwar ein wenig verlegen, folgte mir aber doch. Wir gingen in das Haus Mr. Hirsleys, den wir auf ſeinem Divan ausgeſtreckt fanden.

Mr. Hirsley, ſagte ich ruhig, ich komme, um Ihnen zu beweiſen, daß ich ein eben ſo guter Offizier und vielleicht ein beſſerer Gentleman bin, als Sie. Wir werden uns ſchlagen.

Oh — gähnte er — ſchlagen? Ein Gentleman ſchlägt ſich nicht mit einem Tanzmeiſter!

Ich faßte ihn am Arm und riß ihn vom Divan auf: Sie müſſen!

Nein, rief er mit dem Fuße ſtampfend — ich werde Sie hinauswerfen laſſen.

Er hatte kaum ausgeſprochen, als eine Ohrfeige auf ſeiner Wange brannte. Wüthend ſtürzte er in das zweite Gelaß und kam mit bloßem Degen zurück und drang auf mich ein. Indeſſen hatte ich inſtinktmäßig meine Waffe gezogen und wollte mich vertheidigen und den Kampf zu einem regelmäßigen machen. Aber mein Gegner drang auf mich ein, ohne meinen Degen zu beachten, und rannte wüthend in die Spitze, daß ſie ihm tief in die Bruſt eindrang. Eine halbe Sekunde, nachdem er aus dem zweiten Zimmer herausgekommen war, lag er in den letzten Zügen vor meinen Füßen. Auf das Geſchrei, das die Diener erhoben, kamen die Offiziere herbei, die in der Nachbarſchaft wohnten. Nach den Vorfällen der Nacht und nach wenigen Worten meines Zeugen begriffen ſie ſchnell den ganzen Hergang. Sie beriethen ſich unter einander und beſchloſſen, die Sache ſo günſtig für mich, als möglich, abzumachen. Ein alter Major näherte ſich mir und ſagte: Fliehen Sie! unſere Geſetze ſind ſtrenger als die des Kontinents. Wir wollen Sie retten, weil Sie unglücklich und halb und halb unſchuldig ſind. Eilen Sie nach Kalkutta und verlaſſen Sie Indien; wir werden Sie nach einer andern Richtung verfolgen laſſen, und der Rapport wird erſt nach Ihrer Abreiſe in Kalkutta ankommen.

Die Offiziere thaten noch ihr Möglichſtes, um meine Reiſe nach Kalkutta zu erleichtern und zu beſchleunigen. Dort angekommen, erfuhr ich von den Vorgängen in Europa und beſchloß, dem Padiſchah meine Dienſte anzubieten. Die türkiſche Armee, ſagte ich mir, iſt nicht ſo wähleriſch; ſie macht Barbiere zu Generalen, ſie wird einen Tanzmeiſter nicht verſchmähen! und ich ſchiffte mich auf dem erſten Schiffe der Overland mail ein.

Glauben Sie, daß ich den Tod jenes jungen Mannes bedauerte? — Nein, ich geſtehe es Ihnen offen, ich habe es nicht gethan. Ich fühlte mich im Kriege mit der ganzen Geſellſchaft, mit Jedem, der mich nicht als vollwichtigen, ehrenhaften Mann gelten laſſen will, weil ich einmal Tanzmeiſter geweſen. Mein ganzes Weſen geht immer geharniſcht und gewaffnet einher, bereit, ſich zu vertheidigen und anzugreifen — zu vernichten. Weit entfernt, durch den blutigen Ausgang jenes erſten Konfliktes abgeſchreckt zu ſein, hat er mich vielmehr in dem Vorſatze beſtärkt, nur in einem bewaffneten Frieden, wenn nicht im beſtändigen Kriege zu leben. Es war mir, als könnte ich mich von jenem Tanzmeiſter nur dadurch entfernen, nur dadurch zwiſchen mich und ihn einen weiten, trennenden Raum ſchieben, daß ich ſeinetwegen Thaten begehe, enorme, blutige Thaten, die mit einer Tanzmeiſter-Natur nichts gemein haben. Dieſe Gefühle, dieſe Anſichten ſind in mir zu Grundſätzen geworden, und ich müßte mich verachten, wenn ich ſie verletzte.

Doch ich muß Ihnen weiter erzählen, wie ich in dieſen Grundſätzen beſtärkt worden.

Auf unſerem Schiffe befand ſich eines der reizendſten Geſchöpfe, das mir je vor Augen gekommen. Miß Adda wurde krankheitshalber in ein beſſeres Klima, nach Kairo, geſchickt. Sie reiste in Geſellſchaft einer reſpektablen älteren Dame und zahlreicher Dienerſchaft. Vor ihren Landsleuten, die auf demſelben Schiffe reisten, darunter viele Offiziere, die nach der Türkei beordert waren, zeichnete ſie ſich durch eine überaus edle Bildung des Geiſtes aus und durch eine ſtolze Zurückhaltung, die viel ſchöner und wohlthuender war, als der gewöhnliche bekannte, meiſt zurückſtoßende Stolz der Engländerinnen. Sie hatte das ganze Bewußtſein ihres Werthes und vermied den Umgang mit den Offizieren, die ſich manches Mal einer zu ſehr ausgelaſſenen Vergnügungsſucht und ihren aus den Einſamkeiten Indiens mitgebrachten, nichts weniger als geſellſchaftlichen Gewohnheiten hingaben. Sie war übrigens ihres Stolzes wegen ſchon in Kalkutta bekannt und bei den Offizieren, die dort die eigentliche Geſellſchaft ausmachen, wenig beliebt. Man hatte erwartet, ſie auf dem Schiffe, in der Freiheit des Reiſelebens, zugänglicher zu finden, und mancher junge Offizier mag darauf ſtille Hoffnungen gebaut haben. In ihre Geſellſchaft zugelaſſen zu werden, wäre ſchon ein Triumph geweſen; vielleicht hätte ſich daraus noch ein weiterer Sieg entwickelt. Miß Adda war bei allen Vorzügen noch außerordentlich reich, und unter den Offizieren mögen manche geheime Heiraths-Kandidaten geweſen ſein. Als man ſich getäuſcht ſah, war man noch erbitterter gegen ſie, und es ſchien mir, als ob ſich eine ſtumme Verſchwörung um ſie bildete. Ich konnte den Inhalt dieſer Verſchwörung nicht ergründen, und doch ſpielte ich darin eine Hauptrolle. Ich war das Werkzeug, das ſie ſich zur Rache an Miß Adda auserwählt. Gegen mich war Miß Adda von Anfang an freundlich geweſen; in wenigen Tagen bildete ſich zwiſchen uns ein intimes Verhältniß. Wir waren beinahe den ganzen Tag beiſammen; in der Nacht ſpazierten wir Arm in Arm auf dem Verdeck umher; als wir in Aden anhielten und landeten, durfte ich ſie durch die Stadt begleiten und ihren Ritter machen. Die Offiziere mußten nothwendiger Weiſe eiferſüchtig ſein, doch ließen ſie dieſes weder mich, noch Miß Adda fühlen; im Gegentheil ſchien es mir manches Mal, als ob ſie unſer Verhältniß begünſtigten, indem ſie unſer Zuſammenſein, zum Beiſpiel durch Einräumung eines Platzes neben ihr bei Tiſche oder auf dem Verdeck, erleichterten. So oft ich mich näherte, wichen alle Anderen zurück und ließen mich allein mit ihr, beſonders in der Nacht auf dem Verdeck. Ich glaubte, es ſtecke hinter dieſem Benehmen nur die Abſicht, Miß Adda fühlen zu laſſen, daß ſie meine Bevorzugung und ihre Zurückſetzung mit Gleichgültigkeit hinnahmen. So glaubte auch Miß Adda. Indeſſen hatten wir bald keine Aufmerkſamkeit für alles Das; denn wir waren glücklich. Miß Adda ſprach mir manches Mal mit Sehnſucht von den Ufern des Rheins, wo eine ihrer Verwandten, die Wittwe eines indiſch-engliſchen Generals, wohnte, die ihr aus Bonn oft über die Herrlichkeiten dieſes Stromes ſchrieb. In ſolchen Aeußerungen glaubte ich hoffnungsreiche Anſpielungen zu erkennen, und ich träumte von einem unendlichen Glücke im ſchönſten Rahmen, von einem ruhevollen, liebeſeligen

Aufenthalte in einem der reizendſten Flecken Rolandseck, Mehlem, Godesberg. An Adda's Seite ſtand ich auf dem Apollinarisberge, vor dem Rolandsbogen, auf Nonnenwerth, auf Drachenfels —

„which I should see
With double joy wert thou with me.“

Nach dieſer Byron'ſchen Citation hielt Kapitän Rechberg wieder inne. Er fühlte, daß ſeine Stimme ihm verſagen würde; denn ſchon zitterte ſie vor Aufregung und Rührung, und er unterbrach ſich lieber freiwillig, indem er die Stirn an den Rand des Tiſches legte. Er ſah ganz gebrochen und vernichtet aus, der arme Kapitän. Als er den Kopf wieder erhob, hätte man glauben können, daß er einige geheime Thränen habe unter den Tiſch fallen laſſen; doch ſagte er mit feſter Stimme: Verzeihen Sie, lieber Doktor, die Unterbrechung. Ich ſpreche von einem letzten Lächeln der Hoffnung, des Glückes und von einer Wunde, die noch blutet. Ich will raſch auf das Ende losgehen. Von Suez aus reiste ich mit Miß Adda nach Kairo: auf dieſem höchſt unbequemen Wege war ihr meine Ritterſchaft nothwendiger, als auf der ganzen Seereiſe. Als wir in Kairo ankamen, fanden wir das Hotel Oriental ſchon zur Hälfte beſetzt von einem großen Theile der Offiziere, unſerer Reiſegefährten. Es ging im Hotel, wie es auf dem Schiffe gegangen war, nur daß ich noch ungeſtörter bei Adda und daß wir Beide einſamer waren. Ich machte kleine Ausflüge mit ihr durch die Stadt, in die Moſcheen, in die Umgegend. Unſere Intimität wuchs von Tag zu Tage, mit dieſer mein Glück. Es ſchien mir, daß ich der Erfüllung aller Hoffnungen und Wünſche nahe ſtand. Mit dieſem Gefühle ging ich eines Morgens zu ihr, um ſie verabredeter Maßen zu einem Spazierritte abzuholen; ſchon warteten die Araber mit ihren Pferden vor dem Hauſe. Ich fand Adda's Thür verſchloſſen. Eine böſe Ahnung durchzuckte mich wie mit hundert Meſſerſtichen; ich fühlte, wie ich erblaßte. Ich klopfte mit Gewalt an die verſchloſſene Thür. Sie öffnete ſich, und heraus trat zitternd und verlegen Miſtreß Thankley, die Begleiterin Adda's.

Miß kann Sie nicht empfangen, Kapitän! ſagte ſie leiſe und furchtſam.

Warum nicht? fragte ich mit tonloſer Stimme.

Anſtatt zu antworten, fragte ſie hingegen: Iſt es wahr, was die Offiziere heute Morgen Miß Adda geſagt haben?

Was? fragte ich.

Daß Sie — daß Sie in Kalkutta Tanz-Unterricht gegeben?

Ich antwortete nicht — ich ſah ſie nur an.

Sie ſehen ein, begann ſie darauf wieder, ohne fortzufahren. Ich nickte mit dem Kopfe, und ſie verſchwand in der Stube. Ich ſtand an den Pfoſten gelehnt und wundere mich, daß ich nicht zuſammenbrach. Eine Bewegung im Korridor weckte mich; ich ſah mich um und erblickte am äußerſten Ende einen jungen Offizier, der mich belauſchte. Wie ein Blitz that ſich mir mit einem Male das Verſtändniß des ganzen Vorganges, die ganze Verſchwörung auf. Die Offiziere kannten mich von Anfang an; ſie wollten, daß ſich Miß Adda mit mir kompromittire; ſie wollten, daß unſer Verhältniß ein inniges werde, um ſich dann, durch Enthüllung meiner Vergangenheit, an der ſtolzen reichen Erbin für ihre Zurückſetzung deſto empfindlicher rächen zu können.

Mit einem Sprunge war ich an der Seite des jungen Offiziers und packte ihn an der Schulter. Aber wie ich den beinahe knabenhaften Lieutenant vor mir ſtehen ſah, ſchien er mir meiner Rache unwürdig; auch fühlte ich eine unbeſtimmte Furcht, daß er mir, wie jener Offizier in Agra, die Genugthuung verweigern könnte. Ich ließ ihn ſtehen und lief in die Stube des Kapitäns Laſſy, der mir immer als der Würdigſte und Humanſte der ganzen Geſellſchaft erſchienen war. Ich ſetzte bei ihm weniger Vorurtheil voraus, und er dünkte mir das würdigſte Opfer; ich wollte den Beſten aus dem Kreiſe meiner Widerſacher vernichten; ich fühlte mich wieder ganz und gar in dem Kriegszuſtande, den ich in den letzten drei Wochen über meinem Glücke vergeſſen hatte. Um es kurz zu erzählen: ich hatte mich in Kapitän Laſſy nicht getäuſcht. Wir ſchlugen uns noch an demſelben Tage in der großen Allee von Bulak. Kapitän Laſſo ritt daſſelbe Pferd, welches für Adda bereit ſtand. Ich zerſchmetterte ihm den rechten Arm, und er wurde ohnmächtig ins Hotel zurückgetragen. Am nämlichen Abend verließ ich Kairo; der Abſchied von meinem Glücke war genommen, von Adda nahm ich keinen. In Alexandria ſchiffte ich mich auf einem Lloyd-Dampfer ein und kam ſo hierher nach Smyrna. Ich weiß nichts von Adda und weiß auch nicht, ob Kapitän Laſſo ſeine ſehr gefährliche Wunde überlebt hat. Und nun, lieber Doktor, gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen. Es iſt drei Uhr. Gehen Sie zu Bette und ſchlafen Sie, ſo viel Sie können. Ich muß fort; denn ich habe noch Vieles zu beſorgen.

So ſprechend, erhob ſich Kapitän v. Rechberg und verließ das Zimmer, ehe ich noch Ein Wort erwidert hatte. Den Kopf voll von ſeinen Erzählungen, ging ich auf meine Stube, warf mich angekleidet auf den Divan und verfiel in einen dumpfen, unruhigen, unerquicklichen Schlaf.

Nach ungefähr drei Stunden weckte mich der Smyrniote, der mich bediente, indem er mich ſchüttelte und mir die griechiſch-türkiſchen Worte: Grophia, Tſchelebi, Graphia! — ein Brief, Herr, ein Brief! — zurief. Ich gähnte ihn an, nahm ihm mechaniſch den Brief aus der Hand und ſtarrte lange gedankenlos auf die Adreſſe. Mein Kopf war ſo ſchwer, und drinnen im Gehirn war es mir ſo unbehaglich, als wäre es mit ſcharfkantigen Steinen und Steinchen angefüllt. Es war ſo was wie Katzenjammer, zu dem die Erzählungen und Aufregungen des Kapitäns mehr beigetragen hatten, als der genoſſene Wein. Es bedurfte eines förmlichen Entſchluſſes, bis ich das Siegel erbrach, und eines weiteren Entſchluſſes, bis ich zu leſen anfing, und einer wahrhaften Anſtrengung, bis ich mit den geleſenen Worten Begriffe verband. Nach und nach verſtand ich erſt, daß ich Zeilen vor mir hatte, über deren Inhalt ich ſtaunen und erſchrecken durfte. Ehe ich es wußte, war ich vom Divan aufgeſprungen und las nun mit vollkommenem Bewußtſein folgende Worte:

„Lieber Doktor! Es iſt Alles geordnet. Ein Offizier der deutſchen Fregatte, die im Hafen liegt, Graf Mark, wird mein Zeuge ſein; für Sie habe ich den Chemiker, den guten Lichtenberg, gebeten. Er wird Sie Schlag Sieben mit einem Pferde vor Ihrem Hauſe erwarten. Graf Mark bringt den Schiffsarzt mit. Für die Piſtolen ſorge ich. Wir finden uns um acht Uhr im Thale Homers. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich den Zeugen über die Urſache unſeres Duelles nichts geſagt habe. Ihr aufrichtig ergebener v. Rechberg."

Er iſt verrückt! er iſt lächerlich! ſchrie ich auf, nachdem ich den Brief geleſen, und lief aufgeregt in der Stube auf und ab. Ich ſchlage mich nicht mit ihm! Wie kann es ihm einfallen, ſich mit mir ſchlagen zu wollen, nachdem er mich ſo in ſein Vertrauen gezogen, nachdem er wiſſen muß, wie ich jetzt über die Sache und über ihn denke? Er kann in ſeinem homeriſchen Thale lange warten, bis ich hinkomme, mich von ihm todtſchießen zu laſſen! Nach dieſem Monolog warf ich mich wieder auf den Divan und redete mir ein, daß ich die ganze Geſchichte nicht berückſichtigen wolle. Aber es ließ mich nicht ruhen; ich ſtand wieder auf und ſchrieb zwei Zeilen, in denen ich den Kapitän bat, mir eine Beſprechung zu gönnen und zu mir herüberzukommen oder mich zu Hauſe zu erwarten. Mein Smyrniote wurde ſofort mit der Botſchaft abgeſchickt; ich machte mich an meine Toilette und goß mir Ströme kalten Waſſers über den Kopf, um die Nebel der Nacht zu zerſtreuen. Nach ungefähr einer Viertelſtunde kam mein Bote zurück und brachte ein Billet, das ſo lautete:

„Die verlangte Beſprechung kann ich Ihnen nicht gewähren, da ich ſehr beſchäftigt bin, auch in einer Minute, verabredeter Maßen, auf die Fregatte muß, um den Offizier abzuholen; — ſie wäre übrigens, nachdem die Zeugen gewählt ſind, gegen alle Regel. Ich weiß ja, was Sie mir ſagen können und wollen.

Sie wollen mir Ihre Achtung ausdrücken, an der ich keinen Augenblick zweiſle; Sie wollen mir ſagen, wie ſchmerzlich es Ihnen iſt, eine Piſtole auf mich abzudrücken. Mein Gott, wem ſagen Sie das? Weiß ich nicht, wie ſchmerzlich es mir iſt, mich Ihnen entgegenzuſtellen? Aber ich muß! Sie wiſſen, ich muß! und mit Ihnen mehr, als mit jedem Anderen; denn Sie haben es laut und deutlich und vor einer ganzen Geſellſchaft ausgeſprochen, daß Sie ſich mit einem Tanzmeiſter nicht ſchlagen. Ich muß den thatſächlichen Beweis haben, daß Dem nicht mehr ſo iſt. Ergebenſt R."

Ich fluchte, ich lachte, ich ſchimpfte und machte mich zu dem Ritte bereit. Es war die tollſte, dümmſte, unlogiſchſte Geſchichte, die mir noch vorgekommen. Einen Moment lang hoffte ich, daß ich die Sache noch auf dem Kampfplatze beilegen werde; aber je länger ich darüber nachdachte, deſto mehr ſchwand dieſe Hoffnung. Der Kapitän erſchien mir plötzlich in einem ganz anderen Lichte; er war überreizt, krank, er hatte eine Manie, er war eigentlich der Verrücktheit nahe. Es war offenbar zu einer fixen Idee in ihm geworden, daß er ſich mit Jedem ſchlagen müſſe, der etwas gegen ihn oder überhaupt gegen einen Tanzmeiſter ſage, und es war ihm eine Erleichterung, ſich zu ſchlagen. Die Zeugen konnte ich in ſeine Verrücktheit nicht einweihen, — was war zu thun? Ich mußte auf irgend eine glückliche Wendung hoffen, vielleicht auf eine Rührung des Kapitäns, der mir unmöglich ſo kaltblütig und prinzipiell eine Kugel ins Herz jagen konnte, und zugleich mich in die Sache ergeben und ſie ihren Gang gehen laſſen.

Schlag 7 Uhr hielt Lichtenberg, mir und dem Kapitän der Liebſte unter den Landsleuten, ein beſcheidener Gelehrter von den ſanfteſten Formen, mit zwei geſattelten Pferden vor meinem Hauſe. Ich ſchwang mich in den Sattel, und wir ritten ſofort dem Armenier-Viertel zu.

Was für eine ſonderbare Geſchichte iſt das? fragte Lichtenberg.

Eine höchſt dumme Geſchichte, erwiderte ich, über die ich aber nicht nähere Auskunft geben darf.

Ich frage auch nicht aus Neugierde, fuhr Lichtenberg fort, ſondern aus Theilnahme. Der Kapitän, als er heute Morgens zu mir kam, machte mir einen ſo höchſt eigenthümlichen Eindruck, daß ich nicht klug daraus wurde. Ich ſagte mir im erſten Momente, er ſehe aus wie ein Menſch, der am Vorabende eines Nervenfiebers oder einer Gehirnentzündung ſtehe, bis ich erfuhr, daß es ſich um ein Duell handle.

Schweigend ritten wir weiter den Berg hinauf zum genueſiſchen Schloſſe. Hinter uns that ſich der Golf mit all ſeiner Wunderpracht auf; links, auf der breiten Straße, die ſich aus den Bergen dem Golfe zuſchlängelt, zogen kleine Karawanen von Kameelen und Eſeln mit Lebensmitteln der Stadt zu; die Glocken am Halſe der Thiere läuteten melodiſch in die reine, goldene Morgenluft hinein. Vor uns lagen die ſchönen grünen Berge, die wie geheimnißvolle, aber einladende Vorhänge vor den Myſterien der alten Aſia anzuſehen ſind. Der alte Aquädukt, den man ſchon von fern ſieht, trägt den Gedanken aus der unerquicklichen türkiſchen Welt in die alte, in der wir uns ſo heimiſch fühlen, und bereitet wohlthätig die Stimmung vor für das Thal Homers.

Am Eingange in dieſes tiefe ſtille Thal, deſſen Oſtſeite noch von Schatten bedeckt war, trafen wir mit dem Kapitän, dem Grafen Mark und dem Schiffschirurgen zuſammen. Ich hatte ſchon aus der Ferne bemerkt, daß Kapitän Rechberg langſam ritt, um mit ſeinen Begleitern nicht vor uns auf dem Kampfplatze zu ſein; nun wir vereinigt und kurz vorgeſtellt waren, ließ er ſein Pferd raſcher traben und hielt auf der beſchatteten Seite der Thalſohle. Wir ſprangen von den Pferden, und die Sekundanten beſprachen ſich. Ich wollte indeſſen auf den Kapitän losgehen und mit ihm ſprechen, aber er bemerkte es, drehte mir den Rücken zu und entfernte ſich noch um einige Schritte mehr von mir.

Hol's der Teufel! murmelte ich, ging auf meinen Platz zurück und betrachtete den mir gänzlich unbekannten Grafen Mark. Er war ein ungefähr achtundzwanzigjähriger blonder, fürchterlich ſteifer Mann mit lang gezogenem, verdrießlichem Geſichte. Es ſchien mir, als nehme er nur mit Widerwillen an dem ganzen Vorgange Theil. Wie er auf mich zukam, um mir die Piſtolen anzubieten, ging er wie auf Nadeln; ſeine Bewegungen, wie er ſich vor mir verneigte und die Arme ausſtreckte, waren eckig. Ich nahm die eine Piſtole, und er trug die andere mit derſelben Steifheit dem Kapitän zu. Dann ſtellten ſich beide Zeugen auf die Seite. Der Graf murmelte verdrießlich: Jetzt, meine Herren, thun Sie nach Gutdünken; die ganze Geſchichte iſt ſo unregelmäßig und ſo ganz gegen alle Ordnung eingeleitet und überſtürzt, daß der erfahrenſte Edelmann nicht wüßte, wie ſich hier zu benehmen. — Aber wir ſtanden Beide in Poſition, und Keiner rührte ſich.

Schießen Sie, Kapitän! rief ich endlich. — Sie haben den erſten Schuß, Sie ſind der Beleidigte!

Ich der Beleidigte? rief der Kapitän zurück, während eine tiefe Röthe ſein Geſicht überflog. — Ich bin nicht im Geringſten beleidigt. Sie ſind der Geforderte, Sie haben den erſten Schuß.

Auf dieſe Worte trat der Graf Mark wieder vor und ſtellte ſich zwiſchen uns. — Meine Herren, ſagte er mit einer beinahe verletzenden Verdrießlichkeit, was ſoll Das alles bedeuten? Es iſt gegen alle Regel, daß die Zeugen die Urſachen eines Duelles nicht kennen ſollen. Ich habe dieſe Regel auf die Bitte des Kapitäns einen Augenblick lang vergeſſen wollen, aber Ihre Worte, die auf dem Kampfplatze ebenfalls gegen alle Regel und Geſetze der Ehre ſind, erinnern mich wieder daran. Wie ſollen die Zeugen entſcheiden, wenn ſie nicht wiſſen, um was es ſich handelt? Ich fordere Sie auf, meine Herren, mich die Urſachen Ihres Duelles kennen zu lehren.

Herr Graf, ſagte ich, das iſt unſer Geheimniß.

Wenn Sie nicht ſprechen, ſagte der Graf darauf mit einem verächtlichen Achſelzucken, muß ich vorausſetzen, daß Sie ſich der Mittheilung ſchämen und daß es meiner unwürdig iſt, hier den Zeugen zu ſpielen. Ich werde mich zurückziehen.

Der Graf ſchien in der That geneigt, ſich wieder ſeinem Pferde zu nähern, und winkte ſchon dem Schiffsarzte. Der Kapitän beobachtete ihn mit glühenden Augen, war blaß und zitterte an allen Gliedern. Ich erſchrak bei ſeinem Anblick; er ſchien mir ſeit geſtern um zehn Jahre gealtert. Sein Blick hing ſtarr und doch irre am Grafen, und er ſchien einen heftigen inneren Kampf durchzumachen. Endlich riß er ſich von dem Platze, auf dem er wie eingewurzelt ſtand, und trat mit wenigen heftigen Schritten auf den Grafen zu, den er am Arm faßte.

Ich will es Ihnen ſagen — ſtammelte er in höchſter Aufregung — dieſer Herr ſoll mir beweiſen, daß er ſich mit einem Tanzmeiſter ſchlagen könne.

Tanzmeiſter? fragte der Graf erſtaunt, wer iſt hier Tanzmeiſter?

Ich, Herr Graf, ich bin ein Tanzmeiſter! ſchrie der Kapitän, indem er ſich mit beiden Fäuſten auf die Bruſt ſchlug und dem Grafen herausfordernd unter das Geſicht ſah, ſo nahe, daß dieſer den Kopf zurückzog.

Tanzmeiſter! wiederholte der Graf gedehnt und fügte dann durch die Naſe ſprechend hinzu: Graf von Mark iſt nicht der Zeuge eines Tanzmeiſters.

Der Graf wandte ſich, um zu gehen, warf aber noch einen verachtenden Blick auf den Kapitän zurück. Mr. Hirsley! rief dieſer, bei Gott, er ſieht aus wie Mr. Hirsley! Er war außer ſich. Ich warf die Piſtole hin und faßte den Arzt am Arme, um ihn zum Kapitän zu ziehen, es war mir, als wäre hier ärztliche Hülfe am Platze.

Bleiben Sie, ſchrie indeſſen der Kapitän dem Grafen zu, oder ich ſchieße! — Dieſer ſtand einen Augenblick ſtill und maß ihn mit vernichtendem Blicke. Der Kapitän lachte laut auf, und in demſelben Augenblicke, da ich auf ihn losſtürzte, erſcholl ein Schuß: der Kapitän lag mit zerſchmettertem Hirne vor meinen Füßen. Er hatte ſich in der Verzweiflung oder im Wahnſinn ſelbſt das Leben genommen.

Er liegt an derſelben Stelle im Thale Homers begraben.

II.

Fritz! Fritz!

Hauptmann von Lindblatt erzählt:

Mein Vater iſt ein ſehr praktiſcher Mann. Ich habe meine Urlaubszeit nicht ein einziges Mal auf ſeinen Gütern zugebracht, ohne daß er meine Kenntniſſe benutzt hätte. Ich mußte ihm als Ingenieur, Architekt, Feldmeſſer, kurz, als Alles dienen, als was ein unglückſeliger Genieoffizier überhaupt dienen kann. Aber, wenn er praktiſch iſt, ſo iſt er nicht minder freigebig; die Dienſte, die ich ihm während meines letzten Urlaubs geleiſtet, hat er mir mit dem engliſchen Fuchſe bezahlt, um den mich das ganze Regiment beneidet. Ich will nicht erzählen, wie ich dieſes herrliche Thier verdient, ſondern wie ich bei Gelegenheit der Geſchäfte, die mir mit dem Fuchſe bezahlt wurden, mit einem verſchollenen, unglückſeligen Kameraden zuſammen kam und welches die Geſchicke dieſes verſchollenen Kameraden geweſen.

Mein Vater iſt bei der Zweigbahn, welche durch die Wälder bis an die Gränze geführt werden ſoll, mit ſeinen Kapitalien wie mit der Zukunft eines Theiles ſeiner liegenden Güter intereſſirt. Er hat ſich darum in den Verwaltungsrath wählen laſſen und widmet ſich der Angelegenheit nach beſten Kräften. Es ſollte eine vorbereitende Zuſammenkunft Statt finden, und mein Vater, um die Rapporte des Ingenieurs beurtheilen zu können, wünſchte, daß ich die betreffende Gegend bereiſe und ihm meinerſeits einen überſichtlichen Rapport abfaſſe. Zu dieſem Zwecke ſtieg ich mit meinem Burſchen zu Pferde und beritt in kleinen Tagemärſchen den ganzen Strich zwiſchen dem Aufenthalte meines Vaters und der Gränze.

Der Ausflug hatte verdammt wenig Unterhaltendes. Kiefernholz, kleines Hügelland, platte Thäler; oft Stunden weit kein Dorf zu finden; ſtupide Bevölkerung, ſchlechtes Eſſen und gar kein Wein: dieß die ganze Reiſe. Eines Tages, während es langweilig und verdrießlich vom Himmel herab regnete oder nebelte — es war nicht zu unterſcheiden, welches von Beidem Statt fand — kam ich in eine Gegend, von der eben ſo ſchwer zu entſcheiden war, ob ſie den Namen eines Thales oder einer Ebene, einer Wüſte oder eines bebauten Landes verdiene. Die Kiefern ſtanden hier in Gruppen, dort einzeln, bald fern, bald nahe von einander über die ganze Gegend zerſtreut, daß man eben ſo wenig wußte, ob man ſich in einem Walde oder in einem offenen Gefilde befand. Es war Alles ſo unentſchieden, neutral, charakterlos. Unter einer Gruppe von Kiefern ſtand eine Art von Wirthshaus, wahrſcheinlich eine Schmuggler-Herberge, da wir der Gränze ſehr nahe waren, und ich kehrte daſelbſt ein, da ich bis auf die Haut durchnäßt und es nothwendig war, daß ich gerade dieſe Gegend bis ins Einzelnſte durchforſchte.

Eine freundliche Frau, deren Anzug wie deren Benehmen ich es anſah, daß ſie nicht immer in ſolcher Oede gelebt hatte, empfing mich und gab ſich alle Mühe, mir es in der zweiten Stube ihres Hauſes möglichſt angenehm zu machen. Mein Burſche verrieth ihr bald meinen Reiſezweck, und da ſie ſich von der Eiſenbahn alles mögliche Glück und Reichthum und Belebung dieſer Einöde verſprach, ſo war ich ihr ein doppelt willkommener Gaſt. Sie war außerdem jung, das iſt ungefähr dreißig Jahre alt, hübſch, von angenehmen Manieren und — allein, mutterſeelenallein! Ihr Mann war im Oeſterreichiſchen, Kinder hatte ſie nicht, und der Knecht arbeitete irgendwo im Walde.

Nach den einſamen Tagen war es mir lieb, zu jemand Anderem zu ſprechen, als zu meinem Burſchen, und endlich einmal eine andere Antwort zu erhalten, als: Zu Befehl, Herr Hauptmann! und gern vergaß ich die eigennützigen Abſichten, die ſich offenbar hinter den freundlichen Worten meiner Wirthin verbargen. Wir plauderten kaum ein halbes Stündchen zuſammen, als ſie ſchon auf eine vortheilhafte Expropriation anſpielte und bald darauf bemerkte, daß ſie wie gemacht wäre, hinter dem Buffet eines Bahnhofes zu ſtehen, wenn ein ſolcher in hieſige Gegend käme und wenn ein einflußreiches Mitglied der Eiſenbahn-Geſellſchaft ſie empfehlen wollte. Dabei ſah ſie mich mit einem höchſt koketten Lächeln an. Dieſes Lächeln ſagte es mir aber ſo deutlich, als die gleich darauf folgende Verſicherung, daß ſie zu was Höherem geboren ſei, als ſo ihre Zeit in einem einſamen Wirthshauſe im Walde, unter ungebildeten Menſchen, oder vielmehr ganz ohne Menſchen, zu vertrauern — und daß ſie auch ſchon in der That in der Welt und mit hohen Herrſchaften gelebt habe. — Ich ahnte es längſt, daß ich es mit einer ehemaligen reizenden Kammerkatze zu thun hatte, und fühlte mich, wie ich ſo am Sparherde der erſten Stube, meine Cigarre rauchend, vor ihr ſtand und ihr zuſah, wie ſie mir einen Pfannkuchen bereitete, bei dieſem Mitgliede einer mir befreundeten und ſehr bekannten Klaſſe gewiſſermaßen heimiſch. Gemüthlich wurde es, als ich mein Mittageſſen an einem reinlich gedeckten Tiſchchen einnahm und meine Wirthin, der Einladung folgend, mir gegenüberſaß und mich mit kammerkatzenhafter Anmuth bediente.

Nach Tiſche — es war ſchon ziemlich ſpät Nachmittags — war Tilda, meine Wirthin, damit beſchäftigt, mir ein bequemes, weiches Bett zu bereiten, denn ich hatte mich bereden laſſen, die Nacht hier zuzubringen. Ich ſtand rauchend am Fenſter und ſah in die beſchränkte, unerquickliche Gegend hinaus. Das Wetter hatte ſich mittlerweile etwas aufgeklärt. Es regnete zwar, aber der Nebel war gefallen, und man konnte die ganze Gegend überſchauen, zumal die Abendſonne eine letzte Anſtrengung machte, von Zeit zu Zeit mit einem rothen Strahle die feuchte Atmoſphäre zu durchdringen. Ich entdeckte, hinausſtarrend, gerade mir gegenüber und ungefähr ſechs- bis ſiebenhundert Schritte vom Wirthshauſe, eine Art von Herrenhaus. Es lag am Fuße einer ſehr unbedeutenden Hügelkette, die rechts und links von geackerten oder Stoppelfeldern bedeckt war. Nur in der Nähe des Hauſes erhob ſich einiger Baumſchlag. Vom Hofe aus lief eine kleine Pappel-Allee dem Wirthshauſe zu, brach aber in der Mitte der Ebene ohne allen Abſchluß ab. Rechts und links ſtanden ordnungslos einige Kiefern, die ſich melancholiſch und leiſe bewegten. Hinter dem Herrenhauſe, den Hügel hinauf, erſtreckte ſich ein kleiner Park, aus dem ein hölzernes Luſthaus mit abgewaſchenem, ehemals grünem und halb verfaultem Schindeldache herausblickte. Eben ſo verwaſchen und verfault ſchienen die zahlreichen Jalouſieen des Hauptgebäudes, die ſämmtlich geſchloſſen waren, bis auf zwei, welche loſe in ihren Angeln hingen. Unter dieſen geöffneten Jalouſieen des erſten Stockes ſtand noch eine kleine Thür offen, während das Hauptthor geſchloſſen war. Vor dieſem lag an einer Kette ein durchnäßter Pudel, der ſich von Zeit zu Zeit ſchüttelte und dann in den naſſen Abend hinausheulte. Während ich hinſah, kam ein ſchlanker Mann in einem bis unters Kinn zugeknöpften Oberrocke an ihm vorüber. Bei ſeinem Herannahen verſtummte das Thier und verkroch ſich furchtſam in einen Winkel des Thores und ſtand erſt wieder auf, als der Mann in dem Dunkel der geöffneten Thür verſchwand, die ſich hinter ihm ſchloß. Der Hund fing nicht wieder zu heulen an, und eine unheimliche Stille lag auf der ganzen Behauſung. Nirgends war eine menſchliche Seele zu ſehen, und mir war, als thäte mir der Anblick dieſes Hauſes wehe, oder als machte er mir kalt, denn es fröſtelte mich, und ich ſchüttelte mich unwillkürlich.

Frau Tilda, ſagte ich zu meiner Wirthin, die eben ein Kopfkiſſen durchs Zimmer trug — Frau Tilda, wem gehört das einſame Haus?

Herrn von Notting.

Herrn von Notting? von Notting? ich kenne dieſen Namen nicht.

Glaube wohl, erwiderte Tilda, indem ſie mich ſchelmiſch mit ihren kleinen braunen Augen anſah, und ging raſch vorüber, als ob ſie jeder weiteren Frage ausweichen wollte. Aber ſie mußte bald doch wieder durch die Stube, und ich fragte aufs Neue: Herr von Notting iſt wohl ein armer Edelmann?

Arm? fragte Tilda zurück, warum arm?

Das Haus ſieht ſo ärmlich und verfallen aus, als hätte der Beſitzer nicht die Mittel, es ordentlich im Stande zu halten.

Das iſt wahr, es ſieht elend aus, aber Herr von Notting iſt nicht arm, im Gegentheil, reich, ſehr reich!

Alſo iſt er ein Geizhals?

Nein, Herr Hauptmann, geizig iſt Herr von Notting auch nicht; man könnte ihn eher einen Verſchwender nennen, denn er kümmert ſich nicht im Geringſten um ſein großes Geld, das er, Gott weiß wo, irgend in der Hauptſtadt ſtehen hat. Da iſt irgend ein Mann, der Das alles verwaltet, wie es ihm beliebt, und Herr von Notting läßt Alles gehen, wie es Gott gefällt.

Sie ſcheinen ſehr eingeweiht in die Angelegenheiten dieſes Hauſes?

Ich war ja zwei Jahre Kammermädchen der gnädigen Frau, ſagte Tilda mit einigem Stolz, während ſie meine Hand von ihrem Kinn entfernte.

Herr von Notting iſt alſo verheirathet!

Ja, und nein! wie Sie wollen! rief Tilda, machte ſich los und lief zur Thüre hinaus. Dieſe problematiſche Antwort und die Art, wie ſie gegeben ward, machte mich neugierig und gab dem ſonderbaren unheimlichen Hauſe da drüben noch ein beſonderes Intereſſe.

Ich nahm meine Mütze, ging hinaus und wollte geraden Weges auf das einſame Haus los ſchreiten. Aber da war nirgends ein Weg, nicht der ſchmalſte Fußpfad, der dahin geführt hätte; ſo ging ich gerade über ein brach liegendes Feld, über aufgeweichten Grund, dem Anfang der Allee zu. Ich war erſtaunt, daß ſich auch hier nirgends ein gebahnter Weg anſchloß.

und, als ich näher zuſah, daß die Allee ſelbſt von hohem Unkraut und Geſtrüpp angefüllt war. Mein Gott, dachte ich, ſo würde Ovid die Wege zur perſonifizirten Ungaſtlichkeit beſchrieben haben — oder auch, dachte ich weiter, zum Unglück, das die Freunde verlaſſen, zur Verlaſſenheit.

Tempora si fuerint nubila solus eris.

Doch folgte ich der Allee; meine hohen Kanonenſtiefel erlaubten mir, dem Geſtrüpp wie dem naſſen Unkraut Trotz zu bieten. So kam ich bis an den Eingang in den Hof; der Hund bellte mich an, und da ich mich nicht berechtigt hielt, einzudringen, auch keine Luſt verſpürte, die Bewohner näher kennen zu lernen, ſo ſchlich ich längs der Mauer, die Haus und Hof umſchloß, weiter, nach rechts, bog links ein und folgte der Mauer, die ſich den Hügel hinaufzog. Auf einer gewiſſen Höhe lag ſie in Ruinen; mit Einem Schritte hätte ich ſie überſchreiten und in den gartenähnlichen Raum dringen können, der das Haus rückwärts vom Parke trennte. Aber ich begnügte mich mit dem Anblick aus der Ferne, mit dem traurigen Schauſpiel der Verfallenheit.

Zwiſchen dem Hauſe und dem Parke dehnte ſich ein großer, durch die Kunſt geebneter Raum. In der Mitte gähnte ein weites, rundes Baſſin, deſſen ſteinerne Einfaſſung von grünen Mooſen bedeckt war, in deſſen Tiefe mehrere von einander getrennte Waſſerlachen auf ſchwarzem Grunde glänzten. Die künſtlich aufgehäuften Steine in der Mitte des Baſſins waren zum Theil auseinander gefallen, und die Röhre, aus der ehemals ein Waſſerſtrahl geſprungen, ſtak ſchief in den Steinen und drohte ganz zu fallen. Die vielgeſtaltigen kleinen Blumenbeete, die in verſchiedener Entfernung vom Baſſin und vom ehemaligen großen Springbrunnen den großen Sandplatz belebten, waren blumenlos; hier und da ſtak noch ein Stock, der ehemals eine Blume geſtützt hatte, mit dem Namen der Blume auf einem verwiſchten Etiquetten-Täfelchen. Die Taxus-Einfaſſungen der Beete waren wild geworden und hatten alle Form verloren. Selbſt der Sand, der ehemals die Gänge zwiſchen den Beeten bedeckte, war zum größten Theile verſchwunden, vom Winde verweht; nur die gröbſten Kieſel waren liegen geblieben, und der Boden ſah überall nackt und ſchwarz hervor, dabei uneben und vom Regen ausgehöhlt. Am Hauſe vor der Thür, die auf die Terraſſe führte, ſtanden zwei große Holzkübel, in denen einſt Orangenbäume gewurzelt haben mochten; die eiſernen Reifen an denſelben waren verroſtet und von ihrer Stelle tiefer hinabgerutſcht, und die Dauben klafften oben auseinander. — Das Haus ſelbſt ſah, die drei Treppen, die auf die Terraſſe führten, und das blecherne Dach darüber abgerechnet, von rückwärts eben ſo aus, wie von vorn. Auch hier waren ſämmtliche Jalouſieen der drei Stockwerke geſchloſſen, mit Ausnahme zweier, die ſich hier ebenfalls über einer kleinen, in den Garten führenden Thür befanden.

Wie eine Ironie blickte auf dieſe ganze verfallene, verlaſſene, wüſte Welt vom Frieſe des Daches eine Inſchrift herab, die mit ihren vergoldeten Bronze-Lettern allein friſch und lebend ausſah und ſo lautete: Beatus ille! — Ueber einem Grabe wäre dieſer Anfang der Horaziſchen Ode beſſer am Platze geweſen, als über dieſer Wohnung lebender Menſchen.

Während ich noch daſtand, wurde oben im erſten Stocke ein Licht entzündet, und der Schatten eines weiblichen Kopfes zeichnete ſich regungslos in der Fenſterniſche ab. Wie lange ich ihn auch betrachtete, ich konnte nicht klar darüber werden, ob er einem jungen oder einem alten weiblichen Geſchöpfe angehörte; dabei hatte ſeine gebeugte und ſtarre Haltung etwas Geſpenſterhaftes, als wäre es der Schatten eines ſitzenden Todten. Ich hatte genug und ſehnte mich in meine Herberge zurück, wie nach meiner Heimat, wie nach einem warmen, gemüthlichen Orte.

Als ich dort ankam, war es ſchon ziemlich dunkel; Frau Tilda, meine Wirthin, wollte eine auf dem Tiſche bereit ſtehende Lampe anzünden; ich bat ſie aber, ſich mit der Beleuchtung zu begnügen, welche die im Kamine flackernden Kienſpäne röthlich und bewegt über die halbdämmernde Stube verbreiteten. In jener ebemals ſlawiſchen Gegend nämlich ſind noch die Kamine üblich, die ſich ungefähr eine kleine Mannshöhe über dem Boden in der Wand befinden, überdeckt von einem gemauerten Mantel, der ſich ſpitz zulaufend bis an die Decke erhebt. In dieſem Raume hatten die alten Slawen ihre Hausgötter, Jibliki genannt, eine Art Laren, vor denen des Abends ein heiliges Feuer brannte. Die Götter ſind verſchwunden, aber der Kerb oder Kamin iſt geblieben und mit ihm die heilige Flamme, um die man ſich des Abends ſammelt, um zu ſpinnen und zu plaudern. Ich ſchob eine Bank hin und lud meine Wirthin ein, ſich zu mir zu ſetzen.

Ich habe mir das Haus des Herrn v. Notting in der Nähe betrachtet, ſagte ich, es ſieht aus, wie eine Wohnung des Unglücks.

Ja, ja, antwortete Tilda, es gibt ſolche Häuſer — ich könnte Ihnen da eine ſchöne Geſchichte aus Thüringen, aus meiner Familie erzählen. ...

Ich zweifle nicht, liebe Tilda, daß Ihre Familiengeſchichte höchſt anziehend iſt, aber ich geſtehe es, ich wäre Ihnen dankbarer, wenn Sie mir die Geſchichte des Notting'ſchen Hauſes erzählen wollten; die Wohnung ſelbſt und Ihre Geheimthuerei haben mich neugierig gemacht ... erzählen Sie, meine reizende Wirthin.

Bitte, laſſen Sie — ſo, da ſitzen Sie bequemer. Wenn ich hier am Feuer ſitze, muß ich immer erzählen, das geht gar nicht anders, man iſt ſo gewohnt daran. Aber eben weil ich fürchte, daß ich von Nottings ſprechen könnte, will ich was Anderes erzählen.

Gut, erzählen Sie Ihre Familiengeſchichte, ſagte ich, hoffend, daß, wenn ſie erſt im Zuge und warm geworden, ſie auch meine Neugierde befriedigen werde.

Sie ſagen, Herr Hauptmann, begann die Wirthin, daß das Haus dort wie eine Wohnung des Unglücks ausſehe; ich ſage, es gibt ſolche Wohnungen, aber ich ſage auch, daß das Unglück keine feſte Wohnung habe und aus- und einziehe und die Wohnung wechsle wie die Menſchen und mit den Menſchen.

O, wie philoſophiſch! rief ich lachend.

Was? wie ſo? was iſt es? fragte Tilda ſtutzend.

Nichts, bitte, fahren Sie fort.

Ich bin nicht immer Wirthin einer kleinen Herberge geweſen, ſagte Tilda, vorher war ich Kammerjungfer, aber auch dieß war nicht meine eigentliche Beſtimmung. Ich ſtamme aus Thüringen, von der Saale, und bin aus ſehr guter Familie. Noch mein Urgroßvater war ein ſehr reicher Mann. Er hatte ein Gut, unweit von Jena, und mitten in ſeinen Feldern ein großes, ſchönes Haus. Wäre er von Adel geweſen, man hätte es ein Schloß genannt. Von dem Hauſe wußte mir meine Großmutter viel zu erzählen; es war ſo groß und hatte ſo viele Gänge und dunkle Winkel, und die Wohnſtuben waren ſo hoch, daß man die Decken nie ſchauen konnte und daß da oben immer Spinnweben hingen. Aber glücklich war meine Familie in dieſem Hauſe nicht; ganz im Gegentheil, es ging Alles ſchlecht und ſchief. Der Vater meiner Großmutter bekam die Gicht, ſein Weib die Herzkrankheit, und von den neun Kindern hatte immer eines oder das andere etwas zu klagen. Zwei erblindeten an den Blattern. Urgroßvater und Urgroßmutter, die ſich aus reinſter Liebe geheirathet hatten, wurden verdrießlich; ſie warfen einander ihr Unglück vor, und während die Kinder weinten, zankten die Eltern. Dazu kam der Krieg, der die Felder verheerte, dann Mißwachs, dann ein Diebſtahl, kurz Alles, was einen armen Familienvater unglücklich machen konnte. Es wurde immer trüber und trauriger im Hauſe. Eines Tages, da der Alte, man kann wohl ſagen, der alte Herr, mit ſeiner Gicht im Lehnſtuhle lag und eben noch vor Schmerzen kein Glied bewegen konnte, ſprang er plötzlich auf und rief: Ich hab's! Niemand, Keiner von uns iſt an dem Unglück ſchuld; es iſt das Haus; in dieſem Hauſe wohnt das Unglück. Wir müſſen fort aus dieſem alten

Hauſe, und Alles wird beſſer gehen. — Er rief Das, als hätte er eine Offenbarung gehabt, und der ganzen Familie leuchtete die Wahrheit ſeiner Worte ein. Alles freute ſich, das Unglückshaus zu verlaſſen. Der alte Papa machte ſich ſogleich auf, ſetzte ſich auf ſein Pferd und durchſtrich die Gegend, feſt entſchloſſen, das erſte, beſte Haus, das ſich ihm biete, zu miethen. So that er auch. Ungefähr eine halbe Stunde weit von ſeiner bisherigen Behauſung miethete er eine Art Meierei, die zwar klein, aber ganz luſtig und gemüthlich ausſah. Die ganze Familie machte ſich ans Packen und Aufladen, und ein Wagen nach dem anderen trug die Habſeligkeiten nach der neuen Wohnung zu. Mein Vater, ſo erzählte meine Großmutter, ſah mit Vergnügen, wie die Wohnung immer leerer wurde, und dachte auch gar nicht daran, ſie jemand Anderem zu vermiethen, denn er war ein guter Menſch, der Niemanden zumuthen wollte, in das Haus des Unglücks zu ziehen. Ich erinnere mich ganz gut, wie es ſchon ſo hohl klang in den ausgeleerten Räumen und wie man Echo's entdeckte, wo früher keine waren. Endlich waren wir fertig. Vater, Mutter, neun Kinder, Jeder noch mit irgend etwas beladen, verließen alle zuſammen und froh das Haus. Wir ſtanden vor der Thür und ſahen zu, wie der Vater den Schlüſſel in das Schlüſſelloch ſteckte und ihn wie mit Schadenfreude ſtark und raſch herumdrehte, um das Haus für immer zu ſchließen. Wir glaubten, es ſei Alles fertig, als in dem Augenblicke, da er den Schlüſſel herausziehen wollte, eine hohle und klagende Stimme aus dem Inneren des Hauſes erſcholl, und die rief: Nehmt das Unglück mit! Nehmt das Unglück mit!

Meine Wirthin ſchwieg und ſchüttelte ſich.

Nun, und was iſt weiter geſchehen? fragte ich.

Nichts iſt geſchehen; ſie haben einfach das Unglück mitgenommen. Bin ich nicht Kammerjungfer geworden? Meine Großmutter erzählte mir die Geſchichte, als ich in die Fremde und in den Dienſt mußte, um mir die Nothwendigkeit begreiflich zu machen und mich zu tröſten.

Aber, rief ich, das iſt ja eine Geiſtergeſchichte, ich habe förmlich Angſt.

Sie müſſen darum doch nicht ſo nahe rücken; wenn Sie befehlen, zünde ich die Lampe an.

Nein, laſſen Sie das; dieſe Beleuchtung paßt beſſer zu Geiſtergeſchichten; ich bin überzeugt, daß Sie mir ſolche auch vom Hauſe des Herrn von Notting erzählen könnten; es ſieht gerade ſo aus, als ob es darin ſpukte und umginge.

Tilda ſeufzte und ſchwieg.

Ich habe alſo errathen? fragte ich weiter.

Ach ja, ſeufzte Tilda wieder, es geht dort ein böſer Geiſt um.

Bitte, erzähle, meine liebenswürdige Wirthin.

Herr Hauptmann, flehte Tilda, haben Sie die Güte und dringen Sie nicht in mich. Ich geſtehe es, ich bin ſchwach und habe den Herren vom Militär nie etwas verſagen können.

Nun, ich habe bereits vierzehn Jahre Dienſtzeit.

Ja, lachte Tilda, warum haben Sie nicht Ihre Uniform mitgebracht? Sie ſind in Zivil, das rettet mich, und ich werde mein Wort nicht brechen und ſchweigen.

Ah bah! — ſagte ich ungläubig, du thuſt, als wüßteſt du was, und weißt nichts und berufſt dich darum auf mein Zivil.

Herr Hauptmann, ſagte Tilda beleidigt, indem ſie ſtolz den Kopf erhob, ich bin zwei Jahre im Notting'ſchen Hauſe Kammerjungfer geweſen, und Sie werden zugeben, daß eine Kammerjungfer nach zweijähriger Dienſtzeit die Vergangenheit und Gegenwart, vielleicht auch die Zukunft ihrer Herrſchaft beſſer kennt, als ihre eigene.

Das iſt wahr, ſehr wahr, ſagte ich begütigend.

Wenn ich ſchweige, und ſelbſt einem Herrn vom Militär gegenüber ſchweige, ſo iſt weniger, fuhr Tilda eben ſo ſtolz fort, Ihre Zivilkleidung, als meine angeborne Dankbarkeit der Grund. Ich bin Herrn von Notting Dank ſchuldig. Als ich mich in ſeinem Hauſe langweilte, ſehr langweilte, nahm ich die Bewerbungen meines jetzigen Mannes bereitwillig entgegen. Aber aus der Heirath wäre doch nichts geworden, wenn Herr von Notting mir nicht eine Mitgift von tauſend Thalern gegeben hätte, die dazu diente, dieſes Haus ſchuldenfrei zu machen und uns einzurichten. Ich gebe dir dieſe tauſend Thaler, ſagte Herr von Notting zu mir, unter der Bedingung, daß du nichts verräthſt von all Dem, was du über unſere Vergangenheit erfahren, und daß du meinen eigentlichen Namen nicht ausplauderſt. Darf ich da ſprechen? — ſagen Sie ſelbſt, Herr Hauptmann, Sie ſind Soldat, wenn auch in Zivil, was eigentlich nicht erlaubt ſein ſollte, daß die Herren vom Militär in Zivil gehen. Ich habe durch Herrn von Notting einen Mann bekommen, und dafür iſt man immer dankbar. Sie ſcheinen zwar nicht zu glauben, daß ich meinen Mann liebe, aber ich achte ihn. Ich habe einmal geleſen: Liebe ohne Achtung kann nicht beſtehen, aber Achtung ohne Liebe kann beſtehen. Iſt das nicht ſehr wahr?

Sehr wahr, ſehr wahr, murmelte ich.

Was würden Sie vorziehen, Herr Hauptmann, wenn Sie nicht Beides zugleich haben können: eine Frau, die Sie liebt, aber nicht achtet, oder eine Frau, die Sie achtet, aber nicht liebt?

Je nach Umſtänden — ſagte ich gähnend.

Was meinen Sie?

Wenn die Frau häßlich iſt, mag ſie mich achten; wenn ſie hübſch iſt, thäte ſie beſſer, mich zu lieben.

Erklären Sie mir das gefälligſt, bat Tilda, der Gegenſtand intereſſirt mich ſehr lebhaft.

Frau Wirthin, ſagte ich verdrießlich, wozu ſoll das Philoſophiren? Sie wollen wohl, daß ich zu Bette gehe; ich bin bereit, denn ich bin ſchläfrig.

Aber die Wirthin rührte ſich nicht. — Sie ſind verdrießlich, ſagte ſie, nachdem ſie mich mit einem vorwurfsvollen, aber wohlwollenden Blicke betrachtet hatte; Sie vergeben mir meine Charakterſtärke nicht; ſo ſind die Herren. Ich ſehe auch ein, daß es unpaſſend iſt, die Neugierde eines Reiſenden nicht zu befriedigen, denn wozu ſind wir da, wir armen Wirthinnen? Aber ich kann leider nicht anders handeln. Wiſſen Sie was, Herr Hauptmann, ich will Ihnen erzählen, wie es im Notting'ſchen Hauſe hergeht, was ich da geſehen habe; das gehört der Gegenwart an, und ich bin nur für die Vergangenheit und für das Verſchweigen des eigentlichen Namens des Herrn von Notting gebunden.

Wie Sie wollen, ſagte ich und ſetzte mich wieder. Tilda rückte näher und ſagte: Sie haben gut geſehen. In dem einſamen Hauſe wohnt das Unglück! Wiſſen Sie, nicht ſo ein Unglück, über das man weinen möchte, ſondern ein ſo ſchauderhaftes Unglück, das Einem kalt macht. Stellen Sie ſich vor, Herr von Notting und die gnädige Frau ſehen einander niemals, obwohl ſie daſſelbe Haus bewohnen. Er wohnt vorn im Hauſe, ſie rückwärts; jedes hat ſeine eigene Treppe und ſeine eigene Hausthür. Sie haben genau beſtimmt, wo jedes ſpazieren dürfe, nur damit ſie einander nicht begegnen. Die gnädige Frau geht nur im Parke ſpazieren, der gnädige Herr nur im Hofe und in der Allee vor dem Hofe. So ſind ſie immer durch das Haus getrennt. Sie führen auch getrennte Wirthſchaft und eſſen nie an demſelben Tiſche. Der Bediente des gnädigen Herrn und die Kammerjungfer der gnädigen Frau dürfen ſich nur heimlich ſehen, und es iſt dem Bedienten verboten, von der gnädigen Frau, und der Kammerjungfer, vom gnädigen Herrn zu ſprechen. Es werden auch keine Beſuche angenommen und keine Zeitungen gehalten; ſelten daß ein Brief ankommt; dieß geſchieht höchſtens zwei bis drei Mal im Jahre, und dann iſt der Brief immer an Herrn von Notting gerichtet und kommt von ſeinem Intendanten. Die gnädige Frau bekommt nie einen Brief, als ob ſie in der ganzen Welt nicht Einen Verwandten, nicht Einen Freund hätte. Es iſt möglich, daß doch manchmal ein Brief an ſie kommt, aber dann läßt ihn wahrſcheinlich Herr von Notting durch ſeinen Bedienten, der allein auf die Poſt gehen darf, auffangen. Uebrigens ſcheint die gnädige Frau gar keine Luſt zu haben, etwas von der Welt zu erfahren. — Denken Sie, Herr Hauptmann, welch ein ſchreckliches Leben für die Dienerſchaft, die keine

Urſache hat, ſich vor der Welt zu verbergen, und doch von Zeit zu Zeit etwas Neues hören möchte. Es iſt wahr, man iſt vortrefflich bezahlt, wie nirgends, aber was nützt das, man iſt doch ein Menſch! Ich wäre nie in das Haus gegangen, wenn ich gewußt hätte, wie es da hergeht. Ich lernte die gnädige Frau in einem kleinen Bade hier im Gebirge kennen, wo ich eben meine Herrſchaft verloren hatte. Sie hatte zwar eine Kammerjungfer, die ſie ſchon ſeit ihrer erſten Heirath bedient....

Sie iſt alſo zum zweiten Male verheirathet? fragte ich.

Ja, Dummheit, ich habe mich verplaudert, das habe ich nicht ſagen wollen — alſo die alte Kammerjungfer will ſie nicht mehr bedienen und will ſelbſt bedient ſein und die gnädige Frau ſpielen; darum nahm man mich und behielt auch die alte, die man nicht fortſchicken kann und die ein ſchreckliches Geld ſammelt. Sie macht jedes Jahr eine Reiſe und bleibt aus, ſo lange ſie will, und wenn ſie kein Geld mehr hat, kommt ſie wieder und ſammelt für eine neue Reiſe. Man ſagt, daß ſie in B.. einen Geliebten hat, mit dem ſie an den Rhein in die Bäder oder nach Italien geht. Die gnädige Frau läßt ſie gern reiſen, denn wenn ſie hier iſt, mißhandelt ſie die arme Dame und läßt ſich ihre üble Laune mit ſchwerem Gelde abkaufen. Das alles kommt daher, daß ſie mit der gnädigen Frau etwas ſehr Wichtiges erlebt hat, womit das Unglück begann.

Was denn? fragte ich.

Das eben darf ich nicht ſagen. Genug, die gnädige Frau ſchätzt ſich noch glücklich, wenn ſie ganz allein daſitzen und ſo vor ſich hinſehen kann, ganze Stunden, ja, ganze Tage lang, wie ſie Das gewohnt iſt. Ein ſchönes Glück! daß Gott bewahre! Wenn die arme Dame Sünden hat, ſo trägt die alte Kammerjungfer gewiß das Ihrige dazu bei, daß ſie dieſelben vor Gott abbüßt. Können Sie ſich das denken, Herr Hauptmann? vor mir hat ſie ihr Vorwürfe gemacht, hat ſie ihr Dinge geſagt, die mir Alles, das ganze Geheimniß des Hauſes verriethen. Ich wollte nicht hören, aber ich mußte! Und was mir noch an der

Geſchichte fehlte, erzählte ſie mir, ſo bald ihr die gnädige Frau etwas verweigerte, um ſich an ihr zu rächen. Da durfte ich nur fragen. Die alte Kammerjungfer gab mir die Antwort mit einer Ausführlichkeit, die mich empörte. Sie heißt Gretchen. Paßt ſo ein Name für eine alte Hexe? Sagen Sie ſelbſt, Herr Hauptmann! Aber ſie heißt nur ſo, weil ſie aus Frankfurt iſt, und dort heißen alle Stubenmädchen Gretchen. Doch Das alles wollte ich eigentlich nicht ſagen, ſondern nur, daß der gnädige Herr und die gnädige Frau einander haſſen, ja, ja, haſſen, aber ganz ſchrecklich haſſen. Sollte man glauben, daß Das aus der Liebe werden kann? Liebe ohne Achtung kann nicht beſtehen, gibt es nicht, das habe ich einmal geleſen, aber Achtung ohne Liebe kann beſtehen. Herr und Frau von Rotting ſcheinen ſich nicht einmal zu achten. Nicht einmal zu achten! Das iſt doch wirklich das Geringſte, was man verlangen kann; ich weiß es. Ich liebe meinen Mann nicht, aber ich achte ihn. Warum ſollte ich nicht, Herr Hauptmann? Habe ich nicht Recht?

Gewiß, ſagte ich beſtätigend, achten Sie Ihren Mann, Tilda; wenn ich hier bliebe, würde ich hinzufügen: und lieben Sie mich!

Daß mich Gott bewahre! ich habe abſchreckende Beiſpiele, rief Tilda und machte mit der rechten Schulter eine ſanfte Bewegung, die aber geſchickt genug war, um meinen Arm herabfallen zu laſſen. — Sehen Sie, noch vor kurzer Zeit hatten wir, ich und mein Mann, einen Beweis, wie ſehr die Herrſchaften einander haſſen. Es war ein ſehr ſchöner Abend; wir ſtanden am Fenſter und ſahen hinaus ...

... Er hatte den Arm um meinen Nacken gelegt und ſeufzte, fuhr ich fort.

— Nein, verbeſſerte Tilda, er ſprach vom Holzhandel, und ich betrachtete die goldnen Abendwolken. Da ſahen wir, dort auf den Hügeln auf der einen Seite rechts die gnädige Frau, links den gnädigen Herrn. Beide hatte wahrſcheinlich der ſchöne Abend zu einem einſamen Spaziergange herausgelockt. Sie waren durch einen Raum von ungefähr ſieben- bis achthundert Schritten von einander getrennt, und ſie konnten einander nicht ſehen, da ein Hügel zwiſchen Beiden lag. Wir aber konnten ſie ſehr deutlich ſehen, da hinter ihnen ein weißer Himmel war und ſie wie große ſchwarze Silhouetten auf weißem Papiere ausſahen. Die gnädige Frau ging, wie immer, mit gebücktem Kopfe, der gnädige Herr die Mütze tief in die Augen gedrückt und beide Arme auf dem Rücken. Ich bemerkte mit Schrecken, daß ſie beide, von den verſchiedenen Seiten her, auf den Hügel zwiſchen ihnen losgingen. Ich verſichere Ihnen, Herr Hauptmann, ich zitterte am ganzen Leibe, denn es war mir, als müßte ein Unglück geſchehen, wenn ſie zuſammenträfen. Sie gingen Beide ihren ſtillen, traurigen Schritt. Schon ſtiegen ſie von den zwei verſchiedenen Seiten den Hügel hinauf. Ich hätte rufen mögen: Gnädige Frau, der gnädige Herr kommt! Gnädiger Herr, die gnädige Frau kommt! — Aber ſie hätten mich nicht gehört. So ſah ich denn zu. Schon gingen ſie oben auf dem Hügel, aber noch ſahen ſie einander nicht, da ſie Beide zu Boden blickten. Plötzlich ſtanden ſie hart an einander. Ich ſah, wie ſich ihre gebückten Köpfe raſch aufrichteten und wie Beide mit den Oberleibern zurückfuhren. So ſtanden ſie einen halben Augenblick, dann wandten ſich Beide und liefen auf denſelben Wegen, auf denen ſie gekommen waren, ſo ſchnell zurück, als ob ſie verfolgt würden. Ohne ſich umzuſehen, lief die gnädige Frau mit vorgeſtreckten Armen, bis ſie im Park verſchwand, wo ſie gewiß athemlos zuſammenſank, und lief der gnädige Herr, bis wir ihn hinter den Kiefern nicht mehr ſehen konnten. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, es war nach langer Zeit das erſte Wiederſehen!

Seit wann leben die Unglücklichen hier? fragte ich viel ernſter als vorhin.

Herr von Rotting, erwiderte Tilda, hat ſich vor ungefähr zehn Jahren hier angekauft.

Und während dieſer ganzen Zeit haben ſich Mann und Frau nicht geſehen?

Doch, einmal, vor ungefähr zwei Jahren, als ich noch im Hauſe war. Es war ein trauriger Tag, ich werde ihn nie vergeſſen.

Wiſſen Sie, Tilda, daß Sie mir da ſchreckliche Geſchichten erzählen?

Ich weiß es wohl, und was ich Ihnen jetzt erzählen will, iſt wohl noch ſchrecklicher; nämlich ihr vorletztes Wiederſehen.

Tilda ſchwieg einige Zeit und ſchien ſich zu ſammeln; dann begann ſie:

An einem Auguſt-Nachmittage war ich gerade vorn im Hauſe, in der Küche beſchäftigt, als mitten unter Donner und Blitz ein fürchterlicher Wolkenbruch herabſtürzte, der in wenigen Minuten das ganze Thal mit Bächen und kleinen Teichen erfüllte. Es regnete ſo ſchrecklich, daß ich nicht den Muth hatte, den Weg ums Haus zu machen, um zur gnädigen Frau zurückzukehren. Ich ſtand in der Küchenthür und ſah dem Sturme zu; es war doch eine Abwechslung in dem langweiligen Leben. Da ſah ich über die Felder her, durch die Ströme, die vom Himmel herabfielen, einen Reiter auf das Haus loskommen. Ich glaubte, er wollte vor dem Sturme ein Unterkommen finden, und habe deßhalb den Weg verlaſſen, um ſich zu uns unter Dach zu flüchten; das Wirthshaus, ſagte ich mir, wird er in dem dichten Regen überſehen haben, der arme Reiter, und ich blickte zurück in die Küche, ob ſich da ein Plätzchen finde, wo er ſeine durchnäßten Kleider trocknen könnte. Ich freute mich ſehr; es war doch ein Beſuch, eine Abwechſelung. Aber wie war ich erſtaunt und faſt gerührt, als der Reiter näher kam, in den Hof ſprengte und ich in ihm ein Kind, ja, Herr Hauptmann, ein wahres Kind, einen reizenden, blonden Jungen von ungefähr vierzehn Jahren erkannte. Er und ſein Pferd troffen nur ſo. Ich, da ich von Natur mit einem ſehr mitleidigen Herzen begabt bin, ſtürzte trotz Sturm und Wolkenbruch aus meiner Küche hervor, auf den Hof und dem jugendlichen Reiter entgegen und hebe den lieben Jungen, dem die blonden Locken an den rothgepeitſchten Backen klebten, wie ein Kind vom Pferde und will ihn raſch aus dem Regen in die Küche ziehen. Er aber ſcheint ſich um den Regen eben ſo wenig zu kümmern, als um ſein Pferd, welches er laufen läßt und das ſich ſelbſt unter einem Holzſchuppen auf dem Hofe ein Obdach ſuchen muß, und als um mein Mitleid, und fragt mich, kaum auf dem Boden ſtehend: Iſt die gnädige Frau zu Hauſe? Wo iſt ſie? Führen Sie mich zu ihr! — So ſprechend, und ohne eine Antwort abzuwarten, wendet er ſich der Thür zu, die ihm am Nächſten iſt und die zum Herrn von Notting führt. Ich faſſe ihn am Arm und halte ihn zurück. Nicht hier, wenn Sie zur gnädigen Frau wollen — aber wollen Sie ſich nicht erſt ein wenig trocknen, junger Herr? Sie können ja krank werden, wenn Sie die naſſen Kleider auf dem Leibe behalten. — Schadet nichts, ſagte er, führen Sie mich zur gnädigen Frau, gleich, ich habe Eile, ich muß ſie gleich ſehen! Und wie er dieſes ſagt, fängt der ſchöne Junge an am ganzen Leibe zu zittern wie ein Eſpenlaub. — Da nehme ich ihn denn und führe ihn durch den Regen um das Haus herum in die Thüre der gnädigen Frau und die Treppe hinauf. Es war gut, daß ich ihn am Arme hielt, denn er wäre ſonſt auf der Treppe zuſammengebrochen vor Aufregung. Als ich aber oben die Thür öffnete, da flog er wie ein Pfeil in die Stube, und in demſelben Augenblicke lag er weinend und ſchluchzend vor den Füßen der gnädigen Frau. Er umklammerte ihre Kniee und rief ein Mal über's andere: Meine Mutter, meine Mutter! Auf dieſen Ruf hin lag auch gleich die gnädige Frau auf den Knieen und rief: Fritz! Fritz! mein Sohn! mein Kind! — Und ſo auf dem Boden knieend, umarmten ſie ſich und weinten und riefen immer: Mutter! Mutter! — Fritz! Fritz! Mein Kind! Mein Kind! — Ich verſichere Ihnen, Herr Hauptmann, ich weinte ſo herzlich, wie die Beiden. — Endlich erhob ſich die gnädige Frau, aber ſie konnte nicht auf ihren Füßen ſtehen und ſank in den Lehnſtuhl zurück. Sie nahm den Knaben in ihren Schooß, und nachdem ſie noch viel geweint und ihm fortwährend die naſſen Haare aus dem Geſichte geſtreichelt hatte, und während ſie ihn fortwährend anſah, fand ſie endlich Worte, und zwiſchen beſtändigem Schluchzen und Weinen fragte ſie ihn und antwortete er, bald Das, bald Jenes, ohne Zuſammenhang. Aber ich konnte doch viel, ach, viel Trauriges aus ihrem Geſpräche errathen. — Woher kommſt du, mein Fritz? Woher kommſt du, mein Kind? — Von L..., ich bin dort auf der Pagenſchule. — Und wie kommſt du hierher? — Wir haben Ferien; wir machten eine Reiſe ins Gebirge; ich habe meine Kameraden in S... verlaſſen, habe ein Pferd gemiethet und bin hieher geritten; ich bin ein Deſerteur, fügte er lächelnd hinzu. — Und wie haſt du erfahren, wo ich bin? — Ich ſuche dich ſeit drei Jahren, Mutter, ich habe überall geforſcht; endlich habe ich es herausbekommen. — Aber wie, mein Kind? — Auf dieſe Frage wollte er nicht antworten, und ſie beſtand auch nicht darauf, ſondern legte den Kopf auf ſeine Schulter und weinte bitterlich. Fritz ſah traurig und etwas düſter vor ſich hin, dann aber ſchien er ſich wieder zu beſinnen und ſtreichelte die Scheitel ſeiner Mutter und ſuchte ſie zu beruhigen, indem er ihren Kopf erhob und ſie auf beide Augen küßte. — Wie ſchön du noch immer biſt, Mutter! Sieh, ich hätte dich unter tauſend Frauen heraus erkannt, ich habe dich nicht vergeſſen in dieſen acht Jahren. — Sie lächelte, aber erſchrak, wie ſie ihm wieder ins Geſicht ſah. O Gott, rief ſie, wie ähnlich biſt du deinem Vater! Wo iſt er jetzt? — Er liegt in B..., er iſt Oberſt. — Sie ſchlug die Augen nieder und fragte mit gedämpfter Stimme, als ob ſie nicht Muth zu der Frage hätte: Und — Fritz — iſt — iſt er heiter? iſt er glücklich? — Fritz antwortete nicht. Er ſchlang den Arm um ihren Hals und preßte ſie an ſeine Bruſt. Sie fing aufs Neue zu ſchluchzen an. Wiſſen Sie, Herr Hauptmann, es war jenes Schluchzen, das keine Thräne herausbringt und von dem man meint, daß es jeden Augenblick die Bruſt zerſprengt. Sie hatte keinen Athem mehr, und ich glaubte, daß ſie kraftlos hinſinken müſſe, und wollte mich eben nähern, um ihr Hülfe zu bringen, als ſie mit Einem Male auf dem Boden lag, die Arme um die Kniee ihres Sohnes ſchlang und mit herzzerreißender Stimme ſchrie: Vergib mir, mein Kind, vergib! — Und da lag ſie ohnmächtig, mit dem Geſicht auf dem Teppich.

Mein Gott, welche Szene! Während wir uns bemühten, die Ohnmächtige aufs Sopha zu legen, ſtürzte Herr von Notting herein. Sein Bedienter, der Fritz ankommen geſehen, hatte auf der Treppe gelauſcht, und ich dumme Perſon vergaß, das Zimmer zu ſchließen, weil ich ganz gerührt von dem Schauſpiel in der Thür ſtand. Herr von Notting ſah aus wie ein Menſch, der eben einen Mord begangen hat oder einen Mord begehen will. Was will der Junge hier? was hat er hier zu ſchaffen? — rief er wie ein Verrückter. Der Bube iſt an allem Unglück ſchuld! — Er ſtreckte die Hand aus, als wollte er Fritz am Arme faſſen. Aber dieſer, der vor ſeiner Mutter ſtand, wandte ſich um, warf den Kopf in die Höhe und rief: Berühre mich nicht! — Herr Hauptmann, um ganz wahr zu ſein, er ſagte noch etwas Anderes, er ſagte eigentlich: Berühre mich nicht, Schurke! und er ſagte es mit einem Stolz, mit einer Ruhe, wie ſoll ich mich nur ausdrücken? ſo zu ſagen wie ein Ritter oder ein Prinz, oder ein großer General, und auf das Wort hin wurde Herr von Notting noch blaſſer, ſeine Unterlippe wurde blau und zitterte. Er taumelte zurück, als ob man ihm einen gewaltigen Stoß in die Bruſt gegeben hätte, und wurde nur durch eine Kommode, auf die er ſich mit dem Rücken ſtützte, aufrecht erhalten. Aber Das war nicht das Schrecklichſte. Die gnädige Frau war von dem Geſchrei des Herrn von Notting erwacht; ſie ſchlug die Augen auf, und wie ſie Das alles ſah und hörte, lachte ſie laut auf. Und dieſes Lachen war das Schrecklichſte. Fritz aber ſchien es nicht zu hören. Mit verſchränkten Armen — ſo — ſtand er da und ſah Herrn von Notting mit einer gräßlichen Verachtung an. Dann wandte er ſich zu ſeiner Mutter, nahm ihre Hand und küßte ſie ehrerbietig; darauf ging er mit langſamen Schritten an Herrn von Notting vorbei und zum Zimmer hinaus. Eine Minute darauf hörte ich den Hufſchlag ſeines Pferdes; er ritt aus dem Hofe.

Die gnädige Frau aber lag noch immer auf dem Sopha, ſah ihren Mann an und lachte noch immer wie vorhin.

Hier unterbrach ich meine Wirthin, indem ich aufſprang und mit großen Schritten in der dunklen Stube auf und ab lief. Tilda ſah mir befriedigt nach und freute ſich, mit ihrer Erzählung eine ſolche Wirkung hervorgebracht zu haben. Ich hörte immer das gräßliche Lachen jener Frau; von welchem Haß, welcher Verachtung ſprach dieſes Lachen, da ſie darüber die Abreiſe ihres Kindes, das ſie ſo empfangen, das ſie durch acht Jahre nicht geſehen, vergeſſen konnte! Ich ſah in einen gräulichen Haushalt, in eine häusliche Hölle. Ich dachte an jenen Günſtling Jakobs I., jenen Robert Carr, Carl v. Somerſett, der mit ſeiner Frau in der Einſamkeit zu leben gezwungen war, nachdem er mit ſeiner Frau, die er einem Anderen entwandt, Verbrechen begangen, und nachdem ſich ihrer Beider Liebe in Haß und Verachtung verwandelt hatte. Jenes Zuſammenleben der Mörder Overbury's, wie es die Geſchichte beſchreibt, ſchien mir immer die Verwirklichung der entwürdigendſten und aufreibendſten Höllenqualen hier auf Erden; ich konnte nie daran glauben, daß es zwei Menſchen durch Jahre zu ertragen im Stande ſeien, und nun fand ich ein anderes Beiſpiel leibhaftig in meiner Zeit, in meiner Nähe, unter meinen Augen — und unter meinen Bekannten! — Es war kein Zweifel, daß ich das elende Ehepaar dort aus dem Hauſe, daß ich ihre Geſchichte kannte. Wäre das Zimmer nicht ſo dunkel geweſen, Tilda hätte es mir anſehen müſſen, daß ich bei Ankunft des Knaben, bei Nennung ſeines Namens die handelnden Perſonen erkannte, daß die Nennung der Garniſon ſeines Vaters meine Vermuthung nur beſtätigte. Dieſer Vater war ja mein Freund, der treffliche, in der ganzen Armee geliebte Oberſt v. Reuttern, und ich ſpielte ja ſelbſt eine Rolle in der Geſchichte, die ihn ſo unglücklich machte, die jenen Beiden dort in dem einſamen Hauſe ihre Vergeltung, ihre Hölle bereitete. Ich zweifle nicht: die ſeit zehn Jahren aus der Welt Verſchwundenen waren gefunden, und wieder rührte mich der Gedanke, welches Scharſinns der Liebe es bedurfte, bis jener Knabe den Aufenthalt ſeiner in der Einſamkeit und hinter einem falſchen Namen verborgenen Mutter aufſpürte.

Iſt ſie noch ſchön? fragte ich, vor Tilda ſtehen bleibend, nur um etwas zu ſagen und um meine Aufregung zu verbergen.

Ich glaube nicht, erwiderte Tilda, daß ſie jemals habe ſchöner ſein können. Sie iſt ſo fein, ſo zart, ſo blaß. Das macht der beſtändige Aufenthalt im Zimmer und der Kummer. Selbſt die grauen Haare ſtehen ihr gut.

Sie iſt grau geworden?

Ach, ja! ich denke nicht gern daran, denn Das erinnert mich an eine große Dummheit, die ich einmal begangen habe. Ich friſirte ſie und ſagte: Gnädige Frau, da iſt wieder ein weißes Haar. — Sie ſeufzte und ſagte: Es werden bald noch andere nachkommen. — Nun, nun, ſagte ich, um ſie zu tröſten, auf graues Haar, in Ehr' ergraut, Jedermann mit Ehrfurcht ſchaut. — Sie ſprang auf und ſah mich an, als ob ich ſie hätte verſpotten wollen, und wurde roth und blaß nach einander. Mein Gott! ich habe nur etwas Kluges ſagen wollen, aber das Kluge iſt manchmal ſehr dumm. Iſt es nicht wahr, Herr Hauptmann?

Sehr wahr, Tilda.

Und was hier klug iſt, iſt dort dumm. Nicht wahr, Herr Hauptmann?

Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus!

Herr Hauptmann, ich entdecke an Ihnen eine Neigung, mich zu duzen.

Pardon, ſagte ich entſchuldigend, das iſt ſo im Verſe.

Ja, ich verſtehe; ich weiß, im Verſe duzt man alle Welt, ohne Smollis getrunken zu haben.

Ich merkte, daß mich meine Wirthin in die vorige Stimmung zurückbringen wollte, aus der ich durch ihre Erzählung herausgekommen war; aber Das war ſchwer bei den Gefühlen und traurigen Erinnerungen, die mich jetzt erfüllten. Ich ſtand auf und erklärte ihr, daß ich mich zu Bette begeben wollte. Sie blickte mich etwas verdutzt an und nahm die Kerze, die ſie anzündete.

Liebe Frau Wirthin, ſagte ich in feierlichem Tone, Sie kennen die ganze Geſchichte der Herrſchaft, bei der Sie zwei Jahre lang im Dienſte geweſen; ich errathe dieſe Geſchichte. Was predigt dieſe Geſchichte? Gattentreue! Gattentreue!

Ha, ha, ha! — lachte Tilda — dieſe Moral aus dem Munde eines Herrn vom Militär! Das iſt kurios, das iſt mir noch nicht vorgekommen, das iſt noch nicht erlebt worden! Und mit Gelächter ging ſie mir leuchtend in die Schlafſtube voran.

Am andern Morgen wollte mir Tilda die ganze Geſchichte des Ehepaares aus dem einſamen Hauſe erzählen; ich könnte, meinte ſie, ihr ja mein Ehrenwort als Offizier geben, daß ich die Geſchichte nicht weiter erzählen wolle, da ſei es, als ob ſie geſchwiegen hätte. Ich aber dankte für den guten Willen, um bei ſchöner Morgenbeleuchtung die Gegend zu beſehen, denn geſtern hatte ich eigentlich meine Pflicht verſäumt. Die Hügel hinter dem Netting'ſchen Hauſe mußten einen guten Ueberblick gewähren, und ich wandte mich ihnen zu, nicht ohne einen großen Umweg zu machen, da ich dem Hauſe und einer möglichen Begegnung ausweichen wollte. Als ich aber eben durch eine kleine, mit Geſträuch erfüllte Schlucht die Höhe hinaufſteigen wollte und um einen Vorſprung des Gebüſches bog, ſprang ein Mann, der auf dem harten Boden gelagert war, auf und ſtarrte mir ins Geſicht. — „Lindblatt!“ rief er erſchrocken. — Zuckow, murmelte ich verlegen und ſah zu Boden, während er die Hand zurückzog, die er mir inſtinktmäßig entgegengeſtreckt hatte. Ein Strahl der Freude hatte einen Augenblick lang ſein Geſicht beleuchtet, bald aber bedeckte es wieder ein düſterer Ausdruck. Er ſah mich mit zuſammengezogenen Augenbrauen an und knöpfte, wahrſcheinlich ohne zu wiſſen, was er that, ſeinen langen Ueberrock bis unter das Kinn zu. Sein Geſicht war wie verſteinert, und hätte ich nicht ſchon gewußt, daß er der Bewohner jenes Hauſes ſei, ich würde ihn ſchwerlich ſo ſchnell erkannt haben. Noch war es die ſtattliche, ſchöne Geſtalt, der Neid und das Ideal aller Portepée-Fähnrichs und Lieutenants, aber ſie ſchien, ebenſo wie das ganze Geſicht, verwildert. — „Verſprich mir, Lindblatt, meinen Aufenthalt nicht zu verrathen!“ ſtieß er endlich hervor. — Ich verſprache es. — Es ſchien, als wollte er noch einige Worte, vielleicht Fragen an mich richten, aber er bezwang ſich ſichtlich, raffte ſich auf, und mit einem kurzen „Lebewohl!“ machte er einige große Schritte, die ihn hinter dem Gebüſche meinen Blicken entzogen.

Traurig kam ich in meine Herberge zurück, nahm Abſchied von meiner liebenswürdigen Wirthin, verſprach, mich auf dem Rückwege wieder bei ihr aufzuhalten, ſtieg zu Pferd und ritt weiter.

Es war ein ſehr ſchöner Morgen. Ein ſchützender Kiefernwald nahm mich bald auf, in welchem ſich Schatten und Sonnenſchein, Stille und Geſänge auf das Melodiſchſte vermählten. Unter andern Umſtänden wäre ich durch dieſen Wald mit einer Opern-Arie auf den Lippen geritten; nun aber war ich melancholiſch und nachdenklich. Meine Gedanken trugen mich um zehn Jahre zurück, und ich erlebte noch einmal jenen ſchrecklichen Tag, der bis dahin in meinem Leben der ſchrecklichſte geweſen.

Es war ein Montag des Jahres 18**. Rittmeiſter von Reuttern hatte ſo eben die Wache bezogen, und wenn Rittmeiſter von Reuttern auf Wache war, ſchien die Wachtſtube dem ganzen Offiziercorps der gemüthlichſte und angenehmſte Aufenthalt in der Reſidenz. Da kam Beſuch auf Beſuch, und jeder Offizier, dem eine nähere Bekanntſchaft mit dem Rittmeiſter das Recht dazu gab, blieb ſeine paar Stunden da ſitzen. Man hat bemerkt, daß der Prinz an ſolchen Tagen gern zur Inſpektion kam, und man wußte, daß dieß weniger der Inſpektion als des Rittmeiſters und ſeiner Geſellſchaft halber geſchah. Fritz von Reuttern war unbeſtritten der beliebteſte aller Offiziere, und dieſe Beliebtheit dankte er ſeinen vielen wahrhaft großen Eigenſchaften: ſeiner über alle Verdächtigung erhabenen Ehrenhaftigkeit, ſeiner hohen und feinen Bildung und dem großen Wohlwollen, mit dem er Jedermann entgegen kam. Obwohl von Jugend auf in der großen Welt lebend, ſah er die Welt und ihr Treiben doch mit der möglichſten Argloſigkeit an, konnte er ſelten an das Böſe glauben, und dieſe Unbefangenheit nahm ſich an ihm deſto ſchöner aus, je männlicher und kräftiger ſich ſonſt ſein Charakter bewährte. Dieſe Argloſigkeit erklärte ſich dadurch, daß ihm bisher immer Alles gelungen war, daß er eine Laufbahn hinter ſich hatte, die nur kräftigende, nicht demüthigende Hinderniſſe bot, und daß man ihm von allen Seiten gern fördernd entgegen kam. Mit Einem Worte, er war wirklich glücklich. — Der Friſche ſeiner erſten Jugend konnte das Offiziersleben nichts von ihrer Reinheit und Schönheit nehmen, da ſich gleich bei ſeinem erſten Auftreten zwiſchen ihm und dem ſchönſten und liebenswürdigſten Mädchen der Reſidenz, Fräulein Mathilde v. N . . . . , der Tochter des bekannten Generals, ein ſehr intimes Verhältniß bildete, das ihn vor Manchem behütete, was ſonſt die Blüthen der Seele abſtreift. Nach drei Jahren der glücklichſten Liebe trat er mit ihr in die glücklichſte Ehe. Ihr Haus war eine Wohnung des ſchönſten Glücks, das durch die Geburt eines Knaben, der wie ſein Vater Fritz hieß, vollendet wurde. Neben einer geliebten Frau, einem ſchönen Kinde ſind die Freunde nur eine angenehme Zuthat im Banquet de la vie; dieſe fehlten, wie geſagt, auch nicht, denn der Böſeſte hätte den Muth nicht gehabt, dieſen Haushalt zu beneiden oder zu verleumden. Ich ſagte, die Freunde ſeien eine angenehme Zuthat; ich habe Unrecht. Das gilt von den Freunden, die man in Maſſe beſitzt, die ich die exoteriſchen Freunde nennen möchte. Zum ächten Glücke, wenn es ganz abgeſchloſſen ſein ſoll, gehört ein eſoteriſcher Freund, und dieſer iſt eine Lebensbedingung, eine Nothwendigkeit: der eingeweihte Freund, der nicht in den Propyläen unſeres Glückes ſtehen bleibt, der in das Allerheiligſte unſerer Liebe, unſerer Wünſche und Hoffnungen eingeführt wird; der Zeuge und Schatzmeiſter unſeres Glückes. Oder, um mich proſaiſcher auszudrücken: der Freund, der mit uns ißt, ohne eingeladen zu ſein, der unangemeldet eintritt, der, wenn die Andern nach der Soiree fortgehen, ſich erſt recht hinſetzt und eine Cigarre raucht, vor dem man den Schmuck der Welt und die Geſellſchaftsmanieren ablegt, vor dem man gähnt, mit dem man ſchweigt, mit dem man im ſelben Augenblicke denſelben Gedanken hat. Ein ſolcher Freund des Hauſes Reuttern war der Oberlieutenant Graf von Suckow. Er war mit v. Reuttern aufgewachſen, er war mit ihm auf der Kriegsſchule, auf Reiſen geweſen; er war der Vertraute und Beſchützer ſeiner Liebe, und als Reuttern heirathete, war er ein Theil der Familie und der Pathe des Neugeborenen.

So waren ſchon ſieben glückliche Jahre dahingegangen, als wir an jenem Tage in der Offiziersſtube der Hauptwache als Gäſte Reutterns da ſaßen. Eine Rheinweinflaſche ſtand auf dem Tiſche, und wir ſaßen umher und ſpielten Whiſt. Die Fenſter waren offen und ließen milde Frühlingsluft herein; die Vögel in den Kaſtanienbäumen vor der Wache ſangen ihre erſten Frühlingslieder. Wir waren ſehr heiter und lachten viel über den guten Beck, der ſich für einen ausgezeichneten Whiſtſpieler hielt und den alten, erfahrenen Hauptmann Spolding, ſeinen Partner, mit einer empörenden Verſchwendung der Trümpfe in Verzweiflung brachte.

Alle Honneurs! rief Reuttern eben, als ein Soldat die Thür öffnete und in derſelben der kleine Fritz, Reutterns Sohn, erſchien.

Was Teufel, Fritze, mein Junge, was willſt du hier? wie kommſt du hieher? fragte Reuttern, während wir uns Alle nach dem Kinde umſahen.

Der Knabe ſchien ängſtlich zu ſein und antwortete nicht.

Wer hat dich hergebracht? fragte Reuttern wieder.

Es hat mich Niemand hergebracht — ich bin allein gekommen, ſtotterte das Kind.

Allein? den weiten Weg? fragte Reuttern erſtaunt. Komm mal näher.

Das Kind kam heran und lehnte ſich an das Knie des Vaters;

jetzt erſt ſahen wir, daß es verweinte Augen hatte, und wie es Reuttern anſah, noch immer ängſtlich, weil es ihn ſo allein auf der Wache aufzuſuchen gewagt hatte, ſchluchzte es und fing aufs Neue zu weinen an.

Aber, mein Junge, was iſt denn vorgegangen? Iſt die Mama nicht zu Hauſe?

Ja, Mama iſt zu Hauſe.

Biſt du unartig geweſen?

Ich bin ſehr artig geweſen, ſchluchzte Fritz und wiſchte ſich die Augen mit dem Rücken der Hand.

Warum weinſt du alſo?

Weil mich die Mama aus ihrem Zimmer gejagt hat, und dann hat mich der Onkel Suckow hinausgeſtoßen und hat mir weh gethan, weil ich nicht gleich hinausgegangen bin.

Reuttern erblaßte, faßte ſich aber ſchnell wieder und lächelte. Dann ſagte er: Geſtehe es nur, Fritze, du wirſt nicht beſtraft werden — du biſt gewiß unartig geweſen, ſonſt hätte dich der Onkel Suckow nicht hinausgeſtoßen.

Nein, antwortete Fritz mit Beſtimmtheit, ich bin nicht unartig geweſen, gar nicht. Mama jagt mich immer fort, wenn der Onkel Suckow allein da iſt, und der Onkel Suckow ſtößt mich immer hinaus, wenn er in Mama's Zimmer iſt. Ich habe dir's nur klagen wollen, Papa, ſonſt glaubſt du, daß ich unartig bin, immer wenn du auf Wache biſt.

Reuttern wurde während dieſer Rede des Kindes blutlos im ganzen Geſichte. Er ſah uns an und ſagte: Meine Herren, ich ſehe, was Sie denken.

O, begann der Hauptmann, urtheilen Sie nicht — ein Kind . . .

Keine Worte! — befahl Reuttern und ſtand auf. Mit einer Stimme, die jede Modulation verloren hatte, und mit einem Blicke, der ins leere Nichts zu blicken ſchien, ſagte er ruhig: Herr Oberlieutenant von Beek, Sie übernehmen das Kommando der Wache und behalten das Kind hier. Herr Hauptmann

Spolding, Herr Lieutenant v. Lindblatt, haben Sie die Güte, mir zu folgen.

So ſchritt er zur Wachtſtube hinaus, wir folgten ihm. Die Wache präſentirte das Gewehr; er vergaß nicht, zu ſalutiren. Strammen Schrittes ging er vor uns her; ſein Tritt hallte monoton auf dem Pflaſter wieder, monoton und in gleichem Maße. Er ging ruhig und unaufhaltſam wie das Geſchick. Ich konnte nur auf die Schritte horchen, und es war mir, als müßte ich ſie zählen, während der Lärm der Spaziergänger, der Wagen, der Ausrufer, der Geſang der Vögel auf den Dächern und in den Linden mir wie die Wellen um die Ohren des Ertrinkenden ſausten. Ich und der Hauptmann gingen mit niedergebeugtem Haupte und ſchweigend wie bei einem Begräbniß; wir hatten das Bewußtſein, daß ein Glück begraben werden ſollte. Niemals war in irgend einem Kopfe der Verdacht eines verbrecheriſchen Verhältniſſes zwiſchen Suckow und Mathilde erwacht, ſo unmöglich ſchien es, und doch, ſonderbar! hoffte ich auf dem ganzen Wege nicht einen Augenblick auf eine unſchuldige Aufklärung.

Wir ſtiegen die Treppe zur Wohnung Reutterns hinauf. Er zog einen kleinen Schlüſſel und öffnete die Thür. Im Vorzimmer ſaß Gretchen, die Kammerjungfer.

O Gott! der Herr Rittmeiſter! rief ſie entſetzt, als ſie ihren Herrn erblickte.

Wo iſt die gnädige Frau? fragte er ruhig.

Sie — die gnädige Frau — ſie iſt ausgegangen, ſtotterte Gretchen, indem ſie ſich unbewußt und wie abwehrend vor die Thür des Schlafzimmers ſtellte.

Du lügſt! rief Reuttern, faßte ſie und ſchob ſie mit ſolcher Gewalt bei Seite, daß ſie in den entgegengeſetzten Winkel des Vorzimmers ſtürzte und dort auf dem Boden liegen blieb.

Folgen Sie mir, meine Herren, rief uns Reuttern zu und faßte das Schloß des Schlafzimmers. Es war verſchloſſen. Oeffnet! ſchrie er, indem er mit der Fauſt an die Thüre ſchlug. In dieſem Augenblicke erſt verrieth eine Art von Wimmern, ein ſchrecklich trauriger und zugleich wuthvoller Ton, was in ihm verging. Aus dem Innern der Schlafſtube aber drang ein Schrei des Schreckens.

Reuttern faßte die Klinke, riß, und die Thür flog auf, und die Klinke blieb in ſeiner Hand. Er trat in die Schlafſtube, wir blieben auf der Schwelle ſtehen.

Es iſt an der Szene, die wir von der Schwelle aus ſahen, nicht viel zu beſchreiben. Es ging nicht viel vor, es wurden keine Worte gewechſelt: es war kein Drama, es war ein ſtarres, ſteinernes Basrelief. Reuttern ſtand in der Mitte der Stube ſtramm und groß, als wäre er in dieſem Augenblicke um zwei Köpfe gewachſen, und ſah mit gläſernen Augen Suckow an, der gebrochen und mit hängendem Kopfe an der Wand lehnte. Gleich bei ſeinem Eintritt war Mathilde mit dem Rufe: Fritz! Fritz! vor Reutterns Füße hingeſunken, die ſie nun ſchweigend umſchlang. Sonſt war ſie wie ein Knäuel zuſammen gerollt, das Geſicht von den herabfallenden Haaren bedeckt und nicht daran denkend, das Kleid, das von der Schulter herabfiel, zuſammen zu halten. Reuttern ſchien ſie gar nicht zu bemerken; er ſtarrte nur Suckow an, und dieſer war von dem Blicke wie an die Wand feſtgenagelt.

So vergingen einige Minuten, vielleicht nur eine einzige Minute, aber es ſchien uns eine Ewigkeit, bis Reuttern tief aufathmete und immer mit derſelben tonloſen Stimme ſagte: Folgen Sie mir, meine Herren, komm, Suckow!

Er trat aus den umſchlingenden Armen Mathildens mit einer Bewegung heraus, als ob er irgend einen todten, hindernden Gegenſtand gleichgültig von den Füßen ſchüttelte, ohne auch nur auf den Boden zu ſehen, auf den Mathilde mit ſchwerer Stirn hinfiel. Er ging in den Salon; Suckow taumelte ihm nach; wir folgten.

Reuttern nahm eine kleine Mahagonikiſte, die auf einem Schranke ſtand, ſtellte ſie auf den Tiſch, öffnete ſie, nahm zwei Piſtolen heraus und lud eine derſelben. Er that Das alles mit einer außerordentlichen Ruhe und Sicherheit, aber mit einer Gemeſſenheit der Bewegungen, als wäre er ein Automat. Es war unheimlich anzuſehen, und weder ich, noch der Hauptmann hatte den Muth, eine Frage oder irgend eine Bemerkung an ihn zu richten. Es wäre auch allem Anſcheine nach ſehr überflüſſig geweſen, denn in Reuttern ſchien der ganze Plan ſeiner Handlungsweiſe von Anfang an fix und fertig und unveränderlich feſt zu ſtehen. Als er die Piſtole geladen hatte, belebte ſich das Geſicht Suckows; er machte von dem Platze, auf dem er wie eingewurzelt ſtand, einen Schritt vorwärts und ſagte: Ich bin bereit.

So iſt es nicht gemeint, erwiderte Reuttern und holte von einem kleinen Tiſchchen in der Ecke Papier und Tintenfaß.

Setze dich und ſchreibe! ſagte er, indem er mit ausgeſtrecktem Finger auf einen Stuhl vor dem Schreibzeuge deutete.

Was ſoll ich ſchreiben? fragte Suckow.

Setze dich und ſchreibe! wiederholte Reuttern.

Suckow ſetzte ſich und nahm die Feder. Reuttern ſtellte ſich vor ihn hin, ſtemmte beide Hände auf den Tiſch und diktirte:

Ich, Heinrich Graf von Suckow, verpflichte mich hiermit vor Zeugen . . .

Vor Zeugen, wiederholte Suckow und fragte: Wozu verpflichte ich mich?

Schreibe! ſagte Reuttern und diktirte weiter: Frau Mathilde v. Reuttern, geb. v. R., ſobald ſie von ihrem Manne, dem Rittmeiſter Friedrich v. Reuttern, geſchieden ſein wird . . .

Geſchieden! rief Suckow und ließ die Feder fallen.

Schreibe weiter! rief Reuttern, und Suckow nahm mechaniſch die Feder in die Hand — geſchieden ſein wird, nahm Reuttern wieder auf — haſt du: geſchieden ſein wird? — zu heirathen.

Suckow fuhr zuſammen. Er warf die Feder hin und ſprang vom Sitze auf.

Schreibe: zu heirathen! wiederholte Reuttern.

Ich laſſe mir nichts vorſchreiben! — ich heirathe ſie nicht! rief Suckow.

Reuttern nahm jetzt die Piſtole in die Hand, ſpannte den Hahn und richtete ſie auf Suckow.

Schreibe: zu heirathen, oder ich ſchieße, ſagte Reuttern im allerruhigſten Tone.

Suckow blickte ihm ins Auge, dann in die Mündung der Piſtole; und immer dahin blickend, ließ er ſich langſam auf den Sitz fallen, während ihm eben ſo langſam die Piſtole folgte. Er ergriff die Feder, und nachdem er einen großen Seufzer ausgeſtoßen, ſchrieb er raſch: zu heirathen.

So, da iſt es, ſagte Reuttern; jetzt, meine Herren, fügte er, zu uns gewandt, hinzu, haben Sie die Güte und unterzeichnen Sie, als erbetene Zeugen.

Wir nahmen die Feder und ſetzten unſere Namen hin. Suckow wollte ſich erheben.

Bleibe, ſagte Reuttern, wir ſind noch nicht fertig. Nimm die Feder und ſchreibe auf dieſes Papier.

Was ſoll ich noch ſchreiben?

Schreibe! Du ſchreibſt an den Inhaber unſeres Regimentes.

Suckow ſprang wieder vom Stuhle auf. Es iſt genug diktirt! rief er.

Du ſetzeſt dich hin und ſchreibſt, oder ich ſchieße dich hier über den Haufen.

Suckow ſetzte ſich; Reuttern diktirte:

Eure Königliche Hoheit!

Hoheit . . .

Ich bitte um meine Entlaſſung.

Oh! ſtöhnte Suckow.

Ich — bin — nicht mehr würdig, in der Armee — Seiner Majeſtät zu dienen . . .

Suckow ließ den Kopf in die Hände fallen. Reuttern beugte ſich über den Tiſch und fragte: Haſt du? — nicht mehr würdig — zu dienen — ja, da ſtehts. Weiter.

Was denn noch? ſchrie Suckow und ſtarrte ſeinen ehemaligen Freund mit aufgeriſſenen Augen an.

Die Motivirung, ſagte Reuttern; ſchreibe: denn ich bin ein Schurke.

Ah! ſchrie Suckow und fuhr von ſeinem Sitze auf und vom Tiſche fort: Niemals!

Schreibe! wiederholte Reuttern und ſtreckte die Piſtole hervor.

Schieße, ſagte Suckow, ich ſchreibe nicht.

Ich werde ſchießen, mein Ehrenwort darauf. Ich zähle: Eins, Zwei, Drei! Wenn du bei Drei nicht geſchrieben haſt: denn ich bin ein Schurke, biſt du des Todes. Das ſchwöre ich. Jetzt ſchreibe: Eins!

Suckow ſtand mit verſchränkten Armen.

Zwei!

Suckow ließ die Arme ſinken und ſah Reuttern ins Geſicht. Er liſpelte etwas, aber er ſchien die Stimme verloren zu haben, denn wir verſtanden nicht, was er liſpelte. Als ſtände er auf einer Schraube, drehte er ſich dem Tiſche und dem Papiere zu und näherte ſich, ohne eigentlich einen Schritt zu machen. Reutterns Auge bohrte ſich in das ſeinige, und es war, als folgte er einer magnetiſchen Macht, da er ſich langſam wieder an den Tiſch ſetzte und langſam die Hand bewegte, um die Feder zu ergreifen. Reutterns Blick und die Piſtole folgten ihm unabwendbar. Es war traumhaft anzuſehen. Reuttern bewegte die Lippe, da waren die Worte wie vom Blitze hingeſchrieben. Reuttern erwachte aus ſeiner Starrheit und fiel mit beiden Händen über das Papier her. Da ſteht's, da ſteht's! rief er in wilder Freude und ſtarrte das Papier an. Aber den Namen muß ich noch haben, den Namen! Unterſchreibe, Suckow, mein theurer Freund!

Suckow, der noch die Feder in der Hand hielt und wie bewußtlos vor ſich hinſah, ſchrieb wie ein Nachtwandler ſeinen Namen an die Stelle, auf die Reutterns Finger deutete. Dann fiel er, oder vielmehr er warf ſich vom Stuhle und blieb ausgeſtreckt unter dem Tiſche liegen.

So, ſagte Reuttern, das iſt abgemacht. Die Adreſſe an

Seine Königliche Hoheit kann ich ſelbſt ſchreiben und die Eingabe beſorgen. Dieß bleibt mir, fügte er hinzu, indem er das erſte Schriftſtück faltete und in die Bruſttaſche ſteckte. Dann legte er die Piſtolen wieder in die Kiſte, ſchloß dieſe und ſtellte ſie auf ihren vorigen Platz.

Wir haben hier nichts mehr zu thun, meine Herren; ich muß auf die Wache.

Er ſetzte den Helm auf und ging mit uns zur Thür hinaus. Im Vorzimmer ſaß die Kammerjungfer und drückte ſich, als wir eintraten, in einen Winkel. Reuttern blieb vor ihr ſtehen und ſagte: Packe die Sachen der gnädigen Frau ein; ſie verläßt ſogleich mein Haus. Sorge dafür, daß Alles ſo ſchnell als möglich geſchehe und daß ich die Wohnung leer finde, wenn ich abgelöſt werde.

III.

Zwei ſchlafloſe Nächte.

Alfred Berg erzählt:

Meine Jugend verfloß in heiterer Armuth. Da ich gegen ſeinen Willen ſtudirte, ſchnitt mir mein Vater die Zufuhr ab; aber ich lebte in der Zukunft und kümmerte mich wenig darum, daß ich in der Gegenwart nicht zu leben hatte. Achtzehn Jahre alt, als ich die Univerſität der Provinz-Hauptſtadt bezog, gab ich mich für einen geſetzten Mann von einundzwanzig Jahren aus; band einen ſteifen Vatermörder um, kürzte meine langen Haare, zwang die widerſpenſtigen durch allerlei Mittel, ſo fromm und beſcheiden als möglich ſich an meine Schläfe anzuſchmiegen, und präſentirte mich ſo in einem reichen Bankierhauſe, wo eben eine Hofmeiſterſtelle zu vergeben war. Ich wurde von einem Freunde des Hauſes empfohlen, man ließ ſich durch mein ſolides Auftreten täuſchen, und beim zweiten Beſuche wurde der Handel geſchloſſen. Ich ſollte drei Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen, in den Stunden, die mir die Kollegien frei ließen, unterrichten und dafür im Hauſe des Herrn Kiſtner mit Koſt und Wohnung, Licht und Wäſche und noch dazu mit zwölf vollen Konventions-Gulden bezahlt werden. Ich fühlte mich ſehr reich und glücklich, um ſo glücklicher, als mir der Charakter der Eltern und der Kinder wie des ganzen Hausweſens behagte und als man mir den bald aufgedeckten Betrug als eine fromme Lüge verzieh. Das Hausweſen war ein ſchönes Gemiſch von moderner

Eleganz und altem, gemüthlichem Patriarchenthum, ſowohl was die Lebensweiſe und die Einrichtung, als die Bildung und den Charakter der Familie betraf. Herr Kiſtner war ein aufgeklärter, geiſtvoller und zugleich gutherziger, reicher Mann; Frau Kiſtner, eine überaus thätige Hausfrau, die bereits ſieben Kinder in die Welt geſetzt hatte und die große Wirthſchaft mit einigem Deſpotismus, aber gut und zweckmäßig leitete. Da ich meiner Kindheit ſelbſt noch ſo ſehr nahe ſtand, erinnerte ich mich lebhaft aller Vorgänge im kindlichen Herzen, aller kindlichen Wünſche und Anſchauungen; demgemäß behandelte ich nicht nur die mir anvertrauten Schüler, ſondern auch die anderen kleineren Kinder und galt ſo bald für einen trefflichen Pädagogen, und wenige Wochen nach meinem Einzuge war ich wie ein Glied der Familie. In meiner etwas dunkeln Stube wurde es mir immer heimlicher, und es kam bald dazu, daß ich mich von den ſchönſten Vorträgen im Kollegium nach Hauſe und zu meinen lieben Kindern zurückſehnte. Mein Junge, der kleine Paul, hing ſehr an mir und ergötzte mich mit den Studenten-Manieren, die er meinen Freunden ablauſchte. Nur ſein ſchlechtes Gedächtniß brachte mich manchmal aus der Faſſung und ſein träumeriſches Weſen, das ſich immer am Liebſten mit dem Ernſten beſchäftigte, während er das Nächſte vernachläſſigte. Aber wenn ich gegen ihn auffuhr, ſtand ſeine älteſte Schweſter Lotti, ein liebes Kind von zwölf Jahren, wie ein Schutzengel neben ihm. Sie ſah mich mit ihren großen, braunen, ſanftglühenden Augen bittend an, und ich mußte mich brummend abwenden, um ihr nicht zu verrathen, welche Gewalt dieſe holden Augen auf mich ausübten. Sie waren ſo voll Güte und Unſchuld, daß man ſie nicht ohne Rührung hätte betrachten können, wenn nicht zugleich der liebenswürdigſte und geiſtreichſte Schalk daraus hervorgeblickt hätte. Lotti war eine Art Mignon, aber eine glückliche Mignon. Ich habe damals den Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde geleſen und konnte mir das Kind Bettina nicht anders vorſtellen, als mit dem braunen Geſichte, den dicken ſchwarzen Locken, der hoch und etwas mager aufgeſchoſſenen Geſtalt unſerer Lotti. Sie hatte einen ſehr geſunden Verſtand, einen ſehr raſchen Geiſt, aber ſie ſchien deſſen nicht zu bedürfen, denn inſtinktmäßig errieth ſie Menſchen, Dinge und Verhältniſſe, ohne daß ihre Unbefangenheit darunter gelitten hätte. Wie oft überraſchte ich mich, daß ich mit ihr, wie mit einem Kandidaten der Philoſophie, ſprach und daß ſie mir ruhig und verſtändnißvoll zuhörte, als wäre meine Rede ihr gegenüber am Platze — und wenn ſie dann auf der Terraſſe oder im Garten ein Kind mit Kindern umherſprang und alle möglichen Thorheiten beging und ſagte, glaubte ich nicht mehr, daß man ſo mit ihr ſprechen konnte, wie ich es einige Minuten vorher doch ſelbſt gethan hatte. Sie merkte bald, daß ſie aus mir machen konnte, was ſie wollte; aber ſie mißbrauchte dieſe Macht nur zum Beſten ihres Bruders oder ihrer höchſt leichtſinnigen Schweſter Mathilde, die ſie auf faſt komiſche Weiſe bemutterte; ſonſt war ihr, die das Bedürfniß hatte, Jedermann zu befriedigen, meine Zufriedenheit mit ihr lieber als ihre eigene Freiheit. Ja, die Freiheit war vielleicht das geringſte ihrer Seelenbedürfniſſe; ſie wollte geführt, geleitet, regiert ſein; es that ihr wohl, zu gehorchen, weil ſie ſich dadurch in Abhängigkeit fühlte und dem Befehlenden eine Freude machte. Sie hatte ſehr wenig Talent für Muſik, aber Stunden lang ſaß ſie am Klavier und plagte ſich ab, ohne je zu murren, weil der Vater die Muſik liebte und aus ihr eine Muſikerin machen wollte. Wie oft rührte es mich, wenn ich ſie durch zwei Thüren hörte, wie ſie im Salon unermüdlich drauf loshämmerte! Noch heute kann ich kein fernes Klavier hören, beſonders wenn ein Schüler übt, ohne augenblicklich an Lotti, an den Salon, an das Vorzimmer und an meine Stube zu denken.

Neben den zwei anderen Kindern erſchien ſie mir wie eine erwachſene Perſon, die man nicht als Schülerin behandeln dürfe, und um für jene mehr Zeit zu gewinnen, legte ich ihr oft ein Buch hin und ſagte: Leſen Sie, Lotti! oder auch: Machen Sie, was Sie wollen! Damit aber war ihr nicht gedient. Eine ſolche

Behandlung kränkte ſie. Sie erröthete, wie beleidigt, und ſchwieg; oder ſie ſtand auf, ſtellte ſich neben mich und ſtrich mir die Haare und ſchmeichelte mir, als ob ſie mich hätte verſöhnen wollen. Mit der kindlichſten Unbefangenheit legte ſie den einen Arm um meinen Hals, während mich die andere Hand am Kinn faßte und mein Geſicht ihrem fragenden, lächelnden Geſichte zuwandte. Sie wollte, daß man ſie unterrichte, daß man ihr Aufgaben auferlege, daß man ſie als eine Unterthänige behandle; hätte man ſie von Zeit zu Zeit beſtraft, es hätte ihr eine innere Freude gemacht. Wenn ſie mir ſo ſchmeichelte und meine Aufmerkſamkeit erzwang, wurde mir oft ſehr ſchwül zu Muthe. Um ihre Unſchuld nicht zu ſtören, mußte ich ſie gewähren laſſen, oder ich mußte mich bezwingen und ihr dieſes Weſen mit Brummen und Unfreundlichkeit verweiſen.

Lotti war mir der liebſte Umgang im Hauſe; ich beneidete die Gouvernante, eine ungebildete, ſogar etwas rohe Franzöſin, um ihre Geſellſchaft, deren ſie ſich den größten Theil des Tages erfreuen konnte und deren Werth ſie ſo wenig zu ſchätzen wußte. Die Franzöſin hätte das Haus längſt verlaſſen müſſen, wenn Lotti nicht auch ſie in ihren Schutz genommen hätte. Sie erröthete zwar oft, wenn die Franzöſin ihre Unwiſſenheit verrieth oder plattes, abgeſchmacktes Zeug ſagte, aber ſie that, als ob ſie ſie liebte, und aus Rückſicht für Lotti behielt man ſie im Hauſe. Lotti that noch mehr für ihre Gouvernante, der ſie auf dieſe Weiſe ihre Stellung rettete; ſie ſuchte ſie auf die zarteſte Art für eine ſolche Stellung geſchickt zu machen, indem ſie ſie, bewußt oder unbewußt, erzog und den Kreis ihres Wiſſens auszudehnen ſtrebte. Sie erzählte ihr auf ihren Spaziergängen das Intereſſanteſte aus der Weltgeſchichte, und zwar in einer unterhaltenden Form, wie man einem Kinde Märchen erzählt, da ſie gemerkt hatte, daß eine ernſthafte Mittheilung ſie langweilte; ſie brachte ihr die Grundbegriffe der Geographie bei und ſprach ihr von den Dichtern ihres Vaterlandes. Dieß Alles, während ſie ihre gehorſamſte Schülerin war und ſich wegen eines franzöſiſchen orthographiſchen Fehlers, den die Gouvernante auch nur mit dem Buche in der Hand erkannte, die härteſten Dinge ſagen ließ. Vielleicht war es ihr darum lieb, wenn ich von Zeit zu Zeit meinen und Pauls Spaziergang mit dem ihrigen vereinigte. Sie klatſchte vor Freude in die Hände, wenn ich beim Gabelfrühſtück eine ſolche Abſicht ankündigte, und wenn ich es lange nicht gethan, erſchien ſie manchmal zum Ausgehen gerüſtet, mit dem Hut auf dem Kopfe, mit dem Sonnenſchirm in der Hand in meiner Thür und ſah mich fragend, aber ſchweigend an. — Soll ich mit, Lotti? Auf eine ſolche Frage neigte ſie das Köpfchen auf die rechte Schulter und lachte. Rief ich dann den kleinen Paul und nahm Hut und Stock, war ſie wie ein Blitz im zweiten Stockwerk, wo ſie mit der Gouvernante wohnte, und ich hörte, wie ſie ſchon von der Treppe hinauf rief: Monsieur Berg va avec nous! — Auf ſolchen Spaziergängen hing ſie an meinem Arm und war heiter und ſchweigſam. Sie hörte ernſt, was ich mit der Gouvernante ſprach. Zu Hauſe angekommen, konnte ſie der Mutter Stunden lang von dieſem Spaziergange erzählen und ihn ihr ſo ſchön ausmalen, daß die Mutter am Ende ſolcher Erzählungen regelmäßig zu ſagen pflegte: Ich muß doch einmal mitgehen! ich muß doch einmal mitgehen!

Lieber waren mir die Stunden, die ich mit Lotti an ſchönen Sommer-Abenden in einer Ecke des Balkons verbrachte, während Paul, Mathilde und die anderen Kinder auf der Terraſſe ſpielten, die Gouvernante ſich in der anderen Ecke mit dem Buchhalter unterhielt und laut lachte. Wie ſchöne Dinge ſagte da Lotti: es waren Gedichte und Märchen. Sie bevölkerte die Sterne mit ihren Phantaſieen und machte aus jeder Wolke ein Feenland. Einzelne Worte verriethen eine Ahnung alles Glückes und aller Schmerzen des Lebens, aller Glückſeligkeiten und Leiden, die ihr noch ein Geheimniß waren. Es war manchmal, als ob ſie ſagen wollte: Ich weiß mehr von der Welt und vom Herzen, als du ahnſt. Ich ſah ſie darauf überraſcht an, und ſiehe da, ein Kind ſtand vor mir, das kindlichſte aller Kinder. Ein zukünftiges Weib hatte nur aus dem Schlafe geſprochen. Manchmal wieder erſchrak ich, wie eine beſorgte Mutter, die ihr Kind zu klug und zu gut für dieſe Welt findet; dann beruhigte das friſche, volle Leben, das aus dieſen Augen blitzte, das aus dieſen rothen Lippen, aus dieſen weißen Zähnen lachte.

Manchmal, wenn ich dieſer Abendgeſpräche halber einen Freundeskreis verließ und heimkehrte, war ich unangenehm getäuſcht. Lotti war nirgends zu finden. Sie iſt auf ihrer Stube, hieß es. Aber auch dort war ſie nicht. Endlich entdeckte ich ſie unten im Hofe in der Portiers-Wohnung. Ich belauſchte ſie durchs Fenſter; da ſaß ſie mit ernſtem, doch aufmunterndem Geſichte und gab bei einer elenden Talgkerze der achtjährigen Portiers-Tochter Unterricht. Wie oft belauſchte ich ſie ſo! Später bemerkte ich, daß neben der Talgkerze noch eine Stearinkerze brannte; die hatte Lotti, wie ſie, als der wiederholte Diebſtahl bemerkt wurde, ſelber bekannte, um einen ungerechten Verdacht niederzuſchlagen, oben aus der Küche entwendet. Wenn die Unterrichtsſtunde zu Ende war, zog ſie ihr Deſſert aus der Taſche, das ſie bei Tiſche eingeſteckt hatte, um ihre Schülerin zu belohnen. — Eines Abends ſah mich Herr Kiſtner am Fenſter ſtehen; er näherte ſich und ſah, was ich belauſchte, und lauſchte mit. Das Herz war uns Beiden voll bei dieſem lieblichen Schauſpiel; wir drückten einander die Hände und waren ſeitdem viel intimere Freunde.

Sie wiſſen das Kind zu ſchätzen, lieber Berg, ſagte er, das macht Sie mir werth. Wir zogen die Mutter und die Gouvernante ins Geheimniß und beſchloſſen, Lotti in ihrer Wirkſamkeit nicht zu ſtören und ihre Abweſenheit während der Abendſtunde nicht zu bemerken. Aber das Geheimniß wurde offenbar, als die Portiers-Tochter eines Tages im Hofe auf- und abging und franzöſiſche Vokabeln auswendig lernte und endlich, am Erfolge verzweifelnd, laut zu weinen anfing und Jedem, der ſie nach der Urſache fragte, von ihren Lektionen bei Fräulein Lotti erzählte. Lotti wollte ihr Alles beibringen, was ſie ſelber wußte, und ſo war auch die franzöſiſche Sprache an die Reihe gekommen. Die gute Lotti hatte nun viel zu leiden. Die Franzöſin nannte ſie eine Portiers-Gouvernante, und nun nannten ſie auch die Kinder ſo. Aber ſie ertrug es mit Lächeln und kaufte ſämmtlichen Kindern den Spitznamen mit Geſchenken ab. Nur der kleine vierjährige Bruder verſtand nichts von der bindenden Kraft eines Vertrages und nannte ſie nach wie vor Portiers-Gouvernante, und er fuhr fort damit, da es Lotti lachen machte.

So vergingen zwei glückliche Jahre. Ich wußte nicht, wie glücklich ſie waren; ich wußte nicht, wie ſehr heimiſch ich in dem Hauſe geworden. Ich war einundzwanzig Jahre alt, mein Schickſal, das Ahasverusthum, fing an, ſich mit Macht geltend zu machen. Ich hatte Luſt, die Welt zu ſehen; es zog mich in eine größere Stadt; in der Reſidenz wollte ich meine Studien beenden; ich ſetzte einen Freund an meine Stelle und verließ das Haus — mit jenem Egoismus, mit jener Härte der Jugend, die nur die Zukunft ſieht und für die Gegenwart kein liebendes, ruhendes, gern verweilendes Auge hat.

Es thut mir leid, ſagte Herr Kiſtner, aber ich begreiſe, daß Sie ſich umſehen wollen; leben Sie wohl. Schade, daß Sie nicht länger bei Lotti bleiben können.

Lotti ſagte nichts. Mit herabhangenden Armen ließ ſie ſich von mir umfaſſen und küſſen, und als ich aus der Stube trat, wandte ſie ſich um und ſah die Noten an, die auf dem Klaviere lagen.

In der Reſidenz angekommen, ſchrieb ich ſogleich an meine Schüler und an Herrn und Frau Kiſtner, kündigte ihnen meine glückliche Ankunft an und verſprach, nächſtens ausführlicher zu ſein — und ſchrieb nicht wieder. Eine neue Welt, neues Leben, neue Arbeiten faßten mich mit der ganzen Kraft der Jugend, die in mir war. Neue Eindrücke machten die alten zu halbverwiſchten Erinnerungen. Ein Tag nach dem anderen wob ſeinen dünnen Schleier vor die Vergangenheit, bis die dünnen Schleier zuſammen einen dicken Vorhang bildeten, und — wie geſagt —

ich lebte in der Zukunft. Der Menſch lebt ſo lange in der Zukunft, bis er mit Einem Male in der Vergangenheit lebt. Aber dieſer Moment der plötzlichen Umkehr war mir damals noch fern, ſehr fern. Die Gegenwart beſchäftigte mich nur in ſo weit, als ſie mir die Hülfsmittel zur Erringung einer zukünftigen Freiheit liefern ſollte. Ich ſtudirte, ich promovirte, ich ſah mir die Welt und die Geſellſchaft an, ich machte Bekanntſchaften, ich warf mich in politiſche Verbindungen, ich bereiste einen Theil Europa's. Das Leben in der Welt kann ermüden, aber nicht beruhigen: es kann auch Erfolge bieten, aber nicht ſättigen. Es iſt wie jene Bordeaux-Weine, die, je mehr man davon trinkt, deſto größeren Durſt wecken. Jedes Ereigniß des bewegten Lebens hat, wie die Häuſer in den großen Städten, ſeine hervorſpringenden Steine, an denen weiter gebaut werden muß. Wer ſich nicht mit einem Hofe wie in ſeiner Welt abſchließt, muß weiter bauen. Ich habe in meinem fünfundzwanzigſten Jahre an einen ſolchen Abſchluß noch nicht gedacht; nichts lag meinem ganzen Weſen ſo fern, wie Selbſtbegränzung, Beſchränkung. Mein bisheriges Leben betrachtete ich als Lehrjahre; die Wanderjahre ſollten mit der gewonnenen Ausrüſtung erſt recht beginnen. Ich ſtand am Anfange einer Laufbahn.

Bevor ich mich aufs Neue vom Stapel laufen ließ, mußte ich in meine Provinz und in die alte Univerſitätsſtadt zurückkehren. Als ich durch das breite dunkle Thor derſelben einfuhr, fiel es mir ſchwer aufs Herz, wie ſehr ich der Familie Kiſtner in dieſen vier Jahren fremd geworden. Im Poſthofe angekommen, ließ ich meinen Koffer ins Gaſthaus tragen und nicht zu Kiſtners, was mir vor vier Jahren eine Unmöglichkeit geſchienen haben würde. Doch war mein erſter Weg in das alte befreundete Haus. Es war noch ziemlich früh; Herr Kiſtner war ſchon in ſeinem Comptoir: Madame war nicht angekleidet; ſo lief ich gleich eine Treppe höher, klopfte an Lotti's Zimmer und ſtürzte, ohne ein Herein abzuwarten, in den bekannten ſtillen Raum. Da ſtand eine blühende Jungfrau vor mir, und ich blieb einen

Schritt weit hinter ihr ſtehen, und die Arme, die ſich gehoben hatten, ſie zu umfaſſen, ſanken erſchrocken herab. Sie aber, ſobald ſie mich erkannt hatte, lag an meinem Herzen, und die augenblickliche Entfremdung verſchwand — aber auch nur einen Augenblick. Das Kind, die ehemalige Schülerin hatte ſich dem Lehrer ans Herz geworfen — ſobald wir einander anſahen, ſtanden ſich der fünfundzwanzigjährige junge Mann und die Jungfrau gegenüber.

Dieſe Umarmung des Wiederſehens war der Abſchied vom alten Verhältniſſe. In dem lebhaften Geſpräche, das ſich nach einigen Minuten der Verlegenheit entſpann, war es mir nicht mehr möglich, den alten Ton zu finden; ich fühlte die ganze Ueberlegenheit, die ein ſchönes, edles, achtzehnjähriges Mädchen oft gegen unſeren Willen auf uns ausübt, ſelbſt wenn wir Greiſe ſind, um wie viel mehr, wenn man in dem Mädchen alle Glücks- und Unglücksmöglichkeiten dämmern ſieht! Nur um einige ſchöne Trümmer der alten Vertraulichkeit zu retten, faßte ich manchmal mit Bewußtſein ihre Hand und nannte ſie ſchlechtweg: meine liebe Lotti. Alle die ſchönen Keime, die mir dereinſt das Kind ſo theuer und, wie ich wähnte, unvergeßlich gemacht, hatten ſich in ihrem Geiſte wie in ihrem Gemüthe entwickelt. Der Schalk war in den Hintergrund getreten, aber ſie lachte noch ſo herzlich und kindlich wie ehemals, nur daß ſich in ihrem Lachen wie in ihrem Ernſt immer ein anmuthiges Maß kund that. Doch war mir etwas eng zu Muthe; ich brauchte Zeit, bis ich wieder das Kind in ihr entdeckte, und ich fühlte mich etwas fremd. Erſt als ſie mich in den Salon führte und ſich die ganze Familie mit alter Liebe um mich verſammelte, wurde ich wieder ganz heimiſch, und wie mir Lotti die Kinder eins nach dem anderen zuführte und die ſchüchternen aufmunterte, ſah ich wieder dieſelbe kleine Perſon, die ſchon in ſo früher Jugend die Beſchützerin und Führerin der andern machte.

Man ſah ſich nach meinem Koffer um, und da wurde ich denn mit Vorwürfen überhäuft, daß ich nicht im Hauſe abgeſtiegen, und als ich nach einer Stunde Erzählens, Plauderns, Scherzens von Rückkehr in mein Gaſthaus ſprach, da hatte Lotti ſchon alle meine Habſeligkeiten holen laſſen, und ich war in meiner alten Stube vollkommen eingerichtet.

Es waren einige glückliche Tage, die ich in dem Hauſe zubrachte. Ich fühlte mich ſo wohl unter dem Szepter Lotti's, denn ſie war es, die jetzt die ganze Wirthſchaft leitete; ihr gehorchte, ihrer milden Autorität unterwarf ſich Alles, ſie wurde in allen Angelegenheiten von Vater und Mutter zu Rathe gezogen. Meine liebſte Beſchäftigung war es, ſie in ihrem Walten und Wirken zu beobachten; da mußte ich denn ſtaunen, wie Alles ſo ordnungsvoll herging und ohne Lärmen, wie ſie überall dabei war und immer unbeſchäftigt ſchien, trotzdem ſie neben der Wirthſchaft das ganze Amt der entlaſſenen Gouvernante ausübte, und wie ſich bei all den Beſchäftigungen ſchöne Schätze von Kenntniſſen in ihrem Geiſt angeſammelt hatten. Ich weckte gern das Andenken alter Zeiten, und wir ſetzten uns hin, wie ehemals, und nahmen ein Buch und laſen. Wir waren ungeſtört, denn ich hatte es mir als eine Gunſt erbeten, daß die wenigen mir gegönnten Tage nur im Schooße der Familie hingeben, daß keine Fremden geladen oder empfangen werden ſollten. Sobald ich mich gewiſſermaßen wieder als Lehrer neben Lotti hingeſetzt hatte, kehrte auch das alte ruhige Gefühl wieder, das an der holden Schülerin ſeine Freude hatte. Jede Unruhe, jede Befangenheit ſchwand, und das Zuſammenleben wurde dadurch vielleicht nur um ſo ſchöner.

Der letzte Tag wurde zu einem gemeinſchaftlichen Spaziergange benutzt. Wir durchſtreiften einen großen Park. Lotti ging an meiner Seite, an meinem Arme und hörte mir ſchweigend zu, wie ich ihr von meinen großen Planen erzählte. Mit Einem Male verließ ſie mich, um nach den Kindern zu ſehen; ich ſchloß mich an Herrn Kiſtner an.

Wie herrlich, ſagte ich, hat ſich Ihre Lotti entwickelt!

Nicht wahr? erwiderte er; ſie iſt ein liebes Mädchen, gut, liebend, und ſie hat ſo Vieles und ſo gut gelernt. Loyal, wie ſie iſt, hat ſie die Verſprechen gehalten, die ihre Kindheit gegeben. Hübſch iſt ſie auch; finden Sie nicht?

Hübſch? rief ich — ſie iſt imponirend ſchön, und ſie wäre es, wenn ſie häßlich wäre.

Und doch — ſeufzte Herr Kiſtner und zuckte die Achſeln.

Was wollen Sie ſagen? fragte ich.

Für wen iſt ſie Alles, was ſie iſt? ſagte Herr Kiſtner, bitter lächelnd — für irgend einen Börſenmann, einen Lederhändler. Mit meinen ſieben Kindern bin ich kein reicher Mann; es ſteht ihr keine große Auswahl zu Gebote — und wie die Verhältniſſe ſind — ich darf nicht daran denken.

Herr Kiſtner ſchwieg. Ich wollte antworten, als Lotti, roth im Geſichte, laufend auf mich zukam und, auf einen kleinen von hohen Buchen umgebenen Raſenplatz deutend, zu mir ſagte: Erinnern Sie ſich, Herr Berg?

Weſſen, liebe Lotti?

Ach ja, ſagte ſie, Sie haben es wohl vergeſſen. Hier auf dieſem Platze haben Sie uns die Odyſſee erzählt. Ich werde mich immer des Eindruckes erinnern. Sie legten an der Stelle, wo der Sänger von den Thaten des Odyſſeus erzählt, den Arm über die Augen, Odyſſeus nachahmend, wie er ſich mit dem Mantel verhüllt. O, ich erinnere mich ganz genau. Wir weinten alle über den Tod des treuen Hundes Argos. — Iſt es nicht ſeltſam, fügte ſie langſamer und nachdenklich hinzu, daß Sie mir ſo eben, in demſelben Parke, von Ihrer zukünftigen Odyſſee ſprachen, von allen Wanderungen, die Sie vorhaben? — Wer weiß, wann Sie von Ihrer Odyſſee zurückkommen!

Lotti hat Recht, ſagte Herr Kiſtner; es iſt mir auch ſo, als gingen Sie auf die hohe See, als wären Sie beſtimmt, von den Wellen des Lebens lange, lange umhergeſchaukelt und an verſchiedene Küſten geworfen zu werden.

Nicht wahr, Papa? murmelte Lotti vor ſich hin. Es war, als hätte ſie nur denken wollen, was ſie unwillkürlich ausſprach.

Schweigſamer, als wir ausgezogen waren, kehrten wir des Abends zurück. Letti hatte mich um die Erlaubniß gebeten, ihre Freundinnen einzuladen, um ſie mit mir bekannt zu machen. Wir fanden ſie ſchon im Hauſe verſammelt, und ich konnte bald bemerken, wie Letti, ohne es zu wollen, in ihrer Mitte eine hervorragende Rolle ſpielte. Sie richteten ſich nach ihr, ſie nahmen ihre Freundſchafts-Bezeugungen mit Dankbarkeit und Stolz entgegen, ſie wußte mir von Jeder etwas Gutes und Schönes zu ſagen und freute ſich, wie im Laufe des Abends eine ſchnelle Vertrautheit zwiſchen uns ſich entwickelte. Später ſervirte ſie den Thee und machte die liebenswürdige Hausfrau.

Als die Freundinnen gingen und Letti ſie auf die Treppe begleitete, blieb ich mit Frau Kiſtner allein im Salon. Ich ſetzte mich zu ihr aufs Sopha und ſagte ſcherzend: Frau Kiſtner, jetzt gehe ich in die Welt und mache mein Glück; ſobald ich eine Million habe, komme ich zurück und hole mir Ihre Letti.

Sie können auch etwas früher kommen, lieber Berg, erwiderte Frau Kiſtner, ebenfalls ſcherzend.

Drei Tage darauf zog ich mit einem Manuſcripte im Koffer in Leipzig ein; nach wenigen Wochen hatte ſich das Manuſcript in ein Buch verwandelt, und das Buch hatte Erfolg. Man ſprach von mir in den Zeitungen, aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands bekam ich ſchmeichelhafte Briefe von Unbekannten; man kam mir überall entgegen. Zeitſchriften und Buchhändler warben um mich; in der Geſellſchaft wurde ich mit Auszeichnung behandelt. Es kam mir vor, als hätte ich in Allem und Jedem die Wahl, und ich ſchien mir ein gemachter Mann. Ich wollte mich an der Univerſität habilitiren und glaubte hoffen zu dürfen, daß ſich mit Hülfe meines Namens und fleißiger Arbeit die unfruchtbare Stellung eines Privat-Dozenten leicht in eine fruchtbringende und ehrenvolle verwandeln werde.

Bei allen Zeichen meines Erfolges, bei allen Hoffnungen, die er weckte, dachte ich an Letti und daß ich mir ſie holen dürfe, noch bevor ich Millionär geworden. Darum hatten meine

Gedanken, ganz gegen meine Natur, die mich immer hinaustrieb in das bewegte Leben, eine ſo ſolide Richtung genommen; ein ſtilles arbeitſames Leben an ihrer Seite ſchien mir das Wünſchenswertheſte, und das Bild eines ſolchen Lebens war in meinem Herzen fertig und begleitete mich durch alle Windungen und Wandlungen, in die ich in Folge meiner neuen Stellung gerieth. Eines Tages ſetzte ich mich hin und verfaßte einen langen, an meinen Vater gerichteten Brief, in welchem ich ihm die Geſchichte meiner letzten Monate aufs Ausführlichſte auseinander ſetzte. In einem P. S. fragte ich ihn, was er für mich zu thun geſonnen, im Falle ich mich verheirathete; denn, fügte ich hinzu, ich bin feſt entſchloſſen, mich ſo bald als möglich mit einem überaus liebenswürdigen und ausgezeichneten Mädchen zu verheirathen. Nächſtens mehr, lieber Vater, wenn ich nur erſt eine Antwort auf meine Frage erhalten habe. —

Mein Vater ließ mich lange auf dieſe Antwort warten; ſie hätte nach acht Tagen da ſein können; ſie traf erſt nach einigen Wochen ein. Er ſprach auf mehreren Seiten eben ſo ausführlich von ſeinen Angelegenheiten, wie ich von den meinigen geſprochen hatte; auf meine beabſichtigte Heirath kam er ebenfalls erſt in der Nachſchrift. Da hieß es: Was deine Heirath betrifft, ſo bin ich Folgendes zu thun geſonnen: Ich will mit meinem Freunde, dem Doktor Riegler, ſprechen und ihn bitten, zwei gute Stuben für dich und deine zukünftige Frau bereit zu halten. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich ihm die Umſtände näher auseinander ſetze, er mir meine Bitte gewähren werde.

Das war ein fürchterlich abkühlendes Sturzbad. Doktor Riegler iſt der Direktor des Narrenhauſes in unſerer Gegend. — Ich war empört über dieſe Antwort und — fand ſie bald gerechtfertigt. Ich hatte indeſſen einſehen gelernt, daß es Jahre bedurfte, bis ich mir eine Stellung machte, wie ich ſie noch vor Kurzem vom Himmel fallen ſah. Dazu kamen in Folge des Buches, in welchem manche den Regierungen unangenehme Grundſätze ausgeſprochen waren, allerlei Beunruhigungen von

Seiten der [illegible], und ich ſagte mir: es wäre Verbrechen, das Schickſal eines geliebten Weſens, das für das heimliche Glück des Hauſes geſchaffen iſt, an eine auf bewegten Wellen ſchwimmende Exiſtenz zu knüpfen. Ich ſtellte das Bild Lotti's mit dem Geſichte gegen die Wand und überließ mich dem Rauſche, den ich aus den ſchmächtigen Blättern meines Erfolges ſog, als wäre es unſterblicher Ruhm. Ich lebte, ich trieb mich umher und begegnete — einer ganz kleinen, zarten, blaſſen, magern, aber reizenden Polin.

Wiſſen Sie, meine Freunde, was das iſt, eine Polin? — Eine Polin iſt eine verführeriſche Kreatur, die mit ihren kleinen Füßchen ſehr gern auf einem Männerherzen herumtrampelt, die es im Spiele her und hin, herauf und hinunter wirft, wie einen Federball, die es lächelnd mit Stecknadeln durchbohrt und ſich in die Hände klatſchend an ſeinen Zuckungen ergötzt. Nun aber iſt die Liebe des Mannes und Alles, was man ſo nennt, wie jene Gräſer, die immer höher aufwachſen, je mehr man ſie tritt. Der Stolz des Mannes empört ſich zwar gegen dieſes Getretenwerden, aber ſeine Eitelkeit iſt mächtiger; er will ausharren, bis er geſiegt hat, und Gefühl, Wille, Phantaſie verſtricken ſich mehr und mehr. Es entſteht ein Kampf zwiſchen ſeinen beſſeren und ſeinen kleinlichen Gefühlen, der aufreibend und entwürdigend iſt. Dieſe Liebe regt nicht den Grund des Herzens auf, wie die wahre und wirkliche, aber ſie bewegt und erſchüttert es an allen ſeinen Oberflächen; ſie iſt nicht ſo tief, aber ſie iſt heftiger. Sie hat wüſte Momente, und wüſt und müde geht man aus ihr hervor und um einen großen Theil des Jugend-Kapitals ärmer. Die wirkliche Liebe macht thätig, ruhig, arbeitſam; ſie richtet den Blick ſchön ſorgend auf die Zukunft; dieſe Leidenſchaft, dieſe Liebe zu einer Kokette beunruhigt fortwährend und bannt in die engen Schranken des Momentes, wie in ein Netz, in dem man zappelt gleich einem Fiſche. Tritt man aus der Epoche einer edlen Liebe, ſo iſt es, als hätte man ein ſchönes Land durchwandert; man blickt gern und lächelnd zurück und bewahrt die

Erinnerungen als ſchöne Errungenſchaften. Nach der Liebe zu einer Kokette iſt es, als träte man aus einer Wildniß voll Gebüſche in eine Wüſte. Eine Wüſte iſt der Kopf, eine Brandſtätte das Herz.

Ich ſage nur ſo viel von einer Epiſode, die mich definitiv allen Heiraths-Gedanken entriß und das ſchöne, ruhige Bild Lotti's mit Spinngewebe überſchleierte. Glücklicher Weiſe zwangen mich jene angedeuteten politiſchen Verfolgungen zur Flucht, und ſo entkam ich auch jener gefährlicheren Gewalt der reizenden Polin. Ich durchzog Deutſchland und andere Länder und ruhte endlich in Paris aus.

Der Divan Lepelletier, ein Kaffeehaus, war damals der Ort, wo die Fremden, die etwas vom geiſtigen Leben der franzöſiſchen Hauptſtadt kennen lernen wollten, ſich gern verſammelten. Dort ſah man manche Größen der Kunſt, Literatur und der politiſchen Welt, und man hörte ihre lauten Geſpräche, die durch keine polizeiliche Spüherei beſchränkt waren. Dort ſaß ich eines Abends, als mich zu meiner freudigſten Ueberraſchung Herr Gerbert, der Muſiklehrer Lotti's, anredete. Er war ſoeben nach Paris gekommen, in der Abſicht, ſich von hier aus einen Namen zu machen und dann eine Kunſtreiſe zu unternehmen, oder auch, je nach Umſtänden, ſich in Paris feſtzuſetzen. Bei ſeinem Anblicke fühlte ich mich mit Einem Male wieder in die Atmoſphäre des Körner'ſchen Hauſes verſetzt; die ganze alte Zeit lebte in mir auf; es war mir, als hörte ich Burgmüllers Melodieen, von Lotti geſpielt, aus dem Salon, durch das Vorzimmer in meine dunkle Stube dringen. Ich zog Herrn Gerbert in einen Winkel, wir ſetzten uns hin und begannen zu plaudern. Trotz ihrer geringen muſikaliſchen Talente, war Lotti doch immer eine ſeiner liebſten Schülerinnen geweſen, und ſo kam das Geſpräch natürlich auch bald auf ſie.

Sie wiſſen? — ſagte er — ſie iſt Braut!

Braut? — rief ich — mit wem? — mit einem Lederhändler?

Nein, erwiderte Herr Gerbert, mit einem Zucker-Fabrikanten.

Was iſt er ſonſt? und wie iſt er?

Ich weiß nicht viel von ihm — aber es ſoll ein braver, liebenswürdiger und gebildeter Menſch ſein.

Deſto beſſer.

Der Muſiklehrer ſprach mir darauf, nach Art aller Neuangekommenen, viel über die Vorzüge und Fehler von Paris und geſtattete mir, ſchweigſam zu ſein. Dann führte ich ihn noch einige Male auf den Boulevards auf und ab und ging nach Hauſe.

Ich hatte die Nachricht von Lotti's Verlobung ziemlich ruhig, ja, ſehr ruhig, nur mit Ueberraſchung wegen der Neuheit und mit freundlicher Theilnahme aufgenommen; aber der Gedanke, daß Lotti nun Braut ſei, verließ mich nicht mehr; er bohrte ſich immer tiefer in mein Herz, und als ich mich auf meiner Stube allein fand, gehörte ich ihm ganz. Das ganze Gefühl für Lotti, welches ich bei unſerem Abſchied mitgenommen und das durch das bewegte, vielgeſtaltige Leben der letzten zwei Jahre ſo ſehr in den Hintergrund gedrängt worden, trat wieder hervor; mein ganzes inneres Weſen, das ſeit der verzehrenden Leidenſchaft für die Polin brach zu liegen ſchien, wurde wieder lebendig; alte, begrabene Keime regten ſich wieder, als ob ſie aus dem verbrannten Boden hervorſprießen wollten. Ich erinnerte mich jedes Wortes, jedes Erlebniſſes mit Lotti, jedes ihrer Blicke, jeder Bewegung, und ihre Schönheit wie ihre ſeeliſchen Vorzüge ſtanden klar vor mir. Ich verglich ſie mit der Polin und konnte nicht begreifen, wie ich ſie über dieſe einen Augenblick vergeſſen mochte, und verurtheilte das ganze männliche Geſchlecht, das ſich lieber berauſchen, betäuben, als von ächten Vorzügen ächt beglücken läßt.

Nachdem ich lange in der Stube auf und ab gegangen, warf ich mich unmuthig ins Bett. Da wurde ich für Lotti's Zukunft beſorgt. Hat ſie einen Mann gefunden, der ſie zu würdigen verſteht? Nein, ich konnte es nicht glauben, trotz dem Lobe, das ihm Herr Gerbert geſpendet, ohne daß ich die Urſache meines

Unglaubens entdeckt hätte. Mit Einem Male bildete ich mir ein, daß ich allein dazu auserſehen war, Lotti glücklich zu machen, und während ich mir Vorwürſe machte, dieſe ſchöne Beſtimmung verfehlt zu haben, malte ich mir ein glückliches Bild nach dem andern aus, und während ich eine Art von ſtachelnden Gewiſſensbiſſen fühlte, ſchwelgte ich zugleich in den Phantaſieen eines unerſchöpflichen häuslichen Glückes. Ich warf mich hin und her; meine Pulſe pochten; ich lag im Fieber. -- Thorheit! ſagte ich mir, ſollte man nicht meinen, daß du ſie geliebt haſt? Niemals! Du hatteſt eine aufrichtige, tiefe Freundſchaft für ſie; als du ſie zu heirathen beabſichtigteſt, wollteſt du eine ſehr verſtändige, zweckmäßige Heirath machen, weil du dir ſagteſt, daß Lotti eine treffliche Hausfrau gäbe. Das iſt Alles! Es iſt unerlaubt, ſich von ſeiner Phantaſie in eine ſolche Unruhe fortreißen zu laſſen.

So raſſonnirend, wurde ich etwas ruhiger, und da ich aus Erfahrung wußte, daß ich alle Aufregungen am Beſten mit der Feder in der Hand beſchwichtigte, ſprang ich auf und ſetzte mich ſpät nach Mitternacht an den Tiſch, um, wie es meine Pflicht und ſchicklich war, an Herrn Kiſtner und an Lotti Gratulationsbriefe zu ſchreiben.

Lange ſaß ich da vor den Papieren und wußte nicht, an wen ich zuerſt ſchreiben ſollte, ob an den Vater oder an die Tochter. Ich entſchloß mich zu Letzterem, als der Hauptſache; iſt dieſe abgemacht, werde ich wohl ruhiger ſein. Aber wie ſie anſprechen, wie überhaupt zu ihr reden? Ich fühlte, daß ich den Ton für ſie verloren hatte, und kam mir plötzlich ihr gegenüber ſchrecklich fremd vor. Ich wollte mir über Ton und Inhalt erſt klar werden; ich zündete eine Cigarre an und öffnete das Fenſter und ſah hinaus. Beim Anblick der Sterne dachte ich an jene längſt vergangenen Abendſtunden auf dem Balkone. Das liebe Kind ſtand wieder neben mir — ich hatte Angſt, weich zu werden. Da fiel mein Blick auf eine ſonderbare Szene. Mir gegenüber in einem anſtoßenden Hofe wohnte eine ganze Seiltänzer-Familie. Der Vater und zwei Knaben waren eben von einer nächtlichen Vorſtellung in einem Kaffeehauſe oder aus den Elyſäiſchen Feldern heimgekehrt und hatten noch die bunte Gauklertracht an. Der Vater nahm ein kleines Kind, das bei ſeinem Eintritte erwacht war, aus dem Bette, lief damit in der Stube auf und ab und wiegte und ſchaukelte es. Da es nicht wieder einſchlafen wollte, ſtreckte er ſich auf den Boden und ſcherzte und ſpielte mit ihm, während die Mutter an dem Herd ſtand und das Spätmahl für die Heimgekehrten bereitete. Die beiden Knaben halfen ihr dabei und ſchienen ihr zu erzählen; dann wurde der Inhalt des Keſſels über dem Herde in eine große Schüſſel geſchüttet, und die ganze Familie ſetzte ſich um den Tiſch und genoß plaudernd und lachend. Dieſe Gaukler ſchienen ein ſehr glückliches, liebendes Leben zu führen. Anfangs hatte mich das Schauſpiel etwas zerſtreut, bald aber führte es mich auf den Gedanken zurück, der mein ganzes Sein in dieſer Nacht beherrſchte. — Häusliches Glück! Häusliches Glück! murmelte ich, und neue Bilder fing ich an zu malen. Ich ſchloß das Fenſter und begann zu ſchreiben; aber ich ſchrieb mich wieder in die Unruhe hinein, in die ich mich vorhin hineingedacht hatte. Ungeduldig und müde, mich länger zu beobachten und zu überwachen, ließ ich meinen Gedanken und meiner Feder freien Lauf — und als ich das Geſchriebene überlas, entſetzte ich mich vor der Leidenſchaft, die aus jeder Zeile ſprach. Ich zerriß den Brief und fing einen andern an; wie ich die Feder hielt, hatte ich das Gefühl, als ob ich ein wildes Pferd bändigend am Zügel hielte. Ich beobachtete mich, ich diktirte mir laut und langſam jedes Wort — da war es ein ſteifes, kaltes, verlegenes Gratulationsſchreiben. Was würde Lotti denken, wenn ſie Solches von mir läſe! Auch dieſer Brief wurde zerriſſen und ein dritter und ein vierter. Das Schreiben hatte das Fieber zurückgebracht, ich ſchüttelte mich und warf mich auf das Bett — ich ließ die Zügel meines Selbſt fallen und die Gedanken ihren wilden Gang gehen. Ach, wie ſie ausgriffen nach rechts und links — nach vorwärts und rückwärts — die Kerze brannte immer tiefer —

ſie hatte ausgebrannt — es war hell im Zimmer, ich merkte es nicht. Der Tag war breit und glänzend da, in den Straßen ſchrien ſchon die hundert Ausrufer — ich hatte noch kein Auge geſchloſſen — es war die erſte ſchlafloſe Nacht meines Lebens. — —

Ein Jahr nach dieſer ſchlafloſen Nacht brachten mich die politiſchen Umwälzungen wieder zurück in die Provinzial-Hauptſtadt meiner Heimat. Da ich nunmehr, etwas ruhebedürftig, einen längeren Aufenthalt nehmen wollte, miethete ich eine kleine Wohnung. Zu Kiſtners kam ich jeden Tag. Wie anders war es jetzt im Hauſe! Lotti war fort und bewohnte mit ihrem Manne eine andere Provinzhauptſtadt; es war, als wäre mit ihr die Geſchichte des Hauſes zu Ende gegangen, obwohl noch ſechs andere Kinder da waren. Dieſe, wie die Eltern, lebten in der Erinnerung an die ſchöne Zeit, wo noch Lotti da geweſen. Nur wenn ein Brief von ihr kam, wurde es lebendig und gab es eine Gegenwart. Herr Kiſtner war mit der Heirath zufrieden, und das war mir genug, und ich fragte nicht weiter nach Einzelheiten. In ihren Briefen ſprach Lotti mit großer Hochachtung von ihrem Manne; wozu ſollte ich etwas Näheres wiſſen wollen? Ich wich ſogar allen genaueren Mittheilungen aus. — Nun war die Reihe an Mathilde. Auch ſie war ſchon verlobt, auch ſie ſollte in die Ferne ziehen. Man war im Hauſe mit den Vorbereitungen zur Ausſtattung und zur Hochzeit beſchäftigt; das brachte wieder einiges Leben hervor.

Eines Nachmittags fand ich Mathilde kramend und ordnend unter den hundert Kleinigkeiten, die ſich in einem Mädchenleben aufhäufen. Sie ſichtete, was mitzunehmen war, von dem Gleichgültigen aus, als ſie unter Anderem vor meinen Augen einen großen Pack Papiere aus der Tiefe eines Kaſtens zog.

Siehe da, das hätte ich bald vergeſſen, ſagte ſie, ſehen Sie, Herr Berg, das ſind Papiere, die mir Lotti zurückgelaſſen und die ſie nicht mitnehmen wollte. Was fange ich nun damit an? Soll ich ſie mit mir nehmen oder hier zurücklaſſen? oder ſoll ich ſie verbrennen?

Es kommt darauf an, was ſie enthalten. Was enthalten denn dieſe Papiere?

Was werden ſie auch enthalten! rief Mathilde; vielleicht alte Schulaufgaben, allerlei Erinnerungen aus der Kindheit — vielleicht auch Verſe, denn Lotti ſchrieb manchmal Verſe und allerlei. Das Beſte iſt wohl, Sie haben die Güte und ſehen dieſe Papiere durch und ſondern aus, was werth iſt, aufbewahrt zu werden. Wollen Sie?

Geht das? fragte ich bedenklich, wäre das Lotti recht?

Ach was! lachte Mathilde; Lotti hat vor Niemand Geheimniſſe, am Wenigſten vor Ihnen. — Uebrigens iſt von dergleichen gar nicht die Rede. — Sie werden Aufgaben und Stylübungen finden, die Sie vielleicht intereſſiren werden, da manche noch Ihrer Zeit angehören mögen.

Darauf hin nahm ich denn ſpät Abends die Papiere unter den Arm und wanderte vergnügt nach Hauſe. Ich ſchloß meine Stube, zündete zwei Kerzen an, ſchob meinen Lehnſtuhl an den Tiſch, ſteckte eine Cigarre in den Mund und ſetzte mich hin, um ungeſtört ein ſtilles Feſt der Erinnerung zu feiern; ich war überzeugt, in den Papieren Manches zu finden, was wie eine altbekannte Melodie, wie ein liebes vertrautes Geſicht nach langer Trennung, alte Zeiten neu verklärt heraufbeſchwört.

Ich öffnete das Paket und muſterte es erſt im Allgemeinen, indem ich das Auge über die Blätter hinſtreifen ließ: da ſah ich Gedichte, Tagebuchblätter, unabgeſchickte Briefe, Alles von Lotti's eigener Hand. Dann fing ich zu leſen an. Ich las nicht lange, und feurige Hitze fuhr in meine Stirn, die Hände, welche die Blätter hielten, zitterten, mein Herz pochte. Ich ahnte, daß ich in ein Geheimniß blickte, das mir vor Allen verſchloſſen ſein ſollte. Ich fing raſch zu blättern an und las bruchſtückweiſe bald in der Mitte, bald gegen Ende. Alle dieſe Gedichte, dieſe Briefe waren an mich gerichtet — es war kein Zweifel, obwohl mein Name nicht genannt war — alle dieſe Tagebuchblätter beſchäftigten ſich mit mir; ſie begleiteten mich liebend, ſorgend auf allen meinen Irrfahrten: und welcher Segen, welche Hoffnungen, welche Sehnſucht waren an meiner Seite dahin gegangen, ohne daß ich es geahnt! Und Das alles von früheſter Kindheit an — ich — ich war ihr ganzes Leben — der Gedanke an mich war mit all ihrem Denken und Fühlen verwachſen und Eins und untheilbar. — Ich las und las und ſtürzte endlich weinend auf die Papiere hin und begrub mein Geſicht in dieſe Blätter voll von Liebe und ſtillem Schmerze. O Gott, welch ein reiches Herz war mein, welch ein unendliches Glück, war mir emporgewachſen, und ich war daran vorübergegangen für immer!

Und der Morgen kam und fand mich mit ausgeſtreckten Armen auf dieſen Blättern liegend, wie auf einem bethauten Grabe.

IV.

Wirkung in die Ferne.

Hermann erzählt:

Es iſt wahr, daß man zur Zeit der Nationalverſammlung in Frankfurt a. M. ſehr liebenswürdig gegen uns geweſen. Das Zuſammenſtürzen, wenigſtens das zeitweilige, der Schranken, die ſonſt Stände von Ständen geſchieden, das Chaos, die Anarchie in den Ideen — Alles erleichterte die Zuvorkommenheit. Man lebte wie in einem Gedränge, in welchem man die unerwartetſten Zuſammenkünfte feiert, und die Aufregung machte, daß man mehr als ſonſt die Formen vernachläſſigte und daß aus einer flüchtigen Berührung leicht eine dauernde oder, wenn auch nicht dauernde, doch intime Verbindung wurde. Wir Deputirten hatten es in ſo fern beſſer als Andere, als wir einen ſichtbaren Standpunkt einnahmen, neue Erſcheinungen waren und darum die Frauen ohne weiteres hervorragendes Verdienſt intereſſirten. Es iſt gewiß, daß manchem Volksvertreter manches Glück zu Theil wurde, das er als gewöhnlicher Sterblicher in gewöhnlichen Zeiten nicht gekoſtet haben würde; indeſſen ſo arg, wie man es oft darzuſtellen ſuchte, war es doch nicht, und was an Argem übrig bleibt, wenn man die Erfindung von der Wahrheit abzieht, vertheilt ſich auf fremde und einheimiſche weiche Herzen zu gleichen Theilen. Die Zeit war ja auch zu kurz — und die Stadt zu klein. — Die meiſten dieſer Verbindungen waren flüchtiger, vorübergehender Natur; aber Manches, was ſich daran knüpfte, als bloße Nebenſache, hatte Wirkungen, die ſich im ſpäteren Leben geltend machten.

In einer wunderſchönen, mondhellen Julinacht ſchlich ich aus einem der lieblichen Landhäuſer vor dem Eſchenheimer Thore über den Raſenplatz des Gartens dem Gartengitter zu. Das Gitterthor war geſchloſſen, und ich kletterte, wie ich das ſchon gewohnt war, hinauf, indem ich den Fuß auf das Schloß ſetzte, und war eben im Begriffe, mich über die ſpitzigen Lanzen hinaus ins Freie zu ſchwingen, um dann der Stadt und meiner Wohnung zuzueilen. Da ertönte aus der Ferne der Ruf: Diebe! Diebe! Ich erkannte die Stimmen mehrerer meiner Kollegen. Sie hatten in der Nähe in einer Weinſchenke gezecht und wanderten voll des ſüßen Weines ihren Wohnungen zu. Ihr Ruf: Diebe! Diebe! galt mir, der ich allerdings wie ein Dieb, der mit ſeiner Beute davon ſchleicht, ausgeſehen haben mochte. Hätten ſie mich erreicht und erkannt — der Skandal wäre am nächſten Tage groß, eine mir geliebte Perſon wäre aufs Schrecklichſte bloßgeſtellt, ein ſüßes Geheimniß enthüllt geweſen. — Raſch ſprang ich vom Gitter und eilte davon. Aber meine Kollegen wurden meine Verfolger. Aufgeregt vom Wein, wie ſie waren, mochte es ſie unterhalten, auf einen Dieb Jagd zu machen, und wie Jäger ſetzten ſie ſich mit Geſchrei in Bewegung und keuchten hinter mir her wie eine Meute. Ich lief wie ein gehetzter Hirſch, und um ſie von der rechten Spur abzubringen, verließ ich meinen eigentlichen Weg und vertiefte mich in das Irrgewinde zwiſchen den Gärten und Landhäuſern, wohl bedenkend, daß, wenn ich der Stadt zueilte, ſie mich am geſchloſſenen Thore, das erſt geöffnet werden mußte, erreichen könnten, oder daß mich Polizei und Stadtſoldaten daſelbſt auf den Ruf meiner Verfolger hin anhalten würden. Die Schatten zwiſchen den Gartenmauern hingegen verſprachen mir Sicherheit. Aber umſonſt! Lief ich wie Hektor, ſo liefen die Anderen wie Achilles, beſonders Einer. Dieſer, ein ziemlich guter Freund, hat es nie geahnt, welchen Angſtſchweiß er mir mit ſeinen Hirſchbeinen und mit ſeinem ſchrecklichen Geſchrei auf die Stirn trieb; armer Freund! er hat ſeine Grauſamkeit gegen mich in fremder, kalter Ferne gebüßt; er liegt in Amerika begraben. Er konnte das Brod des Exiles nicht verdauen. — Ich lief und lief. — Ein ſchwarzer leichter Mantel, den ich bei ſolchen Gelegenheiten zu tragen pflegte, um mich im Nothfalle zu verhüllen und meine Geſtalt unkenntlich machen zu können, war mir nur hinderlich, indem er die Bewegung der Arme und Beine beengte. Faſt gab ich mich auf, denn immer näher kam das Getrampel und das Geſchrei meiner Verfolger.

Da ſtand, vom Schatten bedeckt, links von meinem Wege eine Gartenthür offen und in der Gartenthür ein Mann, der nach dem Lärm herauslauſchte und ſich, da ich mich näherte, zurückziehen wollte. Aber ſchon hatte ich ihn erkannt. Ich ſtürzte auf ihn zu und keuchte mit dem kleinen Reſt des Athems, der mir geblieben: Fürſt, man verfolgt mich! — Ich konnte nicht mehr ſagen.

Der Fürſt — denn es war der Fürſt L., mein Kollege in der Nationalverſammlung — als ein erfahrener Mann verſtand mich ſehr ſchnell und wußte ſofort, um was es ſich handelte.

Aha! Capisco! liſpelte er, nahm mich am Arm, zog mich in den Garten und ſchloß die Thür ganz leiſe, leiſe. Eine Minute darauf ſtürmten meine Verfolger draußen vorbei, es muß ihnen geweſen ſein, als hätte mich die Erde verſchlungen. Als der Lärm in der Ferne verhallt war, fragte der Fürſt: Ein Abenteuer?

Ja! antwortete ich, noch athemlos.

Connu! — Wir dürfen jetzt nicht fort, ſagte er weiter mit gedämpfter Stimme — wir könnten ihm begegnen und damit wäre auch mir nicht gedient.

So ſprechend, drehte er den Schlüſſel im Schloß und ſagte weiter: Sie ſind ſehr aufgeregt; ruhen Sie hier ein wenig aus. Kommen Sie!

Er wandte ſich dem Hauſe zu, das ungefähr zwanzig Schritte weit, mitten im Garten, vor uns lag. Ich folgte ihm und wollte über den Sandweg gehen; da aber der Sand unter meinem Schritte zu kniſtern anfing, wandte er ſich zu mir, nahm mich am Arm und führte mich über einen grünen Raſenplatz der erhöhten Veranda zu, die mit zwei Treppen auf den Raſenplatz mündete. So kamen wir ganz geräuſchlos auf die Veranda. Ich nahm mich zuſammen, um nicht den geringſten Lärm zu machen, denn ich wußte, daß der Fürſt nicht hier wohnte und daß wir uns auf fremdem Grund und Boden befanden. Meine eigene Lage machte mir die ſeinige raſch verſtändlich, und jeder Zweifel ſchwand, als er ein kleines Schlüſſelchen aus der Taſche zog und die Glasthür öffnete, die von der Veranda in das Innere des Hauſes führte. Dieß gethan, führte er mich in eine kleinere, dann in eine größere Stube, die durch den Mond nur ſehr ſpärlich erleuchtet war. Er ließ mich ſtehen und entfernte ſich auf einen Augenblick. Ich merkte an ſeinen Schritten, daß er die Oertlichkeit genau kannte, und hörte ihn an einem Schranke kramen. Gleich darauf blitzte ein Zündhölzchen auf, und zwei Kerzen wurden entzündet. Ich befand mich in einem Speiſeſaal, und hätte ich das Haus auch nicht ſchon draußen erkannt, ein Familien-Portrait an der Wand hätte es mir jetzt verrathen, wo ich mich befand. — Der Fürſt ſah, daß ich das Portrait bemerkte, und lächelte.

Setzen Sie ſich, ſagte er, indem er die Leuchter auf den Tiſch ſtellte.

Ich ſetzte mich; er ging wieder an den Schrank und kam mit einer Flaſche Madeira und zwei Gläſern zurück und ſetzte ſich zu mir.

So! — ſagte er — jetzt geniren Sie ſich nicht; wir ſind wie zu Hauſe.

In der That machte er die Honneurs, als wäre er zu Hauſe bei ſich. Er ſchenkte beide Gläſer voll: Jetzt trinken wir auf das Wohl unſerer Abenteuer!

Die Situation gefiel mir außerordentlich; das ganze Weſen des Fürſten erſchien mir liebenswürdig und überaus humoriſtiſch, und herzhaft ſtieß ich an.

St! liſpelte er — nicht zu laut! Wir haben nichts zu fürchten, aber da oben gerade über uns ſchläft eine liebe Perſon den Schlaf des Gerechten. Wir wollen nicht unſchuldigen Schlaf morden.

Wir ſtießen noch einmal und leiſer an. Da ſchlug die bronzene Uhr an der Wand Zwei.

Zwei Uhr, ſagte der Fürſt, eine ſchöne Stunde, wir haben Zeit zum Plaudern. Sie ſind mir Vertrauen ſchuldig — ich habe Sie vor Verfolgern gerettet — war ein Ehemann, un mari outragé unter ihnen? Erzählen Sie — aber sotto voce, wenn ich bitten darf.

So ſaßen wir da, vor dem Weinglaſe, in fremdem Garten, in fremdem Hauſe, von fremden Familienbildern angeſehen, ſpät nach Mitternacht, zwei Menſchen der verſchiedenſten Stände, der entgegengeſetzteſten Parteien und Anſichten, und plauderten und theilten einander mit, und je mehr wir plauderten und tranken, deſto größer wurde unſer Vertrauen. Kein Prophet hätte es errathen, daß wir zwei Vertraute waren, und kein Prophet hätte uns um dieſe Stunde in dieſer Stube geſucht. Die Gerüchte in der Stadt, die ſich viel mit dem intereſſanten Fürſten beſchäftigten, waren von ihm ſehr glücklich und geſchickt irre geleitet, und allgemein wähnte man ſein Herz ganz anderswo gebunden. Auf der Dame, die über uns ſchlief und die zu den ſchönſten der Stadt gehörte, ruhte auch nicht der geringſte Verdacht, und niemals hatte man von dieſer intimen Verbindung die entfernteſte Ahnung.

Die Madeiraflaſche und unſere Herzen, waren zur Hälfte geleert; beinahe zwei Stunden waren aufs Angenehmſte und Gemüthlichſte vergangen; der Tag füllte ſchon die Stube, und die Kerzen waren überflüſſig. Der Fürſt löſchte ſie aus, ſtellte Flaſche und Gläſer wieder in den Schrank und meinte, es ſei nun Zeit, aufzubrechen. Wir gingen wieder über den Raſenplatz der Gartenthür zu. Er ſchloß auf, zog den Schlüſſel aus dem Schloſſe, ſchloß die Thür von außen und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Wie ich mich umwandte, um zuzuſehen, bemerkte ich, wie ſich ein Fenſtervorhang im erſten Stockwerke, gerade über dem Speiſeſaal, bewegte. Auch der Fürſt bemerkte es und ſagte: Sie hat heute wenig geſchlafen; ſie hat uns gehört, und die Neugierde hat ſie nicht ſchlafen laſſen. Das liebe Weib wird den ganzen Tag Migräne haben, und was ich mit meinem frühen Fortgehen bezweckte, haben Sie mit Ihrem Abenteuer verhindert. Armes Geſchöpf! Aber die Geſchichte wird ſie amuſiren; ich werde ihr Alles erzählen müſſen. Sie iſt ſchrecklich neugierig!

Das Erlebniß, das Geſpräch, der Wein — Alles hatte uns aufgeregt. Wir dachten nicht an Schlaf und wanderten erſt auf den Promenaden unter den letzten Liedern der Nachtigallen auf und ab, dann weiter hinaus vor die Stadt durch die dampfenden Felder, wo bereits die Lerchen ſangen und die Sonne ein Meer friſchen und erfriſchenden Lichtes ausgoß. Der Taunus ſah aus, wie ein ſüdliches Gebirge. Es war ein herrlicher Morgen. Der Fürſt erzählte von Spanien, von Don Karlos, vom Bürgerkriege u. ſ. w., und die Zeit verging noch raſcher, als im Speiſeſaal jenes Landhauſes. Plötzlich ſtanden wir vor dem Main. Er muthete uns ſo erfriſchend an; ein Bad ſchien uns ſehr wohlthuend nach ſolcher Nacht, und wir warfen die Kleider ab und ſtürzten uns in die herrliche, ruhig, tief dahin gehende Fluth. Auf dem Rückwege nahmen wir noch zuſammen ein Frühſtück ein, und als wir endlich in der Stadt ankamen, war es bald Zeit, in die Sitzung zu gehen. — Ade! ſagte der Fürſt, als wir uns trennten; — Sie kennen mein Geheimniß, ich kenne Ihres; ich hoffe, daß Sie darum eben ſo wenig beſorgt ſind, wie ich es bin.

An demſelben Tage hielt der Fürſt eine ſeiner glänzenden Reden, in denen er meiner Partei freche und böſe Dinge ſagte, und für die ich ihn ausziſchte. Die ariſtokratiſchen Damen auf der Galerie applaudirten ihm mit Fanatismus. Ich ſah hinauf — die weibliche Crême der Geſellſchaft war da, auch jene Dame, die für die Bändigerin dieſes Löwen galt, und die wohl in dieſem

Augenblicke von all den anderen Damen beneidet wurde, denn der abtretende Redner warf ihr einen liebevollen Blick zu. Aber ſie, deren ungebetener Gaſtfreund ich in dieſer Nacht geweſen, von deren Madeira ich getrunken, ſie war nicht da. Sie kam nie ins Parlament, wenn der Fürſt eine Rede hielt; ihr genügte ſeine Privat-Beredtſamkeit.

Aber am folgenden Tage war ſie in der Paulskirche, und zwar auf der unteren Galerie, in deren nächſter Nähe die Linke ſaß. Sie ſah mich einen Moment mit einverſtändigem Blicke an; ein nur mir bemerkbares Lächeln flog über ihre Mundwinkel, dann ſchien ſie wieder ſehr aufmerkſam dem Redner zu horchen. Aber ich konnte kaum den Blick von ihr wenden, denn ſie war ſchön, o, wie ſchön! — Doch iſt es mir verboten, ihre Schönheit zu beſchreiben. Ich weiß nur, daß ich den Fürſten in meinen Gedanken glücklich pries und ein wenig beneidete. Unwillkürlich wandte ſich mein Blick nach ihm, und ſiehe da, der ſeinige lag auf mir und beobachtete mich. Ich trat aus der Bank und ſtellte mich iſolirt vor die Tribüne, wo ein freier Platz war. Bald darauf fing der Fürſt an, in der Verſammlung hin und her zu gehen, und endlich ſtand er, als ob ihn der Zufall dahin geführt hätte, neben mir.

Sie weiß Alles, ſagte er zu mir, ich habe ihr Alles erzählt. Wie hat ſie gelacht, ſo daß mich das Abenteuer doppelt freute! Aber wie hat ſie die Neugierde geplagt! Sie geſtand mir, daß ſie das Ohr an den Boden ihres Schlafzimmers gelegt, um zu horchen. Als wir gingen, hat ſie Sie erkannt, und Sie ſind ihr jetzt einer der intereſſanteſten Menſchen der Welt.

Während er mir ſo ſprach, ſchielte ich mit einem Auge nach ihr — die wir Frau v. Caſtel nennen wollen — ihr Geſicht war von Marmor. Nicht ein Zug, nicht ein Zucken verrieth, daß ſie ſich für unſer Zwiegeſpräch intereſſirte. Wir waren gar nicht vorhanden; ſie horchte auf den langweiligen Redner, der eine Geſchäftsordnungs-Frage erörterte, als predigte er goldene Weisheit, als lehrte er den geraden Weg zu ewigem, unverwelklichem Glücke.

Ich konnte nicht umhin und machte den Fürſten darauf aufmerkſam. — O, ſagte er, das überraſcht mich nicht! — Die kann es, das weiß ich — die kann es ſo gut, daß ich manchmal darüber erſchrecke. Aber ſie iſt ſehr liebenswürdig, und ich liebe die Weiber, die einer ſo gewaltigen Diplomatie fähig ſind. Die Kraft der Verſtellung und Heuchelei, mit Schönheit und Anmuth gepaart, iſt eigentlich das Dämoniſchſte und darum das Intereſſanteſte, was die Menſchheit hervorbringen kann.

Wieder theilte der Fürſt der Frau v. Caſtel unſer ganzes Geſpräch mit und brachte mir dafür einige freundliche Worte von ihr zurück. So ging es durch einige Zeit. Grüße, Komplimente, Witze wurden von dem geiſtreichen Boten, oft von ihm bereichert und ausgeſchmückt, hin und her getragen; er fand ein eigenes Vergnügen in dieſer Beſchäftigung, und es bildete ſich ein ziemlich intimes Verhältniß, von deſſen Exiſtenz in der ganzen Welt keine vierte Perſon eine Ahnung hatte — und bei all Dem habe ich mit dieſer Frau, für die ich mich mehr und mehr intereſſirte, perſönlich nie ein Wort gewechſelt. — Einmal traf ich ſie ganz allein in einem ziemlich einſamen Laubgange der Promenade zwiſchen dem Eſchenheimer und Bockenheimer Thore. Schon von fern, da ſie mich kommen ſah, lächelte ſie ſehr freundlich, und an mir vorübergehend grüßte ſie mit einem ſehr lebhaften Kopfnicken. Ich fühlte mich ſehr verſucht, ſie anzuſprechen, aber da ich zaudernd ſtehen blieb und mich umſah, ſagte es mir ihr beſchleunigter Schritt, daß ſie nicht angeſprochen ſein wollte. — Einige Tage nach dieſer Begegnung traf ich ſie zu meiner größten Ueberraſchung des Abends beim Thee in einem der Privathäuſer. Sie kannte mich nicht, und da die Hausfrau ſie fragte, ob ſie mich nicht vorſtellen ſolle, antwortete ſie laut genug, daß ich es hören konnte, ſie wolle mit einem Demokraten nichts zu thun haben. — Die ſehr gutmüthige Hausfrau war in Verlegenheit. — Er hat Sie gewiß gehört! — ſagte ſie vorwurfsvoll zu Frau v. Caſtel. — Dieſe zuckte die Achſeln, als ob ſie ſich nichts daraus mache, einen ſolchen Menſchen zu beleidigen.

— Ich erinnerte mich der freundlichen Botſchaft, die mir der Fürſt erſt dieſen Morgen beſtellt hatte, und dachte: Wahrhaftig, das heiße ich Vorſicht und Verſtellung etwas zu weit treiben. — Noch lebhafter aber dachte ich das, als ich eine Minute ſpäter das Geſpräch auf den Fürſten, ſeine Beredtſamkeit, ſeinen Geiſt, ſeine glänzenden Eigenſchaften wandte und ſelbſt mehrere ſeiner Feinde ihm in mancher Beziehung Gerechtigkeit widerfahren ließen, Frau v. Caſtel aber ihn auf das Geiſtreichſte und mit dem ſchönſten Redner-Talente ſo arg zerlegte und analyſirte, daß ſelbſt die Vorzüge, die ihm ſeine Feinde zugeſtanden, in einem höchſt zweifelhaften und ärmlichen Lichte erſchienen. — Als ich den Fürſten am nächſten Morgen ſprach, war er ſchon von Allem unterrichtet und wiederholte mir Wort für Wort den ganzen Charivari, den ſeine Geliebte gegen ihn losgelaſſen. — So werden Reputationen gemacht, ſo wird Geſchichte geſchrieben, ſagte er lachend, während Frau v. Caſtell mit unbeweglichem Geſichte von der Galerie auf die Verſammlung in der Paulskirche niederſah und die Phyſiognomieen mehrerer Berühmtheiten zu ſtudiren ſchien.

So vergingen Wochen.

Sie Alle, meine Herren, kennen das Schickſal des Fürſten L. Er wurde im Aufruhr des 18. September erſchlagen. Ich ſtand auf der Zeil, auf meinem Poſten, denn ich war einer der Deputirten, die den Waffen-Stillſtand zu Wege gebracht, und ich befand mich dort, um die Erneuerung der Feindſeligkeiten zu verhindern, während mehrere meiner Kollegen im Thurn-Taxisſchen Palaſte beim Miniſterium beſchäftigt waren. Eine große Schaar von Bürgern umſtand mich und überhäufte mich mit Vorwürfen im Namen meiner ganzen Partei, die man für dieſen Tag verantwortlich machte. Die guten Bürger, je mehr ſie ſprachen, deſto tiefer redeten ſie ſich in eine wahrhaftige, wohlgemeinte Wuth hinein. Ich konnte nichts Beſſeres thun, als die hundert aufgeregten Stimmen auf mich einſtürmen zu laſſen. Da drängte ſich ein kleiner, kaum fünfzehnjähriger Turner durch die

Maſſe und rief mit ſchrecklicher Naivetät: der Fürſt L. iſt ermordet! — Hätten ihn die ergrimmten Bürger gehört, ich wäre vielleicht verloren geweſen, ich wäre möglicher Weiſe ſofort als Sühnopfer für den todten Fürſten gefallen, für den Mann, der mein Vertrauter, deſſen Vertrauter in den zarteſten Herzens-Angelegenheiten ich geweſen. Das Schickſal hätte da wieder eine ſeiner ſchönen Ironieen ausgeführt. — Aber — es iſt wunderbar — kein Menſch hörte auf den kleinen Turner — ſei es, daß die Wüthenden zu ſehr mit dem Momente beſchäftigt geweſen, ſei es, daß man den Worten des Knaben nicht glaubte. Ich hatte Zeit, dem Turner die Hand auf den Mund zu legen, obwohl ich ſeiner Botſchaft auch nicht glaubte und ſie nur für eines der Gerüchte hielt, wie ſie an ſolchen Tagen leicht entſtehen. Mittlerweile wurde es ſpät, und ich mußte, der Erneuerung des Waffen-Stillſtandes wegen, der indeſſen abgelaufen war, in die Wohnung des Reichsverweſers, wo ich mehrere Deputirte und Hofherren des Erzherzogs verſammelt fand und wo mir die Botſchaft des Turners beſtätigt wurde. Mein erſter Gedanke bei dieſer Beſtätigung gehörte der ſchönen Frau v. Caſtel. Ich ſah ſie verzweifelnd, händeringend, elend. Hätten mich nicht höhere Pflichten in der Stadt zurückgehalten, ich wäre zu ihr hinaus geeilt — und während die Kanonen wieder zu donnern anfingen, waren meine Gedanken zu gleicher Zeit mit dem ganzen Unglück des Tages, der Zeit und mit dem Unglücke dieſer Frau beſchäftigt.

Auch in den erſten unheimlichen Tagen, die auf den 18. September folgten, trug ich immer die Abſicht mit mir, mich zu ihr zu ſchleichen und ihr, wo möglich, Troſt zu bringen; aber bei kälterer Ueberlegung fragte ich mich, unter welchem Vorwande ich in ihr Haus dringen ſolle, ob ihr ein Beſuch, der ihr Geheimniß vielleicht bloß ſtellen könne, angenehm wäre, — und ich kam beinahe ganz von meiner Abſicht ab, als ich ſie kaum fünf Tage nach dem Tode des Fürſten an der Seite eines Mannes ſtolz, ruhig durch die Straßen der Stadt ſchreiten ſah. Nicht ein Fältchen in ihrem Geſichte verrieth, daß ſie in dieſer letzten Zeit

Trübſal erlitten; mich ſah ſie mit derſelben Ruhe und Kälte an, wie ehemals. — Das iſt mir doch etwas zu viel Verſtellung, ſagte ich mir mit einiger Entrüſtung. Aber ich kannte ja ihre hohe Kunſt, und es ſchien mir, daß ich ihr Unrecht thue. Der Himmel weiß, wie viel ſie unter dieſer Hülle leidet — wenn ihr Gram zu ihrer Verſtellung im richtigen Verhältniſſe ſteht, dann muß er ungeheuer ſein. Man weiß es ja, daß die größten Seelenſchmerzen die unkenntlichſten ſind, zumal bei Weibern. Wer kennt das Weib? So eine Frau geht Jahre lang blühend, glänzend, bezaubernd durchs Leben, mit Einem Male bricht ſie zuſammen, und man erfährt, daß ſeit lange ein Wurm ihr ganzes inneres Weſen aufgezehrt hat. — Die Verſtellung der Frau v. Caſtel, die mich im erſten Augenblicke empört hatte, erfüllte mich, je länger ich darüber nachdachte, mit dem innigſten Mitleid. Sie war mir als eine Unglückliche und als ein Räthſel doppelt anziehend geworden.

An einem der letzten Septembertage, einem trüben, nebeligen, traurigen Tage ſchlich ich wie ein Dieb um ihr Haus. Durchs Gartengitter ſah ich, wie Diener und Dienerinnen mit Einpacken beſchäftigt waren. Auf der bekannten Veranda ſtanden offene Koffer und Kiſten. — Sie verreiſt, dachte ich, ſie hat einen Entſchluß gefaßt, ſie muß alſo zu einer gewiſſen Ruhe gekommen ſein; würdeſt du ſie durch deinen Anblick, durch dein Geſpräch nicht wieder in dieſer Ruhe ſtören und ihr, anſtatt Gutes, nur Böſes thun? — Ich trat nicht ein, ſondern ſchlich weiter, aber nicht fort vom Hauſe. Ich ſchlich an der Gartenmauer hin und kam zwiſchen zwei Gärten, hinter das Haus und den Garten der Frau v. Caſtel. Da war eine kleine Holzbank angebracht; ich ſetzte mich hin und träumte. Welke Blätter fielen auf mich nieder; ich ſah auf nach dem Baume, der mir dieſe melancholiſchen Todtenzettel ſchickte, und bemerkte bei dieſer Gelegenheit, daß die Gartenmauer nicht hoch war, daß ich, wenn ich mich auf die Lehne der Bank ſtellte, in den Garten ſehen konnte. — Vielleicht erſpähe ich etwas, was mir über die verwittwete Geliebte des

Fürſten Kunde gibt! — Ich ſtellte mich auf die Lehne und konnte beide Arme auf den Rand der Mauer ſtemmen. So ſtand ich feſt und ſicher.

Ich ſah in ein geräumiges Gartenland, das parkartig und mehr engliſch angelegt war. Mehrere Bäume ſüdlicher Abſtammung, die ſich aus der großen Wieſe in der Mitte erhoben, ſtanden bereits nackt und frierend da, traurig wie Verbannte. Die Sandwege rechts und links von der Wieſe waren von welken Blättern bedeckt; hier und da zitterte ein Blatt langſam dem Boden entgegen, obwohl ſich kein Lüftchen rührte. Es ſchien, als wäre es der Schwere des Nebels erlegen, oder als wäre der klagende Ton des Herbſtvogels, der in ſeiner Nähe einzelne Seufzer ausſtieß, ſtark genug geweſen, um es mit ſeinem kranken Stiele vom Zweige loszulöſen. Die Bäume und Gebüſche an den Wänden waren noch dicht genug belaubt, aber bereits gelb, braun und roth gefärbt. Die Blumen in den runden Beeten mitten in der Wieſe ließen die Köpfe hangen; nur magere Monatsroſen ſchienen, ihres Looſes unbewußt, der Vergänglichkeit zu ſpotten. Er war ſehr melancholiſch anzuſehen, dieſer ſchön und heiter angelegte Garten; ſeine ganze Stimmung klang harmoniſch mit der meinigen zuſammen, und ſo war ich wie die ganze Umgebung gehörig vorbereitet für den Anblick, der ſich mir darbot, als mein Blick an einer Laube, die links von mir an der Gartenwand angebracht war, hangen blieb.

Dort, auf einer Bank, ſaß Frau v. Caſtel. Ihr ſchöner Kopf hing tief auf die Bruſt hinab, daß das Geſicht kaum zu ſehen war; der ganze untere Theil war unter den Armen verborgen, die ſie gekreuzt und feſt über die Bruſt hielt. Die Füße hatte ſie auf die Bank heraufgezogen, und die Kniee berührten beinahe die Stirn. So zuſammengeknäuelt ſaß oder lag ſie da — faſt unförmlich und bewegungslos. Man hätte ſie für todt gehalten, wenn ſich ein todter Körper in ſolcher Lage erhalten könnte. Trotz der ſpäten Nachmittagsſtunde hatte ſie noch ihr leichtes, weißes Morgenkleid — und kein Tuch, keine Decke, die ſie gegen den kalten Nebel geſchützt hätte. Die elegante Morgen-Toilette weggedacht, ſah ſie aus wie jene Weiber und Kinder, die man an kalten Abenden in Paris und London in den Winkeln der Straßen kauernd ſieht. Es war ein Bild der Noth und des Elends — — wie das Bild jenes berühmten Meiſters, der den Schmerz ausdrückte, ohne das Geſicht ſehen zu laſſen. — Während ich ſie ſo betrachtete — ich geſtehe es, daß ich Thränen in den Augen hatte —, kam ihre Kammerjungfer vom Hauſe her. Sie blieb vor ihrer Herrin ſtehen und ſprach einige Worte, die ich nicht hören konnte. Frau v. Caſtel blieb unbeweglich. Die Kammerjungfer wurde dringender und legte ihr endlich die Hand auf die Schulter und ſchüttelte ſie leiſe. Sie erhob den Kopf und ſah die Zofe gedankenlos an. Da dieſe wieder zu ſprechen anfing, ließ die Frau ein langes, langes Wimmern hören, das zitternd bis zu mir gelangte, dann ließ ſie wieder den Kopf auf die Arme fallen und beharrte in der vorigen Stellung. Die Kammerjungfer ſchüttelte traurig den Kopf und ging ins Haus. Nach einigen Minuten kam ſie mit einem Tuche auf dem Arme wieder, breitete es aus und legte es über Kopf und Körper der Frau — die es geſchehen ließ, ohne ſich zu regen, ohne ein Wort zu ſagen. Die Zofe ſetzte ſich dann auf einen Schemel ihr zu Füßen, ſeufzte, faltete beide Hände im Schooße zuſammen und ließ die Blicke über den Garten irren. — Ich fürchtete, daß ſie mich erblicken könnte, auch hörte ich von fern Leute herbeikommen und verließ traurigen Herzens meinen Späher-Standpunkt.

Zwei Tage darauf erfuhr ich, daß Frau v. Caſtel Frankfurt verlaſſen und ſich auf eines ihrer Güter im Norden Deutſchlands begeben. Ich ging hinaus vor ihr Haus. Alle Jalouſieen waren geſchloſſen; der Garten war öde — nur der Hund des Gärtners lief bellend in den ſchönen Räumen umher.

* * *

Da Ihnen, meine Freunde, meine Geſchichte und meine Schickſale bekannt ſind, ſo wiſſen Sie nun, wie jenes merkwürdige,

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

geheimnißvolle Trio zerriſſen wurde. Der Fürſt war erſchlagen, ſeine Geliebte war aus der Welt in die Einſamkeit verſchwunden, und ich überſchritt, nicht ganz neun Monate nach dem Tode des Fürſten, die Gränzen des Vaterlandes, um den Weg des Exiles anzutreten. Um mich zu zerſtreuen, um die erlittenen Niederlagen der letzten Zeit ſo viel als thunlich und erlaubt zu vergeſſen, blieb ich erſt, in Arbeit vertieft, einige Monate am Genfer See ſitzen, dann durchſtreifte ich die Schweiz, Großbritannien und Irland, Holland und Belgien, das ſüdliche Frankreich und ſetzte mich endlich, des Umherirrens müde, in Paris feſt. Die Hoffnung, bald wieder ins Vaterland zurückkehren zu können, war zögernd, aber endlich ganz aus meinem Herzen ausgezogen, und ich ſah ein, daß ich mir etwas ſchaffen müſſe, was die Heimat ſo gut oder ſo ſchlecht als möglich erſetze. Am Beſten wird die Heimat durch ein home, eine Häuslichkeit erſetzt, und ich dachte an Heirath, an einen Hausſtand, an Weib und Kinder. Die Idee kam mir nicht ſo abſtrakt, theoretiſch aus der Luft, wie ich es hier darſtelle, ſondern perſonifizirt in der Geſtalt einer ſchönen Engländerin, Alice, die mir auf den erſten Blick den Muth zu einem ſolchen Schritte, das Vertrauen und unendlich viel Sympathie einflößte. Alice hatte einen berühmten Namen, ſehr viele häusliche Tugenden, noch mehr Liebreiz — aber keinen Penny. Da ich mich in Bezug auf die Vermögensverhältniſſe in derſelben Lage befand, ſo galt es, ſich eine Stellung zu machen, die eine Familie anſtändig und beſcheiden ernähre. Dazu ſollte mir ein berühmter dramatiſcher Dichter Frankreichs, in deſſen Hauſe ich Alice kennen gelernt und der ſie liebte wie eine Tochter, behülflich ſein.

Das College St. Barbe iſt eine der berühmteſten Lehranſtalten von Paris. Es iſt auf große Privatmittel begründet, ſehr reich und wird von einem Comité geleitet, das ſich ganz aus Barbiſten, d. i. aus ehemaligen Schülern dieſer Inſtitution, zuſammenſetzt. Die Barbiſten pflegen dieſe Inſtitution, die ihr Stolz iſt und aus der viele der berühmteſten Männer Frankreichs hervorgegangen, mit großer Liebe, und eine Art Freimaurerthum verbindet ſie durch alle ſpäteren Lebensverhältniſſe. Die Profeſſoren, die in dieſem Kollegium leſen, ſind vom Staate vollkommen unabhängig, haben keinen Eid zu leiſten und ſind materiell beſſer geſtellt, als die Profeſſoren ähnlicher unter dem Staate ſtehender Inſtitute. — Der dramatiſche Dichter, von dem ich ſpreche, iſt Barbiſt und Mitglied des Comités, in welchem er, in Folge ſeines berühmten Namens, den größten Einfluß ausübt. Eine Stelle im College St. Barbe war frei; ich ſollte ſie erhalten, das war ausgemacht; der Dramatiker wollte dazu ſeinen ganzen Einfluß aufwenden; dann ſollte geheirathet werden und das Glück in meine und Alice's Ehe mit vollen Segeln einziehen. Es war Alles auf das Schönſte geordnet. Doch mit des Geſchickes Mächten iſt kein ewiger Bund zu flechten. Eben als ich in den Hafen einlaufen wollte, erhob ſich eine Klippe, und das Schifflein, das mein beſcheidenes Glück trug, zerſchellte. Jenes Frankfurter Abenteuer, jene Mitwiſſenſchaft der Liebe des todten Fürſten iſt ſchuld daran, daß ich ein alter Junggeſelle geworden.

Eines Abends — es war zu Anfang des Jahres 1853 — als wir in der Rue de Pigalle gemüthlich zuſammenſaßen — der Dichter hatte uns eben die zwei letzten Akte einer neuen Komödie vorgeleſen, die ſeitdem über alle Bühnen Europa's gegangen — und Thee tranken, der Dichter, ſeine fromme Frau, Miß Alice und ich, ſagte Madame mit Einem Male zu mir gewandt: A propos! Kommen Sie ja nächſten Dinstag-Abend; Sie werden eine höchſt ausgezeichnete Landsmännin, die uns empfohlen iſt, kennen lernen; oder kennen Sie vielleicht ſchon Madame de Caſtel aus Frankfurt?

Bei dieſem Namen ſprang ich vor Ueberraſchung von meinem Sitze auf. Das ganze Frankfurter Erlebniß, über das fünf Jahre ihre Schleier der Vergangenheit gewoben, ſtand auf das Lebhafteſte vor mir. Die Phyſiologen ſagen, daß man im Traume die Dinge nicht nach einander, ſondern auf Ein Mal und neben einander ſehe, wie auf einem Bilde. So ſah ich Alles auf Ein Mal und neben einander. Meinen erſten nächtlichen Eintritt in das Haus an der Hand des todten Fürſten — eben in ihrem Schlafzimmer die ſchöne Frau, die das Ohr an den Boden legt, um uns zu behorchen — dann dieſelbe mit dem theilnahmloſen Geſichte auf der Galerie der Paulskirche — dieſelbe, die mich auf der Promenade mit unbeſchreiblich freundlichem Lächeln grüßt, als den Vertrauten ihres Glückes — dieſelbe in der Laube ihres Gartens zuſammengebrochen, ſtumm, wimmernd — aufgegeben. Ich ſtarrte vor mich hin und ſah dieſe Bilder an, die leibhaftig, alle auf Ein Mal, eins über und neben dem anderen, wie in einer Galerie in der Luft vor meinen Augen hingen.

Sie kennen ſie alſo? fragte Madame.

Die Frage brachte mich wieder zu Bewußtſein. Wird Frau v. Caſtel von mir gekannt ſein wollen — oder nicht? Ich zögerte mit der Antwort, endlich ſetzte ich mich, und ohne Jemanden anzuſehen, ſagte ich: Non! Nein!

Madame ſchüttelte den Kopf und ſagte: Sie ſind ſonderbar, Monſieur Hermann, und ſchien mit mir unzufrieden.

Alice ſah mich forſchend an; der Dramatiker ſagte: Da ſteckt etwas dahinter.

Gewiß, da ſteckt etwas dahinter, wiederholte Madame und ſchüttelte wieder den Kopf.

Man ſchwieg, man ſchien eine Erklärung zu erwarten, und da ich keine gab, war man verſtimmt und ging früher als gewöhnlich auseinander.

Nächſten Dinstag fand ich mich in der Rue de Pigalle ſehr früh ein; ich wollte der Geſellſchaft daſelbſt zeigen, daß ich die Zuſammenkunft mit Frau v. Caſtel nicht zu fürchten hätte, wie man den Verdacht zu haben ſchien. Die Verſtimmung war indeſſen auch verflogen, und Madame unterhielt mich mit der ihr eigenen Beredtſamkeit von den Tugenden der Dame, die wir erwarteten, und ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit Manches über die letzten vier Jahre der Geliebten des Fürſten L. Madame de

Caſtel, ſagte die Frau des dramatiſchen Dichters mit großer Begeiſterung, iſt das edelſte Geſchöpf, die ausgezeichnetſte Frau, die ich jemals kennen gelernt. Als noch ihr Mann lebte — ſie iſt ſeit zwei Jahren Wittwe —, der Mann, der ihrer ſo wenig würdig war, that ſie nicht wie andere Frauen, die das Glück, das ſie nicht zu Hauſe finden, auswärts ſuchen — nein, ſie zog ſich in die Einſamkeit zurück, empfing nur ſehr wenig Freunde und pflegte die Keime aller Tugenden, die der Herr in ihre Seele gelegt. Den Mann, deſſen Berührung ſie nur entweihen konnte, wußte ſie ohne Skandal von ſich fern zu halten; er verweilte in der Fremde oder auf ſeinen Gütern, während ſie in ihrer geliebten Einſamkeit lebte, wie eine fromme Anachoretin. Die Gräuel der Revolution trieben ſie in noch tiefere Einſamkeit, wo ſie ſich zur Vollendung ausbildete. Mit Gebet und frommen Werken, Werken der Barmherzigkeit, ſind ihr die letzten Jahre hingegangen; ſobald der Tod ihres Mannes ihr die freie Verfügung über ihr Vermögen geſtattete, überließ ſie eines ihrer Güter einer frommen Anſtalt in Weſtfalen; jetzt befindet ſie ſich, ebenfalls frommer und barmherziger Werke wegen, zum Theil als Abgeſandte einer gottesfürchtigen Geſellſchaft, hier in Paris.

Aus ſolchen und anderen Reden der Hausfrau, die für Madame de Caſtel eine Verehrung hatte, wie für eine Heilige, erkannte ich vor Allem, daß dieſe fromm geworden, und ſeufzte im Gedanken an die Leiden, die ſie auf dieſen Weg des Troſtes geführt haben.

Erſt gegen neun Uhr kam die ſehnſüchtig Erwartete. Madame lief ihr bis ins Vorzimmer entgegen und nahm ihr ſelbſt Hut und Tuch ab. Alice trat ihr bis an die Thür entgegen, verneigte ſich tief und ließ ſich von ihr auf die Stirn küſſen; der alte Dramatiker küßte ihr die Hand. Ich hielt mich abſeits, ſo daß ich nicht gleich bei ihrem Eintritte in den großen Salon, der nur durch eine Lampe beleuchtet war, von ihr geſehen werden konnte. Ich erkannte ſie ſogleich, obwohl ſie ziemlich verändert war. Noch war ſie ſchön, vielleicht ſchöner, jedenfalls impoſanter, als damals;

aber ſie war um mehr als fünf Jahre gealtert. Das Geſicht war blaß und in die Länge gezogen; die Lippen und Naſenflügel feiner und dünner geworden. Ein beinahe ſchrecklicher Ernſt, der durch ein ruhiges, faſt möchte ich ſagen: ekkleſiaſtiſches Lächeln nicht gemildert, durch die dunkle Tracht aber ſehr erhöht wurde, lag über die ganze Erſcheinung ausgegoſſen. Die drei Perſonen, die ſie umſtanden, ſahen aus, als ſtünden ſie unter ihrer Protektion, und die ganze Gruppe erinnerte mich an die Donativbilder, auf denen die Porträts der frommen Geber ihre Schutzheilige umgeben, oder zu ihr hinaufſehen.

Nach den erſten Begrüßungen winkte mir die Hausfrau, daß ich näher kommen ſolle, und ſagte dann zu Frau von Caſtel: Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen unſerer Freunde, Ihren Landsmann, Herrn Hermann vorſtelle?

Der Blick der Frau von Caſtel fiel auf mich. Ein leiſes Zittern vibrirte durch ihren ganzen Körper; ihre feinen Lippen ſchloſſen ſich noch feſter als ſonſt, während ſie ihren Kopf leiſe verneigte. Die Augen der drei andern gegenwärtigen Perſonen irrten zwiſchen uns Beiden hin und her.

Sie kennen wohl Herrn Hermann? fragte die Hausfrau.

Nein! antwortete Frau von Caſtel kurz und ausdrucksvoll.

Es iſt derſelbe, der in Frankfurt Abgeordneter beim Parlamente geweſen. — Sie werden wenigſtens von ihm gehört haben? fragte die Hausfrau weiter.

Und ein abermaliges, eben ſo kurzes und ausdrucksvolles, wenn nicht ausdrucksvolleres „Nein!“ bei dem mich zugleich ein bedeutſamer Blick ſtreifte, war die Antwort.

Ihr Plan war alſo raſch gemacht; ſie wollte auch hier, wie in Frankfurt, nicht gekannt ſein und mich nicht kennen. Ich hätte auf dieſen Plan leicht eingehen können, aber ich war in der peinlichſten Lage. Nach dem zweimaligen Nein, nachdem Frau von Caſtel ſofort ein anderes Geſpräch aufnahm, bemerkte ich, daß der Dramatiker, ſeine Frau und Alice ſich eben ſo gedrückt und beengt fühlten wie ich. Ich wußte nicht, was mit mir anzuſangen, und ſaß ſchweigend da. Abwechſelnd ſahen mich die drei Perſonen forſchend an, wie einen Verdächtigen, wie Einen, der uns möglicher Weiſe betrogen hat. Es konnte in der That nicht anders ſein. Die Szene während meines letzten Beſuches, als mir die Anweſenheit der Frau von Caſtel in Paris angekündigt wurde, verrieth ihnen, daß ein Geheimniß da ſein müſſe. Das zweimalige ausdrucksvolle Nein, das vielleicht ausdrucksvoller ausgefallen, als ſie es ſelbſt gewünſcht, ſagte nur zu deutlich, daß mich Frau von Caſtel, dieſe tugendhafte, ausgezeichnete Frau, dieſe Heilige, nicht kennen und nichts mit mir zu thun haben wollte. Noch ſchlimmer, wenn ſie mich in Wahrheit nicht kannte. Nach Allem, was ich im vertrauten Kreiſe von meinem Leben in Deutſchland und in Frankfurt erzählt hatte, mußte ich daſelbſt, beſonders in dieſer Stadt, ziemlich, ja ſehr bekannt ſein. Madame de Caſtel kannte mich nicht einmal dem Namen nach; ich war alſo ein Prahler, ein Lügner, ein Betrüger — ein um ſo größerer Betrüger, als ich meine Erzählung mit einem ſolchen Accent der Wahrhaftigkeit vorbrachte. Den dramatiſchen Dichter hatte ich nur durch Zufall kennen gelernt; er wußte von Deutſchland ſehr wenig, von mir gar nichts. Ich war ihm von keiner Seite her empfohlen worden; er war mir nur perſönlich gut; wie leicht konnte man ſich in mir getäuſcht haben! Ich war ja ein Flüchtling, un homme sans feu ni lieu. Frau von Caſtel hingegen war von den höchſten kirchlichen und ariſtokratiſchen Autoritäten empfohlen und in ihren Kreiſen eine Berühmtheit; in dieſem Hauſe eine Heilige, an deren Wort, an deren Abſichten nicht zu zweifeln war. Hätte ſie vor den Augen der Hausfrau ein Verbrechen begangen, dieſe hätte es nicht geglaubt oder eine erhabene Abſicht dahinter vermuthet. Sehr ſchlimm alſo, wenn ſie mich nicht kannte, ſehr ſchlimm, wenn ſie mich nicht kennen wollte. Letzteres mußte den drei Perſonen das Wahrſcheinlichere dünken, und welch ein Menſch war ich dann, wenn Frau von Caſtel meine Berührung ſcheute, wenn ſie mich ſo weit verleugnete, ſelbſt meinen Namen nicht kennen zu wollen!

Alles Das bedachte ich und ſpann ich in Gedanken aus und ſaß da am Theetiſch, wie auf der Armenſünderbank, während Frau von Caſtel ruhe- und würdevoll über Paris und ihre Geſchäfte ſprach. Von Zeit zu Zeit ſchlug ich die Augen auf, um die Meinung über mich aus den Geſichtern zu leſen; aber Hausherr und Hausfrau ſahen mich nur ſelten an; Alice wich meinen Blicken aus, und wenn ſie ſprach, zitterte ihre Stimme. Wenn ich mich ins Geſpräch miſchte, wurde mir kalt und höflich geantwortet. Plötzlich war ich ein Fremder geworden in dieſem Kreiſe, den ich ſeit Wochen als meine Heimat betrachtete.

Mit jedem Worte, das Frau von Caſtel ſprach, wuchs die Verehrung der Hausfrau für ſie und die Kälte gegen mich; kaum daß ſie mir antwortete, wenn ich das Wort an ſie richtete. Für Frau von Caſtel war ich gar nicht da, und wie höflich ſie mir auch manchmal antwortete, war dieſe Höflichkeit doch ſo abwehrend, daß ich endlich kein Wort mehr ſagte. Aus dieſer höchſt peinlichen Lage rettete mich die Ankunft mehrerer Beſucher; man erhob ſich vom Tiſche und ging im Saale auf und ab. Ich ſtand ganz allein in einer Fenſterniſche und betrachtete die Albums, die dort auf einem kleinen Tiſche von Tahan ausgebreitet lagen. Alice näherte ſich mir ſo ſchüchtern, als ob Muth dazu gehörte, mit mir zu ſprechen.

Was iſt Das? fragte ſie raſch, welches Geheimniß haben Sie? Was weiß Frau von Caſtel von Ihnen? Um Gottes Willen, Hermann, betrügen Sie mich nicht! Seien Sie aufrichtig!

Ich zuckte die Achſeln. — Miß Alice, Frau von Caſtel weiß nichts Schlechtes von mir.

Sie thäten beſſer, Sie wären aufrichtig! ſagte Alice, ihrerſeits die Achſeln zuckend, kehrte mir den Rücken und ſchloß ſich Frau von Caſtel an, die mit dem dramatiſchen Dichter auf und ab ging.

Mein Stolz empörte ſich endlich gegen die Stellung, die man mir mit Einem Male im Hauſe anwies. Ich nahm meinen Hut und empfahl mich auf franzöſiſche Weiſe, mit dem feſten Entſchluß, nicht eher zurückzukehren, als bis mir von dorther etwas geworden, was wie eine Entſchuldigung oder Genugthuung ausſähe.

Aber es vergingen Tage ohne ein Lebenszeichen aus der Rue de Pigalle — keine Anfrage, keine Einladung — nichts! — Ich verbrachte die Zeit in der ſchrecklichſten Unruhe; gedemüthigt, gekränkt und voll Kummer, den Menſchen, die mir lieb geworden, beſonders Alice, in einem ungünſtigen Lichte zu erſcheinen.

Ich konnte es nicht länger ertragen; ich mußte etwas erfahren und beſuchte endlich, unter Tages, den dramatiſchen Dichter in ſeinem Arbeitszimmer. Er war nicht im Geringſten überraſcht und machte mir auch keine Vorwürfe über mein Ausbleiben. Mehr noch fiel mir auf, daß er, zum erſten Male, mit mir über Politik zu ſprechen anfing. Er war ein ſtarker Conſervateur und hing mit ſeinem ganzen Weſen an der vertriebenen Königsfamilie der Orleans, unter deren Herrſchaft er Ruhm und Reichthümer gewonnen, mit deren ganzer Epoche ſeine Wirkſamkeit identiſch geworden. Man wird ihn immer den Dramatiker der Juli-Epoche nennen. Seine politiſchen Abneigungen traten mir gegenüber bisher aus Sympathie für meine Perſon in den Hintergrund. Jetzt ſprach er mir von ſeinen Grundſätzen; wie es zwiſchen Prinzipien und Prinzipien eigentlich keine Verſöhnung gebe, und wie eigentliche Moralität nur mit gewiſſen genau begränzten Stabilitäts-Prinzipien verträglich ſei. Man mache ſich manchmal Illuſionen, aber am Ende komme man doch immer wieder auf die alte Wahrheit zurück. Er verſicherte, er ſpreche nur theoretiſch, und verhinderte mich, mit jener Höflichkeit, die nur franzöſiſchen Weltmännern eigen iſt, dem Geſpräche irgend eine perſönliche Wendung zu geben. Als ich ging, fühlte ich, daß ich in dieſem Hauſe vollkommen entwurzelt war.

Wie das geſchehen, erfuhr ich viel ſpäter, will es aber des Zuſammenhanges wegen ſogleich hier erzählen.

Gleich am Tage nach jenem Abende im Hauſe der Rue de Pigalle erhielt die Frau des dramatiſchen Dichters von Frau von Caſtel einen Brief, der ungefähr ſo lautete:

„Meine liebe und würdige Freundin!

Mein Benehmen gegen Herrn Hermann, den ich mit einigem Erſtaunen in Ihrer Geſellſchaft fand, muß Ihnen aufgefallen ſein, und ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig. Vor Allem aber muß ich Sie um Entſchuldigung für eine Nothlüge bitten, zu der ich mich gezwungen ſah, um beſagten Herrn nicht zu beſchämen. Ich kenne Herrn Hermann allerdings dem Namen nach, aber leider nicht von der beſten Seite. Ich weiß es von gut unterrichteten Perſonen, daß er in Frankfurt — von ſeinem Leben in andern Städten Deutſchlands weiß ich nichts — einen ſkandalöſen, ja, leider einen höchſt ſkandalöſen Lebenswandel führte und viel Aergerniß gab. Gut unterrichtete Perſonen ſprachen mir von ſeinen vielfachen unmoraliſchen Verbindungen. Aber dergleichen wäre vielleicht ſeiner Jugend verziehen worden. An keines Sünders Bekehrung darf man zweifeln. Was mich aber ernſter um ihn beſorgt, was ihn Ihres Umganges, meine würdige Freundin, eben ſo unwürdig macht, als ſein Lebenswandel der Liebe der unſchuldsvollen und reinen Miß Alice — das iſt jene Todſünde, die tief in ſeinem Herzen ſitzt und die meiner Meinung nach aller Sünden ſchrecklichſte iſt: die Lüge. — Ja, Herr Hermann iſt ein Lügner. Das reinſte, gottgefälligſte Leben iſt vor ihm nicht ſicher; er weiß es durch ſeine ſündhafte Erfindungskraft in den Augen der Menſchen, die ſo gern Böſes glauben, zu beflecken. Ich habe kein Recht, Ihnen vorzuſchreiben, mit wem Sie Umgang pflegen ſollen, mit wem nicht — im Gegentheil würde ich Sie ermuntern, Herrn Hermann fürderhin zu empfangen, da Ihr Beiſpiel, meine ſehr verehrte Freundin, nur gut auf ihn wirken kann — aber warnen darf ich Sie: Glauben Sie ihm nichts! Seien Sie jedem ſeiner Worte gegenüber auf der Hut! — Ich habe ihn, Gottlob, nicht zu fürchten, aber ich wollte den guten Ruf Anderer, die durch ihn bedroht ſein könnten, aus Liebe zu meinen Nebenmenſchen bei Ihnen ſichern, denn gewiß iſt Jedem, der Sie kennt, an Ihrer guten Meinung eben ſo viel gelegen, als Ihrer ergebenſten und treuen Freundin

Auguſte de Caſtel.“

Ich war weit entfernt, einen ſolchen Schritt von Frau von Caſtel zu erwarten. Die hohe Verſtellungskunſt, die ich an ihr kennen gelernt, hatte mir, wenn auch nicht einen ſchönen, doch einen ſtarken Begriff von ihrem Charakter wie von ihrem Verſtande gegeben. N'est pas hypocrite qui veut. Es gehört eine große Kraft, eine gewiſſe Größe dazu, um ſich konſequent verſtellen zu können. Ich hätte nie geglaubt, daß Frau von Caſtel den gemeinen Kunſtgriff gewöhnlicher Weiber gebrauchen werde, welche den Mann, der ein gefährliches Geheimniß kennt, und wäre es ſelbſt ihr Liebhaber, gern als Lügner darſtellen, um daraus einen möglichen Verrath ſo weit als möglich unſchädlich zu machen. Es ſcheint, daß Frau von Caſtel in dieſer Beziehung ein ganz gewöhnliches Weib war. Aber, wie geſagt, ich wußte damals von dem Briefe nichts, und wenn mir der Gedanke kam, daß mich Frau von Caſtel in einem zweideutigen Lichte darſtellen konnte, erinnerte ich mich auch zugleich an das Bild des Schmerzes, das ich im Frankfurter Garten geſehen, und mein Verdacht verdampfte in nichts. Die Frau, die ſo leiden konnte, ſollte ſie verleumden können?

Dennoch kam dieſer Verdacht häufiger zurück, als Wochen nach Wochen vergingen und von der Rue de Pigalle her nichts geſchah, was eine neue Annäherung von meiner Seite erleichtert hätte. Die Verkennung that mir eben ſo weh, als der Verluſt des Glückes, das ich an der Seite Alice's gehofft hatte. Ich kann nicht ſagen, daß ich die etwas kühle Engländerin leidenſchaftlich oder tief geliebt hätte — nein, es war eine ruhige, verſtändige Neigung, die an dem ſtärkeren Wunſche, mir eine Häuslichkeit und eine Heimat zu gründen, wie die Rebe an einem Hauſe, raſch und geſund emporwuchs, ohne dieſen Wunſch aber kaum eine bedeutende Höhe erreicht haben würde. Nun aber war ich ihr gut und ſehnte mich, ſie wieder zu ſehen und vor ihren Augen rein dazuſtehen. Nach langen Kämpfen entſchloß ich mich, der Freundſchaft, der Liebe und meiner Zukunft dieſes Opfer zu bringen, mich zu demüthigen, wieder in das

Haus zu gehen, in dem man mich nicht mehr zu ſehen wünſchte, und ohne an Frau von Caſtel und dem todten Fürſten einen Verrath zu begehen, ſo weit als möglich mich zu entſchuldigen.

Wie ein Verbrecher dem Schaffote, wanderte ich Unſchuldiger der Rue de Pigalle zu.

Ich will kurz ſein und in wenigen Worten das Ende erzählen. Frau von Caſtel war ſeit meiner Entfernung jeden Tag ins Haus gekommen; die Hausfrau, die ſie anbetete, wollte nicht, daß ſie durch meinen Anblick beleidigt werde, und in Folge der Aufſchlüſſe, die ſie über mich erhalten, ward der gemeinſame Entſchluß gefaßt, mit mir zu brechen. Mein Ausbleiben war nur ein Beweis, daß ich die Enthüllungen der Frankfurter Dame fürchtete, und man lobte meine Klugheit, dem Bruche zuvorgekommen zu ſein. Der dramatiſche Dichter konnte mich mit gutem Gewiſſen dem Comité des College St. Barbe nicht empfehlen, und die freie Stelle wurde dem Protegé eines ehemaligen Miniſters, ebenfalls eines Barbiſten, gegeben. Ich war brodlos, und aus meiner Heirath mit Alice konnte nichts werden, ſelbſt wenn ſie den Verworfenen der Frau von Caſtel noch gemocht hätte. Ihre Mutter wurde von all Dem in Kenntniß geſetzt, und ſie kam von London herüber, um Alice, die traurig war, abzuholen. Die Mutter pries das Geſchick, daß ich noch zeitig genug enthüllt worden. Sie hatte die Ehe mit dem Flüchtling — ſie war ſehr toryſtiſch geſinnt — nie gebilligt, um ſo weniger, als ſie Ausſicht hatte, ihre Tochter mit einem berühmten Künſtler zu verheirathen.

Dieß alles erfuhr ich von dem dramatiſchen Dichter, der mir die Begebenheit mit einem gewiſſen Mitleid mittheilte, da er aus meinem Geſichte die Geſchichte meiner letzten ſchmerzlichen Zeit herauslas. Ich begnügte mich, ihm zu verſichern, daß man mich falſch beurtheile, und verwies ihn auf die Zukunft.

So, meine Freunde, wurde ich ein alter Junggeſelle. Alice hat den berühmten Künſtler, der ihr den Hof machte, weil in ihrer Familie ein großer Schriftſteller war, der ihm nützen konnte, nicht geheirathet, denn er verließ ſie nach einiger Zeit, um eine alte, aber reiche Erbin heimzuführen. Als ich ſie nach Jahren wieder ſah, erzählte ſie mir mit Thränen in den Augen von dem Briefe der Frau von Caſtel und deren Beſtrebungen, mich aus dem Hauſe zu entfernen. Es konnte mir nicht mehr einfallen, das alte Verhältniß mit Alice wieder aufzurichten, aber ich konnte ihr einige Aufklärungen geben; denn Frau von Caſtel hatte indeſſen Paris und die Welt verlaſſen und war zu Dijon mit ihrem ganzen großen Vermögen ins Kloſter gegangen. Dort ſtarb ſie vor einigen Monaten als Superiorin und im Rufe der Heiligkeit. — Durch Alice hat der dramatiſche Dichter meine Aufklärungen kennen gelernt und war beſchämt, daß er, der ſo viele Intriguen erfunden, dieſes Geheimniß und dieſe Charaktere nicht durchſchaut habe. Aber Madame, ſeine Frau, glaubt noch heute dem Briefe der Frau von Caſtel mehr als mir, und ich laſſe ſie bei ihrem Glauben.

V.

Warten.

Der alte Birkner erzählt:

Ich kann es nicht leugnen, ich war ein verzogenes Mutterſöhnlein; doch war ich dabei, als es hieß: „Franzoſen zum Land hinaus!“ Und ein ſtattlicher Jäger war ich, das läßt ſich auch nicht leugnen, obwohl man es heute, beim Anblick meines wirklichen kommerzienräthlichen Bäuchleins auch nicht glauben ſollte. Es war an einem Nachmittage nach dem Kaffee, nachdem der franzöſiſche Oberſt, unſer Tiſchgenoſſe, hinausgegangen war, daß mein Vater zu der Mutter ſagte, und zwar mit einer Stimme, die ſehr reſolut klingen ſollte, in der That aber ein wenig zitterte:

„Nun, Alte, unſer Eduard wird nun auch fort müſſen!“

„Wohin denn?“ fragte meine Mutter und that, als ob ſie nicht verſtünde, während ihr abgewandtes Geſicht verrieth, daß ſie wohl verſtand.

„Nun, meine Alte, du verſtehſt mich wohl,“ ſagte er und legte die Hand auf ihre Schulter. „Eduard weiß, was ich meine,“ fügte er hinzu.

Ich nickte mit dem Kopfe; die Mutter ſah mich mit einem unausſprechlichen Blicke an, dann zog ſie einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete die Kommode, und indem ſie auf eine reiche Ausſtattung von Hemden, Taſchentüchern, Nachtleibchen und andere Wäſche zeigte, ſagte ſie: „Ihr ſeht wohl, daß ich längſt daran gedacht habe und daß Alles vorbereitet iſt!“

„Gute Mutter,“ lächelte mein Vater, „deine Fürſorge iſt zu reich ausgefallen; bewahre Das alles für ſeine Heirath; er kann nur ſo viel mitnehmen, als in einen Torniſter geht.“

Meine gute Mutter blieb ſchweigend vor der geöffneten Lade ſtehen und ſah die Wäſche an, ohne ein Wort zu ſagen, ohne nur einen Seufzer auszuſtoßen.

Mein Vater wandte ſich zu mir: „Jetzt, Eduard, ſei vorſichtig — geh zum Dr. Schrader, der wird dir ſagen, was du zu thun haſt.“

Die alte Margareth, unſere Hausmagd, die mich auf den Knieen geſchaukelt, ein treues Hausmöbel, das zur Familie gehörte, und vor der meine Mutter kein Geheimniß hatte, trat in die Stube, und da ſie die Lade offen und den ernſten Ausdruck auf unſeren Geſichtern ſah, lächelte ſie einverſtändlich und murmelte ein: „Endlich, endlich!“ zwiſchen den Zähnen.

„Haſt du denn gar kein Herz, Margareth?“ fragte meine Mutter vorwurfsvoll.

„Ob ich ein Herz hab', Frau Birkner, das wiſſen Sie wohl, und ob ich den Eduard lieb hab', das wiſſen Sie auch; aber was nützt Das alles, die Franzoſen müſſen fort!“ rief Margareth und ſtreckte den Arm ſo energiſch und unabhängig in die Luft, wie ſie es in Gegenwart ihrer Herrſchaft vielleicht in ihrem Leben nicht gethan.

Am Abend ſchlich ich mich zu Dr. Schrader, einem Gelehrten, der ſeit einigen Wochen die Flora unſeres Gebirges ſtudirte und vor der Stadt in einem kleinen Häuschen wohnte. Aber die beſten Deutſchen unſerer Stadt wußten, daß er ein Abgeſandter des Tugendbundes, daß das kleine Häuschen ein Werbebureau ſei. Wir waren weſtfäliſch, und die größte Vorſicht that noth. Dr. Schrader, der von Allem vortrefflich unterrichtet war, ſagte mir, ich müſſe von allen Freiwilligen der Letzte ſein, der die Stadt verlaſſe, damit der franzöſiſche Oberſt, der in unſerm Hauſe wohnte, auf das Verſchwinden der jungen Leute nicht aufmerkſam werde. Das that meinem Ehrgefühl ſehr wehe, daß ich von allen Patrioten, die zur Vertheidigung des Vaterlandes auszogen, der Letzte ſein ſollte. Die wenigen Tage, die ich in meiner Vaterſtadt noch verbrachte, wurden mir eine wahre Hölle. Alle meine Altersgenoſſen waren verſchwunden; wenn man mich ſo allein durch die Gaſſen ſchlendern ſah, zuckte man die Achſeln. So oft ich ausging, um bei einem alten Soldaten einige geheime Exerzierſtunden zu nehmen, ſetzte Margarethe voraus, daß ich endlich abreiſe und daß ich nur der vielen franzöſiſchen Soldaten wegen, die ſich in unſerem Hauſe herumtrieben, nicht offen Abſchied nehme, und ſie lächelte mir einen liebevollen Gruß zu. Kam ich aber des Abends wieder zurück, ſo rief ſie ganz laut: „Noch nicht fort?“ und ſchüttelte den Kopf über mich, wie über einen verlorenen Menſchen.

Endlich, endlich kam der Tag, da ich, nach kurzem Abſchied, auf preußiſchen Boden entweichen durfte.

Na, ich will unſern Feldzug nicht erzählen; den kennt ja Jeder, oder es ſollte ihn wenigſtens Jeder kennen, um was daraus zu lernen für künftige Zeiten, die vielleicht nicht zu fern ſind. Auch meine Heldenthaten und Schlachten will ich nicht erwähnen, und wie ich überall mit heiler Haut davon kam. Nur ein eigenthümliches, rührendes Vorkommniß will ich erzählen.

Wir waren ſchon am Rhein, als meine Schwadron den Befehl bekam, ſchnurſtracks zurückzureiten und in einer gewiſſen Gegend Weſtfalens Poſto zu faſſen. Ich glaube, wir ſollten dort eine Kriegskaſſe erwarten, um ſie dann weiter an die franzöſiſche Gränze zu begleiten. Das verdroß uns ein wenig, weil wir uns auf Paris gefreut hatten — aber die Alliirten zogen ja in Frankreich ein, und das war die Hauptſache, und wir waren im Ganzen luſtig und guter Dinge. In Weſtfalen, mitten in einer großen Ebene, welche die Heerſtraße in gerader Linie durchſchnitt, wurden wir in einzelne Höfe, die über das Land zerſtreut lagen, einquartiert. Mir und noch fünf meiner Kameraden wurde ein kleiner Hof angewieſen, der unmittelbar an der Landſtraße lag. Als wir daſelbſt mit unſern Zetteln in der Hand verritten, kam uns ein altes Mütterchen entgegen, das uns überaus freundlich anlächelte und mit Kopfnicken, ohne eigentlich ein Wort zu ſprechen, willkommen hieß. Sie wollte uns jeden Einzelnen aus dem Sattel heben und hätte es gewiß gethan, wenn wir nicht raſch abgeſeſſen wären.

„Mutter Schleinitz,“ ſagte ich, „hier iſt unſer Quartierzettel.“

„Das bin ich nicht; die Mutter Schleinitz wohnt im oberen Hofe, dort oben; ich bin die Mutter Lene,“ ſagte die Alte, immer lächelnd.

Wir ſahen, daß wir uns geirrt hatten, und wollten wieder aufſitzen, um weiter zu reiten. Aber Mutter Lene flehte: „Das thut ja nichts; bleibt Kinder, bleibt hier; Ihr ſollt's gut haben, wahrlich ſehr gut! Kaſpar,“ rief ſie, und ein Knecht kam aus dem Hofe. — „Kaſpar, führ' die Pferde in den Stall. — Kommt, Kinder, bleibt hier!“ bat die Alte wieder, nahm Zwei von uns am Arm und zog ſie in die Stube; die Andern folgten unwillkürlich. Wir wußten gar nicht, wie uns geſchehen war; die Alte bat ſo innig, daß wir nicht widerſtehen konnten. In der Stube öffnete ſie eine Kammerthür, und wir ſahen Würſte, Schinken, Eierkörbe und allerlei andern Mundvorrath ſchön geordnet aufgehängt und aufgeſtellt. „Mein Keller,“ ſagte ſie, „iſt auch gut beſtellt. — Ihr ſollt es gut bei mir haben, Kinder. — Ihr müßt nicht ſparen, und leben, ſo gut ihr wollt.“

Graſſ aus Hamburg machte hinter dem Rücken der Alten mit der Hand eine Bewegung vor der Stirne, als wollte er andeuten, daß es bei ihr nicht richtig ſein müſſe. Indeſſen ließen wir uns die gaſtliche Aufnahme gern gefallen und blieben bei der Mutter Lene. Kaſpar brachte unſere Pferde unter, und die Magd deckte den Tiſch mit reinlichem Linnen, während die Alte ſehr emſig am Herde beſchäftigt war, uns eine Mahlzeit zu bereiten. Aber dieſe Beſchäftigung hielt ſie nicht ab, uns, als wir uns an das Putzen unſerer Uniformen und Waffen machten, hie und da hülfreiche Hand zu leihen und Manches herbeizubringen, was unſere Arbeit erleichtern konnte. Wir waren erſtaunt. Bei manchem Patrioten waren wir gaſtlich aufgenommen worden, aber ſolche Güte und Gaſtlichkeit, wie bei der alten Bäuerin, hatten wir noch nicht erfahren.

„Ja, das Volk, das Volk!“ rief der Eine, „ich ſage es ja immer, das Volk, nur das Volk!“

Und der Andere: „Wie müſſen die Unterdrücker und der Herr Hieronymus hier gehauſt haben, wenn die Befreier ſo geliebt werden!“

Bei Tiſche trug ſie ſelber auf und bediente uns wie eine Magd; dann ſetzte ſie ſich zu uns und ſah lächelnd zu, wie wir mit jugendlichem Appetit in ihre Speiſen einhieben, und munterte uns auf, fortzufahren. Sie ſaß mir gerade gegenüber, und da bemerkte ich erſt, daß ich kein gewöhnliches Geſicht vor mir hatte. Es lag etwas wie ein Schleier darüber, wie ein Schleier, der ein Geheimniß verdeckt.

Wie braun und gehärtet auch die bäuerlichen Züge erſchienen, hatte doch das ganze Geſicht etwas unſäglich Mildes; nur zwei kummervolle Falten, die die Stirn von oben nach unten durchſchnitten, machten den Eindruck, als wären ſie nie glättbar, und doch wieder, als warteten ſie fortwährend einer Freude, die mit weicher Hand darüber fahre und ſie verwiſche. Eigenthümlich war es, in wie geringer Verbindung Mund und Augen ſtanden; denn während jener immer lächelte, blickten dieſe eben ſo unausgeſetzt mit einem unſagbar ſehnſüchtigen Ausdrucke und immer, als blickten ſie in weite, verſchwommene Ferne. Die Geſtalt der alten Mutter Lene war kräftig, aber von der Laſt der Jahre und, wie man ſich ſagen mußte, von einer anderen unſichtbaren Laſt etwas zuſammengekrümmt. Je länger ich ſie anſah, deſto freundlicher, faſt möchte ich ſagen, deſto zärtlicher wurde meine Stimme, wenn ich mit ihr ſprach, und deſto trauriger wurde ich im Innern meines Herzens, und ich konnte bemerken, daß es meinen Kameraden eben ſo erging. Es war unſern heitern und jugendlichen Gemüthern förmlich eine Laſt vom Herzen genommen, als ſie, da die Schwarzwälder Uhr drei ſchlug, plötzlich aufſtand und raſch zur Thüre hinaus ſchritt, um nicht wieder zurück zu kommen.

Nach Tiſche ſahen wir nach unſern Pferden, die wir gut verſorgt fanden, und gingen dann, uns im Hauſe einzurichten. Obwohl uns Mutter Lene die Stube ganz überlaſſen, wollten wir die gute Gaſtfreundin doch nicht aller Bequemlichkeit berauben und ſahen uns im Hauſe um, wo wir unſer Nachtlager aufſchlagen könnten, ohne ihr beſchwerlich zu fallen. Ich ſtieg zu dieſem Zwecke die ſchmale Treppe hinauf, die vom Vorhauſe auf den Boden führte. Oben angekommen, hatte ich einen ſonderbaren Anblick. Vor einer Dachluke auf einem Strohſeſſel ſaß Mutter Lene, die ſeit mehr als einer Stunde verſchwunden war, und ſah unbeweglich vor ſich hin. Ich hielt ſie für ſchlafend, da ich mich aber näherte, ſah ich ihre Augen weit geöffnet. Sie ſtarrte unabwendbar der Landſtraße entgegen, die wie ein gerader weißer Strich die Ebene durchſchnitt und ſich in weiter Ferne am öſtlichen Horizonte verlor. Ich ſtand neben ihr, ich ſah in ihre weit offenen Augen, aber ſie bemerkte mich nicht, obwohl ihr ganzes Leben in dieſen Augen konzentrirt ſchien. Ich hätte ſie, ohne den ungewöhnlichen Glanz der Augen, für todt gehalten, ſo aber glaubte ich, ſie befinde ſich in irgend einem krankhaften Zuſtande, und fragte ſie mit lauter Stimme: „Mutter Lene, fehlt Ihr was? Was macht Sie hier?“

Ein abwehrendes „Sch“ war die einzige Antwort; ihre Augen wandten ſich dabei von der Straße nicht ab.

Ich legte meine Hand auf ihre Schulter und ſchüttelte ſie leiſe. Eine ungeduldige Bewegung ſagte mir, daß ich ein unberufener Störer war, brachte aber ihren Blick nicht eine halbe Sekunde lang aus ſeiner Richtung.

Ich wußte nicht, was aus all Dem zu machen, und rief die Kameraden, die auf ein gegebenes Zeichen auf den Fußſpitzen herankamen. Da ſtanden wir nun im Halbkreiſe um die Alte herum, ſahen ſie an, zuckten die Achſeln, ſchüttelten die Köpfe und ſchlichen endlich fort, ohne auch nur von ihr bemerkt zu werden.

Im Hofe trafen wir Kaſpar, den Knecht, und fragten ihn, was das zu bedeuten habe.

„Bah," ſagte Kaſpar, „ſo ſitzt ſie jeden Tag; ſie erwartet ihren Sohn, ihren Wilhelm."

„Sie hat einen Sohn?" fragten wir.

„Ja, ſie hatte einen Sohn. Die Franzoſen haben ihr ihn vor drei Jahren fortgenommen, da er noch nicht ſiebzehn Jahre alt war, und haben ihn nach Rußland geführt. Na, man weiß, was aus den Franzoſen und aus den Deutſchen in Rußland geworden iſt, aber die Alte läßt ſich's nicht ausreden, daß ihr Wilhelm noch einmal heim kommt. Sie erwartet ihn jeden Tag und ſitzt da oben an der Dachluke, wo ſie die Landſtraße überſehen kann; denn von da, bildet ſie ſich ein, müſſe er herkommen, weil er auf dem Wege fortgegangen iſt. Sie beſorgt ihr Hausweſen, arbeitet den ganzen übrigen Tag, damit ihr Wilhelm, wenn er heimkommt, ſein väterliches Erbe in guter Ordnung finde, aber wie's drei ſchlägt, läßt ſie Alles ſtehen und liegen und ſteigt da hinauf und wartet."

„Alſo darum liebt ſie die Soldaten, weil ſie ſelbſt einen Sohn unter den Soldaten hat?"

„Ja, freilich darum. Sie war mit den Franzoſen, wie ſie hier durchgekommen ſind, gerade ſo gut und freigebig, wie mit euch. Das iſt ihr ganz gleichgültig, Deutſche oder Franzoſen, wenn's nur Soldaten ſind."

„Daß ſie uns aber von ihrem Wilhelm noch gar nicht geſprochen hat?"

„Das kommt daher, daß ſie ſich ſchämt und fürchtet. Es haben ſie ſchon viele Leute ausgelacht und ihr geſagt: ihr Warten ſei überflüſſig und ihr Wilhelm werde nie wieder nach Hauſe kommen, und da haben ſie ihr erzählt, was Alles in Rußland vorgegangen, und haben ihr geſagt, es ſei verrückt, noch länger zu warten. Der Napoleon freilich, der iſt entwiſcht, und unſer

Hieronymus, der hat ſich noch früher aus dem Staube gemacht, bevor das Unglück und die große Kälte gekommen ſind; aber die armen Soldaten — Nun ſchämt ſie ſich, daß man ſie für verrückt hält, und fürchtet ſich, daß man ihr ſagen werde, daß ihr Wilhelm auch umgekommen, und da ſpricht ſie nicht mehr darüber."

Die ganze Geſchichte machte uns ſehr traurig, und als wir Abends in der Stube um den Tiſch ſaßen und ſpät nach Sonnenuntergang die Alte murmelnd die Treppe herunterkommen hörten, wurden wir ganz ſtill. So bemerkte ſie uns gar nicht, als ſie eintrat, und wir hörten deutlich, wie ſie, die Hände ineinandergelegt, vor ſich hinmurmelte: „Er iſt nicht gekommen; nun, er wird wohl morgen kommen; gewiß, er wird morgen kommen."

„Er wird kommen!" rief unſer Kamerad Helffrich, der Sohn eines Paſtors und Studioſus Theologiä, „glaube, liebe und hoffe, du gute Mutter."

Aber die Alte hatte nur die erſten Worte gehört; mit ſtrahlendem Geſichte wandte ſie ſich zu uns und rief: „Nicht wahr, er wird kommen? Gewiß, er wird kommen!" Dann ſetzte ſie ſich zu uns, ſtützte beide Arme auf den Tiſch, ſah uns lächelnd an und ſprach mit halber Stimme, vertraulich, als ob ſie von Anderen nicht hätte gehört ſein wollen: „Seht, Kinder, hier zu Lande glaubt Niemand mehr, daß er wiederkommen werde, die Leute hier verſtehen nichts von Kriegsſachen; ihr aber, ihr ſeid Soldaten, ihr verſteht's. Und was meint ihr, wie geht es ihm in Rußland?"

„Nun," ſagte Graff, „es geht ihm wohl ſo gut, wie es Einem in Feindes Land gehen kann."

„Feindes Land?" lächelte die Alte, „du biſt ein närriſcher Menſch; mein Wilhelm iſt keines Menſchen Feind; das iſt ein gutes Kind, mein Wilhelm, und das werden ſie ihm überall anſehen. Er iſt ja auch nur mitgegangen, weil er hat mitgehen müſſen, ſonſt hätten ſie ihn erſchoſſen. Da habe ich ſelbſt geſagt: Wilhelm, gehe lieber mit, du wirſt ſchon wieder geſund und friſch heimkommen. Gut werden ſie auch überall gegen ihn ſein. Warum ſollten ſie nicht? Ich bin ja auch gut gegen die Soldaten. Immer, wenn Soldaten kommen, behandle ich ſie, als wären's meine Söhne. Ich muß ja heimzahlen, was man anderwärts für meinen Wilhelm thut, und wenn man anderwärts hört, wie hier zu Lande die Soldaten gut behandelt werden, wie Kinder im eigenen Hauſe, wird man ſie dort zu Lande auch ſo behandeln. Iſt das nicht richtig?"

Wir nickten mit den Köpfen, denn Keiner von uns war im Stande, ein Wort hervorzubringen. Die Alte fuhr fort: „Na, und wann er morgen nicht kommt, ſo kommt er gewiß, wenn Friede iſt. Nach der Schlacht bei Leipzig ſagten ſie hier, daß nun gewiß Friede wird, aber das war wohl nicht der rechte Friede? Ihr müßt ja das verſtehen als Soldaten."

„Nein," ſagte Helffrich, „das wär nicht der rechte Friede!"

„Das ſage ich auch. Mit dem rechten Frieden kommt mein Wilhelm gewiß. Ach Gott!" rief ſie und ſah uns dabei mit glückſeligem Geſichte an, „wie mir das wohl thut, einmal ſo recht über dieſe Dinge zu ſprechen, ſo recht verſtändig und mit Leuten, die ſich darauf verſtehen."

Sie nickte uns voll Liebe zu und ſah Einen nach dem Andern ſchweigend an, immer lächelnd, ohne zu bemerken, daß uns die Augen voll Waſſer ſtanden und daß es uns ſchwer war, ihren Blick auszuhalten. Nach einer langen Pauſe erſt legte ſie das Geſicht in beide Hände und ſagte: „Wenn nur erſt der rechte Friede käme! — Ja, der Napoleon! Wozu macht man denn alle die Kriege? Der rechte Friede, wenn nur erſt der rechte Friede käme! So immer zu warten, das könnte Einen ganz krank machen. Es iſt ein rechtes Elend!"

Helffrich ſtand auf und holte eine kleine Bibel, die er immer mit ſich führte, ſetzte ſich der Alten gegenüber und begann mit lauter Stimme aus dem Buche Tobias zu leſen: „Und Tobias ſprach zu ihr: Schweige und ſei getroſt! Unſerem Sohne geht es, ob Gott will, wohl, er hat einen getreuen Geſellen mit ſich."

„Sie aber wollte ſich nicht tröſten laſſen und lief alle Tage hinaus und ſah auf alle Straßen, da er herkommen ſollte, ob ſie ihn etwa erſähe.“

Die Alte erhob ihren Kopf aus den Händen und ſagte: „Das iſt ein tröſtliches Buch, das Buch des Tobias!“ — Und ehe Helffrich weiter leſen konnte, ſagte ſie auswendig: „Hanna aber ſaß faſt täglich am Wege auf einem Berge, daß ſie könnte weit um ſich ſehen. Und als ſie an dem Orte nach ihm ſahe, ward ſie ihres Sohnes gewahr von ferne und kannte ihn von Stund' an —“

Darauf ſagte ſie mit zitternder Stimme den Lobgeſang her, und wir ſahen mit Staunen, daß ſie das ganze „tröſtliche Buch“ Tobias auswendig wußte. Sie nahm Helffrich die Bibel aus der Hand, legte ſie vor ſich nieder, zog das Licht näher, legte die Stirn in beide Hände und begann zu leſen und vergaß uns und die ganze Umgebung. Es wurde ſpät; ſie las noch immer. Wir ſchlichen uns vom Tiſche, legten uns, müde vom Ritte, auf unſere Lager und ſchliefen längſt den feſten Schlaf der Jugend, als ſie noch da ſaß und im tröſtlichen Buche von der Wiederkehr des geliebten Sohnes las.

Am anderen Morgen war ſie wieder eine gute Bäuerin, wie viele andere. Sie wirthſchaftete in Haus und Hof umher und ſorgte dafür, daß uns nichts fehle. Aber Nachmittags war ſie wieder verſchwunden. Wir ſtiegen Einer nach dem Andern einen Theil der Treppe hinauf, ſo daß nur der Kopf über den Boden des Speichers hervorragte, und ſahen uns die Mutter Lene an, wie ſie ruhig, unbeweglich daſaß und der Straße, die nach Oſten führte, entgegenſah. Wir ſchlichen wieder fort, ohne ſie zu ſtören, und unwillkürlich gingen wir während des Nachmittags in den unteren Räumen des Hauſes auf den Fußſpitzen umher, als wäre ein Kranker im Hauſe, oder als würde eine heilige Handlung vorgenommen.

In ſpäter Dämmerung erſchien ſie wieder und murmelte: „Er iſt nicht gekommen; nun, er wird wohl morgen kommen; gewiß, er wird morgen kommen.“

So verging ein Tag um den andern; jeder Tag ſah ſie um dieſelbe Zeit auf ihrem Wartepoſten; jeder Tag brachte uns dieſelbe mütterliche Pflege von ihr. Nach und nach bekamen wir vor ihrem heiligen Wahnſinn eine ſolche Scheu, daß wir die Stunden, die ſie vor der Dachluke zubrachte, auf unſeren Pferden im freien Felde verweilten, um während dieſer Zeit dem Hauſe und ihr die ganze ungeſtörte Ruhe zu laſſen. Auch ritten wir immer nach der entgegengeſetzten Seite der Landſtraße, gegen Weſten, da es uns etwas unheimlich geweſen wäre, unter dieſem ſtarren, konzentrirten Blicke der wartenden Mutter hinzureiten oder gar vor dieſem Blick wie ein Hinderniß zu erſcheinen.

So vergingen nahe an zwei Wochen, bis wir Befehl erhielten, uns wieder auf den Weg zu machen, und zwar Frankreich zu. Mutter Lene füllte uns noch alle Taſchen mit Lebensmitteln, und in der innerſten Seele gerührt, nahmen wir Abſchied. — „Schade,“ ſagte ſie, „daß ihr nach der Seite reitet und nicht nach der anderen; da wäret ihr vielleicht meinem Wilhelm begegnet. Na, wenn ihr aus Frankreich zurückkommt, haltet euch nur hier auf, da werdet ihr ihn ſchon kennen lernen und ſehen, daß es ein ſo ſtattlicher Soldat iſt wie ihr.“

Wir verſprachen, auf unſerem Rückwege, wenn nur irgend möglich, gewiß wieder bei ihr einzukehren, und ritten unter ihren Segenswünſchen und von ihrem Lächeln begleitet davon, Frankreich und dem Feinde entgegen.

Wir hielten Wort. Die Schlachten auf franzöſiſchem Boden waren geſchlagen, der Friede war ſeit mehreren Monaten geſchloſſen, und wir ritten als Sieger mit glücklichem und gehobenem Gefühl der Heimat zu. Wir kamen wieder nach Weſtfalen; aber wir ſollten dieß Mal eine andere Straße reiten. Doch nahm man es mit uns Freiwilligen, die wir halb und halb ſchon entlaſſen waren, nicht ſo genau, und man erlaubte uns, einen Umweg zu machen, der uns geſtattete, die alte Mutter

Lene wieder zu ſehen. Wir hatten uns vorgenommen, mit einem der damaligen Sieges- und Freiheitslieder in den Hof einzureiten; aber wir hatten die Zeit ſchlecht bemeſſen, und es war ſchon ziemlich ſpät am Nachmittage, alſo um die Zeit ihres Wartens, als wir daſelbſt ankamen. So ließen wir das Singen ſein, ſtiegen hundert Schritte vom Hauſe ab und führten die Pferde ſachte und am Zügel in den Hof.

Im Stalle ſahen wir den Knecht Kaſpar, der uns froh willkommen hieß. „Was macht die Alte?“ fragten wir beinahe einſtimmig.

„Schlecht, ſchlecht!“ antwortete er kopfſchüttelnd. „Seit man hier im Lande überall große Feuer angezündet und den Frieden verkündigt hat, geht's ſchlecht. Sie ging von Hof zu Hof und fragte, ob das der rechte Frieden ſei, und ſeitdem hat ſie Alles liegen laſſen und ſitzt nun den ganzen Tag vor ihrer Dachluke und wartet; denn jetzt, meint ſie, müſſe ihr Wilhelm kommen. Und da er nach dem rechten Frieden doch nicht kommt, ſcheint ihr das etwas quer, und nun, glaub' ich, macht ſie's nicht mehr lange. So eine Hoffnung in ſo einem alten Haus iſt wie ein Stützbalken; nimm den Balken weg, das alte Haus ſtürzt zuſammen. Ich glaube, daß ihr Balken angefault iſt.“

Wir wollten doch wenigſtens die Alte ſehen und ſtiegen, wie ehemals, die halbe Treppe hinauf. Da ſaß ſie richtig auf ihrem Poſten. Aber es fiel uns auf, daß ſie nicht mehr, wie ſonſt, gerade vor ſich hinſtarrte, der Landſtraße entgegen, und daß ihr Kopf auf die Bruſt herabgefallen war, wie bei einer Perſon, die ſich nicht aufrecht halten kann. Beſorgt ſchlichen wir näher. Da ſahen wir, daß ſie die Augen geſchloſſen hatte. Bei unſerem Herantreten öffnete ſie dieſelben, und da ſie uns erkannte, lächelte ſie freundlich, wie ehemals, aber bei Weitem ſchmerzlicher. Es fiel uns auf, wie arg in dieſer kurzen Zeit ihr Geſicht verfallen war, und daß ſie ſich uns zuwandte, während es damals nicht möglich war, ihre Augen von der Landſtraße abzulenken.

„Seid ihr da, Kinder,“ ſagte ſie mit ſchwacher Stimme.

„Ihr kommt von der anderen Seite, von dieſer Seite kommt Niemand. Und iſt doch der rechte Friede geſchloſſen? Oder iſt's noch nicht der rechte Friede? Wo iſt Der, der mir aus dem tröſtlichen Buche Tobias vorgeleſen und der mir vom rechten Frieden geſprochen?“ Sie ſuchte Helffrich mit den Augen — da rief ſie: „Aber Einer fehlt! Wo iſt denn der Lange, Schwarze?“

In der That fehlte Graff in unſerer Mitte; in Lothringen hatte ihn eine Kugel aus dem Hinterhalte hingeſtreckt.

Wir antworteten nicht.

„Ich weiß,“ ſagte die Alte, „ich weiß. Deſſen Mutter wird auch lange warten.“ So ſprechend, wandte ſich ihr Geſicht wieder der Luke und der Landſtraße zu. „Ich werde nicht länger warten,“ ſagte ſie weiter und lächelte. „Seht ihr dort — er kommt!“

So ſprechend, ſtand ſie auf und ſtreckte den Arm der Straße entgegen. In demſelben Augenblicke aber ſtürzte ſie in den Stuhl zurück, und die Augen weit geöffnet, noch immer wartend und auslugend, ſaß ſie da und — war todt.

Wir blieben einen Tag länger, als unſer Urlaub geſtattete, um der guten Mutter Lene die letzte Ehre zu erweiſen. Hoch zu Roß folgten wir ihrem Sarge. Helffrich hatte ſich vom Paſtor die Erlaubniß ausgebeten, an ſeiner Statt ihr die Grabrede zu halten. Aber er war noch nicht genug Paſtor, und brachte vor Rührung kein Wort hervor.

Novellen.

Die Glocke.

Jetzt läutet's, es iſt Mittagszeit;
Einſt läutet' ſie hell in jeder Stunde.
Der Glocke Ton, er war der Held
Von tauſend Tönen in der Runde.

Ach, das iſt nicht der alte Klang,
Der weit und hell das Herz erfreute,
Auch ſie ward älter und zerſprang —
Sie läutet ſich ihr Grabgeläute.
In der Heimat (vgl. I. Bd.: Zeitloſen.

Nachfolgende Briefe fand ich, während eines kurzen Aufenthaltes in Deutſchland, unter dem Speicher eines Frankfurter alten Hauſes, als ich meine daſelbſt im Jahre 1849 zurückgelaſſenen Papiere zuſammenſuchte, um ſie in die Fremde mitzunehmen. — Die Briefe bildeten ein kleines Paket mit der Ueberſchrift: Max. — Als ſie mir in die Hände fielen, tauchte eine ganze alte, vergeſſene Geſchichte in mir auf, und es war mir, als hörte ich eine melancholiſche Dorfglocke läuten. Ich las ſie durch und fand, daß ſie zuſammenhängend eine ganz ſonderbare, etwas räthſelhafte Geſchichte erzählten, und ich kopirte ſie und ließ Manches weg und gebe ſie jetzt dem Leſer, als ob es eine Novelle von mir wäre. Das iſt das Recht des Novelliſten. Nach vollendeter Lektüre wird es vielleicht den Leſer intereſſiren, wenn ich ihm ſage, daß dieſe Briefe von einem Jünglinge geſchrieben ſind, der jetzt als einer der größten Unternehmer, als einer der beſten Köpfe der hohen Induſtrie Oeſterreichs berühmt iſt.

Den 3. April 184 . .

Mein Freund! Wenn wir es dereinſt mit unſeren Liebesſchwüren nicht ernſter nehmen, als mit unſeren Freundſchaftseiden, dann bedaure ich unſere zukünftigen Geliebten und fürchte ich für uns große Strafgerichte. Aber ich hoffe, daß Jupiter die Studentenſchwüre ebenſo wenig beachte, wie Liebesbetheuerungen. — Bald ſchreiben! riefſt du mir noch in den Wagen nach, und ich legte die Hand aufs Herz, als ob ich ſagen wollte, daß ich das als die heiligſte Pflicht anerkenne, und ſiehe da, nun ſind Monate vergangen, du haſt meine Schrift, ich hab deine nicht geſehen. Ich weiß, was du zu ſagen haſt: du warſt mit deinem Examen beſchäftigt. Wiſſe du, daß ich indeſſen auch manche ſchwere Prüfung beſtanden. Ich will es dir in wenigen Worten ſagen. Mein Bruder iſt todt. Als ich das Schreiben erhielt, in welchem mein Vater mich von der Univerſität abberief, war der gute Bruder ſchon ſeit mehreren Wochen begraben. Die Mutter wollte nicht, daß man mich früher von dem Unglücksfalle in Kenntniß ſetze, auch nicht, daß ich früher nach Hauſe komme, da ſie mir die Theilnahme an der traurigen Stimmung im Hauſe erſparen wollte. Die Rückberufung ſollte, wie du dich erinnerſt, nur auf einige Monate gemeint ſein, aber kaum in meinem Dorfe angekommen, ſah ich wohl ein, daß ich der Wiſſenſchaft, oder vielmehr der Univerſität und euch, ihr lieben Freunde, für immer Lebewohl geſagt habe. Die juriſtiſche Carrière, zu der mich mein Vater beſtimmt hatte, war zu Ende, ich ſollte nun meinen geſchiedenen Bruder erſetzen, meinem Vater in ſeinem Geſchäfte und in der Verwaltung der [illegible] beiſtehen und eine Schule bei ihm durchmachen, die mich befähige, Geſchäft und Gut dermaleinſt als einziger Erbe zu übernehmen. Auch ſoll ich die Leere, die im Hauſe entſtanden, ausfüllen und durch meine Gegenwart die gute, tiefbetrübte Mutter tröſten. Das iſt Alles nur verſtändig und billig, und meine gebieteriſche Pflicht iſt es, mich dem Schickſal und den Anordnungen des Vaters willig und mit ganzem Herzen zu fügen. — Mein Bruder, von dem mich ein großer

Altersunterſchied trennte, war mir immer ein Fremdling geblieben. Als er vor mehreren Jahren von der polytechniſchen Schule heimkehrte, verließ ich das Haus, um die Univerſität zu beziehen. So ſah ich ihn nur in meinen Knabenjahren, wenn er in ſeinen Jünglingsjahren auf Ferien nach Hauſe kam. Sein Tod betrübte mich tief, tiefer aber der Schmerz, den er der guten Mutter verurſachte. Sie iſt aber, bei allem weichen Gefühl, ein ſtarker Charakter, der das Unvermeidliche zu tragen verſteht. Der äußerliche Umſtand, daß ſie immer nur einen Sohn in ihrer Nähe gehabt, trägt gewiß auch dazu bei, ſie ſeit meiner Heimkunft die entſtandene Lücke weniger ſchmerzlich fühlen zu laſſen. So iſt denn nach dem großen und plötzlich hereinbrechenden Unglück nach fünf Monaten Alles wieder ſo ziemlich ins Gleiche gekommen, und es iſt zu hoffen, daß die Wunden im Vernarben ſind. Meinen Vater beſchäftigte es auf wohlthuende Weiſe, mich in die Geheimniſſe ſeines Geſchäftes und der Gutsverwaltung einzuweihen, Geheimniſſe, die leicht zu durchſchauen ſind, der gute alte Mann aber für viel bedeutungsvoller hält. Geſchäft und Verwaltung ſind ſo gut geordnet, daß Alles wie am Schnürchen von ſelber geht und ich — nichts, ſage gar nichts zu thun habe — und dieſer höchſt unangenehmen Muße — geſtehe ich's nur offen und unverſchämt, — verdankſt du dieſen erſten Brief. — Haſt du, lieber Georg, ſeit unſerer Trennung nur irgend welchen erfreulichen Fortſchritt in der unerfreulichen Kenntniß des menſchlichen Herzens gemacht, ſo haſt du auch ſchon errathen, daß ich dich um irgend etwas bitten will. — Ich bitte dich um Bücher, ja, ja, um Bücher, um recht viele Bücher, und zwar nicht um Romane oder dergleichen, ſondern um ächte, wiſſenſchaftliche Bücher. Seit ich die Wiſſenſchaft verlaſſen, iſt ſie mir theuer geworden — nicht eben die Juriſterei, die ein caput mortuum iſt, wenn ſie nicht von einem Profeſſioniſten getragen wird, aber die Wiſſenſchaft überhaupt. Ich will die Sprachen, die Geſchichte, die Literaturen der Völker ſtudiren — denn ich lebe in der beſtändigen Angſt, zu verbauern, und ich langweile mich. — Im Hauſe iſt es noch immer etwas düſter, und von einem Umgange außer dem Hauſe iſt nicht die Rede. Dorf und Thal liegen mitten im Walde und ſind nur von ſtumpfſinnig gewordenen Bauern und von rohen Eiſenſchmieden bewohnt. Umſonſt habe ich dieſe ganze Zeit nach der Poeſie des Dorflebens geſucht; umſonſt bin ich von Haus zu Haus gegangen und habe ich nach Bauerngenies à la Hofſchulze und Buchmeier geforſcht. Ich glaube nicht an dieſe Poeſie. Unſer Bauer iſt in Armuth und Arbeit ſtumpf geworden; was ihm an Geiſt übrig geblieben, hat ſich in Liſt verwandelt. Er iſt viel unmoraliſcher, als der verſchrieene Städter. Nur an Sonn- und Feiertagen ſehe ich Leute, die wie ziviliſirte Menſchen ausſehen — aber auch nur ausſehen. Es ſind das die kleinen Beamten mit ihren Frauen und Töchtern aus der benachbarten kleinen Stadt, die uns, als den Reichen der Gegend, den Hof machen. In ihrer Geſellſchaft ſehne ich mich nach den Bauern, die ich ſoeben verleumdet habe. — Weißt du, was mir an dieſen Leuten vor Allem fehlt? — Die Anmuth! — Die Anmuth, die, wie uns die Poeſie einreden will, ſich vorzugsweiſe auf dem Lande finden ſoll, denn ſie ſei die Schweſter oder erſtgeborene Tochter, oder Gott weiß, welche nächſte Verwandte, der Naivetät. Die Beamtentöchter und Frauen ſind in ihrem Benehmen geziert, oder ſteif und immer lächerlich; in ihrem Gemüth kleinlich, boshaft, neidiſch, klatſchſüchtig. Die Bäuerinnen ſind plump, roh an Körper, Geiſt und Gemüth, wenn von Geiſt und Gemüth überhaupt die Rede ſein kann. Weiß der Himmel, wie ich jene Epiſode, die jedem Menſchen meines Alters aufgeſpart iſt, ich meine die Liebe, hier in dieſem verödeten Erdwinkel durchmachen werde! O mein Freund! wie ſehr ſteigen alle die Putzmacherinnen, mit denen wir ſo luſtige Donnerſtage beim Tanzmeiſter zugebracht haben, in meiner Achtung! Agnes, Hedwig, Adele, Tine, Olympia, wo ſeid ihr? Selbſt die dicke Roſalie oder das ellenlange Julchen erſcheint mir in der Erinnerung wie der Charitinnen eine. — Mir bleibt nur die eine Hoffnung, daß ich unglückſeliger Städter ſelber verbauere; aber du begreifſt, daß man ſich gegen eine ſolche Metamorphoſe ſo lange als möglich ſträubt. Dieſes Sträuben ſoll mir durch die Bücher erleichtert werden. Ich habe bemerkt, daß Menſchen, die ſich mit Abſtraktem beſchäftigen, leſen, allerlei Studien treiben, ſelbſt auf dem Lande und in der ungebildetſten Umgebung etwas ſtädtiſch Feines bewahren; ihre Haut wird nicht elephantenhaft, ihre Hände bleiben ſchön, und ihre Bewegungen, wenn auch unbeholfen, werden doch nicht bauernhaft und zu derb. Alſo, mein Freund, Bücher! Bücher! und zum dritten Male Bücher. Wie der lechzende Hirſch nach Waſſerquellen, ſchreie ich nach Büchern. Erlöſe mich aus dieſer Langeweile, bewahre mich vor Verbauerung, daß ich würdig bleibe, zu ſein dein Freund Max.

Den 25. April.

Du biſt ein guter Freund! Ich hungerte und ſchrie auf zu dir, und du reichteſt mir ſchnell, was mir damals das Brod des Lebens ſchien. Wie wirſt du dich verwundern, daß ich alle deine Hiſtoriker und Dichter, die du mit ſo viel Geſchmack und Kritik für mich ausgewählt, kaum eines Blickes gewürdigt — und daß ich heute bereit bin, Alles zu leugnen, was ich vor kaum vier Wochen als unumſtößlich wahr gedacht und gefühlt habe. Daß man auf dem Lande nur Rohheit und Plumpheit finde, daß man verbauern müſſe, daß man die Bücher nicht entbehren könne, daß die Langeweile die nothwendige Genoſſin eines Beatus ille procul negotiis ſei — alles Das iſt heute nicht mehr wahr. Ich bin bereit, die entgegengeſetzte Theſis mit aller in mir zu Grunde gegangenen Advokatenberedtſamkeit und mit aller Poeſie deiner mir überſandten Dichter zu vertheidigen. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt, habe ich doch ſchon erkannt, daß man keine Wahrheit als die abſolute hinſtellen und daß man nicht auf vierzehn Tage voraus ſein Leben beſtimmen könne. Eine einzige kleine, unbedeutende Entdeckung oder Bekanntſchaft hat mich plötzlich aus jener Lebensleere und Einförmigkeit herausgeriſſen, die dich aus meinem letzten Briefe mit weit aufgeriſſenen Kiefern angähnte. — Ich war auf der Vogeljagd — um ſich zu zerſtreuen, wird der gelangweilte Menſch auf dem Throne wie in der Hütte ein Verfolger — und ſtreifte hinter dem Dorfe auf den Feldern umher. Da läutete die Mittagsglocke, die in unſern patriarchaliſchen Verhältniſſen zugleich, wie Byron ſagt, the tocsin of the soul iſt — das heißt, zum Mittagstiſche einladet. Ich eilte von den Feldern, die im vollen Frühlingsſonnenſcheine dampften, zurück und kam eben dort an, „wo die letzten Häuſer ſtehen!“ — Plötzlich höre ich eine überaus liebliche Stimme, die irgend Etwas mit zärtlichſten, verführeriſchſten Liebkoſungen lockte. „Jakob! Jakob! komm doch zurück! komm zurück, du guter Kerl! Kobi! Kobi! Koberl! komm zurück, du böſer Kerl! Schau Kobi, Semmel! Semmel mit Butter!“ Nun heiße ich zwar nicht Jakob, aber ich folgte doch der Stimme und ſah ein allerliebſtes blondes Mädchenköpfchen, das aus einer Gartenhecke aufs Feld und auf einen Baum ſah. Ich folgte ihren Blicken und erkannte, daß ihr Locken einem Raben galt, der kein anderer war, als beſagter Jakob, Kobi, auch Koberl genannt. Es war, wie ich auch aus den Blicken Kobi's und aus ſeinem Gekrächze, das ſich dem Mädchen wie antwortend zuwandte, erſah, ein zahmer Rabe, der ſeiner Herrin entflohen war. — Soll ich ſchießen? fragte ich, indem ich mich dem Mädchen näherte. — Um Gotteswillen nicht! ſchrie das Mädchen und ſah beſtürzt zu mir auf. Er wird ſchon wiederkommen, wenn er Hunger hat. — Nachdem ſie ſo geſprochen, erröthete ſie und machte Miene, ihr liebes Köpfchen wieder durch und hinter die Hecke zurückzuziehen. Ich fühlte das Bedürfniß, ſie zurückzuhalten, was mir auch gelang, indem ich mich inſtinktmäßig mit dem Raben zu beſchäftigen anfing. Es intereſſirte ſie, meine Bemühungen, des Raben habhaft zu werden, zu beobachten, und ſie blieb und lachte manchmal über das zankende Gekrächze, das mir das poſſirliche Thier vom Baume herunter ſchickte, als ich ihn von demſelben in den Garten zurückzujagen ſtrebte. Am Liebſten hätte ich ihn gefangen. Ich würde den Vogel dann, wie der Jäger im Nachtlager von Granada, ſeiner Beſitzerin zurückgebracht haben; wir hätten ein Duett geſungen, und Alles wäre gut gegangen. In der That war ich geneigt, dem ſchönen Geſchöpfe die zärtlichſten Arien zu ſingen; da das aber nicht anging, blieb ich am Baume, ſchüttelte ihn, drohte dem Raben mit dem Kolben meiner Büchſe, und da er ſich trotz all Dem nicht rührte, kroch ich endlich am Stamm hinan, in die Zweige. Während dieſer ganzen Zeit wurden zwiſchen mir und dem Mädchen allerlei Reden, Rathſchläge, Proteſtationen, Dankſagungen, Ausrufungen gewechſelt. Endlich ſaß ich rittlings auf einem Aſte, dem Raben grade gegenüber und ſtreckte die Hand aus, ihn zu fangen, und hoffte ſchon auf Verwirklichung jener Opernpoeſie, als der Rabe ſich vor meiner Naſe erhob und graden Weges ſeiner Herrin entgegen und ihr auf den Kopf flog. Sie lachte, ſtreckte eine nette kleine, etwas rothe Hand aus der Hecke hervor, faßte den Raben, rief mir ein freundliches: Danke! zu und verſchwand hinter der Hecke. Von der Höhe meines Baumes ſah ich eine reizende Geſtalt, raſch und anmuthig wie ein Reh, durch den Garten, über den Hof dem Hauſe zulaufen und darin verſchwinden. In demſelben Augenblicke trat ein Mann mit langem weißem Schnurrbart in den Hof und in das Haus. Ich beneidete den alten Wachtmeiſter — denn dieſer, der Glöckner des Dorfes, war es — und ſaß wie ein Narr auf dem Baume und wußte nicht, mit wem ich es zu thun hatte, und es ſchien mir, als ſtünde ich am Anfange neuer und unbekannter Dinge. Die Glocke hatte längſt zu läuten aufgehört; die Eltern erwarteten mich zu Hauſe, und ungern ſtieg ich wieder auf platten Boden hinab. Meine Mutter war erfreut, mich bei Tiſche ſo munter zu ſehen, während ich nur etwas aufgeregt war, und fragte mich, ob ich eine gute Jagd gehabt. Ich glaube es, dachte ich bei mir, denn es war mir, als wäre ich nicht mehr ſo einſam in dem Dorfe.

Was mich vor Allem beſchäftigte, war vorerſt die Neugierde. Ich kenne jedes Kind im Dorfe, aber ich kannte jenes Mädchen nicht. Sie war gewiß eine Fremde. Ihr Geſicht, die Art ihres Ausdruckes, ihr ganzes Benehmen, ihr Wuchs, Gang, Blick, ſelbſt ihre Ausſprache, Alles ſo ganz anders, als wie man es in hieſiger Gegend findet — Alles an ihr ſo fein, zart gebildet. Den Mann, bei dem ſie wohnte, den Wachtmeiſter, kannte ich wohl. Er iſt ein Sohn dieſes Dorfes und zog ſich nach beinahe dreißigjähriger Dienſtzeit als ausgedienter Soldat mit einer kleinen Penſion hierher zurück, bekleidet nun, wie es ſein herkömmliches Recht, als eines ausgedienten Soldaten, iſt, alle kleinen Gemeindeämter, die ſo wenig als möglich einbringen; er iſt Glöckner, er ruft die verlorenen Sachen aus, er klebt die Verordnungen des Magiſtrats der nächſten Stadt, unter deren Verwaltung und Jurisdiktion wir gehören, an das Brett vor der Kirche. Sonſt ſieht und hört man ihn nicht. Er ſitzt den ganzen Tag zu Hauſe, bearbeitet ſeinen Garten und lieſt Bücher, alte Geſchichten des Landes und Allerlei. Man ſpricht nicht von ihm, aber man reſpektirt ihn, und die ſtolzeſten Bauern ziehen den Hut vor ihm, dem ſie doch Jeder eine Viertel Metze Weizen und zu Weihnachten einen Kuchen ins Haus ſchicken müſſen. Jeder Andere würde unter dieſen Umſtänden von ihnen mit ariſtokratiſchem Stolze betrachtet und de haut en bas behandelt werden. Es muß alſo etwas Rechtes, ſo was wie ehrenhafter Stolz, oder männlicher Kern in ihm ſtecken. Aber was kümmerte mich der Alte! mich intereſſirte es, zu wiſſen, wer das holde Mädchen war, das in ſeiner rauhen Nähe blühte, wie das Blümchen Augentroſt neben einer knorrigen Eiche. Doch wollte ich nicht fragen und beſchloß in der Nacht, mich an die beſte Quelle, an ſie ſelbſt zu wenden. Aber wie Das anfangen? Offenbar kam auch ſie aus ihrem Bezirke nicht heraus, ſonſt hätte ich ſie in dem Dorfe ſchon ſehen müſſen, und ſo ins Haus zu fallen, das ging mir, dem reichen Sohne reicher Familie, überall an, nur nicht bei dem alten Wachtmeiſter, der auf dehors ſieht und ſich ſtolz vor aller Welt verſchließt. Aber er iſt ja Glöckner, er muß jeden Tag dreimal in das alte Schloß; dort in der Mitte des Schloßgartens ſteht die kleine Kirche mit der Glocke; er muß, um dahin zu gelangen, durch das ganze Dorf, das Läuten dauert über eine Viertelſtunde — ich habe alſo im Ganzen nur über eine halbe Stunde Zeit, die Gelegenheit aufzuſuchen, um an das Mädchen zu gelangen. Morgen Mittag, um dieſelbe Stunde, da ich heute die Bekanntſchaft gemacht, ſollte ſie fortgeſetzt werden.

Wie beſchloſſen, ſo ausgeführt. Gegen Mittag ſaß ich, wie König Artus oder Marke lauſchend, in demſelben Baume, in dem ich geſtern geſeſſen hatte, und blickte in den Garten und in den Hof des alten Haller, unſers Glöckners. Im Garten arbeitete das Mädchen, und zwar war ſie nicht poetiſch mit Blumen, ſondern offenbar höchſt wirthſchaftlich mit einem zukünftigen Kohl- oder Mohrrübenbeete beſchäftigt. Ihr blaues Kleidchen hatte ſie vorn aufgeſchürzt und die Aermel bis über den Ellenbogen zurückgeſchoben. Ich ſah ein kleines Füßchen, einen ſanftgerundeten weißen Arm, ein gar liebes Händchen, in das der Spaten ebenſo wenig paßte, wie die ganze Arbeit zu dem feinen, ſinnigen Profil. Von Zeit zu Zeit erhob ſie ſich, richtete ſich auf, wiſchte den Schweiß von der Stirn und ſah zum Himmel auf, der ſchon maienhaft blau wie ihre Augen niederlächelte, voll einer ſchönen Zukunft. — Ich verſichere dich, lieber Freund, ich fing an, mich über dieſe Hecke hinüber zu ſehnen, als wüchſe in dieſem Gärtchen mein Glück — und als der Alte das Haus verließ und dahinter verſchwand, um läuten zu gehen, war ich mit zwei vorſichtigen Sprüngen an der Hecke. Hände und Herz zitterten mir ein wenig, als ich das Gebüſch auseinanderbog, um an derſelben Stelle, wo ſie geſtern ihren Kopf herausgeſteckt, heute den meinigen hineinzuſtecken. Sie hörte die Bewegung, ſah darnach, und meine Augen trafen ſofort mit den ihrigen zuſammen. „Guten Morgen!“ rief ich in einiger Verlegenheit. Meine Poſition mag ihr etwas komiſch vorgekommen ſein, denn ſie lachte auf, faßte ſich aber doch ſchnell, ließ das Kleidchen fallen, ſtreifte die Aermel ab und fuhr ſich in jenem bekannten Eitelkeitsinſtinkt der Mädchen mit beiden Händen ordnend über die Scheitel, während ſie den

Spaten im Boden ſtecken ließ. — „Kann ich heute mit nichts helfen?“ fragte ich. „Danke, mit gar nichts!“ erwiederte ſie. „Vielleicht doch, bei der Arbeit, ſagte ich und drang mit einem Rucke durch die Hecke und ſtand neben ihr.

Lieber Freund, erinnerſt du dich, daß ihr mich ſchon vor Jahren unverſchämt genannt habt, von wegen der Sicherheit, mit der ich mich in Damengeſellſchaft, auf Bällen und bei Thee bewegte? Dieſer euer unverſchämter Freund ſtand wie ein dummer Junge vor dem Mädchen vom Lande da, und warum? Weil dieſes Mädchen bei meiner jetzigen Unverſchämtheit ein wenig die Stirn runzelte und unzufrieden vor ſich hin ſah. Ich brachte kein Wort hervor, obwohl ich das größte Bedürfniß fühlte, mich zu entſchuldigen, und ſo ſtanden wir Beide da, mit niedergeſchlagenen Augen und ich mit klopfendem Herzen; ich hatte nicht einmal den Muth des Davonlaufens. — Da ertönte die Glocke. Wie ein Alp fiel es von mir; wir athmeten Beide auf; ſie lächelte, ich ſtreckte unwillkürlich die Hand nach der ihrigen aus; ſie wollte es nicht ſehen, und ſo fragte ich, ohne zu wiſſen, was ich fragte, und mit ſehr unterthäniger Stimme: „Wie heißen Sie?“ — Sie ſah mich einen Augenblick an und ſagte: „Marie.“ — Dann wieder Stille; die Glocke läutete und läutete. — Der Spaten, der halb aufgerichtet geſtanden hatte, fiel um; ich hob ihn auf und gab ihn ihr. Maria nahm ihn, dankte mit einer Kopfbewegung und wandte ſich gegen das Haus. Ich ging einige Schritte mit ihr, da blieb ſie ſtehen, und ich ſagte: „Man ſieht Sie ja niemals im Dorfe, Fräulein Marie?“

„Ich bin ganz fremd hier,“ ſagte ſie.

„Ich auch!“ verſetzte ich.

Marie ſah mich erſtaunt an: „Wie, ſind Sie nicht Herr Max K., der Sohn des Fabrikanten und Gutsbeſitzers?“

„Ja, aber ich bin hier fremd geworden und ganz einſam.“

Sie ſah mich mit einem Blicke voll Verſtändniß an und ging wieder einige Schritte bis an den Eingang des Gartens. Ich blieb ſtehen, als ob ich ihr etwas zu ſagen hätte, und ich ſagte nichts. Da hörte die Glocke auf, zu läuten; wir fuhren Beide zuſammen; die Zeit war ſo ſchrecklich ſchnell vergangen. „Leben Sie wohl!“ ſagte ich und hätte gern: „Auf Wiederſehen!“ hinzugefügt, aber ich hatte nicht den Muth und lief mit großen Schritten aus dem Hofe nach Hauſe.

Ich war ſehr unzufrieden mit mir und meinem Benehmen, aber im Grunde doch ſehr glücklich. Bei der Erinnerung an jenen Tag kocht und brodelt Alles in mir, und meine Hände zittern. Ich kann nicht weiter ſchreiben und laſſe den Brief abgehen, obwohl noch viel zu erzählen iſt, denn auf dieſen Tag folgt ein zweiter und ein dritter. Morgen erzähle ich weiter. Glaubſt du nun eine Entdeckung gemacht zu haben, indem du ausrufſt: Er iſt verliebt, ſo mache ich dir die Priorität ſtreitig, denn dieſe Entdeckung habe ich längſt gemacht; ja, ich habe noch mehr entdeckt: ich bin nicht verliebt, ſondern ich liebe.

Den 29. April.

Am folgenden Tage, da die Mittagsglocke läutete, war Marie nicht im Garten; ſo ging ich geraden Weges bis an die Thür des Häuschens. Da ſtand ſie am Herde und bereitete ihr und des Oheims Mittageſſen. Und wieder am folgenden Tage ſtand ich neben ihr am Herde. Ich will es dir nicht erſt beſchreiben, wie ich den ungeheuren Raum zwiſchen Thür und Herd durchmeſſen und beſiegt habe, wie ich die Zeit von einer Mittagsglocke zur andern verbracht, wie ich keine der vorbereiteten Reden, die ich jeden Tag mitgebracht, gehalten habe, wie es mich ſchmerzlich durchzuckt, wenn der letzte Glockenton verhallt und ich fort muß; ich will dir nur ſagen, was ich von Marie über ſie ſelbſt erfahren und welche Umſtände mir die Annäherung erleichterten.

Marie iſt die Nichte des Glöckners, die Tochter ſeiner Schweſter, die er an einen Kameraden verheirathet hatte. Dieſer, damals Wachtmeiſter, war glücklicher als er und brachte es zum Offizier und wurde ſpäter Poſtmeiſter in einem kleinen Städtchen.

Poſtmeiſter, das iſt ein Mann, der an ſeiner Thür einen Briefkaſten hängen hat, den er jeden Tag oder auch nur zwei, drei Mal die Woche leert und deſſen Inhalt er an die nächſte wirkliche Poſtſtation ſendet, und ferner ein Mann, der die drei oder vier Briefe, die er bei dieſer Gelegenheit von der Station zurückerhält, im Städtchen austheilen läßt. Die Funktionen ſind, wie du ſiehſt, nicht ſehr bedeutend, aber der Mann, der ſie ausübt, iſt trotzdem kaiſerlicher Beamte, wird mit Recht oder Unrecht von der Bevölkerung Herr Poſtmeiſter genannt und gehört zu den Honoratioren der Gegend, oder, wie man ſich bei uns auszudrücken pflegt, zu den Herrſchaften, und wenn er eine Tochter hat, ſo iſt dieſe Tochter ein Fräulein. Als ein ſolches Fräulein iſt Marie aufgewachſen; ſie gehört zur vornehmen und gebildeten Geſellſchaft ihrer Gegend, iſt von Natur an Leib und Seele zart geſtaltet, und da ſie alle ihr zugänglichen Bildungsmittel mit empfänglichem Sinne und weiblichem Takte benutzt hat, iſt ſie in der That ein Mädchen geworden, das ſich mit unſern liebenswürdigſten Städterinnen in Allem, was Anmuth, Zartheit des Benehmens betrifft, meſſen könnte, nicht zu gedenken der Sinnigkeit ihres Weſens, das ſie vor den gebildetſten Städterinnen voraus hat. Ein ſolches Weſen muß ſich hier ſehr einſam fühlen, und ſie war gezwungen, ſich hierher zu verbannen, da ihr beide Eltern ſtarben und der Glöckner ihr einziger Verwandter auf Erden iſt. — Merkſt du's, daß wir zwei Einſamen einander nothwendig ſind? Fühlſt du, was mir den Weg von der Thür zum Herde erleichtert hat? Ich bitte dich herzlichſt, mache dir das klar, ſtelle dir das ganze Unglück der Verlaſſenheit in den wahrſten Farben vor, erkenne, wie nothwendig es einem liebevollen, zarten, gemüthsreichen Geſchöpfe iſt, ſich anzuſchließen, mitzutheilen, geliebt zu werden, vielleicht auch zu lieben, auf daß du nicht den leiſeſten Gedanken in dir aufkommen läſſeſt, wenn ich dir ſage, daß Marie und ich, daß wir heute gute, intime Freunde ſind, deren höchſtes Glück ſich in der kurzen Stunde des Glockenläutens konzentrirt. Mache dir auch klar, wie groß das Bedürfniß des

Anſchließens in mir geweſen und wie zudringlich, vielleicht überredend mich dieſes Bedürfniß gemacht hat. So ein gutes Geſchöpf iſt ja waffenlos gegen ſolche wohlwollende und gut gemeinte Zudringlichkeit. Außerdem bringe ich ihr Bücher, erzähle ihr von der Welt, beantworte ihre wißbegierigen Fragen und bin gewiß eine Quelle der Zerſtreuung und der geiſtigen Beſchäftigung für ſie. Wäre die Tugend, die ein ſolches Zuſammenleben verbieten wollte, nicht ſehr grauſam? Und doch müſſen wir es verbergen und auf die kurze Zeit des Mittagsläutens beſchränken. Freilich wird auch des Morgens geläutet und des Abends wieder. Aber des Morgens darf ich zu Marie nicht kommen, wegen der zu frühen Stunde, und des Abends nicht wegen der Dämmerung. Iſt unſer Glück ein Geheimniß, ſo ſieht es doch der helle Tag; es ſoll ſich nicht wie ein Verbrechen in die Schleier der Dämmerung verſtecken. So iſt das Gefühl Marie's, und ich will auf nichts beſtehen, was ihrem überaus ſenſitiven Seelenleben widerſtrebt.

Nun weißt du ungefähr Alles. Lebe wohl! — Ich bitte dich, verurtheile ein Mädchen nicht, weil es Rendezvous hat.

Dein Max.

Den 25. Mai.

Das Glück der Liebe iſt ſchweigſam wie der Tod. Vielleicht ſind Beide ſo, weil ſie viel zu viel zu ſagen hätten. Ich bin glücklich; ich bin würdig des wunderſchönen Monats Mai. Eine kleine Veränderung irgend eines kleinen Umſtandes, welche große Veränderung kann ſie in unſerm Gemüthe hervorbringen. Ein Schritt über die Stubenſchwelle hat mich um tauſend Schritte in meinem Glücke weiter gebracht. Jetzt ſitze ich mit Marie die kleine halbe Stunde lang in der Stube, und ich kann es dir nicht ausdrücken, welch unendliches Behagen ich empfinde, wie wonnevoll ich mich fühle, wenn ich ſo in der kleinen Stube daſitze oder, den Arm um ihren Hals gelegt, in dem dämmerigen

Raum umherwandle und mich mit allen Gegenſtänden vertraut mache, die ſie jeden Tag und jede Stunde anſehen. Es iſt ſo nett, ſo lieblich in der Stube. „Nicht jedes Mädchen hält ſo rein.“

Die Möbel unterſcheiden ſich nur wenig von den gewöhnlichen Möbeln in unſeren Dorfhäuſern: ein maſſiver, etwas ausgeſchweifter brauner Tiſch mit einer kleinen, ſehr urſprünglichen Malerei in der Mitte: dahinter eine rothe Bank mit rother Lehne; daneben ein harter, ungepolſterter Lehnſtuhl; einige gewöhnliche Stühle; ein ſchwarzer Kachelofen, der in eine Art Thurmſpitze im Jeſuitenſtyle endet und die Decke berührt; das Bett des Oheims, ſo einfach wie ein Feldbett, aber von blauen, ſchöngefältelten Vorhängen umſchattet. An den Wänden in ſchwarzen Holzrahmen einige Schlachtbilder in Holzſchnitt, welche eigentlich nur Illuſtrationen zu den ringsumher in gothiſcher Schrift gedruckten Kriegsliedern und Balladen ſind. Da iſt der Prinz Eugen, der edle Ritter, mit der Belagerung von Belgrad, da iſt der General Laudon und ſein Ueberfall der Preußen bei Olmütz, da die Schlacht bei Leipzig mit Napoleon auf der einen und den alliirten Potentaten auf der andern Seite. Auch einige Heiligenbilder ſind da mit einem kleinen Weihkeſſelchen und einigen friſchen Zweigen von Oſtern. Du weißt, ich liebe die Attribute der Frömmigkeit nicht; aber hier gefällt mir das Weihkeſſelchen eben ſo ſehr, wie die Reſedatöpfe vor den Fenſtern, welche klein und niedrig nur ein dämmeriſches Licht hereinlaſſen. Wir ſind in der Wohnſtube; die Schlafſtube Mariens iſt unter dem Dache. — Da ſitze ich nun, und die Glocke läutet, und ich bin ſehr glücklich. Das iſt mein Schmerz, daß ich nicht länger bleiben kann, als die Glocke läutet, ja, nicht einmal ſo lange; denn ſobald die kleinere Glocke das kurze Geläute beginnt, das man hier das Ave Maria nennt, fängt Maria an, Abſchied zu nehmen, und mit Schmerzen ſage ich oft: Ave Maria, gratia plena ..., was ſie mir als eine Blasphemie ſtrenge verweiſt. Sie iſt überhaupt fromm, und wie klug, wie verſtändig und klar ſie auch alle weltlichen Dinge beurtheilt, wie ſchnell ſie auch bei der kleinſten Andeutung Alles erräth, was zur geiſtigen Bildung beitragen kann, ſo beharrlich treu bleibt ſie Allem, was ſie in ihrer Kindheit lieben gelernt. Ich nehme das als ein Zeichen der Treue und freue mich, dieß Symptom auf unſere Liebe zu übertragen. Indeſſen umwölkt dieſer Myſtizismus doch manche Minute meiner glücklichen halben Stunde. Oft macht ſie ſich Vorwürfe darüber, daß das Glockengeläute, das Andere zur Andacht ruft, von ihr zu liebendem Geplauder mißbraucht werde. Glücklicherweiſe gehen dieſe Schatten ſchnell vorüber, denn ſie ſagt ſich ſelbſt, daß dieſe Vorwürfe nur aus Gewohnheit entſpringen und daß ſie ſich im Grunde doch glücklich und nicht im Mindeſten in ihrer Liebe und in ihrem Glücke ſündhaft fühle. Ernſthafter ſind die Gewiſſensbiſſe, die ſie ſich in Bezug auf den Oheim macht. Daß der alte, würdige, brave Mann ſelber das Zeichen geben müſſe zu unſerm heimlichen Glücke, das ſcheint ihr hinterliſtig, und in der That, wenn ich es ganz ruhig betrachte, iſt es auch ſo; ja es hat ſogar etwas Komiſches, das einem ſo braven, guten Kerl gegenüber zur Sünde wird. — Aber iſt Das alles unſre Schuld? — Würde er, wenn er um unſere Liebe wüßte, uns ſo ruhig und glücklich zuſammen laſſen? würde er nicht jeden von uns wieder in ſeine traurige Einſamkeit und Verlaſſenheit zurückjagen? würde er nicht durch Verbot und Ueberwachung unſer ſo reines Verhältniß trüben und durch Verdächtigung beflecken? und ſollen wir dieſer kleinen Rückſicht unſer ſo großes, ſo ungeheures Glück opfern? — Wahrlich, das Opfer ſtünde in keinem Verhältniß zu den Zwecken. —

Du ſiehſt, daß in unſerm lichten Gemälde auch kleine Schatten ſind. Aber wo ſind nicht Schatten? — Der Maler, der zuerſt mit Schatten malte, hat die Kunſt auf den höchſten Gipfel gehoben, denn ſie machen das Licht erſt zum Lichte. Und ſo will ich auch nicht klagen; ich wäre der undankbarſte Menſch, wenn ich klagen wollte. Neben allem Glücke gibt mir dieſe Liebe ſo viele Erfahrungen über mich ſelbſt und über das menſchliche Gemüth, lehrt ſie mich das Schöne der Beſchränkung und des

Maßes — lehrt ſie mich ihre hohe Alchymie, die aus ſcheinbar Geringem pures Gold und Edelſteine ſchafft, daß ich in ihr einen Schacht von Schätzen beſitze. Außerdem iſt das ganze Verhältniß wie für mich gemacht. Nur in der Stille und Einſamkeit, nur zu Zweien konnte ich ſo glücklich werden; in der Welt hätte mich eine ſo heiße Liebe, bei meiner eiferſüchtigen Natur, in beſtändige, häßliche Unruhe verſetzt und mir das Leben verbittert. So habe ich mich über nichts zu ärgern, als über das Ave Maria, das zum Aufbruch mahnt und uns ſcheidet.

Alles, was zu dieſer Liebe gehört und in der kaum ſechs Wochen alten, aber unendlich reichen Geſchichte meiner Liebe eine Rolle ſpielt — Alles iſt ſchön, ſelbſt der Ton der Glocke, der unſre Reden und — unſre Küſſe begleitet. Er iſt bei aller Fülle und Kraft, bei allem Ernſt und aller Tiefe hell und klar wie reines Silber und füllt das ganze, waldumfaßte Thal mit Harmonie; bei gewiſſen Verhältniſſen der Atmoſphäre zittert er lieblich und melancholiſch über die Hügel und Wälder hinweg, bis in die benachbarten Dörfer, die uns um dieſen Schatz beneiden. Es iſt auch keine gewöhnliche Dorfglocke. Sie iſt das Geſchenk eines Prager Fürſterzbiſchofs, der im ſiebzehnten Jahrhundert in unſerm Dorfe geboren worden. Der gute Erzbiſchof! Gott habe ihn ſelig. Wie viele Generationen hat ſein Geſchenk ſchon erfreut, wie viele wird es noch erfreuen. Er hatte gewiß nur die Abſicht, die Gläubigen zum Gebete einzuladen, und dachte nicht im Traume daran, daß ſeine Glocke eine Liebe einläuten und begünſtigen und hold durchtönen ſollte. Möge ihn die theilweiſe Verfehlung ſeines Zweckes und die Profanation in ſeiner Gruft zu St. Veit nicht beunruhigen — meine Liebe iſt ſo innig, wie das gläubigſte Gebet, und die Liebe Mariens ebenfalls, deß bin ich gewiß. — Wenn ich ehemals in den Ferien heimkam, fühlte ich mich erſt recht zu Hauſe, wenn ich die Glocke ertönen hörte; was Wunder, daß es mir ſcheint, als ob ich bei Marien für immer in den Hafen eingelaufen ſei... Lebe wohl....

Den 10 Juni.

Die Nachricht, daß ich bei Marien in der Stube ſitze, daß ich, den Arm um ihren Hals, mit ihr auf und nieder gehe, hat dich aufgeſchreckt, und du kommſt mit Warnungen, du treuer Eckart. Du biſt ein guter Freund, thuſt deine Pflicht und haſt in deinem Sinne Recht. Aber die anders denken, weil ſie anders fühlen, haben auch Recht. — Du kommſt mit deiner Warnung zu ſpät, und wäreſt du früher gekommen, ſie hätte auch nichts gefruchtet. Die Liebe, eine wahre Liebe geht ihren unwiderſtehlichen Lauf, wie das Schickſal; die Umwege macht oder ſich durch Verſtand, Rückſichten oder äußere Verhältniſſe den Weg verlegen, die ſich irgendwie in der Mitte abſchneiden läßt, die iſt es nie geweſen. Ihr höchſtes Streben iſt die Vereinigung; erſt mit der Vereinigung iſt der Kreis geſchloſſen, iſt das Unendliche und Unmeßbare da, das man Liebe nennt, das dieſen Namen verdient. Alles Vorhergehende iſt nur Vorbereitung, nur Einweihung, Leben in den Propyläen. Der Mann kommt früher nicht zu jener Ruhe, die ihn allein zum Manne macht, die ihm die Kraft gibt, Entſchlüſſe zu faſſen und zu handeln. Das fühlt das Weib, und ſie gibt ſich als Opfer hin, und wehe Dem, dem ſie in dieſem Augenblicke und von dieſem entſcheidenden Augenblicke an nicht heilig iſt. Ich bin ein anderer Menſch, ich weiß, daß Marie mein iſt; ich bin ein Mann, und ich durfte nicht erſt Entſchlüſſe faſſen. Es iſt Alles fertig in mir. Nenne du Marie immerhin meine Geliebte; ſie iſt es, ſie iſt mein Weib. Ich erwarte deine Antwort mit Ruhe.

Den 15. Juni.

Freilich will ich ſie heirathen: Es iſt nicht wahr, daß man „eines ſolchen Verhältniſſes“ müde wird. Was du von „Achtung,“ „Reinheit,“ „Profanation“ ꝛc. ſagſt, iſt dummes Zeug. Du biſt ein unerfahrener Menſch, der ſich auf ſeine negative Tugend etwas zu Gute thut und ſeine Weisheit aus ſchlechten moraliſchen

Büchern holt, welche jedes wahre Gefühl und die ſchönſte Menſchlichkeit verleumden. Müde werden? „Verlöſchen?“ Ich fühle einen Vorrath von Wärme in mir, daß ſelbſt, wenn von einem Ausgeben und nicht von einem beſtändigen Empfangen die Rede wäre, ich getroſt bis in das ſpäteſte Alter wandern kann, ohne ein Auskühlen zu befürchten. Gluthen genug, um das kalte Alter an ihren Kohlen zu erwärmen. — „Achtung?“ — Welch ein reines Weib ich an Marie beſitze, weiß ich erſt, ſeit ich ſie beſitze. Ich bitte dich, ſprich nicht hergebrachtes Zeug. Die Sonne ſteht, und wir ſagen nach hergebrachter Weiſe, ſie geht auf und unter. In der moraliſchen Welt ſind die Täuſchungen noch größer. Mit Widerwillen denke ich an meine tugendhafte Studienliebe, an Adele, die zu mir ſagte: Seien wir wie Bruder und Schweſter! und mit der innerſten Verehrung denkt jeder meiner Gedanken Mariens. Was ich immer denken mag, der Gedanke an ſie ſteht immer daneben; er iſt der Begleiter aller meiner andern Gedanken; ich denke zweifach. — Lieber Freund, ſei nicht tugendhaft, wie es geſchrieben ſteht, und predige mir nicht mit allen Mitteln der Rührung. Warum haſt du mich der Unannehmlichkeit ausgeſetzt, nach jedem deiner Sätze ein innerliches Connu! Connu! auszurufen, als hätte ich ein banales Buch geleſen? — Was ſprichſt du mir pathetiſch von Vater und Mutter? Ich ſoll ein vortreffliches Geſchöpf, das beſſer iſt als alle Schwiegertöchter, die ſich meine Mutter ausſuchen könnte, das ſich mir mit Leib und Seele hingegeben, das mir alle Minuten meines Lebens mit Glück und Schönheit ausfüllt, ich ſoll es den Vorurtheilen meiner Eltern aufopfern? — und nicht lieber dieſe Vorurtheile beſiegen? — Das haſt du nicht gewollt, mein Schweizer! Geh in dich und thue Buße und ſchreibe in deiner liebenswürdigen Weiſe, daß du deine Pflicht gethan, wie's hergebracht, und daß du eine Dummheit gemacht haſt.

Ich will dir erzählen, auf daß du erkenneſt, wie Alles zwiſchen mir und Marie eine eigenthümliche Weihe hat; daß unſre Liebe, ebenſo wie ſie holdeſtes Glockengeläute durchtönt, in Allem auf die geheimnißvolle, faſt möchte ich ſagen, myſtiſche und große Weiſe durchwebt iſt.

Es war ein tropiſch-heißer Tag, der aller Welt unheimlich vorkam, weil er plötzlich auf einen anhaltenden, vierzehntägigen Regen folgte, der die Bauern um ihre Saaten beſorgt machte. Der Himmel war bis gegen zwei Uhr wie ein glühendes Erz, wie der Himmel über einer afrikaniſchen Wüſte. Plötzlich verwandelte er ſich in das ſchwefelhafteſte Gelb, und die Luft wurde unheimlich drückend, als ob man irgend einem großen Naturereigniſſe entgegengienge. Wie auf einen Schlag war der ganze Horizont von den dunkelſten Wolken umgeben, während die Sonne auf ihrer Höhe noch von einem großen gelben Hofe umſchloſſen war und die glühendſten Strahlen herabſchickte. Die Wolken rückten immer höher, und es ſah aus, als ob ſich Heere ſammelten, um eine gewaltige Schlacht zu liefern. Dort und da, an den verſchiedenſten Seiten rollte ſchon ein einzelner Donner, zuckte ein verlorener Blitz, während die Sonne in ihrem immer enger werdenden Bereiche zu brennen und grell zu leuchten fortfuhr. — Die Bauern des ganzen Dorfes ſammelten ſich, wie immer, wenn ſie rathlos ſind, vor dem Hauſe meines Vaters und ſahen ſtumm zum Himmel hinan. Sie fürchteten übermäßige Gewitterregen, die den Reſt ihrer Hoffnungen nach den vierzehntägigen Wolkenbrüchen zu nichte machen würden. Plötzlich rief Einer, warum man denn nicht die Glocken läute, um die Gewitterwolken zu zerſtreuen? Und ſofort ſetzten ſich Mehrere in Bewegung, um den alten Haller zu holen. Als gebildeter Menſch wollte ich Einſpruch thun gegen dieſen alten Aberglauben, aber es fiel mir ein, daß ich einmal zu ungewöhnlicher Stunde Marie ſehen konnte, und zwar etwas länger als ſonſt, und ich ließ ſie ziehen und den alten Haller holen. Auch hatte ich Marie ſeit vier Tagen nicht geſehen; ich war eben mit meinem Vater von einer Geſchäftsreiſe heimgekehrt, und meine Sehnſucht nach ihr war unendlich. Ohne das Gewitterläuten hätte ich bis morgen Mittag warten müſſen. Ich ließ alſo die Bauern bei ihrem

Aberglauben und näherte mich auf einem andern Wege, durch die Gärten, dem Hauſe des Glöckners. Die Bäume mit ihren Blättern und Blüthen, die Gräſer zitterten; dort und da neigte ſich ein einzelner Baum etwas tiefer als die andern, als hätte er ein beſonderes Leben; das Vogelgezwitſcher war überall verſtummt; geraden Weges, mit einem lang anhaltenden Tone flogen wenige verſpätete Bienen ihren Stöcken zu. Alles hatte Angſt. Ich dachte, wie die kleine empfindliche, ſenſitive Marie Angſt haben müſſe, ſie, die ſich ſo gern in die Schauer alles Unerklärlichen verſenkt, und ich konnte es nicht erwarten, zu ihr zu gelangen und ſie zu beruhigen. Mit den erſten Tönen, die die Glocken von ſich gaben, man läutete beide, die ſchöne große Glocke und das kleine Glöcklein, mit dem das Ave und die Agonie geläutet wird — ſprang ich aus dem Garten und in das Haus. — Es war indeſſen ganz dunkel geworden, ſo daß ich die Gegenſtände in der Stube des Glöckners kaum unterſcheiden konnte. „Marie!“ rief ich — keine Antwort — ſie war nicht da. — Auch in der Küche nicht. — Da ſtand ich an der Treppe, die hinaufführt in ihr Stübchen. Ich lehnte mich ans Geländer und aufgeregt, wie ich war — durch die Gewitterluſt, durch das ganze metereologiſche Phänomen, durch die Hoffnung des Wiederſehens und durch die Zaghaftigkeit, ſie in ihrer Stube aufzuſuchen — zitterte ich wie jene Bäume in den Gärten, die ich eben kopfſchüttelnd betrachtet hatte. Ich hatte nicht den Muth, die Treppe hinaufzuſteigen. Da fiel ein furchtbarer Donnerſchlag, und er war noch nicht verhallt, als ich ſchon in Mariens Stübchen ſtand. Sie lehnte an ihrem kleinen Fenſterchen und ſah entſetzt hinaus in die ſchauerliche Welt, der Untergang drohte. Mit einem Freudenſchrei wandte ſie ſich und lag in meinen Armen. — „Wie lieb, wie gut, daß du gekommen biſt,“ ſagte ſie mit blaſſen Lippen: „ich wäre vor Angſt vergangen. Das iſt ja ein ſchrecklicher Tag. Aber jetzt fürchte ich mich nicht mehr.“ — So ſprechend, ſchloß ſie mich mit ſolcher Inbrunſt in ihre Arme, ſchmiegte ſie ſich ſo eng an mich, daß ich es mit Glück fühlte, wie viel ich ihr war — ihr Freund, ihr Schutz, ihre Hülfe, ihr Troſt — und ich ſchwor mir, es ihr immer zu ſein. — Ich ſtreichelte ihr die Scheitel, wie man einem bangen Kinde thut, und konnte kein Wort hervorbringen vor Rührung. — Sie ſah mich an und mochte wohl ſo was in meinem Auge entdeckt haben und lächelte, und der ſeligſte Kuß ließ uns die Welt und den donnernden Himmel vergeſſen. — Dann ſah ich mich in der kleinen Stube um. Mein Freund, es gibt nichts Schöneres, nichts Rührenderes als ſo eine kleine Stube eines armen, ſchönfühlenden Geſchöpfes; ſo ein Stübchen, wo der Mangel und die Dürftigkeit mit Anmuth verhüllt und zu Harmonie geordnet ſind. Die Blumen waren vom Fenſterbrett vor dem Gewitter gerettet und ſtanden in einem Winkel, den alten Freund Jakob verbergend, der ſich hinter ihnen verſteckte und nicht wagte, einen unharmoniſchen Ton hören zu laſſen. An der einen Wand die wenigen Kleidchen neben einander hängend und von einem weißen Tuche bedeckt, an einem Balken des Dachſtuhles ein kleines Spiegelchen, kaum ſo groß wie Mariens Geſicht; doch verſuchten wir es, uns zu gleicher Zeit Wange an Wange darin zu ſehen. „Jetzt haſt du auch hineingeſehen,“ ſagte ſie, als ob ſie ſagen wollte: Jetzt iſt der Spiegel etwas werth — und fügte dann in demſelben Sinne hinzu: „Jetzt biſt du auch in meiner Stube geweſen.“ — Links dem Fenſter gegenüber ein kleines, kleines Bett, von einer großen Decke bedeckt; daneben ein Tiſchchen mit der Silhouette ihrer Mutter und einige Bücher von mir und ein Bleiſtift, den ich in einem der Bücher hatte ſtecken laſſen. Wieder einen Kuß für dieſen Ehrenplatz, den der Bleiſtift einnahm, und einen noch wärmeren Kuß für die getrockneten Feldblumen, die ich einmal von der Jagd mitgebracht und die jetzt über dem Bett an einem Bande hingen. Da ſaßen wir, vor dieſem Bett, und die Stube wurde immer dunkler, die Donner rollten wie tauſend Schlachten, und blaue und gelbe Blitze tauchten uns in die grellſten Lichtſtröme, und die Glocken läuteten wie raſend, und wir hörten nichts und ſahen nichts. Wir hörten nur die Liebe und das Glück und die Jugend. Die Welt kämpfte und war bange und zitterte; wir waren auf einer ſeligen Inſel — die Welt vergeſſend und vergeſſen von der Welt, ganz nur uns angehörend und untergehend in der Seligkeit des Nehmens und Gebens.

Später.

Ich hätte dir noch Vieles zu ſagen, aber denke ich jenes Nachmittags, ſchwinden mir alle andern Gedanken. Jener donnernde, blitzende Nachmittag mit ſeinem Abend hat ſo große Seligkeiten für mich, daß ich ihn in meinen Gedanken noch nicht erſchöpft habe; erinnere ich mich ſein, bin ich zu nichts Anderm fähig — am Wenigſten, ihn zu beſchreiben. Sein Andenken wird mich ewig begleiten, und Alles, was darauf folgte, iſt ſeiner vollkommen würdig.

Den 22. Juni.

Du fährſt beharrlich fort, ein Philiſter zu ſein. Ich verzeihe dir, weil du dieſe Tugend der Beharrlichkeit auch in der Freundſchaft übſt. Du findeſt Leichtſinn, Frivolität darin, daß wir ſo glücklich ſein, daß wir Alles vergeſſen konnten, während die Elemente im Aufruhr, die Menſchen voll Bangen und Zagen, die Hoffnungen Tauſender bedroht waren. Das klingt ſehr ſchön, beſonders in einer Predigt. Aber ich bedaure, daß du den hohen Ernſt, der mit einem hohen Glücke verbunden iſt, noch nicht kennſt. Wahrlich, ich ſage dir, nichts iſt ſo rein, ſo hoch, ſo erhebend wie das Glück. Des ſchönſten Glückes Kern iſt gewiß der ſchönſte Ernſt. Ueber deinen Vorwurf bin ich ganz ruhig. Marie iſt heiter. Das iſt mir genug. Wäre in jenen glücklichen Stunden irgend eine befleckende Sekunde, auf dem reinen Spiegel dieſer Seele hätte ſich eine Trübung geäußert. Aber ſie iſt heiter und fleckenlos glücklich. — Fahre du fort mit deinen Ermahnungen, wie du willſt; aber Eines verbiete ich dir mit dürren Worten: Keine, auch nicht die leiſeſte Verdächtigung gegen Marie;

erlaube dir nicht irgend eine, auch nicht eine berechtigte Berechnung bei dieſem uneigennützigſten, hingebendſten Geſchöpfe vorauszuſetzen. — Sie liebt, das iſt Alles. — Du haſt gut von Opfern ſprechen, die ich ihr bringen müßte. Als ob das ſo leicht wäre, ihr ein Opfer zu bringen, ihr, die zu jedem bereit iſt und jedes dargebrachte zurückweiſt. — Als ich ihr von Heirath geſprochen, ſchüttelte ſie den Kopf. — „Die Verhältniſſe," ſagte ſie, „ſind zu verſchieden; ſind nicht nach Heirath."

„Glaubſt du, daß ich den Widerſtand meiner Eltern nicht beſiegen könnte?"

„Gewiß könnteſt du das, aber du ſollſt für mich keine Hinderniſſe beſiegen; du ſollſt nicht in den geringſten Widerſtreit gerathen um meinethalben; ich ſoll in deiner Familie, in deinem Leben nicht das kleinſte Wölkchen machen."

„Haſt du nicht ein Recht darauf, meine theure Marie, daß ich Alles für dich thue und dulde?"

„Ja, ich habe dieſes Recht, und ich ſchenke es dir. Wozu Verdruß und Hin- und Herreden und alle dieſe häßlichen Sachen? Sind wir nicht ſo glücklich?"

Kennteſt du ſie, mein Freund, ſäheſt du ihr nur eine Secunde ins Auge, du wüßteſt, daß Das alles ſo wahr iſt, wie das Lallen eines Kindes — leider zu wahr für mich, denn ich bin entſchloſſen, ſie zu meinem Weibe zu machen, und fürchte die Hinderniſſe nur von ihrer Seite. Sie iſt ein eigenthümlicher Charakter. Jeder Gedanke, jedes Gefühl, jeder Entſchluß, den ſie faßt, ſchlägt ſo ſchnell und ſo ſtarke Wurzel, umrankt ihr ganzes Weſen mit einer ſolchen Energie, daß ſie ihm angehört und ſich ſeiner Herrſchaft nicht mehr entziehen kann. So weiß ich, daß ſie jetzt ganz ihrer Liebe angehört, ſo fürchte ich, daß ſie von unſerm Glücke, wie es jetzt iſt, nicht laſſen kann, daß ſie irgend eine andere Form deſſelben nicht annehmen würde. In der That iſt es ſo ſchön als möglich. Die letzten Tage haben wir auf die herrlichſte Weiſe verlebt.

Der alte General Graf B . . . hat auf ſein ſechs Meilen von hier gelegenes Schloß zu ſeinem ſiebenzigſten Geburtstag alle in dieſer Gegend noch lebenden Kriegskameraden von Anno 13 geladen. Der alte Wachtmeiſter Haller, ehemals ein Liebling des Generals, durfte nicht fehlen. Mit ſeinem Kreuz auf dem Invalidenrock marſchirte er ab, nachdem er ſeine Glocken einem andern alten Soldaten übergeben, und blieb volle fünf Tage aus. O dieſe fünf Tage, für mich fünf Jahrhunderte der Wonne, der reichſten Genüſſe.

Gleich am erſten Tage verabſchiedete ich mich von meinen Eltern unter dem Vorwande einer geologiſchen Wanderung und ging zu Marien. Mit dem erſten Schritte über ihre Schwelle gab ich der Welt hinter mir einen Stoß, ungefähr wie Tell dem Schiffe des Landvogts, als er ans Land ſprang. Ich ſchob den Riegel vor die Thür, und meine Welt war abgeſchloſſen. — Ein glücklicheres Paar iſt wohl ſelten zu ſehen hier unter dem wandelnden Mond. Das Schönſte war die Ruhe, mit der wir uns freuten; das Glück des Zuſammenſeins genügte uns. Die Grundmelodie unſeres harmonievollen Idylls war wohl die Melodie zu:

Hand in Hand und Lipp' auf Lippe,
Liebes Mädchen, bleibe treu.

Wie Philemon und Baucis ſaßen wir ruhig neben einander auf der Ofenbank und ließen draußen die Sonne ſcheinen, die Blüthen duften und die Vögel ſingen. Was wir ſo lange vergebens gewünſcht hatten, uns ruhig, ohne Beſchränkung der Zeit, ohne Haſt auszuplaudern, Eins das Andere in Ruhe genießen, anſehen, anhören zu können, etwas mit einander zu leſen, Das alles war uns nun in vollem Maße gegönnt. Nach dem hohen Genuß, ſchweigend und ſinnend, ſich in ſein Glück vertiefend neben einander zu ſitzen, haben wir gelechzt. Wie oft dachte ich dein mit einer gewiſſen Schadenfreude, dein und deiner Bedenken, ob ein ſolches Mädchen vom Lande mit ſeiner Bildung und ſeinem Benehmen zu mir und in die Geſellſchaft, in der ich zu leben beſtimmt bin, paſſe. Die Tochter, die ich ihr vorlas, nahm ſie mit einem Verſtändniß auf, daß ich mir hundert Mal ſagte, wie ſie nach kurzer Zeit alle die Damen einer gebildeten Geſellſchaft beſchämen würde. Ihre Anmuth, um die ſie, wie um ihre Hände und Füße, jede Herzogin beneiden könnte, war mir längſt bekannt — dieſe Bildungsfähigkeit, oder beſſer, dieſe urſprüngliche Bildung des Geiſtes und des Gemüthes dazu, und ich fordere dieſe ganze Geſellſchaft, die ich mit ihr entbehren kann, in die Schranken. — Gegen Mittag ging man an die Bereitung einer kleinen Mahlzeit, und ich half treulich mit in der Küche. Da ertönte die Glocke. Aus alter, lieber Gewohnheit umarmte und küßte man ſich, ſo lange die Glocke tönte, und als das Ave kam, lächelte man, daß man ſich nicht zu trennen brauchte. — Dann ſaß ich vor einem ſchön gedeckten Tiſche und durfte nicht von der Stelle und mußte mich bedienen laſſen. Wir aßen Beide mit friſchem Appetit, wie Kinder, wenn ſie im Spiele Mahlzeiten halten. Nach Tiſche ſtiegen wir hinauf in das liebe kleine Stübchen, das ich ſeit jenem Gewittertage, ſeit jenem glücklichen Tage nicht geſehen hatte. Ich mußte mir ſagen, daß ich heute noch glücklicher bin, und ich dachte unwillkürlich an Goethe, der dieſe höchſte Poeſie des ruhevollen Glückes verſteht, weshalb er ſo oft mißverſtanden wird von den Leuten, die nicht wiſſen, daß Ruhe ſo viel bedeute, wie Tiefe — daß nur in Ruhe ſich das Unendliche faſſe, und daß die unruhige Leidenſchaft nur das Vergängliche, das Momentane darſtelle.

So tiefe Ruhe, wie da träumt der Fromme,
Daß ſie nach heißem Kampf ihm überkomme,
So tiefe Ruh, wie junge Liebe denkt,
Daß ſie nach ſchönem Kuß ſich niederſenkt —

ſolche tiefe Ruhe, ihrer ſelbſt bewußt, deshalb doppelten und dreifachen Genuſſes fähig, gab unſern Tagen den Ton und die Stimmung. Ich weiß nicht, welchen von ihnen der Preis gebührt; erzählbar iſt nur der letzte. —

Ich erhob mich, der Verabredung gemäß, ſchon vor Tagesanbruch vom Lager, und als ich zu Marien kam, fand ich ſie ſchon angekleidet und zum Aufbruch gerüſtet. Wir wollten ungeſehen aus dem Dorfe kommen und den Tag in Wald und Feld verbringen. Das ganze Dorf lag noch im tiefſten Schlafe, als wir an den letzten Häuſern vorbeihuſchten; nur die Brunnenröhre murmelte, und die Schwalben zwitſcherten. Ein Kalb, das man im Dorfe die Nacht durch weiden ließ, blökte uns freundlich an und machte uns einige Freudenſprünge vor. Marie drückte mir den Arm und lachte vor Seligkeit. Sie war ſo friſch und blühend, wie ich ſie noch nicht geſehen hatte. Sie trug ihr Sonntagskleid von blauem, leichtem Merino; über den Kopf hatte ſie eine Art von ſchwarzem Schleier oder Tuch geworfen, das ſie nach der Weiſe unſerer Bäuerinnen vorn unter dem Kinn zuſammenband. Schwarz und Blau ſcheint mir die ſchönſte Farbenkombination, beſonders ſeit ich ihr blaues Auge mit den ſchwarzen Wimpern und Brauen kenne; denn ſie hat ſchwarze Wimpern und ſchwarze, feine Augenbrauen, trotz dem blonden Haar. — Laufend kamen wir ins freie Feld, wo ſchon die Lerchen ſangen und die Thaue zu glänzen anfingen, obwohl der kleine Bach noch ſo laut plauderte, wie er nur in dunkler Nacht zu thun pflegt. Wir eilten, ſo fern als möglich vom Dorfe zu kommen, und ſprachen wenig; nur daß wir uns von Zeit zu Zeit anſahen und lachten und die gute Idee dieſer Wanderung nicht genug preiſen konnten. Jeder ſuchte das Verdienſt der Erfindung dem Andern zuzuſchieben. — Auf einem Hügel angekommen, blickten wir zurück und überſchauten die Gegend und unſer Dorf. Unſre Gegend iſt nicht ſchön; es hat Alles einen kleinen Charakter und nichts Erhebendes; aber in der Morgenbeleuchtung, hier und da von Nebeln verhangen, hatte ſie doch etwas Romantiſches, und Friede wehte aus allen Winkeln. Das Haus meines Vaters mit dem rothen Dache und den blechernen Thürmchen ragte ſtolz aus dem Dorfe hervor, ſtolzer als das kleine Schloß; links im Thale lagen nach einander den Bach entlang ſeine Hämmer mit dem großen, alten

Verwaltungsgebäude, das noch vom vorigen Jahrhundert her roth und weiß angeſtrichen iſt und mit breiten Rundbogenfenſtern glänzt. Auf einem fernen Hügel, uns gegenüber, machte ſich eine große Meierei breit, die ebenfalls meines Vaters Eigenthum iſt. — „Siehſt du,“ ſagte ich zu Marie, auf deren Schultern mein Arm lag, „ſiehſt du, Das alles ſoll dein ſein!“ — „Weiche von mir, Verſucher!“ liſpelte ſie und zuckte die Achſeln und wurde traurig. — Zum Glück fing eben die Morgenglocke zu läuten an; dieſem Zeichen konnte unſere holde Gewohnheit nicht widerſtehen, und ſie lag in meinen Armen, ſo lange die Glocke läutete — zum erſten Male bei der Morgenglocke.

Dann ging es weiter den Hügel hinab, und das Dach verſchwand, und wir waren in einer ganz neuen, fremden Gegend, fern von unſerer Welt. Noch über eine Reihe von Hügeln, dann begann ein ſchöner Laubwald, der uns in ſeine Dämmerung verſchlang, eben als die übrige Welt in der ſchönſten Morgenſonne zu leuchten begann. Zu uns kam die Sonne nur in gebrochenen Strahlen, oder im Wiederſchein eines Thautropfens, oder als goldene Blättchen, die auf dem Wege lagen. In den Zweigen buſchte, raſchelte und ſang es. Käfer und Mücken ſuchten den Weg in die Sonnenſtrahlen und ſummten ungeduldig, daß ſie mit ihrem Zickzackfluge immer wieder von den Lichtpfaden abkamen. Wie mit raſchem Entſchluſſe erhoben ſie ſich plötzlich und fuhren laut ſummend wie im Triumphe graden Weges aus der Dämmerung heraus in die Sonne. Marie ſah und hörte Alles; nicht der geringſte Vorgang im Leben der Blätter, Gräſer und der kleinen Thierchen entging ihr; ſie errieth alle ihre Wünſche und Schickſale und ſprach mit einer Ueberzeugung davon, wie ein glückliches Kind, und mit einer märchenhaften Einſicht, als wäre ſie die kluge Frau des Waldes. Nie war ſie wegen der Erklärung irgend welcher Erſcheinung in Verlegenheit und brachte ſo manchen holden Unſinn hervor, der mich laut lachen machte; das ermunterte ſie nur, und der holde Unſinn wurde zu ganzen Märchen, die ſich an Blumen, Steinen, Bäumen und Ameiſen auf unſerem Wege fortſpannen. — Es iſt wunderbar, wie in ihr, neben dem klarſten Verſtande, Phantaſie und Gemüth unabhängig fortarbeiten und ihr Alles bedeutend machen, was in ihr Leben tritt, und ſei es das Aeußerlichſte und Zufälligſte. Sie hat das, wie ich aus mancherlei Erzählungen entnahm, von ihrer Mutter. Dieſe ſtarb, weil ſie bei einem Beſuche am Grabe ihres Mannes ſtolperte und auf das Grab fiel. Sie nahm das als Vorbedeutung und ſtarb in demſelben Jahre, nachdem ſie Alles mit Ruhe geordnet hatte. Ihrer Tochter hinterließ ſie die Regel, ſich von der Welt fern zu halten, denn jede Berührung mit dieſer, jede Veränderung im Leben habe verhängnißvolle Folgen, die unberechenbar und unabwendbar ſeien. Es gebe Menſchen, die gewaffnet ſeien gegen die gewaltigſten Ereigniſſe, andere erliegen einem Stecknadelſtiche, ja dem Glücke ſowohl, wie dem Unglücke. Sie, Marie, gehöre zu den letztern. Daß ein Rabe der Vermittler unſerer Bekanntſchaft geweſen, hat ihr ſchon manche trübe Stunde gebracht, und der arme Vogel hat ihre Freundſchaft verloren und iſt endlich verſcheucht worden. Umſonſt arbeite ich gegen dieſe Art, die Dinge zu ſehen; ſie wurzelt tief in ihr, wie Alles, was ſie einmal in ſich aufgenommen. Hätte ich ſie als verſtändiger und vorſorglicher Vater zu erziehen gehabt, ich hätte ihr vielleicht eine rein mathematiſche Erziehung gegeben, um dieſem Weſen ein Gegengewicht zu bieten und ſie vor ſich ſelbſt zu ſchützen.

Doch das ſchreibe ich jetzt mit kaltem Blute; auf jener Wanderung im Walde hätte ich um alle Schätze der Welt ihren ſymboliſirenden Uebertreibungen nicht Einhalt gethan; ſie berauſchten mich, ſie umwoben mich mit einer Atmoſphäre, daß ich in einem Märchen zu leben glaubte; ſie vergoldeten und erhoben mir die Welt, daß ſie mir lieb wurde, daß ich ſie in einem Lichte ſah, wie niemals.

Die Sonne ſtand ſchon hoch, als wir auf einer Lichtung ankamen, von der aus man das Land nach zwei Seiten hin überblicken konnte. Marie war müde, denn es war heiß geworden, und ſie war früh aufgeſtanden. So lagerten wir uns in das Moos unter einem alten knorrigen Eichenbaum. Sie lehnte ihr liebes Köpfchen an meine Bruſt, plauderte immer weiter, und während ſie plauderte, näherte ſich der Schlummer, den ſie dieſen Morgen zu früh verlaſſen hatte, machte ſeine Rechte geltend und drückte ſanft ſeine Hand auf die beiden blauen, lieben Sterne. Während ſie ſchlief, hatte ich mit Anſchauen des holden Geſichtes genug zu thun — aber je länger ich es anſah, deſto trauriger wurde ich, ohne zu wiſſen, warum. Neben der holden Ruhe lag ein Zug von Melancholie darauf, der mir zu Herzen ging, und dämoniſcherweiſe kam mir einmal übers andere der Gedanke: So würde ſie ausſehen, wenn ſie todt wäre. Und im vollſten Genuſſe meines Glückes erinnerte ich mich an alles Elend, das dieſes Leben erfüllt oder bedroht, und da ſchien mir ein ſolcher friedlicher, ewiger Schlummer unendlich wünſchenswerth, für mich und für ſie. Wie der Chor in der griechiſchen Tragödie, der beim höchſten Glücke vor dem Neide der Götter zu warnen anfängt und jene ſelig preiſt, die ausgekämpft — ſo ſtand Etwas neben mir und außer mir, das ſolche Lieder ſang. Ich ſchüttelte mich vor Schauer, und Marie erwachte. Ein Blick in ihre Augen, und die behagliche, unheimliche Stimmung verſchwand.

Wir wanderten weiter, Arm in Arm, den Berg hinab, durch ein breites Thal, in der Geiſterſtunde des Mittags, da die Gegenſtände keinen Schatten haben und eben darum unwahrer erſcheinen, ſo zu ſagen, abſtrakt. Alles ſchwieg; die hohen Saatfelder rechts und links ſtanden aufrecht und ruhig, und die Aehren glühten. Man horchte vergebens nach einem Laut. In einem Kornfelde lag ein Wanderburſche mit dem Geſicht zur Erde gedreht und ſchlief; auf der Schläfe, die ſichtbar war, ſtanden große Schweißtropfen. Marie ging auf den Fußſpitzen, ſchloß ſich enger an mich, und wir wandten uns einem Gehöfte zu, das freundlich hinter Linden verſteckt lag. Unter einem der Bäume waren Tiſch und Bänke angebracht; dahin ſetzten wir uns und wurden, da uns der Hund ankündigte, von einer hübſchen jungen

Frau, ſo einer Goethe'ſchen Pächterin, ſehr gaſtlich empfangen. Ich ſtellte uns als Bruder und Schweſter vor, und daran anknüpfend erfand Marie gleich eine ganze Geſchichte, im übermüthigſten Tone, wie unſer Vater, Verwalter des Grafen P…, von einem Gute auf das andere verſetzt ſei — die Pächterin hatte richtig von der Verſetzung ſprechen hören — wie unſre Habſeligkeiten auf der großen Straße dahingebracht würden, wir es aber vorgezogen hätten, durch das ſchöne Land abſeits von der Straße zu wandern, um bei dieſer Gelegenheit die Ruinen des Schloſſes Kaiſer Karls IV. zu ſehen ꝛc. Wie ich, der Bruder, der eigentlich zur Advokatur beſtimmt geweſen, nun auch in die Landwirthſchaft eintreten werde, weil ich als Student auf der Univerſität tolle Streiche gemacht und nichts gelernt hätte. Darauf kam eine lange Reihe toller Streiche, die ſie mit ausgelaſſenſter Phantaſie erſann und in deren Aufzählung ſie ſich durch nichts ſtören ließ. Aber nach und nach wurden aus tollen Streichen wahre Großthaten und ich aus einem Taugenichts ein romantiſcher Held, der das Unerhörteſte gethan und ſich immer für ſeine Freunde aufs Großmüthigſte geopfert. So nimmt in dieſem Kopfe Alles, Dichtung und Wahrheit, am Ende eine Wendung zum Ernſthafteſten und Romantiſchſten. — Für dieſe Märchen bewirthete uns die gute Frau, ſo gut ſie konnte, mit Allem, was eine ſolche Meierei aufzubieten vermag. Zuletzt brachte ſie uns noch ihr Kind, einen hübſchen weißköpfigen Jungen von drei Jahren, der für Marie ſofort eine lebhafte Neigung faßte. — Wie ſie ihn auf dem Schooße hielt, ſah ſie aus wie eine vorraphaeliſche Madonna, und wie ſie mit ihm ſpielte und ihm Geſchichten zu erzählen anfing, hatte ich allerlei ernſthafte und ſchöne Gedanken. Sie mochte Aehnliches gedacht haben, denn von Zeit zu Zeit hielt ſie im Spielen und Erzählen inne, ſah den Knaben lang und ernſthaft an und erröthete, ohne ſich nach mir zu wenden. Endlich, da die Schatten länger wurden, mußten wir aufbrechen, wir nahmen herzlichen Abſchied und gingen. Lange hörten wir noch den Jungen, der nach Marien ſchrie. „Na, ſieh mal das

Kind!“ ſagte ſie gerührt und blieb mehrere Mal ſtehen, um ihm noch einen Gruß zuzuwinken.

Wir wanderten dem Bache nach, der aus dem Querthal in das Hauptthal führte, an deſſen Ende unſer Dorf liegt. Wirklich war es, wie Marie der Pächterin ſagte, unſre Abſicht geweſen, das Schloß Kaiſer Karls IV. zu beſuchen, aber jetzt war nicht mehr daran zu denken, und in der That, wir bedurften keines Reiſezweckes und keines äußern Gegenſtandes, um den Tag abzukürzen oder auszufüllen. Ich mußte Marien von meiner Vergangenheit, von unſrer Häuslichkeit, von meiner Mutter erzählen; ſobald ich aber auf unſre Zukunft kam und mit ihr ſchwärmen wollte von den Tagen, die da kommen ſollten, lenkte ſie das Geſpräch immer wieder auf die Vergangenheit. — Der Abend war da, ehe wir uns deſſen verſahen, aber wir hatten keine Urſache, deßhalb ſchneller vorwärts zu ſchreiten. Wir ſchlenderten ſo fort in angenehmer Dunkelheit und kamen erſt ſpät in der Nacht am Dorfe an. Ich ſtand mit Marien an der Thür ihres Hauſes; ſie griff unter die Schwelle, wo der Schlüſſel verſteckt war und ſchloß auf. In der Thür ſtehend, legte ſie beide Arme auf meine Schultern und ſagte mit bebender Stimme: „Max, mein Freund, mein theurer Max — wie glücklich —“ Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter ſprechen; ich wollte ſie beruhigen, aber bevor ich ein Wort geſprochen, war die Thür zugefallen und der Riegel vorgeſchoben.

Ende Juni.

Mein Freund! Es wäre ſchrecklich, wenn jene ſchönen Tage der Höhepunkt unſeres Glückes geweſen wären; wenn es jetzt abwärts ginge in dunkle Schluchten ohne Sonne und Blumen! Das iſt eine der traurigſten Seiten unſers Lebens, daß es von einer Stunde zur andern nicht die geringſte Sicherheit gibt! Das iſt ein Gemeinplatz, aber wenn man ſelber die Erfahrung macht, iſt ſie immer neu und traurig. Zwar berechtigt mich nichts

Poſitives zu dieſen Jeremiaden, aber ich bin verdrießlich. — Seit ich dir geſchrieben, habe ich Marie kaum geſehen. Der Oheim kam von ſeinen Invalidenfeſten und dem langen Marſche ganz ermüdet zurück und überließ ſein Glöckneramt auf unbeſtimmte Zeit dem Stellvertreter. Da tönen mir nun die Glocken nutzlos und zwecklos, und ich ſtehe am Fenſter und ärgere mich, ſo lange es läutet. Nur einen Augenblick in allen dieſen Tagen gelang es mir, Marien im Garten zu ſprechen, und da hatte ſie mir auch nichts zu ſagen, was mich aufgerichtet hätte. — Der alte General Graf B. hat durch den Oheim erfahren, daß noch eine Tochter ſeines Lieutenants da ſei, und will nun für ſie ſorgen. Seine Tochter, die Baronin L., ſoll ſie zu ſich in die Stadt nehmen, und zwar ſchon nächſten Winter — für ihre Bildung ſorgen, ihr vielleicht einen Mann verſchaffen — Freilich iſt Das alles ſo in die Luft geſprochen; der Oheim läßt Marien volle Freiheit, zu thun und zu laſſen, was ſie will, und ich kann ja auch dem ganzen Plane ein Ende machen. Doch ärgert es mich, daß ſich fremde Menſchen und Pläne in unſer Leben drängen, und ſchrecklich iſt es mir, daß ich von Marien nicht erfahren kann, was ſie zu alle Dem denkt. — Als ich ſie fragte, antwortete ſie nur mit gebrochenen Sätzen: — „Wer weiß — es wäre vielleicht am Beſten“ — „wenigſtens für dich“ — „denken wir nicht an die Zukunft.“ — Dann mußte ſie mich wieder verlaſſen, und ich ſitze da und ärgere mich und kann es nicht erwarten, ſie wieder zu ſehen, ſie zu umarmen und die ganze trübe Stimmung all der Tage in einen glücklichen Moment zu verſenken.

Den 14. Juli.

Eine Ewigkeit habe ich geſchwiegen, und doch ſchreibe ich dir in keiner glücklicheren Stimmung. Der Tag nach meinem letzten Schreiben war der Tag meiner Erlöſung, aber er war vom Zufall ſchlecht gewählt. Der Ohm trat bei einer unglücklichen Gelegenheit wieder ſein Amt an. Das ganze Dorf war in Trauer verjetzt. Eine junge, ſchöne, von Allen geliebte Bäuerin, Mutter von vier Kindern, die in den glücklichſten Verhältniſſen lebte, wurde plötzlich vom Tode dahingerafft. Das Todtenglöcklein verſetzte die ganze Gemeinde in die größte Niedergeſchlagenheit; überall Klagen und Weinen, das ſich wiederholte, als ſich ſechsunddreißig Stunden ſpäter beide Glocken in Bewegung ſetzten, um mit ihrem Heimatsklange den Sarg zu begleiten, der, vom halben Dorf gefolgt, auf den Kirchhof der nächſten Stadt gebracht wurde, da wir in unſrer kleinen Gemeinde ſelbſt keinen haben. Das Geläute dauert bei ſolcher Gelegenheit ſo lange, bis man von der Höhe des Thurmes die Beerdigung auf dem fernen Friedhofe als beendigt erkennt — d. i. beinahe zwei Stunden, da ſich ein ſolcher Zug ſehr langſam bewegt. — Ich hatte Marien ſeit ſo vielen Tagen nicht geſehen, ihre Erzählung von den Plänen des alten Grafen, die Art, wie ſie dieſelben aufnahm, alles Das beunruhigte mich, verſetzte mich während der ganzen Zeit in die fieberhafteſte Aufregung, ſo daß ich von dem Unglück des ganzen Dorfes kaum berührt wurde und an nichts dachte, als wie ich wieder zu Marie gelangen könnte. — Was Wunder, daß, als das Grabgeläute erſcholl und ich wußte, daß der Oheim wieder an der Glocke war, ich mich ſogleich aufmachte und zu Marien eilte. — Aber ich fand die Thür verſchloſſen, und als ich pochte, öffnete ſich das Fenſter, und Mariens lieber Kopf erſchien hinter den Reſedatöpfen.

„Ich wußte, daß du kommſt, ſobald die Glocken läuten,“ ſagte ſie in vorwurfsvollem Tone, — „und ſeien es auch Todtenglocken, und habe mich darum eingeſchloſſen. Heute darfſt du nicht herein, lieber Max, — ſieh, die gute, ſchöne Marianne wird begraben.“

„Wie!“ rief ich, „nachdem ich dich ſo viele Tage nicht geſehen und geſprochen, kannſt du mich hier vor deiner Thür ſo ſtehen laſſen? — ſchiebſt du mir den Riegel vor?“

„Ach,“ ſeufzte ſie und legte die Hand aufs Herz, „das ganze Dorf iſt ſo traurig, und die armen Kinder — und Alles denkt jetzt an Tod und Kummer, und wir ſollen glücklich ſein — das iſt ſo herzlos, ſo hart."

Wie ſie ſprach, ſah ſie unſäglich gut und lieb aus, daß ich ihr unwillkürlich die Arme durchs Fenſter entgegenſtreckte, aber ſie zog ſich in die Stube zurück, und unwiderſtehlich angezogen, ſprang ich ihr durch das Fenſter über die Reſedatöpfe nach. Voll Angſt, daß ich bei dem haſtigen Sprunge falle, fing ſie mich mit beiden Armen auf, und halb lächelnd, halb grollend ſagte ſie: „Das iſt nicht recht, Max, das iſt gewiß nicht recht."

„Böſes Mädchen!" rief ich, ganz glücklich, ſie wieder in meinen Armen zu halten — „kannſt du mich nach ſo vielen Tagen der Trennung ſo behandeln? — nachdem ich all die Zeit aufs Schmerzlichſte über deine Kälte, mit der du mir die Pläne des alten Grafen mittheilteſt, gebrütet habe! Haſt du denn gar kein Herz mehr für mich? War jener Tag im Walde ein Abſchiedstag?"

Obwohl Das alles ſcherzend geſagt war, erkannte ſie doch die innere Bewegung, die mich dieſe Worte ſprechen ließ, und gab es auf, mich gegen die Thür zu drängen. Ich war ſo glücklich, wieder bei ihr zu ſein! Ich war wie berauſcht; ich nahm ſie auf meine Arme und trug ſie wie ein Kind in der Stube auf und ab.

„Gewiß," wiederholte ſie, „es iſt nicht recht, ſo glücklich zu ſein — ein Glück, zu dem die Todtenglocken das Zeichen geben! — Iſt das nicht eine Sünde?"

„Kannſt du nicht auch ſündigen für mich?" fragte ich.

Gegen dieſes Wort war ſie waffenlos. Ein dunkler Wunſch, mich zu überzeugen, daß ſie mir nicht verloren ſei — nachdem ſie mir all die Tage ſo fern gerückt ſchien, ſie neu zu erringen — ein wilder Drang, mich vor mir ſelbſt als den Herrn aller ihrer Aengſtlichkeiten, aller ihrer Gefühle zu bewähren, und der Rauſch, in den mich ihre traurige, umhüllte Anmuth und das Glück des Wiederzuſammenſeins verſetzte, machten, daß ich mich ganz und ihre gefühlvollen, gewiß berechtigten Rückſichten ebenſo ſehr vergaß, wie ich den Ton der Grabesglocke überhörte. — Als ſie mich eine Stunde ſpäter zur Thür hinausdrängte, ſagte ſie, auf der Schwelle ſtehend, ruhig, aber blaß und die Hand an die Stirn legend: „Heute haben wir eine Sünde begangen. Ich nehme die Strafe und die Folgen auf mich.“

Ich kam am folgenden Tage wieder. Es wollte keine rechte Freude zwiſchen uns aufkommen. Marie war ſchwermüthig. Sie ſetzte ſich mit mir auf die Bank, nahm meine Hand und ſchwieg, ſo lange die Glocke läutete. Mir iſt ganz bange zu Muthe, als ob mir ein Kampf mit Schatten bevorſtände.

Den 17. Juli.

Mein Freund, ein Unglück! — Eine Kleinigkeit, eine Thorheit, eine äußerliche Zufälligkeit, und doch — ich kann's nicht anders nennen, Etwas wiederholt es mir fortwährend: es iſt ein Unglück. Es geſchah heute, vor wenigen Stunden. Ich war bei Marien; die Glocke läutete — ſie war wieder heiter. Sie ſtand am Herd, ich neben ihr, den Arm um ihren Hals. Wir plauderten. Plötzlich ein ſchauerlicher, unheimlicher, durch und durch häßlicher Ton. Die Glocke war geſprungen. Marie fuhr zuſammen; ich fühlte, wie ihr Leib unter meinem Arm durch alle Nerven erzitterte; der letzte Blutstropfen floh aus ihrem Geſichte, ſie fuhr ſich mit beiden Händen über Stirn und Scheitel und ſah mich ſtarr an mit entſetzten Augen. Ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt. Ich faßte mich ſchnell und ſuchte ſie zu beruhigen, aber ſie hörte nicht und antwortete nur mit einem ſchmerzlichen Lächeln: „Siehſt du's nun? Siehſt du's? — Ich nehme Alles auf mich.“ So ſprechend, ging ſie ruhig in die Stube. Ich ſtürzte fort und fand das ganze Dorf in Aufruhr. — Die geliebte Glocke, der Stolz des Dorfes, ſein ſchönſter Schatz war ja dahin! Alles ſtürzte der Kirche zu, um den kaum ſichtbaren Sprung zu betrachten. Bei der Gelegenheit erfährt man, daß die Glocke beinahe zweihundert Jahre lang zu Leid und Freud des Dorfes geklungen. Seit Stunden ſpricht man nur von dem Unglück, und

Jeder knüpft ſeine Betrachtungen daran, und Niemand weiß, was ſie mir geweſen — und mir iſt, als wäre ein ſchöner Ton aus meinem Leben geſchieden für immer.

Den 21. Juli.

Der Ton der Glocke iſt gräßlich. Man fährt fort, ſie zu läuten, weil man keine andere hat; manchmal verſucht man es mit dem Todtenglöckchen, mit dem ehemals im alltäglichen Leben nur das Ave Maria geläutet wurde. Und die zerſprungene Glocke, wie das Ave Maria-Glöckchen — ich erinnere lieber an ſeine heiterere Beſtimmung — geben den Ton unſerer Liebe an, ſind die Stimmgabeln für unſere Harmonie geworden. Iſt das nicht ſchrecklich? — Bin ich nun bei Marien, horchen wir unwillkürlich dem Geläute. Iſt es die geſprungene Glocke, denken wir Beide, daß unſer Glück einen Riß bekommen, wenn wir es uns auch nicht ſagen; iſt es das Ave Maria-Glöckchen, dann denken wir aus alter Gewohnheit nur an Scheiden. Der Oheim iſt verdrießlich geworden, denn es hat ſich im Laufe der Jahre zwiſchen ihm und der ſchönen Glocke ein intimes Verhältniß gebildet, und er kann ihren Tod nicht verſchmerzen. Er bildet ſich ein, Mariens Traurigkeit entſpringe aus dem langweiligen Leben mit ihm, und ſpricht davon, ſie nächſtens dem alten Grafen vorzuſtellen, daß er ſie nach der Stadt zu ſeiner Tochter ſchicke. — Ich habe Marien vorgeſchlagen, dem Unbehagen ein Ende zu machen und meinen Eltern meine Liebe und den Entſchluß, ſie zu heirathen, mitzutheilen. — „Um Gotteswillen nicht!“ — rief ſie entſchieden — „warum den Kummer deiner Eltern noch zu meinem Unglücke fügen?“

„So biſt du unglücklich, Marie?“ —

„Nicht durch dich, nicht durch unſere Verhältniſſe; ich bin es durch mich. Du biſt es auch ſeit einiger Zeit, und du biſt es durch mich. Siehſt du, ſo wäre unſere Ehe; ſie iſt nicht gut eingeläutet! Darum ſoll auch nichts daraus werden, aber ich kann ohne dich nicht leben.“

Sie ſchwieg: dann fuhr ſie fort: „Erinnerſt du dich des holden Kindes, mit dem ich bei der Pächterin geſpielt habe? Das Glück der Pächterin iſt mir nicht beſchieden, — vielleicht iſt das eine Strafe, vielleicht ein Verhängniß.“

Solche Andeutungen verrathen mir ihre geheimſten Gedanken, denen ſie nicht klare Worte zu geben wagt. Was andere Mädchen bei einem ſo innigen Zuſammenleben ängſtigen würde, ängſtigte ſie im entgegengeſetzten Sinne — zugleich mit der Erinnerung an jene ſündhaft glückliche Stunde, da man die arme Marianne begrub. Beide Gedanken ſpielen ineinander, und es entſteht ein vages Gefühl von Tod, Sünde, Strafe, Unglück, die einen Schleier von Schwermuth um ihr Leben, Phantasmagorien vor ihre Augen weben. Alle meine Bemühungen, ſie aus dieſem Zuſtande zu reißen, ſind vergeblich, denn jeder Anhaltepunkt ergibt ſich als unfaßbar. — Aber nach und nach werde ich mit ihr myſtiſch. So hoffe ich jetzt viel von einer neuen Glocke, und da die Subſkriptionsliſte zu meinem Vater kam, bewog ich ihn, eine große Summe zu zeichnen, damit die Angelegenheit ſo ſchnell als möglich erledigt werde. Wenn nur erſt das Todtenglöcklein und das Todesgeröchel der alten Glocke verhallt ſind, die uns geſpenſterhaft verfolgen! Vielleicht wird Marie bei einem friſchen Tone wieder aufblühen und wieder heiter. Freilich, der alte Ton wird es nicht wieder ſein; das fürchte ich, das weiß ich.

Den 19. Auguſt.

Wieder habe ich lange geſchwiegen und dieß Mal nicht, weil ich zu glücklich war. Anfangs, weil ich einen Entſchluß gefaßt hatte und dir nur den ausgeführten, und wie ich hoffte, freudig und als glücklicher Verlobter mittheilen wollte. Das hat ſich leider nicht verwirklicht, und ich fürchte, dich mit meinen ferneren Klagen zu langweilen. Marie wird immer ſchwermüthiger. Nur ein entſcheidender Schritt, ſagte ich mir, kann ſie aus dieſem Zuſtande reißen; es hat ſich immer als heilſam bewährt, wenn man ſchwankende Zuſtände in feſte, genau umſchriebene verwandelte. — So blieb ich denn — es ſind heute fünf Tage — nachdem die arme Glocke ausgeläutet und Marie kaum zehn Worte geſprochen hatte, und erwartete den Oheim feſten Fußes. Marie ſah mich fragend an, ließ mich aber gewähren. Der Oheim, als er mich in der Stube fand, war etwas erſtaunt, zog ſeine alte Soldatenmütze, rief ſein Parbleu! — eines der wenigen Wörter, die er aus Frankreich mitgebracht und häufig anwendet — und fragte mich höflich, was ich wollte.

„Parbleu!“ rief ich dagegen, „wir wollen die Sache ſoldatiſch kurz abmachen; ich bin in Ihre Nichte, in Fräulein Marie, verliebt.“

„Parbleu!“ rief wieder der Oheim und ſah ſeine Nichte an, die ruhig in der Thür ſtand. „Parbleu!“ wiederholte er, „glaub's wohl! nettes Kind! Parbleu! Und dann?“

„Nun, ich möchte ſie heirathen.“

„Die Tochter eines braven Offiziers, Parbleu! Und Ihre Eltern?“

„Um ihre Einwilligung iſt mir nicht bange, wenn Sie nur erſt die Ihrige verſprochen haben.“

Der alte Wachtmeiſter ſtrich ſich den Schnurrbart, ſah mich mit einem prüfenden Blick an und murmelte:

„Parbleu! netter Kerl, gute Partie — guter Ruf — Nichts dagegen. Parbleu! Aber iſt Mariens Affaire —“

Ich wandte mich zu Marien. Sie faßte meine Hand und zog mich über die Schwelle und ſchloß die Thüre hinter ſich. Sie ſchlang beide Arme um meinen Hals, und ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen.

„Danke, mein Freund, mein theurer Freund,“ ſchluchzte ſie, „aber höre, was in mir feſt ſteht und unerſchütterlich. Du wäreſt nicht glücklich mit mir. Ich habe dich durch alle die Monate ausgehorcht; ich kenne dich beſſer, als du dich ſelber kennſt; du mußt in der Welt leben, du mußt das Leben genießen und thätig ſein im Großen, im Gewühle der Welt und der Unternehmungen.

Anders iſt kein Glück für dich; ich bin für die Einſamkeit gemacht, nur für Den, den ich liebe, und für mich. Wir können nicht zuſammengehen. Wie du dich hier, bis wir uns zuſammenfanden, gelangweilt haſt, ſo würdeſt du dich bald mit mir langweilen. Das alles ſehe ich klar. Aber es iſt noch Vieles da, das ich nicht klar ſehe und das eben ſo wichtig iſt und uns eben ſo ſehr, vielleicht noch ſtärker trennt. Was ich an Glück in dieſer Welt genießen ſollte, habe ich genoſſen; was davon noch übrig iſt, werde ich genießen, dann wird es aus ſein. Ich weiß noch nicht recht wie, aber es wird zu Ende gehen. Dir danke ich Alles — ſo viel Glück, als Andere in einem langen Leben nicht kennen lernen, und wenn du mich jetzt von dir ſtießeſt, anſtatt um mich zu werben, ich wäre dir dankbar bis zum Tode. — Mache dir niemals Vorwürfe meinetwegen, was auch immer kommen möge. — Ich bin glücklich, alle Schuld mit mir zu nehmen.

„Welche Schuld?“ fragte ich erſchüttert.

„Ach, ſchweigen wir davon, nennen wir es nicht — es iſt ja Alles gut“ — ſagte ſie abwehrend. — „Wir werden,“ fuhr ſie fort, „noch ſo glücklich ſein und noch ſo lange, als es geht. — Du kannſt jetzt kommen, ſo oft und wann du willſt — aber denke nicht an Heirath, mein Freund. — Einſt wirſt du heirathen und glücklich ſein, ich verſpreche es dir. Ich bin zufrieden, das vorübergehende Glück deiner Jugend geweſen zu ſein; das war meine Beſtimmung.“ — Sie brachte Das alles ſo ſchnell, ſo aufgeregt und doch ſo entſchieden hervor, daß es mir unmöglich war, ihr ins Wort zu fallen. Endlich, da ſie ermüdet und tief athmend ihren Kopf auf meine Bruſt fallen ließ, ſagte ich:

„Aber, Kind, welche Schuld? Welche böſe Träume plagen dich?“

Sie erhob ihren Kopf, ſah mich mit großen, vorwurfsvollen Augen an und ſagte, indem ſie ſich wie in Froſt ſchüttelte: „Denkſt du nicht jener Stunde? Die Todtenglocken läuteten; ein liebes gutes Weib trug man zu Grabe, vier Waiſen waren in unſerer Nähe, Alles weinte, Alles war von Todesſchauern, von Mitleid, von Barmherzigkeit erſchüttert — wir vergaßen Gott und Menſchen, alle Geſetze, alles Leiden der Andern, und wir freuten uns und waren glücklich. Iſt das keine Schuld? Das iſt ſchlimmer als ein Mord — gewiß, das muß geſühnt werden. Das iſt gewiß, o ſo gewiß!“

Mit Schrecken erkannte ich die Krankheit dieſer zarten, empfindlichen Seele. Sie mißverſtand den Ausdruck meines Geſichtes und ſagte lächelnd mit einem beruhigenden Tone:

„Sei getroſt! das Sühnopfer iſt gefunden und auserwählt.“

Mein Freund! Der Seidenwurm, der vom Zweige fällt, an das er ſein zartes Geſpinnſt hängen wollte, macht keinen zweiten Verſuch, hinaufzuſteigen; er rollt ſich in ſich zuſammen und ſtirbt. Eben ſo thut er, wenn man ſein zartes Geſpinnſt unſanft berührt. Man erzählt auch von der Schwalbe und von andern Vögeln, daß ſie den Bau ihrer Neſter unterbrechen und aufgeben, wenn eine fremde Hand irgend einen ſtörenden oder unreinen Gegenſtand herbeigetragen. Solche Seelen gibt es, die ſich aufgeben, wenn in den reinen Bau, in das zarte Geſpinnſt ihres Lebens etwas geworfen wird, das ihnen fremd, das eine Schuld iſt. Ja, es iſt genug, daß es nur den Schein einer Schuld trage. Du kannſt mit der Schwalbe und mit dem Seidenwurm nicht rechten, du kannſt ſie nicht aufwecken zu einem neuen Bau, zu einem neuen Leben — ihnen gebietet ihre Natur, und ſie geben ihr Neſt auf und ihr Leben.

Und ſo ſchreibe ich dir betrübt und hoffnungslos, da ich gehofft hatte, dir als glücklicher Verlobter ſchreiben zu können.

Den 1. September.

Unglück, ſollſt willkommen ſein, kommſt du nur allein! Ein Sprüchwort, ein Wahrwort. Aber das Unglück wächst nur in Familien wie gewiſſe Bäume. Wo eines aus dem Boden ſprießt, kann man ſicher ſein, bald ein anderes nachwachſen zu ſehen!

Es war für Marien an jenem unglückſeligen Begräbnißtage und an der geſprungenen Glocke genug. Nun mußte noch etwas hinzukommen. Erinnerſt du dich der ſchönen Pächterin, von der ich dir geſchrieben und die wir vor zwei Monaten auf unſerer glückſeligen Wanderung kennen lernten? — Doch ich muß dir erzählen, wie wir wieder zu ihr kamen.

Die geſprungene Glocke wurde aus dem Thurme genommen. Mit ihr und mit der geſammelten Summe wurde der Oheim in die Stadt geſchickt, um beim Glockengießer eine neue einzutauſchen oder zu kaufen. Wir waren wieder allein, ganze Tage allein wie damals; wir waren wieder glücklich, aber es war ein verſchleiertes, ein dunkel verſchleiertes Glück. Wir ſind ja Beide nicht mehr ſo hoffnungsvoll wie damals. Marie immer voll Liebe und Güte und Anmuth, ja ſelbſt immer lächelnd, aber immer auch wie in ein Schickſal ergeben. Ich hoffte, die alte Stimmung in ihr zu wecken, wenn ich ſie wieder dieſelben Wege führte, und ich ſchlug ihr vor, die Pächterin und ihr Kind zu beſuchen, von dem ſie immer mit Liebe geſprochen hatte. Sie nahm den Vorſchlag mit Freuden an, und ich richtete es ſo ein, daß Alles ſo war wie damals. Mit Tagesanbruch gingen wir, ich ſuchte dieſelben Wege auf, und es war ein eben ſo heiterer Tag wie damals. Nur die Saaten fehlten; hie und da ſahen uns traurige Stoppelfelder an. In der Natur war nicht mehr jene Fülle des Lebens, und Marie erzählte nicht ſo viele Märchen. Wir ſprachen viel und ernſt — über Gegenſtände, die uns nichts angingen. Wir fühlten Beide den Unterſchied zwiſchen einſt und jetzt, und trotz manchem Scherz waren wir Beide gedrückt. Wie, um mich um Verzeihung zu bitten, gab mir Marie von Zeit zu Zeit einen Kuß, und wie, um mir zu ſagen, daß ſie mir jetzt nicht ferner ſtehe als damals, drängte ſie ſich, an meinem Arm hängend, eng an mich und nannte ſie mich mit den liebevollſten Namen. — Um Mittag ſaßen wir wieder auf der Bank unter der Linde; wir ſchlugen in die Hände, um Jemand herbeizulocken. Die Pächterin kam — aber wie war ſie verändert —

blaß, eingefallen, um zehn Jahre gealtert. — „Was iſt Ihnen geſchehen," rief Marie erſchrocken und eilte auf ſie zu — „wo iſt Ihr Kind?" fragte ſie raſch weiter ...

„Sie haben es ſchon errathen," antwortete die Frau, indem ſie reſignirt die Hände in einander legte. — „Mein Kind iſt todt. Es ſtarb kaum vierzehn Tage nach Ihrem Beſuche ..."

Marie wandte ſich mit Heftigkeit zu mir, und aus ihren Blicken erkannte ich, daß ſie das Unglück wieder auf ſich bezog. Sie ſchüttelte bitter lächelnd den Kopf und ſetzte ſich, die Hand der Frau ergreifend, mit dieſer auf die Bank. — Schweigend ſaßen wir lange da, ſchweigend nahmen wir Abſchied, und ſchweigend wanderten wir nach Hauſe. Bei hellem Tage kamen wir am Dorfe an; Marie ließ ſich dadurch nicht beirren; ſie bemerkte es kaum, und an meinem Arme ſchritt ſie durch die heimkehrenden Männer und Frauen, die uns erſtaunt betrachteten und lächelnd grüßten.

„Ein ſchönes Paar!" rief eine Gevatterin; „auf wann die Hochzeit?"

Marie hörte es nicht; ſie war in ſich verſunken, blaß und ſtumm. ... Mein Freund, ihr Gemüth iſt gefährlich krank, und unglückſeligerweiſe kommt ſo jeden Augenblick etwas hinzu, die Gefahr zu ſteigern. Die ganze Luft ſcheint mir voll von unſichtbaren böſen Geiſtern. Schon iſt mir der Gedanke gekommen, ob nicht irgend eine gewaltige Kriſis, vielleicht ſogar eine regenerirende Krankheit zu wünſchen wäre. Doch nein! Gott bewahre. Dieſes zarte Gebäude würde einem unholden, tobenden Gaſte nicht widerſtehen können. Ich bitte dich herzlichſt, ſchreibe mir bald und gib mir einen Rath. Hätte ich es bei Marien mit Leidenſchaften, mit Unverſtand oder etwas der Art zu thun, ich würde damit fertig — aber dieſe Ahnungen, dieſe Schwermuth, dieſe Unfaßbarkeiten des Gemüthes finden mich ganz und gar hülf- und waffenlos. Verdammt ſei die Romantik unſerer ganzen Bildung, die uns Allen in den Gliedern ſteckt und die einem Blätterrauſchen, einem Quellenmurmeln, einem Glockenton mehr

Gewalt einräumt, als dem vernünftigſten Gedanken. Kämpfe du mit Schatten, die unſterblich ſind und deren Glieder, nach jedem Schwerthieb, ſich wieder aneinander ſchließen. Lebe wohl!

Den 20. September.

Du drängſt und willſt Nachrichten, und ich habe dir eigentlich nichts zu ſagen; oder vielmehr, was zu ſagen iſt, weiß ich nicht in Worte zu faſſen. Es kommt der Tag, und der Tag vergeht, und nichts verändert ſich, nur daß es immer herbſtlicher und daß Marie immer bleicher wird und immer milder und ſanfter und dabei immer ſtarrer, immer verſtockter in ihren fixen Ideen. — Da ſtehen wir am Fenſter, ſie an meinen Arm gelehnt, und ſehen zu, wie zum Klang der Glocke die Blätter fallen. — Man hat ſich nämlich, als man die Glocke abnahm, überzeugt, daß der Glockenſtuhl morſch und daß für die neue Glocke ein neuer Stuhl nothwendig geworden. An dieſem arbeitet man jetzt im Thurme, und die Axt des Zimmermanns erſchallt von dort. Das Todtenglöcklein, das jetzt alle Aemter verrichtet, hat man indeſſen in die hohe Linde, unweit von Mariens Hauſe, aufgehängt. Wenn es nun gezogen wird, fallen die loſen Herbſtblätter und zittern, vom Klange des Todtenglöckleins begleitet, zur Erde nieder. Dieſem Spiele ſehen wir vom Fenſter aus zu; wahrlich, es iſt nicht erheiternd. Da haſt du unſer Leben.

Den 2. October.

Nun wiſſen auch Andere, was ich längſt gewußt habe, daß Marie ſehr krank iſt, denn ſie liegt im Bette und ſieht aus wie eine Sterbende. Meiner Mutter habe ich die Geſchichte meiner letzten ſechs Monate erzählt, und die gute Frau ſitzt mit mir am Krankenbette und pflegt ſie wie ihre Tochter. Sie wollte Marien zu uns ins Haus nehmen, um beſſer für ſie ſorgen zu können, aber ſie will ihr Stübchen nicht verlaſſen. — Mein Freund, welche Tage, welche Nächte ich verlebe — es iſt nicht auszudrücken. Es iſt mir manchmal, beſonders wenn Marie ſo liebevoll und ſo voll Hoffnung für meine Zukunft ſpricht, als müßte mir das Herz zerſpringen, und ich warte und harre, daß dieß geſchehe. Ich weiß nicht, wie ich es ertragen werde. — Der Oheim ſieht mich an wie einen Feind; doch drückt er mir manchmal die Hand, als ob er ſagen wollte: Uns Zweien, uns Zweien geht es herzlich ſchlecht. —

Den 15. Oktober.

Wenn du kommen kannſt, wie kannſt du noch fragen, ob du ſollſt? — Ich werde dich nicht mehr Freund, ich werde dich Wohlthäter nennen. Du wirſt mir theuer ſein mein ganzes Leben, wenn du ſie geſehen haſt, wenn ſie dir, den ſie ſeit ſo lange kennt, die Hand gedrückt hatte. — Dein Onkel ſoll die ganze Klinik im Stiche laſſen und mit dir kommen. Er kennt meinen Vater ſehr genau; ſage ihm, es handle ſich um deſſen Schwiegertochter, meine Braut. — Aber beeile dich; komme bald!

April 184 . .

Viel Glück, mein Freund, zum überſtandenen letzten Examen. Nun iſt es Zeit, mit dem Vorſchlag herauszurücken, den ich ſeit lange in petto habe. Die Carriere, die du erwählt haſt, iſt nichts für dich; du biſt arm und müßteſt dich durch Jahre voll Entbehrung ſchlagen, bis du zu einem nur halbweg erträglichen Looſe gelangteſt. An mir haſt du in jenen verhängnißvollen Wochen, vor und mehr noch nach dem Tode Mariens, des Guten ſo viel gethan, daß ich es dir mit einem ſorgenloſen Leben, mit einer guten und einträglichen Stellung nur ſchlecht bezahle. Ich werde immer dein Schuldner bleiben, und ich ſträube mich nicht dagegen — bin ich doch der armen Marie verſchuldet bis zu meinem letzten Hauche. Du kommſt zu uns; wir ſtehen an der

Spitze einer großartigen Unternehmung, bei der du mit deinen juriſtiſchen Kenntniſſen uns und dir nützlich ſein kannſt. Halte dich an das Poſitive, mein Freund; nur im Poſitiven, nur im Schaffen, das einen direkten, ausgeſprochenen Zweck hat, iſt das Heil. Ich habe einen Schauer vor allem Unbeſtimmten, vor all den Gemüths- und Phantaſiedämmerungen, in denen man wie in Wolken wandelt, wie der Byron'ſche Kain im Bodenloſen und Leeren. Ich halte mich an das Nächſte und ſtudire Landwirthſchaft, Geologie, Hütten- und Maſchinenweſen. Ich hoffe, daß mit der Zeit etwas Rechtes aus mir wird, beſonders in deiner Geſellſchaft. Komme bald! Heute iſt es ein Jahr, daß ich Marien kennen gelernt; bald wachſen Blumen auf ihrem Grabe. Komme bald zu deinem

Max.

Die alte Jungfer.

I.

Das Dorf liegt auf einem niedrigen Plateau und ſieht ärmlich und ſchmucklos aus, ja ſelbſt etwas finſter, wie die meiſten ächtböhmiſchen Dörfer. Die Bauernhütten ſtehen in einem großen Kreiſe; in der Mitte klaffen tiefe, mit Regenwaſſer angefüllte Lehmgruben, in denen Gänſe und Enten ein einförmiges Leben führen. Auf dem großen Raſenplatze erhebt ſich ein wilder Kaſtanienbaum, der mit ſeinen breiten Zweigen einen ſandſteinernen, weiß, ſchwarz und roth angeſtrichenen heiligen Johannes von Nepomuk beſchattet. Anders iſt es in dem Thale, welches mit ſeinem Bache das Plateau auf zwei Seiten begränzt. Hier wohnte von jeher ein handeltreibendes Völkchen, und man erzählt, daß die Federnhändler dieſes Thales ſich ſchon unter der Kaiſerin Maria Thereſia bis über die Gränzen des Landes und bis auf die Leipziger Meſſe gewagt haben. An die Fremde und an Reiſen gewohnt, hatten einige junge Leute zur Zeit der Franzoſenkriege, beſonders als dieſe über die Gränzberge Böhmens drangen, Muth genug, ſich der Armee Kaiſer Franzens anzuſchließen und als Lieferanten ihr Glück zu machen. Die einzige Schlacht von Kulm und Arbeſau mit ihren Vor- und Nachſpielen hatte ihnen ſo viel eingebracht, daß ſie als wohlhabende Leute in ihr Thal zurückkehren und ſich noch ihr Leben lang als Gläubiger des

Kaiſers rühmen konnten. Von ihren Reiſen brachten dieſe unternehmenden Leute nebſt dem Gewinne noch Mancherlei mit, das zur Bequemlichkeit gehört und bisher in dieſen Gegenden unbekannt geweſen; die Häuſer, die ſie ſich bauten, entfernten ſich von dem bäuerlichen Style des Dorfes, und der Hausrath bekam ein ganz ſtädtiſches Ausſehen. Aber die größte und gründlichſte Veränderung datirt aus jener Zeit, da die Induſtrie unter dem Schutze eines ſicheren Friedens — Kulm und Arbeſau, ſagte man ſtolz im Dorfe, haben nicht wenig zur Sicherheit dieſes Friedens beigetragen — ſich auf dem Kontinente auszubreiten begann und die Reiſenden ihre Wunder in der Fremde anſtaunen konnten. Die Berge rings in der Gegend waren von Eiſenerzen angefüllt; die Wälder boten prächtiges Bau- und Brennholz; in einem benachbarten Bezirke friſteten reiche Steinkohlenbergwerke, überflüſſig, wie ſie ſchienen, ein ärmliches Leben, und das Flüßchen, das luſtig das Thal durchrauſchte, verſchwendete leichtſinnig eine höchſt koſtbare Waſſerkraft. Spekulative Köpfe, und unter ihnen hervorragend der kleine Handelsmann Juſtinus Liebert, einer der Helden von Kulm und Arbeſau, bemächtigte ſich dieſer unbenützten Schätze und Kräfte, eröffnete Eiſengruben, baute Straßen nach den Steinkohlenlagern, legte Eiſenhämmer, Schaufelſchmieden, Walkmühlen ꝛc. an, führte Häuſer auf, wie ſie aufblühenden k. k. ausſchließlich privilegirten Fabrikanten würdig ſchienen, und nach wenigen Jahren war es den Einwohnern ſelbſt ſchwer, in dem lebensvollen Thale voll niedlicher, eleganter Wohnungen ihre urſprüngliche Heimat zu erkennen. Sie datirten die große Veränderung von jenem Zeitpunkte her, da am Eingange des Thales, an den Eiſenhütten des Herrn Juſtinus Liebert, jene himmliſche Eſſe aufgeführt worden, welche alle Zainhämmer und Streckhämmer der Umgegend überflügelte oder, wie man ſich ausdrückte, aufs Maul legte und ihren Beſitzer in ſehr kurzer Zeit zu einem anſehnlich reichen Mann machte. Damals, als die Eſſe aufgeführt wurde, erregte ſie außerordentliches Aufſehen; an Sonntagen ſtrömten alle Umwohner herbei, um das Rieſenwerk anzuſtaunen, und die alten Leute ſagten, das ſei unerhört, das hätten ſie ſelbſt in Prag und Leipzig nicht geſehen, und als man die älteſten Federnhändler fragte, verſicherten ſie, ſie hätten deßgleichen in Frankfurt am Main nicht geſehen, und es war ausgemacht, daß mit dem Baue dieſer Eſſe, wie mit dem Baue des babyloniſchen Thurmes, eine neue Zeit beginne. Ob eine gute oder böſe neue Zeit, das wiſſe Gott allein.

Es ſah aber aus, als ſollte die neue Zeit eine gute werden. Es wurde viel gebaut, trotz dem bis dahin in dieſer Gegend viel geltenden Satze: Stützen ſoll man ein altes Haus und kein neues bauen.

Häuſer, Hausart und Menſchen wurden immer ſchmucker, doch behielt Alles einen ländlichen Charakter, da die Häuſer nicht in Gaſſen gedrängt und gereiht ſtanden, ſondern einzeln, von Gärten umgeben, in denen die Töchter Blumen pflegten. Freilich waren dieſe Blumen erſt nur noch Sonnenblumen, halbwilde Roſen — aber bei Lieberts waren auch ſchon Georginen angekommen, und es war Hoffnung vorhanden, daß ſich die Nachkommen der Liebert'ſchen Georginen über die andern Gärten ausbreiten würden. Man lebte ja ſehr friedlich und gemüthlich unter einander, theilte einander gerne mit, und Käthchen Liebert war beſonders froh, wenn ſie alles Schöne, womit ſie ihr Vater umgab, mit Andern genießen konnte.

In der That ſah man ſchon im Herbſte nach Ankunft der Georginen mehrere ihrer Töchter über die graue Stakete der Tabaktrafikantin Roſalie glänzen und liebäugeln. Das Flüßchen war regulirt und für Zeiten des Waſſermangels in angemeſſenen Entfernungen mit Baſſins verſehen worden, welche von Weiden oder ſchnell wachſenden Akazien umgeben waren. Auf einem der Waſſerbecken ſchwamm ein grün angeſtrichener Kahn, ein in dieſer Gegend nie geſehenes Fahrzeug. Die kleine Stadt in der Nähe, die amtliche Hauptſtadt des Bezirkes, welche früher das Dorf als zu ihren Domänen gehörig beherrſcht hatte, ſtrich die Segel vor den Annehmlichkeiten und dem Reichthum des Dorfes, und wie man ehemals aus dem Dorfe in die Stadt gegangen, ſo ging man jetzt aus der Stadt in das Dorf, um Neues zu ſehen und zu hören, und vor Allem, um ſich gut zu unterhalten. Die Beamtenfrauen und Töchter ärgerten ſich zwar über den Luxus der Dorfleute, aber die Herren liebten den guten Tiſch und Keller der Fabrikanten und verwieſen den Frauen ihre Vorurtheile. Obenerwähnte Georginen ſind nicht durch einen Wind des Zufalls aus dem Garten des Herrn Juſtinus Liebert in den Garten Roſaliens, der Tabaktrafikantin, verpflanzt worden; Käthchen Liebert ſelbſt hat drei Setzlinge, an den drei Baſſins vorbei, in ihren Händen dahingetragen und den kurzen und trockenen Dank dafür in Empfang genommen.

Wie Alles in der Welt ſeine Bedeutung hat, ſo war auch das Erſcheinen der Liebert'ſchen Georginen im Garten Roſaliens nicht bedeutungslos. Roſalie mußte die Erſtlinge von Allem haben, und was man ihr anbot, brachte man nicht wie ein Geſchenk, ſondern wie einen Tribut oder ein Opfer dar, und es wurde auch demgemäß von ihr angenommen. Sie war in alle Geſellſchaften geladen, ſie empfing ihr Theil von den beſten und ſeltenſten Schüſſeln, die im Thale verzehrt wurden, beſonders in jenen Häuſern, in denen erwachſene Töchter dem Haushalt vorſtanden; denn Roſalie war, wenn nicht die wichtigſte, ſo doch nach Herrn Liebert die einflußreichſte Perſönlichkeit des Ortes, und ſie wachte mit Eiferſucht über ihr Anſehen und ließ es nicht einen Augenblick verfallen. Dieſes Anſehen verdankte ſie ihrer Herkunft, ihrer Stellung, ihrem Charakter, wie ihrem Alter und, in Folge ihres Alters, der Tradition.

Ihr Vater war ein braver Soldat geweſen, der als Feldwebel quittirte und für ſeine Dienſte mit der Tabaktrafik belohnt wurde. Seine beiden Töchter Roſalie und Marianne wuchſen in großer Schönheit auf, aber er ſah mit Schmerzen, wie Roſalie, die ältere, auf ſein Anſehen und ſeine Verdienſte, mehr aber auf ihre Schönheit bauend, einen Freier nach dem andern abfahren ließ, wie ſie alle jungen Leute der Gegend als tief unter ihr ſiebend betrachtete und, wie es ſchien, irgend etwas Großes und Ausgezeichnetes erwartete. Als ihr Vater ſtarb, war ſie tief in den Zwanzigern und Jungfrau, ſo wie ihre Schweſter, vor der ſie wie eine abwehrende, undurchdringliche Mauer ſtand, und welcher ſie unter den abgefallenen Freiern, die ſich manchmal zu Marianne wandten, nicht zu wählen erlaubte. Der alte Feldwebel, den man im Dorfe, um ſich und ihn zu ehren, Herr Lieutenant titulirte, hatte, als er die Augen ſchloß, den Einen Troſt, daß ſeine Kinder nicht unverſorgt zurückblieben, denn er hatte es durchgeſetzt, daß ſeine Tabaktrafik auf ſie, als auf Soldatenkinder, überging, und die Einträglichkeit derſelben wuchs von Tag zu Tag mit der Wichtigkeit des Ortes und mit der Anzahl der Arbeiter, welche das neue induſtrielle Treiben in das Thal und in die Gegend zog. Außerdem hatte ja Roſalie ſo viel Geiſt, ſo ſchrecklich viel Verſtand, daß der zärtlichſte Vater ihretwegen nicht beſorgt ſein durfte, und mit dem in der ganzen Gegend berühmten Verſtande noch ſo große Ueberreſte von Schönheit, daß man es kaum merkte, wie es eben nur noch Ueberreſte waren. Seit dem Tode des Herrn Lieutenants waren ſchon wiederholt Jahrzehnte vergangen; Roſalie ſtand bereits in einem unnennbaren Alter; von jenen großen Schönheitsübermaßen waren nur noch kleine Reſtchen vorhanden; verheirathet war ſie auch noch nicht, und doch war ihr Anſehen, ihre Wichtigkeit im Orte auf eine höchſt merkwürdige Weiſe geſtiegen. Dieß verdankte ſie, neben ihren perſönlichen Eigenſchaften, vorzugsweiſe dem Tabakhandel, den Roſalie zu benützen wußte, um ihr Haus — ein nettes kleines Häuschen mit Hof und Garten — zum Mittelpunkte des ganzen Ortes und der Gegend zu machen. Zu dieſem Reſultate iſt ſie durch ein einfaches Manöver gelangt. Sie hatte den Schalter am Fenſter abgeſchafft, durch den ehemals die Tabakpäckchen aus der Stube hinausgereicht werden; jeder Käufer mußte nun in die Stube ſelbſt treten, und da ſah es ſo behaglich aus und ſtanden ſo einladende Großvaterſtühle umher, daß ſich der Käufer, freundlich aufgefordert, gerne hinſetzte und, von Roſalie geſchickt ausgefragt, Alles erzählte, was er nur an Neuigkeiten, an Hochzeits-, Geburts- und Sterbefällen, an edlen und verbrecheriſchen Thaten, an politiſchen und Privatintereſſen wußte. Roſalie kannte auf dieſe Weiſe das Innerſte aller Häuſer und Familien, und hatte man ſich ehemals bei ihrem Vater verſammelt, um alte Kriegsgeſchichten zum hundertſten Male anzuhören, ſo wanderte man jetzt regelmäßig jeden Abend zu ihr, ſaß man im Sommer bis ſpät in die Nacht hinein auf den Bänken vor ihrem Hauſe, um neueſte Nachrichten aus Oſten und Weſten kennen zu lernen.

Darum nannte man ihr Haus auch das Caſino, und ſpäter, bei ſteigender Bildung und Berührung mit der Welt, den Klub, was Roſalie nicht ungern hörte.

II.

War Roſalie den Männern wichtig als Beſitzerin und Vorſteherin des Klubs, war ſie es den Frauen und Mädchen noch mehr als Putzmacherin — denn das war ihr eigentlicher Stand, für den ſie ſich ausgebildet und für den ſie die natürliche Begabung hatte — und wie ſie es verſtanden hatte, im geeigneten Momente, da der Flecken ſich zu moderniſiren anfing, die Cigarren einzuführen und dadurch ihrem Handel einen neuen Aufſchwung zu geben, ſo hatte ſie es um dieſelbe Zeit auch als Putzmacherin verſtanden, aus den ländlichen Moden herauszutreten und ſich in die ſtädtiſchen hineinzuarbeiten.

Sie war immer zeitgemäß, und ihre Entwicklung als Putzmacherin hielt gleichen Schritt mit der Entwicklung der Induſtrie und des Wohlſtandes.

Ihr alſo hatte man es vorzugsweiſe zu verdanken, daß ſich die weibliche Bevölkerung ihres Auftretens nicht zu ſchämen brauchte, wenn von Zeit zu Zeit Reiſende aus fernen Gegenden und aus der Hauptſtadt ankamen. Roſalie hatte das volle Gefühl Deſſen, was ihr die ganze Heimat verdankt. „Wie würden ſie mit all ihrem Gelde ausſehen, wenn ich nicht wäre!“ ſagte ſie oft zu ſich und zu Andern.

Und es iſt wahr, daß ſie in dieſer, wie in vielen andern Beziehungen, für dieſen in der Geneſis begriffenen Ort von unſchätzbarem Werthe war, ſtellte ſie doch auch den Arzt und Apotheker dar. Sie beſaß ſo viele Hausmittel, ſie verſtand es, ſo manche Krankheit zu behandeln, daß ſich viele Familien immer zuerſt an ſie wandten und den Arzt aus der Stadt nur bei beſonders gefährlichen oder außerordentlichen Fällen holen ließen. Brauchte man wo eine Citrone, Heftpflaſter, Salmiak, Thee oder dergleichen, — ohne weiter nachzudenken, wandte man ſich an Roſalien, und beſaß ſie nicht das Verlangte, ſo hatte ſie doch immer ein Surrogat oder irgend Etwas, was beſſer und dienlicher war, als Das, was der ländliche Verſtand ihrer Mitbürger verlangte. So war ſie denn das Faktotum bei Geſunden und Kranken, bei Männern und Weibern, bei Jung und Alt. Und wie man ſie an allen Abenden der Wochentage dem Klub der Männer präſidiren ſah, ſo ſah man ſie an allen Nachmittagen der Sonn- und Feiertage an der Spitze der weiblichen Jugend mit großen Schritten über Wieſe und Feld, durch Thal und Wald gehen. Das war die Schwäche dieſes ſtarken Charakters: Roſalie, die eben ſo alt war, wie Herr Juſtinus Liebert, konnte ſich doch von der Jugend nicht trennen und liebte es vorzugsweiſe, im Kreiſe der Mädchen ihre Herrſchaft auszuüben, ſich mit dieſen zu zeigen und anzudeuten, daß ſie noch zu ihnen gehöre. Jedermann fand Dieſes lächerlich, nur nicht die weibliche Jugend, auf die ſie eine unwiderſtehliche Anziehungskraft ausübte. Die Mütter beklagten das, und die Väter verloren manchmal die Geduld darüber, denn auf ihren Spaziergängen ſowohl, wie zu Hauſe am Nähtiſche, wo ſich Nachmittags ebenfalls die weibliche Jugend verſammelte, ſoll, wie verlautete, Roſalie Grundſätze gepredigt haben, welche Väter und Mütter verderblich nannten. Nicht Grundſätze, die man gewöhnlich unmoraliſch nennt, Gott bewahre! — Niemand konnte Roſalien die geringſte Immoralität vorwerfen — aber Grundſätze, die geeignet waren, aus all den jungen Mädchen, die ſie umgaben und gläubig ihren Worten lauſchten, alte Jungfern zu machen. Daß die Befürchtungen der Väter und Mütter begründet waren, das zeigte eine ganze zu Roſalie gehörige Schaar, die man im Geheimen ihre „alte Garde“ nannte und die in der That nur aus reifen und überreifen Jungfrauen beſtand und an deren traurigem Zuſtande, wie man allgemein behauptete, nur Roſalie Schuld war. Roſalie war nicht grundſätzlich eine Feindin der Ehe, ſie wollte ja, wie ſie es bei jeder Gelegenheit offen geſtand, ſelbſt noch heirathen, wenn ſich nur ein Mann vorſtellte, der ihrer würdig wäre. Seit fünfundzwanzig Jahren hat ſich dieſer Mann nicht gefunden, und es fand ſich auch kein Mann, den ſie für würdig gehalten hätte, der Gatte einer ihrer Landsmänninen zu werden. Sie hatte ein merkwürdig geübtes Auge, um an jedem Freier oder Liebhaber ihrer ſelbſt oder ihrer Freundinnen die geheimſten Schwächen oder Fehler ſeines Charakters oder ſeiner Erſcheinung herauszufinden, und noch eine merkwürdigere Begabung, ihn mit Einem Worte zu brandmarken oder lächerlich zu machen.

War eine ihrer Freundinnen noch ſo ſehr geneigt, auf die Bewerbungen eines jungen Mannes einzugehen — nach der Kritik, der ihn Roſalie in voller Verſammlung unterzog, und nach dem Urtheil, das ſich am Ende meiſt in ein Wort konzentrirte, in ein ganz kleines, unvergeßliches Wörtchen, war Das geradezu eine Unmöglichkeit geworden.

Dazu kam, daß Roſalie die Geſchichte jedes Einzelnen ſo genau kannte, daß es ihr ein Leichtes war, ein Charakterbild zuſammen zu ſtellen, vor dem das unerfahrene, heirathsluſtige Mädchen ſchauderte. Die jungen Mädchen, meiſt auch ihre Schülerinnen in allen Handarbeiten, lernten ihr dieſe Kunſt der prägnanten Charakteriſirung bald ab und übten früh ihren

Scharfſinn in Auffindung der Schwächen und Fehler der jungen Männer, ſo daß ſich oft Roſalie gar nicht die Mühe zu geben brauchte, ihnen ihre Bewerber zu verleiden. Nirgends vielleicht kam es ſo oft vor, wie in dem Thale, daß ein junges, unerfahrenes, ſiebzehnjähriges Geſchöpf einem weitgereiſten, gebildeten Mann, der es ſich einfallen ließ, ihr den Hof zu machen, ins Geſicht lachte. Die Folge war, daß der Flecken bald einen ſchlechten Ruf bekam, daß die Einwohner für eingebildet und für Spötter galten, und daß die Freier und die Fremden, wie ſehr auch der Wohlſtand lockte, immer ſeltener wurden, daß die ganze Schaar der alten Garde ein ähnliches Schickſal durchmachte wie Roſalie, und daß der ganze Nachwuchs von einem ähnlichen Schickſale bedroht war. Die Mütter ſeufzten und behaupteten, Roſalie könne es nicht ertragen, daß eine Jüngere vor ihr heirathete, und ſie verrathe Das, da ſie an Allem Theil nehme, nur nicht an Hochzeiten. Die Töchter antworteten, Das ſei wohl möglich; aber man könne nicht leugnen, daß Alles, was ſie über Adolf, Heinrich, Hans, Albert ꝛc. ſage, die reinſte Wahrheit ſei.

III.

Um jenes Käthchen Liebert, das die Georginenknollen zu Roſalie trug, thäte es uns leid, wenn ſie demſelben Schickſale verfallen ſollte, wie ſchon die alte Garde und manche der jungen Garde. So eben, an einem ſchönen Frühlingsmorgen, trägt ſie wieder Pelargonienſamen zu Roſalien, und wie ſie ſo hingeht an den drei Baſſins vorbei, den Blumenſamen vorſichtig in der hohlen Hand tragend, mit faſt noch kindlichem Schritt, und ſtill vor ſich hinlächelt, weil ſie Jemand eine Freude machen will, ſieht ſie gerade ſo aus, als ob ſie auch ein großes Glück für Andere, beſonders für Einen, einen glücklichen Unbekannten, im Herzen trüge. In einem der Baſſins ſtrecken Karpfen ihre breiten Mäuler aus dem Waſſer; ſie wirft ihnen einen Reſt ihres Frühſtückes zu und lacht, wie ſie nach dem weißen Brode ſchnappen, und bleibt ſtehen, wie ein Kind, das ſeine Kommiſſion vergißt. Ihre Taſchen ſind leer, und ſie hätte faſt Luſt, den Blumenſamen in den Teich zu werfen, um ſich an dem Schnappen der Karpfen noch länger zu beluſtigen, aber derſelbe gehört Roſalien, und ſie wandert weiter. Aus dem andern Baſſin läuft eine offene Rinne in den Bach; ſie nimmt mit der linken Hand vorn ihr blaues Kleidchen zuſammen, ſchließt die andere mit den Körnern zu einer kleinen Fauſt und ſpringt mit einem Hopp, das ſie vor ſich hinſagt, über die Rinne. Aber die Körner waren doch zu viele, und einige ſind bei dem Sprunge auf die Erde gefallen; ſie kniet nieder oder kauert, ſo unbefangen, als ob ſie zu Hauſe wäre, und ſammelt die zerſtreuten Körner wieder ein.

Roſalie ſtand auf der Höhe des Dammes, der ihr Haus vor den Ueberſchwemmungen des Baches ſchützte, wie ſie jeden Morgen pflegte, ſtützte beide Hände an die Hüften, daß die Ellenbogen weit vorragten, und überſah das Thal wie ein Fürſt, der von der Höhe einer Zinne oder eines Berges ſein Reich überblickt. Neben ihr ſtand Suſi, eine von der alten Garde. Dort kommt Käthchen Liebert, ſagte Suſi. — Ich ſehe es! antwortete Roſalie trocken. Wie ſie über die Rinne ſpringt — wie ſie jetzt niederkauert — Das ſchickt ſich doch nicht mehr für ein ſo großes Mädchen — fuhr jene fort.

Warum nicht? — verwies Roſalie — willſt du Die auch ſchon zu einer großen Perſon machen? Käthchen iſt noch ein Kind! wie lange iſt's her, daß ich ihr die Hände gepatſcht habe, wenn ſie unartig war, und ich könnte es heute auch noch thun.

Das ginge doch nicht mehr an, lächelte Suſi etwas ſpöttiſch.

Und warum nicht? weil es Käthchen Liebert iſt? weil es die Tochter Juſtinus Lieberts iſt? Daran liegt mir viel! Ich habe Seiner Wohlgeboren Herrn Juſtinus Liebert, k. k. ausſchließlich privilegirten Fabrikanten, gekannt, als er noch als ganz kleiner

Handelsmann von Dorf zu Dorf zog, und wenn ich gewollt hätte, wäre ich heute Frau Liebert, k. k. ausſchließlich privilegirte Fabrikantin.

Und warum haſt du nicht gewollt? fragte Suſi noch ſpöttiſcher als zuvor, ja es drückte ſich ſogar ſtarker Hohn und Schadenfreude bei dieſer Frage in ihrem Geſichte aus. Suſi war eigentlich die intimſte Feindin Roſaliens, die ſie im Innerſten dafür verantwortlich machte, daß ſie eine alte Jungfer geworden, von der ſie ſich aber trotzdem nicht trennen konnte. Die Gleichheit des Gemüthszuſtandes machte ſie zu Bundesgenoſſen.

Weil ich ihn der guten Anna, der armen Anna, meiner Freundin, die närriſch in ihn verliebt war, nicht nehmen wollte! antwortete Roſalie groß und ſtolz. Man ſagt, fuhr Suſi immer lächelnd fort, daß er auch in ſie ſo närriſch verliebt geweſen.

Bah! erwiderte Roſalie, Das weiß ich beſſer — ich weiß, was vorgegangen, ich weiß, welche Anträge er mir gemacht — das ganze Dorf wußte es damals.

Ich erinnere mich freilich nicht — ich war damals ein Kind! ſagte die Andere ſo unbefangen als möglich.

Ein Kind! lachte Roſalie — ein Kind! achtzehn Jahre warſt du alt!

Suſi biß ſich auf die Lippen und ſchwieg. Aber bald hatte ſie eine neue Frage bereit, mit der ſie ſich für dieſe Antwort rächen konnte: Und wenn er dich ſo geliebt hat, warum hat er dich nach dem Tode ſeiner Frau nicht geheirathet? Damals war doch Niemand da, für den du dich hätteſt zu opfern brauchen? Und du warſt ja ſchon bei ihm im Hauſe und haſt, wie du ſelber ſagſt, bei ſeinen Kindern Mutterſtelle vertreten. Warſt du damals vielleicht nicht mehr jung genug? oder nicht mehr ſchön genug? — Roſalie ſtreckte ſich, lachte: Schön genug! haha! — und fügte laut und ſtolz hinzu: Du weißt, ich haſſe ihn. — „Ja, du haſſeſt ihn,“ fuhr Jene mit beſonderem Vergnügen fort. „Du haßteſt ihn zuerſt, weil er dich das erſte Mal nicht geheirathet hat. Aber du wäreſt zu verſöhnen geweſen, wenn er dich nach dem Tode ſeiner Frau geheirathet hätte, für die du dich ſo ſchön geopfert haſt. Man ſagt, daß du damals, als er dich ins Haus nahm, um ſeine Wirthſchaft zu leiten, Das ziemlich lebhaft gehofft und daß du dich ſchon als Frau Juſtinus Liebert und als reiche Frau benommen haſt, mehr als die verſtorbene arme, gute Anna je gethan hat. Dein eigentlicher Haß, der iſt erſt ſpäter gekommen, erſt vor zwei Jahren ungefähr, weil Juſtinus Liebert deine jüngere Schweſter Marianne an ſeinen Hauslehrer verheirathet hat, weil er dieſe Heirath erleichterte, weil er alle Hinderniſſe, die von der Schweſter gekommen ſein ſollen, beſeitigt, weil er dem armen Hauslehrer, dem guten Fiſcher, eine Stelle an der Realſchule in der Stadt verſchafft und dir ſo die Beleidigung angethan, deine um zehn Jahre jüngere Schweſter vor dir unter die Haube zu bringen.“ — Suſi hatte, wie Das nur intimen Freundinnen möglich iſt, mit feinſtem Takte die zwei empfindlichſten Stellen in Roſaliens Herzen berührt.

Daß ſie Herr Juſtinus Liebert nicht geheirathet, auch nach dem Tode ſeiner Frau, da ſie doch ſeinem Hausweſen vorſtand und die gegründetſten Hoffnungen zu haben glaubte, und daß er die Heirath ihrer jüngeren Schweſter mit ſeinem braven Hauslehrer begünſtigt — dieſe zwei Verbrechen konnte ſie ihm nicht vergeſſen, betrachtete ſie als tödtliche Beleidigungen — dieſe zwei Dinge wurmten ſie mehr als Alles; um ſo mehr, als ſie ſich bei dieſen Gelegenheiten Blößen gegeben, ihr Innerſtes verrathen und im letzten Falle auch aufgehört hatte, für eine gute Schweſter zu gelten.

Man erzählte noch im Dorfe, wie ſie gewüthet habe, wie ſie ſich am Hochzeitstage auf den Damm geſtellt und mit aufgehobenen Armen Verwünſchungen gegen das Haus Liebert ſchleuderte, in welchem die Hochzeit gefeiert worden, und wie ſie ſeitdem ihre Schweſter nicht habe ſehen wollen.

Suſi wußte ſehr gut, was ſie that, als ſie über Roſaliens Haß gegen den alten Liebert ſprach, und ſie hätte das Meſſer in ihrem Herzen gern noch einige Male umgekehrt, wenn nicht eben Käthchen in den Hof getreten wäre.

Guten Morgen, Roſalie! guten Morgen, Suſi! klang es ſo freundlich und lieblich, daß der Ton viel mehr zu dem Vogelgezwitſcher auf den Bäumen ringsumher, als zu dem eben beendeten Geſpräche und zu dem bitteren Tone deſſelben paßte. — Sieh, Roſalie, fuhr der holde, junge Ton fort, da bringe ich dir friſchen Blumenſamen, zu Blumen, die wir hier noch nicht gehabt haben. Papa hat ihn aus Königswart, aus dem Metternich'ſchen Garten mitgebracht.

Gut! ſagte Roſalie, leg's dorthin auf die Bank; ich habe gerade ein Plätzchen im Garten frei, wo ich den Samen brauchen kann.

Käthchen that, wie Roſalie ihr befohlen, und fuhr fort: Wart, Roſalie, künftig ſollſt du noch mehr bekommen, und von allen möglichen Gattungen. Papa will ein Treibhaus anlegen und einen Gärtner dabei anſtellen: der gute Papa, das hat er mir zu meinem Geburtstage verſprochen.

Papa wird wohl bald Myrten brauchen? fragte Suſi.

Wozu? fragte Käthchen wieder.

Nun, für Fräulein Tochter, wenn Fräulein Tochter ſich verheirathen.

Ach, nein, ſagte Käthchen ganz ruhig lächelnd, daran iſt noch nicht zu denken.

Und warum nicht?

Nun, weil ich noch nicht ein Bißchen verliebt bin, lachte Käthchen.

Ach! nicht in den jungen, dicken Herrn, der dieſe Woche zu Beſuch hier war? Wer iſt denn der dicke, junge Herr?

Ach, er iſt nicht ſo dick, erwiderte Käthchen, und es iſt ein ganz freundlicher, netter Menſch; ſein Vater iſt Gutsbeſitzer bei Karlsbad.

Er beſäet wohl ſelbſt ſeine Felder, fuhr Suſi fort, denn er geht, als ob er immer die Schürze voll Korn vor ſich her trüge.

Käthchen lachte wieder. Das iſt mir gar nicht aufgefallen, ſagte ſie; aber ſchöne Zähne hat er, wie aus Elfenbein.

Die konnte man gut ſehen, ſagte Roſalie achſelzuckend; denn die Unterlippe hängt ihm übers Kinn, wie eine Schürze. Aber dummes Zeug, fügte Roſalie, zu Suſi gewendet, ihrer Bemerkung hinzu, man muß dem Kinde nicht ſchon Heirathsgedanken in den Kopf ſetzen. Dem Herrn Weller iſt es gar nicht eingefallen, auf Käthchen wie auf ſeine Zukünftige zu ſehen.

Gewiß nicht, beſtätigte Käthchen ſehr treuherzig.

Er war hier, um Herrn Liebert eine Steinkohlengrube, die er auf ſeinem Gute hat, zum Kaufe anzubieten.

So? fragte Käthchen; ich habe nicht gefragt.

Gewiß, ſagte Roſalie, ich weiß es! Der Engländer hat es mir geſagt. Lord John wird vielleicht dahin reiſen, ſie zu beſichtigen. Herr Weller verlangt 30,000 fl. für eine dreijährige Ausbeutung; nach dieſer Zeit kann der Pacht unter denſelben Bedingungen auf ſechs oder zehn Jahre erneuert werden; wo nicht, fallen alle Anlagen Herrn Weller als Eigenthum zu. Herr Weller hätte die Ausbeutung ſelbſt übernommen, wenn ſeine Kapitalien in dieſem Augenblicke nicht bei einem Holzgeſchäfte engagirt wären. Auch brauchte er baares Geld, weil er ſeine zweite, nein, ſeine dritte Tochter verheirathet. Die machte eine ſchöne Partie! Sie nimmt einen Juſtiziär, der 800 fl. Gehalt hat. Freilich iſt ſie häßlich, wie ihr Bruder, und hat ſie ſchon eine Geſchichte gehabt mit einem unbeſchäftigten Badearzt aus Marienbad.

So! ſagte Käthchen wieder, das wußte ich nicht; ich habe nicht gefragt. Aber wie du Das alles weißt! fügte ſie lachend hinzu; Roſalie weiß Alles! Weißt du, wie dich Papa heißt? Papa heißt dich die „Allgemeine Zeitung“ oder den „Oeſterreichiſchen Beobachter.“ Das iſt auch eine Zeitung.

Sehr witzig! murmelte Roſalie.

Wie heißt die Zeitung? fragte Suſi.

Der „Oeſterreichiſche Beobachter!“ antwortete Käthchen; aber was ich eigentlich noch ſagen wollte. Wir haben Sonntag Gäſte. Du weißt, Papa hat den großen Adler aus Prag bekommen, der anzeigt, daß Papa's Fabrik eine k. k. privilegirte iſt. Der wird Sonntags nach der Meſſe feierlich über der Thüre aufgehängt werden; dann iſt großes Eſſen bei uns, und Abends werden wir tanzen. Es kommen über zwanzig Herren und Damen aus der Stadt. Nicht wahr, Roſalie, du wirſt mir helfen? Ja?

Auf dieſes bittende Ja, das mit dem Köpfchen auf der Seite geſagt war, antwortete Roſalie mit einem hölzernen: Ja wohl! Du könnteſt ja doch nicht fertig werden.

Da Käthchen ſo ſchrecklich viel zu thun hatte, ging ſie auch bald und mit ſchnellen Schritten, nicht ohne ſich wieder einige Minuten bei den Karpfen aufzuhalten. Die beiden Freundinnen ſahen ihr nach, und jede dachte: wie gar ſchnell dieſe Dinger aufwachſen! man kann es nicht leugnen, ſie iſt eine große Perſon, ein dummes Ding, aber was kümmert Das die Männer — ſie ſind ſelbſt ſo dumm — grad ſolche grüne, unreife Dinger gefallen ihnen.

Hätte mit ihnen noch ein dritter Wohlwollender dem lieben Käthchen nachgeſehen, gewiß, er hätte ganz andere Gedanken gehabt, und man hätte ſich überzeugt, wie verſchiedene Gedanken verſchiedene Menſchen bei Betrachtung deſſelben Gegenſtandes haben können. Der alte Müller, der, ſeine Morgenpfeife rauchend, aus dem Fenſter ſieht und von Käthchen durch den Teich getrennt iſt, ſcheint ein ſolcher Wohlwollender zu ſein. Fräulein Katti, Fräulein Katti! ruft er mit einer Stimme, die gewohnt iſt, Mühlräder zu überſchreien.

Was iſt, Gevatter?

Da gehen zwei ſehr ſchöne Mädels!

Wo denn? fragt Käthchen und ſieht ſich neugierig um.

Eine oben und eine unten im Teiche!

Käthchen verſteht nicht gleich und ſucht und ſieht in den Teich — dann lachte ſie, und der Müller lachte auch.

Der alte Müller wird witzig, ſagt Suſi.

Wenn die Alten zu reden anfangen, fangen die Jungen an, zu ſchweigen, ſagt die erfahrene Roſalie. Komm, hilf mir, ſagt ſie dann nach einigem Schweigen und geht ins Haus, wohin ihr Suſi folgt.

Nach wenigen Minuten kommen Beide in den Hof zurück und tragen eine große Holzplatte, die ſie auf die Bank gegen die Mauer ſtellen.

Ich weiß es ſeit lange, ſagt Roſalie, daß Juſtinus Liebert einen Adler vor ſein Haus hängen wird. Will er groß thun mit ſeinem kaiſerlichen Adler? ich kann es auch. Seit dreißig Jahren könnte hier ein Adler hängen, wenn wir es gewollt hätten; jede Tabaktrafik hat das Recht, einen doppelköpfigen kaiſerlichen Adler auszuhängen. Was Einer kann, kann ich auch, und Herrn Juſtinus ſoll die Freude, die Welt mit einem Adler zu überraſchen, etwas geſchmälert werden; ich will ihm zuvorkommen. So ſprechend, hatte ſie den rauchenden, hölzernen Türken in rothen Hoſen, gelbem Kaftan und blauem Turban von dem Poſtament über dem Fenſter, wo er ſeit dreißig Jahren prangte, abgenommen und an dieſelbe Stelle einen gewaltigen Haken befeſtigt. Suſi reichte ihr die Holzplatte, und nach wenigen Sekunden glänzte, wohl befeſtigt, ein rieſiger, friſchgemalter zweiköpfiger Adler mit Szepter und Reichsapfel in den Klauen, mit dem Querbalken und den öſterreichiſchen Lerchen in der Mitte, weit in das Thal hinaus. Eingefaßt war das ganze Bild von einem ſchwarz und gelben Rande, und über den Köpfen des Adlers war in einem Rundbogen und in goldener Schrift auf wolligem Grunde zu leſen: K. K. Tabaktrafik. Roſalie ſtand ſtolz davor, betrachtete den Adler und ſagte: Was Einer kann, kann ich auch! Der Adler hat mich fünfundzwanzig Gulden gekoſtet, aber ich bereue das Geld nicht.

Dann ging ſie wieder auf die Höhe des Dammes, ſtemmte beide Hände in die Seiten und ſah herausfordernd ins Thal hinaus und hinauf gegen das Haus des Herrn Juſtinus Liebert mit ſeinen zahlreichen grünen Jalouſien.

Nun hing der Adler auch ſchon über Herrn Juſtinus Lieberts breiter, von allerlei Erzgießerei bedeckter Thür. Er war bei

Weitem größer, ſchöner und beſſer gemalt, als der Adler Roſaliens; auch ſchützte ihn ein blechernes Dach, das wie ein ſchwarzes Band in Windungen über ihn hinlief, vor dem Regen. Die Feierlichkeit war vom ſchönſten Frühlingswetter begünſtigt, und die Bauern des oberen Dorfes ſtanden noch mit offenem Munde betrachtend da, während Herr Liebert mit ſeinen Gäſten, darunter der Kreiskommiſſär, der Bürgermeiſter der nächſten Stadt, die Räthe, der Bergrath, die Berggeſchwornen mit ihren reſpektiven Ehegemahlinnen und anderen kleineren Beamten, oben im großen Saale eine gewaltige, homeriſche Mahlzeit einnahmen. Da floß nur ſo der Ungarwein, und die viel zu wenig bekannten Landsleute von Melnik und Czernoſek kamen zu Ehren. Herr Liebert brachte einen loyalen Trinkſpruch aus, welchem dann die Trinkſprüche des Bergraths und des Bürgermeiſters auf den edlen Wirth und auf die Fremden und Begründer der hohen Induſtrie folgten.

Während die Herren ſprachen, was ſie eigentlich nur aus Höflichkeit ſprechen wollten, wurde es ihnen ſelber klar, wie wichtig in der That die Männer ſind, die ſie leben ließen, und unwillkürlich fühlten ſie ſich und ihre Größe Herrn Juſtinus näher gerückt und ſtiegen ein wenig herab von ihrer Höhe und wurden zuthunlicher. Was Herrn Juſtinus ſelbſt betrifft, ſo hatte er in dieſer Beziehung längſt ein dunkles Gefühl ſeiner Wichtigkeit, wenn auch nicht ſeines Werthes, da er ſehr wohl ahnte, was ihm, dem Autodidakten, fehlte, um Das zu werden, was ein großer Induſtrieller in unſerer Zeit und im modernen Staate werden könnte. Längſt hatte er es gemerkt, wie enge die Unternehmungen, die er als bloße Geldſpekulation angefangen, mit dem Wohl und Wehe des Staates, mit Krieg und Frieden, mit allen Fluktuationen der allgemeinen Zuſtände zuſammenhingen.

Er ahnte, wie eine große Induſtrie den ganzen alten Staat verwandeln, umſchaffen, ja verjüngen und kräftigen könne, und wieder, wie ſie von Verwaltung, Gerechtigkeitspflege, von der

Politik nach Außen und Innen abhänge. Das Staatswappen an ſeinem Hauſe war ihm das Symbol dieſes Zuſammenhanges ſeiner ſelbſt mit dem großen Ganzen; er fühlte ſich deutlich als ein Glied in der großen Kette, als ein Theil der großen Maſchine, und dieß gab ihm ein ſtolzes Bewußtſein, eine würdige Heiterkeit.

Auch Käthchen, die am andern Ende der Tafel ihm gegenüber ſaß, war etwas feierlich geſtimmt, aber wohl nur, weil ſie zum erſten Male bei einem ſo großen Gaſtmahle und ſo vielen hohen Herrſchaften die Honneurs machte. Sie fühlte ſich als eine große Perſon, als das Fräulein vom Hauſe, und Das vielleicht auch zum erſten Male in ihrem Leben. Papa hatte ſie auch für dieſen Tag ſo ſchön angekleidet, daß ſie ſich förmlich ſchämte.

Aber ſtolzer, als Herr Liebert und Tochter, erſchien Roſalie. Sie ſaß zwar nicht mit bei Tiſche, aber prächtig angekleidet, eine künſtliche, hochrothe Roſe im dunklen Haare, ging ſie mit aufgerichtetem Haupte aus und ein, befahl ſie den Dienern mit lauter Stimme und lehnte ſich bald da, bald dort an den Stuhl einer der Damen und miſchte ſich lebhaft ins Geſpräch, um fühlen zu laſſen, daß ſie hier nicht in untergeordneter Stellung, ſondern als Freundin des Hauſes walte. Den Stolz der Damen wußte ſie zu demüthigen, indem ſie ihn nicht bemerkte und das Geſpräch mit ihnen durch den Ton der Gleichgültigkeit zu erzwingen verſtand. Allzu ariſtokratiſche ſchlug ſie mit einem Worte über ihre Toilette, für deren Geſchmackloſigkeiten ſie ein ſcharfes Auge hatte, nieder und bewog ſo die Nachbarin durch Schrecken und Mitleid, ſie freundlicher zu empfangen. Die Reden der Männer hörte ſie mit verſchlungenen Armen an und gab ihren Beifall durch zuſtimmende Bewegungen des Kopfes zu erkennen.

Man muß geſtehen, daß ſie noch recht ſtattlich ausſah; ein alter, heirathsluſtiger Wittwer und nach Umſtänden auch ein achtzehnjähriger Jüngling hätten ſie ſogar noch ſchön finden können. Ihre Züge waren etwas ſcharf, aber doch ſehr regelmäßig; die Fältchen auf der Stirne und um die Augen, wenn auch zahlreich, doch ſo ſehr klein, daß das ganze Geſicht dadurch etwas Feines bekam; auf einige Entfernung waren ſie gar nicht ſichtbar. Sprechend zeigte ſie eine Reihe ſchöner, kleiner Zähne. Die ſehr runden, dunklen Augen hatten freilich einen harten, etwas abſchreckenden Glanz, aber dieſem widerſprach ſonderbarer Weiſe der Ausdruck der Mundwinkel, die viel mehr ſchmerzlich und bitter als boshaft herabgezogen waren. — In großer Geſellſchaft wie heute konnte ſie ſelbſt ſehr liebenswürdig ſein, wie ſie ſich überhaupt in den gewöhnlichen Verhältniſſen gegen Nachbarn und Bekannte zuvorkommend und hülfreich zeigte. Heute nahm ſie vorzugsweiſe die Frau Rentmeiſterin für ſich ein. Dieſe folgte ihr nach Tiſche in die Küche und ließ ſich von Roſalien alle Taſchen für die lieben Kleinen anfüllen, wofür ſie dieſelbe mit ſämmtlichen Neuigkeiten der Stadt bekannt machte.

Nach aufgehobener Tafel ſaßen die Herren unter den Bäumen vor dem Hauſe und tranken Kaffee und rauchten Cigarren. Die Cigarre war damals noch eine ſeltene und luxuriöſe Erſcheinung in jenen Gegenden, und mancher der Herren wußte nicht, welches Ende in den Mund zu ſtecken, und wartete ab, um ſich keine Blöße zu geben, wie es der Herr Bergrath oder Herr Liebert machen würde. Der Herr Rentmeiſter konnte mit ſeiner Cigarre nicht fertig werden und ſchnitt ſie endlich in Stücke und ſtopfte ſie in die altgewohnte Pfeife. Andere zeigten, daß ſie mit dergleichen umzugehen verſtanden, und zogen ſie vor dem Anbrennen der ganzen Länge nach drei- bis viermal durch den Mund und erklärten den Nachbarn den Nutzen einer ſolchen Prozedur. — Etwas abſeits und allein an einem kleinen Tiſchchen ſaß der Maſchinenmeiſter Herrn Lieberts, ein Engländer, der John hieß und den man im Orte Lord John nannte, weil man glaubte, daß alle Engländer Lords ſeien. Ein Engländer fand ſich damals überall, wo eine hohe Eſſe und eine Dampfmaſchine war; man glaubte beinahe, daß der Dampf keine Kraft habe, wenn ihn nicht ein Engländer überwachte, und daß eine Maſchine nur unter den Augen eines Engländers fungiren könne.

So war auch Lord John eine wichtige Perſon im Orte; und er fühlte ſeine Wichtigkeit, Das ſah man aus der breiten Art und Weiſe, wie er da ſaß, wie er ſein rothes Geſicht ſtarr und unbeweglich der Geſellſchaft entgegenhielt und ſie mit großen, hellblauen Augen anglotzte, ohne ein Wort zu ſprechen. Er that am Liebſten, als ob er nicht deutſch verſtünde, um ſich nicht ins Geſpräch miſchen zu müſſen, und ſo ſaß er den ganzen Nachmittag da und trank nach dem Kaffee mehrere Gläſer Liqueur, nach dem Liqueur Bier und nach dieſem Wein, ohne ſich weiter viel aufzuregen, nur daß er, je länger er da ſaß, immer lebhafter, gleich einem Pferde, die breite Oberlippe oder vielmehr den großen, öden Raum zwiſchen Mund und Stumpfnaſe herauf und herunter bewegte, auf- und zuklappte. So ſaß er noch da, als es oben im Saale wieder lebendig zu werden begann. Nach Tiſche war das junge Volk aus der Stadt gekommen, Söhne und Töchter der Eingeladenen und junge Beamte des Magiſtrats und des Bergamtes; unter dieſen letztern viele in ihrer ſonntäglichen Bergmannstracht, dem ſchwarzen Kittel mit breiten Aermeln, ausgeſchweiftem Kragen und glänzendem Ledergürtel, auf dem Kopfe das grüne Filzkäppchen. Man tanzte luſtig darauf los.

Aber das arme Käthchen tanzte nicht; ſie ſaß nur am Klavier und ſpielte zum Tanze auf, da der Schulmeiſter, den man eigentlich zu dieſem Zwecke geladen hatte, nach Tiſch unfähig war, Takt zu halten. So mußte ſie ſich denn als gaſtliche Tochter des Hauſes um ſo mehr aufopfern, als unter den Söhnen und den Töchtern der Stadt Niemand da war, der einen Walzer hätte aufſpielen können. Sie arbeitete gewiſſenhaft darauf los, bis ihr der Schweiß in hellen Perlen auf der Stirne ſtand. Doch ſah ſie manchmal auf und warf einen ſehnſüchtigen Blick auf die Tänzer; was ſie aber vorzugsweiſe beſchäftigte, ſie beinahe aus dem Takt gebracht hätte, war ein junger Mann in Bergmannstracht, den ſie nicht kannte und der beſonders ſchön tanzte und die Damen ſo anmuthig und zart in den Armen hielt, daß es wünſchenswerth ſcheinen mußte, mit ihm einige Touren zu machen.

Er war mit dem ganzen Haufen junger Leute gekommen und von der Rentmeiſterin nur Herrn Liebert und Roſalien vorgeſtellt worden, und Käthchen hätte für ihr Leben gern gewußt, wer denn der neue Praktikant ſei. Er war gar zu hübſch, zu eigenthümlich, und er ſtach durch ſeine Manieren wie durch ſeine Phyſiognomie gar zu ſehr von den Andern ab. Käthchen war ordentlich froh, als er zu tanzen aufhörte und im Saale umherging und die Kupferſtiche beſah. Sie blickte auf die Taſten nieder, als er endlich am Klavier ſtehen blieb und ſeine großen braunen Augen, wenn auch beſcheiden, doch prüfend auf ihr ruhen ließ. Als er ihr gar auf die kleinen Finger ſah, glaubte ſie plötzlich aufhören zu müſſen, und doch ſpielte ſie ſchneller als früher, daß die Tänzer ihr gar nicht nachkommen konnten und ein großer Lärm im Saale entſtand. Käthchen bemerkte es nicht, denn der fremde Praktikant näherte ſich ihr plötzlich und ſprach aufs Verbindlichſte:

Mein Fräulein, Sie müſſen ſchon müde ſein; wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich Sie einige Zeit ablöſe?

Gern und mit Dank! erwiderte Käthchen und wurde roth. Stimme und Ausſprache klangen ihr ſo eigenthümlich. Er iſt ein Ausländer, ſagte ſie zu ſich ſelbſt — wie liebenswürdig ſind doch die Ausländer!

Aber wie nun der Fremde am Klavier ſaß und kräftig zu ſpielen anfing, ſtand ſie ganz verdutzt da. Jetzt erſt fiel es ihr ein, daß ſie ja doch nicht mit ihm tanzen könne, und Das that ihr ſehr leid, und ſie war ganz verdrießlich, als nun ſämmtliche junge Männer, wie es ſich ſchickte, auf ſie zueilten, um das Fräulein vom Hauſe einzuladen. Es lag ihr gar nichts am Tanze mit dieſen Herren; am Liebſten hätte ſie ſich nach dem Fremden erkundigt, und Das konnte ſie nicht, da ſie nun fortwährend tanzen mußte und von Hand zu Hand ging. Endlich beſchloß der Fremde den Walzer mit einem ſehr kühnen Laufe, und die ganze Geſellſchaft brach in Applaus aus: Bravo, Herr Weſt, bravo!

Weſt heißt er, murmelte Käthchen, Weſt!

Der Applaus freute ſie. Sie blickte nach Weſt, und ſiehe da, er hatte ſie eben auch angeſehen, und Das mit ſo freundlichem Auge, daß ſie ſich tröſtete, nicht mit ihm getanzt zu haben. Er ſtand auf und wollte offenbar auf ſie zugehen, aber die Rentmeiſterin ſtellte ſich ihm in den Weg, faßte ihn an einem Knopf und überhäufte ihn mit ſo vielen Komplimenten über ſein Spiel, daß er ſtehen bleiben mußte. Trotzdem er freundlich antwortete und ſein Blick lächelnd auf die Hand, die ſeinen Knopf hielt, niederglitt, ſah es ihm Käthchen doch an, daß ihm der Aufenthalt nicht recht war, und Das war ihr wieder angenehm, doppelt angenehm, denn ſie fühlte, daß ſie verlegen ſein würde, wenn er ſie anſpräche. Sie hatte Angſt, daß er es doch thun könnte, und flüchtete ſich zu Roſalien.

Was iſt Herr Weſt, Roſalie?

Ein Praktikant und Kurmacher der Rentmeiſteriſchen Ludmilla.

Das iſt nicht wahr, ſagte Käthchen heftig.

So? fragte Roſalie gedehnt und ſah Käthchen mit prüfendem Blicke an. — Und woher weißt du, daß es nicht wahr iſt?

Weil — weil ich geſehen habe, wie er mit ihr getanzt hat und daß er kaum ein Wort mit ihr ſprach.

So? fragte wieder Roſalie — Das alles haſt du geſehen?

Und, fuhr Käthchen fort, er tanzte erſt mit ihr, als ihn die Rentmeiſterin dazu aufforderte.

Das alles haſt du geſehen! — ſpottete Roſalie — und ich dumme Perſon habe geglaubt, daß du in dein Spiel ſo ſehr vertieft biſt. Ich ſage dir, fügte Roſalie kurz und ſchneidend hinzu, es iſt Alles abgemacht; die Rentmeiſterin hat es mir ſelbſt geſagt — ſie erwartet jeden Tag, daß er um Ludmilla anhalte.

So ſprechend, kehrte ihr Roſalie den Rücken und ging, um Erfriſchungen für die Geſellſchaft zu beſtellen. Käthchen blieb mitten in der Geſellſchaft wie in voller Einſamkeit ſtehen. — Ludmilla, dachte ſie, die paßt ja gar nicht zu ihm; er hat etwas ſo Edles, ſo Ausgezeichnetes in ſeinem ganzen Weſen — aber die Rentmeiſterin iſt ſo zudringlich, und ſie ſetzt Alles durch.

Solches und Aehnliches denkend, und mit dem dunklen Gefühle, daß ſie eigentlich ihre Pflicht verſäume und daß ſie mit den Gäſten ſprechen ſollte, ging ſie ſchweigend durch den Saal, bis ſie mit Einem Male an der Hand gefaßt und zurückgehalten wurde.

So nachdenklich, mein Käthchen?

Es war ihr Vater, der ſie zurückhielt und ſo ſprach, ohne eine Antwort abzuwarten.

Ich ſtelle Ihnen hier meine Tochter vor — Käthchen, das iſt Herr West, Bergpraktikant.

Beide verneigten ſich; Käthchen ſtützte ſich auf den Arm ihres Vaters, der ihr die Hand ſtreichelte und im Geſpräch mit Herrn West fortfuhr:

Das iſt doch merkwürdig! — Sie ſind alſo ein Schüler der Pariſer polytechniſchen Schule und der école des mines; — das iſt ſehr merkwürdig und ſehr intereſſant. Unſere jungen Leute begnügen ſich meiſt mit Chemnitz und gehen höchſtens nach Freiburg in Sachſen. Wie kamen Sie dazu, Ihre Studien an dieſen berühmten Schulen zu machen?

Der Fremde war etwas verlegen, was Käthchen nicht entging, und antwortete mit zaudernder Stimme:

Verſchiedene Schickſale, eigenthümliche Verhältniſſe — die Verbindungen meines Vaters. — Allerlei, was — ich kann Das nicht ſo kurz erklären.

Seien Sie froh, ſagte Herr Liebert, daß es ſich ſo gefügt hat. Ich habe von dieſen Schulen ſo viel gehört — ich wollte, ich könnte meinen Jungen auch dahin ſchicken. — Sie waren wohl lange in Paris?

Ich habe beinahe meine ganze Jugend dort zugebracht.

Ah, daher der fremde Accent — rief Herr Liebert — Sie ſprechen, als ob das Deutſche nicht Ihre Mutterſprache wäre.

West erröthete und ſah bei Seite.

Nun, ſagte Herr Liebert, ich habe Ihnen nichts Unangenehmes ſagen wollen — im Gegentheil; es klingt ganz hübſch, es ſteht Ihnen ganz gut! — Nicht wahr Käthchen, die Ausſprache des Herrn Weſt iſt ganz angenehm?

Gewiß! beſtätigte Käthchen ſehr raſch, — gewiß, fügte ſie dann langſamer hinzu, und um das allzuraſche „Gewiß“ ſchnell vergeſſen zu machen, ſagte ſie: Sie ſprechen wohl ſehr gut franzöſiſch?

Als wäre es meine Mutterſprache, antwortete Weſt aufathmend, mit einer Wärme, die Käthchen auffiel.

Natürlich, ſagte Herr Liebert, wenn man an dieſen beiden Schulen ſtudiert hat. Herr Weſt, ich bin ſehr glücklich, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Sehen Sie, ich verſtehe eigentlich ſehr wenig von all dem Weſen, dem ich vorſtehe und das mein Eigenthum iſt; ich bin ein armer Autodidakt, der nur nachmacht, was er anderswo ſieht. Ich fühle, daß ſo Manches in meinen Gruben und Hütten anders ſein könnte und beſſer, aber ich weiß nicht, wie es anders zu machen. Ich bin immer ſehr froh, wenn ich mit Männern von Fach zuſammenkomme, und nehme gern und dankbar guten Rath an. Die Herren vom Bergamt ſagen mir, daß Sie als ausgezeichneter Montaniſt und Techniker empfohlen ſind, und daß Sie ſich ſchon im Annenſchacht und beim neuen Waſchwerk als ſolcher bewährt haben.

Weſt verneigte ſich, Käthchen ſah ihn mit Intereſſe an.

Sie haben gewiß ſchon mannigfache Gruben und Hüttenwerke geſehen?

Ich habe Frankreich, Belgien und England bereist, antwortete Weſt.

O! rief Herr Liebert, die gelobten Länder meiner Induſtrie! Wie dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie meine Werke beſichtigen, wenn Sie wieder kommen wollten.

Mit größtem Vergnügen will ich wieder kommen, ſagte Weſt und verneigte ſich ſo, daß man nicht wußte, ob er ſich vor dem Vater oder der Tochter verneigte.

Bravo! und wann?

Sobald ich meinen freien Tag habe — nächſten Mittwoch!

Gut, nächſten Mittwoch. Sie ſind ſehr gütig, Herr Weſt, wie wollen wir herumwandern. Vergiß nicht, Käthchen, daß Herr Weſt nächſten Mittwoch mit uns ſpeiſt.

Der Bürgermeiſter kam; Herr Liebert wandte ſich zu ihm und zwang ſeine Tochter, die er am Arme hielt, mit ihm die Schwenkung zu machen und dem Fremden den Rücken zu kehren.

Ein herrlicher junger Mann, ſagte er im Umdrehen, nicht wahr, Käthchen?

Schon ſprach Herr Liebert wieder mit dem Bürgermeiſter, ohne Käthchens Antwort abzuwarten, und er ließ ihren Arm fahren. Sie wollte ſich, plötzlich ganz heiter, wieder in die Geſellſchaft miſchen, als plötzlich das Klavier zu klingen anfing. Mit Freuden ſah Käthchen den Schulmeiſter, der ſich indeß etwas gefaßt hatte, daran ſitzen. — Ich werde tanzen — er wird mit mir tanzen — dachte ſie, und ſie hatte den Gedanken noch nicht ausgedacht, als er ſchon vor ihr ſtand, und Käthchen tanzte ſo leicht und ſo gut, wie ſie nie glaubte getanzt zu haben. Die Muſik klang ihr zwar eigenthümlich melancholiſch, obwohl es ein ganz luſtiger Walzer von Labitzky war, und ſie ſelbſt fühlte ſich ſo ſonderbar ſchwermüthig, und doch war es ihr ſo wohl. Es ſchien ihr, als ob ſie Flügel hätte, und als müßte ſie wie die Bauern, wenn ſie in der Schenke tanzen, laut aufjauchzen. Auch ließ ſie gegen alle Regel das kleine Blondköpfchen nach der Seite hängen, als wollte es auf die Schultern Weſts fallen. Nach beendigtem Tanze wußte ſie ihn mit einer Geſchicklichkeit, die ſie ſich nie zugetraut hatte, in ein Geſpräch zu verwickeln, in dem gleich ſo viele Gegenſtände aufs Tapet kamen, daß ſie mit Freuden darin den Stoff für ſtundenlange Unterhaltung erkannte. Und der Fremde wußte von ſeinen Reiſen, von Paris und von Allem ſo ſchön und dabei ſo anſpruchslos und einfach zu erzählen, daß ſie ſich ganz unbefangen, ja ganz geſcheidt fühlte und ſich ſagen mußte, daß ſie ſich noch nie mit irgend einem der Herren aus der Gegend ſo ſicher gefühlt hatte. Es kam ihr vor, als machte ſie an ſich ſelbſt eine neue Bekanntſchaft, und als kennte ſie Herrn Weſt ſeit langer, langer Zeit. In der That bildete ſie ſich ein, daß ſie ſich zu allen Zeiten einen angenehmen jungen Mann, einen liebenswürdigen Kavalier gerade ſo und nicht anders vorgeſtellt habe, und Das war doch gewiß nicht wahr, da an dem jungen Praktikanten ſo viel Fremdes und Fremdartiges und für ſie ganz Neues war, von ſeiner Ausſprache und der Art ſeiner Unterhaltung angefangen bis auf den Schnitt ſeines Geſichtes, ſeine ſchlichten, ſehr dunklen Haare, kurz bis auf den ganzen Typus und die ganze Art.

Käthchen erklärte ſich das Fremdartige nur damit, daß er eben andere und ausgezeichneter war, als Alles, was ſie an Männern bisher kennen gelernt. Sie vergaß über dem Geſpräche mit ihm ſo ſehr ihre Pflichten als Dame des Hauſes, daß man in der Dunkelheit munter getanzt haben würde, wenn nicht Roſalie für Licht geſorgt hätte. Als es mit Einem Male hell wurde, erwachte ſie wie bei Morgendämmerung aus einem ſchönen Traume. Sie ſah die Rentmeiſterin und dachte an ihre Tochter Ludmilla und entfernte ſich auf eine ſo kurze und abſchneidende Weiſe von ihrem Tänzer, daß er ein wenig betroffen war. Es zog ſie zu Ludmilla, und — wie räthſelhaft werden uns weibliche Gemüther, ſelbſt ſiebenzehnjährige immer bleiben — und ſie unterhielt ſich mit ihr, für die ſie doch nicht die geringſte Sympathie hatte, aufs Freundſchaftlichſte, bis ſie auch ſie plötzlich verließ und zwar mit hocherhobenem Kopfe, mit Freude und einigem Triumph im Geſichte.

Wie dumm und abgeſchmackt iſt ſie! ſagte das kleine Käthchen zu ſich ſelber und machte den ganzen Abend die Honneurs mit großer Sicherheit, als wäre ſie um fünf Jahre älter geworden und um einen Kopf größer. Auch Herrn Weſt, der ſie noch einige Male zum Tanze aufforderte, kam ſie mit ruhigerer und älterer Sicherheit entgegen; ſie hörte ihm kälter zu und widerſprach ihm auch manchmal. Aber als er ſich gegen Mitternacht mit den andern Gäſten empfahl und in der Nacht verſchwand, glaubte ſie wieder die melancholiſche Muſik von vorhin zu hören, und als es mit Einem Male im Hauſe wieder ſtille war, und als auch im Hauſe das letzte Geräuſch verſtummte — vier Eiſenarbeiter luden Lord John auf ihre Schultern, um ihn heimzutragen — und ſie in ihre Schlafſtube trat und ſich auf einen Stuhl vor dem Bette ſetzte und ſich nicht entkleidete und vor ſich hinſah, ſinnend, träumend, da war es wieder das alte, ſtille, liebe Käthchen.

Am andern Tage war die trotzige Stimmung vollends verflogen. Wäre ſie eine gebildete romantiſche Perſon mit einigem Bewußtſein von Bildung und Romantik geweſen, ſie hätte ſich geſchämt, immer nur an die Küche und an das Mittagseſſen für nächſten Mittwoch zu denken. So aber, wie ſie war, gab ſie ſich dieſem Gedanken hin, und Das war ſehr gut, denn es überwucherte den Gedanken an Ludmilla, der manchmal ſtörend auftauchte und die zwei Tage, die ſehr glücklich hätten ſein können, hie und da in ihrer Reinheit ſtörte. Wie gerne hätte ſie ſich mit Roſalien, der ſie Alles vorzutragen gewohnt war, über das Mittwochseſſen beſprochen. Aber kam die Geſchichte mit Ludmilla nicht von Roſalien? und iſt es nicht lächerlich, aus einem Eſſen für einen jungen Praktikanten ſo viel Weſens zu machen? Auch war ſie feſt entſchloſſen, nicht davon zu ſprechen, als ſie endlich doch am Dinſtag zu ihr hinunter wanderte; ſie wußte nicht warum? aus alter Gewohnheit — weil ſie mit Jemand ſprechen mußte — über irgend etwas — vielleicht über Weſt — am Liebſten aber nicht. Sie hatte eine gewiſſe Angſt vor Roſalien, ſie konnte etwas ſagen, das unangenehm war. Aber was liegt daran? — ſage ſie, was ſie will — ich beſuche ſie.

Roſalie ſtand vor einem Haubenſtock und ſetzte einige Roſaſchleifen zurecht; Suſi ſaß ihr gegenüber und ſtrickte Socken.

Da kommt ſie ja! rief Suſi, als Käthchen eintrat; ſie wird uns Genaueres ſagen können.

Man ſollte es meinen, ſagte Roſalie, denn ſie hat ſich lange genug, beinahe unſchicklich lange, mit ihm unterhalten. Ich muß dir ſagen, Käthchen, daß man ſich nicht ſo dem Erſten, Beſten an den Hals wirft.

Ich? ich habe Das gethan? fragte Käthchen verlegen.

Ja, du! antwortete Roſalie kurz und fuhr vor ſich hinſprechend fort: Käthe wird aber ſo wenig von ihm wiſſen, wie die Andern. Kein Menſch weiß was über ihn, ſelbſt die Rentmeiſterin nicht, die ihm doch ihre Tochter geben will. Es iſt eine leichtſinnige Frau, und ſie ſchlägt ihre ſieben Töchter um jeden Preis los. Ich aber ſage, ich gebe meine Tochter lieber dem buckligen Schreiber, von dem ich doch weiß, wer ſeine Hühner und Gänſe ſind, als ſo einem Hergelaufenen. Ja, ja, es iſt ein Hergelaufener — wer weiß, was dahinter ſteckt. Es iſt nicht herauszubringen, woher er gekommen; was iſt er, wie heißt er? Er hat nicht einmal in Chemnitz ſtudiert und iſt nicht in Joachimsthal geweſen, das habe ich Alles gehört, wie er mit deinem Vater geſprochen, und wer ſein Vater iſt und ſeine Anverwandten, kann man auch nicht erfahren. Hat man je gehört, daß ein Praktikant hierher gekommen, der nicht in Chemnitz geweſen oder in Joachimsthal, oder wenigſtens in Kuttenberg? Nirgends iſt er geweſen, Das ſagen alle Praktikanten. O, ich habe mich ſchon erkundigt! ich will nicht, daß ſo ein Hergelaufener in ein Haus komme, wo ich an den Kindern Mutterſtelle vertreten habe, Das habe ich gethan, Das mußt du zugeſtehen, Käthchen, ich bin wie deine Mutter, obwohl es dein Vater nicht an mir verdient hat. Wer aus anſtändiger Familie iſt und wer nichts Schlechtes gethan hat, der braucht ſich nicht zu verſtecken, der nennt ſeinen Namen vor allen Leuten, Das ſage ich, Roſalie Schimmel.

Das behaupte ich auch, ſagte Suß.

Aber, bemerkte Käthchen mit einiger Schüchternheit, aber er ſagt ja ſeinen Namen.

Freilich? Weſt! nicht wahr? Hat ſich was mit Weſt, lachte Roſalie, ich weiß Alles! Kein Menſch glaubt, daß er Weſt heißt. In der erſten Zeit hat er gar nicht gehört, wenn man ihn Weſt rief, und einmal hat er ein Aktenſtück Veſt mit V und ein anderes Mal mit W unterſchrieben. Wenn ich ſchon ein Betrüger bin, ſo ſei ich es recht, und wenn ich ſchon einen falſchen Namen trage, ſo muß ich ihn zu tragen wiſſen, als ob er mir auf den Leib gewachſen wäre, und nicht wie ein geſtohlenes Kind, Das ſage ich.

Aber Das iſt ja ſchrecklich, rief Suß und ließ Strumpf und Hände in den Schooß fallen, ohne die Stricknadel fahren zu laſſen.

Käthchen wußte nicht, was zu ſagen, und ſah vor ſich hin. Sie war froh, als Suß nach einiger Zeit hinzufügte: Mein Gott, und ſeinen Taufnamen kennt man auch nicht!

Doch, rief Käthchen ſchnell, Gaſton heißt er, Gaſton! — aber ſie verſtummte ſchnell wieder, als die beiden Jungfrauen in ein ungeheures Gelächter ausbrachen.

Gaſton! riefen ſie, Gaſton! hat man je einen ſolchen Namen gehört! und gar in hieſiger Gegend! Gaſton! es iſt zum Todtlachen.

Und Roſalie fügte hinzu: Ich wette, daß, wenn man alle Kirchenbücher aller Kirchſpiele auf dreißig Meilen in der Runde nachſchlüge, man fände nicht einen ſolchen Namen darin. Gaſton! ſo ein Name exiſtirt gar nicht, das iſt ein Romanname, grad ſo ein Name, wie man ihn annimmt, wenn man keinen andern ehrlichen Namen hat. Gaſton! ſo was iſt noch nicht vorgekommen.

Und woher iſt er eigentlich, dieſer Herr Gaſton Weſt? fragte Suß und ſtrickte weiter, welche Heimat gibt er wenigſtens an?

Davon wird gar nicht geſprochen, erwiederte Roſalie. Ich wette mein Haus, daß er kein Deutſcher iſt. Er ſpricht ein Deutſch, das iſt was Schreckliches, da ſpreche ich lieber gleich böhmiſch. Das iſt geradezu beleidigend, daß er es wagt, gebildeten und anſtändigen Leuten ein ſolches Deutſch vorzuſprechen, das zerreißt die Ohren, ich bin überzeugt, er iſt ein Kroat.

O, ſagte Käthchen, etwas muthiger als vorhin, Das habe ich doch nicht gefunden, Roſalie. Seine Ausſprache klang mir ganz hübſch, und ich glaube —

Er hat dir dumme Komplimente gemacht, darum, du eitles Ding, fiel ihr Roſalie in die Rede. Uebrigens kann ſo was Anfangs und einmal der Sonderbarkeit wegen gefallen, das zweite Mal iſt es lächerlich. Ich laſſe mich nicht betrügen! Iſt es nicht lächerlich, zu ſagen: der Labitzky iſt ein „reißender“ Komponiſt?

Wieder brachen Suſi und Roſalie in Lachen aus. Auch Käthchen mußte mitlächeln, aber es that ihr leid, daß ſie lächelte, und ſie ſtand auf, um zu gehen.

Was haſt du eigentlich gewollt? fragte Roſalie.

Nichts! antwortete Käthchen und ging.

Ich weiß es beſſer, als du, was du gewollt haſt, ſagte Roſalie, nachdem Käthchen ſchon draußen am Fenſter vorbeigegangen war, du haſt wiſſen wollen, wie uns dein Herr Weſt gefällt, denn dir gefällt er gar ſehr, Gänschen! unterſteht ſich ſchon, mit dem Praktikanten anzufangen.

Suſi lächelte und zuckte die Achſel.

Käthchen kam ſehr gedankenvoll zu Hauſe an. Das Geſpräch, die Bemerkungen, das Gelächter der alten Jungfern hatten einen gewiſſen Eindruck auf ſie gemacht, und eine halbe Stunde lang war ſie verſtimmt. Aber bald dachte ſie: und wenn er auch einen falſchen Namen trüge? Was liegt daran! Der Name macht nicht den Mann, und da ſteckt vielleicht ein ſehr ſchönes Geheimniß hinter dieſem falſchen Namen. Und daß Gaſton ein häßlicher Name ſei, Das ſoll ihr kein Menſch einreden, und ob Gaſton durch ſeine fremdartige Ausſprache zum zweiten Male lächerlich werde, Das wolle ſie doch morgen ſehen, aber ſie glaube es nicht. Käthchen lachte, wenn ſie an das Geſpräch bei Roſalien dachte, und ſagte ſich zu wiederholten Malen, daß ſie ſich ganz und gar nicht darum kümmere, was dort unten auch immer geſagt werde. Aber ſie mußte doch immer wieder an den falſchen Namen und an alle mit einem ſolchen Inkognito verknüpften, unangenehmen Möglichkeiten denken, und dann wieder an Ludmilla, und zum erſten Male ſeit langer Zeit ſchlief ſie eine Viertelſtunde nicht, nachdem ſie ſich ins Bett gelegt, und zum erſten Male ſeit lange war ſie mit Sonnenaufgang aus dem Bette und in den Kleidern.

Sie überdachte noch einmal, was ſie ſchon geſtern unzählige Male durchdacht hatte; es litt ſie nicht in der Stube, und ſie wollte in den Garten und arbeiten. Aber im Hofe ging ſchon Gaſton auf und ab; er hatte die gewöhnliche, ſchwarzleinwandene Bergmannstracht, die vom Einfahren ſchon hie und da ſchadhafte Spuren trug; in der Hand hielt er einen Hammer. Er war auch ſo noch ſehr hübſch, aber Käthchen dachte ſogleich: Er iſt ganz und gar wegen Papa, wegen der Hütten und Minen, und nicht im Geringſten meinetwegen gekommen; er hätte ſich ſonſt ein wenig eleganter gemacht. Sie begrüßte ihn ſehr höflich und ſehr kühl, und da er ihr guten Morgen ſagte und ſie nach ihrem Befinden nach dem lärmenden Sonntage fragte, war ſie wirklich geneigt, ſeine Ausſprache etwas lächerlich zu finden. Aber es gelang ihr nicht. Es iſt doch hübſch, dachte ſie, auch wenn mans zum zweiten Male hört.

Papa hat Sie aus Ihren täglichen Beſchäftigungen herausgeriſſen, ſagte ſie und wußte an dieſe Worte, mit mehr Geſchick als ihr irgend Jemand im Orte zugetraut hätte, ein Geſpräch über ſein tägliches Leben zu knüpfen und ihn über alle Stunden des Tages auszuforſchen. Es war ihr vorzugsweiſe um Ludmilla zu thun und zu erfahren, welche Zeit ihm für Beſuche bei Rentmeiſters übrig bleibe. Da erfuhr ſie denn genau, welche Zeit er im Schacht, im Pochwerke, in der Schmelzhütte, in der Kanzlei und Abends im Leſezirkel zubrachte, und daß er ſehr wenig Umgang habe und faſt gar keine Familie beſuche. Sie war ſehr zufrieden mit dem Ergebniß dieſer Mittheilungen; für Rentmeiſters Ludmilla blieb auch nicht Eine Stunde im Tage. Wahrhaftig ſehr wenig für eine Geliebte und zukünftige Braut! — Sie wäre wohl nun ſelbſt ſehr mittheilſam geworden, wenn nicht der Vater gekommen wäre. Dieſer fing ſogleich von ſeinen Hütten und Minen an, entwarf einen Plan für den Tag, und da Herr Weſt ſchon gefrühſtückt hatte und Herr Liebert es nicht erwarten konnte, dem Schüler der Pariſer Ecole des Mines ſeine Werke zu zeigen, machten ſich die beiden Männer ſofort auf den Weg.

Käthchen war wieder verſtimmt. Es war ihm ſo leicht, ein Frühſtück anzunehmen, wenn ihm etwas daran lag, noch ein halbes Stündchen zu bleiben. Aber dieſe Männer! So ein ſchwarzer Hammer, ſo ein ſchmutziger Schacht iſt ihnen mehr werth, als die Geſellſchaft der Damen. Vorhin, als ſie ihn über ſeine tägliche Beſchäftigung verhörte, hatte es ſie gefreut, als er ſagte, das Bergweſen ſei ſeine einzige Leidenſchaft, jetzt ärgerte ſie ſich über die Uebertreibung dieſer Leidenſchaft, und alle Zweifel, die ſie geſtern und in der Nacht geplagt, kamen wieder. Sie ging endlich ins Haus, und da ſie gegen neun Uhr das Mittageſſen beſtellte, unterdrückte ſie auf ihrem Programme einen ſchönen Rahmkuchen — aber um eilf Uhr, da es noch Zeit war, gab ſie Befehl, daß der Rahmkuchen doch gemacht werde.

Die beiden Männer wanderten indeſſen auf ſchwarzen, aus Schlacken aufgeſchütteten Wegen den Hütten zu. Am Eingange in den Hochofen ſtand Lord John mit verbundenem Kopfe und gähnte in den Morgen hinaus. Er war verwundet. Die Arbeiter, die ihn am Sonntage nach Hauſe getragen, hatten ihn fallen und einen Damm hinunter rollen laſſen. In den Hütten war man überzeugt, daß ſie es abſichtlich gethan, und Niemand machte ihnen einen Vorwurf darüber, denn Niemand mochte Lord John leiden. Er empfing ſeinen Herrn und deſſen Begleiter mit einem kurzen, ſtummen Gruße. Inſpektion! Inſpektion! murmelte er zwiſchen den Zähnen — I dont want Inspection! — rief er lauter. Glücklicherweiſe verſtand Herr Liebert nicht engliſch. Gaſton, der es verſtand, lud Lord John ein, ihnen in den Maſchinenraum zu folgen, was dieſer auch mit Brummen that.

An den Ventilen ſtanden kleine Jungen, die ſie ſchloſſen und aufthaten. Gaſton ſah Das mit Staunen. Wie? ſagte er zu Herrn Liebert, können Sie die Jungen nicht beſſer verwenden? Eine kleine Vorrichtung, und Das alles fungirt von ſelbſt.

Er ſah ſich um, nahm einen Draht, der in einem Winkel lag, und indem er ſagte, „hier kann ich es Ihnen gleich zeigen,“ befeſtigte er den Draht mit dem einen Ende an der Kluppe, mit dem andern an einem der Hebel, die ſich über der Klappe auf und niederbewegten, und die Klappe ging von ſelbſt auf und zu. „Du biſt entlaſſen!“ ſagte er lächend zu dem Knaben, der ebenſo wie Herr Liebert lächelnd zuſah, wie der Draht ſeinen Dienſt verrichtete.

An den andern Klappen wird es etwas komplizirter, aber nicht ſchwerer ſein, ſagte Gaſton weiter.

Das hätte ich ebenſo gut machen können — das hätte ich! brummte Lord John.

Warum haben Sie es nicht gemacht? fragte Herr Liebert verdrießlich.

Das liegt ja auf der Hand — brummte John wieder — Kleinigkeit, nonsense, nonsense.

Aber auf dieſe Kleinigkeit kommt es hier an, Herr Maſchinenmeiſter! herrſchte ihm Herr Liebert zu.

Die Arbeiter verſammelten ſich, um das Wunderding anzuſehen und um Zeugen von Lord Johns Beſchämung zu ſein. — Dieſer ſchlich fluchend davon. Die Arbeiter folgten ihrem Brodgeber und ſeinem Gaſte und hörten mit Intereſſe die Bemerkungen, die er machte, die Verbeſſerungen, die er vorſchlug. — Der verſtehts anders, als der Lord! raunten ſie ſich in die Ohren. Herr Liebert konnte nicht umbin, mit ſeinen Arbeitern Blicke des Beifalls und des Einverſtändniſſes zu wechſeln.

Als es weiter ging in die Streckhämmer und zu den Minen, und verſchiedene Inſtrumente mitgenommen werden ſollten, waren alle eben unbeſchäftigten Arbeiter bereit, mitzugehen. — Herr Liebert wählte den Rieſen der Hütte, einen ſeiner vertrauteſten Arbeiter, einen gewaltigen Cyklopen, von dem Herr Liebert zwar ſagte, er habe mehr als alle andern Feuerarbeiter ein verbranntes Gehirn, ſei aber trotzdem die treueſte Seele, auf die man ſich verlaſſen könne und der gewiß nicht ausplaudern werde, was er etwa hören könnte. Der Cyklope Fleiſchmann lachte mit breiten, weißen Zähnen vor Freude, denn offenbar hatte er Gaſton, den er mit zärtlichen Blicken anſah, ſchon ins Herz geſchloſſen.

Als ſie aus dem Hochofen traten, kamen eben einige zweiſpännige Wagen mit Eiſenerz beladen an.

Woher kommt dieſes Erz? fragte Gaſton.

Aus meiner Grube, die wir bald ſehen werden; ſie liegt dort auf der Höhe, die Sie von hier aus ſehen können.

Wem gehören die Felder zwiſchen hier und jener Höhe? fragte Gaſton weiter.

Zum größten Theile mir, antwortete Herr Liebert.

Und iſt die Grube ergiebig?

Es iſt mein reichſter Schacht und wird wohl noch lange vorhalten.

Dann ſehe ich nicht ein, warum Sie nicht eine Eiſenbahn anlegen? Ein Pferd würde Ihnen dann an einem Tage größere Dienſte leiſten, als alle dieſe Pferde in einer Woche.

Herr Liebert kratzte ſich hinterm Ohr. — Eiſenbahnen, ſagte er — man glaubt noch nicht recht an Eiſenbahnen in hieſiger Gegend — und dann wie Das anfangen? wo die Schienen hernehmen? und die Koſten! — wie lange kann Das dauern, bis ſo eine Eiſenbahn fertig wird.

Ach! — lächelte Gaſton — es iſt nur das Unbekannte, das Sie fürchten. In höchſtens zwei Monaten kann die Bahn fix und fertig ſein; die Schienen gießen Sie ſelbſt, und die Koſten haben Sie in einem Vierteljahr herein.

Herr Liebert wurde nachdenklich. Gaſton trat auf die Höhe eines Eiſenerzhaufens, ſah ſich um und fuhr fort: Hier müſſen überall Eiſenbahnen hin; alle dieſe Hütten und Schachte müſſen durch Eiſenbahnen verbunden werden. Die Arbeit wird dadurch erleichtert und gefördert und ſehr viel Arbeitskraft erſpart. — Sehen Sie nur, dort ſteckt ein Karren in einem ausgefahrenen Geleiſe, der Gußeiſen nach dem Puddelwerke bringen ſollte. Wie viele Arbeiter werden ſich da Stunden lang abmühen, bis ſie den Karren wieder herausbringen. Das wird nicht geſchehen, ſobald Sie eine Eiſenbahn haben.

Fleiſchmann, der Cyklop, fand Alles, was Gaſton ſagte, ſehr richtig und rieb ſich die Hände. Herr Liebert ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ich fürchte, Sie weiter zu führen, denn Sie werden auf Schritt und Tritt neue Pläne ausſinnen. Doch gehen wir.

Sie wanderten weiter. In der That hatte Gaſton in den Schachten eben ſo viele neue Ideen und Vorſchläge wie in den Hütten. Fleiſchmanns Zufriedenheit mit ihm und ſeinen Plänen drückte ſich immer deutlicher und lebhafter aus; Herr Liebert wurde immer nachdenklicher. Jeden Plan, den er im erſten Momente mit Kopfſchütteln aufnahm, bedachte er auf der weitern Wanderung, und immer, wenn ein neuer aufs Tapet kam, war der erſte ſchon berechnet, wohl auch erweitert und meiſt angenommen.

Auf einer Höhe machten ſie vor einer Eiſenmine Halt, aus der mehrere Arbeiter in Kübeln Waſſer zogen. — Halten wir uns nicht lange hier auf, ſagte Herr Liebert — ich werde dieſen Schacht wieder verfallen laſſen.

Und warum? fragte Gaſton.

Er lohnt nicht der Mühe. Er hat zu viel Waſſer.

Könnte man nicht einen Stollen anlegen?

Wohl, aber er würde zu lang, und das ſteht nicht dafür.

Herr Liebert wandte ſich, um weiter zu gehen; aber Gaſton blieb, das Kinn in die Hand geſtützt.

Suchen Sie wieder Mittel? ſagte Herr Liebert lächelnd — lieber Freund, man muß auch einen Gedanken wie einen Schacht aufgeben können; man muß nicht alle Hinderniſſe beſiegen wollen.

Eine Windmühle, eine Windmühle! rief Gaſton anſtatt aller Antwort.

Was haben Sie wieder? fragte Herr Liebert verwundert.

Eine Windmühle würde hier treffliche Dienſte leiſten. Die Lage iſt vortrefflich. Eine Windmühle! — Das koſtet nichts und bringt das Waſſer wie das Erz heraus.

Eine Windmühle! ſagte Herr Liebert, das hat man in hieſiger Gegend noch nie geſehen.

Darum iſt es Ihnen auch nicht eingefallen, erwiderte Gaſton, eine zu bauen; ſonſt wären Sie gewiß auf die Idee gekommen.

Gewiß, eine Windmühle, ſagte Fleiſchmann, der nie eine geſehen hatte, aber ſo voll Vertrauen in Gaſtons Kenntniſſe war, daß er auch dieſem Plane ſeine volle Zuſtimmung gab, und noch lebhafter that er es, als dieſer, weiter wandernd, ſeine Gedanken auseinanderſetzte und in Kurzem auch Herrn Liebert gewann.

Ueber dieſen Wanderungen und Plänen vergaßen die beiden Herren ihren Hunger und das Mittagseſſen, das für drei Uhr beſtimmt war und nun zur größten Verzweiflung Käthchens auf das Schmählichſte verdarb — denn ſie kamen erſt mit anbrechender Dämmerung zurück.

Käthchen war nahe daran, ſie verdrießlich und mit Vorwürfen zu empfangen, wenn ihr nicht Fleiſchmann, der mit kam, die gute Laune wiedergegeben hätte. Fräulein Käthchen, flüſterte er ihr zu, welch ein Mann, dieſer Herr Weſt, ſo was habe ich mein Lebtag nicht geſehen. Der kann Alles — Eiſenbahnen, Maſchinen, Windmühlen, das iſt ihm Alles nichts. Sagen Sie doch Ihrem Papa, daß er Ihnen den Herrn Weſt zum Manne gebe — Das wäre ein Mann! den könnten wir brauchen. Ich ſage Ihnen, der macht Ihnen aus dem ganzen Thal einen einzigen Hochofen und eine einzige Eiſenbahn.

Narr! alter Narr! lachte Käthchen und befahl, daß man ihm ein Glas Bier und etwas Tüchtiges zu eſſen gebe.

Gut, ſagte der alte Fleiſchmann zu ſich ſelbſt, jetzt weiß ich etwas, was mir recht iſt.

Bei Tiſche verdroß es Käthchen, daß der Papa den Gaſt jedes Mal, wenn er ſich an ſie wenden wollte, mit Maſchinen, Eiſenbahnen u. dgl. unterbrach und kein anderes Geſpräch aufkommen ließ, obwohl es Gaſton zu wünſchen ſchien. Aber es freute ſie, wie Herr Liebert den jungen Mann mit Aufmerkſamkeit behandelte, wie er ihm die größte Achtung, ja eine Art von väterlicher Liebe zeigte, und ihr Herz pochte gewaltig, als endlich beim Nachtiſche ihr Vater ſo zu ſprechen anfing, und zwar mit Wärme und einer gewiſſen Feierlichkeit:

Herr Weſt, ſagte er, ſtoßen Sie mit mir an. Ohne Phraſen — ich bin ſehr glücklich, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Wie ſonderbar es Ihnen, dem jungen Manne, aus dem Munde eines beinahe ergrauten Mannes auch klingen mag: auf gute männliche Freundſchaft!

Gaſton erröthete, nahm das Glas und ſagte: Sie ſind ſehr gut, Herr Liebert, mit Herzlichkeit ſtoße ich an.

Darauf ſchüttelten die beiden Männer einander die Hand. Käthchen war ganz gerührt, und zitternd ſtieß ſie mit ihrem Glaſe an, als ihr Gaſton das ſeinige entgegenhielt.

Und nun bitte ich Sie, fuhr Herr Liebert fort, nicht falſch zu verſtehen, was ich Ihnen offen und in der beſten Abſicht ſagen will. Sie haben viel gelernt, und was Sie gelernt haben, wiſſen Sie mit Geiſt und mit erſtaunlichem Scharfſinn anzuwenden. Es iſt traurig, daß ſolche Fähigkeiten durch viele, viele Jahre brach liegen ſollen, und Das iſt im Staatsdienſte nothwendigerweiſe der Fall. Jahre lang müſſen Sie als Praktikant zuſehen und kommen Sie nicht zu ſelbſtändigem Schaffen. Jahre müſſen vergehen, bis Sie einen Poſten bekommen, der Sie anſtändig ernährt. Erlauben Sie mir die Frage: iſt es Ihnen gleichgültig, Ihr Wiſſen ſo lange Zeit unverwerthet liegen zu laſſen? und iſt es Ihnen gleichgültig, Jahre lang auf einen nährenden Poſten zu warten? Haben Sie Vermögen genug, um zuſehen zu können? Verzeihen Sie dieſe indiskret ſcheinenden Fragen; — von Ihrer Beantwortung hängt das Weitere ab, das ich Ihnen ſagen will.

Gaſton lächelte, wie um Herrn Liebert über ſeine Indiskretion zu beruhigen, ſchlug aber doch die Augen nieder, als er ſagte:

Gewiß, mein Herr Liebert, erſcheint es mir wünſchenswerth, bald eine praktiſche Thätigkeit zu haben, und wünſchenswerth iſt es mir auch, aus meinen Kenntniſſen bald poſitiven Nutzen zu ziehen. Ich habe das Vermögen nicht, um lange warten zu können — auch ſind meine Verhältniſſe der Art, daß ich eines einträglichen Poſtens ſehr nothwendig bedarf.

Gut! ſagte Herr Liebert, aber ich muß mir noch eine Frage erlauben. Sind Sie ſo ariſtokratiſch wie die meiſten jungen Herren, Ihre Kollegen? glauben Sie, daß Sie Ihre Würde nur im Staatsdienſte wahren können? Sehen Sie nicht auch mit einiger Geringſchätzung auf unſere bürgerlichen Unternehmungen herab? Würden Sie es unter Ihrer Würde halten, ſich an ſolchen Unternehmungen zu betheiligen?

Gaſton lachte laut auf, und lachend ſagte er: Nein, Herr Liebert, ich bin bürgerlich, ſehr bürgerlich.

Käthchen, ohne zu wiſſen, warum, lachte herzlich mit; der Vater aber ſprach ernſthafter und inniger als zuvor:

So kommen Sie zu mir! Verlaſſen Sie den Staatsdienſt und kommen Sie zu mir! Längſt habe ich mich nach einem Menſchen, wie Sie ſind, geſehnt. Ich habe zu Ihnen, zu Ihrem Wiſſen, zu Ihrem Charakter das größte Vertrauen, und Sie bringen mir Alles mit, was mir fehlt. Ich kann nur nachmachen, was ich anderswo ſehe, und muß ſo zu ſagen den alten Ochſenſchritt fortgehen — und doch fühle ich, daß wir in einer neuen Zeit ſtehen, daß viel Neues zu ſchaffen iſt. Mit Ihnen zuſammen könnte ich Alles. Sie wären der Kopf, ich der Arm! Sie würden die Pläne machen, ich würde die Mittel herbeiſchaffen, ſie auszuführen und zu verwerthen. Sehen Sie, ich habe Niemand, der mir beiſtünde. Mit dem Engländer geht es nicht länger; er iſt unwiſſend und bei allen Arbeitern verhaßt, Sie würden mir Alles mitbringen, was ich brauche — dafür haben Sie auch das Recht, ganz nach Gutdünken Ihre Bedingungen zu machen. Sie können gleich in eine Stellung eintreten, die, was die materiellen Vortheile betrifft, Ihnen erſt nach zwanzigjährigem Staatsdienſte aufbewahrt iſt. Sie werden unabhängig, Sie können heirathen, wenn Sie irgend eine ſolche Idee haben, Sie können einen Verwandten unterſtützen, wenn Ihre Familienverhältniſſe darnach ſind, oder Sie können Erſparniſſe bei Seite legen. Kommen Sie, mein Freund — rief Herr Liebert, in einer Art von Ekſtaſe, indem er Gaſton die Hand entgegenſtreckte — Kommen Sie zu mir, wir wollen Prächtiges und Großes mit einander ſchaffen — ſchlagen Sie ein!

Während dieſer Rede des Vaters zitterte die Tochter vor Aufregung. Ihre Augenlider gingen auf und zu, je nachdem ſie die Wirkung der Worte auf dem Geſichte des Angeredeten beobachten oder ihre Aufregung und Theilnahme verbergen wollte.

Gaſton hörte mit niedergeſchlagenen Augen zu und ließ die Hände unter dem Tiſche und ſchlug nicht ein. Käthchen ließ den Kopf hängen und konnte nicht umhin, ihn mit vorwurfsvollen Blicken anzuſehen, und hatte alle Mühe, einen zudringlichen Seufzer zu unterdrücken.

Endlich faßte Gaſton die dargebotene Hand. Käthchen ließ dem gefeſſelten Seufzer die Freiheit, aber ſie erſchrak, als Gaſton ſagte: Ich ſchlage nicht ein! ich muß nur die Hand faſſen, die mir ſo freundſchaftlich geboten wird. Herr Liebert, laſſen Sie mir Zeit zur Ueberlegung. Ach, ich habe ſo viel zu überlegen — wenn Sie wüßten — Vorurtheile — Verhältniſſe — Rückſichten —

Er ſtieß dieſe letzen Worte in größter Aufregung hervor, fuhr ſich mit der Hand über die Stirne und ſprang vom Tiſche auf. Käthchen hätte ihr Leben dafür gegeben, wenn ſie gewußt hätte, was in ihm vorging. Sie hoffte, daß der Vater ihn fragen und in ihn dringen würde. Dieſer aber ſagte ganz ruhig:

Sie haben Recht! Ueberlegen Sie und geben Sie mir Antwort — wann?

In wenigen Tagen! rief Gaſton, nahm ſeine Mütze, drückte Vater und Tochter haſtig die Hand und eilte fort.

Roſalie hat Recht, ſagte Käthchen vor ſich hin, da ſie Gaſton nachſah und er, wie fliehend, über die Brücke dem Wege nach der Stadt zuſtürzte — da ſteckt ein Geheimniß dahinter. Aber welches Geheimniß? — In wenigen Tagen! — was verſteht er unter wenigen Tagen? — Ach, könnte ich die Zeit verſchlafen!

IV.

Aber nach wenigen Tagen war Käthchen geſchäftiger und ruhiger als je. Etwas über hundert Schritte von der jetzigen prächtigen Wohnung Herrn Lieberts ſtand das beſcheidene kleine Haus, das er als armer Mann bewohnt hatte. Dort galt es, zwei Stuben zu ſcheuern und neu einzurichten. Es fehlte an allen Enden; die Möbel daſelbſt ſchienen Käthchen doch gar zu alt und altmodiſch, und ſie war bereit, das ganze neue Haus zu plündern, um nur die zwei Stuben des alten auszuſtatten. Das ging nicht an, aber ſie nahm doch, was zu nehmen war, und beſann ſich nicht einen Augenblick, ihre eigenen ſo ſchönen Fenſtervorhänge dahin zu tragen, wohin ſie mit ihrem neuen Glanze, mit ihrem Mädchenzimmerduft und mit ihrer Länge doch ſo wenig paßten. Mit aufgeſchürzten Armen und ganz vernachläſſigt im Anzug, mit einer Schürze vor wie eine Arbeiterin, ging ſie zwiſchen den Häuſern hin und her und griff überall ſelbſt zu, denn die Mägde machten es ihr nicht recht, und Alles ging zu langſam. Wer ſie da beobachtet und die geheimſten Gründe ihrer Geſchäftigkeit errathen hätte — er würde nicht geſagt haben: Käthchen Liebert iſt in Gaſton Weſt verliebt — er würde wie Roſalie geſagt haben: Käthchen Liebert wirft ſich Gaſton Weſt an den Hals. Armes Käthchen! Beides iſt wahr. Sie war verliebt, und in der Einfachheit ihres Herzens that es ihr wohl, für ihn zu arbeiten wie eine Magd. Denn für ihn richtete ſie die Zimmer des alten Hauſes ein. Er war auf den Antrag Papa's eingegangen. Mein Gott, die Freude, als ihr Papa ſagte: Käthchen, richte zwei Stuben für Herrn Weſt ein! Es klang ihr, wie: Käthchen, heirathe Herrn Weſt! Und was kümmerte ſie ſich um alle Geheimniſſe, um alle Verdächtigungen, um Rentmeiſters Ludmilla? — ſie arbeitete mit einer Freude, als ob ſie ſich ein Neſt baute — wie eine Braut an ihrer Ausſtattung arbeitet.

Bei all Dem aber hatte ſie eine unbeſtimmte Angſt, irgendwie in dem ſüßen Gefühl, das ſie erfüllte, geſtört zu werden, vor Allem eine inſtinktive Scheu vor Roſalien, und ſo war ſie auch ſchon ſeit vielen Tagen nicht im Caſino erſchienen, obwohl ſie ſich gern über Manches berathen hätte. Es war darum nicht zu verwundern, daß Roſalie plötzlich in der Thür des alten Hauſes ſtand, wo ſie eine laute Lache aufſchlug, als ſie Käthchen mit einem Beſen in der Hand erblickte, wie ſie an einem uralten Flecken im Fußboden ihre ſchwachen Kräfte ermüdete.

Roſalie! rief Käthchen erſchrocken und wurde roth bis über die Ohren.

Man ſieht dich ja gar nicht mehr! ſagte Roſalie ſo freundlich als möglich.

Ach, — ich bin ſo beſchäftigt, — habe ſo ſchrecklich viel zu thun!

Das ſehe ich, und harte Arbeit, lächelte Roſalie ſpöttiſch, was ſoll denn Das alles bedeuten? warum wird denn die alte Barake wieder aufgefriſcht?

Papa ſagte mir, ich ſoll zwei Stuben ſcheuern und einrichten laſſen.

Und zu welchem Zwecke? für wen denn? wer ſoll ſie denn bewohnen?

Käthchen hatte nicht den Muth, die Wahrheit zu ſagen, und auch nicht zu lügen.

Ich weiß nicht recht, ſtammelte ſie, Papa hat verſchiedene Abſichten; ich glaube, er will neue Beamte engagiren.

Wenn du es nicht weißt, ſprach Roſalie, ſo will ich es dir verrathen. Die beiden Stuben richteſt du für Herrn Weſt ein.

Richtig, erwiderte Käthchen, für Herrn Weſt. Meinſt du, Roſalie, für Herrn Weſt?

Dein Vater hat ihn geworben. Er hat bereits den kaiſerlichen Dienſt verlaſſen und wird hier ſo eine Art Maſchinenmeiſter werden und Lord John erſetzen.

Maſchinenmeiſter! rief Käthchen entrüſtet — Lord John erſetzen? — gar nicht! Das iſt etwas ganz Anderes mit Herrn

Weiſt, das iſt ein Gelehrter und ein prächtiger junger Mann, wie Papa ſagt. Das iſt gar nichts, wie ein Dienſt, den er annimmt; Papa läßt ihm ganz freie Hand, er kann machen, was er will, er verſteht Alles beſſer als Papa, er kann ſich ſelbſt die Bedingungen machen, er iſt ein Freund von Papa, das iſt ganz was Anderes — ich weiß es ja, ich bin ja ſelbſt dabei geweſen.

So? fragte Roſalie gedehnt, du biſt dabei geweſen, du weißt Alles beſſer, und doch weiſt du nicht, für wen du hier arbeiteſt?

Die beiden Stuben, ſagte Käthchen, die beiden Stuben, ich hätte freilich vermuthen ſollen —

So haſt du auch gar nicht vermuthet, wem du deine ſchönen Vorhänge geopfert haſt?

Roſalie lachte wieder, während Käthchen die Vorhänge anſah und in ihrer Verlegenheit die Blicke nicht abzuwenden vermochte.

Es kamen Mägde herein. Roſalie nahm das arme geplagte Mädchen unter den Arm und führte es in den Hof, wo ſie auf- und abgehend eine Rede mit: „Schämſt du dich nicht, du Gelbſchnabel," anfing, eine Rede, die ſo lange währte, bis ſie durch die plötzliche Erſcheinung Lord Johns, der mit geballten Fäuſten und glänzenden Augen auf den Hof ſtürzte, unterbrochen wurde.

Lord John kam von den Hütten.

Dort in den Hütten war bereits Gaſton eben ſo geſchäftig, wie Käthchen in der Haushaltung. Im Hochofen war eben eine Campagne zu Ende. Dieſen Umſtand benützte Gaſton, um Herrn Liebert zu verſchiedenen Reformen zu bewegen. Man konnte nun in das Innere des Hochofens ſehen, und Gaſton machte darauf aufmerkſam, wie ſich während der Campagne „Raſt" und „Geſtell" erweitert haben, wie die niedergeſchmolzenen Wände des Raſt und des Geſtells nicht durch geſinterte Maſſen wieder geflickt worden. Es war ihm leicht, zu beweiſen, wie unter dieſen Umſtänden die Erzeugung von grauem Roheiſen erſchwert, welche Aufopferung von Brennmaterial ſie erfordern würde. Auch war das Geſtell zu klein. Gaſton wollte es erweitert haben. Herr

Liebert wollte nicht nachgeben, denn er hatte ſeine Hochöfen nach den Hochöfen Steiermarks, dem klaſſiſchen Lande der Hochöfen, konſtruiren laſſen, und er war ſtolz auf dieſe Nachahmung. Umſonſt predigte ihm Gaſton, daß die Verhältniſſe in Steiermark andere, wie nur dort bei Erzeugung des weißen Eiſens ſolche Schachtformen erſprießlich ſeien und wie man bei Erzen, welche ſtrengflüſſiger ſind, als z. B. Spatheiſenſteine, bei einem ſolchen Ofen den Rohgang zu befürchten hätte. Es half nichts. Gaſton mußte ſich hinſetzen und, um Herrn Liebert leichter zu überzeugen, einen Ofen ſeiner Art, und zwar einen zylindriſchen, im Modell konſtruiren. Die Arbeiter umſtanden ihn bewundernd, und Fleiſchmann fand Alles vortrefflich, während der Lord brummend hin und her ging. Er kam ſich ſelbſt wie den Arbeitern abgeſetzt vor und ſuchte ſeinen Verdruß in Bier zu ertränken. Niemand horchte mehr auf ihn, während ſich Alles beeilte, jedem Wunſche Gaſtons zu willfahren; ja ſeine Befehle wurden dann erſt vollzogen, wenn man die Genehmigung Gaſtons eingeholt hatte.

Wenn dergleichen vorkam, ſtellte er ſich, mit beiden Händen in den Taſchen, vor Gaſton hin und fragte: Bin ich der Werkmeiſter hier? bin ich?

Sie ſind! antwortete Gaſton lächelnd.

I am, ich bin! brummte John und ſetzte ſeine Wanderung fort. Aber trotz dem Gelächter der Arbeiter, das ſolche Fragen zu begleiten pflegte, kam er bald wieder mit der neuen Frage:

Sind Sie der Werkmeiſter hier? — ſind Sie?

Nein, ich bin es nicht, antwortete Gaſton wieder gelaſſen.

You are not! Sie ſind nicht! — Sind Sie?

Und wieder nach einiger Zeit:

Mr. Weſt! habe ich hier zu befehlen?

Mr. John, Sie haben hier zu befehlen.

I have indeed — ich habe. — Habe ich, Mr. Weſt?

Aber je ruhiger Weſt wurde, deſto aufgeregter wurde der Engländer. Endlich blieb er, nach langem Auf- und Abgehen, vor Weſt ſtehen, ſah ihn herausfordernd an, warf den Rock ab, ſchob die Hemdärmel zurück, ballte beide Fäuſte und ſtellte ſich in Boxerpoſition.

Haben Sie Muth? Haben Sie? rief er, indem er Miene machte, die rechte Fauſt Gaſton unter die Naſe zu ſchieben.

Gaſton ſprang erzürnt auf von der Arbeit und wollte antworten, als ſich plötzlich Fleiſchmann der Cyklop zwiſchen ihn und Lord John ſtellte, ebenfalls die Hemdärmel zurückſchob, die Fäuſte ballte und einen gewaltigen Arm erhob. — Ich habe Muth, Lord John, ich habe — rief er mit einer Lache, daß das Gebäude zitterte; ſämmtliche Arbeiter ſchoben in dieſem Augenblicke die Hemdärmel zurück, andere, die aus Gewohnheit, trotzdem nicht geheizt war, nackt umhergingen und die Hemdärmel nicht zurückzuſchieben brauchten, zeigten ihm ebenfalls Fäuſte und Arme, ſo daß Lord John ſich plötzlich von einer großen Anzahl Feinde umringt ſah. Er blickte ſie ruhig an, ſagte: nonsense! hob ſeinen Rock auf und ging und verſchwand.

Er iſt betrunken! ſagte Gaſton und ſetzte ſich wieder zur Arbeit.

Ich ſage, Herr Weſt, -- murmelte Fleiſchmann — es wird mit dem verrückten Engländer und Ihnen zuſammen nicht gehen — Das ſage ich. Ich kenne ihn — der hat's dick hinter den Ohren.

Fleiſchmann hätte gern noch fortgeſprochen und Vorſchläge gemacht, wie man ſich des Engländers, den Herr Liebert gegen die Meinung der ganzen Hütte behalten, auf die kürzeſte Weiſe entledigen könne — aber ein gewaltiger Lärm vom Gebläſe her hinderte ihn, fortzufahren. Die Hufeiſen oder Hoſenapparate wurden vom Gichtenſand und Aſche gereinigt und außerdem gehämmert; von Zeit zu Zeit ließ man Dampf aus der Maſchine, die geheizt war, behufs der Reinigung durch die Röhrentour ziſchen. Und Ziſchen und Gehämmer verurſachten einen Lärm, der geeignet war, Gaſton in das Leben, das er nun zu führen beſtimmt war, energiſch und mit einem Ruck einzuweihen.

Als der Lärm ſchwieg, ging Weſt an den Windheizungsapparat, um die Mündung der Röhrentour zu meſſen. Fleiſchmann folgte ihm.

Warum gehſt du mit? fragte Gaſton.

Es iſt immer gut, einen Freund bei ſich zu haben, grinste der Cyklop, und als Gaſton das Maß an die Mündung legte, fuhr er fort: Sie ſehen wohl, daß ich Recht habe, denn Sie ſind nicht vorſichtig genug! Und ſo ſprechend, wandte er ſich einer Oeffnung zu, die zur Dampfmaſchine führte, und rief hinein: Keinen Dampf! Herr Weſt iſt an der Röhre!

Aber kaum hatte er es gerufen, als mit furchtbarem Geziſch weißer Dampf herausdrang. Weſt ſtieß einen Schrei aus und prallte zurück; ſeine rechte Hand war wie roth glühendes Eiſen.

Verdammt! rief Fleiſchmann, ich will den Schurken ſehen, der Das gethan hat!

Mit einem Sprunge war er im Raume der Dampfmaſchine.

Ich habe ihn! ich habe ihn! ſchrie er, und die andern Arbeiter, vom Schrei Gaſtons herbeigezogen, eilten ihm nach. Sie fanden Fleiſchmann, wie er Lord John, der ſich vergebens loszuringen ſuchte, an der Kehle hielt.

Da iſt er, der Schuft, ſchrie Fleiſchmann, ich habe es gleich gedacht. Er hat ſich fortſchleichen wollen, aber ich habe ihn noch in der Thüre erwiſcht. Soll ich beſſer drücken? fragte er, den Arbeitern zugewendet.

Zugedrückt! riefen die Einen. Nein, in die Gicht mit ihm! riefen die Andern. In die Gicht mit dem Mörder!

Laßt ihn los! befahl Gaſton, der dazu kam, die verbrannte Hand in der Bruſt haltend.

Nicht zu viel Güte, Herr Weſt, ſagte Fleiſchmann beleidigt, ich thu' ihm gewiß nicht Unrecht, wenn ich ihn erdroßle. Thu' ich? fragte er höhniſch den Engländer, ſeine engliſche Redeweiſe nachahmend, und dann wieder zu Gaſton: Der Kerl iſt ein Mörder. Wußte er, wo Sie der Dampf trifft? Wäre er Ihnen ins Geſicht gekommen, Sie wären todt oder blind. Und daß er abſichtlich den Dampf losgelaſſen, das beſchwöre ich bei Hölle und Himmel. Ich kenne ihn! Kenn' ich dich?

In die Gicht mit ihm! riefen wieder die Arbeiter.

Dummes Zeug, erwiderte Fleiſchmann, der Ofen iſt ja nicht geheizt.

In den Dampfkeſſel!

In den Dampfkeſſel! ſchrieen die Arbeiter, und in demſelben Augenblicke war John in der Luft und auf den Schultern. Jetzt zeigte es ſich, wie ſehr Recht Herr Liebert hatte, wenn er ſagte, daß alles Volk, das am Feuer arbeitet, verbranntes Hirn habe. Ohne weiter zu prüfen, ohne John zu Wort kommen zu laſſen, ohne irgend welche Folgen zu berückſichtigen, wollten ſie einen Mord begehen, wollten ſie die Gelegenheit benützen, ſich des Verhaßten zu entledigen. Umſonſt warf ſich ihnen Gaſton entgegen; ſeine Worte verhallten in dem Geſchrei, das ſie um ihr Opfer erhoben, und ſeine verbrannte Hand, die er ihnen abwehrend entgegenſtreckte, vermehrte nur noch ihre Wuth.

Was ſoll der Lärm? ſcholl plötzlich eine Stimme von der Thür her.

Der Patron! der Patron! Herr Liebert! riefen die Arbeiter, und ſein Blick und die altgewohnte Autorität ſtellten ſchnell die Ordnung her. John wurde auf den Boden geſtellt, aber nicht ganz von Fleiſchmann freigelaſſen, der ihn wie mit einer Zange an der Schulter hielt. Alles fing auf einmal zu erzählen an; Herr Weſt mußte ſeine verbrannte Hand zeigen. Herr Liebert war außer ſich über den traurigen Anfang, den ſein Leben in den Hütten nahm, und befahl vor Allem, daß man ſchnell Baumwolle hole und die verbrannte Hand umhülle. Dann zu John gewendet, ſagte er ruhig: Herr John Kottel, Sie ſind entlaſſen! Gehen Sie in die Kanzlei, laſſen Sie ſich Gehalt für drei Monate voraus ausbezahlen und betreten Sie meine Hütten nicht mehr.

Well! ſagte John.

Fleiſchmann ließ ihn nicht gerne los, aber auf einen Wink

Herrn Lieberts hob er ſeine gewaltige Kralle von Johns Schulter, und dieſer ging mit gemeſſenen Schritten aus der Hütte. Erſt draußen fing er zu fluchen an; auch die Arbeiter ihrerſeits ſchickten ihm einige Flüche nach und ärgerten ſich, daß er während dieſes ganzen Vorganges, da es ihm ernſtlich ans Leben ging, auch nicht mit den Augen gezwinkert, mit keinem Worte um Gnade gebeten und überhaupt die kaltblütigſte Ruhe an den Tag gelegt hatte.

In Folge dieſer Entlaſſung erſchien er vor dem Hauſe Herrn Lieberts, wo die Kanzlei und Kaſſe war, und im Hofe, wo Roſalie ſeit beinahe einer Stunde Käthchen Moral predigte und ihr bewies, daß ſie ſich auf unwürdige Weiſe benehme.

John blieb einen Augenblick ſtehen und ſtarrte die Beiden an, ohne zu grüßen. Er ſchien über etwas nachzudenken, oder vielmehr, mit Mühe ſeine Gedanken zu ſammeln. Plötzlich zog er die Mütze vom Kopfe, verneigte ſich vor Roſalie und ſagte: Guten Morgen, mein Fräulein, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich wohl, ich danke Ihnen. Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er ſich und ging ins Haus und in die Kanzlei.

Der will was von mir, dachte Roſalie, aber er iſt recht höflich.

Käthchen hätte über das ſonderbare Benehmen des Engländers gerne gelacht, wenn ihr ſein Ausſehen nicht Angſt und Beſorgniß eingeflößt hätte.

Ich fürchte, ſagte ſie, es iſt etwas in den Hütten vorgegangen. Der Menſch ſieht ſo aufgeregt und wild aus — auch kommt er ſonſt nie um dieſe Tageszeit.

Wild und aufgeregt, ſagte Roſalie, ich finde ihn ſehr höflich; dir fällt nur auf, daß er dich nicht gegrüßt hat; Das kommt daher, daß du dir keinen Reſpekt bei den Leuten deines Vaters zu verſchaffen weißt. Herr Weſt wird dich auch bald wie ein Stubenmädchen behandeln, wenn er ſieht, wie du für ihn arbeiteſt, als wäreſt du dafür bezahlt.

Ach nein — Roſalie — was ſagſt du da? Er ſoll gewiß nicht ſagen können —

Käthchen wurde hier durch den Cyklopen unterbrochen, der mit gewaltigen Schritten in den Hof trat und ausrief: Fräulein Käthchen, Baumwolle! Fräulein Roſalie, Baumwolle! Viel Baumwolle! Iſt keine Baumwolle da? Herr Liebert ſchreit nach Baumwolle. Zum Teufel, wo ſollen wir in der Hütte Baumwolle hernehmen?

Wozu? was iſt geſchehen? fragte Käthchen. Fleiſchmann, um Gotteswillen, was iſt geſchehen?

Aber Fleiſchmann gab keine Antwort. Er ſtürzte auf John los, der eben aus dem Hauſe trat und Geld zählte.

Da iſt er, der Kerl, und trägt noch eine Handvoll Silber fort; drei Monate Sold — ja, drei Jahre im Loche hätte er eher verdient!

John ſah ihn über die Schulter an und ging unbehelligt aus dem Hofe, Dank der Aengſtlichkeit Käthchens und der Neugierde Roſaliens. Beide faßten Fleiſchmann an den Armen und zogen ihn zurück und beſtürmten ihn mit Fragen.

Da kommen ſie ja ſelbſt, die Herren, ſagte Fleiſchmann und deutete auf Herrn Liebert und Weſt, die den Bach herab und dem Hauſe entgegen kamen.

Es iſt keine Zeit zu verlieren, Fräulein Käthchen, ſagte Fleiſchmann, ſchaffen Sie Baumwolle her. Sie ſehen, Herr Weſt trägt die Hand im Kittel — ſie iſt gebraten, geſotten, gekocht, Gott weiß was, und ſieht aus wie ein Krebs.

O Gott, mein Gott! rief Käthchen und eilte ins Haus.

Herr Liebert führte Weſt indeſſen in das alte Haus und in die zwei ihm beſtimmten Stuben.

Schau, ſchau! ſagte er lächelnd, hat das arme Kind gearbeitet! Was hat ſie aus den alten, verrotteten Stuben gemacht. Sehen Sie ſich um, Weſt, iſt es nicht hübſch hier? — weiß Gott, ich habe mich geſchämt, Ihnen dieſe Wohnung anzubieten, und jetzt ſehe ich, daß man ganz nett hier hauſen kann. Was ſo Weiber können! — Wo hat's nur das Kind gelernt?

Es iſt reizend hier und heimlich, ſagte Weſt, indem er ſich umſah, es kommt mir vor, Herr Liebert, als ſollte ich hier ſchöne Stunden verbringen.

Hoffen wir, hoffen wir!

Indeſſen war Käthchen eingetreten und mit ihr Roſalie und die alte Haushälterin und Fleiſchmann und die ganze Nachbarſchaft, die etwas von einem Unfall gehört hatte und ſelbſt ſehen wollte.

Papa, hier iſt Baumwolle, ſagte ſie zitternd, indem ſie Herrn Liebert einen ganzen Pack hinhielt.

Weſt, die Hand her! ſagte Herr Liebert.

Weſt ſtreckte die verbrannte Hand hervor.

O Gott, wie ſchrecklich! ſchrie Käthchen.

Roſalie warf einen prüfenden Blick auf die Hand und ſagte mit jener Ruhe, die ſie ſich als Heilkünſtlerin des Dorfes angeeignet hatte: Ich glaube, daß Oel beſſer wäre.

Oel, Oel! wiederholte Käthchen, und ſchon war ſie fort, um Oel zu holen. Nach einer halben Minute war ſie ganz athemlos wieder da. Sie hatte zu fragen vergeſſen, welches Oel ſie bringen ſollte, ob gewöhnliches Lampenöl oder Salatöl, und ſo kam ſie gleich mit zwei Flaſchen zurück.

Hier iſt Oel! ſagte ſie, indem ſie die Flaſchen auf den Tiſch ſtellte. Ach, ich habe ja noch Haaröl, fügte ſie ſich beſinnend hinzu, das iſt wohl reiner und feiner — und fort war ſie wieder, um Haaröl zu holen. Aber als ſie mit dem Haaröl zurückkam und das Fläſchchen auf den Tiſch ſtellte, ſprach Jemand von geriebenen Kartoffeln, als einem vortrefflichen Kühlungsmittel, und wieder lief ſie, um geriebene Kartoffel zu beſtellen. Dann hörte ſie Bierhefe als ein beſſeres Mittel, und dann von Rahm, dann von Pomade, und immer lief ſie hin und her und brachte das Beſtellte, ſo daß der Tiſch in kurzer Zeit ganz von Flaſchen und Töpfen beſetzt war und ſie athemlos daſtand, immer noch nach allen Seiten horchend, ob nicht etwas als dienſtlich und hülfreich empfohlen werde.

Roſalie ſtand vor dem Tiſche mit der Ruhe eines Apothekers; Käthchen neben ihr und ſah ſie mit hülfeflehenden Augen an. Aber ſie wurde beſtürzt, als ihr Roſalie ins Ohr flüſterte: Mit deiner Dienſtfertigkeit machſt du dich nur lächerlich!

Fragend, ob Dem wirklich ſo ſei? blickte ſie ſchüchtern zu Weſt auf.

Barmherzige Schweſter! ſagte dieſer mit einer Innigkeit, mit einer Rührung im Tone der Stimme, daß ihr wieder ganz wohl wurde.

Sieh dich nur an, in welchem Zuſtande du biſt! flüſterte wieder Roſalie.

Käthchen ließ den Blick über ihre Kleider gleiten, und in der That erſchrack ſie über ihr Ausſehen. Von ihrer Arbeit bei Einrichtung der Stuben hatte ſie noch Aermel und Kleid aufgeſchürzt; vorn auf der Bruſt, an Armen, Händen und Kleidungsſtücken, überall Spuren der Arzneimittel, die ſie in Haſt herbeigetragen: Flecken von Oel und Rahm, Ueberreſte von Hefen und Kartoffeln, hie und da Flocken von Baumwolle. Am Liebſten wäre ſie gleich davon gelaufen, aber ſie konnte nicht, ſo lange Gaſton nicht verbunden war, ſo lange ſie nicht gehört hatte, daß er keine Schmerzen mehr habe. Sie ſtellte ſich hinter Roſalien und ſah ihr über die Schulter zu, wie kunſtvoll und geſchickt ſie die verbrannte Hand verband, und beneidete ſie, und manchmal kam es ihr vor, als ob ſie es beſſer machen könnte, und als ob ſie es eigentlich thun ſollte.

Allen dieſen Aufregungen, die Käthchen bald wohl, bald wehe thaten, machte Herr Liebert ein Ende, indem er nach vollendetem Verbande befahl, die Stube zu räumen. Dieß iſt, ſagte er, von nun an die Wohnung Herrn Weſts. — Herr Weſt, fuhr er fort, indem er ihm die Hand reichte, ſeien Sie mir in meinem Hauſe willkommen, und möge die Fortſetzung unſeres Zuſammenlebens erfreulicher ſein, als dieſer Anfang, den wir als einen Abkauf für alle möglichen künftigen Unannehmlichkeiten betrachten wollen.

So ſei es! rief Gaſton freudig und ſchlug mit der geſunden Hand ein.

So ſei es! wiederholte Käthchen in ihrem Herzen.

Jetzt, fügte Herr Liebert hinzu — iſt dieſe Stube eine Junggeſellenſtube, und die Damen werden gebeten, dieſelbe zu verlaſſen.

Das verſammelte Publikum that nach dieſen Worten. Käthchen, wie ſie die Schwelle des alten Hauſes überſchritt, ſah ſich traurig um, und es ſchien ihr, wenn ſie gegen ſich ſelbſt aufrichtig ſein ſollte, ungerecht, daß ſie dieſelben Stuben, die ſie ſo ſchön und mit ſo viel Sorgfalt eingerichtet, nicht mehr betreten ſollte. Dieſer Gedanke und alles am heutigen Tage Erlebte und die Lehren Roſaliens — Alles ging ihr ſo wirr im Kopfe herum, daß ſie ſich erſt ſpät beſann, für das Nachteſſen zu ſorgen, an dem Gaſton nun als definitiver Tiſchgenoſſe theilnehmen ſollte, und wieder einmal ein wenig Toilette zu machen.

Herr Liebert war noch bei Gaſton in der Stube, als deſſen Habſeligkeiten, eine große Bücherkiſte und ein kleiner Kleiderkoffer, ankamen.

Iſt Das alles? fragte Herr Liebert.

Alles! antwortete Gaſton, etwas verlegen lächelnd.

Deſto beſſer!

Deſto beſſer?

Bah! ſagte Herr Liebert — ich bin ein intereſſirter Fabrikant und denke nur an meinen Vortheil — wenn Sie arm ſind, kann ich mich Ihrer leichter bemächtigen und Sie ausbeuten — darum deſto beſſer!

Gaſton mißverſtand ſeines neuen Brodherrn Scherz nicht. — Ich verſichere Sie, ſagte er, auf den Ton eingehend, es bedürfte meiner Armuth nicht, — ich würde es Ihnen auch ohne dieſe erleichtern, ſich meiner zu bemächtigen und mich auszubeuten.

Noch einmal deſto beſſer! rief Herr Liebert — machen Sie es ſich bequem, richten Sie ſich ein, verlangen Sie, was Ihnen fehlt, pflegen Sie Ihre Hand, und wenn Sie zu Tiſche kommen, ſagen Sie dem lieben Kinde, ich meine meine Tochter, daß Sie ſich hier behaglich fühlen. Seit vielen Tagen hat ſie an dieſen Stuben gearbeitet, wie eine Magd.

Pardi! ſagte Gaſton, als ihn Herr Liebert verlaſſen hatte, — ob ich es ihr ſagen will! Aber ſonderbar, daß mir dieſem jungen Ding gegenüber, ſo oft ich ihr etwas Angenehmes ſagen will, die Worte im Munde ſtecken. Mein ganzes Leben vergeſſe ich es nicht, wie ſie vorhin her- und hingelaufen. Welch ein Herz! welch ein liebes Gemüth! Sind ſie alle ſo, dieſe blonden, deutſchen Dinger?

V.

Roſalie ging, da ſie Niemand eingeladen hatte, zum Nachteſſen zu bleiben. Es iſt wahr, daß ſie auch ohne Einladung bleiben konnte, aber ſie hatte das Bedürfniß, allein zu ſein. Mit einem gemiſchten Gefühle ging ſie drei Baſſins entlang. Sie hatte wieder das ſtolze Bewußtſein, daß ſie eigentlich aller Welt nothwendig ſei, daß man ohne ſie nicht fertig werden konnte. Aber an dieſen Gedanken ſchloß ſich ſeit lange, ſo oft er auftauchte, der andere: und doch biſt du allein, und das ſtolze Bewußtſein zerrann in Traurigkeit. Heute kam noch Anderes hinzu. Sie konnte es ſich nicht leugnen, daß ihr der junge Mann, dem ſie die Hand verbunden, außerordentlich gefallen, daß ſie, während ſie mit ihm beſchäftigt geweſen, eine Art mütterlicher Zärtlichkeit empfunden habe. Das Mädchen, ſagte ſie ſich, iſt über die Ohren in ihn verliebt, und Das wird jetzt, da er im Hauſe iſt, immer ärger werden. Der Vater iſt beinahe eben ſo verliebt in ihn wie die Tochter — und ich weiß, was Käthchen noch nicht weiß, daß es keiner großen Mühe bedürfte, um auch ihn ſchmerzlich brennen zu laſſen. Wenn die Drei einig ſind, was kann da hindern und ſtören! Der junge Menſch hat einen eiſernen Willen, das ſah ich an ſeiner Ruhe während der größten Schmerzen — Siebert ſieht nicht auf Geld und braucht einen Schwiegerſohn wie den — alſo. — Es iſt doch am Beſten, ſich dieſe Leute als Freunde zu erhalten. Laſſen wir die Dinge gehen. Dann aber dachte Roſalie wieder an die Beleidigung, die ihr Juſtinus Siebert angethan, indem er ſie nicht geheirathet — und dann wieder an Fiſcher. Das war eigentlich der ſchmerzlichſte Gedanke. Dieſer Fiſcher war vielleicht der einzige Mann, den ſie geliebt hatte. Sie wollte ihn nur aus alter Gewohnheit ein wenig hangen laſſen und warten — aber man ließ ihr nicht Zeit dazu, man lenkte ſeine Gefühle auf ihre Schweſter, man verheirathete ihn mit dieſer, ehe ſie ſich beſinnen konnte. Und ich wäre eine ſo gute Frau geworden! Sie liebte es, ſich ſelbſt dieſe Verſicherung zu geben, und ſie hatte vielleicht Recht; ſie täuſchte ſich in dieſer Beziehung nicht. Jetzt auf ihrem einſamen Gange ſagte ſie ſich wieder, an Fiſcher denkend: Und ich wäre eine ſo gute Frau geworden! Sie wollte dieſen Gedanken ausdenken und blieb am Geländer, das den dritten Teich umgab, ſtehen und lehnte ſich daran. Sie empfand eine gewiſſe Angſt, in das einſame Haus zurückzukehren, das in der halben Dämmerung, ungefähr fünfzig Schritte weit, von ihr lag. Sie ſah es an und dachte: Es iſt ein hübſches Häuschen, es iſt ſo ſauber gehalten, die beiden Gärtchen, die Staketen, die Wände, der Hof, aber wer es anſieht, muß ſich ſagen: Hier wohnt eine Perſon, die für Niemand zu ſorgen hat, als für ihre Gärten, ihren Hof, ihre kahlen Wände; hier wohnt eine alte Jungfer! Ich habe mich gehütet, einen kleinen Hund oder auch nur eine Katze zu halten, ich habe mich vor allen altjungfräulichen Gewohnheiten gehütet, und ſiehe da, mein ganzes Haus ruft: Hier wohnt eine alte Jungfer! Und ich wäre eine ſo gute Frau geworden! ſagte ſie ſich wieder und ſtützte den Kopf in beide Hände und ſah hinab in den Teich. Sie war vielleicht nie ſo aufrichtig gegen ſich geweſen, wie in dieſem Augenblicke. Ihr Leben ſchien ihr verfehlt und verloren, und zum Theil habe ſie Das verdient. Wie wollte ſie hegen und pflegen, was zu ihr gehörte, einen Mann, und ſollte er ſie noch ſo ſehr mißhandeln, und gar ein Kind!

Ihre Phantaſie ſpann ſich eine unendliche Reihe häuslicher Szenen und Vorgänge ab; bei jeder verweilte ſie mit Freuden, ſelbſt bei häßlichen oder unglücklichen. In ihrer Phantaſie beugte ſie das Haupt unter die Mißhandlungen eines rohen Mannes und fühlte ſich glücklich. Wer es immer wäre, der ſein Loos mit dem ihrigen vereinigen wollte, wie wollte ſie ihn verhätſcheln und gar keinen Dank dafür erwarten. Wie viel Gutes hat ſie im Dorfe gethan! und hat man es ihr gedankt? Dieſem hochmüthigen Gedanken widerſprach ſofort ein anderer, der da ſagte: du haſt auch Böſes gethan, Roſalie. Sie ſah traurig nieder. Auf der Böſchung des Teiches hoben unzählige Gänſeblümchen ihre ſanften Köpfchen hervor. Jedes Jahr kommen neue — dachte Roſalie — umſonſt zertritt man die Einen, der nächſte Frühling bringt andere. Es iſt lächerlich und verbrecheriſch, gegen den Lauf der Natur arbeiten zu wollen. Alle dieſe jungen Mädchen wollen lieben und heirathen und glücklich ſein.

Einen Augenblick lang wollte ſie zu Liebert zurückkehren und Käthchen ſagen, daß die ganze Geſchichte mit Ludmilla eine Einbildung der Rentmeiſterin, daß Weſt in der That, wie Herr Juſtinus ſagte, ein prächtiger junger Mann ſei, daß ihn ſeine Ausſprache ganz und gar nicht lächerlich mache, und daß ſie glücklich ſein und ihn lieben ſolle, wie es ihr Herz gebietet; daß ſie ſich dieſer Liebe ohne Rückhalt, ganz und ohne Zagen hingeben ſolle. Schon hatte ſie ſich Lieberts Hauſe zugekehrt — aber plötzlich hob ſie den Kopf, und mit einem: Was geht Das alles mich an! ſchritt ſie raſch ihrem Hauſe zu.

Dort, auf ihrem Hofe, war es heute früher ſtill geworden, da die Beſitzerin nicht zu Hauſe geweſen. Doch ſaß noch Jemand auf der Bank, rauchend und den Ellenbogen auf das Kinn geſtützt. Roſalie ſah in der Dämmerung erſt nur das Feuer in der Pfeife, und dann erſt erkannte ſie in dem Raucher Lord John. — Nach den Vorgängen in den Hütten war ſie etwas verdutzt, gerade Lord John hier zu finden, und da ſie allein zu ſein wünſchte, wollte ſie an ihm vorbei und ins Haus gehen. Aber Lord John grüßte ſie ſehr höflich und bat ſie, ein wenig zu verweilen, da er ihr etwas zu ſagen habe.

Die alte Neugierde erwachte wieder in ihr; ſie wollte Näheres über die Geſchichte erfahren und ſetzte ſich auf die Bank.

Haben ſie da oben viel Schlechtes von mir geſagt, Fräulein Roſalie? fragte John — haben ſie?

Kein Wort haben ſie geſagt.

So viel beſſer, iſt auch nichts zu ſagen — dummes Zeug — nonsense. — Er hat ſich die Hand verbrannt, und ich ſoll's haben gethan. Glauben Sie, ich habe? — Fräulein Roſalie?

Ich glaube gar nichts!

So viel beſſer — unvorſichtiger junger Menſch — ungeſchickt. — Hat mich auch um mein Brod gebracht — rascal. — Never mind — Dampfmaſchine geht nicht ohne Engländer. Wird Herr Liebert ſchon wieder kommen.

Das kümmert mich alles nichts, ſagte Roſalie, was wollen Sie von mir?

Ich habe Ihr viel zu ſagen, Fräulein Roſalie, kann Sie engliſch verſtehen?

Warum nicht gar, jetzt ſoll ich auch noch engliſch verſtehen? Was ſoll ich nicht Alles?

Never mind! Ich könnte es beſſer engliſch ſagen, denn ich habe viel zu ſagen, in der That, viel.

Worüber?

Ueber Heirath!

Heirath? Lord John über Heirath! lachte Roſalie.

Yes, Lord John über Heirath, wiederholte der Engländer ganz ruhig. Warum nicht? ich habe nur vierundvierzig Jahre und werde bald wieder bei den Maſchinen Mr. Lieberts ſein.

Warum nicht Lord John und Heirath? Will Sie nicht Lady John werden?

Roſalie lachte wieder.

Look, fuhr Lord John fort, wir Engländer kurz, beſonders in deutſch. Sie iſt ſehr clever, das iſt zu ſagen, ſehr klug und ſehr geſchickt. Schön iſt Sie auch noch, hat Haus und Geld — hat Sie nicht? Sie hat! Immer, wenn ich Sie geſehen habe und gehört, habe ich geſagt zu mir: she is very clever, wie gemacht für mich, der Menſch muß doch ſich ſelbſt verheirathen — und Sie iſt ein great character, ein großer Charakter. People, die Leute heißen Sie: Napoleon — das ſchickt ſich nicht für einen Engländer — ich heiße Sie Duke of Wellington, eiſerner Herzog, Iron Duke — iſt Sie nicht? Hab' ich recht? will Sie nicht heirathen? Will Sie?

Roſalie lachte wieder, aber nicht mehr ſo laut wie vorhin.

Nicht lachen — ſagte John — ernſt!

Wirklich wurde ſie ernſt. Es erſchien ihr wie eine Fügung, daß ihr unmittelbar nach ihrem Selbſtgeſpräch auf dem Damme ein Heirathsantrag gemacht wurde. Sie erinnerte ſich, daß ſie ſich vorgenommen, ſelbſt auf eine Unglück drohende Ehe einzugehen, daß ſie ſich über die Art und Weiſe, wie ſie bisher ſolche Werbungen angenommen, Vorwürfe gemacht — Alles, was ſie dort gedacht und gefühlt, zitterte noch lebhaft nach in ihr, ſie nahm ſich zuſammen, ſie that ihrer eingewurzelten Gewohnheit Gewalt an und ſagte:

Sprechen Sie im Ernſt, John?

Im Ernſt? ſehr ernſt, ich verſichere Sie.

Sie ſehen ein, fuhr ſie in mildem Tone fort, daß man eine ſolche Anfrage nicht ſo ſchnell beantworten kann.

Wir Engländer machen gleich ab, ſagte John.

Wir Deutſchen nicht, erwiderte Roſalie, wir überlegen.

Well, ſagte John, überlegen Sie. Ich hoffe, Sie wird ſagen: Ja, aber wenn Sie ſagt: Ja, habe ich noch eine Bedingung.

Eine Bedingung? rief Roſalie neugierig und ſtolz zugleich.

Ja, ſei Sie ruhig, nicht für Sie, eine Bedingung für dort oben, ſagte John und ſtreckte die Hand gegen Lieberts Haus.

Ah! in Beziehung auf Lieberts?

Yes!

Was iſt's?

Look, ſagte John und rückte näher zu Roſalie, Sie iſt der eiſerne Herzog — Sie kann Alles, was Sie will — Sie weiß Alles — Sie bringt Alles zu Ende. Dieſer gelbe Schnabel, der mich um mein Brod gebracht hat, muß aus dem Haus. Ja, er muß — ich muß haben meine Rache — und bald, ſonſt geht's viel vor. Der alte Bull gibt ihm ſeine Tochter, wenn er nicht bald fort muß. Die kleine Grasmücke iſt in Liebe mit ihm. Der Rascal wird reich und Maſter, wo ich gedient habe — er muß fort. Sie muß machen, daß er fortgejagt wird. Das iſt die Bedingung. Hier mein Ehrenwort, mein engliſches Ehrenwort, I shall be damned, ich heirathe Sie einen Tag darauf, wenn er weggejagt iſt, wenn aus ſeiner Heirath nichts wird.

Roſalie ſtand beinahe entrüſtet auf und ging ins Haus.

John murmelte: it will do it — das wird's thun, ſtand ebenfalls auf und ging ihr ruhig nach.

Es war ziemlich ſpät und ſehr dunkel. Niemand hat ihn ins Haus und Niemand herausgehen ſehen. Aber am andern Morgen ſah man Roſalien, mit einem Hut auf dem Kopfe, Handſchuhe an den Händen und einen Regenſchirm unterm Arme, über die Wieſen der Stadt entgegen gehen. Wie ſie dahin ſchritt, ſtolz und trotzig, hatte ſie nicht die geringſte Aehnlichkeit mehr mit jener Roſalie, die geſtern Abends ſo traurig und gebrochen über das Geländer in den Teich geſehen, als ob ſie ſich hineinwerfen wollte. Aus ihren Zügen und aus einzelnen vor ſich hingeſprochenen Worten hätte man erkennen können, daß ſie Pläne in ihrem Kopfe umherwälze, und daß dieſe Pläne nicht auf das Wohl des Nächſten abzielten. „Vor Allem muß ich wiſſen, wer er eigentlich iſt,“ wiederholte ſie, „das Andere wird dann nicht ſo ſchwer ſein." Oder: „Wer ein Geheimniß hat, ſteht auf ſchwachen Füßen, und Weſt hat ein Geheimniß — es wird leicht ſein, ihn zum Fall zu bringen." Sie kam am erſten und zweiten Tage nicht zurück, und am dritten Tage erfuhr man, daß ſie mit dem Stellwagen nach Prag gereiſt ſei. „Dieſe Reiſe wird uns wieder Geld koſten," ſagten die Männer, und ihre Frauen und Töchter freuten ſich auf die neuen Moden, die Roſalie mitbringen werde.

Indeſſen verlebten Diejenigen, welche die Reiſe Roſaliens am Nächſten betraf, die glücklichſten Tage: Käthchen und Gaſton, die Flittertage der Liebe. Gaſton konnte an ſeinem Modell nicht arbeiten und mußte ſeine Hand pflegen; ſo begnügte er ſich damit, die angefangenen Arbeiten in den Hütten und an den Eiſenbahnen manchmal zu inſpiziren; die übrigen Stunden, beſonders die Abendſtunden, verbrachte er in Geſellſchaft von Vater und Tochter oder, wenn der Vater mit ſeiner Korreſpondenz beſchäftigt war, auch nur mit der Tochter. Dieſe hatte Roſalien die Kunſt, einen Verband zu machen, ſo gut abgeſehen, daß ſie nun ſelbſt Gaſton die Hand verbinden konnte; ſie glaubte bei dieſer Gelegenheit manchmal einen Druck zu empfinden, aber er war ſo leiſe, daß es ihr leichter war, ſich ihn nach einigen Minuten wieder als eine Täuſchung wegzuleugnen, obwohl ſie im Momente ſo feſt daran glaubte, daß ſie erröthete. — Es blieb auch nicht beim Verbande. Der Vater ſelbſt hatte die Idee, daß Gaſton das ſchlechte Franzöſiſch, das Käthchen von ihrem Lehrer Fiſcher nothdürftig erlernt hatte, vervollkommnen ſollte, und nun ſaßen ſie des Abends da, und Käthchen las Franzöſiſch, und Gaſton ſpielte den Lehrer. Wenn er nur nicht immer ſo ſanft und nachſichtig geweſen wäre! Käthchen hatte den ſonderbaren Wunſch, daß er ſich einmal gegen ſie ereifern, daß er ihr harte Dinge ſagen, daß er fühlen ſolle, wie viel er ihr zu befehlen habe. Und abſichtlich las ſie und ſprach manchmal erſchrecklich ſchlecht und mißhandelte die grammatikaliſchen Regeln auf eine empörende Weiſe. Aber Gaſton lachte nur und fand Das reizend. Endlich mußte ſie es ihm doch ſagen, daß er eigentlich ein ſehr ſchlechter und gewiſſenloſer Lehrer ſei, und daß er am Beſten thäte, ihr von Zeit zu Zeit böſe Wahrheiten zu ſagen, ja, ihr harte Strafen aufzuerlegen.

Das wäre mir nicht möglich! ſagte Gaſton lachend.

Wie nicht möglich! liegt Ihnen ſo wenig daran, ob ich Fortſchritte mache oder nicht?

Außerordentlich wenig! ſagte Gaſton wieder lachend.

Das iſt hübſch, daß Sie mir Das offen ſagen; wie wenig Sie ſich intereſſiren, ob ich — ſie konnte nicht weiter ſprechen, ohne ihre Aufregung zu verrathen — ſie fühlte, daß, wenn es ihr auch gelänge, die Thränen zurückzuhalten, ſie doch mit der Stimme weinen würde.

Sie wollte das Buch zuſchlagen, aber Gaſton hinderte ſie daran, denn ſein Mund drückte einen raſchen Kuß auf die Hand, die das Buch gefaßt hatte. Käthchen blieb bewegungslos ſitzen. Die Hand blieb, wo ſie war, der Blick haftete an den Buchſtaben, die er eben zufällig nachgeſehen hatte — aber die ſchmollenden Züge des Geſichtes verwandelten ſich nach und nach in ein glückſeliges Lächeln, das wieder unbeweglich und unveränderlich ihren Mund umſpielte, als Gaſton mit zitternder Stimme und abgebrochen vor ſich hinſagte:

Nicht intereſſiren — für Sie? — für meine liebe Pflegerin? — für das holde, liebe, gute Kind? — Intereſſiren iſt ein häßliches Wort, Fräulein Käthchen — ich weiß — ich weiß ein ſchöneres —

Gaſton ſchwieg. Käthchen wußte ſehr wohl, was er ſagen wollte. „Ich weiß ein ſchöneres Wort,“ wollte er ſagen — ſie fühlte es ſehr wohl, und ſie forſchte mit ihrem ganzen Weſen, mit ihrer ganzen Seele, ob er das ſchönere Wort nicht ſagen werde. Aber als ob er ihre Gedanken errathen hätte, rief Gaſton: Ach, ich darf es nicht ſagen! Er ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirne, ſprang auf und eilte aus der Stube in ſeine Wohnung.

Käthchen war plötzlich aus ihrem Himmel geſtürzt. — Das

Geheimniß — liſpelte ſie vor ſich hin — das Geheimniß iſt Schuld daran, daß er mir nicht geſagt hat: ich liebe Sie, ich liebe dich. — Ach, das Geheimniß! wüßte ich nur, was es iſt! hätte ich nur den Muth, ihn zu fragen. — Aber er liebt mich! er liebt mich!

Und ſie legte beide Arme auf das Buch und die Stirne auf die Arme und träumte.

Und ſo allerlei Glückliches träumend, faßte ſie auch die verſchiedenſten Entſchlüſſe und unter anderen beſchloß ſie auch, ihrem Vater zum erſten Male in ihrem Leben ungehorſam zu werden. Weſt war nicht zwei Tage im Hauſe, als ſie ſchon ihrem Vater Andeutungen über ſeinen falſchen Namen gemacht und ihn zu bewegen ſuchte, den Fremden, über den Niemand Auskunft zu geben wußte, über ſeine Vergangenheit, vor Allem aber über ſeinen eigentlichen Namen zu befragen. Herr Juſtinus Liebert aber hatte ſolche Zumuthungen von ſich gewieſen und Käthchen aufs Strengſte geboten, das Geheimniß zu ehren und ihre Neugierde zu unterdrücken. — Nun aber nahm ſie ſich vor, Weſt bei erſter Gelegenheit gerade heraus nach Allem, was ſie wiſſen wollte, zu fragen. Es ſchien ihr, daß jetzt die Verhältniſſe und die Lage der Dinge anders ſeien, und daß ſie nach dem Kuſſe auf ihre Hand und nach ſeinen ſo zärtlich geſtammelten Worten ein Recht habe, ihn offen zu fragen. Sie überredete ſich ſogar, ihm Das ſchuldig zu ſein.

Aber Gaſton gab ihr in all den folgenden Tagen nicht die geringſte Gelegenheit zur Ausführung ihres Entſchluſſes. Er wich ihr offenbar aus. Seine Hand, ſo ſagte er, war ſo weit geheilt, daß er wieder arbeiten konnte, und ſo verbrachte er die Tage in den Hütten, die Abende in ſeiner Stube, wo er Pläne zeichnete. Nur bei Tiſche bekam ihn Käthchen zu ſehen, und da konnte ſie ihn wegen der Gegenwart des Vaters nicht fragen. — Er ahnt etwas — dachte Käthchen — er will nicht gefragt ſein — er hat alſo gewichtige Urſachen, ſich zu verbergen. — Faſt wäre ſie ihm böſe geworden, aber er ſchlich noch trauriger umher als ſie, und wenn ſie ihn ſo traurig ſah, hätte ihr das Herz brechen mögen, und ſie verzieh ihm alle dieſe Verbrechen, die ſie ihm in ihren Grübeleien nach den Urſachen ſeines Inkognito's angedichtet hatte. Er leidet vielleicht für Andere und trägt großmüthig die Folgen fremder Schuld. Wie gerne würde ſie ihm ſelbſt tragen helfen. Aber dieſe Ungewißheit ertrug ſie nicht länger. Und wieder, iſt es nicht ein wahres Verbrechen, dieſem edlen, offenen, ſo lieb traurigen Geſichte zu mißtrauen? — Aber das iſt's ja eben, die Verbrecher ſehen nicht ſo arg aus, wie ſich's Kinder vorſtellen — um zu täuſchen, muß man täuſchend ausſehen, und Roſalie ſagt, die gefährlichſten Abenteurer ſehen am Liebenswürdigſten aus: Roſalie hat ihr ſo viele, wahrhaft ſchreckliche Beiſpiele erzählt. Das Endergebniß dieſer innern Kämpfe war, daß ſie Gaſton vertrauen und daß ſie ihn auch fragen wolle. Nur bis Sonntag ſollte es ihm gelingen, ſich ihr zu entziehen. Sonntag ſollte ein Feſt gefeiert werden. — Das untere Dorf des induſtriellen Fleckens bekam Marktgerechtigkeit und einen eigenen Namen. Es wird Karolinenthal genannt werden, nach dem Namen und zu Ehren der regierenden Kaiſerin. Das alles hatte Herr Liebert durchgeſetzt, und er ſollte erſter Bürgermeiſter von Karolinenthal werden. — Große Meſſe, großes Gaſtmahl, Tanz, Feuerwerke, Waſſerfahrten ſollten dieſes Feſt verherrlichen. Gerade im Lärm und Gedränge wird es ihr leicht ſein, ſich mit Gaſton unbelauſcht zu beſprechen.

Dieſen Grübeleien, ſolchen Gedanken verfallen, war ſie wenig geeignet, ſich mit den Vorbereitungen zu dem großen Feſte zu beſchäftigen. Roſalie hatte ihr nie ſo gefehlt, wie jetzt. Aber wo war Roſalie?

Roſalie war verſchwunden, wie vom Erdboden verſchlungen. Tag auf Tag verging, aber keiner brachte Nachricht von ihrem Aufenthalte, von ihrem Thun und Treiben. Im Klub war es ſtill. Suſi ſaß in der Stube und verkaufte Tabak; bis ſpät in die Nacht ſaß der Engländer auf der Bank vor dem Hauſe, ließ ſich die Liqueurvorräthe Roſaliens ausliefern, trank, rauchte und erwartete Roſaliens Ankunft. So oft er ſich nach Mitternacht erhob, um mit ſchweren Schritten ſeiner jetzigen Wohnung im Wirthshauſe entgegen zu taumeln, murmelte er: Noch nicht da — devilish woman! — wo ſteckt ſie? — was treibt ſie? — was wittert ſie aus? — Die kommt nicht eher, als bis ſie eine Neuigkeit mitbringt, die man brauchen kann. Devilish woman! Capital woman! — Was thut nicht ſo ein old girl, um zu heirathen. Devilish woman! Capital woman!

Erſt in der letzten Nacht vor dem großen Tage, der dem Flecken einen eigenen Namen, Marktgerechtigkeit und einen Bürgermeiſter bringen ſollte, wanderte Roſalie von der Stadt her ihrer Heimat zu. Ihre lange Geſtalt zeichnete ſich, wie ſie über den Berg ſchritt, an dem klaren Sommerhimmel ſo ſcharf und deutlich ab, daß ſie Herr Liebert, der in ſeiner Pritſchka hinter ihr herfuhr, ſchon aus weiter Ferne erkannte. Sie kam ihm etwas geſpenſterhaft vor, wie ſie ſo allein durch die Nacht dahinſchritt, auf dem Berge ohne Hintergrund doppelt lang erſcheinend. Trotz der Verſpätung, da ihn die auf den morgigen Tag bezüglichen Geſchäfte zu lange in der Stadt aufgehalten, hatte er, über allerlei nachdenkend, ſein Pferd langſam gehen laſſen, jetzt trieb er es an, um Roſalien zu erreichen.

Potz Tauſend Roſalie! noch ſo ſpät auf den Beinen?

Roſalie ſah ſich überraſcht um und ſagte: Biſt du es, Liebert? mit einem Tone, als ob ſie hinzufügen wollte: Sonderbar, ich habe eben an dich gedacht.

Ich bin überzeugt, fuhr Herr Liebert fort, daß du dich bei deiner Schweſter, bei Frau Fiſcher, ſo lange verweilt haſt.

Nein! erwiderte Roſalie kurz.

Biſt du ihr noch immer böſe? Roſalie, ſchau, Das iſt nicht hübſch von dir, ich habe ſie beſucht, die arme Marianne iſt krank, ich glaube ſehr krank. Roſalie, es iſt deine einzige Anverwandte!

Liebert! rief Roſalie, du haſt was Anders zu thun, als mir Moral predigen. Ich thue und laſſe, was mir beliebt. Mit meiner Schweſter laß mich in Ruh; ich will nichts von ihr wiſſen.

So ſprechend, wandte ſie ſich, um weiter zu gehen.

Nun, wie du willſt, Roſalie, ſagte Herr Liebert begütigend, wir wollen nicht weiter davon ſprechen. Aber du könnteſt einſteigen, ich will dich nach Hauſe bringen.

Danke! habe gute Beine! erwiderte Roſalie und ging emporgehaltenen Kopfes, und wie um ihre Worte zu bekräftigen, ſtrammen Schrittes vorwärts.

Herr Liebert murmelte einen leiſen Fluch, gab ſeinem Pferde die Peitſche und fuhr im Galopp an ihr vorbei.

Auf ihrem Hofe angekommen, fand ſie daſelbſt den Engländer. Ah, Miß Roſalie! rief er überraſcht, da iſt ſie! Well, was Neues! Hat Sie was?

Ich habe genug! ſagte ſie trocken, ſchritt an ihm vorbei und ins Haus, das ſie hinter ſich verſchloß.

Sie hat genug! Devilish woman, indeed!

VI.

Wir wollen den Tag der großen Feſtlichkeiten nicht erſt beſchreiben. Mit wenig Phantaſie kann ſich Das der Leſer alles ſelbſt ausmalen: wie nach der Meſſe der eigens zu dieſem Zwecke delegirte Kreiskommiſſär zwei Aktenſtücke vorlas: das erſte, wonach der Flecken für ewige Zeiten Karolinenthal genannt ſein ſollte; das zweite, wonach ihm für ebenfalls ewige Zeiten das Recht gewährt werde, alljährlich zwei Märkte zu halten. Wie ſich nach Verleſung des erſten Schriftſtückes unter Tuſch und großem Jubel über dem Giebel des Liebert'ſchen Hauſes eine große Fahne entfaltete mit der Inſchrift auf der einen Seite: An Gottes Segen iſt Alles gelegen, und auf der andern Seite: Vivat Karolinenthal! Wie dann Herr Juſtinus Liebert als erſter Bürgermeiſter des Marktfleckens proklamirt wurde und hierauf ſämmtliche, zahlloſe Gäſte und nach ihnen die Arbeiter aus den

Gruben und Hütten in feſtlichen Kleidern ihre Glückwünſche abſtatteten. Dann wurde von einem Ausrufer der erſte Markt als eröffnet erklärt, und die Leinwand fiel von allen Buden, die die drei Baſſins entlang und auf den Dämmen zwiſchen denſelben und überall zwiſchen den Häuſern aufgeſchlagen waren, und viele ländliche Herrlichkeiten jeglicher Art wurden ſichtbar.

Aus der ganzen Umgegend waren Neugierige herbeigeſtrömt, und das Volk drängte ſich zwiſchen den Buden, als wäre es die Leipziger Meſſe. Nun begann nach den Inſtruktionen ihres Vaters Käthchen ihren Rundgang. Er hatte ihr die Börſe mit Gold gefüllt und ihr aufs Angelegentlichſte empfohlen, Alles auszugeben, damit der erſte Markttag gut ausfalle und die Krämer zufrieden ſeien. Von allen ihren Freundinnen umgeben, von Töchtern des Ortes und der Stadt, ging ſie von Bude zu Bude und kaufte in jeder, was ihr gefiel, und theilte mit vollen Händen aus. Da hatte ſie manche Freude — aber Stunde auf Stunde verging, und was ſie von dieſem Tage gehofft hatte, ging nicht in Erfüllung, denn das Füllhorn ihrer Freigebigkeit, das ſie wie eine Fortuna trug, war Urſache, daß ſie nicht einen Augenblick allein blieb und Gaſton in dem Gedränge nur von Zeit zu Zeit und aus weiter Ferne zu Geſichte bekam. Auch ihm waren von Herrn Liebert für dieſen wichtigen Tag ſo viele Geſchäfte anvertraut, daß, wenn er auch gewollt hätte, er mit Käthchen kaum ein Wort hätte wechſeln können.

Nach dem Beſuche auf dem Markte kam das große Gaſtmahl im Liebert'ſchen Hauſe, wo Käthchen allein die Honneurs machen mußte. Im Drange der Geſchäfte hatte ihr der Vater gar nicht geſagt, daß Roſalie von ihrer Reiſe zurückgekehrt ſei, und dieſe ließ ſich nicht ſehen.

Und ſo wurde es Abend, das Gaſtmahl verlängerte ſich, und es kam nicht einmal zum Tanze, der doch auch auf dem Programme ſtand, und auf den ſich Käthchen ſo ſehr gefreut hatte. Gaſton hätte ja doch mit ihr tanzen müſſen — da hätte ſie vielleicht Gelegenheit gefunden, mit ihm zu ſprechen und das ganze glückliche Gefühl, das ſie damals empfunden, als ſie das erſte Mal mit ihm tanzte, hätte ſich wohl wieder eingeſtellt. Das hoffte ſie mit Zuverſicht, wie eine Erlöſung aus ihrer Bangigkeit. Nun war auch damit nichts. Sie wollte faſt verzagen, während ſie mit aller Welt freundlich ſein und, dem Tage angemeſſen, fröhlich erſcheinen mußte.

Da man erſt ſpät vom Tiſche aufſtand, ſollte unmittelbar darauf das Feuerwerk folgen, und da war Gaſton vollends unſichtbar, denn das Feuerwerk ſtand ganz unter ſeiner Leitung.

Die Gäſte und vieles Volk verſammelten ſich im dunklen Hofe vor dem Liebert'ſchen Hauſe; dieſem gegenüber aber lagen die Liebert'ſchen Gärten, auf dem Abhange, der vom oberen Dorfe in das Thal führte. Herr Liebert hatte dieſen Abhang in Terraſſen abtheilen und die Terraſſen bepflanzen laſſen. Vor grünen Wänden ſtanden weiße Statuen; auf der mittleren Terraſſe öffnete ſich eine Grotte mit Bänken und einem kleinen Springbrunnen. Alles Das ſollte bengaliſch beleuchtet werden, wovon man ſich einen großen Effekt verſprach, beſonders vom Liebert'ſchen Hofe aus. Die Pracht mußte aus einiger Entfernung geſehen werden; es durfte darum Niemand in den Garten, in welchem Gaſton mit ſeinen Arbeitern beſchäftigt war, und vor deſſen Thüren Fleiſchmann als Wächter ſtand und unbarmherzig jeden Neugierigen zurückwies. Käthchen ſtand mit unter den Neugierigen, die ungeduldig warteten. Plötzlich erkannte ſie bei einem vorbeigetragenen Lichte Gaſton, der in der Grotte beſchäftigt war. Jetzt iſt er allein! dachte ſie und drängte ſich durch die Menge der Gartenthüre zu. Fleiſchmann grinste ſie freundlich an und ließ die Tochter vom Hauſe ohne Anſtand durch. Nachdem ſie einige Schritte im Garten gemacht, rief ihr Fleiſchmann nach: Herr Weſt iſt in der Grotte. Sie ſtutzte und wollte umkehren. Weiß man ſchon, daß ich ihn liebe? dachte ſie. Mögen ſie, fügte ſie raſch in Gedanken zu und ſchritt weiter unter dem Schutze der Geſträucher und des Dunkels der Nacht.

Sie nahm ihren ganzen Muth zuſammen und beſchloß, ſo wie ſie jetzt gerade auf Gaſton losging, gerade ſo und ohne Umwege die Frage an ihn zu richten, die ihr ſo am Herzen lag. Sie fühlte, daß, wenn ſie ſich in ein Geſpräch einließe, ſie den Muth wieder verlöre, und wußte, daß ihr nicht viel Zeit übrig blieb.

So entſchloſſen, ſtand ſie in der Grotte. Gaſt —, Herr Weſt! ich bin es! rief ſie mit zitternder Stimme.

Fräulein Käthchen, rief er dagegen überraſcht und ſtreckte unwillkürlich ſeine Hand nach der ihrigen aus.

Sie ließ ſie ruhig faſſen und ſagte: Herr Weſt, ich habe zwei Worte mit Ihnen zu ſprechen. Warum haben Sie ſich all die Tage nicht ſehen laſſen? Sind Sie böſe?

Ich Ihnen böſe, Fräulein! rief Gaſton und drückte ihr die Hand.

Nun, wenn Sie nicht böſe ſind, beantworten Sie mir ſchnell dieſe Fragen: Wer ſind Sie? Wie heißen Sie? Welches iſt das Geheimniß, das Sie drückt?

Mein Fräulein! rief Gaſton beſtürzt und ließ ihre Hand fahren.

Käthchen legte die Hand aufs Herz und ſagte mit zitternder Stimme: Gewiß, ich frage nicht aus alberner Neugierde. Glauben Sie mir, Herr Weſt, aber ich muß es wiſſen, ich kann ſonſt — Es lag ſo viel Traurigkeit im Tone dieſer Worte, daß Gaſton die Thränen in die Augen traten. Er faßte wieder ihre Hände und ſagte: Fräulein Käthchen, in einem Augenblicke wird die Grotte beleuchtet ſein, wenn Sie die Leute hier ſähen — ich kann Ihnen jetzt nichts ſagen — ein anderes Mal — ich muß fort, daß man mich nicht mit Ihnen ſehe.

Nach dieſen haſtig ausgeſprochenen Worten eilte er aus der Grotte und verſchwand in der Nacht. Käthchen zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung. Gaſton, Gaſton! liſpelte ſie vor ſich hin, als ob ſie ihn riefe, und wollte ſich anſtrengen, um aus der Grotte zu kommen. Eben wollte ſie den erſten Schritt machen, als ſie ſich am Arme gefaßt fühlte und ihr dieſe Worte ins Ohr geſagt wurden: Du willſt wiſſen, wer er iſt, ich kann es dir ſagen.

Roſalie! rief Käthchen, die die Stimme erkannte, du hier?

Ja, ich, ſprach Roſalie haſtig weiter, ich weiß es, wer er iſt: Ein Verbrecher iſt er, ein Verbrecher aus verbrecheriſcher Familie, die nicht in ihr Vaterland zurück darf, die aus Frankreich gejagt iſt, es iſt gewiß, daß er einen falſchen Namen trägt.

O Gott! ſeufzte Käthchen.

Und noch etwas, fuhr Roſalie fort, verlobt iſt er und hat ſeine Braut ſitzen laſſen. Siehe zu, daß ihn dein Vater ſobald als möglich aus dem Hauſe jage.

Ach, Roſalie, hilf mir, ſeufzte Käthchen, aber Roſalie war ſchon davon geeilt.

In dieſem Augenblicke wurde der Garten mit Statuen und Grotte in den hellſten roſigen Tag getaucht. Ein Schrei der freudigſten Ueberraſchung erhob ſich aus der gedrängten Maſſe der Zuſchauer. Nachdem die Blicke im Garten von Winkel zu Winkel, von Statue zu Statue geirrt waren, konzentrirten ſie ſich auf der Grotte, die mit der Statue im Hintergrunde einen beſonders ſchönen Effekt machte, und da jauchzte ein Theil des Publikums auf, als es auf der Bank in der Grotte Fräulein Liebert in dieſer herrlichen Beleuchtung ſo ſchön ausgeſtreckt und unbeweglich daliegen ſah. Man ſagte ſich ſchnell, das ſei wohl ein lebendiges Bild nach der neueſten Mode, das Herr Liebert ſeinen Gäſten zum Beſten gebe, und viele Hände regten ſich, um ſtädtiſch zu applaudiren. Im Lärm des Applauſes hörte man den Angſtſchrei des Vaters nicht, und da es gleich wieder Nacht wurde, ſah man auch Gaſton nicht, der über die Blumenbeete der Grotte zuſtürzte.

Als er Käthchen am Fuße der Terraſſe auf ſeinen Armen dem Vater entgegentrug, war das Mädchen wieder zu ſich gekommen, und es war ihr wohler und leichter, als Einem ſonſt nach einer Ohnmacht zu ſein pflegt. Auf ihren Lippen brannte ein Kuß, und in ihren Ohren und in ihrem Herzen widerhallten noch die Worte: Käthchen, mein Engel, ma bien aimée, nur etwas Vertrauen, nur noch wenige Tage.

VII.

Am andern Morgen ging Herr Liebert mit ſeiner Tochter in der oberen großen Stube Arm in Arm auf und ab. Sie war etwas bleich, und er betrachtete ſie mit Beſorgniß. Von Zeit zu Zeit ſtreichelte er ihr die Wangen oder drückte ihren Arm und ſagte: Du haſt dich geſtern zu ſehr angeſtrengt, das war Alles, du arbeiteſt zu viel, mein Käthchen, du mußt mir nicht mehr ohnmächtig werden, das ſchickt ſich nicht für eine Jungfrau vom Lande.

Käthchen beantwortete die Liebkoſungen nur mit Lächeln. Ihre Gedanken — die Gedanken ſiebzehnjähriger Töchter, wie undankbar ſind ſie väterlichen Liebkoſungen gegenüber — ihre Gedanken waren offenbar anders beſchäftigt. Manchmal öffnete ſie die Lippen, ſagte aber nichts. Der Vater bemerkte es. Du willſt was ſagen, Käthchen, ſprich! Sieh, jedes Verſchweigen macht mir nach dem geſtrigen Unfall Sorgen.

Mein guter Papa, es iſt nichts, was uns Beide anginge.

Wen ſonſt?

Herrn Weſt!

Nun, ich glaube, wir Beide ſind ihm gute Freunde.

Käthchen ſchwieg wieder.

Papa!

Nun, mein Kind?

Man ſagte mir geſtern, Gaſton ſei ein Verbrecher! — ſtieß Käthchen raſch hervor.

Sie ſtanden eben am Fenſter. Gaſton trat aus ſeiner Wohnung und wollte offenbar herüberkommen; doch blieb er gedankenvoll auf ſeiner Schwelle ſtehen.

Mein Kind, ſagte Herr Liebert, ſieh ihn an — ſo ſieht kein Verbrecher aus.

Nicht wahr Papa, ſo ſieht kein Verbrecher aus! — rief Käthchen und ſchlang beide Arme um den Hals ihres Vaters, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen drangen.

Der Vater ſah ſie gerührt an und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Deſſen kannſt du ſicher ſein, mein Käthchen, fuhr Herr Liebert fort, ſo ſieht kein Verbrecher aus. Es iſt gewiß, daß Weſt ein Geheimniß hat, aber ſieh, ich habe ſo großes Vertrauen in ihn, daß ich ihm meine Tochter zum Weibe geben möchte — und ich bin gar nicht gewillt, mein Käthchen dem Erſten, Beſten an den Hals zu werfen.

Käthchen ſah nicht auf, aber ſie drückte ihren Kopf an die Bruſt des guten, vertrauensvollen Vaters, und er legte die Hand wie ſegnend auf dieſes geliebte Haupt.

So ſtanden ſie, als Gaſton eben ins Haus treten wollte und als vor der Thüre plötzlich ein eleganter Reiſewagen hielt.

Herr Liebert öffnete das Fenſter, um den Beſuch zu erkennen; ſah aber bald, daß der Beſuch nicht ihm galt, ſondern Gaſton.

Aus dem Wagen ſprang ein junger Mann in leichter, modiſcher Reiſekleidung, der kaum den Boden berührte, als er ſich ſchon Gaſton in die Arme warf.

Ah Gaſton, theurer Gaſton, da habe ich dich ja gleich — rief er in franzöſiſcher Sprache, que le diable l'emporte, in welchen Winkeln der Erde muß ich dich aufſuchen. Nun, und wie geht es dir? — Herrlich ſiehſt du aus, c'est-à-dire, von Geſicht — deine Toilette iſt ſcheußlich. Du ſiehſt ja aus wie ein Ouvrier! Mein Gott, wenn dich deine Schwiegermutter ſo ſähe, die ganze Perrücke vom Boulevard des Gants würde ſie ſich ausraufen.

Das und noch vieles Andere ſprudelte ſo raſch aus dem Munde des Franzoſen, daß Gaſton kaum Zeit hatte, ihm zu antworten. Vater und Tochter, die unfreiwillige Zuhörer und Zuſchauer waren, lachten Anfangs über das ſonderbare, bewegliche Weſen des Fremden, aber bei Erwähnung der Schwiegermutter zuckte Käthchen zuſammen und runzelte auch Herr Liebert die Stirne.

Gaſton lud ſeinen Gaſt ein, ihm in ſeine Wohnung zu folgen. Aber der Fremde ſträubte ſich. Du mußt gleich mit mir fort! .. rief er — weißt du, warum ich gekommen bin? Um dich todt zu ſtechen! Parole d'honneur, theurer Gaſton, um dich todt zu machen. Du wirſt doch noch nicht ſo weit encanaillirt ſein, um dich von einem Gentilhomme, wie ich bin, mit Vergnügen todt ſtechen zu laſſen? — Aber vorher mußt du noch deine Schwiegermutter geſehen haben. Sie iſt mit mir gekommen, ſie erwartet dich hier in dem Neſte, in der nächſten Stadt — hol der Teufel die böhmiſchen Namen — hier in der Stadt. Schöne Stadt, ma foi! Komm! Wir müſſen gleich fort!

Laß mich doch erſt etwas Toilette machen, bat Gaſton.

Nein, nein! rief der Fremde, die alte Douarière muß dich ſo ſehen, das gibt einen Hauptſpaß, als Ouvrier verkleidet muß ſie dich ſehen.

Gaſton dachte einen Augenblick nach; dann ſagte er: Ja, es iſt beſſer, daß ſie mich ſo ſehen! — C'est impayable! — jubelte der Franzoſe — komm, ſteig ein.

Ich muß mich noch von meinem Herrn verabſchieden, ſagte Gaſton, indem er ins Haus ging.

Von ſeinem Herrn! de son maître! Es iſt zum Todtlachen, als ob er von Charles X. ſpräche! rief der Franzoſe immer lachend und ſtieg wieder in den Wagen.

Als Gaſton in die Stube trat, fand er Herrn Liebert allein. Die Reden des Fremden hatten Käthchen ſo aufgeregt, daß ſie nicht glaubte, ſie könne ſich vor Gaſton ſehen laſſen, und der Vater, ohne ſie weiter zu fragen, oder ein Wort über ihre Aufregung zu ſagen, hatte ſie ſelbſt in ihr Zimmer geführt.

Sie wollen verreiſen, rief er Gaſton mit heiterem Geſichte zu.

Auf einige Stunden, vielleicht auf einige Tage, es iſt möglich, daß ich nach Prag muß, zu meinem Vater.

Gut! reiſen Sie glücklich, kommen Sie wohl zurück.

Herr Liebert!

Lieber Weſt?

Ich wollte eben, als der Fremde eintraf, zu Ihnen herüber kommen, um mit Ihnen über einen gewiſſen Gegenſtand zu ſprechen.

Nun — und?

Nun denke ich, ich werde ausführlicher und beſſer mit Ihnen ſprechen können, wenn ich zurückkomme.

Lieber Weſt, Sie kommen mir eigenthümlich vor. Wozu ſagen Sie mir Das? Sie werden mich alſo über Ihren Gegenſtand ſprechen, wenn Sie zurückkommen.

Ich wollte Sie nur bitten, dieſes dem Fräulein Käthchen zu ſagen.

Sehr wohl! ſagte Herr Liebert und ſah den jungen Mann dankbar an und reichte ihm die Hand. Reiſen Sie glücklich!

Gaſton faßte ſeine Hand und drückte ſie heftig. Er wollte ſprechen, konnte aber nicht. Herr Liebert, der ihn immer ſo ruhig und beſonnen geſehen, war gerührt, wie er endlich die Worte hervorſtammelte: Ich gehe, um mit meiner ganzen Vergangenheit definitiv zu brechen!

Nach einer Minute entführte der Wagen die beiden jungen Männer. Sogleich nahm der Franzoſe wieder das Geſpräch auf. Farceur va! wir wiſſen Alles, was vorgeht, ſagte er.

Natürlich, antwortete Gaſton, ich habe ja dieſer Tage meinem Vater geſchrieben und ihm Alles mitgetheilt.

Ah bah! wir wußten Alles früher und ausführlicher.

Habt ihr mir Spione nachgeſchickt? fragte Gaſton verdrießlich.

Nein, der Spion hat ſich freiwillig eingeſtellt. Sprich, Gaſton, womit haſt du dir eine alte Jungfer zum Feind gemacht?

Eine alte Jungfer?

Uralt wie Methuſalem — nota bene für eine Jungfrau — für eine Matrone, je ne dis pas. — Eine ſonderbare Kreatur! — Hier in dieſer kleinen Bergſtadt hat ſie nicht ausfindig machen können, wer du biſt; der Bergrath, den ſie durch eine Beamtenfrau anbohren ließ, hat ſich brav gehalten und dich nicht verrathen. Aber ſie muß doch irgend einen Anhaltspunkt erwiſcht haben und lief nach Prag und trieb ſich da unter der Dienerſchaft der ganzen franzöſiſchen Geſellſchaft herum, bis ſie es heraus hatte. Deinen Vater wußte ſie in ſeiner Dachſtube auf dem Malteſerplatze aufzuſtöbern, und nachdem ſie dem alten Marquis ihren Beſuch gemacht, erfreute ſich auch die alte Comteſſe ihrer Aufwartung. Vom Bedienten deines Vaters hat ſie es herausgelockt, daß du eigentlich mit der kleinen Comteſſe verlobt biſt. Sie hat dich und deine Liebe mit einer Leidenſchaft denunzirt, daß es eine Freude war, ſie anzuhören.

Gaſton ſchüttelte den Kopf. Er begriff nicht, wie irgend Jemand in der Gegend ein Intereſſe haben konnte, ſeinen Namen auszuſpähen und ſeine Liebe zu Käthchen, die er für ein Geheimniß hielt, wem immer zu denunziren.

Die aber dieſes Intereſſe hatte, ſtand, während dieſes Geſpräch ſtattfand, auf der Höhe des Dammes und ſah dem Wagen nach. Sie hatte ihn gleich dieſen Morgen bei ſeiner Ankunft geſehen; denn ſeit ihrer Rückkehr wartete ſie, daß irgend etwas von Prag aus geſchehe. Als der Wagen aber bei Liebert in den Hof fuhr, war Lord John bei Roſalien und jauchzte auf, da dieſe ſagte: Es hat gewirkt! Ich glaube, Herr Gaſton wird entführt.

Roſalie ſah ihn über die Schulter an und ging hinaus auf ihre Warte. Als der Wagen der Stadt zufuhr, ſtrich ſie ſich mit beiden Händen über die Stirne. Wenn er mit im Wagen ſitzt, ſagte ſie vor ſich hin, dann wird dort oben geweint. Und ſie ſah zu Liebert hinauf; auf dem Wege dahin blieben ihre Augen an dem Geländer haften, an dem ſie ſich vor einiger Zeit ſo weich und gut gefühlt hatte. Sie ſah wieder weg und dem

Wagen nach, bis er hinter dem Hügel verſchwand, dann blieb ſie noch daſtehen, ſtarr und unbeweglich wie eine Bildſäule, nicht mehr herrſchend und herausfordernd wie ehemals, immer die Augen dem Wege nach der Stadt zugewendet.

Lord John kam und fragte, ob Weſt in dem Wagen geſeſſen?

Ich weiß es nicht! antwortete Roſalie, ohne ihn anzublicken, und in einem barſchen Tone, daß er nicht den Muth hatte, weiter zu fragen.

Aber das iſt ja das Wichtigſte — in der That — murmelte Lord John — das muß ich wiſſen, das muß ich! — Ich laufe dem Wagen nach bis in die Stadt — in der That! —

In der That machte er ſich auf und eilte dem Wagen nach. Er war ſo eilig, daß er kaum den Mann bemerkte, der ihm gemeſſenen und vorſichtigen Schrittes auf dem Wege nach der Stadt entgegenkam. Auch Roſalie, die doch in dieſelbe Richtung ſah, bemerkte zuerſt den Mann nicht, ſo gedankenlos, zerſtreut oder vertieft ſtarrte ſie vor ſich hin. Sie bemerkte ihn erſt, als er vom Wege abbog und den Wieſenpfad einſchlug.

Die ſchlanke Geſtalt in dunkler Tracht hob ſich ſehr bemerklich von dem Wieſengrunde ab. Roſalie fuhr zurück, als ihr Auge zufällig auf dem Manne haften blieb. Sie glaubte ſich zu täuſchen und ſah aufmerkſamer hin und ſah, daß der dunkle Mann etwas Weißes ſehr vorſichtig auf beiden Armen trug, daß er manchmal mit Sorgfalt auf das weiße Paket niederſah, manchmal ſtehen blieb und etwas ordnete.

Sie bog den Kopf vor und hielt die Hand wie einen Schirm vor die Augen, die ſie zuſammenzwickerte. Es iſt Fiſcher! Bei Gott, es iſt Fiſcher! murmelte ſie. Was will er? Was bringt er da? Er geht wohl zu Lieberts.

Aber er bog nicht den Pfad ein, der zu Lieberts führte, ſondern den andern Wieſenpfad rechts, der zu Roſalien führte.

Er kommt zu mir! was will er von mir? Habe ich ihm nicht mein Haus verboten? rief ſie, während ihr altes Geſicht erröthete.

Sie lief ins Haus zurück und ſetzte ſich hinter den Tiſch an die Arbeit. Aber die Nadel zitterte in ihrer Hand.

Nach wenigen Minuten ging Fiſcher am Fenſter vorbei, immer mit dem Paket auf beiden Armen, und gleich darauf pochte es unten an der Thüre, wie wenn man mit dem Fuße klopft. Roſalie ſagte nicht herein und rührte ſich auch nicht vom Platze.

Roſalie, öffne, rief es von draußen, ich kann nicht, ich kann meine Hände nicht brauchen.

Aber Roſalie antwortete nicht und blieb auf ihrem Platze ſitzen. Da hörte ſie, wie die Klinke ungeſchickt gehoben, und ſah, wie die Thüre mit dem Fuße aufgeſtoßen wurde.

Fiſcher trat ein mit dem Pakete auf dem Arme.

Ich bin es, Roſalie, ſagte er etwas ſchüchtern.

Die Angeredete ſtand auf, warf den Kopf zurück und ſah ihm zornig ins Geſicht. Aber da bemerkte ſie eine ſo tiefe Trauer und Niedergeſchlagenheit auf ſeinen Zügen, daß ſie vor Schrecken zuſammenfuhr.

Was iſt? was iſt geſchehen? fragte ſie milder und ſah zu Boden.

Deine Schweſter, Marianne, iſt todt, ſagte Fiſcher, und ſeine Thränen ſtürzten auf das geheimnißvolle Ding, das er immer auf den Armen hielt.

Todt! — wiederholte Roſalie kaum vernehmbar. Sie taumelte zurück. Ihr Kopf fiel an das Fenſterkreuz, und ſo angelehnt, halb mit dem Geſichte nach Außen gekehrt, blieb ſie ſtumm und unbeweglich ſtehen. „Todt!" murmelte ſie von Zeit zu Zeit ohne aufzublicken, ohne ſich zu bewegen. Fiſcher ſah ſie prüfend an und dachte: Es ergreift ſie tiefer, als ich erwartet habe.

Aber ſeine Aufmerkſamkeit wurde von Roſalie ab und auf die Hüllen von Kiſſen und Tüchern auf ſeinen Armen gelenkt. Da drin fing es an, ſich zu regen, und wurde die Stimme eines kleinen Kindes laut. Fiſcher legte ſeine Laſt auf den Tiſch und entfernte ein Tuch, das über das ganze Paket gebreitet war. Die Kiſſen öffneten ſich, und ein Säugling von einigen Monaten, ein Knäblein, ſtreckte Füße und Hände in unbeholfenen Bewegungen in die Luft.

Ihr Kind! rief Roſalie und ſah es vom Fenſter aus mit ſtarren Augen an, ohne ſich zu regen.

Ja, ihr Kind — ſagte Fiſcher — ich bringe dir das arme, verwaiſte Würmlein. Bei mir wäre es ſchlecht aufgehoben. Den ganzen Tag verbringe ich in der Schule und mit Stundengeben; ich kann es keiner Wärterin anvertrauen — du wirſt es gut pflegen — bei dir wird es gut aufgehoben ſein, deß bin ich gewiß.

Roſalie antwortete nicht und regte ſich noch immer nicht. Aber da Fiſcher anfing, ſich mit dem Kinde zu beſchäftigen, es zurecht zu legen und ſeinen kleinen Anzug und die Kiſſen neu zu ordnen, Alles mit jener Ungeſchicklichkeit, die die Männer in ſolchen Fällen auszeichnet, war es, als könnte Roſalie dergleichen nicht mitanſehen. Sie raffte ſich zuſammen und näherte ſich dem Tiſche.

Wer wird denn ein Kind ſo anfaſſen! rief ſie halb zornig und wollte es ſelbſt aus dem Kiſſen heben, aber in demſelben Augenblicke fiel ſie mit dem Geſichte in die Kiſſen und fing laut zu ſchluchzen an, indem ſie dem Kinde die kleinen, ſtrampelnden Füßchen küßte.

Aber bald faßte ſie ſich wieder, und mit eben ſo barſchem Tone wie vorhin rief ſie: Wer wird das Kind ſo hinlegen auf den Tiſch! Sie nahm es ſammt dem Kiſſen und trug es in ihr Bett, wo ſie es ganz enthüllte und ſich damit zu ſchaffen machte. Das ſchöne Kind! murmelte ſie, das ſchöne Kind! und dann lauter, ohne ſich zu Fiſcher zu wenden: die Wäſche hier im Tuche, iſt Das Alles!

Alles! wiederholte Fiſcher.

Nun, Das iſt nicht viel!

Nach dieſen Worten lief ſie in den Hof und rief einem der gegenüberſtehenden Häuſer zu: Suſi! Suſi! und kam ſogleich wieder in die Stube und ans Bett zurück. Nach einigen Minuten erſchien Suſi. Sie betrachtete Fiſcher mit erſtaunten Augen und mit noch mehr Erſtaunen das Kind auf dem Bette. Sie fing zu fragen an und verlangte Erklärungen. Roſalie verwies ihr alles Geſchwätz und befahl ihr, nur auf das Kind zu achten und ſich an das Bett zu ſetzen. Dann ging ſie an einen Schrank und holte allerlei Leinen hervor, das ſie auf dem Tiſche ausbreitete und muſterte, dann ging ſie zwiſchen dem Tiſche und dem Bette hin und her und nahm das Maß. Ihre frühere Arbeit warf ſie unter den Tiſch, und nach kurzer Zeit war ſie in Meſſen und Zuſchneiden ſo vertieft, daß ſie Fiſchers Gegenwart und ſelbſt das Kind, überhaupt alles Andere vergeſſen zu haben ſchien. Fiſcher ſtand noch immer, da ihn Roſalie nicht ſitzen geheißen hatte, und ſah ihrem eigenthümlichen Gebahren mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Seine kummervollen Züge nahmen nach und nach einen getröſteteren Ausdruck an, denn er dachte, mein Kind iſt hier gut aufgehoben. Mit einer Hand auf den Tiſch geſtützt, beobachtete er, wie ſich unter Roſaliens Scheere die Bruchſtückformen zu Leibchen, Hemden und anderem Kinderzeuge entwickelten. So verging Viertelſtunde nach Viertelſtunde. Mit Einem Male rief Roſalie: Aber mein Gott, das arme Kind muß ja hungern! Ich alte Nähmamſell habe zuerſt nur an die Wäſche gedacht. Sie ſprang auf und eilte in die Küche. Fiſcher lächelte, und heiterer, als er gekommen war, verließ er das Haus, um Herrn Juſtinus Siebert, ſeinen ehemaligen Brotherrn, zu beſuchen und ihm ſeinen ſchmerzlichen Verluſt anzukündigen.

Roſalie gab dem Kinde zu eſſen und lief mit ihm in der Stube auf und ab, wenn es weinte. Dann ſaß ſie wieder an der Arbeit und nähete, ohne aufzuſehen, mit unermüdlichem Eifer. Sie wollte durch nichts geſtört ſein, ſelbſt nicht durch Suſi's Fragen, die zu wiſſen wünſchte, wie Das alles gekommen, und vor Neugierde faſt verging. Nur wenn das Kind ſich regte, ſtand Roſalie auf. Sie hörte ſeine geringſte Bewegung, jeden Laut, den es von ſich gab. Manchmal blieb ſie betrachtend und in Gedanken vertieft davor ſtehen und murmelte unverſtändliche Worte. Man ſoll ſehen, welche gute Mutter ich ſein kann! rief ſie mit Einem Male und kehrte wieder an ihre Arbeit zurück. Ihre Arbeit ging, ſo zu ſagen, ſchneller als die Zeit. Schon lag ein Hemdchen fix und fertig da. Sie betrachtete es mit Wohlgefallen; dann nahm ſie das Kind auf ihren Schooß, um zu ſehen, ob es ihm auch paſſe. Du ſiehſt ja aus, wie ein Prinz! rief ſie und drückte es in ihre Arme.

Da ſtürzte Lord John, erhitzt, mit rothglühendem Geſichte in die Stube. Bin ich gelaufen! bin ich! rief er noch athemlos. Bis in der Stadt bin ich geweſen — bis in der Stadt! Be damned — Sind ſie zugefahren! Aber Weſt war mit — er war, indeed! Miß Roſalie, er war! indeed!

Herr John! ſagte Roſalie, die wie aus einem Traume erwachte, was geht Das mich an?

Lord John bemerkte jetzt erſt das Kind auf ihrem Schooße. Was iſt das für ein Kind? fragte er, wo kommt das Ding her, das Ding hier?

Herr John, antwortete Roſalie, das iſt mein Kind, mein Kind!

Ihr Kind? iſt es? fragte Lord John und ſah ſie mit großen Augen an. — Schöne Mitgift! iſt es nicht? fragte er weiter, zu Suſe gewendet.

Herr John, fuhr Roſalie mit entſchiedenem Tone fort, das geht Sie weiter nichts an.

Geht mich weiter nichts an? geht es nicht?

Nein! wir haben von jetzt an nichts mehr mit einander zu thun!

Haben wir nicht?

Nein, Herr John!

Oh — ſo viel beſſer, Fräulein Roſalie.

Und verlaſſen Sie mein Haus.

Oh!

Ja! und das ſogleich.

Wie es Ihnen gefällig iſt, Miß Roſalie.

John wandte ſich und ging. Roſalie wandte den Kopf dem Fenſter zu und ſah hinauf zu Liebert. Allerlei Gedanken ſchienen in ihr zu kämpfen. Armes Käthchen! ſeufzte ſie vor ſich hin.

Suſi, haſt du nichts von Käthchen gehört? — Sie hatte geſtern Abend eine Ohnmacht; haſt du nicht erfahren, wie ſie ſich heute befindet?

Nein, ich habe nichts gehört, antwortete Suſi, man hat ſie heute noch nicht geſehen.

Sie iſt vielleicht krank, ſagte Roſalie, ſie hat auf jeden Fall eine ſchlechte Nacht gehabt.

Wieder verſank ſie in Nachdenken. Mehrere Male ſtand ſie auf, als ob ſie fort wollte, um ſich bald wieder zu ſetzen. Offenbar kämpfte ſie mit einem Entſchluſſe, der ſie große Ueberwindung koſtete. Endlich raffte ſie ſich auf. Suſi, nimm indeſſen das Kind und behüte es wohl, ich muß auf eine halbe Stunde fort.

Suſi nahm das Kind, aber Roſalie ging nicht. Sie ſtand wieder am Fenſter und ſah hinauf zu Lieberts. Ah! rief ſie plötzlich, da kommt Käthchen!

Käthchen hatte ſeit der Abreiſe Gaſtons auch nicht lauter weiche Seide geſponnen. Das Vertrauen des Vaters und die Botſchaft, die er ihr im Namen Gaſtons beſtellte, hatten ſie zwar etwas beruhigt, aber die Worte des Fremden, der von einer Schwiegermutter und von Todtſtechen geſprochen, klangen ihr immer in den Ohren. Dazu kam die geheimnißvolle Art der Abreiſe Gaſtons, das ſonderbare Weſen des Fremden, der, wie der Vater behauptete, nach Anzug und Redeweiſe zu ſchließen, ein Ariſtokrat ſein müſſe. Auch ſchien Papa, ſeit er den Fremden geſehen und gehört, ſelbſt in ſeinem Vertrauen erſchüttert; jedenfalls war er nachdenklich. Was ſteckte hinter all den Geheimniſſen? Sie ſagte ſich, ſie müſſe verrückt werden, wenn ſie nicht bald klar ſehe. Unterdeſſen konnte ſie nichts Anderes thun, als ſich in ihr Zimmer einſchließen und weinen. Ihr Schickſal ſchien ihr ſo traurig, wie nie eines geweſen. Und die Stunden ſchlichen ſo langſam, und doch waren ſchon mehrere vergangen, und Gaſton kam nicht zurück. Wie ſollte ſie es ertragen, wenn er wirklich mehrere Tage ausbliebe, wenn er gar nicht mehr zurückkäme. Und das Todtſtechen! Freilich hat der Fremde nur lachend davon geſprochen, aber wer kann wiſſen? So ein Franzoſe ſpricht vom Todtſtechen, wie ein Anderer vom Tanzen ſpricht. O dieſe Franzoſen, ſie ſind mit Recht ſo verrufen. Käthchen hatte Karl X. in der Veitskirche zu Prag beten ſehen! So ein alter Mann! und doch hatten die Franzoſen nicht das geringſte Mitleid mit ihm. Ein ſchreckliches Volk, dieſe Franzoſen! Wenn ſie ſo einen alten Mann ſo behandeln konnten, warum ſollten ſie nicht auch ihren Gaſton ermorden können?! Der Fremde — deſſen erinnerte ſie ſich erſt — ſah ſo blutgierig und grauſam aus, er hätte auch nicht ſo luſtig ſein können, während Gaſton, der arme Gaſton, ſo traurig war, offenbar ſehr traurig! Aber Gaſton iſt ja auch ein Franzoſe, und Das wußte ſie ſehr gut: alle Franzoſen ſind Abenteurer, gewiſſenloſe junge Leute, die es lieben, den Mädchen den Kopf zu verdrehen, um ſie dann ſitzen zu laſſen. Es gab keinen Ausweg aus dieſem Labyrinth, ſie konnte nichts als weinen.

Als der alte, geliebte Lehrer kam und vom Tode Mariannens erzählte, ſchien Käthchen die ganze Welt unſäglich traurig, und ſie ließ ihren Thränen freien Lauf. — Mein Gott! Mein Gott! wie unglücklich ſind doch die Menſchen! rief ſie einmal übers andere und ging händeringend in der Stube auf und ab. — Der Vater erkannte die eigentliche Urſache ihrer Trauer, und um ſie zu zerſtreuen, forderte er ſie auf, Roſalie zu beſuchen, ſie zu tröſten und das Kind anzuſehen.

Ach ja, das Kind! ſagte Käthchen und ging, und mit verweinten Augen trat ſie leiſe in die Stube Roſaliens. Sie grüßte nur mit einem Kopfnicken, nahm Roſaliens Hand und ſetzte ſich ſchweigend zu ihr. Roſalie ſah vor ſich hin — das Kind ſchlief. Endlich ſagte Käthchen: Darf ich das Kind ſehen?

Roſalie nickte. Käthchen ging an das Bett und hob den einen Zipfel des Schleiers auf, der das Geſicht des Kindes bedeckte. — Es iſt der Schleier, den ich dir geſchenkt habe, Roſalie — das freut mich, lispelte ſie, und dann das Kind betrachtend: O, wie hübſch! o das Engelchen!

Aber der kleine Junge fing plötzlich laut zu ſchreien an. Ach, ich habe ihn geweckt, ſagte Käthchen erſchrocken. Sie nahm das Kind ſammt den Kiſſen auf ihren Arm, wiegte es und trippelte ſingend mit ihm in der Stube auf und ab.

Du wärſt eine hübſche Mutter! ſagte Suſi.

Roſalie lächelte und ſah Käthchen nach auf ihrem ganzen Wege durch die Stube. Als das Kind ſchwieg, ſagte ſie: Suſi, ich habe Käthchen etwas zu ſagen, laß uns allein.

Ich? fragte Suſi verdrießlich.

Ja, du! — laß uns allein!

Suſi erhob ſich trotzig und verließ die Stube.

Jetzt, Käthchen, komm, ſetze dich hieher.

Käthchen erblaßte. Sie erinnerte ſich an Das, was ihr Roſalie in der Grotte geſagt hatte, und fürchtete eine Fortſetzung.

Ach, Roſalie! ſeufzte ſie aus tiefſtem Herzen.

Sei ruhig, Käthchen, ich habe dir nur Gutes zu ſagen — ſetze dich — komm hieher — in den Großvaterſtuhl und höre gut zu — ſo —

Käthchen horchte mit dem ganzen Geſichte, ſie wußte, daß Roſalie von Gaſton ſprechen werde. Aber dieſe ſchwieg noch und ſchien nach Worten zu ſuchen.

Gib mir das Kind, ſagte ſie dann — ſo — höre.

Käthchen neigte ſich vor.

Käthchen, ſagte Roſalie ſchnell, und indem ſie die Worte einzeln, raſch, aber in Bruchſtücken hervorſtieß, Käthchen — vergiß, was ich dir geſagt habe — ich muß es wieder gut machen — Gaſton iſt kein Verbrecher — ſein Vater hat auf ehrenhafte Weiſe ſein Land verlaſſen — ich verſtehe nicht viel davon — ſie ſind Emigranten — weil ſie dem alten König in Prag treu geblieben ſind — Gaſton iſt ein vortrefflicher Menſch — er ernährt ſeinen Vater, der nichts hat — aber ein großer Herr iſt — ich weiß nicht recht, wie Das alles iſt, aber es iſt Alles gut, Alles ehrenhaft — ich habe den Alten geſehen — du kannſt deinen Gaſton ohne Angſt lieben.

Ro—ſa—lie — ſtammelte Käthchen in höchſter Aufregung — was ſagſt du — ja? — ich ſoll ihn lieben? — ach, ich liebe ihn ja! — Und dann iſts auch nichts mit ſeiner Verlobung?

Doch — erwiderte Roſalie — da iſt etwas daran — aber du haſt gewiß nichts zu fürchten, wenn er dir geſagt hat, daß er dich liebt.

Ach ja, das hat er beinahe geſagt.

Dann kannſt du ruhig ſein, dann iſt er gewiß nicht gebunden. Aber — fügte Roſalie zögernd hinzu — etwas iſt doch da, was mich beſorgt macht.

Was iſts, du gute Roſalie? fragte Käthchen, und der ſelige Ausdruck auf ihrem Geſichte verſchleierte ſich wieder.

Weißt du, wie er eigentlich heißt?

Wie heißt er denn?

Er heißt — fuhr Roſalie mit zögernder Stimme fort — er heißt Marquis v. Godencourt und iſt der Abkömmling einer der adeligſten Familien Frankreichs.

O mein Gott! rief Käthchen vernichtet — wie ſoll er denn eine ſo kleine Perſon, wie ich bin, heirathen können?

Ich glaube, ſagte Roſalie, er macht ſich aus Dergleichen nicht viel, wenigſtens habe ich ſo etwas gehört.

Plötzlich verließ Käthchen ihre ganze Niedergeſchlagenheit. Sie erinnerte ſich jedes Wortes, das ſie von Gaſton gehört hatte, und ſo erinnerte ſie ſich jetzt, wie er, als er das erſte Mal im Hauſe zu Tiſche geweſen, zu ihrem Vater lächelnd geſagt hatte: Herr Liebert, ich bin bürgerlich, ſehr bürgerlich! — Sie ſprang auf, klatſchte in die Hände und rief voll Freude: Ich bin bürgerlich! ſehr bürgerlich!

Stille! Du weckſt mir ja das Kind, das ſo ſchön eingeſchlafen iſt! ſagte Roſalie verweiſend, und in der That fing der Kleine zu ſchreien an. — Da haben wir die Beſcherung! rief Roſalie wieder — geh du lieber nach Hauſe und höre, welche gute Zeitung dein Gaſton bringt, der eben dort von der Stadt hereilt.

Käthchen ließ ſich Das nicht zweimal ſagen, da ſie wirklich Gaſton vom Berge herunter kommen ſah, und eilte nach Hauſe. Sie ſaß ſelig in ihrer Stube, noch bevor Gaſton bei Herrn Liebert eintrat. Sie lehnte die Thür nur an, um ſehen zu können.

Gaſton trat erhitzt und ſehr aufgeregt in das Zimmer Herrn Lieberts; dieſer ſtürzte ihm beinahe eben ſo aufgeregt entgegen. Käthchen bemerkte Das und ging.

Sie haben mir etwas zu ſagen, Weſt!

Sehr Vieles, Herr Liebert! — Gott ſei Dank, daß endlich der Moment gekommen iſt, da ich offen mit Ihnen ſprechen kann. Seit Wochen fühlte ich mich Ihnen gegenüber wie ein Verbrecher.

Setzen wir uns.

Sie ſetzten ſich; Weſt begann.

Herr Liebert, ich muß etwas weit ausholen. Mein Vater war franzöſiſcher Emigrant der großen franzöſiſchen Revolution. Ich wurde ihm kurz vor dem Falle Napoleons auf deutſchem Boden geboren. Er kehrte mit ſeinem Könige nach Frankreich zurück, nahm am Hofe Ludwigs XVIII. dieſelbe Stelle ein, die ſein Vater am Hofe Ludwigs XVI. bekleidet hatte, und ließ mich nach einiger Zeit als kleinen Knaben aus Deutſchland nachkommen.

Ich ſollte mich dem Kriegsdienſte widmen und trat als Jüngling in die polytechniſche Schule. Während ich daſelbſt mit meinen Studien beſchäftigt war, brach die Julirevolution aus; Karl X. zog in die Verbannung; als treuer Diener folgte ihm mein Vater ins Exil — erſt nach England, dann nach Prag. — Mir war die militäriſche Carrière abgeſchnitten, da mein Vater nicht wollte, daß ich dem Bürgerkönig den Eid leiſte, doch ſetzte ich meine Studien im Inſtitute fort, und nachdem ich dieſe vollendet, trat ich in die école des mines.

Ich hatte eingeſehen, daß wir am Anfange einer neuen Zeit ſtanden, und wollte meinem Wiſſen eine praktiſche Wendung geben. Mein Vater ließ mich gewähren, obwohl er nicht einſah, wozu ein Sohn ſeiner Familie Geologie, Bergweſen ꝛc. ſtudire. Endlich aber berief er mich nach Prag, um mich, wie er ſagte, der verderblichen bourgeoiſen Atmoſphäre von Paris zu entziehen und mich in die eigentliche Hofluft des eigentlichen Königs zu bringen. Es war etwas zu ſpät. In der verderblichen Atmoſphäre von Paris und in der noch verderblichern der polytechniſchen Schule war ich in der That bereits ſehr bürgerlich geworden, und hatte ich Grundſätze eingeſogen, die den Grundſätzen meines Vaters ſehr entgegengeſetzt waren.

Es gab Anfangs ſehr heftige Kämpfe, obwohl ich die Anſichten und Standesvorurtheile meines Vaters ſo viel als möglich berückſichtigte und zu ſchonen ſuchte — aber endlich blieb der Sieg auf meiner Seite. Was mir dieſen Sieg erleichterte, war vor Allem die zärtliche Liebe zu einem Sohne, der die Frucht einer glücklichen, leider durch den Tod zu früh zerriſſenen Ehe war — dann die Verzweiflung, mit welcher mein Vater die Wendung in den Dingen und öffentlichen Verhältniſſen betrachtete. Die Welt, ſagte er, wird eine andere — die gute alte Zeit, die an der erſten Revolution geſtorben, wurde durch die Julirevolution begraben — da nütze kein Sträuben — die jungen Köpfe, welche die gute alte Zeit und das alte Regieren nicht geſehen, werden deſſen Vorzüge auch nicht begreifen. Der ganze Gedankengang habe ſich umgekehrt. Ehemals habe man in der Vergangenheit mit ſeinen Altvordern gelebt, jetzt ziehe man es vor, in einer dunkeln, ungewiſſen Zukunft zu leben. — Dazu kam noch die Noth — ja, Herr Liebert — die Noth. Ich ſchäme mich nicht, das Wort auszuſprechen. Die Noth, die mein Vater erduldet, macht ſeinem Herzen und ſeinen Grundſätzen Ehre. Er ſtammte aus einer der reichſten Familien der Bretagne, ſeine Güter wurden nach dem Vendéer Kriege als Nationalgüter eingezogen und verkauft.

Während der Reſtauration beſchäftigte er ſich mehr mit der Befeſtigung der alten Dynaſtie auf dem alten Throne als mit Wiedererlangung ſeiner Güter und mit der Entſchädigung, die damals die Aufmerkſamkeit der meiſten heimgekehrten Emigranten ſo ſehr in Anſpruch nahm, daß ſie höhere Intereſſen darüber vergaßen. — So fand ihn ſein zweites Exil, das plötzlich über ihn hereinbrach, ohne alle Mittel — die kleinen Reſte ſeines Vermögens verwendete er auf meine Erziehung — oder verlor er, als er in den Prozeß der Miniſter, als vertrauter Freund des Herrn v. Peyronnet, hineingezogen wurde. Mit Schmerzen ſah ich ihn, als ich nach Prag kam, in einem kleinen Stübchen unter dem Dache, ihn, der in St. Cloud ein eigenes Appartement hatte — und jeden Tag zu Fuß den Hradſchin hinaufkeuchen, um ſich nach dem Befinden ſeines Königs zu erkundigen, da er keinen Fiaker bezahlen konnte. Später, da der König Prag verließ, war es ſein einziger Kummer, daß er nicht wenigſtens Ein Mal im Jahre, am Karlstage, die Reiſe zu ihm machen konnte — da das Reiſegeld fehlte.

Dieſen Verhältniſſen dankte ich es, daß er mir endlich erlaubte, gegen allen adeligen Brauch mein Wiſſen zu verwerthen und ein kleines Amt anzunehmen. Aber er gab mir dieſe Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß ſein uralter und ſtolzer Name nicht durch das kleine Amt und die untergeordnete Stellung entehrt werde. Ich verſprach ihm, einen andern Namen anzunehmen und meinen eigentlichen und meine Herkunft, ſo lange er lebe, in dieſer untergeordneten Stellung nicht zu verrathen.

Sie verſtehen jetzt auch, Herr Liebert, warum ich zögerte, als Sie mich aufforderten, in Ihr Geſchäft zu treten. Sie kamen mir ſo freundſchaftlich entgegen, mit ſo viel Vertrauen — Alles hier muthete mich ſo wohlthuend an, daß es mir ſchwer war, Ihnen gegenüber — und ich will es geſtehen — auch Fräulein Käthchen gegenüber dieſen erlaubten Betrug durchzuführen. Deshalb und wegen der Annahme einer rein bürgerlichen Stellung mußte ich bei meinem Vater anfragen — er erlaubte mir, bei

Ihnen einzutreten — offenherzig geſagt, weil er gerührt und dankbar war, der gute Vater, daß einer meiner Beweggründe die Erleichterung ſeiner Lage geweſen — aber er erlaubte mir nicht, meinen eigentlichen Namen zu verrathen. O Gott, welche ſchmerzlichen Stunden hat es mir verurſacht, Ihnen und Fräulein Käthchen nicht Alles ſagen zu können.

Zu all Dem kam noch etwas Anderes. Eine alte Freundin meines Vaters, eine Dame, die ſich mit der Herzogin v. Berry in der Bretagne kompromittirt hat, ſehr reich und aus altem Hauſe, wollte ihren Schwiegerſohn nur in den dem Könige treugebliebenen Familien wählen und wo möglich nur unter den Familien, die ſich wie mein Vater mit ihrem Herrn freiwillig exilirt haben. Dieſe Dame iſt eine ächte Vendéerin. Zwiſchen ihr und meinem alten Vater wurde nach alter Sitte meine Verheirathung mit ihrer Tochter beſprochen, beſchloſſen und als abgemachte Sache betrachtet. Nach der Heirath, die mich zum reichen Manne machen ſollte, würde ich, ſo hoffte man, meine bürgerlichen Ideen von Arbeit, von Selbſterwerb und Thätigkeit aufgeben. Ich widerſprach, aber man kehrte ſich nicht daran — man träumte weiter von dieſer projektirten Heirath, und da ich im Herzen vollkommen frei war, hatte ich nicht Energie genug, dieſe Träume der beiden glücklichen Alten zu ſtören. Das junge Fräulein, das in einem Kloſter des sacré coeur zu Lyon erzogen wird, habe ich nie geſehen. Vor Kurzem ſchrieb ich endlich über dieſe Angelegenheit einen entſcheidenden Brief an meinen Vater. — Aber —

Nun? ſagte Herr Liebert. Sie ſtocken? Fahren Sie fort — ich höre mit größtem Intereſſe.

Ich gebe Ihnen das Ehrenwort eines Mannes — ſagte Gaſton und legte die Hand aufs Herz — nie habe ich Jemand in meine Gefühle eingeweiht, aber noch bevor mein Vater meinen Brief erhalten, wußte er und wußte die Gräfin — ich meine ſeine Freundin — was Sie, Herr Liebert, noch nicht wiſſen, daß es mein innigſter Wunſch iſt ...

Was? ſagte Herr Liebert, fahren Sie fort.

Fräulein Käthchen, Ihre Tochter, als meine Frau heimzuführen.

Gaſton ſchwieg und ſah zur Erde nieder.

Ihre Erzählung iſt noch nicht aus, Herr Weſt.

Gaſton ſah den alten Herrn fragend an — dieſer lächelte — Gaſton fuhr fort:

Sie haben den jungen Mann geſehen, der mich heute Morgens abholte; es iſt ein alter Spielkamerad, ein ehemaliger Page vom Hofe Ludwigs XVIII., ſpäter Offizier Karls X., und Couſin der mir beſtimmten jungen Dame. Er begleitete ſeine Tante, meine Schwiegermutter, wie er ſie nannte, als Cavalier hierher, in die Bergſtadt. Sie eilte herbei, um ſich ſelbſt von meinem Wahnſinn zu überzeugen und mich zu fragen, ob ich in der That die Hand ihrer Tochter ausſchlage und eine Mesalliance einzugehen im Begriffe ſtehe? Um es kurz zu ſagen: die Sache war ſchneller abgemacht, als ich gehofft hatte. Nachdem ich ihr erklärt, daß ich feſt entſchloſſen ſei, mein Leben lang zu arbeiten und mir mein Brod zu erwerben, daß es mein höchſter Ehrgeiz ſei, Ihre Hütten und Hämmer, Herr Liebert, in Flor zu bringen, verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie ihre Güter und ihre von Jean de Montfort abſtammende Tochter nicht mit einem ſo encanaillirten Menſchen verheirathen könne. Doch lachte ſie mich nur gutmüthig aus, mehr noch den Couſin, der glaubte, die Ehre ſeiner Couſine mit dem Degen vertheidigen zu müſſen. Das, Herr Liebert, iſt Alles. Nur meinen Namen darf ich Ihnen nicht nennen, unter dieſer Bedingung hat mir mein Vater in jeder andern Beziehung vollkommene Freiheit gelaſſen.

„Marquis v. Godencourt“ liſpelte etwas hinter ihm. Gaſton ſah ſich erſtaunt um und erblickte den Kopf Käthchens, der ſich ſtrahlend vor Glück über ſeine Schulter neigte.

Pſt! ich habe nichts gehört! ſagte Herr Liebert, und da Gaſton aufſprang und ſich die beiden Liebenden in den Armen lagen und ein ſeliger Kuß genommen und gegeben wurde, fügte er lächelnd hinzu: Und nichts geſehen!

Nach wenigen Wochen war die Hochzeit. Hätte Roſalie nicht Trauer getragen, es wäre die erſte Hochzeit geweſen, der ſie als Gaſt beigewohnt hätte; ſo machte ſie ſich nur in Küche und Keller nützlich. Wie hätte man bei einem ſo großen Feſte ſonſt fertig werden können! Nur von Zeit zu Zeit lief ſie die drei Baſſins entlang hinab, um nach dem Kinde zu ſehen.

Gaſton wurde Theilhaber des Liebert'ſchen Geſchäftes, und im Verein mit ſeinem Schwiegervater und ſpäter mit deſſen Sohn, der von der Schule zurückkam und ſich unter Gaſton weiter ausbildete, dehnte er das Geſchäft, die Hütte und das Grubenwerk immer mehr aus. Karolinenthal verwandelte ſich unter ſeiner Hand, wie durch Zauber, und wurde immer blühender. In dem größeren Getriebe, in der immer mehr anwachſenden Bevölkerung hätte die Wichtigkeit Roſaliens vielleicht auch abgenommen, ſelbſt wenn ſie ſich nicht freiwillig ganz und gar auf ihr Haus beſchränkt hätte. Völlig beſchäftigt, wie ſie war, mit der Pflege und Erziehung des Kindes, kümmerte ſie ſich nicht mehr um Das, was bei andern Leuten vorging, und war wie aus der Welt verſchwunden. Wollte man ſie wo in Geſellſchaft ziehen, hatte ſie den Muth, die Achſel zu zucken und zu ſagen: „Was hat man von einer alten Jungfer?“

Märchen und Geſchichten

aus

Oſten und Weſten.

Meiner verehrten Freundin

der

Fürſtin Katherine Orloff,

geb. Trubetzkoi,

zur Erinnerung.

Als ich Ihnen Weltgeſchichte erzählte, gewöhnte ich mich daran, Ihnen Märchen zu erzählen. Das war Ihre Schuld. Sie waren ein ſo unſchuldiges und unbefangenes Geſchöpf, daß ich Angſt hatte, die Klarheit Ihrer Seele mit den oft kraſſen Wahrheiten der Geſchichte zu trüben. — So ſcheint es mir heute, da ich Ihnen dieſe Märchen als die Gabe eines alten Freundes darbringe, als ob ich nur jene glücklichen Stunden unter den Buchen des Waldes von Fontainebleau fortſetzte. Auch Sie werden jener ſchönen, mit Waldesrauſchen, Nachtigallengeſang, Homer und Beethoven dahingegangenen Zeit nie vergeſſen — und darum dieſe Widmung nicht mißverſtehen. Sie gilt nicht der Fürſtin — ſie gilt der lieben Freundin, die eben friſch und blühend ins Leben tritt und der man ſich gern mit Beweiſen der Liebe nähert; und ſie gilt jenem theuren Kinde, an deſſen geiſtigem Erwachen der alte Freund ſein Theil und ſeine Freude hatte. — Was die Fürſtin betrifft — der mögen Andere ihre

Werke widmen, und Das wird auch geſchehen, denn Sie werden ſich immer einen offenen Sinn für die Werke der Kunſt bewahren, und Ihr Vaterland, das Land, das ſchon große Dichter beſeſſen und das heute in Iwan Turgenieff einen der größten Novelliſten unſerer Zeit beſitzt, wird hoffentlich noch manche ſchöne Blüthe treiben. Sie werden dann mit Ihrem freien, wackern Gemüthe den Begabten vom Schmeichler und Schmarotzer zu unterſcheiden und mehr mit Ihrer Weiblichkeit als mit Ihrer Fürſtlichkeit aufzumuntern wiſſen. Sie werden ſich nie überheben, Sie werden nie von einer eingebildeten Höhe auf die Schöpfungen des Geiſtes herabſehen; Sie werden nie glauben, daß Protektion und alle Mittel der Mächtigen dieſer Erde jemals ein Kunſtwerk zu ſchaffen, einen geiſtigen Blüthenflor oder gar eine Literatur zu wecken im Stande ſeien. Dazu kennen Sie die Geſchichten und Literaturen der Völker zu gut; Sie wiſſen, daß dieſe das Produkt der Völkerentwicklung ſind und daß die Louis XIV., für Kleines groß belohnt, ſich mit Dem ſchmücken, was auch ohne ſie entſtanden wäre. — Sie werden, wie ich mit Zuverſicht hoffe, auch nie vor geiſtigem Schaffen die Angſt empfinden, welche die Ariſtokratie von Heute auszeichnet. Erſchrocken vor der Revolution, die ſie ihrer Privilegien beraubte oder zu berauben drohte, fing ſie gegen Fortſchritt, Bildung, Aufklärung, gegen jedes Streben, an dem ſie doch im vorigen Jahrhundert in der Literatur, wie an den Höfen halb und halb Theil genommen, zu predigen an und predigte ſo lange, bis ſie an ihre Doktrin ſelbſt zu glauben anfing — und allein glaubt. Da ſieht ſie nun und weiß es nicht, wie einſam ſie daſteht, und iſt von dem Reſt der Welt, die auf ihre Predigten nicht hörte, überflügelt. Sie hat ſich im eigenen Netze gefangen. Ihre ariſtokratiſchen Landsleute, die ſich den großen und wohlgemeinten Reformen widerſetzen und bei dieſer Gelegenheit verrathen, wie wenig ihnen an Humanität, an Bildung ihres Volkes, an der Menſchenwürde und an der Ehre ihres Vaterlandes im Angeſichte der Weltgeſchichte gelegen, werden Das zuerſt erfahren. Glücklicherweiſe gehören Sie, meine verehrte

Freundin, nicht zu Denen, und wenn ich ungewohnter Weiſe mein Büchlein einer Fürſtin widme, ſo iſt es eine Fürſtin, deren Leibeigene nächſtens freie Leute ſein werden. Haben Sie doch noch außerdem ein Recht darauf, da zwei der nachfolgenden Märchen aus dem Munde einer Ihrer Leib- und Seeleneigenen ſtammen.

Mit dem herzlichſten Gruße

Ihr

Moritz Hartmann.

I.

Aus dem Orient.

Der Heilige.

Scheich Abdallah der Andaluſier, der in Bagdad lebte und lehrte, war einer der größten, heiligſten Scheichs, ein klarer Spiegel aller Weisheit und aller Tugenden und werth, nach den zwölf großen Imams genannt zu werden. Einer ſeiner Schüler ſagte: „Abdallah iſt ſo dunkel wie ein tiefer Brunnen, aber was er aus ſeiner Tiefe ſpendet, iſt klar und erfriſchend.“ Ein Anderer ſprach: „Als ich zu ihm kam, war ich rohe Erde, nun bin ich Eiſen, und bleibe ich länger, ſo werde ich Stahl.“ Ein Dritter ſprach: „Wäre ich der Chalif, an Gürtel, Schwertgriff und Turban würde ich ſeine Worte tragen anſtatt der Diamanten.“ Ein Vierter ſprach: „Wenn er mich aus ſeiner Schule jagte, würde ich ſagen: ‚Warum verurtheilſt du mich zum Tode und ſchickſt mich aus dem Leben im Lichte?‘“ Ein Fünfter ſprach: „Wenn alle ſechzigtauſend Schüler Abdallahs ſo ſprächen, wie wir, würde ich ſagen: ‚Nun iſt die Vorrede ſeines Lobes gemacht; wann beginnt der Text?‘“

Und ſo ſprachen alle ſechzigtauſend Schüler über Abdallah, ſo ſprach die ganze Welt der Gläubigen, und er verdiente Das.

Einmal überkam den Scheich große Reiſeluſt. „Reiſen,“ ſagte er, „ſind Eroberungen, ſie erweitern das Reich des Wiſſens mit neuen Provinzen.“ — Mehr als vierzigtauſend Perſonen begleiteten ihn, als er aus Bagdad zog, um mit ihm die Welt zu ſehen; er aber verabſchiedete ſie nach drei Tagereiſen und ſprach: „Kehret zurück!“ Sie thaten es und benetzten den Sand des Weges mit ihren Thränen. Nur vierzig Schüler und Diener durften mit ihm wandern, und unter den erſteren war der treue Scheich Schibly.

Wieder nach drei Tagen kamen ſie in eine Stadt der Nazarener. Alle Gaſſen waren voll von Prieſtern, Mönchen und Patriarchen, und ohne Schleier und Pantoffeln gingen die Weiber von einem Hauſe zum andern, daß es eine Schande war. In jeder Gaſſe waren unzählige Kirchen und auf jeder Kirche unzählige Glocken, die beſtändig läuteten. Die Kirchthürme waren ſo groß und dick, daß man aus jedem zehntauſend Minarete hätte bauen können; ſo gegen alle Regel bauen die Ungläubigen. Am Ende der Stadt näherte ſich Scheich Abdallah der Andaluſier einer Fontaine, um die Waſchung vorzunehmen, und wie er ſich durch die Weiber drängte, die den Brunnen umſtanden, ſah er ein Mädchen, das die Wäſche wuſch und in Gold, Seide und Edelgeſtein gekleidet war. Um den Hals trug ſie viele goldene Kreuze. Aber wer ſie nur anſah, mußte ausrufen: „Allah! welch ein ſchönes Mädchen!“ — Plötzlich fühlte der heilige Scheich ſein Herz voll Liebe, und ohne die Waſchung verrichtet zu haben, ging er in die Herberge, ſetzte ſich auf den Divan und ſtarrte vor ſich hin. Drei Tage und drei Nächte vergingen, und der Scheich ſprach kein Wort, nahm keinen Biſſen in den Mund und vergaß Gebet und Waſchungen. Manchmal rollte eine Thräne über die Wangen in ſeinen ſchwarzen Bart. Mehr aber weinten ſeine Schüler und Diener über den offenbaren Kummer ihres Herrn.

Da ſprach Schibly zu ihm: „O, mein Sultan! welcher Kummer drückt dich? Sage es an deinen treuen Schülern und Dienern, die um dich weinen; denn drei Tage und drei Nächte haſt du nichts gegeſſen oder getrunken und haſt die Gebete und

Waſchungen vergeſſen. Wie ungeheuer groß muß dein Kummer ſein!“

Scheich Abdallah, der Andaluſier, antwortete: „Seit ich jenes wunderſchöne Geſchöpf geſehen, iſt meine Kraft gebrochen, mein Herz erſtickt in der Ueberfülle von Liebe. Gefallen bin ich in den See der Nichtigkeit, die Zügel meines Selbſt ſind meinen Händen entſunken, und ich kann mich nicht mehr leiten und lenken. Von dieſem Orte zu ſcheiden, iſt mir unmöglich; ich bin gebunden an Händen und Füßen, an Geiſt und Herz. Gehe hin, o Schibly, und erkundige dich nach dem wunderſchönen Geſchöpfe.“

Schibly ging, kam wieder und ſagte: „Sie iſt die Tochter des Königs der Ungläubigen.“

„So werde ich wohl in Sklaverei verſinken,“ ſprach der Scheich mit Ergebung. — „Ihr aber, Schüler und Diener,“ fuhr er fort, „überlaſſet mich dem Schickſale, das mir aufgezeichnet iſt. Kehret heim in Frieden und vergeßt mich nicht in euren Gebeten.“

Schibly, der die Geſchichte Abdallahs dem Gedächtniß der Menſchen bewahrte, erzählt: „O Scheich,“ ſprach ich, „du thuſt dem Glauben große Unehre an und willſt unter Ungläubigen dein Zelt aufſchlagen.“

„Dieß iſt mir Alles wohl bekannt,“ antwortete der Scheich, „aber meine Kraft iſt verdunſtet wie Waſſer, gegoſſen auf einen heißen Stein.“

Dann warf er ſich auf ſein Angeſicht in den Staub und weinte ſo heftig, daß alle Bäume und Steine und ſelbſt die Ungläubigen und ihre Glocken mit ihm weinten. „Vergeßt mich nicht in euren Gebeten,“ ſprach er noch einmal, „und ziehet hin in Frieden!“

„Herr der Welt, verlaß ihn nicht, denn du weißt Alles!“ ſo riefen wir und gingen. Aus Bagdad kamen uns über fünfundſiebenzigtauſend Perſonen entgegen, um den Scheich Abdallah zu empfangen. Da wir ihnen erzählten, was geſchehen und daß der Weiſe und Heilige bei den Ungläubigen zurückgeblieben aus lauter Liebe, ſtießen ſie ein ſolches Geſchrei aus, wie ſeit der Sündfluth nicht gehört worden iſt und wie fürder bis zum jüngſten Tage nicht gehört werden wird. Viele Perſonen ſtarben vor Schmerz, andere wurden ſchwer krank.

Schibly, der Treue, fährt fort und ſagt: Kummer nagte an meinem Herzen und Gram an meinem Eingeweide. Die Freunde, die zu mir kamen, fragten: „Biſt du es ſelbſt, Schibly, oder Schatten Schibly's, biſt du es?" Als ſo ein Jahr vergangen war, machte ich mich auf, von Sehnſucht getrieben, um Kunde von meinem Meiſter zu holen, und kam bis in die Nazarenerſtadt. Da ich alle Gaſſen und Plätze durchrannt hatte, ohne ihn zu finden, fragte ich beim Volke, was aus dem großen Scheich Abdallah, der ſo viele Kommentare und Ueberlieferungen niedergeſchrieben, geworden wäre. Das Volk antwortete: „Dein großer Scheich, der ſo viele Kommentare und Ueberlieferungen niedergeſchrieben, hat um die Tochter unſers Königs angehalten; der König verlangte, daß er ihm, anſtatt der Morgengabe, ein Jahr lang die Schweine hüte, und dein großer Scheich Abdallah, der ſo viele Kommentare und Ueberlieferungen niedergeſchrieben, iſt nun draußen vor der Stadt auf den Hügeln und hütet die Schweine."

Auf dem Wege zu den Hügeln fühlte ich, wie meine Seele in mir weinte und wie ihre Thränen auf meine Eingeweide fielen; auch mein Auge fing zu ſtrömen an, als ich ihn auf dem Hügel ſitzen ſah, einen Hut auf dem Kopfe, eingehüllt in eine Mönchskutte, einen Strick um den Leib und rings um ihn große Schweineheerden!

„O Scheich!" rief ich, „ſchickt ſich Das für einen ſo großen Imam, wie du biſt?"

„O Bruder!" antwortete er, „ich war ein Hirt der Seelen, nun bin ich ein Hirt der Schweine. O Freund Schibly, du Treuer, vergiß und erniedrige dich nie ſo weit. Ich liege im Abgrunde der Niedrigkeit." — Und die Augen gen Himmel kehrend, rief er aus: „Allah, ich habe Das nie erwartet."

Ich warf mich nieder und betete: „O Allah! nach dir blicken wir um Hülfe, du biſt der Helfer, dir vertrauen wir; befreie uns von dieſem Grame, denn du nur kannſt es!“

Und wieder ſprach ich und bat: „O Scheich, ſammle deinen Geiſt und denke an Kommentare und Ueberlieferungen.“

„Alles Das,“ ſagte er weinend, „habe ich vergeſſen, nur zwei Verſe habe ich gemerkt, die geſchrieben ſtehen: ‚Wer aus dem Glauben in den Unglauben fällt, irrt vom rechten Wege ab,‘ und ‚Jede Seele wird ihren Platz erhalten nach ihren Werken.‘ Ferner habe ich noch dieſe Worte der Ueberlieferung im Gedächtniß behalten: ‚Wer ſeinen Glauben ändert, den ſollt ihr tödten.‘ Das iſt Alles.“

„Allah im Himmel ſei geprieſen und gelobt!“ rief ich aus, „mehr thut nicht Noth, und du biſt erlöſt.“

Auch antwortete der Scheich: „Gehe hin und erwarte mich mit den verſammelten Freunden auf der Ebene von Bagdad; die Welt hat mich wieder!“

Schibly eilte in Haſt mit der Freudenbotſchaft nach Bagdad zurück. Kaum hatte er ſie verkündet, als hundertachtundſechzigtauſend Menſchen zum Thore hinausſtrömten. Alle ſaßen ſie erwartend da, die Augen dem Wege zugekehrt, auf dem der Scheich kommen ſollte. Nach drei Tagen ſahen ſie ihn ſingend und betend den Weg am Strome herabkommen, und es erhob ſich ein ungeheures Freudengeſchrei. Wenn Sonne, Mond und Sterne und alles Licht, das in Holz, Steinen und Metallen verborgen iſt, erloſchen und die Erde durch tauſend Jahre in Nacht getaucht wäre, und dann Gott mit Einem Male wieder das Licht erſchüfe, ein ſolches Freudengeſchrei würde es begrüßen, wie das, welches den Scheich Abdallah, den Andaluſier, begrüßte. An dem Tage nahmen drei- bis vierhundert Ungläubige den wahren Glauben an.

Wieder ſaß der Scheich wie ehemals in ſeinen Gärten mitten unter den Schülern. Er legte den Koran aus und ſagte ihnen Worte der Ueberlieferung.

Schibly, der Treue und Gläubige, erzählt weiter: Wir ſaßen und horchten. Da pochte es an die Thür, und wir gingen und öffneten. Es ſtand ein verſchleiertes Weib vor der Thür, das ſprach: „Ich bin die Magd des Scheich Abdallah.“ Wie ſie über die Schwelle trat, wurde er blaß und zitterte wie ein Blatt, das vom Baume fallen ſoll. Er weinte und fragte: „Wer ſchickt dich, Tochter des Königs der Nazarener?“

„Mich ſchickt ein Geiſt,“ ſprach ſie.

„Und wie ſah dieſer Geiſt aus?“ fragte der Scheich weiter.

„Er trug einen grünen Kaftan,“ antwortete ſie, „im Gürtel trug er ein Horn, am Halſe eine Kette von Eiſen, auf dem Kopfe eine grüne Filzmütze und einen grünen Shawl.“

„Dieſes iſt der Geiſt Haſſans, des großen Imams von Kufa,“ ſagte Abdallah, „und wie kam er zu dir?“

„O mein Sultan,“ antwortete die Tochter des Königs der Nazarener, „da du fortgegangen warſt, ſchwand ich hin in Trauer und Sehnſucht. Ich fiel in Krankheit, und im Traum erſchien mir der Scheich. Willſt du, ſo ſprach er zu mir, den Götzendienſt verlaſſen und den rechten Weg wandeln? ſo wird es Gottes Gnade thun, daß du zu deinem Sultan gelangſt. — Ich will den rechten Weg wandeln, antwortete ich voll Freude. — Darauf ſprach er mir das Kebinai-Schahadat (das Glaubensbekenntniß) vor, und ich ſprach es nach. Er ſagte: Amin, nahm mich an der Hand und führte mich vor die Stadtmauer, wo er verſchwand. Ich wanderte durch die Wüſte, ohne Dattel und ohne Schlauch, ich begegnete keiner Palme und keiner Quelle, und doch haben mich die Kräfte nicht verlaſſen, bis ich hierher gelangt bin, zu dir, o mein Scheich, mein Heil, mein rechter Weg!“

Schibly, der Treue, erzählt weiter: Wir waren erſtaunt über ſo viele Wunder und beteten an. Abdallah, der Heilige, führte die Königstochter in ſeinen Harem und unterrichtete ſie ſo gründlich im Glauben, daß ſie eine der heiligſten Perſonen Bagdads und des ganzen Reiches wurde.

In ſeinem ſpätern Alter erzählte Schibly weiter: Als die Königstochter im Sterben war und der Scheich weinte, ſagte ſie zu ihm: „Weine nicht, o Scheich, denn bald werden wir auf Einem Throne im Paradieſe zuſammenſitzen.“ Und in der That habe ich ſie im Traume einer Sommernacht geſehen, wie ſie vereint auf einem Throne ſaßen und wie ſiebenzigtauſend Huris ſie bedienten. Dann gingen ſie Hand in Hand durch die grünen Gärten, die von Quellen durchfloſſen ſind, auf und nieder und ſchwenkten ihre ſeligen Leiber hin und her. Allah ſei uns Allen gnädig! —

Die Bürgſchaft.

Im Lande Tham — wer weiß, wo es liegt? — wahrſcheinlich gegen Aufgang und zwiſchen Iran und Arabien — lebte ein großer und gewaltiger Emir. Wollte ich aufzählen, was er an Sklaven, Kameelen, Schaf- und Rinderheerden, Pferden, Juwelen und koſtbaren Stoffen beſaß, die Sonne würde darüber niedergehen und wieder aufgehen und wieder niedergehen. Nur um ſeine Schafheerden überſchauen zu können, hatte er mitten in der Ebene einen himmelhohen Thurm gebaut, auf den er ſtieg, wenn ſie verſammelt waren. Die Stufen, die zur höchſten Spitze dieſes Thurmes führten, waren aus den Büchern gebaut, die nichts enthielten, als das Verzeichniß ſeiner koſtbarſten Edelſteine. Aber ſo reich der Emir war, ſo edelmüthig und fromm war er auch. Er lebte nach den Geſetzen des Korans und den Ueberlieferungen ſeines Stammes. Nach dieſen Ueberlieferungen hatte er zwei Tage in der Woche beſtimmt und den einen den „guten Tag“, den andern den „böſen Tag“ genannt. Heil dem Manne, der die Schwelle des Emirs an dem guten Tage überſchritt. Er ſelber wurde wie ein Emir oder wie ein heiliger Scheich empfangen, mit Pauken und mit Zymbeln, mit Bädern, Tänzen und dem lieblichſten Gaſtmahl. Hurisgleiche Mädchen wuſchen ihm die Füße, ſalbten ihn und hüllten ihn in ſeidene und goldene Kaftans. Fort zog er mit Kameelen und Mauleſeln, welche unter der Laſt der Geſchenke über die Grauſamkeit der Menſchen ſeufzten, die ihnen ſo viel aufbürden. Aber wehe dem Manne, der ſich dem Kiosk des Emirs am „böſen Tage" näherte! Seine ärgſten Feinde hätte der Emir nicht ſo behandelt, wie dieſen Unglücklichen, ihm wäre beſſer geweſen, ſich in der Wüſte zu verirren und am heißeſten Mittage bei einer ausgetrockneten Quelle und einem dürren Dattelbaume einzukehren. Er wurde betrachtet wie Einer, von dem die Feder in das Buch des Schickſals geſchrieben: „Deine Tage ſind verloren!" Denn die Schergen des Emirs fielen über ihn her, warfen ihn nieder und ſchnitten ihm mit ſcharfen Meſſern den Kopf vom Rumpfe.

Damals lebte ein frommer Mann, Namens Ajin. Wohl um ihn zu prüfen, hatte Allah ſeinem grünenden Wohlſtande ſo viele Leiden geſchickt, als Hagel ſeinem Saatfelde, und aus Ajins Augen floſſen ſo viele Thränen, als ehemals Regentropfen auf ſeine Gerſte. Er ſprach: „Mein Leiden iſt ſo groß, daß ich es nicht überblicken kann, wenn ich mich auf die höchſten Berge ſtelle, ſo groß, ſo breit und ſo weit iſt es. Den Horizont färbt es dunkel gegen Morgen und Abend, gegen Mittag und Mitternacht, ſo ſchwarz iſt es. Die tiefſten Quellen in der Erde vergiftet es, und die Edelſteine und das Gold in den tiefſten Schachten bleichet und verderbt mein Leiden, ſo tief iſt es. Es hat den Mond verfinſtert, die Sonne befleckt und die weiße Milchſtraße beſchmutzt, ſo hoch iſt es." So ſprach er. Sein Weib und ſeine Kinder weinten vor Hunger. Da machte er ſich auf, um zum Emir von Tham zu wandern und ihn um Brod zu bitten; denn viel hatte er von deſſen Reichthum gehört und von den Wohlthaten, die er ausſtreute wie ein Regen.

Durch göttliche Fügung, oder weil es von der Welt Anfang ſo geſchrieben war — wir wiſſen nur, was uns geoffenbart iſt, aber Gott weiß Alles — kam Ajin gerade an dem böſen Tage im Hauſe des Emirs an. Der Emir ſah ihn mit einem düſtern Auge an, und Ajin erinnerte ſich an die Sitten des Stammes, die er in ſeiner Noth vergeſſen hatte. Er warf ſich vor dem Emir nieder und ſprach: „O Emir von Thami, mein Leben iſt verfallen, was geſchrieben ſteht, wird das Waſſer meiner Augen nicht auslöſchen, und ich bin ein Muſelmann (d. i. ein in ſein Schickſal Ergebener). Aber mein Weib und meine Kinder ſterben vor Hunger; ſehnſuchtsvoll ſehen ſie von der Thür meines Zeltes aus nach mir, ob ich nicht komme und ſie rette. Gib mir Brod, auf daß ich es ihnen in Eile bringe, und ehe die Sonne ſinkt, dieß verſpreche ich, kehre ich zurück, und du thue an mir nach deiner Sitte. Im Buche ſteht: Der Gläubige erfüllt ſein Verſprechen. Und ferner ſteht im Buche: Wenn du zu irgend etwas Ja ſagſt, ſo thue es, denn das Verſprechen bindet den Guten — ſagſt du aber Nein, ſo weißt du und dein Nächſter, was davon zu denken; euch Beiden wird es leicht und wohl, und Niemand kann dich Lügner heißen."

Der Emir, wie er dieſe Worte des Arabers hörte, fühlte Mitleid mit dem frommen Manne; er wollte nicht, daß ſein Weib und ſeine Kinder Hungers ſtürben, und er ſprach: „Ich will dich ziehen laſſen mit dem Brode, wenn du mir einen Bürgen ſtellſt, daß du vor Sonnenuntergang wiederkehrſt. Aber unfehlbar ſtirbt der Bürge, wenn du nicht wiederkehrſt, an deiner Statt."

Flehend blickte Aſin umher; alle die Verwandten und Freunde des Emirs, die ſie umſtanden, ſchlugen die Augen nieder und ſchwiegen. Nur einer, der Verwalter — Merwan hieß der Gute — fühlte, wie ſich die Barmherzigkeit in ſeinem Herzen regte, gleich einem Vogel im Neſte, das im Hanffelde liegt. Erſt regt er ſich nur leiſe in der Morgendämmerung, dann ſteigt er auf und ſingt, und es wird Tag. — Merwan trat vor und ſprach: „O Emir, ich bin der Bürge dieſes Gläubigen."

Der Emir gab dem armen Manne Brod, und dieſer eilte fort. Früher aber ſprach Aſin: „Erwartet mich vor Sonnenuntergang!" und zu Merwan: „Der Mond hat ſein Licht von der Sonne, der Menſch wird vom Throne Gottes erleuchtet."

Und wie die Zeit des Nachmittagsgebets kam, das man Aſr nennt, ſprach der Emir: „O Merwan! Aſr iſt da, aber der Araber wird nicht kommen.“ Merwan erwiderte: „Die Friſt endet erſt mit Sonnenuntergang, und Abend iſt noch nicht da.“

Und wie der Abend kam, ſprach der Emir: „O Merwan! thue, was du noch thun willſt, und dann ſei bereit.“

Merwan ſprach: „Ich bin bereit!“ Und er machte die vorgeſchriebenen Waſchungen, betete und kniete hin, wo er enthauptet werden ſollte.

Da ſah man etwas in der Ferne, erſt nur wie einen Vogel, dann wurde es größer und größer, und immer ſchneller kam es heran, wie jene Pfeile, von denen man ſagt, daß ſie immer ſchneller fliegen, je näher ſie dem Ziele kommen. Es war Ajin, mit Staub und Schweiß bedeckt. Sein Athem war ihm entflohen, und er ſank auf dem Richtplatze hin, wo Merwan kniete.

Der Emir ſenkte das Haupt vor Verwunderung bis auf die Knie und ſprach: „Im Buche der Großmuth leſe ich Wunderdinge. O Ajin und Merwan, ich war jung und bin alt geworden. Solches habe ich noch nicht geſehen, und Solches hat man mir noch nicht erzählt. Auf den Brief der Wahrheit habt ihr euer Siegel gedrückt, und den Ring des Verſprechens habt ihr neu gelöthet. Lebet! — Die Sitte aber ſei weggelöſcht in meinem Stamme von heute an zur Hälfte, und nur der gute Tag leuchte wie ein Diamant weiter. Euch aber ſei das ganze Leben ein guter Tag. Von meinem Schatze nehmet, ſo viel euch behagt, auf daß erfüllet werde, was im Buche geſchrieben ſteht: Das Leben ſei dem Gläubigen leicht und voll Wohlbehagen.“

Die Rothbärte.

In einer der größten Städte des glücklichen Arabiens lebte einſt ein großer Kaufmann, der war glücklich, reich, alt und lebensſatt. Als es kam zum Sterben, rief er ſeinen einzigen Sohn und Erben, einen ausgezeichneten Jüngling, an ſein Lager und ſprach zu ihm, wie folgt: „Mein theurer Sohn, geliebter Nadir, die Zeit iſt gekommen, ich werde ſterben. Weine nicht! das Maß des Glückes, das einem Sterblichen zugemeſſen iſt, habe ich geleert; die Neige des Lebens könnte nur noch Bitterniſſe für mich enthalten. Ich gehe ruhig aus dieſer Welt, und dieſe Ruhe iſt der Anfang des paradieſiſchen Lebens, das mich erwartet. Ich hinterlaſſe dir ungeheure Schätze, die ich im Laufe eines langen Lebens mit Klugheit, Fleiß und Redlichkeit geſammelt habe. Danke mir nicht! denn die Freuden, die ein guter Sohn wie du ſeinem Vater bereitet, ſind mehr werth, als alle Schätze, die er erben kann. Der Vater eines guten Sohnes geht immer als ein Schuldner aus der Welt. Ich gehe, und ich habe das frohe Bewußtſein, daß jede Empfehlung der Tugend, jede Ermahnung, dich der Wittwen und Waiſen anzunehmen, überflüſſig iſt. Aber zwei Ermahnungen oder, wenn du willſt, zwei Bitten kann ich aus Sorge für dein irdiſches Heil nicht unterdrücken: Gehe nie übers Meer und mache nie ein Geſchäft mit einem Rothbart! Dieſe Ermahnungen müſſen dir als einem Kaufmann ſehr ſonderbar erſcheinen, denn das Meer iſt die breite Straße der Reichthümer, und die Geſchäftsfreunde ſollen nicht nach der Farbe des Bartes gewählt werden. Dennoch muß ich dich um kindliche Berückſichtigung meiner beiden Wünſche bitten aus Sorge für dich, auf daß es dir wohlergehe. Das Meer iſt wandelbar, heuchleriſch und treulos. So lange du im Hafen biſt, lockt es dich und lächelt es dir mit unwiderſtehlicher Gewalt; es glänzt und blinkt, als wäre es der himmliſche Weg zum Glück; es ſpiegelt den Himmel wie die Seele eines Frommen. Aber unter dieſem Spiegel ſind Abgründe und Seeungeheuer; ſein Weg führt ins Unendliche ohne Wegweiſer; ſein Lächeln am Ufer verwandelt ſich auf offener See in Sturm und Ungewitter, in Schrecken und Geheul. Durch Jahre trägt es dir Schätze ins Haus; in Einer Nacht macht es dich zum Bettler. — Aber treuloſer als das Meer iſt der Rothbart! — Ein gutes Schiff, ein kluger Steuermann, ein glänzender Stern können dich aus den Gefahren des Meeres erretten; vor einem Rothbart gibt es keine Rettung. Sieht er dich an, hat deine Gefahr begonnen; hörſt du ſein Wort, biſt du umſtrickt; nimmſt du ſeinen Handſchlag, biſt du verloren. Er führt nicht Schwert oder Dolch, aber ſein Athem iſt Betäubung, ſein Wort, ſein Blick iſt Fallſtrick. Er beſitzt die Kleider jeglicher Tugend und kleidet darin jegliches Laſter; was ihm Schatten heißt, iſt Licht, was ihm leuchtet, iſt Nacht. Sein Ja iſt Nein, ſein Nein iſt Ja. — Vor dem Rothbart wird der Scharfblick des Menſchenkenners und wird die Weisheit des Geſetzgebers zunichte. Die Worte in ſeinem Munde ſind Schlangen in ihrem Neſte; die Gedanken in ſeinem Kopfe ſind die Phiolen im Schranke des Giftmiſchers. Der Herr warnt die Menſchen vor dem Rothbart, denn die Röthe ſeines Bartes iſt nichts Anderes als der Wiederſchein des hölliſchen Feuers. Darum, mein geliebter Sohn, halte dich fern vom treuloſen Meere und noch ferner von den treuloſen Rothbärten. Willfahre dieſen meinen beiden Wünſchen, auf daß es dir wohlergehe und du glücklich ſeieſt auf Erden!“

Nadir verſprach, mit Thränen in den Augen, der letzten Wünſche ſeines geliebten Vaters ewig eingedenk zu ſein. Dieſer ſchloß beruhigt die Augen, lächelte ſelig und ſtarb.

Nachdem Nadir die angemeſſene Zeit der Trauer um den Hingeſchiedenen gewidmet, ging er an die Ordnung der Hinterlaſſenſchaft. Wochen und Monate bedurfte er, bis er die Verzeichniſſe ſämmtlicher ihm zugefallener Reichthümer aufgeſetzt, und je mehr er ſich mit den Waarenlagern und mit den Rechnungsbüchern beſchäftigte, deſto größere Freude gewann er an dem Beſitze, und deſto lebendiger erwachte in ihm der Trieb, dieſe Reichthümer in Ordnung zu erhalten, ja ſie wo möglich zu vermehren. Dieſes erſchien ihm ſogar als Pflicht, ſich ſelbſt und dem verſtorbenen Vater gegenüber, der, wie jeder Vater, es wünſchen mußte, daß ſein Sohn auf ſeinen Bahnen weiter wandle. So arbeitete er immer fort, bis er eines Tages in ein ſehr entferntes, am Hafendamme gelegenes großes Waarenlager kam, das in allen ſeinen weiten Räumen von Hölzern ganz eigenthümlicher Art, wie ſie Nadir niemals geſehen hatte, angefüllt war. Da lagen ſie in Scheiten, Brettern und Balken aufgeſchichtet bis hoch an die Decke. Nadir wußte nicht, was mit dieſen Hölzern anzufangen. Sie ſchienen ihm nutzlos einen koſtbaren Raum einzunehmen, der beſſer verwendet werden konnte. Er ließ die Arbeiter kommen und das überflüſſige Holz vor das Thor des Waarenlagers hinauswerfen. Während er daſtand und der Arbeit zuſah, kam ein Derwiſch vorbei, der in der ganzen Stadt wegen ſeiner Klugheit berühmt war.

„Was beginnſt du mit dieſem Holze?“ fragte er Nadir.

„Nichts!“ — antwortete Nadir — „ich mache Platz in meinen Magazinen, welche von dieſem Holze nutzlos überfüllt ſind.“

„Allah!“ rief der Derwiſch, „du zeigſt dich groß in der Verblendung der Menſchen; ihre beſten Kräfte und ihre ſchönſten Reichthümer verkennen ſie am Liebſten.“ — Und zu dem jungen Kaufmanne gewendet, fuhr er fort: „Du weißt alſo nicht, was du an dieſem Holze beſitzeſt?“

„Holz iſt Holz!“ antwortete Nadir etwas ärgerlich über die ſpöttiſche Miene des Derwiſches.

„Die Dinge ſind, wofür man ſie hält“ — ſagte dieſer dagegen. „Du ſagſt: Holz iſt Holz. Ich ſage dir, dieſes Holz iſt der ſchönſte und größte Theil deines Reichthums. Du biſt jung und mußt noch Vieles lernen; darum erfahre von mir, daß dir dieſes Holz in dem Lande Edomia mit mehr als Golde aufgewogen würde, wenn man es auch hier nicht zu ſchätzen weiß.“

„Wo liegt das Land Edomia?“ fragte Nadir haſtig.

„Edomia iſt eine Inſel im Südmeere.“

„Ah,“ ſeufzte Nadir, „dann kann ich es nicht dahin bringen, denn ich habe meinem Vater verſprochen, nicht über die See zu reiſen.“

Der Derwiſch ſah ihn verwundert an, dann brach er in ein großes Gelächter aus. „Ein Kaufmann, der nicht zu See gehen will!“ rief er immer lachend, und ſo rufend und lachend, ging er weiter, und als er ſchon um die Ecke gebogen hatte, rief er noch wie verwundert: „Ein Kaufmann, der nicht über See will! — hat man Das je gehört?“

Nadir blieb ſehr verdrießlich vor dem Holzhaufen ſtehen; dann gab er dieſem einen Fußtritt und ging. Aber am nächſten Morgen kehrte er wieder dahin zurück und betrachtete das Holz, das ſo große Schätze werth ſein ſollte, ſehr gedankenvoll. — Wieder kam der Derwiſch vorbei. Er ſtellte ſich Nadir gegenüber und lächelte höchſt ſpöttiſch. Als er merkte, daß ihn dieſes zu verdrießen begann, nahm ſein Geſicht einen ernſthaften und beinahe betrübten Ausdruck an, und mit ruhiger Stimme ſprach er wie folgt: „Nadir, du biſt ein unerfahrener junger Mann; du haſt deinen Vater verloren; es iſt die Pflicht jedes redlichen Menſchen, dir mit ſeinem Rathe beizuſtehen, wo er ſieht, daß du dich auf deinen wahren Vortheil nicht verſtehſt. Darum wiederhole ich dir: Verachte dieſes Holz nicht — am geeigneten Orte kannſt du dafür Schätze austauſchen, die Königreiche werth ſind. Das macht den Kaufmann, daß er für ſeine Waaren die rechten Orte aufſucht. Lade dieſes Holz auf dein Schiff und fahre damit nach Edomien, jener Inſel, deren Bewohner es höher halten als Gold und Edelſteine.“

„Ich kann ja nicht!“ — rief Nadir — „mein Vater hat mich gebeten, nicht über See zu gehen.“

„Kindiſcher Mann!“ — ſagte der Derwiſch verweiſend — „wenn die Menſchen nie Das gethan hätten, was die Alten fürchteten, wenn die Söhne immer nach den Wünſchen, Anſichten und Vorurtheilen der Väter gelebt hätten, wir beteten noch heute den Mond und die Sterne und die ſcheußlichſten Götzenbilder an, wir wohnten in Höhlen und trügen ein Fell um unſere Lenden, wir grüben das Feld mit unſern Nägeln auf und äßen Wurzeln anſtatt des Brodes. Gehorche du deinem Vater, wo er Vernünftiges befiehlt, und ehre ihn, indem du ſeine Verlaſſenſchaft klug vermehrſt und das Geſchäft, das er dir übermacht, beſſer als er weiterführſt.“

Nach dieſen Worten ging der Derwiſch weiter. Am dritten Tage erſchien er wieder auf demſelben Platze. Da war das Holz verſchwunden, oder vielmehr es lag ſchon wohl geſchichtet in den Räumen des großen Schiffes, das am Damme vor Anker lag. Die Diener Nadirs waren mit Ausrüſtung beſchäftigt; Nadir überwachte ſie.

„Bravo!“ rief der Derwiſch — „Bravo! du gehſt? du reiſeſt? glückliche Reiſe! Eine rechte Ermahnung am rechten Orte hat immer ihre Früchte getragen. Du wirſt als der reichſte Handelsherr der Welt heimkehren.“

„Du irrſt,“ ſagte Nadir, „ich gehe nicht ſelber mit; ich ſchicke nur meine Knechte.“

„Thor, dreifacher Thor!“ rief der Derwiſch — „ein ſolches Geſchäft, ſolche Schätze Knechten anzuvertrauen! Nie werden ſie wiederkehren. Mit den Reichthümern, die ſie für das Holz gewinnen, werden ſie ſich Königreiche kaufen. Du wirſt umſonſt jammern und dein Recht ſuchen, denn ſie werden eine Macht beſitzen, gegen welche dir kein Recht helfen kann. Wären ſie die ehrlichſten Menſchen, der Anblick der Reichthümer würde ſie verderben und zu Treuloſigkeit verleiten. Du biſt verloren, verrathen, beſtohlen.“

Während der Derwiſch ſo ſprach, hoben ſie die Anker und begann der Steuermann, das Steuer zu bewegen. Eine ungeheure Angſt ergriff den jungen Kaufmann; es war ihm, als wollten ſeine Knechte mit ſeinen Schätzen entfliehen. Er that einen Sprung und ſtand auf dem Verdeck des Schiffes. Ein günſtiger Wind wehete, die Segel ſchwollen, und ehe er aus ſeiner Betäubung erwachte, war er aus dem Hafen und auf offener See.

Kaum draußen, verwandelte das Meer ſeinen ganzen Charakter. Die ſtillen und blauen Wellen wurden wild und ſchwarz — warfen ſich hin und her, ſprangen empor, ſchwollen, ſetzten weiße Schaummützen auf ihre Häupter — wurden immer größer und gewaltiger — kämpften unter einander — überſtürzten ſich, und es war, als ob die Berge eines unendlichen Gebirges plötzlich in einen allgemeinen Kampf geriethen. Wie unten in der See wurde es oben in den Lüften. Die leiſen, ſanften Winde blieſen immer ſtärker, bis ſie zu einem Orkane wurden und mit Heulen und Pfeifen dahinfuhren. Wie unten die Wellenberge, ſo bekämpften ſich oben Berge ſchwarzer Wolken, die wie feuerſpeiende Berge ausſahen, denn Blitz auf Blitz fuhr aus ihrem Schooße, und ihr Donner übertobte noch den Schlachtlärm der Meereswogen. Aus allen dieſen Stimmen und Zeichen glaubte Nadir die Vorwürfe ſeines todten Vaters zu hören, deſſen Mahnung er ſo wenig und nun zu ſpät beachtete. Gern wäre er umgekehrt, aber das war unmöglich, denn der Sturm trieb ſein Schiff wie ein leichtes Blatt immer weiter vom Lande ab. Die älteſten Seeleute auf dem Schiffe verſicherten, nie einen ſolchen Sturm erlebt zu haben, und behaupteten, es müſſe ſich ein großer Sünder am Bord befinden, der dieſes Strafgericht Gottes über ſie heraufbeſchwöre. Wenn ſie wüßten, wer der Sünder ſei, ſagten ſie, ſie würden ihn ins Meer werfen, um das Schiff von ſeiner Sündenlaſt zu befreien und die zürnende Gottheit zu verſöhnen. Nadir kannte den Sünder wohl. „Ach,“ ſagte er zu ſich, „wenn meine Schiffer etwas vom letzten Willen meines Vaters gehört haben und ſich nun deſſen erinnern, bin ich verloren.“ So ſchwebte er in doppelter Gefahr und ſah er die verzweifelten Geſichter der Schiffsmannſchaft mit demſelben Schaudern, wie die empörten Wellen. — In dieſem Zuſtande beſtändiger Todesangſt verlebte er Tage und Wochen und konnte ſich nicht abhärten dagegen, da immer neue Schrecken und neue Gefahren zum Vorſchein kamen. Bald tauchten Klippen aus der Tiefe, von denen der Steuermann behauptete, daß ſie ſonſt niemals dageweſen, bald kamen ihnen ſchwimmende Inſeln in den Weg, die das Schiff zu zerquetſchen droheten. Einmal blieben ſie in einer Art von Gallerte ſtecken, in die ſich plötzlich das Meer umwandelte, und kaum hatten ſie ſich herausgearbeitet, als am Horizonte die große Seeſchlange erſchien, die nur ihren Rachen zu öffnen brauchte, um ſie Alle ſammt dem Schiffe auf einmal zu verſchlingen.

So ging es durch Wochen und Monate, bis ſie der Sturm eines Morgens in den Hafen einer großen und glänzenden Stadt ſchleuderte. Sie warfen die Anker, und kaum war dieß geſchehen, als der Sturm plötzlich ſchwieg und der ſchönſte Himmel herniederlachte. Sie erkundigten ſich und erfuhren, daß ſie in der Hauptſtadt der Inſel Edomia gelandet und ſo glücklicherweiſe den Ort ihrer Beſtimmung erreicht hatten. Am Damme, an dem ſie lagen, wimmelte es von einem ſehr geſchäftigen Volke. Nadir betrachtete es von der Höhe ſeines Schiffes, und es fiel ihm an dieſem Volke etwas Sonderbares auf, wovon er ſich aber nicht ſogleich Rechenſchaft zu geben wußte. Während er ſo ſinnend daſtand, drängte ſich ein Mann aus der Menge hervor und kletterte an der Leiter mit großer Behendigkeit zu ihm empor. Dieſer Mann hatte einen großen rothen Bart, und jetzt erſt merkte Nadir, was ihm an dem Volke als ſonderbar aufgefallen war — alle Männer dieſer Stadt hatten rothe Bärte; er war offenbar im Lande der Rothbärte. Nadir erſchrak bei dieſer Entdeckung, und der Mahnung ſeines Vaters gedenkend, nahm er den Mann, der ſich ihm ſehr höflich nahete und ihm ſehr gefällig ſeine Dienſte im fremden Lande anbot, mit großer Kälte auf. Kaum daß er ſeine geſchäftigen Fragen beantwortete oder daß er ſich für die Dienſtbereitwilligkeit des Rothbarts bedankte.

Aber je ſchroffer und kälter ſich Nadir benahm, deſto freundlicher und höflicher wurde der Rothbart. Er fragte ihn nach dem Zwecke ſeiner Reiſe und nach der Art der Geſchäfte, die er auf der Inſel zu machen gedenke.

Auf dieſe Frage mußte Nadir nun als Kaufmann antworten. — „Siehe,“ ſagte er, „dieſes Holz, das in Ballen und Scheiten alle Schiffsräume ausfüllt; ich komme, um es hier zu verkaufen, da man mir ſagte, daß es auf eurer Inſel beſonders geſchätzt werde.“

Der Rothbart ſah ſich das Holz mit verächtlichen Blicken an und rief dann mit einer Stimme, in der ſich das innigſte Mitleid ausdrückte: „Armer Jüngling! du kommſt zu ſpät. Einſt, das iſt wahr, iſt dieſes Holz auf unſerer Inſel faſt den Edelſteinen gleichgeſchätzt worden, aber da hat man uns auf Tauſenden von Schiffen aus allen Weltgegenden ſo große Mengen deſſelben herbeigebracht, daß es im Preiſe ſehr gefallen und heute kaum den gewöhnlichſten Holzen gleichgeachtet wird. Unglücklicher Jüngling, wie bedaure ich dich ob all der Mühen, die du auf deiner Reiſe ertragen, um alle Drangſale und um alle Koſten, die du dir in dieſer ſchlechten, höchſt verfehlten Spekulation gemacht haſt!"

Nadir ſah traurig auf ſeine Waare hinab und dachte: „Alſo haſt du deinem Vater das gegebene Wort für nichts gebrochen! und hatteſt obenein noch alle Laſt und Drangſale der Seefahrt zu überſtehen."

Der Rothbart bemerkte ſeine Niedergeſchlagenheit, näherte ſich ihm freundlich, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſprach zu Nadir in der väterlichſten Weiſe:

„Unſre, der älteren Männer Pflicht iſt es, den Jünglingen zu rathen; wo ſie in Fährlichkeiten kommen, ſie herauszuziehen; wo ſie verzweifeln, ſie zu tröſten. Du tröſte dich! dein Holz kann in dieſem Lande dermaleinſt noch zu Ehren kommen. Du kannſt es freilich nicht abwarten, da es ſehr lange dauern möchte, und mußt in dein Vaterland zurückkehren. Ich aber wohne hier und kann mich in Geduld faſſen. Ich will dir dieſes Holz abkaufen und ſollte mein Gewinn auch nur darin beſtehen, einem ſtrebſamen jungen Kaufmann aus der Verlegenheit geholfen zu haben. Sprich, was verlangſt du als Preis dieſes Holzes?"

Nadir ſah überraſcht auf den Rothbart, der ihn ſeinerſeits mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit betrachtete.

„Laſſe dir Zeit, laſſe dir Zeit!" — rief der Rothbart, — „Gott bewahre, daß ich dich zu einer Uebereilung verleiten ſollte. — Siehe hier dieſe Mütze" — damit zog der Rothbart ſeine ziemlich große Mütze vom Kopfe — „ſiehe hier dieſe Mütze —

ich fülle dir ſie, womit du ſie gefüllt wiſſen willſt. — Sprich, ſoll ich dir ſie mit Silber oder mit Gold füllen?“

Nadir zauderte. Das Glück ſchien ihm, nach ſeiner vorigen Niedergeſchlagenheit, vom Himmel gefallen, und er wußte nicht, was von all Dem zu denken.

„Laſſe dir Zeit, laſſe dir Zeit!“ wiederholte der Rothbart — „ich will dir nur einen Gefallen erzeigen, wie man das einem Fremdling ſchuldig iſt. Du wirſt mir morgen früh die Antwort geben, damit du Zeit habeſt zur Ueberlegung. Gott bewahre mich, daß ich durch Ueberraſchung ein Geſchäft zu Ende führte. Ueberlegung verlange ich von meinem Geſchäftsfreunde, Berückſichtigung ſeines Vortheils, wie ich von mir ſelber Ehrlichkeit verlange. — Für jetzt lade ich dich ein, mir zu folgen und mein Gaſt zu ſein, d. i. mein Wohlthäter zu werden; denn eine Wohlthat erzeigſt du mir, wenn du mir die Gelegenheit bieteſt, die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, dieſe ſüßen Pflichten, zu üben. Was mein armes Haus vermag, ſteht dir zu Gebote; walte darin nach deinem Belieben, denn du biſt deſſen Herr und Gebieter.“

So ſprechend, hatte der Rothbart Nadirs Hand gefaßt und ihn über das Brett vom Schiffe auf den Damm geführt, noch bevor ſichs dieſer überlegen konnte, ob er ihm folgen ſolle oder nicht. Er war von ſo viel Güte und Zuvorkommenheit wie betäubt und ſchämte ſich, der Aeußerung ſo freundſchaftlicher und menſchenfreundlicher Geſinnungen das geringſte Mißtrauen entgegenſetzen. Bevor er ſich gefaßt hatte, ſtand er vor der Schwelle des Rothbarts. Weib und Kinder ſtürzten heraus und empfingen ihn mit den Zeichen der größten Freude und der wohlwollendſten Gaſtlichkeit. Schon lag er auf dem Divan, ſchon hatte man ihm die Reiſekleider abgezogen und ſie durch die weichſten und bequemſten Hausgewänder erſetzt, ſchon prangten die köſtlichſten Speiſen und Getränke vor ihm, ehe er nur zu Worte kommen konnte. Die Frau des Rothbarts und ſeine Kinder umgaben ihn wie dienende Sklaven und erzählten ihm Märchen und allerlei

Geſchichten, daß er von all Dem wie betrunken war, und er hätte ſich ganz behaglich gefühlt, wenn ihn nicht die keimenden Bärte röthlicher Farbe um das Kinn der Knaben in ſeinem Behagen ein wenig geſtört hätten. Selbſt die Frau und die Töchter hatten einen röthlichen Flaumanflug auf der Oberlippe.

So kam der Abend heran. Der Vater Rothbart entſchuldigte ſich, in Geſchäften ausgehen zu müſſen, und verließ das Haus, nicht ohne den Gaſt noch ſeiner Familie aufs Angelegentlichſte empfohlen zu haben. In der That erneuerte dieſe ihre Anſtrengungen, Nadir zu zerſtreuen und mit Tänzen, Erzählungen, Scherzen jeglicher Art zu unterhalten, und ſie gaben ſich beſondere Mühe, wenn ſie bemerkten, daß er Miene machte, aufzuſtehen, oder wenn er den Gedanken hatte, einen Gang durch die Stadt zu machen. Aber dieſe Anſtrengungen ermüdeten endlich die Familie, und die Frau und ein Kind nach dem andern entſchlief. Dieß benutzte Nadir, um leiſe aus der Stube und aus dem Hauſe zu ſchleichen. Er bedurfte der friſchen Luſt; denn, offen geſtanden, war es ihm etwas ängſtlich geworden unter ſeinen liebenswürdigen Wirthen. Ihre allzugroße Freundlichkeit ſchien ihm unnatürlich, und wenn er von Zeit zu Zeit bemerkte, daß ſie ſich Blicke des Einverſtändniſſes zuwarfen, war es ihm ſehr unheimlich. Darum that ihm nun ein Spaziergang durch die Gaſſen der Stadt doppelt wohl, obgleich es überall ſtockdunkle Nacht war und nirgends auch nur das kleinſte Lämpchen brannte.

Lange irrte er ſo umher, beſorgt, unruhig, nachdenklich, bis er durch einen Lichtſchimmer und einen eigenthümlichen Lärm angelockt wurde. Beides, Lichtſchimmer und Lärm, kamen aus einem ſehr tiefliegenden Fenſter, das mehr als halb unter dem Erdboden ſtak. — Nadir, unter dem Schutze der Nacht, legte ſich vor dieſes Fenſter und ſah hinab in einen großen, weiten, unterirdiſchen Saal, und welch ein eigenthümliches, erſtaunliches Schauſpiel bot ſich ſeinen Blicken, und welche merkwürdige Reden boten ſich ſeinem Gehöre dar! —

Der unterirdiſche Raum war ein weiter Saal der Verſammlung, herrlich und würdig aufgeputzt mit Säulen, Bildern, Inſchriften u. dergl., wie die Verſammlungsſäle geſetzgebender oder gelehrter Körperſchaften zu ſein pflegen. Auf den halbmondförmigen Sitzreihen ſaßen die verſammelten Männer, junge und alte, und ſämmtliche verſammelte Männer waren Rothbärte. Ihr Angeſicht wandten ſie einer erhöhten Bühne zu; auf dieſer ſtand eine Art von Thronſeſſel und auf dem Thronſeſſel ſaß der oberſte Rothbart, deſſen rother Bart, lang und breit, ſchier wie Feuer glänzte. Zwiſchen den Sitzreihen und dem oberſten Rothbart ſtand eine Tribüne, die ein Redner nach dem andern beſtieg. Aber was ſagten dieſe Redner? — Nadir, der am Fenſter horchte, gerann das Blut in den Adern, wie er dieſe Reden anhörte. Die Reden nämlich beſtanden in nichts Anderem, als in Erzählungen ungeheurer Betrügereien, die die Redner an dieſem Tage ausgeführt hatten. Je nach der Größe der Betrügerei oder nach der Geſchicklichkeit, mit der ſie ausgeführt worden, belobte der oberſte Rothbart den Redner und klatſchten die verſammelten Rothbärte Beifall. Manchmal, wenn die Betrügerei ganz ungeheuer war, gerieth die Verſammlung in förmliche Begeiſterung; die Rothbärte weinten vor Freude, umarmten einander, lobten und prieſen den Betrüger wie einen Helden und großen Mann. Der Jugend, die auf den Galerien verſammelt war und andächtig zuhorchte, wurde ein ſolcher Mann als Muſter hingeſtellt, und der oberſte Rothbart rief ihr zu: „Jünglinge, ſo zu werden, wie dieſer, ſoll euer eifrigſtes Streben ſein.“ Mancher Redner hingegen, der ſich eine Ungeſchicklichkeit zu Schulden kommen laſſen und einen Betrug nicht mit dem erwünſchten Erfolge zu Ende geführt hatte, wurde von der Verſammlung ausgeziſcht, verhöhnt und, nachdem er vom oberſten Rothbart einen Verweis erhalten, der Jugend als abſchreckendes Beiſpiel dargeſtellt. Der oberſte Rothbart knüpfte dann an einen ſolchen Vorgang manche Belehrung und gab die Mittel an, die der Unglückliche hätte anwenden ſollen, bei welcher Gelegenheit der oberſte Rothbart bewies, daß er würdig war, die hervorragende Stellung einzunehmen.

Da trat z. B. ein Mann auf, der erzählte, wie er heute die millionſte Kiſte Kropfpulver verkaufte; ein Anderer, der Kühe mit ſechs Füßen fabrizirte und ſie als Naturwunder den Gelehrten des Weſtens für theures Geld verkaufte, ein Dritter, der nach Mohrenland ſtarken Handel trieb mit Seife, um die Mohren weiß zu waſchen; ein Vierter, der einem Fremden mehrere Kiſten koſtbarer alter Münzen für nichts abkaufte, weil er ihm einredete, das alte Gold ſei verfault u. dergl. m.

Nadir, der horchte, war entſetzt. Aber wie wurde ihm erſt zu Muthe, als ſein Gaſtfreund auftrat und ſprach, wie folgt: „Ehrwürdige Rothbärte, erhabener oberſter Rothbart! Heute Morgen iſt ein junger Gelbſchnabel von Kaufmann in unſern Hafen eingelaufen. Sein Schiff iſt angefüllt mit jenem koſtbaren Holze, das alle Schätze unſerer Inſel nicht zu bezahlen vermögen. Ich habe mich durch allerlei Schmeichelreden ſeiner bemächtigt und ihn in Bezug auf ſein Geſchäft vollkommen entmuthigt, indem ich ihm einredete, daß dieſes Holz auf unſerer Inſel allen Werth verloren habe. Damit er nicht das Gegentheil erfahre, habe ich ihn als meinen Gaſt in mein Haus geführt, wo Weib und Kinder beſchäftigt ſind, ihn zu zerſtreuen und feſtzuhalten. Morgen früh wird das Geſchäft abgemacht. Ich fülle ihm dieſe meine Mütze, womit er ſie gefüllt haben will, und das koſtbare Holz iſt mein. Der Dummkopf iſt auf dieſen Antrag eingegangen."

Nachdem er ſo geſprochen, blickte der Rothbart triumphirend im Saale umher, erſchrak aber ſehr, als der oberſte Rothbart ſo begann: „Du nennſt den Fremden einen Dummkopf? — Du ſelber biſt ein Dummkopf, der größte aller Dummköpfe."

„Wie ſo? erhabener oberſter Rothbart?" — fragte Nadirs Gaſtfreund. „Was wird er verlangen? eine Mütze voll Gold. Und wenn er eine Mütze voll Diamanten verlangte, ich kann ſie ihm geben, denn bei der Koſtbarkeit des Holzes iſt er dann doch noch tauſendfach betrogen."

„Wenn er aber eine Mütze voll lebender Flöhe verlangt" — rief der oberſte Rothbart — „kannſt du ihm die auch geben?"

Der Rothbart war verdutzt und blieb mit offenem Munde ſtehen. Die Verſammlung brach in Lachen aus und pries die Weisheit ihres Vorſitzenden. — „Es wird ihm nicht einfallen,“ murmelte Nadirs Gaſtfreund und ſtieg beſchämt und niedergebeugt von der Tribüne.

Nadir hatte genug gehört und gelernt. Er verließ das Fenſter, pries ſein Geſchick, das ihn dahin geführt hatte, und ſchlich nach Hauſe und auf ſein Lager.

Als er des Morgens die Augen aufſchlug, ſtand der Rothbart vor ihm. „Nun,“ ſagte er mit dem ſüßeſten Lächeln — „nun, du edler Fremdling, womit wünſcheſt du, daß ich dir dieſe Mütze fülle?“

„Mit lebenden Flöhen,“ — donnerte ihm Nadir entgegen und ſah ihn dabei mit einem durchbohrenden Blicke an.

Der Rothbart erblaßte und fiel in ſich zuſammen, als wäre er in dieſem Augenblicke um fünfzig Jahre älter geworden. „Ach,“ ſtammelte er, „ich ſehe, du biſt ſo weiſe wie der oberſte Rothbart, und an dir iſt nichts zu betrügen. So wollen wir einen ehrlichen Handel machen, bei dem wir Beide beſtehen können; aber ich bitte dich, laſſe dich ein klein wenig betrügen, damit ich mich vor meinen Mitbürgern ſehen laſſen kann und daß ſie nicht mit Fingern auf mich deuten. Ich bin dieſe Rückſicht meinen Kindern und meinem bisher fleckenloſen Rufe ſchuldig.“

Nadir verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, ging durch die Stadt der Rothbärte, erforſchte die Preiſe und ſchloß dann mit ſeinem Gaſtfreund einen Handel ab, bei dem ſie Beide beſtehen konnten und er noch immer ein klein wenig betrogen blieb. Mit einem Schiffe voll Diamanten und andern Koſtbarkeiten verließ er darauf ſo ſchnell als möglich die Inſel der Rothbärte, auf der er ſich ſo unheimlich und mit ſeinem ſchwarzen Barte ſo einſam fühlte.

Wieder, ſobald er auf offener See war, begann eine lange Reihe von Gefahren — die wir aber nicht weiter aufzählen wollen, weil dieſe Aufzählung nur langweilig werden könnte — bis er endlich nach langer, langer Fahrt, zwar als der reichſte Mann des Morgenlandes, aber auch müde und matt und aufgezehrt von Gewiſſensbiſſen, ſeines Vaters Wünſche ſo wenig beachtet zu haben, in den Hafen ſeiner Vaterſtadt einlief.

Der erſte Menſch, den er erblickte, als er den Fuß auf das feſte Land ſetzte, war der Derwiſch. „Nun," rief dieſer, indem er mit Behagen ſeinen glänzend ſchwarzen Bart ſtreichelte, „nun, mein Freund Nadir, biſt du zurück? Bekenne, daß ich dir das Beſte gerathen, als ich dich aufforderte, dein altes Holz nach der Inſel Edomia überzuſchiffen."

Aber Nadir kochte beim Anblick des Derwiſches und bei dieſen Worten vor Zorn das Blut in den Adern. „Elender," rief er, „du haſt mich verleitet, die Rathſchläge meines Vaters zu mißachten, du haſt mich in tauſend Gefahren geſtürzt und du haſt mich in ein Land geſchickt, wo ich zwar Schätze erworben, aber den ſchönſten Schatz, das Vertrauen in die Menſchen, verloren habe."

So ſprechend, faßte er den Derwiſch am Nacken und warf ihn in ſeinem Zorne in den Hafen. Er verſchwand unter dem Waſſer. Nach einiger Zeit arbeitete er ſich wieder empor — aber er war ſchwer zu erkennen, ſo ſehr verändert war er. Aus ſeinem Barte floß mit dem Seewaſſer die ſchwarze Farbe, und als er den Damm hinangekrochen war, ſtand er vor Nadir als ein vollkommener Rothbart. Jetzt begriff Nadir Alles.

Dieſe Geſchichte erzählte ein Rothbart. — Alle Rothbärte erzählen ſie, wobei ſie krampfhaft lächeln und ſo thun, als ob ſie das Ganze gar nicht anginge. —

II.

Aus Frankreich.

Die Gaben der Korigans.

Bretoniſches Märchen.

Böſe Stiefmütter gibt es in der ganzen Welt; auch die untere Bretagne und die obere, obwohl beide Länder ſo viele Heilige beſitzen, ſind von der Plage der böſen Stiefmütter nicht verſchont geblieben. Als der heilige Galonek und die anderen Heiligen die giftigen Gewürme, die wilden Thiere und die ſchädlichen Seuchen aus dem Lande getrieben, haben ſie leider die böſen Stiefmütter vergeſſen, und heute kommt kein Heiliger mehr, um ihre Vergeßlichkeit wieder gut zu machen. Jeſſik, die gute Jeſſik von Joſſelin, hatte eine der böſeſten Stiefmütter der Welt, und ſie mußte mit dieſem ihrem Plagegeiſt ihr ſchönes junges Leben in der Einſamkeit einer Meierei verbringen und von Sonnenaufgang bis gegen Mitternacht arbeiten und arbeiten, daß ihr der Athem verging. Sie hatte nur *eine* Lebensfreude, die gute Jeſſik, und das war ihre Liebe zu dem guten und ſchönen Nedel aus der Nachbarſchaft, und nur *eine* Hoffnung, die Hoffnung, den ſchönen Nedel zu heirathen und dann glücklich zu ſein. Von dieſer Freude, von dieſer Hoffnung ſprach ſie mit ihm, wenn es ihr manchmal mit Mühe und Noth gelang.

ſich Abends wegzuſtehlen und hinter die Hecke zu ſchleichen, wo er ihrer wartete.

Aber die böſe Stiefmutter hatte bald Alles errathen, denn die Bosheit iſt klug und hat hundert Augen, bis es Gott beliebt, ſie mit Einem Male mit Dummheit und Blindheit zu ſchlagen. Die böſe Stiefmutter ſchlich der guten Jeſſik nach, und da ſie ſie hinter der Hecke mit dem ſchönen Nedel fand, faßte ſie ſie an ihren ſchönen blonden Haaren und ſchleppte ſie grauſam und unbarmherzig in den Hof zurück.

„Was!“ rief ſie, „hinter der Hecke ſtehen, mit einem Lumpen, mit einem Habenichts hinter der Hecke ſtehen!“

„Es geſchieht ja in allen Ehren,“ antwortete Jeſſik weinend.

„In allen Ehren? Schöne Ehren! Nichts geſchieht in Ehren mit einem Habenichts!“

„Ich will ihn ja heirathen und er mich auch.“

„Das werdet ihr ſchön bleiben laſſen,“ lachte die Stiefmutter. — „Du wirſt einen reichen Mann heirathen, um mich bis an mein Lebensende ernähren zu können, oder bei mir bleiben als Magd auf Hof und Feld, in Stall und Küche.“

Jeſſik weinte bitterlich; aber unbarmherzig fuhr die Stiefmutter fort:

„Und wenn du dich noch einmal unterſtehſt und hinter die Hecke gehſt, ſo laſſe ich dich Sonntags vom Pfarrer als eine verlorene Dirne von der Kanzel herab ausſchreien.“

„Das werdet ihr nicht thun, böſe Stiefmutter!“ bat Jeſſik mit gefalteten Händen.

„Ja, das werde ich thun, und ich ſchwör's bei allen böſen Geiſtern.“

Jeſſik erſchrak ſehr, denn es war das größte Unglück, das einem guten Mädchen geſchehen konnte, von der Kanzel herab als verlorene Dirne ausgeſchrien zu werden, und der Pfarrer that es ſo gern für Geld und gute Worte. Darum nahm ſich Jeſſik vor, künftig vorſichtiger zu ſein, nicht aber, treu wie ſie war, ihren Nedel zu verlaſſen, den ſchönen Nedel.

Und am nächſten Abend ſtand ſie wieder mit ihm hinter der Hecke und ſprach wieder von ihrer Lebensfreude, der Liebe, und von ihrer Hoffnung, der Heirath, und vergaß glücklich die ganze Drohung der Alten. Aber als Nedel weggegangen war, überfiel ſie eine große Angſt, und in ihrer Angſt lief ſie, anſtatt dem Hofe zu, hinaus in die Heide, in die große, weite, rothblühende Heide. Es war ihr, als müßte ſie immer ſchneller und ſchneller laufen, um nur den Hof der Stiefmutter ſo weit als möglich hinter ſich zu laſſen. Und ſo lief ſie und lief ſie, bis ſie gegen Mitternacht müde und athemlos mitten in der Heide an einem Hauſe der Korigans (Feen, Elfen und Kobolde) niederſank.[1] Die Häuſer der Korigans ſehen freilich ſchauerlich und wild aus; aber nur den Menſchen ſcheinen ſie ſo; im Grunde ſind ſie herrliche Paläſte aus Diamant und Karfunkelſtein. Jeſſik war ſo müde, daß ſie alle Furcht vergaß und ſich im Hauſe der Korigans ausſtreckte, um auszuruhen. Da ſchlug es Zwölf auf dem ſchönen Thurme von Joſſelin, in dem herrlichen Schloſſe von Joſſelin, und wie es Zwölf ſchlug, wurde es auf der ganzen ſtillen Heide außerordentlich lebendig. Auf jeder Erika — und Gott weiß, daß es da Millionen und Millionen Erikas gibt — ſaß eine Fee, ja auf jeder Blüthe jeder Erika ſaß eine Fee; alle Steine und Steinchen erhoben ſich wie Thüren unterirdiſcher Gänge, und überall kamen Elfen und Kobolde hervor, und Feen und Elfen und Kobolde, kurz alle Korigans ſchrien:

„Wir wollen tanzen und ſingen, tanzen und ſingen bis Sonnenaufgang.“

Auch da, wo Jeſſik lag und mit Staunen und Schrecken dem Schauſpiele zuſah, thaten ſich eine Menge Steine und Steinchen auf, und überall, rings um ſie, tauchten Korigans aus dem

---

[1] Die alten Druidenſteine, Dolmen, Menhir, Kromlech gelten bei den Bretonen als Aufenthaltsorte der Feen und Kobolde. Die Dolmen oder Tafelſteine, Altäre der alten Celten, beſtehen aus einem großen flachen Steine, welcher auf mehrere kleinere und aufrechtſtehende ſo aufgelegt iſt, daß er ein Dach über einer Höhle bildet.

Erdboden. Dieſe bemerkten Jeſſik zuerſt und riefen: „Da iſt ein Menſchenkind, Jeſſik aus Joſſelin iſt da, die muß mit uns tanzen."

„Jeſſik aus Joſſelin muß mit uns tanzen!" wiederhallte es auf der ganzen Heide.

„Auch mit uns ſingen!"

„Ja, auch mit uns ſingen!" wiederhallte es aufs Neue.

Die gute Jeſſik zitterte vor Angſt, denn ſie hatte gehört, daß, wer mit den Elfen zu tanzen anfange, nicht lebendig davon komme, denn er muß ſich ſo lange im Kreiſe ſchwingen und dazu ſingen, bis ihm der Athem aus der Bruſt entflieht und er todt zu Boden fällt. Da ſie aber eine gute Chriſtin war, dachte ſie, daß ſie im Schutze der heiligen Anna und des heiligen Kado ſtehe und daß ihr dieſe Geiſter, wenn es böſe Geiſter waren, nichts anhaben können, und ſie ſagte:

„Liebe Korigans! mit Vergnügen will ich mit euch tanzen und ſingen, da ihr es aufrichtig zu wünſchen ſcheint; aber ihr müſſet bedenken, daß wir Chriſtenmenſchen nicht ſo lange Athem haben, wie ihr, und ihr müſſet mir verſprechen, mich jedes Mal, wenn ich müde bin, gehörig ausruhen zu laſſen."

„Wir verſprechen es! wir verſprechen es!" riefen die Korigans.

„Schwöret beim heiligen Kado!"

„Wir ſchwören! wir ſchwören!"

Nun gab ihnen Jeſſik die Hand und ſtellte ſich in die Reihen, und der Tanz begann auf der ganzen, weiten, rothblühenden Heide, und wie die Korigans tanzten, ſangen ſie immer dazu:

Alle guten Geiſter — alle guten Geiſter —

Weiter aber kamen ſie nicht; es war, als wüßten ſie den Vers nicht weiter. Das fiel Jeſſik auf, und ſie fragte: „Aber warum ſinget ihr nicht den Reim dazu?"

„Singe du! ſinge du!" ſchrien alle Korigans auf einmal.

Und Jeſſik ſang:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter!

Und alle Korigans brachen in einen ungeheuren Jubel aus und tanzten und wiederholten:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,

als ob ſie ſich den Vers für ewige Zeiten ins Gedächtniß prägen wollten. Dann baten ſie Jeſſik, weiter zu ſingen, aber ſie ſagte, daß ihr nichts mehr einfalle, und die Korigans wurden traurig. Doch überhäuften ſie Jeſſik, da ſie ſchon müde war und nicht mehr tanzen wollte, mit wilden Liebkoſungen und ſagten alle zugleich und durcheinander: „Du biſt ein gutes Mädchen, Jeſſik! Du haſt uns einen großen Dienſt erwieſen! Wir ſind dir ſehr dankbar! Bitte dir was aus, und es ſoll dir Alles gewährt werden! —“

Jeſſik dachte nach, und da es ihr das höchſte Glück ſchien, ihren Nebel ungeſtört ſehen zu können, ſagte ſie: „Könnt ihr mir nicht irgend ein Mittel geben, daß ich meinen Nebel ſehen kann, ohne von der böſen Stiefmutter geplagt zu werden?“

„Du ſollſt es haben, ſollſt es haben!“ riefen die Korigans, und eine alte, gutmüthig ausſehende Fee gab ihr einen Ring und ſagte dazu: „So oft du dieſen Ring an deinen Mittelfinger ſteckſt, wird deine böſe Stiefmutter gezwungen ſein, in den Garten und auf die Felder zu gehen und die Kohlköpfe zu zählen, und das ſo lange, als du den Ring auf dem Finger behältſt.“

Und da es Morgen war, verſchwanden die Korigans, und Jeſſik kehrte mit ihrem Ringe muthig in den Hof zurück. Als ſie in den Hof trat, ſprang ihr die Stiefmutter mit geballten Fäuſten entgegen. „Landläuferin! Dirne!“ fing ſie an und wollte eben über Jeſſik herfallen, als dieſe ſchnell den Ring an den Mittelfinger ſteckte. Die böſe Stiefmutter ließ ihre Arme ſinken, kehrte ruhig um und ging in den Garten und fing an, die Kohlköpfe zu zählen, und als ſie im Garten fertig war, ging ſie auf das Feld, und als ſie auf dem Felde fertig war, kam ſie wieder in den Garten zurück und zählte und zählte und wurde nicht fertig.

Jeſſik ſah ihr lächelnd zu; dann ging ſie in die Stube und rief ihren ſchönen Nedel. Nun konnten ſie in der Stube ſelbſt und oben an am Tiſche und vor den Heiligenbildern gemüthlich plaudern, wie zwei ordentliche Brautleute, und waren ſehr glücklich. Erſt als Nedel weggegangen war, zog Jeſſik den Ring der Korigans vom Finger, und die böſe Stiefmutter kam ſo müde vom Kohlzählen heim, daß ſie ſchlafend aufs Bett fiel.

Ja, das war eine glückliche Zeit, die auf die Nacht mit den Korigans folgte. Aber welches Glück dauert! Man ſagt, daß auf Erden kein Glück von Dauer ſei. Die gute Jeſſik ſollte Das auch erfahren. Sie ſah den ſchönen Nedel ſo oft, ſie plauderte ſo viel mit ihm, daß ſie ihm am Ende gar nichts mehr zu ſagen hatte. So ſaß er manchmal da und gähnte ſchrecklich und ſah ſie nicht einmal an, weil er ſie ſchon auswendig wußte. Am Ende kam es ſo weit, daß die arme Jeſſik die böſe Stiefmutter vergebens aufs Kohlzählen ſchickte! Nedel benützte die Gelegenheit nicht mehr, und er, der ſonſt ſtundenlang in Wind und Wetter hinter der Hecke gewartet hatte, er kam nicht, um bequem auf der Bank in der Stube zu plaudern. Er langweilte ſich mit der guten Jeſſik, denn ſo ſind die Männer in der Bretagne, daß ſie Das, was ſie leicht und ohne Hinderniß haben können, langweilt und daß ſie nur Das haben wollen, was ſie nicht haben können oder ſollen. Nur in der Bretagne ſind die Männer ſo, und — Gottlob! — ſonſt nirgends in der Welt.

Nach der glücklichen Zeit war Jeſſik noch unglücklicher als vorher, denn die böſe Stiefmutter, die ſo viel Zeit mit Kohlzählen verlor, ſah ihre Wirthſchaft vernachläſſigt und war verdrießlich und keifte beſtändig. Nedel kam immer ſeltener, und zuletzt erfuhr Jeſſik, daß er ohne ſie zu einer Kirchweih gehen wollte, um dort mit ſchöneren Mädchen zu tanzen. Jeſſik weinte bitterlich. Wozu hat der Ring genützt?! Nur um Nedel Ueberdruß einzuflößen. Das wäre nicht geſchehen, und er wäre nicht müde geworden, ſie anzuſehen, wenn ſie anſtatt der Freiheit von den Korigans Schönheit verlangt hätte, da Nedel die ſchönen Mädchen ſo liebte.

Dieſe Gedanken plagten ſie und ließen ſie nicht ſchlafen. Mitten in der Nacht ſprang ſie aus dem Bette und lief auf die Heide, auf die große, weite, rothblühende Heide, und als ſie am Hauſe der Korigans ankam, fand ſie das ganze Völkchen verſammelt, und das tanzte und ſang:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter.

„Da iſt Jeſſik! Jeſſik aus Joſſelin iſt da!“ riefen Alle voll Freude — „ſie wird wieder mit uns tanzen und ſingen! Ja, ja, tanzen und ſingen!“

„Mit Vergnügen!“ — ſagte die gute Jeſſik — „aber nur unter denſelben Bedingungen, wie das erſte Mal!“

„Ja wohl, ja wohl! Komme nur in unſern Kreis und tanze und ſinge.“

Und Jeſſik tanzte mit und ſang, und da fiel es ihr ein, welche Freude es den Korigans verurſachte, als ſie das vorige Mal eine Zeile zu ihrem Liede hinzugefügt, und ſie dachte daran, heute Daſſelbe zu thun, und ſie ſang:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,
Der wird die Welt erlöſen —

Und mit ungeheurem Jubel wiederholten die Korigans:

Der wird die Welt erlöſen — der wird die Welt erlöſen!

„Singe weiter! ſinge weiter!“ riefen ſie Alle mit flehentlicher Stimme.

Aber Jeſſik war ſchon ſehr müde und athemlos. „Ich kann nicht weiter!“ ſagte ſie und fiel ins Gras.

„Das iſt Schade,“ ſeufzten die Korigans.

Doch waren ſie wieder ſehr gütig gegen Jeſſik und verſicherten ſie, daß ſie ihnen einen großen Dienſt erwieſen, und forderten ſie wieder auf, irgend Etwas, und ſei es was immer, von ihnen zu verlangen.

„Euer Ring," ſagte Jeſſik, „hat mir kein Glück gebracht, und ich gebe ihn euch zurück. Ich hätte anſtatt der Freiheit Schönheit verlangen ſollen, denn Nedel liebt die ſchönen Mädchen."

„Du ſollſt Schönheit haben! Du ſollſt Schönheit haben!" riefen die Korigans, und eine ſchöne junge Fee, die auch ſehr gutmüthig ausſah, gab ihr ein Halsband und ſagte: „Wenn du dieſes Halsband umlegſt, wirſt du in unwiderſtehlicher Schönheit ſtrahlen, und Keiner aus dem Männervolke wird dir widerſtehen können."

Jeſſik war unſäglich froh. Sie ſteckte das Halsband in die Taſche und lief heim, wo ſie zum Glück ankam, noch ehe die böſe Stiefmutter erwacht war.

Nachmittags zog ſie ihre ſchönſten Kleider an und legte das Halsband um. Dann ſah ſie in den Spiegel. Herr Gott, wie ſchön war ſie, ſo ſchön, daß ſie vor ſich ſelbſt erſchrak und daß ſie den Spiegel gewiß nicht verlaſſen hätte, wenn ſie nicht begierig geweſen wäre, auf die Kirchweih zu gehen, um ſich in ſo großer Schönheit vor Nedel zu zeigen und alle die andern Mädchen auszuſtechen. Doch ſchämte ſie ſich, in ſolcher Schönheit durchs Dorf zu gehen, und ſie ging hinter den Hecken entlang über die Felder. Aber endlich mußte ſie doch auf den großen Weg kommen, und da kam ihr ein ſtattlicher, in Gold und Silber gekleideter Reiter entgegen, der einen blauen Bart hatte und der kein anderer war als Raoul der Blaubart.

„Heiliges Kreuz!" — rief Raoul der Blaubart ganz erſtaunt, — „gibt es hier zu Lande ſo ſchöne Mädchen! So was hab ich mein Lebtag nicht geſehen!"

Jeſſik zitterte ſehr, als ſie den blauen Bart und die glühenden Augen ſah und die ſchreckliche Art, wie er ſie anſtarrte und wie er auf ſie zuritt.

„Das verſteht ſich von ſelbſt," fügte er hinzu, „daß eine ſolche Schönheit mein Weib wird." Und kaum hatte er die Worte ausgeſprochen, als er ſchon Jeſſik faßte, ſie vor ſich auf den Sattel ſchwang und im Galopp quer Feld ein ſprengte.

Jeſſik vergingen die Sinne.

Als ſie wieder zu ſich kam, ſah ſie ein Schloß mit himmelhohen Mauern und Thürmen vor ſich. Der Ritter ritt über eine Zugbrücke, die ſich hinter ihm wieder aufzog, durch ein hohes Thor in einen großen Hof, der von einem Rieſenhunde bewacht war. Sonſt war nirgends eine Chriſtenſeele zu ſehen. Der Ritter führte ſie durch eine lange Reihe von Hallen, Sälen, Gängen und Gemächern, in denen es von Gold, Silber, Perlen, Edelſteinen, koſtbaren Kleiderſtoffen und Teppichen nur ſo ſtrotzte. „Dieſes alles," ſagte Raoul der Blaubart, „wird dir gehören, denn noch heute wirſt du mir dort in jener Kapelle angetraut. Das würde ſogleich geſchehen, wenn ich einen Pfaffen zur Hand hätte, aber ich habe alle Chriſten auf viele Meilen in der Runde ausgerottet. Das ſchadet nichts. Ich reite jetzt wieder fort und werde wo ein Pfäfflein auffangen; gegen Mitternacht komme ich mit ihm zurück, und da wird die Trauung geſchehen. Indeß, mein Lieb, unterhalte dich, ſo gut du kannſt, aber verſuche mir nicht, zu entfliehen, denn der Rieſenhund würde dich in Stücke zerreißen."

So ſprechend, verließ er Jeſſik und ritt aus dem Schloſſe, um ſich ein Pfäfflein einzufangen.

Die Diamanten und Perlen, die koſtbaren Kleiderſtoffe und Teppiche, die prächtigen Gemächer — das war Alles ſchön und gut, das hätte Jeſſik an jedem andern Orte und zu jeder andern Zeit ſehr gefallen, aber jetzt und hier in dieſem einſamen, öden Schloſſe erfüllte ſie Alles mit Grauen. Und ſollte ſie Nebel für immer verloren haben und dieſem Heidenmenſchen, Raoul dem Blaubart, von dem ſie ſchon ſo viel Böſes gehört hatte, angetraut werden als ſein ewiges und eheliches Weib? Und dabei fürchtete ſie immer, daß der Rieſenhund komme und ſie aufeſſe oder wenigſtens beiße. Von Zeit zu Zeit bellte er ſo ungeheuer, daß das ganze Schloß zitterte. Als Wächter gab er nämlich die Stunden an und erſetzte die Schloßuhr. Er bellte die Viertel- und die ganzen Stunden, und je weiter der Tag vorrückte, deſto mehr bellte er, und jedes Gebell erfüllte Jeſſik mit unſäglicher Angſt. Sie wußte nicht, wohin zu flüchten. Da erinnerte ſie ſich, daß ja der Blaubart von einer Kapelle geſprochen hatte, und ſie ſagte ſich, daß ihr vielleicht ein kleines Gebet einige Beruhigung verſchaffen würde, vielleicht Errettung aus der großen Noth. Denn Jeſſik war eine fromme Seele. Da fing ſie denn an, zu ſuchen, und kam denn am Ende auch in die Kapelle. Grad vor dem Altare waren drei Gräber; auf die ſank ſie hin und betete inbrünſtig. Wie ſie ſo inbrünſtig betete, regte ſich etwas unter ihren Knieen. Sie ſtand auf; die drei Leichenſteine erhoben ſich, und aus den offenen Gräbern ſtiegen drei todte Frauen.

„Arme Jeſſik! Arme Jeſſik! Arme Jeſſik!“ riefen die drei Frauen zugleich.

„Wer ſeid ihr, die ihr mich ſo bedauert?“ fragte Jeſſik.

„Wir ſind die drei Frauen, die der Blaubart ſchon getödtet hat. Er wird noch viele tödten, der Heide, und du wirſt die Vierte ſein, wenn du nicht Muth haſt.“

„Ich habe Muth,“ ſagte Jeſſik, „wenn ich nur wüßte, wie ich mich retten kann.“

„Entfliehe!“

„Ich möchte wohl, aber der Rieſenhund wird mich zerreißen.“

„Nimm dieſes Gift, damit er mich vergiftet hat,“ ſagte die erſte Frau, „und wirf es dem Hunde vor.“

„Aber wie über die hohen Mauern hinausgelangen, da die Zugbrücke aufgezogen iſt?“

„Nimm dieſen Strick,“ ſagte die zweite, „damit er mich erdroſſelt hat, und laſſe dich die Mauer hinabgleiten.“

„Aber wie nach Hauſe gelangen, ohne vor Müdigkeit umzukommen?“

„Nimm dieſen Stock,“ ſagte die dritte Frau, „damit er mir den Kopf eingeſchlagen.“

Jeſſik nahm das Gift, den Strick, den Stock, und die Frauen ſtiegen wieder in die Gräber, und ſie eilte fort. Sie warf das Gift dem Rieſenhunde vor, und er verſchlang es und verreckte;

und ſie band den Strick an einen Erker und ließ ſich die Mauer hinabgleiten und eilte am Stocke fort durch das Land.

So lief ſie Tage und Tage lang, bis ſie nicht weiter konnte und vor Müdigkeit umzukommen gedachte. Da ſah ſie ein Gehöfte und vor dem Gehöfte viele Frauen und Männer. Dorthin ſchleppte ſie ſich mit Mühe. „Gute Frauen und Männer," flehte ſie, „ich komme um vor Müdigkeit und kann nicht mehr auf meinen Füßen ſtehen. Helfet mir, daß ich weiter komme und heim gelange."

Wie ſie die Männer erſahen, waren ſie alle gleich in Liebe zu ihr entbrannt, Junge und Alte, Schöne und Häßliche. Sie drängten ſich Alle um ſie, und jeder bot ihr ſeine Dienſte an, der wollte ſie auf ſeinem Pferde, der auf ſeinem Eſel, der auf ſeinem Wagen, der auf ſeinem Rücken nach Hauſe bringen. Bald aber ſagten ſie, daß ſie ſie gar nicht fortlaſſen wollten und daß ſie bei ihnen bleiben müſſe, und bald boten ihr Alle ihre Hände an, und Jeder wollte ſie heirathen; ſogar verheirathete und alte Männer boten ihr das Glück der Ehe. Einer wurde auf den andern eiferſüchtig, und dieſelben guten Leute, die einige Minuten vorher friedlich plaudernd dageſeſſen hatten, erhoben nun ihre Stöcke und zogen ihre Meſſer, um ſich gegenſeitig zu bekriegen. Wie Das alles die Weiber ſahen, ſprangen ſie auf und umringten die arme Jeſſik mit Schimpfreden und wollten ihr die Augen auskratzen. Sie nannten ſie eine Landſtreicherin, die herumziehe, um die Männer zu verführen und Zwietracht und Unfrieden zu ſäen. Die Männer warfen ſich dazwiſchen, um Jeſſik zu vertheidigen, und prügelten ihre Geliebten und Ehehälften. Dadurch wurde der Lärm noch größer und die Wuth der Weiber noch grimmiger. Die arme Jeſſik wußte nicht, was anzufangen. Da fiel ihr ein, daß Das alles von dem Halsbande komme, und ſie band es ſchnell ab und ſchlang es einer alten, runzligen, triefäugigen Frau um, die kopfwackelnd auf einem Steine ſaß. Sogleich ſtürzten alle Männer der alten, runzligen, triefäugigen, kopfwackelnden Frau zu Füßen und überhäuften ſie mit Liebkoſungen und Liebeserklärungen. Jeſſik benutzte dieſen Augenblick, da auch die Weiber ſich voll Staunen von ihr abwandten, um weiter zu wandern.

Spät in der Nacht kam ſie auf der Heide der Korigans an.

Die Korigans wollten eben ihren Tanz beginnen, als ſie Jeſſik erblickten.

„Jeſſik! Jeſſik iſt wieder da!“ riefen Alle voll Freude, — „Jeſſik wird wieder mit uns tanzen und ſingen.“

„Ach, ich bin ſo müde!“ ſeufzte ſie.

„Tanze doch! tanze doch!“ riefen Alle mit flehender Geberde, und ein Korigan ſtrich ihr mit ſeinen Händen über den Leib, daß ſie ſich gleich friſch und geſtärkt fühlte.

„Nun, weil ihr es ſo wollt,“ ſagte ſie, „will ich tanzen, aber nur unter den bekannten Bedingungen.“

„Gewiß! Gewiß!“

Und der Tanz begann, und die Korigans ſangen:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,
Der wird die Welt erlöſen —

Da hörte das Lied auf, und die Korigans fingen es immer wieder von Neuem an.

„Das iſt ein ſchlechtes Lied,“ ſagte Jeſſik, „ein ſchlechtes Lied, das ohne Reim aufhört.“

„So ſinge weiter, ſinge weiter!“ riefen alle Korigans, und ihre Stimmen klangen ſo traurig und ſo flehend, und ſie zitterten am ganzen Leibe.

Da fing Jeſſik den Tanz wieder an und ſang dazu:

Alle guten Geiſter
Loben ihren Herrn und Meiſter,
Der wird die Welt erlöſen —

„Nun — und“ — ſchrien die Korigans.

Die Guten und die Böſen.

„Die Guten und die Böſen!“ ſchrien alle Korigans ſo laut und freudig, daß die ganze Heide zitterte. Ihre Geſichter leuchteten vor Wonne; ihre Körper wurden ſtrahlend und durchſichtig, die häßlichſten Korigans wurden ſchön, und die ganze Heide war mit Einem Male von Blüthen in allen Farben bedeckt, und die Korigans weinten vor Freude.

„Was iſt euch?“ fragte Jeſſik gerührt.

„Du haſt uns erlöſt, gute Jeſſik, du haſt uns erlöſt!“ riefen Alle und wälzten ſich ihr dankbar zu Füßen.

„Wie ſo denn erlöſt?“

„Wir waren verdammt, ſo lange nächtlich zu irren und zu tanzen, bis eine Chriſtenſeele das Lied zu Ende bringt, von dem wir nur die erſte Zeile gewußt haben. Du haſt uns alle drei Zeilen dazu geſungen, und wir ſind erlöſt und gehen nun in die ewige Ruhe ein.“

„O, wie ſchön,“ ſagte Jeſſik, „ich habe verdammte Seelen erlöſt!“

„Nun verlange noch Etwas, ehe wir von der Erde ſcheiden.“

Jeſſik dachte nach. „Die Freiheit,“ ſagte ſie zu ſich, „hat meinen Geliebten gelangweilt, die Schönheit hat mich ins Unglück geſtürzt und Zwietracht geſät — was ſoll ich jetzt verlangen? Die Männer in der Bretagne lieben den Reichthum, ſoll ich Reichthum verlangen? — Ja,“ ſagte ſie laut, „gebt mir Reichthum.“

„Du haſt ihn! Du haſt ihn!“ riefen alle Korigans und verſchwanden.

Wie ſie des Morgens heimkam in den Hof, trat ihr Nedel entgegen und überhäufte ſie mit Vorwürfen und nannte ſie eine Landſtreicherin, und die böſe Stiefmutter gab ihr zwei ſtarke Ohrfeigen auf beide Backen. Jeſſik fing heftig zu weinen an.

„Herr Jeſus! was iſt Das?“ — rief die böſe Stiefmutter — „ſieh nur, Nedel, ſie weint ja lauter Perlen, jede Thräne iſt eine Perle.“

„Weiß Gott!“ ſagte Nedel, „lauter Perlen! pure Perlen!“

Die böſe Stiefmutter holte ſchnell eine große Mulde und hielt ihr ſie unter die Augen, daß ſie da hineinweine und die köſtliche Gottesgabe nicht auf den Boden fallen laſſe.

Jeſſik war ſelbſt ſo erſtaunt, daß ſie ſtarr vor ſich hinblickte und zu weinen aufhörte.

„Seht nur, die dumme Gans! ſie weint nicht mehr!“ ſchrie die böſe Stiefmutter, „ich will dir helfen!“ — Und damit gab ſie ihr wieder zwei Ohrfeigen, und ſelbſt Nedel gab ihr einen kleinen Puff in die Seiten.

Jeſſik fing wieder zu weinen an, und bald war die Mulde, welche die Stiefmutter und Nedel unter ihre Augen hielten, von Perlen voll. Doch war die Stiefmutter nicht zufrieden, und als Jeſſik vor Aerger zu weinen aufhörte, fing ſie wieder an, ſie zu ohrfeigen.

Aber dießmal war es Nedel zu viel. — „Ich glaube, wir hätten genug!“ ſagte er, „und Jeſſik hat genug geweint!“

„Was, genug!“ ſchrie die böſe Stiefmutter, „man hat nie Perlen genug! Dieſe Gans! die Jeſſik! Wenn ich ſolche Augen hätte, Tag und Nacht wollte ich weinen. Man muß ihr nachhelfen.“

Und abermals erhob ſie ihre Hand, um Jeſſik zu ohrfeigen. Aber Nedel war ärgerlich und gab ihr ſämmtliche gegebenen Ohrfeigen zurück. Da fing die böſe Stiefmutter ſelber zu weinen an, und zwar vor Wuth. Eine Thräne rollte ihr in den Mund und vergiftete ſie, und ſie ſtarb augenblicklich.

Nun konnte Jeſſik den ſchönen Nedel heirathen, und da ſie mit der Mulde voll Perlen ſo reich waren, daß ſie alle Meiereien im Lande Kerne aufkaufen konnten, hatte Nedel gar keine Verſuchung, ſie weinen zu machen. Erſt nach einigen Jahren, da er ein neues Schloß kaufen und nach Paris reiſen wollte, dachte er daran, die Mulde, die etwas leer geworden war, wieder zu füllen, und er gab Jeſſik, die er ſehr liebte, einige Püffe. Aber die Gabe der Korigans war indeſſen kraftlos geworden, weil ſie nicht geübt war, und Jeſſik weinte ganz gewöhnliche Thränen. So gab es denn Nebel für alle Zukunft auf, ſein Weib weinen zu machen, und er war zufrieden, wenn ſie nur viel lachte.

Animo.

Eine baskiſche Sage.

Die verheiratheten Männer ſaßen auf der Bank vor der Dorfſchenke; die jungen Leute ſtanden vor ihnen. Alle rauchten kleine Cigarren aus Spanien, und Alle ſprachen über das große Ereigniß, das ſeit Wochen alle Thäler der Pyrenäen beſchäftigte. Der Tod des Ewigen Juden war in der That ein großes Ereigniß, das auch monatelange Geſpräche nicht erſchöpfen konnten. Mit dem Ewigen Juden aber iſt nicht jener unglückſelige, ewig wandernde Schuſter aus Jeruſalem gemeint, ſondern ein anderes Weſen, das die Bewohner der Pyrenäen näher anging. Der Ewige Jude war ein Bär, der ſeit Menſchengedenken von ſich ſprechen machte: der größte Bär der ganzen Pyrenäen und der räthſelhafteſte und unheimlichſte. Die älteſten Leute im Dorfe erinnerten ſich, ſchon in ihrer früheſten Jugend von ihm gehört zu haben, und ſchon damals hieß er ſeines hohen Alters und ſeiner Unverwundbarkeit wegen der Ewige Jude. Ja, auch unverwundbar war er. Die beſte und größte Kugel des geſchickteſten Jägers konnte ihm nichts anhaben. Wie oft kam es vor, daß das Blei von ſeiner Bruſt abprallte, oder daß er es im Fluge mit ſeiner Tatze auffing und zurück, dem Jäger an die Stirne ſchleuderte, oder daß er es verächtlich aus ſeinem Rachen ausſpie. Eben ſo wenig wie die Kugel vermochten die Fallen etwas gegen ihn auszurichten. Wie geſchickt und gefährlich man ſie auch angelegt, am andern Tage fand man ſie zerſtört und unſchädlich gemacht. So hatten es denn die verſchlagenſten und muthigſten Bärenjäger längſt aufgegeben, ihn aufs Korn zu nehmen, und man konnte Das um ſo leichter, als man ſich im Grunde über den Ewigen Juden gar nicht zu beklagen hatte, denn er war ein gutmüthiger, barmherziger Bär, der ſelbſt ſeinen ärgſten Feinden verzieh. Selbſt die Kühnen, die ſich ihm mit dem Meſſer zu nahen wagten, drückte er nur etwas unſanft an ſeine Bruſt, warf ſie dann zu Boden, rollte ſie eine Zeit lang hin und her, ſchüttelte ſie und ließ ſie dann laufen. Trotzdem ſchwebte die Erlegung des Ewigen Juden jeder neuen Generation von Bärenjägern als eine ruhmreiche That vor, die geeignet wäre, alle Thäler der Pyrenäen mit ihrem Rufe zu erfüllen. Dieſe That war geſchehen. Animo, einer der jüngſten unter den Bärenjägern, hatte vor wenigen Wochen den Ewigen Juden erlegt.

Alles Das ging aus dem Geſpräche der Alten und Jungen vor der Dorfſchenke hervor.

Die Sonne verſchwindet früh aus den pyrenäiſchen Thälern, und man kann es an den Bergabhängen beobachten, wie die Nacht langſam aus dem Thalgrunde herauswächst und die Berge hinanklimmt. Schon lagert unten tiefes Dunkel, wenn die Bergſpitzen noch in volles Licht getaucht ſind und wie glühende Sterne in der Luft ſchweben. Die Abende ſind lang; man iſt froh, wenn man etwas zu ſprechen hat, und nimmt es Niemand übel, wenn er dieſelbe Geſchichte zum zwanzigſten Male wiederholt. Die Geſchichte von der Erlegung des Ewigen Juden, ſchon hundertmal durchſprochen, war noch immer ein beliebter Stoff, und man war eben dabei, den kühnen Animo zu rühmen, als dieſer an der Seite ſeines Freundes Rago in den Kreis trat.

Die verheiratheten Männer rückten auf der Bank zuſammen, um ihm auf dem einen Ende Platz zu machen, und der Maire des Dorfes lud ihn ein, ſich zu ſetzen. Aber Animo ſetzte ſich nicht. Auf die Schulter ſeines Freundes geſtützt, blieb er aufrecht ſtehen und ſenkte nur ſein blaſſes Geſicht auf die Bruſt, daß es die herabfallenden ſchwarzen Haare zur Hälfte bedeckten.

„Warum ſollte ich mich ſetzen?“ fragte er endlich — „ſtehen doch auch die anderen jungen Leute, und nur die Verheiratheten ſitzen? Warum thun mir die Verheiratheten ſo große Ehre an?"

„Nun," ſagte ein Alter von der Bank, „wir ehren dich, Animo, weil wir dich ehren wollen, weil du ein guter Junge biſt, weil du deine Mutter ehrſt und ſie auf gute Weiſe ernährſt."

„Meine Mutter, meine arme Mutter!" ſeufzte Animo und ſchwieg. Nach einer Weile erwiderte er: „Das iſt es nicht! Andere thun Daſſelbe, und ihr laſſet ſie ſtehen, wie es ſich für junge Leute ziemt."

„Nun," ſagte ein Anderer von den Alten mit einigem Spott, „nun, da du dein Lob hören willſt, ſo höre es. Wir bieten dir einen Platz an unſerer Seite, weil wir dich auch als einen ausnehmend tapfern Jungen ehren wollen, der Das gethan hat, was ſeit vielen hundert Jahren vielleicht Niemand gelungen iſt; weil du den Ewigen Juden getödtet haſt."

„Das iſt es! Ich habe es wohl gewußt!" ſagte Animo, und er ſetzte ſich hin und verbarg ſein blaſſes und trauriges Geſicht in die Hände und ſchwig.

Die Umſtehenden wußten nicht, wie ſie Animo's Traurigkeit deuten ſollten, und ſchwiegen ebenfalls ſtill und ſahen einander an. Animo ſelbſt unterbrach das Schweigen, indem er wieder aufſprang und ausrief: „Nun, ſo will ich es euch ſagen; ich bin ein Prahlhans, ich habe den Ewigen Juden nicht erlegt!"

„Was ſagſt du?" riefen Alle erſtaunt.

„Ich habe ihn nicht erlegt!" wiederholte Animo.

„Aber wir haben ihn ja ſelber liegen ſehen! und es hat es doch kein Anderer gethan."

„Nein, es hat es kein Anderer gethan, aber ich habe es auch nicht gethan," ſagte Animo.

„Und was iſt denn an der Sache?" fragte man von allen Seiten.

„Ich habe," fuhr Animo fort, „den Ewigen Juden nicht erlegt; er hat mich erlegt!"

„Er iſt wahnſinnig! Er macht ſich luſtig über uns!“ ſchrie man da und dort.

„Stille!“ gebot ein Alter, „da ſteckt ein Geheimniß dahinter, laßt Animo reden!“

„Ja wohl,“ ſagte Animo, „da ſteckt ein Geheimniß dahinter. Ich bin nicht der Animo, den ihr gekannt habt, der iſt todt, der iſt vom Ewigen Juden erdrückt worden. Ich bin ſelbſt der Ewige Jude!“

Ein ungeheures Gelächter hinderte ihn, fortzufahren, aber das Gelächter ſtockte plötzlich, als Animo aus tiefſter Bruſt ein Geſtöhn hervorſtieß, das ſie ſchaudern machte und das, wie es ihnen ſchien, einige Aehnlichkeit mit dem Geſtöhn eines angeſchoſſenen Bären hatte.

„Ich muß erzählen,“ ſagte wieder Animo, nachdem er ſich gefaßt hatte. „So war es. Ich lag hinter einem Felſen, als der Ewige Jude herankam. Ich zielte gut und ſchoß und traf ſeine Bruſt, aber wie von einem Eiſen fiel die Kugel ab ins Moos. Der Ewige Jude ſtellte ſich auf die Hintertatzen und ging auf mich los; ich aber erwartete ihn nicht und lief ihm mit dem Meſſer entgegen. Da ich es ihm in die Bruſt ſtoßen will, ſchlägt er mir mit ſeiner rechten Vordertatze auf die Hand, daß ich das Meſſer fallen ließ; darauf packte er mich und drückte mich ſo gewaltig an ſeine Bruſt, daß alle meine Knochen krachten und mir Hören und Sehen verging. Das war mein letzter Augenblick. Todt warf er mich auf den Boden. Was er darauf gethan, weiß ich natürlich nicht, denn ich war todt. Ich weiß nur, daß ich plötzlich zu mir gekommen, und da ſah ich den Ewigen Juden, der mir mit ſeiner Schnauze ins Geſicht hauchte. Noch einmal blies er mir in die Naſe und fiel todt nieder. Ich habe ſehr wohl gefühlt, daß er dem todten Animo ſeine Seele eingehaucht hatte. Die Seele des Bären iſt jetzt in mir, die Seele des Animo iſt fortgeflogen; das iſt gewiß.“

Die Zuhörer waren erſtaunt, denn wie zur Beſtätigung der Geſchichte kam abermals aus Animo's Bruſt jene ſchauerliche Bärenſtimme.

„Du bildeſt dir dergleichen wohl nur ein,“ ſagte einer der Alten, wie um Animo in der tiefen Niedergeſchlagenheit, in der er da ſaß, zu tröſten.

„Ha, ha, das meint ihr nur, weil die Sache ſo außerordentlich iſt,“ erwiderte Animo. „Der Kurat (Pfarrer), der hat ſtudirt und weiß es auch beſſer. Gleich an jenem Abend, da ich vom Berge herunter kam und dem Kurat an der Brücke begegnete, wich er mir aus und rief mir aus der Ferne zu: Animo, du ſiehſt aus, als wäre die Seele eines Bären in dich gefahren. Der verſteht es beſſer, und ich muß es am Beſten wiſſen, wie ich ſeit damals verändert bin. Hört! wie ihr da vor mir ſteht, wie ich nur die Augen aufhebe, um euch anzuſehen, erwacht die ſchrecklichſte Luſt in mir, Einen nach dem Andern zu umarmen und zu erdrücken. Ich thue es nur nicht, weil ich nicht will und die ſchreckliche Luſt bisher immer unterdrückt habe. Das gelingt mir nur, weil ich ohne Sünden geſtorben bin und weil nun die Bärenſeele in einem reinen Leibe lebt.“

Während dieſer langen Rede hatten ſich die Zuhörer wieder gefaßt, und manche von ihnen verzogen den Mund zu einem ſpöttiſchen Lächeln. Der Maire aber blieb ernſt und ſagte: „Das mag Manchem ſonderbar vorkommen, mir aber nicht, denn ich weiß, daß ſo was ſchon oft geſchehen iſt. Man hat es nur vergeſſen, weil ſich nichts der Art in unſerer Zeit zugetragen. Es iſt ganz gewiß, daß manchmal die Seele eines Thieres in den Jäger übergeht, der es hat tödten wollen, denn die Seelen reiſen. Das haben unſere Voreltern gewußt; wir haben es vergeſſen. Ich glaube dir, Animo, denn, offen geſagt, ich habe dich ſeit jenem Tage ſchrecklich verändert gefunden.“

Da der Maire ſo ſprach, glaubten auch die Andern; übrigens hatte Animo nie gelogen, und es war leicht, ihm zu glauben.

Animo war darüber ſehr erfreut. „Nun iſt mir leichter,“ ſagte er, „denn es hat mir das Herz abgedrückt, ſo unter euch umherzugehen, immer mit dem Geheimniß und mit Mordgedanken im Hirne. Ich habe immer gefürchtet, daß ich etwas thue, was, wenn ihr das Geheimniß nicht kenntet, dem Rufe des guten Animo ſchaden würde.“

So ſprechend, wollte er gehen. Aber der Maire hielt ihn zurück. „Nimm dich nur recht zuſammen,“ ermahnte dieſer, „damit kein Unglück geſchehe. Und wenn man in deinem elenden Zuſtande etwas für dich thun kann, ſo ſage es nur gerade heraus.“

„Allerdings,“ ſagte Animo ſchnell, „allerdings könnt ihr was für mich thun. Es erbarme ſich einer der Männer und erſchieße mich, daß die Seele des Bären wieder heraus kann.“

Die Männer ſchwiegen. „Das geht wohl nicht an,“ ſagte der Maire, „ſo lange du dieſe menſchliche Geſtalt trägſt. Man würde uns ein Verbrechen daraus machen, denn die Leute vom Departement würden an die Geſchichte nicht glauben.“

Animo zuckte die Achſeln, winkte ſeinem Freunde Nago, der die ganze Zeit hindurch ſchweigend dageſtanden hatte, und ging.

„Jetzt,“ ſagte er zu Nago, „da das Geheimniß heraus iſt, iſt mir ſo wohl, wie mir ſeit damals nicht geweſen. Jetzt gehen wir zu Reſa. Sie wird ſchon ſchlafen, aber ich werde ſie herauspochen. Ich muß ſie ſprechen, denn mir iſt ſo wohl zu Muth und ſie wird es freuen, mich ſo heiter zu ſehen. Armes Ding, wie hat ſie Animo geliebt. Du, guter Freund, bleibe in der Nähe und verhindere es, wenn ich ſie umarmen will. Wenn ich bei ihr bin, will ich ſie immer in meine Arme drücken, aber ich weiß, es geſchieht ein Unglück, wenn ich es thue. Ich zerdrücke die gute Reſa; ſie iſt ſo zart gebaut; ſie iſt ſo ſchön. Wenn ich es aber doch thue, dann, guter Freund, ſtoße mir dein Meſſer in den Nacken.“

Nago nickte bejahend.

Am andern Tage wurde in der Kirche des Dorfes für die Seele des todten Animo eine Meſſe geleſen. Der Maire war der Meinung, daß dieß geſchehen ſollte, und der Kurat war gern bereit, geſchmeichelt wie er war, daß er es dem Animo, als er ihm an der Brücke begegnet, angeſehen, daß er ein Anderer geworden. Animo, oder die Geſtalt, die jetzt den Namen trug, ſtand an der Thür der Kirche, während die Seelenmeſſe geleſen wurde, und weinte vor Rührung, als er ſah, wie inbrünſtig die guten Leute und unter ihnen ſeine Mutter für den Todten beteten. Er drückte nach der Meſſe allen Vorübergehenden die Hand und dankte dem Maire und dem Kurat für die gute Meinung. Seine Mutter aber küßte er unter Thränen. Dieſe beruhigte ihn und ſchwur, daß ſie ihn immer lieb haben wollte, ſo lange er die Geſtalt ihres Animo trage.

Animo, beſorgt, daß er unter den Menſchen doch ein Unheil anrichten könnte, hielt ſich ſeit der Seelenmeſſe meiſt in den Wäldern auf den Bergen auf. Man hörte faſt nichts mehr von ihm, und man ſprach auch nicht mehr von der Erlegung des Ewigen Juden. Man fürchtete ſich, von der Geſchichte zu ſprechen.

Eines Nachmittags ſtürzte Rago, von den Bergen herabkommend, mit einem Geſichte voll Entſetzen ins Dorf. Er rannte von Haus zu Haus und ſtieß ein wildes Geſchrei aus. Alle Einwohner verſammelten ſich um ihn, und nach langer Bemühung gelang es ihm, die Worte hervorzubringen: „Ich habe den Animo getödtet! —“

„Deinen beſten Freund!“ riefen Alle erſchrocken — „wie iſt das zugegangen?“

„Ich ging auf die Jagd,“ erzählte Rago, „und kaum trete ich in den Wald, als mir ein ungeheurer Bär, faſt ſo groß wie der Ewige Jude, mit Gebrüll entgegen kommt und ſeine Tatzen nach mir ausſtreckt. Ich hatte gerade Zeit genug, das Meſſer zu ziehen, und ich ſtieß es ihm mit Einem Stoß in die Kehle. Der Bär fiel, aber wie er mir zu Füßen lag, war es Animo, mein beſter Freund Animo.“

Wie er auserzählt hatte, wandte ſich Rago wieder und eilte nach dem Walde zurück; alle Männer folgten ihm laufend. Als ſie an den Eichbaum kamen, den im vorigen Jahre der Blitz geſpalten hatte, ſahen ſie, wie in der That Animo todt da lag, mit einem großen Loch in der Kehle.

Erſt verwunderten ſie ſich, dann machten ſie aus Baumzweigen eine Tragbahre und legten Animo's Leiche darauf. Vier Männer nahmen ſie auf die Schulter und trugen ſie dem Dorfe zu, die Andern folgten und ſprachen über das merkwürdige Ereigniß. Aber als ſie an die Brücke kamen, die über den Wildbach zum Dorfe führt, fühlten die Träger, wie mit einem Male die Tragbahre ſo leicht wurde, als ob gar nichts darauf läge. Sie hielten und ſahen nach, und wirklich war Animo von der Tragbahre verſchwunden. Wo iſt er hingekommen? Verloren konnte man ihn nicht haben; das hätten die nachſchreitenden Männer merken müſſen. Indeſſen konnte man ſich doch nichts Anderes denken, und man kehrte um und ging, immer auf den Weg achtend und ſuchend, die ganze Strecke zurück. So kam man wieder bis an die blitzgeſpaltene Eiche, und da lag der todte Animo ausgeſtreckt, gerade ſo wie vorhin. Man lud ihn wieder auf die Bahre, und der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung. Aber an der Brücke geſchah Daſſelbe: die Bahre wurde wieder leicht, Animo war verſchwunden, man kehrte wieder zurück und fand ihn wieder todt unter der Eiche. Und ſo auch das dritte Mal. Aber als ſie dieß Mal zurückkehrten, ſahen ſie Animo mit dem Rücken an die blitzgetroffene Eiche gelehnt, und er ſprach mit derſelben Stimme, mit der er ſonſt zu ſprechen gewohnt war und ſagte: „Es wird euch nicht gelingen, mich von hier fortzuſchaffen, denn ihr wollt mich auf den Kirchhof bringen, wohin ich nicht gehöre. Indeſſen danke ich euch für die gute Meinung. Laßt mich nur hier liegen und bemüht euch nicht weiter um mich; wenn der Mond aufgeht, werde ich ſchon ſelber für mich ſorgen.“

Nachdem er ſo geſprochen, fiel er ins Moos zurück und war wieder todt. „Nun,“ ſagten die Männer, „wenn er ſelber für ſich ſorgen will, ſo laßt ihn gewähren.“ Und ſie kehrten ins Dorf zurück; nur einige der beſten Freunde Animo's und mit ihnen Rago blieben bei der Leiche, ſetzten ſich ringsumher auf

Baumſtumpfe und ins Moos, zündeten ihre Cigarren an und warteten.

Bald wurde es Abend, und bald ging der Mond auf, und ſein Licht fiel durch die Bäume auf das Moos. Aber Animo lag im Schatten der Eiche. Langſam rückte der Mond am Himmel vorwärts, und langſam wich der Schatten der Eiche zurück. Als endlich die gelben Strahlen auf das Herz Animo's fielen, ſchloß ſich ſeine Wunde am Halſe, und er erhob ſich ſo gerade, wie man einen Stock aufhebt, ohne ein Glied zu biegen. Er zog eine Cigarre aus der Taſche, zündete ſie ſchweigend an der Cigarre Rago's an, lachte und ging tonloſen Schrittes durch den Kreis der Freunde in den Wald und verſchwand, ohne ſich einmal umgeſehen zu haben.

Am andern Morgen gingen die jungen Leute mit Rago zum Maire und erzählten ihm, was ſie erlebt hatten. Der Maire fand Das alles ſehr natürlich und verſicherte, daß er ihnen Alles hätte ſo vorausſagen können. Als ſie aber verlangten, daß er den ganzen Hergang der Sache zu Protokoll bringen möchte, lachte er ſie aus und ſagte, das verſtünden ſie nicht und dergleichen abergläubiſche Dinge paßten nicht in ein Protokoll und entehrten die Juſtiz. Rago aber rieth er, ſich aus dem Dorfe und ins Gebirge zurückzuziehen. „Denn," fügte er hinzu, „wir Alle wiſſen, wie ſich die Dinge zugetragen und was eigentlich an der Sache iſt. Aber die Leute vom Departement glauben Solches nicht. Der Gendarme möchte wohl gern daran glauben, es iſt ihm aber verboten, und er wird ſeine Anzeige machen, und da könnteſt du, guter Rago, leicht hingerichtet werden. Es iſt alſo am Beſten, du hältſt dich ſo lange im Gebirge verborgen, bis die Wahrheit ans Licht kommt — die Wahrheit ſiegt immer — oder bis die ganze Sache vergeſſen wird."

Rago that, wie ihm der Maire gerathen, und lebte verborgen im Gebirge. Nur von Zeit zu Zeit kam er des Abends herab ins Dorf, um an den Geſprächen der Männer vor der Schenke Theil zu nehmen. Da erzählte er ihnen denn, daß er Animo ſehr oft zu ſehen bekomme, daß dieſer oft, in der Nacht wie am Tage, ſchweigend an ihm vorübergehe oder mit großen Schritten von einer Felſenſpitze zur andern ſchreite, daß weder ſein Schritt noch ſein Sprung irgend einen Ton von ſich gebe und daß ſich das loſeſte Geröll unter ihm nicht bewege.

Eines Abends, da Rago wieder ins Dorf kam, hielt er ſich vor der Schenke nicht auf, ſondern ging ſchnellen Schrittes an ihr vorüber und nach dem Hauſe Reſa's, der Geliebten Animo's. — „Reſa," ſagte er, „Animo hat mich heute angeſprochen. Er will, daß ich dich hinausführe, denn er wünſcht ſehr, dich wieder einmal zu ſehen."

„Der gute Junge! Er liebt mich alſo noch immer, das treue Herz!" ſeufzte Reſa und warf ihr Mäntelchen um und ſetzte das weiße Häubchen auf, um Rago zu folgen.

Als ſie an dem Fuße des Berges, der das Thal ſchließt, und auf der kleinen Hochebene vor demſelben anlangten, erblickten ſie Animo, der auf einem Felſenblocke ſaß und ganz ſo ausſah wie ſonſt. Um ihn herum im Kreiſe tanzte im Mondenſcheine eine große Menge Bären, die ſehr luſtig zu ſein ſchienen. Rago und Reſa erſchraken vor dieſem Schauſpiel und wollten nicht weiter gehen. Aber Animo rief ihnen zu: „Fürchtet euch nicht! Sie thun euch nichts!" — Und die Beiden traten, unbeläſtigt von den Thieren, in den Kreis und zu Animo. „Seht ihr," ſagte er, auf die Bären deutend, „dieß ſind die Kinder des ewigen Juden, die ich jetzt zu hüten habe. Kommt nun mit mir in meine Behauſung."

Er ging, von den Beiden gefolgt, dem Berge zu, der ſich vor ihm als ein langer und dunkler Gang öffnete. Leicht und wie am hellen Tage ſchritt er durch die Dunkelheit; aber Rago und Reſa ſtolperten bei jedem Schritte und blieben endlich weit hinter ihrem Führer zurück.

„Wo bleibt ihr?" rief er aus weiter Ferne.

„Wir ſehen ja nichts und können nicht weiter," antworteten die Beiden.

„Ach ſo! das habe ich vergeſſen,“ murmelte Animo. Er kehrte um und führte ſeine beiden Gäſte wieder aus dem Gange heraus. Draußen pflückte er zwei gelbe Blumen aus den Kräutern des Berges und gab ſie Reſa und Rago in die Hände. Dann ging er wieder in den Berg, und der Freund und die Geliebte folgten ihm; ſobald ſie in die Dunkelheit traten, fingen die Blumen in ihren Händen gewaltig zu leuchten an, ſo daß ſie jeden Stein auf dem Wege und alle Metalle und Quellen im Innern des Berges ſehen konnten. Nach halbſtündiger Wanderung kamen ſie in einen großen Saal, der ganz mit weißen Metallen und hellen Edelſteinen ausgelegt war, ſo daß er ſich ſelbſt beleuchtete. Animo ſetzte ſich auf eine Bank, und Rago und Reſa ſetzten ſich auf weiße Schemel ihm gegenüber. — „Hier,“ ſagte Animo, „könnt ihr die Blumen auslöſchen; es iſt hell genug, und ihr braucht noch die Blumen für die Rückkehr.“

Sie thaten, wie er ſagte, und die Blumen erloſchen wie Kerzen, da ſie darauf blieſen. Dann warteten ſie, ob ihnen Animo ſagen werde, warum er ſie eingeladen hatte; aber Animo ſchwieg, und ſo fing denn Reſa ſelbſt an:

„Animo, wenn du eine arme Seele biſt, die Erlöſung braucht, ſo ſage es nur grad heraus, und wir werden für dich thun, was möglich iſt.“

„Ich?“ — ſagte Animo — „ich bin keine arme Seele.“

„Alſo,“ fuhr Reſa fort, „biſt du ein ſeliger Geiſt?“

„Ich?“ — ſagte wieder Animo — „ich bin kein ſeliger Geiſt.“

„Wenn du keine arme Seele und kein ſeliger Geiſt biſt, ſo lebſt du?“

„Ich?“ — lächelte Animo — „ich leben? Ich lebe nicht.“

„Alſo biſt du todt?“ fragte Reſa.

„Nein, todt bin ich auch nicht,“ erwiderte Animo.

„Um Gotteswillen, was biſt du denn, wenn du nicht lebendig und nicht todt biſt!“ rief Reſa erſchrocken.

„Das iſt eben die ganze Geſchichte,“ lächelte Animo geheimnißvoll, dann ſeufzte er und ſchwieg.

Nach einer langen Pauſe fing er wieder, zu Reſa gewendet, an: „Nun will ich dir ſagen, warum ich dich habe kommen laſſen, Reſa. — Ich habe dich noch immer lieb und frage dich, ob du mich heirathen willſt, wie du es mir verſprochen haſt.“

Trotz Allem zauderte Reſa nicht einen Augenblick, ein vernehmliches „Ja“ auszuſprechen.

„Aber,“ fuhr Animo fort, „ich muß dir vorausſagen, daß du nur todte Kinder zur Welt bringen wirſt, wenn du mich heiratheſt.“

„Dann kann ich es nicht thun!“ ſagte Reſa.

„Du haſt recht!“ ſeufzte Animo und fing an, zu weinen, und Reſa weinte mit ihm. Er trocknete bald wieder ſeine Thränen und ſagte zu Rago: „Nun mich Reſa nicht heirathen will, mußt du, lieber Freund, für ſie ſorgen, und auch für meine Mutter mußt du ſorgen. Ich ſehe es nicht gern, daß du, mein liebſter Freund, auf die Bären ſchießeſt, von denen viele mir ſehr nahe verwandt ſind; du mußt ein anderes Geſchäft und ein einträglicheres anfangen. Werde du ein Schmuggler! So oft du willſt, wird ſich dieſer Berg für dich öffnen, und du wirſt durch dieſen Gang in Einer Stunde auf ſpaniſchen Boden gelangen, während du über die Berge ſechs Stunden brauchſt. Auch biſt du ſo vor den Douaniers ſicher.“

„Gern, gern!“ rief Rago freudig.

„Aber,“ fuhr Animo fort, „ich muß dir eine Bedingung ſtellen. Du darfſt nur Kaffee ſchmuggeln und niemals Tabak. Kaffee muß Jeder trinken, und es iſt keine Sünde, ihn zu ſchmuggeln; mit Tabak iſt es was Anderes, denn Rauchen iſt überflüſſig. Siehſt du, Rago, Das alles weiß ich jetzt ganz gut.“

Rago ging auch auf dieſe Bedingung ein, und Animo verabſchiedete ſeine Beſucher. Die Blumen leuchteten wieder, und als ſie ins Dorf kamen, war es heller Morgen.

Seit damals hat kein Menſch mehr mit Animo geſprochen, obwohl ihm Unzählige in den Bergen begegnet ſind, denn er hat ſeit jener Zeit die Stimme verloren. Er verſucht es wohl, von

Zeit zu Zeit einen Begegnenden anzuſprechen, aber ſeine Lippen bewegen ſich, ohne einen Ton hervorzubringen. In der Nacht ſieht man ihn über die Berge hinſchreiten. Nie hat er Jemand etwas zu Leid gethan. Manchmal kommt er ins Dorf, aber dann iſt er unſichtbar. Reſa hat einmal, da ſie ſchon ſehr alt war, während der Nacht vor ihrem Hauſe ein Geräuſch gehört; als ſie heraus trat, ſah ſie ein Paar Sandalen, mit den Spitzen dem Hauſe zugekehrt, vor dem Fenſter ſtehen, durch das Animo mit ihr zu ſprechen gewohnt war. Sie erkannte die Sandalen als dieſelben, die ſie in ihrer Jugend für ihn geſtrickt hatte. Als ſich die Sandalen in Bewegung ſetzten und fortgingen, merkte ſie, daß Animo in ihnen ſtecken mußte, denn auf einer gewiſſen Höhe über den Sandalen, grade da, wo der Kopf hätte ſein müſſen, ſah ſie eine platte, runde Mütze, die ſich gleichmäßig mit den Sandalen fortbewegte. Zwiſchen ihnen und der Mütze war gerade Platz für einen Mann von Animo's Größe.

Der Saludador.

Eine baskiſche Sage.

Eine Mutter, die ſieben Söhne nach einander in die Welt ſetzt, iſt überall ſiebenfach geſegnet, aber im Lande Eſcualdunac, d. i. im Lande der Basken dies- und jenſeits der Berge, iſt eine ſolche Mutter hundert- und tauſendfach geſegnet. Denn Einer von den ſieben Söhnen hat unfehlbar am Gaumen oder auf der Zunge das Zeichen des Kreuzes, und der ſo Gezeichnete iſt ein Saludador oder Enſalmador. Ein Saludador oder Enſalmador aber iſt ein vor Allen auserwählter Menſch, ein von Gott beſonders Gebenedeiter. Er iſt beſtimmt, die Menſchen zu heilen, den Leidenden zu helfen; er iſt ein Arzt der Aerzte, ein Helfer unter den Helfern, ein Obſieger des Todes, ſoweit der Menſch, der ſterbliche, dem Tode obſiegen kann. Es gibt nämlich zweierlei Tode, den nothwendigen Tod und den überflüſſigen Tod. Der nothwendige Tod iſt der unabwendbare, von Gott ſeit Ewigkeit und Weltanfang vorher beſtimmte; dem entrinnt keine Kreatur, vor dem kann auch keine Kreatur ſchützen und ſchirmen. Der überflüſſige Tod iſt derjenige, der aus Vernachläſſigung, aus ſchlechter Behandlung, zumeiſt aus der Unwiſſenheit der ſtudierten Aerzte entſpringt. Dieſer überflüſſige Tod tödtet die meiſten Menſchen, lange bevor ſie das ihnen beſtimmte Ziel erreicht haben. Sie könnten ſich noch viele, viele Jahre des Lebens erfreuen und in voller Geſundheit, wenn nicht die Aerzte wären. Gegen dieſen überflüſſigen Tod und gegen die Aerzte iſt der Saludador ein Retter und Heiland, vom oberſten Heiland ſelber in die Welt geſchickt, wie deſſen Wappen auf Gaumen oder Zunge beweiſt. Der Saludador erkennt ſogleich jede Krankheit, und wenn es ein Mittel gegen dieſelbe gibt, auch ſofort das Mittel, und ſei es in einem Waſſer, in einer Pflanze oder in einem Thiere verſteckt. Glücklich iſt der Saludador, denn er wird geehrt, wie es ein auserwählter Helfer verdient, und die Schätze der Welt fließen ihm zu in ſo großen Strömen, als er nur will.

Dieß alles wußte aufs Genaueſte der arme Mann Celbade Santz, der in Malmaçen Haus hielt. Darum iſt es kein Wunder, daß er trotz ſeiner Armuth die Axt, mit der er eben vor ſeiner Hütte Holz ſpaltete, mit Verachtung weg und ſeine Baskenmütze jubelnd in die Luft warf, als ihm die Hebamme ankündigte, daß ſeine Familie ſich ſo eben vermehrt und daß ihm ein ſiebenter Sohn geboren ſei. Sofort verſammelte er ſeine ſechs ältern Söhne, die ſich auf dem Hofe herumtrieben, ſtellte ſie in Reihe und Glied gegen die Sonne gerichtet, ließ ſie ihre Mäuler ſo weit als thunlich aufſperren und unterſuchte ihre Zungen und Gaumen mit gewiſſenhafteſter Aufmerkſamkeit. Aber keine Spur von einem Kreuze! Unter den ſechs Jungen fand ſich der Saludador nicht, und der Vater beurlaubte ſie mit Verachtung und ging in die Stube, um den Neugeborenen zu herzen und zu küſſen, denn dieſer mußte der Saludador ſein. Zwar fand ſich auch in deſſen Munde das Kreuz noch nicht, aber das konnte den wiſſenden Vater nicht erſchrecken, denn das Kreuz kommt auf Zunge oder Gaumen erſt dann zum Vorſchein, wenn der Saludador ſein erſtes Vater Unſer oder Ave Maria ſagen kann, ebenſo wie ſich ſeine Heilkraft erſt im dreizehnten Lebensjahre zeigt. Celhabe Sanz faßte ſich alſo in Geduld, ſo that auch ſeine Ehegattin. Beide vereinigten ſich, den Knaben, den ſie Betiri nannten, aufs Sorgfältigſte zu pflegen, und eine Bürgſchaft, daß ſie einen wirklichen und wahrhaftigen Saludador pflegten, fanden ſie in dem wunderbar ſanften und gutmüthigen, nicht im Mindeſten weinerlichen Weſen des Kindes.

Nun aber gibt es zweierlei Arten von Kindern: ſolche, die durch zärtliche Behandlung beſſer werden, und ſolche, die durch dieſelbe Behandlung anſpruchsvoll, eigenſinnig, launiſch und böſe werden. Es zeigte ſich bald, daß der kleine Betiri glücklicherweiſe zu der erſten Art gehörte. Kaum war er groß genug, um irgend eine Willensmeinung äußern, irgend eine Handlung vornehmen zu können, als er ſich ſchon voll guten Willens, hülfreich und liebend zeigte. Für die Aufmerkſamkeit, mit der er als ein künftiger Saludador von ſeinen Eltern, Geſchwiſtern und vom ganzen Dorfe behandelt wurde, war er außerordentlich dankbar und bei jeder Verehrung, die ihm angethan wurde, faſt gar ſehr beſchämt, beſcheiden und demuthsvoll. In ſeiner Güte beeilte er ſich auch, auf Andringen ſeines Vaters das Vater Unſer und das Ave Maria zu erlernen, und es war großer Jubel im Hauſe und im Dorfe, als ſich ſchon einen Tag darauf das bewußte Kreuzchen, das ſichere Zeichen eines Saludadors, auf ſeiner Zunge zeigte. Mit ſeinem Verſtande erkannte er bald, was das zu bedeuten hatte und im Bewußtſein ſeines hohen Berufes als Helfer in Schmerzen wurde er ſtill und nachdenklich und immer liebevoller und ſinniger. Tage lang irrte er auf Bergen und in Thälern umher und ſuchte ſich mit den Pflanzen und Pflänzchen bekannt zu machen, die ihm einſt die wunderbaren Heilmittel liefern ſollten. So ging er oft ſehr früh ſchon mit nackten Füßen durch den Morgenthau, und wenn er, ohne es zu wiſſen, auf das zauberhafte Goldkraut trat, ſchlief er ein und verſtand die Sprache der Vögel, Hunde und Wölfe und das Geflüſter der Blätter und der kleinſten Pflänzchen; da erfuhr er denn wunderbare Dinge und unter Anderem auch, wie gern, wie unendlich gern und freiwillig alle Pflanzen, Thiere und Geſteine ihre Geheimmittel hergeben, um den Menſchen zu helfen, wenn die Menſchen nur guten Willen genug haben und Kenntniß genug, ſich ihrer zu bedienen. Dieſe Güte und Hülfsbereitwilligkeit, der er überall in der Natur begegnete, rührte ihn ſehr und gab ihm eine gute Lehre.

Während er ſo durch Berge und Thäler irrte, führten Vater, Mutter und Brüder ein Freudenleben. Von Arbeit war nicht mehr die Rede; Hacke und Pflug roſteten im Winkel; kaum daß ſich Celhabe Santz manchmal dazu hergab, etwas Kaffee oder Tabak für die Kaufleute von Bayonne auf verſteckten Pfaden über die Gränze zu bringen, wie ſehr er auch dieſes Geſchäft dermaleinſt geliebt hatte. „Warum ſollten wir uns auch klagen?“ ſagte er, „Betiri wird uns Schätze ins Haus bringen und uns zu reichen Leuten machen!“ — Schon wählte der Alte in ſeinen Gedanken Häuſer, Schlöſſer und Güter aus, welche er einſt kaufen wollte, wenn ſein Sohn nur erſt Kaiſer und Könige, Prinzeſſinnen und Baroninnen geheilt haben werde. Die Barone von Eſcairac ſchwebten ihm immer vor den Sinnen, denn deren Güter und Titel ſtammten der Sage nach alle von einem Saludador, den ſie in der Familie gehabt und der einen engliſchen Prinzen von der engliſchen Krankheit geheilt. Schon ſah ſich der alte Celhabe als Baron und in einem Schloſſe wohnend und Wein von Frontignan und von Alicante trinkend. Indeſſen aber lebte er, wie man zu ſagen pflegt, auf Puff und machte Schulden. Je größer die Schulden wurden, deſto mehr freuete er ſich, denn ſie waren ihm wie ein Kalender, der das Heranrücken der Zeit ankündigte, da ſein Sohn als Saludador zu praktizieren und Schätze zu ſammeln anfangen ſollte.

Der dreizehnte Geburtstag war ein Feſttag fürs ganze Dorf. Alles kam, um ihm zu gratulieren; der Vater berauſchte ſich, die Mutter weinte vor Freuden. Schon an dieſem Tage hatte Betiri vielfache Gelegenheit, ſeine wunderbare Gabe zu bewähren, denn es hatten ſich auf den Ruf hin ſehr viele Kranke aus der ganzen Umgegend im Dorfe verſammelt. Zuerſt kam eine ſchöne junge Frau mit glänzenden Augen. Die klagte über Schmerzen im Herzen, das manchmal ſo klopfe und hüpfe, als ob es die Rippen durchbrechen wollte. Betiri legte die Hand auf ihr Herz, ſchloß die Augen und hatte wunderbare Geſichte. Dann fing er zu ſprechen an und beſchrieb ihr eine ſchöne rothe Blume, mit vielen hängenden rothen Glocken, und beſchrieb ihr genau den Ort, wo ſie die Blume finden werde, und die Art der Zubereitung und des Gebrauches. So that er auch mit allen anderen Kranken, die ſich herbeidrängten, und die Kranken und Geſunden horchten mit einer Andacht, als ob ſie in der Meſſe wären. So gütig und milde war Betiri bei alledem, und man ſah, wie ſeine Hand und ſeine Stimme den Kranken ſo wohl thaten, daß ſchier die Geſunden gewünſcht hätten, auch krank zu ſein, um ſich nur von ihm heilen zu laſſen.

Nach etlichen Tagen kamen alle die Kranken wieder zurück, einer nach dem andern, und alle mit fröhlichen Geſichtern, denn ſie waren geheilt und geſund. Da ſah man erſt, wie wenige Menſchen zu ſterben brauchten, wenn es nur viele Saludadores gäbe. Alle die Kranken brachten ihre Gaben mit, um dem Helfer zu danken, die Einen in Säcken, die Andern in Körben, die Dritten in klingender Münze. Der Vater, Celhabe Sanz, machte Schränke und Kiſten und Beutel bereit, oder vielmehr, da er keine Beutel hatte, anſtatt der Beutel rothe und blaue Strümpfe, als in welchen ſich klingende Münze gut und geräuſchlos aufbewahren laſſe. Er öffnete beide Hände, um in Empfang zu nehmen, aber er öffnete auch den Mund und blieb mit offenen Händen und offenem Munde ſprachlos und erſtarrt ſtehen, als Betiri den Geneſenen erklärte, ſie möchten nur ihre Gaben wieder heim nehmen, denn er ſei nicht gewillt, ſich ſeine Kraft, die ihm Jinco ona, d. i. der Gott der Güte, geſchenkt habe, von ſeinen leidenden Brüdern und Schweſtern bezahlen zu laſſen. Auch die Geneſenen waren Anfangs erſtaunt und widerſprachen dem Saludador, aber man muß es zu ihrem Lobe ſagen, daß ſie ſich ſchnell beruhigten und mit ihren Geſchenken abzogen, alle die Güte des Saludadors lobend und rühmend. Viele von ihnen drängte ihr dankbares Gemüth in die Schenke, wo ſie auf ſein Wohl ſpaniſchen Wein tranken. Der Vater erholte ſich nur langſam von dem Schrecken, den ihm Wort und Handlungsweiſe ſeines Sohnes verurſachten. Als er ſich erholt hatte, ſagte er zu ſich ſelber: „Bon! Mein Betiri iſt ein kluger Junge, der weiß, was er thut. Solche Großmuth iſt ein Kapital, das gute Prozente bringt; ſie macht einen guten Ruf, der weit geht und die Kranken aus der Ferne herbeilockt. Auch iſt es vielleicht nützlich, ein ſolches Erſtlingsopfer darzubringen. Was ſchlecht anfängt, endet oft gut; ſagt das Sprüchwort:

Maiatza hotz
Urtea hon,“

d. i. Maienfroſt gibt guten Moſt.

In der That verbreitete ſich der Ruf des neuen Saludadors, wie es der Vater gehofft hatte, ſehr ſchnell. Die Kranken kamen von nah und fern, und Betiri heilte die Heilbaren mit mirakulöſer Schnelligkeit. Aber Betiri blieb ſeinem Grundſatze, ſich nicht bezahlen zu laſſen, mit einer Hartnäckigkeit getreu, die ſeinen Vater und ſeine ganze Familie in Verzweiflung brachte. „Ich müßte mich ja vor mir ſelber ſchämen,“ ſagte er. „Gibt doch ſelbſt das böſeſte Giftkraut ſeine Heilkraft umſonſt und ohne Bezahlung, und ich, ein vernünftiger Chriſtenmenſch, ſollte mir die Kraft bezahlen laſſen, die ich ſelbſt als eine unverdiente Gabe erhalten habe?!“ — Wenn er ſo ſprach, war der Vater oft nahe daran, ihn durchzuprügeln, da er aber eine gewiſſe Scheu hatte, an einen Saludador Hand zu legen, begnügte er ſich damit, ihn aufs Gründlichſte zu verachten. So oft er die Axt in die Hand nahm, um zu arbeiten, denn er mußte nun wieder arbeiten, um zu leben und um ſeine Schulden zu bezahlen, ſah er ihn mit einem vorwurfsvollen Blicke an, und ſo thaten auch die Brüder, wenn ſie zur Arbeit gingen oder an die Gebirge, um zu ſchmuggeln. — „Da du nichts thun willſt, um deine Familie ſo groß zu ernähren, wie du es könnteſt," ſagte einſt der alte Eelbabe zu ſeinem Sohne, „ſo biſt du auch nicht werth, mit ihr an einem Tiſche zu eſſen." — Und er wies ihm einen Platz an der Schwelle an. Da ſaß nun der arme und ſchöne Salvador und aß aus einer irdenen Schüſſel, die vor ihm auf der Schwelle ſtand, die ſchlechteſten Biſſen, während die Eltern und die Brüder am Tiſche ſaßen und das Beſte von Dem verzehrten, was ſie von Zeit zu Zeit hinter dem Rücken Betiri's denn doch den dankbaren Geneſenen abnahmen. — Einmal ſo betrachtet und ſo geſtellt im Hauſe, wuchs die Verachtung immer ſchneller und ſchneller. Der Vater ſuchte nach Urſachen der ſonderbaren Handlungsweiſe ſeines Sohnes und fand ſie endlich in der Dummheit, denn nur ein Dummkopf könne die gute Gelegenheit, ſich zu bereichern, ſo vorübergehen laſſen; die Beſtätigung ſeiner Vermuthung fand er in der Geduld, mit welcher Betiri die Verachtung und die Mißhandlung des ganzen Hauſes ertrug. In Folge dieſes Nachdenkens erklärte er ſeinen Sohn für einen Eſel, denn auch der Eſel trage ein Kreuz auf dem Rücken, wie Betiri auf der Zunge; nur ſei der Eſel noch klüger, da er es dort trage, wo es zu tragen leichter ſei. Von nun an hieß Betiri im ganzen Hauſe nur noch der Eſel. „Wo iſt der Eſel?" fragte man, „was macht der Eſel?" Jeden Morgen grüßte ihn der Vater aufs Höflichſte: „Guten Morgen, Eſel! — Gut geſchlafen, Eſel?" — Bald hatte man vergeſſen, daß er Betiri heiße.

Sonderbar genug ging es im Dorfe Malmaçen beinahe ebenſo wie im Hauſe. Anfangs bewunderte man den Salvador wie einen Heiligen und ſeine Gabe wie ein Mirakel; man pries auch ſeine Großmuth, mit der er ſeine Heilkraft an Alle und ohne Lohn ausſpendete. Aber der Menſch iſt ein höchſt ſonderbares Geſchöpf; ſowie er zwei Ohren, zwei Naſenlöcher, zwei Augen, zwei Reihen Zähne, zwei Hände ꝛc. hat, ſo hat er auch zwei Sinne, zweierlei Gedanken, die immer mit einander diſputiren und zanken. Sagt heute der eine Gedanke Ja, ſo kann man ſicher ſein, daß morgen der andere Nein ſagt. Sehen die Menſchen, daß Einer mit Leichtigkeit Schätze und ein behagliches Leben erwirbt, werden ſie neidiſch und gönnen ihm nicht den Tropfen Waſſer, den er ebenſo braucht, wie der Dürftige; vernachläſſigt aber derſelbe, ſich reich zu machen, dann rechnen ſie ihm das ſchier wie ein Verbrechen an, und wenn ſie ihn dafür nicht ſtrafen können, ſo verachten ſie ihn wenigſtens. So ſagten ſie in Malmaçon von Betiri, nachdem ſie ihn gehörig bewundert hatten, nur noch, daß er ſehr gut ſei, ſpäter nur noch, daß er gut ſei, und noch ſpäter, da ſie ausgerechnet hatten, wie reich er ſchon ſein könnte, und da ſie ſahen, daß er es noch nicht war, ſagten ſie einfach: „Betiri iſt gut und dumm.“ In dieſer Stimmung war es den Leuten von Malmaçon ſehr leicht, auf die erhitzte Stimmung der Familie Santz einzugehen. Man fand die Entrüſtung des alten Celhabe über ſeinen ungerathenen Sohn höchſt gerechtfertigt, und da man den Witz des alten Celhabe kennen lernte, wurde er einſtimmig im Dorfe adoptirt, und wenn Betiri zu einem Kranken ging, um zu helfen, ſagte man: „Da geht der Eſel! — Der Eſel hat wieder eine gute Kur gemacht, der Eſel hat wieder ein einziges Kind gerettet, der Eſel hat wieder eine Mutter von ſechs Kindern geheilt,“ waren nun ſtehende Redensarten. So hatte denn Betiri einen Spitznamen anſtatt eines Baron- oder Grafentitels, wie ſein unglücklicher Vater gehofft hatte; und wer einen Spitznamen hat, der iſt gerichtet.

Betiri wußte ſehr wohl, wie er im Hauſe und im Dorfe hieß; ob er ſich aber darum kümmerte oder nicht, konnte ihm Niemand anſehen, denn er war immer mild und freundlich und immer bereit, Jeden anzulächeln, der ihn nur anredete. Doch konnte er es am Ende nicht mehr im Dorfe aushalten. Niemand ging mit ihm um; Alles verachtete ihn oder zuckte die Achſel zu jedem Worte, das er ſprach. Einſam und verlaſſen irrte er auf den Bergen umher und ſuchte Kräuter. Im Hauſe wollte man ihm kaum mehr zu eſſen geben, „denn,“ ſagte man, „wir müſſen arbeiten, du aber trägſt nichts zum Haushalte bei.“ Das war freilich wahr. Die Kranken konnten oft, trotz der beſten Beſchreibung der Pflanzen und der Oertlichkeit, da ſie wachſen, Pflanzen und Oertlichkeiten nicht auffinden. Da machte ſich Beliri ſelber auf, die Heilmittel aufzuſuchen, und damit verging ihm ſo viel Zeit, daß ihm keine zur Arbeit mit der Axt übrig blieb. Die Vorwürfe ſeines Vaters und ſeiner Brüder ſchienen ihm gerecht, und er beſchloß, das Haus zu verlaſſen, um ihnen nicht zur Laſt zu fallen. Niemand hielt ihn auf, als er eines Tages ſeine kleinen Habſeligkeiten und die getrockneten Kräuter zuſammenpackte und auf den Berg in den Wald zog, um hoch über dem Dorfe eine verlaſſene Wächterhütte der Douaniers zu bewohnen. Die Hütte war ſo ſchön gelegen. Verſteckt hinter alten Bäumen, wie es ſo eine Lauerhütte ſein muß, und grün, wie die ganze Umgebung, hatte ſie durch verſchiedene Lichtungen die Ausſicht auf die beiden ſchönen Länder Spanien und Frankreich. Stieg man auf den alten, knorrigen Eichenbaum, der ſie überdachte und der ganz mit Miſtelzweigen beſät war, konnte man auch das Meer glänzen ſehen, das große Meer, den Ozean. Die Kranken fanden ihn auch dort oben, wo er auf einer Raſenbank vor der Hütte ſaß und ihnen ſeinen heilenden Rath ertheilte. Waren ſie zu ſchwach, um hinaufzuſteigen, dann kam er hinunter ins Thal. In den Stunden, die ihm die Kranken übrig ließen, ſchnitzte er allerlei Figürchen in Holz, welche dann Maña in der Stadt verkaufte, und der Ertrag reichte hin, ihn zu ernähren. Er brauchte ſo wenig. Maña war ein junges Mädchen aus Malmaçon, das er von einem böſen Uebel befreit hatte und das ihm treu und anhänglich blieb, obwohl er im ganzen Dorfe der Eſel hieß. Sie kam geheim zu ihm, weil es ihr ihre Eltern nicht erlaubt hätten, ihn in ſeiner Einſamkeit zu beſuchen; denn die Sitten ſind ſtreng im Lande der Escualdunac, und Betiri war um jene Zeit ſchon nahe an achtzehn Jahre alt. Maña hielt es auch für ihre Pflicht, ihm manchmal Vorwürfe und Vorſtellungen zu machen und ihm zu beweiſen, daß es thöricht ſei, eine ſo gute und einträgliche Gabe eines Saludadors nicht beſſer zu benutzen. „Siehe,“ ſagte ſie, „wenn du dir nur Haus und Hof erwerben wollteſt, dann könnteſt du mich heirathen, und wir wären ſo glücklich!“ — Betiri antwortete auf ſolche Reden immer nur: „Ich kann meine Seele nicht verkaufen, auch um dich nicht, du gute Maña!“ — Die gute Maña blieb nach ſolcher Antwort gewöhnlich einige Tage aus, aber am Ende kam ſie doch immer wieder.

So lebte Betiri in der Einſamkeit und, da es unten im Dorfe Malmaçon keine Kranken mehr gab, von ſeinen Landsleuten faſt vergeſſen. Da begab ſich etwas Merkwürdiges. Eines Tages, da er vor ſeiner Hütte ſaß und traurig hinunterblickte in ſein Dorf, bemerkte er daſelbſt eine ungewöhnliche Bewegung. Bald darauf ſah er viele ſeiner Landsleute, Männer und Weiber, auf den kürzeſten Pfaden den Berg heraufklettern. Sie ſchienen Alle in großer Eile, und als ſie vor ihm ſtanden, waren ſie ſo athemlos, daß ſie kein Wort hervorbringen konnten, obgleich Jeder von ihnen mit ihm ſprechen und ihm etwas mittheilen wollte. Aus der Freundlichkeit und Dienſtfertigkeit, mit der ſie ihn umgaben, hätte Betiri, wäre er nur etwas argwöhniſch geweſen, leicht ſchließen können, daß ſich irgend etwas zu ſeinen Gunſten zugetragen habe. Aber er hatte immer die beſte Meinung von den Menſchen, und ſo etwas fiel ihm nicht ein. Auch war er in dem Augenblick ſehr zerſtreut, denn ſein Auge haftete auf dem großen Wege, der zu ihm heraufführte und auf dem ſich ein ſehr ſeltſamer Zug von Fußgängern und Reitern fort- und ihm entgegenbewegte. Pferde und Maulthiere und Herren in Gold und Sammet bildeten dieſen Zug; an ſeiner Spitze ging der alte Celhabe Santz als Führer. Das ſchöne Schauſpiel betrachtend, überhörte Betiri, wie ſeine Landsleute, endlich halb und halb zu Athem gekommen, etwas vom König und von der Königin von Spanien zu erzählen verſuchten. Als der Zug ſehr nahe kam, erkannte er wohl, daß er fremde und große Herren und ihre Dienerſchaft empfangen ſollte. Er ſtand auf und ging ihnen entgegen. Da ſah er nichts als ſammtne Wämmſer, ſeidene Strümpfe, goldene Ketten, diamantne Dolchgriffe, lange, ſpitze Degen, Hüte mit Federn von ausländiſchen Vögeln, lange Naſen, ſchwarze Augen, ſpitze Bärte. In der That waren es Hidalgos, Dons, Sennores, Granden, Duques, Riccos hombres, wie ſie Betiri aus den Bildern kannte. Das Schönſte in all der Pracht ſchien dem guten Betiri das lächelnde und freundliche Geſicht, mit dem ihm ſein Vater guten Morgen ſagte, wie er es ſeit lange nicht gethan, und das liebende Wort, mit dem er ſeinen Sohn dem vorausreitenden Herrn als den Saludador vorſtellte. Dieſer beſagte Herr präſentirte ſich als Herzog. Feldmarſchall, Grande von Spanien und Staatsminiſter und Kanzler ſeiner katholiſchen Majeſtät und fing in ſtolzer, ruhiger und breiter Rede an, dem Saludador den Zweck ſeines Beſuches auseinanderzuſetzen, immer zu Pferde und immer ohne nur den Hut zu berühren, denn dieß thut ein Grande von Spanien nimmer und nimmermehr. Er ſprach: „Ihre katholiſche Majeſtät, Iſabella, Königin von Spanien — folgen ſämmtliche Titel, deren Aufzählung zu viel Raum und Zeit einnehmen würde — leidet ſeit einer Reihe von Jahren an einer Reihe ungenannter Uebel, an deren Hebung ſämmtliche berühmte Aerzte Europa's, Aſia's und Afrika's, alſo chriſtliche wie mauriſche, vergebens gearbeitet haben. Seine katholiſche Majeſtät, Don Philipp, König von Spanien — folgen ſämmtliche Titel — in ſeinem Kummer über das Leiden Ihrer katholiſchen Majeſtät, Iſabella, Königin von Spanien — folgen ſämmtliche Titel — die er mit erhabenem Herzen liebt, ſo weit es Sitte und Anſtand einem König von Spanien erlauben, hat in ſeiner großen Betrübniß geruht, den Bericht von den wunderbaren Kuren des Saludadors anzuhören, und hierauf im Einverſtändniß mit der allerhöchſten Kranken, Iſabella, Königin von Spanien, — folgen die Titel — beſchloſſen, den Saludador Betiri vermittelſt der pompöſeſten Geſandtſchaft an das hohe Krankenbett kommen zu laſſen. Und ſo komme ich, Don Antonio Joſé Inigo Rodriguez Pedro Juan Fernando Gomez, Herzog von Geſeres y Zores, Marquis von Dolores, Graf von Rivecko, Feldmarſchall, Großadmiral, Staats- und Hausminiſter, Ritter des Ordens von Calatrava, Komthur des Iſabellenordens ꝛc. ꝛc., Gouverneur von Chalaſo, Stallmeiſter, Oberjägermeiſter, Exzellenz und Hoheit, Grande von Spanien ꝛc. ꝛc. ꝛc., um dich, Betiri Sanzio, im Namen Seiner katholiſchen Majeſtät, Don Philipps, Königs von Spanien — folgen ſämmtliche Titel — aufzufordern, daß du mir folgeſt an den Hof von Valladolid, um deine hohe Heilkraft, von der der Ruf bis in die Königreiche gedrungen, an der allerhöchſten, erhabenſten, gnädigſten Königin zu bewähren, ſo weit es Sitte und Anſtand erlauben."

Wir geben hier nur einen ſehr kurzen Auszug der Rede des Herzogs von Geſeres, welche alle Welt ermüdet hatte, nur nicht Betiri, der mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte bis ans Ende. Wir übergeben die Verſprechungen von Ehren, Würden und Schätzen, welche der Herzog für den Fall der Geneigung an ſeine Rede geknüpft hatte und deren Länge wieder alle Welt ermüdete, nur nicht den Vater, Celhabe Sanz, der mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte bis ans Ende. Betiri verbeugte ſich einfach und erklärte, daß er gern bereit ſei, dem Herzog zu folgen und ſeine Kraft an der kranken Königin zu verſuchen. Er ging in die Hütte und legte ſeine Sonntagskleider an und beſtieg dann einen ſchön geſattelten Mauleſel, der für ihn bereit ſtand. Der Vater ſchrie mit Thränen in den Augen, daß er ſeinen geliebten Sohn nicht verlaſſen könne, und der Herzog befahl, daß man auch ihm einen Mauleſel gebe. So ſetzte ſich der Zug in Bewegung, obwohl es in Folge der langen Rede des Herzogs und der Aufzählung der Titel ſehr ſpät geworden war. Voran ritt der Herzog von Geſeres; ſein Gefolge nahm Betiri in die Mitte, daß er ſchier ausſah, wie ein Gefangener. Der Vater Celhabe ritt ſo nebenher.

Alles Volk rief: „Vivat und glückliche Reiſe!“ und Betiri winkte freundlich mit der Hand und lächelte, obwohl ihm Thränen in den Augen ſtanden und es ihm ein Weniges weh that, die ſtille Hütte zu verlaſſen. Aber er mußte ja fort: ſein hoher Beruf trieb ihn ſtärker, als die bewaffneten Männer, die ihn umgaben. Der Zug wand ſich wie eine glänzende Schlange, die ein Vöglein entführt, um den Berg, nach Süden zu, nach Spanien.

Nun aber gibt es keinen luſtigeren Weg, als der Weg iſt, der von Malmaçon nach Spanien führt. Fortwährend begegnet man frommen Pilgern, die von oder nach San Jago di Compoſtella ziehen und die heilige Lieder ſingen. Auf den Bergen ſitzen die Ziegenhirten, die ſingen heitere und traurige Lieder, und die Kontrabandirer ſingen, wenigſtens ſo lange ſie auf ſpaniſchem Boden ſind, laute Lieder, die klingen wild und herausfordernd wie Kriegslieder. Auch die Mauleſeltreiber haben ihre beſonderen Lieder, die von den Glocken am Halſe ihrer Thiere und von den Schellen an den Sätteln begleitet werden; ſo haben auch die andern Reiſenden ihre Lieder, ſpaniſche, gascogniſche oder in der Escuanenſprache. Von ferne glänzt und rauſcht das Meer; die Bidaſſoa murmelt freundlich. Auch durch das Thal Ronceval kommt man, wo Roland erſchlagen ward, und ſieht man daſelbſt die Ueberreſte vieler Wunder, die er und der Erzbiſchof Turpin vollzogen haben. Dann kommt man noch an viele geweihete Orte aus den Zeiten der Heiligen. Das alles machte die Reiſe fröhlich, obwohl die ſpaniſchen Granden ſehr ſchweigſam waren. Nur Eins that Betiri wehe, daß er an den vielen Kranken und Preßhaften vorbei mußte, die ſich überall auf ſeinem Wege verſammelten, ohne daß er ihnen helfen konnte, denn der Herzog von Ceſeres eilte, ihn an den Hof nach Valladolid zu bringen, und geſtattete ihm nicht den kürzeſten Aufenthalt. Er vertröſtete ſie auf ſeine Rückkehr und verſprach ihnen, ſich dann ja gewiß überall ſo lange zu verweilen, bis er geholfen, wo zu helfen iſt.

Nach beinahe zwölftägigem Ritte kamen ſie in Valladolid an.

Da ſah es faſt ſeltſam und ſehr prächtig aus, denn in den Gaſſen überall ſah man ſo viele Granden, Hidalgos, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Inquiſitoren und Mönche, daß das gemeine Volk in dieſem Tumult ganz verſchwand und man nur große oder geiſtliche Herren zu ſehen bekam. Alle dieſe Herren gingen in ſammtnen Schuhen, und in den Straßen lag das ſchönſte Stroh, um jeden Lärm zu vermeiden, denn die Königin war ſehr krank. Es war faſt Furcht einflößend, wie ſtille es in der Stadt war, und die Mauleſel, denen man ihre Glocken abgenommen, waren unheimlich anzuſehen, wie ſie ſo tonlos hingingen. Das alles hatte der König ſelbſt durch ein ſtrenges Dekret angeordnet, denn er liebte ſeine Königin, ſo weit es Sitte und Anſtand erlaubten. Betiri wurde nicht ſogleich in den königlichen Palaſt gebracht, ſondern in einen kleinen Nebenpalaſt, wo man ihm und ſeinem Vater ein koſtbares Mahl auftrug, dazu keinen ſpaniſchen Wein, weil dieſer in Spanien zu gemein iſt, ſondern eitel franzöſiſche Weine, als die ſeltenern.

Nach dem Mahle trat der Oberſthofmeiſter, ein alter, ſteifer Herr, in das Gemach, um Betiri zu unterrichten, wie er ſich vor der Königin zu benehmen habe, wie er ſich verbeugen, wie er niederknieen, wie er die Majeſtät anſprechen müſſe u. ſ. w. Betiri hörte Alles mit Aufmerkſamkeit an, als der Oberſthofmeiſter aber ſeinen Lehren hinzufügte, daß die Königin nicht berührt werden dürfe, widerſprach Betiri und ſagte, daß er ſie gewiß berühren werde, auf der Stirne, auf dem Herzen, je nach der Krankheit, da er ihr jedenfalls die Hand auflegen werde.

Der Oberſthofmeiſter ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und rief: „Die Königin von Spanien berühren! — Das verbietet die Etiquette, das verbieten die Reichsgeſetze, das iſt ein todeswürdiges Verbrechen!“ Betiri aber blieb dabei und verſicherte, daß, wenn er auch ſterben müſſe, er die Königin doch berühren werde, wenn er eine Berührung für nothwendig halte.

Der Oberſthofmeiſter gab ſich alle Mühe, Betiri von ſeinem

Starrſinn abzubringen; er ſtellte ihm vor, wie das geradezu eine Unmöglichkeit ſei, etwas Unerhörtes, etwas, was von Weltanfang nicht vorgekommen und bis zum Weltuntergang hoffentlich nicht vorkommen werde. — „Ich wenigſtens,“ verſicherte der alte Oberſthofmeiſter mit einem höchſt ſchmerzlichen Lächeln, „ich wenigſtens wünſche den Tag nicht zu erleben, da die Königin von Spanien berührt wird.“

Betiri aber beharrte auf ſeinen früheren Worten. Der Oberſthofmeiſter warf ihm einen Blick voll Wuth zu und ging, indem er vor ſich hin die Worte murmelte: „Ich hoffe, Ihre Majeſtät werden groß genug denken, lieber ſterben zu wollen, als ſich durch eine Berührung heilen zu laſſen; das wäre eine theuer erkaufte Geſundheit, ein theuer erkauftes Leben!“

Die Nachricht, die der Oberſthofmeiſter zu Hofe brachte, verurſachte daſelbſt allgemeine Beſtürzung. Wenn der Saludador wirklich nur durch die Berührung heilen konnte, dann entſchwand jede Hoffnung auf Geneſung, dann mußte man die gute Königin aufgeben. So urtheilte der ganze Hof. Der Staatsrath verſammelte ſich, um dieſe ſchwierige Angelegenheit zu berathen; ſofort theilte er ſich in zwei Parteien. Die eine rieth, man ſolle die alte Etiquette aufgeben, um die Königin zu retten, die andere, man ſolle lieber die Königin als die Etiquette aufgeben. Eine Mittelpartei, die ſich im Laufe der vieltägigen Berathungen bildete, rieth, Betiri auf die Folter zu legen, um von ihm herauszubringen, ob die Berührung unbedingt nothwendig ſei und ob er auf den Gedanken nicht aus Ehrgeiz oder bäuerlichem Unverſtand gerathen.

So ſtritt man durch viele Tage und konnte zu keinem Entſchluß kommen. Betiri wußte, was vorging, denn Hof und Stadt nahmen Theil an der Diskuſſion und theilten ſich ebenfalls in Parteien. Indeſſen verſtrich eine koſtbare Zeit, und die Königin wurde immer übler. Ach, dachte Betiri, könnte ich nur zu ihr gelangen, ich würde ihr helfen, ohne erſt die Miniſter zu befragen, und ſollte ich nachher hundert Mal gefoltert werden oder ſterben müſſen. Mit ſolchen Gedanken voll Mitleidens mit der ſchönen Königin ſah er eines Tages hinüber nach dem königlichen Palaſte, und da bemerkte er, daß von den beiden Treppen, die ins Innere führten, die eine mit viel mehr und mit dickeren Teppichen belegt war als die andere. Dieſe Treppe, dachte er, führt wahrſcheinlich zu den Krankenzimmern; die dicken Teppiche ſind nur da, um die Schritte unhörbar zu machen. Wenn ich dieſen Teppichen folgte, käme ich vielleicht in die Zimmer der Königin!

Je länger er über dieſen Gedanken brütete, deſto mehr erſchien es ihm als ſeine Pflicht, den Verſuch zu machen und in die Gemächer der Königin einzudringen, ſie ſo ſchnell als thunlich zu heilen, bevor es vielleicht zu ſpät würde.

Als es Abend und ſehr dunkel wurde, zog er die Schuhe vom Fuße und ſchlich in den Strümpfen auf die gewiſſe Treppe. Mit einem Satze war er oben und ſah in einen langen, langen Gang, durch den eine doppelte Reihe von dicken Säulen lief, die ſich in dunkler Ferne verlor. In der langen Galerie waren wohl viele Lampen angezündet, aber die dicken Säulen warfen ſehr breite Schatten, und Betiri ſprang nun, wie ein Eichhörnchen von einem Zweige zum andern, von einem Schatten in den andern, und zwar in ſeinen Strümpfen und auf den dicken Teppichen, ſo lautlos, daß ihn die Wachen, die dort und da aufgeſtellt waren, gar nicht hörten. Auch muß man geſtehen, daß die Wachen ſehr nachläſſig waren, ebenſo wie die Höflinge, die er bald in einem großen Saale zu Geſichte bekam; es ging da überall ſo ordnungslos her, wie unter einem Geſinde, deſſen Herr oder Herrin für verloren gehalten wird. Das dachte auch Betiri und nahm ſich vor, Alles daran zu ſetzen, um bis zur Königin vorzudringen. In der Galerie hatte manche Wache ihren Poſten verlaſſen, im Saale, in den er aus der Galerie trat, ſcherzten die Diener und Kammerjungfern mit einander; die vielen Säle, die dann folgten, waren ganz leer und ſehr ſpärlich beleuchtet. So kam er mit Schleichen und Huſchen und Warten unbemerkt an einen rothſammetnen Vorhang, hinter dem es ganz unheimlich ſtill war. Er zog ihn ſachte aus einander, und ſiehe da, er blickte in die Krankenſtube der Königin. Da lag ſie auf ihrem weißen Lager, über dem die Krone hing, von einer umflorten Lampe nur ſchwach beleuchtet, ſo krank, ſo blaß, ſo mager, aber auch ſo ſchön, ſo ſehr ſchön! Betiri wollte mit einem großen Schritt auf das Lager zugehen, aber er bemerkte noch zur rechten Zeit eine alte, ſteife Dame, die nahe dem Bette der Königin in einem Lehnſtuhl ſaß und ſchlummerte. Er ſchlich nun leiſe an das Bett und betrachtete die ſchöne kranke Königin, die ebenfalls zu ſchlummern ſchien. Aber plötzlich öffnete ſie die großen matten Augen, ſah Betiri mit Lächeln an und ſagte mit leiſer Stimme: „Du biſt der Saludador, ich weiß es. O rette mich, Saludador!“

Der Saludador neigte ſich zu ihr hinab, legte ihr ſeine linke Hand auf die Stirne und die rechte auf das Herz und ſprach: „Jetzt ſage mir, was du leideſt.“ Und die Königin fing an, ihm von ihren Leiden zu erzählen, aber ſo leiſe, daß er ſein Ohr an ihren Mund legen mußte, um ſie zu hören. Ach, wie viel litt ſie, die arme Königin, ſie hatte ſo viele Krankheiten, als nur eine Königin haben kann: Bruſtleiden, Kopfleiden, Herzleiden, Milzleiden, Krämpfe jeglicher Art u. ſ. w. Betiri ſeufzte, als er von ſo vielen Leiden hörte. — „Beklagſt du mich als unheilbar?“ fragte ſie. — „Nein,“ antwortete Betiri, „aber die Heilung wird lange Zeit brauchen, da ich nur eine Krankheit nach der andern heilen kann.“ — „So ſei geſegnet,“ ſagte ſie, „denn ich fühle ſchon jetzt Beſſerung unter deiner geſegneten Hand.“

Eben ſchloß Betiri die Augen, um im Geiſte die Heilmittel zu ſehen, deren er bedurfte, und er ſah ſchon vielerlei Pflanzen und Blüthen auf heiterem Wieſengrunde, in dunkeln Schluchten oder als Schmarotzer auf alten Bäumen und verfallenem Gemäuer, gelbe und weiße Flechten auf uralten Steinen, in den Eingeweiden der Sierra Morena einen grünen Wunderſtein mit Blutflecken in ſeinem Innern, in der Tiefe der See einen Fiſch mit einer heilkräftigen Galle — als die alte Dame im Lehnſtuhl erwachte und beim Anblick eines Mannes, der beide Hände auf die Königin legte, ein entſetzliches Geſchrei erhob, ungefähr wie hundert Raben zuſammen erheben könnten.

„Im Namen Gottes ſchweige!“ rief er ihr ſo drohend zu, wie ein Beſchwörer einem böſen Geiſte, und ſie fiel in den Lehnſtuhl zurück und ſchwieg mit offenem Munde. Betiri wandte ſich wieder zur Königin und fing an, ihr von den Mitteln zu ſprechen, die ſie zuerſt von ihren Kopfleiden befreien ſollten. Aber es war zu ſpät. Das Geſchrei der alten Dame hatte ſämmtliche zerſtreute oder ſchlafende Hofbediente und Höflinge verſammelt und geweckt. Sie ſtürzten in das Gemach und ſchleppten Betiri hinaus. „Fort, ins Gefängniß mit dem Staatsverbrecher!“ ſchrie der Oberſthofmeiſter außer ſich vor Grimm. — „Man hänge, viertheile, verbrenne ihn!“ —

Und ehe ſich Betiri deſſen verſah, ſaß er, mit Ketten belaſtet, in einem dunkeln, feſten Kerkerſtübchen, hinter Schloß und Riegel. Die Ketten wurden ihm zwar am nächſten Tage wieder abgenommen, aber er war doch einmal ein Gefangener, und er ſaß ſo traurig da, immer der armen Königin gedenkend, der er ſo gerne geholfen hätte. Er prüfte Schloß und Riegel, Fenſtergitter und Mauern, ob er nicht entwiſchen und wieder zu der Kranken gelangen könnte, aber er mußte ſich nur überzeugen, daß keine Hoffnung da war, in Freiheit zu kommen. Traurig ſang er das in ſeiner Heimat vielbekannte Lied Choria Caiolan (oder „der Vogel im Käfig“) vor ſich hin, das ſo lautet:

Das Vöglein iſt gefangen,
Es ſingt ſo trüb und matt,
Und ob's auch nach Verlangen
Getränk und Speiſen hat.
Es möcht' hinaus, in Eil, in Eil,
Ach weil, ach weil
Nur in der Freiheit Glück und Heil.

Alles, was in dieſem Liede geſagt iſt, war buchſtäblich wahr, auch daß er gut zu eſſen und zu trinken hatte, und das verdankte er dem Könige, der mit ihm das größte Mitleid hatte und dieſes um ſo mehr, als die Königin ſchon in Folge der Handauflegung und der Mittel, die er ihr anzuzeigen Zeit hatte, die Kopfſchmerzen ganz verloren hatte. Der König aber hatte nicht den Muth, ſein Mitleid mit Betiri anders auszudrücken, denn in Spanien iſt die Etiquette mächtiger als der König. Sonſt hätte er ſich den Teufel daraus gemacht, die Königin von Betiri berühren zu laſſen. Aber der Hof und die Stadt waren empört, wenn ſie an eine ſolche Möglichkeit nur dachten. Mit dem Oberſthofmeiſter und mit jener alten Dame, ſeiner Gattin und Oberſthofmeiſterin, von denen der erſte aus Alteration über den unerhörten Verfall vom Schlage gerührt worden, die andere aus Verzweiflung ins Kloſter ging, hatten Hof und Stadt mehr Mitleid als mit dem gefangenen Saludàdor. Der Staatsrath verſammelte ſich aufs Neue, und man berieth dießmal viel eifriger, wie Betiri, als, wie die Königin zu behandeln ſei. So kam es, daß die Gefangenſchaft Betiri's viele, viele Tage währte, und ſie hätte noch länger gewährt, wenn der König nicht einen großen Gedanken gehabt hätte. Er dekretirte durch ein königliches Handſchreiben, kraft ſeiner königlichen Machtvollkommenheit, daß das Geſchehene niemals geſchehen, und in Folge deſſen war Betiri kein Verbrecher mehr und wurde er eines Tages plötzlich aus dem Gefängniſſe geholt und zwar mit ſehr großem Pompe. Die Höflinge und das Volk auf ſeinem Wege beklagten ihn wegen der langen, unſchuldig erlittenen Gefangenſchaft. Da ſaß Betiri wieder neben ſeinem Vater in dem kleinen Palaſte neben dem königlichen Schloſſe und erwartete eine Deputation des Königs, die ihm angekündigt war.

Dieſe Deputation war das Prächtigſte, das man je in Spanien geſehen, denn es ſollte etwas Außerordentliches geſchehen. Betiri wurde in ſammetne und goldene Kleider geſteckt; es wurde ihm ein Degen mit diamantnem Griff umgeſchnallt, eine goldene Kette um den Hals gehängt und ein großer, breiter Hut mit weißer Straußfeder aufgeſetzt und endlich ein großes Pergament mit gewaltigem Siegel verleſen, vermöge welchem er zum Feldmarſchall ernannt worden. Dieß war nämlich nothwendig, um ihn bei Hofe und vor der Königin erſcheinen zu laſſen. Dem armen Betiri war es in der neuen Tracht und Würde ſehr übel zu Muthe, denn er kam ſich vor, als wäre er in einem ganz fremden Lande und einſam und verlaſſen. Doch ließ er ſich das gefallen, weil es, wie man ihm ſagte, nicht anders möglich war. Sein Vater war außer ſich vor Freude, als er ſeinen Sohn als Feldmarſchall ſah. Hierauf nahm ihn die Deputation in ihre Mitte und führte ihn unter großem Zulauf des Volkes, während die Glocken läuteten und alle Wachen das Gewehr präſentirten, in den königlichen Palaſt und in den Thronſaal. Da ſaß der König, umgeben von ſeinen Granden, die alle den Hut auf dem Kopfe hatten, und es begann eine neue Feierlichkeit. Um nämlich die Königin von Betiri berühren zu laſſen, mußte er ein Grande von Spanien ſein. Der König zog ſeinen Degen, die Granden thaten daſſelbe, und es begannen die ſonderbarſten Geſchichten, von denen Betiri gar nichts verſtand, aber ehe er ſich deſſen verſah, war er Grande von Spanien und Herzog. Man las ihm alle ſeine Titel vor, und er glaubte, daß von einem ganz Andern die Rede ſei. „Ach," ſagte er zu ſich, „was würde ich nicht Alles dulden, um nur die ſchöne, gute Königin retten zu können; wenn ſie nur erſt gerettet iſt und ich wieder in Malmaçon in meiner Hütte ſitze, wird es mir ja doch Niemand an der Naſe anſehen, daß ich Feldmarſchall, Herzog und Grande von Spanien bin."

In der That hatte er nun, in Folge dieſer weiſen Maßregeln, die alle der König ſelbſt erfunden, jede mögliche Freiheit, die Königin zu heilen, und er ging und kam, wie es ihm beliebte, zu jeder Stunde des Tages, freilich immer in großer Uniform. Die Königin nahm ſichtbar an Kräften zu, und der König freute ſich ſeiner großen Entſchlüſſe und ſagte: „Hätte ich Betiri zu einem Prinzen von Geblüt machen müſſen, ich hätte es auch gethan; gottlob, daß die Grandezza ausreichte."

Da die Königin ſo viele Krankheiten hatte, dauerte auch die Heilung ſehr lange, denn Betiri konnte nur eine Krankheit nach der andern heilen, aber endlich wich auch die letzte. In allen Kirchen Spaniens wurde ein Te Deum geſungen.

An dieſem Tage wurde Betiri durch eine neue Hofdeputation überraſcht. Dieſe brachte die Schätze in Gold und Diamanten, welche der König dem Saludador als Lohn für die Heilung der Königin beſtimmt hatte. Der kleinſte dieſer Diamanten war ſo viel werth wie ganz Malmaçon mit den umliegenden Feldern und Waldungen; alles Gold, das in großen Rollen in Körben lag, war neben den Diamanten kaum der Beachtung werth. Der alte Celhabe Santz ſprang vor Freude in der Stube umher, daß der Herzog von Geſeres und die andern Hofleute bei dieſem Anblick empört waren. Aber Betiri erklärte dem Herzog, daß er für ſeine Kuren einen Lohn nicht annehmen könne und dürfe. — Der Herzog und die Hofleute ſahen ihn lange und ſtarr an; der Vater Celhabe war mitten in einem Sprunge wie verſteinert mit einem aufgehobenen Beine ſtehen geblieben. Er wurde wieder lebendig und fing zu athmen an, als der Herzog ſich gefaßt und ſagte, daß man ein Geſchenk des Königs nicht zurückweiſen dürfe, dieß ſei göttliches und menſchliches Geſetz. — Aber Betiri beharrte auf ſeiner Weigerung. Es wäre ihm, wenn er Bezahlung annähme, ſagte er, als ob er ſeine Seele verkaufte. — Da wurde der alte Celhabe ungemein böſe; er nannte ſeinen Sohn, wie in den guten, alten Tagen, einen Eſel und Sohn eines Eſels und überhäufte ihn mit ſolchen Schmähungen, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Da er aber doch unerſchüttert blieb, fing der Vater an, ihn anzuflehen, daß er doch ja die Schätze annehme, und wenn er einen Widerwillen, einen unbegreiflichen Widerwillen gegen das Gold habe, doch die Diamanten zu nehmen und, wenn er die Diamanten nicht leiden könne, doch wenigſtens das ſchöne Gold nicht zurückzuweiſen, vor Allem aber den König nicht zu beleidigen. — Doch Betiri ſchüttelte den Kopf und ſagte, er könne nicht anders.

Da wurde Celhabe Santz mit einem Male ſchrecklich ruhig. Er nahm den Herzog von Geſeres y Zores am Arme und führte ihn in eine Nebenſtube. Dort ſprach der arge Vater: „Du ſiehſt ein, o Herzog, daß es gegen die Natur iſt, ſolche Schätze zurückzuweiſen.“ — Der Herzog nickte mit dem Kopfe. — „Wohl,“ fuhr Celhabe Santz fort, „es iſt meinem Sohn mit der Zurückweiſung nicht ſo ernſt; ich kenne Das, denn die Geſchichte wiederholt ſich nach jeder Kur. Es liegt Das alles aber in ſeinem Geſchäft als Saludador. Ein Saludador nämlich darf ſich nicht bezahlen laſſen, es wäre denn, man zwänge ihn dazu, ſonſt verliert er ſeine Kraft. Du mußt ihn alſo auf alle mögliche Weiſe zwingen, es iſt zu ſeinem Wohle.“ — „Aber wie?“ fragte der Herzog. — „Du brauchſt darum gar nicht verlegen zu ſein,“ antwortete der Vater, „denn durch die Ablehnung, die eine Beleidigung Seiner Majeſtät iſt, hat er ſchon an ſich einige Strafe verdient. Etwas Folter und einige Wochen Gefängniß werden wohl hinreichen.“

Der Herzog dachte einige Zeit nach, ob er mit der Folter oder mit dem Gefängniß anfangen ſolle, zuletzt entſchloß er ſich fürs Gefängniß und kehrte zu Betiri zurück und verhaftete ihn.

Da ſaß er denn wieder im Gefängniß und ſang wieder traurig:

Ein Vöglein iſt gefangen ...

und ſehnte ſich noch mehr hinaus als das erſte Mal, denn er dachte an all die Kranken und Preßhaften, die er während ſeiner Reiſe nach Valladolid auf ſeine Rückkehr vertröſtet hatte. Auch war er wirklich nach einigen Tagen frei, denn der alte Celhäbe Santz hatte zehn Maulthiere gekauft, ſie mit den Schätzen beladen und war auf und davon gezogen. Damit erklärte man bei Hofe die Frage für gelöst und öffnete Betiri die Gefängnißthür. Als er in ſeine Wohnung kam, fand er daſelbſt Alles leer, ſo gut hatte ſein Vater aufgeräumt, nur ſeine alten baskiſchen Kleider, die er damals, als man ihn zum Feldmarſchall gemacht, gut verſteckt hatte, fand er noch in demſelben Winkel. Er legte ſeine Uniform ab und jene Kleider wieder an, nahm einen Stab in die Hand und machte ſich auf die Wanderung. Wie froh war er, zu ſehen, daß die Wachen nicht mehr das Gewehr vor ihm präſentirten. Unbemerkt kam er vors Thor und ſchlug den Weg nach dem Lande der Escualdunac ein.

Ueberall auf dem Wege war er von den Kranken und Preßhaften mit großer Ungeduld erwartet. Da hatte er denn viel zu thun, und erſt nach vielen, vielen Monaten kam er in Malmaçon an. Wie er in ſeiner alten Tracht mit dem Stabe in der Hand ganz beſtaubt und müde von dem langen Wege durch das Dorf ging, hatte er großen Spott zu vernehmen, denn der Vater hatte viel von ſeinem dummen Benehmen am ſpaniſchen Hofe erzählt. Er hieß wieder der Eſel. „Da kommt der Eſel heim!“ riefen die Einen, und die Anderen: „Seht doch, wie ein Feldmarſchall ausſieht — ſeht doch, wie ein Grande von Spanien ausſieht! — Na, das goldene Vließ, wie das aber glänzt, daß unſer Einem die Augen übergehen!“ — Aus einem der Häuſer ſcholl ihm die Pauke und andere Muſik entgegen. Es war eine Hochzeit. Die Braut, Maña, ſtand mit ihrem Kanze im Haar am Fenſter und war ſo ſchön anzuſehen, daß Betiri trotz allem Spott anhielt. Sie zuckte die Achſel bei ſeinem Anblick und ſagte, ſie ſehe erſt jetzt ein, wie recht ſie gethan, einen ſolchen Eſel nicht erwartet zu haben. Am Ende des Dorfes ſprengten ſeine Brüder auf prächtigen Pferden und in Edelmannskleidern an ihm vorbei, einem Schloſſe zu, und aus dem Gruße, den ihnen ein Bauer zurief, erkannte er, daß ſie die Gutsherren des Orts geworden und daß ſie ſeine Titel angenommen hatten. Als ſie ihn erblickten, ſchlugen ſie eine helle Lache auf, und der Aelteſte warf ihm ein Goldſtück zu, wie einem Bettler. Da ging Betiri weiter und hinauf in ſeine Hütte und weinte bitterlich.

In den erſten Tagen kamen etwelche Kranke zu ihm, die während ſeiner Abweſenheit in Spanien allerlei Uebel bekommen hatten. Als dieſe aber geheilt waren, wurde es dort oben ſehr einſam. Betiri ſaß des Abends vor der Hütte und dachte: „Hier in der Gegend iſt nun Alles geſund, Maña iſt verheirathet, in meiner Familie bin ich verachtet — was habe ich noch länger hier zu thun? Sollte ich nicht in die Welt gehen und die Leidenden aufſuchen?“

Um dieſe Zeit begab es ſich, daß vor dem Hafen von Bayonne ein Schiff lag, das eine gelbe Flagge trug und das man nicht einlaufen ließ, weil es das gelbe Fieber an Bord hatte. Es kam aus jenen Ländern, in welchen das gelbe Fieber zu Hauſe iſt, und war von Basken bemannt, denn die Basken ſind kühne und ausgezeichnete Seefahrer. Die Schiffsmannſchaft beſagten Schiffes war in großer Verzweiflung, denn ſie wurde von Tag zu Tag kleiner, ſo ſehr wüthete der Tod an Bord, und doch konnte ſich Niemand retten, weil die Bayonneſen das Schiff zu ſehr bewachten und Niemand ans Land ließen, aus Furcht vor Anſteckung. Sobald ſich einer der Matroſen in der Nähe des Landes ſehen ließ, wurde auf ihn geſchoſſen. Zwei kühnen Basken aber gelang es doch, in der Nacht ans Land zu ſchwimmen. — „Wir wollen den Saludador holen,“ ſagten ſie, „von deſſen Wunderthaten die Berge voll waren, ehe wir nach Montevideo ſchifften, der ſoll uns retten.“

Und als Betiri, ſo denkend, wie oben geſagt, da ſaß und es Abend und dunkel wurde, ſtürzten die beiden Matroſen aus dem Gebüſche hervor, faßten ihn, hoben ihn auf die Schultern wie einen Pack Waaren und trugen ihn auf und davon. — „Was wollt ihr von mir?“ fragte er ſie. — „Du ſollſt unſer Schiff vom gelben Fieber befreien,“ antworteten die Matroſen. — „Das will ich gern und freiwillig thun, und braucht es dazu keiner Gewalt.“ — Er ſagte das mit ſo wahrhaftiger Stimme, daß ſie ihn auf die Erde ſetzten, und er wanderte fröhlich neben ihnen bis Bayonne; dort warf er ſich mit ihnen ins Meer und ſchwamm ans Schiff.

Nach ſieben Tagen war das gelbe Fieber vom Schiffe verſchwunden, und die Seeleute ſagten zu ihm: „Nun kannſt du wieder gehen.“ — Er aber antwortete: „Ich habe in dieſen Tagen ſo viel von den unglücklichen Ländern gehört, in denen dieſe Krankheit haust, daß mir das Herz weh thut. Nehmt mich mit in dieſe Länder, daß ich ihnen helfe!“ — Darauf gingen die Seeleute mit großer Freude ein, „denn,“ ſagten ſie, „es iſt ein großer Gewinn, wenn er uns Montevideo vom gelben Fieber ſäubert.“ So nahmen ſie ihn denn mit nach Montevideo in Amerika, und ſo verſchwand der Saludador. Man weiß nur Das von ihm, daß er von nun an von Land zu Lande fuhr, ſoweit die Erde reicht, nach dem Lande Mexiko und Neu-Orleans, nach den vielen Inſeln, nach allen Indien und Pondichery, überall hin, wo zu helfen und zu heilen war, ſo weit die Menſchen leiden, und das iſt eine große Strecke. Als man erfuhr, daß der Saludador verſchwunden ſei, war in Malmaçon großes Bedauern und Wehklagen. Viele Jahre ſpäter, wenn die Basken von weiten Reiſen glücklich heimkamen, wußten ihre Mütter oder Kinder oder Bräute nicht, daß ſie das doch dem Betiri zu danken hatten. — Manchmal erzählte ein Baske, daß er ihn dort im Süden, und dann wieder ein Anderer, daß er ihn dort im Norden oder im Weſten oder im Oſten geſehen. So zog er kreuz und quer über die Erdkugel und thut es gewiß noch, wenn er lebt. Dieß iſt die Geſchichte eines Saludadors oder Enſalmadors.

Herbadilla.

Eine Legende aus dem Bocage.

Das kleine Land des ſogenannten Bocage am atlantiſchen Ozean verdankt die franzöſiſche Regierung dem franzöſiſchſten aller Ströme, der Loire; ſie hat es ſeit Jahrtauſenden, mit Ausdauer fortarbeitend, geſchaffen, indem ſie Stücklein an Stücklein heftete und nach und nach ſo das ganze fruchtbare Ländchen, wie man ſich wiſſenſchaftlich ausdrückt, anſchwemmte. Der Ozean hat das Seinige gethan, indem er ſich vor dieſer ehrenwerthen Ausdauer des patriotiſchen Stromes zurückzog und das Ufer mit ſeinen Fluthen ziemlich feſthämmerte, ſo daß er ihm heute ſelbſt nichts anzuthun vermag. Dieſes nachgeborene Land war durch Jahrtauſende ganz unbekannt, bis es zur Zeit unſerer Väter und Großväter durch den Vendéer-Krieg berühmt wurde; vergoſſenes Blut nämlich macht Menſchen und Länder berühmt. Im Bocage findet ſich ein See, Grand Lieu genannt, und von dieſem See erzählen die Einwohner höchſt merkwürdige Geſchichten. Sie erzählen: An der Stelle dieſes Sees lag einſt, vor und kurz nach Chriſtus, eine ungeheure Stadt, Namens Herbadilla, die ſo groß war, wie wenige andere Städte der Welt, und ſo reich, wie nicht hundert andere große Städte zuſammen. Sie beſtand aus lauter Paläſten und war nur von reichen Leuten bewohnt. Jetzt liegt dieſe Stadt unter den Fluthen auf dem Grunde des Sees. Dieß alles iſt gewiß nicht wahr, ſagen die Einwohner. Denn wenn es eine ſolche Stadt gegeben hätte, ſo wüßte man was davon in den Büchern, denn heut zu Tage ſteht Alles in den Büchern zu leſen, und von einer Stadt Herbadilla iſt überall keine Rede. Und eine Stadt von lauter Paläſten und reichen Leuten iſt ein Unſinn, denn wo es Paläſte und reiche Leute gibt, muß es auch arme Leute geben und ſehr arme Leute; das iſt die Regel und iſt es nie und nirgends anders geweſen. Und wenn die Stadt ſo groß geweſen wäre, ſo hätte ſie gar nicht Platz in dem kleinen See und müßte man von einer ſolchen Stadt noch heute einige Reſte entdecken, und es iſt nirgends eine Spur. Es iſt ein Unſinn mit der ganzen Stadt Herbadilla; ſie iſt aber mit all ihrer Pracht als ein für ewige Zeiten abſchreckendes Beiſpiel auf folgende Weiſe zu Grunde gegangen.

Es war nämlich der heilige Martin von Tours, welcher dieſe ganze Gegend zum Chriſtenthume bekehrte, um ſeine Diözeſe von Tours ſo viel als möglich auszudehnen. Er verſtand keinen Spaß, dieſer heilige Martin, der nicht zu verwechſeln iſt mit dem guten Ritter Martin, der ſeinen Mantel mit dem Bettler theilte. Er wüthete förmlich in der ganzen Gegend, und wenn die Leute ſeine Predigten nicht glaubten, machte er gleich ein ſo ſchreckliches Wunder, daß ihnen Hören und Sehen verging, und drohte er, dermaleinſt, wenn er todt ſein würde, mit ſeinen Knochen noch viel größere Wunder zu thun. Da glaubten ſie denn. Uebrigens hatte er auf dem Lande leichtes Spiel. Die Bauern langweilten ſich und waren ihm ſehr dankbar für die wunderthätigen Geſchichten, die er ihnen aus dem Morgenlande erzählte, um ſo mehr, als er ſie ſo vortrug, als ob er bei Allem ſelbſt zugegen geweſen wäre.

Aber in der großen und reichen Stadt Herbadilla, die von Heiden gegründet war, wurde ihm die Sache etwas ſchwieriger. Da war eine Univerſität mit Studenten, da waren Bücher und allerlei kluges Volk, das ſich einbildete, von den Vorgängen im Morgenlande ebenſo viel zu wiſſen, wie der heilige Martin, und ſobald er ihnen zu erzählen anfing, riefen ſie Alle: „Beweiſe! heiliger Martin, Beweiſe!“ Das brachte ihn in die äußerſte Betrübniß; noch tiefer aber grämte es ihn, daß ihm das Predigen ſo erſchwert wurde. Herbadilla war eine volkreiche Stadt, die einen lebhaften Verkehr hatte. Während der heilige Martin auf dem Eckſtein ſtand und vom Jordan predigte, rief ein Ausrufer: „Spargel, Spargel!“ oder auch: „Friſche Fiſche!“ — während er einen Kirchenvater zitirte, ſchrie ein Anderer: „Friſches Gebäck! gute Brätzel!“ — Die Einwohner von Herbadilla waren auch gute Franzoſen, und ſo kam es, daß, während der Heilige ihnen ans Herz legte, am Freitag nur Fiſche zu eſſen, ein Gamin die Frage an ihn richtete: „Und mit welcher Sauce, wenn es Ihnen gefällig iſt?“ — Der Gamin wurde dafür von einem vorübergehenden Voltairianer in die Waden gezwickt. — Herbadilla war auch eine wohl geordnete und gut polizirte Stadt, und kaum hatte ſich um den predigenden Heiligen eine anſehnliche Volksmenge geſammelt, als ſchon ein Sergent de Ville herankam mit ſeinem: „Circulez, Messieurs, circulez!“ — und das Volk verlief ſich.

So wurde es Abend, und der heilige Martin hatte in der ganzen, großen Stadt gar nichts ausgerichtet. Er war ſehr verdrießlich, als er ſich ſehr ſpät nach einem Nachtlager umſah. Da ſah er das ſchöne Haus des Königs. Bei einem König iſt gut wohnen, ſagte er ſich und trat zum König und ſagte: „Beherberge mich!“ Der König aber rief: „Biſt du der Neuerer? Der Redner von den Eckſteinen? Fort!“ — Und der heilige Martin ging und klopfte bei einem reichen Manne an. Aber der reiche Mann rief: „Biſt du Derjenige, der auf die Reichen ſo ſchimpft und ſagt, daß kein Reicher in den Himmel komme? Fort!“ — Und der heilige Martin ging und klopfte bei einem Gelehrten an, und der Gelehrte war ganz wüthend und ſchrie: „Biſt du es, der alle Wiſſenſchaft ſo verachtet? Fort!“ — Und der heilige Martin ging ſehr betrübt durch die Straßen und wußte nicht, wo ſein Haupt zur Ruhe niederlegen. Da kam er an ein Haus, und in der Thür des Hauſes ſtand ein Frauenzimmer, das ſagte: „Bei mir kann Jeder übernachten, der will.“ Da trat er denn ein, und die Leute, die ihn eintreten ſahen, lachten ungemein, ſo daß er ergrimmte. Er riß das Fenſter auf und verkündete ihnen und der ganzen Stadt Herbadilla große Strafgerichte.

Als es dämmern wollte, weckte er das Frauenzimmer und ſprach: „Stehe auf und folge mir!“

„Wohin?“ fragte ſie und rieb ſich die Augen.

„Nach Tours, wo ich Biſchof bin.“

„Ach, nach Tours,“ ſeufzte ſie, „wo ich keinen Menſchen kenne; und warum?“

„Weil dieſe Stadt zu Grunde geht, denn ſie iſt eine große Sünderin.“

„Herr,“ ſagte das Frauenzimmer, „du weißt, ich bin auch eine große Sünderin.“

„Dir wird vergeben,“ ſagte er und half ihr ſelbſt beim Ankleiden, denn Eile that Noth.

Er führte ſie durch die ſchlafenden Straßen und hinaus vor das Thor. Als ſie vor dem Thore angekommen waren, ſagte er: „Sieh dich nicht um!“ — Und ſie ſah ſich um und ſah, daß Pech und Schwefel, Beides bereits brennend, als wie ein Regen vom Himmel fielen auf die Stadt. Bald brannten alle Häuſer, und es war wie ein Meer von Feuer. Als Alles verbrannt war, öffnete ſich ein großer Abgrund, und die ganze Stadt ſank in dieſen Abgrund. Darauf ſprangen überall Quellen aus dem Boden und füllten den Abgrund mit Waſſer, daß die Stadt darunter verſchwand für ewige Zeiten. Dieß iſt der See Grand Lieu.

Als der heilige Martin mit dem Frauenzimmer beruhigt nach Hauſe kam, machte ſeine Haushälterin verwundert große Augen. Er ſah ein, daß er ihr eine Erklärung ſchuldig war, und er erzählte ihr die Legende vom heiligen Martin und vom Untergang der ſündigen Stadt Herbadilla und von dem ſchwefelichen und nach Pech ſtinkenden ſchwarzen See Grand Lieu, der ſie jetzt bedecke.

Aber die Haushälterin erwiderte: „Farceur, va! Wir kennen dieſe ſchlechte Nachahmung von Sodom und Gomorrah! Das Frauenzimmer darf mir nicht ins Haus.“

Der wilde Jäger in Frankreich.

Auch Frankreich hat ſeinen wilden Jäger, und zwar einen wilden Jäger, der bedeutend älter iſt, als ſeine beiden deutſchen Kollegen. Man kann ſogar annehmen, daß die deutſchen Herren v. Hackelberg und Rodenſtein nur nachgeborene Söhne des Franzoſen ſind, oder, um deutlicher zu ſprechen, daß die deutſche Sage vom wilden Jäger aus Frankreich ſtammt. Sie hat ſich, wie viele andere franzöſiſche Sagen, wie z. B. die von der ſchönen Magelona, von der Meluſine, vom Gral u. a., in Deutſchland eingebürgert und lebt mit dieſen auf deutſchem Boden noch fort, während ſie auf galliſch-romaniſcher Erde vergeſſen iſt.

Die franzöſiſche Sage vom wilden Jäger knüpft an eine hiſtoriſche Perſon an, die bereits zu Ende des neunten Jahrhunderts geboren und die keine andere iſt, als Thibald „le Tricheur, auch le Vieux, der Alte“ genannt, aus dem Hauſe Champagne, Graf von Tours, von Blois und anderen großen Lehnsherrſchaften. Die Sünden, die ihn zum Chasseur noir gemacht und zur ewig ruheloſen nächtlichen Jagd verdammt haben, werden von der Sage nicht ſpezifizirt, und es ſcheinen auch nicht, wie in der deutſchen Sage, kirchliche Sünden, wie Sonntagsentweihung, zu ſein. Die Geiſtlichkeit wäre ſehr undankbar, wenn ſie an ſeiner Verurtheilung Theil genommen hätte, denn Thibald der Schelm hat ihr Klöſter gebaut und Kirchengüter geſchenkt. Es ſcheint, daß ihn das Volk aus eigener Machtvollkommenheit zum böſen Geiſt gemacht hat, und das mit Recht. Thibald war der Urtypus des mittelalterlichen großen Barons, und als ſolcher war er auf franzöſiſchem Boden der Erſte, der, den Verfall des Karolingiſchen Hauſes benutzend, ſich als unabhängigen und erblichen Beſitzer ſeiner Lehen erklärte und die erſte jener großen Baronien gründete, deren jede einzelne bald mächtiger wurde, als das eigentliche Königreich der Franken unter den erſten Capetingern. Er war es, der gegen ſeinen Lehnsherrn Louis d'Outre-Mer zu Felde zog und ihn gefangen nahm. Sein hundertjähriges Leben, das ihm den Beinamen des „Alten“ verſchaffte, verbrachte er kämpfend, raubend, jagend, Eide ſchwörend und brechend. Er war grauſam, wild, verſchlagen, habſüchtig, tapfer, fromm und gottlos; die Bauern ſeiner ſehr ausgedehnten Ländereien behandelte er ſchlimmer als ſeine Jagdhunde. Ein alter Vers charakteriſirt ihn wie folgt:

A homme ne a femme ne porta amitié,
De franc ne de chetif n'eut merci, ne pitié,
Ne douta à faire mal oeuvre ou péché.

Alle dieſe Tugenden büßt er nun als wilder Jäger, indem er die Jagd, die er zu ſehr geliebt hat, bis zum jüngſten Tage fortſetzen muß. Ehemals ging dieſe Jagd durch das ganze mittlere

Frankreich; heutzutage weiß man nur noch in der Sologne und vorzüglich in den verlaſſenen Wäldern des Schloſſes Chambord von ihr zu erzählen. Man hört ſie nur über die Wipfel der Bäume raſend dahintreiben, man vernimmt nur Hörnerſchall, Jägerruf, Peitſchenknall, Pferdewiehern, Aechzen des gejagten Wildes und daneben den Lärm, das Sauſen und Pfeifen des Windes. So weiß man auch nicht, ob Thibald der Schelm das Geſicht im Nacken trägt, wie der Herr v. Hackelberg, oder vorn, wie jeder gewöhnliche Menſch.

In früheren Jahrhunderten, als Chambord und das Eigenthum Thibalds, das Schloß von Blois, noch die Reſidenzen des Hofes waren, galt der Chasseur noir auch für einen Unheilsverkünder. Man hörte ihn durch die Lüfte ſauſen, wenn irgend ein Unheil oder ein großes Verbrechen im Anzuge war. Da hatte er in der Nähe von Blois allerdings viel zu thun. Doch weiß das Volk der Sologne nicht mehr die Zeitpunkte anzugeben, da er als Unglücksprophet erſchienen; man erinnert ſich nur noch, daß er im Jahre 1750, alſo zu einer Zeit, da die Geſchichte aus Chambord längſt ausgewandert war, zu wiederholten Malen dieſes Schloß beſonders wild umſaust habe, und die Ereigniſſe, die folgten, haben gezeigt, daß er nicht umſonſt erſchienen.

Chambord, dieſes Feenſchloß, dieſes Meiſterwerk des kunſtreichen ſechzehnten Jahrhunderts und gewiß eines der herrlichſten Gebäude, das unſer Jahrtauſend hervorgebracht hat, gehörte um dieſe Zeit dem Marſchall Moritz von Sachſen. Ludwig XV. hatte es dem Sieger von Fontenoy geſchenkt, um ihn für viele gewonnene Schlachten und für den Verrath am deutſchen Vaterlande zu belohnen. Moritz, der das Blut Auguſts von Sachſen und der Abenteurer aus dem Hauſe Königsmark in ſich vereinigte, liebte alle Freuden, die verderbte Fürſten jemals geliebt haben, und in Chambord begann damals ein Freudenleben, das beinahe eine Wiederholung der Chambord'ſchen Freudenzeit unter Franz I. darbietet. Es war hier ein Gedränge von adeligen Herren und Damen, wie am Hofe Ludwigs XV., und wie in den Gärten und Parken dieſes Königs ging es im Walde von Chambord, in den dunkeln Gängen des Schloſſes, im Labyrinthe auf der Platform her. Um die Aehnlichkeit vollkommen zu machen, kam ſehr oft Madame Pompadeur, um den Helden zu beſuchen, der die Körperkraft ſeines Vaters und die Schönheit ſeiner mütterlichen Oheime geerbt hatte. Ein Saal des Schloſſes war zu einem Theater hergerichtet, und auf dieſem ſpielte die Truppe des bekannten Favard und Mademoiſelle Chantilly, welche der Marſchall liebte und der Direktor heirathete. Alles liebte den verſchwenderiſchen Gaſtfreund von Chambord; die höchſten Würdenträger drängten ſich zu ihm, der in der Gunſt des Königs ſo feſt ſtand, weil er die Gunſt der Madame Pompadour beſaß. Nur der Prinz Conti fehlte.

Der Prinz Conti war vielleicht der einzige bekannte Feind des liebenswürdigen Marſchalls von Sachſen. In der Schlacht von Fontenoy war Conti über die gewaltigen Heerſäulen der engliſch-hannoveriſchen Armee erſchrocken. Wie ſie heranrückten, eilte er auf den König los und beſchwor ihn, ſich zurückzuziehen und ſein koſtbares Leben zu retten, da die Schlacht doch verloren ſei. Der König weinte und that, wie ihm der Prinz gerathen. Auf ſeinem Ritt vom Schlachtfelde begegnete er dem Marſchall von Sachſen und ruft dieſem traurig zu: „Wir haben alſo die Schlacht verloren?“ — „Welcher J . . . ſ . . . hat Ihnen Das geſagt?“ ſchreit der Marſchall. „Ich ſage Ihnen, die Schlacht iſt gewonnen!“ — Und die Schlacht war gewonnen, und Moritz wurde mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, ſo ſehr überhäuft, daß der Prinz Conti ſich mit ſeinem Rachegefühl ſtille verhalten mußte. Aber er hatte es nicht vergeſſen, daß ihn der Marſchall einen J . . . ſ . . . genannt, und als Moritz von Sachſen durch ſein Freudenleben in Chambord das Andenken an ſeine Siege etwas in den Hintergrund gedrängt hatte, und als es hieß, daß die rieſige Konſtitution des Siegers von Fontenoy in Folge der wildeſten Ausſchweifungen bedeutend gelitten habe, erinnerte ſich der Prinz Conti aufs Lebhafteſte, daß er ein J . . . ſ . . .

Um dieſe Zeit einmal fiel es dem Marſchall ein, mit ſeinen Herren und Damen einen Mondſcheinſpazierritt durch den Wald von Chambord zu machen. Die Herbſtnacht war überaus mild und klar; man plauderte, man lachte, man war guter Dinge. Mit Einem Mal erwachte über den Häuptern der Geſellſchaft ein Sauſen und Brauſen, als ob der gewaltigſte Sturmwind über ſie hinwehte. Der Himmel verfinſterte ſich, und ſonderbare Schwefelgerüche erfüllten die Luft. Die Reiter hielten ihre Pferde an; plötzlich aber bemächtigte ſich der ganzen Geſellſchaft ein paniſcher Schrecken, und Edelherren und Edeldamen ſprengten, wie von böſen Geiſtern gejagt, nach allen Seiten aus einander. Nur der Marſchall blieb mit ſeinem unüberwindlichen Muth, obwohl etwas fröſtelnd, auf dem Platze. Er ſpornte ſein Roß, es rührte ſich aber nicht. Die Luft um ihn bewegte ſich in einem Wirbel, und in dem Wirbel ließ ſich ein höchſt ſonderbarer Reiter auf den Boden nieder. Er trug eine uralte, ſchwarze Eiſenrüſtung. Aus dem geſchloſſenen Viſier ſtarrten außerordentlich lange, ſchneeweiße Augenwimpern hervor, ebenſo weiße Locken fielen rückwärts auf die Schultern über die ſchwarze Eiſenrüſtung.

„Moritz von Sachſen,“ ſagte die Erſcheinung, „mache dich fort von hier aus meinem Gebiet und aus meinem Walde. Du haſt hier nichts zu thun. Wenn du von jetzt in dreißig Tagen nicht gegangen biſt, wird es dir ſchlecht ergehen.“ — „Und wer biſt du?“ fragte Moritz. — „Ich bin Thibald der Alte.“ So ſprechend, ſchwang er ſich in die Luft und verſchwand im Sturmwinde.

Moritz ritt ins Schloß zurück, erzählte ſein Abenteuer und lachte, und ſein ungläubiger Hof lachte mit. Und weil es einmal erzählt war, und weil man gelacht hatte, hielt es der Marſchall für feige, der Warnung des wilden Jägers nachzugeben, und er blieb in Chambord und lebte luſtig weiter mit Madame Favard, mit Madame Pompadour und ſeiner eigenen wilden Geſellſchaft.

Aber in einer der letzten Novembernächte des Jahres 1750 erſchien der wilde Jäger abermals über Schloß und Park von

Chambord, und zwar mit einem Lärm, mit einem Geheul und Geſchrei, mit einem Sauſen und Pfeifen wie niemals früher. Die Ukrainepferde, welche der Marſchall hieher verpflanzt und die im Parke weideten, brachen ihre Gehege und verbreiteten ſich mit fliegenden Mähnen nach allen Weltgegenden. Die zwei Regimenter Lanzenreiter, die er immer um ſich hatte, verließen Stall und Kaſerne und wollten ſich entſetzt auf ihre Pferde werfen, als ob ſie ein feindlicher Ueberfall bedrohte; aber ſie ſahen nur geſpenſterhafte Nebelgeſtalten, die auf den breiten Kaminen des Schloſſes ſaßen und pfiffen oder von Wipfel zu Wipfel ſprangen. Auf den großen Wieſen am Schloſſe hüpften Irrlichter, und aus den Dachböden rieſen Eulen und Käuzchen. Gegen Morgen war es wieder ruhig und klar, aber alle Welt in der Umgegend wußte, daß etwas Arges geſchehen werde.

Ungefähr nach ſieben Uhr hielt am Eingange in den Park eine geſchloſſene Kutſche, die aus der Ferne gekommen ſchien, und ſprengte ein Kurier in den Schloßhof. Ein Kammerdiener nahm ihm einen Brief ab und brachte ihn dem Marſchall, der noch zu Bette war. Der Marſchall las den Brief, ſprang aus dem Bette, kleidete ſich haſtig an und ließ ſeinen Adjutanten kommen. Die Ankunft des Kuriers, das Herbeirufen des Adjutanten hatte die Dienerſchaft aufmerkſam gemacht; ſie lauſchte und bemerkte, daß der Marſchall und ſein Adjutant eine geheime Treppe hinabſtiegen, den Schloßgraben überſchritten und dem Parke zugingen. Wie ſie in der erſten Allee ankamen, ſtiegen zwei Männer aus der daſelbſt harrenden Kutſche. Man ſah es deutlich, wie der Marſchall ſeinen Degen zog und wie einer der Fremden daſſelbe that. Wenige Minuten darauf ſtiegen die Fremden wieder in die Kutſche und fuhren davon; der Marſchall ſtützte ſich auf den Arm des Adjutanten und kehrte auf demſelben verborgenen Wege ins Schloß zurück. Die Diener wurden gerufen, und bald hieß es im ganzen Schloſſe, der Marſchall ſei in Folge einer ſtarken Erkältung ſehr krank, und am andern Tage war er todt.

Das hatte alſo die Erſcheinung des wilden Jägers zu bedeuten. Es war ſein letztes offizielles Auftreten. Mit den Geſchicken Frankreichs oder hervorragender Perſönlichkeiten hat er nichts mehr zu thun; er iſt zu einem bloßen Lokalgeiſt herabgeſunken, von dem nur noch die Einwohner der Dörfer und Meiereien in der Sologne bei heftigem Winde zu erzählen wiſſen. Selbſt in der Stadt Blois, auf deren Höhe Thibald der Schelm ſich auf römiſchen Ruinen ſein Schloß gebaut und die ſeine eigentliche Heimat, wiſſen nur die Gelehrten, daß der chasseur noir ihr Landsmann iſt. Im übrigen Frankreich iſt er vergeſſen, und nur die Beſucher der großen Oper wiſſen aus den Dekorationen des Freiſchütz von ſeiner Exiſtenz, die ſie für rein germaniſch halten.

Es geht den Sagen Frankreichs, wie es ſeinen Liedern ergangen iſt. Die mittelalterlichen Erinnerungen wurden ſchon unter Ludwig XII. und Franz I. durch die glänzenden Regierungszeiten und die italieniſchen Eindrücke verwiſcht. Die italieniſchen Kriegsgeſchichten wichen den Aufregungen der Religionskriege; das Andenken an dieſe wurde wieder durch das große Jahrhundert Ludwigs XIV. verdunkelt, und zwiſchen all dieſen Epochen mit ihren populären Produkten und der Neuzeit hat die große Revolution einen weit klaffenden, trennenden Abgrund geöffnet. Die meiſten der Sagen und Märchen, die einen mittelalterlichen Anſtrich haben und die heute noch mehr in bürgerlichen als in eigentlichen Volksklaſſen fortleben, ſind künſtliche Erzeugniſſe gebildeter Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, die à la Loreley entſtanden und populär geworden. Von eigentlich mittelalterlichen Sagen wird bald in Frankreich keine Spur übrig ſein. Die vom wilden Jäger liegt in den letzten Zügen, und ich habe ſie aufgezeichnet, weil es immer intereſſant iſt, das ſo verſchiedenen Völkern Gemeinſame hervorzuheben.

Das Geſicht der Prinzeſſin Marie von Orleans.

Eine Pariſer Geſchichte.

„Iſt Herr Armand zu Hauſe?“ —

„Nein! er wird aber wohl nicht lange mehr ausbleiben.“ —

„Erlauben Sie mir, daß ich ihn in Ihrer Loge erwarte?“

„Gewiß! bitte, treten Sie ein.“ —

Gerne benutzte ich die Einladung Bertha's, der Portiers-Tochter. Sie war ſchön, liebenswürdig, geſprächig und außerordentlich gebildet, denn ſie las alle Feuilletons und Faits-divers ſämmtlicher Morgen- und Abendblätter, bevor ſie dieſelben an die Einwohner ihres Hauſes gelangen ließ. Die Gasflamme flackerte ſchon; der Vater war ausgegangen, Mademoiſelle Bertha ſtickte eine Weſte, und es war ſehr gemüthlich in der Loge. Auf dem Tiſche ſtand eine ganz neue kleine Gypsſtatue der Jungfrau von Orleans; Bertha hatte ſie dieſen Nachmittag gekauft, um ſie über ihrem Bette aufzuſtellen. Ich betrachtete die liebliche, ächt weibliche Arbeit, den ſanften Ausdruck des heldenmüthigen Geſichtes, die keuſche und fromme Haltung der Arme und des ganzen Körpers.

„Nicht wahr,“ ſagte Bertha, „ſie iſt reizend?“

„Sehr reizend.“

„Sie wiſſen, daß ſie die Prinzeſſin Marie, die Tochter Louis Philipps, gemacht hat?“

„Ja wohl!“

„Das war eine große Künſtlerin und eine liebenswürdige Dame — das liebenswürdigſte Kind Louis Philipps. Ich habe ſie oft geſehen; mon Dieu, welch ein freundliches, graziöſes Geſicht! Zum Andenken an ſie habe ich fünfundvierzig Sous ausgegeben und Jeanne d'Arc gekauft; aber auch zum Andenken an die Orleans en general. Sie wiſſen, ich bin Philippiſtin!“

„So? und warum?“

„Warum? — Nun aus Prinzip! Da gibt es kein Warum.“

„Ganz richtig! ganz richtig!“

„Und dann,“ fuhr Bertha fort, „weil ich Jules Janin liebe, und er iſt auch Orleaniſt.“

„Das iſt allerdings auch ein Grund,“ ſagte ich.

„Sie wiſſen,“ ſagte wieder Bertha, nachdem ſie mir die Statue aus der Hand genommen, „Sie wiſſen, daß die arme Prinzeſſin Marie geſtorben iſt? Sie ſtarb aus zwei Gründen. Einmal war ſie zu gut für dieſe Welt, und dann hat ſie ihre Kunſt getödtet.“

„So?“ — fragte ich erſtaunt — „das wußte ich nicht. Wie ſo hat ſie ihre Kunſt getödtet?“

„Das iſt eine merkwürdige Geſchichte,“ ſagte Bertha, indem ſie die Arbeit bei Seite legte, „und ich will ſie Ihnen erzählen, wenn Sie mir verſprechen, mich nicht für abergläubiſch zu halten.“

„Oh! Mademoiſelle Bertha!“ rief ich, „wie könnte ich Sie für abergläubiſch halten? Sie ſind ſo aufgeklärt, ſo gebildet.“

„Gut! ich glaube ſelbſt nicht daran, aber ich muß der Merkwürdigkeit wegen vorausſchicken, daß die ganze Geſchichte vor der Februarrevolution bekannt geweſen, und daß man einmal vor dem Jahre 1848 in dieſer ſelben Loge viel über die Geſchichte gelacht hat. Heute würde man nicht mehr lachen.“

„Sie machen mich ſehr neugierig, Mademoiſelle Bertha,“ ſagte ich; „bitte, erzählen Sie!“

„Die Prinzeſſin Marie,“ fing Bertha an, „war eine ſehr ausgezeichnete Bildhauerin, wie Ihnen dieſe Statue der Jeanne d'Arc beweiſt. Sie liebte ihre Kunſt über Alles und war mehr Künſtlerin als Prinzeſſin. Sie verbrachte halbe und ganze Tage im Louvre bei den alten und neuen Antiken.“

„Bei den alten und neuen Antiken?“ fragte ich.

„Ja wohl!“ ſagte Bertha und ſah mich an.

„Das verſtehe ich nicht.“

„Ich will es Ihnen erklären; Sie ſind ein Fremder und ſcheinen Das nicht zu wiſſen. Es gibt im Louvre zwei Abtheilungen, von denen die eine die alten, die andere die neuen Antiken enthält.“

„Was iſt denn da für ein Unterſchied?"

„Nun, die alten Antiken ſtammen aus alter Zeit, aus der Zeit des heiligen Ludwig und aus noch älterer Zeit, und wurden in alten Häuſern gefunden; die neuen Antiken werden auf Beſtellung des Gouvernements von den Künſtlern verfertigt, wie z. B. von Herrn Pradier oder David d'Angers."

„Ah!" ſagte ich, „jetzt verſtehe ich; alſo die Prinzeſſin Marie machte auch Antiken?"

„Aber nein!" rief Bertha etwas ungeduldig und erſtaunt über meine Naivetät, „das würde ſich ja für eine Demoiſelle nicht geſchickt haben!"

„Und warum denn nicht?"

„Nun, weil Antiken nackt ſind. Die Prinzeſſin Marie machte nur Skulpturen, wie dieſe Jeanne d'Arc — Skulpturen — verſtehen Sie wohl, das ſind — nun gewiſſermaßen bekleidete Antiken. Das iſt der Unterſchied zwiſchen Antiken und Skulpturen."

„Ach! jetzt verſtehe ich. Ich bitte Sie um Entſchuldigung, daß ich Sie mit meinen dummen Fragen unterbrochen habe, und fahren Sie gefälligſt fort."

„Einmal fiel es der Prinzeſſin Marie ein, die Antiken bei Fackelbeleuchtung ſehen zu wollen. Das ſoll ganz prächtig geweſen ſein, und ſie nahm ſich vor, öfter in der Nacht zurückzukehren und Studien bei Fackelbeleuchtung zu machen. Aber der König Louis Philipp, der ein beſorgter und zärtlicher Vater war, erlaubte Das nicht; denn, ſagte er, der Aufenthalt in den kalten Sälen bei Nacht und in der Geſellſchaft der kalten Marmorſteine könnte der ohnehin ſehr delikaten Geſundheit der lieben Marie ſchaden. Doch ließ es die arme Prinzeſſin nicht ruhen, denn ſo ſind die Künſtler; was ſie ſich einmal ſchön vorſtellen, das müſſen ſie auch ausführen. Sie gewann einen alten treuen Diener, der gern den Zorn des Königs für die gute Prinzeſſin auf ſich nahm, und mit ihm, der eine Laterne trug, ſchlich ſie ſich, da ſchon Alles in den Tuilerien ſchlief, eines Nachts über den Karuſſelplatz und in den Louvre. Der Portier öffnete ihr natürlich, und ſie klatſchte vor Freude in die Hände, als ſie mitten unter den Antiken ſtand, die bei der Beleuchtung der einzigen Laterne ganz kurios ausgeſehen haben mögen."

Bertha ſchwieg.

„Warum brechen Sie plötzlich ab?" fragte ich.

„Jetzt," ſagte Bertha, „fängt das Schauerliche an."

„Aha!" rief ich, „ich errathe! Die Antiken wurden lebendig, der ſterbende Fechter ächzte, Achilles ſprang vom Piedeſtal und fing zu laufen an; der Venus von Milos wuchſen die Arme, und ſie ſtreckte ſie dem Mars entgegen; Demoſthenes hielt eine Rede, und Euterpe blies ins Rohr." —

„Was ſchwatzen Sie da!" unterbrach mich Bertha — „ſeien Sie verſtändig und hören Sie weiter. Die Prinzeſſin Marie beleuchtete mit ihrer Laterne irgend eine Statue und ſetzte ſich ihr gegenüber; der Diener zündet ihr noch ein Wachslichtchen an, das er für ſie in den Tuilerien geſtohlen hatte, und ſie fing an zu zeichnen, während ſich der Diener auf eine der Bänke, oder irgend ſonſt wohin ſetzte. Es war ſchon ſpät, ſehr ſpät — die Prinzeſſin vertiefte ſich, und es wurde immer ſpäter, und der Diener ſchlief ein, und ſie lächelte, wie ſie ihn ſchnarchen hörte. — Nun müſſen Sie wiſſen, befinden ſich die Antiken, in deren Geſellſchaft ſich die Prinzeſſin Marie eben aufhielt, gerade in dem Theile des Louvres, den ehemals Karl IX. bewohnt hat — Sie wiſſen wohl, wer König Karl IX. geweſen?"

„Ja wohl!"

„Und Sie haben auch von der Bartholomäusnacht gehört?"

„Auch Das!"

„Ach, ich errathe," ſagte Bertha, „ich bin gewiß, Sie wiſſen Das alles aus Meyerbeers Hugenotten?"

„Nicht präciſement; ich habe über dieſen Gegenſtand auch Mancherlei in den Büchern geleſen."

„Ganz richtig," warf ſich ſelbſt Mademoiſelle Bertha ein, „ich habe vergeſſen, daß die Deutſchen Alles aus Büchern wiſſen. Wir Franzoſen, wir wiſſen Alles aus der Oper und dem Theater überhaupt; das iſt viel angenehmer. — Um aber wieder auf die Prinzeſſin Marie zurückzukommen, ſo ſcheint ſie nicht daran gedacht zu haben, daß dieſer ſchreckliche König, der auf die Franzoſen geſchoſſen hat, und daß deſſen Mutter, die noch ſchrecklichere Katharina — ſie war keine Franzöſin, ſondern eine Italienerin — dieſen Theil des Louvres bewohnt haben. Sonſt wäre es ihr wohl in der Nacht daſelbſt unheimlich geweſen. Aber ſie dachte an nichts, als an ihre Zeichnung. — Bon! — Nun, ſie zeichnete. — Ich könnte ſagen, daß es drüben im Inſtitut Mitternacht ſchlug, aber Das wäre eine Erfindung von mir, denn ich weiß nicht, ob es gerade Mitternacht war oder früher oder ſpäter, als die Prinzeſſin Marie ein eigenthümliches Wehen verſpürte, und ſie ſagte ſich: Es zieht hier, aber das wird mir nicht ſchaden. Vom Boden flog einiger Staub auf, die Thüren krachten ein wenig, und man hörte ein leiſes Rauſchen, als ob Gewänder im Vorübergehen an die Marmorſtatuen ſtreiften. Das Kerzenſtümpfchen, das ihre Mappe beleuchtete, erloſch, und das Licht in der Laterne flackerte hin und her, ſo daß ſich die Schatten auf der Statue bewegten und die Prinzeſſin zu zeichnen aufhören mußte. Sie ſah ſich erſtaunt um — und was ſah ſie?" —

„Nun, was ſah ſie?" fragte ich.

„Monſieur!" — ſagte Mademoiſelle Bertha mit ſtolzem, etwas gebieteriſchem Tone, „ich muß Sie nochmals bitten, mich nicht für abergläubiſch zu halten. Ich weiß ſehr wohl, daß ſich Alles erklären läßt und nichts geſchieht, ſei es was immer, das gegen die Geſetze der Natur und des Inſtitutes wäre. Uebrigens erzähle ich ein Faktum. Ferner muß ich Sie daran erinnern, daß dieſe Geſchichte vor 1848 erzählt worden, als Louis Philipp noch feſt auf ſeinem Throne ſaß."

„Alſo was ſah die Prinzeſſin Marie, als ſie ſich umwandte?" fragte Bertha wieder, und ſie antwortete ſich ſelbſt: „Sie ſah keine Wand, wo früher eine Wand geweſen war, ſondern ſah ſo etwas, wie ein Theater, und auf dem Theater eine ganze Menge handelnder Perſonen. Dieſe ſprachen und bewegten ſich ſehr heftig, aber Das alles ſah man nur; weder die Worte noch die Bewegungen brachten irgend einen Ton oder Geräuſch hervor. Das war Alles wie ein Schattenſpiel, doch konnte man die Farben unterſcheiden, obwohl auch dieſe ſehr blaß und verſchoſſen waren. In der Mitte ſtand ein Bett, und auf dem Bette ſaß halb aufgerichtet, während ſeine Beine zitternd herabbaumelten, ein junger, blaſſer, abgezehrter Mann, deſſen Zähne klapperten, oder vielmehr deſſen Kiefern ſich ſo bewegten, als ob ſeine Zähne klapperten. Die Prinzeſſin Marie erkannte den jungen Mann auf den erſten Blick; es war König Karl IX. Ihn umgaben zahlloſe Männer, die alle heftig ſprachen und die alle verwundet waren. Der Eine hatte einen geſpaltenen Schädel, der Andere eine aufgeriſſene Bruſt, der Dritte war ganz zerhackt u. ſ. w. Aus allen Wunden floß ununterbrochen Blut, und die Tropfen, die herabfielen, gaben den einzigen Ton, der zu hören war. Die Verwundeten waren offenbar Hugenotten, denn die Prinzeſſin Marie erkannte den Admiral Coligny nach ſeinem Porträt. Dieſer ſtand in der Mitte der Verwundeten hinter dem Bette des Königs und hielt deſſen Kopf mit beiden Händen ſo, daß der König gerade vor ſich hinſehen mußte. Etwas abſeits ſtand die Königin Katharina von Medici, die Mutter des Königs, und drehte und verrenkte ſich vor Lachen und machte dabei ſo gemeine Bewegungen wie eine Poiſſarde. Der König wollte immer den Kopf abwenden, aber er konnte nicht, denn Coligny hielt ihn zu feſt, und er mußte immer vor ſich hinſtarren, und ſein Blick war voll Entſetzen. Unwillkürlich folgte die Prinzeſſin Marie dieſem Blicke, und da ſah ſie auf der Wand gegenüber —“

„Nun, Mademoiſelle Bertha, Sie ſtocken ja; ich glaube, Sie haben Furcht.“

„Ich?“ — ſagte ſie lächelnd. — In dem Augenblicke zog man die Klingel, und ſie erſchrak ſo, daß ſie die Schnur zu ziehen vergaß und ich ihr Amt verrichten mußte, und als der Ankömmling nach einem Bewohner des Hauſes fragte, antwortete ſie: Il est au Louvre! und der Fremde ging wieder.

Erſt mein Lachen erweckte ſie aus ihrer Zerſtreuung, und ſie lachte mit und erzählte weiter: „Nun zeigte es ſich, daß König Karl IX. eigentlich wie in einer Loge ſaß, denn das Theater war gerade ihm gegenüber, und dorthin ſtarrte er mit dem Blicke voll Entſetzen. Es war freilich ein ſchreckliches Schauſpiel, das er dort aufführen ſah. Prinzeſſin Marie wußte nicht, was dort vorgegangen, bevor ſie dem Blicke des Königs gefolgt war, jetzt, da ſie ſich umſah, erblickte ſie die Guillotine und eine zahlloſe Menſchenmenge rings umher. Alles war dunkel, wie ein Schatten; nur das Beil, das noch in der Höhe ſchwebte, glänzte wie Glas, darauf die Sonne ſcheint. Sanſon, der Henker, ſtand dabei. Ludwig XVI. beſtieg das Schaffot, und es ging Alles ſo vor ſich, wie es geſchrieben ſteht. Darauf fiel der Vorhang, und es wurde im ganzen Saale lebendig. Prinzeſſin Marie bemerkte jetzt erſt, daß ſie mitten unter Zuſchauern im Parterre ſaß, und kleine Jungens liefen zwiſchen den Bänken umher und boten den Entre-acte aus. Die Prinzeſſin wollte entfliehen, aber ein Nachbar ſagte ihr ins Ohr: „Bleiben Sie, bleiben Sie, die nächſten Akte werden Sie beſonders intereſſiren, das Stück iſt noch lange nicht aus!“ — Es war ihr, als wäre ſie von einer unwiderſtehlichen Macht zurückgehalten, und ſie blieb.

„Bald ging der Vorhang wieder auf. Dieſelbe Szene, nur daß dießmal Philipp Egalité, der Großvater der Prinzeſſin, das Schaffot beſtieg. „Wie langweilig,“ ſagte ihr Nachbar, „immer Daſſelbe!“

Wieder fiel der Vorhang, wieder Entre-acte, wieder Fortſetzung: Eine große, ſchwarze Kutſche zog über die Bühne, umgeben von Reitern, gefolgt von Soldaten. Aus dem Wagenfenſter blickte der graue Kopf Karls X. und verneigte ſich tief vor Karl IX. Der Vorhang fiel. Der Prinzeſſin wurde es ſehr wehe; ihr Herz klopfte, und es war ihr, als müßte ſie in Ohnmacht fallen. Sie raffte ſich auf und wollte davoneilen, aber ihr Nachbar hielt ſie am Kleide feſt und liſpelte: „Sie werden Ihren Platz verlieren, wenn Sie jetzt fortgehen. Sie müſſen noch die Februarrevolution mit anſehen.“

„Die Februarrevolution?“ ſtotterte die Prinzeſſin. — „Was iſt das?“

„Ein höchſt intereſſantes Tableau, und dann kommt — doch man fängt an.“

Der Vorhang ging wieder auf; der Prinzeſſin Marie ſchwamm es ſo vor den Augen, daß ſie nichts zu ſehen vermochte. Aber ſie nahm ſich zuſammen, rieb ſich die Augenlider und ſtarrte muthig auf die Bühne; ſie ſah nur noch die letzte Szene. Ein kleiner Bauernwagen mit zwei Rädern, von einem magern Pferde gezogen, fuhr durch ödes Land, einer Düne zu. Auf dem Wagen, die Zügel in der Hand, ſaß ein alter dicker Mann, mit einer Mütze auf dem Kopfe und einer blauen Blouſe auf dem Leibe. Als er auf der Mitte der Bühne ankam, zog er die Mütze vom Kopfe und verneigte ſich tief vor der Loge Karls IX. „Mein Vater! Mein Vater!“ ſchrie die Prinzeſſin und ſank bewußtlos auf das kalte Pflaſter der Louvrehalle.

Als ſie erwachte, war es heller Tag. Sie lag in ihrem Bette, umgeben von ihrer ganzen Familie. Louis Philipp hielt ihre Hand in ſeinen beiden Händen und ſah ſie beſorgt an; dann machte er ihr ſanfte Vorwürfe, daß ſie gegen ſeinen Befehl gehandelt und die Nacht im Louvre zugebracht habe. Er küßte ſie auf die Stirn und nannte ſie une petite Bohémienne, die man künftig beſſer bewachen müſſe. Sie ſchlang beide Arme um ſeinen Nacken und weinte bitterlich.

Einige Tage darauf, da ſie ſich wieder erholt hatte, ſagte ſie dem König, daß ſie ihn im Traume in einer Blouſe geſehen habe.

„Warum nicht?“ ſagte Louis Philipp — „ich bin ein Bürgerkönig und habe ein Parapluie getragen; da die Zeit fortſchreitet, kann ich noch ein Blouſenkönig werden. Wir werden ſehen!“

„Armer König!“ ſeufzte Bertha und ſchwieg. — Nach einiger Zeit fügte ſie hinzu: „Seit jener Nacht kränkelte die gute, ſchöne Prinzeſſin Marie, und Sie wiſſen, daß ſie in früher Jugend, lange vor der Februarrevolution, geſtorben iſt. Wie glücklich für ſie!“

III.

Aus ſlaviſchen Ländern.

Zuckererbſe.

Ruſſiſches Volksmärchen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter, von denen war eine immer ſchöner als die andere. So war denn, was nicht ſchwer auszurechnen iſt, die dritte die ſchönſte. Sie war ſo ſchön, daß es noch ſchwerer zu ſagen iſt, als zu glauben, und noch ſchwerer zu glauben, als zu ſagen. Aber dieſe große und unglaubliche Schönheit war ihr Unglück, denn die drei Prinzeſſinnen hatten eine böſe Stiefmutter, die neben ihnen ſo häßlich ausſah wie ein alter Rabe oder eine ſchäbige Kuh, und die deßhalb auf ihre Stieftöchter eiferſüchtig war und ſie auf alle erdenkliche Weiſe plagte. Da ſich ihre Eiferſucht nach der Schönheit der Prinzeſſinnen und die Plagen ſich nach ihrer Eiferſucht richteten, ſo war die ſchönſte Prinzeſſin, die dritte, auch die geplagteſte. Sie konnte es am Ende nicht länger aushalten und lief auf und davon und verſteckte ſich in einem Zuckererbſenfelde. Da kam ein ſchöner, junger und mächtiger Prinz vorbeigeritten. „Geh hin,“ ſagte er zu einem ſeiner Kavaliere, „und ſieh nach, was für ein ſchöner Vogel dort im Erbſenfelde ſitzt.“ — Der Kavalier ritt hin und kam wieder zurück und ſagte: „Dieß iſt nicht ein ſchöner

Vogel, ſondern ein wunderſchönes Mädchen." — „Reit wieder hin," ſagte der Prinz, „und frage das wunderſchöne Mädchen nach ſeinem Namen." — Der Kavalier ritt hin, kam wieder zurück und ſagte: „Das wunderſchöne Mädchen heißt Zuckererbſe." — „Reit wieder hin," ſagte der Prinz, „und frage Zuckererbſe, ob ſie mit mir auf mein Schloß gehen will." — Der Kavalier ritt hin, kam zurück und ſagte: „Zuckererbſe will nicht mit dir auf dein Schloß gehen."

Der Prinz ritt weiter. Aber nach einigen Tagen kam er wieder an dem Erbſenfelde vorbei und ſagte wieder zu dem Kavalier: „Reit hin und frage Zuckererbſe, ob ſie mit mir auf mein Schloß gehen will." Der Kavalier ritt hin, kam zurück und ſagte: „Zuckererbſe befindet ſich ganz wohl bei den Zuckererbſen und will nicht mit dir auf dein Schloß gehen." — Der Prinz ritt verdrießlich weiter. Nach drei Tagen kam er wieder an dem Erbſenfelde vorbei und ſagte zu ſeinem Kavalier: „Reite hin und ſage Zuckererbſe, daß ich ſie halten will wie eine erſte Hofdame meiner Mutter oder wie eine Prinzeſſin, wenn ſie mit mir auf mein Schloß gehen will." — Der Kavalier ritt hin und kam mit Zuckererbſe zurück. Da war der Prinz ſehr froh, hob ſie auf ſein Roß und ritt mit ihr im Galopp bis ans Meer. Dort wohnte er mit ſeiner Mutter in einem prächtigen Schloß. Er ſtellte ſie der alten Königin vor, dann verliebte er ſich in Zuckererbſe ganz gewaltig, und der ganze Hof bewunderte ihre ungemeine Schönheit. Eines Tages ſagte er zu ihr: „Verlange von mir, was du willſt, ich will dir Alles gewähren." Und der ganze Hof, Herren und Damen, waren verſammelt, und Zuckererbſe verlangte eine Scheere. Schnell ließ der Prinz eine ſehr ſchöne Scheere bringen und überreichte ſie auf anmuthige Weiſe ſeiner Geliebten. Sie nahm die Scheere und ſchnitt ſich mir nichts dir nichts die Naſenſpitze ab. Der ganze Hof erſchrak; aber größer als der Schrecken war das Staunen, als die Naſenſpitze ſchnell nachwuchs und die Naſe und die ganze Zuckererbſe noch viel ſchöner war, als je zuvor. Als dieß die Hofdamen ſahen, ſchlich ſich eine nach der andern fort, und jede nahm eine

Scheere und ſchnitt ſich die Naſenſpitze ab. Allein ihre Naſenſpitzen wuchſen nicht nach, und ſie waren häßlicher, als je zuvor, was ſie nicht gehofft hatten. Sie betrachteten Zuckererbſe als die Urſache dieſes Unheils und fingen an, ſie zu haſſen, der Prinz aber liebte ſie, da ſie noch ſchöner geworden war, noch mehr, als da ſie die alte Naſe beſeſſen. Darum ſprach er wieder zu ihr: „Verlange von mir, was du willſt, es ſoll dir Alles gewährt werden." — Zuckererbſe ſagte: „So laſſe mir ein Bad von ſiedend heißer Milch bereiten." — Man bereitete ein Bad von ſiedend heißer Milch. Zuckererbſe ſtieg in das Bad, und als ſie herauskam, war ſie ſo ſchön, ſo ſchön, daß man ſie nicht mehr anſehen konnte. Alles war geblendet von ihrer Schönheit, Alles kam in Entzücken. Es war etwas ganz Außerordentliches. Vor dem Bade hätte kein Weiſer und kein Prophet vorausſagen können, daß ſie noch ſchöner zu werden vermochte, und doch war das der Fall. Die Hofdamen, die ebenfalls ſo ſchön werden wollten oder wenigſtens doch ſchöner, als ſie waren, ließen ſich auch Bäder von ſiedend heißer Milch bereiten. Aber ſie verbrannten ſich aufs Schrecklichſte, ſchrieen und ſprangen ganz gekocht aus dem Bade. Das verziehen ſie der Zuckererbſe nicht, die ſie als die Urſache ihrer Schmerzen verwünſchten, und fuhren fort, ſie zu haſſen. Allein der Prinz liebte ſie noch mehr und ſprach eines Tages zu ihr: „Verlange, was du willſt, und es ſoll dir Alles gewährt werden." — „Man bringe mir einen Teppich," ſagte Zuckererbſe. Man brachte einen ſchönen Teppich, ſie breitete ihn auf dem Meere aus und fuhr darauf hinaus, wie auf einem Kahne. Das war ein reizender Anblick, wie ſie ſo auf dem Meere, bald ſitzend, bald liegend, hin- und herfuhr und die Wellen um ſie her murmelten und die weißen Köpfchen erhoben und ſie anſahen, ohne ihr nur den Fuß zu benetzen. — Als ſie von ihrer Meerfahrt zurückkam und ans Land ſtieg, wo der ganze Hof verſammelt war und der Prinz ſie erwartete, da war es nicht mehr auszuhalten vor Schönheit. Die Seefahrt hatte ihr ſo gut gethan. Nun hört Alles auf, und das Märchen muß auch bald aufhören, denn wenn es ſo fortgeht, wird es bald keine Worte geben, dieſe Schönheit zu beſchreiben. Die Hofdamen aber, wie ſie das ſahen, liefen ſogleich hin, holten ihre Teppiche, breiteten ſie aus und fuhren auch hinaus ins Meer. Aber die Teppiche wollten ſie nicht tragen, und ſie ſanken ins Meer. Mit Mühe wurden ſie gerettet, fünf der böſeſten verſanken und ertranken. — Die gerettet waren, ſchrieen vor Bosheit: „Das alles hat Zuckererbſe verſchuldet, und es iſt nicht mehr auszuhalten, und es muß Etwas geſchehen!“ — Der Prinz ſagte auch, es ſei nicht mehr auszuhalten, und es müſſe Etwas geſchehen. — Er ging zu ſeiner Mutter, der alten Königin, und ſagte: „Es iſt nicht mehr auszuhalten, und es muß Etwas geſchehen.“ — „Und was muß geſchehen?“ fragte die Königin. — „Wenn ich es aushalten ſoll,“ antwortete der Prinz, „ſo muß ich ſie heirathen.“ — „Wenn man nur wüßte, wer ſie eigentlich iſt,“ erwiderte die Königin, „denn ſo eine hergelaufene Zuckererbſe kann ein Prinz nicht mit Ehren heirathen.“ Aber Zuckererbſe antwortete: „Ich bin keine hergelaufene Zuckererbſe, ſondern eine ſchöne Prinzeſſin.“ Darauf erzählte ſie Alles, wie es ſich begeben hatte, wie ſie als eine Prinzeſſin geboren ſei, wie ſie der Prinz für einen Vogel gehalten, wie ſie ſich für eine Zuckererbſe ausgegeben, und Dieß alles in ſehr anmuthigen, luſtigen und traurigen Worten. Da heirathete ſie der Prinz, und ſie wurde eine große und mächtige Königin und die ſchönſte aller Königinnen in der Welt, und Das will viel ſagen, denn alle Königinnen ſind ausnehmend ſchön. Doch das iſt bekannt. — Was Einer kann, kann nicht der Andere. Wenn Jedem die Naſe nachwüchſe, wie Viele würden ſich die Naſe abſchneiden; wenn Jeder in heißer Milch baden könnte, ohne gekocht zu werden, wie Viele würden in heißer Milch baden und ſchöner werden; wenn Jeder auf einem Teppich übers Meer fahren könnte, die ganze Welt wäre auf Reiſen. Was Einer kann, kann nicht der Andere. Zufriedenheit iſt die ſchönſte Naſe, das beſte Bad, der kunſtvollſte Teppich.

Die zwei Eimer.

Ruſſiſches Volksmärchen.

Es waren einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten einen Sohn und eine Tochter. Als ſie ſtarben, vergaßen ſie, ihren Kindern ein kleines Vermögen zu hinterlaſſen, und ſo waren die Waiſen ſehr arm und wußten nicht, wie und wovon zu leben. Da ſprach der Bruder zu ſeiner Schweſter: „Schweſterlein, da wir nicht zu leben haben, ſo wollen wir uns aufmachen und in die Welt wandern, ſo weit die Menſchen mit Augen ſehen, und unſer Glück verſuchen.“

Sie wanderten viele, viele Tage in die Welt hinein, über die Steppen hin, durch Berge und Thäler und kamen endlich in einen großen, großen und grünen, grünen Wald. Durch den grünen Wald zogen ſie noch einmal viele, viele Tage, bis ſie eines Tages vor einem prächtigen Hauſe mitten im Walde ſtehen blieben. — „Warte du hier,“ ſagte der Bruder zur Schweſter, „und ich will hineingehen und zuſehen.“ In dem Hauſe waren viele große Säle; er ging durch den erſten, zweiten, dritten Saal, und als er in den ſiebenten Saal kam, ſchliefen daſelbſt dreizehn Räuber nebeneinander. Er zog ſeinen Degen und ſchnitt allen dreizehn Räubern den Hals ab. Dann ging er hinaus und holte die Schweſter, führte ſie in das große Haus und ſagte: „Schweſterlein, Dieß alles ſchenke ich dir. Walte du hier wie eine Hausfrau und beſieh dir Alles und alle Schätze und Geräthe und gehe durch alle Zimmer und Säle, nur in den ſiebenten Saal ſollſt du nicht eintreten.“

Darauf nahm er ſein Jagdhorn und ſein Jagdgewehr und ging auf die Jagd. Sogleich ging das Schweſterlein durch die ſechs Säle und trat in den ſiebenten Saal, und da ſah ſie die dreizehn Räuber mit den dreizehn abgeſchnittenen Hälſen. Aber der dreizehnte Räuber war der ſchönſte von Allen, und vor ihm blieb das Schweſterlein ſtehen und ſah ihm ins Geſicht. Da bewegte er die Augen und ſagte: „Ich bin noch nicht ganz todt.“

„O!“ rief das Mädchen voll Freude.

„Wenn du mich retten willſt,“ ſagte er weiter, „ſo vermagſt du es.“

„Und wie vermag ich es?“ fragte ſie.

„Verſchaffe mir die Milch einer Häſin.“

Als nun der Bruder nach Hauſe kam, ſagte die Schweſter zu ihm: „Verſchaffe mir die Milch einer Häſin, ich brauche ſie in der Wirthſchaft.“

Da ging der Bruder wieder auf die Jagd und jagte mit Mühe eine Häſin auf und wollte ſie fangen, um ſie der Schweſter heimzubringen. Aber die Häſin ſagte: „Lieber, laß mich in Freiheit und nimm meine Milch, die du doch allein brauchſt, und nimm mein junges Häschen, das wird dir noch einmal nützlich ſein, und du wirſt es nicht bereuen.“

Da nahm er die Milch der Häſin und das junge Häschen und brachte die Milch ſeiner Schweſter, und ſie ging in den ſiebenten Saal und beſtrich damit den Hals des dreizehnten Räubers.

Nach drei Tagen ſagte der Räuber: „Meine Wunde heilt, aber ich bin noch nicht ganz geſund, ich bedarf der Milch einer Füchſin.“ Da ſagte ſie zum Bruder: „Verſchaffe mir die Milch einer Füchſin, ich bedarf ihrer in der Wirthſchaft.“

Da ging der Bruder wieder auf die Jagd und jagte mit Mühe eine Füchſin auf und wollte ſie fangen, um ſie der Schweſter heimzubringen. Aber die Füchſin ſagte: „Lieber, laß mich in Freiheit und nimm meine Milch, die du doch allein brauchſt, und nimm mein junges Füchslein, das wird dir noch einmal nützlich ſein, und du wirſt es nicht bereuen.“

Da nahm er die Milch der Füchſin und das junge Füchslein und brachte die Milch ſeiner Schweſter, und ſie ging in den ſiebenten Saal und beſtrich damit den Hals des dreizehnten Räubers.

Und wieder nach drei Tagen ſagte der Räuber zur Schweſter: „Meine Wunde heilt, aber ich bin noch nicht ganz geſund, ich bedarf der Milch einer Wölfin.“

Und da war es mit der Wölfin und mit ihrer Milch und mit dem jungen Wölflein ganz ſo, wie es zuerſt mit der Häſin und mit der Füchſin geweſen, und als der dreizehnte Räuber ſagte: „Ich bedarf der Milch einer Bärin,“ da war es mit der Milch der Bärin und mit ihrem Jungen, wie es mit der Milch und den Jungen der Wölfin, der Füchſin und der Häſin geweſen.

Und drei Tage, nachdem ſie dem dreizehnten Räuber den Hals mit der Milch der Bärin beſtrichen, ſagte der dreizehnte Räuber zur Schweſter: „Nun bin ich beinahe ganz geſund, aber ich bedarf eines Bades.“

Da ging ſie hin und richtete ein Bad an. Das ſah der Bruder und fragte: „Für wen iſt das Bad?“

„Für mich,“ ſagte die Schweſter.

„Hat man je gehört,“ ſagte der Bruder, „daß die Schweſter vor dem Bruder badet? Du wirſt nach mir baden,“ ſagte er und legte ſich in das Bad.

Schnell ging ſie in den ſiebenten Saal und ſagte zum dreizehnten Räuber: „Mein Bruder liegt im Bade.“

Der Räuber erhob ſich und lief hinaus und wollte den Bruder im Bade umbringen. Da ſagte das junge Füchslein zu dem Bruder: „Ich gebe dir einen guten Rath; ſtoße du in dein Hüfthorn.“

Da ſagte der Bruder zum Räuber: „Laß mich, ehe ich ſterbe, noch einmal ins Hüfthorn blaſen!“

Der Räuber erlaubte ihm das, und er blies ins Hüfthorn, daß es weithin erſcholl; darauf lief das Häslein, ſo ſchnell es konnte, und holte das Wölflein und das Bärlein. Und das Wölflein und das Bärlein kamen heran und zerriſſen den Räuber, und der Bruder bereuete es nicht.

Als dieß die Schweſter ſah, ging ſie voll Bosheit in die Schlafſtube des Bruders und ſteckte den Strohſack voll kleiner Meſſer, ſo daß die Spitzen alle nach oben gerichtet waren. „Da,“ ſagte ſie zu ſich, „muß mein Bruder elend zu Grunde gehen, dafür, daß er mir meinen Räuber hat zerreißen laſſen.“ — Am Abend trat der Bruder in ſeine Schlafſtube und ahnte nichts

Böſes und fing an, ſich zu entkleiden, um ſich ins Bett zu legen. Da er ſich eben ins Bett legen wollte, ſah er, wie das Häslein ſich ganz blutig auf demſelben wälzte und hin und her ſprang, als ob es dem Bruder ſeine vielen Wunden zeigen wollte. Der Bruder wußte erſt nicht, was vorging; nach und nach aber wurde er ſehr überraſcht und unterſuchte das Bett und fand die vielen, vielen Meſſer, deren Spitzen alle nach oben gerichtet waren und nicht eine nach unten. Dieß verdroß ihn ſehr, und er ſprach zu ſich ſelber: „Hier hätt' ich elend zu Grunde gehen ſollen, weil ich den dreizehnten Räuber habe zerreißen laſſen. Dieß hat meine Schweſter gethan.“

Er nahm ſie bei der Hand, führte ſie in ein düſteres Gewölbe und ſagte: „Schweſterlein, hier ſperre ich dich ein zur Strafe deiner Sünden.“

Dann ſtellte er zwei Eimer vor ſie hin und ſagte: „In den einen Eimer wirſt du über deinen Bruder weinen, in den andern Eimer wirſt du über deinen Geliebten weinen. Nach drei Jahren werde ich wiederkommen und nachſehen, über wen du mehr geweint haſt.“

Er ſchob den Riegel vor und ging auf die Jagd und in die Welt. — Nach drei Jahren kam er wieder, ſchob den Riegel zurück und ſah nach den Eimern. Der Eimer des Bruders war ganz leer und trocken, der Eimer des Geliebten aber überfloß ſo ſehr, daß rings umher eine Lache war. Da zog er ſein Schwert, hieb ihr den Kopf ab und wurde ſehr ärgerlich.

Die Schlangenkönigin.

Böhmiſches Märchen.

Es war einmal eine gute alte Frau, die hatte einen einzigen Sohn, der hieß Chwalil. Chwalil grämte ſich im Stillen und war blaß. Daß Chwalil ſich im Stillen grämte und blaß war, dieſes grämte wieder die gute alte Frau, und ſie dachte nach, wie ſie ihm eine Freude machen könnte. Die höchſten Schätze hätte ſie darum gegeben, wenn ſie dieſelben nur gehabt hätte. Als es Frühling wurde, ſprach ſie zu ihrem Sohne: Mein Sohn, jetzt kommt der Mai, und im Mai kommen alle Geheimniſſe der Erde ans Tageslicht. In dem Felſen des Waldes wohnt die Schlangenkönigin, die trägt auf ihrem Haupte die koſtbarſte Krone der Erde. Dieſe Krone kann der Menſch gewinnen, aber Muth muß er haben und ſich durch die Blicke der Schlangenkönigin nicht abſchrecken laſſen. So bald der erſte Sonnenſtrahl des erſten Maitages den Felſen berührt, kommt die Schlangenkönigin hervor, mit der Krone auf ihrem Kopfe. Sieh hier dieſes Leintuch. Ich habe es, während du ſchliefſt, in den Nächten ſelbſt geſponnen und gewebt, wie es vorgeſchrieben iſt, und im Mondſchein gebleicht. Wenn du mit dem Leintuch hingehſt und es vor die Schlangenkönigin ausbreiteſt, wird ſie ihre koſtbare Krone mit grünen Edelſteinen auf das Tuch hinlegen. Darauf mußt du ihr deinen Fuß auf den Kopf ſetzen. — Da wurde Chwalil plötzlich heiter und lachte. Und als der Maimorgen kam, nahm er das Leintuch und ging hin zu dem Felſen. Der erſte Sonnenſtrahl bohrte ſich wie ein goldener Schlüſſel in den Felſen, und er öffnete ſich wie eine Pforte. Hervor kam die Schlangenkönigin, gefolgt von unzähligen anderen Schlangen, dieweil ſehr viele Eidechſen an der Felswand hin und her liefen. Auf dem Kopfe trug die Schlangenkönigin eine gar wunderherrliche Krone von grünen Edelſteinen, die ihn ſo blendeten, daß er die Augen abwenden mußte. Aber er faßte ſich und breitete das Leintuch aus. Da bäumte ſich die Schlange, ſah ihn grimmigen Blickes an und ziſchte mit der Zunge. Er aber ließ ſich nicht abſchrecken und faltete das weiße Tuch ſchön auseinander, als ob er ſagen wollte: „Nur her mit der Krone!“ — So legte ſie die Krone juſt auf die Mitte des Leintuches. Chwalil ſprang ſchnell herbei, faßte die Krone mit der Hand und ſetzte ſich dieſelbe auf; dann trat er mit dem Fuße der Schlangenkönigin auf den Kopf. Da war es eine ſchöne Prinzeſſin, der er auf den Kopf trat. Die ſchöne Prinzeſſin weinte, und er zog den Fuß erſchrocken zurück. — „Du haſt dich übereilt,“ ſagte die Prinzeſſin. „Hätteſt du dir nicht ſogleich die Krone aufgeſetzt und hätteſt du mir erſt auf den Kopf getreten, ſo wäre ich ganz erlöst; jetzt bin ich es nur halb.“ — Er beſah die ſchöne Prinzeſſin näher, und in der That war nur ihr Oberleib eine ſchöne Prinzeſſin; unten war ſie noch immer eine Schlange. Alle die andern Schlangen waren in Hoffräuleins verwandelt und die Eidechſen in Ritter und Pagen. Die waren alle ganz erlöst. Aber Das machte ihm keine Freude, ſo lange die ſchöne Prinzeſſin zur Hälfte eine Schlange blieb. Er wurde wieder traurig, und nachdem er alle Ritter und Pagen mit den Schätzen, die in dem Felſen verborgen waren, beladen hatte, zog er mit ihnen und mit der halben Prinzeſſin nach Hauſe zu ſeiner Mutter. Er kaufte das ganze Königreich Böhmen, das juſt zu verkaufen war, weil der König nicht genug Geld hatte, um es zu regieren, und beherrſchte daſſelbe. Da weinte die ſchöne Prinzeſſin wieder und ſagte: „Chwalil I., hätteſt du das Königreich, anſtatt es zu kaufen, erobert, dann wäre ich ganz erlöst geweſen. Nun muß ich wieder zur Hälfte eine Schlange bleiben.“ Darüber wurde Chwalil wieder ſehr traurig und war trauriger als je. Das ſah die Mutter und ſagte zu ihm: „Du mußt die Schlangenprinzeſſin verlaſſen und dir eine Andere ſuchen, die du heirathen kannſt, denn eine Schlangenprinzeſſin kann man nicht heirathen, und in der Fremde wird es dir nicht fehlen, da du ſelbſt ein mächtiger König biſt.“ — Da nahm Chwalil alle ſeine Ritter mit ſich und zog in die Fremde. Sieben Jahre lang zog er von Königreich zu Königreich und kehrte im achten Jahre wieder heim. „Ach,“ ſagte er, „ich habe in ſieben Königreichen ſieben Prinzeſſinnen geſehen; ſie wollten mich alle heirathen, aber keine gefiel mir, wie die Schlangenprinzeſſin!“ — „Dafür,“ erwiderte die Schlangenprinzeſſin, „will ich dir ein Mittel zu meiner Erlöſung angeben. Wenn du einmal meinen Namen ausſpricht, bin ich erlöſt; aber dieſen Namen ſelbſt darf ich leider nicht ſagen.“

Das war ſo viel wie nichts; denn wer kann einen Namen errathen? Chwalil ging zu allen Edelfräulein und Rittern und Pagen, die einſt mit ihr als Schlangen und Eidechſen im Felſen gewohnt hatten, und fragte ſie nach dem Namen der Prinzeſſin und verſprach ihnen alle Reichthümer der Erde; aber ſie konnten ihm den Namen nicht ſagen, weil ſie ihn nicht wußten. Da ging er durch die Welt und lauſchte Allem, was Stimme hatte, ob er nicht den Namen ſeiner Geliebten höre, den Menſchen, den Thieren des Waldes, den Vögeln der Luft, den Blättern der Bäume, dem Winde, dem Widerhall, den Quellen und Wellen aller Flüſſe und Meere. Da lernte und erfuhr er Vieles, was andere Menſchen nicht wußten, aber den Namen ſeiner Geliebten erfuhr er nicht. Als ein ſehr weiſer Mann und Zauberer kam er wieder heim von ſeinen Wanderungen. Die Schlangenprinzeſſin ſah ihm ſehnſüchtig entgegen, ob er nicht ihren Namen ausſprechen werde. Er ſprach ihn nicht aus und fühlte ſich ſehr unglücklich, daß er ein ſo weiſer Mann und Zauberer ſein, Alles wiſſen ſollte, nur nicht einen kleinen Namen, den Namen ſeiner Geliebten, und daß er nicht eher glücklich ſein ſollte, als bis er ſie mit Namen nennen könne.

Da fiel ihm plötzlich ein, daß man in den Büchern Alles finde, und er ſchrieb Briefe nach Italien, nach Paris, nach Rom, nach Konſtantinopel, Bologna und Arabien an alle weiſen und gelehrten Männer, daß ſie ihm die ſeltſamſten Bücher ſchickten. Das thaten die weiſen und gelehrten Männer, und bald hatte Chwalil ſo viele Bücher aufgehäuft, daß er neue Schlöſſer bauen mußte, um ſie alle unterbringen und vor Regen und Wetter ſchützen zu können. In jedem dieſer Schlöſſer hatte er einen runden Thurm, deſſen Mauern ſo dick waren, daß es darin ſo ſtille war, wie im Grabe, und daß der König in ſeinen Studien auch nicht vom geringſten Lärm geſtört werden konnte. Die Vögel, die ſich an den Thurm anbauten und die ihn mit ihrem

Gezwitſcher und Geſang um ſo mehr geſtörten, als er ihre Sprache verſtand, ließ er verjagen oder ausrotten, und ſo war es am Ende ganz ſtille rings um ihn her.

So ſaß er denn und ſtudirte und vertiefte ſich immer mehr und mehr und ſtudirte, ſtudirte, ſtudirte.

Schon war er faſt in ſeinem Lande vergeſſen, und ſchon glaubte die Schlangenprinzeſſin von ihm vergeſſen zu ſein, — ſo viele Zeit ſaß er bereits in den Thürmen — als er eines Tages aus einem Thurme lächelnd hervorkam. Er lächelte, und man ſah es ihm an, daß er das Wort gefunden hatte, aber ſein Schädel war kahl, ſein langer Bart war grau, ſeine Stirn voll tiefer Furchen, und ſeine Wangen waren eingefallen. Alle Welt ſah es, nur die Schlangenprinzeſſin nicht, denn ſie freute ſich ihrer Erlöſung, die ihr ſein lächelnder Blick ankündigte.

„Du haſt meinen Namen gefunden!“ rief ſie ihm jubelnd zu.

„Ja, o Laska!“[1] erwiederte er lächelnd.

„So heiße ich,“ rief ſie, und der Schlangenleib fiel ab von ihr, und ſie ſtand da als eine herrliche, wunderſchöne Prinzeſſin. Sie öffnete die Arme und ſagte: „So komm in meine Arme, Geliebter, der du mich von langer Qual und aus peinlicher Gefangenſchaft erlöſt haſt.“

Er aber lächelte ſchmerzlich und deutete auf ſeinen weißen Bart und ſagte: „Es iſt zu ſpät, o Liebe! Gehe hin und beglücke Andere.“

---

[1] „Laska“ bedeutet im Böhmiſchen „Liebe.“

IV.

Ein deutſches Märchen.

Der Ofen Barbaroſſa's.

Vor noch nicht ſehr langer Zeit ſtand in einem der Häuſer, die ſich über den Ruinen des alten Palaſtes Barbaroſſa's zu Gelnhauſen erheben, in einer Schenke ein alter Ofen, der gar ſonderbar ausſah. Er ſah ſo alt aus, viel älter als alle gothiſchen Kirchen, und daß er wirklich älter war, das verrieth auch ſeine Bauart. Dabei war er ſo groß, daß er den Eindruck machte, als ob er größer wäre, als das ganze Haus, in dem er ſtand, und man konnte es auch erkennen, daß das Haus ſeinetwegen und nicht er des Hauſes wegen gebaut worden. Hinter dem Ofen und auf ihm lagen zur Nacht auf Rampen und in Niſchen die Kinder des Herbergsvaters und die müden Wanderer, die etwa hier einkehrten. Alle Welt wußte, woher der Ofen ſtammte, denn er hieß von Vater zu Sohn der Ofen Barbaroſſa's; es war alſo der Ofen des deutſchen Kaiſers Friedrich Barbaroſſa. An Feuer gewöhnt, war er ſtehen geblieben, als der ganze Palaſt des großen Kaiſers in Flammen aufging. — Die Leute des Hauſes waren darum nicht im Geringſten erſtaunt, wenn, ſo oft es draußen kalt war, meiſt des Abends, der Kaiſer vom Kyffhäuſer herüber kam und ſich vor den Ofen ſtellte, um ſich zu wärmen, wie alte Leute oft thun, die zu einem Nachbar gehen, der einen gut gebeizten Ofen hat. Niemandem fiel es ein, dem alten Kaiſer den Platz am Ofen ſtreitig zu machen, hatte er doch, als eigentlicher Beſitzer ein hiſtoriſches, und als frierender Menſch ein natürliches Recht, ſich an dieſem Ofen zu wärmen. So ſtand er da; legte, um die Hände beſſer wärmen zu können, das Szepter auf die Rampe und den Reichsapfel in die Röhre und horchte lächelnd zu, wie die Gäſte dort am Tiſche nach guter deutſcher Art ganz wie zu ſeiner Zeit über des Kaiſers Bart ſtritten und Märchen erzählten, in dem er eine Hauptrolle ſpielte und an denen kein wahres Wort war. Manchmal ſtieß ihn ein Kind des Hauſes, deſſen Bettchen auf der breiten Rampe des Ofens, oder auf der Ofenbank gemacht war, und ſagte: „Geh fort da, Kaiſer, ich kann mich nicht ausſtrecken!“ — und der Kaiſer rückte weiter und machte dem Kinde auf die gutmüthigſte Weiſe Platz, ja er deckte es manchmal wieder zu, wenn es im Traume die Decke verſchoben hatte.

Nun kam vor einigen Jahren ein Frankfurter Bankier und Verwaltungsrath einer großen Eiſenbahnkompagnie behufs der Expropriation nach Gelnhauſen und kehrte in der Herberge ein. Der Bankier war ein großer Kunſtkenner und Sammler, und kaum hatte er den merkwürdigen Ofen erblickt, als er in Ekſtaſe ausrief: „Welch ein herrlicher Rokokoofen! Wie ſchön würde ſich der in meinem Speiſeſaal zu Frankfurt neben dem ſchönen Pompadour-Schrank und neben dem Spiegel à la Louis XV. ausnehmen!“

Sofort ging er an die Expropriation, das Haus wurde ſchneller als nöthig abgebrochen und der Ofen in ganzer Größe mit der möglichſten Vorſicht nach Frankfurt gebracht und im Speiſeſaal des kunſtſinnigen Bankiers aufgeſtellt. Ueberall in Frankfurt wurde von der herrlichen Acquiſition, von dem pompöſen Ofen à la Pompadour geſprochen, und die andern kunſtkenneriſchen und kunſtſinnigen Bankiers — Frankfurt beſitzt dergleichen zu Dutzenden — hätten berſten mögen vor Neid und tadelten die zu großen Privilegien der Eiſenbahn-Verwaltungsräthe und die Vortheile, die ihnen vor Andern aus der Expropriation zufloßen. — Je mehr man ſich darüber ärgerte, deſto größere Freude machte der Ofen ſeinem gegenwärtigen Beſitzer. Und um ihn zu zeigen und vor hohen Herrſchaften damit Staat zu machen, gab er, als die Zeit der großen Mahlzeiten gekommen war, d. i. im Winter, ein großes Diner und lud dazu die größten Banliers und den ganzen Bundestag, der eben keine Ferien hatte.

Draußen fror und ſtürmte es und der Ofen verbreitete eine ſo behagliche Wärme, daß die Gäſte im Speiſeſaal blieben, ſelbſt als man abgeſpeiſt hatte, und ſie nahmen ihren Kaffee ein, indem ſie ſich um den großen, breiten, behaglichen Ofen im Halbkreis umherſetzten. Man ſprach über Politik und über den Ofen, auf den der Hausherr immer die Aufmerkſamkeit der Gäſte zu lenken verſtand. — „Was mir an ihm mißfällt," ſagte ein Attaché, Sohn eines Hiſtorikers, „c'est quelque chose de gothique!" Die Hausfrau war beleidigt und ſuchte ihm zu beweiſen, daß Das, was er für gothiſch nahm, reinſte Pompadour ſei, und mit ihrem liebenswürdigen Lächeln war es ihr leicht, den Attaché zu überzeugen.

Während man ſo plauderte, trat Barbaroſſa herein, Bart, Haare und Gewand voll Schneeflocken. Weiß der Himmel, wie er erfahren hatte, wo ſein Ofen hingerathen. Er kam ihm nach, um ſich daran zu wärmen. Aber alle Plätze waren beſetzt, wie groß und breit auch der Ofen war, und keiner der Gäſte machte Miene, ihm auch nur ein Winkelchen einzuräumen. Ja, ſie zogen ſogar verdrießliche und unangenehme Geſichter, als ſie den altmodiſch gekleideten, durchnäßten alten Mann ſahen, der that, als ob er ſich zu ihnen ſetzen wollte. Der Hausherr war in der größten Verlegenheit. Er näherte ſich dem Kaiſer und ſagte höflich: „Wenn Sie mir etwas zu ſagen haben, ſo bitte ich, morgen zwiſchen Zehn und Eilf auf mein Komptoir zu kommen."

„Ich habe auf deinem Komptoir nichts zu thun!" rief der Kaiſer mit einer Stimme, daß der Bankier zuſammenklappte wie ein Taſchenmeſſer.

„Quel rustre!" murmelte der Attaché, „quel rustre!"

„Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?“ — fragte der Bankier.

Barbaroſſa wandte ſich zur ganzen Geſellſchaft und rief: „Habt ihr nie vom deutſchen Kaiſer gehört?“

Bei dieſer Frage erhob ſich einer der Geſandten und ſagte höchſt entrüſtet vor ſich hin: „Mon Dieu! quel monde laisse-t-on donc entrer ici?“ — und ſah ſich um, als ob er ſeinen Hut ſuchte, um fortzugehen.

Die Verlegenheit des Hausherrn ſtieg aufs Höchſte. „Ich verſichere Ew. Exzellenz,“ ſtammelte er: „ich kann betheuern, daß ich ganz unſchuldig — wie können Ew. Exzellenz nur glauben — die beſitzende Klaſſe hat gewiß keine Urſache — ich perſönlich bin zu ſehr intereſſirt, die Ruhe — wie können Ew. Exzellenz nur vermuthen, daß ſolche Tendenzen — dieſe wühleriſchen Traditionen —“

So ſtammelnd, ermannte er ſich plötzlich, ſteckte beide Hände in die Taſchen, warf den Kopf zurück und herrſchte dem Kaiſer zu: „Was wollen Sie hier?“

„Mein Gott!“ — erwiderte Barbaroſſa — „ich will mich an meinem Ofen wärmen, den dieſe Herren ganz eingenommen haben.“

„An Ihrem Ofen?“ fragte der Hausherr — „Sie ſind im Irrthum, der Ofen gehört mir und ſonſt Niemandem.“

„Ich will dir das Gegentheil beweiſen, durch die Wappenkunde, wie es ſich ziemt,“ erwiderte Barbaroſſa — „ſofort ſollſt du alle Wappen des Reiches an dem Ofen erkennen.“

Und der Kaiſer ging mit einem großen Schritte auf den Ofen los, und mit ſeinem Szepter berührte er eine Kachel nach der andern, und wo er mit der Spitze des Szepters hintupfte, da kam ſogleich ein Wappen zum Vorſchein. Hier das Wappen Oeſterreichs, hier Baierns, hier Schwabens, hier Sachſens und ſo fort. —

Die Herren waren ſehr erſtaunt. „Tiens!“ rief Jeder, da iſt ja unſer Wappen, und kaum war es zum Vorſchein gekommen, ſo ſtellte ſich der Geſandte, der dazu gehörte, auch davor und legte die Hände darauf und wärmte ſich. Als der Kaiſer mit der Szepterſpitze die letzte Kachel berührte, kam das Wappen Schleswig-Holſteins zum Vorſchein — ſchnell kehrten die Herren ihre Köpfe ab, und der Däne ſtellte ſich davor, hüſtelte, rieb ſich die Hände und legte ſie dann auf das Wappen und wärmte ſich.

So war, als der Kaiſer fertig war, der Ofen erſt recht beſetzt und für ihn nicht das geringſte Plätzchen vorhanden. Als er Das bemerkte, wurde er gar ſehr traurig.

„Ach,“ ſeufzte er, „wo ſoll ich mich nun wärmen, wenn ich friere?“

Und während eine Thräne in ſeinen großen, rothen Bart niederrollte, ſchritt er mit großen Schritten zur Thür hinaus, in die kalte, eiſige Nacht. Den Bankiers und den hohen Gäſten war es, als ob ſie aus einem böſen Traume erwachten.

Der Hausherr aber war beſorgt, daß er ſich durch den ganzen Vorfall verdächtig gemacht. Er beſchloß, ſich mit einem Opfer in der Meinung ſeiner hohen Verbindungen wieder herzuſtellen, und zu Neujahr zerbrach er den Ofen und ſchickte jedem der Herren das ihm zugehörige Stück mit dem Wappen darauf.

So ging der merkwürdige Ofen, an dem ſich der Alte ſo lange gewärmt hatte, in Stücke — zu Frankfurt a. M. in einem Jahre des Heils.

Anhang.

1. Der Schuſter.

Ein perſiſches Märchen.

Es lebte einmal in der Hauptſtadt des großen Reiches Iran oder Perſien ein ſehr merkwürdiger Schuſter. Er war ein kluger und weiſer Mann, hatte aber einen Fehler, der in ſeinem Stande und ſeinen Verhältniſſen ein Hauptfehler war, ein Kapitalfehler: er machte nämlich ſehr ſchlechte Schuhe und Stiefel. Welche Mühe er ſich auch gab, da half alle Weisheit nichts: er machte ſchlechte Schuhe und Stiefel. So kam es denn auch, daß er bald gar nichts mehr zu thun hatte, und weil er nichts zu thun hatte, warf er ſich auf die Frömmigkeit. — Was ſoll ich zu Hauſe, dachte er, ſchlechte Schuhe und Stiefel machen? Da gehe ich lieber als frommer Pilger nach Mekka zum Grabe des Propheten; das iſt eine fromme That und wird mir Achtung und Anſehen verſchaffen. — Gedacht, gethan. Er machte die weite Pilgerfahrt, kehrte glücklich zurück und wurde deßhalb von allen Gläubigen geprieſen. Darum aber vertrauten ihm ſelbſt die Gläubigſten ihre Schuhe und Stiefel nicht, und mit Recht, denn er hatte auf der frommen Fahrt ſein Handwerk nicht beſſer erlernt. Und da er nicht mehr zu thun hatte, als früher, dachte er nach einiger Zeit wie das erſte Mal und machte eine zweite Pilgerfahrt. Nun wurde er faſt wie ein Heiliger verehrt. Das ſchmeichelte ihm ſehr, und da er als Heiliger noch ſchlechtere Schuhe und Stiefel machte, als vorher, und ſich ſeine Lage nicht gebeſſert hatte, machte er in ſeiner Verzweiflung eine dritte Pilgerfahrt nach Mekka zum Grabe des Propheten. Beſtellungen drängten ihn nicht zur Rückkehr, und ſo machte er auf dem Heimwege allerlei Kreuz- und Querzüge, um die Gräber der verſchiedenſten Scheichs und Heiligen zu beſuchen und auf denſelben ſeine Gebete zu verrichten. Eines heißen Mittags ruhte er unter der Palme auf dem Grabe des heiligen Scheichs Alleddin aus, als ſich mit Einem Male die Stimme des Heiligen aus der Tiefe der Erde ſo vernehmen ließ: Schuſter! du biſt ein frommer, beinahe heiliger Mann! Dreimal biſt du nun zum Grabe des Propheten gewallfahrtet, und auch den andern Heiligen haſt du Ehre erwieſen. Du biſt ein Hadſchi und haſt ein Recht, den grünen Turban zu tragen, wie ihn die Nachfolger und Abkömmlinge des Propheten tragen. Aber du verdienſt mehr. Damit es den Leuten kund werde, welche Macht und Weisheit die Frömmigkeit den Menſchen verſchaffe, will ich dir das Geheimniß anvertrauen, wie man Verrückte vernünftig und Dumme klug mache. — Dann that der Heilige, wie er ſagte. Er raunte dem Schuſter das Geheimniß ins Ohr, daß es Niemand hören konnte, weßhalb es auch bis auf den heutigen Tag nicht ruchbar geworden. — Ei, ei, dachte der Schuſter und rieb ſich vor Freude die Hände, ich ſoll Verrückte vernünftig und Dumme klug machen können? Da habe ich ja mehr zu thun, als wenn ich alle zerriſſenen Stiefel und Schuhe der Welt flicken ſollte! — Stolz zog er in Iſpahan ein, und mit Triumph wurde er empfangen, als ein Mann, der nun die heilige Pilgerfahrt dreimal zurückgelegt hatte. Man freute ſich, einen Hadſchi zu beſitzen, der den grünen Turban mit Recht auf dem Haupte trug. Er macht zwar ſchlechte Stiefel, aber er iſt ein heiliger Mann und trägt den grünen Turban mit Recht, und das iſt eine Ehre für die ganze Stadt. Ungeheuer aber wurde der Jubel, als er vor dem verſammelten Volke verkündete, welches Geheimniß ihm der heilige Scheich Alleddin anvertraut, und daß er Verrückte vernünftig und Dumme klug machen könne, und daß er ſich für eine ſolche Kur aus Liebe zur Menſchheit nicht mehr als zehn ſchlechte Silbertomane zahlen laſſen wolle. — Und wenn du dir nur Einen Silbertoman zahlen ließeſt, antwortete man ihm, ſo wirſt du doch der reichſte Mann von Iran, du Glücklicher, ſo viel wirſt du zu thun bekommen! — Dieſer Meinung war auch der Schuſter. Er ging nach Hauſe und entwarf eine Namensliſte aller der Verrückten und Dummen, die er ſelbſt kannte, und mußte ſich ſagen, daß er allein in ſeiner Bekanntſchaft durch viele Jahre zu thun haben werde. Aber ſonderbar! Es verging ein Tag, es vergingen zwei, drei und viele Tage, und es meldete ſich nicht ein einziger Patient. — Man muß ſich den Leuten in Erinnerung bringen, dachte der Schuſter und ließ es durch öffentliche Ausrufer an allen Straßenecken verkündigen, welche nützliche und heilſame Kunſt er von ſeiner Pilgerfahrt mit heimgebracht und daß er für die Heilung eines Dummen oder Verrückten nicht mehr als fünf Silbertomane beanſpruche, was für einen geſunden Menſchenverſtand gewiß ein ſehr kleiner Preis ſei. Aber die Kunden kamen nicht, trotz dem herabgeſetzten Preis. Was war da zu thun? — Der Schuſter beſprach ſich mit ſeinen Nachbarn, Freunden und Bekannten, und da wurde es ihm endlich klar, daß in ganz Iran Jedermann ſeinen Nächſten, nicht aber ſich ſelbſt für dumm oder verrückt hielt. Der Schuſter ſah ein, daß er die Sache anders anfangen müſſe. Wenn er eine ausgezeichnete, hochgeſtellte Perſon von ihrer Dummheit heilen würde, dann würde man viel davon reden und würden auch andere, niedriger ſtehende Perſonen ſich nicht ſchämen, geſcheidter werden zu wollen, und ſich zu ihm in Behandlung geben. Er warf ſein Auge auf den erſten Miniſter des Schachs, der ſich in der That durch ſeine Dummheit auszeichnete, und beſchloß, dieſen klug, ſehr klug zu machen, womit er auch ſeinem Lande einen Dienſt zu leiſten hoffte. Er verſchaffte ſich alſo eine Audienz beim Schach, ſetzte dieſem klar auseinander, wie ungeheuer dumm ſein erſter Miniſter ſei, und erbot ſich, ihn binnen wenigen Minuten zu einem ſehr klugen Miniſter zu machen. Der Miniſter, der zugegen war, war im höchſten Grade entrüſtet, daß man ihn geſcheidter machen wollte, als er ſchon war, und wollte dem unverſchämten Schuſter ſogleich die Baſtonade geben laſſen, den Schach aber vergnügte die Sache, und es hätte ihm große Freude gemacht, dem Miniſter zu beweiſen, daß er bisher überaus dumm geweſen. Er gebot dieſem alſo, ſich ſogleich in Behandlung zu geben — wenn er ſich aber ſträube, ſo wolle er, der Schach, ſchon dieſes Sträuben als ein Zeichen unheilbarer Dummheit betrachten und ſich nach einem andern erſten Miniſter umſehen. Was blieb dem armen Miniſter übrig, als ſich vom Schuſter behandeln zu laſſen? Die Kur war nicht ſchmerzhaft. Der Schuſter blies ihn von mehreren Seiten an, ſagte ihm Allerlei ins Ohr, ſtrich ihm mit einer Salbe über Stirne und Augen — der Miniſter ſchüttelte ſich, that, als ob er aus dem Schlafe erwachte, hatte mit Einem Male ein ganz anderes Geſicht und ſprach ſo klug, wie er ſein Lebtag nicht geſprochen hatte, und daß der Schach und der ganze Hof erſtaunt waren. Sogleich widerrief er auch eine Menge von Befehlen, die er in den letzten Tagen gegeben, und erſetzte ſie durch andere, deren Weisheit der dümmſte Höfling bewundern mußte. Die Kur war vollkommen gelungen, und man ſprach bald in ganz Perſien von nichts Anderem. Und ſo kam es auch, wie der Schuſter gehofft hatte. Da der Miniſter geſcheidter geworden, ſchämte ſich Niemand mehr, geſcheidter werden zu wollen, und das Haus des Schuſters wurde förmlich geſtürmt. Selbſt die klugen Leute kamen mit ihren Tomans heran, denn Jedermann wollte klüger werden, als er war, und ſo klug wie der Miniſter, der jetzt jeglichen Tag ſeine Klugheit bewährte, wie er ſonſt ſeine Dummheit bewährt hatte. Und in der That gab es bald in der Hauptſtadt keine dummen Menſchen mehr und war die Zeit vorauszuſehen, wo es im ganzen Reiche keine Dummen geben werde. Da legte der kluge Miniſter ſeine Stirne in Falten und wurde ſehr beſorgt. — O Schach, ſagte er zu ſeinem Herrn, wenn alle Perſer ſo klug werden, wie du und ich, dann werden ſie ſehr ſchwer zu regieren ſein, Alles, was wir Beide thun, kritiſiren — ja, wir werden höchſt überflüſſig werden, wenn allem Volke die Augen aufgehen. Schon wird mir das Regieren ſchwer, weil die Hauptſtadt klug geworden, wie wird es erſt ſein, wenn auch das offene Land klug geworden? Dem Schuſter muß das Handwerk gelegt werden, bevor es zu ſpät iſt. — Der Schach, der jetzt in ſeinen Miniſter das unbegränzteſte Zutrauen ſetzte, nannte im Voraus Alles gut, was er, um die drohende Gefahr abzuwenden, thun werde, und ſo ließ der klug gewordene Miniſter den Schuſter verhaften und ins Gefängniß werfen. — O, jammerte der Schuſter in ſeinem Gefängniß, warum habe ich nicht vor Allem mich ſelbſt klug gemacht! Warum habe ich nicht eingeſehen, daß ich zuerſt das Volk und dann erſt den Miniſter klug machen ſollte? — Sein Jammern nützte nichts; er blieb im Gefängniß, bis die Klugen, die er gemacht hatte, ausgeſtorben waren. Dann wurde er entlaſſen, aber ihm die ärztliche Praxis, als einem dazu unbefugten Schuſter, aufs Strengſte verboten.

2. Die erſte Himmelfahrt.

Eine italieniſche Legende.

Unſer Heiland zeigte ſich ſchon als ein kleines Kind fromm und gottesfürchtig, als ein Lamm Gottes, das er war. Sein Kopf war oft von Gedanken an den Himmel erfüllt. Eines Tages, da er auf dem Hofe vor dem Hauſe auf einem Haufen von Hobelſpänen ſaß und ſeinem Vater, dem heiligen Joſeph, zuſah, wie der mit der Axt an einem großen Balken zimmerte und wie dem frommen Mann die großen Schweißtropfen vom Geſichte fielen, wandten ſich mit Einem Male wieder ſeine Gedanken dem Himmel zu. Ein Heimweh, eine große Sehnſucht ergriff ihn; er hätte gern wieder einmal den Himmel geſehen, in dem er zu Hauſe war. Dieſe Sehnſucht wurde ſo ſtark, daß ſie nach und nach zu einem Gebete wurde; die heilige Jungfrau hat wohl auch ihre Fürbitte mit eingelegt, und ſo wurde ſein Gebet erhört. Der Haufe von Hobelſpänen verwandelte ſich in eine Lilie; Jeſus ſaß in dem Lilienkelche, und dieſer hob ſich raſch, raſch dem Himmel entgegen, denn der Stengel wuchs, wuchs, wuchs mit wunderbarer Schnelligkeit. Gleich war das Chriſtuskind am Rande des Himmels, und da ſtieg es aus und ging auf die Himmelsthüre zu, die der heilige Petrus bereitwillig und mit großer Freude öffnete. Es ging ein und wurde vom lieben Vater im Himmel, der es erwartet hatte, herzlich empfangen. Da war große Freude und himmliſches Entzücken. Nach einiger Zeit ſagte der himmliſche Vater: Geh und ſieh dich ein wenig im Himmel um, nach dem du dich ſo ſehr geſehnt haſt und aus dem du ſchon ſeit ſo langen Jahren entfernt biſt. Das Chriſtuskind ging alſo luſtwandeln durch den Himmel, und all die unbeſchreibliche Pracht und Herrlichkeit freute es doppelt nach dem Aufenthalte in dem irdiſchen Jammerthale. Der alte Petrus, der überall bekannt war, begleitete es und zeigte ihm Alles. Da kamen ſie an einen ſchönen Ort, und mitten auf dieſem ſchönen Ort wuchs dünn und traurig ein einſames Schilfrohr. — Wie kommt dieſes dünne und arme Schilfrohr hierher mitten unter die prächtigen Palmen, Zedern und Granatbäume? fragte das Chriſtuskind. — Dieſes dünne und arme Schilfrohr, antwortete Petrus, werden ſie dir unten auf der Erde anſtatt eines Szepters in die Hand geben, um dich zu verhöhnen. — Wie ſie weiter gingen, ſtand auf einem andern ſchönen Orte ein öder Strauch mit gewaltig ſtachligen Dornen. — Wie kommt dieſer öde Strauch mit den gewaltig ſtachligen Dornen an dieſen ſchönen Ort mitten unter Roſen, Lilien und Nelken? fragte das Chriſtuskind. — Antwortete Petrus: Aus dieſen Dornen werden ſie unten auf der Erde deine Krone machen, die ſie dir in die Stirne drücken werden, daß das Blut in großen, ſchwarzen Tropfen herabfließen wird. — Da wurde das Chriſtuskind traurig, und ſchnell eilte es von dem Strauch mit den gewaltig ſtachligen Dornen hinweg. — Da gerieth es auf einen großen Platz, der war ein Zimmerplatz, und viele Zimmerleute arbeiteten eifrig an zwei Balken, daß es hallte und die Späne weit davonflogen, und dazu machten ſie finſtere und ergrimmte Geſichter. — Dieſe finſtern und ergrimmten Geſichter, ſagte das Chriſtuskind, paſſen nicht in den Himmel, und der Lärm, den dieſe Leute verführen, ſtört die himmliſche Ruhe. Was machen denn dieſe Leute hier, wo immer Feiertag ſein ſollte? — Antwortete Petrus: Sie zimmern und bauen das Kreuz, an das ſie dich unten auf der Erde heften werden. — Gerne hätte ihm Petrus Das verſchwiegen, oder ihm etwas Anderes geſagt, wenn man im Himmel lügen dürfte. Das Chriſtuskind ſeufzte aus ſchwerem Herzen und war ſehr betrübt. Noch raſcher als vorhin eilte es weiter, und da kam es an eine Werkſtatt, in welcher Feuerarbeiter bei großen Flammen an Amboſen und mit Hämmern arbeiteten, daß es gewaltig tönte und die Funken weit umherſtoben. Und dieſe Feuerarbeiter ſahen ſchwarz und rußig und ſchmutzig aus. Das Chriſtuskind hatte nicht mehr das Herz zu fragen, was denn dieſe Leute ſchafften; Petrus aber dachte, weiß es nun ſo viel, ſo ſoll es auch Alles wiſſen, und ſagte: Dieſe hier hämmern die Nägel, die man dir durch Hände und Füße ſchlagen wird, und ſchmieden die ſcharfe Lanze, mit der man dir die Seite durchſtoßen wird, daß Blut und Waſſer herauskommt. — Da fing das Chriſtuskind laut zu weinen an, wollte nicht weiter luſtwandeln und lief zum Vater zurück mit großem Geſchrei. — Warum weinſt du, mein Kind? fragte der himmliſche Vater, als er es ſo angſtvoll herankommen ſah. — Ach, ſagte das Chriſtuskind ſchluchzend, ich habe das Schilfrohr geſehen, mit dem man mich verhöhnen wird, und die Krone von Dornen, mit der man mich krönen wird, und das Kreuz, darauf man mich heften wird, und die Nägel, die man mir in Hände und Füße ſchlagen wird, und die große Lanze, mit der man mir die Seite durchſtoßen wird, daß Blut und Waſſer herauskommt.

Ich will nicht mehr zurückkehren auf die Erde, wo mich ſo viele und ſo große Leiden erwarten; ich will lieber gleich hier bleiben bei meinem Vater und im Himmel. — Der himmliſche Vater ſchüttelte den Kopf. Es war ihm in ſeiner unendlichen Güte nicht recht, daß Petrus ihn all Das hatte ſehen laſſen, und er war erzürnt über den Alten. Aber da war nichts mehr zu thun, und der Vater ſagte: Wie, mein Sohn, ſo willſt du die arme, ſündige Welt ohne Erlöſung laſſen und willſt dich der himmliſchen Pracht und Herrlichkeit erfreuen, ohne ſie verdient zu haben? — Da weinte das Chriſtuskind noch einmal auf und ſagte: Nein, das will ich nicht, in meiner Barmherzigkeit! Sende mich nur gleich wieder zurück zur Erde, wo mich ſo viele und ſo große Leiden erwarten! — Und er hatte das kaum geſagt, ſo ſaß er wieder auf dem Hofe ſeines Vaters Joſeph, des Zimmermanns, auf dem Haufen von Hobelſpänen, und ſah dem heiligen Joſeph zu, wie der mit der Axt an einem großen Balken zimmerte, und dachte dabei der himmliſchen Zimmerleute, die an ſeinem Kreuze arbeiteten, und lächelte.

3. Die Erſcheinung der Aebte.

Unfern von Saluzzo im Piemonteſiſchen erheben ſich auf einem kleinen Vorgebirge die Ruinen eines Kloſters, welche wieder einmal beweiſen, wie gut die Mönche ihre Niederlaſſungsplätze zu wählen wußten, denn von dieſen Ruinen aus genießt man einer wundervollen, herzerfreuenden Ausſicht rückwärts in Schluchten und Thäler, vorwärts in das maleriſcheſte offene Land. Von einem etwas höher liegenden Thurme, der ebenfalls zum Kloſter gehörte, ſoll man ſelbſt das blaue mittelländiſche Meer erblicken können. Nach glaubwürdigen Dokumenten wird die Gründung dieſes Kloſters in die Zeit der Karolinger verlegt und haben an ſeiner Vollendung und an Herſtellung ſeiner Pracht und Größe mehrere Jahrhunderte des Mittelalters gearbeitet.

Es ſoll eines der prachtvollſten und größten Klöſter jenſeits der Alpen geweſen ſein und zu Zeiten hundertundfünfzig Mönche beherbergt und wie Fürſten ernährt haben. Viele Sagen haften noch heute an den Ruinen; eine der intereſſanteſten iſt diejenige, die davon erzählt, wie der prächtige und gewaltige Bau eben zur Ruine geworden.

Es war im vorigen Jahrhundert, in jener Zeit, da ſelbſt die Mönche der ſtrengſten Regel und in den entlegenſten Gegenden zu den Ungläubigen gehörten — denn es war ein ungläubiges Jahrhundert. Der alte, greiſe Abt des Kloſters lag ſchon zu Bett und drückte den Kopf tief in die Kiſſen, um den Lärm nicht zu hören, der vom Refektorium zu ihm heraufdrang, wo die Mönche nach längſt eingewurzelter Sitte die halbe oder auch die ganze Nacht bei wilden Gelagen verbrachten. Längſt an dergleichen gewöhnt, entſchlief er endlich, wie auch der Müller beim Geräuſch der Mühlräder und der Hammerſchmied beim Klopfen der Hämmer entſchläft. Er pflegte lange zu ſchlafen, denn er ſcheute ſich vor dem Erwachen und vor dem Zuſammentreffen mit den wüſten Brüdern, die auf ſeine Ermahnungen längſt nicht mehr hörten, Reden verführten, die wie Gottesläſterungen klangen, und ihre geiſtlichen Pflichten entweder gar nicht, oder mit Hohn erfüllten, da ſie dieſelben als leeren Formenkram oder als Thorheiten verachteten. In dieſer Nacht aber erwachte er mit dem Schlage der Mitternacht, und zwar war es nicht die Glocke, die ihn weckte, ſondern ein Mönch, der an ſeinem Bette ſtand und ihm zurief: Abt Euſebius, ſtehe auf und folge mir! — Der Abt war ſehr verſchlafen und merkte Anfangs gar nicht, daß es ein ihm wildfremder Mönch war, der vor ihm ſtand und ihm rief. Erſt nachdem er ſich lange die Augen gerieben, ſah er ihn erſtaunt an und fragte: Wer biſt du? — Der fremde Mönch aber wiederholte anſtatt aller Antwort ſeine Aufforderung: Steh auf und folge mir! — Dem Abt wurde es Angſt, und er that, als ginge der Befehl von einer höhern Macht aus, wie der fremde Mönch verlangte, ſtand auf, kleidete ſich an und folgte dem

Unbekannten. Dieſer führte ihn durch den Kreuzgang, wo alle Lichter erloſchen waren, durch die langen Korridore, in denen gegen die Gewohnheit vollkommene Todtenſtille herrſchte, dem Konventſaale zu, aus deſſen offener Thüre allein ihm heller Lichterglanz entgegenkam. Der Abt dachte: Wollen mich die Sünder zwingen, an ihren Orgien theilzunehmen, und haben ſie heute noch andere Sünder aus anderen Klöſtern dazu geladen? — Aber ein Blick auf ſeinen Führer verſcheuchte ſolche Gedanken, denn dieſer ſchritt mit unnahbarer Würde, mit einer gewiſſen Erhabenheit vor ihm einher; an ſeiner Kutte bewegte ſich kein Fältchen, und ſein Schritt brachte auf den ſteinernen Fließen auch nicht das geringſte Geräuſch hervor. Er ging dahin wie ein Geiſt, und auf ſeinen Zügen lag ein Ausdruck längſt vergangener Zeiten. Mit einem Male war es dem Abte, nicht als ob er zu einer Orgie, ſondern zu einem heimlichen Gerichte ginge, vor dem er ſich zu verantworten hätte, und ein leiſes Zittern durchrieſelte alle ſeine Glieder.

Als er in den hell erleuchteten Saal trat, fand er daſelbſt eine große Verſammlung, aber nicht von den ihm untergebenen Mönchen, ſondern von Unbekannten. Ringsherum in den großen und alten Stühlen, welche unter den Bildern der verſtorbenen Aebte die Wände entlang liefen, ſaßen alte und ehrwürdige Greiſe, ſämmtlich in der Tracht ſeines Ordens. Und dieſe Greiſe hatten alle die größte Aehnlichkeit mit den Bildern, die über ihnen hingen. Der Abt wußte ſofort, daß er ſämmtliche verſtorbene Aebte des Kloſters vor ſich hatte, ſiebenundſechzig an der Zahl. Er erkannte den Grafen von Suſa, der nach drei Kreuzzügen ins heilige Land in dieſes Kloſter trat und ſieben Jahre mit gefeſſelten Händen als Abt fungirte, weil er vor ſeiner eigenen Gewaltthätigkeit Angſt hatte; den bekehrten Sünder und Waldenſer Ruffo; den ſchönen Ubaldo, den Troubadour, der ſich vor den Verlockungen der Weiber in dieſes Kloſter geflüchtet; den ſchwächlichen Ambroſius, der ſiebenmal den Teufel an ſeinen Bettpfoſten gebunden; den melodiſchen Fulco, der die Geſetze der Muſik gefunden und mit Zahlen Lieder aufgeſchrieben; den gelehrten David, der aus der wilden Bulgarei und aus den ſchwarzen Bergen Handſchriften der Heiligen und Kirchenväter heimgebracht, und viele andere, nicht minder ehrwürdige und heilige, aber längſt verſtorbene Aebte dieſes Kloſters.

Die Todten lächelten freundlich, als ſie merkten, daß ſie Euſebius alle erkannte, und ſie konnten es thun, denn nicht als ſchreckliche Gerippe ohne Fleiſch und Lippe erſchienen ſie ihm, ſondern in der Fülle des Lebens, wie ſie der Maler auf die Wand über und hinter ihnen hingemalt hatte, und den Abt wollte ſeine Angſt ſchier verlaſſen, und er war eben daran, ſeine Vorfahren mit Liebe zu begrüßen, als derjenige unter den Todten, der den oberſten Sitz unter dem Kruzifix und der ewigen Lampe einnahm — es war der Abt Gaudentius, der ſo viele Wunder gethan und von 1381 bis 1389 regierte — mit einer Stimme, die bald wie Donner, bald wie Weinen klang, zu reden begann. Er ſprach in altprovenzaliſcher Sprache, aber der Abt Euſebius verſtand ihn dennoch. Er hielt eine lange Rede, von der wir nur Das ſagen, daß ſie die bitterſten Vorwürfe enthielt über des Abtes ſchwaches Regiment und über das ſündhafte Leben der Mönche. An dieſe Vorwürfe knüpfte Gaudentius die Aufforderung, Euſebius ſolle die Mönche zum letzten Male ermahnen, von ihrem ſündhaften Leben abzulaſſen und zum Glauben und zum Kreuze zurückzukehren. Sollten ſie taub bleiben und in ihrer Verderbniß beharren wollen, dann werde die ewige Lampe über ſeinem Haupte aufflammen zu einer großen Flamme und das ganze Sündenneſt verzehren, daß der Wind durch die Fenſter fahre und ſie ins Land blicken, wie die Augen eines Todtenſchädels, den der Geiſt Gottes verlaſſen. Anathema rief er über die Reueloſen, und die andern Todten wiederholten: Anathema! Anathema! Anathema!

Und wie dieſer Ruf, der wie Drommetenſtöße klang, verſchollen war, waren auch die Todten verſchwunden.

Euſebius hätte Das alles für einen Traum gehalten, wenn er nicht mitten im Konventſaale geſtanden, wenn nicht die Worte des Abtes Gaudentius und das Anathema der Verſammlung noch in ſeinen Ohren geklungen hätten; was ihm aber noch klarer als alles Das bewies, daß er die Erſcheinung wirklich und wahrhaftig erlebt hatte, war das Flammen der ewigen Lampe, die allein den ganzen weiten Raum mit blendender Helle erfüllte, was nur durch ein Wunder möglich war. Abt Euſebius bedurfte übrigens dieſer äußeren Beweiſe gar nicht, denn er war eine fromme und gläubige Seele. Erſt ſtand er, noch ganz des Wunders voll, wie eine Bildſäule, dann aber eilte er an die Glocke, welche die Mönche in den Konvent berief, und zog den Strang gewaltig. Es hallte furchtbar und ſchreiend durch die Mitternacht und durch die langen Gänge und Säle und durch alle Zellen, daß es die Mönche aus den Betten als wie peitſchte und ſie ſogleich, entkleidet, wie ſie waren, herbeiſtürzten, gleich den Auferſtandenen am jüngſten Tage. Sie entſetzten ſich, als ſie den Abt ſelbſt am Strange ſahen und wie er eifrig die Glocke zu ziehen fortfuhr, als ſchon ſämmtliche Mönche um ihn verſammelt waren und nach der Urſache des Lärmens und der Störung bei nachtſchlafender Zeit fragten.

Der Abt beſtieg die Kanzel des Konvents und erzählte in ſchlichten Worten und der Wahrheit getreu, was er eben erlebt hatte. Das gab den Mönchen Zeit, ſich zu faſſen. Er hat geträumt, riefen ſie wie aus Einem Munde und waren entrüſtet über den Greis, der in ſeiner Geiſtesſchwachheit aus kindiſchen Urſachen ſie um ihren Schlaf brachte. Sie wollten ihn kaum ausreden laſſen, den abergläubiſchen alten Mann, und als er an die Ermahnungen kam und ſie zur Umkehr aufforderte, übertäubten ſie ſeine Stimme mit Gepolter, und als er mit dem furchtbaren Ende drohte, riefen ſie: Wir wollen es abwarten! und als er, wie jene Todten: Anathema! rief, fielen ſie mit ſchallendem Gelächter ein und riefen ebenfalls mit höhnender Andacht: Anathema!

Und da geſchah es, wie Gaudentius voraus geſagt hatte.

Die kleine Flamme der ewigen Lampe ſchlug zu einer großen Flamme empor, breitete ſich über die Decke aus, wie ein feuriger Baldachin, fiel wie Vorhänge an den Wänden herab, daß die Mönche mit dem Abt kaum Zeit hatten, aus den Thüren zu entwiſchen. Gleich darauf ſprangen ſie von allen Seiten, entblößt, wie ſie waren, zu den Fenſtern hinaus und flohen, halb vor Entſetzen, halb im Unglauben an Wunder lachend, aber immer lachend, nach allen vier Winden in das Land hinaus, während die Lohe das Kloſter an allen Ecken und Enden einhüllte. Der Abt allein blieb zurück und ſah, vor dem Kloſter auf einem Steine ſitzend, mit Weinen und Wehklagen dem Gerichte zu.

Als der Morgen kam, ſtanden die Mauern kahl und öde da, wie noch heutzutage. Der Abt brach ſich einen Stab von einem verſengten Kreuzdornholze und wandte ſeinen Schritt gen Rom zum heiligen Vater. Dieſem beichtete er, was er geduldet und erduldet, was er geſehen und was mit ihm geſchehen. Was aus den Mönchen geworden, weiß man nicht; man ſagt, daß ſie nach Frankreich gegangen, wo ſie die kurz darauf ausbrechende große Revolution mitmachten. Dem Abte aber, der durch ſeine Schwäche und Nachſicht am Verderben des Kloſters Schuld geweſen, gab der Papſt als Buße auf, ſo lange zu wandern und zu betteln, bis er das Kloſter in ſeiner alten Herrlichkeit wieder aufbauen könne. Das wird lange dauern, bis er ſo viel zuſammenbettelt, und da das Kloſter noch heute nicht aufgebaut iſt, ſo iſt es auch gewiß, daß der Abt immer noch lebt und bettelnd die Welt durchzieht. Es haben ihn übrigens viele Reiſende aus der Gegend von Saluzzo erſt in jüngſter Zeit in den verſchiedenſten Gegenden der Welt geſehen, immer mit dem Stab in der Hand, den er ſich vom Kreuzdornholz vor ſeinem Kloſter gebrochen. Und wenn er nun das nothwendige Geld zuſammengebettelt — wie ſoll er ſelbſt dann zur Ruhe kommen, da die gottloſe italieniſche Regierung Klöſter zu bauen verbietet? O, es wird ihr ergehen wie den Mönchen.

4. Der Kuchen.

Ein catalaniſches Kindermärchen.

Es war einmal ein junger Prinz, zu dem kam ſo ein herumziehender Mann mit einer Guitarre, und der ſang ihm zu ſeinem Ergötzen viele ſchöne und häßliche Lieder. Ganz zuletzt ſang er ihm von einem ſehr merkwürdigen König und einem ſehr merkwürdigen Kuchen: wie nämlich der merkwürdige König eines Tages Luſt bekam nach einem merkwürdigen Kuchen, und wie er, um einen ſolchen bauen und backen zu laſſen, Schiffe in alle Welt ſchickte, um die beſten Früchte und Gewürze herbeizuholen, wie dann wirklich ein ſehr merkwürdiger Kuchen zu Stande gekommen, der ſo gut geworden, daß ſich ihn der merkwürdige König ſelber nicht gönnte und öffentlich erklärte, daß er ſich trotz ſeiner hohen Würde nicht für werth halte, von dieſem merkwürdigen Kuchen zu eſſen. Da verſtand es ſich von ſelbſt, daß er den Kuchen auch andern Leuten nicht gönnte und daß ſich Alle für unwürdig erklären mußten, davon zu eſſen. Um nun den Kuchen in ſicheren Gewahrſam zu bringen, baute der König eine ſehr ſtarke Feſtung mit ſieben Mauern und ſieben Waſſergräben, und da ſitzt er nun mit ſeinen treueſten und tapferſten Vaſallen und beſchützt den Kuchen und wacht darüber, als über ſeinen höchſten Schatz.

Nachdem der Mann mit der Guitarre ſo geſungen hatte, zog er weiter, ohne dem Prinzen die Adreſſe des merkwürdigen Königs gegeben zu haben. Kaum aber war der Sänger abgezogen und verſchwunden, ſo ergriff den Prinzen, der das Lied mit Ruhe angehört hatte, eine unendliche Sehnſucht nach dem merkwürdigen Kuchen. Ein Heldengemüth, wie er war, glaubte er auch, daß das Beſte für ihn geſchaffen ſei, und daß er nothwendig, dieß ſei er ſeiner Ehre ſchuldig, von dem ſehr merkwürdigen Kuchen eſſen müſſe. Er konnte an nichts Anderes denken, er verſank in Weh- und Schwermuth, und alle Speiſe kam ihm ſchaal und unappetitlich vor neben dem edlen Geſchmack, den der Kuchen ſeiner Gedanken haben mußte. Das ganze Land ſah mit Trauer auf den traurigen Prinzen, bis dieſer eines Tages — es war an ſeinem Geburtstage — ſich aufraffte, ſeine Leute und ſeine Krieger um ſich verſammelte, ſie Liebe und Getreue nannte und ſie aufforderte, ihm mit der größten Aufopferung auf ein Heldenabenteuer zu folgen und nicht eher zu ruhen und zu raſten, als bis ſie jenen merkwürdigen König beſiegt, ſeine Veſte geſtürmt und ſeinen Kuchen erobert hätten. Seine Getreuen ſchlugen mit den Schwertern an die Schilde und riefen: den Kuchen oder den Tod!

So zog denn der Prinz, nachdem die Ausrüſtung der Seinen mehrere Monate gedauert, mit einem mächtigen Kriegsheere aus; er zog immer vorwärts, durch Gebirg und Thal, immer gradaus und während einer langen Zeit, bis er an einen Felſen kam, an welchem ſich die große Straße in ſo viele kleine Wege theilte, wie ein Baum in Aeſte und Zweige. Da ſtand er in größter Verlegenheit und wußte nicht, welchen Weg er einſchlagen ſollte. Plötzlich aber fiel die Oberfläche des Felſens wie ein Vorhang ab, und dahinter erſchien eine Marmortafel und auf dieſer in goldenen Lettern die Inſchrift:

Heil Allen, die das Gute ſuchen!
Dieß iſt der rechte Weg zum Kuchen.

Und unter dieſer Inſchrift befand ſich eine Hand, welche mit ausgeſtrecktem Zeigefinger den einen der vielen Wege als den rechten zum Kuchen bezeichnete. Der Prinz ſah ein, daß er unter dem Schutze höherer Mächte ſtand, verbeugte ſich vor der Marmortafel, die ſich ſofort wieder bedeckte, und zog friſchen Muthes und hoffnungsvoll weiter. — Wieder nach langer, langer Wanderung kamen ſie an den Feuerſee, der ihnen den Weg abſchnitt, deſſen Wellen ſehr hoch gingen und nichts Anderes waren, als große Flammen in allen Farben. Der Prinz ſtutzte, und mit ihm ſtutzte ſeine ganze Armee. Doch ließ ſich der Heldenjüngling nicht abſchrecken und überlegte eben, wie man eine feuerfeſte Flotte bauen könne, um über den Feuerſee zu ſegeln, als ſich aus der Tiefe deſſelben eine Nixe mit rothen Haaren erhob, die mit wunderſüßer Stimme ſang:

Wer ſich will den Kuchen gönnen,
Muß durchs Feuer ſchwimmen können.

Gleich darauf verſchwand ſie wieder in den Wellen. Der Prinz ſchloß die Augen, knöpfte den Rock zu und ſtürzte ſich kopfüber in den See; ſeine Getreuen, die geſchworen hatten, ihm überall hin zu folgen, thaten wie er, ſchloſſen die Augen, knöpften die Röcke zu, ſtürzten kopfüber in die Wellen, und ſiehe da, ſie kamen ſämmtlich wohlbehalten am andern Ufer an, ohne daß ihnen ein Haar im Barte verſengt worden wäre. Nur Einer, der im Schwimmen das Feuer benützen wollte, um ſich ſeine Cigarrette anzuſtecken, wurde zu Kohlen verbrannt, und nur ſo erfuhren die Andern, daß die Wellen des Feuerſee's wirklich brennen konnten, denn was ſie betraf, ſo ſchwammen ſie ſo kühl durch, als es nur bei irgend einem andern gewöhnlichen See hätte der Fall ſein können. Am andern Ufer betraten ſie eine Landſtraße, die ſo gerade wie ein Lineal durch einen Wald in unendliche Ferne lief. Aber die Bäume, die auf beiden Seiten der Straße ſtanden, glichen ſich alle ſo ſehr, daß ſie von einander nicht zu unterſcheiden waren, und daß der Prinz, trotz allem Marſchiren, immer glaubte, an derſelben Stelle zu ſtehen. Und trotz allem Marſchiren nahm der lange Weg kein Ende. Manchmal, in der Verzweiflung, fing der Prinz zu laufen an, was er nur konnte, und die ganze Armee lief mit ihm, aber es führte zu nichts. Nachdem ſie ſtundenlang gelaufen, als ob ſie vor einem Feinde auf der Flucht wären, ſah der Weg und ſahen die Bäume rechts und links gerade ſo aus, wie vorher. Es hatte ſich nichts geändert. So überkam den Prinzen eine ungeheure Langeweile; er gähnte, und die ganze Armee gähnte mit ihm, daß der Wald von Gähnen erſcholl, und das dauerte dann wieder Stunden lang, und das Gähnen war der einzige Laut, der in dem ſtillen Walde zu hören war. So lang ſchien ihnen die Zeit, daß ſie gar nicht mehr daran dachten, ſie zu meſſen und zu berechnen, denn ſie däuchte ihnen unmeßbar lang. Und in der That hat man es auch nie beſtimmen können, wie lange ſie auf dem geraden Wege, durch die gleichen Bäume hingewandert waren. Eines Morgens aber, nachdem ſie den Abend vorher den Weg noch ſo unendlich vor ſich geſehen hatten, wie zu Anfang, ſchlugen ſie die Augen auf, und vor ihnen lag eine große Feſtung. Und über dem Thore der Feſtung laſen ſie die Inſchrift:

In dieſer Veſte
Liegt das Beſte.

Dieſe Inſchrift ſagte es deutlich genug, daß ſie ſich vor der Feſtung befanden, in welcher der merkwürdige König den merkwürdigen Kuchen bewachte. Sie brachen erſt in ein Jubelgeſchrei aus, dann gingen ſie ſogleich an die Belagerung. Aber die Feſtung hatte ſieben Ringmauern mit ſieben Waſſergräben, und von den Mauern war die zweite höher als die erſte, die dritte höher als die zweite und ſo fort, daß die ſiebente Mauer hoch bis an den Himmel reichte. Die erſte Mauer nahmen ſie zwar in wenigen Monaten ein, aber für die zweite brauchten ſie doppelte Zeit, und wieder die doppelte der doppelten für die dritte und ſo fort, ſo daß ſie im Ganzen für die Einnahme der ganzen Feſtung ſiebenmal ſieben Jahre brauchten. Es war die längſte Belagerung, welche die Geſchichte kennt. Nachdem ſie die letzte Mauer genommen, hieben ſie den merkwürdigen König und die ganze Beſatzung nieder und ſtürzten in den Hof der Veſte. In der Mitte des Hofes fanden ſie ein feſtes, aus ungeheuern Quadern aufgeführtes Gebäude, vor welchem noch eine Schildwache ſtand, und das ganz die Form eines Kuchens hatte. Hier muß er ſein! rief der Prinz, und ſeine Getreuen eilten ihm nach. Die Schildwache vertheidigte ſich noch mit Heldenmuth, bis ſie der Uebermacht erlag. Dann ſprengte der Prinz die eiſerne Thür und die ſieben gewaltigen Schlöſſer, deren jedes ſo groß war wie ein Wagenrad; und im Innern des Gebäudes fanden ſie wirklich den merkwürdigen Kuchen. Aber dieſer war verſchimmelt. Der Feldmarſchall durchwühlte ihn mit dem Schwerte, entdeckte ein leidlich friſches Stück und bot es dem Prinzen als Zeichen des Sieges an. Der Prinz ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ich bin nicht mehr in den Jahren, wo man Kuchen liebt. — Am Rande des Kuchens las er in ſchöner, weißer, glacierter Schrift:

Ach, wie uns altert, weil wir's ſuchen,
Was uns gelockt in Luſt und Qual:
Verſchimmelt iſt der Jugend-Kuchen,
Verſchimmelt iſt das Ideal.

Weſt-öſtliche Geſchichten

aus der neueſten Zeit.

Die Frau Konſulin.

1.

Die Geſchichte, die wir in den nachfolgenden Blättern erzählen, ſpielt zu Ende der Vierziger Jahre in einer der größten Städte der aſiatiſchen Türkei. Der entfernte Schauplatz, ſo wie das Intereſſe der betheiligten Perſonen ſind Urſache, daß ſie in Europa höchſtens im kleinen Kreiſe der nächſten Anverwandten bekannt worden. Die Namen, die wir gebrauchen, ſind rein erdichtet, und die Leſer würden dem Verfaſſer einen Gefallen thun, wenn ſie aus dem Klange derſelben ſelbſt nicht auf die Nationalität der auftretenden Perſonen ſchließen wollten.

In jener berühmten und uralten Stadt, die auf der großen, ins Innere Aſiens führenden Straße und an der Gränze zwiſchen dem blühendſten Lande und der großen Wüſte liegt, war eben die erſte Karavane dieſes Jahres aus dem mittelländiſchen Hafen angekommen. Das Glockengeläute der Kameele, das in der reinen Luft aus ſo weiter Ferne hörbar iſt und faſt ſo lieblich klingt, wie die melodiſchen Glocken europäiſcher Dorfkirchen, hatte ſie ſchon angekündigt, als ſie im unendlichen Zug den eine Viertelmeile von der Stadt entfernten Berg durch die Gänge des herrlichen Pinienwaldes herabſtiegen. Aus allen Häuſern eilte man herbei; denn die Ankunft der erſten Frühlingskaravane iſt ein Feſt für die ganze Stadt. Der Kaufmann erwartet Gewinn bringende Waaren aus Frenkiſtan, die Frau neuen Putz und der Müßiggänger Neuigkeiten aus der Ferne, an denen die Wintermonate ſo arm ſind. Die Männer, welche Nargileh und

Tſchibuk rauchend auf ihren Teppichen vor der Thüre liegen, ziehen ſich in die weite marmorgepflaſterte Vorhalle zurück, denn die Kameele, ſo muſterhaft ruhig und ordentlich während der Reiſe, werden, in der Stadt angekommen, wild und ungezogen, treten Alles nieder und beißen nach rechts und links. Die Neugierigen und Betheiligten verſammeln ſich vor dem großen Hofe der Karavanſerai, oder in den ſäulengetragenen Galerien, die ihn umgeben, und wie das Glockengeläute immer näher kommt und endlich der Eſel, der unermüdliche, immer gleichmüthige Führer der Kameelreiſe, an der Biegung der Straße erſcheint, erhebt ſich Jauchzen und Jubelgeſchrei. Mit wilden Sprüngen eilen die Schiffe der Wüſte ihrem Hafen zu; neben ihnen, der drohenden Unordnung zuvor zu kommen, keuchen ihre Führer und Treiber, dunkelbraune Araber aus Bagdad und ebenholzſchwarze Aethiopier. In weiten Zwiſchenräumen ſitzen im Sattel der ſtolz blickende Kaufmann aus Arabiſtan, der Perſer mit roth gefärbtem Barte in blauer Tunika und himmelhoher Schaffellmütze, der beſcheiden ausſehende, aber klug und wachſam blickende Armenier im weiten dunkeln Kaftan.

Trotz der Lebhaftigkeit und Buntheit eines ſolchen Schauſpiels, wandte ſich die Aufmerkſamkeit der Menge doch einem weit einfacheren Anblicke zu, denn er war ein ungewohnter. Auf einem der Kameele ſaß ein junger Europäer in leichtem Reiſerocke und breitkrämpigem Frankenhut. Ueber ſeinen Rücken hing ein ſchönes Doppelgewehr aus Lüttich, das ſich des Beifalls der Anweſenden beſonders zu erfreuen hatte. Von orientaliſcher Tracht hatte er nur den Shawl angenommen, der um ſeinen Leib als breiter Gürtel gewunden war, in deſſen Falten zwei zierliche Piſtolen mit geſchnitzten Kolben ſtaken. Mit dem erſten Schritte in den Hof warf ſich ſein Kameel auf die Knie, und der Reiſende, dieſer Sitte des Thieres noch ungewohnt, wäre über den Kopf deſſelben hinweg geflogen, wenn ihn nicht ein ſtämmiger Neger aufgefangen und aufrecht erhalten hätte. Das Publikum lachte über die Ungeſchicklichkeit des Franken und knüpfte daran manche freundliche und manche ſpöttiſche Betrachtung über Ausſehen, Waffen und Kleider des jungen Mannes. Aber es fühlte ſich etwas betroffen, als der Fremde, über die Bemerkungen lächelnd, ſich plötzlich umwandte und im guten Arabiſch nach dem Hauſe des ***ſchen Konſuls fragte. Wie um ihre Unart gut zu machen und ſich gefällig zu zeigen, antworteten nun alle Anweſenden auf Einmal, indem ſie ſämmtlich nach Einer Richtung hindeuteten. Der junge Mann verſtand kein Wort in dem Lärm, bis ein Greis Stillſchweigen gebot und ſagte: „So eben habe ich Ibrahim, den Sais des Konſuls, hier geſehen. Ibrahim! Ibrahim! wo iſt er?“ rief er in die Menge. —

„Ibrahim, Ibrahim, wo biſt du?“ ſcholl es ſogleich von hundert Lippen.

Aus dem Gedränge trat ein hoher magerer Araber. „Was willſt du?“ fragte er den Franken.

„Führe mich zum Konſul.“

„Wohl, Herr.“

Der Franke vertheilte einige Münze an die Diener der Karavane, übergab ſein Gepäck zweien Laſtträgern und Ibrahim ſein Gewehr, das dieſer ſtolz über den Rücken warf.

Der Ruhm der Stadt, durch deren Gaſſen der junge Reiſende jetzt an der Seite des Arabers wanderte, reicht in die entfernteſten bibliſchen Zeiten zurück; ſie ſpielte eine Rolle unter den Römern und wurde in der glänzendſten Epoche des Khalifats mit den großartigſten Gebäuden arabiſchen Stiles angefüllt. Selbſt die Privathäuſer zeugen noch von der entſchwundenen Pracht und tragen jenen Stempel orientaliſcher Schönheit, die der enttäuſchte Reiſende in zwanzig andern Städten des Oſtens vergebens ſucht. Der junge Franke, wie er durch die ſchönen Gaſſen wanderte, ſchien das Geſicht eines Künſtlers, das er trug, Lügen zu ſtrafen, denn er ging an den herrlichſten Moſcheen, an den prächtigſten Säulengängen, an den eigenthümlichſten Façaden vorüber, ohne ſie eines Blickes zu würdigen. Das muß uns um ſo mehr auffallen, als wir wiſſen, daß der Zweck ſeiner Reiſe kein anderer war als der, die Geſchichte arabiſcher Völker und ihrer Kunſt zu ſtudiren. Zur Zeit ſchienen ihn aber ganz andere Gedanken zu beſchäftigen. Vor ſich hinbrütend, merkte er es kaum, daß er die Stadt bereits verlaſſen und zwiſchen zerſtreuten Landhäuſern dahinſchritt und daß ihn Ibrahim fortwährend mit prüfenden Blicken betrachtete. Endlich fuhr er ſich mit der Hand über die Stirne, und zu ſeinem Führer gewandt, fragte er:

Du biſt der Diener des Konſuls?

Nein, Herr, antwortete Ibrahim trocken.

Nicht? fragte der Europäer erſtaunt. — Die Leute haben dich doch ſo bezeichnet.

Was wiſſen die Leute! rief Ibrahim und zuckte höhniſch mit der Oberlippe; — es ſind das dumme Leute aus der Stadt! Ich bin ein freier Araber aus der Wüſte, Ibrahim vom Stamme der Beni-Zegri, die niemals gedient haben.

Der Franke ſah, wie der Araber ſein Haupt ſtolz zurückwarf. Wie kommt es aber, fragte er weiter, daß dich die dummen Stadtmenſchen des Konſuls Diener genannt haben?

Ich lebe in ſeinem Hauſe, Das iſt Alles, antwortete Ibrahim; er iſt ein Freund unſeres Stammes, und die Beni-Zegri ſind ſeine Freunde. Wenn er in die Wüſte kommt, übernachtet er in unſern Zelten, und wenn Einer vom Stamme in die Stadt kommt, herbergt er in ſeinem Hauſe. Der Konſul iſt unſer Bundesgenoſſe, er hat uns vor Vernichtung bewahrt, als wir mit den Beni-Mezi im Kriege waren und der Paſcha und die Druſen ſich von ihnen erkaufen ließen und ihre Partei nahmen. Wir haben dem Konſul drei der herrlichſten Stuten Arabiſtans verſchafft, und um ſie nach unſerer Weiſe zu pflegen und dem Konſul einen Liebesdienſt zu erweiſen, verweile ich nun ſeit dreißig Monaten in ſeinem Hauſe. Effendim, rief der Araber aus, es war nicht leicht, dem Konſul die drei Stuten zu liefern. Nur eine war in unſerm Beſitz, die zweite weidete am Frat und mußte geſtohlen werden, und um die dritte führten wir einen vierzehntägigen Krieg, denn ſie gehörte einem mächtigen Scheich, der ſich den Bart ausraufte, als er ſie uns abtreten mußte. Sie trägt zwei der kräftigſten Amulette, die ſie vor jeder Krankheit und vor dem böſen Blick bewahren, und ihr Stammbaum reicht bis in die Zeiten Omars, das wirſt du gleich an der Korallenſchnur erkennen, die ſie am Halſe trägt. Effendim, du wirſt dich, wenn du ſie ſieheſt, zum höchſten Lobe hingeriſſen fühlen; aber ich beſchwöre dich, unterdrücke jedes Wort des Lobes und ſchweige bei ihrem Anblick. Denn die böſen Geiſter, die die Luft erfüllen, fangen gern ein Wort des Lobes auf und verwandeln es in Fluch. Das Thier athmet es ein als böſen Luftzug, oder weidet es ab als ein ſchädlich Kraut, oder findet es als giftigen Pilz an ſeiner Krippe im Hofe. Wenn du alſo meinen Herrn liebſt, ſo ſchweige beim Anblick der Stute. Sie heißt Zaïre, um die wir den Krieg geführt haben. Ein Sprüchwort ſagt: Für drei Dinge nimmt der Menſch das Schwert in die Hand: für Weib, Gold und Land. Wenn das Sprüchwort nichts vom Pferde ſagt, ſo will es doch verſtanden haben, daß man ſich für ein Pferd wie Zaïre ſo gut ſchlagen kann, wie für ein Weib. Ja, das ganze Sprüchwort iſt auf das Pferd anwendbar; man liebt es wie ein Weib, es hat Goldes Werth und verſchafft die Herrſchaft über das Land.

Das Geplauder des Arabers hatte das Gute, daß es den Franken aus dem, ſeinem Führer verdächtigen Hinbrüten herausriß. Es hätte dem Fremden ſeiner lokalen Färbung wegen ſogar gefallen, wenn nicht im Geſichte des Redners etwas verſteckt geweſen wäre, das ſelbſt bei den poetiſchſten Redeformen ein unheimliches Mißtrauen einflößte. Der Fremde hielt es doch für ſchicklich, das Geſpräch fortzuſetzen und ſich nach dem Befinden des Konſuls, ſeines Bundesgenoſſen, zu erkundigen.

Allah ſei geprieſen, rief der Araber aus, indem er beide Hände erhob und einen Augenblick ſtille ſtand, Allah ſei geprieſen, er befindet ſich wohl. Sein Leib ſteht in Blüthe, und ſein Geiſt erhebt ſich zum Himmel. O, dieſes Land iſt der Boden, in dem er gedeihen muß wie eine Palme, denn hier iſt ſeine Heimat. Er iſt ſo gut wie ein Muſelmann, er iſt ein Araber. Er liebt die Wüſte, er liebt die Stämme, er ſpricht unſere Sprache, er kennt das Buch, wie ein Imam, und er lebt nach unſern Sitten. Dieß Eine hofft meine Seele mit Gewißheit, daß er als ein Gläubiger ſtirbt und ins Paradies des Propheten eingeht. Du triffſt ihn nicht im Hauſe; er iſt auf der Leopardenjagd im Gebirge, aber betrübe darum deine Seele nicht, denn er kehrt vor Sonnenuntergang wieder. Siehſt du dort in der Ferne ſein Haus? Es iſt das letzte von allen Häuſern und ſteht am Eingange in die Wüſte; denn er liebt die Wüſte und hat nichts von den Stämmen zu fürchten, die ihn verehren als einen Weiſen; er tauſcht uns unſer Geld aus, er nennt uns die Märkte, wo wir kaufen und verkaufen ſollen, und er ſpricht ein gutes Wort für uns beim Paſcha und ſchreibt Briefe an den Vezir in Stambul. Er ſei geſegnet!

Der Franke wußte ſehr wohl, daß es im Orient für unſchicklich gelte, ſich auch nach den Frauen zu erkundigen; doch konnte er nicht umhin, auch die Worte: Und wie geht es dem Weibe des Konſuls? kurz und ſchnell auszuſtoßen.

Pſchach, rief Ibrahim und begleitete den Ausruf mit einer Handbewegung, die beinahe Mißachtung verrieth, die gehört nicht in dieſes Land.

Der Reiſende erſchrak über Ton und Ausdruck dieſer Worte. Es war ihm, als erzählten ſie eine ganze Geſchichte. Arme Emilie, ſeufzte er unwillkürlich vor ſich hin und verſank wieder in ſein voriges Schweigen. Bilder früherer Zeiten zogen an ſeinem Geiſte vorüber und im Vordergrunde all dieſer Bilder ein kleines lockenköpfiges Mädchen oder eine kaum aufgeblühte Jungfrau, Emilie, und an ihrer Seite all die liebſten Geſtalten ſeiner Jugend und ſeines Vaterhauſes. Denn die jetzige Frau des ***ſchen Konſuls in der orientaliſchen Stadt war mit ihm in demſelben Hauſe, auf demſelben Hofe, im ſelben Garten, bei denſelben Spielen herangewachſen. Das kleine zarte Geſchöpf, die Tochter eines armen Beamten, war der Liebling ſeiner guten Mutter und immer ſein Schützling geweſen. Sie gehörte gewiſſermaßen mit zu der reichen und angeſehenen Familie ſeines Vaters, des Geheimenraths von Roſe. Während nun der junge Eduard von Roſe an der Seite ſeines arabiſchen Führers zwiſchen Aloen, die am Wege blühten, am Rande eines Palmenhaines dem einſam gelegenen Hauſe am Eingange der Wüſte entgegenſchritt, dachte er an den kleinen Garten des Hauſes, das in der Hauptſtadt eines nordiſchen Reiches liegt, an längſt verſchollene Familienfeſte, an Schnee und Weihnachtsbäume und an ein blondes Kind, welches er in wenigen Minuten als Frau eines ihm unbekannten Mannes, ſo fern von der Heimat, unter ſo fremdem Himmel, in ſo veränderten Verhältniſſen, wiederſehen ſollte.

Sein Herz klopfte, als ſie in den großen Vorhof kamen, und ſein Schritt ſchwankte faſt, als er, ſeinem Führer folgend, aus dem Vorhof in die große kühle Marmorhalle und aus der Marmorhalle in den üppig blühenden Garten voll tropiſcher Gewächſe, murmelnder Kaskaden und ſchattiger Lauben trat. Ibrahim deutete nach einer dieſer Lauben, in welcher eine zartgeformte, etwas blaſſe Frau träumend oder in Gedanken vertieft auf einem Divan lag. Eduard erkannte ſie auf den erſten Blick, er näherte ſich leiſe, und ohne noch zu wiſſen, wie er die Frau Konſulin anſprechen ſollte, entſchlüpfte ſeinen zitternden Lippen ein leiſe gehauchtes: Emilie!

Die junge Frau blickte auf, ſtieß einen Schrei aus und warf ſich mit dem Ausrufe: „Eduard, Eduard!“ in ſeine Arme. Aber plötzlich beſann ſie ſich, ſank auf das Sopha zurück, und ein Strom von Thränen entſtürzte ihren Augen. Eduard ergriff ihre Hand, ſetzte ſich ſchweigend zu ihr und betrachtete gerührt die junge Frau, die ſich alle Mühe gab, das krampfhafte Schluchzen zu unterdrücken und ihn unter Thränen mit Lächeln anzublicken.

Beruhige dich, — beruhigen Sie ſich, redete er ihr zu, indem er ſich nur ſchwer zurückhielt, ihr mit der Hand über den ſchönen blonden Scheitel zu ſtreichen. Emilie lächelte zu ſeinem Verſuche, ſie mit einem höflichen „Sie“ anzuſprechen, und als ob ſie ihm dieſen Verrath an der traulichen Kinderzeit verweiſen wollte, ſagte ſie kaum vernehmbar: Die ganze alte Zeit, die ganze Heimat kommen mir mit dir.

Damit war der Bann gebrochen, und Emilie fragte, und Eduard erzählte. Aus ihren Seufzern, aus ihren Ausrufungen, mit denen ſie ſeine Erzählung bei jeder Erinnerung an einen Bekannten, an irgend eine geliebte Stelle in der Heimat begleitete, erkannte er bald, daß an dieſem Gemüthe eine tiefe Sehnſucht nach dem Vaterlande und ein ſchmerzliches Bedauern alter Zeiten nagte.

Erſt nach langer Zeit bemerkte ſie, daß Ibrahim noch immer ſo daſtand, wie er mit dem Doppelgewehr in der Hand, gleich einer bewaffneten Wache, bei der Ankunft Eduards ſtehen geblieben war, und daß ſein Blick düſter und beobachtend auf ihnen ruhte.

Emilie machte ihm ein Zeichen. Der Araber wandte ſich unwillig und ging ins Haus, nicht ohne noch einige Male rückwärts zu blicken. Da haſt du den Orient, ſagte ſie lächelnd zu Eduard. Der Burſche da hält es für ſeine Pflicht, mich, ſo oft ich Beſuch erhalte, zu beobachten, und ſucht den Wächter zu erſetzen, den mir, ihm unbegreiflich, mein Mann nicht geben will. Heute Abend wird er über unſer Wiederſehen treuen Bericht erſtatten.

Es ſcheint ein ſehr anhänglicher Diener, ſagte Eduard.

Fürchterlich anhänglich, antwortete Emilie. Er würde mich, wenn es ſein Herr befiehlt, mit ſo leichtem Herzen erdroſſeln, wie man ein Blatt vom Baume reißt. Er haßt mich eben ſo ſehr, als er ſeinen Herrn vergöttert, und Das nur darum, weil ich fränkiſch bleibe und er mir anmerkt, daß mich der Aufenthalt in dieſem Lande unglücklich macht. Seinen Herrn aber verehrt er, wie ihn alle Araber verehren. Denn Paſcal iſt leider ganz und gar Orientale geworden. In ſeinem Herzen iſt jede Erinnerung an die Heimat verwiſcht. Er verachtet, was europäiſch iſt, als unnatürlich und gekünſtelt, und ſo hat er auch nicht den geringſten Sinn, nicht das geringſte Mitleid für meine Sehnſucht, wieder heim zu kehren.

Seine Pflicht, ſeine Stellung hält ihn hier wohl feſt, entſchuldigte Eduard.

Nein, nein, das iſt es nicht, erwiderte Emilie mit einiger Heftigkeit. Wollte er nicht die Vortheile bewahren, die ihm der hieſigen Regierung gegenüber ſein Konſulat ſichert, er hätte es längſt aufgegeben, um die letzte Verbindung mit der Heimat abzubrechen. Er hat große Reichthümer in ſeinem Verkehr mit den Arabern und mit den Paſcha's geſammelt, und wir könnten in Europa ein höchſt behagliches Leben führen; aber daran iſt leider nicht zu denken. Nur im hieſigen Treiben findet mein Mann ſeine Befriedigung, und es wäre ihm unmöglich, den ungeheuren Einfluß aufzugeben, den er auf die ganze Bevölkerung auf viele Meilen in der Runde ausübt. Er iſt mächtiger als der Paſcha, dem nur die Stadt gehorcht, während die Völker der Wüſte ſeinem Worte lauſchen, wie dem Worte eines Heiligen. Er gilt ihnen für einen Muſelmann, und wenn er ſich als ſolchen noch nicht bekannt hat, ſo unterläßt er es nach ihrer Meinung nur aus Klugheit, um das Amt, das ihm der Chriſtenkönig anvertraut hat, nicht zu verlieren und um ſo den Gläubigen nützlicher ſein zu können. Wie ich aus mancherlei Reden im Hauſe entnehmen konnte, lebt er auch, wenn er ſich in der Wüſte bei ſeinen Freunden befindet, ganz nach ihren profanen und religiöſen Gebräuchen, macht die heiligen Waſchungen und Gebete mit, faſtet mit ihnen und enthält ſich verbotener Speiſen und Getränke.

Emilie brach plötzlich ab, ſie erſchrak über den Ton der Anklage, in dem ſie von ihrem Manne ſprach. Schweigend blickte ſie wieder vor ſich hin und ließ Eduard Zeit, aus ihrem Geſichte jahrelange Leiden herauszuleſen. Er ſeufzte, als ſie wieder begann: Mißdeute es nicht, daß ich ſo von meinem Manne ſpreche. Seit Jahren biſt du der Erſte, vor dem ich mein Herz ausſchütten kann. Es wäre ein Verbrechen an unſerer glücklichſten Jugendzeit, wenn ich vor dir etwas verſchwiege, wenn ich mich vor dir ſtärker oder glücklicher zeigen wollte, als ich bin. Sind wir nicht wie Bruder und Schweſter aufgewachſen? Sind wir nicht —

Hier unterbrach ſich Emilie, und eine liebliche Röthe flog über ihr Geſicht. Eduard ſchlürfte ſchweigend den Kaffee, den Ibrahim mit dem Tſchibuk gebracht hatte, aber an den ſtarken Rauchwolken, die er vor ſich hinblies, hätte man die Aufregung ſeines Gemüthes zu erkennen vermocht. Er rauchte, als ob er ſich berauſchen und allerlei Gedanken, deren manche wie Vorwürfe und Gewiſſensbiſſe geſtaltet waren, verſcheuchen wollte. Deine Schuld, ſagte er ſich, iſt dieß ganze Unglück. Ueber todter Wiſſenſchaft, über zerſtreuenden Reiſen haſt du dieſes holden Geſchöpfes, das dir von Kindheit an angetraut war, vergeſſen und haſt es allen den böſen Schickſalen preisgegeben, die ſich eines armen, hülfloſen Mädchens bemächtigen können. Du haſt ſie an einen Mann, den ſie nicht kannte, und in weite fremde Ferne verkaufen laſſen, dieſe arme Blume, die nur im heimiſchen Boden gedeihen konnte.

Er nahm ihren Arm und bat ſie, ihm die Herrlichkeiten ihres Gartens zu zeigen. Es iſt prächtig hier, ſagte er, als ſie im Schatten der Palmen hingingen, an Waſſerbecken vorüber, in denen ſich Lotosblumen wiegten, und an wachſenden Wänden hin, die von den glühenden Blumenkelchen der Aloe bedeckt waren. Das, fügte er lächelnd hinzu, kann dir unſere ſandige Heimat im Norden doch nicht bieten. Jede Königin Europa's müßte dich um dieſes Paradies beneiden.

Ach, erwiderte Emilie mit einem faſt verächtlichen Achſelzucken, jeder Hagenbuttenſtrauch daheim iſt mir lieber, und an die kümmerlichen Föhren vor dem Jägerhauſe, unter denen wir ſo oft unſere Milch genoſſen, denke ich unter dieſen Palmen, o, wie oft, mit Sehnſucht zurück. Eduard, du haſt keine Vorſtellung, wie ſehr man ſelbſt unſere kalten Winter lieben kann. Wenn hier im Dezember die Sonne ſcheint, ſchöner und glühender als bei uns im Juli, denke ich mit Wehmuth an die Zeit zurück, da ich halb erfroren und in Mäntel gehüllt durch die ſchneebedeckten Gaſſen, von Laden zu Laden eilte, um Weihnachtsgeſchenke einzukaufen. Erinnerſt du dich noch der Brieftaſche, die ich dir zum letzten Male ſchenkte, in dem Jahre, ehe du auf die Univerſität gingſt, um nicht zurückzukommen?

Eduard griff nach der Bruſttaſche, wie um etwas hervorzulangen, zog aber ſchnell die Hand wieder zurück und ſah Emilien an, ob ſie die Bewegung bemerkt hatte. Gewiß, gewiß, liebe Emilie, antwortete er etwas verlegen; gewiß erinnere ich mich: das kleine braune Ding muß ſich noch unter meinen Sachen finden, die ich von Paris aus nach Hauſe geſchickt habe.

Damit war Emilien Gelegenheit gegeben, ſich in alte Erinnerungen zu vertiefen, und ſie that es mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß Beiden der Nachmittag verging, ehe ſie es bemerkten. Erſt als die Diener in der Nähe des Hauſes unter einer Laube das Abendeſſen vorbereiteten, erwachte Emilie wie aus einem Traume, und faſt erſchrocken rief ſie aus: Jetzt muß Pascal bald wiederkommen.

Ihr Jugendfreund that, als ob er das Gefühl, das ſich bei dieſen Worten in ihren Zügen äußerte, nicht bemerkte. Ich bin ſehr begierig, ſagte er, wie mich Herr Pascal aufnehmen wird. Ich meinerſeits hatte von jeher vor ſeinen Leiſtungen auf dem Gebiete orientaliſcher Forſchungen großen Reſpekt. So tief iſt noch keiner unſerer Landsleute in den Geiſt und in die Geſchichte des Morgenlandes eingedrungen. Aber nun komme ich als eine Art Rival und werde ihm außerdem als ein unerfahrener Anfänger und höchſtens als ein grüner Stubengelehrter erſcheinen müſſen. Ich bin darauf gefaßt, daß er mich etwas von der Höhe herab anſehen wird.

Da kannſt du unbeſorgt ſein, erwiderte Emilie, du bringſt einen Brief des Königs und des Miniſters, das ſichert dir jedenfalls eine gute Aufnahme, denn Pascal iſt ein ganz loyaler Unterthan und hält was darauf, ſeine Regierung immer in gutem Humor zu wiſſen. Und was die Rivalität betrifft, ſo hat er jeden wiſſenſchaftlichen Ehrgeiz, jede Luſt, in Europa, das er verachtet, als Gelehrter zu glänzen, längſt aufgegeben. Ich bin überzeugt, daß er dich in deinen Studien hier auf jede mögliche Weiſe unterſtützen wird. Das muß man Pascal nachrühmen, daß er die kleinliche Eiferſucht nicht kennt; — die Eiferſucht des Gelehrten, meine ich, fügte Emilie lächelnd hinzu. Was die andere betrifft, ſo habe ich bis jetzt in meiner Einſamkeit noch keine Erfahrungen machen können. Bis jetzt war nur Ibrahim für ihn eiferſüchtig, der es nie verwinden konnte, wenn ich mich vor Beſuchern ohne Schleier zeigte oder mit durchreiſenden Europäern am ſelben Tiſche aß.

Ibrahim war nicht unter den Dienern, die eben vor dem Hauſe beſchäftigt waren. Er befand ſich in dieſem Augenblicke auf dem Wege, der nach dem Gebirge führte und auf dem ſein Herr zurückkehren mußte. Die Sonne war im Sinken, als dieſer auf ſeinem Roſſe dahergetrabt kam und mit einiger Ueberraſchung Ibrahim auf ſeinem Wege fand.

Gibt es was Neues im Haus? fragte er.

Ja, Herr; es iſt ein Gaſt angekommen.

Was für ein Gaſt?

Ein Franke.

Ein Franke, aus meinem Lande?

Ich glaube, denn er ſpricht die Sprache deines Weibes.

Aber was treibt dich, mir entgegen zu kommen und mir die Nachricht ſo fern vom Hauſe mitzutheilen?

Ibrahim ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er: Der faule Schäfer, der da ſchläft, iſt ſo ſchuldig wie der Wolf.

Was ſoll Das? rief der Konſul, indem er ſeine braune Stirne unter dem weißen Turban zuſammenzog.

O Herr, fuhr Ibrahim fort, nichts auf Erden gleicht dem Manne ſo wenig, wie das Weib.

Warum? Was ſoll das einfältige Wort?

Hat ſie ihn doch empfangen wie einen Bruder oder Vater! Wem wirft man ſich ſonſt ans Herz? Und er iſt nicht ihr Bruder und nicht ihr Vater.

Es iſt Eduard, murmelte der Konſul vor ſich hin und gab dem Pferde die Sporen, daß es wild ausgriff. Ibrahim lächelte und lief keuchend nebenher. Sein Herr aber hielt einige hundert Schritte von dem Hauſe ſein Pferd an und ließ es nun langſamen, leiſen Schrittes auf dem grasbewachſenen Rande des Weges weiter gehen. Geräuſchlos ritt er in den Hof ein, ſtieg ab und ſtellte das Pferd ſelbſt, ohne einen Diener zu rufen, an ſeine Stelle. Dann ging er kaum hörbaren Trittes ins Haus und durch die Halle.

2.

Einige Augenblicke ſtand der Konſul am Eingange des Gartens und betrachtete das luſtwandelnde Paar, ohne ſelbſt bemerkt zu werden. Ein hübſcher Junge, murmelte er. Ganz ſo, wie ſie in den Theegeſellſchaften Glück machen. Dann legte er ſein Geſicht in freundliche Falten und trat lächelnd in die Allee.

Mein Mann! rief Emilie faſt erſchrocken.

Herrn Pascal zuckte es um die Lippen. Doch unterbrach er ſein Lächeln nicht und nahm die Begrüßung Eduards freundlich entgegen. Nach kurzem Geſpräche holte Eduard ſeine Empfehlungsſchreiben, die der Konſul mit großer Ehrfurcht erbrach und las. Der Wunſch Sr. Majeſtät, ſagte er, als ſie ſchon am Tiſche beim Nachteſſen ſaßen, Sie in Ihren Arbeiten zu unterſtützen, iſt mir immer Befehl. Doch bedurfte es dieſes Mal keiner Empfehlung. Ich kenne Sie und Ihre Familie ſeit lange. Ihre Familie aus der Zeit, da ich das letzte Mal zu Hauſe war, um mich zu verheirathen, Sie aus den Erzählungen meiner lieben Frau, deren liebſte Beſchäftigung es iſt, ſich an die Heimat und die zurückgelaſſenen Freunde zu erinnern. Ich weiß, — ſagte Herr Pascal auf die gleichgültigſte Weiſe von der Welt, — ich weiß, daß Sie ihr liebſter Jugendfreund geweſen, daß Sie ſich aufs Freundlichſte von früheſter Zeit an ihrer angenommen, und ich werde mir alle Mühe geben, Ihnen die Dankbarkeit zu zeigen, die ſolche Freundlichkeit verdient.

Herr Pascal verſprach ſeinem Gaſte, ihn bei ſeinen Forſchungen auf Wege zu leiten, die, wie er glaubte behaupten zu dürfen, allen Europäern bisher unbekannt oder unzugänglich ſeien, und ſchon in den nächſten Tagen zeigte es ſich, wie ſehr er entſchloſſen war, Wort zu halten. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß Eduard im Hauſe wohnen blieb, denn ſo iſt es Sitte in den entfernten Städten des Orients, daß die Vertreter der verſchiedenen Staaten ihre Landesangehörigen bei ſich beherbergen. Außerdem war ja Eduard gewiſſermaßen ein Milchbruder der Frau Konſulin, ein Mitſtrebender in derſelben Wiſſenſchaft, in der ſich Herr Pascal einen Namen gemacht, und endlich war er vom Könige ſelbſt dringend empfohlen. Das Zimmer, das ihm übergeben und von Emilien mit aller orientaliſchen Bequemlichkeit und mit aller occidentaliſchen Sorgfalt eingerichtet wurde, füllte Herr Pascal mit Papieren, welche die höchſt koſtbare Ausbeute jahrelanger Studien enthielten. Umſonſt proteſtirte Eduard; er wollte ſich nicht mit fremden Federn ſchmücken: er wollte nicht das Verdienſt ſo tiefer und gründlicher Arbeiten für ſich und zu ſeinem Ruhme ausbeuten. Konſul Pascal hatte da Material zu einer kleinen Bibliothek aufgehäuft, das ihm bei geringer Mühe einen Namen machen konnte, der ihn unter die erſten Männer ſeines Faches ſtellen mußte. Zu ſolchen Bemerkungen lächelte Herr Pascal nur. Er habe weder Eitelkeit noch Ehrgeiz, meinte er, und ihm liege im Grunde nicht viel daran, ob Europa vom Oriente, den es ſeiner Meinung nach doch nimmer verſtehen, aber ewig verkennen werde, etwas mehr oder weniger wiſſe. Sie, junger Mann, fuhr er fort, der Sie noch Ehrgeiz und Streben haben, Sie müſſen, wenn Sie klug ſind, dergleichen Gelegenheiten benutzen und es als Gewiſſensſache betrachten, eine Fundgrube, wie Sie meine Arbeiten zu nennen belieben, auszubeuten, da dieſe Arbeiten ſonſt unbenutzt zu Grunde gehen würden.

Mit dieſer Großmuth begnügte ſich der Konſul noch nicht. Nach einigen Tagen ſtellte er Eduard verſchiedenen Scheichs und Imams vor, welche er ihm als die Gelehrten des Landes und in die Geſchichte deſſelben Eingeweihteſten bezeichnete. Das Mißtrauen, mit welchem dieſe den jungen Franken aufnahmen, wußte ſein Gaſtfreund mit wenigen Worten zu heben, und ſie wurden mittheilſam, wie ſie es, Herrn Pascal ausgenommen, vielleicht noch nie gegen einen Chriſten geweſen. Ebenſo wußte der Konſul ſeinem Gaſte alle Thore der Paläſte und heiligſten Moſcheen zu öffnen und Eduard, der die arabiſche Baukunſt ſtudiren und Zeichnungen machen ſollte, Zutritt und ſtundenlangen Aufenthalt in denſelben zu verſchaffen. Eduard war gerührt von ſo großer Zuvorkommenheit, die er um ſo mehr anerkannte, als er ſich neben dem bedeutenden Wiſſen, das ſein Gaſtfreund zu ſeinem großen Erſtaunen immer mehr und mehr vor ihm erſchloß, ſo recht als Schüler und Anfänger fühlen mußte. Wenn ihm in Geſellſchaft des Herrn Pascal auch nie vollkommen heimiſch wurde, wenn ihm auch manchmal, beſonders auf Spaziergängen, auf denen ſie Emilie begleitete, der Ausdruck ſeines Geſichtes mißfiel und ein gewiſſes Mißtrauen einflößte, ſo ſchrieb er das doch nur dem Umſtande zu, daß Emilie, ſeine geliebte Jugendfreundin, an der Seite dieſes Mannes nicht glücklich war, und er mußte ſich geſtehen, daß er vor dem Geiſte und der tiefen Gründlichkeit dieſes Gelehrten und vor ſeiner großen Anſpruchsloſigkeit Achtung empfinde.

So vergingen Tage und Wochen. Die Bewohner des Hauſes am Rande der Wüſte ſahen ſich meiſt nur gegen Abend, wenn ſie im Garten bei Tiſche zuſammenkamen, dann bei Sonnenuntergang Spaziergänge in der Umgegend machten und die erſte Hälfte der Nacht auf Polſter gelagert auf dem platten Dache zubrachten. Dieſe Nachtſtunden waren die angenehmſten. Eduard konnte den herrlichen Himmel mit den glänzenden Sternen, die hier der Erde näher ſchienen, mit dem dunkel glühenden Horizonte, der die Wüſte einfaßte, nicht genug bewundern, und es war, als ob Emilie mit ſeinen Augen ſähe, denn ſie geſtand, daß ſie jetzt erſt in der Natur des Landes, von ihm geleitet, Schönheiten entdeckte, die ſie durch ſo viele Jahre gar nicht bemerkt hatte. Ueberhaupt war in der kurzen Zeit eine große Veränderung mit ihr vorgegangen. Sie blühte auf wie eine Blume, die von einem dumpfen Platze auf eine ſonnige Stelle verpflanzt worden. Ihre blaſſen Wangen rötheten ſich, und Eduard erkannte nach und nach das heitere Weſen wieder, das er in ſeiner Jugend geliebt hatte. Der erſte Eindruck, den ſie ihm bei ſeiner Ankunft gemacht, der Gedanke an einen tiefen Kummer in ihrem Herzen wurde allgemach durch ihre gegenwärtige Heiterkeit und durch die friedliche Stimmung, die im Hauſe herrſchte, verwiſcht. Die Befangenheit, die er ihres Kummers willen ſowohl ihr als Herrn Pascal gegenüber empfunden, verſchwand, und er lächelte über die Entſchlüſſe, die er damals gefaßt hatte, zwiſchen ſich und Emilien eine gewiſſe förmliche Freundſchaft als Schranke aufzuſtellen und alle Vorſicht zu gebrauchen, um ſie, die eines liebenden Herzens bedurfte, zu verhindern, daß ſie ſich ihm, dem Jugendfreunde, nicht mit größerer Leidenſchaft zuwende. Sonderbarer Weiſe ſprach ſie jetzt auch weniger von der Heimat, die ungeheure Sehnſucht ſchien befriedigt, und hätte Eduard, der ſchöne liebenswürdige junge Mann, etwas mehr Eitelkeit beſeſſen, hätte er, nur etwas geckenhaft, mehr an die Genugthuung, von einem ſo liebenswerthen Geſchöpfe geliebt zu werden, als an ihr Wohl gedacht, er würde ſich geſagt haben, daß Emilie ihre ganze Heimat, daß ſie Vaterland und Vaterhaus in ihm gefunden habe. Aber unbefangen plauderte er mit ihr und Herrn Pascal; unbefangen gab er ihr auf Spaziergängen den Arm, während der Gatte daneben oder, in Gedanken vertieft, allein und von dem jungen Paare getrennt, daherging.

Wir wiſſen nicht, ob Herr Pascal zur Zeit die Veränderung in Emiliens Weſen dem wahren Grunde zuſchrieb; wir wiſſen nur, daß es ein anderer Bewohner des Hauſes wirklich gethan. Als Herr Pascal eines Tages aus der Stadt heim kehrte, begann Ibrahim, der ihn begleitete, plötzlich alſo: Haſt du beobachtet, Herr, wie dein Weib jetzt blüht und heiter iſt?

Die Weiber wechſeln nach Laune.

Das Weib, ſagte Ibrahim, blüht auf am Rande der Sünde, wie ein Baum am Rande der Quelle.

Schweig! befahl der Konſul.

Und Ibrahim ſchwieg, ſchwor ſich aber, zu wachen.

Niemand wachte beſſer als Herr Paſcal ſelbſt, und trotz dem Befehl, der Ibrahims Bemerkungen kurz abſchnitt, beſtand von dieſem Augenblicke an zwiſchen dem Diener und dem Herrn ein neues, auf Eduard und Emilien bezügliches Einverſtändniß. Kein Wort, keine Geberde entging den beiden Lauſchern.

Am Abend deſſelben Tages, da Ibrahim ſeine Bemerkung gemacht hatte, fing Herr Paſcal von den Arbeiten Eduards zu ſprechen an und hielt ihm die Nothwendigkeit vor, noch dieſe und jene Stadt des Orientes zu beſuchen. Emilie erblaßte bei dem Gedanken an die Abreiſe, ſie erſchrak noch mehr, als ſie den Blick bemerkte, welchen ihr Gatte über ihr erblaſſendes Geſicht hinfliegen ließ. Sie ſah bei Seite, und da ſtand als aufwartender Diener mit verſchränkten Armen Ibrahim, der aus den Mienen zu erkennen ſchien, was vorging, und Emilien mit ſtechendem Auge betrachtete. Es war ihr, als ſäße ſie da zwiſchen zwei ergrimmten Feinden in einem Zauberkreiſe, aus dem ſie ſich nur retten könnte, wenn ſie ſich Eduard in die Arme warf. Sie begann am ganzen Leibe zu zittern, eine namenloſe Angſt ergriff ſie, und mit einer Entſchuldigung ſtand ſie auf und ſchwankte in eine der dunkelſten Alleen des Gartens. Herr Paſcal lächelte auf unausſprechliche Weiſe. Eduard bemerkte es, und die Bedeutung der Szene wurde ihm klar. Schnell gefaßt, nahm er das Geſpräch wieder auf, verſichernd, daß er von dem Geſagten durchdrungen ſei und ſich nächſtens auf die Reiſe machen werde.

Der Konſul verſtand ihn; aber er erſchrak, ſich eine Blöße gegeben zu haben. Eduard hielt ihn für eiferſüchtig, und er kam ſich lächerlich vor. Daher bemerkte er freundlich, daß ſeine Worte nicht ſo gemeint ſeien, daß vielmehr Eduard in dieſer Stadt noch viel zu thun habe und daß er ſich die Weiterreiſe am Liebſten ſo weit als möglich hinausgeſchoben denke.

Um Eduard noch mehr von möglichen Vermuthungen abzulenken, erſuchte er ihn, doch nachzuſehen, was ſeine Frau habe, und ihr für den Abend ſeine Geſellſchaft zu ſchenken, da ihn dringende Geſchäfte nach der Stadt riefen.

Eduard erhob ſich und folgte Emilien. Er fand ſie auf einer Raſenbank ſitzend, das Geſicht in beide Hände gedrückt.

Was haſt du, Emilie? fragte Eduard ängſtlich.

Biſt du es, rief ſie erſtaunt, wie nach einer langen Trennung; es war, als hätten ihre Gedanken in dieſer kurzen Zeit einen unendlichen Raum durchlaufen. — Biſt du es? fragte ſie wieder und klammerte beide Arme um ſeinen Nacken.

Ach, Eduard, du weißt es nicht, welche Angſt ich empfinde, wenn ich dich mit ihm allein weiß.

Du biſt kindiſch, lächelte Eduard, und, fügte er ernſt hinzu, ich meine, daß du deinem Manne Unrecht thuſt. Du biſt nicht glücklich, das habe ich mit Kummer längſt beobachtet, aber du machſt dich dadurch noch unglücklicher.

Vielleicht haſt du Recht, antwortete ſie, aber ich kann nicht anders. — Eduard, ich fürchte mich vor ihm; in ihm gehen Dinge vor, die wir nicht begreifen. Ich will es dir nur geſtehen, ſeit ich hier in der Einſamkeit mit ihm lebe, habe ich ſeinen Worten, ſeinen Mienen, ſeinem Zorn, ſeiner Freundlichkeit nicht einen Augenblick geglaubt. Bei jeder ſeiner Berührungen erbebe ich bis ins innerſte Herz. Das hat er bemerkt und nähert ſich mir kaum noch — aber dafür haßt er mich auch. Ja, du wirſt es mir nicht ausreden, er haßt mich. Seit du hier biſt, iſt mir dieſe Ueberzeugung, ich weiß nicht warum, eher angenehm als entſetzlich; aber was ſoll aus mir werden, wenn du wieder fortgehſt? Bleibe, Eduard, ich beſchwöre dich, um Gotteswillen bleibe. Du haſt mich ſchon einmal verlaſſen; ich ſage dir, was ich dir nie ſagen ſollte, daß ich mich immer als von dir verlaſſen betrachtet habe. Dir habe ich von Kindheit an angehört, du aber biſt in die Welt gegangen und haſt das Kind zu Hauſe den Vormündern überlaſſen, die mich, die Hülfloſe, bieder verhandelten.

Ach, wäreſt du daheim geblieben, es wäre Alles anders geworden. Jetzt rette mich und nimm mich mit dir, wenn du nicht bleiben kannſt, oder ich vergehe in meiner Angſt.

Liebes Kind, ſtammelte Eduard, ich bin ſein Gaſt. Wiſſe, daß ich es ewig als ein Verbrechen an dir und mir betrachte, daß ich dich einſt vergeſſen habe; — aber was kann ich jetzt als ein Ehrenmann gegen deinen Gatten thun, der mich in ſeinem Hauſe aufgenommen und mit Güte überhäuft hat, ja, der mir nicht das mindeſte Mißtrauen zeigt?

Du haſt Recht, ſagte Emilie mit tonloſer Stimme und ließ die Arme ſinken. Ich will aushalten, ſo lange ich es vermag, aber ich werde darüber zu Grunde gehen.

Noch in derſelben Nacht wußte Herr Paſcal, daß ſeine Frau leidenſchaftlich ſprechend und weinend am Halſe Eduards gehangen hatte. Nur die Worte ſelbſt hatte ſein Späher nicht verſtanden.

Von der Abreiſe war in der nächſten Zeit nicht mehr die Rede. Wenn Eduard das Geſpräch darauf brachte, ſchnitt es Herr Paſcal mit gewichtigen Gründen, die für ein längeres Bleiben ſprachen, ab; und wenn Eduard jetzt öfter als vorher mit Emilien allein im Garten umherwandelte, war jedes ihrer Worte noch überzeugender, daß er bleiben müſſe. War er aber allein, ſo erſchien ihm wieder die Pflicht, abzureiſen, dringender als je. Schwerlich hätte ihn Emilie länger zurückgehalten, hätte ſie eine Ahnung von der Szene gehabt, die an einem dieſer Abende hinter der Aloehecke, vor welcher ſie mit Eduard ſaß, geſpielt hatte. Da kniete Ibrahim und hielt Eduards Doppelgewehr in der Hand. Er wollte mehrere Mal anlegen; aber ſeine Arme zitterten vor Wuth. Endlich faßte er ſich und legte den Lauf leiſe auf ein Kaktusblatt und ſchob ihn langſam vor, bis er faſt die Locken Eduards, der eben Emiliens Hand küßte, berührte. In dem Augenblicke fühlte ſich Ibrahim an der Schulter gefaßt. Sein Herr ſtand hinter ihm, machte ihm ein abwehrendes Zeichen, winkte, und der Diener folgte. Leiſe ſchlichen die beiden Männer fort, ohne auch nur ein Blatt zu berühren, das es rauſchen konnte, ohne den Sand auf dem Wege kniſtern zu machen. Im Hauſe angekommen, liſpelte Herr Paſcal dem Araber zu: In meinem Hauſe darf dem Gaſte, der mir von meinem Sultan empfohlen iſt, nichts begegnen. Ich weiß ein anderes Mittel.

Wenige Tage nach dieſem Ereigniß, da Eduard eben aus der Stadt zurückkehrte, fand er im Hofe allerlei Pferdegeſchirr ausgebreitet und Waffen an die Wand gelehnt. Die Diener waren mit Putzen und Ausbeſſern beſchäftigt und das Ganze hatte ein ſo kriegeriſches Ausſehen, als ob ein kleiner Feldzug unternommen werden ſollte.

Was bedeuten dieſe Vorbereitungen? fragte Eduard.

Nichts für einen Franken, antwortete Ibrahim ſpöttiſch.

Herr Paſcal, der in der Thüre ſtand, ſagte lächelnd: Ibrahim hält alle Franken für unfähig, einen Leoparden vor den Kopf zu ſchießen.

Alſo eine Leopardenjagd? fragte Eduard.

Ja, erwiderte der Konſul; ſie iſt vielleicht meine einzige Leidenſchaft.

Sie muß höchſt intereſſant ſein, meinte Eduard, und ich möchte wohl etwas der Art mitmachen.

Der Konſul zuckte die Achſeln und ſagte: Halb und halb möchte ich denn doch mit Ibrahim übereinſtimmen; das Vergnügen kann einem Franken in der That ziemlich gefährlich werden, beſonders in dieſer Jahreszeit, wo die Leoparden ihre Jungen zu vertheidigen haben.

Eduard war von dem Tone, in welchem Herr Paſcal die Worte ſprach, etwas beleidigt. Sie werden mir, wenn ich Sie darum bitte, ſagte er, es doch nicht verſagen und mir erlauben, Sie auf Ihrer Jagd zu begleiten.

Gewiß nicht, verſetzte Herr Paſcal verbindlich, wenn es Ihnen Vergnügen macht, bin ich gern bereit. Ich gebe Ihnen mein beſtes Pferd und bitte Sie nur um die Erlaubniß, für Sie als einen Unerfahrenen einige Sorge tragen zu dürfen. Sie müſſen mir verſprechen, ſich ganz nach meinen Anweiſungen zu benehmen.

Während des ganzen Abends ward die Jagd nicht weiter erwähnt. Herr Pascal mochte ſeine Urſachen haben, darüber vor Emilien zu ſchweigen, und Eduard ahnte, daß ihr die Mittheilung unangenehm wäre. Auch kümmerte er ſich nicht weiter um die Vorbereitungen und überließ Alles Ibrahim, der als Pantherjäger berühmt war und am Beſten wußte, was es für den morgenden Tag zu thun gab.

Mit Sonnenaufgang ſollte aufgebrochen werden. Als Eduard in den Hof trat, waren die Pferde ſchon geſattelt, und man führte ihm das ſchönſte derſelben, die gefeierte Stute Zaïre, vor. Mit Freuden ſchwang er ſich auf ihren Rücken und ließ ſie im Hofe umher galoppiren. Nie hatte er ſich auf einem Pferde ſo wohl gefühlt; er merkte, wie es jede ſeiner Abſichten ſchnell verſtand, und freute ſich an dem ſanften und leichten Schritte, der den Reiter rhythmiſch, ſo zu ſagen muſikaliſch, wiegte. Er überhäufte es mit Schmeichelworten und konnte nicht umhin, einige laute Ausrufe zu ſeinem Preiſe auszuſtoßen. Er hatte vergeſſen, daß Ibrahim ihn gebeten hatte, jedes Wort des Lobes zu unterdrücken, um nicht die böſen Geiſter herbei zu locken. Grimmig ſtürzte dieſer heran und gebot ihm mit lauter Stimme, zu ſchweigen. Eduard lachte auf, und es ergab ſich ein Wortwechſel, welchen Herr Pascal umſonſt zu beſchwichtigen ſuchte. Da erſchien Emilie am Fenſter ihres Schlafzimmers — mit Schrecken ſah ſie Eduard im Sattel und zur Jagd gerüſtet.

Du reiteſt mit? rief ſie mit zitternder Stimme.

Eduard nickte, und ſie verſchwand vom Fenſter, um gleich darauf im leichten Morgenanzuge im Hofe zu erſcheinen. Sie eilte auf Eduard zu, faßte ſeine Hand und beſchwor ihn, zu Hauſe zu bleiben. Er lächelte und ſuchte ſie zu beruhigen. Aber vergebens.

Ich habe, ſagte ſie aufgeregt, eine ſchlimme Ahnung; es widerfährt dir etwas Böſes auf dieſer Jagd. Du kennſt die

Gefahren nicht. Ich beſchwöre dich im Namen deiner Mutter, bleibe zurück, gehe nicht mit, Eduard! — Du gehſt in deinen Tod.

Ein krampfhaftes Zittern ergriff ſie, und ſie mußte ſich am Sattel feſt halten, um nicht zu ſinken. Eduard redete ihr zu, aber ſie ſchüttelte traurig den Kopf. Traue ihnen nicht, liſpelte ſie.

Eduard runzelte die Stirne, und er konnte eine Geberde des Unwillens nicht unterdrücken. Er hielt es nun ſogar für Pflicht, mit zu gehen, um durch eine glückliche Rückkehr Emilie und ihr Mißtrauen zu beſchämen. Herr Pascal, der der Szene ſchweigend, und ohne eine Miene zu verziehen, zugeſehen hatte, ſchwang ſich auf's Pferd und gab ein Zeichen. Sogleich ſaßen alle Diener im Sattel, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Emilie hing krampfhaft an Eduards Hand. Mit der Linken griff ſie wie im Traume nach dem Zügel ſeines Pferdes, um es zurück zu halten. Aber Eduard faßte ihre beiden Hände, machte eine raſche Seitenbewegung und befreite ſich, nicht ohne ein ſchmerzliches Gefühl, auf etwas heftige Weiſe von der ſüßen Laſt. Emilie ließ los, ſchwere Thränen traten aus ihren Augen. Wie ſie ſo gebrochen da ſtand, keines Wortes fähig, wie die ſanften Morgenwinde mit ihrem weißen Anzuge ſpielten, war ſie unendlich ſchön, aber auch überaus bedauernswürdig anzuſehen. Es gehörte viel Selbſtüberwindung dazu, dem Pferde die Sporen zu geben. Aber Eduard hielt es, wie geſagt, für Pflicht, dießmal hart zu ſein, er rief ihr noch einen guten Morgen zu und ſprengte den Reitern nach, die ſchon weit voraus waren. Erſt auf einem ziemlich fernen Hügel wagte er es, rückwärts zu blicken, und da ſtand Emilie auf der Höhe des Daches, über das Geländer gelehnt, ihm nachſehend.

Anfangs ritt er ſchweigſam und in ſich gekehrt neben Herrn Pascal hin. Er konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit einen forſchenden Seitenblick auf das braune und durchfurchte, aber immer unbewegliche Geſicht ſeines Gaſtfreundes zu werfen. Trotz Allem hatten die Worte Emiliens einigen Eindruck in ihm hinterlaſſen. Sie liebt mich, ſagte er ſich, und ich gebe ſie zum Theil nur aus verletzter Eitelkeit, um mich von ihrem Manne nicht für furchtſam halten zu laſſen, den bitterſten Befürchtungen preis. Aber auch ich liebe ſie, dachte er ſeufzend; und ich bin es ihr ſchuldig, die grauenvollen Gedanken, womit ſie ihren Mann betrachtet, ſo viel an mir iſt, zu widerlegen.

Was hat Ihnen Emilie vorgejammert? fragte der Konſul kalt.

Weibliche Befürchtungen, antwortete Eduard, ſie ſprach von den Gefahren der Jagd für einen Ungeübten.

Sie hat ein erhitztes Hirn und gibt ſich den ſonderbarſten Vorſtellungen hin. An Ihnen jedoch hängt ſie mit einer rührenden Freundſchaft.

So ſprechend, ſprengte Herr Paſcal vor, um verſchiedene Befehle an die Diener auszutheilen. In ſeinen Worten, in der Art, wie er ſie gedehnt und beziehungsvoll ausſprach, lag nichts, was die Schatten in Eduards Gemüthe hätte zerſtreuen können. Beſſer wirkte die großartige Natur, die die Jagdgeſellſchaft umgab. Rechts vom Wege dehnte ſich unabſehbar die Wüſte aus mit ihren kleinen Hügelungen, auf denen dort und da tropiſche Diſtelpflanzen ihre Speere und, von dieſen umgeben, glühende Blumen in die Luſt ſtreckten. Links erhoben ſich die letzten Ausläufer des nördlichen Gebirges, merkwürdig kontraſtirend gegen die ſo nahe liegende gelbe Fläche, zwar hie und da ebenfalls verbranntes und kahles Geſtein hervorſtreckend, im Ganzen aber grün, von Sträuchern und Stauden bedeckt, von gelben, rothen und weißen Blüthenguirlanden umzogen. In den Thälern und Schluchten, die auf den Weg mündeten, breit bedachte Pinien, manchmal eine dunkle Zypreſſe und auf den beſonnten Vorſprüngen herrliche Palmenſchäfte, ruhig mit ſtarren rieſigen Blättern daſtehend oder mit breiten Fächern lieblich auf und niederfächelnd. Eduard wußte nicht, wohin zuerſt die Blicke wenden. Waren ſie vom Schimmer der Wüſte ermüdet, verſenkte er ſie in die grünen Winkel der Thäler, die Ruhe und Erholung athmeten; neu geſtärkt, flogen ſie dann wieder über die öde Unendlichkeit hin bis an den glühenden Horizont.

Nach mehrſtündigem Ritte machte man in einer ſchattigen Bucht am Fuße eines bebuſchten Plateaus Halt. Hier oben, ſagte Herr Pascal, ſoll ſich das Lager eines Leoparden befinden. Bevor wir ihn angreifen, wollen wir uns durch ein Frühſtück Kräfte geben.

Die Diener breiteten allerlei Nahrungsmittel auf einem flachen Steine aus. Herr Pascal und Eduard ſaßen dabei, ohne ſie zu berühren. Herr Pascal war nachdenklich; Eduard, in der Stille der Thalſchlucht wieder an die Szene des heutigen Morgens erinnert, voll Unruhe und Traurigkeit.

Eſſen Sie doch, forderte Herr Pascal ſeinen Jagdgenoſſen auf.

Es iſt mir nicht möglich.

Und was verleidet Ihnen die Luſt, wenn ich fragen darf?

Um es offen zu geſtehen, ich denke an Emilie. Ich bin mir keiner Schuld bewußt und darf darum ſo offen ſprechen. Das Kind, verzeihen Sie, ich wollte ſagen, Ihre Frau, ſcheint mir ſo unglücklich, von ſo düſtern Phantaſien gepeinigt, ſie ſieht und ahnt überall nur Schrecken und Unglück, ihr Herz iſt, ganz gegen ihren Charakter, voll Argwohn. Vielleicht haben es Ihnen Ihre Geſchäfte, Ihre Studien bis jetzt noch nicht erlaubt, Das zu beobachten. Ich bin mit ihr wie ein Bruder aufgewachſen und habe vielleicht das Recht, Sie darauf aufmerkſam zu machen.

Herr Pascal antwortete lange nicht, aber fühlend, daß er etwas ſagen müſſe, erwiderte er endlich: Alſo Argwohn? Gegen wen? — Ich wüßte nicht — wer hat ihr Urſache gegeben? Ich habe ſie nur melancholiſchen Gemüthes gekannt — aber auch dieſe Düſterheit hat ſich ſeit Ihrer Anweſenheit, Herr von Roſe, etwas aufgeheitert. Wenn jedoch in der That von dem böſen Gifte des Argwohns irgend wie die Rede ſein kann, ſo dürfte dieſes ebenfalls erſt ſeit Ihrer Anweſenheit aufgekommen ſein.

Das klingt wie eine Anklage, Herr Pascal, antwortete Eduard. Ich gebe Ihnen das Wort eines Mannes, daß Sie weder Emilien noch mir einen Vorwurf zu machen haben.

Auf die Worte wandte ſich Herr Pascal mit einer raſchen

Bewegung, wie man ſie an ihm nicht gewöhnt war, gegen Eduard, blickte ihn mit funkelnden Augen an und ſagte mit bleichen, bebenden Lippen: Sie liebt Sie. — Schnell faßte er ſich wieder und fügte nach kurzer Pauſe, noch ehe der überraſchte Eduard antworten konnte, hinzu: Lebten wir in europäiſcher Geſellſchaft, ſo würden es jetzt ſchon Hunderte wiſſen, — in europäiſcher Geſellſchaft ferner würde ich mich höchſt wahrſcheinlich, Herr von Roſe, mit Ihnen auf Tod und Leben ſchlagen. Allein hier im Orient hält man jeden Duellanten für einen Deli, d. i. für einen Wahnſinnigen, und ich bin ganz der orientaliſchen Anſicht.

Er ſtand auf und gab den Dienern Befehl, daß die Jagd angefangen werde, und zu Eduard gebeugt, bemerkte er aufs Verbindlichſte: Sie erlauben mir, Ihnen Ihren Platz anzuweiſen.

Eduard nickte bejahend mit dem Kopfe und folgte dem Konſul, der mit den Dienern aufwärts dem Plateau entgegenſtieg. Im Steigen wandte ſich dieſer noch ein Mal um. Wie wenig ausgeſetzt auch der Platz ſein mag, auf den ich Sie ſtelle, ſo ſeien Sie doch auf Ihrer Hut, denn der Leopard könnte trotz Allem gerade auf Ihrer Seite aus dem Gebüſche brechen. Alſo halten Sie ſich immer auf ſeinen Empfang bereit.

Sie wanderten eine Strecke weit am Rande des Plateaus hin bis an eine Stelle, wo ſie von den Dienern mit den Pferden erwartet wurden. Der Konſul und Eduard beſtiegen die ihrigen. Die Diener blieben zu Fuß. Sie zogen wieder weiter, und an einer zweiten Stelle trafen ſie auf eine Schaar Araber, die große, oben flache Stäbe in der Hand hielten und die beſtellt waren, den Leoparden, durch das weite Gebüſch in einem großen Kreiſe vorwärts dringend und auf die Sträuche ſchlagend, aus ſeinem Lager aufzujagen. Unter einer Pinie wies der Konſul ſeinem Jagdgenoſſen den Platz an; ungefähr zwanzig Schritte von ihm begann das Dickicht. Hier, ſagte Herr Pascal, halten Sie unverrückt auf Ihrem Pferde. Der Leopard wird höchſt wahrſcheinlich dort, bei jener Zypreſſe, durchbrechen, ſo daß Sie ſeinen Fall werden ſehen können. Vermuthlich werde ich dann ſelber dort ſein und, wenn das Glück es will, ihn tödten. Aber wie geſagt, Sie müſſen immerhin auf Ihrer Hut bleiben. Uebrigens laſſe ich Ibrahim, den beſten Leopardenjäger des Landes, in Ihrer Nähe.

Herr Paſcal ging. Sämmtliche Diener und die beſtellten arabiſchen Treiber folgten. Nur Ibrahim blieb und ſetzte ſich, Datteln kauend, ſein Jagdgewehr im Arm, einige Schritte von Eduard entfernt auf einen Stein nieder. Bald war die Jagdgeſellſchaft verſchwunden und Eduard mit dem Diener in voller Stille und Einſamkeit. Ein Neuling, wie er war, folgte er den Anweiſungen ſeines Gaſtfreundes aufs Pünktlichſte. Unbeweglich hielt er da, das Gewehr in der Hand, immer vorwärts blickend nach dem Dickicht. Aber die Zeit verging, und nichts regte ſich. Er wandte ſich fragend gegen Ibrahim und ſah, wie ihn dieſer mit einem drohenden Lächeln anblickte. Er glaubte, die Urſache dieſes Lächelns in ſeiner kindiſchen Folgſamkeit zu finden, und erlaubte ſich auf ſeinem Pferde eine erleichterte Bewegung. Erſt als er aus weiter Ferne das Schlagen der Knittel und das Rufen der Treiber hörte, ſtellte er ſich wieder ſteif an ſeinen Poſten. Doch war es ihm dießmal ſchwer, den Blick auf das vor ihm liegende Gebüſch zu heften; unwillkürlich wandte er ihn immer nach der Zypreſſe hin, wo der Ausſage des Herrn Paſcal nach der Leopard hervorbrechen ſollte, und wo in der That ſchon einige Schützen in derſelben Erwartung bereit ſtanden. Die Treiber mit ihrem Lärmen kamen immer näher; nach ſeinem Gehör konnte Eduard ermeſſen, wie der Kreis enger und enger wurde, und es kam ihm vor, als ob er ſich nach ſeiner Seite hin verengerte. Endlich hörte er das Brüllen des aufgejagten Thieres und gleich darauf ein Knacken und Krachen der Zweige. Schon ſah er, wie ſich die Gipfel der Sträuche bewegten, welche das Thier durchbrach; ſein Pferd Zaire zitterte einen Moment lang am ganzen Körper, dann aber ſtreckte es ſich und hob es ſich mit dem Vorderleibe, als ob es dem Feinde entgegenſpringen wollte. Eduard hielt es feſt, und es ſchien ſeinen Reiter zu verſtehen, denn ſtramm ſtreckte es die beiden Vorderbeine hart an einander vorwärts und ſtand unbeweglich, wie aus Bronze, immer mit ſeinem Reiter dem Gebüſche entgegen blickend. Da entdeckte Eduard im Dickicht und zwar am Fuße des Geſträuches zwei glühende Augen, die ihn mit furchtbarem Licht anleuchteten. Er wußte nicht, ob Das der Augenblick zum Abfeuern ſei, oder ob er warten müſſe, bis das Thier ſich mit dem ganzen Körper zeige und dem Schuſſe ein größeres Ziel biete. Zaudernd ſah er ſich nach Ibrahim um; der war verſchwunden, und ſchnell wie ein Blitz flog Eduard die Erinnerung an die warnenden Worte Emiliens durch den Kopf. Aber er hatte nicht Zeit, darüber zu brüten: ſein Pferd ſtieß ein Wiehern aus, das einem grellen Trompetentone glich und wie eine Mahnung zur raſchen That erſchallte. Noch immer lag der Leopard unbeweglich, wie ſchnell ſich auch die Stimmen der Treiber näherten, nur ſein Schweif ſchlug um ſich und bewegte das Gebüſch hinter ihm. Eduard legte an, ſchoß und fehlte. Noch ſtarrte er ſeinem Schuſſe nach, als ſchon das Thier mit zwei gewaltigen Sätzen auf ihn losſprang. Es war um ihn geſchehen, wenn nicht Zaire in demſelben Augenblicke, da ſich das Thier erhob, einen Seitenſprung nach rechts gemacht hätte; dennoch faßte der Leopard Eduard im Vorüberſprunge am linken Arm und riß ihm ſeinen Aermel ſammt einem Stück Fleiſch ab. Damit flog das Thier auf die Erde hin, nach Art der Katzen nicht daran denkend, umzukehren und die entwiſchte Beute noch einmal anzugreifen. Im Gegentheil ſetzte es eben an zu einem neuen Sprunge, um in das hinter Eduard liegende Gebüſch zu entkommen, als aus eben dieſem Gebüſche ein Schuß erſcholl und es niederſtreckte. Dem Schuſſe folgte Ibrahim mit jubelnd aufgehobenem Gewehre. Aber noch ehe er das Thier betrachtete, trat er an Eduard heran und muſterte ſeine Wunde und das zur Erde ſtrömende Blut. „Es iſt nichts,“ ſagte er achſelzuckend und ging durch das Gebüſch der Gruppe zu, bei der ſich ſein Herr befand.

Er iſt todt, rief er dieſem zu.

Wer? fragte Herr Pascal raſch.

Nur der Leopard, antwortete Ibrahim, abermals die Achſel zuckend.

Sie Alle ſammelten ſich jetzt um das verendende Thier. Herr Pascal zeigte keine große Erſchütterung, als er die Wunde Eduards, der vom Pferde geſtiegen war, bemerkte. Er ſagte nur, Das ſeien Kleinigkeiten, auf die man bei einer Leopardenjagd gefaßt ſein müſſe; übrigens ſei es merkwürdig, daß der Leopard gerade auf Eduards Seite hervorgebrochen ſei. Man habe Das ſchon öfter bemerken wollen, daß dieſe Thiere ſich inſtinktmäßig der Seite zukehren, wo die geringere Gefahr ſei. So ſprechend, ſchnitt er Eduard den Reſt des Aermels auf, zog Tücher hervor und verband ihm die Wunde mit kunſtverſtändiger Hand; das verhinderte jedoch nicht, daß das Blut nach wie vor hervorquoll.

Den todten Leoparden übergab man den Dienern und trat den Rückweg an. Neben Herrn Pascal ritt Ibrahim und erſtattete ihm, wie es Eduard ſchien, mit leiſer Stimme Bericht über die Jagdkataſtrophe. Auf eine Bemerkung ſeines Herrn antwortete er vernehmlich: Es ſtand ſo geſchrieben.

Herr Pascal geſellte ſich hierauf zu Eduard, redete ihm freundlich zu und ſtellte ihm die Wunde ſowohl wie den ganzen Vorfall als ganz bedeutungslos vor. Aber bald war der Verwundete ſeiner nicht mehr mächtig genug, um dem Geſpräche zu folgen. Der Blutverluſt hatte ihn erſchöpft; ſeine Gedanken begannen zu ſchwärmen, alle Ereigniſſe des Tages verwirrten ſich in ſeiner Erinnerung. Bald ſah er den Leoparden auf dem Hofe Herrn Pascals; bald wieder Emilien, wie ſie in dem Augenblick, da der Feind auf ihn losſprang, im Morgenkleide auf ihn zueilte; dann wieder Ibrahim, der hinter ihm im Gebüſche lag und ſein Gewehr auf ihn anlegte. Doch ſtand bei aller Verwirrung ſeiner Vorſtellungen der Eine Gedanke in ihm feſt, Niemand anklagen zu wollen und Emilien das ganze Ereigniß als einen Zufall, als eine Folge ſeiner Unerfahrenheit, darzuſtellen. Was ſollte es auch Anderes ſein? Eduard war mit ſeinen Entſchlüſſen kaum zu Ende gekommen, als er plötzlich ſeine letzten Kräfte ſchwinden fühlte, als ihm die Gegenſtände vor ſeinen Augen in ein unentwirrbares Chaos zerrannen und es ihm mit Einem Male überaus wohl wurde. Es war ihm, als läge er zu Hauſe auf dem Sopha, umgeben von der zärtlichen Pflege ſeiner Familie. Er lag jedoch in Wirklichkeit bewußtlos auf dem Wege.

3.

Wir werfen einen Schleier über die Stunde, da die Jagdgeſellſchaft heimkehrte, die Diener den bewußtloſen Eduard in den Hof trugen und Emilie eine Leiche zu empfangen glaubte. Während ſeiner Abweſenheit, während der Stunden, die ſie in Angſt und Sorgen um ihn verlebte, war er ihr wo möglich noch theurer geworden. Die Zeit, die ſie nicht, nach der Jagdgegend blickend, auf dem Dache zubrachte, verweilte ſie auf ſeiner Stube und beſchäftigte ſich mit ſeinen Büchern und allen den Gegenſtänden, die ihm, den ſie nie wieder zu ſehen befürchtete, angehörten. — Welch ein glückliches Gefühl durchzuckte ihr Herz mitten unter allen Sorgen und Qualen, als ſie da unter ſeinen Papieren jene Brieftaſche fand, nach der ſie ihn am erſten Tage gefragt hatte. Das kleine Ding war ſchon bedeutend gealtert und abgegriffen. Sie bedeckte es mit ihren Küſſen und ihren Thränen.

Nunmehr ſehen wir ſie durch viele Tage am Bette des Kranken ſitzen. Sie klagt Niemand an, ſie ſpricht nicht über das Ereigniß, ſie erfüllt nur mit ununterbrochener Sorgfalt ihre Pflichten als Krankenwärterin. Eduard wäre vielleicht ſchon im Stande, ſeine Arbeiten wieder aufzunehmen; aber ſie duldet es nicht. Sie kann ſich nicht entſchließen, ihn aus ihrer Pflege zu entlaſſen und wieder mit anderen Menſchen unbewacht, unbeſchützt verkehren zu ſehen. Herr Pascal läßt ſie gewähren; ja, er lächelt ſogar zu ihrem Benehmen und erlaubt ſich von Zeit zu Zeit einen kleinen Scherz darüber. Freilich nimmt ſein Geſicht einen andern Ausdruck an, wenn er die Krankenſtube verläßt und auf ſeiner eigenen Stube in einem Winkel des Divans auf orientaliſche Weiſe mit untergeſchlagenen Beinen ſitzt und ſtundenlang vor ſich hinſtarrt. Mit Ibrahim verkehrt er gar nicht mehr; wenigſtens ſieht es Niemand, wenn er manchmal flüchtig ein Wort mit ihm wechſelt.

Eduard, Dank der treuen Pflege, ſitzt bereits im Garten und nimmt wieder an den gemeinſchaftlichen Mahlzeiten Theil; aber an ein Wiederaufnehmen der Arbeit iſt nicht zu denken. So oft er in die Stadt gehen will, klammert ſich Emilie an ihn, und es wiederholt ſich mit größerer Heftigkeit die Szene von jenem Morgen. Sie ſieht die Stadt von Mördern bevölkert und iſt überzeugt, daß Eduard nicht zurückkehren wird. Dieſer kann es nicht über ſich bringen, das geliebte Weib ſtundenlangen Aengſten hinzugeben, und bleibt.

Sie ſehen, ſagte eines Tages Herr Pascal bei Tiſche, daß Ihre Angelegenheiten unter dieſen Umſtänden nicht vorwärts ſchreiten und daß Sie die Zeit, die Ihnen die Regierung geſtattet, fruchtlos verlieren. Zum Unglück ſind die Umſtände der Art, daß Ihnen der Aufenthalt hier im gegenwärtigen Monate nicht viel Nutzen verſchaffen kann. Der Imam, der Ihnen gern beigeſtanden hätte, iſt nach Stambul gereiſt und kehrt erſt in zwei oder drei Monaten wieder. Bis dahin wird ſich hoffentlich die krankhafte Stimmung unſerer Emilie gelegt haben, und ſo denke ich, daß Sie dieſe Zeit benutzen, um die heiligen Städte zu beſuchen, und dann im Herbſte zu uns zurückkehren. An Ihre Rückkehr knüpfe ich noch andere Pläne. Emilie kann unmöglich ſo fortleben. Die letzten Monate haben mir Das klar dargethan, und ich bin feſt entſchloſſen, mit ihr in Ihrer Geſellſchaft eine Reiſe nach Europa zu machen.

Eduard ſchienen dieſe Vorſchläge höchſt verſtändig und annehmbar; Emilie jubelte auf, und alle Angſt, die ſie ſeit Wochen fortwährend gefühlt hatte, fiel ihr mit Einem Male wie eine gewaltige Laſt vom Herzen. Der Gedanke an die Trennung wurde durch die Hoffnung auf ein baldiges Wiederſehen und durch die Ausſicht auf die gemeinſchaftliche Reiſe in die Heimat gemildert.

Freilich dauerte die heitere Stimmung nicht lange, denn bald trat dieſer ſelbe Gedanke, je mehr ſich die Zeit des Abſchieds näherte, in den Vordergrund. Dazu geſellte ſich, neu erwacht, das alte Mißtrauen. Der Beſuch der anderen Städte war von Herrn Pascal zu gut eingerichtet, die Reiſe nach Europa ſtellte zu viel Schönes in Ausſicht, ſo daß Emilie, die nicht gewohnt war, von dieſer Seite her Glück zu empfangen, zu zweifeln anfing und von ihrem Zweifel bald die ſchlimmſte Seite als Gewißheit annahm. Sie hielt es für geboten, Eduard auch dießmal zu warnen, obwohl ſie nicht recht wußte, wovor ſie ihn eigentlich warnen ſollte. So ſprach ſie ihm eines Tages, da ſie ihm bei den Reiſevorbereitungen behülflich war, nur in allgemeinen Ausdrücken von ihren Befürchtungen.

Du biſt ein Kind, ſagte er lächelnd; all dieſe Gedanken würden in deinem reinen Sinne nicht aufkommen, wenn nicht deine Liebe —

Eduard erſchrak über dieſes Wort und hielt inne. Aber Emilie lächelte.

Sprich es nur aus, ſagte ſie. Ja, es iſt meine Liebe, die mich ſo hellſehend macht. Mein grauſames Verhältniß zu Pascal erlaubt es mir, ſo offen zu ſprechen, und ich weiß, zu wem ich ſpreche. Aber ich erkenne auch, was dir deine Stellung zu meinem Manne auferlegt.

Eduard wandte ſich raſch nach ihr um, ſchlang ſeinen Arm um ihren Hals und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne.

Emilie rang ſich aus ſeinen Armen los, ſchwankte einige Schritte, und an die Wand gelehnt ließ ſie, leiſe ſchluchzend, ihre Thränen fließen. In dieſer Stellung, die ſie nicht veränderte, fand ſie Herr Pascal, der hereintrat und Eduard einen Brief an den Scheich der Beni-Zegri übergab. Dieſen Stamm ſolle

Herr von Roſe zuerſt aufſuchen, und dieſer werde ihn mit Sicherheit weiter durch die Wüſte begleiten. Herr Pascal ließ ſich ſehr beredt über die Art der Wüſtenreiſen aus, gab Eduard allerlei nützliche Anweiſungen und that, immer weiter ſprechend, als ob er die Anweſenheit Emiliens, oder wenigſtens ihre Thränen nicht bemerkte.

Unter ſolchen und ähnlichen Szenen kam der Tag der Abreiſe heran. Es fiel Emilien auf, als ſie durch das Haus ging, um noch Allerlei für Eduard zu beſorgen, daß ſämmtliche Diener, Ibrahim ausgenommen, entfernt waren. Sie erkundigte ſich bei Pascal, welcher ihre Fragen mit Mißmuth aufnahm, aber für die Entſendung jedes Einzelnen eine Urſache anzugeben hatte. Der mußte dahin, der dorthin reiten; Ibrahim war zurückgeblieben, um Eduard zu ſeinem Stamm, den Beni-Zegri, zu geleiten. Unmöglich konnte ihm Herr Pascal einen beſſern Führer geben, als den wüſtenkundigen Ibrahim, der ihm außerdem bei ſeinen Brüdern eine gute Aufnahme ſicherte. Das war ſehr einleuchtend, und doch erſchrak Emilie bei dem Gedanken, daß gerade Ibrahim der Begleiter des Freundes ſein ſollte. Aber was ſollte ſie beginnen? Eduard wieder ihre argwöhniſchen Vermuthungen mittheilen? Es blieb ihr nichts übrig, als die verzweifeltſte Verzagtheit, die ſich ihrer ſo ſehr bemächtigte, daß ſie im Momente des Abſchiedes in vollkommene Beſinnungsloſigkeit verſunken war. Wie eine Träumende ging ſie im Hofe hin und her, ſtreichelte das Pferd, das Eduard tragen ſollte, reichte ihm gedankenlos allerlei Reiſegeräthe, drückte ihm endlich die Hand und ſah ihm ſtarr nach, als er, von Ibrahim gefolgt, aus dem Hofe ritt. Ohne die Worte Eduards: „Auf Wiederſehen alſo nach drei Monaten,“ wäre der Abſchied ein ganz ſtummer geweſen.

Der Hufſchlag der Pferde verhallte bald. Außer Herrn Pascal, ſeiner Frau und dem Pferde Zaïre, das geſattelt im Hofe ſtand, war nunmehr kein lebendes Weſen im Hauſe. Stille überall. Emilie ſtand da wie eine Bildſäule; neben ihr ihr

Mann, die Arme über einander geſchlagen, die Blicke unheimlich glühend auf ihr bleiches Geſicht geheftet. Emilie bemerkte es nicht. Mechaniſch wandte ſie ſich und ging ins Haus; wie eine Nachtwandlerin ſtieg ſie die Treppen hinauf auf das Dach, Herr Pascal folgte ihr, und während ſie, die Hände über dem Schooß in einander verſchlungen, den Kopf geſenkt, Eduard nachſah, ſaß Herr Pascal auf dem Geländer, wieder wie unten im Hofe, die Geſichtszüge belauſchend, in denen ſich ein unendlicher Schmerz ausdrückte. Seine Stirne runzelte ſich, ſeine Lippen zuckten, ſeine Augenlider waren ſtarr, und die Augäpfel traten roth aus ihren Höhlen. Ein Beobachter hätte bemerkt, daß hier ein monatelang unterdrückter Ingrimm auf die Gelegenheit wartete, endlich ſich Luft zu machen. Dieſe Gelegenheit gab ihm Emilie, indem ſie Eduards Abſchiedsworte: Auf Wiederſehen in drei Monaten, vor ſich hin liſpelte.

Ja, auf Wiederſehen in der Ewigkeit! brach Herr Pascal los, indem er an allen Gliedern erbebte und ſeine Arme erhob, als ob er Emilie zerſchmettern wollte.

In der Ewigkeit! ſchrie ſie, indem ſie ſich zu ihm wandte und mit Entſetzen ſeine verzerrten Züge erblickte.

Unverſchämtes Weib, ſtotterte Pascal, die Zeit iſt gekommen, dich und deinen erbärmlichen Anbeter zu ſtrafen.

In der Ewigkeit? wiederholte Emilie.

Ja, in der Ewigkeit, wenn Ibrahim und die Beni-Zegri ihre Pflicht thun.

Wie in Wahnſinn beugte ſich Emilie über das Geländer und ſchrie mit gellender Stimme: Eduard, Eduard, rette dich, ſie ermorden dich! Aber Eduard konnte ſie nicht mehr hören. Längſt war er, raſch auf ſeinem Araber dahin fliegend, hinter den Hügeln der Wüſte verſchwunden. Keine Spur mehr war von den beiden Reitern zu entdecken.

Vielleicht, dachte Emilie, mordet ihn Ibrahim ſchon in dieſem Augenblick. Vielleicht — ſie faßte ſich an die Stirne, — dann mit einem Sprunge war ſie auf der Treppe, ſchlug die Thüre hinter ſich zu, die ſie feſt verriegelte, und einen Augenblick darauf ſah ſie Herr Pascal im Hofe, und wieder einen Augenblick darauf auf dem Rücken der berühmteſten Stute des Landes, auf dem Rücken Zaïrens.

Bleibe, bei deinem Leben, treuloſes Weib, bleibe! ſchrie Herr Pascal, gefangen auf dem Dache, wie er war, bald wüthend am Geländer ſchüttelnd, bald wieder an der feſt verriegelten Thüre reißend.

Emilie ſah und hörte ihn nicht. Schon flog ſie auf dem vor Freude wiehernden Roß aus dem Hofe in die Wüſte, die Zügel ſchlaff, damit das kluge Thier ſelbſt den Weg der befreundeten Thiere ſuche. Als es Herrn Pascal gelang, die Thüre zu erbrechen und den Hof zu erreichen, war Emilie aus dem Geſichtskreis verſchwunden. Kein Pferd da, ihr zu folgen, und wäre eines da geweſen, welches hätte Zaïre erreicht, wenn die edle Stute einmal mit ſolcher Luſt dahinflog? Mit ſeinen Fäuſten ſchlug ſich Herr Pascal gegen die Stirne und ſank kraftlos auf der Schwelle zuſammen.

4.

Ibrahim iſt nie aus der Wüſte zu ſeinem Herrn zurückgekehrt; ſein Stamm wußte auch keine Auskunft über den Verlorenen zu geben. Das iſt das Gewiſſe, was wir dieſer Geſchichte noch hinzufügen können.

Sagenhaft verlautet noch Folgendes:

Auf der ſchönen Inſel Rhodus, im Schatten einer alten Befeſtigung aus der Johanniter-Zeit, an einem mit Reben bekränzten Hügel, mit der Ausſicht auf das griechiſche Meer, umweht von Pinien, liegt ein kleines Häuschen, und in dem Häuschen wohnt ein europäiſches Paar, ſchön, jung und glücklich.

Jeder europäiſche Reiſende beſucht es und freut ſich des Stilllebens, das in dieſem Häuschen herrſcht. Die Franken im Orient aber behaupten, daß das Paar kein anderes ſei, als

Eduard und Emilie, und ſie fügen hinzu, um dem moraliſchen Sinn ihres Zuhörers nicht wehe zu thun, daß Emilie von Herrn Pascal geſchieden und Eduards legitime Frau geworden ſei.

Der Pantoffel.

An einem ſchönen Sommer-Nachmittage des Jahres 1854 ritten über den ſchmalen Quai, der ſich zwiſchen Bebek und den blauen Waſſern des Bosporus hinzieht, der junge deutſche Baron Eduard v. K. und die noch jüngere Miß Mary G., die Tochter des jüngſt in Konſtantinopel angekommenen engliſchen Generals. Das junge Paar war ſehr ſchweigſam, Miß Mary ſogar verdrießlich, was man an den kleinen Runzeln der ſchönen weißen Stirn, an den etwas ſpöttiſch verzogenen Winkeln des lieblichen Mundes und vor Allem an den kurzen Worten merken konnte, mit denen ſie die Bemerkungen des jungen Barons über die Herrlichkeiten des Bosporus beantwortete. Eduard war ſehr unglücklich. Wie ſehr hatte er ſich auf die Ankunft Mary's gefreut, die er ſchon in London, wo er als Attaché einer deutſchen Geſandtſchaft geweſen, gekannt, vielleicht ſogar geliebt hatte! An Bord des Kriegsdampfers, wo er ſie und ihren Vater vor wenigen Tagen empfangen, war ſie noch ganz das liebenswürdige, heitere Geſchöpf, das in der ganzen höheren Geſellſchaft Londons verzogen wurde, und Eduard war glücklich, in Konſtantinopel, wo er nun ſchon ſeit längerer Zeit weilte, ihren Cicerone machen zu können. Aber von Stunde zu Stunde nahm ſeit ihrer Ankunft die gewohnte Heiterkeit ab, und ſeit zwei Tagen war ſie ein vollkommen ungezogenes, verdrießliches Weib, ohne daß Eduard die Urſache einer ſo plötzlichen Wandlung hätte errathen können.

Dieſer Punkt, ſagte Eduard, indem er zu halten verſuchte und mit der Hand auf die aſiatiſchen Hügel wies, dieſer Punkt iſt doch gemacht, die düſterſten Gemüther aufzuheitern. Warum ſind Sie ſo mürriſch, Mary? Sehen Sie ſich doch ein wenig um!

Mary zuckte die Achſeln und ritt weiter.

Aber was haben Sie denn? Was fehlt Ihnen? Sprechen Sie ein Wort! bat Eduard halb mißmuthig, halb gekränkt.

Sie würden mich doch nicht verſtehen! ſagte Mary, ohne ſich umzuſehen. — Ihr Männer ſeid gewohnt, die Dinge zu betrachten, wie ſie ſind, nicht wie ſie ſein ſollen, einen Eindruck dem anderen aufzuopfern und euch von einer alten Anſchauungsweiſe im Augenblicke und ohne Schmerzen zu trennen. Weiß Gott, was Sie ſchon Alles durchgemacht haben und wie ſehr das Geſagte auf Sie paßt! Dazu ſind Sie ein Diplomat, das heißt, das poeſieloſeſte Geſchöpf auf der weiten Erde; wie ſollten Sie mich verſtehen?

Vielleicht doch! lächelte Eduard; habe ich Sie doch manchmal verſtanden.

Wohl, rief Mary, ich will es Ihnen ſagen: Ich bin enttäuſcht, ſchrecklich enttäuſcht! Gott, wie ſehr bin ich enttäuſcht!

Habe ich mich, fragte Eduard, in dieſen zwei Jahren unſerer Trennung ſo ſehr geändert?

Sie ſind ein eitler Menſch! Wer ſpricht denn von Ihnen? Vom Orient ſpreche ich, den ich mir als die Heimat der Poeſie vorgeſtellt habe. Aber, ach! was finde ich? Schmutzige Gaſſen, ſcheußliche Hunde, elende Häuſer ohne allen Komfort, wo ich Paläſte, Gärten, orientaliſchen Pomp und Luxus erwartet habe. Ich kann nicht ſagen, wie ſehr jeder Frack und Pariſer Hut mein Auge beleidigt, und doch wimmelt es in den Gaſſen Pera's von Fracks und Pariſer Hüten. Und die Eingeborenen? Sie ſind ſchmutzig, dumm, barbariſch! Nichts iſt wahr an den Türken, als der ewige Tſchibuk; und wenn ſie Opium rauchen, mögen ſie wohl ſchöne Träume haben, aber ſie machen dabei ſo ſtupide Geſichter. Ich begreife nicht, daß man die ganze Welt ſo anlügen kann, wie es Byron und Lamartine gethan haben. Die Poeſie iſt da, die Menſchen glücklich zu machen, nicht, um ihnen die ſchrecklichſten Täuſchungen zu bereiten. Freilich, als Byron und Lamartine ihre Bücher ſchrieben, wußten ſie nicht, daß man ſich einſt mit Hülfe des Dampfes in wenigen Tagen von ihrer ſündhaften Lügenhaftigkeit überzeugen werde. Wo ſind ſie nun, dieſe naiven, patriarchaliſchen, ſchön empfindenden Osmanli's Lamartine's und die prächtigen Ali's von Abydos?

Auch die Suleika's, Fatme's und Leila's ſind eine Fabel, ſagte Eduard — pure Gänſe, die wie Enten watſcheln, einen Maulkorb tragen und keines vernünftigen Wortes fähig ſind.

Glauben Sie, rief Miß Mary, daß ich ſo gütig bin, das Schöne nur in den Reihen der Männer zu ſuchen? Es thut mir eben ſo leid, daß es keine Leila's gibt. Uebrigens glaube ich Das nicht ſo unbedingt. Die Poeſie flüchtet ſich überall, wo ſie vor den rauhen Männern flieht, in die Gemüther der Frauen, ihre letzte Zufluchtsſtätte, wie Das auch bei uns in England der Fall iſt. Unter den patentirten Offizieren, Geſandtſchafts-Sekretären, Eiſenbahn-Spekulanten und Mancheſtermännern ſind wir Frauen die einzigen und letzten Repräſentantinnen der Poeſie.

Gewiß, ſagte Eduard zuſtimmend.

Ja, es iſt gewiß, obwohl Sie zu ſpotten ſcheinen. Sie ſind einer der proſaiſchſten Menſchen des Orients und Occidents. Seit zwei Jahren ſind Sie im Orient; ich habe mir Sie während dieſer ganzen Zeit in Turban und weiten, bunten, faltigen Kleidern gedacht, und ſiehe da, Sie tragen einen Quäker und einen ſchwarzen Cylinder auf dem Kopf und anſtatt des vollen Bartes oder des Korſaren-Schnurrbarts auf jeder Backe ein blondes Kotelet, gerade ſo wie alle Anderen. Kommen wir denn hieher, bin ich denn meinem Vater in den orientaliſchen Krieg gefolgt, um euch am Bosporus eben ſo langweilig zu finden, als in Hyde Park oder auf den Boulevards von Paris? Die Tracht iſt noch das einzige Schöne im Orient, und ſelbſt die habt ihr euch nicht angeeignet.

Sie ſah ſich um. Auf dem Hügel über ihr erſchien ein Arnaute in rother Jacke, deren offene Aermel maleriſch über den

Rücken fielen, in goldgeſtickter Weſte und breitem rothem Gürtel, von dem allerlei ſilberne Ketten und Kettchen herabhingen.

Sehen Sie, ſagte Mary, ſo zum Mindeſten ſollten Sie ſich kleiden.

You are foolish! ſagte Eduard lächelnd. Obwohl ſie zuſammen Deutſch ſprachen, ſagte er dieſes doch auf Engliſch, weil es nicht ſo hart klingt, wie: Sie ſind närriſch.

In dieſem Augenblicke trat ihnen eine wilde Geſtalt in den Weg; ſie trug einen langen Bart, noch längere Haare, ein Lammsfell auf den Schultern, eine kleine Filzmütze auf dem Kopf und allerlei eiſerne Inſtrumente im Gürtel.

Was iſt Das? rief Mary erſchrocken und hielt ihr Pferd an.

Ein Derwiſch, antwortete Eduard.

Ein Derwiſch? Das iſt ja herrlich! Ich habe nie einen Derwiſch geſehen. Und was will der Derwiſch?

Er bettelt, wie Sie an der unverſchämt ausgeſtreckten Hand erkennen mögen.

Mit ſichtbarem Vergnügen zog Mary ihre Börſe und gab dem Derwiſch einen Shilling. Er griff ſo haſtig zu, daß er Mary's Hand mitſammt dem Shilling faßte; erſchrocken zog ſie ſie zurück und ſah mit Ekel auf ihren noch vor einer Minute ſo ſchönen gelben Handſchuh, der nun braun war, wie die ſchmutzigen Hände des Heiligen.

Eduard, ſagte ſie mit einer Grimaſſe, befreien Sie mich von dieſem Handſchuh!

Eduard lächelte, zog ihr den Handſchuh ab und warf ihn in den Bosporus. Da werfen wir wieder einen Jugendtraum ins Waſſer, ſagte er mit affektirter Traurigkeit.

Spotten Sie nicht, lieber Eduard, ſagte Mary, weiter reitend und wieder verdrießlich. Sie wiſſen nicht, wie ſehr Sie an meinen Enttäuſchungen betheiligt ſind. Was mich hier im Orient am Meiſten ärgert, iſt der Mangel an allen Abenteuern, denen man nach all den Büchern alle zehn Schritte begegnen ſollte. Noch habe ich nicht gehört, daß ein einziger Mann unſerer

Bekanntſchaft hier ein Abenteuer gehabt hätte, wo es doch Harems, Schwarze, Stumme, ſchöne Tſcherkeſſinnen und eiferſüchtige Türken gibt. Eduard, haben Sie ſchon ein Abenteuer gehabt?

Nur Abenteurer haben Abenteuer, antwortete Eduard trocken.

Sie irren ſich, rief Mary gereizt, außerordentliche Ereigniſſe begegnen nur außerordentlichen Menſchen.

Ich bin kein außerordentlicher Menſch, erwiderte Eduard eben ſo trocken, wie vorher.

Miſter Eduard, Sie ſollten es ſchon wiſſen, daß eine Engländerin nur außerordentliche Menſchen lieben kann.

So ſprechend, gab Mary ihrem Pferde einen Schlag und galoppirte fort, in ein Seitenthal einbiegend. Schweigend folgte ihr der junge Diplomat. Die Verſtimmung, die ſichtlich zwiſchen Beiden herrſchte, that ihm weh, und er dachte nach, wie er Mary wieder in gute Laune bringen könnte. Er hätte in dem Augenblick Alles gethan, nur um ihr wieder zu gefallen.

Sie ritten einen Hügel hinan, auf ſchmalem Wege, der rechts von dichtem Gebüſch, links von einer langen, weißen Mauer, über welcher ſich noch eine hölzerne Wand erhob, begränzt war.

Was bedeutet dieſe Bretterwand auf der Mauer? fragte Mary.

Sie ſoll die Blicke der Neugierigen abhalten, antwortete Eduard, da man ohne dieſe Wand von jenem Hügel aus in die Gärten ſehen könnte.

Und warum ſoll man nicht in die Gärten ſehen können? fragte Mary wieder.

Nun, weil es die Gärten eines Harems ſind.

Eines Harems? fragte Mary, indem ſie Halt machte.

Ja, des Harems Abdul Paſcha's, eines ſchrecklich eiferſüchtigen Türken, der die ſchönſten Frauen Konſtantinopels haben ſoll.

Eduard, rief Mary mit ſtrahlenden Augen, Eduard, Sie ſollen ein Abenteuer haben!

Der junge Mann erſchrak. Welcher tolle Gedanke, rief er, fährt Ihnen wieder durch den Kopf! Sie ſind in dieſen zwei Jahren verzweifelt engliſch geworden.

Sagen Sie, was Sie wollen, antwortete ſie lachend, Sie ſollen und müſſen ein Abenteuer haben. Sie werden über dieſe Mauer ſteigen, und wenn Sie die Frauen Abdul-Paſcha's im Garten finden, ſo bringen Sie mir einen Schleier, einen Pantoffel oder irgend eine Beute, die ich als Andenken aufbewahren kann.

Eduard ſah ſie erſtaunt an.

Ich ſcherze nicht, fuhr Mary fort, ich verlange es als ein Zeichen Ihrer Freundſchaft, Ihrer Liebe, was Sie wollen, wenn Sie das Wageſtück unternehmen.

Mary! ſagte der junge Mann mit ernſter Miene, bedenken Sie, welchen Skandal das verurſachen würde, bedenken Sie meine Stellung und die Verlegenheiten, die ich meiner Geſandtſchaft bereiten würde. Es iſt nicht die Gefahr, die . . .

Bah, Sie haben Furcht! unterbrach ihn Mary.

Und ich ſoll Sie, die mir Ihr Vater anvertraut hat, hier allein laſſen? ſagte Eduard.

Ich, ſagte Mary betonend, ich habe keine Furcht. Hier, hinter den Büſchen würde ich Sie erwarten.

In ihren Zügen lag ein ſo deutlicher Zweifel an ſeinem Muth, er ſah eine ſo lange Reihe von Sticheleien und vielleicht noch Aergeres vor ſich, daß er ſich entſchloß, für die kleine grillenhafte Perſon, die er von Herzen liebte, eine Dummheit zu begehen. In einer Art von Verzweiflung ſprang er vom Pferde, führte es dicht an die Mauer, ſtreichelte es einen Augenblick, daß es ſtill ſtehe, und ſprang dann auf den Sattel, den oberſten Rand der Mauer mit den Händen faſſend. Die Engländerin klatſchte vor Freude in die Hände. Mit einem Schwunge war er auf der Mauer. Auf dem ſchmalen Rande, den die Bretterwand übrig ließ, ſtellte er ſich mit breiten Beinen auf, drückte, und zwei Planken fielen lärmend in den Garten. Eine Sekunde ſpäter verſchwand er durch die Lücke im Garten.

Mary ſtieß unwillkürlich einen Schrei aus. Sie vergaß es, ſich während der Abweſenheit Eduards im Gebüſche zu verſtecken, und blieb horchend in der Nähe der Mauer. Da hörte ſie plötzlich hülferufende weibliche Stimmen, die von fliehenden, nach allen Seiten ſich zerſtreuenden Frauen zu kommen ſchienen und ſich am Ende an einem Punkte, dem Hauſe zu, das am Abhange des Hügels ſtand, verloren. Dann wurde es ſtill. Mary zitterte am ganzen Leibe, ſie fing an, ſich Vorwürfe zu machen, daß ſie Eduard in ſo augenſcheinliche Gefahr und aus bloßem Muthwillen gezwungen habe. Indeß blieb es geraume Zeit ſtill, und ſie tröſtete ſich wieder, blickte aber doch beſorgt über die Gartenmauer, der Lücke entgegen, aus der ſie Eduard erwartete. Mit Einem Male aber kamen vom Hauſe her die Stimmen wieder zurück, dießmal mit größerem Lärmen und mit männlichen Stimmen gemiſcht. Eduard! Eduard! rief Mary und ritt die Mauer entlang auf und ab, als ob ſie einen Eingang ſuchte; dann wieder ritt ſie dem offenen Felde entgegen, ob ſie nicht einen Franken entdecken und zur Hülfe rufen könnte. Zu ihrem größten Schrecken hörte ſie zu den ſchreienden Stimmen nun auch das Klirren von Waffen. Sie ermorden ihn! ſchrie ſie außer ſich, und ich bin ſeine Mörderin! Gott, warum war er nicht ſo klug, mich reden zu laſſen?

Da bebte es in den Zweigen einer Zypreſſe, welche die Holzwand überragte, und aus dem dichten Gezweige ſprang Eduard auf die Bretterwand. Ein Schuß fiel im Inneren des Gartens, und die Kugel pfiff an Eduard vorbei. Schon ſtand er auf der Mauer. Mary faßte ſein gutes anatoliſches Pferd, das noch an derſelben Stelle ſtand, wo er es gelaſſen, und führte es am Zügel ſchnell dahin, wo er eben von der Mauer ſprang. Schnell fort! rief er und ſchwang ſich in den Sattel.

Wie der Wind ſauſten ſie davon, und als ſich Mary ängſtlich umſah, erblickte ſie auf der Höhe der Mauer drei Schwarze, die ihnen nachdrohten. Mehr aber erſchreckte ſie das Blut, das an Eduards linker Schulter herabrieſelte.

Um Gottes Willen, Sie ſind verwundet! rief ſie.

Es iſt nichts, Miß! ſagte Eduard ſo trocken und ernſt, daß ſie nicht weiter zu ſprechen wagte; doch bemerkte ſie, daß er die Zügel in der rechten Hand hielt. Die Thränen ſtanden ihr in den Augen, und ſie hätte gern gehalten, um ihn um Verzeihung zu bitten. Aber er ſprengte unaufhaltſam fort, und ſie hatte auch nicht den Muth, ihn aufzuhalten, da ſie nicht wußte, wie weit die Wunde gefährlich war oder nicht.

Die Pferde troffen, als ſie im Hotel zu Pera ankamen. Eduard gab ihr den Arm und führte ſie ſchweigend ins Zimmer. Dort angekommen, wollte Mary nach einem Wundarzte ſchicken und machte ſich bereit, allerlei Verbandzeug aus dem Reiſekoffer zu holen.

Laſſen Sie das, liebe Miß, ſagte Eduard kalt; es war keine ſtoiſche Affektation, als ich Ihnen ſagte, daß es nichts ſei; in wenigen Tagen wird die unbedeutende Wunde von ſelbſt geheilt ſein. Setzen Sie ſich gefälligſt auf den Divan, und ich will Ihnen, um Ihrer kindiſchen Luſt nach Abenteuern zu genügen, und da ich in Ihrem Auftrage gehandelt, von den Vorgängen im Garten getreuen Bericht erſtatten.

Mary that, wie er ſagte; ſie hatte nicht den Muth, ein Wort zu ſprechen, und Eduard begann:

Alſo ich ſprang durch die Bretterwand in den Garten, mitten in ein Blumenbeet. Während dieſer kurzen Reiſe überblickte ich das ganze Terrain der mir von Ihrer Güte angewieſenen Thätigkeit. Auf den Sandpfaden, die den blumen- und gebüſchreichen, aber baumarmen Garten durchziehen, luſtwandelten drei oder vier weiße Frauen mit vielleicht eben ſo vielen ſchwarzen Sklavinnen, jedoch getrennt von einander, in verſchiedenen Gruppen. Das Krachen der Bretter mochte ſie aufmerkſam gemacht haben; denn im erſten Momente meines Anlaufes waren ſchon ſämmtliche Geſichter gegen mich gewandt. Mein Sprung verſetzte ſie in ſprachloſes Erſtaunen; nur hier und da hörte ich einen leiſen Schrei der Ueberraſchung. Die Stille dauerte einige Sekunden, und es ſchien mir — in ſolchen Momenten denkt man ſchnell —, als hätten die Damen keine Luſt, um Hülfe zu rufen. Aber eine Schwarze gab das Signal; plötzlich kreiſchte ſie auf und eilte kreiſchend den Abhang hinab dem Hauſe zu. Darauf fingen auch die anderen, wie aus einem Traume erwacht, zu ſchreien und zu laufen an. Aber nicht alle liefen dem Hauſe zu. Eine der Frauen, die ſich im oberſten Theile des Gartens befand und die an mir hätte vorüberlaufen müſſen, verſteckte ſich, nicht ohne mich erſt gemuſtert zu haben, in einer kleinen Laube. Inſtinktmäßig, ich möchte ſagen: magnetiſch angezogen, ſtürzte ich der Laube zu. Mein Gott, welch ein Anblick! Die herrlichſte Tſcherkeſſin, die je um 60,000 Piaſter nach Stambul verkauft worden, lag auf einem Polſter im Hintergrunde der Laube ſchleierlos vor mir. Meine Augen tranken den ganzen unbeſchreiblichen Anblick auf Einen Zug. Nie ſind mir ſo vollendete Züge, ſo glühende und ſchmachtende Augen, ſo lange ſeidene Wimpern, eine ſo herrliche Geſtalt vorgekommen.

Mary athmete ſchwer auf: Dieſe Odaliſken ſind Gänſe, die wie Enten watſcheln. Sie haben es ja ſelbſt geſagt.

Ich bitte die Odaliſken und ich bitte Sie um Verzeihung; ich habe geſündigt. Auch danke ich Ihnen, Miß Mary, daß Sie mich zu dieſem Abenteuer gezwungen haben, ohne welches ich den ſchönſten Geſchöpfen der Erde ewig Unrecht gethan und eine ſüße Erfahrung weniger gemacht hätte.

Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, ſagte Mary in etwas gebieteriſchem Tone.

Wohl! Sie lag zitternd vor mir, zitternd und doch lieblich lächelnd. Ich verneigte mich ſo tief vor ihr, wie ich mich nicht vor dem Sultan verneigt habe, und küßte ihre Hand. Wieder lächelte ſie über dieſe ſonderbare Sitte der Franken, aber ſie ließ es gütig geſchehen. Kadine, ſagte ich, du Blume des Harems, du biſt das Licht meiner Augen. — Erlaſſen Sie mir die weitere Erzählung; was ich that und ſagte, that und ſagte ich wie im Rauſche. Ich weiß nur, daß mich Fatme ſelbſt . . .

Fatme heißt ſie? fragte Mary.

Ja, Fatme, wie die ſchöne Tochter des Propheten, die ihr gewiß an Schönheit nachſtand. Ich weiß nur, ſagte ich, daß mich Fatme ſelbſt zu gehen bat, als ſich vom Harem herüber ſchreiende Stimmen hören ließen. Ich gehe nicht! rief ich, wenn du mir nicht ein Andenken mitgibſt. Nimm, ſagte ſie, und ich ergriff dieſen Pantoffel, der ihr vom Fuße gefallen war.

Bei dieſen Worten zog Eduard einen rothſammtnen, mit Gold geſtickten und mit kleinen Perlen beſetzten Pantoffel aus der Bruſttaſche und ſtellte ihn vor Mary auf den Tiſch. Mary ergriff ihn raſch und betrachtete ihn von allen Seiten.

Eigentlich eine geſchmackloſe Arbeit, murmelte ſie.

Aber ſehen Sie nur, wie klein! rief Eduard.

Ja, ſo ziemlich! antwortete Mary mit ſpöttiſchem Geſichte und fügte hinzu: Die Türkinnen gehen ſo einwärts. Das entſtellt den ſchönſten Fuß.

Die Türkinnen wohl, aber nicht die Tſcherkeſſinnen, erwiderte Eduard lebhaft.

Mag ſein! fahren Sie fort.

Ich ſprang auf und ſah mich nach einem Ausweg um, aber ſchon kamen zwei Schwarze fluchend und ſchimpfend auf mich los. Zum Glück war der Eine ſo fürchterlich dick, daß er nicht fort konnte und ich es erſt nur mit Einem zu thun hatte. Er ſprang auf mich zu und packte mich am Arm; aber ich rang mich los und verſetzte ihm einen ſo heftigen Stoß auf die Bruſt, daß er rückwärts zuſammenſtürzte. Bei dieſem Anblicke blieb der andere Schwarze erſchrocken und in gehöriger Entfernung ſtehen, dafür aber ſchrie er deſto heftiger um Hülfe. Ich ſah mich indeſſen aufs Neue um, wie ich entkommen könnte; aber die Mauer war zu hoch zum Erklimmen, und ich hatte nicht, wie draußen, mein Pferd als Fußgeſtell. In meiner Verlegenheit hörte ich hinter mir die Worte: Auf den Baum, auf den Baum! Es war Fatme, die mir dieſen einzigen Ausweg zur Rettung bezeichnete. Ich warf ihr noch einen dankbaren Blick zu und eilte der Zypreſſe entgegen; aber die Zypreſſe ſteht gerade auf dem Wege, der vom Hauſe herausführt und auf dem ſo eben noch ein dritter Feind, eine Art Kawaß oder Trabant mit einem Gürtel voll Waffen, auf den Schauplatz eilte. Beide hatten wir ſo große Eile, daß wir auf dem ſchmalen Wege heftig auf einander ſtießen und wieder aus einander prallten. Er zog ſeinen Handſchar und hieb nach mir, ich parirte ſo, daß er mir die Schulter nur ſtreifte; zugleich faßte ich ſeinen rechten Arm und bog ihn ſo heftig über die Schulter zurück, daß er vor Schmerz die Waffen fallen ließ. Dieſen günſtigen Moment benutzte ich, die Zypreſſe zu erklimmen, und ich beeilte mich um ſo mehr, die Höhe der Bretterwand zu erreichen, als ich aus dem Laube des Baumes ſehen konnte, daß ein neuer Schwarm von Schwarzen und Weißen mit Feuergewehren herbei kam. Dieſe ſchickten mir aus weiter Ferne noch eine Kugel nach. Das Uebrige wiſſen Sie.

Mit dieſen Worten ſtand Eduard auf und ergriff ſeinen Hut.

Bleiben Sie nicht zum Thee? fragte Mary mit etwas zitternder Stimme.

Ich danke, Miß Mary, antwortete er, ich muß denn doch meine Wunde verbinden laſſen. Ich muß Sie auch im Voraus um Vergebung bitten, wenn ich in der nächſten Zeit meine Pflichten als Cicerone etwas vernachläſſige. Ich werde ſchwerlich vor nächſtem Freitag ausgehen können.

Warum gerade Freitag?

Ich habe an dieſem Tage einen wichtigen Gang zu machen, antwortete Eduard lächelnd.

Eduard! ſagte Mary, indem ſie zu lächeln verſuchte, geſtehen Sie, daß Ihre Fatme eine bloße Erfindung iſt.

Miß Mary, antwortete er, Sie können ſie nächſten Freitag im Thale der ſüßen Gewäſſer leibhaftig ſelber ſehen.

Das iſt alſo Ihr wichtiger Gang! rief ſie gereizt. Ich hätte nicht geglaubt, fügte ſie ſpöttiſch lächelnd hinzu, daß Sie in ſo kurzer Zeit Rendezvous zu arrangiren verſtehen. Es iſt Das ein neues Talent, das ich an Ihnen entdecke.

Die Umstände machen die Talente, sagte er, die Achsel zuckend, indem er sich verneigte und die Thür ergriff. Doch blieb er einen Augenblick stehen, schien nachzudenken und kehrte wieder an den Tisch zurück.

Miß Mary, sagte er in schmeichlerischem Tone, dieser Pantoffel gehört Ihnen mit Recht, da ich ihn für Sie geholt habe. Indessen kann er für Sie keinen Werth haben; im Bazar finden Sie tausend schönere. Mich aber wird sein Besitz außerordentlich erfreuen; wollen Sie mir ihn nicht überlassen?

Nichts da, Herr Baron! rief sie, indem sie aufsprang und den Pantoffel mit einiger Heftigkeit ergriff; der Pantoffel gehört mir und bleibt mein.

Wie Sie wünschen, antwortete Eduard ruhig. Ich möchte um keinen Preis, fügte er abbrechend hinzu, daß Sie mich für verliebt in Fatme halten.

Er verneigte sich abermals und ging.

Am anderen Morgen gab Eduard sämmtlichen Dragomans-Beamten und Dienern der Gesandtschaft den Auftrag, das Gerücht zu verbreiten, daß ein Franke, ein abenteuernder Spanier, der in den Harem Abdul Pascha's eingedrungen, an der Wunde, die er bei dieser Gelegenheit erhalten, gestorben sei. Das Gerücht, dachte er, wird dem Pascha zu Ohren kommen, seine Rache wird befriedigt sein, er wird die Sache nicht weiter verfolgen und so jeden Skandal vermeiden. Es kam auch, wie er es wünschte. Zweimal täglich erkundigte sich der Diener Mary's nach Eduards Befinden; Freitag Abends brachte er ein Billet, das so lautete:

„Lieber Freund!

„Ich komme so eben aus dem Thale der süßen Gewässer; ich war glücklich, Sie *nicht* dort zu finden. Auch Ihre Fatme fand ich nicht, wenigstens paßte auf keine der türkischen Damen Ihre Beschreibung, und ich habe sie, trotz allen Schleiern, ganz genau betrachtet. Gestehen Sie endlich, daß Ihre Fatme eine

Dichtung iſt, erfunden, um mich zu quälen oder vielmehr um mich gerecht zu ſtrafen. Wenn Das Ihr Zweck war, ſo haben Sie ihn, ich gebe es zu, vollkommen erreicht. Ich habe mich all dieſe Tage mit Vorwürfen und Eiferſucht aufs Schrecklichſte geplagt. Kommen Sie, ſobald es Ihre Wunde erlaubt, daß ich es Ihnen ſelbſt ſage, Dieſes und Anderes, was Sie wollen.

„Ihre Mary.“

Eduard küßte die Unterſchrift. Ich bin kein Ritter Delorges, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er den Frack anzog, und am Ende hat ſie mich nicht in einen Löwengarten, wenn auch unter gräuliche Katzen geſchickt.

Das Wiederſehen nach drei Tagen war glücklicher, als das letzte nach zweijähriger Trennung. Doch war Mary nicht eher ganz ruhig, als bis Eduard ihr die ausdrückliche Verſicherung gab, daß ſeine Fatme in das Reich ihrer Suleika's und Leila's gehöre.

Aber wie kamen Sie zu dem Pantoffel?

Ganz einfach, Mary: eine der fliehenden Kadinen, denn ſie flohen alle, verlor ihn auf der Flucht, und ich habe ihn aufgeleſen.

Eduard, ſagte Mary nach einigem Nachdenken, Sie ſind ein verſtändiger Mann, und Sie werden mich in der Ehe auf das Zweckmäßigſte zu malträtiren wiſſen.

Das hoffe ich, antwortete er, indem er ſie auf die Stirn küßte. Aber zum Andenken daran, daß ich ſo früh anfangen mußte, wollen wir den Pantoffel unter einer Glasglocke aufbewahren und in Ihrem Boudoir aufſtellen. Mit ſeinen Gold- und Perlenſtickereien auf weichem Sammtgrunde iſt er ohnehin mehr als jeder europäiſche Pantoffel das Symbol weiblicher Launen.

Aber wann kehren wir nach Europa zurück? Ich habe die Türkei ſatt.

Sobald, antwortete Eduard mit diplomatiſchem Ernſt, ſobald die Wahrheit des Tanſimats und die Freiheit der Donau-Mündungen geſichert ſind.

Offenherzig geſtanden, kümmern mich dieſe Dinge nur ſehr wenig, verſicherte Mary.

Theure Mary, Sie ſind eine ächte Engländerin!

Abdallah.

Der Leſer erinnert ſich noch des ſchaurigen Ereigniſſes, das ſich im Auguſt 1854 auf einer der Donau-Inſeln bei Giurgewo zugetragen. Die Baſchi-Bozuks, aufgefordert, von ihren Pferden zu ſteigen und ihre Waffen abzulegen, d. i. ſich von ihrem liebſten, faſt einzigen Eigenthume zu trennen, um ſich in die Reihen der regulären Miliz einfügen zu laſſen, weigerten ſich, dem Befehle zu gehorchen, wurden umzingelt und zum großen Theile maſſakrirt: man wollte ſie unſchädlich machen, nachdem man ſie allem Elend ausgeſetzt und zu Räubern gemacht, man wollte ſie ſtrafen, nachdem man ſie zu Verbrechen gezwungen hatte. Wir, nämlich die kleine Geſellſchaft europäiſcher Reiſenden, die den Sommer hindurch den Krieg an der Donau als bloße Zuſchauer mitgemacht hatten, wir erfuhren dieſes blutige Ereigniß während unſeres Aufenthaltes in Buchareſt. Neben dem Schauer, den uns dieſe grauſame und ungerechtfertigte That einflößte, berührte ſie uns noch gewiſſermaßen perſönlich, denn es hieß, daß auch Abdallah, der Kurden-Häuptling, unſer lieber Freund und Bekannter, auf der Walſtatt geblieben ſei. Unter dem ganzen romantiſchen Geſindel, das der Oſten und Süden zur Vertheidigung des Glaubens auf den Aufruf des Padiſchah über die Balkan-Halbinſel ausgegoſſen, war Abdallah gewiß die romantiſchſte Geſtalt. In ſeiner Horde war er der ſchönſte Mann; er ritt das ſchönſte Pferd, trug die ſchönſte Tracht und die ſchönſten Waffen, und er hatte gewiß unter allen ſeinen Stammgenoſſen das ſchönſte Herz und den beſten Kopf. Wir lernten ihn in Schumla, im Hauſe des Dr. A. aus Frankfurt a. d. O. kennen, unter deſſen Veranda wir uns des Abends zu verſammeln pflegten. Das Haus des Doktors ſtand unweit des Hoſpitals, in einer Ecke des großen, unbebauten Platzes, in deſſen Mitte ſich die Zelte eines kleinen Kurden-Lagers erhoben. Abdallah war das Haupt dieſes Lagers. Sobald er in der Veranda Licht erblickte, kam er heran, grüßte freundlich und ſetzte ſich mit ſeinem Tſchibuk auf den Boden. Sprachen wir Deutſch oder eine andere europäiſche Sprache, dann ſuchte er, ſchweigend, aus unſeren Mienen den Gegenſtand unſeres Geſpräches zu errathen, und er ſetzte uns bei ſolchen Gelegenheiten durch ſeinen Scharfſinn oft in Erſtaunen. Intereſſanter aber war er, wenn er ſich mit Hülfe des Doktors, der vortrefflich Arabiſch ſprach und den Dolmetſcher machte, am Geſpräche betheiligen konnte. Da kamen Worte und Gedanken zum Vorſchein, die wir von einem Kurden-Häuptling nicht erwartet hätten, die des gebildetſten und humanſten Menſchen würdig geweſen wären und doch immer den Stempel des Oſtens trugen. Einmal, als eben vom Kriege die Rede war, ſagte er: „Allah wirft die Völker von einem Lande ins andere, wie der Worfler den Weizen von einem Orte der Tenne auf den anderen. Die beſten Körner fallen in die erſten Reihen, die Spreu fliegt im Winde, das Getreide wird gereinigt: Das iſt der Krieg.“ Und ein anderes Mal, da von der Verſchiedenheit der Religionen geſprochen wurde, ſagte er: „Alle Religionen ſind Eine und dieſelbe Religion. Sie wird nur auf verſchiedenem Boden, unter verſchiedenen Himmelsſtrichen verſchieden, wie eine Pflanze ſich auch ändert.“ — Weniger als dieſe Anſichten fiel uns ſein Haß gegen die Türken auf, denn dieſen theilen die Kurden mit den Arabern, und er hat ſich bei den erſteren ſeit dem letzten Kriege noch geſteigert. Abdallah verſicherte uns zu wiederholten Malen, daß ihm der Umgang mit den Osmanlis einen wahren Ekel einflöße und daß er jeden Franken dem türkiſchen Moslem vorziehe.

Als wir in Buchareſt den Tod Abdallahs erfuhren, rief unſer engliſcher Freund: „Bei Gott, der Orient hat ſeinen größten

Philoſophen verloren!“ und Madame de B., eine ehemalige Kunſtreiterin aus dem Pariſer Hippodrom, welche dem Hauptquartier in Männerkleidung und als türkiſcher Lieutenant folgte, hätte in Abdallah gern den ſchönſten Mann des Orients und Occidents beweint, wenn nicht ihr letzter, erſt zweitägiger Liebhaber und Zeltgenoſſe zugegen geweſen wäre. Doch konnte ſie ſich nicht enthalten, ihre elegiſchen Gefühle in einem ſeufzenden „Pauvre chat!“ zuſammenzufaſſen.

Dieſe Nekrologe waren überflüſſig, denn die Nachricht vom Tode Abdallahs war, wie ich vor wenigen Tagen hier in Stambul erfuhr, falſch. Abdallah entging dem Blutbade von Giurgewo. Zwar an Stirn und rechtem Arm verwundet, brach er doch, die Lanze in der einen, die Piſtole in der anderen Hand, durch die umzingelnden Reihen der türkiſchen Soldaten und entkam, Dank den Gazellen-Beinen ſeines arabiſchen Schlachtroſſes. Er wurde verfolgt, aber wie ein Pfeil flog er durch die Beſatzungen der Erdwerke von Slobezia und über die neue Brücke nach Ruſtſchuk, in deſſen Häuſer-Labyrinthe er dem Auge ſeiner Verfolger entſchwand. Er rannte durch das Gedränge des Bazars, durch das Stadtthor, über die Zugbrücke, eine Schreckensgeſtalt für Alle, die ihn ſahen; denn von ſeiner Stirn, aus ſeiner Armwunde floß das Blut in Strömen und blieb in ſeinem ſchwarzen Barte, an ſeinem weißen Mantel in großen Flecken hangen. Ohne zu wiſſen, wohin, nur durch einen unbeſtimmten Inſtinkt geleitet, ſprengte er immer weiter, den Berg hinan, weiter über die Heide, durch das wilde Thal des Ak-Lom, vorbei an den freundlichen Karavanſeraien, im Dunkel der Nacht durch Rasgrad, immer weiter, bis er bei Morgengrauen in den Lagern der Baſchi-Bozuks vor Schumla Halt machte.

Die wilden Geſtalten ſprangen auf von ihren Teppichen und Matten, umringten ihn in dichten Haufen und beſtürmten ihn mit Fragen. Abdallah erzählte ihnen von der Höhe ſeines Sattels herab, was in Giurgewo vorgefallen, und ſie erhoben ein fürchterliches Geſchrei, ſie nannten Omer Paſcha einen Giaur und

Moſkow, ſie läſterten den Padiſchah und verfluchten den ganzen Stamm Osmans. Aber als Abdallah ſie aufforderte, zu Pferde zu ſteigen, ihre Waffen zu ergreifen, um ihre Brüder zu rächen und von ſich ſelbſt ein gleiches Schickſal abzuwehren, da wurden ſie ſchweigſam, und Einzelne ſchlichen in ihre Zelte zurück. „Wir vermögen nichts gegen den neuen Krieg!“ ſagten die Einen, und die Anderen riefen: „Es ſteht ſo geſchrieben!“

„Hunde, Söhne von Hunden!“ ſchrie Abdallah und wandte ſein Pferd. Bei einer Fontaine ſtieg er ab und dachte zum erſten Male an ſeine Wunden. Er wuſch ſie mit friſchem Waſſer, nahm dann das braun- und gelbſeidene Tuch aus Bagdad vom Kopfe, zerriß es in zwei Stücke und band das eine um die Stirn, das andere um den Arm. Er hielt in Schumla nur ſo lange, als nöthig war, um ſein Pferd zu füttern und ausruhen zu laſſen; dann, mit einigen Lebensmitteln ausgerüſtet, ritt er weiter, den Schluchten und Päſſen des Balkan zu.

So ging es tagelang durch die wilden Thäler, über die luftigen Berge, die öden Hochebenen, obwohl ſeine Wunden brannten, das Blut unter den ſchlechten Verbänden hervorrieſelte und ſeine Kräfte von Stunde zu Stunde abnahmen. Abſeits vom Wege, hinter Gebüſchen oder Felſen bemerkte er wohl von Zeit zu Zeit Gruppen jener Baſchi-Bozuks, die ſich längſt in die Gebirge zurückgezogen hatten, um ſich auf Koſten der armen Dörfer und der vorbeiziehenden Reiſenden zu ernähren, aber er verſchmähte es, ſie um Hülfe anzuſprechen oder ſie nach den gemachten Erfahrungen zur Rächung ihrer Brüder aufzufordern. Selbſt wenn ſie an ihn herankamen und ihm Hülfe und Brod und Waſſer anboten, wies er ſie zurück. So kam er, elend und erſchöpft, am ſüdlichen Fuße des Balkan an, in jener Gegend, die im Sommer ſchöner als die Gärten des alten Schiras in Roſenſchimmer prangt, überdeckt von betäubendem Roſenduft. Denn hier fangen die weiten Roſenfelder an, die Millionen und Millionen Blumenköniginnen tragen, deren Blut das berühmte Roſenöl iſt. Wie um die Sage des Morgenlandes von der Liebe

Bülbüls wach zu machen, niſten in den Büſchen ringsum zahlloſe Nachtigallen, die zum Dufte dieſer ſchönen Welt ihre Lieder und melodiſchen Seufzer miſchen. Als Abdallah kam, war es ſchon ſtille in dieſer Gegend; nur hier und da hing noch ein verwelktes Roſenblatt am Zweige, und die Nachtigallen waren verſtummt; Duft und Leben der Roſen waren bereits in die gewaltigen Flaſchen gebannt, die man in der großen Roſenöl-Niederlage von Antoniadi, Kiefer und Komp. zu Stambul ſehen kann. Aber Abdallah hätte auch den herrlichſten Frühling überſehen, ſeine Sinne ſchwanden, und ſchon halb bewußtlos lenkte er ſein Pferd vom Wege ab, einem weißen Schiftlik (Meierei, Wirthſchaft) zu, den er nur noch wie im Nebel ſah.

Als er aus ſeiner Bewußtloſigkeit erwachte, fand er ſich auf einem weichen Lager von Schaffellen, unter der Pflege eines Franken und eines jungen holdſeligen Mädchens. Der Franke, ein alter Pole und Flüchtling vom Jahre Dreißig, hatte ihn bewußtlos an der Schwelle ſeines Hauſes gefunden und ihn barmherzig bei ſich aufgenommen. Abdallahs Wunden waren ſorgfältig verbunden, und er fühlte ſich unter der Obhut des alten Sarmaten mit dem weißen Schnurrbart, und der jungen Sarmatin, ſeiner Tochter mit den großen dunklen Augen, unendlich wohl, obgleich die Wunden heißer brannten als zuvor und ein arges Fieber ſeinen Leib ſchüttelte.

Viele Tage vergingen, und in dieſen vielen Tagen — wir wollen keine Liebesgeſchichte erzählen, darum ſagen wir es kurz — in dieſen vielen Tagen verliebte ſich der Kurden-Häuptling in die ſchöne Polin. Es wird Jedermann ſo leicht, ſich in eine Polin zu verlieben, um wie viel leichter wird es einem heißen Wüſtenſohne, der von europäiſcher „Flirtation" nichts weiß. Er fragte ſie kurz und gut, ob ſie nicht mit ihm nach Kurdiſtan gehen und ſein Weib werden wollte, und den Vater fragte er nach dem Preiſe, obwohl es in ſeinem Lande Sitte iſt, ſich ſeine Braut zu rauben und nichts zu bezahlen. Natalie lächelte und hatte keine Luſt, ihre Herrſchaft vielleicht mit noch zwei oder drei anderen Frauen zu theilen — um ſo weniger Luſt, als ihr der ſchöne, ſchwarzäugige, blaſſe Abdallah mit der Geiernaſe und mit ſeinen ſchönen Sprüchen in der That ſehr gefiel. Aber es kam ein Ereigniß dazwiſchen, welches das Gefühl der Polin für Abdallah ſchnell und bedeutend ſteigerte.

Obwohl er noch mit verbundener Stirn und verbundenen Armen auf den Schaffellen lag, ſprang er doch eines Morgens, als er in nächſter Nähe des Hauſes Flintenſchüſſe knallen hörte, wie der Löwe von Kurdiſtan vom Lager auf, ergriff ſeine lange Flinte und ſeinen Yatagan und eilte vors Haus. Im Innern des Hofes an der Hofmauer ſtand zitternd der bulgariſche Diener des Hauſes, unfähig, ſeine Büchſe zur Höhe der übrigens niedrigen Mauer zu erheben; aber ſtramm und ruhig ſtand der alte Pole da, einen Flintenſchuß nach dem anderen über die Mauer ſendend. Von außen flogen die Kugeln pfeifend herein, dicht an den Ohren des Polen vorbei und in die weiße Mauer des Hauſes. Abdallah ſah bald, daß es ſich hier um einen Räuberüberfall handelte; denn vor dem Hofe ſprengten auf ihren Pferden einige der marodirenden Baſchi-Bozuks aus dem Balkan hin und her, während andere über die Mauer zu klimmen trachteten. Dieſen warf ſich Abdallah entgegen. Mit unglaublicher Schnelligkeit hieb er mit ſeinem Yatagan Einen nach dem Andern auf den Kopf, daß ſie blutig zurücktaumelten. Dann ſprang er auf die Mauer, zielte lange und ſchoß einen der Reiter aus dem Sattel. Die Baſchi-Bozuks erhoben ein wildes Geſchrei, dem Abdallah mit kurdiſtaniſchen Flüchen antwortete. Jetzt ſchien es, als ob ihn Einige aus der Bande erkannt hätten, denn ſie ſtutzten einen Augenblick und ſprengten, da Abdallah die Hofthür öffnete und zu ihnen hinausſtürzen wollte, in möglichſter Eile auf und davon.

Ich wäre der Ueberzahl erlegen, ſagte der Pole, indem er Abdallahs Hand ergriff; du haſt uns gerettet!

Wie du mich! antwortete Abdallah.

Dieſes Ereigniß befeſtigte die Freundſchaft zwiſchen den drei Bewohnern des Schiftlik, und als nun Abdallah, gänzlich geheilt, weiter ziehen ſollte, beredete er ſeine Wirthe, ihn bis Stambul zu begleiten. Dieß war ihm um ſo leichter, als der Pole ſchon beſchloſſen, den Schiftlik, den er nur in Pacht hatte, vor dem Winter zu verlaſſen. Dieſer Ueberfall der Baſchi-Bozuks war ſchon der dritte geweſen, und der Pole beſorgte mit Recht, daß mit Eintritt der ſchlechten Jahreszeit die Ausfälle der Räuber aus dem nahen Balkan häufiger, die Gegend noch unſicherer werden könnte.

Die letzten Tage des Oktober ſahen den Polen, Natalien und Abdallah in Stambul. Abdallah konnte ſich nicht entſchließen, hier ſeine Freunde zu verlaſſen. Während der ganzen Zeit der Reiſe und ihres Aufenthaltes in Stambul fuhr er fort, Natalien zu beſtürmen. Er bat und drohte, er ſchrie und weinte vor ihr, ein raſender Roland; ſie weinte und jammerte mit ihm, aber die fromme Polin glaubte es von ihrer Religion geboten, Nein zu ſagen.

Eines Tages, da Abdallah durch die Straßen Stambuls geht, bemerkt er einen Mann in dunkler Tracht, der ſich tief und ehrerbietig vor ihm verneigt, und er erkennt in ihm einen neſtorianiſchen Prieſter aus ſeiner Heimat am Euphrat. Abdallah iſt erfreut, einen Mann aus der fernen Heimat zu ſehen. Auf die Frage, was ihn nach Stambul geführt, antwortet der Neſtorianer nur ausweichend und in ſichtbarer Verlegenheit. Doch weiß Abdallah, bei welchen Gelegenheiten und zu welchen Zwecken ſchon früher oft Neſtorianer und Jeſſiden, die beiden verfolgten Sekten am Euphrat, Abgeſandte nach Stambul geſchickt haben, und nach einigen Fragen iſt ihm auch die Sendung Chawals, ſo hieß der Prieſter, kein Räthſel mehr. Die Neſtorianer haben gehört, daß jetzt für die Chriſten eine gute Zeit gekommen ſei, daß Franzoſen und Engländer den Rajahs Rechte und Sicherheit verſchaffen, und ſie wollen in ihrem entfernten Winkel nicht vergeſſen ſein, wollen der Gunſt der Zeiten theilhaftig werden — was ſie aber vor Allem wollen, iſt Schutz und Sicherheit vor den räuberiſchen Kurden. Zur Hälfte ſagt das der Neſtorianer, zur Hälfte erräth es der Kurde.

Abdallah ſchießt ein Gedanke durch den Kopf. Chawal, ſagt er, der Arm der Franken reicht nicht bis in unſere Berge, und daß uns der Türke keine Geſetze vorſchreiben kann, haben wir bewieſen. Wenn ihr Sicherheit haben wollt, könnt ihr ſie nur von den Kurden ſelbſt erlangen, und wenn du thun willſt, um was ich dich bitten werde, ſo ſchwöre ich dir bei Allah und ſeinem Paradieſe, daß ihr ruhig unter uns leben ſollt.

Chawal hört ihn mit Freude und verſpricht ihm, zu thun, was thunlich iſt. Abdallah, der es längſt wußte, daß an Nataliens Widerſtande nur ihre religiöſen Gefühle ſchuld ſeien, will ſie nun durch eben dieſe Gefühle zum Nachgeben bewegen. Einem chriſtlichen Prieſter, hofft er, wird ſie nicht widerſtehen. Er macht vor Chawal kein Hehl aus ſeiner Liebe, und er fordert ihn auf, hinzugehen und der Chriſtin zu ſagen, daß ſie der Schutzengel ihrer chriſtlichen Brüder am Euphrat werden, daß ſie ſich ihren Segen und den Segen Gottes verdienen kann; daß ſie ein gottgefälliges Werk thue, wenn ſie den Bitten Abdallahs nachgebe — daß ihm aber ihre fernere Weigerung ein Beweis des tiefen Abſcheues ſein werde, den die Chriſten vor dem Moslem hegen, und daß ihre ſämmtlichen Brüder am Euphrat die Strafe für dieſen Abſcheu empfinden ſollen.

Chawal that, wie ihm geſagt ward, und er that es, wie es ſcheint, mit prieſterlicher Geſchicklichkeit; vielleicht war es auch leichter, die Polin zu überreden, als ſich der naive Sohn Kurdiſtans eingebildet. Genug, Natalie gab nach, nachdem Abdallah geſchworen hatte, nie ein zweites Weib in ſein Zelt zu führen und als Häuptling ſeine ganze Macht zum Schutze der Chriſten ſeines Landes anzuwenden.

Ende November ging die ganze Karavane, beſtehend aus dem alten Polen, ſeiner Tochter, Abdallah, Chawal und ihren Dienern, über den Bosporus und verſchwand ſpurlos im Innern Aſiens. Erſt in dieſem Monate März erhielt man hier in Stambul ein Lebenszeichen von den Verſchwundenen. Es kam ein Brief des alten Polen an einen ſeiner Landsleute, welcher

Einzelnes über den Kurden-Aufſtand enthielt und dem Schreiber dieſer Zeilen mitgetheilt wurde. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich die ganze Geſchichte und dazu, daß ſich Natalie im ſchwarzen Zelte ganz wohl befinde, und endlich, daß Abdallah in ſeiner Heimat geneigtere Ohren und Herzen gefunden als in Schumla, daß er als einer der Haupturheber des kurdiſchen Aufſtandes zu betrachten und an der Spitze mehrerer Horden ſtehe. Omer Paſcha hat wohl nicht geglaubt, daß ſich Das aus ſeiner That entwickeln, daß der auf der Donau-Inſel ausgeſtreute Same am Euphrat aufgehen werde.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Moritz Hartmann's

Geſammelte Werke.

Sechster Band.

* * *

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Novellen.

Seite

Der Zweck heiligt die Mittel 3
Gräfin Saſſari 61
Bei Kunſtreitern 115
Selvaggia 132
Ein italieniſcher Prieſter 159
Doktor Schwan 167
An der Spielbank 216
Zwanzig Millionen 233
Verrechnet 309
Feigheit 364
Der Hetman 415
Tante Helene 460

Novellen.

Der Zweck heiligt die Mittel.

Eine Geſchichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Als der Oberlandjägermeiſter Anſelm v. Büren ſtarb, hinterließ er ſeinen Kindern eine Anzahl von Ordenskreuzen, welche von den reſpektiven Höfen, die ſie ihm ertheilt hatten, nicht zurückgefordert wurden; ſeinen Namen, der zu den älteſten in dem 82 Quadratmeilen großen Fürſtenthume gehörte und das Bewußtſein, einen Vater gehabt zu haben, der ſeinem Fürſten und Hofe durch volle fünfundfünfzig Jahre gedient und dabei noch den kleinen Reſt ſeines angeſtammten Vermögens zugeſetzt hatte. Die beiden Waiſen, Eliſe und Clariſſe v. Büren wären vollkommen verlaſſen geweſen, hätte ſich ihrer nicht eine alte Tante angenommen, die in der Einſamkeit eines kleinen Städtchens des Fürſtenthums lebte. Dieſe, eine eben ſo würdige als gebildete alte Dame, die ſich in Folge einiger Schriften über weibliche Erziehung eines geachteten Namens erfreute, erzog die beiden Mädchen, die, als ſie ſie zu ſich nahm, erſt zehn und zwölf Jahre alt waren, zu Einfachheit und Anſpruchloſigkeit, was eine reiche Bildung des Geiſtes und des Herzens, eine umfaſſende Pflege aller ihnen angeborenen Talente nicht ausſchloß. Die Natur that für die beiden Mädchen beinahe eben ſo viel, wie die gute und vernünftige Tante, indem ſie ſie zu anmuthigen und ſchönen Erſcheinungen entwickelte, und ſo wunderte ſich im ganzen Fürſtenthume Niemand darüber, ja man fand es natürlich, daß die beiden Edelfräulein ſehr frühzeitig ihr Glück machten. Glück iſt überall etwas Relatives. In dieſem Falle verſtanden die 365,000 Einwohner des Fürſtenthums eine Berufung zu Hofe und eine Anſtellung darunter. Der alten Fürſtin, welche die vormundſchaftliche Regierung für ihren minderjährigen, in Italien verweilenden Sohn führte, ſchien es unnatürlich, daß der Name Büren, der ſeit dem dreißigjährigen Kriege immer auf der Liſte der Hofleute glänzte, unter ihrer Regierung fehlen ſollte, und kaum hatten die beiden Fräulein unter der Pflege der guten Tante das Alter von achtzehn und ſechzehn Jahren erreicht, als ihnen die Diplome als Hoffräulein und die damit verbundene Schleife in Gold und Silber, welche ſie an der rechten Schulter tragen ſollten, zugeſtellt wurden. Alle Welt prophezeite den jungen Damen eine glänzende Laufbahn, und dieſe Prophezeiung ſtützte ſich nicht allein auf ihre Vorzüge, ſondern auch auf die Vergangenheit und die im Lande lebenden Erinnerungen, welche erzählten, daß die alte Fürſtin in ihrer Jugend, ja ihr Leben lang für den Oberlandjägermeiſter v. Büren ein „Faible“ gehabt. Den Kindern, meinte man, würde, wie einmal die weibliche Natur beſchaffen iſt, dieſes alte, nie verroſtende Faible zu Statten kommen. Bei Hof ſchien das allgemein angenommen zu ſein, und man empfing die Fräulein Büren, die beiden neuen Hofdamen, mit der größten Zuvorkommenheit.

Von allen 365,000 Einwohnern des Fürſtenthums waren die beiden Schweſtern vielleicht die Einzigen, die dieſes Glück nicht zu ſchätzen wußten. Sie waren bei ihrer Tante glücklich geweſen und wünſchten keine Veränderung. Ihre Jugend war in den angenehmſten und anregendſten Beſchäftigungen dahingefloſſen, unter dem Schutze einer lieben und liebenden Anverwandten, in einem kleinen, aber auserwählten Kreiſe von Freunden — und nun befanden ſie ſich in einer ihnen ganz fremden Welt, die andere Anſichten, andere Gefühle, andere Zwecke hatte. Aber das Hofleben erſchien ihnen, nach der ganzen Geſchichte ihrer Familie, das ihnen angeborene Schickſal, und ſie ergaben ſich um ſo leichter darein, als es neu war und ſeinen ganzen Reiz der Neuheit um ſo anziehender wirken ließ, als ſich der Hof bemühte, den Neuangekommenen ſo angenehm als möglich zu ſein. Aber kaum war dieſer Reiz der Neuheit dahin, als es die ältere Schweſter Eliſe zum Entſetzen des ganzen Hofes bewies, daß ſie entweder aus der Art geſchlagen, oder daß ihre Erziehung trotz alles Wiſſens, vielleicht eben dieſes Wiſſens wegen, eine vollkommen verfehlte geweſen.

Sie war kaum ein halbes Jahr bei Hofe, als ſie die Bekanntſchaft eines ſehr liebenswürdigen, ſehr unterrichteten jungen Mannes machte. Sie fand in ſeiner Geſellſchaft, was ſie bei Hofe ſo ſehr vermißte, geiſtige Anregung, Gemüth, herzliches Entgegenkommen; ſie liebte ihn, ſie heirathete ihn. Aber dieſer Mann war ein einfacher Dr. Max Neuberg, ein Bürgerlicher, ein Theologe, der bei Seiner Erzellenz, dem Herrn Geheimen Rath v. F. als Hofmeiſter ſeiner Kinder diente. Die Entrüſtung bei Hofe war allgemein; ſelbſt die Stadt war empört, da kleine Reſidenzen eine Ehre darin ſuchen, die Gefühle des Hofes zu theilen, ſelbſt wenn dieſe Gefühle ihre eigene Beleidigung enthalten. Die Entrüſtung äußerte ſich auf die verſchiedenſte Weiſe, als Staunen, als mitleidiges oder höhniſches Lächeln, als Schimpfen, als Zorn, als Lüge und Klatſcherei. Die einzige Perſon, die Eliſens Handlungsweiſe natürlich, gerechtfertigt, ja ſchön und muthig fand, war ihre Schweſter Clariſſe, die mit ihr über das Entſetzen des Hofs und der Stadt lachte, und die erſte Perſon, die ſich von dieſem Entſetzen erholte und zur Beſinnung kam, war die alte Fürſtin. Da die Sache nicht zu ändern iſt, meinte ſie, muß man etwas für die Unglückliche thun. Sie gab dem Theologen Neuberg eine gute und einträgliche Pfründe in einem der angenehmſten Städtchen des Ländchens. Und ſo verließ Eliſe den Hof als die glücklichſte junge Frau der Welt. Clariſſe begleitete ſie und half ihr bei der Einrichtung des gemüthlichen Pfarrhauſes und des dazu gehörigen großen und ſchönen Gartens. Mit Wehmuth ſchied ſie nach Monaten aus dem idylliſchen Leben mit der geliebten Schweſter und dem liebenswürdigen Schwager, und aus der Stille zu Hof zurückkehrend, war es ihr, als ginge ſie aus menſchlich bewohnten und geſitteten Stätten in die Wüſte.

Aber bei Hofe war es indeſſen ſehr lebendig geworden. Der junge Fürſt Amadeus I. war indeſſen von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, war mündig geſprochen und ſollte demnächſt verheirathet werden. Dieſer Akt war ohne das geringſte Zuthun des jungen Fürſten oder der alten Fürſtin negociirt und abgeſchloſſen worden. Das Ländchen nämlich war ein Enklave eines Großſtaates und ſollte im Falle des Ausſterbens der fürſtlichen Familie an dieſen Großſtaat heimfallen. Dieſes Verhältniß, ſo wie die Kleinheit des Ländchens machten es von dem Großſtaate ganz und gar abhängig. Seit Generationen verfügte der Großſtaat über einen Theil der Politik des Fürſtenthums und über die Perſonen der Fürſten, denen man militäriſche Würden und Titel gab, um ſie an ihre Abhängigkeit zu erinnern und um dieſe zugleich zu verſüßen. Ganz in demſelben Verhältniß zu dem Großſtaat ſtand ein anderes kleines Fürſtenthum, das in dieſem Momente von einem greiſen Fürſten regiert wurde, welcher als Feldmarſchall in dem großen Staate diente. Deſſen Tochter, die Prinzeſſin Malwine, ſollte Amadeus heirathen. So war es von dem umſchließenden Großſtaate beſchloſſen; ſo war es alſo eine Nothwendigkeit. Der alte Fürſt ſeufzte, wenn er ſeine blühende, liebreizende Tochter anſah, die mit allen Eigenſchaften ausgeſtattet ſchien, die ſie zur Zierde eines großen Hofes, zur würdigen Gefährtin eines großen Monarchen hätte machen können, und die nun an einen jungen Prinzen ohne Geiſt, ohne Erziehung, ohne irgend welchen Vorzug ſollte hingegeben werden. Aber die Staatsraiſon wollte es ſo, und der alte Fürſt war zu ſehr Mann des vorigen Jahrhunderts, als daß er nicht die Staatsraiſon über jede andere Rückſicht hätte ſtellen ſollen, und zu ſehr guter Unterthan ſeines Königs, dem er als General diente, um ſich ihm irgendwie zu widerſetzen. Amadeus war in der That nicht geſchaffen, um eine junge phantaſievolle Prinzeſſin zu beglücken. Schon von Natur kärglich bedacht, war er unter der Leitung des Oberhofmeiſters, den ihm der Großſtaat beigegeben, wenn auch gutmüthig, doch roh und ungebildet geblieben. Von den Reiſen, die er in Geſellſchaft deſſelben Führers durch Frankreich und Italien gemacht, kehrte er, an Geiſt und Körper zu Grunde gerichtet, in ſein Fürſtenthum zurück. Er war ein junger Greis, in dem längſt jede Kraft, jede Leidenſchaft, jede Willensſtärke erloſchen ſchien. Seine Unterthanen murrten bei ſeinem Anblick, aber ihr Murren galt mehr dem Großſtaat als der traurigen Erſcheinung ihres Fürſten, denn der Politik jenes Staates, der das Fürſtenthum erben ſollte, im Falle dieſes Haus ausſtürbe, ſchrieben ſie den herabgekommenen Zuſtand des jungen Mannes zu. Sie meinten, ſeine geiſtige, wie körperliche Verkommenheit ſei dem erbluſtigen Nachbar zu nützlich, als daß man nicht annehmen ſollte, daß ſie planmäßig herbeigeführt worden. Das war vielleicht bloß politiſche Kannegießerei; ſo viel aber iſt gewiß, daß Amadeus I. genug zu Grunde gerichtet war, um jede Heirath, beſonders eine Heirath mit einer jungen Prinzeſſin voll Gluth und Leidenſchaft, lächerlich erſcheinen zu laſſen.

Bei Hofe beſprach und behandelte man die Angelegenheit mit dem unerſchütterlichſten Ernſt. Man wäre ſich ſehr klein, ſehr gemein vorgekommen, hätte man ein Wort, einen Gedanken über das Ungehörige einer ſolchen Ehe aufkommen, hätte man eine Rückſicht gelten laſſen, wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten in der bürgerlichen Welt in Betracht gezogen werden. Alles bereitete ſich aufs Würdigſte auf das große Ereigniß vor. Mit unverhältnißmäßigen Koſten, mit außerordentlichem Pompe wurde die Braut an der Gränze des Landes eingeholt, in die Reſidenz gebracht und dem Fürſten angetraut. Sie war traurig, niedergeſchlagen; die Hofleute nannten das Ernſt, Würde, Majeſtät; die Bürgerlichen nannten die Sache bei ihrem Namen. Sie ſagten, das Leben ſei hier mit dem Tode vermählt worden, die Geſundheit mit dem Siechthum.

Bei den Feſten, die der Vermählung folgten, konnte man bemerken, wie ſie oft traurig, manchmal bitter lächelnd auf ihren Gemahl niederſah, der ſchweigend neben ihr ſaß und nicht zu ihr aufzublicken wagte. Jeder Beobachter mußte es erkennen, daß er eine gewiſſe Angſt vor ſeiner jugendlichen Gemahlin hatte, daß er oft, wenn ſein erloſchenes Auge auf ihr glühendes, ſchwarzes traf, zuſammenfuhr, daß er dann um ſich blickte, wie Hülfe ſuchend, daß es ihm, mit einem Worte, in ihrer Nähe unheimlich war. Er benutzte jede Gelegenheit, die Sitte und Etikette geſtatten, ſich von ihr zu entfernen, und fiel zwiſchen ihm und ihr eine Thür zu, athmete er auf, als fühlte er ſich von einem Drucke befreit. Er machte einen erbarmungswürdigen Eindruck; ſie aber ſchien bemitleidenswerth, um ſo bemitleidenswerther, als ſie offenbar gleich am erſten Tage das ganze Weſen ihres Mannes, das Oede des ihr bereiteten Lebens, das unendlich Leere ihres ganzen, ihr aufgedrängten Schickſals erkannte. Und ſie war ſo jung, ſo befähigt, glücklich zu ſein und glücklich zu machen. Welche Quellen des Glückes wurden da mit Schutt und Ruinen bedeckt!

Vielleicht war es dieſes Schickſal, das die Fürſtin Malwine ſo raſch in der Stadt beliebt machte. Niemand iſt es ſo leicht, Liebe einzuflößen, wie dem Opfer. Bei Hof aber war es unheimlich. Amadeus verbrachte ſeine Zeit auf Jagden und mit Muſterungen ſeiner kleinen Truppe, die er beinahe täglich ſo weit als möglich, bis an die Gränzen ſeines Reiches marſchiren ließ. Ging das nicht an, verbrachte er ſeine Tage in den entlegenſten Winkeln ſeines Schloſſes. Es machte ſich mit der Zeit von ſelbſt, daß er die Tage und Abende mit ſeinen Offizieren und Jägern in dem einen Flügel zubrachte, während Malwine mit ihren Hoffräulein in dem andern verweilte. So gab es bald zwei ſtrenggeſchiedene Höfe, den männlichen und den weiblichen, die nur bei beſondern feſtlichen oder offiziellen Gelegenheiten zuſammentrafen. Ein Theil des letztern zog bald mit der alten Fürſtin ab, welche ſich auf ein Schloß, das ſie am Rheine beſaß, zurückzog.

Fürchtend, daß Malwine ſich für ein leeres, reizloſes Leben durch Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte ſchadlos halten könnte, und erkennend, daß ihr das bei ihrem Geiſte und bei der Unterthänigkeit ihres Gatten leicht wäre, wollte ſie dieſem Falle zuvorkommen und lieber von ihrer Höhe freiwillig herabſteigen als herabgeſtürzt werden. Sie war übrigens gutmüthig genug, ihrer unglücklichen Schwiegertochter einigen Erſatz für ein verlorenes Leben zu gönnen.

Malwine aber dachte nicht daran, irgend welche Macht für ſich in Anſpruch zu nehmen. Mit Glück bemerkte ſie, welche Freiheit ihr die Scheu, die Furcht, die ſie ihrem Gatten einflößte, gewähre, und ſie benutzte dieſe Freiheit, um ſich eine eigene Welt und in dieſer Welt wenigſtens ein erträgliches Leben, einen Schein von Glück zu ſchaffen. Ihr weibliches Gefühl, wie ihr Urtheil hatten bald unter den Hofdamen diejenigen ausgeleſen, deren näherer Umgang ihr etwas bieten konnte, und nach wenigen Wochen war ein Kreis geſchloſſen, der dem Fürſten und ſeinem nächſten Anhange unnahbar, unzugänglich war, denn es war ein Kreis gebildeter Frauen, vor dem der männliche Hof eine inſtinktive Scheu hatte. Daß in dieſer Frauenwelt Clariſſe v. Büren, mit welcher, wie ſich die alte Fürſtin ausdrückte, dieſe ihrer Schwiegertochter das ſchönſte Geſchenk machte, indem ſie ſie am Vermählungstage der Fürſtin Malwine als Hoffräulein überließ, eine der erſten Rollen ſpielte, bedarf kaum einer Erwähnung. Malwine hatte ſie mit Kennerauge und nach wenigen gewechſelten Worten aus der Schaar der Hoffräulein herausgefunden und ſie vom erſten Augenblicke an ausgezeichnet. Aus ihren Reden ſprach freie, anſpruchsloſe Bildung, ihre Urtheile verriethen Geſchmack, ihr bloßer Blick klaren Verſtand, offenen Sinn, und näherer Umgang offenbarte ein theilnehmendes, wohlwollendes Herz. Malwine bedurfte eines ſolchen Geiſtes, der ſie auch ohne Worte verſtand, und in ihrem öden Leben eines ſolchen Herzens, auf das ſie ſich verlaſſen, das ſich an ſie, daran ſie ſich ſchmiegen konnte, und endlich eines ſolchen offenen Charakters, der, fern vom Hofe entwickelt, den Muth hatte, ein wahres Wort, eine Klage auszuſprechen und anzuhören. Clariſſe war bald mehr als ihr Günſtling; ſie war ihre Vertraute, ihre Freundin. Bei dem großen Bedürfniß Malwinens nach Liebe hing ſie an dieſem jungen Mädchen mit wahrhaftem Enthuſiasmus. Wäre Clariſſe ein berechnender Charakter geweſen, wie ſie es bei allem Verſtande nicht war, ſie hätte in kürzeſter Zeit für alle Zukunft ſorgen, ſie hätte, da die Fürſtin reich war, ein Vermögen ſammeln, ihre Stellung ausbeuten und, von der Fürſtin protegirt, die glänzendſte Partie im Lande machen können. Aber ſie begnügte ſich, die Tröſterin ihrer unglücklichen fürſtlichen Freundin zu ſein, und wenn dieſe ſich mit ihr in ihr Kabinet einſchloß, um ſich vor ihr auszuweinen und ſie dann ruhiger und gefaßter einige Tage zubrachte, war ihr dieß Lohn und Erfolg genug. Im gewöhnlichen Leben, da Muſik und Lektüre die Hauptbeſchäftigung des weiblichen Hofes ausmachten, trug ſie mit ihren Talenten und ihrer Beleſenheit das Ihrige dazu bei, der Fürſtin die Tage zu kürzen. Ging ſie manchmal auf einige Tage aufs Land, um ihre Schweſter, die Paſtorin, zu beſuchen, ſo war es, als ob die Seele des Hofes fortgezogen wäre; Malwine fühlte ſich dann doppelt einſam und es kam nicht ſelten vor, daß ſie ſich ſelbſt aufmachte, um die Freundin, die ihr zu lange verweilte, in Perſon zu holen.

Die Herren waren, wie geſagt, vom engern Kreiſe der Fürſtin ausgeſchloſſen. Nur ſelten wurden einzelne und des Anſtandes wegen der Fürſt zu den kleinen Konzerten oder Leſeabenden gezogen. Erſt nach Jahr und Tag wurde eine Ausnahme gemacht und zwar zu Gunſten eines Mannes, der zur Zeit der Vermählung nicht anweſend war. Es war dieß Herr v. Holland, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, Geheimer Rath und einer der gelehrteſten Männer des Fürſtenthums. Er war mit dem Prinzen Amadeus nach Italien gereiſt und daſelbſt zurückgeblieben, als dieſer in ſein Vaterland zurückkehrte. In Italien hatte er die nähere Bekanntſchaft einer Couſine der Fürſtin gemacht, die an einen italieniſchen Prinzen verheirathet war, und brachte jetzt von dieſer ein Empfehlungsſchreiben mit den herzlichſten Grüßen an Malwine. Er wurde ihr als ein liebenswürdiger Geſellſchafter, als ein ausgezeichneter, tiefer Geiſt, als ein Mann, der den Deutſchen bei den höchſten Sozietäten Italiens Ehre machte, geſchildert und als ſolcher auch in der That von der Fürſtin befunden. Zwar gingen allerlei Gerüchte, daß er in Rom, wo er mit Monſignoren und Kardinälen verkehrte, zur römiſchen Kirche übergetreten ſei, aber in jener Zeit behauptete man das von den ausgezeichnetſten in Italien reiſenden Proteſtanten; man hatte ſich, da ſich dieſe Gerüchte ſehr oft als falſch erwieſen, daran gewöhnt, ſie zu belächeln und die „Jeſuitenriecherei“ komiſch zu finden. Da dieſe Gerüchte ſich meiſt an berühmte und große Namen hefteten, war eine ſolche Verdächtigung bald wie ein Kompliment; es ſtellte den Verleumdeten in die Reihe vorzüglicher Männer, die die Proteſtanten nicht gern verloren hätten und deren Erwerb dem römiſchen Stuhle wünſchenswerth ſchien. Der geheime Rath v. Holland hatte ſich übrigens öffentlich nie zur katholiſchen Kirche bekannt, und das ſchien eine genug laute Widerlegung des Gerüchtes, da er ein Mann war, der Niemand zu fürchten hatte. Freilich ſtand er an der Spitze des Unterrichtsweſens ſeines proteſtantiſchen Landes.

Wie es ſich immer mit dem Gerüchte verhalten mochte; es war nicht die Aufgabe der Fürſtin, das zu unterſuchen. Er war ihr empfohlen und ſie fand an ihm einen Mann, wie er ihr bis jetzt am .... ſchen Hofe gefehlt hatte. Obwohl Fürſtin, war ſie doch beſcheiden genug, um ſich zu ſagen, daß ein Mann, den ſie in allen Fächern des Wiſſens, wie in allen Fragen des praktiſchen wie ideellen Lebens als eine Autorität ſchätzen lernte, wiſſen müſſe, was er zu thun und zu laſſen, zu glauben und zu denken habe. Allerdings fiel es ihr auf, wie er in ſeinen geiſtreichen und belebten Schilderungen Italiens mit Nachdruck hervorzuheben wußte, wie viel des Großen und Unvergleichlichen die katholiſche Kunſt in dieſer Heimat des Glaubens hervorgebracht, wie da in ſchönſter, feſtlichſter und zugleich erhabenſter Form ausgedrückt ſei, was anderswo nur in abſtrakter, kalter, unfaßlicher, dem menſchlichen Gemüthe nichtsſagender Weiſe ausgedrückt wurde; wie dort die höchſten göttlichen und menſchlichen Gedanken in Wort und Bild lebendig und verkörpert, ſo zu ſagen, Menſch geworden und wie auf dieſe Art der höchſte und tiefſte Gedanke des Chriſtenthums ſich immer wieder aufs Neue, als ewiger Beweis ſeiner ewigen Wahrheit, wiedergebäre und wie dieſes auffallender Weiſe nur in dem Lande geſchehe, in dem der Apoſtelfürſt ſeinen Thron aufgeſchlagen — aber konnte ſie ihn widerlegen? Hatte er nicht Recht? Es ſtand ihr Niemand zur Seite, der ihr Argumente zur Widerlegung des geiſtreichen Geheimen Rathes hätte liefern können.

Herr von Holland wußte Wochen lang zu erzählen. Nach Wochen erſt zeigte es ſich, daß Alles, was er bisher erzählt und geſagt hatte, eigentlich nur Vorderſätze geweſen: wieder ganze Wochen eben ſo belebter und geiſtreicher Unterhaltung brachten die zu jenen Vorderſätzen nothwendigen Nachſätze und endlich die Schlußfolgerungen. Der Geheime Rath war bei dieſem Vorgang durch die in dieſem Kreiſe eingeführte und beliebte Leſegewohnheit unterſtützt. Natürlich konnte der vielbeleſene Mann manchen Rath ertheilen; er ſelbſt wurde endlich der ausſchließliche Vorleſer der Fürſtin und es war vorzugsweiſe die deutſche romantiſche Schule und die Romantik aller Länder, die jetzt zu Ehren kamen.

Clariſſe, bisher Vorleſerin und Bibliothekarin, trat mit ihrem Rath mehr und mehr in den Hintergrund, wenn auch die Fürſtin, die von Tag zu Tag weicher wurde, ſich als Freundin immer inniger an ſie anſchloß.

* * *

Seit der Rückkehr des Herrn von Holland war ein Winter vergangen. In den Oſtertagen wurden Stadt und Land durch die Nachricht, die ſie zuerſt durch ein ausländiſches Blatt erfuhren, daß die Fürſtin Malwine zur römiſchen Kirche übergetreten, in Schrecken verſetzt. Daß Herr von Holland demſelben Glauben angehöre, war nun auch kein Geheimniß mehr; aber er trat von ſeinem Amte an der Spitze des Unterrichtsweſens zurück, und das beruhigte wieder die aufgeregten Geiſter. Die Fürſtin hatte ſich in dieſen drei Jahren ihrer Regierung ſo beliebt gemacht, daß die Entrüſtung des durch und durch proteſtantiſchen Landes bald abnahm und ſich nach und nach in Mitleid verwandelte. Man kannte den Fürſten, man kannte ſie und ihre Lage und man ſeufzte: Arme Prinzeſſin! ſie durfte ihr Herz nicht beſchäftigen, ſie ſucht es zu zerſtreuen, indem ſie ihre Phantaſie beſchäftigt. — Da man wußte, daß der Fürſt nie Nachkommen erzielen werde, auf welche die Mutter einen gefährlichen Einfluß ausüben könnte, und von dem idioten Fürſten nichts zu befürchten war, ſelbſt wenn ihn ſeine Gattin in ihre Kirche nach ſich zog — da endlich das Land nach dem Tode des kinderloſen Fürſten an den mächtigen proteſtantiſchen Staat fallen ſollte, von dem man wußte, daß er jeden überwiegenden katholiſchen Einfluß, trotz der Bekehrung der Fürſtin, von dem Fürſtenthum abzuhalten wiſſen werde, betrachtete man den Uebertritt Malwinens als eine Privatangelegenheit, ja gewiſſermaßen als ein perſönliches Unglück und jede Sorge verſchwand. Als endlich einige Zeit dahinging und man bemerken konnte, daß von der Fürſtin in Stadt und Land nicht jene Proſelytenmacherei zu befürchten ſei, durch die ſich ſonſt Neophyten auszuzeichnen pflegen, nahm man die ganze Sache, die man noch ein Jahr vorher als eine Gefahr und als ein Unglück des Landes betrachtet haben würde, mit Gleichgültigkeit hin, ja man gab ſich Mühe, wo immer die Fürſtin ſich zeigte, ihr zu beweiſen, daß der Vorgang im Verhältniß zwiſchen ihr und ihren Unterthanen keinerlei Veränderung hervorgebracht habe, daß man ſie nach wie vor liebe, daß man ihrem guten Herzen nach wie vor vertraue. Einzelne Prediger, die hie und da auf der Kanzel ſchon ein Wort über die Gefahr, die dem reinen Glauben des Landes drohe, hatten fallen laſſen, die ſchon hundert Predigten des ſechzehnten Jahrhunderts durchgeleſen, um ſich zu einem gewaltigen Kampfe zu waffnen und die Rolle eines John Knox dieſer Maria Stuart gegenüber zu ſpielen, ſchickten die alten Bücher wieder in die Bibliothek zurück und verſtummten.

Bei Hof freilich ging Manches vor, aber es war im Lande wie verabredet, Alles, was zwiſchen den vier Mauern der Fürſtin geſchah, als Privatangelegenheit anzuſehen und ſie gewähren zu laſſen. Man hätte es ja auch nicht hindern können. Die Verfaſſung des Landes war der Art, daß man auf die Handlungsweiſe der höchſten und maßgebenden Perſonen jede direkte Einwirkung aufgeben mußte. Die Fürſtin ließ ſich eine Kapelle einrichten und hatte, wie man ſich in der Stadt erzählte, in dieſer Kapelle ſchon einige Bekehrungen zu Stande gebracht. Man nannte eine alte Hofdame, welche eine verwickelte Lebensgeſchichte hatte, und je verwickelter dieſe geweſen, deſto weniger ernſt war der Eindruck, den dieſe Bekehrung hervorbrachte; dann nannte man zwei junge Hoffräulein, Töchter eines armen Beamten, denen der Vater geſchrieben, es ſei ſchicklich, daß treue Hofdamen den Glauben ihrer Herrſchaft haben, und endlich einen jungen, mittelmäßigen Maler, der die Kapelle der Fürſtin mit Bildern verſorgte und Jedermann verſicherte, daß ihn der Eindruck, den ſeine eigenen Schöpfungen auf ihn gemacht, bekehrt habe und daß man, wie er jetzt erſt deutlich fühle, nur in der katholiſchen Religion ein großer Maler, ein Fra Beato Angeliko, ein Leonardo, ein Rafael werden könne. — Dieſe Bekehrungen trugen ihrer Natur und der betreffenden Perſönlichkeiten nach mehr zur allgemeinen Beruhigung als zur Erweckung von Beſorgniſſen bei. Wer konnte ſich an dieſe Vorläufer anſchließen wollen? und an dem, der es that, ſchien wenig verloren, und von der anderen Seite noch weniger gewonnen.

⁂

Ungefähr drei Jahre nach dem Uebertritt der Fürſtin Malwine, von dem im Lande kaum mehr geſprochen wurde, an einem ſonnigen Frühlingstage hielt vor dem Pfarrhauſe des Dr. Neuberg ein mit Koffern und Schachteln ſo ſehr überladener Reiſewagen, daß man ſeinen koſtbaren Inhalt ſogleich als einen weiblichen vermuthen konnte. Im oberen Stockwerk des Pfarrhauſes öffnete ſich, als der Wagen ſtill hielt, ein Fenſter und Pfarrer Neuberg ſah heraus, um den Ankömmling in Augenſchein zu nehmen.

„Beim Himmel!“ rief er, „es iſt wieder Clariſſe!“

In der That ſprang Clariſſe aus dem Wagen, während ihr Schwager und Schweſter mit ausgebreiteten Armen und freudig aufgeregten Geſichtern die Treppe hinunter entgegeneilten. Man umarmte, man küßte ſie und zog ſie in die Speiſeſtube, wo eben das Mittagseſſen bereit ſtand. Die zwei Kinder Eliſens wurden herbeigebracht und Clariſſe erfreute ſich als liebende Tante am Anblicke der blühenden Geſchöpfe, denen ſie mancherlei Spielzeug mitbrachte.

Nach der erſten Freude des Wiederſehens fragte Eliſe, was die Schweſter jetzt wieder dem Hofe abtrünnig machte.

Clariſſe zauderte mit der Antwort. Der Pfarrer aber lachte: „Welche Frage, Eliſe? Wie kannſt du ſo fragen? Ich habe prophezeit, daß ſie uns wiederkommt und habe ſie von Woche zu Woche erwartet. Arme Clariſſe,“ fuhr er lächelnd zu dieſer gewendet fort — „Mohamed hat nur zwei Mal die Flucht ergreifen müſſen; du hältſt jetzt ſchon deine dritte Hegira. Von welcher werden wir die neue Zeitrechnung beginnen?“

Clariſſe ſchwieg.

„Es iſt nicht möglich,“ rief die Schweſter, „daß du wieder vor Bekehrungsverſuchen auf der Flucht ſein ſollteſt. Die Fürſtin hat das letzte Mal aufs Feierlichſte verſprochen —“

Clariſſe ſeufzte, Dr. Neuberg aber ſagte: „Erinnere dich, was ich dir damals geſagt habe. Ich weiß, was von ſolchen Verſprechungen zu halten. Lerne du mich Neubekehrte kennen und ſolche, die einmal ins Proſelytenmachen hineingerathen. Das wird eine Leidenſchaft, eine fixe Idee! Die Fürſtin wird wohl ihr Wort gehalten haben, was man ſo Wort halten nennt. Sie hat ihr nicht mehr gepredigt und hat ihr nicht mehr predigen laſſen — aber ſie hat Clariſſen beſchworen, ſich zu retten, ſie hat vor ihr geweint, gejammert, ſie zeigte ihr ihre ganze Verzweiflung.“

„So iſt es,“ unterbrach ihn hier Clariſſe. „Seit Wochen hat ſie nicht mehr anders als mit thränenden Augen zu mir geſprochen; ſie flehte mich an, meine Seele zu retten; der Gedanke, mich verdammt zu wiſſen, machte ſie unglücklich. Nachdem ſie ſtundenlang im Gebete gelegen, ſagte ſie zu mir: „Weißt du, Clariſſe, um was ich gebetet habe, um deine Bekehrung!“ Sie ließ Meſſen für mich leſen, ſie kaſteiete ſich, ſie faſtete für mich; ſie verweinte die Nächte, weil ich mich ſo verſtockt zeigte. Sie ſieht aus wie ein Schatten, und das Alles um mich.“

Bei dieſen Worten rollten Clariſſe die Thränen von den Wangen; auch Eliſe war gerührt und ſeufzte: „Arme Fürſtin!“

„Arme Fürſtin!“ wiederholte Dr. Neuberg etwas ärgerlich, „allerdings arme Fürſtin, denn ſolcher Fanatismus iſt Geiſteskrankheit, aber man kann doch nicht, Andern zu gefallen —“

„Wenn nur,“ unterbrach ihn hier Clariſſe, „dieſer Fanatismus nicht ein ſo zärtlicher, liebevoller Fanatismus wäre! Wenn ich nur nicht von ihrer innigen Liebe zu mir ſo ſehr überzeugt wäre! und wenn ich ſie nur nicht ſelbſt ſo herzlich lieb hätte! So aber macht mich ihr Leiden um meinethalben wahrhaft unglücklich. Ich kann es nicht ausdrücken, wie viel ich in dieſen letzten Monaten, ſeit ich euch verlaſſen, gelitten habe, wie oft ich in innerſter Seele erſchüttert war, ohne im Geringſten belehrt zu ſein, wie ich fortwährend herüber und hinüber ſchwankte, welche Gemüthszweifel mich folterten und wie ich oft nahe daran war, aus Liebe und Mitleid zu thun, was mein Verſtand, mein ganzes Weſen als verwerflich verdammte. Ich werde die Szene von geſtern Abend nie vergeſſen. Bei den größten Verbrechen hätte ich eine ſolche Qual, eine ſolche Folter nicht verdient. Weinend lag ſie vor mir auf den Knieen und umklammerte mich wie eine Verzweifelte. Ich ſelbſt war wie eine Verzweifelte, mein Kopf ſchwindelte, ich war keines Gedankens mehr fähig. Ich wollte fliehen, ſie klammerte ſich an mein Kleid; ich glaubte mich losgemacht zu haben und eilte aus der Stube, aber ich ſchleppte ſie nach und ſie fiel mit der Stirn auf die Schwelle. Entſetzt fiel ich zu ihr hinab und da lagen wir Beide und weinten. Wäre ſie in dieſem Augenblicke nicht zu erſchöpft geweſen, um noch länger in mich zu dringen, ich hätte zu Allem Ja geſagt. Das fühlte ich deutlich, und ich fühlte, daß mich dieſes Leben aufrieb. So faßte ich denn einen Entſchluß. Ich eilte auf mein Zimmer, packte die ganze Nacht, ſchrieb dann einen Abſchiedsbrief an die Fürſtin und verließ mit Tagesanbruch den Hof für immer."

„Für immer!" ſagte Dr. Neuberg achſelzuckend, „ſchon zweimal haſt du ihn im Laufe dreier Jahre aus denſelben Gründen für immer verlaſſen, und zweimal biſt du wieder zurückgekehrt, auf eine bloße Bitte der Fürſtin, auf ein bloßes Verſprechen hin."

„Vergiß nicht, lieber Max," erwiderte Clariſſe, „daß die Fürſtin meine theuerſte Freundin iſt, daß ich ſie liebe und daß ich mich noch herzlicher von ihr geliebt weiß und daß ſie, ach, ſo einſam iſt, ſo unglücklich! Die Schwäche war wohl verwerflich, und ich gab ihr mit Bewußtſein nach. Wahrhaftig," fügte ſie lächelnd hinzu, „die Freuden dieſes Hofes ſind es nicht, die mich zurückzulocken vermöchten! Es iſt ein trauriger Hof! Anſtatt mir Vorwürfe zu machen, erkennt vielmehr meine Charakterſtärke an, für eine liebe Freundin euch, dieſer Wohnung des Glückes, dieſer Heimat ſtiller und inniger Freuden ſo lange fern geblieben zu ſein. Denn hier allein, bei euch, bei euern Kindern bin ich ruhig und glücklich."

Das Ehepaar ſchlug in die beiden dargebotenen Hände und drückte ſie herzlich.

„Jetzt aber bleibſt du? und für immer?" fragte Eliſe.

„Ich verſpreche, daß ich nicht mehr zu Hofe zurückkehre — ob ich hier bleibe, iſt eine andere Frage. Ich habe ſo meine Gedanken."

„Laſſen wir uns die erſten Stunden des Wiederſehens nicht durch Trennungsgedanken ſtören,“ fiel der Paſtor ein; „jedenfalls bleibſt du eine geraume Zeit. Wir wollen uns ſo gemüthlich als möglich einrichten, und du ſollſt dich nach den überſtandenen Stürmen wie im Hafen fühlen.“

Es wurde, wie es der Paſtor verſprach, und er trug das Seinige dazu bei, daß es ſo wurde. Wie wohl that Clariſſen das ſtille Familienleben und die ruhige Liebe und Freundſchaft der Anverwandten, nach den harten Proben, die ſie jene aufgeregte Liebe der Fürſtin hatte beſtehen laſſen. In Haus und Garten verfloſſen die angenehmen Tage aufs Bürgerlichſte; die Geſellſchaft Dr. Neubergs beſtand aus mehreren gebildeten Männern der Umgegend, die von Zeit zu Zeit vorſprachen, und mit denen man bei Tiſche, oder Nachmittags im Garten beim Kaffee, einige angeregte Stunden verplauderte. Clariſſe ſchien es, als wäre ſie in die Welt gekommen, erſt nachdem ſie den Hof verlaſſen, und ſie ſah ein, wie Alles, was das Leben des Lebens werth mache, in einen kleinen Kreis geſchloſſen werden könne. Nachdem ſie Jahre mit monotonen ſtandesmäßigen Beſchäftigungen und leeren Formen zugebracht, ſchien ihr die kleinſte häusliche Beſchäftigung, die unbedeutendſte Pflege oder Sorge für die Kinder ihrer Schweſter unendlich inhaltsreich. Dazu kam, daß ihrem klaren, ruhigen Verſtande nichts zugemuthet wurde, was ihm widerſtrebte, daß ihr jedes Wort, jede Anſicht ihrer jetzigen Umgebung verwandt, oder wenigſtens begreiflich war, daß Herz und Geiſt ſich hier gleichmäßig heimiſch fühlten, während ſie durch ſo lange Zeit, im Widerſtreit mit ſich ſelber, ihr Herz zu Hülfe rufen mußte, um ſich nicht mit Herz und Verſtand empören zu müſſen. Eine höchſt wohlthätige Ruhe erfüllte ihr ganzes Weſen und verdrängte allgemach eine gewiſſe Verdrießlichkeit, die ſich während des beſtändigen Kampfes gegen die Bekehrungsverſuche in ihr wie Schlacken feſtgeſetzt und ſie manchmal an ſich irre gemacht hatte. Die alte Heiterkeit kehrte wieder und es wurde ihrer Seele wohl, wie dem Leibe wohl iſt, wenn er einen fremden Körper, der ſeinen Organismus ſtört, ausgeſchieden; die Fürſtin trug durch ihr Schweigen viel zu dieſer ſchnellen Geneſung bei. Während der früheren zwei Aufenthalte Clariſſens bei ihrer Schweſter kamen Klagebriefe voll Vorwürfe und Sehnſucht beinahe jeglichen Tag, und dann die Fürſtin ſelbſt, um den geliebten Flüchtling zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen, was ihr auch zweimal gelungen war. Dießmal blieben die Briefe aus, ebenſo die Geſchenke, die ihr ehemals zukamen, um ſie zu überzeugen, daß ihr die Liebe ihrer fürſtlichen Freundin trotz ihrer treuloſen Flucht in ganzer Wärme verblieben ſei. That das auch der Eigenliebe Clariſſens etwas wehe, ſo war ihr das Benehmen Malwinens doch im Ganzen willkommen, da ſie ſehr wohl wußte, daß ſie ein neuer Beweis von Liebe aufs Neue aufregen würde. Sie aber bedurfte ihrer Gemüthsruhe, um ganz dem Entſchluſſe, den ſie einmal gefaßt hatte, treu bleiben zu können.

Arm wie ſie war und bereits dreiundzwanzig Jahre alt, feſt entſchloſſen, nicht mehr zu Hofe zurückzukehren und eben ſo fern von dem Gedanken, ſich von ihrem Schwager, deſſen Familie wuchs, und deſſen mäßiges Einkommen daſſelbe blieb, trotz aller Liebe und Treue, die ihr im Hauſe bewieſen wurden, ernähren zu laſſen, hatte ſie alle Urſache, an ihre Zukunft zu denken. Mit ihrem entſchiedenen Charakter war es in vollkommenſter Uebereinſtimmung, daß ſie ſelbſt für ſich ſorgen wollte. Sie hatte genug gelernt, um den Platz einer Geſellſchafterin bei einer großen Dame oder einer Erzieherin mit Ehre einzunehmen; und ſie war vorurtheilslos und von falſcher Scham unabhängig genug, um mit größter Heiterkeit einen ſolchen Entſchluß zu faſſen und von dem eingebildeten Piedeſtale der Hofdame eines kleinen deutſchen Hofes herabzuſteigen und ſich in einer untergeordneten Stellung, in der ſie eine poſitive Pflicht zu erfüllen hatte, in der ſie ſich nützlich machen konnte, noch wohl zu fühlen. Es widerſtrebte ihr, in Frankreich eine ſolche Stelle zu ſuchen; ſie hatte ſchon Manches von den Bekehrungsverſuchen gehört, die in dieſem

Lande an deutſchen proteſtantiſchen Gouvernanten unternommen worden, und ſie wollte ſich nicht in der Fremde einer Unannehmlichkeit ausſetzen, unter der ſie in der Heimath ſo viel gelitten hatte. So richtete ſie ihr Augenmerk auf England und hatte ſchon zu ihrem Zwecke in London Korreſpondenzen angeknüpft. Mit Anbruch des Winters wollte ſie dahin abgehen; der Sommer ſollte noch im Behagen des Familienlebens verbracht werden; zugleich wollte ſie dieſe Zeit noch benutzen, um ſich in der engliſchen Sprache zu vervollkommnen, die ſie bei Hofe, wo nur franzöſiſch geſprochen wurde, vernachläſſigt hatte. Dr. Neuberg, der dieſer Sprache mächtig war, da er ſich lange in England aufgehalten hatte, leiſtete ihr bei dieſem Studium die trefflichſte Hülfe. Engliſche Dichter wurden gemeinſchaftlich geleſen, dabei unter Leitung des Schwagers manche andere Studien gemacht, welche hie und da eine Lücke in Clariſſens Wiſſen ausfüllen ſollten, und ſo verfloß eine Zeit, die ihr als die glücklichſte ihres ganzen Lebens erſchien.

⁂

Die ganze Familie ſaß eines Nachmittags im Garten, der Paſtor nach deutſcher Art ſeine Pfeife rauchend, als das Dienſtmädchen einen Papierſtreifen brachte, auf dem der Name „Marquis von Beaupré“ in friſcher Schrift geſchrieben ſtand. „Dieſer Herr,“ ſagte das Mädchen, „wartet im Hauſe und wünſcht den Herrn Paſtor zu ſprechen.“

„Bitte ihn,“ ſagte der Paſtor, „in den Garten zu kommen.“

Er ſtellte ſeine Pfeife hin und machte ſich bereit, dem Fremden entgegen zu gehen, als dieſer ſchon mit ſchnellen Schritten auf dem Sandwege herbeikam.

„Ich bitte,“ rief er von fern und beſchleunigte ſeinen Gang, „ich bitte, ſich gar nicht zu ſtören.“

Er verneigte ſich mit der ehrerbietigſten Ungezwungenheit und Anmuth vor den beiden Damen, die, als er ſich dann zum Doktor wandte, raſch einen jener flüchtigſten Frauenblicke wechſelten, die ein fertiges Urtheil über einen Unbekannten enthalten. Der Marquis war ein Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, mit blaſſem Geſichte, feinem Munde, dunklen Augen und ſchwarzen, langen Haaren. Wie ſanft ſeine Lippen auch über kleinen, beinahe weiblichen Zähnen lächelten, ſo gab ihm doch eine energiſch hervorſpringende Naſe ein ganz männliches Ausſehen. Das blaſſe Geſicht wurde durch die ganz ſchwarze Kleidung auffallend hervorgehoben und ſeine Bewegungen, obwohl etwas gemeſſen und bewußt, waren doch frei und leicht, voll männlicher Anmuth.

Mit ariſtokratiſcher Beſcheidenheit bat er um Vergebung, ein ſo intimes Zuſammenſein geſtört zu haben, und dabei ließ er ein treffliches Deutſch hören, das durch einen leiſen Anflug fremdartiger Ausſprache den Damen, wie es wieder ein Blick herüber und hinüber verkündigte, ganz beſonders reizend erſchien. Nachdem er ſich auf den angebotenen Gartenſtuhl geſetzt hatte, begann er mit einer leiſen Verneigung: „Herr Doktor! Ich bin der Marquis von Beaupré, ein Franzoſe. Ein mir befreundeter Künſtler, ein ausgezeichneter Architekt in Paris, veröffentlicht ein großes Werk über den romaniſchen Bauſtyl. Unſer Vaterland beſitzt viele ſehr ſchöne Monumente dieſes Styles, beſonders im ſüdlichen Frankreich, z. B. die Kirche von St. Gilles, oder den Kreuzgang von St. Trophime in Arles, und nach dieſen hat ſich mein Freund bei Abfaſſung ſeines Werkes vorzugsweiſe gerichtet. Aber dieſer Styl hat ſich dem Einfluſſe verſchiedener Länder nicht entzogen; er iſt in Deutſchland in mancher Beziehung, in manchen Theilen anders als in Frankreich und Italien. Die Verſchiedenheiten wären für meinen Freund ſehr belehrend; aber er iſt durch ſeine Stellung an Paris gebunden. So bat er mich, der ich beinahe immer auf Reiſen und ein mittelmäßiger Zeichner bin, ihn zu unterſtützen und ihm Zeichnungen nach romaniſchen Bauwerken einzuſenden, wo ich ſolchen begegne. Nun hörte ich von Ihrer Kirche hier — in der That ein bijou — und ich habe auf meiner Reiſe durch Deutſchland den Umweg hierher um ſo lieber gemacht, als ich, ſeit ich mich für den Freund in dieſer Weiſe beſchäftige, ein Enthuſiaſt dieſer architektoniſchen Formen geworden bin. Sie zu bitten, Herr Paſtor, daß Sie mir den freien Zutritt in die Kirche geſtatten, damit ich die vielen ſchönen Einzelheiten des Innern mit Muße aufnehmen könne, iſt der Zweck meines Beſuches."

„Herr Marquis," erwiderte Dr. Neuberg aufs Verbindlichſte, „die Kirche ſteht ganz zu Ihrer Verfügung und zu jeder Stunde des Tages. Wenn Sie vielleicht einige alte Ornamentik intereſſirt, die bei einer neuerlichen Reſtauration entfernt wurde, die ich aber im Thurme aufbewahren ließ, ſo werde ich Befehl geben, daß ſie hervorgeſucht und aufgeſtellt werde, wo Sie ſie bequemer beſehen und wenn ſie Ihnen gefällt, auch zeichnen können."

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Doktor, und ich bin Ihnen für ſo viel Güte doppelt dankbar, als ich — entſchuldigen Sie, daß ich es ausſpreche," fügte er mit einem Lächeln auch zu den Damen gewandt hinzu — „als ich dieſes gütige Entgegenkommen von proteſtantiſcher Seite nicht überall erfahren habe."

„O, Herr Marquis," rief der Paſtor, „ich kann Sie verſichern, und zur Ehre Deutſchlands ſei es geſagt —"

„Lieber Herr Doktor," fiel ihm der Marquis in die Rede, „ich kenne Deutſchland, ich weiß, was ich von dergleichen zu halten habe. Welcher gebildete Menſch wird Sektenvorurtheile oder konfeſſionelle Eingenommenheiten auf das neutrale Gebiet der Kunſt übertragen! Am Ende," fügte er weniger ernſt und lächelnd hinzu, „am Ende iſt es nur billig, daß man uns, ich meine den Katholiken, wenigſtens den Schattenriß der Kirchen gönne, die uns einſt als Eigenthum angehört haben."

Der Paſtor erwiderte, auf den Scherz eingehend, in demſelben Lächeln: „Da wir Proteſtanten zur erſten Einfachheit des Glaubens zurückkehrten, ſo haben wir ein natürliches Recht auf jene Kirchen einfacherer Formen, die jenſeits der Gothik entſtanden ſind, welche vielmehr den Katholizismus repräſentirt."

„Aber ſie haben uns ja auch gothiſche Kirchen, prächtige Kathedralen weggenommen, die gottloſen Ketzer!“ rief der Marquis mit ſchmerzhaftem Pathos und zu den Damen gewendet: „Iſt es nicht traurig, daß es gleich Streit geben muß, wo zwei Männer verſchiedener Konfeſſionen zuſammenkommen?“

„Wollte Gott!“ ſagte der Paſtor, „es gäbe keinen ernſtlicher gemeinten Streit.“

„Ein Wunſch, in den ich mit ganzer Seele einſtimme,“ ſagte der Marquis plötzlich ernſthaft; „ich bin aus dem ſüdlichen Frankreich, ich habe geſehen, welche Zerwürfniſſe, welches Unglück dergleichen hervorbringt.“

Dann, als ob er ſich beſänne, daß ſolche Geſpräche den Damen nur langweilig ſein können, und daß er kein Recht habe, als Fremder ſolche Themata aufs Tapet zu bringen, ging er mit der gewandteſten Wendung, an das ebengenannte ſüdliche Frankreich anknüpfend, auf ſeine Reiſen über und wußte die Damen ſo zu intereſſiren und in das Geſpräch zu ziehen, daß bald eine allgemeine und lebhafte Unterhaltung im Gange war.

Nach einer Stunde, die den Damen wie fünf Minuten verfloſſen war, erhob er ſich plötzlich von ſeinem Sitze und entſchuldigte ſich, ſo lange geſtört zu haben. Da er aber, wie er in ſein Geſpräch hatte einfließen laſſen, keine Beſchäftigung und keine Bekanntſchaft in dem Städtchen hatte, lud man ihn ein, länger zu bleiben und ſich auf einem Spaziergange die Gegend zeigen zu laſſen. An der Leichtigkeit, mit der er ſich überreden ließ, erkannte man, wie gern er blieb und man fühlte ſich geſchmeichelt.

Auf dem Spaziergange gab der Marquis Eliſen den Arm, während Dr. Neuberg Clariſſen führte, aber kaum vor dem Städtchen angekommen, ordnete man ſich in eine Reihe, um die Unterhaltung allgemeiner zu machen, oder vielmehr, weil Jeder den Marquis hören wollte. Man führte ihn auf die ſchönſten Ausſichtspunkte, man zeigte ihm in der Ferne den breiten Strom, man fuhr mit ihm über einen kleinen See und vertiefte ſich in einen alten, verwilderten Park, voll Stille und Vogelſang zugleich. Auf einer Höhe angekommen, erfreute man ſich an einem ſchönen Sonnenuntergange. Der Marquis ſah der Sonne mit ſehnſüchtigem Blicke nach, der ſeinem Geſichte, auf dem das Abendlicht glänzte, einen unendlich milden, melancholiſchen Ausdruck gab. Clariſſe ſah ihn in dieſem Momente mit ſo viel Theilnahme und ſo lange und ungezwungen an, daß ſie darüber erſchrak. — „Dort liegt Frankreich!“ ſagte er vor ſich hin, und er erſchien ihr wie ein Verbannter, mit dem man inniges Mitleid fühlen dürfe. — Der Himmel weiß, dachte ſie, welche Schickſale ihn zwingen, fortwährend die Welt zu durchziehen — und gewiß, er ſieht aus, als wäre irgend ein bedeutendes Schickſal über ſein Haupt dahingegangen.

Es klang ihr wie eine Antwort auf ihre Gedanken, als der Marquis gleich nach ſeinen Worten: „Dort liegt Frankreich!“ zu Dr. Neuberg ſagte: „Erinnern Sie ſich an den Ausſpruch Diderots? C'est une belle chose, mon ami, que les voyages, mais il faut avoir perdu son père, sa mère, ses enfants, ses amis, ou n'en avoir jamais eu, pour errer, par état, sur la surface du globe. — Nun,“ fügte er lächelnd hinzu, indem er mit der feinen weißen Hand eine Bewegung vor der Stirn machte, als wollte er allerlei Gedanken verſcheuchen, „nun, man muß ſich tröſten, und ich thue es mit den Worten deſſelben gottloſen Diderot: Crois, que tu vas, parceque tu ne peux pas rester. — Dann ſagte er zu den Damen: „Es iſt ſonderbar, und ich habe ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß man auf Reiſen gerade in der liebenswürdigſten Geſellſchaft, gerade da, wo man die meiſte Freundlichkeit und Güte erfährt, am Melancholiſchſten wird, das größte Heimweh fühlt, mehr als in der ödeſten Einſamkeit. Aber das iſt nur natürlich. Man fühlt ſich heimiſch und denkt in Folge der natürlichſten Ideenverbindung an die Heimat; dann denkt man, wie ſchön es wäre, das Glück ſolcher Freundlichkeit mit dem Glück der Heimat zu verbinden. Meine Damen, wie undankbar es ſcheint, ſich aus ſolcher Geſellſchaft von ſeinen Gedanken in die Ferne tragen zu laſſen — es iſt viel Dankbarkeit darin.“

Es war in den Reden des Marquis Beaupré immer etwas, was auf rührende Weiſe ſchmeichelte.

In der Dämmerung kehrte man in die Stadt zurück, und zu Hauſe angekommen, verſtand es ſich von ſelbſt, daß der Marquis zum Nachteſſen blieb. Als er ging, mußten es ſich die drei Zurückgebliebenen nicht erſt ſagen, daß ſie einen unerwartet ſchönen Tag verlebt hatten, daß ſie ſich ſämmtlich auf das Tiefſte angeregt fühlten, daß eine ſolche Bekanntſchaft eine Bereicherung des Lebens ſei. Sie geſtanden es alle drei, daß ſie noch keinen Mann kennen gelernt, der männliche Liebenswürdigkeit, edle Sitte und Wiſſen und Bildung in ſo hohem Grade gleichmäßig in ſich vereinige.

„Mich,“ ſagte der Vater, „freut dieſe Bekanntſchaft vorzugsweiſe um deinetwillen, Clariſſe. Deine Erfahrungen bei Hofe haben dich mit Vorurtheilen gegen die katholiſche Welt angefüllt, die, ich muß es dir geſtehen, mir an dir ſo unbehaglich waren, wie mir jedes Vorurtheil, jeder Fanatismus widerwärtig iſt. Unter Katholiken verſtandeſt du einen Schleier à la Geheimrath Holland oder eine fanatiſche Schwärmerin und Proſelytenmacherin wie die Fürſtin.“

„Ich habe,“ erwiderte Clariſſe, um ſich zu entſchuldigen, „ich habe nie andere Katholiken gekannt.“

„Darum iſt es gut, daß du nun Andere kennen lernſt. Du darfſt den gewaltigen Unterſchied zwiſchen geborenen Katholiken und Neubekehrten nie vergeſſen, beſonders in der gebildeten Welt. In unſerer modernen Zeit gleichen Bildung und Wiſſen den Unterſchied aus, an dem nur der Zufall der Geburt ſchuld iſt. Eine Nation entlehnt von der andern Ideen und Anſchauungsweiſen, ohne zu fragen, ob die andere katholiſch oder proteſtantiſch iſt. Glaubſt du, daß ein gebildeter Menſch, bevor er ein hiſtoriſches oder philoſophiſches Buch aufſchlägt, ſich erſt erkundigt, ob der Verfaſſer ſo viele Sakramente anerkennt, wie er? Er lieſt und prüft und behält, was er für wahr hält. Ob dieſe Wahrheit mit ſeinem Proteſtantismus oder Katholizismus im Einklang oder im Widerſpruch ſei, iſt ihm gleichgültig. So iſt mancher Katholik proteſtantiſcher als mancher Superintendent, ſo wie es Superintendenten gibt, die katholiſcher ſind als mancher Kardinal. Sieh nur dieſen Marquis an. Diderot iſt offenbar ſein Lieblingsſchriftſteller, der geiſtreiche, liebenswürdige Diderot, und dieſer hat doch einen Standpunkt, auf den viele höchſt proteſtantiſche Köpfe mit aller Anſtrengung ihres Geiſtes nie gelangen werden. Haſt du ſchon viele Proteſtanten gefunden, welche die Idee der Toleranz ſo groß und in ſo weitem menſchlichen Sinne aufzufaſſen vermögen, wie Diderot?"

„Gewiß," ſagte Clariſſe, „ich ſehe ſeit heute Nachmittag die Dinge mit ganz andern Augen an, als vorher."

Der Paſtor fuhr fort: „Nicht die gebildeten geborenen Katholiken ſind zu ſcheuen, nur die Neophyten. Ich ſpreche nicht von Denen, die aus Eigennutz oder Ehrgeiz übergehen; die ſind zu allen Zeiten dieſelben; ſie werden bekehrungsſüchtig ſein oder nicht, je nachdem es Eigennutz oder Ehrgeiz verlangen. Die heutzutage aus Schwärmerei oder ſogenannter Ueberzeugung übergehen, kommen dadurch ſelbſt in Widerſpruch mit dem Geiſte der Zeit; das reizt oder verbittert, macht kampf- und eroberungsſüchtig und endlich fanatiſch. Mit wahrſter und vollſter Ueberzeugung iſt der moderne Menſch doch nicht bei einem ſolchen Schritte betheiligt; die Luft, die er von Jugend auf geathmet, verhindert das. Sein Leben lang ſtrebt er ſich und Andere zu überführen, daß er aus Ueberzeugung gehandelt, und das kann er nur, indem er ſo viele Beiſpiele ſeines eigenen Falles als nur möglich zu Stande bringt. Andere ſollen für ihn beweiſen. Daher ſeine Bekehrungswuth. Dazu kommt noch jener Hochmuth, der allen mit Bewußtſein Frommen gemein iſt, und bewußt fromm müſſen Diejenigen ſein, die mit Bewußtſein einen ſolchen Schritt thaten. Die Ausnahme, die ſie machen, läßt ſie ſich ſelbſt als Auserwählte erſcheinen. Auf dieſer Höhe glauben ſie ſich zu Manchem berufen und berechtigt, was mehr nach Stolz als nach chriſtlicher Demuth ausſieht. — Ich geſtehe dir, daß ich, obwohl Paſtor, erſchrecken würde, träte heute ein Katholik vor mich und erklärte, er wolle zum Proteſtantismus übertreten. Ich begreife, daß ganze Städte und Länder, zum Theil aus politiſchen Gründen und um ſich vor römiſchen Uebergriffen zu ſchützen, zu einer der proteſtantiſchen Konfeſſionen übertreten oder etwas dem Proteſtantismus Aehnliches neu ſchaffen. Aber der Einzelne würde mich erſchrecken. Was will er bei uns? Iſt er ein Schwärmer — und ich begreife nicht, wie Schwärmerei, Phantaſterei ihn aus Katholizismus in Proteſtantismus führen ſollte? — dann bringt er nur Unruhe und Fanatismus in die Gemeinde; iſt er ein denkender Menſch, der mit ſeinen Gedanken über die Dogmen der römiſchen Kirche hinausgekommen, wie ſollte er nicht auch über Vieles, beſonders über ſo viel Halbes in unſerer Kirche hinausgekommen ſein? Und warum ſollte er ſich vor einem Dogma retten, das ihm als Kind auferlegt worden, und für das ihn Niemand verantwortlich macht, um als bewußter Mann ein Glaubensbekenntniß abzulegen, für das er nun einſtehen muß, und das er in ſeiner Ganzheit doch nicht annehmen kann?“

„Lieber Max!“ ſagte Clariſſe, „verliere dich nicht ſo weit; du predigſt einer Bekehrten.“

Der Paſtor lachte mit: „Du haſt Recht; ich bin einmal ein Prediger. Ich wußte wohl, daß du nur einer kleinen Erfahrung bedurfteſt, um von einem Vorurtheil zurückzukommen, das für Millionen Menſchen beleidigend iſt. Nichts iſt eines anſtändigen Menſchen unwürdiger als Vorurtheil. Ich freue mich doppelt, daß du gleich eine ſo überzeugende, ſo ſiegreiche Erfahrung machteſt, die mehr Wirkung machen muß, als hundert andere. Welch ein Menſch, dieſer Marquis, welch ein Menſch! Wir müſſen ihn ſo lange als möglich zurückzuhalten ſuchen.“

Der Marquis ſchien eben ſo gern zu bleiben, als man ihn gern zurückhielt. Gleich am Tage nach ſeiner Ankunft ging er an die nähere Beſichtigung der Kirche und aller ihrer Theile, und da zeigte es ſich, daß er viel, ſehr viel zu thun haben werde. Mit liebenswürdiger Offenherzigkeit ſprach er ſeine Freude darüber aus, einen Vorwand zu wochenlangem Aufenthalte gefunden zu haben. Er zeichnete ſehr fleißig und um ihm ſeine Arbeit zu erleichtern, räumte man ihm im Pfarrhauſe eine Stube ein, wo er Manches ausführen konnte, ohne erſt in ſein entferntes Gaſthaus zurückkehren zu müſſen. Er war der tägliche und beinahe beſtändige Gaſt der Pfarrerſamilie. Während er in der Kirche ſelbſt zeichnete, leiſtete man ihm oft Geſellſchaft, und wenn Regen eintrat und die Arbeit in der Dunkelheit der Gänge unmöglich wurde, verbrachte er ganze Tage bei den Freunden. Und es regnete oft. Aber er wußte ſich nicht nur angenehm, er wußte ſich auch nützlich zu machen. Von Clariſſens Plänen unterrichtet, beſprach er ſich oft mit ihr über ihre Studien und es machte ſich wie von ſelbſt, daß er ihr Lehrer wurde, beſonders in der Geſchichte, und da Clariſſe nicht mehr die frühere Scheu vor Frankreich hatte — und möglicherweiſe auch eine Stelle in Frankreich bekommen konnte — wurde auch die franzöſiſche Literatur nicht vernachläſſigt. Bei einem franzöſiſchen Geſchichtslehrer war es nun natürlich, daß er die Weltgeſchichte des Biſchofs Boſſuet mit ihr las. Der Marquis war zwar nicht in Allem der Meinung dieſes Hiſtorikers, aber es kam ihm darauf an, ſeine verehrte Schülerin die Welt auch einmal von katholiſchem Standpunkte aus betrachten zu laſſen. Sie ſei ja über die konfeſſionellen Unterſchiede hinaus; in der Geſchichte komme es ja nur auf die Wahrheit an, und um dieſe zu erfahren, müſſe man beide Parteien hören. Clariſſe fand das nur gerecht, wie Alles, was ihr der Marquis ſagte, und ſie war ihm dankbar, als ſie nach Kurzem bemerkte, daß ſie die Welt mit ganz andern Augen, mit mehr Gerechtigkeit, anſehe. Chateaubriands „Geiſt des Chriſtenthums“ war damals in Mode; wie ſchön wußte der Marquis dieſes melodiſch geſchriebene Buch zu leſen; ſein Ausdruck gab den oft ſo ſehr inhaltsloſen Sätzen reiche Bedeutung, und ſeine Leſekunſt, verbunden mit den volltönenden Perioden, brachte eine muſikaliſch-berauſchende Wirkung hervor. Man träumte, man wiegte ſich auf dieſen ſchimmernden, bald murmelnden, bald ſtürmenden Wogen, man glaubte zu denken und man wurde nur fortgetragen, hingeriſſen. Dann kamen Lamartine's Harmonien und Meditationen an die Reihe, die der Marquis auswendig wußte, und die er meiſt auf einſamen Spaziergängen, im Kahn auf dem See, oder im Dunkel des Waldes zitirte.

O die ſeligen Stunden, die Clariſſe in Geſellſchaft dieſes Mannes verlebte! Sie waren ſo ſelig, daß ſie darüber vergaß, wie belehrend ſie waren, daß der Marquis ihr Lehrer war, ihr einen andern Geiſt einhauchte, ſie nach und nach zu einer ganz andern Perſönlichkeit umwandelte.

Die Abende gingen meiſtens in Diskuſſionen zwiſchen den beiden Herren hin. Dr. Neuberg nannte einmal Thomas a Kempis. Der Marquis griff dieſen Schriftſteller an, während der Paſtor ſeine Tiefe und ſeine welthiſtoriſche Bedeutung vertheidigte. Der Marquis konnte nicht zugeben, daß wir das Recht haben, ſo, wie es dieſer Schriftſteller that, auf dieſes irdiſche Leben herabzuſehen. Auch dieſes Leben habe ſeine Rechte, ja ſeine Heiligkeit, wie das Leben im Himmel. Und um ſeine Worte zu belegen, las er aus der „Nachfolge Chriſti“ einige Stellen, die er mit Energie als Beleidigung der Menſchheit und der Menſchlichkeit verwarf. Doch wollte er nicht ungerecht ſein und las gleich darauf einige andere der rührendſten Stellen aus dieſem merkwürdigen Buche. Clariſſe horchte mit ganzer Seele. Sie war dieſe ganze Zeit ſo überſchwenglich glücklich, daß es ihr wohl that, in dieſer poetiſchen Zerknirſchung und Demuth von ihrem Glücke auszuruhen, und zugleich dieſer unendlichen Hingebung an das, was uns erfüllt, zu folgen, ſich aufzulöſen, ſich zu demüthigen und zu vernichten in Liebe. Die weibliche Hingebung im Chriſtenthume, das Einswerden mit dem Gegenſtande der Liebe war ihr noch nie ſo lebendig vor die Seele getreten, wie in dieſem Buche.

Sie bat den Marquis darum, da ſie eine gewiſſe Scheu hatte, es von ihrem Schwager zu verlangen, obwohl es dieſer vertheidigt, jener angegriffen hatte. Er übergab es ihr am nächſten Tage, da er mit ihr allein war, nach einigem Zaudern und mit der Warnung, ſich durch dieſes gefährliche Buch nicht zu ſehr von der Welt und ihren ſchönen Freuden abziehen zu laſſen.

„Sie gehören der Welt und ihrem Glücke,“ ſagte er mit einem ſo innigen Ton in der Stimme, daß ihr beinahe die Thränen in die Augen traten. — „Wer ſo viel Glück zu vergeben hat, wie Sie,“ fügte er bei und lächelte dazu, als ob er die Bedeutung ſeiner Worte abſchwächen wollte, „der darf ſich von der Erde nicht entführen laſſen, der muß im Leben verweilen und ſeine Gaben austheilen; das iſt Pflicht! Gewiß, ich bin kein Ungläubiger, aber kein Thomas a Kempis ſoll mich überzeugen, daß wir uns das Leben nicht ſo ſchön machen ſollen, als wir können. Es iſt ſo ſchön!“

Er ging raſch von dannen und ließ ſie allein mit Thomas a Kempis und ihren Gedanken.

Bei aller Intimität, die ſich ſo überraſchend ſchnell zwiſchen ihnen ausgebildet hatte, bei aller Freundſchaft und Theilnahme, die er ihr bei jeder Gelegenheit zeigte, hatte er ihr doch noch nie ſo, mit ſolchem Ausdrucke geſprochen. Die Wirkung war um ſo größer, und das Buch, das ſie mit dieſen Worten erhielt, wurde ihr deſto theurer. Sie behielt es in der Hand und drückte es manchmal unwillkürlich, während ſie an den Marquis dachte.

Clariſſe war bald vierundzwanzig Jahre alt; ſie wußte ſich von ihren Gefühlen Rechenſchaft zu geben, ſie wußte, daß ſie den Marquis liebte. Hätte ſie es nicht an ſo vielen andern Anzeichen erkannt, die ſich bei ihr eben ſo einſtellten, wie bei einem ſechzehnjährigen Mädchen, ſie hätte es daran erkennen müſſen, daß dieſer Mann eine unwiderſtehliche Gewalt über ſie ausübte, daß er ſie, die ſich von jeher ihrer eigenen Willenskraft ſtolz bewußt geweſen, modeln konnte wie er wollte, daß er ſie, ihrer eigenen, bisherigen Perſönlichkeit vollkommen entäußerte und ſie,

ſie wußte nicht wie, ganz anders zu denken und zu fühlen lehrte, als ſie bisher gedacht und gefühlt hatte. In ihren kühlſten Stunden, wenn ſie ſich mit Ruhe über ſich aufzuklären ſuchte, kam ſie ſich im beſten Falle wie eine Spieluhr vor, in die er nach Belieben eine neue Walze einlegte, um ſie nach Wunſche dieſe oder jene Weiſe ſpielen zu laſſen. Und ſie empfand dieſe Entäußerung ihrer ſelbſt, dieſe geiſtige Sklaverei mit einer Art von Freude, und im Namen deſſen, den ſie liebte, triumphirte ſie über ſich ſelbſt.

Ob der Marquis ſie wieder liebte? Die Schweſter, die ihn beobachtete, und der Clariſſens Gefühl kein Geheimniß war, hoffte es. Aber wie offen auch der Fremde in ſeinem Benehmen war, wie ſehr auch jedes ſeiner Worte ein treuer Spiegel eines ganzen Charakters ſchien, war und blieb er dem kleinen Kreiſe doch ein Geheimniß. Er ſprach viel über ſeine Verhältniſſe, er erzählte vielfache Erlebniſſe, aber trotz der Aufmerkſamkeit, mit welcher Frauen Unbekannten zuhören, um dann mit großer Kunſt aus Bruchſtücken ſich ſelbſt eine Lebensgeſchichte zuſammenzuſetzen, war es den beiden Schweſtern doch nicht gelungen, ſich von der Stellung und der eigentlichen Lebensweiſe ihres neuen Freundes ein klares Bild zu machen. Selbſt wenn ſich Eliſe aus ſchweſterlicher Liebe zu einer Unzartheit aufraffte, um ihn gradezu nach Dieſem oder Jenem zu fragen, was in ſeiner Lebensgeſchichte eine Lücke ausfüllen ſollte, bekam ſie eine beſtimmte Antwort, die zu größerer Erkenntniß nichts beitrug, manchmal ſelbſt ein ganzes Gebäude von Vermuthungen und Zuſammenſtellungen über den Haufen warf. Eine Erzählung warf manchmal ein aufklärendes Licht über einen ganzen Lebensabſchnitt des Marquis, aber bald folgte eine andere Erzählung, oft nur eine kleine Bemerkung, die wieder einen verhüllenden Schatten über denſelben Abſchnitt warf, ohne daß ſich der Marquis im Geringſten widerſprochen hätte. So viel ſchien gewiß, daß er nicht zwecklos und als bloßer Vergnügling reiste. Daß er Verbindungen in allen Ländern, ja in allen Welttheilen hatte, daß er täglich

Briefe aus allen Weltgegenden erhielt, wußte man, und das Alles trug nicht dazu bei, ihn in der Meinung ſeiner neuen Freunde herabzudrücken. Das Geheimnißvolle, das ihn umgab, und in das er ſich manchmal mit offener Abſicht hüllte, wenn er plötzlich in gewiſſen Punkten ſeine Mittheilungen abbrach oder mit einem Seufzer ſchloß, wo man keine Urſache zur Trauer erkannte — das Geheimnißvolle war für die Damen ein Reiz mehr, eben ſo die Ueberzeugung, daß er in irgend welchen ausnahmsweiſen Verhältniſſen lebe. Letzteres gab er, auf eine jener unzarten ſchweſterlichen Fragen, ſelbſt zu. Noch ein anderer Umſtand, um den es Eliſen mit Rückſicht auf ihre liebende Schweſter beſonders zu thun war, wurde aufgeklärt; der Marquis war nicht verheirathet.

Eliſe hoffte für ihre Schweſter.

Dieſe Hoffnung verlor plötzlich an Kraft, als der Marquis de Beaupré, nachdem man bereits ſeit mehreren Tagen eine ſanfte Traurigkeit an ihm bemerkt hatte, erklärte, daß ihn Beruf und Pflichten von dannen riefen und als er unmittelbar an dieſe Erklärung ſein Lebewohl anknüpfte.

Man war wie von einem Donnerſchlage betäubt. Der Marquis war abgereiſt, bevor man zur Beſinnung kam. Man erinnerte ſich dann, daß er feſte Zuverſicht baldigen Wiederſehens ausgeſprochen. Aber er war fort; was ſein Leben und ſeine Verhältniſſe betraf, beinahe ſo unbekannt, als da er gekommen war, dem Ehepaar zum Bedürfniß geworden und von Clariſſen mit ganzer Seele geliebt. Sie erwachten Alle wie aus einem ſchönen Traume. Clariſſe beſtrebte ſich, weiter zu träumen, indem ſie ſich in ihr Zimmer ſchloß, und jedes ſeiner Worte und Alles, was ſie mit ihm erlebt, neu heraufbeſchwor in Geiſt und Herzen, und indem ſie Alles wieder las, was ſie mit ihm geleſen, und zwar mit noch größerer Innigkeit, mit mehr Hingebung, und im Ganzen mit mehr Liebe als Urtheil. Außerhalb dieſer Stube war es öde; in der Wohnung ſowohl, wie im Städtchen.

* * *

Er war fort und kehrte nicht wieder. Kein Brief ſagte, wohin er den flüchtigen Schritt gewendet. Man klagte ihn darum nicht an; man wußte, er war nicht der Mann, um, ohne gewichtige Urſache, gegen die Sitte zu verſtoßen. Dieſe Urſache hing vielleicht mit ſeinem Schickſale zuſammen, das man nicht kannte, und das man als ein zwingendes, trauriges vorausſetzte. Wie eine Erſcheinung war er gekommen und gegangen; wie vom Himmel gefallen und wieder wie durch eine höhere Macht entrückt. Herr und Frau Neuberg gewöhnten ſich ſchwer wieder an das einſame Leben, das durch ſeine Gegenwart ſo bereichert geweſen, und mußten ſich bezwingen, um in das alte Geleiſe von Familienpflichten und Beruf zurückzukehren und mit der ehemaligen Gleichförmigkeit ſich zu begnügen. Es war, als läge ein Jahrhundert zwiſchen dem erſten Beſuche des Marquis und jetzt; man fühlte, was Geſellſchaft geben könne, und die Geſellſchaft, die blieb, war ſo ärmlich, ſo unfruchtbar.

Clariſſe war die Erſte, die ſich in die Stille ergab. Sie ſagte ſich, ſie habe das Beſte erlebt, alles Folgende ſei nur Ballaſt des Lebens; ſie ſei geboren worden, um dieſe letzten Wochen zu erleben. Nur wenige vom Glücke ſo begünſtigte Menſchen gebe es, deren ganzes Daſein ſich aus bedeutenden Epochen, aus Höhepunkten, zuſammenſetze; glücklich, wer auch nur eine ſolche Erfahrung gemacht, die ihm den Glauben an das Schöne befeſtige; er hat daran einen Vorrath, davon er zehren könne bis an ſein Ende.

Was folgen ſollte und alle äußerlichen Verhältniſſe des Lebens waren ihr im höchſten Grade gleichgültig. Vielleicht hatte an dieſer Ergebung, an dieſer merkwürdigen Beruhigung ſchon ihr Thomas a Kempis Theil, das geliebte Buch, das ſie aus ſeiner Hand empfangen, und das er nie zurückverlangt hatte. Es war das einzige Andenken, das ſie von ihm erhielt; es erinnerte ſie täglich an ihn.

Der Herbſt kam heran; gleichgültig ging ſie durch die fallenden Blätter des Gartens, ungewiß, ob ſie abreiſen werde oder nicht.

In England war eine Stelle für ſie bereit, aber die Anverwandten drangen in ſie, noch den Winter mit ihnen zu verbringen. Sie konnte ſich nicht entſchließen und ließ die Dinge gehen, abwartend, ob etwas eintrete, was ſie zum Gehen oder Bleiben beſtimme. Hier ſprach man jeden Tag vom Marquis Beaupré, das war Grund genug, die Abreiſe nicht zu beſchleunigen und nicht unter Menſchen zu eilen, die nichts von ihm wußten. Man trennt ſich ſo oft kleiner, äußerer Urſachen wegen, warum ſoll man nicht da bleiben, wo das Gemüth, wenn auch nur kleiner Wohlthaten wegen, gern verweilt? So rückte der Winter heran und Eliſe hoffte ſchon, die Schweſter bis zum Frühling erobert zu haben.

Schon lag tiefer Schnee und nun war es ausgemacht, daß Clariſſe ihre neue Laufbahn erſt im April oder Mai antreten ſolle; und ihr lächelte der Gedanke, den Winter allein mit den nächſten Verwandten und einſam in ihrer warmen Stube, ohne Bälle, ohne Soirée, ohne Toilette zuzubringen, ſich ganz einzuſpinnen in die Gedanken, die ſie fortwährend beſchäftigten.

Aber ihr Schickſal hatte anders über ſie verfügt.

Die erſte Hälfte des Winters war bereits vorbeigezogen, als eines Tages ein von vier Pferden gezogener Schlitten pfeilſchnell über die ſchimmernde Fläche herbeiflog und vor dem Pfarrhauſe hielt. Es war Fürſtin Malwine, die nur ein Kammerdiener begleitete. Noch bevor man aus dem Fenſter ſehen konnte, ſprang ſie aus den umhüllenden Pelzen, eilte die Treppen des ihr wohlbekannten Hauſes hinauf und in die Wohnſtube. Ein allgemeiner Schrei der Ueberraſchung empfing ſie; trotz Allem, was vorgefallen, war es doch ein Schrei freudiger Ueberraſchung. Man konnte dieſe anmuthige Geſtalt, dieſes ſchöne Geſicht, dieſen ſanften Ausdruck der Züge nicht ohne Freude wiederſehen. Clariſſe lag in ihren Armen, die ſie aufs Zärtlichſte umſchlangen, und hatte Mühe, Thränen der Rührung und der Freude zurückzuhalten. Die Fürſtin herzte und liebkoſte ſie, ohne ein Wörtchen des Vorwurfs auszuſprechen, und nachdem ſie auch Eliſen umarmt und dem Doktor die Hand gedrückt, warf ſie den Mantel ab und ſetzte ſich „in ihre Sophaecke,“ in der ſie ſich, wie ſie verſicherte, ſo heimiſch und wohl fühlte, wie an wenigen Punkten der Welt.

Sie plauderte und erzählte mit der größten Unbefangenheit und war ſo heiter und klar, wie man ſie ſeit ihrem Uebertritte nicht geſehen hatte. Dr. Neuberg konnte nicht umhin, dieſe Bemerkung gegen ſeine Frau auszudrücken, als ſie hinausgegangen, um dem hohen durchfrorenen Gaſte eine erwärmende Weinſuppe zu bereiten und er ihr gefolgt war.

„Der erſte Sturm des Fanatismus ſcheint vorüber zu ſein,“ ſagte er; „jetzt wäre ſie vielleicht minder gefährlich. Vielleicht fühlt ſie das ſelbſt, vielleicht ſchämt ſie ſich ihres früheren Gebahrens gegen Clariſſe und kommt, um ſie die Veränderung ſehen zu laſſen, die mit ihr ſtattgefunden.“

Trotz dieſer Veränderung, die er ſelbſt bemerkte, lispelte er Clariſſen, als ſich dieſe mit der Fürſtin auf ihr Zimmer begab, mit Nachdruck ins Ohr: „Widerſtand, Clariſſe, Muth! Laß dich nicht wieder entführen.“

Clariſſe nickte mit den Augen, als ob ſie die Verſicherung geben wollte, daß ſie ganz ſeiner Meinung, und zum äußerſten Widerſtande entſchloſſen ſei.

Mit Clariſſen allein wiederholte die Fürſtin ihre früheren Liebkoſungen, um dann, eben ſo unbefangen wie vorher und ohne auf frühere Vorgänge zurückzukommen, ihre Plauderei aus der Wohnſtube fortzuſetzen. Sie erzählte vom Hofe und von den großen Veränderungen, die in den letzten Wochen daſelbſt vorgegangen. Man lebe nicht mehr ſo einförmig und traurig vor ſich hin, einen Tag wie den andern; im Gegentheil, nicht ein Tag gleiche dem folgenden oder dem vorhergehenden; jeder bringe was Neues, Anregendes, Geiſtreiches oder Schönes. Selbſt die Dummen ſeien klug geworden und das Alles danke man Einem Manne, freilich einem Manne, der über alle Männer in jeder Beziehung hervorrage.

„Aber du kennſt ihn ja,“ rief die Fürſtin, ſich beſinnend; „wie oft hat er mir mit der größten Liebe, oder wenn du willſt, mit der größten Freundſchaft von dir geſprochen: in der That, mit der tiefſten Innigkeit, mit der freudigſten Anerkennung deiner Vorzüge hat er von dir geſprochen und herzlich bedauert, erſt nach deinem Abzuge an den Hof gekommen zu ſein. Er hielt ſich eine Zeit lang hier im Städtchen bei euch auf — du erinnerſt dich —“

„Wer iſt es?“ fragte Clariſſe mit hochklopfendem Herzen.

„Marquis de Beaupré,“ erwiderte die Fürſtin aufs Unbefangenſte.

„Der Marquis!“ rief Clariſſe und ergriff die Hand der fürſtlichen Freundin, der ſie aus alter Zeit Alles anzuvertrauen gewohnt war. Aber ſie faßte ſich wieder und fragte weiter:

„Wie kommt der Marquis an den Hof?“

„Er hatte irgend ein kleines Geſchäft, etwas Politiſches — du weißt, ich kümmere mich um dergleichen nicht. Aber er wurde mir vorgeſtellt — auch war er mir empfohlen — er gefiel mir ſogleich, ich erkannte im erſten Augenblicke, wie ſehr er ſich vor allen Männern auszeichnet — nun das war nicht ſchwer — ich bewog ihn zu bleiben — er iſt jetzt mein Sekretär, mein Vorleſer und Bibliothekar und des ganzen Hofes belebende Seele.“

Clariſſe hatte Mühe, ſich zu bezwingen. Am Liebſten wäre ſie der Fürſtin zu Füßen gefallen und hätte die alte Freundin angefleht, ſie wieder mit fort zu nehmen, ſie ihrem Glücke entgegenzuführen. Aber ein gewiſſes Etwas hielt ſie zurück. Es war ihr, ſie wußte nicht warum, als ob Malwine nicht ganz aufrichtig wäre, als ob ſie noch gewiſſe Gedanken im Hintergrunde ihres Herzens verborgen hielte. Vielleicht war es nur der Gedanke, ſie wieder an den Hof zu entführen. Aber faſt zitterte Clariſſe ſchon, daß dieß nicht der Fall ſein könnte, daß die Fürſtin den Abſagebrief, den ſie ihr geſchrieben und in dem ſie den feſten Entſchluß, nie mehr zurückzukehren, ausſprach, zu lebendig im Gedächtniß hatte. Ach, dieſer Entſchluß war in ſo kräftigen Worten, ſo entſchieden ausgeſprochen, daß die Fürſtin bei aller Freundſchaft, aller Selbſtverläugnung, nur bei einigem Stolze nicht mehr daran denken konnte, an Clariſſen noch ein auf dieſen Gegenſtand bezügliches Wort zu richten. In der That ging Malwine mit ihren Geſprächen auf andere Perſonen und Dinge über und Clariſſe bemerkte mit Trauer, daß ſie nichts zu hoffen hatte. Während die Fürſtin plauderte, überdachte ſie, ob ſie ſich ihr nicht ſelbſt anbieten ſolle? Wie ſie jetzt war, ruhig, heiter und offenbar von aller Belehrungswuth fern, war es ihr Clariſſe beinahe ſchuldig, ſie werkthätig um Verzeihung zu bitten, indem ſie ihr den Wunſch, wieder in ihrer Geſellſchaft zu leben, ausdrückte. So ſchien es ihr, aber ſie konnte das Wort nicht über die Lippen bringen und ängſtlich folgte ſie den Wendungen des Geſprächs, ob ſie nicht zu ihr, zum Marquis, zu ihrer Rückkehr an den Hof zurückführten.

Die Stube war ſchon in Zwielicht getaucht; die Fürſtin rückte Clariſſen näher und ſchlang den Arm um ihren Hals.

„Clariſſe," ſagte ſie halblaut.

„Durchlaucht?" fragte Clariſſe mit zitternder Stimme.

Willſt du mich ſo ſehr demüthigen? Soll ich dich wieder anflehen? Ahnſt du nicht, warum ich gekommen bin?"

Clariſſe athmete tief auf, ſie fühlte ſich erlöſt; ſie faßte die Hand der Fürſtin.

„Halt," rief dieſe, „ſage nichts; verſprich nichts und verweigere nichts, bevor ich noch etwas geſagt habe. Clariſſe, du hatteſt Recht; ich habe dich gequält, unbarmherzig, unverzeihlich — ich ſehe es ein — ich lebte damals im Fieber. Das iſt vorbei, glaube mir; ich ſchäme mich meines damaligen Zuſtandes. Seit der Marquis da iſt, ſehe ich Alles anders, bin ich ganz verändert."

Sie ſchwieg, Clariſſe drückte ihr unwillkürlich die Hand. Jetzt glaubte und vertraute ſie ihr mit ganzer Seele. Das letzte Wort war überzeugend; ſie wußte es ja, wie er den Menſchen aus dem Grunde verändern könne, wie man durch ihn lerne, Alles anders anzuſehen. Schon war ſie bereit, die Fürſtin zu bitten, ſie wieder mitzunehmen, als ihr dieſe ins Wort fiel: „Sage nichts! Höre noch, was ich dir verſpreche. Nie mehr will ich dir ein Wort von Religion ſprechen, ich ſchwöre es dir — höre — auf was ſoll ich dir es ſchwören? — Welches Buch iſt das, das hier liegt? Siehe da, es iſt die Nachfolge Chriſti — du liest Thomas a Kempis? — das hat ein guter Geiſt hierhergelegt, es iſt mein Buch, ich leſe es des Abends und des Morgens — ſieh, ich lege die Finger auf den geheiligten Namen und ſchwöre dir, bei meiner Seele Heil, ich quäle dich nicht mehr mit Religion, ich ſpreche dir nicht mehr von Religion, ich ſuche dich nicht mehr zu bekehren — komm wieder zu mir, Clariſſe!“

Clariſſe lag an ihrem Hals und weinte.

Es war ſchon ſpät am Abend, als ſie aus dem dunklen Zimmer in die hellerleuchtete Wohnſtube traten. Die Fürſtin befahl dem wartenden Kammerdiener, den Schlitten ſogleich vorfahren zu laſſen, und Clariſſe erklärte, daß ſie mit der Fürſtin abreiſen werde. Herr und Frau Neuberg machten erſtaunte Augen, aber Clariſſe flüſterte der Schweſter ins Ohr: „Der Marquis iſt am Hofe,“ und Eliſe benutzte die erſte Gelegenheit, dieſe Neuigkeit ihrem Manne zuzuraunen. Er hatte nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, denn der Schlitten fuhr vor und die Fürſtin begann Abſchied zu nehmen. Der Kammerdiener brachte zwei Pelze ins Zimmer. „Dieſer,“ ſagte die Fürſtin, auf den einen deutend, iſt für dich, Clariſſe; ich habe ihn für dich mitgebracht!“ Clariſſe hüllte ſich drein, umarmte Schwager und Schweſter und eilte ſtrahlenden Geſichtes die Treppe hinab. Der Schlitten ſetzte ſich in Bewegung, die Schellen erklangen und die Fürſtin mit ihrer Hofdame fuhren in die ſchimmernde Nacht hinaus.

„Wenn der Marquis bei Hofe iſt,“ ſagte Dr. Neuberg, „läßt ſich gegen die Sache nichts ſagen; er wird ſie zu beſchützen und die Fürſtin im Zaume zu halten wiſſen, abgeſehen davon, daß er gewiß ſchon den ganzen Hof ſammt der Fürſtin reformirt hat.

Siehſt du, Eliſe,“ fügte er ſelbſtgefällig hinzu, „wie ich recht hatte, wie ich es gleich bemerkte, daß mit Ihrer Durchlaucht eine Veränderung, eine radikale Veränderung vor ſich gegangen?! Es iſt eine ganz andere Perſon. Das hat gewiß der Marquis zu Wege gebracht. — Und,“ fuhr er nach einiger Zeit im Gefühle, das Haupt der Familie zu ſein, fort, „und für Clariſſe kann unter ſo bewandten Umſtänden die Rückkehr zu Hofe zu ihrem Glücke ausſchlagen. Der Marquis iſt ihr gewogen; ſie iſt es werth, die Frau eines ſolchen Mannes zu werden. Weißt du, Eliſe,“ rief er plötzlich, als ob ihm ein einleuchtender Gedanke einfiele, „es wäre nicht unmöglich, daß der Marquis ſelbſt die Fürſtin zu dieſer Reiſe und zu dem Verſuche, unſere Clariſſe wiederzugewinnen, bewogen und aufgemuntert hätte. Ich möchte wetten, daß dem ſo iſt. Aber ſei es wie immer, glückliche Reiſe unſerer guten Clariſſe. Vergiß nicht, ihr morgen ihre Koffer nachzuſchicken.“

⁂

Clariſſe fand den Hof in der That, wie es die Fürſtin geſagt hatte, in einem erſtaunlichen Grade verändert. Fürſt Amadeus, beinahe ganz in Stumpfſinn und Gefühlloſigkeit verſunken, hatte ſich mit einer kleinen Zahl von Dienern auf ein einſames Jagdhaus zurückgezogen, das er nur äußerſt ſelten verließ. Die Fürſtin bewohnte jetzt das ganze Schloß; Gemächer und Säle, die man ſeit Jahren nicht betreten hatte, waren geöffnet und zum Empfang eingerichtet; des Abends glänzte die ganze Fronte in herrlichſter Beleuchtung. Beinahe jeden Abend war Theater und Konzert oder wenigſtens Tanz. Das Erſtaunlichſte war, daß ſich ſo viele unvermuthete und brauchbare Talente am Hofe und in der Stadt gefunden hatten, die ſo verſchiedenartige Rollen zu übernehmen fähig waren und die zu all den Beluſtigungen das Ihrige beitragen konnten. Das Alles dankte man dem Kennerauge des Marquis, der jedes Talent hervorzuſuchen, jede Begabung auszubilden, Jedem Bewußtſein und Muth zu geben.

und vor Allem auf ſeinen Platz zu ſtellen wußte. Der Marquis war es auch, der den männlichen mit dem weiblichen Hofe zu verſchmelzen verſtand; auch unter dieſen von den Damen verſchmähten Herren fand er eine gute Zahl heraus, die ſich bald in die Beſtrebungen, in den Geiſt und Ton der Damen zu fügen wußten.

Die asketiſch düſtere Atmoſphäre von ehemals war verſchwunden; Luſt und Heiterkeit, fröhliche Weltlichkeit herrſchte überall. Die Fürſtin ergab ſich ihren Religionsübungen nach wie vor mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit; ſie ſchloß ſich ganze Stunden des Morgens und des Abends in ihre Kapelle, ſie machte im ſchlechteſten Wetter ihre Wallfahrten nach der andern Kapelle im entfernteſten Theile des weiten Parkes; aber im Umgange fühlte man nichts mehr von ihrem ehemaligen Eifer. Sie ergab ſich mit ihrer ganzen Umgebung dem eben ſo heitern als mit Geſchmack und Kunſt eingerichteten Leben, das jetzt Ton und Mode geworden, ohne ſich, wenigſtens ſo viel man merken konnte, über ihre Weltlichkeit Gewiſſensſkrupel zu machen.

Den Marquis de Beaupré ſah Clariſſe gleich am Tage nach ihrer Ankunft. Sie begegnete ihm im Korridor vor den Gemächern der Fürſtin, die eben ihre Andachtsübungen vollendet hatte. Er kam aus dieſen Gemächern. Er küßte Clariſſe die Hand, drückte ſie und ſchwieg. Er war offenbar ſehr bewegt. Erſt nach Minuten fragte er nach dem Befinden des Dr. Neuberg, ſeiner Frau und Kinder. Dann ſeufzte er.

„Ich habe Ihnen nicht geſchrieben,“ ſagte er endlich, „das ſcheint undankbar, ungezogen, nachdem ich ſo viel Gutes und Liebes von Ihnen Allen erfahren, nachdem — aber Sie haben mich gewiß entſchuldigt — nicht wahr, Clariſſe, Sie haben mich entſchuldigt? Sie haben ſich geſagt, daß ich wohl gewichtige Urſachen hatte —“

Er ſeufzte wieder. Clariſſe beruhigte ihn.

„Eines Tages,“ fuhr der Marquis fort, „werden Sie es vielleicht errathen, warum ich geſchwiegen habe — warum ich gerade Ihnen nicht geſchrieben habe — ich bin nicht immer mein eigener Herr."

Es kamen Leute herbei, er drückte ihr die Hand, lispelte „auf Wiederſehen" und ging.

Wie ſehr ſie Worte und Ausdruck des Marquis betrübten, freute es ſie doch, daß ſie ihm gleich beim erſten Gange aus ihrem Zimmer begegnet war. Es war ihr das wie eine gute Vorbedeutung und ein Anzeichen, daß ſie ihn hier oft wiederſehen, daß ſie immer in ſeiner Geſellſchaft ſein werde. Aber dieſes Anzeichen täuſchte. Tage vergingen, ohne daß ſie ihn allein hätte ſprechen können. Sie ſah ihn zwar jeglichen Tag und oft durch viele Stunden bei der Fürſtin, wo er vorlas oder die Zeit mit Geſpräch verbrachte, Abends im Salon, im Theater; aber zu einem Zwiegeſpräche zwiſchen vier Augen kam es nie. Es war jetzt ein ſo lebhaftes Treiben bei Hofe, daß an eine einſame Stunde nicht zu denken war; der Marquis war vorzugsweiſe umgeben und, da er Alles leitete, fortwährend beſchäftigt. Die Fürſtin war die Einzige, die ſich ſeines Umganges auch in der Einſamkeit erfreuen konnte, denn das hatte Clariſſe bald bemerkt, daß er auch die Stunden, in denen ſie ſich zurückgezogen hielt, alſo ihre Andachtsſtunden, in ihren Gemächern verbrachte. Dieſem Umſtande vorzugsweiſe ſchrieb es Clariſſe zu, daß die Fürſtin milder und toleranter, daß ihr Glaube menſchlicher und weniger düſter geworden war; und im Namen der Freundin war ſie dem Marquis dankbar, daß er ſeinen Einfluß auch in dieſen Stunden übte. Indeſſen ſehnte ſie ſich oft nach jenen intimen Zeiten im Pfarrhauſe zurück und dieſe Sehnſucht, verbunden mit der Erinnerung an die erſten Worte, die der Marquis beim Wiederſehen zu ihr geſprochen und mit der Enttäuſchung, die ſie hier erlebte, indem ſie kein einziges Wort mit ihm tauſchen konnte, verſenkte ſie ſich in eine Melancholie, die ihr oft unverſehens die Thränen in die Augen trieb und ihre Stimme zittern machte, ſelbſt wenn ſie das Gleichgültigſte ſprach. Dazu kam noch die Bemerkung, daß der Marquis ernſter, ja in einem gewiſſen Sinne feierlich und traurig geworden war. Er leitete wohl alle Beluſtigungen, er war die Seele aller Freuden — aber er veranſtaltete Alles für Andere, er ſelbſt nahm wenig Theil und mitten unter Tanzenden und Scherzenden war er gemeſſen, manchmal bis zur Unnahbarkeit würdevoll. Das befeſtigte Clariſſe nur noch in dem Gedanken, daß er nicht glücklich war, und manchmal brachte ſie ſein Unglück mit ſich ſelbſt in Verbindung. Wie viel trachtete und dichtete ſie, um ſich eine Geſchichte des Marquis zuſammenzuſetzen, um ſich dieſes Räthſel zu enträthſeln.

Erſt nach mehreren Wochen gelang es ihren fortwährenden Beobachtungen, ein Mittel zu finden, wenn auch nicht mit dem Marquis, doch wenigſtens mit dem Marquis und der Fürſtin öfter allein zu ſein. Sie bemerkte, daß dieſe ſich auf ihren Wallfahrten nach der entfernten Kapelle nur vom Marquis begleiten ließ; ſie bat die Freundin, doch auch ſie mitzunehmen.

„Eine Ketzerin auf eine Wallfahrt!“ lächelte die Fürſtin, „wie haſt du dich geändert, Clariſſe! vor einigen Monaten hätte ich dir das nicht zumuthen dürfen, heute bitteſt du mich darum. Ich nehme dich gern mit.“

Die Kapelle lag im entfernteſten Winkel des Parkes, mehr als eine halbe Stunde weit vom Schloß. Der Park, obwohl geradlinig, im franzöſiſchen Geſchmack des vorigen Jahrhunderts angelegt, war von der vorigen Fürſtin in engliſcher Weiſe, ſo viel als möglich, umgeſtaltet worden. Zu dieſem Behufe ließ man die geradgeſchnittenen, alten Bäume frei und wild ausſchlagen und hier und da Geſtrüpp und Geſträuch aufkommen, um die ſteifen Linien zu verdecken oder zu unterbrechen. Der Park glich jetzt mehr einem Walde. An der einen Seite war der Wald plötzlich von einer künſtlichen, aber hohen Felswand abgeſchnitten, welche Epheu und allerlei Schlingpflanzen bedeckten, die auch da und dort eine junge Tanne trug, die ſich nur mit Mühe an die Felsblöcke anklammerte. Man konnte mit Hülfe eines ſchmalen Pfades, der ſich hinauf ſchlängelte, über die Felswand, oder vermittelſt eines langen, dunklen und feuchten Ganges auf ebenem Boden mitten hindurch gelangen. Jenſeits der Felswand befand man ſich in einer neuen Welt, in einer wahrhaften Wüſte. Auf einer öden und dürren Thalſohle lagen Felsblöcke zerſtreut, einzeln oder übereinander gethürmt, als ob hier in Folge einer Umwälzung ein Granitberg zertrümmert worden wäre. Von einer Felswand rechts floß ein dünner Waſſerfaden herab, deſſen ärmliche Gewäſſer ſich in einer Art von Weiher oder See ſammelten, um daſelbſt zu verſumpfen. Der Weiher lag hart am Ausgange der Felſengallerie, durch die man in dieſe troſtloſe Welt gelangte, und war da von einigen rohbehauenen Bäumen überbrückt. Dieſelbe Felswand, die dem Parke eine grüne Seite zeigte, war der Wüſte zu kahl und unwirthbar; ſo waren auch die andern Felswände, welche dieſes ganze Thal in verſchiedenen Windungen umgaben. Nur im äußerſten Hintergrunde, zu dem man auf Umwegen, über Blöcke auf- und niederſteigend, durch enge Felſengänge und über allerlei Steintrümmer gelangte, öffnete ſich auf einiger Höhe eine Bucht, die von Kiefern und anderem Nadelholze angefüllt war. Dort, von den Bäumen halb bedeckt, ſtand von jeher die Eremitage, die in keiner Anlage des vorigen Jahrhunderts fehlen durfte, und neben der Eremitage ſtand jetzt eine kleine, aus Baumſtämmen, die noch die Rinde trugen, gezimmerte Kapelle. Die Eremitage hieß jetzt die Klauſe, und die Wüſte, welche man früher nur „le désert“ genannt hatte, nannte jetzt die Fürſtin ihre Thebaide.

Die Klauſe oder Einſiedelei, die unter den frühern Regierungen nur zu nächtlichen Feſten und ſtillen Soupers gedient hatte, war jetzt bewohnt; ſie hatte ihren Einſiedler. Malwine hatte ſich an den Pater Guardian eines Kapuzinerkloſters im nächſten katholiſchen Lande gewandt, und dieſer ſchickte ihr den guten Bruder Adam, der in die Eremitage geſetzt wurde, wo man ihm vom Schloſſe aus mit allem Nothwendigen verſorgte. Seine Pflicht war, in der neugebauten Kapelle die Meſſe zu leſen und das Glöcklein zu läuten, deſſen Schall ſich bis in die

Zimmer des Schloſſes hören ließ. Dorthin pilgerte die Fürſtin beinahe jeden Morgen, oft auch des Nachmittags, gewiß aber immer, wenn es ſtürmte und die Elemente den frommen Gang genug erſchwerten, um ihn zu einem Bußgange zu machen. Sie trug dann nur leichtes Gewand, um ſich der Unbill des Wetters auszuſetzen, an manchen Tagen unternahm ſie dieſen Gang mit nackten Füßen; dann wählte ſie den längern und härtern Weg über die Felswand.

Auf dieſem Wege war es jetzt Clariſſe, wie ſchon früher dem Marquis, erlaubt, die Fürſtin zu begleiten.

Wie eigenthümlich war ihr zu Muthe, als ſie mit dieſen beiden geliebten Perſonen das erſte Mal vor der Kapelle ankam, dieſe eintraten, die Thür hinter ihnen zufiel und ſie draußen allein ſtehen blieb. Es war ihr plötzlich, als wäre ſie von ihnen durch unendliche Fernen getrennt, und wie ſie die öde Welt vor ihr betrachtete, als ſtände ſie in der That allein, verlaſſen in einer gränzenloſen Wüſte. Unwillkürlich ſah ſie ſich nach den Freunden um; ihr Blick fiel durch ein ſchmales Fenſter in das Innere der Kapelle. Drinnen webte heimliche Dämmerung in den verſchiedenſten gedämpften Farben, wie ſie von den gemalten kleinen Scheiben der Fenſter in Streifen ausgingen, hier und da von einem Strahle der Altarlichter und der ewigen Lampe durchwirkt. Der Mönch ſtand am Altar und las eine ſtille Meſſe; ihm nahe kniete der Marquis und die Fürſtin; Beide hielten das Geſicht in die Hände gedrückt. So brüderlich knieten ſie neben einander, Beide in denſelben Gedanken verſenkt, darum ſo innig vereinigt. Sie waren in ſo tiefen Frieden getaucht; die Atmoſphäre der Kapelle ſchien ſie ſo warm zu umhüllen. Und ſie ſtand draußen, fröſtelnd, allein, verlaſſen in der Wüſte, wie ausgeſtoßen, getrennt von ihren geliebteſten Menſchen. Nur ein leiſes, geheimnißvolles Murmeln kam vom Altare in ihr Ohr, aber der Duft des Weihrauchs ergriff ſie mit Macht. Sie war wie berauſcht. Sie lehnte den Kopf an das Drahtgitter, das ſie von den Scheiben trennte; da bemerkte ſie an einem andern

Fenſter in der Kapelle, daß die Scheiben, die von außen ſo unförmlich bemalt ausſahen, nach innen himmliſche Geſichter, verklärte Geſtalten in glühenden rothen und in ſanften blauen Gewanden zeigten. Auch die Mauern der Kapelle, die außen Rinden bedeckten, waren im Innern mit herrlichen Oelbildern alter italieniſcher Meiſter geſchmückt und in Niſchen ſtanden kleine weiße Marmorſtatuen, die geiſterhaft in die Dämmerung vortraten. Nie hatte eine gewaltige Kathedrale auf Clariſſens Seele den Eindruck gemacht, wie dieſe kleine Kapelle. Es ſchien ihr, als würde es ſie beglücken, als müßte ſich all' dieſe Unruhe, die ſeit Wochen ihr Herz zerrüttete, in Frieden verwandeln, wenn ſie drinnen mit den Beiden zuſammen beten könnte. Wie oft hatte ſie in früherer Zeit von dem Glücke ſprechen hören, mit geliebten Perſonen „zum Tiſche des Herrn“ gehen zu dürfen; ſie begriff Menſchen, die ſo ſprachen, nur halb; jetzt glaubte ſie ſie ganz zu verſtehen, eben ſo das Glück des Glaubens, das ihr ſo oft die Fürſtin und Andere geprieſen hatten. Glaube aber war ihr nicht mehr, was ſie bisher geglaubt hatte; drinnen, in dieſer Kapelle war er heimiſch, dieſer Glaube, der beglückte. Ihr Thomas a Kempis, ihr „Geiſt des Chriſtenthums,“ Alles, was ſie mit dem Marquis geleſen, was er zu ihr geſagt, trat ihr lebhaft vor die Seele, als ob ſie es jetzt wieder von ſeiner lebendigen Zunge hörte. Wie ſehr mußte ſie bis jetzt Welt und Menſchen mißverſtanden haben! Dieſer Marquis, dieſer gebildetſte aller Männer, den auch Dr. Neuberg für den klarſten Geiſt hielt, dieſer ſelbe Marquis betete drinnen ſo inbrünſtig, ſo fromm! Dieſe Frömmigkeit muß alſo mit klarſter Einſicht, mit hoher Bildung und Edelſinn, kurz mit all' den herrlichen Eigenſchaften dieſes Mannes, den ſie ſo ſehr liebte, in Harmonie ſein können. Sie könne nur, dachte ſie, die Möglichkeit dieſer Harmonie nicht faſſen; dazu müſſe ihr Verſtand zu beſchränkt ſein. Sie müſſe an dieſe Möglichkeit glauben, und da ihr der Marquis dieſes Beiſpiel gab, müſſe dieſe Harmonie unendlich ſchön, ja ein Ziel ſein, das man aufs Innigſte wünſchen müſſe. So dachte ſie und erſchrak vor dieſen Gedanken und verſtand ſich ſelbſt nicht mehr.

Die Freunde traten endlich aus der Kapelle. Noch lag ein Ausdruck der innern Sammlung auf ihren Zügen; ihre ganze Erſcheinung war noch wie in einen Schleier der Andacht gehüllt. Clariſſe trat unwillkürlich einen Schritt zurück, um ſie nicht zu ſtören und ſie gingen, wohl lächelnd, aber ſchweigend an ihr vorüber. Schweigend gingen ſie weiter und ſchweigend folgte ſie ihnen. Endlich ſah ſich die Fürſtin nach ihr um und unterdrückte einen Seufzer. Clariſſe ſchlug die Augen nieder. Ein Gefühl der Scham überkam ſie; ſie erſchien ſich ſo arm, ſo öde neben dieſen beiden Pilgern.

Erſt im Gewühl der Hofleute fiel die ganze Stimmung wie ein Traum von ihr; ſie ſagte ſich mit Ruhe, daß die Stunde an der Kapelle einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht und daß ſie die Fürſtin nicht wieder begleiten wolle. Aber am nächſten Tage ſchloß ſie ſich ihr doch wieder an. Es lag eine ſo tiefe Luſt in dem Gefühle, das ſie vor der Thür der Kapelle empfunden hatte, und ſie empfand es wohl, eine ſolche Gefahr, daß es ſie mit jenem der Gefahr eigenen Magnetiſmus dahinzog. So auch den dritten und alle folgenden Tage, bis es ſich von ſelbſt verſtand und es wie zu ihrem Amte gehörte, daß ſie die Fürſtin auf dieſem Gange begleitete.

Was ſie von dieſen Gängen gehofft hatte, eine neue Annäherung des Marquis, hatte ſich freilich nicht erfüllt, aber ſie war ihm doch nahe in den Stunden, die ihm offenbar von Bedeutung waren. Aber vor der Thür der Kapelle fühlte ſie es ſo klar, wie ſehr ſie von ihm getrennt war, und die menſchliche Seele ſucht dieſe Momente mit beſonderer Vorliebe auf, die ihr Unglück ihr in ganzer Tiefe vergegenwärtigen. Und je ſchweigſamer, je zurückhaltender ſich der Marquis gegen ſie benahm, deſto lieber wurden ihr die Stunden, in denen ſie ſich, wie bei jener erſten Wallfahrt, ſagen konnte, daß ſie einſam war, verlaſſen, allein.

Dieſes Gefühl wurde noch dadurch erhöht, daß die Fürſtin, ihrem Verſprechen gemäß, ihr nicht mehr von Religion ſprach. Wie gern hätte ihr Clariſſe einmal geſagt, wie ſehr ſich ihre Anſichten geändert und was ſie empfinde, wenn ſie ſie und den Marquis am Altare ſehe. Daß der Marquis, den ſie jetzt als gläubig und fromm kannte, ihr nicht einmal wie einſt im Pfarrhauſe von religiöſen Dingen ſprach, ſchien ihr eine abſichtliche Ausſchließung; daß es nicht Kälte oder Gleichgültigkeit war, das ſagte ihr die tiefe Traurigkeit, mit der er manchmal ein Wort mit ihr wechſelte und die ihn plötzlich überfiel, ſelbſt bei der heiterſten Stimmung, wenn ſie ihre Rede an ihn richtete.

Mit Neid bemerkte ſie, wie jene beiden Fräulein v. Zellwitz, die Töchter des Beamten, die zur römiſchen Kirche übergetreten waren, weil, wie ihr Vater ſagte, es ſich ſchicke, die Religion der Herrſchaft zu haben; wie jene Fräulein ſich des Umgangs und der Geſellſchaft des Marquis öfter und auf eine innigere Weiſe erfreuten als ſie. Mit ihm und mit der Fürſtin verbrachten ſie ganze Stunden allein, und jeden Abend, ſelbſt in großer Geſellſchaft, bei Konzert und Ball, fanden ſich die Viere zuſammen, abgetrennt vom ganzen Hofe und im vertraulichſten Geſpräche vereinigt. Wie innig, dachte Clariſſe, muß das Band ſein, das ſie an einander ſchließt. Sie bilden eine kleine abgeſchloſſene Gemeinde, und umgeben von Andersgläubigen, gewiſſermaßen ausgeſtoßen, wie warm muß das Gefühl ſein, das in ihrem Kreiſe waltet. Sie erſchienen ihr faſt wie Märtyrer; und bei allem Neide fühlte ſie ſich gerührt und war es ihr, als müßte ſie dieſes Märtyrergefühl mit den Freunden tragen. Daß der Marquis mit ſo unbedeutenden Geſchöpfen, wie die beiden Fräulein v. Zellwitz waren, ſo vertraut werden konnte, war ihr nur ein Beweis mehr, welch ein ſtarkes, über alle andere Rückſichten erhabenes Band jener Glaube, und welch ein mächtiges Annäherungsmittel ihre ausnahmsweiſe Stellung ſein müſſe. Gehörte ſie mit zu dem Kreiſe, wie nahe ſtände ſie dem Marquis, dem ſie ſchon alte Freundſchaft ſo nahe brachte! Aber ſie ſtand außerhalb dieſes Kreiſes, und da Niemand etwas that, um ſie hineinzuziehen, mußte ſie ſich ſagen, daß ſie von aller Liebe ausgeſchloſſen ſei. Niemand nahm mehr Theil an ihr. Ach, wohin ſind die Zeiten, da ihr Seelenheil der Fürſtin noch ſchlafloſe Nächte verurſachte! Auch äußerlich vereinſamt, wie ſie es innerlich war, irrte ſie oft allein im Parke umher, durch die Wüſte bis zum Einſiedler. Es hatte ſich zwiſchen ihr und dem guten Pater Adam eine Art Freundſchaft gebildet, die ihr in ihrer jetzigen Lage von einigem Werth war. Er empfing ſie immer mit großer Freude, bewirthete ſie in ſeiner Klauſe und nahm die Geſchenke, die ſie ihm brachte, eine Flaſche guten Weins, eine Paſtete und dergleichen immer mit naivem Vergnügen hin. Er nannte dieſe Geſchenke fromme Opfer, oder ſchüchterne Verſuche der Ketzerin, ihre Seele zu retten. Es wäre Clariſſen faſt willkommen geweſen, wenn er an ſolche Worte Geſpräche über Religion oder Bekehrungsverſuche angeknüpft hätte; vielleicht hätte ihr dieſe einfältige Seele etwas geſagt, was ſie überzeugt haben würde, oder wäre ihr dadurch Gelegenheit geboten worden, einen Bekehrer zu widerlegen und ſich in ihrem Widerſtande zu bekräftigen, denn Beides war ihr, je nach ihrer Stimmung, abwechſelndes Bedürfniß. Aber es fiel dem Mönche nicht einen Augenblick ein, ſolche Thema's anzuſchlagen. Er las ſeine Meſſe, er zog ſeine Glocke, er nährte ſich von den Vorräthen, die aus dem Schloſſe geliefert wurden, und damit glaubte er ſeine chriſtlichen Pflichten vollkommen zu erfüllen. Wenn ihn Clariſſe auf religiöſe Geſpräche brachte, begnügte er ſich damit, ſie über den ihm geheimnißvollen proteſtantiſchen Glauben auszufragen. Er war ſehr erſtaunt, als ihn Clariſſe verſicherte, daß auch die Proteſtanten getauft werden, daß ſich überhaupt ſo viel Chriſtliches in dieſem Glauben finde. Er war bisher der Meinung geweſen, daß die Proteſtanten gar nichts glaubten. Allerdings ſchüttelte er den Kopf und ſah Clariſſen mit großen Augen an, wenn ſie ihm ſagte, daß die Proteſtanten von den Heiligen und von der Unfehlbarkeit des Papſtes nichts wiſſen wollen — aber er blieb bei der Verwunderung ſtehen, ohne ſich weiter über die Urſachen aufklären zu wollen, wie er es überhaupt mehr liebte, ſich zu verwundern, als irgend ein Ding oder einen Gedanken zu beurtheilen oder zu prüfen. Bei ſolchen Gelegenheiten ſchlug er die dicken Hände zuſammen und ſagte ohne alle Aufregung: Es iſt ſonderbar, oder: Das iſt kurios! Nun meinetwegen! Halt es Jeder, wie es ihm Spaß macht! Wenn ſich der Menſch dabei nur wohl befindet! Für die Seele ſorgt die Allerbarmung Gottes.

Dieſe Reden, dieſes Benehmen des Kapuziners verwirrten und beruhigten ſie zugleich. Hatte ſie ſich ehemals vom Katholizismus nicht eben ſo falſche und übertriebene Vorſtellungen gemacht, wie der Pater vom Proteſtantismus? — Und dieſe Gutmüthigkeit, dieſe Naivetät des Mönches!

Das alſo iſt ein Mönch! Ein Mönch! Sie verglich ihn mit der hagern, fanatiſchen, wilden Geſtalt, die in ihrer Phantaſie lebte, die geifernd eifert, die immer bereit iſt, den Holzſtoß zu ſchichten und anzuſtecken und dazu Pſalmen zu ſingen. Sie ſchämte ſich, ſie bat die Fürſtin in ihrem Herzen um Vergebung für all das Unrecht, das ſie ihr und ihrem Glauben gethan, und wünſchte ſehnlichſt, ſie die Aenderung ihrer Anſichten kennen zu laſſen, ihr zu ſagen, daß ſie theilweiſe bekehrt ſei.

Eines Tages freilich machte ſie der Mönch mit einigen Worten ſtutzig. Sie hatte ihm eben wieder „eine Opfergabe“ gebracht und ſaß bei ihm, in den wenigen Erbauungsbüchern blätternd, die vor ihr auf dem Tiſche lagen, als er plötzlich an ſie herantrat, die Hand auf ihre Schulter legte und mit halblauter Stimme ſagte: „Mein gutes Fräulein, es wäre freilich ſehr wünſchenswerth, wenn Sie in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche zurückkehren wollten; aber ich weiß nicht, ob Sie es wollen. Wenn Sie es nicht wollen, ſo will ich Ihnen nur zugeflüſtert haben, daß es Andere wollen.“

Clariſſe ſah ihn fragend an; ſein Geſicht blickte, als wollte es eine ernſtliche Warnung ausſprechen. — Dann fügte er hinzu:

„Wenn Sie ſich wirklich und freiwillig bekehren wollen, kommen Sie nur zu mir; ich werde Sie nicht mit einem allzulangen und ausführlichen Glaubensbekenntniß plagen.“

„Ich danke Ihnen,“ lächelte Clariſſe, „zur Zeit glaube ich noch nicht, von Ihrer Güte Gebrauch machen zu müſſen.“

„Iſt auch gut,“ antwortete der Kapuziner.

Die Worte des Mönches gaben ihr Manches zu denken; zuletzt ſagte ſie ſich, daß er wohl etwas von den ehemaligen Bekehrungsverſuchen der Fürſtin gehört hatte, und daß er, die Veränderung der Dinge nicht kennend, ſeine Worte auf Jene beziehe. Sie vergaß die Warnung, wohl aber erinnerte ſie ſich der Verſicherung, daß er ſie mit ausführlichen Glaubensbekenntniſſen nicht plagen wolle.

Wären doch Alle ſo offen und aufrichtig mit ihr geweſen, wie dieſer Mönch, wie dieſer neue Freund. Die alten Freunde flohen ſie immer mehr; der Marquis und die Fürſtin wurden immer zurückhaltender; die Entfernung zwiſchen ihr und dieſen Freunden wurde immer größer und weiter. Wie oft träumte ſie in unruhvollen Nächten, daß ſie auf ſchönen Wieſen, in den herrlichſten Gegenden mit den Freunden luſtwandelte; plötzlich thut ſich ein Abgrund auf, der ſie von einander riß. Drüben ſtand der Marquis mit Malwine, innig vereinigt; Hand in Hand ſetzten ſie ihren Gang fort, als ob nichts geſchehen wäre, während ſie diesſeits des Abgrundes ſtand und ſehnlichſt die Arme nach ihnen ausbreitete. Plötzlich wendete ſich die Fürſtin nach ihr um und nickte lächelnd, während der Marquis ſein Geſicht verhüllte. Ungeheure Angſt und Sehnſucht erfaßte ſie; ſie wollte den Abgrund überſpringen, ſie ſprang und ſank und ſank in tiefe Nacht. — Oder ſie ſtand auf einer ſteilen Felſenwand; der Marquis ſaß, in einem Buche leſend, tief unter ihr. Sie ſah hinab und wollte mit ihm leſen, da fiel eine Thräne aus ihrem Auge auf das Buch; der Marquis blickte auf und wie er Clariſſe ſah, verfinſterte ſich ſein Geſicht und er eilte in eine Grotte der Felswand, die ihn verſchlang. Clariſſe erwachte mit verweinten Augen.

Dieſe Träume lagen die Tage über wie ſchwere Schatten auf ihrer Seele und ſie kamen ihr plötzlich wie verwirklicht vor, als ſie eines Tages — es war ſchon ein ſonniger Märztag — eben über die Felswand ſtieg, um in die Wüſte zu gelangen, und ſie unten im Parke den Marquis erblickte, der einſam und gedankenvoll in einer Allee auf und ab ging. Sie blieb ſtehen und betrachtete ihn traurig. Wie fremd fühlte ſie ſich ihm gegenüber, dem ſie einſt ſo befreundet geweſen. Er bemerkte ſie und grüßte. Sie ſetzte ihren Weg fort, und als ſie am Fuße der Felswand ankam, ſtand er vor ihr. Er war durch die Gallerie gegangen und erwartete ſie unten an der Brücke. — Jetzt, dachte Clariſſe, muß ich erfahren, was uns trennt. — Sie war entſchloſſen, ihn gerade zu fragen, aber er ſchien ihr entgegenkommen zu wollen.

„Clariſſe,“ ſagte er traurig und faßte ihre Hand, „wie ich Sie da oben auf dem Felſen ſtehen ſah, war es mir, als ſtänden Sie in einer fernen Welt. Doch iſt es nur eine künſtliche Felswand. Der Frühling erwacht; ſehen Sie, wie ſchön es ringsum geworden; die Vögel fangen zu ſingen an. Clariſſe, wir haben noch keinen Frühling zuſammen erlebt. Nichts als Winter, traurigen Winter! Ich muß mit Ihnen ſprechen, ich muß! Das Gefühl, das mich zu Ihnen zieht — verzeihen Sie, ich will ſagen das Gefühl, das mich bei Ihrem Anblicke übermannte, zwingt mich. Clariſſe, wie fremd ſind wir uns geworden!“

„Sie ſind ſehr gütig, das bemerken zu wollen,“ ſagte Clariſſe bitter lachend.

„Seien Sie nicht bitter, Clariſſe. Vergrößern Sie nicht das Unglück, das ſchon mein Schickſal mit ſich bringt. Wäre ich unabhängig — wäre ich frei — könnte ich handeln, wie ich will — aber ich lebe in Verhältniſſen, die —“

Er ſchwieg wieder.

„Fahren Sie fort,“ bat Clariſſe, „ſprechen Sie mir offen — auf welches Schickſal deuten Sie immer —“

„Gott bewahre,“ rief der Marquis, „Schweigen iſt mir

Pflicht, beſonders Ihnen gegenüber. Soll ich Ihre Güte für mich auf nichtswürdige Weiſe benutzen, um Proſelyten zu machen? Nimmermehr! — Allerdings,“ fügte er nach einiger Zeit ſanfter hinzu, „allerdings wäre es unendlich ſchön, wäre ich unſäglich glücklich, wenn ſich dieſe Schranke nicht zwiſchen uns erhöbe. Für mich wäre es keine Schranke . . . Doch, doch . . . wenn ich ganz wahr ſein ſoll . . . man ſieht geliebte Perſonen immer mit einem gewiſſen Schmerze außerhalb der Gedankenwelt, in der wir von Jugend auf leben, außerhalb jenes Gefühlskreiſes, mit dem unſere ganze Seele verwachſen iſt, und von dem wir uns trotz allen Wiſſens, trotz aller Philoſophie nicht trennen können. Es iſt traurig, aber es iſt ſo, daß eine gewiſſe Entfremdung, eine kalte Entfernung bleibt zwiſchen zwei Herzen, deren tiefſte und wichtigſte Jugendeindrücke ſo verſchieden ſind. Clariſſe, wenn ich Sie ſo vor der Kapelle ſtehen ſehe, ergreift mich ein unendliches Mitleid mit mir und mit Ihnen; ich möchte hinausſtürzen, Sie auf meine Arme nehmen und Sie hineintragen vor den Altar, vor meinen Altar, vor den Altar jener herrlichen Fürſtin, die Sie ſo innig liebt. . . . Verzeihen Sie, ich habe mich hinreißen laſſen . . ſprechen wir nicht weiter über dieſen Gegenſtand; Sie könnten mich verkennen, Sie könnten mich mißverſtehen.“

Clariſſe hätte ihn im Gegentheile gern gebeten fortzufahren, wenn ſie nicht durch eine zitternde Stimme ihre Aufregung zu verrathen gefürchtet hätte. Alſo er dachte an ſie, wenn er drinnen in der Kapelle war, mit derſelben Sehnſucht, die ſie zu ihm hineinzog. Eine ſo gute Botſchaft hatte ſie ſeit lange nicht gehört; welches weitere Geſtändniß konnte ſie noch erlangen? Wie hätte ſie in dieſem Augenblicke Anderes denken können? Nunmehr wußte ſie ja auch, was ihn von ihr trennte. Wie verächtlich ſchien ihr dieſe Schranke, die ihn unglücklich machte. Sie war ja frei; er war es nicht; ſollte ſie ihm nicht ein Opfer bringen? Solche Gedanken jagten ſich mit Blitzesſchnelle durch ihren Kopf, aber ſie hatte nicht Zeit, ſie zu ſichten und ſie näher zu prüfen; der Marquis leitete ſchnell das Geſpräch auf andere Gegenſtände, der edle Marquis, der ſie nicht überreden wollte, und als hätte er doch nach dieſen mangelhaften Geſtändniſſen eine Laſt vom Herzen, ging er froher neben ihr einher, wie in den guten alten Zeiten im Garten des Pfarrhauſes, und ſprach ſo innig, ſo warm, ſo unbefangen wie damals. Es war der alte gute Freund und manche böſe Grille, die Clariſſe in dieſen Wochen geplagt, ja recht ſehr unglücklich gemacht hatte, wie zum Beiſpiel eine ſtille Eiferſucht auf die Fürſtin, verflog, als wäre ſie nie dageweſen. Sie war wieder glücklich und bevor man ins Schloß zurückkehrte, war es verabredet, daß die gemeinſchaftlichen Arbeitsſtunden, die im Pfarrhauſe ſo ſchön waren, wieder aufgenommen werden ſollten.

* * *

Sie ſaßen wieder an einem Tiſche, vor demſelben Buche wie ehemals. Der Marquis war ein eifriger Lehrer, er wußte jedes Buch zu ergänzen, er hatte überall etwas Belehrendes hinzuzufügen — aber er war wieder in die Zurückhaltung, die vor dem Geſpräch im Parke Clariſſe von ihm entfernte, zurückgefallen. Er war geſprächig, er war freundlich — aber über das, was ſie bewegte, beobachtete er ein ausdauerndes Schweigen. Sie mußte ſich gewaltſam an jene Geſtändniſſe erinnern, um nicht wieder den frühern Trübſinn aufkommen zu laſſen. Der Frühling erwachte mit ganzer Macht, alle jene Ahnungen weckend, die das Herz bewegen, wie das Schwellen der Erde die Schollen des friſchen Ackerfeldes. Es war ihr, als müßte ihr jeder Tag ein Glück bringen und dieſes Glück geſtaltete ſich in ihren Gedanken zu einer Bitte des Marquis, ihm ein Opfer zu bringen. Je trauriger, zurückhaltender er neben ihr ſaß, deſto feſter wurde der Entſchluß in ihr, das Opfer zu bringen. Aber er ſprach die Bitte nicht aus und es kam eine Zeit momentaner Trennung herbei, ohne daß er ſie ausgeſprochen hatte.

Es war wenige Tage vor Oſtern. Der Marquis nahm

Abſchied von Clariſſen. „Ich werde Sie,“ ſagte er, „vor und während der Feiertage ſelten ſehen können. Die Fürſtin zieht ſich in die Einſamkeit zurück, um ſich für die Feſttage vorzubereiten. Nur die Fräulein v. Zellwitz und ich ſollen bei ihr ſein. Wir ſind eine ſo kleine Gemeinde. Wenn ich auch für mich allein ſolche Andachtsübungen nicht vornehmen würde, ſo leiſte ich der Fürſtin doch gern Geſellſchaft; ja es iſt mir eine hohe Freude, an ihrer Andacht Theil zu nehmen. Gibt es ein ſchöneres Schauſpiel, als den Anblick einer weiblichen, einer ſolchen Seele, die ſich ganz in ihren Glauben verſenkt? Ein ſolcher Anblick beſtärkt mich immer in der Meinung, daß die katholiſche Religion die Religion des Weibes ſei! Ich begreiſe einen Mann als Proteſtanten, eine Frau — verzeihen Sie — ich kann es mir nicht recht denken; muß ſich die weibliche Seele da nicht wie in einem fremden Elemente fühlen?“

Clariſſe ſchwieg.

„Aber,“ fuhr der Marquis fort. „Sie haben noch meinen Thomas a Kempis, das Buch kann für Sie keinen Werth haben; ich brauche es dieſer Tage. Geben Sie es mir zurück; ich tauſche es für ein recht ſchönes Buch aus — ich gebe Ihnen Molière oder Shakeſpeare dafür.“

Clariſſen ſchnitten all dieſe Worte durchs Herz; die letzten klangen faſt wie Hohn und thaten ihr beſonders wehe. Sie ſollte ſich von dem Buche trennen, das ſo lange das liebſte Andenken von dem Marquis geweſen, mit welchem ſie die ſchönſten Stunden der Erinnerung feierte? das ihr Vertrauter war? das in ihrem Leben eine ſo entſcheidende Rolle ſpielte? Aber gekränkt, wie ſie war, wollte ſie dieſes auch nicht nur andeuten und ſagte: „Sie irren ſich, Marquis; ich nehme weder Molière noch Shakeſpeare für dieſes Buch; ich liebe es, es erbaut mich.“

„O,“ rief der Marquis, „theure Freundin, welch ein Wort! Behalten Sie das Buch für ewig, wenn Sie es lieben, wenn es Sie erbaut. Wie hätte ich das ahnen können! Aber wiſſen

Sie Eins, das Sie ſich vielleicht noch nicht geſagt haben: Wer Thomas a Kempis liebt, iſt katholiſch."

So ſprechend hatte er ihre Hand gefaßt und ehe ſie ſich deſſen verſah, einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt und das Zimmer verlaſſen. Sie fühlte nur dieſen Kuß: es war ihr wie ein Traum. Als ſie erwachte, eilte ſie an den Schrank, zog raſch das Buch hervor, dem ſie den Kuß verdankte und gab ihn ihm zehnfach zurück.

Auf dieſe glückliche Stunde folgten Tage, die öde geweſen wären, wenn ſie nicht die Erinnerung an dieſes Ueberſprudeln des Gefühls im Herzen des Marquis belebt hätten. Sie wußte nun klar, was er wollte. O, warum gebot er ihr nicht! Sie wollte ja nur gehorchen — und ſelbſt wenn ſie ſich kaltblütig prüfte und ſich ſagte, daß ſie mit ihrem Uebertritt einen Verrath an ſich ſelber beginge — er verlange, er gebiete Alles! — für ihn wollte ſie auch einen Verrath an ſich ſelber begehen.

Aber der erſte Oſtertag kam heran; die Fürſtin wallfahrtete mit dem Marquis und den Fräulein Zellwitz zur Einſiedelei; Clariſſe wurde zu dem Gange nicht eingeladen wie ſonſt. Sie ſtand im Korridor, als die Pilger an ihr vorüberzogen; große Feierlichkeit lag auf dem Geſichte der Fürſtin Malwine. Sie bemerkte die Freundin kaum und ging vorüber. An dem hohen Feſttage wollte ſie die Wallfahrt wohl nicht in Geſellſchaft einer Ketzerin machen. Clariſſe ging traurig auf ihre Stube. So war es auch am andern Oſtermorgen. Ein lächelnder Frühlingstag, holder Vogelgeſang, Alles lud ſie in den Park, auf den Weg, aber die Fürſtin ging theilnahmlos an ihr vorüber. Wie war ſie gedemüthigt; das ganze Gefühl der Verlaſſenheit überkam ſie wieder. Aber ſie lächelte freudig, als ſie des Nachmittags allein im Parke ſpazierte und die Fürſtin, auf dem Wege zur Kapelle, ſie zwar ſchweigend, aber mit einer freundlichen Kopfbewegung ihr zu folgen einlud. Sie ſchloß ſich an den Zug an und folgte ſchweigend, da auch die Andern ſchwiegen.

An der Kapelle angekommen, war es ihr, als müßte ſie der

Marquis auffordern, mit einzutreten. Aber er folgte den Damen, ohne ein Wort zu ſagen. Die Thüre fiel zu und ſie blieb draußen, wie ſonſt. Alle die Gedanken und Gefühle, die in ihrem Herzen mit dieſem Orte ſo zu ſagen verwachſen waren, und die ihr hier ſchon, wie eine Gewohnheit des Herzens, von ſelber kamen, beſtürmten ſie heute mit beſonderer Lebhaftigkeit. Die ſtille, andächtige oſterliche Frühlingsluft trug zu deren größerer Lebhaftigkeit vielleicht eben ſo viel bei, als die Veränderung, die ſeit dem Kuſſe des Marquis mit ihr vorgegangen. Ein leiſes Summen und Murmeln ließ ſich in der Kapelle hören und es traten ihr die Thränen in die Augen. Plötzlich erhoben ſich zwei junge Stimmen in der Kapelle und ſangen:

Und ſie ſahen hinein
Und wurden gewahr,
Daß der gewaltige Stein
Abgewälzet war.
Und ſie gingen hinab
In Jeſu Grab
Und ſahen einen Jüngling zur rechten Hand.
Der trug ein langes weißes Gewand.
Der ſprach, als ſie Jeſum nicht fanden:
Jeſum von Nazareth ſuchet Ihr?
Der iſt nicht hier,
Er iſt auferſtanden.

Sie kannte die Stimmen. Es waren die Fräulein v. Zellwitz, aber ſo glaubte ſie ſie noch nicht gehört zu haben. Es lag eine ſolche unendliche Innigkeit, eine ſolche Gläubigkeit und Andacht in dieſen Tönen! Plötzlich fielen ihr die Worte des Marquis ein: Jetzt, ſagte ſie ſich, denkt er an mich, jetzt hat er Mitleid mit mir; er möchte herausſtürzen, mich auf ſeine Arme nehmen, mich hineintragen vor den Altar, vor ſeinen Altar! — Die Thränen, die ihre Augen füllten, ſtürzten unaufhaltſam hervor und ergoſſen ſich über ihre Wangen. Das Lied, ſo einfach es war, zog ſie immer mächtiger an — ſie ſtand an der

Thür, ſie lag auf der Schwelle, ehe ſie es dachte, und drückte den heißen Kopf an den Pfoſten. Da ſprang die Thür auf, der Marquis umfaßte ſie und trug ſie hinein, wie er es geſagt und wie ſie es geträumt hatte.

Als ſie wieder herauskam, ſah ſie um ſich, als wäre ſie in einer fremden Welt; ſie legte die Hand an die Stirn, wie um ſich zu beſinnen. So ging ſie ſchwankend weiter; die beiden Fräulein v. Zellwitz faßten ſie unter den Armen, um ſie aufrecht zu halten, denn ſie ſtrauchelte bei jedem Schritt auf dem ſteinigen Boden. Die Fürſtin ging voraus, ohne ſich umzuſehen. Mit großen Schritten ging ſie dem Schloſſe zu; die feierliche Miene von heute Morgen, die milde von heute Nachmittag war einem etwas harten Ausdrucke des Triumphes gewichen. Der Marquis war nicht bei den Heimkehrenden; er war in der Kapelle geblieben.

Den Abend verbrachte Clariſſe mit der Fürſtin allein; ſie ſaß ihr zu Füßen auf einem Tabouret und ſuchte ſich noch zu faſſen, während ihr Malwine Scheitel und Wangen ſtreichelte, ſie mit Liebkoſungen überhäufte und ſie ihre liebe Bekehrte, ihre junge Chriſtin, ihre gerettete Seele nannte. Sonſt war Niemand ſichtbar; die Fürſtin wollte es ſo; ſie wollte ſich ganz und ungeſtört über das ſchöne Oſterfeſt freuen, das ihr Clariſſe ſo ſehr, ſo würdig verſchönt hatte.

Aber der Marquis blieb unſichtbar; auch am nächſten Morgen war er nirgends zu ſehen. Clariſſe hatte die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen und durchirrte mit einem wüſten Kopfe Schloß und Park nach allen Richtungen. Sie empfand ein Gefühl, das ſie noch nie empfunden hatte; es war ihr, als jagte ſie ein böſes Gewiſſen ſo hin und her. Ein Blick in das Geſicht des Mannes, den ſie liebte, ein Wort von ihm, daß er zufrieden ſei, daß er ihr Opfer anerkenne, daß er ſich ihr jetzt um einen Schritt näher fühlte, würde ſie wieder beruhigen. Sie ſuchte ihn wie eine Erlöſung; ſie fand ihn nicht. Dort an der Brücke, die über den kleinen See in die Wüſte führte, an der

Stelle, die ihr theuer geworden war, hielt ſie nach einer wiederholten, vergeblichen Streiferei durch den Park müde und niedergeſchlagen. Wenn der Marquis ſie ſuchte, mußte es ihm ſein Herz ſagen, daß er ſie dort finden werde. Aber Minute auf Minute verfloß langſam und träge, wie das dünne, ärmliche Waſſer, das in Tropfen vom Felſen in den traurigen See fiel. An das Geländer gelehnt, blickte ſie in das Waſſer, das trüb ihr trübes Bildniß wiederſtrahlte.

So fand ſie Fräulein Zellwitz. „Wo ſteckſt du, Clariſſe? Ich ſuche dich überall. Die Fürſtin ſchickt mich dir nach, ich ſoll dich nicht allein laſſen.“

Ohne weiter darüber nachzudenken, warum ſie die Fürſtin nicht allein laſſen wollte, fragte ſie haſtig: „Weißt du nicht, wo der Marquis iſt? Du mußt es wiſſen.“

„Der Marquis,“ antwortete Fräulein Zellwitz gleichgültig, „der Marquis iſt in dieſer Nacht abgereiſt.“

„Abgereiſt!“ rief Clariſſe erſchrocken, „und wohin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und wann kommt er wieder?“

„Ich weiß es nicht; vielleicht kommt er gar nicht wieder.“

„Gar nicht wieder?!“ rief Clariſſe entſetzt.

„Wer kann bei dieſen Herren wiſſen?“ fuhr die Zellwitz eben ſo ruhig fort, „wer kennt ihre Geſchäfte und ihre Wege? Wer weiß, welcher Befehl ihm plötzlich zukam. Der Marquis kann ja nicht ſelbſt über ſich verfügen, er muß gehorſam ſein, er hängt von Andern ab.“

„Emilie, ich ſehe, du weißt etwas von den Verhältniſſen des Marquis,“ ſagte Clariſſe haſtig, „was iſt es mit ihm? Von wem hängt er ab?

„Richtig,“ ſagte die Zellwitz, „ich habe vergeſſen — du biſt nicht eingeweiht. Nun, jetzt gehörſt du ja zu uns, und ich darf es dir wohl ſagen. Siehſt du, das mußte ein ſtrenges Geheimniß ſein; hätte man hier gewußt, wer der Marquis eigentlich iſt, das hätte bei dieſen Proteſtanten einen ſchrecklichen Lärm abgegeben, ſie hätten ſich ſammt und ſonders für verrathen und verkauft geglaubt. Darum konnte der Marquis nicht in ſeiner wahren Geſtalt auftreten und darum hat ſich die Fürſtin auch einen Mann ausgebeten, dem man ſeinen Stand ſo wenig anſieht. Du kennſt ja die ſchändlichen Vorurtheile gegen den Orden.“

„Orden?“ fragte Clariſſa mit aufgeriſſenen Augen, „gehört der Marquis einem Orden an?“

„Nun freilich, verſtehſt du denn nicht?“

„Welchem Orden, um des Himmelswillen? Du folterſt mich.“

„Nun, dem Orden der Geſellſchaft Jeſu,“ erwiderte die Zellwitz ungeduldig.

„Er iſt ein Jeſuit?“ ſchrie Clariſſe.

„Nun freilich! Was haſt du, Clariſſe? Du ſiehſt ja ſchrecklich aus!“

Und ſchrecklich ſah ſie in der That aus. Die Augen traten aus ihren Höhlen, ihre Hände zuckten krampfhaft, während ihr ganzer Leib unbeweglich, wie erſtarrt daſtand. Die Zellwitz wollte nach Hülfe ſchreien, als ſich plötzlich Clariſſe, wie es ſchien, beruhigter, ſelber nach allen Seiten wie Hülfe ſuchend umſah; dann faßte ſie den Kopf mit beiden Händen und ſchloß die Augen. So, geſchloſſenen Auges, fragte ſie mit tonloſer Stimme: „Die Fürſtin, ſagſt du, hat ihn kommen laſſen?“

Die Zellwitz, froh, wieder ihre Stimme zu hören, antwortete raſch und eifrig: „Allerdings — Herr von Holland ſprach ihr vom Marquis — er kannte ihn, er ſchrieb im Namen der Fürſtin nach Freiburg in der Schweiz — wenige Tage, nachdem du entflohen warſt — der Marquis konnte aber nicht gleich kommen — er war damals in Rußland, wo er eine Fürſtin bekehrte.“

Da lachte Clariſſe ſo laut, daß die Zellwitz noch tiefer erſchrak als vorhin. Sie faßte ihre Scheitel und riß daran, dann rief ſie immer lachend: „Bekehrt, betrogen, bekehrt!“

So lachend und rufend bog ſie ſich tief über das Geländer der Brücke und ſtürzte in den See. Auf das Geſchrei der Zellwitz eilte Pater Adam herbei, der in der Nähe auf einem einzelnen Felsblocke geſtanden und in den ſchönen Frühlingsabend hineingeblickt hatte.

„Was iſt? was iſt?“ fragte der gute Pater.

„Retten Sie, retten Sie,“ rief Fräulein Zellwitz am Ufer hinlaufend, „hier, hier, Clariſſe!“

„Da haben wir's,“ murmelte der Kapuziner, indem er ſofort ins Waſſer ſprang. Er tauchte unter und kam gleich darauf mit Clariſſen unter dem rechten Arme hervor. Auf ſeinen ſtarken Armen trug er ſie wie ein Kind in die Einſiedelei, immer murmelnd: „Da haben wir's. Gutes Fräulein; armes Fräulein! Das iſt die Folge der geſtrigen heiligen Handlung. Schöne heilige Handlung. Schöne Art die Seele zu retten. Nun ſie iſt noch ganz warm — wir werden ſie beſſer retten, als der Jeſuit.“

Die Zellwitz folgte ihm, und den Bemühungen der Beiden gelang es bald, wieder Lebenszeichen hervorzurufen. Clariſſe ſchlug endlich die Augen auf und lachte, wie ſie vorhin gelacht hatte, als ſie von der Brücke ſtürzte; ſie lachte noch, als man ſie bei ſpäter Dunkelheit in aller Stille ins Schloß brachte, und ſie lachte noch nach mehrtägiger Pflege. Sie war wahnſinnig. So erklärte der Hofarzt und verſprach darüber zu ſchweigen.

Da ſie katholiſch war, übergab man Clariſſen der Pflege eines im nächſten katholiſchen Lande gelegenen Nonnenkloſters. Dort iſt ſie uns verſchwunden.

Gräfin Saſſari.

Auszug und Bearbeitung einer Handſchrift aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Die Begebenheit, die ich hier in meinen alten Tagen aufzeichne, weil ſie mir ſehr merkwürdig erſcheint, habe ich von Anfang bis zu Ende zum größten Theil als Augenzeuge mit erlebt, und konnte ich auch nicht überall einen Einblick haben und alle Geheimniſſe erfahren, ſo habe ich doch genug mit angeſehen, um das Ganze in einem gewiſſen Zuſammenhange erzählen zu können. Vielerlei Papiere und Briefe ſind noch in meinem Beſitz, die mein Gedächtniß unterſtützen und zugleich als Zeugniſſe meiner Wahrhaftigkeit dienen mögen, wenn man etwa die Treue dieſer Erzählung bezweifeln wollte. Die Herren bedenken nicht immer, welche aufmerkſamen Beobachter ſie an ihren Dienern beſitzen. Ich aber habe dieſe ganze Begebenheit, gewiſſermaßen wie der Chorus in der griechiſchen Tragödie, bei Seite ſtehend und als Diener und Zuſchauer zugleich, beobachtet, nämlich als Maître d'Hôtel oder Haushofmeiſter des Herrn von Chatelard im Waadtlande. Mein Name iſt Jean Samuel Baud und ich ſtamme aus einer alten und guten Familie, welche in der Geſchichte der Republik Genf viel genannt wird, durch viele Geſchlechter ſehr angeſehen war, aber nach der Reformation und nachdem ſo viele Fremde nach Genf gekommen und die alten Geſchlechter verdrängten, in Armuth verſank. In meiner Jugend widmete ich mich der Gottesgelahrtheit, und ich hatte meine Studien beinahe vollendet, als ich mit einem Jugendfehler die ehrwürdige Geſellſchaft, la Vénérable Compagnie der Genfer Geiſtlichkeit gegen mich erzürnte und jede Ausſicht auf eine Anſtellung in Genf verlor, da die ehrwürdige Kompagnie daſelbſt alle Stellen vergab und allmächtigen Einfluß hatte. Ich mußte mich entſchließen, eine weltliche Laufbahn zu beginnen, und da die Zeit drängte, weil ſonſt die Perſon, mit der ich mich verſündigt hatte, in Schande und Elend verſunken wäre, nahm ich eine ganz niedrige Bedienſtung im Hauſe des Herrn von Chatelard an. Mein Brodherr erkannte bald, daß ich mehr Wiſſen beſaß, als einem Lakaien nothwendig war, und als frommer Herr berückſichtigend, daß ich doch einmal dem geiſtlichen Stande beſtimmt geweſen, ſtellte er mich ſchon nach zwei Jahren an die Spitze ſeiner zahlreichen Dienerſchaft als Oberhofmeiſter und verwendete mich von Zeit zu Zeit auch als Sekretarius, indem er mir Briefe diktirte, allerlei Schriftſtücke aufzuſetzen und manche alte Dokumente zu kopiren oder aus dem Lateiniſchen in das Franzöſiſche zu überſetzen befahl. Wir bewohnten ein weitläufiges Landhaus, das auf einem Hügel in der Nähe von Nyon lag und das bis auf meinen Herrn den Namen Bellevue trug, nachdem es aber mein Herr bezogen, Mont-Tabor genannt wurde; dieſen bibliſchen Namen erhielt es, weil es der geiſtliche Sammelplatz aller der wegen der Religion von König Ludwig XIV. verfolgten, in dieſe Gegend flüchtenden Franzoſen wurde. Sie waren es, dieſe Flüchtlinge, welche dem Hügel und dem Landhauſe dieſen Titel erfanden, um meinem Herrn und ſeiner Frömmigkeit damit zu ſchmeicheln, denn ſie dankten ihm viel, da er manche dieſer Flüchtlinge, die hülflos in die Fremde geſtoßen waren, durch Jahre beherbergte und ernährte. Monſieur de Chatelard war nicht nur ein ſehr reicher, ſondern auch ein ſehr mächtiger und einflußreicher Herr. Er war nicht nur mit den adeligen Geſchlechtern und mit der Geiſtlichkeit von Genf aufs Innigſte verbunden, er ſtand auch bei den mächtigen Herren von Bern im größten Anſehen. Sie ſchätzten ihn als Ihresgleichen, weil er aus einem der wenigen Geſchlechter ſtammte, die ſich in dieſen Gegenden gleich nach der Eroberung des Waadtlandes durch die Berner an ihre Herrſchaft und an die Reformation anſchloſſen, und weil er viel dazu beigetragen, daß die Verſammlung der Abgeordneten der guten Städte, welche ſonſt in Nyon ſtattgefunden und welche man wieder herſtellen wollte, nicht zu Stande kam und ſo die unbeſchränkte Herrſchaft der Berner über das Land forterhalten wurde. Sie hatten den Herrn von Chatelard in ſeiner Jugend ſogar zum Bailly von Nyon machen wollen, obwohl ſie die einheimiſchen Waadtländer ſonſt von dieſen einträglichen und wichtigen Stellen fern hielten und dieſelben nur mit ihren Söhnen beſetzten. Der Bailly, der im Schloſſe von Nyon reſidirte und das Land im Namen der Berner Herren regierte, bewies ihm immer die größte Aufmerkſamkeit und zog ihn in wichtigen Angelegenheiten, die das Land betrafen, oft zu Rathe. Herr von Chatelard benutzte ſeinen Einfluß niemals zu ſeinem eigenen Nutzen, wohl aber zum Beſten der Religion und der wegen der Religion Verfolgten und Flüchtigen, welche damals das Land erfüllten. Es wird behauptet, daß er an jener trotzigen und muthigen Antwort, welche die Herren von Bern betreffs der franzöſiſchen Flüchtlinge dem Könige Ludwig XIV. gegeben und welche damals das Erſtaunen und die Bewunderung der Welt erregte, großen Theil hatte, daß er es war, der ihnen die Zuverſicht einflößte, mit welcher ſie dem mächtigen Könige zu Gunſten der Hugenotten, nach der Aufhebung des Edictes von Nantes und nachdem der Religionskrieg im Süden erdrückt worden, entgegentraten.

Zu Anfang dieſes Jahrhunderts mochte Herr von Chatelard ſechzig Jahre alt ſein und in dieſer Zeit beginnt die Geſchichte, die ich hier erzählen will. Ich erinnere mich genau. Es war am 11. Juli 1702, als mir Herr von Chatelard befahl, gegen zwei Uhr Nachmittags mit mehreren Dienern und einer Sänfte an den See hinabzuſteigen. Als ich mich, wie es befohlen war, um zwei Uhr auf den Weg machte, ſchloß ſich zu meinem Erſtaunen Herr von Chatelard ſelbſt mit ſeinem Sohne Elias und Herrn Beſſon, einem franzöſiſchen Prediger, und mehreren anderen in unſerem Hauſe verweilenden franzöſiſchen Flüchtlingen von edler Geburt unſerem Zuge an. Herr von Chatelard ſaß zu Pferde, hatte ſeinen dreieckigen Hut, ſeine Allongeperücke aufgeſetzt, ſeinen ſchwarzſammetnen mit Silbertreſſen und Spitzen beſetzten Rocquelor angezogen und ſeinen ſilbernen Degen umgeſchnallt; auch ſein Sohn Elias war in Galatracht, und ſo hatten auch die anderen Herren ihre beſſeren Kleider angethan. Ich ſagte mir, daß wir irgend einen hohen Gaſt empfangen ſollen, da ſich der Herr mit ſolchem Aufzuge und mit den geachtetſten ſeiner Gäſte ſelber ſo weit bemühte und diejenigen, die wir erwarteten, in Perſon empfangen wollte. In Nyon am Landungsplatze lagen nur einige ärmliche Barken, und ſoweit ich hinaus ſah über den See, ich konnte kein Fahrzeug erblicken, das mir eines ſo pomphaften Empfanges würdig ſchien. Doch war es gerade ein ganz unſcheinbarer Kahn, der die Erwarteten und zwar vom ſavoyiſchen Ufer herüberbrachte. Schon von ferne ſah ich einen kleinen Mann mit grauen Haaren, der ſich im Kahn erhob, und mit einer gewiſſen Spannung dem Ufer entgegenſah. Als er Herrn von Chatelard mit deſſen Gefolge erblickte, verneigte er ſich tief, ſagte etwas zu den Schiffern, welche darauf die Ruder raſcher bewegten. Da wurde hinter einem Koffer und mehreren Nachtſäcken auch eine junge Dame ſichtbar, welche, den Kopf in die Hand geſtützt, in der Mitte des Kahnes ſaß; Herr von Chatelard ſtieg vom Pferde und ging dem Kahne entgegen, als dieſer ans Ufer ſtieß. Der alte kleine Herr trat mit gemeſſenem und feierlichem Schritte aus dem Kahn, ſtreckte dann, ohne die dargebotene Hand des Herrn von Chatelard zu ergreifen, beide Arme zum Himmel empor und rief andächtig: „Gelobt ſei Gott, der Gott Iſraels, der mich aus Aegypten, dem Lande der Sklaverei, geführt hat.“ Dann erſt ergriff er die Hand des Herrn von Chatelard, während er mit der Linken ſeinen dreieckigen

Hut vom Kopfe nahm. „Seien Sie mir willkommen, mein Herr Graf," ſagte Herr von Chatelard und verneigte ſich mit großer Ehrfurcht. Eben ſo that ſein Sohn Elie und alle die anderen Herren, deren Geſichter die höchſte Ehrfurcht und die andächtigſte Stimmung ausdrückten. Herr Elie de Chatelard ging dann etwas ſchüchtern dem Kahne entgegen, um der jungen Dame beim Ausſteigen behülflich zu ſein. Dieſe aber, ein Fräulein von neunzehn oder zwanzig Jahren, obwohl ſie ſich erhoben hatte, ſchien zu zögern. Ihr Geſicht, ihr wunderſchönes und blühendes Geſicht, erblaßte mit einem Male, ſie ſchwankte und ſtützte ſich auf den Arm eines Dieners, eines treuen, rüſtigen Geſellen, der neben ihr ſtand, bald das Fräulein mit beſorgtem, bald die Verſammlung am Ufer mit verdrießlichem Geſichte betrachtend. Dann wandte ſich das Fräulein, ſah ſehnſüchtigen Blickes hinüber aufs jenſeitige Ufer des See's und ſchien in dieſen Anblick ſo verſunken, daß ſie der Geſellſchaft, die ihrer wartete, und des Landens vergaß. Der junge Baron, Herr Elie de Chatelard, der leicht in Verlegenheit gerieth, ließ den Arm ſinken, den er ihr entgegengeſtreckt hatte, blieb aber vorgebeugt ſtehen, während er, wie hülfeſuchend, ſeinen Vater und den Neuangekommenen anblickte. Dieſer, der Graf von Saſſari, wandte ſich endlich um und rief dem Fräulein zu: „Komm, meine Tochter, tritt ans Land, berühre dieſen geſegneten Boden, denn es iſt der Boden Kanaans, des gelobten Landes, es iſt die Heimat des wahren und reinen Glaubens, der Boden, den der Herr vom Götzendienſt gereinigt." Das Fräulein raffte ſich auf und trat mit einem entſchiedenen Schritte auf das Brett. Ihr Blick fiel auf die ſchüchternen Augen Elie's, ſie zögerte wieder einen Augenblick, ſtützte ſich dann auf ſeinen Arm und ging der Geſellſchaft entgegen, die ſie mit einer ſtummen Verneigung grüßte und von der ſie mit derſelben Ehrfurcht wie ihr Vater begrüßt wurde. Graf Saſſari trat dann wieder zurück an den Kahn und rief dem Diener zu: Giorgio! Auf dieſer freien Erde darf ich es laut bekennen, daß ich meine Seele aus den Schlingen des römiſchen Götzendienſtes gerettet habe. Ich flüchte mich hierher, um die reine Lehre zu bekennen und den Heiland anzubeten im Geiſte und in der Wahrheit des Evangeliums. Dir ſteht es nun frei, zurückzukehren, wo deine falſchen Götter verehrt werden, oder mir fürder zu folgen als ein treuer Diener, wie du bisher gethan haſt.“ Der ſo angeredete Diener zuckte mit der Achſel und rief: „Per bacco, ich weiß nichts von falſchen Göttern und bleibe bei dem, was mich meine Mutter gelehrt hat. Sie werden hier vom lieben Gott und von dem Treiben der Heiligen ebenſo wenig wiſſen, wie wir in Italien. Queste sono pazzie!“ So ſprechend, warf er das Gepäck aufs Land und ſetzte ſich wieder auf die Bank des Kahns, offenbar entſchloſſen, mit den Schiffern, die ſich ſchon zur Abfahrt bereit machten, ans jenſeitige Ufer zurückzukehren. Graf Saſſari wollte ebenſo entſchloſſen ſeinem verſtockten Diener den Rücken kehren, als ſeine Tochter mit einem Male und in größter Aufregung dem Kahne wieder zueilte und dem Diener die Hand entgegenſtreckend mit zitternder Stimme ſagte: „Lebe wohl! Giorgio! Grüße mir Italien! Ich werde es nicht wiederſehen.“ Auf dieſe Worte wandte ſich Giorgio wieder um, ſein mürriſches Geſicht nahm den Ausdruck der höchſten Zärtlichkeit an, und mit dem Rufe: „Nein, Signora Maria, Sie kann ich nicht verlaſſen!“ war er mit einem Sprunge auf dem Lande und mit dem zweiten Rufe: „Addio Italia! Cara Italia! Benedetta Italia!“ ſchwang er einen der Mantelſäcke auf ſeine Schulter und wieder den Dienern des Herrn von Chatelard ein kräftiges „Vorwärts!“ zurufend, ging er mit breiten Schritten der ganzen Verſammlung voraus. Die Comteſſe Maria Saſſari wurde von Elie zu der Sänfte geführt, ihr Vater beſtieg ein bereit gehaltenes Pferd und feierlich ſchweigend bewegten wir uns Mont-Tabor entgegen. Dort angekommen, ging man geraden Weges in den Betſaal, wo ſich bereits die anderen Bewohner des Landhauſes und der Nebengebäude verſammelt hatten; einige Pſalmen wurden abgeſungen und dann predigte Herr Beſſon, der franzöſiſche Prediger aus

Nimes, über den Text: „Einen Stein verwarfen die Bauleute und ſiehe, er ward zum Haupteckſteine.“ Dann erſt wurden Graf Saſſari und ſeine Tochter au[illegible]ere Zimmer geführt.

Wir wußten bald, daß Graf Saſſari, aus einer modeneſiſchen Familie, aber in piemonteſiſchen Dienſten, aus der katholiſchen zur reformirten Kirche übergegangen. Man erzählte ſich, daß er von König Victor Amadäus II. von Sardinien als Commiſſär und Verfolger in die Thäler der Waldenſer geſchickt, daſelbſt von einem Prediger der Verfolgten zum Leſen der Bibel bewogen worden, daß er ſich dann heimlich die Schriften Calvins angeſchafft, mit hervorragenden Perſönlichkeiten Genfs und des Waadtlandes in Verbindung getreten und endlich einem an ihn heimlich abgeſchickten Genfer Prediger das Glaubensbekenntniß der reformirten Kirche abgelegt habe; darauf bezog ſich auch die Predigt des nächſten Sonntages, welche die Bekehrung des Verfolgers Saulus zum Texte nahm, wie ſich überhaupt die Predigten der erſten Wochen nach der Ankunft des Grafen meiſtens auf ihn und ſeine Bekehrung bezogen. Bei ſeiner Stellung und den Verhältniſſen Piemonts mußte der Graf ſeinen neuen Glauben verbergen, bis er ſeine Angelegenheiten ſo weit geordnet hatte, daß er die Flucht ergreifen konnte. Seine geſchwächte Geſundheit diente ihm zum Vorwand; erſt begab er ſich in das Bad Evian auf dem ſavoyiſchen Ufer des Genfer-See's und dort, eine weitere Luſtreiſe in der Schweiz vorſchützend, ſchiffte er ſich mit ſeiner einzigen Tochter ein und kam, wie beſchrieben, zu uns nach Mont-Tabor, nachdem er mit Herrn von Chatelard ſchon ſeit längerer Zeit im Briefwechſel geſtanden hatte. Wir erfuhren bald noch mehr, nämlich, daß Fräulein Maria ſich geweigert hatte, jenem Prediger, den man ihrem Vater nach Turin geſchickt, das reformirte Glaubensbekenntniß abzulegen und daß ſie noch der römiſchen Kirche angehörte, oder, wie man ſich im Hauſe ausdrückte, daß ſie noch dem Baal diente.

Dieſer Umſtand gab dem armen Fräulein in der Welt, in der ſie jetzt lebte, eine eigenthümliche und traurige Stellung.

Man muß nur wiſſen, wie es in unſerem Hauſe ausſah. Das Hauptgebäude war bis unter das Dach von Männern bewohnt, welche ſich als Glaubenshelden auszeichneten, von Predigern, die in Frankreich nach Aufhebung des Ediktes von Nantes zu predigen fortgefahren, unter beſtändigen Lebensgefahren ihre Pflicht erfüllten und Frankreich erſt verließen, nachdem der letzte und verzweifelte Kampf in den Cevennen ausgekämpft war. Neben dieſen waren es Adelige oder gelehrte Herren, die ebenfalls vielfache Verfolgungen erlitten hatten und ſich nicht wie Andere vom Adel und wie andere Gelehrte durch die Maintenon und ihren Anhang zum Verrath an ihrer Sache verleiten ließen. Alle dieſe waren natürlicher Weiſe eifrige Anhänger ihres Glaubens, ebenſo mußten alle Diejenigen ſein, mit denen Herr von Chatelard irgend welche Verbindung aufrechthielt und die im Hauſe empfangen wurden. Aber damit iſt noch nicht die ganze Geſellſchaft von Mont-Tabor genannt. In den Nebengebäuden der weitläufigen Villa, wie in vielen größeren und kleineren Bauernhäuſern ringsherum, wohnte ein ganzes, kleines Völkchen, das nicht darnach ausſah, als ob es zu jener adeligen und gelehrten Geſellſchaft gehörte und das mit dieſer doch aufs Innigſte zuſammenhing. Es waren dieß die zahlreichen Flüchtlinge aus den Cevennen, die ſogenannten Kamiſarden, welche Herr von Chatelard bei ſich aufgenommen und zu einer Art von Kolonie verſammelt hatte, meiſt Feld- und Weinbauern aus den Thälern des genannten Gebirges und aus den Ebenen von Languedoc, die er nach ihrer Art beſchäftigte und die ſeine Felder, Wieſen und Weingärten pflegten. Dieſe waren noch voll des Feuereifers, mit dem ſie ſich, eine Hand voll Leute, gegen große Armeen und gegen die berühmteſten Marſchälle des großen Königs durch Jahre vertheidigt hatten und der durch ihre männlichen und weiblichen Propheten, ja ſelbſt durch gottbegeiſterte Kinder in ihnen mehr und mehr entflammt wurde. Viele von dieſen waren nicht mehr zur Rückkehr zur Feldarbeit zu bewegen, und Herr von Chatelard ließ ſie gewähren, um ſie nicht in ihren heiligen Beſchäftigungen oder in ihrer Vertiefung zu ſtören. Sie laſen fortwährend die Bibel oder ſchlichen ſtumm und in ſich gekehrt über den Hof, durch den Park, oft Tage lang durch die Gebirge. Alle dieſe Kamiſarden hielten ſich von dem Gottesdienſte im allgemeinen Betſaale fern. Treu den Gewohnheiten, die ſie während der Verfolgungen und während des Krieges angenommen, verſammelten ſie ſich am liebſten im Freien, irgendwo hinter dunklen ſchattigen Gebüſchen oder in einem trockenen Bett, eines Wildbachs oder in irgend einer wilden Felſenſchlucht des nahen Gebirges, wo ſie dann ihre Pſalmen ſangen, einem Prediger aus den Zweigen eines Baumes horchten, oder auch einem ihrer Propheten, über den der Geiſt kam. Unter dieſen Propheten zeichnete ſich vorzugsweiſe ein junges Weib, Namens Iſabeau, aus, von der man erzählte, daß ſie in einer Schlacht im Vaunages die Kinder der Wüſte, wie ſich die Kamiſarden ſelber nannten, mit gottbegeiſtertem Muthe und Pſalmen ſingend, *zum Siege geführt*; Iſabeau war ewig ſtumm und ſchweigſam; in ſich gekehrt, ſchlich ſie in zerriſſenen Kleidern und mit ſtruppigem Haare durch Haus und Hof, ohne je den Mund zu öffnen, außer um Pſalmen zu ſingen, oder wenn der Geiſt über ſie kam, zu Weiſſagungen. Obwohl noch jung, da ſie ſchwerlich viel über zwanzig Jahre hatte, war ihre Seele doch ganz von aller Weltlichkeit abgekehrt und war ihr Geſicht von Falten bedeckt, wie bei einer Alten. Auch kümmerte ſie ſich nicht darum, daß ihre zerfetzten Kleider überall Blößen zeigten. Ihr flammendes Auge allein hätte ihre Jugend verrathen, wenn ſie nicht immer mit beinahe ganz geſchloſſenen Wimpern umher gegangen wäre, was die Kamiſarden ſagen ließ, daß ſie mit innerem Auge ſehe.

Es war natürlich, daß die Comteſſe Maria Caſſari in einer ſolchen Welt eine eigenthümliche und traurige Stellung einnahm. Allen dieſen Menſchen war ein Römiſchkatholiſcher ein Götzendiener, ein Gräuel vor dem Herrn, und unter die Kamiſarden beſonders kam eine gewiſſe unruhige Bewegung, als ſie erfuhren, daß ihre Gemeinde durch die Anweſenheit einer Götzendienerin verunreinigt wurde. Die Herren im Hauſe begegneten ihr zwar mit jener Rückſicht, die ſie als Cavaliere einer Dame ihres Ranges und ihrer Erziehung ſchuldig waren, und dann als einer zukünftigen Schweſter, welche nach der Verſicherung ihres Vaters früher oder ſpäter zu ihnen gehören und ſich zum reinen Glauben bekehren werde; die Kamiſarden aber betrachteten ſie mit mißtrauiſchem Auge, ja mit Abſcheu; ſie wichen ihr aus und hüteten ſich, wenn ſie ihr begegneten, vor einer Berührung ihres Kleides. Zu all dem kam, daß es dem armen Fräulein ganz und gar an weiblicher Geſellſchaft fehlte, da Madame de Chatelard längſt verſtorben und die Töchter des Hauſes in die Ferne verheirathet waren.

Ich hatte das größte Mitleid mit dem armen Fräulein. Nicht ihr Vater war der Verbannte; er fand Freunde und Männer, mit denen er ſich beſprach, von denen er ſich mehr und mehr in ſeinen neuen Glauben einweihen ließ: ſie aber war flüchtig für eine Sache, die nicht die ihrige war, und lebte in einer Welt, mit der ſie nichts gemein hatte. Neben dieſer traurigen Stellung, die ſchon für ſie einnehmen konnte, ſprach noch ihr ganzes Ausſehen und ihr beſcheidenes Auftreten zu ihren Gunſten. Sie hatte wenig von einer Italienerin und glich mit ihrem blonden Haar, trotz der dunkeln Augen, mehr einer Deutſchen. Ihre Beſcheidenheit war um ſo mehr zu rühmen, als ſie neben ihrem Range und ihrer Schönheit noch ein ſehr großes Wiſſen beſaß, wie es in dieſer Zeit viele Damen ihres Landes auszeichnete. Ich konnte das wohl an den Büchern erkennen, die ich ihr aus der Bibliothek herbeiſchaffen oder zwiſchen ihr und Herrn Elie, einem ſehr gelehrten jungen Manne, hin- und hertragen mußte. Ich erkannte aus dieſen Büchern, daß Fräulein Maria Caſſari die meiſten neuen Sprachen und ſelbſt Griechiſch und Lateiniſch kultivirte, und daß ſie vorzugsweiſe die großen Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen der gebildeten Völker las.

Dieſe Neigungen waren es vor Allem, welche zwiſchen ihr und Herrn Elie bald eine innige Verbindung, ja eine vertraute

Freundſchaft herſtellten. Da ich nicht eine Liebesgeſchichte erzählen will, ſo ſage ich es nur in kurzen Worten, wie ich vom erſten Augenblicke an bemerkte, daß die Erſcheinung des Fräuleins auf unſern jungen Herrn einen tiefen Eindruck machte und daß ſein ganzes Weſen ſich ſeit ihrer Ankunft verändert hatte. Man muß nämlich wiſſen, daß Herr Elie de Chatelard, obwohl bereits ſechsundzwanzig Jahre alt, der ſchüchternſte und unbeholfenſte aller jungen Männer war. Das kam daher, daß ſein Vater in der Familie eine unumſchränkte Autorität ausübte, und daß er, der Bibel folgend, wie ein Patriarch von ſeiner Familie, von ſeinem ganzen Hauſe die unbedingteſte Unterwerfung verlangte. Seine Kinder durften ſich nie den geringſten Widerſpruch, niemals eine eigene Meinung erlauben, und Herr v. Chatelard glaubte ſolche Unterwerfung von ihnen um ſo mehr verlangen zu dürfen, als die Fremden, ſeine Schützlinge, ihm dieſelbe beinahe im gleichen Maße zeigten, und Alles, was er that, gut fanden. Elie, nachdem er eine ſolche gehorſame Kindheit verlebt, wurde einem ſtrenggläubigen Prediger zur weiteren Erziehung übergeben, der ihn womöglich noch in ſtrengerer Zucht hielt, als ſein Vater. Es darf hier nicht vergeſſen werden, daß Elie einen älteren Bruder hatte, der, dieſes Lebens müde, in ſeinem zwanzigſten Jahre aus dem väterlichen Hauſe entfloh, bei den Generalſtaaten unter falſchem Namen Kriegsdienſte nahm und ſeitdem verſchollen war. Elie ſuchte ſich aus der Tyrannei, die ſeine Jugend niederhielt, auf andere Weiſe zu retten, indem er ſich in die Bücher flüchtete, was ihm, als man ihn in ſeinem zwanzigſten Jahre auf die Univerſität von Heidelberg ſchickte, erleichtert wurde. Seit zwei Jahren lebte er wieder in Geſellſchaft ſeines Vaters, der Theologen und Glaubenshelden, die ihn umgaben, fuhr aber deßhalb nicht weniger fort, die Bücher als ſeine beſten Freunde zu betrachten. Der Vater hatte nicht zu fürchten, daß auch Elie vor der langen Weile und der theologiſchen Zucht des väterlichen Hauſes entfliehen werde; Elie war nicht ſo geartet, daß man dergleichen von ihm erwarten konnte.

Er war in ſein Schickſal ergeben, fürchtete die Berührung mit der Welt, hatte das Bewußtſein ſeiner Unbeholfenheit und war ſelbſt mit einem fremden Kinde ſchüchtern. Dieſe Schüchternheit verließ ihn auch der Gräfin Saſſari gegenüber nicht, aber ſei es das Mitleid, das er mit ihrer Einſamkeit fühlte, ſei es die Kraft der Liebe, die den Furchtſamſten zum Helden macht, es iſt gewiß, daß er ſich dieſem Fräulein gegenüber ſo benahm, wie er ſich noch nie einer Dame gegenüber benommen hatte. Anfangs freilich begnügte er ſich damit, ihr, wenn ich Bücher bei ihm holte, dieß und jenes über den Autor ſagen zu laſſen, oder hier und da eine Stelle anzuſtreichen, oder ſich einen Rath in Bezug auf ihre Lektüre zu geſtatten. Wenn ich ihm dann ihren Dank beſtellte, oder gar eine Frage im Namen des Fräuleins an ihn zu richten hatte, war er bis zur Verwirrung glücklich, und von Zeit zu Zeit konnte er nicht umhin, ſeine Bewunderung des Fräuleins gegen mich auszuſprechen. „Iſt es nicht erſtaunlich, was ſie Alles lieſt und verſteht! — Mein lieber Baud, was ſagen Sie nur zu einer ſolchen jungen Dame! — Iſt Ihnen ſchon etwas derart vorgekommen! — Ein ſo junges und ſo ſchönes Mädchen und dabei ſo unterrichtet! — So viel Sinn für das Ernſte und Schöne!“ Derart waren die Ausrufe, die ich oft zu hören bekam, und an dieſe knüpften ſich manchmal Erkundigungen, was das Fräulein mache u. ſ. w. Bald aber hatte er den Muth, immer an die Bücher anknüpfend, ſich dem Fräulein im Parke anzuſchließen und endlich mit ihr lange Spaziergänge am See und in den Bergen zu unternehmen. Im Grunde war der arme Herr Elie in Mont-Tabor ebenſo einſam, wie Fräulein Maria, und es war kein Wunder, daß ſich Beide innig an einander ſchloſſen.

Während dieſer Zeit aber beſchäftigten ſich die anderen Herren in Mont-Tabor, wenn auch auf andere Weiſe, doch nicht mit geringerem Eifer mit Fräulein Maria. Wenn ihre Anweſenheit den Kamiſarden ein Gräuel war, ſo war ſie den gelehrten Theologen des Hauſes ein Vorwurf, eine Beſchämung. Ihr

Vater hatte dieſe aufgefordert, die Bekehrung der Tochter zu Stande zu bringen, und er zweifelte nicht, daß ihnen gelingen werde, woran er in Italien vergebens gearbeitet hatte. In Italien war ſie von ihren katholiſchen Jugenderinnerungen umgeben, hier von dieſen getrennt und ſogar, auf den Wunſch des Vaters, am Gottesdienſte theilnehmend, mußte ſie dem beredten Munde berühmter Prediger und Theologen leichter weichen und ihren Starrſinn aufgeben. Dieß war bei ihrer Ankunft die Hoffnung Aller, und Alle wurden verſtimmt, als ſie dieſe Hoffnung getäuſcht ſahen. Fräulein Maria erklärte mit Beharrlichkeit, daß gewiſſe Sätze der calviniſchen Lehre, z. B. der Satz von der Verworfenheit und Rettungsloſigkeit des größten Theiles des Menſchengeſchlechts, der Satz von der Gnade, ihrem ganzen Gefühle widerſpreche, ja ſie abſtoße, mit Widerwillen erfülle, und daß ſie nur eine Lüge ausſpräche, wenn ſie ſich zu dieſer Lehre bekennen würde. Der Eifer, wie der Stolz der Theologen, wurden durch dieſe Widerſpänſtigkeit eines jungen Mädchens herausgefordert und beleidigt, und unbeſchäftigte Flüchtlinge, wie ſie meiſtens waren, wurde die Bekehrung des Fräuleins bald die Hauptſache und der Gegenſtand, um den ſich Alles drehte. Man hielt Konferenzen, um die Verfahrungsweiſe in dieſer wichtigen Sache feſtzuſtellen, man veranſtaltete Kolloquien, denen Maria beiwohnen mußte, und in denen ein Theologe die Sache der katholiſchen Kirche vertheidigte, ein anderer ſie angriff; ſämmtliche Predigten, die nun in Mont-Tabor gehalten wurden, waren ſo abgefaßt, daß Maria erkennen konnte, wie ſie nur auf ſie abzielten. Die Stunden, in welchen Herr Beſſon ihr die reformirte Lehre beibringen ſollte, wurden bedeutend vermehrt, und Maria mußte mehr als die Hälfte des Tages theologiſche Auseinanderſetzungen anhören und außerdem verſprechen, die Bücher zu leſen, die ihr Herr Beſſon brachte, und die ſie nicht im Geringſten intereſſirten. Herr Beſſon fand bald, daß die unabhängige Lektüre des Fräuleins ſie nur zerſtreue, daß die weltlichen Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen mit eine Urſache ihrer Verſtocktheit ſeien, und ihr Vater nahm ihr alle Bücher, die Herr Beſſon entfernt wiſſen wollte. Das Leben des armen Fräuleins wurde immer beſchränkter, immer ärmer und unfreier. Zum Glücke ſah Herr Beſſon in dem Umgange mit Elie ein gutes Mittel der Bekehrung. Mit Vergnügen bemerkte er, daß die beiden jungen Leute einander gern aufſuchten, und er meinte, man dürfe es nicht verſchmähen, wenn ein verirrtes Schaf durch die irdiſche Liebe auf die Pfade der himmliſchen geleitet werden kann. Man legte dem Umgange der beiden jungen Herzen nichts in den Weg, und Fräulein Maria fand im Geſpräch mit Elie, was man ihr durch Entziehung der Bücher geraubt hatte, da dieſer die Verhaltungsregeln, die ihm Herr Beſſon gegeben, wohl mit Lächeln hinnahm, aber ſie wenig befolgte. Nach Herrn Beſſons Meinung ſollte Herr Elie nur ſein Sprachrohr werden und ſollten die Lehren Calvins im Munde eines ſechsundzwanzigjährigen jungen Mannes die Wirkung haben, die ſie bis jetzt, aus dem Munde eines alten Predigers kommend, verfehlten. Herr Beſſon verſprach ſich viel von dieſer frommen Liſt, und zufrieden folgte ſein Blick dem Paare, wenn es ſich auf ſeinen Spaziergängen im Parke oder in dem Gebirge verlor. Maria aber erfuhr auf dieſen Spaziergängen, daß der religiöſe Gewohnheitseifer ſeiner Umgebung ihrem Freunde ebenſo unerquicklich war, wie ihr die Studien, zu denen man ſie zwang, daß er dieſen Fanatismus ebenſo verwarf, wie jeden anderen, und daß er ſich von früher Jugend an, beſonders aber ſeitdem ihm die Wiſſenſchaft weitere Blicke eröffnete, in dieſer Welt ebenſo fremd fühlte wie ſie. Sie glaubte ihm noch mehr Mitleid ſchuldig zu ſein, als er ihr bezeigte. Was ſie ſeit Wochen litt, litt er es nicht ſchon ſeit Jahren? Seit er denken gelernt? Doch ſchien er nur ihrer Leiden zu gedenken und nur Troſt für ſie zu ſuchen. Sollte ſie ihm dafür nicht mit ebenſo viel Liebe danken, als er ihr entgegen brachte?

Ich weiß es allerdings nicht, wie und wann die Beiden einander ihre Liebe geſtanden, aber ich merkte bald, daß ſich Beide aufs Innigſte verbunden, ganz und gar an einander gewieſen und einig fühlten. Herr Elie war bei aller Melancholie, bei allem Kummer, den ihm die Lage Maria's verurſachte, heiterer, als er es je vorher geweſen. Früher in ſeiner Abgeſchloſſenheit immer etwas abſtoßend, ja reizbar, war er jetzt ſanft und freundlich gegen alle Welt. Und ſelbſt die Geſellſchaft ſuchte er jetzt gern auf, wenn Maria in dieſer Geſellſchaft erſchien. In dieſer Beziehung war allerdings die Auswahl nicht groß. Man verſammelte ſich ein Mal in der Woche beim Bailly von Nyon, einem Herrn von Wattenwyl aus dem Berner Geſchlechte, deſſen Frau ſich eines gewiſſen Rufes als geiſtreiche und gebildete Dame erfreute. Elie wich ſonſt dieſen Abendgeſellſchaften gern aus; jetzt aber, da man auch die Gräfin Saſſari geladen, begleitete er ſie mit Vergnügen dahin, um ſich an den Triumphen zu erfreuen, die ſie mit ihrer Schönheit, ihrem Geiſte, ihrem reichen Wiſſen über alle dieſe Damen davontrug, welche zwar ihrem Range ſich gern beugten, aber doch nicht umhin konnten, der in einem verfinſterten Glauben verſtockten Katholikin eine verletzende Verwunderung zu zeigen.

Aber die Liebe Elie's, die mir, der ich Alles ruhig beobachten konnte, längſt kein Geheimniß war, ſollte bald auf eine auffallende, ja lärmende Weiſe aller Welt kund werden. Giorgio, der italieniſche Diener des Grafen Saſſari, der nur aus Anhänglichkeit an Maria in Nyon geblieben war und daſelbſt ausharrte, trotz des Abſcheus, der ihm von den Kamiſarden gezeigt wurde, kehrte im Auftrage ſeines Herrn wieder nach Italien zurück, um allerlei Habſeligkeiten, die man in Turin hatte zurücklaſſen müſſen, herbeizuſchaffen. Er beſorgte Alles, was ihm der Graf aufgetragen, und er that mehr als das, indem er Alles einpackte, wovon er glaubte, daß es der Gräfin Maria angenehm ſein würde und was ihr die verlorene Heimat auf das Lebhafteſte vergegenwärtigen könnte. In der That war Comteſſe Maria glücklich, als er gleich am Tage ſeiner Ankunft mehrere Kiſten in ihre Wohnung ſchaffen ließ und ſie beim Auspacken die ganze Einrichtung ihrer Turiner Stube erkannte. Sie weinte vor Freude und küßte manches Möbel und manches Bild in der Rührung des Wiederſehens. Unter den mitgebrachten Gegenſtänden befanden ſich auch manche alte Originalbilder und manche Kopien nach den Werken alter Meiſter. Giorgio ſtellte und hängte Alles ſo auf, daß es ſo weit als möglich an die Turiner Stube Maria's erinnerte, und in der That war es ihr von dieſem Augenblicke an, wenigſtens für einige Zeit, als ob ſie einen Theil des verlorenen Glückes und der verlorenen Heimat wieder gewonnen hätte. Ihre Wohnung, die ihr bis jetzt als ein Gefängniß erſchien, wurde ihr lieb, und durch viele Tage konnte ſie ſich kaum bezwingen, ſie zu verlaſſen. So ſaß ſie eines Nachmittags träumend, in ſich verſunken, das Herz von Heimweh erfüllt, als ſie mit Einem Male durch einen Schrei des Zornes geweckt wurde. Sie ſah ſich um und hinter ihr, auf der breiten Terraſſe, von der aus man in ihr Zimmer ſehen konnte, hart am Fenſter, ſtand Iſabeau, jene Prophetin der Kamiſarden, blickte ihr mit flammenden Augen entgegen und ſtreckte die Hand im höchſten Zorne gegen eine Madonna von Andrea del Sarto aus. Iſabeau, ſeit ſie von der Verſtocktheit Maria's erfahren, pflegte ihr, obwohl immer ſchweigend, aber lauernd und beobachtend nachzuſchleichen, als ob ſie von der Papiſtin irgend welchen Gräuel erwartete, den ſie abwenden wollte. Maria war ſchon daran gewöhnt, ſich von ihr umſchlichen zu ſehen, und welches Grauen es ihr auch einflößte, ſich immer von Iſabeau, die ſie für wahnſinnig hielt, gefolgt und beobachtet zu wiſſen, ſo hatte ſie ſich doch vorgenommen, ſie nicht zu beachten, ſie gewähren und ſich ſelbſt nicht von ihr erſchrecken zu laſſen. Trotzdem fuhr ſie jetzt entſetzt auf, als ſie die Prophetin in dieſer Stellung, mit dieſem Ausdruck hinter ſich erblickte. Sie hätte fliehen mögen, wenn nicht ihr Charakter ſo geartet geweſen wäre, daß zugleich mit der Furcht und dem Schrecken in ihr der Muth und die Luſt an der ruhigen Beobachtung erwachte. Wie entſetzlich, wie drohend auch Iſabeau blickte, Maria betrachtete ſie nach dem erſten Momente der Ueberraſchung doch wie ein belehrendes Schauſpiel, und der Gedanke, wie der Fanatismus bis zur wahnſinnigen Wuth in jeder Religion gedeihen kann, flog durch ihren Kopf. Aber ſo ſtark war ſie nicht, um auch während des Schauſpieles, das folgte, ihre ruhigen Betrachtungen fortſetzen zu können. Iſabeau, die ſie nie ſprechen gehört hatte, entleerte mit Einem Male und mit einer furchtbar ſchrill tönenden Stimme eine Wolke von Flüchen über das Haupt der Götzendienerin, und ehe Maria ſich deſſen verſah, hatte die Prophetin das Fenſterkreuz eingedrückt und ſtand im Fenſter ſelbſt, aber ſo, daß ſie Marien den Rücken und dem Hofe das Geſicht zukehrte. Ganz außer ſich, riß ſie die Fetzen ihrer Kleidung vom Leibe, warf ſie in die Luft und ſchrie, daß man herbeikomme und die Gräuel entferne, die das Haus verunreinigen. Es war ſchon Winter, und die Kamiſarden waren zum größten Theile in den anſtoßenden Gebäuden verſammelt. Auf den Ruf ihrer Prophetin ſtürzten ſie in Schaaren herbei. Dieſe Stimme, die ſie lange nicht gehört hatten, die ſie in den Zeiten des Kampfes und der blutigen Verfolgung zu hören gewohnt waren, weckte in ihnen alle dieſe Gefühle, mit denen ſie ſich ſonſt den Henkern des Königs voll Todesmuth entgegenſtürzten. Da ſie dieſe Stimme wieder hörten, prüften ſie nicht länger, wurden ſie von demſelben Rauſche der Begeiſterung, des Glaubenskampfes ergriffen, und folgten ſie ihr, als hörten ſie die Stimme Gottes. „Herbei! Herbei!“ rief Iſabeau, „herbei ihr Kinder Iſraels, Jeſabel hat ihre Gräuel aufgeſtellt, ihre Götzen prangen! Die Zelte Jeſchuruns ſind entweiht und Altäre Baals rauchen auf Karmel! Herbei! Vernichtet die Hure Babylons, zerſchmettert ihre Bildſäulen, reißet ihre Haine nieder, ſo ſpricht der Herr, der Herr Zebaoth!“ — Die Kinder der Wüſte begriffen ſchnell, was die Prophetin meinte, da ſie auf Maria deutete und ſie, ihrem zeigenden Finger folgend, im Innern der Stube mehrere Heiligenbilder erkannten. Dieſer Anblick erfüllte ſie mit demſelben Abſcheu, mit demſelben Ingrimm, wie die Prophetin, und ihr folgend, ſtürmten ſie, Verwünſchungen gegen den Götzendienſt ausſtoßend, durch das Fenſter in das Zimmer.

Maria ſtand zitternd da, ſah ihre geliebten Bilder, darunter manches herrliche Meiſterſtück, bedroht und wußte nicht, was zu beginnen. Mit ausgeſtreckten Armen ſtellte ſie ſich vor eines derſelben, einen Domenichino, der ihr als Erbſchaft ihrer Mutter beſonders theuer war, entſchloſſen, wenigſtens dieſes vor den Bilderſtürmern zu retten. Aber gerade dieſe Stellung zog die Aufmerkſamkeit der Stürmer auf das Bild, das ſie beſchützen wollte, und da ſie ſie zurückdrängte, deutete Iſabeau befehlend dahin, und mehrere Kamiſarden erfaßten ſie zugleich an den Armen, um ſie fortzuziehen und den Weg zu dem Bilde zu öffnen. In dem Augenblick flog die Thüre auf und Elie ſtürzte herbei. „Fanatiſches Geſindel!“ rief er mit blaſſen Lippen, ſchlug mit der Fauſt einen der Männer nieder, die ſich an Maria vergriffen hatten und faßte dann die Prophetin, als ſie eben zum Kampfe gegen ihn auffordern wollte, am Arme und warf ſie zur Thüre hinaus. Dieß Alles war das Werk einer halben Sekunde. Die Kinder der Wüſte waren überraſcht, den Sohn ihres Ernährers und Beſchützers ſich gegenüber zu ſehen; mehr noch überraſcht waren ſie, daß er ſo leicht die Prophetin Gottes bewältigt hatte, und ehe ſie wieder zur Beſinnung kamen, hatte er ſie zum Zimmer theils hinausgetrieben, theils hinausgeſtoßen. Wie er, waren auf den Lärm auch andere Bewohner des Hauſes und war auch Herr v. Chatelard ſelbſt herbeigeeilt. Die Herren ſchüttelten bedenklich den Kopf zu den Titeln und Ausdrücken, mit denen Elie die Kinder Gottes und der Wüſte zur Thüre hinausſtieß. Herr Beſſon war entrüſtet, daß er von fanatiſchem Geſindel ſprach, mehr als Alles empörte es die Herren, daß Giorgio, als Bundesgenoſſe Elie's, er, der unreine römiſche Götzendiener, am Kampfe den thätigſten Antheil nahm und die Kinder Gottes mit Fauſtſchlägen niederwarf. Indeſſen war man es im Allgemeinen doch zufrieden, daß Fräulein Maria vor der Begeiſterung der Prophetin und ihres Anhanges geſchützt worden. Dieſe, als ſie ſich plötzlich aus der Gefahr gerettet ſah, fiel kraftlos zuſammen. Elie hob ſie auf, und ſie, unbekümmert darum, daß indeſſen ihr

Vater, Herr v. Chatelard, Herr Beſſon und andere Herren in das Zimmer getreten waren, ſchlang ihre Arme um den Hals ihres Retters und brach in Weinen aus; Elie ſah wohl, welche Zeugen dieſe Szene hatte, aber er ſchien ſeine bisherige Natur gänzlich geändert, ſeine Schüchternheit vollkommen abgelegt zu haben; noch vom Kampfe ganz erhitzt und um einen Kopf größer als ſonſt, drückte er Maria ans Herz und verſicherte ſie mit lauter Stimme, daß ſie an ihm ſtets einen Vertheidiger gegen alle Angriffe des Fanatismus finden werde. Mir, der ich bei Seite ſtand und Alles betrachten konnte, ſchien es, als ob Graf Saſſari, obwohl er die Augen niederſchlug, dieſe letzte Szene nicht ungern geſehen. Herr Beſſon lächelte, Herr v. Chatelard wandte ſich mit Geräuſch und ging auf ſeine Stube zurück. Elie ſah ihm einen Augenblick lang nach, machte ſich dann aus den Armen Maria's los und folgte mit entſchloſſenen Schritten ſeinem Vater.

Herr v. Chatelard, als er ſeinen Sohn mit ſo entſchiedenem Schritte bei ſich eintreten ſah und überhaupt bemerkte, daß dieſer ihm muthiger und entſchloſſener, als er es an ihm gewohnt war, entgegenblickte, empfing ihn mit größerer Förmlichkeit, als er ſonſt zu thun pflegte und zeigte auf einen Stuhl. Vater und Sohn ſetzten ſich. „Mein Herr Vater," begann Elie, „was Sie jetzt geſehen, hat Sie gewiß nicht erſt in ein Geheimniß eingeweiht. Ich habe es ſeit lange nicht verborgen, wie ſehr ich ein Fräulein achte und liebe, das jeder Achtung und Liebe ſo ſehr würdig iſt. Der rohe Einbruch dieſes Volkes, das Sie beſchützen, in das Heiligthum einer jungfräulichen Wohnung führte zu einer Szene, die es mir zur Pflicht macht, früher als ich geſonnen war, mich öffentlich zu erklären. Mein Herr Vater, ich wünſche mich mit Fräulein Saſſari zu vermählen und bitte Sie um Ihre Einwilligung und um Ihren Segen."

„Gräfin Maria Saſſari," erwiderte der Vater, „iſt eine ausgezeichnete junge Dame; eine Verbindung mit dem edlen Grafengeſchlechte kann unſerer Familie nur zur Ehre gereichen, aber, mein Herr Sohn, Fräulein Maria Saſſari iſt katholiſch, und Niemand würde es begreifen und ich am Allerwenigſten, wenn ſich ein Chatelard, der Sohn einer Familie, die zu allen Zeiten in den erſten Reihen der Vorkämpfer für die reine Lehre geſtanden, ſich mit einer römiſch-katholiſchen Dame verbände. Mein Sohn, ich darf mit Ihnen aufrichtig ſprechen. Es iſt nicht der Adel und es iſt nicht der Beſitz, die eine Stellung machen; dieſe danken wir immer irgend einer Idee, irgend einer Partei, der wir uns anſchließen. Ich wäre nichts, ich wäre ein einfacher Herr von Chatelard mit ſo und ſo viel Renten, ein Junker, wie es ihrer hier im Waadtlande, in Gex, in Savoyen und überall ſo viele gibt, die nichts haben, als ihren unbedeutenden Namen, der nicht den geringſten Werth hätte, wenn ſie ſich nicht unter einander einige Ehrerbietung erzeigten und eine Komödie fortſetzten, die Jedem, der außerhalb ſteht, lächerlich erſcheinen muß; — ich ſage, ich wäre wie einer von denen, wenn ich nicht mein Leben lang Opfer gebracht, mich ſelbſt zu einem Mittelpunkte einer großen Partei, mein Haus zum Sammelplatze der Märtyrer dieſer Partei gemacht und ſo der Schale meines Namens einen Inhalt gegeben hätte. Mein Name iſt bekannt, auf mich ſieht man, nicht nur in den Alpen, ſondern auch in Deutſchland, in Holland, in Schottland, überall, wo Calvins Lehre Anhänger hat. Nach den Verfolgungen in Frankreich wandten ſich die meiſten Häupter der Hugenotten ſofort an mich, und da ein italieniſcher Graf Verfolgungen zu fürchten hat, wird ihm mein Haus ſofort als Aſyl bezeichnet. Dieß, mein Sohn, iſt ein Ruhm, den ich mit Ausdauer und mit großen Opfern erworben habe, und der mir theurer iſt als mein Name. Dieſer Ruhm wäre zum großen Theile dahin, dürfte mit Recht angezweifelt werden, die Früchte lebenslanger Arbeit wären verloren in dem Augenblicke, da ein Chatelard, mein Sohn, eine Katholikin heirathete. Erfahren Sie es, Herr von Chatelard, daß ich nicht fanatiſch bin, daß ich mich mit meinem Nachdenken und meinen Zweifeln an manche Lehre unſerer Religion wage, daß ich Vieles verachte, was in meiner eigenen Partei vorkommt, geſchieht, gewollt und geſprochen wird; ich weiß auch, daß ein Proteſtant mit einer Katholikin von der Bildung der Gräfin Maria Saſſari ſehr wohl in Harmonie und in Glück leben kann, aber ich weiß ferner, daß ein Mann, der eine einflußreiche Stellung in der Welt einnehmen will, ſeinem Namen, ſeinem Ruhme perſönliche Anſichten, wie perſönliche Gefühle, ſelbſt Glück und Liebe aufopfern muß. Ich verlange das von Ihnen, wenn Fräulein Maria nicht zu unſerm Glauben übertritt; ich gebe Ihnen meinen Segen an dem Tage, an dem ſie ſich zu dieſem Schritte bereit erklärt."

„Maria," antwortete Elie, „iſt ebenſo unfähig, ein Wort gegen ihre Ueberzeugung auszuſprechen, als Sie, mein Herr Vater, ſich für unfähig erklären, einen Theil der Früchte Ihrer Bemühungen aufzugeben."

Herr von Chatelard erhob ſich und antwortete auf dieſe Erklärung mit der Frage: „Können Sie ſich einen Chatelard mit einer Katholikin verheirathet denken?"

„Ja," antwortete Elie kurz, indem er ſich ebenfalls erhob.

„Ich nimmermehr!" rief Herr von Chatelard, „und nun," fügte er hinzu, „da ich Ihnen meine Meinung ſo rückhaltslos geſagt, daß Sie ſie für unumſtößlich halten müſſen, will ich Sie noch bitten, künftig, und was immer vorkommen möge, ſich ſolcher Ausdrücke wie „fanatiſches Geſindel" zu enthalten. Es ſteht den Führern ſchlecht, ihre Schaar nicht zu achten, und ſie wären nichts ohne den Fanatismus dieſer Schaar."

Elie verneigte ſich kurz und mit einem Ausdrucke, der ſagen wollte: Dieß iſt Ihre Meinung, nicht die meinige; ich will nicht diskutiren, aber ich werde handeln, wie ich es für gut halte. Der Vater mochte wenigſtens dieſe Rede auf dem Geſichte ſeines Sohnes geleſen haben, denn er ging ihm noch einige Schritte nach und ſagte mit warnender Stimme: „Erinnern Sie ſich, daß ich ohne Bedauern bereits einen Sohn aufgegeben habe, weil dieſer die Traditionen der Familie aufzugeben drohte."

Elie erwiderte nichts und ging.

Zur ſelben Zeit fand in der Stube der Gräfin Maria zwiſchen Vater und Tochter ein Geſpräch ſtatt, welches mit dem ſo eben mitgetheilten einige Aehnlichkeit hatte. Graf Caſſeri war bei ſeiner Tochter zurückgeblieben, als ſich Elie und die Anderen zurückgezogen hatten. Er ſetzte ſich zu ihr aufs Sopha, ergriff ihre Hand und ſagte, nachdem er die Wildheit der Kamiſarden mit ihrer tiefen Ueberzeugung zu entſchuldigen und ſeine Tochter über den Vorgang zu beruhigen geſucht: „Maria, ich habe dich mit vielen anderen Zeugen ſo eben in den Armen eines jungen Mannes geſehen und habe Worte gehört, die zwiſchen euch Beiden ein feſtes Einverſtändniß errathen laſſen. Fürchte keine Vorwürfe. Ich kenne dich. Ich würde dich mit Glück als die Gattin des jungen Chatelard ſehen, aber ich habe die feſte Ueberzeugung, daß ſich dieſe Hoffnung nicht verwirklicht, ſo lange du in deiner Weigerung, zu uns überzutreten, beharrſt.“

Maria ſchwieg.

Der Graf, nachdem er eine Zeitlang vergebens auf Antwort gewartet, fuhr fort: „Willſt du mir auch nicht die geringſte Hoffnung geben?“

„Mein Vater,“ antwortete Maria, „ſchon ſchäme ich mich, daſſelbe Wort zu wiederholen, das ich nun hundert Male wiederholt habe. Ich komme mir ſchon wie eine Schauſpielerin vor, die dieſelbe Rolle unzählige Male recitiren muß. Zwingen Sie mich nicht ſo aufzutreten, daß ich mir ſelber wie eine Tugendheldin erſcheinen muß; laſſen Sie mich nicht immer wieder die Verſicherung geben, daß ich nicht lügen kann.“

Sie ſprang auf, nahm ein Buch vom Tiſche und las: „Gott machte vor der Erſchaffung der Welt das Geſetz der Jahrhunderte in Chriſto Jeſu, unſerem Herrn. Er machte dieſes Geſetz aus dem reinen Vergnügen ſeines Willens, ohne irgend eine Vorausſicht des Verdienſtes der Werke oder des Glaubens. Er wählte zur Verherrlichung ſeiner Gnade eine feſte und beſtimmte Anzahl Menſchen aus, die zwar das Unglück haben ſollten, mit dem Reſte der Menſchen aus verdorbenem Blute geboren und aus unreiner Subſtanz gebildet zu werden und dadurch Sklaven der Sünde ſein würden; aber er beſchloß, ſie zum Heile zu führen durch den einzigen Mittler Jeſum Chriſtum. Er beſchloß ſie zu ſich zu rufen, ſie wiedergeboren werden zu laſſen und ihnen den Glauben und die Reue zu verleihen in Anbetracht der Verdienſte Jeſu Chriſti und durch die allmächtigen Tugenden des heiligen Geiſtes, des Urhebers der Wiedergeburt. Er beſchloß den Menſchen zuerſt unſchuldig zu erſchaffen, dann ſeinen Fall zu geſtatten und endlich mit einigen wenigen der ſündigen Menſchen Mitleid zu haben und ſie eben deßhalb auszuerwählen, die anderen aber in der Verderbtheit zu laſſen und ſie endlich ewiger Verdammniß preiszugeben."

Maria warf das Buch mit Entrüſtung von ſich. „Dieſer Gott," rief ſie, „iſt ſchlimmer als der Baal, von dem hier ſo viel geſprochen wird. Dieſer Gott, der zu ſeinem Vergnügen ſchafft, auserwählt und ungeheure Mengen Unſchuldiger verdammt; zu einem ſolchen Gotte, mein Vater, werde ich mich nie bekennen, und lieber bin ich mit der ungeheuren Menge der unſchuldig Verworfenen verdammt, als mit den wenigen Auserwählten begnadet."

„Aber, mein Kind," ſtammelte Graf Saſſari, „der heilige Auguſtin —"

„Sagt daſſelbe," fiel ihm Maria ins Wort, — „er gilt mir auch ſo viel wie Calvin."

„Maria," nahm der Graf ruhiger das Wort, „es iſt nicht meine Sache, dich über die Myſterien zu belehren, du haſt deine Lehrer. Ich habe dir nur als Vater und als erfahrener Mann zu ſprechen, und dir einige Erwägungen vorzulegen. Du weißt, mein Kind, daß wir kein Vermögen haben. Meine Armuth trieb mich aus Modena in piemonteſiſche Dienſte. Meine Stelle reichte hin, uns mit Anſtand und beinahe unſerm Range gemäß leben zu laſſen. Nun ſind wir in die Welt hinausgeſtoßen und wir leben von der Gnade und Milde meiner Glaubensbrüder. Wenn ich ſterbe, was wird aus dir? Ja, was wird ſelbſt aus mir bei längerem Leben, wenn du in deiner Weigerung beharrſt? Glaube mir, man wird die Verſtocktheit der Tochter dem Vater nicht verzeihen. Bedenke meine ſchiefe Stellung in dieſer mir neuen Welt, bedenke, wie wenige Mädchen ſo glücklich ſind, in dem Manne ihrer Liebe zugleich einen Mann zu finden, der alle Glücksgüter mit ſeiner Liebe bietet. Herr von Chatelard, der Adelige kleinen Namens, wird ſeinen Sohn gern mit der Gräfin Saſſari verbinden und der Gräfin und Neubekehrten, der gewonnenen Seele, wird man alle Liebe, alle Ehrerbietung, alle Freude des Lebens gern entgegenbringen.“

„Sie meinen alſo,“ ſagte Maria mit einiger Bitterkeit, „daß ich mich denn doch bekehren ſoll, um eine gute Heirath zu machen?“

„Mein Fräulein,“ rief der Graf Saſſari mit Strenge, „eine Tochter hat ihrem Vater zu gehorchen; ein einfältiges junges Mädchen hat kein Recht, ſo ſehr auf ihre Grundſätze zu pochen und ihre ſogenannten Ueberzeugungen der Erkenntniß weiſer und gelehrter Männer, dem Willen ihres Vaters, dem Wunſche ihrer Wohlthäter entgegenzuſetzen. Mein Fräulein, dieſes Verfahren iſt unweiblich und kann bei einem jungen Mädchen nicht ohne einige Frechheit vorkommen. Hätte ich Sie ohne alles Wiſſen aufwachſen laſſen, ſo hätten Sie jetzt weder Muth noch Waffen, ſich mir zu widerſetzen, und Sie hätten ſich bekehrt, weil ich es befohlen hätte. Sie haben die Herzloſigkeit, perſönliche Ueberzeugungen vorzuſchützen, wo Sie an nichts Anderes denken ſollten, als wie Sie eine Ihrem Glücke und dem würdigen Auftreten Ihres Vaters entſprechende Stellung einnehmen. Sie aber thun Alles, um meine Stellung zu verderben und mir vielleicht ein unglückliches und hülfloſes Alter zu bereiten. Man hat Sie bis jetzt mit einer Rückſicht behandelt, deren Sie ſich unwürdig zeigen; man wird von nun an auf eine Weiſe gegen Sie auftreten, wie es Ihre Verſtocktheit gegen göttliche und menſchliche Geſetze verdient.“

Trotz dieſer Drohung kam jetzt für Gräfin Maria eine etwas ruhigere Zeit. Die Kamiſarden hielten ſich ſeit dem abgeſchlagenen Sturme von ihr fern und die Theologen waren etwas müde und hofften, daß die Verbindung mit Elie die Bekehrung Maria's trotz Allem zur Folge haben werde, da ſonſt an eine endliche Vermählung nicht zu denken war. Da trat, obwohl außer aller Verbindung mit Mont-Tabor, ein Ereigniß ein, welches den Eifer der Bekehrungsſüchtigen aufs Neue anfachen und auf das Leben der jungen Gräfin den größten Einfluß haben ſollte. Eine junge Genferin aus patriziſchem Geſchlechte, ein Fräulein Saraſſin, war, von einem Jeſuiten aus Carouge bekehrt, zum Katholizismus übergegangen. Sie war unendlich reich und trat mit allen ihren Reichthümern in ein Kloſter. Die Sache machte um ſo größeres Aufſehen, als das Fräulein aus einer ſtreng reformirten Familie ſtammte, als die Bekehrung von dem Jeſuiten in ſehr kurzer Zeit zu Stande gebracht und als dieſe nach den Verhältniſſen der Gegend als ein großer Sieg der Katholiken betrachtet wurde. Man hörte gewiſſermaßen den Jubel von Carouge herüber nach Genf ertönen. Die calviniſtiſche Geiſtlichkeit war gedemüthigt, beſchämt, noch mehr waren es die theologiſchen Einwohner von Mont-Tabor, welche ſeit Monaten vergebens an der Bekehrung eines in ihrer Mitte lebenden, ihnen ganz überlaſſenen Mädchens arbeiteten, unterſtützt vom Vater dieſes Mädchens und unterſtützt durch alle Umſtände, während der Jeſuit trotz aller Hinderniſſe, aus der Entfernung mit wenigen Briefen und, wie es hieß, nach nur zwei kurzen Zuſammenkünften, ſein Ziel erreichte. Ueberall in den reformirten wie katholiſchen Gegenden ringsumher wußte man, daß in Mont-Tabor ein junges Mädchen lebte, das man von allen Seiten beſtürmte, und das trotzdem den ausdauerndſten Widerſtand leiſtete. Man wußte in Mont-Tabor, daß die Katholiken frohlockten und daß ſelbſt die Reformirten über die Bekehrer zu ſpotten anfingen. Dem mußte ein Ende gemacht werden und man mußte Genugthuung haben jenem Jeſuiten gegenüber, man mußte den Verluſt der Genfer Patrizierstochter durch die Eroberung einer italieniſchen Gräfin decken. Es kam eine ganz neue Thätigkeit in die Bewohner von Mont-Tabor; es wurden neue Konferenzen gehalten, deren ausſchließlicher Gegenſtand Maria war, und endlich beſchloß man, ſie nach Genf zu bringen, da auch Herr Beſſon, der dort als Prediger angeſtellt wurde, in dieſe Stadt überſiedelte. Herr von Chatelard hatte in Genf eine alte Freundin, eine Wittwe, Madame de Planteamour, die in der frommen Welt eine große Rolle ſpielte, an der Spitze mehrerer religiöſen Geſellſchaften ſtand und die bereits, wenn auch noch nicht eine Katholikin zum Calvinismus, doch mehrere verlorene Frauenzimmer zu gottesfürchtigem Lebenswandel bekehrt hatte. Dieſer Dame ſollte Gräfin Maria Saſſari anvertraut werden, während Herr Beſſon ſeine Unterrichtsſtunden bei ihr fortſetzte. Madame Planteamour erklärte ſich gern bereit, das gottgefällige Werk zu unternehmen und ſprach ihre Zuverſicht aus, daß es ihr damit ebenſo gelingen werde, wie es ihr mit Gottes Hilfe ſchon bei den verſtockteſten Gemüthern gelungen ſei. Sie wollte, wie ſie verſicherte, der jungen Gräfin eine Mutter erſetzen und nur auf ihr Wohl und Heil ſinnen. Auf dieſe Antwort wurde der definitive Entſchluß gefaßt und vom Grafen Saſſari ſeiner Tochter angekündigt.

„Mein Vater," ſagte Maria, als ihr die Mittheilung gemacht wurde, „Sie wiſſen, daß das einzige Glück meines jetzigen Lebens mein Umgang mit Elie iſt, daß ich aus ſeiner Nähe viel des Troſtes ſchöpfe, deſſen ich in meiner Lage bedarf. Sie berauben mich um Vieles, indem Sie mich jetzt in die Ferne ſchicken, und mir ahnt, daß ich keinem glücklichen Leben entgegengehe. Aber Sie ſind mein Vater; ich verſage Ihnen den Gehorſam nicht weiter, als es unbedingt nothwendig iſt. Mein innigſter Wunſch iſt es, Ihre unterthänigſte Tochter zu bleiben und zwiſchen uns ein Verhältniß aufrecht zu erhalten, das Ihnen wenigſtens ein Theilchen Familienleben rettet, nachdem Sie Ihr Vaterland verloren. Ich weiß es, daß Sie ſich in einer Beziehung beunruhigen, Sie fürchten, daß ich in meiner Empörung gegen Sie weiter gehen werde, daß ich, wie ich es könnte, vielleicht die Hülfe meines

Königs anrufe, — fürchten Sie nichts! Ich werde nichts derart thun. Sie verfügen über mich nach Gutdünken, aber ich flehe Sie an, mich nicht einer unnöthigen Sklaverei zu überliefern und niemals zu vergeſſen, daß ich Ihre Tochter bin, wenn auch leider durch Ueberzeugungen von Ihnen getrennt."

Graf Saſſari erwiderte in kurzen Worten, daß Madame de Planteamour als eine ausgezeichnete Frau bekannt ſei und daß er ihr ſeine Tochter ohne die geringſte Beſorgniß anvertraue. Elie, als er von dem Plane hörte, ſtürzte herbei und bot Marien jede Hülfe an. „Fliehen wir," ſagte er, „ich fühle Kraft genug, Sie überall in der Welt zu beſchützen, für Sie zu ſorgen und den unverſöhnlichen Zorn meines Vaters zu ertragen."

„Noch fühle ich mich," erwiderte Maria, „zu einem ſolchen Schritte nicht berechtigt; noch iſt es meine Pflicht, abzuwarten, ob mein Vater mit der Zeit in dieſer Angelegenheit mit geringerem Eifer handeln wird. Auch darf ich Madame de Planteamour, die ich nicht kenne, nicht als ein Uebel betrachten, das mir das Recht zu einem Schritte gäbe, welcher mich vielleicht für immer von meinem Vater trennt. Er iſt allein, alt und in der Fremde; er kann noch in die Lage kommen, in der er meiner bedarf, und ich muß jeder Kataſtrophe ausweichen, die möglicherweiſe zwiſchen ihm und mir eine ewig trennende Kluft eröffnet. Laſſen Sie mich ziehen, lieber Freund. Madame de Planteamour iſt eine Frau, und wie ich hier trotz allem Glaubenseifer bei allen dieſen Herren doch noch ritterliche Rückſichten erfahre, ſo werde ich bei ihr vielleicht ein weibliches Herz finden, deſſen ich nach ſo langem ausſchließlichen Umgange mit Männern bedarf."

Nachdem die Liebenden ſich beſprochen, wie ſie einen Briefwechſel aufrecht erhalten möchten, trennten ſie ſich mit dem Verſprechen, nicht von einander laſſen zu wollen, und am ſelben Tage beſtiegen Herr von Chatelard, Graf Saſſari und ſeine Tochter die Karroſſe, um ſich nach Genf zu begeben. Die beiden Herren kamen am folgenden Tage wieder zurück.

Von dem Leben, das jetzt für die Gräfin Maria Saſſari begann, kann ich, Samuel Baud, nicht weiter als Augenzeuge erzählen, aber es ſind Briefe vorhanden, welche ſie während ihres Aufenthaltes in Genf an ihren Geliebten ſchrieb, welche Giorgio abholte und die er an Denjenigen abzugeben wußte, für den ſie beſtimmt waren, obwohl ſie die Adreſſe des Grafen Saſſari trugen. Von dieſen an Herrn Elie de Chatelard geſchriebenen Briefen theile ich hier einige ganz oder theilweiſe mit.

Genf, den 16. Januar 1704.

..... Madame de Planteamour ſieht ganz anders aus, als ich mir ſie vorgeſtellt habe. Sie iſt weder dürr, noch lang, ſondern im Gegentheil ziemlich klein und von einer nicht unangenehmen Fülle. Auch trägt ſie ſich nicht ſchwarz und übertrieben einfach, wie ich mir eine Genfer Puritanerin vorgeſtellt habe. Sie iſt ziemlich bunt und ich glaube nicht, daß ihre Toilette in allen Theilen den Luxusgeſetzen Calvins entſpricht. Ihre ſchon halb ergrauten Haare trägt ſie noch immer à la Henriette in unzähligen Locken und Löckchen. Was Küche und Tiſch ihres Hauſes betrifft, ſucht ſie allerdings wieder gut zu machen, was ſie mit ihrer Toilette gegen die Luxusgeſetze verbricht. Ich glaube, daß ſie drei oder vier Schüſſeln auf dem Tiſche haben dürfte; wir bekommen aber, neben einer ſehr dünnen Waſſerſuppe, gewöhnlich nur eine einzige zu ſehen .... Bis jetzt hat ſie ſich nur ſehr wenig um mich bekümmert, da ſie überaus beſchäftigt iſt, vielen Wohlthätigkeitsgeſellſchaften angehört und einen ſehr ausgedehnten Briefwechſel unterhält. Sie läßt mich halbe Tage lang allein in meiner Hinterſtube, die auf einen engen und düſteren Hof geht und von der aus ich nichts ſehen kann, als eben dieſen Hof, ein kleines Stück Himmel und die Spitze des einen Thurmes von St. Pierre, welcher mir mit ſeinem Glockenſpiele jede Stunde eine arg entſtellte Melodie eines Pſalmes von Goudimel vorſingt. Damit ich mir in dieſer Wohnung, in welcher eine Bibel, die Pſalmen Clement Marots und einige Andachtsbücher meine einzige Geſellſchaft ſind, nicht wie eine Gefangene vorkomme hatte Madame de Planteamour einige Tage nach meiner Ankunſt die Aufmerkſamkeit, mich zu einem Spaziergange einzuladen. Sie führte mich durch die Straßen der Stadt und erzählte mir bei dieſer Gelegenheit die Geſchichte Genfs, und ſo kamen wir auch vors Thor, an eine gewiſſe Stelle vor den Befeſtigungen, von der aus man die Ebene vom Plainpalais überſehen kann. Hier nahm ſie plötzlich eine feierliche, ja beinahe drohende Miene an, und mit ausgeſtrecktem Finger auf den Boden deutend, ſagte ſie: „Hier hat Calvin den Gottesleugner Michael Servet verbrennen laſſen.“ Vielleicht erwartete ſie von mir irgend eine Bemerkung über dieſe Schandthat und wollte ſie daran irgend welche Lehren anknüpfen — ich aber ſchwieg und nahm ihre Worte wie eine einfache hiſtoriſche Mittheilung eines Führers hin. Dann führte ſie mich wieder durch die Straßen und erzählte mir an verſchiedenen Punkten, durch verſchiedene Häuſer daran erinnert, von ungläubigen oder unſittlichen Frauen, welche Calvin und nach ſeinem Beiſpiele auch die ſpäteren Regierungen, im Hemde mit der Kerze in der Hand, durch die Straßen führen ließen, oder denen man andere derartige mehr oder weniger ſchimpfliche Penitenzen auferlegt hatte. Was war der Zweck dieſer Mittheilungen? Wollte ſie mich erſchrecken? Wollte ſie mir ſagen, mit welcher Strenge man in Genf verfahren könne? Ich geſtehe, daß ich nach dieſem Spaziergange etwas von der Sicherheit verlor, die mir das Benehmen der Madame Planteamour in den erſten Tagen eingeflößt hatte. Ich konnte mir nicht wegleugnen, daß ihre Mittheilungen wie Drohungen klangen und daß an der Stelle, wo Servet verbrannt wurde, aus ihren Worten und Blicken der Fanatismus eines Dominikaners hervorbrach. Indeſſen hat ſie mich ſeitdem wieder mir ſelbſt überlaſſen und ich habe mich über nichts zu beklagen, als über die Einſamkeit, über den Mangel einer mir zuſagenden Beſchäftigung, über meine dunkle Stube und vor Allem, mein lieber Freund, über meine Trennung von Ihnen. Indeſſen dient mir meine Einſamkeit dazu, mich auf das Lebhafteſte zu erinnern, was Sie mir während meines Aufenthaltes in Mont-Tabor waren, und es mich auf das Dankbarſte fühlen zu laſſen, was Sie mir ſind, da ich ohne Sie in dieſer Welt ganz verödet wäre, ohne Halt, ohne Stütze, ohne Liebe. Wahrlich, nach Allem, was ich in den letzten Monaten erfahren, müßte ich ohne Sie zu der ſchrecklichen Ueberzeugung gelangt ſein, daß ich Niemand mehr, daß ich überhaupt nicht mehr lieben könnte. Denken Sie ſich, daß Herr von Chatelard nicht einen Sohn beſäße wie Sie, oder, daß Sie während meines Aufenthaltes in Mont-Tabor abweſend geweſen und ich Sie nicht kennen gelernt hätte, oder daß Ihr freier Geiſt den Einflüſſen Ihrer Umgebung erlegen und Sie geworden wären wie die Anderen. Wen hätte ich jetzt auf dieſer weiten Welt? Wen könnte ich noch lieben? Wem ſonſt als Ihnen, mein theurer Freund, danke ich die Heiterkeit, die mir trotz Allem bleibt? Ich glaube wohl, daß ich in jedem Falle den Muth bewahrt hätte, mich gegen eine Lüge bis ans Ende zu ſträuben, aber dieſer Muth allein hätte mich nicht aufrecht erhalten, wie mich jetzt Ihre Liebe aufrecht erhält. Mit allem Muthe hätte ich nicht das Bewußtſein eines Kämpfers in der Schlacht gehabt, ſondern nur die troſtloſe Vereinſamung und die Verzweiflung des einzelnen Wanderers, der in der Wüſte von Thieren oder von Verſchmachtung überfallen wird. Soll ich dieſem Bekenntniſſe noch einen Dank hinzufügen? Oder irgend welche andere Verſicherung?....

Genf, den 30. Januar 1704.

..... Die Szene hat ſich bedeutend verändert. Die Geſchäftigkeit der Madame Planteamour in den erſten Tagen hatte nur den Zweck, die Hände frei zu machen, damit ſie ſich ganz und gar mir widmen könne. Seit ungefähr acht Tagen verläßt ſie mich, die Schlafſtunden ausgenommen, beinahe keinen Augenblick. Des Morgens werde ich durch ihre Magd geweckt und muß mich augenblicklich erheben, dann mich ſo ankleiden, wie es mir die Magd nach den Vorſchriften der Madame Planteamour befiehlt. Komme ich dann in die Wohnſtube dieſer Dame, werde ich wieder zurückgeſchickt, um das oder jenes an meiner Toilette zu ändern Sie findet an mir ſehr Vieles kokett und weltlich, was ſie ſich in einem weit höheren Grade erlaubt. Ich darf nicht den geringſten Schmuck tragen, während ſie Finger, Arme und Bruſt bedeckt hat; freilich mit Andenken von frommen Männern oder Zeugniſſen von guten Werken. Jeder Ring, jede Buſennadel hat irgend eine fromme Geſchichte, iſt das Monument einer Bekehrung oder einer Stiftung. Des Morgens frühe verſammeln ſich die Hausgenoſſen zu frommen Geſängen, und während geſungen wird, muß ich bei Seite ſtehen und zuhören. Dann nach dem Frühſtück lieſt mir Madame Planteamour einige Kapitel aus der Bibel vor. Sie begann mit der Schöpfung, und nach ihrem ſyſtematiſchen Fortſchreiten zu ſchließen, gedenkt ſie mir ſo das ganze alte und neue Teſtament vorzuleſen. Nach dieſer Lektüre kommt eine andere an die Reihe: Kommentare der Kapitel, die wir eben geleſen, und nach dieſen Kommentaren beginnt Madame Planteamour ein Geſpräch über das Geleſene, und ich muß gegen meinen Willen Einwürfe erheben, um widerlegt werden zu können. Da ich nicht die geringſte Luſt zu diſputiren habe, ſage ich das erſte Beſte, was mir einfällt, und Madame Planteamour iſt empört über die Albernheiten, die ich den ewigen Wahrheiten entgegenſetze. Sie iſt erſtaunt, daß man mich ihr als eine Perſon von einigem Geiſte geſchildert, und hat bereits begonnen, mich als ein dummes Mädchen zu behandeln. Manchmal, wenn ſie in dieſer Beziehung zweifelhaft wird, ſchreibt ſie mein Widerſtreben nur dem böſeſten Willen, der Verſtocktheit gemeinſter Art zu, und in dieſem Sinne gibt ſie Herrn Beſſon Anweiſungen zu meiner Behandlung. Ich werde alſo, dieß iſt meine Zukunft, entweder als ein böſes oder als ein dummes Mädchen behandelt werden. Herr Beſſon, der gegen Mittag kommt, unmittelbar nachdem die Diskuſſionen mit Madame Planteamour geſchloſſen ſind, ſcheint in der That dieſes Syſtem bereits angenommen zu haben. Wie ganz anders tritt er hier gegen mich auf, als in Mont-Tabor; ſo ſalbungsvoll, milde und einſchmeichelnd, als er dort geweſen, ſo heftig, ungeduldig iſt er hier. Madame Planteamour macht mir die heftigſten Vorwürfe darüber, daß ich einen ſolchen Mann ſo kränken könne, und oft unterbricht ſie ihn während ſeiner Lektionen, um mir eine Predigt zu halten, und er läßt ſich gerne unterbrechen. Mein lieber Freund, ich habe hier nichts zu thun, als Eine Tugend zu üben, die Geduld, und ich glaube, ich habe es darin ſchon weit gebracht. Wenn einſt in glücklicheren Zeiten unſerer Beider Wünſche gekrönt werden, dann, mein lieber Freund, bekommen Sie eine geduldige Frau, wie ſie ſich der größte Haustyrann nur wünſchen kann. Ach, ich ſcherze! aber ich kann es nur, wenn ich an Sie ſchreibe, an Sie denke. Dann kommt mir ein Schatten jener Heiterkeit zurück, mit der eine gütige Natur mein Weſen ausſtattete und die, ich gebe die Hoffnung nicht auf, einſt ebenſo kräftig und hell mein Inneres erfüllen wird, wie damals, als ich noch im Thale von Aoſta lebte und nicht wußte, daß es in der Welt Kummer und Sorgen gibt, daß der Tod die Mutter, der Glaube den Vater vom Kinde trennen könne. Leben Sie wohl!

Genf, den 10. Februar 1704.

..... Seien Sie gut gegen Giorgio, erzeigen Sie ihm Wohlthaten, wo Sie können. Der treue Diener entwickelt aus purer Treue und in ſeinem Eifer, mir zu dienen, das Talent und die Liſt eines ächten Komödienbedienten. Die Bücher, die Sie mir ſchicken, weiß er mir auf das Klügſte zuzuſtecken oder ſie, ſelbſt vor vielen Zeugen, irgend wie in der Stube unterzubringen, wo ich ſie dann, wenn ich allein bin, auffinde. Auch läuft er die halbe Nacht durch, um früh genug bei mir einzutreffen und mich ſprechen zu können, bevor Madame Planteamour erwacht iſt. Und wäre das Alles nicht, ich liebte ihn ſchon als meinen Landsmann und als Einen, der mich in einer beſſeren Zeit kannte. Wie verderben uns doch die Verhältniſſe? In meiner Jugend war ich über die Komödien empört, in denen Eltern und Vormünder von Kindern und Mündeln, meiſt mit

Hülfe von Dienern, betrogen werden. Ich fand das höchſt unmoraliſch, und wie ſehr ich die Liebe liebte, ſo konnte ſie mir doch nicht als Entſchuldigung dieſer Lügen und Betrügereien dienen. So puritaniſch war ich und ſo unpuritaniſch machen mich die Puritaner, daß ich jetzt ſelber die Mittel anwende, die mich einſt mit Entrüſtung erfüllten, daß ich eine geheime Korreſpondenz habe, mich eines Bedienten dazu bediene, meinen Vater betrüge und Diejenige, die er zu meiner Vormünderin gemacht. Aber glauben Sie nicht, daß ich mir darüber Gewiſſensſkrupel mache; auch halte ich mich nicht für ſo ſchlecht, als mich Madame Planteamour glauben machen will. Madame Planteamour hat nämlich entdeckt, daß meine Verſtocktheit in den niedrigſten Anlagen und Neigungen begründet ſei, daß mich nur die Liebe zum Laſter im Schooße der katholiſchen Kirche zurückhalte. Nur weil man mit Hülfe der Beichte und der Abſolution alle möglichen Schandthaten begehen könne, ohne der ewigen Verdammniß zu verfallen, nur deßhalb halte ich an der Religion der Beichtſtühle feſt. Ich ſage Ihnen das auf die verblümteſte Weiſe; Madame Planteamour drückte ſich und zwar in Gegenwart Herrn Beſſons etwas ſtärker aus und zählte mir alle die Laſter auf, alle meine niedrigen Neigungen, welche mich zu einer treuen Katholikin machten. Ich war erſtaunt über die Phantaſie einer ſo frommen Frau, ich war noch mehr erſtaunt, über die Verwirrung der Begriffe, welche Beſchränktheit, Vorurtheil und Haß hervorbringen können. Werden Sie es glauben? Die größten und erhabenſten Meiſter der Kunſt mußten die Beweiſe liefern, daß die katholiſche Religion nichts anderes ſei, als der Kultus der Sinnenluſt. Die Freude am Schönen, die ſich in den Kunſtwerken der italieniſchen Meiſter ausdrückt, iſt eine Freude am Irdiſchen, alſo am Sinnlichen, alſo am Niedrigen, alſo am Laſter. Die Kirche ließ ſich durch dieſe Künſte verherrlichen, alſo iſt ſie eine Beſchützerin des Laſters, und alle Diejenigen, die ſich von dieſer Kirche nicht losſagen wollten, beweiſen nur ihre Anhänglichkeit am Laſter, an der Sinnlichkeit, an der Verworfenheit. Sie werden begreifen, daß ich ſolchen Argumenten gegenüber zu ſtolz bin, meine geringe Katholizität hervorzuheben, ja daß ich mich herausgefordert fühle, mich gegen ſolche Anſichten aufzulehnen und mir ſelber einzureden, daß ich katholiſcher bin, als es in der That der Fall iſt. Ich bin alſo in den Augen der Madame Planteamour und jetzt auch ſchon in den Augen des Herrn Beſſon, der ihr in Allem beipflichtet, nicht mehr eine bloße Verblendete oder Verſtockte, die man zum Lichte bekehren will, nein, ich bin einfach eine Verworfene, in der alle Uebel bereits entwickelt oder wenigſtens im Keime vorhanden ſind. Madame Planteamour verwirft alle Moral und alle Tugend außerhalb des Glaubens, obwohl ſie zugeben muß, daß es unter Heiden und ſelbſt Katholiken moraliſche Menſchen gegeben. Trotzdem kommt ſie zu dem Schluſſe, daß man außerhalb ihrer Lehre auch nicht tugendhaft ſein könne. Mit einem Worte, lieber Freund, und um es ſo zart als möglich zu ſagen: Ich bin, weil ich keine Calviniſtin bin, eine Magdalene vor der Bekehrung. Es liegt mir im Grunde ſehr wenig an der Meinung des Herrn Beſſon — aber er iſt doch ein Mann, und Sie werden begreifen, wie es mich berühren muß, ſolche Dinge vor ihm anhören zu müſſen, und welche Stunden des Zornes, der Entrüſtung mir das bereitet. In der That kam ich nicht ſpäter als heute ſo ſehr in Harniſch, daß ich mich mit einem Male an ihn wandte und ihn aufforderte, mich gegen ſoche Angriffe zu vertheidigen. Aber dieſe Frommen haben den letzten Reſt jener Eigenſchaft verloren, die man Ritterlichkeit nennt, und Herr Beſſon antwortete mir auf die ſalbungsvollſte Weiſe, daß er mir aus der Schrift beweiſen könne, wie ſehr Madame Planteamour Recht habe. Ich muß mich darauf vorbereiten, Frauen wie Bathſeba und Abigail, weil es bibliſche Frauen ſind und weil ſie ihre Ehemänner an den Pſalmenſänger verrathen, zu verehren und mich ſelbſt als eine Verworfene zu betrachten. So lange ich es nicht zu dieſer Kraft des Glaubens gebracht, kann ich auf Ruhe nicht rechnen. Sie können ſich nicht vorſtellen, was mir Alles als Sünde oder vielmehr als katholiſch vorgeworfen wird. Da iſt z. B. eine Katze im Hauſe, eine nothwendige Mitbewohnerin wegen der unzähligen Mäuſe, die Tag und Nacht in den alten Mauern umhertoben. Dieſe Katze iſt ein ſehr anmuthiges Thier; vielleicht iſt ſie es auch nicht, aber ſie iſt das einzige Geſchöpf, das mir nicht predigt und das mich nicht als eine Verworfene betrachtet. Ich habe ſie lieb gewonnen, weil ich ihr Liebe zeigen kann, weil ſie ſich von mir ſtreicheln läßt und dazu ebenſo freundlich knurrt, als ob ſie eine reformirte Hand ſtreichelte. Sie iſt mir, was ſo vielen Gefangenen eine Spinne oder eine Maus war. Nun wohl! der Umgang mit dieſer Katze iſt mir verboten worden. Meine Liebe zu dem Thiere iſt katholiſch! Es iſt die Liebe zu den unvernünftigen Thieren ohne Seele, der Anfang des Götzendienſtes; ſo hat der Thierdienſt bei den Heiden begonnen, und die katholiſche Bilderverehrung, als Folge der Liebe zum Sinnlichen, iſt nichts als eine Fortſetzung und ein Abglanz jenes Götzendienſtes. Meine Liebe zur Katze war alſo katholiſch. Es iſt unglaublich, mit aller Phantaſie würde man es nicht errathen, in welchen Dingen allen Madame Planteamour Katholizismus wittert ....

P. S. So eben iſt mir Miltons „verlorenes Paradies", das Sie mir vor einigen Tagen ſchickten, konfiszirt worden; Miltons, des frommen puritaniſchen Dichters frommes Gedicht. Es iſt Poeſie, es iſt weltlich — vielleicht ſogar katholiſch?

Genf, den 21. Februar 1704.

Ich beſchwöre Sie, mein lieber Freund, beunruhigen Sie meinen Vater nicht meinetwegen, bedrängen Sie ihn nicht, machen Sie ihm keine Vorwürfe! Er kann nichts für mich thun, er hat ſeine ganze Gewalt über mich in die Hände der bewußten Herren und der Madame Planteamour niedergelegt; er hat ſich ſchriftlich verpflichtet, ſie in Allem, was meine Bekehrung betrifft, vollkommen frei gewähren zu laſſen, keinen Widerſpruch zu erheben und alle Mittel gut zu heißen, die man als angemeſſen erachtet. Verurtheilen Sie ihn nicht. Ich habe Ihnen, mein theurer Freund, ein Geſtändniß abzulegen, Sie in ein Geheimniß einzuweihen. Ich bin es Ihnen ſchuldig, einmal meines Vaters wegen, daß Sie ſeine Handlungsweiſe nicht zu hart beurtheilen, dann weil ich Ihnen überhaupt alles Vertrauen ſchuldig bin. Ich muß mich kurz faſſen, ich muß mich beeilen, bevor die Nacht in mein immer dämmeriges Zimmer hereinbricht und bevor Madame Planteamour von ihrem nachmittägigen Beſuche zurückkehrt. Da mir ſo wenig Zeit übrig bleibt, müſſen Sie ſich zu dem, was ich Ihnen zu ſagen habe, Vieles hinzudenken, und Sie thun mir damit einen Gefallen, da Sie mir das Ausſprechen ſehr peinlicher Dinge erſparen.

Vor Allem: mein Vater iſt nicht immer zurechnungsfähig; man würde ihm Unrecht thun, wollte man ihn für Alles, was er thut oder unterläßt, verantwortlich machen. Sein Geiſt iſt durch eine Reihe äußerer und innerer Erlebniſſe bis zu einem gewiſſen Grade zerrüttet. Seine Bekehrungsgeſchichte iſt nicht ſo, wie man ſich dieſelbe in Mont-Tabor erzählte; nein, ſie iſt leider anders.

Mein Vater gehört einer in Vermögensverhältniſſen herabgekommenen Familie an; um dieſer neuen Glanz zu geben und von Ehrgeiz getrieben, verließ er Modena, um in Piemont, das ſich ſeit einer Reihe von Jahren bedeutend zu erheben begann, Dienſte zu nehmen. Obwohl ziemlich gleichgültig in Glaubensſachen, ſchloß er ſich, um deſto raſcher zu ſeinem Ziele zu gelangen, der mächtigen Partei der Geiſtlichkeit an. Er bekam in der That auch bald eine gute Stellung, als eine Art von Statthalter des Thales von Aoſta. Wir, meine Mutter und ich, wir waren glücklich in dieſem reizenden Thale und hätten gewünſcht, es nie verlaſſen zu müſſen. Nicht ſo mein Vater. Er blieb mit Regierung und Geiſtlichkeit in Turin in beſtändiger und inniger Verbindung, nur den Moment abwartend, wo er Unterpfänder ſeiner Treue und Fähigkeit liefern könnte, um dann deſto raſcher emporzukommen. Der Moment ließ leider nicht lange auf ſich warten. Es brach eine jener unruhigen Bewegungen in den Thälern der Waldenſer aus, welche manchmal die Folge unerträglichen Druckes, manchmal von der katholiſchen Geiſtlichkeit künſtlich hervorgebracht waren, um Vorwände zu neuer Verfolgung der Ketzer zu haben. Bei meinem Vater wurde unter der Hand angefragt, ob er an der Spitze mehrerer Kompagnien als Kommiſſär der Regierung ſich in die Thäler der Waldenſer begeben und daſelbſt ſo walten wolle, wie man ihm vorſchreiben werde? Schon auf die Anfrage hin eilte mein Vater nach Turin und dort vor Allem zum Erzbiſchof, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Ich muß eilen mit meinem Berichte. Mein Vater wurde in die Thäler der Waldenſer geſchickt. Die Unruhen wurden unterdrückt. Laſſen Sie mich nicht ſagen, wie? Mein Vater war ein Verfolger, wie ihn die Inquiſition wünſchen konnte. Nach Turin kehrte er mit einem traurigen Gefolge zurück: mit vier ehrwürdigen Prieſtern der unglücklichen Sekte, mit vier Duldern in Feſſeln. Man ſtempelte ſie zu Rebellen und Hochverräthern und alle vier wurden in Turin gehängt. Mein theurer Freund, das hat der Vater Ihrer Geliebten gethan, ein Mann, der nicht an die Satzungen der katholiſchen Kirche und vielleicht noch weniger an die Schuld der vier Märtyrer glaubte. Er hielt ſich für ſtark genug, um ein Staatsmann zu ſein, wie unzählige Andere, und ſich mit unzerſtörbarer Ruhe des Verſtandes einem Syſteme anſchließen zu können, wie viele Andere, Alles zu vermögen, was das Syſtem und was die Carrière verlangt. Das Syſtem erſetzt bei den meiſten Staatsmännern und Beamten Italiens das Gewiſſen und die Vernunft: er glaubte ein ſolcher Staatsmann zu ſein. Er war es nicht. Unglückſeliger Weiſe mußte er in einer Sendung an demſelben Morgen, an welchem die vier Märtyrer hingerichtet wurden, die Stadt verlaſſen und an dem Richtplatze im entſcheidenden Momente vorüberkommen. Seine Carrière war gemacht; er hatte dem Klerus die verlangten Opfer geliefert und er erhielt eine Stellung in Turin, die ihn dem Throne nahe brachte und weite ſtolze Ausſichten eröffnete. Ach, es war ihm damit nicht geholfen. Er vergaß die Verfolgungen, die er über die Thäler der Waldenſer hatte ergehen laſſen, und den Tod der vier Märtyrer nicht wieder. Wozu Ihnen einen grauenvollen Seelenzuſtand ſchildern und Ihnen erzählen, wie meine Mutter an den Thaten ihres Gatten, den ſie geliebt hatte, und an ſeinem Anblick zu Grunde ging. Sie ſtarb noch jung, und erwägend, daß Derjenige oder vielmehr Diejenige, die nunmehr beſtimmt war, ihn zu tröſten, ſein Arzt zu ſein, daß ich das Uebel kennen mußte, an dem er krankte, weihte ſie mich in das Geheimniß ein, in das Geheimniß ſeiner Gewiſſensbiſſe und ſeiner ſchauderhaft verbrachten Tage und Nächte. Er verſank immer mehr in ſich ſelber, in ein Brüten, welches nichts anderes war, als ein Suchen des Heiles oder vielmehr ſeiner Heilung. Dieſe konnte er unmöglich in einer Kirche finden, die ihn zu ſeinem Verbrechen bewogen hatte, und er floh aus einer Religion, in deren Schooß ſich ſonſt Sünder und Verbrecher zu flüchten pflegen. Die Logik ſolcher Gemüthskranken iſt ſehr eigenthümlich. Gerade was in der calviniſtiſchen Religion am meiſten abſtoßen muß, zog ihn am Stärkſten an. Die Verdammniß, die er, nach der calviniſtiſchen Lehre, mit der ungeheuren Mehrheit des Menſchengeſchlechtes zu theilen hatte, verlor für ihn einen großen Theil ihrer Schrecken; er konnte aber auch, nach eben dieſer Lehre, einer der wenigen Auserwählten und trotz ſeines ungeheuren Verbrechens gerettet ſein. Dieß machte ihn zum Calviniſten. — Ich muß eilen, die Dunkelheit nimmt immer mehr zu. — Er fühlte ſich vernichtet und gedemüthigt, als er merkte, daß ich, von meiner Mutter unterrichtet, um ſeinen Seelenzuſtand und ſeine Verbrechen wußte. Er fürchtete dadurch ſein Kind zu verlieren und ich mußte ihn beruhigen, indem ich ihm ſchwor, ihm immer eine gehorſame Tochter zu ſein. Leider habe ich ſeinen Seelenzuſtand für einen Augenblick vergeſſen, an jenem Tage, als Sie mich und meine Bilder vor den Kamiſarden erretteten. Sie werden aber, nach dieſen Mittheilungen, künftig Manches an mir und meinem Vater beſſer verſtehen. Sie werden nun begreifen, warum er ſich ſelbſt, gewiſſermaßen mit gebundenen Händen, den calviniſtiſchen Fanatikern, die übrigens ſeine Geſchichte kennen, hingibt und warum er, abgeſehen von ſeinem Eifer, auch mich ſo dringend zu belehren ſucht. Er möchte, ſo weit es ihm möglich, den der römiſchen Kirche feindlichen Religionen gewiſſermaßen Erſatz liefern für Das, was er an den Waldenſern gethan. Religion und Gewiſſen ſind bei dieſer Illuſion gleich betheiligt. Darum aber glauben Sie ja nicht, daß der weltliche, kluge Mann, als welcher mein Vater ſeine Laufbahn begonnen, in ihm gänzlich erſtorben ſei; er kommt noch manchmal zum Vorſchein, und dieß rechtfertigt mein etwas hartes Benehmen, das ich mir damals zu Schulden kommen ließ, als er mich an die Nützlichkeit einer Bekehrung erinnerte. Sie werden nun auch verſtehen, mein Freund, warum ich in meinem Gehorſam vielleicht weiter gehe und in meiner Fügſamkeit, als es ſonſt die Pflicht geböte; warum ich Vieles ertrage, das ich ſonſt nicht ertragen würde. Aber glauben Sie nicht, daß ich mit alldem vergeſſen werde, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin.

Alſo, mein lieber Freund — ich wiederhole die Bitte, mit der ich begonnen — beunruhigen Sie meinen Vater nicht — er kann nichts thun — ich bin ſeiner Gewalt entzogen — es iſt dunkle Nacht. Gute Nacht.

... März

.... Frau Planteamour glaubt jetzt, meine Verſtocktheit habe ihre Urſache im Fleiſche; ich müßte mich kaſteien, um zur Erkenntniß durchdringen zu können. Sie läßt mich förmlich faſten. Mein Leib ſoll von aller Weltlichkeit geſäubert und damit auch in meiner Seele aufgeräumt werden; wenn ſich dann das Bedürfniß nach dem Himmel einſtellt, iſt ſie da, um mir die Wege dahin zu zeigen. Sie würden gut thun, mein lieber Freund, mir künftig durch Giorgio anſtatt der Bücher einiges Brod oder irgend welche Nahrungsmittel zuſtecken zu laſſen. Der gute Giorgio, glauben Sie ihm nicht, daß ich ſo ſchlecht ausſehe, er ſieht mich mit den

Augen der Beſorgniß. Ich bin allerdings etwas blaß geworden, aber das kommt nur von den lichtleeren Räumen, in denen ich meine Tage verbringe. Madame Planteamour führt mich jetzt nur äußerſt ſelten in die Luft und überhaupt aus dem Hauſe. Des Abends muß ich ſie manchmal in Konventikel begleiten, in denen ich mich auf das Grauſamſte langweile. Ich höre da ewig daſſelbe und ich begreife in der That dieſe Menſchen nicht, wie ſie bei dieſer Einförmigkeit ihrer Gedanken beſtehen und darauf noch ſtolz ſein können .....

Ende März ....

Alſo Sie, mein Freund, ſind vor mir ſchwach geworden? Sie rathen mir, nachzugeben? Ich ſoll eine Förmlichkeit erfüllen, die mich nicht hindert, in meinem Innern zu bleiben, was ich will? Seien Sie ruhig, mein theurer Freund, ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Wären Sie im Gefängniß, wüßte ich Sie von Inquiſitoren umgeben, von der ungeheuerſten Langeweile belagert, ſo vielen Quälereien und Demüthigungen ausgeſetzt, dann wäre ich wohl eben ſo ſchwach, Ihnen Aehnliches zu rathen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß man nicht mehr iſt, was man ſein will, nachdem man ſelbſt nur eine Förmlichkeit erfüllt hat, die mit unſerm Weſen im Widerſpruch iſt. Jedes Ereigniß, jede That, der wir uns mit dem letzten Reſte des freien Willens fügen, wird ein Tyrann unſerer ganzen Zukunft, den wir nicht zu ſtürzen im Stande ſind. Man kann Vieles ſühnen, man kann ein geſtörtes Gleichgewicht wieder herſtellen, aber man kann Nichts verwiſchen. Und ſeien wir froh damit; welche ſinnloſe Moſaik wäre unſer ganzes Leben, wenn wir vergeſſen könnten. Sie ſagen: Form! Allerdings, es gibt abgeſtorbene Formen, die man verachten muß, aber andere haben noch einen lebendigen Inhalt und man kann ſich über ſie nicht hinwegſetzen, ohne ſich an ſich ſelbſt und an der Welt zu verſündigen. Indeſſen iſt es das nicht allein, was mich abhält, mich gefälliger zu zeigen; es iſt Etwas, was viel ſtärker iſt als all' mein Nachdenken, als meine Ueberzeugungen, als mein Stolz und mein Charakter. Ich bin eine Italienerin, und als ſolche habe ich der Religion gegenüber das Gefühl, das, wie ich glaube, die orientaliſchen Völker beherrſcht, bei denen Religion und Nation eins und daſſelbe ſind, in einander verſchwimmen und nicht getrennt werden können. Wie ungläubig ich auch bin, ſo kann ich mir doch dieſes Italien ohne ſeine Kirchen, ohne ſeine Giotto, Fra Beato, Brunelleschi, Leonardo, Raphael, Michel Angelo, Andrea del Sarto nicht denken und ohne die ganze Geſchichte, die mit Italiens Paläſten, mit ſeinen Kirchen, Dichtern und Künſtlern zuſammenhängt. Wenn ich mich mir ſelber fromm vorſtelle, ſo denke ich mir auch, daß ich mich in meinem Kummer ſo recht nur in einer italieniſchen Kirche ausweinen und nur beim Anblick dieſer Bilder, die von den Wänden auf mich niederſehen, aus Herzensgrund ausbeten und tröſten könnte. Es iſt das Alles mit einem italieniſchen Herzen als ein Theil des Nationalgefühles, als ein Familiengefühl verwachſen, und eine Trennung von dem Allen wäre mir wie Felonie und ein Uebergang aus dem Dom von Piſa oder aus der Kathedrale von Parma in einen leeren, weiß angeſtrichenen Tempel, wäre mir wie ein Losſagen von aller Schönheit und wie eine Verhöhnung meiner ganzen Jugend. Glauben Sie mir, wenn der Italiener von Sinn und Gefühl nicht in eine der weiter vorgeſchrittenen Kirchen übergeht, ſo iſt das bei ihm nicht ein Zeichen mangelhafter Erkenntniß. Ich will nicht ſagen, daß das Land, welches die Campanella und die Galilei hervorgebracht hat, ewig in dem Glauben verharren werde, der ihm vor tauſend Jahren zurecht gemacht worden, aber ich glaube allerdings, daß, ſo lange jene Zeiten, die ſo Großes und Schönes geſchaffen, unſere ſchönſten Zeiten ſind, ſich ein italieniſches Herz von Allem, was mit ihnen verwachſen iſt, alſo auch von der katholiſchen Kirche ſchwer trennen wird. Ein ungläubiger Katholik Italiens, dem die Unfehlbarkeit des Papſtes, überhaupt die Dogmen der römiſchen Kirche nichts ſind, verläßt trotzdem, wenn er die römiſche Kirche verläßt und in eine der proteſtantiſchen eintritt, ſehr viel, ohne etwas dafür zu gewinnen. Wer über die katholiſchen Dogmen durch eigenes Nachdenken hinausgekommen iſt, der iſt auch über die proteſtantiſchen hinausgegangen. Der Einzelne, der ſich reformirt, bleibt nicht auf halbem Wege ſtehen, wo die Maſſen, von Predigern geführt, ſtehen bleiben. Er begeht eine größere Lüge, indem er ſich für eine andere Kirche erklärt, als wenn er in der angeborenen bleibt, für die er nicht verantwortlich iſt. Die reformirten Kirchen werden darum immer weniger Bekehrungen machen, als die katholiſche, wenn nicht wieder politiſche Gründe die Maſſen in Bewegung ſetzen und ſie ihnen entgegentreiben. Die katholiſche hingegen wird immer neue Bekehrte aufnehmen, weil Derjenige, der Glaubensbedürfniſſe hat, dahin geht, wo ſie am ſtärkſten befriedigt werden.

Lachen Sie nicht, daß ich Ihnen wie ein Doktor ſpreche und gewiß Altbekanntes wiederhole. Mein Geiſt wie mein Herz ſind ſeit einem Jahre durch meine Lage zu ſehr aufgefordert, ſich mit dieſen Dingen zu beſchäftigen, und es iſt natürlich, daß ich Ihnen bei dieſer Gelegenheit meine ungefähre Meinung ſage, daß ich Ihnen andeute, aus wie vielen Gründen es mir unmöglich iſt, ein Wort auszuſprechen, das mich von vielen Quälereien befreien und mich zu Ihrer Gattin machen würde. Ich weiß es, wie undankbar meine Verſtocktheit iſt, wie geringe Früchte ſie ſelbſt meiner Eitelkeit tragen kann, da ich dem einen Glauben widerſtehe, ohne die Märtyrerin des andern zu ſein. Niemand dankt mir mein Benehmen, bei Vielen erweckt es Haß, mich ſelbſt kann es zu Grunde richten und bringt es um mein Glück; aber was iſt zu thun? Sagen Sie mir wenigſtens, daß ich Recht habe.

Ihre treue Maria.

. . . . 6. April . . .

Ich habe Sie auf der Treppe gehört, ich habe Ihre Stimme erkannt, mein lieber Freund; ich konnte nicht zu Ihnen eilen, da man in dem Augenblicke, als Sie im Hauſe erſchienen, einen Riegel vor meine Thür ſchob und ich gefangen war. Ich weinte vor Sehnſucht nach Ihnen und vor Ingrimm während des ganzen Lärmens auf der Treppe. Ich erfuhr dann von einer Dienſtmagd, die mir einige Freundſchaft zeigt, daß Sie gekommen ſind, um mich zu befreien. Laſſen Sie ab, mein Freund, von dieſen Verſuchen, ſie tragen nur dazu bei, mein Loos zu verſchlimmern. Oft finde ich jetzt den Riegel vor meine Thüre geſchoben; meine Diät wird immer ſtrenger, Herr Beſſon kommt nicht mehr, um mich zu unterrichten; nicht mehr die Ueberredung — die Gewalt, die Ermüdung ſoll mich belehren. Der arme Giorgio, der mit Ihnen auf der Treppe war, iſt, wie ich von der Dienſtmagd höre, im Gefängniß. Sie wird dafür ſorgen, daß dieſe Zeilen, die ich in Haſt ſchreibe, an Sie gelangen. Thun Sie um Gottes Willen Alles, um Giorgio zu befreien; leider iſt er Unterthan des Kaiſers, und dieſer hat keinen Agenten hier. Zu mir wird man ihn auf keinen Fall mehr laſſen, und ich weiß nicht, wie lange unſer Briefwechſel noch dauern wird. — Noch Eins: Der Syndik hat der Madame Planteamour einen Mann vors Haus geſtellt, der es überwachen und die Schaarwache benachrichtigen ſoll, ſobald ein Verſuch zu meiner Befreiung gemacht wird. Madame Planteamour iſt die Schwägerin des Syndik. — Noch Etwas: Sie ſagte mir, daß ich jeden Gedanken an Flucht aufgeben ſolle; man kenne mich an allen Thoren, und bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich, daß ſie mich zu wiederholten Malen durch ſämmtliche Stadtthore geführt, nur um mich den Thorwächtern zu zeigen, damit mich dieſe im Falle einer Flucht erkennen und aufhalten. Sie ſagte es mir übrigens rund heraus, daß jeder derartige Verſuch von meiner oder von anderer Seite meinem Schickſale nur eine traurige Wendung geben könne.

. . . . Ende April . . . .

Jetzt, mein Freund, iſt es Zeit. Ich gebe Ihnen Vollmacht, thun Sie Alles, was Sie können, um mich zu befreien. Haben Sie keine Rückſicht mehr, auch nicht für meinen Vater. In dieſen Wochen, in denen unſer Briefwechſel unterbrochen war, habe ich das Schlimmſte erfahren, und ich befinde mich in einer ſchmachvollen Lage. Madame Planteamour hat mehrere verlorene Geſchöpfe in der Straße aufgegriffen, und dieſe bilden jetzt meine einzige Geſellſchaft. Ich werde von ihnen als ihresgleichen behandelt, aber von Madame Planteamour als tief unter ihnen ſtehend, denn ſie geben alle möglichen Verſprechungen, die man von ihnen verlangt, und laſſen ſie neue Triumphe hoffen. Sie genießen innerhalb des Hauſes die größte Freiheit, während ich fortwährend wie eine Gefangene gehalten und von ihnen und der Dame des Hauſes zu Dienſtleiſtungen gezwungen werde. Es iſt mir ein widerwärtiger Anblick, wie dieſe Mädchen eine jämmerliche Komödie ſpielen, und wie ſich die fromme Dame gerne täuſchen läßt .... Ich höre und ſehe Dinge, die mich vor mir ſelbſt entwürdigen. Und doch muß ich mich auf die Barmherzigkeit einer dieſer Perſonen ſtützen, um Ihnen dieſe Zeilen zukommen zu laſſen. Sie iſt wahrlich beſſer als Madame Planteamour und hat es zum Theil aus Güte, zum Theil aus Luſt, ihre Bekehrerin zu betrügen, übernommen, einen Boten und eine Gelegenheit ausfindig zu machen. Leben Sie wohl. Ich ſchäme mich, Ihnen ausführlicher zu ſagen, was mich beſtimmt, Sie zum Aeußerſten, ſelbſt zur Gewalt und zur offenen Empörung gegen Ihren Vater aufzufordern.

Dieſer letzte Brief kam Herrn Elie de Chatelard erſt ſpät zu, denn es waren viele Tage vergangen, bis jenes liederliche Frauenzimmer durch einen ihrer Freunde, einen Schiffer aus dem Hafen Genfs, den Brief nach Nyon ſchicken konnte. Dort, nach der Verabredung, die ich mit Herrn Elie de Chatelard getroffen hatte, fing ich ihn auf, und darauf verging wieder eine geraume Zeit, bis ich den Aufenthalt des jungen Herrn in Genf ausfindig machen konnte. Herr Elie de Chatelard hatte nämlich das Haus ſeines Vaters, mit dem er ſich gänzlich überworfen hatte, ſeit einigen Wochen verlaſſen und ſich in Genf angeſiedelt, um ſeiner

Geliebten nahe zu ſein. Er wohnte in dieſer Stadt mit Giorgio, den er aus dem Gefängniß befreit hatte, der ſich aber verbergen mußte, weil ihm der Aufenthalt auf dem Gebiete Genfs verboten war. Manchmal, wenn er Entdeckung befürchtete, begab ſich Giorgio nach Carouge auf ſavoyiſches Gebiet. Herr Elie de Chatelard, als ich ihm die Zeilen der Gräfin Saſſari überbrachte, gerieth außer ſich und brach bald in Wuth, bald in Thränen aus. In der jetzigen Lage ſeiner Geliebten hätte er vielleicht auf die Hülfe des alten Grafen hoffen und ihn bewegen können, ſein väterliches Anſehen wieder zu ergreifen, um ſeine Tochter aus der ſchmählichen Umgebung, aus den Demüthigungen, mit denen man ſie erdrückte, zu befreien; aber er war ferne. Man hatte ihn in einer Sendung religiöſen Charakters an die Freunde in den Niederlanden und in Schottland auf Reiſen geſchickt. Was mich betrifft, ich glaube nicht, daß der Graf Saſſari von einigem Nutzen geweſen wäre, denn ſeit der Abweſenheit ſeiner Tochter hatte er jeden Willen und jede Selbſtändigkeit verloren, ja ich glaube, daß ſein Geiſt jede Fähigkeit zu irgend welchem Entſchluſſe eingebüßt hatte. Wenn ihn die Herren auch immer mit einer gewiſſen Rückſicht behandelten, ſo gaben ſich doch die Diener auf Mont-Tabor mit Achſelzucken und halben Worten zu verſtehen, daß Herr Graf Saſſari ſeines Verſtandes nicht immer mächtig ſei; und ſein Umherirren während der Nacht, ſein Tage lang andauernder tiefer Trübſinn, in dem er kein Wort hervorbrachte, ſchienen das zu beſtätigen. Aber das gehört nicht hieher.

Herr Elie de Chatelard eilte ſogleich in das Haus der Madame Planteamour, entſchloſſen, um jeden Preis bis zu ſeiner Geliebten vorzudringen und ſie wo möglich ſogleich aus dem Gefängniſſe zu befreien. Zu ſeinem Erſtaunen fand er jetzt die Thüren offen und das Haus in allen Theilen zugänglich. Madame de Planteamour war ausgegangen und er traf nur jene Perſonen, die ihm Fräulein Saſſari beſchrieben hatte. Dieſe ſagten ihm ſogleich, daß Fräulein Saſſari vor mehreren Tagen aus dem Hauſe fortgebracht worden, aber ſie konnten nicht ſagen, wohin, wie ſehr ſie es auch offenbar gewünſcht hätten, Madame Plantamour zu verrathen. Indeſſen erinnerte ſich eine derſelben und zwar dieſelbe, welche den Brief beſorgt hatte, daß Fräulein Caſſari höchſt wahrſcheinlich über den See gebracht worden, denn ſie hatte Tags vorher denſelben Schiffer am Hauſe geſehen, dem ſie den Brief übergeben. Darauf hin holte mich Herr Elie an der Kathedrale ab, wo ich ihn erwartete, und wir gingen zuſammen hinab an den Hafen. Ich erkannte ſogleich den Schiffer, und für ein gutes Geſchenk erzählte er bereitwillig, daß er in ſeinem Kahne vor ungefähr acht Tagen, und während der Nacht, ein Fräulein, das von mehreren Männern begleitet war, über den See nach Nyon gebracht habe. Ich aber wußte, daß Gräfin Caſſari nicht auf Mont-Tabor und nicht im Schloſſe des Baillo ſich befand, und Herr Elie gerieth aufs Neue außer ſich, als ihn der Gedanke überfiel, daß ſie ſich nirgends anderswo, als in jenem Hauſe der Büßerinnen befinden könnte, welches die Frommen ganz in der Nähe von Nyon erbaut hatten. Er gab mir den Abſchied und begab ſich ſogleich nach Carouge, um Giorgio, der ſich eben dort befand, aufzuſuchen, da es möglich war, daß er ſeiner Hülfe bedurfte, und da er ſich auf ihn in Allem verlaſſen konnte, wenn es ſich um die Befreiung der Gräfin handelte.

Dieſer Gang nach Carouge war für den armen jungen Herrn verhängnißvoll. Bevor ich aber dieß erzähle, muß ich hier einſchalten, was ich ſpäter erfahren habe. Madame Plantamour, ſowie die frommen Herren und die Syndiks von Genf waren wegen der Angelegenheit der Gräfin Caſſari beſorgt geworden. Giorgio hatte in Carouge erzählt, was vorging; außerdem hatte die Geiſtlichkeit daſelbſt bereits erfahren, daß man in Genf eine katholiſche junge Dame convertiren und zum Uebertritt zwingen wolle. Die Regierung von Savoyen hatte ſchon mehrere Male angefragt und ſogar gedroht. Genf iſt ein kleiner Staat und von Katholiken umgeben, die Syndiks befürchteten große Verlegenheiten und theilten ihre Befürchtungen der Madame Plantamour mit, und in Folge deſſen beſchloß man, Fräulein Caſſari auf Berner Land zu bringen, weil Savoyen nicht den Muth hatte, ſich mit den Berner allmächtigen Herren zu entzweien. Dieß iſt die Urſache, warum Fräulein Saſſari in das Haus der Büßerinnen nach Nyon gebracht wurde.

Herr Elie de Chatelard fand Georgio zu Carouge in einer Weinſchenke, aber er fand dort in ſeiner Geſellſchaft noch einen Anderen, einen merkwürdigen Mann, vor dem damals die ganze Gegend zitterte, und deſſen ſich die Herren von Genf, die er zu Tode ärgerte, gerne bemächtigt hätten. Es war dieß der Seigneur von Copponex, ein ſavoyiſcher Edelmann, der zwar nur geringes, ſehr geringes Vermögen, aber ein altes Schloß mit wenigen Ländereien hatte, und welcher ſich aus alten Zeiten beinahe ganz unabhängige Souveränitätsrechte bewahrt hatte. Es gab damals noch mehrere ſolche Herren an den Gränzen zwiſchen Savoyen und Frankreich. Seigneur de Copponex hielt treu zum Hauſe Savoyen, ſeine Familie zeichnete ſich immer im Kriegsdienſte aus; das Haus Savoyen beſchränkte darum ſeine Rechte nicht und ließ ihn gerne gewähren, weil er vorzugsweiſe die Republik Genf beläſtigte. Seit vielen Jahren führte er gegen Genf einen Krieg, wie ihn ehemals die Löffelritter gegen Genf geführt hatten. Er beläſtigte fortwährend die Gränzwachen, griff das Genfer Gebiet auf den verſchiedenſten Punkten an, plünderte die Landhäuſer und Güter der Syndiks und der Adeligen und zog ſich dann auf ſein Schloß zurück, wo er ſicher war, da ihn die Genfer daſelbſt nicht angreifen konnten, ohne ſavoyiſches Gebiet zu verletzen. Am Furchtbarſten war er und die kühnſten Thaten führte er aus, wenn die Genfer Herren einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzten. Dann erſchien er plötzlich in der Stadt ſelbſt, ſtahl irgend etwas, z. B. irgend ein Wappen oder eine Fahne vom Hauſe eines Syndik, malträtirte irgend einen Beamten, dem er begegnete, und war wieder verſchwunden, bevor die Schaarwache gerufen werden konnte. Der Seigneur de Copponex war übrigens in der Umgegend ſehr beliebt, da er ſelten einem ſeiner Landsleute etwas zu Leide that, im Gegentheil immer mit ſeiner Hülfe bereit war, wenn Jemand Unrecht geſchah. Er wollte ein Ritter aus alter Zeit ſein, der überall das Unrecht bekämpft und den Verfolgten zu Hülfe kommt. Nur in Genf war er verrufen, aber ſelbſt da beim niedern Volke beliebt, und man behauptete, daß er bei ſeinen Streichen gegen die Syndiks von Genfern unterſtützt werde, freilich nur von den Habitants, nicht von den Bourgeois, denn damals begannen ſchon die Bewegungen der Habitants gegen die Regierung von Genf. Man ſagte auch vom Seigneur de Copponex, daß er einen unvergleichlichen Muth beſitze und vor keiner Unternehmung erſchrecke. Er war zwar zu arm, um ſich ein Gefolge, eine kleine Armee zu bezahlen, aber ſo oft er etwas unternehmen wollte, fand er an den Gränzen und in Genf ſelbſt immer unbeſchäftigte Leute genug, die ſich ihm anſchloſſen und die zu Allem bereit waren. Dieſen Seigneur de Copponex fand Herr Elie de Chatelard zu Carouge, wie er eben dem Giorgio zu trinken gab und ſich von ihm die Geſchichte der Gräfin Saſſari erzählen ließ. Elie hatte ihn nie geſehen, er hatte von ihm immer nur wie von einem Raufbold, einem rohen Geſellen, wie von einer Art Räuber ſprechen hören, und er machte ihm beim erſten Anblick, wie er an dem Tiſch der Schenke vor dem Weine daſaß, auch einen Eindruck, der mit dem Gehörten übereinſtimmte. Geſicht und Stirn waren von mehreren Narben entſtellt, mit einer dicken Haut überzogen und wettergebräunt; ſeine Kleider hie und da geflickt und im Ganzen vernachläſſigt. Ein großer, breiter Degen mit eiſernem Griff hing an ſeiner Seite und im Gürtel trug er zwei gewaltige deutſche Reiterpiſtolen. Aber ſobald ihm der Name Elie's von Giorgio genannt wurde, und er ſich erhob, um ihn zu begrüßen, verwandelte ſich ſein ganzes Weſen. Er war mit einem Male ein anmuthiger Edelmann von den feinſten Manieren, und wie er Elie einlud, mit ihm ein Glas Wein zu nehmen, vergaß dieſer, daß er ſich in einer ſchmutzigen Schenke befand, und glaubte der Gaſt eines großen Herrn zu ſein. Ich weiß es nicht, welcher von Beiden das Geſpräch auf das Schickſal der Gräfin Maria brachte; wahrſcheinlich war es der Herr de Copponex, da Herr Elie de Chatelard nicht mittheilſamer Natur war. Vielleicht aber hatte doch dieſer von einer Sache zu ſprechen begonnen, von der ihm eben das Herz ſo voll war. Auf welche Weiſe die beiden einander ſo unähnlichen Edelleute Bundesgenoſſen geworden, bin ich außer Stande zu erzählen. Der arme Elie war in ſo trauriger Lage und ſo verzweifelt, daß er gerne jede Hülfe annahm, die ſich ihm bot, und der Seigneur de Copponex machte ihm den Antrag, ſeine Geliebte auf jeden Fall und mit Gewalt aus den Händen der Feinde befreien zu wollen. Er war ganz Feuer und Flamme, als er von Elie genauer unterrichtet wurde, und ſeine Begeiſterung gewann ihm deſſen ganzes Vertrauen. Copponex hatte eben keine Leute zur Verfügung; aber er verſprach, in wenigen Tagen mit einer entſchloſſenen Schaar in Nyon zu erſcheinen; Elie ſolle ihn dann nur dort erwarten, und ſie wollten den Streich gemeinſchaftlich ausführen. Ich weiß nicht, welches die Abſichten Herrn Elie's waren und was er nach der Befreiung ſeiner Geliebten beginnen wollte. Er kam allein nach Nyon zurück, ließ Giorgio in Geſellſchaft des Seigneur de Copponex und miethete ſich im Orte ein, ohne nach Mont-Tabor zurückzukehren, da er mit ſeinem Vater gänzlich entzweit war. Nur einmal im Geheimen kam er in das Landhaus, um auf ſeiner Stube Waffen zu holen. Ich weiß auch nicht, ob es zufällig oder ob eine Abſicht dahinter verborgen war, daß man in dieſen Tagen eine Anzahl von Kamiſarden in das Haus der Büßerinnen ſchickte und ihnen die Ueberwachung deſſelben übergab. Sie zogen von unſerem Hofe nicht ab, ohne ihre Waffen mitzunehmen, und als Iſabeau ſie in Waffen ſah, ſtellte ſie ſich an ihre Spitze und zog, Pſalmen ſingend, vor ihnen einher. Ich unterließ es nicht, Herrn Elie von all dem in Kenntniß zu ſetzen; er aber ſagte, daß das Haus geſtürmt werden müſſe, und wenn es von ganzen Armeen beſetzt wäre.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Juni kam der Seigneur de Copponex vom Jura her in einem Thale hinter Nyon an. Giorgio holte Herrn Elie ab, und die beiden Edelleute, gefolgt von Giorgio und ungefähr zwölf bis fünfzehn Männern, bewegten ſich dem Hauſe der Büßerinnen entgegen. Dieſes ſtand in der Mitte eines Gartens, der von einer hohen Mauer eingefaßt war. Man war nicht darauf vorbereitet, hohe Mauern zu erklimmen, und rückte daher geraden Weges auf das Thor los, um dieſes zu erbrechen, und dann ins Haus einzudringen. Der Seigneur de Copponex trat zuerſt an das Gitterthor, rüttelte und zog die Glocke, um den Pförtner auf ritterliche Weiſe zur Ergebung und Uebergabe des Hauſes aufzufordern. Gleich darauf erſcholl eine andere Glocke und in demſelben Augenblicke erſchienen auf der Mauer mehrere Männer, die auf die kleine Schaar feuerten.

„Das wird ernſt,“ rief der Seigneur de Copponex, drang ſelbſt zuerſt in die Wohnung des Pförtners, deren Thür er einſtieß, und von da in den Hof. Ihm folgten ſeine Gefährten. Herr Elie de Chatelard hatte ſich über die Mauer geſchwungen und eilte, ohne ſich um alle anderen Vorgänge zu kümmern, geraden Weges in das Haus. Während er über den Hof lief, entſpann ſich daſelbſt ein heftiger Kampf zwiſchen den Leuten des Seigneur de Copponex und den Kamiſarden, die, in großer Menge von allen Seiten herbeiſtrömend, mit Hellebarden, Piken und Schwertern das kleine Häuflein der Abenteurer im Augenblicke zu erſticken drohten. Seigneur de Copponex erkannte die Gefahr, erkannte, daß die ganze Unternehmung verrathen war, und da ſchon zwei ſeiner Leute blutend am Boden lagen, gab er das Zeichen zum Rückzug und führte ſein Häuflein durch das Gitterthor, das er indeſſen von innen geöffnet hatte, wieder ins Freie. „Ma ſoi,“ ſagte er, „fünfundachtzig Sous wären für dieſe armen Leute“ — er meinte ſeine Angeworbenen — „ein viel zu geringer Preis bei einer verrathenen Unternehmung.“ Vor dem Hauſe angekommen, zerſtob die Schaar zwiſchen Hecken und Feldern, und den Kamiſarden, die ihnen, immer von Iſabeau geführt, nachjagten, blieb nichts zu verfolgen übrig. Einen Pſalm anſtimmend, als hätten ſie ein heidniſches Heer vertilgt und die Ehre Gottes neu erhöht, kehrten ſie auf den Hof und in das Haus zurück. Sie glaubten Alles beendet, als ihnen aus dem Innern Geſchrei und Lärm entgegentönte. Herr Elie de Chatelard, der ſich wohl früher nach Mancherlei erkundigt haben mochte, eilte geraden Weges auf eine große Stube im Hauſe der Büßerinnen zu und erbrach die Thüre. Er ſtand in einem Saale, welcher von mehreren Betten eingenommen war, in denen einzelne Mädchen aufrecht ſaßen und ängſtlich dem Lärme horchten, der aus dem Hofe herausdrang. Er rief: „Maria!“ und ſeine Geliebte ſprang ihm in demſelben Augenblicke entgegen. Er hob ſie auf ſeine Arme und eilte ſogleich mit ihr zurück über den Gang und die Treppe hinab, als ſich ihm ein ganzer Knäuel von Weibern und Männern entgegenwarf. Er konnte Marien nur noch mit einem Arme umſchlingen, während er ſich mit dem Degen einen Weg zu bahnen ſuchte. Der Haufe ſtob wohl auseinander, wo er ihm ſeinen Degen entgegenſtreckte; aber die Weiber klammerten ſich an Marien und zerrten an ihr, um ſie von Elie loszureißen. Trotzdem konnte Elie bis an die Thüre des Hauſes vordringen. Aber er hatte dazu viel Zeit gebraucht, und noch bevor er die Schwelle überſchreiten konnte, kamen die Kamiſarden triumphirend und Pſalmen ſingend zurück. Iſabeau, die, mit einer Fackel in der Hand, an ihrer Spitze ſtand, erkannte zuerſt Elie und Maria, und mit dem Rufe: „Hier ſind die Sünder!“ ſtürzte ſie ſich auf Marien mit ſolcher Gewalt, daß ſie dieſe und Elie zugleich niederriß. Aber Elie gab darum den Kampf noch nicht auf. Er erhob ſich raſch, und mit der einen Hand rückwärts greifend, erfaßte er den ſtruppigen Kopf der Prophetin, die er ſo von Marien losriß, und drang er mit der Rechten, die immer noch den Degen hielt, auf die Kamiſarden ein. Der Vorderſte taumelte, am Halſe verwundet, zu Boden, aber in demſelben Momente fielen die langen Hellebarden der Kamiſarden auf Elie's Kopf nieder, und er ſank unter der Menge der Hiebe.

Der Angriff auf das Haus der Büßerinnen, das Glockenläuten daſelbſt, der ganze Lärm des Kampfes, das Geſchrei und die Geſänge der Kamiſarden hatten den Flecken geweckt. Alles ſtrömte dem Hauſe der Büßerinnen zu, und unter der Menge auch einige Diener von Mont-Tabor und endlich auch die Wache des Schloſſes, die der Bailly abgeſchickt hatte. Die Diener erkannten ihren jungen Herrn und heben ihn auf, um ihn in das väterliche Haus zu tragen; aber dem widerſetzten ſich die Trabanten des Bailly, und erlaubten ihnen nur, bei ihm zu bleiben, bis ſie ihn ins Geſängniß des Schloſſes gebracht. Denn ſie hatten Befehl, Alles zu verhaften, was an dem nächtlichen Angriff Theil genommen.

Am folgenden Morgen kam Herr von Wattewyl, der Bailly von Nyon, nach Mont-Tabor, um Herrn de Chatelard perſönlich Bericht zu erſtatten und ihm zu ſagen, daß ſich ſein Sohn ſchwer verwundet im Geſängniſſe des Schloſſes befinde. Er habe Bewaffnete und Fremde zu einem räuberiſchen Angriffe auf Berner Gebiet geführt, und könne, wenn er mit dem Leben davon komme, ſowohl als gemeiner Räuber, wie als Rebell, Hoch- und Landesverräther behandelt werden, je nach dem weiſen Ermeſſen der großmächtigen Herren von Bern. Herr de Chatelard erwiderte mit großer Ruhe: der Herr habe ihn ſchon einmal in ſeinen Kindern heimgeſucht; er ergebe ſich zum zweiten Male ebenſo demüthig in den Willen des Herrn wie das erſte Mal. Er ſei nicht ſo verwegen, der Weisheit der großmächtigen Herren von Bern irgend etwas vorzuſchreiben oder zu rathen.

Ungefähr drei Wochen nach jener Nacht glaubte man Herrn Elie de Chatelard ohne beſondere Gefahr für ſein Leben nach Bern bringen zu können, um ihm daſelbſt ſeinen Prozeß zu machen. Während des Prozeſſes, der auf Landesverrath und Aufruhr mit bewaffneter Hand lautete, erhielt Herr de Chatelard von den großmächtigen Herren von Bern eine Zuſchrift, in welcher geſagt war, daß das Gericht gern bereit ſei, ſeine Verdienſte und den Adel ſeines Hauſes zu berückſichtigen und nach Vollendung des Prozeſſes dem Verbrecher jede Gnade angedeihen zu laſſen, die Herr de Chatelard ſelbſt verlangen werde. Herr de Chatelard antwortete und zwar durch meine Hand, ſo daß ich dieſe Antwort genau kenne und ſie verbürgen kann: Herr Elie de

Chatelard ſei ein Rebell gegen die Herren des Landes und gegen die väterliche Autorität, und es ſei leider anzunehmen, daß er, angeſteckt von jener verſtockten Papiſtin, Gräfin Maria Saſſari, ſich auch gegen die reine Lehre Gottes empöre. Dieſe drei monſtröſen Verbrechen an göttlichen und menſchlichen Geſetzen müßten geſtraft werden. Indeſſen bitte er die großmächtigen Herren als liebender Vater, ſeinem verirrten Sohne Zeit zur Reue und zur Umkehr zu geſtatten und ihm demgemäß das Leben zu friſten. Er, Herr de Chatelard, werde die Anerbietung der Gnade wie ein koſtbares Geſchenk für jene zukünftige Zeit aufbewahren und davon Gebrauch machen, wenn ſein Sohn, durch Leiden geläutert, ſolcher Gnade würdig befunden werde. Auf dieſe Antwort des Herrn de Chatelard wurde Elie zum Tode verurtheilt, dann begnadigt und in die Feſte Aarburg auf unbeſtimmte Zeit in Haft gebracht. Die Haft dauerte nur drei Jahre. Herr Elie de Chatelard, der, krank und immer an ſeinen Wunden leidend, in ein ſchlechtes, feuchtes, ungeſundes Gefängniß gebracht wurde, konnte trotz ſeiner Jugend nicht lange widerſtehen. Er ſtarb, nicht volle dreißig Jahre alt im Gefängniß.

Der Seigneur de Copponex vergaß es nicht, daß er die Befreiung der Gräfin Maria Saſſari verſprochen hatte; aber wohl einſehend, daß die Befreiung nicht mit den Waffen in der Hand, wie in jener Nacht, bewerkſtelligt werden könne, und wiſſend, daß er jetzt der einzige Vertheidiger der Gräfin war, begab er ſich mit Giorgio, der damals mit ihm entwiſcht war, nach Turin, und von dieſem treuen Diener geleitet, ſuchte er alle Freunde der Gräfin Saſſari auf, um ihr Schickſal zu erzählen und zu ihrer Befreiung aufzuſtacheln. Auch an den König gelangte ſo in Folge der unermüdlichen Beſtrebungen des Seigneur de Copponex die Erzählung von den Leiden Maria's, und er ſchwor, Alles zu thun, um die Unglückliche zu befreien. Aber der Krieg, der damals zwiſchen Haus Oeſterreich und Frankreich wüthete und den König von Sardinien ſelbſt den beſtändigen Wechſel des Glückes erfahren ließ, brachte die Geſchichte der Gräfin Maria

Saſſari wieder in Vergeſſenheit. Der Seigneur de Copponex, verzweifelnd, auf dieſem Wege ſeinen Zweck zu erreichen, war aber daran, mit Anſtrengung ſeiner letzten Mittel eine neue bewaffnete Unternehmung vorzubereiten, als er durch ſeine Späher, die er zu dieſem Zwecke ausgeſchickt hatte, erfuhr, daß Gräfin Maria weiter hinein ins Berner Land gebracht wurde. Ich darf es jetzt nach vielen Jahren hier niederſchreiben, daß ich es war, der ihm dieſe Nachricht zukommen ließ, und daß er über das Schickſal der Gräfin überhaupt Vieles durch mich erfuhr.

In Folge jener Veränderung mußte er ſeine bewaffnete Unternehmung wieder aufgeben, da es nicht möglich war, ſo weit in das Land vorzudringen. Er ging wieder nach Turin, um auf alle Weiſe in dieſer Sache zu wirken. Aber erſt als in Utrecht Friede geſchloſſen wurde, gelang es ihm, den König dahin zu bringen, daß er ſeine Unterthanin mit Kraft von Bern zurückverlangte. Es wurden eigens zwei adelige Herren vom Hofe als Kommiſſäre nach Bern geſchickt und dieſen endlich die Gräfin Maria Saſſari übergeben, volle neun Jahre, nachdem ſie der Madame Planteamour ausgeliefert wurde. Als ſie in Turin ankam, hielt ſie Jedermann für eine Dame von wenigſtens fünfzig Jahren; ſo ſehr war ſie in dieſer Zeit gealtert. Ihre Haare waren grau und ihr Geſicht hatte ſo viele Falten, wie das Geſicht einer Matrone. Die Königin wollte ſie zu ihrer Hofdame machen, und die Prieſter ſie als eine Märtyrerin des Glaubens feiern; ſie aber wies alle dieſe Ehren von ſich und zog ſich mit einer Penſion von zweitauſend Liren, die ihr der König auszahlen ließ, in das Thal von Aoſta zurück, wohin ihr ihr treuer Diener Giorgio folgte, um ſie nicht zu verlaſſen bis zu ihrem Tode. Dieſer erfolgte ſchon im Jahre 1720, wie ich vom Seigneur de Copponex erfahren habe. Der alte Graf von Saſſari iſt nie wieder aus Schottland zurückgekehrt, und ich habe nie erfahren, wie es mit ihm endete.

Dieß iſt eine der merkwürdigen Geſchichten, die ich als Diener hoher Herrſchaften mit erlebt habe.

Bei Kunſtreitern.

Man kann auch in einer holländiſchen Stadt glücklich ſein, ſelbſt wenn dieſe Stadt ihre hiſtoriſche Größe und Bedeutung längſt eingebüßt hat; ſelbſt wenn zwiſchen dem ordentlichen Pflaſter dieſer Stadt das Gras wächst, und ſelbſt wenn ſie nur von Holländern bewohnt iſt. Ich war um ſo glücklicher in einer ſolchen Stadt, die ich nicht nennen will, als ich daſelbſt eine liebenswürdige deutſche Familie kannte, welche ſich hier anſiedelte, um die vor Kurzem angeerbten Güter und deren Verwaltung in der Nähe überwachen zu können. Ich hatte ſie auf einer Luſtreiſe kennen gelernt, war von ihr eingeladen und, als ich der Einladung ein Jahr ſpäter folgte, mit einer Herzlichkeit empfangen worden, mit der man nur einen lieben Anverwandten empfängt. In ſolcher Fremde, in der man mit Sitten und Charakter der Einheimiſchen nichts gemein hat, iſt jeder Landsmann ein Anverwandter, abgeſehen von dem Intereſſe, das man für Reiſebekanntſchaften empfindet, deren Andenken ſich ſehr vortheilhaft mit den Erinnerungen einer ſchönen Luſtreiſe verknüpft und mit dieſen identiſch wird. Was mich betrifft, ich bedurfte dieſer Erinnerungen nicht, um mich zu der deutſchen Familie hingezogen zu fühlen und um der Einladung, ungeachtet eines großen Umweges, ſobald als thunlich zu folgen. Fräulein Elſe, die Tochter des Hauſes, wäre ſtark genug geweſen, mich in viel unwirthbarere Gegenden zu locken. Sie hatte während der kurzen

Reiſe mit ihrer lebhaften Anmuth, mit ihrem lieblichen Weſen mein ganzes Herz gewonnen, und die Briefe, die ich während unſerer Trennung von ihr erhielt, waren nicht geeignet, ihr Andenken in mir erſterben zu laſſen. Auf den verſchiedenſten Wegen, in den verſchiedenſten Gegenden, in den fernen Pyrenäen, wie in dem traurigen Irland erheiterten ſie mich und gaben mir das Bewußtſein, deſſen der Wanderer ſo ſehr bedarf, daß es irgendwo auf Erden einen Punkt gibt, da man gerne geſehen iſt, da man gemüthlich ausruhen könnte. Je größer die Anzahl dieſer Briefe wurde, deſto größer wurde in mir die Sehnſucht nach dieſer gemüthlichen Raſt, und von Irland kommend, vernachläſſigte ich die Schönheiten Schottlands, um mich ſo raſch als möglich in Leith nach Holland einzuſchiffen.

Seit vierzehn Tagen weilte ich bereits bei meinen Reiſebekannten, und ſie waren mir ſchon mehr als Gaſtfreunde. Der Vater gehörte ſeinen landwirthſchaftlichen Sommerbeſchäftigungen an, da er als neuer Gutsbeſitzer in einem fremden Lande die hieſige Art der Oekonomie mit deutſcher Gründlichkeit ſtudiren wollte. Er verbrachte den größten Theil ſeiner Zeit auf den Feldern und überließ mich ſeiner Tochter, die, da die Mutter längſt geſtorben war, dem Hausweſen vorſtand. Noch mehr als für dieſes Vertrauen war ich ihm für die Freuden, für die tiefen Herzensergüſſe dankbar, die mir dieſer ungeſtörte Umgang mit dem ebenſo ſchönen als liebenswürdigen Mädchen verſchaffte. Wir ritten zuſammen aus, wir laſen, wir plauderten, wir glaubten einander bis in die geheimſten Winkel unſeres Herzens zu kennen und empfanden Beide die ſchöne Genugthuung, durch dieſe nähere Bekanntſchaft Eines in des Andern Auge nichts verloren zu haben. Die Heiterkeit unſeres Umganges war uns deſſen ſichere Bürgſchaft.

An einem ſchönen September-Nachmittage folgten wir, trotz einigem Widerſtreben, der Einladung mehrerer junger Männer, die in der Stadt den Ton angaben und uns ſchon mehrere Male aufgefordert hatten, mit ihnen einen Ritt nach einem der ſchönen

Punkte der Umgegend zu machen. Wir ritten wohl an zwei Stunden ſtarken Trabes ins Land hinein, ohne eine Veränderung der Szenerie zu bemerken. Man kann in Holland eine Stunde lang ſelbſt auf der Eiſenbahn die Augen im Schlafe ſchließen, ohne beim Erwachen zu bemerken, daß man nur wenige Schritte weiter gekommen. Ein Kanal, auf dem ſich eine Treckſchuite langſam fortbewegt, ein Garten mit ölbeſtrichenem Stacket, eine Wieſe mit wenigen Kühen, am Horizont eine unendliche Reihe von Windmühlen, die langweilig ihre Flügel bewegen — das iſt die Landſchaft, der man noch häufiger in der Natur als auf der Leinwand der holländiſchen Maler ins Geſicht blickt. Auf unſerem Spazierritt war es nicht anders. Die Pferde bewegten ſich, die Sträucher rechts und links flogen an uns vorbei — die Landſchaft blieb dieſelbe. Wir hielten vor einem Weghauſe, das, etwas höher gelegen, die Ausſicht über eine größere Anzahl von Kanälen und Windmühlen gewährte, außerdem ſeines guten Käſes, ſeines trefflichen Thees und ſeines guten Weines wegen berühmt war; vor ſeiner Thür kreuzten ſich mehrere Land- und Waſſerſtraßen, und es war hier etwas lebhafter, als ſonſt im offenen Lande dieſes dem Meere abgerungenen Sumpfbodens.

Die Jugend der ......r guten Geſellſchaft fand an dem Champagner ſo großes und dauerndes Gefallen, daß es ziemlich ſpät wurde, ehe man ſich auf den Weg machte und mehrere unſerer Begleiter nur mit großer Schwierigkeit im Sattel die rechte Stellung fanden. Es ging beim Aufſitzen, trotz der Gegenwart mehrerer Damen, ſo lärmend her, daß demnächſt Rohheit zu befürchten war. Elſe entſchloß ſich kurz, gab ihrem Pferde die Sporen und galoppirte vorwärts. Ich folgte ihr und bald hatten wir die ganze Geſellſchaft weit hinter uns. Wir verloren nicht viel dabei, denn ſeit Stunden drehte ſich das Geſpräch um nichts Anderes, als um Pferde und Pferdezucht, und daran anknüpfend, um eine Kunſtreiter-Geſellſchaft, die man in dieſen Tagen in Amſterdam erwartete und um die Heldin des Cirkus, die Laurabella. Es that uns ſo wohl, nach mehreren geräuſchvollen Stunden wieder allein zu ſein, daß Elſe einen Nebenweg einſchlug, der uns, wenn auch mit einigem Zeitverluſt, doch ſicher nach Hauſe bringen und vor der Wiedervereinigung mit der Geſellſchaft hüten ſollte.

Aber Elſe mußte ſich geirrt haben, denn wir ritten und ritten, freilich in behaglichem Schritt, der ein ebenſo behagliches Geſpräch erlaubte, ohne in bekannte Regionen zu kommen. Die Tage waren ſchon kurz und die Nacht war da, ehe wir uns ihrer verſahen. Mit der Nacht waren plötzlich ſchwarze Gewitterwolken heraufgezogen, und bald ſahen wir den Weg nur vermittelſt des Blitzes. Schon tröpfelte der Regen herab, wir gaben den Pferden die Sporen, ſchon ſtrömte es vom Himmel, und Donnerſchlag folgte auf Donnerſchlag. Wir befanden uns in einer Lage wie Dido und Aeneas und hatten uns außerdem verirrt. Elſe hatte ſich zu ſichere Kenntniß des Landes zugetraut, und ſelbſt bei der beſten Kenntniß wäre es in dunkler Nacht und bei ſtrömendem Regen ſchwer geweſen, ſich zurecht zu finden. Die Straße lief in vielfachen Mündungen zwiſchen Kanälen und Gräben hin; wir mußten ihr folgen, da es in keinem Lande ſo ſchwer iſt, wie in Holland, querfeldein den Weg abzukürzen oder eine Zuflucht zu ſuchen. Erſt nach einem Ritt, der uns bei den vielen Unannehmlichkeiten ſehr lang erſchien, entdeckten wir rechts von unſerem Wege, etwa zweihundert Schritte weit von uns, ein Licht, das unregelmäßig aus Fenſtern und Spalten eines Gebäudes zu dringen ſchien. Glücklicherweiſe führte an dieſer Stelle eine Brücke über den Kanal und vom Kanal aus ein Weg dem Lichte entgegen. Wir folgten dieſem Wege und kamen an ein Thor, das eine Stacketenwand ſchloß, und wir vermutheten, daß das Gebäude, aus dem das Licht kam, eine Scheune ſei, wie ſie ſich auf den großen eingezäunten Wieſen Hollands zu finden pflegt. Auch eine Scheune war uns bei dem immer heftiger ſtrömenden Regen als Zufluchtsſtätte höchſt willkommen. Ich ſtieg ab, öffnete das Stacketenthor und führte mein und Elſe's Pferd der Scheune entgegen. Der Weg führte gerade an das Scheunenthor, dennoch mußte ich lange klopfen, bis es geöffnet wurde, denn der Lärm des Donners, der noch immer grollte, des ſtrömenden Regens, verbunden mit Pferdewiehern und Geſtampf, welches zugleich mit einem höchſt eigenthümlichen Geſummſe und vielſtimmigen Geſang aus dem Innern der Scheune kam, machte, daß mein Klopfen und Rufen nicht gehört wurde. Endlich wurde geöffnet. Ein kleiner brauner Junge ſah uns mit großen ſchwarzen Augen an, verſtand uns bald und lud uns ein, ſo raſch als möglich einzutreten, indem er Fräulein Elſe mit vielem Geſchick vom Pferde half, während er zugleich den Zaum meines Thieres ergriff. Dieſes ſchien erſchrocken über den Anblick, den das Innere der Scheune bot; aber der Junge behandelte es als ein Mann, der ſich auf wilde Pferde verſteht, und brachte es raſch wieder zur Ruhe. Er führte die Thiere in die Scheune und wir folgten ihm.

Ein wunderbares Schauſpiel erwartete uns, ein Schauſpiel, das uns Beiden ein erſtauntes Ach! ebenſo ſchnell hervorrief als unterdrückte. Die ganze Scheune bildete einen einzigen, großen, weiten, ungetheilten Raum; auf dieſem weiten Raume boten ſich die verſchiedenſten Gruppen in verſchiedener Beleuchtung. Beinahe die ganze Hälfte der Scheune rechts vom Thor, durch das wir eintraten, war von Pferden der verſchiedenſten Größen und Racen eingenommen, von denen einige aus Trögen fraßen, andere neugierig und klug den Neuangekommenen entgegenſahen, noch andere bereits auf dem Stroh lagen, um, wie es ſchien, nach langem, ermüdenden Marſche auszuruhen. Einzelne Stalllaternen an den Wänden und Holzpfeilern beleuchteten ſie und einzelne Männer, die zwiſchen ihnen und hinter ihnen auf dem Stroh lagen, mit dämmerigem Lichte. Die Männer erfreuten ſich eines tiefen Schlafes, trotz dem Lärm des Ungewitters und der mannigfachen Töne, die ſich in der Scheune ſelbſt hören ließen. Eigenthümlicher aber war der Anblick, den der Winkel links am andern Ende der Scheune gewährte. Dieſer war in volles Licht getaucht, und dieſes Licht kam von den vielen Stalllaternen, die dort an den Holzwänden angebracht waren, von zwei großen Kerzen, die vor einer Art improviſirten Betpultes brannten, und von zehn bis zwölf großen, gelben, aus rohem Wachs gekneteten Wachskerzen, die alle zuſammen in einem mit Sand angefüllten Futtertroge rechts vom Betpulte ſtaken. In dieſer hellerleuchteten Abtheilung der Scheune ſtand eine höchſt auffallende Verſammlung von Männern. Sie alle hatten weiße wollene oder damaſtene, von ſchwarzen oder blauen Bändern eingefaßte Mäntel umgeworfen, von deren Ecken vier gleichmäßig gebundene, längliche Wollfadenbüſchel herabfielen und die oben, an dem Theile, der den Nacken bedeckte, mit ſilbernen oder goldenen Treſſen beſetzt waren. Mehrere dieſer Männer trugen unter dem Mantel lange, weiße, leinene Kittel, die faltig bis über die Knöchel herabfielen, geſchloſſen und in der Mitte vermittelſt einer Schnur am Leibe feſtgehalten waren. Der Mann, der in einem ſolchen Kittel an dem Betpulte, in der Nähe der Wachskerzen ſtand, hatte die Bruſt mit einem aus Silbertreſſen zuſammengeſetzten viereckigen Schilde geziert. Die Männer in den Kitteln trugen auf dem Kopfe weiße Hauben, die zum Theil mit Stickereien bedeckt waren; die andern hatten Hüte oder gewöhnliche Mützen auf. Sämmtliche Männer ſtanden in einer Richtung dem Betpulte zugekehrt. So ſtille als ſie daſtanden, ſo ſtille ſaßen hinter ihnen auf ausgebreitetem Stroh mehrere Weiber und Mädchen, deren manche ein ſchlafendes oder wachendes Kind auf dem Schooße oder in den Armen hielt. Der weibliche Theil der Verſammlung hatte, das andächtige Schweigen abgerechnet, nichts Feierliches oder Feſtliches. Die Frauen und Mädchen waren im äußerſten Negligé; ſie lagen oder ſaßen höchſt ungezwungen auf dem Stroh, die Haare ordnungslos zurückgeſtrichen, oder über Bruſt und Schulter herabfallend, die gewöhnlichſten Werktagskleider nach Bequemlichkeit loſe gemacht oder verſchoben. Hinter dieſer Gruppe, ganz nahe dem Thore, ſtand eine lange Reihe von Kaſten und Kiſten, welche theilweiſe geöffnet waren und einen Blick in ihr Inneres geſtatteten. Da waren die phantaſtiſchſten männlichen und weiblichen Trachten aufgehäuft, welche alle Farben ſpielten und meiſt mit Goldtreſſen, Schleifen und allerlei ſchimmerndem Geflimmer geſchmückt waren. Zwiſchen den Kiſten ordnungslos zerſtreut lagen und ragten hervor allerlei buntbemalte Reifen, Stangen, Fahnen und anderer ähnlicher Hausrath wandernder Kunſtreiter-Geſellſchaften.

Es war kein Zweifel: wir befanden uns bei einer Kunſtreiter-Geſellſchaft und zwar höchſt wahrſcheinlich bei der im Lande berühmten Truppe Wullenwebers, deren Ankunft ſeit mehreren Tagen in Amſterdam erwartet wurde. Das erkannten wir ſogleich bei unſerem Eintritt; aber die in dem beleuchteten Winkel ſtehenden, in Todtenhemden gehüllten Männer, ihr ſtilles Gebahren und die ſonderbare Beleuchtung blieben Elſen noch immer ein Räthſel. Sie wandte ſich mit erſtaunt fragendem Geſichte zu mir. „Merken Sie es nicht?“ flüſterte ich, der größte Theil der Geſellſchaft beſteht aus Juden; ſie feiern den Vorabend des Verſöhnungstages. Der Vorſänger verrichtet jetzt ſein ſtilles Gebet, daß ihn Gott würdig mache, der Gemeinde vorzubeten, und ſeiner Lunge Kraft gebe. Wenn dieß vollendet iſt, wird er zu ſingen anfangen; achten Sie auf die Melodie, Elſe, ſie iſt höchſt originell und rührend.“

„So!“ liſpelte Elſe ängſtlich und neugierig zugleich und näherte ſich der Gruppe der Weiber. Eine derſelben, die auf einem Strohbunde ſaß und einen Säugling an der Bruſt hielt, rückte etwas bei Seite und lud ſie ein, ſich zu ſetzen, ſprach aber nur leiſe, wie um die Andacht der Andern und ihre eigene nicht zu ſtören. Ihr ganzes Weſen war das einer guten und beſorgten Mutter aus dem Volke. Ihre Aufmerkſamkeit war ſehr getheilt zwiſchen der religiöſen Andacht und der Sorgfalt für das Kind, das ſie verhüllt und mit Tüchern bedeckt am Buſen hielt. Von Zeit zu Zeit hob ſie eines der Tücher und blickte mit ſchmerzlichem Ausdruck auf das bleiche, offenbar kranke Geſicht des Kindes. Bei jeder Bewegung deſſelben zitterte ſie am ganzen

Körper und ließ das hebräiſche Buch, das aufgeſchlagen auf ihren Knieen lag, auf den Boden fallen, ohne es zu beachten, mit wie großer Frömmigkeit ſie es auch jedes Mal aufhob, ſo oft das Kind ruhig wurde. Sie führte dann das Buch an die Lippen und küßte die hebräiſchen Lettern. Sie war auch gekleidet wie eine Frau aus dem Volke. Ein großes Tuch, deſſen einer Zipfel über den Rücken herabfiel und das unter dem Kinn zuſammengebunden war, bedeckte Kopf und Haare, welche letztere trotzdem ſchwarz und in dicken, aufgelösten Scheiteln auf die blaſſen Wangen hervorquollen. Ein gewöhnliches, ſehr ſchlichtes, braunes Kattunkleid, das in der Mitte von einem dünnen Tuche zuſammengehalten war, bedeckte die Geſtalt, die die Fülle einer Frau in den beſten Jahren verrieth. Nur die ſchwarzen, glühenden Augen hatten etwas, was mit der hausmütterlichen und zugleich frommen Situation der Frau nicht zuſammengeſtimmt haben würde, wenn ſie nicht der Ausdruck ſanfter Trauer gemildert hätte.

Elſe ſah das ſchöne, verblühte Geſicht der ebenſo zärtlichen als frommen Mutter anfangs mit mitleidigen Blicken an, nach und nach ſchien ſich das Mitleid in ein gewiſſes Intereſſe, ſelbſt in Erſtaunen zu verwandeln. Endlich, nachdem ſie die Frau wiederholt beobachtet, ſchien ſie ihrer Sache gewiß zu ſein, und raunte mir ins Ohr: „Wiſſen Sie, wer die Frau iſt?“

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Laurabella!“ flüſterte Elſe weiter. „Weiß der Himmel, es iſt die Laurabella, die große Laurabella, das erſte Sujet der Geſellſchaft, die berühmte Reiterin, der Liebling des Publikums und das Ziel aller Stutzer, die Rivalin der Cuzent und heute ſo berühmt, wie vor einigen Jahren Landrinette und Adelheid Hinne. Eine Heroin des Circus; — ſeit vierzehn Tagen ſchlagen ihr in Amſterdam tauſend Herzen voll Sehnſucht entgegen. Die kennen Sie nicht? Sie ſind ſehr zurück.“

Während mir Elſo ſo ins Ohr flüſterte, fing das Kind zu weinen an. Laurabella erhob ſich und ging an das Thor, ſo fern als möglich von der betenden Gemeinde, und lief dort tänzelnd auf und ab, indem ſie das Kind auf den Armen wiegte. Elſe folgte ihr voll Neugierde und wie unwillkürlich. Als das Kind wieder ruhiger wurde und Laurabella am Scheunenthor in einem Winkel ſtehen blieb, näherte ſie ſich mit jener Neugierde, welche die Frau der guten Geſellſchaft der Frau gegenüber, die einer abenteuerlichen Welt angehört, immer empfindet und der ſie gerne den Zügel ſchießen läßt, wenn es die Umſtände erlauben.

„Ihr armes Kind iſt krank?“ fragte ſie theilnehmend.

„Seit mehr als acht Tagen,“ ſeufzte die Angeredete; „das arme Würmlein, wie ſoll es geneſen? Seit fünf Tagen ſind wir auf der Reiſe — keine Ruhe, keine Pflege möglich — kaum daß ich mit einem Arzte ſprechen konnte.“

Sie ſagte das Alles ſo traurig und in kurzen, abgebrochenen Worten, daß Elſe's Theilnahme ſich in wahrhaftiges Mitleid verwandelte.

„Nun,“ ſagte ſie tröſtend, „Sie gehen ja nach Amſterdam, ſo viel ich weiß; dort finden Sie Aerzte und werden das Kind in Ruhe pflegen können.“

„Wenn wir nur erſt dort wären! Wir bewegen uns mit unſeren Pferden und dem ungeheuern Gepäck ſo langſam fort, und morgen müſſen wir des Feiertages wegen hier raſten.“

„Könnten Sie nicht voraus reiſen?“

„Wir dürfen nicht reiſen an einem ſo hohen Feiertag, mein Fräulein; es iſt der Verſöhnungstag, der höchſte und ſtrengſte Feiertag der Juden.“

„Ich glaubte immer, Sie wären eine Spanierin?“ ſagte Elſe in fragendem Tone.

Laurabella lächelte. — „Eine Spanierin bin ich nur auf der Affiche und nur auf der Affiche heiße ich Laurabella. Im Leben heiße ich Jettchen Mannheimer und bin aus Paderborn. Das thut man ſo. Für Jettchen Mannheimer hätte ſich kein Stutzer der Welt intereſſirt, aber Sennora Laurabella aus Valencia iſt ſchnell berühmt geworden.“

Laurabella ſchien bereit, noch Manches in ironiſchem Tone ihrer Rede hinzufügen zu wollen, aber ſie unterbrach ſich plötzlich und ging raſch auf ihren vorigen Platz zurück, denn das Gebet begann.

„Jetzt horchen Sie!" ſagte ich zu Elſe.

Der Vorſänger hatte ſein ſtilles Gebet vollendet und begann das laute, das mit den Worten anfängt: „Alle Gelübde, alle Schwüre."

Die traditionelle Melodie dieſes Liedes, die vielleicht Jahrhunderte alt, iſt überaus melancholiſch, ſanft und herzergreifend, wenn ſie von einem geſchickten Sänger vorgetragen wird. Herr Wullenweber, der Direktor der Kunſtreitergeſellſchaft, der den Vorbeter machte, ſchien muſikaliſchen Sinn zu haben, denn er machte ſie in ihrer ganzen tiefen Melancholie geltend. Kaum hatte er einige Takte geſungen, als bereits die Weiber zu ſchluchzen anfingen und ſelbſt einige der betenden Männer, die vor ihnen ſtanden, tiefe Seufzer ausſtießen. Bald erſcholl lautes Weinen und mit ſolcher Heftigkeit, als wäre es den Betenden nicht möglich, das überwallende Gefühl zurückzudrängen. Die chriſtlichen Mitglieder der Truppe, die da und dort in der Scheune auf dem Stroh lagen, erhoben die Köpfe und blickten die zerknirſchten und weinenden Beter mit eben ſo viel Erſtaunen an, wie meine Begleiterin.

„Was mögen nur die hebräiſchen Worte ſagen, die der Vorbeter ſingt?" fragte Elſe.

„Dieſe Worte," antwortete ich ihr, „haben eigentlich nichts, was die Beter ſo ſehr rühren könnte, auch verſtehen ſie ſie nicht."

„Warum weinen ſie denn ſo ſehr? Die Melodie iſt zwar ſehr originell und rührend, aber doch nicht ſo ſehr aufregend."

„Mein Fräulein," ſagte ich, indem ich mich zu ihr ſetzte, „die große Feier beginnt. Morgen iſt der große Gerichtstag, da tritt der Böſe vor den Herrn und klagt an, gerade ſo, wie Sie es aus dem Fauſtprolog im Himmel kennen. Morgen werden die Schickſale der Menſchen für dieſes ganze Jahr feſtgeſtellt, in ein Buch geſchrieben und beſiegelt. Morgen werden die Sünden vergeben oder die Strafen für die unverzeiblichen beſtimmt von Gott, dem Allmächtigen. Da wird beſtimmt, wer durch Feuer, wer durch Waſſer, wer durch Peſt ꝛc. zu Grunde gehen ſoll — da wird jegliches Glück und Unglück verhängt. Alles Elend, das dieſe Elenden in dieſem vergangenen Jahre getragen, iſt ihnen ſo am letzten Verſöhnungstage verhängt worden. Nun, mit dem Beginn der Feier, erinnern ſie ſich plötzlich aller Drangſale, aller Mühſeligkeit, aller Verluſte, aller Schmerzen und, ach, aller Verachtung, die ſie in dieſem Jahre getragen. Sie weinen vor Gram über Vergangenes und vor Angſt vor dem Zukünftigen. O, ihre Herzen ſind in dieſem Augenblicke vom geſättigtſten Kummer erfüllt; alle Leiden des Menſchen, alle Leiden ihres Standes, und vorzugsweiſe alle Leiden des Juden ſtehen jetzt in Schaaren vor den Augen ihrer Seele.“

„Sie ſind ein Poet,“ ſagte Elſe lächelnd, „glauben Sie, daß Laurabella, die als Sylphe durch ſechs Reifen ſpringt und vier Pferde zugleich reitet, daſſelbe fühlt?“

„Sehen Sie die Laurabella jetzt an,“ antwortete ich.

Laurabella hielt mit beiden Armen das Kiſſen umklammert, in welches ihr Kind gehüllt war, und hielt ſich ſo vorgebeugt, daß ihre Wange auf dem Kiſſen ruhte. Das Tuch war ihr halb vom Kopfe geſunken und ihre dicken, ſchwarzen Haare fielen wie ein ſchwarzer Schleier über das helle Geſicht. Ihr ganzer Körper zuckte krampfhaft unter dem Schluchzen, das aus tiefſtem Herzen zu kommen ſchien, während das Kiſſen, auf dem ihr Kopf lag, von Thränen naß war.

„Sonderbar,“ ſagte Elſe kopfſchüttelnd, „wer hätte ſich Laurabella jemals ſo vorgeſtellt? Und Sie, lieber Freund, was iſt Ihnen? Sie ſehen ja eigenthümlich aus.“

„Vielleicht etwas ergriffen,“ ſagte ich und legte mein Geſicht in beide Hände.

Indeſſen war jenes Lied zu Ende geſungen; es folgten andere, dann wieder Gebete, die entweder ſtill oder etwas lauter monoton hingemurmelt wurden. Das Ungewitter hatte ſich auch beruhigt und der Regen fiel klopfend auf die Holzdecken der Scheune. Der Regen, das Murmeln der Beter, die Athemzüge der Schläfer woben, da auch das heftige Weinen aufgehört hatte, durch das ganze Gebäude ein traumhaftes Gewebe von Tönen. Ich brütete, vertiefte mich in alte Erinnerungen und empfand endlich ein ſo ſchmerzliches Behagen, daß ich ſelbſt ungeduldig wurde, wenn mich Elſe mit Fragen nach dieſem und jenem im jüdiſchen Kultus oder auch den Urſachen meiner Vertiefung ſtörte. Als dann der Vorſänger das Lied begann: „Wie der Thon in der Hand des Töpfers, wie das Silber in der Hand des Goldſchmieds, ſo ſind wir in der Hand des Schöpfers,“ fiel ich mit halber Stimme ein und ſang zum größten Erſtaunen Elſe's die Melodie mit, wie eine altbekannte.

„Woher kennen Sie das Alles ſo genau?“ fragte ſie, „und überhaupt was iſt Ihnen? Sie ſind, wie ich Sie nie geſehen habe, aufgeregt, vertieft, gerührt, als ob Ihnen plötzlich ein Unglück geſchehen wäre, erklären Sie mir —“

„Kommen Sie,“ erwiderte ich, indem ich aufſtand, „der Regen hat aufgehört; ſind wir in freier Luft, will ich Ihnen erklären.“

Wir ſagten noch Laurabella Adieu, ſchwangen uns auf die Pferde, die derſelbe Junge uns vorführte, der ſie uns abgenommen hatte, gaben dieſem ein Trinkgeld und trabten davon. Die Nacht war nach dem Gewitter klar und heiter geworden; der Mond trat aus den Wolken, die ſich am Himmel verſpätet hatten und nun mit Eile den verſchwundenen Gewitterwolken nachzufliegen ſchienen. Wir ſahen weit ins Land hinaus; die breiten Straßen lagen weiß und deutlich vor uns.

„Nun,“ ſagte Elſe, indem ſie plötzlich ihr Pferd langſamen Schrittes gehen ließ, „nun erklären Sie mir, wie Sie zu der Kenntniß dieſer jüdiſchen Gebräuche gekommen ſind, woher Sie ſelbſt dieſe Melodien kennen. Sonſt ſind uns alle dieſe Dinge doch ſo unbekannt, trotzdem die Juden in unſerer Mitte leben.“

„Ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen.“

„Ah, es ſteckt eine Geſchichte dahinter, das iſt prächtig, erzählen Sie. Gewiß haben Sie einmal einer ſchönen Jüdin den Hof gemacht und ſich, wie der Tenor in der Halevy'ſchen Oper, als Jude unter den Juden herumgetrieben.“

„Nein, es iſt anders.“

„Vor ungefähr zwanzig Jahren lebte in der Hauptſtadt unſerer Provinz ein Judenmädchen, das als ein Wunder der Schönheit gerühmt wurde. Nehmen Sie an, daß dieſer Ruhm vollkommen und in allen Theilen gerechtfertigt war, und erlaſſen Sie mir die Beſchreibung. Ich kann nur ſagen, daß ich bis auf den heutigen Tag trotz aller meiner Reiſen keine Frau, kein Mädchen geſehen, das ſich mit dem Bilde, das in meiner Erinnerung lebt, hätte meſſen können. Dieſe ſchöne Jüdin, obwohl ſie wohlhabende nahe Anverwandte hatte, war ſehr arm, die Tochter ſehr bedürftiger Eltern. Um dieſe zu ernähren, ſaß ſie in einer elenden hölzernen Bude, welche in einem der vielen äußern Winkel eines alten fürſtlichen Palaſtes ſtand, und verkaufte Watte und allerlei Baumwollenwaaren. Vor dieſer Bude ſtanden oft die Reiſenden, um die größte Merkwürdigkeit der Stadt anzuſtaunen. Unter dem Vorwande, die Architektur des Palaſtes, ſeine Säulen, Bogen und Karyatiden zu betrachten — denn einer Sage nach ſollten Plan und Zeichnung von Michel Angelo herrühren — gingen ſie halbe Stunden lang um die Bude im Halbkreiſe herum und vergaßen Michel Angelo über der ſchönen Jüdin. Trotzdem der Neid den guten Ruf ungern bei der Schönheit wohnen läßt, erfreute ſich Lea — ſo hieß ſie — doch des allerbeſten Leumundes; ihren Augen ſah man es an, daß ihre Heiterkeit trotz aller Armuth eben ſo groß war, als ihre Schönheit, und die ſie näher kannten, verſicherten, daß ihre Güte hinter ihrer Schönheit nicht zurückſtehe. Eines Tages kam der Fürſt, dem der alte Palaſt gehörte, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, der den größten Theil ſeines Lebens bei Hofe zugebracht hatte, in die Provinzialſtadt zurück. Er bewohnte eine

Villa in der nächſten Nähe der Stadt, aber er wollte doch den alten verlaſſenen Palaſt ſeiner Väter in Augenſchein nehmen und er ſah, wie alle andern Reiſenden, nur Lea. Sofort ſchämte er ſich der zwanzig Gulden, die ihm, dem Beſitzer des Winkels, den Lea als Miethherin mit ihrer Holzbude einnahm, ſeine Renten vermehrten. Er redete ſie als ihr Miethherr an, er wollte ihr die Miethe für einige Zeit ſchenken; Lea wies das Geſchenk zurück. Bald darauf verließ der Fürſt die Villa und richtete ſich in dem Palaſte ein, und zwar in einem Flügel, aus deſſen Fenſtern er Lea den ganzen Tag betrachten konnte. Der Skandal war bald ſehr groß in der ganzen Stadt; Lea ſchloß ihre Bude und ſie war brodlos, während es hieß, daß nun ein glänzendes, wenn auch nicht ehrenfeſtes Leben für ſie beginne. Man irrte ſich. Der Fürſt hatte nicht den geringſten Verſuch gemacht, ſie herabzuwürdigen; er liebte ſie und — er heirathete ſie. Nun erſt war der Skandal in den zwei entgegengeſetzten Klaſſen der Geſellſchaft, bei den Ariſtokraten und bei den Paria's der Juden, ſehr groß. Die Ariſtokraten ärgerten ſich über die Mesalliance, die Juden über die Taufe der ſchönen Jüdin. Aber auch dieſer Skandal verrauchte. Der Fürſt war mächtig, unabhängig und bei Hofe ſehr einflußreich. Er hatte die Kaiſerin, die ſehr fromm war, beinahe von Anfang an auf ſeiner Seite, weil er durch die Taufe eine Seele gerettet hatte, und ſie wünſchte die ſchöne Fürſtin in ihrer Nähe zu haben, um das gottgefällige Werk zu Ende zu führen und ſie in den Glauben und ſeine Geheimniſſe ſelbſt einweihen zu können. Sie empfing ſie, ſie machte ſie zu ihrer Hofdame, und kaum drei Jahre nach der Taufe war dieſelbe Lea, die aber jetzt Thereſe hieß, welche in der Holzbude Watte verkauft hatte, Sternkreuzordensdame. Das ſcheint Ihnen unglaublich, aber was ich Ihnen hier erzähle, iſt hiſtoriſch. Der Fürſt war eben ein Mann voll Energie, der ſeine Frau wirklich liebte, und den der Widerſpruch der Ariſtokratie gereizt hatte. Er hatte von jeher durchgeſetzt, was er wollte.

„Nicht ſo raſch wie die Ariſtokratie beruhigte ſich das Judenthum. Die Fürſtin Thereſe gehörte einer Rabbinerfamilie an, und die ganze Gemeinde betrachtete es als ein ganz beſonderes Unglück und als eine noch größere Schande, daß ein Sprößling gerade dieſes Stammes abgefallen war. Ein Theil ihrer Familie legte Trauer an, wie um einen Hingeſchiedenen (doch nicht ihre Eltern, die ſich in das Unvermeidliche fügten und die Tochter nach wie vor liebten), ein anderer Theil aber ſah mit der Erhebung der Anverwandten eine glänzendere Zukunft heraufziehen. Und als es endlich ſicher war, daß die Fürſtin bei Hofe empfangen, die Freundin der Kaiſerin und in Folge ihrer bezaubernden Schönheit und der Macht ihres Gatten eine höchſt einflußreiche Perſönlichkeit wurde, machte ſich dieſer Theil der Familie mit dem Gedanken, zum Chriſtenthum überzugehen, vertraut und es kamen ſchon da oder dort einzelne Ueberläufer vor, die es nicht erwarten konnten, unter dem Schutze der hohen Anverwandten und als Chriſten ihr Glück zu machen.

„Zu der Familie gehörte auch ein ziemlich wohlhabender Mann, der Anfangs über den Abfall Lea's ſehr entrüſtet war und mit ſeinem zehnjährigen Knaben eifriger und fleißiger als je die Synagoge beſuchte. Um ſein Kind vor einem ähnlichen Abfall zu bewahren, ließ er es die fünf Bücher und die Propheten in der Urſprache ſtudiren und hielt es mit der größten Strenge zur Ausübung aller religiöſen Formen und Ceremonien an. Aber denſelben Knaben, der ſich gewöhnt hatte, in der Frömmigkeit zu ſchwelgen, führte er ungefähr drei Jahre ſpäter in die Kirche, und als ſie wieder heraustraten, ſagte er ihm, daß ſie Beide nunmehr Chriſten ſeien. Der Knabe brach in Weinen aus, aber der Vater verſicherte ihn, es ſei ſo beſſer, und er habe nur als guter Vater für ſeine Zukunft geſorgt. Wir verließen die Stadt und zogen in die Reſidenz, wo mein Vater in der That eine glänzende Carrière machte, denn er war eben ſo klug als unterrichtet —"

„Wie!" rief Elſe und hielt ihr Pferd an, „Ihr Vater! Sie ſprechen von Ihrem Vater? Sie ſprechen von ſich!"

„Allerdings! der Knabe, von dem ich ſpreche, war ich."

„Unmöglich!"

„Doch! Ich erzähle Ihnen keine Märchen. Aber warum ſind Sie ſo blaß? Ich ſehe es ſelbſt beim Mondſchein, daß Sie erblaßten."

„Sie ſind ein Jude? Sie ſcherzen; ich kann es nicht glauben."

„Fräulein Elſe, ich ſcherze nicht."

„Warum haben Sie mir das nicht früher geſagt?" fragte Elſe mit einem Tone, der den bitterſten Vorwurf verhüllen ſollte.

„Wäre es mir je eingefallen, daß die Mittheilung Sie in ſolche Aufregung verſetzen könnte, ich hätte es längſt gethan, oder ich hätte Ihre nähere Bekanntſchaft nicht geſucht."

Elſe ritt weiter, ich folgte ihr und fuhr fort: „Ich könnte Ihnen ſagen, daß ich bei Ihrer Freundſchaft für mich, bei Ihrer Bildung, eine ſolche Mittheilung für überflüſſig hielt, aber das wäre nur die halbe Wahrheit. Die ganze Wahrheit iſt, daß ich nicht daran gedacht habe, daß ich es längſt vergeſſen habe, jemals ein Jude geweſen zu ſein. Von jenem Momente der Taufe an lebten wir nur unter Chriſten. Ich dachte nie an mein einſtiges Judenthum, ſelbſt nicht, wenn ich mit Juden zuſammentraf. Nur wenn ich die alten Melodien meiner Jugend wieder ſingen höre, wie dieſen Abend, wenn ich dieſe religiöſen Bräuche wieder ſehe, an denen ich einſt mit ganzer kindlicher Seele hing, erwacht die Erinnerung ſo mächtig und wühlt mein ganzes Herz auf, daß ich weinen möchte — und wenn ich ſehe, wie der Name noch immer Schrecken und Verzweiflung einflößt — wie vielleicht jetzt, ſo möchte ich gleich wieder abfallen, ein neuer Renegat, und hinüber laufen in das Lager der Schwächern."

„Was wird mein Vater ſagen?" rief Elſe.

„Darauf kommt es nicht an, mein Fräulein. Was Sie ſagen, Sie, das iſt das Wichtigſte, oder vielmehr was Sie verſchweigen und nicht zu ſagen brauchen," erwiderte ich mit einer Bitterkeit, deren ich mich Elſen gegenüber einige Stunden früher nicht für fähig gehalten hätte.

Elſe ſchwieg und ritt ſchweigend weiter; ich eben ſo ſchweigend neben ihr. Nach ungefähr einer Stunde hielten wir vor ihrem Hauſe. Ich ſprang ab und half ihr vom Pferde, dann ſchwang ich mich wieder in den Sattel.

„Was thun Sie?“ fragte Elſe. „Wohin wollen Sie?“

„Nach Amſterdam!“ rief ich, „vielleicht zur Kunſtreitergeſellſchaft, vielleicht in die Synagoge!“

Und ich ritt in die Nacht hinein. Ich habe Elſe nie wieder geſehen.

Selvaggia.

Auszug und Bearbeitung einer italieniſchen Chronik des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

Trotz des lebhaften Verkehres, der zwiſchen dem Hofe des ſpaniſchen Vizekönigs von Neapel und dem Hofe Sr. Heiligkeit des Papſtes zu Rom, beſonders als Innocenz X. Pamphili auf Petri Stuhl ſaß, ſtattfand; trotzdem dieſer Verkehr auf der Straße zwiſchen den zwei großen Hauptſtädten, ſeitdem die Unruhen der neapolitaniſchen Fiſcher unter ihrem Häuptlinge, Thomas Agnelo, zahlreiche Flüchtlinge ins Ausland jagten, noch zugenommen hatte, war die kleine Stadt Piperno an einem gewiſſen Herbſttage des Jahres 1647 von einer ungewöhnlich großen Anzahl von Reiſenden erfüllt, und waren ihre wenigen Gaſſen dicht gedrängt von den glänzend gekleideten Fremden und von den armen Einwohnern, welche ſämmtlich ihre Häuſer verlaſſen hatten, um die Reiſenden in Sammet und Seide zu betrachten. Vor der Herberge ſtanden ganze Heerden von Maulthieren und Pferden, zwiſchen ihnen, von Stallknechten und andern Dienern bewacht, lagen und ſtanden Nachtſäcke, Felleiſen, Koffer und mehrere einfache und einige prächtige Trageſſel, deren einer von einem Baldachin mit einer fürſtlichen Krone überdacht war. Pagen, Kammerfrauen und Diener jeder Art ſahen mit Verachtung das ſtaunende Volk an, während mehrere in ſpaniſche Tracht gekleidete Herren beſcheiden vor dem Hauſe auf- und niedergingen und dem Volke, das ſich heran drängte, gefällig Platz machten. Dieſe Edelleute, wie die zahlreichen Diener gehörten ſämmtlich zum Gefolge der Fürſtin Della Rocca, welche gegen Abend aus Neapel angekommen war, wie ſo viele Andere, in der Abſicht, den Unruhen zu entfliehen, und die Wiederherſtellung der ſpaniſchen Herrſchaft in Rom abzuwarten. Die Fürſtin ſelbſt war nicht zu ſehen. Kaum angekommen, hatte ſie ſich, ſo zu ſagen aus der Sänfte, auf ein Pferd geſchwungen, um in Geſellſchaft einer Kammerfrau und eines einzigen Cameriere aus dem Städtchen hinauszureiten und ſich in der Umgegend umzuſehen. Auf einem Hügel angekommen, hatte ſie die Ausſicht in eine Bodenvertiefung, die wie ein Gebirgsthal ausſah und von der der Fremde, von der Seite des Städtchens her, keine Ahnung hatte. In dem Thale lag ein gewaltiges Kloſter, von einem kleinen Dorfe und von prächtigen Hainen und Gärten umgeben. Die Fürſtin, die der ſchöne Anblick anlockte, glaubte das Kloſter in wenigen Minuten erreichen zu können, merkte aber bald, daß ſie nur auf einem vielfach gewundenen Pfade erſt hinab in das Thal und dann auf einem ebenſo gewundenen Pfade hinauf in das Kloſter gelangen konnte, das auf halber Höhe des jenſeitigen Abhanges lag. So geſchah es, daß es in dieſem tiefen Thal bereits dunkel war, als ſie vor dem Portale des Kloſters anlangte. Es war ein Kloſter der Karmeliter. Eine hohe Mauer, wie eine Feſtung, umgab es ringsherum, denn die Karmeliter waren zu Zeiten gezwungen, ſich gegen die Räuber und marodirende ſpaniſche Soldaten zu vertheidigen. Nur die Kirche, eine große prächtige Kirche, die ihnen weiland Kaiſer Karolus Quintus hatte bauen laſſen, ſtand ſo, daß ſie mit ihrem Periſtyle aus der umgebenden Mauer hervorragte und der Andächtige eintreten konnte, ohne in das Kloſter zu gelangen. Die Fürſtin della Rocca, eine fromme katholiſche Dame, ſprang ſogleich aus dem Sattel und trat in die Kirche, aus der ihr Geſänge und Gebete entgegenſchallten. Der ganze große Raum war von einer Dunkelheit erfüllt, welche die wenigen Lampen nicht zu durchbrechen vermochten, und traurig klangen die Geſänge und Litaneien der Mönche durch das dunkle Schiff. Die Fürſtin trat bis an das Gitter, welches den hohen Chor abſchloß. Hier hörte ſie wohl die Geſänge deutlicher, aber die Geſtalten der zahlreichen Mönche, es mochten ihrer über ſechzig ſein, verſchwanden in dem noch dunklern Raume; nichts war von ihnen zu ſehen, als manchmal eine Falte ihres weißen Gewandes. Die Fürſtin, die anfangs gleichgültig zugehört hatte, wurde immer aufmerkſamer, lehnte ſich ſo feſt an das Gitter, als ob ſie es durchbrechen wollte und hielt endlich die hohle Hand hinters Ohr, wie man zu thun pflegt, um einen fernen Ton beſſer unterſcheiden zu können. In der Dunkelheit konnte es ſelbſt die neben ihr ſtehende Kammerfrau nicht bemerken, daß ſie erſt überraſcht, dann geſpannt und endlich ſehr aufgeregt war. Dieſe Aufregung ſteigerte ſich noch mehr, als die Mönche ſchwiegen und nur einer von ihnen mit tiefer, aber überaus klangvoller Stimme ein Todtenlied abſang. „Erkennſt du dieſe Stimme, Luiſa?“ fragte ſie ihre Kammerfrau. — „Nein, Fürſtin,“ ſagte dieſe, „ich habe ſie nie gehört.“ — „Freilich, wie ſollteſt du auch?“ murmelte die Fürſtin, wandte ſich um und eilte raſchen Schrittes aus der Kirche, ſchwang ſich in den Sattel und ritt, ohne auf die Gefährlichkeit des Weges zu achten, im ſchnellſten Trabe in die Herberge zurück. Dort angekommen, rief ſie ſogleich einen Pagen und ſagte zu dieſem: „Morgen mit dem Früheſten eilſt du in das Kloſter der Karmeliter und beſtellſt dem Prior meinen Gruß. Du ſagſt ihm, der Gruß komme von der Fürſtin Selvaggia della Rocca, geborene Salviati, Nichte des Kardinals Montalto. Vergiß den Cardinal Montalto nicht! Ferner ſage dem Prior, daß ich Se. Hochwürden bitte, mich zu beſuchen und daß ich hier warten werde, bis er die Güte gehabt zu kommen. Ich habe einen Auftrag meines Oheims, des Kardinals Montalto, an ihn.“

Die Fürſtin konnte die halbe Nacht nicht ſchlafen, denn wie die Weiber ſind, ſo regte es ſie auf, nach jahrelanger Trennung einen Geliebten ihrer Jugend entdeckt zu haben, obwohl dieſer Geliebte niedrigem Stande angehörte. Die Liebe wird in weiblichen Herzen ſo verderblich, daß ſie alle göttlichen und menſchlichen Geſetze mißachten, vorzugsweiſe aber jene Sitten und Geſetze, welche in Uebereinſtimmung mit dem Willen Gottes und der weiſeſten Menſchen einen Unterſchied zwiſchen Hoch und Niedrig wollen. Die Fürſtin Selvaggia della Rocca ſtammte aus dem edlen florentiniſchen Hauſe der Salviato und wurde in ihrem neunzehnten Jahre mit dem neapolitaniſchen Fürſten vermählt, welcher Grand von Spanien, Großadmiral der Flotten Philipps IV., Comthur des Ordens von Calatrava war und ihren jetzigen Titel und unermeßliche Reichthümer gab. Man erzählte, daß er ſeiner katholiſchen Majeſtät einmal eine Silberflotte aus den Händen der Engländer gerettet und die Hälfte dieſer Flotte zum Geſchenk erhalten. Dieſes vermehrte ſeine angeerbten Reichthümer um ein Bedeutendes und alle dieſe Schätze hinterließ er bei ſeinem Tode, der ſchon zwei Jahre nach ſeiner Vermählung erfolgte, der Selvaggia. Als ob es noch nicht genug wäre, daß eine zweiundzwanzigjährige Dame zur Befriedigung ihrer irdiſchen Gelüſte ſo große Güter aufhäufe, ſorgte der Kardinal Montalto, der über Se. Heiligkeit Alles vermochte, daß ſeine Lieblingsnichte, mit allen in Benevent gelegenen, dem Stuhle Petri angehörigen Beſitzungen belehnt würde, ja er beſchenkte ſie ſogar mit mehreren im Bisthume Otranto und in den Ländern von Forli und Urbino gelegenen geiſtlichen Benefizien, obwohl dieſe nach kanoniſchem Rechte nur auf ein männliches, mit den prieſterlichen Weihen verſehenes Haupt übertragen werden durften. Dieſe Selvaggia hatte aber ihr Leben in früheſter Jugend mit Sünde begonnen und ihren Leidenſchaften auf eine unadelige Art die Herrſchaft eingeräumt. Schon im fünfzehnten Jahre hatte ſie eine Liebſchaft mit dem jungen Sohne des Verwalters ihrer väterlichen Güter in der Nähe von Siena und dieſen ſelben Geliebten, Namens Baccio Vettore, glaubte ſie in jenem Karmeliterkloſter an der Stimme zu erkennen. Es wird nämlich geſagt, daß jener Baccio ſie zuerſt mit ſeiner ſchönen Stimme verführte und gewiß iſt, daß der Vater Selvaggia's, als er hinter die geheime Liebſchaft ſeiner

Tochter gekommen, den Baccio habe außer Landes bringen und in ein Kloſter ſtecken laſſen. Zu jener Zeit, nämlich acht Jahre vor dieſem Tage, von dem wir erzählen, hieß es, der alte Signor Salviati habe den Baccio auf dem Wege von Siena nach San Geminiano ermorden laſſen. Es iſt wahr, daß er die Abſicht hatte, als er die Schande ſeiner Tochter erfuhr, aber er gab die Abſicht auf, weil der Vater Baccio's, der alte Vettore, ſein Kriegsgefährte geweſen und ihm in verſchiedenen Kriegen große Dienſte erwieſen. Lange wurde Baccio für todt gehalten. Nur Vettore wußte, daß er lebte, weil es ihm ſein Herr zum Troſte geſagt hatte, und Selvaggia wußte es ebenfalls, nachdem ſie es vom Vater ihres Geliebten erfahren. In welchem Kloſter aber Baccio als Mönch lebte, wußte weder Selvaggia noch Vettore und erfuhr es dieſer Letztere auch nicht, als er den ſterbenden Signor Salviati auf den Knieen anflehte, es ihm zu verrathen. Die Selvaggia wurde ein Jahr ſpäter an jenen Fürſten verheirathet und es war ihr wohl ſelber damit gedient, daß der Geliebte ihrer Jugend verſchwunden blieb. Nun aber, da ſie wieder frei und Wittwe war, fühlte ſie ſich vielleicht glücklich, ihren erſten Geliebten durch Zufall wieder gefunden zu haben. Sie wachte mehr als die Hälfte der Nacht, bald war ſie beſorgt, daß ſie ſich vielleicht doch getäuſcht habe und daß die Stimme, die ſie gehört, nur der Stimme ihres Geliebten ähnlich ſei und einem Andern gehöre; bald erinnerte ſie ſich nach Weiberart in der Stille der Nacht auf das Lebhafteſte an die Zeit, die ſie mit Baccio in glücklichen Sünden zugebracht, und konnte den Wunſch nicht unterdrücken, jene Sünden zu erneuen. Selbſt als ſie entſchlief, träumte ſie voll Angſt und Hoffnung. Ihre erſte Frage, als ſie am andern Morgen erwachte, war, ob der Page ſchon nach dem Kloſter abgegangen, und als man ihr ſagte, daß er bald zurück ſein müſſe, ſetzte ſie ſich voll Vergnügen ans Frühſtück und ſagte zu ihrer Kammerfrau, ſie hoffe, daß an dieſem Tage ihre Jugend neu beginne. „Ew. Excellenz,“ erwiderte die Kammerfrau, „iſt noch jung und Eure erſte Jugend hat noch nicht aufgehört.“

„Du irrſt, Luiſa," antwortete die Selvaggia, „meine erſte Jugend hat, Gott ſei es geklagt, ſchon in meinem ſechzehnten Jahre aufgehört und zwei Jahre lang lebte ich wie eine alte Frau neben einem alten Gemahl, aber ſo Gott will, werde ich wieder einholen, was ich verſäumte, und wenn es mir gelingt, gelobe ich dem heiligen Januarius die Einkünfte eines ganzen Jahres von meinem Gute Ponte rotto."

Der Page, der eben zurückkam, erzählte, daß der Prior der Karmeliter ſogleich bereit war, ſich auf den Weg zu machen, als er erfuhr, daß es die Nichte des Kardinals Montalto war, die ihn einlud. In der That kam er kaum eine halbe Stunde nach dem Pagen in Piperno an. Es war ein uralter Mann, der ſich kaum in der Sänfte aufrecht erhielt. Wie mich ein Bruder jenes Kloſters verſicherte, zählte er damals ſchon ſechsundachtzig Jahre, wenn nicht mehr und war er außerdem ein Mann, den Gott zur Reinigung ſeiner Seele mit allen Krankheiten des Alters heimſuchte, und die Selvaggia hätte ſich ſchämen ſollen, einen ſolchen ſchwachen und heiligen Greis bemüht zu haben, nur um einen ſchändlichen Zweck zu erreichen, und ihn außerdem noch zu belügen. Denn es war nicht der Wahrheit gemäß, daß ſie vom Kardinal Montalto einen Auftrag an ihn hatte; ſie wagte nur das vorzuſchützen, weil ſie wußte, daß ſie ſich mit ihrem Oheime Alles erlauben durfte. Doch ich muß ſagen, daß ſie Ehrfurcht genug beſaß, um dem Prior, als ſie in ihm einen ſo ehrwürdigen Greis erkannte, die Hand zu küſſen und ihn um ſeinen Segen zu bitten.

„Was wollt Ihr von mir, was befehlt Ihr, hohe Frau?" fragte der Prior.

„Ehrwürdiger Herr," antwortete ſie, „Ihr habt in Eurer Brüderſchaft einen Bruder Namens Baccio Vettore?"

„Ich weiß es nicht," ſagte der Prior, „denn ich kenne meine Brüder nur nach ihrem Kloſternamen. Wir ſind vierundſechzig; es wäre meinem alten Kopfe zu viel, ſollte ich mir alle weltlichen und geiſtlichen Namen meiner Brüder merken."

Die Fürſtin della Rocca war in Verlegenheit und ſagte nach einigem Nachdenken: „Dieſer Bruder iſt jetzt höchſtens ſechsundzwanzig Jahre alt und hat eine ſehr ſchöne Stimme. Er ſtammt aus dem Toskaniſchen und iſt bei Siena zu Hauſe.“

„Keiner der Brüder,“ ſagte nach einiger Zeit der Prior, „ſingt ſo ſchön wie der Bruder Giovanbatiſta; auch iſt er wohl nicht älter, als ſechs- oder ſiebenundzwanzig Jahre, und wenn ich nicht irre, ſpricht er auch die ſchöne Sprache von Siena — dieſer mag wohl einmal Baccio Bettore geheißen haben.“

„Dieſer iſt es gewiß,“ verſicherte die Fürſtin.

„Und was iſt es mit dieſem?“ fragte der Prior.

„Mein Oheim, der Kardinal Montalto,“ erwiderte die Fürſtin mit frecher Lüge, „wünſcht, daß Ihr mir dieſen Giovanbatiſta als meinen Reiſe-Kaplan mitgebet.“

Der Prior erhob bei dieſen Worten den Kopf, der bisher müde auf der Bruſt gelegen hatte und ſah die Fürſtin verwundert und fragend an. „Dieſen Giovanbatiſta?“ fragte er kopfſchüttelnd; „dieſer Giovanbatiſta hat ſeit ſechs Jahren das Kloſter nicht verlaſſen. Se. Eminenz Euer Oheim, der Kardinal Montalto kann ihn nicht kennen ...... Ich bin ſehr verwundert ...... dieſer Giovanbatiſta iſt ein Weltkind, das nur die ſtrengſte Zucht auf dem Wege der Frömmigkeit erhalten wird — er iſt der mindeſt Gelehrte meiner Brüder ..... Er paßt am wenigſten dazu, als Kaplan einer hohen Dame beigegeben zu werden ...... Ich bin ſehr verwundert ......“

„Aber mein Oheim, der Kardinal,“ fiel ihm die Fürſtin ungeduldig und mit etwas gebieteriſchem Tone ins Wort.

„So ſei es,“ ſagte der Prior mit einer leiſen Verbeugung, „der Kardinal will es, ich habe nichts zu ſagen, ich habe nichts zu prüfen. Und wann ſoll ich Ew. Hoheit den Bruder Giovanbatiſta zuſchicken?“

„Sogleich! noch dieſen Morgen, denn ich denke um Mittag meine Reiſe fortzuſetzen, da mich mein Oheim ſchon morgen Abend in Rom erwartet.“

Der Prior erhob ſich und ging.

Es war noch nicht Mittag, als ein einzelner Karmelitermönch vor der Herberge ſtand und nach der Fürſtin della Rocca fragte. Ein Page führte ihn in das obere Stockwerk, öffnete eine Thüre und bedeutete ihm, allein weiter zu gehen. Er werde dort in dem letzten Gemache erwartet. Er trat ein, und als er auf den erſten Blick die Selvaggia erkannte, blieb er wie aus Stein gehauen an der Thüre ſtehen. Er bewegte ſich erſt, als ſie ihn bei ſeinem alten Namen Baccio anrief, und Niemand als Gott hat es geſehen wie die Selvaggia, ohne ein anderes Wort zu ſagen, den geweihten Prieſter umarmte. Als ſie weiter reiste, ritt er neben ihrer Sänfte, und weil es hieß, daß der Weg bis Rom nicht ſicher ſei, hatte er, gleich den Dienern und Cavalieren, einen Degen umgegürtet. Da Jedermann ſeine Waffe brauchte und nicht eine mehr da war, als Männer da waren, hatte die Selvaggia eine ihrer Kiſten öffnen und daraus einen der Degen ihres verſtorbenen Gatten nehmen laſſen, und ſo hatte der Giovanbatiſta die ſchönſte Waffe der ganzen Geſellſchaft, eben ſo wie ihm die Fürſtin das ſchönſte Pferd hatte geben laſſen und ritt neben ihr, nicht wie ein Mönch oder Kaplan, ſondern wie ein ſtolzer Cavalier. Der Kardinal Montalto lachte ſehr, als er ſeine Nichte in ſeinem Palaſte zu Rom empfing und ſie in ſolcher Begleitung ſah. Er war ein alter Herr und gewöhnt, zu Allem zu lachen, was die Selvaggia that oder ſagte.

Die Selvaggia war ſehr zufrieden, ihren Geliebten wieder gefunden und ihn jetzt in ihrer Nähe zu haben. Der Baccio von Siena, der ſie mit ſechzehn Jahren verführt hatte, war ein ſchöner Jüngling mit einer ſchönen Stimme geweſen; der Bruder Giovanbatiſta war jetzt ein ſchöner Mann und ſeine Stimme war auch kräftiger und klangvoller geworden. Die Gewandtheit, welche Selvaggia ehemals an ihm bewunderte, wenn er an gerader Mauer zu ihr hinauf kletterte, mit der er wilde Pferde tummelte, oder allerlei Waffenübungen trieb, hatte im Kloſter nicht abgenommen, oder vielmehr ſtellte ſich gleich wieder ein, ſobald er in Freiheit lebte, wieder ein Pferd beſteigen, eine Waffe ſchwingen konnte. Die Kutte war ihm dabei allerdings beſchwerlich, und er legte ſie darum kurz nach ſeiner Ankunft in Rom ab, um ſie gegen ſpaniſche Rittertracht zu vertauſchen. Der Kardinal Montalto wollte ihn gar nicht wieder erkennen und lachte über die Verkleidung. Nur ſanft verwies er es ihm, mit der Verkleidung nicht gewartet zu haben, bis ſeine Tonſur verwachſen war. Die Selvaggia war glücklich, ſie verſicherte ihren Oheim, der es mit Vergnügen hörte, daß ihr Glück, da ſie es nach ſo langen Unterbrechungen wieder gewonnen und es jetzt in Freiheit genießen könne, vollkommen ſei, und daß ſie der Vorſehung danke, es ihr in früherer Zeit entzogen zu haben, um es ihr für jetzt aufzuſparen. Wie groß die Vergnügungen waren, welche ihr die Hauptſtadt der Chriſtenheit, als der Lieblingsnichte des allmächtigen Kardinals, darbrachte, ſie verſchmähte ſie alle; ſie blieb allein in ihrem Palaſte, zufrieden mit der Geſellſchaft Baccio's, und ſie beabſichtigte, ſich nach Beilegung der Unruhen in Neapel mit ihm auf eines ihrer Schlöſſer in den Apenninen zurückzuziehen. Auch Baccio war glücklich; unbekümmert darum, daß er alle Gelübde des Prieſters brach, freute er ſich, des Kloſterzwanges ledig zu ſein, und die Selvaggia hatte ihn zum reichen Manne gemacht, indem ſie ihn mit großen Geſchenken überhäufte und außerdem die geiſtlichen Benefizien, die ſie beſaß, auf ihn übertragen ließ. Sie nahm es ihm auch nicht übel, wenn er ſie oft allein ließ, um das neue Leben in der Freiheit und die Vergnügungen der Stadt Rom zu genießen. Sie ſagte ſich, daß ihn das immer mehr zum Cavaliere ausbilde, und daß er ſo ablegen werde, was an ihm von ſeinem niedrigen Stande und vom Leben im Kloſter noch übrig war. Wie ſündig eine Liebe ſei, ſo iſt es doch hergebracht, daß man die Treue einer ſolchen Liebe rühme, obwohl man damit nur die Ausdauer der Sünde rühmt. Vielleicht haben Diejenigen, die ſo thun, doch Recht, denn die Treue iſt immer eine ſchöne Tugend, und wenn dieſe Leute Recht haben und wenn ich mich bezwinge, ſo zu denken wie ſie, dann muß auch ich die Selvaggia rühmen, daß ſie jetzt nach ſieben Jahren und als eine der mächtigſten Damen der Chriſtenheit, dem Geliebten ihrer Jugend und dem niedrigen Manne dieſelbe Liebe bewies wie ehemals. Ja die Liebe muß noch größer geweſen ſein als ehemals, da damals die Selvaggia in der Einſamkeit keinen andern Mann kannte, und da ſie jetzt als eine ſehr ſchöne und ſo mächtige Dame unter allen Cavalieren der Stadt und des ganzen Italiens die Wahl hatte. So wollen wir ſie denn loben.

In ihrer Liebe und Treue ſorgte Selvaggia weiter als den laufenden Tag und beſchloß ſie, ſein Wohlergehen für alle Zukunft zu ſichern. Sie hatte ihm die Dispens ausgewirkt, daß er die weltlichen Kleider ohne Verſündigung tragen dürfte und mit den Kleidern den Titel eines Cavaliere Baccio. Sie hoffte noch weiter mit Hülfe ihres Oheims ihn dem Säculo wiedergeben zu können, was nicht unmöglich war, da es ſich fand, daß er in Folge des Drängens des verſtorbenen Signor Salviati, ihres Vaters, ſämmtliche Weihen, oder wenigſtens die erſte vor dem kanoniſchen Alter erhalten. Se. Heiligkeit der Papſt konnte Baccio, ohne dem kanoniſchen Rechte irgend welchen Zwang anzuthun, mit Leichtigkeit dispenſiren. Dieß wäre vielleicht ſchon einige Monate nach der Ankunft Selvaggia's und ihres Geliebten geſchehen, wenn nicht der Kardinal Montalto die Angelegenheit abſichtlich verzögerte. Er vermuthete, daß Selvaggia fähig war, oder vielleicht ſchon die geheime Abſicht hegte, den Baccio zu heirathen, ſobald ihm die Dispenſation die Ehe geſtattete, und damit war dem Kardinal nicht gedient, einen Neffen aus niedriger Volksklaſſe zu erhalten. Selvaggia für alle Fälle beſorgt, arbeitete dahin, daß der Cavaliere Baccio, wenn ihr Hauptplan mißlänge, wenigſtens aus dem Karmeliterorden in den ritterlichen der Johanniter von Malta treten dürfte, als in einen Orden, deſſen Regel und Lebensweiſe ſeinem Temperamente beſſer zuſagte. Die Selvaggia war eine kluge und vorausſichtige Frau. Sie wußte ſehr wohl, daß ihr Oheim, der ein bejahrter

Mann war, nicht viele Jahre mehr leben könne; nach ſeinem Tode könnte man ihrer Verbindung mit Baccio Hinderniſſe in den Weg legen. Darum wünſchte ſie, daß er auf jeden Fall in den Johanniterorden aufgenommen werde, weil die Mitglieder dieſes Ordens ſämmtlich wie Herren lebten und es auch dem ſtrengſten Pontifikate nicht beikam, ſie in ihrer Freiheit und in ihren Sitten zu beſchränken. Man ſagt, daß Kaiſer Carolus Quintus vom Papſte ſich dieſe Freiheit der Ritter ausbedungen, als er ihnen die Inſel Malta einräumte, nachdem ſie die Inſel Rhodus verloren hatten, und aus Dankbarkeit für dieſe Bedingung, ſo ſagt man ferner, hätten beſagte Ritter beſagten Kaiſer in ſeinen afrikaniſchen Kriegen ſo tapfer unterſtützt. Das laſſen wir dahingeſtellt, denn wir glauben nicht, daß ſich jemals ein Papſt eine ſolche Bedingung hätte aufdringen laſſen, welche einem geiſtlichen Orden freie Sitten und mancherlei Laſter für ewige Zeiten geſtattet. Dieſes kümmert uns nicht; ich erzähle nur von der vorſorglichen Liebe der Selvaggia.

Um dieſe Zeit lebte in Rom ein ehrlicher Hutmacher Namens Franceſco Somigli, der ſich mit ehrlicher Arbeit ein ſchönes Vermögen erworben und einen ehrbaren Hausſtand aufrecht erhielt und ſeine Kinder, deren er drei hatte, eine erwachſene Tochter, von der wir noch ſprechen werden und zwei kleine Knaben, Zwillinge, chriſtlich erziehen ließ. Da hörte dieſer Hutmacher Somigli, der jenſeits der Tiber wohnte, von den Thaten der Räuber in Sonnino und in den Gebirgen, und er empfand einen unwiderſtehlichen Drang, an dieſen Thaten theilzunehmen. In einem Alter von fünfundfünfzig Jahren verließ er Haus, Weib und Kinder und ging in das Gebirge zu den Räubern, welche damals der tapfere Catone kommandirte. Er hatte kein Glück, denn gerade damals hatte Se. Heiligkeit der Papſt dem Kardinal Montalto Vorwürfe über das Räuberweſen gemacht, und der Kardinal ſchwor die Räuber zu vernichten und alle, die nicht in den Gebirgen erſchoſſen, aber gefangen werden, hängen zu laſſen. An einem und demſelben Tage ließ er zahlreiche

Rotten von Reiter und Fußvolk, darunter auch die Spanier, die an der neapolitaniſchen Gränze ſtanden, an fünf verſchiedenen Punkten in das Gebirge brechen, und viele Räuber wurden an dieſem Tage erſchoſſen und niedergehauen, viele andere als Gefangene nach Rom gebracht, ſo daß das alte Theater, in welchem ſie überwacht wurden, ganz vollgefüllt war. Unter dieſen Gefangenen befand ſich auch der Hutmacher Francesco Somigli, der erſt zwei Tage vorher in das Gebirge gekommen war. In der ehrlichen Familie des Hutmachers war große Klage darüber, daß der Vater gehängt werden ſollte. Man wußte, was der Kardinal geſchworen hatte und gab alle Hoffnung auf, auch nur einen der Räuber begnadigt zu ſehen. Auch war in der Familie Somigli Niemand da, der ſich für den Vater hätte verwenden können; die Frau des Hutmachers bekam bei der traurigen Nachricht eine Lähmung in das linke Bein und in die Zunge, ſo daß ſie weder gehen noch ſprechen konnte; die Knaben waren noch viel zu jung, und da war Niemand übrig als die Tochter Emilia, ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren und das ſchönſte Mädchen von jenſeits der Tiber. Emilia lief klagend durch die ganze Stadt, bat, flehte, jammerte, weinte bei Jedermann, aber Niemand wußte ihr zu helfen. Doch erfuhr ſie, daß die Fürſtin Della Rocca bei ihrem Oheime in größtem Anſehen ſtehe, und daß dieſe allein ihren Vater retten könnte. Man rieth aber der Emilia, ſich nicht an die Fürſtin, ſondern an den Cavaliere Baccio zu wenden, welchem wieder die Fürſtin nichts verſagen konnte. Ihr, der Tochter des Hutmachers, hätte die Fürſtin leicht Nein ſagen können und dann war der Vater verloren; verſprach aber der Cavaliere bei der Fürſtin ein Wort für ſie einzulegen, ſo konnte man ſicher ſein, daß die Fürſtin mit dem Kardinal ſprechen und die Angelegenheit ſo zu einem guten Ende gedeihen werde. Die Emilia ging alſo zu dem Cavaliere Baccio, und dieſer hatte ſie kaum erblickt, als er ausrief: „Jeſus Maria, dieß iſt das ſchönſte Mädchen, das ich jemals geſehen!“ Er faßte ſogleich eine Leidenſchaft für dieſes Mädchen und er verſchwor ſich hoch und theuer, ihren Vater zu retten, wenn ſie dafür ſeine Geliebte werden wollte. Das Mädchen fügte ſich ſeiner Forderung und er ſprach mit der Selvaggia zu Gunſten des Hutmachers, indem er ihr vorſtellte, daß ſie eine gute That thue, wenn ſie einen ehrlichen Mann, der bis dahin ein makelloſes Leben führte, ſeiner Familie vom Galgen losredete. Die Selvaggia ſtellte ihrem Oheim vor, daß ſein Schwur ſich nicht auf den Hutmacher beziehe, da er den Schwur gethan hatte, noch bevor der Hutmacher im Gebirge angekommen war, und der Kardinal ließ den Hutmacher in dem Augenblicke entwiſchen, als man die andern Gefangenen aus dem alten Theater an den Galgen führte.

Der Cavaliere Baccio führte die Emilia in jenes Haus, welches mit dem rechten Angel auf den Monte Pincio ſieht und richtete ihr daſelbſt im Hofe eine ſchöne Wohnung ein, in welcher er oft die Nächte verbrachte Die Selvaggia beſchränkte ihn ſo wenig in ſeinem Thun, daß er viele Nächte ausbleiben konnte, ohne daß ſie ihn zur Rede ſtellte. Wenn ſie ihn manchmal fragte, wo er die Nächte verbringe, ſo antwortete er ihr, das geſchehe im Palaſte der Malteſer, wo man ſehr luſtig zeche, und der Selvaggia war es ſehr angenehm, ihn in dieſer ritterlichen Geſellſchaft zu wiſſen, um ſo mehr als damals meiſt Malteſer von der provenzaliſchen Zunge in Rom anweſend waren, welche man vorzugsweiſe wegen ihren edlen Manieren und feinem Weſen unter allen Zungen der Religion rühmte. Baccio lebte ſo ungeſtört durch viele Monate mit der Emilia, bis es ihm einfiel, oder vielmehr, bis man ihm eingab, ihr Bildniß machen zu laſſen. Das war zu ſeinem Unglück.

Der Maler des Bildniſſes war Fra Domenico, den man in Rom wegen ſeiner kleinen Geſtalt Picciotto nannte. Fra Domenico kam aus demſelben Kloſter der Karmeliter, aus welchem die Selvaggia den Baccio entführt hatte. Er war ein ſehr begabter Meiſter und hatte in Neapel eine Zeitlang unter dem berühmten Heiligenmaler Ribera gearbeitet. Von dort in ſein

Kloſter zurückgekehrt, ſchmückte er das Refektorium und die Kirche mit vielen Heiligenbildern, was ihm unter den Mönchen großes Anſehen verſchaffte. Sie waren ſtolz auf ſeinen Beſitz und meinten, daß ihr Haus durch ihn eben ſo berühmt werden ſolle, wie andere Klöſter, z. B. San Marco in Florenz, durch die Malereien ihrer Brüder berühmt werden. Fra Domenico aber erkannte, daß er zur Vervollkommnung ſeiner Kunſt noch die Gemälde Rafaels, Michael Angelo's und anderer Meiſter ſtudiren müſſe; denn, ſagte er, in Rom hätten vor hundertfünfzig Jahren viele Meiſter gelebt, welche den Ribera weit übertrafen, obwohl dieſer heute der berühmteſte unter allen Malern iſt. Man glaubte dem Fra Domenico, weil er der Kunſtverſtändigſte im Kloſter war und weil es heute viele Leute gibt, die das glauben, nachdem ein junger Neapolitaner, Namens Salvator Roſa, viele Anhänger findet, die daſſelbe behaupten. Auch ſagte man ſich, daß der Bruder Giovanbatiſta, der jetzt in Rom lebte und ſo große Macht hatte, den Bruder Domenico unterſtützen und in Allem helfen werde. So kam Fra Domenico nach Rom, und Baccio nahm ſich in der That ſeiner an, ſo weit er es vermochte. Er führte ihn auch ſeiner Herrin, der Selvaggia und dem Kardinal Montalto vor, und Fra Domenico hatte bald eine gute und ſorgenloſe Stellung. Er malte die Bildniſſe vieler Kardinäle und ſelbſt das des heiligen Vaters, und hatte ſo viele mächtige Bekanntſchaften, daß er auf Benefizien rechnen durfte. Dieß Alles dankte er dem Baccio, als deſſen vertrauteſter Freund er lebte und der Selvaggia, die ihn oft zum Nachteſſen einlud. Aber Picciotto konnte es nicht vergeſſen, daß Baccio ihn beſchützen ſollte. Während er im Kloſter der Karmeliter immer hoch angeſehen war und den Andern kaum eines Wortes würdigte, wurde dieſer nie anders denn ein niedriger Laienbruder betrachtet. Picciotto war der Ruhm des Kloſters, während Giovanbatiſta wegen ſeiner Unwiſſenheit für Nichts geachtet wurde. Und jetzt in der Hauptſtadt der Chriſtenheit ſelbſt, in der großen Welt der Kardinäle war Giovanbatiſta der Mächtige, und er, Domenico, ſein Klient und ihm zu Danke verpflichtet. Dabei mußte er als Künſtler ein beſcheidenes Leben führen, während der unwiſſende Baccio über größere Schätze verfügte, als ein Kardinal und zugleich eine der ſchönſten Frauen Italiens und gewiß das ſchönſte Mädchen Roms zu Geliebten hatte. Um Emilia beneidete er den Baccio nicht, obwohl ſie ſchöner war als die Fürſtin, wohl aber beneidete er ihn um die Selvaggia, durch welche er über ungeheure Reichthümer und über die ganze Macht des Kardinals Montalto verfügte. Er verachtete den Baccio, daß er Alles das nur benützte, um ein adeliges Schlemmerleben zu führen und die Cavaliere nachzuahmen. Er ſagte ſich, wie anders er ſolche Mittel verwenden würde, um ſich zu den höchſten Ehrenſtellen, vielleicht bis auf den Stuhl Petri emporzuſchwingen. Und in ſeinem Neide und Ehrgeize beſchloß er, den Baccio in den Augen der Fürſtin zu verderben und ſeine Stelle einzunehmen. Wie bei der Selvaggia, ſo pflegte er mit dem Baccio das Nachteſſen bei der Emilia einzunehmen, und eines Abends beklagte er, daß die höchſte Schönheit nicht unverwelklich ſei und forderte den Baccio auf, die Emilia von ihm malen zu laſſen, ſo lange ihre Schönheit in ſolcher Blüthe prange. Der verliebte Thor war nicht ſchwer zu überreden und Fra Domenico nahm ſeine ganze Kunſt zuſammen, um aus dieſem Bildniſſe ein Wunder der Malerei zu machen. Es war ein überaus ſchönes Bildniß, und viele Fremde und Einheimiſche beſuchten die Werkſtätte Fra Domenico's nur um daſſelbe zu ſehen. Als die Selvaggia von dem ſchönen Bilde hörte, fragte ſie Fra Domenico, was es damit für Bewandtniß habe und ob das Bild wirklich ſo ſchön ſei, wem es angehöre und ob ſie es nicht auch ſehen könne? Der Maler antwortete, das ſei ein leerer Lärm mit dem Bilde und es ſei gar nicht der Mühe werth, über die Perſon, die es darſtelle und über die Malerei zu reden; aber er habe andere Bilder in ſeiner Werkſtatt, die weit mehr Werth haben, und er würde ſehr glücklich ſein, wenn Ihre Hoheit die Fürſtin die Werkſtätte einmal beſuchen wollte. Die Selvaggia war es zufrieden und beſtimmte den Tag und die Stunde. Der Picciotto beſprach Alles mit ſeinem Farbenreiber und unterrichtete ihn, wie er die Selvaggia empfangen und was er ihr ſagen ſolle. Als nun die Stunde des Beſuches kam, verbarg er ſich hinter dem Hauſe, und als die Signora eintrat, ſagte ihr der Farbenreiber, daß Fra Domenico in einem dringenden Auftrage ſeines Priors ſo eben habe ausgeben müſſen. Die Selvaggia, als ſie das Bild der Emilia ſah, war ſehr erſtaunt und ſagte, das ſei gewiß das ſchönſte Mädchen Italiens. Dann fragte ſie den Farbenreiber, wer denn das Mädchen eigentlich ſei, welchem Stande ſie angehöre und ob man ihr nicht Wohlthaten erzeigen könne; ſo ſehr wurde ſie von der Schönheit des Bildes eingenommen. Der Farbenreiber lachte mit verſtellter Einfalt und ſagte: „O, die bedarf keiner Wohlthaten, für die ſorgt ſchon der Cavaliere Baccio.“

„Wie ſo?“ fragte die Fürſtin.

„Weil ſie die Geliebte des Baccio iſt,“ antwortete der Mann.

Die Selvaggia aber lachte und ſagte: die Geliebte des Baccio wäre es wohl zufrieden, ſo ſchön zu ſein wie dieſes Bild. —

„Nun ſeht,“ rief wieder der Andere, „wie ſchwer Liebende zu befriedigen ſind, erſt geſtern war er mit ihr hier in der Werkſtätte, und wie er ſie neben dem Bilde ſah, ſchwur er bei allen Heiligen, daß ſie doch viel ſchöner ſei, als ſie Fra Domenico malen konnte.“

Die Selvaggia wußte nicht, was ſie aus dieſen Reden machen ſollte und fragte den Mann: „Kannſt du mir auch ſagen, wer ſie iſt?“

„Allerdings kann ich das,“ erwiderte der Geſelle, „ſie iſt die Tochter eines Hutmachers von jenſeits der Tiber, den der Baccio vom Galgen erlöſt hatte.“

Jetzt gerieth die Selvaggia in einen großen Zorn, ſie erhob das Bein und trat ein Loch in das Bildniß der Emilia. In dieſem Augenblicke trat der Picciotto in ſeine Werkſtatt und beim

Anblick des Loches in der Leinwand ſchlug er die Hände zuſammen und rief: „Wehe mir, ich ſehe, daß Ihr ſchon Alles wißt, und daß ich zur unglücklichen Stunde ausgegangen bin!“

Die Selvaggia fragte, ob das wahr ſei, was ihr der Geſelle geſagt, und der Picciotto erwiderte, daß er es nicht läugnen könne, was der Geſelle in ſeiner Einfältigkeit verrathen habe. Die Selvaggia ließ ihren Pagen, den Kavalier und die Kammerfrau, die mit ihr waren, auf das Kreuz ihres Gürtels ſchwören, dem Cavaliere nichts verrathen zu wollen, daß ſie von ſeiner Liebe mit der Emilia ſchon etwas wiſſe. Auch der Picciotto mußte ihr ſchwören und dann mit ihr in ihren Palaſt heimgehen, um ihr nähern Beſcheid zu geben, damit ſie wiſſe, wie und womit ſie ſich an Baccio rächen ſollte.

Sie verſtellte ſich ſo gut, daß der Baccio gar keine Ahnung davon hatte, daß ihn der Picciotto verrathen, daß die Selvaggia um ſeine Treuloſigkeit wußte, und daß ſie ſchon Alles vorbereitet hatte, um ſich an ihm zu rächen. Zwei ihrer neapolitaniſchen Diener waren von ihr beſtellt, ihn vor ihren Augen zu ermorden. Sie hatte nur das eine Bedenken und noch ſo viel Liebe für ihn, daß ſie ihn nicht in der Fülle ſeiner Sünden, ohne Beichte, wollte ſterben laſſen. Darüber beruhigte ſie der Fra Domenico, welcher ihr verſprach, dabei zu ſein, wenn der Baccio ermordet würde und ihm in ſeinem letzten Augenblicke die Abſolution zu geben. Da es aber nicht ſicher war, daß Fra Domenico noch Zeit genug haben würde, um dem Sterbenden die Beichte abzunehmen und ihm die Abſolution zu geben und die Selvaggia um ſeine Seele beſorgt war, beſchloß ſie es ſo zu machen, wie es kurz vorher die Marcheſa von Valencia gemacht hatte, welche ihrem Geliebten, den ſie ermorden ließ, in der letzten Stunde, und während er ermordet wurde, eine Todtenmeſſe leſen ließ.

Sie war mit dem Baccio bei einem großen Feſte in dem Garten des Kardinals Gonzaga, welcher eben die franzöſiſchen Abgeſandten bei ſich empfing. Gegen Mitternacht ſagte ſie zu dem Baccio: „Ich habe Nachricht erhalten, daß in dieſer Nacht um die zwölfte Stunde in Neapel ein mir lieber Freund von den Aufſtändiſchen hingerichtet wird, und ich habe ihm in der Kirche von Santa Maria ein Todtenamt beſtellt. Dahin will ich jetzt gehen, um am Katafalk zu beten und ſeine Seele mit Gebeten zum Himmel zu begleiten. Du Baccio komme mit mir und ſinge mit im Chor, damit ich in dieſer traurigen Stunde deine liebe Stimme höre, die ich ſo lange nicht gehört habe." Der Baccio ging gerne mit ihr in die Kirche Santa Maria. Dieſe war ganz dunkel und ſchwarz ausgeſchlagen. Schwarze Tücher bedeckten die Säulen und die Wände. In der Mitte war ein Katafalk aufgeſchlagen und nur wenige Lichter brannten rings umher. Die Selvaggia kniete in der Nähe des Katafalkes nieder und der Baccio ſtellte ſich unter die Sänger, die am Fuße des Katafalkes ſtanden. Der Sakriſtan gab ihm die Rolle in die Hand, aus welcher er ſingen ſollte. Als er mit ſeiner wunderſchönen Stimme zu ſingen anfing, ſah er zur Selvaggia hinüber, wohl wiſſend, wie ſehr ſie ihn liebte, ſo oft er zu ſingen begann und beim Scheine der Kerze, an deren Fuße ſie kniete und die ihr Geſicht beleuchtete, während das Uebrige ihrer Geſtalt von Finſterniß bedeckt war, ſah er, wie ſie ihn mit liebendem Auge betrachtete und wie über ihre Wangen zwei große Ströme von Thränen herabfloſſen. Er nahm ſich um ſo mehr zuſammen, um noch ſchöner zu ſingen, und er ſang mit großer Andacht fort, bis er auf einmal ſtockte und verſtummte, denn er kam in dem Todtenliede an die Stelle, wo er für ſein eigenes Heil, als eines Sterbenden, betete. Er las in der Rolle, die er in Händen hielt, ausführlich ſeinen eigenen Namen. Erſchrocken ſah er zur Selvaggia hinüber, die er aber jetzt nicht ſehen konnte, da ſie ihr Geſicht aus der Beleuchtung der Kerze in die Dunkelheit zurückgezogen hatte. Er faßte ſich wieder und dachte, daß dieſes nur ein Irrthum ſei. Man werde dem Sakriſtan geſagt haben, wem er die Rolle zu übergeben habe, und dieſer werde den Namen verwechſelt haben mit dem Namen Desjenigen, der in dieſer Stunde in Neapel enthauptet werden ſoll, und für den die Todtenmeſſe gefeiert wurde, weil ihm beide Namen gleich unbekannt waren. Der Baccio ſang ruhig wieder weiter. Er ſang ſo fort, bis die Chorknaben mit dem Weihrauch und dem Weihwedel um den Katafalk herumzogen. Der Sakriſtan trug ihnen eine brennende Kerze vor, und beim Scheine dieſer Kerze ſah Baccio abermals ſeinen Namen, der in großen Buchſtaben auf einem weißen Streifen geſchrieben, über dem Katafalke lag. Wieder brach ſeine Stimme ab und er ſah zur Selvaggia hinüber, die er jetzt beim Scheine der Kerze, die der Sakriſtan trug, ſehen konnte, und es kam ihm vor, als wäre jetzt ihr Geſicht, das ihm entgegen blickte, von Mitleid und Grimm zugleich bedeckt. Eine ungeheure Angſt überfiel ihn, er dachte an Alles, was er an der Selvaggia verbrochen hatte, warf die Rolle auf den Boden und floh aus der Kirche. Eben als er aus der Thüre ſtürzen wollte, warf ſich ihm Fra Domenico in den Weg, faßte ihn am Mantel und ſchrie mit lauter Stimme: „Er entwiſcht uns! Laßt ihn nicht entwiſchen!“ Auf dieſen Ruf kamen rechts und links die zwei neapolitaniſchen Diener der Selvaggia hinter den Säulen des Portals von Santa Maria mit nackten Dolchen hervor. Aber bevor ſie ſich dem Baccio nähern konnten, hatte dieſer ſeinen eigenen Dolch aus dem Gürtel gezogen und ihn dem Fra Domenico, der ihn aufhalten wollte, in die Kehle geſtoßen, daß er augenblicklich zuſammenfiel. Der Baccio ſprang dann mit einem Satze die Treppe von Santa Maria hinunter, mitten zwiſchen den Dolchen der beiden Neapolitaner. Der Eine hatte ſchon mit ſolcher Heftigkeit nach ihm geſtoßen, daß er ſeinen eigenen Arm nicht mehr zurückhalten konnte und ſich ſelbſt in den Schenkel ſo ſehr verwundete, daß er den Baccio nicht zu verfolgen vermochte. Der andere Neapolitaner hatte nicht den Muth, den Baccio allein zu verfolgen. So kam dieſer unverfolgt davon; aber er glaubte doch immer Schritte hinter ſich zu hören und, mit dem Degen in der Hand, hörte er nicht auf zu laufen, lief er über die Brücke, bis er am Hauſe des Hutmachers Francesco Somigli ankam.

Dieſer war ſehr verwundert, als er hörte, was vorgegangen war. „Dieſes Alles,“ ſagte er, „hat die Selvaggia wegen der Emilia unternommen. Nunmehr biſt du, o Baccio, in Rom deines Lebens nicht mehr ſicher; auch Emilia iſt es nicht, und auch mich kann die Selvaggia jetzt noch hängen laſſen.“

„Was ſollen wir beginnen?“ fragte Baccio.

„Wir ſind im ganzen Italien nicht ſicher. Die Macht des Papſtes reicht überall hin, und ſobald dich die Selvaggia verfolgt, biſt du eine ſo machtloſe Perſon wie ich, der Hutmacher, und meine Tochter Emilia. Ueberall, ſei es in Florenz, in Mantua oder in Venedig, werden die Sbirren dem Kardinal Montalto gerne zu Willen ſein und uns niederſtechen oder gebunden nach Rom liefern. Nur in die Gebirge zu den Räubern reicht die Macht des Papſtes und des Kardinals nicht. Dorthin müſſen wir uns flüchten und wir werden gut aufgenommen ſein, da ich dort viele Freunde zähle. Dem Baccio leuchtete das ein, daß er nirgends mehr vor den Dolchen der Selvaggia ſicher ſei, und ſogleich holte er mit dem Hutmacher die Emilia, und noch in derſelben Nacht ſtiegen ſie über eine alte Breſche der Mauer aus der Stadt Rom und begaben ſich nach Sonnino in das Gebirge.

Die Selvaggia war Anfangs ſehr ergrimmt über das Mißlingen des Streiches; aber ſchon am andern Morgen freute ſie ſich, daß der Baccio am Leben war und lobte den guten Stoß, mit dem er den Fra Domenico für ſeinen Verrath beſtraft hatte. Sie ging auch nach Santa Maria, um bei Tageslicht zu ſehen, welchen geſchickten und gewaltigen Sprung der Baccio gemacht hatte. Dann aber verfiel ſie in große Traurigkeit, und die Luiſa rieth ihr, den Baccio überall aufſuchen zu laſſen, weil ſie ohne ihn doch nicht wieder froh werde, und ihm zu verzeihen. Davon wollte ſie nichts wiſſen. Nur im Geheimen ſandte ſie Späher aus, um zu erfahren, was der Baccio jetzt treibe und wo die Emilia ſei. Aber ſie konnte nichts erfahren. Der Baccio und die Emilia blieben verſchwunden, und erſt, als ſich die Späher beim Hutmacher erkundigen wollten und auch dieſer fort war, vermuthete ſie, daß ſie Alle zu den Räubern in die Gebirge gegangen. Sie ſandte ihre Späher auch dorthin und hatte bald die Gewißheit, daß dem wirklich ſo war.

Man hat es oft geſagt, daß Niemand errathen könne, was im Herzen eines Weibes vorgehe, entſtehe oder aufhört. Es geſchieht meiſt das Gegentheil von dem, was man erwartet. Es iſt ein tiefer, dunkler Brunnen. Wenn man auch mit gutem Auge hineinblickt, man ſieht nicht, ob unten lebendes Waſſer iſt, oder ob unten Schlangen und Kröten ſind. Man läßt den Eimer hinab, um Waſſer zu ſchöpfen und man holt eine Kröte heraus; man läßt den Eimer hinab, um eine Kröte oder Schlange zur Giftbereitung zu holen und man ſchöpft klares Waſſer heraus. Dieſes ſchreibe ich aus einem Buche ab. Die Selvaggia, als ſie für den Baccio die Todtenmeſſe leſen ließ und glaubte, daß er noch in dieſer Nacht ſterben werde, verliebte ſich in ihrem Mitleid aufs Neue in ihn, ſo, daß ſie ihn wie mit der Stärke einer neuen Liebe liebte. Dieß war zum Unglück des ganzen Landes. Denn ſchon zwei Wochen, nachdem der Baccio zu den Räubern gegangen, fingen dieſe aufs Neue an, Campanien, das Sabiner- und lateiniſche Land zu plündern und entführten viele Einwohner ſelbſt aus dem Innern der Stadt dieß- und jenſeits des Fluſſes. Sie führten ſehr kühne Thaten aus, nicht mehr unter dem Catone, welcher nach Spanien gegangen und dort Soldat geworden war, ſondern unter einem neuen Führer, der ſich Viattore nannte, im Gebirge großes Anſehen genoß, und der kein Anderer war als der Baccio oder Karmelitermönch Giovanbattiſta. Auch von dem Muthe ſeines Lieutenants ſprach man viel und auch dieſer war kein Anderer als der alte Hutmacher Francesco Somigli, der ſich ebenfalls einen andern Namen beilegte, welchen ich aber jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, vergeſſen habe. Die Emilia wohnte in jenem Hauſe in Sonnino, welches über alle andern Häuſer emporragt und wie die Spitze einer Pyramide ausſieht, denn der ganze alte Flecken hat dieſe Form, wie er mit ſeinen Häuſern einen hohen, von einer Spitze nach allen Seiten gleichmäßig abfallenden, Hügel bedeckt. Nun führten, wie ich ſagte, die Räuber jetzt allerlei kühne Thaten aus, daß man in der Stadt ſelbſt nicht mehr ſicher war, und der Kardinal Montalto ſandte dieß Mal weder Sbirren, noch Truppen aus gegen ſie, obwohl es der Papſt wollte, weil es die Selvaggia nicht wollte. Sie brachte ihn immer davon ab, wenn er ſchon Befehl gegeben hatte, daß die Truppen gegen die Räuber ausbrechen, um wenigſtens das Land bis an die Gebirge zu reinigen. Sie beſorgte, daß der Baccio bei einem Kampfe mit den Truppen oder Sbirren umkommen könnte, und darum verhinderte ſie jede Unternehmung und hatten die Gebirgsbewohner unter dem Viattore freies Spiel. Der Kardinal beklagte dieß, denn er war ein Neffe des Papſtes Sixti V. Montalto, ſeligen Angedenkens, welcher die Campagna und das ganze Patrimonium von Räubern geſäubert und ſich damit unvergänglichen Ruhm erworben, und der Kardinal meinte, daß es ſeine Pflicht ſei, den Fußtapfen ſeines großen Oheims zu folgen. So verbrachte die Selvaggia ihre Zeit damit, um von Baccio Unheil abzuwenden.

Da begab es ſich, wenige Monate nach der Flucht des Baccio, daß ein Edelmann, Namens La Tremoglia, aus dem Gefolge des franzöſiſchen Geſandten, mit dem ſeiner Nation eigenen Leichtſinn, ſich einige Miglien weit von der Stadt allein hinauswagte. Die Räuber umringten ihn und führten ihn in die Gebirge. Hätten ſie gewußt, daß er aus einem herzoglichen Hauſe Frankreichs und aus dem Gefolge des franzöſiſchen Geſandten ſei, ſie hätten ſich wohl nie an ihm vergriffen und ihn auch ſogleich freigegeben, nachdem er ihnen ſagte, wer er ſei. Sie glaubten ihm aber nicht. Sie hielten ihn für Einen von der Rotte des franzöſiſchen Herzogs von Guiſe, der ſich nach dem Tode des Maſaniello in Neapel hatte zum Könige machen wollen. Viele ſeiner Anhänger aus franzöſiſchem Blute verweilten als Flüchtlinge in Rom, und da Einer derſelben die Räuber erſt wenige Wochen vorher täuſchte, indem er ſich für einen Edelmann des franzöſiſchen Geſandten ausgab, ſo glaubten ſie jetzt

La Tremoglia nicht und hielten ihn zurück, daß er ihnen tauſend Scudi bezahle. Erſt nach acht Tagen, als ſie durch ihre Späher in Erfahrung gebracht, daß der La Tremoglia die Wahrheit geſagt, gab ihn der Baccio frei und ließ ihn mit allen Ehren bis vor das Thor von Rom begleiten. Damit waren aber der La Tremoglia und der franzöſiſche Geſandte nicht zufriedengeſtellt, und dieſer Letztere verlangte von Seiner Heiligkeit in einer Audienz, daß die Räuber gezüchtigt und dem Unweſen ein Ende gemacht werde. Se. Heiligkeit der Papſt befahl, daß viele Rotten ausgerüſtet und in die Gebirge und nach dem Walde Faggiola geſchickt würden, um die Räuber bis auf die Wurzel zu vernichten, denn der Papſt wollte ſich den Franzoſen gefällig erweiſen. Nun konnte die Selvaggia nichts mehr thun. Sie ſah die Gefahr, welche dem Baccio drohte und wollte ihn davon benachrichtigen. Nach ernſtlicher Ueberlegung und von dem Wunſche verführt, den Baccio ſelber wieder zu ſehen, beſchloß ſie, ihm die Nachricht in eigener Perſon zu bringen. Sie bat ihren Oheim, den Kardinal, den Zug gegen die Räuber nur um einige Tage zu verzögern und begab ſich in einfacher Tracht, verſchleiert und verlarvt, nur von einer Kammerfrau und einem Pagen begleitet, ſogleich auf den Weg in das Gebirge; dem Oheim ſagte ſie, daß ſie ſich auf einige Tage in das Kloſter der Klariſſinnen zurückziehe, um daſelbſt eine neuntägige Andacht zu verrichten, da er ſie ſonſt nicht hätte ziehen laſſen.

Sie war kaum vier Miglien weit geritten, als ſie ſchon von den Wegelagerern umgeben war. Sie thaten ihr nichts zu Leide, da ſie ihnen ſogleich erklärte, ſie komme nur, um den Vattore zu beſuchen und ihm eine wichtige Nachricht zu bringen. Da begleiteten ſie ſie bis nach Sermino. Aber dort angekommen, erfuhr ſie zu ihrem Leidweſen, daß ſich der Baccio kurz von da nach dem Walde Faggiola begeben habe, und ſie mußte warten, bis man ihn durch Eilboten kommen ließ. Während ſie da wartete, traf ſie mit einem Diener des Baccio zuſammen, welcher ſie trotz dem Schleier und der Maske erkannte. Er warf ſich ihr zu

Füßen und ſagte, er wiſſe wohl, welches Unrecht ihr ſein Herr angethan, und er verſicherte ſie, daß wohl auch ſein Herr gerne zu ihr zurückkehren möchte, wenn er nicht den Hutmacher und die andern Räuber fürchtete. So lange aber die Emilia lebe, könne daran nicht gedacht werden; und es wäre wohl das Beſte, wenn man die Emilia ermordete. Darauf fragte ihn die Selvaggia, ob ſie die Emilia nicht ſehen könnte? Und der Diener ging ſogleich in das Haus hinauf, um die Emilia zu holen, während die Fürſtin unten am Brunnen wartete. Als der Diener mit der Emilia herankam und die Fürſtin ſie erblickte, rief ſie aus: „Ich verſtehe wohl, daß mich der Baccio für dieſes niedrige Mädchen verlaſſen konnte, denn es gibt kein ſchöneres Geſchöpf auf Erden, und ich würde es für meine größte Sünde halten, ein ſolches Meiſterſtück Gottes zu zerſtören!“ Nachdem ſie dieſes geſagt, und die Emilia bei ihr angekommen war, umarmte und küßte ſie das Mädchen und ſetzte ſich dann wieder an den Brunnen und weinte bitterlich. Als dieſes die Emilia ſah, errieth ſie, daß die Frau unter dem Schleier und der Larve die Fürſtin Selvaggia della Rocca war; ſie empfand Reue und ſagte: „Ew. Hoheit würden gut und weiſe handeln, wenn Ihr den Baccio wieder in die Stadt zurückführen wolltet, denn er iſt nicht glücklich hier im Gebirge und meine Schönheit kann ihn auch nicht aufheitern. Er verweilt hier nur aus Furcht vor Euern Bravi und aus Angſt vor meinem Vater, der ihn nicht von mir laſſen will. Er hat es mir ſelbſt ſchon oft geſagt, daß er des Lebens überdrüſſig ſei und gerne in ſein Kloſter zurückkehren möchte.“

„Dieß Alles,“ erwiderte die Selvaggia, „werden wir beſprechen, wenn der Baccio zurückgekehrt iſt.“

Als nun der Baccio am nächſten Tage zurückkam, war er ſehr erſtaunt, die Selvaggia zu ſehen, und als er ihr Allerlei ſagen wollte, verhinderte ſie ihn zu ſprechen und ſagte mit lauter Stimme, daß es alle ſeine Leute hören konnten, es ſei jetzt nicht Zeit, über Anderes zu ſprechen, ſondern ſo weit als möglich in die Gebirge zu fliehen und ſich zu zerſtreuen, weil vielleicht die

Truppen und Sbirren des Papſtes ſchon auf dem Wege ſeien. Da viele von den Räubern ſogleich Anſtalt zur Flucht machten, fragte der Hutmacher die Selvaggia, was ſie mit dem Baccio anzufangen gedenke? Sie erwiederte, das ſei die Sache des Baccio, ſie aber glaube, es ſei für ihn das Beſte, ſeine Mönchskutte wieder anzulegen und in die Stadt zurückzukehren. Niemand werde daran erinnert werden, daß der Viattore und der Baccio eine und dieſelbe Perſon ſeien. Dafür werde ſie ſchon zu ſorgen wiſſen. Dann könne der Baccio beginnen, was ihm beliebe.

Da lachte der Hutmacher und ſagte, er erkenne ganz wohl, worauf es abgeſehen ſei, und daß die Selvaggia ihnen nur ihren Geliebten entführen wolle, und daß er und ſeine Partei das nicht dulden werden.

Es that ſich unter den Räubern ein großer Zwieſpalt auf. Die Einen glaubten der Selvaggia, die Andern dem Hutmacher, und der Zank dauerte die ganze Nacht, während welcher mehrere der Räuber getödtet wurden. Mittlerweile rückte aber der Feind heran. Nicht die Truppen des Papſtes waren es, denn dieſe hielt der Kardinal Montalto noch in Rom zurück; es waren die Franzoſen, welche der La Tremoglia geſammelt hatte. Die Franzoſen glaubten nicht mehr, daß der Papſt ihren Schimpf rächen werde und ſie thaten ſich Alle zuſammen, um den Zug gegen die Räuber ſelbſt zu unternehmen. Es waren ihrer eine große Anzahl, denn es hielten ſich damals ſehr viele Franzoſen in Rom auf, die Einen, welche mit dem Geſandten und ſeinen Edelleuten gekommen waren, die Andern, von der Partei des Guiſe, von der wir ſchon geſprochen haben und die Dritten, welche ſeit lange in Rom anſäſſig waren. Ihnen ſchloß ſich noch eine ganze Schaar von Niederländern und von Engländern, welche wegen der Unruhen zur Zeit des Todes ihres Königs nach Rom geflohen waren. Sie waren in der Nacht aus der Stadt aufgebrochen und erſchienen mit Tagesanbruch vor Sonnino. Sie ſprangen von ihren Pferden und ſtürmten ſogleich in die Straßen.

Der La Tremoglia führte ſie, da er während ſeiner Gefangenſchaft den Ort kennen gelernt hatte und die Wege kannte. Mit einer Schaar ſeiner Freunde eilte er trotz aller Kugeln, die ihm aus den Fenſtern entgegenflogen, bis in das höchſte Haus, in welchem die Emilia wohnte, und man hat alle Urſache zu glauben, daß er dieſen ganzen Zug unternommen hatte, nur um ſich des ſchönen Mädchens zu bemächtigen. Er hatte ſie während ſeiner Gefangenſchaft oft geſehen und ſich in ſie verliebt. Er kümmerte ſich um den Kampf nicht im Geringſten und ſtürmte geraden Weges bei der Emilia ein. Dieſe aber wurde von ihrem Vater, dem Hutmacher, tapfer vertheidigt, und als die Franzoſen dennoch in die Stube eindrangen, aus welcher der Hutmacher mit vielen andern Räubern geſchoſſen hatte, fanden ſie den Hutmacher todt, aber auch die Emilia lag ſterbend an ſeiner Seite, da ſie ihr eigener Vater, als er ſich tödtlich verwundet wußte, mit ſeinem Meſſer erſtochen hatte. Der La Tremoglia gab nun den Kampf auf und ſagte, das Uebrige ſollten die Sbirren des Papſtes thun. Er ſammelte ſeine Freunde und verließ wieder den Flecken.

Die Selvaggia ſaß während der ganzen Zeit am Brunnen und betete für den Baccio, welcher ſie verlaſſen und ſich in ein feſtes Haus zurückgezogen hatte. Als es wieder ſtille war, ging ſie ihm nach in dieſes Haus und fand ihn, wie er aus einer Wunde in der Seite blutete. Nun ſagte ſie zu den Räubern, welche wegen des Todes des Hutmachers, der Verwundung Baccio's und wegen ihrer großen Verluſte überhaupt ſehr betrübt waren, daß ſie jetzt nichts Klügeres thun könnten, als ſich weiter in die Gebirge zurückzuziehen, da nun auch bald die Truppen des Papſtes kommen würden und ſie ohne Führer und nunmehr auch zu ſchwach ſeien, um ſich gegen ſie zu vertheidigen. Die Räuber ſahen das ein und machten ſich ſogleich bereit, um mit Weibern und Kindern tiefer hinein in die Berge zu ziehen. Die Selvaggia verband dem Baccio ſeine Wunde und tröſtete ihn, da er den Tod der Emilia erfuhr und in Weinen ausbrach. Gegen Abend ſetzte ſie ihn auf ihr Maulthier und kehrte mit ihm nach Rom zurück. So wohnte der Baccio wieder bei ſeiner Selvaggia, aber er war durch viele Wochen an ſeiner Wunde krank und beklagte den Tod der Emilia. Die Selvaggia pflegte und tröſtete ihn mit ausnehmender Treue. Er wurde wieder geſund, aber ſein Frohſinn kehrte nicht wieder, und er ſagte, daß er des weltlichen Lebens müde ſei. Auch wollte er die Kleider nicht mehr anlegen, die er als Cavaliere getragen, ſondern verlangte nach ſeiner Mönchskutte, welche die Selvaggia auch hervorſuchen ließ und ihn darein kleidete. Nunmehr hieß er wieder der Bruder Giovanbatiſta und nicht mehr der Cavaliere Baccio.

Um dieſe Zeit kam in Rom die Nachricht an, daß der Prior im Kloſter zu Piperno geſtorben ſei, und bei dieſer Nachricht weinte der Giovanbatiſta vor Reue, daß er das fromme Leben jemals verlaſſen habe. Die Selvaggia ſprach darüber mit ihrem Oheim, dem Kardinal, welcher ſogleich einen Eilboten nach Piperno ſchickte und den Mönchen rieth, den Bruder Giovanbatiſta zu ihrem Prior zu erwählen. Dieſes thaten die Mönche, weil es der Kardinal ſo wollte, weil der Giovanbatiſta große Benefizien beſaß und nunmehr auch ſo viele mächtige Verbindungen in Rom, welche dem Kloſter von großem Nutzen ſein konnten. Giovanbatiſta freute ſich ſehr, als er erfuhr, daß er wieder in das Kloſter Piperno zurückkehren ſolle, und da indeſſen die Unruhen in Neapel beigelegt und die ſpaniſche Herrſchaft wieder hergeſtellt war, wollte auch die Selvaggia nach Neapel zurückkehren. So geſchah es, daß ſie zuſammen von Rom abreiſten, wie ſie zuſammen in Rom angekommen waren. Die Selvaggia führte ihren Geliebten als Prior in das Kloſter ein, aus dem ſie ihn entführt hatte. Aber es war ihr ſchwer, ſich von ihm zu trennen und ſie blieb in Piperno, wo ſie ſich einen Palaſt baute und ihre Tage in frommer Einſamkeit verlebte.

Ein italieniſcher Prieſter.

General U … erzählt:

In meiner Jugend einmal, alſo ſchon vor geraumer Zeit, machte ich in Begleitung mehrerer Freunde und Diener von Neapel, meiner Vaterſtadt, aus eine Reiſe nach Salerno. Obwohl wir als Neapolitaner an die ſchauderhafteſten Mord- und Räubergeſchichten aus den Provinzſtädten und Gebirgsdörfern gewöhnt waren, hatte das, was wir von dem damals höchſt verfallenen Neſte Salerno zu hören bekamen, unſere Neugierde ſo ſehr gereizt, daß wir uns trotz aller Gefahren zu dieſem Ausflug entſchloſſen. Salerno hatte für uns die Anziehungskraft des Schauderhaften, Unheimlichen; die Reiſe den Reiz eines Ausfluges in längſt vergeſſene Zeiten, in denen ſich zugetragen, was heute unglaublich und romantiſch erſcheint. Es hieß, daß ſämmtliche Einwohner Salerno's ſich in Räuber und Mörder umgewandelt haben, und es war gewiß, daß dort eine geſchloſſene Geſellſchaft beſtehe, die für Geld in ihrer Geſammtheit oder in einzelnen Mitgliedern zu jeder That, zu Mord, Ueberfall, Raub, Entführung bereit war. Das Leben des Menſchen war da ſo ſehr im Preiſe geſunken, die Gewiſſen ſo verhärtet, daß man auf einen Vorübergehenden ſchoß, nur um Pulver zu probiren.

Wir begaben uns in dieſes Neſt ohne Sorgen. Nicht weil wir zahlreich und bewaffnet waren, ſondern weil die Salernitaner bei Ankunft ſolcher Galantuomini, wie wir, vorausſetzten, man komme, mit ihnen ein Geſchäft zu machen, oder mit anderen Worten, Individuen zur Ausführung irgend einer blutigen Rache oder einer andern ähnlichen Unternehmung zu miethen. In ſolchem Falle war man ganz ſicher; ja man wurde mit Zuvorkommenheiten, mit Gaſtlichkeit, mit allen möglichen Rückſichten aufgenommen.

In der That geſellten ſich in der Nähe von Salerno einzelne Individuen zu uns, die aufs Höflichſte ihre Dienſte anboten, uns die Wege zeigten, auf mancherlei Intereſſantes aufmerkſam machten und von den Heiligenbildern, an denen wir vorüberritten, mit Andacht und Glauben Legenden erzählten. Mit einem kleinen Gefolge kamen wir auf dem Marktplatze an. Dort waren wir bald von einer ebenſo zuvorkommenden Bevölkerung umgeben, die uns aber trotz ihrer Zuvorkommenheit nicht zum Beſten gefiel. Es waren meiſt die Weiber, die ſprachen und uns offenbar zum Sprechen bringen wollten. Sie klopften auf den Strauch, ſie verſicherten, daß die Salernitaner tapfere Leute ſeien und zu jeder That bereit. Das Lächeln und die lauernden Blicke, mit denen ſie ihre Worte begleiteten, machten ihre großen ſchwarzen Augen und die breiten ſchwellenden Lippen, die von Natur ſchön gebildet waren, nicht ſchöner. Einzelne Männer ſtanden in unſerer Nähe, maleriſch an den Brunnen gelehnt oder auch ferner an den Häuſern, und beobachteten uns ſchweigend, nur daß ſie manchmal mit einer Bewegung oder mit einem lauten Auflachen die deutlichſten Anſpielungen der Weiber begleiteten. Sie näherten ſich mit einem Male von allen Seiten, als einer unſerer Reiſegefährten, ein leichtſinniger Marinelieutenant, auf die Anſpielungen der Weiber einging und verrieth, daß er ſie verſtehe. Ich glaube, wir hätten in dieſem Momente auf offenem Markte und vor hundert Zeugen ein Geſchäft von hundert blutigen Rencontres abmachen können. Ich fürchtete, die Zweckloſigkeit unſerer Reiſe zu verrathen, und benutzte die ſpäte Stunde, um zur Ruhe aufzufordern und ein Gaſthaus aufzuſuchen.

„Bravo," rief eine Alte mit Beifall, „der Herr, Se. Excellenz wollen wichtige Geſchäfte mit ausgeruhtem Geiſte, in der Friſche des Morgens abmachen! Man laſſe die Herren in Ruhe; Niemand folge ihnen in die Herberge!" — Ich nickte ihr zuſtimmend und ſo einverſtändig als ich vermochte.

Im Gaſthauſe, einem alten, verfallenen, weitläufigen Gebäude, das ehemals ein Kloſter geweſen ſein mag, wollte man uns mehrere Zimmer anweiſen, wir aber zogen es vor, zuſammen zu bleiben und bereiteten unſer Lager gemeinſchaftlich in einem großen Saale, durch deſſen Decke hie und da der blaue Himmel mit lächelnden Sternen blickte. Als Alles im Hauſe ſtille war, verſäumten wir nicht, die Thüre zu verriegeln, ſogar ein wenig zu verrammeln. Auch wachten die Diener abwechſelnd an der Thür ſitzend. Doch verging die Nacht vollkommen ruhig, ohne die geringſte Störung, ohne das kleinſte Abenteuer.

Andern Morgens durchzogen wir die Stadt — immer von einigen einheimiſchen Individuen gefolgt — beſahen mehrere alte Gebäude, die an die wiſſenſchaftliche Größe des mittelalterlichen Salerno erinnerten, und traten endlich in eine Kirche. Hier beginnt die Geſchichte, die ich eigentlich erzählen wollte und die viele Neapolitaner beſtätigen können, denn ſie machte damals viel Aufſehen und war in Neapel Stadtgeſpräch.

Die Kirche war ziemlich beſucht. Die Gläubigen, Männer und Weiber, knieten auf dem Steinpflaſter und beteten mit jener Heftigkeit, mit der man anderswo zankt und die man nur im tiefſten katholiſchen Süden an Betenden beobachten kann. Ihre Lippen bewegten ſich ſo raſch und ausdrucksvoll, als ob ſie Jemand Vorwürfe machten oder als ob ſie Drohungen ausſprächen; die Hände hielten den Roſenkranz, als ob ſie einen Dolch hielten, mit dem ſie erzwingen wollten, was man ihren Bitten oder Drohungen nicht gewähren würde. Der Geiſtliche ſtand am Altar und las die Meſſe. Er machte das heilige Geſchäft wie viele andere Geiſtliche handwerksmäßig ab und ſah auch aus wie hundert andere neapolitaniſche Geiſtliche; gut genährtes, doch nicht dickes Geſicht, braune Farbe, magere Hände mit langen Fingern und eine unverhältnißmäßig große Tonſur auf ſpitzigem, eckigem Kopfe. Er wäre uns weiter nicht aufgefallen, wenn nicht der Miniſtrant, ein hübſcher Junge von ungefähr zwölf Jahren, unſere Aufmerkſamkeit auf den Altar und die Meſſe gelenkt hätte. Wir ſtanden in der Nähe und konnten bemerken, daß der kleine Junge ſehr zerſtreut war. Er ließ oft lange auf die ſakramentalen Antworten warten, fuhr ſich dann, wenn ihn der zelebrirende Prieſter zornig anſah, mit der Hand über die Stirn, ſtotterte dann die lateiniſchen Worte, um einen Augenblick darauf eben ſo zerſtreut zu ſein, wie vorher. Er vergaß das Meßbuch zu nehmen, dann es an die rechte Stelle zu legen, dann den Weihrauchkeſſel zur rechten Zeit zu handhaben. Einige der Gläubigen bemerkten die Zerſtreutheit des Knaben und murrten. Mein Marinelieutenant lächelte. Wir glaubten anfangs, daß das fromme Geſchäft das Kind langweile und daß es an ein Spiel oder irgend welche Allotria denke. Als wir aber aufmerkſamer hinſahen, bemerkten wir, daß der arme Junge am ganzen Leibe zitterte, daß ſein Auge manchmal ſtarr und voll Entſetzen auf einer und der anderen Stelle vor dem Altare haftete, daß er mit unſagbarer Angſt auf dem bleichen Geſichte den Bewegungen des Geiſtlichen folgte, der, nach dem Ritus, am Altare bald nach der einen, bald nach der andern Seite ging. Endlich ſchüttelte ſich der Knabe wie im Fieber, blickte um ſich und ſah aus, als wollte er die Flucht ergreifen, oder als wüßte er nicht, was zu beginnen.

„Der arme Junge iſt offenbar krank!“ liſpelte einer meiner Reiſegefährten, und es ſchien wirklich, als wollte er den Prieſter um Entlaſſung bitten, denn er ſtreckte mehrere Male die Hand aus, zupfte ihn am Meßgewande und wollte etwas ſagen. Der Prieſter aber bemerkte es anfangs nicht. Doch mußte er endlich in dem Momente, da er das Allerheiligſte erhebt und den Gläubigen zeigt, ſich mit dem Geſichte dem Knaben zuwenden; das benutzte dieſer und faßte, wie es ſchien mit der letzten Kraft, das Meßgewand, riß daran mit der einen Hand, während die andere ſtarr ausgeſtreckt, von den gläſernen Blicken des Knaben gefolgt, auf den Boden der Altarſtufe zu Füßen des Prieſters zeigte. Der Prieſter ſah hinab, fuhr erſchrocken zuſammen, warf die Monſtranz auf den Altar und ſtürzte voll Entſetzen in die Sakriſtei.

Die Aufregung in der Kirche war ungeheuer. Die Gläubigen ſchrien auf und warfen ſich in einem Knäuel ſchreiend dem Altar entgegen, an deſſen Fuße der Knabe ausgeſtreckt lag, noch immer mit der einen Hand auf eine Stelle deutend. Dieſe Stelle war ein Blutflecken und gleich daneben ein zweiter, dann ein dritter, vierter; der ganze Platz vor dem Altar war blutig beträufelt. Bei dieſem Anblick verſtummten die Einen, während die Anderen noch heftiger zu ſchreien, zu fluchen oder die Heiligen anzurufen begannen. Ein Theil der Gläubigen ſtürzte dem Prieſter in die Sakriſtei nach, ein anderer blieb bewegungslos vor den Blutstropfen ſtehen. Man hob den Knaben auf, der wie aus einer Ohnmacht erwachte und in abgebrochenen Worten erzählte, wie während der ganzen Meſſe unter dem Prieſtergewande hervor Blut und immer Blut träufelte. Das Volk drängte ſich nun voll Angſt vom Altare fort und zur Thür hinaus. Draußen fing eine Matrone ſofort zu predigen an, daß es die Hoſtie geweſen, die geblutet habe, und das ſei die Strafe für die ungeheuern Verbrechen der Salernitaner, und bei der Gelegenheit nannte ſie den und jenen der Umſtehenden und warf ihm die Zahl der Morde ins Geſicht, die er begangen, und erzählte ſolche Gräuel von Salerno, daß wir erkannten, wie wenig das Gerücht übertrieben habe.

Das Bluten der Hoſtien, ſagte die Predigerin, komme nur in den außerordentlichſten Fällen vor und nur wenn die furchtbarſten Strafgerichte Gottes drohen. Sie prophezeite den Salernitanern den Untergang; der Veſuv werde ſein Feuer bis hierher wälzen und ſie in Flammen begraben, wie ehemals Pompeji und Herkulanum, als dieſe Städte nicht vom Heidenthume laſſen wollten, oder das Meer werde austreten und ſie alleſammt verſchlingen. Sie riß das Tuch vom Kopfe und fuhr ſich mit beiden Händen in die grauen Haare, die in Wellen über Geſicht und Schulter herabfielen, dann ſchlug ſie ſich in die Bruſt, daß es hallte, und erhob ein Klagegeſchrei, in das die Weiber und Kinder mit einſtimmten. Plötzlich zu uns gewendet rief ſie, die Hand ausſtreckend: „Und ihr Fremdlinge, die ihr hierher gekommen ſeid, um neue Sünden zu bezahlen, ziehet fort und häufet nicht neue Schuld auf dieſe verfluchte Stadt. Kehret zurück und verſöhnt euch mit euren Feinden, ehe es zu ſpät iſt, damit ihr nicht mit uns zu Grunde gehet.“

Bei dieſer an uns gerichteten Exhorte wurde die Prophetin unterbrochen. Die Menge, die dem Prieſter in die Sakriſtei nachgedrungen war, kam jetzt von dort zurück und aus der Kirche heraus auf den Platz. Aus ihrem Benehmen war ſchwer zu errathen, was in der Sakriſtei vorgegangen, denn dieſer Vorgang hatte augenſcheinlich die verſchiedenſten Wirkungen auf die Gemüther hervorgebracht. Die Einen waren ernſt und ſprachen demgemäß unter einander, die Anderen ſchrieen, die Dritten lachten. Auch unſer Marinelieutenant, ein Mann, der bei Allem und immer in erſter Reihe ſein mußte, lachte ganz gewaltig. Er war einer der Erſten geweſen, die ſich dem Prieſter in die Sakriſtei nachgeſtürzt hatten, und fing nun an, immer mit Lachen, zu erzählen, was er dort geſehen und erlebt, während die Salernitaner ihren Landsleuten Bericht erſtatteten.

„Der Prieſter,“ erzählte der Marinelieutenant, „machte mit dem erſten Schritte in die Sakriſtei Anſtalten, ſich ſeiner Kleider zu entledigen und, wie es ſchien, etwas zu verbergen. Als er ſich verfolgt ſah, wollte er aus der Sakriſtei entfliehen, aber einige Männer verſtellten ihm den Weg und erklärten ihm, daß ſie erfahren müßten, was es mit dem Blute zu bedeuten habe, während andere auf ſeine Strümpfe aufmerkſam wurden, die von oben nach unten mit Blut beträufelt waren. Er wollte keine weiteren Erklärungen geben und zog einen Dolch hervor, mit dem er Diejenigen bedrohte, die ihm den Weg aus der Sakriſtei ins Freie abſchnitten; aber im Augenblick war er von hinten entwaffnet und man ſah mit einiger Ueberraſchung, daß der Dolch von friſchem Blute roth war. Darauf ging es an eine Unterſuchung; inſtinktmäßig oder aus Gewohnheit griff ihm eines ſeiner Beichtkinder in die Taſche und" — hier lachte der Marinelieutenant wieder — „und zog — es war ſehr überraſchend — ein Paar ganz friſcher, erſt abgeſchnittener Menſchenohren hervor."

„Menſchenohren?" riefen wir entſetzt.

„Ein ganz wohl conditionirtes, friſches Paar Menſchenohren, die noch bluteten und von denen die Blutstropfen kamen, welche den armen Knaben am Altar mit ſolchem Entſetzen erfüllten."

„Waren es ſeine eigenen Ohren?" fragten wir weiter.

Seine eigenen Ohren ſaßen ihm ganz feſt am Kopfe. Ihr ſeid ſehr begriffsſtützig," fuhr der Marinelieutenant fort; „die Salernitaner haben die Sache raſcher begriffen. Iſt es ſo? riefen ſie und ſchienen ſich Vorwürfe zu machen, nicht gleich errathen zu haben. Manche von ihnen lachten laut auf, und Alle waren ſofort beruhigt, als ſie einſahen, daß hier von keinem blutigen, drohenden Mirakel, ſondern von einer gewöhnlichen Geſchichte, von einem Morde auf Beſtellung, die Rede war. Der Prieſter nämlich gehört mit zu der enggeſchloſſenen Geſellſchaft der hieſigen Bravi; das iſt Alles. Heute Morgen hat er einen Auftrag vollzogen, und um ſeinem Auftraggeber die beweiſende Probe der Leiſtung zu überbringen, hat er ſeinem Opfer die Ohren abgeſchnitten und in die Taſche geſteckt. Dann kehrte er eilend in die Stadt zurück, um nicht die Meſſe zu verſäumen, die ihm bezahlt wird. Er kam etwas ſpät und hatte kaum Zeit, das Meßgewand über das Banditengewand zu werfen; die Ohren blieben in der Taſche und ſie tropften während der Meſſe. Das iſt die ganze Geſchichte."

Während der Lieutenant uns, hatten die Andern der Menge Bericht erſtattet. Als ſie geendet, jubelte das Volk auf. Es war alſo kein Mirakel! Ein Alp, eine große Angſt war ihnen vom Herzen gefallen, und ſie wandten ſich lachend zu der Prophetin, die ihnen die Hölle heiß gemacht hatte, und verhöhnten ſie auf alle mögliche Weiſe. Der und Jener ballte ſogar die Fauſt gegen ſie, nannte ſie einen Unglücksraben, eine Hexe, ein Mal-occhio, kurz ein ſchädliches Weſen, das noch Unglück herbeikrächzen könne und das man eigentlich beſeitigen müſſe. Die Prophetin war beſchämt und endlich beſtürzt. Sie ſchlich ſich ſchweigend davon, während die ganze Verſammlung ſehr heiter wurde, daß es nichts geweſen ſei als dieſe Dummheit.

Wir benutzten die kleine Aufregung, um uns unbemerkt davon zu machen, unſere Pferde und Maulthiere zu ſatteln und den Staub von Salerno von unſern Füßen zu ſchütteln.

Und was iſt mit dem Prieſter geſchehen?

Mit dem Prieſter? Nichts!

Er iſt nicht beſtraft worden?

Ich glaube nicht. Er hat keine Kläger gefunden und er hätte keine Richter gefunden.

Er iſt wenigſtens verſetzt worden?

Ich glaube nicht. Doch weiß ich über Alles, was auf jenen Tag folgte, nichts Gewiſſes. Gewiß iſt nur die Thatſache, die ich erzählt habe, und die unzählige Neapolitaner und Salernitaner erzählen können.

Doktor Schwan.

Mehr noch der pfuſcheriſchen, von der kaiſerlich ottomaniſchen Regierung und von Omer Paſcha angeſtellten Aerzte müde, als des Donaufiebers und all' der vielnamigen Krankheiten, die im Kriegsjahr 1854 mich und Tauſende von Fremden und Soldaten in Ruſtſchuk ſeit Wochen belagerten, fing ich an, mich nach einem ordentlichen europäiſchen Arzte umzuſehen, um endlich das troſtloſe, verpeſtete, mir in tiefſter Seele verhaßt gewordene Ruſtſchuk verlaſſen zu können. Aber die wenigen europäiſchen Aerzte, denen man ſich hätte anvertrauen können, waren in Schumla oder in der Nähe des kommandirenden Generals, der zur Zeit in entfernten Gegenden ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Zwar hörte ich von einem trefflichen Hekim oder Arzt, der in dem gegenüberliegenden Giurgewo von der walachiſchen Regierung an der Quarantaine angeſtellt war und ſich in der ganzen Gegend eines ausgezeichneten Rufes erfreute; aber Giurgewo und Ruſtſchuk waren zwei verſchiedene, durch unendliche Entfernungen getrennte Welten; das eine war von Ruſſen, das andere von Türken beſetzt. Endlich bewerkſtelligte Haſſan Paſcha den Uebergang über die Donau; die Ruſſen zogen ſich erſt nach Frateſchti, dann nach Bucareſt und zuletzt, die Oeſterreicher in ihrem Rücken fürchtend, gänzlich über die moldau-walachiſche Gränze zurück. Die Verbindung zwiſchen den beiden Donauufern und den zwei einander gegenüberliegenden Städten war wieder hergeſtellt.

Einige Tage darauf erfuhr ich, daß der Hekim aus Giurgewo — er war nur unter dieſem Namen oder als der „Brillenträger“ bei den Türken bekannt — in Ruſtſchuk anweſend ſei, um nach der langen Trennung ſeine alten Klienten, meiſt Familien der europäiſchen Konſuln, zu beſuchen. Ich ſchickte meinen Wirth, einen einfältigen Türken, der meinen Namen eben ſo wenig ausſprechen konnte wie den des Arztes, auf Kundſchaft aus und mit dem Befehle, mir den Hekim um jeden Preis herbeizuſchaffen.

Ich lag ungeduldig auf meinem Divan in meinen Pelz gehüllt und horchte auf jeden Lärm von der Straße und der Veranda. Nach wochenlangem Umgang mit dummen Türken und rohen Bulgaren ſehnte ich mich eben ſo ſehr nach dem civiliſirten Menſchen, wie nach dem Arzte, der mir helfen und mich zur Weiterreiſe fähig machen ſollte. Nach mehreren Stunden Harrens, gegen Abend, trat endlich der Vielerſehnte in meine Stube. Ein ſonderbares Männlein, eine höchſt auffallende, beinahe komiſche Erſcheinung. Der Doktor war klein, überaus mager an Geſicht, Händen und Beinen, und doch um die Mitte des Leibes mit einem ſehr in die Augen fallenden Embonpoint geſegnet. Das zarte, kleine Geſicht ſchien vorzeitig gealtert und war von unzähligen feinen Fältchen bedeckt. Auf der kleinen aber ſpitzigen Naſe ſaß eine große blaue Brille, welche die Wangen zur Hälfte und die ganzen Augenbrauen bedeckte. Von der Stirne war nicht viel zu ſehen, da ſie beinahe ganz unter dem Fez ſtak, den der Doktor, nach orientaliſcher Sitte, auch in der Stube auf dem Kopf ſitzen ließ. Dieſer Fez, ein genetzter Gürtel, der die Kleider um die Mitte des Leibes feſt hielt und an der Seite in Quaſten herabfiel, eine lange türkiſche Pfeife mit blaugläſernem Mundſtück war das einzig Orientaliſche an dem ganzen Manne; ſonſt war er europäiſch gekleidet, oder deutſch, denn ſein ganzer Anzug erinnerte an gewiſſe arme oder vernachläſſigte Gelehrte, Theologen ohne Pfarre, Philologen, die zu Correktoren in Buchdruckereien herabgeſunken und an ähnliche Erſcheinungen, wie man deren in deutſchen Univerſitätsſtädten zu finden pflegt. Auf ſeinen kleinen Füßchen ging er wie ein Vogel daher, indem er immer zuerſt mit den Zehen auftrat und dann langſam die Ferſe ſinken ließ. Dieſe Art des Ganges vollendete erſt das Komiſche der Erſcheinung, und ich hätte bei ſeinem Eintreten gleich, wenn auch nicht lachen, ſo doch lächeln mögen, wenn ich ihn nicht ſofort nach den erſten zwei Schritten ins Zimmer erkannt und zwar als einen lieben, alten Bekannten und Freund erkannt hätte, in deſſen Leben ich vor mehr als zwanzig Jahren eine ſehr traurige Rolle geſpielt hatte. Ich lächelte nicht — ich war überraſcht, erſtaunt und noch mehr erſchrocken. Aber ich faßte mich ſchnell und unterdrückte den Ausruf der Ueberraſchung und die Nennung ſeines Namens, die ſich bei ſeinem Anblick auf meine Lippen drängten. Ich ſah ihn nur ſtarr an und zitterte vor dem Gedanken, daß er auch mich erkennen möchte. Mein Plan war raſch gefaßt. „Wenn er mich nicht erkennt,“ dachte ich, „ſtelle ich mich ihm unter einem falſchen Namen vor.“

Er näherte ſich meinem Lager und ſagte mit jener mir ſo wohl bekannten Stimme und eben ſo wohl bekannten Schüchternheit: „Ich bin der Doktor, den Sie haben ſuchen laſſen.“

Ich hatte nicht den Muth, ihm ins Geſicht zu ſehen; ich blickte ihn nur von der Seite an, und fürchtend, daß er meine Stimme eben ſo erkennen könnte, wie ich die ſeinige, blieb ich ſtill. Der Doktor glaubte, daß ich ihn nicht verſtanden und wiederholte: „Ich bin der Doktor, der Doktor Schwan von Giurgewo.“

„Seien Sie mir willkommen, Herr Doktor!“ ſagte ich halblaut und ſpähte nach dem Ausdrucke ſeines Geſichtes. Aber er blieb ruhig und ich fuhr muthiger fort: „Verzeihen Sie, daß ich Sie bemüht habe.“

„O,“ fiel mir der Doktor ins Wort — „ich freue mich, einen Landsmann zu ſehen; der Türke ſagte mir, daß mich ein deutſcher Tſchelebi (Gentleman) zu ſehen wünſche. Sie ſind ein Deutſcher?“

„Ja, Herr Doktor!“

„Vielleicht ein naher Landsmann von mir? ein Oeſterreicher? fragte er freundlich weiter.

Jetzt war der Moment gekommen, da ich meinem Entſchluſſe gemäß zu lügen anfangen und mich in mein Inkognito kleiden mußte.

„Nein, Herr Doktor,“ ſagte ich, „ich bin aus Norddeutſchland und heiße Arnold.“

„Deutſcher iſt Deutſcher,“ lächelte der Doktor — in der Fremde verwiſchen ſich die dreißig deutſchen Gränzen. Ich bin ein Oeſterreicher und als ſolcher nannte ich ehemals alle Deutſchen Ausländer; das hat aufgehört, ſeit ich hier in der barbariſchen Fremde lebe.“

„Das hat,“ ſagte ich, „heutzutage bei vielen Oeſterreichern aufgehört.“

„Deſto beſſer, deſto beſſer,“ rief der Doktor freudig, und zog zur Vervollſtändigung ſeines Bildes eine Tabaksdoſe aus der Taſche und nahm eine Priſe.

„Sie ſind wohl ſchon lange fort aus der Heimat?“ fragte ich, um meine Heuchelei zu vollenden, da ich den Zeitpunkt ſeines Verſchwindens aus dem Vaterlande genau kannte.

„Ueber zwanzig Jahre, Herr Arnold, über zwanzig Jahre!“ — erwiderte er kopfſchüttelnd und wie mir ſchien mit einem Anflug von Trauer. — „In ſolchem Zeitraum kann ſich Manches ändern.“

Er hatte offenbar Luſt, ſich nach Mancherlei zu erkundigen, aber er erinnerte ſich ſeiner Pflicht als Arzt und begann, nachdem er meinen Puls gefühlt, mich auszufragen. Dabei nahm er die große blaue Brille von der Naſe und ich ſah die grauen, erloſchenen Augen, die ich ſo gut kannte, die von Kindheit an mit arger Kurzſichtigkeit geſchlagen waren, und die es mir jetzt erleichterten, mein Inkognito aufrecht zu erhalten und durchzuführen.

Freilich war ich in dieſer Beziehung noch durch viele andere Umſtände begünſtigt. Als uns das Schickſal vor mehr als zwanzig

Jahren trennte, war Jakob Schwan ein fertiger Mann, an dem ſich nicht viel ändern konnte; er hatte damals ſchon alle die Eigenthümlichkeiten, die ihn jetzt noch auszeichneten, den ſonderbaren Hühnerſchritt, die blaue Brille, die Blatternarben, die magere, in der Mitte aufgedunſene Geſtalt und — neben dem gutmüthigen und edlen Ausdruck des Geſichtes — ſagen wir es nur mit einem Worte — die ganze Häßlichkeit, welche die Jahre nicht verringert hatten. Er war ganz Derſelbe, nur etwas gealtert. Neu an ihm waren bloß der Fez und der Tſchibuk. Ich hingegen war, als er mich verließ, ein Junge von zwanzig Jahren, deſſen Bart, der im Orient die vollſte Entwickelung erlangte, jetzt das halbe Geſicht bedeckte und weit auf die Bruſt herabfiel, damals kaum die erſten flaumigen Keime getrieben hatte. Der Bart war es, der den ägyptiſchen Joſeph ſeinen älteren Brüdern verbarg, während er ſie daran erkannte.

Doktor Schwan gab mir die beruhigende Verſicherung, daß meine Krankheit nicht gefährlich ſei. „Dieſe vielfachen Anflüge der verſchiedenen Krankheiten, die in dieſer Gegend wüthen," ſagte er, „werden wir mit leichter Mühe entfernen; dann kommt es nur darauf an, Sie gut zu nähren, damit Sie geſtärkt die Weiterreiſe durch die unwirthbaren Gegenden der innern Türkei wieder aufnehmen können; mit der Luftveränderung wird dann das Donaufieber von ſelbſt verſchwinden."

Dieſes abgethan, knüpfte der Doktor ein Geſpräch über Deutſchland an, nach deſſen gegenwärtigen Zuſtänden er ſich mit großem Patriotismus und, wie es ſchien, mit ſanfter Sehnſucht erkundigte. Da ich vorausſetzte, daß er auch gern etwas über ſeine alten Freunde erfahren hätte, ließ ich es im Geſpräche ſo mit einfließen, daß ich in ſeiner ſpeciellen Heimat gut bekannt wäre. Sofort fragte er, ob ich nicht zufällig Den und Jenen kenne? und ſeine Freude war groß, als ich „zufällig" mit den meiſten Perſonen, für die er ſich intereſſirte, mehr oder weniger genaue Bekanntſchaft gemacht und über ihre gegenwärtigen Verhältniſſe Auskunft geben konnte. Er hörte mir mit der größten

Theilnahme zu, und unterbrach mich nur manchmal mit einer neuen Frage oder mit einem tiefen Seufzer. Ich war gerührt und wäre ihm am liebſten um den Hals gefallen, und doch zitterte ich wieder vor dem Gedanken, daß er mich auch nach mir ſelbſt fragen könnte. Aber er that es nicht, und auch dieſes erfüllte mich wieder mit Trauer, denn es bewies mir, daß gewiſſe alte Wunden noch nicht geheilt waren, und daß in dieſem ehemals mir ſo lieben Freundesherzen noch einige Bitterkeit gegen mich übrig ſein müſſe.

Meine Mittheilungen und das Geſpräch über des Doktors Freunde, welches ſich bis ſpät in die Nacht hinein verlängerte, trugen, abgeſehen von der Landsmannſchaft, viel zur ſchnellen Reife und Entwickelung unſerer Bekanntſchaft bei. Schon am nächſten Tage trabte er auf ſeinem kleinen anatoliſchen Pferde wieder über die neue Schiffbrücke herüber nach Ruſtſchuk, und wieder ſaßen wir, dießmal in der Veranda, rauchend und Kaffee trinkend, bis ſpät in die Nacht plaudernd und erzählend. So auch die folgenden Tage, da der Doktor drüben in Giurgewo, aus dem alle Einwohner geflohen waren und wo die Quarantaine aufgehoben worden, nichts zu thun hatte. Mein alter Freund wurde mir ſo lieb, wie er mir ehemals geweſen. Er war ja auch in der That ganz Derſelbe, ganz derſelbe Geiſt, der ſich, ſelbſt hier in der barbariſchen Einſamkeit, für jeden Sieg und Fortſchritt der Menſchheit begeiſterte, daſſelbe zu jeder Hilfe bereitwillige, gute Herz, das an Alles dachte, nur nicht an Dank und Anerkennung; dieſelbe reine Seele, die immer noch nicht begriff, daß der Welt auch Aeußerlichkeiten wichtig ſind, und daß man ſich nach dem Kern und Inhalt der Dinge nur ſelten und nur in zweiter Reihe umſehe.

Nachdem meine Erzählungen erſchöpft waren, kam das Geſpräch natürlich auch auf das Hauptthema des damaligen Tages, worüber ſich der Fremde mit Europäern, die den Orient ſeit länger kannten, am Liebſten beſprach. Ich meine „den kranken Mann, den Ver- und Zerfall der Türkei.“ Der Doktor war ebenfalls der Meinung, daß die Dinge nicht länger mehr ſo gehen könnten, und als Arzt zählte er die vielen Urſachen der Krankheit und die eben ſo zahlreichen Symptome baldiger Auflöſung des kranken Mannes auf. Aber ich war erſtaunt, als es mir der eben ſo gebildete als zarte Doktor beſtritt, daß auch die Polygamie zu den Krankheitsurſachen der Türkei gehöre.

„Mißverſtehen Sie mich nicht,“ ſagte er, als ich mein Erſtaunen laut äußerte — „ich vertheidige nicht eigentlich die Polygamie, nein, mit meiner Vertheidigung meine ich im Grunde die Behandlung, welche die Türken ihren Frauen angedeihen laſſen und das ganze Verhältniß, die Stellung des Weibes im Oriente; dieſe vertheidige ich, dieſe kann ich nicht als eine der Urſachen des Verfalles gelten laſſen.“

„Wie?“ rief ich — „Sie vertheidigen die Sklaverei des Weibes, die Herabwürdigung derjenigen Perſon im Hauſe, in der Familie, welche die erſten Keime des Guten in die kindlichen Gemüther pflanzen ſoll? Jenes ſchönſte Element, auf dem die Familie und darum die ganze ſittliche Geſellſchaft beruht, wollen Sie erniedrigt ſehen? Die Mutter, die Geliebte, die Braut, die Gattin, die ſchönſten und poeſievollſten Geſtalten auf der Bühne des Lebens ſollen mit Recht entſeelt, zu Dingen, zu todten, geiſtloſen Sachen herabgewürdigt werden dürfen? zu Gegenſtänden, die man kauft, verkauft, einſchließt und jeder eigenen freiwilligen Aeußerung und Bewegung beraubt? Ich begreife Sie nicht!“

„Ich habe,“ erwiderte der Doktor ruhig, „ich habe ehemals ſo gedacht, die Dinge ſo betrachtet wie Sie, wie jeder gebildete Europäer. Aber urtheilen heißt vergleichen. In Europa fehlt uns die Gelegenheit zur Vergleichung, darum können wir über dieſe Dinge nicht urtheilen. Sehen Sie, ich ſitze ſeit zwanzig Jahren hier auf einem Poſten, der mir alle Gelegenheit zur Vergleichung, alſo zum Urtheil bietet. Hier in Ruſtſchuk ſehen Sie nur Minarete und Harems; gerade gegenüber erhebt ſich ein Kirchthurm und walten ſogenannte europäiſche Hausfrauen. Drüben in der Walachei kann man alle letzten Konſequenzen der europäiſchen Anſchauung, die äußerſte Entwicklung des europäiſchen Syſtems beobachten. Da genießt das Weib der vollkommenſten Freiheit und die Heirath iſt nichts anderes als Kauf und Verkauf. Von Heirath aus Neigung iſt nur in den allerſeltenſten Fällen die Rede. Manchmal ſieht es wohl darnach aus, aber wenn man näher zuſieht, iſt es Kaprice, Grille, momentane Leidenſchaft, die der materielle Beſitz ſofort in das Nichts auflöst. Es gibt äußerſt wenige Ehen, welche als ſolche im wahrhaftigen Sinne des Wortes Monate oder mehrere Jahre über dauern. Ihr äußerlicher Fortbeſtand iſt eine baare Lüge, die Niemand täuſcht. Bei ſolchen Zuſtänden iſt es dem Weibe leicht, ſich in Alles und Jedes zu miſchen, und da ſie zum Theil ihrer Natur nach, zum Theil in Folge ihrer Entwicklung inmitten ſolcher Zuſtände frivol iſt und nur an Aeußerlichkeiten hängt, wird dem ganzen Weſen dieſer Geſellſchaft der Stempel der Frivolität aufgedrückt, wird das ganze Leben dieſer ſo organiſirten Geſellſchaft bei ſolchen obwaltenden Elementen unſäglich platt, unbedeutend, verflacht. Die Männer werden Stutzer, Kurmacher, Gecken, Intriguanten. — Sehen Sie dagegen, wie es ſich hier in der Türkei verhält. Das ſchädliche, weibliche, frivole Element wird von vornherein aus der Geſellſchaft entfernt. Der Mann verliert ſeine Zeit nicht mit Kurmachen und braucht, wenn er den Charakter darnach hat, ſeine Mühe, ſeine Arbeit nicht zu verſchwenden, um ſeinem Weibe den Luxus, die koſtbaren Vergnügungen und Alles das zu verſchaffen, was den europäiſchen Ehemann in Arbeit und Sorgen aufreibt. Er ſetzt ſeine Frau in den Harem und damit iſt's gut. Als junger Mann verſchwendet er ſein Beſtes in Geiſt und Gemüth nicht mit leeren Leidenſchaftlichkeiten, Sehnſüchteleien, Abenteuern, Romanen ꝛc. Er macht ſich keine überſpannten Vorſtellungen vom Weibe, er baſirt nicht ſein ganzes Glück auf ein weibliches Ideal, und ſo iſt er auch jenen ſchmerzlichen Enttäuſchungen nicht ausgeſetzt, die oft fürs ganze Leben unglücklich machen, Byron'ſche Helden ſchaffen und Geiſt und Herz in öde Brandſtätten verwandeln. Wie viele Hinderniſſe werden dem

Europäer in ſeiner Laufbahn, in ſeiner Entwicklung von weiblicher Seite her geweckt; die Sucht zu glänzen, Andere zu überſtrahlen, Neid, Mißgunſt und alle die Gefühle, die eine Nachbarin der andern gegenüber hegt, werfen den Mann, der ſein Loos mit dem eines Weibes ſo innig verbunden hat, hundert Mal aus der Bahn, die er als die ſeinen Talenten, ſeinem Charakter und ſeinen Neigungen angemeſſene erkannt und mit Vorbedacht gewählt hat. Der Mohammedaner kann auf dieſe Weiſe nicht geſtört werden. Ob er nun ruhig ſein Feld bebauen, oder ſeinen Ehrgeiz in kriegeriſchen, politiſchen oder gelehrten Ruhm ſetzen will — ſein Weib weiß kaum etwas von der Lebensweiſe und den Abſichten ihres Gatten, und iſt ſchon darum nicht fähig, ihn zu behindern. In ihrem Harem bedarf die Türkin der Näſchereien, Spielzeugs und einigen Schmucks; das wird ihr mäßig geliefert, und das Leben ihres Mannes wie die ganze Weltgeſchichte können draußen ihren natürlichen Verlauf nehmen. Am Ende iſt es doch die Hauptſache, daß der Mann ſeine Kräfte übe, ſie zur höchſtmöglichen Entwicklung bringe, und ſie nicht an Plattheiten und an die Befriedigung kleinlicher Eitelkeiten und Leerheiten verſchwende."

Ich unternahm es nicht, den Doktor zu belehren und ihm zu beweiſen, wie zur vollkommenen Ausbildung des Mannes auch die Erkenntniß des Weibes, und zur vollkommenen Entwicklung der Weltgeſchichte und der Geſellſchaft auch die Entwicklung des weiblichen Elementes gehöre. Auch war ich nur zu Anfang über ſeine Anſichten, die ſo ſehr mit ſeinem ganzen Weſen in Widerſpruch ſtanden, erſtaunt; im Verlaufe ſeiner Rede, die ich hier nur auszugsweiſe gebe, erinnerte ich mich ſeiner Geſchichte, und die erſten Urſachen ſeiner Anſichten wurden mir auf traurige Weiſe klar und offenbar. Mögen wir noch ſo ſehr mit fertigen Anlagen geboren werden, erſt unſere Geſchichte macht uns fertig, und jeder Menſch hat ſeine Geſchichte, und ſei ſie noch ſo kurz, ſie wirkt entſcheidend, und was auf ſie folgt, iſt nur ihre Wirkung und ihr Anhängſel. Auch der Doktor hatte die ſeinige und ich ſeufzte innerlich, da ich mich ihrer während ſeiner Rede über das weibliche Geſchlecht erinnerte.

* * *

Ungefähr einundzwanzig Jahre vor meinem Aufenthalte in Rutſchuk erhielt ich von meinen Eltern die langerſehnte Erlaubniß, unſere Provinzialhochſchule mit der Univerſität der Reſidenzſtadt zu vertauſchen, aber ich erhielt dieſe Erlaubniß nur unter der Bedingung, daß ich in der Reſidenz mit meinem Landsmanne Jakob Schwan, Stud. med., dieſelbe Wohnung, wo möglich dieſelbe Stube beziehe. Es war dieß eine weiſe Vorſicht meiner Eltern. Ich war ein junger Springinsfeld von neunzehn Jahren, der von den Freuden des Lebens gern ſo viel mitnahm, als er erhaſchen konnte, und dem man nicht ſo ohne Weiteres und ohne beſondere Vorſichtsmaßregel auf das hohe Meer des Reſidenzlebens hinauszuſteuern geſtatten durfte. Man war mit Recht beſorgt, daß ich meine Zeit zwiſchen Tanz- und Fechtböden und Kaffeehaus einerſeits und den Kollegien und Büchern andererſeits ungleich theilen könnte. Jakob Schwan hingegen, der Sohn eines armen Pächters in unſerer Nachbarſchaft, war ein Muſterſtudent, der in unſerer Gegend in höchſter Achtung ſtand und von dem man wußte, daß er von ſeiner Zeit auch nicht eine Stunde unnütz vergeude. Zeugniß dafür legte ſeine große Bildung ab, ſein reiches, für ſein Alter erſtaunliches Wiſſen ſowohl in ſeinem Fache, der Medizin, als in vielen andern Fächern. Wie zu ſeinem Wiſſen hatte man zu ſeinem Charakter, der ſich ſchon vielfach bewährt hatte, alles Zutrauen. Er war außerdem um wenigſtens ſechs Jahre älter als ich, ein ziemlich alter Student, da er zwiſchen Gymnaſium und Univerſität drei Jahre hofmeiſterte, um die Studienkoſten zu erwerben, und ferner war ich, dem man den guten Jakob immer als Muſter hinſtellte, daran gewöhnt, zu ihm als einem ausgezeichneten Menſchen hinaufzuſehen: er war alſo wie gemacht, um mich zu bevormunden, und ich war ſehr aufgelegt, mich dieſer Bevormundung gerne zu fügen. Daher die

Bedingung meiner Eltern. Bei der Seelengüte Jakobs zweifelte man nicht einen Augenblick daran, daß er mich bereitwillig als Stubengenoſſen aufnehmen werde. So war es auch. Jakob empfing mich mit offenen Armen und ſorgte für mich, wie für einen jüngeren Bruder. Seine Güte und ſein Beiſpiel wirkten ſehr günſtig auf mich und ich ſaß in der anſtoßenden Stube, die mit der ſeinigen durch eine ſtets offene Thüre verbunden war, faſt eben ſo fleißig wie er an den Büchern. Obwohl meine philologiſchen Studien mit den ſeinigen nichts gemein hatten, unterſtützte er mich doch mit Rath und Aushülfe, da er während der drei Jahre ſeiner Hofmeiſterei das bereits auf dem Gymnaſium gründlich gewonnene philologiſche Wiſſen bedeutend erweitert hatte und es, behufs einer Geſchichte der Medizin, die er einſt zu ſchreiben beabſichtigte, bei Gelegenheit gerne wieder aufnahm. Obwohl ich ihm förmlich als Mündel übergeben worden war und ich mich bereit zeigte, mich ſeinen Anordnungen gänzlich zu fügen, und trotzdem er ſo lange den Pädagogen geſpielt hatte, nahm er mir gegenüber doch nie die Miene eines Vormundes oder Hofmeiſters an und war ſein Benehmen fern von aller Pedanterie. Seine Milde, ſeine Güte, ſeine Toleranz für Jugendlichkeit und tollen Uebermuth trieben ihn, mich vielmehr als ſeinen Freund zu behandeln, und ich fühlte mich glücklich, in der großen, mir fremden Reſidenz einen ſolchen Freund zu beſitzen. Obwohl ich über reichere Mittel verfügte und größere Ausgaben wagen konnte als er, folgte ich ihm doch gerne an den ärmlichen Tiſch ſeines Gaſthauſes, nur um immer in ſeiner Geſellſchaft zu ſein, und beſchränkte ich meine ganze Lebensweiſe auf das beſcheidene Maß, das er ſich aus Nothwendigkeit ſowohl wie aus Neigung vorgeſchrieben hatte. Dafür ließ er ſich manchmal verleiten, mir auf den Tanzboden zu folgen, wo ich mit ſchönen Nähmädchen und Blumenmacherinnen halbe Nächte verjubelte. Er tanzte nicht — er hatte dieſe Kunſt nie gelernt — aber er freute ſich am Anblick dieſer ihm neuen Welt und dem jugendlichen Treiben; mich, den Jüngeren, aber Erfahreneren, unterhielt es, wie er hinter all' dem ſeine eigene Unſchuld vorausſetzte, und hinter Armuth und Luſtigkeit von Putzmacherinnen mit ſeinem Idealiſmus und ſeiner künſtleriſchen Logik auch nur Schönheit der Seele und Tugend zu ſehen vermochte. Suchte ich ihm in dieſer Beziehung manchmal die Augen zu öffnen, wehrte er die Wirklichkeit, die mit ſeinem unſchuldigen Idealiſmus nicht übereinſtimmte, mit einem ſtereotypen, bald ungläubigen, bald toleranten „Aber Nein!“ von ſich ab.

Indeſſen bemerkte ich im Laufe der Wochen, daß bei all' der Freundſchaft, die von Tag zu Tag auf beiden Seiten inniger wurde, Jakob doch ein Geheimniß vor mir hatte. Manche Abende verbrachte er ohne mich außer dem Hauſe, ohne mir zu ſagen, wo und mit wem er geweſen. Nach ſolchen geheimnißvollen Ausflügen war er jedesmal in etwas verändert, entweder beredter oder ſchweigſamer, heiterer oder ernſter als gewöhnlich. Bei jedem Andern hätte ich Liebes-Stelldichein vermuthet; bei Jakob ſchien dergleichen unmöglich. Ich fragte nicht, denn ich war bei ſeinem ſonſtigen Vertrauen überzeugt, daß ſein Geheimniß nicht ſein eigenes ſein könne, daß er mich ſonſt einweihen würde, und ich achtete, ſelbſt ſchweigend, ſeine Schweigſamkeit. Von Zeit zu Zeit aber, vorzugsweiſe nach ſolchen myſteriöſen Ausflügen, ſchien es mir, als ob ihn etwas drückte, als ob er mir etwas mittheilen wollte. Er blieb dann vor mir ſtehen und ſah mich lange an; gab ich ihm darauf einen fragenden und erwartungsvollen Blick zurück, erröthete er, lächelte, wandte ſich ab, fing in einem Buche zu blättern an und ſchwieg nach wie vor.

Eines Abends — es war ſchon ſpät und ich lag im Bette — kehrte er von ſeinem geheimnißvollen Gange heim. Ganz gegen ſeine Gewohnheit trat er ziemlich ſtürmend und ohne alle Rückſicht auf den Schlaf ſeines Zimmernachbarn in die Stube und öffnete gleich darauf meine Thüre.

„Schläfſt du, Villers!“ rief er laut genug, um mich zu wecken, wenn ich geſchlafen hätte.

„Nein! was iſt?“

„Ich komme gleich zu dir," erwiderte er, „ich zünde nur das Licht an."

Wenige Augenblicke darauf trat er mit dem Hut auf dem Kopfe, im Ueberrock und eine Kerze in der Hand, an mein Bette. Er achtete nicht auf den Schnee, der noch auf Hut und Kleidern lag, und zeigte mir ein Geſicht, das glückſelig vor ſich hinlächelte.

„Was haſt du, Jakob? Was iſt mit dir vorgegangen? Haſt du Ausſicht auf eine Anſtellung? Biſt du Ordinarius geworden? Haſt du eine neue Quelle zur Geſchichte der Medizin entdeckt? Oder gar ſchon einen Verleger für das ungeſchriebene Werk gefunden? Du ſiehſt aus, als hätte ſich ein großes Glück geradenwegs vom Himmel auf dein bemooſtes Haupt herabgeſenkt!"

Jakob lächelte und antwortete nicht; er rieb ſich die Hände und ging bald ſchneller, bald langſamer in der Stube auf und ab. Endlich blieb er vor meinem Bette ſtehen und ſagte lächelnd und ſchamerröthend: „Sie hat ein Vielliebchen mit mir gegeſſen!"

„Sie? Wer iſt Sie?" fragte ich.

Aber anſtatt zu antworten, fragte er weiter: „Was thut man, wenn man ein Vielliebchen gegeſſen hat?"

„Vor Allem," ſagte ich, „verliert man; das iſt Pflicht, wenn man ein Vielliebchen mit einer Sie ißt."

„Ich habe verloren, es iſt verloren!" rief er, als ob er einen Sieg verkündete.

„Wie? gleich verloren?"

„Augenblicklich! kaum hatte ich es gegeſſen, als ſie mich ſchon überliſtete," rief er wieder voll Freude.

„Nun, jetzt mußt du ihr ein Geſchenk machen."

„Aber was ſchenkt man einer Dame?" fragte er weiter.

„Das hängt von Perſonen und Umſtänden ab. Iſt ſie ſchön? iſt ſie jung? iſt ſie liebenswürdig?"

„O Gott!" ſeufzte Jakob, indem er die Augen himmelwärts wendete.

„Genug," rief ich, „ich weiß genug. Der mußt du etwas ſehr Schönes ſchenken."

„Nicht wahr?“ ſagte Jakob, „das habe ich auch ſchon gedacht.“

„Gewiß,“ fuhr ich im Tone des erfahreneren Rathgebers fort — „aber halt! Noch Eins: ſeid ihr intim?“

„Wer?“ fragte mein Freund.

„Du und Sie?“

Jakob wurde verlegen. „Das,“ ſtammelte er, „das weiß ich wirklich nicht. Vielleicht, ſo gewiſſermaßen — aber du mußt nichts Böſes denken.“

„Gott bewahre, du Don Juan, du Verführer!“ ſagte ich ſcherzend. „Jakob, Jakob, das hätte ich von dir nicht gedacht.“

Der Scherz that ihm offenbar wohl, obgleich er ſein abwehrendes: Aber nein! entgegenſetzte und hinzufügte: „Du mußt nicht denken, daß —“

„Ich denke gar Nichts,“ fiel ich ein; „ich weiß genug. Du mußt ihr ein ſehr ſchönes Geſchenk machen.“

„Aber was ſoll ich ihr ſchenken?“ fragte er aufs Angelegentlichſte.

„Z. B. ein ſchönes Buch.“

„Das habe ich auch ſchon gedacht,“ fiel er raſch ein. „Wie wäre es, wenn ich ihr meinen Shakeſpeare ſchenkte?“

„Jakob!“ rief ich erſtaunt und vorwurfsvoll — „deinen ſchönen, deinen herrlichen Shakeſpeare, deinen Stolz, deine Freude, deinen ſchönſten Beſitz! Ich hätte gedacht, daß du dich von dem nie würdeſt trennen können.“

„Es kann Umſtände geben —“ ſagte er verlegen.

„Allerdings! allerdings!“ fiel ich ein, „gib ihr deinen Shakeſpeare und ſei glücklich.“

„Ich kann mir ja einen andern, einen billigern kaufen,“ ſagte er nachdenklich — „die Kupferſtiche in meiner Ausgabe ſind mir gleichgültig — für fünf Gulden kaufe ich eine einfache Ausgabe.“

„Kaufe dir einen billigern Shakeſpeare, mein Sohn, und ſei zweimal glücklich,“ rief ich wieder und lachte.

Er ſah mich erſchrocken an und ſagte in vorwurfsvollem

Tone: „Siehſt du, Viktor, du lachſt. Ich habe das immer gefürchtet — ich hätte dir ſonſt ſchon lange erzählt —"

Er unterbrach ſich und wollte in ſeine Stube zurück; aber ich ſtreckte den Arm aus und zog ihn ans Bett, daß er ſich ſetzen mußte. Es wurde mir nicht ſchwer, ihn zu beſchwichtigen und mittheilſam zu machen, da ihm Mittheilung Bedürfniß war. Da ſah ich denn in ein bis an den Rand von Liebe erfülltes Herz; in ein Gehirn, das nur von gemüthvollen und ſchönen Träumen bewohnt war, ja nicht nur von Träumen, auch von fertigen, poſitiven Planen der Zukunft, von Heirath, von glückſeliger Häuslichkeit, von Familienglück. Die Wiſſenſchaft, die literariſchen Projekte, die Geſchichte der Medizin, das hohe Intereſſe für alle Entdeckungen und neuen Forſchungen waren tief in den Hintergrund gedrängt, oder traten nur als Mittel zum Zweck, zu dem einen und einzigen geliebten Zwecke in den Vordergrund. Jakob lächelte, als ich ihn auf dieſe wiſſenſchaftliche Apoſtaſie aufmerkſam machte, und ſagte achſelzuckend: „Was willſt du? ich bin auch ein Menſch!"

Die Geſchichte ſeiner Liebe war, wie ich vorausſetzte, eine höchſt einfache Geſchichte. Er war, als er in die Reſidenz kam, durch den Edelmann, bei dem er Hofmeiſter geweſen, an den Notar Heideloff empfohlen, und wurde von dieſem, der die Geſchäfte des Edelmanns beſorgte, ſehr freundlich aufgenommen und ſeiner Familie vorgeſtellt. Die Familie beſtand aus einer Frau und einer einzigen Tochter, welche Adele hieß. Adele trug ihr aſchblondes Haar in Locken, die auf Bruſt, Schulter und Nacken in üppigſter Fülle herabſtrömten; ſie hatte blaue Augen, runde, ſanft geröthete Wangen und einen Mund, der bezaubernd zu lächeln verſtand, ſo wie ſich ihre ganze, man wußte nicht ob zarte, ob üppige Geſtalt aufs Anmuthigſte und gar nicht anders zu bewegen verſtand. Nach Jakobs Ausſage war ihre Seele noch ſchöner als ihre äußere Erſcheinung; ihr Sinn war edel und gebildet und für alles Schönſte und Höchſte empfänglich. Das wußte er beſſer als jeder Andere, da er mit ihr Goethe und

Shakeſpeare las und ihr die alten Tragiker erklärte. Er ſagte, man brauche ſie nur tanzen, ja nur durch die Stube ſchreiten zu ſehen, um von der Schönheit ihrer Seele für immer überzeugt zu ſein. Alles an ihr ſei wie lieblichſte Muſik; gegen Jedermann ſei ſie voll Wohlwollen, auch gefalle ſie Allen und habe ſie das ſchöne Beſtreben, Jedermann Sympathie einzuflößen. Er habe dieſes Alles gleich bei ſeinem erſten Beſuche vorempfunden; nie habe eine Ahnung ſo deutlich, ſo beſtimmt und ſo wahr in ihm geſprochen, wie damals. Es war an einem Herbſtnachmittage; die Sonne fiel durch roſige Gazeverhänge in die Stube. Die Mutter ſaß auf einem Fauteuil, ihr zu Füßen, auf einem Schemel, das lockige Köpfchen auf das Knie der Mutter gelehnt und mit deren Hand tändelnd, ſaß die Tochter. Die Mutter ſaß im Schatten, der roſige Sonnenſchein fiel auf die Wangen Adelens. Es war ein Bild, das er nie vergeſſen werde, und er glaubte damals, er werde Adele nie ſchöner ſehen. Aber er hat ſie ſeit damals hundert verſchiedene Male ſchöner geſehen. So jeden Donnerſtag Abends, wenn da getanzt wird, dann, wenn er mit ihr an einem kleinen Tiſchchen ſitze und ſie mit kindlicher Aufmerkſamkeit und Theilnahme ſeinen Vorleſungen lauſche, oder wenn ſie einer eintretenden Freundin entgegeneile, um ſie zu umarmen.

„Das Alles iſt ſchön, mein Freund,“ ſagte ich, nachdem Jakob länger als eine Stunde die Vorzüge ſeiner Geliebten geſchildert hatte — „aber die Hauptſache! die Hauptſache!“

„Was iſt die Hauptſache?“ fragte Jakob.

„Hat ſie dich wieder lieb?“

„Ja,“ ſagte Jakob, indem er die Hände in einander legte — ich wage es nicht zu glauben — ich weiß es nicht.“

„Sind denn Symptome da?“ fragte ich weiter.

„Sie iſt ſehr gut, ſehr liebenswürdig; ſie ſcherzt mit mir, ſie hat heute ein Vielliebchen mit mir gegeſſen.“

„Das beweiſt nichts; ſie iſt auch mit Andern liebenswürdig, ſie ißt auch mit Andern Vielliebchen.“

„Das iſt richtig. Aber wie ſoll man das erfahren? Ich kann ſie ja nicht fragen. Sieh Viktor,“ fuhr er fort, indem er ſich mit ſchüchterner und flehentlicher Miene zu mir wandte — „ich habe ſchon daran gedacht — du biſt in dieſen Dingen erfahrener — du ſollteſt ſie beobachten und mir dann ſagen, ob ſie mich lieb hat oder nicht.“

„Das will ich mit Vergnügen,“ ſagte ich, „aber zu dieſem Zwecke muß ich ins Haus kommen.“

„Freilich! — aber wie fängt man das an?“

„Ganz einfach: du ſtellſt mich dort vor.“

„Aber wie? unter welchem Vorwand?“

„Es wird jede Woche im Hauſe getanzt; du rühmſt mich als deinen Freund, aber mehr noch als vortrefflichen Tänzer, und du wirſt dich überzeugen, daß man dir auf halbem Wege entgegenkommt. Du machſt in zwei oder drei Tagen deinen Beſuch, und nächſten Donnerſtag kannſt du mich dort ſchon einführen.“

Wie geſagt ſo gethan. Seit jener Nacht der Bekenntniſſe war Jakob nur mit meiner Vorſtellung im Hauſe Heideloff beſchäftigt. Triumphirend brachte er von ſeinem Beſuche die Einladung mit heim, und mit noch größerem Triumphe machte er ſich Donnerſtag zu dem Gange bereit. Ich bemerkte, als wir unſere Stube verlaſſen wollten, daß er für die Soiréen nichts an ſeiner gewöhnlichen Kleidung geändert, und daß Haar, Kravatte, Hemdkragen, kurz ſeine ganze Toilette ſich in der gewohnten Gelehrtenunordnung befand, ja daß an ſeiner Wäſche, auf der Bruſt wie an den Manſchetten, noch Spuren von chemiſchen Experimenten, gelbe, blaue und braune Flecken zu ſehen waren. Ich ſtellte ihm vor, daß man ſo zu ſeiner Geliebten nicht gehen könne; er aber antwortete: „Ach, ſie iſt nicht ſo! Sie kümmert ſich nicht um dergleichen Aeußerlichkeiten.“ Dieſe Worte gaben mir einige Hoffnung für Jakob, denn, offen ſei es geſagt, ich zweifelte ſtark, daß ein ſo elegantes Mädchen, wie Adele, einen Mann wie Jakob lieben könnte. Ich hatte ihn oft während dieſer letzten Woche von dieſem Standpunkte aus prüfend betrachtet, und ich mußte mir immer ſagen, daß er nichts an ſich habe, was weiblichen Sinn beſtechen könne und Vieles, das zurückſtoßen müſſe. Von Geſtalt war er häßlich, in ſeinen Bewegungen für Alle, die ihn nicht näher kannten komiſch, beinahe lächerlich, in ſeinem Anzug bis zur Aermlichkeit einfach und meiſt ſehr vernachläſſigt. Aber Adele kannte ihn ja ſchon ſeit Monaten, hatte vielleicht ſeine großen und edlen Eigenſchaften würdigen gelernt und ſie „kümmerte ſich nicht um dergleichen Aeußerlichkeiten.“ Endlich iſt es nicht ſo ſelten, daß ſich junge Mädchen in häßliche Männer verlieben. Haben ſie in ſolchen ſchöne Eigenſchaften entdeckt, die ſie rühren, ſind ſie ſtolz auf dieſe Entdeckung, und zeigen ſie gewöhnlich mehr Muth als die Männer, um den Spöttereien der Welt entgegen zu treten. Trotz alledem ließ ich Jakob in ſeinem vernachläſſigten Zuſtande dießmal nicht auf die Soirée gehen. Ich ſuchte ſeine beſte Wäſche und ſeine beſten Kleider hervor, erſetzte das Mangelnde aus meiner Garderobe, putzte ihm ſelbſt die Stiefel und ſtellte ihn ſo ſtattlich her, wie er es vielleicht nie geweſen. Er ließ mich gewähren und betrachtete ſich lächelnd und ſelbſtgefällig im Spiegel — in meinem Spiegel; denn er ſelbſt beſaß keinen, da er von dem ſeinen das Queckſilber, behufs eines Experimentes, abgekratzt hatte. Darauf nahm ich einen Fiaker, um uns vor dem Gaſſenſchmutz zu behüten, und wir langten in ungetrübter Stattlichkeit im Heideloff'ſchen Hauſe an.

Aber der erſte Schritt in die Geſellſchaft war durch ein Unglück bezeichnet. Jakob, deſſen Brille beim Eintritt in den warmen, von Menſchen erfüllten Salon, darin ſchon ſeit zwei Stunden getanzt wurde, angelaufen war, ſo daß er noch weniger ſah als ſonſt, ſtieß gleich an der Thüre an ein Stubenmädchen, das Thee und Eis umher trug, warf ihr Taſſen und Gläſer aus der Hand und begoß und beſpritzte die ganze Umgebung mit dem kalten und warmen Inhalt. Zwei junge Mädchen, deren Kleider arg zugerichtet wurden, ſtießen Schreie des Entſetzens aus; ein

Student wagte ſogar einen leiſen Fluch, und der ganze Winkel an der Thüre kam in ſolche Verwirrung und Bewegung, daß der Kreis der Tänzer durchbrochen wurde und der Tanz aufhörte. Ich erröthete bis über die Ohren und fühlte mich einen Augenblick zu einer jener kleinen Niederträchtigkeiten aufgelegt, die wir alltäglich begehen, indem ich mich einige Schritte entfernen und meinen Freund verleugnen wollte. Jakob ermaß das ganze durch ihn angerichtete Unheil erſt, nachdem er die Brille abgewiſcht hatte. Aber er kam trotz dem Gelächter, das nach dem erſten Schrecken entſtand und trotzdem ſich die ganze Geſellſchaft mit dem Rufe: „nun das iſt ganz ſeiner würdig!“ oder: „das iſt gewiß wieder der Schwan geweſen!“ um ihn drängte, nicht aus der Faſſung. Er lächelte gutmüthig, betrachtete die befleckten Kleider und verſicherte deren Eigenthümerinnen, daß die Flecken mit leichter Mühe wieder zu beſeitigen ſein würden. Auf den Lärm drängte ſich auch eine ſehr jugendliche, reizende Erſcheinung herbei, die ich, nach der Schilderung Jakobs, an den aſchblonden Locken, die wie ein reicher Waſſerfall auf weiße, volle Schultern und Nacken herabfielen, ſogleich als Adele erkannte. Sie trug ein roſa Mouſſelinkleid, das an Bruſt und Mieder von einer ſchmalen, gezackten Silbertreſſe eingefaßt und um den Leib von einem gleichen Gürtel zuſammengehalten war.

„Natürlich! Natürlich!“ lachte Adele, und zeigte eine Doppelreihe von Zähnen, die man noch für Milchzähne hätte halten können, „ſo und nicht anders muß Herr Schwan ſeinen Einzug halten! Ich ſage es ja immer, man ſoll, wo er naht, Alles entfernen, was fallen, brechen, zerreißen kann. Er iſt ein wahrer Orkan, dieſer Herr Schwan!“

Alles lachte. Jakob lächelte ſelig, als ihm dieſe Stimme erſcholl und bemerkte nicht, was ich zu bemerken glaubte, daß Adele, während ſie ihm auf die vertraulichſte Weiſe die Hand reichte, mit ihrer Umgebung einen eben ſo ſpöttiſchen als flüchtigen Blick wechſelte.

Ich wurde ihr vorgeſtellt und ich fühlte, wie ſie, während ſie raſch eine anſtandsvolle Miene annahm, den Moment einer kurzen Verneigung benützte, um mich vom Wirbel bis zur Zehe zu prüfen und zu muſtern. Sie führte mich dann zur Mutter, einer kleinen, ziemlich korpulenten Frau mit unbedeutendem, gutmüthigem Geſichte, die mich mit vorgeſchriebener Güte aufnahm und ein kleines Geſpräch über meinen Aufenthalt in der Reſidenz, über „den guten Schwan, dem immer etwas paſſire," und über ihre kleinen Soirées dansantes, die ſich ſo nach und nach aus einer gewöhnlichen Tanzſtunde herausgebildet hätten und kaum irgend welche Anſprüche machen dürften, und über dergleichen mehr anknüpfte. Der Tanz ging wieder an; Frau Heideloff ſtellte mich einem jungen, unbedeutenden Mädchen in ihrer Nähe vor, und ich tanzte, um mich werkthätig in der Geſellſchaft einzubürgern.

Sie beſtand zum größten Theil aus Sprößlingen derſelben bürgerlichen Klaſſe, der unſere Wirthe angehörten, aus Söhnen und Töchtern von Advokaten, Notaren, Aerzten, höheren Beamten, Banquiers. Einige Mütter und Tanten ſaßen an den Wänden und ſahen dem Tanze zu. In einem anſtoßenden Zimmer ſpielten einige ältere Herren Whiſt und Boſton, unter ihnen auch Herr Heideloff. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, trug einen ſchwarzen Frack, weiße Kravatte und eine feine Uhrkette mit einer einzigen aber koſtbaren Breloque, und hatte das ſtereotype Geſicht ſeines Standes, jenes Geſicht, in welchem die ernſte Würde des Weiſen die praktiſche, auf das Weltliche gerichtete Klugheit, wohl auch Verſchmitztheit bedeckt und dieſe wieder jene in den Hintergrund drängt. Die beſten, ehrenhafteſten, von der Wichtigkeit und Würde ihrer Stellung durchdrungenſten Advokaten und Notare glauben doch liſtig und verſchmitzt ſein zu müſſen; wieder die gewiſſenloſeſten, nur auf ihren Vortheil bedachten und durchtriebenſten erkennen die Nothwendigkeit, Ehrfurcht einzuflößen und richten demgemäß ihr ganzes Weſen ein: ſo begegnen ſich die Beiden auf demſelben Wege und gelangen zu einer Aehnlichkeit des Ausdruckes, die im Bereiche ihres Standes jede Individualität verwiſcht. Darum unterſcheiden ſich Advokaten und Notare ſo weſentlich von den Richtern, die franchement eine milde oder harte Phyſiognomie zeigen. In Herrn Heideloffs Erſcheinung ſaß ein Notar vor mir, nichts als ein Notar, ein ausgeſprochener Stand, ein unbeſtimmbarer Menſch. Jakob, der mir in die andere Stube folgte und mich in Betrachtung des Herrn Heideloff verſunken fand, raunte mir ins Ohr: „Ein ausgezeichneter Mann, ein höchſt praktiſcher Mann!“ Ich nahm dieſe Verſicherung aufs Gläubigſte hin, obwohl ich in Jakobs Menſchenkenntniß nur ſehr geringes Vertrauen ſetzte und wohl wußte, daß er überall nur höchſt ausgezeichnete, gute, wohlwollende, keiner Falſchheit fähige Menſchen ſah.

Was nun die Hauptperſon betrifft, um dererwillen ich eigentlich gekommen war und um die ſich offenbar Alles im Hauſe drehte, ſo muß ich geſtehen, daß der erſte Eindruck kein günſtiger war. Adele war ſchön, anmuthig, reizend und das Alles in einem hohen Grade, aber es ſchien mir, daß ſie das vollſte Bewußtſein aller dieſer Vorzüge hatte und daß hinter allen ihren Worten und Bewegungen, ſelbſt hinter ihrem offenſten und lauteſten Lachen eine gewiſſe Abſichtlichkeit und Berechnung verborgen lag. Sie ſchien mir, mit einem Worte, eine mit allen Waffen ausgerüſtete Kokette. Vor Allem aber mißfiel mir die Art und Weiſe, wie ſie meinen Freund aufgenommen hatte. Es erwachte der Verdacht in mir, als wäre es ihre Gewohnheit, ſich über ihn luſtig zu machen. Ich war in Folge deſſen ſehr kalt und zurückhaltend gegen ſie, lud ſie auf eine Weiſe zum Tanze ein, die verrieth, daß ich es mehr aus ſchuldiger Höflichkeit gegen die Tochter vom Hauſe, als aus innerem Drange that und ſagte ihr nicht eines der ſchönen Dinge, die ſie zu erwarten berechtigt und gewohnt war. Das machte ſie ſtutzig und etwas verlegen, aber zugleich ſehr zuvorkommend und liebenswürdig. Im Laufe des Abends ſtand ſie oft plötzlich neben mir, hatte die verſchiedenſten Aufmerkſamkeiten, die ſie mit ihrer Pflicht gegen den Fremden motivirte, und verſtrickte mich zu wiederholten Malen, ehe ich mich deſſen verſah, in Geſpräche, in denen ſie immer etwas Schönes oder Geiſtreiches zu ſagen hatte. Am Beſten gefiel mir, was ſie über Jakob ſagte; ſie lobte ihn mit ſolcher Wärme und in ſo ſchönen bezeichnenden Worten, daß ich bei ihr ein Verſtändniß dieſes trefflichen Charakters vorausſetzen mußte und daß ich — allmälig den Zauber, den dieſes Mädchen auf alle Welt ausübte, ebenfalls als wirkſam zu fühlen begann. Aber wieder fühlte ich mich im innerſten Herzen erkältet, als Jakob ſpät in der Nacht auf mich zutrat und mich mit verſchämter Miene bat, ihn ja nicht auszulachen, er werde jetzt tanzen.

„Du tanzen?“ rief ich erſtaunt.

„Ja,“ ſagte er, „ich habe hier ſchon mehrere Male getanzt; Fräulein Adele hat mir Lektionen gegeben und jetzt will ſie, daß ich wieder mit ihr tanze; ich kann es ihr nicht abſchlagen.“

In dem Augenblicke fing das Klavier zu klingen an; Jakob verließ mich und ich ſah ihn gleich darauf, wie er ſich mit Adele im Kreiſe drehte. Er tanzte, wie ich es erwartet hatte, ungeſchickt, eckig, lächerlich. Er konnte nicht Takt halten und machte die ſonderbarſten Sprünge, um ſeiner Dame nachzukommen; ſein Geſicht nahm den Ausdruck einer aufs Höchſte geſpannten Aufmerkſamkeit an, und doch ſuchte er zu lächeln, um dieſen Ausdruck zu verbergen, was eine fortwährende Veränderung in ſeiner Miene und durch den Kontraſt des wechſelnden Ausdruckes eine komiſche Wirkung hervorbrachte. Nur wenige Paare tanzten; die Meiſten ſtanden, um ſich an dem Schauſpiele zu ergötzen; ſelbſt die Matronen hatten ſich dem Kreiſe genähert, um beſſer zu ſehen. Je einſamer er auf dem Tanzplane war und je größer die Zahl der Zuſchauer, deſto höher ſtieg die Verlegenheit des guten Jakob, deſto mehr nahm er ſich zuſammen und deſto lächerlichere Sprünge kamen zum Vorſchein. Das Publikum aber unterhielt ſich; ein mehr oder weniger boshaftes oder ſpöttiſches Lächeln lag auf allen Lippen. Es that mir leid um den lieben

Freund; es ſchien mir unendlich grauſam, ihn zum Tanze zu zwingen und ich war vor Allem gegen Adele empört.

Sie mußte das bald gefühlt haben, denn ſie wurde noch liebenswürdiger als vorher; und da ich auch während des Soupers neben ihr ſaß, verließ ich — nach dem Souper — das Haus, als ein von Adele bezauberter Menſch.

Jakob war ganz glücklich, mich ſo berauſcht zu ſehen. Lachend ging er neben mir einher und rief fortwährend: „Ja, ja! ſo iſt es! ſo muß es ſein! Kein Menſch von einigem Geſchmacke vermag ihr zu widerſtehen! Siehſt du nun, daß ich nicht übertrieben habe!?“ Und an ſolche Ausrufungen knüpfte er dann neue Analyſen ihrer Tugenden und Vorzüge, und nur um das Geſpräch ſo lange als möglich fortzuſetzen, bat er mich, da der Morgen hübſch zu werden verſprach, über die gefrorenen Promenaden rings um die Stadt mit ihm einen Spaziergang zu machen. Vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben ſteckte er eine Cigarre an, hob den Kopf in die Luft und ſchritt, dicke Dampfwolken vor ſich hinblaſend, heiter, lachend, manchmal ausgelaſſen luſtig, wie ein ſanft berauſchter Vergnügling in einer Sonntagsnacht, durch die Welt, die ihm von Glück und Schönheit angefüllt erſchien. Den Zweck meiner Einführung ins Heideloff'ſche Haus hatte er ganz vergeſſen; es fiel ihm nicht ein, ſich nach meinen Beobachtungen betreffs der Liebe Adelens zu erkundigen; er war zufrieden, nunmehr mit einem Menſchen, der ihre Anmuth anerkannte, von ihr ſprechen zu können.

So war und ſo blieb es auch in den kommenden Tagen und Wochen. Schon zwei Tage nach jener Soirée forderte mich Jakob auf, im Heideloff'ſchen Hauſe einen Beſuch zu machen, was ich gerne that, und nächſten Donnerſtag wurde dort wieder getanzt. So oft ich Adele wieder ſah, ſo oft kamen meine früheren Bedenken wieder zurück und erſchien ſie mir als Kokette; aber eben ſo oft berauſchte mich ihre anmuthsvolle und ſchöne Erſcheinung, ſo daß mein Urtheil über ſie fortwährend ſchwankte und Verſtand und Phantaſie zu keinem übereinſtimmenden

Schluſſe gelangen konnten. Außerdem war ich durch die überaus freundliche Art, mit der ich in dem Hauſe empfangen und behandelt wurde, beſtochen; in meinem von Natur mißtrauiſchen Gemüthe, das ich mit jugendlichem Veredlungseifer zu bekämpfen ſuchte, ließ ich den Verdacht, daß ich dieſe Behandlung im Hauſe des Notars nur dem großen Grundbeſitz meines Vaters verdanke, nicht aufkommen. Mit größerer Energie aber drängte ſich mir die Ueberzeugung auf, daß Jakob ſeine Einbürgerung daſelbſt vorzugsweiſe dem Empfehlungsbriefe ſeines Brodherrn ſchulde und den Rückſichten, die man dem einflußreichen und groß begüterten Edelmanne gegenüber hatte, deſſen ausgedehnte Geſchäfte in der Stadt und deſſen Gelder Herr Heideloff verwaltete. Davon abgeſehen machte ſich Jakob auch nützlich. Adele war ein glänzend gebildetes Mädchen und wollte ſich noch mehr bilden; Jakob war ein eifriger, vortrefflicher und dabei unentgeldlicher Lehrer. Sonſt war er, ich mußte mich mit Kummer davon überzeugen, die komiſche Perſon des Hauſes und des ganzen Kreiſes. Man lachte oft über ihn; man lächelte faſt immer. Seine Liebe zu Adelen war dem kleinſten Mädchen des Kreiſes kein Geheimniß, und da er zu der höchſt eleganten Erſcheinung einen ſo ſonderbaren Kontraſt bildete, war dieſe Liebe der Hauptgegenſtand, mit dem man ſich erluſtigte. Man beobachtete ihn in ſeinen Aufmerkſamkeiten, man behorchte ſeine Geſpräche mit Adelen — und man fand Alles komiſch. Sprachen Fremde, die mein intimes Verhältniß zu Jakob nicht kannten, vor mir zu Frau und Fräulein Heideloff in dieſem Sinne, wurde er von dieſen mit einem: „Der gute Schwan!“ oder: „Der treffliche Schwan!“ in Schutz genommen.

Jakob ging durch die Reihen dieſer Menſchen und durch dieſe Verhältniſſe wie ein glücklich Träumender mit einem Lächeln auf den Lippen und in der Seele, ohne Ahnung von dem wahren Stande der Dinge. Ich hatte nicht den Muth, ihn zu wecken und — um eine Anklage gegen Adele zu formuliren, und ſie in meinem Innerſten endgültig als eine kalte, berechnende Kokette anzuerkennen, war ich ſelbſt viel zu jung, zu ſehr den Wirkungen der Schönheit offen und viel zu viel berauſcht, vielleicht verliebt.

* * *

Im Heideloff'ſchen Hauſe war ich bald eben ſo heimiſch, wenn nicht heimiſcher als Jakob. — Adele, die es fühlte, daß zwei Seelen in meiner Bruſt ſprachen, eine für, eine gegen ſie, und deren Aufmerkſamkeit durch beſtändigen Wechſel von Wärme und Kälte, von Vertraulichkeit und Zurückhaltung in meinem Benehmen auf mich gelenkt wurde, behandelte mich mit einer Zuvorkommenheit, die an Auszeichnung gränzte. Bald bemerkte ich bei den jungen Männern einige Eiferſucht; hier und da wurde mir zu meiner Eroberung Glück gewünſcht. Ehe ich mich deſſen verſah, zwang mich Adele mit vielfachen Aufträgen, die ſie mir gab, und die von Andern ebenfalls als ein Zeichen der Bevorzugung betrachtet wurden, mich äußerlich und innerlich mit ihr zu beſchäftigen. Bald hatte ich ihr ein ſeltenes oder ein neues Buch, bald Konzertbillete, bald Auskunft über das und jenes zu verſchaffen. So kam ich jede Woche einige Mal ins Haus, und da ich von der Mutter befreundeten Familien vorgeſtellt und von dieſen wieder zu Tanzunterhaltungen eingeladen wurde, beinahe jeden Tag mit ihr zuſammen. Jakob betrachtete das Heranwachſen unſerer Intimität mit Freude; es fiel ihm nicht ein, etwas Anderes in mir zu ſehen, als einen Vertrauten und einen Boten, der ihm täglich über Worte, Ausſehen, Leben ſeiner Geliebten Bericht erſtattete. Er war zufrieden, daß er jetzt Jemand hatte, mit dem er täglich, beinahe ſtündlich von ihr ſprechen konnte, und ſelbſt ſeine poſitiven Abſichten in Beziehung auf Adele, ſammt der ungelöſten Frage, ob ſie einige Liebe für ihn fühle, traten bei dem genügſamen und immer nur das Gute hoffenden Weſen des armen Freundes vollkommen in den Hintergrund.

Da brach eine Kataſtrophe herein, die in dem ganzen Kreiſe eine gewaltige und ſchreckliche Veränderung hervorbrachte, und alle Gedanken an Glück, Liebe und Liebelei verwiſchten, alle die Fragen, die uns ſeither beſchäftigten, als unendlich klein erſcheinen ließen.

Jakob war Doktor geworden und hatte eben vom Rektor Magnifikus, von mir begleitet, ſein Diplom geholt. Um dieſes Ereigniß zu feiern, lud ich ihn in eines der erſten Speiſehäuſer der Reſidenz zu einem ausgeſuchten Gaſtmahle und einer Flaſche Ungarwein. Nach Tiſche traten wir in ein Kaffeehaus — Jakob mit der großen Blechrolle unter dem Arme — um dann zu Adelen zu eilen und ihr das Diplom zu zeigen. Sie hatte ein ſolches Inſtrument nie geſehen; Jakob hatte ihr vor Monaten verſprochen, ihr ſein Diplom zu zeigen und erinnerte ſich jetzt dieſes Verſprechens, wie er ſich überhaupt jedes Wortes, das ſie je an ihn gerichtet, mit diplomatiſcher Genauigkeit erinnerte.

Wir fanden das Kaffeehaus in einiger Aufregung; Gruppen ſtanden dort und da und unterhielten ſich über einen, wie es ſchien, höchſt intereſſanten Gegenſtand; man hörte die verſchiedenſten Ausrufungen der Verwunderung, der Entrüſtung, des Mitleids. Eine große Neuigkeit ſchien die Reſidenz zu bewegen. Aber wir, in unſerer erhöhten, von Privatgefühlen und Ungarwein herrührenden Stimmung achteten auf die vielen Erzähler und ihre Zuhörer nicht, tranken unſern Kaffee und machten Pläne, bis unſere Aufmerkſamkeit zu wiederholten Malen durch den Namen Heideloff, den man immer wieder in den Gruppen ausſprach, angezogen wurde. Wir wurden mehr als aufmerkſam, als wir hörten, daß jene Ausrufe der Entrüſtung, ja daß Verwünſchungen immer nur in Verbindung mit dieſem Namen ausgeſtoßen wurden. Nun näherten wir uns. Wir fanden auch Bekannte unter den Kaffeehausgäſten, die wir fragten und die erſtaunt waren, daß wir von der großen Neuigkeit, von der ſchauderhaften Geſchichte, die würdig wäre, als cause célèbre in einem neuen Pitaval zu prangen, und die ſeit heute Morgen Stadt und Hof mit Entſetzen erfülle, noch nichts gehört haben ſollten! — Man erzählte uns; die Geſchichte war in der That gräßlich. Jakob hörte ſie bleich, zitternd mit an und lehnte ſich endlich an die Wand, um nicht zuſammenzubrechen.

Einige Monate vor dieſem Tage trat eine Dame von ungefähr dreißig Jahren in das Bureau des Notars Heideloff. Sie bat ihn um eine geheime Unterredung; er führte ſie in ein anſtoßendes Zimmer und ſchloß die Thüre. Die Dame übergab ihm ein Empfehlungsſchreiben, das die Unterſchrift eines Provinzadvokaten und ehemaligen Studienfreundes Herrn Heideloffs trug. Nachdem er es geleſen, verneigte ſich Herr Heideloff aufs Ehrerbietigſte und fragte: „Frau Gräfin . . ., was ſteht Ihnen zu Dienſten? Verfügen Sie über mich wie über Ihren unterthänigſten und treueſten Diener.“ Gräfin B . . . war ſehr erfreut über dieſe Aufnahme und ſagte: „Herr Heideloff, Sie ſind mir als der ehrenwertheſte und zuverläſſigſte aller Notare und Geſchäftsmänner der Reſidenz gerühmt worden. Ich will mit Ihnen offen ſprechen, wie mit einem Beichtvater. Ich bin nicht mehr die Gräfin B . . .; ich habe nicht mehr das Recht Titel und Namen meines vor vier Jahren verſtorbenen Mannes zu tragen, denn ich bin zum zweiten Male verheirathet, und eigentlich jetzt nur die einfache Madame G . . . . Meine ganze adelige Familie war gegen dieſe Heirath, theils weil ſie eine Mesalliance war, theils wegen des Charakters meines jetzigen Mannes. Wir ſind heimlich verheirathet und mein jetziger Mann will ſelbſt, daß unſere Ehe ein Geheimniß bleibe, weil zu befürchten iſt, daß mein Onkel, der Landmarſchall, mich enterbe, wenn unſere Ehe vor ſeinem Tode bekannt würde. Aber ich bin am Vorabend meiner Niederkunft. Auch dieſe muß verheimlicht werden, wenn nicht meine zweite Ehe bekannt werden ſoll, oder wenn ich nicht für einige Jahre Unehre und den Zorn meiner Familie auf mein Haupt laden will. Letzteres will ich vorzugsweiſe aus Rückſicht für meine drei Kinder aus erſter Ehe und wegen meiner Abhängigkeit von meiner Familie vermeiden. Um meine Niederkunft zu verheimlichen, komme ich in die große Reſidenz, und begebe mich morgen unter falſchem Namen und mit falſchem Paſſe in die allgemeine Gebäranſtalt. Aber während meiner zweiten Ehe habe ich einſehen gelernt, wie berechtigt und weiſe die Einreden meiner Familie gegen die Verbindung mit G . . ., und wie wenig begründet meine Liebe zu ihm, meine Illuſionen, und meine Hoffnungen, ihn zu beſſern, geweſen. G . . . iſt ein Spieler und Verſchwender; er hat mich nur meines Namens wegen aus Eitelkeit, und meines Vermögens wegen aus Eigennutz beſtrickt und geheirathet. Wenn ich nun im Wochenbette ſterbe, kann er als mein legitimer Gatte auftreten und die Verwaltung meines hinterlaſſenen Vermögens beanſpruchen. Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß das ganze Vermögen verſpielt und verſchwendet wäre, ehe meine Kinder mündig werden. Ich bringe darum die Reſte, die mir noch geblieben, zu Ihnen, Herr Heideloff, um die Zukunft meiner armen Kinder zu ſichern. Mich plagen Todesahnungen, aber nach Allem, was ich über Sie gehört, werde ich, wenigſtens in dieſer Beziehung, ruhig aus der Welt ſcheiden. Sie werden das Vermögen treu bewahren, und im Falle meines Todes meinen Bruder, den Grafen S . . g, der dann der todten Schweſter verzeihen wird, ins Geheimniß ziehen und das Geld mit ihm gemeinſchaftlich verwalten. Bei meiner ſchrecklichen Lage, bei all' den Heimlichkeiten, an die ich nicht gewöhnt bin, und in denen ich mir ſelbſt wie eine Verbrecherin erſcheine, bei den traurigen Erfahrungen mit meinem jetzigen Manne, bei der Kataſtrophe, der ich entgegengehe, und den beſtändigen Todesahnungen iſt es mein einziger Troſt, ſo für meine Kinder ſorgen zu können und einen Mann gefunden zu haben, dem ich mich und das Loos der Kinder mit ſolcher Sicherheit anvertrauen darf. Sie werden ſich auch, als Ehrenmann, durch das Vertrauen, das ich in Sie ſetze, mit mir und meinen Kindern bis zu einem gewiſſen Grade verbunden fühlen und den armen Waiſen, wenn auch aus der Ferne, mit Rath und That beiſtehen.“

Herr Heideloff antwortete nichts. Er wollte antworten, aber er konnte nicht. Er wandte ſein Geſicht ab und ſtreckte der Dame ſeine Hand entgegen. Sie ergriff ſie und drückte ſie dankbar. Hierauf öffnete ſie einen Beutel, den ſie am Arme trug, und zog daraus einige Rollen Goldes, dann ein Packet Banknoten und endlich eine Anzahl von Aktien, Obligationen und andern Werthpapieren hervor und legte ſie auf den Tiſch vor Herrn Heideloff. „Das Ganze,“ ſagte ſie, „ſtellt einen Werth von fünfmalhunderttauſend Gulden vor.“

Bei Nennung der Summe verſchwand der mitleidige Ausdruck aus dem Geſichte Herrn Heideloffs; wieder ganz Notar geworden, ſetzte er ſich mit ruhiger Geſchäftsmiene hin, ergriff Feder und Papier und ſagte: „Wir müſſen ſpezifiziren; wir müſſen genau aufſchreiben, was Sie mir in baarem Gelde, was in Werthpapieren übergeben. Letztere können leicht in ihrem Werthe variiren. Erſt unter dieſer Liſte kann ich den Empfangsſchein ausfertigen.“

Die Gräfin ſchwieg. Herr Heideloff ſchrieb. Nach einiger Zeit ſagte er im Schreiben: „Es wäre, der Ordnung wegen, gut, wenn wir die Unterſchrift zweier Zeugen hätten.“

„Müßte ich dieſe in meine Geſchichte und in das Geſchäft einweihen?“ fragte die Gräfin.

„Allerdings, gnädige Frau.“

„Das hieße zwei Vertraute mehr haben,“ ſagte die Gräfin. „Das ſcheint mir bedenklich und wäre mir ſehr unangenehm.“

„Gnädige Frau,“ lächelte der Notar, „Sie können ſich dieſe Unannehmlichkeit erſparen, es iſt eine Form, es hängt vom Grade Ihres Vertrauens ab, wie weit Sie die Formen erfüllen wollen. Wir Notare ſind wie die Beichtväter. Sie können ſich nicht vorſtellen, gnädige Frau, in wie viele Geheimniſſe wir eingeweiht werden und wie oft uns die bedeutendſten Summen anvertraut werden. Sehen Sie dieſe Kiſte an; ſie iſt mit dem Vermögen geheimnißvoller Klienten angefüllt und enthält viele Millionen. Dergleichen iſt nicht nur bei mir der Fall — nein, bei den meiſten meiner Kollegen, und wir haben keine Urſachen ſtolz darauf zu ſein. Verſchwiegenheit, Redlichkeit ſind Mittel unſeres Standes, wenn ſie nicht Eigenſchaften unſeres Charakters ſind. Wehe dem Notar, der plaudern, der einen Pfennig zu veruntreuen im Stande wäre; er wäre zu Grunde gerichtet. Er hat ſich für alle Zukunft unmöglich gemacht und ſich um mehr gebracht, als ihm eine mit beſtem Erfolge gekrönte Unehrenhaftigkeit einbringen könnte."

Herr Heideloff ſchwieg wieder. „So," ſagte er, „das Verzeichniß wäre fertig; jetzt den Empfangſchein!"

Und ſchreibend ſagte er laut, wie ſich ſelbſt diktirend, vor ſich hin: „Ich Endesgefertigter beſcheinige hiemit, daß mir Frau G . . ., geb. S . . g."

Hier unterbrach ſich Herr Heideloff, legte die Feder bei Seite und ſtützte die Stirne nachdenklich in die Hand. Er ſchüttelte den Kopf und murmelte, mit beſorgter Stirne, Allerlei vor ſich hin.

„Es kommt mir ein Bedenken, gnädige Frau," ſagte er endlich laut, „ein ſehr ernſtliches Bedenken. Wenn Ihnen wirklich — ich bin gewiß, daß Ihre Todesahnungen mit Gottes Hülfe nichts zu bedeuten haben — aber wenn Ihnen wirklich etwas Menſchliches begegnet, dann wird der Empfangſchein bei Ihren Sachen gefunden und von Rechtswegen Ihrem Herrn Gemahl ausgeliefert. Was Sie vermeiden wollten, tritt dann doch ein. Er weiß, wo das Vermögen geborgen iſt; er wird es reklamiren und ich werde es ihm nicht vorenthalten können. Ja, ich könnte ſogar unerlaubten Verheimlichens angeklagt und in arge Verwickelungen, Verdächtigungen und Prozeſſe — doch das wäre keine Rückſicht, aber Ihr ganzer ſchöner Plan, Ihren Kindern das Wenige zu retten, wäre zu nichte."

Die Gräfin hörte ihm ängſtlich zu. „Mein Gott," rief ſie, „ich möchte Ihnen nicht gerne Unannehmlichkeiten verurſachen, aber ich möchte doch auch meinen Plan durchführen. Ich bin in Geſchäften vollkommen unerfahren; ich bitte, rathen Sie mir. Muß ich denn den Empfangſchein nothwendigerweiſe haben oder mit mir nehmen?"

„Ja!“ ſagte der Notar beſtimmt, „den Empfangſchein müſſen Sie nothwendigerweiſe haben. Beim größeſten Vertrauen zu mir müſſen Sie den Empfangſchein haben. Es iſt um Lebens- und Sterbenswillen. Ich kann indeſſen ſterben; das Geld findet ſich hier und Sie oder Ihre Erben haben nicht das geringſte Recht, es zu reklamiren, wenn nicht ein Empfangſchein vorhanden iſt.“

„Was iſt da zu thun?“ fragte die Dame ängſtlich.

Herr Heideloff dachte wieder eine Zeitlang nach, dann ſagte er: „Ich mache es, wie ich es in ſolchen Fällen ſchon oft gemacht habe. Ihr Vermögen wird hier in dieſe Kiſte gelegt, von der mein ganzes Bureau weiß, daß ſie mir anvertraute Gelder enthält; Sie bekommen ein eigenes Fach, das Ihren Namen trägt, und der Empfangſchein wird zu Ihrem Gelde und zu Ihren Papieren gelegt. Zugleich wird es in das geſtempelte und unter Aufſicht der Regierung ſtehende Hauptbuch eingetragen. So iſt es Ihnen für alle möglichen Fälle geſichert. Sind Sie ſo zufrieden?“

Die Gräfin athmete auf. Herr Heideloff ſchrieb den Empfangſchein zu Ende, las ihn der Dame vor, legte ihn zu dem Gelde und den Papieren, nahm dann Alles zuſammen und trug es an den eiſernen Schrank, wo er es in ein Fach legte, das er eigens zu dieſem Zwecke ausräumte. „Sehen Sie, gnädige Frau, dieſes Fach, rechts, das dritte von oben: hier liegt es wie in Abrahams Schooß.“

Herr Heideloff lächelte, auch die Gräfin lächelte. Sie nahm herzlichen Abſchied und ging.

Einige Wochen nach dieſer geheimen Unterredung ſahen die Beamten Herrn Heideloffs dieſelbe Dame aus demſelben Kabinette treten, aber dießmal mit ganz anderem Geſichte. Sie war blaß, ſie zitterte am ganzen Leibe, ſie rang die Hände, ſtammelte unverſtändliche Worte und ſchien außer ſich. Herr Heideloff, der ihr bis über die Schwelle des Vorzimmers folgte, und zwar ſo nahe, daß er ihr beinahe auf die Ferſe trat, hatte ganz das Ausſehen, als ob er ſie gewiſſermaßen mit Gewalt an die

Thüre führte. Dem Bedienten im Vorzimmer machte er ein Zeichen, indem er auf die Stirn deutete, als ob die Dame verrückt ſei und befahl ihm, ſie bis hinab, auf die Straße zu begleiten. Da die Dame auf der Treppe zuſammenbrach, hob ſie der Bediente auf und, halb tragend, halb führend, brachte er ſie vor das Hausthor. Die Dame kam noch einige Male. Im Hauſe wußte man bald, um was es ſich handelte, denn Herr Heideloff hatte es ſeinem erſten Schreiber und dieſer den andern erzählt, daß dieſe Dame, offenbar keine Betrügerin, ſondern eine Verrückte, ſich einbilde, bei Herrn Heideloff eine halbe Million deponirt zu haben, die ſie nun reklamire. Herr Heideloff wußte nichts von ihr, von ihrem Namen, ihrer Herkunft, aber ſein erſter Schreiber hatte es herausgebracht, daß dieſe Dame erſt vor Kurzem in dem öffentlichen Krankenhaus niedergekommen und das Wochenbett, wahrſcheinlich in Folge eines Milchfiebers, wahnſinnig verlaſſen habe. In den Kreiſen der Notarsſchreiber und Amanuenſes ſprach man damals viel von dem Abenteuer Herrn Heideloffs und von den Unannehmlichkeiten, denen ein Notar ausgeſetzt ſei. Man fand es natürlich, daß der treffliche Mann, deſſen Zeit ſo koſtbar iſt, die Verrückte nicht mehr vorlaſſe, und daß man ihr jetzt, ſo oft ſie komme, die Thüre vor der Naſe zuſchließe, oder wenn es ihr doch einzudringen gelinge, ſie mit Gewalt hinausführe. Die Verrückte, ſo erzählte man, liege dann Stunden lang vor dem Hausthore, in Wind und Wetter, und das ſei doch höchſt unangenehm für einen Mann wie Herr Heideloff. Endlich wurde es ſtille von dem Abenteuer, denn die Verrückte war verſchwunden; die Polizei war aufmerkſam gemacht worden; ſie war im Irrenhaus.

An dem Tage, da Jakob ſein Diplom dem Fräulein Heideloff zeigen wollte, kam die Geſchichte aufs Neue aufs Tapet und zwar in ganz anderer Geſtalt.

Herr G . ., der zweite Gatte der Dame, wußte ſehr wohl, daß ſie in die Reſidenz gegangen, um daſelbſt heimlich zu entbinden. Er vernachläſſigte ſie bis zu dem Momente, da er das

Verſchwinden des Vermögens bemerkte. Dann erſt eilte er ihr nach in die Reſidenz. Das Krankenhaus hatte ſie längſt verlaſſen und war wie aus der Welt verſchwunden. Er ſuchte vergebens nach ihr, bis er in den Kaffeehäuſern von dem Abenteuer Herrn Heideloffs ſprechen hörte. Die ſogenannte Verrückte hatte Jedem, der es hören wollte, in ihrem aufgeregten Zuſtande die Summe genannt, die ſie dem Notar anvertraute; es war die Summe ihres Vermögens; das brachte Herrn G.. auf die Idee, ſeine Frau im Irrenhauſe zu ſuchen, wo er ſie auch fand. Der Irrenarzt, dem die Gräfin nicht recht als verrückt erſcheinen wollte, hörte, auf die Eröffnungen des Herrn G.. hin, nun auch ſeine Gefangene aufmerkſam an und ließ ſie von nun an frei gewähren. Die Enormität des an ihr begangenen Verbrechens und die Sorge um ihre Kinder bewogen die Gräfin, ihren hochſtehenden und einflußreichen Verwandten Geſtändniſſe zu machen, die bei der ſchauderhaften Lage der Unglücklichen mit mehr Nachſicht hingenommen wurden, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. Die Polizei wurde benachrichtigt; ſie zog geheime Erkundigungen ein und beobachtete Herrn Heideloff. Der Arzt des Krankenhauſes ſagte aus, daß Herr Heideloff, der jetzt vorgab, die Gräfin nie geſehen zu haben, dieſe, auf ihr Anſuchen, allerdings einige Tage nach ihrer Entbindung, beſucht habe. Es fiel dem Arzte damals auf, daß ihn der Notar, als er das Haus verließ, befragte, ob jene Dame im Gehirne richtig ſei, da man bis dahin nicht die geringſte Spur von Irrſinn an ihr entdeckt hatte. Die Gräfin hatte ihn damals rufen laſſen, um ihn, da ſie ſich wohl fühlte, um den Empfangſchein zu bitten, den er verſprach, aber niemals brachte. — Ein Wechſelagent, mit dem Herr Heideloff bekanntermaßen in Verbindung ſtand, mußte auf Anfragen der Polizei zugeben, daß er allerdings von dieſen Staatspapieren zum Verkauf erhalten, welche die Gräfin als einen Theil ihrer deponirten Werthe bezeichnet hatte. Solche und manche andere eben ſo laut ſprechende Anzeichen bewogen das Gericht, eines Morgens ins Haus zu dringen, Herrn Heideloff zu verhaften, ſeine ſämmtlichen Beamten zu verhören und ſeine Papiere theils mit Beſchlag, theils unter Siegel zu legen.

Die Nachricht von dieſem Ereigniß durchlief die Stadt mit einer reißenden Schnelligkeit. Zugleich erfuhr man alle Einzelnheiten, die bisher nur der Polizei bekannt waren und an dem Verbrechen Heideloffs nicht zweifeln ließen. Die Aufregung war um ſo größer, als die Nachricht ſo plötzlich kam, und die Entrüſtung um ſo heftiger, als ſich, bei der Achtung, deren ſich der Notar bei jedem Einzelnen erfreute, gewiſſermaßen jeder Einzelne betrogen fühlte. Die Bedrängniß einer armen Frau, einer beſorgten Mutter, eines Weibes in geſegneten Umſtänden, das mit Todesahnungen kämpft, einerſeits, und den Charakter eines Notars und den eigenen guten Ruf andererſeits zu benützen, um ein unbegränztes Vertrauen zu täuſchen, dann die ungeheure Grauſamkeit, eine Unglückliche, die ihr Eigenthum zurückverlangt, für wahnſinnig auszugeben und ſie in ein Irrenhaus ſperren zu laſſen, dieſe That ſchien Jedermann mit Recht ärger, als ein Raub auf offener Straße, als ein Mord; ſie ſchien wahrhaft teufliſch. Man ſprach von nichts Anderem, man konnte von nichts Anderem ſprechen; immer neue Einzelnheiten, die ins Publikum drangen, vermehrten nur die Aufregung und die Empörung, und mit Freude erfuhr man, daß vom Landesfürſten an das Kriminalgericht der Befehl herabgelangt, dieſe Angelegenheit mit aller Strenge und ohne jede Rückſicht zu verfolgen.

Was uns zwei, Jakob und mich, betrifft, ſo betäubte uns die Neuigkeit, wie ein auf das Gehirn erhaltener Keulenſchlag. Jakob ſtand wie verſteinert da, keiner Bewegung und keines Wortes fähig. Manchmal bewegten ſich ſeine Lippen, aber er brachte keinen Ton hervor, ſeine Augen ſtarrten in die Luft oder in mein Geſicht, ohne etwas zu ſehen, wie die Augen eines Menſchen, der alle Beſinnung, alles Bewußtſein verloren; wie die Augen eines Blödſinnigen. Ich entſetzte mich, als ich mich ſelbſt genugſam faßte, um den Ausdruck ſeines Geſichtes beurtheilen zu können. Um ihn aus der Geſellſchaft zu bringen, wo immer der Name Heideloff an ſein Ohr tönte, faßte ich ihn am Arme, hob die Blechkapſel mit dem Diplom, die ihm entſunken war, vom Boden auf und führte ihn aus dem Kaffeehauſe. Er folgte mir wie ein Nachtwandler, bis wir an eine Straße kamen, die geradenwegs zu Heideloff führte. Da zog er unwillkürlich nach dieſer Richtung, aber ich zerrte ihn nach der entgegengeſetzten Seite unſerer Wohnung zu, deutlich fühlend, wie er jedesmal zuſammenzuckte, wenn in den Gruppen, die überall in den Straßen und auf der Promenade zuſammenſtanden, der verhängnißvolle Name genannt wurde. Zu Hauſe angekommen, war er ſtumpf, gefühllos, gedankenlos, unendlich gleichgültig gegen Alles. Er ſaß da wie eine Sache. So vergingen Stunden um Stunden. Es war ein ſchrecklicher Nachmittag, ein ſchrecklicher Abend. Ich fühlte mich wie erlöſt und athmete auf, ja ich fühlte mich glücklich, als er gegen Mitternacht plötzlich in Schluchzen ausbrach, das ſich nach und nach in ſtilles Weinen verwandelte.

Das erſte Wort, das ich nach Stunden von ihm hörte, war: „Komm!“ Damit ſtand er auf und ging zum Hauſe hinaus. Ich folgte ihm über die Promenade in die Stadt, durch die Straßen, bis er vor dem Heideloff'ſchen Hauſe Halt machte. Da ſtand er und ſtarrte zu den wohlbekannten Fenſtern hinauf, die in tiefes Dunkel gehüllt waren. Ich ſaß neben ihm auf dem Eckſtein eines Thorweges. Erſt als mit der erſten Dämmerung die Karren der Landleute, die zum anſtehenden Gemüſemarkte fuhren, die Straße zu beleben anfingen, gingen wir, ebenſo ſtille, als wir gekommen waren, in unſere Wohnung zurück. Ich werde den Tag nie vergeſſen.

Am folgenden Tage wollte Jakob zu Adele und ich ſollte ihn begleiten, aber ich überzeugte ihn, daß er ihr erſt Zeit laſſen müſſe, ſich zu faſſen, und daß ihr in den erſten Tagen der Anblick alter Bekannten nur peinlich ſein könne. Er fügte ſich meinen Vorſtellungen; aber ich konnte ihn nicht abhalten, in der Nähe des Heideloff'ſchen Hauſes umherzuſtreifen und zu ſchleichen.

wie unangenehm ihm da auch Manches berühren mochte. Noch immer ſammelten ſich von Zeit zu Zeit Gruppen in der Nähe, die zu den geſchloſſenen und verhüllten Fenſtern hinaufwieſen. Immer wieder wurde hier die Geſchichte des Verbrechens erzählt, ſah man Leute die gegen die Fenſter geballten Fäuſte erheben, und hörte man Aeußerungen, daß auf ſolche Verbrechen der Galgen ſtehen ſollte. Der arme Jakob hätte ſich übrigens nirgends in der Stadt ſolchen Eindrücken entziehen können, denn überall, in den Salons wie auf den Märkten, wurde in allen folgenden Tagen das Ereigniß verhandelt, und das Geſpräch bekam durch das, was von den Verhören des Notars verlautete, immer neue Nahrung. Der Notar Heideloff war ein Schimpfwort geworden, das ſich zankende Fuhrleute oder balgende Schulbuben zuriefen.

Nach wenigen Tagen glaubte ich Jakob gefaßt genug, um ſeinem Drängen nachzugeben und mit ihm den Beſuch machen zu können. Allein hingegeben hatte er nicht den Muth. Aber wir fanden die Heideloff'ſche Wohnung geſchloſſen; an der Thüre im erſten Stocke, die zu dem Bureau führte, lag das Siegel des Gerichtes. Man konnte oder wollte uns nicht ſagen, wohin Mutter und Tochter gegangen waren, man wußte nur, daß ſie ſich irgendwo in der Nähe der Stadt aufhielten. Jakob entfaltete nun eine fieberhafte Thätigkeit in Auffindung ihrer jetzigen Adreſſe. Es vergingen wieder mehrere Tage. Endlich wußten wir, daß ſich Frau und Fräulein Heideloff in ein Gartenhaus eines nahe gelegenen Dorfes, das man auch eine Vorſtadt nennen konnte, zurückgezogen hatten, und ſchon waren wir auf dem Wege zu ihnen. Es war ein lächelnder Frühlingstag; die Bäume im Stadtgraben waren zum Theil ſchon mit Blüthen bedeckt, das einzige Ackerfeld zwiſchen Stadt und Dorf war goldengrün, die Lerchen darüber ſangen. Es wäre ein Tag für den glücklichſten Liebenden geweſen; ein ſehr unglücklicher ging ſchweigend neben mir.

Draußen, am Eingange des Dorfes, waren wir in einen beſcheidenen Garten, der mehr Küchen- als Ziergarten war, und durch eine kleine Allee von Aepfelbäumen gelangten wir in ein, dem Garten entſprechendes, eben ſo beſcheidenes Landhaus. Man kann ſich die Befangenheit, mit der wir den erſten Schritt ins Zimmer thaten, leicht vorſtellen. Auch verneigten wir uns ſtumm und konnten wir ſelbſt die gewöhnlichen Begrüßungsformeln nicht hervorbringen. Die Mutter ſaß auf einem Sopha und war um mehrere Jahre gealtert; der lange Nachſommer, deſſen ſie ſich bisher erfreute, und der ſich vorzugsweiſe in runden und roſigen Wangen offenbarte, war dahin, und ihm auf dem Fuß war der Winter gefolgt. Sie ſchien ſtumpf und empfindungslos; ihre Bewegungen waren mechaniſch, ihr Anzug vernachläſſigt. Adele hingegen ſchien beweglicher als ſonſt, obwohl ſie ernſter, in Wort und Bewegung beinahe tragiſch war. Sie war ſo einfach, beinahe ärmlich gekleidet, wie Töchter und Frauen fraudulöſer Bankerottirer gekleidet zu ſein pflegen. Doch iſt das ein Vergleich, den ich erſt jetzt nach vielen Jahren und rückwärts blickend mache; damals rührte mich dieſer ärmliche Anzug eben ſo ſehr wie meinen Freund, und fand ich Alles, was ich jetzt für eine Rolle halte, ſehr natürlich, ſehr traurig, ja groß und ſchön. So ſehr hatte Adele mein Urtheil über ſie zu geſtalten gewußt, daß ich mich des erſten Eindruckes, der Abſichtlichkeit, Berechnung und Koketterie, die ich damals in ihr fand, gar nicht mehr erinnerte. Sie kam uns mit großen Schritten entgegen und reichte uns, indem ſie den Lockenkopf etwas ſeit- und rückwärts fallen ließ, beide Hände. „Meine Freunde! meine theuren Freunde!“ rief ſie, blickte mich zärtlich an und drückte Jakob die Hand. „Sie finden uns in der Einſamkeit!“ fuhr ſie mit zitternder Stimme und bitter lächelnd fort. „Sie finden uns, wo wahre Freunde die Freunde im Unglück ſuchen und finden, in der Einſamkeit.

Zerſtoben iſt das freundliche Gedränge!
Wir ſind allein!
Allein! allein! und ſo willſt du geneſen!“

Sie liebte es von jeher, Stellen aus Dichtern zu zitiren, ſie behielt dieſe Gewohnheit, und wie es ſchien, in einem erhöhten Grade auch im Unglück.

„Haben Sie von der ungeheuren Verleumdung meines edlen Vaters gehört?“ rief ſie dann weiter, indem ſie uns zum Sitzen zwang. „Gewiß haben Sie, die Verleumdung iſt die ſchnellſte aller Furien. Je edler mein Vater iſt, deſto mehr Feinde hat er; je höher er in der Achtung der Menſchen ſtand, deſto mehr heftet ſich der Neid an ſeinen guten Ruf. Aber ich fürchte nichts; er wird ſiegreich aus der niederträchtigen Kabale hervorgehen. Seien Sie nicht ſo traurig, meine Freunde! Sehen Sie, ich bin heiter, ich bin getroſt, ich bin die ſtolze Tochter des edlen Gefangenen! Adversitys sweet milk philosophy, des Mißgeſchickes ſüße Milch, Philoſophie, hat mich geſtärkt und wird mich ſtärken, ſo lange die Prüfung dauert.“

In dieſem Sinne, in dieſem Tone ſprach ſie noch lange fort und erſparte uns ſo den peinlichen Troſtzuſpruch. Jakobs tief betrübtes Geſicht heiterte ſich während dieſer Reden ſichtlich auf. Er freute ſich an dem Muthe, oder wie er es auf dem Heimwege nannte, an der Größe und Charakterſtärke des jungen Mädchens. Sie ſprach auch den Entſchluß aus, nicht mehr in die verderbte Welt, die ſolcher Verleumdung und des Glaubens an ſolche Verbrechen fähig ſei, zurückzukehren, ſondern ſich mit dem Vater, ſobald er das Gefängniß verlaſſe, in die Einſamkeit zurückzuziehen und die Seelenwunden des edlen Märtyrers durch kindliche Liebe zu heilen.

Als wir ſpät Abends in die Stadt zurückkehrten, war Jakob in einer gehobenen Stimmung, die an Heiterkeit, ja an Glück gränzte. „Mein Entſchluß,“ ſagte er, „ſteht feſt; der Weg, den ich zu gehen habe, iſt mir vorgeſchrieben, ja es iſt mir, als wüßte ich genau, was von nun an bis in alle Zukunft die Beſtimmung meines Lebens iſt. Das arme Kind wird nun von den Menſchen gemieden werden wie eine Verpeſtete; ich werde nicht von ihr laſſen, ich werde ſie beſchützen, vertheidigen, ich werde für ſie ſorgen und für ſie leben, ſo weit ſie mein Leben, das ihr gewidmet iſt, als ihr Eigenthum annehmen will.“

Dieſem Entſchluſſe gemäß wanderten wir denn auch ſo oft als möglich, beinahe täglich, hinaus und in das einſame Landhaus. Jakob war mir dankbar, daß ich mein Benehmen nach dem ſeinigen einrichtete und ſeine Freundſchaft für mich wuchs, wie ich deutlich fühlen konnte, von Tag zu Tage. Wir thaten Alles, um Adelen zu zerſtreuen und ſie ſo viel als möglich aufzuheitern. Im Laufe der Tage wurde es mir denn doch mehr oder weniger klar, daß Adele von der Unſchuld ihres Vaters nicht ſo ſehr überzeugt war, als aus ihren Reden während unſeres erſten Beſuches im Landhauſe hervorging. Ihre Stirne war manchmal ſehr ſchwarz umwölkt und ſie ließ dann, wenn ſie mit mir allein war, einzelne Wörtchen fallen, die auf ganz andere Anſichten und andere Pläne als auf einſames Leben mit dem verbannten Vater deuteten. Ich merkte auch bald, daß ihre Sorgen ſehr poſitiver Natur waren und eine praktiſche Seite hatten. Der Prozeß und die Gerichtsbarkeit des Landes, in dem wir lebten, waren ſo beſchaffen, daß ſie das größte Vermögen eines Angeklagten abſorbiren mußten. Das Bureau war geſchloſſen; der Advokat, dem die Sache Heideloffs übergeben worden, hatte ſchon erhebliche Summen ausgegeben, um dem Gefangenen Erleichterungen und Vergünſtigungen zu verſchaffen, hie und da Allerlei zu vertuſchen, Zeugen zum Schweigen zu bringen, hin und wieder zu beſtechen. Solcher Ausgaben ſah man kein Ende; das Vermögen war, allem Anſcheine nach, ruinirt; Adele ein armes Mädchen. Sie bat mich, über dieſe Dinge mit Jakob nicht zu ſprechen; es würde ſeine Theilnahme zu ſehr aufregen, und dann ſei er ein ſo unpraktiſcher Menſch. In der That ſchwieg ich darüber, und ſo war zwiſchen mir und Adelen ein Geheimniß und ſtand ich ihr, ohne es zu wollen, in mancher Beziehung näher und vertrauter, als der ältere Freund. Jakob benahm ſich indeſſen nicht als unpraktiſcher Menſch; im Gegentheil hatte er in ſeinen Gedanken längſt die rein wiſſenſchaftliche Laufbahn aufgegeben und den Entſchluß gefaßt, ſich ſo raſch als möglich, und wo es immer ſei, als praktiſcher Arzt niederzulaſſen, um eine ſolide Grundlage für einen Hausſtand zu gewinnen. Nur von dem Gedanken, für Adelen zu ſorgen, beherrſcht, und in ſeinem Eifer als ihr berechtigter Beſchützer gegen die Welt, die ſie verſtieß, aufzutreten, ſah er kein Hinderniß, das ſich einer Verbindung mit ihr entgegenſtellen könnte. Trotz ſeiner Beſcheidenheit hatte er doch nie daran gedacht, daß ihn Adele vielleicht verſchmähen könnte und daß er nicht gemacht war, um von ihr geliebt zu werden. Aber hätte er ſelbſt ähnliche Gedanken gehabt, in ſeiner Aufopferungsluſt wäre er fähig geweſen, ſich der demüthigenden Lage zu fügen und ihre Hand als ein durch ihre Erniedrigung auf ſein Niveau im Werthe herabgedrücktes Geſchenk anzunehmen.

Ich darf hier nicht zu bemerken vergeſſen, daß ich um jene Zeit Jakob ſeltener zu ſehen bekam. Wir bewohnten nicht mehr daſſelbe Haus. Als fertiger Doktor konnte er einem Freunde den Gefallen erweiſen und ihn, der eine nothwendige Reiſe zu machen hatte, im Hoſpitale, wo dieſer Freund angeſtellt war, erſetzen. Aber er mußte im Hoſpitale wohnen. So waren wir getrennt und wir fanden uns meiſt nur draußen bei Adele. Als jener Freund in die Reſidenz zurückkehrte, ging Jakob ſelbſt in die Provinz, um ſich daſelbſt um eine gewiſſe Stelle, von der er gehört hatte, mit Empfehlungen ausgerüſtet, zu bewerben.

Nun war ich mit der Verlaſſenen fortwährend allein. Die Mutter war kaum als anweſend zu betrachten. Sie ſaß den ganzen Tag in einer Sophaecke und ſah vor ſich hin. Draußen im Garten war es ſchön, der Frühling war ſchön, die Einſamkeit war ſchön, und wir waren beinahe glücklich. Leider! Leider! Wie unglücklich hat mich dieſes Glück gemacht! Adele war bezaubernd ſchön, ich war ihr Vertrauter und, wie ſie mich oft verſicherte, ihr liebſter, theuerſter Freund — und ich war zwanzig Jahre alt. Aber eben weil ich zwanzig Jahre alt war, ſprach auch der kategoriſche Imperativ mit friſcher und vernehmlicher Stimme in mir und dieſer befahl, Adelen ſo oft als möglich an den beſſeren und treueren, an den vertrauensvollen fernen Freund zu erinnern. Das that ich denn auch mit Freuden, denn mein Herz hing an Jakob mit aufrichtigſter Liebe. Adele durchſchaute meine Abſicht, lächelte und ſtimmte mit in das Lob des Freundes und in die beſten Wünſche für ſeine Zukunft ein. Aber ein Gerücht, das bis zu ihren Ohren drang, ließ ſie eines Tages in einem andern Sinne ſprechen. Das Gerücht durchlief die Stadt und erzählte, daß Doktor Schwan mit Adele, der Tochter des infamen Heideloff, verlobt ſei; es war in Folge unſerer Beſuche in dem Landhauſe, unſeres treuen Ausharrens bei den Verlaſſenen und des Eifers, mit dem ſich Jakob zu wiederholten Malen der ſchuldloſen Glieder der Familie annahm, entſtanden. An dem Tage, da das Gerücht zu ihr drang, ſchwieg ſie zu dem Lobe, das ich zufällig in Bezug auf Jakob ausſprach. Ich ſah ſie fragend an und ſie antwortete ärgerlich und aufgeregt: „Er iſt ein unpraktiſcher Menſch, er hat keinen Takt, er bringt mich mit ſeinem Eifer, mit ſeiner Freundſchaft jetzt eben ſo in Verlegenheit, wie er uns oft in unſern Geſellſchaften durch ſeine Ungeſchicklichkeit, durch ſein kindiſches Weſen und durch unverzeihliche Einfachheit und Formloſigkeit in Verlegenheit gebracht hat."

Ich war überraſcht. „Iſt es ein ſo großes Unglück," fragte ich, „für ſeine Verlobte zu gelten?" Und ich fügte auf die zarteſte Weiſe die Bemerkung hinzu, daß es in ihrer Lage ein Glück ſei, eine ſo treue, edle, hingebende Seele ſich für immer verbunden zu wiſſen.

Aber ich hatte noch nicht ausgeredet, als ſie mir ſchon mit ſtrömenden Augen an der Bruſt lag, ſich mit beiden Armen an meine Schulter klammerte und ſchluchzend ausrief: „Daß Sie, gerade Sie mir zureden müſſen!"

Ich wollte dieſen Ausruf nicht verſtehen und ſagte, während ich ſie unwillkürlich ans Herz drückte: „Gerade ich! das iſt natürlich, denn ich kenne ihn, ich weiß ihn zu würdigen!"

Ihre Thränen floſſen heftiger; ſie lehnte den ſchönen Kopf an meine Schulter, verbarg ihre Augen und ſtotterte: „Sie haben Recht! — und doch — Sie wiſſen es ja. — Retten Sie mich! — laſſen Sie mich es nicht ausſprechen — er iſt kein Mann — er iſt lächerlich!“

Ich verſtummte, machte ihre beiden Hände von meiner Schulter los und ſchob ſie einen Schritt weit zurück. Sie erhob ihren Kopf, ſah mir gerade in die Augen und ſagte laut und kräftig, und mit einem Ausdruck der Aufrichtigkeit, den ich noch nicht an ihr kannte: „Ich bin erniedrigt und gedemüthigt genug; ich werde mich für noch erniedrigter halten, wenn ich einen Mann heirathe, über den ich mich ſeit zwei Jahren mit allen meinen Bekannten luſtig machte!“

Ich war entrüſtet und griff unwillkürlich nach meinem Hute, der auf der Raſenbank neben mir lag; doch imponirte mir die muthige und wirklich natürliche Aufrichtigkeit und rührte mich der Ausdruck tiefſten Kummers, mit dem ſie ſich bei meiner abwehrenden Bewegung auf die Bank fallen ließ. Bald war ich wieder halb beſchwichtigt, als ſie, wie zur Selbſtanklage, die ſchönen und edlen Eigenſchaften Jakobs mit einer Wärme und Beredtſamkeit auseinanderzuſetzen anfing, daß mir die Thränen in die Augen traten.

„Bei ſolcher Erkenntniß,“ ſagte ich, indem ich den Hut wieder hinwarf, „kann bei einigem guten Willen ein anderes Gefühl, wenigſtens eine innige Freundſchaft, die der Liebe gleichkommt, nicht lange ausbleiben.“

„Ach,“ ſeufzte Adele, „vergeſſen Sie nicht, daß ich ein Mädchen bin — vielleicht liebe ich auch einen Andern.“

Wir ſchwiegen Beide, bis ich einen Vorwand fand, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben und endlich mich zu empfehlen.

Sonderbarer Weiſe hatte dieſe Szene dazu beigetragen, unſer Verhältniß intimer zu machen; ſie hatte mir ja den höchſten Grad des Vertrauens gezeigt. Andererſeits war durch das, was in dieſem Geſpräche angedeutet und verſchwiegen worden, zwiſchen uns ein gewiſſer Reiz der Gefahr ausgegoſſen, der uns Beide in einer nicht unangenehmen Spannung erhielt, als ſtänden wir am Vorabend, an der Schwelle eines entſcheidenden Geſtändniſſes. Manchmal beantwortete ich mir die Frage, ob ich Adele liebe, mit einem entſcheidenden „Ja!“ Dann wälzte ich die verſchiedenſten Gedanken in meinem Kopf herüber, hinüber; unter andern auch den, daß mit Jakob ein Kompromiß zu ſchließen wäre. Er liebte Adele ſo innig, als man nur lieben kann; aber vor Allem wollte er ihr und nicht ſein Glück; eine kleine Andeutung würde bei ſeiner Aufopferungsfähigkeit vielleicht hinreichen, ihn ſelbſt ihre Hand in die meinige legen zu laſſen. Dann dachte ich wieder, mich, als das Hinderniß zu Jakobs Glücke, zu entfernen und Adele Zeit zu laſſen, bis ſie die Meinung der Menſchen verachte und über den guten Eigenſchaften Jakobs das, was ſie ſeine Lächerlichkeit nannte, vergeſſen lernte. Wäre er nur erſt zurückgekehrt! Während ſeiner Abweſenheit wurde das Band, das Adele um mich ſchlang, immer enger und es ſah bald aus, als ſollte es ein dauerndes ſein.

* * *

Obgleich es ſpät Abends war, eilte ich doch ſofort zu Jakob ins Hoſpital, wo er noch immer wohnte, ſobald ich die erſehnte und zugleich gefürchtete Nachricht von ſeiner Rückkehr erhielt. Er erzählte mir mit Lächeln, daß aus ſeiner Anſtellung nichts geworden. Im Momente, als die Angelegenheit ſchon ſo weit war, daß er den beſten Erfolg hoffen durfte, kam in der Provinz ein Uriasbrief an, der ihn dem Grafen, der ihn anſtellen ſollte, als den Verlobten Adelens bezeichnete. Der Graf wollte mit einem Menſchen nichts zu thun haben, der mit Heideloff in irgend welcher Verbindung ſtehe. — „Dieſer Ausgang,“ ſagte Jakob, „hat mich bis zu einem gewiſſen Grade, ich geſtehe es, gefreut, als die erſte Unannehmlichkeit, die ich für Adele zu tragen habe. Ich bin ein ſchrecklich leichtſinniger Menſch!“ fügte er lächelnd hinzu. „Auch hat es mich gefreut, daß man mich den Verlobten Adelens nannte;

das klang mir wie eine Prophezeiung. Auch bin ich entſchloſſen, ihr ſo bald als möglich, vielleicht ſchon in den nächſten Tagen, meinen Antrag zu machen. Dem armen Kinde wird es wohl thun, wieder, ſo zu ſagen, eine legitime Stütze zu haben.“

Ich ſeufzte unwillkürlich, und ich mochte ſehr ſchmerzlich geſeufzt haben, denn Jakob ließ die Pflanzen, die er auf dem Lande geſammelt hatte und mit deren Ordnung er eben beſchäftigt war, aus der Hand fallen und wandte ſich raſch und mit einem erſchrockenen Geſichte zu mir, und ſah mir groß und fragend ins Auge. Es war, als blitzte es in ſeinem Kopfe.

„Du wirſt doch nicht —,“ rief er raſch und fuhr dann ſtockend fort: „in Adele verliebt ſein!?“

Ich ſuchte zu lächeln und frug zurück: „Wie kommſt du auf die ſonderbare Idee?“

„Du haſt Recht zu fragen,“ ſagte er dann ruhig. „Aber während meiner Abweſenheit, in einſamen Stunden auf dem Lande, auf dem Felde, meiſt während ich botaniſirte, kamen mir manche ſonderbare Ideen. Du warſt während dieſer Zeit immer und allein mit Adelen. Wer kann ihrem Zauber widerſtehen! Und dann — du — du haſt eine beſſere Erziehung erhalten als ich — du biſt ſchöner, du biſt liebenswürdiger, du haſt beſſere Formen. Adele iſt ein Mädchen und iſt in der Reſidenz aufgewachſen. Ich — ich bin ſcheußlich häßlich, ungeſchickt, eckig — ja — ja — ich weiß das ganz gut. Der Graf, der mich anſtellen ſollte, hat mir das ganz offen geſagt. Er ſagte, es ſei ſchade, daß ich nicht zugleich der Leibarzt ſeiner Frau ſein könne. Aber ſie liebe es, von ſchönen und gewandten Menſchen umgeben zu ſein, und ich ſei — wie ich eben ſagte.“

Er kehrte wieder zu ſeinen Pflanzen zurück. Aber ſeine Aufmerkſamkeit war nicht mehr mit ihnen. Er verſuchte von Allerlei zu ſprechen, aber er ſprach ohne Zuſammenhang. Nach einem längeren Schweigen, während deſſen ich nachdenklich daſaß, ſagte er plötzlich vor ſich hin, als ob er einen Monolog hielte: „Wenn ich Adele verliere — werde ich mich nicht erſchießen und nicht vergiften.

Ich habe etwas zu thun in der Welt; ich habe eine arme Mutter zu ernähren. Aber ich würde ewig unglücklich ſein, ſehr unglücklich."

Ich wußte, was ich zu thun hatte. Ich erhob mich, reichte ihm die Hand und ſagte gute Nacht.

„Gehſt du morgen zu Adelen?" fragte er mich noch auf der Treppe.

„Nein!" rief ich zurück und lief fort. Aber ich war allerdings entſchloſſen, morgen hinzugehen; Jakob ſollte um den Gang nicht wiſſen und nie erfahren, was ich mit ihr ſprechen wollte. Ich hatte meinen Entſchluß gefaßt; ich empfand jenes in zwanzigjährigen Gemüthern gerne heimiſche Gemiſch von Selbſtgefühl und Edelmuth; ich war zufrieden mit mir, ich war ſtolz; ich hatte mich zu einem Opfer, zu Entſagung emporgerafft. Ich wollte von nun an Adele meiden; ich wollte morgen für immer Abſchied von ihr nehmen und ihr bei der Gelegenheit ſagen, daß ſie die edelſte Seele, das liebevollſte Herz nicht von ſich ſtoßen ſolle. Vor Allem wollte ich, daß Jakob nicht ewig unglücklich ſei, und wollte ich den Freund nicht betrügen. Auf dieſen Entſchlüſſen entſchlief ich, wie auf einem weichen Kiſſen.

Ich machte mich ſehr früh auf den Weg, und zwar nicht nach der Wohnung Adelens, ſondern nach einem verlaſſenen, verwilderten Parke in deren Nähe. Dort, in einer langen, gewundenen Allee, mit verwilderten Hecken am Rande, ging Adele jeden Morgen ſpazieren. Sie hatte es uns Beiden zwar aufs Ausdrücklichſte unterſagt, ſie daſelbſt aufzuſuchen, aber ich hoffte, daß mich das Ungewöhnliche meiner Lage bei ihr entſchuldigen werde.

Schon der Anblick des Parkes erfüllte mich mit Traurigkeit, zugleich mit jener höheren Stimmung, die zum Abſchied von einem Glücke ſo nothwendig iſt, wenn er nicht zaghaft und weibiſch ausfallen ſoll. Die Jahrhunderte alten Bäume waren von dickem Epheu bedeckt, die Hecken wucherten überall wild, und zwiſchen ihnen ſtreckten ſich Zweige und Ranken über die Wege, die mit Gras bewachſen waren. Nur hier und da war ein Durchblick in dunkle, wirr verwachſene Winkel offen; heiter waren hier nur die

Thautropfen, die, in der Sonne glänzend, auf den Blättern hingen; ſelbſt der Geſang der Vögel war traurig gedämpft. Adele, die mit einem Buche in der Hand, in der Allee auf- und abging, lächelte, da ſie mich erblickte, als ob ſie mich erwartet hätte, kam mir mit ausgeſtreckter Hand entgegen und machte über meine Uebertretung ihres Verbotes nur eine ſcherzhafte Bemerkung. „Sie kompromittiren ſich und mich,“ ſagte ſie vorwurfsvoll aber ſanft. Ich legte meine Hand ſchweigend in die ihrige, und auch ſie ſchwieg, als ſie meine peinliche Stimmung bemerkte, und beobachtete mich. So gingen wir lange ſtumm und Hand in Hand neben einander einher. Ich wußte nicht, wie zu beginnen, bis mich ein leiſer Druck ihrer Hand aus meinem Nachdenken weckte.

„Adele,“ ſagte ich mit zitternder Stimme und hob ihre Hand an meine Lippen, „ich komme, um Ihnen zu erklären, warum ich Sie nicht mehr, oder nur ſehr ſelten ſehen werde — ich will Abſchied von Ihnen nehmen.“

„Abſchied!“ rief ſie erſchrocken.

„Jakob iſt ſeit geſtern zurück,“ ſtammelte ich, „er vertraute mir — er liebt Sie —“

„Adele fiel mir ins Wort: „Ich errathe Alles,“ rief ſie, „ſchweigen Sie, machen Sie mich nicht unglücklich!“

Bei dieſen Worten traten ihr die Thränen aus den Augen, und wie um dieſe zu verbergen warf ſie ſich an meine Bruſt und drückte ihre Stirne an meine Schulter, indem mich ihre Arme umklammerten. Ich zitterte vor Aufregung; ich hatte nicht die Kraft, mich loszuwinden; der Ton ihrer Stimme, ihr Schluchzen ſagte es, daß ich ſie in der That in ein Unglück zurückſtoße; dennoch ſtand der Entſchluß unerſchüttert in mir, mich von ihr für immer zu trennen. Nie fühlte ich, wie in dieſem Augenblicke, welches Opfer ich bringe, aber eben dieſes Gefühl ſtärkte mich. Ich faßte mich, ich wurde ruhig und wollte nur abwarten, bis auch ſie ſich ein wenig beruhigte, um ihr dann zuzuſprechen.

So ſtanden wir Bruſt an Bruſt da, als Adele plötzlich auffuhr und ausrief: „Allmächtiger Gott! der Doktor Schwan!“

Jakob war eben um eine Ecke gebogen und ſtand ungefähr fünf Schritte von uns wie eingewurzelt; ſeine Augen, die die Gruppe vor ihm anſtarrten, ſchienen mir durch die blaue Brille wie verſteinert. Plötzlich hub er die Arme, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und lief mit einer furchtbaren Schnelligkeit auf und davon. Bei ſeinem Anblicke flog mir die Erinnerung an ſeinen geſtrigen mißtrauiſchen Ausruf: „Du wirſt doch nicht in Adele verliebt ſein,“ und hundert andere Gedanken mit Blitzesſchnelle durch den Kopf. Was mußte er denken! was fühlen! welche furchtbaren Qualen müſſen ihn in dieſer Stunde zerreißen! Ich wollte mich von Adelen los machen, aber ſie, die nach dem überraſchten Ausruf einen halben Augenblick lang ihre Arme ſinken ließ, hatte mich aufs Neue und ſtärker gefaßt und umklammerte mich mit Heftigkeit. Mit der Hand auf ihrer Stirne drückte ich ihren Kopf von meiner Bruſt zurück, mein Blick fiel auf ihr Geſicht; mit einem Male glaubte ich in dieſen Zügen eine gewiſſe Kälte, eine gewiſſe Berechnung und Abſicht zu entdecken. Die ungeheure Aufregung, meine ſchreckliche Lage machten mich hellſehend. Dieſes berechnende, elende Geſchöpf will meine Abſicht zu Nichte machen, will mich für immer von meinem Freunde trennen, will, daß er uns Arm in Arm ſehe. Plötzlich fühlte ich, um wie viel theurer mir Jakob war, als dieſe Tochter ihres Vaters — mit einem Rucke entwand ich mich ihren Armen und ſtürzte dem Freunde nach. Obwohl dieſe ganze Szene und der Flug all' dieſer Gedanken durch mein Gehirn nur durch Sekunden dauerte, war Jakob doch ſchon fern; ich lief, als hätte ich Flügel, ich wollte ihn um jeden Preis erreichen, um ihm zu erklären, um das Mißverſtändniß zu löſen, um ihm zu ſagen, daß ich ihn nicht verrathen, — ich durchlief den ganzen Park, ich lief wieder an Adelen vorüber, ohne ſie mit einem Blicke anzuſehen, er war verſchwunden. Athemlos ſank ich ins Gras. Sobald ich mich erholt hatte, fuhr ich in die Stadt zurück und ins Hoſpital. Jakob war nicht da. Ich wartete, er kam nicht.

Und ſo wartete ich viele, viele Tage — er kam nicht. Nach

Wochen erfuhr ich, daß ihm ſeine Habſeligkeiten aus dem Hoſpital auf der Donau nach Ungarn nachgeſchickt worden, und daß er irgendwo im Orient verſchwunden ſei.

An demſelben Tage, da ich Adelen im verwilderten Parke zum letzten Male ſah, erſchien in ihrem Hauſe ein Herr v. L..g, ein Emporkömmling, der als Wucherer und Staatslieferant ein ungeheures Vermögen, Orden und den Adel gewann. Er hatte ſich im verfloſſenen Winter in der ganzen Reſidenz lächerlich gemacht, indem er, obwohl bereits an fünfundfünfzig Jahre alt, auf ſein Geld bauend, um Adelens Hand angehalten hatte und einen Korb bekam. Er zog ſich damals, um ſich vor den Epigrammen der vielen Verehrer Adelens zu retten, auf ſeine Güter in die Provinz zurück. Nun, da er von Adelens tiefem Falle hörte, kam er wieder und mit neuer Hoffnung. Er hatte ſich dießmal nicht getäuſcht. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft hoben Adele und ihr Bräutigam die Mutter in den bereit ſtehenden vierſpännigen Wagen, und die Drei brauſten dem Schloſſe entgegen, wo ein Dorfgeiſtlicher die heilige Handlung der Vermählung vollzog. Der Vater wurde um dieſelbe Zeit zu fünfzehnjähriger Zuchthausſtrafe in Ketten verurtheilt.

* * *

Die lebhafte Erinnerung an dieſe mit meinem eigenen Leben ſo eng verflochtene Geſchichte des Studioſus und jungen Doktors Jakob Schwan machte, daß ich die Anſichten des Ruſtſchuker Hekim über die Frauen und deren erſten Urſprung begriff, aber auch, daß ich ihn von nun an mit größerer Trauer kommen und gehen ſah, und daß die Sehnſucht, mich ihm zu entdecken und ihm Aufklärungen zu geben, immer mächtiger wurde. Dieß geſchah kurz nachdem ich ſeiner Einladung, bei ihm in Giurgewo zu wohnen, gefolgt war, als er mich eines Tages, während einer Dämmerſtunde, plötzlich nach mir ſelber fragte. Ich fiel ihm um den Hals, ich erzählte raſch, und er glaubte Alles, was ich ihm ſagte. Wir waren die alten Freunde. Aber meine Mühe, ihn zur Rückkehr nach Europa zu bringen, war vergebens. „Mit meinen orientaliſchen Gewohnheiten und den Eigenthümlichkeiten eines alten Junggeſellen," ſagte er, „wäre ich heute noch lächerlicher als vor zwanzig Jahren. Hier bin ich begraben; keine Seele ſteht mir nahe; alſo kann mir Niemand weh thun. Lächelt man über mich," fügte er ſelbſt lächelnd hinzu, „ſo möge man lächeln!"

An der Spielbank.

Ich bin kein Spieler und vorzugsweiſe deßhalb nicht, weil ich fürchte, daß, wenn ich einmal anfange, ich zu leidenſchaftlich ſpiele und dabei nicht viel einzuſetzen habe; aber ſo oft ich in eines jener deutſchen Bäder komme, die trotz aller moraliſchen Entrüſtung des Vaterlandes und trotz der Verachtung des Auslandes mit einem Muthe, der einer beſſern Sache würdig wäre, fortfahren, Spielbanken zu halten, ich ſage, ſo oft ich an einen jener Orte komme, die Deutſchland das Recht benehmen, über Frankreichs Mabil und Quartier Breda die Naſe zu rümpfen und moraliſch entrüſtet zu ſein, ſo oft verbringe ich ganze Stunden am grünen Tiſche. Ich ſpiele nicht, aber ich betrachte die Geſichter der Spielenden, die mir ganze Geſchichten erzählen von dem, was während des Spieles in ihnen vorgeht, und lange ſcheußliche Geſchichten aus ihrer Vergangenheit. So ſtand ich eines Tages in Homburg. Nachdem ich bereits mehrere bis zur Erſtarrung unbewegliche oder in allen Faſern leiſe zitternde Geſichter männlichen und weiblichen Geſchlechts durchgemuſtert, blieb mein Auge am Geſichte einer Frau haften, das offenbar bereits der Zielpunkt vieler beobachtenden Blicke geworden war. Nicht nur ruhige Beobachter meines Schlages, ſelbſt mehrere ruhige Spieler fanden ihr Vergnügen darin, die eigenthümliche Frau in ihren Bewegungen und Worten zu beobachten, die der Art waren, daß das Lächeln des Publikums in der That gerechtfertigt erſchien. Vor ihr, auf dem Tiſche, lag ein großer Beutel, aus deſſen klaffender Oeffnung das Geld wie aus einer Quelle hervorfloß; auf dieſem Beutel lag, während die Kugel im Kaſten lief, ihre linke Hand, die krampfhaft eine Schnupftabaksdoſe hielt, während die rechte den Rechen zum Herbeiſcharren des Goldes faßte und wie einen Scepter an der Schulter ruhen ließ. Geſicht und Geſtalt waren während dieſes Momentes unbeweglich, ſie horchte dem Rollen der Kugel, als wollte ſie daraus die gewinnende Nummer erkennen. Dann hing ſie am Munde des Croupiers, der das Reſultat verkündigte, um gleich darauf, in raſcheſter Beweglichkeit, die mit der bisherigen Starrheit unheimlich kontraſtirte, mit beiden Händen entweder den Gewinn einzuſcharren, oder in ihr Gold zu faſſen, um aufs Neue Nummern, Serien und Farben zu beſetzen. Sie that Letzteres mit unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit, als ob ſie ſeit lange gewußt hätte, wohin ſie jetzt ihr Gold ſetzen ſollte, ohne Ueberlegung, ohne Zaudern und doch, wie es ſchien, nach einem gewiſſen Syſtem. War ſie im Augenblicke, da der Croupier ſein „Le jeu est fait“ ſagen wollte, noch nicht fertig, ſtreckte ſie ihre linke Hand aus, wie um ihm den Mund zu ſchließen, und fuhr mit der rechten ſo raſch von Nummer zu Nummer, daß man ihren Bewegungen kaum folgen konnte. Während dieſer Zeit ſtieß ſie ununterbrochen einzelne Worte hervor; bald nannte ſie die Nummer, die ſie eben beſetzte, bald machte ſie eine Bemerkung über den Verluſt, den ſie eben erlitten, dann war es wieder ein Verweis für den Croupier über ſeine Eilfertigkeit, dann eine Bemerkung über die Chance des Rouge und eine Prophezeiung, daß ſich das ſogleich ändern müſſe, und ſo fort, ohne daß ſie ſich eigentlich Zeit ließ, einen einzigen Satz zu Ende zu ſprechen. Sobald der Deckel auf das Roulette gefallen war, nahm ſie eine Priſe und die vorige horchende, lauſchende, geſpannte Ruhe kehrte wieder. Aber ſie ſpielte nicht nur für ſich, ſie ſpielte für alle Anweſenden und verfolgte deren Glück oder Unglück mit demſelben Intereſſe, wie das ihrige. Sie wußte immer, wohin und was Jeder geſetzt hatte, wer gewann oder verlor, und mancher Ungeübte, der nicht raſch genug ſeinen Gewinn zurückzog, wurde von ihr darauf aufmerkſam gemacht, meiſt in Verbindung mit einer Bemerkung über ſein Spiel. Bei all' dieſen Beſchäftigungen hatte ſie wenig Zeit, auf ihre eigene Perſon zu achten, bemerkte ſie z. B. nicht, daß ihre große Spitzenhaube ſchief auf der Seite ſaß, daß ihr dicker, ſchwarzer, mit etwas Grau gemiſchter Scheitel ſich aufgelöst hatte und wild und wirr vorn herabhing, vergaß ſie auch manche Vorſicht, die bei ihren häufigen Priſen nothwendig geweſen wäre.

Die ſpielende Dame, die ſo alle Blicke auf ſich zog, die Einen ſtaunen, die Andern lächeln machte, war eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren. Ihr Geſicht, obwohl voll und beim Spiele ſtark, beinahe jugendlich geröthet, war voller tiefer Einſchnitte und ſtarker Erhöhungen und ſah wie eine Gegend „voll Zufälligkeiten" aus, „un terrain accidenté," wie es die Franzoſen nennen. Das Auge, obwohl es immer auf einen Gegenſtand fixirt ſchien, hatte doch etwas Irres. Bei alle dem aber konnte man Spuren großer Schönheit entdecken; die Naſe war ſtolz und imponirend, die Lippen noch immer angenehm geſchwellt, und den Augen ſah man es an, daß ſie einſt ſanft und voll Güte blicken konnten. Freilich waren die Reſte der Schönheit zur Zeit durch Haltung und Kleidung bedeutend beeinträchtigt, denn, um es kurz zu ſagen und ohne uns in weitere Beſchreibung einzulaſſen, Alles an ihr war unordentlich und ſchmutzig. Kein Theil ihrer Bekleidung ſaß ordentlich und vorn waren alle von herabfallendem Tabak bedeckt, deſſen Spuren auch auf den Fingern und dem Rücken der ſchöngeformten Hand ſichtbar waren.

Der Anblick dieſer Frau konnte den Beobachter eigentlich nur ſo lange in Anſpruch nehmen, als er neu war; nach einiger Zeit hatte er etwas Abſtoßendes und zugleich Schmerzliches. Wie gern bereit man auch ſein mag, nach modern humanen Grundſätzen, ſich Verbrechen und Laſter ſo viel als möglich zu objektiviren, ſie als nothwendige Produkte gewiſſer Entwickelungen zu betrachten und in Folge deſſen den Verbrecher oder Laſterhaften vielmehr zu bemitleiden als zu verurtheilen, ſo bleibt der Anblick des Laſters, in der Ausübung wie in den Wirkungen, doch immer der Art, daß man ſich, trotz aller Reflexionen, am Ende doch mit mehr Abſcheu als Mitleid abwendet. Ich war des Schauſpiels müde und ſah unwillkürlich im Saale umher, um Blick und Seele bei einem anderen, erquicklichern Gegenſtande ausruhen zu laſſen. Da erblickte ich zu meiner größten Ueberraſchung, der ſpielenden Frau ſchräg gegenüber, einen alten, lieben, guten Bekannten. Es war der ruſſiſche Graf S . . ., derſelbe, mit dem ich durch beinahe fünf Jahre als ſein Leibarzt, und ich darf wohl, trotz der großen Verſchiedenheit des Alters ſagen, als ſein Freund den Orient und Occident bereiſt hatte. Seit drei Jahren hatte mich mein Schickſal von ihm getrennt und war er mir in entfernten Weltgegenden, in Inneraſien und Indien vollkommen aus meinem Geſichtskreis verſchwunden. Wie freute ich mich, dem vortrefflichen Manne, dem ich Freundſchaft, Erfahrungen, Wiſſen dankte, wieder einmal die Hand drücken zu können. Kaum hatte ich ihn erblickt, als auch ſchon mein Schritt meinem Blicke folgen wollte, aber eben ſo raſch hielt mich der Ausdruck ſeines Geſichts und ſeines ganzen Weſens an der Stelle feſt.

Er ſtand an die Pfoſten der Eingangsthür gelehnt, hatte den Hut tief ins Geſicht gedrückt und ließ beide Arme ſo ſchlaff hängen, als ob er ihrem Falle folgen und bald in ſich zuſammenbrechen wollte. Auf ſeinem edlen, von weißem Haar eingefaßten Geſicht lag der Ausdruck tiefſten Grames; nur die zuſammengekniffenen Lippen bewegten ſich manchmal, um die Mundwinkel immer tiefer und ſchmerzlicher herabzuziehen. Seine Augen hingen unabwendbar und ſtarr an der ſpielenden Dame. Wenn ſie eine leidenſchaftliche, manchmal an gemeine Heftigkeit gränzende Bewegung machte, oder ein dieſer entſprechendes Wort hervorſtieß, zuckte er am ganzen Körper zuſammen. Nur einmal ſchien er den Blick von ihr abwenden zu wollen. Zwei Fremde, die neben ihm ſtanden, ſpotteten über die Art und Weiſe, wie die Dame gewonnenes Geld mit beiden Händen und laut auflachend zuſammenſcharrte, und ſchienen eine höhniſche Bemerkung zu machen. Da wandte ſich der Graf raſch zu ihnen, blickte ſie mit zornigen Augen an und ſchien etwas ſagen zu wollen. Aber raſch faßte er ſich wieder, nahm ſeine vorige Stellung ein und betrachtete die Dame mit derſelben Aufmerkſamkeit wie vorhin. Wie er die Spielerin, ſo betrachtete ich ihn. Sein Geſicht verſteinerte ſich zuſehends, und ich wähnte es ſchon vollkommen gleichgültig und theilnahmlos und that eben einige Schritte, um mich ihm zu nähern, als über das kalte ſteinerne Geſicht, das immer der Spielerin zugekehrt war, zwei große Thränen langſam dem weißen Schnurrbart entgegenrollten.

Armer Graf, dachte ich — die Dame ſteht ihm gewiß ſehr nahe; ihr Anblick macht ihm Kummer — ſoll ich aber ſtören, um ihn zu zerſtreuen? Oder wird es ihm unangenehm ſein, wenn er ſich in dieſem Augenblicke beobachtet weiß? — Und ſoll ich mich fern halten?

Nach einem kleinen Zwiſchenfall, der jetzt eintrat, ſchien es mir beſſer, ihn für den Augenblick noch allein zu laſſen.

Ein junges, ſehr anmuthiges Mädchen trat an der Seite ihrer Mutter, einer eben ſo anmuthigen als würdigen Dame, an den Spieltiſch, um dieſes, den beiden Neuangekommenen offenbar noch ganz unbekannte Schauſpiel zu beobachten. Nach einiger Zeit ſagte die Tochter: „Mutter, ich will auch ſpielen.“ Die ältere Dame ſchüttelte lächelnd und abwehrend den Kopf; aber die junge ließ ſich nicht abſchrecken und bat: „Gib mir einen Louis, ich will zum Beſten des Kinderhoſpitals ſpielen.“ Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als jene alte Spielerin, an der das Auge des Grafen mit ſo großer Theilnahme haftete, und die trotz ihrer leidenſchaftlichen Vertiefung Alles, was aufs Spiel Bezug hatte, zu ſehen und zu hören ſchien, ſich plötzlich umwandte und dem Fräulein in einem Tone ernſthafteſter Belehrung zurief: „Fürſtin, man ſpiele nie für wohlthätige Zwecke, man verliert immer! Außerdem iſt das Spiel des Teufels und nicht des lieben Gottes. Wer mit frommen Zwecken an dieſen Tiſch tritt, den umgibt der Teufel, der hier erſter Croupier iſt; das ganze Spiel nimmt eine falſche Wendung und es iſt nicht mehr möglich, die Chance zu berechnen. Ich bitte Sie alſo, liebe Fürſtin, mit Ihren wohlthätigen Zwecken zum Herrn Pfarrer und nicht in die Spielbank zu kommen.“

Die Worte klangen um ſo komiſcher, als ſie von der alten Spielerin im ernſthafteſten Tone, beinahe predigend ausgeſprochen wurden, und das ganze verſammelte Publikum brach in ein ſchallendes Gelächter aus. Bei dieſem Gelächter flog glühende Röthe über das Geſicht des Grafen und ſein ganzer Körper zuckte, während die Rednerin ſich wieder ruhig und unbeirrt durch die von ihr verurſachte Heiterkeit dem Spiele zuwandte. Aber da ſie wieder mechaniſch nach der Stelle griff, wo der Beutel lag, war alles Geld verſchwunden; ihr Auge folgt der Hand, und als ſie ſah, daß Alles verſpielt war, ſprang ſie in höchſter Aufregung auf, indem ſie Worte ausſtieß, die beinahe Flüchen gleich kamen. Von ſchlechter Chance ſprechend und allerlei Nummern nennend, eilte ſie davon. Die Hälfte des Publikums folgte ihr abermals lachend, und in der That war ſie in dem Augenblicke höchſt komiſch anzuſehen. In der linken Hand Tabaksdoſe und Beutel haltend, trug ſie in der rechten den Geldrechen, den ſie in der Aufregung anſtatt des Sonnenſchirms ergriffen hatte, und ſo, immer gewinnend und über das Spiel ſprechend, lief ſie aus dem Saal in den Garten und ſuchte ſich mit dem Rechen gegen die Sonne zu ſchützen, ohne zu bemerken, daß das Volk, das ſie begleitete, über ſie und ihren Aufzug lachte. Auch der Graf folgte ihr in einiger Entfernung, aber auf ſeinem Geſichte fand ſich auch nicht die geringſte Spur der Heiterkeit, welche die Dame rings umher erregte; im Gegentheil war es von einem rührenden Gemiſch von Empörung und tiefſter Niedergeſchlagenheit bedeckt. Ich verlor ihn nicht aus den Augen und bald ſchien es mir, als wäre er keines Schrittes mehr fähig, denn überwältigt lehnte er ſich an einen Baum und ſchloß die Augen.

Jetzt näherte ich mich und faßte ſeinen Arm.

„Herr Graf,“ ſagte ich, „ſind Sie es wirklich? Wie freue ich mich, Sie wieder zu ſehen.“

Er ſchlug die Augen auf, und nachdem er mich eine Sekunde lang angeſtarrt, rief er plötzlich, wie aus einem Traume erwacht: „Doktor, ſind Sie es? Willkommen! Das iſt ein Freundesgeſicht zur rechten Zeit.“

Dann machte er eine Bewegung, als wollte er etwas abſchütteln, ſtützte ſich auf meinen Arm und zog mich in die Tiefe des Parkes.

„— Wie geht es Ihnen?“ fragte er nach einiger Zeit — „wie haben Sie die letzten Jahre verbracht? Erzählen Sie.“

Ich erzählte, merkte aber wohl, daß er nicht hörte. Endlich ſagte er: „Verzeihen Sie, ich bin zerſtreut und habe Urſache, es zu ſein. Ich habe eben Schauerliches erlebt. O ihr Ideale der Jugend!“ rief er und lächelte ſchmerzlich. — „Kommen Sie, Doktor, wir wollen zuſammen zu Nacht ſpeiſen und uns einbilden, daß wir wieder im Zelte liegen am Ufer des Tigris oder des Indus. Ich wollt', wir wären noch immer dort. Ich will Ihnen etwas erzählen — es iſt ein Bedürfniß zu erzählen — und ich will es ſo thun, als wären wir noch tauſend Meilen weit von hier.“

So ſprechend, führte er mich in ſein Hotel, auf ſeine Stube und beſtellte das Eſſen. Er gab ſich Mühe, heiter zu ſein, fragte mich während des Mahles nach meinen ſeitherigen Schickſalen und horchte ſo aufmerkſam, als es ihm möglich war. Erſt ſehr ſpät in der Nacht, nachdem wir einige Flaſchen geleert, gewann er jene Ruhe wieder, die ich beinahe als unzerſtörbar an ihm gekannt hatte, und erinnerte er ſich des Verſprechens, mir etwas erzählen zu wollen.

„Lieber Doktor,“ begann er, „Ich will Ihnen von Dingen ſprechen, die ich ſonſt, bei allem Vertrauen, das Sie mir immer einflößten, nie berührt habe. Gewöhnlich iſt man in weiter Ferne, in kalter Fremde eher bereit, auf Angelegenheiten zurückzukommen, die man daheim am Liebſten mit Schweigen übergeht oder in ein

Geheimniß gehüllt ſteht. Es iſt Einem da zu Muthe, als wäre man in einer anderen Welt und als ſpräche man von Abgeſchiedenheiten. Ich aber habe in aller Ferne über meine Geſchichte geſchwiegen; vielleicht nur, um die Ruhe, die ich auf Reiſen in Betrachtung der Natur gefunden, nicht durch alte Diſſonanzen zu ſtören. Heute, da ich wieder in die Nähe von Perſonen kam, die mich jene Ruhe anſtreben ließen, habe ich das Bedürfniß von alten Geſchichten zu ſprechen; vielleicht, um in meinem Gemüthe für immer mit ihnen abzuſchließen. Uebrigens waren Sie mir immer ein lieber Freund und erſchienen Sie mir heute, in einem ſehr bittern Augenblicke, auf ſo providentielle Weiſe, daß ich mir Vorwürfe mache, ſo lange und ſo intim mit Ihnen gelebt zu haben, ohne Ihnen jemals über die wichtigſte Epoche meines Daſeins zu ſprechen.

Ich war ſchon mit dreißig Jahren General und Adjutant des Kaiſers. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß ich die raſche Beförderung mehr den Verdienſten meines Vaters als meinen eigenen, ferner meinem Namen und meinem Stande verdankte. Ich ſtand hoch oben auf den Höhen menſchlicher Geſellſchaft, bevor ich durch Erfahrung und Nachdenken über das Beſchämende einer ſolchen Laufbahn belehrt wurde. Ich bekam das Kommando einer Provinz und ich bewohnte deren Hauptſtadt, da die Regierung wünſchte, daß dieſer armen Stadt in den Einſamkeiten der Steppen einiges Einkommen zufließe und ich war einer der reichſten Erben des ganzen weiten Kaiſerthums. Aus demſelben Grunde hatte man die Civilgouverneurſtelle dem überaus reichen Grafen Nikolajeff übertragen. Dieſer hatte ſeine Stelle ſeit beinahe fünfzehn Jahren inne, und war auf ſeinen einſamen ſtillen Poſten mit größerer Bereitwilligkeit abgegangen, als ich auf den meinigen. Er war ein Gelehrter, der die Einſamkeit und das einfache Leben liebte, der ſich außerdem nach dem Tode einer geliebten Frau aus der Reſidenz und ihren Zerſtreuungen zurückzuziehen wünſchte. Mit jener Stelle war ihm Gelegenheit gegeben, ſeine Neigungen mit der Erfüllung ſeiner

Pflichten gegen den Staat in Harmonie zu bringen. Er wußte, was man von ihm erwartete: daß er einen großen Theil ſeines großen Einkommens der Gegend, die er verwaltete, zu Gute kommen laſſe, und da es nicht in ſeinem Weſen war, dieß auf hergebrachte Weiſe zu thun und Feſte zu veranſtalten, benutzte er ſeine beiden Töchter von früheſter Jugend an, um durch ſie ſein Geld unter die Armen der Stadt und bei Gelegenheit von Inſpektionsreiſen, auf denen ihn beide Kinder immer begleiteten, unter die Bedürftigen der ganzen Provinz zu bringen. In der That wäre es ſchwer geweſen, liebenswürdigere Troſt- und Hülfsboten aufzufinden. In der Einfachheit des Landlebens, den Neigungen und Grundſätzen des Vaters gemäß, anſpruchslos aufgewachſen, war an dieſen beiden in voller Schönheit erblühten Geſchöpfen nichts von den Schlacken zu bemerken, welche hochariſtokratiſcher Rahmen und großer Reichthum in den Gemüthern, beſonders in weiblichen, abzuſetzen pflegen. Unter Anleitung des gelehrten aber nichts weniger als pedantiſchen Vaters hatten die beiden Mädchen einen Schatz von Wiſſen geſammelt, wie es bei der oberflächlichen modernen Erziehung, die in meinem Vaterlande gang und gäbe iſt, in ariſtokratiſchen Kreiſen zu den höchſten Seltenheiten gehört, und hatte ſich eine Empfänglichkeit für alle ſchönen Produkte aller Künſte geoffenbart, von der man vorausſehen durfte, daß ſie Leben und Erfahrung, Sehen und Hören der beſten Werke zu einem hohen Grade, vielleicht bis zur ſelbſtändigen Schöpferkraft entwickeln könnten. Die glänzendere der beiden Erſcheinungen war die ältere Tochter, Naſtinka; in ihr vereinigte ſich, was ſo ſelten vereint vorkommt, Sinnigkeit mit ſchlagfertigem Geiſte und Poeſie mit komiſchem Witze. Sie ſchrieb Verſe, die in der That reizend waren und einen großen Fonds von Liebe und Leidenſchaft vereinten. Bei all den Eigenſchaften dachten die beiden Mädchen nicht daran, glänzen zu wollen; in ihrem etwas farbloſen Leben verging ein Tag nach dem andern in größter Anſpruchsloſigkeit, als ob es immer ſo ſein müßte, als ob Rang und Reichthum nicht auf ein anderes Leben hinwieſen; und dieſe Harmloſigkeit fügte zu all den Vorzügen der beiden Mädchen noch einen neuen Reiz, einen beſonderen Duft hinzu.

Ich war kein Jüngling mehr, aber der beinahe tägliche Umgang mit ſo ausgeſtatteten jungen Mädchen konnte nicht ohne Folgen für mein Herz bleiben. Ich entſchied mich für die glänzende Roſalinde und nach dem erſten Winter, den ich in der Provinzſtadt zubrachte, war ich ein verheiratheter Mann. Ich liebte meine Frau und ich gewann ſie von Tag zu Tag lieber, je mehr ich den großen Reichthum ihrer guten Eigenſchaften kennen lernte, und ich fühlte das Bedürfniß, meinen alten Freunden in der Reſidenz mein Glück zu zeigen. Die Kaiſerin hatte ihr am Hochzeitstage ihre Chiffre in Diamanten geſchickt, oder mit anderen Worten, hatte ſie zu ihrer Hofdame ernannt und es war Pflicht, zu Hofe zu gehen und für dieſe Ehre zu danken. Roſalinde zitterte vor der Idee, in der großen Welt zu erſcheinen; ich freute mich ſie ſehen zu laſſen. Ich werde, dachte ich, all dieſen Weibern des Hofes zeigen, wie ein Weib ſein ſoll. Die Ueberzeugung von der Solidität der guten, ſelbſt der blendend glänzenden Eigenſchaften meiner Frau ſtand ſo feſt in mir, daß ich nur daran dachte, wie ſie als Muſter dienen, und nicht einen Augenblick, daß ſie irgend wie durch ſchlechtes Beiſpiel oder durch große Erfolge erſchüttert werden könnte. Mit Stolz und voller Zuverſicht erſchien ich mit meinem jungen Weibe in der Reſidenz und warf mich in den ganzen Strudel der ſogenannten großen Welt. Von wie vielen jungen Männern ſie auch ſofort umringt war: der Gedanke, daß ſie jetzt Vergleiche anſtellen könnte, daß ſie zu vergleichen in der provinziellen Einſamkeit keine Gelegenheit gehabt, und daß ich vielleicht nur dieſem Umſtande mein Glück verdankte, ſtellte ſich mir nicht einmal auf die flüchtigſte Weiſe dar. Mit Wonne ſah ich mich beneidet und ſah ich in dem Neide nur eine Anerkennung ihres Werthes. Daß ſie mitten unter ihren Triumphen an weiterer Ausbildung ihrer künſtleriſchen Anlagen, ihrer Maler- und Geſangstalente arbeitete, war mir nur ein Beweis mehr, daß ihre Liebe zum Schönen durch die Frivolitäten der Welt nicht erdrückt werden könne und meine Sicherheit, meine Ueberzeugung von der Unerschütterlichkeit dieser schön begründeten Natur stand fest, ja war am festesten, als man Nastinka schon allgemein als eine Löwin im gewöhnlichsten Sinne des Wortes betrachtete, als jeder Stutzer schon wußte, daß ihr Wissen und Künste Toilettegegenstände und Mittel des Erfolges waren, wie Kleider und Coiffuren aus Paris. Zwei Jahre vergingen so, und ich glaubte noch im Besitze meiner Frau zu sein, als sie schon mit allen Gedanken, mit ihrem ganzen Wesen der frivolen Welt gehörte, die sie umgab, und als sie längst Vergleiche angestellt hatte, die nicht zu meinen Gunsten ausfielen. Ich wollte wirklich etwas thun, was nachträglich die so früh und unverdient erworbene Stellung rechtfertige; ich machte militärische und politische Studien, ich arbeitete und gab so den unzähligen Müssiggängern Raum und Zeit, meine Frau zu beschäftigen.

Mein Benehmen fiel keinem Menschen auf. Mein Gott! ich that ja nur, was so Viele thaten: ich beschäftigte mich mit meinen ehrgeizigen Plänen und war froh, daß es Andere, daß es hundert Andere übernahmen, meiner Frau die Zeit zu vertreiben, und ich mußte mich noch besonders glücklich schätzen, daß sich unter diesen Anbetern ein Prinz befand, ein Prinz, der dem Throne sehr nahe stand, und sehr großen Einfluß hatte.

Lieber Doktor, erlassen Sie mir die Erzählung Alles dessen, was ich eines Tages erfuhr, als ich einem Freunde meinen Wunsch nach einem gewissen Kommando in Asien zu erkennen gab und er mir antwortete, der Prinz werde meiner Frau nichts abschlagen. Am selben Tage wurde der Prinz von mir geohrfeigt, und da ein Prinz sich nicht schlägt, fuhr ich noch selben Tags in demselben Schlitten mit meiner Frau aus der Residenz den Steppen zu. Ich war allein mit ihr und ich kutschirte selbst; ich konnte mir die Genugthuung nicht versagen, sie persönlich ihrem Exile und der Hölle, die ich ihr ausdachte, zuzuführen. Ich wußte noch nicht, was ich thun wollte, aber so etwas wie die Geſchichte, auf die Dante anſpielt, ſchwebte meinen Gedanken vor. Sie erinnern ſich der Pia dei Tolomei, die ihr beleidigter Gatte in die Sümpfe der Maremmen führt, um ſie dort an den Fieberlüften zu Grunde gehen zu laſſen. Ich war um ſo grauſamer geſtimmt, als die Ueberzeugung von meinem Unglück ſo plötzlich, ſo ohne alle Vorbereitung kam.

Wir fuhren volle zwölf Tage durch ſchauerliche, winterliche Einſamkeiten dahin, durch Schneeſtürme, die uns zu begraben drohten, über gefrorene Flüſſe und Seen, durch Gegenden, die ſelbſt der Wolf nicht bevölkerte und durch andere, die nur er aufſucht. Wir ſaßen in dem kleinen Schlitten eng aneinander; unſere Ellenbogen berührten ſich, aber nicht ein einziges Wort wurde während der ganzen Reiſe gewechſelt, vielleicht nicht ein einziger Blick. Am dreizehnten Tage traten wir in ein altes, großes Holzgebäude, das man Schloß nannte und das ich ſeit meiner früheſten Jugend nicht wieder geſehen hatte. Es war mein Eigenthum, aber außer aller Welt, in vergeſſener Gegend liegend und zu einem Gute gehörend, das man als uneinträglich vernachläſſigte, war ich nie verſucht, hierher zurückzukehren. In meiner Erinnerung war mit dem Schloſſe ein Dorf verbunden, aber als ich mit meiner Frau daſelbſt ankam, war von dem Dorf kaum eine Spur vorhanden. Die Leibeigenen hatten den undankbaren Boden verlaſſen und waren mit Erlaubnißſcheinen in die Städte gezogen, um als Handwerker zu leben. Das Schloß ragte als ein halbverwitterter und verfaulter Würfel ſchwarz und einſam aus der unendlichen ſchneebedeckten Ebene hervor und war nur von dem alten Intendanten, der hier noch den Reſt ſeiner Tage verleben wollte und einigen leibeigenen Dienern und einer Unzahl von Wolfshunden bewohnt. Dort ſchlug ich meine Reſidenz auf.

Was ich daſelbſt wollte? Auf dieſe Frage wüßte ich noch heute keine genaue Antwort zu geben. Wollte ich meine Frau an Langeweile ſterben laſſen? wollte ich ſie nur einer Buße unterwerfen, um ſie, die ich noch immer liebte, eines Tages gereinigt und nach geſühnter Schuld wieder an mein Herz zu drücken?

Ich weiß es nicht. Bald war die eine, bald die andere Abſicht in mir vorherrſchend, je nachdem ich an die glücklichen mit ihr verlebten Tage oder an ihren Verrath dachte. Und Tage, Wochen, Monate vergingen und ich wußte noch immer nicht, warum ich mich mit ihr in dieſe Einſamkeit vergraben hatte. Ich ließ die Zeit tonlos dahinſchwinden und gedankenlos die Zukunft herankommen. Die einzige Abwechslung, die ich mir geſtattete, war ein Ritt auf wildem Steppenpferde; doch entfernte ich mich nie vom Schloſſe, ſondern zog in weiten und engen Kreiſen rings umher, wie ein Wächter, der einen Schatz bewacht oder ein wildes Thier, das ſeine Beute niederreißt.

Die Gräfin verließ nie die ihr angewieſenen Gemächer. Sie hatte ſich dieſe Lebensweiſe ſelbſt vorgeſchrieben, ohne daß ich ihr oder der Dienerſchaft eine dahingehende Anweiſung gegeben hatte. Sie ſpeiste auf ihrer Stube, während ich unten im alten Speiſeſaal meine kurzen Mahlzeiten hielt. Die einzige Geſellſchaft, die ſie während dieſer Zeit ſuchte, war die des Ortsgeiſtlichen eines benachbarten Dorfes, den ſie einladen ließ, und der zwei- bis dreimal in der Woche kam. Ich glaubte damals, ſie wollte fromm werden, aber das Ganze ſchien nur eine vorübergehende Grille, denn die Beſuche hörten bald wieder auf. Wir ſahen uns, wir ſprachen uns nie. Nur eines Tages, nach einem beinahe zweijährigen Aufenthalte im Schloſſe, der mir bald wie eine kurze Woche, bald wie eine Ewigkeit erſchien, an einem Herbſtnachmittage ſtand ſie plötzlich im Hofe vor mir, ſah auf den Boden und fragte mit zitternder Stimme: „Wird das noch lange dauern?“

Ich war erſchüttert und unfähig, ein Wort hervorzubringen, wohl aber fühlte ich, daß mit dem erſten Blick aus meinen Augen ein Strom von Thränen hervorbrechen würde. Ich wandte mich um und floh ins Schloß zurück, konnte aber nicht umhin, ich mußte ſie durchs Fenſter, hinter der Jalouſie verſteckt, betrachten. Sie ſtand lange auf derſelben Stelle, bis ſie eine Bewegung machte, als ob ſie nach reiflichem Nachdenken zu einem Entſchluß gekommen wäre und raſchen Schrittes in die

Wohnung zurück ging. Es flog mir der Gedanke durch den Kopf, daß ſie ihrem elenden Daſein ein Ende machen konnte, und in höchſter Aufregung ſtürzte ich ihr nach, um ſie an mein Herz zu drücken, um mich mit ihr zu verſöhnen und ein neues, vielleicht noch glückliches Leben zu beginnen. Aber im Korridor vor ihrer Stube angekommen, hörte ich ihre Stimme: ſie ſang, ſie trillerte! — Die Stubenthür war offen; mein Auge durchflog den Raum und ich ſah mit Staunen alle Wände mit neuen Landſchaften bedeckt und in der Mitte des Zimmers eine Staffelei mit einer neuen Arbeit.

Das Alles machte mir den Eindruck der Herausforderung, der Verhöhnung. Sie hatte ſich alſo nicht einmal gelangweilt und ſie war nicht beſtraft, ich war nicht gerächt. Sie hatte die Ruhe des Schaffens und die Freuden des Vollendens, während ich, ihr Richter, in ihrer nächſten Nähe ein leeres, ruhe- und freudenloſes Leben hinſiechte. Ich fühlte mich gebrochen und jede Möglichkeit künftigen Glückes untergraben — und ſie ſang, ſie trillerte, und während ich erſtarrt vor der Thüre hielt, ſtand ſie mit dem Pinſel in der Hand, immer noch ſingend, wieder vor ihrer Arbeit, vor ihrer Freude. Nur noch einen Grad höherer Aufregung und ich wäre hingeſtürzt und hätte roh und barbariſch gegen all' dieſe Bilder gewüthet. Aber ich war ein gebildeter Menſch und Hamletiſch eilte ich in die Steppe hinaus, um über das neue Erlebniß nachzudenken.

Woher und wie hatte ſie ſich die Mittel verſchafft, um dieſe neue Welt um ſich herum aufzuführen? Woher Pinſel, Farben, Staffelei, Leinwand? Es war unter meiner Würde, bei der Dienerſchaft Erkundigungen einzuziehen, deſto lebhafter beſchäftigten mich dieſe kleinlichen Fragen ſowohl wie das Wichtigere, das mit dieſen zuſammenhing. Vor Allem erſchien mir Naſtinka als eine höchſt durchtriebene Betrügerin, da ſie ſo Vielerlei hinter meinem Rücken zu Stande bringen konnte, nach und nach aber erſchien mir die ganze Sache in einem ganz andern und verſchiedenen Lichte. Nur wenige Tage vergingen und ich konnte an das mit Bildern bedeckte Zimmer nicht ohne Rührung denken. In ihrem Unglück hatte ſie ſich zur Kunſt geflüchtet und das Schöne gerettet. Durch beinahe zwei Jahre war ſie in voller Einſamkeit nur mit künſtleriſchem Schaffen beſchäftigt, führte ſie ein Leben, das von dem Reſidenzleben ſo unendlich verſchieden war. Es muß ihr ſein, als läge ein Jahrhundert zwiſchen jetzt und der Zeit, da ſie mich und ſich ſelbſt vergaß; es muß ihr ſcheinen, als wäre ſie nicht dieſelbe Perſon, die ſich an meiner Liebe ſo ſchwer vergangen; ſie begreift jetzt ſelber nicht, wie ſie ſich den Frivolitäten des Lebens hat ſo hingeben können, da ſie deſſen tiefere Freuden kennen lernte, denn was gibt tiefere Freuden und mehr veredelnde, als Schaffen und Hervorbringen des Schönen? Hat ſie durch die lange Haft nicht ihre Schuld geſühnt? Iſt ſie durch ein ſolches Leben nicht geläutert und gereinigt? Gewiß, ſie fühlt, daß ſie es iſt und daß nach Gerechtigkeit ihre Strafe ein Ende haben müſſe und das hat ihr den Muth gegeben, jene Frage, ob dieß Leben noch lange dauern ſolle? an mich zu richten. Mag die Welt ſich ewig eines begangenen Fehlers erinnern, der Einzelne ſoll nicht nur verzeihen, er ſoll auch vergeſſen. Ja, ich wollte ſtark genug werden, um einer auf vollkommenes Vergeſſen ruhenden Vergebung fähig zu ſein. Der Entſchluß that mir wohl, ſtimmte mich milder und erfüllte mich mit einer Art glücklichen Gefühles, wie ich es lange nicht gekannt hatte. Einzelne Erinnerungen, einzelne Ueberreſte bitterer Empfindung, die ich von Zeit zu Zeit noch in mir verſpürte, wollte ich erſt ganz verwiſcht haben, dann zu ihr eilen und mich aufs Neue mit ihr vermählen. Ich fühlte, daß ich es mit der ganzen Innigkeit eines liebenden Bräutigams thun werde, mit eben ſolcher Innigkeit und Aufrichtigkeit wie jener gekränkte Ehemann in der altengliſchen Tragödie von Thomas Heywood ſich aufs Neue mit ſeinem Weibe auf dem Todtenbette vermählt, auf das ſie, von ſeiner Güte zu Tode gedemüthigt, geſunken war. Der Geburtstag meiner Frau war nahe; an dieſem Tage wollte ich ſie und mich dem Leben und dem Glücke wiedergeben.

Der Tag brach an. Mit der erſten Frühe ſtand ich an ihrer Thüre und — mein Gott! — mit welchem Gefühle, in welcher ſeligen Aufregung. Ich glaube, daß ich nie ſo glücklich war, ſo tief durchdrungen glücklich, wie in jenem Momente, welchem ſofort die furchtbarſte Enttäuſchung folgen ſollte. Ich trat ein, ſie war fort. Sie war nicht in der Stube, nicht im Hauſe, nicht im Garten, ſie war entflohen.

Ich habe ſie nicht verfolgt.

Kurz darauf begannen meine Wanderungen über die Erde, auf denen ich Sie kennen lernte, und die Sie zum Theil mit mir machten. Was die Gräfin betrifft, ſo erfuhr ich denn von Landsleuten, die mich nicht kannten und die mit mir von ihren Abenteuern ſprachen, daß ſie allein zu Pferde die unendlichen Steppen und Wüſteneien durcheilte unter allerlei Drangſalen und Entbehrungen, bis ſie nach beinahe einem Monat und unzähligen Erlebniſſen in Petersburg ankam. Sie beſchrieb ſpäter dieſe Flucht, die meinen Landsleuten um ſo intereſſanter erſchien, als die Beſchreibung in franzöſiſcher Sprache und in einer Pariſer Revue erſchien. Dieß war genug, um ſie zu einer Heldin zu machen und ihr, wenn auch außerhalb der Geſellſchaft, eine gewiſſe Stellung zu verſchaffen. Sie war das Ziel der Neugierde geworden und bald der Mittelpunkt eines großen Männerkreiſes, in dem ſich Viele fanden, die ſich gerne zu ihren Rittern aufwarfen. Unter dieſen begünſtigte ſie einen Franzoſen, der unter dem Vorwande legitimiſtiſcher Treue nach der Julirevolution an den Hof Rußlands kam, um ſein Glück zu machen. Er erwartete vom Kaiſer Nikolaus irgend eine glänzende Stellung; bis dieſe kam, beſchäftigte er ſich mit Plänen zur Eroberung und gänzlichen Unterwerfung des Kaukaſus, faßte dahingehende Memoiren ab und überreichte dieſe dem Kaiſer und den Miniſtern. Zu gleicher Zeit trieb er ſich durch alle Geſellſchaften und ſpielte ſehr hoch, ohne daß man hätte beſtimmen können, woher er die Fonds zu dieſem Leben auftrieb, da er nicht immer gewann und ſein Vermögen, wie er ſagte, durch die Julirevolution zu Grunde gegangen war. Aber er war eine glänzende und ſchöne Erſcheinung, geiſtreich, was man in der Geſellſchaft ſo nennt, und ein vollendeter Weltmann. Da er der begünſtigte Ritter der Gräfin war, hatte er bei ihrer zweideutigen Stellung bald Gelegenheit, für ſie einzutreten und ſich für ſie zu ſchlagen. Dieß benutzte man bei Hofe, wo er längſt läſtig geworden war, um ſich ſeiner zu entledigen und ihn aus dem Lande zu ſchicken. Er duldete für die Gräfin und es ſchien ihr nur natürlich, ihm ins Ausland zu folgen.

Mit dieſem Manne durchreiſte die Gräfin Deutſchland, Frankreich, Italien. Ueber das Leben, das ſie während dieſer Zeit führte, weiß ich nur wenig; ich habe mich ſelten danach erkundigt; ich weiß nur, daß ſie ſich nach Jahren, nachdem er ſie um ihr halbes Vermögen gebracht, von ihm trennte und daß ſie ſeitdem allein von einer Spielbank Deutſchlands zur andern reiſte. Am grünen Tiſche fand ſie ihren ehemaligen Begleiter manchmal wieder, denn ſeit er nicht mehr über ihr Vermögen verfügen konnte, hatte er ſich ganz auf das Spiel, als auf einen Erwerb geworfen und iſt endlich Croupier geworden. Der Mann mit grauem, feinem Backenbart, den Sie heute die Bank halten ſahen und der es mit ſo großer Würde thut, iſt kein Anderer als der ehemalige Ritter meiner Frau, der Vicomte de S . . ., der in Petersburg eine Rolle ſpielte und hunderte von Damenherzen gewann. Wohin es mit meiner Frau gekommen, was aus ihr geworden, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen. Sie haben ſie heute am Spieltiſch geſehen. Ich ſah ſie ſeit mehr als fünfundzwanzig Jahren zum erſten Male wieder — und wie! in welchem Zuſtande! nach welcher Veränderung! Jetzt begreifen Sie die Aufregung, in der Sie mich gefunden haben.

Nun aber will ich den Kellner rufen und ihm ſagen, daß er meinen Namen nicht in die Kurliſte ſetze. Mit dem früheſten Morgen reiſe ich wieder ab. Ich gehe nach Aegypten und Nubien. Wollen Sie mich wieder begleiten, ſollen Sie willkommen ſein.

Zwanzig Millionen.

Erſtes Kapitel.

In den Kunſtausſtellungen gibt es immer ein hinteres Gemach, gewöhnlich das ſchlechteſte und mindeſt gut beleuchtete des ganzen Gebäudes, in welchem Aquarelle, Paſtelle, Oelbilder, Zeichnungen, ordnungslos und offenbar mit geringer Rückſicht auf die Verfertiger derſelben aufgehängt ſind. Die mit der Topographie der Ausſtellung vertrauten Beſucher gehen gewöhnlich an dieſem Gemache vorbei, nachdem ſie es einmal beſucht, oder kehren nur dahin zurück, um ſchlechte Witze zu machen, oder um einem Bekannten etwas Lächerliches zu zeigen; am liebſten aber ſchleichen an dieſem Gemache die Künſtler ſelbſt vorbei, deren Werke dort ausgeſtellt ſind; das Gemach iſt gewiſſermaßen ein Pranger. Wer dort prangt, iſt, wenigſtens für dieſes Jahr der Ausſtellung, verurtheilt, denn dorthin werden eben nur die ſchlechteſten Bilder gehängt. Dieſes Zimmer heißt in der Kunſtſprache, oder wenigſtens in der Atelierſprache mancher Städte, die Speckkammer. Eine ſolche Speckkammer beſitzen wir, — mögen mir die Anatomen verzeihen und die Pſychologen es mir bezeugen — eine ſolche Speckkammer beſitzen wir alle in unſern Herzen, Alle — ich, der ich dieſe Geſchichte ſchreibe, du, Leſer, der ſie lieſt und alle Diejenigen, die ſie nicht leſen. In den vorderſten Kammern, die wir Jedermann zur Schau ſtellen, und durch die wir in den glücklichſten Stunden am Liebſten luſtwandeln, hängen die ſchönſten Bilder der Erinnerung, Portraits, hiſtoriſche

Bilder, Stillleben, Idyllen, Bilder jeder Art — aber in jener verborgenen Kammer hängen die häßlichen Bilder, bei deren Anblick, wenn wir nothwendig durch müſſen, wir uns mit der Hand über die Stirn fahren, als ob wir von einer Leinwand, von einer Gedenktafel oder dergleichen, etwas wegwiſchen wollten. Glücklich, wer nur eine kleine Speckkammer beſitzt. Wenn er klug iſt, zeigt er ſie, und er kann ſicher ſein, daß er ſie Einem zeigt, der ebenfalls eine beſitzt. Welcher Menſch hatte nicht ſchwache Momente! ja gemeine, ja niederträchtige Momente!

Ich bin ein Menſch, der heute eine ſehr geachtete Stellung einnimmt, ich erfreue mich eines ſehr guten Rufes, ich habe viele Freunde und Jedermann wird behaupten, daß ich ein langes, fleckenloſes Leben hinter mir habe, und man wird letzteren Umſtand beſonders hervorheben, da man weiß, daß ich in der Jugend und im männlichen Alter mit Hinderniſſen zu kämpfen hatte, mit Noth, Elend und Neid, an denen, wie Kleiderfetzen an Dornen, oft die beſten Stücke des Charakters hängen bleiben. Niemand ahnt, daß ich meine Speckkammer habe, ganz wie ein Anderer — und ſonderbarer Weiſe danke ich das häßliche Bild in dieſer Speckkammer meiner vortrefflichen Mutter. Sie iſt die erſte Urſache, daß ich mich lange, lange mit einem Gedanken, mit einem Plane getragen, dem alle meine Grundſätze widerſprachen, daß ich an mir ſelbſt einen Verrath beging, mit einem Worte, daß ich gemein war.

Nach der Anſicht der guten Frau beſaß ich ſchon mit meinem zwanzigſten Jahre Alles, was einen trefflichen und glücklichen Menſchen machen kann, eine einnehmende Erſcheinung, ein empfängliches Herz, einen gebildeten Geiſt, ein heiteres Gemüth, kurz alle Eigenſchaften, die eine Mutter an einem erträglichen Sohne entdeckt — nur Eines fehlte mir: Reichthum! Sie glaubte zwar nicht, daß hunderttauſend Thaler Renten eine nothwendige Bedingung des Glückes ſeien, ſie wußte es, daß es auch ein ſehr idylliſches, darum nicht minder tiefbegründetes Glück geben könne, da ſie ſelbſt ein ſolches an der Seite meines Vaters durch ungefähr zwanzig Jahre genoſſen und ſich noch als Wittwe mit dreihundert Thaler Gehalt glücklich fühlte; aber welche Mutter wünſcht ihrem Kinde nicht noch mehr Glück, als ſie ſelbſt kennen gelernt? und ſie dachte, beſſer iſt beſſer und ſicherer iſt ſicherer. Am Ende könne man ja, wenn man die Neigung habe, ſelbſt mit großer Rente ein idylliſches Leben führen, ohne große Rente aber könne man Vieles nicht thun, was man vielleicht ja gerne thun möchte. Und das Geld iſt eine ſo gewaltige Macht! Wie viel des Guten kann es bewirken, wenn es in die rechten Hände gelangt! Sie zweifelte übrigens nie daran, daß ſich eine ungeheure Erbin eines Tages in meine ausgezeichneten Eigenſchaften verlieben werde. Als ich vierundzwanzig Jahre zählte, und zu meinen ausgezeichneten Eigenſchaften noch die erſten Keime eines künftigen Rufes, vielleicht Ruhmes als eines Gelehrten kamen, war ſie erſtaunt, daß ihre Hoffnungen ſich nicht ſchon verwirklichten. In dem kleinen Landſtädtchen, in welchem ſie ihren Wittwengehalt verzehrte, erwartete ſie jeden Poſttag einen Brief, der den Poſtſtempel der Univerſitätsſtadt trüge und ihr die endliche Erfüllung ihrer Wünſche verkündigte.

Sonderbarerweiſe ſollten die Dinge eine Wendung nehmen, wie ſie die gute Mutter in der Einſamkeit ihres Städtchens ausgeträumt hatte.

Ich bewohnte die Univerſitätsſtadt, welche zugleich ein großer literariſcher Mittelpunkt war, und arbeitete fleißig an einem hiſtoriſchen Werke, das den Ruf, den ich mir mit einem erſten Buche bereits erworben, befeſtigen, wo möglich vergrößern, und mir endlich ein gutes Stück ſoliden Brodes, ich meine eine Profeſſur, einbringen ſollte. Eines Tages, da ich eben über meinen Büchern und Notizen ſaß, bringt mir mein Dienſtmädchen ein kleines Briefchen, das ſo lautete: Dr. Edmund Born.

Lieber Freund!

Kommen Sie heute, ohne Umſtände, auf einen Löffel Suppe. Wir haben einen lieben Gaſt, eine Freundin meiner Tante, Fräulein Zelinde Heil, eine ſehr liebenswürdige, alte Jungfer, die viel geſehen, viel zu erzählen weiß und Ihre Bekanntſchaft zu machen wünſcht. Seien Sie liebenswürdig mit ihr. Hören Sie? — ſehr liebenswürdig. Mündlich werde ich Ihnen ſagen, warum ich Ihnen das empfehle und zwar auf die dringendſte Weiſe. Wir eſſen heute um zwei Uhr. Alſo auf baldiges Wiederſehen

6. September.

Clara Michelſen.

Als ich das Briefchen erhielt, war Mittag bereits vorüber; das Landhaus der Hofräthin Michelſen lag wohl eine halbe Stunde vor der Stadt; ich hatte alſo nicht viel Zeit, mich in Staat zu werfen. Das beunruhigte mich nicht; die gute Freundin meiner Mutter und meine vortreffliche Gönnerin nahm es mit mir nicht genau. Ich konnte bei ihr erſcheinen wie ich wollte; außerdem handelte es ſich ja um eine improviſirte Einladung aufs Land, und die Fremde war eine alte Jungfer. Auch gehörte ich zu der Klaſſe der eleganten jungen Gelehrten und brauchte mich, um unter Menſchen zu gehen, nicht erſt von Monate altem Bücherſtaub zu reinigen und Kleider hervorzuſuchen, die nur für Beſuche bei Regierungsräthen und Miniſtern beſtimmt ſind.

Im Landhauſe der Hofräthin Michelſen, die mich mit gewohnter Freundlichkeit und einem ungewohnten, räthſelhaften Lächeln, zugleich mit einem, meine ganze Perſon prüfenden Blicke empfing, fand ich, nebſt der zahlreichen Familie, nur noch einige alte Bekannte und jenes beſagte Fräulein Zelinde verſammelt. Dieſe gehörte zu den abgerundeten, lächelnden alten Jungfern mit vollen, immer noch jugendlich gerötheten Wangen; ihr Geſicht war voll Wohlwollen für alle Welt, beſonders, wie es ſchien, für die Jugend, die ſie nicht haßte, weil ſie nicht mehr zu ihr gehörte; ſie war eine jener unverheiratheten Matronen, die bei erſter Bekanntſchaft immer überraſchen, weil ſie alle Vorſtellungen, die man einer alten Jungfer entgegen beweiſt, auf das Angenehmſte Lügen ſtrafen und denen man, dankbar für die erlebte Enttäuſchung, deſto raſcher und deſto lieber mit Freundſchaft entgegenkommt. Als ich eintrat, war ſie eben in ein Geſpräch verwickelt, aber ſie brach es ſofort ab, als mein Name genannt wurde, um mich mit Neugierde zu betrachten; ſpäter bemerkte ich, daß ſie, immer mich beobachtend, während ich mit Andern ſprach, unwillkürlich eine billigende, ja beifällige Bewegung mit dem Kopfe machte. Bevor man zu Tiſche ging, ſtreifte die Hofräthin an mir vorbei und flüſterte mir zu: „Geben Sie der Fremden den Arm!“ — Ich that es ohne jene Verdrießlichkeit, mit der man derartigen Anweiſungen der Frauen vom Hauſe nachzukommen pflegt, welche bei ſolchen Gelegenheiten den Freunden gewöhnlich die unangenehmſten Pflichten der Höflichkeit zumuthen.

Fräulein Zelinde, meine Tiſchnachbarin, war ſehr geſprächig; aber ich fühlte ſehr wohl, daß ſie es nicht mit altjüngferlicher Geſchwätzigkeit war, oder um Wiſſen und Geiſt auszukramen; es war ihre offenbare Abſicht, nur mich mittheilſam zu machen, um mich weiter kennen zu lernen. Zu dieſem Zwecke ſchlug ſie die verſchiedenſten Saiten an, und ſprach ſie unter Anderem auch von meinem Buche, das ſie kannte und fragte ſie nach den Arbeiten, die mich eben beſchäftigten. Ich ließ mich mit Vergnügen verhören und gab gerne ausführliche Antworten; denn die ganze Art und Weiſe der guten Dame, wie das Intereſſe, mit dem meine liebe Freundin, die Hofräthin, manchmal zu uns herüberſchielte, ſagte mir, daß hinter all' dem etwas mir Günſtiges ſtecken müſſe.

„Ihr Name,“ ſagte Fräulein Zelinde, an das Geſpräch über meine Arbeiten anknüpfend, „wäre mir auch ohne Ihr Buch nicht unbekannt geweſen. Die Baroneſſen von Friedensborg haben mir mehr als einmal von den ſchönen Stunden erzählt, die ſie mit Ihnen verbrachten. Sie denken mit Vergnügen daran, wie —“

„Die Baroneſſen Friedensborg?“ fragte ich erſtaunt.

„Gewiß,“ beſtätigte Fräulein Zelinde, „ſie haben Sie nicht vergeſſen.“

„Mich — nicht vergeſſen?“ fragte ich wie vorher. „Das muß ein Irrthum ſein. Mein Fräulein, Sie verwechſeln mich wohl mit Jemand anderm?“

„Sind Sie nicht Dr. Edmund Born?“

„Ganz richtig.“

„Haben Sie nicht vor zwei Jahren eine Rheinreiſe gemacht und zwar an Bord des Rubens?“

„Eben ſo richtig.“

„Haben Sie nicht an Bord des Rubens die Bekanntſchaft dreier liebenswürdiger junger Mädchen gemacht?“

„Nein! — ich erinnere mich nicht!“

Fräulein Zelinde ließ Meſſer und Gabel fallen und machte ein Geſicht wie ein Menſch, der eben eine große Täuſchung erlebt, oder einen ganzen liebgewonnenen Plan in Scherben gehen ſieht. Sie flößte mir wahrhaftes Mitleid ein, und ich hätte was darum gegeben, wenn ich mich beſagter Baroneſſen hätte erinnern können, und dieß um ſo mehr, als die gute Dame nicht nur ſchmerzlich getäuſcht, ſondern ſogar beleidigt ſchien. Darum fragte ich weiter: „Woher waren dieſe Baroneſſen von Friedensborg?“

„Aus Kopenhagen!“ ſagte Fräulein Zelinde und ſah mich kaum mehr an dabei.

„Aus Kopenhagen!“ rief ich, „à la bonne heure!“

Auf dieſen Ausruf wandte ſich die gute Dame wieder mit einem Blicke friſcher Hoffnung zu mir: „Alſo Sie erinnern ſich? Sie hatten nur den Namen vergeſſen?“ fragte ſie haſtig.

„Ich erinnere mich eines alten Herrn aus Kopenhagen — ein kleiner Mann mit grauem Backenbart und dichten, ſehr feinen weißen Haaren.“

„Das iſt der Vater, Baron von Friedensborg!“

„Ja,“ ſagte ich, indem ich mir die Stirn rieb und mein Gedächtniß aufwühlte — und ohne laut ſprechen zu wollen, fügte ich hinzu: „ein Emporkömmling?“

„Ein ſehr ehrenwerther Mann! ein ausgezeichneter Mann!“ fiel mir Fräulein Zelinde ins Wort, ſehr gedrückt und ſehr raſch, wie um mich zurecht zu weiſen und die beleidigende Bezeichnung mit lebenden Ausdrücken zu decken.

„O mein Fräulein, mißverſtehen Sie mich nicht; ich wollte mit dem Wort nichts Beleidigendes ſagen. Herr von Friedensborg hat den Ausdruck ſelbſt von ſich gebraucht; das fiel mir damals auf als ein intereſſanter Charakterzug, und kam mir daher zuerſt ins Gedächtniß und auf die Zunge. Auch will ich damit nichts Böſes bezeichnen. Ich kenne ſehr gut die Fehler und Lächerlichkeiten der Parvenus, aber ich finde ſie meiſt nur in der zweiten Generation, in den Kindern der Parvenus; dieſe ſelbſt flößen mir meiſtens einen gewiſſen Reſpekt ein. Man kann ſicher ſein, daß ein Mann, der aus dem Nichts ein Vermögen ſchafft, ein Mann von Geiſt, von Charakter und Ausdauer und von unendlichen Hülfsmitteln ſein muß, und wenn unter dieſen Hülfsmitteln keine niedrigen ſind, verdient ein ſolcher Mann alle Achtung, unter Umſtänden ſelbſt unſere Bewunderung."

„Ein ſolcher Mann iſt der Baron Friedensborg," verſicherte Fräulein Zelinde.

„Als ein ſolcher erſchien er auch mir; ich bewunderte ſeinen Verſtand, ſeinen geſunden und geraden Sinn; ich war erſtaunt über die Maſſe von Erfahrungen, die ſich in dieſem Kopfe geſammelt, und die merkwürdige Einfachheit des ganzen Weſens, das er ſich bei einem in den verſchiedenſten Verhältniſſen bewegten Leben zu bewahren wußte. Was mir aber an dem Manne am meiſten gefiel, war ſeine Freude an jedem Fortſchritte, eine Freude, die wenige Menſchen in ſeinem Alter zu empfinden vermögen, und endlich ſeine Achtung für Bildung und Wiſſen."

Das Geſicht der ältlichen Dame heiterte ſich während dieſer meiner Rede wieder auf.

„Sie haben den alten Herrn verſtanden," ſagte ſie befriedigt; „wie Sie ihn hier ſchildern, ſo iſt er in der That, und gerne ſieht man bei ihm über manche Eigenſchaft des Parvenus hinweg, ja man vergißt ſie endlich gänzlich ſeiner wahrhaft großen Tugenden wegen; ja, was mehr iſt, man vergißt bei ihm, daß er vielleicht hundertmal Millionär iſt. Ich lobe ihn gerne, aber noch lieber höre ich ihn loben. Er iſt mein edler Freund, und ſeine Familie trachtet mich als zu ihr gehörig. Ich habe die jungen Baroneſſen alle erzogen, ich war wie ihre Gouvernante, und Sie werden zugeben, daß ich Urſache habe, auf ſie ſtolz zu ſein."

Das war eine neue Verlegenheit. Ich konnte der alten Gouvernante kein Kompliment machen, denn ich erinnerte mich nur dunkel, daß der alte Herr auf dem Dampfſchiffe von einer zahlreichen Dienerſchaft und einigen jungen Mädchen in Sommerhüten und grünen Schleiern umgeben geweſen. Sie ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Es iſt verdrießlich, daß ich Ihnen verrathen, in welch' gutem Andenken Sie bei den jungen Damen ſtehen, während Sie ſich ihrer gar nicht erinnern. Ich habe die guten Kinder kompromittirt. Vielleicht hätten ſie Ihre Aufmerkſamkeit wenigſtens als eine Seltenheit auf ſich gezogen, wenn Sie, Herr Doktor, gewußt hätten, daß jedes dieſer Mädchen wenigſtens zwanzig Millionen mitbekommt, denn ſolche Mädchen bekommt ein Mann Ihres Alters nicht alle Tage zu Geſichte."

Ich lachte auf: „Sie irren, mein Fräulein. Ich bereiste damals den Rhein, um römiſche Alterthümer aufzuſuchen, und dieſe nahmen mein ganzes Intereſſe in Anſpruch, den Reſt des Intereſſes, deſſen ich noch fähig war, nahm der alte Herr hinweg, von dem ich wußte, daß er Kaufmann und Rheder geweſen, und der ſich doch ſo warm und förmlich nach Belehrung lechzend, nach den Monumenten von Trier und Igel erkundigte."

Fräulein Zelinde ſchien von dieſer Antwort ſehr befriedigt. Am Ausdrucke ihres Geſichtes nahm ich wahr, daß ich etwas geſagt hatte, was ihr wichtig war. Sie verſank in Nachdenken, aus dem ſie erſt erwachte, als die Stühle zurückgeſchoben worden und man ſich vom Tiſche erhob. Nachdem ich ſie in das Wohnzimmer zurückgeführt, wo ſich ihr einige Verwandte des Hauſes näherten und mich von ihr trennten, winkte mir die Hofräthin, die ſich in die Ecke an den Kaffeetiſch geſtellt hatte, und fragte mich mit leiſer Stimme: „Hat ſie Ihnen etwas geſagt?"

„Wer?“ fragte ich zurück.

„Nun, Ihre Tiſchnachbarin.“

„Worüber? Sie machen ein bedeutungsvolles Geſicht — ich verſtehe Sie nicht.“

„Sie hat Ihnen alſo nichts geſagt,“ murmelte die Hofräthin. „Sie haben ihr vielleicht nicht gefallen.“

„Sehr möglich,“ ſagte ich, gleichgültig die Achſel zuckend.

Die Hofräthin verwies mir, den Kaffee einſchenkend, meinen Leichtſinn. „Es handelt ſich um nichts Kleines — es handelt ſich um eine Heirath, und was für eine Heirath!“

„Mit wem? mit Fräulein Zelinde?“ rief ich mit komiſchem Entſetzen, daß die Hofräthin mit Kaffeeſchenken einhalten mußte, um ihren Tiſch nicht zu beſprengen, da ſie vor Lachen zitterte.

„Seien Sie kein Narr, Edmund, und ſcherzen Sie nicht, wo es ſich um ein außerordentliches Glück handelt, in der That, um ein ganz außerordentliches Glück, um eine Partie, wie es deren wenige in Europa zu machen gibt.“

„Ah, ich merke,“ antwortete ich, „ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, da muß ich darauf gefaßt ſein, daß mich alle Damen meiner Bekanntſchaft unter die Haube bringen wollen. Das würde mich nicht wundern, man kennt ja die Leidenſchaft, den Verheirathungsfanatismus der Frauen, aber daß Sie, verehrte Freundin, daran denken können, daß Sie mich ſo wenig kennen, um zu glauben, daß eine ſolche Art der Verheirathung, dieſes Partiemachen bei mir angebracht ſei, das, ich geſtehe es —“

„Schon gut,“ unterbrach mich die Hofräthin, „wir ſprechen noch davon.“

Sie nahm eine Taſſe Kaffee und brachte ſie ſelbſt dem alten Fräulein, mit dem ſie raſch einige Worte wechſelte. Als ſie ſich ihr ab und mir zuwandte, ſah ſie mich mit einem vorwurfsvollen Blicke an, den ich nicht verſtand. Ich war doch, ihrem Wunſche gemäß, gegen das Fräulein ſo liebenswürdig geweſen, als es mir möglich war. Aber ich verſtand ſie halb und halb, als ſie mir im Vorbeigehen ſagte: „Sie ſind ein ungeſchickter Menſch.

Sich nach zwei Jahren eines alten Vaters und nicht dreier Töchter zu erinnern, deren Eine man ſogar erobert hat! Iſt das je vorgekommen?“

Nach einer Stunde war mir Alles um mich her räthſelhaft; jetzt fing es an, in meinem Kopfe zu tagen, oder wenigſtens zu dämmern. Es war zwiſchen den beiden Damen wohl ausgemacht, daß ich eine der zwanzigfachen Millionärinnen, deren ich mich ganz und gar nicht erinnerte, heirathen ſollte. Eine derſelben hatte ich, der Himmel weiß wie? erobert. Der Gedanke ſchmeichelte mir außerordentlich, zum Theil wegen der Eroberung an und für ſich und zum Theil wegen der zwanzig Millionen. Zugleich mit dem Gedanken an dieſe ſchöne runde Summe flog mir der Gedanke an meine gute Mutter durch den Kopf; ich ſah ſie vor mir, wie ſie bei der Mittheilung, bei der Nachricht von einer ſolchen Heirath ſelig, überſelig lächelte und dieſes Lächeln trat auf meine eigenen Lippen. Ihr Traum verwirklichte ſich auf eine mehr als glänzende Weiſe! Ich hatte in der That einen von Glück geſättigten Moment; aber die Wolke, die ihn verdüſtern ſollte, ließ nicht lange auf ſich warten, denn jenem glücklichen Gedanken folgte bald der beleidigende, empörende: die mir Zugedachte iſt wohl ein Scheuſal, irgend ein Ausbund von Häßlichkeit! Dieſe alte Jungfer reiſt, um irgend einen armen Teufel auszuſpähen, der ein ſolches mit zwanzig Millionen gerne in den Kauf nimmt. Wenn dem nicht ſo wäre, wozu brauchte man die alte Gouvernante zur Aufſuchung eines Bräutigams reiſen zu laſſen? Zwanzig Millionen haben faſt genug Anziehungskraft, um mehr Freier herbeizulocken, als Penelope je bedrängten. Ich war entrüſtet und am tiefſten empört gegen die Hofräthin, die mich doch kennen und wiſſen ſollte, daß ich mich nicht ſo verkaufe. Ich eiferte mit ihr und ſagte höhniſch: „Die mir Zugedachte ſchielt, iſt blatternarbig, kahl und hat zwei Buckel!?“

Die Hofräthin verſtand mich ſchnell, ſtand vom Stuhle auf, faßte mich am Rockknopfe und ſagte leiſe, aber mit Nachdruck: „Sie iſt keine große Schönheit, aber ſie iſt hübſch, wohlgebildet, ſehr unterrichtet, ſehr liebenswürdig, und hat das vortreffliche Herz, das die ganze Familie auszeichnet!"

Dann ſetzte ſie ſich wieder, ſprach mit Einem ihrer Gäſte und überließ mich meinem Nachdenken, das immer wirrer wurde und grübelnder. Um ungeſtört zu ſein, zog ich mich in eine Fenſterniſche zurück, wo ich durch einen Vorhang von der Geſellſchaft getrennt war. In dieſer Einſamkeit ſah ich mich nach wenigen Minuten, vielleicht Sekunden, in einem prächtigen Landhauſe — ein Landhaus ſchien mir von jeher der wünſchenswertheſte Beſitz — in einem gewaltigen Bibliothekzimmer — in der Mitte dieſes Bibliothekzimmers ein bequemer Pult mit Seitenklappen rechts und links, auf dieſen große Bücherhaufen, und vor dem Pulte ſaß ich ſelbſt, angeblickt von marmornen Büſten, die auf den Bücherſchränken ſtanden. Hart an der Bibliothek — ich ſah durch die offene Thüre hinein — mein Antiquitätenkabinet, ein wahres Muſeum, voll von griechiſchen, römiſchen, etruskiſchen, ägyptiſchen, ja aſſyriſchen Alterthümern. In einem gemüthlichen Winkel des Landhauſes wohnte meine Mutter in einer bequem eingerichteten Reihe von Zimmern. Sie trat in meine Bibliothek und brachte mir mein Zehnuhrbrod, ganz wie zu Hauſe, wenn ich einige Wochen bei ihr zubrachte. Wie blühend und wie glücklich ſah die gute Frau aus; um zwanzig Jahre verjüngt. Die gute Luft meines Landhauſes, am Ufer des Sees oder großen Stromes und der Anblick meines Wohlſtandes thaten ihr ſichtlich wohl. Dann war ich wieder fern von meinem Landhauſe; ich war auf Reiſen, in Italien, in Griechenland, in Kleinaſien und Syrien, überall, wohin ich mich bis jetzt vergebens geſehnt hatte, auf allen Punkten, die mich hiſtoriſch intereſſirten oder deren Autopſie mich in meinen Arbeiten fördern konnte, indem ſie mir Volkscharaktere, Thaten und Ereigniſſe lebendiger vergegenwärtigte. Aber Derjenigen, der ich all' das Glück, all' dieſe Erfüllung meiner Wünſche verdankte, war in dieſen ſchönen Träumen nicht die geringſte Rolle zugedacht. Ich ſah ſie nicht im Landhauſe, ſie ſaß nicht neben mir im Reiſewagen, ſie ritt nicht an meiner Seite über das Schlachtfeld von Marathon. Wie ſollte ſie auch? Ich kannte ſie ja nicht; ich wußte nicht, ob meine Freuden ihre Freuden, ob mein Glück ihr Glück ſei. Ich verglich dieſes mein vereinſamtes Leben, das ich ſo eben im Traume durchgemacht, gerade ſo, als ob ich noch Junggeſelle wäre, mit dem Ideale, das ich mir ſonſt von der Ehe gemacht, dieſe mir gleichgültige Perſon, deren Namen ich noch nicht einmal wußte, mit jener geliebten Freundin, der ich Alles anvertraute, mit der ich Alles genoß, die ſich in mich hineinlebte, meinen Sekretär machte, ſich an den ſchönen Formen der Berge und Buchten des Archipels, an den Säulen des Kap Kolonne-Sunium mit mir freute, und — ich empfand den frühen Verluſt einer ſo koſtbaren Frau aufs Schmerzlichſte und — ich kam mir ſelbſt höchſt erbärmlich vor. An Alles hatte ich gedacht bei dieſer projektirten Heirath, nur nicht an meine Frau! Ich entdeckte einen ſchlechten Menſchen in mir, und war eben im Begriffe, mir dieſen ſchlechten Menſchen aufs Lebhafteſte auszumalen, als die Hofräthin kam, ſich über meine Zurückgezogenheit und Verſenkung in mich ſelbſt luſtig machte und mich bat, mich meinen holden Gedanken auf einige Zeit zu entreißen, um die Geſellſchaft in den Garten zu begleiten.

Zweites Kapitel.

Als ich ſpät am Abend das Haus der Hofräthin verließ und Fräulein Zelinde an ihr Gaſthaus begleitet hatte, fühlte ich mich ſo aufgeregt und von mir ſo neuen Gedanken bewegt, daß es mir unmöglich war, an die Arbeit oder zu Bette zu gehen. Ich trat gegen meine Gewohnheit in eine Bierkneipe, in der ſich meine Bekannten, meiſt Dozenten, zu verſammeln pflegten. Unter dieſen fand ich dort einen Freund, einen Dozenten der Chemie, der, nebenbei geſagt, ſeit Jahren ſich mit einer Geſchichte der Alchymie beſchäftigte, ſich im Laufe der Zeit in ſeinen Gegenſtand ſo vertiefte, daß er ſelbſt Alchymiſt wurde, an die Kunſt glaubte, den Stein der Weiſen ſuchte, ſich zu dieſem Zwecke auf Reiſen begab, auf Reiſen und in Experimenten ſein Vermögen verpuffte, und dann eben zu Grunde ging. Dieſer Freund, der, wie man ſieht, ſich als Phantaſt enthüllte und ſich ins Verderben ſtürzte, galt damals in unſerm ganzen Kreiſe und bei Allen, die ihn kannten, für einen ſehr praktiſchen Mann, und vor Allem für einen höchſt vortrefflichen Rathgeber. Wie alle Phantaſten und Theoretiker, hielt er ſich ſelbſt dafür, glaubte, mit allen Freunden, daß er vor jeder Täuſchung und Träumerei ſicher ſei, und daß er immer die wahrhaft nützliche Seite an einer Sache, Geſchäft, Angelegenheit herausfinde, daß er das „Poſitive,“ „Reale“ aus jeder Schaale herauszuſchälen wiſſe. Mit dieſem Freunde zog ich mich in einen ſtillen Winkel der räucherigen Stube zurück und ſetzte ihm nach kurzer Einleitung die Pläne auseinander, die man mit mir hatte und bat ihn um ſeinen praktiſchen Rath.

„Greif zu,“ rief er mit Kraft, indem er das Bierglas ergriff, „du wäreſt ein Narr, ein Phantaſt, wenn du es nicht thäteſt und irgend welche theoretiſche Bedenklichkeiten in dir aufkommen ließeſt. Zum Teufel alle dieſe Theorieen, welche die modernen ſchönen Seelen ausbrüteten!“

Dann, als ob er ſich der Leidenſchaftlichkeit ſchämte, mit der er dieſe Worte ausſtieß, ſtellte er das Glas wieder hin, nahm die Brille von der Naſe und ſagte im ruhigſten Tone: „Sieh, mein Freund, du treibſt Archäologie und Geſchichte. Noch ſchwankſt du zwiſchen Beiden, aber ich prophezeie dir, daß du, wenn du erſt etwas älter und praktiſcher geworden, dich für die poſitivere Geſchichte entſcheiden wirſt. Nun kann man heute unmöglich Geſchichte ſchreiben, ohne Renten, ohne bedeutende Renten; man ſaugt ſich heute nicht mehr die Geſchichte aus den Fingern. Man muß reiſen können, man muß ſich in den verſchiedenſten Hauptſtädten der Bibliotheken und Archive wegen aufhalten, man muß die Schauplätze ſehen und Sekretäre und Kopiſten bezahlen können. Man muß Jahre und Jahre ohne Sorgen und Mangel vor ſich haben, um zu ſammeln und das Geſammelte zu verarbeiten. Kannſt du das Alles ohne Renten? Nichts kannſt du ohne Geld, nicht einmal ſchön ſchreiben, denn man ſchreibt nur ſchön, wenn man mit Ruhe ſchreibt, wenn man Zeit hat, ſein Manuſkript dreißigmal über den Haufen zu werfen. Man ſagt, daß man dem Style den Charakter des Schriftſtellers anſieht: ich ſage, daß man dem Style die Renten anſieht. Renten, mein Freund, Renten! du haſt offenbar Talent, aber nichts wirſt du leiſten ohne Renten. Es iſt deine Pflicht, dein Talent fruchtbar zu machen und etwas zu leiſten, alſo iſt es deine Pflicht, Renten zu haben, oder, wenn du ſie nicht haſt, dir ſolche zu verſchaffen.“

So ſprach mir der Chemiker noch lange. Er hielt es für Pflicht, mir meine ſentimentalen Skrupel auszutreiben und er brachte es wenigſtens dahin, daß ich mir ſagte, alle praktiſchen Menſchen müßten eine Heirath, wie die projektirte, gut heißen. Freilich war mir noch nicht bewieſen, ob die praktiſchen Menſchen immer Recht hatten.

Fräulein Zelinde blieb noch zwei Tage in der Univerſitätsſtadt und ich machte ihren Cicerone, da ſie die Hofräthin in meiner Gegenwart verſicherte, daß ich es mit beſonderem Vergnügen thäte. Anfangs war ich etwas verdrießlich über das mir aufgebürdete Amt, aber während unſerer Wanderungen von Merkwürdigkeit zu Merkwürdigkeit, gewann ich die alte Dame mehr und mehr lieb. Sie war ſo jung von Herzen, ſo theilnehmend und empfänglich für alles Schöne, voll Wohlwollen für Jedermann, und dabei, trotz einer gewiſſen Würde, die ihr Ausdruck und graue Haare gaben, ein guter Kamerad, der auch einen Scherz verſtand und nicht im Geringſten prüde. Eine Entdeckung aber machte ſie mir beſonders lieb und erklärte mir zugleich — abgeſehen von dem Heirathsplan — die ungewöhnliche, die auffallende Wärme, mit der ſie mir von Anfang an entgegen kam.

Nachdem wir ſchon Stadt und Vorſtädte durchlaufen hatten — am zweiten Tage unſerer Wanderungen — an Gallerieen, Monumenten und Sonderbarkeiten nichts mehr zu ſehen war, ſpazierten wir behaglichen Schrittes durch die Anlagen, welche die Stadt umgeben, und vertieften uns in eine Seitenallee, die in ein Wäldchen führt und in ihrer Fortſetzung durch die Einſamkeit der alten Lindenbäume der Philoſophenweg heißt. Fräulein Zelinde ſetzte ſich auf eine der Raſenbänke, und kaum hatte ich neben ihr Platz genommen, als ſie, und zwar vielleicht zum ſechsten Male ſeit zwei Tagen, wieder von meiner Aehnlichkeit mit meinem ſeligen Vater zu ſprechen und mich zu verſichern begann, daß ſie ihn ſehr wohl gekannt habe. Ich ſah ſie etwas erſtaunt an, denn die Hartnäckigkeit, mit der ſie ſtets auf dieſelben Worte zurückkam, ohne etwas hinzuzufügen, fiel mir auf und brachte mich ſogar in Verlegenheit, da ich am Ende auf dieſe Bemerkungen nur mit einem ſtereotypen Lächeln zu antworten wußte. Fräulein Zelinde aber war dießmal ausführlicher, und als ob ſie fühlte, was ich über dieſe Art denken müſſe, ſagte ſie: „Ja, ich habe ihn gekannt und er ſpielte eine große Rolle in meiner Jugend!“ dann ſchwieg ſie einen Augenblick und fügte hinzu: „Nicht nur in meiner Jugend, ich kann wohl ſagen in meinem Leben!“

Ich ahnte, was kommen ſollte, ob ſie es nun ausſprach oder verſchwieg. Aber ſie verſchwieg es nicht: „Lieber Doktor,“ ſagte ſie, „ein halbes Jahrhundert iſt über mich dahingegangen, und mehr als ein ganzes Jahrhundert ſcheint es mir, daß ich mit Ihrem Vater getanzt, geplaudert und geſchwärmt habe — warum ſoll ich 'es heute und dem Sohne nicht ſagen dürfen, daß ich ihn geliebt habe?“

Bei dieſen Worten lächelte ſie ſich eine Jugend ins Geſicht, deren Abglanz auch die grauen Locken vergoldete.

„Es war ein herrlicher Mann,“ ſagte ſie dann etwas leiſer und mit einer Verſchämtheit, die für die Jugend und Reinheit dieſes alten Herzens zeugte, „und man darf ſtolz darauf ſein, ihn geliebt zu haben. Ich habe ſeines Gleichen nicht wieder geſehen!“

Sie ſah in dieſem Augenblicke ſo rührend aus, eine ſo milde Sehnſucht lag in ihrem Blicke, und in ihrer zitternden Stimme noch ſo viele treue Liebe, daß ich ſie hätte umarmen können. Ich ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Sie lächelte und ſtand auf, um den Spaziergang fortzuſetzen und um mir weiter von meinem Vater zu erzählen. Sie erinnerte ſich jedes Wortes, das er zu ihr oder in ihrer Gegenwart geſprochen, ſie beſchrieb ihn, wie er gekleidet war, wie er ſich bewegte, welche Gewohnheiten er hatte; ſie hatte die kleinſte Einzelheit nicht vergeſſen, und das Bild des theuern Mannes, den ich in meinem zwölften Jahre verloren hatte, ſtand lebendig vor mir und ich beklagte in meinem Innern, wie ich ſo oft bei den Erzählungen meiner Mutter gethan hatte, des Rathes, der Stütze, des Beiſpiels eines ſolchen Vaters entbehrt zu haben. Dieſes Gefühl, ſowie das Geſtändniß des alten Fräuleins, ſtellte im Laufe einer Stunde zwiſchen uns eine größere Innigkeit her, als der Umgang der letzten drei Tage; wir ſprachen bald wie zwei Anverwandte zuſammen, und waren fähig, einander Alles zu ſagen und ohne jede Zurückhaltung.

Den Abend nahm ich den Thee mit ihr auf ihrem Zimmer. Es war ſchon ſpät und ich machte Anſtalten zum Aufbruch, als ſie mich an der Hand nahm und noch einmal aufs Sopha zurückzwang.

„Ich kann Sie nicht gehen laſſen, lieber Freund,“ ſagte ſie, ohne über ein Etwas, das zwiſchen uns Beiden, und das wir Beide noch nicht berührten, geſprochen zu haben. Ich weiß, daß Ihnen die Hofräthin von dem theilweiſen Zwecke meiner Reiſe mehr verrathen, als ich Anfangs gewünſcht hätte; ſie glaubte Ihnen als Freundin hinter meinem Rücken einen Wink geben zu müſſen, damit Sie nur Ihre guten Eigenſchaften vor mir glänzen laſſen. Indeſſen bin ich über dieſen Verrath nicht böſe, da ich damit die Erfahrung machte, daß Sie ſich trotzdem zu keiner

Heuchelei verleiden ließen, und ich den Muth gewonnen habe, mit Ihnen vollkommen aufrichtig zu ſein, ohne die geringſte Angſt, eine mir ſehr liebe Perſon vor Ihnen bloßzuſtellen."

Es wurde mir etwas unbehaglich zu Muthe, da Fräulein Zelinde eine Zeitlang ſchwieg, als ob ſie ſich eine Rede zurecht legen wollte; ich fühlte, wie ſich die Aufregung, die ich vom Tage des Diners bei der Hofräthin empfand, wieder in mir verbreitete; es war mir, als rückte eine Entſcheidung, oder wenigſtens das Vorſpiel zu einer Entſcheidung, an mich heran. Die alte Dame fuhr nach wenigen Minuten fort und ich war ganz Ohr als ſie ſo begann: „Ich muß Ihnen vor Allem ſagen, daß meine Stellung im Hauſe des Barons Friedensberg die intimſte, die vertrauteſte iſt. Ich war nie, wie man meint, die Gouvernante der Kinder; ich war ſtets und von frühester Jugend an die innigſte Freundin der Frau von Friedensberg, die aus derſelben Stadt ſtammt wie ich. Als ihres Mannes Verhältniſſe einen ſo glänzenden Aufſchwung nahmen und ihre Familie ſich vermehrte, lud ſie mich ein, zu ihr nach Dänemark zu kommen und ihr bei Erziehung ihrer Kinder behülflich zu ſein. Ich folgte dieſer Einladung mit größter Freude; entſchloſſen, mich nie zu verheirathen, fand ich dort die Geſellſchaft der liebſten Freundin, ein Familienleben, nachdem ich mich trotz meinem Entſchluſſe immer ſehnte, und Pflichten, die mir ein Altjungfernleben zu einem nicht verfehlten Leben machten. Ich war in der Familie glücklich; ich erzog die vier Töchter, als wären es meine eigenen Kinder, im Verein mit der Freundin, welche dieſe Gemeinſchaftlichkeit nur noch inniger mit mir verband. Von dem großen Leben, das Herr von Friedensberg, von ſeinen Verhältniſſen gezwungen, führen mußte, blieben wir in der Familie beinahe unberührt; die Kälte der äußeren Welt drang nicht durch die Thüren, hinter denen wir uns liebten, arbeiteten, erzogen und erzogen wurden. Das Vermögen des Herrn von Friedensberg wuchs in wunderbarer Weiſe; wir aber wären bei einem kleinen Bruchtheil dieſes Vermögens eben ſo glücklich geweſen. Ein

Opfer aber hat uns der Reichthum doch gekoſtet, und zwar ein namhaftes Perſonenopfer, wie es beinahe jede Emporkömmlingsfamilie zu bringen hat. Die älteſte der vier Töchter, ein liebenswürdiges und geiſtvolles Geſchöpf, konnte ſich, trotz allem Geiſt und einem vortrefflichen Herzen, den Schwächen der Emporkömmlinge nicht entziehen; ſie wollte in der ariſtokratiſchen Welt, zu der ihr Vater den goldenen Schlüſſel beſitzt, einheimiſch werden; ſie wollte wirklich ſein, was ihr Vater dem Namen nach war, eine Ariſtokratin; ſie wollte glänzen und heirathete zu dieſem Zwecke einen glänzenden Namen, den Grafen Kerkſteen. Sie mußte bald die Erfahrungen machen, die ſolchen Ehen immer bevorſtehen. Ein Theil ihres Vermögens bezahlte die Schulden, ein anderer Theil die Vergnügungen, die der Graf außer dem Hauſe ſuchte. Zum Glücke tröſtete ſich die Gräfin über ihre Täuſchungen mit zwei reizenden Kindern, mit denen ſie zu ihrem Vater zurückkehrte, und mit der Liebe ihrer Familie, während der Graf, von einer Penſion ſeines Schwiegervaters lebend, ſeine Zeit in Paris und in den deutſchen Bädern verbringt. Sie werden ſolche Verhältniſſe ſchon kennen gelernt haben und erlaſſen mir die nähere Schilderung. Die Erfahrung iſt für die Familie nicht verloren und nichts ſteht ihr heute ferner als der Gedanke, wieder irgend einem ruinirten Adeligen voll nobler Paſſionen ein treffliches Weib zur Vernachläſſigung und ein koloſſales Vermögen zur Verſchwendung hinzugeben. Die drei unverheiratheten Töchter ſind feſt entſchloſſen, nur ſolche Männer zu wählen, welche die Bürgſchaft des Glückes nur in Bildung und Charakter bieten. Sie haben ſelbſt etwas Rechtes gelernt, ſie wiſſen vor Allem Geiſt und Talent zu ſchätzen; der Name, den ſich der Mann ſelbſt mit Talent in Kunſt oder Wiſſenſchaft erworben oder erwerben kann, iſt ihnen mehr werth, als der glänzendſte angeborene Titel. Der Vater läßt ihnen vollkommen freie Wahl; ſeine ächt bürgerliche Natur war von jeher gegen die adeligen Heirathen; ſein offener Sinn ſchätzt das Wiſſen, das er ſich ſelbſt in ſeiner Jugend nicht hatte erwerben können, und

Reichthümer braucht er bei ſeinem Schwiegerſohne nicht zu ſuchen, da ſchon der Theil ſeines Vermögens, den er jeder ſeiner Töchter mitgibt, an ſich ein großes Vermögen ausmacht. Freilich," fügte Fräulein Zelinde dieſer Auseinanderſetzung lächelnd hinzu, „freilich wollen meine Fräulein Friedensborg auch etwas geliebt ſein."

Gerade dieſes letzten Satzes wegen wußte ich nicht, was zu ſagen und ſchwieg, bis Fräulein Zelinde wieder begann: „Ich will ſehr kurz ſein, und ich glaube Ihnen nur ein Kompliment zu machen, wenn ich ohne Umſchweiſe mit der Thüre ins Haus falle: Sie wären ein Mann, wie ihn meine Zöglinge träumen."

„Ich?" rief ich, in der That überraſcht, obwohl ich voraus wußte, was meine Freundin ſagen würde.

„Ja! Sie! und zwar für Helene, die älteſte von den Dreien. Sie hat Sie auf dem Rheindampfſchiffe kennen gelernt, Sie haben ihr gefallen, ſie hat oft mit Intereſſe von Ihnen geſprochen und ſie empfand einen gewiſſen Stolz, als ſie von Ihnen in den Zeitungen las, Sie überall rühmlichſt erwähnt ſah, und als ſie Ihr Buch kennen lernte. Ich faßte die Sache mit Wärme und Ernſt auf, weil — nun weil Sie der Sohn Ihres Vaters ſind; ich ſagte mir, daß, wenn Sie Ihrem Vater nur entfernt ähnlich ſind, meine Helene gut gewählt hat, und ich ſehe nicht ein, warum man mit Vernunft nicht fortſetzen ſollte, was ſchon der Zufall ſo vernünftig angefangen. Ich reiste und ſo reiste ich hierher, um Sie kennen zu lernen, und da ich Sie nun kenne und die Hofräthin mir meine Aufgabe erleichtert hat, will ich Sie veranlaſſen, uns in Kopenhagen zu beſuchen. Es iſt zwar nicht ſchmeichelhaft, daß Sie ſich Ihrer Reiſegefährtinnen ganz und gar nicht erinnern, und hat mich dieſe Entdeckung anfangs etwas ſtutzig gemacht, aber bei näherer Ueberlegung gefiel es mir, daß Sie ſich um ſolche Erbinnen ſo wenig kümmerten. Lernen Sie aber meine Helene kennen und ich bin überzeugt, daß Sie an ihr ein treffliches Geſchöpf finden, und daß ich dann für das Glück zweier Menſchen geſorgt habe."

Jetzt, da mir die Angelegenheit näher rückte, da die Verwirklichung ſich ſo zu geſtalten begann und klare Worte darüber gewechſelt werden ſollten, war ich ganz wieder der Menſch, der ich vor Ankunft des alten Fräuleins geweſen. Ich hörte aus ihrer Rede nur eine Art geſchäftlichen Antrags heraus. Wie ſchön auch ihre Auseinanderſetzungen klangen, wie ſchmeichelhaft ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grade, ich ſagte mir, daß ſelbſt zwei Kornwucherer, wenn ſie eine Heirath arrangiren, das Geſchäft zu vergolden und ſo zu ſagen zu idealiſiren ſtreben. Man ſagt ſich bei ſolchen Gelegenheiten nie: machen wir ein Geſchäft, einen Kauf und Verkauf, einen Handel; man ſucht immer edlere Motive geltend zu machen, um ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen. Etwas ſchroff, aber entſchieden, antwortete ich, ohne auf Einzelnheiten in der Rede der alten Dame einzugehen: „Ich werde nie eine Geldheirath machen!“

„Das weiß ich,“ ſagte Fräulein Zelinde mit einer Raſchheit, die mir wohlthat, „aber,“ fügte ſie hinzu, „aber Sie werden auch ein liebenswürdiges Mädchen nicht verſchmähen, nur weil ſie reich iſt, oder weil Leute, die Sie nicht kennen, ſagen könnten, daß Sie eine Geldheirath gemacht haben. Sie werden die Leute reden laſſen. Oder glauben Sie nicht, daß ein rechter Mann ſo viel werth iſt, wie das größte Heirathsgut ſeiner Frau?“

„Ja — das iſt Alles recht und gut,“ erwiderte ich, „aber es iſt etwas Anderes, ein reiches Mädchen heirathen, weil man es liebt, und etwas ganz Anderes, ſich zu einer Heirath mit einem Mädchen zu entſchließen, oder ſich nur dafür auszuſprechen, oder das Mädchen aufzuſuchen, von dem man das Eine gewiß weiß, daß es reich iſt, aber ganz und gar nicht, ob es je lieben werde.“

„Ganz richtig,“ lächelte Fräulein Zelinde, „aber man verlangt ja auch nichts anderes von Ihnen, als daß Sie den Verſuch und die Erfahrung machen. Sie ſollen nichts Anderes thun, als was ich von der andern Seite gethan habe: zuſehen, ob dem

Zufall einiger Verſtand abzugewinnen iſt. Was mich betrifft,“ ſagte ſie mit einer etwas komiſchen, doch überaus ſchmeichelhaften Verbeugung, „ſo habe ich dieſen Zufall außerordentlich vernünftig befunden. Sie haben nur eine Reiſe nach Kopenhagen zu machen. Damit iſt allerdings nicht jedes Ziel erreicht; Sie müſſen ſich nicht einbilden, daß dann Alles abgemacht iſt; meine Helene will, wie geſagt, auch ſehr herzlich geliebt ſein, und es wird Zeit und einer wahrhaftigen Liebe bedürfen, um Sie daran glauben zu machen. Dann haben Sie ſie erſt recht zu erobern, denn das Gefallen, das ſie auf dem Dampfſchiff an Ihnen gefunden, reicht nicht aus, um dem vernünftigen Mädchen einen genügenden Grund zur Verheirathung abzugeben. Sie haben alſo in Kopenhagen zu thun, viel zu thun. Wenn Sie zu den Menſchen gehören, denen nur das einen hohen Werth hat, was ſie mit großer Mühe erringen, ſo prophezeie ich Ihnen, daß Ihnen Helene ſehr werth wird. Oder wollen Sie,“ fragte die alte Dame ironiſch lächelnd, „daß Helene hierher komme und ſich von Ihnen betrachten laſſe?“

Ich lachte und wir ſprachen von nun an, bis ſpät nach Mitternacht, gemüthlicher über die Sache; dennoch konnte ich mich nicht entſchließen, ſie die Reiſe nach Kopenhagen als eine ausgemachte Sache betrachten zu laſſen. Selbſt als ſie am andern Morgen ſchon im Poſtwagen ſaß und mir im letzten Momente noch die Hand entgegenſtreckte, mit den Worten: „Alſo Sie kommen?“ ſchlug ich zwar ein, konnte aber ein Ja nicht über meine Lippen bringen.

So eigenthümlich iſt das Leben geſtaltet, daß der beſte Menſch unſer böſer Dämon werden kann. Der dreitägige Umgang mit der guten alten Jungfer ließ in meinem Herzen eine ganz gewaltige Unruhe zurück; ja, ich war nach ihrer Abreiſe ſogar unglücklich, wie ich es niemals vorher geweſen. Es war mir unmöglich, mit demſelben Behagen, wie ehemals, an die Arbeit zu gehen und mit derſelben Ausdauer bei ihr zu verharren. Oft mitten in der Arbeit überfielen mich meine Träume von den zwanzig Millionen und nahmen mir, ohne daß ich es gewahr wurde, ganze Stunden hinweg, wohl aber gewahrte ich, daß mir Tage und Wochen vergingen, ohne daß mich ein Fortſchritt erfreut hätte, wie er mich ſonſt oft nach wenigen Tagen beglückt hatte.

Vor Jahren einmal, als dreizehnjähriger Gymnaſiaſt, hatte ich von meinem Pathen das Loos einer Güterlotterie zu meinem Geburtstage geſchenkt erhalten und mit dem Looſe die Abbildung des prächtigen Schloſſes, welches der glückliche Gewinner ſammt zweimalhunderttauſend Gulden erhalten ſollte. Von meinem Geburtstage bis zur Ziehung vergingen einige Monate, und ich war während dieſer ganzen Zeit der ſchlechteſte Schüler meiner Klaſſe. Ich lernte nichts mehr, ich dachte nur an mein Schloß, deſſen Bild ich über mein Bett geklebt hatte, und hielt mich für einen gemachten Mann, der nichts mehr zu lernen brauchte. Erſt die Ziehung befreite mich von dieſem Alp, der mich um mehrere Monate Arbeit gebracht und beinahe zu einem trägen Jungen gemacht hatte. Mit Scham dachte ich nun oft an jenen Knaben, da ich mir eingeſtehen mußte, daß der Mann die größte Aehnlichkeit mit ihm hatte. Raffte ich mich endlich auf, kam ein Brief des alten Fräuleins, der mich aufs Neue in die träumeriſche Unruhe und Trägheit zurückwarf, denn ich war in beſtändiger Korreſpondenz mit Fräulein Zelinde, und ihre Briefe ſchilderten ſo lebhaft, daß ich bald die ganze Familie Friedensborg ſo genau kannte, als ob ich in ihrer Geſellſchaft aufgewachſen wäre, und daß mir der Ueberfluß des Daſeins, aus dem heraus ſie ihre Briefe ſchrieb, überaus gegenwärtig wurde und ſich aller meiner Sinne bemächtigte. Ich ſehnte mich in dieſes Leben hinein, wie nach den glückſeligen Inſeln. Ich fühlte, daß ich der Zerſtreuung bedurfte, wenn ich nicht in unfruchtbare, für den Geiſt ſo verderbliche Phantaſieſchwelgerei verſinken wollte, und ich ging viel in Geſellſchaften, auf Bälle und Soireen. Zu meinem größten Erſtaunen und halb und halb zu meinem Schrecken machte ich die Bemerkung, daß ich gegen die Reize der ſchönſten Tänzerinnen, der verführeriſchſten Frauen beinahe unempfindlich war, ich, der ich ſonſt keinen Ball ohne eine kleine Verliebtheit verlaſſen. Meiner Theilnahme bemächtigten ſich vorzugsweiſe die Geſpräche über Heirath, und da ich dieſem Gegenſtande zum erſten Male meine Aufmerkſamkeit widmete, machte ich die Erfahrung, daß ſich vorzugsweiſe die ſogenannten Partieen des Beifalls der Welt zu erfreuen haben, und daß man von Heirathen aus Liebe zwar wie von etwas Intereſſantem, aber ungefähr wie von einer Novelle ſpreche, als von etwas, was nicht ganz der Wirklichkeit angehöre und das man nicht als „in der Regel“ betrachte. Bei mehreren Gelegenheiten lobte man ſogar die neue Mode der reichen Heirathen, die um dieſe Zeit in der literariſchen Welt einriß, als höchſt nützlich und praktiſch, da die Literatur Geld brauche und nie unabhängig werden könne, wenn ſie nicht auf eigenem Kapital beruhe. Ein berühmter deutſcher Romandichter ſagte mir einmal mit dem Ernſt, den er ſeinen edlen Vätern und gewiegteſten Figuren zu geben pflegt: „Es ſind mehrere reiche äſthetiſche Jüdinnen hier, die nur Gelehrte oder Dichter heirathen wollen; Sie ſollten ſich eine ſolche nicht entgehen laſſen!“ Vielleicht nahm man mich in Folge meines weltlichen Lebens überhaupt für einen Heirathskandidaten, denn im Laufe des Winters kamen mir mehrere wohlmeinende Freunde und ältere Freundinnen mit mehr oder weniger klaren Andeutungen und Anträgen; aber wie kleinlich erſchien mir Alles, was mir in dieſer Stadt als „gute Partie“ gerühmt wurde. Alle glänzenden Schilderungen und Anpreiſungen konnten mir nur ein mitleidiges Lächeln ablocken.

Meiner Mutter ſchrieb ich nichts über die Vorgänge und beſchwor die Hofräthin, ihr die Kopenhagener Projekte gänzlich zu verheimlichen. Ich wußte, mit welchem Eifer ſie die Sache auffaſſen würde, mit um ſo größerem Eifer, als ſie in ihrer mütterlichen Einbildung ſofort überzeugt wäre, daß nur eine ſo außerordentlich glänzende Heirath meiner würdig ſei, und ich wußte, welchen Kummer ihr eine endliche Täuſchung verurſachen würde.

Doch war ich es, der ihr das ganze Geheimniß verrieth. Ich beſuchte ſie, wie alljährlich, zu Weihnachten; es erwartete mich, wie immer, auch dießmal ein Weihnachtsbaum, und an dieſem Weihnachtsbaum hingen Geſchenke, deren Erwerb bei ihrem kleinen Einkommen monatelange Erſparniß und Entbehrung vorausſetzte. Ich war gerührt und beſchämt, denn ich war mit leeren Händen gekommen; meine Zerſtreuung der letzten Wochen hatte mich nichts erwerben laſſen. Ich wollte ihr aber doch eine Freude machen, und am Fuße des Weihnachtsbaumes erzählte ich ihr von Fräulein Zelinde, von Kopenhagen, von der Familie Friedensberg und von den Ausſichten, und belegte meine Erzählung mit einzelnen Stellen aus den Briefen meiner alten Freundin. Die gute, alte Mutter! Ihre ſanften blauen Augen überſtrahlten die Weihnachtskerzen; dieſe ſtrahlenden Augen ſahen bereits das Fernſte ganz in naher Wirklichkeit; ſie ließ keinen Zweifel, keinen Widerſpruch, keine Bedenklichkeit mehr aufkommen, ſie konnte während der Zeit meines Aufenthaltes von nichts Anderem mehr ſprechen, als von meiner demnächſtigen Heirath mit der Baroneſſe von Friedensberg.

In die Univerſitätsſtadt zurückgekehrt, lebte ich nun zwiſchen zwei Frauen: den Briefen Zelindens und den Briefen meiner Mutter, die mich nicht mehr zur Ruhe und zur Vergeſſenheit des Gegenſtandes kommen ließen. Gezwungen, mich fortwährend mit dem Gedanken zu beſchäftigen, ja mich freiwillig immer mehr in denſelben hineinlebend, wurde er mir unerträglich, wie ein überreifer Plan, der nach Ausführung ſchreit.

Ich war bereit, mich lächerlich zu machen, und mitten im Winter die Reiſe nach dem kalten Norden anzutreten — aber es fehlte mir glücklicherweiſe an Geld! Die Reiſe koſtet Geld, der Aufenthalt in einer Hauptſtadt koſtet Geld, und endlich ſollte ich dort in einer reichen und eleganten Welt leben, mußte alſo ſelbſt wenigſtens als ein eleganter junger Gelehrter auftreten und vor den kleinen Demüthigungen ſicher ſein, denen der philoſophiſchſte arme Teufel in Geſellſchaft von Millionen ausgeſetzt iſt, da er oft gezwungen iſt, Ausgaben zu machen, die die Anderen für nichts achten, ihn aber in die größten Verlegenheiten bringen, die er dann noch verbergen muß. Meine Arbeit, von der ich ein hübſches Einkommen hoffte, war vernachläſſigt und wenig vorgerückt; aber nunmehr ging ich mit friſchem Eifer daran, oder beſſer geſagt, mit Haſt. Sie mußte um jeden Preis fertig werden. Zum erſten Male in meinem Leben arbeitete ich um Geld, und im April zahlte mir mein Buchhändler eine ſchöne Summe aus.

Drittes Kapitel.

Aber obwohl ich für Geld arbeitete, fiel mein Werk, Dank der Vorarbeiten, die noch meiner beſſeren Zeit angehörten, zu meiner Zufriedenheit aus; auch hatte ich mich im Laufe der Arbeit in meinen Gegenſtand ſo vertieft, daß alles Andere darüber in den Hintergrund trat, und dieſer Umſtand, verbunden mit der Genugthuung, die eine vollendete Arbeit immer gewährt, machte, daß ich, als ich mich vom Pulte erhob, wieder den alten Menſchen in mir fand. Ich dachte wieder nur an meine Wiſſenſchaft; ich empfand wieder, daß die höchſten Genüſſe für mich nur in ihr und in der Arbeit beruhen, und ohne große Selbſtüberwindung hätte ich die Reiſe nach Kopenhagen gänzlich aufgeben können. Mittlerweile aber war meine Mutter, die an keinem hiſtoriſchen Werke arbeitete und die ſich nur, nach ihrer Art, mit dem Glücke ihres Sohnes beſchäftigte, mit dem Gedanken an meine glänzende Heirath ſo verwachſen, daß ſie mir von nichts Anderem mehr ſprechen konnte. Ihre Briefe wurden immer dringender, je mehr ſich der Frühling und meine Arbeit der Vollendung näherte. Zuletzt, da ſie meine Kaltblütigkeit ſah, war ſie nahe daran, mich für frivol, oder wahnſinnig, oder für eine Art von Selbſtmörder zu halten, der freiwillig ſein ſchönes Leben zerſtört, ohne Rückſicht auf den Kummer ſeiner Angehörigen.

Es iſt aber ſehr gefährlich, alten Leuten eine Lieblingsidee zu entziehen, wenn ſie ſo ſehr mit ihr eins geworden; es kann da leicht gehen, wie mit dem Stützbalken eines alten Hauſes. Man entferne ihn und das alte Haus bricht zuſammen. Ich fing an, ernſtlich für meine Mutter beſorgt zu werden, und da ſie ſelbſt eines Tages in meine Stube trat, hatte ich ihr eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft das Wort gegeben, die Reiſe nächſtens anzutreten. Es ging nun an ein Einkaufen und Ausſtaffiren meiner Perſon, was meiner Mutter ſo große Freude machte, als ob es ſich um meine Ausſtattung handelte, und ſie hätte ihren armen Schmuck, das letzte Andenken meines Vaters, verkauft oder ins Leihhaus getragen, als die Hälfte meines Honorars erſchöpft war, wenn ich ihr nicht Ausſichten auf neue Einkünfte vorgeſpiegelt und verſprochen hätte, mich im Nothfalle an ſie und den Reſt ihres Vermögens zu wenden, um die Sache ja auf würdige Weiſe zu Ende zu führen, und nicht am Mangel einiger hundert Thaler ſcheitern zu laſſen.

Und ſo ſahen mich denn die letzten Tage des Wonnemonats auf der Reiſe nach Norden, und endlich zwiſchen den Inſeln des däniſchen Archipels an Bord des Dampfers Prinzeß glücklich dahin ſteuern. An Bord befanden ſich mehrere Familienväter, davon einige mich freundlich anredeten; ich erwiderte ihre Freundlichkeit in erhöhtem Grade, und ſah mich unwillkürlich um, ob ſie nicht Töchter mit ſich führten. Aber es wiederholt ſich nichts im Leben ganz auf dieſelbe Weiſe, und ſo kam ich auf der Höhe von Kopenhagen ohne neue Bekanntſchaft und ohne Abenteuer an. Das baltiſche Meer iſt in dieſer Jahreszeit zwiſchen dieſen Inſeln ſo blau wie die ſüdliche See, und Kopenhagen in ſeinem Kranze üppigſter und friſcheſter Vegetation ſpiegelt ſich in dieſen Wäſſern und bietet ſich dem Anblicke des Seefahrers auf eine wahrhaft zauberiſche Weiſe. Mit meinen archäologiſchen Studien war mein Gedanke immer dem Süden zugewendet, und mit der Einſeitigkeit des Fachmenſchen glaubte ich, daß die Schönheit erſt an den Gränzen jener Länder beginne, die die Heimat der antiken Kunſt ſind. Ich bat dem Norden meine Ungerechtigkeit ab und ſagte mir, daß man hier auf ſchöne Weiſe leben und glücklich ſein könne, und ich fühlte mich in dem Augenblicke ſo heiter, als ob ich, ahnungsvoll, einem Glücke entgegen ginge.

Wie ein Eroberer und voll Gewißheit, daß Alles gut gehen müſſe, ſprang ich ans Land und ſchlenderte dem Hotel d'Angleterre, dem erſten Gaſthofe der Stadt, entgegen. Doch erwartete mich bei meiner großen Unternehmung bereits eine Unannehmlichkeit oder ein Hinderniß. Fräulein Zelinde, die mir rathen, mich führen und ſteuern ſollte, war abweſend; ſie hatte eine kranke Anverwandte nach Nizza begleitet, wo ſie mehrere Monate, vielleicht über ein Jahr, bleiben ſollte. Ich mußte mich, anſtatt von ihr vorgeſtellt zu werden, in das Haus Friedensborg, mit einem Briefe von ihr an den Baron, ſelbſt einführen. Aber früher wollte ich mich ein wenig in der Stadt orientiren und über die Friedensborg etwas aus anderem als befreundetem Munde hören. Ich beſuchte mehrere Gelehrte und unter dieſen einen gewiſſen Dr. Bille, mit dem ich in Leipzig ſtudirt und ziemlich befreundet geweſen, und ich brauchte, während er mit mir die Stadt durchwanderte, nicht viel Diplomatie anzuwenden, um das Geſpräch über Handel, Reichthum und die einflußreichen Männer des Staates auf die Friedensborg zu bringen. Der Name kam immer wieder maßgebend vor, ſo bald von irgend welcher kommerziellen oder ſozialen Seite des Lebens die Rede war. Von den Töchtern des Hauſes wußte man nur Gutes zu ſagen, man lobte ſie als gebildet und wohlthätig, man geſtand ihnen alle Tugenden zu, die man gewöhnlich deutſchen Mädchen zuzuſchreiben pflegt, nur wollen ſie, ſagte Dr. Bille, hoch hinaus und haben ſie, wie alle Kinder großer Parvenus, ariſtokratiſche Mucken. Die älteſte hat einen Grafen geheirathet; da der Vater ſeitdem noch reicher geworden — man ſagt, er beſitze jetzt über hundert Millionen — werden die jüngeren nur noch Fürſten heirathen wollen. — Ich lächelte in mir und dachte: das, lieber Freund, weiß ich beſſer, und wird man in einiger Zeit den

Fräulein Friedensborg vielleicht auch dieſen letzten Vorwurf nicht machen. Ich fühlte mich ſogar gedrungen, ſie ſchon jetzt in Schutz zu nehmen, was mein Freund als ein Zeichen allgemeinen Wohlwollens hinnahm.

Am nächſten Morgen mußte endlich der ſchickſalsvolle Weg angetreten werden, der Weg, auf den ich mich den ganzen vorhergehenden Tag vorbereitete, indem ich fortwährend in Gedanken: iras ingens iterabimus aequor zitirte. Herr v. Friedensborg empfing männliche Beſuche von zehn Uhr Morgens an, aber ſchon vor ſechs Uhr war ich aus dem Bette, und ſchon um acht Uhr fix und fertig. Die Familie wohnte auf dem Lande, zwiſchen der Stadt und dem reizenden Bade Klampenborg, in einem Landhauſe, deſſen Gärten vorn bis ans Meer liefen, rückwärts ſich als Park in den herrlichen Buchenwäldern des Thiergartens und Klampenborgs verloren. Man hatte es mir gleich nach meiner Ankunft als eine Merkwürdigkeit, weil es dem Baron gehörte, und als eine der ſchönſten Villen des Landes gezeigt. Ich überlegte, ob ich einen Wagen miethen oder einfach zu Fuße hinauswandern ſollte; die Einfachheit ſchien mir zweckmäßiger und ſchöner, und ich machte mich zu Fuß auf den Weg. Mit Herzklopfen trat ich aus dem Hotel, und, am nördlichen Stadtthor angekommen, fühlte ich ſchon das Bedürfniß, meinen Weg zu verlängern, um Zeit zur Beruhigung meiner aufgeregten Geiſter zu gewinnen, und ich ſchlug mich rechts durch die Gärten von Kaſtell-Vejen nach der ſogenannten „langen Linie,“ die von Kaſtell aus hart am Ufer des Meeres, als einer der ſchönſten Spaziergänge der weiten Welt, dahinläuft.

Das Meer war ſo blau und ſtille; eine unſichtbare und unfühlbare Macht kräuſelte es; die Luft war ſanft durchfeuchtet und durchſichtig, daß man Malmöe und die ſchwediſchen Küſten wie eine Fata Morgana auf den Wellen ſchimmern ſah; weiße Segel träumten dem Norden und dem Ausgang aus dem Sunde entgegen, um in alle Welt zu ziehen; in meiner Nähe zogen Fiſcher die Netze in den Kahn. In der ſchattigen Allee war ich in dieſer frühen Morgenſtunde allein. Es überkam mich jene Sehnſucht, die ich immer empfand, wenn ich allein einer ſchönen Naturſzene gegenüberſtand, und in dem Alter, in dem ich war, iſt eigentlich jede rege Sehnſucht nichts Anderes als ein Wunſch nach Liebe, und da meine Gedanken ſo ſehr gewöhnt waren, die Richtung nach der Villa Friedensborg zu nehmen, zogen ſie auch jetzt dahin, in der feſten Ueberzeugung, dort Liebe zu finden und Liebe geben zu können. Wie alt ich mich in den letzten Monaten mit meinen praktiſchen Plänen fühlte, jetzt war ich mit einem Male wieder jung. Ich erhob mich und ging raſchen Schrittes weiter, ich fühlte mich berechtigt, meinen Eroberungszug anzutreten und nichts von der inneren Beſchämung, die ich immer für dieſen Weg befürchtet hatte. Das Badhaus hatte ein weißes Thürmchen und dieſes führte mich wie ein Leuchtthurm.

Das Gartenthor ſtand offen und ich trat ein. Als mein Schritt auf dem gewundenen Sandwege, der zwiſchen Blumen und Gebüſchen dem Hauſe zuführt, erſcholl, hielten zwei liebliche Kinder von ſechs und acht Jahren auf einem Raſenplatze, rechts von mir, im Spiele inne, um mich neugierig zu betrachten; da ich mich ihnen zuwandte, fiel mein Auge auf einen Mädchenkopf, der ſich aus einer Laube in ihrer Nähe hervorſtreckte, aber, von mir bemerkt, ſogleich wieder hinter den Schlingpflanzen verſchwand. Es war ein überaus lieblicher Kopf geweſen: blondlockig, braunäugig und von den feinſten, durchſichtigſten nordiſchen Farben. Nur einen Augenblick hatte ich ihn geſehen, aber ich hätte ihn malen können; es war mir nicht ein Zug dieſes milden, doch verſtändigen und charaktervollen Geſichtes entgangen. Unanſtändig lange ſtarrte ich nach der Laube, immer hoffend, daß ich ihrer noch einmal anſichtig werde, und während ich ſo hinſtarrte, ſagte ich mir: die könnteſt du gleich heirathen, dieſes Geſicht, dieſer Blick, dieſer Mund bieten alle Bürgſchaften. Es war mir das im Leben ſchon oft vorgekommen, daß ich mir beim Anblick eines Vertrauen einflößenden Geſichtes dergleichen ſagte, daß ich hätte hingehen und ſprechen mögen: Mein Fräulein, heirathen Sie mich! Ich bin bereit! Eine ſolche auf den erſten Eindruck baſirte Heirath hatte immer einen großen Reiz für mich. Mein Stehenbleiben und Huſten mochte die Kinder ängſtlich gemacht haben, denn wie auf ein gegebenes Zeichen liefen ſie zugleich und wie Schutz ſuchend in die Laube, deren Wände ich noch immer betrachtete, vergebens betrachtete. Der liebliche Kopf kam nicht wieder zum Vorſchein, und ich hatte beinahe Luſt, den Kindern nachzulaufen, um, unter dem Vorwande ſie beruhigen zu wollen, hinter die grüne Laube zu ſehen und wo möglich mit der Unbekannten ein Geſpräch anzuknüpfen. Aber, dachte ich, ſie gehört offenbar zum Hauſe und du wirſt ſie noch zu ſehen bekommen. Wenn die Baroneſſen ſo ſind, wie dieſe, biſt du geborgen und wirſt du dich zur Liebe nicht zu zwingen brauchen. Glücklich, wenn es die mir zugedachte Helene iſt! Und jetzt keine Voreiligkeit, die Alles verderben könnte.

Geſetzten und gemeſſenen Schrittes ging ich weiter, ja ſogar etwas ſteif, da ich vorausſetzte, daß mir von der Laube aus nachgeſehen werde. Im Vorſaal trieben ſich mehrere Bediente noch in ihren Morgenanzügen herum, die offenbar über die frühe Störung verdrießlich waren; der Eine, der den Maitre d'Hôtel anwies, mich zu melden, und meinen Brief dem Baron zu übergeben, der alſo gezwungen war, ſeine Livrée anzuziehen, ſah mich mit feindſeligen, und da er meine etwas beſtaubten Schuhe bemerkte, mit etwas verächtlichen Augen an. Ich war nahe daran, dieſe Valetaille anzulächeln, um ſie für mich zu gewinnen, aber da kam ich mir ſelbſt wie ein Parvenu auf der unterſten Stufe vor, und ich verfiel in das andere Extrem, indem ich die Hände auf den Rücken legte, im Vorſaal auf und ab ſpazierte und zu thun ſuchte, als ob ich an den ſchon im Vorzimmer beginnenden, in der That großen und erſtaunlichen Luxus von Jugend auf gewöhnt wäre. Schon hier ſtanden ſehr intereſſante alte Möbel und hingen ſehr hübſche Landſchafts- und Seebilder an den Wänden; ich ließ meine Blicke über das Alles nur ſo hinfliegen, ich bemerkte es kaum. Als der Bediente zurückkam, um mir zu ſagen, daß der Herr Baron ſehr erfreut ſein werden, war er ſchon viel unterthäniger, und darauf hin, wie auf einen elektriſchen Schlag, veränderten ſich auch die Geſichter der andern Bedienten, und mehrere ſprangen zugleich herbei, um mir die Thüre, die durch einen zweiten Vorſaal zum Barone führte, zu öffnen und ſich vor mir zu verbeugen.

Der Baron empfing mich mit großer Freundlichkeit und drückte mir ſeine Freude aus, daß ich ſeiner Einladung, ihn einmal in Kopenhagen zu beſuchen — deren ich mich gar nicht erinnerte — endlich gefolgt ſei. Er bedauerte, daß ich nicht bei ihm abgeſtiegen, geſtand mir aber zu, daß ich ſo zweckmäßiger gehandelt; ich ſei ſo freier und der Aufenthalt in der Stadt ſelbſt werde mir angenehmer ſein, da ich doch wahrſcheinlich wiſſenſchaftliche Zwecke mit dem Ausfluge hierher verbinde. Indeſſen bot er mir ſeine Dienſte im ausgedehnteſten Sinne an und bat er mich, über ihn zu verfügen. „Ich habe Einfluß genug,“ ſagte er lächelnd und mit einiger Selbſtgefälligkeit, „um Ihnen in vielfacher Art nützlich ſein zu können! — Wen wollen Sie kennen lernen? Ich kann Sie Jedermann vorſtellen, ich kann Sie überall einführen! Sie werden überall gut aufgenommen ſein, wenn Sie vom alten Baron kommen.“

Wir befanden uns im Bibliotheksaal des Barons, einem Saale, der ſo groß war, wie das Leſezimmer irgend einer großen öffentlichen Bibliothek. Die Bücherſchränke, maſſiv und doch zierlich gearbeitet, liefen rings um alte Wände, ziemlich hoch hinauf. Von ihrer Höhe hinab und hie und da aus Niſchen blickten marmorne Büſten berühmter Menſchen und mythologiſche Statuen, wie ſie in eine Bibliothek paſſen. Vor den Schränken ſtanden, ordnungslos über den Saal zerſtreut, mehrere auf Rollen bewegliche Treppen, deren Geländе mit ſchönen Holzſchnitzereien bedeckt waren und auf denen man mit größter Bequemlichkeit zu den höchſten Fächern gelangen konnte. Das Licht kam von oben herab durch die durchbrochene Decke; der Plafondraum, den das Fenſter übrig ließ, war mit Bildern bedeckt, zwar nicht mit Fresken, aber ſchönen Oelmalereien auf Leinwand, welche das Wiedererwachen der Künſte und Wiſſenſchaften darſtellten: auf der einen Seite ſymboliſch als Sonnenaufgang, auf der andern hiſtoriſch, als Landung der flüchtigen Griechen, die mit Statuen und Büchern ans italieniſche Ufer ſteigen, wo ſie die Mediceer empfangen. In der Mitte dieſes idealen Bibliothekzimmers, an einem breiten Tiſche, ſaß Herr von Friedensborg wie ein Gelehrter, der in ſeinen Schätzen ſchwelgt. Lächelnd bemerkte er, mit welchem Intereſſe ich um mich blickte.

„Auch dieſe Bibliothek ſtelle ich zu Ihrer Verfügung. Sehen Sie ſich ein wenig um, während Sie mir erlauben, hier einen Geſchäftsbrief zu Ende zu ſchreiben.“

Die Bibliothek mochte fünfzehn- bis zwanzigtauſend Bände enthalten, und dieſe, meiſt ſo prächtig gebunden, daß ſie eine glänzende und bunte Tapete ausmachten, enthielten die koſtbarſten und geſuchteſten Werke aller Zeiten und aller Sprachen. „Aber,“ fragte ich mich, „was fängt mein Schwiegervater mit all den Büchern an, die er doch nicht leſen kann, die er zum größten Theil nicht verſtehen würde, ſelbſt wenn er ſie leſen könnte.“ Ich wußte, daß er nur ſeine Mutterſprache, die deutſche, und dann noch däniſch verſtand, und die erſtere ſprach er noch dazu, ſei es, daß er ſie in der Fremde vergeſſen oder nie recht gelernt hatte, mit unzähligen und ſehr auffallenden grammatikaliſchen Fehlern. Ich hatte das auf dem Rheine nicht gemerkt oder vielleicht ſeitdem vergeſſen; jetzt aber fiel es mir mit manchem Andern auf. So z. B. war er offenbar froh, wenn man ſeine Beſitzthümer bewunderte, und ſprach er ſehr gerne von ſeiner Macht und ſeinem Einfluß. Freilich that er es mit einer Naivetät, die wieder mit dieſem Emporkömmlingsthum verſöhnte und ohne durch Macht und Reichthum irgend welche Anmaßung und Ueberhebung gerechtfertigt zu wähnen. Die Ironie, die beim Anblick der herrlichen Werke, die für ihn unfruchtbar und ſtumm waren, in mir aufkommen wollte, ſchlug er zu meiner Beſchämung nieder, indem er, nachdem er den Brief geſiegelt, ſich mir näherte und ſagte: „Nicht wahr, es ſind treffliche Bücher? Ich habe da einen gelehrten Mann unter meinen Bekannten, dem ich den Auftrag gegeben, alles Gute für mich einzukaufen. Wenn ich auch nichts oder wenig davon verſtehe, ſo macht es mir doch Freude, es zu haben, und halte es für Pflicht, es zu kaufen. Früher oder ſpäter kommt eine ſolche Bücherſammlung doch Jemandem oder Vielen zu ſtatten, und ich habe oft ſchon die Freude erlebt, daß man ſich um ein Buch an mich wandte, das ſchwer aufzutreiben war und das irgend ein Gelehrter zu ſeiner Arbeit bedurfte."

Dann ſtützte ſich der alte Mann auf meinen Arm und führte mich in den Garten und in ſeine Pflanzenhäuſer, wo ſich eben ſo viele ſeltene Blumen und Bäume fanden, als ſeltene Bücher in ſeiner Bibliothek. Er hatte hier dieſelbe Freude an meinem Staunen, wie in der Bibliothek, und mittheilſam, wie er war, erfuhr ich, auf welchen Wegen, mit welchen Mühen er ſich das Alles verſchaffte, und bei dieſer Gelegenheit, daß er Mitglied, ſelbſt Präſident vieler nützlicher, wohlthätiger, ſelbſt gelehrter Geſellſchaften ſei. Wohl über zwei Stunden wanderten wir ſo umher. Als ich Abſchied nahm, bedauerte er, mich um dieſe Stunde den Damen noch nicht vorſtellen zu können, bat mich aber, um ſechs Uhr wieder zu kommen und mit ihm zu Mittag zu eſſen, wo ich dann die ganze Familie kennen lernen ſolle.

Als ich aus dem Hauſe ging, neigten ſich alle Bedienten bis zur Erde. Mir ſchwirrte es im Kopfe von all den Wunderdingen, die ich geſehn; dennoch blickte ich um mich, ob nicht wieder der Lockenkopf zum Vorſchein komme. Er kam nicht, und ich vertröſtete mich auf den Abend. Dr. Bille, dem ich erzählte, daß ich heute Abend bei Friedensborg ſpeiſe, ſtieß ein erſtauntes Bah! aus und ſah mich verwundert von Kopf bis zu Fuß an. „Wenn du heute bei Friedensborg ſpeiſeſt," ſagte er, „kannſt du morgen beim König frühſtücken und uns Alle protegiren. Du gehſt ſchnell. — Aber ſchön und recht elegant mußt du dich machen, oder vielmehr recht vornehm, denn man iſt an den gewöhnlichſten Tagen da draußen vor einem halben Dutzend

Geſandter und Miniſter nicht ſicher, abgeſehen davon, daß die Damen des Hauſes etwas verwöhnt ſind.“

Ein ſchwarzer Frack, friſche Wäſche, das dünnſte meiner Taſchentücher, gelbe Glacehandſchuhe, dazu ein Fiaker — das war Alles, was ich der Vornehmheit zu Gefallen leiſten konnte und mochte. Ich paſſirte dießmal einen andern Vorſaal, eine lange Reihe von Bedienten, und trat in den großen Salon.

An einem marmornen Kamin, der aber bei der Jahreszeit auf das Geſchmackvollſte mit Blumen angefüllt war, ſaß die Baronin, eine kleine überaus feine und zarte Frau, mit grauen Haaren, die ſich in Scheiteln an ſanftgeröthete Wangen anſchloſſen, und mit den kaum ſichtbaren aber doch zahlreichen Fältchen des Geſichtes in ſchönem Einklang ſtanden. Sie empfing mich mit rückhaltsvoller Anmuth, doch freier Freundlichkeit und ſtreckte mir eine magere, überaus weiße Hand entgegen. Dieſe Frau des Parvenus, in einem kleinen Städtchen Deutſchlands geboren und erzogen, war durch und durch große Dame, flößte Ehrfurcht und zugleich, mit einem krankhaften, auf körperliche Leiden deutenden Zuge, Mitleiden ein, das ſich aber nicht zu zeigen wagt. Gleich beim erſten Anblick ſagte ich mir, daß ich zufrieden ſein könne, daß es wünſchenswerth wäre, wenn die Töchter dieſer Mutter entſprächen.

Ich war der erſte Gaſt, und die Baronin knüpfte ſogleich ein ungezwungenes Geſpräch an. Aber ich ſaß kaum zwei Minuten, als ſich hinter ihr eine Thüre öffnete und die Gräfin Kirlſteen eintrat. Ich wußte, daß ſie es war, bevor mir von der Mutter der Name genannt worden. Sie ging nicht, ſie rauſchte herbei; es war, als ob nicht allein ihr blauſeidenes Kleid, als ob Alles an ihr, ihre braunen Augen, ihre dunklen Haare, ja ihr ganzes Geſicht und Weſen einen gewiſſen Lärm machte. Aber es war kein unangenehmer Lärm und er hatte etwas Imponirendes. Sie war eher klein als groß, aber ihr ganzes Auftreten ließ ſie groß erſcheinen. Man hätte trotz ihrer Schönheit ein wenig vor ihr erſchrecken können, allein ſobald ſie zu ſprechen anfing, verwandelte ſich das ganze Impoſante ihres Auftretens in die zuvorkommendſte Liebenswürdigkeit. Man erkannte eine heitere, lebensluſtige Natur, einen friſchen Geiſt, die ſelbſt durch traurige Erfahrungen nur ſchwer getrübt werden können. „Sie gleicht zwar nicht ihrer Mutter,“ dachte ich, „aber ich ſehe doch wenigſtens, daß dieſe Mutter ſchöne und liebenswürdige Töchter haben kann; vielleicht gleichen ſich die Töchter unter einander, und ich kann zufrieden ſein.“

Sie übernahm ſogleich das Geſpräch mit der größten Lebhaftigkeit, und nach einigen Minuten, da eben wieder die Mutter etwas ſagen wollte, wandte ſie ſich vertraulich zu mir und ſagte: „Lieber Herr Doktor, wir hoffen Sie oft in unſerem Hauſe zu ſehen, darum will ich Ihnen gleich von Anfang ein unverbrüchliches Hausgeſetz auferlegen und das beſteht darin, unſere gute Mama ſo wenig als möglich ſprechen zu laſſen. Sie iſt nicht wohl und das Sprechen iſt ihr aufs Strengſte verboten; es regt ſie auf, erſchöpft ſie und macht ihr Herzklopfen. Sie werden hiemit bevollmächtigt, ſie nicht zu Worte kommen zu laſſen, alle Regeln der Schicklichkeit bei Seite zu ſetzen und in dieſer Hinſicht ſo unartig als möglich zu ſein, auf die Gefahr hin, geſchwätzig zu werden, wobei wir,“ fügte ſie verbindlich hinzu, „nur gewinnen können.“

Die Baronin wollte etwas zur Erklärung oder Entſchuldigung ſagen, aber ich fiel ihr ſogleich ins Wort und rief was mir auf die Zunge kam: „Kopenhagen iſt eine ſchöne Stadt!“

Die Baronin fuhr erſchrocken zurück, die Gräfin klatſchte in die Hände und rief: „Bravo! Bravo! Wenn Sie ſo fortfahren, verdienen Sie ſich unſern Dank.“

Die kleine Szene ſtellte raſch eine gewiſſe Vertraulichkeit her und wir plauderten, die Gräfin und ich, mit jenem gewiſſen unterdrückten Lächeln, das dem Beobachter und den Sprechenden verräth, daß man aneinander Gefallen findet. Wir lachten ſchon ziemlich bekannt und ungezwungen, als mehrere Gäſte ankamen und zugleich durch die Thüre hinter der Baronin ein junges

Mädchen von etwa einundzwanzig Jahren eintrat. Dieſe hatte wieder einen von der Gräfin vollkommen verſchiedenen Charakter; ſie war klein, ſchmächtig, blaß und braun; hatte ſchwarzes Haar und ein überaus lebhaftes, kluges braunes Auge, das etwas verſchmitzt hinter langen Wimpern hervorblickte. Das weiße Sommerkleid, der Spitzenkragen, Bänder, Schleifen und Haare, Alles hing etwas nachläſſig an ihr, aber dieſe Nachläſſigkeit war nicht ohne Anmuth. Sie hatte etwas von einer kleinen Gelehrten, von einem Mädchen, das viel lieſt und ſpitzige Bemerkungen und Witze macht. Was mir aber vor Allem auffiel, war eine erſtaunliche Aehnlichkeit mit einem vierzehnjährigen Mädchen, das ich als zwanzigjähriger Student mit zwanzigjähriger Schwärmerei geliebt hatte. Ich ſetzte ſogleich alle Eigenſchaften meiner Jugendgeliebten bei ihr voraus und mein Herz flog ihr entgegen wie einer alten Bekannten, und wie eine alte Bekannte redete ich ſie an. „O,“ dachte ich, „wenn du Helene biſt, ſo habe ich dich ſchon vor Jahren geliebt!“ Ob ſie aber Helene war oder nicht, konnte ich nicht ſogleich erfahren, da die gleichzeitige Ankunft der Gäſte eine förmliche Vorſtellung verhindert hatte; die Gräfin hatte mich ihr entgegengeführt, ohne mir in der Eile ihren Namen zu nennen. Ich ſprach ihr ſogleich, ohne es zu wollen, mit einer großen Wärme, und da mir das Herz davon überfloß, von einer Aehnlichkeit mit einem mir lieben Kinde. Sie war über dieſe Raſchheit meines Benehmens offenbar etwas erſtaunt und verlegen, und mit einer geſchickten Wendung des Geſpräches drückte ſie mir ihre Freude aus, mich noch heute ihrem Verlobten, der ebenfalls zu Tiſche komme, vorſtellen zu können.

Dieſe Worte trafen mich wie ein doppelter Donnerſchlag, ſie war alſo nicht Helene! und warum ſprach ſie mir ſo raſch von ihrem Verlobten? Weil ſie merkte, daß ſie mir gefiel, daß ich ihr den Hof machen wollte. Das mußte ſofort verhindert werden, weil ich wegen einer Anderen, ihrer Schweſter wegen, gekommen war. Ich ſtand alſo höchſt wahrſcheinlich als abſichtsvoller Freier im Hauſe da, man wußte, warum ich kam! Ich hatte immer noch gehofft, daß man meinen Beſuch als Zufälligkeit betrachte, und daß ſich die Sache auf natürliche Weiſe werde ſo geſtalten können, daß es den Anſchein habe, als hätte meine Heirath mit der Bekanntſchaft Helenens ihren erſten Anfang. Nun war ich in den Augen aller dieſer Menſchen ein ganz gemeiner Heirathsſpekulant. Ich ſchämte mich, ich war befangen.

Als ich aus meinen Reflexionen erwachte, war Bertha, denn nur Bertha konnte die ſchwarzäugige Braut ſein, ihrem Bräutigam, der eben kam, entgegengeeilt. Ich ſtand einer Moment allein und betrachtete die Schweſter, die mit ihr eingetreten war und jetzt auf einem Schemel zu Füßen ihrer Mutter ſaß, ein kleines, in Wachsthum und Entwicklung zurückgebliebenes Geſchöpf, das, trotz ſeiner achtzehn Jahre, noch ſehr kindiſch ausſah, und das man im Hauſe auch als kleines Kind behandelte. Nach dem Briefe Zelindens wußte ich, daß dieß die kleine Mathilde war, an deren Verheirathung man, zur Zeit wenigſtens, nicht dachte. Alſo waren bereits alle Schweſtern im Salon verſammelt, mit Ausnahme der Einen, die mich beſonders intereſſiren mußte. Aber ich war ärgerlich, ja ich war etwas voreingenommen gegen ſie, weil ſie nicht Bertha oder die Gräfin war, und dieß um ſo mehr, als ich auch ärgerlich gegen mich ſelber war, weil ich als Heirathskandidat daſtand, in einer Stellung, die mir in dieſem Augenblicke als die lächerlichſte und trivialſte der Welt erſchien. Plötzlich aber fuhr mir ein leuchtender Gedanke durch Kopf und Herz, der mich Alles vergeſſen ließ: Bertha, die Gräfin, meine Lächerlichkeit, und der mich wahrhaft beglückte. Ich hätte vor Freude aufſchreien mögen. Der liebliche Lockenkopf von heute Morgen iſt ja nicht erſchienen. Vielleicht war es Helene!

Ich ſetzte mich wieder an meinen vorigen Platz zur Baronin und, aufgeregt von dem Gedanken, daß nun jene liebreizende, mir beſtimmte Helene kommen müſſe, plauderte ich ihr mit nervöſer Lebhaftigkeit und mit dem unwillkürlichen Wunſche, der Mutter zu gefallen, hundert verſchiedene Dinge vor. Sie glaubte, daß ich nur der Anweiſung der Gräfin folgte, um ſie nicht zu Worte kommen zu laſſen, und lächelte, dankbar für den guten Willen, ſelbſt zu jeder Plattheit, vielleicht auch zu manchem Unſinn. Auch die Gräfin, die mit Andern ſprach, meine laute Beredtſamkeit bemerkend, nickte mir freundlich und einverſtändig zu.

Trotzdem bemerkte ich, daß ſich dieſelbe Thüre, aus der die andern Töchter gekommen waren, leiſe, beinahe furchtſam öffnete. Schüchtern und im höchſten Grade befangen trat ein Mädchen in den Salon, als ob es in eine fremde Geſellſchaft und in fremde Räume träte, ſtolperte gleich beim Eintritt über ein Blumengeſtell, erröthete und legte die wenigen Schritte zu ihrer Mutter, während ſie ſich den rechten Scheitel verlegen mit der Hand ſtreichelte, mit offenbarer Anſtrengung zurück. Sie hätte ſchon mit dieſer höchſt mädchenhaften Schüchternheit Mitleiden und Gefallen einflößen können; mich aber überlief es kalt bei ihrem Anblick, denn die Mutter ſtellte ſie mir als Fräulein Helene vor, und ſie war nicht der Blondkopf, der ſich heute Morgen vor mir in der Laube verborgen hatte. Es war eine etwas runde und volle Geſtalt, ein Geſicht voll Güte und Unſchuld, aber von Formen, denen man eine Abmagerung wünſchte, weil ſie nur unter dieſer Bedingung vortheilhafter und plaſtiſcher hervorgetreten wären. Auch die Augen, die von mildem Glanze waren, würden dann gewonnen haben, während ſie ihn bei den gegenwärtigen Verhältniſſen ſehr verkleinerten und bei einigem Lächeln beinahe ganz verſchwanden. Bei ruhigem Blute und bei näherer Bekanntſchaft hat ſie mir ſpäter beſſer gefallen, aber in zwei Stunden war ſie mir nach der Gräfin und nach Bertha und vor Allem neben dem Bilde der Unbekannten, die ich in ihr erwartete, eine höchſt ſchmerzliche Enttäuſchung. Auch beſtätigte mir ihr ſpätes und ſo ſehr ſchüchternes Auftreten im eigenen Hauſe, daß ich ihr wie der ganzen Familie ein Heirathskandidat war, und der Gedanke erfüllte mich mit höchſtem Unbehagen. „Man wird mich beobachten,“ dachte ich, „jedes Wort, das ich an ſie richten werde, wird für Kurmacherei gelten, in all' meinem Thun wird man Abſicht und Spekulation vermuthen, Alles wird ſie Alle an die zwanzig Millionen erinnern und ihnen, während ſie mich als Anverwandten acceptiren, eine ſtillſchweigende Verachtung einflößen."

Ich ſaß meiner Zukünftigen gegenüber auf mehr Dornen als Roſen. Auch ſie wagte es nicht, mich anzublicken. Flüſternd übergab ſie der Mutter eine Zeitung, die ſie mitgebracht hatte, und deutete auf eine gewiſſe Stelle. Die Mutter las, lächelte und übergab mir dann das Blatt, daß ich die Stelle auch leſen möge. Es war ein eben erſchienenes Abendblatt, das meine Ankunft in Kopenhagen meldete und meinen Namen mit einigen rühmenden Prädikaten begleitete. Helene betrachtete mich, während ich mein Lob las, mit einer gewiſſen Genugthuung, nahm dann das Blatt, das ich auf den Kamin gelegt hatte, und gab es der Gräfin, aus deren Hand es dann die ganze Geſellſchaft, die indeſſen zahlreich geworden war, durchwanderte.

Endlich kam der Baron und man ging zu Tiſche. Es war ein gewöhnliches Mittageſſen, doch war eine lange Tafel von wohl zwanzig Perſonen beſetzt, und ſchien mir das Eſſen königlich. Unter den Gäſten, die à la fortune du pot kamen, waren zwei Geſandte, ein deutſcher Attaché, Graf Tannen, und mehrere, dem Hofe und der Regierung nahe ſtehende Perſönlichkeiten. Hinter je zwei Speiſenden ſtand ein Bedienter; andere trugen die Speiſen auf und ein Maitre d'Hôtel im ſchwarzen Frack und weißer Kravatte ſtand am Buffet und dirigirte die Schaar der Diener mit ſeinem Blicke. Unſere Plätze waren durch Karten bezeichnet, die auf der Serviette lagen. Ich kam der Gräfin gegenüber und neben Helene zu ſitzen, die ich zu Tiſche geführt hatte. Die Gräfin machte dem jüngeren Theile der Tiſchgeſellſchaft die Honneurs und ſie that es mit ſolcher Anmuth, und bei der Lebhaftigkeit, mit der ſie Jedermann in das Geſpräch, das ſie fortwährend neu belebte, zu ziehen verſtand, leuchteten ihre Augen ſo ſehr voll Geiſt, daß ich die meinen nicht von ihr abwenden konnte. Helene bildete einen ſchreienden Kontraſt mit ihrer

Schweſter. Sie ſchwieg ausdauernd und ſchien ſich mit der Bewunderung ihrer Schweſter zu begnügen, der ſie oft zulächelte. Von Zeit zu Zeit entriß ich mich dem Zauber der Gräfin, um mich meiner Nachbarin zu erinnern, die ich ſchon mehrere Male ſelbſt hatte Waſſer einſchenken laſſen. Aber welche Mühe ich mir auch gab, ich konnte ihr nur ſehr kurze und ſehr unbedeutende Antworten entreißen; manchmal antwortete ſie ſelbſt mit Schweigen. Es iſt freilich wahr, daß ich dieſe Pflichtgeſpräche immer wieder ſo bald als möglich unterbrach, um der Gräfin zu lauſchen und zuzuſehen, manchmal auch um nach Bertha hinüberzuſchielen und ihren Verlobten zu beneiden, der, unbekümmert um den Reſt der Geſellſchaft, gemüthlich mit ihr plauderte. Der junge Attaché, Graf Tannen, ein ſehr gebildeter und liebenswürdiger Mann, der mir außerdem viel Achtung bezeugte, und Andere, trugen viel zur Belebung des Geſpräches bei, das ziemlich laut und ungezwungen wurde, und ich hätte mich bei dieſem Diner trefflich unterhalten, wenn nicht der moraliſche Zwang, meine Nachbarin zu beſchäftigen, auf mir gelaſtet hätte. Das ging ſo erſtaunlich ſchwer, und ich war nicht gerecht genug, um mir zu ſagen, daß ich das fertige Weſen der Weltdame, das ich an der Gräfin bewunderte, und das heitere, glückliche Sichgehenlaſſen der Braut Bertha von ihr nicht verlangen und erwarten dürfe, daß ſie ihre Stellung mir gegenüber, wenn ſie mich wirklich als Heirathskandidaten betrachtete, mochte ſie mich nun lieben oder nicht, befangen machen mußte. Um es kurz zu ſagen: ich langweilte mich mit ihr, und wir waren noch nicht bei der vierten Schüſſel, als ich mich ſchon fragte, ob [illegible] ſolches ganzes Leben voll Langweile mit zwanzig Millionen ni[illegible] außerordentlich ſchlecht bezahlt ſei? ja, ob es einen Preis g[illegible] der ein ſolches Leben aufwiegen könne? Einmal dieſe Frage geſtellt, gab ich mich der Unterhaltung mit der Gräfin ohne Rückhalt hin, und Helene, die nun immer öfter das Waſſerglas an den Mund führte, mußte es ſich mehr als einmal ſelber füllen.

Nach Tiſche miſchte ich mich in die Geſellſchaft und in die allgemeine Unterhaltung; manchmal ſchlich ich allein die Wände entlang, um die Bilder und allerlei Kunſtwerke, wie Statuen und Moſaikſtücke, die den Salon ſchmückten, zu betrachten. Ich dankte den Gäſten, die mir Plätze in ihren Wagen zur Rückfahrt nach Kopenhagen anboten, und wanderte gegen Mitternacht zu Fuß zurück, allein mit meinen Gedanken. Dieſe waren eine fortwährende Variation über jene Frage, die ich mir an der Seite Helenens geſtellt: ob ein langweiliges Leben mit zwanzig Millionen nicht zu ſchlecht bezahlt ſei?

Verdrießlich kam ich in meinem Gaſthauſe an; mein Argumentenzug ſchien mir verfehlt.

Auf meinem Zimmer fand ich einen Brief meiner Mutter. Die gute beſorgte Frau ſchrieb, als ob ſie divinatoriſch fühlte, was in mir und mit mir vorging. „Ich beſchwöre dich," hieß es unter Anderem, „urtheile nicht nach dem erſten Eindruck, wenn dieſer ein ungünſtiger ſein ſollte; höre und prüfe. Wie oft tritt ein Mädchen, das aller Welt gefällt, gerade dem, der ſie heirathen ſoll, ins ungünſtigſte Licht, weil ſie ihm gegenüber verlegen und in Folge deſſen unbeholfen, oft ungraziös und langweilig erſcheint. Hinter dieſen ſcheinbaren Fehlern liegen gerade die meiſten weiblichen Tugenden verborgen: ſie ſind die Hülle der Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit. — Aber laſſe dich auch von den günſtigſten Eindrücken, wenn ſie von anderer Seite kommen, nicht von deinem Ziele abwenden. Es iſt ſo natürlich, daß man in ſolchem Momente vergleicht, und da findet man Manche ſchöner, liebenswürdiger, geiſtreicher. Aber dieſe iſt dir ja nicht beſtimmt — alſo laß dich um eines vorübergehenden Eindrucks willen nicht um das ganze Glück deines Lebens bringen."

Es war in der That, als wüßte meine Mutter von Bertha und der Gräfin und vor Allem von der Unbekannten, als wüßte ſie, wie mir Helene erſchienen, aber auch welche geheimen Eigenſchaften ſie beſitze. Der Brief rührte mich, denn er zeigte, wie die gute Mutter grübelte, für mich ſorgte und wie ſie auch immer

Sorge eine wahre Welt- und Menſchenkennerin wurde. Ich beſchloß, mir ihren Rath zu Herzen zu nehmen, den Argonautenzug nicht als verfehlt zu betrachten und weiter zu ſteuern.

Drittes Kapitel.

Am folgenden Tage machte mir der Baron von Friedensberg ſeinen Beſuch, und ich konnte bemerken, daß das ganze Hotel darüber in Aufregung kam, und wie ſich in den Gängen Gäſte und Kellner aufſtellten, um den berühmten Mann zu ſehen. Mit dem Studenten, der noch in mir ſtak, ſagte ich mir, daß ich nunmehr ungemeſſenen Kredit im Hotel haben könnte. Als der Baron ging, ſagte er: „Ich bleibe in der Stadt; ich habe beim Finanzminiſterium zu thun und gehe zu Fuß dahin. Mein Wagen ſteht zu Ihrer Verfügung, wenn Sie ihn zu Beſuchen oder Spazierfahrten brauchen. Meiner Familie wäre es am liebſten, wenn Sie ihn zu einer Fahrt nach meiner Villa benutzen wollten.“

Ich nahm dankbar an, doch begleitete ich den Baron erſt durch einige Straßen. An der Art und Weiſe, wie man ihn überall grüßte, konnte ich erkennen, daß er nicht nur ſeines Reichthums wegen der hochgeachtete Mann, ſondern daß er auch eine beliebte und populäre Perſönlichkeit war.

Die Familie fand ich im Garten verſammelt, und der ganze Nachmittag verfloß mir mit Geſprächen und kleinen Spaziergängen viel unbefangener, als ich es nach den geſtrigen Vorgängen in mir erwartet hatte. Und als die Tiſchſtunde kam, verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich wieder da bleiben ſollte. Es gab heute etwas weniger Gäſte und der Abend war familienhaft gemüthlich, gemüthlicher als ich mir ihn bei ſolchem Reichthum vorſtellen konnte, und ſo war es, neben andern Urſachen auch darum, weil man ſich nach Tiſche nicht in den großen Prunkſaal, ſondern in ein kleines, einfach eingerichtetes Zimmer begab. Als ich daſelbſt eintrat, überkam mich aufs Neue die Hoffnung, daß ich die liebliche Unbekannte zu ſehen bekomme, denn dahin ſchien ſie mir zu gehören. Es war in mir ausgemacht, daß es irgend eine arme Anverwandte ſei, die man aus Barmherzigkeit im Hauſe habe, die aber bei Tiſche und in größeren Geſellſchaften nicht erſcheine. Der Eintritt in die ſtille Stube, dachte ich, wird ihr nicht verwehrt ſein. Sie kam aber nicht, und ich ſetzte voraus, daß man die arme Anverwandte planmäßig fern halte, um die Töchter des Hauſes nicht von ihrer Schönheit überſtrahlen zu laſſen. Vielleicht aber auch iſt ſie die Gouvernante der gräflichen Kinder? Vielleicht iſt ſie fremd im Hauſe, war ſie geſtern nur zufällig anweſend und du wirſt ſie nie wieder zu ſehen bekommen. Keine der drei Möglichkeiten eröffnete die Ausſicht auf eine nähere Bekanntſchaft und näheren Umgang mit der Unbekannten, und ich gab mir Mühe, ſie mir aus dem Sinne zu ſchlagen, was mir im Laufe der nächſten Tage auch gelang.

Es gelang mir, weil dieſe Tage eine Zeit voll Bewegung und Zerſtreuung waren.

Die jungen Damen wollten ſelbſt meine Führerinnen durch die Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt machen, und bei dieſer Gelegenheit, wie ſie ſich ausdrückten, ihre heimiſchen Schätze unter meiner Anleitung erſt recht kennen und beurtheilen lernen. So zogen wir denn durch das an Muſeen und Gallerieen ſo reiche Kopenhagen, und von Kirche zu Kirche, von Monument zu Monument, von Atelier zu Atelier. Ueberall ſprangen vor meinen Führerinnen Thüre und Thore auf; überall beeiferten ſich Direktoren, Kuſtoden und Künſtler, ſich zuvorkommend zu erweiſen; wir drangen überall in das Verborgenſte; für uns gab es keine Verbote und keine feſtgeſetzten Stunden, und exiſtirte keines der Hinderniſſe, die oft den Fremden ſtören. Zum erſten Male fühlte ich, in dem Wiederſcheine, der von den Damen auf mich zurückfiel, die Süßigkeit des Reichthums — und damit zugleich fühlte ſich meine Eitelkeit geſchmeichelt, denn ſie folgten und horchten mir wie Schülerinnen überall, wo wir hiſtoriſche, archäologiſche oder artiſtiſche Gegenſtände zu ſehen bekamen. Es hatte ſich raſch das Verhältniß gebildet, das immer entſteht, wo gebildete Frauen mit einem Manne zuſammentreffen, dem ſie höheres Wiſſen, als das ihrige iſt, zuſchreiben. Sie lernen ſo gerne und ordnen ſich lieber unter.

Aber dieſe Wanderungen, die ſo große Reize hatten, waren denn doch nicht ganz ohne Unbehagen. Wie ſehr ich mir vorgenommen hatte und in der That mir Mühe gab, gegen die gute Helene aufmerkſam zu ſein, ich war doch aufmerkſamer gegen die Gräfin und gegen Bertha. Mit meinem Worte richtete ich mich meiſt an die Gräfin; während des Sprechens erinnerte ich mich meines Entſchluſſes und drehte mich gegen Helene, um gegen meinen Willen vor Ende des Satzes mein Geſicht wieder der ſchönen Gräfin zuzukehren. Es war ein fortwährender Kampf zwiſchen Neigung und entgegengeſetzter Abſicht. Die Damen merkten vielleicht nichts davon, aber ich fürchtete, daß ihrem weiblichen Gefühle doch auffallen müſſe, daß die kluge Gräfin die Abſicht und die gute Helena das Beleidigende meines Weſens empfinde, und es ſchmerzte mich, die Eine zu kränken, und in den Augen der Anderen verächtlich zu erſcheinen. Trotzdem fiel ich fortwährend aus meiner Rolle, und trotz dem fortwährenden Ausderrollefallen kam ich mir ſelbſt wie ein ausgemachter Komödiant vor, und dieſes Bewußtſein ſchnitt mir manchmal mitten in der Rede das Wort ab. Während wir z. B. die Loggien des Thorwaldſen-Muſeums durchwanderten und ich die reizenden Basreliefs nach der Anthologie erklärte, war es mir, als ob mir der beleidigte Genius des Schönen, zornig wie der böſe Geiſt hinter Gretchen, zuflüſterte: Wer erlaubt dir, über Ideal und Schönheit zu ſprechen? Haſt du nicht mit Beiden gebrochen? Haſt du dich und ſie nicht verrathen? Biſt du hier, um Ideale zu ſuchen oder um Millionen zu erhaſchen? Wo iſt die Harmonie, in der du bisher mit dir ſelber gelebt? Wo iſt die Wahrheit? Was du ſprichſt iſt Lüge! Wer die Götter der Wahrheit und Liebe in ſeinem Innern umgeſtürzt, der ſucht ſie vergebens in der Kunſt und was er ſpricht iſt Wind. Wähnſt du, daß dir Jene glauben können, die wiſſen, daß du nicht dieſer Götter wegen, ſondern des Mammons halber hierher gewallfahrtet biſt?

Ich verſtummte plötzlich und wäre am liebſten wie ein von den Eumeniden verfolgter Verbrecher aus dieſem Tempel hinausgeſtürzt.

„So fahren Sie doch fort," ſagte die Gräfin, „ſagen Sie uns doch etwas über dieſen Eros und die unzähligen kleinen Amoretten! Wir wollen doch auch ſehen, wie ſchön Sie über die Liebe ſprechen können."

Enthielten dieſe Worte eine abſichtliche oder zufällige Ironie? Wollte ſie damit ſagen, daß es ſich nicht um die Sache, ſondern bloß um das Talent handle, über die Sache ſprechen zu können? Auf dieſe Aufforderung hin wurde ich erſt recht einſylbig.

Zu der Art Momenten und Empfindungen kam noch Anderes hinzu, um den Zwieſpalt in mir klaffender zu machen. Weiß der Himmel, wie in großen Häuſern die intimſten Familiengeheimniſſe den Leuten verrathen werden; ſo viel iſt gewiß, daß ſie, auf denen immer ſo viele Augen ruhen, ſtets mehr Vertraute haben, als obſkure bürgerliche Familien. Jedes Schlüſſelloch iſt ein Beobachtungspunkt, ein Ohr des Dionyſius für jeden Bedienten, und wo viele Bediente ſind, ſchnappt jeder etwas auf, einen Satz, ein Wort, eine Sylbe, die dann im Vorzimmer und in der Küche zu ganzen zuſammenhängenden Geſchichten zuſammengeſetzt werden, und dieß um ſo leichter, als die Diener die Charaktere ihrer Herren ſo gut kennen und wiſſen, weſſen ſie fähig ſind, weſſen nicht. Dazu kommt, daß in ſolchen Häuſern ein Menſch in Livrée kaum mehr als Menſch betrachtet wird; man ſpricht vor ihm, was man keinem Gentleman ſeiner Bekanntſchaft anvertrauen möchte, und er wird zum unbeachteten Vertrauten. Nun hat die ganze Welt der Dienerſchaft kein Geheimniß vor einander; in den langweiligen Stunden, die das Geſinde verſchiedener Häuſer, die Herrſchaft erwartend, in den

Vorzimmern verbringt, tauſchen ſie ihre Beobachtungen aus, und die eine Herrſchaft wird die nie geſuchte Vertraute der andern. Von Kammerdiener zu Kammerdiener, von Stubenmädchen zu Stubenmädchen läuft eine Nachricht wie von einer Telegraphenſtange zur andern, bis ſie an der Hauptſtation, bei der Herrſchaft, anlangt. Wie viele Weltmänner und Damen danken ihre Allwiſſenheit dieſem Telegraphen, der beim Raſiren oder Friſiren fungirt! Man mochte Helene vor meiner Ankunft mit ihrer Reiſebekanntſchaft geneckt haben; man mag hie und da meinen Namen genannt haben; nun kam ich an, wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen, in der Zeitung, die alle Bedienten vor der Herrſchaft leſen, wurde ich angekündigt und zwar als berühmter Mann, wie ſonſt Diplomaten und Staatsmänner, die ins Haus kamen; bei Tiſche ſaß ich neben Helene und war nun immer mit der Familie. Meine Lage war dem Geſinde klar und den Freunden des Hauſes bald kein Geheimniß. Das Geſinde kam mir mit ungeheurer Unterthänigkeit entgegen, die Geſellſchaft des Hauſes forſchend, ſpähend, unſicher, zweifelnd, vielleicht war ich Manchem ein Stein des Anſtoßes, ein Rival, ein Hinderniß in ſeinen Plänen für einen Anverwandten. Es wurde mir manche ironiſche Bemerkung gemacht, die ich oft erſt nachträglich verſtand.

Sie mochten es halten wie ſie wollten; ſie waren mir gleichgültig und ich fing an mich etwas abzuhärten. Aber Graf Tannen, jener junge deutſche Attaché, der mir Anfangs ſo viel Achtung erwieſen, ſich mir bei jeder Gelegenheit näherte, meine Geſellſchaft und mein Geſpräch aufſuchte, mied mich jetzt ſichtlich, und wenn er mit mir ſprach, wandte er das Geſpräch immer auf meine Wiſſenſchaft, in der er etwas dilettirte, vermied aber jedes Geſpräch über perſönliche Gegenſtände oder Gegenſtände des Herzens und des Charakters. Kam ich ſelber auf ſolche, ſchwieg er und ich glaubte einige Ironie, wenn nicht ſelbſt Entrüſtung an ihm zu bemerken. Er hielt mich offenbar nicht für berechtigt, bei dergleichen meine Stimme abzugeben. Von allen Freunden und Bekannten des Hauſes war er derjenige, der mir die meiſte

Sympathie einflößte. Er war ein höchſt gebildeter junger Mann, ohne Standesvorurtheile, aber von feſten, unerſchütterlichen Grundſätzen, mit denen er ſo wenig prahlte wie mit ſeiner Vorurtheilsloſigkeit. Sein Titel, wie die angeborene, nicht erworbene Stellung, und die Leerheit dieſer letzteren, ſchienen auf ihm zu laſten, und er ſuchte vor ſeinem eigenen Gewiſſen, ſo zu ſagen, von der Pike auf zu dienen und zu verdienen, was ihm durch Zufall zugefallen. Solche Menſchen nehmen es immer ernſthafter und ſtrenger mit ſich als es irgend ein Avancements- oder Anciennetätsgeſetz, oder irgend ein Vorgeſetzter thun würde. Das gab ſeinem ganzen Weſen, trotz ſeiner Jugend, er mochte vierundzwanzig Jahre alt ſein, etwas Geſetztes und Ruhiges, und wie alle Menſchen, die einem Ziele entgegenleben, das ſie der Welt, der ſie angehören, nicht ohne Gefahr bekennen dürfen, und die ſich außerdem in dieſer Welt fremd fühlen und einen Kampf mit ihr vorausſehen, hatte er etwas Melancholiſches, das ſeinem feſten, gerade vor ſich hinblickenden, dunkelblauen Auge einen gewinnenden Ausdruck voll Milde gab. Vor Allem ſchien er mir auch der Familie Friedensborg am Innigſten zugethan, und mit einem antizipirenden Familiengefühl war ich ihm dafür dankbar, und ich ſagte mir gleich in den erſten Tagen, daß, wenn ich einen Vertrauten bedürfte, ich dieſen jungen Mann wählen würde. Er wußte, wo es Rath galt, immer das Richtige und Gerade zu finden. Nun aber wandte er ſich offenbar von mir ab, und ich meinerſeits konnte ſeinen Rath nicht brauchen. Was konnte er mir ſagen, wenn er das Richtige und Gerade ſagen ſollte? Wenn Sie Helene lieben, heirathen Sie ſie! Wenn nicht, reiſen Sie ab!

Für mein Verhältniß zum Grafen Tannen war ich noch nicht genug abgehärtet. Er war jung, und es gibt keinen unbarmherzigeren Richter als die Jugend; ſie iſt abſolut in Anſichten und Gefühlen; mildernde Umſtände läßt ſie nicht gelten.

Und ich ſollte noch vor einen anderen jugendlichen Richter geſtellt werden.

Eines Nachmittags, da man ſich eben zu einem gemeinſchaftlichen Ritte bereit machte, die Pferde vor die Veranda geführt wurden, wo ſich die Geſellſchaft verſammelte, und ich indeſſen mit der Gräfin im Garten am Hauſe plaudernd auf- und abging und mich an dem Anblick der ſtolzen Amazone in Reitkleid und kleinem Männerhut mit weißer Feder erquickte, erſcholl aus dem kleinen Pavillon hinter dem Hauſe das anmuthigſte Kindergelächter. „Apropos!“ ſagte die Gräfin, „ich wollte Ihnen ja meine Kinder vorſtellen! Kommen Sie!“

Während wir hinter das Haus und dem Pavillon entgegen gingen, fuhr ſie fort: „Es iſt Ihnen vielleicht aufgefallen, daß meine Kinder ſo ſelten zu ſehen ſind? Es beruht das auf meinem Erziehungsplane; ſie wohnen mit mir abgeſondert in dieſem Pavillon und kommen ſo ſelten als möglich in die Villa, wenigſtens nicht am Nachmittage. Wir werden von ſo vielen Menſchen beſucht, und da gibt es immer Ungeſchickte, die, um der Mutter oder dem Großvater zu ſchmeicheln, den Kindern Dinge ſagen, welche eine konſequente Erziehung von Monaten und Jahren in einem Augenblicke zu nichte machen.“

Am Pavillon angekommen, rief ſie zu einem offenen Fenſter hinauf: „Fräulein Agnes, kommen Sie gefälligſt mit den Kindern herunter!“ — Dann zu mir gewendet, ſagte ſie mit leiſerer Stimme: „Ich habe da eine Perſon bei den Kindern, eine Deutſche, auf die ich mich vollkommen verlaſſen kann, trotz ihrer Jugend. Sie iſt unterrichtet und zu einem erſtaunlichen Grade pflichtgetreu, und dabei von einer Wahrhaftigkeit des Charakters, die in der That außerordentlich, ich möchte ſagen phänomenal iſt, und ſie beinahe zu einem Sonderling macht. Das iſt vortrefflich, wenn die Kinder nur Wahrheit vor ſich ſehen, aber es iſt beinahe gefährlich, dieſe Gouvernante in Geſellſchaft erſcheinen zu laſſen; ſie könnte manchmal mit einer Wahrheit herausplatzen, die die ganze Geſellſchaft in Verlegenheit brächte. Aber bei aller ernſten Grundlage ihres Charakters und ihrer Grundſätze iſt ſie doch ſo kindlich und jugendlich, daß ſie die Kinder vollkommen verſteht und ich einen wahren Schatz an ihr habe.“

Die Gräfin unterbrach ſich, denn in dem Augenblicke trat die Gouvernante mit den beiden Kindern aus der Thüre. Es war, wie ich es geahnt hatte, jener blonde Lockenkopf, den ich am erſten Morgen in der Laube geſehen hatte: die einfachſte und zugleich auffallendſte Erſcheinung. Sie hatte jene Schönheit, die, ſo zu ſagen, von ihren Beſitzerinnen abhängt; man kann an ihnen vorübergehen, ohne ſie zu bemerken, ſie glänzen und leuchten, ſobald ſie ſich gehen laſſen, wenn ſie ſich in ihrer Beſcheidenheit vergeſſen oder glänzen wollen. Sie ſchob die Kinder ſanft voraus und blieb an der Thüre ſtehen; in ihrem dunklen Kleide, das bis an den Hals geſchloſſen war, mit den eng anliegenden Aermeln, aus denen zwei längliche, weiße Hände hervorkamen, um ſich, wie ſie beſcheiden herabfielen, von dem dunkeln Kleide noch marmorner abzuheben, ſah ſie wie ein Bild im Rahmen aus, wie der Wirklichkeit entrückt und doch ſo nahe, ſo lebend, ſo mitdenkend und fühlend. Erſt als mich ihr die Gräfin vorſtellte, trat ſie aus dem Rahmen heraus und einige Schritte näher.

„Fräulein Agnes Gillmer, die Erzieherin meiner Kinder!“ ſagte die Gräfin.

Sie verneigte ſich mit der Zurückhaltung einer Dienenden, ohne daß ſich eine Muskel ihres Geſichts bewegte, und trat dann wieder einen Schritt zurück. Gegen alle Geſetze der Artigkeit, die man einer Mutter ſchuldig iſt, beſchäftigte ich mich mit den Kindern der Gräfin nur auf die kürzeſte und oberflächlichſte Weiſe. Ich war verlegen, ich glaube, daß ich erröthete. Wie gerne ich einige Worte an Agnes Gillmer gerichtet hätte, und obwohl ich ganz wohl wußte, was ich ihr ſagen konnte, da der Name Gillmer ein ſehr hübſches Bild der Erinnerung in mir erweckte, — ich war unfähig, einen Laut hervorzubringen. Ich war nur Eines Gedankens fähig: auch ſie kennt mich als Heirathskandidaten bei den zwanzig Millionen!

Ich war wie von einem Alpdrücken befreit, als man uns zurief, daß Alles zum Aufſitzen bereit ſei.

Mein armes Pferd bekam heute die Sporen zu fühlen, wie niemals; es ſteckte mit ſeiner Lebhaftigkeit die andern an, und die Geſellſchaft kam nicht aus dem Galoppiren. Das war mir recht, denn ich fürchtete nichts ſo ſehr wie ein Geſpräch, es war mir immer, als ſäße Agnes hinter mir und verfolgte mich mit verachtungsvollen Blicken. Aber der wilde Hufſchlag der zahlreichen Pferde, der Anblick des unvergleichlich ſchönen Buchenwaldes, der ſich nördlich von Kopenhagen hinzieht und des blauen Meeres, das hie und da durch eine Lichtung ſichtbar wird, berauſchte mich um ſo ſchneller, als ich dem Allen ſchon aufgeregt entgegenkam; und da nach halbſtündigem Ritt die Pferde langſamer gingen, war ich der Geſprächigſte in der Geſellſchaft. Um das natürlichſte Gegengewicht gegen die Gefühle zu ſichern, die, wie der alte Dichter ſingt, hinter mir auf der Croupe ſaßen, ließ ich mein Pferd neben Helene einhertraben. In der Amazone ſah die etwas volle Geſtalt nicht am vortheilhafteſten aus; aber es war mir, als hätte ich ihr etwas abzubitten, und vor mich hinſehend auf den Kopf meines Pferdes, unterhielt ich mich fortwährend und ſprach mich endlich in eine Wärme und Lebhaftigkeit hinein, die ich ihr bisher noch nicht gezeigt hatte. Sie hörte ſo dankbar zu, und ich empfand ein ſolches Mitleid mit ihr, daß ich gerührt war und ihr gerne die Hand hinüber gereicht hätte. Erſt auf dem Rückwege wurde ich von ihr getrennt, indem ſich Graf Tannen zu uns geſellte und mich, wie er es ſchon ſeit mehreren Tagen nicht gethan hatte, in ein freundſchaftliches Geſpräch verwickelte. Dabei hielt er manchmal für Momente das Pferd an, dann ließ er es immer langſamer vorwärts ſchreiten, ſo daß wir am Ende von der Geſellſchaft getrennt waren.

Da brach er mit Einem Male das bisherige Geſpräch ab und ſagte plötzlich und ohne Uebergang: „Sie ſind nahe an zwei Stunden mit Fräulein Helene allein geweſen; wie finden Sie das Mädchen?“

Ich war von dieſer Frage überraſcht und fühlte, was Alles hinter derſelben ſteckte. Die Komödie, zu der ich mich verdammte, ſollte jetzt beginnen; Graf Tannen war ein intimer Freund des Hauſes; es war am Platze, ihm zu verſtehen zu geben, daß ich Helene liebe; aber er ſah mich bei ſeiner Frage ſo offen und durchdringend an, daß ich nur ſagte, was ich in jeder anderen Lage mit beſtem Gewiſſen hätte ſagen können: „Sie iſt ſo gut!"

„So gut!" wiederholte Graf Tannen mit einiger Parodie. „Gut ſein! es iſt das Beſte und Schönſte, was man von einem Menſchen ſagen kann, aber man braucht das Wort gewöhnlich als einen Mantel chriſtlicher Liebe; man ſagt es, wenn man nichts Anderes zu ſagen weiß. Herr Born, ich ſage Ihnen, ich, der ich die Familie länger und näher kenne, ich ſage Ihnen, es iſt ein ganz vortreffliches Geſchöpf."

„Ich bin davon überzeugt," verſicherte ich.

„Ich wollte aber mehr ſagen," fuhr Graf Tannen mit zitternder Stimme fort, „ich wollte ſagen, daß Helene werth iſt, wirklich und wahrhaftig geliebt zu werden, um ihrer ſelbſt willen, und daß ſie verdient, glücklich zu ſein."

Durfte ich es zu einer weiteren Erklärung kommen laſſen? Durfte ich den Grafen fragen, warum er mir das Alles ſage? Ich mußte mit Ruhe antworten und ich that es unabſichtlich auch mit Wärme, daß ich in dieſer Beziehung ganz und gar ſeiner Meinung ſei.

Er ſah mich forſchend an und ritt langſam der Geſellſchaft nach, die ſich nach uns umgeſehen hatte.

Ich geſtehe, daß ich mir ganz jämmerlich vorkam. Wäre mir ſonſt ein Mann ſo entgegengetreten, um mich auszufragen, um mir Andeutungen zu machen, die eine Zurechtweiſung enthielten, und hätte er mich dann, nach einem ſolchen forſchenden Blicke ſo entlaſſen, ich würde mich empört haben, ich wäre im Stande geweſen, jede ſtudentiſche Thorheit zu begehen. Jetzt war ich klug und berechnend. Auch meine Freundlichkeit gegen Helene erſchien mir jetzt als eine Heuchelei, und dieß um ſo mehr, als mir das Bild Agneſens ohne Unterbrechung vorſchwebte. Aber, trotz der Kühle, mit der ich meinen Plan ins Werk zu ſetzen begann, lebte ich in einem fortwährenden Rauſche, in dem Rauſche des Reichthums. Dieſes geſättigte, üppige Leben hatte mich ganz gefangen genommen, und ich konnte den Gedanken an eine Trennung von demſelben nicht mehr faſſen. Dieſe Leichtigkeit, ſich alle Genüſſe zu verſchaffen, dieſe Freiheit aller Wünſche, dieſer wahre Zauber, den der Reichthum übt, der Alles herbeiſchafft, Alles beherrſcht, — ich hatte mir vorher keine Vorſtellung davon machen können. Jeder Tag brachte andere Genüſſe, andere Freuden, laute und ſtille, aber immer geſättigte. Die Menſchen, die in Armuth und Entbehrung leben, erſchienen mir wie zu einer anderen Gattung zu gehören. Und ich lernte nicht nur das Verführeriſche des Reichthums kennen, auch ſeine Größe und Macht trat oft genug an mich heran.

An einem Nachmittage ſtanden wir Alle auf einer erhöhten Terraſſe des Gartens verſammelt, um ein herrliches Schauſpiel zu genießen. Seit dem Morgen wehte ein günſtiger Nordwind, und mit ihm war am Nachmittag eine ganze Flotte von Kauffahrern, die den günſtigen Wind zur Einfahrt in den Sund jenſeits Helſingör erwarteten, auf der Höhe von Klampenborg angekommen. Segel an Segel fuhr an uns vorbei, dem Hafen von Kopenhagen zuſteuernd oder weiter in andere Häfen des baltiſchen Meeres.

„Papa!“ rief Bertha, auf einen gewaltigen Dreimaſter zeigend, „iſt das nicht dein Schiff, der Thomas?“

„Ja wohl, mein Kind,“ antwortete der Baron, „er kommt aus Rio Janeiro.“

„Und jenes iſt die Henriette, mit der Büſte der Mama vorn!“ rief Helene in die Hände klatſchend.

„Ja mein Kind,“ ſagte der Baron, „die Henriette kommt vom Cap und hat eine gute Fahrt gemacht!“

So zog eine ganze, dem Baron gehörige Flottille an uns vorbei, aus allen Weltgegenden kommend und Reichthümer herbeibringend, während er ruhig daſtand und kaum lächelnd zuſah. Er erſchien mir in dem Moment wie ein mächtiger Herrſcher, der die Fäden ſeiner Macht über den Erdball ausbreitet. — Und ein andermal, da wir bei Tiſche ſaßen, trat eilig ein Beamter ein, der ihm einige Worte zuflüſterte. Der Baron ſprang auf und rief: „Der Fitzkönig iſt geſtrandet! — und die Mannſchaft?“ fragte er.

„Sie iſt gerettet,“ antwortete der Beamte.

„Gottlob,“ rief der Baron beruhigt, „ſchreiben Sie ſogleich nach Glasgow, wohin ſie ſich wahrſcheinlich begeben wird, an unſern Korreſpondenten und an den Konſul, daß für die Leute aufs Beſte geſorgt werde.“ — Dann ſetzte er ſich wieder ruhig hin und nahm das Geſpräch auf, wo es der Beamte unterbrochen hatte, als ob nichts geſchehen wäre.

Er mahnte mich an Sidon und Tyrus, deren Kaufleute, wie Jeſaias ſagt, Fürſten waren, und deren Händler die Geehrten der Erde. Hätte mir mein Schwiegervater angeboten, mich zu ſeinem Compagnon zu machen, es hätte mir geſchienen, als würde ich zu einem Mitregenten ernannt. So weit entfernt war ich ſchon von dem, was mir früher Glück geweſen.

Fünftes Kapitel.

Mit beſtem Willen könnte ich heute nicht mehr ſagen, ob ich von nun an Agnes Gillmer, ſeit dem Tage, da ich ihr durch die Gräfin vorgeſtellt worden, mit Abſicht oder durch Zufall öfter geſehen habe. Ich wußte nun, wo ſie zu finden war, und wollend oder nicht wollend, trugen mich meine Füße in die Nähe des Pavillons. Der Baron war in Jägers-Prijs, einem der zahlreichen Luſtſchlöſſer des Königs, und ſeine Bibliothek ſtand mir während dieſer Zeit als Arbeitszimmer zur Verfügung. Ich ſollte die Morgenſtunden, während welcher die Damen meiſt unſichtbar waren, daſelbſt verbringen, und zu dieſem Zwecke begab ich mich ſehr früh in die Villa; aber die Morgen waren ſo ſchön in dieſen feenhaften Gärten, daß ich ſie den Studien, denen ich ſchon ſo entfremdet war, nur mit Widerwillen opferte — beſonders ſeit ich wußte, daß um dieſe Stunden Agnes im Garten zu finden war. Ich ſuchte ſie nicht auf, aber ich fand ſie immer, obwohl ſie mir auswich. Wenn ſie auch in Seitengänge ihre Schritte lenkte, ſobald ich in ihrer Nähe erſchien, ſo ſahen mich doch die Kinder, liefen auf mich zu und zogen mich oft an der Hand zu ihrer Erzieherin. Ich kam mir da manchmal wie jener oft gemalte Mann vor, den Amoretten der holden Braut entgegenführen. Aber die Amoretten bemühten ſich vergebens; Agnes empfing mich ſtets mit einem zugleich freundlichen und eiskalten Geſichte, das ſelbſt abſchreckend ſtreng wurde, wenn ich, fieberiſch aufgeregt in ihrer Gegenwart, etwas wärmer und inniger mit ihr zu ſprechen begann. Meine Wärme beleidigte ſie. Ich erſchien ihr als ein Menſch, der ins Haus kommt, um eine reiche Partie zu machen, nebenbei aber der Gouvernante den Hof macht. Ich ahnte ſo was und fürchtete, daß ſie mich mit der von der Gräfin angekündigten Geradheit eines Tages derb zurückweiſen werde; ich war voll Angſt, während ich mit ihr ſprach und zitterte vor einer Beſchämung. Doch konnte ich von dem Spiel mit der Gefahr nicht ablaſſen, ebenſo wie ich bald ihre Geſellſchaft, ihren Anblick nicht entbehren konnte. Es war mir bald, als käme ich nur ihrethalben ins Haus — und manchmal hoffte ich auf jene Beſchämung wie auf eine Rettung, denn, hätte ſie mir geſagt, daß ich ein unwürdiges Spiel treibe, was hätte ich, um mich bei ihr zu entſchuldigen, Anderes antworten können als: Ich liebe Sie, Agnes!? — Aber Agnes ſchwieg; ſie beſchämte mich nicht; ſie ſah mich manchmal ſelbſt mit einem unendlich mitleidigen Blicke an, als ob ſie den ganzen Jammer, der mich bei mir ſelbſt herabſetzte, erkannt hätte. Es kam mir ſogar vor, als wollte ſie manchmal Anderes als Beſchämendes zu mir ſprechen, als wollte ſie mich tröſten und aufrichten, und in dieſem Gefühle konnte ich nicht anders, als ihr klagen und die Gelegenheit vom Zaune brechen, um ihr zu ſagen, daß es wenige glückliche Menſchen gibt.

Man erzählt von einem Menſchen, der durch Jahre ein merkwürdiges Doppelleben lebte. Die Tage verlebte er in Elend und Mangel, im Traume der Nacht aber lebte er als ſpaniſcher Grande, in einem herrlichen Schloſſe in Valencia, ein Daſein voll Glück und Genüſſe. Jede nächſte Nacht brachte die Fortſetzung des Traumes der vorhergehenden Nacht, ſo daß der Träumer nicht mehr wußte, was Traum, was Wirklichkeit war, und am Ende den Traum für Wahrheit, die Wahrheit für Traum hielt. Ich führte ein ähnliches Doppelleben. Der Menſch, der des Morgens neben der Gouvernante durch den Garten ging, war mit ſeinem ganzen Weſen ein anderer, als der Menſch, der Nachmittags in Geſellſchaft der Herrinnen des Hauſes den Freuden nachjagte, und mehr und mehr ſich in die Genüſſe und Gewohnheiten des Reichthums hineinlebte. Manchmal verfloſſen dieſe beiden Menſchen in Einen.

Die Baronin, immer kränklich, wurde unwohl und verbrachte ihre Nachmittage, auf einem Sopha liegend, unter der Veranda, wo ſich nunmehr die Familie verſammelte, um ihr Geſellſchaft zu leiſten. Sie wollte aber auch ihre Enkelinnen um ſich haben, und ſo war auch Agnes immer anweſend. Eines Nachmittags kam man ans Erzählen von Erlebniſſen, und die Gräfin forderte mich auf, meine Lebensgeſchichte zu erzählen; Helene unterſtützte dieſe Forderung mit einem bittenden Blicke, während ſie abſichtslos näher rückte und die Handarbeit ruhen ließ. Ich mußte lächeln, denn von meinem Leben war wenig zu erzählen, und in dieſer Ueberzeugung begann ich auch auf nachläſſige Weiſe mit einzelnen hingeworfenen Sätzen. Aber wie ich von der Einfachheit meiner Jugend, von unſerer kleinen Wohnung, von den Sorgen und Mühen meiner Mutter ſprach, überkam mich dieſen Millionärinnen gegenüber plötzlich der Stolz des Armen, und wie ich an meine Mutter und die ſtille Jugend dachte, zugleich eine Wehmuth und Wärme der Erinnerung, daß ich mit Liebe auf das Einzelnſte unſeres armen Haushaltes einging. Meine Erzählung wurde zu einer Elegie über den früh verſtorbenen Vater, zu einer Hymne über die gute, ſorgenvolle, nie ermüdende Mutter, und im Ganzen zu einer Idylle, die das Leben einer Wittwe und eines Waiſenknaben ſchilderte. Ich malte mich mit meiner Mutter an dem armbeſetzten Tiſche, dann des Abends mich, den Knaben, an meinen Büchern, und ſie, mit dem Strickſtrumpf in der Hand, vor derſelben Talgkerze; dann wie ſie mit mir lateiniſch lernte, indem ſie mich meine Lektionen überhörte. Dann unſere Trennung und unſer jährliches Wiederſehen zu Weihnachten; mich als Studenten und Stundengeber in der Univerſitätsſtadt, ſie in ihrem Landſtädtchen, ſparend und arbeitend und immer von Ferien zu Ferien wartend, harrend, Glücksträume für den Sohn ausſpinnend. Erzählend vergaß ich meine Zuhörer, und malte dieſe Bilder für mich ſelber aus, und ohne es zu wollen, ſchloß ich mit einem Ausruf über unſer Glück.

Ich bemerkte, erſt nachdem ich geendet, daß ich die aufmerkſamſten Zuhörer hatte. Die Gräfin fand meine Schilderung reizend und meinte, ich ſolle das doch aufſchreiben; Helene beneidete das Glück der Armen. Dann wurde man ſchweigſam. Der Himmel weiß, welche Reflexionen durch die verſchiedenen Köpfe gingen. Die Kinder lehnten ſich an meine Kniee und ſahen mich groß an; ſie wollten, daß ich noch etwas erzähle. Die Baronin drückte mir die Hand und zog mich ins Haus zurück; ihre Töchter begleiteten ſie, und Helene grüßte mich beſonders freundlich, als ob ſie mir ſagen wollte: „Ich bin überzeugt, daß du mich nicht meines Geldes wegen heirathen willſt. Agnes blieb mit den Kindern, die nicht fort wollten, und da ich das Auge zu ihr erhob, begegnete ich einem Blicke, der mir wie ein Lichtſtrahl ins Herz drang. Ich fühlte, daß ſie ſich mir nach meiner Apologie der Armuth näher fühlte, daß ſie mir gut war. Ich ſtreckte unverſehens die Hand aus, wie um ein unverhofftes Glück zu erhaſchen, und ich ergriff ihre Hand, die ich drückte und die ich ſo gerne geküßt hätte. Die kleine Gitta, ihre Schülerin, ſah uns Beide erſtaunt an und fragte dann plötzlich:

„Onkel Born, iſt es wahr, daß du die Tante Helene heirathen wirſt?“

Ich war ſtarr und blickte das Kind blödſinnig an, ohne ein Wort erwidern oder die Hand zurückziehen zu können, was ich doch ſo gerne gethan hätte; aber Agnes zog die ihrige leiſe fort und ging mit den Kindern aus der Veranda.

Vernichtet ſank ich auf meinen Stuhl zurück; das glückſelige Gefühl war dahin; es hatte nicht eine Minute gedauert. Ich konnte aufſtehen, ich konnte der kleinen Gitta nachlaufen und ihr ſagen, daß es nicht wahr ſei, daß ich Tante Helene nicht heirathen werde! Da war ſie ja, die Gelegenheit, die ich manchmal und dunkel gewünſcht hatte! Aber ſollte ich mich ſo mit Einem Worte aus meiner geträumten Zukunft verbannen? — alle meine Pläne vernichten? Nein, ich konnte aus den Armidagärten, in denen ich lebte, nicht heraus und wieder zurück in das arme, unſcheinbare Leben. O welch ein Lügner war ich, als ich vorhin das Glück der Armuth ſo ſchön ſchilderte, und welch ein Betrüger! Und doch ein ſchlechter, ein ungeſchickter Betrüger, denn ich habe Agnes nicht betrogen. Ich ſchlich mich fort aus der Villa und machte einen Umweg, um nicht an eine Stelle zu kommen, wo ich vom Pavillon aus von Agnes geſehen werden konnte. Meinem gebeugten Nacken hätte ſie die Laſt anſehen müſſen, die ich mit mir forttrug; meine Stirne brannte von Schande.

Bald ſollte ich Agnes noch öfter und ungeſtörter ſehen. Die Baronin wurde ihres Unwohlſeins wegen nach Marienlyſt, jenſeits Helſingör, geſchickt, in jenes reizende Schlößchen, das jetzt in eine Art Kurplatz verwandelt iſt, und hart am Ufer des Sundes der ſchwediſchen Küſte gegenüber liegt. Die Kranke ſollte dort Seebäder nehmen und vor Allem der Ruhe pflegen. Sie fuhr mit der ganzen Familie auf dem eigenen Dampfſchiffe des Barons, auf der Ophelia, dahin ab, während Wagen und Pferde den vier bis fünf Meilen langen Weg zu Lande zurücklegten. Nur die Gräfin mit ihren Kindern blieb zurück, da in dieſen Tagen einige Mitglieder der Familie Kirkſteen nach Kopenhagen kommen ſollten, die ſie empfangen mußte, und mit denen mancherlei Familienangelegenheiten abzumachen waren. Ich mußte verſprechen, demnächſt nachzukommen, um die an ſich reizenden und durch die Poeſie Shakeſpeare's verklärten Gegenden und endlich deren wundervolle Architekturen, von meinen bisherigen Führerinnen geleitet, kennen zu lernen.

Die Anverwandten der Gräfin kamen bald nach der Abreiſe der Familie Friedensborg, und ich war mit Agnes und den Kindern Stunden und Tage lang allein, da mich die Gräfin gebeten hatte, nunmehr den Beſchützer des Hauſes zu machen. Es war jetzt ſtille in Haus, Garten und Park. Ich führte die Kinder auf die Spaziergänge, als wäre ich ihr Hofmeiſter; ich erzählte ihnen Märchen, als wäre ich ihr Onkel, und ich ſaß mit ihnen und Agnes um einen Tiſch, als wären wir zuſammen eine ganze Familie. Welche ſchönen und ſonderbaren Gedanken kamen mir oft, wenn wir ſo da ſaßen. Ich ſagte mir, daß dieſer Garten nur ein kleines Gärtchen, und dieſe Villa nur ein kleines Dorf- oder Vorſtadthäuschen zu ſein brauchte, und daß Alles nicht um ein Jota weniger ſchön wäre. Aber ich verwies mir ſolche Gedanken als idealiſtiſche Träume, denen man nicht entgegenſtreben dürfe. Agnes wurde von Tag zu Tage ſchöner, auch jünger, da ſie den ſtrengen Ernſt gegen mich ablegte, aber trotzdem ehrwürdiger; es war mir, als beurtheile ſie mich von der Höhe herab und als wäre ſie meine Gouvernante mehr als die der Kinder, ohne daß mich das gedemüthigt hätte. Ach ſie war immer ſo ruhevoll, und ich fragte mich, ob, wenn ſie die zwanzig Millionen beſäße, ich den Muth hätte, ihr zu ſagen: „Agnes, ich liebe Sie!“

Nur einmal ſah ich ſie in glücklichſter Aufregung.

Wir ſaßen nach dem Eſſen noch am Tiſche, als ſie mich fragte: „Welches iſt die ſchöne Erinnerung, die ſich bei Ihnen mit meinem Namen Gillmer verbindet? Sie erinnern ſich? Sie ſagten mir das einmal.“

„Ja,“ ſagte ich, „eine liebliche Erinnerung, beinahe ſo lieblich, als die ſein wird, wenn ich nach Jahren an dieſe Tage zurückdenken werde. Ich war noch Gymnaſiaſt und mochte achtzehn Jahre zählen, als ich eine Ferienreiſe durch den Harz machte. An einem klaren Morgen kam ich durch ein Dorf und an einer Kirche vorbei, aus der eben die Schuljugend trat. An der Thüre ſtand der Pfarrer und blickte mit Liebe und Wohlwollen auf die kleinen Blondköpfe herab; manchem griff er in die Locken, um ihm etwas Freundliches zu ſagen, manchen hielt er auf, um ihm eine ſanfte Ermahnung zukommen zu laſſen. Alle die Kinder, die er liebkoste, wie die er ermahnte, ſahen mit einer unendlichen Liebe zu ihm hinauf. Er wollte eben in ſein Pfarrhaus zurücktreten, als er mich erblickte und offenbar auf den erſten Blick meinen Stand erkannte. Er lächelte wie bei der Erinnerung an glückliche Jugendtage, da er ſo geweſen war wie ich, und wie gute Greiſe beim Anblicke friſcher, in die Welt hinausſtürmender Jugend zu blicken pflegen. Er grüßte mich lateiniſch und ich antwortete. Dann ſtreckte er mir die Hand entgegen und fragte mich in derſelben Sprache nach Heimat und Reiſezweck; dann lud er mich ein, bei ihm einzuſprechen. Vor dem Hauſe war ein von wilden Reben bedeckter Gang, in welchem Tiſch und Stühle ſtanden, und wo der gute Pfarrer zu arbeiten pflegte, denn auf dem Tiſche und auf den Stühlen lagen Papiere und klaſſiſche Bücher. Er freute ſich, wie ich in den Büchern herumſtöberte und mich in Manchem bewandert zeigte. Ehe eine halbe Stunde unſerer Bekanntſchaft verlaufen war, laſen wir ſophokleiſche Chöre mit einander. Wie herrlich las der Alte den Chor aus der Antigone: Vieles Gewaltige lebt! und wie verſtand er jede Schönheit mit einem Worte zu charakteriſiren! Neben dem wohlthuenden Eindruck, den mir das väterliche und weiſe Weſen dieſes Mannes machte, erhob mich noch der Gedanke und erfüllte mich mit Stolz, daß ſolche Männer in Deutſchland auf dem Dorfe zu finden ſind. Auch ſagte ich mir, ſo wäre mein Vater, wenn er noch lebte, und ſo ſollten wir uns beſtreben, Alle zu ſein; ſo ruhevoll in ſich, ſo im kleinen Kreiſe große Pflichten erfüllend, und ſich am Schönen nährend und ewige Jugend bewahrend. Es war eine jener Stunden, in denen ich die beſten Vorſätze faßte; es war eines jener Beiſpiele, die am mächtigſten auf mich wirkten.“

Ich ſchwieg, denn ich ſagte mir, was Agnes denken müſſe; daß das Beiſpiel nicht nachhaltig gewirkt, daß die Vorſätze längſt verflogen ſind. Wie durfte der Mann, der nach Millionen jagte, die holde Beſchränkung jenes Dorfweiſen rühmen?

„Fahren Sie fort,“ bat Agnes, indem ſie die Worte mehr hauchte als ſprach.

„Es iſt nicht viel zu erzählen,“ ſagte ich; „er ließ mir ein kleines Frühſtück vorſetzen, und es war mir, als wäre ich bei irgend einer ſchönen Geſtalt der Dichtung, bei einem Vikar of Wakefield zu Gaſte. Dann zeigte er mir ſeine kleine Bibliothek und den Garten, den er ſelber pflegte. Gegen Mittag verließ ich ihn. Er drückte mir die Hand und ſagte: Mein Sohn, vergiß nie, was du in der Jugend dachteſt. Das Beſte, das wir leiſten können, iſt die Erfüllung unſerer jugendlichen Pläne.“

Ich ſchwieg wieder, erdrückt von dem Gedanken, wie wenig ich dieſem Rathe nachgekommen.

„Und dieſer Mann hieß?“ fragte Agnes mit zitternder Stimme.

„Paſtor Gillmer!“

„Mein Vater,“ ſagte Agnes glücklich lächelnd.

„Ihr Vater!“ rief ich, „lebt er noch?“

„Er lebt, heiter und glücklich, wie immer; jung und liebend, wie immer.“

„Könnte ich ihn wieder ſehen,“ ſagte ich gerührt; „ſein Anblick würde mir recht wohl thun. Es iſt ſonderbar! In verſchiedenen ſchwierigen Lagen meines Lebens mußte ich ſeiner gedenken, den ich kaum durch Stunden gekannt habe. Es war mir immer, als könnte ich bei ihm den beſten Rath finden. Und jetzt iſt mir auch ſo.“

Es machte mir den Eindruck, als wollte ſie die Rolle übernehmen, die ich ihrem Vater zudachte, und ihn bei mir erſetzen. Mehrere Male ließ ſie ſich an dieſem und den folgenden Tagen die Worte wiederholen, die er beim Abſchiede an mich gerichtet, und offenbar hatte ſie die Abſicht, mir ſie ſo oft als möglich ins Gedächtniß zu rufen. Sie knüpfte allerlei Reflexionen daran, und einmal auch die Frage, wie es komme, daß ich, der ich mich des Stilllebens mit meiner Mutter und des idylliſchen Lebens ihres Vaters mit ſolcher Liebe erinnere, offenbar darnach ſtrebe, mich dieſer Art des Daſeins ſo ſehr als möglich zu entfremden? Ich wich ſolchen Fragen mit allgemeinen Antworten aus. Eine gerade Antwort hätte ein Bruch mit meinen Plänen oder ein Riß durch die Verbindung mit Agnes werden können. Zu beiden fehlte mir die Kraft; der Umgang mit dieſem anmuthsvollen Weſen war mir eine Nothwendigkeit geworden, wie der Beſitz der Millionen. Aber dieſe ausweichenden und charakterloſen Antworten entfernten ſie nicht mehr, ſtießen ſie nicht mehr ſo ab, wie es früher oft ein Wort, ja meine bloße Erſcheinung gethan hatte. Sie hatte Geduld mit mir, ſie gab mich nicht auf, ſie wollte mir offenbar beiſtehen; ſie ſagte ſich, daß ſie eine Pflicht an mir zu erfüllen hatte. Aber da kam ein Brief der Baronin, welche ihre Enkelinnen zu ſich berief, nach denen ſie Sehnſucht hatte. In dieſem Briefe wurde ich wiederholt zu einem Beſuche in Marienlyſt eingeladen und zugleich gebeten, Fräulein Agnes mit den Kindern zu begleiten und ihren Beſchützer zu machen, da die Gräfin noch nicht abkommen konnte. Die Dampfyacht des Barons, die Ophelia, ſollte uns nach Helſingör bringen und dann dort bleiben, um Ausflüge zu erleichtern.

Die Ophelia erwartete uns nur einige hundert Schritte vom Hauſe. An einem herrlichen Auguſtmorgen gingen wir an Bord und dampften hinaus in den blauen, ſchimmernden Sund. Keine Wolke und kein Lüftchen regte ſich, das Meer war durchſichtig wie die Atmoſphäre, und der Blick konnte eben ſo ungehindert in die geheimnißvolle Tiefe dringen, wie in die Wälder Dänemarks und in die Buchten und Berge Schwedens. Vorbei ging's an lieblichen Fiſcherdörfern und an reizenden Landhäuſern, die alle von ſchattigen Buchenwäldern umſäumt ſind. Wenige Küſten der Welt ſind ſo ſchön wie dieſe; an wenigen Punkten der Erde vermählt ſich die Ueppigkeit der Pflanzenwelt ſo wahr und innig mit der Größe und Anmuth des Meeres. Was Land und Meer des Schönen bieten können, vereinigt ſich hier; Norden und Süden geben ſich hier einen Kuß, jener durch die ſchattigen Buchen, dieſer durch das ſommerliche Meer vertreten, das ſo ſehr dem Helleſponte gleicht. Schweden mit ſeinen in Duft getauchten Bergen liegt da wie ein Märchenland, das eben nicht ſchöner iſt als die Wirklichkeit; Helſingborg, auf dem die Sonne liegt und das ſich im Meere ſpiegelt, gleicht einer Fata Morgana. Die Inſel Hveen, mit den Ruinen von Schloß und Sternwarte Tycho Brahes, wo er in den Sternen las und Weisheit und Thorheit trieb, Wahrheiten ergründete und phantaſtiſche Träume ausheckte, ſchwärmt auf den Wellen, wie die Inſel eines Zauberers, eines Proſper, der da mit einer Miranda wohnt und von einem Ariel bedient wird. Wir gehen ein in die Traum- und Zauberſphäre; der Geiſt Shakeſpeares, der dieſe Gegenden verklärte, wie ſie die Natur mit Schönheit ausſtattete, fängt zu wirken an. Es war eine ſelige Fahrt! Die Kinder tummelten ſich auf dem Verdecke umher und jauchzten auf, wenn unten ein Seeſtern am Schiffe vorüberflog; Agnes ſtand neben mir und blickte ſchweigend wie ich in die ſchöne Welt. Es war mir, als führe ich mit ihr dem Glücke entgegen. Wir waren allein; auf eigenem Schiffe. Da war kein Getümmel, kein Stoßen der Paſſagiere, kein Aus- und Einſteigen; Kapitän und Matroſen umgaben uns wie dienende Geiſter. Nichts ſtörte in Traum und Genuß. So hätte ich mit Agnes hinausſteuern mögen ins unendliche Meer, in die unendliche Welt, um irgend an einer einſamen Küſte zu landen. Scherzend ſagte ich zum Kapitän: „Fahren Sie hinaus aus dem Sund und landen Sie uns an den azoriſchen Inſeln!“ Und zu Agnes gewendet fuhr ich fort: „Die Inſeln ſind ein Reſt der glückſeligen Atlantis.“

Sie lächelte und ſagte: „Die glückſelige Atlantis iſt überall; am Fuße des Weihnachtsbaumes bei Ihrer Mutter und im Garten meines Vaters, in ſeiner Laube, wo Sie den Sophokles mit ihm geleſen haben.“

Ich bejahte es, aber ich dachte auch zugleich, daß der Dampfer, auf dem ich die glückſelige Fahrt machte und auf dem ich in alle Welt ſteuern wollte, nicht mir gehörte, und daß es ſchön ſei, einen ſolchen Dampfer zu beſitzen. Iſt es nicht ein Zaubermantel, wie ſich ihn Fauſt wünſchte?

Als das gethürmte Kronborg, das den Sund beherrſcht, und gleich darauf Helſingör auftauchte, fing ich an, von ſchönen Lebensſtunden Abſchied zu nehmen. Wie romantiſch und phantaſtiſch auch das alte Schloß und die ältere Stadt Helſings, des alten Normannenrecken, grüßen und locken, mir war es, als zöge ich dorthin wieder platter Alltäglichkeit entgegen — und als wir in den kleinen Hafen einbogen, und uns vom Damme her die Taſchentücher der Damen Friedensborg entgegen wehten, war es mir, als erwachte ich aus einem ſchönen Traume, um wieder die Arbeiten und Mühen des beſchränkten Daſeins zu übernehmen. Als ich Agnes an der Hand faßte, um ihr übers Brett auf das Land zu helfen, drückte ich ſie, wie zum Abſchied.

Sechstes Kapitel.

Man weiß es, daß die Hamlet-Sage urſprünglich in Jütland zu Hauſe iſt, und eigentlich mit dieſen Gegenden nichts zu thun hat; aber Shakeſpeare hat ſie hierher verlegt; ſein Trauerſpiel ſpielt in Helſingör, und er war ſtärker als Sage und Geſchichte. Wer glaubt nun nicht an Hamlets Grab, an Ophelia's Quelle und an die „Terraſſe“, auf der der Geiſt erſchienen? In der Mitte dieſer heiligen Stätte der Dichtung liegt das kleine Schlößchen Marienlyſt, das wir bewohnten; die Terraſſe erhebt ſich unmittelbar hinter dem Hauſe, und von dieſer Terraſſe aus blickt man über den Sund nach Schweden hinüber; zu Füßen der Terraſſe ziehen die Schiffe dahin. Alte Bäume, heimliche Gebüſche ſauſen und flüſtern dem Schloſſe in ihrem Schooße Geheimniſſe zu; gewundene Pfade verlieren ſich in verſteckten Lauben und Winkeln; die vor dem Hauſe auf der Wieſe und in den Arkaden wandeln, ſehen aus wie Glückliche. Die Natur, die Kunſt und die Erinnerung an einen großen Genius, der dieſen Boden zu geweihtem Boden machte, vereinigen ſich hier, um Herz und Kopf mit einem heiligen Rauſche zu erfüllen.

Spät am Abend ſaßen wir auf der Terraſſe, und ich las den Damen Hamlet vor. Die Lampe hatte ich ausgelöſcht und las beim hellen Zwielicht der nordiſchen Sommernacht. Ich las mit Andacht und man hörte mir mit Schauer zu. Der Hain unter uns — der Mond über der See, deren ſtilles Seufzen zu uns herüberdrang — die einzelnen Lichter aus den Häuſern Helſingborgs, da drüben in Schweden, die auf dem Sunde zu ſchimmern ſchienen — die ſchwediſchen Berge, deren Fuß in Nebel, deren Haupt in Mondlicht getaucht war — manchmal ein Ruf der Wache auf den Mauern von Kronborg, oder ein Geſangsbruchſtück, das von einem vorbeiſegelnden Schiffe kam — Alles das bildete eine vervollſtändigende Beigabe und Scenerie unſerer Vorleſung. Aber mein Auge und mein Wort wandte ſich vorzugsweiſe einem kleinen Lichte zu, das aus einem Hinterſtübchen von Marienlyſt kam. Dort wohnte Agnes, und ſie las, wie man am Schatten erkennen konnte, in einem Buche. Sie war allein; wieder ausgeſchloſſen von unſerer Geſellſchaft. Und während ich da draußen deklamirte und manchmal die Stimme erhob in der Hoffnung, von ihr gehört zu werden, kam ich mir ſelbſt wie ein kleiner, parodirter Hamlet vor, der zu keinem Entſchluſſe kommen kann.

Die Damen gingen, tief erſchüttert von der Vorleſung, ins Haus zurück; ich irrte noch lange in den Gebüſchen umher und hielt endlich auf der Anhöhe, auf welcher die Fernröhren aufgeſtellt ſind, vermittelſt welcher man von hier aus die Schiffe in die weite See verfolgt und in die Thäler Schwedens blickt. Ich richtete eines nach dem Fenſter Agneſens — ich ſah nur ihren Schatten auf den weißen Vorhängen, und auch dieſer verſchwand plötzlich, da das Licht erloſch. Es war mir das wie eine andeutende ſymboliſche Handlung, daß ſie mir wieder entrückt ſei; und ſie war es auch. Seit unſerer Ankunft wandelte ſie wieder allein mit den Kindern umher, oder ſaß ſie auf ihrer Stube. Schon am erſten Abend wurden Pläne zu Ausflügen entworfen, an denen ſie natürlich nicht Theil nehmen ſollte, da ſie mit den Kindern bei der Baronin bleiben mußte. Ich werde ſie nicht eine Viertelſtunde ſo wiederſehen, wie ich ſie in den letzten Tagen geſehen hatte — und doch glaubte ich, ohne ſie nicht leben zu können.

Unwillkürlich trug mich mein Schritt am Morgen nach der Vorleſung auf die Höhe zurück, wo ich in ihr Fenſter ſehen konnte. Aber ich ſah ſie kaum; die Entfernung war zu groß — ich ſah nur wie einen Schatten. Da fiel mein Blick wieder auf das Fernrohr, das noch ihren Fenſtern entgegengerichtet war; ich löſte es vom Geſtelle los, verſteckte mich in das Gebüſch und legte es zwiſchen zwei Zweige. Ich ſuchte nur einen Augenblick lang die Richtung und ſie ſaß ſo nahe bei mir, daß ich ſie glaubte athmen zu hören; ich ſah die feinen, blauen Aederchen auf ihrer Schläfe, die langen Wimpern, das ſeidene Haar. — „Agnes, ich liebe dich!“ flüſterte ich vor mich hin, als ob ich es ihr ins Ohr flüſterte. Es ſchien mir, als ob ſie darauf tief aufſeufzte, als ob ſie in großer Aufregung wäre. Jetzt erſt bemerkte ich, daß ſie da ſaß und ſchrieb; die Buchſtaben lagen groß vor mir — das erſte Wort, das ich las, war mein Name. Ich konnte nicht weiter leſen, es flimmerte mir vor den Augen und ich erhob den Kopf. Da war ich wieder ſo fern von ihr. Soll ich leſen, was ſie ſchreibt? Iſt es nicht eine Heiligthumsentweihung, wenn ich einen Blick in das unbewachte, jungfräuliche Gemüth werfe? Vielleicht ſchreibt ſie ihr Tagebuch? Vielleicht ſchreibt ſie, daß ſie mich liebt? Die Verſuchung war ungeheuer, ich erlag. Das Fernruhte war nicht mehr auf das holde Geſicht, es war auf das Blatt gerichtet und ich las:

„— mit welcher Liebe er deiner gedenkt! Ein Herz, das dich, mein theurer Vater, ſo zu würdigen verſteht, muß trotz Allem ein edles Herz ſein. O wäreſt du da, um ihn an ſich ſelbſt zu erinnern, um ihm in ſeinem Ringen beizuſtehen und ihn zu retten, denn er wird elend, unglücklich ſein ſein Lebenlang, wenn er ſich verleugnet und dieſen Verrath an ſich ſelbſt begeht. — Könnteſt du nicht kommen? Iſt eine ſolche Rettung nicht der Reiſe werth? Ich weiß es, mein guter Papa, du haſt nichts und die Reiſe würde die Hälfte deiner Einkünfte verſchlingen; aber ich habe etwas erſpart. Sieh, mein guter Papa, ein Flecken auf dieſer Seele würde mir einen ewigen Kummer bereiten, eine Enttäuſchung, die ich nie verſchmerzen würde, denn — dir ſage ich ja Alles — ich liebe ihn! und mit welchen Schmerzen!“

Das Rohr entfiel meiner Hand ins Gras, und ich ſtürzte aus dem Gebüſche. Vielleicht wäre ich ins Haus geeilt und hinauf in Agnesens Stube; aber ich hörte plötzlich überall meinen Namen rufen, und nicht wiſſend, ob es Täuſchung, ob Wirklichkeit war, folgte ich betäubt dem Rufe und ſaß, ehe ich zur Beſinnung kam, im Wagen, um, wie es verabredet war, nach Friedrichsborg zu fahren. Ich war betäubt, ich ließ mich hinfahren, ich glaubte, ich werde entführt. Der Weg geht fortwährend durch Buchenwälder, ohne daß man darum den Anblick des Meeres nur durch Minuten verlöre; bald blickt es durch Hecken und Halden, bald, wenn man nur über kleine Hügel fährt, breitet es ſich in ſeiner ganzen Größe aus; wie oft glaubt man, durch die enge Nachbarſchaft von Wald und See getäuſcht, daß ein Segel mitten durch die Buchenſäulengänge dahingleite. Es iſt wie ein Zauber, ein Traum, ein Märchen; die elfenhafte Phantaſie kann nichts Schöneres erſinnen. Und doch erwartet den Wanderer am Ende dieſes Weges noch etwas Schöneres, oder vielmehr es erwartete ihn einſt, denn jetzt iſt es dahin, das Wunder Dänemarks, des ganzen Nordens, die Schöpfung Chriſtians IV., das herrliche

Schloß Friedrichsborg. Da ſtand es plötzlich, aus einem See mitten im Walde hervorragend, mit Zinnen, Thürmen und Zinken, mit Bildern und Säulen, in allen Farben glänzend, als ob ein Waſſernix ſeine Reſidenz für einige Zeit aus der kryſtallenen Tiefe ans Licht der Sonne emporgehoben hätte, um während der lieblichen Sommerzeit hier Hof zu halten, wie vom Elfenkönig O'Donoghue in Irland erzählt wird. Inmitten all dieſer Schönheit hatte ich Entſchuldigung genug für meine Schweigſamkeit; ſchwiegen doch auch die Anderen, die nicht heute, ſo wie ich, durch ein Wunder erfuhren, daß ſie vom ſchönſten Herzen geliebt werden. Wer hat den Muth des Wortes in Gegenwart unendlicher Schönheit? Nur der ſie nicht fühlt. Es war einmal ein Knabe im Morgenlande, der ſollte zum Hüter der Schätze des Sultans und darum ſtumm gemacht werden. „O," ſprach er, „Sultan, mache mich anſtatt zum Hüter deiner Schätze, zum Hüter deiner ſchönen Tochter, der ſchönſten aller Prinzeſſinnen, und ich werde ſie anſehen und von ſelbſt verſtummen, ohne daß mir die Zunge herausgeſchnitten zu werden braucht."

An den folgenden Tagen ging es zu den Hünengräbern, über den Fjord nach Röskilde zu den Königsgrüften, dann in die Wälder von Jägers-Prijs,, dann nach der Inſel Hveen, dann nach Schweden: überall hin, wo Schönes war, wo Rauſch und Genuß war, und überall war Agnes nicht mit, wohl aber der Dämon, der mir immer wieder ins Ohr flüſterte: „Nur ſo zu leben iſt des Lebens werth! Und du kannſt nicht mehr anders leben!"

Agnes war ſchon ſeit zwei Tagen abweſend und mit den Kindern nach Kopenhagen zurückgekehrt — und ich hatte es nicht gemerkt — und als ich mit der ganzen Familie auf der Ophelia ſelbſt dahin zurückkehrte, dachte ich an die einſame und ſtille Fahrt und an die Träume, die mit uns an Bord waren, wie an einen längſtvergangenen Traum, deſſen Beſtimmung es war, beim Erwachen zu verſchwinden und ſich in Nichts zu verflüchtigen.

Graf Tannen erwartete uns am Landungsplatze. Als er

Helene an meinem Arme ſah, lächelte er ganz eigenthümlich bitter, und es kam mir zum erſten Male der Gedanke, daß er ſie möglicherweiſe liebe. Sein Benehmen gegen mich erſchien mir nun in anderem Lichte; es war Eiferſucht, es war nicht Mißachtung; er wollte jene nur verbergen, indem er dieſe errathen ließ — und ich ſah ihn kühner und herausfordernder an als vorher. Er ſchüttelte den Kopf, als ob ihn mein Auftreten in irgend einem Gedanken, irgend einer Vermuthung beſtärke. Ich war unangenehm überraſcht, als er ſich Abends, da ich die Villa verließ, an mich anſchloß, um mich in die Stadt zurück zu begleiten, und etwas betroffen, als er mich, in der Stadt angekommen, dringend einlud, ihm in ſeine Wohnung zu folgen.

Als der Diener die Lampe brachte, bat mich Graf Tannen um die Erlaubniß, ſie zurückſchicken zu dürfen; es plaudere ſich beſſer in dieſer lichten Dämmerung. Ich willigte gerne ein; trotzdem rief er bald darauf dem Diener zu, die Lampe herein zu bringen. Er war aufgeregt, ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab und bereitete ſich offenbar zu einem Geſpräche vor, über deſſen Inhalt und Zweck er mit ſich noch nicht einig war. Er geſtand mir das auch offen, und bat mich zu wiederholten Malen um Entſchuldigung. Dann rief er wieder dem Diener und beſtellte zwei Rheinweinflaſchen. „Zwei Deutſche,“ ſagte er mit erzwungenem Scherze, „können ſich ſeit Tacitus' Zeiten nur beim Trunke recht ausſprechen, beſonders wenn es ſich um Wichtiges handelt.“

Er ſchenkte ein und wir ſaßen da und tranken köſtlichen Johannisberger und plauderten, aber das Wichtige, das er mir angekündigt, kam nicht zum Vorſchein; er ſuchte im Gegentheil die unwichtigſten und gleichgültigſten Gegenſtände aufs Tapet zu bringen, und erzählte mir unter Anderem, daß der Wein, den wir da tranken, ein Geſchenk des Fürſten Metternich an ſeinen Vater ſei. Er kam mir ſonderbar vor, dieſer ſo ernſthafte, junge Mann, der ſonſt nur Geſpräche über bedeutendere Fragen liebte. Er trank mehrere Gläſer und ſchien ſich im Weine und mit vielen

Worten den Rauſch beſchleunigen zu wollen. Endlich hatte er Muth und zugleich Kaltblütigkeit genug, um gleichgültig hinzuwerfen, was ihm gerade das angekündigte Wichtige war.

„Nun,“ fragte er lächelnd, „kommen Sie als glücklicher Verlobter zurück?“

„Verlobter?“ rief ich achſelzuckend, eben ſo gezwungen, wie er auf ſeinen ſcherzhaften Ton eingehend.

„Nicht?“ fragte er etwas erſtaunt, doch offenbar erfreut, „es wäre doch Zeit, endlich Ernſt zu machen; ſchon ſpricht man in der Stadt davon, wie von einer ausgemachten Sache.“

„Wovon ſpricht man nicht? Fräulein Helene kann es ertragen; ſie iſt nicht zu kompromittiren.“

„Allerdings,“ lachte Tannen, „mit zwanzig Millionen iſt man unkompromittirbar.“

„Und mit Helenens und der Familie Charakter,“ fügte ich ernſter hinzu.

„Sie haben Recht,“ ſagte Tannen plötzlich in einem anderen Tone. „Alſo Sie haben nicht um ſie angehalten? Ich war überzeugt, daß der Aufenthalt in Marienlyſt Alles zum Abſchluſſe bringen müſſe. Oder fehlt es Ihnen an Muth? So will ich Ihnen ſagen, daß Sie dem Alten ſehr wohl gefallen; er hat, wie er ſich ausdrückt, an Ihnen „herumgeförſchelt“ und Sie gut befunden; die Baronin wünſcht ſich keinen liebenswürdigeren Schwiegerſohn, die Gräfin keinen lebhafteren Geſellſchafter.“

„Und die Hauptperſon? von der ſchweigen Sie?“

„Die Hauptperſon iſt Ihnen geneigt, und Sie brauchen ſich nur durch wenige Tage anzuſtrengen — ich ſetze voraus, daß Sie das in Marienlyſt gethan haben, um ihr ganzes Herz zu gewinnen. Die gute, beſcheidene Helene iſt ſo dankbar.“

„Aber, lieber Graf, ſagte ich etwas ſtutzig, ja gereizt, „wie kommen Sie dazu, von Anſtrengung zu ſprechen?“

„Es bedarf alſo der Anſtrengung nicht? Deſto beſſer!“

„Ich verſtehe Sie nicht!“

„Sie lieben alſo Helene? fragte der Graf, indem er die

Lampe etwas zur Seite ſtellte, um mir beſſer ins Auge ſehen zu können.

Ich erhob mich, und indem ich die eine Hand nach dem Hute ausſtreckte, ſagte ich, „Herr Graf, ich habe nicht die Ehre, Sie lange genug zu kennen, um Sie zu meinem Vertrauten zu machen.“

Der junge Mann ſtrich ſich mit der Hand über die Stirne, auf der einige Schweißtropfen erſchienen, ſeufzte tief auf und ſagte:

„Ich gebe Ihnen gern zu, Herr Born, daß ich zudringlich bin, daß ich kein Recht auf Ihr Vertrauen habe, und daß ich Ihnen Urſache gebe, mich gehörig zurückzuweiſen. Aber hören Sie mich — ich bitte Sie.“

Er ſetzte ſich wieder auf denſelben Platz, von dem er bei meinen Worten aufgeſtanden war, beugte ſich vor über den ſchmalen Tiſch und ſagte langſam und eindringlich: „Ich liebe die Familie Friedensborg; ſie beſteht aus lauter vortrefflichen Herzen, und ich habe ein gewiſſes Mitleid mit ihr, da ich ſie meiſt von Menſchen umgeben ſehe, die etwas von ihr wollen, die ſie ausbeuten, die durch ſie emporzukommen wünſchen. In ihrem Tumulte leben die Friedensborg in der größten Einſamkeit, bei dem innigſten Wunſche, wahre Freunde zu haben. O die Schatten des Reichthums ſind eben ſo kühl, als ſie dunkel ſind. Vor Allem aber liebe ich Helene!“

Der Graf ſchwieg wieder einen Augenblick, dann fuhr er leiſe lächelnd fort: „Sie ſehen, daß ich ein gewiſſes Recht habe, mich in Ihr Vertrauen zu drängen, da ich Sie zudringlicherweiſe zu meinem Vertrauten mache. Ich habe Ihnen hier ein Wort ausgeſprochen, das noch niemals über meine Lippen kam, ausgenommen meinem Vater gegenüber. Ja, ich liebe Helene, das beſte unter dieſen guten Herzen. Aber glauben Sie nicht, daß ich Sie alle dieſe letzten Wochen aus Eiferſucht gerne von ihr entfernt hätte, oder daß es Eiferſucht iſt, die mich jetzt mit Aufregung, die ich nicht verbergen kann, von ihr und von Ihrer möglichen Verlobung mit Helenen ſprechen läßt. Sie wird jedenfalls jemand Andern heirathen, nicht mich. Ich denke nicht daran, jemals um ihre Hand anzuhalten. Mein Vater iſt ein Legitimiſt aus der alten Schule; die Heirath ſeines Sohnes mit einer Tochter der roture würde ihm den empfindlichſten und wahrhaftigſten Kummer verurſachen, noch mehr der Gedanke, daß man mich für einen jener Adeligen halten könnte, die nach bürgerlichem Parvenugeld jagen. Ich will meinem Vater dieſen Kummer um ſo lieber erſparen, als ich überhaupt nicht zu heirathen gedenke, und als es Helenen während der langen Zeit unſeres Umganges nie eingefallen iſt, daß ſie mich heirathen könnte. Freilich habe ich mich ihr niemals hofmachend genähert; aber bei meinen Grundſätzen und Anſichten von der Liebe ſoll dieſe ohne Hofmacherei kommen. Außerdem halte ich mich für krank. Vielleicht täuſche ich mich, aber bei mir iſt es ausgemacht, daß ich endlich nach Madeira oder Egypten werde gehen müſſen, um ein ſchwächliches Daſein zu friſten. Wäre Helene nicht in Kopenhagen, ich wäre vielleicht ſchon in Kairo. Ich will das junge Leben eines lieben Geſchöpfes nicht an eine zweifelhafte Exiſtenz knüpfen. Sie ſehen, es iſt nicht Eiferſucht, nicht Selbſtſucht —“

Er unterbrach, ſtand auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab — dann fuhr er mit zitternder Stimme fort: „Ich möchte Helene nur an einen Mann verheirathet ſehen, der ſie liebt. Sie braucht das, ſie kann anders nicht glücklich ſein. Aber ich bin um ihr Glück beſorgt, denn ſie hat eine Seele voll Vertrauen und wird Dem glauben, der ihr ſagt: „Ich liebe dich!“

Er ſetzte ſeinen Spaziergang durch die Stube fort, aber langſamen, bekümmerten Schrittes. „Wenn ich wüßte, daß Sie Helenen lieben, Herr Born, ich wäre glücklich, ſie an Ihrer Seite zu ſehen.“

Ich ſchwieg. Ich war keines Wortes fähig. Ich ſaß da wie der Verbrecher vor ſeinem Richter ſitzt und nachdenkt, ob er bekennen ſoll oder nicht? Aber ich ſagte mir, daß, wenn der junge Mann noch länger ſo fortfahre, ich wohl bekennen werde, und ich ſuchte nach Mitteln, das Geſpräch abzubrechen, um einem äußerſten und entſcheidenden Entſchluß zu entgehen. Ich hätte ihn wohl mit ſeinem Vertrauen eben ſo zurückweiſen können, wie ich zu Anfang gethan hatte; er war weder Vater noch Bruder Helenens, noch trat er als Bevollmächtigter der Familie auf; aber in der Wahrheit ſeines Gefühles, mit dem Ausdruck tiefſten Kummers auf dem Geſicht ſchien er mir zu Allem berechtigt. Auch ſagte er mir, daß das Entſcheidende, was er mir mitzutheilen habe, noch kommen müſſe; es machte mir den Eindruck, als ob alles Bisherige nur Vorbereitung geweſen.

„O wüßte ich, ob Sie Helene lieben oder nicht!“ rief der Graf plötzlich, indem er mitten in der Stube ſtehen blieb.

Ich erhob mich, um zu antworten, er aber fiel mir raſch ins Wort: „Entſchuldigen Sie, es war ein Monolog; ich habe unwillkürlich meine Gedanken ausgeſprochen; Sie ſollen mir darauf nicht antworten.“

Dann ſtellte er ſich wieder vor mich hin, und beide Hände auf den Tiſch ſtützend, ſagte er: „Ich muß Ihnen noch Manches anvertrauen. Bitte, hören Sie mich. Ich bin reich, ſehr reich. Meine Mutter hinterließ mir Güter im Werthe von zwei bis drei Millionen, deren unbeſchränkter Herr ich bin — von einer uralten Tante erbe ich einſt, vielleicht bald, ein ungeheures Vermögen. Mein Vater iſt auch reich —“

„Aber, Herr Graf, wozu dieſe Auseinanderſetzung — ich fange an, Sie nicht zu verſtehen,“ rief ich etwas ungeduldig.

Anſtatt aller Antwort ging der Graf an einen andern Tiſch, ergriff eine Feder und ſchrieb raſch einige Zeilen auf ein Papier, darauf er dann ein Siegel drückte. Dann nahm er das beſchriebene Papier und ſchwenkte es ſtehend in der Luft, wie um die friſche Schrift trocknen zu laſſen. So blieb er ſelbſtvergeſſen ſtehen, regungslos; nur manchmal bewegte ſich der Arm und das Papier. Ohne dieſe kleine Bewegung hätte er wie eine Statue oder wie ein Kataleptiſcher ausgeſehen. Seine Augen ſtarrten glanzlos vor ſich hin. Ich fragte mich, ob er unwohl ſei, beſinnungslos oder verrückt. Ich bewegte mich, um ihm entgegen zu gehen, aber dieſe Bewegung weckte ihn; er ſeufzte tief auf und ging wieder auf den Tiſch los. Sein Geſicht war blaß, wie das Geſicht eines Todten, als er ſich wieder zu mir herüberneigte. Er wollte ſprechen, unterbrach ſich aber, und indem er that, als ob er das Licht der Lampe regeln wollte, drehte er daran und verkleinerte die Flamme, daß es im Zimmer beinahe ganz dunkel wurde. Dann ſtieß er raſch folgende Worte hervor: „Sie lieben Helene nicht! Sie wollen reich werden! Laſſen Sie von ihr, reiſen Sie ab; hier iſt die Verſchreibung meines ganzen Vermögens.“

So ſprechend warf er das Papier vor mich hin.

Ich ſprang auf, und in meinem Eifer, an ihn zu gelangen, vergaß ich, daß der Tiſch zwiſchen uns war. Ich ſtürzte ihn um, und mit ihm die Lampe. Wir waren im Dunkeln. Unfähig, ein Wort hervorzubringen, tappte ich, unartikulirte Laute ausſtoßend, nach ihm, um ihn für ſeine furchtbare Beleidigung zu züchtigen. Da ſtieß ich mit beiden Füßen an ihn. Er lag auf dem Boden und über ihm der Tiſch. Er war ohnmächtig. Ich ſtürzte hinaus und ſchickte ihm ſeine Bedienten.

Wie ich auf meinem Zimmer im Gaſthof angekommen bin? — ich könnte es nicht ſagen. Ich weiß nur, daß ich die halbe Nacht bald wüthend wie ein Tiger im Käfig umher gerannt, bald vernichtet und beſchämt mich aufs Sopha warf und das Geſicht mit den Händen bedeckte, um gleich wieder aufzuſpringen und den wüthenden Rundgang aufs Neue zu beginnen. Meine Zimmernachbarn wurden ungeduldig, klopften da an die Wand, dort an die Thüre; aber es gelang ihnen nur, mich auf Momente zur Ruhe zu bringen. Geſchimpf und Gefluche, das ich endlich zu hören bekam, berührte mich eben ſo wenig, als vorher die leiſen Mahnungen. Es wäre mir ganz recht geweſen, wenn ſie über mich hereingeſtürzt und es zu einem Handgemenge gekommen wäre. Alſo ſo tief war ich gefallen, ſo weit war es mit mir gekommen, daß man es wagte, mir Geld anzubieten, um mir eine Braut abzukaufen? Ein ehrenhafter Mann glaubte mit mir einen ſolchen Handel machen zu können? O wie elend, wie tief gedemüthigt fühlte ich mich; wie ſehr ſehnte ich mich nach der Zeit zurück, da ich eine ſolche Beleidigung, eine ſolche Zumuthung für unmöglich hielt. Es war die goldene Zeit meines Lebens. Aber Tannen hatte ſich durch eine Ohnmacht meiner Züchtigung entzogen; hätte ich ihn ohrfeigen, hätte ich ihn erdroſſeln können, ich wäre jetzt ruhiger. Was blieb mir zu thun übrig? Philoſophiſch hatte ich das Duell zu allen Zeiten als höchſt barbariſch und unvernünftig verachtet, jetzt ſchwebte mir nichts vor als der Gedanke, wie ich dem Manne, der mir ſolches bieten konnte, gegenüberſtehe und ihm eine Kugel direkt ins Herz ſchieße, oder ruhig ſelbſt die Kugel erwarte. Ich wollte unbarmherzig ſein, ich wollte ihn auf dem Platze tödten; er durfte nicht leben. Ich ſetzte mich hin und ſchrieb eine Herausforderung, die ihm Dr. Bille mit erſtem Morgengrauen bringen ſollte. Mit dieſer Herausforderung in der Taſche verließ ich das Hotel und ſtreifte um das Haus meines künftigen Sekundanten umher.

Die Morgenluft kühlte ein wenig meine fieberiſche Stirne. „Wie recht hat der Mann,“ dachte ich, „den ich erſchießen will; er gibt ſein Vermögen her, um das Glück eines jungen Mädchens zu retten; ich will ein Vermögen erwerben auf Koſten dieſes ſelben Glückes.“ Und ein anderer Gedanke fuhr mir durch den Kopf und erfüllte mich mit Entſetzen: Muß nicht Agnes eben ſo von mir denken, wie Tannen? Wie ein Verrückter lief ich der Villa zu, mit dem feſten Vorſatz, ſie zu wecken und zu fragen, ob ſie mich in der That für ſo jämmerlich halte, daß ich mir eine Braut abkaufen ließe. Das Gitter vor der Villa war glücklicherweiſe geſchloſſen; ich hing daran und — ich weiß nicht, wie es kam — ich weinte. Es war mir, als trennte mich dieſes Gitter für ewig von Agnes. Die Villa, der Garten, all' die Pracht, die mich ſo mächtig angezogen hatten, erſchienen mir jetzt in geſpenſtigem Lichte; ich hätte nur noch hineindringen mögen, um Agnes daraus zu entführen, und mit ihr in die ſtille Stube meiner Mutter oder in das grüne Pfarrhaus ihres Vaters zu flüchten. Ich wollte nichts mehr als ihre Liebe und wieder ein wenig Achtung der Menſchen. Agnes war, wie immer, wieder die erſte im Garten. Als ſie mich erblickte, ſtürzte ſie mir erſchrocken entgegen und rief: „Um Gotteswillen, was iſt Ihnen? Sie ſehen fürchterlich zerſtört aus.“

Ich ergriff aber beide Hände, die ſie mir entgegenſtreckte, und zog ſie in die Laube, in der ich ſie zum erſten Male geſehen, und indem ich dieſe Hände mit Küſſen bedeckte, bat ich: „Agnes, verlaſſen Sie mich nicht; helfen Sie mir mich wieder aufrichten; ich liebe ja nur Sie!“

Im Gefühl meiner Sündhaftigkeit ſank ich ihr zu Füßen und drückte mein Geſicht in die Falten ihres Kleides. Sie verſtand ſchnell, was in mir vorging, und lächelte auf mich herab, wie Engel auf reuige Sünder herabblicken ſollen. Dennoch zauderte ſie noch mit einem tröſtlichen Worte.

„Keine Buße, Agnes,“ flehte ich, „keine Verzögerung meines Glückes! Ich weiß es, du liebſt mich!“

Sie beugte ſich zu mir herab, und alle Millionen der Erde wiegen das Glück nicht auf, das mit dem läuternden Kuß, den ſie mir auf die Stirn drückte, mein ganzes Weſen durchdrang.

Ich dachte nicht mehr an Tannen und Genugthuung. Als er gegen Mittag in die Villa kam, trat ich ihm mit Agnes an der Hand entgegen und ſagte: „Herr Graf, Sie haben mich geſtern nach einer Verlobung gefragt; nunmehr hat eine ſtattgefunden, und hier ſtelle ich Ihnen die Braut vor.“

Tannen fuhr erſchrocken zurück. „Um Gott,“ rief er blaß und zitternd, „vergeben Sie mir! Ich habe an Ihnen ein ſchändliches Verbrechen begangen.“

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben,“ ſagte ich, „ich habe Ihnen nur zu danken.“

* * *

Pfarrer Gillmer traute uns; meine Mutter tröſtet ſich beim Anblick ihrer Schwiegertochter über den Verluſt der Millionen.

Tannen verſchaffte mir durch eine Empfehlung an ſeinen Vater die Stelle eines Kuſtoden an einem numismatiſchen Kabinet, die mir achthundert Thaler einbringt; Agnes hatte ſich als Gouvernante etwas erſpart und meine Mutter verzehrt ihren Wittwengehalt mit uns. Meine Bücher bringen auch etwas ein, und ſo geht es, trotzdem die Erziehung meiner Kleinen ein Erkleckliches koſtet, ganz gut von Statten; ſo gut, daß ich die zwanzig Millionen nie bedauert habe, und daß ich ein Zwanzigmillionſtel meines Glückes um dieſe Summe nicht verkaufen würde.

Verrechnet.

Erſtes Kapitel.

An einem ziemlich kühlen April-Nachmittage fuhr ein elegantes, von zwei ſchönen engliſchen Pferden gezogenes, offenes Kabriolet, von den Eaux-vives kommend, über den großen Quai von Genf. Die Pferde trabten langſam dahin; denn die beiden in dem Kabriolet ſitzenden Perſonen erfreuten ſich an der ſchönen Ausſicht, die dieſer Punkt über den See und bis an den Jura gewährt. Es waren zwei den Genfern bekannte Perſönlichkeiten; aber ſelbſt wenn ſie das nicht geweſen wären, man hätte doch auf den erſten Blick ihre Abſtammung und ihr gegenſeitiges Verhältniß zu einander kennen müſſen. Sie waren Engländer, und Vater und Tochter. Den Genfern waren ſie bekannter, als es ſonſt an dieſen Ufern verweilende Fremde zu ſein pflegen, und dieſes Bekanntſein verdankten ſie ihrem Reichthum, für den die Eingebornen dieſer Stadt immer ein aufmerkſames Auge haben, ihrem längeren, ſchon Jahre dauernden Aufenthalt in einer am See gelegenen Villa und endlich ihrer auffallenden Schönheit. Der Vater war einer jener ſchönen Greiſe, wie man ſie im Norden nur in England findet und die Tochter, ſein Ebenbild, eine jener merkwürdigen Blondinen mit griechiſchem Profil und blauen Augen, wie ſie ebenfalls nur in England anzutreffen ſind. Als ſie am Café du Nord vorbeitrabten, lieſen die Gäſte ans Fenſter, um „Sir William Spencer und Miß Lucy" zu ſehen; daſſelbe geſchah im zweiten und dritten Kaffeehauſe des Quais. Solche Aufmerkſamkeit erregten die Zwei ſchon ſeit Jahren, ſchon ſeit Sir William mit ſeiner damals vierzehnjährigen Tochter zum erſten Male in Genf erſchien und das war nur natürlich. Denn der Anblick dieſer ſchönen Jugend und dieſes beinahe eben ſo ſchönen Greiſenthums war ein in der That höchſt erquicklicher und er wurde immer bedeutender und anziehender, je mehr Lucy ſich zu einem vollendeten Weibe entwickelte. Sie war jetzt an zwanzig Jahre alt und ſtand in ihrer ſchönſten Blüthe.

Sie hielt, wie immer, auch heute die Zügel. An der Bergues-Brücke angekommen, lenkte ſie plötzlich nach links und der Rhoneſtraße entgegen.

„Wollten wir nicht nach Hauſe und zu Tiſche?" fragte der Vater.

„Wir haben noch Zeit," antwortete die Tochter — „noch Zeit genug, um über die Corraterie zu traben."

„Du biſt nicht aufrichtig, Lucy!" ſagte der Vater mit vorwurfsvollem Lächeln.

„Nein," ſagte Lucy, ebenfalls lächelnd, „ich bin es nicht."

„Alſo habe ich errathen" — fuhr der Vater fort — „du lenkteſt hier ein, weil du auf der Brücke Mr. Starling kommen ſiehſt."

„Ganz richtig!" lächelte Lucy.

„Siehſt du, Lucy, es iſt dir doch, als hätteſt du ihm Unrecht gethan, ſonſt würdeſt du ſeinem Gruße nicht ausweichen."

„Nicht ſo, Papa, von Unrecht iſt keine Rede. Thut man allen Denen Unrecht, die man nicht heirathen will? Ich bin mir deſſen bewußt, daß ich alle die guten Eigenſchaften Starlings anerkenne — aber man begegnet einem Manne nicht gerne, von dem man weiß, daß man ihm nächſtens einen Korb wird geben müſſen. Ich bin ihm gut, er iſt ein vortrefflicher Menſch, und ich behandle ihn darnach; aber das täuſcht ihn, darauf baut er

Hoffnungen, und trotz aller Winke, die ich ihm gebe, fährt er fort, mir den Hof zu machen und demnächſt wird er bei mir mit einem Antrage herausrücken, wie er es ſchon bei dir gethan hat. Er weiß, daß ich ihn nicht liebe, aber er iſt überzeugt, daß ich ihn lieben werde; das iſt bei ihm zur fixen Idee geworden.“

„Aber warum ſollſt du ihn nicht lieben können?“ fragte Sir William.

Lucy peitſchte ungeduldig die Pferde, daß ſie ausgriffen und in raſcheſtem Trabe die Corraterie hinaufſprengten.

„Peitſche mir den guten Hektor nicht ſo unbarmherzig,“ lächelte der Vater.

„Das iſt deine Schuld, Papa. Wie kannſt du nur ſolche Fragen ſtellen? Biſt du ſchon ſo alt, um ſolcher Fragen fähig zu ſein? Du ſagſt immer, daß du mit mir wieder jung geworden biſt — ich glaube es manchmal, aber ſolche Fragen machen mich wieder irre.“

„Wohl! Du haſt Recht!“ ſagte der Vater begütigend, — „aber ſelbſt für unbeſtimmte Gefühle ſucht man wenigſtens nach allgemeinen Urſachen; man will ſich doch Rechenſchaft geben — und du beſonders, du liebſt es ſonſt, dir deine Gefühle und Empfindungen klar zu machen. Ich bin überzeugt, du kannſt mir auch hier, wenn du willſt, wenigſtens einen allgemeinen Grund deines Widerſtrebens gegen dieſe Heirath angeben.“

Lucy ſchwieg eine Zeit lang, dann fragte ſie: „Nicht wahr, Papa, auf dem Namen deines Onkels, des alten Lord Macdouald, ruht ein gewiſſer Schandfleck?“

„Ja! Leider!“ ſeufzte Sir William. — „Leider hat er ein Leben, das ein ruhmvolles hätte ſein können, durch eine gemeine Geldſpekulation befleckt. Leider hat er ſeine hohe Stellung benutzen wollen, um ſich ſchnell zu bereichern. Ohne dieſe Schwäche würde unſere Familie einen Mann aufzählen, der ſich neben Nelſon ſtellen könnte. Aber wie kommſt du jetzt auf Lord Macdouald?“

„So!“ antwortete Lucy, „ich wollte dir ſagen, daß ich ganz wohl einen Lord Macdonald mit ſeinem Schandfleck heirathen könnte, weil er trotz Allem ein Mann iſt, weil er etwas gethan hat, weil er mit einer kleinen elenden Brigg große feindliche Schiffe genommen, weil er Europa und Amerika mit ſeinen kühnen Thaten in Erſtaunen geſetzt hat."

„Du liebſt die Soldaten, wie alle Mädchen," ſagte Sir William und fügte lächelnd hinzu: „ich ſchätze mich glücklich, bei Trafalgar geweſen zu ſein, ſonſt hätte ich das Herz meiner Tochter vielleicht nie gewonnen."

„Papa!" rief Lucy und ſah ihn mit einem zärtlich vorwurfsvollen Blicke an, „du wäreſt ein Mann und mein dear Pa auch ohne Trafalgar. Du irrſt übrigens; ich liebe die Soldaten nicht. Zum größten Theile ſind ſie roh, ungebildet und eingebildet; ſie meinen, die Welt könnte ohne ſie nicht beſtehen und gewiß wäre ſie glücklicher, wenn es nicht einen einzigen Soldaten auf Erden gäbe. Ihre ſchönſten Thaten ſind oft, in der Nähe betrachtet, nur Früchte der Gewohnheit, der Disziplin, des Gehorſams oder höchſtens des Temperamentes, ſelten der Ueberlegung, der Ueberzeugung, der Begeiſterung. Ihre auffallendſten Thaten zerſtören in ihnen oft das Beſte, was der Menſch in Herz und Seele beſitzt. Nein, Papa, ich liebe die Soldaten nicht, aber ich liebe die Männer, die etwas thun, die etwas zu Stande bringen, und ich werde nie einen andern heirathen und lieben, als einen ſolchen, der ſchon etwas gethan hat, oder dem ich es anſehe, daß er etwas Rechtes zu thun fähig iſt."

„Well! Well!" murmelte der Alte, „du biſt mein altes britiſches Mädchen — aber," fügte er lächelnd hinzu, „ich glaube, daß wir der Gefahr, Herrn Starling zu begegnen, nicht mehr ausgeſetzt ſind und daß wir anſtatt nach Carouge nach Hauſe fahren könnten."

Lucy wandte den Wagen, als Künſtlerin, wie man ſich auszudrücken pflegt, auf dem Raume eines Tellers und jagte in die Stadt zurück und über die Inſel auf den Quai des Bergues. Dort ließ ſie die Pferde wieder langſamer gehen, um den Zöglingen eines der zahlreichen Knaben-Inſtitute Genfs, die eben den Quai kreuzten, Raum zu laſſen und ſie mit Muße betrachten zu können.

„Sieh, die hübſchen Knaben, Papa,“ ſagte ſie.

„Es ſind viele Engländer darunter,“ bemerkte Sir William.

In demſelben Augenblicke erſcholl ein heftiges Angſtgeſchrei. Ein Mädchen von ungefähr dreizehn Jahren hatte ein kleines Kind, das ſie unvorſichtiger Weiſe aufs Parapet geſetzt, um es ſich auf den Rücken zu heben, in die Rhone fallen laſſen. „Das Kind! das Kind!“ ſchrie ſie und lief mit der Schnelligkeit der Rhonewellen um die Wette dem Quai entlang. Die fürchterlichſte Todesangſt blickte aus ihrem blaſſen, von Entſetzen entſtelltem Geſichte. Lucy ſah, ſelbſt vor Schrecken erſtarrt, bald das Mädchen an, bald nach dem Kinde, das von den fürchterlich reißenden und ſchäumenden Rhonewellen, dort, wo ſie mit gewaltigem Falle aus dem See ſtürzen, herauf- und heruntergeworfen wurde, bald auf der Oberfläche erſchien, bald unter dem Schaume verſchwand. Trotz dem Feſſelnden des ſchrecklichen Schauſpiels wurde ihre Aufmerkſamkeit plötzlich doch auf ein anderes in ihrer nächſten Nähe abgelenkt. Einer der Knaben des vorüberziehenden Inſtituts befand ſich auf dem Trottoir, unmittelbar am Wagen Lucy's, der ſtille hielt, mit einem älteren Manne, offenbar einem Lehrer oder dem Vorſteher der Anſtalt, in einem heftigen Kampfe. Der Knabe, ein Junge von ungefähr fünfzehn Jahren, blond, ſchlank und einer von denen, die Lucy's Aufmerkſamkeit ihrer jugendlichen Schönheit wegen angezogen, ſtieß den Lehrer, der ihn krampfhaft feſtzuhalten ſtrebte, mit Gewalt von ſich; der Lehrer aber faßte ihn mit beiden Armen um den Leib; da ballte der Schüler die Fauſt und ſtieß ihn vor den Kopf, daß er rückwärts taumelte. Der Knabe ſtand im ſelben Augenblicke auf dem Steingelände und ſtürzte ſich, unter dem Aufſchrei ſeiner Mitſchüler und des verſammelten Volkes, in das ſchäumende Waſſer, das ihn mit ſeiner reißenden Schnelligkeit ſofort entführte und für lange Sekunden unſichtbar machte. Der

Lehrer, der ſich mit offenbarer, moraliſcher Anſtrengung von dem betäubenden Schlage raſch erholte, rang die Hände und rief, indem er den Quai hinablief, nach Hülfe. Ihm nach eilten, rufend, ſchreiend, zum Theil weinend, die andern Zöglinge und an dieſe ſchloß ſich das Volk, das ſich bei dem allgemeinen Geſchrei verſammelt hatte. Auch Lucy jagte die Pferde, den Blick immer den ſchäumenden Wellen zugewandt, der Menge nach.

„Der brave Junge! der brave Junge!“ rief ſie, indem ſie dahintrabte, als ob ſie ihn erreichen wollte.

„Der arme Lehrer!“ ſagte Sir William, „welche Verantwortlichkeit, welch ein Unglück für ihn, wenn der Junge zu Grunde geht. Aber er hat das Seinige gethan, ihn von dem tollkühnen Sprunge abzuhalten. Es iſt Herr Röder, ein Deutſcher, der Vorſteher der Anſtalt.“

Lucy hörte nicht; ſie hatte ſich im Wagen aufgerichtet und ſah, indem ſie die Pferde dahinlaufen ließ, unverwandten Blickes nach der Rhone. Indeſſen hatte Herr Röder den Rock abgeworfen, um ſich ſeinem Schüler nachzuſtürzen; aber da entwickelte ſich zwiſchen ihm und den anderen Zöglingen ein ähnlicher Kampf, wie der, den er ſoeben durchgemacht hatte. Er ſtand am Steingelände und ſtrebte hinauf zu gelangen, während ſich die Knaben an ſeinen Leib, an Arme und Beine hängten, um ihn vom Sprunge abzuhalten. Sein Geſicht war blaß, ſeine großen ſchwarzen Augen traten aus den Höhlen und ſtarrten während des Ringens fortwährend in die ſchäumende, fürchterliche Fluth, wo ſie weiß und heulend durch die Schleußen unter der neuen Brücke der hydrauliſchen Maſchine entgegenſchnellt. Plötzlich klärte ſich ſein Geſicht auf; ein glückliches Lächeln beleuchtete es; ein tiefer Seufzer hob ſeine Bruſt und das ganze verſammelte Volk, das nach dem erſten Lärm ſprachlos und ſtumm geworden war, ſtieß ein Geſchrei des Jubels hervor. Der heldenmüthige Knabe, der eben im Schwalle verſchwunden geweſen, hing an einer der Schleußenpfoſten, indem er mit dem einen Arme den Balken umklammerte, mit dem andern das gerettete Kind über die Fluthen hielt. Die ſchottiſche Mütze war verſchwunden; aus ſeinem röthlich blonden Haar, wie aus den Kleidern, floß das Waſſer in Strömen. Er achtete nicht darauf; er ſah nur auf das Kind hinab, das bewegungslos unter ſeinem linken Arme lag. Die Zöglinge ſtürzten auf die Brücke, um ihm nahe zu ſein und riefen jubelnd und gerührt: „Odo! Odo!“ Er nickte ihnen zu und antwortete dem Zuruf mit einem kurzen Lächeln; dann aber ſuchte er ſich mit größter Kaltblütigkeit auf ſeinem gefährlichen Standpunkte feſter zu ſtellen und, nachdem ihm dieſes gelungen, faßte er das Kind mit beiden Händen und neigte es leiſe und langſam, um das Waſſer aus Mund und Naſe ſtrömen zu laſſen. Er führte dieſe Operation ſo beſonnen aus, wie ein alter Schwimmmeiſter, und mit dem beſten Erfolge; denn das Kind, das bisher bewegungslos in ſeinem Arm gelegen hatte, begann zu zappeln und fing endlich zu weinen an.

Mittlerweile flog auf der Stromſchnelle, von der Bergues-Brücke her, mit der Raſchheit eines Pfeiles, einer der ſtets bereitſtehenden Rettungskähne herbei. Zwei kräftige Fiſcher lenkten ihn kunſtvoll dem Knaben entgegen, der ihnen in dem Augenblicke, da ihn der Kahn berührte, das Kind entgegenſtreckte. Aber bei dieſer Bewegung verlor er ſeinen Halt und ſtürzte aufs Neue in die Fluth, während die Fiſcher das Kind in den Händen hielten. Wieder erſcholl ein Schrei des Entſetzens, wieder verwandelte er ſich in einen Ausruf der Freude, denn Odo arbeitete ſich ſogleich wieder empor und ſchwang ſich mit einer kräftigen Bewegung in den Kahn. An dieſem war ein Seil befeſtigt, daran er an das Ufer, an die Treppe des daſelbſt an Ketten liegenden Waſch-Schiffes gezogen wurde. Nun liefen Herr Röder und die Zöglinge wieder von der Brücke auf den Quai zurück. Herr Röder ſprang die Treppe hinab und empfing ſeinen Zögling in ſeinen Armen, während die Schweſter des geretteten Kindes daſſelbe in Empfang nahm und noch ganz außer Faſſung, blaß und verwirrt durch die Menge und ihrer in der Nähe liegenden Wohnung, in der Vorſtadt St. Gervais, entgegeneilte.

Alles drängte ſich um den Retter, der jetzt oben auf dem Quai ſtand. Das Volk ertheilte ihm Lobeserhebungen, ſeine Mitſchüler ſuchten ihm die naſſe Jacke abzuziehen, indem ſie ihn bald mit ſeinem Namen Odo, bald mit Man, bald mit Mary anredeten. Er hörte das Alles nicht, er betrachtete nur die aufgeſchwollenen Schläfe ſeines Lehrers.

„Ich erinnere mich,“ ſagte er ſanft, „das habe ich gethan; ich habe Ihnen einen Fauſtſchlag verſetzt. Verzeihen Sie mir, Herr Röder.“

„Sei nicht ſo dumm, mein Junge,“ erwiderte dieſer; „das iſt dir für alle Ewigkeit vergeben. Verlieren wir nicht die Zeit; du mußt aus den naſſen Kleidern heraus, daß du dich nicht erkälteſt.“

Herr Röder ſah ſich um, wie nach einem befreundeten Hauſe ſuchend, in das er mit Odo treten konnte. Da ſtand Lucy neben ihm und ſagte in deutſcher Sprache: „Herr Röder, vertrauen Sie mir dieſen Gentleman; wir bringen ihn in unſerem Wagen raſch in unſer Landhaus, das nicht fern von hier iſt.“

„Ich nehme mit Dank an, Miß; meine Penſion liegt eine halbe Stunde weit von der Stadt.“

Schon hatte Lucy den Mantel, der eben ihre und ihres Vaters Füße bedeckt hatte, um die Schultern Odo's geworfen; Sir William machte eine einladende Bewegung und Odo, der Lucy verſchämt und lächelnd gewähren ließ, ſtieg in den Wagen. Herr Röder ſchickte die andern Zöglinge nach Hauſe mit dem Auftrage, friſche Wäſche und Kleider in die Villa Sir Williams zu ſenden und ſtieg, ebenfalls eingeladen, in den Wagen. Miß Lucy ſchwang ſich auf den Bock und der Wagen rollte mit Blitzesſchnelle über den Quai du Montblanc ihrem Landhauſe zu. Von Zeit zu Zeit wandte ſie den Kopf, und wenn ſie Odo zittern ſah, ſchlug ſie mit dem Eifer eines wettrennenden Grooms auf die Pferde los. Auch dauerte die Fahrt nicht fünf Minuten.

Sir William führte Lehrer und Schüler ſogleich in ſein Schlafzimmer, das er ihnen zur Verfügung ſtellte, und verließ ſie, um ihnen volle Freiheit zu laſſen. Ein Bedienter brachte gleich darauf Wäſche und Schlafrock, und ein anderer heißen Thee, den Miß Lucy bereitet hatte. Odo wollte den herrlichen Kaſchmirſchlafrock genießen und noch einigemal darin im Zimmer auf- und abſtolziren; aber Herr Röder zwang ihn ins Bett, hüllte ihn ein und gab ihm zwei Taſſen Thee zu ſchlürfen. Er ſaß dann noch einige Zeit bei ihm, und nachdem er ſich überzeugt, daß ſein Puls nicht um einen Schlag ſchneller ging, als es bei ſeinen fünfzehn Jahren natürlich war, empfahl er ihm, daß er ein wenig zu ſchlafen verſuche und ging dann in den Salon, um Sir William und ſeiner Tochter für ſo viel Güte zu danken.

Miß Lucy kam ihm ſogleich entgegen. „Wie geht es Ihrem Schüler?“ fragte ſie eifrig.

„Ganz vortrefflich,“ lächelte Herr Röder, „ich danke. Ich hoffe, er wird ein wenig ſchlafen und nach einer Stunde wird von dem Abenteuer keine Spur vorhanden ſein“

Sir William lud ihn ein, ſich zu ſetzen; dann fragte er: „Wer iſt der Knabe?“

„Er iſt Ihr Landsmann, Sir,“ antwortete Herr Röder. „Er kommt aus Devonſhire und ſtammt aus einer guten Familie; ſein Name iſt Odo Worthington.“

„Es ſcheint ein braver Junge,“ ſagte Sir William.

„O Sir,“ rief Herr Röder mit Innigkeit, „ein vortrefflicher Junge, ein ausgezeichneter Junge; ja, ich kann ſagen, ein ausgezeichneter Menſch.“

„Ich habe,“ fuhr Sir William fort, „während der Junge in der Rhone war, auch Sie bedauert; ich habe Ihrer beinahe eben ſo ſehr gedacht, wie des Knaben und ſeiner Gefahr. Welch ein Unglück für Sie, wenn dem Jungen etwas geſchah — welche Verantwortlichkeit den Eltern gegenüber, die ihn Ihnen anvertrauen. Es iſt eigentlich ſchrecklich. Ich dachte ſchon daran, daß ich Ihnen bezeugen wollte, daß Sie Ihr Möglichſtes gethan, um ihn von dem Sprunge ins Waſſer abzuhalten. Nun Sie tragen das Zeugniß im Geſichte," lachte der alte Herr. „Hat der Junge gerungen und geſtoßen wie der beſte Boxer Altenglands. Man ſchlägt ſich ſelten ſo gut, um ſich zu einer guten That den Weg zu bahnen."

Herr Röder lächelte mit und ſagte, indem er das geſchwollene Geſicht im Spiegel betrachtete: „Dieſer Stoß iſt mir lieber, als jede Liebkoſung, die ich je von meinen Zöglingen erfahren; ich möchte eine Spur davon zum ewigen Andenken bewahren, wenn das ginge. Was aber meine Lage während der Gefahr betrifft, ſo verſichere ich Sie, Sir, daß ich nicht einen Augenblick an meine Verantwortlichkeit gedacht habe, ſondern nur an die ſchreckliche Möglichkeit. Der Tod dieſes Jungen wäre mir ſo nahe gegangen, wie der Tod meines eigenen Kindes. Niemand weiß es beſſer als ich, daß die Welt an ihm einen trefflichen Bürger verloren hätte. Solche Knaben wachſen nicht alle Tage."

„Indeed? Wirklich?" fragte Lucy, die in einem Fauteuil Herrn Röder gegenüber ſaß, halb in Gedanken verſenkt, halb zerſtreut.

„Wirklich!" beſtätigte Herr Röder, zu der jungen Dame gewendet. „In einer ſiebenzehnjährigen pädagogiſchen Laufbahn hatte ich Gelegenheit, über tauſend jugendliche Gemüther kennen zu lernen und zu ergründen, wie es ſonſt nicht möglich iſt; aber ich verſichere Sie, Miß, ich kenne vielleicht nicht drei Menſchen, die ſich an männlichem Muth, an Güte des Herzens, an Geradheit des Geiſtes und Gemüthes und an Wahrhaftigkeit des ganzen Weſens mit ihm meſſen könnten.

Der alte Pädagog hatte dieſe Worte mit ſolcher Innigkeit ausgeſprochen, daß ihm die Stimme zitterte, und daß ſich Miß Lucy gerührt fühlte.

„In der That? in der That?" wiederholte ſie fortwährend, während der Vater verſicherte, daß der Junge ganz dieſen Eindruck mache.

Es trat ein Augenblick des Stillſchweigens ein, und vielleicht nur um etwas zu ſagen, vielleicht auch weil ihr Alles, was Odo betraf, Theilnahme einzuflößen anfing, fragte Lucy: „Was bedeuten die Namen, die ihm Ihre Zöglinge gegeben haben? Die Einen nannten ihn Mary, die Andern Man?“

Herr Röder lächelte: „Das ſind Spitznamen. Jeder der Zöglinge hat ſeinen Spitznamen und je beliebter einer iſt, einer deſto größeren Anzahl von Spitznamen erfreut er ſich. Odo war kaum drei Tage in meinem Hauſe, als er ſchon Mary hieß. Seine weiblichen Tugenden, ſeine Sanftmuth, ſeine Bereitwilligkeit zu jeder Hülfe brachten ihm dieſen Mädchennamen zu Wege. Bald aber erkannte man, daß ſich mit dieſen ächt weiblichen Eigenſchaften eben ſo viele, ja mehr, männliche verbanden, Muth, Ausdauer, Offenheit u. ſ. w., und um die Gerechtigkeit und das Gleichgewicht herzuſtellen, hieß er plötzlich neben Mary auch Man, der Mann, der normale Menſch.“

Sir William und Miß Lucy lächelten. Herr Röder lächelte mit. „Glauben Sie mir,“ ſagte er, „der Inſtinkt der Kinder und Mitſchüler erräth das innerſte Weſen eines neuen Zöglings eben ſo ſchnell und klar, wenn nicht ſchneller und klarer, als die alte Erfahrung des Erziehers. Sehr oft hat mir der Spitznamen den Weg angedeutet, den ich mit einem neuen Zögling einzuſchlagen hatte.“

Solche und ähnliche Bemerkungen des berühmten Pädagogen intereſſirten Sir William, indem ſie ihm belehrende Blicke in eine ihm ganz unbekannte Welt gewährten und erweckten ſeine Theilnahme um ſo mehr, als Alles, was Herr Röder ſagte, den Stempel der Wahrheit trug, leicht und raſch einleuchtete und dabei deſſen große Liebe zu ſeinem Berufe und ein allgemeines menſchliches Wohlwollen athmete. Sir William hatte viel zu fragen und Miß Lucy horchte mit ihm und ließ ſich gerne belehren. Erziehung hat für alle weiblichen Seelen einen großen Reiz: dieſer Beruf, ſo ſchön vertreten wie er hier war, ſchien ihr mit Einem Male der ſchönſte und heiligſte. Doch hörte ſie am liebſten zu, wenn Herr Röder, aus der Theorie auf die Praxis übergehend, ſich auf Beiſpiele berief und bei dieſer

Gelegenheit manchmal Odo, als das nahe liegende Exempel, erwähnte. Eine ſolche Erinnerung mahnte ſie daran, ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen und ſie ſtand auf, um einen Bedienten ins Schlafzimmer zu ſchicken und wollte den Salon verlaſſen, als ſie erſtaunt am Fenſter ſtehen blieb und, in den Hof hinabblickend, ausrief:

„Papa, da tummelt ein engliſcher Midſhipman dein Reitpferd.“

Sir William eilte ans Fenſter, auch Herr Röder erhob ſich und rief, nachdem er einen Blick in den Hof geworfen: „Iſt der Junge ſchon auf dem Rücken eines Pferdes!“ Jetzt erſt erkannten Sir William und Miß Lucy in dem reitenden Midſhipman ihren Gaſt, den ſie noch im Bette wähnten. Es war in der That Odo, der, von Reitknechten, Bedienten und dem ganzen Hausgeſinde bewundert, die engliſche Stute des Hausherrn, die eben vom Hufſchmied heimgekehrt war, in dem nicht ſehr ausgedehnten Hofe der Villa, mit wilder Kunſt die ganze Schule und allerlei Kunſtſtücke durchmachen ließ.

„Er ſitzt gut zu Pferde,“ ſagte Lucy.

„Beſſer, als man es an uns Seeleuten gewohnt iſt,“ verſicherte Sir William.

Herr Röder wollte ihn rufen; aber Lucy bat, ihn nicht zu ſtören; offenbar freute es ſie, den Jungen zu Pferde zu ſehen, wie er ſich in jugendlicher Kraft und Anmuth tummelte.

„Er trägt in der That eine engliſche Seemannsuniform, ganz ordonnanzmäßig,“ ſagte Lucy; „wie kommt er in dieſe Tracht?“

„Odo iſt wirklich Midſhipman in der engliſchen Marine,“ erwiderte Herr Röder; „er iſt bei mir nur auf Urlaub, um die deutſche und franzöſiſche Sprache zu erlernen. Man hat ihm aus der Penſion zum Kleiderwechſeln die Uniform geſchickt, die er ſonſt nur an Sonntagen trägt.“

„Alſo mein richtiger Kamerad,“ lachte Sir William.

Jetzt bemerkte Odo, daß er vom Fenſter aus beobachtet war;

er erröthete, ſchwang ſich mit einem Sprunge aus dem Sattel, übergab das Pferd einem Reitknecht und ging, einem Winke Herrn Röders folgend, ins Haus. Eine Minute darauf trat er in den Salon.

„Anſtatt ſofort Sir William und Miß Spencer aufzuſuchen,“ ſagte Herr Röder, „um für ſo viel Güte zu danken, tummelſt du dich im Hofe zu Pferde herum. Odo lachte: „Sie haben Recht, Herr Röder; aber eben, da ich mich hier anmelden laſſen wollte, ſah ich das prächtige Pferd, und ich konnte nicht widerſtehen. Sie wiſſen ja, meine Leidenſchaft.“

„Ja, ja,“ lachte Sir William, „das Pferd iſt die unglückliche Leidenſchaft aller Seeleute; ich kenne das. Wo wir immer landeten, wir ſahen uns überall gleich nach Pferden um, und eine halbe Stunde nach der Landung trabten und jagten wir, zur Beluſtigung der Straßenjungen, oft auf den erbärmlichſten Roſinanten durch die erſchrockene Bevölkerung.

„Da Sie das kennen, Sir William, ſo werden Sie mich entſchuldigen,“ lachte Odo wieder, „ich bitte Sie um Verzeihung.“

Sir William ergriff die dargebotene Hand und ſchüttelte ſie; eben ſo that ſeine Tochter, die Odo ebenfalls um Verzeihung bat.

„Ja,“ ſagte Odo dann, „ich ſoll auch danken; ich danke herzlich für ſo viel Gaſtlichkeit, für das gute Bett, für den guten Thee und für — ja für was noch?“ ſetzte er verlegen mit einem gegen Herrn Röder gewandten fragenden Blicke hinzu.

„Nun, für ſonſt nichts; das iſt Alles,“ lachte Sir William.

Herr Röder wollte ſich nun mit ſeinem Zöglinge empfehlen; aber ſie wurden zum Eſſen, mit dem man ihrethalben ſo lange gewartet hatte, zurückgehalten. Gegen Abend brachte ſie Sir William, der verſicherte, daß er ſich nur ungern von Odo trenne, in ſeinem Wagen nach der ſchönen La Châtelaine, der Anſtalt Herrn Röders, zurück. Lucy hielt wieder die Zügel. Als ſie in den, das weitläufige Gebäude umgebenden Park einfuhren, ſtanden ſämmtliche Zöglinge verſammelt da und empfingen den Helden des Tages mit hundertfachem: Hoch Odo! Hurrah Mary! Vive

Man! und ſo rufend, liefen ſie neben dem Wagen bis an die Thüre des Hauſes. Lucy machte es den Eindruck, als wäre ſie der Wagenlenker eines einziehenden Triumphators; die Rufe der Kinder erſchütterten ſie im Innerſten, und als Odo aus dem Wagen geſprungen und, von ihnen umgeben, geherzt, umarmt, geküßt wurde, traten ihr die Thränen in die Augen. Sie erinnerte ſich plötzlich des Geſpräches über Heirath von heute Morgen und dachte: Welch ein Glück, einen ſolchen Sohn zu haben — oder einen Geliebten, einen Mann, der nach vollbrachten Heldenthaten von ſeinem Volke ſo empfangen wird!

Zweites Kapitel.

Odo, von Sir William eingeladen, ſo oft als möglich zu kommen, war in der engliſchen Villa bald heimiſch. Herr Ritter, der treffliche Erzieher, wohl wiſſend, daß der Umgang mit ſolchen Menſchen das beſte Erziehungsmittel ſei, erlaubte ihm, ſo oft es ſeine Stunden geſtatteten, die neuen Freunde zu beſuchen. Nach ſolchen Beſuchen pflegte Sir William auszurufen: Lucy, Lucy, warum biſt du nicht ein Junge geworden! und Lucy fühlte ſich durch dieſen Vorwurf, der ein mittelbares Compliment für Odo war, nicht gekränkt. Dieſem that die Liebe, die man ihm im Hauſe zeigte, ſehr wohl; ſie machte ihn heiter und geſprächig, ohne daß er ſich von Urſachen und Wirkungen Rechenſchaft abgelegt und ſeine Unbefangenheit verloren hätte. Meiſt war er mit Vater und Tochter allein. Mr. Starling, der Heirathskandidat, dem Lucy damals auf der Bergues-Brücke ausgewichen war — welchem Umſtande ſie das Schauſpiel in der Rhone und die Bekanntſchaft Odo's verdankte — kam einige Male und traf auch Odo. Er machte den erwarteten Heirathsantrag nicht und nahm endlich Abſchied, da er Genf verlaſſen und eine größere Reiſe machen wollte. Bei der Gelegenheit konnte er nicht umhin, Odo das größte Lob zu ertheilen, und lächelnd auf die mütterliche Zärtlichkeit Lucy's für den Knaben anzuſpielen. „Werden Sie ja ein großer Mann, Odo," ſagte er zu dem Knaben, „wenn Sie ſich die Liebe Ihrer Mama erhalten wollen, wenigſtens ein Nelſon, Wellington oder Shakeſpeare; Ihre Mama kann nur die höchſten Spitzen der Menſchheit lieben; gewöhnliche Menſchen ſind ihr ein Greuel."

So ſprechend, verneigte er ſich und verließ das Zimmer.

„Mama!" lachte Odo, „Miß Lucy, er nennt Sie meine Mama."

Lucy lächelte und legte ihm die Hand auf den Kopf. Doch ſchien es ihr, als hätte ſich Starling damit, daß er ihr dieſen Titel gab, an ihr rächen wollen.

„Iſt es wahr, Mama, daß Sie nur einen großen Mann lieben können?" fragte Odo naiv.

„Nein, mein Freund," erwiderte ſie ernſt, „es iſt nicht wahr. Ich kann nur einen Mann, einen rechten Mann lieben, aber ein großer Mann braucht es nicht zu ſein."

Es iſt mir, dachte ſie bei ſich, als ob ich ſelbſt einen Knaben lieben könnte. Aber um dieſen Gedanken zu zerſtreuen, ſchlug ſie Odo ein Federballſpiel vor und verbrachte ſie den ganzen Nachmittag mit ihm in kindiſchen Spielen, obwohl es beſprochen geweſen, heute ein Shakeſpeare'ſches Stück, und zwar Julius Cäſar zu leſen. Sie hatte es ſich nämlich bei Herrn Röder ausgewirkt, mit Odo den engliſchen Dichter leſen zu dürfen. Mit jener weiblichen Vorliebe für Erziehung, die jetzt zum erſten Male in ihr erwachte, wünſchte ſie Etwas zur Ausbildung ihres Lieblings beizutragen. Sein männlicher Charakter ſchien ihr ſo gut angelegt, daß ſie glaubte, man müßte ihn ganz ſeiner ſelbſtändigen Entwickelung überlaſſen, ja er ſtand in ihren Augen ſo hoch, daß ſie es für Anmaßung angeſehen hätte, da eingreifen zu wollen. Auch ſeinen Umgangsformen glaubte ſie ihre ganze Natürlichkeit belaſſen zu müſſen, um der Geradheit und Wahrhaftigkeit dieſes Weſens, das ihr ſo wohl gefiel, nicht den geringſten Abbruch zu thun. Aber Odo hatte noch Vieles zu lernen; ſein Geſchmack konnte noch an Kunſtwerken gebildet, das viele Gute in ihm konnte an großen Beiſpielen geſtärkt werden; darum liebte ſie es, mit ihm zu leſen.

Bald waren ihr die Tage, an denen Odo kam, die liebſten in der Woche; an ſolchen Tagen machte ſie keine Beſuche und nahm ſie keine an. Ueberhaupt beſchränkte ſie den ſonſt ſchon geringen Umgang mit wenigen engliſchen Familien immer mehr; am liebſten war ſie im Garten mit Odo allein, oder mit ihrem Vater und Odo im Wagen, den See entlang fahrend, oder auf dem See ſelbſt im Kahne, deſſen Segel und Steuer der Midſhipman leitete. Der Frühling hatte ſich in aller Pracht entfaltet, die er, freilich etwas ſpät, am Genfer See zur Schau trägt. Der Garten der Villa war von Blüthen bedeckt und von Nachtigallen bevölkert; der See warf ſeinen blauen Schimmer durch die Fenſter des Hauſes. Die Dampfſchiffe brauſten immer zahlreicher und von Luſtreiſenden überfüllt, hin und her. Das war die Zeit, bald plaudernd, bald nur in dem Anblick verſenkt, bald mit dem Buche im Garten umherzuwandeln.

Einmal, in ſchattiger Allee auf- und abgehend und den ſchönen Verſen John Keats horchend, fiel ihr plötzlich Franceſca da Rimini ein und ihr Paolo und der berühmte Vers:

„Und jenes Tages laſen wir nicht weiter.“

Sie erſchrak; ſie war empört über ſich ſelber und legte, um Odo zum Schweigen zu bringen und ſich zu ſammeln, die Hand in das Buch.

„Leſen wir nicht weiter?“ fragte er.

Dieſe Worte erſchreckten ſie aufs Neue. Sie fuhr zuſammen, ließ die Arme ſinken und ſah vor ſich hin auf den Sand des Weges.

„Was haben Sie, Mama?“ fragte Odo beſorgt.

Dieſer Titel, der Odo ſeit Starlings Abſchied geläufig geworden, brachte ſie wieder zu ſich.

„Nichts, nichts, mein Sohn,“ ſagte ſie lächelnd — „etwas Schwindel. Leſen Sie weiter, leſen Sie ja weiter.“

Aber als er wieder beginnen wollte, fragte ſie: „Wie alt war John Keats, als er dieſen Endymion ſchrieb?“

„Ich glaube,“ ſagte Odo, „er war achtzehn Jahre alt.“

„Iſt ein ſolcher achtzehnjähriger Knabe“ — ſagte Lucy vor ſich hin und weiter gehend — „nicht mehr werth und nicht mehr Mann, als Hunderttauſende von fünfzigjährigen Männern?“

„Gewiß! gewiß!“ rief Odo, „mir iſt er lieber, als die hundert achtzigjährigen Lords des Oberhauſes.“

„Wie alt ſind Sie, Odo?“

„Aber Mama!“ rief dieſer lachend — „welch' ein Gedächtniß! Gerade um drei Tage älter, als da Sie mich vor drei Tagen fragten, und um vierzehn Tage älter als vor zwei Wochen, und gerade um einen Monat älter, als da Sie ſich vor einem Monat nach meinem Alter erkundigten: alſo fünfzehn Jahre, acht Monate, neun Tage. Nie habe ich mein Alter ſo genau gewußt, wie jetzt, da Sie die Güte haben, mich ſo oft zu fragen.“

„Sie ſind unartig,“ ſagte Lucy verdrießlich, indem ſie that, als ob ſie ihm ſeinen Scherz übel nähme, während ſie ſich eigentlich nur über ſich ſelbſt ärgerte, da ſie ſich erinnerte, in der That ſo oft nach ſeinem Alter gefragt zu haben.

„Sein Sie nicht böſe,“ bat Odo, ergriff ihre Hand und küßte ſie zu wiederholten Malen.

Da mußte ſie wieder an Franceſca da Rimini denken und unwillkürlich blickte ſie zurück, ob nicht die ſtrafende Gerechtigkeit hinter ihr ſtehe.

„Wen ſuchen Sie, gute Mama?“ fragte Odo.

Dieſer Name brachte ſie wieder zu ſich; ſie lächelte und ſagte: „Niemand, lieber Sohn.“

Doch verabſchiedete ſie den Knaben heute früher als ſonſt und ging noch lange und allein im Garten auf und nieder. Sie litt das Schmerzlichſte; denn ſie wußte ihr Herz von einem tiefen und innigen Gefühle erfüllt und kam ſich dabei lächerlich vor.

Sie ſagte ſich, die Liebe eines jungen Mädchens zu einem ehrwürdigen, edlen Greiſe, wie z. B. ihrem Vater, könne etwas Heldenmüthiges, Rührendes haben, aber die Liebe eines Mädchens ihres Alters, um das ſich ſchon ſo viele Bewerber drängten, das ſeit Jahren vermählt ſein könnte, zu einem Knaben ſei lächerlich, ja müſſe, in den Augen jedes Verſtändigen, abſtoßend, häßlich, beinahe verbrecheriſch ſein. Sie dachte weiter, in die Zukunft. Noch in ſechs Jahren, nach einer langen Zeit, wird Odo ein zweiundzwanzigjähriger Junge, noch immer ein Knabe, beinahe ein Kind ſein und ſie, ein Weib, ein fertiges Weib, das ſchon Kinder auf ſeinem Schooße wiegen könnte. Sie verfolgte dieſen Gedanken weiter, immer weiter in die Zukunft: das Mißverhältniß wurde immer ſchreiender, immer auffallender. Mit vierzig Jahren ſah ſie ſich als früh gealterte, in Mißmuth und Entſagung verblühte Frau, während Odo in ſeiner unverwüſtlichen Friſche als junger Mann neben ihr ſtand, beinahe wie ein Sohn. Ich bin eine Närrin, ſagte ſie ſich und zuckte die Achſeln. Bis jetzt glaubte alle Welt und glaubte ich ſelbſt, daß ich einen geraden und geſunden Menſchenverſtand habe; nun kommt die Närrin zum Vorſchein. Man ſcheint auf dem Kontinent Recht zu haben, daß jede Engländerin einen verrückten Winkel in Herz oder Hirn haben müſſe. Wir wollen aber ſehen, wer ſtärker iſt, dieſer verrückte Winkel oder der geſunde Reſt.

Sie ging in ihre Stube und ſchrieb an eine Freundin in England einen langen Brief, in dem ſie zuerſt viel von den Schönheiten des Frühlings am Genfer See erzählte, dann von der neuen Bekanntſchaft mit einem herrlichen Knaben, den der Vater ſehr liebe und aus dem gewiß mit der Zeit etwas Rechtes werde. Dann fügte ſie hinzu, daß ſie ſich alle Mühe gebe, auf den Knaben einen guten Einfluß auszuüben und welche Freude es gewähre, zur Entwickelung einer ſo ſchönen männlichen Natur das Seinige beizutragen. Indeſſen, meinte ſie, nach einer längeren Ausführung dieſes Satzes, indeſſen kann man bei einem mit ſo vielen fertigen Geiſtes- und Herzens-Eigenſchaften geborenen Charakter wenig thun. Anſtatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben ſo reich ausgeſtattetes junges Mädchen, das jetzt acht oder zehn Jahre alt ſein dürfte, für ihn ſo erziehen, daß es einſt würdig wäre, ſeine Lebensgefährtin zu werden.

In einem P. S. fügte ſie hinzu: „Du wirſt über meinen Brief und deſſen gouvernantenhaften Charakter lächeln. Du haſt mich eben ſeit vier Jahren nicht geſehen und kennſt nur den Wildfang, den du in Fräulein Meyers Penſion in Bonn verlaſſen; ich bin ſeitdem, beſonders in den letzten Monaten, viel ernſter geworden und — ich freue mich deſſen — viel älter als meine Jahre.“

Nicht nur große Schriftſteller wie Goethe beruhigen und befreien ſich aus der Befangenheit eines Gefühles durch Niederſchreiben und durch die ſogenannte Objektivirung derſelben; auch junge Mädchen beſitzen dieſe Kunſt und den Drang, ſie auszuüben — daher in gewiſſen Jahren ihre Schreibeluſt, ihr Hang zu Tagebüchern und Korreſpondenzen. Freilich, das Genie befreit ſich aus ſolcher Befangenheit für immer, das junge Mädchen nur für Momente.

Als Lucy ihren Brief geendet hatte, war ſie von ihrer ſchweſterlichen oder mütterlichen Liebe zu Odo vollkommen überzeugt, ruhiger als ſeit vielen Tagen und über manche Thorheit lächelnd, die ihr während der letzten Zeit durch Herz und Kopf gegangen, begab ſie ſich zu Bette.

Lucy hatte das Bedürfniß, ſich ſelbſt in dieſer Ueberzeugung zu befeſtigen, und zu dieſem Zwecke nahm ſie gegen Odo einen ganz andern, wie ſie ſagte, einen mütterlichen Ton an, der nicht immer ohne Strenge war. Sie unterdrückte mit Bewußtſein eine gewiſſe Befangenheit, die ſie in ſeiner Geſellſchaft immer fühlte, behandelte ihn mit der größten Vertraulichkeit und hatte oft Manches an ihm auszuſetzen. Odo war anfangs betroffen, fügte ſich aber bald, ja bat ſie, doch recht viel an ihm zu hofmeiſtern. Dieß geſchah manchmal mit einer Herbheit, daß ein Dritter hätte glauben können, der Umgang mit dieſem jungen Menſchen ſei ihr zur Laſt, oder daß ſie mindeſtens in ſeiner Geſellſchaft große Geduldproben zu beſtehen habe.

Sie fuhren wieder auf dem See, Odo und Lucy allein. Die Sonne war ſchon untergegangen. Sie kamen von der Villa Diodati, dem Landhauſe, das Byron ſo lange bewohnt und in dem er ſeinen Freund Shelley ſo oft empfangen hatte. Sie hatten einige Tage vorher Child Harald geleſen und dieſe Fahrt, um die Odo ſeine Freundin gebeten hatte, war ihm wie eine fromme Pilgerfahrt. In der That fühlte er ſich noch auf dem Rückwege von jener unſäglich ſchönen Andacht erfüllt, welche jugendliche, empfängliche Gemüther an ſolchen Stätten überkommt, die durch ihre Ideale geweiht worden ſind. Er war mit dem erſten Schritte in die Villa Diodati ſchweigſam geworden und ſchweigſam ſaß er noch am Steuer. Lucy hatte ihn beobachtet und wußte, was in ihm vorging. Sie ſaß ihm gegenüber am andern Ende des Kahns und ſah ihn mit gerührtem Blicke an. Dieſe ſtrebende, friſche, ahnungsvolle Seele erfüllte ſie mit einer heiligen Ehrfurcht und das war ihr ſo rührend, daß ſie dieſe Ehrfurcht vor einem Kinde empfand. Sie ſelbſt kam ſich ihm gegenüber ſo alt, ſo fertig vor; dort drüben war alle Zukunft und Alles, was uns aufregt, wenn wir an Zukunft denken. Die Thränen ſtiegen ihr ins Auge, eben als er ausrief: „Miß Lucy, ein ſolcher Child Harald!“

Sie mußte antworten, aber ſie durfte nicht ſo antworten, wie ſie es gewünſcht hätte, und ſo rief ſie mit jener Heuchelei, mit der wir oft unſere ſanfteſten Gefühle und Gedanken verſtecken, und mit einer Heftigkeit, die ihre Rührung übertäuben ſollte, zurück: „Schämen Sie ſich, Odo! Solche zerriſſene, zerfahrene, mit der ganzen Welt unzufriedene Männer, die keine Männer ſind, kann die Welt nicht brauchen. Der ruhige Mann, der ſeine Pflicht kennt und in ſeinem Berufe das Seinige thut, iſt mehr werth, als alle Byron'ſchen Helden zuſammen genommen!“

Dieſen Mann, den ſie höher ſtellte, als alle Byron'ſchen

Helden, ſah ſie keimen in demſelben Knaben, den ſie ausſchalt; ſie vertheidigte ihn gegen ſeine eigenen Worte. Aber das ahnte er nicht, auch dachte er nicht lange über ihre Meinung nach; er hörte nur ihr Schelten und war nur von ihrer Heftigkeit erſchreckt. Er zog raſch das Segel ein, ließ das Steuer fallen und eilte zu ihr hinüber, daß der Kahn ſchwankte.

„Seien Sie nicht böſe, Miß Lucy,“ bat er, indem er ſich zu ihren Füßen ſetzte und ihre Hand ergriff.

Die andere Hand legte ſie auf ſeine Haare und ſagte mit zitternder Stimme: „Ich bin es nicht. Verzeihen Sie, Odo!“

„Verzeihen?“ lächelte der Knabe. „Ich bemerke ſeit einiger Zeit, daß Sie ſehr ſtrenge mit mir ſind. Aber es thut mir unendlich wohl.“

„Wie?“ fragte Lucy überraſcht.

„Ich will Ihnen ein Geſtändniß machen, Miß Lucy.“

„Ein Geſtändniß?“ fragte Lucy, vor Angſt zitternd.

„Sie wiſſen, ich habe Sie lieb. Ich habe Sie lieb, weil Sie ſo ſind, wie Sie ſind. Aber ich habe Sie noch aus einem andern Grunde lieb.“

„Nun?“

„Meine Mutter ſtarb, als ich ein Kind von fünf Jahren war. Sie ſelbſt hatte noch nicht fünfundzwanzig Jahre; ſie war ſo jung, ſo ſchön. Ich erinnere mich ihrer, als hätte ich ſie heute geſehen, beſonders eines Augenblickes. Sie mußte in eine Geſellſchaft und war dazu ſchon angekleidet. Da kam ſie noch herein in die Kinderſtube, um mir gute Nacht zu ſagen. Als ſie hereintrat, ſagte ich mir: wie ſchön iſt meine Mutter! Sie trug ein weißes Kleid mit kleinen blauen Streifchen; das war ganz luſtig wie Nebel; in ihren blonden Haaren hatte ſie eine kleine Roſe mit einigen grünen Blättern. Sie war ſo ſchön und ich ſagte ihr es auch. Da lächelte ſie ſo lieblich, ach ſo unendlich lieblich und küßte mich. Ich werde das nie vergeſſen. Miß Lucy, geben Sie mir einen Kuß!“

Lucy bückte ſich herab und blickte ihm ins Geſicht. Ein trauriger, aber unbefangener, offener Blick kam ihr entgegen, der ſich nach der unſchuldigſten Liebe ſehnte und ſie bückte ſich tiefer und küßte ihn auf die Stirne. Sogleich fuhr er fort: „Aber ich erinnere mich nicht dieſes Momentes allein; ich erinnere mich auch, wie ſie einmal einer Unart wegen mit mir zankte und dieſer Moment iſt mir eben ſo theuer, wie der andere. Ach, eine Mutter, die ſchilt, iſt wohl ebenſo lieblich, wie eine Mutter, die küßt. Miß Lucy, ich habe dieſes Glück nur ſo kurz genoſſen! Wenn Sie mit mir zanken, Miß Lucy, möchte ich Ihnen beide Hände küſſen. Ach, wie erinnern Sie mich an meine Mutter!“

So ſprechend drückte er ſein Geſicht in ihre Hände und ſie fühlte ſie von Thränen benetzt. Sie ſaß aufrecht und blickte vor ſich hin. Ein Dampfſchiff näherte ſich; ſie weckte Odo nicht, daß er den Kahn aus deſſen Bereiche bringe. Es brauste vorbei und das kleine Fahrzeug tanzte auf den aufgeregten Wellen. Lucy drückte das Geſicht, das in ihren Händen lag, und dachte der Lehre, die ſie eben empfangen hatte. — Nun, ſagte ſie ſich, dieſe Lehre ſtimmt ja ganz mit meinen Vorſätzen überein! —

Der Kahn trieb auf der blauen, dunklen Fläche des Sees; wie zufällig und ſpät ſtieß er ans Ufer.

Drittes Kapitel.

Trotz der Uebereinſtimmung ihrer Vorſätze mit den Gefühlen Odo's war es vielleicht gerade ſein Geſtändniß, welches die Mütterlichkeit verhinderte, im Herzen Lucy's Wurzel zu faſſen. Von dem Augenblicke an, da ſie wußte, daß ſie Odo an ſeine Mutter erinnerte, erhob ihr Herz Widerſpruch. Sie erkannte, daß ſie einen falſchen Weg eingeſchlagen, um jene Ruhe zu gewinnen, die ſie auf ſo unbegreifliche oder wenigſtens verwerfliche Weiſe verloren hatte und ſie wäre glücklich geweſen, hätte ſie irgend einen neuen Gegenſtand der Beſchäftigung gefunden.

Wäre in dieſer Stimmung Herr Starling zurückgekehrt, er hätte vielleicht eine zuſagende Antwort erhalten. Dieſe Sehnſucht nach einem neuen Gegenſtande war es, die ſie durch einen natürlichen Gedankengang eines Tages nach dem Kinde, das Odo gerettet, und nach deſſen Familie fragen ließ.

„Haben Sie,“ fragte ſie Odo, „nie etwas von dem Kinde gehört? Hat ſich die Familie niemals um den Retter gekümmert?“

„Doch, doch!“ antwortete Odo. „Gleich den Tag nach meinem Rhoneſprung erſchien der Vater des Kindes in der Penſion, um mir die Hand zu drücken und zu danken. Er that es ſo ſchön und einfach, daß er Herrn Röder ganz für ſich einnahm. Auch mir gefiel der Mann ſehr und ich habe ihn darauf wieder beſucht.“

„Und wer iſt er?“

„Das iſt ſchwer zu ſagen; denn er iſt gewiß nicht, wofür er ſich ausgibt. Ich fand ihn im fünften Stock eines Hauſes der Contance, wo er mit ſeinen zwei Kindern, den beiden Mädchen, eine einzige Stube bewohnt. Da ſieht es ärmlich genug aus. Am Fenſter ſteht ein Werktiſch, und an dem ſitzt der Mann und gravirt Uhrgehäuſe. Als er mir entgegenkam und mich empfing, that er es mit einer Feierlichkeit und auf eine Weiſe, als wäre er gewohnt, in großen Sälen zu empfangen.“

„Wie heißt er?“ fragte Lucy.

„Er nennt ſich Durand und dieſen Namen findet man auch mit dem Prädikat ‚Graveur‘ an ſeiner Thüre. Aber er ſagte mir bei meinem Beſuche ſofort, daß dieß nicht ſein Name ſei und er nannte mir einen italieniſchen, den ich nicht recht gehört und den ich vergeſſen habe — denn, ſehen Sie, Miß Lucy, es war noch eine Perſon im Zimmer, die mich mehr intereſſirte, als Herr Durand, und die meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.“

„Das Kind, das Sie aus der Rhone gerettet haben?“ fragte Lucy.

„Das war auch da, aber das meine ich nicht, ſondern das andere Mädchen, welches das Kind in die Rhone fallen ließ. Miß Lucy, welch ein Geſicht und welche Augen! Ein kleines mageres

Geſichtchen, blaß wie Lilien; und Augen, die größer ſchienen als das ganze Geſicht und ſo ſchwarz und leuchtend wie ſchwarze Diamanten! Ein ſolches Geſicht kann nur aus Italien kommen. Und wie mich das Geſichtchen anſah, ſo voll Milde und Dankbarkeit; ich verſichere Sie, ich hätte für dieſen Blick mitten im Winter noch zehn Mal in die Rhone ſpringen können!"

„So!" ſagte Lucy, „wie alt iſt das Kind?"

„Sie wird wohl dreizehn Jahre alt ſein."

„Und ſeitdem haben Sie ſich um dieſe Leute nicht weiter gekümmert? Haben Sie die Bekanntſchaft nicht fortgeſetzt?"

„Nein," ſagte Odo, „ſeitdem habe ich jede freie Stunde, die mir die Penſion gelaſſen hat, bei Ihnen zugebracht."

Lucy athmete tief auf und ſah einen Augenblick ſchweigend auf die Arbeit hinab, die ſie in Händen hielt.

Nach einiger Zeit fragte ſie wieder: Kann man für die Familie nichts thun, da ſie ſo arm ſcheint?"

„Ich glaube nicht," ſagte Odo. „Herr Durand, oder wie er ſonſt heißen mag, ſieht in ſeiner Armuth ſo ſtolz aus und ſcheint von ihr umgeben wie von einer Feſtung, die jede ſolche Annäherung abweiſt. Herr Röder meint, er habe gewiß viel beſſere Tage geſehen, und er hält ihn für einen italieniſchen Flüchtling. Auch ſprach er mit ſeinen Kindern italieniſch.

Lucy nahm ſich vor, die Bekanntſchaft dieſer italieniſchen Familie zu machen; auch ſprach ſie Odo davon, ſich von ihm einführen laſſen zu wollen; aber Tag um Tag verging, ohne daß ſie ihn zu dem Gange aufgefordert hätte. Ein gewiſſes Etwas, das ſie ſich nicht eingeſtehen wollte, hielt ſie davon ab. Odo hatte von dem Mädchen mit ſolcher Wärme geſprochen, daß ſie eine gewiſſe Eiferſucht fühlte, und daß ſie nicht ſelbſt die Gelegenheit des Wiederſehens herbeiführen wollte. Um ſich dieſes Gefühles wegen vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſagte ſie ſich, daß ja auch Mütter auf ihre Söhne, Schweſtern auf ihre Brüder eiferſüchtig ſind, und ſie fand das natürlich. Iſt es nicht ſchmerzlich, ein Weſen, das uns bis zu einem gewiſſen Momente durch ſo innige Bande verbunden war, plötzlich durch innigere und ſtärkere Feſſeln an eine Frau geknüpft und ſich entführt zu ſehen? Sie empfand, wie weh eine ſolche Erfahrung thun mußte und beſchloß, dieſe Erfahrung ihrem Vater ſo lange als möglich, vielleicht immer, zu erſparen.

So vergingen die Wochen. Der Herbſt war ſchon da, als Odo eines Nachmittags mit eigenthümlich aufgeregtem Geſichte vor Lucy trat, die gedankenvoll am Fenſter des Gartenhäuschens ſaß und ihre Blicke über den See ſtreifen ließ. Der Ausdruck ſeines Geſichts war ein Gemiſch von Freude und Niedergeſchlagenheit.

„Was haben Sie?“ fragte Lucy und fühlte, daß ihr Herz ſchneller zu pochen anfing.

„Eine große Neuigkeit,“ ſagte Odo, „von der ich nicht weiß, ob ſie mich freuen, ob traurig machen ſoll. Sie werden es mir ſagen und Sie werden mir rathen, Mama.“

„Was iſt es? was iſt es?“

Odo zog einen Brief aus der Taſche. „Es iſt ein Brief meines Vormundes. Er kündigt mir an, daß mein Schiff, die Penelope, beſtimmt iſt, eine Erdumſeglung vorzunehmen und an den wichtigſten Punkten des ſtillen Ozeans, der Südſee, der indiſchen und chineſiſchen Gewäſſer zu landen. Es ſteht mir frei, ob ich dieſe wundervolle Reiſe, die wenigſtens drei Jahre dauern ſoll, mitmachen will oder nicht?“

„So?“ fragte Lucy gedehnt, „drei Jahre?“

„Was ſoll ich thun?“ fragte Odo.

Lucy ließ die Arme ſinken und lächelte: „Sie fragen, was Sie thun ſollen? Als ob Sie nicht ſchon wüßten, was Sie thun werden!“

„Es iſt wahr,“ rief er, „ich weiß, was ich wünſche. Die herrliche Reiſe! wie viel kann ich ſehen, erfahren, erleben! Wie anders werde ich zurückkommen! Solche drei Jahre zählen mehr als ſonſt ein ganzes Leben; ich denke, ich werde bei meiner Rückkehr ein fertiger Mann ſein. Und doch, Miß Lucy,“ fügte er nach einigen Minuten mit weniger Feuer und mehr Wärme hinzu, „ich will Ihren Rath haben, ich will Ihnen gehorchen. Wenn Sie Nein ſagen, ſo bleibe ich.“

Lucy ſah ihn betroffen, beinahe erſchrocken an. Sie wußte, wie ſehr die Theilnahme an einer ſo großen Unternehmung ſeinem Charakter, ſeinen innigſten Wünſchen entſprach; ſie wußte, daß eine ſolche Weltfahrt die Verwirklichung ſeiner ſchönſten Träume war, daß ihn einer ſolchen ſeine ganze Jünglingsphantaſie entgegen drängte — und doch wollte er Reiſen oder Bleiben von ihrem Rathe abhängig machen, wollte er ihr vielleicht, wenn er eine Ahnung davon hatte, mit welcher Wärme ſie an ihm hing, ein ſolches Glück opfern. Es war grauſam von ihm, daß er in dem Augenblicke, da er ihr einen ſolchen Beweis ſeiner Anhänglichkeit gab, ſie zwang, ihn ſelbſt aus ihrer Nähe zu verbannen, einen Rath auszuſprechen, der nur auf Entfernung, auf Trennung lauten konnte.

Nur um einer längeren Rede auszuweichen, die ihre Aufregung hätte verrathen können, ſagte ſie kurz und mit Entſchiedenheit: „Sie werden reiſen!“

„Nein, nicht ſo!“ bat Odo. — „Sie ſollen für mich nachdenken und überlegen, Sie ſollen reiflich erwägen, was mir gut iſt, was nicht. Das wird mir gut thun und ich möchte Ihnen ſo gerne gehorchen. Und,“ fügte er zaudernd hinzu, „wenn Sie nur den leiſeſten Wunſch haben, daß ich hier bleibe; ach wenn Ihnen, meine gute Freundin, mein Bleiben nur einen Augenblick Freude macht, ſo ſagen Sie es.“

Ahnt der Knabe, was er mir iſt? fragte ſich Lucy und zog die Augenbrauen zuſammen. „Sie haben Recht,“ ſagte ſie laut, als ob ſie den letzten Theil ſeiner Rede nicht gehört hätte, „die Sache muß überlegt ſein. Ich werde Ihnen morgen meine Meinung ſagen.“

Sir William kam dazu. Als er hörte, um was es ſich handelte, begriff er nicht, wie ein junger Menſch da zögern könne. Er malte den Reichthum, die Mannigfaltigkeit, den Nutzen einer ſolchen Reiſe mit jugendlicher Begeiſterung aus und rief einmal übers andere: „Fort mußt du, old fellow, du mußt fort!“

Trotzdem verſicherte Odo, als er Abends Abſchied nahm, daß in ihm über ſeine Reiſe nichts feſtſtehe, und daß er Alles von dem Rathe der Freundin, den er morgen einholen wolle, abhängen laſſe.

„Deine Freundſchaft für den Jungen,“ ſagte Sir William, als er mit ſeiner Tochter allein war, „wird dich doch nicht verleiten, Lucy, ihm einen Rath zu geben, der —“

„Seien Sie ruhig, Papa,“ fiel ihm Lucy ein, „ich bin keine ſo arge Egoiſtin.“

Der Vater ſuchte ihr noch Allerlei betreffs des Nutzens einer ſolchen Reiſe für einen jungen Seemann auseinander zu ſetzen, aber ſie entſchuldigte ſich mit Kopfſchmerzen und ging früh auf ihr Zimmer.

Als Odo am folgenden Tage wieder kam und ſie um das Ergebniß ihrer Ueberlegung fragen wollte, fiel ſie ihm ſelbſt mit der Frage: „Wann reiſen Sie?“ ins Wort.

„Morgen!“ antwortete Odo und ſchlug die Augen nieder.

„Morgen!“ liſpelte ſie und fügte hinzu: „Dann müſſen Sie noch viel mit Papa ſein.“

So ſprechend, führte ſie ihn zu Sir William, der ihm noch Verhaltungsregeln gab, bis Lucy zum Aufbruch mahnte. Der Wagen ſtand bereit, und Vater und Tochter brachten Odo bis an das Parkthor der Penſion. Sir William drückte ihm die Hand, Lucy ſchloß ihn in ihre Arme, ſchob ihn raſch von ſich und ſprang in den Wagen, wandte die Pferde und jagte in Galopp der Stadt zu. Sir William wiederholte und murmelte immer vor ſich hin: „Schade! Schade! Ich hatte den Jungen ſo lieb wie meinen eigenen Sohn!“ Lucy erwiderte nichts; ſie ſchlug auf die Pferde ein. Sie war zufrieden mit ſich; ſie hatte es dieſen ganzen Tag durchgeſetzt: ſie war nicht einen Augenblick mit Odo allein geblieben.

Wieder am nächſtfolgenden Tage gegen Mittag ſtieg Odo in den Poſtwagen. Herr Röder und eine Anzahl ſeiner Zöglinge hatten ihn bis an das Poſthaus begleitet. Als ſich der Wagen in Bewegung ſetzte, gingen Lehrer und Zöglinge gleich traurig davon. In einer Buchhandlung in der Nähe ſtand Lucy und ſah mitten zwiſchen den Büchern des Auslegekaſtens hindurch der traurigen Abſchiedsſzene zu. Eine ſchwere Thräne rollte auf die Bücher herab.

Viertes Kapitel.

In dem Landhauſe am Genfer See hat ſich Manches verändert. Sir William iſt nur ſelten zu ſehen. Nur an ſehr ſchönen Sommertagen fährt ſein Rollſtuhl vom Hauſe, durch die breite Platanenallee bis an die Terraſſe, an deren Fuße die Wellen liſpeln. Lucy ſchiebt den Rollſtuhl, ſtellt dem Vater einen Schemel unter die Füße, die ſie ſorgſam mit einem Shawl umhüllt, ſetzt ſich ihm dann gegenüber, nimmt ein Buch zur Hand und wartet ab, ob der Vater lieber ſchweigend oder plaudernd über der ſchimmernden Fläche hinſehe, oder ob er es vorziehe, daß ſie ihm etwas vorleſe. Die leidige Gicht, die ihn ſo früh gezwungen hatte, den Seedienſt, dann ſein Vaterland zu verlaſſen, hat ſich bei dem ſiebenzigjährigen Manne mit erneuerter Gewalt eingeſtellt. Nun ſind es mehr als drei Jahre, daß ſie gegen den ſonſt ſo kräftigen Greis einen Krieg führt, indem ſie ihm nur während der ſchönſten Sommertage einen kurzen Waffenſtillſtand gewährt. Die Winter ſind ein fortwährender Kampf. Er behauptet, daß er in dieſem Kampfe längſt erlegen wäre, wenn ihm nicht die Hülfe, die unausgeſetzte Pflege ſeiner Tochter zur Seite ſtände. Wie glücklich fühlt er ſich, wenn er manchmal am Ufer des Sees ſo daſitzen und gedankenvoll hinausſehen kann, bis der Montblanc, ſein Haupt mit Abendroſen bekränzt, ihn mahnt, ſich vor den ſonſt ſo unſchuldigen Zephyren des Genfer Sees flüchtend zurückzuziehen. Die Heiterkeit der Gegend ſpiegelt ſich dann in ſeinem Geſichte noch glänzender als im See, und die von Schmerz und Leiden zerarbeiteten Züge lächeln ſanft vor ſich hin. Seine Tochter iſt in ſolchen Momenten trauriger anzuſehen, als der gequälte alte Mann. Ihr Geſicht mit den durchſichtigen, feinen Farben, mit dem blonden Haare, iſt ſo jung wie vor drei Jahren und ſieht überhaupt aus, als ob es nie altern könnte; aber der Ausdruck dieſes ewig jungen Geſichtes iſt gealtert. Bei näherer Betrachtung erkennt man doch einige Fältchen, die ſich von oben nach unten zwiſchen die Augenbrauen eingedrängt und dieſe etwas näher an einander gezogen haben. Drei Jahre der Krankenwärterſchaft gehen nicht vorüber, ohne Spuren zurückzulaſſen. Vielleicht kam hier noch Anderes hinzu. Sir William in ſeinen ſchmerzensfreien Momenten glaubte manchmal, der zunehmende Ernſt komme bei Lucy daher, daß ſie ihre Jahre ſo hinſchwinden ſehe, ohne Liebe, ohne Ausſicht auf häusliches Glück. Doch ſprach er ihr nicht mehr von Heirath; ſie hatte dieſe Geſpräche, die Sir William nach der Wiederkehr ſeiner Krankheit oft aufs Tapet brachte, ein für alle Male mit der Erklärung beſeitigt, daß ſie ſich nie zu vermählen gedenke. Sie that dieß, als Mr. Starling einige Monate nach Odo's Abreiſe wieder erſchienen und dießmal einen förmlichen Heirathsantrag machte. Sir William ſah außerdem ein, daß ſeine Geſpräche eitel ſein und leere Theorien enthalten könnten, da Lucy außer aller Verbindung mit der Welt lebte und ſich in ihrem Bereiche kein Mann befand, auf den ihre Gefühle gelenkt werden konnten. Außerdem erſchrickt man in engliſchen Familien nicht ſo ſehr vor dem Gedanken, eine Tochter bis tief in die zwanziger Jahre, ja immer unvermählt zu ſehen, und bei Sir William kam vielleicht noch der Egoismus des Alters und der Krankheit hinzu, der ſich bei dem Gedanken, ſich eine ſo treue und liebende Pflegerin zu erhalten, leicht beruhigt.

Aber trotzdem man außer aller Verbindung mit der Welt lebte, war es doch nicht ſo ſehr einſam und ſtille in Sir Williams Landhauſe. Odo war bald nach ſeiner Abreiſe durch mehrere Perſonen erſetzt; und das kam ſo.

Kaum drei Tage, nachdem ſie von ihm Abſchied genommen, machte ſich Miß Lucy auf, um das Haus des ſ. g. Herrn Durand, des Graveurs, aufzuſuchen, das ihr Odo genau hatte beſchreiben müſſen. Sie fand es bald, aber die Wohnung war leer. Andere Arbeiter, die auf demſelben Flur wohnten und bei denen ſie ſich erkundigte, ſagten ihr, es müſſe mit ihrem ehemaligen Nachbar, von dem ſie übrigens wenig zu berichten wußten, ein großer Glückswechſel vor ſich gegangen ſein; er habe mit ſeinen beiden Kindern plötzlich die Wohnung verlaſſen und ſei verſchwunden. Ob es ein Glückswechſel zum Böſen oder zum Guten geweſen, konnten ſie nicht ſagen. Er ſei wenig mit ihnen umgegangen und wenn er auch gegen Jedermann freundlich geweſen, ſo habe er doch keine Vertraulichkeit aufkommen laſſen. Lucy ging verdrießlich nach Hauſe; ſie hätte weinen mögen. Es war ihr Bedürfniß, ſich der Geretteten Odo's anzunehmen, etwas für ſie zu thun; ſie wenigſtens zu kennen und durch die Familie, die ihn nothwendig lieben mußte, mit ihm gewiſſermaßen in einer gemüthlichen Verbindung zu bleiben. Das ſollte ihr auch nicht gegönnt ſein. Nach der Ausſage der Arbeiter konnte der Italiener auch in Noth und Elend verſunken ſein; ſie wäre im Stande, ihm und ſeinen Kindern zu helfen und ſich ſo, als Helferin der Familie, unmittelbar an Odo's Thaten zu ſchließen und dieſe fortzuſetzen. Das zu thun ſchien ihr Pflicht, und nun ſollte ihr auch das nicht werden. Und wie gerne hätte ſie das Mädchen mit dem bleichen Geſichte und den großen Augen, von denen Odo mit ſolcher Wärme geſprochen, kennen gelernt! Aus all' Dem ſollte nun Nichts werden und ſie ſah eine öde, öde Zeit vor ſich, nachdem ſie noch eine Stunde vorher geträumt hatte, die Wohlthäterin, die Freundin der Familie, vielleicht die Lehrerin der Kinder zu werden. Es war ihr, als müßte ſie ſich an das Mißlingen ihrer liebſten Pläne gewöhnen.

Zu Hauſe angekommen, hörte ſie kaum, als ihr der Bediente ankündigte, daß ſie ein fremder Herr im Salon erwarte. Als ſie eintrat, ſah ſie einen Mann von ungefähr fünf- oder ſechsunddreißig Jahren, der ihr mit dem vollkommenſten und würdevollſten Anſtande eines Weltmannes entgegenkam. Ein edles, von ſchwarzem Barte und ebenſo ſchwarzem, dicken Haupthaar eingefaßtes Geſicht, das im Blicke und auf einer hohen Stirne den gedankenvollſten Ernſt ſehen ließ, verneigte ſich vor ihr mit dem mildeſten Lächeln. Faſt bedurfte ſie, zerſtreut wie ſie war, einiger Faſſung, um ihre Ueberraſchung und das Wohlgefallen an der eben ſo ſchönen als imponirenden Erſcheinung nicht zu verrathen.

„Mein Fräulein,“ ſagte der Fremde in gebrochenem Engliſch, „entſchuldigen Sie, daß ich mich Ihnen ſo ohne jede Empfehlung vorzuſtellen wage. Herr Röder, von dem ich ſo eben komme, hat mich dazu ermuthigt.“

„Sie kommen von einem Manne, den wir ſehr ſchätzen,“ erwiderte Lucy; „ſetzen Sie ſich gefälligſt. Mit wem habe ich die Ehre? Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich bin der Marcheſe Breſſerio aus Genua,“ ſagte der Fremde, indem er ſich Lucy gegenüberſetzte, „ich bin Flüchtling und lebe ſeit einigen Jahren hier in Genf in der Verbannung.“

Lucy verneigte ſich; der Marcheſe fuhr fort: „Vor einigen Monaten erzeigte mir ein heldenmüthiger, junger Engländer eine unſchätzbare Wohlthat: er rettete meine kleine Emilia aus den Fluthen der Rhone.“

„Herr Durand!“ rief Lucy aufs Freudigſte überraſcht.

„Derſelbe,“ lächelte der Marcheſe, „unter dieſem Namen habe ich einige Jahre hier als Arbeiter gelebt, um mich den Verfolgungen der heimiſchen Polizei zu entziehen. Jetzt bedarf ich dieſer Verkleidung nicht mehr, da ſich die Politik meiner Regierung geändert zu haben ſcheint. Seit einigen Tagen bin ich halb amneſtirt; zwar bleibt mir das Vaterland noch immer verſchloſſen, aber meine konfiszirten Güter ſind mir zurückgegeben worden. Dieſe Veränderung meiner Lage iſt es, die mich bewog, ſofort den Herrn Odo Worthington aufzuſuchen; ich weiß nichts von ſeinen Verhältniſſen, ich weiß nur, daß ich wie ein Bettler vor ihm ſtand, daß ich ihm mit Nichts ſeine ungeheure Wohlthat vergelten konnte. Nun dachte ich — ich bin nun ein reicher Mann, vielleicht, wie die Dinge jetzt ſtehen, bin ich bald auch ein einflußreicher Mann. Mr. Worthington iſt eine Waiſe — vielleicht dachte ich — und wenn ich auch nichts für ihn thun kann, ich kann ihn jetzt doch einladen, zu uns zu kommen, ſich an dem jungen Leben zu freuen, das er gerettet hat. Oft in die ärmliche Stube zu kommen, die ich mit meinen beiden Kindern bewohnt habe, wollte ich ihm nicht zumuthen. Aber da erfuhr ich in der Penſion des Herrn Röder, daß der junge Mann vor einigen Tagen Genf verlaſſen habe. Herr Röder ſah meinen Schmerz und wies mich an Sie, mein Fräulein. Sie würden, meinte der brave Mann, mir wenigſtens Gelegenheit geben, daß ich ihn nicht aus den Augen verlieren und daß ich die Hoffnung bewahren kann, mich ihm einſt wieder nähern zu können.“

„Sie werden mir glauben, Herr Marcheſe,“ ſagte Lucy, „daß ich Herrn Röder ſehr dankbar bin, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſo eben aus Ihrer ehemaligen Wohnung komme und daß ich es ſehr bedauert habe, Sie nicht mehr dort gefunden zu haben. Ich wollte die Kinder kennen lernen, denen ich mich durch meine Freundſchaft für Odo verwandt fühle.“

Der Marcheſe ergriff ihre Hand und küßte ſie. — „Dieſe Bekanntſchaft,“ ſagte er lächelnd, „wird leicht zu machen ſein. Das Schickſal hat mich bei der Wahl meiner Wohnung gut geleitet; wir ſind Ihre nächſten Nachbarn: ich wohne in dem anſtoßenden Landhauſe.“

Er ſtand auf und trat ans Fenſter. „Mein Fräulein, Sie können meine Kinder jenſeits der Mauer, die unſere Gärten trennt, ſpielen ſehen.“

Lucy eilte ans Fenſter und ſah das kleine Kind, das ſich in einem Haufen zuſammengefegter welker Blätter wälzte, während die größere Schweſter, an einen Baum gelehnt, lächelnd zuſah. Es war das blaſſe Geſichtchen mit den großen ſchwarzen Augen, von dem Odo mit ſo großer Wärme geſprochen. Der kleine Kopf bog ſich etwas nach der Seite, als ob er nur der großen Laſt der ſchwarzen Haare nachgäbe, die theils in dicken Flechten einen Kranz bildeten, theils aufgelöſt auf die bräunlich weiße Schulter herabfielen. Sie ſah wie träumend vor ſich hin, oder vielmehr wie ſinnend, als ob ihr der Anblick des Kindes mitten unter den welken Abfällen des Sommers melancholiſche Gedanken einflößte; dabei beobachtete ſie doch das Kind mit einer mütterlichen Zärtlichkeit, immer bereit zu Hülfe zu kommen, es aufzuheben, wenn es fiele und ihm zu reichen, was es verlangte.

„Sie ſteht da, wie des Kindes Schutzengel!“ liſpelte Lucy.

„Das iſt meine Zanetta!“ ſagte der Marcheſe.

Aber als ob ihr ein unangenehmer Gedanke durch den Kopf fuhr, ſagte Lucy: „Unbegreiflich! Dieſes Mädchen hat das Kind ins Waſſer fallen laſſen!“

Der Marcheſe zog ſeine Augenbrauen etwas zuſammen und ſagte raſch, wie um Zanetta ſo ſchnell als möglich gegen eine Anklage in Schutz zu nehmen: „Mein Fräulein, ſie ließ das Kind aus Schwäche fallen. Sie hatte damals beinahe zwei Tage lang nichts gegeſſen.“

Lucy erſchrak und ſah den Marcheſe mit einem Blicke an, der ihn um Vergebung anflehte. „Kommen Sie,“ bat ſie, „machen Sie mich mit dem Kinde bekannt, geben Sie mir Gelegenheit, es zu küſſen.“

In dem Augenblicke fiel Zanetta's Auge auf das Fenſter; ſie ſah ihren Vater und lächelte ihm zu, dann erröthete ſie eben ſo raſch, als ſie die fremde Dame neben ihm ſah. Lucy winkte ihr; ſie ſah ihren Vater fragend an und da er eine bejahende Bewegung machte, nahm ſie das Kind und verſchwand hinter dem Hauſe.

„Miß Spencer,“ ſagte der Marcheſe mit zitternder Stimme, „Sie werden mein Alles kennen lernen, die Erbſchaft eines geliebten Weibes, das mir in der Blüthe des Lebens und unſerer Liebe entriſſen wurde. Seien Sie gütig gegen die guten Kinder und vor Allem nachſichtig. Beide haben bis jetzt nur Elend gekannt; ſie ſind nicht erzogen, ſie ſind nicht gelehrt; ich hatte bisher nur Zeit, Brod für ſie zu ſchaffen und wie oft konnte ich ſelbſt das nicht! Wie oft haben ſie gehungert! Rechnen Sie ihnen das an, daß ſie für ihr Vaterland gehungert und gelitten haben. Es ſoll jetzt anders werden; nur ihrer Erziehung will ich leben, bis mich vielleicht wieder mein Vaterland ruft."

Wie gerne hätte ihm Lucy ſogleich ihre Hülfe angeboten; aber ſie hoffte, daß ſich die Dinge von ſelbſt ſo fügen würden, wie ſie es ſchon gewünſcht hatte, als ſie die Familie heute Morgen aufſuchte und wie ſie es jetzt noch inniger wünſchte. Gerührt eilte ſie den Kindern auf die Treppe entgegen und empfing ſie, als empfinge ſie Schutzbefohlene.

Nach wenigen Tagen der Bekanntſchaft mit Zanetta, vielleicht nach wenigen Stunden fiel ihr ein, was ſie vor mehreren Monaten an ihre Freundin in Beziehung auf Odo geſchrieben: „Anſtatt ihn erziehen zu wollen, müßte man irgend ein liebliches, von der Natur eben ſo reich ausgeſtattetes junges Mädchen für ihn ſo erziehen, daß es einſt würdig wäre, ſeine Lebensgefährtin zu werden." In Zanetta ſtellte ſich ihr ein ſolches Mädchen beſtimmter und noch reicher ausgeſtattet vor, als ſie es geträumt hatte. Eine ſchöne Erſcheinung iſt in der Wirklichkeit mit den beſtimmten Zügen einer Perſönlichkeit immer ſchöner, als die ſchönſten Gebilde unſerer vagen Phantaſie. Alle Ideale kommen uns hohl vor, wo wir in der Welt mit einem ſchönen Menſchen zuſammentreffen. Jede perſönliche Phyſiognomie iſt bedeutender und mächtiger, als die Phyſiognomie des Ideals, das immer nur konventionelle Züge trägt, wie eine Zeichnung ohne Modell. Lucy fühlte das der kleinen Zanetta gegenüber. Das Schickſal ihres Vaters, frühe Verwaiſung, anderes frühes Leiden, die ſchon in der erſten Kindheit auferlegte Pflicht, für ein Kind zu ſorgen, das Alles, verbunden mit einer angeborenen Energie des Charakters, welche die weibliche Sinnigkeit nicht ausſchloß, machten Zanetta, abgeſehen von ihrer räthſelhaften Schönheit, zu einer Erſcheinung, die Lucy in Erſtaunen ſetzte, ja ihr inſofern dieſelbe

Verlegenheit bereitete, die ſie Odo gegenüber empfunden hatte, als ſie ſich auch hier ſagen mußte, daß eigentlich auch an dieſem Geſchöpfe nichts zu erziehen ſei. Aber lernen konnte Zanetta Manches und da ſie ſah, daß es ihrer neuen, mütterlichen Freundin Freude machte, wenn ſie lernte, ergriff ſie Alles mit einem Eifer, der bei ihrer Leichtigkeit der Auffaſſung, bei ihrem rathenden Verſtändniß in kurzer Zeit Wunder that. In ihrer Beſchäftigung mit der kleinen Emilia, die ſie, trotzdem ihr jetzt der Vater eine Kinderfrau beigegeben hatte, doch ſtets mit der zärtlichſten Sorgfalt umgab, erinnerte ſie Lucy an jene jugendlichen, kaum der Kindheit entwachſenen Madonnen Andrea del Sarto's, die ſie in Florenz geſehen hatte. Trotz ihrer Heiterkeit, oft kindiſchen Ausgelaſſenheit bei ernſteſtem inneren Weſen flößte ſie Lucy eine gewiſſe Achtung wie vor einer weit älteren Perſon ein und doch erſchien ſie ihr andererſeits, wenn ſie ſie mit ſich ſelbſt verglich, ſo unendlich jung. Die geheime Urſache war, daß ihr im Grunde nur jung ſchien, was ſo jung oder jünger war als Odo, und alt, was ſo alt oder älter war als ſie ſelbſt.

Bei den Erziehungsplänen Lucy's war natürlich oft die Rede von dem abweſenden Odo; aber Lucy ſah bald ein, daß es nicht nothwendig war, die Gedanken Zanetta's auf den Abweſenden zu leiten; ſie erkannte bald, daß er dem Kinde in einem eigenthümlich magiſchen Lichte, als eine Art verklärter Erſcheinung vorſchwebte. Je älter Zanetta wurde, je beſſer ſie es unter der bildenden Anleitung ihrer Lehrerin lernte, ihren Gedanken Form zu geben, deſto deutlicher wußte ſie es auszudrücken und deſto klarer wurde es ihr ſelbſt, was ſie Odo zu danken hatte. Er hatte, wie ſie ſich ausdrückte, nicht der kleinen Emilia, ſondern ihr das Leben gerettet und mehr als das Leben. Sie gewöhnte ſich, ſich den Zuſtand auszumalen, in dem ſie ihr ganzes Leben hingeſchleppt hätte, wenn ihr Schweſterchen in den Fluthen der Rhone zu Grunde gegangen wäre. Nach ſolcher Vorſtellung athmete ſie tief auf, wie wenn ſie von einem Alpdrucke befreit wäre und jedes Mal ſtand Odo vor ihr, als der Befreier von unheimlichem, grauenvollem Drucke. So war es ihr, als habe ſie ihm jeden Tag zu danken.

„Sehen Sie, Miß Lucy,“ ſagte Janetta oft, „ich ſehe ihn ſtets, wie er mit ausgebreiteten Armen von dem Steingelände in die Rhone ſprang, wie ein Schutzgeiſt, der plötzlich aus der Höhe herabeilt. In dem Augenblick, da ich ihn ſo ſah, fühlte ich mich gerettet. Ich wurde ganz ruhig und wartete nur, daß er mir das Kind zurückbringe. Als ihn dann die Knaben umringten, war es mir, als ob ihn eine Wolke eingeſchloſſen hätte, die ihn wieder entführen ſollte. Als er dann zu uns kam, hatte ich nicht den Muth, ihn anzuſprechen — ich konnte ihn nur anſehen. Und hätte er Emilia auf den Arm genommen und wäre mit ihr fortgegangen, ich hätte ſie ruhig, vielleicht glücklich gehen laſſen. Es wäre mir zu Muthe geweſen, als führte er ſie geraden Weges in die Seligkeit. Und wenn er mir nur gewinkt hätte, ich wäre ihm gefolgt, wohin es ihm gefiel, ohne zu fragen, ohne mich umzuſehen. Und heute iſt mir noch gerade ſo.“

So ſprach Janetta in der erſten Zeit ihres Aufenthalts in der Villa; ſo ſprach ſie nach Monaten und nachdem ſchon ein und zwei Jahre dahin gegangen waren. Lucy hörte ihr dann zu, als ob ſie ſchöne Kindermärchen hörte und doch wieder mit einem Gefühle tiefer Wehmuth. Sie legte ihr die Hand auf die ſchwarzen Scheitel, ſah ihr lächelnd in das große offene Auge und dachte: Glückliches Kind, ſo früh ſchon erfüllt dich ein Ideal und du brauchſt dich dieſes Ideals nicht zu ſchämen!

Von der Intimität, die zwiſchen den beiden Familien herrſchte, gab das ſprechendſte Zeugniß jene Thüre, die man gleich im erſten Winter des Zuſammenlebens in die Mauer zwiſchen den beiden Gärten hatte brechen laſſen und die nun die beiden Landhäuſer gewiſſermaßen zu einem machte. Der alte Sir William ſegnete Odo's Andenken dafür, daß er ihm dieſe Geſellſchaft verdankte. Am Marcheſe hatte er einen männlichen Freund, mit dem er Ernſtes und vor Allem die politiſche Lage Europa's, die dieſer ſehr genau kannte, beſprechen konnte; an den Kindern eine anmuthige, jugendliche Welt, die ihm über manche Stunde des Leidens hinweghalf. Zanetta war eine eben ſo gute Krankenwärterin im Momente des Schmerzes, als ſie in Stunden der Ruhe unterhaltend war, mochte ſie ihm nun von den Erinnerungen aus Italien verplaudern oder vor ſeinem Lehnſtuhle italieniſche Nationaltänze ausführen. Er hatte innige Zuneigung für das Kind gefaßt und freute ſich, wenn ſie ihn Großvater nannte. Der Marcheſe war freilich nur im erſten Winter ein ſteter Geſellſchafter des alten Herrn und ſeiner Tochter; ſobald er aber ſeine Kinder unter deren Schutze ſo wohl geborgen ſah, begann er die verſchiedenſten Reiſen in politiſchen Aufträgen ſeiner Partei. Die Kinder überſiedelten dann gänzlich unter Sir Williams Dach, ja ſie blieben ſpäter im Hauſe, ſelbſt wenn der Marcheſe auf Tage und Wochen zurückkehrte. So wurde ihnen Lucy Alles und es iſt kein Wunder, daß ſie ſie, wie ehemals Odo, ebenfalls Mama nannten. Lucy lächelte dazu. Sie, die ehemals im Bewußtſein ihrer Schönheit und in ihrem weiblichen Stolze der Männerwelt gegenüber nicht den geringſten Zweifel in ihre Macht ſetzte, ſagte ſich jetzt: „Es ſcheint, daß ich beſtimmt bin, nur die kindliche Liebe zu einer Mutter einzuflößen."

Vielleicht hätte ſie mit der Zeit Anderes glauben gelernt, wenn der Marcheſe im Landhauſe ſo heimiſch geworden wäre, wie ſeine Kinder und wenn er, der begeiſterte Sohn ſeines Vaterlandes, den perſönlichen Gefühlen geſtattet hätte, den Raum in ſeinem Herzen einzunehmen, den ſie einzunehmen drängten. Aber er hatte Pflichten, er ſtand mitten in den vorbereitenden und geheimen Bewegungen, welche die Wiedergeburt Italiens bezweckten. Er konnte ſeine thätige Vaterlandsliebe eine Zeit lang zum Schweigen bringen, als er gezwungen war, ſeine Kinder vor Mangel und Hunger durch ſeiner Hände Arbeit zu ſchützen; jetzt, da dieſe nächſte Pflicht von ihm genommen war, glaubte er ſich mit allen Kräften und Gefühlen der weiteren, bürgerlichen Pflicht hingeben zu müſſen. Seine Kinder waren unter Lucy's Schutz ſo gut geborgen; es wäre Verbrechen geweſen, dem Vaterlande einen Augenblick ſeiner Zeit, eine ſchwächſte Kraft ſeines Geiſtes abzuſparen. Es lebte jene Intenſivität der Vaterlandsliebe in ihm, die in unſerer Zeit nur in italieniſchen Gemüthern zu finden iſt. Kein Sohn einer andern Nation verſteht es wie ſie, ſeine perſönlichen Gefühle, ja ſelbſt ſeine perſönlichen Anſichten und Ueberzeugungen dem Ganzen unterzuordnen und aufzuopfern. Dieſe größte aller Opferfähigkeiten iſt ihnen eigen und war im Marcheſe aufs Ausgeſprochenſte vorhanden. Wie dankbar war er Lucy für die Freiheit, ſich ganz ſeinem Weſen hingeben zu können, und dieſe Dankbarkeit erhöhte noch das Gefühl, das er vom erſten Augenblicke an ihr gegenüber empfand. Jede Befriedigung, die er aus ſeinem Thun und Wirken ſchöpfte, glaubte er ihr ſchuldig zu ſein, und wenn ſein Streben dem Vaterlande einigen Nutzen brachte, war ſie es, der er ihn gerne zuſchrieb. Sie fühlte das und er ſagte es ihr oft genug in ſeiner aufrichtigen und männlichen Weiſe. Ihrem ganzen Charakter und den Anforderungen nach, die ſie an einen Mann ſtellte, freute ſie ſich auch darüber; aber auch hier ſagte ſie ſich mit demſelben Lächeln: Ich bin nützlich!

Aber das Gefühl des Nützlichſeins breitet über ein Mädchengemüth nicht jene ganze Heiterkeit, deren es fähig iſt. Bei all dem Bewußtſein, einem kranken Vater, zwei lieblichen, mutterloſen Kindern, einem braven, zu den edelſten Zwecken thätigen Manne und vielleicht auch verborgen dem Glücke eines fernen, theuern Freundes förderlich zu ſein, lag auf Lucy ein dunkler Schleier ſanfter Trauer, der ſich in der letzten Zeit, immer dichter und immer dichter ſchattend, zuſammenzog.

Dieſe Trauer iſt gemach zur allgemeinen, drückenden Atmoſphäre des ganzen Hauſes geworden. Sie drückt auf Sir William beinahe eben ſo ſehr, wie auf ſeine Tochter. Beide ſitzen dort auf der Terraſſe und Lucy fällt es nicht ein, das Buch, das auf ihrem Schooße liegt, aufzuſchlagen. Sie ſehen über den See hin und jedes Segel, das vorüberzieht, erweckt traurige Gedanken. Nur Sir William ſeufzt manchmal; Lucy blickt ſtarr vor ſich hin

Seit Odo's Abreiſe wird im Hauſe nichts ſo eifrig geleſen, wie das engliſche Flottenjournal; dieſes Blatt brachte, nebſt den wenigen Briefen, die man von ihm ſelbſt erhalten hatte, einige Nachrichten über ihn oder vielmehr über ſein Schiff Penelope. Man wußte wenigſtens, unter welchen Himmelsſtrichen ſich dieſes Schiff befand, und man folgte ihm auf den alten Seekarten, die Sir William wieder hervorgeſucht hatte. Aber ſeit Wochen hatte ſich jede Spur der Penelope verloren, und das Flottenjournal drückte zu wiederholten Malen ſeine Beſorgniß um Schiff und Mannſchaft aus. An der Nordküſte Neuhollands war es verſchwunden. Jede Wochennummer des Journals wurde mit bebender Spannung erwartet und der Tag, an dem es kommen ſollte, bis zum Momente der Ankunft ſchweigend zugebracht. Während Vater und Tochter auf der Terraſſe ſaßen, ſtanden die italieniſchen Schweſtern am Gartenthore und warteten des Bedienten, der aus der Stadt kommen ſollte. Da klang das Thor; Lucy wandte ſich um; Zanetta hatte ihr Schweſterchen verlaſſen, um mit der Zeitung in der Hand, ſchneller, quer durch den Garten zu Lucy zu gelangen. Im Laufen riß ſie den Umſchlag ab, um das Blatt gleich entfaltet übergeben zu können. Lucy faßte es mit zitternden Händen und las, während Zanetta und der Vater ihren Blicken, die über die Kolonnen hineilten, voll Erwartung folgten. Sie ließ das Blatt fallen und ſagte kaum hörbar: „Nichts!"

Zanetta trat einige Schritte zurück und lehnte ſich an einen Baum. Ihr ſchlanker, zarter Leib zitterte, aus ihrem großen Auge fiel eine Thräne, die ſie zu verbergen ſuchte, indem ſie ſich abwandte. Aber Emilie, die indeſſen hereingekommen war und ſich an das Kleid der Schweſter klammerte, bemerkte dieſe Thräne und fing laut zu weinen an. Sir William wurde unruhig. „Kinder," ſagte er, „keine Thorheiten! Man ertrinkt nicht ſo leicht! Ich habe auch einmal durch acht Wochen für ertrunken gegolten und ſitze jetzt hier in meinem dreiundſiebenzigſten Jahre. Engliſche Seeleute laſſen ſich nicht ſo leicht von der See verſchlingen und engliſche Schiffe haben einen harten Kiel."

Sir Williams Tröſtungen frommten wenig; ſie konnten die ſorgenvolle Stimmung des Hauſes nicht zerſtreuen. Man verließ die hergebrachte Tagesordnung, die gewöhnlichen Beſchäftigungen wurden vernachläſſigt; man ging ſchweigend, wie durch ein Sterbehaus, durch Stuben und Garten. Erſt als ſich wieder der Tag näherte, der eine neue Nummer der Flottenzeitung bringen ſollte, erwachte man unmerklich aus der trüben Stimmung und äußerte ſich die erneute Hoffnung hie und da durch ein lauter geſprochenes Wort, durch einen Troſt, den jetzt Zanetta, jetzt der alte Herr auszuſprechen wagte.

Aber dieſe halberwachte Hoffnung ſollte zu ſchnell, noch vor Ankunft der Zeitung, niedergeſchlagen werden.

Plötzlich kam der Marcheſe aus London an, wo er ſich eben aufgehalten hatte. Nach der erſten Freude des Wiederſehens bemerkten Zanetta und Lucy, daß ſeine Stimmung nicht heiterer war, als die ihrige. Er war den Nachrichten über die Penelope mit derſelben Spannung und Beſorgniß gefolgt, wie die Freunde und die Kinder in Genf; er beſaß die neueſten Nachrichten, die er ſich bei der Admiralität in London geholt hatte und eilte, ihnen zuvorzukommen, ehe ſie die Zeitung nach Genf brachte. Lucy ahnte das und hätte ihn gerne allein befragt, aber Zanetta wich nicht von ſeiner Seite. So vergingen peinvolle Stunden, ehe Jemand den Namen Odo oder Penelope ausſprach. Der Marcheſe fürchtete jeden Augenblick die Ankunft der Zeitung und mußte ſich entſchließen, den traurigen Gegenſtand ſelbſt zu berühren.

„Sie ſind wohl,“ ſagte er, als die ganze Geſellſchaft im Salon Sir Williams verſammelt ſaß, „mit Beſorgniß dem Flottenjournal gefolgt?“

Niemand antwortete. Er fuhr fort: „Auch in England iſt man ſehr beſorgt — durch mehrere Wochen fehlten die Nachrichten gänzlich — ſeit einigen Tagen glaubt man, über das Schickſal der Penelope etwas zu wiſſen.“

Er ſchlug, während er dieſe letzten Worte hervorbrachte, die Augen nieder und ſchwieg.

„Das Schiff iſt untergegangen!“ ſagte Lucy mit tonloſer Stimme und ließ die Arme ſinken. Der Marcheſe ſchwieg, und Zanetta ließ ihren Kopf auf ſeine Schulter fallen. Er ſchlang den Arm um ihren Leib und drückte ſie an ſein Herz. Das war Allen wie eine Fortſetzung ſeiner Rede und wie eine Beſtätigung deſſen, was Lucy wie aus dem Traume geſprochen hatte.

„Aber,“ fuhr er raſch fort, „wenn man auch an der nördlichen Küſte Neuhollands Trümmer der Penelope gefunden, ſo hat man doch keine Leiche gefunden. Das Schiff iſt geſtrandet; aber es iſt nicht gewiß, daß die Mannſchaft zu Grunde gegangen.

Das war noch ein Strohhalm, an dem ſich die Hoffnung feſtklammern konnte; aber die ſeit Wochen ſo tief herabgedrückten und gequälten Gemüther hatten nicht mehr die Kraft, auf ſo geringe Urſachen hin zu hoffen. Selbſt Sir William, der bisher der Hoffnungsreichſte geweſen, ſah man es an, daß ihn alle Zuverſicht verlaſſen hatte.

Fünftes Kapitel.

Es war im Hauſe, wie es in der erſten, öden Stunde zu ſein pflegt, nachdem man einen Sarg hinaus getragen. Es herrſcht eine große, dumpfe Leere. Wie in den Stuben, iſt es in den Gemüthern. Alles ſchweigt, wie in Angſt; jeder Laut könnte einen unerträglichen Schmerz erwecken. Der Marcheſe war offenbar herbeigeeilt, um das Unglück ertragen zu helfen und um zu tröſten; aber dieſer ſtumme Schmerz verdammte ihn zur Unthätigkeit. Er konnte nur die kleine Emilia tröſten und beruhigen, da ſie, geängſtigt von der Stille und dem Ausdrucke auf allen Geſichtern, zu weinen anfing. Sie ſchlief in ſeinen Armen ein, und er trug ſie in ihr Bett. Das war das Zeichen zum Aufbruch; man trennte ſich mit ſtillen Händedrücken.

Lucy hatte ſich ſo gewöhnt, das wahre Gefühl, das ſie mit dem Andenken an Odo verband, ſo zu verbergen, daß es ihr, erſt auf ihrem Zimmer angekommen, ſo ſchien, als ob ſie jetzt erſt ihren Thränen freien Lauf laſſen dürfte. Aber ſie war nicht allein. Bald öffnete ſich die Thüre und Zanetta ſank vor ihre Füße, drückte die Stirne auf ihre Kniee und begann zu ſchluchzen.

„Lucy,“ rief ſie, „meine geliebte Lucy, was ſoll ich beginnen? wie ſoll ich länger leben? Ich habe ihn geliebt, ſo unendlich geliebt!“

Lucy hob ihren Kopf auf und ſah ihr in die thränenvollen Augen. Der Ausdruck dieſer Augen ſagte es ihr klar, daß keine kindiſche Einbildung aus dieſen Worten ſprach, ſondern die überzeugteſte Liebe einer Jungfrau.

„Armes Kind!“ ſeufzte Lucy und zog ſie an ihr Herz. Wie gerne hätte ſie ihr jetzt geſagt: auch ich habe ihn geliebt! aber die Scheu, dieſe Liebe zu geſtehen, die ſich im Laufe ſo langer Zeit in ihr eingeniſtet hatte, verhinderte ſie auch jetzt, das Geſtändniß über die Lippen zu bringen, obwohl ihr in dieſem Augenblicke Zanetta nicht mehr wie ein Kind erſchien, ſondern wie eine Jungfrau, die der gleiche Schmerz zu ihrer ebenbürtigen Freundin machte.

In der That war von dieſer mitternächtlichen Stunde an ihr Verhältniß ein anderes. Ein Kind, das ſo liebt wie Zanetta, und das es ſo geſteht, und dem das Geſtändniß durch ſolches Unglück entriſſen wird, iſt kein Kind mehr. Zanetta fühlte das ſowohl wie Lucy, und wie ſich beim Weibe innigſte Empfindungen gerne durch Aeußerlichkeiten offenbaren, oder vielmehr ſymboliſiren — ſo wollte ſie, die ihr Herz durch Verwittwung zur Weiblichkeit gereift fühlte, die kurzen Mädchenkleider nicht mehr anlegen, die ihr, dem zarten, kaum ſechzehnjährigen Kinde, bisher ſo natürlich ſchienen. Plötzlich erſchien ſie vor Lucy in langen Kleidern, die ihr, mit dem Ausdrucke tiefen Kummers im Geſichte, das Anſehen eines fertigen, frühgeprüften Weibes gaben. Lucy erſchrak, als ſie ſie ſo erblickte. Sie fühlte ſich ihr freilich näher, aber ſie konnte ſich nicht mehr überreden, daß der Schmerz und die Liebe Zanetta's Gefühle eines Kindes ſeien, die verwiſcht werden können, und ſie kam ſich wie eine Verbrecherin vor, die Ruhe dieſes Kindes ihren phantaſtiſchen Erziehungsplänen für Odo geopfert zu haben, indem ſie den Keim einer kindlichen Neigung abſichtlich und halb und halb in der Freude eiferſüchtiger Selbſtquälerei bis zu einer Leidenſchaft pflegte und erzog, die offenbar mit der ganzen Seele Zanetta's verwachſen war. Je ſchuldiger ſie ſich fühlte, deſto hingebender und zärtlicher wurde ſie für Zanetta; ſie vergaß zu Zeiten ihren eigenen Schmerz über den Kummer ihrer Freundin, und für dieſe fand ſie Troſtesworte und ſelbſt Troſtgründe, die ſie für ſich ſelbſt vergebens geſucht haben würde.

Dieſe Theilnahme ſteigerte ſich, je tiefer und je ſichtbarer von Tag zu Tag Zanetta in ihrem Kummer und endlich in eine Art krankhaften Trübſinns verſank, aus dem ſie nichts zu reißen vermochte, wie ſehr ſie ſich auch ſelber zwang, ihre Umgebung manchmal durch ein Lächeln oder durch einen Scherz zu beruhigen. Allgemach ſchwand auch dieſe Rückſicht für ihre Umgebung. Stundenlang ſaß ſie in einem Winkel ihres Zimmers oder des Salons und ſah mit ſtarren Augen vor ſich hin, die ſie ſchloß, ſobald man ſich ihr näherte, um ſie anzuſprechen und ſie zu zerſtreuen. Eine ungeduldige Bewegung oder ein tief ſchmerzlicher Ausdruck wies Jeden zurück, der es verſuchte, ſie aus ihrem Hinbrüten zu reißen. So ging ſie auch ſtundenlang und allein in den winterlichen Gängen des Gartens auf und nieder, ſchweigend, träumeriſch, nur manchmal in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, wenn über den dunkeln See ein Segel dahin trieb. Nur ein Mittel gab es, das ſie auf Stunden, wenn auch nicht erheitern, ſo doch aus ihrem dumpfſtraumartigen Zuſtande reißen konnte, und dieſes Mittel hatte Lucy mit jenem, dem wahren Weibe angeborenen, ärztlichen Inſtinkte aufgefunden. Es war ein Beſuch im Parke der Röder'ſchen Penſion, im Hauſe und an den Stätten, wo Odo zwei Jahre ſeines Lebens verbracht hatte. Dort, unter den Tannen und Kaſtanienbäumen, luſtwandelte ſie heiter mitten im Winter, als wäre ihr Herz von Frühlingslüften belebt, und horchte ſie den Worten des guten Herrn Röder und ſeiner liebevollen Stimme, der doch auch Odo ſo gerne gehorcht hatte.

Auf Lucy mit ihrem britiſchen, der Selbſtbeherrſchung ſo ſehr fähigen Charakter wirkte der leidenſchaftliche Kummer des italieniſchen Kindes wie ein Räthſel und wie ein geheimnißvoller Zauber. Sie kam ſich ſelber kalt und gefühllos vor. „Das iſt Liebe," ſagte ſie zu ſich ſelber; „was du für Odo fühlteſt, war herzliche Neigung zu einem Kinde, das eine ſchöne Zukunft verſprach, und halb und halb Phantaſterei." — Und doch wieder ſagte ſie ſich, daß Zanetta's Liebe nur auf Viſionen ihres eigenen Gemüthes, auf jenen verklärten Bildern beruhe, die ſie ſich von Odo machte, und die ſie ehemals zu ſchildern liebte, wie ſich Kinder gerne Märchen vorerzählen. Aber je räthſelhafter ihr das Weſen Zanetta's war, deſto mehr zog es ſie an; und je beunruhigender ihr Zuſtand, deſto mehr Liebe und Sorgfalt glaubte ſie ihr ſchuldig zu ſein. Bei ihr, wie bei allen anderen Hausgenoſſen, war das traurige Loos des Entfernten vor dem Anblicke der gegenwärtigen Leiden Zanetta's in den Hintergrund getreten. Selbſt Sir William vergaß ſeine Krankheit.

Der Marcheſe, der ſich nicht entſchließen konnte, ſein Kind in dieſem Gemüthszuſtande zu verlaſſen und ſeine Reiſen aufgegeben hatte, ſah die Sorgfalt Lucy's mit unendlicher Rührung. Oft wenn er mit ihr am Bette Zanetta's ſaß — denn ſchon war es ſo weit gekommen, daß der treffliche Dr. Peliſſier anrieth, ſie Tage lang im Bette zu halten — faßte er plötzlich ihre Hand und zog ſie an ſeine Lippen. Lucy ließ es geſchehen. Die Einen liebten mich wie eine Mutter, er liebt mich aus väterlicher Liebe als Krankenpflegerin ſeines Kindes, dachte ſie bei ſich mit jener Ironie gegen ſich ſelbſt, die ihr in dieſen Jahren zur Gewohnheit geworden. — Zanetta aber, wenn ſie ſprach, ſprach ihr in einem anderen Sinne. Mit der Ruhe einer älteren Perſon und mit der Ueberlegenheit eines Weſens, das in Beziehung auf ſich ſelbſt mit Allem abgeſchloſſen und mit der Welt abgerechnet hat, verſicherte ſie Lucy, daß ſie ihr Vater liebe, und daß er würdig ſei, von ihr geliebt zu werden. „Er liebt mich," fügte ſie hinzu, „er wird unglücklich ſein, wenn ich ſterbe. Eines könnte ihn tröſten: deine Liebe, Lucy!"

Lucy glaubte auf die Phantaſieen des kranken Kindes eingehen zu müſſen und gab ihr die Gegenverſicherung, daß ſie ihre Worte nicht vergeſſen werde.

Dr. Peliſſier aber durfte auf die Todesahnungen Zanetta's nicht eingehen und auf ihre Verſicherungen hin, daß ſie bald ſterben werde, nicht aufhören, nach Mitteln zu ihrer Rettung zu ſuchen. Eine neue Welt, neue Umgebung, neue Eindrücke, meinte er, könnten die Gemüthskranke zerſtreuen und ſie von den Gedanken abwenden, an die ſie ſich jetzt mit Hartnäckigkeit feſtklammerte. Er hoffte viel von der heimatlichen Luft und von der Schönheit der genueſiſchen Heimat. Zanetta hatte außerdem in früheren Zeiten immer mit großer Sehnſucht von Genua geſprochen, das ſie in früher Kindheit verlaſſen hatte, und das ihrer Phantaſie mit allem Zauber einer Fata Morgana vorſchwebte. Noch jetzt flog ein melancholiſches Lächeln über ihre Lippen, wenn Genua, wenn Italien vor ihr genannt wurden. Er rieth dringend, dieſes ſchöne Mittel zu verſuchen. Die politiſchen Angelegenheiten und im Beſonderen die Stellung des Marcheſe waren in dieſem Momente ſo beſchaffen, daß man die Rückkehr in die Heimat leicht und ohne Demüthigung bewerkſtelligen konnte. So ging denn auch der Marcheſe gleich daran, die nothwendigen Schritte bei ſeiner heimiſchen Regierung zu thun und die Reiſe vorzubereiten.

Aber welche Hoffnungen für Zanetta man auch an dieſe Ueberſiedlung knüpfte und wie ſehr dieſe Hoffnungen die durch innige Liebe und gemeinſchaftliche Schickſale ſo eng verbundenen Hausgenoſſen aufheiterten, ſo war die Ausſicht auf die nahe Trennung andrerſeits doch eine neue Urſache zu neuer Betrübniß. Auch behauptete Zanetta, daß ihr Genua und das Meer die Liebe und die Geſellſchaft Lucy's nicht erſetzen könnten. Sie ſträubte ſich mit krankhafter Leidenſchaftlichkeit gegen die Reiſe und brachte ſo zu Betrübniß noch Zweifel und Unentſchiedenheit in die Gemüther. Es war, als ſollte es in dieſer kleinen Welt nicht mehr zur Ruhe und Klarheit kommen.

An einem jener ſchönen Februartage, die an den Ufern des Genfer See's ſo frühen und vollen Frühling heucheln, um dann wieder in des Märzen Sturm und Schnee wie ein ſchöner Jugendtraum zu verſchwinden, ging Lucy allein und in Gedanken vertieft im Garten auf und nieder, in dem es bereits zu ſingen und zu ſproſſen begann. Sie hatte das Bedürfniß, ſich zu faſſen und zu ſammeln. Obwohl eben erſt ein Schickſal über ſie dahin gegangen und die Folgen in Geſtalt der kranken Zanetta ſie noch immer verkörpert und mit immer neuen Sorgen und Leiden umgaben, war es ihr doch, als ſtände ihr eine neue Entſcheidung bevor. Die Geſpräche Zanetta's über die Liebe ihres Vaters machten ihr einen um ſo tieferen Eindruck, als das Mädchen ſich nur zum Sprechen aufraffte, um von dieſem Gegenſtande zu ſprechen; als es ſchien, als ſei dieß das Einzige, was ſie noch auf dieſer Erde intereſſirte, und als ſie dieſe ihre Reden mit ſchwacher Stimme, wie aus dem Traume, wie ein Orakel, eine Warnung und eine Bitte hervorbrachte. Das Weſen des Marcheſe war mit den Worten ſeines Kindes in vollſter Harmonie. Lucy konnte ſich darüber nicht täuſchen, daß ihn ein mächtiges Gefühl in ſeinem Innerſten bewegte und ſie war gerührt, wie dieſer ernſte, vom Schickſal und durch Charakter gefeſtete Mann, zu dem mit Achtung emporzublicken ſie ſo viel Urſache hatte, ihr gegenüber eine faſt jünglinghafte Schüchternheit zeigte, als ob er ſich, der beinahe vierzigjährige Mann, ſo jugendlicher Empfindungen ſchämte. Sie wußte, daß er ſie liebte, wenn ſie es auch ohne Zanetta's Reden vielleicht nicht errathen haben würde. Was ſollte ſie ihm antworten, wenn er ihr ſeine Liebe geſtand? Sie hatte ſich dieſe Frage, im Garten auf- und abgehend, kaum geſtellt, als er neben ihr ſtand und ſich ſchweigend ihrem Spaziergange beigeſellte.

„Miß Lucy,“ ſagte er endlich, „ich komme eben von Zanetta; ſie iſt feſt entſchloſſen zu bleiben, um ſich nicht von Ihnen zu trennen.“

„Haben Sie ihr,“ fragte Lucy, „die Grille nicht auszureden geſucht?“

„Nein, Miß Lucy. Dieſer Liebe wegen zu Ihnen iſt mir das Kind nur theuerer. Kann ich gegen eine Anhänglichkeit ſprechen, die mir ſo begreiflich iſt?“

Lucy ſchwieg. Der Marcheſe fuhr nach einiger Zeit mit bebender Stimme fort: „Das Kind ſtirbt, wenn es bleibt; es ſtirbt, wenn wir es zwingen, Sie zu verlaſſen. Miß Lucy, kommen Sie mit uns!“

Der Marcheſe ſchwieg wieder, aber Lucy ſagte: „Fahren Sie fort, Sie haben mir noch etwas zu ſagen.“

Sie wußte, daß ihr der Marcheſe jetzt ſeine Liebe geſtehen würde; aber nicht um dieſes Geſtändniſſes wegen forderte ſie ihn auf, fortzufahren. Sie hoffte, daß in ſeinen Worten etwas ſein werde, was ſie über ſich ſelbſt, über ihre Lage, über ihr Verhältniß zu ihm und den Kindern aufkläre; ſie wünſchte, daß in dieſen Worten etwas wie ein Gebot der Pflicht ſein werde, das ſie zwinge, auf ſeinen Antrag einzugehen, und daß dieß ausgeſprochen ſei. Es war ihr, die ſich ſo tief gealtert fühlte, als dürfte ſie nicht mehr bloßen Empfindungen des Herzens folgen, als müßten Pflichten und Verſtand bei ihrer Handlungsweiſe mit betheiligt ſein.

Der Marcheſe fuhr fort: „Meine Kinder lieben Sie wie eine Mutter; ſeien Sie es! Sie retten vielleicht Zanetta!“

Wie glücklich war Lucy, daß er nicht ſagte: Ich liebe Sie! Sie empfand die große Beſcheidenheit, die dieſes Schweigen verrieth und wahrlich, ſo ſagte ſie ſich, er durfte noch Liebe geſtehen und fordern. Mit Thränen in den Augen wandte ſie ſich zu ihm, gedemüthigt von der Demuth, mit der er vor ihr ſtand und wie ſie raſch die Hand ausſtreckte und ſie ihm reichte, und er dieſe Hand faßte und ſie an ſeine Lippen zog, war es ihr, als würde ſie aus einem Traume in die Wirklichkeit gezogen, als käme ſie plötzlich zu Halt und Ruhe. Sie fühlte feſten Boden unter ihren Füßen und auf dem eben erſt betretenen Lebenswege empfand die Neuverlobte, was Neuverlobte ſo ſelten empfinden: Abgeſchloſſenheit, Befriedigung! Sie lächelte, und der Marcheſe ſchloß ſie in ſeine Arme.

Dieſe eigenthümliche Verlobungsſcene hatte ihren Zeugen. Die kleine Emilia war ihrem Vater nachgeſchlichen und umklammerte Lucy's Kniee, während ſie der Marcheſe umarmte. Das Kind weinte vor Freude, ohne eigentlich zu wiſſen, warum es weinte. Lucy fühlte ſich wie in Liebesbanden gefangen; ſie hob das Kind an ihre Bruſt und küßte es herzlich. Sie glaubte glücklich zu ſein und ſtrahlenden Geſichtes ging ſie an der Seite des Marcheſe mit dem Kinde auf dem Arme ins Haus.

Als ſie Zanetta ſo eintreten ſah, ſagte ſie mit einem Lächeln des Errathens: „So iſt es gut. Jetzt dürfen wir reiſen.“

Erſt gegen Abend traten der Marcheſe und Lucy vor Sir William, der den Tag hindurch von Schmerzen geplagt geweſen war, ſich jetzt aber einer ruhigen Stunde und mit dieſer wie immer einer heitern Laune erfreute, um ihm die neue Wendung der Dinge mitzutheilen. Sir William, der den Marcheſe ſo ſehr ſchätzte und liebte, legte hocherfreut ihre beiden Hände in einander und wünſchte ſich und ihnen Glück. Lucy ſah alle Welt, Alle die ſie liebte, glücklich; ſollte ſie es nicht ſein?

Voll der froheſten Zuverſicht in die Zukunft ſaßen die Drei da und beſprachen die gemeinſchaftliche Reiſe und Anſiedelung in der Villa des Marcheſe, auf einem der ſchönſten Hügel zwiſchen Genua und La Spezzia, und andere Pläne der Zukunft, als ſich plötzlich die Thüre aufthat und zu aller Ueberraſchung, ja zu ihrem Schrecken Zanetta hereintrat. Sie kam, wie ſie eben das Bett verlaſſen haben mußte. Das Haar hing lang und ungeordnet über Geſicht und Schultern; das dünne, weiße Nachtkleid ſchmiegte ſich in Falten um die zarten, ſchmächtigen Glieder; die Füße waren nackt; ſo waren auch die Arme, von denen die

Aermel zurückfielen, indem ſie beide Hände ausſtreckte, deren eine ein Licht, die andere ein entfaltetes Papier hielt. So ſtand ſie da, wie eine Geiſtererſcheinung und wie ein Geiſt blickte ſie aus den großen, ſchwarzen Augen. Aber ihre Wangen waren von einer Röthe, von einer Gluth überflogen, die man ſeit Monaten nicht an ihr geſehen hatte. Sie wollte ſprechen, aber konnte nicht. Der Marcheſe und Lucy eilten ihr entſetzt entgegen und wollten ſie an einen Stuhl führen; aber ſie ſträubte ſich; ſie ſtreckte ihnen nur das Papier entgegen, das ſie krampfhaft in der Rechten hielt. Es war das engliſche Flottenjournal.

„Die Zeitung! Die Zeitung! Nachrichten von Odo!" rief Lucy.

Zanetta nickte und lächelte ſelig; aber ſie ließ das Blatt nicht los, das nun auch Lucy gefaßt hatte. Sie that einen Schritt weiter, ſeufzte tief auf und nachdem ſie alle Anweſenden nacheinander lächelnd angeſehen, ſtieß ſie aus tiefſter Bruſt die Worte hervor: „Es iſt ein glücklicher Tag!"

Mit dieſen Worten war der Bann, der auf Zanetta wie ein Starrkrampf lag, gebrochen. Raſchen Schrittes näherte ſie ſich der Lampe, die vor Sir William ſtand, entfaltete das Blatt und las: „Wir haben von Port Adelaide aus Nachrichten über die Penelope. Das Schiff iſt nördlich von Neuholland geſtrandet, aber die Mannſchaft iſt zum größten Theile gerettet. England dankt dieſes dem Muthe, der Umſicht, der Ausdauer eines Midſhipman, Odo Worthington."

Zanetta ſtieß bei Leſung dieſes Namens einen zitternden Ton aus, der ebenſowohl einem Lachen, als einem Schluchzen glich; raſch aber fuhr ſie fort: „Auf einer halbzertrümmerten Schaluppe ſammelte er unter beſtändigen Gefahren den größten Theil der Mannſchaft, die von den hochgehenden ſturmbewegten Wellen hin- und hergetrieben mit dem Tode rang. An ihrer Spitze ſetzte er dann zu Lande die Reiſe fort. Schon am nächſten Tage ſtieß er auf einen Haufen Wilder, die ſich eben bereit machten, den Kapitän der Penelope, der an einem anderen Punkte gelandet und in ihre Hände gefallen war, zu tödten, um ihn zu verzehren. Mr. Worthington befreite den Kapitän nach einem heißen Kampfe. Da dieſer in Folge der erfahrenen Mißhandlungen krank und unfähig war, das Kommando zu übernehmen, behielt es der kaum neunzehnjährige Mr. Worthington und er zeigte ſich ſeiner ſchwierigen Aufgabe gewachſen. Durch undurchdringliche Wälder, durch Wüſteneien und durch Gegenden, die nie eines Europäers Fuß betreten, im beſtändigen Kampfe mit wilden Stämmen, mit Hunger und Durſt und Krankheiten, ſelbſt mit der Muthloſigkeit und Verzweiflung ſeiner Untergebenen, führte er die Schaar Wochen- ja Monate lang, bis er ſie zu europäiſchen Anſiedelungen brachte. Der bei der Admiralität eingelaufene Bericht des kranken Kapitäns, der nur Zuſchauer der Thaten des jungen Mannes ſein konnte, findet nicht Worte genug, ſeinen Heldenmuth zu rühmen. Wir begnügen uns heute mit dieſer kurzen Notiz, die wir zu drucken eilen, um viele beſorgte Seelen zu beruhigen. Wir hoffen, die Odyſſee des jungen Helden bald ausführlicher mittheilen zu können."

Nachdem Zanetta dieſes geleſen, flog ihr Blick triumphirend von Geſicht zu Geſicht. Sir William war der Erſte, der Worte fand: „Lucy," ſagte er, „der wurde, wie du prophezeit haſt!"

Der Abend war ſehr belebt. Man konnte das Thema von Odo's Leiden und Heldenmuth nicht erſchöpfen. Am beredteſten war Zanetta, am ſchweigſamſten war Lucy.

Sechſtes Kapitel.

Nur wenige Wochen nach jenem Abende war in dem Landhauſe ſehr Vieles verändert. Zanetta blühte wie eine junge Roſe. Ihr Siechthum, ihr Trübſinn war an jenem Abende von ihr gefallen, wie eine Hülle, die man abwirft; ſie war blühender als je vorher, ſelbſt ihre Wangen, die von Natur zu ewiger Bläſſe verurtheilt ſchienen, waren jetzt von einer unverwiſchbaren ſanften

Röthe gefärbt; ihr Mund lachte im Widerſpruch mit ihren tiefen, immer ernſten Augen und brachte nur Scherz und Witzworte hervor. Sie war die Verkörperung jungen Glückes und wie die menſchliche Fortſetzung des ſchönen Frühlings, der nunmehr in lachendſter Fülle die Ufer des Genfer Sees bedeckte. Die Hauptmotive der Reiſe waren ſomit weggefallen; nichts drängte mehr zum Abſchied von den altgewohnten, liebgewordenen Stätten. Doch war der Marcheſe nach Genua gereiſt, um ſein Haus zu beſtellen, daß es würdig ſei, ſeine junge Gattin zu empfangen. Seit drei Wochen war er der glückliche Gatte Lucy's. Wenige Tage nachdem die Nachricht von Odo's Rettung angekommen war, begann ſie zur Vermählung zu drängen. Niemand ſah in die Vorgänge ihres Innern, aber man kann ſie errathen: ſie wollte die Schiffe hinter ſich verbrennen; ſie wollte ſich den Rückweg abſchneiden. In ihrer Stärke hatte ſie Angſt vor ihrer Schwäche. Sie wußte, Odo werde, kaum nach Europa zurückgekehrt, herbeieilen, um die alten Freunde zu ſehen. Er wird ihr ſo entgegentreten, wie ſie ihn geträumt hatte, als ein heroiſcher, früh erprobter junger Mann. Die große Reiſe, die großen Erfahrungen, die überſtandenen Leiden müſſen ihn früh gereift haben; er wird ſich ihr, ſie wird ſich ihm näher fühlen. Alle Urſache, ſich ihrer Liebe zu ſchämen, iſt vielleicht weggefallen und mit ihr die Schranke, die ſie von Odo trennte. Wird ſie ſtark genug ſein, dem braven Marcheſe, den ſie in ihrem Beſitze ſo glücklich ſah, ihr Wort zu halten, und Zanetta, deren Mutter ſie ſchon geworden, dem Manne entgegen zu führen, ohne den das junge, zarte Geſchöpf nicht mehr leben zu können ſchien? Sie mußte ſich vor ſich ſelber ſchützen, ſie wollte ſich nicht auf ſich allein verlaſſen, wo es das Glück Anderer betraf; ſie ſuchte nach einem Zwang, nach einem poſitiven, feſten Halt; Beides bot ihr, das wußte ſie, eine definitive übernommene Pflicht und ſo ſprach ſie, wie geſagt, ſchon einige Tage nach Ankunft jener Nachricht den Wunſch nach baldiger Vermählung aus.

Sie fand in aller Stille in der katholiſchen Kapelle ſtatt.

Und jetzt war ſie ſchon ſeit drei Wochen Marcheſa Broſſerio. Sie ſaß auf ihrem Lieblingsplätzchen unter den Platanen auf der Terraſſe und nahm Abſchied von ihren Kindern, die mit Sir William, den ſie Großvater nannten, eine Spazierfahrt auf die ferne Plotte am andern Ufer des Sees machen ſollten. Sir William ſaß ſchon im Wagen und ließ die Peitſche ungeduldig knallen. „Adieu, Mama," ſagte Emilia und küßte Lucy die Hand; „ſchreibe dem Papa ſchöne Sachen." — „Adieu, Mama," wiederholte Janetta und ſchloß ſie in ihre Arme. Lucy küßte Beide auf die Stirne und ſie liefen durch den Garten in den Hof; ſprangen in den Wagen, der gleich darauf dahinrollte.

In dem Augenblicke, da der Wagen aus dem Hofgitter fuhr, rauſchte es hinter Lucy in dem Gebüſche, das die Gartenmauer verhüllte und ſie überwucherte. Ehe ſie ſich nach dem Geräuſche umſehen konnte, ſprang ein junger Mann aus der dichten Verhüllung und ehe ſie einen Schrei der Ueberraſchung ausſtoßen konnte, lag Odo zu ihren Füßen. Sie erkannte ihn augenblicklich, obwohl er ſich bedeutend verändert hatte. Er war höher gewachſen und ſtärker geworden; ſein Geſicht war braun und verbrannt und von einem kleinen Backenbarte eingefaßt, wie ihn engliſche Seeleute lieben. „Endlich," rief er lachend, „endlich bin ich da! Die kleinen Kreaturen, die Sie da liebkoſten, haben mich um einige koſtbare Minuten gebracht, die mir eine Ewigkeit ſchienen. Denn ich liege ſchon lange hier auf der Mauer verſteckt und wartete, bis ich Sie allein haben konnte."

„Odo!" ſeufzte die Marcheſa, indem ſie ſich an die Platanen lehnte und beide Arme fallen ließ.

Der Ton ihrer Stimme verſcheuchte plötzlich die Luſtigkeit, mit der er herbeigeſprungen war; mit einem Ausdrucke höchſter Innigkeit faßte er ihre beiden Hände, ſah ihr in die Augen und ſagte mit zitternder Stimme: „Bin ich endlich da! bei Ihnen, Lucy! in dem Augenblicke, nach dem ich mich ſeit Jahren geſehnt habe, ſeit Jahren und immer, immer, in guten und böſen Stunden und überall, unter allen Himmelsſtrichen."

In dieſen Worten, in der Innigkeit, ja Leidenſchaft, mit der ſie hervorſprudelte, im Tone der Stimme lag etwas, was Lucy mit Schrecken erfüllte. Sie entzog ihm die eine Hand und fuhr ſich über die Stirne. Es war ihr, als ſollte ihr jetzt erſt ein Unglück kund werden. Sie ſuchte ſich zu faſſen und ließ die Blicke, wie ſuchend, durchs Weite ſchweifen, während Odo die Hand, die ſie ihm ließ, mit Küſſen bedeckte.

„Odo,“ ſagte ſie, „haben Sie die Kinder geſehen, die mich eben verließen? Haben Sie ſie nicht erkannt?“

„Nein,“ ſagte er, „was kümmern mich die Kinder? Ich habe von meinem Verſtecke nur Sie angeſehen, nur das liebe, bekannte Geſicht, das ſo viel ſchöner geworden iſt.“

„Ahnen Sie nicht, wer die Kinder ſind?“ fragte ſie weiter. „Sie ſtehen Ihnen nahe.“

„Wie?“ fragte er erſtaunt.

„Es ſind die Kinder des Marcheſe Broſſerio.“

„Broſſerio?“ fragte er wieder. „Wer iſt Marcheſe Broſſerio?“

„Jener Herr Durand!“ —

„Ach ſo!“ lachte Odo, „die Kleine iſt meine Gerettete. Ach, die alte Geſchichte! Ich hätte ſie längſt vergeſſen, wenn ich ihr nicht Ihre Bekanntſchaft verdankte. Geſegnet ſei die Kleine, die ins Waſſer fiel und die Große, die ſie hineinfallen ließ. Wie kommen die Beiden hierher?“

„Es ſind meine Kinder!“ liſpelte Lucy.

„Ach,“ lachte Odo wieder, „daran erkenne ich Sie! Sie müſſen immer Mama ſein, immer für Jemand ſorgen, Jemand Gutes thun.“

Plötzlich ging er wieder vom Lachen zum innigſten Ernſt über: „Nein, Lucy,“ rief er, „es gibt auf Erden kein Weib wie Sie. Sehen Sie, das ſteht hier in dieſem Herzen feſt und von Tag zu Tage, ſeit ich Sie kenne, iſt dieſe Ueberzeugung in mir mächtiger geworden. Ich habe Ihres Gleichen nicht gefunden, ich werde Ihres Gleichen nicht finden. Verzeihen Sie, Lucy, daß ich Ihnen ſo ſpreche; ich muß, ich kann nicht anders. Im

Glücke des Wiederſehens ſprudelt mein Herz über und doch kann ich Ihnen den millionſten Theil deſſen nicht ſagen, was ich Ihnen auf der Oede der See, in der Wildniß der Urwälder, in Glück und Unglück geſagt habe. Laſſen Sie mich ſprechen, ſo lange ich im Rauſche dieſer Stunde den Muth dazu habe. Es ſpricht nicht mehr ein Knabe zu Ihnen; glauben Sie mir, ich bin ein Mann, ich bin alt geworden und ich kann jetzt beurtheilen, was ich ſchon als Knabe gefühlt habe. Und ich habe es mir geſchworen, es Ihnen gleich zu ſagen.“ —

Lucy machte eine abwehrende Bewegung. Sie empfand eine wahre Todesangſt vor dem Worte, das er ausſprechen wollte. Odo erſchrak vor dem ſtarren Ausdrucke ihres Geſichtes und verſtummte.

Lucy richtete ſich auf und ſagte mit einem gezwungenen Lächeln, zu dem ſie die ganze Kraft ihres Weſens zuſammennehmen mußte: „So laſſen Sie mich doch ausreden. Verweilen Sie doch einen Augenblick bei dieſen beiden Kindern; ſie verdienen das. Die Kleine dankt Ihnen das Leben und die Große mehr als das Leben, und ſie empfindet das mit der wunderbarſten Innigkeit. Erinnern Sie ſich doch an das kleine blaſſe Geſicht mit den großen, ſchwarzen Augen, das Ihnen einen ſo tiefen Eindruck machte. Das iſt Zanetta, das liebenswürdigſte Geſchöpf dieſer Welt; Sie müſſen ſie kennen lernen.“ —

„Lucy, ich begreife Sie nicht!“ rief Odo ungeduldig und gekränkt, „ich bin ſo glücklich, bei Ihnen zu ſein, ich will nur mit Ihnen allein ſein und Sie ſprechen mir immer von Andern, von Fremden.“

„Es ſind nicht Fremde, es ſind meine Kinder!“ ſagte Lucy mit Nachdruck.

„Nun ja, aber —“

„Meine Kinder!“ wiederholte Lucy und indem ſie ſich an die Platane zurücklehnte und ſich unbewußt, inſtinktmäßig feſter auf ihre Füße ſtellte, fügte ſie hinzu: „Ich bin die Frau ihres Vaters.“

Odo ſah ſie mit weit offenen Augen an, dann ſank er auf einen Stuhl und ſagte vor ſich hin: „Alſo kam ich doch zu ſpät. O mein Glück und meine Träume!“

Lucy hätte ſich ihm ſo gerne genähert; ſie fühlte eine unendliche Sehnſucht, ihre Hand auf ſeinen herabfallenden Kopf zu legen, ihn an ihre Bruſt zu drücken; aber ſie konnte keinen Fuß bewegen. Sie war wie eingewurzelt. Unbeweglich ſtand ſie da und ſagte: „Odo! geben Sie kindiſche Gedanken auf — Sie haben mich Ihre Mama genannt — ich bin ſo viel älter als Sie — ich bin und bleibe Ihre Mama — ich habe für Sie geſorgt. Lernen Sie Zanetta kennen; ſie liebt Sie; ihre ganze Seele iſt von Ihnen erfüllt. Ach, wüßten Sie, was das Kind um Sie gelitten hat. Sie war dem Tode nahe, als man Sie verloren glaubte und ſie blühte wieder auf, ſie lebt und iſt glücklich, ſeit wir wiſſen, daß Sie gerettet ſind. — Es iſt ihr Tod, wenn Sie ſie verſchmähen. Nehmen Sie ſie aus meiner Hand — ich kann Ihnen nichts Beſſeres geben. Ich habe ſie für Sie erzogen, ich habe die Liebe zu Ihnen in ihrem Herzen gepflegt.“ —

Bei dieſem Worte ſprang Odo von ſeinem Sitze auf und ſtellte ſich drohend vor Lucy. „Wer gab Ihnen das Recht,“ rief er zornig, „über mein und ihr Herz zu verfügen? Hier dieſes,“ fuhr er fort, indem er mit geballter Fauſt auf die Bruſt ſchlug, „iſt keines, das man ſo vergibt. Es liebt und bleibt ſich treu.“

Eben ſo raſch, als er aus dem Gebüſche geſprungen war, ſprang er jetzt wieder hinein. Es ſchlug hinter ihm zuſammen. Lucy hörte ſeine Schritte, die wie fliehend auf der Landſtraße forteilten. Jetzt erſt gewann ſie wieder die Kraft, ſich zu bewegen. Sie ſank auf denſelben Stuhl, von dem Odo eben aufgeſprungen war, ihre Stirne fiel hart auf den Tiſch vor ihr und ein Strom von Thränen benetzte den Sand, der ſie aufſog, als wäre es Regen.

Feigheit.

Eine Geſchichte aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Erſtes Kapitel.

Deutſchland, das muß man leider zugeben, iſt vor Allem das Land des Unfertigen, und ſo hat es ganz richtig einen unvollendeten Dom zu ſeinem Symbol gewählt. Es gab eine Zeit, da alle Staaten Europa's gleich ſehr in Folge der Art ihrer Gründung durch große Vaſallen und andere Umſtände in viele kleine Staaten getheilt waren; ſie arbeiteten an ihrer innern Einigung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ſind die bedeutendſten mit dieſer Arbeit fertig und in ſich geeinigt; andere vollendeten dieſe Einigung im ſiebzehnten Jahrhundert und unſere Zeit ſah noch die Aufnahme einer ſolchen Arbeit in einem der zerriſſenſten Länder und wird bald die Vollendung ſehen: nur Deutſchland iſt auch mit dieſer Arbeit nicht fertig geworden. So auch auf andern Gebieten. Es begann die Reformation, ſein größtes Werk; es kam mit dieſem Werke nicht halb zu Ende. Im Kleinen wie im Großen: kein Land der Welt zählt ſo viele unvollendete Bauwerke wie Deutſchland; nicht nur die Dome des dreizehnten Jahrhunderts blieben auf halbem Wege ſtecken. Im achtzehnten Jahrhundert bemächtigte ſich der Fürſten und Großen eine große Bauwuth und die Eitelkeit, es Ludwig XIV. nachzuthun; großartige Schlöſſer wurden angelegt, die Verſailles gleichkommen oder gar es übertreffen ſollten. Man ſehe nur das Schloß von Mannheim; mit hohlen Augen, unfertig, todt, bevor geboren, blickt es in die lebende Welt, und dieſes Schloß, wie der Kölner Dom zählen viele und unbekannte Brüder in ganz Deutſchland, denn mancher Graf, manches Fürſtlein, deſſen Gebiet nicht viel größer war als das Weichbild der Stadt Verſailles, wollte doch ein Schloß haben wie das Schloß zu Verſailles. Zum Theil ſind dieſe ſtolzen Anfänge, die man nicht einmal erhalten konnte, verfallen und von der Erde verſchwunden; zum Theil hat man ſie maskirt und das Unvollendete mit einem heuchleriſchen Abſchluſſe verdeckt, während nicht ein Drittel der Abſicht ausgeführt worden; zum Theil ſind ſie in der Einſamkeit verſchwunden, da ſich das Leben aus dieſen Gegenden, die einſt Mittelpunkte eines Hofſtaates geweſen, zurückgezogen.

Ein ſolches gewaltiges, unfertiges, in der Einſamkeit verſchwundenes Schloß findet ſich in einem deutſchen Fürſtenthum, durch das keine große Heerſtraße und keine Eiſenbahn führt und das deßhalb heute eine noch kleinere Rolle in der Weltgeſchichte ſpielt als ehemals und noch weniger beſucht wird als zu Anfang dieſes Jahrhunderts, da gewiſſe, früher berühmte, jetzt beinahe vergeſſene Heilquellen Beſucher aus Nah und Fern herbeizogen. Das kleine Fürſtenthum mit ſeinen grünen Wäldern ruht auf vulkaniſchem Grunde und iſt eine kleine deutſche Auvergne; der Luſtreiſende, der nur maleriſche Landſchaften ſucht, wie der Geologe finden ihre Rechnung, wenn ſie es beſuchen, aber es iſt leichter in andere Gegenden zu dringen, in denen für beide noch größere Ausbeute zu finden und die ausgedehntere Kommunikationsmittel beſitzen, und ſo bleibt es weltvergeſſen. Die Heilquellen werden nur noch von den Nachbarn aufgeſucht und geſchätzt, die wilden und doch lieblichen Thäler nur noch von den Studenten einer nahegelegenen Univerſität beſucht, wenn ſie der Profeſſor der Geologie dahin führt. Die wenigen Reiſenden bekommen dann auch jenes gewaltige, unausgebaute Schloß zu ſehen, das gerade an der Gränze des Ländchens liegt und ſeine weiten Parks über das Gebiet zweier Staaten ausdehnt, denn dieſes Schloß iſt vielleicht die einzige architektoniſche Merkwürdigkeit des Landes und hat für kindiſche Neugierde noch manche jener Kunſtanlagen und Ueberraſchungen, wie Flüſtergrotten, Einſiedler, Aeolsharfen, Fallthüren, Waſſerfälle, künſtliche Ruinen, kopfwackelnde Chineſen, kurz all die holden Thorheiten, die unſere reifrocktragenden Großmütter ergötzten und erſchreckten. Doch ſteht das Schloß ſelbſt nicht in Harmonie mit dieſen Rococothorheiten; der Erbauer hatte mehr Geſchmack als ſeine Zeit, und anſtatt Verſailles nachzuahmen, zog er es vor, das Schloß Franz' I. von Frankreich, die herrliche Phantaſie Primaticcio's, des Schülers Rafaels, Chambord bei Blois, ſich zum Muſter zu nehmen. Wie Chambord erhebt ſich Schloß Holken breit und gewaltig mit einem Hauptgebäude und zwei kleinen Seitenflügeln im phantaſievollſten Renaiſſanceſtyle mit gewaltigen Thoren, breiten Fenſtern, unzähligen großen und kleinen Balkonen und Erkern, lebend, vielbewegt, bis zu einem platten Dache, aus dem dann, wie aus einer Ebene, eine ganze Stadt kleinerer Gebäude und breiter, vielfach gezackter Schornſteine hervorwächſt. Dieſe breiten Schornſteine ſind mit Zinnen gekrönt und mit weißen, rothen und ſchwarzen Marmorplättchen mannigfaltig ausgeſchmückt; die kleinen Gebäude ſind eine Art von Dachſtuben in Geſtalt von Pavillons oder kleinen Thürmen, die bronzirte Wetterfahnen tragen. Aus ihnen führen Thüren auf die Plattform, welche ſich, durch dieſe Ueberbaue und Eſſen getheilt, in ein wahres Labyrinth von Gängen und Plätzen verwandelt. Das Ganze iſt von einer Baluſtrade eingeſchloſſen, die hier und da unbeſchädigte und verſtümmelte Statuen, hiſtoriſche und allegoriſche, trägt und dieſe luftige Welt abſchließt. Dort oben iſt Alles fertig und vollendet, nur die Seitenflügel des Schloſſes ſind niemals zur Vollendung gelangt, und der große Eingangsſaal des Hauptgebäudes, der eine Nachahmung der Salle des Gardes von Chambord werden ſollte, hat niemals ſeine gewaltige Wölbung erhalten. Auch die Doppeltreppe à la Chambord iſt unvollendet geblieben; nur eine zieht und windet ſich die drei Stockwerke hinan und mündet mit drei Thüren auf die drei über einander hinlaufenden Galerien; die andere, die ſich ſpiralförmig neben dieſer hinaufwinden ſollte, iſt in der Mitte abgebrochen und erreicht nicht einmal die erſte Galerie. Natürlich fehlen in ſo unvollendeter Vorhalle auch die Fresken, die ſie zu ſchmücken beſtimmt waren, und werden dieſe heute durch große, von Staub verdichtete Spinngewebe erſetzt, die ſich, eins am andern hängend, von Winkel zu Winkel ziehen und kaum den Schwalben Platz laſſen, die hier Neſter anzukleben ſuchen. Doch iſt ein ganzer Fries von bewohnten und halb zerſtörten Schwalbenneſtern eingenommen, die oft in drei- und vierfachen Reihen übereinander ſitzen.

Das Alles wurde ehemals von den Reiſenden beſucht, bewundert und von deren Phantaſie, wo es nöthig war, ausgebaut. Das letzte und höchſte Ziel war die labyrinthiſche Plattform, die in der That hier wie in Chambord den ſchönſten, eigenthümlichſten Theil des Schloſſes ausmachte. Aber ſeit einer langen Reihe von Jahren war die Plattform unzugänglich, und der Beſchließer, der einzige Beamte, der das Schloß bewohnte, gab auf die dringenden Fragen der Reiſenden, warum ſie nicht dahinauf gelangen dürften, ausweichende oder gar keine Antworten und blieb auch jeder Beſtechung ebenſo verſchloſſen, wie die kleine eiſerne Thür, die durch ein Seitenthürmchen auf die Plattform führte. Es war dieſer Beſchließer ein alter, graubärtiger Soldat, den man nicht lange fragen, in den man noch weniger dringen durfte, wenn man nicht mit überraſchender Kraft zurückgeſchlagen ſein wollte. Die Fremden blieben gewöhnlich zu kurze Zeit in der Gegend, um nähere Erkundigungen einzuziehen über einen Gegenſtand, der übrigens kein großes Intereſſe einzuflößen geeignet war. Man konnte eben die Plattform nicht ſehen, der Beſitzer geſtattete es nicht; bei ſo vielen Merkwürdigkeiten, die man beſucht, blieb man von einem Theile derſelben ausgeſchloſſen; man beruhigte ſich bei der Weigerung des alten Soldaten und damit war die Sache gut. Einzelne Fremde übernachteten wohl in dem nahegelegenen Dorfe Hollen und dieſe konnten, wenn ſie bei Mondſchein noch einmal ausgingen, um das Schloß in romantiſcher Beleuchtung zu betrachten, wohl bemerken, daß aus einem der Fenſter auf der Plattform ein ſchwaches Licht hervorbrach, aber auch dieſe, wenn ſie ſich dann nach dem Bewohner dieſer einſamen Höhen erkundigten, konnten ſelbſt im Dorfe ſchwer irgendwelchen ausführlichen Beſcheid erlangen. Faſt alle Bewohner antworteten ſo abwehrend wie der alte Soldat, ſelbſt der Wirth der Herberge, zu deſſen Pflichten es doch gehörte, jeder Frage zu ſtehen und mögliche Auskunft zu geben. Es war als hätte die ganze Gegend ein auf das Schloß bezügliches, gemeinſchaftliches Geheimniß, ein Familiengeheimniß, von dem zu ſprechen ſchmerzlich war. Trotzdem war es ſeit mehreren Jahren auf viele Meilen im Umkreiſe und endlich auch in der Fremdenwelt des Badeortes kein Geheimniß mehr, daß der einzige und einſame Bewohner des Schloſſes, oder vielmehr der Manſarde auf der Plattform, kein anderer war, als der Stammhalter des Hauſes und der Beſitzer des Schloſſes ſelbſt, der ehemals reichsunmittelbare Graf von Hollen — und diejenigen Fremden, die den Theil ſeiner Geſchichte kannten, welcher in die Oeffentlichkeit gedrungen, beſuchten das Schloß und übernachteten im Dorfe, nur um ſagen zu können, daß ſie das Licht in der Nacht geſehen, das aus der Einſiedelei des Mannes drang, der einſt ſo viel von ſich reden gemacht.

Ich ſollte glücklicher ſein als alle andern Fremden und über den Bewohner des Schloſſes und ſein Geheimniß mehr erfahren als, einen einzigen Mann ausgenommen, irgend Jemand in der Umgegend und in der Welt überhaupt. Im Jahre 1845 kam ich auf die ſchon erwähnte, von Hollen nicht ſehr entfernte Univerſität, um mich daſelbſt als Dozent zu habilitiren; der Pfarrer von Hollen war mein Vetter, aber mir eben ſo unbekannt als dem Reſt der Familie, da er frühe ſeine und unſere Heimat in Süddeutſchland verlaſſen hatte. Man drang von Hauſe aus in mich, ihn zu beſuchen, und ich that es gern, da ich nie Anderes als Gutes von ihm hörte; er ſeinerſeits nahm mich mit großer Herzlichkeit auf. Mein Vetter, ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, gefiel mir. Wir hatten gleichen wiſſenſchaftlichen Geſchmack, er bewohnte ein idylliſch-ſchönes Pfarrhaus, beſaß eine reiche Bibliothek, die Gegend iſt überaus lieblich und maleriſch, der Vetter fühlte ſich außerdem einſam, da er im Jahre vorher eine ſehr liebe Frau verloren hatte, und ſo machte es ſich, daß ich ihn bald zum zweiten Male beſuchte, um mehrere Wochen, vielleicht Monate mit ihm zu hauſen.

Das prachtvolle Schloß zog natürlich gleich während meines erſten Beſuches meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich und der Paſtor machte ſelbſt meinen Führer durch die innern Räume, zu denen ihm der Soldat die Schlüſſel gegeben, wie durch den Park. Auf die Plattform gelangte ich eben ſo wenig als jeder andere Fremde.

„Warum darf ich nicht dort hinauf?“ fragte ich den Paſtor, mit dem ich in dem weiten, grasbewachſenen Hofe ſtand, „die Plattform ſcheint ja gerade der ſchönſte Theil des Schloſſes zu ſein und muß eine prächtige Ausſicht haben?“

„Die Plattform iſt bewohnt,“ antwortete mein Vetter kurz.

„Die ganze Plattform? Da können zwanzig Familien wohnen und ich ſehe keine Seele.“

„Ich ſage zu viel,“ verbeſſerte ſich der Paſtor, „wenn ich ſage, daß die Plattform bewohnt iſt — eine der Stuben da oben iſt bewohnt.“

„Warum ſollten wir denn nicht dahinaufſteigen dürfen?“

„Der Bewohner will es nicht.“

„Das iſt ſehr ungaſtlich! Die Plattform iſt ſo groß, eine ganze Welt — er brauchte uns ja gar nicht zu ſehen.“

„Er will es einmal nicht,“ wiederholte der Paſtor und offenbar in der Abſicht, das Geſpräch über dieſen Gegenſtand abzuſchneiden.

„Wer iſt denn dieſer ungaſtliche Einſiedler?“ fragte ich trotzdem weiter.

„Es iſt der Beſitzer des Schloſſes.“

„Wie heißt er?“

„Wie das Schloß, Hollen — Graf Hollen.“

„Das iſt doch erſtaunlich,“ rief ich, in der That verwundert, „der Graf ſelbſt? In dieſer Wüſte? In dieſem verfallenden Schloſſe? Und nirgends ſehe ich eine Spur von Familie oder Dienerſchaft — und gerade da oben in einer Manſarde, in einer einzigen Manſarde muß er wohnen, während im Schloſſe ſo prachtvolle Säle leer ſtehen?“

Mein Vetter ſchwieg, und ich fuhr mit meinen Fragen fort: „Er iſt wohl ruinirt? Er hat wohl ſein Vermögen durchgebracht, daß er ſich ſo einſchränkt?“

„Er iſt der reichſte Grundbeſitzer des ganzen Landes,“ antwortete der Vetter.

Die Sache wurde mir immer räthſelhafter, eben ſo räthſelhaft als das Benehmen meines Vetters, den meine Fragen mit ſichtlichem Unbehagen erfüllten, und der mir durch ſeine kurzen Antworten deutlich zu verſtehen gab, daß er nicht weiter gefragt werden wollte. Auch nahm er mich am Arm, um mich weiter zu führen, vielleicht um mich durch den Anblick anderer Gegenſtände auf andere Gedanken zu bringen. Aber Alles das hatte mich zum Nachdenken gebracht; das ganze Geheimnißvolle dieſer halben Mittheilungen wie des Schloſſes in Verbindung mit dem Namen Hollen hatte in meinem Gedächtniſſe unbeſtimmte Erinnerungen geweckt, die ich noch nicht recht faſſen konnte, und es begann jene Qual des Gehirns, die man zu empfinden pflegt, wenn einſt Gewußtes, längſt Vergeſſenes wieder aufzuwachen und über die Schwelle des Bewußtſeins zu treten ſucht. Es war mir, als müßte ſich an den Namen Hollen eine Geſchichte knüpfen, eine Geſchichte, die ich einſt gehört oder geleſen hatte. In wirren Tönen umſummte ſie mein Ohr; ſie ſtand gedruckt vor meinen Augen auf einem Blatte — aber noch ſo verwiſcht, daß ich ſie nicht leſen konnte. Ich legte die Hand auf die Stirne und dachte nach, während mich mein Vetter am Arm packte, um mich in meiner Anſtrengung zu ſtören und fortzuziehen. Ich ließ mich nicht ſtören, ich grübelte — und plötzlich, wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf und ich rief: „Graf Holken, General Graf Holken, der bei Waterloo wegen ſeiner Feigheit infam —“

„Nein! — Ja!“ rief der Paſtor haſtig nacheinander, indem er ſich in dem öden Hofe umſah, ob Niemand meine Worte gehört, und gleich darauf eben ſo ängſtlich hinauf nach der Plattform blickte, obgleich meiner Stimme Schall unmöglich dahin hatte dringen können. Dann faßte er mich am Arm und zog mich aus dem Hofe. — „Sprich mit Ehrfurcht von dem Manne,“ ſagte er dann mit einem Gemiſch von Rührung und ärgerlicher Aufregung — „wer er auch immer ſei oder geweſen ſei, er iſt der Wohlthäter dieſer ganzen Gegend, der Helfer in jeder Noth — das weiß Niemand beſſer als ich — und dabei iſt er, ach, ſo unglücklich.“

Mein Vetter gab mir während meiner erſten Beſuche im Pfarrhauſe oft zu verſtehen, daß er über jenen einſamen Mann im Schloſſe und über deſſen Geſchichte nicht zu ſprechen liebe, und ich ſchwieg, trotz aller Neugierde, wie es die Pflicht des Gaſtes und des wohlerzogenen Menſchen gebot. Aber meine Neugierde wurde darum nicht vermindert und verwandelte ſich mit der Zeit in herzliche Theilnahme für den Einſamen. Unter Tages hätte kein Menſch geahnt, daß die Plattform bewohnt ſei, aber in der Nacht, beim hellen Mondſchein, ſah man manchmal einen Schatten an den breiten Eſſen hingleiten oder aus einem gewiſſen Fenſter einer den äußerſten Rand der Plattform einnehmenden Manſarde einen gedämpften Lichtſtrahl durch die Jalouſie hervorbrechen. Aus dem Fenſter meiner Stube im Pfarrhauſe konnte ich dieſes Licht beobachten, und ich ſtand oft ſtundenlang da, immer hinausſehend nach der Höhe, in der das Licht wie ein kranker, erlöſchender Stern, der ſich in Nebel aufzulöſen droht, in der Luft ſchwebte. Der Anblick erfüllte mit Traurigkeit und das um ſo mehr, wenn man, was ich endlich bei meinem dritten oder vierten Beſuche im Pfarrhauſe erfuhr, wußte, daß der Einſame da oben ſeit mehr als dreißig Jahren hauſe, daß es ein Greis mit ehrwürdigem Angeſicht ſei, und daß er dort oben ſich mit einer unverwiſchbaren Schande vor den Augen der Welt verberge, feſt entſchloſſen, ſo lange ſeine eigenen Augen noch offen ſtehen, ſich dieſen nicht mehr zu zeigen. Obwohl ich ſelbſt, theilnehmend und traurig, oft zu dieſem Lichte hinausblickte, war ich doch bald beinahe eben ſo unangenehm berührt wie mein Vetter, wenn ich ſah, wie manchmal Fremde bei Tag und bei Nacht um das Schloß herumſchlichen und mit plumper Neugierde das Licht, wo nicht den Einſiedler ſelbſt, zu erſpähen ſuchten. Erſt als ich ſo weit war, und es mein Vetter bemerkte, und erſt nachdem ſich im Laufe mehrerer Monate ein ſehr inniges, freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen uns gebildet hatte, war es ihm möglich, ruhig über den Grafen Hollen mit mir zu ſprechen.

„Ja,“ ſagte er mir eines Tages, „Du haſt es damals errathen, es iſt der General Graf Hollen, derſelbe, der bei Waterloo ſeiner Feigheit wegen infam kaſſirt wurde.“

„Iſt es nicht ſo?“ fragte ich, „er ſollte mit ſeiner Kavallerie einen Angriff ausführen, und in dem Augenblick, da ihm die feindliche Abtheilung entgegen kam, wandte er ſein Pferd und ergriff die Flucht?“

„Ja, ſo iſt es!“ beſtätigte der Paſtor, und fuhr fort: „Seine Schwadronen folgten ihm, brachten mehrere Infanterieregimenter in Unordnung, riſſen einen Theil mit in die Flucht, und dieſe Epiſode hätte der Entſcheidung des entſcheidenden Tages leicht eine andere Wendung geben können, eine Wendung, die vielleicht der ganzen europäiſchen Welt unheilvoll geworden wäre.“

„Ich habe,“ ſagte ich, „ſeit meinem erſten Beſuche hier Manches über den Grafen und dieſe merkwürdige Epiſode geleſen, auch Manches durch mündliche Erkundigungen erfahren — aber je mehr ich erfahren, deſto unklarer ſehe ich in der Sache. Die Laufbahn des Grafen endet mit einer ungeheuern Schmach — aber die Laufbahn ſelbſt, bis zu dieſem unglückſeligen Ende, iſt eine durch und durch ehrenhafte, ja ruhmvolle. Graf Hollen galt für einen der ausgezeichnetſten deutſchen Offiziere und als ſolchen betrachtete ihn auch Napoleon, als er, nach den damaligen Zeitverhältniſſen, unter ſeinem Kommando focht. Dem großen Kenner und Entdecker des Talentes und des Muthes verdankte er es, daß er noch verhältnißmäßig ſehr jung als General kommandirte. Wie ſeine militäriſchen Talente und ſein Muth, hatte ſich auch ſein Privatcharakter, ſeine Ehrenhaftigkeit, ſeine edle Männlichkeit bei vielen und allen Gelegenheiten bewährt. Er war von Freund und Feind gleich ſehr hochgeachtet, von ſeinen Kameraden geliebt, von ſeinen Soldaten wahrhaft vergöttert — und dieſer Mann wird an einem Tage wie der bei Waterloo mit einem Male feige, er vergißt Vaterland, Pflicht, Ehre, ſeine eigene ganze Vergangenheit und wendet ſich zur ſchimpflichen Flucht! Iſt das begreiflich?“

Der Paſtor zuckte die Achſeln und ſagte: „Du kennſt die Geſchichte des Generals Mack. Auf wenigen Deutſchen laſtet ein ſo gewaltiger Schandfleck als auf dem Mann der Kapitulation von Ulm. Nun wohl! Erkundige du dich bei Allen, die ſein Leben und ſein ganzes Weſen aufs Genaueſte gekannt haben, vor und nach der Schandthat, und ſie werden dir ſagen: General Mack war nicht nur der vortrefflichſte und erprobteſte Offizier, eine Autorität in ſeinem Fache, eine Berühmtheit in der militäriſchen Welt, es war auch ein trefflicher Menſch, ein durch und durch ehrenhafter Charakter, an dem ſeine alten Freunde bis an ſein Lebensende mit unveränderter Liebe und Achtung hingen. Selbſt Denen, die ihn nach ſeinem Falle, nach der Schande von Ulm, kennen lernten, blieb es ewig ein Räthſel, wie ein ſolcher Mann ſo hatte handeln können; ſie ſagten von dieſer That: ſie wüßten ſie, aber ſie glaubten ſie nicht.“

„Solche Erſcheinungen,“ ſagte ich, „ſind und bleiben auch in der That unbegreiflich. Wer kann da beſtimmen, welch eine körperlich begründete Stimmung gerade im entſcheidenden Augenblick ſtärker iſt als alle moraliſchen Einwirkungen, als alle

Gefühle von Pflicht und Ehre, als alle Erinnerungen und Rückſichten —"

„Nein!" fiel mir der Paſtor ins Wort, „an Dergleichen glaube ich nicht, will ich aus Rückſicht auf die Würde der Menſchheit nicht glauben. Mein feſter Glaube iſt, daß ſolche Erſcheinungen rein tragiſcher Natur ſind, und daß hinter ihnen eine tragiſche Schuld ſteckt, die geſühnt werden muß, und die Erfahrungen, die ich ſelbſt gemacht, die innere Geſchichte eines ſolchen tragiſchen Opfers, die mir bekannt iſt, befeſtigen mich nur in dem Glauben."

Damit hatte der Paſtor ſchon zu viel geſagt, um leugnen zu können, daß er mit der innern Geſchichte und mit den Urſachen des Unglücks jenes Einſamen vertraut war. In der That erfuhr ich bald, daß er der einzige Menſch war, den der Graf manchmal in ſeiner Manſarde empfing, daß durch ihn die Wohlthaten ausgeübt wurden, auf die der Graf ſein ungeheures Vermögen verwendete, und endlich, daß ſich zwiſchen den beiden Männern ein beinahe inniges Freundſchaftsverhältniß gebildet hatte. Daß der gute Paſtor bei dieſem Verhältniſſe mit ſeinem ganzen Herzen betheiligt war, erkannte ich an der Aufregung, die ſich ſeiner bemächtigte, ſo oft gegen den infam kaſſirten General irgend ein Wort der Anklage oder Mißachtung fiel, ja ſo oft nur ſein Name genannt wurde und Gefahr da war, daß ſich an dieſen Namen irgend eine verletzende oder frivol verurtheilende Bemerkung knüpfen könnte. Sprach er, ohne dieſe Gefahr befürchten zu müſſen, von ihm, that er es immer mit einer aufrichtigen Traurigkeit und mußte er ſich bezwingen, um nicht weich zu werden. Die Theilnahme, die ich dem Einſamen zeigte, trug offenbar viel dazu bei, daß ſich zu dem verwandtſchaftlichen Gefühle bei dem Paſtor auch bald das freundſchaftlichſte geſellte, und daß dieſem das größte Vertrauen folgte. Er geſtand mir bald zu, daß er in der That die Geſchichte des Grafen genau kenne, und nicht lange darauf verſprach er mir, daß ich ſie dermaleinſt auch kennen ſolle, nur ſollte ich ihm dagegen verſprechen, den Unglücklichen bis dahin nicht für einen Verräther oder für einen gemeinen Mann zu halten.

Darüber gingen Jahre dahin, ehe er Wort gehalten — aber er hielt Wort, als der Graf in dem verwilderten Parke von Hollen beſtattet war, dort, wo er jetzt noch liegt, ohne Denkmal, ohne Grabſtein, wie er es verordnet. Mit den Wünſchen der Agnaten ſtimmte es zu ſehr überein, daß Geſtrüpp ſein Grab überwucherte, und daß ſein Name ſelbſt nicht durch eine Grabſchrift erhalten werde, als daß ſie gegen dieſe ſeine Anordnung etwas gethan haben würden.

Zweites Kapitel.

Viktor Graf von Hollen ſtammte aus einem alten, reichbegüterten Geſchlechte des mittleren Deutſchlands. Die kriegeriſche Zeit, die in ſeine Jugend fiel, ſowie eigene Neigung und Familienüberlieferungen beſtimmten ihn, die militäriſche Laufbahn zu betreten, nachdem er in der Familie und auf der Univerſität eine ſorgſame Erziehung genoſſen hatte. Garniſon- und Lagerleben verhinderten ihn nicht, ſich fortwährend geiſtig weiter zu bilden; von den neuen Ideen, welche die Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts und die Neufranken in die Welt gebracht, nahm er ſo viel in ſich auf, als ein offener, wohlwollender, aber in einer vorurtheilsvollen und beſchränkten Zeit erwachſener Geiſt in ſich aufnehmen konnte; die große Epoche der deutſchen Literatur, in die ſeine empfängliche Jugendzeit fiel, ging nicht ſpurlos an ihm vorüber; er ſah die Welt ſchöner und von einem höhern Standpunkt an als ſeine unmittelbaren Vorfahren und viele ſeiner zeitgenöſſiſchen Standesgenoſſen. Er erkannte ſehr wohl, welche großen Veränderungen im Ganzen wie in allen einzelnen Zweigen des Lebens in kurzer Zeit vor ſich gegangen, und wie ſehr nothwendig und geboten es ſei, wenn man ſich als nützliches Mitglied der Geſellſchaft erweiſen wolle, ſich dieſen Veränderungen zu fügen und des Belehrenden, das ſie enthielten, ſo viel als möglich in ſich aufzun[illegible]. Das militäriſche Weſen lag ihm nun am nächſten, und [illegible]erſchmähte nicht, von den ſiegreichen, aber von ſeinen Standesgenoſſen noch immer verachteten Feinden zu lernen, was er von Cäſar, Vauban, Friedrich dem Großen, überhaupt aus der Vergangenheit und aus Büchern nicht lernen konnte. In der Armee des Mittelſtaates, der er angehörte, war er bald nicht nur als tapferer, bereits in zwei Feldzügen bewährter, ſondern auch in ſeinem Fache höchſt unterrichteter Offizier bekannt. Als man durch Napoleon gelernt hatte, auf Talente zu achten, das Wiſſen zu benutzen und die Zukunft zu bedenken, wurde Viktor von Hollen oft dem Garniſonsleben entriſſen, um in die Nähe des Kriegsminiſters und des Hofes gezogen, bei Reformen und Ausarbeitungen von Plänen verwendet zu werden. So machte es ſich von ſelbſt, daß er außerhalb der Reihe und ohne Neid zu erwecken, ſchnell im Range aufrückte, und da er „das Glück“ hatte, bei verſchiedenen Gelegenheiten von dem nunmehrigen Alliirten oder vielmehr Schutzherrn ſeines Staates, Kaiſer Napoleon, gelobt zu werden, war er ſchon in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre zum Major aufgerückt. Als ſolcher und als ein Mann, der vom Freunde, deſſen Feind man einſt werden konnte, zu lernen im Stande war, wurde er als Militärbevollmächtigter der Geſandtſchaft ſeines Fürſten beigegeben und kam er im Jahre 1809, zur Zeit des höchſten Glanzes des Kaiſerreiches, nach Paris.

Das Leben der franzöſiſchen Hauptſtadt, ihrer Natur und der kaiſerlichen Politik gemäß beſtimmt, die Augen der ganzen Welt auf ſich zu ziehen und zu blenden, hatte für den jungen Mann ſo viel des Neuen und Berauſchenden, daß er anfangs nicht zur Beſinnung kam und von Schauſpiel zu Schauſpiel, von Freude zu Freude, von Feſt zu Feſt taumelte. Aber die Müdigkeit mußte ſich bei einem an ernſteres Streben gewöhnten Charakter bald einſtellen und dieſer mußte folgerichtig die Sehnſucht nach einem ſtillern, innerlich reichern Leben folgen. Der junge Mann, der ehemals die Muße der Friedenszeiten auf ſeiner Studirſtube oder in Geſellſchaft inniger Freunde verbracht hatte, hätte auch jetzt gerne alle die Zerſtreuungen um wenige Stunden innigen Umgangs hingegeben. Ein ernſter Freund, mit dem er vertraut ſeine Meinung über die Intereſſen, die damals die Welt bewegten, hätte austauſchen können, ein kleiner Familienkreis, in dem er ſich gemüthlich gefühlt hätte, ſchien ihm bei Weitem wünſchenswerther, als der ganze Glanz der Tuilerien, als die ganze Geſellſchaft von Fürſten und Königen, die er dort wie Trabanten um die Sonne von Auſterlitz ſich bewegen ſah.

Sein Wunſch ſollte ihm erfüllt werden. Oberſt Jules Marigny, der in Frankreich ungefähr dieſelbe Stellung einnahm wie Viktor in ſeinem Vaterlande, der ſeine Grade auf dem Schlachtfelde gewonnen, aber in den kurzen Friedenspauſen, die Napoleon ſeiner Nation gönnte, bei der theoretiſchen Ausarbeitung neuer Pläne im Kriegsminiſterium verwendet wurde, erhielt gleich bei Ankunft des jungen deutſchen Offiziers vom Kriegsminiſter den Befehl, ſich deſſelben beſonders anzunehmen, und er war es, mit dem Viktor den Theil der geſandtſchaftlichen Geſchäfte, der ihm zufiel, abzumachen hatte. Oberſt Marigny ſtammte noch aus dem Geſchlecht der begeiſterten Freiwilligen, die auf den Ruf des Vaterlandes, nicht in Folge kaiſerlicher Konſkriptionen, an die Gränzen eilten, aus jenem Geſchlechte, das nur zum Theil ſich von dem ſoldatiſchen Weſen des Kaiſerthums abſorbiren ließ, zum Theil aber jene erſten, edlern Gefühle aus der Zeit der Republik als Grundlage ihres Charakters beibehielten, als ſich viele Franzoſen aufrichtig einbildeten, daß ſie nur als Apoſtel der Freiheit und Civiliſation zu Felde zögen. Er hatte die Univerſität als zwanzigjähriger Jüngling verlaſſen, als er zum erſten Male im Jahre 1793 unter die dreifarbige Fahne eilte. Immer wähnend, daß er noch einſt zur Wiſſenſchaft zurückkehren werde, zog er von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, während ſich hinter ihm in Paris fortwährend die Szene änderte, und ehe er ſich deſſen verſah, war er aus einem Vertheidiger der Freiheit und des Vaterlandes ein Soldat des Kaiſers geworden, hatte er einen bedeutenden Offiziersrang gewonnen, waren Jahre hingegangen und war nicht mehr daran zu denken, ſeinen Vater, den geachtetſten Arzt Dijons, zu erſetzen. Dieſes Schickſal hatte er mit vier Fünftheilen der franzöſiſchen Offiziere gemein; was ihn von dieſen unterſchied, war die Stärke, mit der er ſich vor ſoldatiſcher Verwilderung bewahrte und vor dem Vergeſſen aller der beſſern Jugendneigungen, die ihn ſo wie viele Andere ins Lager geführt hatten, die aber bei dieſen vielen Andern ausgewiſcht waren aus dem Gedächtniſſe oder von ihnen wie von ihrem Chef als kindiſche Ausgeburten unpraktiſcher „Ideologie“ verachtet wurden. Oberſt Marigny war nun ein Mann in den dreißiger Jahren, ruhig, in ſich abgeſchloſſen, durch Bücher und Erfahrungen gebildet. Mit dem Leben hatte er abgerechnet; was ihm die Welt im Großen und Ganzen verſagt, durch Vereitelung ſeiner ſchönſten Träume, die er uneigennützig für ſie geträumt hatte, ſuchte er ſich im Kleinen zu erſetzen, durch Erfüllung der nächſten Pflichten und dadurch, daß er die Welt in Denen ſuchte, die er liebte. Ein warmes Herz, wie er war, klammerte er ſich mit deſto innigerem Glauben an einzelne Perſonen, als ſein Vertrauen in die Welt erſchüttert war. Solche Menſchen, die an ihre Landsleute nicht glauben, da ſie an ihnen ihre Erfahrungen gemacht, und die doch ihren Glauben an die Menſchheit nicht aufgeben können, kommen den Fremden mit beſonderer Vorliebe entgegen, und ſo fand Viktor beim Oberſten Marigny eine um ſo herzlichere Aufnahme, als in ihren Charakteren, ihrem Beruf, ihren Neigungen, ihrem Streben ſo viele Berührungspunkte vorhanden waren. Beide waren unter dem Soldatenrocke mild und gebildet, Beide im frivolen militäriſchen Leben ernſt geblieben; Beide ſuchten ihrem Berufe die geiſtigſte Seite abzugewinnen; aber ſie waren aus verſchiedenen Verhältniſſen, verſchiedenen Nationen und Schulen hervorgegangen; die Grundlagen ihrer Bildung waren in vielfacher Beziehung verſchieden, und ſo hatten ſie auch, Einer vom Andern, etwas zu lernen, und ſo waren alle Bedingungen der Gleichheit und Ungleichheit vorhanden, die innigen Verbindungen förderlich ſind.

Nachdem Oberſt Marigny ſeinen Schutzbefohlenen kennen gelernt, führte er ihn, den er bisher nur in den Tuilerien, in großen Geſellſchaften und in den Bureaux geſehen hatte, in ſein Hausweſen ein, und damit hatte Viktor den heimlichen Ruhepunkt gefunden, der ihm in dem betäubenden Lärm der Welthauptſtadt ſo wünſchenswerth ſchien.

Oberſt Marigny war verheirathet und zwar glücklich verheirathet, obwohl ſeine Heirath halb und halb auf franzöſiſche Weiſe geſchloſſen worden, das iſt durch Einmiſchung dritter Perſonen, die mehr die äußern Vortheile als die Bedürfniſſe des Herzens in Betracht zogen. Seine Freunde und Anverwandten ſuchten für ihn, während er den Feldzug von 1805 gegen Oeſterreich mitmachte, eine gute Partie, und ſie fanden dieſe in der Perſon des Fräuleins Helene von Perouſſet. Mademoiſelle de Perouſſet war der letzte Sprößling eines altadeligen Hauſes, aus dem unter den Bourbonen gewöhnlich die Kapitäne der Garden in Verſailles gewählt wurden und das in der Schreckenszeit des Jahres 1793 auf dem Schaffote erloſch. Helenen rettete ihre Jugend; ſie war, als ſie ihre ſämmtlichen Anverwandten unter der Guillotine verbluten ſah, erſt acht Jahre alt. Ein Emigrant, Freund ihres Vaters, nahm ſie für einige Zeit zu ſich nach Deutſchland, ſchickte ſie aber nach wenigen Jahren wieder nach Frankreich zurück, wo ſie in einem Mädcheninſtitut erzogen wurde. Sie war zwar, als ſie um ihre Familie kam, auch um ihre Güter gekommen, die als Nationaleigenthum eingezogen wurden, und ſie war eigentlich nichts Anderes als ein armes Fräulein; trotzdem hatten die Freunde Marigny's Recht, ſie als eine gute und wünſchenswerthe Partie zu bezeichnen. Abgeſehen von ihrer guten Erziehung und ihrer auffallenden Schönheit, war noch gegründete Hoffnung vorhanden, ja man konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Kaiſer, wenn ſie Marigny heirathete, ihr die ſämmtlichen eingezogenen Güter oder einen bedeutenden Theil derſelben zurückerſtatten, oder, wenn dieß ganz und gar unthunlich, ihr jedenfalls eine hinreichende Mitgift und Ausſtattung geben werde. Der Kaiſer ſah es gern, wenn ſeine Offiziere oder ſonſtigen Würdenträger Töchter alter Häuſer heiratheten und ſich die alte Legitimität ſo mit ſeinem neuen Adel vermiſchte. Bei ſolchen Gelegenheiten war er überaus freigebig, und er liebte es, Männer, die ſolche Heirathen eingegangen, raſch emporzuheben, um mit ihnen ihre Frauen, die Töchter der Legitimiſten, an ſeinem Hofe zu ſehen. Dieſe Lächerlichkeit des Emporkömmlings machte Helene zu einer guten Partie. Aber Marigny ſah das ſchöne und verlaſſene Fräulein, und er adelte dieſe arrangirte Heirath, indem er vom Kaiſer weder Rückgabe der eingezogenen Güter noch eine Mitgift verlangte, indem er ſich überhaupt bei dieſer ſeiner Privatangelegenheit um die Einwilligung ſeines Kriegsherrn ganz und gar nicht kümmerte: ein Verfahren, das ihm von Anfang an die Achtung ſeiner Frau ſicherte und vielleicht den feſteſten Grundſtein ſeines Glückes bildete. Die Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters, der der erſte Arzt Dijons geweſen, ſein Oberſtengehalt und die Zulage, die er als Arbeiter im Miniſterium des Krieges bezog, waren übrigens mehr als hinreichend, um einen beinahe luxuriöſen, jedenfalls ſorgenloſen Haushalt zu begründen. Das junge Ehepaar hätte ſogar nach den damaligen Anſprüchen ein offenes Haus machen können, wenn es ſich nicht ſelbſt genügt hätte. Die offiziellen Feſte, an denen ſie theilnehmen mußten, waren ihnen Abwechslung genug; ſonſt liebte man es, daheim zu bleiben und ſich an einander zu erfreuen. Morgen, übermorgen konnte ja die Kriegstrompete wieder erſchallen und die Glücklichen trennen. Man mußte die gegönnte Friſt benutzen. Doch war die Trennung, bei der Schnelligkeit, mit der Napoleon ſeine Kriege zu beenden pflegte, meiſtens nur von kurzer Dauer, bei Marigny von um ſo kürzerer Dauer, als er jedesmal bei beendetem Feldzuge den aktiven Dienſt ſofort verlaſſen konnte, um in das Kriegsminiſterium nach Paris zurückzukehren, wo er mit ſeinen Kenntniſſen ſtets willkommen war.

Die Liebe, die Marigny durch ſein uneigennütziges Verfahren der Braut gezeigt hatte, wurde von der Frau durch die rückhaltloſeſte Hingebung heimgezahlt. Das arme, verlaſſene Geſchöpf fühlte zum erſten Male, daß ſie Jemand gehörte, daß Jemand zu ihr gehörte, daß ſie nicht mehr allein und ſchutzlos in der Welt daſtand. Es war eben das Gefühl der Sicherheit, das ſie ſogleich zu ihm hinzog, als ſie den wettergebräunten, in Schlachten gehärteten Mann, der noch viel älter ausſah als ſeine Jahre, zum erſten Mal anblickte; ſein Alter, das eigentlich nicht im rechten Verhältniß ſtand zu ihren neunzehn Jahren, war in dieſer Beziehung in ihren Augen ein Vorzug mehr. Sie empfand ihm gegenüber alle die Gefühle, die zu empfinden ihr bisher nicht gegönnt war; er war nicht nur ihr Gatte, er war ihr älterer Bruder, ihr Vater, er war ihr Alles, was Liebe, Schutz und Halt gewährt. In ihrer Sehnſucht nach dieſen Gütern, die ihre ganze Jugend ausfüllte, hätte ſie ſich einem jüngern Manne gegenüber vielleicht länger beſonnen, als ſie es Marigny gegenüber gethan hatte, dem ſie gewiſſermaßen mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, und je näher ſie ihn kennen lernte, deſto tiefer wurde ſie überzeugt, daß unmöglich eine Frau an ihren Mann mit mehr Banden geknüpft ſein könne, als ſie es war.

Trotzdem ſie kinderlos war, fand ſie Graf Viktor Holken nach fünfjähriger Ehe noch in derſelben Ueberzeugung, als er ſie, von ihrem Manne vorgeſtellt, kennen lernte.

Viktor hatte von Madame Marigny, die ſehr zurückgezogen lebte, nie ſprechen hören. Hätte er gewußt, daß ſie für eine Schönheit galt, würde er wahrſcheinlich den Ruf beſtätigt haben; ſo aber trat er ihre ohne vorgefaßte Meinung entgegen, und das Erſte, was ihm im Hauſe gefiel, war das ruhig-innige Zuſammenleben des Ehepaares, das ihm um ſo wohler that, als ihm ein ſolches Schauſpiel in dem damaligen Paris und in ſeinem offiziellen Hofleben ſeit lange nicht geworden. Er fühlte ſich behaglich an dieſem häuslichen Herde und bald vollkommen heimiſch. Dazu trug auch die zufällige Entdeckung bei, daß er und Helene eigentlich alte Bekannte und Jugendgeſpielen waren. Während ihres Aufenthaltes in Deutſchland hatte ſie mit der Emigrantenfamilie, die ſie dahin hatte kommen laſſen, einige Zeit auf dem Schloſſe des alten Grafen Holken, des Vaters Viktors verbracht, der, ein ſtarrer Legitimiſt, es ſich zur Ehre rechnete, alle ſeine aus Frankreich vertriebenen, durch ſeine Gegend kommenden Geſinnungsgenoſſen bei ſich zu beherbergen und la fidelité malheureuse fürſtlich zu bewirthen. Helene erinnerte ſich genau der ſchönen Wochen in dem gewaltigen Schloſſe und dem herrlichen Parke; ſie waren ja ein Lichtblick in dem Leben der Verlaſſenen; ſie erinnerte ſich jeder Einzelheit in ihren damaligen Erlebniſſen, jeder Perſönlichkeit und vor Allem des kleinen Viktor, der ſo gut für ſie war, ſie auf ſein Pferd nahm und ihr den erſten Unterricht in der deutſchen Sprache gab. Der jungen Frau und mehr noch dem Oberſten war es nun, als müßte man Viktor, der ſich in Paris in ſeiner Art einſam und verlaſſen fühlte, die Gaſtlichkeit, die Helene einſt von ihm und ſeinem Vater genoſſen, mit Zinſen in Freundſchaft und Freundlichkeit wieder vergelten, und das Wiederfinden trug ſehr viel zu einer raſchen Entwicklung gegenſeitiger Vertraulichkeit bei, abgeſehen von der Achtung, welche beide Männer ſchon aus ihrem Welt- und Geſchäftsleben her in den ſtillen Kreis mitbrachten.

Viktor fühlte ſich in dieſem Zuſammenleben glücklicher als je zuvor. Sein patriotiſches Gefühl, das er ſich bewahrt hatte, obwohl ſein Fürſt ein Alliirter, oder beſſer geſagt, ein Vaſall des Kaiſers war, und das er ſonſt in Paris ſchon aus politiſchen Rückſichten verbergen mußte, konnte ſich hier frei ausſprechen. Der Oberſt war ein zu gebildeter Mann und ſelbſt ein zu guter Patriot, um nicht zu verſtehen, was ein Deutſcher bei der damaligen Lage der Dinge fühlen mußte; er hätte Viktor vielleicht, ja gewiß weniger geachtet, wenn er, wie viele deutſche Fürſten und Offiziere, die ihr Glück von Frankreich erwarteten, dem franzöſiſchen Götzen geräuchert hätte. Seine Frau hatte Deutſchland zu lieb gewonnen und ſtand ihrer Abſtammung nach dem gegenwärtigen franzöſiſchen Treiben und dem Kaiſer zu fern, um nicht laut und aufrichtig beizuſtimmen, wo ihr Mann nur durch ſein Schweigen beiſtimmte. Außerdem konnte er mit ihr von Perſonen und Oertlichkeiten ſprechen, die ihm theuer waren und von denen ſie mit Begeiſterung ſprach, da ſie ſich in ihrer Erinnerung aus der ſchönſten Zeit der Jugend zu wahrhaften Idealen verklärt hatten.

Als ſie ſo zum erſten Male ſprach, erfuhr er, wie ſchön ſie war. Ihre blaſſen Wangen rötheten ſich, ihre Augen ſprühten, die deutſche Sprache, die ſie bei ſolchen Gelegenheiten brauchte, obwohl ſie ſie unvollkommen ſprach, erſchien ihm in ihrem Munde unendlich melodiſch und wurde ihm noch theurer. Er pries ſeinen Freund glücklich wegen des Beſitzes eines ſolchen Weibes, und je länger er mit ihnen lebte, deſto inniger freute er ſich an dem Glück dieſer geliebten Menſchen. Doch mußte er ſich manchmal ſagen, daß das Glück Helenens oder vielleicht nur ihre Heiterkeit von Zeit zu Zeit durch irgend etwas getrübt, unterbrochen ſei. Von Natur mit dem heiterſten Temperament begabt, das nur durch Anmuth wohlthätig gemildert war, verbreitete ſie rings um ſich her die klarſte Atmoſphäre, aber manchmal verſank ſie in einen Trübſinn, der um ſo rührender war, als ihre Anmuth dadurch nicht vermindert wurde und ihre Trauer mit der gewohnten Heiterkeit um ſo auffallender kontraſtirte. Helene hatte bald keine Geheimniſſe vor Viktor, und er glaubte die Urſache dieſes Trübſinns zu errathen. War es nicht natürlich, daß das Schickſal ihrer ganzen Familie manchmal durch ihr helles Leben einen düſtern Wolkenſchatten warf? Und nun wußte Viktor auch, daß Helene als achtjähriges Mädchen ſämmtlichen Hinrichtungen ihrer Eltern, ihrer Brüder und einer Schweſter beigewohnt, daß ſie die gräulichen Schauſpiele mit eigenen Augen geſehen hatte. Als ihre Anverwandten in die Conciergerie gebracht wurden, um vor das Revolutionstribunal Fouquier Thinville's geſtellt zu werden, blieb ſie im öden väterlichen Hauſe allein, unter dem Schutz einer Wärterin. Dieſe war eine heimliche, nunmehr offenkundige Jakobinerin, und glaubte dem Kinde das Schauſpiel nicht erſparen zu dürfen; ſie ließ ſie die Hinrichtung der theuerſten Perſonen auf dem Greveplatze ſelbſt mitanſehen, um ihm, wie ſie ſagte, die im Blute ſteckenden ariſtokratiſchen Ideen durch den Anblick des Blutes ein- für allemal und gründlich auszutreiben. So lebhaft ſie ſich der Tage auf Schloß Holken erinnerte, eben ſo lebhaft, wo nicht lebhafter, ſtanden dieſe Blutſpuren vor ihren Augen. Kein Wunder, daß ſie über ihre Seele einzelne Schatten warfen, und daß ſie das Bedürfniß hatte, manchmal über die furchtbare Art, wie ſie vereinſamt, wie ihre Jugend verdüſtert worden, zu klagen. Ihr Mann hörte die Klagen mit Theilnahme, aber ungern, denn es waren Anklagen der Republik, für die er ſich geſchlagen; ſie hoben die Schattenſeiten eines Zuſtandes hervor, der ihm in anderer Beziehung, beſonders in Erinnerung an die damalige Begeiſterung und an die Unwiderſtehlichkeit der franzöſiſchen freiwilligen Krieger als ein Ideal erſchien. Auch geſtand Helene, daß die Wärterin mit jener Kur ihren Zweck verfehlte, und daß, wenn ſie eine Ariſtokratin ſei, jene blutigen Schauſpiele daran die vorzüglichſte Schuld trugen. Auch dieſes Geſtändniß konnte dem ganz bürgerlichen Weſen des Oberſten nicht angenehm ſein. Helene wandte ſich darum, ſeit der Bekanntſchaft mit dem Grafen Holken, mit ihren trüben Erinnerungen und den daran geknüpften Klagen an dieſen, der auf ſolche Weiſe gewiſſermaßen ihr Vertrauter wurde und ſo auch erfuhr, daß zwiſchen dieſen zwei ſo innig verbundenen Menſchen doch etwas ſei, was ſie bis zu einem gewiſſen, wenn auch, ſo zu ſagen, unmeßbaren Grade und wenn auch nur für Momente, trenne.

Für Viktor, der bisher im Lager, auf ſeiner Studierſtube oder in der großen Welt gelebt hatte, war, wie für viele Männer ſeines Standes, der vertrauliche Verkehr mit einer Frau etwas ganz Neues und wirkte auf ihn mit unendlichem Zauber. Er machte, wie das immer bei Frauenumgang der Fall iſt, ſo viele Entdeckungen an ſich ſelber, Entdeckungen von Eigenſchaften, die ihn freuten, und von Fehlern, die er abzulegen ſtrebte, und die er leicht ablegte. Für Beides war er Helenen dankbar. Daß ein ſolches Zuſammenleben mit einer ungewöhnlich ſchönen und begabten Frau, deren Geiſt und Anmuth ſo viele Freuden gibt, deren traurige Momente mit ſo viel gerechtfertigtem Mitleid erfüllten, daß ein ſolches warmes Hingeben von beiden Seiten auch ſeine Gefahren haben könne, kam ihm, bei ſeinem Mangel an dergleichen Erfahrungen, nicht in den Sinn. Und wenn ihm auch manchmal ein ähnlicher Gedanke, unbeſtimmt, kaum faßbar, durch den Kopf fuhr, oder vielmehr nur als verſchwommenes Gefühl auf Augenblicke ſein Herz erſchreckte, wenn er zum Beiſpiel unwillkürlich ihre Hand ergriff und ſie wärmer küßte, als er je eine Hand geküßt hatte, fühlte er ſich in dem andern Gedanken, der ſofort auftauchte, daß Helene ſeines Freundes, des edeln Marigny, Frau ſei, ſo ſicher wie in einer uneinnehmbaren Feſtung. Und wäre er der ſchwächſte Menſch, der treuloſeſte geweſen, fähig, ſeinen theuerſten und geachtetſten Freund zu verrathen, fand er in Helenens Treue, in ihrer Wahrhaftigkeit nicht die ſicherſte Bürgſchaft für ſich ſelbſt? Sie war eine Frau, von der ihr Mann mit Recht ſagte: „Cette femme est un honnête homme“ (Dieſe Frau iſt ein Ehrenmann!). Fühlte ſich Viktor nicht auch als ſolcher? Konnten aus dem Umgang zweier Ehrenmänner moraliſche Gefahren entſtehen?

Nach einigen Monaten fragte ſich Viktor, ob die Liebe eine ſolche moraliſche Gefahr ſei? Daß er Helenen liebte, war ihm nach wochenlangen Kämpfen kein Geheimniß mehr. Er wußte, daß er nur dann ohne ſie leben könne, wenn die Pflicht ihm ſie zu meiden gebiete, daß er aber ohne ſie nicht glücklich ſein könne. Jene Frage aber beantwortete er ſich noch mit einem entſchiedenen „Nein;“ er fühlte zu klar, wie ſehr dieſe Liebe und die mit ihr verbundenen Kämpfe ihn in ſeinen beſten Grundſätzen beſtärkten — freilich auf Koſten ſeiner Ruhe und mit der Ausſicht auf vollkommenſte Entſagung. Wie alle jungen Herzen, die ſich auf Entſagung vorbereiten, die mehr oder weniger Täuſchung iſt, ſuchte er ſich zum Erſatz ein künſtliches Glück aufzubauen, und die

Phantaſie unterſtützte das Herz. Er bildete ſich ein, ſchon jenes kleine Mädchen, das vor dreizehn Jahren durch Holken kam, geliebt zu haben; er fand in ihren Zügen ſchon die ganze Helene, die jetzt ſo oft mit ihm allein am Kamine ſaß; dieſes kleine Mädchen war noch frei; er herzte und küßte es mit der unſchuldigſten Leidenſchaft. Ach, daß er es damals nicht gethan hatte! — daß ſich nicht eine Art jener kindlichen Liebe herausgebildet, die dauernd und aus der dann ernſte, ewige Verbindung werden konnte! Sein Vater, der ſo ſehr für die Emigranten eingenommen war, wäre glücklich geweſen, ſeinen Sohn mit einer verbannten Royaliſtin, mit einem Opfer der Revolution verbunden zu ſehen. Was er wünſchte, ſah er bald wirklich, und in dem Augenblick, da er ſo träumte, lag Helene als das herrliche Weib, das ſie eben war, als ſeine Frau in ſeinen Armen.

Wir müſſen uns hier mit dieſen kurzen Andeutungen über den damaligen Gemüthszuſtand des Grafen Viktor von Holken begnügen; ſie ſind ein bloßer Auszug aus ſeinen Tagebüchern und ſpätern Briefen, die vor uns liegen und die alle Einzelheiten des unglückſeligen, aufreibenden Kampfes zwiſchen Pflicht und Leidenſchaft in ſelbſtquäleriſcher Ausführlichkeit enthalten. Eine ſolche traurige Geſchichte innerer Vorgänge iſt nur von dem Gequälten ſelbſt geſchrieben wahr; von einem Dritten bearbeitet, mit hiſtoriographiſcher Berückſichtigung und Zuratheziehung der Quellen wird ſie, bei dem Streben nach objektiver Wahrheit, zu beſonnen, kalt, oder, wenn man ſich mit Ruhe bemüht, der Leidenſchaft nachzukommen, bombaſtiſch und unwahr. Wo, wie in Werthers Leiden, die Briefe und Tagebücher nicht ſelbſt gegeben werden dürfen, iſt die kürzeſte Andeutung der Seelenzuſtände, ein bloßes Anſchlagen der Saiten das Beſte.

Von Helenen beſitzen wir aus jener Zeit weder Briefe noch Tagebücher; wir müſſen bei ihr, wie Geſchichtſchreiber bei Quellenmangel, von Einem auf das Andere, von ſpätern Zeiträumen und Vorkommniſſen auf frühere ſchließen und das Wahrſcheinliche als wahr annehmen.

Im Grund befand ſie ſich in derſelben Lage wie Viktor, der vor ihr noch kein Weib geliebt hatte. Aus dem Mädcheninſtitut tretend, in eine Welt, in der ſie nur Verfolgungen, Verbannung, Blutgerüſte kannte, warf ſie ſich einem Manne in die Arme, deſſen erſter Anblick Sicherheit, Schutz gegen alle Feinde verſprach. Sie fühlte ſich unter ſeinem Fittig ſo warm, ſo ſicher, um ſo ſicherer, je älter er ihr erſchien. Sie hatte die vollſte Sicherheit und in dem glänzenden Paris eine ganz andere Anſicht vom Leben gewonnen, als die war, die mit den Blutſzenen in ihrer Erinnerung zuſammenhing, als ſie Viktor kennen lernte. In ihm lernte ſie die Jugend kennen und ſie war ſelber jung. Wie ihre Wahl Marigny's mit der ſchrecklichen Erinnerung zuſammenhing, ſo hing die Erſcheinung Viktors mit den freudigſten Bildern ihrer Jugend zuſammen. Viktor war außerdem ein Freund, wie ſie noch keinen beſeſſen hatte, mit dem ſie ſprach wie nie vorher mit einem Andern, und ihn konnte ſie ohne Angſt einen Winkel ihres Herzens ſehen laſſen, den ſie ſelbſt vor ihrem Mann verſchleierte. Als ſie zu empfinden anfing, wie unentbehrlich er ihr geworden, fühlte ſie ſich wie Viktor ſicher in dem Gedanken, daß dieſer Marigny's Freund ſei, und in der Unmöglichkeit, daß man einen Mann wie Marigny hintergebe. Hätte ſie doch lieber alle höchſten Glückſeligkeiten hingegeben, als daß ſie ſich in die Lage verſetzt hätte, dieſem vortrefflichen Mann einen Moment lang nicht offen ins Auge ſehen zu können.

Als ſie Beide erriethen, was in dem Herzen des Andern vorging, ſchwuren ſie ſich es mit einem Blick, daß ſie es einander nie geſtehen und daß ſie ſtärker ſein wollten als alle Liebe.

Drittes Kapitel.

Der Winter, der das glückliche Zuſammenleben eines kleinen Kreiſes zu fördern pflegt, verfloß in gedrückter Stimmung.

Marigny, der immer an die alten Urſachen von Helenens Traurigkeit glaubte, bat Viktor, ſie in dieſer Stimmung, die ungewöhnlich lange dauerte und die ihn daher beunruhigte, nicht zu verlaſſen. Er vermied ſie ſo viel als möglich, um ſie mit dem Freund allein zu laſſen, mit dem, wie er wußte, ſie über jene Dinge aufrichtiger und lieber ſprach als mit ihm. Die äußere, politiſche Welt begann auch in den kleinen Kreis hineinzugreifen. Napoleon, nach gänzlicher Niederwerfung Oeſterreichs, dem er mehrere Provinzen und eine Prinzeſſin alten Blutes abgewann, warf ſeine durch dieſe Erfolge verfügbar gewordenen Streitkräfte nach Spanien, das, in Verbindung mit den Engländern, ſeinem Bruder Joſeph ſo viel zu ſchaffen und die Kunſt ſeiner trefflichſten Feldherren, Soult, Augereau, Souchet, Gouvion St. Cyr, Maſſena ꝛc., zu Schanden machte. Die beſten Regimenter und die beſten Offiziere ſollten dieſer ſchlimmen Lage ein Ende machen und ein Beiſpiel beſeitigen, das dem Reſt Europa's Muth zum Widerſtand gegen den Welteroberer einflößen konnte. Marigny's Regiment hatte die Pyrenäen bereits überſchritten, und es war wahrſcheinlich, daß er ihm demnächſt werde folgen müſſen. Seitdem zum erſten Male davon die Rede geweſen, hörte Helene nicht auf, ihn mit Bitten zu beſtürmen, daß er ſie dießmal ins Feld mitnehme. Marigny lächelte über dieſen Gedanken, wie über eine Unmöglichkeit. In jeden andern Krieg, in jedes andere Land hätte er ſie leichter mit ſich führen können, als in dieſes Land der Guerillas, wo die Armee fortwährend über Fallthüren marſchirte und ſie wie jeder Einzelne immer von Hinterhalten und unſichtbaren Feinden umgeben war; wo ſelbſt Weiber, von Mönchen angeführt, mit dem Kreuz in der Hand in den Kampf zogen, darum von ritterlichen Rückſichten für Frauen nichts zu hoffen war. Den Franzoſen erſchien das damalige Spanien als eine einzige große Mördergrube, und die war es ihnen auch in der That; wie ſollte ſich Marigny entſchließen, ſeine geliebte Frau dahin zu bringen? Aber Helenens Bitten wurden von Tag zu Tag dringender; ſie ſchien am Ende von dem Gedanken nicht mehr laſſen zu können, ſprach mit einer bebenden Angſt von der Trennung und wie mit unerſchütterlicher Ueberzeugung von unbeſtimmten Gefahren, die ſie, fern von ihm, bedrohten. Bei der krankhaften Art und Weiſe, wie ſie ihre Bitten vorbrachte, wie ſie immer darauf zurückkam, und bei der immer mehr überhandnehmenden Bläſſe ihres Geſichtes und Traurigkeit ihres ganzen Ausdruckes erſchien ihm ihr Wunſch bald wie eine fixe Idee, von der er zu Viktor mit Staunen und Beſorgniß ſprach. Aber er war noch mehr erſtaunt, als Viktor dieſem Wunſche das Wort redete, oder wenigſtens ſchwieg, wenn Helene ihren Mann in ſeiner Gegenwart beſchwor, ſie nach Spanien mitzunehmen. So kam es, ohne daß irgend ein poſitives Wort darüber gefallen wäre, dahin, daß die Reiſe Helenens nach Spanien halb und halb für ausgemacht und bevorſtehend betrachtet wurde.

Auf unzähligen Familien drückten damals Sorgen und Beängſtigungen, die mit dem furchtbaren Lande jenſeits der Pyrenäen in Verbindung ſtanden, denn welche Familie hatte nicht einen Sohn, Vater, Bruder, Gatten in der gewaltigen Armee, die Napoleon dahin geworfen und von der nur traurige Nachrichten einliefen. Aber das kaiſerliche Paris durfte von ſeinen Beängſtigungen nichts merken laſſen; es mußte ſich mit ſeinem kaiſerlichen Herrn, der eben ſeine habsburgiſche Braut und mit ihr eine ſeiner Parzen heimgeführt hatte, laut freuen und ſich an Feſten berauſchen. Mit dieſen Feſten kam der Frühling heran, und jener vom öſterreichiſchen Geſandten Fürſten Schwarzenberg zu Ehren der Vermählung gegebene Ball, der durch ſeinen traurigen Ausgang, durch den Tod der liebenswürdigen Frau und guten Mutter, Fürſtin Pauline Schwarzenberg, eine traurige Berühmtheit erlangte und ſpäter als ein Vorſpiel des Brandes von Moskau und als eine Warnung für Napoleon betrachtet wurde.

Von dieſem Zeitpunkte an knüpft ſich unſere Geſchichte bis an ihr Ende mit ihren Hauptbegebenheiten nur an die bedeutendſten hiſtoriſchen Epochen und Ereigniſſe, die wir zu einem großen Hintergrunde benutzen könnten, wenn wir eine von den beliebten hiſtoriſchen Novellen ſchreiben wollten; aber wir erzählen nur die Geſchichte eines einzelnen Unglücklichen.

In dem Ballhauſe, das Fürſt Schwarzenberg im Garten des Geſandtſchaftshotels mit eben ſo zauberhafter Schnelligkeit als zauberiſcher Pracht hatte aufführen laſſen, mag es in jener verhängnißvollen Nacht manches traurige Herz inmitten des unerhörten Glanzes gegeben haben, aber gewiß gab es Wenige, die für den Glanz der Ausſchmückung, der ganzen unvergleichlichen Verſammlung, der unzähligen anweſenden großen Namen ſo wenig Auge und Sinn hatten, wie das eine Paar, das Arm in Arm, ſchweigend ſich von der wogenden Menge langſam und willenlos fortbewegen ließ. Es war Viktor mit Helene. Viktor trug ſeine Uniform, und in der kriegeriſchen Tracht ſchien ihr ſein Geſicht noch milder und in der glänzenden Umgebung noch trauriger als ſonſt. Wie ſie die Menge forttrug und die Muſik in Träume wiegte, vergaß ſie Menge, Muſik und die ganze Welt und fühlte nur, daß ſie an ſeinem Arme hing, daß ſie ſich, von der Maſſe gedrängt, ohne es zu wollen, an ihn drücken durfte. Viktor, der ſie um eine ſtarke Kopfhöhe überragte, ſah ſehnſüchtig zu ihr nieder. Von ihrer Toilette war in dem Gedränge wenig zu ſehen; er ſah nur das blaſſe, von ſchwarzen Scheiteln eingerahmte Geſicht, die langen ſchwarzen Wimpern, die es noch bläſſer erſcheinen ließen, und die feine weiße Büſte — daß ſie ihm vorkam wie eine Schwimmende, die ſich an ihn klammert und die er rettend ans Land trägt. Der Oberſt war bei einer Gruppe von Offizieren ſtehen geblieben, die eben der Feſte halber aus Spanien zurückgekehrt waren und ihm, der demnächſt dahin abgehen ſollte, über die dortige Lage der Dinge Auskunft ertheilten. Helene, die mit ihm abzureiſen gedachte, ſagte ſich, daß ſie heute vielleicht zum letzten Male mit Viktor ſo allein ſei — denn wo iſt man mehr allein als in ſolchem Gedränge — und da ſie von ihrem Glück Abſchied nahm, glaubte ſie ſich dieſem Glück ohne Verbrechen hingeben zu dürfen. Sie wußte es ja, was ſie die Trennung koſtete und was ſie geleiſtet, indem ſie dieſelbe gewiſſermaßen erzwungen, um ſich dieſe kurze und unſchuldige Belohnung als Preis ihrer Kämpfe geſtatten zu dürfen. Aehnliche Gefühle bewegten Viktor, und ſo ließen ſich Beide vom Strome des Gedränges und von dem ſanften, gleitenden Strome ihrer Träume forttragen, nur wünſchend, daß dieſe ſelbige Stunde ewig dauern, daß ſie nichts aus dieſen Träumen wecke.

Aber ſie ſollten auf ſchreckliche Weiſe geweckt werden.

Der Brand brach aus. Eine hochhängende Gardine, von der erhitzten Atmoſphäre hin und her bewegt, kam mit einer Lampe in Berührung, fing Feuer und theilte im Momente die Flamme dem ganzen obern Theile des Saales mit, ſo daß er augenblicklich von einer großen Lohe überwölbt war. Die Maſſen, die ſich bis jetzt in einer gewiſſen Ordnung durch den Saal bewegt hatten, wurden nach dem erſten Schreckensſchrei ein wildes und lärmendes Chaos. Alles ſchrie, Alles drängte den Thüren zu; auf Niemand wirkte die Anweſenheit oder das Beiſpiel des Mannes des Verhängniſſes, der ruhig einen Blick auf die Flammen warf und dann ſeine habsburgiſche Gattin eben ſo ruhig durch das Gedränge zu ihrem Wagen führte. Schon geſellten ſich zu dem Schreckensgeſchrei Ausrufe und Schreie des Schmerzes, da dort und da die Flammen von der Höhe auf die Häupter der Verſammelten herabzuregnen begannen und das Gedränge ſo wild wurde, daß Viele zu erſticken oder in das Feuer gedrängt zu werden fürchteten.

Victor ſah und hörte von Allem, was um ihn her vorging, Nichts. Bevor er einen Blick auf das drohende Unheil werfen konnte, lag Helene Hülfe ſuchend in ſeinen Armen; er fühlte ſie an ſeiner Bruſt und er ſtand beſeligt da, ohne die Flammen, die ihn umzüngelten, zu beachten. Er hob ſie nur höher an ſich hinauf, er drückte ſie nur inniger an ſich — aber er hat es nie gewußt, wie er mit dieſer theuern Laſt auf den Armen die Menge theilte und plötzlich mit ihr im Freien ſtand. Die friſche

Frühlingsnachtluft im Garten brachte ihn ein wenig zur Beſinnung; aber er hatte nicht die Kraft, die Bürde niederzuſetzen, wohl aber die Kraft, ſie weiter fortzutragen bis ans Ende der Welt.

Im Garten war die Verwirrung beinahe eben ſo groß wie im brennenden Tanzſaale. Die Gäſte ſtürzten in Strömen heraus und obwohl nunmehr der Gefahr entronnen, glaubten ſich Viele doch noch nicht gerettet; Frauen und Männer rannten beſinnungslos umher, Einzelne ſtanden vor dem brennenden Gebäude und ſtarrten es ſchreiend an, erwartend, ob irgend eine geliebte Perſon, die ſie darin zurückgelaſſen, nicht hervorkomme; Andere, wie jene unglückliche Fürſtin Schwarzenberg, ſtürzten ſich vom Garten aus wieder zurück in die Flammen, um nach den Vermißten zu ſuchen und um, wie eben dieſe gute Mutter, die nach ihrer Tochter ſuchte, nicht wieder das Flammengrab zu verlaſſen. Bei all dem flogen brennende Splitter oder Stoffe der Saaldekorationen im Bogen mitten in die chaotiſche, ſchreiende, drängende, jammernde Verwirrung. Im ganzen Parke war kein Plätzchen, dem Viktor ſeine Laſt hätte anvertrauen mögen; für ſie ſah er überall Gefahr, und ohne zu überlegen, trug er ſie weiter durch den Hof, durch das Hotel, durch zwei Gaſſen bis an den Quai Voltaire, wo er am Ufer der Seine ein in einem Garten liegendes Haus bewohnte. Helene hing bewußtlos an ſeinem Halſe, oder vielmehr, ſie hatte von jenem erſten Momente des Schreckens an nur das träumeriſche, halbe Bewußtſein, an ſeinem Herzen zu liegen. Sie erwachte erſt, als ſie in Viktors Zimmer, auf ſeinem Sopha lag und er, der bisher nur die Gefahr geſehen, in der dieſes geliebte Leben geſchwebt hatte, vor ihr kniete und zum erſten Male aufathmend und in ein Schluchzen ausbrechend, ihre Hände mit Küſſen bedeckte.

Oberſt Marigny, der ſogleich beim Ausbruch der Feuersbrunſt nach ſeiner Frau geſucht hatte, ſah ſie über das Gedränge der Köpfe hinaus in den Armen Viktors und gleich darauf im Garten. Er war beruhigt und geſellte ſich ſofort zu den Offizieren.

die Anſtalten treffen, um dem Feuer Halt zu gebieten, neue Ausgänge in den Saal zu brechen, um dem Gedränge leichteren Abfluß zu geſtatten und um, wo es Noth that, Menſchenleben zu retten. Er war überraſcht, als er ſpät in ſeine Wohnung trat und Helenen noch nicht daheim fand; aber ſie war ja gerettet.

Sie kam erſt gegen Morgen in einem Miethswagen und Marigny war entſetzt über ihr Ausſehen. Ihre Wangen waren eingefallen, ſchwarze Ränder umſäumten ihre Augen, die im Fieber glühten, wie auch ihre Pulſe fieberiſch klopften. Vor der Schwelle ihrer Stube ſank ſie nieder und ſträubte ſich, als ſie Marigny erhob, um ſie auf ihr Bett zu tragen. Sie ſagte Allerlei, was ihm unverſtändlich blieb, und er glaubte, ſie rede irre, der Schreck, das gräßliche Schauſpiel habe ihre Sinne verwirrt und er ließ den Arzt holen.

Sie blieb ſo durch mehrere Tage. Das Fieber hatte ſich zwar gelegt, ſie ſtarrte wie theilnahmlos vor ſich hin, aber ſie gerieth in die heftigſte Aufregung, wenn ihr Marigny von Viktor ſprach, der immer kam, um ſich nach dem Befinden Helenens zu erkundigen und Stunden und halbe Tage lang ſchweigend im Salon ſaß. Unter dieſen Umſtänden kam Marigny der Befehl zu, ſchleunigſt nach Spanien aufzubrechen; Helene ſprach nicht mehr von Mitreiſen. Der Oberſt empfahl die Kranke dem Schutze ſeines Freundes, der ihn dabei mit glaſigen Augen anſah.

Viertes Kapitel.

Wir wiſſen zwar aus dem Tagebuche des Grafen Helfen und aus Briefen Helenens, die ebenfalls vor uns liegen, wie ſich die Geſchichte der beiden Unglücklichen in allen Einzelheiten weiter entwickelte, aber dieſen Theil der Geſchichte ausführlicher zu erzählen, iſt nicht der Zweck dieſer Blätter. Das Verbrechen an dem trauteſten und vertrauensvollſten Freunde war begangen;

Viktor und Helene erlagen der Wucht und es war ihnen Beiden, als ſollte ihnen kein froher Tag mehr ſcheinen. Aber ſolches gemeinſchaftliches Bewußtſein und gemeinſchaftlich begangenes Verbrechen verbinden ſchon Verbundene noch inniger. Jedes war dem Andern ein lebender Vorwurf, aber ſie hatten nur einander zu Vertrauten und ſie waren allein. Das Leben war ihnen eine Hölle, aber wie Francesca da Rimini und Paolo konnten ſie in dieſer Hölle nicht von einander laſſen; die Leidenſchaft trug ſie in ihrem Wirbel fort und ſie klammerten ſich mehr und mehr aneinander. Wie ſollten ſie die Stunden der wahnſinnigſten Leidenſchaft fliehen, da ſie ſich nur in ſolchen Stunden ſelbſt vergaßen? Die Zeit kam bald, da ſie den Rauſch ſuchten, um nicht klar denken zu müſſen, und es folgte keine Zeit der Ueberſättigung und des Widerwillens, weil Jedes das Andere elend wußte. Wenn ſie allein waren, konnten ſie ſich nur lieben, nur bemitleiden und berauſchen — aber getrennt ſchrieben ſie einander Briefe über die Straße, um ſich anzuklagen, um ſich zu einer Trennung zu ermuthigen. Beiden that Buße Noth und die höchſte Buße lag in der Trennung, da ſie ſich in ihrem Falle immer inniger lieben gelernt, und ſo wurde Trennung beſchloſſen.

Viktor war es leicht, ſich von ſeinem Poſten abberufen zu laſſen und er verließ Paris einige Monate nach der Abreiſe Marigny's, um nach Deutſchland zurückzukehren. Seine Pflicht war Schweigen gegen Marigny, aber Helenen hatte er beſchworen, Alles zu thun, was ihr für die Ruhe, oder theilweiſe Beruhigung ihres Gewiſſens rathſam ſchiene, ohne Rückſicht auf ihn: ſie ſolle Marigny, wenn ſie deſſen bedürfe, Alles bekennen und ihn, Viktor, dem ſchmählichſten Elend, das es auf Erden für ihn gebe, ausſetzen: ihn in den Augen des Freundes als Verräther erſcheinen laſſen.

Nur wenige Wochen nach ſeiner Ankunft in der deutſchen Heimat erfuhr er von Helenen, daß auch ſie Paris verlaſſen hatte. Sie war auf dem Wege nach Spanien. Sie reiſte dahin, aber ſie wußte ſelbſt nicht warum? zu welchem Zwecke? mit welchem

Geſichte ſie vor Marigny treten werde? ob ſie als niederträchtiges Weib hingebe, um ihm Liebe zu heucheln? ob ſie ſich ihm zu Füßen werfen werde und ihm Alles geſtehen, um ſich dann ſelbſt den Tod zu geben oder von ihm geben zu laſſen? Wieder einige Zeit ſpäter ſchrieb ſie Viktor, daß ſie noch immer die Pyrenäen nicht überſchritten habe, daß ſie längs dieſes Gebirges hin- und herirre, wie vor einer Thür, die man aus Angſt vor den Schrecken jenſeits derſelben nicht zu durchſchreiten wagt. Was ſollte ſie in Spanien? Viktor anklagen? es zu einer Entſcheidung bringen, die Einem von Beiden, dem theuren Freunde oder dem Geliebten, den Tod brächte? Und wieder einige Zeit ſpäter waren Helenens Briefe aus den verſchiedenſten Gegenden des mittleren und nördlichen Frankreich datirt; jeder Brief aus einem anderen Orte, bis ſie ſich wieder der ſpaniſchen Gränze näherte, um ſie auf's Neue zu verlaſſen. Auf allen dieſen ruheloſen Irrfahrten trug ſie die Briefe mit ſich, die ihr Viktor in Paris von ſeinem Hauſe in das ihrige geſchrieben: ſie waren ihr Schatz und ihre Anklage, die Verkörperung ihrer Liebe und ihres Verbrechens; ſie konnte ſich von ihnen nicht trennen und jedenfalls ſollten ſie für ſie an ihrer Statt ſprechen, wenn ſie einſt den Muth hatte, Marigny das grauenvolle Geſtändniß abzulegen.

Viktor ſah dieſen Irrfahrten in der Ferne wie im halben Schlafe zu, ohne ſich zu gänzlichem Stumpfſinn herabſtimmen oder zu irgend einer That aufraffen zu können. Wie Helene ſo vor ſeinen Augen hin- und herzog und dabei aus ihren Briefen die ewige Klage, der ewige Schrei des Gewiſſens heraustönte, als die paſſende Geſangsbegleitung zu ſolcher Wanderung, war es ihm, als wäre dieſes Alles nur unheimliche Vorbereitung eines Verhängniſſes, das über ihn und ſie hereinbrechen müſſe, und das er nur ruhig abzuwarten habe. Endlich verſchwand ihm Helene gänzlich; er hörte nichts von ihr, nichts von Marigny; ſie mußte in Spanien ſein; jeglichen Tag erwartete er den letzten Schlag ſeines Schickſals. Manchmal war ihm, als müßte er fliehen, lebte er doch geehrt mit dem Bewußtſein ſeiner Ehrloſigkeit, und das alte Schloß Holken, das ſeit dem Tode ſeines Vaters verlaſſen ſtand, ſchwebte ihm als wünſchenswerthe Einſamkeit vor — wenn ſich nur nicht die Erinnerungen an die mit Helene daſelbſt verlebten Tage, die ihm in Paris ſo theuer geweſen, darangeknüpft hätten!

Aus dieſem Zuſtande riſſen ihn die kriegeriſchen Vorbereitungen, die im Jahre 1812 den ganzen Continent in Bewegung ſetzten. Napoleon ſammelte ſeine große Armee, die Rußland demüthigen, vielleicht erobern ſollte, und die Truppen des deutſchen Fürſten, dem Viktor diente, ſollten einen Theil dieſer großen Armee bilden. Das war eine Rettung. Als Oberſt trat er wieder in die aktiven Dienſte und entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Nicht mehr wie ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten wurde ſeine Kriegsfreude und Thatenluſt durch den Gedanken getrübt, daß er eigentlich als Knecht eines Knechtes im Dienſte des fremden Unterdrückers ins Feld ziehe, gegen den Vortheil des eigenen Vaterlandes. Solche Gedanken lagen ihm jetzt fern; er ſah nur betäubenden Kriegslärm vor ſich, und das war ihm genug. Er konnte ja auch fallen! Das unbekannte kalte Steppenland, dem man entgegenzog, ſchien ihm ein wünſchenswerthes Grab; die trüben Ahnungen, die überall in Beziehung auf dieſe Unternehmung Napoleons laut und in den Heeren ſeiner Verbündeten am ausführlichſten ausgeſponnen wurden, erhöhten nur ſeine Hoffnung.

Es iſt bekannt und geht ſelbſt aus den offiziellen Berichten franzöſiſcher Generäle und aus den nationaleitlen Memoiren franzöſiſcher Augenzeugen hervor, wie viel deutſche Truppen im Allgemeinen zur Erhöhung der franzöſiſchen Gloire bei Smolensk und Borodino beigetragen, und in franzöſiſchen wie deutſchen Lagern wußte man, was der Oberſt Graf v. Holken im Beſonderen während dieſes Feldzuges geleiſtet. Sein Name, ſchon früher mit Ruhm genannt, gewann an Glanz, und deutſche Patrioten, die auf eine Erhebung des Vaterlandes vorbereiteten und ſich nach Führern der zukünftigen Befreiungsarmee ſelbſt unter den gezwungenen Verbündeten Napoleons umſahen, ließen ihr Auge mit Hoffnung auf dem Manne ruhen, der ſich während des Feldzuges als tapferer, Alles unternehmender Offizier auszeichnete, wie er ſich ſchon früher als Theoretiker und im Rathe ausgezeichnet hatte. Der Krieg voll Gefahren und voll unheimlicher Schreckniſſe, wie er der großen Armee ſeit ihrem Ueberſchreiten der polniſchen Gränze entgegentrat, der Krieg mit einem unſichtbaren, geiſterhaften Feinde, der ſich ſchon vor der Moskauer Kataſtrophe ſo geſtaltete, daß er nicht ſeines Gleichen in der Weltgeſchichte hatte, war ganz der Art, daß er mit der Gemüthsverfaſſung Viktors, der in ſeinem Innern einen ähnlichen unfaßbaren Feind zu bekämpfen hatte, zuſammenſtimmte. Ja, da dieſe innern Kämpfe grauſamer waren als alle die ihn umgebenden Vorgänge, fand er in dieſen nur eine Erleichterung und in der ruheloſen Bewegung, die der Krieg erfordert, einen Rauſch, der ihn manchmal ſeiner ſelbſt vergeſſen ließ. Wie oft er mit franzöſiſchen Truppentheilen oder einzelnen Offizieren zuſammentraf, er wich ſorgfältig jeder Erkundigung nach Marigny aus, obwohl er ihn bei der großen Armee vermuthete, da Napoleon den größten Theil des ſpaniſchen Heeres zu dieſer herbeigezogen hatte. Doch erfuhr er es endlich mit Beſtimmtheit, daß der Oberſt in der That mit ihm in derſelben Armee diente; ein Schauer überlief ihn bei dem Gedanken, wie er mit ihm zuſammentreffen werde? — Dieß Zuſammentreffen war auf dem raſtloſen Marſche gegen Moskau beinahe unmöglich, da jeder Offizier auf ſeinem Poſten bleiben mußte, um die raſch um ſich greifende Demoraliſation der Truppen ſo viel als möglich zu mildern; erſt dort, wo die ganze Armee in einem unglückſeligen Knäuel, in ihrer Falle zuſammen war, erſt in Moskau ſollte er ihn wiederſehen.

Es war an dem dritten Tage des Brandes, da auch Napoleon entſetzt mitten durch ſtürzende Trümmer und züngelnde Flammen aus dem Kremlin floh, um ſich nach dem Luſtſchloſſe Petrowsky zu retten. Die Stadt war bereits ein einziger ungeheurer, zum Himmel aufrauchender Schutthaufen; die unglückſeligen Soldaten hatten innerhalb der Stadtmauern kein Obdach mehr und in die einzelnen noch aufrecht ſtehenden Häuſer wagte man nicht zu dringen, um daſelbſt auszuruhen, da man überall fürchtete, der Flamme, die allerorten aus dem Boden, aus den Mauern hervorſprang oder wie vom Himmel fiel, gewiß noch da zu begegnen, wo ſie noch nicht emporgeſprungen war. In den Straßen war man bei den überall zuſammenſtürzenden Trümmern eben ſo wenig ſicher als in den Häuſern ſelbſt, und bereits drängten ſich ungeheure Schaaren zu den Thoren hinaus, um ſich auf freiem Felde unter fortgeſchleppten Balken und Brettern unterzubringen oder auch unter offenem Himmel zu lagern. Viktor hatte ſein Regiment, oder vielmehr die Trümmer ſeines Regimentes bereits hinausmarſchiren laſſen und irrte nun allein über die gewaltige Brandſtätte, zu helfen bereit, wo Hülfe Noth that, oder auch mit dumpfer Gleichgültigkeit durch das große Elend hinſchlendernd, je nachdem der alte, wohlwollende, milde Viktor oder der Unſelige, deſſen Herz ſelbſt eine Brandſtätte war, in ihm ſtärker wurde. Schon an das Gräßlichſte gewöhnt, fiel es ihm kaum auf, wie plötzlich ein bisher von den Flammen unberührt gebliebener, kleiner Stadttheil aufloderte und wie ihm aus den Gaſſen und Straßen deſſelben unzählige Flüchtlinge entgegenſtürzten und zwar in ſo entſetzlicher Angſt, als ob ihnen die Flamme, die Verheerung auf dem Fuße folgen könnte. So war es gewiſſermaßen auch in der That; denn in dieſen bisher verſchonten Stadttheil hatte man beinahe alle Pulverwagen gerettet, auch die Pulvervorräthe, über denen Napoleon eine Nacht lang mit ſeiner alten Garde im Kremlin geſchlafen hatte. Wenn nur ein Funke des eben neu ausgebrochenen Brandes einen der Wagen erreichte, war das Unheil unſäglich; nicht nur dieſer Stadttheil — halb Moskau und die halbe Armee war von unvermeidlichem Untergange bedroht. Der Strom der Flüchtenden war eben im Begriffe, Viktor zu erfaſſen und ihn auf demſelben Wege fortzureißen, auf dem er eben herangekommen war, als er ſich am Arme feſt ergriffen fühlte und eine wohlbekannte

Stimme ihm ins Ohr rief: „Viktor, dort in dem letzten Hauſe dieſer Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird, liegt Helene allein, hülflos — retten Sie ſie! Ich darf von den Pulverwagen nicht fort!“

War es Traum? war es Wirklichkeit? Die Stimme war ganz die Stimme des alten Freundes; in dieſen Worten: allein, hülflos, retten Sie ſie! zitterte die alte Liebe. Und Viktor ſollte ſie wieder aus den Flammen retten, wie damals in Paris, als ſein elendes Glück begann — er ſollte ſie wieder auf ſeinem Arme forttragen! Und Helene hier in Moskau in dieſer flammenden Hölle — oder waren ſie wirklich ſchon Beide in der Hölle? — war es ſeine ewige Strafe, ſie ewig ſo aus den Flammen tragen zu müſſen, ewig an jene Nacht erinnert zu werden? — und Marigny ſollte zu ihm immer, ewig mit dem Tone des Freundes ſprechen? — Er lachte laut auf wie ein Wahnſinniger und ſah ſich um, ob er wirklich lebte oder ein abgeſchiedener Verdammter war. Sein erſter Blick fiel auf Marigny, der unabläſſig bemüht war, das Chaos zu ordnen, die Pulverwagen aneinanderzureihen und ſie anzutreiben, daß ſie der immer näherkommenden Flamme entflöhen. — Sonderbar! — beim Anblicke Marigny's ſah Viktor nichts mehr von dem ihn umgebenden Elend und fühlte er nichts mehr von den Qualen der letzten zwei Jahre — er ſah ſich nur mit dem Freunde und mit Helenen wie ehemals in dem glücklichen Winkel am Kamin in Paris — und unmittelbar an dieſe Vorſtellung reihte ſich ſchnell der andere Gedanke: du ſollſt ſie wiederſehen! Helene iſt in deiner Nähe! du ſollſt ſie retten.

Aber er hatte Marigny kaum gehört — wo? in welchem dieſer brennenden Häuſer lag Helene — allein, hülflos! Wie durch eine Hallucination aber, oder als ob die geſprochenen Worte vor ſeinem Ohre körperlich ſchwebend geblieben wären, hörte er ſie vermittelſt einer gewaltigen Anſtrengung der Erinnerung noch einmal: Dort in dem letzten Hauſe dieſer Straße, das eben jetzt von den Flammen ergriffen wird!

Er ſchwang ſich über die Reihe der Pulverwagen, die ihm den Weg abſchnitten, er ſtürzte in das Haus, deſſen oberes Stockwerk bereits von Flammen eingehüllt war und in ein Zimmer, in das der Qualm einzudringen begann. Der Zufall hatte ihn richtig geleitet. Da lag ſie auf einem Soldatenmantel, den Kopf an ein Bündel gelehnt, mit geſchloſſenen Augen, als ob ſie ſchliefe, oder als wollte ſie die Schrecken nicht ſehen, die ſie vernichten ſollten. Der erſte Anblick ſagte es, daß ſie ſchwer krank war; ſie ſah aus wie eine Sterbende — und doch wie ſchön! ſchöner als jemals. Viktor glaubte ſie bewußtlos, bückte ſich zu ihr nieder und umfaßte ſie mit beiden Armen. Sie öffnete die Augen und ein glückliches Lächeln verklärte ihr Geſicht.

„Sind Sie es wieder, Viktor?“ fragte ſie mit leiſer Stimme, aber plötzlich, als hätten ſie dieſelben Gefühle übermannt, die er bei dem Gedanken, daß er ſie wieder aus den Flammen retten ſollte, empfand, ſtieß ſie ihn von ſich und rief: „Fort! fort! Ich will nicht gerettet ſein!“

Die Sinne vergingen ihr; ihr Kopf ſank zurück und er glaubte eine Leiche aus dem Hauſe zu tragen. Er hatte nicht den Muth, irgendwo mit ihr auszuruhen und ſich der Gefahr auszuſetzen, mit ihr allein zu ſein, wenn ſie wieder die Augen aufſchlüge. Die Reihe der Pulverwagen leitete ihn; ihr folgte er nach vor die Stadt aufs offene Feld, wo er Marigny fand. Dieſer ſank ihm weinend an den Hals, als er ihn mit der Kranken herankommen ſah. „O mein Freund,“ rief er aus, „welch ein Wiederſehen, welch ein unerhörtes Elend und dabei Helene krank, vielleicht —!“ Er wagte es nicht, weiter zu ſprechen.

Fünftes Kapitel.

Der grauenvolle Rückzug von Moskau war mit allem Grauen nicht ſtark genug, die drei Vereinigten wieder zu trennen. Durch die Schneewirbel, die nach dem verhängnißvollen 5. November, mit dem der vernichtungsreiche Winter begann, die Welt mit einem Leichentuche überzogen, durch die ununterbrochenen Reihen von Leichen und Sterbenden, durch den erſtarrenden Froſt, durch die ſtreifenden Koſakenbanden, die wie Geſpenſter, immer todtbringend und das mörderiſche Werk der Natur vollendend, und wie vom Sturme hergeweht, überall aus dem Schleier des Schnees hervorbrachen, zogen die drei bald als vereinzelte Gruppe, ohne Gefühl für das Elend Anderer, wie ſich Andere, ohne Gefühl für ihr Elend, an ihnen vorübertrieben.

Wer wird es unternehmen, das Grauen jener Tage zu beſchreiben; iſt doch Geſchichtſchreibern und Augenzeugen, nachdem ſie hundert der grauſamſten Epiſoden aus dieſem Trauerſpiel aufgezählt, die Feder aus der Hand gefallen, mit dem Geſtändniß, daß ſie Unbeſchreibliches zu ſchildern unternommen. Was hatte der Einzelne zu dulden, der nur ſein nacktes Leben retten wollte! Wie viel mehr hatten die beiden Männer zu erdulden, die eine Sterbende auf ihren Schultern durch das Elend zu tragen hatten. Ihre Pferde waren bald nach Einbruch des Froſtes erlegen. Es iſt bekannt und in den Memoiren des Generals Sir Robert Wilſon zu leſen, wie ſich die Koſaken auf das erſte gefallene Pferd der franzöſiſchen Armee, dem ſie begegneten, herſtürzten, eifrig ſeine Hufe befühlten und jubelnd ausriefen: „Der Herr hat ſie in unſere Hände gegeben, ſie können uns nicht entrinnen!“ Die Pferde der großen Armee waren nicht für den eiſigen Boden Rußlands beſchlagen und die nicht gleich in den erſten Tagen des Rückzuges vor Hunger zu Grunde gingen, fielen mit gebrochenen Schenkeln zuſammen, um ſich nicht wieder zu erheben. So waren Holken und Marigny um ihre Pferde gekommen, und ſo wanderten ſie jetzt dahin, Helenen auf einer aus Zweigen, Brettern und Mänteln beſtehenden Bahre auf den Schultern tragend, den Degen in der Hand, um ſich und die Kranke gegen die Streifpartien der Koſaken zu vertheidigen.

Manche Franzöſinnen waren damals ihren Männern in der großen Armee, übermüthig und wie zu einer Luſtpartie, bis nach Moskau gefolgt. Daß es mit Helenen anders war, wußte Viktor. In wenigen Worten hatte ſie ihm eines Tages ihre Geſchichte der letzten zwei Jahre erzählt, während Marigny ein verlaſſenes Dorf durchwühlte, um nach Lebensmitteln zu ſuchen, und Viktor bei der Kranken blieb, um etwaige Ueberfälle abzuſchlagen. Sie war endlich doch nach Spanien und zu ihrem Mann gelangt, ohne je den Muth zu einem Geſtändniſſe zu finden; wie eine ewige Anklage führte ſie die Briefe Viktors immer mit ſich, wie eine Verkörperung ihres Gewiſſens. Mit Marigny kam ſie wieder nach Frankreich zurück; er hielt ſie immer nur für körperlich krank und zwang ſie, in Paris zurückzubleiben, als er mit der großen Armee abzog; an dem Tage, da der große Brand ausbrach, kam ſie in Moskau an. Es hatte ſie in Paris nicht geduldet; ſie mußte ihr Urtheil von ihm empfangen. Aber wie ſie ihn ſo liebevoll ſah und in der Erinnerung an Viktor, in dem Gedanken, durch ihr Geſtändniß aus Marigny den elendeſten Menſchen zu machen, hielt ſie es wieder zurück. „Das," ſagte ſie, „iſt es allein, was mich noch am Leben erhält; es iſt mir, als müßte ich ihm bekennen, als dürfte ich nicht früher aus dem Leben gehen. Nur mein böſes Gewiſſen lebt noch, ſonſt bin ich todt."

Und in der That war es ein Wunder, wie das Weib, das immer an der Thür des Todes zu ſtehen ſchien, fortlebte, während Zehntauſende der kräftigſten Männer dem Elend des Rückzuges unterlagen.

In Dorogobuſch am Dnieper war es den Franzoſen geſtattet, einen Augenblick aufzuathmen. Es galt hier den Uebergang zu ſichern, ſo lange als möglich; der Herzog von Treviſo beſetzte die Stadt und einen auf der Höhe gelegenen Kirchhof und machte den Truppen des Generals Miloradowitſch, Jermolows und des Herzogs Eugen von Württemberg den Beſitz dieſes Punktes lange ſtreitig. Der Kampf wüthete vorzugsweiſe während der Nacht, und erſt ſpät konnten die erſten ruſſiſchen Truppen in die jenſeits des Fluſſes gelegene Vorſtadt gelangen, mit deren

Beſitz ſie erſt eigentlich in den Beſitz der Stadt kamen. Dort, in dieſer Vorſtadt, in der großen Stube einer Herberge ſaßen während des Kampfes Marigny und Viktor am Lager Helenens. Sie dachten nicht daran, am Kampfe theilzunehmen, ſie dachten auch nicht weiter zu fliehen, obwohl es wahrſcheinlich war, daß die Ruſſen jeden Augenblick in die Vorſtadt eindrängen. Sie hörten auch den Kanonendonner nicht, der vom Kirchhofe herſchallte, und achteten nicht der Kugeln, die überall in die Straßen, auf die Dächer fielen, ſelbſt in die Stube drangen, in der ſie ſich befanden. Ein Bombenſplitter hatte ein Stück des Kachelofens abgeriſſen, in deſſen Nähe das Lager Helenens bereitet war, und die Flamme, die aus dem Riſſe hervorleuchtete, gab der weiten Stube ihre einzige Beleuchtung, nur daß hier und da ein aufflammendes Gebäude ſeinen Gluthſchein manchmal auch in einen entfernten Winkel der Stube warf. Viele der Franzoſen in Dorogobuſch blieben da ſitzen oder liegen, wo ſie zum Tod ermattet oder ſtumpfſinnig ſaßen und lagen, ſelbſt als die Ruſſen ſchon hereinbrachen — wie ſollten jene beiden Männer fliehen, da ſie am Sterbelager Helenens ſaßen. Sie lag in den letzten Zügen. Es war kein Zweifel; ihr Geſicht bedeckte bereits Todesbläſſe; ihre Augen waren erloſchen und ſchloſſen ſich endlich von ſelbſt; kein Puls war mehr fühlbar. Die Männer ſaßen rechts und links am Lager und ſtarrten vor ſich hin, ohne etwas zu ſehen. Sie glaubten ſie Beide todt, aber keiner ſprach es aus. War es ſtummer Schmerz? Oder waren auch ihre Sinne und Gefühle in dem durchgemachten Elend ſo ſtumpf geworden wie die der andern Hunderttauſende ihrer Leidensgefährten?

Helene lag ſchon lange wie eine Leiche da, als Marigny zu ſchluchzen begann, aufſtand und in eine dunkle Ecke der Stube ging, um verborgen zu weinen. Viktor ſchnellte empor, als ob ihn plötzlich eine unſichtbare Geißel aufgetrieben hätte, und eilte zur Thür hinaus. Doch konnte er von dem Anblick der Leiche nicht laſſen, und er ſtellte ſich draußen an eines der Fenſter, durch welches er, von einem dichten Schatten bedeckt, auf das von der flackernden Ofenflamme beleuchtete blaſſe Geſicht ſehen konnte.

Aber wie ſonderbar iſt der Menſch beſchaffen! Wer hat es nicht ſchon erfahren, daß ihn in Momenten oder bei Szenen des größten Schmerzes, der grimmigſten Verzweiflung plötzlich eine ſchauderhaft kalte Ruhe, eine fürchterliche Gleichgültigkeit überkommt, als ob Schmerz oder Verzweiflung müde wären, ausruhten und neue Kräfte zu neuen Angriffen ſammelten. Man ſteht an einem Grabe, das eben das Theuerſte auf Erden verſchlingen ſoll, klanglos, bedeutungslos verhallen die Worte der Klage und des Lobes am Ohre, wie irgend ein anderes Geräuſch; man blickt auf die Schollen hernieder und betrachtet die ſonderbaren Formen eines Steines oder die Zeichnung des Erzbeſchlages am Sarge. Selbſt das Gewiſſen hat ſolche Augenblicke der Ermüdung und blickt mit Gleichgültigkeit auf ein begangenes Verbrechen wie auf das ganze Leben zurück.

Dieſer öde, leere Seelenzuſtand überkam Viktor, als er durch das Fenſter das blaſſe Geſicht Helenens ſah, das ihm ſo theuer war. Er hörte ſeit Stunden zum erſten Male den Kanonendonner, er ſah die fliehenden Franzoſen, die brennenden Häuſer, die Lichter und Schatten, die wie zwei ſich bekämpfende Heere in den Straßen und in der Luft miteinander ſtritten — er ſah Alles, nur nicht das bleiche, von unſäglichen alten Qualen durchfurchte, noch immer ſchöne Geſicht. Mit der größten Ruhe ſah er einen ruſſiſchen Offizier (wir wiſſen jetzt aus den „Memoiren eines Liefländers,“ daß es der ſpätere General, damalige Major und Adjutant Miloradowitſchs, von Löwenſtern, geweſen), den erſten Ruſſen dieſſeits der Dnieper, in den Hof treten, und ſah er eine ganz eigenthümliche Szene, die ſich jetzt vor ihm abſpielte, und hörte er alle Worte, die geſprochen wurden.

Kaum war der ruſſiſche Offizier in den Hausflur getreten und kaum ward er als ſolcher erkannt, als ihm der Wirth des Hauſes, ein ausgedienter Soldat, der ſeine franzöſiſchen Gäſte den Tag hindurch mit Augen voll Haß umſchlichen hatte, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte, ſich ihm zu Füßen ſtürzte, ſeine Knie umklammerte und mit fanatiſch aufgeregter Stimme ausrief: „Väterchen! Du biſt der Erſte der ſiegreichen Armee unſeres allergnädigſten Kaiſers, den dieſe Augen erblicken. Gelobt ſei der Allmächtige, der Erlöſer und alle Heiligen! Ruhe hier aus unter meinem Dache; jetzt iſt es an uns, unſere Arbeit zu thun!“ —

Darauf erhob er ſich, zog ein Meſſer aus der Bruſt, verneigte ſich vor einem Heiligenbilde im Hausflur, ſchlug dreimal das Kreuz und ſagte, das Meſſer ſchwingend, zu dem ruſſiſchen Offizier gewandt: „Wie oft habe ich nicht zu Gott gefleht, mich dieſes Meſſer gebrauchen zu laſſen gegen die Ungläubigen, die unſer Land beſchmutzen und unſere Kirchen entweihen. Mein Gebet iſt erfüllt. Die Hoffnung, die ich immer hegte, ſo oft ich dieſes Meſſer betrachtete, während dieſe Ungläubigen hier die Herren ſpielten, ſie erfüllt ſich endlich. Gelobt ſei Gott der Allmächtige, der Heiland und alle Heiligen!“

Sein Auge blitzte, ſeine Glieder zitterten und ſo mit aufgehobenem Meſſer ſtürzte er ſchreiend in die Straße, ſeine Landsleute aufrufend, ein Gleiches zu thun, und während er rief, ſtieß er vier Franzoſen, die fliehend an ihm vorüberkamen, mit ſchrecklicher Schnelligkeit nieder. Es war dieß das Signal zu den Blutſzenen, welche die Nacht von Dorogobuſch zu einer der ſchrecklichſten des ganzen Rückzuges machten.

Trotz alledem wandte ſich Viktors Auge doch wieder durchs Fenſter dem todten Geſichte zu, und er ſollte da eine Szene erleben, hinter deren Schrecken die Vorgänge in ſeinem Rücken weit zurückblieben. Er glaubte anfangs, daß er ſich täuſche und daß die Bewegung in Helenens Zügen nur von dem Flackerlichte, das darauffiel, herkomme; aber ſie öffnete die Augen, den Bewegungen ihrer Lippen folgten ſchwere Bewegungen des Kopfes. Sie lebte. — Mühſam erhob ſie den Kopf und den einen Arm, um ihn zu ſtützen. Sie beſann ſich und ſuchte ſich zu ſammeln.

Mit einem Male ſchien ein Gedanke ſie zu erſchrecken; ſie fuhr zuſammen und griff mit der Hand nach der Bruſt, als ob ſie nach etwas Verborgenem fühlte. Dann erhob ſie den Oberleib mit unendlicher Anſtrengung und wandte ſpähend den Kopf nach allen Seiten. Da Marigny ſchweigend, unſichtbar in einer tiefdunkeln Ecke, noch verdeckt von einem gewaltigen Schranke, ſtand und ſie Niemand erblickte, athmete ſie tief auf und griff in die Bruſt. Aber noch einmal und mit unendlicher Anſtrengung blickte ſie um ſich; erſt als ſie ſich wieder überzeugte, daß Niemand zugegen ſei, zog ſie mit zitternder Hand eine Anzahl von Briefen hervor — Viktor erkannte ſie — es waren ſeine Briefe. Zu ſchwach, um ſich zu erheben, begann ſie nun, am Boden hinzukriechen, um ſich der Flamme im Ofen zu nähern. Die Bewegung hatte Marigny geweckt; er ſtreckte den Kopf aus der Dunkelheit hervor, daß ihn Viktor ſehen konnte. Glück und Entſetzen malte ſich in ſeinen Zügen, als er Helenen lebend ſah; aber er konnte nicht von der Stelle und der Ausdruck des Glückes verſchwand und regungslos und mit glaſigen Augen ſtarrte er hin, als er ſah, wie Helene den Arm erhob und die Briefe in die Flamme zu werfen ſuchte. Ihre ſchwachen Hände warfen zu kurz; die Briefe fielen vor dem Ofen nieder. Helene ſeufzte auf und kroch ihnen nach. Marigny ſtreckte die Arme aus; ſein Geſicht verzerrte ſich; es verrieth, daß ein furchtbarer Verdacht in ihm aufgetaucht war. Er wollte vorwärts, aber er war verſteinert, er konnte nicht von der Stelle, die Arme erhoben, die Augen ſtarrend, den Oberleib vorwärts gebeugt. Erſt als Helene bei den Briefen angelangt war und eben die Hand ausſtreckte, ſie zu faſſen, fiel der Bann von ihm. Wie von einer unſichtbaren Macht geſchleudert, flog er durch die weite Stube, um ſich auf Helenens Hand zu werfen; in dieſem Augenblick flogen die Briefe ins Feuer. Aber Marigny hatte ſie nicht aus den Augen verloren; mit der einen Hand Helenens Hand faſſend, griff er mit der andern ins Feuer und zog das Packet hervor, bevor es die Flamme ergriffen hatte. Helene, als ſie

Marigny gefaßt hatte, ſchrie auf, wand ſich wie im Krampfe noch einmal in die Höhe und ſank dann todt auf den Boden. Marigny ließ ſie fallen, ohne nach ihr zu ſehen; ſeine Augen waren nur auf das Packet Briefe gerichtet, das er in der Hand hielt, und das er zitternd zu öffnen ſuchte. Endlich hatte er einen Brief entfaltet und ſtarrte hinein, während die andern vor ihm auf den Boden fielen.

Viktor ſah ihn leſen; er ſah ſeine gläſernen Augen und hörte ihn lachen, als er ans Ende kam. Dann ſah ſich Marigny um. „Du ſuchſt mich!“ ſagte Viktor und eilte in die Stube zurück. Stumm ſtellte er ſich vor Marigny hin. Dieſer ſah ihn an und lachte. Viktor ſchloß die Augen, um nicht in die gläſernen ſehen zu müſſen, die ihn anſtarrten; aber er mußte ihn lachen hören. Auch breitete er unwillkürlich die Arme aus, um den Stoß zu empfangen, den er von Marigny erwartete; aber es dauerte eine ſchauerliche Ewigkeit, bis ſich dieſer ſo weit gefaßt hatte, um ſeinen Degen zu ziehen. Endlich ſtürzte er mit vorgeſtreckter Waffe auf den verrätheriſchen Freund los — in demſelben Augenblick ſchlüpfte der Hauswirth mit bluttriefendem Meſſer unter dem aufgehobenen Arme Viktors durch und tauchte es mit einem Stoß in Marigny's Bruſt. Er ſank lautlos zu Viktors Füßen.

Major von Löwenſtern war dem wüthenden Manne gefolgt, um ihn vom Mord ſeiner Gäſte abzuhalten. Er kam zu ſpät für Marigny, aber er ſtellte ſich raſch vor Viktor, um wenigſtens dieſen vor dem unſoldatiſchen Tode zu retten. Aber das ſchien nicht nothwendig, denn der Hauswirth, der Marigny's Degen gegen Viktor gezückt, auch deſſen verſchiedene Uniform und Abzeichen ſah, nahm dieſen für einen ruſſiſchen oder wenigſtens einer befreundeten Macht angehörenden Offizier und wandte ſich triumphirend zu ihm, indem er ausrief: „War der Stoß gut? Kam ich Euch zur rechten Zeit zu Hülfe?“

Doch Viktor riß ihn aus ſeinem Irrthum. „Auch ich bin ein Feind!“ murmelte er — „warum ſchonſt du mich?“

In der That erhob der Ruſſe ſofort ſein Meſſer, um ihn niederzuſtoßen; aber Herr von Löwenſtern fiel ihm in den Arm: „Wahnſinniger,“ rief er ihm zu, „willſt du nicht aufhören mit Morden und gegen Freund und Feind gleich ſehr wüthen? Dieſer hier iſt ein Deutſcher und uns mehr zugethan als Napoleon; in wenigen Wochen ficht er mit uns, an unſerer Seite gegen die Fremden!“

Dieſe Worte brachten den Wüthenden wenigſtens zum Zaudern, das Herr von Löwenſtern benutzte, um Viktor, ehe der Hauswirth zur Beſinnung kam, aus dem Hauſe zu ziehen. Viktor folgte bewußtlos; er ſah nichts, er wußte nicht, was mit ihm vorging; er ſah nur die gläſernen Augen Marigny's, die ihn noch todt, vom Boden auf, immer anſtarrten, mit derſelben Wuth, mit demſelben Haß wie in dem Augenblick, da er mit gezogenem Degen auf ihn losſtürzte.

Mit einem Male fand er ſich mitten im Haufen flüchtender Franzoſen, außerhalb Dorogobuſch, der unglückſeligen Stadt, in der Marigny und Helene todt nebeneinander lagen, wo er einen Augenblick lang gehofft hatte, ſo neben ihnen liegen zu können — wo er vergebens gehofft hatte, gerichtet zu werden. Von dem Schwarme fortgeriſſen, mußte er die Erinnerung an dieſe Stunden mit fortnehmen und weitertragen durchs Leben zugleich mit ſeinem ungeſühnten Verbrechen — wohl wiſſend, daß es nicht ungeſühnt bleiben werde.

Sechstes Kapitel.

Was Viktors Bekannten bei ſeiner Rückkehr ins deutſche Vaterland an ihm zuerſt auffiel, ohne weiter in Verwunderung zu ſetzen, war das viele graue Haar, das ſich in ſein braunes miſchte. Man nannte es den natürlichen Abglanz des ruſſiſchen Winters. So fand man auch ſeine Verſchloſſenheit natürlich.

Erinnerungen wie die, welche die Soldaten der großen Armee aus Rußland mitbrachten, waren wohl geeignet, ſelbſt heiterere Gemüther als das Viktors zu verdüſtern. Indeſſen fand man doch bald, daß dieſe Verdüſterung bei ihm länger währte als bei Andern: den Leuten ſeines Umgangs, den patriotiſchen Soldaten ſeiner Umgebung, die nun bald ihre Waffen gegen Napoleon zu wenden hofften, zu lange. Sie beobachteten ihn und entdeckten allerlei Sonderbarkeiten. So zum Beiſpiel hatte er die Gewohnheit angenommen, während des Sprechens, ſelbſt wenn er allein über die Straße ging, oder ſaß, in kurzen Zwiſchenräumen immer den Kopf mit einer gewiſſen eckigen, maſchinenhaften Bewegung der Erde zuzubeugen und, wenn auch kurz, einen Punkt ſtarr zu fixiren, als ob er da etwas Schreckliches vor ſich ſehe. Sie wußten nicht, daß ihn in der That Marigny immer ſo anſah, wie er ihn, todt vor ihm auf dem Boden liegend, mit offenen Augen anſtarrte, oder vielmehr, daß jene gläſernen Augen Marigny's allein, ohne deſſen Antlitz und Körper, fortwährend vor ſeinen Füßen aus dem Boden hervorblickten. Eben ſo auffallend war es, daß Viktor die Geſellſchaft mit demſelben Eifer aufſuchte, als er ſie floh; daß er ſich bald in die Einſamkeit begrub, bald wieder Tage und Nächte lang von Kameraden umgeben zu ſein wünſchte — jetzt durch Tage von Café zu Café, von Beſuch zu Beſuch, von Soirée zu Soirée eilte und jetzt wieder verſchwand, um auf Schloß Holken einſam zu hauſen.

Auffallender als Alles das wäre es ſeinen Kameraden geweſen, wenn ſie gewußt hätten, welche Bücher ihm, den ſie immer für einen Gelehrten gehalten, in der Einſamkeit Geſellſchaft leiſteten. Es waren die romantiſch-myſtiſchen Dichter, die damals in Blüthe ſtanden, mehr noch die hyper-romantiſchen ſogenannten Philoſophen, die ſich mit den „Nachtſeiten der Natur,“ zugleich andere, die ſich mit der Fortdauer nach dem Tode, mit der Geſchichte der Seele und dergleichen Fragen beſchäftigten. Er erlebte ſo manche Hallucinationen, daß er ſich gern Gewißheit verſchafft hätte, ob es wirklich Hallucinationen ſeien, beſonders jene fortdauernde Erſcheinung der beiden Augen. Hier und da, wenn auch lächelnd, erkundigte er ſich, wohin denn alle die Geiſterbeſchwörer verſchwunden ſeien, von denen man ſo viel geſprochen, als er ſchon ein erwachſener Knabe geweſen, und die am Hofe Wilhelms des Dicken ihr Weſen getrieben.

Man fing an, den Kopf über ihn zu ſchütteln, als glücklicherweiſe für ſeinen Ruf ſeine Armee an den Feldzügen von 1813 und zwar auf deutſcher Seite theilnehmen durfte und ſeine Thaten die Bedenklichkeiten, die rege geworden, gänzlich in Vergeſſenheit brachten. Sich endlich für ſein Vaterland ſchlagen zu dürfen, drängte bei ihm Vieles in den Hintergrund; er durfte mithelfen bei der Sühne jener Schuld, die ein großer Theil Deutſchlands auf ſich geladen hatte; es war ihm dabei, als arbeitete er zugleich mit an der Löſung des Problems von Schuld und Sühne — eines Problems, das ihn ſchon ſeit Jahren beſchäftigte und das immer unheimlicher verworren wurde. Schlachten und Bewegung drängten ſich im Jahre 1813 und ließen ihn nicht zur Beſinnung kommen, und ſo kam er mit den ſiegreichen Heeren in demſelben Paris an, das er bei Beſinnung nie betreten haben würde. Er kam daſelbſt als ein Mann an, von dem es hieß, daß er die Begriffe Gefahr und Schrecken nicht kenne; er hatte an keiner Schlacht, an keinem Gefechte Theil genommen, ohne ſich durch eine ſtaunenswerthe Todesverachtung ausgezeichnet zu haben.

Aber dieſer Unerſchrockene ſchlich zitternd jede Nacht um das Haus, das Marigny und Helene bewohnt hatten. Die Bewohner, die jetzt daſelbſt aus- und eingingen, die Erben und Verwandten Marigny's, trugen Trauerkleider, Trauer um Marigny. Viktor wagte es nicht, Jemand anzuſprechen; nur einmal trat er in die Loge des Portiers, der ihn nach einigem Beſinnen erkannte und als alten Freund des Hauſes gut aufnahm. Dieſer erzählte Viktor, daß der Oberſt, wie ein kaiſerliches Bulletin zur Zeit erzählt hatte, tapfer kämpfend an der Berezina gefallen ſei, und daß Madame Marigny wahrſcheinlich in der Berezina umgekommen. Man erzähle zwar, daß der Oberſt, von einer ſchweren Wunde geneſen, irgendwo in Rußland noch lebe, aber das ſei ſo eine der vielen Sagen, wie ſie jetzt in Frankreich umgingen und die Familien tröſteten. Uebrigens ſei dem Oberſt das Leben gar nicht zu wünſchen, wenn ſeine Frau todt ſei. Er habe ſie zu ſehr geliebt. „Aber das wiſſen Sie ja beſſer als ich!“ fügte der Portier ſeufzend hinzu.

Viktor kam nicht wieder in die Loge des Portiers.

Er kehrte einer der Erſten, und zwar als General, mit ſeinen Truppen nach Deutſchland zurück. Der Friede war längſt geſchloſſen, Deutſchland war befreit, der Wiener Kongreß ſchien die Weltangelegenheiten auf Geſchlechter hinaus ordnen zu ſollen und General Graf Holken hatte Urlaub genommen und die Einſamkeit ſeines Schloſſes aufgeſucht. Aber die Rückkehr Napoleons von Elba rüttelte die Welt noch einmal auf, und Viktor Graf von Holken ſtand an der Spitze ſeiner Brigade bei Waterloo.

Dem Unerſchrockenen hatte man einen Poſten gegeben, der ſeiner würdig war. Er ſchützte die Flanke ſeines Korps, die in der Ebene ſtand und offen war. Er konnte von drei Seiten angegriffen, er konnte umgangen werden und er hatte außerdem eine dreifache feindliche Batterie ſich gegenüber, die von einer beherrſchenden, wenn auch nicht beträchtlichen Höhe herab Tod und Verderben ſchleuderte, um die Flanke der Verbündeten zu entblößen. Die Brigade Holken hatte nichts zu thun als das Schrecklichſte, was in einer Schlacht einer Truppe zugemuthet werden kann, ſie hatte nur zu ſtehen. So vergingen ihr Stunden, und ſie ſtand, während ihr Führer, heiterer als ſeit Jahren, auf ſeinem Pferde vor ſeinen Truppen auf- und niederritt. Sein Lächeln, ſein klares Geſicht war ein Anblick, der ſeine Soldaten mit Zuverſicht und Ausdauer erfüllte und um ſo tiefer auf ſie wirkte, als ſie bei ihrem düſtern General an dergleichen nicht gewöhnt waren. In der That war ihm ſo heiter und dabei ſo ruhig zu Muthe, wie er nicht glaubte, daß ihm noch werden könnte. Ein einfacher, ein überaus einfacher Traum, den er während der letzten Nacht, auf offenem Felde ſchlafend, geträumt hatte, war die Urſache dieſer Heiterkeit. Er ſah ſich auf Schloß Holken, oben auf der Plattform, in Geſellſchaft Marigny's und Helenens. Sie ſaßen zuſammen, plaudernd, glücklich, vertrauensvoll, wie ehemals um den Kamin in Paris. Helene lachte und ſcherzte, Marigny hielt ſeine Hand wie verſöhnt und ruhig vor ſich hinlächelnd. Nichts als dieſes eine Bild machte den ganzen Traum aus und dauerte, wie es Viktor ſchien, während des ganzen Schlafes, ohne ſich zu verändern. Manche ſeiner Träume hatten ſchon ſo begonnen, aber ſie endeten dann immer in Schreckniſſen: Helene, die eben gelächelt hatte, wand ſich dann plötzlich im Todeskampfe, wie damals in Dorogobuſch, und Marigny's Augen, die ihn eben freundlich angeblickt, verwandelten ſich in jene gläſernen, mit denen er ihm dort entgegengeſtürzt, die noch aus der Leiche vom Boden auf ihn angeſtarrt und die ihn ſeitdem nicht verlaſſen hatten. Aber in dem Traume der letzten Nacht war von Anfang bis zu Ende Alles klar, glücklich, verſöhnt geblieben. In ſeinem militäriſchen Leben hatte er ſo viel von bedeutungsvollen Träumen gehört, die viele ſeiner Kameraden und manche berühmte Krieger die Nacht vor der Schlacht geträumt hatten, daß er ſeinem Traum eine Bedeutung zugeſchrieben haben würde, ſelbſt wenn er nicht in Folge ſeines Grübelns und ſeiner myſtiſchen Studien zu dergleichen geneigt geweſen wäre. Er hatte die Ueberzeugung, daß ihm dieſe Schlacht ſeine Verſöhnung mit ſich ſelbſt und mit den Freunden, daß ſie ihm die Ruhe, oder mit andern Worten, den Tod bringen werde. Und war nun nicht der Poſten, den er einnahm, der Ort, um eine ſolche Verwirklichung ſeines Traumes höchſt wahrſcheinlich zu machen? Aus den Batterien dort gegenüber, die Tod und Verderben ſpieen und die fortwährend von Pulverdampf wie von einem geheimnißvollen Schleier verhüllt waren, mußte das Erwartete kommen. Der entſcheidende Moment mußte herannahen, da ihm die Ordre zukommt, vorzurücken und jene Batterien zu nehmen: dann wird es wohl geſchehen, das Endliche! wenn ihn nicht ſchon eine der Kugeln wegreißt, die ſie unthätig hier abwarten mußten. Von Zeit zu Zeit näherte er ſich dem Offiziere, der ihm der nächſte im Range war, um Manches mit ihm zu beſprechen, was zu thun ſei, wenn er, dieſer andere Offizier, zufällig das Kommando übernehmen mußte. Dann ritt er vor der Fronte auf und ab, oder hielt ſein Pferd an, um mit Theilnahme den weißen Pulverdampf, den beweglichen Vorhang zu betrachten, hinter dem ſein Schickſal ſchlummerte.

Endlich kam der Befehl vorzurücken und die Batterien zu nehmen.

Die Batterien ſtanden, wie geſagt, auf einer unbeträchtlichen Höhe, die ſich leiſe abſenkte und als Ebene auf der Hälfte des Weges zwiſchen den Batterien und der Brigade Hollen verlief. Leicht konnte man mit Kavallerie da hinanſprengen. Hollen ließ ſeine Artillerie und Infanterie zurücktreten und ſammelte ſeine Reiterei. Er ſelbſt ſtellte ſich an ihre Spitze, winkte den zurückbleibenden Truppen ein bedeutungsvolles Ave, befahl, daß ſämmtliche Trompeter ins Horn ſtießen, ſchwenkte anſtatt allen Kommandos den Säbel, gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte voran.

Nach den erſten Schritten empfing die Heranſprengenden eine gewaltige Artillerieſalve; von dem Momente aber ſchwiegen die Batterien, ein Anzeichen, daß Hollen ebenfalls Reiterei oder Fußvolk entgegengeſchickt wurde. Noch konnte er nichts ſehen, denn der Rauch der letzten Salve lag noch dicht auf dem Feinde.

Jetzt ſprengte aus dem Rauch ein Reiter hervor; er ſtreckte ſeinen Säbel vor ſich hin, als wollte er ſeinen Folgern, die noch unſichtbar waren, den Weg zeigen. Der vorgeſtreckte Säbel war gerade gegen Viktor gerichtet, der bei dieſem Anblick ſeinem Pferd aufs Neue die Sporen gab. Im Augenblicke ſtanden die beiden Reiter einander gegenüber und hoben beide ihre Waffen, um beide verſteinert ſtehen zu bleiben, wie zwei Bildſäulen. Viktor blickte in die gläſernen Augen Marigny's, in die Augen, die gerade ſo blickten, wie damals in Dorogobuſch; die Waffe war ihm gerade ſo entgegengeſtreckt, wie damals; aber das Geſicht Marigny's war noch mehr verzerrt; es war abgemagert, die Knochen ragten hervor, ſchauerliche Todesbläſſe bedeckte es. Der Todte kehrte wieder, um ſich zu rächen. Er ſah ihn an wie ein Gerippe, und jetzt lachte er laut auf, gerade wie damals, da er den Brief geleſen. Vor dieſem Lachen wandte Viktor ſein Pferd und floh; Marigny lachte fort, hob ſeinen Säbel und ſchlug ihm mit der flachen Klinge auf den Rücken. General Graf von Hollen bückte ſich unter dem Schlage und floh weiter, die Reihen der Reiter durchbrechend, die ihn eben erreicht hatten. Paniſcher Schrecken ergriff ſie, als ſie das Schauſpiel und den fliehenden General ſahen — und die Flucht wurde allgemein.

Der Reſt der Geſchichte iſt dem Leſer bekannt.

Einige Tage nach der Schlacht bei Waterloo wurde General Graf von Hollen infam kaſſirt — wegen Feigheit und feiger Flucht auf dem Schlachtfelde.

Nicht mit dem Leben hatte er ſeine Schuld geſühnt, ſondern mit der Ehre.

Der Hetman.

Eine Geſchichte aus der Zeit des ruſſiſchen Durchmarſches durch Böhmen.

Wenn wir Kinder das Wort „die ruſſiſche Zeit,“ mit welchem die kurze Zeit des ruſſiſchen Durchmarſches durch Böhmen und der ruſſiſchen Einquartierung gemeint war, nur ausſprechen hörten, überlief uns das angenehmſte Gruſeln von der Welt, und wir rückten der Perſon, die es ausſprach — und das war meiſt die Großmutter — näher, um wo möglich zu den vielen Geſchichten aus der „ruſſiſchen Zeit“ noch eine neue zu hören und unſer Gruſeln zu vermehren. Es ging übrigens den Erwachſenen eben ſo wie uns Kindern. Die Vorgänge in jener Zeit ſchienen den Bewohnern des bis dahin ſtillen und weltvergeſſenen böhmiſchen Dorfes ganz außerordentliche, unerhörte und große Ereigniſſe. Man erzählte von Koſaken, die das fußdicke Eis des Teiches aufhackten, um ſich zu baden, als wäre es Mitte Juli; von andern, die ſo viel Branntwein tranken, daß man ſie in Düngerhaufen vergraben mußte, damit ja die Flamme nicht aus ihrem Munde herausſchlage und ſie verzehre, — und endlich von täglichen Exekutionen, bei denen hundert und zweihundert Knutenhiebe ertheilt wurden, und nach welchen ſich die Patienten abſchüttelten, als wäre gar nichts geſchehen. O wie ſehr bedauerten wir, für dieſe ruſſiſche Zeit zu ſpät auf die Welt gekommen zu ſein und ſo außerordentliche Menſchen, die ſo viel vertragen konnten, nicht geſehen zu haben. Dieſes Bedauern wurde ſehr oft in uns geweckt, da ſeit der ruſſiſchen Zeit, d. i. ſeit mehr als dreißig Jahren, in unſerm Dorfe nicht viel oder gar nichts vorgegangen, die Erinnerung und Phantaſie der Bewohner alſo immer wieder und bei jeder Gelegenheit in dieſe merkwürdige Periode zurückſchweifte, und endlich, da in unſerm Dorfe lebende Monumente beſtanden, die immer an die Ruſſen erinnerten. Da war z. B. ein altes Weib, oder vielmehr eine alte Jungfer, die man nur „die Ruſſin" nannte, aus dem ſonderbaren Grunde, weil ſie ſich damals, da ſie noch ein ſchönes junges Mädchen geweſen, den Verfolgungen eines Ruſſen entzog, indem ſie ſich mitten im Winter ins Waſſer ſtürzte. Wäre ſie damals umgekommen, hätte ſie gewiß das Volkslied als eine neue Lucretia traurig beſungen; da ſie aber davonkam, war und blieb ſie mit ihrem Ruſſen und mit ihrem Waſſerſprung eine lächerliche, mit einem Spitznamen behaftete Perſon. In Folge deſſen blieb ſie auch alte Jungfer und wurde ſie von Jahr zu Jahr wilder und häßlicher. Sie ſah am Ende wie eine böſe alte Hexe aus, die alle Welt ſcheute — und das war der Lohn ihrer Tugend. Meiner leiblichen Tante, die, wie ihre Mutter, meine Großmutter, verſicherte, ſo ſchön war wie die Faunus (ſprich Venus), hätte es leicht eben ſo ergehen können, wie der „Ruſſin." Aehnlichen Verfolgungen, wie dieſe, von Seiten eines ruſſiſchen Offiziers ausgeſetzt, verſteckte ſie ſich eines Tages in einen Aſchenhaufen, wo ihre Kleider Feuer fingen. Die Flamme verrieth ſie ihrem Verfolger; er eilte herbei, rettete ſie und ließ ſie ſeitdem in Ruhe. Aber ihre Tugend hatte keine Zeugen, und ſo entging ſie jeder Nachrede und jedem Spitznamen. Der Sprung in den Aſchenhaufen und der drohende Feuertod wurde als Familiengeheimniß behandelt. — Dann war noch ein Kutſcher da, der im Dorfe auch nur „der Ruſſe" hieß, ein ſtiller guter Mann, der nur manchmal in Wuth gerieth, die Pferde ausgezeichnet zu behandeln, beſonders den Schlitten gut zu führen wußte, und der — aber eben die Geſchichte dieſes Kutſchers wollen wir ausführlicher erzählen.

Erſtes Kapitel.

Es war im Winter des Jahres 1799 bis 1800. Die ganze traurige Gegend, welche deren Mittelpunkt, der berühmte Wallfahrtsort des „Heiligenberges," mit ſeinen acht Kuppeln beherrſcht, war von gefrorenem Schnee bedeckt. Der Schnee glitzerte nicht heiter und erfriſchend, trotz dem Froſt, da die Sonne von fahlen Wolken umhüllt war, ſondern breitete ſich grau und unerquicklich über die Hügel und Föhrenwälder. Ebenſo traurige Eisdecken blendeten die vielen Teiche des Landes, die ſonſt, in den Sommermonaten, mit ihrem Schimmer einiges Leben und Abwechſelung in die troſtloſe Gegend bringen. Selbſt die vergoldete, ſlaviſch-byzantiniſche Mittelkuppel des Heiligenberges, unter der die wunderthätige ſchwarze Madonna wohnt, hatte ihren Glanz verloren; die Stadt Przibram lag fröſtelnd zu Füßen des Berges. Wo die Schneedecke einen Riß hatte, blickte ſteiniger Boden hervor, wie ein abgemagerter Leib aus zerfetztem Bettlerrock.

Aus dem Dorfe Dubna bewegte ſich ein ſeltſamer Zug beſagter Stadt Przibram entgegen, die heute eine berühmte Silberbergſtadt mit Bergakademie iſt, damals aber von dem Metallreichthum der Berge vor ihren Thoren keine Ahnung hatte, ein elendes Leben friſtete und ſich beinahe nur von dem Abfall deſſen nährte, was die hunderttauſend Pilger jährlich als fromme Gaben der Jungfrau und dem Probſt vom Heiligenberge darbrachten.

Der Zug beſtand aus einer Anzahl Bauern, an deren Spitze der Dubnaer Schulze in ſonntäglicher Tracht — einem weißen, mit unzähligen Meſſingknöpfen beſetzten, langen, über die Füße herabfallenden Schafpelze, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe und einem breitkrämpigen ſchwarzen Filzhut über der Pelzmütze — langſam einherſchritt. In der Hand trug er ein hohes ſpaniſches Rohr, während ſeine Begleiter mit gewöhnlichen rohen Prügeln oder ſtangenähnlichen Stöcken bewaffnet waren, welche die Einen wie Stäbe, die Anderen wie Waffen, Spieße oder

Gewehre auf den Schultern trugen. In ihrer Mitte ging oder ſchleppte ſich ein altes Weib, deſſen Nacken ſich unter der Laſt der Jahre zu beugen ſchien und deſſen Hände hinten über dem Rücken mit Stricken zuſammengebunden waren. Die Kleider der Gefangenen, obwohl für die rauhe Jahreszeit offenbar zu leicht, waren doch in einem guten Zuſtande; ein grauer, mit bunten Flicken beſetzter Mancheſterrock und eine Art langen, unten ausgezackten ſchwarzen Mieders, das eine rothe Schnur loſe zuſammenhielt, kleideten die Alte etwas phantaſtiſch und ſtanden in einem ſchreienden Gegenſatz zu den ſtruppigen grauen Haaren, welche wirr und wild den alten Kopf bedeckten. Der Ausdruck ihres ganzen Geſichtes war unter unzähligen großen und kleinen Falten, wie unter einem Vorhang, verſchwunden; nur wenn ſie, was ſelten geſchah, die Augenlider erhob, kam ein überaus lebendiger, ja brennender Strahl aus grünlich-ſchwarzen Augen, an denen die Macht eines hohen Alters ſpurlos vorbeigegangen war. Sie ſchwieg und ſah unverwandten Blickes auf den Weg, den ſie zu gehen hatte, während die Bauern, ihre Begleiter, fortwährend plauderten, ſich mit lauter Stimme vom Verbrechen der Gefangenen unterhielten, ſie mit Schimpfreden überhäuften, oder ihr mit den grauſamen Strafen drohten, die ſie in der Stadt erwarteten.

Auf der Höhe angekommen, von der aus man die Stadt ſchon ſehen konnte, machte der Schulze Halt und ſagte zu ſeinen Begleitern: „Bei den erſten Häuſern werdet ihr mich verlaſſen und nach Dubna zurückkehren; nur drei von euch bleiben bei mir, um die Zigeunerin aufs Amt zu bringen."

„Warum nicht Alle?" fragte einer der Bauern.

„Weil es eine wahre Schande iſt, daß ein ſo großer Haufe ein einziges altes Weib bewachen ſoll."

„Ihr irrt Euch, Schulze," erwiderte derſelbe Bauer, „es iſt das nicht die geringſte Schande, weil es ſich um eine Zigeunerin handelt, um eine Hexe, gegen die man nie eine genug große Macht aufbieten kann. Wenn es ſich um unſer Einen handelte, wenn z. B. hier der Straß oder der Wlach meinen Hahn geſtohlen hätte, dann wären unſer Zwei genug, ihn durchzuprügeln oder vor's Amt zu ſchleppen, — aber bei einer Hexe! Wir ſind unſer elf, das iſt in dieſem Falle lange nicht genug, oder zu viel; wir ſollten ſieben ſein, oder dreizehn, oder einundzwanzig, oder ſiebzig, denn das ſind Zahlen, gegen die die Zauberin Nichts vermag."

„Iſt's wahr?" fragte der Schulze.

„Wie ich Euch ſage. Ich verſtehe mich auf dergleichen. Darum weiß ich auch, warum ſie mir meinen Hahn geſtohlen. Warum hat ſie nicht des Ribnik oder des Strom ſeinen Hahn geſtohlen, und gerade meinen? Weil meiner ſchwarz war und gerade zu Johannis aus dem Ei gekrochen iſt. Solcher Hähne braucht dieſes Volk zu ſeinem Teufelswerk. Glaubt Ihr, daß ich meines Hahnes auf menſchenmögliche Weiſe noch habhaft werden könnte? Unmöglich! Ich habe lachen müſſen, als Ihr ſie darauf hin verhörtet und wiſſen wolltet, wo ſie den Hahn verſteckt? Den kann ſie ſelbſt nicht mehr herbeiſchaffen, wenn ſie es tauſendmal wollte. Der iſt heute Morgen, gerade in dem Augenblicke, da er den erſten Hahnenſchrei thun und Gott im Himmel loben wollte, dem Teufel geopfert worden. Iſt's nicht ſo? Sprich, du verfluchte Hexe!" rief der Bauer, indem er ihr die Fauſt unter die Naſe hielt.

Die Zigeunerin regte ſich nicht und gab auch keine Antwort. Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung.

„Wenn nur," fuhr derſelbe Redner im Gehen fort, „wenn nur die junge Hexe, die mit ihr war, nicht entkommen wäre! Ich fürchte, die macht unſere ganze Unternehmung durch irgend einen Zauber zu nichte, und die Alte entwiſcht uns oder kommt ohne Strafe davon. Aber in dem Augenblicke, da ich die Alte ergriff, ſchlüpfte die Junge wie eine Eidechſe davon, und verſchwunden war ſie im Walde, als hätte ſie ein Baum verſchlungen.

Die Gefangene hörte das Alles mit an, ohne den Mund zu verziehen, ohne einen Zug ihres Geſichtes zu verändern. Sie wanderte fort, gebeugten Kopfes, immer den Weg vor ihren Füßen mit Aufmerkſamkeit beobachtend. Plötzlich lachte ſie laut auf. Die Bauern fuhren zuſammen und ſahen dann einander erſchrocken an. „Warum hat ſie gelacht?“ „Was hat ſie?“ „Sie hat ſich einen hölliſchen Plan ausgeſonnen!“ „Sie entgeht uns!“ riefen ſie Alle zugleich und drängten ſich enger um ſie, als ob ſie fürchteten, daß ſie jeden Augenblick auffliegen und ihnen entwiſchen könnte. Dann erhoben ſie ihre Stöcke und drohten ihr, ſie in Stücke zu ſchlagen, wenn ſie nicht ſage, warum ſie gelacht habe. Aber die Alte lachte ihnen aufs Neue ins Geſicht, ohne ſich um ihre Drohungen zu bekümmern. Die Bauern wurden ſehr betroffen und führten ſie ſchweigend weiter. Sie dachten über die möglichen Urſachen dieſer plötzlichen Heiterkeit der Zigeunerin nach. Aber in der Nähe der Stadt angekommen, wo die Scheunen eine Art von unbewohnter Vorſtadt bildeten, ſchlug ſich der Bauer Straß vor die Stirne und rief: „Ich hab's! ich weiß, warum ſie gelacht hat.“ Der Zug hielt wieder inne, um Straßens Anſicht mit größerer Ruhe kennen zu lernen. Dieſer fuhr fort: „Seht ihr da die alte elende Scheune, die ſich kaum mehr auf den Füßen hält? Warum iſt ſie ſo elend? Weil ſie die älteſte von allen Scheunen iſt. Warum iſt ſie die älteſte? Weil ſie niemals abgebrannt iſt, während alle Scheunen ringsumher ſchon zehnmal vom Feuer aufgefreſſen wurden. Warum iſt dieſe Scheune bei den größten Bränden vom Feuer verſchont geblieben? Darum! Einmal, vor vielen Jahren, kam eine Bande Zigeuner in die Stadt. Kein Menſch, wie recht iſt, hat ſie in ſeinem Hauſe oder auch nur in ſeiner Scheune beherbergen wollen, obwohl es regnete und ſtürmte. Da öffnete ihnen ein Bürger ſeine Scheune, dieſe alte Scheune. Sie kochten und brieten darin bei großen Feuern, während ſie voll von Stroh und Getreide war. Da liefen die Bürger und der Beſitzer der Scheune herbei und ſchrieen: Was thut ihr, verfluchte Zigeuner! ihr ſteckt uns ja die Stadt in Brand! — Die Zigeuner aber antworteten: Seid ruhig, kein Funke ſoll hier auf das Stroh fallen und wenn wir hier noch ſo viele Feuer anzünden, und noch hundertmal wird der rothe Hahn über dieſe Scheunen und dieſe Stadt fliegen, auf dieſe Scheune, die uns beherbergt, wird er ſich nie niederlaſſen. — Und wahr iſt's. Alle Scheunen und Scheuern ringsherum ſind ſeitdem ſchon zehnmal abgebrannt, und dieſe alte Scheune ſteht noch. Nie hat ſie auch nur ein Fünkchen verſehrt. Aber wem gehört dieſe Scheune? Dem Bürgermeiſter gehört ſie, und darum hat die Hexe gelacht. Sie weiß, er wird einer Zigeunerin Nichts anthun, weil ihm die Zigeuner ſo viel Gutes gethan. Vielleicht iſt es Dieſe ſelbſt, die den Zauber über die Scheune ausgeſprochen. Das wird ſie ihm ſagen, und er wird ſie laufen laſſen. Darum hat ſie gelacht."

Die ganze Geſchichte, ſo wie die daraus gezogenen Schlüſſe däuchten den Bauern ſehr einleuchtend. Sie wußten nicht, was zu beginnen, und ſtanden wieder ſtill, um aufs Neue zu berathen. Der Schulze kratzte ſich hinter dem Ohr und meinte, daß ſelbſt ohne die Geſchichte von der Scheune wenig Hoffnung da ſei, die Zigeunerin ordentlich beſtraft zu ſehen. „Wann hat man gehört," fragte er, „daß der Bürgermeiſter Haug einen Menſchen ordentlich hätte durchprügeln laſſen? Niemals! Er läßt Niemand prügeln, er läßt die Leute höchſtens auf zwei, drei Tage ins Loch ſtecken. Was kümmert ſich ſo ein Zigeunerweib darum, ob es zwei Tage eingeſteckt wird oder nicht? Und was haben wir davon, wenn wir ihr nicht wenigſtens Fünfundzwanzig zu Wege bringen?"

„Freilich, freilich," ſagte der beſtohlene Bauer, „mein Hahn war doch wenigſtens fünfundzwanzig Stockprügel werth."

„Aber warum läßt er denn die Leute nicht prügeln?" fragte ein Anderer erſtaunt.

„Das verſtehſt du nicht," antwortete der Schulze mit einigem Stolze, doch will ich dir's ſagen: „Weil er noch aus der Zeit Kaiſer Joſephs ſtammt; der hatte es nicht gerne, wenn man die Menſchen prügelte, er ſagte, das ſei gegen — ich weiß nicht was — Gefühl oder Menſchlichkeit. Und damals hat ſich's der Bürgermeiſter Haug abgewöhnt.“

Die Bauern murrten und fanden das dumm. Der Beſtohlene ſchlug endlich vor, man ſolle die Zigeunerin ſelbſt durchprügeln und ſie dann laufen laſſen; dem aber widerſetzte ſich der Schulze, als einer Anmaßung von Rechten, die nur den Beamten und Edelleuten gehörten.

Während ſie ſo beriethen und ſprachen, ſchwebte beſtändig ein ruhiges Lächeln auf den dünnen Lippen der Zigeunermutter und machte ſie mit dem rechten Fuße gewiſſe Bewegungen, welche die Bauern mit ſcheelen Augen betrachteten, da ſie ſie für magiſche Prozeduren hielten. Sie aber that nichts Anderes, als daß ſie gewiſſe Spuren von Schuhnägeln, die zuſammen ein Dreieck bildeten, im Schnee verwiſchte. Dieſe Dreiecke im Schnee waren es, die ſie zum Lachen brachten. Es waren die Spuren ihrer Enkeltochter Verunka, die dem Bauern, der ſie eingefangen, entwiſcht war, und nach dieſen Spuren hatte ſie auf dem ganzen Wege ſo aufmerkſam geſucht. So bald ſie ſie entdeckt, war ſie unbeſorgt und lachte ſie laut auf. Sie wußte, Verunka war ihr und den Bauern ſchon nach der Stadt vorausgeeilt, und ſie zweifelte nicht mehr an ihrer Rettung. Verunka, die Prinzeſſin des Stammes, konnte ja, was ſie wollte, und wo ſie war, da hatten Zigeuner keine Gefahr zu befürchten.

Darum aber erſchrak die Alte auch doppelt und verſchwand das ſpöttiſche Lächeln von ihren Lippen, als Straß im Laufe der Berathung mit dem Antrag hervortrat, ſie nicht nach Przibram und vor den Bürgermeiſter, ſondern nach Duſchnik und vor den Hetman der Koſaken zu führen. „Dort in Duſchnik,“ ſagte er, „im Branntweinhauſe beim Juden, hat der Hetman ſein Hauptquartier; dort wird jeden Tag geprügelt, und ſo geprügelt, wie man es hier zu Lande noch nicht geſehen. Die Koſaken überlegen es ſich nicht ſo lange wie der Bürgermeiſter; ſie ſchlagen gleich los, man braucht ſie nur darum zu bitten.“

Der Antrag fand großen Beifall. Sofort brach der Zug wieder auf und betrat, mit Umgehung der Stadt, den Weg, der nach dem Dorfe Duſchnik führte. Die Niedergeſchlagenheit ihrer Gefangenen war ihnen ein Beweis, daß ſie das Rechte gefunden, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Darum aber erſchraken ſie doppelt, als nach kaum halbſtündiger Wanderung, da das Dorf Duſchnik ſchon vor ihnen lag, die alte Zigeunermutter eben ſo laut auflachte und ſich ihr Geſicht eben ſo ſchnell aufheiterte wie vorhin. Sie folgten ihrem Blicke, der an dem Kiefernwalde rechts vom Wege hing, konnten aber Nichts entdecken.

„Was ſiehſt du dort, verfluchte Hexe?“ ſchrie ſie Straß an, indem er ihr einen unſanften Stoß verſetzte.

„Meinen Schutzgeiſt habe ich geſehen,“ lachte die Zigeunerin voll Hohn und Freude, „meinen Schutzgeiſt, der mir überall vorauseilt, um meine Wege zu bahnen und Unheil von meinem Haupte abzuwenden. Ihr müßt eilen, wenn ihr ihm zuvorkommen wollt, denn er fliegt raſch wie eine wilde Taube.“

So ſprechend erhob ſie den Kopf und ſchritt vorwärts, als wäre ſie die Führerin der Schaar.

Zweites Kapitel.

Im Hof der Duſchniker Branntweinbrennerei ſah es wüſt aus. Trotz Schnee und Kälte lagen gemeine Koſaken, ſowie Offiziere, ohne Unterſchied des Ranges auf der Erde und auf Bänken in allen Winkeln des weitläufigen Raumes und tranken aus großen Flaſchen das ſchlechte Getränk, das ihnen der Jude verkaufte, ſchlechten, elenden Kartoffelbranntwein. Die in der Stube ſchienen die Kälte eben ſo wenig zu fürchten, wie ihre Kameraden im Hofe, denn die meiſten Fenſterſcheiben waren zerbrochen oder ſprangen eben in Stücke, wenn ſich die Zecher in ihrer Luſtigkeit gegenſeitig durch das Fenſter leere Flaſchen zuwarfen. Selbſt auf der Eisdecke des nahen Teiches lagen einzelne

Gruppen. Nicht Alle zechten; Manche lagen ſchon im tiefen Schlafe der Trunkenheit. Der Lärm war groß, doch wurden nur wenige Lieder gehört, wohl aber viele Flüche und hie und da herzzerreißendes Weinen, denn der Ruſſe wird im Trunke ſehr weinerlich geſtimmt. Der jüdiſche Schenkwirth lief geſchäftig hin und her und bediente die Unmäßigkeit, die er ſo ſehr verachtete. Er war der einzige Nüchterne in der ganzen Menge. Doch war dieſes Haus die Kommandantur vieler Koſakenpulke, welche mehrere Dörfer der Umgegend erfüllten, denn hier wohnte der Hetman. Man konnte das auch an den vielen Ordonnanzen erkennen, die den ganzen Morgen hindurch in den Hof einritten; ſchwer aber hätte Jemand den Hetman ſelbſt in dem Jünglinge erkannt, der mit aufgeriſſener, unordentlicher Uniform, waffenlos und beinahe ſo betrunken wie die Anderen, auf einer Bank vor der Thüre lag. Die Ordonnanzen, die ſich ihm mit ihren Rapporten näherten, empfing er mit Flüchen oder mit Bewegungen, die verfehlten Fußſtößen glichen. Sie erkannten raſch ſeinen Zuſtand und geſellten ſich zu den Andern, um die Nüchternheit ihres Kommandanten abzuwarten, mittlerweile ein Glas zur Erwärmung zu trinken, und ſich bald in demſelben Zuſtande zu befinden, wie Kommandant und Untergebene.

Plötzlich aber erſchien eine von Ordonnanzen und ſonſtigen Koſaken ſehr verſchiedene Geſtalt am Thore des Hofes. Obwohl ſie einen weitfaltigen Rock über den Kopf gezogen und ihn mit einer Hand vor dem Geſicht zuſammenhielt, daß man nur zwei dunkle Augen hervorleuchten ſah, konnte man an der Art, wie ſie ſich an die Thürpfoſte lehnte und wie die Falten über ihrer Bruſt auf- und niederwogten, erkennen, daß ſie im höchſten Grade ermüdet war und daß ſie nur ausruhte, um zu Athem zu kommen. Der Jude wußte ſogleich, daß der Gaſt eine Zigeunerin war, denn nur die Zigeunerinnen tragen die Röcke ſo über den Kopf geſchlagen, daß ſie eine große Kapuze und rückwärts einen weiten Schnappſack bilden. Er winkte ihr von Weitem, um ihr zu verſtehen zu geben, daß ſie hier Nichts zu ſuchen und ſich davon zu machen habe. Auf dieß Zeichen aber ſchlug ſie ihren Rock etwas zurück, und ein kleines braunes Geſicht mit wunderbar großen Augen und einem großen Munde, der überaus freundlich lächelte und eine unvergleichlich glänzende Reihe von Zähnen ſehen ließ, kam zum Vorſchein.

„Biſt du es, Verunka?“ rief der Jude, angenehm überraſcht, indem er ſich ihr näherte. „Biſt lange ausgeblieben — warſt wohl nicht im Lande? He? Was zu handeln?“

„Nein, Nichts zu handeln heute — ein andermal, lieber Schime!“ antwortete die junge Zigeunerin — „ſage mir ſchnell, wo ich den Hetman finden kann?“

„Den Herrn Hetman willſt du finden? Bei Gott, das iſt nicht ſchwer, den Herrn Hetman zu finden. Dort auf der Bank vor meiner Thür liegt der Herr Hetman.“

„Dieſes Kind iſt der Hetman?“

„Ja, dieſes betrunkene Kind iſt der Herr Hetman. Wer ſoll es denn ſein? Irgend Etwas, ein Graf oder ein Fürſt, darum Herr Hetman. Er ſoll übrigens ein ſtarker Gibbor ſein oder Held, wie ſich die Koſaken erzählen, wenn ſie nicht ganz betrunken ſind. Sie haben einen ſchrecklichen Reſpekt vor ihm.“

Die Zecher riefen nach einem neuen Trunk, und der Jude eilte davon. Verunka blieb an ihrem Poſten. Sie betrachtete den ſchlafenden Hetman mit prüfendem Auge und lächelte. In der That hätte der Anblick, abgeſehen von der Trunkenheit, Jedem gefallen müſſen. Es war eine überaus einnehmende Geſtalt, die des jungen Hetmans. Obwohl etwas mädchenhaft von wegen der lichten Geſichts- und Haarfarbe, der kleinen Füße und der eben ſo kleinen Hände, von wegen der ſchlanken und beinahe zarten Glieder, gaben ihm die dunklen Augenbrauen und ebenſo dunklen und langen Wimpern, die ſich auf den lichten Wangen um ſo dunkler abhoben, der etwas breite, ſinnlich ſchwellende Mund einen Ausdruck der Entſchiedenheit, der durch eine gewiſſe, über alle Züge ausgegoſſene Melancholie nicht gemindert wurde. Selbſt aus dem ruhenden, ſchlafenden, in der Trunkenheit erſchlafften Geſichte konnte man die Möglichkeit tiefer Leidenſchaft und Erregbarkeit herausleſen. Verunka betrachtete ihn mit zuſammengezogenen Augenbrauen. Offenbar hatte ihre Betrachtung ernſtere Zwecke als die Freude an einem ſchönen Geſichte, und gewiß war ſie mit dem Ergebniß ihrer Prüfung ſehr zufrieden, denn ihre ernſt gefaltete Stirne glättete ſich bald und ſie lächelte, als ob ſie ſich dabei ſagte: Ich bin unbeſorgt! Es wird gehen! — Als hätte ihn der geſammelte, feſte Blick der Zigeunerin magnetiſch geweckt, ſtreckte und dehnte ſich der Hetman, wandte ſich ihr zu und ſchlug die Augen auf. In dieſem kurzen Momente eilte Verunka auf ihn zu, geſchickt den Schläfern und Zechern auf ihrem Wege ausweichend, wie ſchwebend, als ob ſie den Eiertanz tanzte. Aber bevor ſie bei ihm angekommen, hatte er die Augen wieder geſchloſſen. Sie dachte einen Moment lang nach, dann ſetzte ſie ſich zu ihm auf die Bank, hob ſanft ſeinen Kopf auf und legte ſich ihn, näher rückend, auf ihren Schooß. Dann ſtreckte ſie die Hand nach dem Schnee aus, der auf dem Holzſtoß neben ihr lag, kühlte ſie und legte ſie dann leiſe auf die Stirn des jungen Mannes, der im Schlafe vor Wohlbehagen aufathmete. Sie wiederholte das mehrere Male, indem ſie die Hand immer länger auf dem Schnee liegen ließ, bis er endlich die großen blauen Augen öffnete. Sie begegneten den dunkelgrünen, von langen kohlſchwarzen Wimpern überſchatteten Augen und dem lächelnden Munde Verunka's, die ſich tief zu ihm hinabbeugte. Nach einem lauten Athemzuge blieb er wie gebannt und bewegungslos liegen, immer in das wunderbare Geſicht ſtarrend, das ihm wie ein Traumgeſicht erſchien. Ein entſchiedenes Lächeln dieſes Geſichtes weckte ihn endlich ſo weit, daß er ſchüchtern, als ob er ſeinen Augen noch nicht traue, fragte: „Wer biſt du?“

Anſtatt aller Antwort legte Verunka noch einmal ihre kühlende Hand auf ſeine Stirne. Er faßte und drückte ſie feſter auf. „Das thut wohl!“ ſeufzte er und fügte dann hinzu: „Ich habe dich eben im Traume geſehen, wie du auf dem Schlachtfelde von

Schwyz zwiſchen den Leichen hintanzteſt. Warſt du bei Schwyz mit Suwarow? Biſt du der Engel des Todes?"

„Nein," antwortete ihm Verunka in ſeiner Sprache, „nein, mein gnädiger Herr, ich bin eine arme Zigeunerin."

„Nein," ſagte der Hetman wieder, „du biſt ein Engel, aber ich weiß nicht, ob du ein guter oder böſer Engel biſt."

„Mein gnädiger Herr, ich bin eine Zigeunerin."

„Schweig!" rief der Hetman zornig, „und widerſprich nicht!"

Er erhob ſich halb und betrachtete ſitzend die Zigeunerin, die bei ſeinem Zornesausbruch die Augen niedergeſchlagen hatte, von Kopf zu Fuß. Die Zorneswolke verſchwand wieder von ſeiner Stirne und er ſagte mit Lächeln: „Fürchte dich nicht! du biſt ſo ſchön, wie ich die Tage meines Lebens Nichts geſehen habe! So ſchön wie heute bin ich noch nicht erwacht! Und meine Sprache ſprichſt du auch! Biſt du eine Botin meiner Heimat? Wo haſt du meine Sprache gelernt?"

„Am Don, gnädiger Herr, wo ich geboren bin. Ich bin die Prinzeſſin vom Don."

„Die Prinzeſſin vom Don!" lachte der Hetman, fügte aber gleich wieder ſanfter hinzu: „Du kennſt den Don und die Steppen, meine Heimat kennſt du? Ach, ich werde ſie nie wiederſehen!"

„Nein, du wirſt ſie nie wiederſehen!" beſtätigte Verunka in feierlichem Tone.

Der Hetman ſprang erſchrocken auf und blickte ihr entſetzt in die Augen. „Iſt es wahr?" rief er, „prophezeiſt du? Iſt es wahr, was ich ahne, ſeit ich die Steppen verlaſſen habe?"

„Es iſt wahr!" ſagte Verunka traurig.

Der Hetman verbarg ſeine Augen in beide Hände und weinte.

„Ich werde auf dem Schlachtfelde fallen?" fragte er dann.

„Nein, du wirſt leben; aber die Liebe wird dich der Heimat vergeſſen laſſen."

„Niemals!" rief der Hetman, ich weiß Nichts von Liebe."

Er ſprang von der Bank auf und ging einige Male im Hofe auf und nieder. Nach wenigen Sekunden hielt er wieder vor der Zigeunerin und fragte: „Kannſt du wirklich prophezeien?“

„So weit ich es von meiner Großmutter gelernt habe.“

„So ſage mir mehr,“ flehte der Hetman.

„Ich kann nicht,“ verſicherte die Zigeunerin; „warte, bis meine Großmutter kommt, die ſieht ſo klar in die Zukunft wie in den geſtrigen Tag.“

„Wo iſt ſie, deine Großmutter?“ fragte der Hetman ungeduldig.

„Gleich wird ſie da vor dir um das Haus biegen, von dummen Bauern umgeben, die ſie als Gefangene herbeiſchleppen, damit du ihren Büttel macheſt, du, der Hetman der Koſaken, — daß du meine arme alte Großmutter prügeln laſſeſt, du, der Edelmann. — Wie heißt du, Hetman?“

„Alexei Petrowitſch,“ antwortete der Hetman.

„Alexei Petrowitſch, mein Väterchen,“ fuhr die Zigeunerin mit zartſchmeichelnder und unterthäniger Stimme fort, „wirſt du meine Großmutter prügeln laſſen, weil ſie den dummen Bauern ein Huhn geſtohlen? Meine Großmutter iſt am Don geboren, wo du zu Hauſe biſt, Alexei Petrowitſch.“

„Ich werde ſie nicht prügeln laſſen, du Hexe, weil du es willſt und weil du mich bezauberſt mit deinen Augen und mit deiner Stimme — aber, willſt du mich dafür belohnen, ſo gebe ich dir noch was dazu und laſſe die Bauern, die ſie herbeiſchleppen, durchprügeln, ſo lange es dir Freude macht. Bleibe bei mir, Hexe; wie iſt dein Name?“

„Verunka nennen ſie mich, aber mein eigentlicher Name iſt Prinzeſſin vom Don.“

„Bleibe bei mir, Verunka,“ flehte der Hetman, indem er ſeinen Arm um ihren Nacken ſchlang, „ich langweile mich ſchrecklich mit meinen Koſaken — und du biſt ſo ſchön — ich will dich lieben — ich will dich niemals prügeln — die ſchönſten Kleider will ich den Weibern dieſer ganzen Gegend wegnehmen laſſen und dir ſchenken — meine Koſaken ſollen dich behandeln wie eine Prinzeſſin — ſei gut —“

„Hier kommen die Bauern," fiel ihm Verunka ins Wort, „zeige mir deinen guten Willen."

Der Hetman ſprang wirklich raſch vom Sitze auf, ſtieß einige Koſaken, die ihm zunächſt lagen, mit dem Fuße an, daß ſie aufſprangen und ſich umſahen, als ob ſie vom Feinde überfallen würden. Andern, die wachend bei ihren Gläſern ſaßen, rief er einige Kommandoworte zu, und ſogleich ſtürzte ſich ein ganzer Haufe auf die Bauern, die eben in den Hof traten und entſetzt, ſich ſo empfangen zu ſehen, auseinanderſtoben. Aber ſchon regnete es Hiebe auf ihre Köpfe und Schultern. Die alte Zigeunerin, um ſich den dichtfallenden Schlägen zu entziehen, kauerte auf dem ſchneeigen Boden; Verunka war herbeigeſprungen, um die Großmutter zu ſchützen und beugte ſich über ſie, während der Hetman in ähnlicher Stellung neben ihr ſtand, um ſie ebenfalls zu ſchützen. Verunka drehte den Kopf nach ihm zurück und ſah ihn mit dankbarem Blicke an, und während Geſchrei und Verwirrung rings um die Gruppe herrſchten, drückte der Hetman einen Kuß auf ihre Lippen und es war, als ob ihn dieſe magnetiſch anzögen, denn er ſchlang beide Arme um ihren Hals und drückte ſie immer feſter an ſich, bis er am ganzen Leibe zu zittern begann und plötzlich, als ob ihn die vorige Trunkenheit wieder ergriffen hätte, bewegungslos zu ihren und der alten Zigeunerin Füßen niederſank. Dieſe murmelte ihrer Enkelin, welche ſich zu dem Hetman niedergebeugt hatte, ins Ohr: „Das iſt ein Kind — mit dem kannſt du machen, was du willſt."

Die fliehenden Bauern hatten indeſſen die Koſaken nach ſich gezogen, und die Gruppe blieb allein auf dem Hofe. Verunka bemerkte das, blickte um ſich, beugte ſich dann zu dem halbbetäubten Jünglinge nieder und flüſterte ihm ins Ohr: „Auf Wiederſehen, Alexei Petrowitſch!" Einen Augenblick darauf lief ſie fliegenden Schrittes den Hügel hinan; ihr folgte die Großmutter beinahe eben ſo raſch, und nach einer halben Minute waren Beide hinter den Häuſern des Dorfes verſchwunden.

Der Hetman erwachte erſt, als die Koſaken mit Lärmen auf den Hof zurückkehrten. Ein ſeliges Lächeln ſchwebte auf ſeinen Lippen, wie im Traume ſtreckte er beide Arme aus; da er aber nur kalte Luſt umarmte, ſprang er zornig auf und ſah fragend nach allen Seiten. „Verunka!“ rief er laut ins Haus und dem Dorfe entgegen. Plötzlich wurde er milder und ſuchte ſich zu erinnern. „Auf Wiederſehen, Alexei Petrowitſch!“ klang es noch in ſeinen Ohren und lächelnd ging er wieder zu ſeinem vorigen Sitze zurück, ſtreckte ſich aus und ſchloß die Augen, um zu träumen. Der glückliche Ausdruck verſchwand bald von ſeinem Geſichte und wich einem überaus melancholiſchen. „Soll ich den Don und meine Heimat nie wiederſehen?“ ſeufzte er vor ſich hin und verſank in trauriges Hinbrüten. Nach einiger Zeit aber erhob er ſich wieder, machte eine Handbewegung vor der Stirne, als ob er verächtliche, ſeiner unwürdige Gedanken verjagen wollte und ſagte laut: „Bin ich nicht Alexei Petrowitſch, der ziviliſirte Menſch? Habe ich nicht Voltaire und Rouſſeau geleſen? Welcher gebildete Menſch glaubt heute noch an Prophezeiungen und an Zigeuner? Aber,“ fügte er nach einiger Zeit bedenklich hinzu, „es iſt heute Freitag, meine Liebe für Verunka beginnt an einem Freitag — das kann nur ſchlimm enden. Ich will dem Teufel einen Streich ſpielen und ſie vergeſſen.“

Er befahl einem Koſaken, ſein Pferd zu ſatteln, einem andern, ſeine Paradeuniform zu bereiten und ging entſchloſſenen Schrittes ins Haus.

Drittes Kapitel.

In dem eine Stunde von Duſchnik gelegenen Schloſſe Hluboſch war große Geſellſchaft; Graf Schönborn hielt es für ſeine Pflicht, Feſt auf Feſt folgen zu laſſen, um die Bundesgenoſſen ſeines Kaiſers, welche ſeit Wochen in der Gegend lagerten, ſo oft wie möglich bei ſich zu bewirthen. Sein Schloß, aus den Zeiten Ludwigs XIV. ſtammend, war zu großen Feſtlichkeiten ganz geeignet. Die Empfangsſäle ſchloſſen ſich unmittelbar an große Treibhäuſer an, die im Winter von den herrlichſten Pflanzen aller Zonen erfüllt waren, und an dieſe wieder fügte ſich ein gewaltiger geſchloſſener Raum, deſſen Wände aus Felsblöcken beſtanden, daß man ſich da in einer wilden Felſenſchlucht zu befinden glaubte. Die Felſen bildeten vielfache verſteckte Winkel und Grotten, die, mit Schlingpflanzen überdeckt, hie und da von einem murmelnden Waſſerfaden, wie von einer Quelle mit angenehmem Geräuſch, erfüllt waren. Die Treibhäuſer und der Felſenſaal waren der Lieblingsaufenthalt der Geſellſchaft. Sie waren ſo weitläufig, daß ſich daſelbſt Hunderte von Gäſten zerſtreuen und in einzelne Gruppen vertheilen konnten, ohne von den Andern geſtört oder belauſcht zu werden. Dieß war bei dem Zuſtande, in welchem ſich die gewohnte Geſellſchaft des Grafen Schönborn ſeit einigen Wochen befand, ſehr wünſchenswerth, denn die fremden Offiziere ſtanden zu den Damen dieſer, an Schlöſſern und Edelſitzen ſo reichen Gegend bereits in ſolchen Beziehungen, denen ſtille Winkel, in die man ſich zurückziehen und Liebesworte austauſchen konnte, ſehr willkommen waren. Es ſtörte nicht, was man in der ganzen Umgegend von den Wildheiten und Ausſchweifungen der Bundesgenoſſen erzählte; es war ein großer Unterſchied zwiſchen Gemeinen und Offizieren, oder es war wenigſtens ein großer Unterſchied zwiſchen den Offizieren in ihrem Benehmen gegen die armen Einwohner des Landes und zwiſchen den Offizieren und ihrem Benehmen, wenn ſie als Gäſte in den Schlöſſern erſchienen. Die Meiſten von ihnen ſprachen etwas Deutſch und vortrefflich Franzöſiſch; ſie waren überaus fein in ihren Manieren und höchſt zuvorkommend gegen die Damen — und endlich waren ſie Alle adelig, und Viele von ihnen trugen ſtolze Fürſtentitel. Der Beliebteſte unter ihnen war unſtreitig Alexei Petrowitſch, Fürſt von Raſumoff, den ſelbſt ſeine Vorgeſetzten, Oberſte und Generäle, mit großer Rückſicht behandelten. Er war anerkannt der ſchönſte Offizier des ganzen Armeekorps; Keiner nahm ſich zu Pferde ſo elegant aus wie er.

Schon ſo frühe Hetman, prophezeite man ihm eine raſche und glänzende Carrière um ſo lieber, als er ſeinen im Verhältniß zu ſeinem Alter hohen Rang, wie es wenigſtens den Anſchein hatte, nicht blos ſeinem Fürſtentitel, ſondern auch verſchiedenen Beweiſen der Tapferkeit verdankte, die er in den Schlachten Suwarows auf dem Gotthard und bei Schwyz ablegte. Außerdem war er, was man unter den Adeligen Böhmens „höchſt gebildet“ und unter ſeinen Landsleuten „civiliſirt“ nannte. Er war von einer deutſchen Amme und einem franzöſiſchen Hofmeiſter erzogen, und man bewunderte an ihm eine große Beleſenheit und eine Konverſation, von der man ſagte, daß ſie eines Pariſer Salons würdig wäre. Im Schloſſe des Grafen Schönborn war er beſonders beliebt, denn der Graf Schönborn hatte eine arme Nichte, Gräfin Emilie Ginetz, die aus ihrer Liebe zu Alexei nach der damals herrſchenden Sitte kein Hehl machte, und der Graf wäre ſehr froh geweſen, wenn der Hetman, der für ziemlich leichtſinnig galt, die Nichte ohne Mitgift auf die Croupe ſeines Pferdes genommen hätte und mit ihr in den Steppen am Don verſchwunden wäre. Man behauptete darum auch, daß die Feſte, die er den ruſſiſchen Offizieren gab, vielmehr eine Schlinge für Alexei als ein Beweis für den Patriotismus des Grafen und ſeine Liebe zu den Bundesgenoſſen ſei.

Gräfin Emilie ſah übrigens gar nicht darnach aus, als ob man viele Schlingen zu legen brauchte, um einen Mann für ſie einzufangen. Ihre ſchönen, aus dicken Wimpern ſehnſüchtig und lächelnd zugleich hervorblickenden Augen warfen der Netze genug, denen ſchwer zu entgehen war. Dieſe Augen wurden außerdem durch ein Geſpräch unterſtützt, durch eine Redekunſt, die ein holdes Gemiſch von Verſtand und romantiſcher Schwärmerei war, und ſelbſt wenn ſie ſchweigend auf einer der ſteinernen Bänke in einer der Grotten des Felſenſaales hingegoſſen lag, machte ſie den Eindruck einer unwiderſtehlich lockenden Nymphe. Wenn ſie dem Hetman von ſeinen Steppen am Don ſprach, glaubte er ſelbſt, daß dieſe ſchöner ſeien, als die herrlichſten Gegenden der Schweiz, die er in Suwarows Heere kennen gelernt, und wenn ſie ihn ſelber reden ließ und immer nur aus ihm hervorlockte, wovon ſie wußte, daß er es gelernt oder geleſen hatte, hielt er ſich für einen der gebildetſten Menſchen des Jahrhunderts. Er war ihr für dergleichen überaus dankbar, in ihrer Geſellſchaft fühlte er ſich am wohlſten, und es war beinahe keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Graf Schönborn mit ihm ſeine Zwecke erreicht haben werde.

Die Sache ſchien abgemacht, und Niemand nahm es der Gräfin Emilie übel, daß ſie, die Einſamkeit ſuchend, in einem Winkel des Felſenſaales lag und die ganze Geſellſchaft vernachläſſigte, ſo lange Alexei Petrowitſch fehlte. Der Verdruß, der ſich über ſein langes Ausbleiben auf ihrem ſchönen Geſichte deutlich genug ausdrückte, war nur ein Zeichen ihrer Liebe, und die jüngſten Offiziere waren nicht beleidigt, ſich mit kurzen Worten abgeſpeist und Gräfin Emilie erſt lächeln zu ſehen, als der Bediente den Fürſten Raſumoff ankündigte.

Alexei trug ſeine glänzende Paradeuniform, auf der Bruſt die großen Sterne des Annen- und Wladimir-Ordens, aber auf dem Geſichte nicht die lächelnde Heiterkeit, die man in Geſellſchaft an ihm gewohnt war. Auch dankte er kurz den Gäſten, die ihn rechts und links empfingen, und ging wie ein Träumer durch die Säle und Gewächshäuſer. Man fand das natürlich, denn er ſuchte augenſcheinlich das ſtille Plätzchen auf, wo er mit Emilien zu plaudern pflegte und wo ſie in der That auch ſchon wartete. Aber Alexei ging auch hier vorüber und geraden Weges immer weiter, bis wo die Felswand ſeinen Weg abſchnitt. Gedankenlos kehrte er um und wanderte den ganzen langen Weg wieder zurück, ohne Emilien nur bemerkt zu haben. Die Damen fragten ſich, was das bedeuten möge, ſeine Kameraden meinten, er werde heute zu viel getrunken haben. Gräfin Emilie erhob ſich ärgerlich und knüpfte mit dem erſten, beſten Gaſte ein Geſpräch an und erhitzte ſich bald ſo ſehr, daß man ſie höchſt erzürnt glaubte. Alle Welt blickte ſie mit Staunen an, nur Alexei nicht, der ſich nach langem Hin- und Herwandern endlich hingeſetzt, das Kinn in die Hand geſtützt hatte und mit weit offenen Augen, ohne zu ſehen, vor ſich hinſtarrte. Emilie, wie ſehr ſie bei ihrem Gegenſtande zu ſein ſchien, beobachtete ihn doch fortwährend, und ſo bemerkte ſie auch, daß er die Lippen bewegte und von Zeit zu Zeit bald leiſe, bald lauter Etwas vor ſich hinmurmelte. Sie näherte ſich unmerklich, und da er wieder zu ſprechen anfing, ſchwieg ſie plötzlich, und ſie und die nächſte Umgebung hörten deutlich, wie er kopfſchüttelnd und mit einer gewiſſen Zärtlichkeit in der Stimme vor ſich hinlispelte: „Auf Wiederſehen, Alexei Petrowitſch!“

Emilie und die Geſellſchaft lachten ſo laut auf, daß Alexei aus ſeinem Hinbrüten erwachte und ſich erſtaunt umſah. Emilie ließ ſich dieſe Gelegenheit nicht entgehen, ihn anzureden, da es auch den Anſchein haben konnte, als ob ſie ihm nur einen Gefallen erweiſen und ihn aus ſeiner Verlegenheit reißen wolle. — „Fürſt Raſumoff,“ rief ſie, „Sie haben geträumt und aus dem Traume geſprochen.“

„Ja,“ antwortete er, ſtand auf und verneigte ſich vor der Geſellſchaft, wie zur Entſchuldigung für ſein bisheriges Benehmen, ſchüttelte den Kopf, als wollte er in der That einen Traum abſchütteln, und fügte lächelnd hinzu: „Ich habe einen Traum gehabt, ich weiß nicht, ob gut oder bös, aber es ſcheint mir, als wär' es ein prophetiſcher Traum geweſen.“

„Sie ſind alſo doch abergläubiſcher, als Sie zugeben wollen,“ lachte Emilie. „Das vorige Mal, als ich Ihnen einen Traum erzählte und ihn von Ihnen gedeutet haben wollte, haben Sie mich ausgelacht und mir ſehr gelehrt bewieſen, wie die meiſten Träume vom Nachteſſen abhängen, oder vom Buche, das wir im Bette leſen.

„Allerdings,“ erwiederte Alexei, „allerdings iſt es ſo, aber man träumt manchmal ſo lebhaft, daß der Traum die Bedeutung eines Erlebniſſes erhält, und wieder erlebt man manchmal ſo ſonderbare Dinge, daß man ſie einen Augenblick ſpäter für Traumerſcheinungen halten möchte.“

Das Geſpräch, einmal begonnen, floß ſo lebhaft fort, wurde von Alexei in ſo gebildeter und feiner Weiſe fortgeführt, und dabei benahm er ſich ſo rückſichts- und formvoll gegen Alle, die ſich in das Geſpräch miſchten, daß es ſchwer geweſen wäre, in ihm denſelben jungen Menſchen zu erkennen, der heute Morgen, vom Branntwein berauſcht, inmitten berauſchter Koſaken von der Zigeunerin gefunden und geweckt worden. Wer ihn in beiden Lagen geſehen hätte, würde ſich geſagt haben müſſen, daß in dieſer zarten und ſchönen Geſtalt zwei von einander verſchiedene Menſchen, zwei einander ganz unähnliche Seelen wohnten; ja, er ſollte dieſe Vorausſetzung noch in derſelben Stunde beſtätigen, denn mit einem Male brach er das Geſpräch ab, wandte der Gräfin Emilie und den Gäſten, die ſich um ſie gruppirt hatten, den Rücken, und ſtarrte plötzlich ſtumm und regungslos in das anſtoßende Glashaus, aus dem ihm der Schall eines Tambourins entgegentönte. „Da iſt ſie!“ rief er jubelnd aus und eilte hinein, wo ſich bereits ein großer Theil der Geſellſchaft verſammelt hatte, um die Zigeunerin Verunka tanzen zu ſehen.

Graf Schönborn, immer darauf bedacht, ſeine Gäſte aufs Angenehmſte zu unterhalten, hatte die Zigeunerin, von deren Schönheit und Anmuth im Tanze in der Gegend viel geſprochen wurde, für dieſen Abend engagirt. Sie erſchien in einem phantaſtiſchen Anzuge von rothem und ſchwarzem Sammet, der mit Goldflittern bedeckt war. Zarte Bruſt und Schultern, beide tief gebräunt, aber von einem feinen Goldglanze bedeckt, blickten aus dem Mieder hervor, während ein kurzes Röckchen andere anmuthsvolle Formen, eine überaus feine Feſſel über zartem Füßchen, ſehen ließ. Sie ſtand in der Nähe von Palmen und Myrthen, ſchlug ihr Tambourin über dem Kopfe und bewegte nur ihren Oberkörper ſanft hin und her. Die ganze Geſellſchaft blickte ſie mit außerordentlicher Theilnahme an und ſchien es nicht erwarten zu können, daß die Zigeunerin den eigentlichen Tanz beginne. Die Männer lächelten unwillkürlich, und offenbar erweckte es in ihnen ein angenehmes Gefühl, wenn Verunka, von Einem zum Andern blickend, ihr Auge auf ihnen ruhen ließ. Aber es fiel ihnen auch auf, daß von dem Momente an, da ſie Alexei anſah, ihre Blicke die Wanderung einſtellten und auf ſeinem Geſichte haften blieben. Ein Lächeln, wenn auch bei Manchem ſich der Neid dahinter verſteckte, verbreitete ſich über alle Geſichter, und man bewunderte das geübte Auge der Zigeunerin, das ſo raſch den ſchönſten Mann der Geſellſchaft herausgefunden hatte. Emilie allein ahnte, daß ſich Alexei und die Tänzerin hier nicht zum erſten Male ſahen, denn, neben ihm ſtehend und ihn aufmerkſam betrachtend, hörte ſie, wie er, als ihn das Auge Verunka's traf, abermals wie vorhin: „Auf Wiederſehen, Alexei Petrowitſch!“ liſpelte. Raſch flog ihr Blick zur Zigeunerin hinüber, und es war ihr, als ob der Name Alexei Petrowitſch auch auf ihren Lippen ſchwebte. Es dauerte keine Minute und der Hetman nahm die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft weit mehr in Anſpruch als die Tänzerin, trotz ihrer Anmuth. Dieſe bewegte ſich jetzt, das Tambourin ſchlagend, in beinahe wilden Kreiſen durch den offen gelaſſenen Raum; jeder ihrer Bewegungen folgte der junge Mann mit Blicken, die verſteinert ſchienen, während ſeine Bruſt ſich tief athmend auf- und niederhob und ſeine Nüſtern wie bei einem Pferde edler Race ſich weit öffneten. Ein Lächeln überflog ſein Geſicht, als ſich ihr Tanz plötzlich in einen Koſakentanz verwandelte. Die andern anweſenden ruſſiſchen Offiziere klatſchten in die Hände und freuten ſich dieſer Erinnerung an ihre Heimat. Manche zogen Dukaten aus der Taſche und warfen ſie auf den Boden vor Verunka hin. Alexei aber ſtand regungslos, nur daß ſich ſein Oberkörper unmerklich nach und nach vorwärts beugte, bis er weit vorgebückt und aus der Reihe der Zuſchauer hervorragend daſtand. Hie und da hörte man ein bald lautes, bald unterdrücktes Lachen, welches dieſer in der That komiſchen Geberde galt. Alexei aber hörte nichts. Er lachte wohl auch einmal auf, als Verunka mit großer Geſchicklichkeit, und mit noch größerer Verachtung in ihrem Mienenſpiele, mit den Spitzen ihrer Füße die hingeworfenen Goldſtücke von ſich ſchleuderte, daß ſie zwiſchen den Füßen der Zuſchauer und den aufgeſtellten Gartentöpfen verſchwanden. Es ſah aus, als müßte er das Gleichgewicht verlieren und vorn hinfallen, wenn man ihn nur leiſe berührte; vielleicht dachte und beabſichtigte das auch die Gräfin Emilie, als ſie mit verhaltenem Aerger und grimmig lächelnd zu ihm ſagte: „Wenn Sie mit der Zigeunerin tanzen wollen, ſo thun Sie es doch — geniren Sie ſich nicht,“ und als ſie bei dieſen Worten ihn am Arme faßte und leiſe vorwärts ſtieß. Alexei fiel nicht, aber er folgte der Aufforderung der jungen Dame, ſprang mit einem Satze vorwärts und tanzte plötzlich, zur größten Ueberraſchung der Geſellſchaft, ſeinen heimatlichen Tanz mit der Zigeunerin.

Die ruſſiſchen Offiziere lachten, manche applaudirten; die einheimiſchen Gäſte murmelten. Gräfin Emilie wandte ſich entrüſtet um und verließ den Saal; das Alles kümmerte den Hetman nicht, für ihn war nur die Zigeunerin da; auf ſeinem Geſichte malte ſich die höchſte Leidenſchaft; er verſchlang ſie mit ſeinen Augen, und es war offenbar, daß außer ihr nichts, weder die Geſellſchaft noch die Welt, für ihn vorhanden war. Die Gäſte hatten dieſen Ausdruck kaum bemerkt und unter einander zu ziſcheln angefangen, als ihnen ſchon eine neue Ueberraſchung bereitet war. In dem Augenblicke, da Alexei ſich, den Touren des Koſakentanzes folgend, der Zigeunerin näherte, faßte er ſie um den Leib, und einen Augenblick ſpäter war er mit ihr aus der Geſellſchaft verſchwunden. Mit erſtaunlicher Kraft und Elaſticität hatte er ſie an ſeine Bruſt gehoben und mit einer Schnelligkeit, die keine Beſinnung aufkommen ließ, die Reihen der Zuſchauer durchbrochen. Bald waren ſeine Schritte und das Geklirre ſeiner Sporen im entfernteſten Vorſaale verklungen, und als ſich einige ſeiner Kameraden faßten und ihm lachend nacheilten, ſchwang er ſich ſchon im Hofe mit der Zigeunerin auf ein Pferd und fort galoppirte er mit ihr durch die Nacht, wie Emilie wünſchte, daß er ſie entführen ſolle.

Emilie kam in dieſer Nacht nicht wieder zum Vorſchein.

Graf Schönborn, der ſeine Pläne vereitelt ſah, war entrüſtet und konnte ſeinen Aerger nicht verhehlen, als er ſah, wie die Kameraden Alexei's die Sache ſo leicht nahmen und als einen herrlichen Koſakenſtreich rühmten und belachten.

Nur einer der ruſſiſchen Offiziere, und zwar ein Oberſt und Vorgeſetzter Alexei's, ſchien die Sache ernſter zu nehmen, und alle ſeine Kameraden wußten, was den Oberſten Nicolajeff bewog, ein ſo ernſtes Geſicht zu machen. Er war, ſeit die ruſſiſchen Offiziere in das Schloß Hluboſch kamen, bei Emilien der Nebenbuhler Alexei's. Seit einiger Zeit hatte er es aufgegeben, mit ihm zu rivaliſiren, denn wenn er ſich auch nicht ſagte, was Jedermann dachte, daß ſeine lange Don Quixote-Geſtalt mit dem magern braunen Geſichte, deſſen Haut ſich von oben nach unten in lange, unzählige Falten legte, nicht gemacht ſei, den ſchönſten Offizier des ganzen Armeekorps auszuſtechen, ſo ſah er doch ein, daß er hinter dem jüngern Alexei, hinter ſeinem Fürſtentitel, hinter ſeinen Orden und hinter der prophezeiten großen Carrière zurückſtehen müſſe. Jetzt, da ſein Nebenbuhler das Haus auf eine Weiſe verließ, die an keine Rückkehr zu denken erlaubte, und da er Emilien die Geſellſchaft im höchſten Zorne verlaſſen ſah, glaubte er die Zeit gekommen, um ſeine Bewerbung wieder aufzunehmen. Während die andern Offiziere noch lachten und die übrige Geſellſchaft ſich über den erlebten Skandal unterhielt, trat er leiſe aus dem Gewächshauſe in den Felſenſaal, wandte ſich ſogleich der verborgenſten Grotte zu und fand dort, was er ſuchte. Emilie ſaß da und weinte Thränen des Zornes.

„Gräfin,“ ſagte Oberſt Nicolajeff, indem er vor ihr ſtehen blieb und die linke Hand an den Degengriff legte, „Gräfin, Sie haben einen Affront erlebt. Es reicht für mich hin, Sie eine Minute lang geliebt zu haben, um jetzt die Pflicht der Züchtigung, der Rache an jenem Knaben zu übernehmen. Sie haben meine Liebe verſchmäht, verſchmähen Sie die Dienſte meines Degens nicht.“

Oberſt Nicolajeff war nichts weniger als ein Don Quixote, aber es war ihm Recht, daß ihn ſeine Geſtalt dazu ſtempelte und daß ihn Jeder für den Typus eines irrenden Ritters hielt. Das gab ihm ein gewiſſes Anſehen und ſetzte Muth und Tapferkeit voraus. Seiner Rolle gemäß ſetzte er auch ſeine Worte und er liebte es, ritterliche Gefühle auszudrücken, hütete ſich aber dabei vor Uebertreibung, welche die Wahrhaftigkeit ſeines Weſens in zweifelhaftem Lichte hätte erſcheinen laſſen. Gräfin Emilie war aus hoher Familie, er ſelbſt der Sohn eines geadelten Armeelieferanten, was ihm in der ruſſiſchen Armee eine unangenehme Stellung bereitete. Eine Frau von altem Adel, wie Emilie, war das höchſte Ziel ſeines Ehrgeizes; ihre Armuth ſchreckte ihn nicht ab, da er von Hauſe aus ein großes Vermögen beſaß, und Graf Schönborn, ihr Onkel, konnte ihm den Uebertritt in die öſterreichiſche Armee, wo man ſeine Vergangenheit nicht kannte, wo aber der Name ſeiner Frau in hohen Ehren ſtand, erleichtern. Dieſe Berechnung führte ihn bald nach ſeiner Ankunft in dieſer Gegend zu den Füßen Emiliens, und führte ihn jetzt wieder als ihren Ritter und Rächer zurück. Emilie, die ihre Pläne auf den Hetman und Fürſten geſcheitert und ſich außerdem bloßgeſtellt ſah, ſagte ſich raſch, daß ſie den erſten beſten Erſatz ergreifen müſſe, und ungefähr eben ſo berechnend, wie ihr Ritter, ließ ſie ihre Thränen noch reichlicher fließen, blickte ihn mit gerührter Dankbarkeit an, und die Hand nach der ſeinigen ausſtreckend, liſpelte ſie: „Meine Liebe für eine blutige Rache!"

Nicolajeff verneigte ſich mit ehrerbietigem Geſichte und that, als wollte er ſich, ihr unterthäniger Diener, wieder entfernen, nachdem er ihre Meinung entgegengenommen, als wollte er ſich dieſer Liebe erſt freuen, wenn er den Preis der Rache dafür geliefert; aber Emilie faßte ſeine Hand aufs Neue und zog ihn zu ſich auf ihren Sitz herab.

Viertes Kapitel.

Nicht Alexei lenkte die Zügel des Pferdes, auf das er ſich mit Verunka geſchwungen hatte. Er warf ſie ihm auf den Nacken und ließ es dahinlaufen, gewiß, daß es, wie immer, ins Quartier zurückkehren werde. Bedurfte er doch der Freiheit beider Arme, um die Zigeunerin zu umſchließen und an ſeine Bruſt zu drücken. Dieſe aber, während ſie in ſeinen Armen lachte, ergriff die Zügel und leitete das Pferd nach ihrem Willen. Alexei, im Rauſche ſeines Glückes, bemerkte nicht, daß ſie, anſtatt durch die Allee dem Dorfe Duſchnik entgegenzureiten, ſich immer tiefer in jene Gegenden des Waldes verloren, die man die neue Welt nennt, weil man erſt vor nicht langer Zeit durch dicht verwachſenes Urgeſtrüpp dahin vorgedrungen war. Der rhythmiſche Hufſchlag ſeines Pferdes, die Liebkoſungen der Geliebten berauſchten ihn ſo ſehr, daß er es nicht fühlte, wie ſie endlich in ein Dickicht drangen, wo die Zweige an ſein Geſicht ſchlugen und Geſtrüpp ſeine Kleider in Fetzen riß. Erſt als das Pferd plötzlich inne hielt, erwachte er aus ſeinem Traume und glaubte wirklich in einer neuen Welt angekommen zu ſein. Er befand ſich in einer Waldlichtung, die ringsumher von einer uralten Vegetation, wie von einer undurchdringlichen Mauer, umgeben war. Er ſah ſich um und konnte bei dem hellen Scheine des Mondes, des Schnees und der vielen Feuer, die auf dem Platze brannten, nicht die Stelle erkennen, an der er aus dem Dickicht hervorgebrochen. Baumzweige und Geſtrüpp hatten ſich wie eine Thür hinter ihm geſchloſſen. Nicht weniger überraſchte ihn das Schauſpiel, das ſich ihm auf dem weiten ſchneebedeckten Bühel darbot. Wie kleine Hügel erhoben ſich unmittelbar aus der Erde an fünfzehn bis zwanzig Dächer, welche über breite Gräben gedeckt waren Vor dem Eingang einer jeden ſolchen Kellerwohnung, in di man von außen blicken konnte und die alle gegen Süden gekehrt waren, brannte ein großes Feuer, welches das Innere der

Zigeunerwohnungen erhellte. Drinnen, bunt durcheinander gemiſcht, lagen Männer, Weiber, Kinder und allerlei Vieh. Nur eine der halb unterirdiſchen Hütten, die größer war als die andern, ſchien leer, und in dieſe führte die Zigeunerin ihren Gaſt. Als er eintrat, erhob ſich in einem Winkel die Alte, die er dieſen Morgen aus den Händen der Bauern befreit hatte.

Das Abenteuerliche ſeines Rittes, und der romantiſche Anblick des Zigeunerlagers hatten Alexei's aufgeregte Lebensgeiſter noch mit einer Art poetiſcher Heiterkeit erfüllt; es war ihm, als wäre er in ein Mährchenland eingeritten, wo ihn nur Glück erwartete. Von Berunka über die Schwelle ihrer Hütte geführt, fühlte er ſich, in der Vorahnung unendlicher Freuden, von Wonneſchauern durchrieſelt. Aber der Anblick der alten Zigeunermutter, und wie ſie ſich in ihrem Winkel aus den Decken und Hüllen herauswickelte, erfüllte ihn plötzlich wieder mit Trauer. Er dachte an die Prophezeiung Berunka's, daß er ſeine Heimat nicht wiederſehen ſolle und daran, daß die Alte noch beſſer in die Zukunft blicken und ſein trauriges Loos noch beſtimmter erkennen könne. Es flog ihm durch den Sinn, ſie ſogleich zu befragen; er legte die Hand auf beide Augen und dachte nach. Als er wieder aufblickte, entſchloſſen, keine Frage zu thun, um ſich das gehoffte Glück nicht zu ſtören, war die Zigeunermutter aus der Hütte verſchwunden.

Ungefähr um dieſelbe Stunde ritt die lange Geſtalt Oberſt Nicolajeffs dem Dorfe Duſchnik zu. Neben ihm trabte auf kleinem Pferdchen ſein dicker Kapitän Beragin, den man ſchon darum, weil er immer in Geſellſchaft des langen Oberſten zu finden war, ſeinen Sancho Panſa nannte. Dieſer ſchien mit dem nächtlichen Ritte nicht ganz zufrieden und ſah mit verdrießlichem Geſichte über die ſchneebedeckte Landſchaft hin. Anfangs wollte er ſeine Meinung über dieſen unangenehmen nächtlichen Ritt nur durch lautes Gähnen kund thun, das er überaus oft wiederholte; da ſich aber ſein Oberſt nicht darum kümmerte, drückte er ſeine Meinung in Worten aus. „Michael Iwanowitſch," fing er demüthig und etwas zurückhaltend an, „Michael Iwanowitſch, meinſt du nicht auch, daß es nach dem guten Trunke beim Grafen Schönborn beſſer wäre, daheim auszuſchlafen, oder wenigſtens in Ruhe die Wirkungen des Weines, daran Unſereins nicht gewöhnt iſt, mit einem guten Trunk Wodka unſchädlich zu machen?"

„Pawel Sergewitſch," erwiderte der Oberſt verweiſend und mit hohler Stimme, „die Ehre ſteht höher als alle Ruhe und als der beſte Trunk. Michael Iwanowitſch, dein Oberſt, iſt gewohnt, Alles der Ehre zu opfern, als der Sohn eines altadligen Hauſes, deſſen Ahnen ſchon unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben."

Doragin kraute ſich hinter den Ohren und war um eine Antwort verlegen. Er wußte, daß es ſich nicht ſchicke, etwas gegen die Ehre zu ſagen, doch ſchien ihm ſein Oberſt dieſes Gefühl etwas zu übertreiben; darum hielt er ſich auch und erlaubte ſich die unterthänigſte Bemerkung: „Ich diene jetzt ſeit zweiundzwanzig Jahren, aber bei uns Koſaken iſt in dieſer ganzen Zeit kein Duell vorgekommen. Ich habe wohl gehört, daß ſie in den Gouvernements, die an das Ausland ſtoßen, dieſe Dummheit der Franzoſen und Deutſchen nachahmen und einander niederſtechen oder niederſchießen, aber bei uns Koſaken hat von jeher die gute Sitte geherrſcht, und herrſcht noch heute, daß man ſeine Streitigkeiten mit der Fauſt abmacht und daß man an einem blauen Auge genug hat. Seine Majeſtät der Zaar bezahlt uns nicht, daß wir uns für ſein Geld unter einander todtſchlagen, er bezahlt uns, daß wir unter Suwarow die ungläubigen Franzoſen zur Ehre Gottes und des heiligen Nikolaus ausrotten."

„Pawel Sergewitſch," entgegnete wieder der Oberſt, „das ſind Dinge, die du nicht verſtehſt."

„Sehr möglich, ja wahrſcheinlich," gab der Kapitän zu, „ich bin kein Städter, und ſpreche auch nicht Franzöſiſch, ich weiß es, ich bin leider Gottes nicht civiliſirt und bin auch niemals in Petersburg geweſen, aber das verſtehe ich, Michael Iwanowitſch, daß es dir nicht ſo glatt abläuft, wenn du den Fürſten Naſumoff zuſammenſchießeſt. Es mag ſein, daß deine Ahnen unter dem heiligen Alexander Newski gekämpft haben, aber ich glaube, daß man das in Rußland vergeſſen hat, und ſo viel ich weiß, hat Alexei auch größere Protektionen als du.“

„Thut nichts,“ brummte der Oberſt, „er muß mir doch vor die Klinge — ich habe meine Urſachen.“

„Deine Urſachen in Ehren, deine Tapferkeit in noch höhern Ehren,“ ſagte der Kapitän, indem er ſich auf ſeinem Pferde verneigte — „aber —“

„Nun, aber?“ herrſchte ihm der Andere entgegen; „heraus mit dem Aber!“

„Alexei Petrowitſch, der läßt ſich auch nicht ſo leicht abſchlachten wie ein gutmüthiges Schaf.“

Der Oberſt ſchwang ſeine Hand in die Luft und rief laut in die Nacht hinaus, als ob er wünſchte, daß die ganze Welt ſeine Worte höre: „Dergleichen hat Oberſt Nikolajeff nie bedacht.“ Dann wandte er ſich ſeinem Begleiter zu und ſagte im gemeſſenen Tone des Vorgeſetzten: „Und jetzt biſt du ſtumm und ſprichſt kein Wort mehr, bis ich es dir erlaube.“ Der Kapitän ſchlug ein Kreuz über Stirn und Bruſt als Zeichen ſeiner Unterwerfung, verneigte ſich abermals, und ſchweigend ritten die Beiden durch die Nacht und bei Morgendämmerung in das Dorf ein.

Sie fanden das Neſt leer, was dem Oberſten eine große Enttäuſchung war, da er der Gräfin gerne ſo ſchnell wie möglich Beweiſe ſeiner Ritterlichkeit gegeben hätte; vor Allem aber, weil er die Möglichkeit einer Verſöhnung fürchtete, der er durch eine entſcheidende That zuvorzukommen wünſchte. Zum Glücke war das Quartier Alexei's eine Branntweinſchenke, in der man ſeine Heimkehr ohne Langeweile abwarten konnte. Der Oberſt löſte wieder die Zunge ſeines Begleiters, der aber vor der Branntweinflaſche in freiwilliger Stummheit beharrte. Der Tag rückte vor, und Alexei kehrte nicht zurück. Dem Oberſten ſchien es unwürdig, ihn ſo lange zu erwarten, auch hielt er es für klug, im

Schloſſe Hluboſch über deſſen Ausbleiben zu berichten, und er befahl dem Kapitän Veragin, auf ſeinem Poſten zu verharren und nicht von der Stelle zu weichen, bis Alexei zurückgekommen. Dann ſollte er als ſein Kartellträger auftreten und den Hetman im Namen des Oberſten zu einem Zweikampfe herausfordern. Veragin war mit einem ſolchen Poſten wohl zufrieden. Bereits mit dem ganzen Kopfe in allerlei Dünſten und Nebeln ſteckend, hörte er aus den Worten ſeines Vorgeſetzten nur den angenehmen Befehl heraus, vor der Flaſche ſitzen zu bleiben. Wohlgefällig und lächelnd nickte er zu Allem Ja und verſicherte lallend, daß ſich der Oberſt auf ihn verlaſſen könne und daß er Alles zu ſeiner Zufriedenheit beſtellen werde.

Veragin hielt inſofern ſein Wort, als er ſich in der That von der Stelle, an die ihn ſein Oberſt geſetzt hatte, nicht entfernte. Dort ſchlief und wachte er abwechſelnd, und wenn er von Dunkelheit umgeben war, glaubte er, es ſei noch die Nacht, in welcher er hier angekommen, und wenn es hell um ihn war, hielt er das für den erſten Tag, den er in der Schenke verbrachte. Aber es waren in Wirklichkeit ſeit ſeiner Ankunft in Duſchnik bereits zwei Tage und zwei Nächte verfloſſen, ohne daß Alexei zurückgekommen wäre, ohne daß er ſeinen Auftrag hätte beſtellen können. Endlich am dritten Tage, da er nach langem Schlafe, unmittelbar am Fuße ſeines ehemaligen Sitzes liegend, die Augen aufſchlug, glaubte er, in einem Winkel derſelben Stube Alexei mit ſeinem Lieutenant Yegor ſitzen zu ſehen. Doch war er nicht gewiß, ob er wirklich den Hetman Alexei Petrowitſch vor ſich habe; daran waren ebenſowohl die Nebel ſchuld, die noch auf ſeiner Stirne lagen, wie das etwas veränderte Ausſehen des Hetmans. Alexei's Kleider hingen in Fetzen von ſeinem Leibe, ſein Haar, ganz verwildert, ſträubte ſich zum Theil in die Höhe und deckte anderntheils herabfallend ſein überaus blaſſes Geſicht. Seine Augen glühten fieberiſch und hatten trotzdem einen überaus melancholiſchen Ausdruck. Er ſaß gebückt da, hielt die Hand ſeines Lieutenants, der eben ſo jung war wie er ſelbſt, und ſprach zu dieſem mit einer Stimme, die erzitterte, als ob er jeden Augenblick in Weinen ausbrechen wollte.

„Wie mir jetzt zu Muthe iſt," ſagte der Hetman, „weiß ich wirklich nicht, ob ich geträumt habe, oder ob ich wirklich das Alles erlebte. Ich glaube an Zauberei. Die ganze Geſchichte iſt wie ein Märchen, und die Zigeunerin iſt nur eine Fee, die mich liebt. Wo iſt das Land, in dem ich dieſe Zeit zubrachte? Nirgends. Frag' alle Leute der Umgegend. Es wird dir Niemand Etwas von der glückſeligen Stelle im Walde ſagen können. Ich weiß nicht, wie ich wieder hierher gekommen, und weiß auch nicht, wie ich wieder den Weg dahin finden werde."

Bei dieſen Worten ſprang der Hetman auf. Der Gedanke, den er eben ausgeſprochen, erſchreckte ihn. Er war bereit, ſogleich abermals fortzureiten und zu verſuchen, ob er den Weg in die Waldlichtung nicht wieder auffinden könne. Aber ſein Lieutenant zog ihn auf den Sitz zurück und beruhigte ihn mit der Verſicherung, daß jene verzauberte Stelle auf Erden und nicht fern vom Dorfe liege, und daß Verunka, wenn ſie ihn wirklich ſo liebe wie er ſagte, im ärgſten Falle dafür ſorgen werde, daß er den Weg zu ihr wieder auffinde. Der Hetman, der das Bedürfniß hatte, von ſeinem Glücke zu ſprechen, ſetzte ſich wieder hin und begann lächelnd: „Alſo drei Nächte und drei Tage ſagſt du, daß ich ausgeblieben?"

„So iſt es," beſtätigte Yegor, „drei Nächte und beinahe drei Tage."

„Nicht drei Minuten in meinem Leben ſind mir ſo raſch vergangen," verſicherte Alexei, und fügte fragend hinzu: „Iſt das nicht ganz ſo, wie es in den Märchen erzählt wird? Und gerade die Zahl drei, das iſt ja immer die Zahl, die in den Märchen vorkommt."

„Ja, ja," beſtätigte der Kapitän, der ſich indeſſen erhoben und dem Geſpräch mit halbem Bewußtſein zugehört hatte, „irgend ein Zauber muß dieſe Zeit hindurch gewirthſchaftet haben; denn wenn du, Alexei Petrowitſch, drei Tage ausgeblieben biſt, ſo muß ich, Pavel Sergewiſch, eben ſo lange hier getrunken haben, und doch glaube auch ich, ſo eben erſt hier angekommen zu ſein."

Er rieb ſich die Augen und ſuchte ſich zu beſinnen. „Ich glaube," ſagte er endlich, „daß ich an dich eine Botſchaft zu beſtellen habe. — Könnteſt du mir nicht ſagen, um was es ſich eigentlich handelt, Alexei Petrowitſch?"

„Wie willſt du, daß ich dir ſage, was du mir zu beſtellen haſt?" fragte Alexei lächelnd zurück.

„Es iſt eine dumme Geſchichte," murmelte der Kapitän und kratzte ſich hinter den Ohren — „wenn ich den Auftrag nicht beſtelle, habe ich vom Oberſten allerlei Fußtritte zu erwarten. Er iſt ſo kitzlich im Punkte der Ehre."

Dieſes letzte Wort ſchien ihn plötzlich, wenn auch nur verſchwommen, an ſeinen Auftrag zu erinnern. „Ganz richtig," rief er aus, „das iſt es. Michael Iwanowitſch will wiſſen, wann du dich mit ihm ſchlagen willſt, weil er dich beleidigt hat."

„Michael Iwanowitſch?" fragte Alexei. „Das iſt ein Irrthum; Michael Iwanowitſch hat mich nie gekränkt, und ich habe ihm keine Herausforderung geſchickt."

„Nicht?" fragte der Kapitän erſtaunt.

„Niemals," beſtätigte der Hetman, „er hat meine Ehre nicht gekränkt, und ſo viel ich weiß, ich auch die ſeinige nicht. Wenn das geſchah, ſo war es ohne mein Wiſſen. Unſer Beider Ehre iſt hoffentlich nicht ſo leicht gekränkt."

„Gott ſegne dich, Alexei Petrowitſch," rief der Kapitän voll Freude, „du haſt dieſelben Anſichten von der Ehre, wie ich; ich habe dem Oberſten geſagt, das ſind nur Dummheiten. Wer wird ſich denn ſchlagen? Zwei Ruſſen, das ſind zwei Brüder, und der Zaar iſt unſer Aller Vater. Friede! ich predige immer Friede, und dem Oberſten werde ich ſagen, daß du ganz meiner Meinung biſt und daß du das Alles für dummes Zeug hältſt. Was kannſt du auch gegen ihn haben? Er iſt ein Ruſſe, du biſt ein Ruſſe, ich bin ein Ruſſe, Yegor Georgewitſch da iſt ein

Ruſſe, wir ſind Alle Ruſſen und, ſo Gott will, wird Alles ausgerottet, was nicht Ruſſe iſt, und dann werden wir Alle in Frieden leben, wie Brüder ſollen. Und dazu ſage ich Amen — und das will ich auch dem Oberſten ſagen.“

„Ganz gut,“ lächelte der Hetman, „aber mit deinem Auftrag ſcheint es doch nicht die volle Richtigkeit zu haben. Du hätteſt ihn wohl anderswo beſtellen ſollen, beſinne dich.“

Der Kapitän, der ſeinem Gedächtniſſe nicht traute, rieb ſich die Stirne, und während er ſich beſann, wurde es ihm immer zweifelhafter, ob er wirklich einen Auftrag an den Hetman hatte. Das Kopfzerbrechen ſtrengte ihn augenſcheinlich an, daß er endlich ungeduldig wurde und ausrief: „Es iſt gut, es iſt Alles gut, ich werde die Sache ſchon aufs Friedlichſte abmachen, daß der Oberſt zufrieden ſein wird. Er wird ſich auch nicht gerne ſo für Nichts und wieder Nichts ſchlagen wollen!“

So ſprechend beſtellte der Kapitän noch ein Glas, leerte es, ließ ſeine Zeche auf Rechnung des Oberſten ſetzen, grüßte den Hetman und deſſen Lieutenant, und trabte davon.

Alexei freute ſich, mit ſeinem Lieutenant wieder allein zu ſein und wieder von dem erlebten märchenhaften Glück der letzten Tage ſprechen zu können; aber er that es nicht mehr mit der glücklichen Beredtſamkeit wie vorhin, bevor ihn der Kapitän gehört hatte. Nicht deſſen Auftrag war es, der ihn zerſtreut machte, ſondern der ängſtliche Gedanke, in der That den Weg ins Zigeunerlager nicht wieder finden zu können. „Am Ende,“ rief er aus, „ſehe ich gar nicht ein, warum ich es nicht gleich verſuchen ſoll; noch weniger ſehe ich ein, warum ich Verunka und mein Glück ſo ſchnell verlaſſen habe. Wer weiß, wie lange es dauert! Mir ſagt mein Herz, daß ich es raſch genießen ſoll, bevor es dahingeht. Jegor Georgewitſch, mein Freund, ſieh zu, daß mein Pferd gut gefüttert wird, während ich die Kleider wechſle. Ich muß nachſehen, ob mein Paradies nicht von der Erde verſchwunden iſt.“

Nicht ganz eine Stunde ſpäter ritt der junge Hetman wieder dem Walde entgegen, und ſein Lieutenant Yegor ſah ihm nach, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Der iſt verliebt, und wird in ſeiner Liebe Dummheiten machen, wie es nur einem Fürſten erlaubt iſt.“

Fünftes Kapitel.

In der Freitags-Soirée beim Grafen Schönborn hieß es, daß der Hetman Alexei ſich geweigert habe, die Herausforderung anzunehmen, welche ihm Nikolajeff durch den Kapitän Beragin habe zukommen laſſen. Oberſt Nikolajeff affektirte, nicht viel über dieſen traurigen Gegenſtand ſprechen zu wollen, und Beragin, der ebenfalls zugegen war und weder Deutſch noch Franzöſiſch verſtand, antwortete auf alle in Bezug auf dieſen Gegenſtand an ihn gerichteten Fragen mit „Ja“ und „Oui“. Man erzählte ferner, daß Hetman Alexei, um der Gefahr zu entgehen, ſich gleich, nachdem ihm die Herausforderung zugekommen, in die Wälder geflüchtet habe, aus denen er bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt ſei. Einige ruſſiſche Offiziere, die den Hetman beſſer kennen wollten, zogen dieſe Gerüchte in Zweifel und behaupteten, es müſſe hinter Alledem ein Mißverſtändniß ſtecken, das ſich mit dem Wiedererſcheinen Alexei's aufklären werde. Aber Nikolajeff's lächelndes Schweigen und Emiliens Beredſamkeit trugen viel dazu bei, daß die Geſchichten allgemein geglaubt und die Feigheit und Flucht Alexei's als Thatſachen angenommen wurden. Man erzählte ferner, daß es in dem Dorfe Duſchnik greulich hergehe. Die Koſaken, ſich ſelbſt überlaſſen, mißhandelten die Einwohner, plünderten die Häuſer und verkauften die geraubten Gegenſtände entweder hauſirenden Handelsleuten oder den Eigenthümern ſelbſt zurück. Damals geſchah es, daß das junge Bauernmädchen ſich in das aufgehackte Eis eines Teiches ſtürzte, um den Verfolgungen eines Koſaken zu entgehen, und das andere ſchöne Mädchen aus gleichen Urſachen in einen Aſchenhaufen ſprang, der unglücklicher Weiſe noch glühend war und aus dem ſie halb verbrannt hervorgezogen wurde. Es war nicht zu leugnen, daß die ſich ſelbſt überlaſſenen Koſaken, ihres Führers beraubt, in dem Dorfe ärger hausten, als es der Feind hätte thun können. Nikolajeff, der dieſe Erzählungen ſammelte, hielt es für ſeine Pflicht, nach Prag an das Kommando zu berichten, und zwei Tage nachher bekam er den Befehl, auch die Koſaken des Dorfes Duſchnik unter ſein Kommando zu nehmen. Da Alexei verſchwunden blieb, berichtete Nikolajeff aufs Neue, und in der Antwort, die er erhielt, wurde der Hetman bereits als Deſerteur betrachtet.

Alexei ahnte von alledem nichts. Sonſt konnte ein Koſakenoffizier, wenn man nicht gerade dem Feinde gegenüber ſtand, von ſeinem Poſten fortbleiben und ſeinen Freuden nachgehen, ſo lange er wollte. Es fragte kein Menſch darnach, weil es keinem Offizier einfiel, ihn anzugeben. Alexei, in ſeiner glücklichen Zurückgezogenheit voll Liebe und Freuden, wünſchte manchmal, daß während ſeiner Abweſenheit der Befehl zum Aufbruch komme und er in den Armen der Liebe zurückgelaſſen und vergeſſen werde. Er ſollte ja ſeine Heimat am Don nicht wiederſehen, auch auf dem Schlachtfelde nicht ehrenvoll fallen — da ſchien es ihm noch die beſte Verwirklichung der Prophezeiung, wenn er bei Verunka blieb. Manchmal allerdings dachte er auch als Soldat an die Möglichkeit, im Falle eines Ausbruches ſeines Korps als Deſerteur zu erſcheinen; dann aber beruhigte ihn Verunka mit der Verſicherung, daß er es durch ihre Kundſchafter, die Zigeuner, jedenfalls erfahren werde, wenn ſich in der Gegend irgend eine Bewegung, die auf Aufbruch der Koſaken deute, bemerken ließe.

Sein Lieutenant Yegor fing bereits zu glauben an, daß mit dem Hetman wirklich irgend ein Zauber ſein Spiel treibe. Wenige Tage nach deſſen abermaligem Verſchwinden, als die ſchreckliche Koſakenwirthſchaft im Dorfe begann, fing er nach ihm zu ſuchen an, ohne die glückliche Oaſe, die ihm Alexei ſo märchenhaft geſchildert hatte, auffinden zu können. Er erneuerte ſeine Anſtrengungen, als Nikolajeff das Kommando in Duſchnik übernahm, und von dem Augenblicke an, da man von Alexei redete, ſtellte er an dem Punkte, wo ſein Hetman in den Wald hineingeritten war, hinter dem Rücken des Oberſten Wachen auf, die ihn benachrichtigen ſollten, ſobald der Hetman an dieſer Stelle wieder hervorkomme. Dieß geſchah auch wirklich eines Abends bei hellem Mondſcheine, da Yegor vor dem Dorfe auf und nieder wanderte. Alexei ritt ſo langſam aus dem Walde heraus, daß es den aufgeſtellten Koſaken leicht war, ihm zuvorzukommen und daß ihm Yegor beinahe bis an den Rand des Waldes entgegeneilen konnte. In wenigen Worten theilte ihm dieſer mit, welche Gerüchte umliefen, und was indeſſen vorgegangen.

Alexei erhob den Kopf, ſah Yegor ſtarr ins Geſicht und ſchien das Mitgetheilte nicht zu verſtehen. „Dumme Welt,“ ſagte er endlich achſelzuckend, „nichts als Schmerzen und Schlechtigkeit, während dort drin im Walde nichts als Glück und Liebe. Ich thue am beſten, wenn ich gleich wieder umkehre.“

Wirklich machte er eine Bewegung mit dem Zügel, als ob er Augenblicks ſein Pferd wieder wenden wollte, aber Yegor ergriff den andern Zügel und rief: „Träumer, es iſt endlich Zeit, daß du aus deinem Traum erwachſt! Willſt du deine Thorheit ſo weit treiben, bis du nie wieder nach Rußland zurückkehren kannſt?!“

„Nach Rußland,“ wiederholte Alexei achſelzuckend — „weißt du denn nicht, daß ich die Ebenen des Don nie wiederſehen ſoll?“

„Thorheit!“ rief Yegor wieder, „ſchlage dir dieſe Thorheiten aus dem Sinne und werde wieder ein Mann. Denke auch ein wenig an deine Ehre! Vergiß nicht, daß du ſeit vielen Tagen für eine Memme giltſt, die vor Nikolajeff weggelaufen iſt.“

„Ja ſo!“ ſagte der Hetman ſich beſinnend, „das iſt richtig, ich begreife jetzt die ganze Geſchichte. An Alledem iſt Nikolajeff ſchuld, der mich haßt, weil ich ihn bei der Gräfin Emilie ausgeſtochen habe. Närriſcher Kerl, eine Welt voll ſolcher Gräfinnen überlaſſe ich ihm für eine Zigeunerin wie Verunka. Aber das mit dem Duell, das muß gleich abgemacht werden. Wenn du mein Freund biſt, Jegor, ſo ſchwingſt du dich gleich auf das Pferd dieſes Mannes" — er deutete dabei auf einen der Koſaken, die ihn am Walde erwartet hatten — „und reiteſt mit mir als mein Sekundant."

Jegor wollte widerſprechen, aber Alexei beſtand auf ſeinem Verlangen, und anſtatt in das Dorf zu reiten, ritten die beiden Offiziere den Weg hin, der den Wald entlang in das Dorf führte, in welchem Nicolajeff ſein Quartier hatte. Jegor meinte, daß man eben ſo gut in Duſchnik hätte bleiben können, da Nicolajeff regelmäßig dort übernachte, um recht zu zeigen, daß er den Hetman im Kommando erſetze — vielleicht auch, um dieſen dort anzutreffen, wenn er endlich heimkehrte.

„Deſto nothwendiger iſt es," erwiderte Alexei, „daß ich ihn aufſuche und mich nicht von ihm in meinem Lager überraſchen laſſe."

Sie ritten nicht zehn Minuten lang, als ihnen ſchon zwei andere Reiter entgegen kamen, die ſelbſt ein Kurzſichtiger aus der Ferne erkannt haben würde: die lange Don Quixote-Geſtalt des Oberſten und die kurze, dicke des Kapitäns, deſſen aſthmatiſchen Athem man aus weiter Ferne durch die ſtille Nacht hörte.

„Er kommt wie gerufen," ſagte Alexei zu ſeinem Begleiter; „und zur böſen Stunde," fügte er düſter hinzu, „denn er hat es mit einem verzweifelten Gegner zu thun. Ich weiß nicht, ob ich Verunka jemals wiederſehen werde. Die Zigeuner ſind meiner müde, weil ich Verunka am Herumſtreifen hindere. Vielleicht in dieſer Nacht ſchon verſchwinden ſie mit ihr, und es verwiſchen ſich ihre Spuren in aller Ferne. Der Zigeunerkönig will ſie mir auch entreißen und die Prinzeſſin vom Don zur Königin von Aegypten machen. Das Alles habe ich vor kaum einer Stunde erfahren, und ich fürchte, daß es vor Allem Oberſt Nicolajeff empfinden wird."

So ſprechend, gab er ſeinem Pferde die Sporen, riß ſeinen Säbel aus der Scheide und ſprengte den Kommenden entgegen.

„Hurrah! Michael Iwanowitſch!“ rief er, den Säbel über dem Kopfe ſchwingend, „Hurrah! da iſt die Memme, die ſich vor dir verſteckte. Heraus mit deinem tapfern Degen und ſieh, wie du mit der Memme fertig wirſt!“

Oberſt Nicolajeff, ſo plötzlich angegriffen, ſtutzte einen Augenblick und riß ſein Pferd rückwärts. Der Kapitän, der beim Anſprengen Alexei's eine ungeſchickte Bewegung gemacht, aber nicht ſo weit rückwärts prallte wie der Oberſt, kam zwiſchen die beiden Gegner, und da auch Oberſt Nicolajeff ſeinen Degen zog und er ſich zwiſchen zwei blanken Waffen befand, die über ihn hinweg auf einander loszuſchlagen drohten, erſchrak er ſichtlich und ließ ſeine Zügel fallen, was ihn hinderte, ſich aus der gefährlichen Lage zu ziehen. Er hob beide Arme in die Höhe und ſprach ſtotternd und mit flehender Stimme: „Alexei Petrowitſch, haſt du mir nicht verſprochen — iſt es nicht eine Dummheit — ſtecke deinen Säbel ein — Michael Iwanowitſch, und du — tapferſter aller Koſaken, haſt du mir nicht erſt geſtern geſagt, daß es aus iſt mit dem Duell — du ſchlägſt dich ja nicht mit einem Deſerteur — wer wird Chriſtenblut vergießen — ſteckt eure Säbel ein, ihr tapferſten aller Ruſſen!“

Während er ſo durch einander und immer weiter jammerte, hatte Alexei ſein Pferd herumgeworfen, und ſein Säbel klang bereits auf den Säbel Nicolajeffs. Dieſer parirte geſchickt und führte einen Hieb gegen Alexei's Kopf, bewirkte aber nur, daß deſſen Koſakenmütze herabfiel. Jegor, wohl wiſſend, welch einen guten Schutz die Pelzmütze gegen Säbelhiebe gewährt, ſprang, da er ſelbſt nur ein leichtes Käppchen aufhatte, raſch vom Pferde, um die Mütze aufzuheben und ſie Alexei wieder aufzuſetzen. Wie er den Kopf wieder erhob, ſchien das unnöthig, denn dem Oberſten Nicolajeff ſprang ein dicker Blutſtrahl aus der linken Seite des Halſes. Er bäumte ſich und reckte ſich in den Bügeln hoch empor, während ihn Alexei anſtarrte, wohl ahnend, daß er ſeinem Feinde, indem er ihm die große Ader durchhieb, eine tödtliche Wunde beigebracht. Aber der Oberſt reckte ſich immer höher, beugte ſich weit vor über den Hals ſeines Pferdes, und während Yegor herbeiſprang, um ihn in ſeinen Armen aufzufangen, da es den Anſchein hatte, daß er vornüberſtürzen ſollte, hob der Sterbende mit der letzten Anſtrengung noch einmal ſeinen Arm, und während er in der That vorwärts ſtürzte, fiel auch ſein Arm, unterſtützt von der fallenden Wucht des Körpers, nach vorwärts, und der Säbel, den er krampfhaft feſthielt, traf auf das unbedeckte Haupt Alexei's. Yegor hörte deutlich, wie das Eiſen in den Knochen einhackte. Im ſelben Augenblicke ſanken beide Gegner von den Pferden, — der Eine, deſſen Blut in Strömen aus der geöffneten Ader ſchoß, offenbar in demſelben Momente todt, der Andere noch mit einem Ausrufe des Schmerzes auf den Lippen.

Dem Kapitän, hinter deſſen Rücken das Alles im Laufe einer kurzen Minute vor ſich gegangen, und der Nichts von dem Kampfe geſehen hatte, gelang es endlich, die Zügel ſeines Pferdes wieder zu ergreifen und ſich zu wenden. Sprachlos und bewegungslos blickte er auf die beiden vor ihm liegenden Kämpfer, bis er ſich ſoweit faßte, um über Stirn und Bruſt ein Kreuz nach dem andern zu ſchlagen. Yegor warf ſich in den Schnee, faßte den Kopf Alexei's und rief um Hülfe.

Es war, als ob trotz der Oede, in welcher der Zweikampf ſtattgefunden, der Hülferuf an hundert Ohren gedrungen wäre, denn aus dem Walde heraus auf die Landſtraße bewegte ſich mit einem Male ein langer bunter und ſonderbarer Zug von Männern, Weibern und Kindern, und zwiſchen dieſen kleine Pferde, die Reiter oder Gepäck trugen, grunzende Schweine, Hunde und Gethier von allerlei Art. Der Zug ſchien nicht im geringſten Willens, auf den Hülferuf Yegors zu horchen, und zog über die Landſtraße hinweg, ohne ſich durch den Anblick der blutigen Gruppe, ſelbſt nicht durch die Flüche des Kapitäns, der ſich indeſſen gefaßt hatte, aufhalten zu laſſen. Erſt als die Mitte des Zuges auf der Landſtraße ankam, ſtockte er, und plötzlich ſprang eine verhüllte Geſtalt von einem der Pferde und kniete im ſelben

Augenblick neben Jegor und drückte ihre Wange an die blaſſe Wange Alexei's. Die Kapuze war ihr bei der heftigen Bewegung vom Kopfe gefallen, und Jegor erkannte beim Lichte des Mondes ein ſchönes Zigeunergeſicht, von dem er bald errieth, wem es gehörte. Nur einen kurzen Moment gab Verunka ihrem Schmerze. Schnell gefaßt, wiſchte ſie mit ihrem Kleide das Blut von Alexei's Haaren und prüfte mit kaltblütigſter Ruhe die Wunde. „Der Säbel," liſpelte ſie, „iſt nicht ganz durchgedrungen — er iſt nicht todt, er iſt nur betäubt — ich werde ihn heilen."

Dann erhob ſie ſich, rief dem Zuge, der indeſſen in ſeiner ganzen Länge Halt gemacht hatte, während ein Haufe von Zigeunerknaben den beiden freigewordenen, im Felde herumirrenden Pferden nachjagte, einige Jegor und dem Kapitän unverſtändliche, aber wie ein Befehl klingende Worte zu. Ein Gemurmel, hie und da ein Geſchrei, erhob ſich aus dem Haufen der Zigeuner. Verunka trat ihnen um einige Schritte näher, erhob den rechten Arm und ſchrie ihnen ein einziges Wort zu, auf welches das Gemurmel ſofort leiſer wurde und endlich ganz verſtummte, als ſich im Zuge ſelbſt die alte Zigeunermutter vernehmen ließ und, wie es ſchien, der Enkelin beiſtimmte. Jegor ſah dieſer Szene mit Aengſtlichkeit zu, und da ſich der Zug wieder in Bewegung ſetzte und weiter wanderte, glaubte er ſchon Verunka's Bemühungen geſcheitert, als er zu ſeiner Freude bemerkte, daß die Zigeunermutter mit vier kräftigen Männern aus der Schaar zurückblieb. Dieſe traten vor, breiteten ein großes wollenes Tuch auf den Schnee und legten Alexei darauf. Dann ergriff jeder der vier Männer einen Zipfel des Tuches, zog ihn über die Schulter, und von Verunka und der Zigeunermutter geführt, gingen ſie gleichen und ſanften Schrittes, der auf dem gefrorenen Schnee kaum zu hören war, derſelben Stelle zu, wo der Zug aus dem Walde gebrochen war. Jegor folgte ihnen, um den Freund nicht zu verlaſſen, aber plötzlich fühlte er ſich von einem Arme zurückgehalten. „Heilige Mutter von Kaſan!" rief der Kapitän, „willſt du mich um Mitternacht mit einem Todten allein laſſen!“ — Jegor bedachte, daß der Kapitän die Leiche des Oberſten allerdings nicht allein in das ferne Dorf bringen konnte, daß Alexei wohl aufgehoben und guter Pflege ſicher ſei — der Oberſt war vielleicht auch nicht todt und konnte bei ſchneller Hülfe ins Leben zurückgebracht werden, obwohl es dazu nicht den geringſten Anſchein hatte, denn der unglückliche Körper lag neben einer Lache von Blut, das aus der geöffneten Hauptader hervorgeſtrömt war, ſo bleich da, als ob nicht ein Tropfen des Lebensſaftes in ihm zurückgeblieben wäre. Auch hatte Verunka bei ſeinem Anblick eine Bewegung mit der Hand gemacht, die deutlich beſagte, daß ſie ihn für verloren halte. Trotz Allem wußte Jegor nicht, was anzufangen. Obwohl im erſten Augenblicke entſchloſſen, mit dem Kapitän die Leiche des Oberſten ins Dorf zu bringen, lief er doch dem verwundeten Alexei nach; aber am Rande des Waldes angekommen, hörte und ſah er, trotz angeſtrengtem Ohr und Auge, nichts mehr von den Zigeunern, die ihn fortgetragen, ja er erkannte ſelbſt im Schnee nicht die geringſten Spuren. Sie waren verſchwunden, und er kehrte zum Kapitän zurück.

Sechstes Kapitel.

Der Oberſt wurde auf dem Kirchhofe zu Przibram beſtattet. Das Kommando über die in Duſchnik einquartierten Koſaken bekam an ſeiner und an Alexei's Statt der Kapitän Veragin. Der Zweikampf und der Tod des Oberſten machten im ruſſiſchen Armeekorps großes Aufſehen. Man war an Dergleichen nicht gewöhnt und wollte auch nicht zugeben, daß ſo was vorkommen könne. Jegor und der Kapitän, die nicht als Sekundanten gelten durften, ſtellten die Sache wie eine zufällige dar, und das Kommando in Prag wollte den Tod des Oberſten wie eine einfache Ermordung deſſelben betrachtet wiſſen. Aber, wenn es ſchon ſeiner Familie und ſeiner Verbindungen wegen ſchwer war, Alexei für einen Deſerteur zu erklären, ſo war es noch ſchwerer, ihn der Ermordung eines Vorgeſetzten anzuklagen und dieſes Verbrechens wegen vor ein Gericht zu ſtellen. Dieſe ſchwierige Angelegenheit verurſachte dem Generalkommando großes Kopfzerbrechen; man konnte zu keinem Entſchluſſe gelangen, und wie die Tage hingingen, hielt man es für das Gerathenſte, das Ganze nach und nach in ſanfte Vergeſſenheit ſinken zu laſſen. Dieſem klugen Auskunftsmittel ſtand nur die Furcht entgegen, daß Alexei eines Tages wieder erſcheine, aber Kapitän Veragin ſchwur hoch und theuer, daß der Hetman längſt ſelig entſchlafen ſein müſſe, da man von einer ſo fürchterlichen Wunde unmöglich geneſen könne, und der Entſchluß ſtand feſt, Alexei Petrowitſch als einen Todten zu betrachten. Man verfolgte die Sache nicht weiter, und in der That war es nach einiger Zeit, als ob Dergleichen nie geſchehen wäre. Das Schloß Hluboſch, wo die Erinnerung an das Ereigniß hätte genährt werden können, war verſchloſſen, denn Graf Schönborn wie ſeine Nichte glaubten einzuſehen, daß ſie mit den ruſſiſchen Offizieren kein Glück hätten, und reisten nach Prag, dann zu Hofe nach Wien ab.

Es mochten ungefähr ſechs Wochen ſeit jener Nacht des Zweikampfes verfloſſen geweſen ſein, und Alles ſchien nach dem verabredeten Plane der ruſſiſchen Offiziere glücklich von Statten zu gehen, da Alexei nicht wieder auf dem Schauplatze erſchien und die Annahme, daß er todt ſei, rechtfertigte, als Veragin zu ſeinem Schrecken wieder an alles das, was ihm ſo viel Angſt und Sorge eingeflößt hatte, gemahnt wurde. Mit einem Male, als er von einem Dorfe zum andern ritt, ſah er zwei ſchwarze Kerle aus dem Gehege hervortreten und ſich ihm in den Weg ſtellen. Er glaubte im erſten Augenblicke an einen Raubanfall, und war ſchon im Begriffe, ſein Pferd zur Flucht zu wenden, als ihn die unterthänige Stellung der beiden Geſtalten und ihre flehentliche Geberde beruhigte. Sofort herrſchte er ſie mit der Frage an, was ſie auf ſeinem Wege zu thun hätten.

„Väterchen,“ ſagte der Eine der Beiden mit dem ſanfteſten

Tone in der Stimme, „Väterchen, wir ſind arme Zigeuner und kommen nur, um von deiner Gnade Hülfe zu verlangen. Befreie uns von einem läſtigen Gaſte, der uns an Allem hindert, und von dem unſere Prinzeſſin nicht laſſen will. Es wäre uns ja ganz recht, ihn mit uns fortzunehmen nach Ungarn und ihn als unſern Bruder anzuerkennen, wenn er uns nur zu Etwas nütz wäre. Aber jetzt, da er durch die Kunſt unſerer Prinzeſſin wieder geheilt iſt, zeigt ſichs, daß wir ihn zu Nichts brauchen können. Er iſt zu Nichts mehr geſchickt, zu keiner der Künſte und Wiſſenſchaften, die uns arme Zigeuner ernähren, denn ſieh," — und den Finger auf die Stirn legend ſetzte der Sprecher hinzu: „denn ſieh, das Vögelchen, das darin ſaß, iſt ihm wahrſcheinlich durch die Spalte im Schädel davongeflogen, ehe Verunka die Hand darauf legen konnte."

„Was ſchwatzet ihr mir da von Verunka und Vögelchen und läſtigem Gaſte vor?" brummte der Kapitän. „Was und Wen meint ihr? Sprecht doch wie vernünftige Chriſten, daß man euch verſtehe und nicht wie gottverfluchte Heiden, die ihr ſeid, in Bildern und Räthſeln."

„Wir ſprechen vom Hetman Alexei Petrowitſch," nahm der Andere das Wort. „Er iſt noch immer bei uns verſteckt, und gegen die Prinzeſſin, die in ihn vernarrt iſt, dürfen wir Nichts thun, es würde uns ſonſt ſchlecht ergehen, denn wenn ſie uns böſe wird, ſind wir verloren. Es kann Niemand auf der Erde tanzen, ſingen und die Zukunft deuten wie ſie, und Niemand wie ſie kennt ſo viele geheime Künſte. Darum wollten wir dir ſagen, wenn ihr den Alexei Petrowitſch wieder haben wollt, zeigen wir euch den Weg in den Verſteck, wo ihr ihn holen könnt."

Pavel Sergewitſch, der mit einem Male alle ſeine und des ganzen Offizierkorps Verlegenheiten wieder auftauchen ſah, der nichts dabei gewinnen konnte, wenn man Alexei's habhaft wurde, wohl aber verlieren, wenn dieſer mit heiler Haut davonkam und wieder in ſeine Stelle, die er ſelbſt jetzt inne hatte, eingeſetzt wurde; nicht verſtehend, was die Zigeuner Betreffs der Vernunft

Alexei's angedeutet hatten, — gerieth in Zorn, machte die Geißel vom Sattel los und ſprengte auf die beiden Zigeuner ein. Dieſe ſprangen erſchrocken über die Hecke, wohin ihnen der ergrimmte Kapitän nicht folgen konnte, und hörten nur noch von ferne, wie er ſie mit hundert Knutenhieben bedrohte, wenn ſie ſich noch einmal vor ihm ſehen ließen, oder irgend ein Wort über Alexei Petrowitſch mittheilten.

Der Kapitän wußte, daß alle Verlegenheiten ein Ende hätten, wenn nur noch zwei Tage über die Geſchichte, wie ſie jetzt ſtand, hingingen. Der Hetman war als todt ins Buch eingetragen, und mit dieſem Buche ſollte — der Befehl war ſchon da — übermorgen das ganze Armeekorps aufbrechen, um ſchleunigſt nach Rußland zurückzukehren.

Dieß geſchah auch in der That, und als ſich des Frühlings erſte Sonnenſtrahlen zeigten, als der Schnee zu ſchmelzen begann, war, noch vor dem Winter, der winterliche Gaſt, das ruſſiſche Armeekorps, aus der Gegend verſchwunden. An einem und demſelben Tage brachen ſie in allen Quartieren des Beraunerkreiſes auf und zogen auf ihren leichtfüßigen Pferden raſch dem Norden entgegen.

Man war im Dorfe Duſchnik, wo man ſich ſo ſehr gefreut hatte, die läſtigen Gäſte los zu ſein, ſehr erſtaunt und erſchrocken, als man eines Morgens wieder eine Koſakenuniform erblickte. Alles lief zuſammen, um den einſamen Koſaken, der vor der Mühle wie ein Träumer auf und ab ging und ohne Unterlaß vor ſich hinlächelte, zu betrachten, und erſt nach langer Prüfung erkannte man in dem lächelnden Geſichte, das ſich gewaltig geändert hatte, den Hetman, der ehemals hier kommandirte. Man hatte ihn dieſen Morgen auf der Schwelle der Mühle ſchlafend gefunden. Die Müllerknechte erzählten, daß ſie in der Nacht ein Geräuſch gehört und durch das Fenſter geſehen, wie zwei Männer einen dritten vor dem Hauſe vom Pferde hoben und wie ſie dann ein Mädchen, das ſich an ihn klammerte, fortriſſen, es auf das leer gewordene Pferd banden und gleich darauf mit dem Mädchen im Galopp fortritten. Das ganze Schauſpiel habe etwas ſo Geſpenſtiſches gehabt, daß ſie, die Müllergeſellen, während der Nacht nicht nachzuſehen wagten und daß ſie erſt am Morgen erkannten, daß es ein wirklicher und leibhaftiger Menſch war, den man vor die Thüre des Müllers geſetzt hatte. Die Duſchniker hatten beim Anblick des Hetmans raſcher als der Kapitän verſtanden, was die Zigeuner mit dem ausgeflogenen Vögelchen meinten. Ob es in der That, wie Jene ſagten, durch die Spalte der Hirnſchale entflogen, oder ob ſeine Liebe und alle die Vorgänge der letzten Wochen das kleine Vöglein, den Verſtand des Hetmans, erdrückten, wir wiſſen es nicht; wir kennen eben ſo wenig die Vorgänge und Ereigniſſe im Zigeunerlager. Auch gelang es gleich an jenem Tage und in aller künftigen Zeit den Fragen der Duſchniker nicht, etwas Näheres zu erfahren. Alexei Petrowitſch hatte ſeine ganze Vergangenheit, ſelbſt ſeinen Namen, vergeſſen. Seine gewöhnlichen Antworten beſtanden in einem gleichmäßigen Lächeln.

Der Müller, der ein guter Mann war, hielt es für ſeine Pflicht, den Gaſt, der ihm auf ſo ſonderbare Weiſe beſchert worden, bei ſich aufzunehmen, und da es derſelbe verſtand, mit Pferden umzugehen und ſich bei dieſen im Stalle lieber und beſſer befand, als in Geſellſchaft von Menſchen, machte er ihn zu ſeinem Kutſcher, und der Verfaſſer dieſer Geſchichte erinnert ſich, von dem alten grauhaarigen Ruſſen oft nach Prag kutſchirt worden zu ſein, wenn der Vater vom Nachbar Müller die Pferde miethete.

Im Laufe der Jahre vergaß der ruſſiſche Kutſcher die franzöſiſche, deutſche und ſelbſt ſeine Mutterſprache, ohne, da er immer in der Einſamkeit lebte, die Sprache des Landes erlernt zu haben. So erſchien er, wenn er nothgedrungen auf eine Frage antworten mußte, noch kindiſcher als er war, und die Bauern hatten, ſo lange er lebte, viel über ihn zu lachen.

Tante Helene.

Eine Familiengeſchichte.

Erſtes Kapitel.

Es iſt mir, als wäre es geſtern geſchehen. Und doch liegt eine ganze Weltgeſchichte zwiſchen damals und heute. Damals ſprach man noch von dem Tode Napoleons als von etwas Neuem; freilich dauerte in einem böhmiſchen Dorfe das Neue mehrere Jahre; damals ſaßen noch die Bourbonen auf dem Throne und galt unſer Kaiſer Franz noch für einen ganz guten Kaiſer Franz. Es iſt alſo ſchon lange her. Trotzdem erinnere ich mich genau. Die Mutter ſtand auf einem Stuhle und räumte die Schalen und Taſſen, die ſie eben geſpült hatte, beim Scheine eines Talglichtes, in den Glasſchrank; ich ſtand auf ebenem Boden und reichte ihr die Taſſen und Schalen vom Tiſche und war ſtolz darauf, mich nützlich machen zu können, denn ich war ſchon ſieben Jahre alt. Die Taſſen wurden in zwei Reihen aufgeſtellt; vor ſie hin aber, in die vorderſte Reihe, ſtellte die Mutter acht ſchöne, gleich ſchlanke, beinahe alle mit Goldrändern eingefaßte Porzellanbecher mit Henkeln, welche ſämmtlich vorn auf dem Bauche, im Innern eines goldenen Zirkels oder eines Eichenkranzes die Inſchrift: „Andenken an Karlsbad“ trugen. Trotz ihrer Einförmigkeit waren ſie der Stolz des Glasſchrankes, und ſo oft ich der Mutter einen reichte, las ich, um mich in der kaum erworbenen Kunſt des Leſens zu üben, mit lauter Stimme: „Andenken an Karlsbad.“ Dieſe Andenken an Karlsbad kamen alle vom Großvater, der ſeiner Gicht zu Gefallen jedes Jahr das genannte Bad beſuchte und jedes Jahr einen ſolchen Becher heimbrachte und meiner Mutter ſchenkte. Ihr Wunſch war, endlich ein volles Dutzend zu beſitzen. Was mich betrifft, ſo machte ſchon die achtfache Inſchrift den Eindruck auf mich, als ob alle Andenken aus Karlsbad kämen, und wenn ich irgendwo von einem Andenken ſprechen hörte, pflegte ich zu fragen: „Ein Andenken von Karlsbad?“ — Meine Mutter war ſtolz auf ihren Glasſchrank, obwohl von ſeinem Inhalte ſelten Gebrauch gemacht wurde; aber auch ich wurde ſtolz, wenn ihn die Mutter ſo ſchön ordnete und alles Vergoldete vornhin ſtellte. „So einen Glasſchrank,“ ſagte ich mir, „haben doch nur wir in ganz Littanitz.“ Das war aber auch wahr, denn „Wir“ waren die reichſten Leute des ganzen Dorfes. „Wir,“ d. i. Melchior Brant und Sohn, d. i. mein Großvater und mein Vater, wurden wenigſtens auf zwanzig bis fünfundzwanzig Tauſend Gulden Conventionsmünze geſchätzt, und das war viel in damaliger Zeit und dortiger Gegend. Dabei wurde noch das alte, kleine Haus des Großvaters und das etwas größere und neuere, das er hinter dem ſeinigen für den Sohn gebaut hatte, die Stallung vor dem Hauſe mit zwei Pferden und drei Kühen darin und endlich ein gutes Stück Feld nicht mitgerechnet. Fragte ich meinen Vater: „Was biſt du eigentlich, Vater?“ antwortete er mir mit ſtolzem Bewußtſein lächelnd: „Wir ſind Unternehmer, Wir, Melchior Brant u. Sohn. Da der Vater immer „Wir“ ſagte, hielt ich mich ebenfalls für einen Unternehmer und war ebenfalls ſtolz darauf, ein Unternehmer zu ſein. Mit dieſem Titel aber, der mir früh ein großes Bewußtſein gab, verhielt es ſich ſo. Weder der Staat noch irgend eine Patrimonialherrſchaft konnte damals den geringſten Bau eines Dammes, eines Vicinalweges, einer Brücke und dergleichen unternehmen, ohne von den Beamten aufs Schrecklichſte betrogen zu werden. Man zog es vor, ſolche Unternehmungen dem Wenigſtnehmenden zu überlaſſen und dieſem einen kleinen Gewinn zu gönnen. Dabei kam man am beſten weg. Solche wenigſtnehmende Unternehmer waren Vater und Großvater, Melchior Brant und Sohn. Mein Großvater hatte das Geſchäft begründet und ſtand im Rufe eines in ſeiner Sache ausgezeichneten Mannes und dieß beſonders ſeit einer Unternehmung, die ihn beinahe zu Grunde gerichtet hätte. Er hat die Geſchichte oft genug erzählt.

Da war nämlich einmal — mein Vater war damals noch ein Kind — einige Stunden weit von unſerem Dorfe eine Brücke zu bauen; es verſtand ſich wie von ſelbſt, daß ſie Melchior Brant bauen werde. Aber da fand er bei der Ausbietung einen Mann, der ihm ſchon mehrere Male entgegengetreten war und offenbar den beſten Willen hatte, Melchior zu verdrängen. Dieſen Konkurrenten durfte man nicht aufkommen laſſen. Mein Großvater ärgerte ſich und in ſeinem Aerger nahm er immer weniger und weniger, bis ihm der Bau der Brücke zugeſchlagen wurde. Nun erſt, beim Lächeln ſeines Gegners und bei kühlerem Blute, merkte er, daß er und nicht ſein Konkurrent der ruinirte Mann war. Auf drei Stunden in der Umgegend war kein Steinbruch, den er beim Baue hätte benutzen können; er wird gezwungen ſein, den Stein aus ſo weiter Ferne herbeikommen zu laſſen, und die Transportkoſten werden eine größere Summe ausmachen, als ihm der Staat für die ganze Brücke zahlte. Traurig betrachtete er die Stelle, wo die Brücke ſtehen und wo er ſein ganzes Vermögen ins Waſſer verſenken ſollte; traurig umkreiste er dieſe Stelle ſeines Ruines. Nur manchmal blieb er ſtehen, um ſein ganzes Unglück zu überdenken, und bohrte er mit ſeinem Stocke in die Erde, gerade ſo, wie ſich der traurige Gedanke an Verfall und Armuth immer tiefer in ſein Herz bohrte. So bohrte er, auf einem Hügel ſtehend und nochmals auf ſeine Unglücksſtelle zurückblickend — aber da wollte der Stock nicht weiter in den Boden; etwas Steinhartes hielt ihn auf. Ein leuchtender Gedanke fuhr meinem Großvater durch den Kopf; er grub mit Stock und Taſchenmeſſer, er grub eifrig wie ein Maulwurf — er nahm endlich Hände und Nägel zu Hülfe — und o Glück! — er hatte einen Stein gefunden, einen Felſen, wie er ihn für ſeine Brücke nicht beſſer hätte beſtellen können — nicht hundert Schritte vom Bauplatze. Er war gerettet — er ſteckte die Hälfte der Summe, die ihm der Staat zahlte, als reinen Gewinn in die Taſche. Seit jener Zeit galt er für einen Mann, mit dem Niemand konkurriren könne, und baute er allein, ſpäter in Kompagnie mit meinem Vater, alle Vicinalwege, Brücken, Dämme, Schulhäuſer, auf wenigſtens acht Stunden in der Runde.

Das Alles wußte ich ſehr früh, nämlich daß wir Unternehmer und reiche Leute und endlich auch, daß wir „nobel“ waren, denn wir ſprachen deutſch im Hauſe und nur noble Leute ſprachen damals deutſch in Böhmen; czechiſch ſprach nur das gemeine Volk. Ich wunderte mich darum nicht, daß uns ſo viele noble Leute, Beamte und viele Fremde, die alle deutſch ſprachen, beſuchten — und ich war gar nicht erſtaunt, als es an jenem Abend, da ich der Mutter die Taſſen und die Andenken an Karlsbad reichte, an die Thüre klopfte und zwei Fremde eintraten, die ſehr vornehm ausſahen, beſonders der Eine, der Größere und Jüngere.

Er trug eine große ungariſche Bunda, oder Mantel mit Aermeln, der vorn viele Fangſchnüre hatte, deren eine dick und in vielfachen Knoten über die Schulter geworfen war und rückwärts eine große mit Gold gemiſchte Quaſte herabfallen ließ. Während er mit der einen Hand in den Schnüren ſpielte, hielt die andere eine ebenfalls fremdländiſch ausſehende Fiſchottermütze, wie denn die ganze Erſcheinung mit dem damals noch ſeltenen Schnurrbarte etwas Fremdartiges hatte. Schnurrbart und Adlernaſe gaben dem ſchönen Geſichte etwas ſehr Männliches, während doch Mund und Augen immer ſehr milde, weich und beinahe weiblich lächelten. Man mußte den jungen Mann, der übrigens jünger ſchien als er war, gleich lieb haben, und trotz ſeinem vornehmen, cavaliermäßigen Ausſehen fühlte man ſich doch gleich vertraut mit ihm. Auch ſah er mir ſehr aufmunternd zu, als ich mich näherte, um ſeine Bunda zu betrachten, ſo aufmunternd, daß ich an der großen Quaſte bald wie an einer Klingelſchnur zog. Er hielt ſich ſtille und ſchweigſam nahe der Thüre, während der andere Fremde, ein kleiner, ſehr beweglicher Mann von ungefähr fünfzig Jahren, auf meine Mutter zutrat, einen Brief aus der Taſche zog und mit einer Zunge, die eben ſo beweglich ſchien wie ſeine ganze Geſtalt, raſch eine Menge Komplimente hervorbrachte, ſich als Herrn Gregor Altmann, den andern als ſeinen Schwager Wilhelm Gerhard vorſtellte und, den Brief überreichend, ihn als ein Empfehlungsſchreiben ankündigte, das vom Bruder meiner Mutter komme, und ſofort im raſcheſten Zuge. Er war nicht zehn Minuten in der Stube, als wir ſchon ſeine Abkunft kannten, einen Blick in ſeine Verhältniſſe werfen konnten und als er ſchon die Schönheit unſerer Gegend, die Lage unſeres Hauſes, ja ſelbſt den Reichthum des Glasſchrankes gelobt, mich einen ſchönen Jungen genannt, die Beſchwerlichkeiten der Reiſe beklagt und bedauert hatte, den Vater nicht zu Hauſe zu finden. Meine Mutter hatte kaum Zeit, ihre Freude darüber auszudrücken, daß ſie Empfohlene ihres Bruders empfangen und ſich über die Unordnung auf dem Tiſche zu entſchuldigen. Sie war überzeugt, daß ſie hier zwei ausgezeichnete Männer begrüße. Ihr Bruder, Lehrer an der Hauptſchule einer großen Stadt, d. i. einer Stadt von ſiebentauſend Einwohnern, der Gelehrte der Familie, auf deſſen Wort meine Mutter viel gab, hatte ſie ja empfohlen!

Es that mir ſehr leid, als meine Mutter die beiden Fremden zum Großvater hinüber führte und mir nicht erlaubte mitzugehen. Ich hätte den ſchönen Mann in der ungariſchen Bunda gerne noch lange betrachtet und beinahe eben ſo gerne ſeinen kleinen dicken Begleiter plaudern hören. Und wahrhaft wehe that es mir, von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu ſein, als gleich darauf in der Küche der Großmutter ein arges Backen und Kochen losging. Ich hatte den einen Troſt, wenigſtens nicht aus der Küche gewieſen zu werden, und ich konnte ſehr wohl bemerken, wie Mutter und Großmutter, die ab- und zugingen, bedeutungsvolle Blicke tauſchten. Ich ahnte, daß etwas Großes und Außerordentliches vorging. Tante Helene war ſehr ſchweigſam, was mich ſehr wunderte, da ſie ſonſt Haus und Hof mit Geplauder und Geſang erfüllte. Mehr noch wunderte es mich, daß die Großmutter ihre Tochter, beſagte Tante Helene, die immer ſehr propre gekleidet war und die, nach dem Ausdrucke des Großvaters, immer ausſah, als hätte man ſie eben aus einem Büchschen genommen, heute nicht ſchön genug gekleidet fand. Sonſt fand ſie, daß ihr Töchterchen für ein Dorfmädchen ſich viel zu ſchön anziehe und viel zu viel Zeit darauf verwende. Heute fand ſie das Gegentheil, und Tante Helene ſträubte ſich ganz gegen ihre Natur, ein ſchöneres Kleid oder wenigſtens eine hübſchere Schürze anzulegen. Die Welt ſchien mir auf den Kopf geſtellt und ich ſah Großmutter, Mutter und Tante mit großen Augen an. Mit der Tante hatte ich einiges Mitleid, denn die Großmutter ſagte ihr, ſie ſtelle ſich dumm an und wiſſe mit den Fremden kein Wort zu ſprechen; darüber verwunderte ich mich noch mehr als über alles Andere, denn nicht einmal, ſondern hundert Male hatte ich es aus dem Munde meines Großvaters gehört, wie ſchade es ſei, daß aus dem Mädchen kein Junge geworden; das hätte einen Advokaten gegeben, der alle Andern auf zwanzig Meilen im Umkreiſe in den Sack geſteckt hätte. Ich wußte ja außerdem, daß ſie der Großvater bei den ſchwierigſten Geſchäften, bei den verwickeltſten Aufträgen verwendete, daß er ſie mit den höchſten k. k. Beamten, mit denen er in Berührung kam, verhandeln ließ. Und die ſollte mit Einem Male dumm geworden ſein. Es ſtand an jenem Abende nichts auf dieſer Erde feſt für mich; ich verſtand die Welt nicht mehr. Aber es ging mir doch ein Licht auf, als die Großmutter einen Augenblick, da die Tante die Küche verlaſſen hatte, benutzte, um meiner Mutter raſch zuzuflüſtern: „Du wirſt dich überzeugen, Sophie'chen, es iſt ein Freier. Was der Dicke da von Wollgeſchäften ſpricht, das iſt Alles Geflunker. Wann iſt noch ein Geſchäftsmann wegen der Wolle in dieſe waldige Gegend gekommen? Ich wette hundert gegen eins: es iſt ein Freier, der wegen meiner Helene kommt, und der Gelbſchnabel von Michel hat's zuerſt gemerkt. Hab' ich ſie doch mein Lebtag nicht ſo ſchüchtern und einfältig geſehen."

„Nun, und wenn es wäre?" fragte meine Mutter und fügte ſtolz hinzu: „Ein Mann, den mein Bruder empfiehlt, iſt gewiß empfehlenswerth."

„Ich ſage nicht Nein," gab die Großmutter zu, „und ſo viel man ſehen und hören kann, iſt es ein recht netter junger Mann, der ſich auch in der Welt umgeſehen hat. Er hat ganz Ungarn durchreiſt und kam, Gott weiß wie weit, bis an die türkiſche Gränze, wo alle Leute Soldaten ſind, und er erzählt ganz ſchön davon."

„Wenn ihn mein Bruder empfiehlt," ſagte wieder meine Mutter, „ſo iſt er gewiß ein recht gebildeter Mann, denn mein Bruder geht nur mit gebildeten Männern um."

„Davon bin ich überzeugt," beſtätigte wieder die Großmutter, aber ſie fügte etwas bedenklich hinzu: „Dein Bruder iſt ein Gelehrter — nun wir wiſſen ja, wie Gelehrte ſind — auf weltliche Angelegenheiten verſtehen ſie ſich ſchlecht. Dein Bruder, ich will dich nicht beleidigen, Sophie'chen, hat's auch nicht ſo weit gebracht, als es ein geſchickter Mann bringen könnte. Nun mag dieſer Herr Gerhard ein ganz geſchickter Mann ſein und ein ſchöner Mann iſt er gewiß, ob er aber darum eine gute Partie iſt, wie wir ſie Gottlob für unſere Helene mit Recht beanſpruchen dürfen, ob ſeine Umſtände derart ſind, daß zehntauſend Gulden Mitgift — aber," unterbrach ſich hier die Großmutter und wandte ſich mir zu, „da ſteht der kleine Lump und horcht auf jedes Wort, das wir ſprechen — man kann gar nicht mehr reden, ohne von dieſem kleinen Volke belauſcht zu werden."

Bei dieſen Worten faßte ſie mich an beiden Schultern und ſchob mich zur Küche hinaus. Ich war ſehr unglücklich, ſo plötzlich aus dem Familiengeheimniſſe ausgeſchloſſen zu ſein und brach in Weinen aus. Tante Helene, die eben aus der Stube trat, hob mich zu ſich empor und küßte mich mit noch größerer Zärtlichkeit als ſonſt und machte mir, während ſie mich in unſere Wohnung zurücktrug, alle möglichen Verſprechungen, um mich zum Schweigen zu bringen. Auch wiſchte ich mir ſogleich die Thränen ab und fühlte das Bedürfniß, ihr für ihre Zärtlichkeit und für ihre Verſprechungen meine Dankbarkeit zu beweiſen, indem ich ihr den Inhalt des Geſpräches von Mutter und Großmutter verrieth. „Tante Helene,“ ſagte ich, „der ſchöne junge Mann iſt ein Freier und hat das Land geſehen, wo alle Leute Soldaten ſind, und dann iſt noch etwas von zehntauſend Gulden dabei, aber ob er eine gute Partie iſt und von den weltlichen Angelegenheiten weiß der Onkel Schulmeiſter und weiß die Großmutter auch nichts, aber der Onkel Schulmeiſter kennt lauter geſchickte Leute.“

Nachdem mich die Tante hatte ausſprechen laſſen, befahl ſie mir zu ſchweigen und ſagte mir, wenn ich recht brav ſein und keinen Lärm machen wollte, ſo lange die Fremden im Hauſe ſind, ſo werde ſie mir ein Stück Pfannkuchen herunterbringen.

Aber ſie brachte keinen Pfannkuchen. Ich und mein kleines Brüderchen blieben den ganzen Abend in größter Einſamkeit. Als der Vater ſpät heimkam, holte ihn ſogleich die Mutter hinüber zum Nachteſſen. Sie ſelbſt kam bald darauf zurück, um uns ins Bett zu legen. Allein die aufregenden Vorgänge dieſes Abends ließen mich nicht ſchlafen und von unſerer Kinderſtube aus, die mit der großen Wohnſtube durch eine große Oeffnung, in welcher der Ofen ſtand, der beide Zimmer heizt, in Verbindung war, konnte ich Alles hören, was drinnen vorging und ſogar ſehen, wenn ich mich in meinem Bette nur ein wenig aufrichtete. Nach dem Nachteſſen kam mein Vater mit der Mutter in die Wohnſtube zurück. Die Mutter reichte ihm Kleider zum Wechſeln, er aber ſagte, indem er einen andern Rock anzog: „Es war nur eine Ausrede, daß ich den Rock wechſeln wollte, weil ich mit dir allein zu ſprechen wünſchte. Weißt du, Sophie, daß mir die zwei Leutchen gar nicht gefallen!“

„Wie,“ rief meine Mutter erſtaunt, „zwei Männer, die mein Bruder empfiehlt?“

„Die Empfehlung deines Bruders in Ehren, ſieht mir dieſer Herr Altmann ſo recht wie ein Spitzbube aus. Er ſpricht ſo ſchrecklich viel, als brauchte er die vielen Reden, um ſich dahinter zu verſtecken; das weiß ich aus dem Geſchäfte, daß die Leute, die ſo viel reden, nicht viel taugen und daß die Leute, die viel von Geld reden, nicht viel Geld haben.“

„Und der Andere?“ fragte meine Mutter.

„Ein ſchöner Mann, o ja, ein ſehr ſchöner Mann — ſehr ein ſchöner Mann, gewiß auch ein guter Menſch und wenn er ſpricht, thut er’s ohne Prahlerei und wie ich vermuthe auch nur darum, weil ihm der Andere geſagt hat, daß er ſprechen muß. Aber er iſt mir verdächtig, weil er mit dem Andern iſt. Er iſt nicht ſein eigener Herr, der Andere lenkt und leitet ihn und weil er ein ſo ſchöner Mann iſt, ſo glaube ich, daß der Andere mit ihm ſpekulirt.“

„Dazu iſt er denn doch ſchon zu alt,“ erwiderte meine Mutter, „auch muß er ſchon zu erfahren ſein, um ſich wie ein Mädchen gängeln zu laſſen, ein Mann, der ſo große Reiſen machte.“

„Ja dieſe Reiſen,“ ſagte mein Vater kopfſchüttelnd — „von hundert Reiſenden ſind neunundneunzig Abenteurer, bleibe im Lande und nähre dich redlich, und wo iſt er geweſen? In Ungarn, wohin alle Bankerottirer laufen, weil es dort keine Geſetze gibt; wäre er in Sachſen oder in Preußen geweſen, ich hätte nichts dagegen, Ungarn iſt mir verdächtig. Indeſſen,“ fügte mein Vater hinzu, „ich will nicht vorſchnell urtheilen und will dem jungen Manne nicht Unrecht thun, denn er ſieht ganz ordentlich und einnehmend aus. Uebrigens wird man ſich ja erkundigen und wird der Mann, bevor es zum Klappen kommt, mit der Sprache herausrücken müſſen. Dazu bin ich ja da, der Bruder, und iſt der Vater da. Wir werden ſehen.“

So ſprechend, verließ der Vater wieder das Zimmer, um zu den Gäſten hinüberzugehen; die Mutter hängte ſeinen Rock in den Schrank und wollte eben zu uns herüberkommen, um nach den Kindern zu ſehen, als die Thüre aufflog und meine ſchöne Tante Helene hereinſtürzte. Zwar einmal im Zimmer wußte man nicht, was ſie ſo eilig da zu thun hatte, denn ſie blieb ruhig an der Thüre ſtehen und ſagte nichts. Meine Mutter ſah ſie an und fragte, was ſie wollte, da wurde ſie wieder lebendig und rief: „Sophie, weiß Gott, ſo ein Mann iſt mir mit einem halben Kopf lieber, als ein Neuberg mit zwei Köpfen.“

„Man ſollte wirklich glauben, daß du ſchon verliebt biſt,“ ſagte meine Mutter mit einigem Vorwurf in der Stimme.

„Ja,“ erwiderte die Tante mit Entſchiedenheit, „ich bin es,“ und dabei hob ſie den Kopf in die Höhe und ſah meine Mutter ſo herausfordernd an, daß ich glaubte, ſie wollte zu zanken anfangen.

„Aber Helene,“ ſagte meine Mutter beſchwichtigend, „du biſt ja ein geſcheidtes Mädchen. So ein Schritt will überlegt ſein — du biſt ja ſonſt nicht ſo. Man weiß ja noch gar nichts von dieſem Manne, und ob er zu dir paßt, und ſeine Vermögensverhältniſſe —“

„Das iſt mir Alles gleichgültig! Dieſen oder Keinen,“ rief die ſchöne Tante, und als ob ſie nirgends Ruhe hätte, oder noch einen Widerſpruch von meiner Mutter befürchtete, lief ſie wieder zum Zimmer hinaus und meine Mutter folgte ihr.

Da war wieder ſehr Vieles, was mir Kopfbrechen verurſachte und Vieles, was mir neue Lichter auſſteckte. Daß der Neuberg mit zwei Köpfen neben dieſem Fremden mit einem halben Kopfe genannt wurde, das erklärte mir zum erſten Male, warum denn dieſer gute Neuberg ſo oft zu uns ins Haus kam und warum er mir erſt vor Kurzem einen Kanarienvogel geſchenkt hatte. Offenbar wollte er ebenſo wie dieſer Fremde mein Onkel werden. Es ſchmeichelte mir, daß er mich mit dem Kanarienvogel beſtechen wollte und ich bedauerte ihn, in Erinnerung an die vielen häßlichen Sachen, welche Tante Helene hinter ſeinem Rücken geſagt hatte. Sie fand ihn nämlich überaus dumm und plump. Ich konnte ihr, wenn ich ihn mit dem Fremden verglich, nicht Unrecht geben, aber die Geſchichte von dem halben Kopf und von den zwei Köpfen verſtand ich doch nicht recht; ich wußte am Ende nicht mehr, welchem von Beiden ſie einen halben und welchem ſie zwei gegeben hatte und ich glaube, ich träumte ſchon als ich die beiden Freier meiner ſchönen Tante Helene abwechſelnd mit einem halben, mit einem ganzen und mit zwei Köpfen geſpenſtiſch vor mir herumtanzen ſah. Ich ſchlief ſehr unruhig, und als mich die Mutter am andern Morgen nach der Urſache fragte, ſagte ich, ich hätte deßhalb ſchlecht geſchlafen, weil die Tante Helene eine ſchlechte Partie machen ſolle.

Zweites Kapitel.

Die beiden Fremden reiſten am Tage nach ihrer Ankunft wieder ab. Es hatte ſich im Hauſe nichts verändert und doch war alles anders und ganz anders, als nach der Abreiſe anderer Beſuche. Alle Welt ſprach von Herrn Wilhelm Gerhard, nur Tante Helene nicht. Sie war nicht ſchweigſamer als ſonſt; ſie war lebhaft wie immer, aber ſie ſah aus wie Jemand, der im Geheimen zu etwas entſchloſſen iſt, und wenn die Andern von dem Fremden ſprachen, ſagte ſie kein Wort, aber gerade das ſchien zu bedeuten: ſagt ihr, was ihr wollt, ich weiß doch, was ich thun werde. So viel ich mich erinnere, war das ganze Haus in zwei Parteien getheilt, die Einen für, die Andern gegen den Freier und beide Parteien wußten nicht recht, warum ſie für oder gegen waren. Der Großvater ſtand damals auf Seiten des Fremden, nur weil ihm die Großmutter geſagt hatte, daß Helene gewaltig verliebt ſei und daß ſie ſich die ganze Nacht ſchlaflos im Bette hin- und herwälze. Es war mit dem Großvater eine eigene Sache. Sein Lebenlang im höchſten Grade praktiſch und auf Erwerb ausgehend, wurde er in ſeinen alten Tagen romantiſch.

Seit ihn die Gicht den größten Theil des Jahres an das Haus bannte und ihn zwang, die Geſchäfte ſeinem Sohne zu überlaſſen, wurde er jung und etwas phantaſtiſch. Er ließ ſich von aller Welt Geſchichten erzählen und er ſelbſt erzählte uns Kindern Geſchichten aus alten Zeiten und allerlei Märchen, die er kannte oder ſelber erfand. Am Lebhafteſten aber äußerte ſich ſeine zweite Jugend im Verhältniß zu ſeiner jüngſten Tochter Helene. Nachdem er ſchon vier ſeiner Kinder gut verſorgt und verheirathet hatte, hing ſein ganzes Herz an dieſem ſeinem jüngſten Kinde, und er holte bei dieſem Töchterlein alle Zärtlichkeit nach, die er bei ſeinem früheren Geſchäftsleben den andern Kindern gegenüber verſäumt hatte. Helene konnte er nicht nur Nichts verſagen, jeder ihrer Wünſche wurde ſein eigener Wunſch und in ihm viel lebhafter als in dem Märchen. Es reichte hin, daß ihr etwas gefalle, und der Großvater kaufte es ihr ſofort, ſelbſt wenn ſie ſich gegen die Ausgabe ſträubte und mit dem Gefallen bei ihr auch nicht der geringſte Wunſch nach Beſitz verbunden war. Es war übrigens natürlich, daß der alte Mann dieſen Troſt ſeines Alters liebte. Helene, wenn auch nicht ſo ſchön, wie ſich ihr Vater einbildete, der ſie für die größte Schönheit des Landes hielt, war in der That ein überaus reizendes Mädchen und dabei eines von jenen glücklichen Geſchöpfen, denen Alles gut ſteht, was ſie immer an- und umthun mögen. Sie vereinigte die widerſprechendſten ſchönen Eigenſchaften in ihrer Erſcheinung; ſie war kräftig und zart, derb und anmuthig, ruhevoll und beweglich, ſtolz und überaus freundlich und einnehmend. Mein Großvater kannte kaum eine größere Freude, als ſie anzuſehen, wenn ſie zu Beſuche ging, beſonders am Sonntage ſchleppte er ſich mit Mühe auf die Bank vor der Hausthüre, von welchem Standpunkte aus er ihr am längſten nachſehen konnte, wie ſie über die Teichdämme, über die Wieſe, dem etwas entfernten Dorfe entgegenſchritt und man konnte ſicher ſein, daß er ſeinen Sitz nicht eher verlaſſe, als bis er, und zwar immer mit der Brille auf der Naſe, ſie deſſelbigen Weges zurückkommen geſehen. Ebenſo gerne hörte er ſie ſprechen und aus jedem ihrer Worte ſog er die Ueberzeugung ein, „daß ſie wie das ſchönſte auch das geſcheidteſte Mädchen im Lande ſei.“ Er hatte nur einen Kummer. Er war nicht ſo reich als die Welt glaubte. Jedem ſeiner vier verſorgten Kinder hatte er zehntauſend Gulden W. W. mitgegeben; Ausſtattung und Hochzeiten, die ſeinem Stolze entſprechend ausfallen mußten, hatten auch an zwanzigtauſend Gulden gekoſtet, Summa: ſechzigtauſend Gulden, ein großes Vermögen für einen damaligen reichen Mann des offenen Landes. Es war ihm noch ſo viel übrig geblieben, um Helenen ebenſo reich auszuſtatten wie die andern Kinder. Nicht das grämte ihn, daß er, wie er allein wußte, nachher als ein alter armer Mann zurückbleibe, ſondern, daß er einem ſolchen Mädchen nicht einen Mann in höheren Kreiſen ſuchen könne. Inſoferne war ihm der vom Himmel gefallene Freier, Herr Wilhelm Gerhard, von dem er ſonſt nichts wußte, ſehr lieb, als dieſer mit Ausſehen, Auftreten, Erfahrung und Bildung dieſen hohen Kreiſen bis zu einem gewiſſen Grade angehörte. Alles das zuſammengenommen machte, daß er entſchieden auf Seiten Helenens ſtand und entſchloſſen war, dem jungen Manne, der in einiger Zeit wiederkommen ſollte, im Falle er um die Hand ſeiner Tochter anhielte, eine hoffnungsvolle Antwort zu geben. Mein Vater hingegen, der noch ganz in der praktiſchen Periode ſtak, aus welcher der Großvater in ſeiner zweiten Jugend herausgewachſen war, empörte ſich über die Liebe des Mädchens und über die Voreingenommenheit des alten Mannes einem Fremden gegenüber, von dem man ſo wenig wußte, der offenbar weder Stand noch Geſchäft hatte, ihm eben wegen ſeiner Schönheit und Liebenswürdigkeit als ein unpraktiſcher Geſelle und in der Geſellſchaft ſeines Schwagers noch dazu als verdächtig erſchien. Die Großmutter ſchwankte; mein Vater hatte ſie mit ſeinem Mißtrauen angeſteckt und ihre mütterliche Liebe war auf der einen Seite beſorgt, auf der andern gab ſie gerne der Neigung ihres Kindes nach, und dieſes Letztere hielt ſie für unbedingt nothwendig, überzeugt wie ſie war, daß jeder

Widerſpruch Helenen in ihrem Entſchluſſe nur befeſtigen könne. Helene, die ſich bisher allen Bewerbern gegenüber überaus ſpröde benommen hatte, galt bei Jedermann für ſtolz und kalt, bei Jedermann, nur nicht bei der Mutter; dieſe behauptete immer, daß wenn dieſes Kind ſich einmal irgend etwas oder irgend Jemand in Kopf oder Herz ſetzen werde, es keine Macht der Erde wieder werde austilgen können und daß, wenn Helene ſtolz ſei, ſich dieſer Stolz gegen Diejenigen kehren werde, die ſich ihrem Entſchluſſe widerſetzen. Ebenſo hatte ſie immer behauptet, daß das Alles über Nacht kommen werde, und als es kam, war ſie weniger überraſcht als erſchrocken. Auch meine Mutter war ſchwankend. Als junge Frau nahm ſie Partei für die Liebe und als Schweſter für den Empfohlenen ihres gelehrten Bruders, aber mein Vater, auf deſſen Urtheil ſie ſo viel gab, war am Ende doch ſtärker als der abweſende Bruder und brachte ſie dahin, daß ſie zur Zeit mehr gegen als für die Heirath war. Doch ſpielt meine Mutter in dieſer Geſchichte eine zu kleine Rolle, als daß wir ihre Gefühle, mit denen ſie dabei betheiligt war, näher auszuführen brauchen.

Außerdem kenne ich das Alles nur aus ſpätern Mittheilungen. Als Augenzeuge kann ich nur erzählen, was ich wirklich mit Augen geſehen.

Ungefähr vierzehn Tage nach dem erſten Beſuche kehrte Herr Wilhelm Gerhard wieder und zwar allein, ohne ſeinen Schwager, was ihm im Allgemeinen ſehr zum Vortheile gereichte. In Folge deſſen lud man ihn ein, dießmal länger zu bleiben und er blieb auch drei Tage. Sein etwas furchtſames und ſchüchternes Weſen gab ihm einen Anſtrich größerer Jugend als er wirklich beſaß, und dieſes wieder flößte mehr Vertrauen ein. Man glaubte ihm gerne und mein Vater übernahm es, ihn über ſeine Vermögensverhältniſſe auszuforſchen. Es war bald unzweifelhaft, daß er in ſeiner Stadt S.. ein zweiſtockiges Haus beſaß und ein zweiſtockiges Haus in dieſer wohlhabenden Kreisſtadt war ein Beſitz, der zu einer Mitgiſt von zehntauſend Gulden W. W.

im höchſten Grade berechtigte. Freilich konnte man vom Beſitze dieſes Hauſes nicht leben und hatte Wilhelm Gerhard, wie er offen eingeſtand, auch kein eingerichtetes Geſchäft; aber er war erſt vor Kurzem von Reiſen heimgekehrt, hatte noch keine Zeit ſich einzurichten, und geſtand außerdem mit Offenheit ein, daß er ſich verheirathen und die etwaige Mitgift zur Errichtung eines Geſchäftes benutzen wolle. Praktiſchen Männern, wie Vater und Großvater waren, konnte es nicht mißfallen, daß ein junger Mann nach einem beträchtlichen Heirathsgut ausblicke und daß er ein Geſchäft erſt mit Fonds in Händen beginnen wolle. Die Stellung des jungen Mannes wurde im Hauſe eine viel beſſere; man machte Spaziergänge mit ihm, man erlaubte ihm, dem jungen Mädchen den Arm zu geben, auch dem Reſt der Geſellſchaft manchmal einen Vorſprung abzugewinnen und Worte auszutauſchen, die die Andern nicht hören konnten. Ich erinnere mich genau, wie oft ich auf dieſen Spaziergängen von meiner Mutter zurückgerufen wurde, wenn ich mich, alter Gewohnheit folgend, an Tante Helene angehängt hatte. Wilhelm Gerhard reiſte nicht ab, ohne dem Großvater ſeine Abſichten kund gethan zu haben.

Ungefähr zehn Tage ſpäter wurde aus der Scheune die alte Kaleſche hervorgezogen und vom Knechte in allen ihren Theilen auf das Sorgfältigſte geputzt und hie und da ſogar friſch angeſtrichen; ſie hieß in der Familie nur die Arche Noäh und ſtammte aus der Verlaſſenſchaft eines Dekans, nach deſſen Tode ſie mein Großvater um volle fünfundfünfzig Gulden erſteigert hatte. Neben dieſen fünfundfünfzig Gulden hatte ſie noch allerlei Koſten verurſacht, da ſie roth angeſtrichen war, wie ſämmtliche Kaleſchen der reichen Pfarrer, Dekane und Pröbſte der Umgegend und mein Großvater nicht für einen Geiſtlichen gehalten werden wollte. Die rothe Farbe wurde demgemäß mit einer blauen überzogen. Da aber das Blau nicht dick genug aufgetragen war, außerdem der Zeit und dem Wetter wich, ſchlug das geiſtliche Roth durch die dünne Hülle immer wieder durch und es gab eine höchſt niederſchlagende Farbenmiſchung. Trotzdem war die Arche Noäh der Stolz des Großvaters und der ganzen Familie, denn wir waren die einzigen Bürgerlichen der ganzen Umgegend, die eine Kaleſche beſaßen; dennoch, da mein Großvater es nicht liebte, übertriebenen Luxus zu treiben und vor Allem den Neid ſeiner Mitbürger nicht wecken wollte, kam die Arche Noäh nur bei ſeltenen und höchſt feierlichen Gelegenheiten zum Vorſchein. Es ging gewiß immer etwas Großes vor, wenn ſie ſelbſt aus der Scheune hervorgezogen und wenn die Kiſſen und das Spritzleder aus der Kammer, wo man ſie beſonders verwahrte, hervorgeholt wurden. Heutzutage würde eine verweichlichte und verderbte Welt mit Spott auf eine Kaleſche niederſehen, die vorn unmittelbar auf der Achſe lag und in dieſen Theilen ebenſo erſchüttert wurde wie jeder gewöhnliche Bauernwagen, damals aber war man ſtolz auf die zwei weit ausgebogenen Federn, auf denen ſie ſich mit dem hintern Theile zu wiegen begnügte. Es iſt wahr, daß man in der Arche Noäh niemals eine Reiſe ohne irgend einen kleinen Unfall zurücklegte, da ſie bereits ein bedeutendes Alter hinter ſich hatte und daß die Großmutter den Großvater immer mit größerer Beſorgniß in der Kaleſche als in einem gewöhnlichen Bauernwagen abreiſen ſah — aber es war doch eine Kaleſche, und da man ſie beſaß, war man es ſich und ſeiner Würde ſchuldig, ſie bei großen Gelegenheiten zu benutzen. Das Erſcheinen der Kaleſche auf dem Hofe war immer ein Ereigniß, erfüllte mein Gemüth immer mit großer Feierlichkeit und prägte ſich darum meinem Gedächtniſſe ein. Und ſo erinnere ich mich ganz wohl, wie der Großvater hineingehoben wurde, wie ihm mein Vater nachſtieg, wie Beide ihre Sonntags-Kleider anhatten und wie die Großmutter Beiden anempfahl, ſich das Haus Gerhards doch recht anzuſehen und ſich überhaupt genau zu erkundigen; ferner wie Mutter und Großmutter der Kaleſche lange nachſahen, ſo lange ſie ſichtbar war und wie ſie dann noch gedankenvoll im Hofe ſtehen blieben. „Mein armer Melchior," ſagte endlich meine Großmutter, „ich hätte nicht gedacht, daß er in ſeinen alten Tagen und mit ſeinem Podagra noch ſo eine lange Reiſe von zwanzig Meilen machen werde. Was thut man nicht für ſeine Kinder! Wenn's nur zum Guten ausſchlägt. Gott gebe es!"

Vater und Großvater blieben viele Tage aus, denn ein Weg von zwanzig Meilen mit eigenen Pferden und einer Kaleſche wie die unſrige, auf ſchlechten Wegen, wie man ſie damals in unſerem Lande nicht anders kannte, nahm wenigſtens drei Tage in Anſpruch und ſo mochten wohl an zehn Tage vergangen ſein, als die Kaleſche wieder in den Hof einfuhr, Großmutter und Mutter ihr entgegen, während Tante Helene in der Stube blieb und unwillkürlich nach der Rampe des Kachelofens griff um ſich daran zu halten. Sie trat erſt auf den Hof, als der Vater ausrief: „Wo iſt denn das Mädel?" Er drückte ſie in ſeine Arme, küßte ſie und ſagte mit bebender Stimme: „Nun gebe dir Gott alles Glück und mögeſt du's nie bereuen! Du biſt Braut." Auf dieſes Wort brach Alles in Weinen aus; ich weinte mit und alle Mägde, die auf den Schwellen der beiden Hausthüren erſchienen waren, um die Kaleſche zu ſehen, weinten ebenfalls mit und Alle wußten ſogleich wer der Bräutigam war, obwohl es ihnen Niemand geſagt hatte und obwohl ſie gethan hatten, als ob ſie gar nichts merkten. Sie fanden auch Alle, daß Fräulein Helene ganz recht gethan habe und daß ſie einen ſehr ſchönen Mann bekomme, der ſehr vornehm ausſehe. Helene gab Allen die Hand und lief dann in ihr Zimmer um ſich auszuweinen. Ich lief ihr nach, denn ich hielt es für meine Pflicht ihr ebenfalls zu ſagen, daß ſie Recht habe, wie's die Andern gethan hatten. „Weine nicht, Tante Helene," rief ich ihr ſchon von der Schwelle zu, „du haſt ja ganz recht gethan." Sie nahm mich auf ihren Schooß, küßte mich und ſagte: „Gott gebe, daß du wahr ſageſt." Dann fing ſie noch heftiger zu weinen an und ich wußte nicht mehr, was ich ſagen ſollte.

Drittes Kapitel.

Der Bräutigam kam bald, und da er zu Hauſe nichts zu thun hatte, blieb er mehrere Tage, und das war für uns Kinder eine luſtige Zeit; er brachte uns Hanswürſte und Steckenpferde mit und zu den Beſuchen, die er mit ſeiner Braut in der Nachbarſchaft machte, wurden wir und zwar immer in der Arche Noäh mitgenommen. Im Hauſe viel beſſer gekocht als ſonſt; Gänſe und Truthühner, unſere guten Bekannten verſchwanden vom Hofe und ich durfte bei den großen Mahlzeiten immer mit dabei ſein. Da ſaß Onkel Gerhard immer neben der Tante Helene und ich ſah es ganz deutlich, wie ſie manchmal unter dem Tiſch einander die Hände drückten. Ich ſah auch, wie der neue Onkel die Tante manchmal, wenn ſie allein waren, da ich nicht zählte, ſehr herzlich und oft umarmte und küßte. Ich glaubte nun den deutlichſten Begriff vom Zuſtande der Brautſchaft zu haben. Dieſer ſetzte ſich für mich aus Beſuchen in der Kaleſche, aus gebratenen Gänſen und Truthühnern, Sonntagskleidern, Händedrücken und Küſſen zuſammen. Es ſchien mir der ſchönſte Zuſtand der Welt und ich begriff ſehr wohl, daß Neuberg, der zu dieſem Zuſtand nicht kommen konnte, der einzige Traurige in der Geſellſchaft war; der Leſer weiß es ſchon, daß dieſer ebengenannte junge Mann zu den unglücklichen Bewerbern der Tante Helene gehörte. Er war der Sohn des Dorfarztes, der, ſo lange er lebte, der gute Freund des Hauſes geweſen, und deſſen Freundſchaft ſich auf den einzigen Sohn vererbte. Auch er hatte Arzt werden ſollen, fiel aber zu wiederholten Malen durchs Examen, ergab ſich in ſein Schickſal und lebte auf dem Dorfe von der Rente des kleinen Vermögens, das ihm ſein Vater hinterlaſſen. Er hatte keine andere Beſchäftigung als die, der Tante Helene alle möglichen Aufmerkſamkeiten zu erweiſen, immer für ſie beſorgt zu ſein und ihr trotz wiederholter Zurückweiſungen den Hof zu machen. Er gab es ſelber zu, daß er gar nicht der Mann ſei, der auf ein Mädchen wie Helene Brant Anſprüche erheben dürfe. Er nannte ſich ſelbſt eine Vogelſcheuche, eher gemacht abzuſtoßen als anzuziehen und einen Menſchen, der offenbar zu Nichts nütze ſei, da er nicht einmal das leichte chirurgiſche Examen habe machen können. Aber wer konnte ihm verbieten die Reize Helenens und alle ihre Vorzüge anzuerkennen und ſie zu lieben. Was wäre es, wenn er das nicht thäte, was ihm allein einen Werth in ſeinen eigenen Augen gab. Es war gewiß ein Zeichen ſeiner Aufrichtigkeit, daß er nach der Verlobung wie vorher alltäglich ins Haus kam, freilich noch etwas ſchweigſamer als ſonſt und nach einigen Tagen auch etwas trauriger. Es fragte ihn Niemand nach der Urſache und das gerade bewog ihn ſich darüber auszuſprechen und zwar gegen meine Mutter.

„Ihr meinet Alle,“ ſagte er eines Tages nach der Abreiſe Gerhards, „daß ich aus Eiferſucht traurig bin, oder weil Helene einen Andern gewählt hat. Nicht im Geringſten, ich finde das natürlich, aber ich weiß, daß ihr über die Verhältniſſe des Verlobten nicht im Klaren ſeid und daß man Helenen verlobte, weil ſie verliebt iſt. Wenn ſie nun ihre Liebe ins Unglück ſtürzt?“

„Nun,“ fragte meine Mutter zurück, „hätten Sie an unſerer Stelle anders gehandelt? Sie behaupten ja immer, daß die Liebe bei einer Heirath die Hauptſache ſei, hätten Sie Helenen einen Mann verſagt, den ſie liebt, nur weil er arm iſt?“

„Gott bewahre,“ rief Neuberg, „einmal weil es gegen meine Grundſätze wäre, dann weil ſich Helene Nichts verſagen läßt. Hättet ihr euch dieſer Heirath widerſetzt, ſie hätte ihn erſt recht und trotz euch genommen.“

„Nun alſo?“ fragte meine Mutter wieder.

„Ich wünſchte nur,“ fuhr Neuberg fort, „daß ihr Perſonen und Verhältniſſe beſſer kennen gelernt hättet. Dann wenn etwas nicht richtig iſt, ließ ſich doch vorbauen.“

Meine Mutter tröſtete ihn damit, daß die Brautreiſe demnächſt unternommen werden ſolle. Es war nämlich Sitte in bürgerlichen Kreiſen unſeres Landes, daß die Braut, wenn ſie ſich auf eine gewiſſe Entfernung verheirathete, vorher in Begleitung von Anverwandten das Haus des Bräutigams beſuchte, um Haus und Familie kennen zu lernen. Meine Mutter ſollte die Brautreiſe mitmachen und ſie verſicherte dem beſorgten Neuberg, daß ſie ſich recht umſehen wolle. Sie war dazu um ſo mehr entſchloſſen als es der ganzen Familie gleich nach der Verlobung wie Schuppen von den Augen fiel und ſich Jedermann ſagte, daß man ſich von dem Wunſche, Helenen zu gefallen, zu ſehr hinreißen laſſen und die ganze Angelegenheit überſtürzt habe.

Die Reiſe wurde gemacht, da ich aber nicht mit von der Partie war, ſo kann ich nur berichten, was ich mit Staunen nach der Heimkehr durch mehrere Tage immer wieder und wieder erzählen hörte. Zwar die Tante Helene ſelbſt erzählte Nichts, dafür aber Mutter und Großmutter deſto mehr; ſie waren von Allem, was ſie erlebt hatten, ſo entzückt, daß ſie ſich, wenn ſie Vater und Großvater nicht zu Zuhörern hatten, die ganze Geſchichte ſelber rekapitulirten. Nach dieſen Berichten ſtand es in den Gerhard'ſchen Familien aufs Schönſte und Beſte. Des Bräutigams Mutter war eine vorzügliche Frau, ſeine Schweſtern ganz vortreffliche Perſonen; Helene konnte ſich unmöglich eine beſſere Schwiegermutter und beſſere Schwägerinnen wünſchen, ſelbſt Herrn Altmann, dem Schwager, hatte man unrecht gethan. Es war allerdings wahr, daß er zu hoch hinaus wollte, daß er zu ſehr wie ein großer Herr lebte, dafür aber hatte er auch die Manieren eines großen Herrn, wie man überhaupt von der ganzen Familie Lebensart und Sitte lernen konnte. Es war erſtaunlich, wie ſie ſich in dem Gerhard'ſchen Hauſe auf das Vornehmſein verſtanden. Bei Tiſche z. B. hatte Jedermann bis auf das kleinſte Kind eine Serviette, ein Luxus, der damals in unſerer Gegend noch ſehr ſelten war. Der Braut und ihren Begleiterinnen brachte man des Morgens Orangen ins Bett. Solcher Kleinigkeiten wußten die Heimkehrenden unzählige zu berichten und prieſen Helenen glücklich, in ſolcher Umgebung und in einer ſo großen Stadt künftig leben zu können. Nur Eines fiel ſtörend auf. Der Bräutigam hat der Braut die von der Sitte unumſtößlich gebotene Perlenſchnur nicht geſchenkt. Mein Vater fragte gleich darnach und war ſehr unangenehm berührt, als man ſie ihm nicht zeigen konnte. Man beruhigte ihn damit, daß die Perlenſchnur ganz gewiß nachkommen werde, daß ſie der Bräutigam während des Beſuches, wie es die Sitte gebot, uns darum nicht geſchenkt, weil in dieſer Stadt keine zu haben war, die er für ſchön und Helenens würdig genug gehalten hätte.

Trotz dieſer Verſicherung blieb mein Vater, der nun einmal argwöhniſch war, verſtimmt, und bald ſollte die Verſtimmung bei ihm und bei allen Andern noch größer werden.

In all dem Rumor und in all den Aufregungen nach der Heimkehr hatte man nicht bemerkt, daß Neuberg verſchwunden war, und man war ſehr erſtaunt, ihn nach einigen Tagen vom Walde herab auf der Landſtraße daherkommen zu ſehen, mit einem Felleiſen auf dem Rücken und einem Stock in der Hand, beſtaubt und etwas vernachläſſigt und müde, ganz wie ein Mann, der eine größere Fußreiſe hinter ſich hatte. Man ließ ihn am Hauſe nicht vorübergehen, man rief ihn auf den Hof und er ſollte erzählen, woher er komme, welche wichtigen Angelegenheiten ihn, der ſeit Jahren das Dorf nicht verlaſſen, in die Ferne getrieben haben. Er ſetzte ſich hin an die Seite des Großvaters, räuſperte ſich und war offenbar in Verlegenheit. „Nun,“ ſagte er endlich, „eben weil ich ſeit Jahren das Dorf nicht verlaſſen, iſt es natürlich, daß ich auch einmal eine Reiſe machte. Die wichtigen Geſchäfte, die ich hier verſäumte! nicht wahr, iſt es nicht gleichgültig, ob ich meine faule Haut hier oder anders wo herum ſchleppe. Reist doch heut zu Tage alle Welt.“

Darauf brachte er das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand, erzählte etwas von einem Vetter und fragte die Großmutter, wie ſie mit ihrer Reiſe zufrieden ſei? Die Großmutter fing, ſchnell bereit, das bekannte Lied von der Vornehmheit und von der Lebensart des Gerhard'ſchen Hauſes zu ſingen an und merkte in ihrem Eifer nicht, wie ihr Neuberg mit einem bedenklichen Kopfſchütteln zuhörte und manchmal ein „hm, hm“ oder „jo, jo“ dreinbrummte und dabei das Kinn auf den Knopf des Stockes ſtützte. Sie war ſehr überraſcht, als Neuberg in einem Augenblicke, da Helene, vielleicht müde, die Erzählungen von der Vornehmheit ihrer neuen Anverwandten anzuhören, ins Haus gegangen war, ſich plötzlich vorwärts neigte und halblaut in den Kreis hineinſagte: „Ich war auch in S.. und ich kenne jetzt die ganze Familie ſo gut wie ihr und vielleicht beſſer.“

„Was? wie?“ fragte Alles wie aus einem Munde.

„Was ſollte ich hier, wenn Helene fort war,“ ſagte Neuberg mit großer Einfalt. „Da dachte ich: du gehſt auch nach S.. und erkundigſt dich dort; auf die Weiber kann man ſich ja doch nicht verlaſſen, die laſſen ſich Sand in die Augen ſtreuen, und daß ich Recht hatte, habt ihr mir eben bewieſen, Frau Brant.“

Die Großmutter wollte auffahren, er aber machte eine beruhigende Bewegung mit der Hand und ſagte mit zitternder Stimme: „Ich habe euch nicht beleidigen wollen und es handelt ſich da gar nicht darum, ob wir miteinander empfindlich ſein wollen, ſondern es handelt ſich um das Glück Helenens.“

„Er hat Recht,“ ſagte der Großvater und zu Neuberg gewendet, fragte er: „Und was haſt du erſehen?“

Neuberg ſtand auf, bückte ſich vor und ſagte mit einer heftigen Armbewegung und mit eindringlicher Betonung, obwohl halb leiſe: „Ruinirt, verſchuldet, die Haare auf dem Kopfe ſind ſie ſchuldig, kein Stein ihres Hauſes gehört mehr ihnen — die Mitgift wird nicht hinreichen, alle Schulden zu bezahlen. — Und die Orangen, die ihr gegeſſen habt,“ ſagte er zur Großmutter und zu meiner Mutter, „ſind auch noch nicht bezahlt, und die Perlen, die kommen werden, ſind auf Borg bei einem Wucherer genommen, dem ſie nach der Hochzeit zu dreifachem Preiſe bezahlt werden ſollen.“

Nach dieſer Mittheilung drehte ſich Neuberg raſch um und ging, wie empört, daß man dieſe Angelegenheit ſo leichtſinnig betrieben, dem Dorfe zu.

Die ganze Geſellſchaft blieb wie in Erſtarrung ſitzen; Eins ſah das Andere an, ob man nicht das Schweigen brechen wolle, aber Keines hatte den Muth dazu. Wie vorauszuſehen war, fand die Großmutter zuerſt das Wort wieder: „Bah,“ rief ſie, „Narrenspoſſen, als ob man nicht wüßte, daß man dem Narren aufbinden kann, was man will. Und ein guter Junge, wie er immer ſein mag, darf man doch nicht vergeſſen, daß er von Helenen einen Korb bekommen hat, den er nicht verwinden kann. Was erfindet nicht Alles die gekränkte Eitelkeit und die Eiferſucht.“

„Nein, nein,“ ſchüttelte der Großvater den Kopf, „der Neuberg erfindet nichts, und was er ſagt, hat jedenfalls —“

Er unterbrach ſich, denn Helene trat wieder in den Hof. Alles ſchwieg und Niemand wußte was draus zu machen, als ſie ihren Blick raſch prüfend über die Geſichter ſtreifen ließ, und den Kopf an die Pfoſte der Hausthüre lehnend und die Arme ineinander verſchränkend, traurig vor ſich hinlächelte. Der Großvater lud ſie ein ſich zu ihm auf die Bank zu ſetzen, und legte den Arm um ihren Nacken. Er wollte ſprechen, aber er konnte nicht. Mein Vater, als er Thränen in den alten Augen ſah, ſprang verdrießlich auf, legte die Arme über den Rücken zuſammen und ging von dannen; die Großmutter und meine Mutter fingen bei demſelben Anblick zu ſchluchzen an. Nur Helene blieb ruhig und ſagte: „Vater, gib dir keine Mühe, ich weiß was du mir ſagen willſt. Was ſoll ich thun? Was befiehlſt du? Ich bin zu Allem bereit. Nur abſchreiben will ich ihm nicht, denn ich liebe ihn und laſſe nicht von ihm, was immer daraus folgen möge.“

„So weit, mein Kind, ſind wir noch nicht,“ erwiderte der Großvater mit ſichtlicher Anſtrengung, „wir wollen nur genau wiſſen, was von der Sache zu halten. Gehe hinein und ſchreibe ihm in zwei Worten, daß er hierher kommen und uns Rechenſchaft geben ſolle.“

„Das will ich thun, Vater, um deinetwillen,“ ſagte Helene, und ging ſofort ins Haus.

Mein Vater, Helenens Bruder, war unglückſeliger Weiſe nicht ſo ſanftmüthig wie ſein Alter. Als er hörte, daß Helene an ihren Bräutigam ſchreibe, eilte er hinein zu ihr und beſchwor ſie, die Sache ſogleich und ein- für allemal abzumachen. Einen ſolchen Menſchen, der keinen Stand, kein Geſchäft, kein Vermögen, nichts als Schulden habe und nichts könne als etwas Violinſpielen, könne ſie ja doch nicht heirathen. Da ihm Helene nur mit ruhigem Lächeln antwortete, erzürnte er ſich immer mehr und befahl ihr, ihm ſogleich zu ſchreiben, daß ſie ihn als einen Betrüger anſehe und drohte ihr, wenn ſie das nicht thue, ſie nicht mehr als ſeine Schweſter betrachten zu wollen.

„Ich werde es nicht thun," antwortete Helene ruhig, und mein Vater verließ ſie im höchſten Zorn und verſicherte draußen im Hofe, daß er ſich in die dumme Geſchichte nicht mehr miſchen wolle, und daß er die eigenſinnige Schweſter ihrem Schickſale überlaſſe.

Am ſelben Abend kam ein kleines Packetchen an, das, wie Alles an Melchior Brant und Sohn Adreſſirte, bei meinem Vater abgegeben wurde, er öffnete es: es waren die Perlen. Unwillig warf er ſie auf den Tiſch, dann in der Aufregung, da ich allein mit ihm im Zimmer war, legte er ſie mir in die Hände und ſagte: „Bringe ſie hinüber der Tante Helene und ſage ihr, das ſind Thränen und daß ſie von dort aus nichts Anderes erwarten ſolle."

Ich hatte von jeher einen Stolz dareingeſetzt, meine Kommiſſionen gut zu beſtellen und mit den Perlen in der Hand wiederholte ich mir meinen Auftrag während des ganzen Weges hinüber in das Haus des Großvaters. Helene ſaß in einem Winkel am Ofen, als ich vor ſie hintrat. Ich hielt ihr die Perlen vor die Augen und ſagte: „Papa läßt dir ſagen: das ſind Thränen und daß du von dort aus nichts Anderes erwarten ſollſt."

Tante Helene ergriff die Perlen, drückte ihr Geſicht darein und im ſelben Augenblicke war die Schnur in ebenſoviele Thränen getaucht, als ſie Perlen enthielt.

Viertes Kapitel.

Onkel Gerhard ließ nicht lange auf ſich warten; er kam auf die Vorladung der Tante in der möglichſt kurzen Zeit. Von allen Mitgliedern der Familie, Tante Helene ausgenommen, war ich vielleicht der Einzige, der ihn mit der alten Herzlichkeit empfing. Ich wußte wohl ſchon, daß er kein Geld hatte und wußte auch, daß ich in einem Geſchäftshauſe erzogen war, daß man dem Gelde viel Achtung ſchuldig ſei, aber in mir überwog die alte Liebe zum Onkel Gerhard und das Mitleid, daß er kein Geld haben ſollte. Als ob er das gefühlt hätte, kehrte er von den kalten Händedrücken und Begrüßungen immer wieder zu mir zurück, um mich aufs Neue zu küſſen. Ich bemerkte auch, daß es mit dem Kochen und Backen dießmal nicht ſo eifrig herging wie früher, und bei Tiſche machte ich die laute Bemerkung, daß wir ſonſt, wenn Onkel Gerhard da war, beſſer zu eſſen bekamen. Von dem Augenblicke an wurde das Geſpräch noch ärmer als es bis dahin geweſen, und der Abend wäre in der größten Schweigſamkeit und allgemeiner Beengung hingegangen, wenn ich nicht gleich bei der Ankunft des Onkels bemerkt gehabt hätte, daß er dieſesmal ſeine Violine mitbrachte. Mutter und Großmutter hatten von ſeinem Violinſpiel ſo viel erzählt, daß ich wirklich außerordentlich begierig war ihn zu hören. Ich forderte ihn zum Spielen auf und leiſtete der Geſellſchaft, die nicht wußte, was mit ſich und ihm anzufangen, einen ebenſo großen Dienſt, als ich ihr vorhin eine Verlegenheit bereitet hatte. Alle Welt ſtimmte mit ein und Onkel Gerhard holte ſeine Violine, die er, wie er ſagte, mitgebracht, weil er es meiner Mutter verſprochen hatte. Er ſpielte mehrere ungariſche und Zigeunerweiſen. Ich hätte nicht den Muth, mein ſiebenjähriges Urtheil hier für ihn abzugeben und zu ſagen, daß er vortrefflich ſpielte, wenn es nicht auch mein Großvater geſagt hätte, der als Böhme in ſeiner Jugend ebenfalls geſpielt hatte, und wenn ich mich nicht erinnerte, welche Wirkung Onkel Gerhard mit ſeiner Violine hervorbrachte. Vergaß doch ſelbſt mein Vater darüber, daß es ein über den Kopf verſchuldeter Menſch war, der ſo ſpielte. Schon nach dem erſten Stücke war der böſe Geiſt gebannt, der den ganzen Abend über dem Kreiſe gewaltet hatte. Alles war aufgeregt, Alles war gerührt und man ſprach mit dem Onkel Gerhard, wie man immer mit ihm geſprochen, und als ob er keinen Kreuzer Schulden hätte. Meine Großmutter ließ ſich zu dem Ausruf hinreißen: der Beſitz einer ſolchen Kunſt ſei allein fünftauſend Gulden werth, und mein Vater flüſterte meiner Mutter, auf deren Schooß ich ſaß, ins Ohr, man ſollte glauben, daß man nichts beſitzen dürfe, um ein ſolcher Künſtler zu ſein. Meine Mutter hingegen antwortete ihm, daß man viel Kummer haben müſſe, um ſo traurig ſpielen zu können. Am Ruhigſten war wieder Tante Helene, die in ihrem Winkel am Ofen ſaß, im dunkelſten Winkel der Stube, in dem man Nichts ſah, als ihre Augen, die aus dem Dunkel hervorleuchteten.

Der Großvater war nach dieſem Spiele nicht in der Stimmung, die Hauptangelegenheit, wie er ſich vorgenommen hatte, noch heute mit dem Onkel Gerhard zu behandeln und ihn betreffs ſeiner traurigen Verhältniſſe zu verhören. Er verſchob dieſes ſchmerzliche Geſchäft auf morgen. Als aber der Morgen anbrach, war der Onkel Gerhard über alle Berge.

Die Ueberraſchung war ſehr groß und Niemand wußte, wie er ſich dieſes Verſchwinden deuten ſolle; mein Vater war ſchon geneigt, die Sache als abgemacht und zwar als glücklich abgemacht zu betrachten, als Tante Helene hervortrat und erklärte, ſie habe ihren Bräutigam zu dieſer ſchnellen Abreiſe bewogen.

„Du haſt mit ihm gebrochen, du haſt ihm den Abſchied gegeben?“ fragte mein Vater raſch.

„Nein,“ antwortete Helene trocken, „ich wollte ihm euere Verhöre erſparen und die Geſtändniſſe, die er euch zu machen hatte. Es war ihm leichter, in dunkler Kammer die Geſtändniſſe mir zu machen und ich werde ſie euch nicht vorenthalten.“

Sie nahm einen Stuhl, ſetzte ſich meinen und ihren Eltern gegenüber und begann im ruhigſten Erzählertone: Gerhard ging in ſeinem neunzehnten Jahre auf Reiſen, kurz nach dem Tode ſeines Vaters. Dieſer hatte ihn zum Kaufmann beſtimmt, Gerhard fühlte aber keinen Beruf zum Kaufmannsſtande und ging in die Welt, um ſich umzuſehen, wie und wo er ſeinen Neigungen gemäß ſein Glück machen könne. Er war nicht dazu geſchaffen, hinter dem Ofen ſeines väterlichen Hauſes ſitzen zu bleiben. Sein Vormund, Herr Altmann, gab ihm eine kleine Summe mit, die bald dahin war. Glücklicherweiſe machte er die Bekanntſchaft eines jungen ungariſchen Magnaten, der ihn ſehr lieb gewann und ihn an ſeine Perſon, als Sekretär, als ſo etwas, mehr noch als Freund attachirte. Mit dieſem ungariſchen Edelmann durchzog er die verſchiedenſten Länder, vorzugsweiſe die ungariſchen. Er war glücklich, er ritt, er jagte, er verbrachte ſeine Zeit auf den Steppen Ungarns, er lernte die Violine ſpielen von den Zigeunern und einige glückliche Jahre vergingen ihm in einem luſtigen und wilden Leben. Er war indeſſen großjährig geworden, und er ſchickte ſeinem Schwager und Vormund Gregor Altmann, auf deſſen Verlangen, eine Vollmacht, ſein Vermögen nach Belieben zu verwalten. Was lag ihm an dieſem kleinen Vermögen, deſſen er nicht bedurfte! Es beunruhigte ihn auch ſehr wenig, als er erfuhr, daß Herr Altmann ſich in allerlei Spekulationen einlaſſe und höchſt wahrſcheinlich ſein Vermögen verthue. Er hatte eine gute und angenehme Stellung und freute ſich nur, daß ſein väterliches Erbe ſeiner Familie zu Gute komme. Da ſtürzte der ungariſche Magnat, ſein Freund, von einem wilden Pferde und ſtarb in Folge des Sturzes. Gerhard ſtand plötzlich hülf- und brodlos da. Der Magnat hatte ihm verſprochen, dauernd für ihn zu ſorgen, aber ſeinen Erben, entfernten Anverwandten war Gerhard unbekannt. Zur ſelben Zeit erhielt er einen Brief, der ihn um raſche Hülfe für ſeine Familie anging und ihn bat, im geeigneten Falle ſelber nach Hauſe zu kommen. Gerhard hatte in Ungarn Nichts mehr zu ſuchen, das Land war ihm durch den Tod ſeines lieben Freundes verleidet und er eilte auf dieſe Aufforderung in die Heimat zurück. Hieß es doch in dem Briefe, daß es ſich um Ehre und Wohlergehen der ganzen Familie handle. Dem war auch ſo. Wäre Gerhard nicht zurückgekehrt, hätte der Schwager wegen Schulden, vielleicht wegen Aergerem, ins Gefängniß wandern müſſen und wäre das Haus, die einzige Zufluchtsſtätte ſeiner alten Mutter, verkauft worden. Gerhards Erſcheinung flößte den Gläubigern, welche zum Theil ſeine Gläubiger waren, da Altmann, die Vollmacht benützend, auf ſeinen Namen Schulden gemacht hatte, wieder Vertrauen ein. Es leuchtete ihnen ein, daß ſie mit Strenge verfahrend nur eine bis dahin ehrenwerthe und geachtete Familie zu Grunde richten würden, ohne ſich ſelbſt zu nützen und daß ſie nur gewinnen könnten, wenn ſie Gerhard eine Friſt geſtatteten. Altmann ſtellte ihnen vor, daß es Gerhard nicht fehlen könne, daß er in Kurzem eine gute Partie machen müſſe, und daß ſie mit Hülfe der Mitgift befriedigt werden ſollten. Gerhard erkannte, daß auf ihm allein die Rettung der Familienehre beruhe. Dieſe auf eine andere als die vom Schwager eingeleitete Weiſe herbeizuführen — dazu fehlte es ihm an Zeit, da die Gläubiger eine genau begränzte Friſt beſtimmten. Wollte er auf Alles das nicht eingehen, ſo wurde ſeine Mutter mit beiden unverheiratheten Schweſtern obdachlos und mußte er ſelbſt mit ſeinem Schwager ins Gefängniß wandern und die Mutter ſammt der ganzen Familie dem Elende preisgeben. Unerfahren in den Geſchäften und in dergleichen Angelegenheiten und entſetzt über die Verwirrung, über das Gewebe von Vergehen und Leichtſinn, in das er blickte, war es dem Schwager leicht, ſich ſeiner ganz zu bemächtigen und ihm das Verſprechen abzuringen, ſich von ihm leiten zu laſſen, bis ſie Beide aus den drohenden Gefahren gerettet ſind. Das Alles erzählte er mir heute ausführlich, aber ich wußte es von Anfang an aus einzelnen Mittheilungen. Mich hat er nicht betrogen; ich wußte was ich that. Ja es iſt wahr, er kam von ſeinem Schwager geführt hierher, um mich zu betrügen, nur um meiner Mitgift halber, aber er kam das zweite Mal allein zurück, um mir die Wahrheit und Lebewohl zu ſagen.

„Jezt aber," rief mein Vater, „wirſt du dich doch nicht länger beſinnen — jezt, da du weißt, wohin deine Mitgift wandern ſoll."

„Wird ihm damit geholfen," fragte Helene lächelnd, „wenn ihm meine Mitgift entgeht? Habe ich dir nicht geſagt, daß ich ihn liebe? Welchen beſſern Dienſt kann mir die Mitgift leiſten, als den, daß ich ihn damit vor Gefängniß und Schande bewahre? Er braucht meine Mitgift und er braucht mich. Er iſt nicht ein praktiſcher Menſch wie wir hier alle ſind, er iſt ein Künſtler von Natur und es iſt nicht ſeine Schuld, daß er um ſeine Jugend gekommen, ohne ſich, wie er es verdiente, ausbilden zu können."

Sie ſtand auf wie Einer, der in einer Verhandlung ſein leztes Wort geſagt.

Die Zeit, die jezt folgte, ſchwebt mir in meiner Erinnerung als eine überaus düſtere vor. Man ging durchs Haus, als befände ſich ein gefährlicher Kranker darinnen. Der Großvater ſaß gedankenvoll in ſeinem Lehnſtuhle; die Großmutter kam von Zeit zu Zeit herüber und erzählte, wie unruhig Helene ihre Nächte verbringe. Bei meinem Vater äußerte ſich die Trauer als Verdrießlichkeit und ich kann jener Zeiten nicht gedenken, ohne mich zugleich der verſchiedenſten Püffe zu erinnern, die ich damals in bedeutender Anzahl erhielt. Troz dem entſchiedenen Auftreten der Tante Helene, das zum Zwecke hatte, alle Verhandlungen abzubrechen, ließ man doch nicht ab, man ſtellte ihr fortwährend vor, welchem Unglück ſie entgegengehe und daß es ihr Klugheit und Pflicht geböten, Gerhard den Abſchied zu geben. Man konnte beinahe nicht anders mehr im Hauſe ſprechen, und wie ſehr mich die Angelegenheit zu Anfang intereſſirte, ſo hörte ich am Ende gar nicht mehr zu, wenn von dieſen Dingen geſprochen wurde. Doch bleibt mir eine Szene ewig gegenwärtig, der Worte wegen, die dabei gefallen ſind und die einen Eindruck auf mich machte, wie ſpäter ſelten irgend eine pathetiſche Scene eines Trauerſpiels.

Es war an einem Morgen. Der Großvater ſaß wieder in ſeinem Lehnſtuhle; Tante Helene ſtand am Ofen, vor einem Spiegel, den ſie auf die mittlere Kante geſtellt hatte, und kämmte ihr langes ſchwarzes Haar. Der Großvater ſprach wieder über das Thema, über das nun ſchon ſeit Wochen geſprochen wurde. Tante Helene antwortete beinahe gar nichts mehr, und das begriff ich vollkommen. Ich ſagte mir, daß dieſe beſtändigen Reden die arme Tante fürchterlich langweilen müſſen und ich bewunderte ſie, daß ſie nicht längſt die Geduld verloren. Doch konnte ich bemerken, daß ihre Hand, während ſie den Kamm durch die langen Haare führte, mehr und mehr erzitterte, als der Großvater von der Spitzbubenfamilie des Gerhard ſprach. Sie hielt einen Augenblick lang im Kämmen inne, fuhr aber bald wieder fort. Auch der Großvater hatte, eine Antwort erwartend, geſchwiegen. Da dieſe Antwort nicht kam, erhob er ſich auf ſeine gichtkranken Füße, ſtreckte den rechten Arm aus, während er ſich mit dem linken am Lehnſtuhle hielt, und rief mit gewaltiger Stimme: „Helenchen, wenn du dich auf alle Berge ſtellſt, kannſt du dein Unglück nicht überſehen!“ Darauf wandte ſich Helene zu ihm und, ohne die Hand vom Kamme zu thun, aber mit blaſſen Lippen und glühenden Augen rief ſie zurück: „Ich werde betteln gehen, aber vor Eure Thüre werde ich nicht kommen.“

Ich weiß nicht, was darauf erfolgte; dieſe Scene ſteht in meinem Gedächtniſſe für ſich abgeſondert wie ein Bild in einem Rahmen da. Ich weiß nur, daß endlich Hochzeit gehalten wurde und daß ich mich an dem Tage wiederholt zu meiner Mutter und zu Tante Helene beklagte, daß die Hochzeit nicht luſtig ſei. Ich wußte ſchon, wie eine Hochzeit ſein ſollte, denn vor etwas mehr als einem Jahre hatte ſich die Tante Roſalie verheirathet und jener Tag ſchwebte mir als ein Muſter eines Hochzeitstages vor. Der Bräutigam, ein luſtiger Gutsbeſitzer, hatte alle ſeine Brüder und Schwäger, ſämmtlich dicke und rothbackige Landwirthe, mitgebracht, der Großvater hatte die ganze Gegend geladen, man tanzte, man ſang, Haus und Hof wiederhallten von Gelächter und die Dorfjugend knallte einen Böller nach dem andern los. Das war heute ganz anders. Unſererſeits hatte man nur die Familie geladen, Schweſtern und Schwäger meines Vaters, welche die Heirath natürlich eben ſo ungern ſahen, wie wir. Der Bräutigam hatte nur eine junge Schweſter mitgebracht, die ſchüchtern durchs Haus ſchlich, als ob ſie Vorwürfen ausweichen wollte. Für einen Tanz war nicht geſorgt und kein Menſch kümmerte ſich um die Dorfjugend, welche ihre Böller aufgeſtellt hatte. So wenig ging an dieſem Tage vor, daß er mir in der Erinnerung zu einem armen kurzen verdrießlichen Momente zuſammengeſchrumpft.

Am nächſten Morgen reiſte Helene mit ihrem Manne und ihrer Schwägerin in der Kaleſche ab. Unter den Abſchiednehmenden ſtand auch Neuberg. Als ſie ihm die Hand reichte, zog er ſie ein wenig aus dem Kreiſe der Umſtehenden und ſagte mit niedergeſchlagenen Augen und ſtotternd: „Helene — du weißt — ich habe etwas Vermögen — wenn du einmal etwas brauchſt —"

Zum Erſtaunen Aller, die dieſe Worte nicht gehört hatten, ſchlang Helene die Arme um Neubergs Hals, küßte ihn auf beide Wangen und ſprang dann in den Wagen, der ſich ſchwerfällig in Bewegung ſetzte. Wir ſahen nach, ſo lange wir nachſehen konnten, dann gingen wir ſchweigend ins Haus zurück, wie man von einem Begräbniß zurückkehrt.

Fünftes Kapitel.

Als Helene am erſten Sonntag an der Seite ihres Mannes in die Kirche von S.. ging, ſtand an der Thüre ein kleiner alter Mann in ſchwarzſchößigem Rocke, mit einem alten haarloſen Hute in der Hand. Helene hielt ihn für einen Bettler, als er ſich bei ihrer Ankunft in Bewegung ſetzte und ihr mit dem Hut in der Hand und in unterthäniger Stellung entgegenging. Er gab dieſe Stellung nicht auf, trat ihr aber auf unſchickliche Weiſe ſo nahe, daß er ihr Sonntagskleid mit dem ſchmutzigen Aermel ſeines Rockes berührte und ſagte laut genug, daß es andere Kirchengänger hören konnten: „Wenn dieſe Perlen bis zum nächſten Sonntag nicht bezahlt ſind, reiße ich Ihr ſie vom Halſe.“ Helene fuhr zuſammen. Ihr Blick fiel auf ihren Mann, der auffuhr und den Arm nach jenem Fremden ausſtreckte. Sie faßte dieſen Arm und drückte ihn nieder. Dann löſte ſie die Perlenſchnur vom Halſe und reichte ſie dem Manne hin. „Nicht die Perlen will ich,“ kicherte ſpöttiſch der Alte, „die ſind verkauft, mein Geld will ich.“ Helene band die Perlen wieder um und ging in die Kirche.

Am nächſten Sonntag waren die Perlen bezahlt und waren die Perlen auch ſchon verkauft. Auch die Möbel des Hauſes waren bereits bezahlt; auch mehrere Wechſel waren bereits eingelöſt, und Helene in ihrer Thätigkeit war auch ſchon daran, die eben bezahlten Möbel des Hauſes zu verkaufen, um noch fernere Schulden zu bezahlen. Bald darauf übernahm das Gericht die Fortſetzung dieſer Thätigkeit und verkaufte das Haus. Dieß in wenigen Worten die Schilderung der Flitterwochen der Tante Helene. Sie ſelber beſchrieb ſie auf dringendes Fragen ungefähr ſo in ihren nach Hauſe gerichteten Briefen. Keine Klage begleitete dieſe Schilderung, wohl aber die Verſicherung, daß ſie nach einem lange vor ihrer Hochzeit feſtgeſtellten Plane handle. Aber betteln ging Tante Helene nicht. Mit einer kleinen Summe, die vom Verkauf des Hauſes übrig geblieben war, pachtete ſie in der Nähe der Stadt S. eine ſogenannte Häuslerwohnung mit einigen Strich Feldes; mit dem Werthe ihrer Feſtkleider, die ſie verkaufte, ſchaffte ſie die erſte Ausſaat an. Niemand von uns ſah ſie in dieſen neuen Verhältniſſen, ſah ſie auf dem Felde arbeiten. Ihr Vater war zu krank geworden, um die Reiſe zu machen, und ſie hatte ſich ganz beſonders ausbedungen, daß ſie mein Vater nicht früher beſuchen ſolle, als bis ſie ihn einlade. Ein Jahr nach der Hochzeit ſchrieb ſie uns, daß ſie einen Knaben geboren und daß ihre wenigen Felder genug getragen, um ihre Familie ſammt der alten Mutter ihres Mannes, die ſie bei ſich hatte, zu ernähren. In einem ihrer Briefe hieß es: „O wie herzlich würdet ihr meinen Mann um Verzeihung bitten, wenn ihr ihn bei Regen und Sonnenhitze auf dem Felde arbeiten oder die Frucht auf ſeinem Rücken zu Markte tragen ſähet. Mein Kind, das Ebenbild ſeines Vaters, blüht und gedeiht. Abends, wenn er nicht zu müde iſt, ſpielt uns der Vater auf der Violine vor. Wir ſind glücklich.“

Als der Großvater von dieſem Glücke hörte, verkaufte er ſeine Kaleſche, ſeine Pferde, und verfügte, daß künftig für ſeinen Haushalt nur die Hälfte der bisherigen Summe aus der Kaſſe der Kompagnie genommen werde, ſchickte den Erlös für Kaleſche und Pferde und die halbe Summe ſeines Haushaltungsgeldes für mehrere Monate an Helene. Das Geld kam nach einer Woche mit Dank zurück. Helene verſicherte, daß ſie es nicht brauche.

Es vergingen drei und vier Jahre; der Großvater wurde immer unbeweglicher, die Großmutter alterte raſch und was im letzten dieſer Jahre verging, kann ich im Einzelnen nicht mehr mittheilen, da ich mich um dieſe Zeit bereits in der Hauptſtadt auf der Schule befand. Ich weiß nur, daß man damals zu Hauſe um Tante Helene mehr als früher beſorgt wurde. Es war ein ſchlechtes Jahr. Im Frühling hatten ſtarke Wolkenbrüche beinahe im ganzen Lande die Ausſaat zerſtört; was die Wolkenbrüche des Frühlings übrig gelaſſen, vernichtete eine furchtbare Sommerdürre. Man ſah mit Schrecken dem Winter entgegen und es begann im Herbſte eine allgemeine Flucht vor den erwarteten Schrecken der Hungersnoth dieſes Winters. Die Regierung und einige große Magnaten benutzten das Unglück Böhmens, um Ungarn zu bevölkern und in unangebauten Gegenden dieſes Landes Kolonien anzulegen. Man erließ Proklamationen, die zur Auswanderung nach Ungarn aufforderten, und Geiſtliche und Aemter, welche in der Auswanderung die einzige Rettung vor der Hungersnoth ſahen, unterſtützten dieſe Proklamationen und munterten das arme Volk auf, indem ſie ihm auch Anweiſungen über Wege und Ziele gaben. Es war damals, als ob die halbe Bevölkerung Böhmens auswandern wollte. Von Auswanderungen nach Amerika wußte man noch nichts in dieſem Lande, und ſo wandten alle vom Elend Bedrohten ihre Blicke dem üppigen, fruchtbaren Ungarn zu, das ihnen als ein gelobtes Land geprieſen wurde. Auf allen Wegen ſah man Schaaren zu Fuß und zu Wagen ſich dem Oſten entgegenbewegen.

Der Schrecken in unſerm Hauſe war groß, als das Gerücht dahin drang, daß auch Tante Helene mit Mann und Kind auswandern wolle. Der Großvater war unfähig, zu ihr zu eilen, um ſie zurückzuhalten, und ſo war mein Vater gezwungen, ſein Wort zu brechen und ſich ihr auch ohne Einladung wieder zu nähern. Er kam durch Prag, wo er mich abholte, da ich eben Ferien hatte, und wir ſetzten die Reiſe nach S. in Eile fort.

Wir fanden das Haus, das Tante Helene gepachtet hatte, bereits von einem anderen Miethsmanne bewohnt, von dieſem aber erfuhren wir, daß die Familie Gerhard in einem kleinen mit Leinwand bedeckten Leiterwagen, der von einem Pferde gezogen wurde, erſt geſtern die Reiſe angetreten habe. Es konnte uns nicht ſchwer werden, den mit allerlei Hausrath beladenen Einſpänner mit unſern zwei guten Pferden zu erreichen. Mein Vater beſann ſich auch nicht lange, und wir legten noch am ſelben Tage eine Strecke auf der mähriſchen Straße zurück. Nachdem wir in einem kleinen Städtchen übernachtet und die Pferde hatten gehörig ausruhen laſſen, ſetzten wir am nächſten Morgen die Reiſe im raſchen Trabe fort. Die Flüchtlinge konnten nicht mehr ferne ſein und wir ſahen fortwährend und mit angeſtrengten Augen der Straße nach, ob wir ſie nicht bald entdeckten. Wir kamen an manchem Auswandererwagen vorüber, aber es war immer nicht der, den wir ſuchten. Gegen Mittag ſahen wir abſeits vom Wege im Schatten eines Waldſaumes eine Gruppe, die wir jedenfalls in der Nähe ſehen mußten, um nicht möglicherweiſe an Denen, die wir ſuchten, vorüberzufahren. Wir ließen Wagen und Pferde unter der Hut des Kutſchers auf der Straße und gingen durch den Wald jener Gruppe entgegen. Unſer Weg führte uns durch ein Dickicht, das uns die Gruppe bald verbarg, und wir wußten nicht, ob wir die dahin führende Richtung einſchlugen, als mit Einem Male, als wollte er uns auf den rechten Weg führen, der Ton einer Violine erklang. Wir hielten Beide inne. Mein Vater lehnte ſich an einen Baumſtamm und ich glaube, daß er geweint haben würde, wenn ich nicht zugegen geweſen wäre. Leiſern Schrittes und vorſichtig ging er endlich vorwärts und ſuchte alles Geräuſch der Zweige und der Schritte durch das Laub zu vermeiden. Ich folgte ihm und wir kamen an eine Stelle, kaum zwanzig Schritte von der Gruppe, die wir hier genau und mit Muße betrachten konnten. Ein kleiner, mit einer weißen Plaue gedeckter Bauernwagen ſtand am Saume des Waldes auf ebenem Boden und daneben ein ausgeſpanntes Pferd, das ſeine Mittagsmahlzeit hielt. Etwas tiefer in den Wald hinein, unter dem Schatten der Buchen, ſaß die uns ſo nahe Familie. Onkel Gerhard hatte einen gefallenen Stamm zu ſeinem Sitze erleſen und ſtrich die Violine mit großer Lebhaftigkeit. Ein breitkrämpiger Hut ſaß auf ſeinem Kopfe und beſchattete das von Sonne und Wind gebräunte Geſicht, das noch ſo ſchön war wie ehemals, und inſoferne ſchöner, als es einen kräftigern und männlichern Ausdruck hatte. Neben ihm auf dem Baumſtamme lag ein brauner Rock, den er abgeworfen hatte, um in Hemdärmeln bequemer geigen zu können. Starke weitfaltige leinwandene Beinkleider wurden durch einen breiten Ledergürtel um den Leib feſtgehalten. Er hatte ein Bein über das andere geſchlagen und ſah, während er ſpielte, auf ſein Kind hernieder, welches, den Kopf in den Schooß der Mutter gelegt, trotz dem lauten Spiel vortrefflich ſchlummerte. Tante Helene hatte die eine Hand auf den blonden Lockenkopf gelegt, während ſie das Kinn in die andere ſtützte; ſie ſah mit Lächeln zu ihrem Manne hinauf und bewegte den Kopf ſanft nach den Bewegungen der Melodie. Sie hatte ſich erſtaunlich wenig verändert. Trotz dem braunen Baumwolltuch, das ſie wie einen Turban um den Kopf geſchlungen hatte, und dem ganzen aus blauer Leinwand beſtehenden bäuerlichen Anzuge hatte ich ſie, wie immer, im erſten Augenblicke als meine ehemalige ſchöne Tante Helene erkannt. Es iſt wahr, daß ſie etwas magerer geworden, daß die Friſche ihrer Wangen dahin war, aber die ſchöne Form des Geſichtes war noch ganz und gar dieſelbe, die Augen dunkel und glühend wie ehemals, nur blickten ſie ſanfter und milder. Zwiſchen ihr, die im Mooſe ſaß, und ihrem Manne lagen noch die Reſte einer einfachen Mahlzeit und ſtand ein großer irdener Krug. Das ganze Bild, das wir mit Rührung betrachteten, machte den Eindruck leichten und ſorgloſen Glückes. Es war, als ob mein Vater nicht den Muth hätte, dieſes Stillleben zu ſtören, denn er hielt immer wieder inne, wenn er eine Bewegung gemacht hatte, um ſich der Gruppe zu nähern. Mich aber, ſobald ich in das Geſicht der Tante Helene geſehen und es ſo unverändert gefunden hatte, zog es unwiderſtehlich zu ihr und, ohne meinen Vater zu erwarten, ſprang ich aus dem Gebüſche und küßte einen Augenblick darauf ſonderbarer Weiſe weder Tante noch Onkel, ſondern das ſchöne Kindergeſicht meines kleinen Vetters.

Was ſoll ich noch lange erzählen und beſchreiben. Tante Helene nahm ihren Bruder wie eine zärtliche Schweſter auf; ſie war glücklich, bevor ſie in die Fremde ging, noch in zwei Geſichter aus ihrer Familie blicken zu können; aber von dem Entſchluſſe, in die Ferne zu gehen und ſich mit ihrem Manne ein ſelbſtändiges Loos zu gründen, war ſie nicht abzubringen. Eben ſo wenig war ſie zur Annahme verſchiedenſter Anträge, die ihr mein Vater machte, zu bewegen, und er hatte am Ende nicht mehr den Muth, ſelbſt dem Kinde etwas anzubieten. Er benutzte die Freude, die das Kind an den Brelocks ſeiner Uhr hatte, um ihm dieſe ſammt der goldenen Kette umzuhängen. Die Tante bemerkte das und lächelte, und ihr Bruder drückte ihr dankbar die Hand dafür, daß ſie dem Kinde die Annahme des Geſchenkes erlaubte.

Die wenigen Stunden, die wir mit den Auswanderern am Saume des Waldes verbrachten, leben in meinem Gedächtniſſe als eine der ſchönſten Idyllen, die ich jemals erlebt oder geleſen. Als ſich die Sonne zu neigen begann, ſpannte der Onkel das Pferd vor den Wagen und führte dieſen wieder auf die Landſtraße. Mein Vater nahm das Kind auf den Arm und wir folgten. Auf der Landſtraße trennten wir uns wieder — ich will nicht ſagen wie traurig.

So lange die Großeltern lebten, bekamen wir aus Ungarn manchen wohllautenden Brief; ſeitdem die beiden Alten begraben, iſt uns Tante Helene ganz aus dem Geſichte verſchwunden.

Moritz Hartmann's

Geſammelte Werke.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Die Ausgeſtoßenen 3
Roſtet nicht 61
Die Gipsfigur 94
Eine Modeneſiſche Geſchichte 127
Der Flüchtling 153
Eine Stunde im Leuchtthurm 214
Nein 233
Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch 257
Die letzte Montanini 281
Der goldene Schlüſſel 309
Das Schloß im Gebirge 348
Eine Entführung in Böhmen 374
Die Brüder Mathieu 401
Der alte Richter 464

Nach der Natur.

(Novellen.)

Die Ausgeſtoßenen.

Zu Anfang der Vierziger Jahre hielt ich mich in einer berühmten deutſchen Univerſitätsſtadt auf. Ich war mit allerlei Arbeiten überhäuft und bedurfte eines Abſchreibers, dem ich im Nothfalle auch in lateiniſcher Sprache diktiren konnte. Demgemäß ſetzte ich eine Anzeige in das Tageblatt, und ſchon am nächſten Morgen wurde meine Stube, trotz der geringen Bezahlung, die ich für ſtundenlange Arbeit anbot, von ſolchen Schaaren alter Studenten, Kandidaten, Magiſter und Doktoren geſtürmt, daß ich über das Elend, auf das ich aus dieſem Umſtand als in der gelehrten Welt herrſchend ſchließen durfte, entſetzt war. Freilich waren unter den Bewerbern um dieſe kümmerliche Stelle Viele, denen man es anſah, daß ſie ganz oder zum Theil ihr Elend ſelbſt verſchuldet hatten, aber auch Andere, die offenbar ein trübes Loos unverſchuldet trugen. Unter dieſen Letzteren fiel mir beſonders Einer auf, der mit keinem Titel eines Kandidaten oder Doktors prahlte, den jedoch ein Ausdruck voll Wehmuth im ganzen Geſichte, eine tiefgefurchte, ſehr intelligente und eben ſo kummervolle Stirne empfahl. Er nannte ſich einfach Karl Möbius, und ſobald man ſeinen Namen wußte, bildete man ſich auch ein, daß man die lateiniſche Endung hätte errathen können; denn er ſah ganz ſo aus wie Einer, der von jenen Gelehrten früherer Jahrhunderte abſtammt, denen ihr deutſcher Name zu profan klang. Indeſſen trug er von ſeiner

Gelehrſamkeit nichts zur Schau. Beſcheiden ſetzte er ſich hin, kopirte oder ſchrieb, was man ihm diktirte, ohne irgend welche Bemerkung zu machen.

Erſt nach einigen Tagen entdeckte ich, daß ich einen wahrhaften Gelehrten engagirt hatte, und zwar einen, der bei Weitem mehr wußte, als ich ſelber. Er erſparte mir manches Nachſchlagen und Suchen in den Büchern, denn er war ein lebendiges lateiniſches und griechiſches Lexikon und außerdem auf hiſtoriſchem, philologiſchem und archäologiſchem Felde eine wahrhafte Enzyklopädie. Jeden Tag machte ich eine neue Entdeckung, fand ich in ihm eine neue Fundgrube des Wiſſens. Jeden Tag mußte ich neu erſtaunen, und bald war ich ſo weit gekommen, daß ich mich vor ihm meiner Arbeiten und meines verhältnißmäßig geringen Wiſſens geſchämt haben würde, wenn ich ihn nicht ſchon nach zwei Wochen gemeinſchaftlicher Arbeit halb und halb als meinen Lehrer und ganz als meinen Mitarbeiter und Vertrauten betrachtet hätte. Ich legte jede falſche Scham bei Seite, berathſchlagte und beſprach mich mit ihm über den Gegenſtand meiner Arbeit, und es ſtellte ſich, trotz ſeiner Zurückhaltung, zwiſchen uns Beiden ein ziemlich vertrautes Verhältniß her. Dieſes wurde ſeinerſeits durch Dankbarkeit genährt, da es mir in Folge meiner Verbindungen mit Buchhändlern gelang, ihm allerlei Erwerbsquellen zu eröffnen, die, wie er mir offenherzig ſagte, ſeine Einkünfte auf einen von ihm bisher unerreichten Grad erhoben und ſeine Sorgen bedeutend verminderten. Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß er Vater von drei Kindern war, und er machte mir kein Hehl daraus, daß er ſeit Jahren mit dem grauſamſten Mangel zu kämpfen hatte. Das fiel mir auf, denn Herr Möbius hatte nichts von jener Unbeholfenheit vieler deutſcher Gelehrten, welche ſie an Ausbeutung und Benützung ihres Wiſſens verhindert; er ſah im Gegentheil trotz ſeines melancholiſchen und gedrückten Weſens wie ein Mann aus, der, ausgerüſtet mit ſo reichen Kenntniſſen, wie er war, überall in der Welt ſein Glück machen müßte. Sein beſcheidenes Weſen, ſein formvolles Benehmen, der wohlwollende Blick ſeiner Augen, ſelbſt ſchon der klangvolle Ton ſeiner Stimme mußten für ihn einnehmen und Jeden, an den er ſich wandte, zu näherer Prüfung ſeiner Verdienſte auffordern. Wie viel unverdientes Unglück es auch in der Welt geben möge, wie viel Verdienſt auch nicht anerkannt wird, ſo gibt es doch auch immer viele Menſchen, von denen man ſich ſagen muß, daß ſie, trotz der Bereitwilligkeit der Welt, ungerecht zu ſein, nothwendig ihren Weg machen müſſen, wenn auch manchmal etwas ſpäter, als ſie es verdienen — und zu dieſen Menſchen gehörte unſtreitig Herr Karl Möbius. Es war mir deßhalb doppelt auffallend, daß er, der bereits tief in den Dreißigen ſtand, ſich noch immer nicht eine Stellung gemacht hatte, die ihn vor dem Mangel, über den er klagte, geſchützt haben würde.

Das Räthſel konnte in dem Umſtande, daß er Theologie ſtudirt hatte, einige Erklärung finden. Er war ein liberaler Geiſt, alſo ſchwerlich mit der im Lande herrſchenden Richtung der Theologie einverſtanden, vielleicht in ſeinen Anſichten über Religion ſo weit vorgeſchritten, daß er als ein Mann, der nicht zu heucheln verſtand, mit gutem Gewiſſen auf der theologiſchen Laufbahn überhaupt nicht beharren konnte.

Aber dieſe Erklärung ſeines elenden Zuſtandes war ungenügend. Er war in ſo vielen Fächern des Wiſſens heimiſch, daß er mit Erfolg verſchiedene andere Laufbahnen hätte einſchlagen können, wenn ſich ihm nicht irgend ein unbekanntes Hinderniß entgegenſtellte. Ein ſolches unbekanntes Hinderniß mußte vorhanden ſein; hinter dem Weſen dieſes Mannes — er ſah ganz darnach aus — mußte irgend ein Geheimniß verborgen ſein, das ihn auf dem Wege des Lebens bei jedem Schritte hemmte. Fiel es mir doch gleich zu Anfang auf, daß er zögerte, mir ſeine Wohnung anzugeben, und ſpäter, als wir ſchon ſehr vertraut mit einander waren, daß er mir nie von ſeiner Vergangenheit, von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen und von den Urſachen, warum er die begonnene Laufbahn aufgegeben, erzählen wollte, und endlich, daß er mir auf meine Bitte, ihn in ſeiner Wohnung beſuchen zu dürfen, die Erlaubniß rundweg abſchlug.

Nach dieſem erkannte ich, daß ich mich trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, eben ſo wenig in ſeine Freundſchaft als in ſein Geheimniß drängen dürfe; ich ſchrieb mir genaue Verhaltungsregeln für unſern Verkehr vor, beſprach nur noch unſere Arbeiten mit ihm und hielt meine Fragen wie meine Theilnahme zurück, ſelbſt wo er mir mit größerer Offenheit entgegenkam. Es war ein Verhältniß, eine Freundſchaft, wie ſie unter Männern nicht ſelten vorkommt; man kennt und achtet einander, losgelöſt von allen Familienangelegenheiten, von jeder familienhaften Umgebung. Einer iſt dem Andern ein Bild ohne Hintergrund.

So verging uns ein ganzer Winter in gemeinſchaftlicher Arbeit und in ſolcher, ſo zu ſagen, abſtrakten Freundſchaft. Mit Anbruch des Frühlings machte ich eine Fußwanderung von mehreren Tagen in das nur wenige Meilen entfernte Gebirge. Meine Arbeiten waren für jetzt vollendet, und ich wußte nicht, wie lange ich noch in der Univerſitätsſtadt bleiben werde. Mebius hatte zu meiner großen Genugthuung in Folge meiner Bemühungen eine Beſchäftigung gefunden, die, wie er verſicherte, bei ſeinen geringen Bedürfniſſen vollkommen hinreichte, alle Sorgen zu entfernen. Unſer äußerliches Verhältniß war dadurch gelöſt, und als ich mein Bedauern ausdrückte, daß er mir jetzt wieder ganz aus den Augen verſchwinden ſolle, verſprach er mir gerne, mich von Zeit zu Zeit zu beſuchen, verſchwieg aber noch immer, wo er wohnte, und es ſchien ihm auch nicht im Entfernteſten einzufallen, daß er mich zu einem Beſuche einladen könnte. Aber bei meiner Rückkehr aus dem Gebirge ſollte ich ſeine Wohnung auf die zufälligſte Weiſe entdecken.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, und ich näherte mich bereits dem Dorfe, das nur noch durch einen kleinen Spaziergang von der Univerſitätsſtadt getrennt iſt. Auf einem Fußpfade ſtieg ich vom Walde einen Abhang hinab und gelangte an ein einſam ſtehendes Haus, das einige hundert Schritte weit vor dem Dorfe lag, im Ganzen etwas über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Es war ein altes, hölzernes Haus, deſſen Balken durch ein Gemiſch von Lehm und Kalk zuſammenhingen. Ein hohes Strohdach bedeckte es, auf deſſen Firſt allerlei Pflanzen wuchſen, und deſſen Abhänge von grün und gelbem Mooſe bedeckt waren. Man hätte es eine Hütte nennen können, wenn es nicht ein oberes Stockwerk gehabt hätte. Vorn hing das Dach mit breitem Schirme weit herab und bildete, von mehreren Balken geſtützt, eine Veranda, die es angenehm beſchattete, und unmittelbar an dieſe Veranda ſchloß ſich ein kleiner Garten mit alten Bäumen und gut bearbeiteten Beeten, in denen allerlei Küchenpflanzen ſproßten. Wie alt und arm auch das Material des Hauſes war, ſo machte es doch einen warmen und gemüthlichen Eindruck. Es war in allen ſeinen Theilen ſehr reinlich gehalten, und der Garten daran war mit vieler Liebe und Sorgfalt gepflegt. Ich konnte Alles bequem überſchauen, da der Fußpfad an der einen Seite des niedrigen Gartenzaunes in einiger Höhe dahin lief, ſo daß ich von einer gewiſſen Stelle durch die hintere Thüre auch in das Innere zu blicken vermochte. Etwas müde, wie ich von der Wanderung war, blieb ich um ſo lieber ſtehen, um dieſe Idylle ein wenig länger zu betrachten, als aus dem ärmlichen Hauſe ein ſchönes Konzert zweier Violinen erſcholl, von denen die erſte mit großer Meiſterſchaft gehandhabt wurde. Um das Bild zu vollenden, ſaß unter der Veranda eine ſchöne Frau von ungefähr dreißig Jahren, welche im Gegenſatz zu der höchſt ländlichen Umgebung ſtädtiſche Tracht trug und zwei hübſche Kinder, die ſich im Garten herumtrieben, von Zeit zu Zeit, wenn ſie zu laut wurden, offenbar mit Rückſicht auf die Muſik zu beruhigen ſuchte.

Was hatte ich mit dieſem Reſte eines Sonntag Nachmittags Beſſeres anzufangen, als ein ſolches Konzert und ein ſolches Bild zu belauſchen? Und ſo legte ich meinen kleinen Reiſeſack auf den Boden und ſetzte mich auf eine ſchadhafte Stelle des Gartenzaunes und ſah und horchte.

Das Konzert ging zu Ende, und gleich darauf erſchien ein kleiner Junge mit einer Violine in der Hand und mit hochgerötheten Wangen unter der Veranda, um ſich von ſeiner Mutter für ſeine Leiſtungen loben zu laſſen. Die Frau ſtreichelte ihm die rothen Backen auf das Zärtlichſte und ertheilte ihm, wie mir aus ihren Geberden hervorging, reichliche Lobſprüche. Indeſſen erſchien auch ein Mann in der Thüre, der ebenfalls eine Violine in der Hand hatte und in dieſe Lobſprüche mit einzuſtimmen ſchien. Der Knabe war ganz glücklich, ſetzte die Violine wieder an und forderte den Vater dringend auf, ein Gleiches zu thun. Die Mutter ſtimmte mit ein, und die beiden Muſiker begannen nunmehr unter der Veranda das Konzert aufs Neue. Die Kinder, die ſich im Garten herumgetrieben hatten, ſtellten ſich jetzt ruhig vor die beiden Spielenden hin, legten die Hände auf den Rücken und hörten aufmerkſam zu. Es war eine ſchöne Gruppe und eine ſchöne Szene: ein veredelter Adrian Oſtade. Die Landſchaft ringsherum war von ſchönem Sonntagsfrieden bedeckt; eine milde Frühlingsſonne tauchte die ganze Welt in feinſtes Gold; die Gruppe der muſizirenden und horchenden Familie ſtand mir faſt im Schatten; nur der blonde Kopf der Mutter, die an einer der Säulen ſaß, wurde von einem Sonnenſtrahle erreicht und war wie von einem Nimbus umgeben. Nichts war zu hören, als hie und da in den Bäumen Vogelſang und der Klang der beiden Violinen. Ich glaubte, mitten in eine holde Idylle, an die Gränze einer glücklichen Oaſe gelangt zu ſein; ſelten hatte mir ein Bild, eine Gruppe oder irgend welche Erſcheinung ſo ſehr wie dieſe den Eindruck ſtillen Glückes gemacht. Begierig, die Beſitzer und Vertreter dieſes Glückes genauer zu ſehen, übertrug ich mich an eine andere Stelle, die mir eine nähere Einſicht in die Veranda geſtattete, und ſuchte von da aus, nachdem ich mich noch einmal an dem ſchönen, ernſten und bedeutenden Geſichte der Frau erfreut hatte, das Geſicht des glücklichen Hausvaters auf, das ich, da er ganz im Hintergrunde der Veranda ſtand, bis jetzt nicht hatte ſehen können. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich meinen Freund Karl Möbius erkannte. Es war kein Zweifel, daß er hier zu Hauſe und in der Mitte ſeiner Familie war, denn er hatte einen alten Hausrock an, trug den Hals ganz bloß und an den Füßen eine Art von Sandalen, kurz, ſah ganz ſo aus wie Einer, der es ſich am Sonntag Nachmittage zu Hauſe im Kreiſe der Seinen ſo bequem und behaglich als möglich macht.

Die erſte Abſicht, die in mir auftauchte, war, ihn grüßend anzurufen, aber ich beſann mich raſch, daß ihm damit, nach allen gemachten Erfahrungen, nicht gedient ſein würde, und ich beſchloß, mich, wenn ich ihn in ſeinem Familienleben noch einige Zeit belauſcht haben würde, leiſe davon zu ſchleichen. Ich hielt mich alſo ſo ruhig als möglich und hörte und ſah mit großer Aufmerkſamkeit zu.

Ich geſtehe, daß mich in dieſem Augenblicke das Geſicht der ſchönen Frau, die mir gerade gegenüber ſaß, am Meiſten intereſſirte. Je länger ich ſie betrachtete, deſto größer erſchien mir ihre, wenn auch verblühte, wenn auch durch Sorgen und Kummer offenbar traurig verhüllte Schönheit — und plötzlich tauchte der Gedanke in mir auf, ob ſich mein Freund Möbius nicht vielleicht aus Eiferſucht ſo ſehr vor der Welt abſchließe? Warum nicht? Madame Möbius war in der That ſo ſchön, daß ein ängſtliches Hüten eines ſolchen Schatzes bis zu einem gewiſſen Grade gerechtfertigt erſchien. Außerdem hatte ich längſt die Erfahrung gemacht, daß die deutſchen Gelehrten mit zu den eiferſüchtigſten Kreaturen der Welt gehören. Wie man immer geneigt iſt, die Eiferſucht zu verſpotten, ſie, die ſchrecklichſte Qual des Menſchen, nicht ernſt zu nehmen und mit ihr zu ſpielen, ſo hatte ich auch in demſelben Augenblicke den Gedanken, mich durch ein Geräuſch bemerkbar zu machen und meinen Freund Möbius auf dieſe Weiſe zu zwingen, mich zum Eintritt in ſein Haus einzuladen und ſeiner ſchönen Frau vorzuſtellen. Doch gab ich dieſen Gedanken raſch wieder auf. Wie leicht konnte ich meinem Freunde Unrecht thun, wie leicht ihn durch ſo frivoles Benehmen in ernſthafte Verlegenheit bringen. Das tief ernſte und ausdrucksvolle Geſicht ſeiner Frau ſagte mir, was mir ſein eigenes ſchon geſagt hatte, daß hinter ihrer Abgeſchloſſenheit ernſthafte Motive verborgen liegen müſſen, die ich achten ſolle. Ich warf noch einen Blick auf das Geſicht dieſer Frau, um mir zu ſagen, daß ſelbſt dieſes Lauſchen, ſo weit ich mir es erlaubt hatte, vielleicht ſchon unberechtigt ſei, und ich erhob mich, um meine Wanderung fortzuſetzen.

Aber ich hatte meinen Reiſeſack an der Stelle, wo ich zuerſt gelauſcht hatte, liegen laſſen, und ich mußte, um ihn zu holen, dahin zurückkehren. Ich kam zu ſpät. Den zwei kleinen Kindern hatte das Konzert zu lange gedauert. Sie liefen, während ich dort lauſchte, wieder durch den Garten, hatten meine Reiſetaſche jenſeits des Zaunes entdeckt und ſie eben herüber geholt, als ich an dieſe Stelle zurückkehrte. Die Kinder merkten wohl, daß die Taſche mir gehörte, hatten aber, ſcheu wie ſie waren, trotz aller Aufmunterung, die ich ihnen zukommen ließ, nicht den Muth, zu mir zurückzukehren. Der Umſtand, daß ich nicht laut ſprechen wollte, daß ich ihnen nur zuflüſterte und mich durch Zeichen verſtändlich zu machen ſuchte, machte ſie noch ängſtlicher, und ſie thaten, was Kinder in ſolchem Falle zu thun pflegen — ſie kehrten mir den Rücken und liefen, ſo ſchnell ſie konnten, ihren Eltern zu. Die Taſche ließen ſie auf halbem Wege fallen und liegen. Um ſie zu holen, hätte ich über den Zaun ſteigen und ſo weit in den Garten hineingehen müſſen, daß mich Möbius jedenfalls zu Geſichte bekommen hätte. Da ich das vermeiden, aber auch die Taſche, in der ich Mancherlei hatte, was mir von Wichtigkeit war, nicht fahren laſſen wollte, wußte ich nicht, was zu beginnen — überlegte — zögerte — bis mit einem Male Möbius, von den Kindern geführt, herauskam und an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war.

Er ſtutzte einen Augenblick, als er mich erkannte, und blieb ſtille ſtehen. Mein Reiſeanzug und meine Reiſetaſche, die er in Händen hielt, ſagten ihm wohl, daß ich ſeinen Aufenthalt nur durch Zufall entdeckt, und daß an Zudringlichkeit meinerſeits nicht zu denken war — raſch entſchloſſen ging er denn mit großen Schritten auf mich zu, ſtreckte mir die Hand entgegen und ſagte, indem er mich ſanft in den Garten hineinzog: „Der Zufall thut, was ich längſt hätte thun ſollen, und gibt mir eine gute Lehre. Niemand ſähe ich ſo gerne bei mir, wie Sie, lieber Doktor, doch hatte ich nie den Muth, Sie in meine Häuslichkeit einzuführen. Es iſt das eine wahre Feigheit und Undankbarkeit.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ erwiderte ich.

„Sie können mich nicht verſtehen,“ fiel er mir ins Wort, „und noch habe ich nicht den Muth, Sie ganz aufzuklären, wie groß auch das Recht iſt, das Sie auf mein Vertrauen beſitzen. Ich kann Sie nur verſichern, daß ich nichts ſo ſehr wünſche, als endlich ſtark genug zu ſein, um Ihnen Alles mitzutheilen, was ich Ihnen längſt gerne mitgetheilt hätte. Der Zufall, der Sie zu mir geführt, gibt mir die Hoffnung, daß ich zu Dem, was ich wünſche, mit der Zeit gezwungen ſein werde.“

„Lieber Freund,“ ſagte ich, „Sie werden mir immer unverſtändlicher. Ihr Haus, Ihr Garten, Ihre Kinder, und, wie die Orientalen ſagen, ‚die Schwelle Ihres Hauſes,‘ nämlich Ihre Frau und Ihr ganzes Leben, wie ich es in dieſer halben Stunde belauſcht habe — Das alles zuſammengenommen, bildet eine Welt, von der ich vollkommen begreife, daß man ſich gerne in ihr abſchließt, und in der man, wie die Helden in den Wahlverwandtſchaften, von jedem fremden Elemente nur Störung fürchten muß.“

„Das iſt es nicht,“ erwiderte Möbius, „ich denke nicht wie Eduard und Charlotte; ich meine, daß die Gegenwart eines Freundes nur zur Vervollſtändigung eines Hausweſens dienen kann. Auch meine Armuth iſt es nicht, die mich zu dieſer Abgeſchloſſenheit bewog, zu dieſer Zurückhaltung ſelbſt Freunden gegenüber, denen ich Dank ſchulde — ich habe andere Urſachen — aber davon wollen wir, wie ich hoffe, ein andermal ſprechen, heute ſollen Sie meine Familie kennen lernen.“

So ſprechend, kamen wir an der Veranda an. Frau Möbius empfing mich mit großer Freundlichkeit und mit einnehmenden Worten, obwohl mit einer gewiſſen Zurückhaltung, die zu dieſen Worten nicht ganz paßte. In ihren Blicken wie in ihrem Benehmen drückte ſich dieſelbe Scheu aus, die mir in der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft an ihrem Manne ſo peinlich geweſen; ja es ſchien mir, als wäre dieſe Scheu, ohne mit zu großer weiblicher Schüchternheit verbunden zu ſein, an ihr in noch weit höherem Grade vorhanden. Das war um ſo auffallender, als weder ihre äußere Erſcheinung, die, wie ſchon geſagt, zu den einnehmendſten gehörte, noch ihr Benehmen und ihre Bildung es erklärten. Dieſe letztere war gewiß ungewöhnlicher Art; ihr Wiſſen machte ſie würdig, die Frau des gelehrten Möbius zu ſein. Man konnte nach kurzem Geſpräche erkennen, daß ſie ſeine vortreffliche Schülerin war, daß ſie an Allem, was er ſtudirte und arbeitete, ihr Theil hatte, und daß Beide ihre Einſamkeit auf die gebildetſte Weiſe mit Lektüre und Geſprächen über die bedeutendſten Gegenſtände ausfüllten. Sagte ich mir früher, daß Möbius der Mann ſei, um in den verſchiedenſten Verhältniſſen ſein Glück zu machen, ſo mußte ich mir jetzt ſagen, daß ſchon eine ſolche Frau hinreichen würde, um einer Familie in der Welt eine ſchöne Stellung zu machen. Der Mangel, den ſie durch ſo viele Jahre getragen, die Einſamkeit, in der ſie lebten, das ſcheue Weſen, das ſie Beide bezeichnete — alles Das erſchien mir aufs Neue räthſelhaft, und ich fing, während ich mit ihnen Beiden ſprach, wieder an, nach Erklärungen zu ſuchen. Plötzlich flog mir die Erinnerung an eine mir bekannte Familie durch den Sinn — ich fragte mich, ob hier vielleicht ein gleiches Schickſal walte und ob nicht etwa Frau Möbius wahnſinnig ſei? Aber ſie hatte in Blick, Worten und Benehmen nicht die geringſte Spur des geringſten Symptomes, das auf ein ſolches Unglück hätte ſchließen laſſen. Eben ſo wenig erlaubte die Ordnung und Reinlichkeit in der Wohnſtube, in die ich von ihr geführt wurde, auf irgend eine Störung oder Unordnung ihres Geiſtes zu ſchließen, wenn es wahr iſt, daß ein Blick in die Häuslichkeit zugleich ein Blick in die Seele der Hausfrau iſt. In dieſer Stube ſah es durchaus wohnlich und heimlich aus; obwohl ſie zugleich die Arbeitsſtube des Hausherrn war und viele Bücher und Papiere in ſich ſchloß, ſo waren dieſe doch ſo geordnet, daß ſie mit den wenigen unbedeutenden Bildern an der Wand, mit den Gartentöpfen in den Fenſtern noch einen Schmuck des Zimmers bildeten. Ueberhaupt ſah es hier, trotz der Armuth, die ſich nicht verbergen konnte, in Allem und Jedem ſo aus, als wäre man auf dem Schauplatze eines Stilllebens, das durch die Armuth mehr gehoben als beeinträchtigt wurde. In noch weit höherem Grade war Dieß der Fall, als die Sonne ſank und die Ruhe des Abends ſich noch zu der Ruhe dieſer Abgeſchiedenheit geſellte.

Frau Möbius war in die Küche gegangen, um das Abendeſſen zu bereiten. Ich ging mit ihrem Manne, von den Kindern umſchwärmt, im Garten auf und ab. Es gefiel mir hier ſo ſehr, daß ich ihn um dieſen Aufenthalt beneidete, in die ihn doch ſeine Armuth verbannt hatte. Auf einem kleinen Hügel im Hintergrunde des Gartens ſah ich mich um und pries ſein Tuskulum in begeiſterten Worten. Rechts von mir, ferne genug, daß kein Laut ihres Geräuſches zu uns dringen konnte, lag die Stadt, deren Thürme noch von der untergehenden Sonne vergoldet waren; vor ihr das Dorf, von einer reichen Pflanzenwelt verdeckt und hinter einem Gehege junger Bäumchen verſteckt. Einen beſonderen Reiz, beſondere Poeſie hatte dieſes Dorf außerdem in den Augen eines jeden Gebildeten, da es in der Geſchichte der deutſchen Dichtung als Aufenthalt eines unſerer edelſten Geiſter eine Rolle ſpielt. Unmittelbar vor mir lag ein Thal, das ein kleines Bächlein durchfloß, und in das, ungefähr eine Viertelſtunde aufwärts, ein Seitenthal mündete, das durch ein Buchenwäldchen geſchloſſen war. Vor dieſem Buchenwäldchen, bereits von den Schatten der niedrigen Berge bedeckt wie von ſichtbarer Stille, lag ein einſames Haus, dem die Stille und Einſamkeit, die ihm das kleine Thal gewährte, noch nicht zu genügen ſchienen.

denn es kehrte ſich mit Thüren und Fenſtern dem Walde und wandte der Welt den Rücken zu. Trotzdem hatte der Anblick dieſes Hauſes etwas ſehr Einladendes, und ich konnte kaum meine Blicke davon abwenden. Zwiſchen zwei Abhängen, vor dem Wäldchen liegend, und außerdem von blühenden Gehegen eingerahmt, war es ein vollendetes Landſchaftsbildchen, das Ruhe und Frieden athmete.

„Wer iſt der Glückliche, der dieſen holden Winkel bewohnt?“ fragte ich meinen Wirth.

Er hörte nicht, und ich mußte meine Frage wiederholen. Er räuſperte ſich, ſah ſich verlegen um und antwortete endlich, nachdem er ſich überzeugt, daß ihn die Kinder nicht hören konnten, mit gedämpfter Stimme: „Dort wohnt der Scharfrichter.“

Ich wäre ſehr überraſcht geweſen, wenn mir die ſonderbare Art und Weiſe meines Freundes bei dieſer Antwort nicht aufgefallen wäre. Warum wollte er meine erſte Frage nicht hören? Warum ſah er ſich, bevor er ſie beantwortete, ſo ängſtlich um, und warum endlich ſtieg er gleich darauf vom Hügel hinab und entfernte er ſich von mir, als ob er weitere Erörterungen verhindern wollte? Ich ging ihm nach, aber ich war zerſtreut. Wie ich mir vorhin die Frage geſtellt hatte, ob ſeine Frau nicht vielleicht wahnſinnig ſei, ſo flog mir jetzt der Gedanke durch den Kopf, daß auf Möbius vielleicht irgend ein ſchweres Verbrechen laſte. Es war mir nicht mehr möglich, ein ordentliches Geſpräch fortzuführen, und eben ſo wenig ſchien es Möbius leicht zu ſein. Schweigend gingen wir endlich neben einander auf dem Sandwege hin und her. In meinem Kopfe arbeitete ein ganzer Verbrecher-Roman mit einem mehr oder weniger edlen und unglücklichen Helden, der der Verbrecher war. Nach wenigen Minuten war ich beinahe überzeugt, daß in Karl Möbius eine Art von Eugen Aram an meiner Seite gehe. Daß er ſich in der Nähe des Henkers angeſiedelt, hätte mir allerdings ein Beweis vom Gegentheil ſein ſollen, denn warum ſollte ein Verbrecher abſichtlich den beſtändigen Anblick des drohenden Richtbeiles aufſuchen? Aber, fragte ich mich wieder: iſt die menſchliche Seele nicht ſo eigenthümlich geartet, daß ſie, beſonders wenn eine Schuld auf ihr laſtet, ſelber die Qual aufſucht? und ſpielen, beſonders Verbrecher, nicht gerne mit der Gefahr, die zugleich mit der Schuld, der Ate, fortwährend über ihren Häuptern ſchwebt?

Während ich mich ſelbſt mit dergleichen Gedanken quälte, kamen die Kinder herbeigelaufen und verkündeten dem Vater, daß der Großvater komme. Aber ſie thaten es nicht mit jener Freudigkeit, mit welcher ſonſt Enkelchen die Ankunft eines Großpapa's ankündigen und erwarten. Auch machten ſie nicht die geringſte Anſtalt, dieſem Großpapa entgegen zu eilen, ſondern hielten ſich im Gegentheile von nun an, und zwar mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, in der Nähe des Vaters, den ſie an Rockſchößen und Händen faßten. Möbius hielt bei der Nachricht, die ihm die Kinder brachten, plötzlich in ſeinem Gange inne, runzelte die Stirne und ſah nach allen Seiten, bis ſein Blick auf einem Manne haftete, der rüſtig von einem Berge herab und dem Hauſe entgegenkam. Mein Wirth war offenbar beſtürzt, murmelte einige unverſtändliche Worte und ſagte endlich, nachdem er einen Entſchluß gefaßt hatte: „Es iſt zu ſpät, lieber Herr Doktor — wenn Sie nicht bald aufbrechen, kommen Sie bei dunkler Nacht in die Stadt.“

Ich ſah ihn erſtaunt an. War es doch, als ob er mir die Thüre wieſe. Er ſchlug die Augen nieder, faßte meine Hand und ſagte mit zitternder Stimme: „Verzeihen Sie mir. Ja, ich ſchicke Sie fort — ich will nicht, daß Sie mit dem Manne hier zuſammentreffen — ich weiß nicht, ob Sie mir dieſes Zuſammentreffen vergeben würden — nunmehr aber bin ich Ihnen eine Erklärung ſchuldig; ich werde ſie Ihnen geben, ſo bald ich den Muth dazu finde. Seien Sie indeſſen damit zufrieden; grollen Sie mir nicht und leben Sie wohl.“

Ich nahm meinen Reiſeſack und eilte davon, ohne mich der Hausfrau zu empfehlen. Es war mir in dieſem idylliſchen Hauſe plötzlich unheimlich geworden, und ich wollte den armen Möbius von der Angſt, die ihn bedrückte, befreien. Ungefähr zwanzig Schritte vom Hauſe begegnete ich dem Manne, mit dem ich nicht zuſammentreffen ſollte. Es war eine große, kräftige Geſtalt, mit langem, grauen Haare, das maleriſch auf die Schultern herabfiel und ein ruhevolles, wenn auch vielfach durchfurchtes, großes Geſicht einrahmte, das mit offenen, blauen Augen gerade vor ſich hinblickte. Wie der Mann, mit dem großen, ſpaniſchen Rohr in der Hand, in ſeinem langen, breitſchößigen braunen Rocke dahin ging, hatte er etwas ſehr Würdevolles und erinnerte an die Schulzen Niederdeutſchlands, die ſich im Bewußtſein ihres Reichthums und ihrer amtlichen Macht hohen Würdenträgern gleich fühlen.

Schon am Abend des nächſten Tages gab mir Möbius meinen Beſuch zurück. Er trat mit einer gewiſſen Feierlichkeit in meine Stube, beantwortete meine Fragen nach dem Befinden ſeiner liebenswürdigen Frau und der anmuthigen Kinder auf kurze Weiſe und ſagte dann, indem er ſich zu mir aufs Sopha ſetzte, daß er heute ſeine Geſchäfte in der Stadt etwas abgekürzt, weil er mir gewiſſe und lange Mittheilungen zu machen habe. Er griff nach einer Cigarre, und während er ſie mechaniſch anſteckte und das ausgebrannte Zündhölzchen betrachtete, fuhr er fort: „Der Zufall, lieber Doktor, hat Sie zu mir geführt. Da ich Sie nie eingeladen habe, da ich Ihnen ſogar abſichtlich meine Wohnung verheimlichte, iſt die Verſicherung nothwendig, daß es mich ſehr beglücken würde, wenn ich Sie öfter bei mir ſähe — — das ſollte ſich, nach Allem, was Sie für mich gethan haben, von ſelbſt verſtehen.“

Möbius zog mit Anſtrengung an ſeiner Cigarre und ſtieß gewaltige Rauchwolken aus, als ob er ſich in ihre Schleier hüllen wollte. Dann, mit ſichtlicher Anſtrengung, ſprach er weiter: „Ich kann nicht ſagen, beſuchen Sie mich wieder; es iſt meine Pflicht, Ihnen vorher zu ſagen, daß eine ſolche Einladung unter gewiſſen Umſtänden gewiſſermaßen eine Falle, eine Hinterliſt wäre. Ich weiß ja nicht, wie weit bei Ihnen im praktiſchen Leben

Theorieen und anerzogene Vorurtheile auseinander, oder wie nahe ſie neben einander gehen."

„In dieſer Beziehung," erwiderte ich, „glaube ich Sie verſichern zu können, daß ſich in mir nur wenige Widerſprüche finden, und daß Dasjenige, was ich einmal als Vorurtheil erkannt habe, auch nicht die geringſte Gewalt über mich und meine Anſichten —"

„Ich habe mich ſchlecht ausgedrückt," fiel mir Möbius ins Wort, „es iſt hier vielleicht von Vorurtheil gar nicht die Rede — aber ich merke, daß ich in Räthſeln ſpreche, daß ich noch lange ſo fortſprechen und Sie ungeduldig machen könnte, während ich nichts Anderes zu thun habe, als aufrichtig zu erzählen. Es iſt das eine Pflicht, die ich längſt hätte erfüllen ſollen. Unterlaſſe ich es länger, ſo werde ich Ihnen mit Recht verdächtig. Wie Vieles muß Ihnen an mir, gelinde geſagt, ſchon als ſonderbar aufgefallen ſein!"

Möbius unterbrach ſich wieder und fragte dann: „Iſt es Ihnen z. B. geſtern nicht aufgefallen, daß ich Ihnen nach Ihrem langen Marſche auch nicht die geringſte Erfriſchung angeboten habe?"

„Aufrichtig geſtanden, ja," ſagte ich lächelnd.

„Nun, ſehen Sie, ſo würde Ihnen bei mir jeden Augenblick etwas auffallen müſſen, was Sie glauben machen könnte, daß ich die elementarſten Grundregeln der Lebensart, der gewöhnlichſten Menſchlichkeit oder Höflichkeit nicht kenne. Und doch habe ich Ihnen nur deßhalb nichts angeboten, weil ich befürchtete, daß Sie es mir möglicherweiſe nie verzeihen würden, aus der Hand meiner Frau einen Trunk Wein angenommen zu haben."

„Aber, lieber Möbius," rief ich erſtaunt — „Ihre Frau, die mir den Eindruck einer ausgezeichneten Perſon machte — ich verſtehe Sie nicht."

„Sie werden mich bald verſtehen," verſicherte Möbius, „haben Sie nur die Güte, mich anzuhören."

„Ich ſtamme aus einer Paſtorfamilie, in welcher eine gewiſſe ſehr gute, wenn auch nicht ſehr einträgliche Stelle ſeit beinahe zweihundert Jahren ſo zu ſagen erblich iſt. Es iſt das die Stelle an der St. Martinskirche zu G., und ſie wird von dem ehemals reichsunmittelbaren Fürſten v. S.... vergeben, da das Stadtviertel, in welchem die Pfarre liegt, ehemals zu ſeinem ſouveränen Gebiete gehörte. Die älteſten Söhne der Prediger an der Martinskirche waren zu einer geſicherten Exiſtenz geboren. Es iſt natürlich, daß ich, der einzige Sohn meines Vaters, unter ſolchen Umſtänden der Theologie beſtimmt wurde, und ich nahm dieſe Beſtimmung, abgeſehen von allen weltlichen Vortheilen, ſehr gerne auf mich, da der Fürſt, unſer Patronatsherr, ein Mann des vorigen Jahrhunderts, mit Vorliebe die Stellen, über die er verfügte, mit freiſinnigen Geiſtlichen beſetzte. Ja, als ich ſpäter auf der Univerſität, der Schleiermacher'ſchen Richtung folgend und dabei mancherlei Philoſophieen kennen lernend, Ideen in mich aufnahm, die ſonſt mit dem geiſtlichen Stande, wie er einmal iſt, ſchwer zu vereinigen ſind, konnte ich mir doch noch ſagen, daß ich mit gutem Gewiſſen auf dieſer Laufbahn verharren dürfe, da mir mein Vater als aufmunterndes Muſter diente, indem er, beinahe eben ſo denkend wie ich, anerkanntermaßen in ſeinem Berufe eine höchſt' wohlthätige, ſegensreiche Wirkſamkeit entfaltete. Nachdem ich das Gymnaſium meiner Vaterſtadt beſucht, wurde ich im neunzehnten Jahre hierher auf dieſe unſere Landesuniverſität geſchickt. Ich machte meine Semeſter mit größter Regelmäßigkeit durch, benützte meine Jugend mit ebenſo großer Heiterkeit als Gewiſſenhaftigkeit und ſtand bereits nicht mehr ferne vom Ziele. Mein alter Vater freute ſich ſchon, daß ich, nach einem Jahre ungefähr, bei ihm einziehen und von ſeinen müden Schultern auf meine jugendlichen einen Theil der Laſt nehmen würde. Ebenſo ſehr freute ich mich, dem guten alten Manne bald zu Hülfe kommen zu können, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das mich zerſtreut machte und mir die nicht unbegründete Beſorgniß einflößte, daß die Vollendung meiner Studien verzögert werden könnte.

„Eines Sonntags durchſtreifte ich, wie Das meine Gewohnheit war, mit einem Kollegen und nähern Landsmann die Umgegend dieſer Stadt. Mein Freund gehörte der etwas orthodoxern Richtung an, und wir hatten während des ganzen Tages genug zu ſtreiten und zu diskutiren. Gegen Abend in die Stadt heimkehrend und vom Weine, den wir in einer Dorfſchenke einnahmen, friſch aufgeregt, erhitzten wir uns aufs Neue ſo ſehr, daß wir für die luſtige Muſik, die uns von einem der Tanzböden entgegenſchallte, kein Ohr hatten. Sie kennen wohl den hübſchen, luſtigen Pavillon, Tivoli genannt, der ſich ungefähr eine halbe Stunde weſtwärts von der Stadt, nahe an der Landſtraße, erhebt? Dort war es. Wir wollten eben daran vorüber, als eine empörende Szene über uns vermochte, was die luſtige Muſik nicht vermocht hatte, als wir plötzlich in der Kontroverſe inne hielten und aufmerkſam wurden.

„Ein junges Mädchen lief fliehend die wenigen Treppen hinab, welche vom Pavillon gegen die Landſtraße führen. Sie drückte beide Hände vors Geſicht und eilte ſo ſchnell davon, daß ſie jeden Augenblick hätte fallen können. Nach der Art und Weiſe, wie ſie aus der Thüre ſtürzte, hätte man ſchließen dürfen, daß ſie hinausgeſtoßen worden. Hinter ihr, mit erhitzten Geſichtern, erſchienen mehrere junge Männer aus dem Volke, die ihr allerlei Schimpfwörter und Schmähungen nachriefen; die Fenſter füllten ſich mit jungen, männlichen und weiblichen Köpfen, die der Fliehenden ein höhniſches Gelächter nachſchickten, und dieſes Gelächter wurde noch ſtärker, als ihr einer der jungen Leute ein ‚Geh zum Henker!‘ nachrief. Es war, als ſollte dieſer rohe Ausruf ein guter Witz ſein. Bei all Dem hatte die Geſchmähte und ſo Verfolgte nichts in ihrem Weſen, was eine ſolche Ausſtoßung aus der Geſellſchaft gerechtfertigt hätte; im Gegentheile hatte ihre Erſcheinung etwas mehr als Beſcheidenes. Sie ſah furchtſam und gedrückt aus, und wie ſie ſo mit den Händen vor dem Geſichte, ohne auf den Weg zu ſehen, dahinlief, war ſie ein rührendes Bild der Beſchämung, der verfolgten Unſchuld, ja des Unglücks. Trotzdem hatte es den Anſchein, als wollten ihre Widerſacher von der Verfolgung nicht ablaſſen, und ohne lange zu überlegen, liefen wir Beide heran, nahmen die Fliehende in unſere Mitte und redeten ihr Worte der Beruhigung zu. Sie that die Hände vom Geſichte und ſah uns durch die Thränen, die ſtromweiſe aus ihren Augen brachen, mit unendlich dankbaren Blicken an.

„Ich fühlte großes Mitleid mit dem ſchönen und verſtoßenen Geſchöpfe, und ich empfand die Wahrheit, daß Mitleid die breiteſte jener Pforten iſt, durch welche gerne die Liebe einzieht. Wie viele ſchöne und große Eigenſchaften ich auch ſpäter an Pauline kennen lernte, ſo ſehe ich doch ein, daß ich nicht in Folge dieſer Erkenntniß ſie lieben gelernt, daß, um mich proſaiſch auszudrücken, ſchon in jenem Momente vier Fünftheile meiner Liebe ſich entwickelt hatten. Es war mir, als könnte ich von dem ſchluchzenden Geſchöpfe, das neben mir einherging, nicht mehr laſſen, als müßte ich immer ſo an ihrer Seite bleiben, um ſie zu ſchützen und in ihrem Leid zu tröſten. Doch war ich es nicht, der in der That tröſtete. Mein Kollege ſprach ihr in ſalbungsreichen Worten zu, während ich ſchweigend neben ihr einherging. Ich konnte ſie nur betrachten und immer wieder betrachten und beobachten, wie jedesmal ihr Schluchzen in meinem Herzen ſo wiederhallte, daß ich es mit meinen Seufzern begleitete.

„Indeſſen näherten wir uns der Stadt, und mein Kollege wurde mit ſeinen Troſtreden ſparſamer und auffallend unruhig und beſorgt. Er gehörte, wie geſagt, zu der orthodoxen Richtung und zugleich zu den muſterhafteſten Jünglingen der Univerſität. Es konnte uns irgend ein Prediger unſerer Bekanntſchaft, ein Profeſſor der Theologie, oder die Frau eines dieſer Prediger oder dieſer Profeſſoren begegnen, in Geſellſchaft eines jungen Mädchens — man konnte ihn fragen, wie er in dieſe Geſellſchaft gekommen, — er hätte antworten müſſen, daß ſie von jenem populären Tanzboden verjagt worden. Er war in Gefahr, ſeinen guten Ruf zu verlieren, ſich bei ſeinen Beſchützern und Meinungsgenoſſen verdächtig zu machen, und ſeine Unruhe wuchs in dem Maße, als wir uns der Stadt näherten. Ich aber, vertieft wie ich war in die Betrachtung des ſchönen, jungen Mädchens, welches, nachdem es ſich von ſeinem Schmerze erholt hatte, plötzlich mit auffallendem Stolze, ja mit großer Würde neben uns einherging, bemerkte nichts von dem Zuſtande meines Freundes, nichts von den Zeichen, die er mir machte, und verſtand auch nicht, was es zu ſagen hatte, als er, nach vielen fruchtloſen Bemühungen, die Wendung eines Weges benützend, auf meine Seite herüber ſchlüpfte und mich am Rocke zu zupfen anfing. Erſt nachdem ich neben der ſchönen Unbekannten ſchon mehrere Straßen der Stadt durchwandert hatte, fiel es mir auf, daß mein Begleiter verſchwunden war. Ich zerbrach mir über dieſes ſein Benehmen nicht lange den Kopf, da mein ganzes Gedankenleben mit meiner Schutzbefohlenen beſchäftigt war. Je länger ich ſie anſah, deſto weniger gerechtfertigt erſchien mir das rohe Benehmen, deſſen Opfer ſie geweſen, und wie ſie jetzt ſo ſtolz, ſo würdevoll dahinging, ſagte ich mir, daß ſie aus jener Geſellſchaft nur als ein fremdes, hoch über ihr ſtehendes Element ausgewieſen worden, daß die Gemeinheit ſich gegen ſie empörte, weil ſie neben dieſer ihr als ein auffallender Vorwurf und Gegenſatz erſcheinen mußte. Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Mädchen jene Behandlung nicht verdient hatte, und ich fühlte mich gedrängt, ihr mein Vertrauen zu beweiſen, indem ich auch nicht mit der geringſten Anſpielung nach den Urſachen jener Szene fragte, und ihr in Wort und Geberde die Achtung zu zeigen, die ſie mir einflößte. Meinem Freunde war ich für ſeine Flucht ſehr dankbar; denn als die Unbekannte außerhalb der Stadt ſeine Abweſenheit bemerkte, lächelte ſie erſt vor ſich hin, dann aber wandte ſich dieſes Lächeln mit dem Ausdruck innigſter Dankbarkeit zu mir. Meine Ausdauer, mein Ausharren bei ihr trat mit Hülfe jenes Abfalls ſprechender hervor. Dieſes Lächeln ermuthigte mich, ein allerdings gleichgültiges Geſpräch anzuknüpfen, das mich aber trotzdem beglückte; denn die ſchöne Altſtimme, wie die gebildete Sprache und Ausdrucksweiſe thaten mir ſehr wohl. Letztere ſtimmte viel mehr mit ihrer ſtädtiſchen Kleidung und mit dem Geſchmack ihres Anzuges, als mit der Geſellſchaft und mit der Oertlichkeit zuſammen, von der ich ſie kommen ſah. Es flog mir der Gedanke durch den Kopf, ſie könnte die Tochter höherer gebildeter Stände ſein, die ſich einmal den Scherz gemacht, ſich in eine Geſellſchaft der unterſten Klaſſen zu miſchen, und die, unbekannt mit den Sitten dieſer Klaſſe, einen Verſtoß begangen, der ihr jene Behandlung zugezogen.

„Leider dauerte das Geſpräch, deſſen Anknüpfung mich ſo viel Muth und Selbſtüberwindung gekoſtet, nicht lange. Auf jenem Hügel, der die Stadt von meinem Dorfe trennt, und den Sie geſtern überſchreiten mußten, am Rande des Wäldchens, das dieſen Hügel krönt, machte ſie plötzlich Halt, ergriff meine Hand, drückte ſie und dankte mir mit wenigen Worten für den Dienſt, den ich ihr geleiſtet, verſicherte, daß ſie von da aus ungefährdet ihre Wohnung erreichen könne, und bat mich, mich nicht weiter zu bemühen. Die Plötzlichkeit dieſes Abſchieds überraſchte mich, ich kann wohl ſagen, betäubte mich ſo ſehr, daß ſie hinter den Bäumen verſchwunden war, bevor ich noch wußte, was zu ſagen, und bevor ich mit meiner Abſicht, ſie um ein Wiederſehen zu bitten, im Reinen war. Ich ſtand da wie ein Träumender. Ihre Bitte, mich nicht weiter zu bemühen, nahm ich als Verbot, ihr zu folgen, und hatte nicht den Muth, ſoweit in die Baumreihen vorzudringen, daß ich ihr hätte nachſehen können. Als ich es endlich doch that, ohne zu wiſſen, daß ich ihr nachlief, und jenſeits des Wäldchens ankam, ſah ich in ein tiefes Thal und über mehrere Hügel und über einzelne zerſtreut liegende Hütten, welche bereits in Abendſchatten gehüllt waren — aber von dem ſchönen Mädchen, das mein ganzes Herz mit fortgenommen, war keine Spur mehr zu entdecken.

„Und Tage und Wochen vergingen, und ſie blieb verſchwunden. Hätte ich ſie einen oder auch mehrere Tage nach dem erſten

Zuſammentreffen wieder geſehen, oder hätte ich nur etwas Näheres über ſie gewußt, mein Leben wäre auf die gewohnte Weiſe mit Arbeit und Vergnügen, vielleicht mit erhöhter Thätigkeit und ernſterem Lebensgenuſſe, aber im Ganzen doch in derſelben Weiſe wie vorher weiter gefloſſen. Wie aber die Dinge ſtanden, war ich in beſtändiger Unruhe; natürlich, denn ich war ein Suchender. Ich war, was die Schweizer ſo bezeichnend mit ‚entwegt‘ ausdrücken. Sie müſſen wiſſen, daß dieß die erſte Liebe war, die ich empfand, und das Geheimnißvolle an meiner unbekannten Geliebten war nur geeignet, die Heſtigkeit eines ſolchen zum erſten Male auftretenden Gefühles zu ſteigern. Anſtatt der Kirchenväter las ich Gedichte, und anſtatt die Kollegien zu beſuchen, durchſtreifte ich, immer ſuchend und in jedes weibliche Geſicht ſehend, Stadt und Umgegend. Jener Nachmittag ſchwebte mir bereits in vollendeter Verklärung vor, und es ſchien mir, als hätte ich in jenen wenigen Stunden und nur damals erfahren, was Glück ſei. Es war mir zur Gewohnheit geworden, fortwährend den Lenau'ſchen Vers vor mich hinzuſagen:

‚O Menſchenherz, was iſt dein Glück?
Ein räthſelhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick.‘

„Dieſer Vers konnte mich manchmal zum Weinen bringen, und ſein Inhalt erſchien mir endlich wie ein trauriges Dogma der Wiſſenſchaft des Lebens.

„In Erinnerung an jene Zeit begreife ich, wie das Unglück, vorzugsweiſe aber ein vergebliches Streben den Menſchen in Zerſtreuungen und endlich in allerlei betäubende Ausſchweifungen treiben kann. Ich war nahe daran, ein ganz lüderlicher Student zu werden, und dieſem Umſtande danke ich die Wiederentdeckung meiner Verſchwundenen.

„Da ich allen Vergnügungen nachjagte, beſuchte ich auch einen Maskenball, welcher zum Vortheile einer Stiftung zur

Unterſtützung armer Studirenden von Studirenden ſelbſt im Theater veranſtaltet wurde. Natürlich nahmen an dieſem Maskenballe alle Fakultäten Theil, ebenſo wie die angeſehenſten Einwohner der ganzen Stadt, und die weiten Räume des Theaters waren von maskirten und unmaskirten Gäſten überfüllt. Nachdem ich zwei-, dreimal getanzt hatte, überfiel mich mitten in dieſem Strudel und Gedränge jene Langeweile, die ich damals ſo oft empfand, wenn ich mich zur Freude zwingen wollte. Gleichgültig ließ ich mich von der Menge hin- und herdrängen. Es fiel mir nicht ein, auch hier in dieſer glänzenden Geſellſchaft, welche die Honoratioren der Stadt vereinigte und in die man nur vermittelſt eines hohen Eintrittsgeldes gelangen konnte, nach meiner Unbekannten, die ich von einem ländlichen Tanzboden kommen geſehen, zu ſuchen, und es kam mir ſelbſt beinahe wie Wahnſinn vor, als ich mir plötzlich ſagte: „Dieſe Maske hier vor mir im Koſtüme der Maria Stuart iſt meine Unbekannte.‘ Die Maria Stuart in dem prachtvollen Sammt- und Atlaskoſtüm ging hart vor mir am Arme einer andern, ebenfalls in die Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts gekleideten Perſon einher. Sie ſprach nicht, ſie bewegte ſich kaum, und doch war ich überzeugt, daß ſie es war. Fragen Sie mich, woran ich ſie erkannte? Ich weiß es nicht. Ich ſah ſie verkleidet und nur von rückwärts, aber ich ſagte mir, daß dieſer ſo anmuthsvoll gebogene Nacken und dieſer ſo ſtolz getragene Kopf nur ihr angehören konnten. Ich drängte mich vor, ich ſah ihr in die Augen und war meiner Sache gewiß. Mit Glück bemerkte ich, daß auch ſie bei meinem Anblick nicht unangenehm überraſcht war, und mit noch größerem Glück, daß ſie bereitwillig die Hand ergriff, die ich ihr zum Gruße entgegenſtreckte.

„Eine Minute darauf wirbelten wir zuſammen im Tanze. Ich konnte nicht umhin, ich mußte mir ſagen, daß auch ſie mit mehr als der gewöhnlichen Jugendluſt ſich dieſem Vergnügen hingab. Ich war wie berauſcht, und in dieſem Rauſche geſtand ich ihr mit begeiſterten Worten, wie glücklich ich mich über dieſes

Wiederfinden fühlte, und erzählte ihr in vorwurfsvollen und zärtlichen Ausdrücken, wie ich dieſe ganze Zeit hindurch nach ihrer Spur ſuchte. Daß ich ſie ſo ohne alle äußeren Anzeichen, unter der Maske, in dem unerwarteten Koſtüme auf ſo unerklärliche Weiſe wieder erkannte, mußte ſie als Beweis annehmen, daß mich eine geheimnißvolle Macht unwiderſtehlich zu ihr hinzog.

„Ich will kurz ſein. Wir verließen einander nicht mehr. Meine Maria Stuart wies alle Tänzer ab und blieb fortwährend an meiner Seite. Ich ſchwelgte in Freuden, die jeden Augenblick einen andern Grund hatten. Bald war es die Erfahrung, daß ſie gerne in meiner Geſellſchaft blieb, bald die andere, daß ſie ſeit jenem Sonntage manchmal meiner gedacht hatte; dann wieder beobachtete ich, mit welcher Friſche ſie am Leben hing, und dann wieder, wie vielfach ihr Geiſt gebildet war. Ihr eigenes Koſtüm und andere hiſtoriſche Koſtüme, die an uns vorüberzogen, gaben zu allerlei Bemerkungen Veranlaſſung, die eine große Beleſenheit verriethen. Auffallend war mir während der ganzen Zeit nur Eines, daß ſie, als auch ein Karl I., ein Egmont und eine Marie Antoinette an uns vorübergegangen waren und ich die Bemerkung machte, daß wir uns in einer Geſellſchaft von Enthaupteten befänden, plötzlich ſchweigſam wurde und es meinerſeits einer gewiſſen Anſtrengung bedurfte, um ſie einem langen Nachdenken zu entreißen und wieder geſprächig zu machen. Während dieſes Nachdenkens, das ich mit meiner Bemerkung verurſacht hatte, erhob ſie ſich auch zu wiederholten Malen und wollte, wie es ſchien, obwohl mit Widerſtreben, mich und den Saal verlaſſen. Aber ein rauſchender Walzer, zu dem ich ſie einlud, und ſchüchterne Liebesworte, an deren Aufrichtigkeit ſie nicht zweifeln konnte, verſcheuchten wieder jene Störung. Es war die einzige während dieſer ganzen, glücklichen Nacht; der Schmerz, daß ſie mir trotz aller Bitten ihr Geſicht auch nicht eine Sekunde lang entlarven wollte, wurde reichlich aufgewogen durch das Verſprechen, daß ich ſie am nächſten Abend an derſelben Stelle wiederſehen ſolle, wo ſie mich bei unſerer erſten Bekanntſchaft verlaſſen hatte.

„Der Morgen graute ſchon, als ich überglücklich meiner Wohnung zueilte und dießmal anſtatt jenes Verſes immer den Namen „Pauline“ vor mich hinmurmelte. Dieſer Name war eigentlich das Einzige, was ich, trotz aller Innigkeit, die ſich in dieſer Nacht zwiſchen uns ausbildete, oder vielmehr, die ſich vom erſten Augenblicke unſeres Wiederfindens zwiſchen uns einſtellte, über ſie, von ihr und ihrer Perſon erfuhr. Aber bei meiner Liebe war alles Andere unbedeutende Nebenſache, und ich fühlte Paulinen gegenüber ein ſo unbegränztes Vertrauen, daß mir alles Geheimnißvolle, alle Widerſprüche und der Umſtand, daß ſie mir gleich beim zweiten Zuſammentreffen ein Rendezvous unter vier Augen geſtattete, ohne mir mit einem Worte von Vater und Mutter geſprochen zu haben, nicht die geringſte Bedenklichkeit erweckte.

„Sie kennen den ſogenannten Poetenweg, der ſich unfern der Stadt längs der Hügel, dann am Saume des Waldes dahinſchlängelt, und endlich in jene von Buchen und Erlen umſchattete, von ſanften Abhängen umfriedete Bucht mündet? Dieſen Weg wandelte, wallfahrtete ich nun oft, und wahrlich, meine Gedanken auf dieſem Wege rechtfertigten ſeinen Namen, und in jener Bucht landete ich wie in einem glückſeligen Golfe. Dort in ſpäten Abendſtunden mit und ohne Mondſchein verfloſſen in Geſellſchaft Paulinens die ſchönſten, reinſten und glücklichſten Stunden meines Lebens, ſo tief glückliche und ſo reine, daß ſie ſelbſt durch die Ungewißheit, in der ich über ihre Verhältniſſe, ihre Familie, ihren Familiennamen, ihre Vergangenheit und über alle Urſachen ihres ſtreng bewahrten Inkognito's verblieb, nicht getrübt werden konnten. Pauline bat mich, nicht zu forſchen, und ich unterließ es gerne und freute mich, ihr dieſen Beweis meines Vertrauens zu geben, weil Vertrauen der beſte Beweis der Liebe iſt. Sie verſicherte mich, daß die Urſachen ihrer Schweigſamkeit trauriger Art ſeien, und Das konnte mich nur betrüben und meine Liebe zu ihr vertiefen. Wie ſollte ich auch neugierig ſein, da nach Paulinens Verſicherung die Lüftung des

Schleiers höchſt wahrſcheinlich der Anfang unſerer Trennung wäre. Ich kam mir wie der Ritter von Luſignan vor, der eine holde Fee im Arme hielt, ſo lange er nicht neugierig war, und ich beſchloß, klüger und ſtärker zu ſein als er, um mich durch Neugierde nicht um mein Glück bringen zu laſſen. Daß Pauline in einer ausgezeichneten Erziehungsanſtalt (einer entfernten Stadt Deutſchlands) aufgewachſen, hätte ich mir ſelbſt ſagen können, ſelbſt wenn ſie es mir nicht erzählt hätte; denn ihr Geiſt war zu einem ungewöhnlich hohen Grade gebildet, ihr Urtheil fein und unabhängig, ihr Gedächtniß eine Schatzkammer von Wiſſen. Und ſo verfloßen unſere Stunden nicht in bloßen Liebeständeleien und Liebesverſicherungen, deren wir Beide, wie wir einmal geartet waren, bald hätten müde werden müſſen, ſondern meiſt in ernſten, ich darf wohl ſagen inhaltsreichen Geſprächen, und das Verhältniß von Lehrer und Schülerin, das ſich bald zwiſchen uns einſtellte, machte unſere Verbindung nur noch inniger. Dieſes Verhältniß machte mir die Lücken ihrer Bildung und ihres Wiſſens eben ſo lieb wie ihr Wiſſen, denn ich konnte ja etwas für ſie thun, ich leiſtete ihr etwas, und ich hatte das Gefühl, das dem Manne dem Weibe gegenüber ſo nothwendig iſt, ich hatte es wenigſtens durch Minuten, daß ich auf gewiſſem Felde über ihr ſtand, während ich mich ſonſt in vielen Beziehungen als tief unter ihr ſtehend anerkennen mußte. Meine ganze Vergangenheit ſchien mir leer, unbedeutend, mein Charakter leicht und eitel neben ihr, die mir den Eindruck machte, als hätte ihre Geſchichte ein Schickſal und ihre Seele den Ernſt und die Tiefe, ohne die kein Schickſal zur Einkehr bewogen wird. Alles an ihr war mir theuer und machte mir einen außergewöhnlichen, ja einen großen und geheimnißvollen Eindruck, bis auf Melac, den gewaltigen weißen Hund, der ſie zu unſeren Zuſammenkünften begleitete, zu unſeren Füßen lag und uns mit verſtändnißvollen Augen anblickte. Es war Paulinens einziger Begleiter, oder er kam ihr nach, wenn er zur Zeit, da ſie das Haus verließ, mit ihrem Vater über Feld geweſen. Da ich einmal bei ſolcher Gelegenheit die Beſorgniß ausſprach, daß ihre Wanderungen und unſer Zuſammenkunftsort durch den treuen Wächter verrathen werden könnten, erfuhr ich zu meinem Staunen, daß Paulinens Vater um unſere Zuſammenkünfte, wie um die ganze Geſchichte unſerer Bekanntſchaft wußte. Doch ſtaunte ich nicht lange; ich hatte, wie das Fragen und Forſchen, auch das Verwundern in dieſem ganzen Erlebniß vergeſſen, aufgegeben, und wie ich Pauline jetzt kannte, das reine, ſtarke, auf ſich ſelbſt beruhende Mädchen, fand ich das Vertrauen ihres Vaters nur natürlich, und ich gewann den mir unbekannten Mann gewiſſermaßen lieb dafür, daß er ſein Kind ſo beurtheilte und daß er meiner Geliebten ſolches Vertrauen ſchenkte, wie der Geliebte ſelber.

„Unter dieſen Umſtänden, die ich Ihnen hier nur andeute, konnte unſere Verbindung immer inniger werden; aber äußerlich ſich weiter entwickeln, einem Ziele entgegenwachſen konnte ſie nicht. Pauline ſagte es mir auch zu wiederholten Malen, daß unſere Liebe, unſer Glück nur wie ein Gedicht ſein könne, das ſeinen Zweck in ſich habe, das ſich in ſeiner eigenen Schönheit genügen müſſe, und daß wir an nichts denken dürften, was man gewöhnlich als „Zweck“ bezeichnet. Mit welcher Trauer ſie das auch ausſprach, ſo verſicherte ſie doch mit dankbarem Gefühle, daß ihr mehr Glück geworden, als ſie in ihrer Lage jemals zu hoffen gewagt hätte. Was mich betraf, ſo war ich im waltenden Augenblicke ſo tief befriedigt, fühlte ich mich ſo reich, daß es mir beinahe an der Kraft gebrach, daß mir nicht mehr die Fähigkeit übrig blieb, an die Zukunft zu denken. Geſchah dieß doch zuweilen auf der Rückkehr vom Poetenwege, ſo tröſtete ich mich damit, daß Pauline ein Mädchen von achtzehn Jahren ſei und als ſolches das Tragiſche ihrer Lage vielleicht tragiſcher anſehe, als ſie es verdiene. Und dann — war ich nicht ein Mann? War ich nicht dazu da, für ſie den Kampf mit dem Schickſal aufzunehmen? Wenn ſie mir auch ihre Geſchichte nicht erzählte, wenn ſie ſich auch ſo ſehr vor mir verhüllte, daß ich ſie des Abends von unſerm Plätzchen aus auf ihrem Heimwege nicht zwei Schritte weit in den Wald begleiten durfte, ſo hatte ſie mir doch ſchon ſo viel verrathen, daß zwiſchen uns Beiden das „Vorurtheil“ ſtehe, daß uns das Vorurtheil auf ewig trenne. Dachte ich an dieſe Aeußerung, war ich vollends getröſtet. Ich fühlte mich ebenſo über alles Vorurtheil, wie über allen Aberglauben erhaben. Was konnte es ſein? War ſie eine Jüdin? Ich wollte mit ihr in ein Land ziehen, wo der Ehe zwiſchen Chriſten und Juden kein Hinderniß im Wege ſteht. Oder ein natürliches Kind? Das machte mich lachen. Oder die Tochter eines Verbrechers? Doppelt theuer ſollte mir die unſchuldig Leidende ſein; ich will gut machen, was die Ungerechtigkeit der Menſchen an ihr verbrochen, und ſie mit meinem Leben gegen jede Anſpielung vertheidigen.

„Indeſſen, wie geſagt, dachte ich jetzt wenig an dergleichen. Zur gegebenen Zeit ſoll mich Pauline kennen lernen und erfahren, was ich für ſie auf mich zu nehmen bereit ſei. Um aber bald dahin zu gelangen, nahm ich meine unterbrochenen Studien aufs Neue und mit friſchem Eifer auf. Mein ganzes Leben, meine ganze Welt war jetzt auf meine Bücher, die mich dem Ziele näher bringen ſollten, und auf jene Abendſtunde zuſammengedrängt. Der Tag wurde mit Vorbereitungen zum Staatsexamen verbracht, der Abend auf jener Bank, ſelbſt wenn Pauline dahin zu kommen verhindert war. So ging es in holdeſter und glücklichſter Monotonie fort durch viele Wochen.

„Eines Abends, da ich wieder allein auf der Bank am Saume des Waldes ſaß und vergebens meine Geliebte erwartet hatte, wollte ich mich eben erheben, um in die Stadt zurückzukehren, als ich mich eines ſonderbaren Auftrages erinnerte, der mir heute Morgen in einem Briefe meines Vaters zugekommen. Die Schweſter des mediatiſirten Fürſten, unſeres Patronatsherrn, eine alte Jungfrau, die auf dem Schloſſe in der Nähe meines Vaters lebte, litt ſeit vielen Jahren, vielleicht ſchon ihr Leben lang, an gewiſſen Krämpfen und Nervenanfällen. Sie hatte bereits alle wiſſenſchaftlichen Sommitäten der mediziniſchen Welt erſchöpft und war längſt bei den Wunderdoktoren und ſympathiſchen

Mitteln angekommen. Sie hatte in den Zeitungen geleſen, daß hier in dieſer Stadt in nächſter Zeit ein arger Mörder hingerichtet werden ſolle, und nun wurde mir der Auftrag, ihr um jeden Preis das Hemd des Hingerichteten, das er bei der Hinrichtung am Leibe haben werde, zu verſchaffen. Ein ſolches Hemd ſollte ſolche Krämpfe, wie ſie das alte Fräulein plagten, unfehlbar zu heilen im Stande ſein. Da Kleider und Wäſche des Patienten Eigenthum des Scharfrichters werden, ſo ſollte ich ſo bald als möglich mich mit dieſem verſtändigen, um, da ſich immer viele Käufer eines ſolchen Hemdes vorfänden, mir daſſelbe auf alle Fälle zu ſichern. Mein Vater, der wohl wußte, wie unangenehm mir ein ſolcher Auftrag ſein werde, erſuchte mich in ſeinem eigenen Namen, jeden Aerger über den Aberglauben und jeden Widerwillen gegen die Unterhandlung mit dem Henker zu überwinden und mich der Grille der guten, ſonſt ſo vortrefflichen, aber jetzt nicht mehr ganz zurechnungsfähigen Dame zu fügen. Dieſe Vorſicht meines Vaters war höchſt überflüſſig; die alte Fürſtin hatte mir von jeher viel Güte gezeigt, und ich hätte ſelbſt unangenehmere Aufträge für ſie übernommen. Ich erinnerte mich alſo an jenem Abende des Briefes meines Vaters, und da ich nicht ſehr ferne von der einſam gelegenen Wohnung des Scharfrichters ſein konnte, beſchloß ich, ſogleich an Vollführung meines Auftrages zu gehen, oder wenigſtens die Unterhandlungen mit dem Scharfrichter zu beginnen. Man hatte mir, als ich mich in der Stadt nach ſeiner Wohnung erkundigte, im Allgemeinen die Gegend hinter jener Hügelreihe, an welcher der Poetenweg hinlief, bezeichnet und meinte, daß ich, dort angekommen, das einſam ſtehende Haus leicht auffinden werde. So ging ich denn den Poetenweg zurück und in langer Biegung um die Hügel. Ich kam mir auf dieſem Wege zum Scharfrichter, wie ich ſo einſam und bei ſpätem Abend dahinging, ziemlich romantiſch vor und ſuchte mich mit Humor in meine Rolle zu finden. Dabei machte ich allerlei philoſophiſche Betrachtungen über die Gegenſätze des Lebens, und wie ſich trotz aller Grundſätze und Ueberzeugungen in einem Menſchenleben die ſonderbarſten Widerſprüche zuſammenfinden können, da ich, der rationaliſtiſche Theolog, ein Schüler Schleiermachers, ſelbſt Hegels, dahinging, um im Namen eines Aberglaubens mit einem Manne zu unterhandeln, welcher die Perſonifikation der Todesſtrafe war, die ich grundſätzlich und inſtinktiv verwarf. Ich befand mich alſo in einer Lage, die weder mit dem Rationaliſten, noch mit dem Theologen, noch mit dem Menſchen übereinſtimmte. Zugleich erinnerte ich mich an die verſchiedenſten und romantiſchſten Henker-Geſtalten und Geſchichten, an Jaques Katch, an Sanſon, an den intimen Freund König Wenzels des Faulen, den dieſer König ſeinen Gevatter nannte; an den Triſtan Ludwigs XI.; an den Nachrichter, den die Berner Armeen immer in ihrem Gefolge mit ſich führten, um ſich nach der Schlacht, bei ruhigem Gemüthe, noch einige blutige Schauſpiele aufführen zu laſſen; an das breite Schwert des Brentano'ſchen Henkers, das ſich in ſeinem Schranke unruhig bewegte, als das ſchöne Annerl an der Seite ihrer Großmutter eintrat, und an viele andere ähnliche Geſtalten und Geſchichten. Dabei verſenkte ich mich ſo tief in dieſe Romantik, daß ich unwillkürlich einen ganz in rothes Tuch gekleideten Mann, umgeben von ähnlich gekleideten Knechten, vorzufinden erwartete.

Nach einer Wanderung von ungefähr zwanzig Minuten kam ich in eine ziemlich einſame Gegend, und ſah ich im Hintergrunde eines kleinen Seitenthales eine Art von Gehöfte, das ſich mit ſeinen Bäumen und Dächern im Mondſcheine ganz deutlich auf einem der Abhänge abſilhouettirte. Dahin richtete ich meine Schritte. In der Nähe des Hauſes angekommen, glaubte ich nicht ohne Kampf hineingelangen zu können, denn ein ungewöhnlich großer Hund ſprang mir mit wildem Gebell entgegen. Ich hielt inne, war aber nicht wenig erſtaunt, als der Hund plötzlich ſeinen wilden Gruß in die zärtlichſten Liebkoſungen verwandelte und ich in ihm unſern treuen Freund und Wächter Melac erkannte. Hat dir deine Herrin zu meinem Nachtheile heute Ferien gegeben, ſagte ich, indem ich ihm den Kopf ſtreichelte, und die benützeſt du, um die Gegend zu durchſtreifen und auf Abenteuer auszugehen? Ich fühlte mich ganz wohl in dieſer befreundeten Geſellſchaft, und mein Weg zum Henker verlor durch die Gegenwart Melacs für mich den letzten Reſt von Unheimlichkeit. Er drückte ſich an meine Seite, und ſo, indem ich ihn fortwährend ſtreichelte, zogen wir, faſt hätte ich geſagt Arm in Arm in den Hof ein.

„Der Anblick dieſes Hofes erweckte den ſtärkſten Zweifel in mir, ob ich auch recht gegangen. Hier ſah es ganz und gar nicht aus, wie ich mir den Aufenthalt eines Scharfrichters vorſtellte; hier lachte oder vielmehr lächelte Alles aufs Freundlichſte. Das ganze Gehöft, wie es im Mondſcheine vor mir lag, ſchien die Heimat der behaglichſten Gemüthlichkeit; wohin man ſich immer wandte, jeder Winkel, jeder einzelne Theil, jede Anordnung ſprach von Sauberkeit, ſorgfältiger Pflege, ja von Schönheitsſinn, obwohl von Luxus und abſichtlichem Aufputz nirgends eine Spur war. Das Gebäude, das mir bei meiner Ankunft den Rücken kehrte und nach Außen nur eine graue, einförmige, fenſterloſe Mauer ſehen ließ, war das eigentliche Wohnhaus, und ſeine dem Hofe zugekehrte Seite zeigte, ganz im Gegenſatze zu der äußern, eine Reihe ſchön eingerahmter Fenſter, die im Style des vorigen Jahrhunderts mit allerlei vorſpringenden Steinmetzarbeiten eingefaßt waren, und zwiſchen denen an die Wand befeſtigte Fruchtbäume wie an einem Spalier ihre Zweige bis hinauf an das Dach erſtreckten. Dieſem Hauſe gegenüber befanden ſich aus Ziegelſteinen aufgeführte Nebengebäude mit vorſpringenden Schweizerdächern und allerlei Holzſchnitzereien an denſelben. Rechts und links zwiſchen dieſen Häuſern wurde der Hof auf der einen Seite von einem zum Theil mit Waldbäumen bepflanzten Garten, auf der andern von einem Kohl- und Blumengärtchen geſchloſſen, welches letztere durch weiße Staketen mit grünen Spitzen vom Hofe getrennt war. Den Mittelpunkt des Hofes bildete eine Pumpe, welche wie ein Thürmchen hoch in die Luft eine Wetterfahne erhob, und in der Nähe derſelben war eine große Hundehütte aufgeführt, in die ſich Melac bei meinem Eintritte ſogleich begab, aber nur, um ſie in demſelben Augenblicke wieder zu verlaſſen, als ob er mir nur hätte zeigen wollen, daß er hier zu Hauſe war. Ich erſchrak vor Freude bei dem Gedanken, daß ich mich in der Heimat meiner Geliebten befand. Der Zufall oder Irrthum hatte mich ja hierher geführt, und ich hatte mir keinen Vorwurf der Neugierde, der Zudringlichkeit oder des Ungehorſams gegen ihre Befehle zu machen. Ja, hier in dieſer Idylle mußte ſie wohnen, dieſe ganze Umgebung, dieſe ſinnige Einſamkeit vervollſtändigte mir ihr Bild und ſchloß es ab wie ein Rahmen. Ja, hier mußte ſie wohnen, nur ſie paßte in dieſe Welt, und ich hatte meine Schritte anderswo hinzulenken, wenn ich noch heute den Scharfrichter aufſuchen wollte. Ich empfand eine gewiſſe Genugthuung in dem Gedanken, noch nach Möglichkeit ihrem Willen zu gehorchen und mich raſch wieder von ihrer Wohnung, in die ich nicht eindringen ſollte, zu entfernen, und wandte mich in der That, um den Hof ſofort wieder zu verlaſſen. Aber ich mußte über einen Lichtſtreifen, der aus einem der Fenſter fiel, und im Bereiche dieſes Lichtſtreifens angekommen, war ich wie gebannt. Wenn ich ihm folgte, kam ich an das Fenſter und konnte vielleicht einen Augenblick lang in das theure Geſicht ſehen, konnte vielleicht das mir verſagte Glück genießen, ſie einen Moment in ihrem häuslichen Walten zu beobachten. Die Verſuchung war zu groß; ich erlag ihr, und nach drei Schritten ſtand ich an dem Geländer, das die Bäume an der Wand beſchützte und mich ungefähr eine halbe Elle weit vom Fenſter ferne hielt.

„Ein überraſchender Anblick bot ſich mir dar, ein Anblick, der mich überzeugte, daß ich doch recht gegangen und mich bei Meiſter Vogt, dem Henker, befand. In der Mitte der Stube drehte ein vorgebückter Mann in einem Leinwandkittel einen großen Schleifſtein. Ein anderer Mann mit langen grauen Haaren, in Hemdärmeln und großer Sammetweſte mit langen Schößen, in faltigen Stiefeln, die über die Knie reichten, ſtand, ebenfalls gebückt, an der andern Seite des Schleifſteines und drückte ein kurzes, eigenthümlich geformtes Schwert, das an ſeinem äußerſten Ende beinahe ſo breit wie ein Beil war und ſich gegen den Griff zu bis zur Schmalheit eines gewöhnlichen Schwertes verjüngte, auf den Stein nieder, von welchem zugleich mit einzelnen Waſſertropfen ganze Büſchel von Feuerfunken ſprühten, die bei der nur dämmerigen Beleuchtung der Stube deutlich ſichtbar waren. Weder der Knecht noch der Herr ſprachen ein Wort, ſie ſchienen ihr Geſchäft mit großer Andacht zu betreiben. Von Zeit zu Zeit erhob der Mann mit den langen Haaren das Schwert, prüfte ſeine Breite mit den Augen und ſeine Schärfe mit den Fingerſpitzen; manchmal ſogar fuhr er längs der Schärfe mit der Zunge hin, um deren Unebenheiten mit den empfindlicheren Nerven zu erkennen. Er ſchüttelte dann den Kopf, legte das Schwert der Länge nach wieder auf den Stein, und der Knecht begann wieder bald ſchneller, bald langſamer zu drehen. Tiefe Stille herrſchte rings umher, ſo daß ich das Pfeifen des Steines und manchmal das metalliſche Summen des Schwertes hören konnte, des Schwertes, das binnen zweimal vierundzwanzig Stunden einen Menſchen vom Leben zum Tode bringen ſollte. Es war mir eigenthümlich, unſäglich zu Muthe; es war mir, als ſähe ich einem Verbrechen zu, und ich war wie gebannt, regungslos und ſtarr, und trotzdem fühlte ich, wie es nach und nach fieberiſch in allen meinen Adern zu pochen begann. Und Das kam daher, daß ſich meiner eine unendliche und ahnungsvolle Begierde bemächtigte, noch eine dritte Perſon genauer zu ſehen, welche ſich ebenfalls in der Stube befand und zu dem unheimlichen Beginnen der beiden Männer die Kerze hielt. Es war ein Mädchen, das mir aber den Rücken zukehrte und deſſen Kopf von dem Vorhange des Fenſters verhüllt blieb. Doch konnte ich erkennen, daß ſie bei ihrem Geſchäfte mit derſelben Ruhe und Andacht verweilte, wie die beiden Männer. Ach, ich konnte mehr erkennen! Der kleine Fuß, den ich ſah, das Kleid und die Konturen des Schattens auf dem Vorhange waren mir zu wohl bekannt, aber ich wollte nicht glauben, was ich mit leibhaftigen Augen ſah. Ich träumte, ich täuſchte mich — der ſchauerliche Anblick des Schleifens des Richtſchwertes, das Bewußtſein, mich beim Henker zu befinden, alles Das weckte Halluzinationen, verwirrte mein Gehirn und hüllte mich in böſe Träume, die das Entfernteſte in einander wirrten und das Lieblichſte verzerrten. Aber der Henker ſprach ein Wort, er wollte das Schwert genau betrachten, die Perſon mit dem Leuchter in der Hand beugte ſich vor, das volle Licht fiel auf ihre ruhigen Züge, und ich konnte leider nicht mehr an Träume glauben — ſie war es, es war Pauline!“

⁂

Möbius brach plötzlich in ſeiner Erzählung ab und ſah mit traurig erſtauntem Auge vor ſich hin, als ob er die Entdeckung jenes Abends noch einmal machte. Auch ich war keines Wortes mächtig. Dieſe Löſung überraſchte mich. Während der ganzen Erzählung glaubte ich, der unſchuldige Studiosus theologiae ſei, trotz aller Verſicherungen von der Unſchuld und Reinheit ſeiner Geliebten, ein klein wenig myſtifiziert worden; nun aber, da ich in ſeiner jetzigen Frau, die ich kannte, jene Henkerstochter vermuthen mußte, glaubte ich wohl Allem, was er von ihrer Bildung, Schönheit und Würde geſagt hatte — aber ich ſah mit einigem Schrecken ein Schickſal heraufziehen. Möbius, nachdem er ſich wieder gefaßt, blickte mir prüfend ins Auge und beobachtete mich mit einem gewiſſen ängſtlichen Lauern, was ich etwa ſagen möchte, ja, wie er mir ſpäter geſtand, mit der Beſorgniß, ich könnte mich plötzlich erheben und ihm ſagen, daß ich genug wiſſe und nichts mehr zu hören wünſchte. Da er aber auf meinem Geſichte den Ausdruck eines Zuſchauers im Trauerſpiele entdeckte, nahm er ſeine Erzählung mit Sicherheit wieder auf und fuhr fort:

„Was glauben Sie,“ fragte er, „welches Gefühl mich vor Allem beherrſchte, als ich nach, der Himmel weiß, wie langem Starren wieder zu mir ſelber kam? Die Verzweiflung hatte ihren Tribut bereits dahin genommen in der Lethargie, in der ich regungs- und gedankenlos durch die Fenſter geſtarrt hatte. Der Schmerz, die Liebe hatten ſich in dieſem furchtbaren Momente erſchöpft, und als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich kalt bis ans Herz hinan, und die Kraft, mich zu bewegen, zu handeln, überhaupt etwas zu thun und zu fühlen, erhielt ich nur von einer Art von Entrüſtung, von der ich ſelber nicht weiß, ob ſie gegen Pauline, oder gegen Schickſal und Verſehung gerichtet war. Mein Fieber hatte mich gänzlich verlaſſen, und mit unglaublicher Ruhe beſchloß ich, meinen Auftrag auszuführen.

„Ich klopfte an, ich trat ein. „Karl!“ rief Pauline, indem ſie die Hände zuſammenſchlug, um ſich in demſelben Momente an die Wand zu lehnen, denn ihr ſchwindelte, und ſie wußte nicht, was von meinem Kommen zu halten und was von der nächſten Sekunde zu erwarten. Ich ſelbſt ſtand eine Zeitlang ſprachlos da. Während dieſer Zeit raffte ſich Pauline wieder auf und ſagte, zu ihrem Vater gewendet, freilich mit bebender Stimme, aber mit heldenmüthiger Selbſtüberwindung: „Herr Kandidat Karl Möbius!“

„Ihre Stimme drang mir durchs Herz, und ich fühlte jene Kälte wieder daraus entweichen. Nur der Ton dieſer Stimme machte es, daß ich ohne alles Zögern in die Hand einſchlug, die mir Meiſter Vogt entgegenſtreckte. Ich hörte, wie Pauline in dieſem Moment tief Athem holte, aber ich hatte noch nicht den Muth, ſie anzuſehen. Der Scharfrichter ſchüttelte meine Hand und drückte mir ſeinen herzlichſten Dank aus für den Schutz, den ich einmal ſeiner Tochter angedeihen laſſen, für die Geſellſchaft, die ich ihr leiſtete, für alles Gute, das ſie gewiß aus dieſem Umgange ſchöpfte, und verſicherte mich, daß wir alte Bekannte ſeien. Er ſagte all Das mit der Ruhe und Sicherheit eines Mannes, der ſich jedem andern Sterblichen gleich fühlt, und mit Formen und in einer Ausdrucksweiſe, die den gebildeten Mann verriethen. Ich antwortete auf alles Das mit der Beſtellung meines Auftrages. Der Scharfrichter lächelte, wie ein gebildeter Mann über Dergleichen zu lächeln pflegt, und verſicherte mich, daß mir das gewünſchte Hemd zugeſtellt werden ſolle, obwohl es in den letzten Tagen von den verſchiedenſten Seiten her und aus allen Weltgegenden verlangt werden. Ich aber ſollte als Derjenige, dem er Dank ſchulde, den Vorzug haben. Bei dieſer Gelegenheit machte Meiſter Vogt noch allerlei Bemerkungen über den Aberglauben, über den er in ſeiner Stellung mehr Erfahrungen machen könne als jeder Andere, und der, wie er verſicherte, noch weit mehr verbreitet ſei, als ſich die Philoſophie des neunzehnten Jahrhunderts träumen laſſe — und wieder daran knüpfte er mit Beziehung auf die Fürſtin, für die das Hemd des Gerichteten beſtimmt war, die andere Bemerkung, daß der kraſſeſte Aberglaube im Verhältniß zur Anzahl der Individuen in den höchſten Ständen weit mehr verbreitet und heimiſch ſei, als in den niedrigſten Klaſſen. Meiſter Vogt ſprach ſo ziemlich lange fort und ſetzte mit offenbarem Behagen ſeine philoſophiſchen Anſichten, die Reſultate ſeiner Beobachtungen und ſeiner Erfahrungen, auseinander, während ich ſtehend die Lehne des Stuhles hielt, den er mir hingeſtellt hatte, wie im Traume zuhörte und immer nach dem Richtſchwert blickte, das auf dem Tiſche lag und zu mir herüberblinkte. Der Knecht hatte ſich entfernt und den Schleifſtein fortgetragen. Die Reden des Scharfrichters hatten für mich das Gute, daß ich mich, während ihre Worte wie todt an meinem Ohre abfielen, bis zu einem gewiſſen Grade wieder ſammeln konnte und mich ſelbſt wieder zu fühlen begann. Aber ſobald ich ſo weit gekommen war, war es mir auch gewiſſermaßen, als wäre ich ein für alle Mal in dieſe Welt gebannt und durch den Händedruck, den ich nachträglich deutlicher fühlte, als in dem Momente, in dem ich ihn empfangen hatte, dem Scharfrichter verfallen. Ich empfand Mitleid mit mir ſelber, ich wurde weich und hatte jetzt erſt den Muth, meine Augen nach Paulinen zu wenden, die, noch immer traurig vor ſich hinblickend, ſich an die Wand lehnte, die Arme herabhängen ließ und mich mit liebevollen Augen betrachtete, die Abſchied zu nehmen ſchienen. Ich brachte kein Wort hervor, das ich an ſie hätte richten können, und in der Angſt, daß mir doch eines entſchlüpfen könnte, das ihr wehe thäte, nahm ich raſchen Abſchied vom Scharfrichter, und wieder, um keinem zweiten Händedruck zu entgehen, aber auch, um nicht ohne ein Zeichen der Liebe von ihr zu ſcheiden, ſtreckte ich ihr die Hand entgegen. Sie ergriff ſie raſch, hielt ſie feſt und trat ſo mit mir aus der Stube und aus dem Hauſe. Ich wollte ihr gute Nacht ſagen, aber ſie ſchüttelte den Kopf und ging, immer meine Hand haltend, mit mir fort. Sie führte mich einen andern Weg als den, auf dem ich gekommen war, den Hügel hinauf, durch den Wald, und nach kurzer und ſchweigſamer Wanderung befanden wir uns zu meiner Ueberraſchung vor der Bank auf unſerem ſtillen Plätzchen am Ende des Poſtenweges. Wir ſetzten uns hin, wie wir geſtern da geſeſſen hatten, aber wie anders war uns heut zu Muthe! Wie anders ſah mir die Welt in demſelben Mondſchein, in derſelben Beleuchtung, von demſelben Standpunkte aus!

„Pauline blieb ſo lange bei mir, als ſie ſonſt zu bleiben pflegte. Sie ſah mich oft an, ſprach aber kein Wort. Ich hatte hundert Fragen an ſie zu richten und fand nicht für eine einzige den richtigen Ausdruck, um ſie nicht zu kränken. So ſchwiegen wir, bis Pauline ſich mit einem Male erhob, mich in ihre Arme ſchloß, mit unſäglicher Herzlichkeit küßte und ſagte: ‚Lebe wohl! Du wirſt mich ja doch nicht wieder ſehen wollen!‘

„Mit dieſen Worten lief ſie den Hügel hinauf; ich ſank ſchluchzend auf die Bank zurück und drückte das Geſicht in die Hände. Als ich wieder aufſah, ſtand ſie über mir auf dem Hügel und blickte mit vorgebeugtem Leibe nach mir hinunter; dann erhob ſie ſich und ſtreckte beide Arme bebend zum Himmel. Ihr Haar wehte in die Nacht hinaus. ‚Ich werde immer wieder kommen, Karl,‘ rief ſie endlich, ‚ich werde immer wieder kommen und hier warten. Immer, immer wieder, bis du vielleicht nach Jahren zurückkehrſt.‘ Dann lief ſie in den Wald zurück.

„Ich kam in jener Nacht nicht ins Bett und nicht ins Haus. Unglückſelig irrte ich in der Nacht umher, den Poſtenweg herauf und herunter, nach langen Irrwegen immer wieder nach jener Bank zurückkehrend, wo ich ſo glückliche Stunden verlebt hatte, die nun dahin ſein ſollten für immer. Zu wiederholten Malen näherte ich mich der Scharfrichterei. Jetzt wollte ich Paulinen wecken, um ihr zu ſagen, daß uns nichts in der Welt trennen ſolle; jetzt hatte ich die Abſicht, ſie mit Vorwürfen zu überhäufen, daß ſie mir ſo große Liebe eingeflößt, um mich ſo elend zu machen. Aber ich floh vor dem Hauſe immer wieder, wie vor einem Orte des Entſetzens. Der Henker und Alles, was zu ihm gehört, war mir nie in ſo abſtoßender Geſtalt erſchienen, wie in dieſer Nacht. Ich war mir Deſſen bewußt, daß mich nicht ein Vorurtheil, ſondern ein tief begründetes, menſchliches Gefühl von Paulinen trennte. Dann vertiefte ich mich wieder in den Seelenzuſtand Paulinens, vergegenwärtigte mir die Qualen, in denen ſie dieſe Nacht zubringen mußte, und überhaupt die Pein ihres ganzen Daſeins, und ich vergaß mein Elend über dem ihren, und ihr galten die Thränen, die ich weinte, ſo lange ich weinen konnte. Aber Sie erlaſſen mir die Schilderung aller der Qualen jener einzigen Nacht. Genug, ſie war ſo reich an Leiden, daß ſie unglückliche Jahre hätte ausſtatten können mit ihren traurigen Schätzen, an ſo gewaltigen Leiden, daß ihre Schatten noch helle Glückstage ferner Jahre verdunkeln können. Der Tag fand mich ferne von hier; denn gegen Morgen lief ich verwirrt und wie ein Menſch, der ſich ausgeſtoßen fühlt, als wäre ich ein flüchtiger Verbrecher, ins Land hinaus, die Landſtraße und gebahnte Wege meidend, über die Felder hin. Erſt die große Ermattung des Leibes und des Geiſtes brachte mich wieder zur Beſinnung; ich ſchleppte mich in die Stadt und in meine Wohnung zurück; wo ich erſt ſpät am Nachmittage ankam. Meine Hausleute hielten mich für krank und brachten mich ins Bett. Ich ſank in einen tiefen, der Erſtarrung ähnlichen Schlaf, aus dem ich erſt ſpät gegen Mittag des folgenden Tages erwachte.

„Das war ein Glück; denn damit hatte ich die Stunde der Hinrichtung, den ganzen Lärm, den ſie in der Stadt verurſachte und alle Pein verſchlafen, die ich während dieſer Zeit empfunden haben würde. Ich kleidete mich an und ging aus. Ueberall hörte ich vom Ereigniß des Tages, von der Hinrichtung ſprechen, am Meiſten aber an meinem Mittagstiſch, an dem ſich über vierzig Studenten aller Fakultäten verſammelten. Ein Augenzeuge unter dieſen rühmte die Meiſterſchaft, mit der der Henker ſein Amt verrichtete; auf Einen Streich fiel der Kopf, eh man ſich deſſen verſah. Ich weiß, wer zum Schliffe des Schwertes das Licht gehalten, dachte ich. Ein Mediziner meinte, dieſe Geſchicklichkeit des Meiſter Vogt komme daher, daß er, wie bekannt, Anatomie ſtudirt habe. Er iſt ſogar Doctor medicinae, behauptete ein Juriſt, dagegen aber proteſtirten ſämmtliche anweſende Studenten der Medizin und verſicherten, das ſei nur eine Sage. Man fing dann an, allerlei Geſchichten von Meiſter Vogt zu erzählen, und ein junger Juriſt, der bereits bei einem Advokaten arbeitete, verſicherte, daß dieſer ſonderbare Henker ſein Amt mit Ueberzeugung und nach Grundſätzen verwalte, er ſtudire jeden Prozeß, in deſſen letztem Akte er aufzutreten habe, um ſich von der Gerechtigkeit des Richterſpruches zu überzeugen. Einmal habe er ein Todesurtheil für ungerecht erklärt und ſich geweigert, es zu vollſtrecken, und in Folge des nothwendigen Aufſchubes ſei der Verbrecher auch begnadigt worden und zwar mit Recht. Nach dieſer Geſchichte hieß es, daß Meiſter Vogt, wie die Sage gehe, eine ſehr ſchöne Tochter habe, und es wurde die Frage aufgeworfen, ob man des Scharfrichters Tochter lieben könne. In Romanen Ja, in der Wirklichkeit müſſe man ſich trotz aller Schönheit abgeſtoßen fühlen, ſo hieß der Schlußſatz, in dem man ſich ohne Diskuſſion einigte. ‚Ah, bah!' — rief nur Einer, ein Mediziner — ‚wenn ſie ſchön und liebenswürdig iſt!' — ‚Du biſt ein Cyniker, das iſt bekannt!' lautete die Antwort, mit der man den Mediziner abfertigte. — Dann wurde die Todesſtrafe verhandelt, ein in jener Zeit überhaupt ſehr beliebter Gegenſtand der Diskuſſion. Die Theologen waren für Beibehaltung der Todesſtrafe, weil ſie in der Bibel geboten ſei, die Juriſten waren getheilter Meinung, Mediziner und Philoſophen ſprachen ſich entſchieden für Abſchaffung aus. Das gab lange Verhandlungen, und ich hörte mit einer Spannung zu, als ob eine mich perſönlich betreffende Angelegenheit hier verhandelt würde; darum aber war es mir nicht minder peinlich, jetzt dieſe Verhandlungen, wie vorhin die Erzählungen vom Scharfrichter, anzuhören, weckte doch jedes Wort nothwendigerweiſe traurige Gefühle der verſchiedenſten Art in mir und einen Nachklang alles Deſſen, was ich in den letzten zwei Tagen durchgemacht hatte. Man mochte meinem Geſichte Manches angeſehen haben, und man legte mir dieſes, wie mein Schweigen, an das man bei ſolchen Gelegenheiten nicht gewohnt war, falſch aus, nannte mich übertrieben human, ſentimental und ſpottete gutmüthig über einen Menſchen, der ſich in dieſem Augenblicke ſo unſäglich elend fühlte. Trotzdem hielt ich in der Geſellſchaft beinahe den ganzen Nachmittag aus, weil daſelbſt doch manches Wort geſprochen wurde, das mir wohl that.

„Den Abend verbrachte ich auf meiner Stube, obwohl ich die Gewißheit hatte, daß Pauline auf unſerer Bank ſaß, freilich ohne mich zu erwarten. Es ſchien mir, daß es gerade darum geboten geweſen wäre, dahin zu gehen, aber ich war feſt entſchloſſen, es wenigſtens an dem Tage nicht zu thun, an dem ſie mehr als ſonſt die Tochter des Scharfrichters war, an dem ſie vielleicht von dem Schwerte, das ſie ſchleifen half, die letzten Blutflecken abgewiſcht hatte. Was ich morgen, was ich übermorgen thun werde? — wer wußte es? Ich am Allerwenigſten, ich glaubte aber zu wiſſen, daß es meinem Berufe, meinem Vater und meinem eigenen Leben gegenüber Pflicht ſei, ſelbſt auf Koſten meines Glücks und meiner innigſten Gefühle, mich von Paulinen auf immer loszureißen und mit der Vergangenheit, die mir ſo viel Glück gegeben hatte, undankbar und charakterſtark zu brechen.

„Dieſer Gedanke gab mir einige Kraft und in Folge deſſen einige Ruhe wieder. Gefaßt, wie ich es ſeit achtundvierzig Stunden nicht geweſen, ging ich in meiner Stube auf und nieder, als es ſchüchtern an meine Thür klopfte und ich in dem Eintretenden den Knecht erkenne, der den Schleifſtein gedreht hatte. Unter dem Arme trug er ein kleines Paket, das er mir im Namen ſeines Herrn, des Meiſter Vogt, auf das Höflichſte übergab. Es enthalte dieſes Paket das verlangte Hemd des Hingerichteten. Er legte es, da ich es anzugreifen zögerte, auf den Tiſch und ſchlich ſich wieder, ſo ſtill als er gekommen war, zur Thüre hinaus. Da ſollte ich nun die Nacht in derſelben Stube mit dem Geſchenke des Henkers, mit dem blutbefleckten Hemde des Hingerichteten, zubringen — morgen es neu verpacken, auf die Poſt bringen und mich noch eine Stunde ſo damit beſchäftigen. Es war mir, als wäre ich in dieſe Henkerwelt durch einen Zauber, durch ein Verhängniß gebannt, um nie wieder loszukommen. Es war mir, als müßte ich dieſes Verhängniß walten laſſen, als wäre jeder Widerſtand vergebens. Im Grunde war nur das Eine wahr, daß jeder Widerſtand gegen meine Liebe vergeblich war.

„Ich habe es redlich verſucht, Widerſtand zu leiſten. Den nächſtfolgenden und dann noch den zweiten und dritten Tag verbrachte ich auf meiner Stube, umgeben von Büchern und vom beſten Willen beſeelt, meine Studien für das letzte Examen aufzunehmen, aber am Abend des dritten Tages wanderte ich wieder hinaus auf den Poetenweg, und da ſaß Pauline in der That, wie ſie geſagt hatte, und ich ſchämte mich, daß ich ſie alle dieſe Tage ſo da hatte ſitzen laſſen. Sie ſprang auf, als ſie mich kommen ſah, und brach dann, auf die Bank zurückſinkend, in Weinen aus. Es war Glück und Freude in dieſem Weinen, und der Vorwurf, den es enthielt, war um ſo heftiger. Sie war die Erſte, die zu ſprechen anfing, indem ſie mir mit flehentlicher Stimme eine Art von Vertrag anbot. Sie wollte mich, ſo lange ich noch hier in dieſer Stadt verweilte, nur von Zeit zu Zeit wiederſehen; ich ſollte ihr nur den Reſt des alten Glückes gönnen, der noch möglich war, ſie beſuchen und mit ihr ſprechen wie in alter Zeit. Mehr wollte ſie nicht, mehr hatte ſie nicht erwartet; denn, wenn die Zeit gekommen, werde ich ſie verlaſſen und vergeſſen, und ſie werde ſo viel des Glückes gekoſtet haben, als ihr Schickſal geſtatte. Ich antwortete darauf, indem ich wie ehemals regelmäßig jeden Abend wiederkehrte und meinen Geiſt daran gewöhnte, ſich raſch abzukehren, ſobald ſich der Gedanke der Zukunft zuwenden wollte, und ſo gelang es mir in der That, einen Theil des vergangenen Glückes wieder herzuſtellen. Ja, das neue Verhältniß hatte vor dem frühern ſogar Manches voraus, indem ſich jetzt das Weſen Paulinens reicher vor mir entfalten, und indem ich mich ihrer ſo zu ſagen mit mehr Behagen erfreuen konnte — allerdings immer abgeſehen von dem Dämon, der ſeine ſchwarzen Fittiche über uns ausbreitete und ſich manchmal drückend auf unſere Scheitel herabſenkte.

„In dieſer zweiten Periode meiner Liebe, da kein Geheimniß mehr zwiſchen uns war und da ich, bei den häufigen Abweſenheiten des Scharfrichters, oft ganze Stunden ſogar in ſeinem Hauſe zubrachte, erfuhr ich Manches, was mir den Blick in eine eigenthümliche Welt eröffnete, und Manches, was mir das Geſchick Paulinens noch tragiſcher erſcheinen ließ als bisher.

„Meiſter Johannes Vogt ſtammte aus einer Familie, in welcher ſich das Amt des Scharfrichters ſeit mehr als zweihundert Jahren von Vater auf Sohn forterbte, und er ſah wie ein Adeliger mit Stolz auf die Reihen ſeiner Ahnen zurück und mit gleichem Stolz auf ſein Amt, das er als die letzte Spitze des Rechtes betrachtete, wie er ſich ſelbſt als eine wichtige Stütze der menſchlichen Geſellſchaft anſah. Dieſes Alles trotz ſeiner Bildung oder vielmehr, beſſer geſagt, mit Hülfe ſeiner Bildung; denn die Sage, welche jener Student erzählt hatte, beruhte auf Wahrheit: Johannes Vogt war von ſeinem Vater in ſeiner Jugend in die Ferne nach Leyden geſchickt worden und hatte an dieſer Univerſität in der That Medizin ſtudirt und den Doktorgrad erworben. Niemand in der Gegend ahnte, welche ausgebreitete ärztliche Praxis er ausübte. Die Kranken, die ihm der Aberglauben zuführte und die Wundermittel von ihm erwarteten, behandelte er auf eine wiſſenſchaftliche Weiſe, ohne darum in ſeinen eigenen, wie in den Augen ſeiner Tochter, den Nimbus eines Zauberers oder Magiers ganz zu verlieren. Vater und Tochter hingen mit der Liebe zweier Ausgeſtoßenen an einander.

zweier Unglücklichen, die daſſelbe Schickſal theilen, das ſie für ungerecht halten, die einander gegenſeitig bedauern und ſonſt Niemand in der Welt haben, als ſich. Meiſter Vogt benahm ſich gegen ſeine Tochter, wie ſich ſein Vater gegen ihn benommen hatte. Er ſchickte ſie frühzeitig in ein entferntes, ausgezeichnetes Mädcheninſtitut, wo man ihre Herkunft nicht kannte und wo ſie bis in ihr achtzehntes Jahr verweilte und jenes Wiſſen erwarb, das ich ſo ſehr an ihr bewunderte. Aber dort, wo ſie geliebt war, hatte ſie auch das Bedürfniß nach Liebe und menſchlicher Geſellſchaft kennen gelernt, und der Durſt nach dem Umgange mit andern Menſchen war es, der ſie einige Monate nach ihrer Heimkehr, die ſie in der Einſamkeit verbrachte, eines Sonntags bewog, ſich halb und halb zu verkleiden, ſich für ein Dienſtmädchen auszugeben und in jenem Tivoli, vor dem ich ſie zum erſten Male geſehen, unter die Menſchen zu miſchen. Sie wiſſen, wie ſie dieſen Verſuch büßen mußte. Ein Bauernſohn aus ihrer Nachbarſchaft erkannte ſie, und man ſtieß ſie mit Hohn und Spott aus der Geſellſchaft, die ſich durch ihre Gegenwart verunehrt fühlte. Derſelbe Durſt nach Geſellſchaft, zugleich aber auch die Hoffnung, mich wieder zu finden, war es, der ſie nach jenem von Studenten veranſtalteten Maſkenballe lockte. Das Modell ihres damaligen Maria-Stuart-Koſtüms fand ich in der Wohnſtube des Scharfrichters, welche mit zahlreichen Bildern, hiſtoriſchen Kompoſitionen oder Porträts ausgeſchmückt war, die ſämmtlich berühmte Hinrichtungen oder Hingerichtete darſtellten, Notabene nur ſolche Hingerichtete, die mit dem Beil, dem Fallbeil oder dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht worden. Auf Hinrichtungen mit Strick und Galgen, ſowie auf die Henker, die ſich zu dergleichen hergaben, ſah Meiſter Johannes Vogt mit ariſtokratiſcher Verachtung herab. Da prangten an den Wänden neben jener genannten Königin die Königinnen Anna Boleyn, Jane Gray, Marie Antoinette, die Könige Karl und Ludwig, dann Monmouth, William Ruſſell, Algernon Sidney, die Girondiſten, Madame Roland, Charlotte Corday, Camille Desmoulins, Danton, Padilla, Egmont und Horn, Barneveld, Struenſee, Moltke, Patkul, Sand und viele andere Enthauptete der verſchiedenſten Länder und Zeiten in bunter Reihe. Ich halte es für nothwendig, Ihnen dieſe Einzelheiten zu erzählen, weil es mir ſonſt nicht möglich wäre, Manches an Paulinen zu entſchuldigen, was Ihnen unmenſchlich oder unweiblich erſcheinen müßte. Sie begriff den Abſcheu nicht, den die Welt vor dem Henker, vor ſeinem Amte und vor Allem, was zu ihm gehört, empfindet; ihr galt dieſer Abſcheu für ein unberechtigtes Vorurtheil und der Scharfrichter in ſeiner Stellung für einen Märtyrer dieſes Vorurtheils. Auch brauchte ſie, wenn ſie von dergleichen ſprach, immer nur die edelſten Ausdrücke; ſie ſprach nur vom Hochgericht, und im Franzöſiſchen gefiel ihr vorzugsweiſe der Ausdruck: ‚Executeur des hautes oeuvres.‘ Den Scharfrichter betrachtete ſie, wie ihr Vater ſelbſt, als einen Vertreter der Gerechtigkeit, als einen Vorfechter der Geſellſchaft und Vertheidiger gegen die Angreifer des ſittlichen Zuſtandes. Ich wünſchte, ich könnte es Ihnen begreiflich machen, wie weit ſich die Macht der Gewohnheit des Umganges und des Standes erſtreckte. Es iſt unglaublich —“

„O,“ fiel ich hier meinem Freunde Möbius ins Wort, den es offenbar beängſtigte, daß er das Weſen und die Anſichten ſeiner Geliebten nicht hinreichend erklären und entſchuldigen könne — „o, das kenne ich — geben Sie ſich keine Mühe — ich habe in dieſer Beziehung die merkwürdigſten Erfahrungen gemacht. Im Oriente hatte ich einen Bedienten, einen Dalmatiner, Namens Steffano, der mir die beſten und treueſten Dienſte leiſtete, das Ideal eines Bedienten. In den Einſamkeiten jener Reiſen werden Herr und Diener vertrauter als in anderen Verhältniſſen. So kam es, daß wir ganze Stunden mit einander verplauderten, und eines Abends, da ich ihn nach ſeiner Geſchichte fragte, erzählte er mir dieſelbe, und da erfuhr ich, daß ich einen ganz gemeinen Banditen, einen Bravo aus dem Malteſergäßchen zu Galata im Solde hatte, und daß dieſer mein Diener fünf Morde auf dem Gewiſſen oder vielmehr nur in ſeiner Vergangenheit hatte. Von dieſen Morden, wie ſie beſtellt, bezahlt und ausgeführt worden, erzählte er mir mit der größten Unbefangenheit, ungefähr wie ein Kaufmann von ſeinen Geſchäften, ein Handwerker von ſeinen Arbeiten erzählen würde. Der Mann hatte eben ſeine Jugend im Malteſergäßchen, dem Aufenthalte der verrufenſten Bevölkerung Konſtantinopels, zugebracht. Aber auch in der gebildeten Welt habe ich ähnliche Erfahrungen gemacht. Ein Kriminalrichter in einer großen deutſchen Stadt, den ich kannte, fühlte ſich nur dann glücklich, wenn ſeine Gefängniſſe überfüllt waren. Er betrachtete das Kriminalgebäude ungefähr wie eine alte Jungfer ihren Vogelbauer, und nichts widerſtrebte ihm ſo ſehr, als die Freilaſſung eines Sträflings, der ſeine Zeit abgeſeſſen hatte, zu unterſchreiben. Er erfand dann alle möglichen Vorwände, um dieſer Unannehmlichkeit zu entgehen, ja er begab ſich manchmal aufs Land, um, da die Freilaſſung von ſeiner Unterſchrift abhing, die Haft des Unglücklichen um einen oder mehrere Tage zu vermehren. Dieſer Mann war ein vortrefflicher Familienvater, ein begeiſterter Muſik- und zarter Blumenfreund. Bei einem anderen Richter war ich einmal zum Mittageſſen. Es war um ein Uhr. Man fragte ihn, was ihn heute im Amte beſchäftigt habe? Er konnte ſich nicht erinnern, und doch hatte er eine Stunde vorher ein Todesurtheil unterſchrieben. Allerdings war der Mann ſeit mehr als dreißig Jahren Richter. Sie ſehen nach dieſen Beiſpielen, denen ich noch andere hinzufügen könnte, ein, daß mich nichts überraſcht, was mir von der Macht der Gewohnheit und des Standes des Außerordentlichen geſagt werden kann. Stand und Gewohnheit ſind das Klima, das auf Entfaltung, Farbe und Früchte unſeres Gemüthes den größten Einfluß hat.“

„Sie werden alſo begreifen,“ fuhr Möbius fort, „daß Pauline Vieles, das mich mit Entſetzen erfüllte, das mich abſtieß, als natürlich, Manches ſogar als ehrwürdig anſah, ohne daß dieſer Umſtand der Weiblichkeit und Zartheit ihres Weſens irgendwie Eintrag gethan hätte. Und ſollte ich, der ich ſie liebte, ihr vor ihr ſelbſt, vor ihrer Stellung, in der ſie durch die Geburt gebannt war, und vor dem Henker, der ihr Vater war und an dem ſie auf das Kindlichſte und mit Verehrung hing, Abſcheu einflößen? Hätte ich ihre unglückliche Lage damit nicht noch unglücklicher gemacht? Aber wie klar ich auch erkannte, daß hier nichts zu ändern war, ſo wurde darum der Abgrund, der zwiſchen uns klaffte, nicht enger und wurde der Kampf, den ich in mir kämpfte, nicht friedlicher. Im Gegentheile, je öfter und länger ich Paulinen jetzt ſah, je näher ich ſie kennen lernte, deſto inniger liebte ich ſie, und je inniger ich ſie liebte und je klarer es mir wurde, wie ſchwer, ja wie unmöglich mir die Trennung von ihr ſein würde, die ich doch für nothwendig hielt, deſto klaffender und ſchmerzlicher wurde der Zwieſpalt in mir. Ich hütete mich vor jedem Entſchluſſe und brachte ſo meine Tage in zerrüttender Ungewißheit hin, in jener Unbeſtimmtheit des Wollens und Könnens, die ſo ſehr geeignet iſt, den Charakter zu untergraben, Schwächlinge zu machen, und die mit ihrer Angſt vor jedem Entſchluſſe oft größeres Unglück anſtiftet, als es ſelbſt ein poſitiver verbrecheriſcher Entſchluß vermöchte. Das fühlte ich ganz deutlich, ohne mich nach einer Seite hin aufraffen zu können, und damit empfand ich auch, wie dieſer Zuſtand, indem er alle inneren moraliſchen Stützen verwittern machte, meine körperliche Geſundheit untergrub. Es war kein Wunder, daß ich mich nach langen Wochen eines ſolchen inneren Kampfes nur noch mit Mühe zu Paulinen hinausſchleppte und daß ich endlich zuſammenbrach. Den letzten Stoß verſetzte mir die ohne alle Vorbereitung hereinbrechende Nachricht vom Tode meines Vaters.

„Ich weiß nicht, wie meine Krankheit begann, und es iſt übrigens auch gleichgültig; ich erfuhr nur ſpäter, daß man beim Ausbruch derſelben nicht gleich wußte, ob es irgend ein hitziges Fieber oder eine Geiſteskrankheit ſei. Als ich zum erſten Male nach drei Tagen auf kurze Zeit zur Beſinnung kam, erkannte ich wie durch Nebelſchleier, in meiner Stube hin- und hergehend und allerlei beſorgend, Paulinen. Mein Ausſehen hatte ihr während unſerer letzten Zuſammenkünfte Beſorgniß eingeflößt, und als ich endlich ausblieb, eilte ſie herbei, überzeugt, mich auf dem Krankenlager zu finden. Meine Hausleute, denen ich ferne ſtand, ſahen ſich mit Vergnügen die Mühen der Pflege von ihr abgenommen, die ſich für eine entfernte Verwandte von mir ausgab. Man lächelte zwar über dieſe Angabe und vermuthete ein zärtlicheres Verhältniß, man nahm ſie aber gerne hin, da ſie bequem war, und Pauline kümmerte ſich um dieſes Lächeln am Wenigſten. Im Hauſe war ſie von Niemand gekannt, und einer Entdeckung von anderer Seite beugte ſie dadurch vor, daß ſie alle Beſuche des Kranken abweiſen ließ.

„Ich erkannte ſie zu wiederholten Malen in den lichten Momenten, die mir das Fieber geſtattete; ich fühlte mich wohl bei ihrem Anblick, redete ſie aber ſelten an, aus Angſt, dieſe Erſcheinung könnte vor einem geſprochenen Worte verſchwinden, oder ſich als bloße Ausgeburt meiner kranken Phantaſie herausſtellen. Nach und nach zu mehr dauernder Beſinnung kommend, lag ich durch Stunden ſchweigend da und betrachtete ſie, wie ſie geduldig und ruhig daſaß, oder auf den Fußſpitzen ohne das geringſte Geräuſch hin- und herging und für mich ſorgte, wie es nur die Liebe vermag. So war es bei Tage, ſo war es lange Nächte hindurch. Aber jeden Abend trat noch eine zweite Perſon in das Zimmer, warf einen tief über die Stirne herabgedrückten, breitkrämpigen Hut und einen verhüllenden Mantel ab, beſprach ſich leiſe mit meiner Krankenwärterin und trat dann an mein Bett, um meinen Puls zu fühlen. Es war der Arzt, zu dem allein Pauline Vertrauen hatte, den ſie gleich zu Anfang meiner Krankheit herbeigerufen und nach deſſen Vorſchriften ſie mich behandelte, obwohl unter Tages mich noch ein anderer Arzt beſuchte. Sie errathen, daß es ihr Vater war. Nachdem ich ihn erkannt und wieder ſchwachen Nachdenkens fähig war, verſetzte mich ſeine Beihülfe in einige Unruhe; verſchwommen, nur halb faßbar, tauchten wieder jene Gefühle der Beängſtigung in mir auf, die mir ſchon ehemals geiſterhaft und unheimlich zugeflüſtert hatten, daß ich dieſem Lebenskreiſe verfallen ſei und mich nicht mehr loszuwinden vermöge. Sah ich doch jetzt Niemand mehr um mich, als den Scharfrichter und ſeine Tochter, in einer Lage, in der man nur von den Perſonen umgeben zu ſein pflegt, die einem am Nächſten ſtehen und denen man angehört. Aber ich begann, je mehr ich zu Kräften kam, mich dieſer Grübeleien beim Anblicke Paulinens, die blaß und erſchöpft an meinem Bette ſaß, zu ſchämen. Dieſer Liebe, dieſer Aufopferung gegenüber erſchienen mir alle Bedenklichkeiten im höchſten Grade kleinlich, ja erbärmlich. Durch die Abgeſchiedenheit, die Krankheit, und in der, ich möchte ſagen, abſtrakten Exiſtenz, in der man ſich nach einer ſchweren Krankheit befindet, fühlte ich mich von der Welt ſo ſehr losgelöſt, daß alle Rückſichten auf dieſelbe ſich beinahe in nichts auflöſten. Ich erfuhr, daß Pauline volle fünf Wochen an meinem Bette gewacht, geſorgt, ſich gequält und geängſtigt habe. Nun ſaß ſie, glücklich, mich geneſen zu ſehen, vor meinen Augen, nun konnte ich ihre mütterliche Sorgfalt ſelbſt beobachten, aber auch die tiefen Spuren erkennen, welche Angſt, Sorgen und Nachtwachen auf ihrem ſchönen Geſichte zurückgelaſſen und es noch verſchönert und veredelt hatten. Mehr als des wiedergewonnenen Lebens freute ich mich dieſer wiedergewonnenen Liebe, und mit meinem Körper erſtarkte der Entſchluß, Paulinen nicht zu verlaſſen. Doch gebrauche ich einen ſchlechten Ausdruck, indem ich von einem Entſchluſſe ſpreche — deſſen bedurfte es jetzt gar nicht mehr, der Wunſch und der Wille, mich mit Paulinen auf ewig zu verbinden und mit ihr zu tragen, was eine ſolche Verbindung mit ſich bringt, machten jetzt nur einen natürlichen Beſtandtheil, einen unzertrennlichen meiner Liebe aus und verſtand ſich gewiſſermaßen von ſelbſt. Meine früheren Bedenklichkeiten und Aengſtigungen kamen mir feige vor, und ich machte mir Vorwürfe, daß es erſt der Krankheit bedurfte, um mich ſo umzugeſtalten, und der Aufopferung Paulinens, um meine Liebe bis zu dieſem Grade zu ſteigern.

„Vernehmen Sie die Entwickelung in kurzen Worten. Ich erklärte ihr, ſie nie verlaſſen, ſie zu meinem Weibe machen zu wollen, und kaum hergeſtellt, ging ich an meine Arbeiten, um die Stelle meines Vaters, die mir offen gehalten wurde, ſo bald als möglich anzutreten. Meiſter Vogt ſchwur, ſich zum Glücke ſeiner Tochter von ihr ſo ferne als möglich zu halten; mit Thränen in den Augen ſagte er ſich gewiſſermaßen los von ihr, damit ſie, die künftige Frau des Predigers, aufhöre, die Tochter des Henkers zu ſein. Nie wollte er die Schwelle des Hauſes betreten, das ſein einziges und geliebtes Kind bewohnte, niemals ſie in Gegenwart eines Dritten auch nur kennen, und er zwang ſie zu dem Verſprechen, demgemäß ihr Leben und ihr Verhältniß zu ihm einzurichten. Ein Univerſitätsfreund, der bereits eine Pfarre einige Meilen von hier inne hatte, ſah mir zu Gefallen über mancherlei Förmlichkeiten hin, glaubte einem kleinen Romane, den ich ihm erzählte, und traute uns in der Stille ſeiner Dorfkirche vor zwei Zeugen, die er ſelber geladen, und in Abweſenheit des Vaters der Braut. Mein Staatsexamen war gemacht, das Vikariatsjahr wurde mir erlaſſen, und ich kündigte meinem Patronatsherrn und meinen Pfarrkindern meine Ankunft an, zugleich die Ankunft meiner Frau, einer geborenen Vogt, Tochter eines Doktors der Medizin. Sie wiſſen, daß der Name Vogt in dieſem Lande wie in den benachbarten Provinzen ſehr verbreitet iſt; ich konnte es wagen, den Familiennamen meiner Frau zu verrathen und wenigſtens in dieſer Beziehung wahr zu ſein. Einmal getraut und ganz im Beſitze dieſes geliebten Weibes, fielen die letzten Bedenklichkeiten wie Zunder oder Spinneweben von meiner Seele und kam es mir in der That vor, als wäre es nur ein leeres Vorurtheil geweſen, das mich ſo lange ängſtigte und unglücklich machte. Jetzt war ich glücklich.

* * *

„In der alten, geliebten Umgebung, in dem Wirkungskreiſe meines Vaters, deſſen humaner und milder Geiſt mich umſchwebte, an den ich durch jedes Buch, jedes Bild, durch den ganzen Hausrath erinnert wurde; in dem Hauſe, das eine ganze Reihe meiner Voreltern bewohnt hatte, fühlte ich mich mit meiner Frau ſo heimiſch, ſo eingewurzelt, daß es mir war, als könnte ich eben ſo wenig wie meine Voreltern dieſer Heimat wieder entriſſen werden, trotzdem mein Schickſal ſo verſchieden war von jenen ruhigen und wohlgeordneten Exiſtenzen. Meine Frau gefiel allgemein und wurde in allen Familien, denen ich ſie pflichtgemäß vorſtellen mußte, auf das Freundlichſte empfangen. Indeſſen begnügte ich mich mit dieſen vorgeſchriebenen Vorſtellungen und mit einigen ebenſo nothwendigen Beſuchen und Gegenbeſuchen, und wir zogen uns bald von der Geſellſchaft zurück. Meiner Frau ſchien es hinterliſtig, ſich bei Leuten einzuführen, von denen ſie wußte, daß ſie ſie bei näherer Kenntniß ihrer Herkunft von ſich ſtoßen würden: die, wenn ſie je erführen, daß ſie mit einer Scharfrichterstochter umgegangen, ſich ſelbſt verabſcheuen würden. Außerdem empfand ſie jetzt in ihrem häuslichen Glücke nicht mehr jenen Durſt nach Geſellſchaft, der ſie ehemals auf den Tanzboden gelockt hatte. Dazu kamen bald ſchöne Familienhoffnungen und von Anfang an ſehr ſtrebſame Studien unter meiner Anleitung, welche mir die größten Freuden bereiteten und Paulinens Geiſt und Gemüth in wahrhaft erſtaunlich ſchneller Weiſe weiter bildeten. Ich hatte bald eine Gefährtin an ihr, die ſelbſt in den ernſteſten Fächern mehr meine Studiengenoſſin als meine Schülerin war, und endlich hatten wir die Muſik, eine mir ebenſo wie Paulinen geliebte und vertraute Freundin, und — mehr als alles Dieſes — unſer erſtes Kind, einen Knaben, jenen kleinen Virtuoſen, den Sie in meinem Hauſe belauſcht haben. Er hat wohl ſchon im Mutterleibe die Liebe zur Kunſt eingeſogen, während ſeine Mutter, als ſie ihn unter dem Herzen trug, mit ſeinem Vater Mozarts und Beethovens Sonaten für Violine und Klavier ausführte. Wir waren glücklich, ſo glücklich, als ſich ein Idyllendichter ein Pfarrerleben denken kann, ſo glücklich, wie Pfarrer ſelten ſind. Allerdings nahm man uns unſere Zurückgezogenheit übel; meine Frau machte keine Beſuche und keine Einladungen, ſie nahm nicht Theil an den beliebten Kaffeegeſellſchaften, auch nicht an den Leſezirkeln einiger äſthetiſirender Frauen, zu denen man ſie eingeladen hatte, als man uns zufälliger Weiſe einmal in unſerem Garten bei der Lektüre der göttlichen Komödie belauſcht hatte. Die Frau Pfarrerin wollte alſo eine Ausnahme machen, und eine Ausnahme von der Regel iſt in unſeren deutſchen Städten ein großes Verbrechen, und ein noch größeres Verbrechen iſt es, ſich für beſſer oder gebildeter zu halten, als die Honoratioren der Stadt, und dieſes mußte wohl bei meiner Frau der Fall ſein. Sie hätte ſich ja ſonſt eine Ehre daraus machen müſſen, in jene Geſellſchaften und Zirkel geladen zu werden und jene Damen bei ſich zu ſehen. Die Stimmung und öffentliche Meinung werden in einer kleinen Stadt von den Frauen gemacht; ſie waren uns alſo um ſo weniger günſtig, als Pauline in der That die ſchönſte Frau der Stadt war, obwohl man ſonſt zugeben mußte, daß ſie in ihrem Bereiche, z. B. im Armenweſen und als Aufſeherin der Mädchenſchule, ihre Pflichten als Pfarrerin auf das Glänzendſte erfüllte, und daß ſie auf den Feldern der Wirkſamkeit, welche die Ueberlieferung den Pfarrerinnen anwies, weit mehr und Beſſeres leiſtete, als man gerechter Weiſe verlangen durfte. Mit einem Worte: ſie war im höchſten Grade geachtet, dem Neid und der Verleumdung unzugänglich, aber ſie war wenig beliebt. Darum wurde die Entdeckung, daß ſie von niederer Herkunft ſei, mit wahrem Jubel begrüßt. Dieſe Entdeckung wurde bei Gelegenheit einer Art von Synode gemacht, zu welcher ſich die Pfarrer des ganzen Kreiſes verſammelten. Jener Theologe, mit dem ich jenen Sonntag, an welchem ich Pauline kennen gelernt, wandernd und diſputirend verbrachte, war jetzt auch Pfarrer in unſerem Lande und gehörte mit zu den zur Synode Verſammelten. Er beſuchte mich, ſeinen alten Univerſitätsfreund, und erkannte in meiner Frau jenes aus dem Tivoli ausgeſtoßene Mädchen, an deſſen Seite er nicht die Stadt zu durchwandern wagte. Er gehörte, wie ich Ihnen ſchon ſagte, der orthodoxen Richtung an und war, ſeitdem er auf ſeiner Pfarre ſaß, noch orthodoxer geworden. Ich war gezwungen, ihm bei der Verſammlung Oppoſition und manche ſeiner, ſich auf Teufel und Hölle beziehenden Anträge zu nichte zu machen. Er war gereizt, und am Abend deſſelben Tages wußten ſämmtliche Predigersfrauen und ihre Freundinnen, daß ich meine Frau kennen gelernt, als ſie vom Tanzboden der Dienſt- und Nähmädchen der Univerſitätsſtadt gewieſen worden. Der Lärm, der ſich erhob, war groß; der vermeintliche Stolz, den meine Frau gezeigt haben ſollte, erfüllte die Gemüther nachträglich mit noch größerer Entrüſtung als vorher. Man zeigte ihr von da an, wie hoch man über ihr ſtand. Aber was bedeutete uns Das? Wir wußten ja, daß wir ſozial noch viel tiefer ſtanden, als die Stadt nur im Entfernteſten ahnte! Wir konnten reden laſſen, ſo lange unſere Häuslichkeit unangetaſtet und ſo lange unſer wahres Geheimniß unenthüllt blieb. Pauline war beſtimmt, ſelbſt den Schleier zu lüften, oder vielmehr wegzureißen.

„Von ihrem Vater bekamen wir nur ſelten Nachrichten; die Bedingungen, die er ſich ſelber auferlegt hatte, erfüllte er mit wahrhaft heldenmüthiger Gewiſſenhaftigkeit. Er widerſtand den Einladungen ſeiner einzigen Tochter, ſie einmal, wenn auch nur auf eine Stunde, geheim zu beſuchen, und ihren Bitten, ihn einmal beſuchen zu dürfen. Sie ſollte mit der Gefahr nicht ſpielen, ſie ſollte um ihres Glückes willen ihn gänzlich aufgeben, ſie ſollte ihn, er beſchwor ſie darum, verleugnen, denn nur ſo ſei die Möglichkeit gegeben, daß ſie, die von ſo wenigen Menſchen gekannt war, unerkannt als Tochter des Henkers ihr Leben vollende. Je mehr Aufopferung und Liebe er ihr ſo bewies — (in der That die größte Aufopferung, da er auf der weiten Welt Niemand hatte und noch weniger beſaß zur Befriedigung menſchlich-gemüthlicher Bedürfniſſe als irgend ein Einſamer) — deſto größer wurde die Sehnſucht Paulinens nach ihrem Vater. Sie unterdrückte ſie aus Rückſicht für mich, aber die Qual, die Sorge um den fernen, einſamen alten Mann wurde darum nicht geringer.

Da — es war im zweiten Jahr unſerer Ehe — wurde in unſerer Gegend ein Mord begangen, ein ganz gemeiner Raubmord. Der Thäter wurde ergriffen, die Sache war ſehr klar, der Prozeß kurz, und der Mörder wurde zum Tode verurtheilt. Er ſollte in unſerer Stadt hingerichtet werden, und unſere Stadt gehörte mit zum Scharfrichtergebiete meines Schwiegervaters. Er mußte nun zu uns kommen, und zwar in ſeinem ſchauerlichen Amte. Ich bebte der Zeit entgegen; Pauline vergaß das blutige Amt ihres Vaters, die traurige Veranlaſſung, und jubelte. Zum erſten Male ſeit zwei Jahren wurde ich wieder an das blutige Geſpenſt erinnert, das zwiſchen uns ſtand; fühlte ich mich von ihrer Fühlloſigkeit dem Amte ihres Vaters gegenüber wieder beleidigt, wieder in dieſe Welt verſetzt, in die ich mich ſo ſehr einzutreten ſträubte, und wieder hinein gebannt. Ich ſagte mir, daß Pauline, da ſie ein Kind hatte, jetzt anders fühlen, dieſe Dinge anders betrachten müßte. Ich dachte mit Schauer daran, daß ſie an demſelben Tage den Henker, der eben ſein Amt verrichtet, umarmen und mein Kind küſſen werde.

„Es war mir noch Anderes aufbewahrt. Nach alter Sitte traf die Pflicht, den armen Sünder auf den Tod vorzubereiten und auf den Richtplatz zu begleiten, die drei Pfarrer der Stadt der Reihe nach, einen nach dem andern. Zwei Tage vor der Hinrichtung überraſchte mich die Mittheilung, daß die Reihe an mir ſei. Schwiegervater und Schwiegerſohn ſollten ſich alſo auf dem Richtplatze wiederſehen! Wahrlich, ich war nicht in der Stimmung, einem ſolchen Unglücklichen Troſt zuzuſprechen, als ich mich, auf jene Mittheilung hin, ins Gefängniß begab. Alle Möglichkeiten ſchwebten mir vor und beinahe die Gewißheit, daß dieſe Zuſammenkunft Verrath meines Geheimniſſes und Zertrümmerung meines Glückes herbeiführen werde.

„Am zweiten Tage Abends traf ich meinen Schwiegervater vor dem Gefängniſſe. Er benahm ſich muſterhaft. Er grüßte mich achtungsvoll, hielt ſich aber ſo ferne von mir, daß keiner der anweſenden Beamten unſer Bekanntſein ahnen konnte. Es kommt vor, daß der Scharfrichter ſich mit dem Prediger zu beſprechen wünſcht, und dieß benützte Meiſter Vogt, ließ mich durch einen der Beamten um eine Unterredung bitten und folgte mir dann in einen Winkel des Gefängnißhofes.

„‚Ich wollte nur wiſſen, wie es euch gehe,‘ ſagte er traurig — ‚was macht Pauline und ihr Kindchen?‘

„‚Sie werden uns beſuchen,‘ ſagte ich leiſe, ‚heute Abend könnten Sie kommen. Ich habe es Paulinen verſprochen, Sie darum zu bitten — ſie ſehnt ſich nach Ihnen — ſie würde es nicht verſchmerzen, Sie nicht geſehen zu haben.‘

„Der Scharfrichter ſchüttelte den Kopf in ſo betrübter Weiſe, daß mir beinahe die Thränen in die Augen traten. ‚Nein, lieber Möbius,‘ ſagte er mit feſter Stimme, ‚ich werde nicht zu Ihnen kommen, ich werde halten, was ich mir verſprochen habe. Spielen Sie nicht mit der Gefahr. Die unbedeutendſte Kleinigkeit kann einen Anhaltspunkt zur Entdeckung bieten. Grüßen Sie mir Pauline und tröſten Sie ſie. Ich bin feſt entſchloſſen, Ihre Schwelle nicht zu überſchreiten und mir das Glück, ſie zu ſehen, zu verſagen.‘

„Ich beſtellte Paulinen ſeine Botſchaft. Sie gerieth außer ſich, ſie machte mir Vorwürfe, daß ich ihm nicht genug zugeredet, und brachte die halbe Nacht mit Weinen zu. Als ich mich gegen Morgengrauen erhob, um meine traurige Pflicht zu erfüllen, fand ich ſie in fieberhafter Aufregung. Sie trug mir die heißeſten Grüße an ihren Vater auf und beneidete mich, daß ich ſo ſehr in ſeine Nähe komme. Wahrlich, ich war darum nicht zu beneiden. War mir das Handwerk meines Schwiegervaters von jeher verabſcheuungswürdig, wie mußte es mir erſt jetzt werden, da ich es in der Ausübung ſehen ſollte. Es war ſchon genug, daß ich den armen Sünder auf das Gerüſte begleiten und zum erſten Mal in meinem Leben den unmenſchlichen Akt mit eigenen Augen anſehen ſollte. Meine Pflicht gebot mir, den Unglücklichen bis zum allerletzten Augenblicke nicht zu verlaſſen, ihm noch zuzureden, wenn ſchon das Schwert nach ſeinem Nacken fährt.

„Während ich auf dem Karren an der Seite des Delinquenten auf den Richtplatz fuhr, mußte ich, trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, trotzdem ich mich mit Grauen in ſeinen Zuſtand verſetzte, trotzdem mich die lebende Todesangſt in ſeinem Geſichte beinahe anſteckte und mit gleicher Angſt erfüllte — trotz all Dem mußte ich manchmal denken: Was würde dieſe verſammelte Menge ſagen, wenn ſie wüßte, daß dieſe zwei Männer, die auf dem Blutgerüſte ihr Amt verrichten, daß Prediger und Henker Eidam und Schwiegervater ſind. Dieſer Gedanke trat allerdings in den Hintergrund, als ich wirklich neben meinem Schwiegervater auf dem Gerüſte ſtand und der Verurtheilte mich bat, ihm ein Gebet vorzuſagen. Ich that es mit Inbrunſt, während mein Schwiegervater hinter mir ſtand und, das Schwert in der Hand, die Menge betrachtete. Plötzlich fühlte ich meine Schulter leiſe berührt — ich glaubte, er wolle mich mahnen, kurz zu ſein, aber er neigte ſich zu mir herab und flüſterte mir ins Ohr: ‚Ich ſehe Paulinen!‘ Er ſagte das mit einem glücklichen Ausdrucke im Geſichte, der am Allerwenigſten zu dem Momente paßte — aber er ſchien auch den Moment und ſein Amt ganz vergeſſen zu haben. Er ſtarrte immer vor ſich hin in die Menge hinein, nach einem Punkte, und ich Unglückſeliger war es, der ihn wieder zu ſich bringen mußte. Er ſtreckte ſich, ſchob mich zur Seite und trat vor. Aber er zitterte am ganzen Leibe und machte eine Bewegung mit dem Kopfe und mit den Augen, die mir verrieth, daß es vor ſeinen Augen ſchwamm. Trotzdem ſchwang er das Schwert und that, was ſeines Amtes, aber er that es ſchlecht. —

„Erlauben Sie mir, daß ich über eine gräuliche, blutige Szene raſch hinweggehe — ich will Ihnen ja keine Hinrichtungsgeſchichte erzählen. Erlaſſen Sie mir die Beſchreibung des Schrecklichen, deß nächſter Zeuge ich geweſen. Meiſter Vogt kam mit ſeiner Verrichtung nicht zu Ende, das Volk wurde wüthend, ein Hagel von Steinen flog gegen das Gerüſt, und den Steinen folgte raſch die Maſſe, welche die Treppe heraufſtürmte. Ich war eben daran, mich vor den Scharfrichter hinzuſtellen, um ihn mit meinem Leibe zu ſchützen, als die Maſſe dem Andrängen einer Frau weichen mußte, die mit unglaublicher Schnelligkeit und Kraft das Gedränge theilte, die Treppe herauf eilte und ſich wie ein Schild auf den bedrohten Scharfrichter warf. Es war Pauline. Sie umklammerte ihren Vater, nannte ihn, der allerdings in der höchſten Lebensgefahr ſchwebte, mit den zärtlichſten Namen und wandte ſich dann raſch gegen einige Leute aus dem Volke, die ihn bereits an Armen und Beinen gefaßt hatten, und rief ihnen mit lauter Stimme zu: ‚Es iſt mein Vater!‘ Ein Schrei der Ueberraſchung ging durch die Menge, in welcher unzählige der Zuſchauer meine Frau kannten. Die nächſten Anſtürmer wichen zurück, und die Soldaten, die ſich hatten zurückdrängen laſſen, konnten wieder das Gerüſt umgeben. Der gedeckte Wagen des Scharfrichters, beſchützt von reitender Gendarmerie, näherte ſich, und von Paulinen an der Hand gefaßt, ſtieg der Scharfrichter mit ihr und mir in den geſchloſſenen Raum, und wir flogen davon und verbargen uns hinter den Mauern des feſtungsartigen Gefängnißgebäudes.“

* * *

Nach einigem Schweigen fuhr Möbius fort: „Den Reſt können Sie ſich wohl ſelber erzählen. Es iſt natürlich, daß die Gemeinde nicht eine Henkerstochter zur Pfarrerin haben wollte. Ich machte nur einen Verſuch: ich ging nächſten Sonntag in meine Kirche und fand ſie leer. Ich kehrte in mein Haus zurück und ſchrieb mein Entlaſſungsgeſuch. In der Nacht darauf verließ ich mit Weib und Kind, und zwar, um ſo unbemerkt als möglich fortzukommen, zu Fuße, die Stadt. Wir erwarteten den Morgen in einem Dorfe der Umgegend, mietheten dann einen Wagen und fuhren hierher in dieſe Stadt. Unſere Habſeligkeiten ließen wir nachfolgen. Die Geſchichte hatte großes Aufſehen gemacht und fand ihren lauteſten Wiederhall gerade hier in der Heimat des Scharfrichters und Paulinens. Es war uns unmöglich, in der Stadt ſelbſt eine Wohnung zu finden, und ich war gezwungen, das kleine Haus zu beziehen, das meinem Schwiegervater gehört, das beinahe ſo einſam liegt wie eine Scharfrichterwohnung, und in dem Sie mich geſtern entdeckt haben. Es iſt dieſe Wohnung bisher das Einzige, was ich von meinem Schwiegervater angenommen habe. Trotz allem Elend, in das ich verſank, konnte ich mich nicht überwinden, mich mit Geldern nähren zu laſſen, die zum Theil Hinrichtungshonorare ſind. Mein Schwiegervater iſt übrigens nicht ſo wohlhabend, als man nach der Gemächlichkeit ſeiner Wohnung glauben könnte. Den größten Theil ſeines angeerbten Vermögens verwandte er auf die Erziehung ſeiner Tochter. Den Aberglauben, eine große Quelle der Einkünfte für andere Scharfrichter, beutete er nicht aus, und ſeine ärztliche Praxis, die zum großen Theil eine Armenpraxis war, koſtete ihn mehr, als ſie ihm einbrachte. Dieſer Henker war nämlich der Wohlthäter vieler Kranken und Armen, mit denen ihn ſeine Praxis in Berührung brachte.

„Ich wollte mich Anfangs als Lehrer und Stundengeber ernähren — aber die Eltern ſcheuten ſich, ihre Kinder dem Eidam des Scharfrichters anzuvertrauen. Ich klage Niemand an; in gleichem Falle hätte ich dieſelben Bedenken gehabt. Kurz, ich verſank in Mangel und Elend, aus denen ich mich nun ſeit Jahren nicht herauszuarbeiten vermag. Ich wäre längſt verfallen und verſunken, wenn nicht eine Frau an meiner Seite ſtünde, die mich mit ihrer Stärke noch Härteres ertragen lehrte. Sie, lieber Freund, haben mir auf einige Zeit aus der Noth geholfen, aber glauben Sie ja nicht, daß ich in meiner jetzigen Stellung mit Sicherheit der Zukunft entgegenſehe. Ich weiß es aus jahrelanger Erfahrung, daß der geringſte Vorwand, ein ſcheinbarer Grund zur Unzufriedenheit hinreichen werden, um ſich des Eidams des Scharfrichters wieder zu entledigen. Doch ich wollte nicht klagen, ich wollte Ihnen nur meine Geſchichte erzählen, damit Sie wiſſen, ob Sie das Haus der Ausgeſtoßenen, das Sie zufällig entdeckt, wieder aufſuchen wollen; ob Sie es vermögen, ſich an unſeren Tiſch zu ſetzen, meine Kinder zu küſſen und ſich nicht zu entſetzen, wenn zufällig der Vater der Hausfrau eintritt."

* * *

Um nachdrücklich zu antworten, wanderte ich ſchon am nächſten Tage nach dem ſtillen, friedlichen Hauſe hinaus. Und ich kam oft und verbrachte daſelbſt ſchöne Stunden in Geſellſchaft dieſer gebildeten und mit den Künſten und Wiſſenſchaften vertrauten Familie. Doch dauerte dieſer Umgang nicht lange; Manches, was ich in dieſer Univerſitätsſtadt gewollt, war erreicht, Anderes verfehlt, und ich ergriff den Wanderſtab, den ich durch viele Jahre nicht wieder aus der Hand legen ſollte. Ich durchreiſte die meiſten Länder Europa's und einen Theil Aſiens, neue Eindrücke verdrängten die alten, und neue Freundſchaften ließen mich alte Bekanntſchaften vergeſſen. Es waren ſeit jener Nacht, in welcher mir Möbius ſeine Geſchichte erzählt hatte, nahe an fünfzehn Jahre vergangen, als ich eines Tages auf dem Markte von Beaucaire in Languedoc unter den großen Platanen, welche die glänzendſten und größten Meßbuden beſchatten, von den Tönen einer Muſik angezogen wurde, die ich ſogleich als deutſche Muſik erkannte, und die nichts mit dem gewohnten Muſiklärm der Märkte und Meſſen gemein hatte. Ich näherte mich und ſah unter der großen Platane einen älteren Mann, der mit vielem Ausdruck die Violine ſpielte und dabei von zwei Jünglingen, deren jüngſter wohl ſechzehn Jahre alt ſein mochte, auf einer zweiten Violine und der Bratſche begleitet wurde. Ich wollte nur hören, aber bald wurde meine Aufmerkſamkeit durch das Geſicht des Alten ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ich von der Muſik nichts mehr vernahm. Ich erkannte hinter dem beinahe ganz grauen Barte meinen alten Karl Möbius. Eine Viertelſtunde darauf ſaßen wir in einer Herberge zuſammen, in welcher Pauline unſere Geſellſchaft vergrößerte. Ich erfuhr, daß der älteſte Sohn, jener Knabe, den ich damals im Garten belauſcht hatte, ſich zu einem bedeutenden Künſtler herangebildet, daß er vor drei Jahren auf Reiſen gegangen, und daß er endlich in Barcelona eine angenehme und dauernde Stellung gefunden habe. Er lud die Seinen ein, ihm zu folgen und die Heimat zu verlaſſen, wo ſie noch immer die Ausgeſtoßenen waren. Die Eltern überlegten es ſich nicht lange und folgten dem Rufe ihres lieben Sohnes; die Koſten der weiten Reiſe wurden mit Hülfe der Violinen herausgeſchlagen, indem Vater und Söhne als fahrende Muſikanten dahinzogen und ſich bei dieſer Gelegenheit die Welt im Einzelnen anſahen.

Ein Jahr darauf ſah ich die Familie wieder im Theater zu Barcelona, wo der älteſte Sohn im Orcheſter den Kapellmeiſterſtab wie einen Szepter ſchwang, und der Vater und die zwei jüngeren Brüder als ſeine Untergebenen dieſem Szepter gehorchten. Sämmtliche Möbius gehörten zu den beliebteſten Muſiklehrern der Stadt.

Roſtet nicht.

Die Laufbahn meines Vaters war, ſo weit ſie vom eigenen Können und Wollen und von den Beziehungen zu anderen Menſchen abhing, eine glückliche geweſen; er gehörte in ſeinen alten Tagen zu den geachtetſten und geliebteſten, wenn auch nicht zu den berühmteſten Mitgliedern der Univerſität; daß ihn die neue Wiſſenſchaft überflügelte, darüber tröſtete er ſich leicht, denn ihr Triumph ſtand ihm höher als ſein Ehrgeiz, und ich, ſein einziger Sohn, gehörte ja mit zu der jungen Generation, welche die ſeinige in den Hintergrund drängte. Es freute ihn, daß der Anfang meiner Laufbahn mit der ſeinigen ſo viel Aehnlichkeit hatte: er nahm das als ein Verſprechen, daß ich ſo glücklich ſein werde, wie er es geweſen. Ich hatte eben meine Studien vollendet an derſelben Univerſität, an der er ſeine Jugend verbracht und an der er als Profeſſor der Geſchichte und der Staatswiſſenſchaften angeſtellt war, fühlte mich aber noch zu jung und mein Wiſſen zu lückenhaft, um mich ſogleich zu habilitiren. Ich ſollte eine Hauslehrerſtelle antreten, die mir durch einige Jahre Muße genug zu fernerer Ausbildung gewähre und Geld genug einbringe, um dann, vor Rückkehr auf die Univerſität, noch einige Reiſen machen zu können. Gerade ſo war es bei meinem Vater geweſen, als er ſich in meinem Alter befand, und um die Aehnlichkeit unſeres Jugendlebens möglichſt weit zu treiben, richtete es der Zufall ſo ein, daß ich in derſelben Gegend Thüringens eine Hauslehrer-

Stelle fand, in welcher mein Vater in gleicher Eigenſchaft drei Jahre ſeiner Jugend verlebte, und die nun halb und halb zu meiner Heimat gehörte, da er dort ſeine Frau, meine Mutter, gefunden. „Bringe dir eine Aehnliche mit," ſagte er gerührt, als es beſchloſſen war, daß ich dahin abgehen ſolle, „aber," fügte er mit der Andacht eines Segensſprechers hinzu, „möge ſie an deiner Seite länger verweilen, als das Schickſal deiner Mutter bei mir zu verweilen geſtattete."

Ich ſollte zu Michaelis abgehen, aber ich erhielt im Herbſte einen Brief des Gutsbeſitzers, der mein Brodherr werden ſollte, in welchem mich dieſer bat, meine Ankunft bis zu Oſtern zu verſchieben, da er, wegen der ſchwachen Geſundheit ſeiner Frau, eine Reiſe nach dem Süden und ſeine ganze Familie mitzunehmen vorhabe. Es machte mir nicht den geringſten Verdruß, einige Monate länger bei meinem Vater und bei meinen Freunden bleiben zu können, und bis auf den heutigen Tag ſegne ich den Umſtand, der mich zu Hauſe zurückgehalten, denn ihm danke ich es, daß ich bei meinem guten Vater bis zu ſeinem letzten Momente ausharren und ihm die Augen zudrücken konnte. Wenige Wochen ſpäter ſchloß ich das Häuschen, das mir gehörte, ließ Alles darinnen ſo ſtehen und liegen, wie es mein Vater verlaſſen hatte, um mir für die Zukunft das Glück zu wahren, in liebe, erinnerungsvolle, alte Umgebungen zurückzukehren, da ich nicht mehr in liebende Arme zurückkehren konnte, und wanderte nun getroſt mit dem gemiſchten Gefühle der Melancholie, welche der herbe Verluſt in mir hinterlaſſen, und des heiteren Jugendmuthes meinem Beſtimmungsorte und meiner Zukunft entgegen. Wie in mir war es überall auf meinen Wegen in der Natur: überall noch die Spuren des Winters und ſchon die Vorboten des Frühlings, — kühle Lüfte durch die warmen Sonnenſtrahlen dringend, Nebel und Dünſte vom Oſtergolde verklärt, — kahle Bäume mit Knoſpen und treibendem Grün an den Spitzen der Zweige und Aeſte, — Vogelgeſang über noch ſchwarzen Schollen der Felder. Alles ſtimmte mit mir, mit Allem ſtimmte mein Gemüth, und in wohlthuender, ruhiger Harmonie kam ich nach achttägiger Reiſe in der Stadt an, in deren Nähe das Schloß lag, in welchem ich meine Hofmeiſter-Funktionen beginnen ſollte. Manches Haus, mancher Hügel, hundert verſchiedene Gegenſtände erinnerten hier an die Erzählungen meines Vaters und an ihn ſelber; jedes ſeiner Worte kam mir aufs Lebhafteſte in die Erinnerung, und es war mir eine Herzensangelegenheit, ſeinen Spuren zu folgen und jeder ſeiner Anweiſungen zu gehorchen. Ich ſuchte das Gaſthaus auf, in welchem er abgeſtiegen war, und nachdem ich die Stadt durchwandert und mir beim Anblick der Häuſer und Straßen ſeine Erzählungen vor den dazu gehörigen Dekorationen, ganz wie ich mir einbildete, der Wahrheit getreu vergegenwärtigt, fiel es mir ein, daß er mir vor Monaten von einem guten Fräulein Eliſe Emmerich, einer Freundin meiner Mutter, geſprochen, mit dem Bemerken, daß ich ſie beſuchen und ihm dann über das jetzige Leben der ſonderbaren, aber vortrefflichen Perſon ſchreiben müſſe. Konnte ich letzteres leider nicht mehr thun, ſo wollte ich doch wenigſtens dem erſten Theile des Auftrages nachkommen und eine Perſon aufſuchen, die er die Freundin meiner Mutter nannte und von der er mit ſo viel Wohlwollen geſprochen.

Als ich mich am nächſten Morgen bei der Dienerſchaft des Gaſthauſes nach der Adreſſe des Fräuleins Eliſe Emmerich erkundigte, glaubte ich ſchon zu ſpät gekommen zu ſein, um die alte Jungfer kennen zu lernen, und mußte ich vorausſetzen, daß ſie ihrer Freundin bereits gefolgt ſei, denn keiner der Kellner wollte je von einem Fräulein Emmerich in hieſiger Stadt etwas gehört haben. Glücklicher Weiſe kam der Wirth dazu, als die Kellner noch über Sein und Nicht-Sein eines Fräuleins Emmerich diſputirten, lachte und rief: „Der Herr meint das Fräulein Oberforſtmeiſter —“

„Ja,“ rief es im Chorus dagegen, „das Fräulein Oberforſtmeiſter, das exiſtirt allerdings!“ — und nun begann Jeder zu erklären, wie beſagtes Fräulein nur unter beſagtem Titel bekannt ſei, daß ſie unter dieſem Titel jedes Kind in der Stadt kenne, und das ſei ſehr natürlich, denn ſolcher Fräulein Oberforſtmeiſter gebe es nicht zwei in der Stadt, vielleicht nicht in der Welt. Der Wirth erläuterte dieſe Mittheilungen. Das Fräulein Oberforſtmeiſter ſei eine der populärſten, ja die populärſte Geſtalt der Stadt und Umgebung, und das danke ſie ebenſowohl ihrem guten Herzen, das von einem großen Vermögen den wohlthätigſten Gebrauch zu machen wiſſe, wie ihrer auffallenden Erſcheinung, — denn ſie ſei, wie ſie der Volkswitz nennt, der größte Mann der Stadt. „Geben Sie,“ fügte er hinzu, „nur zum Thüringer Thore hinaus, und wenn Sie dort wo zwiſchen den Landhäuſern einer recht anſehnlichen Rieſin begegnen, ſo ſprechen Sie ſie nur getroſt als Fräulein Oberforſtmeiſter an, — ragt ſie Ihnen aber nirgends entgegen, ſo ſuchen Sie nur unter den Landhäuſern das ſauberſte und ſchmuckeſte aus, Sie werden nicht fehl gehen, — da haust und waltet ſie in der angenehmſten Einſamkeit, einen Theil des Tages in Garten und Haushalt, einen andern Theil mit Büchern beſchäftigt oder von fröhlicher Jugend umgeben, wie eine luſtige Gluckhenne. Eine treffliche Perſon, Herr Volker, ich verſichere Sie, eine ganz vortreffliche Perſon, und reſpektirt in Stadt und Land wie kein anderer Mann und keine andere Frau.“

Der Wirth, der mir beim Frühſtück Geſellſchaft leiſtete, fuhr fort, mir in dieſem Tone von der Unbekannten zu ſprechen und allerlei Beiſpiele ihres guten Herzens zu erzählen, daß ich mich in der That auf den Gang in das Landhaus herzlich freute. Es war mir, als ſollte ich in dieſer mir fremden Gegend eine gemüthliche Freundin finden, und ich wünſchte mich deſſen zu verſichern, bevor ich mich auf das Schloß in das immerhin untergeordnete Verhältniß eines Hauslehrers und unter die mir wildfremden Menſchen begab.

Es war noch zu früh für einen erſten Beſuch, und ſo wanderte ich in der Umgebung des Landhauſes, das ich nach der Beſchreibung des Wirthes ſogleich erkannt hatte, einige Zeit hin und her und ſuchte mich alles Deſſen zu erinnern, was ich von

Vater und Mutter über Fräulein Emmerich gehört hatte, und trat endlich mit ſolchen Erinnerungen wohl ausgerüſtet durch das kleine Gärtchen, das eine Art Vorhof bildete, in das Haus. Eine Dienerin führte mich in die erſte Stube und bat mich, einen Augenblick zu warten, ſie wolle Fräulein Emmerich, die im Garten beſchäftigt war, herbeirufen. Sie ging, ohne mich nur nach meinem Namen gefragt zu haben. Die Stube, in der ich wartete, hatte nichts Eigenthümliches, wenn es nicht die alten Rokokomöbel waren, welche durch Erbſchaft in der Familie und nicht durch die neue Mode herein gekommen ſchienen, denn ſie ſtanden auf ihrem Platze, als ob ſie ſeit einem Jahrhunderte ſo da ſtänden. An den Wänden hingen Kupferſtiche und Paſtelle, offenbar Zeitgenoſſen der übrigen Einrichtung. Durch eine offene Thüre ſah ich in zwei andere Stuben, die bereits viel moderner waren, elegant und hübſch eingerichtet, ohne luxuriös zu ſein. Es hatte Alles etwas Ländliches, Behagliches; nichts, was ausgeſprochen männlich oder weiblich, groß oder kleinſtädtiſch geweſen wäre, am Allerwenigſten aber wurde man bei aller Sauberkeit an altjüngferliche Pedanterie und dergleichen Liebhabereien erinnert, wie auch von der Menagerie alter Jungfern nicht ein einziges Thier vorhanden war: kein Papagei, kein Schooßhund, kein Kanarienvogel und keine Katze. Ein alter Hühnerhund, der vor der Thüre lag, war im Gegentheile geeignet, dieſer Häuslichkeit einen ganz anderen als altjungferlichen Charakter zu geben. Mit einem Worte, es athmete hier Alles Heimlichkeit und Behagen.

Wie gut ich auch durch die Schilderungen des Wirthes auf die Erſcheinung der Beſitzerin dieſes Hauſes vorbereitet war, ſo war ich doch etwas erſtaunt, als ſich die Thüre öffnete und eine Dame vor mir ſtand, die mich um die Höhe wenigſtens eines halben Kopfes überragte und deren Oberlippe von einem feinen, bereits in das Graue ſpielenden Schnurrbärtchen beſchattet war. Das wohlwollende Lächeln dieſes männlichen Mundes und der überaus ſanfte Blick der braunen Augen bildeten mit der ganzen, faſt möchte ich ſagen, übergewaltig erſcheinenden Geſtalt einen ſo auffallenden Kontraſt, daß ich mich von meinem Erſtaunen nicht raſch genug erholen konnte, um mich ihr auf ſchickliche Weiſe vorzuſtellen. Mein Erſtaunen wuchs noch, als ich bemerkte, wie ſie gleich beim Eintritte erſchrocken zurückfuhr, erblaßte und vergebens etwas zu ſagen ſtrebte. Ich ſtotterte, und ſie ſchwieg. Endlich machte ſie mir zwei Schritte entgegen, faßte meine beiden Hände und ſagte, noch ehe ich mich genannt hatte: „Sie ſind Oskar Volker! Seien Sie mir herzlich willkommen."

„Sie erkennen mich, mein Fräulein —"

„Wie ſollte ich nicht," ſagte ſie mit zitternder Stimme, „Sie ſind ja ſein leibhaftiges Ebenbild, — ſo wie Sie hier vor mir ſtehen, ſo war er, als er gerade ſo alt wie Sie jetzt, — gerade ſo ſah ich ihn hier in dieſem ſelben Hauſe, in dieſer ſelben Stube. — Setzen Sie ſich," ſagte ſie noch immer aufgeregt, indem ſie mich auf das Sopha niederzog und ſich neben mir niederließ. „Erzählen Sie mir, wie geht es ihm? wie lebt er? mit welcher Arbeit iſt er jetzt beſchäftigt? — Erzählen Sie Alles und ausführlich."

Ich ſah ſie erſchrocken an. Bei der Freundſchaft für meinen Vater, die aus jedem ihrer Worte, aus jeder Geberde ſprach, war es mir höchſt peinlich, ihr von ſeinem Tode, von dem ſie offenbar nichts wußte, zu ſprechen. Ich ſchlug die Augen nieder und ſagte leiſe: „Sie wiſſen alſo nicht —"

„Was?" rief ſie erſchrocken.

„Mein armer Vater —"

„Er iſt todt!" rief ſie wieder und ſprang vom Stuhle auf.

Da ich ſchwieg und der Ausdruck meines Geſichtes ihre Frage wohl deutlich genug bejahte, drückte ſie beide Hände vor die Augen, wandte ſich plötzlich um und eilte in die zweite Stube, deren Thüre ſie hinter ſich zuſchlug. Ich war überraſcht, ja erſchüttert. Der Anblick dieſer Fremden, welche dieſen Tod ſo lebhaft empfand, vergegenwärtigte mir aufs Neue den Verluſt, den ich erlitten, und ohne viel darüber nachzudenken, wie auffallend es war, daß eine Fremde, die meinen Vater eigentlich nur in ſeiner Jugend gekannt und die ihn ſeit mehr als zwanzig Jahren nicht geſehen hatte, — daß eine Perſon von ſo männlich kräftigem, beinahe derbem Weſen von der Todesnachricht ſo gerührt wurde: verſenkte ich mich in das Unglück eines ſo herben Verluſtes, und ſeit vielen Tagen zum erſten Male traten wieder Thränen der innigſten kindlichen Trauer in meine Augen. Nach ungefähr einer halben Stunde ſah ich Fräulein Emmerich in einer ſchattigen Allee ihres Gartens langſam auf und ab gehen, mit einem Taſchentuche in der Hand, das ſie manchmal auf die Augen drückte. Bei einer Biegung bemerkte ſie, daß ich ſie vom Fenſter aus beobachtete, erhob den Kopf und machte eine Bewegung, als ob ſie etwas abſchüttelte, und trat dann entſchiedenen Schrittes wieder in das Haus und in das Zimmer.

Ich konnte es ihren Augen anſehen, daß ſie heftiger geweint hatte, als ich ſelbſt. Doch ſetzte ſie ſich ruhig zu mir und ſagte mit einer Stimme, in welcher das überwundene Weinen nur noch leiſe nachzitterte: „Erzählen Sie mir von ſeinen letzten Tagen, von ſeiner Krankheit, — wie er geſtorben — Alles.“

Ich erzählte, und zwar mit der größten Ausführlichkeit, und ohne meinen Gefühlen den geringſten Zwang anzuthun. Nach dem ſo eben Erlebten fühlte ich es deutlich genug, daß ſie Alles und Jedes, was meinen Vater betraf, aufs Herzlichſte intereſſirte, und daß ich zu ihr ſprechen konnte, wie zu einer nahen Anverwandten. In der That war es mir jetzt ſchon, als ſtünde ich zu ihr in einem ſolchen blutsverwandtſchaftlichen Verhältniſſe, denn was vermag zwei Menſchen inniger zu verbinden, als gemeinſchaftliche, aufrichtige Trauer um dieſelbe geliebte Perſon? Während ich ohne Rückhalt erzählte, ſaß ſie ruhig da, aufmerkſam jedem Worte, faſt möchte ich ſagen, jeder Silbe folgend, und es war ein eigenthümlich rührender Kontraſt, wie bei dieſer ihrer äußerlichen Ruhe von Zeit zu Zeit aus ihren Augen, die bald auf mich, bald auf irgend einen Punkt im Zimmer gerichtet waren, langſam eine einzelne Thräne niederfloß, — und noch auffallender war der Kontraſt zwiſchen dieſer ächten weiblichen

Trauer und dieſem, die milden Augen abgerechnet, ſo männlichen Geſichte, dieſer ganzen, beinahe rieſigen Geſtalt. Der alte Hühnerhund war ihr ins Zimmer gefolgt und ſah ſie fragend an, während ſie ſeinen Kopf, der auf ihrem Knie ruhte, langſam ſtreichelte. Es war ein inniges Todtenfeſt, das wir zwei da zuſammen feierten in der Abgeſchiedenheit des ſtillen Landhauſes, während die erſten Frühlingsblumen ihren Duft und die Vögel ihren Geſang durchs offene Fenſter hereinſandten und das treue Thier, mitfühlend, mit verſtändnißvollen Augen zu ſeiner Herrin empor und manchmal zu mir herüber blickte. Es war trotz aller Trauer eine Stunde, an die ich ſtets als eine der ſchönſten Stunden des Lebens zurückdenke.

Als ich geendet hatte, ſtand Fräulein Emmerich auf, ergriff meine Hand und führte mich in das dritte Zimmer, wo ſie mit dem Finger auf ein kleines Paſtellbildchen deutete. Es war das Porträt meines Vaters. Ich erkannte es augenblicklich, und ſogleich mußte ich mir auch ſagen, daß man es für mein eigenes Porträt, wie ich jetzt war, nehmen konnte. Es ſtellte meinen Vater in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre dar.

„Sie haben es von ihm?“ fragte ich.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Sie wiſſen,“ ſagte ſie, „daß ſein Schüler, der letzte Erbe des Schloſſes Schwangau, wo er Hofmeiſter geweſen, im Kriege fiel. Die Anverwandten verkauften Schloß und Möbel, — ich brachte das Bildchen bei der Auktion an mich.“

„Dürfte ich es mir nicht kopiren laſſen?“ fragte ich bittend, „ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar.“

„Nein,“ ſagte ſie entſchieden, „aber ich bin alt, — Sie ſollen es erben.“

So fühlte ich mich dieſer Dame, die mir dieſen Morgen noch unbekannt und beinahe ganz fremd war, von Minute zu Minute näher gerückt: ich hatte mit ihr den Tod meines Vaters beweint; ſie machte mich durch das Porträt mit ihm in eine Vergangenheit zurück bekannt, da ich noch nicht exiſtirte, und jetzt machte ſie mich zu ihrem Erben, zum Erben eines Beſitzthums, das ihr offenbar ſehr theuer war. Ich blieb gerne, als ſie mich zum Eſſen einlud, und nach dem Eſſen verbrachte ich noch den ganzen Nachmittag und Abend mit ihr in ihrem Garten, vollkommen ungeſtört, da ſie heute keinen Beſuch annahm; ſo war ſie denn auch bald in alle meine perſönlichen Verhältniſſe eingeweiht. Sie erſtaunte, daß ich nach einem langen, arbeitſamen Leben meines Vaters, als ſein einziges Kind, noch gezwungen ſein ſollte, durch eine Hauslehrerſtelle mein Leben zu friſten, bis ich eine geſicherte Anſtellung fände; „aber," fügte ſie lächelnd hinzu, „daran erkenne ich wieder meinen alten Freund, der weder die Eigenſchaften, mit denen ihn die Natur ausgeſtattet, noch ſeine Gelehrſamkeit auszubeuten verſtand."

Zu meiner Verbindung mit dem Hauſe des Rittergutsbeſitzers v. F., bei dem ich morgen als Hauslehrer eintreten ſollte, ſchüttelte ſie bedenklich den Kopf. Das ſeien, meinte ſie, keine Leute für mich, und ich werde mich in ihrer Geſellſchaft nicht wohl fühlen. Es ſeien Menſchen, bei denen nur Geld und Titel Werth hätten, und denen meine Anſchauungs- und Erziehungsweiſe ſchwerlich zuſagen werde. Sie rieth mir, wo möglich das Verhältniß noch vor Beginn zu löſen. Als ich ihr das Schwierige eines ſolchen Schrittes darſtellte und mit meinen Vermögensverhältniſſen motivirte, wollte ſie etwas erwidern, hatte aber augenſcheinlich nicht den Muth, auszuſprechen, was ſie ausſprechen wollte. „Nun," ſagte ſie nach einiger Zögerung, „treten Sie in Gottes Namen ein, thun Sie das Ihrige, und das Uebrige wird die Zeit lehren. Es thäte mir nur leid, wenn Sie einen Theil der ſchönen Jugendzeit unfruchtbar und auf unerquickliche Weiſe verlieren ſollten. Indeſſen, um Ihnen den Eintritt in das Haus nicht ganz zu verleiden, ſo will ich Ihnen doch gleich verrathen, daß Sie daſelbſt einem Weſen begegnen, das allerdings geeignet iſt, auch einen unangenehmen Aufenthalt annehmbar zu machen. Ich meine Fräulein Sabine, das Aſchenbrödel des Hauſes, eine arme Anverwandte, die beinahe den ganzen Haushalt zu überwachen hat. Es iſt das ein überaus liebenswürdiges Geſchöpf, ein gutes Kind, das mich oft beſucht und das zu der kleinen Welt von Jugend und Güte gehört, die ich gerne um mich verſammle. Es ſei Ihnen das, je nach Umſtänden, als Troſt oder auch als Warnung geſagt. Jedenfalls ſeien Sie gut gegen ſie und nehmen Sie ſich, wenn Sie können, ihrer an. Das gute Kind bedarf in ſeiner Einſamkeit einiger Theilnahme. Ich hätte ſie längſt zu mir ins Haus genommen, wenn ſie ſich entſchließen könnte, ihre Anverwandten durch einen ſolchen Schritt vor der Welt anzuklagen.“

So und noch ausführlicher in die Verhältniſſe der v. F.'ſchen Familie eingeweiht und mit gutem Rath ausgerüſtet, trat ich am folgenden Tage meine Stelle an. Da es ganz und gar nicht zum Zwecke dieſer Erzählung gehört, dieſe Familie näher zu ſchildern, ſo ſage ich nur, daß ich Alles bewahrheitet gefunden, und daß Alles ſo eintraf, wie es mir meine verehrte Freundin vorausgeſagt. Der Geiſt, der in dieſem Kreiſe herrſchte, war, wie man ſich heute ausdrücken würde, ein durch und durch realiſtiſcher; in der Erziehung ſollte auf nichts Anderes geſehen werden, als auf das poſitiv Nützliche; Alles, was den Gemüthern der Kinder einen höheren Schwung, ihren Seelen eine edlere Stimmung geben konnte, wurde als idealiſtiſch, als ſentimental, als verderblich verurtheilt. Vater und Mutter überwachten mich in dieſer Beziehung mit der größten Aengſtlichkeit als einen gefährlichen Menſchen, der ihre Kinder in moraliſche Schwächlinge oder Narren zu verwandeln drohte. Meine Zöglinge, ſchon von Natur ziemlich trockene Seelen, wurden förmlich vor mir gewarnt, und die Mutter hielt es für nothwendig, ihnen von Zeit zu Zeit in ihrer Stube und auf Spaziergängen Vorträge zu halten, welche ein Gegengiſt gegen meine Giſte ſein ſollten. Die Kinder, denen ihrer Natur und bisherigen Erziehung gemäß die im Hauſe herrſchenden Anſichten mehr zuſagten, als die meinigen, hielten ſich mir gegenüber fortwährend in der Defenſive, und es ward mir nicht einmal der Troſt, der unglücklichen Erziehern manchmal zu

Theil wird, mich durch das Vertrauen oder die Liebe meiner Schüler ermuthigt zu ſehen. Dieſe Zuſtände bildeten ſich zwar erſt im Laufe mehrerer Wochen zu dieſem ausgeſprochenen Charakter aus, aber ich empfand die Keime derſelben ſchon in den erſten Tagen und fand mich von Anfang an unbehaglich im Hauſe. Von dem Troſte, den mir Fräulein Emmerich verſprochen hatte, ward mir ſehr wenig zu Theil, denn ich bekam Sabine nur ſelten zu ſehen, und von einer Unterhaltung, einem Geſpräche mit ihr war noch weniger die Rede. Sie aß zwar, als Anverwandte, mit uns an demſelben Tiſche, aber ſie hatte ihren Platz am unterſten Ende der Tafel, ſprach nur, wenn ſie, was ſelten genug geſchah, angeredet wurde, und ſpielte übrigens mehr die Rolle einer Dienenden, als einer Tiſchgenoſſin. Es iſt natürlich, daß ich mich, nach den Mittheilungen meiner alten Freundin, gleich von Anfang an mit Theilnahme nach ihr umſah. Schon ihr Aeußeres beſtätigte alles Gute, was mir über ſie geſagt worden; ſie war in der That überaus lieblich und anmuthig, und ihre Schönheit wurde nur noch erhöht durch den Dämpfer, den ihre untergeordnete Stellung ihrem Glanze auferlegte. Ich glaube, daß ſie als Fräulein vom Hauſe oder als herrſchende Dame des Schloſſes bei Weitem nicht ſo ſchön geweſen wäre, wie ſie es jetzt war in ihrem einfachen, braunen Merinokleidchen und als Dienerin aller Welt. Auf einem Balle, im Kranz und in Seide, hätte man ſie vielleicht überſehen können. In ihrer jetzigen Stellung, in der Einfachheit und Beſcheidenheit ihres Auftretens mußte ihre Schönheit und edle Anmuth nothwendig jede Aufmerkſamkeit auf ſich lenken. Mein Leben, meine Wirkſamkeit im Schloſſe gewährte mir ſo wenig Genugthuung, daß bald meine einzige Freude in der Beobachtung ihres Schaltens und Waltens beſtand, daß ich in dieſem Schauſpiele bald die einzige Befriedigung empfand und daß ich Sabinen kannte, noch bevor ich hundert Worte mit ihr gewechſelt hatte. Vielleicht, daß ſie mit weiblichem Inſtinkt und Mitleid das Oede meiner Stellung ebenſo erkannte, wie ich das Traurige in der ihrigen, und daß ſie ſich durch die Aehnlichkeit unſerer Lage zu mir hingezogen fühlte, — wenigſtens redete ich mir ein, daß ſich zwiſchen uns Zweien ein ſtillſchweigender Rapport, ein geheimes Einverſtändniß bildete. Sonderbarer Weiſe ſollte ich die eigentliche Bekanntſchaft dieſer meiner Hausgenoſſin, die mich von Tag zu Tag mehr intereſſirte, eigentlich erſt in dem Hauſe machen, in dem mir zuerſt von ihr geſprochen worden.

Fräulein Emmerich verſammelte ſeit Jahren jeden Mittwoch Abend die beſte Jugend der Stadt und Umgegend in ihrem Hauſe. Die gute alte Jungfer mit dem jugendlichen Herzen liebte es, friſche Gemüther um ſich zu haben, freute ſich an den aufeinanderfolgenden Lenzen der Generationen, wie ſie ſich freute, all dieſen jungen Leuten, die ſie in ihren Kreis zog, mit Rath und That zur Seite zu ſtehen. Sie ging bei Herbeiziehung der jungen Männer wie der Mädchen mit ſtrenger Auswahl zu Werke, ſo daß es in der Gegend als ein gutes Zeugniß, als eine wahre Empfehlung galt, zu ihrer Mittwochsgeſellſchaft zu gehören. Man bewarb ſich um dieſe Ehre wie um etwas, das Anſehen und Stellung gibt, und die Mütter ſagten ſich im Stillen, daß die Mittwochsgeſellſchaft Fräulein Emmerichs die vortrefflichſte Verheirathungsanſtalt ſei, da wenigſtens gegen Charakter und Ruf der Töchter, die zu dieſem Kreiſe gehörten, kein Zweifel erhoben werden durfte. Ich fühlte mich zwar am Wohlſten, wenn ich mit meiner alten Freundin allein ſein konnte, doch kam ich, wie ſie es wünſchte, auch gerne in ihre Geſellſchaften, in welchen in der That ein herzlicher und edler Ton herrſchte, und in denen man ſich bald heimiſch machen konnte. Auch Sabine gehörte, wie ſchon geſagt, zu dieſer Geſellſchaft, und zwar war ſie eine der Bevorzugten der Dame des Hauſes. Dieſe, die ſo Vieles errieth, ſtellte uns mit Lächeln einander vor, vorausſetzend, daß wir, obwohl Hausgenoſſen, einander nur aus der Ferne kannten. Ein Abend in Haus und Garten von Fräulein Emmerich förderte unſere Bekanntſchaft mehr, als der Reſt der Woche und der gemeinſchaftliche Aufenthalt im Schloſſe, das wir bewohnten. Und zu dieſen Abenden gehörte auch noch die gemeinſchaftliche Heimkehr aus der Stadt in das mehr als eine halbe Stunde entfernte Schloß durch eine duftige Lindenallee und oft durch „mondbeglänzte Zaubernacht“. An ſolchen Abenden fand ich in Sabinens Geiſt und Herzen wirklich und wahrhaftig, was ich im Laufe der Woche und aus der Ferne mit meinem Idealismus, der im Hauſe ſo verrufen war, mit meinen Wünſchen, die man glücklicherweiſe nicht kannte, hineingelegt hatte. Aber je näher ich Sabinen auf dieſe Weiſe kennen und würdigen lernte, deſto ſchmerzlicher war es mir, ſie in ihrer untergeordneten Stellung zu ſehen, in der ſie, wie ich mir einbildete, mehr leiden mußte, ſeit ſie ſich in derſelben von mir beobachtet fühlte. Und je mehr durch die Liebe alle beſſeren Gefühle in mir aufgeregt wurden, deſto fremder fühlte ich mich in dem Hauſe, deſto kälter wehte mich ſeine Atmoſphäre an. Es ſchien mir Pflicht, mich aus dieſer Atmoſphäre und Sabinen aus ihrer demüthigen Stellung ſo bald als möglich zu retten. Und — um kurz zu ſein, da ich nicht die ausführliche Geſchichte meiner Liebe zu erzählen beabſichtige — auf einem Heimwege durch die duftige Lindenallee, als glücklicher Weiſe der Diener, der trotz meiner Begleitung Sabinen abzuholen pflegte, weinſchweren Hauptes unter dem Dache einer Linde ausruhend, zurückgeblieben war, kam es zu Geſtändniß, Abſchluß, Verlobung, dazu gehörigen Verſprechen, Küſſen, Gelübden und glückſeligen Zukunftsträumen. Von dem Augenblick an aber war mir Alles, was ich im Hauſe mit anſehen mußte, noch unerträglicher als zuvor, da ich mich berechtigt fühlte, immer zur Vertheidigung Sabinens aufzutreten, und trotzdem ſchweigen und an mich halten mußte. So eilte ich ſchon zwei Tage nach unſerer Verlobung zu ungewohnter Stunde in die Stadt und in größter Aufregung in das Haus meiner mütterlichen Freundin.

Sie empfing mich mit einem halb ernſten, halb lachenden Geſichte, das ſagen wollte, daß ſie Alles, daß ſie die Urſache meiner Aufregung errathe. „Um Gotteswillen, lieber Oſkar, was geht vor, was iſt geſchehen?“ rief ſie, während ich mich in einen Lehnſtuhl warf.

„Es geht nicht länger,“ erwiderte ich in einem Tone, als ob ich mit der Freundin und nicht mit dem Schickſal zanken wollte, „es geht nicht länger, ich muß ein Ende machen, — ich muß Sabinen entführen.“

„Aha, ſind wir ſchon ſo weit, da habe ich Sie erwartet,“ lachte Fräulein Emmerich, fügte aber ſogleich in ernſterem, ja in gerührtem Tone hinzu, indem ſie ſich mir näherte und die Hand wie zum Segen auf meinen Kopf legte: „Seien Sie glücklich, — Sie haben ein kluges Herz, es hat vortrefflich gewählt: — Sie können unmöglich eine beſſere Frau finden als Sabine.“

Aufgemuntert durch dieſen Zuſpruch, durch die Worte dieſer Matrone, deren Geiſt wie deren Herzen ich das ſicherſte Urtheil zutraute, fing ich ſogleich an, allerlei Pläne zu entwickeln und Luftſchlöſſer zu bauen. Ich wollte, wie ſchmerzlich es mir auch war, mich von Sabinen zu trennen, ſofort mein Verhältniß zu der Familie löſen, auf die Univerſität zurückkehren und mich als Dozent habilitiren, um ſo bald als möglich zu einer Profeſſur zu gelangen; während dieſer Zeit ſollten mich ſchriftſtelleriſche Arbeiten ernähren und vielleicht ſo weit bringen, daß ich Sabinen noch vor Erlangung einer feſten Stelle heimführen konnte.

Fräulein Emmerich hörte mir ruhig und lächelnd zu, endlich nachdem ich noch manche andere Pläne auseinander geſetzt, ſagte ſie kopfſchüttelnd: „Das iſt Alles ſchön und gut, lieber Oskar, Das alles zeugt von viel Muth und beſtem Willen, aber wie die Sachen einmal ſtehen und wie die Welt beſchaffen iſt, verbirgt ſich hinter all Dem eine jener unglückſeligen Brautſchaften von vielen Jahren, während welcher die friſcheſten Herzen verwelken, um endlich müde eines ermüdeten Glückes theilhaftig zu werden. Gott bewahre Sie vor dieſem Verhängniß ſo vieler deutſcher Dozenten und Beamten. Auch ſollen Sie mir nicht auf die Univerſität zurück ohne die Wiſſenſchaft und die Weltkenntniß, die

Ihnen Ihr Vater für dieſe Rückkehr gewiſſermaßen teſtamentariſch verordnet hat. Mir iſt der Wille Ihres Vaters heilig, und er ſoll in allen ſeinen Theilen erfüllt werden. Sie ſollen noch einige Jahre mit Muße ſtudiren und auch die gewünſchten Reiſen machen, wenn auch an der Seite einer jungen Frau.“

„Liebe Freundin, Sie behandeln meine Pläne als Luftſchlöſſer, und nun kommen Sie mit Vorſchlägen, die doch weit mehr in der Luft ſchweben als —“

„Stille!“ unterbrach mich Fräulein Emmerich, „ich bin reich —“

„Sie kennen mich und wiſſen, daß ich nie —“

„Noch einmal ſtille. Ich liebe Sabine, als wäre ſie meine Tochter, und Ihnen will ich eine Geſchichte erzählen, die hoffentlich alle noblen Skrupel und Bedenklichkeiten verſcheuchen wird. Sie werden durch die Geſchichte erſt erfahren, was Sie mir ſind, und wenn Sie nur im Entfernteſten zu begreifen vermögen, wie innig Menſchen an Menſchen geknüpft werden können, wie äußeres Schickſal und innere Erlebniſſe unauflösliche Bande flechten, wenn Sie einer ſolchen Einſicht, eines ſolchen Gefühles fähig ſind, dann, mein lieber Oskar, werden Sie mir — wirſt du mir wie einer Mutter die Hand küſſen und mich ohne die geringſte falſche Scham, ja mit Freude und Liebe für deine Zukunft ſorgen laſſen.“

Die Art und Weiſe, in der ſie dieſe Worte zu mir ſprach, erinnerte mich, ich wußte ſelbſt nicht warum, an den Empfang, der mir vor nun beinahe vier Monaten von ihr zu Theil wurde, und an die tiefe Erſchütterung, mit der ſie die Nachricht vom Tode meines Vaters empfing. Ich ſagte mir, was ich mir ſchon oft geſagt hatte, daß zwiſchen ihr und unſerer Familie ein innigeres als ein gewöhnliches Freundſchaftsverhältniß beſtanden, ja, daß ſie mit uns durch irgend ein Schickſal verbunden ſein müſſe. Doch hatte mir mein Vater nie von Dergleichen geſprochen, er, der ſonſt keine Geheimniſſe vor mir hatte und mich in jeden Tag ſeines Lebens einweihte. Auch wurde dieſes Fräulein Emmerich, welches ſich mir und uns ſo nahe fühlte, von ihm ſehr ſelten genannt, — eigentlich erinnerte er ſich ihrer erſt etwas lebhafter, als ich in dieſe Gegend kommen ſollte und er in ſeinem Gedächtniſſe nach altbefreundeten Perſonen ſuchte, an die er mich weiſen konnte. Deſto räthſelhafter waren mir die Worte, die ſie eben zu mir geſprochen. Vielleicht bezog ſich Das alles mehr auf meine Mutter, ihre Jugendfreundin, die ich ſo früh verloren hatte. Ich wurde nur deſto begieriger, und ich wollte ſie eben um eine Erklärung bitten, als ſie ſagte: „Ich bedarf einiger Sammlung, um dir zu erzählen, was ich dir zu erzählen habe. Auch iſt es heute zu ſpät. Mache dich für den ganzen morgigen Abend frei; ich werde mich vor Beſuchen zu ſchützen wiſſen, um dir ausführlich den kurzen Roman meines Lebens zu erzählen und dir zu erklären, was du mir biſt.“

Als ich, wie ſie es wünſchte, am nächſten Tage wieder kam, fand ich ſie in ihrem Gartenpavillon ſitzend und vor ihr auf dem Tiſche einige Cigarren, eine Flaſche Rüdesheimer nebſt dem dazu gehörigen Römer.

„Setzen Sie ſich,“ ſagte ſie, „und machen Sie es ſich ſo gemüthlich und bequem als möglich. Wir wollen uns einbilden, wir ſäßen gleich zwei luſtigen Studenten und alten Freunden irgendwo am Rheine und weihten einander in unſere jugendlichen Geheimniſſe ein. Je behaglicher Sie es ſich machen, je ungezwungener Sie auf meinen Wunſch eingehen, deſto mehr erleichtern Sie mir meine Aufgabe. Ich bedarf dieſer Komödie, die ich mir hier in Szene ſetze, um heiter zu bleiben und nicht in einen niedergeſchlagenen Ton zu verfallen, während ich Ihnen erzähle, was ich noch keiner menſchlichen Seele mitgetheilt habe. Sie ſollen den kurzen Roman meines Lebens erfahren, — ja Roman, das iſt das Wort, obwohl ich gar nicht darnach ausſehe, und in dieſem Roman ein Abenteuer, das mit dem guten Rufe, deſſen ich mich bis in meine alten Tage erfreue, nicht im Geringſten übereinſtimmt. Aber kurz und ohne alle Abſchweifungen und Moralitäten.

„Wenn Sie eines Tages das O.'ſche Muſeum beſuchen, werden Sie dort das aus der alten Originalrüſtung zuſammengeſtellte Bild des Herzogs Erich ſehen, der auf einem ausgeſtopften Pferde ſitzt. Neben ihm, mit einer gewaltigen Lanze in der Hand, läuft ein Rieſe daher, der, obwohl zu Fuß, ſo hoch in die Luft emporragt, wie der herzogliche Reiter. Dieſer Rieſe iſt das Porträt des Waffenträgers und beſtändigen Begleiters des Herzogs, und dieſer Rieſe, ein frieſiſcher Bauer, iſt der Ahnherr, auf den wir bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein unſern Stammbaum zurückführen können. Daß das Körpermaß in unſerer Familie auch im achtzehnten Jahrhundert noch nicht abgenommen, beweiſt der Umſtand, daß der preußiſche König Friedrich Wilhelm I. Jahre lang mit Gewalt und glänzenden Verſprechungen um einen andern meiner Ahnen geworben, den er um jeden Preis in ſeine Potsdamer Garde einreihen wollte. Als es dem ſonderbaren König endlich gelang, war mein edler Urgroßvater einer der Längſten unter den Langen. Daß wir auch in dieſem Jahrhundert an Körpermaß nicht abgenommen, beweiſe ich Ihnen ſelber. Ich war das einzige Kind meines Vaters, der ſich über das Unglück, keinen Sohn zu haben, damit tröſtete, mich bei meiner früh entwickelten Körpergröße mit einiger Illuſion wenigſtens als Knaben betrachten zu können. Er erzog mich auch, wie er einen Sohn erzogen haben würde. Ich beritt mit ihm, dem Oberforſtmeiſter dieſes Landes, die Wälder, trug eine Büchſe auf der Schulter, gab meiner weiblichen Kleidung einen möglichſt jägerhaften Zuſchnitt und ſchoß trotz einem wohlkonditionirten Jägerburſchen. Ich ging auf meines Vaters Illuſionen und Erziehungsweiſe um ſo lieber ein, als ich ihm, dem guten alten Manne, damit Freude machte, und als mich, bei meiner ſtarken Körperlichkeit und bei meiner Freude an der Natur, dieſes Leben nicht die geringſte Ueberwindung koſtete. So ſehr wurde ich zum Manne, daß man mir ſchon frühzeitig den Titel Fräulein Oberforſtmeiſter gab, der mir bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Mit einem gewiſſen Stolze freute ich mich an meiner Männlichkeit, an meiner ausnahmsweiſe hohen Geſtalt, ohne zu ahnen, daß jede Ausnahme von der Regel, beſonders beim Weibe, früher oder ſpäter übel ausſchlagen muß. Daß ich eine ſolche Ausnahme bildete, wurde ich erſt gewahr, als ich mit meinen Freundinnen in das Alter trat, in welchem ſich Mädchen eben als Mädchen zu fühlen beginnen. Sie hatten alles mögliche Vertrauen zu mir, ja mehr als das gewöhnliche, da ſie ſich bei mir wie unter einem beſonderen und kräftigen Schutz befanden und unter meiner Hut Manches unternahmen und wagten, wozu ihnen ohne mich der Muth gefehlt hätte; aber wenn von rein mädchenhaften Dingen, z. B. von Toilette, von Tanzſtunden und dergleichen die Rede war, wurde ich plötzlich zu einer Nebenperſon, die zu Rathe zu ziehen Niemand eingefallen wäre. Da fing ich an, mich heranzudrängen, aber nur, um die Erfahrung zu machen, daß ich etwas Anderes als meine Freundinnen war und blieb. Bei der Tanzſtunde mußte ich immer den Herrn machen, und wenn man über die Toilette der Anderen ſtundenlange Berathungen hielt, ſo war man mit den Anſichten über die meinige ſogleich fertig, als ob es im höchſten Grade gleichgültig wäre, welche Farbe oder welchen Schnitt ich wählte. Doch war ich nicht häßlich, aber ich war kein Mädchen, ich war ein Junge, und die Süßigkeit, ſich als Schönheit geprieſen zu hören, empfand ich nur einmal, als ich, um meinen Freundinnen einen Scherz zu machen, die Kleider eines Vetters, der uns beſuchte, anlegte. Damals brach man in große Lobeserhebungen aus, und die Freundinnen ſprachen noch lange von dem reizenden Studenten, den ſie in mir kennen gelernt hatten. Schlimmer wurden die Dinge, als wir in das Alter traten, in welchem Mädchenherzen ſchon um ſich blicken und nach ihren Idealen zu ſuchen anfangen. Mit einem Male ſah ich mich zur Vertrauten jedes geheimen Wunſches, jedes vorübergehenden Gefühles gemacht, wie eine Perſon, von der man keine Nebenbuhlerſchaft fürchtet, die von jeder Konkurrenz ausgeſchloſſen iſt. Raſch nach einander machte ich unzählige Erfahrungen, die mir alle zu ſagen ſchienen, daß ich eigentlich ein ganz anderes Weſen ſei und ſehr verſchieden von meinen Freundinnen, daß meine ausnahmsweiſe Geſtalt in ihren Wirkungen eigentlich Daſſelbe bedeute wie Häßlichkeit. Obwohl es mir noch kein beſonderer Fall wünſchenswerth machte, anmuthig, ſchön, liebenswürdig zu erſcheinen, ſo drängte mich doch ein allgemeines weibliches Gefühl, mir das Recht zu erwerben, als ein Mädchen mit allen mädchenhaften Anſprüchen aufzutreten zu können. Ich überwachte mich; ich ſuchte Alles abzuſtreifen, was meine Erziehung des Männlichen noch meiner männlichen Geſtalt hinzugefügt hatte; in der Angſt, unweiblich zu erſcheinen, wurde ich in Allem und Jedem noch ſchüchterner, als es das Alter mit ſich brachte, und in der mehr oder weniger bewußten Beſorgniß, von dem Glücke, zu gefallen und geliebt zu werden, überhaupt vom Glücke des Weibes ausgeſchloſſen zu ſein, wurde meine Sehnſucht nach Allem, was junge Herzen anſtreben, nur um ſo lebhafter und tiefer. Die Freundinnen fanden, daß ich mit einem Male ſentimental wurde, und ich konnte ſehr wohl bemerken, daß ihnen das einen komiſchen Eindruck machte: eine Mahnung mehr, was in mir vorging, ſorglich zu verbergen, um zu meiner außergewöhnlichen Erſcheinung nicht auch noch die Lächerlichkeit hinzuzufügen. Ja, ich fing zu glauben an, und dieſer Glaube wurde mehr und mehr in mir befeſtigt, daß ich mich nur lächerlich machen würde, wenn ich wie andere Mädchen denken und fühlen, träumen, hoffen und lieben wollte. Gekräftigt wurde dieſe Ueberzeugung in mir, als in meinem achtzehnten Jahre dieſes Schnurrbärtchen zu ſproſſen anfing, das mir den Eindruck einer zwiſchen mir und meinem Geſchlechte ſich erhebenden Scheidewand machen mußte. Der Tag, an dem ich es mit Aufmerkſamkeit im Spiegel betrachtete, zum zehnten Male betrachtete, ohne es wegleugnen zu können, dieſer Tag war ein Tag großer Entſchlüſſe und ſchmerzlichſter Entſagung. Ich nahm die Rolle an, die mir die Freundinnen anwieſen: ich war die Freundin, die Vertraute, nicht mehr die Gleichberechtigte. Ich fügte mich der „göttlichen Ungerechtigkeit der

Natur“ und glaubte, indem ich mich unterwarf, ein für allemal geſiegt zu haben. Ich wußte nicht, daß ich ein liebebedürftiges Herz hatte, wie nur irgend ein gefühlvolles Mädchen, und ich bedachte nicht, daß ich meine Entſchlüſſe und Entſagungen nur erſt mit dem Gedanken, in der Theorie durchgemacht und daß ich in der Wirklichkeit noch nicht auf die Probe geſtellt worden.

„Dieſe Probe ließ ſo lange auf ſich warten, daß ich ganz und gar in Sicherheit gewiegt wurde, bis ich durch einen Mann, von dem man es am Wenigſten hätte erwarten ſollen, aus meiner Ruhe und dem armen Frieden der Entſagung herausgeriſſen wurde. Dieſer Mann, lieber Oskar, — dieſer Mann war Ihr Vater. Ich war bereits zwanzig Jahre alt, als er in das Haus des Gutsbeſitzers von Senneberg eintrat, und ich lernte ihn gleich in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft kennen, da wir mit der Senneberg'ſchen Familie innig befreundet waren und mehrere Nachmittage und Abende jeder Woche draußen auf ihrem Gute verbrachten. Die genannte Familie war überhaupt ein Mittelpunkt für die Alten wie für die Jungen der beſten Häuſer der Stadt wie der Umgegend. Ich ſah Ihren Vater, der damals kaum die Univerſität verlaſſen hatte, und ich war von ſeinem ſanften, milden Weſen gerührt; faſt beneidete ich ihn darum, wie um ſeine zarte und ſchmächtige Geſtalt, die mir weiblicher ſchien, als meine eigene. Bei ſeinem Anblick und je länger ich ihn beobachtete, ſagte ich mir, daß ich entſchieden mehr Mann als Weib ſein müſſe, da mir dieſe weibliche Erſcheinung von Anfang an ſo viel Sympathie einflößte. Aber ich konnte bemerken, daß dieſes bei allen Anderen ebenſo der Fall war, wie bei mir, daß er nach wenigen Tagen der Anweſenheit ſchon im ganzen Hauſe von jedem Gliede der Familie herzlich geliebt war, und daß er bei ſämmtlichen Beſuchern, männlichen wie weiblichen, alten wie jungen, denſelben günſtigen, herzgewinnenden Eindruck machte.

„Lieber Oskar, es bedarf Ihnen gegenüber keiner Erklärung dieſes Phänomens und keiner Schilderung ſeiner Erſcheinung.

doch muß ich ſagen, daß Sie ſich, um ſich von Ihrem Vater in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre eine richtige Vorſtellung zu machen, zu ſeiner Liebenswürdigkeit, die er ſich gewiß bis in ſeine letzte Stunde bewahrte, noch jenen Duft der Jugend hinzudenken müſſen, jenen Blüthenſtaub, der, indem er die ſchönſten Eigenſchaften verhüllt, ſie nur noch erhöht. Jedermann mußte er als das Ideal eines Gelehrten erſcheinen, als die Verkörperung, als der Vertreter jener ſchönen, durch Bildung und Wiſſen geadelten Menſchlichkeit. Aus jedem ſeiner Worte, ja aus jeder Bewegung ſprach die Milde des künftigen Weiſen, die jede Rohheit entwaffnet und von Pedanterie, wie von eingebildetem Bewußtſein des eigenen Werthes, gleich ſehr entfernt war. Auffallend war es, wie ſämmtliche Männer des Kreiſes, bei aller Schüchternheit ſeines Weſens, bei aller Zartheit ſeiner äußeren Erſcheinung, doch von Anfang an an die vollkommene Männlichkeit ſeines Charakters, an Muth, Kraft und Energie ſeiner Seele glaubten.

„Er war bald der Mittelpunkt des ganzen Kreiſes, als ein lebendiger Beweis, wie höhere Intelligenz, eine höhere Natur ohne die geringſten Anſprüche bei aller Beſcheidenheit und unwillkürlich auf den Schild gehoben wird, wenn ſich nicht gerade Rohheit oder Gemeinheit abſichtlich widerſetzt. Und dieſes war in unſerem Kreiſe nicht der Fall. Beſonders war es die jüngere Welt, die ſich gerne um ihn ſchaarte, ſeinen Worten horchte, ſeine milde Atmoſphäre auf ſich wirken ließ. Zu den Freunden des Senneberg'ſchen Hauſes gehörte auch der Superintendent und mit ihm ſeine Tochter, meine Freundin Karoline, Ihre Mutter, die um zwei Jahre jünger war als ich, und der gegenüber ich beſonders gerne die Beſchützerin und vertraute ältere Freundin machte. Sie vertraute mir Alles an, und ich hatte vor ihr kein anderes Geheimniß, als jenes große meiner Reſignation und meiner Entſchlüſſe, die ich in Bezug auf Lieben und Geliebtwerden gefaßt hatte, Entſchlüſſe, die ich in jener Zeit nach und nach zu vergeſſen begann.

„Wilhelm Volker, ſo ſagte ich mir, ſei ein Mann wie für mich geſchaffen; zu fein, um ſich mit den rauhen Nothwendigkeiten des Lebens zu ſchlagen, bedürfe er einer Frau von härterem Stoffe, die dieſen Kampf übernehme und jeden rauhen Anprall des Lebens von ihm fern halte. Aber kaum hatte ich mir Das geſagt, als ich mir jedesmal ſelber hinzufügen mußte, wie komiſch ich, die Rieſin, mich gerade neben einem ſolchen Manne ausnehmen müßte, wie ich geradezu eine gewiſſe Lächerlichkeit auf ihn, den geliebten Mann, werfen würde. Solche hoffnungsreiche und entmuthigende Reflexionen hatten ſich längſt in mir eingebürgert, ja, ich ſtand zu dem jungen Hofmeiſter in gewiſſen bedeutenderen Beziehungen, als noch kein Menſch ahnte, was in mir vorging, wahrſcheinlich, weil es nie Jemandem einfiel, daß ich überhaupt wie ein anderes Mädchen lieben könne, und weil gerade meine Liebe zu Wilhelm Volker Jedermann zu unnatürlich geſchienen hätte, um überhaupt als möglich vorausgeſetzt oder errathen werden zu können. Dieſe bedeutenderen Beziehungen waren weder in einem Geſtändniß Volkers, noch in einer Ahnung meiner Gefühle für ihn oder in etwas Dergleichen begründet, ſondern in einem Ereigniß, das ihm ganz unbekannt war, alſo nur für mich Bedeutung hatte.

„Herr von Senneberg veranſtaltete eines Tages auf ſeinem Gute eine große Jagd; es verſtand ſich von ſelbſt, daß mein Vater Theil nahm, und ich ging mit, weil ich wußte, daß Volker dabei war. Er war kein Jäger und hatte, wie er ſich ausdrückte, nie ein armes Wild getödtet, und er fühlte auch nicht das Bedürfniß, dergleichen zu thun; aber er ließ ſich zur Theilnahme an der Jagd überreden, weil die Männer ihn in ihrer Geſellſchaft haben wollten, und weil er ſelbſt dergleichen mit anzuſehen wünſchte. Ich, die ich mit dem Gedanken an Jagd niemals den Gedanken an Gefahr verbunden, konnte jetzt, da Volker ſeinen erſten Jagdausflug machte, an nichts Anderes denken, als an alle traurigen Möglichkeiten eines ſolchen Vergnügens, und mehr noch, um für alle Fälle in der Nähe, als um in ſeiner Geſellſchaft zu ſein, nahm ich wieder an einem Vergnügen Theil, von dem ich mich ſeit lange zurückgezogen hatte. Es war eine Treibjagd. Der alte Förſter ſtellte Volker an einer Stelle des Waldesrandes auf, wo, wie er verſicherte, der Hirſch gewiß nicht hervorbrechen werde. Ich wählte mir meinen Standort ſelber und ſtellte mich hinter einer Hecke auf, von der aus ich Volker immer im Auge behalten konnte. Ich ſah, wie er an den Baum gelehnt in den Wald hinein blickte, ſich mehr und mehr in den Anblick verſenkte und offenbar nach kurzer Zeit an alles Andere, nur nicht an die Jagd dachte. Er ſtand kaum zwanzig Minuten, als er ſchon die Büchſe an den Baum lehnte und die Mooſe und Flechten am Fuße deſſelben zu betrachten anfing, und bald ſaß er wie ein beſchaulicher Spaziergänger oder nachdenklicher Naturforſcher da. Mein Waidmannsgefühl war bei dieſem Anblick nicht im Geringſten empört; dieſe ruhige Beſchaulichkeit, dieſe Freude an der Natur paßte zu ſeinem ganzen Weſen viel beſſer, als das „ſtill und wilde“ Lauern des Jägers. Er erwachte erſt, als am Ende der Lichtung, die ihm zur Seite lag, ſich ein plötzliches Krachen und Brechen hören ließ. Trotz der Vorherſagung des alten Förſters kam ein Reh gerade an dieſer Stelle hervor, und Volker, in der Erinnerung an ſein heutiges Geſchäft, griff zur Büchſe und legte an; das Reh kam an ihn heran, und zwar ſo nahe an ihn heran, daß ich mich ſchon freute, ihn, den Novizen, als Sieger mit reicher Beute heimkehren zu ſehen. Aber er drückte nicht los, er ſtellte die Büchſe wieder hin und freute ſich offenbar an dem Anblick des Thieres. Er ſchüttelte den Kopf, als ob er ſagen wollte, es ſei nicht ſeine Sache, ein ſolches Thier zu tödten. Das Reh hielt auch in ſeiner Flucht inne und betrachtete ihn verwundert. Da mochte in Volker die Beſorgniß aufgeſtiegen ſein, daß irgend ein anderer Jäger auf das Thier feuern könnte, und er that einige Schritte vorwärts und ſcheuchte es mit Rufen und Armbewegungen weiter, bis er es zu ſeiner Genugthuung außer der Schußweite der anderen Jäger und in Sicherheit ſah. Während dieſer Beſchäftigung, die ihn ganz einzunehmen ſchien, bemerkte er nicht, daß beinahe an derſelben Stelle, an der das Reh hervorgekommen war, jetzt ein gewaltiger Vierzehnender hervorbrach, der denſelben Weg verfolgte und nur einen Augenblick ſtutzte, als er einen Jäger vor ſich ſah. Entſchloſſen, ſich ſeinen Weg zu bahnen, neigte er ſein Geweih und ſtürzte, wie mit eingelegter Lanze, auf Volker los, der erſt im letzten Augenblicke und da der Hirſch unmittelbar vor ihm zuſammenſtürzte, die große Gefahr bemerkte, in der er geſchwebt hatte. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, lieber Oskar, wie glücklich ich mich fühlte, ihn gerettet zu haben. Daß ich es war, die den rettenden Schuß gethan, hat er und Niemand je erfahren. Ich bewog einen Jägerburſchen meines Vaters, der nicht ferne von mir ſtand, ſich für den Urheber jenes Schuſſes gelten zu laſſen und die zahlreichen Trinkgelder einzukaſſiren, die ihm am Abend jenes Tages von ſämmtlichen Herren für die rettende That geſpendet wurden. Um wie viel näher fühlte ich mich dem geliebten Menſchen, ſeit ich wußte, daß ich etwas für ihn gethan, daß ich in ſeinem Leben etwas zu bedeuten hatte. Er freilich, der weder von meinen Gefühlen für ihn, noch von meiner That eine Ahnung hatte, empfand ſich mir nicht um einen Schritt näher gebracht, und ich verſchmähte es, ihn durch eine Verpflichtung an mich zu knüpfen.

„Ich ſah ein, daß ich mich mit jenem Bewußtſein begnügen mußte, als eines Tages meine Freundin Karoline bei mir eintrat, ſich an mein Herz warf und mir geſtand, daß ſie Volker liebe und alle Hoffnung habe, von ihm wieder geliebt zu werden. Ich war alſo wieder die Vertraute, und ich konnte es bei dem Gedanken nicht über ein bitteres Lächeln hinausbringen trotz aller Freundſchaft, die ich für Karoline hatte. Ich liebte das holde, ſinnige Geſchöpf, wie man nur eine jüngere Schweſter lieben kann, ich hätte, um ſie glücklich zu machen, gerne manche Mühen übernommen und manches Opfer gebracht: nunmehr aber war ſie meine Rivalin, und zwar eine Rivalin, von der ich mir alles Ernſtes ſagen mußte: daß ſie gefährlich war, daß ſie für meinen Geliebten wie geſchaffen war. Der ewige Richter wird es mir verzeihen, daß ſich damals mein Herz mit Bitterkeit füllte, daß ich neidiſch wurde, daß ich das liebe, gute, unſchuldige Mädchen, während ſie mir ihr Herz öffnete, manchmal mit Blicken des Haſſes betrachtete; daß ich manches Mal vor Ingrimm hätte aufſchreien können, wenn ſie mit Eiferſucht, mit Beſorgniß von dieſer oder jener Freundin ſprach und es ihr niemals einfiel, auf mich auch nur einen Augenblick lang eiferſüchtig zu ſein. ‚Sieh,‘ ſagte ſie einmal, ‚ich habe keinen Bruder; wenn ich mit dir ſpreche, denke ich mir, daß ich ſo mit einem geliebten Bruder ſprechen würde.‘ Damit war ich gerichtet, aber auch gerettet. Karoline brachte mich mit dieſem Worte wieder zu mir ſelber. Freilich ſagte ich mir, daß ein Menſch, unausgeſtattet mit den Mitteln, ſeine Beſtimmung zu erfüllen, eigentlich nicht lebe und ebenſowenig Urſache als Recht zum Leben habe; daß ein Weib ohne weiblichen Reiz ſich ganz und gar in dieſem Falle befinde, — und mein Leben ſchien mir eitel und öde, und es wegzuwerfen hätte mich damals keine große Ueberwindung gekoſtet. Ja, ich trug mich ſogar eine Zeit lang mit ſolchen Gedanken; aber ich war das einzige Kind eines guten Vaters und im Grunde weit entfernt von jeder wertheriſchen Weichheit und Empfindſamkeit.

„Gewiß, ich konnte herzlich lieben und auch herzlich unglücklich ſein; aber jedes Gefühl, ſelbſt das traurigſte, trägt bei geſunden Naturen mehr zur Erhebung, als zur Minderung der Lebenskraft bei, und je länger jener Kampf in mir dauerte, je inniger meine Liebe zu Volker wurde, deſto kräftiger, ja deſto heiterer fühlte ich mich werden. Ich brachte es dahin, daß ich am Glücke meiner Freundin, wie es ſich in dem Maße, als ſie ſich der Neigung Volkers verſicherte, vor mir entfaltete, endlich eine gewiſſe Freude empfand, wie beim Anblick eines ſchönen Schauſpieles. Meine Entſagung, meine Selbſtverleugnung gedieh ſo weit, daß ich mit Aufrichtigkeit ihre beiden Hände in einander gelegt hätte, wenn es mir nur gegönnt geweſen wäre, ein kleines Stückchen, einen vorübergehenden Moment von Glück für mich zu retten, zu rauben oder zu ſtehlen, je nachdem es das Schickſal geſtattete.

„Das ſollte mir werden, und daß es mir wurde, das danke ich meinem Muthe; und daß ich, um es zu erreichen, ſo Vieles gewagt und eingeſetzt habe, das gereicht mir noch heute zur Genugthuung, als hätte ich eine große Pflicht gegen mich ſelber erfüllt. Und wenn ich es recht bedenke, ſo habe ich das auch gethan, indem ich in der That meinem Leben eine ſchöne Epiſode und auf Jahre hinaus einen reichen geiſtigen Inhalt erobert habe."

Fräulein Emmerich unterbrach ſich hier, ſtützte den Kopf in die Hand und ſchien ſich in alte Erinnerungen zu verſenken. Nach einiger Zeit blickte ſie wieder auf, legte beide Arme auf den Tiſch, neigte ſich zu mir herüber und fragte in etwas leiſerem Tone: „Hat Ihnen Ihr Vater jemals von einem Oskar Emmerich geſprochen?"

„Gewiß," ſagte ich, „und immer mit großer Herzlichkeit, und oft hörte ich ihn ſein Bedauern ausſprechen, daß ihm dieſer vortreffliche Freund in Amerika verſchollen ſei. Noch in ſeiner letzten Lebenszeit äußerte er den Wunſch, vor ſeinem Tode etwas über Oskar Emmerichs Schickſale zu erfahren."

Fräulein Emmerich lächelte gerührt und ſagte dann, indem ſie meine Hand faßte und drückte: „Dieſer Oskar Emmerich bin ich."

„Sind Sie?"

„Bin ich ſelber, — hören Sie. Ihr Vater war bereits zwei Jahre im Sonneberg'ſchen Hauſe, das Verhältniß zwiſchen ihm und Ihrer Mutter war kein Geheimniß mehr, ſie liebten einander herzlich und wurden von dem ganzen Kreiſe als Verlobte betrachtet. Die öffentliche Erklärung ſollte in nächſter Zeit ſtattfinden, wenn Volker das Haus verlaſſen und auf die Univerſität zurückkehren würde. Ich hatte Eile, wenn ich das Stückchen Glück, das ich für mich träumte, noch erhaſchen wollte. Meine

Ideale waren bereits zu dem Wunſche zuſammengeſchrumpft, nur kurze Zeit, und wären es nur wenige Tage, in einem intimen, innigen Umgang mit ihm leben zu können; ich wollte dann zufrieden ſein; ich nahm mir mit feſteſtem Willen vor, dann nicht mehr mit dem Schickſal zu hadern und das Glück, das mir das Leben ſchuldete, als für immer abgetragen zu betrachten. Mein Entſchluß war bald gefaßt, denn in dem Drang der Umſtände ſchreckte mich ſelbſt das abenteuerlichſte Unternehmen nicht zurück.

„Volker ſollte, bevor er das Senneberg'ſche Haus verließ, ſeine beiden Zöglinge zu Anverwandten in die Gegend von Bonn begleiten und dann, die jungen Leute dort zurücklaſſend, eine Rheinreiſe machen, bevor er ſich auf die Univerſität begab und aufs Neue feſſelte. Meines Vaters Bruder wohnte im Naſſauiſchen, und es war längſt verabredet, daß ich einen Theil des Sommers daſelbſt zubringen ſollte. Dahin eilte ich ungefähr einen Monat vor Volkers Abreiſe, und als dieſe endlich ſtattgefunden, wurde ich von Ihrer Mutter, die mit ihm briefwechſelte, und deren Vertraute ich war, aufs Genaueſte unterrichtet, wo er ſich eben befand und wohin er ſeine Schritte lenkte. Wie er ſich nun, am Rheine hinwandernd, meinem Aufenthalte näherte, nahm ich Abſchied von den Anverwandten unter dem Vorwande, jenſeits des Rheines gewiſſe gute Freunde meines Vaters beſuchen zu wollen. Man war nicht gewohnt, mich wie ein Mädchen zu behandeln. Wie ich allein gekommen war, ſo ließ man mich auch allein abreiſen, und ich reiſte nicht ab, ohne meinem Vetter, der eben auf Ferien zu Hauſe war, einen ganzen Studentenanzug entwendet zu haben. In einer geſchloſſenen Poſtchaiſe, nachdem ſchon die Nacht angebrochen war, brachte ich die Metamorphoſe zu Stande, wechſelte ich die Kleider, und als Student ſtieg ich in der Dunkelheit der Nacht im Gaſthofe eines kleinen rheiniſchen Städtchens ab. Es gelang mir, mit Hülfe eines umgeſchlagenen Mantels, ſo raſch aus dem Wagen in das Gaſthaus zu ſpringen, daß es ſelbſt der Kutſcher nicht bemerkte, daß er ein Fräulein eingenommen und einen Studenten ausſetzte. Meine Haare hatte ich unter dem Vorwande, die damalige Mode mitmachen zu wollen, ſchon im Hauſe meiner Anverwandten ziemlich kurz geſchnitten, und kaum auf der Stube angekommen, half ich noch mit der Scheere nach, ſo daß ich ihnen eine beinahe unſtudentiſche Kürze gab. Wahrlich, es war kein kleines Opfer, und es gehörte Muth dazu, ſich als ein Mädchen, dem ſein unweibliches Ausſehen den größten Kummer bereitete, des einzigen Schmuckes zu berauben, den mir die Natur reichlich und in weiblicher Fülle gewährt hatte. Wie ich mich im Spiegel betrachtete, erſchrak ich vor der Männlichkeit meines Ausſehens, wie ſehr ſie mir auch unter den gegebenen Verhältniſſen dienlich war. Keinem Menſchen wäre es eingefallen, daß ich nicht ein ächter zwanzigjähriger Student war. Dennoch ſuchte und forſchte ich, wie ich mich vor Volker noch unkenntlicher machen konnte, und ich fand, daß mein Schnurrbärtchen ein gar charakteriſtiſches Merkmal meines Geſichtes war und, ſonderbar genug, erkannte ich es als Nothwendigkeit, um ganz und gar zu täuſchen, dieſes männliche Abzeichen von meiner Lippe zu entfernen. Wahrlich, das war nicht das geringſte Opfer, das ich meiner Liebe brachte, da ich wohl wußte, daß dieſer männliche Schmuck nach der Operation viel ſtärker zum Vorſchein kommen müſſe.

„Mit dem Früheſten machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Ich bemerkte zu meiner größten Genugthuung, daß ich von allen Begegnenden, ſelbſt von ſolchen, die mich länger beobachten konnten, für einen wirklichen und wahrhaftigen Studenten gehalten wurde. So ging ich denn muthig beinahe den ganzen Tag am Ufer des Rheines auf jener Strecke hin und her, auf welcher ich Volker an dieſem Tage begegnen ſollte. Endlich ſah ich ihn mit ſeinem ruhigen, gelaſſenen Schritte aus der Ferne einherkommen. Mir pochte das Herz, und ein Schwindel ergriff mich, daß ich mich an einen Baum lehnen mußte und unfähig war, einen Schritt weiter zu thun. Wie groß mein Muth bis zu dieſem Augenblick geweſen, ſo wäre ich doch jetzt, da der entſcheidende Augenblick nahte, am Liebſten weit fortgeflohen, wenn ich nur meine Füße hätte regen können. Mit Zittern, ja mit Entſetzen ſah ich ihn immer näher kommen, und als er auf mich zutrat, wandte ich das Geſicht ab, entſchloſſen, ihn vorübergehen zu laſſen und das ganze Abenteuer aufzugeben. Er aber hatte bemerkt, wie ich am ganzen Leibe zitterte und wie ich mich, um nicht zu fallen, am Baume feſthielt.

„‚Sind Sie unwohl?‘ fragte er, indem er bei mir ſtehen blieb. Ich antwortete nicht. Er verſuchte, mir ins Geſicht zu ſehen; ich wandte es nach einer anderen Seite, während meine Angſt und mein Zittern zunahmen. Mitleidig warf er Stock und Reiſeſack bei Seite und faßte mich unter den Arm, um mich einer nicht fernen Bank an der Chauſſee entgegenzuführen. Auf dem Wege dahin bemerkte ich ſehr wohl, wie er, als er mir mitleidig und beſorgt ins Geſicht ſah, überraſcht zuſammenfuhr. Doch ſagte er nichts und ſetzte ſich ruhig neben mich auf die Bank und fragte mich theilnehmend: ‚Sind Sie unwohl?‘

„Neben ihm auf der Bank ſitzend, fühlte ich mich überaus glücklich und kam mir der Muth wieder zurück, um meine Unternehmung zu Ende zu führen. ‚Es iſt nichts,‘ ſagte ich mit entſchiedener Stimme: ‚ich habe geſtern Abend mit einigen Kommilitonen des Guten etwas zu viel gethan, und heute Morgen bin ich zu früh aufgebrochen; Das iſt Alles.‘

„Ihr Vater lachte laut auf und ſagte, immer lachend: ‚Verzeihen Sie, daß ich Ihren Worten ſo antworte, es iſt mir aber ſehr komiſch, Sie ſo ſprechen zu hören, da ich ein gewiſſes Fräulein meiner Bekanntſchaft zu hören glaube, mit der Sie eine ganz erſtaunliche, eine wahrhaft doppelgängeriſche Aehnlichkeit haben.‘

„‚O,‘ rief ich, ihn unterbrechend, ‚Sie meinen gewiß meine Kouſine, Fräulein Emmerich aus …‘

„‚Richtig,‘ beſtätigte er. — ‚Sie ſind alſo der Vetter, von dem ſie mir geſprochen und von deſſen erſtaunlicher Aehnlichkeit mit ihr ſie mir ebenfalls erzählt hat.‘

„Darauf theilte er mir mit, daß er Fräulein Emmerich ſehr wohl kenne, ja, daß er zu ihr durch eine andere ihm theure Perſon in einem gewiſſen nahen Verhältniſſe ſtehe, und ſo ſprechend wanderten wir ſchon neben einander wie alte Bekannte einher, und bald war es ausgemacht, daß wir zuſammen bleiben wollten, da wir beide denſelben Zweck hatten, eben nur durch die Schönheiten des Rheinthales und ſeiner Nebenthäler hinzuſchlendern. Volker verſicherte mich, daß er ſich in meiner Geſellſchaft ſo wohl fühle, als wäre er mit einem alten Bekannten, denn meine Aehnlichkeit mit Fräulein Emmerich erſtrecke ſich bis auf meine Stimme, und er glaube manches Mal, das gute Mädchen ſelbſt zu hören, nur ſei ich etwas kleiner als ſie. Er ſagte Das alles ſo treuherzig und wahrhaftig, daß ich mich ganz beruhigt und in meiner Rolle ſicher fühlte. Schon der erſte Vormittag brachte mir manche ſüße Empfindung, denn Volker vergaß es nicht, daß er mich unwohl angetroffen hatte, und war durch mehrere Stunden immer voll Aufmerkſamkeit um mich beſchäftigt, bis er ſich von meiner gänzlichen Wiedergeneſung überzeugt hatte. Aber damit, daß er mich ſo treuherzig für meinen Vetter Oskar Emmerich annahm, waren meine Beſorgniſſe doch noch nicht ganz zerſtreut. Mußte er, wenn ich länger in ſeiner Geſellſchaft blieb, im Laufe eines ungeſtörten Dialogs zweier Wanderer nicht merken, wie ſchlecht es mit dem Wiſſen des jungen Studenten beſtellt war? In der That entging es ihm nicht, wie oft mich manche ſeiner Reden, die ich nicht beantworten konnte, in Verlegenheit brachte. In ſolchen Fällen aber kam mir ſeine Güte und Nachſicht zu Hülfe, und anſtatt mißtrauiſch zu werden, wurde er deſto mittheilſamer und freundlicher und hatte offenbar Mitleid mit dem jungen Menſchen, der ſeine Zeit bis hieher ſo wenig benützt hatte, und aus dem beſorgten Krankenpfleger der erſten Stunden wurde er mein Lehrer, aber auf eine Weiſe, welche die Abſicht verbergen ſollte. Wie gerne hörte ich ihm zu und lauſchte ich den Rathſchlägen, die er mir für meine künftigen Studienjahre mitgab. Meine Aufmerkſamkeit rührte ihn; er mochte ſich ſagen, daß er vielleicht nicht ohne guten Einfluß auf das bisher leichtſinnige junge Blut ſein könnte, und er lud mich ein, ſo lange als möglich in ſeiner Geſellſchaft zu bleiben. Wie gerne folgte ich dieſer Einladung, und ſo, mit einem Worte, wanderten wir fünf Tage lang mit einander am Rhein hinauf.

„Erwarten Sie keine Abenteuer, keine Verwicklungen, keine Verlegenheiten, wie ſie ſich bei einer ſolchen Wanderung allerdings mit Wahrſcheinlichkeit erwarten laſſen. Das eben iſt das Schöne dieſer Erinnerung, daß dieſe wenigen Tage ſo rein, ſo klar, ſo einfach dahinfloſſen — ſo abenteuerlos, als eine Wanderung zwiſchen einem lieben, guten Lehrer und einem aufmerkſamen, hingebenden Zögling dahinfließen kann. Schon am Abend des erſten Tages, in einer Laube am Ufer ſitzend, tranken Wilhelm Volker und Oskar Emmerich das herzlichſte Smollis, und ſolche Momente, wie wir dort in einer Laube zuſammen ſaßen, hier auf der Höhe eines Berges, im Schatten eines Baumes ausruhten, auch wohl ſingend durch den Wald hinwanderten, ſolche Momente leuchten mir wie beſonders glänzende Lichtpunkte aus jenen Tagen; ſolche Augenblicke waren äußerlich wie innerlich die bedeutendſten der ganzen ſchönen Epiſode meines Lebens. Ich hatte, was ich gewünſcht, und am Ende der fünf Tage hatte ich mehr erreicht, als ich von dem Wagniß dieſer Reiſe gehofft. Volker war mir ein warmer, ein guter Freund geworden; in Rüdesheim nahm er mit Thränen in den Augen Abſchied, und indem er mich immer wieder ans Herz drückte und küßte, verſicherte er mich, daß er dieſer Tage ſein Leben lang mit Freuden und mit Dankbarkeit gegen mich gedenken werde. So, von ihm geherzt und geküßt, fühlte ich mich ſo ſelig, daß für den Gedanken des Abſchiedes, des ewigen Abſchiedes von meinem Glücke kein Raum in mir übrig war. Ich hatte übrigens für die Zukunft geſorgt. Ein Briefwechſel war verabredet, und ich ſelbſt, das iſt Fräulein Oberforſtmeiſter, ſollte die Vermittlerin der Briefe ſein, da für die nächſte Zukunft weder der Aufenthalt Volkers, noch der Oskar Emmerichs feſt beſtimmt war, Fräulein Emmerich aber als ſeßhafte Perſon, als Kouſine des einen und als Freundin des anderen Korreſpondenten, eine ſichere Vermittlerin abgab.

„Als Mädchen kehrte ich wieder zu meinen Verwandten zurück, bei denen ich noch mehrere Wochen blieb, um meinen Haaren Zeit zu einigem Wachsthume zu laſſen. Meine Heimat, die ich erſt ſpät im Herbſte wiederſah, fand ich öde und leer; Volker hatte ſie verlaſſen, und Ihre Mutter war ihm bereits nachgefolgt. War ich deßhalb unglücklich? Nein, nicht im Geringſten. Ich hatte mein Geheimniß, ich hatte meine Erinnerungen, ich hatte meine Studien.

„Ja, meine Studien, meine Bücher und Arbeiten, denn meine ganze Lebensweiſe ſchuf ich ſogleich nach meiner Rückkehr um, um ein Oskar Emmerich zu werden, der würdig ſei, mit Volker zu korreſpondiren, und der mit dieſem Gegenſtände beſprechen könne, die ihn intereſſiren.

„So wurde aus dem ehemaligen Jägerburſchen, der ich geweſen, ein wahrhafter Stubenhocker. Jeder Brief, den ich von Volker erhielt, war eine mächtige Aufmunterung zu weiterer Arbeit, und im Lauf der Jahre brachte ich es endlich dahin, ihm nützlich ſein zu können. Mein Vater ſtarb, und ich lebte ſchon in meinem vierundzwanzigſten Jahre ſo allein und unabhängig in dieſem Hauſe wie jetzt. Wenn nun Ihr Vater in einem ſeiner Briefe an Oskar eine Sehnſucht nach dem oder jenem Dokument in dieſer oder jener Stadt, die er als armer Profeſſor nicht erreichen konnte, ausſprach, was hinderte mich, die Reiſe zu machen und ihm das Erſehnte zu verſchaffen, ihm Kopieen oder Auszüge machen zu laſſen oder ſogar ſelber zu machen? So unternahm ich die verſchiedenſten Reiſen, von denen auch Niemand geahnt hat, welchen Zweck ſie hatten. Der eigentliche Zweck war, einen jener dankbaren Briefe zu erhalten, wie ſie dann ihr Vater an ſeinen lieben Freund Oskar Emmerich zu ſchreiben pflegte.

„So vergingen Jahre. Den ganzen Inhalt meines Lebens bildete das Bewußtſein, von dem Manne, den ich liebte, wenn auch unter einer Maske, als ein theurer Freund geliebt zu werden.

Sie ſehen ein, daß ein ſolches Verhältniß, bei dem eine periodiſche Auffriſchung durch perſönliche Berührung nicht möglich war, auch nicht immer dauern konnte. Ihres Vaters Arbeiten nahmen eine Richtung, bei der ich ihm nicht mehr förderlich ſein konnte: ſeine Beſchäftigungen häuften ſich, und er ſchrieb ſelten; ich ſelbſt hielt mit meinen Briefen mehr und mehr zurück in dem Maße, als ich fühlte, wie ich ihm mit der Zeit immer weniger bieten konnte. In der Beſorgniß, unſere Korreſpondenz könnte ſich in bloße Förmlichkeit und Gewohnheit verlaufen, machte ich ihr ſelber ein Ende, indem ich als Oskar Emmerich nach Amerika auswanderte und mich meinem Freunde noch in der Blüte unſerer Freundſchaft verſchwinden ließ. Ich hatte mir doch Jahre des Glückes verſchafft, ich hatte den Mann, den ich liebte, ohne daß er es wußte, doch an mich gefeſſelt, ohne die Freundin verrathen zu haben; ich hatte das Bewußtſein, ihm nützlich geweſen zu ſein und mich für alle Zukunft in ſeinem Herzen ſo eingebürgert zu haben, daß er nur mit Freude an mich denken konnte. Was wollte ich mehr? Ich war zufrieden, und meinem Altjungferthume ging ich mit Heiterkeit entgegen.

„Und nun, lieber Oskar, der Sie nach mir heißen, den der Vater aus Liebe zu mir ſo getauft hat — nun Sie wiſſen, was mir Ihr Vater war, durch welche Gefühle, durch welche Geheimniſſe mein Leben unauflöslich an das ſeinige geknüpft war — werden Sie ſich bedenken, ſich von mir die Wege zu Ihrem Glücke bahnen zu laſſen? — Werden Sie ſich bedenken, mein Sohn und Erbe werden zu wollen?“

Anſtatt aller Antwort drückte ich meine Lippen auf die Hand, die ſie mir darreichte. Und ſie war die Begründerin unſeres Glückes, meines und Sabinens, und ſie war deſſen froher Zeuge bis zu ihrem Tode.

So wirkt die Liebe beglückend auf künftige Geſchlechter. Wahrlich, eine der ſchönſten Erbſchaften, die mir mein Vater hinterlaſſen, war jene Liebe des guten, vortrefflichen Fräuleins Oberforſtmeiſter.

Die Gipsfigur.

Wem es an Golde fehlt, der muß ſich mit Kupfer begnügen, und wer ſeine Stube nicht mit Bronze und Marmor ſchmücken kann, muß ſich an Gips erfreuen. Wir Modernen haben unſere Hausgötter ganz wie die Alten, und wie vielen Menſchen iſt es heutzutage religiöſes Bedürfniß, ſich z. B. mit den Büſten oder Statuetten ihrer Lieblingsdichter zu umgeben, und um dieſe in würdige Geſellſchaft zu bringen, in die Geſellſchaft des Ideals, fügt man ihnen nach und nach, je nach Geſchmack, Vorliebe und Mitteln, eine kleine Verſammlung von Göttern bei. „Sie nahen, ſie kommen, die Himmliſchen alle, mit Göttern erfüllt ſich die irdiſche Halle,“ ſelbſt die Dachſtube. Einziehen „Unſere liebe Frau von Milos,“ der Apoll von Belvedere, die ſchöne Euterpe, der liebliche Dornzieher, der Sklave Michel Angelo's, und hat man einen Leſſing auf dem Poſtamente ſtehen, den ſchönen Leſſing von Rietſchel, ſo verfehlt man nicht, unter ihn oder ihm gegenüber einen Laokoon aufzuſtellen. Wie gut haben wir es heute! Mit Hülfe weniger Thaler können wir ſolche Herzensbedürfniſſe befriedigen. Es hat mich immer gerührt, wie Goethe in ſeiner italieniſchen Reiſe von ſeinen Ankäufen von Gipsabgüſſen mit Andacht erzählt und mit einem Jubel, wie über große Entdeckungen oder Erwerbungen, und wie er ſich an die Ankunft des erſten italieniſchen Gipsfigurenhändlers in Frankfurt, wie an ein großes Ereigniß erinnert, das ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Er hätte es eher verdient, als die ganze praktiſche neue Generation, die nach ihm kam, ſich mit Leichtigkeit an den Reproduktionen großer Kunſtwerke zu erfreuen, wie ſie uns heute in Gips, gebrannter Erde, nachgeahmtem Marmor und durch die Photographie ſo häufig und ſo billig geliefert werden. Was mich betrifft, ſo gehörte es, ſo oft ich mir eine kleine Wohnung einrichtete, zu meinen erſten Sorgen, mich mit einem Gipsfigurenhändler in Verbindung zu ſetzen, der meine erſten Bedürfniſſe befriedigte, die öden Wände meiner Chambre garnie belebte, und von Zeit zu Zeit, wie es ſeine Formen und meine Finanzen geſtatteten, Einzelnes nachlieferte. Da ich nun aber durch viele Jahre von Stadt zu Stadt zog und die gebrechlichen Laren und Penaten nicht mitführen konnte, ergab es ſich mit der Zeit, daß ich in den verſchiedenſten Städten unter den Gipsfigurenhändlern und Gipsgießern zahlreiche Bekannte und Freunde hatte.

In Paris wandte ich mich nicht an die prächtigen Kunſtmagazine auf den Boulevards und in der Rue de Seine, ſondern an eine obſkure Werkſtatt in einem Hinterhauſe der entfernten Rue de l'Enfer, weit hinter dem Luxemburg. Daran war nicht die Zwietracht ſchuld, in welcher gewöhnlich mein Finanzminiſter mit meinem Kultusminiſter lebte, ſondern die auffallende Schönheit eines ſiebzehnjährigen Italieners, der ſo ſchön war, wie die ſchönſten Götter und Heroen, die er auf ſeinem Brette über dem Kopfe balancirte und der mich in dieſe neuentdeckten Gegenden der Hauptſtadt in die Werkſtatt ſeines Vaters, des Gypsgießers, verlockte. Dieſer, Signor Tomaſo, ein Florentiner, war froh, Kunden zu finden und empfing mich mit großer Zuvorkommenheit. Da ich in der Nähe, nicht ferne vom Pantheon, öfter zu thun hatte, kehrte ich gleich zu Anfang der neuen Bekanntſchaft zu wiederholten Malen um ſo lieber zurück, als mir Tomaſo, der, nebenbei geſagt, ſeinem Sohne an Schönheit nichts nachgab, trotz einem Alter von beinahe ſechzig Jahren, den Eindruck nicht eines Gipsgießers, ſondern eines Künſtlers machte, ich von ihm in manches Geheimniß ſeines Handwerks eingeweiht und außerdem über den geheimnißvollen Reiz des einen und des andern Kunſtwerkes aufgeklärt wurde. Ich kannte damals Italien nur ſehr oberflächlich; deſto intereſſanter war es mir, durch ſein kluges und verſtändnißvolles Wort Erſatz zu finden für Das, was den Kopieen, nach ſeiner Beſchreibung, neben den Originalen fehlte. Ich war bald ſo vertraut im Atelier, daß ich in ſeiner Waare kramen und Alles beſichtigen konnte nach Belieben; ſelbſt die Statuen, die in Papier oder Leinwand gewickelt daſtanden, durfte ich enthüllen.

So kramte ich wieder eines Tages, als ich an eine verhüllte Büſte kam, die ich bis jetzt, des gleichen Fußes wegen, für eine Wiederholung der neben ihr ſtehenden Dione gehalten hatte, die ſich mir aber jetzt, durch eine zufällige Verſchiebung der Leinwand, als etwas Anderes verrieth. Ich ſah ein Stück eines wunderbar ſchönen Profiles, das mir ſofort einen individuelleren Eindruck machte, als ſämmtliche antike Geſichter ringsumher. Haſtig, als ob ich eine große Entdeckung gemacht, als ob ich bei einer Ausgrabung dieſes Profil mit dem Spaten enthüllt hätte, riß ich, während Signor Tomaſo fern von mir nahe der Thür arbeitete, die Leinwand ab, und eine der herrlichſten Büſten ſtand vor mir, ein Mädchengeſicht, das nichts mit den andern Köpfen der ganzen plaſtiſchen Verſammlung gemein hatte und doch ſo ſchön war, wie das ſchönſte unter dieſen idealen Geſichtern. Auf den erſten Blick mußte man erkennen, daß man hier keine Kopie einer Antike vor ſich hatte; bei aller regelmäßigen und idealen Schönheit kündigte ſich dieſer Kopf ſogleich als Porträt, und zwar als modernes Porträt an. Es ſtellte ein eben zur vollen Blüthe gelangtes Mädchen bis an den Gürtel dar; die ſchwellende jungfräuliche Bruſt war nur halb und von einer leichten Draperie bedeckt. Trotzdem war ſie in vollſter Harmonie mit dem unſchuldig und ſchamhaft lächelnden Munde, und wieder war zwiſchen dieſem und dem gedankenvoll und melancholiſch blickenden Auge, das traurige Räthſel zu durchſchauen ſchien, nicht der geringſte Widerſpruch. Unſchuld und Erkenntniß, jungfräuliche Verheißung und reiſe Erfüllung paarten ſich in dieſem Werke, einem Kunſtwerke des Künſtlers, wie der Natur, ebenſo harmoniſch und einander ergänzend, wie die Regelmäßigkeit der ſchönen Linien mit den ganz und gar perſönlichen Zügen, die ſo charakteriſirt waren, als hätten ſie vom Anfang der Schöpfung bis auf dieſen Tag nur einer einzigen Perſon angehören können. Ich ſtand ſo verblüfft, ſo verwundert und bewundernd vor dieſer neuen Erſcheinung, daß ich Signor Tomaſo über Namen und Herkunft dieſes mir ganz und gar unbekannten Kunſtwerkes zu befragen vergaß. Es kam mir eben gar nicht auf Belehrung an, nur darauf kam es mir an, aus dieſer Quelle der Schönheit ſo viel als möglich in großen Zügen in mich hineinzuſchlürfen. Die Luſt nach dem Beſitze ſtellte ſich natürlicher Weiſe bald ein, und ich hob die Büſte auf meinen Arm und hielt ſie mit der Hand, um ſie nicht wieder loszulaſſen. So näherte ich mich dem Meiſter Tomaſo, der an einer Form beſchäftigt war, und fragte nun: „Was koſtet das?" — Er ſah freundlich auf, zog aber, als er die Büſte in meinem Arm erblickte, plötzlich die Augenbraunen zuſammen, und ehe ich mich deſſen verſah, hatte er mir ſie wieder entriſſen, und mit ihr dem Hintergrunde des Ateliers raſch entgegenſchreitend, antwortete er mir auf die barſcheſte Weiſe: „Dieſe Büſte iſt nicht zu verkaufen."

Er ſtellte ſie nieder auf ihren vorigen Platz, machte Anſtalt, ſie aufs Neue zu verhüllen, beſann ſich aber, warf die Leinwand nur ſo über ihren Kopf und trug ſie in ein anſtoßendes kleines Zimmer, in welchem ſein Bett ſtand, und deſſen Thüre er ſo gewaltig zuſchlug, daß ſämmtliche Gipsfiguren erzitterten. Tomaſo hatte mir bis jetzt ſo viel florentiniſche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt, daß ich über dieſes barſche Weſen doppelt erſtaunt war. Ich wollte ihn darüber befragen, von ihm eine Erklärung verlangen — da er aber nicht wieder kam und in ſeiner Stube verſchloſſen blieb, ſagte ich mir, daß ich höchſt wahrſcheinlich irgend eine ſchmerzliche Saite in der Seele dieſes Handwerkers, die ich als eine Künſtlerſeele kannte, berührt habe, und mich erinnernd, wie raſch bei meiner Frage und beim Anblick der Büſte ſeine Stirne ſich verfinſterte und mit Schmerz und Zorn zugleich überzog, war es mir, als hätte ich im Gegentheile ihm etwas abzubitten. Sein Sohn Nicolo, bei dem ich vielleicht über das plötzliche Aufwallen ſeines Vaters wie über die Büſte hätte Auskunft erhalten können, war, wie gewöhnlich, abweſend, und ſo ging ich, ſelber nicht wiſſend, ob ich bald wieder kehren oder, beleidigt durch das Benehmen Tomaſo's, ausbleiben ſolle.

Dieſer Zweifel hielt lange nach in mir. Die Büſte mit ihrer unendlichen Schönheit hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht, und nun ich ſie nicht beſitzen ſollte, wurde mein Wunſch nach ihr geradezu zur Sehnſucht, und ich begriff, wie man ſich beim erſten Anblick einer ſchönen Perſon verlieben könne, da mir das mit einer bloßen Gipsfigur begegnete. Wie bei einer wirklichen Liebe ſteigerte ſich mein Wunſch nach Beſitz gerade dadurch, daß ſich gleich im erſten Augenblicke der Bekanntſchaft ein Hinderniß erhob, und zwar ein unbekanntes, geheimnißvolles. Indeſſen konnte der Natur der Sache nach dieſe Leidenſchaft, die eben nur in alten romantiſchen Geſchichten den Helden unglücklich macht, nicht lange währen, und da meine Stube bereits mit artiſtiſchem Bedarf ſattſam ausgeſtattet war, kehrte ich auch in das Atelier, in dem ich das letzte Mal nicht ſehr freundlich behandelt worden, nicht wieder zurück. Hätte ich Nicolo irgendwo in der Straße begegnet, ich würde ihn wohl ausgefragt haben; dieß geſchah aber nicht, da er den Straßenhandel für einige Zeit aufgegeben hatte, um in einem öffentlichen Gebäude an den Ornamenten zu arbeiten — und ſo vergingen Wochen und verging der Wunſch nach der geheimnißvollen Gipsfigur, die es mir förmlich angethan hatte.

Aber eines Tages, als ich unter den Arkaden des Odeon an den Auslegekaſten der Antiquare ſtand und Bücher muſterte, ſah ich Tomaſo an mir vorüber und der Stadt entgegengehen. Halt, dachte ich, jetzt iſt das Feld frei, vielleicht treffe ich Niccolo allein in der Werkſtatt und kann ich die Büſte wieder ſehen und etwas über ſie und ihren Urſprung, wie über die Abneigung Tomaſo's gegen den Verkauf derſelben erfahren. Raſchen Schrittes ging ich der Rue de l'Enfer entgegen und trat in das Atelier, in welchem ich wirklich Nicolo an einer Form beſchäftigt fand. Dieſer hatte mir immer viel Zuneigung gezeigt und freute ſich über das Wiederſehen nach ſo langer Trennung. Ich, der ich die Heimkehr des Vaters fürchtete, ſprach ihm raſch meinen Wunſch aus, eine gewiſſe Büſte zu ſehen, deren Anblick mir ſein Vater auf ſo eigenthümliche, beinahe kränkende Weiſe entzogen hätte. Er wußte ſogleich, welche Büſte ich meinte, ſtand aber doch eine Zeit lang unſchlüſſig, und ich fürchtete bereits, daß ſich der Sohn ebenſo benehmen werde, wie der Vater. Indeſſen wandte er ſich doch nach einiger Zeit und ging in die Stube, um gleich darauf mit der Büſte zurückzukehren, die noch gerade ſo in die Leinwand gehüllt war, wie ſie Tomaſo vor einigen Monaten fortgetragen hatte. Er enthüllte ſie mit einiger Feierlichkeit und, wie ich wohl bemerken konnte, nicht ohne innere Bewegung, und als er ſie auf einen Tiſch vor mich hinſtellte, betrachtete er ſie mit nicht geringerer Aufmerkſamkeit und Theilnahme, als ich ſelber, obwohl er ſie doch ſeit lange kennen mußte. Was mich betrifft, ſo gefiel mir die Büſte noch viel mehr als das erſte Mal und wurde der Wunſch, ſie zu beſitzen, ebenſo lebhaft, ja noch viel lebhafter, als da ich ſie entdeckte. Ich that, als wüßte ich nicht, daß ſie nicht zu verkaufen war, und fragte: „Was koſtet ſie? Ich nehme ſie gleich mit."

Niccolo ſchüttelte den Kopf.

„Ich gebe," fügte ich, die italieniſche Gewinnſucht ins Spiel ziehend, hinzu, „ich gebe, was ihr nur verſtändiger Weiſe verlangen könnt. — Ja, ich gebe gern das Doppelte des Preiſes, den ich ſonſt für Büſten dieſer Größe bezahle."

Nicolo ſchüttelte abermals den Kopf. „Sie iſt nicht zu verkaufen," ſagte er halblaut, „und wenn Sie mir tauſend Franken böten, ich könnte ſie Ihnen nicht überlaſſen. Selbſt wenn ich es hinter dem Rücken meines Vaters thun wollte, ich könnte es nicht, denn wir beſitzen nur das Eine Exemplar, und mein Vater würde ihre Abweſenheit ſogleich bemerken, obwohl er ſie niemals anſieht.“

„So ſage mir wenigſtens,“ bat ich, mehr und mehr neugierig und gereizt, „von wem dieſe Büſte herrührt? wo ſich das Original befindet und wo ich mir einen Abguß verſchaffen könnte? da ihr einmal die ſonderbare Grille habt, gerade dieſen Abguß nicht verkaufen zu wollen.“

„Ein Original dieſer Büſte gibt es nicht,“ antwortete Nicolo, „und anderswo als bei uns können Sie ſich unmöglich einen Abguß verſchaffen.“

So ſprechend, nahm er die Büſte und trug ſie in das Zimmer zurück, vielleicht, weil er bemerkte, daß ihr Anblick meinen Wunſch nur neu aufſtachelte, und er meinem Drängen ausweichen wollte. In dieſer Beziehung aber irrte er ſich. Seine letzten Worte hatten mich nur gieriger gemacht, und da er den Gegenſtand meiner Sehnſucht mir entführte, reizte er dieſe nur noch mehr. Ich drang in ihn, — ich wollte Erklärungen haben, ich machte ihm Vorwürfe.

Der gute Junge war offenbar in Verlegenheit; zuletzt ſagte er beſchwichtigend: „Die Büſte darf nicht verkauft werden. Es iſt das eine Herzensſache, vielleicht eine Gewiſſensſache meines Vaters. Ich habe ihm Das bei allen Heiligen zuſchwören müſſen, daß ich ſie nie verkaufen werde. Aber ich habe ihm nicht verſprochen, ſie nicht zu ſchenken. Ich will Ihnen eine zum Geſchenke machen. Sie müſſen ſich nur gedulden. Wir beſitzen die Büſte in dieſem einzigen Exemplar, aber die Form iſt da; ich habe ſie gerettet und wohl verſteckt, daß ſie der Vater in irgend einem unglücklichen Anfall nicht zerſtören kann, doch müſſen Sie ſich gedulden; es kann lange Zeit darüber hingehen, bis ich mein Wort halte, denn ich kann es nur, wenn mein Vater einmal auf mehrere Tage abweſend und ich Herr des Ateliers bin.“

„Nicolo,“ rief ich, „ich werde dir außerordentlich dankbar ſein — aber ich fürchte, daß du, wenn es lange dauert, dein Verſprechen vergiſſeſt.“

„Fürchten Sie nichts," ſagte Nicolo lachend. „Hier meine Hand, ich bringe ſie Ihnen, ſo bald es nur möglich — ich will Ihnen dann auch erklären, was meinen Vater bewogen hat, oder vielmehr, warum er ſich hinreißen ließ, gegen Sie, den er doch ſonſt herzlich liebt, ſo unfreundlich zu ſein. Der arme Mann! Seine Barſchheit, ſein Zorn galt nicht Ihnen, ſondern ſeinem Schickſale. Es thut mir leid, wenn ich Sie neugierig mache und nicht gleich Ihre Neugierde befriedigen kann — aber ich werde Wort halten."

Trotz dieſer Verſicherung mußte ich glauben, daß Nicolo ſein Verſprechen längſt vergeſſen habe, denn es war ein Jahr und mehr vergangen und es hatte ſich weder Nicolo noch die Büſte, noch die Geſchichte derſelben eingeſtellt, und ich hatte um ſo mehr Urſache, Vergeßlichkeit bei ihm vorauszuſehen, als ich im Grunde ſelbſt das ganze Abenteuer beinahe vergeſſen hatte. Nur wenn ich manchmal einen Freund, der lange Zeit in England gelebt hatte, beſuchte und bei ihm die ſchöne Clytia aus dem britiſchen Muſeum ſah, dachte ich noch an die mir verſagte Büſte, die mit der herrlichen Antike viel Aehnlichkeit hatte, und erwachte noch die Sehnſucht nach ihr und einiger Aerger über den wortbrüchigen Nicolo. Endlich verließ ich auch meine Wohnung und dachte gar nicht daran, Nicolo von dieſer Veränderung in Kenntniß zu ſetzen, überzeugt wie ich war, daß, da er bis jetzt ſein Wort nicht gehalten, er es überhaupt nicht mehr halten werde.

So waren beinahe zwei Jahre vergangen, als eines Morgens ein auffallend ſchöner junger Mann in meine Stube trat, den ich erſt, als er mich italieniſch begrüßte, als meinen Freund Nicolo erkannte. Er hatte ſich indeſſen mit italieniſcher Raſchheit entwickelt, und aus dem Knaben, den ich vor ungefähr drei Jahren kennen gelernt, war ein ganzer Mann geworden, und zwar ein Mann, wenigſtens ſo ſchön, wie einer der beiden Italiener auf dem Bilde Van Dyks, das ſich im Edinburger Muſeum befindet. Jeder Maler hätte ſich glücklich ſchätzen können, ein ſolches Modell zu haben. Ich freute mich um ſo mehr, ihn wieder zu ſehen, als er mir gleich beim Eintritt etwas Verhülltes entgegenhielt, das ſich auf eine Bewegung von ihm als die erſehnte Büſte offenbarte.

„Braver Junge,“ rief ich voll freudiger Ueberraſchung, „ſo haſt du doch Wort gehalten?“

„Sie haben es wohl nicht mehr erwartet,“ ſagte er lächelnd, „aber Sie werden die lange Verzögerung entſchuldigen, wenn ich Ihnen ſage, daß mein Vater die ganze Zeit hindurch das Atelier nicht verlaſſen. Jetzt iſt er ſeit vierzehn Tagen bei Amboiſe in einem Schloſſe des Herzogs von Luynes mit Ornamentiren beſchäftigt, und das Erſte, was ich nach ſeiner Abreiſe unternahm, war der Guß dieſer Büſte, und ſeit fünf Tagen ſuche ich Sie in ganz Paris.“

„Guter Junge,“ rief ich, indem ich ihm die Hand drückte, „jetzt ſetze dich hierher und laß uns zuſammen frühſtücken.“

Während man das Frühſtück bereitete, verſenkte ich mich wieder in den Anblick der Büſte, die mir Freund Nicolo in feinſtem Gips und auf das Gewiſſenhafteſte ausgeführt lieferte, und bei ihrem Anblick tauchten alle die Fragen wieder auf, die das Geheimniß, das ſie umgab, ſchon früher in mir geweckt hatte. Ich erinnerte Nicolo an ſein zweites Verſprechen, mir die Geſchichte derſelben zu erzählen, und er erwiderte, daß er ſich darauf vorbereitet, und daß es ihn freue, es nicht vor zwei Jahren gethan zu haben, da er jetzt dieſe Geſchichte ſelber beſſer verſtehe, als es damals der Fall geweſen.

Nach Tiſche, als wir bei einem Glaſe Wein gemüthlich zuſammen ſaßen, begann er ohne weitere Aufforderung ungefähr ſo:

„Sie kennen Florenz, und gewiß haben Sie auch das Cenacolo Andrea del Sarto's beſucht, das ſich vor der Stadt in San Salviati befindet. Am äußerſten Ende der Vorſtadt, durch die Sie kommen mußten, unweit vom Arno, befindet ſich das kleine Haus, das noch vor ſechs Jahren meine Eltern mit ihren zwei Kindern, einer ältern Schweſter und mir, bewohnten. Mein

Vater war, was er jetzt iſt, ein Gipsgießer. Er hatte das Handwerk von ſeinem Vater gelernt, arbeitete viel für die Bildhauer, deren es in Florenz eine ziemliche Anzahl gibt, und wurde von dem Berühmteſten unter ihnen, von Bartolini, von dem Sie wohl gehört haben werden, ſeiner Geſchicklichkeit und Anſtelligkeit wegen als Prakticien beſchäftigt. Herr Bartolini ließ ihn ſelbſt Manches ausführen und behauptete manchmal, es ſei an ihm ein vortrefflicher Bildhauer verloren. Mein Vater pflegte darauf zu erwidern, ſicherer ſei ſicherer, nicht jedem Bildhauer gelinge es wie Herrn Bartolini; ſeine Gipsfiguren, welche Griechen und Italiener für ihn gemacht, verkaufe er gewiß, während es höchſt ungewiß ſei, ob er eine eigene Figur, auf die er Monate verwenden müßte, an den Mann brächte — und er habe Weib und Kinder zu ernähren, die bei zehn Lire wöchentlich beſſer leben als bei unſterblichem Ruhm, der vielleicht nicht fünf einbrächte.

„Niemand wußte, daß er bei dieſen unkünſtleriſchen Reden zu Hauſe in ſeinem Atelier manche Stunde, die ihm das Handwerk frei ließ, der Kunſt widmete und manchen Haufen Thon zu Figuren verarbeitete. Freilich knetete er ſolche Schöpfungen wieder ein, nachdem er ſich einige Tage daran ergötzt hatte. Er wollte vom Dämon der Ruhmſucht ſich nicht verleiten laſſen, da er doch nie über den Stümper hinaus, wohl aber ſeine Familie dadurch in Noth käme. Niemand wußte auch, daß außer Herrn Bartolini, deſſen Aeußerungen vielleicht nicht ſo ernſt gemeint waren, noch Jemand hinter ihm ſtand, der ſeine Ehrſucht ſtachelte und aus ihm gern einen berühmten Bildhauer gemacht hätte. Es war das meine Mutter. Sie ſchalt meinen Vater einen Mann ohne Gefühl für alles Große, ohne Empfindung für das Wohl der Seinigen; ſie wies immer auf den berühmten Bartolini hin, der urſprünglich auch nichts geweſen ſei als ein Kind des Volkes und der jetzt eine Stellung habe wie ein Fürſt, von Fürſten und Grafen beſucht werde und ſelbſt zu Hofe komme. Sie erneuerte ihre Vorwürfe, ſo oft ſie Frau Bartolini in den

Cascini mitten unter den höchſten Herrſchaften ſpazieren fahren ſah, oder hörte, daß dieſe Dame zum Balle dieſes oder jenes Duca oder Marcheſe geladen worden. Nicht für ſich, behauptete meine Mutter, ſuchte ſie dieſe Ehren, ſondern für ihren Tomaſo, der ſie mit ſeinem Talente verdiene, und für die Zukunft ihrer Kinder. Mein Vater ließ ſich durch dergleichen Reden nicht irre machen, er ſchaffte ſich ſein Geld mit dem Handwerk und ſeine Freuden mit der heimlichen Ausübung ſeiner Kunſt.

„Eines Tags — ſo erzählte er mir vor Kurzem noch ſelber — kam er gegen Abend aus ſeiner Werkſtatt in der Stadt in unſere Wohnung zurück und blieb unbeweglich und erſtaunt am Eingange des kleinen Gärtchens hinter dem Hauſe ſtehen. Tereſina, meine Schweſter, hatte eben die Blumen begoſſen, ſich dabei etwas erhitzt und deßhalb des Halstuches entledigt. Auch das obere Kleid, um es zu ſchonen, hatte ſie abgeworfen und trug in dem Gärtchen, wo ſie vor Lauſchern und Zeugen ſicher war, nur ein kurzes Röckchen, das in dünnen Falten über die Knie fiel und die nackten Füße ſehen ließ. Aus den Frühroſen hatte ſie ſich einen Kranz gewunden und auf das Haar geſetzt, das bei ihrer Beſchäftigung in Unordnung gekommen und zum Theil hier als Locke, dort als Flechte auf Nacken und Schulter fiel. So mit der Kanne in der Hand kam ſie ihm entgegen. Sie war ihm nie ſo ſchön erſchienen, oder vielmehr, er ſah zum erſten Male, wie unendlich ſchön ſeine Tochter war. Er hatte ſie immer geliebt, mit großer Zärtlichkeit geliebt, aber an ihre Schönheit hatte er nur ſelten gedacht. Dieſer Augenblick war ihm wie eine Offenbarung. Er ſagte ſich, niemals ein ſchöneres Geſchöpf geſehen zu haben, und zum erſten Male fiel es ihm auf, daß ſeine Tereſina, die ihm bisher nur das Kind geweſen, ein Weib, ein vollendetes Weib geworden. Sie war damals achtzehn Jahre alt, und in der That in vollſter und herrlichſter Blüthe. Zum erſten Male wünſchte mein Vater aufrichtig, ein großer Bildhauer zu ſein, um dieſe Schönheit nachbilden zu können. Auch rief er ſie ſogleich ins Haus und griff augenblicklich zum Thone und begann zu modeln. Um ſie ſo wiederzugeben, wie er ſie geſehen, fühlte er ſich zu ſchwach, und aus der Statue, die er begonnen hatte, wurde nach und nach eine Büſte, die er mehr und mehr vereinfachte. Seine Zaghaftigkeit kam ihm ſehr zu Statten, denn die Einfachheit, zu der ſie ihn zwang, gab dem Bilde einen größern Reiz, als es aller Schmuck, als es der Kranz hätte thun können. Tage lang vernachläſſigte er ſeine Werkſtatt und arbeitete ohne Unterbrechung zu Hauſe fort. Zu ſeinem Unglück wurde während der Arbeit der Künſtler in ihm immer mächtiger, und mein ſtrenger und frommer Vater machte die Büſte mehr und mehr griechiſch, indem er die Gewandung mehr und mehr herunterzog und die keuſchen Reize der Jungfrau ſo weit enthüllte, als es ihm ſein Sinn für ſchöne Form gebot. War er, der Vater, nicht allein mit ſeinem Kinde? Der einzige Zeuge bei der Arbeit war die Mutter, die ihn mit immer wachſendem Beifalle aufmunterte. Tereſina allein wagte manchmal eine ſchüchterne Bemerkung über die Art, in der ſie dargeſtellt wurde. Die Mutter ſchalt, der Vater beruhigte ſie. Die Büſte ſollte nur dem Hauſe gehören und von keinem fremden Auge geſehen werden. Es war aber natürlich, daß, als ſie endlich vollendet war, der Vater ſich einen Gipsabguß machen wollte.

„Zu dem Ende nahm er das Thonmodell in ſeine Werkſtatt, und nach wenigen Tagen prangte daſelbſt eine ganze Reihe von Abgüſſen. Er konnte nicht müde werden, ſein ſchönes Kind und ſein ſchönes Werk immer wieder zu vervielfältigen, und endlich konnte er es ſich auch nicht verſagen, die Büſte dem einen oder dem anderen Beſucher zu zeigen, ohne jedoch zu verrathen, weſſen Porträt ſie war. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie er es mir, der ich ihm ſchon damals im Atelier zu helfen pflegte, aufs Strengſte verbot, die Büſte als die meiner Schweſter zu nennen, ſei es wem immer, und ich mit dem Inſtinkte des Bruders hütete mich wohl, gegen dieſes Verbot zu handeln und mich als den Bruder der griechiſchen Geſtalt zu erkennen zu geben. Sie machte auf alle Diejenigen, die ſie zu ſehen bekamen, denſelben

Eindruck, den Sie ſelbſt empfunden haben. Mein Vater konnte nicht umhin, ſie immer wieder zu zeigen, und die ſie geſehen, ſprachen mit ihren Bekannten davon, und unſer Atelier wurde von Beſuchern beſtürmt. Doch traute mein Vater dem Urtheile dieſes Publikums nicht; was dieſem gefiel, war wohl nur die angeborene Schönheit ſeines Kindes; ob ſeine Arbeit einen künſtleriſchen Werth habe? daran zweifelte er noch immer. Es demüthigte ihn faſt, daß man nur immer von der Schönheit des Geſichtes und der Formen und beinahe gar nicht von Arbeit und Ausführung ſprach. Er mußte darüber ins Klare kommen, hüllte einen beſonders gut gelungenen Abguß in ſeinen Mantel und wanderte zu Herrn Bartolini. Mit freudeſtrahlenden, triumphirenden Augen kam er zurück und wiederholte des Abends meiner Mutter die Lobſprüche, die ihm der große Bildhauer ertheilt hatte. Die Folge war, daß ſich meine Mutter der Meinung Aller, die die Büſte geſehen, wie der Meinung Bartolini's anſchloß, daß er ſeine Arbeit auf die Ausſtellung, die demnächſt eröffnet werden ſollte, ſchicken müſſe.

„Aber davon wollte mein Vater nichts hören. Er habe noch immer nicht die geringſte Abſicht, als Künſtler aufzutreten, er bleibe, trotz allem Erfolge, bei ſeinen Grundſätzen und laſſe ſich aus ſeinem gewohnten und ſicheren Geleiſe nicht herausbringen. Vielleicht, meinte er, würde er es ausnahmsweiſe doch thun, da ein ſolcher Erfolg ihm ſelbſt als Gipsgießer nützlich ſein könne, aber dann müßte die Arbeit einen ganz anderen Gegenſtand haben und nicht ſeine eigene Tochter in dieſer Weiſe darſtellen. Meine Mutter ſtellte ihm vergebens vor, daß Niemand ſeine Tochter kenne, daß Niemand wiſſe, daß die Büſte Tereſina darſtelle, und daß ſolche Skrupel höchſt unkünſtleriſch ſeien. Sie mochte übrigens dieſe Skrupel vorausgeſehen und ſich gegen ſie gewaffnet haben, denn ſie entfaltete in ihrer Rede eine außerordentliche Kenntniß aller Beiſpiele, die man nur in der Maler- und Bildhauer-Geſchichte Italiens auftreiben konnte, und nannte alle Bilder, auf denen die alten Künſtler ihre Frauen und Töchter mit weit minderer Scheu als mein Vater ſeine Tereſina dargeſtellt. Tereſina ſelbſt ſtand in dieſem Streite auf Seiten meines Vaters, wurde aber von der Mutter als ein dummes Ding, das von Dergleichen nichts verſtehe und keine Rückſicht für unſere Zukunft habe, zum Schweigen gebracht.

„Ein Grund, den die arme Schweſter gegen die Ausſtellung der Büſte vorbrachte, war ihre Ueberzeugung, daß Angelo, wie ſie ihn kenne, nichts mehr von ihr werde wiſſen wollen. —

„‚Tanto meglio, deſto beſſer,' rief meine Mutter. ‚Wenn dein Vater ein berühmter Bildhauer wird, ſo ſoll der arme Gipsgießer-Geſelle auch nichts von dir wiſſen wollen und ſollſt du auch nichts von ihm mehr wiſſen wollen. Wir werden dann unter Menſchen kommen, die über dieſe Dinge ganz anders denken, als dumme, arme Leute.'

„Derartige Streitigkeiten dauerten im Hauſe bis gegen Eröffnung der Kunſtausſtellung fort, wo ſie dann mit einem Male abgeſchnitten waren. Als mein Vater eines Abends, wenige Tage vor Eröffnung, nach Hauſe kam, vermißte er auf dem Schranke die Büſte, die er dahin geſtellt hatte — und fand Tereſina weinend in einem Winkel der Stube ſitzen. Meine Mutter geſtand und erzählte ihm in kurzen und entſchiedenen Worten, wie eine Frau, die ſich deſſen bewußt iſt, recht und vernünftig gehandelt zu haben, daß ſie die Büſte ſelber und in Tomaſo's Namen auf die Akademie getragen, und fügte hinzu, daß Herr Bartolini, der im Komité war, ſich darüber mit großer Freude ausgeſprochen, und daß er Tomaſo danken laſſe, endlich dieſen Entſchluß gefaßt zu haben.

„So kam die Büſte auf die Ausſtellung und, um es Ihnen mit einem Worte zu ſagen — hatte den glänzendſten Erfolg. Alle Welt erkannte ſie als eine der ſchönſten Sachen der ganzen großen Ausſtellung, und der Name meines Vaters war in Aller Munde. So groß war der Erfolg, ſo viele Lobſprüche wurden meinem Vater ertheilt, daß er meiner Mutter zugeſtand, ganz recht und vernünftig gehandelt zu haben. Aber je größer der

Erfolg war, deſto ſorgfältiger ſuchte er den Urſprung der Büſte, die Exiſtenz des Modells zu verbergen. Das gelang ihm leicht, da wir, wie geſagt, vor der Stadt in ziemlicher Einſamkeit wohnten und Tereſina, dem Befehle des Vaters entgegenkommend, noch weniger ausging als ſonſt und ſich vorzugsweiſe die Stadt zu betreten hütete. Mittlerweile wurde die Werkſtatt meines Vaters förmlich geſtürmt. Jedermann wollte die Büſte haben, Jedermann ſo viel dafür bezahlen, als man nur verlangte. Mein Vater gewährte ſie Anfangs nur dem einen und andern Bekannten, dem er ſich irgendwie verpflichtet glaubte, nach und nach aber wurde der Kreis immer größer, und es kam zu einem förmlichen Verkauf. Mehrere Geſellen waren nur mit dem Guß dieſer Büſte beſchäftigt, und immer konnten wir nicht den zahlreichen Nachfragen genügen. Das Geld floß ins Haus, und meine Mutter, die von jeher unſere arme Kaſſe beaufſichtigte, ſchwamm in Wonne, ſo raſch ihre Prophezeiungen erfüllt und bereits den ſchönen Anfang von Ruhm und Reichthum zu ſehen.

„Die Büſte war nicht vierzehn Tage bekannt, als ſie bereits ſchon ſo populär war, daß man ſie in Kaffee- und Weinhäuſern aufgeſtellt fand. Ihren Erfolg beim Publikum dankte ſie natürlich vielmehr dem ſchönen Geſichte und den ſchönen Formen, als der liebevollen und wirklich künſtleriſchen Ausführung. Da war es denn auch natürlich, daß es in Florenz müßige junge Leute genug gab, die ſich um das Modell zu kümmern begannen, die das Original in Fleiſch und Blut gerne kennen gelernt hätten, vielleicht um ſo lieber, als ſie es für ein gewöhnliches Künſtlermodell hielten, und die nun nach allen Seiten hin ſpähten und forſchten. Florenz iſt keine eigentlich große Stadt, und unter den Unzähligen, welchen die Büſte überall zu Geſichte kam, mußten ſich wohl welche finden, die Tereſina ſchon geſehen hatten. Man erinnerte ſich, auf dem Wege nach San Salviati manchmal einem Mädchen begegnet zu ſein, das wie die meiſten armen Mädchen um Florenz mit Strohſtickereien beſchäftigt war. Man verſicherte, daß die Büſte nicht geſchmeichelt habe und daß das Original ebenſo ſchön ſei, wie ſie. Da war es eine Ehrenſache, dieſe Schönheit geſehen zu haben, und ſtatt nach den Cascini, wandte ſich jetzt die elegante junge und alte Welt nach San Salviati, wo man auch leicht erfuhr, wer das Original ſei und in welchem Hauſe es wohne. Vor dieſem Hauſe fuhren und wanderten jetzt an einem Tage mehr Wagen und Spaziergänger, als ſonſt in einem Monat. Mein Vater, ſo bald er das Geheimniß ſeiner Büſte verrathen, ſo bald er dieſe als ſein Kind erkannt ſah, ſtellte den Verkauf derſelben ein, und als er die Spaziergänger vor ſeinem Hauſe bemerkte, ja ſelber einmal von einem Neugierigen, der ihn nicht kannte, gefragt wurde, ob die ſchöne Tereſina, deren Büſte man überall ſehe, in dieſem Hauſe wohne und an welchem Fenſter man ſie ſehen könne? verbot er meiner Schweſter, die Schwelle des Hauſes zu überſchreiten. Ueber Beides war meine Mutter ſehr betrübt, denn der Zufluß des Reichthums hörte auf, und die ſchönen Kleider, die ſie für Tereſina angeſchafft hatte, konnten jetzt nicht gezeigt werden. Sie war ſehr unzufrieden, mein Vater war bekümmert, Tereſina ſchien immer beſorgt — und ſo war mit einem Male, im Handumdrehen, das ſtille Glück unſeres Hauſes in ein ſtilles Unglück verwandelt, oder vielmehr in eine Ahnung, als ob man am Anfange eines Unglückes ſtände.

„An demſelben Tage, an welchem mein Vater Tereſina die Schwelle zu überſchreiten verbot, wanderte ein junger friſcher Geſelle, mit einem Stocke in der Hand, mit einem kleinen Felleiſen auf dem Rücken, von Modena her über die Apenninen. Die Art und Weiſe, wie er im Gehen den Stock ſchwang, wie der breite Hut ſchief auf den dicken und ſchwarzen Locken, ja ſelbſt wie der Reiſeſack nachläßig auf der einen Schulter hing, ſein elaſtiſcher Schritt, kurz alles Aeußere an ihm verrieth ſein glückliches Gemüth, die Freude, die ihn ſpornte, ebenſo laut, wie die luſtigen Ritornelli, die er in die warme und milde Bergluft hinausſang. Nach Monaten langer Trennung und Arbeit im Schloſſe des Herzogs von Modena, kehrte er eben mit vollen Taſchen in ſein geliebtes Florenz, in ſeine Heimat, zurück, wo Alles, was er liebte, daheim war. Dieſe Gegend der Apenninen war damals nicht eben ganz ſicher; man ſprach viel von verſchiedenen Räuberanfällen; aber der junge Mann ging dahin, als ob er nichts auf der Welt fürchtete. Wie klein und zart noch ſein Schnurrbärtchen war, ebenſo entſchieden ſchwang ſich ſein Mund, bog ſich ſein Kinn vorwärts und glänzten ſeine ſchwarzen Augen voll Muth und Leidenſchaft.

„Er war eben auf der Höhe angekommen, von der aus man das Arnothal zum erſten Male zu Geſichte bekommt. Dort oben ſteht ein aus Quadern wie eine Feſtung aufgebautes Gaſthaus, das ſeine von italieniſchen Eichen und Lorbeeren beſchattete Veranda dem kleinen Arno-Paradieſe zukehrt. Dort bekommt man den erſten Wein aus dem Arnothal, vielleicht den guten Vino Ricaſoli — ſollte der junge Mann, der den ganzen Morgen gewandert war, nicht hier die erſten Züge aus dem Freudenbecher der Heimat thun?

„Der junge Mann trat in die große Halle und verlangte vom Beſten. Er hatte das Glas ſchon in der Hand und wollte es ſchon zum Munde führen, als er mit einem Male wie verſteinert ſtehen und mit den Augen an einer Büſte über dem Tiſche haften blieb. Im erſten Momente überzog ein ſeliges Lächeln ſein ganzes Geſicht; nach und nach aber wich dieſes Lächeln, von einem krampfhaften Stirnrunzeln gewiſſermaßen verdrängt, einem überaus düſteren Ausdrucke. Seine Lippen wurden blaß, und die untere, die zu zittern begann, drehte ſich zwiſchen die weißen Zähne, deren obere Reihe jetzt wild und knirſchend zum Vorſchein kam. Ohne den Blick von der Büſte zu wenden, fragte er endlich den Wirth:

„‚Woher habt Ihr dieſes Bild?‘

„‚Ich hab's aus Florenz mitgebracht, wo es in den Straßen verkauft wird. Ich hab's gekauft,‘ fuhr er mit der Geſchwätzigkeit des Gaſtwirthes fort, ‚weil es in Florenz alle Gaſt- und

Kaffeehäuſer haben und mein Gaſthaus doch auch ſchon zu Florenz gezählt werden kann. Gefällts Euch? Das glaube ich. Das gefällt Jedermann. Es iſt die ſchöne Tereſina, die draußen wohnt bei San Salviati, und ihr Vater ſelbſt hat dieſe Büſte gemacht. Man ſpricht jetzt von nichts Anderem in Florenz, als von der ſchönen Tereſina, und vor ihrem Hauſe treibt ſich alles junge Volk herum, nur um die Spitze ihrer Naſe ſehen zu können. Sie iſt aber auch ſchön, dieſe Naſe, und dieſer Hals und dieſe herrliche jungfräuliche runde —‘

„Der Wirth ſprach nicht weiter, denn in demſelben Augenblicke flog das Glas aus der Hand des Fremden gegen die Büſte, daß dieſe in hundert Stücke zertrümmert nach allen Seiten ins Zimmer flog und der Wein vom Poſtamente und von der Wand herabfloß.

„Die wenigen Gäſte, die noch da waren, ſprangen erſchrocken von ihren Sitzen auf; der Wirth ſtand verblüfft, entſetzt, bald nach den Trümmern der Büſte in der ganzen Stube umſehend, bald den Weinfleck an der Wand, dann wieder ſeinen ſeltſamen Gaſt anſtarrend. Endlich ſchrie er auf: ‚Meine Tereſina! mein Bild! Er iſt verrückt! Zwanzig Paoli ſind dahin!‘ — Mit dieſen letzten Worten warf er ſich auf den Fremden, die Gäſte, die ſich für die Störung ihres Morgenbehagens rächen wollten, leiſteten ihm hülfreiche Hand; im Augenblicke hatte man dem wilden Gaſte einen vollen Beutel entwunden, dieſen zur Hälfte geleert und Beſitzer und Beutel zum Hauſe hinausgeworfen. Angelo, — denn der Wanderer war Angelo, derſelbe Angelo, auf den ſich Tereſina immer berufen, wenn ſie ſich gegen die Ausſtellung der Büſte wehrte, — Angelo taumelte bewußtlos weiter, bis ſich nach und nach ſein Taumeln in einen ungewöhnlich raſchen Schritt verwandelte und er den Berg, Florenz entgegen, hinuntereilte, als fürchtete er, für irgend ein wichtiges Geſchäft zu ſpät zu kommen.

„Angelo war ein Gipsgießer, Schüler und Liebling meines Vaters, mit dem er inſofern Aehnlichkeit hatte, als er ebenfalls ein Mittelding von Handwerker und Künſtler war. Er war in unſerer Werkſtatt und zum Theil in unſerem Hauſe aufgewachſen, und die aufkeimende Schönheit Tereſina's hatte er mit den Augen der Liebe, die mit ihm aufwuchs, früher als Vater und Mutter erkannt. Ohne daß je darüber geſprochen worden, war es ſeit lange beinahe eine abgemachte Sache, daß Angelo Tereſina heirathen werde, und er benahm ſich in jeder Beziehung ſchon als ihr künftiger Mann, ſowohl in Beziehung auf Zärtlichkeit, wie auf die Eiferſucht, mit der er ſie, ſeiner leidenſchaftlichen Natur nach, überwachte. Von früher Jugend an keiner anderen Liebe fähig, als der zu Tereſina, verſchloſſen gegen jede andere Verlockung, und ſie immer als ſeine Frau, ſich als gebunden betrachtend, wuchs mit des Mädchens Schönheit ſeine Leidenſchaft, wie ſeine Sittenſtrenge, die von ſich ſelbſt, wie von Andern, beſonders aber von Tereſina die makelloſeſte Reinheit verlangte. Es mußte ihm ſehr wehe thun, ſeine Geliebte wie eine heidniſche Göttin oder Nymphe dargeſtellt, ihr Bild käuflich und in Schenken den Augen aller Welt preisgegeben zu ſehen. Was war während ſeiner Abweſenheit in Florenz vorgegangen, daß man in einer Schenke auf der Höhe der Apenninen von Tereſina wie von einer Perſon ſprach, deren Namen in Aller Munde war? daß ein Schenkwirth ihm ihre Reize zu erklären verſuchte? Kehrte er nach monatelanger, hoffnungsvoller Arbeit mit ſchönem Erwerb in ſeine Heimat zurück, nur um ſeine Hoffnungen zertrümmert, ſeine Jugendwelt beſchmutzt, entweiht zu finden? Er rannte wie ein Raſender die herrliche Straße der Via di Bologna hinab, ohne Blick, ohne Sinn für die Schönheiten rechts und links, ohne einen Ton jenes Jubels im Herzen, mit dem man ſonſt eine Heimat wie das Arnothal und Florenz zu begrüßen pflegt.

„Da ſtand er wieder an einer Schenke in der Vorſtadt San Gallo. ‚Will doch ſehen,‘ ſagte er vor ſich hin und ballte dabei die Fauſt, ‚ob auch in dieſer Kneipe das nackte Bild meiner Geliebten, meiner Braut ausgeſtellt iſt, daß ſich die Säufer in ihrem Rauſche am Anblicke ihrer Reize ergötzen können!“ Es war eine Schenke, in die der ſittenſtrenge Angelo ſonſt nie eingetreten wäre; jetzt aber trat er mit herausfordernden Schritten in die Stube und immer noch mit geballter Fauſt. Er kümmerte ſich weder um die Männer, noch um die Weiber, die da herumſaßen, blieb in der Mitte der Stube ſtehen und blickte um ſich. Sein ſonderbares Auftreten verurſachte plötzliche Stille, die ſich aber in eben ſo plötzlichen Aufruhr verwandelte, als er mit einem Male wüthend auf eine Ecke losſtürzte und über einen von Gäſten beſetzten Tiſch hinüber den Arm ausſtreckte und mit der geballten Fauſt die Büſte Tereſina's, die allerdings da geſtanden, zuſammenſchlug. Wirth, Wirthin, Gäſte und allerlei Märchengeſindel warf ſich auf den Ruheſtörer, als ihnen ein junger Mann, der auf einer Bank ausgeſtreckt lag, lachend entgegenrief: „Bläut ihn gehörig durch — es iſt Angelo, der Schüler Meiſter Tomaſo's — er that Das nur aus Neid auf den großen Erfolg ſeines Lehrers, denn er will auch ein Künſtler ſein! — Wir kennen das, den Künſtlerneid!“ —

„Der junge Mann, der ſo ſprach, war ein Bekannter und von der Zunft Angelo's. Seine Worte munterten die Verſammlung auf, ſo zu thun, wie er ſagte. Angelo kam in einem ſchlechten Zuſtande auf der Straße an, aber er bekümmerte ſich um die Hiebe, die auf ihn niederregneten, wie um die Schimpfworte, die man ihm nachrief, ebenſo wenig, als um den Sbirren, der ihn vor der Thüre als einen Ruheſtörer und Eigenthumsſchädiger in Empfang nahm und ins Gefängniß führte. Er folgte ſchweigend und ließ ſich ruhig in ein dunkles Loch ſperren. Die Verhaftung war ein großes Glück für Angelo, denn es war ihm, als müßte er von Schenke zu Schenke, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus ziehen, um überall die Büſte zu zertrümmern, was ihm, wenn er den Zerſtörungszug hätte ausführen können, wohl noch größere Unannehmlichkeiten zugezogen haben würde.

„Nach zweimalvierundzwanzig Stunden wurde Angelo ſeiner Haft entlaſſen, nachdem er eine Geldſtrafe und außerdem eine

Entſchädigung für jenen Wirth hatte erlegen müſſen. Den Plan, alle Büſten Tereſina's zu zerſtören, hatte er indeſſen aufgegeben, aber ſein Unglück, ſein Ingrimm, mit dem er in dunkler Stube ſo lange allein geweſen, hatte ſich in ſein Herz gefreſſen. In zerriſſenen und ſchmutzigen Kleidern, mit verwirrten Haaren, ganz verwildert, in dem unverändert traurigen Zuſtand, in den ihn die beiden Szenen in den Schenken, der Aufenthalt im Gefängniſſe und die ſchlimmen Vorgänge in ſeinem Innern verſetzt, durchwanderte er die Stadt geradewegs auf die Werkſtatt meines Vaters los.

„Er trat nicht ein; er blieb in der Thüre ſtehen, legte beide Hände mit dem Stocke auf den Rücken, warf den Kopf zurück und rief meinem Vater zu: ‚Guten Morgen, Maëſtro Tomaſo! Ich gratulire Euch, Ihr ſeid indeſſen ein berühmter Künſtler geworden. Ich gratulire! Aber wißt Ihr auch, was indeſſen Euer Töchterlein geworden? Ein Modell! Ein Modell! Und Ihr wißt ja, was nachher aus den Modellen wird. Ich gratulire. Ich bin indeſſen bei meiner gemeinen Arbeit ein ehrlicher Kerl geblieben; da haben wir Beide wohl nichts mehr mit einander gemein. Wie?‘

„Mein Vater, der ſich während der ganzen letzten Zeit in ſeinem Gewiſſen Vorwürfe gemacht, wie ſie ihm jetzt Angelo in einem fürchterlichen Tone entgegenſchleuderte, war wie vom Donner gerührt. Und der junge Menſch, der ſo zu ihm ſprach, war immer ſein Liebling geweſen und hatte zu ihm bis auf dieſen Tag nur mit der ehrfurchtsvollen Unterwürfigkeit des Schülers und Sohnes geſprochen! Und wie ſah dieſer ſchöne, blühende, ſonſt immer ſo heitere junge Menſch aus? Wie das Unglück, die Verzweiflung ſelbſt! — Er ſank auf den Schemel zurück, unfähig, Angelo ein Wort zu erwidern. Als er ſich wieder aufraffte, war dieſer fort und verſchwunden, und mein Vater glaubte beinahe, eine ſchreckliche Erſcheinung, eine Ausgeburt ſeines böſen Gewiſſens geſehen zu haben.

„Angelo aber wanderte weiter, wieder zum Thore hinaus, bis er in derſelben Stellung, in der ihn mein Vater geſehen, vor unſerem Hauſe ſtehen blieb.

„‚Tereſina, mein Engel,‘ rief er, ‚komm ans Fenſter, zeige dich, daß ich dich ſehe und mich an deinem Anblick erfreue. Ich weiß es ja ſchon, daß du ſeit meiner Abreiſe hundertmal ſchöner geworden biſt. Wiſſen es ja ſchon alle Schenken bis hinauf in die Apenninen.‘

„In der That ſprang oben ein Fenſter auf, und Tereſina erſchien mit freudeſtrahlendem Geſichte und mit dem Ausruf: ‚Angelo!‘ auf den Lippen. — ‚Angelo! Angelo! komm doch herein!‘ rief ſie ihm entgegen.

„Er aber, ohne auf dieſe Einladung zu hören, fuhr fort: ‚Ei, ei, Tereſina, du trägſt ein Halstuch und ein Kleid! Wozu denn, weiß es doch ſchon Jedermann, wie ſchön dich Gott geſchaffen hat! Wozu wieder ein Geheimniß machen aus einer Sache, die ſchon die ganze Welt weiß und die ſich Jeder für einige Paoli verſchaffen kann?!‘

„Meine arme Schweſter erblaßte; mit der Freude wich alle Farbe aus ihrem Geſichte. Sie errieth, was alle dieſe bittern Worte ſagen wollten und wie viel Kummer Angelo's Herz erfüllen mußte, um ihn ſolcher Worte fähig zu machen. Alles, was ſie von ihm, für ihn und ſie gefürchtet hatte, ſah ſie eingetroffen.

„‚Komm herauf, Angelo,‘ bat ſie flehentlichſt, ‚ich will dir erzählen — ich will dir ſagen, wie Alles —‘

„‚Und wenn du rein wäreſt, wie die Engel des Paradieſes, die nur mit Heiligen umgehen,‘ rief er plötzlich im ſchmerzlichſten Tone, ‚der Gedanke an dich iſt es nicht mehr — du gehörſt dir nicht mehr — und mir auch nicht.‘

„Tereſina bückte ſich weit vor aus dem Fenſter und ſtreckte die Arme nach ihm aus; ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen und fiel wie ein Regen hinab. Angelo ſprang herbei und fing einige Thränen mit ſeinem Geſichte auf. — ‚O,‘ rief er aus, ‚dieſe Thränen, wie heiß ſie ſind, ſo kühlen ſie doch ſo ſanft. Aus meiner Wuth, aus meiner Verzweiflung wird Kummer. Ach, Tereſina, dieſe Thränen würden deine Seele retten, wenn du eine große Sünderin wäreſt — mir können ſie nicht helfen, für mich biſt du verloren. Ich weiß es wohl jetzt noch beſſer, als früher, daß ich dich immer lieben werde — aber deſto ſchlimmer — aber ich ſage dir doch Lebewohl! Verzeih dir Gott und die allerheiligſte Jungfrau!“

„Da erſchien meine Mutter am Fenſter. ‚Was hat ſich da zu verzeihen,‘ rief ſie ihm hinunter, ‚was hat meine Tereſina geſündigt? Und was ſoll das ganze Geſchwätz? Iſt es dir nicht recht, Angelo, daß wir reiche und berühmte und vornehme Leute werden, ſo magſt du deine Urſachen dazu haben, denn allerdings wird meine Tereſina dann deiner Verzeihung nicht bedürfen und —‘

„‚Ich ſehe wohl,‘ fiel ihr Angelo bitter lächelnd ins Wort, ‚wer hier der Verzeihung bedarf — und ich habe es mir ſchon gedacht. Ich kenne Euch, Domenica, und nur Dieſes ſage ich Euch: ich gehe, aber auf Tereſina werde ich doch ein wachſames Auge haben, da ſie keinen beſſeren Wächter hat.‘

„Er ging, ohne ſich an die Thränen der Tochter zu kehren oder auf die Scheltworte der Mutter zu hören, nach dem anderen Ufer des Arno, wo er in der Nähe von S. Nicolo wohnte.

„Mein Vater ſaß noch ſehr betrübt über Worte und Benehmen Angelo's in ſeiner Werkſtatt, als der junge Graf Caroli (ſo wenigſtens ſprach Nicolo den Namen aus) eintrat. Dieſer junge und reiche öſterreichiſche Nobile, der am Hofe des Großherzogs lebte, war ſchon mehrere Male dageweſen, um meinem Vater eine Gipsbüſte Tereſina's abzukaufen, er hatte ſich aber erſt beſonnen, als mein Vater ſchon den Entſchluß gefaßt hatte, keine mehr zu verkaufen, und mein Vater blieb bei dem Entſchluſſe trotz der glänzendſten Erbietungen, die ihm der junge Graf machte, und trotzdem, oder vielleicht, weil dieſer in die Büſte förmlich verliebt ſchien. Das letzte Mal aber bot er dem Vater zehntauſend Zwanziger für eine Ausführung der Büſte in

Marmor, den er ihm liefern wollte, wenn er einer ſolchen Arbeit fähig ſei. Dieſer Antrag reizte die Gewinnſucht wie den Ehrgeiz meines Vaters, und der Zuſatz ſtachelte ſeine Eitelkeit. Er wurde ſchwankend in ſeinen Entſchlüſſen und bat ſich drei Tage Bedenkzeit aus. Die Bedenkzeit war abgelaufen, und Graf Caroli kam, um die Antwort meines Vaters zu holen. Er hätte keinen übleren Moment wählen können; der Vater antwortete ihm, daß er Tereſina weder in Gips, noch in Marmor haben ſolle. Der junge Mann war ganz außer ſich darüber, begriff dieſe Weigerung nicht und drang in meinen Vater, doch eine ſolche unvernünftige Grille aufzugeben. Je mehr er aber ſprach, deſto aufgeregter wurde mein Vater, und als Jener endlich, von ſeinen eigenen Worten erwärmt und hingeriſſen, befehlend, faſt drohend hinzufügte: daß er die Büſte um jeden Preis haben müſſe, daß er in dieſes Geſicht, in dieſe herrlichen Formen bis zum Wahnſinn verliebt ſei, da ſprang mein Vater ſelbſt wie wahnſinnig auf, ergriff einen Hammer und zertrümmerte ſämmtliche Büſten Tereſina's, die noch im Atelier vorhanden waren, ſtieß dabei Verwünſchungen aus gegen den Tag, an dem ihm der Gedanke zur Modellirung dieſer Büſte gekommen, und verſchwor ſich hoch und theuer, nie wieder dem Bildhauer ins Handwerk zu pfuſchen.

„Der junge Graf, als er meinen Vater in einem ſolchen Zuſtande ſah, ahnte, daß hinter der Weigerung dieſes unglücklichen und ergrimmten Mannes gewichtige Gründe ſich verbergen möchten, und daß jetzt nicht mit ihm zu ſprechen ſei. Ohne weiter ein Wort zu ſagen und ohne die Beruhigung des Raſenden abzuwarten, ging er aus dem Atelier. Aber die Unmöglichkeit, das Bildniß in ſeinen Beſitz zu bringen, ſcheint ſein Verlangen nach dem Original bis zu wahrhafter Liebe geſteigert zu haben, denn bald darauf war er mit meiner Mutter in vertraulicher Verbindung. Ich bitte Sie, lieber Signor, nicht zu denken, daß ich von meiner Mutter ſchlecht ſprechen wollte; ſie hatte die Schwächen vieler Weiber, ſie war eitel und ehrgeizig und wollte mit ſich und den Ihrigen, beſonders mit ihrem Manne und ihrer ſchönen Tochter hoch hinaus. Der Erfolg meines Vaters hatte ſie berauſcht, und zum Unglück ſtand damals ein öſterreichiſcher Fürſt an der Spitze der öſterreichiſchen Beſatzung von Florenz, welcher eine Sängerin vom Theater geheirathet hatte. Die ehemalige Sängerin kam zu Hofe, ſpielte daſelbſt ſogar eine Rolle und machte ein glänzendes Haus. Wenn ein öſterreichiſcher Principe, ſo dachte meine Mutter, eine Perſon vom Theater weg heirathen kann, warum ſoll ein öſterreichiſcher Graf nicht eine gefeierte Schönheit, ein tugendhaftes Mädchen, die Tochter ehrbarer Leute und eines Künſtlers heirathen können? Wie geſagt, die arme Frau war ehrgeizig, ſie ſah mit Hochmuth auf den ehemaligen Geliebten Angelo und die Heirathsgedanken Tereſina's herab, aber die Ehre ihrer Tochter war ihr ſo weit theuer, als es ihre Verblendung durch die Eitelkeit geſtattete. Weiß Gott, auf welche Weiſe ſie mit dem Grafen in Verbindung und dann öfter mit ihm zuſammenkam! Daß dieſes der Fall war, erfuhren wir erſt, als ſie eines Abends, nachdem wir zu Nacht gegeſſen und der Vater eben heiterer war, als ſeit Wochen, ſchüchtern und mit gezwungenem Lächeln zu dieſem begann, ob er dem Manne, dem er die Büſte ſeiner Tochter verſagt, auch ihre Hand verweigern würde?

„Mein Vater ſah ſie fragend an, zugleich mit der Düſterheit, die ſofort auf ſeine Stirne trat, ſobald die Büſte erwähnt wurde. Die Mutter erkannte wohl, daß er ihr nicht viel Zeit zum Sprechen laſſen werde, und beeilte ſich, was ſie des Ueberzeugenden zu ſagen hatte, ſo raſch als möglich, wenn auch ſo ungeordnet als möglich, hervorzubringen: wie Graf Caroli ein vortrefflicher, ſchöner und reicher Mann ſei, der es ganz ehrlich meine, wie ſie ſeit lange mit ihm in Unterhandlung ſtehe, wie er in Tereſina bis über die Ohren verliebt ſei, wie er ihr ein großes Gut verſchreiben und ſie heirathen wolle, ganz ordentlich heirathen, öffentlich vor dem Großherzog und vor dem Altar, und daß hoffentlich dagegen gar nichts zu ſagen ſei.

„Mein Vater ſtand auf und ſagte: „Du biſt eine Gans und glaubſt in deiner Dummheit und Verrücktheit Alles, was man dir aufbindet — und wenn Alles, was du ſagſt, wahr wäre, ſo iſt mir Angelo doch lieber, als alle öſterreichiſchen Grafen zuſammen.“

„‚Und mir auch!‘ rief Tereſina, die in einem Winkel ſaß und weinte.

„‚Du biſt eine Ciocca,‘ ſchrie ihr die Mutter zu, und meinem Vater zugewandt, rief ſie: ‚und du Tomaſo —‘

„Sie fuhr nicht fort, denn mein Vater blickte ſie mit einem Auge an, daß ihr das Wort auf der Lippe erfror. ‚Domenica,‘ ſagte er mit zitternder Stimme und ſtreckte ihr beide Hände mit halbgekrümmten Fingern wie zwei Krallen entgegen, ‚Domenica, mit dieſen meinen Händen reiße ich dich in Stücke, wenn du in deiner Kuppelei fortfährſt. Es iſt genug der Schande!‘

„Mein armer Vater hatte Recht. Tereſina war während dieſer Zeit zu einem ſchlimmen Rufe gekommen, und trauriger Weiſe trug der Mann, den ſie liebte und der auch ſeinerſeits nicht von ihr laſſen konnte, viel dazu bei. Angelo war ſeit ſeiner Rückkehr aus Modena zu jeder Arbeit unfähig geworden; der ſchöne, ſonſt ſo reinlich und maleriſch ausſehende Junge glich jetzt mehr einem neapolitaniſchen Lazzarone, als einem ordentlichen, florentiniſchen Kinde, Bart und Haare waren verwildert, die Kleider beſchmutzt und gealtert. Er trieb ſich in den Schenken herum und kam mit allerlei Geſindel zuſammen; mein Vater hatte ihn vergebens zu einem Beſuche in unſerem Hauſe eingeladen; er war dazu nicht zu bewegen, und wenn er Einen von uns nur von ferne ſah, lief er auf und davon, um uns auszuweichen. Aber während der Promenadeſtunden, wenn ſich die jungen Leute aus der Stadt vor unſerem Hauſe einfanden, um nach Tereſina zu ſpähen — denn dieſes hatte noch nicht aufgehört — war er immer da, und ſobald er bemerkte, daß Einer mit ſeinem Lorgnon auf irgend eine unbeſcheidene Weiſe nach dem Fenſter Tereſina's blickte oder auch nur ihren Namen ein wenig laut nannte, begann er mit dieſem Streit, und oft kam es in der Vorſtadt zu gewaltigen Raufereien, da die Burſche aus dem Volke Angelo gegen die geputzten Herren aus der Stadt gerne beiſtanden. Alle Welt wußte, welche Urſachen dieſe Händel und Raufereien hatten, und ein Mädchen, um das man ſich ſo oft in den Straßen ſchlägt und zankt, kommt, das wiſſen Sie, ſehr raſch um allen guten Ruf, ſelbſt wenn ſie an dieſen Zänkereien nicht die geringſte Schuld trägt. Niemand erinnerte daran, daß bei all Dem Tereſina nie am Fenſter zu ſehen war, wohl aber, daß Diejenige, um die man ſich balgte, zankte und die Gaſſen mit Geſchrei erfüllte, als Modell zu einer nur halbbekleideten Büſte gedient hatte. So kam es, daß Angelo auch anderswo als in der Vorſtadt San Salviati von Tereſina anders ſprechen hörte, als er es wünſchte, und daß er nun überall in Händel gerieth und ſo von Tag zu Tag mehr verwilderte. Er war eben beinahe wahnſinnig vor Eiferſucht, unglücklicher Liebe und gekränktem Ehrgefühl, ein wahrer Mezzomatto. Ich werde es nie vergeſſen, mit welchen wilden und zugleich zärtlichen Augen er mich anſah, als er mich einmal — ich war damals ein Kind — bei Santa Croce fand. Er packte mich an beiden Schultern, bedeckte mein Geſicht mit Küſſen und ſtotterte: ‚Sage ihr, daß ich ſie noch immer liebe, daß ich ſie glühend liebe, daß ich ſie ewig lieben werde, aber daß wir auch auf ewig getrennt ſind!‘

„So vergingen viele, viele Wochen, und während der ganzen Zeit fuhr meine Mutter fort, mit dem Grafen zu unterhandeln und in Verbindung zu bleiben, und ſtrebte anderſeits mein Vater, und zwar mit Wiſſen und auf die Bitte Tereſina's, Angelo's habhaft zu werden. Dieß gelang ihm ebenſo wenig, als es meiner Mutter gelang, ihre Verbindung mit Caroli ganz geheim zu halten. Angelo war zu wachſam und zu eiferſüchtig, und als mein Vater einmal ihm in einer engen Gaſſe begegnete, in der er ihn mit ausgeſtreckten Armen aufhalten konnte, ließ er ſich in der That einen Augenblick lang den Weg verſtellen, aber nur um dem Vater zu ſagen, daß er jetzt die Geduld zu verlieren anfange, und daß, wenn Signora Domenica dem Grafen nur noch einmal in San Marco ein Appuntamento gebe, oder gar die Hinterthüre des Gartens öffne, dieß des Grafen Tod ſein werde. Darauf ſchlüpfte er meinem Vater unter dem Arme durch, und mein Vater ging nach Hauſe, um die Mutter mit Vorwürfen zu überhäufen und ihr auf das Strengſte, bei Androhung ſelbſt des Todes, jeden Umgang mit Caroli zu verbieten. Die Mutter, da ſie ſich beobachtet und bewacht ſah, beſchloß, der Sache ein für allemal ein Ende zu machen. Und wieder eines Abends, da wir Alle zuſammen waren, öffnete ſich plötzlich die Thüre, und zu unſerem Erſtaunen trat der Graf ſelber ein. Mein Vater fuhr auf und griff in der Wuth nach dem Meſſer, das noch vom Nachteſſen auf dem Tiſche lag, ließ es aber ſogleich wieder fallen, da der junge Mann ruhig vor ihm ſtehen blieb und ungeſchreckt durch die drohende Bewegung in einigen Worten eine ganz ordentliche, ehrliche Werbung um die Hand Tereſina's vorbrachte. Des Vaters Zorn verwandelte ſich beinahe in Rührung; er ſchwieg, ſetzte ſich wieder hin und deutete mit der Hand auf Tereſina, als ob er ſagen wollte, daß dieſe jetzt zu entſcheiden habe. Das arme Mädchen war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen, und ſchlug, bleich und zitternd, die Augen nieder. Der Graf, deſſen Blick der Handbewegung meines Vaters gefolgt war, ſtand eben ſo ſchüchtern und furchtſam, wie ſie ſelber war, vor ihr. Auch er ſchwieg, aber ſeine Augen hafteten mit unausſprechlicher Liebe und Sehnſucht an ihrem Geſichte, an ihrer ganzen Geſtalt. Nach einem tiefen Seufzer ſtotterte er, offenbar nicht wiſſend, daß er ſeine Gedanken ausſprach: „O, ſie iſt noch millionenmal ſchöner als die Büſte! Sie iſt unausſprechlich ſchön! Ich verdiene ein ſolches Geſchenk des Himmels nimmermehr!“ Dann lag er mit Einem Male vor ihren Füßen und rief laut: „Ich könnte dich anbeten, wie du deine Madonna anbeteſt, Tereſina! Verſchmähe mich nicht! Ich liebe dich, wie ich es nicht ausſprechen kann!“ Tereſina antwortete nur, indem ſie in einen

Strom von Thränen ausbrach. Wiſſen Sie, warum ſie weinte? Nicht weil ſie an ihre Lage, oder an Angelo dachte, oder an ihr Unglück, nein, ſie weinte aus purem Mitleid mit dem ſchönen, jungen Manne, dem es in dieſem Augenblicke Niemand beſtritten hätte, daß er die ehrlichſten Abſichten und das gefühlvollſte Herz hatte, und dem es Jeder anſehen und anhören konnte, daß ihn der Verluſt Tereſina's unglücklich machen mußte. Während ſie weinte und der Graf ſie aufs Flehentlichſte und Zärtlichſte anſah, rieb ſich meine Mutter die Hände vor Freude, denn ſie hoffte von der Rührung des Vaters, wie der Tochter, und von dem überzeugenden Ausdrucke im ganzen Weſen des jungen Grafen die Erfüllung aller ihrer Wünſche.

„Wie Tereſina das bemerkte, ſtockten plötzlich ihre Thränen, und unter denen, die noch ihre Wangen bedeckten, verwandelte ſich ihr ganzes Angeſicht, in welchem Rührung und Mitleid dem Zorne wichen. Sie ſtreckte ihren Arm wie drohend aus und rief über Caroli, der zu ihren Füßen lag, und ohne ſeiner flehentlichen und liebenden Miene zu achten, hinweg: ‚Triumphiret nicht zu früh, Mutter! Umſonſt habt ihr mich ſeit Monaten ermahnt und gequält und zu verführen geſucht — wem ich mich einmal zugeſchworen, dem gehöre ich für immer, und ſollte er mich mit den Füßen von ſich ſtoßen. Ich bleibe Angelo ſo treu, wie er mir treu geblieben, und ſo lange will ich ihm meine Treue beweiſen, bis er erkennt, welches Unrecht er mir angethan.‘

„‚Maledetta!‘“ ſchrie die Mutter.

„‚Fluche nicht,‘ fiel ihr der Vater ins Wort, ‚ſie thue, wie ihr Herz gebietet.‘

„‚Aſino!‘“ ſchrie ſie wieder dem Vater zu und hob außer ſich vor Zorn beide Fäuſte gegen ihn. Ich fing zu weinen an, Tereſina ſchlug ſtolz beide Arme über die Bruſt zuſammen und ſah die Mutter herausfordernd an, während ihr der Vater den Rücken kehrte. Alles Das ging vor, als ob der Graf gar nicht vorhanden wäre. Dieſer ſprang bei den Worten Tereſina's auf, blickte verſtört um ſich, ſchlug ſich mit der flachen Hand auf die Stirne und ſtürzte, ohne den Hut, der neben ihm auf dem Boden lag, aufzuheben, aus der Stube, aus dem Hauſe in die Gaſſe und in die Nacht hinaus. Er ging wie ein Verzweifelter. Armer Giovine, er kehrte nie wieder!

„Er eilte, gewohnheitsgemäß, ohne nur daran zu denken, wohin er ging, dem Arno zu, über den er in einer Barke zu ſetzen pflegte, um auf die andere Seite und in ſeine Wohnung in der Nähe des Palazzo Torriggiani zu gelangen. Er merkte es nicht, daß es ein Anderer, als der gewöhnliche Renaiolo oder Gondelier war, der ſeine Eccellenza einlud, in den Kahn zu ſteigen, und daß ſich dieſer Kahn von den angeſchwollenen Wellen durch ſämmtliche Brücken bis an die Cascini und weiter hinabtreiben ließ, bis weit unterhalb der Stadt. Er ſaß da und ſtützte den Kopf in beide Hände; das Haar hing wild und wirr über dieſe herab, und ſeine Bruſt hob ſich raſch und doch ſchwer athmend. Der Mann, der ihm gegenüberſaß, blickte ihn mit arg glänzenden Augen an und beobachtete grimmig lächelnd alle Zeichen der Leidenſchaft, die den jungen Mann durchtobten, und regte kaum das Ruder, ſo daß die Wellen freieres Spiel hatten. Der Mann war Angelo. Die beiden Nebenbuhler waren ſchon weit hinabgeſchwommen, als der Graf plötzlich den Namen Tereſina in die Nacht hinausrief. Das war ſein Todesurtheil. Angelo ſprang auf den Rand des Kahnes, der ſogleich umſtürzte, und Beide ſanken ins Waſſer. Caroli ſchrie um Hülfe: das war ſein zweites Todesurtheil, denn Angelo hob das Ruder, das er in der Hand behalten hatte, ließ es auf ſeinen emportauchenden Kopf fallen, und Caroli ſank unter die Wellen, ohne wieder zum Vorſchein zu kommen. Angelo aber ſchwamm ans Ufer.

„Sie fragen, woher ich Das alles weiß, da doch die That im Dunkel der Nacht und in der Einſamkeit geſchehen? Von Angelo ſelbſt. Unmittelbar nach der ſchauerlichen That kam er zu uns gerannt und weckte uns, indem er mit der Fauſt an Fenſter und Thüren hämmerte und bald den Vater, bald Tereſina rief. Wir Alle ſprangen aus den Betten, als wir ſeine

Stimme erkannten, der Vater öffnete, und Angelo erſchien, ſpät nach Mitternacht, von Waſſer triefend, blaß und wie von einem Fieber geſchüttelt, mit beinahe wahnſinnig blickenden Augen, zum erſten Male ſeit langer Zeit in unſerer Mitte. Wir wußten, noch ehe er den Mund aufthat, daß etwas Arges geſchehen ſei. Er ſah uns mit einem jammervollen Lächeln an, Eins nach dem Andern, und ſagte dann: ‚Ich glaube, daß ihr es ſchon wiſſet, daß ich ſo eben den Grafen Caroli ermordet habe.‘ —

„Sie können denken, wie uns bei dieſer Mittheilung zu Muthe war. Der ſchöne junge Mann, der noch vor ſo kurzer Zeit hier in derſelben Stube ſo unglücklich vor Tereſina gekniet, von dem wir noch mit ſo viel Mitleid geſprochen hatten, war jetzt todt, und ſein Mörder ſtand vor uns. Wir ſaßen da, wie eine Reihe von Statuen mit ſtarren Augen. Die Mutter gewann zuerſt die Sprache und ſchrie Angelo an: ‚Mörder, Verfluchter, mit allen Strafen der Hölle kannſt du dieſe That nicht abbüßen, denn der Graf war unſchuldig wie ein Kind!‘

„‚Das habe ich wohl geahnt, ſogar gewußt,‘ antwortete Angelo mit einem traurigen Rufe, ‚aber was wollet ihr — er war ſchön, gut, reich, liebenswürdig — ich war eiferſüchtig — und am Ende hätte er es doch durchgeſetzt. Ich hatte es mir längſt vorgenommen, und jetzt iſt's geſchehen.‘

„‚Du biſt ein Mörder!‘ rief die Mutter wieder.

„‚Das bin ich,‘ beſtätigte Angelo.

„‚Ein Ausgeſtoßener, Verfluchter, Verdammter!‘

„‚Das bin ich,‘ ſagte er wieder.

„Die Mutter fuhr fort, ihn mit ſolchen Namen zu überſchütten, und er ertrug es gelaſſen, aber Tereſina konnte das nicht länger mit anhören und ſehen; ſie ſprang auf und warf ſich Angelo an den Hals. ‚Ich laſſe doch nicht von dir, Angelo,‘ rief ſie weinend, ‚wenn du auch ein Mörder biſt, ſo biſt du's aus Liebe zu mir. Es weiß es ja Niemand — und wir verlaſſen das Land zuſammen.‘

„Angelo ſchüttelte den Kopf. ‚Der Graf iſt todt,‘ ſagte er,

‚aber damit hat ſich doch nichts geändert. Alle Welt kennt doch deine Reize auswendig, alle Stutzer beſitzen deine nackte Büſte. Ich müßte erſt hundert Paläſte vernichten und hundert Schenken ſtürmen, und dann alle die Tauſende morden, die dich geſehen haben. Das geht nicht an.‘

„‚Angelo!‘ ſchrie meine Schweſter verzweifelnd, und in die Ecke eilend, wo die Madonna ſtand, erhob ſie beide Finger zum Schwur und rief: ‚Hier ſchwöre ich vor der Madonna, daß ich ins Kloſter gehe, wenn du mich von dir ſtößeſt.‘

„Ueber ſein Geſicht flog ein Strahl der Freude. ‚Das wird wohl das Beſte ſein!‘ ſagte er; ‚dann kannſt du auch für meine Seele beten. Sieh, Tereſina, ſelbſt wenn ich die Büſte vergeſſen könnte, die heutige Nacht werde ich nicht vergeſſen. Der Graf ſteht jetzt zwiſchen dir und mir. Es iſt eine große Luſt, einen Nebenbuhler zu ermorden, ſelbſt einen unſchuldigen; hat man es aber einmal gethan, hat man keinen Anſpruch mehr auf ein anderes Glück. Es iſt auch gleichgültig, daß es ſo iſt, denn mit mir iſt's aus. Seit ich aus Modena zurückgekommen, haben ſie viel und ſchreckliche Flammen in mir gebrannt, hat es ſo in mir gewüthet, daß ich jetzt ganz hohl und leer bin. Es iſt nichts mehr in mir, als der Gedanke, daß der Graf im Arno liegt. Nun laufe ich in die Welt, und lebet wohl!‘

„Und damit ſprang er auf und war aus dem Hauſe. Tereſina wollte ihm nacheilen, aber Vater und Mutter hielten ſie zurück.

„Angelo, nach dem der Vater am nächſten und an den folgenden Tagen ſuchte, war wirklich verſchwunden — und in Folge deſſen entfloh uns auch Tereſina, um nach ihm zu ſuchen. Und darauf begab ſich auch mein Vater auf die Wanderung, um nach dem verlorenen Kinde zu ſpähen, und mit einem Brette voll Gipsfiguren auf dem Kopfe, zog er von Stadt zu Stadt, während ich, den er mit ſich nahm, rechts und links von den Hauptſtraßen, ebenfalls mit Gipsfiguren auf dem Kopfe, die kleineren Flecken durchzog. Er hatte ſo beide Kinder mit ſich, denn auf ſeinem Brette voran prangte, aller Welt ſichtbar, die unglückſelige Büſte. Er verkaufte ſie Niemand, wie oft ihm auch ſchöne Angebote gemacht wurden, ſie ſollte ihm nur möglicherweiſe durch die Aehnlichkeit die Entdeckung Tereſina's erleichtern. Das that ſie denn auch treulich, denn in Trient, im italieniſchen Tirol, erfuhren wir nach mehr als zweijährigem Herumziehen, daß die Büſte ſehr große Aehnlichkeit hatte mit einer Nonne, die vor Kurzem dort eingekleidet worden. Tereſina hielt ihr Gelübde, nachdem ſie vergebens nach dem Verſchollenen geſucht hatte, und blieb in dem Kloſter, in das ſie krank und elend gebracht worden war. So ſetzten wir unſere Wanderung fort, bis hieher nach Paris, da mein Vater nicht mehr nach Florenz zurückkehren wollte. Dort ſitzt von meiner ganzen Familie nur noch die Mutter, in trauriger Einſamkeit, die ihr übrigens lieb geworden.

„Ecco, lieber Herr, die Geſchichte der Büſte, und die Erklärung, warum ſie Ihnen mein Vater nicht verkaufen wollte."

Eine Modeneſiſche Geſchichte.

Trotz der Eiſenbahn, die neben mir einherlief, legte ich den Weg zwiſchen Modena und Bologna im offenen zweiſpännigen Wagen zurück und zwar an dem großen Tage der allgemeinen Schillerfeier. Ich dankte dieſes Vergnügen dem jungen Grafen S....i, der in Modena in den Bureaux der Diktatur angeſtellt geweſen, wegen der Intriguen Fanti's ſeine Entlaſſung genommen und ſich nach Bologna in das Hauptquartier Garibaldi's begab. Der ſehr liebenswürdige Mann, der gern deutſch ſprach, lud mich ein, die Reiſe in ſeiner Geſellſchaft zu machen, und ich nahm um ſo lieber an, als er in verſchiedenen Ortſchaften an der Straße und rechts von der Straße am Fuße des Gebirges zu thun hatte und ich auf dieſe Weiſe Gelegenheit fand, dieſe Gegenden näher kennen zu lernen. Ungefähr zwanzig Minuten weit vom Thore Modena's fiel mir links von der Straße ein ſchönes Landhaus auf. Ich fragte den Kutſcher, einen Modeneſen, wem es gehöre, und er antwortete kurz: „à un Ebreo, einem Hebräer." Ich wußte nicht, daß Graf S....i ſelber aus Modena ſtammte, und daß er mir beſſere Auskunft geben konnte als der Kutſcher. „Allerdings," ſagte er, „gehörte die ſchöne Villa einſt einem Juden, einem gewiſſen Felice Cremona, und man ſieht es dem freundlichen Hauſe nicht an, daß es einmal der Schauplatz einer ziemlich traurigen Geſchichte geweſen."

„A la bonne-heure!" rief ich — eine Geſchichte? Das iſt meine Sache — Erzählen Sie! Bitte, welcher Art Geſchichte?"

„Welcher Art?" wiederholte Graf S....i — „das iſt ſchwer zu ſagen. Sage ich: eine Shylock-Geſchichte, ſo drücke ich mich ſchlecht aus und thue ich dem armen Manne Unrecht — ich möchte eher ſagen, eine Jeſſika-Geſchichte, und das iſt ſie auch nur ſehr uneigentlich. Ich kenne ſie übrigens auch nur in ihren Allgemeinheiten, wie ich mich ihrer aus einer Erzählung meines Vaters erinnere, da dieſer ſchon vor zwanzig Jahren, alſo in meiner Kindheit, aus Modena nach Piemont auswanderte, und ich weiß nicht, ob mir nicht ſelbſt wichtige Einzelnheiten entfallen und ich fähig bin, ſie im Zuſammenhang zu erzählen. Doch das werden wir im Laufe der Erzählung ſelbſt erfahren.

„Felice Cremona war ein kleiner Handelsmann, der ſich mit Hülfe des ſeiner Nation eigenen Spekulationsgeiſtes frühzeitig zu einem großen Kaufmann und Bankier aufgeſchwungen hatte. Er wohnte urſprünglich in Reggio und überſiedelte in den Zwanziger Jahren hierher nach Modena, und zwar war es der Herzog ſelbſt, der ihn zu dieſer Ueberſiedelung bewog, da er eines tüchtigen Finanzmannes in ſeiner Nähe bedurfte, um immer große Summen herbeiſchaffen und die verſchiedenen Monopole, die er ſich eingerichtet, gehörig ausnutzen zu können. Cremona mochte ſich dem Herzog und ſeinen Miniſtern als ſehr nützlich erwieſen haben, denn er ſtand in ſehr großer Gunſt, konferirte mit dem Herzog perſönlich und oft ſtundenlang, wurde von vielen auf ſeinen Glaubensgenoſſen laſtenden Beſchränkungen befreit und zuletzt verſchaffte ihm ſein gnädiger Herr ſogar einen deutſchen Orden, da er ſich doch nicht bezwingen konnte, ſeinem Hofjuden ſeinen eigenen Orden umzuhängen. Dieſer Schmuck hob den Bankier mit einem Male in die Nachbarſchaft höherer Regionen, und mancher Hofherr und höhere Offizier nahm keinen Anſtand, ihn in ſeine Geſellſchaft zu ziehen. Der Herzog ſchenkte ihm auch einmal, als Zeichen ſeiner beſondern Gunſt, ein Grundſtück vor der Stadt, daſſelbe, an dem wir eben vorübergefahren, und befahl ihm ausdrücklich, jede Schüchternheit oder Beſcheidenheit, die Cremona bisher bei jeder Gelegenheit gezeigt hatte, bei Seite zu ſetzen und ſich eine Villa zu bauen, die ſeines Reichthums und des Hofbankiers würdig ſei. Cremona hatte ſich in der That bisher als höchſt beſcheidenen, oder wenn Sie wollen, als ſehr klugen Mann benommen, indem er weder mit ſeinem Reichthum, noch mit ſeinem Einfluſſe prahlte, ſich immer im Hintergrunde hielt, ein ſtilles Haus in einer entlegenen Straße bewohnte und ſich ſelbſt den Luxus verſagte, den ſich viele ſeiner ärmſten Schuldner bei Hofe erlaubten. Es war nicht Geiz, es war die Einfachheit ſeines Charakters, angeborene Mäßigkeit und endlich die berechtigte Beſorgniß, ſich Neider und Feinde zu ſchaffen, die ihn zu dieſer Verfahrungs- und Lebensweiſe bewogen. Die prächtige Villa, die er auf Befehl gebaut hatte, ſollte ihn einen Augenblick lang aus dem Geleiſe bringen und ſeine Grundſätze vergeſſen laſſen. In der That iſt es nur menſchlich, daß man ſeinen ſchönen Beſitz, ſeinen Luxus Andere ſehen laſſen, mit Andern theilen will. Seine Glaubensgenoſſen, die er hätte heranziehen können, waren hier zu Lande nur ſpärlich vertreten, oder ſtanden ihm durch ihre Verhältniſſe zu fern, als daß ihre Gegenwart in ſeinem Hauſe ſeiner Eigenliebe einige Genugthuung hätte verſchaffen können; wohl aber war es ſein Traum, in dieſen Sälen, in dieſen Gärten die Geſellſchaft zu empfangen, die er bei Miniſtern und Kammerherren verſammelt geſehen hatte. Es wäre das, wie er ſich einbildete, ein Triumph des unterdrückten Judenthums und die beſte Art, ſein Landhaus einzuweihen. Er ließ vor dem Oberhofmeiſter ein ſchüchternes Wort fallen; dieſer ging ſogleich darauf ein, und damit waren die Zwecke Cremona's erreicht. Der Oberhofmeiſter ſprach mit dem Herzog von der Sache; dieſer äußerte, das Haus des Juden gehöre ja eigentlich ihm, und man komme nicht zum Juden, ſondern in die Villa des Herzogs — und in Folge dieſer Aeußerung war es Cremona ſogar erſpart, Einladungen ergehen zu laſſen, denn Alles, was zu Hofe, den höhern weltlichen, geiſtlichen und militäriſchen Kreiſen gehörte, drängte ſich an ihn heran, mit dem Erſuchen, doch auch zu ſeinem Feſte zugelaſſen zu werden.

Cremona war glücklich. Er ſparte keine Koſten, um das Schönſte und Beſte zur Ausſchmückung des Hauſes und zur Beſetzung der Tafel aus Nähe und Ferne herbeizuſchaffen; die berühmteſten Künſtler, nicht nur aus Modena, ſondern auch aus Mailand, Turin und Florenz wurden mit großen Summen zu einem Konzerte engagirt, und Maler und Tapezierer waren durch Wochen beſchäftigt, das Haus von innen und außen auszuſchmücken. Als der Abend endlich herankam, zog ſich eine ununterbrochene Reihe von Karroſſen aus dem Innern der Stadt bis hinaus vor das Thor der Villa, welche in ein Meer von Licht getaucht war und über dem Periſtyl in Flammenſchrift den Namen des Herzogs, von einer Krone überdacht, weit ins Land hinausleuchten ließ. Cremona empfing ſeine Gäſte, mit dem Hute in der Hand, im Vorſaale an der Treppe, dann begaben ſich dieſe in den hellerleuchteten Saal, und Das fiel ihnen gar nicht ein, daß ſie auch noch von Hausfrau oder Haustochter empfangen werden ſollten. Doch waren Beide zugegen. Aber Cremona hatte ihnen befohlen, ſich beſcheiden im Hintergrunde zu halten, da ſie keinem der Gäſte bekannt waren und er es für ſchicklich hielt, dieſe ſelbſt zu empfangen. Den Frauen war mit dieſer Anordnung ſehr gedient, da ſie nicht gewußt hätten, wie ſich ſo hohen Herrſchaften gegenüber zu benehmen. Auch waren ſie höchſt einfach gekleidet und kam an ihnen nichts von dem Schmucke zum Vorſchein, den ſie ſonſt an Feſttagen, um in die Synagoge zu gehen, oder auch nur für den Familientiſch anzulegen pflegten. Frau Cremona trug ein einfaches, perlgraues Kleid, das ihr erlaubte, in irgend einem beſchatteten Winkel unbemerkt zu verſchwinden. Ihre Tochter Emilia im weißen Mouſſelinkleid, mit einer kleinen Roſenknoſpe im dunklen Haare, war wohl, was den Anzug betrifft, die beſcheidenſte Erſcheinung der ganzen zahlreichen Geſellſchaft, und es hätte ihr kein Menſch angeſehen, daß ſie, die einzige Tochter des reichen Cremona, wohl auf eine Mitgift von einer Million Lire und dereinſt auf eine Erbſchaft von, wer konnte ſagen, wie viel Millionen rechnen dürfte. In der That wurde ſie Anfangs kaum bemerkt und dieß um ſo weniger, als ſie jede Gelegenheit ergriff, ſich aus der Geſellſchaft, in der ſie ſich nicht behaglich fühlte, zu entfernen, um ſich draußen bei den Dienern nützlich zu machen und die Bedienung zu überwachen. Ihr Vater, der alte Cremona, war zu demüthig, um Frau oder Tochter, ohne dazu aufgefordert zu ſein, irgend wem vorzuſtellen, und ihn dazu aufzufordern, fiel ſeinen Gäſten um ſo weniger ein, als bei der Lebensweiſe, die er bis auf dieſen Tag befolgt, ſein Hausweſen, ſeine Familie kaum bemerkt worden und für Modena, beſonders aber für die höhern Stände, kaum exiſtirte.

Erſt als die Gäſte ſich in übergroßer Anzahl geſammelt und Emilia mehrere Male gezwungen war, ſich durchzudrängen, um hinaus zu der Dienerſchaft und dann wieder zur Mutter zurück zu gelangen, wurde die hohe Geſellſchaft auf das einfach gekleidete Mädchen aufmerkſam. Es ging, wie Das auf Bällen zu geſchehen pflegt, mit einem Male ein Murmeln, ein Liſpeln und Gewiſper durch den ganzen Saal; es verbreitete ſich plötzlich die Nachricht von der Anweſenheit eines ganz außerordentlich ſchönen Mädchens, und man hätte förmlich ſehen können, wie der Zauber der Schönheit wirkte, denn nach weniger Zeit waren die meiſten Geſichter der Anweſenden jenem Winkel zugekehrt, in welchem ſich Emilia neben ihrer Mutter befand. Es gab wohl Viele, welche Emilia Cremona ſchon früher einmal in der Straße geſehen, aber ſelbſt dieſe waren überraſcht, in ihr mit einem Male eine ſo glänzende Schönheit zu erkennen. Emilia befand ſich eben in dem Alter, in welchem ein Mädchen manchmal als eine gewöhnliche Erſcheinung zu Bette geht, um ſich als Schönheit zu erheben; in dem Alter, in welchem ſich oft binnen wenigen Stunden eine außerordentliche Blüthe entfaltet. Vielleicht war Emilia noch dieſen Nachmittag nur ein hübſches Mädchen geweſen; den Abend aber, Das war gewiß, konnte ſie ſich mit den größten lebenden oder gemalten Schönheiten meſſen. Ich erinnere mich, wie mein Vater, als die berühmte Gräfin Pallavicini, die als die größte Schönheit Europa's anerkannt wurde, in Turin zum erſten Male erſchien, behauptete, daß ſie der Emilia Cremona nicht das Waſſer reichte, und es wurde ihm darin von Andern, die ſie gekannt hatten, beigeſtimmt.

Emilia, kaum entdeckt von der Geſellſchaft, gab dem Feſte einen ganz andern und lebhaftern Charakter. Es war eben der Zauber der Schönheit, der da wirkte. Felice Cremona wurde mit weit mehr Achtung behandelt, und ſeiner Tochter kam man geradezu mit Ehrfurcht entgegen. Man zeichnete ſie aus, und ſie war für Alle das Fräulein vom Hauſe, als ob ſie die Tochter eines Fürſten geweſen wäre. Ihr Erfolg ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde, da jeder einzelne der jungen Männer irgend eine neue gute Eigenſchaft an ihr entdecken wollte, und es war noch nicht Mitternacht, als es für alle Gäſte feſtſtand, daß Emilia ebenſo klug, liebenswürdig und beſcheiden als ſchön war. Die älteren Herren ratifizirten dieſen Erfolg, und beſiegelt wurde er dadurch, daß der junge Marcheſe Caccianemico, die Blume der modeneſiſchen Jugend, ſich von Emilia wahrhaft berauſcht zeigte, ſich von ihr kaum trennen konnte und ihren Ruhm in allen Tonarten ſang. Emilia's Schuld war es, daß das Feſt bis tief in den Morgen hineindauerte und die Gäſte ſich erſt bei hellem Sonnenlichte zerſtreuten, und daß an dieſem und an den folgenden Tagen bei Hofe und in der Stadt von dieſem koſtſpieligen Feſte beinahe gar nicht, wohl aber nur von Emilia geſprochen wurde.

Es beginnt jetzt eine jener unzähligen Geſchichten, die uns hundertmal im Jahre zu ſagen Gelegenheit geben: Man ſollte nicht glauben, daß wir in Europa und daß wir im 19. Jahrhundert leben — eine jener Geſchichten, die nur beweiſen, daß wir auf dieſes 19. Jahrhundert, auf dieſes Europa viel ſtolzer ſind, als es Welttheil und Jahrhundert verdienen.

Den Damen und den älteren Herren kam es nicht in den Sinn, nach dem Feſte Felice Cremona einen Beſuch abzuſtatten. Man borgte ſein Geld, man ließ ſich von ihm manchen Vortheil zufließen, man hatte bei ihm gegeſſen, getrunken und ſich vortrefflich unterhalten, aber ihm gegenüber die hergebrachten Formen der Höflichkeit einzuhalten, das hätte dem Adel dieſes großen Reiches Modena wie eine Abdankung geſchienen. Nur die junge männliche Generation ſtellte ſich ſchon wenige Tage nach dem Feſte in dem Landhauſe wieder ein, denn nicht ein einziger junger Modeneſe machte ein Hehl aus der Bewunderung, die er der ſchönen Jüdin zollte. Dieſe Bewunderung war Mode, Ton und Beweis eines edlen Geſchmackes geworden. Die jungen Männer drängten ſich in der Villa, behandelten die Mutter mit allen möglichen Rückſichten und die Tochter mit jener Verehrung, die ihre unnahbare Schönheit einflößte. Die ariſtokratiſche Promenade war von der männlichen Jugend ganz verlaſſen. Wenn man heute in den Gärten der Villa war, ſo karakolirte man morgen zu Pferde vor ihren Fenſtern, und ſelbſt während der Nacht zogen manchmal Sänger an ihr vorüber, welche die zärtlichſten Arien aus Paiſiello oder Roſſini dem Monde und den Sternen entgegen ſangen.

Frau Cremona war vom Erfolge ihrer Tochter berauſcht, und die wahrhaft leidenſchaftliche Liebe, die der Marcheſe Caccianemico ihrer Tochter zeigte, erfüllte ihr Herz mit den phantaſtiſcheſten Hoffnungen. Warum ſollte Emilia, das ſchönſte Mädchen unter der Sonne und die Erbin vieler Millionen, nicht Marcheſa werden? Der junge Marcheſe war außerdem als der Gebildetſte der jungen Männer Modena's und als der Aufgeklärteſte bekannt; er hatte ſchon zu wiederholten Malen angedeutet, wie wenig religiöſe Vorurtheile über ihn vermögen und wie ſolche Schönheit und ſolche Augen höher ſtänden als aller Adel. Frau Cremona war ſogar ſchon mehrere Male in der Lage geweſen, den Adel gegen ihn vertheidigen zu müſſen. Dazu kam, was Frau Cremona ſehr wohl berückſichtigte und in den Kreis ihrer Berechnung zog, daß der alte Marcheſe Caccianemico mit großen Summen im Schuldbuche ihres Mannes ſtand, daß die Familie überhaupt in ihren Vermögensverhältniſſen tief herabgekommen war und daß ſie, wie Frau Cremona rechnete, ihren Adelſtolz auf einige Zeit gerne bewältigen werde, mit Rückſicht auf die Millionen Cecilia's. Der Herzog war ja auch da, und mit ſeiner Allmacht konnte er ſeinem Hofbankier zu Gefallen, und um ſeinem Adel großes Vermögen zuzuwenden, leicht die Abgründe ausfüllen, welche die Jüdin von dem Marcheſe trennten. Sie ſelbſt begann die Annäherung, indem ſie, die bisher eine ganz fromme Jüdin geweſen, die jüdiſchen Gebräuche und Alles, was im Hausweſen mit den jüdiſchen Geboten zuſammenhängt, mit großer Entſchloſſenheit abſchaffte und die Einrichtungen mehr und mehr auf chriſtlichen und adeligen Fuß ſetzte. Marcheſe Caccianemico kam oft ins Haus, mit ihm viele Offiziere und junge Edelleute, und die Villa wurde nach und nach der Verſammlungsort der eleganten Jugend, was Frau Cremona als eine vielversprechende Einleitung einer ſchönern Zukunft betrachtete.

Felice Cremona ſelbſt glaubte, daß mit dem Erlöſchen ſeiner Lampen und der Transparente jenes Feſtes ſein Leben wieder in das beſchränkte frühere Bett zurückgetreten ſei, um gleichförmig wie vorher weiter zu fließen. Die Komplimente, die ihm noch nach dem Feſte über die Schönheit ſeiner Tochter gemacht wurden, freuten ihn, aber er nahm ſie mit ſeiner gewohnten Beſonnenheit als Bezahlung für die gebotene Unterhaltung hin. Von den häufigen Beſuchen der jungen Edelleute wußte er wenig, da dieſe meiſt während ſeiner Komptoirſtunden ſtattfanden. Seine großen und ausgedehnten Geſchäfte nahmen ihn auch zu ſehr in Anſpruch, als daß er all die kleinen, von ſeiner Frau herbeigeführten Veränderungen des Hausweſens hätte bemerken können. Seine Tochter, auf jüdiſche Weiſe in patriarchaliſcher, entfernter Ehrfurcht von ihrem Vater erzogen, hatte nie die Gelegenheit, ihm Mittheilungen zu machen, nach denen er ſie nicht geraden Weges fragte. Da es nie zu Erklärungen kam, wußte ſie auch nicht, wie weit er die Veränderungen im Hauſe und die Bewerbungen des jungen Marcheſe billigte. Er mußte von den Vorgängen in ſeiner eigenen Familie erſt von Außen unterrichtet werden.

Eines Tages, mehrere Wochen nach jenem Feſte, trat ein alter Jude, Rabbi Simone aus Modena, in ſein Komptoir und bat Herrn Cremona um die Erlaubniß, eine einfache Frage an ihn richten zu dürfen, eine Frage über einen Gegenſtand, der ihn wie alle andern Glaubensgenoſſen des Landes beunruhige. Felice Cremona glaubte, es handle ſich wieder um eine drohende Verfolgung, und bat den Rabbi, doch ganz rückhaltlos zu ſprechen. — „Ich wollte nur fragen,“ ſagte dieſer, „ob es wahr ſei, was man in der ganzen Stadt erzählt, daß Ihr mit Eurer Familie zum Chriſtenthum übertreten und Euer einziges Kind mit dem Marcheſe Caccianemico verheirathen wollt?“ —

„Da ſei Gott vor!“ rief der Bankier und ſprang erſchrocken vom Stuhle auf — „wer wagt es, mir ſolche Verbrechen und ſolche Thorheit zuzuſchreiben?“

„Die ganze Stadt, Juden und Chriſten zugleich!“ erwiderte der Rabbi und theilte ihm mit, was er wußte, was man von der Geſellſchaft ſeiner Frau und von den Veränderungen in ihrem Hausweſen bemerkt hatte.

„Aber Rabbi Simone,“ rief Herr Cremona, „Ihr müßt es wiſſen, welche fromme und gute Jüdin meine Rebekka immer geweſen, wie könnt Ihr ſolchen Verleumdungen Glauben ſchenken?“

„Mein lieber Herr Cremona,“ lächelte der Rabbi, „die Weiber ſind ſchwach, und die Herrlichkeiten dieſer Erde vermögen über die Beſten mehr als alle Verheißungen des Himmels.“

Der Bankier, wie ungläubig er auch Anfangs die Mittheilung des frommen Mannes entgegengenommen, erinnerte ſich jetzt an Manches, das ihm Zweifel einflößte und ihn mit Unruhe erfüllte. Es fiel ihm ein, daß der alte Marcheſe Caccianemico in der letzten Zeit ſeine Schulden in unverhältnißmäßiger Weiſe vermehrt und daß ſelbſt die alte Marcheſa, was ſie früher nie gethan, für ihre eigene Perſon bei ihm geborgt hatte. Dann fielen ihm allerlei Anſpielungen ein, die er früher nicht beachtet, die jetzt aber Bedeutung bekamen. Er brach ſeine Geſchäfte ab und eilte, um einige Stunden früher als ſonſt, in ſeine Villa.

In der That fand er daſelbſt eine ganze Geſellſchaft von jungen Edelleuten verſammelt und mit ihnen den jungen Marcheſe Caccianemico. Er behandelte ſie auf die freundlichſte und zuvorkommendſte Weiſe, aber er beobachtete ſie auch und konnte ſich wohl überzeugen, wie heimiſch ſie ſich in ſeinem Hauſe fühlten. Auch als ſie fort waren, machte er ſeiner Frau keine Bemerkung und nicht den geringſten Vorwurf. Erſt nach dem Abendeſſen, noch mit Frau und Tochter am Tiſche ſitzend, ſagte er im gelaſſenſten Tone: „Ich ſehe mit Bedauern, daß in Folge des Balles ein Theil unſerer Gäſte mit uns in innigerer Verbindung geblieben iſt, als ich es wünſche. Wie unſchuldig und unſchädlich auch die Beſuche dieſer jungen Herren an ſich ſein mögen, ſo können ſie uns doch zum Verderben gereichen.“

Frau Rebekka wollte auf die Rede ihres Mannes etwas bemerken, aber dieſer fuhr ſogleich fort: „Jeder andere Vater kann einen jungen Mann, der ſich in ſeinem Hauſe, z. B. gegen ſeine Tochter, auf irgend welche tadelnswerthe Weiſe benähme, zurechtweiſen. Ich könnte das in einem ſolchen Falle auch, aber ich weiß, daß das geringſte muthige Wort gegen den kleinſten Lieutenant, wie nun einmal die Dinge in Modena ſtehen, Hof, Adel und Armee und bei dieſer Gelegenheit jedenfalls auch die Geiſtlichkeit gegen mich aufbrächte. Dem jungen Manne aber, dem man als Vater einer Tochter nicht die Thüre weiſen kann, dem darf man auch ſein Haus nicht öffnen. Da es aber auch ſchwer iſt, die Herren um Unterlaſſung ihrer Beſuche zu bitten, ſo verlaſſen wir morgen die Villa und begeben uns wieder in unſere alte Wohnung, die ſo eingerichtet iſt, daß alle hohen Beſuche von ſelbſt ausgeſchloſſen bleiben.“

Hier erhob ſich Frau Rebekka und wollte wieder etwas einſchalten, aber ihr Mann nahm ihr wieder das Wort aus dem Munde, indem er ſie bat, ſitzen zu bleiben, da er ihr und ſeinem Kinde noch eine Mittheilung zu machen habe. „Es iſt,“ ſagte er nach kurzem Schweigen, „endlich Zeit, an die Verſorgung unſerer lieben Emilia zu denken. Ich will aufrichtig ſein und meinem guten Kinde geſtehen, daß ich mich ſchon ſeit einiger Zeit mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt und mich mit gewiſſen Plänen und Wünſchen trage. Ich kenne einen jungen Mann —“

„Der Marcheſe,“ fiel hier Frau Rebekka raſch ein. —

„Ich kenne einen jungen Mann,“ wiederholte der alte Cremona langſam und mit Nachdruck und that, als ob er den Ausruf ſeiner Frau gar nicht gehört hätte — „ich kenne einen jungen Mann, der mir das größte Vertrauen einflößt und der, ich bin überzeugt, meine liebe Emilia, auch dir gefallen wird. Es iſt der Sohn meines Geſchäftsfreundes in Mailand, Herr David Mendels, den ich während meiner letzten Reiſe kennen gelernt, ein junger, ſehr unterrichteter, beſcheidener, thätiger Kaufmann. Immer an das Wohl meines lieben Kindes denkend, beobachtete ich ihn während meines ganzen Aufenthaltes, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß ich für ſie kaum einen beſſeren Mann finden könnte. Ich ſprach mich lobend über ihn zu ſeinem Vater aus, und der kluge Mann kam mir raſch entgegen, indem er verſicherte, daß er nichts ſo ſehnlich wünſche, als daß ſein Sohn mir, gerade mir, gefalle. Herr Mendels iſt wohlhabend, aber nicht reich; er wagt es nicht, ſich mir weiter zu nähern, allein ich darf ihm bloß einen Wink zukommen laſſen, und er ſendet ſeinen Sohn hierher, du lernſt ihn kennen, und wir feiern, wie ich hoffe, bald eine fröhliche Verlobung. Schon morgen will ich an Mendels ſchreiben — und nun — gute Nacht!“

Am nächſten Morgen luſtwandelte Herr Cremona in ſeinem Garten und gab einem Diener den Auftrag, ihm Fräulein Emilia zu ſchicken, ſo bald ſie ihr Zimmer verlaſſe. Sie kam bald, Herr Cremona ergriff ihren Arm, und indem er ſie in die entlegeneren Theile des Gartens führte, fragte er aufs Freundlichſte: „Mein Kind, was iſt Das mit dem Marcheſe Caccianemico?“

„Er ſagt,“ erwiderte Emilia aufs Offenſte, „daß er mich liebe.“

„Und dann?“ fragte der Vater.

„Er möchte mich wohl auch heirathen.“

„Und du glaubſt es, Emilia?“

„Ja, Papa. Der junge Marcheſe iſt ein edler Menſch und unfähig, Jemand zu betrügen.“

„Gut. Ich glaube es auch,“ verſicherte der Vater, — er unterſcheidet ſich weſentlich von ſeiner Familie. Glaubſt du aber, Emilia, daß ſeine Familie und der Hof nur aus Rückſicht für ſeine Liebe in eine ſolche Heirath willigen würden?“

„Nein, Papa,“ lachte Emilia — „ſie wollen alle nur dein Geld. Ich weiß ſchon Alles. Der alte Marcheſe hofft, daß du dann ſeine Schulden ſtreichſt und daß er bis an ſeinen Tod von deinem Gelde lebe, und endlich, daß ſein Sohn mit meiner Mitgiſt ſeine Töchter verheirathet.“

„Dein Lachen, mein Kind,“ ſagte Felice Cremona, ſelber lächelnd, „macht mich glücklich; ich ſehe, du biſt mein kluges Kind und haſt dich durch glänzende Ausſichten auf leere Titel nicht blenden laſſen. Du ſiehſt wohl auch ein, wie wenig glücklich du in jenen Kreiſen wäreſt, in welche du nur unter ſolchen Bedingungen aufgenommen und in denen du ewig fremd und manchen Demüthigungen ausgeſetzt bleiben würdeſt.“

„Ganz gewiß,“ beſtätigte Emilia, „ich habe Das alles bedacht, aber“ — fügte ſie trauriger hinzu — „Caccianemico liebt mich wirklich.“

„Und du?“ fragte der Vater, „liebſt du ihn genug, um für ihn alle dieſe Mißhelligkeiten über dich zu nehmen, die du verausſiehſt? Und,“ fügte er hinzu, indem er ihr prüfend ins Auge ſah, „um dich zu einem Uebertritt zu entſchließen, den du doch für eine Sünde halten mußt!“

„Nein,“ erwiderte Emilia, und zwar ebenſo traurig als entſchieden, „nein, dazu liebe ich ihn nicht genug.“

„Sei geſegnet, mein Kind,“ ſagte der Vater gerührt, indem er ihr die Hand auf den Scheitel legte — „und nun laß mich ruhig für das Glück meines Kindes ſorgen, das mein einziges Glück iſt.“

Der erſte Brief, den Felice Cremona an dieſem Tage ſchrieb, war an ſeinen Geſchäftsfreund Mendels in Mailand gerichtet. Sonderbarer Weiſe wußte man ſchon am nächſten Tage in Modena, daß Herr Cremona einen ſolchen Brief geſchrieben und daß er ſeine Tochter mit einem Mailänder Glaubensgenoſſen verheirathen wollte, — noch ſonderbarer war es, daß die ganze Geſellſchaft von dieſem Plane des Hofbankiers mit großer Entrüſtung ſprach. Es kam bei dieſer Gelegenheit zum Vorſchein, daß die hohe Geſellſchaft Modena's bereits auf die 15 Millionen Lire — ſo hoch ſchätzte man das Vermögen Cremona's! — gezählt hatte; daß ſie dieſe Summe ſchon wie die ihrige und ſich ſelbſt als durch Herrn Cremona übervortheilt, ja beſtohlen betrachtete, wenn die projektirte Heirath wirklich zu Stande kommen ſollte. Der alte Bankier kümmerte ſich wenig darum, daß er während dieſer Tage hier und da mit Vorwürfen überhäuft wurde, wohl aber war es ihm eine ſchmerzliche Ueberraſchung, als der junge Valerio Caccianemico in ſein Büreau ſtürzte, ſich über die laufenden Gerüchte beklagte und daran eine förmliche Werbung um die Hand Emilia's knüpfte. Felice Cremona ließ ſich durch dieſe Loyalität des jungen Mannes in ſeinen Entſchlüſſen nicht einen Augenblick erſchüttern, ebenſo wenig wie durch die Ausſicht auf den Marcheſentitel für ſeine Tochter. Er dankte dem jungen Manne für die Ehre, ſetzte ihm auseinander, wie einer ſolchen Verbindung alle Bedingungen des Glückes fehlen würden, und deutete außerdem ſein Bedauern an, nicht in einem Lande zu leben, in welchem Verbindungen zwiſchen Juden und Chriſten erlaubt ſeien. Sofort bot ihm Valerio an, mit Emilia Italien zu verlaſſen und nach Frankreich zu flüchten, oder auch nach Holland, wo die Ehe zwiſchen Chriſten und Juden erlaubt ſei.

Felice Cremona bedachte, welche Verfolgungen er auf ſich lud, wenn er auf dieſe Pläne einging, wie unglücklich Emilia werden müßte, wenn die Liebe des jungen Mannes nach ſo vielen Opfern ſich verflüchtigen ſollte, und welch ein ruhiges und glückliches Loos ſie im Gegentheil erwartete, wenn ihre Ehe, anſtatt auf ſo gewaltſamen und abenteuerlichen Grundlagen, auf natürlichen und normalen Bedingungen beruhte, wie Das in der Ehe mit dem jungen Mendels der Fall wäre. Er ſprach zu Valerio mit der größten Offenherzigkeit und benahm ihm jede Hoffnung auf eine Aenderung ſeiner Anſichten.

Mutter und Tochter wohnten jetzt, wie es der Vater befohlen hatte, in der Stadt, und nicht ein einziger Beſuch wurde angenommen. Emilia richtete ſich ganz nach dem Willen ihres Vaters, verließ das Haus nicht und zeigte ſich ſelbſt des Abends niemals auf dem Balkon. Die entlegene Straße aber wurde jetzt ſo belebt, wie es früher die Chauſſee geweſen, an welcher das Landhaus liegt. Zu Fuß und zu Roß trieb ſich die Jugend daſelbſt auf und nieder und ſchloſſen ſich die Alten an, um ſich an dem Schauſpiel der Schmachtenden und Wartenden zu ergötzen. Cremona ſah dieſes Treiben mit Beſorgniß und beſchwor ſeine Tochter, ſo lieb ihr ihr Ruf, ihre Zukunft und ſeine Sicherheit ſei, in ihrer Zurückhaltung auszuharren, und ſie war ein gehorſames Kind, das ein Zuwiderhandeln gegen die Wünſche und Befehle ihres Vaters kaum begriffen hätte. Nach einigen Tagen hieß es, der alte Cremona habe die ſchöne Emilia konfiszirt und halte ſie in einer düſtern kleinen Stube des Hinterhauſes gefangen, wie eine Verbrecherin. Das alles nur, weil ſie in der Villa mit Chriſten umgegangen, und da komme der Chriſtenhaß des alten Juden zum Vorſchein. Wieder nach einigen Tagen bemerkte Cremona unter den Spaziergängern vor ſeinem Hauſe eine Bewegung, eine Aufregung, die einige Aehnlichkeit mit einem Aufruhr hatte. Es drang ſogar manche Drohung und manches Schimpfwort zu ihm hinauf. Er wußte bald, um was es ſich handelte. Valerio Caccianemico war verſchwunden. Man hätte gern angenommen, daß er ſich ein Leides angethan, wenn er ſich nicht einige Tage vorher darüber ausgeſprochen hätte, daß er in der Nähe Emilia's, ohne ſie zu beſitzen, nicht leben könne, und daß er ein Land aufſuchen wolle, in dem man freier und verſtändiger denke, in dem er ſich eine Stellung machen und von dem aus er dann den alten Cremona zur Nachgiebigkeit zu bewegen hoffe. Die Familie Caccianemico erhob ein großes Geſchrei gegen den alten Cremona, der ſie um ihren Sohn gebracht und dieſen in verderbte Lande und in ketzeriſche Anſichten getrieben habe. Den Modeneſen war der Gedanke gräulich, daß ein Chriſt eine ungetaufte Jüdin heirathen ſolle, und in Aller Sinne wurde Cremona für das Ungeheuere verantwortlich gemacht. Außerdem fühlte ſich der Adel beleidigt, daß der Jude es gewagt habe, Einem aus ihrer Mitte die Hand ſeiner Tochter zu verſagen. Man begriff dieſen Hochmuth nicht, man erklärte ſich ihn mit unendlichem Chriſtenhaß, und man war raſch bereit, es ihm an Judenhaß zurückzugeben. Von ſeiner Tochter ſelbſt erzählte man die rührendſten Geſchichten, wie ſie, eine wahre Märtyrerin, für ihre Liebe wie für ihre Abſicht, zum Chriſtenthume überzugehen, zu leiden hatte. Man forderte laut, daß der Hof, die Polizei, die Geiſtlichkeit ſich in die Angelegenheit miſche, um die Beleidigungen des Adels, der Menſchheit, des Chriſtenthums zu rächen.

Mittlerweile war der junge Benjamin Mendels aus Mailand angekommen. Er lebte im Hauſe Cremona's, und Emilia fand bald, daß ihr Vater gut für ſie gewählt hatte. Benjamin war ein ſchöner, beſcheidener, unterrichteter junger Mann, dem die Schüchternheit in ſeiner Stellung und einer ſolchen Schönheit gegenüber noch einen beſondern Reiz verlieh. Er konnte es nicht glauben, daß er zu einem ſolchen Glücke auserleſen ſei, aber er mußte bei einigermaßen offenen Augen auch erkennen, was um ihn her vorging, und Herr Cremona machte ihm auch kein Geheimniß aus der Lage der Dinge. Dieſe ſollten ihn ſelbſt ganz nahe berühren, denn als er eines Tages von einem Spaziergange heimkehrte, wurde er von den vor dem Hauſe auf- und abwandelnden Offizieren, die ſchon wußten, daß er der beſtimmte Bräutigam Emilia's ſei, auf das Gröblichſte inſultirt. Es war damals nicht die Zeit in Modena, in welcher ein Jude von einem Offizier hätte Genugthuung verlangen können; er mußte ſich Beleidigungen gefallen laſſen, oder ſie augenblicklich und thatſächlich erwidern. Benjamin Mendels hatte das Unglück, ſich von ſeiner Entrüſtung hinreißen zu laſſen und ſich gegen die Offiziere mit ſeinem Stocke zu vertheidigen. Sogleich ſtürzte der ganze Hauſe über ihn her und war eben im Begriffe, in das Haus Cremona's, in das er ſich flüchtete, nachzudringen, als der alte Caccianemico ſich ihnen in den Weg ſtellte und ſie bat, von ihrem Vorhaben abzulaſſen. Jetzt ſtünden die Dinge ſo gut, als man es wünſchen könne.

Der alte Cremona war über dieſen Vorgang ſehr betrübt, verlor aber deßhalb ſeine Faſſung nicht. „Mein lieber Freund,“ ſagte er zu ſeinem jungen Gaſte, „es droht uns ein Gewitter, dem wir nur durch raſches Handeln ausweichen können. Iſt meine Tochter Emilia erſt mit Ihnen verheirathet, dann wird ſich Alles von ſelbſt geben, da man das Geſchehene nicht wird ungeſchehen machen können. Sie wird bei Ihnen in Mailand in Sicherheit ſein, und ich werde mich meiner Haut zu wehren wiſſen. Im ſchlimmſten Falle packe ich dann meine Siebenſachen und begebe mich irgendwo hin auf ſichern Boden. Für jetzt haben vor Allem Sie an Ihre Sicherheit zu denken, und ich werde dafür ſorgen, daß Sie noch in dieſer Nacht abreiſen und über die Gränze kommen können. In wenigen Tagen folge ich Ihnen im Stillen mit meiner Tochter, und die Hochzeit, ſo vorbereitet, ſoll darum nicht minder heiter ausfallen.“

Es geſchah, wie er ſagte. Der junge Mann reiste ab, und er ſelbſt machte alle Vorbereitungen, um ihm in wenigen Tagen mit ſeiner Tochter folgen zu können. Vorher hatte er noch allerlei zu ordnen, und es kam ihm vorzugsweiſe darauf an, ſich der Gunſt des Herzogs zu verſichern. Er brachte gewiſſe Geſchäfte raſch zum Abſchluß, ſammelte bedeutende Gelder, um ſeinem gnädigen Herrn große Summen auf einmal übergeben zu können, da er in ſolchen Fällen von ihm perſönlich empfangen und immer ſehr wohlwollend behandelt wurde. Der Herzog begrüßte ihn wie ehemals, lobte ſeinen Eifer, dieſe Summen vor der Zeit eingebracht zu haben, und verſicherte ihn ſeiner fernern Gnade.

„Du bedarfſt dieſer Gnade,“ fügte er hinzu, „denn du haſt den ganzen Adel gegen dich aufgebracht, und wenn ich nicht da wäre — es hätte dir ſchon ſchlimm ergehen können. Sage mir, alter Jude, welcher Teufel dich plagt, deine ſchöne Tochter ſo zu mißhandeln?“

Cremona lächelte und verſicherte ſeinem gnädigen Herrn, daß dieß bloß verleumderiſche Gerüchte ſeien, und der Herzog ſchien weiter kein Gewicht darauf zu legen. „Aber,“ ſagte er nach einiger Zeit wieder, „aber, daß du deine Tochter nicht dem Caccianemico geben wollteſt, dem ich es ausdrücklich erlaubt habe, eine Jüdin zu heirathen, freilich eine getaufte Jüdin, das iſt doch wahnſinnig, und damit verräthſt du, wie du die Chriſten haſſeſt.“

Cremona erſchrak über dieſe Worte, faßte ſich aber raſch und ſetzte dem Herzog klar und ruhig die Lage der Dinge und die Urſachen ſeiner Handlungsweiſe auseinander. Der Herzog wußte offenbar nicht, was zu antworten; der Jude hatte zu weiſe und zu überzeugend geſprochen. Aber anſtatt ſeiner nahm die Herzogin das Wort, welche während des ganzen Geſpräches zugegen war und ſich bisher ſtille gehalten hatte. Sie ſagte, und zwar ohne dabei Cremona anzublicken, und nur ſo vor ſich hin: „Man behauptet auch, daß das arme Kind die größte Sehnſucht habe, in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche aufgenommen zu werden; wenn Das der Fall iſt, will ich ſelbſt ihre Pathin ſein — Das wird ſie adeln, dem Marcheſe gleich machen, und damit fallen die Bedenklichkeiten weg, die ihr Vater haben könnte. Man ſagt auch, daß ihr Vater ſich ihren heiligen Vorſätzen entgegenſtelle — und das muß unterſucht werden —“

Erſt bei dieſen letzten Worten warf die Herzogin ihren Blick auf Cremona und machte mit dem Kopfe eine Bewegung, die Entlaſſung bedeutete.

Er ging mit ſchwerem Herzen. Doch dachte er nur einen kurzen Augenblick daran, den Gefahren, die er jetzt doppelt drohend heranziehen ſah, zu weichen; bald war er feſt entſchloſſen, in ſeine heiligſten Rechte ſelbſt den Herzog nicht eingreifen zu laſſen und ſo zu handeln, wie er es für das Glück ſeines Kindes erſprießlich glaubte. Und darnach traf er auch ſeine Vorbereitungen. Schon zwei Tage nach dem Geſpräche mit dem Herzog ſtanden auf dem Wege zwiſchen Modena und der öſterreichiſchen Gränze in verſchiedenen Entfernungen mehrere Wagen bereit, die ihn und ſeine Tochter im Fluge davon tragen ſollten. Den erſten Wagen, der ihn ungefähr eine Stunde weit vor der Stadt erwartete, wollten die Flüchtlinge zu Fuße erreichen, nachdem ſie in der Dunkelheit Modena verlaſſen.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke tritt eine neue Perſönlichkeit auf die Szene. In derſelben entlegenen Straße, dem Hauſe Cremona gerade gegenüber, wohnte ein Herr Ferrari, der Onkel des Luſtſpieldichters gleichen Namens, des Verfaſſers der „Poltrona Storica,“ der „Sedeci-Comedíe,“ der „Prosa“ ꝛc., von dem Sie wohl gehört haben werden. Dieſer Mann lebte in größter Einſamkeit und wie ein Geächteter. Er hatte Jura ſtudirt, weigerte ſich aber nach vollendeten Studien, irgend ein Amt anzunehmen, oder als Advokat aufzutreten. Wenn er es auch nicht ausſprach, ſo konnte man es doch errathen, daß er es mit ſeinem Gewiſſen nicht zu vereinigen verſtand, einem Staate wie Modena zu dienen und einem Herzog, der ſeine vertrauteſten Freunde verrieth und hinrichten ließ, um dem Fürſten Metternich zu gefallen. Man ſagte von Ferrari, daß er unter anderm Namen an jenen Schriften mit arbeitete, die in Toskana und dem Auslande erſchienen und die italieniſche Bewegung vorbereiteten. Ferrari, das verſteht ſich von ſelbſt, war der Polizei und der Geiſtlichkeit verdächtig, aber er lebte ſo einſam und zurückgezogen, daß man nicht den geringſten Anhaltspunkt zu einer Verfolgung auftreiben konnte, daß ihn das Publikum vergaß und er ſich ſelbſt von der Polizei vergeſſen glaubte. Ob nun dieſer Ferrari, der, wie geſagt, dem Hauſe Cremona's gerade gegenüber wohnte und Emilia oft ſehen konnte, von deren Schönheit ebenſo gerührt war, wie alle Welt, oder ob er aus reiner Menſchlichkeit handelte und ſich einer Gewaltthat gegenüber nur hülfreich erweiſen wollte — ich weiß es nicht. So viel gehört zur Geſchichte, daß er an dem Tage, deſſen Ende die Flucht Cremona's ſehen ſollte, vor dieſem in ſeinem Büreau erſchien und ihm mittheilte, daß, wie er von einem angeſtellten Anverwandten erfahren, ſeine Abſicht verrathen ſei und die Polizei ſchon alle Anſtalten getroffen habe, ihn ſammt ſeiner Tochter gleich auf der erſten Station aufzuheben und nach Modena zurückzubringen; daß auch bereits an der öſterreichiſchen Gränze für alle Fälle Vorkehrungen getroffen ſeien, um ihn an der Ueberſchreitung derſelben zu hindern. Cremona war entſetzt; wie arg mußte er überwacht ſein, wenn dieſes Geheimniß ſchon der Polizei verrathen worden, und wie weit mochten die feindlichen Pläne ſchon gediehen ſein, wenn man vor dergleichen Schritten nicht zurückſchrak. „Was iſt zu thun?" rief er verzweiflungsvoll.

„Vertrauen Sie mir Fräulein Emilia und zeigen Sie ſich den ganzen Abend in der Straße und vor Denen, die Sie für Ihre ärgſten Widerſacher halten. Ich bringe Fräulein Emilia über die Gränze nach Toskana, wo ich Freunde habe. Sie ſuchen von Ihrem Vermögen zu retten, was Sie können, und flüchten, ſobald Sie es vermögen, denn wie die Dinge begonnen, ſo werden ſie weiter gehen und, wenn Sie nicht ausweichen, mit Ihrem Verderben endigen."

Cremona blickte dem Manne eine Zeitlang prüfend ins Geſicht. Dann fragte er: „Signor Ferrari, ſind Sie Carbonaro?" —

„Ja," antwortete Ferrari ruhig.

„So haben Sie die Güte und erwarten Sie mich heute Abend nach zehn Uhr auf der Baſtion über dem Bologneſer-Thore. Dort werde ich Ihnen mein Kind übergeben und zwar mit dem unbeſchränkteſten Vertrauen in Ihren Edelmuth."

So geſchah es auch. Auf der Baſtion des Bologneſer-Thores theilte Herr Cremona ſeinem neuen Freunde noch mit, daß Emilia große Summen mit ſich führe und daß er im Nothfalle davon den unbeſchränkteſten Gebrauch machen ſolle; ferner, daß er ihr in Werthpapieren einen großen Theil ſeines Vermögens mitgegeben, um dieſen für alle Fälle in Sicherheit zu bringen. Dann umarmte er ſein Kind, drückte Herrn Ferrari die Hand und ging, um den Polizei-Direktor zu beſuchen, bei dem er unter den verſchiedenſten Vorwänden und Geſprächen bis nach Mitternacht verweilte. Als er endlich den Palazzo des Polizei-Direktors verließ, begegnete er unten in der Einfahrt einem geſchloſſenen, von Polizeimannſchaft umgebenen Wagen, der raſch an ihm vorüber und dem zweiten Hofe, in dem ſich die Gefängniſſe befanden, entgegenfuhr. Herrn Cremona überlief es kalt. Er erklärte ſich den Schauer, den er empfand, damit, daß er daran dachte, wie er in dieſem Augenblicke, ohne die gütige Warnung Ferrari's, ohne deſſen Aufopferung vielleicht gerade ſo, vielleicht in demſelben Wagen, hier eingebracht und den Gefängniſſen entgegenfahren würde.

Es vergingen mehrere Tage ohne Nachricht von den Flüchtlingen. Das beunruhigte den Vater nur wenig, da es ausgemacht worden, daß ihm Nachrichten nur dann zukommen ſollten, wenn ſich eine zuverläſſige Gelegenheit finde. Wäre die Flucht mißlungen, dann, ſo meinte Herr Cremona, hätte er es in Modena ſchon erfahren müſſen. Ungefähr ſechs Tage nach jenem Abend ſaß er arbeitend in ſeinem Büreau, als ein Mann leiſe und vorſichtig eintrat, den er ſogleich als einen der geheimen Beamten der Polizei erkannte, der ihm ſchon manches Mal für gute Bezahlung wichtige Nachrichten zugetragen hatte. „Dießmal,“ ſagte der Mann, „bringe ich Ihnen eine Neuigkeit, die Sie mir beſſer bezahlen werden, als alle früheren. Dießmal, Herr Cremona, darf nicht geknauſert werden, denn es handelt ſich um Dinge, die Sie ſehr nahe angehen.“

Der Bankier erbleichte; das lächelnde Geſicht des Spions verkündete Unheil.

„Nur ſchnell heraus mit der Sprache. — Iſt es etwas, was die Angelegenheit meiner Familie betrifft, ſo ſollen Sie tauſend Lire haben.“

„O," lächelte der Mann, „Ihre Tochter mit Herrn Ferrari obendrein iſt Ihnen wohl fünftauſend Lire werth."

„Gut — fünftauſend Lire — Sie ſollen ſie haben, aber ſprechen Sie raſch."

„Nun," ſagte Jener, „es iſt auch in zwei Worten abgemacht. Ihre Tochter und Herr Ferrari wurden ungefähr eine Stunde, nachdem ſie von Ihnen Abſchied genommen, eingefangen und zurückgebracht. Herr Ferrari befindet ſich im Gefängniß."

„Und meine Tochter!" rief Cremona, indem er die Arme ſinken ließ.

„Im Kloſter des geheiligten Herzens Mariä bei den Nonnen."

„Im Kloſter?"

„Allerdings!" Die Frau Herzogin will ihr die Freiheit verſchaffen, die ihr ihr Vater nicht gelaſſen, zum Chriſtenthum überzutreten. Sie hat es, nämlich Ihre Tochter, einmal zu Herrn Caccianemico geſagt, daß ſie aus Liebe wohl zum Chriſtenthume übertreten könnte, und Ihre Gattin, Frau Rebekka, hat es Jedermann erzählt, daß Signorina Emilia für unſern heiligen Glauben förmlich glühe. Da meinte denn Pater Sulpizio, der Beichtvater der Herzogin, es ſei nichts Anderes zu thun, als das gute Kind der Tyrannei des Vaters zu entziehen, um es in aller Freiheit ſeiner Sehnſucht folgen zu laſſen. Signor Cremona, für die fünftauſend Lire will ich Euch noch ſagen, daß, wenn Ihr nicht bald was Rechtes in dieſer Sache anzufangen wißt, Euer Töchterlein anſtatt die Braut Benjamin Mendels wohl die Braut Chriſti werden könnte — denn die Kirche — ſeht — die Kirche braucht auch Geld, und Eure Tochter brächte ihrem Bräutigam eine ſchöne Mitgift."

Der Mann ſteckte ſein Geld ein und ging. Cremona überlegte, ob er ſich nicht wenigſtens zum Theil in ſein Schickſal fügen ſolle, um ſein Kind aus dem Kloſter zu retten. Wäre jetzt Caccianemico erſchienen, er hätte ihm vielleicht die Hand ſeiner Tochter verſprochen. Dann fiel ihm wieder der unglückliche Ferrari ein, der ſich ſo uneigennützig geopfert hatte. Man hielt ihn, der ſo lange verdächtig war, in den Klauen, und es war gewiß, daß man ihn jetzt nicht ſo leicht werde entwiſchen laſſen. Es ſchien Cremona, als ſei es ſeine Pflicht, ſeine Gedanken und Anſtrengungen vor Allem nach dieſer Seite auf die Rettung Ferrari's zu richten. Er wußte, was man in Modena mit Gelde ausrichten konnte; er ſteckte ein bedeutendes Paket von Werthpapieren in die Taſche und begab ſich zu ſeinem alten Bekannten, dem Polizei-Direktor, und ohne alle Einleitung zog er das Paket hervor, machte ihn mit dem Inhalte vertraut und ſagte: „Dieſes Paket wird beim Rabbiner deponirt; der Rabbiner überbringt es Ihnen von jetzt in acht Tagen, wenn er von Ferrari von Livorno aus die Nachricht erhält, daß er ſich in Sicherheit befinde.“

Der Polizei-Direktor antwortete nur: „Wir wollen ſehen. Ferrari befindet ſich ohnehin in einem Gefängniſſe, deſſen Gitter leicht auszuheben iſt.“

Cremona begab ſich zum Rabbiner, vom Rabbiner nach Hauſe. Aber er konnte nicht mehr in ſein Büreau eintreten. Seine Bücher und Kaſten waren verſiegelt, ein Polizei-Kommiſſär nahm ſeinen Platz am Büreau ein und erklärte ihm, daß er von der Regierung beauftragt ſei, während des Prozeſſes, der gegen ihn eingeleitet werde, ſein Vermögen zu überwachen. Ein anderer Polizei-Kommiſſär verhaftete ihn wegen Verbindungen mit den Carbonari. Cremona zuckte die Achſel, murmelte vor ſich hin: „Es iſt ein jüdiſches Schickſal!“ und folgte dem Polizei-Kommiſſär.

Wozu lang erzählen. Schon aus dem Vorhergehenden kann man errathen, was folgen mußte. Die Kirche meinte, man müſſe das Vermögen ihrer Schutzbefohlenen retten, und trat jetzt viel thätiger in den Vordergrund, obwohl außerhalb des Kloſters allerlei Gerüchte liefen, daß Emilia von einer Bekehrung nichts wiſſen wollte. Indeſſen nahm auch die Kirche an der Verwaltung des Vermögens Theil, und ihre Beamten ſaßen neben den Beamten der Regierung in den Büreaux Cremona's.

Emilia war im Kloſter, ihr Vater im Gefängniß — ſo vergingen Wochen, und über ihnen, wie über der ganzen Angelegenheit wurde es ſtille, wie über einem Grabe, — um ſo ſtiller, als man aus der Beſtrafung einzelner Individuen, die ſich im Kaffeehaus darüber geäußert hatten, erſah, daß die Regierung die Geſpräche über dieſen Gegenſtand nicht liebte. Wieder aufs Tapet kam die Geſchichte erſt, als eines Tages Frau Rebekka außer ſich, gleich einer Wahnſinnigen, die Straßen durchrannte und ſich vor allem Volke anklagte, am Verderben ihres Mannes und ihres Kindes ſchuld zu ſein, da ſie es geweſen, die ſie an ihre Feinde verrathen. Und als ſich dieſe Szenen am nächſten Tage wiederholten, wurde Frau Rebekka in Sicherheit gebracht — man ſagte, ebenfalls in ein Kloſter. Ob ein Kloſter- oder ein Gefängniß-Gitter — ich weiß es nicht — aber ein Gitter war es, an dem ſie ſich mit ihrem eigenen Halstuch erhängte.

Emilia wurde auf unerwartete Weiſe befreit. Plötzlich nämlich erſchien Valerio Caccianemico, der verſchwunden war, wieder auf dem Schauplatze. Er bat um die Erlaubniß, mit Emilia eine Viertelſtunde lang allein ſprechen zu dürfen, und nach dieſer Beſprechung erklärte ſich Emilia für ſeine Verlobte. Das Kloſter machte nicht die geringſten Schwierigkeiten, ihm ſeine Braut auszuliefern, nachdem er dem Pater Sulpizio erklärt, daß er der Kirche gerne überlaſſen wolle, was ſie vom Vermögen Emilia's in ihre Hut genommen. Er brachte ſie in ſeine Familie, und es wurden alle Vorbereitungen zur Taufe und zur Hochzeit getroffen, welche beide an einem und demſelben Tage ſtattfinden ſollten. Zur Feier dieſes Tages, ſo hatte der Herzog verſprochen, ſollte auch der Vater freigelaſſen werden, wenn er ſich verbindlich machte, nicht den geringſten Widerſpruch zu erheben und Alles, was bisher geſchehen, zu billigen.

Jedermann glaubte nunmehr das Ende dieſer Geſchichte zu kennen, als ſie plötzlich eine Wendung nahm, die wohl Niemand vorausgeſehen hatte. Caccianemico hatte in Toskana von Ferrari, der in der That in Folge jener Unterhandlung mit dem Polizei-Direktor die Freiheit erlangte, erfahren, was in Modena vorging. Die beiden hatten ſich beſprochen und führten nun aus, was ſie beſprochen hatten. Caccianemico entfloh zwei Tage vor der beabſichtigten Heirath mit ſeiner Braut über die Gränze Toskana's, wo ſie Ferrari erwartete, um mit Emilia ſofort weiter nach Frankreich zu reiſen und ſie in Marſeille einer dort lebenden, ihm befreundeten Flüchtlings-Familie zu übergeben. Caccianemico verließ ſie ſchon in Toskana. Ihre Verlobung war bloß eine Liſt geweſen, die der edle junge Mann erdacht hatte, um das Mädchen, das er liebte, zu retten; da ſie befreit und in Sicherheit war, erhob er nicht die geringſten Anſprüche.

Felice Cremona wurde noch einige Wochen im Gefängniſſe zurückgehalten und von Zeit zu Zeit wegen ſeiner Verbindungen mit den Carbonari verhört — Verbindungen, an die natürlich kein Menſch glaubte, die nur als Vorwand dienten, um ihn länger zurückzuhalten. Erſt gegen Ende knüpfte man an dieſen Prozeß einen andern wegen Uebervortheilung des Staates. Man ſei in Folge der Beſchlagnahme ſeiner Bücher hinter dieſes Verbrechen gekommen. Dann kündigte man ihm an, der Herzog wolle, nachdem ſich der Staat entſchädigt, Gnade für Recht ergehen laſſen und ihm die Freiheit ſchenken.

So kehrte Cremona nach monatelangem Gefängniß eines Tages früh beim Morgengrauen in ſeine Wohnung zurück, die er verödet fand. Sein Weib hatte ſich aus Gewiſſensbiſſen, die Ihrigen ins Verderben geſtürzt zu haben, das Leben genommen; ſein Kind war auf der Flucht in der Ferne. Gebeugt, gebrochen, mit früh ergrautem Haare ging er durch die Wohnung, in der ein einziger treuer Diener ausgehalten hatte. Dieſer wollte Allerlei erzählen, aber Cremona bat ihn, zu ſchweigen. Er könne ſich vorſtellen, wie es während ſeiner Abweſenheit hergegangen. Erſt nach Stunden wagte er es, in ſein Komptoir zu gehen. Er ſchlug ein Buch nach dem andern auf, blickte hinein, zuckte die Achſeln, lächelte und ſagte von Zeit zu Zeit zu ſeinem Diener: „So habe ich es mir gedacht."

Sämmtliche Schulden modeneſiſcher Hof- und Edelleute waren gelöſcht; das Porteſeuille war leer, und in der Kaſſe lag ſtatt des baaren Geldes eine Berechnung der Geſchäftskoſten, der Prozeßkoſten und der Entſchädigungen für die Beamten, welche indeſſen das Geſchäft geleitet, und Felice Cremona mußte ſich noch als Schuldner des Staates erkennen. Nur gewiſſe zur Zeit unrealiſirbare Werthe waren ihm geblieben und die Summen, die er bei auswärtigen Geſchäftsfreunden ſtehen hatte und welche dieſe, ſeine Lage erkennend, klugerweiſe zurückgehalten hatten. Von den Papieren, die er ſeiner Tochter und Ferrari mitgegeben hatte, war keine Spur vorhanden; dieſe waren höchſt wahrſcheinlich im Kloſter verſchwunden, dahin man Emilia gebracht hatte. Felix Cremona wäre ohne die Klugheit und Vorſicht ſeiner auswärtigen Freunde ein Bettler geweſen. Indeſſen war der Herzog ſo gnädig, ihm einen Weg zu neuen Reichthümern zu eröffnen, indem er ihm durch einen Kammerherrn ſein Bedauern über das Vorgefallene und ſeinen Wunſch ausdrücken ließ, er möge ſeine Geſchäfte und die Aemter, die er bei den herzoglichen Monopolen verwaltet, wieder aufnehmen. Felice Cremona ließ dem Herzog für ſeine Gnade Dank und die Hoffnung ausſprechen, bald Alles wieder im Gang zu ſehen. In der That rief er ſeine Beamten wieder zurück, begann er wieder ſeine Funktionen in den Monopolen des Herzogs und ſeine Rundreiſen, die er in dieſen Geſchäften durchs Land zu machen hatte. Aber eines Tages kam ſein geſchloſſener Wagen an einer der Zollſtationen leer an und wartete daſelbſt vergebens auf ſeinen Herrn, der mit ſeinem Diener unterwegs ausgeſtiegen war und nachkommen wollte. Man war nahe der Gränze, und Felice Cremona überſchritt ſie, um ſich nach Mailand und von da nach kurzem Aufenthalte und mit falſchem Paſſe nach der Schweiz zu retten. Raſch ging es von da weiter nach Marſeille in die Arme ſeines Kindes.

Damit hat der für Modena und ſeine Regierung charakteriſtiſche Theil der Geſchichte ein Ende. Nur der Abrundung wegen will ich hinzufügen, daß Felice Cremona in der Verbannung gegen eine Verbindung ſeiner Tochter mit Caccianemico, der ihr ſo große aufopfernde und vorurtheilsfreie Liebe gezeigt, nichts einzuwenden hatte. Auch konnte dieſe Verbindung jetzt ſtattfinden, ohne daß ein Religionswechſel, der Vater und Kind ſo ſehr widerſtrebte, nothwendig geweſen wäre. Felice Cremona hatte aus ſeinem Schiffbruch genug gerettet, um aus den Trümmern ein neues Glück, eine neue, ſelbſt glänzende Exiſtenz aufzuführen. Ferrari, der ſich in Toskana nicht lange halten konnte, ſtieß bald zu den Flüchtigen, und die Freunde lebten nach den überſtandenen Stürmen ſo glücklich, als man auf fremdem Boden leben kann. Fehlte ihnen auch das Vaterland, ſo konnten ſie doch von hier aus Manches thun, was die Auferſtehung Italiens vorbereitete, und wenn man den alten Cremona jetzt als Carbonaro verklagt hätte, wäre die Anklage wohl gerechtfertigt geweſen.

Doch muß ich noch auf die Villa zurückkommen, die dieſe meine Erzählung veranlaßte. Beim Falle Cremona's nahm ſie der Herzog ſogleich als ſein Eigenthum in Anſpruch, und als er wieder eines Hofbankiers habhaft wurde, verkaufte er ſie dieſem für eine große Summe. Begreifen Sie, daß ſich dieſer neue Hofbankier, ebenfalls ein Jude, in dieſem verhängnißvollen Hauſe wohl fühlen konnte? Aber er gab die glänzendſten Feſte und tanzte auf dem Grabe ſeines Vorgängers. Ich ſage Ihnen, dieſes Volk beſitzt einen erſtaunlichen Muth.

Der Flüchtling.

1.

Mit ſehr aufgeregten Schritten ging der alte Doktor der Philologie und Philoſophie durch ſeine geräumige, von einer grün beſchirmten Lampe nur ſehr dämmerig beleuchtete Wohnſtube, welche zugleich Arbeitszimmer und Bibliothek war. Seine Tochter Minna ſtand indeſſen am Fenſter und blickte anhaltend in die ſchmale Straße hinaus, in welcher nichts als viele dunkle und wenige beleuchtete Fenſter zu ſehen waren. Es war das nämlich eine der Nebengaſſen der Fahrgaſſe zu Frankfurt a. M. Von Zeit zu Zeit erdröhnte das alte Haus, deſſen dritten Stock dieſe breite Stube des Doktors beinahe ganz einnahm, von ziemlich nahem Kanonendonner; der Doktor, wie ſchmächtig er auch immer und wie ſanft er ſonſt ausſah, hielt dann in ſeiner Wanderung inne, ſtampfte voll Zorn mit dem Fuß, ließ wohl auch einen kleinen Fluch, vielleicht einen lateiniſchen, dem Kanonendonner folgen. Seine Tochter fuhr nur, ſo oft jener kriegeriſche Schall ſich hören ließ, erſchrocken zuſammen und ſchlug die Hände ineinander, als ob ſie beten wollte. Ueber ihr ſchönes Frankfurter Gretchen-Geſicht rollte manchmal eine Thräne, und von Zeit zu Zeit wandte ſie ſich, wie Troſt ſuchend, zu ihrem Vater mit der Frage, ob Das noch lange ſo fortgehen werde? Der alte Doktor und ehemalige Gymnaſiallehrer antwortete mit etwas Grauſamkeit, die ſich bei ſeinem ſonſt ſo milden Gelehrtengeſichte beinahe komiſch ausnahm: „Sie müſſen doch dieſe Rebellen in Grund und Boden ſchießen, um ein Exempel zu ſtatuiren und dieſer demokratiſchen Wirthſchaft ein für alle Mal ein Ende zu machen.“ Minna, trotz dem tiefen Kummer, den ſie in dieſer Stunde fühlte, trotz der Angſt, die ſich in ihrem ganzen Weſen ausſprach, konnte doch nicht umhin, den Zorn ihres Vaters und ſein martialiſches und grauſames Auftreten beinahe zu belächeln; ſie wandte ſich wieder dem Fenſter zu und horchte aufs Neue. Am Liebſten hätte ſie das Fenſter geöffnet, um beſſer zu horchen und weiter ſehen zu können, aber der Vater hatte ihr Das aufs Strengſte verboten; auch waren vor kaum einer Stunde darmſtädtiſche Soldaten durch dieſe Seitengaſſe gekommen und hatten ihre Kugeln in alle offenen Fenſter geſchickt. Es war Das nämlich am Abende des 18. September des Jahres 1848.

Dr. Bürger konnte ſich über die Vorgänge, die hundert oder fünfzig Schritte von ſeiner Studierſtube, gewiſſermaßen unter ſeinen Augen, wie er ſich ausdrückte, Deutſchland und ſpeziell Frankfurt entehrten, nicht beruhigen. Es ſtürzte dieſe Erſcheinung einer bewaffneten Revolution auf deutſchem Boden alle ſeine Anſichten und Ueberzeugungen von deutſchem Volkscharakter über den Haufen. Er hatte immer behauptet und war in dieſem Glauben alt geworden, daß Dergleichen nur jenſeits des Rheins und höchſtens noch in Polen vorkommen könne; auf germaniſchem Boden aber, auf dem Boden der Treue und langſamen Reife, und nun gar in Frankfurt, eine poſitive Unmöglichkeit ſei. Was er von den in dieſem Jahr bereits vorgekommenen Aufſtänden in Wien, Berlin und anderwärts gehört, hielt er für Uebertreibung, da eigentliche Revolutionen nicht vorkommen könnten, und die ſogenannten Errungenſchaften erklärte er für freie Gaben aus der Machtfülle deutſcher Fürſten; das Parlament nur für ein Mittel, welches die deutſchen Fürſten gefunden, um die Wiederherſtellung des Kaiſerthums anzubahnen und ſo die alte Macht des Reichs den verſchiedenen Erbfeinden gegenüber wieder zur Blüthe zu bringen. Um den Grimm gegen die Inſurgenten und ſeine Grauſamkeit, mit der er jedem Kanonendonner vernichtenden Sieg wünſchte, vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen und einen kategoriſchen Imperativ, der in Geſtalt von Mitleid mit den armen jungen Leuten da unten in ganz anderem Sinne ſprach, zum Schweigen zu bringen, rekapitulirte er ſeine alten politiſchen Ueberzeugungen, von deren Exiſtenz er übrigens bis zum Jahre 1848 kaum eine Ahnung hatte, und ſagte er ſie, in Formeln gebracht, und in Ermanglung eines andern Zuhörers zu wiederholten Malen vor ſeinem Töchterchen her. Mit Athenienſern und Spartanern war Dr. Bürger ein wahrhaft fanatiſcher Republikaner; als Grieche wußte er Perſern und Mazedoniern gegenüber Argumente gegen die Monarchie vorzubringen, wie vielleicht wenige Mitglieder der äußerſten Linken in der Paulskirche; über den ſchlechten Ausgang der Schlacht bei Philippi und das Ende der römiſchen Republik konnte er auch noch bittere Thränen weinen. Aber ſeine republikaniſchen Sympathien fanden ungefähr um dieſelbe Zeit der Schlacht von Philippi ihre Zeitgränzen, und man hätte ihn vielleicht ſchwer gekränkt, wenn man behauptet hätte, daß er als Frankfurter Bürger doch eigentlich auch ein Republikaner ſei.

An jenem Abende mußte ſein Töchterchen unter ſeinen Antipathien und ſeinem Demokratenhaſſe leiden. „O,“ rief er ihr vorwurfsvoll entgegen und erhitzt, als ob ihn der Pulverdampf in den Straßen berauſcht hätte, „o, mein Minnchen, ich weiß ſehr wohl, auf welcher Seite du jetzt mit deinem Herzen ſtehſt. Mir gegenüber ſtehſt du, die Flinte geraden Weges auf mein Herz gerichtet. Ich weiß ganz wohl, daß euere Nähſchule ein gefährliches Demokraten-Neſt iſt, wo du das Gift des Sozialismus und Kommunismus eingeſogen haſt — und dann dieſe unglückſeligen Beſuche in der Paulskirche, wo ſich dieſe Linken eine Sprache erlauben, als ob ſie Spartaner wären und es gar keine Fürſten mehr in Deutſchland gäbe. Wüßteſt du — aber du mußt es ja wiſſen, Minnchen — daß ſelbſt die Spartaner Könige hatten, und zwar gleich zwei auf einmal.“

Der gute Dr. Bürger wußte eigentlich nicht mehr, was er ſagte, und Minna hütete ſich, ihn durch Widerſpruch noch mehr zu erregen. Auch beruhigte er ſich von ſelbſt in dem Maße, als der Lärm des Geſchützes abnahm. An der Löwen-Apotheke und Konſtablerwache, wo es am Lauteſten gedonnert hatte, war es nunmehr ganz ſtill, und im Innern der Häuſer hätte man manchmal meinen können, daß Alles beendet ſei, wenn die Stille nicht hie und da durch den Schuß aus einem einzelnen Gewehre oder durch einzelnes Lärmen und Gepolter, das aus den verſchiedenſten Richtungen, bald aus der Tiefe eines Hofes, bald von der Höhe eines Daches kam, unterbrochen worden wäre. Es war ſchon ziemlich ſpät, und der Doktor der Philologie ging bereits langſamen und ruhigen Schrittes durch ſeine Stube und dachte jetzt, anſtatt einen Siegesgeſang anzuſtimmen, ſeinem friedlichen und ſanften Charakter angemeſſen, über das Unglück von Revolutionen, beſonders von Kämpfen zwiſchen Landsleuten, nach. In ſeiner milden Stimmung erinnerte er ſich reumüthig der Reden in Philippum, die er im Laufe der letzten Stunden über das theure Haupt ſeines Kindes geſchüttet, und er näherte ſich dem Mädchen, nahm ihren Kopf zwiſchen beide Hände und ſah ihr beim Scheine des Lichtes, das ein Fenſter von gegenüber hereinwarf, in die Augen, die es nicht verleugnen konnten, daß ſie während dieſes Abends manche Thräne vergoſſen. —

„Du haſt geweint, mein Kind,“ ſagte der Alte, ſelbſt mit bebender Stimme — „Du haſt recht — der Himmel weiß, wie viel Unglück in dieſen wenigen Stunden geſtiftet worden, wie viele Mütter ihre Söhne verloren und wie viele edle Herzen, die noch viel Gutes hätten thun können, auf beiden Seiten, ja, ja, auf beiden Seiten, zu ſchlagen aufgehört. Glaube nicht, mein gutes Kind, daß ich dieſe jungen Leute, die den Aufruhr ſtiften, ſo unbedingt verurtheile; ich erkenne an, daß Viele von ihnen das edelſte Streben haben, daß ihnen die ſchönſten Ideale vorſchweben von einem mächtigen und freien Vaterlande, von einer deutſchen Republik, die allerdings, wenn ſie zu Stande käme, die einzige wäre, welche die Tugenden von Sparta und Athen in ſich vereinigen würde. Es iſt auch wahr, und die Geſchichte der alten Welt beweiſt es, daß das Große und Schöne, daß patriotiſche Geſinnungen, Heldenmuth, Künſte und Wiſſenſchaften nur in der Freiheit gedeihen — vergleiche nur dieſe Meder mit den Griechen — warum haben dieſe Meder keinen Sophokles, keinen Phidias, wie ſie auch keinen Ariſtides und Traſybul aufweiſen können — auch in Deutſchland —"

Der Doktor merkte, daß er eben im Begriffe war, eine Rede für die Republik zu halten und Alles zu verleugnen, was er den ganzen Abend hindurch gepredigt hatte. Er hielt entſchieden inne und ſah ſeiner Tochter erſtaunt ins Geſicht, als ob ſie es geweſen wäre, die eben dieſe Rede gehalten. Er war etwas beſchämt und verlegen. Zum erſten Male ſeit vielen Stunden verzog Minna ihren jugendlichen, roſigen Mund zu einem liebenswürdigen Lächeln, ſchlang beide Arme um den Nacken ihres alten Vaters und küßte ihn herzlich. Er fühlte ſich wie von einem Alp erlöſt, denn er glaubte ſich ſo eben mit ſeinen Reden, indem er ſich ſelbſt widerſprach, bloßgeſtellt zu haben, und während der letzten Stunden hatte er ſie als ſeinen politiſchen Gegner betrachtet und manchen Seufzer darüber ausgeſtoßen, daß die Politik die heiligſten und herzlichſten Familienbande zerreiße. Gerührt drückte er ſie ans Herz und ſagte: „Mein gutes Kind, ſiebzehn Jahre biſt du alt und haſt ſchon Solches erlebt, wie ſonſt ganze Menſchenalter nicht. Mögeſt du durch dieſen Tag deinen Tribut an das Schickſal bezahlt haben, und möge Feindes-Einbruch, Krieg zwiſchen Landsleuten, Zwietracht und Blutvergießen nie wieder die Kreiſe deines Lebens ſtören. — Jetzt ſcheint bereits Alles ruhig zu ſein, ſo begib du dich auch zur Ruhe und ſchlafe wohl."

Minna ſteckte eine Kerze an, drückte ihrem Vater noch die Hand und ſtieg zwei Treppen höher hinauf unter das Dach, in ihre kleine beſcheidene Schlafſtube. Sie fühlte, wie noch die Aufregungen des Tages in ihr nachzitterten; ſie hörte noch den Donner des Geſchützes in ihrem Herzen wiederhallen und wußte.

daß die Unruhe ihres Gemüthes ſie nicht würde einſchlafen laſſen. Sie löſchte das Licht aus, öffnete das Fenſter und horchte in die milde, feuchte Septembernacht hinaus. Ueber der Zeil und dem Roßmarkt ſchwebten die Septembernebel, röthlich gefärbt von den Wachtfeuern, welche unten auf dem Pflaſter die Oeſterreicher in großer Anzahl entzündet hatten; ſonſt war es tief dunkle Nacht. Auch war es ganz und gar ſtille geworden, wenigſtens in der Nähe dieſes Hauſes, und nur ſehr ſelten hallte der Schritt der Patrouillen, welche die ganze Stadt nach allen Richtungen durchzogen, und ihre gegenſeitigen Anrufe in das Dachſtübchen herauf. Minna's Ausſicht aus dieſer Stube ging nur auf Dächer, Giebelſpitzen und Schornſteine, und die Einſamkeit dieſer obern Welt erfüllte ſie heute mit einer tiefen Melancholie, wie ſie ſonſt in ſiebzehnjährige Herzen ſelten einzuſchleichen pflegt. Ihr Vater, der alte Philologe, hatte ſie in der Bewunderung der Patrioten der alten Welt erzogen und ihr immer wiederholt, daß es in unſerer Zeit ſolche Helden nicht mehr gebe. Er hatte ihren Geiſt wie ihre Phantaſie mit Idealen erfüllt, deren Verwirklichung er als unmöglich darſtellte und nach denen er gerade dadurch die Sehnſucht ſeines Kindes nur verſtärkte. Als die Bewegungen in Deutſchland ausbrachen, als ſie von Kämpfen und Aufopferungen hörte und dazu die begeiſterten Reden, die gerade in Frankfurt fielen, glaubte ſie, die alte ſchöne Vergangenheit werde zur Zukunft, die Weltgeſchichte in ihrem Kreislaufe kehre zu den Idealen zurück, wie ſie in ihrem Beginne der Menſchheit als Lehre und Muſter für ihren Lebenslauf aufgeſtellt hatte. Als ſie heute Mittag aus ihrer engliſchen Stunde heimkehrte, ſah ſie das kleine Häuflein, das ſich hinter den Barrikaden ſammelte, und im Laufe des Nachmittags hörte ſie von den gewaltigen Truppenmaſſen, die gegen dieſes kleine Häuflein zuſammengezogen wurden. Die Inſurgenten erſchienen ihr als eine kleine Schaar von Helden, die nur von der ungeheuern Ueberzahl erdrückt wurden, und jung wie ſie war, ſtand ſie mit ganzem Herzen auf Seiten der Geächteten, auf Seiten der Schwachen, bewunderte ſie die unbekannten Opfer und machte ſich Vorwürfe, in ſolcher Zeit, an einem ſolchen Tage müßig dazuſtehen, als bloße Zuſchauerin eines Trauerſpieles. Wäre es ihr wenigſtens vergönnt, die Verwundeten zu pflegen, irgend einem der Kämpfer irgendwie zu Hülfe zu kommen.

Nicht um zu ſchlafen, nur um ruhiger an ihren Träumen weiter zu ſpinnen, warf ſie ihre Kleider ab, zog den Vorhang zu und legte ſich zu Bette. Aber trotz dem beſten Willen, über die Ereigniſſe des Tages und die Eindrücke deſſelben fortzudenken und zu ſpinnen, trotz der Unruhe in Blut und Gemüth, war die Jugend doch ſtärker; ihre Jahre gränzten noch an die Provinz, die der Schlaf mild und allmächtig beherrſcht, an die Kindheit. Schon ſchwammen Traum und Wirklichkeit in einander, als ein eigenthümliches Gepolter ſie wieder weckte, daß ſie, heute immer nur Außerordentliches erwartend, raſch aus dem Bette und wieder ans Fenſter ſprang. Sie ſah, wie ungefähr zehn Häuſer weit von ihr eine männliche Geſtalt raſch über den Firſt eines Daches dahinlief, wie ſie, am Giebel angekommen, ohne zu zaudern, auf ein viel tiefer liegendes Dach hinunterſprang, ausglitt und die ganze eine Seite des Daches hinabrutſchte. Minna glaubte den Mann verloren, aber plötzlich ſtand er am äußerſten Rande des Daches wieder aufrecht und lief in einer Dachrinne eben ſo raſch wie vorhin weiter. Mittlerweile waren auch aus dem Dache eines der Häuſer hinter dem Flüchtling mehrere Geſtalten zum Vorſchein gekommen, und zwar, wie es ſchien, aus derſelben Oeffnung, aus der Jener hervorgekommen. Sie ſahen ſich eine Weile um und nahmen dann denſelben Weg, und zwar mit derſelben Raſchheit. Minna zweifelte nicht einen Augenblick: der Flüchtling war einer von den Aufſtändiſchen, der von Polizei oder Soldaten verfolgt wurde. Sie bückte ſich weit vor, um ihm nachzuſehen, und bemerkte mit Schrecken, daß er unaufhaltſam einer Seite entgegenlief, wo die Dächer durch ein Gäßchen unterbrochen wurden und wo er entweder in das Gäßchen wie in einen Abgrund ſtürzen oder, wenn er es bemerkte, innehalten und in die Gewalt ſeiner Verfolger fallen mußte. Er war zu fern, auch erhoben die Verfolger ein zu lautes Geſchrei, als daß ſie ihm hätte zurufen und ihn warnen können; ſie faltete unwillkürlich die Hände wie zum Gebet, als er eben an der gefährlichen Stelle ankam, und ſie ſtieß augenblicklich einen kleinen Freudenſchrei aus, denn der Flüchtling war mit einem Sprunge über das Gäßchen auf ein etwas tiefer gelegenes Dach gelangt, und er ſchien gerettet, da wohl ſchwerlich die Häſcher den gefährlichen Sprung nachahmen wollten. In der That ſtutzten dieſe vor dem Abgrunde, aber ſie ſtellten ſich raſch in eine Reihe, und jetzt erſt glaubte Minna Waffen blitzen zu ſehen. Einige Sekunden darauf knallte es von dort dem Flüchtlinge nach, der indeſſen bei einer Wendung, die er jenſeits des Gäßchens machen mußte, den Augen des Mädchens entſchwunden war, indem er ſich jetzt auf den Dächern ihrer eigenen Häuſerreihe befand. Da ſie ihn aus den Augen verloren, wurde ihre Angſt um ihn deſto größer; er konnte jetzt gerade, von einer Kugel getroffen, zuſammen- und von den Dächern hinabſtürzen. Aber die Häſcher ſchoßen nicht mehr, und Minna war auf das Fenſterbrett geſtiegen und auf das kleine Vordach vor demſelben, hielt ſich mit der einen Hand feſt und beugte ſich weit vor, um ſo viel des Schauplatzes als möglich überſehen zu können. Der Flüchtling war verſchwunden. Die Häſcher maßen die Breite des Abgrundes vor ihnen, und ſie ſah, wie zwei von ihnen denſelben Sprung wagten. Drüben angekommen, kletterten ſie geraden Weges das Dach hinan, um auf der andern Seite deſſelben zu verſchwinden. Dort mußte alſo, um ſich dem Bereiche ihrer Kugeln zu entziehen, auch der Flüchtling verſchwunden ſein, von dem ſie keine Spur mehr entdeckte und den ſie nun mit Trauer glaubte ſeinem Schickſale überlaſſen zu müſſen. Es fiel ihr ein, daß ſie mit einiger Gewalt in eine andere, eine geſchloſſene Dachſtube in ihrer Nähe gelangen und daß ſie von dort das traurige Schauſpiel vielleicht bis zu ſeiner Entwicklung mit anſehen, vielleicht auch dem Flüchtling irgendwie helfen könnte. Sie wollte eben wieder durch das

Fenſter in ihre Stube zurück, als ſie ganz in ihrer Nähe ein unbedeutendes Geräuſch vernahm und, dieſem Geräuſche mit dem Auge folgend, erkannte, wie eine männliche Geſtalt leiſe von der Spitze eines benachbarten Daches herunterrutſchte, um ihren Weg in der Dachrinne zwiſchen den zwei Häuſern fortzuſetzen. Minna zweifelte keine Sekunde lang, daß es jener Flüchtling war; ſie beugte ſich noch einmal vor und rief: „Hier herein!“ Mit einem Sprunge ſtand der Mann auf dem kleinen Dächlein, noch bevor Minna ganz Zeit gehabt hatte, ſich in die Stube zurückzuziehen. Noch raſcher war er auf ſeinem Wege von dem Dächlein in die Stube. Er hatte aber kaum den Fuß auf den Boden geſetzt, als ſchon das Fenſter und über dem Fenſter ein Laden geſchloſſen und die Stube mit der undurchdringlichſten Finſterniß gefüllt war.

„Uf! das war eine Jagd,“ ſagte der Neuangekommene vor ſich hin, und nachdem er mehrere Male tief aufgeathmet, fügte er hinzu: „Jetzt weiß ich, wie es dem gehetzten Hirſch zu Muthe iſt.“ — Wieder nach einer längeren Pauſe fragte er: „Wo bin ich? Wer hat mir dieſen Rettungshafen geöffnet?“ — Da keine Antwort erfolgte, ſprach er weiter: „Das iſt gleichgültig, ich glaube mich hier ſicher und im Vollgenuß und Gefühl des wiedergewonnenen Lebens und der geretteten Freiheit — ich möchte ſingen, aus ganzem Herzen aufjauchzen.“

„Erlauben Sie,“ ſagte jetzt Minna, „daß ich Sie auf das Geräuſch hier in der Nähe aufmerkſam mache, das ſind Ihre Verfolger, die Sie ſuchen. Jeder Ton kann ſie aufmerkſam machen und herbeiziehen.“

„Eine weibliche Stimme, ſogar eine liebliche junge Mädchenſtimme,“ rief der Fremde mit einem Tone, aus dem die angenehmſte Ueberraſchung leicht herauszuhören war. „Meine Retterin iſt ein holdes junges Geſchöpf, das iſt ja prachtvoll.“

„Ich bitte Sie,“ zu ſchweigen,“ flehte Minna wieder, „Sie hören ja, wie ſich die Schritte nähern; wie leicht kann ſie nicht der geringſte Laut herbeiziehen.“

In der That hörte man bald in der Nähe hohle Schritte auf dem Dache, auch einzelne Worte und Flüche, daß die Beute ſo plötzlich und wie durch Zauber entwiſcht ſei. Der Flüchtling konnte nicht umhin, ſich vor Freude die Hände zu reiben und gerade in dem Augenblicke, als jene Männer hart über und am Fenſter vorbeizogen, mit freilich gedämpfter Stimme vor ſich hin zu ſagen: „Das iſt mir lieber, als wenn ich hundert Meilen weit von ihnen wäre.“ Minna warnte wieder mit einem leiſen „St“, und er ſchwieg jetzt, ſo lange man noch einen Laut oder Ton von den Verfolgern hören konnte. Dann begann er wieder zu plaudern, und das war ihm höchſt wahrſcheinlich Bedürfniß in der Aufregung, in die ihn die höchſt gefährliche Flucht und der Lauf über die Dächer verſetzt hatte. „Ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig,“ begann er der Seite zugekehrt, wo er im Dunklen einige Bewegung vernahm, „ich muß Ihnen erzählen, meine edle Retterin, wie ich auf dieſem ungewöhnlichen Wege zu Ihnen gelangte. Nachdem die Barrikade in der Fahrgaſſe genommen war, verließen wir, wir vier Leute, die ſie vertheidigten, man kann wohl nicht ſagen: auf feige Weiſe, unſern Poſten, denn wir hatten ſo viel Artillerie und Infanterie uns gegenüber, als eben jene ganze Gegend faſſen konnte. Wir zerſtreuten uns, und ich ſuchte nach dem Römer hin zu gelangen, als mir in einer kleinen Seitengaſſe eine Streifpatrouille mit zwei Poliziſten und einer bürgerlichen Kanaille an der Spitze entgegenkamen. Ich ſah, wie beſagte bürgerliche Kanaille auf mich deutete und die zwei Poliziſten ſich ſofort gegen mich in Bewegung ſetzten. Vor mir die Patrouille, hinter mir einige Bataillone — es blieb mir nichts Anderes übrig — ich ſprang auf eine Thüre rechts von mir los, ſie nach, ich eilte eine Treppe hinauf, eine zweite, eine dritte, denn ich höre die Verfolger hinter mir — ich befinde mich plötzlich unter einem Dache und ſpringe zur Dachlucke hinaus. Da ſtand ich und hatte ein weites Feld der Wanderſchaft und Wirkſamkeit vor mir. Aber ich ſah allerdings ein, daß jetzt die Beine einer Gemſe oder die Krallen einer Katze höchſt wünſchenswerth wären. Man ließ mir keine Zeit, über das Thema: es iſt ſo ſchwer, ein Menſch zu ſein, nachzudenken, ſchon polterte es hinter mir, und ich mußte mich ohne Führer auf dieſe Wanderung durch die Frankfurter Schweiz einlaſſen. Da ging es denn über Berg und Thal und Abgründe, unter den verſchiedenſten Reiſeeindrücken, und manchen Kater ſtörte ich in ſeiner Ruhe, und manche Lawine von zerbröckeltem Schiefer und verfaulten Schindeln brachte ich zu Falle — bis ich eine holde Stimme hörte, etwas Weißes ſchimmern ſah, wie jene weißen Rehe, die den irrenden Ritter in Zauberſchlöſſer führen — und da ſitze ich und harre, bis es der edlen Retterin beliebt, mir ihr edles Geſicht zu zeigen. Aber mit all Dem ſagte ich Ihnen noch nicht, wer eigentlich der glückliche Unglückliche iſt, den Sie aus den Krallen der Frankfurter, vielleicht reichsverweſenden Gerechtigkeit gerettet haben. Ich, Señora, euer Schützling, bin einfach ein Stud. jur. aus Heidelberg und ſtamme aus der fröhlichen Pfalz, Gott erhalt's. Da vernehme ich vor einigen Tagen, daß hier in Frankfurt etwas koche und brodle, was ſich als eine hübſche Revolution herausſtellen könnte, und ich, der ich mein Lebtag nichts ſo ſehr gewünſcht habe, als mich einmal für jenes große Unbekannte zu ſchlagen, was wir Deutſchland nennen, oder auch deutſche Einheit und Freiheit, oder auch deutſche Ehre,

‚denn vielbenamt iſt, was nicht einen Namen hat,‘

und ich kam, ſah, ſchlug und wurde beſiegt, ich Paul Eckhardt.“

Mit wie heiterem Tone Paul Eckhardt ſeine Erzählung begonnen, mit ebenſo traurigem beſchloß er ſie. Seine Stimme ſank mit den letzten Worten in eine tiefe melancholiſche Tonart, und wie ihm darauf ein leiſer Seufzer antwortete, verſank er in gänzliches Schweigen.

Bei all Dem war es noch immer ſo dunkel in der Stube, daß der Student nicht ſeine Hand ſehen konnte. Es zerſtreute ihn nichts, und ſo verſank er immer tiefer in Nachdenken. Minna glaubte ſchon, er ſei vielleicht, von den Mühen des Tages und den Aufregungen der letzten Stunde abgeſpannt, in Schlaf gefallen, als er mit Einem Male und zwar wieder mit der alten Friſche und Heiterkeit das Geſpräch aufnahm.

„Nun, meine edle Unbekannte,“ begann er, „verſchleiertes Bild von Sais, Tochter der Nacht, Stern hinter Wolken, ſoll es ewig dunkel bleiben in meinem Leben, ſeit ich von der Höhe des Sieges herabgeſunken bin in den Abgrund der Niederlage? Nein, ſo wie wir, die Geſchlagenen, uns wieder erheben werden aus Nacht zu Licht, ſo laſſen auch Sie, Göttin oder auch Weib, mich auftauchen aus dem Schatten kimmeriſcher Nacht und dankbar in Ihr Antlitz ſehen.“

Minna bat ihn, noch einen Augenblick ſich zu gedulden; ſie werde ſo bald als möglich die Kerze anſtecken. Bald darauf hörte Eckhardt, wie ſie das Feuerzeug in die Hand nahm. „Halt,“ rief er da, „noch einen Augenblick. Ich will Ihnen erſt ſagen, wie Sie ausſehen, wie mir Sie der Ton und der Ausdruck Ihrer Stimme licht auf den dunkeln Hintergrund gemalt, und wie ich mir das Ideal einer Retterin denke und wünſche. Sie ſind kaum achtzehn Jahre alt, haben blondes Haar, deſſen Goldglanz ſanft gedämpft iſt, als ob eine liebende Hand die Aſche der feinſten Havanna-Cigarre darüber ausgeſtreut hätte; tragen dieſes Haar in den einfachſten Scheiteln und verbergen ſeine Fülle rückwärts in gewaltigen dicken Flechten. Das Auge iſt blau, Das verſteht ſich; was ſich aber nicht verſteht, Das ſind dunkelbraune, breitgewölbte, ſehr feine Augenbrauen, ebenſo dunkle Wimpern, die auf das blaue Auge einen ſchwarzen Schatten werfen und über deſſen Sanftheit täuſchen — fern ſei, ſolchen Augen eine römiſche oder auch griechiſche Naſe — unklaſſiſch, aber romantiſch, wünſche ich eher eine kleine —“

Hier wurde der Student in ſeiner malenden Rede unterbrochen, indem ein Zündhölzchen, praſſelnd und wie von einer ungeduldigen Hand geführt, über eine Fläche fuhr und mit der plötzlich verbreiteten Helle den übermüthigen Redner blendete. Als er ſich wieder gefaßt hatte, ſtand Minna neben der entzündeten Kerze an einem Tiſchchen vor den dunkelblauen geſchloſſenen

Bettvorhängen. Eckhardt ſprang überraſcht auf, um auf ſie zuzueilen. Es war ihm wie ein Zauber. Das Bild, das er ſo eben zu malen angefangen, ſtand lebendig und vollendet vor ihm, aber dieſe blauen Augen blickten mit großer Würde und ſogar mit einigem Zorne über die Art und Weiſe, wie der Student ſo eben ſich mit ihrer Perſon beſchäftigt hatte. Er wollte ihr ſeine Ueberraſchung ausdrücken und ihr ſagen, daß ſie als die Verwirklichung ſeines Ideales vor ihm ſtehe, aber der Uebermuth, der ihn im Dunkeln beſeelt hatte, ſchmolz vor dem Lichte und vor dem Anblicke dieſes jungen, beleidigt ſehenden Mädchens dahin. Schon der zweite Schritt, den er ihr entgegenthat, war langſamer als der erſte. Beſchämt ſtand er vor ihr, die, vom Tode ihrer Mutter her noch in Halbtrauer, in einem ſchwarzen, weiß punktirten Kleide, mit dem ernſten Blicke und mit dem Ausdrucke der Würde, die ihr in der Einſamkeit einem jungen Manne gegenüber der weibliche Inſtinkt als Rüſtung umgethan, und wie der Dichter ſingt, „in Keuſchheit angethan,“ allerdings ganz geeignet war, eine mehr in der Gewohnheit als im Charakter begründete ſtudentiſche Kühnheit in ihre Schranken zurückzuweiſen. Er machte ihr keine Komplimente, er dankte ihr nicht einmal für ſeine Rettung, er erröthete einfach und bat ſie ſtotternd um Verzeihung. Unwillkürlich ſtreckte er die Hand aus, und ſie reichte ihm die ihrige, ohne zu wiſſen, was ſie that. Sein Erröthen und ſeine beſcheidene Bitte demüthigten ſie, denn es ſtand ein junger Mann vor ihr, der, wie ſie ſich wenigſtens in dieſem Augenblicke einbildete, ihrer Vorſtellung von einem begeiſterten Freiheitskämpfer ebenſo entſprach, wie ihre Erſcheinung ſeinem Ideale.

Paul Eckhardt war eine jener Geſtalten, die man am linken Rheinufer nicht ſelten findet, ein Gemiſch von Süd und Norden, das vielleicht das Produkt der römiſch-germaniſchen Vermählung iſt, die in dieſen Gegenden ſtattgefunden. Sein langes, auf die Schultern herabfallendes Studentenhaar war dunkelblond, ſeine Geſichtsfarbe beinahe ohne alle Nüancen, braun und bronzirt, ſeine Augen ſchwarz und glänzend, die Naſe kühn und geierhaft geſchwungen; nur Mund und Kinn ſänftigten auf nordiſche Weiſe das glühend Südliche des ganzen Geſichtes. Nordiſch war auch die ganze ſchlanke Geſtalt, eine jener Geſtalten, welche die Dichter des Nordens mit der Tanne, die des Südens mit der Palme vergleichen. Es war ein ſchönes Paar, das ſich da in der Einſamkeit der Mitternacht in einer entlegenen Dachſtube gegenüber ſtand, und alle holden und gefährlichen Möglichkeiten der Jugend ſchwebten über ihren Häuptern. Sie fühlten wohl ihre Mächte durch den „Dämmer weben", und ſie neigten ihre jungen Häupter und ſchwiegen.

Eckhardt war der Erſte, der wieder das Wort ergriff. „Und was jetzt?" fragte er mit der tiefſten Unterthänigkeit, „was befehlen Sie, daß ich jetzt beginne?"

Minna ſah eine Zeit lang nachdenklich auf den Boden, dann dem Fragenden ins Geſicht und ſagte: „Man wird wohl die ganze Nacht hindurch nach den Aufſtändiſchen ſuchen, und beſonders in den Straßen, die an den Kampfplatz ſtoßen. Sie könnten mit dem erſten Schritte aus dem Hauſe Ihren Verfolgern in die Hände fallen — es iſt wohl am Beſten, Sie bleiben für jetzt hier in dieſer Stube."

„Hier?" fragte Eckhardt verlegen.

Die Verlegenheit wirkte anſteckend auf das Mädchen. Sie ſchlug wieder die Augen nieder und ſtotterte: „Ich weiß Niemand hier im Hauſe, dem ich Sie anvertrauen möchte."

„Haben Sie keinen Vater oder Bruder?"

„Einen Vater," erwiderte Minna — „er iſt gut, und obwohl nicht Ihrer Meinung und Partei, wären Sie gewiß ſicher bei ihm geborgen. Aber er iſt etwas ängſtlich, und es könnten ihm, wenn er einen Revolutionär verbirgt, größere Gefahren daraus entſtehen, als mir. Es iſt beſſer, er erfährt nichts von Ihrer Anweſenheit."

„In Ihre Hände, mein Fräulein, gebe ich mich ganz und gar, und erlauben Sie mir, hinzuzufügen, daß ich mich Ihnen mit einem Gefühl beſonderer Genugthuung anvertraue. Verfügen Sie über mich, ſeien Sie mein Schickſal — ich wünſche mir kein ſchöneres."

Bei dieſen Worten drückte er ihre Hand, die er ergriffen hatte, um ſie ſogleich wieder fallen zu laſſen. Wieder verlegen, ließ er ſeine Blicke durch die kleine Stube ſchweifen. Es war der ächteſte Mädchen-Aufenthalt. Einige alte Möbel, ein Bett mit Vorhang, einige kleine Bildchen an der Wand; eine Anzahl von Büchern und Schreibmaterial mit alten Schulheften neben einer Waſſerflaſche, einer Kaffeetaſſe und einer Uhr, die nicht ging, auf der Kommode, bildeten den ganzen Hausrath, und über Alles war ein Duft der Reinlichkeit und der Jungfräulichkeit ausgegoſſen. Die Dunkelheit, in die Anfangs die Stube getaucht geweſen, hatte Minna benützt, um ſich anzukleiden und Alles in Ordnung zu bringen, daß es jetzt nach Mitternacht hier ſo ausſah, wie ſonſt um neun Uhr Morgens. Eckhardt, der ſich gewiſſe Fauſt-Szenen immer in die alte Reichsſtadt Frankfurt verſetzt dachte, erinnerte ſich bei dieſem Anblick an Gretchens Zimmer, fühlte aber nichts von dem Mephiſtopheles in oder neben ſich, von dem er ſich manchmal einbildete, daß ein Stück in ihm ſtecke. Minna zeigte auf einen alten Strohſeſſel und gehorſam ſetzte er ſich hin, als ob er ohne beſondere Erlaubniß nicht wieder aufſtehen wollte. Gerührt von ſeiner Haltung und Fügſamkeit, ſetzte ſich ihm Minna gegenüber und fühlte ſie die Pflicht der Wirthin, es ihm hier heimiſch zu machen. Sie brachte das Geſpräch auf den Kampf, und er erzählte abwechſelnd in begeiſterten und entrüſteten Worten. Und ſie blickte ſelbſtvergeſſen, ſeinen Worten wie ſeinen Gefühlen folgend, in die glühenden Augen und auf den ſchönen beredten Mund. Wie ſchnell begann den Beiden die Zeit zu verſtreichen, und nach wie kurzer Zeit fühlten ſie ſich als alte Bekannte! Paul Eckhardt erholte ſich auch mehr und mehr von der Befangenheit, in die ihn das ernſthafte Weſen ſeiner Beſchützerin verſetzt hatte, und ging nach und nach in den Ton über, den das Gefühl der alten Bekanntſchaft natürlich machte. Plötzlich hielt er inne, als ob ihn eine neue Empfindung überkäme, und ſenkte ſeinen ſchönen Kopf gedankenvoll in die Hand.

„Was iſt Ihnen?“ fragte Minna beſorgt.

„Verzeihen Sie,“ bat er lächelnd, „verzeihen Sie, ich bin hungrig. Seit zwölf Uhr ſtand ich hinter der Barrikade, dann die heftige Bewegung der Reiſe über die Dächer — und dann — auch die patriotiſche Aufregung macht Appetit. Ich bin nun einmal Ihr Gaſtfreund —“

Minna erhob ſich lächelnd, entſchuldigte ſich, nicht ſelbſt an dieſe Möglichkeit gedacht zu haben, holte einen Schlüſſelbund aus einer Schürzentaſche und ging zur Thüre hinaus, wo ſie die Schuhe vom Fuße zog, um unhörbar auf den Strümpfen in den dritten Stock zu ihrem Speiſeſchrank hinabzuſteigen. Als ſie nach kaum zehn Minuten mit einem wohlbedeckten Teller in die Dachſtube zurückkehrte, ſaß Paul mit dem Kopfe an die Kommode gelehnt und war in den tiefſten Schlaf verſunken. Minna ſetzte leiſe den Teller hin, holte ein Kiſſen aus ihrem Bette und ſchob es ſanft zwiſchen die ſcharfe Kante und den Kopf des Schläfers, ohne ihn zu wecken. Dann ſtellte ſie ſich, das Licht vorſichtig mit der Hand bedeckend, vor ihn hin, betrachtete ihn lange und dachte: „Wie ſchön iſt er! Wie glücklich bin ich, ihn gerettet zu haben und vielleicht noch etwas für ihn thun zu können!“ — Dann ſetzte ſie ſich ihm gegenüber und fuhr mit mehr Muße in ihrer Betrachtung, vielleicht auch in ihren Träumen fort, bis auch ihre Jugend „dem kindlichen Gott, dem Gott der Kindheit“ erlag. Und als die Sonne aufging, beleuchteten ihre Strahlen, die bequem durch die breiten Spalten des Ladens drangen, eine über den Rand des Leuchters herabgeſchmolzene Kerze und zwei Schläfer, deren tiefe Athemzüge geſund und friſch auf rhythmiſche Weiſe die ſtille Stube erfüllten.

2.

Als Paul erwachte, fand er ſich allein. Halb verſchlafen, öffnete er den Laden und ſah gähnend über die Dächer hin, bis ihm einfiel, welche Rückſichten er ſeiner Retterin ſchuldete, und er ſich zurückzog. Wie ein unglückliches Omen fiel es ihm auf, daß er, als er in der Nacht durchs Fenſter geſtiegen, Minna's Blumen vor demſelben zum großen Theile zertreten hatte. „Gutes, holdſeliges Geſchöpf," dachte er, „ſollte ich beſtimmt ſein, die Blumen deines Lebens zu zertreten?" Aber er war nicht der Mann, traurige Ahnungen und Gedanken in ſich aufkommen zu laſſen. Wie er geſtern über Höhen und tiefe Gaſſen dahingeſprungen war, ſo war ſein jugendlicher Geiſt daran gewöhnt, heiter über Abgründe zu ſpringen. Er dachte nur an Minna, an die Anmuth, in der ſie vor ihm geſtanden, an ihre Güte und Schönheit und endlich an das liebenswürdig ernſte, achtunggebietende Weſen ihrer ganzen Erſcheinung. Er hielt es für ſeine Pflicht, die verborgene Mädchenſtube, in der er ſich mit Ehrfurcht umſah und in der er während der Abweſenheit der Beſitzerin nichts zu berühren wagte, ſobald als möglich zu verlaſſen; aber er mußte ihre Rückkehr abwarten, um ihr zu danken und vor Allem, um ſie noch einmal zu ſehen und um ſich ihr Bild in ſein dankbares Herz für immer einzuprägen. Er ſetzte ſich wieder ruhig hin, und ſonderbarer Weiſe traten von ſeinen geſtrigen Erlebniſſen nur die letzten ſchönen Szenen, in denen ſchon Minna eine Rolle ſpielte, vor ſeinen Geiſt. Sie ſchwebte ihm in unendlicher Lieblichkeit vor, und er war begierig, ob ſie ihm heute bei kälterem Blute und nüchternem Tageslichte ebenſo erſcheinen werde.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als Minna mit einer Kaffeemaſchine in der Hand eintrat. Paul ſprang ihr entgegen und küßte ihr die Hände. Minna ſtand betreten und that einen Schritt rückwärts, als ob ſie wieder die Stube verlaſſen wollte.

„Das galt meiner Retterin," ſtammelte er entſchuldigend, und ſie trat wieder lächelnd vor, ſtellte die Maſchine auf den Tiſch und begann, den Trank zu brauen. Sie ſetzte ſich hin und blickte in die Spiritusflamme; ſo that auch Paul, und man hörte nichts in der Stube, als das Brodeln des Waſſers und das Singen der Maſchine. Aber auf dem Geſichte der beiden jungen Leute lag ein ſchüchternes, in Verlegenheit ſchweigendes Glück.

Der Kaffee war fertig, und Paul weigerte ſich, ihn zu berühren, wenn Minna ihm nicht Geſellſchaft leiſtete, und ſo wurde der Trank in einer Taſſe und einem Glaſe gemeinſchaftlich genoſſen und löſte die Zungen, und Paul vergaß ſeinen Vorſatz, die Stube zu verlaſſen. Er erinnerte ſich deſſen erſt, als es eilf Uhr ſchlug und Minna ſich erhob, um das Mittageſſen für ihren Vater zu bereiten, der in einer Stunde von der Bibliothek heimkehren ſollte.

Paul ergriff ſeinen Hut und wollte Abſchied nehmen. Aber es war ihm mit Einem Male zu Muthe, wie ihm in ſeinem Leben noch nie zu Muthe geweſen; er fühlte zum erſten Male, was ein Abſchied ſei, ein ſolcher Abſchied, dem alle Worte nicht genügen und der zum Schweigen verdammt iſt. Er ergriff ihre Hand, und ſie fühlte, wie er zitterte. Sie hatte kaum den Muth, ihm ins Geſicht zu ſehen, das er geſenkt hatte und das erblaßt war, während ſich ſeine Lippen tonlos bewegten.

„Was wollen Sie?“ fragte Minna und hatte bei dieſem Anblicke auch nicht den Muth, ihre Stimme über ein deutliches Flüſtern zu erheben.

„Fort,“ ſtieß er heftig heraus und wandte ſich ab.

„Unmöglich,“ erwiderte jetzt Minna kräftiger und mit Entſchiedenheit — „ich habe mich heute ſchon umgeſehen und erkundigt — die Aufregung iſt groß, es wird noch auf die Aufrühreriſchen gefahndet — die Thore der Stadt ſind alle geſchloſſen, und man hat Urſache, zu glauben, daß ſie von verkleideter Polizei bewacht ſind — Sie rennen in Ihr Verderben, wenn Sie ſich jetzt ſchon auf die Straße wagen —“

„Es kennen mich hier nur Wenige,“ ſagte Paul beruhigend, „die Polizei muß nicht wiſſen, daß ich hinter den Barrikaden geweſen.“

„Das ſieht man Ihnen auf hundert Schritte an,“ lächelte Minna und fügte leiſe hinzu: „Und dann — Sie haben ein ſo auffallendes Geſicht, daß der Späher, der Sie nur einen Augenblick bei den Revolutionären geſehen, es gewiß nicht vergeſſen hat.“

„Geben Sie mir eine Scheere,“ bat Paul, „ich will Haare und Schnurrbart abſchneiden und mich ſo entſtellen, daß mich kein Poliziſt der Welt wieder erkennen ſoll."

Minna ſah ihn von der Seite an, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Was würden Ihre Freunde ſagen, wenn ſie Sie nicht wieder erkennen? Es würde auch nichts nützen, mit dem Haarabſchneiden können Sie ſich nicht unkenntlich machen. Sie ſind mir vom Schickſal anvertraut, ich muß für Ihre Sicherheit ſorgen; bleiben Sie hier, bis ich Ihnen Nachrichten bringe, daß Ihre weitere Flucht ohne zu große Gefahren möglich iſt. Ich will weitere Erkundigungen einziehen."

„Aber wenn man erfährt, daß Sie mich hier verborgen haben," ſtotterte Paul, „ich meine nicht die Polizei, ſondern die Leute — Ihr Vater — mein Fräulein — Ihr Ruf — mein Leben, meine Freiheit ſind mir nicht ſo viel werth, daß ich darum nur ein Stäubchen auf Ihren Ruf, nur eine Sekunde Verdruß Ihrem guten Herzen —"

Paul hatte während dieſer Worte ihre Hand ergriffen, und ein Gefühl, das ihn plötzlich überwältigte, trieb ihm die Thränen in die Augen. Minna bemerkte das wohl; ſie drückte die Hand, welche die ihrige ergriffen hatte, mit offener Herzlichkeit und bat ihn, ſich darüber zu beruhigen. Sie hoffe, mit Vorſicht und Klugheit die Pflichten vereinigen zu können, die ſie ſich und ihrem Schützling gegenüber zu erfüllen habe. Sie bat ihn ferner, ſich ſtille zu verhalten, nicht ans Fenſter zu gehen, und nahm ihm das Wort ab, während ihrer Abweſenheit keinen Entſchluß zu faſſen. Doch erlaubte ſie ihm, wenn ihm die Stube zu enge ſei, ohne Lärm in den Räumen des Speichers vor ihrer Stube zu luſtwandeln. Es ſei keine Gefahr der Ueberraſchung da, da man die Treppe, die heraufführe, und die Thüre, die ſie ſchließe, krachen höre, ſobald ſich Jemand nähere.

„Sie iſt ein Engel! Mein Glück, mein guter Genius hat mich zu ihr geführt! Ein ſolches Mädchen iſt mir nie begegnet! Sie iſt ſchöner und beſſer, als alle meine Ideale. O, um wie viel poetiſcher kann doch die Wirklichkeit ſein, als alle Poeſie!

Wenn mich ein ſolches Mädchen, wenn mich dieſe lieben könnte, wie glücklich wäre ich, was wäre ich auszuführen im Stande!“ Dieſe und ähnliche Ausrufe wiederholten ſich in der kleinen Stube, nachdem ſie Minna verlaſſen hatte. Mehr als einmal überraſchte ſich Paul Eckhardt auf Selbſtgeſprächen. Es fiel ihm nicht ein, von der Erlaubniß, unter dem Dache zu luſtwandeln, Gebrauch zu machen; er fühlte ſich zu wohl in der kleinen Stube, und als Minna gegen Ein Uhr wiederkehrte, um ihm ſein Mittageſſen zu bringen, fand ſie ihn an die Wand gelehnt, wie er mit einem Bleiſtifte auf dieſelbe Verſe ſchrieb. Aber ſie las ſie nicht und verließ ihn gleich wieder, da ihr Vater dieſen Nachmittag zu Hauſe blieb, ſie ihm eine Zeit lang Geſellſchaft leiſten und dann der näheren Erkundigungen wegen ausgehen mußte. Doch wurde ihm die Zeit nicht lange in ſeiner Einſamkeit, trotz der Sehnſucht, mit der er der Rückkehr Minna’s entgegenſah. Er ſchrieb eben Verſe und dichtete ſich in ein Glück hinein, in dem ihm die Stunden vergingen, wie in den Gärten Armidas. Dann betrachtete er jeden Gegenſtand, hatte jetzt auch den Muth, Alles zu berühren, und Alles erzählte ihm von ſeiner Gaſtfreundin. Es war ſchon dämmernder Abend, als ihm zwei Dinge an ihm ſelbſt auffielen; einmal, daß er, ſeit er in dieſer Stube verweilte, ganz und gar das Rauchen vergeſſen, die Cigarre oder Pfeife, ohne die er ſonſt nicht zwei Stunden leben konnte, und dann, daß er alle Gegenſtände im Zimmer berührt und betrachtet, aber den Bettvorhang auch nicht eine Sekunde lang gelüftet hatte. Bei dieſer letzten Bemerkung ſagte er ſich, wie ſchlecht die Menſchheit ſich ſelbſt beurtheile, und wie ſie vorzugsweiſe mit ihrer Ueberwachung der Jugend Unrecht thue. Er wußte, wie heilig ihm Minna war, und wie er des höchſten Muthes, ja des Rauſches bedurfte, um nur ihre Hand zu berühren.

Sie kehrte erſt ſpät am Abend zurück, und ihre Nachrichten beſagten, daß ſich hier unten nichts geändert hätte, daß Paul Eckhardt alſo auch ſein Verſteck nicht verlaſſen könne. Es ſchien ihm unmöglich, wenn auch höchſt wünſchenswerth, länger zu bleiben. „Die Behörden der guten Stadt Frankfurt," ſagte er, „werden nicht zu grauſam mit uns ſein; ich muß es wagen."

„Wir ſind nicht Herren im eigenen Hauſe," berichtigte Minna, die dieſen Nachmittag viel herum gehört und in ihrer Beſorgniß um Paul Eckhardt die Lage der Dinge mit weiblichem Inſtinkte begriffen hatte — „der Reichsverweſer hat ſeine Polizei, und hinter ihm ſtehen Preußen und Oeſterreicher, die nach Willkür in unſerer Stadt wirthſchaften. Es wagt Niemand, vorauszuſagen, welches Verfahren ſie gegen die Revolutionäre einſchlagen werden. Jedenfalls müſſen wir beobachten und abwarten."

„Und ich?" fragte Paul.

„Sie bleiben hier," ſagte Minna entſchieden.

„Unmöglich!" rief Eckhardt, „ich würde es mir nie vergeben, Sie meiner Sicherheit wegen bloßgeſtellt zu haben. Sie ſind noch ſo jung, Minna, Sie wiſſen noch nicht, was es bedeutet, in Ihrer Stube und geheim —"

„Ich weiß es ſehr wohl," fiel ihm Minna raſch ins Wort; „aber ich weiß auch, was ich wagen muß, was mir mein Herz gebietet, wenn es ſich darum handelt, die Zukunft, die Freiheit, vielleicht das Leben eines jungen Mannes zu retten, der noch ſeinem Vaterlande dienen kann, an dem vielleicht das Glück und die Liebe theurer Perſonen, die Liebe von Mutter und Geſchwiſtern hängt —"

Paul ſchüttelte traurig den Kopf. „Sie können mich in dieſer Beziehung ruhig gehen laſſen," ſagte er bitter lächelnd — „kein Vater, keine Mutter, keine Geſchwiſter — ich kenne nichts vom Glücke ſolcher Liebe und vom Glücke einer ſolchen Beſorgniß. Wenn ich in meinem Gefängniſſe verſchwinde, wird nur ein Onkel behaupten, daß mir Recht geſchehen, aber Niemand wird um mich trauern. Ich bin ein Waiſe, allein."

„Allein?" wiederholte Minna gerührt. „Umſomehr iſt es Pflicht, für Sie zu ſorgen."

Paul ergriff Minna's Hände und drückte ſie heftig an ſeine

Lippen, dann ſprang er der Thüre entgegen. Aber Minna war raſcher; ſie verſtellte ihm den Weg und wollte ihm eben mit Kraft gebieten, zurückzuweichen, als ſie zwei Thränen bemerkte, welche aus Pauls Augen herniederfloßen. Sie ließ den Kopf ſinken und ſtreckte ihm beide Hände entgegen. Er faßte ſie wieder und ſank in demſelben Augenblicke ihr zu Füßen. „Minna“ ſtotterte er unter Schluchzen, „es iſt mir, als wären mir alle Verluſte erſetzt, die Sie mich jetzt beweinen ſehen. Ich kenne Sie noch nicht vierundzwanzig Stunden, aber ſchon haben Sie mit Muth und Aufopferung mehr für mich gethan, als wohl je ein Menſch für mich thun wird. Ich bleibe; Sie haben über mich zu gebieten. Ich beſchwöre Sie, glauben Sie nicht, daß ein überſtrömendes Gefühl der Dankbarkeit oder Pflicht und Beſorgniß für Ihren Ruf jetzt aus mir ſprechen; nein, es iſt eine Stimme, die aus dem tiefſten Innern meines Herzens ruft und die es mir ſchon heute den ganzen Tag zuruft, daß ich Sie liebe, daß ich Ihnen ewig angehören werde. Weiſen Sie mich nicht zurück, nehmen Sie meine Liebe an, meine Liebe und Werbung um Sie. Seien Sie mein Weib, und ich kann Ihnen mit größerer Ruhe gehorchen und hier bleiben. Alles will ich für meine Rettung thun, wenn ich nur weiß, daß ich mein Leben, meine Freiheit, alle meine Kräfte für Sie errette.“

Er drückte ſeine Stirne an ihren Fuß, während ſie ſich zitternd an die Thüre ſtützte. Sie ſchwiegen Beide. Die Dämmerung hatte ſich bereits in Dunkelheit verwandelt, als Paul wieder den Kopf erhob und flehte: „Wenn nur ein leiſes Echo der Gefühle, die mein ganzes Herz erfüllen, in Ihnen wiederklingt, ſo antworten Sie mir, geben Sie mir ein tröſtliches Wort.“

Minna bückte ſich zu ihm herab und ſagte leiſe: „Stehen Sie auf, bleiben Sie — ich verſpreche Ihnen, daß Sie ſich, wenn Sie es wollen, für mich retten.“

Eckhardt ſprang auf, wie von einer Feder emporgeſchnellt, und die beiden jungen Herzen ſchlugen aneinander in dem glückſeligen Gefühle einer erſten Liebe. Sie waren Beide ſo jung!

3.

Unten in den Straßen und Häuſern tobten noch immer die Leidenſchaften; man begrub Gefallene, man haderte über Gräbern und am Familientiſche; im Parlamente donnerten Reden voll Anklagen und Gegenanklagen; Gefängniſſe füllten ſich, die Straßen waren von Soldaten durchzogen, während man die Bürger entwaffnete. Flüchtlinge überſchritten bereits die Gränzen des Vaterlandes. Ueberall und in immer weiteren Kreiſen fühlte man die traurigen Nachwirkungen des 18. Septembers, und die Stadt, in welcher Deutſchlands Größe und Freiheit geſchaffen werden ſollte, war traurig, unendlich traurig, unheimlich. Aber oben in der Dachſtube jenes Hauſes in der engen Seitengaſſe ſpielte und webte die glücklichſte Idylle. Da lebten zwei glücklich Liebende, zwei Verlobte, in traulicher, von keiner Seele geahnter Abgeſchiedenheit. Nichts ſtörte ſie; ſie konnten ſich ganz ihren Träumen von einer ſchönen Zukunft und ganz dem ſchönen Momente hingeben.

Wer erwartet eine Schilderung ſolchen Lebens? Anſtatt aller Schilderung, ſagen wir nur: ſie war ſiebzehn, er zweiundzwanzig Jahre alt, und ſie liebten ſich. Mehrere Male ging die Sonne über ihrem Verſtecke auf und nieder — wie viel Zeit für all die tauſend reizenden Kleinigkeiten, für die Spielereien des Herzens und der Phantaſie, wie für die großen Gedanken, die heldenmüthigen Entſchlüſſe, die Opfer und Hingebungen, die alle zugleich in der Liebe ſolcher Jugend Platz haben.

„Was die erſte Liebe ſo verklärt,
Das iſt der Glaube, daß ſie ewig währt,"

und was der Liebe dieſer Beiden außerdem eine gewiſſe Weihe gab, war das Bewußtſein, daß ſie viel zu kämpfen und zu dulden haben würden, daß ihnen eine lange Trennung und damit eine große Probezeit bevorſtehe, durch die ſie ſich ihres Glückes würdig machen ſollten. Paul war in den Augen ſeiner

Geliebten ein Märtyrer, der ſo frühzeitig für ſein Vaterland zu leiden hatte; die Treue, die Ausdauer eines ſolchen Mannes zu bezweifeln, hätte ihr ein Verbrechen geſchienen. Und ihm war Minna ein Geſchenk der Vorſehung, beſtimmt, ihn immer zu beglücken, beſtimmt, ihm ins Exil die ſüßeſte Erinnerung an das Vaterland mitzugeben. Daß Paul in die Verbannung wandern ſollte, das trübte das Glück der Liebenden nur wenig; ſie waren Beide zu ſehr von der Zukunft des Vaterlandes überzeugt, ſie erwarteten mit Zuverſicht eine große Erhebung des deutſchen Volkes, und zwar in naher Zeit; und dieſe nahe Zeit würde ſie mitten im Jubel der allgemeinen Befreiung wieder zuſammenführen. Und wenn Dieſes unglückſeligerweiſe nicht der Fall ſein ſollte, ſo fühlte ſich Paul Eckhardt ſtark genug, um ſich auch auf fremder Erde eine bleibende Stätte zu gründen, und Minna würde ihm auf den erſten Ruf in die Fremde folgen, und wäre es über den Ozean nach Amerika oder Auſtralien.

Und es ward Abend, und es ward Morgen, und die glückſeligſte Woche war mit unzähligen und unerzählbaren Ereigniſſen durch die kleine Stube gegangen. Gefühle, Worte und Thaten hatten die Liebenden mit dem Bewußtſein ihrer Unzertrennlichkeit erfüllt, und Paul hatte die poeſievollſte Häuslichkeit, den ſchönſten Duft einer glücklichen Verbindung kennen gelernt, als endlich die Stunde der Trennung herbeikam. Minna hatte täglich und treu vom Stande der Dinge berichtet; am achten Tage mußte ſie berichten, daß die Verfolgungen nachgelaſſen, da man die Hauptſchuldigen des Aufſtandes bereits in den Gefängniſſen oder in Sicherheit jenſeits der Gränze glaubte, und daß man ungehindert durch alle Thore Frankfurt verlaſſen könne.

Dieſer letzte Nachmittag ging abwechſelnd in Schweigſamkeit und in berauſchenden Beweiſen gegenſeitiger Liebe hin. Spät Abends erhob ſich Minna, ſetzte ihren Hut auf, hüllte ſich in ein großes Tuch und ergriff die Hand des Geliebten. Er ſtand unbeweglich und wie eingewurzelt. Aber ſie zog ihn ſanft zur Thüre — noch einmal ſah er zurück, dann folgte er ihr wie ein

Nachtwandler, bis er ſich mit einem Male unten in der dunklen Straße fand. Sie lehnte ſich an ſeinen Arm, zog ihm den breiten Rand ſeines Hutes tiefer in die Stirne, und ſchweigend und mäßigen Schrittes ging es dem Bockenheimer Thore zu, dann die Promenade entlang zwiſchen den Landhäuſern hin auf die Straße, die gegen Höchſt und Mainz führt. Erſt jenſeits der alten Warte machte Minna Halt.

„Haſt du den Paß?“ fragte ſie, das Papier meinend, das ſie durch eine Kouſine ihrem Bruder hatte entwenden laſſen.

Paul antwortete kaum; er war nicht ſo ruhig wie ſie, um in dieſem Augenblicke an ſeine Sicherheit denken zu können. Anſtatt der Antwort ſchloß er ſie in ſeine Arme und bedeckte ihr Geſicht mit Küſſen. Dann ſchwor er ihr noch die heiligſten Eide ſeiner Liebe und flehte ſie an, ihn nicht zu vergeſſen. Minna hing mit beiden Händen an ſeinen Schultern, wandte ihn dem Mondlichte zu, um ihm noch einmal und recht lange ins Geſicht zu ſehen, und hörte kaum, was er ſchwor und flehte. Noch einmal, ſo wollte er, ſollte ſie ſich zu ihm hinſetzen, auf den Rand des Weges, aber ſie weigerte ſich, drückte ihn noch einmal an ihre Bruſt, ſtieß ihn ſanft der Richtung zu, in der er weiter gehen ſollte, und eilte laufend gegen die Stadt zurück.

4.

Es iſt nicht der Zweck dieſer Blätter, die Fahrten und Abenteuer Paul Eckhardts auf der Flucht und auf fremder Erde ausführlich zu ſchildern. Es war eben ein Flüchtlingsleben, wie hundert andere. Fünf Tage, nachdem er Minna verlaſſen, überſchritt er glücklich die franzöſiſche Gränze, und vor Ende Oktober ſaß er ſchon in Metz und hatte er ſich als Lehrer deutſcher Sprache in der Zeitung angekündigt. Sein Oheim, der Notar in der Pfalz, der ihn bis jetzt hatte ſtudiren laſſen und dem er von Metz aus geſchrieben, hatte ihn in zwei Zeilen auch ſchon wiſſen laſſen, daß er es nie mit den Revolutionären zu thun gehabt und daß er auch jetzt und in Zukunft mit Revolutionären nichts zu thun haben wolle. Die kleine Baarſchaft, die Paul Eckhardt am Tage des Aufſtandes in der Taſche hatte, ſowie der Erlös ſeiner Uhr, die er in Alzei verkaufte, waren dahin, nachdem er ſich in Metz kaum eingerichtet hatte. Die Noth war eben im Begriffe, an ſeine Thüre zu klopfen, als er vier Fünfthalerſcheine in ſeiner Seitentaſche entdeckte. Woher kam dieſe Hülfe in der Noth? Paul Eckhardt bedeckte die Scheine mit ſeinen Küſſen; er zweifelte nicht einen Augenblick, daß er die ganze Sparkaſſe Minna's in Händen hatte. Er nahm ſich vor, die Summe unangetaſtet zu laſſen, ſie als ein heiliges Andenken, als eine Erinnerung an ihre Liebe und Güte aufzubewahren, um ſie ihr in Zukunft, in ſchönen Stunden immer wieder und wieder zu zeigen. Aber in Metz ſchien man damals kein ſtarkes Bedürfniß nach der Kenntniß der deutſchen Sprache zu empfinden; die Schüler blieben aus, und auch Notare und Advokaten, denen er in einer zweiten Annonce ſeine Dienſte anbot, waren mit Schreibern verſehen. Die Frau, bei der er gemiethet hatte, drängte; er ſchuldete ihr bereits einen Monat Miethzins und das Frühſtück, ſeit vielen Tagen die einzige Mahlzeit, die er einnahm. Was war zu thun? Der Gedanke, von Minna's Gelde zu leben, hatte trotz Allem etwas Liebliches; jeder Biſſen Brod mußte ihn an ſie erinnern. Die Thalerſcheine wurden zum Wechsler getragen. Bevor ſie ganz aufgezehrt waren, hatte ſich doch eine, bald eine zweite Stunde gefunden; zufällig machte Paul Eckhardt auch die Bekanntſchaft eines obſkuren Schriftſtellers, der den Ehrgeiz hatte, in eine fremde Sprache überſetzt zu werden, obwohl er in der eigenen noch nicht gedruckt war. Paul überſetzte ſein langweiliges Werk und erhielt drei Franken per Bogen. Er war zufrieden. Er dachte nicht daran, ſich in der Fremde eine bleibende Exiſtenz zu gründen, überzeugt, wie er war, daß ihn ſchon in den nächſten Monaten oder Wochen eine große Umwälzung in die Heimat zurückführen werde. Wenn er nur, und ſei es auch in der elendeſten Weiſe, ohne zu verhungern, über dieſe Wochen oder Monate hinwegkam. An Minna hatte er gleich bei ſeiner Ankunft in Metz geſchrieben, nach dieſem erſten Briefe wartete er, bis er ihr gute Nachrichten geben könnte. Er wartete ſo von Woche zu Woche, und die erhoffte Zeit kam nicht, wohl aber kam der Frühling, und mit ihm ſchienen ſich ausnahmsweiſe die Flüchtlings-Hoffnungen, jene zäheſten aller Täuſchungen, verwirklichen zu wollen. Der Aufſtand in Baden brach los. Paul ließ ſeine Schüler und ſeinen langweiligen Autor im Stiche und ſtand auf deutſchem Boden mit unter den Erſten in Reih und Glied. Er war nach der Pfalz geeilt, weil er dort in ſeiner engern Heimat beſſer glaubte wirken zu können, und weil er dort Frankfurt näher war. Schon ſah er ſich im Geiſte als Sieger in dieſelbe Stadt einziehen, aus der er an Minna's Seite geflohen war, an derſelben Stelle vorbei, wo er mit zerriſſenem Herzen von ihr Abſchied genommen. Nichts wollte er ſich um den Jubel der Bevölkerung kümmern, nichts um die Blumen, welche Jungfrauen den Siegern auf den Weg ſtreuen werden. Er wird ſich durch die jubelnde Menge fortſchleichen und hinaufeilen in die kleine Dachſtube, in die Heimat ſeines Glückes.

Aber Bamberger führte die Pfälzer Aufſtändiſchen über den Rhein nach Baden — und der Reſt iſt bekannt. Im Juli befand ſich Paul Eckhardt mit einem Herzen voll zertrümmerter Hoffnungen wieder als Flüchtling in Straßburg, und bald mußte er auf Befehl der franzöſiſchen Regierung ſich von der deutſchen Gränze weiter entfernen, und er wanderte nach Beſançon. Und da er in Beſançon hungerte, trieb es ihn immer weiter, bis die lange nordiſche Geſtalt mit den langen blonden Haaren an einem ſonnigen Wintertage die Bevölkerung von Avignon in Verwunderung ſetzte.

Es waren um dieſe Zeit an fünfzehn Monate vergangen, ſeit er von Minna Abſchied genommen; ſeit vielen Monaten wußte ſie nicht, wohin ſie dem Irrenden ihre Worte des Troſtes und der Liebe nachſenden ſollte, und er hatte nach ſo vielen geſcheiterten Hoffnungen nicht den Muth, ihr zu ſchreiben. Die Jugend, die ſich Alles möglich glaubt, die ſich ſtark genug wähnt, um alle Hinderniſſe zu beſiegen, ſchämt ſich, ſobald ſie die Erfahrung vom Gegentheile macht, des Unglücks. Wie ein Prophet, mit der größten Zuverſicht, hatte er ihr vom Siege der Freiheit geſprochen — und wie ſah es jetzt in Deutſchland aus! Mit eben ſo großer Zuverſicht hatte er ſeine Kraft gerühmt, die ihm trotz aller Widerwärtigkeiten, ſei es wo immer, eine Exiſtenz ſchaffen werde — und jetzt irrte er, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, ſchlimmer als ein Bettler, obdachlos, freundlos, hülflos in ferner Fremde umher, ohne Ausſicht, ſelbſt ohne die Hoffnung, die ſonſt den Flüchtling ſo ſpät verläßt, vor einem oder mehreren Jahrzehnten in die Heimat zurückzukehren. Und dann der Mangel, das Elend, welche die Zeit ſo unendlich dehnen, Wochen zu Jahren machen und Bilder der Vergangenheit in kurzer Zeit ſo ſehr verwiſchen, wie es ſonſt nur lange, lange Jahre vermögen. Auch Eckhardt war es nicht, als ob zwiſchen dem traurigen Jetzt und jenen glückſeligen acht Tagen nur fünfzehn Monate lägen — eine Ewigkeit, ein grauer unendlicher Raum lag dazwiſchen, daß ſelbſt die Phantaſie vor dem Rückwege durch dieſe Wüſte erſchrak. Er empfand jenen vom großen Dichter erwähnten Schmerz der Erinnerung an glückliche Tage im Unglück, und er ſtrebte nach der Kraft, ſich von jener Erinnerung abzuwenden, ſo oft ſie vor ſeine Seele trat. Und von Natur aus zur Heiterkeit angelegt, trieb ihn ſein ganzes Weſen, ſich, ſoweit es von ihm abhing, vom Schmerzhaften abzukehren. Und was ſollte er mit ſeinen Briefen an Minna? War es nicht ein Verbrechen, das Schickſal dieſes holden Geſchöpfes länger an ſeine unglückſelige Exiſtenz zu knüpfen? War es nicht eine Pflicht, ſich von ihr vergeſſen zu laſſen, für ſie zu ſterben, ein Todter zu ſein, um ihr ihre Freiheit wieder zu geben? Darüber glaubte er im Klaren zu ſein, nachdem er eines Abends in der kleinen Manſarde eines alten weitläufigen Gebäudes, ſeiner ärmlichen Wohnung, lange auf- und abgegangen war, müde an der Wand lehnte und vor ſich hin murmelte:

„Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnerung. Bald zerſtiebt
Mein Erdenleid, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.“

In Avignon war Paul Eckhardt bald eine bekannte Perſönlichkeit, denn noch immer war es wahr, was Minna geſagt hatte, daß man ſein Geſicht und ſeine Erſcheinung nicht ſo leicht vergißt, wenn man ſie auch nur einen Augenblick geſehen. Und Paul Eckhardt war immer in den Straßen zu ſehen; er zog fortwährend hin und her, in der Hoffnung, irgend wie Bekanntſchaften zu machen und Beſchäftigung zu finden. Auch zogen ihn die Eigenthümlichkeiten dieſer alten, höchſt intereſſanten Stadt an. Der alte Palaſt der Päpſte, die Kirche, die ehemals ein Herkules-Tempel geweſen, die maleriſchen und phantaſtiſchen Stadtmauern, die alte zerbrochene Brücke, die Ruinen von Klöſtern und Kirchen am andern Ufer der Rhone und vieles andere hiſtoriſch oder artiſtiſch Merkwürdige beſchäftigte ihn und ließ ihn manchmal während einer Stunde ſeine unglückliche Lage vergeſſen. Er friſchte ſein lange vernachläſſigtes Dilettantentalent als Zeichner wieder auf und blieb da und dort ſitzen, um in ſein Taſchenbuch zu zeichnen.

Aber auch in Avignon unter dem Himmel, unter dem Laura lebte und Petrarca ſang, ſcheint nicht immer die provenzaliſche Sonne; es gibt Tage, an denen die Oleanderbüſche raſch ihres roſigen Schmuckes beraubt werden, die Granatbäume im Froſte zittern und die braune provenzaliſche Roſe zitternd ihre Blätter zuſammenrollt. Da weht der Miſtral pfeifend durch die Straßen und trägt die Kälte des ſchneebedeckten Mont-Ventoux auf ſeinen Fittichen. Da ſchließen ſich alle Fenſter, und die ſonſt ſo belebten Straßen ſind ausgeſtorben.

Ein ſolcher Tag trieb Paul aus ſeiner Stube, in die er ſich zuerſt vor dem Miſtral geflüchtet hatte. Er wollte ſich im Laufen entkommen und eilte durch die verlaſſenen Straßen, aber der Miſtral drang leicht und mit argem Froſte durch die Sommerkleidung, in der er Baden verlaſſen hatte. Starr vor Kälte flüchtete er ſich in eines der Kaffeehäuſer am Theaterplatze, in denen ſich in ſolchen Tagen die Avignoneſen verſammeln. Bei der Menge der Gäſte konnte er ſich daſelbſt wärmen, ohne eine Taſſe Kaffee zu verlangen, die er nicht hätte bezahlen können. An einem Tiſche im Hintergrunde des Kaffeehauſes ſitzend, befand er ſich einem Manne gegenüber, deſſen Geſicht ihm ſelbſt in Avignon, der Stadt der ungewöhnlichen Phyſiognomien, auffallen mußte. Es war der Antiquar oder vielmehr Kurioſitätenhändler Barlet, eine der bekannteſten Perſönlichkeiten der Stadt, von dem man ſagte, daß ſein Geſicht die größte Kurioſität ſeines Ladens und daß er ſelbſt ſein beſtes Aushängeſchild ſei. Mund, Naſe, Augenbrauen und Stirne machten die ſonderbarſten Windungen und ſahen ſich um ſo komiſcher an, als bei aller Verzerrung aus allen dieſen Winkeln und Buchten die größte Gutmüthigkeit hervorlächelte. Man mußte lachen, ſobald man ihn erblickte. Er verfehlte ſeinen Eindruck auch auf den niedergeſchlagenen hungernden Flüchtling nicht. Paul zog Bleifeder und Papier aus der Taſche und begann, zu zeichnen, und je länger er zeichnete, deſto mehr vertiefte er ſich in den Reichthum dieſer Abſonderlichkeit. Er blickte erſt von ſeiner Arbeit auf, als hinter ihm ein lautes Lachen und gleich darauf Händeklatſchen und ein vielfaches Bravo erſcholl. Das kam von der Menge der Zuſchauer, die ſich hinter ihm geſammelt, ihn bei der Arbeit belauſcht hatten und jetzt, da das Geſicht leibhaftig auf das Papier gebannt war, losbrach. Das Original wurde dadurch aufmerkſam gemacht und verlangte, das Portrait zu ſehen. Paul war in Verlegenheit; er fürchtete, daß die Wahrheit der Zeichnung den guten Mann beleidigen werde. Aber weit entfernt, ſich beim Anblick ſeiner caricaturirten Häßlichkeit zu erzürnen, ſtimmte der Antiquar ſelber mit ein in das Gelächter der Andern, rühmte das Portrait und verſicherte als Kunſtkenner, daß dieſes junge Mann ein ausgezeichnetes Talent beſitze. Dann ließ er einen prüfenden Blick über Paul ſchweifen, bemerkte das leichte Sommerröckchen, das vom Miſtral da draußen ſo arg abſtach, und bat den jungen Mann, ihm ſein Porträt für fünf Franken zu verkaufen. Und bevor ſich Paul deſſen verſah, hatte Herr Varlet das Blatt eingeſteckt und lagen die fünf Franken vor ihm auf dem Tiſche. Die Verſicherung des Kunſtkenners, daß der junge Mann ein ausgezeichnetes Talent beſitze, hatte auf das verſammelte Publikum einen um ſo größeren Eindruck gemacht, als ſein eigenes Porträt ein überzeugender Beweis für ſeinen Ausſpruch ſchien. Man bedachte nicht, daß ein Kopf wie der des Herrn Varlet Jedem gelingen mußte, der auch nur die dilettantenhafteſten Begriffe von der Porträtirkunſt hatte. Unter den vielen Müſſiggängern, welche der Miſtral in das Kaffeehaus gejagt hatte und die nichts mit ihrem Nachmittage anzufangen wußten, fanden ſich Manche, die Zeit und Gelegenheit benützen wollten, um ſich auf billige Weiſe ihr Konterfei zu verſchaffen. Man machte Paul vielfache Anträge, und er ging ſogleich und muthig ans Werk. Vor Abend waren noch drei mehr oder weniger gelungene Köpfe aufs Papier geworfen, und Paul verließ als ein glücklicher Menſch mit zwanzig Franken in der Taſche das Kaffeehaus. Er hatte einen neuen Nahrungszweig gefunden, er hatte ſich bei Campe, dem trefflichen Reſtaurant Avignons, geſtärkt, und alle Hoffnung kehrte mit jugendlicher Kraft in ſein Herz zurück. Die Bezahlung kleiner Schulden, obwohl ſie ihn um den Reſt ſeines Kapitals brachte, trug noch zur Erleichterung ſeines Gemüthes bei; heiter dachte er an die Möglichkeit, ſich weiter auszubilden und auf dieſe Weiſe ehrenhaft durchzuſchlagen, und dachte er wieder an die ferne verlaſſene Geliebte.

Am nächſten Tage wehte der Miſtral noch fort, und er wanderte wieder in das Kaffeehaus. Auf dem Wege dahin blieb er vor einem Laden ſtehen und betrachtete mit Sehnſucht das Maler- und Zeichner-Material, Farben, Papiere und Stifte, die da im Auslage-Kaſten ſchön und lockend geordnet waren. Wie nützlich könnte mir Das werden, wenn ich es nur bezahlen könnte, dachte er, vertröſtete ſich auf den Abend, da er vielleicht wieder etwas gewonnen haben werde, und wollte eben weiter geben, als er bemerkte, daß ihn vom Innern des Ladens aus Herr Varlet, ſein erſter Kunde beobachtet hatte und daß er ihm jetzt einzutreten winkte. Paul folgte der Einladung und verließ nach einer Viertelſtunde den Laden, wohlausgerüſtet mit Stiften, Kohlen, Zeichenpapieren, und Das alles trug er in einer einfachen zweckmäßigen Mappe, die ihm als Unterlage dienen konnte. So trat er ſtolz in das Kaffeehaus und ſah ſich in ſeinen Hoffnungen nicht getäuſcht. Er arbeitete dieſen und den nächſten Tag und gewann genug, um bei einiger Sparſamkeit wenigſtens den nächſten zwei Wochen ſorgenlos entgegenſehen zu können. Die Arbeit an einem öffentlichen Orte machte ihn raſch bekannt, und er hieß in Avignon bald nur der deutſche Maler.

Aber der Miſtral wehte nicht immer, und ſeine Porträts, obwohl er im Laufe der Arbeit Fortſchritte machte, gelangen auch nicht immer. Es kam bald eine Zeit, da er vergebens mit der Mappe unter dem Arm durch alle Kaffeehäuſer ging. Jedermann wußte, was er ſuchte, aber die Zahl ſeiner Klienten war erſchöpft. Nach wenigen Wochen erträglichen Lebens trat wieder eine Epoche ein, die ganz derjenigen glich, welche der Bekanntſchaft mit Herrn Varlet vorhergegangen war. Wie traurig kehrte er oft in ſeine Manſarde zurück, wie traurig und manchmal wie ſchwach. Es vergingen oft Tage ohne Nahrung, ſein Geſicht wurde immer bleicher, ſeine ſchlanke Geſtalt bückte und beugte ſich unter der Laſt der Noth. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß der Hunger weniger ſchmerze und langſamer wachſe, wenn man ausgeſtreckt daliegt, und ſo verbrachte er auf ſeiner Manſarde ganze Stunden in dieſer Lage, bis es ihn wieder hinaustrieb, um aufs Neue nach Nahrung zu ſuchen.

Er war in dieſer Zeit nicht unbeobachtet.

Das große, weitläufige Haus, ehemals der Sitz eines päpſtlichen Beamten und hohen kirchlichen Würdenträgers, gehörte einem Herrn Marſilly, deſſen Vater, obwohl einem alten patriziſchen Geſchlechte aus der päpſtlichen Zeit und der legitimiſtiſchen Partei angehörend, es als Nationalgut von der Revolution gekauft hatte. Man erzählte, daß er das ganze große Haus der Nation mit dem Werthe der bronzenen Thüre an demſelben bezahlte. Der jetzige Beſitzer bewohnte nur einen kleinen Theil des erſten Stockwerkes, der aber doch aus einer großen Reihe von Sälen und Zimmern beſtand, und vermiethete den Reſt, der noch eine kleine Bevölkerung beberbergen konnte. Um in ſeine Manſarde zu gelangen, mußte Paul Eckhardt an der Thüre des Hausbeſitzers vorbei, und ſo oft er in den letzten Wochen an dieſer Thüre vorüberkam, ebenſo oft ſtand Mademoiſelle Leonie Marſilly hinter dem kleinen engen Gitterfenſterchen dieſer Thüre, um ihn vorüberkommen zu ſehen. Der ſchöne junge Mann mit dem langen blonden Haare und dem blaſſen Geſichte, den ſie über ſich unter dem Dache wußte, hatte ihre Phantaſie gefangen genommen. Nun erfuhr ſie noch, daß er ein Künſtler war und ein Verbannter. Sie konnte nicht anders denken, als daß dieſer ſchöne Jüngling als Verbannter ein edles Opfer und als Künſtler ein Raphael ſei. Und nun ſah ſie ihn zu alldem noch ſo traurig, hinwelkend, wie er von Tag zu Tag mehr erbleichte, wie er ganze Tage auf ſeiner Stube in tiefer Einſamkeit verharrte, wie er ſich endlich elend und gebrochen die Treppe hinaufſchleppte. Es fiel ihr, dem Kinde des Reichen, das von Entbehrung keine Ahnung hatte, nicht ein, daß hinter dieſer Trauer nagender Hunger, erdrückendes, äußeres Elend verborgen war. Ihre Sehnſucht, ihn kennen zu lernen, vielleicht ihn zu tröſten, wurde immer größer, und ein Vorwand, ihn herbeizuziehen, fand ſich ja leicht, da ſie nur ihr Porträt bei ihm beſtellen durfte. Herr Marſilly war nicht gewöhnt, ſeinem einzigen Kinde eine Bitte abzuſchlagen, und ſo wurde Paul eines Tages eingeladen, zum Beſitzer des Hauſes niederzuſteigen.

Herr Marſilly nahm Paul ſehr freundlich auf und ſtellte ihn ſeiner Tochter vor, deren Porträt er machen ſollte. Paul empfand die Schüchternheit, welche die Folge der Leiden iſt, unter deren Laſt er ſchmachtete, und er erſchien dem Mädchen, das ſich ſo viel Schönes und Großes in ihn hineingedacht hatte, deſto rührender. Sie wagte es kaum, zu ihm aufzublicken, und ſah der erſten Sitzung mit Zittern entgegen.

Leonie war ein kleines, ſchmächtiges, blaſſes Geſchöpf, deſſen ganze Erſcheinung ſo zu ſagen in den Augen aufging. Dieſe blickten groß und leidenſchaftlich aus tiefen Höhlen und machten den Eindruck, als ob ſie nur durch ihre Phantaſie, durch ihr Gemüth noch lebten. Sie war im Ganzen wie eine Flamme, die zu erlöſchen droht, wenn ſie nicht einen Gegenſtand findet, ſich daran zu klammern, und die dieſen Gegenſtand ſucht. Bei ihrer ſüdlichen Leidenſchaftlichkeit und raſchen Entſchloſſenheit des Herzens war Paul dieſer Gegenſtand, lange bevor er ihr vorgeſtellt worden, und wäre er zur Zeit nicht ſo ſehr niedergedrückt und ganz und gar von ſeinem Elend beherrſcht geweſen, er hätte es ſchon während der erſten Sitzung fühlen müſſen. Nicht gewohnt, ſich irgend etwas zu verſagen oder ſich verſagt zu ſehen, fiel es ihr auch nicht ein, daß ihr dieſer Mann, den ſie liebte, vom Schickſale verweigert werden könne. Nur die Weiblichkeit ihrer Seele und die Schüchternheit, die ſie dem Manne gegenüber, den ſie ſo hoch über ſich ſtellte, empfand, hinderten ſie, ihm entgegenzukommen, um Beſitz von ihm zu ergreifen. Sie hatte keine höhere Bildung, als jene durchſchnittliche, welche die Klöſter des Sacré-Coeur den reichen Erbinnen des ſüdlichen Frankreichs zuträglich halten; deſto mehr imponirte ihr in der Unterhaltung Pauls jedes ſeiner Worte, für deſto gebildeter und gelehrter hielt ſie ihn, und deſto größer wurde die Ehrfurcht vor dem Manne, den ſie am Liebſten nur geliebt hätte. Sie fühlte ſich unglücklich, die Entfernung zwiſchen ihm und ihr immer weiter werden zu ſehen, und mit dem Gefühle dieſes Unglücks wuchs ihre Leidenſchaft, wuchs der Wunſch nach dem Beſitze, deſſen ſie ſich für unwürdig hielt. Während der Sitzungen hatte ſie nur manche frohe Momente, wenn Paul, ſein Elend vergeſſend und von ihrer Güte angezogen, vertraulich und wie ein alter Freund mit ihr ſprach; wenn er ſie über Das und Jenes belehrte und ſie dabei mit dem Wohlwollen eines freundlichen Lehrers behandelte. Sie war ſchon mit dieſen Erfolgen zufrieden, da ſie beinahe die Hoffnung aufgegeben hatte, größere zu erreichen, und ſie that ihr Möglichſtes, die Zahl der Sitzungen zu vermehren, nicht wiſſend, daß ſie damit die Noth ihres Geliebten verlängerte, da es Herrn Marſilly nicht einfiel, das Porträt vor der Beendigung zu bezahlen. Paul ſah ſich gezwungen, ſeine Arbeit plötzlich für vollendet zu erklären. In ſeiner Verzweiflung that er Das mit einer Entſchiedenheit, welche ſich Leonie ſo auslegte, als ob er der Sitzungen und ihrer Geſellſchaft müde wäre. Im Innerſten gekränkt, bat ſie ihren Vater, dem Zeichner eine ſo große Summe hinzuwerfen, als man für ein ſolches Porträt nur ſchicklicher Weiſe bezahlen konnte, und am Abend deſſelben Tages erhielt Paul durch einen Bedienten mit einem freundlichen Gruße des Herrn Marſilly eine Rolle von zwanzig Louisdor. Paul dachte nicht lange über die Urſache dieſer glänzenden Bezahlung nach; er freute ſich nur, er fühlte ſich gerettet, und dankbar gedachte er des guten Mädchens, dem er dieſe Rettung ſchuldete, und der Güte, die ſie ihm während dieſer ganzen Zeit gezeigt hatte. Ihrem Wohl galt das erſte Glas Wein, das er dieſen Abend leerte, und das zweite galt der fernen Minna, der ſich immer die Gedanken zuwandten, wenn es in ſeinem düſtern Leben auch nur für Momente Licht wurde.

Wieder hoffte er, wieder bekam ſein Geiſt neue Schwungkraft, und wieder, da ſeine innerſte Natur immer noch ſtärker war, als die Trauer der letzten Stunden und als alle Erinnerungen des Elendes, ſah er in eine roſige, glückliche Zukunft.

Nicht um ihn zu tadeln, ſondern nur um ſein Weſen zu zeichnen, ſetzen wir einen Zug hieher, den vielleicht Mancher leichtſinnig finden wird. Noch denſelben Abend, als er ſich kaum nach vielen Wochen zum erſten Male geſättigt hatte, auf der Heimkehr vom Reſtaurant, traf er in einem Kaffeehauſe einen Gipsfigurenhändler und kaufte ihm den Sklaven von Michel

Angelo und die Venus von Milos ab. Am nächſten Morgen, als er den verſchiedenen und empfindlichen Mängeln ſeiner Garderobe abhalf, geſchah es ihm, daß er unter Anderem auch einen recht hübſchen Schlafrock kaufte. Herr Marſilly hatte verſprochen, ihn überall in der reichen Geſellſchaft der Stadt zu empfehlen, und er ſah ſorgenlos in die Zukunft.

Aber dieſe Empfehlungen, wenn ſie Herr Marſilly überhaupt nicht vergeſſen hat, wirkten ſehr langſam. Wieder in der erſten Zeit ſeiner Sorgloſigkeit hatte er daran gedacht, an Minna zu ſchreiben, und bevor er zum Entſchluſſe kam, bevor er mit ſich Eins geworden, ob ſie ſeiner noch denke oder nicht, war wieder die ſorgloſe Zeit dahin und ſtak er wieder in den Tiefen des Elendes, aus denen er nicht zu ihr emporrufen wollte. Es war überhaupt ſeine Art, ſich im Unglück, vielleicht nur in ſolchem niederdrückenden Unglück, vor den Menſchen wie vor den Erinnerungen in die Einſamkeit und in ſich zurückzuziehen. So folgte er jetzt auch nur äußerſt ſelten den Einladungen des Herrn Marſilly. Obwohl unter demſelben Dache mit ihm, fühlte ſich Leonie doch wieder aufs Schmerzlichſte von ihm getrennt. Wieder ſah ſie ihn elend und blaß die Treppe hinaufſchleichen, und manchmal kam ihr der Gedanke, daß er ſie vielleicht liebe, und daß es nur der Stolz der Armuth war, der ihn von ihr, der reichen Erbin, zurückhielt. Ihm aber lagen Liebe und Liebesglück und alle Gefühle und Gedanken, die zu dieſer Welt gehören, im weſenloſen Scheine; ihn hielt der grauſame Moment mit nagenden Zangen feſt.

„Für den Schmerz gibt's ein Gewöhnen,
Aber für die Sorge nicht.“

Er hörte und wußte nichts von Allem, was um ihn herum vorging: er erfuhr auch nicht, daß man im Hauſe von einem dauernden Unwohlſein der Mademoiſelle Marſilly ſprach, daß ihr Vater mit ihr nach dem Süden reiſen gewollt, daß ſie ſich aber geſträubt, das Haus zu verlaſſen. Paul merkte auch nicht, daß an einem gewiſſen Tage, als er des Abends heimkehrte, die Treppe bis zum erſten Stockwerke mit Blumen und Bäumen geſchmückt war. Herr Marſilly, um ſeine Tochter aufzuheitern, wollte ihren achtzehnten Geburtstag auf das Glänzendſte feiern und hatte Schätze von Geſchenken ins Haus und einen Wald von Blumen und Sträuchen auf Treppe, Flur und Zimmer bringen laſſen. Paul ſchlich theilnahmlos durch dieſe Blumen hinauf auf ſeine Stube, um ſich ſogleich auf ſein ärmliches Bett fallen zu laſſen. Hätte er nur ſchlafen können! Aber der Hunger, der ſich bereits als heftiger Schmerz äußerte, erlaubte ihm nicht, das Auge zu ſchließen. Zu wiederholten Malen erhob er ſich und unterſuchte die Schublade des Tiſches, in welcher er ſonſt ſeine kärglichen Lebensmittel aufzubewahren pflegte. Vielleicht hatte ſich eine Krume Brodes irgendwo zwiſchen den Papieren verſteckt. Schon einmal, vor vielen Wochen, hatte er eine ſo köſtliche Entdeckung gemacht. Aber dießmal fand er nichts, obwohl er immer wieder aufſtand und immer wieder unterſuchte. Sein Puls ſchlug fieberiſch, und es ſchwamm ihm vor den Augen. So arg war die Noth noch nie an ihn herangetreten; im Laufe der letzten vier Tage hatte er nur wenige Biſſen Brod zu ſich genommen. Schon lag er durch Momente bewußtlos da und ſah in andern Momenten in Fieberträumen Haufen von Speiſen vor ſich liegen, welche ſeine Gierde nur noch höher ſteigerten.

Da klopfte es an ſeine Thüre, und Paul erkannte nach einiger Anſtrengung Herrn Marſilly, der vor ihm ſtand. Er erhob ſich, nahm ſeine letzte Kraft zuſammen und ſetzte ſich ihm ſo gegenüber, daß ſein Geſicht im Schatten und dem Beſucher ſeine Bläſſe und ſeine fieberiſchen Augen verborgen blieben. Auf ſeine Frage, was ihm die Ehre dieſes Beſuches verſchaffe, antwortete Herr Marſilly, „es ſei das höchſte Vertrauen, das ihn zu ihm führe, und er wolle ihm ſogleich einen Beweis dieſes Vertrauens liefern. Obwohl wir Beide,“ fuhr der alte Mann fort, „ſo ſehr verſchiedenen Parteien angehören, ſo achte ich in Ihnen doch den Mann, der für ſeine Ueberzeugung ſein Leben eingeſetzt und ſeine

Heimat verloren. Ich habe Sie auch beobachtet und weiß, auf welche ehrenhafte Weiſe Sie mit dem Leben kämpfen und Ihre Hülfloſigkeit zu verbergen ſtreben. Welche Antwort Sie mir immer geben, ich fürchte nicht, meine und meiner Tochter Ehre vor Ihnen bloßzuſtellen. Wären Sie minder beſcheiden oder einer von den jungen Männern, die darauf ausgehen, ſich durch reiche Heirathen glänzende oder müſſiggängeriſche Exiſtenzen zu erhaſchen, Sie hätten längſt bemerkt, daß Sie meiner Tochter eine große Liebe eingeflößt haben. Sie haben es vielleicht bemerkt und ſich eben deßhalb aus ehrenwerthen Gründen, trotz unſerer wiederholten Einladungen, von uns zurückgezogen. Wie Dem immer ſei — ich weiß, daß mein armes, krankes Kind einer großen Leidenſchaft erliegen muß; ſie iſt mein einziges Glück, mein Alles; ich muß mir ſie retten, und wäre es mit einer weit ſchmerzlicheren Selbſtverleugnung, als die iſt, die ich jetzt und Ihnen gegenüber empfinde. Ich habe heute, an Leonie's Geburtstag, die letzten Verſuche gemacht, ſie auf alle mögliche Weiſe zu erheitern; ſie ſind mißlungen. Ich komme, um Ihnen die Hand meiner Tochter anzubieten."

Paul war nicht in der Verfaſſung, über Liebe oder Nichtliebe, über das Opfer, welches der alte Mann ſoeben brachte, über ſeine Zukunft oder Vergangenheit nachzudenken. Während der alte Mann redete, ſah er nichts als die wohlgedeckte Tafel, die er kannte und die ihn unten in den reichen Gemächern erwartete. Einen Augenblick lang fuhr ihm die Erinnerung an Minna durch den Kopf, aber für ſie war er ja todt. Wenn er nicht jetzt zum Verlobungsſchmauſe hinunterſteigt, iſt er ja doch morgen eine Leiche. Er antwortete mit einer Stimme, die im Fieber zitterte:

„Herr Marſilly, geben Sie mir Ihre Tochter — mit Dank nehme ich dieſes edle Geſchenk aus Ihrer Hand, aber unter einer Bedingung — daß Sie es jetzt thun, jetzt, gleich jetzt."

Herr Marſilly erhob ſich, ergriff Pauls Hand und ſagte: „Kommen Sie, ich will Sie ihr zum Geburtstage ſchenken."

Paul ſtützte ſich an ſeinen Arm und ſchwankte an der Seite ſeines künftigen Schwiegervaters die Treppe hinab.

5.

Paul und Leonie waren verlobt. Das Glück, die Wonne, die aus dem ganzen Weſen der Braut ſtrahlten, aus jedem ihrer Worte wiederhallten, geſtatteten Paul kein Nachdenken. Dieſes Glück zu zerſtören, wäre eine furchtbare Grauſamkeit, vielleicht, wie Leonie einmal beſchaffen war, ein Todesſtreich geweſen. Außerdem verbreitete ſich gleich am nächſten Morgen in der ganzen Stadt die große und überraſchende Neuigkeit, daß die reiche Erbin den armen ſchönen Künſtler heirathe, den alle Welt kannte. Leonie erfuhr, daß ſich im Lande ihres Verlobten die Braut an der Seite des Bräutigams allein und öffentlich zeigen dürfe, und ſie ließ die heimiſche Sitte, die Dergleichen ſtreng verbietet, bei Seite, um ihrem Stolze und ihrer Freude zu genügen, um ſich auf der Promenade an ſeinem Arme und im Wagen an ſeiner Seite ſehen zu laſſen. In ihrer ſüdlichen Heimat wäre ſie, wenn aus welchen Gründen immer dieſe Verbindung geſtört wurde, für immer bloßgeſtellt, nach ſolchen Vorgängen beinahe ihrer Ehre beraubt geweſen. Paul konnte nicht mehr zurück, auch wenn er es gewollt hätte. Und der Vater drängte, da er, wie er ſagte, ſich raſch altern und im Niedergange fühlte und ſein Kind vor ſeinem Tode in gutem Schutze wiſſen wollte. Paul mußte ſich verpflichten, den Familiennamen ſeiner künftigen Frau anzunehmen, da es Herrn Marſilly ſchmerzte, daß dieſer aus Avignon, in deſſen Geſchichte er eine gewiſſe Rolle geſpielt hatte, gänzlich verſchwinden ſolle. Paul ging gerne auf dieſe Bedingungen ein; mit dieſer Veränderung ſtarb jener Paul Eckhardt, der ſich in Frankfurt noch immer gebunden und verpflichtet fühlte. Minna, die ſchon ſo lange nichts von ihm gehört hatte, wird nun nie wieder von einem Paul Eckhardt hören — ſie hatte ihn wohl auch längſt vergeſſen, oder, wenn ſie auch Nachforſchungen angeſtellt, ſo haben dieſe zu keinem Ziele geführt. Und nun war er ihr ganz verſchwunden, und jene Woche in der Dachſtube war eine Epiſode, an die ſie jetzt zurückdenkt, wie an einen halbverwiſchten Traum — und der Himmel weiß, wohin jetzt ihre Gedanken und Gefühle gerichtet ſind? Wie es immer ſtand, es blieb ihm jetzt nichts übrig, als die Gewiſſensbiſſe, wenn ſich ſolche noch fühlbar machen ſollten, durch treueſte Erfüllung der Pflichten, die er Leonie gegenüber übernommen, zu übertäuben.

Mit der Hochzeit kommen wir an eine mehrere Jahre lange Epiſode im Leben Paul Eckhardts oder vielmehr Paul Marſilly's, über die wir raſch hinwegeilen müſſen. Nach der Trauung wurde eine ſchöne Hochzeitsreiſe durch das ſüdliche Frankreich unternommen, von der man über Paris zurückkehrte. Nach der Rückkehr weihte Herr Marſilly ſeinen Eidam in die Verwaltung ſeiner Güter, der Häuſer, Krapp-, Oliven-Pflanzungen ein, um ſie ihm bald gänzlich zu übergeben. Der alte Mann eilte, wie er es vorhergeſagt, ſeinem Ende zu. Doch erlebte er noch die Freude, ein Enkelchen, ein Mädchen, geboren zu ſehen, das in der Taufe den Namen Hortenſe erhielt, und er lebte zu ſeinem Glücke nicht lange genug, um noch zu ſehen, wie die Geburt ſeiner Enkelin ſeine Tochter um den letzten Reſt der Geſundheit brachte und wie dieſe gleich ihrer Mutter wenig Hoffnung gab, ihr Kind ſelbſt zu erziehen.

Bald nach dem Tode des Herrn Marſilly begann für Paul ein wahres Nomadenleben. Er vertheilte ſeine Güter in mehrere Pachtungen, übergab die Verwaltung ſeiner Häuſer einem Geſchäftsmann und ſuchte mit ſeiner kränkelnden Frau, vor dem Miſtral fliehend, jedes Jahr irgend einen ſchönen Punkt weiter im Süden auf, wo Leonie leichter athmen und ſich wohler fühlen konnte. Cannes, Nizza, Palermo wurden nach einander bewohnt. Nur in der Jahreszeit, in welcher Avignon vom Miſtral nicht heimgeſucht wird, kehrte er mit Leonie in ihre geliebte Vaterſtadt oder in die Nähe zurück; in ein ſtilles Landhaus an den grünen Ufern der Sorgue, auf dem klaſſiſchen, durch Petrarca's Lieder verklärten Boden. In Avignon ſprach man viel von der liebenden Pflege, welche den deutſchen Ehemann auszeichnete, von der Treue und Ausdauer, die er der kranken Frau bewies, und von der Zärtlichkeit, mit der er ſeinem Kinde die Mutter erſetzte. Leonie's Liebe zu Paul hatte nicht abgenommen; ihre Leidenſchaftlichkeit hatte ſich während ihrer Krankheit in eine tiefe Innigkeit verwandelt, und wohl wiſſend, daß ſie ihr Glück nicht lange zu genießen habe, war ſie ihrem Gatten doppelt dankbar, daß er ihr keine Stunde entzog und ſich mit ſolcher Treue ihrer Pflege widmete. Ob er ſie liebte? Er wußte es eigentlich ſelber nicht, ſie aber mußte es glauben, und in dieſem Glauben verfloßen ihre armen kranken Jahre ſo glücklich, als ſie bei dem Gedanken an die Trennung von dem geliebten Manne verfließen konnten.

Im ſiebenten Sommer ihrer Ehe brachte ſie Paul aus dem Süden zum letzten Male an die Ufer der Sorgue zurück; dort ſtarb ſie mit Dank für ſo viel Glück auf ihren Lippen. Pauls Trauer war eine aufrichtige; reichliche Thränen bedeckten ſein männliches Geſicht, als er ihrem Sarge folgte. Er hatte ein liebevolles Weib verloren, in deſſen Herzen er Schätze der Güte und, trotz ihrer verwöhnten Jugend, eine unerſchöpfliche Kraft der Hingebung gefunden. Obwohl ſie den größern Theil der Zeit ſeit ihrer Verheirathung auf dem Krankenlager verbracht, ſo empfand er doch, ſelbſt an ihrem Krankenbette ſitzend, oft die Heimlichkeit des häuslichen Herdes, wenn er ſich auch manchmal fragte, wie anders die Atmoſphäre um den häuslichen Herd geworden wäre, wenn, anſtatt Leonie, Minna im Hauſe walten würde. Auf ihren Leichenſtein ließ er nur die Worte: „à ma bonne Leonie“ ſetzen, die ihm mehr ausdrückten, als ein Spaziergänger auf dem Kirchhofe je herausgeleſen hätte.

Er war nun allein mit ſeinem Kinde, der einzigen menſchlichen Seele, an die er ſeine Liebe und Treue, ſeine Wünſche und Hoffnungen knüpfen konnte. Hortenſe, bis zu einem höchſt auffallenden Grade ſein Ebenbild, indem ſie ihm bis auf die kleinſten Einzelheiten glich, bis auf eine eigenthümlich geſchwungene Windung in den Augenbrauen, war doch, was ihre Geſundheit betraf, nur zu ſehr das Kind der Verſtorbenen: ein unendlich zartes Blümchen, das ein rauher Anhauch tödten konnte. Mit Schmerz hatte Das Paul ſchon frühzeitig bemerkt, aber ſeine Sorgfalt mußte zwiſchen Mutter und Kind getheilt bleiben; jetzt wandte ſie ſich ganz dem zarten Kinde zu, um das er mit der Natur ringen wollte auf jede erdenkliche Weiſe. Die Aerzte riethen ihm, mit Hortenſe eine geſchützte milde Gegend aufzuſuchen, von welcher doch die friſche Bergluft nicht ganz ausgeſchloſſen ſei — und er begann aufs Neue ſeine Wanderungen, und im Winter des Jahres 1857 ſaß er mit ſeinem Kinde und einer Wärterin in einem kleinen Schweizerhäuschen am Ufer des Genfer See's, am Fuße der Höhen von Montreux.

Beinahe neun, an traurigen Ereigniſſen reiche Jahre waren hingegangen, ſeit der luſtige Student, von den Barrikaden kommend, in die Dachſtube des Frankfurter Mädchens geflüchtet war. Ein ernſter Mann mit vollem Barte ging jetzt an milden Nachmittagen am Ufer des See's dahin, ein kleines, blaſſes Mädchen an der Hand führend, oft erſtaunt und erſchrocken über die frühe Entwicklung dieſes Kindes. Mit Angſt denkt er an den Glauben, daß ſo kluge Kinder nicht zu langem Leben beſtimmt ſeien, und er weicht manchen Fragen aus, um jene erſchreckend raſche Geiſtesentwicklung nicht noch zu fördern. Trotzdem ſind es glückliche Stunden, die er ſo an der Seite ſeines Kindes verlebt. Freilich kommen ihm jetzt in der Einſamkeit wieder mancherlei Erinnerungen zurück und mit dieſen die Sehnſucht des Verbannten nach dem Vaterlande. Mit dieſer Sehnſucht Hand in Hand geht der Wunſch, ſein Kind deutſch zu erziehen, es auch deutſch ſprechen zu hören, denn auch ihm war der Kummer nicht erſpart, den ſo mancher deutſche Verbannte erfahren, daß ſein in der Fremde geborenes Kind die Sprache der Fremden ſpricht und ſich gegen die Herzensſprache des Vaters ſträubt. Zu all Dem kam bei Paul die Erkenntniß, daß er ſeinem Kinde trotz aller Liebe und dem beſten Willen weibliche Pflege und Erziehung nicht erſetzen könne; dieſe Einſicht verbindet ſich mit der Sehnſucht nach Deutſchland zu dem Plane, eine gebildete und gute Deutſche herbeizurufen, mit der gemeinſchaftlich er der Pflege und Erziehung ſeines Kindes warten könne — und wieder über all dieſe Pläne, Wünſche und Gedanken ſchweift manchmal wie ein duftiger Traum, wie ein Wunſch, der nicht zu verweilen und Körper anzunehmen wagt: „wenn es Minna wäre, der ich mein Kind anvertrauen könnte!“

In Folge all dieſer Pläne, Wünſche und Träume ſaß Paul eines Tages an ſeinem Pulte und ſchrieb, zum erſten Male ſeit langer Zeit, einen deutſchen Brief. Er wandte ſich an einen Studiengenoſſen aus Heidelberg, der in dieſer Stadt heimiſch war und einer bekannten Familie angehörte, an den Advokaten Frieſe, den ſein Schreiben erreichen mußte, ſelbſt wenn er ſeinen Wohnſitz in einer andern Stadt Badens aufgeſchlagen hätte. Frieſe war in Heidelberg ſein Fuchs geweſen. Paul leiſtete ihm manchen Studentendienſt, und er hing dafür mit großer Liebe an ſeinem Senior. Paul war überzeugt, daß, wenn ihn ſein Brief erreichte, er ihm ſofort mit alter Neigung entgegenkommen werde.

Nachdem er ihm in bündigen Worten ſeine bisherige Geſchichte erzählt, bat er ihn, ſich ſelbſt, oder durch die Frauen ſeiner Familie nach einer deutſchen Erzieherin für ſein Kind umzuſehen, nach einer vorzugsweiſe guten und ſorgſamen Perſon, der er ſeine Hortenſe mit Ruhe anvertrauen könnte. Ein gewiſſer Grad von Bildung ſei allerdings wünſchenswerth, ſelbſt ein ziemlich hoher Grad, da er am Liebſten dieſe Erzieherin durch viele Jahre an der Seite ſeines Kindes ſehen möchte. In einem P. S. fragte Paul an, ob ſein Freund Frieſe oder vielleicht irgend Jemand in ſeiner Familie Minna Bürger aus Frankfurt, Tochter des Dr. phil. Bürger, kenne, und ob man ihm über deren Schickſal einige Auskunft zu geben im Stande ſei? An dieſe Frage knüpfte er die Bitte, Frieſe möge, wenn er ſich nach dem beſagten Fräulein erkundige, es ja nicht in ſeinem, Pauls, Namen thun.

Nicht acht Tage waren vergangen, und Paul hielt die Antwort Frieſe's in Händen. Dieſer jubelte, den verlorenen Freund, wenn auch unter anderem Namen, wieder gefunden zu haben. Er, wie ſo viele Andere, die mit Liebe an ihm hingen, hatten ihn, den Verſchollenen, längſt für todt oder wenigſtens, in unerreichbarer Ferne, für verloren gehalten. Noch bevor er auf die Aufträge Pauls einging, kündigte Frieſe für nächſten Sommer eine Reiſe an den Genfer See oder auch nach Avignon an, um den Freund zu beſuchen. Dann erſt folgte die Verſicherung, daß man ſeine Aufträge auf das Gewiſſenhafteſte und mit Liebe ausführen werde. Er fügte hinzu: „Dein P. S., in welchem du dich nach Fräulein Minna Bürger erkundigſt, ſcheint mir übrigens darauf zu deuten, daß du über die Wahl der Erzieherin ſchon etwelche Gedanken, daß du dich bereits auch an Andere gewandt haſt, die dir dieſes vortreffliche Geſchöpf empfohlen haben. Wenn du wirklich auf Minna Bürger reflektirſt, ſo ſchreibe umgehend. Wir kennen ſie ganz wohl; ſie iſt ſeit zwei Jahren in einem Mädchen-Inſtitute zu Mannheim als Lehrerin angeſtellt, und meine Frau, deren Nichte in dieſem Inſtitute erzogen wird, iſt mit ihr in nähere Berührung gekommen. Fräulein Minna Bürger wird in dem Inſtitute und von allen Eltern der Zöglinge hoch geſchätzt und ihres Wiſſens wegen, ſo wie wegen ihrer Liebenswürdigkeit geliebt. Ich weiß es durch meine Frau, daß ſie bereit iſt, um für ihre Zukunft beſſer zu ſorgen — ſie iſt nämlich eine Waiſe und ohne Vermögen — das Inſtitut zu verlaſſen und, wenn ſie eine gute Stelle in einem Privathauſe findet, eine ſolche anzunehmen. Wir können dir unmöglich eine beſſere Erzieherin empfehlen; wir haben an ihr einen ebenſo liebenswürdigen und gebildeten als feſten und ſtarken Charakter kennen gelernt. Doch muß ich hinzufügen, daß über ihrer Vergangenheit irgend ein Geheimniß ſchwebt, das ihr in den Augen mancher Leute geſchadet hat, da man mit chriſtlicher Liebe hinter Geheimniſſen immer nur Uebles ſucht, das wir aber, bei dem unbedingten Vertrauen in den Charakter dieſes Mädchens, niemals zu ergründen ſuchten. Dieſes Geheimniß liegt in den Jahren 1849 und 1850 verborgen. In dieſer Zeit nämlich blieb ſie mit ihrem Vater, nachdem Beide plötzlich Frankfurt verlaſſen, man weiß nicht wo, verborgen; erſt nach dieſer Zeit, nach dem Tode ihres Vaters, tauchte ſie wieder am Rheine auf, zuerſt als untergeordnete Hülfslehrerin in einem Inſtitute zu Godesberg, woher ſie dann, nachdem ſie daſelbſt in ihrem Fache eine Art von Berühmtheit geworden, in das größere Inſtitut nach Mannheim gekommen. Was uns betrifft, ſo ſind wir eher geneigt, hinter ihrem Geheimniſſe ein Unglück als ein Vergehen zu ſuchen, und daß wir uns ſchwerlich irren, dafür bürgt uns der Charakter dieſes Mädchens, wie ihr ernſtes, ſanft-melancholiſches Weſen, ihre Ruhe und Abgeſchloſſenheit, die nicht im Entfernteſten auf Gewiſſensbiſſe oder innere Flecken deuten. Biſt du geneigt, unſern Eindrücken zu vertrauen, dann können wir dir unmöglich eine beſſere Erzieherin für dein Kind empfehlen. Durch dieſe Empfehlung hoffe ich, dir alle Dienſte, die du einſt dem Studenten geleiſtet, auf das Reichlichſte zu vergelten."

Dieſer Brief verſetzte Paul in die ungeheuerſte Aufregung. Mit einem Male war ihm Minna, von der er ſich auf ewig getrennt glaubte, ſo nahe getreten und empfand er in der Erinnerung das ganze Glück, die ganze Anmuth jener Tage in der Dachſtube mit einer jugendlichen Lebhaftigkeit, deren er ſich nicht mehr für fähig gehalten hätte. Sein Kind trat eben ein, und er ſchloß es in ſeine Arme, und alle Beſorgniſſe um deſſen Leben fielen wie ein Alp von ihm; er ſah es ſchon unter dem Schutze, unter der Pflege Minna's, und Das ſchien ihm eine unfehlbare Rettung. Zugleich aber ſprach neben dem Glücke in ſeinem Herzen noch eine andere Stimme: Jenes Geheimniß, jenes Unglück, das auf Minna laſtete, das ſie den Leuten verdächtig machte — war er vielleicht nicht deſſen Urſache? Er wußte ſelbſt nicht, ob die Unruhe, die ſich ſeiner mit ſo großer Gewalt bemächtigte, der

Hoffnung galt, ſein Kind ſo gut geborgen zu ſehen, oder dem Wunſche, Minna's Verzeihung zu erlangen und ein Verbrechen zu ſühnen. Er ſetzte ſich ſogleich hin und begann die Geſchichte ſeines Lebens zu ſchreiben, von dem Momente an, da er Minna verlaſſen. Seine Geſchichte ſollte ſeine Rechtfertigung ſein. Er wollte ſie ihr durch Frieſe zukommen laſſen und dann erſt, wenn ſie ihn beurtheilen konnte, bei ihr anfragen, ob ſie kommen wollte oder nicht. Er ſaß noch ſpät in der Nacht am Pulte und ſchrieb.

Aber warum ſollte Paul den erſehnten Moment des Wiederſehens und der Verſöhnung ſelbſt verzögern. Seine Geſchichte, wie ſie jetzt vor ihm lag, ſchien ihm kalt und eine höchſt unzulängliche Rechtfertigung. Wenn er ſie ſelbſt ſprechen könnte, wenn er, ihr zu Füßen liegend, ſie um ihre Verzeihung anfleht und ſie das holde, arme Kind ſieht, das ſie ihm retten ſolle — wird ſie ihm dann nicht leichter vergeben? Nie, wie in dieſem Augenblicke, überwältigte ihn die Ueberzeugung, daß ſich ein Mädchenherz, welches ſich in erſter Liebe einem Manne ſo hingegeben, wie Minna, auf ewig und unauflöslich und mit einem gränzenloſen Vertrauen hingegeben habe, daß aber eben deßhalb ein Riß in ein ſolches Herz, in eine ſolche Liebe unendlich ſchwer zu heilen, vielleicht unheilbar ſei. Er verwünſchte und verachtete ſich, nicht lieber in jener Zeit dem Hunger erlegen zu ſein, und doch wieder erſchien ihm Das als eine frevelhafte Verwünſchung ſeiner Verbindung mit Leonie, die ihn ſo ſehr geliebt, deren Andenken ihm theuer und deren Frucht ſeine geliebte kleine Hortenſe war. In dieſem Zwieſpalt ließ er ſeine Geſchichte auf dem Pulte liegen und ſchrieb wenige Minuten vor Poſt-Schluß folgenden Zettel an ſeinen Freund Frieſe:

„Lieber Freund!

„Engagire Fräulein Minna Bürger; gehe auf alle Bedingungen ein, die ſie dir macht, und ſtelle nur die einzige Gegenbedingung, daß ſie ſo bald als möglich abreiſe. Da ich des berühmten Kinder-Arztes Rilliet wegen in den nächſten Tagen von hier nach Genf überſiedele, ſo ſoll ſie nur geraden Weges ſich nach dieſer Stadt begeben, wo ſie mich im Hotel des Bergues finden wird. Aber nenne mich nur unter meinem neuen Namen Marſilly. Sie darf auf keinen Fall wiſſen, daß ſie die Stelle bei Paul Eckhardt angenommen. Die Urſachen meines Inkognito's, die höchſt triftig ſind, werde ich dir ein anderes Mal mittheilen.“

6.

Paul kehrte an einem ſchönen April-Abend mit ſeinem Kinde und der Wärterin von einem Spaziergange ins Hotel des Bergues zurück, als ihm der Portier ankündigte, daß eine junge Dame angekommen ſei, eine Reiſende, die nach ihm gefragt und die ihn jetzt in ſeinem Salon erwarte. Paul ſchrak zuſammen. Es konnte dieſe Dame keine andere ſein, als Minna, — vielleicht aber doch irgend eine Bekannte aus Avignon, da er jetzt in der Reiſe-Saiſon ſchon manchen Beſuch derart empfangen hatte. Er hatte nicht den Muth, ſich ſogleich Sicherheit zu verſchaffen und den Portier weiter nach Ausſehen und Nationalität auszufragen. Er bat die Wärterin, mit dem Kinde hinaufzugehen und der Dame Geſellſchaft zu leiſten, er werde bald folgen. Dann ging er zurück auf den Quai du Montblanc und immer weiter den See entlang, dann wieder zurück und ſo mehrere Male, immer raſcher auf und ab, bis er endlich erhitzt und in einer Art von Beſinnungsloſigkeit die Treppe hinaufeilte. Anſtatt in den Salon, trat er in das anſtoßende Schlafzimmer, und da ſtand er ſtille und horchend an der Thüre. Er ſagte ſich, welch ein Verbrecher er ſein müſſe, daß er es nicht wage, vor das Mädchen hinzutreten, mit dem er einſt acht Tage in einer Stube gewohnt hatte. Er hörte Minna's Stimme und floh nach der entgegengeſetzten Seite des Zimmers, aber nur, um ſogleich zurückzukehren und die Thüre leiſe zu öffnen. Er erkannte ſeine ehemalige Geliebte augenblicklich; ſie war es, ganz ſie ſelbſt, daſſelbe milde und ernſte Geſicht, nur etwas trauriger, aber auch viel ſchöner, als vor neun Jahren, trotz der wenigen kleinen Fältchen, welche ſenkrecht ſich zwiſchen die Augenbrauen drängten. Die feinen, zarten Züge hatten ſich nur um ſo Vieles weiter ausgebildet, um deſto bemerklicher und mächtiger wirkend hervorzutreten. Das Kind ſaß auf ihrem Schooße und plauderte ſchon mit ihr, wie mit einer alten Bekannten, und drückte ihr die Freude aus, daß ihr der gute Papa eine ſo ſchöne und gute Gouvernante habe kommen laſſen.

„In Deutſchland,“ fragte das Kind, „ſind wohl alle Leute ſchön und gut? Papa iſt auch aus Deutſchland und iſt auch ſchön und gut.“

Minna küßte das Kind und fragte es erſtaunt: „Papa iſt auch aus Deutſchland?“

„Freilich,“ antwortete das Kind beſtätigend, „aus einem Lande in Deutſchland, deſſen Namen ich niemals habe ausſprechen können, aber,“ fügte das Kind nachdenklich hinzu, „gut ſind wohl doch nicht alle Deutſchen, ſonſt hätten ſie meinen guten Papa nicht fortgejagt.“

Minna's Geſicht wurde immer ernſter, ſie fuhr ſich mit der Hand über die Stirne und wollte das Kind auf den Boden ſetzen. Aber ſie beſann ſich, neigte ſich herab, ergriff Hortenſe am Kinn, wandte ſie der Lampe zu und ſah ihr prüfend ins Geſicht.

„Gott im Himmel,“ rief ſie erſchrocken, „es iſt Pauls Geſicht!“

Dann faßte ſie dieſes Geſicht mit beiden Händen und bedeckte es mit den heftigſten Küſſen.

Plötzlich aber ſchien ſie ein anderes Gefühl zu überkommen; ſie ſetzte das Kind nieder, und mit dem Rufe: „Fort, fort!“ eilte ſie der Thüre entgegen.

„Bleib, bleib, — bleiben Sie!“ rief Paul, der ihr plötzlich in den Weg trat, die Arme ausbreitete, ſie aber ſogleich wieder ſinken ließ und mit geneigtem Haupte und flehend gefalteten Händen vor ihr ſtehen blieb.

Minna wankte zurück und hielt ſich an einer Stuhllehne feſt; das Kind, erſchrocken über dieſe Szene und die plötzliche Unterbrechung ihres Geſpräches mit der neuen Gouvernante, wie über den plötzlichen Abſchied, den dieſe nehmen wollte, weinte laut auf. Paul wagte es nicht, die Wankende zu berühren, er ſchob ihr nur einen Lehnſeſſel hin, in den ſie zurückſank, während ſie ihr Geſicht mit den Händen bedeckte. Paul ſtürzte ihr zu Füßen und flehte ſie an, ihn anzuhören. Der Klang ſeiner Stimme brachte ſie wieder zu ſich, ſie lächelte einen Augenblick, als ob bei dieſem Klange die ſchönſten Bilder durch ihre Erinnerungen zogen, dann erhob ſie ſich und ſagte abwehrend: „Laſſen Sie mich fort — nicht jetzt — ein anderes Mal — vielleicht —“

Sie raffte ſich auf, erhob den Kopf und ſchritt, ohne ſich umzuſehen, aus dem Zimmer. Paul ließ ſich auf denſelben Stuhl fallen, den ſie eben verlaſſen hatte; das Kind lehnte ſich immer noch weinend an ihn und fragte: „ob die ſchöne Gouvernante für immer fortgegangen ſei?“ Er hob Hortenſe auf ſein Knie und betrachtete ihr Geſicht, das ſo ſehr dem ſeinigen glich und das Minna ſo leidenſchaftlich geküßt hatte. Er that Daſſelbe, aber dießmal küßte er nicht das Geſicht ſeines Kindes, ſondern nur die Stellen, die ihre Lippen berührt hatten. Ein Hoffnungsſtrahl dämmerte in ihm auf bei der Erinnerung, mit welcher Liebe Minna ſeine Züge erkannt und mit Liebkoſungen überhäuft hatte. Noch liebte ſie ihn, er war davon überzeugt, und zugleich mit den Vorwürfen, die er ſich zu machen hatte, begannen auch die Stimmen der Hoffnung lauter zu ſprechen. Er lief mit großen Schritten im Salon auf und nieder, und nach weniger Zeit glaubte er ſchon der Vergebung Minna's ſicher zu ſein und ſie — wenigſtens für ſein Kind wiedergewinnen zu können. Er ſchickte die Bonne hinüber in ihr Zimmer, mit der Bitte und Frage, ob er ſie beſuchen dürfe? Die Bonne brachte eine verneinende Antwort: das Fräulein ſei von der Reiſe zu müde. Ihn aber drängte es, ſich vor ihr, ſo weit er konnte, zu rechtfertigen, und jede Minute, die er noch länger vor ihr in unbekannter, deſto größer erſcheinender Schuld daſtand, war ihm eine drückende Ewigkeit. Er eilte an ſeinen Pult, holte die Geſchichte ſeines Flüchtlingslebens hervor, die er in Montreux aufgeſetzt hatte, und ſandte ſie durch die Bonne hinüber, zugleich mit einem Billete, in welchem er ſie beim Andenken vergangener Tage beſchwor, dieſe Blätter noch dieſen Abend zu leſen. Dann eilte er wieder hinab in die Straßen, über die Brücken, die Quais entlang, und es war ihm zu Muthe, wie einem Angeklagten, der ein Urtheil auf Tod und Leben erwartet. Er kehrte lange nicht zurück, aus Angſt vor dem Richterſpruche, der über ihm ſchwebte.

Gegen Mitternacht, da ſchon das ganze Hotel in Schlaf und Stille getaucht war, ſchlich er an Minna's Zimmer vorüber nach ſeinem Salon, wo er ſie oder ein Brieſchen erwartete. Er fand nichts, und er ſchlich wieder zurück an jene Thüre, wo er nicht den Muth fand, anzuklopfen — an die Thüre Derjenigen, die er einſt ſein Weib genannt hatte — und er glaubte noch immer zu wachen, als er ſchon in Träume gewiegt war, die ihm ein glückliches Leben an der Seite Minna's vorgaukelten.

Paul erwachte, als die Sonne über den Bergen aufging und ihr Kampf mit den Nebeln, in den ſavoyiſchen Thälern und auf dem See, jenes ewig wechſelnde Schauſpiel, begann. Paul wollte in dieſem Schauſpiele ein Vorzeichen ſehen; auch ſein Glück werde ſich, vielleicht noch heute, aus Dünſten und Nebeln, die noch dagegen kämpfen, hervorarbeiten. Möchte ſie ihm indeſſen nur auf eine Stunde vergeben, daß er, neben ihr am Fenſter ſtehend, dieß unvergleichliche Schauſpiel betrachten könnte! Dann trat er an das Bett ſeines Kindes, und wie er in das ſchlafende, ſchöne, kleine Geſicht ſah, ſagte er ſich, daß er, wie er Minna kannte, an dieſem Kinde anſtatt eines trennenden Hinderniſſes einen mächtigen Vermittler beſaß, und er weckte es mit einem Kuſſe. Mit all Dem fühlte er ſich vorbereitet und ſtark, um Minna entgegenzutreten, und voll Zuverſicht, ſie zu beſiegen, zu erweichen. Und in Gedanken immer mit ihr beſchäftigt, immer mit ihr ſprechend, gingen ihm die Morgenſtunden viel raſcher hin, als die Zeit in ſolcher Erwartung hinzugehen pflegt.

Um neun Uhr wollte er bei Minna anfragen laſſen, ob ſie mit ihm und dem Kinde frühſtücken wolle, oder ob er ihr das Kind hinüberſchicken dürfe. Aber es war noch nicht neun Uhr, als ihm der Kellner einen Brief überbrachte, den er mit zitternder Hand erbrach und in welchem er las:

„Lieber Freund!

Ich habe Ihnen nichts zu vergeben; Ihre Leiden waren ſtärker, als Ihre Liebe. Der Stolz des Weibes aber iſt ſtärker, als ſeine Leiden. Ob ich Sie noch liebe? Erfahren Sie, daß ein weibliches Herz, das ſich ſo hingibt, wie ſich das meine hingegeben, ſich auch auf ewig hingegeben hat. Wohl habe ich gelitten, viel gelitten, aber tröſten Sie ſich. Jene Tage waren ſo voll Sonnenſchein, daß ſie hinreichen, mein Leben bis zum letzten Augenblicke zu verklären. Ich bin dem Schickſale dankbar, wenn es mir außer jenen Tagen auch nicht einen Tropfen Glückes mehr zugemeſſen hätte. Leben Sie wohl! ich verlaſſe Sie auf Nimmerwiederſehen. Ihnen hat die Vorſehung einen Vorrath von Glück in die Seele mitgegeben; erſchöpfen Sie ihn, bauen Sie ſich ein immer neues Glück auf, und daß Sie durch nichts in ſeinem Genuſſe geſtört werden, wiederhole ich Ihnen, daß ich Ihnen nichts zu vergeben habe, oder, wenn Sie das Gegentheil glauben, daß ich Ihnen von ganzer Seele verzeihe.

Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, bin ich abgereiſt. Suchen Sie nicht nach mir, Sie würden mich nicht finden, oder Sie würden mich ſo finden, wie ich jetzt bin. Seien Sie glücklich!

Minna Bürger.“

Paul ſtürzte augenblicklich hinab zum Portier und in das Bureau, um Erkundigungen einzuziehen. In der That war Minna ſchon dieſen Morgen um ſieben Uhr abgereiſt, und man wußte ihm nicht zu ſagen, ob ſie ſich nach der Schweiz oder nach

Frankreich gewandt hatte. So waren mit Einem Male Hoffnungen und Träume vernichtet, die in den letzten Wochen mit ſeiner Seele in Eins verwachſen waren, und zwar in einem Augenblicke, da er ſich ihrer Verwirklichung ſo nahe glaubte, da er am Beginne eines neuen und ſchönen Lebens zu ſtehen wähnte. Seit neun Jahren, in der ſchönſten Zeit ſeines Lebens gehörte er einem Daſein an, das ihm von außen aufgedrungen war, an deſſen Schöpfung ſein eigenſtes Weſen ſo wenig Antheil hatte.

Bei aller Jugendkraft, bei allem Willen hatte er ein wahres Flüchtlingsſchickſal, das allerdings viele Menſchen mit den Flüchtlingen theilen: er war weder ſeines Glückes, noch ſeines Unglückes Schmied. Er fühlte ſich als ein Fremdling in ſeinem eigenen Leben, in ſeinem eigenen Schickſal, und in dem Augenblick, da er wie ein Bettler vor ſeiner eigenen Thüre ſtand, um in ſich ſelbſt zurückzukehren, wurde dieſe Thüre von der geliebteſten Hand vor ihm zugeſchlagen. Er war in der That und in jedem Sinne außer ſich. Und als ihn Hortenſe nach der ſchönen Gouvernante fragte, brach er in Weinen aus und ſchien es ihm, als wäre auch ſein Kind beſtimmt, das Glück, die Liebe nur auf Momente kennen zu lernen, um es dann auf ſchmerzlichere Weiſe zu entbehren. Dieſem Kinde glaubte er es ſchuldig zu ſein, Alles zu verſuchen, um Minna's wieder habhaft zu werden; aber auch ſich war er es mehr als jemals ſchuldig, da Minna in ihrem Briefe von Leiden geſprochen und das Geheimniß, deſſen ſein Freund Frieſe erwähnt, nicht aufgeklärt war.

Er entfaltete eine fieberiſche Thätigkeit. Sein Kind mußte aufs Beſte untergebracht werden, damit er mit Ruhe an die Verfolgung der Flüchtigen gehen könne. Er verſchaffte ſich warme Empfehlungen an Herrn Rilliet, den berühmten Kinderarzt, daß dieſer auf Hortenſe ein beſonderes Auge habe und ſie wo möglich jeden Tag beſuche; dann ſchloß er einen beſonderen Kontrakt mit Madame Arlot, der Vorſteherin eines Mädchenpenſionats, die ihm von den beſten Familien Genfs, an die er gewieſen war, empfohlen wurde. Er machte ihr ſo glänzende Anträge, daß ſie auf die Zahl ihrer Zöglinge nicht zu achten brauchte und ihm verſprechen konnte, ſeinem Kinde beſondere Sorgfalt zuzuwenden. Auch wurde bedungen, daß für die Bedienung dieſes Kindes eine eigene Wärterin, der man vertrauen könne, angeſtellt werde. Dann erſt, nach dieſer Seite beruhigt, ließ ſich Paul von der Unruhe fortreißen, die ihn in die Ferne trieb. Es ſchien ihm am Zweckmäßigſten, ſich erſt nach Deutſchland und an die Freunde und Bekannten Minna's zu wenden, um zu erfahren, wohin ſie ſich wahrſcheinlicher Weiſe gewandt haben mochte. Vielleicht war ſie in das Mannheimer Inſtitut, das ſie ſo ungern verlor, zurückgekehrt.

Sechs Tage, nachdem ihn Minna verlaſſen, und zwei Tage, nachdem er Hortenſe bei Madame Arlet untergebracht hatte, überſchritt der Flüchtling Paul Eckhardt unter dem Namen Marſilly die deutſche Gränze, um nach Derjenigen zu ſuchen, die ihn in der erſten halben Stunde ſeines Flüchtlingslebens gerettet, kennen und lieben gelernt.

7.

An dieſem ſelben Tage ließ ſich Mademoiſelle Minna Bürger bei Madame Arlet melden. „Madame,“ ſagte ſie, „es iſt Ihnen geſtern ein Kind, Hortenſe Marſilly aus Avignon, übergeben worden, an welchem ich das größte Intereſſe nehme. Ich war hieher berufen, um die Pflege und Erziehung dieſes Kindes zu übernehmen; gewiſſe, triftige Gründe, die ich Ihnen verſchweige, wenn Sie es erlauben, die ich Ihnen aber auch mittheilen kann, wenn Sie darauf beſtehen, hielten mich ab, dieſe Stelle anzunehmen.“

„Mademoiſelle,“ ſagte Madame Arlet, „ich begreife ſehr wohl — Herr Marſilly iſt ein junger, ſchöner Mann, Wittwer — eine junge Dame, die auf ihren Ruf hält —“

„Vielleicht iſt es Das,“ fiel ihr Minna ins Wort — „es iſt gewiß, daß mir Herr Marſilly ſein Kind übergibt, ſobald ich es will. Aber ich habe meine Urſachen, mich dieſes Kindes auf eine andere Weiſe anzunehmen. Haben Sie die Güte und leſen Sie hier meine Zeugniſſe; Sie werden daraus erſehen, daß ich bereits ſeit Jahren und zur vollſten Zufriedenheit meiner Vorgeſetzten in zweien der beſten Inſtitute Deutſchlands als Lehrerin gewirkt habe. Madame, ich komme, um Sie zu bitten, daß Sie mich als Lehrerin für Ihr Inſtitut engagiren. Ich verſpreche Ihnen, mich höchſt nützlich zu machen. Ich unterrichte in deutſcher und engliſcher Sprache und in andern Gegenſtänden, die man jungen Mädchen zu lehren pflegt. Ich will Ihnen auch ſogleich eine Probe geben, daß ich eine hinlänglich gute Muſikerin bin, um Ihnen einen Muſiklehrer zu erſparen. Verzeihen Sie meine Unbeſcheidenheit; mein Zweck und die Verhältniſſe zwingen mich, ſo ſchroff und ohne Umſchweife zu Werke zu gehen. Madame, ich biete Ihnen mit dem Verſprechen, mich aufs Aeußerſte zu bemühen, alle Dienſte an, deren ich fähig bin, und zwar ohne den geringſten Sold in Anſpruch zu nehmen. Nur zwei Bedingungen erlaube ich mir Ihnen zu ſtellen. Die erſte, daß die Ueberwachung und Pflege von Hortenſe Murillo vorzugsweiſe mir anvertraut werde, und daß ich in dem Zimmer des Kindes ſchlafe, und zweitens, daß ich ein anderes Mädchen von acht Jahren, das mir anvertraut iſt und für das ich zu ſorgen habe, zu mir nehmen könne."

Madame Ariot, bei aller ihrer Vortrefflichkeit und Tugend, war eine Geſchäftin, die ſich aufs Rechnen verſtand, und hatte außerdem Erfahrung und im Urtheil über Menſchen Uebung genug, um ſogleich zu erkennen, daß ſie hier eine Perſon vor ſich hatte, die, was ſie verſprach, auch zu leiſten vermochte. Sie berechnete raſch, wie viele Lehrer ſie im Beſitze einer ſo gelehrten Deutſchen erſparen könnte, und daß, im Vergleiche zu dieſer Erſparniß, die Ausgabe, die ein achtjähriges Kind mehr in einer Penſion verurſachte, für nichts anzuſchlagen ſei. Nach nur ſehr kurzem Hin- und Herreden ſchlug ſie in die dargebotene Hand Minna's ein, und dieſe ließ ihr Gepäck aus dem kleinen Hotel, in dem ſie die letzten Tage gewohnt hatte, herüberbringen.

Während Minna bereits als Lehrerin im Hauſe der Madame Arlot wirkte, ſchon eine und zwei Nächte mit Hortenſe in einer Stube geſchlafen und ſich das Kind in ihrer Geſellſchaft über die Abweſenheit des Vaters getröſtet hatte, forſchte dieſer nach ihr in Mannheim, wo man ihm nichts Anderes zu ſagen wußte, als daß Fräulein Minna Bürger als Erzieherin eines kleinen Mädchens nach Genf berufen worden. In Heidelberg erfuhr er von der Frau ſeines Freundes Frieſe, daß Minna, bevor ihr der Antrag von Genf aus gemacht worden, die Abſicht gehabt, nach England zu gehen und daſelbſt eine Stelle zu ſuchen. Es war alſo wahrſcheinlich, daß ſie ſich jetzt in dieſem Lande befinde, und Paul wäre ſofort aufgebrochen, um ſeine Reiſe dahin fortzuſetzen, wenn ihn nicht der Freund, die Erinnerungen an ſchöne Studentenjahre und vor Allem die wohlthuende Luft der Heimat zurückgehalten hätten. Erſt nach mehreren Tagen begab er ſich nach Frankfurt, um daſelbſt bei Anverwandten Minna's unter dem Vorwande, ſie als Gouvernante engagiren zu wollen, nachzuforſchen. Er verlor viele Zeit mit Betrachtung jenes alten Hauſes in der Nähe der Fahrgaſſe, in welchem er die glücklichſten Tage ſeines Lebens verbracht. Er wagte es ſogar einmal, einzutreten und bis hinauf, bis an die Thüre der Dachſtube leiſe vorzudringen. Er fand ſie verſchloſſen, und es war ihm, als ſollte ihm der Weg zu dem Glücke, das ihm Minna allein geben konnte, für immer verſchloſſen bleiben. Traurig verließ er die Stadt, die in ſeinem Leben eine ſo große Rolle ſpielte, viel trauriger als damals, da er auf dem Wege nach Höchſt in der Nacht von Minna Abſchied nahm. Damals fühlte er ſich mit ihr auf ewig verbunden; nichts, was trennte, war zwiſchen ihnen, wohl aber Alles, was zwei junge Herzen vereint. Heute klafften und dehnten ſich unbekannte Räume und unbeſiegbare Vergangenheiten zwiſchen ihnen.

In London angekommen, machte er ſich vor Allem in der Welt heimiſch, die das Gouvernanten-Weſen als ein großartiges Geſchäft ausbeutet. Er machte die Bekanntſchaft aller Agenten für Anſtellung von Lehrern und Lehrerinnen und aller der reſpektablen Damen, die von den erſten Monaten des Gehaltes der armen Mädchen leben. Ueberall gab er den Namen Minna's auf, daß man ihn ſogleich benachrichtige, ſobald ſie eintreffe, da ſie ſich bisher noch nicht gemeldet hatte.

Ungeduldig wartete er Tage und Wochen und eilte er immer wieder in die Bureau's und zu jenen Frauen zurück. Auch in der Welt der Londoner Deutſchen machte er ſich bekannt, vorausſetzend, daß Minna, mit Empfehlungen ausgerüſtet, wohl an den Einen oder den Andern gewieſen ſein werde. Er ſchöpfte große Hoffnungen, als er einen Bankier kennen lernte, deſſen Tochter in dem Mannheimer Inſtitute erzogen worden und welcher behauptete, daß Minna, mit der man brieflich in Verbindung geweſen und der man ſich zu großem Danke verpflichtet fühle, gewiß nicht durch London kommen werde, ohne die Familie und ihren ehemaligen Zögling zu beſuchen.

Von Genf aus bekam Paul, der dort immer ſeinen Aufenthaltsort angab, die beruhigendſten Nachrichten. Herr Rilliet ſorgte auf das Gewiſſenhafteſte für das Kind, und Madame Arlot verſicherte, daß ſie jetzt eine, durch Güte und Liebe ausgezeichnete Perſon im Hauſe habe, die das Kind pflege und behüte, wie es eine Mutter nicht beſſer könnte. Paul dankte dieſer Unbekannten aufs Herzlichſte, konnte aber, was er der Vergeßlichkeit der Madame Arlot zuſchrieb, nie den Namen Derjenigen erfahren, der er ſo viel Dank ſchuldete und die Madame Arlot nur immer la bonne Demoiselle nannte. Es war eine der Bedingungen geweſen, die ſich Minna noch bei Madame Arlot auswirkte, daß ſie Herrn Marſilly niemals ihren Namen nennen werde, und daß ſie ihr für den Fall ſeiner Rückkehr erlaube, ſich im Hintergrunde und verborgen zu halten.

Nach langen Wochen vergeblichen Suchens und Harrens in London erfuhr Paul, daß eine junge Deutſche ähnlichen Namens, der nur leicht von der Engländerin, die ihm die Mittheilung machte, entſtellt ſein konnte, daß ein Fräulein Bürger ſich als

Gouvernante auf einem gewiſſen Edelſitze in Schottland befinde. Ohne Zögern reiſte Paul dahin ab; dort erfuhr er, daß die Familie ſich auf den Kontinent, und zwar ins Bad nach Spaa begeben habe. Nach wenigen Tagen war er in Spaa, um ſich zu überzeugen, daß er einem Irrlichte nachjagte. War es nicht möglich, daß Minna auf ihrem Wege von Genf nach England in Frankreich eine Stelle gefunden? Er eilte von Spaa nach Paris, wo er ähnliche Verbindungen anknüpfte wie in London und unter dem Vorwande, ein Mädchen unterzubringen, alle Erziehungs-Institute beſuchte, um ſich zu erkundigen, ob nicht ein Fräulein Bürger in einem derſelben als Lehrerin angeſtellt ſei. Die leichtſinnige Mittheilung einer deutſchen Gouvernante brachte ihn wieder auf falſche Fährte und führte ihn nach London zurück. Er hatte dießmal, bei ſeiner raſchen Abreiſe, die Veränderung ſeines Aufenthaltsortes nach Genf zu berichten vergeſſen, und nachdem er wieder einmal die Provinz durchzogen, kamen ihm die Genfer Briefe, die lange in Paris gelegen hatten, verſpätet zu. Einer derſelben, der bereits drei Wochen alt war, enthielt die beſorgnißerregende Nachricht, daß die Geſundheit ſeines Kindes trotz der beſten Pflege ſchwankend geworden und daß Herr Rilliet zu einer neuen Luftveränderung rathe. Es ſei zwar keine Gefahr vorhanden, aber es gingen jetzt in Genf mancherlei Kinder-Krankheiten um, die ſich an kräftigen Kindern als unſchädlich erweiſen, aber einem ſchwächlichen Kinde wie Hortenſe gefährlich werden könnten. Paul machte ſich die größten Vorwürfe, daß er, ſeiner Liebe nachjagend, ſein Kind durch mehrere Monate habe allein laſſen können. Mit dem Gedanken, von Minna auf immer Abſchied zu nehmen, packte er raſch ſeine Sachen und reiſte ohne Aufenthalt in einem Zuge von London über Paris nach Genf.

Je mehr Paul ſich der Stadt näherte, in der er ſein Kind gefährlich krank zu finden fürchtete und die er unter ſo großen Aufregungen verlaſſen hatte, deſto lebhafter traten ihm die hier erlebten ſchmerzlichen Stunden und alle traurigen Möglichkeiten in der Zukunft, vielleicht in der Gegenwart, vor die Seele. Traurige Ahnungen verdichteten ſich nach und nach zu einer ſchweren Beängſtigung, zu einem Alp, dem er ſich nicht entwinden konnte, und benahmen ihm den Athem. Mein Kind, dachte er, — wenn ich mein Kind verlieren ſollte, ich wäre der unglückſeligſte, der einſamſte Menſch auf Erden. Für wen und warum ſoll ich dann noch leben? Was iſt ein Daſein, das nicht Andern gehört? Dann tröſtete er ſich wieder, daß dieſe Ahnungen dieſelben ſeien, welche liebende Herzen vor der Rückkehr zu einem geliebten Weſen immer peinigen und die nichts Anderes ſind, als die erhöhten Sorgen der Liebe.

So abwechſelnd zwiſchen Selbſttroſt und ſchwarzer Beſorgniß kam er in Genf an, fuhr er geraden Weges vor das Haus der Madame Arlot, ſprang er aus dem Wagen und mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf. Er riß ſo gewaltig an der Glocke, daß ſie ſchrill ertönte und ihn ſelbſt mit Entſetzen erfüllte. Erſchrocken ließ er den Klingelzug fahren und wartete bleich und zitternd, bis geöffnet wurde. Die Dienerin, die ihn von früher kannte, ſchrak bei ſeinem Anblick zuſammen und eilte in den Gang zurück.

„Erſchrickt ſie,“ fragte ſich Paul, „erſchrickt ſie über mein Ausſehen, oder weil ſie mir eine Schreckensnachricht zu geben hat?“

Er raffte ſich auf und trat in den Salon, wo er ein junges Mädchen fand, das traurig in die Straße hinabſah.

„Kann ich Madame Arlot ſprechen?“ fragte er raſch.

„Ach nein,“ erwiderte das Kind, „ſie iſt nicht zu Hauſe,“ und bei dieſen Worten fing das Mädchen zu weinen an.

„Wo iſt ſie? Um Gottes willen, antworten Sie raſch, und was macht die kleine Hortenſe?“

Das Mädchen weinte noch heftiger und antwortete ſchluchzend: „Dieſe eben, unſere kleine Hortenſe, hat Madame Arlot auf den Kirchhof gebracht.“

Paul brach bei dieſem Worte bewußtlos zuſammen. Als er wieder zu ſich kam, ſand er die Dienerinnen des Hauſes um ſich beſchäftigt.

„Mein Kind, mein Kind! mein armes Kind!“ rief er verzweifelnd aus, „hätte ich dich doch nie verlaſſen!“

„Ich verſichere Sie, Herr Marſilly,“ ſagte jene Penſionärin, die er im Salon gefunden hatte, „Ihr armes Kind iſt auf das Allerbeſte gepflegt worden; Fräulein Minna hat es während der ganzen Zeit ihrer Krankheit auch nicht einen einzigen Augenblick verlaſſen, ſie hat wenigſtens während acht Nächten an ſeinem Bette gewacht.“

„Fräulein Minna?“ fragte Paul vor ſich hin — aber ſeine Gedanken waren jetzt nicht nach dieſer Seite gerichtet — nur nach dem Kirchhofe wollte er, um wo möglich ſein Kind noch einmal zu ſehen. Er raffte ſich auf, eilte die Treppe hinab und ſprang in den Wagen, der ihn unten noch erwartete. In wenigen Minuten hielt er vor dem Portale des großen Friedhofes. Er wollte ſich zum Wagen hinausſtürzen, war aber kaum ſeiner Glieder mächtig, und der Kutſcher mußte ihm hinabhelfen. Erſt als er im Innern des Friedhofes Menſchen ſah, war er im Stande, ſeine Muskeln wieder anzuſpannen, um raſch in die Allee einzutreten.

Aber was war Das? Aeffte ihn ein Traum? War er ſeiner Sinne nicht mehr mächtig? War er wahnſinnig? Er fuhr ſich mit beiden Händen über die Stirne und drückte die Augen zu, wähnend, daß indeß die Phantasmagorie ſich auflöſen werde. Aber er öffnete die Augen, und er ſah noch immer Daſſelbe. Vor ihm, kaum zehn Schritte vor ihm, zwiſchen den Blumen der Gräber, ſtand ſein Kind, ſeine Hortenſe — ganz und gar ſeine Hortenſe, nur kräftiger, geſünder, in vollſter Blüthe der Kindheit, und in dieſer kurzen Zeit ſeiner Abweſenheit unverhältnißmäßig gewachſen und entwickelt. Welchen grauſamen Scherz hatte man ſich mit ihm erlaubt, um ihn auf dieſe Weiſe zu überraſchen, oder war es doch ein Wahngebilde? Eine Ausgeburt ſeines, durch den harten Schlag verwirrten Geiſtes? Er mußte ſie faſſen und halten, um ſich von ihrer Wirklichkeit zu überzeugen, und er ſtürzte auf ſie los und drückte ſie in ſeine Arme. Sie zerfloß nicht wie ein luftiger Geiſt, ſie begann, erſchrocken vor ſeiner Heftigkeit, leiſe zu weinen.

„O, weine nicht, meine Hortenſe,“ rief er außer ſich vor Glück, während ihm ſelbſt die Thränen aus den Augen ſtürzten, „o, weine nicht, ich will dich nie wieder verlaſſen.“

Er lag auf den Knieen vor dem Kinde und wiederholte immer wieder: „Nie, nie will ich wieder von dir gehen!“

Aber Das alles mußte doch ein Traum ſein, denn die Allee herab kam Minna, nach der er durch Monate vergebens geſucht hatte. Ihre Augen waren verweint, und ſie blickte ihm mit unendlicher Milde entgegen, während er ſie anſtarrte, geängſtigt von dem Gedanken, daß er nur träume und zu trauriger Wirklichkeit erwachen werde. Er klammerte ſich aufs Neue an das Kind feſt, als ob er fürchtete, daß es ihm noch entſchwinden könnte.

„Gehe nicht von mir,“ flehte er, „und ich will dich auch nie wieder verlaſſen.“

„Nun,“ ſagte Minna, unter Thränen lächelnd, indem ſie die eine Hand auf ſeinen, die andere Hand auf den Kopf des Kindes legte, „nun ſo müſſen wir Drei ſchon zuſammen bleiben, denn auch ich will mein Kind nie verlaſſen.“

Paul ſah ſie mit weit offenen Augen an. Sie lächelte und drückte das Kind an ſeine Bruſt. Er verſtand raſch und umhalſte das Kind und nannte es, an den alten theuren Namen gewöhnt und unter dem Zauber der erſtaunlichen Aehnlichkeit, ſeine Hortenſe, ſeine geliebte Hortenſe.

„Eigentlich Gretchen,“ berichtigte Minna, „nach dem Namen, den du mir in Frankfurt zu geben pflegteſt — aber es bleibe bei Hortenſe, wenn ſo die ſchmerzliche Lücke beſſer ausgefüllt iſt.“

„Wo iſt es?“ fragte Paul.

Minna nahm ihn an der Hand, und zwiſchen ihr und dem Kinde ging er einem friſchen kleinen Grabe entgegen, um welches mehrere junge Mädchen und Madame Arlot beſchäftigt waren, es mit Herbſtblumen zu ſchmücken. Paul wollte ſich darüber hinwerfen, aber Minna hielt ihn mit beiden Armen feſt, ergriff ſeine Hand und flüſterte ihm ins Ohr: „Wir wollen ja Alles thun, um dich deinen Verluſt vergeſſen zu machen und deine Wunden zu heilen.“

Eine Stunde im Leuchtthurm.

Von der Mündung der Loire in den Ozean einige Seemeilen entfernt liegt der traurige Flecken Le Croiſic. Die breite Landzunge, deren äußerſte Spitze der Flecken einnimmt, iſt bis über die kleine Stadt Guerant hinaus kahl wie eine Wüſte Afrika's; nur unmittelbar hinter den Häuſern Le Croiſic's hat man auf angehäufter Dammerde zu Nutz und Frommen der Kurgäſte mit Mühe und Noth einige Vegetation hervorgerufen, die es aber bis auf den heutigen Tag nicht über die Verkrüppelung gebracht hat. Das einzige Produkt dieſer Gegend iſt das Salz, das die Einwohner gewinnen, indem ſie das Seewaſſer durch kleine Kanäle in ſeichte Teiche leiten und das Waſſer verdunſten laſſen. Das ſo gewonnene Salz wird meiſt in Le Croiſic verladen, und von dieſem Handel, ſowie von der Sardinenfiſcherei, die hier aber bei Weitem nicht ſo ergiebig iſt wie weiter im Norden der Bretagne, endlich von den Kurgäſten, die hier im Sommer die Seebäder gebrauchen, lebt der ganze Flecken und die Umgegend. Aber daſſelbe Meer, das auf dieſe Weiſe den Anwohnern Nahrung bringt, macht das Land durch die Salztheile, mit denen es die Atmoſphäre anfüllt, unfruchtbar und wüſtenähnlich. Es iſt eine unerquickliche Gegend, und von dieſer unerquicklichen Gegend aus hat man die Ausſicht auf einen unheimlichen, auf einen ſchauderhaften Punkt im Schooße des Ozeans. Ich meine Klippe und Leuchtthurm, welche zuſammen Le Four heißen. Der Leuchtthurm hat den Zweck, erſtens die gefährliche Klippe ſelber, auf der er ſteht, zu beleuchten und davor zu warnen, zweitens den vom weiten Ozean heimkehrenden Schiffen den Eingang in die Loire, in die Häfen von Le Croiſic, St. Nazaire und Nantes zu zeigen. Bei gutem Wetter ſieht man den Four von Le Croiſic aus; aber beim geringſten Winde ſpringen die Wellen an ſeiner Klippe ſo hoch auf, daß der Leuchtthurm jeden Augenblick verſchwindet und daß man ihn vom Ozean begraben glaubt. Die Klippe war, ſo lange ſie den Leuchtthurm nicht beſaß, eine der gefährlichſten an der Weſtküſte Frankreichs; der Leuchtthurm macht einen öden, unheimlichen Eindruck, der ſich noch ſteigert, wenn man hört, daß er zwei Wächter beherbergt, die ihn nie verlaſſen können, und die nur alle vierzehn Tage einmal andere als ihre beiderſeitigen menſchlichen Geſichter zu ſehen bekommen. Es iſt dieſen Leuchtthurmwächtern nämlich nicht erlaubt, einen Kahn zu beſitzen. Man fürchtet, daß ſie das Gefühl der Einſamkeit in dieſer Meereswüſte manchmal mit ſolcher Gewalt überfallen könnte, daß ſie das Weite ſuchten; oder ſie möchten bei Sturmwetter, wenn der Leuchtthurm in allen Fugen kracht und wie ein Baum erzittert, in ihrer Angſt im Stande ſein, ihren Poſten zu verlaſſen. Der Aufenthalt iſt während eines Sturmes ſo gefährlich, daß man zu dieſer Befürchtung berechtigt iſt, obwohl der Poſten nur erprobten, in vielen Fährlichkeiten gehärteten Männern anvertraut wird. Aber, ſelbſt wenn man ihnen einen Kahn geſtattete, es fände ſich an der Klippe nicht der geringſte Raum, in dem er mit Sicherheit untergebracht werden könnte; ſogar bei ruhigem Wetter würde das Fahrzeug von den Wellen an der Klippe zerſchellt. Alle vierzehn Tage fährt von Le Croiſic aus eine eigens dazu beſtimmte Schaluppe nach dem Four hinüber, um den Wächtern die nothwendigen Lebensmittel zu bringen. Während der Stunde nun, die das Fahrzeug an der Klippe hält, ſehen dieſe Verbannten andere menſchliche Geſichter, als die ihrigen; ſonſt müſſen ſie ſich mit dem Anblick des unendlichen Ozeans und der Schiffe begnügen, welche ſie mit Hülfe ihres Fernrohres in weite Fernen verfolgen können.

Dieſe höchſt traurigen Poſten der Leuchtthurmwächter ſind Stellen, die man tapfern, beſonders verdienten, alles Vertrauen einflößenden alten Soldaten aufbewahrt; Stellen, mit denen man Verdienſte belohnt. Unſere zwei Unglücklichen, Einſamen da draußen, die von beſtändigen Gefahren hart umdrängt und an ein Gefängniß gewieſen ſind, das jeden Augenblick ihr Grab werden kann, ſind zwei Männer, die der Staat auf dieſe Weiſe belohnt, für deren Alter er ſorgt: der Leuchtthurm Le Four iſt ein Prytaneum.

Dieß Alles erfuhr ich, als ich im Jahre 1852 einige Zeit in den Seebädern von Le Croiſic verbrachte. Ich konnte nie meinen Spaziergang auf der Werfte machen, ohne einen mitleidigen Blick nach dem fernen Four hinüberzuſenden. Nach und nach bildete ſich in mir ein ſolches Gefühl der Theilnahme für die beiden verbannten Menſchenfreunde aus, daß es geradezu zur Sehnſucht wurde und ich mir vornahm, ſie auf ihrer unwirthbaren Klippe zu beſuchen. Durch Vermittlung des Doktors wurde mir die Mitfahrt geſtattet, als die Schaluppe ihre vierzehntägige Fahrt unternahm.

Die Fahrt dauerte an zwei Stunden. Der Leuchtthurm kam in ſeiner ganzen Größe erſt in nächſter Nähe zum Vorſchein, denn die Wellen ſpringen ſelbſt bei nur gering bewegter See rings herum ſo hoch hinan, daß ſie dem Nahenden immer die ganze Klippe und beinahe immer den untern Theil des Gebäudes verdecken. Sei es Ebbe oder Fluth, von einer oder der andern Seite ſchäumen die Wogen den trotz ſeiner Kleinheit furchtbaren Felſen hinan. Bei ruhigſtem Wetter kann man es ſich leicht vorſtellen, wie die ſtürmiſche See bis an die Laterne hinaufſpritzen muß. Der Leuchtthurm iſt ſo gebaut, daß er ſich nach oben verjüngt und unten mit der breiten Baſis beinahe die ganze Klippe bedeckt oder vielmehr umklammert, denn das Gemäuer ſtreckt ſich wie ein Baum mit vielen Wurzeln durch alle Riſſe bis hinab in das Waſſer.

Die Schiffer hielten die Schaluppe nur mit Mühe ſo nahe der Thüre des Thurmes, daß wir hineinſpringen konnten; dann wurden die Lebensmittel uns nachgeworfen und im Innern aufgefangen. Die Schaluppe zog ſich nach dieſem Geſchäfte ungefähr hundert Ruderſchläge weit zurück, um uns, nämlich den Beamten und mich, auf offener See zu erwarten. Ein alter, freundlicher Mann, der in waſſerdichte Lootſentracht gekleidet war, empfing uns im untern Raum und lud uns ein, ihm in den obern nachzuſteigen. Vermittelſt einer ſchmalen Treppe, die mehr einer Leiter glich, kamen wir in ein rundes Gemach, das nicht vier Schritte im Durchmeſſer hatte. In dieſem Gemache fanden wir einen zweiten alten Mann, der eben ſo gekleidet war, wie der erſte, aber ſich von dieſem dennoch auf das Weſentlichſte unterſchied. Der erſte, Jean Jacques Olivier, ein kurzer, breitſchulteriger Mann, hatte ein arg verbranntes, braunes, dickhäutiges Geſicht voller Falten. Dicke graue Augenbrauen fielen wie ſtarkes Geſtrüpp über die Augen und verdeckten ſie zur Hälfte, daß man ſie hätte für ſehr klein halten können, obwohl ſie ungewöhnlich groß waren. Der graue Schnurrbart war nur wie eine etwas größere Wiederholung der Augenbrauen. Weißer als Augenbrauen und Schnurrbart waren die Haupthaare, die zum Vorſchein kamen, als Jean Jacques Olivier oben im Gemache den breiten Lootſenhut abnahm, und die, kurz geſchoren, aber überaus dicht, einen ziemlich großen Kopf bedeckten. Nach dieſer Beſchreibung wird ſich der Leſer eine nichts weniger als freundliche Erſcheinung vorſtellen, aber ich kann ihm die Verſicherung geben, daß ſchon der erſte Blick auf dieſen alten, gebärteten Kopf die Seele mit wahrem Wohlbehagen erfüllte. Dieſe von ſo ſtruppigen Brauen bedeckten Augen blickten mit ſolchem Wohlwollen, als wünſchte der Mann Demjenigen, mit dem er ſprach, fortwährend etwas Gutes zu ſagen oder zu thun. Und von dem mit dem breiten Schnurrbart bedeckten Munde kam doch ein Lächeln zum Vorſchein, das herzgewinnend war — ich möchte ſagen, wenn es nicht von einem ſo rauhen Geſellen ſonderbar klänge, daß es bezaubernd war, wie das Lächeln eines liebenswürdigen, liebevollen jungen Mädchens. Wir waren kaum in dem Gemache, als er ſich ſchon alle Mühe gab, es uns bequem zu machen; und wir ſaßen kaum, als er ſchon von allen ihren Vorräthen herbeibrachte, um uns zu bewirthen. Es waren nur zwei Gläſer da. Er füllte ſie mit Rothwein, und ſie gingen zwiſchen uns Vieren von Mund zu Munde. Dabei fragte er nach Neuigkeiten aus der Welt, und den Beamten nach dem Wohlergehen ſeiner Bekannten in Le Croiſic. Ich meinerſeits hätte gerne Manches über die Lebensweiſe dieſer Einſamen erfahren, und ich fing an, den freundlichen Alten auszufragen. Aber er hatte mir auf meine Fragen nur kurze Antworten zu geben und verſicherte, daß man ſich in dem Leuchtthurme ganz wohl befinde. Nicht ein Wort von den Gefahren, von der Schwierigkeit ſeines Amtes und nicht ein Wort über die Größe ſeiner Pflichten und ſeiner Opfer.

Sein Gefährte Louis Marie war von ganz anderer Art. Seine Geſichtsfarbe war nur oberflächlich wettergebräunt; im Ganzen war ſein Antlitz ziemlich hell und fein, und ſeinen Haaren, die übrigens dünn um die Schläfe lagen, ſah man es noch an, daß ſie einſt blond geweſen. Alle ſeine Züge waren feiner und weicher, als bei dem Andern, dagegen zeigte ſich von jener unendlichen Freundlichkeit Jean Jacques' keine Spur. Louis Marie war ſchweigſam, zwar nicht düſter, aber doch traurig und verſchloſſen. Er gab ſich alle Mühe und hatte offenbar den beſten Willen, ebenfalls zuvorkommend und gaſtlich zu ſein, aber er vergaß manchmal die Rolle, die er ſpielen wollte, hörte nicht auf das Geſpräch, verſank in ſich und brütete. In ſolchen Momenten hatte Jean Jacques ſo viel Aufmerkſamkeit für ihn, als wäre er ebenfalls einer der Gäſte. Er drückte ihm das eine Glas in die Hand, ließ das andere leiſe anklingen und munterte ihn, indem er ihn beinahe zärtlich beim Namen nannte, zum Trinken auf. Louis Marie erwachte dann wie aus einem Traume und lächelte dem Andern eben ſo freundlich und liebenswürdig zu, wie dieſer beinahe immer lächelte. Und dieſe Augenblicke waren es, die den Fremden, den er Anfangs erſchreckt hatte, mit ihm verſöhnten, ja auch für ihn einnahmen. Wer die Beiden nur eine halbe Stunde lang mit einiger Aufmerkſamkeit beobachtete, mußte ſich ſagen, daß zwiſchen ihnen ein eben ſo eigenthümliches als inniges Verhältniß beſtehen müſſe, und wenn die beiden Leuchtthurmwächter dem Fremden einige Theilnahme einflößten, ſo freute er ſich dieſer Entdeckung, denn ihr Loos erſchien durch das geheimnißvolle, innige Band, das ſie verknüpfte, bedeutend gemildert.

Die halbe Stunde in dem kleinen Thurmgemache verfloß auf die angenehmſte Weiſe. Man aß, man trank, man plauderte, während die Wogen da draußen ihre monotone, doch harmoniſche Muſik machten, und während von Zeit zu Zeit in größerer oder kleinerer Entfernung, die Fluth benützend, eine ganze Menge von Schiffen der Loire zuſteuerten und durch das kleine Fenſter mir gegenüber ſichtbar waren. Die andere halbe Stunde verſtrich mit Beſichtigung der Laterne, auf die mich Jean Jacques begleitete, um mir die Einrichtung zu erklären und von der Galerie aus die fernſten Punkte, die von da ſichtbar waren, zu zeigen. Er freute ſich mit meiner Freude an der friſchen Seeluft, an dem großartigen Anblick des Ozeans und an den Wellen, die uns zu Füßen ihr unermüdliches Spiel trieben. Ich bedauerte, mich dieſes Genuſſes nicht länger freuen zu können, und er lud mich freundlich ein, auf dem Leuchtthurme zu bleiben, bis das nächſte Schiff wieder komme. Ich hatte aber nicht den Muth, mich nur auf vierzehn Tage auf dieſe Klippe zu verbannen, auf der mein freundlicher Führer ſeit beinahe zwanzig Jahre lebte und auf der er, wie er mir ſagte, bis zu ſeinem Tode auszuharren hoffte.

Unſere Zeit war um, wir ſtießen noch einmal an, die rauhen Hände unſerer Wirthe drückten die unſerigen, und wir fuhren wieder zurück nach Le Croiſic. Ich ſetzte mich ſo im Schiffe, daß ich während der ganzen Fahrt mein Geſicht dem Leuchtthurm zukehrte. Jean Jacques hatte mir ein ſo inniges Gefühl für ſich eingeflößt, daß ich mich in der That mit einem gewiſſen Kummer von ihm trennte. Und nun will ich dem Leſer etwas mittheilen, das ihm eigenthümlich und als nicht am Platze erſcheinen wird, das ich aber doch nicht verſchweigen mag, weil es eine Thatſache iſt. Jener Leuchtthurmwächter Jean Jacques Olivier hatte eine erſtaunliche Aehnlichkeit mit einem Manne, der mir perſönlich theuer war und der gewiß vielen meiner Leſer ebenfalls ſehr theuer iſt: mit dem Dichter Nikolaus Lenau. Ja, trotz der Rauhheit ſeines Geſichtes, der Derbheit ſeiner Züge, gab ihm der Blick ſeines dunkelbraunen Auges, ſein Schnurrbart und das höchſt merkwürdige einnehmende Lächeln eine ganz überraſchende Aehnlichkeit mit jenem edlen Dichter, deſſen Blick und Auge und deſſen Lächeln Niemand vergeſſen wird, der ſie jemals gekannt hat. Nun ſind wir ſo geartet, daß wir mit ſolchen phyſiognomiſchen Aehnlichkeiten auch gerne den Glauben an die Aehnlichkeit des Weſens verbinden und daß, wenn uns eine ſolche Aehnlichkeit an eine geliebte Perſon erinnert, wir ſchnell bereit ſind, auch die alten Gefühle wieder zu empfinden. Die Aehnlichkeit hat gewiß viel dazu beigetragen, daß ich mich zu Jean Jacques Olivier ſo ſehr hingezogen fühlte, doch aber glaube ich, daß er, wie er einmal war, auch ohne dieſen Umſtand auf mich einen tiefen Eindruck gemacht haben würde. Ich konnte während der Rückfahrt und während des ganzen folgenden Tages nur an ihn, an ſein Amt und an ſein Schickſal denken, und ich konnte ferner nicht umhin, mir einzubilden, daß dieſer Mann irgend eine bedeutendere Geſchichte haben müſſe, oder wenn nicht eine bedeutendere Geſchichte, doch jedenfalls irgend ein bedeutendes, inhaltsvolles Weſen.

Ich theilte dem Doktor, mit dem ich vertraut war und dem ich die Fahrt zum Leuchtthurme verdankte, meine Gefühle mit, und er erwiderte lächelnd: „Nun, wenn die Geſchichte der Beiden gerade keine weltbewegende iſt, vielleicht nicht einmal eine bedeutende, ſo iſt es doch eine Geſchichte. Sie ſollen ſelber urtheilen. Ich bin vielleicht im Stande, dieſe Geſchichte ausführlicher zu erzählen, als irgend ein anderer Bewohner Le Croiſics.

„Als ich vor mehr als zehn Jahren als junger Arzt in dieſe Gegend zurückkehrte, ſchämte ich mich meines gezwungenen Müſſigganges, da ich nicht einen einzigen Kranken hatte, und ich ergriff mit Eifer die Gelegenheit, mich auf einige Zeit zu entfernen, als es hieß, daß einer der beiden Leuchtthurmwächter ſich ſchwer verwundet habe und daß dort drüben ein Arzt nothwendig ſei. Ich verbrachte volle vierzehn Tage auf dem Four. Der Verwundete war Louis Marie, und es fiel mir gleich bei meiner Ankunft auf, mit welcher Sorgfalt, ja Zärtlichkeit ihn ſein Gefährte pflegte. Der Kranke hatte auch keine andere Pflege gewünſcht, und dieß war die Urſache, warum er nicht ans Land gebracht wurde und warum der Arzt zu ihm hinüber mußte. Jean Jacques Olivier gewann mein Herz ſo ſchnell, wie er geſtern das Ihrige gewonnen. Bei einem Zuſammenleben auf einem ſo engen Raume und an einem Krankenbette mußte ſich zwiſchen uns Beiden bald eine große Vertraulichkeit herſtellen. Jean Jacques zeigte mir neben dem Wohlwollen, das er Jedermann entgegenbringt, viel perſönliche Freundſchaft, die aus der Dankbarkeit für die Pflege ſeines Freundes hervorging und für den guten Willen, mit dem ich mich allen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen des Lebens im Leuchtthurm unterzog. Was hatten wir Anderes zu thun, als zu plaudern und einander Geſchichten zu erzählen. Ich fand in der Unterhaltung Jean Jacques' einen ſo wohlthuenden Reiz, daß ich ſelbſt die Nächte mit ihm auf der Galerie an der Laterne verbrachte, und da, in dieſer doppelten Einſamkeit der Nacht und des Ozeans, erzählte er mit offenem Herzen Manches, was er mir wohl auf dem Feſtlande oder unten in der Enge des Thurmgemaches ſelbſt bei größerer Freundſchaft nicht vertraut haben würde. Manches erfuhr ich auch hier in Le Croiſic, und ſo, glaube ich, bin ich mit der Geſchichte dieſer beiden Greiſe bekannter als viele Andere. Machen wir einen Spaziergang auf die Werfte, dort überblicken wir den Hauptſchauplatz Deſſen, was ich Ihnen erzählen will.“

Der Doktor faßte mich am Arme, wir wanderten auf die

Werfte, und er begann: „Jean Jacques Olivier und Louis Marie ſind hier in Le Croiſic geboren und zwar zur Zeit, als die große franzöſiſche Revolution in höchſter Blüthe ſtand. Sie ſind Kinder zweier Freunde, zweier Salinenarbeiter, deren Freundſchaft damals ſo ſprüchwörtlich war, wie es ſpäter die Freundſchaft ihrer Söhne wurde. Beide Kinder wurden ſehr frühe und gleichzeitig verwaist, denn ihre Väter nahmen Theil an der Chouanerie, die man hier ‚den großen Krieg' nennt, und Beide fielen am ſelben Tage in der Nähe von Nantes von den republikaniſchen Kugeln. Nur der eine der beiden Knaben, Jean Jacques, hatte noch eine Mutter; dieſe nahm ſofort den andern in ihre Hütte, um auch ihn mit der ſchweren Arbeit in der Saline zu ernähren. Sie lebte nicht lange unter dieſer Laſt, und Niemand hier in Le Croiſic wird Ihnen zu ſagen wiſſen, wie ſich die beiden verlaſſenen Knaben forthalfen, wie ſie nicht dem Elende erlagen. Die Zeiten waren derart, daß man die Bewohner Le Croiſics, welches damals ein elendes Fiſcherdorf war, nicht anklagen darf, die verwaisten Kinder ihrem Schickſale überlaſſen zu haben. Die Chouanerie hatte viele Familien um ihre Väter gebracht, die Kriege der Republik und des Kaiſerreichs brachten ſie um die jungen, arbeitsfähigen Männer, und die Engländer, die Frankreichs Schifffahrt vernichteten, blokirten alle Küſten und hätten dieſe auch ohne alles vorhergegangene Elend in Armuth geſtürzt. Von den Kindern weiß man nur, daß man ſie in jener Zeit immer zuſammen geſehen, daß ſie fiſchten, Krebſe fingen und dergleichen, daß ſie jeden Biſſen mit einander theilten und unzertrennlich waren. Endlich, in einem gewiſſen Alter, findet ſich der Eine in einer Schloſſerwerkſtätte, der Andere hilft einem Fiſcher, und ſo iſt mit achtzehn oder neunzehn Jahren Louis Marie Schloſſergeſelle, während Jean Jacques die meiſten Nächte auf der See oder in der Loiremündung verbringt. Aber Beide bewohnen noch immer dieſelbe Hütte. Sehen Sie, dort links von der Saline ſtand dieſe Hütte, die Schloſſerwerkſtätte da, wo ſie jetzt noch ſteht; Sie können ſie von hier aus ſehen, denn ſie beherrſcht den ganzen Flecken. Aber dort weit nach Oſten ſteht noch eine Hütte; einſam, hart am Meeresufer — gehen wir einige Schritte weiter, und Sie werden auch dieſe Hütte ſehen können. Sie bemerken die vielen Netze, die dort ausgeſpannt ſind; ſie iſt heute wie damals von einem Fiſcher bewohnt. Mit dieſem Fiſcher in Gemeinſchaft trieb Jean Jaques ſein Gewerbe, und dieſer Fiſcher hatte eine Tochter, Anna, die für das ſchönſte Mädchen nicht in der Umgegend, ſondern in der ganzen Bretagne galt. Sie wiſſen, daß in der Bretagne der Volksgeſang noch nicht ausgeſtorben iſt, daß er ſich jedes ſchönen oder merkwürdigen Gegenſtandes bemächtigt, um ihn in Balladen und Liedern zu verherrlichen. Er wächſt aus dem Boden heraus, man kennt äußerſt ſelten die Verfaſſer der Lieder, aber dieſe ſelbſt verbreiten ſich mit zauberiſcher Schnelligkeit, und manche von ihnen leben dann, von der offiziellen Literatur kaum gekannt, im Munde des Volkes unſterblich fort. Nun wohl — ſehen Sie ſich dieſe Fiſcherhütte näher an; ſie iſt von der Poeſie verklärt, wie ſelbſt wenige hiſtoriſche Punkte in der Bretagne, und dieſe Verklärung dankt die unſcheinbare Muſchel der Perle, die ſie in ſich geſchloſſen: jener Anna. Ich will Ihnen, wenn Sie mir morgen zum Kaffee wieder das Vergnügen machen, von meiner Magd einige Lieder ſingen laſſen, deren Gegenſtand jene Anna iſt. Wenn nun Jean Jacques mit ſeinem Meiſter von der See heimkehrte und in jener Hütte von jenem Gegenſtande der Poeſie empfangen wurde, wenn ihm nach der Oede des Meeres ſolche Augen entgegenleuchteten, eine ſolche Wirthin den Tiſch deckte — wie ſollte ein Herz wie ſeines widerſtehen? Louis Marie, wenn die Schloſſerwerkſtätte geſchloſſen war, ging geraden Weges hinaus zum Fiſcher, um daſelbſt ſeinen Freund zu erwarten, und zu ſeinem Unheil oder zu ihrer beider Unheil, ſah er ſo das ſchöne Mädchen ebenfalls zu oft. Mit einem Worte, die beiden Freunde hatten das tragiſche Schickſal, daſſelbe Mädchen zu lieben. Nach Allem, was ich von Jean Jacques ſelbſt und von Andern gehört habe, war Anna allerdings ein Geſchöpf, das ſelbſt ohne ihre außerordentliche Schönheit alle Liebe verdient hätte. Die ſich ihrer erinnern, wiſſen noch heute von ihrer Anmuth und ihrem vortrefflichen Herzen nicht ſchön genug zu ſingen und zu ſagen, und es iſt auch bezeichnend, daß die Lieder, die auf ſie gedichtet wurden, obwohl offenbar von ihrer Schönheit angeregt, gerade von dieſer am Wenigſten ſprechen, wohl aber von dem Behagen, das man empfand, ſobald man in ihre Hütte trat, von ihrer Güte für alle Welt und von allerlei guten Thaten, die ſie mit Muth oder mit Selbſtverleugnung verrichtete.

„Den beiden Freunden war es bald kein Geheimniß, daß ſie beide das Mädchen liebten; damals hatten ſie eben noch keine Geheimniſſe vor einander; bald aber wurde es Jean Jacques auf offener See unheimlich, wenn er dachte, daß jetzt Louis Marie bei Anna ſein könnte, und Louis Marie wurde es in der Schloſſerwerkſtätte zu heiß, wenn es draußen ſtürmte und er ſich ſagte, daß heute die Fiſcher nicht auslaufen und daß Jean Jacques, mit Anna an demſelben Netze ſtrickend, ſeinen Tag in der Fiſcherhütte zubringe. Der Eine zog oft vor der Zeit die Netze aus dem Waſſer und lenkte eiligſt ſeinen Kahn dem Ufer zu, und der Andere warf oft vor Feierabend Hammer oder Feile hin, um in die Fiſcherhütte zu eilen. Von der Schloſſerwerkſtätte aus konnte Louis Marie den ganzen Küſtenſtrich beobachten; er ſah den Kahn, ſobald er zum Lande zurückkehrte, und er war an den Strand hinabgeeilt, bevor der Kahn anlegen konnte. Beide Nebenbuhler waren nur ruhig, wenn Jeder den Andern von Anna getrennt wußte, oder wenn ſie beide zugleich, Einer den Andern überwachend, bei ihr waren. Jean Jacques ſagte mir, er habe viele Leiden erlebt und viel Schreckliches mit angeſehen, da er auch den ruſſiſchen Feldzug mitmachte, aber die traurigſte, die ödeſte und härteſte Zeit ſeines Lebens ſei dieſe geweſen, als er ſeinen Freund, den einzigen Menſchen auf Erden, der zu ihm gehörte, als ſeinen Nebenbuhler zu fürchten anfing, ohne zu wiſſen, welchem von Beiden Anna den Vorzug gab. Aus dieſer Furcht wurde bald ein ſtiller Haß, den ſich beide ſelbſt nicht zu geſtehen wagten. Noch wohnten ſie zuſammen, aber ſie legten ſich ſtumm zu Bette, ſtanden ſtumm auf und gingen von einander und grüßten ſich nur, um nicht auch ohne Gruß von einander zu gehen. Louis Marie erinnerte ſich plötzlich, daß die Hütte an der Saline nicht ihm gehörte, daß er die Wohlthat, in dieſer Hütte beherbergt zu werden, lange genug genoſſen, und er verließ ſie, um eine Dachſtube über der Schloſſerwerkſtätte zu beziehen. Von dieſer Dachſtube aus ſah er noch beſſer nach der Fiſcherhütte und überwachte mit noch größerer Bequemlichkeit das Meer. Die Wohnungen der beiden Freunde waren nur durch einen Raum von hundert Schritten getrennt, aber ihnen war ſchon zu Muthe, als wären ſie durch viele Meilen und durch lange Zeiten von einander geſchieden.

„Was aber wollte nun Louis Marie in der Fiſcherhütte, da er den Freund nicht mehr dort erwartete? Jean Jacques ſagte ſich, daß er nur als ſein Freund dahin gekommen war; nunmehr er ſich von ihm getrennt und die alte Freundſchaft ſelbſt begraben, was hatte er noch dort zu thun? Es ſchien Jean Jacques eine treuloſe Heuchelei, daß der Andere noch ſo that, als ob er ſeinetwegen dahin käme, und die Eiferſucht wuchs in ſeinem Herzen um ſo raſcher, als er zu ſo häufigen Trennungen gezwungen war und oft Tage lang auf offener See verbringen mußte, allein mit dieſer Eiferſucht, allein mit dem Gedanken, daß jetzt Louis Marie glücklich in der Fiſcherhütte an Anna's Seite ſitze. Louis Marie hatte es gut. Er ſah den Kahn heimkehren, und er war da, bevor Jean Jacques den Fuß auf die Schwelle ſetzte. Louis Marie war jedenfalls der Glückliche, er triumphirte, und wie ſollte ihm der Einſame draußen auf dem Meere dieſen Triumph vergeben? ‚O,‘ rief Jean Jacques aus, als er von dieſen Leiden erzählte, ‚was habe ich damals in der Einſamkeit des Meeres, nur von Gott geſehen, durchgemacht! Gewiß, der Kahn wäre eines Tages ohne Fiſcher von den Wellen ans Ufer geſpült worden, ich hätte mich in die Tiefe des Meeres geſtürzt, wenn mich nicht die Hoffnung, daß Anna vielleicht doch mich liebte, und mehr noch — ja, ich geſtehe es — wenn mich nicht die Luſt nach Rache an meinem Nebenbuhler am Leben erhalten hätte. Er ſollte glücklich ſein, während ich mich auf öder See herumtrieb! Dieſe See hatte ich einſt geliebt; jetzt haßte ich ſie, wie ich überhaupt Alles haßte, nur nicht Anna.'

„Jean Jacques bemerkte es bald, daß Louis Marie ſeine Heimkehr belauerte, und er richtete ſich ſo ein, daß er in der Nacht heimkehrte. Er ging in ſeiner Vorſicht ſo weit, den Kahn nicht an der Fiſcherhütte anzulegen, ſondern in den Haſen zu fahren und von da aus zu Fuß nach der Fiſcherhütte zu wandern. Er wußte eigentlich ſelbſt nicht, warum er ſo that; aber auf dem Meere hatte er ſo vielfache ſchwarze Gedanken, träumte ſo manche Möglichkeiten, daß es ihm zu ſeiner Beruhigung nöthig ſchien, die Fiſcherhütte in der Nacht zu überraſchen. Es war nach Mitternacht. Sie können den Weg, den er einſchlug, von hier aus verfolgen. Obwohl es ziemlich dunkel war, fürchtete er doch, auf ſeinem Spähergange geſehen zu werden, und er verließ den Pfad, der von Le Croiſic geraden Weges zur Fiſcherhütte führt, und ging, die Ebbe benützend, am äußerſten Rande des Ufers hier um dieſes kleine Vorgebirge, dann an den Dünen vorbei, dort am Eingange in den kleinen Golf, in deſſen Hintergrunde Anna wohnte. Rechts hatte er das Meer, links das genug hohe Ufer und die Dünen, und ſo konnte er ungeſehen wie in einem Laufgraben bis an die Hütte gelangen. Während dieſes Weges wurde es ihm immer gewiſſer, daß er Louis Marie dort finden werde, vielleicht ſogar bei Anna in der Stube. Und wenn auch nur in der Nähe der Hütte! — ſchon dieſer Gedanke war hinreichend, ihm das Blut in den Kopf zu treiben. Was hatte er in der Nacht dort zu thun? Und wenn er nichts Anderes da zu thun hätte, als ihn, Jean Jacques, zu überwachen, ſo reichte Das ſchon hin. Die Beiden ſahen einander längſt nicht mehr als Freunde an; ſie betrachteten einander, wie ſich zwei Bretonen betrachten, die Nebenbuhler ſind. Solche zwei Bretonen, wenn ſie einander begegnen, fahren beide unwillkürlich mit der rechten Hand die Seite hinab bis an die Taſche, wo das kurze breite Meſſer ſteckt. Mit der Hand an dieſem Meſſer kam Jean Jacques an der Hütte an. Aber da war es ſo ſtill; nichts war zu hören, als das Geliſpel der Welle, die ſich weit zurückgezogen hatte, und das leiſe, ſeine Rauſchen des Nachtwindes, der durch die ausgeſpannten Netze zog. Jean Jacques ging mehrere Male ums Haus, ſpähte in jeden Winkel und entdeckte nichts. Dann zog er die Schuhe von den Füßen, ſtieß leiſe ein kleines Fenſter auf und ſtieg in das Innere der Hütte. Der Vater war abweſend in Nantes, das wußte er. Deſto vorſichtiger mußte er ſein, um Anna nicht zu wecken, die ihm den nächtlichen Beſuch während der Abweſenheit des Vaters nicht vergeben hätte. Er wußte, was er wagte, aber er konnte nicht anders, er mußte ſich beruhigen mit einem Blicke in das ruhige und unſchuldsvolle Geſicht der Geliebten. Auf den Zehen ſchlich er an das Fenſter, um die Schürze, die davor hing, abzunehmen und das Mondlicht, das ihm leuchten ſollte, hereinzulaſſen. Dann ſchlich er an die Vertiefung, eine Art von Koje, in welcher ein alter, zu einem Bette eingerichteter Kahn ſtand, der Anna zum Lager diente. Da lag ſie, feſt und geſund ſchlummernd, und in jedem ihrer Arme lag eines ihrer kleinen Geſchwiſter, denen ſie die Mutter erſetzte. Bei dieſem Anblicke fuhr Jean Jacques erſchrocken zurück. Es war nicht mehr die Angſt, ſie zu wecken, aber es war ein heftiger Biß ſeines Gewiſſens wegen der Gedanken, deren er ſich fähig wußte, ſobald er von ihr entfernt war. Eilends verließ er die Hütte wieder und lief deſſelben Weges zurück gegen Le Croiſic. Aber dort, wo die Düne ſich ſo ſehr aufhäuft und den Weg verengt, ſtieß er plötzlich mit Jemand zuſammen, der ihm eben ſo eilig entgegen kam. Er wußte im Augenblick, daß es Louis Marie war, mit dem er zuſammenſtieß, und wie es ihm Gewohnheit geworden war, beim bloßen Gedanken an Louis Marie nach dem Meſſer zu greifen, ſo fuhr er jetzt auch im Momente des Zuſammenſtoßes mit der Hand nach dem Griffe; der ganze Grimm, der ihn vorhin auf dem Wege nach der

Fiſcherhütte erfüllte, kam verdoppelt zurück, und mit dem Rufe: Elender, gehſt du hin, um ihren heiligen Schlaf zu ſtören? führte er den Stoß gegen ſeinen ehemaligen Freund.

„Ach, Jean Jacques! ächzte Louis Marie, während er zuſammenſank.

„Jean Jacques fühlte ſeine Hand plötzlich von einer großen Wärme übergoſſen. Er griff mit der andern darnach — es war Blut. Hatte er ſeinen Freund ermordet? Schon kniete er neben ihm im Sande und blickte in das todtenblaſſe Geſicht. Louis Marie lag da wie ein Todter, und dieſer Anblick wiſchte Alles weg, was er in dieſen letzten Monaten gefühlt und erlebt hatte. Er ſah nur noch den ſterbenden Freund, die ganze alte Liebe kehrte mit der Kraft der Verzweiflung zurück. Er ſprang wieder auf und eilte den Wellen zu, um den Mörder im Ozean zu begraben. Aber vielleicht war der Freund noch nicht todt? In der That hörte er ſeinen Namen rufen, als ob ſein Opfer zu ihm um Hülfe flehte. Er eilte wieder zurück, hob den Blutenden auf ſeine Arme und trug ihn laufend in ſeine Hütte, in dieſelbe Hütte, in der ſie in Elend und in Freundſchaft ſo viele Jahre verlebt hatten.

„Die Blutſpuren am Ufer hatte die Fluth am andern Tag getilgt, und ſo war auch der Haß, war die Eiferſucht zwiſchen den beiden Freunden, zwiſchen dem Kranken und ſeinem Wärter, getilgt. Die Wunde war nicht gefährlich und ſchloß ſich bald unter der unausgeſetzten Sorgfalt Jean Jaques', und ſchon nach vierzehn Tagen ſah man die Beiden unzertrennlich und vertraut, wie ehemals. Nur gemeinſchaftlich gingen ſie noch zu Anna, und ſie hatten jetzt das Glück gewonnen, Einer dem Andern von ſeiner Liebe ſprechen zu können. Es ſtand zwiſchen ihnen feſt, daß ſie es, in ihr Schickſal ergeben, abwarten wollten, welchen von Beiden Anna wählen würde. Aber wie ſollte ſie wählen, da ſie die Liebe Beider kannte und ihre neue Freundſchaft durch die Wahl wieder zu zerſtören fürchtete? Sie ſchwieg; auch die beiden Freunde ſchwiegen ihr von ihrer Liebe, und ſo verſtrich eine lange glückliche und unglückliche Zeit.

„Da kam der Kaiſer wieder mit ſeinen nicht enden wollenden Aushebungen. Die große Armee, der Feldzug nach Rußland wurde vorbereitet. Beide Freunde mußten nach Nantes zur Ziehung. Andern Tages kamen ſie Beide gleich traurig zurück; Jean Jacques hatte eine gute, Louis Marie eine ſchlechte Nummer gezogen. Eine ſchlechte Nummer bedeutete in jener Zeit beinahe ſo viel wie ein Todesurtheil. Sie kamen auf ihrem Kahne zurück und landeten, wie ſie es verſprochen hatten, vor der Fiſcherhütte. Anna ſtand erwartend vor der Thüre. Mit angſtvollen Augen ſah ſie den Ankommenden entgegen und wartete nur ſo lange auf der Schwelle, bis ſie ſo nahe waren, daß ſie die Nummern auf ihren Hüten erkennen konnte. Dann erhob ſie die Arme, ſchlug die Hände zuſammen und eilte in die Stube zurück. Die beiden Freunde eilten ihr nach und fanden ſie bewußtlos auf dem Boden liegend. Louis Marie wollte ſie aufheben, aber Jean Jacques hinderte ihn daran, zog ſeine Hände mit ſanfter Gewalt zurück und ihn ſelbſt wieder hinaus vor die Thüre. Nun, ſagte er lächelnd, obwohl mit blaſſem Geſichte und mit zitternder Stimme, nun bedarf es keiner weitern Erklärung; nun wiſſen wir, welchen von Beiden ſie liebt. Du, Louis Marie, darfſt jetzt nicht fort, du mußt bei ihr bleiben, ſie heirathen und ſie glücklich machen. Du mußt einen Stellvertreter haben.

„Einen Stellvertreter! ſagte der Andere achſelzuckend, und er hatte Recht, die Achſel zu zucken. Ein Stellvertreter wurde in dieſen blutigen Tagen mit Tauſenden von Franken bezahlt, und er hatte gerade ſo viel, als er als Schloſſergeſelle verdiente. Der Stellvertreter, ſagte Jean Jacques, iſt gefunden.

„Wozu ſoll ich Ihnen, fuhr der Doktor fort, noch weiter auseinanderſetzen, welch ein Opfer Jacques dem Freunde und der Geliebten brachte — genug, er zog für ihn in den Krieg, nachdem er ſich hatte verſprechen laſſen, daß Freund und Geliebte ſich bald verheirathen und in Liebe ſeiner gedenken werden.

„Es beginnt jetzt im Leben Jean Jacques' eine große Odyſſee, die aber nicht zu unſerer Geſchichte gehört, eine Odyſſee, wie ſie damals viele Söhne Frankreichs durchzumachen hatten. Er war in Rußland und kam mit dem Leben davon; er machte die deutſchen Feldzüge, die franzöſiſchen und dann die hundert Tage mit. Nach dem zweiten Sturze Napoleons verbrachte er den Reſt ſeiner Dienſtjahre in entfernten Garniſonen. Seine acht Jahre waren um, und er hätte wieder heimkehren können, aber er merkte, daß ſeine Liebe zu Anna dieſelbe war, wie ehemals, und er traute ſich den Muth nicht zu, nicht die Stärke, ſie in den Armen eines Anderen ſehen zu können. Er wußte, daß ſie glücklich waren, und er hatte ſich geſchworen, nicht heimzukehren, ſo lange er noch einen Funken von Liebe in ſeinem Herzen fühlte. Wie ein Geſpenſt verfolgte ihn die Erinnerung an die Zeiten, die er in Haß und Eiferſucht auf ſchwerer See verbrachte; an jene Gefühle, die ihn ſo weit brachten, daß er eine mörderiſche Hand gegen ſeinen Freund erhob. Er war ſich deſſen bewußt, daß er aller dieſer Gefühle noch heute fähig war, denn ſie wurden in der Erinnerung eben ſo lebendig, wie ſie es damals geweſen. Nach abgelaufener Dienſtzeit war es ihm als einem Fiſcher von den Küſten der Bretagne leicht, in die königliche Marine aufgenommen zu werden, und als Seemann machte er mehrere große Reiſen in die verſchiedenſten und entfernteſten Länder der Erde mit. Auch dieſe Dienſtzeit war vorüber, und dieſelben Urſachen hielten ihn noch immer von der Heimat ferne. Wie ſehr er ſich ſehnte, die Küſten der Bretagne wieder zu ſehen, die er vor ſo langer, langer Zeit verlaſſen, dennoch zog er es vor, mit der Beſatzung am Senegal zu bleiben, wo Frankreich, das ſo viele Kolonien verloren hatte, ſich zu befeſtigen und eine neue Kolonie in Blüthe zu bringen ſuchte.

„So waren ſeit ſeiner Trennung von dem Freund und der Geliebten über zwanzig Jahre verſtrichen. In Frankreich hatte ſich indeſſen viel geändert; die Bourbonen waren verjagt, und der Krieg gegen Algier wurde von der neuen Regierung mit Kraft fortgeſetzt. Jean Jacques war noch immer Soldat und wünſchte an dieſem Kriege gegen die Barbaresken theilzunehmen.

Er erhielt die Erlaubniß, kam nach Algier und ſchlug ſich tapfer in verſchiedenen Gefechten. Dort aber erhielt er die Nachricht von dem Tode Anna's und von dem Trübſinn, in welchen Louis Marie ſeit ihrem Tode verſunken war. Wie ihn dieſe Nachricht erſchütterte, darüber ſagte mir Jean Jacques kein Wort. Er iſt nicht der Mann, um über Dergleichen zu ſprechen. Aber er nahm ſeinen Abſchied und eilte nach Le Croiſic zurück.

„Er fand Louis Marie nicht mehr im Orte. Die neue Einrichtung des Leuchtthurmes hatte es nothwendig gemacht, dem einen Wächter einen Mechaniker oder Schloſſer beizugeben, der die nothwendigen Verbeſſerungen ſogleich vornehmen könne. Louis Marie war gleich bereit, ſich in die Einſamkeit des Leuchtthurmes zurückzuziehen, und er bekam dieſe Stelle ſehr leicht, da er nicht einen einzigen Mitbewerber hatte. Welcher Arbeiter, der ſich auf dem Feſtlande ehrlich ernähren kann, wird ſich freiwillig in dieſe ſchreckliche Gefangenſchaft begeben? Aber Louis Marie hatte auf dem Feſtlande nichts mehr zu ſuchen; denn dieſes hatte für ihn nur noch ein Grab, das ſein Weib und ein Kind umſchloß. Jean Jacques kam mit dem Grade eines Sergeant-Major zurück, außerdem mit einem Orden und den ehrendſten Zeugniſſen. So ausgeſtattet, hatte er die Wahl unter den beſten Stellen, die man alten und verdienten Soldaten aufbewahrt. Auch bewarb er ſich ſofort um eine derſelben in Nantes, um eine ſorgenloſe einträgliche und ruhige Stelle, die ihm auch ſogleich gewährt wurde. Aber einmal im Beſitze derſelben, bot er dem Leuchtthurmwächter, dem Gefährten Louis Marie's, ebenfalls einem alten Soldaten, einen Tauſch an, den dieſer natürlich anzunehmen ſich beeilte. Jean Jacques bezog alſo den Leuchtthurm, um ſeinem alten Freunde Geſellſchaft zu leiſten, und da ſitzen nun die beiden alten Knaben ſeit zwanzig Jahren.

„Fragen Sie mich nun, wie die Beiden die unendlich lange Zeit da verbringen, ſo iſt die Antwort einfach dieſe: Louis Marie erzählt von ſeinem geſtorbenen Glücke, und Jean Jacques hört zu — ſo treiben ſie es ſeit zwanzig Jahren und werden dieſes Treibens nicht müde und empfinden die Laſt der Einſamkeit nicht im Geringſten. So haben ſich Beide noch ſo viel des Glückes gerettet, als ſie zu empfinden im Stande ſind, als ſie Beide überhaupt noch wünſchen.“

Nein.

Der öſterreichiſche Regierungsrath Joſeph v. Wipplingen war ein dunkler Ehrenmann, der mit den Kämpfen und Schwierigkeiten des Beamtenlebens auf ſo anſtändige Weiſe als möglich fertig zu werden ſuchte. Er war rechtſchaffen genug, um aus ſeinem Amte nicht mehr herausſchlagen zu wollen, als den geſetzlichen Gehalt, und hatte doch eine Familie von ſechs Kindern zu ernähren — abgeſehen davon, daß er der Würde ſeiner Stellung und den Konvenienzen manches koſtſpielige Opfer bringen mußte. So legte er ſich denn von jeher auf eine anſtandsvolle Sparſamkeit, nicht um einen Nothpfennig zu erübrigen, ſondern um im gegebenen Falle bei der Verſorgung ſeiner Kinder irgendwie, und ſei es mit noch ſo Wenigem, beiſpringen zu können, und er leiſtete das Unglaubliche. Nach einer dreißigjährigen Beamtenlaufbahn hatte er an zwanzig tauſend Gulden zurückgelegt, welche in Verbindung mit den dreißig Tauſend, die ihm ſeine verſtorbene Selige zugebracht, das ſchöne Sümmchen von fünfzig tauſend Gulden Konventionsmünze ausmachten. In ſeinem Sparſamkeitsſyſtem, in Aufrechthaltung eines anſtandsvollen äußeren Scheines wie in Erziehung ſeiner Kinder wurde er durch ſeine älteſte Tochter Thereſe, ein kaum neunzehnjähriges Mädchen, aufs Kräftigſte unterſtützt. Sie erſetzte den jüngern Geſchwiſtern die nunmehr ſeit vier Jahren verſtorbene Mutter; ſie erſparte viel Unterrichtshonorar, indem ſie ihr ſchönes, halb mit natürlicher Wißbegierde, halb mit vollem Bewußtſein aus Rückſicht für die jüngern Geſchwiſter erworbenes, reiches Wiſſen zur Belehrung derſelben benützte; ſie endlich leitete den ganzen Haushalt ſo, daß er bei aller Einſchränkung dieſe nicht fühlbar machte und ſich mit Ehren vor der Welt ſehen laſſen konnte. Es war ein vortreffliches Mädchen, und die entfernte Wohnung in der Reißnergaſſe, einer unvollendeten Straße der Vorſtadt Landſtraße, die eben aus ökonomiſchen Rückſichten gewählt worden, war kein Scheffel ihres Lichtes. Man kannte ſie und ihre Vorzüge in der Reſidenz, beſonders in der höhern Beamtenwelt, zu der ſie gehörte. Freilich trug zu dieſem rühmlichen Bekanntwerden die ſchöne Hülle ihrer Tugenden viel bei, denn bei Thereſe hielten die äußeren Vorzüge den inneren das Gleichgewicht; ſie war eben ſo ſchön, als ſie ein vortrefflicher Charakter war. Eine fortwährende ernſte Beſchäftigung, ein inhaltsvolles Leben, Sorgen und Arbeit ließen jene Eitelkeit nicht aufkommen, die der Schönheit mehr ſchadet, als ſie ins Licht ſtellt, und gaben ihrem Auftreten eine gewiſſe Ruhe und Würde, die Demjenigen, dem ſie gefiel, auch zugleich jene Bürgſchaft und Beruhigung für die Zukunft bot, die man einer Schönheit gegenüber immer zu haben wünſcht.

Es iſt natürlich, daß Thereſens Werth in der Familie und im Kreiſe der intimſten Freunde, die ihr Wirken und Entſagen mit anſahen, zuerſt gewürdigt wurde. Nächſt ihrem Vater, der ſie wahrhaft hochſchätzte, ſie wie ein dankbarer Freund behandelte, ſie gewähren ließ und bei jeder wichtigen Familienangelegenheit zu Rathe zog, war es ein junger Ingenieur Namens Edmund Siebold, der ſich von aufrichtigſter Verehrung zu ihr hingezogen und von ihr entfernt fühlte. Edmund ſtand ehemals unter der Vormundſchaft des Regierungsraths und wurde im Hauſe wie ein naher Anverwandter behandelt. Je weniger Geheimniſſe man vor ihm hatte, deſto mehr war er im Stande, Thereſe zu beurtheilen, und alles Lob, das man ihr ſpendete, zwang ihm nur ein Lächeln ab, das ſo viel ſagen wollte, als: Wenn ihr ſie erſt kennen würdet, wie ich! Edmund war kaum fünfundzwanzig Jahre alt, und es war natürlich, daß ſich die anziehende und entfernende Verehrung, ehe er ſich deſſen verſah, in Liebe verwandelte. Dieſe Entdeckung machte ihn beinahe unglücklich. Er war arm; die kleine Erbſchaft, die ihm ſeine Eltern hinterlaſſen, war auf die praktiſche Erziehung, die ihm Herr v. Wipplingen hatte geben laſſen, verwendet worden, und er konnte Thereſen nicht das Loos bieten, das ſie verdiente; und wenn er es gekonnt hätte — ſeine Beſcheidenheit ſagte ihm, daß er ein ſolches Weib nicht verdiene; daß ihre Hand von einem gerechten Schickſal einem ganz anderen Manne, einem mit ganz anderen Glücks- und Geiſtesgaben ausgeſtatteten Glücklichen aufbewahrt ſein müſſe. Er ſchwieg, und weder er noch irgend Jemand aus der nächſten Umgebung Thereſens hätte ſagen können, ob ſie ſeine Neigung jemals errathen habe oder nicht.

Indeſſen wurde Thereſe, wie ſich zeigte, auch bald in weiteren Kreiſen anerkannt. Mit Genugthuung bemerkten ihre Freunde, mit Neid verheirathungsluſtige Mütter, welche Töchter zu vergeben hatten, aber Niemand mit Verwunderung, daß Baron Oskar v. Bäumen Thereſen überall auszeichnete, und bald erfuhr man, daß er ſich, nachdem er ſie auf mehreren Soiréen geſehen und geſprochen, dem Regierungsrath vorſtellen und in ſein Haus einführen ließ. Oskar v. Bäumen war eine der glänzendſten Partieen dieſer ganzen höheren Beamtenwelt. Er war ein hübſcher Mann, von feiner Bildung, ausgezeichneten weltmänniſchen Manieren, erfreute ſich des Rufes der beſten und geordnetſten Lebensweiſe, war bei ſeinen Vorgeſetzten bis zum Miniſter hinauf ſehr angeſehen und ſtammte aus einer adeligen Familie, in der ſeit Generationen die glänzendſten Laufbahnen gewiſſermaßen erblich waren. Letzteres war natürlich, da jeder junge Mann dieſer Familie, der ſeine Laufbahn begonnen, ſchon einen Vater, etwelche Onkels und, was mehr iſt, verſchiedene Tanten in jenen Regionen vorfand, in welchen Aemter und Gnaden ausgetheilt werden. Es war übrigens eine Ueberlieferung, daß jeder Bäumen, bevor er ſein Dienſtjubiläum feiert, es wenigſtens zum Staatsrath gebracht haben müſſe, und der junge Bäumen, der noch als unbeſoldeter, überzähliger Praktikant im Bureau ſaß, wurde ſelbſt von ſeinen Vorgeſetzten, der Zeit, die bald kommen mußte, vorgreifend, ſo behandelt und betrachtet, als ob er ſie im Avancement bereits überholt hätte. Bei Oskar v. Bäumen kam noch Das hinzu, daß er von ſeiner Mutter ein ſchönes Vermögen beſaß und daß er der beſtimmte Erbe einer reichen Tante war, die ihn mit Stolz ihren Neffen nannte.

Kein Wunder, daß Thereſe glücklich geſchätzt wurde, als dieſer junge Mann mit den ſchönſten Ausſichten ſich um ſie zu bewerben begann. Der alte Regierungsrath ſchwelgte in der Freude, ſeine Tochter ſo anerkannt, ihr bisheriges mühe- und entſagungsvolles Leben ſo gekrönt zu ſehen, und nebenbei noch in dem Gedanken, daß durch eine ſolche Verbindung auch für ſeine andern Kinder geſorgt ſei. Thereſe freute ſich an der Freude ihres Vaters, die dieſer nicht verhehlen konnte; die Liebe eines jungen Mannes, den alle Welt lobte, ja bewunderte, that ihr wohl; ſie war ihm in ihrer Beſcheidenheit dankbar, und da ſich bei ihr jedes Gefühl ſtark ausdrückte, zweifelte ſie auch keinen Augenblick, daß dieſe Dankbarkeit Liebe ſei. Nur Einer wurde in ſeinem Innern immer trauriger, je lauter er ſeine Freude über Thereſens Glück äußerte. Am Tage, da ſich Thereſe mit dem Baron Oskar v. Bäumen verlobte, kündigte Edmund der Familie an, daß er die Ingenieurſtelle, die ſich ihm bei einer engliſch-mexikaniſchen Geſellſchaft angeboten, angenommen und daß er in den nächſten Tagen nach Mexiko abgehen werde. Dieſes that er auch, nicht ohne ein, mit einem Theile des vorausbezahlten Reiſegeldes gekauftes ſchönes Hochzeitsgeſchenk für Thereſe zurückgelaſſen zu haben. Umſonſt hatte ihm der Regierungsrath vorgeſtellt, daß es jetzt überflüſſig geworden, ſein Glück in der Ferne, von den Freunden getrennt, jenſeits des Ozeans zu ſuchen, da er mit der Protektion der Familie Bäumen nun auch daheim ſeinen Weg machen könnte — er lächelte, ſchüttelte verneinend den Kopf und reiste ab.

Am Verlobungstage ſelbſt, nachdem die erſten Stunden freudigſten Rauſches vorüber waren, zog der Regierungsrath ſeinen künftigen Eidam aus dem Kreiſe der vielen verſammelten beiderſeitigen Anverwandten von der Seite ſeiner Braut und führte ihn ſanft am Arme hinter einen Fenſtervorhang. Nachdem er ihn noch einmal umarmt und ihn ſeinen lieben Schwiegerſohn genannt, ſagte er lächelnd: „Nun müſſen Sie mir, lieber Oskar, auch erlauben, Ihnen von etwas Poſitivem, Proſaiſchem zu ſprechen, auf die Gefahr hin, daß Ihnen dadurch die Feier dieſes Tages und die Reinheit Ihres Gefühles in etwas entweiht ſchiene. Aber wir leben ja einmal in einer irdiſchen Welt, und das Irdiſche muß berückſichtigt werden. Glauben Sie nicht, lieber Oskar, daß ich Ihnen da ein ganz mittelloſes Mädchen ohne alle Mitgift gebe. Freilich kann ich Ihnen leider nicht eine Summe nennen, die im Verhältniß zu den Anſprüchen ſtände, die Sie zu machen berechtigt ſind, aber etwas habe ich denn, Gottlob, doch erſpart, und meine Thereſe bekommt zwanzigtauſend Gulden mit, zwanzigtauſend Gulden Konventionsmünze, in guten, zinstragenden Papieren, die in meinem Sekretär bereit liegen.“ —

Oskar drückte die Hand, welche die ſeine hielt, ſchien aber der Mittheilung des Regierungsrathes keine große Aufmerkſamkeit zu ſchenken; er ſah während der Rede am Vorhange vorbei immer auf ſeine ſchöne Braut und kehrte auch, ohne weiter ein Wort zu ſagen, nachdem er den Schwiegervater noch einmal angelächelt, zu dieſer zurück. Dem Regierungsrath war es zwar im Grunde lieb, den Bräutigam ſo verliebt und für die Geldangelegenheit ſo theilnahmlos zu finden, indeſſen hätte er doch gewünſcht, ihn etwas länger dabei verweilen und die Mitgift mit einem Worte gewürdigt zu ſehen. Ihm waren zwanzig tauſend Gulden eine große Summe, und es hatte ihn keinen geringen Entſchluß gekoſtet, einem ſeiner ſechs Kinder einen ſo großen, unverhältnißmäßigen Theil ſeines Vermögens mitzugeben. Er mußte ſich alle Verdienſte Thereſens um ihn und um ihre jüngeren Geſchwiſter vergegenwärtigen, und er mußte ſich ſagen, daß die Verbindung mit der Familie v. Bäumen den andern Kindern ein Vermögen erſetze, ehe er ſich entſchloß, dieſe zu Gunſten der älteſten Schweſter ſo ſehr zu übervortheilen, ja zu berauben. Das Opfer, das er an Geld und Selbſtüberwindung brachte, hätte er gerne ein wenig anerkannt geſehen. Aber vielleicht, ſo tröſtete er ſich, war dieſes doch der Fall. Oskar war etwas verſchloſſen, kein Mann von vielen Worten, und der Regierungsrath beredete ſich, daß der Händedruck, mit dem er von ihm Abſchied nahm, um zu Thereſen zurückzukehren, Alles ausdrückte, was er geſagt wünſchte.

Für Thereſe begann mit ihrer Verlobung eine außerordentlich bewegte Zeit. Zuerſt hatte ſie mit ihrem Bräutigam bei ſeinen zahlloſen Verwandten, bei den intimſten Freunden und bei ſeinen Vorgeſetzten Beſuche abzuſtatten. Dieſes gethan, hatte ſie eben ſo viele Beſuche zu empfangen. Dann folgte Einladung auf Einladung, zu Diners, zu Soiréen, zu ländlichen Feſten, die man dem Brautpaare zu Ehren gab. Jeder Anverwandte wollte es bei ſich geſehen haben, und viele Bekannte wollten ſich der Freundſchaft des künftigen Ehepaares verſichern; beſonders zuvorkommend war man überall gegen die Braut, denn Niemand zweifelte, daß dieſes praktiſche, verſtändige und dabei ſo ſchöne Mädchen eine ſehr einflußreiche Frau geben werde. Thereſe ließ ſich mit Glück und Behagen in dieſem Freudenſtrome ſchwimmen und fortreißen. Die Zuvorkommenheit, die Liebe, mit der man ihr überall entgegenkam, beleuchtete ihr die Welt mit den ſchönſten Lichtern, und nicht nur der Bräutigam, Jedermann bemerkte, daß ſie in dieſem Leben von Tag zu Tage ſchöner wurde. Das ſtille Zuſammenſein von Braut und Bräutigam, das ſie ſich in ihren Mädchenträumen ſo ſchön ausgemalt hatte, fehlte freilich, aber das lärmende Glück ließ die Erinnerung an dieſe Träume kaum aufkommen, und wenn ſie manchmal doch auftauchte, ergab ſie ſich in die Nothwendigkeit und ſchob die Verwirklichung jener

Wünſche, wie Das mit Idealen meiſtens geht, in die erſten Wochen ihrer Ehe. Manchmal mußte ſie ſich auch geſtehen, daß ſie ihren Verlobten nicht ſo genau kannte, wie ſie ihren künftigen Mann zu kennen wünſchte, und Das beunruhigte ſie. Aber ſie machte ſich Vorwürfe darüber, ſie kam ſich undankbar und hypochondriſch vor: die ganze Welt legte ja das günſtigſte Zeugniß für ihn ab, war ſeines Lobes voll, und ſie wußte Hunderte von Mädchen, die ihn geheirathet haben würden, ohne je ein Wort mit ihm geſprochen zu haben. Wie ſüß wird es ſein, welche ſchöne Momente ſind ihr noch vorbehalten, wenn ſie in der Ehe eine gute Eigenſchaft nach der andern an ihm entdeckt!

Sie war zu entſchuldigen, daß ihr bei ſolchem Leben und ſolchen inneren Vorgängen manche Einzelnheiten in ihrer nächſten Umgebung entgingen, für die ſie ſonſt das ſchärfſte Auge gehabt haben würde. So bemerkte ſie nicht, daß ihr Vater, der Regierungsrath, indeſſen manchen ſchweren Moment durchzumachen hatte. Den guten Mann hatte es ſchon einen harten Kampf gekoſtet, als er ſich zu einer Mitgift von zwanzigtauſend Gulden entſchloß; nunmehr lernte er noch die glänzende, innere Einrichtung und den Luxus der Frauen in der Familie Bäumen kennen, und er ſah ein, daß die Ausſtattung Thereſens, wenn ſie in dieſe Familie ohne Demüthigung eintreten ſollte, wenigſtens in einem annähernden Verhältniſſe zu deren Lebensweiſe ſtehen müſſe. Seine Schweſter, eine ältere Wittwe, hatte ihn auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht, und er übergab ihr mit einigem Seufzen eine ſchöne Summe, die ſie hinter dem Rücken Thereſens zu dem beſtimmten Zwecke verwenden ſollte, da er wußte, daß ſich dieſe einer ſolchen Ausgabe widerſetzen würde, und er ſie doch für nothwendig hielt. Das Geld war für Kleider, Mäntel, Hüte, Spitzen bald verausgabt, da die Tante der Ehre ihres Hauſes es ſchuldig zu ſein glaubte, vor Allem für den Luxus zu ſorgen, und ſo war der Regierungsrath gezwungen, eine zweite Summe zur Anſchaffung des Nothwendigſten beizubringen; dieſer zweiten Summe mußte noch ein kleiner Zuſchuß folgen, da die Tante dutzendweiſe einkaufte, und es ihr unmöglich war, über die feſtgeſtellte Gränze nicht hinauszugehen. Nach dieſem hatte ſie noch mancherlei Gedanken, deren Ausführung ſie für unbedingt nothwendig, für geboten hielt, aber dießmal war der Regierungsrath unerbittlich; ja er hatte Charakterſtärke genug, Waaren, die ihm auf Anſtiften der Tante, mit und ohne quittirte Rechnungen ins Haus geſchickt wurden, unbarmherzig zurückzuweiſen. Er hatte ſeine Rechnung gemacht; er ſah ſich von der Tante mit der Ausſtattung tief ins vierte Tauſend hinein fortgeriſſen.

Aber auch Oskar hatte Tanten, meiſt reiche Frauen, welche die Bezugsquellen für weiblichen Staat genau kannten und erſtaunlich oft „Gelegenheiten“ fanden, koſtbare Artikel ſo „billig“ einzukaufen, daß es Sünde geweſen wäre, dieſe Gelegenheiten unbenützt zu laſſen. Sie hielten es für Pflicht, ſolche „Gelegenheiten“ für den armen Regierungsrath, der auf Dergleichen nicht viel verwenden konnte, zu benützen, und für ihn einzukaufen, oder ihm die „Gelegenheiten“ ins Haus zu ſchicken, zugleich mit der Verſicherung, daß man ihm hier einen Dienſt leiſte und daß eine Dame in einer Stellung, wie ſie Thereſe einzunehmen beſtimmt ſei, ohne dieſe Pelerine, eine ſolche Mantille, ſolche Spitzenkragen, ſolches Collier unmöglich beſtehen könne. Den Damen der Familie Bäumen gegenüber war er voll falſcher Scham; er fürchtete, als Knauſer zu erſcheinen und ſie durch Abweiſung ihrer Gefälligkeit gegen ſeine Tochter einzunehmen; er dankte für ſo viel Mühe und Sorgfalt, nahm das Ueberſchickte an, bezahlte und ſah bald, daß die Koſten der Ausſtattung weit mehr betrugen, als ein Viertheil der Mitgift. Endlich blieben noch die Koſten der Hochzeit, die, obwohl nicht glänzend, doch bei der zahlreichen beiderſeitigen Familie, die geladen wurde, ſehr koſtſpielig ausfallen mußte.

Der beſtimmte Tag rückte bei den vielfachen Beſchäftigungen und bei dem Leben voller Feſte ſo raſch heran, daß man kaum zur Beſinnung kommen konnte. Plötzlich war man am Vorabend des Hochzeitstages.

Thereſe, als Braut und Hausfrau zugleich, hatte an dieſem Tage ſo viel zu thun, daß ſie ihrem Verlobten, der auch heute, wie jeden andern Tag, zum Beſuche kam, im Vorzimmer kaum die Hand drücken konnte und ihn ſofort mit ſanfter Gewalt in das „Sitzzimmer,“ wie man in Wien ſagt, drückte und ihn bat, daſelbſt ruhig zu ſitzen und abzuwarten, ob ſie vielleicht fünf Minuten für ihn finden würde. Oskar fragte, ob der Vater zu Hauſe ſei, er habe Wichtiges mit ihm zu ſprechen.

„Was iſt es?“ fragte Thereſe, „darf ich es wiſſen?“

„Nein, mein Engel, es gibt Dinge, die nur zwiſchen Männern abzumachen ſind und mit denen man das zarte weibliche Gemüth nicht behelligen ſoll.“

Oskar ſagte dieſe Worte mit einem Lächeln und ſtreichelte ihr dabei die Scheitel mit einer kalten Zärtlichkeit, daß ihr das Blut in den Adern ſtockte und ſie plötzlich ein ungewohntes, unregelmäßiges Herzklopfen verſpürte. Sie wußte nicht, warum? Aber ſie fühlte ſich mit einem Male in einer kühlen Atmoſphäre, die ſie ſchon manchmal aus den Worten, dem Lächeln, dem zurückhaltenden Benehmen Oskars angeweht hatte. Sie wollte nicht weiter darüber grübeln — war es nicht auch zu ſpät? Wie um ſich ſelbſt zu beruhigen, küßte ſie ihren Bräutigam, führte ihn an die Thüre ihres Vaters und ging wieder an die Arbeit.

Der Regierungsrath trat ſeinem Schwiegerſohn mit dem gewohnten freundlichen Geſicht entgegen. Alle ſeine Sorgen waren dahin, alle ſeine Opfer waren vergeſſen, wenn er den jungen Mann ſah, der ſeine Tochter glücklich zu machen und die anderen Kinder in ſeinen mächtigen Schutz zu nehmen beſtimmt war. Indeſſen bemerkte er doch bald, daß ſich Oskar mit mehr als gewohnter Förmlichkeit hinſetzte, und daß ſich in dem Benehmen des frühreifen, ſonſt ſo ſehr gewandten jungen Weltmannes eine gewiſſe Befangenheit ausdrückte.

„Was iſt Ihnen, Oskar?“ fragte er theilnehmend, „es iſt mir, als ob Sie etwas drückte.“

„Drückte?“ wiederholte Oskar, indem er in den Hut ſah, den er in der Hand behalten. „Nein! — doch, ja —“

„Sprechen Sie!“ munterte der Regierungsrath auf, „was iſt es? Ich hoffe, Ihr Vertrauen ſo weit zu verdienen, daß Sie an einem Tage, der —“

„O!“ fiel ihm Oskar ins Wort, als ob er ſagen wollte, daß ſich Alles, was der Regierungsrath von Vertrauen und Dergleichen ſprechen wollte, von ſelbſt verſtehe. „O, davon iſt nicht die Rede, aber es handelt ſich um einen ſo zarten Gegenſtand, daß Mißverſtändniß, Verkennung, falſche Auslegung beinahe unvermeidlich — Worte können ſo leicht mißdeutet werden — es iſt ſo ſchwer, für manche Dinge das rechte Wort —“

„Darüber,“ erwiderte der Regierungsrath verbindlich, „darüber bin ich bei Ihnen unbeſorgt.“

Oskar blieb ernſt und ſagte: „Wenn ich ſprechen ſoll, ſo bitte ich vor Allem um Ihr Wort, daß Sie mich nicht verkennen wollen — Sie würden mir das größte Unrecht thun, wenn Sie mich nach dem äußern Schein und gewiſſen hergebrachten Moralſätzen beurtheilen wollten, gewiß, das größte Unrecht — ich ſpräche dann lieber nicht und ließe Alles beim Alten.“

„Sie machen mich immer begieriger und, ich geſtehe es, unruhig. Sprechen Sie,“ bat der alte Mann, „und ohne Scheu — ich werde Sie gewiß nicht verkennen.“

„Vergeſſen Sie nicht, lieber Schwiegerpapa, daß Sie mich ermuthigen und daß ich lieber geſchwiegen hätte.“

Der Baron ſah wieder in den Hut, dann hob er den Kopf und ſagte: „Sie wiſſen, lieber Schwiegerpapa, daß ich mit meiner Zukunft zum größten Theil von meiner alten Tante, der Staatsräthin Frau von Wiedersbach, abhänge. Sie liebt mich, ſie macht mich zu ihrem Univerſalerben — es iſt eine gute, vortreffliche Frau, aber ſie hat ſo ihre Grillen; zu dieſen gehört auch, daß ſie von mir eine ſehr große Idee hat, daß ich ihr immer nicht genug anerkannt werde, daß ſie immer fürchtet, mich in Zukunft nicht genug hochgeſchätzt zu ſehen.“

„Das ſind tantliche Grillen, die man vergeben muß,“ begütigte der Regierungsrath, da Oskar ſeine Stirne in Falten legte.

„Ja wohl,“ beſtätigte dieſer, „mir aber bereiten ſie manche Unannehmlichkeit, manche Verlegenheit, wie z. B. im jetzigen Augenblicke, am Vorabende meines Glückes.“

„Wie ſo? womit?“ fragte Herr von Wipplingen.

Anſtatt eine direkte Antwort zu geben, fuhr ſich Oskar über die Stirne und fragte zurück: „Haben Sie mir, lieber Schwiegerpapa, haben Sie mir an meinem Verlobungstage nicht von einer Mitgift geſprochen?“

„Ganz wohl,“ antwortete der Regierungsrath, wo möglich noch aufmerkſamer als bisher, „ich ſagte Ihnen, daß ich meiner Tochter eine Mitgift von zwanzig Tauſend Gulden zugedacht habe.“

„Es war mir ſo,“ verſicherte Oskar; „obwohl ich damals nur mit halbem Ohre hörte, was Sie mir zu ſagen die Güte hatten, ſo war es mir doch, als hätten Sie dieſe Zahl ausgeſprochen, und dieſe Summe nannte ich auch meiner Tante.“

„Nun? — und —?“ fragte der Regierungsrath geſpannt.

„Es war erſt geſtern,“ fuhr Oskar fort und fügte lächelnd hinzu: „Sie können nicht glauben, wie entrüſtet, wie empört, ja, um die ganze Wahrheit zu ſagen, wie wüthend die gute Frau wurde.“

„Wüthend? worüber? gegen Wen?“

„Gegen mich, gegen Sie, gegen Thereſen, gegen die ganze Welt. Sie ſah in dieſer Mitgift eine Beleidigung gegen mich, gegen die ganze Familie, eine Verkennung meines Werthes, meines Namens, meiner Stellung — ich ſagte Ihnen ja, es iſt eine ihrer Grillen, die leider nicht auszurotten ſind und unter denen ich am Meiſten zu leiden habe. Sie zählte alle reichen Erbinnen her, die ich hätte heirathen können, und die Summen, die ſie mir mitgebracht hätten, und ſie ſchloß mit der Drohung, die Tante, daß ſie mich künftig für nichts achten wolle, daß ſie mich gewiß enterbe und meiner Carrière alle möglichen Hinderniſſe in den Weg ſtellen wolle, wenn ich mir dieſen ‚Affront' gefallen laſſe."

„Affront! Affront!" wiederholte der Regierungsrath, indem er vom Stuhle aufſprang, „von einem Affront wäre nicht die Rede, wenn der erſte Mann im Staate ein Mädchen wie meine Thereſe aus dem Gaſſenſtaube aufleſen würde."

„Das ungefähr," verſicherte der junge Baron, „habe ich ihr, wenn auch nicht mit denſelben Worten, doch dem Sinne nach, auch erwidert."

„Das hoffe ich!" ſagte der Regierungsrath, indem er vor Oskar ſtehen blieb, feſt und ſtolz. „Und ſie?" fragte er dann, „was ſagte ſie darauf, die Tante?"

„Sie blieb bei ihrem Ausſpruch und betheuerte, daß ſie keine Macht der Welt davon abbringen ſolle."

„Und Sie, Oskar," ſagte der Regierungsrath, „haben ihr darauf ihre Erbſchaft vor die Füße geworfen, Sie haben ihr geſagt, daß Ihnen Thereſens Liebe mehr werth ſei, als alle Erbſchaften, daß ein Mann von Ehre ein Mädchen, das er bereits aller Welt als ſeine Braut vorgeſtellt, das er morgen heirathen ſoll, nicht aus Rückſicht auf —"

„Seien Sie gewiß, Herr Regierungsrath," fiel ihm hier Oskar ins Wort, „ich weiß es, was ich in dieſem Falle zu ſagen und zu thun habe — aber bedenken Sie, Herr Regierungsrath, ich hätte hier durch mein Thun und Sprechen nicht mein alleiniges Schickſal entſchieden. Ich hänge von der Tante ab, von mir aber hängt das Schickſal mehrerer Geſchwiſter und armer Anverwandten ab — o, Sie ahnen nicht, was ich ſeit geſtern litt, was ich noch leide, wie ich von Allen beſtürmt, gedrängt, mit Vorwürfen überhäuft wurde —"

„Wo hinaus wollen Sie?" fragte der Regierungsrath kurz.

„Nach einer ſchlafloſen Nacht beſchloß ich, Sie zu bitten — die Tante ging endlich auf meine Vorſtellungen ein und verſprach, ſich dabei zu beruhigen, wenn ich es bei Ihnen durchſetze — die Tante meint, Sie ſollen die Mitgiſt verdoppeln, ſonſt dürfe und könne aus dieſer Verbindung nichts werden."

„Nimmermehr!" rief Herr von Wipplingen entſchieden.

„Sie ſagten?" fragte Oskar.

„Ich ſage, daß Dieß nie der Fall ſein wird! Ich wäre ein Räuber, ein Dieb an meinen andern Kindern."

Oskar erhob ſich. „Sie ſehen ein," ſagte er, während er den oberſten Knopf ſeines Ueberrocks zuknöpfte, „daß ich meines eigenen Glückes wegen nicht das Schickſal meiner Geſchwiſter aufs Spiel ſetzen darf — es iſt auch die Frage, ob ein Mann das Recht hat, ſich eine Laufbahn verderben zu laſſen, auf der er Gutes ſtiften, ſeinem Fürſten und ſeinen Mitbürgern nützlich ſein könnte. — Ich bedaure — ich muß dieſes Opfer bringen — ich wäre mit Thereſen gewiß glücklich geweſen."

So ſprechend, ſtand Oskar ſchon an der Thüre und hielt die Klinke in der Hand.

Der Regierungsrath ſah ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an. „Warten Sie, bleiben Sie!" rief er ängſtlich, „laſſen Sie mir Zeit, mich zu faſſen, zu überlegen. Es iſt entſetzlich! Ich verſtehe noch nicht —"

Oskar wartete, blieb aber an der Thüre ſtehen. Der Regierungsrath lief indeſſen in der Stube nach allen Richtungen auf und nieder und wiſchte ſich fortwährend den Angſtſchweiß von der Stirne. Nur einzelne Worte kamen ſtoßweiſe über ſeine Lippen, wie: „Entſetzlich — armes Kind! — Es iſt infam!" — die verriethen, was in ihm vorging, die aber Oskar nicht zu hören ſchien oder, da ſie mehr gemurmelt als geſprochen waren, wirklich nicht hörte oder nicht hören konnte. Zuletzt ſank er in ſeinen Arbeitsſtuhl und ließ, müde und aufgegeben, das arme graue Haupt auf die Bruſt ſinken. Eine Verbindung, die durch Monate ſein ganzes Glück gemacht hatte, ſollte nun zu nichte werden! Wie ſollte er ſich von all den ſchönen Plänen, die er daran geknüpft hatte, trennen und ſich an den neuen Gedanken gewöhnen? Seine arme Tochter, ſein geliebtes Kind, war vor den Augen der Welt bloßgeſtellt; die Leute, die immer für die Glücklichen und Mächtigen Partei nehmen — beſonders in dieſer Schichte der Geſellſchaft — die Neidiſchen, die bisher geſchwiegen, werden das ganze Ereigniß zu Gunſten des Barons, zum Schaden Thereſens deuten. Er ſah ſie verleumdet, ihren guten Ruf in Gefahr, ihre ganze Zukunft verdorben, zu Grunde gerichtet. Iſt er nicht verpflichtet, Alles zu thun, um ein ſolches Unglück von dem theuren Haupte abzuwenden? Freilich müſſen dann ſeine andern Kinder Opfer bringen, aber hat Thereſe dieſe Opfer nicht verdient mit der eigenen Aufopferung ihrer Jugend, die ſie in Mühe und Arbeit für die Geſchwiſter verbrachte? Er war gewiß, daß, wenn er die Kinder befragte, ſie alle freudig zuſtimmen und ihre Zuſtimmung auch ſpäter als mündige Menſchen beſtätigen würden. Und dann — Thereſe als Frau von Bäumen wird ihnen von größerem Nutzen ſein, als es einige Tauſend Gulden ſein könnten — er legte das Geld nur auf reiche Zinſen. Auch war er ja noch rüſtig und konnte wenigſtens einen großen Theil des Hingegebenen aufs Neue zuſammenſparen. Es drängten ſich ihm freilich noch andere Gedanken herbei, aber dieſe, wie manchen inneren Einſpruch, wollte er nicht aufkommen laſſen — es war ja keine Zeit zu verlieren. Oskar ſtand noch immer an der Thüre.

Er ſprang auf, eilte an den Sekretär, zog eine Schublade heraus und ſagte haſtig: „Hier, Herr von Bäumen, ſind die zwanzig Tauſend Gulden, die, wie Sie ſehen, ſchon bereit waren — hier iſt der Reſt, ungefähr eben ſo viel, eher etwas mehr, als weniger. Nehmen Sie, ſeien Sie glücklich und beruhigen Sie die Tante.“

„Lieber Herr Schwiegerpapa,“ ſtotterte Oskar, „ſo war es nicht gemeint, — es hat ja nicht ſolche Eile.“

„Nehmen Sie, nehmen Sie,“ ſagte der Regierungsrath dringend und ſchob ihm die Pakete mit zitternden Händen in die Bruſt, „nehmen Sie, ich könnte es ſonſt bereuen, und ich möchte es nicht gerne bereuen.“

„Ich hoffe," ſagte Oskar wieder, „daß Sie, was mich perſönlich betrifft, keine Mißdeutung meines Benehmens —"

„Nein, nein — gewiß nicht — ſeien Sie ruhig," ſagte der Regierungsrath zitternd, „aber ich bitte, laſſen Sie mich allein — ich muß ein wenig ausruhen."

Oskar ging. Er eilte durch die Stuben, als hätte er den Ausgang der Wohnung gewinnen wollen, ohne von Jemand geſehen zu werden. Aber Thereſe erwartete ihn im Vorzimmer. Sie war blaß; ihre Unterlippe zitterte. Sie ſtürzte ihm entgegen und fragte: „Um des Himmels willen, Oskar, was geht vor? Seit einer Viertelſtunde erwarte ich dich hier und fühle mich wie gefoltert."

„Wie thöricht, mein Engel," ſagte Oskar, „nichts geht vor, gar nichts! Wie kommſt du nur darauf, daß zwiſchen mir und deinem Vater etwas vorgehe, was dich beunruhigen könnte?"

„Dein Benehmen, als du kamſt," ſtammelte Thereſe und gab ſich Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten, „deine räthſelhaften Worte — dann hörte ich den Vater lauter ſprechen, als er ſonſt zu thun pflegt — ich weiß nicht, was ich Alles fürchtete. Es war alſo gewiß nichts?"

„Ich ſage dir nur, was ich dir vorhin ſagte: man muß Frauen mit Geldangelegenheiten nicht in unſer irdiſches Daſein herabziehen."

„Geldangelegenheiten?" rief Thereſe, „davon haſt du vorhin nicht geſprochen."

„Nicht?" fragte Oskar verlegen, „nun, ich meinte Geldangelegenheiten" — und gefaßter fügte er hinzu: „Sieh, mein Kind, es iſt jetzt meine Pflicht, deine Intereſſen wahrzunehmen, und Das habe ich gethan. Das iſt Alles."

„Meine Intereſſen wahrnehmen bei meinem Vater? Gegen meinen Vater?" fragte Thereſe erſtaunt, fuhr ſich mit der Hand gegen das Herz und zog die Augenbrauen forſchend und drohend zuſammen.

Oskar erſchrak. Es war ihm, als müßte er ſie verſöhnen;

er ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken und zog ſie ans Herz. Sie fühlte eine volle Bruſttaſche, in der Papiere knitterten, und blieb wie vernichtet mit dem Kopfe darauf liegen. Oskar drückte ſie noch einmal an ſich, küßte ſie auf die Stirne, bat ſie, für morgen doch ja Alles ſchön vorzubereiten, und eilte davon.

Er war noch nicht auf der Treppe, als Thereſe ſchon vor der Stube ihres Vaters ſtand. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie durch die drei Stuben über den Gang dahin gelangt war. Aber vor der Thüre kam ſie wieder zur Beſinnung: ſie ſtrich ſich zwei Mal über das ganze Geſicht, lächelte und zwang ſich zu einem Ausdrucke vollkommenſter Ruhe. Dann trat ſie ein.

Sie fand ihren Vater, wie er eben ſeinen Ueberrock anziehen wollte; aber ſein Arm zitterte ſo ſehr, daß er das Aermelloch nicht finden konnte. Auch wandte er ſich von ihr ab, als ſie ins Zimmer getreten war. Sie half ihm den Rock anziehen und ſah ihn dabei von der Seite an. Es war ihr, als wäre er um zehn Jahre älter geworden.

„Gehſt du aus, Papa?“ fragte ſie eilig.

„Ja, mein Kind, ich will ein wenig friſche Luft ſchöpfen,“ antwortete er mit zitternder Stimme und ging von ihr fort, um ſeinen Stock in einem Winkel zu ſuchen, wo er niemals zu ſtehen pflegte. „Wo mag nur der Stock hingekommen ſein?“ fragte er verdrießlich.

„Hier, Papa!“ Während ſie den Stock holte, warf ſie einen raſchen Blick durchs Zimmer; die Schublade des Sekretärs, in welchem der Regierungsrath immer ſeine Werthpapiere hatte, ſtand noch auf dem Schreibtiſche vor demſelben. Thereſe unterdrückte einen tiefen Seufzer.

„Was iſt dir, mein Kind?“ fragte der Vater.

„Nichts, Papa — ich bin nur neugierig — ich möchte wiſſen, was Oskar ſo Geheimes mit dir zu ſprechen hatte.“

„Sei nicht neugierig,“ ſagte der Regierungsrath mit der deutlichſten Abſicht, es im ſcherzenden Tone zu ſagen, und doch in einer Weiſe, die traurig und wie eine Warnung klang.

„Darf ich es wirklich nicht wiſſen?“ fragte Thereſe wieder.

„Dinge, die du nicht verſtehſt — Nothwendigkeiten des Lebens — allerlei Anordnungen, die vor einer Heirath getroffen werden.“

„Geldangelegenheiten?“

„Nein! — Ja wohl, mein Kind — wie geſagt, mein Kind — Dinge, in die du dich am Beſten nicht miſcheſt und die nur unter Männern abgemacht werden.“

Es kam ihm offenbar darauf an, weitere Fragen zu verhindern, denn er ſetzte den Hut auf und ging auf die Thüre los.

„Papa,“ rief ihm Thereſe nach, „nie biſt du ausgegangen, ohne mich zu küſſen, und heute, am Vortage meiner Hochzeit, gehſt du ſo?“

Der alte Herr wollte antworten, aber ſtatt der Worte brachen Thränen hervor. Er breitete die Arme aus und drückte ſein geliebtes Kind ans Herz. Sie weinten Beide. „Du biſt und bleibſt mein geliebteſtes Kind,“ ſagte endlich der Vater, „und du begreifſt, daß der heutige Tag, der vorletzte —.“ Er konnte nicht weiter ſprechen und ſchwankte zur Thüre hinaus.

Thereſe wiſchte raſch ihre Thränen ab und horchte, bis der Schritt des Vaters am Ende des Ganges verhallt war. Dann warf ſie ſich auf die daſtehende Schublade und griff mit beiden Händen hinein. Die Schublade war leer; Thereſe lachte laut auf. Sie wußte Alles, was vorgegangen, als ob ſie bei dem Zwiegeſpräche zwiſchen Vater und Bräutigam zugegen geweſen wäre.

Nicht zwei Minuten ſtand ſie regungslos da. Nur die Schublade ſah ſie noch einmal an, dann ſetzte ſie ſich hin, legte ſich einen Briefbogen zurecht, ergriff eine Feder und ſchrieb mit feſter Hand:

„An den Herrn Baron Oskar von Bäumen.“ — Da aber unterbrach ſie ſich wieder und ſtützte den Kopf in die Hand. „So geht es nicht!“ ſagte ſie vor ſich hin. „Den Brief ſteckt er ein, und kein Menſch wird glauben, daß das arme Fräulein dem Herrn Baron von Bäumen einen Tag vor der Hochzeit einen

Korb gegeben. Man wird das Gegentheil glauben und vorausſetzen, daß der Baron noch im letzten Momente und zur rechten Zeit etwas Ehrenrühriges entdeckte. Ich werde kompromittirt ſein. Wir müſſen die Sache bedenken. Das braucht Ueberlegung."

Sie ſteckte den angefangenen Brief in die Taſche, dann die leere Schublade in ihr Fach, nicht ohne bitter zu lächeln, aber lächelnd ſagte ſie, wie zu einem lebendigen Weſen: „Ich danke dir!" — Dann ging ſie wieder in die Küche, um bei den Vorbereitungen zur Hochzeit weiter mitzuhelfen.

In der That wurde man noch an dieſem Tage mit Allem ſo weit fertig, daß Thereſe am andern Morgen Zeit genug hatte, für ihren bräutlichen Anzug zu ſorgen und noch mancherlei Anordnungen im Hauſe zu überwachen.

Etwas vor Mittag begannen die Gäſte und, wie verabredet war, die Anverwandten von beiden Seiten ſich im Hauſe des Regierungsraths zu ſammeln. Die Wagenreihe, darunter mancher Hofwagen, reichte bis auf die Glacis, und die Wohnung war bald überfüllt. Während man ſtehend ein kleines Frühſtück einnahm, erſchien die Braut in der Mitte der Geſellſchaft und wurde mit allgemeiner Ueberraſchung empfangen. Im Brautkleid, Kranz und Schleier war ſie, ſo verſicherte Jedermann, ſchön wie nie zuvor. Allerdings war ſie ſehr blaß, aber man fand, daß die Bläſſe an einem ſolchen Tage natürlich ſei, und daß ſie ſie noch beſſer kleide, als ihre gewöhnliche, ſanfte Röthe — und Dieß um ſo mehr, als dieſe Bläſſe nichts Erſchreckendes hatte, da ſich in Thereſens Augen wie in ihrem ganzen Weſen eine auffallend heitere und doch würdige Ruhe ausdrückte. Auch dieſe Heiterkeit und Ruhe fand man ſehr natürlich und begründet, war das Mädchen doch im Begriffe, ein ſchönes, von Vielen vergebens angeſtrebtes Ziel zu erreichen — oder, in das Proſaiſche der eigentlichen Meinung der Anweſenden überſetzt, eine glänzende Partie zu machen, die ſo gerne Andere an ihrer Statt gemacht hätten. Oskar weidete ſich an der Bewunderung, die ſeiner

Braut zu Theil wurde, und ſchien darüber nicht zu bemerken, daß er als Mann in ſeiner ſchwarzen eleganten Tracht, mit ſeinen würdevollen Manieren beinahe eben ſo ſehr gefiel, wie ſeine Braut. Jedermann bewunderte ſeinen Anſtand, als er Thereſens Hand ergriff, ſie küßte und von ihr Abſchied nahm, um ſie, der Sitte gemäß, erſt am Altare wieder zu ſehen.

Gegen ein Uhr ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Um der Wagenreihe Raum zur gänzlichen Entfaltung zu gewähren, machte man nach der nicht fern gelegenen Kirche einen Umweg durch mehrere Straßen. Als das Brautpaar in der Kirche ankam, war dieſe beinahe ſchon voll, denn viele Ungeladene waren herbeigeſtrömt, um die intereſſante Trauung zu ſehen. Die Menge durchſchreitend, konnten Braut und Bräutigam, wenn ſie in dem Augenblicke für Dergleichen Ohren hatten, manches ſchmeichelhafte Wort hören. Der Muſiklehrer Thereſens, ein ausgezeichneter Organiſt, ließ es ſich nicht nehmen, während der Feierlichkeit die Orgel zu ſpielen, und mit ihrem Eintritt erfüllten hochfeierliche und rührende Töne Sebaſtian Bachs den ganzen Tempel. Das Brautpaar wartete knieend vor dem Altar und hatte Zeit, unter dieſen Tönen ſeine Herzen mit Andacht zu füllen, bis der letzte der Wagen vorgefahren war. Man bemerkte, daß Thereſe inbrünſtig vor ſich hinſah, ohne die Lippen zu bewegen. Nur einmal ſah ſie ein wenig bei Seite und ſchien mit ihrem Blicke den Vater zu ſuchen, der hinter ihr ſtand und ihr auch zulächelte.

Endlich kam der Prieſter und ſprach ſeine Gebete; der Chor fiel ein; am Schluſſe des Geſanges erhob ſich das Brautpaar. Der Prieſter begann die Trauungsceremonie und wandte ſich dann zu Oskar mit der vorgeſchriebenen Frage. Oskar nickte leiſe mit dem Kopfe und liſpelte: „Ja." — „Und du," fragte der Prieſter zu Thereſen gewandt: „Jungfrau Maria Thereſia, Edle von Wipplingen, willſt du dich mit dieſem hier gegenwärtigen Karl Oskar Baron von Bäumen als eheliches Weib vermählen, ſo beſtätige es mit einem lauten, vernehmlichen Ja."

„Nein!“ antwortete Thereſe laut und vernehmlich, daß es die Umſtehenden und die Entfernteren hören konnten. Oskar zuckte zuſammen und ſtarrte Thereſen entſetzt ins Geſicht; in den vorderen Bänken der Kirche ſprangen die Leute von ihren Sitzen auf; durch die ganze Kirche ging ein Geſumme und Gemurmel; überall entſtand Bewegung, beſonders in der nächſten Nähe des Altars, wo ſich die Anverwandten aufgeſtellt hatten. Der Prieſter meinte, nicht recht gehört zu haben, oder glaubte an eine Selbſttäuſchung, bückte ſich vor und liſpelte: „Sie ſagten?“

Die Anweſenden bemerkten Das, und augenblicklich war wieder die höchſte Stille hergeſtellt, denn Jeder, ſo wie der Prieſter, wollte ſich überzeugen, ob er auch recht gehört habe.

„Nein!“ erſcholl es wieder klar und ſo deutlich wie das erſte Mal.

Ein noch lauteres Gemurmel ging durch die Kirche; Jeder beſtätigte es ſeinem Nachbar, daß ſie wirklich „Nein“ geſagt. Der Prieſter, dem Solches noch nicht vorgekommen, wußte nicht, was zu beginnen, und ſah verlegen in die Geſichter der Anverwandten, die ſtarr vor ihm ſtanden und ihn mit großen Augen anſahen. Endlich faßte er ſich, zuckte die Achſel, verneigte ſich vor dem Allerheiligſten und verſchwand in der Sakriſtei. Das war wie ein gegebenes Zeichen. Im Momente entſtand Lärm, Gedränge, Verwirrung in der ganzen Kirche. Die unbetheiligten Zuſchauer drängten dem Altar entgegen, um die merkwürdige Braut, vielleicht auch nur das Geſicht des Bräutigams zu ſehen, während die zahlreiche Familie von Bäumen ſammt dem Bräutigam, ordnungslos, einzeln, dem Strom entgegen, der Thüre zuſtrebten. Dort angekommen, warteten ſie nicht die Wagen ab, bis dieſe vor die Thüre kamen, ſondern Jeder lief, um ſeinen Wagen aufzuſuchen, und nach wenigen Minuten ſtoben die Pferde, wie entſetzt, nach allen Richtungen auseinander.

Thereſe ſtand indeſſen mit niedergeſchlagenen Augen, aber ruhig, an der Seite ihres Vaters, deſſen Arm ſie ergriffen hatte. Er zitterte, und ſie ſtützte ihn. Nachdem ſich der Aufruhr etwas geſagt hatte, führte ſie ihn, ohne nach rechts oder links zu ſehen, eben ſo ruhig durch die Menge, die ſich achtungsvoll, wie von einem Zauber beherrſcht, vor ihr aufthat und einen breiten Weg bis an die Thüre öffnete. Sonderbar! wie ſie ſo mitten durchſchritt, lagerte ſich aufs Neue ein feierliches Schweigen auf die ganze Verſammlung.

Thereſe half dem Vater in den Wagen und fuhr mit ihm nach Hauſe. Erſt als er mit ihr allein, war er im Stande, ein Wort hervorzubringen.

„Mein Kind, mein Kind, was haſt du gethan!“ rief er, die Hände zuſammenſchlagend.

„Dich und deine Kinder vor Beraubung und mich vor einer Verbindung bewahrt, die mich nur unglücklich gemacht hätte.“ —

Im Hauſe des Regierungsraths war bald Alles ins frühere Geleiſe zurückgeführt; man lebte in Folge der von Thereſe ergriffenen Maßregel ſo fort, als ob die Periode der letzten Monate, die Zeit ihrer Verlobung, in der Geſchichte der Familie nie exiſtirt hätte. Als ſie am Abend jenes denkwürdigen Tages Brautkleid und Kranz in ein großes Tuch ſchlug und ſie in den Kaſten legte, mit den Worten: „Bis ein Beſſerer kommt,“ war es, als hätte ſie dieſes Stück Leben begraben, und als ſie einige Tage darauf ihr Vater beſorgt fragte, ob ihre Ruhe und Heiterkeit nicht erzwungen ſei, ob nicht noch einige Liebe für Oskar in ihrem Herzen übrig geblieben? verſicherte ſie, Das ſei Alles abgewiſcht, wie Kreide von einer wohlgereinigten Tafel.

Aber in der Stadt machte das Ereigniß großes Aufſehen. Man beſprach es durch mehrere Tage überall, man bewunderte den Muth des jungen Mädchens, und Dieß um ſo mehr, als man bald die Motive kannte, die ſie zu ihrem öffentlichen „Nein“ bewogen, da die Anverwandten das Ihrige thaten, ſie bekannt zu machen und Oskar von Bäumen den Fehler beging, die Erzählungen zu beſtätigen, indem er dem Regierungsrath das Geld durch einen Notar, der nicht ſchweigen konnte, zurückſtellen ließ. Die Männer waren es vorzugsweiſe, die Thereſens Partei ergriffen und neben ihrem Muthe die Klugheit rühmten, mit der ſie es der Welt wiſſen ließ, daß ſie den Korb ertheilte, was ohne die Oeffentlichkeit nie geglaubt worden wäre. Aber die Männer hatten bald andere Themata zu beſprechen, und die Beſprechung des Gegenſtandes blieb den Weibern überlaſſen. Unter ihrer Behandlung nahm er bald eine andere Geſtalt an. Viele von dieſen machten jetzt der Galle Luft, die ſie unterdrücken mußten, als Thereſe noch drohte, Frau von Blumen zu werden; die Mütter ſchöpften neue Hoffnung für ihre Töchter, und anſtatt Thereſen dankbar zu ſein, daß ſie eine ſolche viel begehrte Hand frei gegeben, ſuchte man ſich der Gunſt der Blumen zu verſichern, indem man ſich auf ihre Seite ſtellte und gegen Thereſe von Anklagen überfloß. Die Hand eines ſolchen jungen Mannes auszuſchlagen, galt für einen Beweis der höchſten Ueberhebung, des empörendſten Hochmuths, ein ſo großes Publikum zu einer Trauung herbeizuziehen, die keine werden ſollte, war Frechheit, und Das, was man früher als Muth gerühmt hatte, wurde zuletzt ebenfalls für Frechheit erklärt. Ueberhaupt könne bei einem Mädchen eine gewiſſe Charakterſtärke, wenn je von einer ſolchen hier die Rede ſei, nur mit Frechheit und Zügelloſigkeit treten. Die Erbitterung gegen Thereſe wurde noch tiefer und allgemeiner, als man erfuhr, Herr Oskar von Blumen ſei auf Reiſen gegangen, und daß er bei ſeiner Rückkehr ſich in eine Provinz verſetzen laſſe. So waren auch die Hoffnungen der Mütter und Töchter vereitelt, und wer ſonſt war an dieſer Vereitelung Schuld als Thereſe? Sie, die des Aergerniſſes Grund und Quell geweſen, ſie ſollte die Reſidenz verlaſſen und ſich irgendwo in der Provinz verbergen, aber ſie blieb, ſie wich nicht — war Das nicht ein neuer Beweis ihrer Frechheit? „Frechheit“ war in dieſem Zeitpunkte das Loſungswort, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſich in vielen Köpfen dieſes Wort mit dem Namen Thereſens unwillkürlich verknüpfte. Mit einem Wort: ihr Ruf hatte beträchtlich gelitten.

Die Nebenbuhlerinnen, die es Thereſen nicht vergeben konnten, die Verbindung ihrer Familie mit der der Bäumen vereitelt und ſomit viele Hoffnungen zerſtört zu haben, ſorgten dafür, daß ſie vom Gerede und Urtheil der Stadt genau unterrichtet wurde, und verfehlten nie, ſie und den Vater darauf aufmerkſam zu machen, wenn in irgend einem Hauſe, wo Thereſe ſonſt ein gern geſehener Gaſt war, ein Ball oder eine Soirée ſtattfand und ſie nicht eingeladen wurde. — „Natürlich!“ ſagte man, „du haſt einen ſchlechten Ruf.“ — Erzürnte ſich dann der Vater über den Ausdruck und meinte er, Thereſe habe nichts gethan, was einen ſchlechten Ruf verdiene, ſo erwiderte man, alles Außerordentliche, und ſei es auch im Grunde lobenswerth, mache einem Mädchen einen ſchlechten Ruf. Thereſe zuckte zu all Dem die Achſeln, aber der Vater wurde in der That traurig, und es ſetzte ſich bei ihm die Ueberzeugung feſt, daß ſeine vortreffliche, mit ſo vielen ausgezeichneten Eigenſchaften ausgeſtattete Tochter nie einen Mann finden werde, und dieſe Ueberzeugung wurde zur Gewißheit, da ein Jahr und zwei Jahre ins Land gingen, ohne daß Thereſe wieder in Geſellſchaft gezogen wurde, ohne daß ſich ihr ein Mann zu nähern ſuchte.

Wir wollen kurz ſein und dem Leſer verrathen, was eigentlich zu dieſer Geſchichte nicht mehr gehört, daß nämlich Thereſe ihren Mann doch gefunden.

Jener alte Jugendfreund, der Ingenieur Edmund Siebold, kam nach beinahe dreijähriger Abweſenheit aus Mexiko zurück. Er hatte Thereſe längſt verheirathet geglaubt und wollte durch Wien nur durchreiſen, um ſich auf einen neuen Poſten zu begeben, auf dem er von derſelben engliſchen Geſellſchaft bei einem Eiſenbahnbau im Süden angeſtellt war. Mit Staunen erfuhr er, daß Thereſe noch unverheirathet war, und er, der abreiſte, als ſie ſich verlobte, um nie wiederzukehren, blieb jetzt, da ſie noch frei war. Er hörte die Geſchichte, und ſie war nicht der Art, um Thereſe um ſeine Achtung zu bringen und ſeine Liebe zu ihr zu vermindern; im Gegentheile erkannte er ſie ganz in dieſer Handlungsweiſe und fand darin nur die Meinung beſtätigt, die er von ihrem Charakter immer gehegt hatte. Er näherte ſich ihr mit derſelben Liebe und größerer Verehrung, wohl auch, nachdem er ſich in der Welt erprobt hatte, mit mehr Vertrauen in ſich ſelbſt. Er war ehemals der Freund ihrer Kindheit geweſen, er war jetzt der Freund ihrer Einſamkeit, und als ſie ihm ſagte, daß ſie ihn liebe, wußte er, daß er auf dieß Wort bauen könne. Er ordnete das kleine, aber hinreichende Vermögen, das er in Mexiko geſammelt hatte, verwandelte ſeine höchſt einträgliche Stellung bei der Kompagnie in eine feſte, und nachdem ſo ſeine bürgerliche Baſis geſichert war, führte er Thereſe vor den Altar, und dießmal beantwortete ſie die Frage des Prieſters mit einem freudigen, ſtillen Ja!

Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch.

Während meines erſten Aufenthaltes in Paris in den Vierziger Jahren miethete ich mich im Hinterhauſe der Nummer 73 rue du faubourg Montmartre ein. Die erſte fragwürdige Perſon, auf die man achtet, weil ſo viel von ihr abhängt, iſt in Paris, ſo oft man miethet, der Portier; hat aber der Portier eine Tochter, und iſt man ſelbſt nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt, ſo iſt dieſe Tochter noch bei Weitem fragwürdiger und wird vor Allem ihr die Aufmerkſamkeit des Miethsmannes zugewendet. Dieß war in Nummer 73, dem weitläufigen Hauſe, das in unzählige größere und kleinere möblirte Wohnungen zerfiel, in einem hohen Grade der Fall. Wie ſollte dem Miethsmann Mademoiſelle Julie Thibaut nicht auffallen, wie ſollte er ſie nicht zuerſt beachten, da ſie gewiſſermaßen an der Schwelle des Hauſes ſaß, den Fremden empfing, ihm Auskunft gab, die ausgedehnte, jedem Miethsmanne fürchterliche Macht des Portiers in ſich vereinigte und mit dieſer Macht jene andere höhere und unwiderſtehliche, die das Privilegium der Schönheit iſt? Die Loge des Portiers war in dieſem Hauſe etwas beſſer als in den meiſten andern Häuſern von Paris; ſie ging mit einem großen Fenſter auf einen ziemlich geräumigen Hof. Dennoch, da das Haus ein ſechsſtöckiges war, herrſchte in ihr jenes myſtiſche Halbdunkel, welches dieſe Wohnungen der mächtigen Beherrſcher der großen Gebäude zu charakteriſiren pflegt. Aber aus dieſem Halbdunkel hervor leuchtete die Schönheit der Portierstochter wie jene Karfunkel der Märchen, welche die Paläſte der Erdgeiſter mit mehr als Tageslicht erhellen, oder wie jener Edelſtein, welcher der Sage nach die geſchloſſene Arche Noahs mit Licht verſorgte. Sie hatte jene Weiße und Zartheit der Haut, welche ſonſt nur den Bewohnern tiefer Schluchten, in welche die Sonne nur ſelten im Jahre dringt, eigen iſt, ſo daß man ſie für eine nordiſche Schönheit hätte halten können, obwohl ſie von Natur zu einer Brünette beſtimmt war. Dieſe Beſtimmung verriethen vorzugsweiſe die dunkelbraunen, von ſchwarzen Wimpern beſchatteten Augen und die rabenſchwarzen Haare. Ihre ganze Geſtalt ſah ebenfalls darnach aus, als hätte dieſe Schlucht mitten in Paris, in der ſie ihre ſchönen Jugendjahre verlebte, auf ihre Entwicklung gewirkt, oder vielmehr als wäre ſie, ſo entfernt von Luft und Sonnenlicht, in ihrer Entwicklung gehemmt worden. Sie war zart und ſchmächtig, wie eine Blume, die aus dem feuchten Boden eines Gefängnißhofes aufſproßt, ſo zart, daß man das helle und kräftige Leuchten ihrer Augen nur ſchwer mit der übrigen Erſcheinung in Einklang bringen konnte. Der erſte Anblick dieſer Portierstochter, wenn man den Kopf in die Loge ſteckte, um ſich nach vermiethbaren Zimmern zu erkundigen, war derart, daß man ſich erſt wieder erinnern mußte, was man denn hier eigentlich wollte, und hatte man ſich erinnert, ſo beſchloß man auch ſogleich, hier um jeden Preis zu miethen.

So erging es mir, und ich war ſehr zufrieden, ein Haus zu bewohnen, deſſen Thüre die Schönheit bewachte. Aber ſchon am erſten Abend glaubte ich Urſache zur Reue haben zu müſſen. Ich lag kaum eine halbe Stunde im Bette meines neuen Zimmers, ich ſchloß kaum die Augen, als ich erſchrocken wieder auffuhr und mich wie ein vernichtender Donnerſchlag die Erkenntniß überfiel, daß ich der Nachbar des ſchrecklichſten und unnahbarſten aller Nachbarn geworden. Es war kein Wahnſinniger, es war kein Schnarchender, kein lärmender Nachtvogel, es war etwas weit Schlimmeres als alles Dieſes — es war ein Muſiker. Ein

Muſiker als Nachbar, Das iſt ein Weſen, das uns Herz und Ohren zerreißen kann und, im beſten Falle, ein Deſpot, ein unumſchränkter Beherrſcher unſerer Stimmung, ein Mann, der uns nach Belieben Trauer oder Heiterkeit ins Herz ſpielen kann. Was ſollte ich Unglückſeliger mit einem ſolchen Nachbar beginnen? Vielleicht will ich morgen ein ſehr trauriges lyriſches Gedicht oder eine pathetiſche Stelle meines Trauerſpiels ſchreiben, da kommt mein Nachbar und jagt mit einer Polka Lyrik und Pathos in weſenloſe Fernen; vielleicht ſitze ich gerade an einem Feuilleton, das nothgedrungen leicht ſein muß und hochgeſchürzt wie eine Tänzerin, da kommt mein Nachbar mit einem klaſſiſchen Konzert, und meine Tänzerin wird eine parodirte Melpomene.

Dieſe Schmerzensgedanken waren noch nicht ausgedacht, und ſchon empfand ich jenen Deſpotismus, den ich ſo ſehr fürchtete; der Aerger, den ich feſthalten wollte, war dahin, meine Seele ſchmolz in Melodie und Rührung, und ich horchte dem Feinde, den mir mein Schickſal gegeben, wie einem theuren Freunde, der mir in dunkler Nacht bei dem Mondſchein in einem ſtillen Haine ſeine ſchönſten Gedanken und Gefühle anvertraut, mir ſeine Liebe klagt, in Hoffnung jubelt und in Verzweiflung weint. Es war ein Künſtler, ein großer Künſtler, dieſer deßhalb um ſo ſchrecklichere Nachbar. Ich war ihm verfallen, ich fühlte mich ſchon zu ihm hingezogen, und es war mir, als wäre ich bereits fähig, Alles für ihn zu thun, und als hätte ich dieſe Stube bezogen, nur um ihm nahe und in den Schmerzen, die ſo deutlich aus ſeinem Spiele klagen, behülflich zu ſein. Den Morgen darauf lehnte ich meine Thüre nur an, um ihn zu hören und zu ſehen, wenn er vielleicht ausgehe; aber er blieb in ſeiner Stube verſchloſſen, und ich nahm mir vor, mich bei der Allwiſſenheit jedes Pariſer Hauſes, in der Portierloge, nach ihm zu erkundigen.

Ich muß geſtehen, daß ich Dieſes einen Augenblick lang vergaß, als ich Mademoiſelle Julie wieder ſah. Der Anblick ihrer Schönheit war doch mächtiger, als die Erinnerung an das

Violoncellſpiel von geſtern Abend, und doch wieder, da alle Schönheit verwandt iſt, kam ich vor dieſem überaus anmuthigen Geſchöpfe, beim Klange dieſer melodievollen Stimme durch eine natürliche, wenn auch geheimnißvolle Ideenaſſoziation wieder auf meinen Nachbar oder vielmehr auf ſein herrliches Spiel zurück.

Können Sie mir nicht ſagen, Fräulein Julie, fragte ich, indem ich mich zu ihr ans Fenſter ſetzte, wer mein Nachbar, der Celloſpieler, iſt?

Herr Breuning? fragte ſie zurück, Das iſt ein Landsmann von Ihnen, ein Deutſcher. Sie wollen ſich vielleicht über ihn beklagen, er hat Sie geſtört? Aber haben Sie Geduld, Sie werden ſich gewiß, wie alle andern Nachbarn, mit ſeinem Spiele verſöhnen, — wir haben die Erfahrung gemacht — es iſt ſchon öfter vorgekommen. Man ſagt, daß er vortrefflich ſpiele, und ein Engländer, ein ungeheuer reicher Engländer, hat ſich hier ſogar eingemiethet und mit einer ganz kleinen Stube begnügt, nur um ihn immer hören zu können. Ein ſehr reicher Engländer, fügte Julie mit Nachdruck hinzu, der Anverwandte eines Lords, den er einmal beerben ſoll, um ſelbſt Lord zu werden. Jetzt iſt er noch ein einfacher Mr. Ellis, hat aber doch ſchon über 100,000 Franken jährliche Rente.

Entſchuldigen Sie, Mademoiſelle Julie, ſagte ich, Mr. Ellis intereſſirt mich nicht, ſolcher Engländer gibt es Viele.

Nein, nein, fiel mir Julie ins Wort, ſolcher Engländer gibt es nicht Viele. Es iſt wahr, er iſt häßlich und ungeſchickt wie alle andern Engländer, aber ein ſo großes Vermögen, ſo große Ausſichten wie Mr. Ellis, haben nicht Viele. Sie ſollten nur ſeine Wagen und Pferde ſehen, Das iſt eine Pracht.

Aber, fragte ich wieder, wer iſt Herr Breuning?

Ein Künſtler, antwortete Fräulein Julie kurz.

Ein Mann, der nur ſeiner Kunſt lebt und keine andere Beſchäftigung hat? fragte ich weiter.

Wie ſollte er eine andere Beſchäftigung haben, lachte Julie, da er viele Stunden des Tages an ſeinem Violoncell verbringt oder Noten ſchreibt? Was ihm dann an Zeit übrig bleibt, verliert er hier in der Loge. Sie glauben es nicht, daß der Mann, anſtatt ſein Glück zu machen, ganze Stunden hier in dieſem Winkel ſitzt und mich ſo einfältig und ſentimental anſieht, wie es, — verzeihen Sie, daß ich es ſage, aber es iſt wahr, wie es nur ein Deutſcher kann.

Dieſe Reden Juliens hatten für mich viel Auffallendes, viel Dunkles und, wie ich mir einbildete, auch viel Aufklärendes. Auffallend war es, daß ſie, da ich ſie nach dem Künſtler fragte, beſonders viel von dem Engländer erzählte, aber dunkel blieb es mir, da ich Paris wie die Verhältniſſe und Perſonen dieſes Hauſes noch ſehr wenig kannte, warum ſie mit einer gewiſſen Mißachtung und mit Aerger von dem Künſtler ſprach. Daß aber der Künſtler dieſes ſchöne Mädchen liebte, daß ſeine empfängliche Künſtlerſeele einer ſolchen Erſcheinung nicht hatte widerſtehen können, Das ſchien mir natürlich und dieſes um ſo mehr, als ich mir während ſeines gefühlvollen Spieles unwillkürlich und oft geſagt hatte, daß der Mann, der ſo ſpielt, eine eigenthümliche Liebe im Herzen haben müſſe. —

Er iſt alſo in Sie verliebt, Mademoiſelle Julie? fragte ich mit Theilnahme für den armen Breuning.

Allerdings, beſtätigte ſie mit der größten Seelenruhe.

Und Sie ſagen Das ſo gleichgültig?

Wie ſollte ich nicht? Ich bin an Dergleichen gewöhnt. Wer iſt nicht in mich verliebt von all den Herren, die Jahr aus Jahr ein hier aus- und einziehen? Sehen Sie, Madame Martin, die das ganze Haus möblirte, hat bis an fünfzig Zimmer für einzelne Herren zu vermiethen. Dieſe fünfzig Zimmer werden in einem Jahre von mehr als hundert Herren bewohnt; von dieſen hundert Herren ſind wenigſtens achtzig in mich verliebt — da gewöhnt man ſich daran, und wenn mir Einer in Worten oder in Bildern ſagt: ich liebe Sie, Mademoiſelle! ſo macht mir Das gerade ſo viel Effekt, als wenn er mir ſagte: es regnet, oder es iſt ſchönes Wetter.

Es werden es Ihnen aber, ſagte ich, Wenige auf ſo ſchöne Weiſe geſagt haben, wie Herr Breuning mit ſeinem Violoncell?

In der That, lachte Julie, behauptet man hier im Hauſe, daß all das Spiel nichts Anderes ſei, als an mich gerichtete Liebesbriefe, und man ſagt, daß er wirklich wunderſchön ſpiele. Aber ſehen Sie, ich verſtehe nichts von Muſik, und wenn ein Leierkaſten in den Hof kommt, macht mir Das viel mehr Freude, als das ganze Violoncellſpiel des Herrn Breuning.

Während ſie Das ſagte, ging draußen am Fenſter ein junger Mann von drei- oder vierundzwanzig Jahren, eine elegante, ſchlanke, aber etwas ſchwächliche Geſtalt in beſcheidenem Anzuge vorüber.

Das iſt er, rief Julie und zwar ſo laut, daß es der Vorübergehende hören konnte. Er warf nur einen kurzen Seitenblick durchs Fenſter und ging raſch weiter und zum Hauſe hinaus.

Nun, — ſagte ich mit etwas abſichtlichem Spotte, um ſie für die Härte zu ſtrafen, mit der ſie von Breuning, und für die Kälte, mit der ſie von der Liebe geſprochen, — nun, heute ſcheint er nicht ſehr verliebt zu ſein, da er ſo raſch an Ihnen vorübergeht und Sie kaum eines Blickes würdigt.

O! lachte Julie, Das beweiſt gar nichts, Das treibt er oft durch Tage ſo, denn um mir auszuweichen, hängt er nicht einmal ſeinen Schlüſſel in die Loge, ſondern läßt ihn an ſeiner Thüre, auf die Gefahr hin, beſtohlen zu werden. Das ſind ſo Momente, da iſt er eiferſüchtig, oder will er mich vergeſſen, er kommt dann aber doch immer wieder zurück. Jetzt treibt er es ſchon mehrere Tage ſo; ich möchte aber doch nicht wetten, daß er heute Abend nicht wieder da ſitzt in dieſem Winkel. —

Ich verließ die Loge ziemlich verſtimmt. Zwiſchen der Schönheit und der unwiderſtehlichen Anmuth dieſes jungen Mädchens auf der einen, der Kälte ihres Herzens auf der andern Seite war eine Disharmonie, die nicht wohlthun konnte. Wie gerne verweilte ſie im Geſpräche bei dem reichen Engländer, nach dem ich doch gar nicht gefragt hatte, und wie kurz gab ſie Auskunft über den Künſtler, von dem ſie doch wußte, daß er ſie liebte. Wenn ſie das Wort Künſtler ausſprach, that ſie es mit jenem Tone der Mißachtung, den man in Paris in bürgerlichen Kreiſen noch oft zu hören bekommt, wenn von Künſtlern die Rede iſt, welche noch kein Vermögen gemacht. Auch in ſpätern Geſprächen erkannte ich, daß Mademoiſelle Julie es dem armen Breuning übel nahm, daß er mit ſeinem großen Talente in Paris nicht größeres Glück, das iſt, nicht mehr Geld mache. Er habe, erzählte ſie mir, die ganze Konzertſaiſon vorübergehen laſſen, ohne ein Konzert zu geben, nur um ſich in einer Kompoſition nicht zu unterbrechen, welche ihm ſpäter doch nichts einbrachte. Ich fühlte mich, wenn ich das Mädchen nicht vor Augen hatte, von ihr etwas abgeſtoßen, aber ich muß geſtehen, daß jeder Anflug von Antipathie ſchnell verſchwand, ſobald ich ſie wieder zu Geſichte bekam. Bei näherer Bekanntſchaft ſagte ich mir, daß ich ihr Unrecht gethan, denn ſie hatte neben ihrer unwiderſtehlichen Schönheit noch Manches, was intereſſiren, Anderes, was gefallen mußte.

Vor Allem mußte es Einem auffallen, wie vielſeitig, wenn auch nicht tief, dieſe Portierstochter gebildet war. Von dem Privilegium des Portiers, alle Zeitungen und Revuen, die ins Haus kamen, zuerſt zu leſen, machte ſie den ausgedehnteſten Gebrauch, und da ſie das verwöhnte Kind ſämmtlicher Miethsleute war, nahm es ihr Niemand übel, wenn ſie Tagesblätter und periodiſche Schriften, ſelbſt Bücher, die ins Haus kamen, in der Loge ſo lange zurückhielt, als es ihr gefiel. Am Fenſter ſitzend, las ſie den ganzen Tag und ſpät in die Nacht hinein und war in der franzöſiſchen modernen Literatur beſſer bewandert, als mancher Tagesſchriftſteller. Der franzöſiſche Feuilletonroman war damals in ſeiner Blüthe und brachte, wie bekannt, neben vielem Mittelmäßigen auch manches Meiſterwerk hervor. Sie kannte Alles, ihre Phantaſie war von den ſchönſten Geſtalten bevölkert und brachte, wie man ſich bei näherer Bekanntſchaft überzeugen konnte, in ihr ſelbſt mancherlei Träume hervor, die ihr einen hübſchen Anſtrich von Poeſie gaben.

Im politiſchen Theile der Zeitungen las ſie beinahe nur die Berichte aus Afrika. Sie kannte genau den Stand der Dinge daſelbſt, die Namen ſämmtlicher franzöſiſcher Regimenter und Generäle, die den Krieg gegen Abd-el-Kader führten, und war über die Beſchaffenheit des Landes aufs Trefflichſte unterrichtet. Ihr Bruder nämlich war Soldat und ſchlug ſich in der afrikaniſchen Armee. Daher glaubte ich ihre beſondere Theilnahme für die afrikaniſchen Angelegenheiten in ſchweſterlicher Liebe begründet, erfuhr aber bald, daß ſie ſich in Verbindung mit den afrikaniſchen Kriegen in ihrer Phantaſie eine ganze Reihe von Luftſchlöſſern aufgebaut hatte. Kindiſcher, als man es von einer Pariſerin vorausſetzen ſollte, ſtand in ihr die Ueberzeugung feſt, daß ihr Bruder eine glänzende militäriſche Laufbahn zurücklegen müſſe. Sie kannte die Geſchichte aller der franzöſiſchen Soldaten, die es unter der Republik und dem Kaiſerreich vom Gemeinen zum Marſchall, zum Fürſten und Herzog gebracht hatten, und ſie wiederholte gerne den bekannten Satz, daß jeder franzöſiſche Soldat den Marſchallſtab im Torniſter trage. Sie wußte wohl, daß ſich die Verhältniſſe in dieſer Beziehung vielfach geändert hatten, aber ſie baute ihre Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders, und es war nach und nach ein feſter Glaube in ihr geworden, daß kein Anderer als ihr Bruder den Emir zum Gefangenen machen werde. Dann konnte es ihm und ſeiner Familie nicht fehlen; er mußte wenigſtens General und für ſeine That vom Staate mit Reichthümern beſchenkt werden. Mademoiſelle Julie Thibaut wollte dann in Paris eine Rolle ſpielen und der Welt zeigen, wie man zur großen Dame geboren werde. Dieſe Träume hatten in ihrem Kopfe eine ſolche Feſtigkeit erlangt, daß ſie ein doppeltes Leben führte und daß ſie von dem phantaſtiſchen mit eben ſolcher Sicherheit ſprach, als von dem wirklichen; ſie waren beinahe zur fixen Idee geworden. Das erſchreckte faſt, hatte aber neben ihrem ſonſt ſo kühlen Weſen das Gute, daß es eine Art von Gleichgewicht herſtellte. Es kam noch manches Andere hinzu, was neben dieſer Phantaſterei und neben ihrer Schönheit menſchlich und mädchenhaſt aufs Angenehmſte anmuthete. Dahin gehörte z. B. ihre große Liebe zu den Blumen, die ſie mit allen Portierstöchtern von Paris theilte. Da die Blumen in den ſonnenloſen Räumen der Loge und des Hofes nicht gedeihen mochten, legte ſie ſich in der breiten Dachrinne zwiſchen ihrem und dem Nachbarhauſe einen ganzen Garten von Blumentöpfen an, dem ſie regelmäßig jeden Morgen und jeden Abend ihren Beſuch abſtattete. In der Loge am Fenſter ſtanden immer zwei oder drei dieſer Töpfe, die ſie jeden zweiten oder dritten Tag, wenn ſie in den lichtleeren Räumen zu leiden begannen, in ihren hängenden Garten über dem ſechsten Stock zurückbrachte, um ſie gegen andere auszutauſchen. Man konnte Mademoiſelle Julie nicht auf angenehmere Weiſe verbinden, als wenn man ihr irgend eine neue Pflanze vom Blumenmarkte heimbrachte und ihren Garten vergrößerte. Die Romane, die ſie eben las, Abd-el-Kader und die Blumen bildeten die liebſten Gegenſtände ihres Geſpräches.

Da ſie der eigentliche Portier war, an der Schnur ſaß und über Alles Auskunft gab, kümmerte man ſich ſehr wenig um ihren Vater, der im Grunde für die Einwohner auch nicht exiſtirte. Wenn Monſieur Thibaut ſeine Pflicht gethan, wenn er den Hof, die Einfahrt und zwei Mal ſechs Treppen des Vorder- und Hinterhauſes gefegt hatte, eine Arbeit, mit der er gegen Mittag fertig war, verſchwand er aus dem öffentlichen Leben. Er lag ſchlafend oder mit offenen Augen träumend in einer tiefen Niſche der Loge, in Dunkelheit gehüllt, auf ſeinem Bette und erſchien erſt wieder, wenn es Zeit war, auf den Treppen die Lampen anzuzünden. Dann zog er regelmäßig eine große Kiſte aus einem Winkel hervor und aus dieſer Kiſte eine Anzahl ſchwerer in Leinwand gebundener und mit Meſſing beſchlagener Bücher, die man ſofort als Handelsbücher erkennen mußte.

Herr Thibaut nämlich war nicht immer Portier geweſen, er hatte beſſere Tage geſehen. Noch vor wenigen Jahren galt er etwas unter den Marbriers des Boulevard du Temple; ſein

Geſchäft war eines der glänzendſten; bei ihm konnte man die ſchönſten Steinmetzarbeiten in Marmor und Sandſtein, Cheminées, Grabdenkmäler, Baluſtraden, architektoniſche Ornamente jeder Art vorfinden. Der jetzige Portier war ein ehemals geachteter, ruinirter Kaufmann. Man ſagte, was er aber nie zugeben wollte, daß ihn ſein allzugroßes Vertrauen zu Grunde gerichtet habe. Seine ganze Geſchichte iſt die, daß er aller Welt Kredit gegeben und daß er von Wenigen bezahlt wurde. Er aber, obwohl nunmehr ſeit mehreren Jahren Portier, betrachtete ſein Geſchäft noch nicht für abgeſchloſſen; er ſtak noch immer mit ſeinem ganzen Kopfe in ſeinen Handelsbüchern, und Das war kein Wunder, da er ſie mit unerſchütterlicher Regelmäßigkeit jeden Abend ſtudirte und immer neu an Herſtellung einer Bilanz arbeitete. Es war nun eigenthümlich, wie ihm den einen Abend dieſe, den andern Abend jene Schuldner gut ſchienen und wie ſich ihm jeden Tag eine andere Bilanz herausſtellte. Den einen Abend ging er als reicher, den andern Abend als hoffnungslos zu Grunde gerichteter Kaufmann zu Bette. Man konnte es ihm an der Art, wie er im Hof und auf den Treppen den Beſen führte, anſehen, wie die Bilanz des geſtrigen Abends ausgefallen, ob er den Beſen mit dem Bewußtſein, 100,000 Franken zu beſitzen, oder, 100,000 Franken verloren zu haben, handhabte. Zu ſeinem Glücke fiel die Bilanz, da er noch immer das Vertrauen zur Menſchheit nicht verloren hatte, meiſtens ſehr günſtig aus, und wenn Monſieur Thibaut auch ein ſchweigſamer und träumeriſcher Mann war, ſo war ſein Gemüth doch meiſtens voll der heiterſten Hoffnungen. Er ſprach ſelten, aber wenn er ſprach, geſchah es immer, um von der demnächſtigen Wiedereröffnung ſeines Geſchäftes zu erzählen. Seine Tochter Julie lächelte dann eben ſo mitleidig, wie er lächelte, wenn ſie vom Marſchallsſtab ihres Bruders ſprach. Wenn er Abends vor ſeinen Büchern ſaß und rechnete, ſah und hörte er nichts von Allem, was in der Loge vorging, ob nun ein gleichgültiger Beſucher oder einer, wie Herr Breuning, mit ſeiner Tochter verkehrte.

Dieſen meinen Landsmann, der mich gleich nach meinem Eintritt in das Haus ſo mächtig anzog und beſchäftigte, lernte ich bedeutend ſpäter kennen, als die beiden Phantaſien in der Portierloge. Es ſchien mir, als weiche er mir aus. Vielleicht war er eiferſüchtig, da er mich gleich am erſten Tage bei Julie ſitzen geſehen. Um ihm jeden Argwohn zu benehmen, trat ich manchmal in die Loge, wenn ich ihn des Abends bei Julie wußte, um mich mit dieſer nach meiner Art über Feuilleton-Romane und Abd-el-Kader zu unterhalten und dem Muſiker zu zeigen, welcher Art unſer Verhältniß ſei.

Breuning war auch nicht lange ſpröde gegen mich, da es überhaupt nicht in ſeinem Weſen lag, abweiſend zu ſein. Er kam mir landsmannſchaftlich und freundlich entgegen, und wir waren bald gute Nachbarn und ſo vertraut, daß wir die Thüre zwiſchen unſern Zimmern öffnen ließen und ſo gewiſſermaßen Stubengenoſſen wurden. Ich machte an Breuning eine ſehr liebe Bekanntſchaft, eine Bekanntſchaft, welche mich vor der Verödung behütete, die man ſelbſt in Paris wie in jeder andern Fremde von Zeit zu Zeit empfindet. Sein Geſpräch war mir bald ſo lieb wie ſeine Muſik, und ſeine Muſik war mir eine liebe Beſtätigung der guten Meinung, die ich von ſeinem ganzen Weſen gefaßt hatte. Der Leſer hat von Breuning als von einem Künſtler und von einem Verliebten ſprechen hören und wird ſich deßhalb einen leidenſchaftlichen oder einen träumeriſchen Menſchen unter ihm denken, wird ſich ihn aufgeregt, vielleicht etwas genialzerfahren, vorſtellen. Breuning war nichts von all Dem; der Eindruck, den er vor Allem machte, war der eines ſoliden jungen Mannes, der nichts Anderes wünſcht, als ſeinem Zwecke folgerecht zu leben, die äußern Verhältniſſe ſo geordnet zu erhalten, daß ihm die Erreichung ſeiner Lebensziele nicht erſchwert wird; mit einem Worte, eines Menſchen, der Vertrauen einflößte und den liederliches Virtuoſenvolk, das ſich ſelber genial nennt, einen Philiſter nannte. Er war arm, aber er hatte keine Schulden, und es machte ihn aufrichtig beſorgt, und er that alles Mögliche, um die Gefahr abzuwenden, wenn er die Zeit kommen ſah, die ihn mit Verſchuldung bedrohte. Paris hatte ſeine Hoffnungen getäuſcht. Er war zu Anfang des verfloſſenen Winters hierhergekommen, um Konzerte zu geben, aber die Schritte, die da nothwendig waren, ſchreckten ihn ab, und als er ſich an den Gedanken gewöhnt hatte, das Nothwendige zu thun, war ihm der andere Gedanke gekommen, ſich auf ſchönere Weiſe einen Namen zu machen, zugleich mit den Ideen zu einer größeren Kompoſition. Beides, der edlere Ehrgeiz und der Schöpfungsdrang entſprangen aus der Liebe, und ſonderbarer Weiſe that er mit Rückſicht auf Julie, was dieſe an ihm tadelte, und unterließ er, was ſie an ihm gelobt haben würde. Er machte mir aus dieſer Liebe kein Geheimniß, Bedürfniß, wie es ihm war, ſich in ſeiner Sprache auszuſprechen; und nachdem dieſes Bekenntniß gemacht war, wurde ſeine Liebe der gewöhnliche Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Es mochte ihm doch mehr genügen, ſich gegen einen Freund als gegen ſein Violoncell auszuſprechen.

In dieſer Zeit ſah und erfuhr ich Manches, was mich rührte oder in Erſtaunen ſetzte. Wenn Julie über unſere Treppe zu ihrem Blumengarten hinaufſtieg, ſtand er regelmäßig an der Thüre, um ſie vorbeikommen zu ſehen. Wenn ſie des Abends kam, war er gewiß ſchon vorher oben auf dem Dache geweſen, um ihr zwei Gießkannen voll Waſſers hinzuſtellen. Kaum hatte ſie den Garten verlaſſen, als er ſchon hinaufſtieg, um einige Zeit in der Atmoſphäre zu verweilen, aus der ſie eben getreten war. Wenn er ſie manches Mal aus verſchiedenen Gründen mehrere Tage vermied, brachte er dieſelben Stunden, die er ſonſt bei ihr in der Loge zuzubringen pflegte, oben bei ihren Blumen zu, und manchmal verſagte er ſich ein Mittageſſen, um für das Geld einen Blumenſtock, den er an der Madeleine oder am Chateau d'eau bemerkt hatte, zu kaufen und heimlich hinzuſtellen. Da Julie in der Portierloge Alles ſehen mußte, was vorbeigetragen wurde, bat er mich, ihn bei ſolchen Gelegenheiten zu unterſtützen, und ich mußte mich unter irgend einem

Vorwand an das Fenſter und vor Julie breit hinſtellen, während er hinter mir mit einem Blumenſtocke vorbeiſchlüpfte. Das ſind allerdings kleine Züge, die beinahe jeden Liebenden von dreiundzwanzig und mehr Jahren charakteriſiren. Ausgezeichnet war Breuning durch das gränzenloſe Vertrauen, das er in das Mädchen ſetzte. Während ſie mir gleich nach dem erſten Geſpräche Mancherlei zu denken gab, in vielfacher Beziehung kalt, ja hart erſchien, vermochte Breuning ſie nach langer Bekanntſchaft nicht anders als im ſchönſten und poeſievollſten Lichte zu ſehen. Ihre Schönheit und Anmuth war ihm nur der äußere Wiederſchein einer viel ſchönern Seele; er war unfähig, ſich in dieſer Hülle das Geringſte zu denken, was mit der äußern Erſcheinung irgendwie im Widerſpruch ſein könnte. Es iſt wahr, daß der größte Phyſiognomiker und erfahrenſte Menſchenkenner bei dem bloßen Anblick des Mädchens gerade ſo empfunden hätte, wie der Liebende: in einem ſo hohen Grade einnehmend waren ihre Form, ihr Ausdruck und der Ton ihrer Stimme. Breuning war überzeugt, daß, wenn ſie ſich ihm nicht zuwandte, dieß nur darum nicht geſchehe, weil ſie ihn nicht liebenswürdig fand, weil er ihrer nicht würdig war; und ferner war er überzeugt, daß, wenn ſie ihn liebte, ſie als ein aufopferungsfähiges Weib das beſcheidene Loos, das er ihr bieten konnte, ja ſelbſt alle Entbehrungen gerne auf ſich nehmen würde.. Heutzutage wäre ſelbſt ein liebender Deutſcher einer Franzöſin gegenüber mißtrauiſcher, damals aber erſchienen die Franzoſen im Allgemeinen der ganzen Welt in einem ſchönern Lichte. Man wußte wohl, daß ſie den Genuß, das Vergnügen, den Glanz liebten; daß ſie aber am Beſitze hängen, wie wenige andere Völker der Erde, Das war damals nur denjenigen Fremden bekannt, welche Jahre lang in ihrer Mitte lebten und Gelegenheit hatten, in dieſer Beziehung Erfahrungen zu machen.

Man ſollte glauben, daß es einem Künſtler wie Breuning irgend welches Bedenken verurſachte, wenn ſeine Geliebte offen geſtand, daß ſie für die Kunſt, die ſeine Seele erfüllte, nicht den geringſten Sinn hätte, aber er lächelte nur über ſolche Geſtändniſſe; er hielt Das für eine Selbſttäuſchung; es ſchien ihm unmöglich, daß ſolche Schönheit nicht für Schönheit empfänglich ſein ſolle.

So ſtanden die Dinge beinahe unbeweglich durch Monate: Julie pflegte die Blumen und ſprach von den Ausſichten ihres Bruders, der Vater hatte einen Tag das niederdrückende Gefühl der Armuth, den andern das erhebende Bewußtſein des Reichthums; Breuning kämpfte mit Entbehrungen und verſagte ſich äußerliche Erfolge, um ſich von ſeiner Kunſt nicht abziehen zu laſſen, ſich in ihr immer mehr auszubilden und der Liebe Juliens würdiger zu werden. Es fiel mir nur eine kleine Veränderung in dieſer kleinen Welt auf. Mr. Ellis, der in das Haus gezogen war, um als ächter engliſcher Enthuſiaſt ſeinem Lieblingskünſtler näher zu ſein, verließ die kleine Stube des Hinterhauſes und bezog eine größere Wohnung des vordern Gebäudes, wo er jetzt der Portierswohnung näher war, als der Künſtlerwohnung, und wo er bei dem Geräuſche in der rue du Faubourg Montmartre das Cello Breunings unmöglich hören konnte. Mr. Ellis, der künftige Lord, war ein Mann von beinahe vierzig Jahren und ſah gerade ſo aus, wie man ſich einen Engländer vorſtellt: lang, breitſchulterig, bartlos und blondhaarig, ohne Anmuth in den Bewegungen, etwas ſchwerfällig, mit einem bald gutmüthigen, bald derben und hochmüthigen Ausdrucke im Geſicht. Breuning, den er oft beſuchte, lobte ſeine Herzensgüte und geſtand offen, daß er ihm zu wiederholten Malen und auf die zarteſte Weiſe große Geldſummen angeboten habe. Er ſchilderte ihn als einen Mann, der trotz aller Kälte ſeiner äußeren Erſcheinung ſich mit großer Wärme anſchließe und in ſeinem Enthuſiaſmus jeden Opfers fähig ſei. Auf ihn war er auch nicht im Geringſten eiferſüchtig, als er bemerkte, daß er, nachdem er die Wohnung gewechſelt, nunmehr in der Loge eben ſo viele Stunden zubrachte, wie Breuning ſelbſt. Dieſe Abweſenheit jeder Eiferſucht war gerechtfertigt einem Manne gegenüber, der ſtundenlang daſaß, ohne ein Wort zu ſprechen, der Julie nur langweilen konnte und der ſie manchmal zum höchſten Zorne reizte, indem er ihre Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders auf das Unbarmherzigſte verſpottete. Er wurde beredt nur wenn ſie auf dieſes Thema kam; er wies ihr das Phantaſtiſche und Komiſche ihrer Hoffnungen nach und lachte immer lauter, je mehr ſich Julie bei dieſen Auseinanderſetzungen erbitzte. Bald wußte es auch Jedermann im Hauſe, daß ihr der Engländer unter allen Miethsleuten der unangenehmſte war, ja daß ſie ihn haßte.

Dieſe kleine und unmerkliche Veränderung ausgenommen, trat, wie geſagt, durch Monate in den Verhältniſſen dieſer kleinen Welt keine andere von irgend welcher Bedeutung ein, bis ſich mit einem Male eine ſehr bedeutende zutrug, die beinahe wie eine Kataſtrophe ausſah.

Ich ſaß ruhig auf meiner Stube und arbeitete, als Breuning — es war ziemlich ſpät am Abende — zu mir hereinſtürzte und ſich ganz außer Athem, keines Wortes fähig, auf einen Stuhl fallen ließ. Ich ſprang erſchrocken auf, ganz entſetzt über das zerfahrene Geſicht meines Freundes, deſſen Ausſehen erzählte, daß ihm ein großes Unglück begegnet ſei. Ich war darauf gefaßt, von einem Todesfalle in ſeiner Familie oder etwas der Art zu hören, fühlte mein Herz bereits von Mitleid erfüllt und mußte darum, nicht ohne einigen Aerger, geradezu auflachen, als Breuning auf meine dringenden Fragen ſich endlich zu einer Antwort aufraffte und mit einer Stimme, in der noch immer der Schrecken zitterte, hervorſtotterte: Abd-el-Kader iſt gefangen.

Ich war wirklich entrüſtet, daß mir mein Freund einen ſo tiefen und nutzloſen Schrecken eingejagt, und zugleich kam es mir überaus komiſch vor, daß ein Verliebter ſich ſo ſehr in die Narrheiten ſeiner Geliebten hineinlebe, daß auf einen deutſchen Muſiker von den Ufern der Saale die Gefangennehmung eines arabiſchen Emirs einen ſolchen entſetzlichen Eindruck mache. Ich verhehlte ihm meinen Aerger eben ſo wenig, als ich ihm einigen

Scherz über das Komiſche der Situation erſparte. — Ich erkenne aus Ihrem Entſetzen über dieſes das deutſche Vaterland ſo nahe berührende Ereigniß, ſagte ich endlich, daß es nicht der Bruder Juliens war, der den Emir gefangen genommen, ſondern irgend ein anderer Glücklicher.

Er hat ſich dem Herzog von Aumale ergeben, ſagte Breuning mit einem Seufzer, der aufs Neue mein Gelächter erregte.

Sie haben gut lachen, fuhr er ſelber ein wenig lächelnd fort, und ich ſehe ein, wie komiſch, wie lächerlich ich Ihnen erſcheinen muß. Aber Sie würden gewiß nicht lachen, wenn Sie Julie geſehen hätten, wie ich ſie geſehen habe, als ihr Mr. Ellis die Nachricht brachte; ſie war in Verzweiflung, ſie gerieth ganz außer ſich, ſie ſprach von einem unglücklichen und verfehlten Leben. Ich habe ſie zum erſten Male weinen ſehen, und ich werde es nie vergeſſen. Der Engländer, der zu all Dem lachte, iſt mir in innerſter Seele verhaßt geworden.

Lieber Freund, erwiderte ich, ſeien Sie froh, daß Abd-el-Kader gefangen iſt. Die Narrheit Juliens war nahe daran, eine fixe Idee, ein Wahnſinn zu werden. Sie lebte mehr in ihren Träumen als in der Wirklichkeit, für die ſie keinen Sinn mehr hatte. Jetzt wird ſie auf unangenehme Weiſe geweckt, ſie wird ihre Thorheit ſelbſt erkennen, und Sie dürfen ſich Glück wünſchen, denn es iſt nun einige Hoffnung vorhanden, daß das Herz zu ſprechen beginnt, wenn die Phantaſie durch eine ſolche Lektion zum Schweigen gebracht iſt. Sie dürfen hoffen, daß ſie Ihnen jetzt oder wenigſtens bald ein geneigtes Ohr leiht.

Breuning konnte nicht umhin, dieſen Zuſpruch mit einem zufriedenen Lächeln entgegenzunehmen, und offenbar beruhigt ſagte er: Es iſt aber immer traurig, ein ſo liebes Geſchöpf plötzlich um eine lang gehegte Hoffnung beraubt zu ſehen. Wenn es auch eine Kur iſt, ſo iſt es doch eine grauſame Kur.

So ſprechend, erhob er ſich wieder, faßte mich an der Hand und zog mich zum Zimmer hinaus. Wir liefen die Treppe hinab, ſchlichen über den Hof und blieben am Fenſter der Portiersloge ſtehen. Breuning zeigte mir mit dem Finger, wohin ich blicken ſollte, und ich ſah im Hintergrunde der kleinen Stube Julie, die, in der That ein rührendes Bild des Schmerzes, die Hände im Schooße übereinandergelegt, daſaß und mit weit offenen Augen vor ſich hinſtarrte. Der Vater ging, betrübt über den Zuſtand ſeines Kindes, in der Stube auf und nieder und hielt nur manchmal vor dem Lehnſtuhle, um ſeine Tochter zu tröſten und ihr zu beweiſen, wie Unrecht ſie hatte, alle ihre Hoffnungen auf den Bruder und nicht auf ihn, ihren Vater, zu bauen. — Du weißt es ja, ſagte er lächelnd, daß ich eigentlich ein reicher Mann bin. Nicht früher als geſtern Abend habe ich es aufs Genaueſte ausgerechnet, daß ich an 86,000 Franken ganz ſichere Schulden außenſtändig habe, dazu an 35,000, die beinahe ſicher, und noch an 40,000, die ich allerdings als unſicher anerkennen muß, von denen aber doch die Hälfte einlaufen kann. Im Ganzen darf ich mit Beſtimmtheit auf 130,000 Franken rechnen, und mit der neuen Organiſation, die ich meinem Geſchäft zu geben gedenke, hoffe ich unſere Einkünfte jährlich auf fünfzehn bis zwanzig Tauſend Franken zu ſteigern. Ich weiß ſehr wohl, daß wir dann noch nicht ſo leben können, wie du es wünſcheſt — indeſſen — man kann nicht wiſſen, im Geſchäfte iſt Alles möglich — man bekommt einige große Lieferungen, man kann in kurzer Zeit Millionär werden — dann ſollſt du haben, was du willſt, dann ſollſt du leben, wie die Schweſter eines Marſchalls von Frankreich. Schon ſehe ich dich in den Champs Elyſées in prächtiger Karoſſe.

Während der Alte ſo ſprach, machte Julie von Zeit zu Zeit Bewegungen der Ungeduld, als ob ſie ihm ſeine Thorheiten verweiſen wollte. Dieſe Szene hatte außer mir und dem Celliſten noch einen dritten Zeugen, denn in dem Lehnſtuhle am Fenſter, in welchem ſonſt Julie zu ſitzen pflegte, ſaß jetzt Mr. Ellis mit der Quaſte der Schnur in der Hand und verrichtete gewiſſenhaft die Portiersdienſte, indem er die Schnur zog, ſo oft die Schelle über ſeinem Kopfe erklang und ſo oft ein Einwohner, der ausgehen wollte, „le cordon“ hineinrief. Dieſe Beſchäftigung hinderte ihn nicht, den Worten des tröſtenden Vaters zu folgen, von Zeit zu Zeit zu lächeln und endlich, als der Vater eben von der Karoſſe ſprach, ihm ſofort ins Wort zu fallen und auszurufen: Karoſſe? habe ich nicht eine prächtige Karoſſe und die ſchönſten Pferde zu Ihrer Verfügung, Mademoiſelle Julie?

Breuning, der am geöffneten Fenſter dieſe Worte ebenſo gut hörte wie ich, beachtete ſie nicht, indem er zu ſehr in den Anblick ſeiner trauernden Geliebten vertieft war. Er hätte bei ſeinem Charakter auch ſonſt nichts darin gefunden, was der Beachtung werth wäre, mich aber durchzuckte bei dem Anerbieten von Pferden und Karoſſe ein Argwohn, der mich höchlich verſtimmte und der es mir als Pflicht erſcheinen ließ, Breuning, ſo bald wir auf unſere Zimmer zurückgekehrt waren, zuzureden, daß er ſich von ſeiner Liebe loszuwinden ſuche, und ihm vorzuſtellen, daß Julie bei aller Schönheit und Liebenswürdigkeit zu ihm, dem deutſchen Künſtler, nicht paſſe. Er antwortete mir, daß er wohl ſelber flüchtige Augenblicke gehabt habe, da ihm ſolche Gedanken durch den Kopf ſtreiften, aber wenn ſie jetzt ſelbſt mit größerer Kraft und Ausdauer zurückkämen, ſo würde er ſie mit aller Feſtigkeit des Willens wieder verſcheuchen. Es ſei jetzt nicht an der Zeit, Julie zu verlaſſen, wohl aber bei ihr auszuhalten, bei dem armen Mädchen, das ſich plötzlich verarmt fühle. Iſt Das der Zeitpunkt, ſich von ihr abzuwenden? Selbſt wenn er ſie nicht ſo liebte, wie er es in der That thue, er würde ſich jetzt aufgefordert fühlen, bei ihr auszuharren, ihr beizuſtehen und für ihre Zukunft zu ſorgen. An ihren Träumen und Hoffnungen, wie leer und kindiſch auch dieſe geweſen, habe ſie einen Halt verloren; dieſer müſſe ihr jetzt durch Treue erſetzt werden. Jetzt wolle er ernſtlicher als je an Heirath denken, und ſelbſt wenn er glauben müßte, daß er ihr jetzt gut genug erſcheinen werde, nachdem ſie ihn in Zeiten der Hoffnung verſchmäht, ſo wolle er auch dieſes über ſich nehmen. Er habe die größte Zuverſicht, daß er ſich in Kurzem eine Stellung machen werde.

In dieſem Sinne antwortete er mir an jenem Abend und noch oft nachher, wenn ich meine ganze Beredtſamkeit anſtrengte, ihn von Julie abzubringen. Dieſe war die erſten Tage nach der Nachricht von Abd-el-Kaders Gefangennehmung unſichtbar. Sie lag in der dunklen Niſche im Hintergrunde der Portierwohnung hinter einem dicht zuſammengezogenen Vorhang. Am Fenſter ſaß der Vater oder ſtundenweiſe auch der Engländer. Breuning ſchien ſich um das Unwohlſein ſeiner Geliebten wenig zu bekümmern: er trat nur ſelten in die Loge, um ſich nach ihr zu erkundigen oder ihr Troſt einzuſprechen. Er that Beſſeres. Nach wenigen Tagen hatte er die Anzahl ſeiner Lektionen bedeutend vermehrt, nachdem er zu dieſem Zwecke zu allen Bekannten gelaufen und ſich an alle Die gewendet, die auf dieſem Felde Einfluß haben. In die Wohnung zurückgekehrt, übte er ſtundenlang auf ſeinem Inſtrumente und benutzte mehr als die Hälfte der Nächte, um mehrere Kompoſitionen zu Ende zu führen. Er war nicht eine halbe Stunde ohne Beſchäftigung.

Ich habe es damals und ſeitdem oft erfahren, daß nur die falſche, eingebildete, ſentimentale Liebe Faullenzer und Träumer mache; die wahre und ächte erhöht alle Kräfte, verdoppelt und verhundertfacht die Thätigkeit des Liebenden. Die Liebe, von der man ſagt, daß ſie die Kräfte aufzehre, ſtärkt im Gegentheile; von der man ſagt, daß ſie die Leute verderbe und zum Leben untauglich mache, macht im Gegentheil praktiſch und unternehmend. Breuning war für all Das ein lebender Beweis. Nach kurzer Zeit hatte er ſich ſo viele Hülfsquellen eröffnet, daß er in der That einen beſcheidenen Haushalt hätte aufrecht erhalten können, und dabei noch mancherlei Ausſichten auf eine feſte und geſicherte Stellung. Julie hatte ſich indeſſen gefaßt und erſchien wieder in ihren gewöhnlichen Funktionen am Fenſter, und es war gewiß als ein gutes Symptom ihrer geiſtigen Geneſung zu betrachten, daß ſie jetzt weniger Feuilleton-Romane las, dafür aber ihr eigentliches Handwerk als Giletière, das ſie gelernt hatte, wieder aufnahm; anſtatt mit der Phantaſie arbeitete ſie jetzt mit den Händen, indem ſie unter Tag und Abends Weſten nähte.

Es war mittlerweile noch ein anderes Ereigniß eingetreten, ein Ereigniß, das, obwohl es dießmal eine Erfüllung von Hoffnungen war, in dieſem kleinen Kreiſe bei Weitem nicht das Aufſehen machte wie das erſte. Mr. Ellis war indeſſen Lord Strikland geworden und hatte mit dem Titel auch die ungeheure Erbſchaft angetreten. Er ſcheint das nur Wenigen mitgetheilt zu haben, denn man fuhr fort, ihn Miſter Ellis zu nennen, und er ſelbſt lebte wie vorher und verſchmähte es auch als Lord und Peer von England nicht, ſtundenlang in der Portiersloge zu ſitzen und ſelbſt „le Cordon“ zu ziehen. Breuning war, ſo viel wir wußten, der Einzige, mit dem er von ſeiner Erbſchaft ſprach. Er erſchien eines Tages auf des Künſtlers Stube, ſagte ihm in einfachen Worten, über welche Summen er jetzt zu gebieten habe, drückte ihm ſeine Verehrung für deſſen Talent und den Wunſch aus, endlich etwas für ihn thun zu dürfen. Breuning lehnte wie früher dankbar ab. Darauf ſtellte ihm Lord Strikland vor, wie nothwendig und nützlich ihm eine größere Reiſe durch alle Muſik kultivirenden Länder wäre, und knüpfte an dieſe Vorſtellung die dringende Bitte, ſich doch wenigſtens dieſe Reiſe bezahlen zu laſſen. Breuning dankte auch dafür und hielt ſich für verpflichtet, dem Manne, der es ſo wohl mit ihm meinte, einige Bekenntniſſe zu machen und ihm zu geſtehen, welche Gefühle und welche Abſichten ihn in Paris zurückhielten. Der Lord wurde darauf hin etwas ſchweigſam. Erſt als er ſich erhob, um den Künſtler zu verlaſſen, ergriff er deſſen Hand und ſagte: Machen Sie es nicht wie Julie, hängen Sie Ihr Herz nicht an leere Hoffnungen. Julie iſt nicht geeignet, die beſcheidene Hausfrau eines deutſchen Künſtlers zu werden; ſie iſt eine Pariſerin, und was ſie vom Leben verlangt, mißt ſie nach ihrer Schönheit ab. Daß die Schönheit bei der Kunſt am Meiſten heimiſch iſt, davon hat ſie keine Ahnung; ihr gilt als Heimat der Schönheit der Boulevard des Italiens, ein Wagen mit vier Pferden, die Champs Elysées.

Und weil Dem ſo iſt, lieber Herr Breuning, fügte der Engländer im letzten Momente mit einem Fuße auf der Schwelle hinzu, weil Dem ſo iſt, haben Sie einen mächtigen Nebenbuhler.

Breuning kam nach dieſem Geſpräche ganz außer Faſſung auf meine Stube.

Wäre es nicht ein ſchreckliches und höhniſches Schickſal, rief er aus, wenn ich mir mit meiner Kunſt ſelber den Nebenbuhler, der mich zu Grunde richten ſoll, herbeigezogen hätte!?

Ich ergriff dieſe Gelegenheit, um ihn in ſeinem Verdachte zu beſtärken und in meinen Ermahnungen und Abmahnungen fortzufahren. Ich bewirkte aber das Gegentheil. Der Verdacht, der in Breuning auf einen Augenblick aufgeſtiegen war, erſchien ihm jetzt wie eine grauſame Beleidigung Juliens, die er nun gut zu machen hatte. Er müßigte ſich jetzt ſo viel Zeit als möglich ab, um ſie bei Julie zuzubringen, und er erzählte mir mit Glück, wie ſanft ſie geworden, wie freundlich ſie ihm entgegenkomme, wie ſelten ſie jetzt von einer glänzenden Zukunft ſpreche. Wie ſollte er nicht glücklich ſein, da er jetzt auch ſehr nahe Ausſicht hatte, eine bedeutende und einträgliche Stellung als Muſiklehrer an einem großen Inſtitute zu erhalten? Er war feſt entſchloſſen, am Tage der Ernennung um Juliens Hand anzuhalten.

Bevor dieſer Tag erſchien, waren wir beide außer dem Hauſe Nr. 73 der Rue du Faubourg Montmartre. Mit einem Male kündigte uns Madame Martin an, daß ſie mit Vortheil ihre ſämmtlichen möblirten Zimmer an einen einzigen Mann vermiethet habe und daß wir uns nach einer andern Wohnung umzuſehen hätten. Breuning war über dieſes Vorkommniß weniger betrübt, als man hätte denken ſollen, da er die gegründete Hoffnung hatte, daß die Trennung von Julie nicht lange währen könne. Wir wünſchten zuſammenzubleiben und ſuchten in der Nähe der Rue Montmartre eine neue gemeinſchaftliche Wohnung. Da dieſe nicht zu finden war, waren wir gezwungen, uns in der Rue de Trevise niederzulaſſen. Breuning war es wohl ſehr ſchwer, aus dem Hauſe auszuwandern, das ſeine

Geliebte beherbergte, in dem er ſie bei jedem Aus- und Eingang ſehen konnte; Julie aber erleichterte ihm den Moment des Abſchiedes durch die Herzlichkeit, mit der ſie ihm die Hand drückte und ihr „auf Wiederſehen" ausſprach. Dieſe Herzlichkeit reichte hin, Browning mehrere Tage zu nähren und ſeine Thätigkeit zu erhöhen. Er arbeitete an ſeiner Ausſtellung, und da dieſe bereits vor der Thüre ſtand, ſchien er nicht früher, als bis er ihrer ganz ſicher war, zu Julie zurückkehren zu wollen. Nicht volle fünf Tage nach unſerem Ausgange war dieſe Hoffnung erfüllt. Glückſelig ſtürzte er in meine Stube, ein Papier hoch in der Hand haltend. Es war das Ausſtellungsdecret.

Nachdem er es nun geleſen und wieder geleſen, eilte er von dannen. Ich wußte wohl, wohin, und hätte ihn gerne zurückgehalten, wenn ich nicht jede Einrede gegen ſeine Abſichten längſt für nutzlos erkannt hätte. Nach kaum einer Stunde kehrte er wieder, aber ganz das Gegenbild jenes Glücklichen und Hoffnungsvollen, der mich vorhin verlaſſen hatte. Er war bleich, niedergeſchlagen und kaum fähig, ſich aufrecht zu erhalten. Ich glaubte, es ſei eingetroffen, was ich vorausgeſehen, er ſei mit ſeinen Anträgen von Julie verſchmäht worden; aber Das war es nicht. Brownings Hoffnungen waren noch nicht alle todt, es hatte ſich nur neben ihnen ein ſchrecklicher Verdacht feſtgeſetzt. Julie und ihr Vater und Lord Strickland waren aus dem Hauſe Nr. 73 Rue Montmartre verſchwunden, und kein Menſch im Hauſe kannte ihren jetzigen Aufenthalt.

Es waren ſchwere Wochen, die ich jetzt mit dem armen Browning zu verleben hatte. Er war ſchweigſam, er klagte nicht, er ließ ſich gänzlich fallen und verfallen. Wir wollen dieſen traurigen Zuſtand nicht beſchreiben, nur ſagen, daß die außerordentliche Thätigkeit der letzten Wochen dahin war. Sein Ausſtellungsdecret hatte er ſchon an jenem Abend nicht mit nach Hauſe gebracht, er hatte es vielleicht verloren, vielleicht wie eine Verhöhnung ſeines Schickſals in der Verzweiflung fortgeworfen. Auch kümmerte er ſich um ſeine Ausſtellung nicht weiter und ließ die Briefe, die ihn zur Antretung ſeiner Stelle einluden, unbeantwortet. Ebenſo vernachläſſigte er ſeine Lektionen. Mit einem Worte, er war krank und unempfindlich gegen die ganze äußere Welt. Ich behandelte ihn auch als Kranken, ſtörte ihn nicht in ſeinem ſtillen Weſen mit Ermahnungen und Vorſtellungen, die fruchtlos geweſen wären, und hoffte Alles von der Zeit, obwohl ich wußte, daß die Zeit nicht heilt, ſondern nur gewöhnt. Ich war ſchon glücklich, als ich ihn nach Wochen zu nächtlichen Spaziergängen auf die Boulevards und endlich zu weiteren in die Champs Elysées und in das Bois de Boulogne bewog.

In dieſem Gehölze gingen wir eines Nachmittags ſpazieren, er ſchweigend, ich ſo thuend, als ob ich nicht merkte, wie wenig er auf meine Worte hörte, und immer ſprechend, bald von der Kunſt, bald von meiner oder ſeiner Zukunft, nur um ihn bei beiderſeitigem Stillſchweigen nicht tiefer in Trübſinn verſinken zu laſſen. Da brauste ein vierſpänniger Phaëthon an uns vorüber. Es war wie ein Blitz; dennoch hatte ich Lord Strikland und Julie erkannt. Obwohl der Wagen ſchon vorüber war, ſtellte ich mich doch, als ob ich Breuning noch immer den Anblick erſparen könnte, raſch vor ihn hin. Aber er hatte ſie ſo gut erkannt wie ich, und zu meinem Erſtaunen ſagte er ruhig lächelnd: Sie iſt Lady Strikland.

Ja wohl, beſtätigte ich ſchnell, ſie iſt Lady Strikland.

Glauben Sie Das wirklich? fragte Breuning, indem er ſich aufrichtete und mir prüfend und ſtreng in die Augen ſah.

Ich war verlegen und ſtotterte: Was ſonſt?

Was ſonſt! rief Breuning zurück, ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn und ging raſchen Schrittes vorwärts.

Er ſprach kein Wort mehr über dieſe Begegnung; auch den folgenden, auch den dritten Tag nicht, aber an dieſem Tage eröffnete er mir, daß er an Paris genug habe und daß er in ſeine Heimat zurückzukehren gedenke. Er packte ſeine Habſeligkeiten mit ſolcher Eile und Nachläſſigkeit zuſammen, daß ich mehrmals gezwungen war, ſelbſt ſeinen Koffer wieder zu öffnen und Manches, das er vergeſſen hatte, hineinzulegen. Merkwürdigerweiſe vergaß er im letzten Momente ſelbſt ſein Violoncell. Ich begleitete ihn mit wahrhafter Freude an die Meſſagerie, denn ich war überzeugt, daß ihm die Veränderung, vorzugsweiſe aber die Rückkehr in die heimiſche Atmoſphäre nothwendig ſei.

Er hatte mir zu ſchreiben verſprochen, aber die Tage und die Wochen vergingen, und ich erhielt keine Zeile. Und ſo vergingen auch Monate, und als ich mich endlich in ſeiner Heimat erkundigte, hieß es dort, er müſſe in Paris ſein und daß man ſeit Monaten nichts von ihm gehört. So waren auch alle ſpäteren Erkundigungen bei Künſtlern, bei Freunden und Bekannten in den verſchiedenſten Gegenden fruchtlos. Er war und blieb verſchwunden.

Die letzte Montanini.

Das Haus, in welchem zu Siena die heilige Katharina das Licht der Welt erblickte, wird noch heute von zahlreichen Gläubigen und Neugierigen aus allen Ländern beſucht. Die Stube, die ſie in Niedrigkeit bewohnte, iſt in eine Kapelle verwandelt, in welcher alltäglich Meſſe geleſen wird. So iſt es heute, ſo wars ſchon vor zweihundert Jahren. Damals wohnte in einem gegenüberliegenden, noch weit dürftiger ausſehenden Hauſe Borſo Montanini, der letzte Sprößling jener Familie dei Montanini, welche in alten Zeiten die Republik Siena mit Hülfe der patriziſchen Partei beherrſchte. Von dieſem ehemaligen Glanze war im ſiebzehnten Jahrhundert keine Spur mehr vorhanden, und Borſo Montanini lebte in jenem alten, ärmlichen, ganz verfallenen Hauſe mit ſeiner Schweſter, wie ſo viele alte Nobili der ehemaligen Republik Siena, man wußte nicht wie und wovon. Um die Zeit, da unſere Geſchichte beginnt, war die Noth im Hauſe geringer, als ſie ſchon früher zu wiederholten Malen geweſen. Borſo Montanini hatte den Erzbiſchof von Piſa als Edelmann ſeines Gefolges begleitet, als dieſer nach Rom ging, um dem Papſte für den Kardinalshut zu danken. Nach der Reiſe beſchenkte der Erzbiſchof ſämmtliche junge Edelleute ſeines Gefolges, als er ſie entließ, mit goldenen Ketten. Die Kette Borſo Montanini's hatte zweiunddreißig Ringe oder Glieder. Allmonatlich brach Borſo ein ſolches Glied von der Kette, und ſeine Schweſter

Pia trug es zum Goldſchmied, um dafür eine kleine Summe in Empfang zu nehmen. Von dieſem Erlös nährten ſich nun die Geſchwiſter, ſo gut es ging, mit Brod, Artiſchoken, Orangen, Zwiebeln und Dergleichen. Schon hing am Fenſter des Goldſchmieds ſtattlich breit beinahe die ganze Kette, die er wieder aus ihren Theilen zuſammengeſetzt hatte, während im Kaſten Borſo's nur noch wenige Glieder lagen. Es waren alſo ſeit ſeiner Rückkehr aus Rom und ſeiner Entlaſſung aus dem Gefolge des Kardinals ſchon viele Monate, ja mehr als zwei Jahre vergangen; daher waren auch die Kleider, mit denen Borſo damals ausgeſtattet worden, ſchon ſo gealtert, daß er ſich in dieſem ſeinem einzigen Anzuge auf der Straße zu zeigen ſchämte. Mit ſeiner Schweſter verbrachte er die ganzen Tage in ſeiner Wohnung, und da er nichts Anderes zu thun hatte, betrachtete er durch eine noch klare Stelle ſeines erblindeten Fenſters die fremden Neugierigen, welche das Haus der heiligen Katharina von Siena beſuchten, und die Gläubigen, die in ihrer Stube die Meſſe zu hören kamen.

Eines Tages, da Borſo Montanini wieder am Fenſter ſaß und die Gläubigen, die in das Haus der heiligen Katharina zur Meſſe gingen, beobachtete, fielen ihm unter dieſen zwei Fremde auf: ein alter Herr mit einem Federhut auf dem Kopfe, einem ſchwarzen Sammtmantel auf der Schulter und einem Degen an der Seite, und neben dieſem ein junges Fräulein von ſiebzehn oder höchſtens achtzehn Jahren. Nach den Erfahrungen, die er in Rom gemacht, wo er Männer und Frauen vieler Nationen geſehen, glaubte er ſchließen zu dürfen, daß die beiden Fremden der franzöſiſchen Nation angehörten. Er blieb auf ſeinem Platze, bis die Beiden nach der Meſſe wieder aus dem Hauſe traten und er ihnen ins Geſicht ſehen konnte. Gegen ſeine Gewohnheit, da er ſonſt viele Stunden lang ganz ſchweigſam dazuſitzen pflegte, ſprang er auf und rief: „Ein ſo ſchönes Mädchen habe ich weder in Siena, noch in Piſa, noch in Rom geſehen!“ — Am andern Morgen ſah er ſie an der Seite des alten Mannes wieder in das

Haus treten, und am dritten Morgen, nachdem die kunſtverſtändige Hand der Schweſter Pia ſeinen Anzug in Ordnung gebracht und manche ſchadhafte Stelle glücklich verhüllt hatte, machte er ſich auf, um ebenfalls im Hauſe der heiligen Katharina eine Meſſe zu hören. So that er nunmehr durch mehrere Tage. Die Fremden kehrten regelmäßig wieder, und es war ausgemacht, daß ſie nicht als Reiſende durch Siena gekommen, ſondern daß ſie ſich in dieſer Stadt wohnhaft niedergelaſſen. Borſo ſchickte vor der Zeit ſeine Schweſter zum Goldſchmied, und zwar mit drei Gliedern der goldenen Kette auf einmal. Für den Erlös kaufte er ſich einen neuen Hut und einen neuen Mantel, ſchnallte ſeinen Degen um und ging aus dem Hauſe, um mehrere Tage nach einander erſt ſpät am Abende wieder heimzukehren.

Endlich eines Morgens ließ er Mantel, Hut und Degen am Nagel hängen, ging ſelbſt nicht hinüber zur Meſſe, obwohl er die Fremden eintreten geſehen, und ſprach zu ſeiner Schweſter:

„Pia, mein Herz, höre, was ich dir ſage. Ich habe ſo viel in Erfahrung gebracht, als mir zu wiſſen nöthig. Der Fremde, der da alltäglich mit dem wunderſchönen Mädchen, ſeiner Tochter, zur Meſſe geht, iſt ein Edelmann aus dem mittleren Frankreich. Er hat ſich in eine Verſchwörung gegen den Kardinal Richelieu eingelaſſen, welcher jetzt zum Aerger aller ächten Edelleute Frankreichs das Königreich allmächtig beherrſcht. Die Verſchwörung wurde verrathen, und mehrere der Verſchwörer ſind hingerichtet; Herr von Saligny, jener Fremde, hat ſich mit ſeiner Tochter aus dem Lande geflüchtet und ſich hier in Siena niedergelaſſen, weil er in dieſer ſtillen Stadt ruhig, vielleicht unentdeckt glaubt leben zu können. Seine Tochter Anna iſt ein Engel an Schönheit. Ich liebte ſie, als ich ſie zum erſten Male ſah, und da ich ſie nun öfter geſehen, liebe ich ſie bis zur Raſerei, und wenn ich ſie nicht öfter ſehen, ja ſprechen, wenn ich ſie nicht endlich in meinen Beſitz bringen kann, ſo will ich lieber aufhören zu leben.“

„Und was willſt du weiter ſagen?“ fragte die Schweſter, als Borſo nach dieſen Worten in Schweigen verſank.

Er fuhr fort: „Ich habe ferner in Erfahrung gebracht, daß Fräulein Anna von Saligny eine Dienerin ſucht, und ich denke, du, meine Schweſter Pia, aus dem alten Hauſe dei Montanini, ſollſt dich ſo weit erniedrigen und hingehen und dich unter einem gemeinen Namen zu dieſem Dienſte anbieten. Du wirſt dann im Hauſe ſein, mir von ihr Nachricht geben und mir in meiner Liebe helfen können. Ja, ich werde dich beſuchen und das Fräulein ſprechen und mich mit deiner Hülfe auf die eine oder die andere Weiſe ihrer bemächtigen. Nur ſo kann ich glücklich werden, wenn du dich aus Liebe zu mir erniedrigen willſt.“

Darauf antwortete Pia: „Die Liebe der Schweſtern zu ihren Brüdern iſt in der Familie der Montanini erblich. Eine alte Chronik von Siena erzählt, wie ein Carlo Montanini, von Anſelmo Salimbeni, der ſich der Regierung bemächtigt hatte, beſiegt, im Kerker lag und dem ſichern Tode entgegen ging. Der Schmerz ſeiner Schweſter Angelika war ſo groß, daß Salimbeni, von deſſen Anblick gerührt, ſeinem Todfeinde das Leben und die Freiheit ſchenkte. Und die Chronik erzählt weiter, wie Salimbeni für dieſe Großmuth von Angelika belohnt wurde.[1] Die Schweſter Borſo Montanini's wird an Liebe und Hingebung hinter der Schweſter Carlo Montanini's nicht zurückbleiben.“ —

Pia ging aus dem Hauſe, und als ſie nach einer Stunde wieder heimkehrte, ſagte ſie zu ihrem Bruder: „Ich bin die Dienerin des Fräuleins von Saligny und werde mich noch dieſen Abend in ihren Dienſt begeben. Ich habe mehr gethan, als du von mir verlangteſt. Nicht unter gemeinem Namen ſtellte ich mich ihr vor; ich ſagte ihr ſogleich, daß ich aus dem edelſten Hauſe Siena's ſtamme, und das Mitleid, ein ſo edles Fräulein wie ich in ſo tiefes Elend herabgeſunken zu ſehen, daß ich einen ſo niedrigen Dienſt aufſuchen mußte, bewog ſie, ſogleich auf mein Begehren einzugehen, oder benahm ihr den Muth, mir eine abſchlägige Antwort zu geben, denn ich habe wohl bemerkt, wie ſie zu Anfang mit Scheu meine ſchlechten Kleider betrachtete und wie ihr meine edle Haltung Angſt einflößte. Zu einem Edelfräulein wird ſie auch größeres Vertrauen haben, und meinem Bruder, den ſie nun als ihres Gleichen kennt, wird der Zutritt zu ihr und wird Alles, was er beabſichtigt, erleichtert.“

---

[1] S. Note S. [illegible].

Dieſes hatte Pia wohl ausgedacht. In der That beſaß ſie nach ſehr kurzer Zeit das Vertrauen des franzöſiſchen Fräuleins, ihr Bruder kam ins Haus, ſo oft es ſich ziemte, und die Dreie ſaßen manchmal ganze Abende in vertraulichem Geſpräche beiſammen. Auch in der Straße konnte Borſo das Fräulein bisweilen anreden, da ſie jetzt nicht mehr von ihrem Vater, ſondern von Pia in die Meſſe begleitet wurde. Der alte Herr von Saligny ließ ſeine Tochter gewähren und wußte wenig von Dem, was in dem weitläufigen Palaſte, den er gemiethet hatte, vorging. Er blieb faſt immer in ſeiner Stube eingeſchloſſen, wo er ſich, wie man erzählte, mit Alchymie beſchäftigte. Borſo wünſchte ihn auch nicht näher kennen zu lernen, da ihn Herr von Saligny, als er ihm einmal in der Galerie des Palaſtes begegnete, mit Hochmuth betrachtete und er außerdem wußte, was man ſich in ganz Siena erzählte und weßhalb der Fremde bereits in der Stadt verhaßt war: daß er ſich über die müßiggängeriſchen, bettelarmen Nobili mit Verachtung geäußert und daß er nicht mit ihnen umgehen wollte, weil er ſie nicht als ſeines Gleichen anerkannte. Das alles hatte nur zur Folge, daß der Verkehr Borſo's mit Anna weniger geſtört war, und da dieſe keinen andern Umgang hatte und Borſo einer der ſchönſten Jünglinge Siena's war und er ihr außerdem in ſeiner traurigen Lage unglücklich und melancholiſch erſchien, fühlte ſie, jung wie ſie war, bald eine innige Neigung zu ihm in ihrem Herzen keimen, die ſie ihm auch nicht ganz verhehlen konnte und die ihn mit den ſchönſten Hoffnungen erfüllte. Doch flößten ihm ihre Tugend und Unſchuld eine ſolche Ehrfurcht ein, und vor dem alten Herrn von Saligny hatte er eine ſolche Scheu, daß Monate vergingen, ohne daß er etwas Entſcheidendes zu unternehmen, ſich Anna's zu bemächtigen oder beim Vater um ſie zu werben wagte. Letzteres zu thun, hatte ihm Pia als höchſt thöricht dargeſtellt, in der Ueberzeugung, daß der Franzoſe ſeine Tochter niemals einem ſieneſiſchen Edelmanne freiwillig geben werde. Um Anna zu gewinnen, meinte ſie, müßten andere und gewaltſame Mittel angewendet werden.

Mittlerweile aber hatten ſich die Dinge bedeutend geändert. Den alten Herrn von Saligny konnten ſeine Forſchungen nach dem Steine der Weiſen nicht ſein Vaterland vergeſſen machen, und je mehr er ſich in ſeine Einſamkeit verſchloß und von aller menſchlichen Geſellſchaft abſonderte, deſto heftiger wurde in ſeinem Herzen die Sehnſucht nach Frankreich und der Schmerz, daß er auf fremder Erde ſterben ſolle. Das Heimweh artete bei dem alten Manne nach und nach in eine wahrhafte Krankheit aus, und er nahm zuſehends ab. Da entdeckte ein junger franzöſiſcher Edelmann, der Vicomte von Chinon, mit Hülfe ſeiner Späher, die er in alle Welt ausgeſchickt hatte, deſſen Aufenthalt in Siena. Es war die Liebe, die den Vicomte forſchen ließ und ihn auf die Spur der Flüchtlinge brachte. Er liebte Anna und wünſchte ſich mit ihr zu vermählen, und da er zu den Edelleuten Richelieu's gehörte und einer der Günſtlinge des allmächtigen Miniſters war, ſo konnte Herr von Saligny, wenn ſeine Tochter den Vicomte heirathete, unbehelligt und mit voller Sicherheit nach Frankreich zurückkehren. Anna hatte für den jungen und liebenswürdigen Vicomte von Chinon immer viel Freundſchaft empfunden, und jetzt, da ſie ihren Vater ſo verfallen ſah und ſich ſagte, daß ſie ihn durch die Heirath retten könne, überzeugte ſie ſich leicht, daß ſie dieſes Opfer bringen müſſe, und daß ſie, trotz ihrer Neigung für Borſo, mit Chinon, der ſie immer mit den ritterlichſten Werbungen und Aufmerkſamkeiten umgeben, glücklich ſein werde. Ja, in der Erinnerung an Chinon wurde ſie, ohne es zu wollen, zu Vergleichen zwiſchen dem jungen franzöſiſchen Ritter vom Hofe Ludwigs XIII. und dem armen unwiſſenden Nobile von Siena aufgefordert, und ſie geſtand ſich, daß ſie Borſo nicht ſo ſehr liebte, als ſie es in ihrer Einſamkeit ſich manchmal eingebildet hatte.

Aber Pia erfuhr bald, was in des Fräuleins Gemüthe vorging und welche Entſchlüſſe ſie faßte, und als ſie ihrem Bruder mittheilte, was ſie wußte, gerieth dieſer in Verzweiflung und ſchwur, lieber ſeine Geliebte mit eigener Hand umbringen zu wollen, als ſie im Beſitze eines Andern zu wiſſen. Dann wieder faßte er die kühnſten Entſchlüſſe, wie er nach Frankreich eilen und den Vicomte von Chinon entweder im Zweikampf oder aus dem Hinterhalte mit dem Dolche tödten wolle. Pia beruhigte ihn: es ſei weder die Ermordung des Fräuleins, noch die unmögliche Reiſe nach Frankreich nothwendig, um ans Ziel zu gelangen. Das einzige Hinderniß ſeines Glückes ſei der Alte; nur ihm zu Gefallen wolle Anna den Vicomte heirathen. Stürbe der Alte, dann fiele dieſer Beweggrund zur Heirath weg, und das Fräulein wäre dann noch dazu ganz in ihrer, der Geſchwiſter, Gewalt.

Spät Abends zog Pia eine Kapuze über Kopf und Geſicht und begab ſich in die Nähe ihrer alten Wohnung, dem Hauſe der heiligen Katharina gegenüber. Sie pochte an eine Thür des Nachbarhauſes und verlangte mit verſtellter Stimme, Lorenzo Cattena zu ſprechen. Als dieſer herunter kam, fragte ſie ihn, ob er den Muth habe, ſie vor die Kirche San Domenico zu begleiten. Lorenzo ging ſogleich mit ihr, und dort auf dem einſamen Platze, beim Lichte, das vor einer Madonna brannte, nahm ſie die Kapuze ab und ließ ihn ihr Geſicht ſehen. In demſelben Augenblicke lag ihr Lorenzo zu Füßen und umklammerte ihre Kniee. Lorenzo Cattena war der Sohn des reichſten Bürgers von Siena, eines Metzgers, der große Länderſtrecken, Ackerfeld und Weiden beſaß, von Volterra an bis in die Staaten des Papſtes. Lorenzo war im Lande als der ſtärkſte und ſchönſte, aber auch der gewaltthätigſte junge Mann bekannt. Sein Vater gab ihm des Geldes ſo viel, als er wollte, und dieſes benützte er, um allein oder in Geſellſchaft von ſeines Gleichen die verſchiedenen Länder Italiens zu durchſtreifen, und in Siena erzählte er ſelbſt und erzählte man in den Schenken von manchen Gewaltthätigkeiten und blutigen Abenteuern ſeiner Streifzüge. Reich und gewohnt, Alles durchzuſetzen, glaubte er, daß Pia Montanini, ſeine Nachbarin, für ihn nicht zu hoch geboren war. Er verliebte ſich auf das Heftigſte in dieſes eben ſo ſchöne als ſtolze Mädchen, und als er hochmüthig und beleidigend von ihr zurückgewieſen wurde, geſtaltete ſich ſeine Liebe zu ihr nur noch inniger und leidenſchaftlicher. Niemand hätte geglaubt, daß Lorenzo Cattena ungeſtraft beleidigt werden könne und daß ſich die zärtlichſte Liebe nach einer ſolchen Beleidigung in ſeinem Herzen nicht in Haß verwandle; Niemand wußte Das auch jetzt noch, da die ganze Geſchichte ſeiner Liebe, Werbung und Zurückweiſung geheim zwiſchen ihm und Pia vorgegangen. Jetzt, da er ſie in der Einſamkeit der Nacht plötzlich vor ſich ſtehen ſah, nachdem er ſie ſeit längerer Zeit nicht mehr geſehen, war er von ihrem Anblick überwältigt und erlag den Hoffnungen, die plötzlich in ſeinem Herzen aufſtiegen. Er war keines Wortes fähig, als Pia zu ſprechen begann: „Du haſt es ſelbſt erkannt, Lorenzo, daß ich meine hohe Geburt nicht ſo weit vergeſſen konnte, um mich mit dir zu vermählen, ſelbſt wenn du noch hundertmal reicher, ſchöner und tapferer wäreſt, als du ſchon biſt. Edel und vernünftig haſt du mir die Zurückweiſung vergeben; du haſt dich weder an mir noch an meinem Bruder gerächt, ja, wie ich es längſt weiß und wie ich es dir auch jetzt anſehe, du liebſt mich ſo heiß wie vorher. Kann ich nun den Namen Montanini nicht ſo beflecken, indem ich mich mit dem Sohne eines Metzgers vermähle, ſo kann ich doch über mich ſelber verfügen und dir, wenn du es verdienſt und dich mir willig zeigſt, jede höchſte Gunſt erweiſen.“

Lorenzo zitterte bei dieſen Worten und antwortete nur, indem er ihre Hände mit den glühendſten Küſſen bedeckte.

Pia fuhr fort: „Der alte franzöſiſche Edelmann, in deſſen Hauſe ich jetzt lebe, ſteht meinem Glücke im Wege, und wenn er nur noch wenige Wochen am Leben bleibt, können mir daraus die größten Kümmerniſſe entſtehen. Er verdient den Tod, denn er hat mit Verachtung vom ganzen Adel Siena's geſprochen, und wenn er plötzlich ſtirbt, wird ſein Tod der Rache des Adels zugeſchrieben.“ —

Fünf Tage nach dieſer nächtlichen Zuſammenkunft brachte man die Leiche des alten Herrn von Saligny nach Hauſe; man hatte ihn in dem Wäldchen vor der Stadt, in welchem er Nachmittags zu ſpazieren pflegte, mit einer Wunde im Herzen todt gefunden. Anna empfand die aufrichtigſte Trauer einer guten Tochter; ſie fühlte ſich vereinſamt und wäre beinahe verzweifelt, wenn ihr nicht die Geſchwiſter, beſonders Pia, mit den zärtlichſten Tröſtungen und mit den vernünftigſten Reden zur Seite geſtanden hätten. Die Waiſe war für dieſe Hülfe ſo dankbar, daß ſie ſich dem Rathe und der Leitung der Beiden gänzlich überließ. Sie folgte nun Pia, der ſie ſchon früher zu gehorchen ſich gewöhnt hatte, wie einer Herrin, und die Zügel des Hauſes, welche Pia während der Trauerzeit übernommen hatte, blieben auch nach dieſer in ihren Händen. Pia war durch ihren Verſtand wie durch ihr Auftreten ein Mädchen, das zum Herrſchen geboren war. Auch Borſo zeigte ſeiner Geliebten, mit der er nun ganz ungeſtört umgehen konnte, während dieſer traurigen Zeit ſo viel Theilnahme und Zärtlichkeit, daß die Liebe zu ihm, von Dankbarkeit genährt, im Herzen Anna's raſch aufwuchs, und ſo war es für Pia leicht, ſie von dem Plane, nach Frankreich zurückzukehren, wieder abzubringen, da auch die früheren Beweggründe, die Rückſicht auf die Sehnſucht des Vaters, weggefallen waren. In Frankreich hatte die arme Waiſe jetzt nichts mehr zu ſuchen, während ſie in Siena eine Freundin hatte, die mütterlich für ſie ſorgte, und einen Mann, den ſie liebte und deſſen Liebe ihr ſicher war. Wenige Wochen nach dem Tode ihres Vaters ſchrieb ſie unter Pia's Anleitung an den Vicomte de Chinon, daß er ſich ihretwegen nicht mehr bemühen ſolle und daß ſie ſich in Kurzem mit einem der edelſten Jünglinge von Siena vermählen werde. In der That wurden alle Vorbereitungen zur Vermählung getroffen. Der alte Herr von Saligny hatte aus Frankreich ſein ganzes Vermögen gerettet; dieſes beſtand aus baarem Gelde, aus Edelſteinen und andern Koſtbarkeiten. In Frankreich galt er für einen unbemittelten Edelmann; dem armen ſieneſiſchen Nobile aber und ſeiner Schweſter erſchien die Erbſchaft als eine ſehr reiche und glänzende, was ſie in Siena, in Anbetracht der allgemeinen Armuth der Stadt und beſonders der Adeligen, auch wirklich war. Borſo kaufte den Palaſt, den Saligny gemiethet hatte, für fünfhundert Scudi und nannte ihn Palazzo Montanini, dann, nachdem eine geziemende Zeit ſeit dem Tode des Vaters verfloſſen war, ging man an die letzte Einrichtung und an die letzten Vorbereitungen zur Vermählung.

Allen Dreien ſchien es angemeſſen, daß die Vermählung in der Stille gefeiert werde, und man begab ſich zu dieſem Zwecke in die Kapelle des heiligen Luca, welche wohl drei Miglien weit von Siena in einer Thalſchlucht verſteckt liegt und in welcher ein einſam lebender Franziskaner das heilige Amt verwaltete. Die Verlobten waren ſehr überraſcht, als ſie an den Altar der leeren Kapelle traten und ihnen der Pater Gaetano erklärte, daß er ihnen den ehelichen Segen nicht geben wolle. Borſo warf einen Beutel voll Gold auf den Altar; aber der Pater ſchob ihn mit dem Rücken ſeiner Hand vom heiligen Tiſche, daß er auf den Boden fiel, und beharrte auf ſeiner Weigerung, ohne auf das Dringen Borſo's irgend eine Erklärung abgeben zu wollen. Als dieſer mit ſeiner Braut am Arme zornig die Kapelle verließ, zupfte der Mönch Pia am Kleide und flüſterte ihr ins Ohr: Ich bin der Beichtvater Lorenzo's, deines Geliebten. Pia war über dieſes Wort, daß Lorenzo ihr Geliebter ſein ſolle, ſo entrüſtet, daß ſie, die bisher nur betroffen geweſen, die Kapelle eben ſo zornig verließ, wie ihr Bruder.

Borſo wandte ſich nun an eine andere Kirche, aber es erging ihm da, wie in der Kapelle des heiligen Luca, und ſo erging es ihm in einer zweiten und dritten Kirche und endlich in allen Kirchen und Kapellen der Stadt und Gegend von Siena

— überall wurde ſeiner Ehe der Segen der Kirche verſagt, und dem Fräulein von Saligny wurde es furchtſam zu Muthe, ja es war ihr, als ſollte ſie mit dieſer Heirath ein Verbrechen begehen, da die Kirche ſo hartnäckig ihren Segen verſagte. Aber ſie wagte keine Frage mehr, ſo ſehr war ſie ſchon von Pia, die trotz aller dieſer Mißhelligkeiten immer ruhig blieb, beherrſcht und eingeſchüchtert.

Es war der armen Anna, als wäre ſie verflucht, da man ſich endlich aufmachte, um in einem weiten Umkreiſe um Siena einen Prieſter aufzuſuchen, der den ehelichen Segen ertheile, da man ſelbſt in größern Entfernungen von der Stadt auf dieſelbe Weiſe zurückgewieſen wurde. Endlich brachte Pia die Suchenden bis in die Mitte des giftigen Sumpflandes, der Maremmen, wo ſelbſt in den heißen Monaten, da Alles, was leben will, aus der Gegend flieht, ein einziger büßender Pater Kapuziner aushält, um in der Einſamkeit für die Seelen Derjenigen, die hier am Fieber zu Grunde gegangen, täglich eine Meſſe zu leſen. Von dieſem Prieſter in dieſem Lande wurde endlich Anna dem Borſo Montanini als ſein eheliches Weib angetraut.

Trotz dieſer traurigen Einleitung, die nichts weniger als Glück verſprach, trat das junge Ehepaar doch in glückliche Flitterwochen. Die Hinderniſſe, die ſich ihm noch an der Schwelle ſeines Glückes entgegengeſtellt, ſteigerten Borſo's Leidenſchaft, und Anna fühlte ſich in ſeiner Liebe über Vieles getröſtet, was ſie in der letzten Zeit beunruhigte. Pia war es, als hätte ſie für jetzt ihre Sendung erfüllt, da ſie den Bruder im Beſitze ſeiner Geliebten ſah, und um das junge Ehepaar in ſeinem Glücke nicht zu ſtören, wollte ſie ſich in einem entfernten und ſtillen Winkel des Palaſtes einrichten. So kam ſie in die Stube, in welcher Herr von Saligny ſeine Forſchungen betrieben und den Stein der Weiſen geſucht hatte. Der Dunſt dieſes Gemaches, die vielen großen und alten Bücher, die ſonderbar geformten Gefäße, die Tiegel und Oefen, die Zahlen und Zeichen auf verſchiedenen ſchwarzen Tafeln, die unbekannten Stoffe, Mineralien und Flüſſigkeiten jeder

Farbe — Alles, was ſie da vorfand, erſchreckte ſie Anfangs, zog ſie aber bald auf unwiderſtehliche Weiſe an, und ſie lachte vor Freude auf, als ſie in eines der Bücher, das noch aufgeſchlagen dalag, wie es Herr von Saligny gelaſſen hatte, hineinblickte und ſich überzeugte, daß es italieniſch geſchrieben und ihr verſtändlich war.

Viele der hier aufgehäuften Bücher waren in italieniſcher Sprache geſchrieben, aber auch die franzöſiſchen erſchreckten ſie nicht, da ſie im Laufe der letzten Monate dieſe Sprache im Umgange mit Anna ziemlich gut erlernt hatte. Und als ſie auch lateiniſche Bücher und Handſchriften entdeckte, war ihr Eifer, in die Geheimniſſe dieſer ſie umgebenden Welt zu dringen, ſchon ſo entflammt, daß ſie beſchloß, ſich auch die lateiniſche Sprache anzueignen. Ihr beſtändiger Aufenthalt, ihre Heimat war jetzt das Laboratorium des Herrn von Saligny; ſelbſt in der Nacht ſah das Ehepaar, dem ſie beinahe verſchwunden war, dort Lichter brennen und aus dem Schornſtein über dem Laboratorium Rauch aufſteigen. Bruder und Schwägerin ließen ſie gewähren und wußten kaum, was ſie trieb. Sie erriethen es nach einiger Zeit aus einzelnen ihrer Aeußerungen, wenn ſie mit hoher Achtung von den Arbeiten des verſtorbenen Herrn von Saligny ſprach und ſeine Leiſtungen in den geheimen Wiſſenſchaften, die ſie aus hinterlaſſenen Papieren kennen gelernt hatte, mit begeiſterten Worten rühmte. Hätte er, ſo meinte ſie, nur noch wenige Monate gelebt, er würde ſein großes Ziel erreicht haben. Nun ſei es ihr vorbehalten und ſei es ihre Pflicht, das große Werk zu Ende zu führen. Ein anderes Mal, nachdem ſie ſchon Monate lang im Laboratorium gearbeitet, rühmte ſie ihre Wiſſenſchaft als eine ſolche, die nebenbei, gewiſſermaßen als Abfälle von ihrem Reichthum, ihrem Jünger Kenntniſſe gewähre und Geheimniſſe offenbare, welche über Tod und Leben des Nebenmenſchen Macht geben.

Nur Ein Menſch wagte es, ſie in ihrer Einſamkeit zu ſtören und mehrere Male in das Laboratorium einzudringen, obwohl

Dienerſchaft und Nachbarn und Alle, die ihr Treiben kannten, das Laboratorium als eine Teufelsküche und Pia ſelbſt als eine Zauberin, als eine Perſon, die ſich mit unheimlichen und verbotenen Künſten abgebe, mit Scheu zu betrachten anfingen — Dieſer Eine Menſch, der zu wiederholten Malen trotz allem Verbote, und trotzdem dem Pförtner des Palaſtes Befehl gegeben war, auf ihn ein wachſames Auge zu haben, zu Pia vordrang, war Lorenzo Cattena. Seine Liebe zu Pia ließ ihn nicht ruhen, und er fand die verſchiedenſten Wege über Dächer und durch Fenſter, um immer wieder vor ihr zu erſcheinen. Er ſagte ihr, daß es unmöglich ſei, ſich dabei zu beruhigen, einmal eine Gunſt von ihr erfahren zu haben; im Gegentheil habe dieſe Gunſt einen unauslöſchlichen Durſt nach ihrer Liebe in ihm geweckt, und er müſſe ſie in ſeinen Beſitz bringen, wenn er nicht in Raſerei verfallen ſolle. Er drang jedes Mal mit wildentflammten Augen in das Laboratorium, ging aber niedergeſchlagen, demüthig und in ſein Schickſal ergeben von dannen. Denn Pia hatte eine ſolche Gewalt über ihn, daß ſie ihn nur anzublicken brauchte, um ſeine ſchlimmſte Wuth beinahe in Furcht zu verwandeln und ihn ſanft zu machen wie ein Lamm, obwohl ſie ihm die härteſten Dinge, die ſchlimmſten Worte ſagte, für deren kleinſtes er jedem Andern den Dolch ins Herz geſtoßen hätte. Sie mahnte ihn fortwährend an ſeine Niedrigkeit, gab ihm die beleidigendſten Namen und ſchalt ihn, daß er ſeine Blicke zu ihr empor zu heben wagte, der Knecht, der Sohn des Metzgers, der er ſei. Indeſſen gewöhnte ſich Lorenzo, wie es ſcheint, nach und nach an ihre Blicke und an ihre harten Worte, und eines Tages trat er mit dem Entſchluſſe ein, ſich dießmal durch nichts einſchüchtern zu laſſen und ſie auf alle Fälle mit ſeiner überaus großen Kraft zu ſeinem Willen zu zwingen. Pia erkannte gleich bei ſeinem Eintritte, mit welchem Entſchluſſe er gekommen war, und ſtellte ſich hinter einen mit Inſtrumenten, Flaſchen und Phiolen bedeckten Tiſch. Lorenzo ſprang auf ſie zu und ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib. „Jetzt," rief er, „wirſt du mir nicht entgehen; heute magſt du thun und ſagen, was du willſt, es hilft dir nichts, ich trage dich fort von hier, und du mußt mein Weib werden oder meine Geliebte!" Er glaubte ſein Spiel ſchon gewonnen, da Pia ruhig blieb und weder zu zanken begann noch auch Miene machte, einen Hülferuf auszuſtoßen. Mit größter Gelaſſenheit ſagte ſie: „Lorenzo, wenn du jetzt nicht ſogleich den Arm zurückziehſt und mich frei läſſeſt, wenn du nicht ſogleich aus der Stube gehſt, ſo kann es dein Leben koſten." Lorenzo lachte auf; er hätte es wohl, trotz Pia's Stärke, mit Hundert ihres Gleichen aufgenommen, und die Gelaſſenheit, mit der ſie ſprach, ſchien ihm nichts weniger als eine ernſtgemeinte Drohung, ja ſie machte in ihm den freudigen Eindruck, als ob ſie ihn nur aufmuntern wolle. Er lachte noch einmal in Lauten, die von glücklicher Aufregung zitterten, und hob ſie dabei mit beiden Armen in die Luft: aber in demſelben Augenblick ergriff Pia eine der Phiolen, die auf dem Tiſche ſtanden, zog den gläſernen Stöpſel heraus, wandte ihren Kopf ab, hielt die Phiole unter Lorenzo's Geſicht, und er ſank wie vom Blitze getroffen zu ihren Füßen nieder. Pia ſchloß die Phiole ſogleich wieder mit ihrem Daumen, dann mit dem Stöpſel, der auf den Boden gefallen war, dann ſchürzte ſie die Aermel auf, faßte den ausgeſtreckten Lorenzo unter den Armen und ſchleppte den gewaltigen Leib zur Thüre hinaus und wohl zwanzig Schritte weit durch den Korridor, bis ſie ihn unfern der Treppe fallen ließ, um in ihr Laboratorium zurückzukehren.

An der Treppe fanden ihn, wir wiſſen nicht nach wie langer Zeit, die Diener des Hauſes, die ein großes Geſchrei erhoben, da ſie ihn für todt hielten. Auf den Lärm kam Anna herbei und ließ Lorenzo in ihre Gemächer bringen, um zu verſuchen, ob nicht noch Leben in ihm ſei. Die gute Seele bemühte ſich aufrichtig und wandte alle möglichen Mittel an, um wieder Lebenszeichen hervorzurufen. In der That kam auch Lorenzo bald zum Bewußtſein, aber alle ſeine Glieder waren ſo ſehr gelähmt und ſtarr, daß er nicht der geringſten Bewegung fähig war. Er hörte ſchon längſt die Stimme ſeiner Pflegerin, und er konnte bereits beobachten, mit welcher Barmherzigkeit ſie ſich um ihn bemühte, während ſie ihn noch lange Zeit für todt hielt. Endlich ſchlug er die Augen auf und erkannte, was er ſchon in ſeinem Starrkrampf geahnt hatte, daß die Barmherzige keine Andere war, als Anna Signora Montanini. Bei dieſem Anblick ſchien das ganze Leben und die ganze Kraſt in ſeine Glieder zurückzukehren; er ſprang mit einem Satze vom Lager auf und ſah ſie mit Blicken an, aus denen bei Weitem mehr Angſt und Entſetzen als Dankbarkeit leuchteten. „Ihr, Signora Anna,“ rief er zitternd aus, „Ihr ſeid es, die mir wieder das Leben gibt? Wahrlich, ich habe das Gegentheil um Euch verdient!“ Nach dieſen Worten warf er ſich ihr zu Füßen und bedeckte den Saum ihres Kleides mit Küſſen und Thränen. Endlich ſprang er auf, und ohne Anna nur noch anzuſehen und als ob er von unſichtbaren Geiſtern fortgetrieben würde, eilte er aus dem Gemache und aus dem Palaſte hinaus, immer mit Armen und Händen hinter ſich ſchlagend, wie ein Menſch, der einen oder mehrere Verfolger von ſich abwehrt. Anna wußte nicht, wie ſie ſich dieſes Benehmen Lorenzo's deuten ſolle, und wußte ferner nicht, warum ſie dieſes Benehmen ohne irgend eine Urſache daran erinnerte, daß die Kirche ſo lange ihrer Ehe mit Borſo den Segen verſagt hatte. Dann dachte ſie wieder an die Liebe dieſes Lorenzo zu Pia, welche in Folge ſeiner Verſuche, zu ihr zu dringen, ſchon dem letzten Diener im Hauſe bekannt war — und alles Das zuſammen machte ſie noch nachdenklicher, als ſie es ſeit den Flitterwochen ſchon geweſen.

Dieß war der letzte Beſuch Lorenzo's im Palazzo Montanini. Er kam nicht wieder, und Pia konnte ſich nun ganz ungeſtört ihren Studien hingeben, in die ſie ſich mehr und mehr vertiefte, ja ſo ſehr vertiefte, daß ſie kaum mehr wußte, was im Hauſe vorging. Viele Tage verſtrichen oft, ohne daß ſie einer der Bewohner des Palaſtes zu Geſicht bekam, ſo ausdauernd hielt ſie ſich in ihrem Laboratorium eingeſchloſſen. Sie wußte nicht, ob die von ihr geſtiftete Ehe glücklich war oder unglücklich; ſie wußte nichts von den etwaigen Freuden oder Sorgen des Hauſes. Sie bemerkte nicht, daß die Gattin ihres Bruders immer trauriger wurde und mit gebeugtem Haupte umherging, als ob ſie nach der Löſung eines Räthſels ſuchte, und daß dieſe Trauer und Nachdenklichkeit ſeit dem Abenteuer mit Lorenzo noch zugenommen. Die Scheu, welche Anna vor ihr empfand, beachtete ſie eben ſo wenig, als ſie für die umdüſterte Stirn ihres Bruders ein Auge hatte. Daß das Haus, welches nach der Hochzeit mit einem des alten Adels würdigen Glanze ausgeſtattet wurde, dem Mangel und dem abermaligen Verfalle entgegenging, erfuhr ſie erſt, als ſie eines Tages wie ſchon oft von Borſo Gold verlangte, um Stoff für ihre Forſchungen zu haben, und als ſie dieſer mit Vorwürfen überhäufte, daß ſie ſein Letztes in Rauch aufgehen laſſe. Das Vermögen, das ſich nach dem Tode des Herrn Saligny vorgefunden, hatte dem armen ſieneſiſchen Nobile ungeheuer geſchienen, er hatte nie ſo vielen Schmuck, ſo viele Dublonen zuſammen geſehen. Er rechnete nicht, als er den Palaſt fürſtlich einrichten ließ und eine große Dienerſchaft in ſeinen Sold nahm, und er dachte nicht daran, daß dieſes angeerbte Vermögen Anna's zu Ende gehen mußte. Solcher Ketten, wie er eine vom Kardinal von Piſa erhalten, hatten ſich in der Verlaſſenſchaft mehrere gefunden, und Borſo erinnerte ſich, wie lange er von der Einen gelebt hatte. Nunmehr erkannte er, wie ſchlecht er gerechnet, und es fiel ihm vorzugsweiſe auf, wie viel Gold er ſeiner Schweſter ſchon geliefert hatte; er verlor das Vertrauen in ihr Treiben; wie ſehr er ihr auch ſonſt alles Mögliche zugetraut hatte. Er überhäufte ſie mit Vorwürfen und ſchalt ihre Forſchungen thöricht und verderblich. Da gerieth Pia in großen Zorn, nannte ihn undankbar und drohte, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen, was er tief beklagen werde, wenn er einſt und zwar bald vernehme, daß ſie das Geheimniß gefunden, welches ſeit Tauſenden von Jahren der Gegenſtand der Forſchungen aller weiſeſten Männer aller Zeiten und Länder geweſen. Borſo, wie ſehr er auch nach dieſen Worten wieder in den Geiſt ſeiner Schweſter Vertrauen ſetzte, erſchrak doch mehr vor der Drohung, daß ſie ihn verlaſſen wolle, als vor dem Gedanken, an ihren Entdeckungen keinen Theil zu haben; denn er war an Rath und Beiſtand ſeiner Schweſter ſo ſehr gewöhnt, daß er ſich ohne ſie ganz hülflos vorgekommen wäre. Sie beruhigte ihn, als ſie ſeinen Schrecken ſah, verſprach ihm, ihn nie zu verlaſſen, und theilte ihm mit, welche Hoffnungen ſie habe, bald Gold machen zu können, und welche wunderbare und mächtige Künſte ſie ſich bereits zu eigen gemacht.

So waren ſeit der Verheirathung Borſo's beinahe drei Jahre vergangen, als eines Tages in Siena ein Edelmann, Namens Giorgio Sanvitale, erſchien, der mit ſeinen prächtigen Kleidern, ſeiner zahlreichen Dienerſchaft, überhaupt mit ſeinem glänzenden Auftreten um ſo größeres Aufſehen erregte, als man ſich noch genau erinnerte, wie er vor Jahren die Stadt als ein ganz armer Jüngling verlaſſen hatte, der kaum den Mantel auf den Schultern bezahlen konnte. Er war im Gefolge der Prinzeſſin Maria Medici weggegangen, welche nach Frankreich zog, um Königin zu werden, und welche nach dem Tode ihres Gemahls, König Heinrichs IV., zu Zeiten Frankreich unumſchränkt regierte, obwohl ſie das franzöſiſche Volk beſchuldigte, der Ermordung des guten Königs nicht ganz fremd geweſen zu ſein. Aus ihrem Kammerdiener hatte ſie, kraft ihres Einfluſſes, einen mächtigen und reichen Marſchall von Frankreich gemacht, und konnte ſie auch nicht aus allen Italienern, die ſie mitgebracht, franzöſiſche Marſchälle und Herzoge machen, ſo wußte ſie doch alle oder die meiſten zu bereichern, denn Frankreich iſt ein reiches Land, ihr Gatte Heinrich war ſchwach gegen ſie, um ſich von ihr manche eigene Schwäche vergeben zu laſſen, und während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes Ludwig hatte ſie als Vormünderin, wenn auch nicht immer, doch zu wiederholten Malen freie Hand, um über die Würden und Reichthümer des Hofes wie des Landes nach Gutdünken zu verfügen. So war auch Giergio Sanvitale, der zu ihrem Hofe gehörte, emporgekommen. Er kehrte jetzt auf einige Zeit nach Siena zurück, um, wie er ſagte, ſeine Vaterſtadt und ſeine armen Anverwandten zu beſuchen, wie aber die Leute behaupteten, nur um ſich in ſeinem Glanze zu zeigen, wo man ihn als armen Schlucker gekannt hatte. Er beſuchte alle ſeine Bekannten, alſo auch die Montanini, mit denen er entfernt verwandt und von früheſter Kindheit an befreundet geweſen. Doch verband er mit dieſem Beſuche noch einen andern Zweck. Der Vicomte von Chinon, als er hörte, daß Sanvitale nach Siena zurückkehrte, hatte ihn erſucht, ſich nach Anna von Saligny, jetziger Montanini, umzuſehen und ihm dann zu berichten, wie es mit ihrem Glücke ſtehe, denn noch immer bewahrte er ihr eine treue Anhänglichkeit, und er war begierig, etwas über ihr Geſchick zu erfahren. Sanvitale war froh, dem Günſtling des Kardinals Richelieu einen Dienſt leiſten zu können, da die Macht zwiſchen dem Kardinal und der Königin Maria hin- und herſchwankte und es für alle Fälle nützlich ſein konnte, in der Partei des Kardinals einen Freund zu haben. Er wurde von Borſo Montanini unter Anſtrengung ſeiner letzten Mittel mit allerlei Gaſtereien auch als Freund und Verwandter und von Anna als ein Mann freundlich empfangen, der aus ihrer Heimat kam und ihr über Manches, was ihr am Herzen lag, Auskunft geben konnte. Selbſt Pia kam aus ihrer Einſamkeit hervor, um an den Gaſtmählern, welche Sanvitale zu Ehren gegeben wurden, theilzunehmen.

Als Sanvitale, der ſchon in der Stadt von Pia's Studien und von ihr ſelbſt wie von einer Art Hexe hatte ſprechen hören, nun auch aus ihrem eigenen Munde die Beſtätigung erhielt, daß ſie den Stein der Weiſen ſuche und bereits die merkwürdigſten, das Leben verlängernden und verkürzenden Elixire und Gifte gefunden habe, bat er ſie um die Erlaubniß, ſie in ihrem Laboratorium beſuchen zu dürfen. Dem Jugendfreunde und Gaſte des Hauſes geſtattete ſie Das bereitwillig. Nachdem ſie ihm Vieles erklärt und er ſie eine Zeitlang beobachtet hatte und darauf nachdenklich geworden war, ſagte er endlich: „Pia Montanini, du biſt in der Lage, mein und dein Glück, ja das Glück deiner Familie zu machen, wenn du nur den guten Willen dazu haſt. Meine Königin Maria liebt die Leute, die ſolche Künſte verſtehen, wie du, und überhäuft ſie mit Würden und Reichthümern. Sieh nur, was ſie aus der Leonora Galigai, dieſer Zimmermannstochter, gemacht hat, die mit ihr Frankreich beherrſcht und ihr doch nicht halb ſo viele Dienſte leiſten kann, als du ihr mit deiner Wiſſenſchaft leiſten könnteſt. Ich weiß es am Beſten, wie ſich die Königin zu Zeiten nach wiſſenden, in ſolche Geheimniſſe eingeweihten Menſchen ſehnt, denn ich habe ſie oft im Geheimen und in Verkleidungen zu Aſtrologen, Alchymiſten und Giftmiſchern in die entfernteſten und verſteckteſten Winkel von Paris begleiten müſſen, und mit meinen eigenen Augen habe ich es zu wiederholten Malen mit angeſehen, wie vor ihr an Hähnen oder Hunden die Kraft verſchiedener Gifte verſucht wurde. Ich bin überzeugt, daß von dieſen Pariſer Schwarzkünſtlern dich keiner an Wiſſen und Muth erreicht; außerdem hätte Maria eine ſo geſchickte Perſon gern in ihrer Nähe, kann aber, ohne Verdacht zu erregen, einen ſolchen Mann nicht an ihrem Hofe halten. Du, ſchön und jung und ein Edelfräulein wie du biſt, wirſt Niemand auf den Gedanken bringen, daß du Künſte treibſt, wie ſie ſonſt nur alte Doktoren oder bucklige Frauenzimmer zu treiben pflegen, und du wirſt der Königin um ſo willkommener ſein. Die Galigai, ſchwarz, verwachſen und gemein, wie ſie ausſieht, hat ſich ſchon durch ihr Aeußeres verrathen und der Königin, weil ſie allen Franzoſen verhaßt iſt, manche Verlegenheiten bereitet. Auch iſt ſie unwiſſend. Und doch! Sieh nur, wie weit ſie es gebracht hat; um wie viel weiter, o Pia, wirſt du es mit deinem Geiſte, deinem Wiſſen und deiner einnehmenden Schönheit bringen — und ich mit dir, denn die Königin wird mir überaus dankbar ſein für ein ſolches Geſchenk!“

In dieſem Sinne und indem er ihr die Herrlichkeiten ausmalte, die ſie am franzöſiſchen Hofe erwarteten, redete er ihr noch lange zu. Sie bat ihn um einige Tage Bedenkzeit und antwortete endlich, daß ſie bereit ſei, ihm zu folgen, aber nur unter der Bedingung, ihren Bruder Borſo nebſt ſeiner Frau mit ſich führen zu dürfen. Sanvitale willigte gerne in dieſe Bedingung. Borſo, der ſeiner Zukunft mit Beſorgniß entgegenſah und wußte, daß die Noth bereits vor ſeiner Thüre lauerte, und der ſich nach dem reichlichen Leben der letzten drei Jahre vor den Augen ſeiner Landsleute wieder in Armuth zurückzufallen ſchämte, war froh, unter einem guten Vorwande ſeine große Dienerſchaft entlaſſen und rechtzeitig aus Siena abziehen zu können, und war auf den Vorſchlag ſeiner Schweſter mit Eifer eingegangen. Anna beglückte der Gedanke, ihr Vaterland wieder zu ſehen — und ſo waren Alle nach wenigen Tagen zur Reiſe bereit. In Siena war jetzt von nichts Anderem die Rede, als von den Montanini, die ſich mit Sanvitale an den Hof der König Maria begeben wollten, und viele arme Schlucker drängten ſich an Sanvitale heran, um ebenfalls mitgenommen zu werden, wurden aber von ihm unbarmherzig zurückgewieſen.

Endlich machte man ſich auf den Weg. Die Diener Sanvitales und mit ihnen drei Diener, die Borſo nicht verabſchiedet hatte, bildeten, ſämmtlich beritten, den Vor- und Nachtrab, während die Herren und die Damen auf Pferden und Mauleſeln in der Mitte ritten. Man ſchlug den geraden Weg nach Livorno ein, wo man zu Schiffe gehen wollte. Ohne Abenteuer kam man nach San Geminiano und weiter, und man hoffte ſo ruhig und ohne Schwierigkeiten bis an die See gelangen zu können, da das Land ſicher war und man ſchon ſeit lange nichts von Räubern gehört hatte. Aber in der öden und kahlen Gegend zwiſchen San Geminiano und Volterra angekommen, ſahen ſich die Reiſenden plötzlich von einer großen Schaar Bewaffneter umgeben, während ein anderer kleinerer Trupp die Dienerſchaft entwaffnete und auseinander ſprengte. Trotzdem wollten ſich Borſo und Sanvitale zur Wehre ſetzen, als ſie ſich überzeugten, daß ſie es nicht mit eigentlichen Räubern zu thun hatten. Plötzlich ſtand Lorenzo Cattena ihnen gegenüber. Sein ganzes Geſicht bebte vor Grimm und

Wuth, und ohne ſich um irgend Jemand Andern zu kümmern, wandte er ſich an Pia, die er mit Vorwürfen überhäufte, daß ſie ihm entwiſchen wollte, um ſich irgend einen franzöſiſchen Edelmann aufzuſuchen. Seit er ſie als Hexe kenne, ſo ſagte er, habe er ſich von ihr abgewandt, aber ſeine Liebe und Eiferſucht ſeien wieder erwacht, als er hörte, daß ſie Siena verlaſſen und ihm entwiſchen wolle. Dank dem Muthe und der Hülfe ſeiner Freunde werde er Das zu verhindern wiſſen, und ſollte er ſie ſammt ihrem Gefolge hier auf dieſem Platze ermorden müſſen. Ihm habe ſie ſich ergeben, und ihr habe er, wie dem Teufel, ſeine Seele verſchrieben, indem er für ſie gemordet habe. Er ſprach alles Dieſes in höchſter Aufregung, offenbar ohne ſelbſt zu wiſſen, daß er es ſagte, und ohne zu bemerken, daß Signora Anna Montanini ihm zu Anfang mit ſtarren Augen auf die Lippen ſah und daß ſie am Ende ſeiner Rede leblos aus dem Sattel glitt.

Sanvitale war von Allem, was um ihn vorging, ſo verblüfft, daß er es kaum bemerkte, wie er ſchon von ſeinen bisherigen Reiſegefährten getrennt war und, von Bewaffneten umgeben, ſammt ſeinem Gefolge auf dem Wege nach Volterra weiter geführt wurde. Von einer Höhe aus, wo ihn die Bewaffneten verließen und ihm glückliche Reiſe wünſchten, ſah er, wie die Andern, ebenfalls von Bewaffneten umgeben, auf dem Wege nach Siena zurückgeführt wurden.

So kamen die Montanini, nachdem ſich Lorenzo mit ſeinen Begleitern vor den Thoren Siena's von ihnen getrennt, am Abend deſſelben Tages, an dem ſie ausgezogen waren, wieder in ihrem Palaſte an. In der Stadt erregte dieſe unverhoffte Rückkehr großes Aufſehen, und da Lorenzo zu ſeinem Ueberfalle vieler Vertrauten bedurfte und dieſe den Vorgang auf der Landſtraße mit erlebt und die Worte Lorenzo's mit angehört hatten, ſo war die Urſache dieſer Rückkehr bald kein Geheimniß mehr. Man wußte, indem man ſich an Mancherlei erinnerte und die einzelnen Thatſachen zuſammenſtellte, eben ſo bald, was zwiſchen Pia und Lorenzo vorgegangen und was dieſe Beiden an einander beſchuldigte. Der junge Abel von Siena, auf dem bis jetzt der Vorwurf, den alten Herrn von Galigan ermordet zu haben, gelaſtet hatte, nahm die neue Entdeckung mit Eifer auf, veranlaßte ſofort die Gerichte zur Unterſuchung und verband ſich untereinander zur Verfolgung und Aufbringung Lorenzo's. Da auf dieſem nunmehr noch das andere Verbrechen lag, auf offener Landſtraße mit bewaffneter Hand Reiſende überfallen zu haben, war Lorenzo Cattaneo gezwungen, außerhalb der Stadt zu bleiben und ſich endlich in Begleitung einiger Freunde, die ihn nicht verlaſſen wollten, in die Gebirge zurückzuziehen.

Im Palazzo Montanini ging indeſſen auch Mancherlei vor. Kaum zurückgekehrt, entließ Borſo auch die letzten zwei Diener, und das weitläufige Gebäude war nur noch von den drei Perſonen der Familie bewohnt, und dieſe Drei hauſten getrennt von einander. Pia begab ſich ſofort in ihr Laboratorium; Anna ſchloß ſich in ein Gemach am entgegengeſetzten Ende des Palaſtes ein, und Borſo zog einſam in die Stube, die er früher mit ſeiner Gemahlin bewohnt hatte. Mit einem Blicke hatte dieſe es ihm geſagt, daß ſie von nun an keine Gemeinſchaft mehr mit einander hätten, und er wagte es nicht, ihre Schwelle zu überſchreiten, wie oft er ſich ihr auch näherte. Tage um Tage vergingen, und Anna kam aus ihrer Einſamkeit nicht hervor, und man hörte auch keinen Laut aus ihrem Munde. Borſo ging wie ein irrer Geiſt durch den Palaſt. Bald war die Noth im Hauſe ſo groß, wie ſie es nur jemals in dem Hauſe der heiligen Katharina gegenüber geweſen war. Pia hatte auch nicht mehr den Pfennig, um Kohlen für ihre Tiegel und Retorten zu kaufen. Doch war ſie es, die jetzt die Nahrung, man wußte nicht auf welche Weiſe, herbeiſchaffte und den beiden Einſamen, jedem einzeln, die täglichen Speiſen brachte. Wenn es Abend wurde, band ſie eine Maske um, hüllte ihren Kopf in eine Kapuze und bot auf dem großen Platze am alten Brunnen des Jacopo della Quercia, wo ſie ſich aufſtellte, den Vorübergehenden allerlei Heilmittel und Elixire an. Als ſie eines Abends heim kam, fand ſie in ihrem Laboratorium den Bruder ausgeſtreckt daliegen, und als ſie das Fläſchchen erkannte, das er noch in Händen hielt, wußte ſie, daß er nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden könne. Die ganze Nacht ſaß Pia an ſeiner Leiche und weinte. Am Morgen trat ſie in die Stube ihrer Schwägerin und theilte ihr mit, wie ſich ihr Gatte das Leben genommen. Komm, ſagte ſie, wir wollen ihn beſtatten; du darfſt ihm die letzte Ehre erweiſen, denn er war unſchuldig. Anna folgte ihr, und die Beiden gruben im Hofe in dem Winkel rechts, wo die Treppe in das kleine Thürmchen führt, ein Grab, in das ſie Borſo's Leichnam legten und über welchem Anna an der Wand mit Kohle ein Kreuz zeichnete. Dieß alles that ſie, ohne eine Thräne zu vergießen und ohne das Schweigen zu brechen, das ſie ſeit der Rückkehr in den Palaſt beobachtete. Als ihr am nächſten Morgen Pia ihr Eſſen brachte, wies ſie es durch Zeichen zurück; ebenſo that ſie am folgenden und am dritten Morgen. Pia merkte nun, daß ſie Hungers ſterben wollte, was auch in der That geſchah.

An demſelben Tag, an dem Anna ihren Geiſt aufgab, erhielt Pia durch einen Sbirren eine Vorladung, in Sachen Lorenzo's und ihrer ſelbſt vor Gericht zu erſcheinen, um über den Tod des Herrn von Saligny Auskunft zu ertheilen. Sie hielt es für unwürdig, ſich dem Gerichte zu ſtellen, um Rede zu ſtehen wie eine Dirne aus dem Volke — und da ſie für Anna nicht mehr zu ſorgen hatte und der edle Name der Montanini mit ihrem Bruder erloſchen war, ſah ſie kein Hinderniß mehr für eine Verbindung mit Lorenzo Cattena, mit dieſem Manne, der ſie ſo ſehr liebte und ſo muthig war und großer Entſchlüſſe fähig, wie wenige Männer.

So machte ſie ſich denn auf und ging zu ihm ins Gebirge. Und ſo verſchwand die letzte Montanini aus Siena.

Note.

Ein Ereigniß aus der Geſchichte der Montanini, das ſich im Jahr 1395 zugetragen und das in den Annali Sanesi d'un anonimo vivente dal 1385 al 1422, alſo von einem Zeitgenoſſen, erzählt wird:

„Die alte Familie der Montanini lag durch mehrere Geſchlechter mit jener der Salimbeni im Kriege. Die Feindſchaft der beiden Häuſer entſprang aus einer Eberjagd, bei welcher ein Salimbeni getödtet wurde. Der wüthende Krieg vernichtete endlich beinahe die ganze Familie der Montanini; alle ihre Beſitzungen wurden eingenommen und konfiszirt; von dem ganzen ruhmvollen Geſchlechte waren nur ein Bruder und eine Schweſter übrig: Carlo und Angelika, die Kinder des Tomaſo Montanini. Sie bewohnten im Val di Strove eine kleine Beſitzung, deren Werth kaum auf 1000 Gulden anzuſchlagen war, und lebten von dem Einkommen dieſes Eigenthums, des letzten Reſtes der großen Güter ihrer Vorfahren. Ein Nachbar wünſchte, dieſes kleine Gut zu erwerben, welches das ſeinige bequem ergänzt hätte. Es war dieß ein Plebejer von großem Einfluß bei der Regierung von Siena; er gehörte zu jener bürgerlichen, argwöhniſchen, eiferſüchtigen Oligarchie, welche ſich unter Anführung des Salimbeni im Jahr 1390 der Staatsgeſchäfte bemächtigt hatte und die man ohne die größte Gefahr nicht verletzen durfte. Trotzdem weigerte ſich Carlo Montanini zu wiederholten Malen, ſein Gut dem Nachbar, der es an ſich bringen wollte, zu verkaufen; er war feſt entſchloſſen, es für ſeine Schweſter Angelika zu erhalten, um ihr mehr als ihre fünfzehn Jahre und ihre ſeltene Schönheit als Heirathsgut geben zu können.

Der Nachbar wollte für dieſe Weigerung an Carlo Rache nehmen, und um ihm die Erhaltung ſeines Erbes unmöglich zu machen, klagte er ihn bei der Regierung an, ſich mit den Guelfen und den Adeligen in eine Verſchwörung gegen die Salimbeni und die volksthümliche Regierung eingelaſſen zu haben. Der erbliche Haß der beiden Häuſer machte die Anklage wahrſcheinlich, und das Anſehen des Anklägers gab ihr ein beſonderes Gewicht. Doch ſchenkte man Carlo Montanini das Leben, aber man verurtheilte ihn zu einer Buße von 1000 fl. und man befahl ihm, dieſe, „bei Todesſtrafe“, binnen fünfzehn Tagen zu bezahlen. Nichts deſto weniger wurde die Gier des Angebers getäuſcht, denn Montanini wollte, um ſeine Schweſter nicht ins äußerſte Elend zu ſtürzen, lieber den Tod im Gefängniß erwarten, als daß er, um dieſem zu entgehen, das Erbe ſeiner Väter verkauft hätte. Er hatte noch Anverwandte von mütterlicher Seite, aber Keiner wagte es, ihm zu Hülfe zu kommen, denn Jeder fürchtete, ſich der Regierung verdächtig zu machen und daſſelbe Verderben auf ſich herabzuziehen: nur die Weiber begaben ſich täglich zu Angelika Montanini, um ſie zu tröſten und mit ihr zu weinen.

Am Morgen des fünfzehnten Tages ritt Anſelmo Salimbeni am Hauſe der Montanini vorüber, ſah jene weinenden Frauen und erfuhr von ihnen, von welchem Schickſale der letzte Sprößling des Geſchlechtes, das mit dem ſeinigen ſo lange um den Vorrang gekämpft, bedroht ſei. Er hatte ſchon früher die Schönheit Angelika's bemerkt, hatte aber eben ſo wenig mit ihr als mit ihrem Bruder jemals ein Wort gewechſelt: die Ströme Blutes, welche in den Fehden ihrer Ahnen vergoſſen worden, waren ſowohl den Salimbeni wie den Montanini gegenwärtig. Aber dieſe letzte Kataſtrophe erfüllte Anſelmo's Herz mit Barmherzigkeit. Er begab ſich ſofort zum Schatzmeiſter der Stadt, zahlte die 1000 fl. Buße und überſandte dem Gefängnißwärter den Befehl, Carlo Montanini in Freiheit zu ſetzen. Dieſer, erſtaunt, in dem Momente, da er nichts Anderes als den Tod erwartete, ſich befreit zu ſehen, eilte zu ſeiner Schweſter, die er noch in der grauſamſten Sorge und Angſt um ſein Leben findet. Weder ſie noch die Freundinnen, die ſie umgaben, konnten ſich es erklären oder es begreifen, auf welche Weiſe Carlo die Freiheit erlangt habe. Bald füllte ſich das Haus mit Anverwandten und Nachbarn, die ihm Glück wünſchen wollten. Carlo, der unter ihnen ſeinen Befreier vermuthete, drückte einem nach dem andern ſeine Dankbarkeit aus; aber Alle wieſen ſeine Dankſagungen mit Erröthen zurück, indem ſie ihre Gründe oder Ausflüchte auseinanderſetzten, derohalben ſie ihm nicht hätten zu Hülfe kommen können. Nächſten Morgen begab ſich Carlo zum Schatzmeiſter der Stadt, um ſich bei ihm Aufklärung zu holen, und von dieſem erfuhr er, daß er ſein Leben dem Sohne ſeiner Feinde ſchulde.

Carlo, betroffen über dieſen Edelſinn des Feindes, wollte Salimbeni noch an Großmuth übertreffen. Es bedurfte vieler Bitten und endlich gemeſſener Befehle, um ſeine Schweſter zu bewegen, daß ſie ihm ſeinen Willen thue; und als Angelika verſprochen hatte, aus Dankbarkeit für ihren Bruder ſich des höchſten Schatzes, den ſie auf Erden beſaß, zu entäußern, kündigte ſie ihm zugleich an, daß ſie dann an ihre eigene Ehre denken und daß ſie nicht befleckt und in Ehrloſigkeit weiter leben werde.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang begaben ſich Bruder und Schweſter in das Haus Anſelmo Salimbeni's. Carlo verlangte, mit dieſem Edelmann ſprechen zu dürfen, und nachdem er mit der Schweſter eingelaſſen worden, ſagte er: „Euch, Herr, danke ich den Reſt meines unglücklichen Lebens; Euch dankt meine Schweſter ihren Bruder und ihre Ehre. Wenn das Geſchick unſer Haus nicht mit ſolchem Ingrimm verfolgt hätte, beſäßen wir irgend ein Mittel, Euch, wenigſtens theilweiſe, unſere Erkenntlichkeit zu beweiſen. Aber es bleibt uns nichts mehr als unſere Leiber und unſere Seelen; Ihr habt ſie gerettet, Euch mögen ſie denn angehören; wir legen ſie in die Hand Eurer Großmuth und Eures Mitleides; ſchaltet damit wie mit Dingen, die Euer Eigenthum ſind.“

Nach dieſen Worten ging er raſch aus dem Gemach und ließ ſeine Schweſter allein mit Salimbeni. Dieſer wollte ſie anſprechen, aber erſchrocken über ihre Todesbläſſe und über die Verzweiflung, die ſich in ihrem ganzen Geſichte ausſprach, ging auch er augenblicklich aus dem Zimmer; er ließ die Frauen aus der

Nachbarſchaft herbeirufen und bat ſie, hineinzugehen und dem edlen Fräulein, das ſie bei ihm finden würden, Geſellſchaft zu leiſten. Als ſie eintraten und in dieſen Gemächern Angelika Montanini gewahrten, war ihr Erſtaunen groß; die Beſcheidenheit und Züchtigkeit dieſes jungen Mädchens verſcheuchten jeden Verdacht, der ſich ſonſt gegen ſie erhoben haben würde: aber bei der Feindſchaft der beiden Geſchlechter war ihr Erſcheinen in dieſem Hauſe unerklärlich. Alle Damen ſchwiegen und ſuchten nach der Löſung dieſes Räthſels. Unterdeſſen hatte Anſelmo ſeine Verwandten zuſammenrufen laſſen, und als ihrer eine große Anzahl erſchienen war, ließ er Angelika ſammt den Frauen, die ſie umgaben, bitten, zu ihm hinein zu kommen. Mit Thränen in den Augen bat er nun alle ſeine Freunde, ihn gütig begleiten zu wollen, und ohne ſich weiter zu erklären, begab er ſich mit dieſem ganzen Gefolge, geführt von einer ganzen Schaar von Fackelträgern, nach dem Hauſe der Montanini.

„Ihr habt mich — ſagte er zu Carlo — ohne Zeugen ſprechen wollen; ich bitte Euch, meine Antwort in Gegenwart dieſer ehrenwerthen Verſammlung entgegen zu nehmen. Die Schönheit, die Sittigkeit und alle Tugenden Eurer Schweſter Angelika haben mein Herz längſt eingenommen; ſeit lange weiß ich, daß es keinen würdigern Gegenſtand einer edlen Liebe gebe, als ſie. Doch habe ich mein Gefühl für ſie immer verborgen gehalten, und Niemand hat es vor Euch entdeckt. Euer Unglück und der Dienſt, den ich Euch geleiſtet, gaben Euch Gelegenheit, meine Gefühle zu errathen. Ihr konntet den Gedanken, einen Ritterdienſt ohne Gegendienſt zu laſſen, nicht ertragen, und Ihr habt Euch und Eure Schweſter mir überliefert; Ihr habt Euer Leben, Eure Ehre, Euer Alles zu meiner freien Verfügung geſtellt. Ich nehme dieſes koſtbare Geſchenk an, aber es wäre meiner unwürdig, es auf unedle Weiſe zu beſitzen. Wenn Ihr alſo einwilliget, ſo nehme ich in Gegenwart dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft Angelika Montanini zu meinem geliebten Eheweibe — und ſei ihr Bruder Carlo Montanini mein lieber Schwager und Bruder, und wünſche ich, daß von dieſer Stunde an all mein Gut mein und ihr gemeinſchaftliches Gut ſei.“ —

Die Vermählung wurde alsbald und auf die pomphafteſte und feierlichſte Weiſe vollzogen; der Prozeß Carlo's wurde aufs Neue geprüft; man erkannte die Ungerechtigkeit, deren Opfer er geweſen, und indem man ihm die bezahlte Geldbuße zurückerſtattete, ſetzte man ihn auch wieder in alle bürgerlichen Rechte ein.

Der goldene Schlüſſel.

1.

Der Weg von Genf nach Chamouny iſt zur Anknüpfung von Reiſebekanntſchaften nicht geeignet; die Naturſchönheiten rechts und links nehmen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden zu ſehr in Anſpruch, als daß er auf die gleichgültigen und fremden Perſonen, die in der Diligence neben, vor oder hinter ihm ſitzen, viel achten könnte. Es kann Einem auf dieſem Wege leicht begegnen, was ſonſt in Diligencen ſo ſchwer iſt, daß man nach Stunden gemeinſchaftlicher Reiſe vor einem Hotel ausſteigt und an der Table d'Hôte einem Geſichte gegenüber ſitzt, ohne zu wiſſen, daß man dieſem ſelben Geſichte während einer Fahrt von drei Meilen ſchon gegenüber geſeſſen. Es mußte darum eine ſehr auffallende Perſönlichkeit ſein, die, als ſie ungefähr eine Stunde vor Bonneville auf die Imperiale ſtieg, Aller Augen auf ſich zog. Es war ein Mann, der ehemals groß und ſchlank geweſen, jetzt aber in ſeiner gebückten und beſcheidenen Haltung beinahe klein erſchien. Er trug einen olivengrünen langen Rock, der weder der heißen Jahreszeit, noch der Mode des Jahres, ja nicht einmal der Mode des ganzen Zeitalters entſprach. Es war ein Rock mit langem, ſchmalem Kragen, der rückwärts über den Nacken bis an die Hälfte des Hinterkopfes hinan und vorn mit ſeinen beiden Enden bis unter die oberen Knöpfe des Gilets hinunterſtieg. Der Beſitzer war gar nicht ſo alt, um ein Zeitgenoſſe dieſes vor mehr als zwei Menſchenaltern verfertigten Rockes ſein zu können; dieſer mußte ein Erbtheil, das Geſchenk eines Wohlthäters oder des Zufalles ſein. Eben ſo auffallend wie dieſes Kleidungsſtück waren die hohen und ſpitzen Vatermörder, die über die Hälfte der Wangen emporragten und ſelbſt einen Theil der Ohren bedeckten. Sie waren blendend weiß, und man ſah ihnen an, daß ſie eben erſt in die große Kravatte geſteckt worden. Kopf und Geſicht, die hinter dem hohen Rockkragen, aus den Vatermördern und hinter einem ſchmalkrämpigen, aber hohen Hute hervorblickten, waren klein, als ob ſie, ebenſo wie der ganze Körper, zuſammengeſchrumpft wären und ehemals größere Dimenſionen gehabt hätten. Nur die Naſe ragte unverhältnißmäßig groß hervor, und nur ſie ſchien größer geworden, während ſich der ganze Reſt der Geſtalt im Laufe der Zeit verminderte. Die Augen dieſer höchſt ſonderbaren Erſcheinung blickten trotz aller Melancholie, trotz dem ganzen gedrückten Weſen, überaus lebhaft, manchmal leidenſchaftlich, ſelbſt wenn ſie um Mitleid zu flehen ſchienen. Dieß thaten ſie in dem Augenblick, da der Fremde fragte, ob noch ein Platz frei ſei, und dann, als er ſich niederſetzte und die Mitreiſenden ſtumm um Entſchuldigung bat, ſie nur einen Augenblick aufgehalten, ſich in ihre Geſellſchaft gedrängt zu haben. An ſeinem Accent erkannte man ſofort den Italiener, und ich bildete mir ein, daß ich ihn auch als Muſiklehrer erkannt haben würde, ſelbſt wenn er nicht eine Rolle Notenpapier in der Hand gehabt hätte, denn er ſah gerade ſo aus, wie die abſonderlichen, halbkomiſchen Geſang- und Muſiknarren oder Lehrer des Italiens des vorigen Jahrhunderts, wie ſie von Reiſebeſchreibern, Novelliſten und unter Andern auch von E. T. A. Hoffmann geſchildert wurden. Ich ſaß neben ihm auf der Imperiale, und ich hatte um ſo mehr Aufmerkſamkeit für ihn, als mir ſeine ganze Haltung, jede ſeiner Bewegungen den Eindruck machte, daß ſie um Entſchuldigung ſeines Daſeins bitten. Es war, als fühlte er ſich im höchſten Grade überflüſſig in dieſer Welt, als wäre er davon durchdrungen, daß er Jedermann nur beläſtigen könne. Es war eine Beſcheidenheit, die den Beobachter traurig machte, weil ſie nur aus großem Unglück und zahlreichen Demüthigungen entſtanden ſein konnte. Es koſtete ihn große Anſtrengung, ſich, da Bonneville ſichtbar wurde, an mich zu wenden und mich zu fragen, ob ich in dieſer Gegend heimiſch oder irgend wie bekannt ſei.

„Gewiſſermaßen,“ ſagte ich, „vielleicht kann ich Ihnen eine gewiſſe Auskunft geben.“

„Sie wiſſen vielleicht, fragte er ſchüchtern, „ob Bonneville einen Muſik- und Geſanglehrer hat? oder ob, wenn Das ſchon der Fall iſt, nicht auch ein zweiter hier ſein Auskommen finden könnte?“

„Darüber,“ erwiderte ich, „kann ich Ihnen leider keinen Beſcheid geben. So viel ich weiß, iſt die Stadt nicht darnach, daß ſie einen oder gar zwei Muſiklehrer ernähren könnte.“

Der Fremde ſeufzte und ſah die vor uns liegende kleine Stadt mit einem betrübten Blicke des Vorwurfs an. Ich glaubte, ihn tröſten zu müſſen, und fuhr fort: „Indeſſen gibt es in der Umgegend mehrere adelige Gutsbeſitzer, die im Winter meiſt in Paris oder Turin leben, ihren Kindern gewiß auch muſikaliſchen Unterricht geben laſſen und vielleicht ſehr zufrieden ſein werden, den Unterricht auch auf dem Lande fortſetzen zu können.“

„Vielleicht!“ ſeufzte der Fremde wieder mit einem Ausdrucke, der mir deutlich zu ſagen ſchien: „Vielleicht, aber nicht wahrſcheinlich, weil mir, dem Alles ſchief gehen muß, dadurch geholfen würde.“

Ich war eben nahe daran, für meinen Nachbar auf der Imperiale große Theilnahme zu empfinden, als die Diligence vor dem Hotel anhielt und mein Muſik- oder Geſanglehrer mit einem Dank für ſo viel Güte, die ich ihm erwieſen, ſich empfahl und den Wagen verließ. Die Diligence rollte augenblicklich weiter, und als ich mich umſah, ſtand der Italiener noch auf demſelben Flecke, auf dem ich ihn verlaſſen, in der Straße vor dem Kaffeehauſe, wie ein Mann, der nicht weiß, wohin ſich wenden, und wehrte verneinend den Kellner ab, der ihn fragte, ob er nichts zu nehmen gedenke. Doch ſah er wie ein Menſch aus, der einiger Erfriſchungen bedürfte. Wir fuhren auf die Brücke — der Mann war mir aus den Augen und bald beim Anblick von Salanche und von Chamouny aus dem Gedächtniß verſchwunden.

Fünf Tage ſpäter fuhr ich mit einem Freunde in einem Miethwagen deſſelbigen Weges zurück, und ungefähr an derſelben Stelle wie das erſte Mal, zwiſchen Bonneville und Genf, ſah ich denſelben Mann, der gebückt und langſam, immer mit der Muſikrolle in der Hand, gegen Genf wanderte. Er ſah wo möglich noch mehr verwelkt und elender als das erſte Mal aus; das Komiſche, das ihm der hohe Hut mit der ſchmalen Krämpe und die ſteifen ſpitzigen Vatermörder gegeben, war verſchwunden, da er den Hut in der Hand trug und anſtatt deſſen graue Haare ſichtbar wurden, und da die Vatermörder, die ihn bei ſeiner Einführung in Bonneville mit Eleganz hatten unterſtützen ſollen, zerknittert über die Kravatte herabfielen. Ich lud ihn ein, zu uns einzuſteigen, und er nahm es dankbar an.

„Nun,“ ſagte ich, als er uns gegenüber ſaß, „es ſcheint, daß Sie in Bonneville und Umgegend ſchon Alles beſetzt fanden?“

Er ſeufzte, zuckte die Achſeln und erwiderte: „Das eigentlich nicht; gerade in dieſer Gegend hätte ich nach langem Suchen endlich Beſchäftigung gefunden; es ſind Beamte, Bürger und Adelige genug in der Stadt und Umgegend, welche ihren Kindern und Frauen Geſangsunterricht geben laſſen. Es iſt zwar ſchon ein Lehrer da, aber das Publikum wäre für Zweie ausreichend, ohne daß Einer dem Andern zu ſchaden brauchte.“

Er unterbrach ſich, und ich hielt mich nicht für berufen, weiter zu fragen, obwohl er nach dieſem Anfang eine Fortſetzung ſchuldig war. Er fühlte Das ſelbſt und fügte, nachdem er ſich gewaltſam aus dem Nachdenken, in das er eben verſunken war, herausgeriſſen, hinzu: „Der Ort iſt für jeden andern Muſiklehrer gut, nur nicht für mich.“

„Haben Sie vielleicht einen Unterricht, eine Manier, eine Schule, die mit den Kunſtanſichten, welche Sie in dieſen Gegenden vorgefunden, nicht übereinſtimmen?"

„Ach nein," ſagte der Italiener, „wenn Dem auch ſo wäre, ich dürfte es ſo genau nicht nehmen. Nicht eine Manier oder Schule habe ich, aber ein Schickſal."

Das Lächeln war bei dieſem Worte, das er mit einem ſchmerzlichen Pathos ausſprach, wieder verſchwunden; die tiefſte Betrübniß lagerte ſich auf ſein Geſicht, und ſein Kopf ſank auf die Bruſt hinab. Ich glaubte, ihn nicht ſtören oder mit weitern Fragen quälen zu dürfen, und knüpfte mit meinem Freunde ein Geſpräch in deutſcher Sprache an. Erſt als wir in Chêne, dem beſonders am Abend belebten Städtchen in unmittelbarer Nähe Genfs, einfuhren, weckte ihn das Geräuſch und der Lärm der Bevölkerung und der Wagen auf dem Straßenpflaſter, daß er den Kopf erhob. „Mein Gott," rief er, „ſind wir ſchon in Genf?"

„Noch nicht, aber bald," ſagte ich dießmal in italieniſcher Sprache, in dem Gefühl, daß es ihm angenehm ſein müſſe, ſeine Mutterſprache zu hören, und in dem unbeſtimmten Bedürfniß, dieſem Manne, der auf ſeinem ganzen Weſen den Stempel des Unglücks trug, auf eine Weiſe, die ihn anheimelte oder Vertrauen einflößte, entgegenzukommen. Und ſo fuhr ich in derſelben Sprache fort: „Möchten Sie nicht in Genf Ihr Glück verſuchen? Genf iſt heute eine große Stadt, beherbergt immer viele Fremde, und es wäre nicht unmöglich, daß Sie daſelbſt Unterrichtsſtunden fänden."

„Nein, nein," erwiderte er kopfſchüttelnd und mit einem gewiſſen Humor, „ich muß es Ihnen nur geſtehen, ich bin ein Geſanglehrer für Städte unter dreitauſend Einwohnern oder für ländliche Bevölkerungen, die es mit der Methode nicht genau nehmen. Ich kann nichts, ich verſtehe wenig vom Unterricht und von der Kunſt ſelbſt. Ich hatte einmal eine ſchöne Stimme, und ſo kam ich darein und habe eine Reihe von Opernarien ſingen gelernt. Später habe ich mich allerdings vervollkommnet — aber ſo ein rechter Geſanglehrer, wie er ſein ſoll, bin ich nicht, und in einer Stadt wie Genf kann ich als ſolcher nicht auftreten. Wäre ich ein Charlatan, dann müßte ich fürchten, noch größere Leiden auf mich herabzurufen, oder müßte ich noch mehr fürchten, die bereits erlittenen verdient zu haben. Ich habe meinen Entſchluß gefaßt — ich habe einen Plan, bei dem ich zu keinem Betruge gezwungen bin, und nach den Erfahrungen, die ich in Bonneville gemacht, will ich von dieſem Plane nicht mehr laſſen."

„Und der iſt?" fragte ich, mit dem beſten Willen, ihn, wenn es mir möglich, bei Ausführung ſeines Planes in Genf zu unterſtützen. Aber er that, als ob er meine Frage nicht gehört hätte, und rief: „Da iſt ſchon die Stadt!" ſchwang ſich mit größerer Behendigkeit, als ich ihm zugetraut hätte, vom Wagen, dankte für die Güte und eilte abſeits von der Straße in die dunkle Allee zwiſchen zwei Gartenmauern.

Unſer Mitleid mit Unbekannten, deren Unglück uns ebenfalls unbekannt iſt, hat niemals eine nachhaltige Wirkung; kein Wunder, daß ich des italieniſchen Geſanglehrers bald wieder vergaß. Aber er ſollte darum nicht immer von meinem Lebenswege verſchwunden ſein, und daß er, um in dem Bilde zu bleiben, mir zum dritten Male am Rande dieſes Lebensweges als Bettler ſitzend erſchien, und zwar in einem Momente, da ich in der Blüthe meines Glückes an ihm vorüberfuhr, ſchien mir wie eine Aufforderung des Schickſals, ihn nicht wieder aus den Augen zu verlieren. Iſt es doch nicht wahr, daß der Glückliche grauſam iſt; im Gegentheile macht das Glück empfindlicher für das Unglück Anderer.

Im Herbſte deſſelben Jahres, an einem der verſpäteten Sommertage, die ſich am Genferſee manchmal in den Oktober verirren, fuhr ich, dieſen Irrthum der Natur benutzend, in der Geſellſchaft geliebter Perſonen, nach der Bellotte, jenem ſchönen Ausſichtspunkte am See, wo man im Anblick der Stadt, der ſchönſten Landhäuſer des weſtlichen Ufers, bei Wein und Fiſch immer einige angenehme Stunden verbringen kann. Wir ſaßen bei unſerm ländlichen Mahle in der Stube, als durch das offene Fenſter Geſang zu einer Guitarre hereindrang, und zwar war es die Arie „Ecco ridente il cielo,“ die ſchon durch ihren erſten Vers und durch ihre Melodie wie wenige andere Lieder mit einem Streiche die ganze Schönheit Italiens herbeizaubert und die holdeſten Erinnerungen an das heſperiſche Land auf ein Mal weckt. Es war eine alte und gebrochene Stimme, die ſang, und zwar zu einem höchſt unvollſtändigen Guitarrengeklimper, doch hörte man es einzelnen Tönen noch an, daß ſie Ruinen einer einſtigen ſchönen Tonleiter waren, und der blaue Himmel mit dem blauen See ſtimmten mit dem Ecco ridente ſo zuſammen, daß die Wirkung des Geſanges auf unſere glücklichen Gemüther eine ſolche war, wie ſie ſonſt ſelbſt die herrlichſten Konzerte in gleichgültiger Umgebung nicht hervorbringen. Ich ſaß ſo, daß ich den Sänger, der draußen unter den Bäumen ſtand und nur für uns ſang, da keine anderen Gäſte da waren, in einem mir ſchräge gegenüberhängenden Spiegel ſehen konnte. Es war ein alter Mann in einer langen blauen Blouſe, deſſen Geſicht oben von einem breitkrämpigen Hute, unten von einem kurzen grauen Barte bedeckt war. Ich glaubte in ihm einen Bettler zu erkennen, der gewöhnlich nicht fern von unſerm Hauſe in der Nähe der Délices ſeinen Stand hatte, und war erſtaunt, daß dieſer Mann ſich plötzlich in einen fahrenden Sänger umgewandelt haben ſollte. Da ich deßhalb näher zuſah, überzeugte ich mich, daß ich mich geirrt, aber mein Erſtaunen wurde darum nicht minder, denn in dem Sänger erkannte ich endlich jenen alten Italiener, dem ich auf dem Wege nach Bonneville zweimal begegnet war. Ich fühlte, daß ich eine Art von Freundſchaft für ihn empfand, als mit einem Male, nachdem er kaum zehn Minuten geſungen, ſeine Stimme zuſammenbrach und dieſelben Töne, die Anfangs angenehm geklungen, jetzt wie eine Parodie ihrer ſelbſt, ſchrill, ja krächzend zum Vorſchein kamen. Einige Mitglieder unſerer Geſellſchaft fingen an zu lachen, was mir im

Namen meines alten Bekannten ziemlich wehe that. Ich bat ſie, ſich ein wenig zu mäßigen, daß der arme Mann ihr Gelächter und ihre Bemerkungen nicht höre, gab der ſchönſten Frau unſerer Geſellſchaft eine etwas größere Münze, als man ſonſt ſolchen Sängern zu zahlen pflegt, und erſuchte ſie, ſie dem alten Manne zu bringen und mit ſehr freundlichem Geſichte zu übergeben. Sie vollführte ihren Auftrag, mit der ihr angeborenen Anmuth, und der Sänger hielt ſich für verpflichtet, für das verhältnißmäßig große Honorar noch einige italieniſche Arien zu ſingen, die allerdings von Minute zu Minute trauriger und mehr und mehr muſikaliſch falſch ausfielen. Man konnte es ihm anſehen, daß er das Bewußtſein jedes falſchen Tones hatte; er ſchüttelte manchmal den Kopf, machte hie und da eine Bewegung der Ungeduld, brach plötzlich ab und ſetzte ſich traurig auf eine der Bänke unter die Bäume. Ich ließ einige Zeit vergehen, dann näherte ich mich ihm und begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. Er war etwas betroffen, daß ich ihn in dieſem Zuſtande wiederſah, ergab ſich aber bald in dieſes unangenehme Gefühl und ſagte ſchmerzlich lächelnd: „Sie haben ſich jetzt überzeugen können, daß ich Sie nicht getäuſcht habe, als ich Ihnen von der Mangelhaftigkeit meiner Kunſt ſprach.“

„O,“ erwiderte ich, „Ihrem Geſange hört man es noch an, daß er einſt überaus ſchön geweſen ſein muß.“

„Einſt, ja einſt!“ ſeufzte der Italiener.

„Und,“ fuhr ich fort „man hört auch, daß Sie kein Naturſänger ſind, ſondern Ihre Kunſt gehörig gebildet haben; demnach glaube ich, daß Sie allerdings es hätten wagen können, als Geſanglehrer aufzutreten.“

„Nein, nein,“ antwortete er kopfſchüttelnd, „meine Beſtimmung war es, als Bettler zu enden; da nützte kein Sträuben, und ich zog es vor, mich halb und halb freiwillig in dieſes Schickſal zu fügen. Auch fühle ich mich, ſeit ich dieſen Stand erwählte, viel glücklicher, als ſeit langen, langen Jahren.“

Trotz dieſer Verſicherung ließ er den Kopf hängen, und ich ſagte, vielleicht nur um etwas zu ſagen: „Beſuchen Sie mich doch einmal in Genf.“

„Ach nein, Sie ſind zu gütig,“ ſagte er niedergeſchlagen, — „ſehen Sie mich an — ich bin nicht mehr gemacht,“ fügte er mit einem Seitenblick auf die Damen, die aus dem Hauſe getreten waren, hinzu, „ich bin nicht gemacht, in ſolcher Geſellſchaft zu erſcheinen.“

„Irren Sie ſich nicht,“ ſagte ich darauf, indem ich mich zu ihm auf die Bank ſetzte, „ich gehöre mit zu Ihrer Familie; ich bin ein armer Mann wie Sie, ein armer Schriftſteller, dem es heute leidlich ergeht und dem es einſt noch ſchlimmer ergehen kann, als Ihnen im jetzigen Augenblicke, da ich für äußerſte Fälle nicht einmal ſolche Hülfsquellen habe, wie Sie ſie in Ihrer Kunſt beſitzen. Sie haben mich auf der Diligence neben ſich geſehen; der Privatwagen, in dem Sie mir ſpäter begegneten, gehörte einem Freunde, und wenn Sie mich jetzt in luſtiger Geſellſchaft, bei einem guten Mahle und gutem Weine wiederfinden, ſo iſt Das einer der guten Tage, die ſich unſer Einer in guten Zeiten manchmal erlaubt, mit dem Bewußtſein, es nicht immer ſo haben zu können.“

„Aber,“ erwiderte der alte Sänger, „Sie leben doch in einer Geſellſchaft, in welcher eine Erſcheinung wie die meinige eine arge Diſſonanz bilden würde.“

„Nicht im Geringſten,“ verſicherte ich. „Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„Ich nenne mich,“ erwiderte er etwas zögernd, „ſeit mehreren Jahren Baſſini.“

„Alſo, Signor Baſſini,“ ſagte ich, „ich müßte mich ſehr täuſchen, oder Sie haben eine künſtleriſche Laufbahn hinter ſich; nun iſt mir die Geſellſchaft von Künſtlern von jeher lieber und angenehmer geweſen, als die Geſellſchaft von Millionären. Ich bin überzeugt, daß Sie in Ihre jetzige Lage nicht gekommen, ohne viel erlebt zu haben, und wenn ich etwas für Sie thun kann, werden Sie mich reichlich dafür belohnen, wenn Sie mir etwas von Ihren Erfahrungen und Erlebniſſen mittheilen und mich ſo belehren.“

„Eine traurige Belehrung!“ rief Signor Baſſini.

Ich gab ihm meine Adreſſe; auf mein dringendes Bitten gab er mir auch die ſeinige, mit dem Verſprechen, mich in der That demnächſt beſuchen zu wollen, und wir trennten uns — ich, um auf dem Rückwege nach Genf von den Freunden mancherlei Scherze und Sticheleien in Bezug auf meine Neigung für vagirendes Künſtlervolk anzuhören.

Die ſchönen Oktobertage waren bald dahin: die Biſe wehte die fliegenden Blätter fort, und ihr folgte Schneegeſtöber und endlich kaltes, eindringendes Regenwetter. Wir waren ſchon ſpät im November, und Signor Baſſini hatte nicht Wort gehalten. Es war ein ſchlimmer Winter, man ſprach viel vom Elend der armen Leute, und ich dachte ſeiner oft, überzeugt, daß er ſchweren Mangel dulden müſſe. Indeſſen hätte es mir eine Zudringlichkeit geſchienen, wenn ich ihn, nachdem er meiner Einladung nicht gefolgt war, hätte aufſuchen wollen. Vielleicht wünſchte der Unglückliche, der offenbar beſſere Tage geſehen hatte, in ſeinem Unglück allein und ohne Zeugen zu bleiben. Iſt doch die Einſamkeit oft der beſte Troſt des Unglücklichen; ſie läßt ihn ſeine Qualen leichter vergeſſen als die Geſellſchaft, die uns immer an Das erinnert, was uns fehlt. Doch achtete ich, ſo oft ich durch die Straßen der Stadt ging, auf jede Muſik, auf jeden Geſang, die mir aus Schenke oder Kaffeehaus entgegentönten, und ich folgte meiſtens dieſen Tönen, hoffend, daß ſie mich mit meinem alten Bekannten wieder zuſammenführen. Dieſe Hoffnung war vergebens; Signor Baſſini blieb verſchwunden.

So ſchob ich denn alle Skrupel bei Seite und wanderte eines Tages in die Rue de la Trinité und ſtieg die ſechs Treppen der Nummer 9 hinan. Es war ein elendes, altes, ſchmutziges Haus, wie man ſie in dieſer Gegend der alten Stadt zwiſchen der Rue de la fontaine und dem Perron ſo häufig findet. Es ſchien ſich nur aufrecht zu erhalten, weil es da in ſolchem Häuſergedränge ſtand, das ſeinen Umſturz verhinderte. Die ſteinernen Treppen waren ſo ausgetreten, daß man an manchen Stellen einen ſteilen Bergpfad hinanzuklimmen glaubte. Vom dritten bis zum fünften Stockwerke führte eine hölzerne Stiege, der aber viele einzelne Treppen fehlten und über deren Lücken man wie über Abgründe ſpringen mußte. Vom fünften in den ſechsten Stock führte eine einfache Leiter. Man konnte da oben nur ermüdet ankommen, und es ſchien Einem, am Ziele angelangt, als hätte man Gefahren und Abenteuer hinter ſich. In einem langen aber ſchmalen Korridor, der ſein Licht durch einige Brüche im Dache erhielt, ſaßen Weiber und Kinder, trotz der Feuchtigkeit des Bodens, ja der kleinen Bächlein, die daſelbſt in Folge des hereinfallenden Regens über die Bretter des Bodens floſſen. Das ſagte mir, daß es in dieſem unwirthlichen Korridor noch beſſer ſein müſſe, als in den Stuben, in welche die Thüren rechts und links hineinführten. Vielleicht kamen die Weiber und Kinder hier auch nur zuſammen, um ſich und den umgebenden Raum durch die Menge zu erwärmen. Ich fragte nach Monſieur Baſſini: Niemand kannte dieſen Namen. Erſt auf meine nähere Schilderung der Perſönlichkeit, und nachdem ich ihn als einen Mann mit einer Guitarre bezeichnete, zeigte man mir die letzte Thüre im Korridor. Ich trat ein und fand meinen Freund auf einem Strohſacke liegend und mit jenem olivengrünen langen Rocke, in dem ich ihn zuerſt geſehen hatte, kümmerlich bedeckt. Eine ganze Ecke des Strohſackes war durchfeuchtet von dem Regen, der durch das zerbrochene Fenſter hereindrang. In der ganzen Stube keine Spur von Möbeln. In einem Winkel an der Thür lag ein kleines Häuflein von Kleidungsſtücken, und auf dieſem, an die Wand gelehnt, ſtand die Guitarre. Signor Baſſini, der mich ſogleich erkannte, entſchuldigte ſich mit Krankheit, daß er mich noch nicht beſucht habe. Wahrlich, es bedurfte keiner Entſchuldigung und keines Zeugniſſes; der Mann ſah krank genug aus. Ich will mich auf weitere Schilderung des Elendes nicht einlaſſen. Nur ſoviel, daß Signor Baſſini zu Grunde gegangen wäre, wenn ihn nicht eine proteſtantiſche Geſellſchaft, wie das fromme Genf ihrer ſo viele beſitzt, in der Hoffnung, ihn zu bekehren, unterſtützt hätte. Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn die fromme Geſellſchaft hatte die Hand von ihm abgezogen, als er, ihre Abſichten erkennend, und um ſie nicht länger in ihrer Täuſchung zu erhalten, erklärte, daß er an einen Religionswechſel nicht denke. Seit mehreren Tagen war er in Folge deſſen ohne alle Hülfe und Unterſtützung.

Ich ſprach mit unſerm Onkel, dem guten Dr. Peliſſier, der daran gewöhnt war, die Kranken unter dem Dache aufzuſuchen; er nahm ſich des alten Italieners auf jede Weiſe an, und — um kurz zu ſein — zu Anfang des neuen Jahres war Signor Baſſini ſo weit wieder hergeſtellt, daß er — NB. in ſeinem olivengrünen Rocke — uns einen Beſuch machen konnte. Ich brachte ihn zu dem Verſprechen, einer Frau unſerer Familie bei ihren Geſangſtudien behülflich zu ſein, ihr mit ſeinem Rathe beizuſtehen, und ſo gezwungen, öfter zu kommen, legte er ſeine anfängliche Scheu ab und fühlte ſich bald heimiſch in unſerm kleinen Kreiſe. Beſonders gerne brachte er die Abende bei uns zu, froh, wieder manchmal auf einem Klavier ſpielen zu können, und mit augenſcheinlichem Vergnügen hie und da kleine Erlebniſſe aus früherer Zeit erzählend, mit denen er vielleicht nur beweiſen wollte, daß er in guter Geſellſchaft nicht fremd war.

Mit all Dem wußten wir doch nichts Weſentliches aus ſeiner Vergangenheit, obwohl wir in dieſer Beziehung nicht ohne Neugierde waren. Dieſe war bei Menſchen, die nunmehr mit ihm in ziemlich gemüthlichem Umgange lebten, um ſo mehr gerechtfertigt, als wir wußten, daß Baſſini nicht ſein eigentlicher Name war, und wir allerlei Urſache zu haben glaubten, dieſen Namen als eine bloße Maske eines berühmtern betrachten zu dürfen. Natürlich enthielten wir uns trotzdem aller Fragen, und dieſes Zartgefühl wurde uns ſehr erleichtert, da Signor Baſſini zu wiederholten Malen Anſätze zu Bekenntniſſen machte und vorauszuſehen war, daß er uns demnächſt etwas Näheres über ſeine

Schickſale mittheilen werde. Es bedurfte vielleicht nur eines kleinen äußern Anſtoßes, irgend einer unbedeutenden Veranlaſſung.

Dieſe fand ſich bald und zufällig. Auf meinem Tiſche lagen eines Abends verſchiedene Werke über alte Koſtüme, die ich behufs einer Arbeit aus Bibliotheken und von Freunden zuſammengetragen hatte. Unter dieſen auch mehrere franzöſiſche Theateralbums, die mir ein Freund wegen der in verſchiedenen Stücken gebrauchten Koſtüme beigelegt hatte. Signor Baſſini blätterte, während ich im Zimmer auf und ab ging, in dieſen Büchern. Plötzlich bemerkte ich, wie er vor einem Blatte erſchrocken Halt machte, es einen Augenblick mit einer Art von Furcht betrachtete und dann raſch weiter blätterte. Ich glaubte, er ſei auf etwas ganz Beſonderes geſtoßen, und bückte mich über den Tiſch und fragte: „Welches Bild machte Sie ſo betroffen?“ Er überlegte einen Augenblick und blätterte dann entſchloſſen zurück und zeigte mir ein Koſtümbild, welches, wie die Schrift darunter beſagte, einen gewiſſen ehemals berühmten Tenoriſten in einem gewiſſen Rollenkoſtüme zeigte.

„Nun,“ fragte ich, „was fällt Ihnen hier ſo beſonders auf?“

Signor Baſſini ließ ſeinen Kopf auf das Blatt fallen und antwortete nicht. In mir ſtieg eine Ahnung auf, ich machte der Frau, die gegenwärtig war, ein Zeichen, und ſie verließ das Zimmer. Als Signor Baſſini den Kopf wieder erhob, blickte er um ſich, und da er ſich mit mir allein ſah, ſagte er ſchmerzlich lächelnd und auf das Blatt deutend: „Ich glaube, daß ich Das ſelber bin.“

„Wie!“ rief ich aus, „Sie wären der berühmte Sänger, von dem man vor zwanzig Jahren ſo viel geſprochen?“

„Ich glaube, ich bin's,“ ſagte Signor Baſſini immer lächelnd, „ich glaube es, aber wahrlich ganz ſicher bin ich meiner Sache nicht, denn es iſt mir ſehr ſchwer, den Elenden, den ich nun ſeit ſo langen Jahren mit mir einherſchleppe, und den Glücklichen, den ich einſt in Paris gekannt hatte, für eine und dieſelbe Perſon zu halten. Iſt es möglich, daß derſelbe Menſch zwei Lebensläufe durchmache, die von einander ſo verſchieden ſind, wie Himmel und Hölle, dann iſt es auch möglich, daß ich jener glückliche Künſtler war, deſſen Bild Sie hier in ſeiner Glanzrolle ſehen und das ehemals in allen Albums prangte und von den bedeutendſten Künſtlern für die Schaaren ſeiner Verehrer vervielfältigt wurde.“

Das Eis war gebrochen. Signor Baſſini fragte, ob wir dieſen Abend allein bleiben, und auf die bejahende Antwort begann er nach einigen einleitenden Worten, wie folgt:

„Ich bin in Bologna geboren und ſtamme aus einer jener vielen alten Familien, an denen dieſe Stadt noch heute ſo reich iſt, und die, obwohl in die bitterſte Armuth verſunken, in Erinnerung an ihre ehemalige Größe jede Arbeit, jeden Erwerb als unverträglich mit ihrer Ehre betrachten. Meine Jugend verſtrich, wie die Jugend aller jener berühmten Müſſiggänger, welchen Bologna einen ſo ſchlechten Ruf verdankt. Ich hatte nichts gelernt und verbrachte meinen Vormittag in der Barbierſtube, meinen Nachmittag im Kaffeehauſe und unter den Arkaden. Der heutigen Jugend Italiens war es vergönnt, im Kampfe fürs Vaterland die Schmach, die auf ihrem nutzloſen Leben lag, abzuwälzen; meine Zeit fiel in eine Epoche, welche dieſer Leere nicht nur nichts bot, ſondern ſie wie einen Lebenszweck ermuthigte. Es fiel mir nie ein, daß meine Exiſtenz jemals eine andere Wendung nehmen ſollte, denn ich war mir Deſſen ſehr wohl bewußt, daß ich nichts beſaß, was mich zu einem andern Leben hätte ermuthigen können. Ich hatte, wie geſagt, nichts gelernt; ich weiß nicht, ob ich damals meinen eigenen Namen ordentlich ſchreiben konnte; meine äußere Erſcheinung hatte nichts Empfehlendes, ſie war im Gegentheil derart, daß ich nicht einmal auf jenen Schein vergänglichen und frivolen Glückes rechnen durfte, welcher bei dem galanten Leben Bologna's vielen meiner Mitgenoſſen im Müſſiggange einen halb und halb ſchimmernden Inhalt gab. In dieſer Beziehung hatte ich mich, wenn auch mit Widerſtreben, ſchon mit zwanzig Jahren ganz und gar in mein

Schickſal gefügt; ich wußte, daß mich weder Einfluß, Ehre, Reichthum, noch das Glück der Liebe in dieſer Welt erwarteten, und ich richtete mich ganz darnach ein, mit einigen hundert Lire jährlich wie viele Andere meine Jugend, mein Mannes- und Greiſenalter durch Kaffeehaus und Arkaden bis zum Grabe hinaus zu verſchlendern. Da entdeckte man plötzlich eine ungewöhnlich ſchöne Tenorſtimme in mir, und in jener Zeit, da man in Italien kein anderes Intereſſe kannte, als das Intereſſe für die Oper, wurde ich mit Einem Male bis zu einem gewiſſen Grade der Held des Tages. Der Impreſario, um kurz zu ſein, bemächtigte ſich meiner und nahm mich mit ſich für die Karnevalſaiſon nach Florenz, wo er die Pergola übernommen hatte. Mein kleines Vermögen gab ich gerne für Muſik- und Geſangunterricht aus, da es mir mit reichen Zinſen zurückkommen ſollte; mein Herz war voll der ſchönſten Hoffnungen, und die Prophezeiungen, die jeden Anfänger bis vor die Lampen begleiten, bewährten ſich bei mir bis zur geſättigtſten Verwirklichung. Meine erſte Arie wurde mit Enthuſiasmus aufgenommen, und bei meiner letzten war ich ein großer Sänger. Sie waren damals jung und erinnern ſich nicht, wie raſch mein Name, als eines Phänomens, durch alle Zeitungen Europa's lief, und mein Impreſario, der auch an der italieniſchen Oper in Paris Antheil hatte, erwägend, daß meine ſchöne Stimme in dieſer Hauptſtadt mit größerem Vortheile in Gold verwandelt werden könne, verurſachte den Florentinern den großen Kummer, mich, allerdings unter den glänzendſten Bedingungen, in die Ferne zu ſchicken. Ich beſtand meine Probe vor dem Pariſer Publikum mit demſelben Erfolge wie in Florenz; nach wenigen Tagen war ich der erſte Sänger, der gefeiertſte Held der Kunſtwelt und der glücklichſte Menſch der Welt überhaupt. In jener Zeit, da die Politik ſchlummerte und die Regierungen ſich überall Mühe gaben, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf andere Gegenſtände, beſonders auf Vergnügen zu lenken — was ihnen auch ſtets ſo gelang, daß das Theater der gebildeten Welt des Kontinentes überall als das wichtigſte Inſtitut erſchien — in jener Zeit war es noch mehr zu entſchuldigen, wenn ein Schauſpieler oder Sänger bei ſolchem Erfolge und bei der mit dieſem Stande verbundenen Eitelkeit ſich für den Mittelpunkt der Welt hielt. Die franzöſiſchen Zeitungen hatten das Zartgefühl, mein Glück und meinen Erfolg nicht zu verringern, indem ſie meiner Häßlichkeit vergaßen. Ich geſtehe es, daß ich mich ihrer mitten in meinem Glücke auf das Schmerzlichſte erinnerte. Wie beneidenswerth wäre dein Loos, ſagte ich mir oft, welch ein unbeſchränkter Beherrſcher aller Freuden dieſer Hauptſtadt wärſt du, wenn du mit deiner Stimme ein Geſicht, eine Geſtalt vereinteſt, die mit ihr in irgend welcher Harmonie wären. Zu meiner Freude glaubte ich mich bald zu überzeugen, daß jene Vergeßlichkeit der franzöſiſchen Journaliſten nicht aus ihrem Zartgefühl entſprang; über meiner Stimme vergaß man wirklich und wahrhaftig, wie meine mangelhafte muſikaliſche Bildung, ſo auch meine äußere Erſcheinung. Meine Stimme ſchien Alles an mir zu vergolden und zu verklären, oder wenigſtens das Auge Derjenigen zu blenden, deren Ohr und Herz ich entzückte. Ich bemerkte, daß mich Frauen ſo zu behandeln anfingen, wie ſie ſonſt nur ſchöne Männer behandeln, und ich dachte, daß ich jener Frau unendlich dankbar wäre, die mich wirklich das Glück der Liebe, auf das ich ſo früh verzichtet hatte, koſten ließe. Indeſſen wußte ich wohl, was die Täuſchung jenſeits der Lampen vermag und wie wenig dauerhaft die Täuſchung ſein könne; ich war immer darauf gefaßt, von der Höhe dieſes Glückes auf halbem Wege wieder herabzuſtürzen, aufs Neue entſagen zu müſſen, und in dieſer Stimmung war es natürlich, daß mich die Zaghaftigkeit, die mit dem Bewußtſein meines wenig einnehmenden Weſens verbunden war, niemals verließ. Ich wollte zufrieden ſein, wenn mich eine ſchöne Frau aus der Ferne hinter dem täuſchenden Lampenlichte im trügeriſchen Koſtüme eines Helden liebte. Dieſes Glück wollte ich mir nicht verſagen, und von der Bühne aus wählte ich Diejenige, die ich lieben und von der ich aus der Ferne geliebt ſein wollte. Es war zu entſchuldigen, daß ich nach dem Schatten jener Seligkeiten ſtrebte, die ich ſonſt immer als die unausbleibliche Beigabe meiner Laufbahn rühmen gehört.

„Rechts von mir, ungefähr in der fünften Seitenloge erſten Ranges, bemerkte ich bald eine Dame, die, ſo oft ſie auch in der italieniſchen Oper erſchien, immer und jedes Mal die ſchönſte der ganzen Verſammlung blieb. Da ich die freie Wahl hatte, warum ſollte ich nicht die ſchönſte meiner Zuhörerinnen wählen? Der Stolz, die Härte, die auf ihrem Geſichte lagen, aber den Reiz und die Schönheit, indem ſie ſie unnahbar machten, nur erhöhten, konnten mich nicht abſchrecken, da ich mich nicht nähern wollte, eben ſo wenig, als mir ihr Marquistitel abweiſend erſcheinen konnte. Ihr ſang ich meine zärtlichſten Arien zu, zu ihr wandte ich mich, wenn ich Liebesworte zu ſprechen hatte, und bald dachte ich auf meiner Stube nur an ſie, wenn ich eine Arie einſtudirte und den liebevollſten Ausdruck hineinzulegen ſuchte. Solche Phantaſieſpiele ſind überaus gefährlich, wo ſie ſich mit einer ſchönen Frau beſchäftigen. Es braucht nur kurze Zeit zu dauern, ein ſolches Spiel, und man weiß nicht mehr, wo die Phantaſie aufhört und das Gefühl beginnt. Das Eine wiederholte ich mir mit Ausdauer, daß es nur Phantaſie ſein könne, wenn ich mir einbildete, daß die Marquiſe mir mit noch größerer Theilnahme horche, als das übrige Publikum; daß ſie mich mit innigerem Blick betrachte und daß es an Wahnſinn gränze, wenn ich manchmal zu ſehen glaubte, wie ſie voll Einverſtändniß, voll Mitleid, wie ſie mit Liebe zuhöre, den Kopf bewege, ſich verneige, als ob ſie mir antworten wollte, wenn ich ihr meine Liebesworte entgegenſang.

„Wir hatten eine elende alte Sängerin am Theater, die man nur äußerſt ſelten und in den untergeordnetſten Rollen verwendete, die aber immer hinter den Kuliſſen ſtand. Die Beſchäftigung dieſer Perſon, die alle Laſter in ſich vereinigte, für welche die Bühne ein fruchtbar treibender Boden iſt, beſtand darin, die Beziehungen der Sänger und Sängerinnen zu einander und zum

Publikum zu beobachten, ſich darein zu mengen und ſie nach ihrer Art zu bewegen. Signora Rita hatte es bald bemerkt, nach welcher Seite, nach welcher Loge ich mich mit Vorliebe wendete, und nach einiger Zeit machte ſie mir die Bemerkung, daß die Marquiſe Badoaldi meine aufmerkſamſte Zuhörerin ſei. An dieſe Bemerkung knüpfte ſie während der nachfolgenden Vorſtellungen andere derartige, immer weiter gehende, bis ſie mir ihre Ueberzeugung ausſprach, daß die ſchöne Marquiſe bis über den Kopf in mich verliebt ſei. Ich kannte die Perſon und ihren Beruf und wies ſie mit ihren Bemerkungen ziemlich derb von mir. Wenn ich die Marquiſe liebte, — noch mehr, wenn ſie für mich einige Neigung hatte, dann ſollte die Einmiſchung einer Perſon, wie Signora Rita, dieß Verhältniß nicht verunreinigen. Lieber niemals die Hand meiner Geliebten berühren, als zu dieſem Glücke durch dieſe Vermittelung gelangen. Die Marquiſe war im Laufe der Wochen in meinem Herzen zu einem ſolchen Ideale erwachſen, mit ſolchen Tugenden ausgeſtattet worden, daß ich es ihr ſchuldig war, jeden unreinen Hauch von ihr fern zu halten.

„Indeſſen konnte dieſes feſte Herz, voll von Idealen, für die zu ſchmeichleriſchen, zu hoffnungsvollen Einflüſterungen der Signora Rita nicht taub bleiben. Die unreine Perſon konnte ja möglicher Weiſe doch eine Wahrheit entdeckt haben! Ich ſträubte mich mit aller Kraft gegen meinen eigenen Wahn, als ich mit Einem Male eine Einladung erhielt, in einer Soirée der Marquiſe Badoaldi zu ſingen. Neue Hoffnung und neue Zaghaftigkeit theilten mein Herz. War die Einladung nicht vielleicht ein Beweis, daß ſie wirklich etwas für mich fühlte? Aber bisher hatte ſie mich nur im Koſtüme hinter den Lampen geſehen; würde nicht alle Täuſchung und mit ihr jener Anflug von Neigung, wenn eine ſolche vorhanden iſt, ſchwinden, ſobald ſie mich in der Nähe betrachtet? Die drei Tage, die vor mir lagen, vergingen mir in Qual und Hoffnung unendlich langſam, und in der letzten Stunde ſchienen ſie mir wie ein Augenblick dahingeſchwunden.

Ich hätte gewünſcht, noch mehrere Tage vor mir zu haben, um länger hoffen zu können, und doch wieder freute ich mich, daß mit der Gewißheit auch die Qual vorüber ſein werde. Noch im letzten Augenblicke, da ich ſchon in den Wagen ſteigen ſollte, überfiel mich eine furchtbare Angſt; ich kam mir in Frack und weißer Kravatte ſo erbärmlich vor: mein Spiegel hatte mir nie eine häßlichere Erſcheinung gezeigt, und dazu überfiel mich das niederſchmetternde Bewußtſein, wie ſehr es mir an Wiſſen, Bildung und Formen fehlte, um in der Geſellſchaft einer großen Dame von Paris aufzutreten. So gehörig vorbereitet, von einer lieb gewordenen Täuſchung für immer zu ſcheiden, aus einem ſchönen Traume auf das Grauſamſte geweckt zu werden, ſtieg ich in den Wagen, wie ein Verurtheilter in den Karren, und fuhr ins Faubourg St. Germain, als wäre es meine Richtſtätte.

„Die franzöſiſchen Ariſtokraten ſind menſchlicher, als die engliſchen; ſie behandeln den Künſtler, den ſie in ihre Geſellſchaft ziehen, wenigſtens für den Augenblick wie ihres Gleichen, nicht wie Livreebediente; ſie trennen ihn auch nicht durch einen Kordon von den andern Gäſten und laſſen die Gleichheit gelten, die ſie auf politiſchem Felde bekämpfen. Ich wurde in die Maſſe der Gäſte hineingeführt, dem Herrn und der Dame des Hauſes vorgeſtellt, wie jeder Andere, und mein Nachbar im Gedränge redete mich eben ſo freundlich und höflich an wie den andern Nachbarn, der ein Duc et Pair war. Ich hatte für dieſe Dinge Aug und Gefühl offen, weil ich vor meiner Geliebten nicht gedemüthigt ſein wollte. Ich bemerkte auch mit Vergnügen, daß mich alle Welt mit Intereſſe anſah, ohne irgend welchen Schreck über meine Häßlichkeit zu äußern. Man ſah nur den berühmten Künſtler, der ganz Paris entzückte, man horchte auf jedes ſeiner Worte, ob nicht ein Theil des Zaubers auch aus ſeiner gewöhnlichen Rede herausklinge. Ich hatte die Gemüthsruhe, dieſe Bemerkungen bei den Andern zu machen, nachdem ich ſie zu meiner höchſten Befriedigung ſchon bei der Marquiſe gemacht hatte. Es iſt wahr, ſie empfing mich bei aller Freundlichkeit mit der ruhigen Form einer großen Dame; ob ſie mich liebte oder nicht — konnte ſie mich anders empfangen? Aber von der Enttäuſchung, von dem Entſetzen, das ich gefürchtet hatte, war auch nichts zu bemerken, und der ſchmeichelnde Gedanke, daß meine Stimme wirklich und wahrhaftig ganz und gar meine Häßlichkeit vergeſſen mache, ja gewiſſermaßen verkläre, tauchte aufs Neue in mir auf und erfüllte mich mit Muth und Hoffnung. In dieſer Stimmung wagte ich es, die Marquiſe prüfend zu betrachten. Wie ich in der Nähe häßlicher ſein mußte, ſo war ſie, in der Nähe betrachtet, um ein Unſägliches ſchöner. Erlauben Sie mir, ſie Ihnen nicht zu beſchreiben, ich ſage nur, daß, wie ſie ſonſt mein Herz mit Sehnſucht erfüllte, mich an dieſem Abende ihr Anblick berauſchte. In ihrem weißen Spitzenkleide mit den offenen, bis auf den Boden herabfallenden Aermeln, welche beide Arme ſehen ließen, mit den wenigen blitzenden Diamanten in dem ſchwarzen Haare war ſie ſchöner, als irgend ein Bild des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, das ich in den Galerien meines Vaterlandes geſehen hatte; doch war ſie manchem dieſer Bilder anverwandt, denn ſie hatte etwas von der tiefen, aber zugleich unheimlichen Schönheit der berühmten Frauen jener Zeit. Ihr Mann, um wenigſtens dreißig Jahre älter als ſie, ein alter, unbeholfener Bretone von kleiner Geſtalt, verlor ſich gänzlich in der Geſellſchaft; das Haus, die ganze Pracht, ſämmtliche Gäſte, ſchienen nur der Marquiſe, nicht ſeinetwegen da zu ſein, obwohl er der Träger des alten Namens und der Beſitzer des Vermögens, ſie ein armes Fräulein aus dem Inſtitute von St. Denis und von weit geringerer Abkunft war.

„Ich wurde endlich zum Singen eingeladen, und ich glaube, daß ich nie ſo ſchön geſungen, wie an jenem Abend. Ich ſpielte mit dem Tone nach Herzensluſt, er war ganz in meiner Gewalt, und was ich immer ſang, ich drückte nur das Gefühl meines Glückes und meiner Leidenſchaft aus. Ich wurde mit Beifall überſchüttet, man bedauerte, mich meiſt nur auf der Bühne zu hören, da ich à la camera ein noch weit größerer Künſtler ſei als auf dem Theater; die Damen waren wie berauſcht und ließen ihrem Enthuſiasmus freien Lauf. Es fielen Worte, die mich ſtutzen machten, die ich aber mit Entzücken hörte, nicht aus Eitelkeit, ſondern nur, weil ſie mir ſagten, daß man mich lieben könne. Ich mußte immer wieder und wieder ſingen; mein Triumph wuchs mit jedem Geſange. Ich war der Mittelpunkt und der Heros der Geſellſchaft geworden. Das Bewußtſein der Häßlichkeit ſank von mir, wie ein Alp; nur Eines war, von dem ich nicht wußte, ob es mich freuen oder ſchmerzen ſollte: die Marquiſe hatte ſich am Meiſten zurückhaltend gezeigt; von ihr erhielt ich nur wenige freundliche und höchſt maßvolle Worte. Nach Mitternacht verſchwand ſie auf einige Zeit aus dem Salon. Mir war, als ob ich jetzt auch gehen müßte, bald aber erſchien ſie wieder, näherte ſich mir und ſagte mir, ſie wünſche, daß ich unter den letzten Gäſten ſei, damit ſie mich noch ein Mal, weniger geſtört, nur in kleinerem Kreiſe hören könne. So blieb ich denn, als die Gäſte ſich zu zerſtreuen anfingen, ſang noch vor vier oder fünf ausgewählten Freunden, bis mir die Marquiſe auf die liebenswürdigſte Art gute Nacht ſagte und den Wunſch ausſprach, mich bald wieder zu ſehen.

„Ich ging. Das Vorzimmer war bereits leer. Ich ſah mich nach meinem Ueberrocke um und war erſtaunt, ihn nicht zu finden, als mir ein Stubenmädchen ſagte, daß er unten im Korridor hänge und daß ich durch den Korridor, anſtatt durch die Rue de Lille, auf den Quai und ſo ſchneller über die Seine nach Hauſe gelangen könne. Ich folgte ihr, und eine Minute ſpäter wußte ich nicht mehr, ob ich träumte oder wachte, denn daſſelbe Stubenmädchen hielt mich am Arm, zog mich durch die ganze Länge des Korridors, dann eine Treppe hinab durch einen langen gedeckten Gang, durch deſſen Fenſter ich in einen Garten ſah, und aus dem Gange in ein zweites Haus, einen Gartenpavillon, und da wieder durch mehrere Stuben, bis mit einem Male eine Thüre hinter mir zufiel und ich allein war. Es mußte ſich erſt mein Geiſt an das Sonderbare meiner Lage, dann mein

Auge an die Dunkelheit des Zimmers gewöhnen. Dieſes wurde zum Theile von dem Lichte einer Laterne des Quais erhellt, und mit einiger Anſtrengung erkannte ich, daß ich mich in einer kleinen ſchön möblirten Eckſtube befand. Ich befühlte mich ſelber, ob ich es denn auch wirklich war, ob ich noch lebte und das Bewußtſein meiner ſelbſt hatte, oder ob meine ſchönſten Träume nicht zu Wahnſinn, zu einer fixen Idee in mir geworden. Ich ſuchte mich vor Allem der letzten Minuten, die wie eine Betäubung über mich hingegangen waren, bis ins Einzelnſte zu erinnern, und wie ſehr ich mich zu überzeugen ſtrebte, daß Das alles bloße Einbildung ſei, ſo ſprach das Zimmer, ſprach jedes Stück Möbel, die fremden Bilder und Alles, was da war und meinem ſpähenden Auge immer deutlicher aus der Dämmerung hervortrat, zu laut, zu handgreiflich von einer nicht wegzuleugnenden Wirklichkeit. Sonderbarer Weiſe wagte ich es lange nicht, mich vom Flecke zu rühren, nicht aus Angſt, gehört zu werden, ſondern aus Furcht, daß jede Bewegung die Phantasmagorie verſcheuchen könnte. Endlich warf ich mich in einen Lehnſtuhl und empfand zum erſten Male jenes glückliche und bange Gefühl des Wartens."

2.

Signor Baſſini ſchwieg. Er war nicht von Gefühlen überwältigt, es war, als ob er ſich ſcheute, von ſeinem Glücke weiter zu erzählen. Plötzlich griff er an die Bruſt und holte einen gelben Schlüſſel hervor, der an einem ſchwarzen Bande um ſeinen Nacken hing. „Sehen Sie," ſagte er, „das iſt ein goldener Schlüſſel. Ich habe, ſeit ich ihn beſitze, Tage und Wochen lang gehungert, ich war oft dem Hungertode nahe; dieſer Schlüſſel hätte mich retten können, ich habe nie einen Augenblick daran gedacht, ihn zu verkaufen und ſo mein Leben zu retten, und ich werde es nicht, wenn noch durch Jahre das Elend an mir nagt; dieſen Schlüſſel habe ich mir damals ſelber machen laſſen, nach dem eiſernen, den ſie mir gab und der zu jenem Pavillon auf dem Quai der

Seine führt. Er erinnert mich an eine glückliche Zeit, an die glücklichſte meines Lebens. Doch war der Pavillon nicht lange der Sitz meines Glückes. Die Marquiſe bedauerte es, mich während der ſchönen Stunden nicht ſingen hören zu können, da der Geſang meine Anweſenheit im Hauſe verrathen haben würde. Wie ſehr mich Das demüthigte, da es mich erinnerte, daß es doch nur mein Geſang war, dem ich mein Glück verdankte, ſo fürchtete ich doch, dieſes Glück ohne die Hülfe meines Geſanges bald zu verlieren, und ich miethete in der Rue de Courcelles, die damals noch in der Einſamkeit lag und meiſt aus Gärten beſtand, ein in einem dieſer Gärten gelegenes Haus, welches nunmehr der Wohnſitz unſerer Liebe wurde. Geſtatten Sie mir, über dieſe Spanne Glückes in meinem Leben, über dieſe Idylle mitten in Paris, raſch hinweg zu gehen. Nur ſo viel aus jener Zeit, daß trotz aller Vorſicht, trotzdem kein Menſch ahnte, daß jenes Haus mir gehörte und daß unſere Zuſammenkünfte dort ſtattfanden, ſich doch und zwar mehr in der guten Geſellſchaft, als in der Künſtlerwelt, das Gerücht verbreitete, daß die Marquiſe Basvallé meine Geliebte ſei. Ich habe damals die Wahrheit des Satzes erfahren, daß man nur Einer Frau zu gefallen braucht, um allen zu gefallen. Sie werden, wie Sie mich hier ſehen, und nach Allem, was ich Ihnen geſagt, mich nicht für der Eitelkeit verdächtig halten, doch muß ich Sie mir zu glauben bitten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich damals viele Beweiſe unerwarteter Neigungen empfangen, daß mir von unzähligen Seiten auf erſtaunliche Weiſe entgegengekommen wurde. Mein Leben mit der Marquiſe war zu ſchön, meine Dankbarkeit, daß ſie, die Erſte, meine Häßlichkeit vergeſſen, zu groß und meine Liebe überhaupt zu ernſt und zu tief, als daß ich nur einen Augenblick daran hätte denken können, auch nur einen Funken meines Gefühls Andern zuzuwenden, auch nur mit einem Gedanken nur für Momente einer Anderen anzugehören. Was mein Glück noch erhöhte, war das Gefühl der Treue und das Bewußtſein von der Dauer dieſes Gefühls. Ich hatte damals keinen andern Wunſch als den, daß in Folge irgend eines Ereigniſſes die Marquiſe ganz mir angehören, daß ich nur für ſie leben, daß ich ihr irgend welche ſchwere Opfer bringen könnte. Der Marquis war alt; er konnte ſterben. Die Marquiſe war arm und hatte keine Kinder. Das ganze Vermögen konnte an die Familie Badvallé zurückfallen und die Marquiſe hülflos und verlaſſen daſtehen. Ich ſchwelgte in dieſem Gedanken. Ich gewann große Summen, ich wollte noch mehr gewinnen, ich wollte arbeiten, und ich arbeitete ſchon in der That, um mich künſtleriſch mehr und mehr auszubilden, mit meiner Stimme mehr Kunſt zu verbinden und ſo auf eine weitere Zukunft hinaus zu ſorgen; Dieß alles, um für die Geliebte leben und ſterben zu können. Wie viel trug dieſe Möglichkeit zur Verklärung und gewiſſermaßen zur Berechtigung meines Glückes bei?

„Es war mir nicht gegönnt, ſolche beglückende Opfer zu bringen: mein ganzes Leben ſollte grauſamer für dieſe Liebe geopfert werden.

„Es war gegen den Frühling; die Marquiſe blieb plötzlich aus; vergebens wartete ich im Gartenhauſe der Rue de Courcelles Abende, Nächte, Tage lang. Die ſchwärzeſten Sorgen nagten an meinem Herzen, die Tage vergingen mir in Angſt und Pein. Es war nicht länger zu ertragen, ich machte von meinem goldenen Schlüſſel Gebrauch und drang in die mir wohlbekannte Stube des Pavillons am Quai der Seine. Der Pavillon, die Wiege meines Glückes, hatte ſich in meine Falle verwandelt; kaum eingetreten, war ich umringt, und ehe ich mich faßte, ſank ich verwundet und bewußtlos zu Boden. Ich fand mich auf meiner Stube in meinem Bette wieder, aber nur, um mich aufs Neue in Delirien eines heftigen Fiebers zu verlieren. Erſt nach Wochen erfuhr ich, daß ich nicht nur eines heftigen Fiebers wegen, ſondern auch wegen einer ſchweren Wunde am Halſe behandelt wurde, und nach langer Anſtrengung erinnerte ich mich, daß ich im Dunkel des Pavillons auch den Marquis vor mir geſehen und daß ich ihn rufen gehört: „In die Kehle!

Stoßt in die Kehle!“ Der Marquis wollte die Stimme vernichten, die ihm ſeine Frau entführt hatte.

„Im Publikum verlautete von alle Dem nur ſehr wenig. Mein Verſchwinden fiel nicht auf, da die Saiſon der italieniſchen Oper eben jetzt zu Ende war, und der Marquis ſcheint von ſeiner Rachethat nicht geſprochen zu haben. Mir vergingen, als mir das Bewußtſein, aber noch nicht die Geſundheit zurückgekehrt war, die Wochen in peinigender Ungewißheit. Ueber meine Stimme hatte mich der Arzt zwar beruhigt und verſichert, daß mit vollkommener Heilung der Wunde auch die Stimme in ihrer alten Kraft wiederkehren werde; die Kehle war gegen die Abſicht des Barons glücklicherweiſe nicht erheblich verletzt worden, aber welches war das Schickſal der Marquiſe? Welche Rache hatte ſie getroffen? Ich konnte mich Niemand anvertrauen, ich hatte keinen Freund, und unter meinen Kunſtgenoſſen fand ich keinen, dem ich hätte Bekenntniſſe machen mögen. Auf Umwegen erfuhr ich, daß das Hotel in der Rue de Lille geſchloſſen war und die ganze Familie Basvallé, wie immer im Frühling, aufs Land nach der Bretagne gezogen war. Als ich Das erfuhr, ſtanden wir ſchon in der Mitte des Sommers. Meine Geneſung war noch nicht ſo weit vorangeſchritten, daß ich das Haus hätte verlaſſen können, und ich mußte mich in Geduld faſſen, um noch den Reſt des Sommers ſo an mir vorübergehen zu laſſen. Dann, wenn ich wieder auftrat, wenn ich mich wieder in die Geſellſchaft miſchen konnte, ſollte es mir leicht werden, das Schickſal der Marquiſe zu erſpähen und mich wieder mit ihr in Verbindung zu ſetzen. Das klingt Alles ſehr gefaßt; wie qualvoll aber mir jene Zeit der Ungewißheit dahinging, davon gibt Ihnen dieſes Haar Zeugniß, welches damals in meinem dreiundzwanzigſten Jahre zu grauen begann. Der Winter kam endlich; nie iſt ein Frühling mit ſolcher Sehnſucht herbeigewünſcht, mit ſolcher Freude empfangen worden, wie dieſer Winter. Die Beſorgniſſe wegen meiner Stimme, ob ſie in Folge der Wunde, der langdauernden Krankheit und der Aufregungen nicht gelitten, waren auch verſchwunden; ich ſang wie ehemals, und wenn ich auch meine Kehle etwas ſchonen mußte, ſo verſicherte man doch allgemein, daß ich künftig noch größere Wirkung machen werde, da ſämmtliche Töne, über die ich gebot, ſanfter, weicher, runder geworden. Als erſter Sänger, der die Hauptſtütze der ganzen Geſellſchaft bildete, ſollte ich nach der Politik des Impreſario nicht gleich zu Anfang der Saiſon, ſondern erſt ſpäter, wenn ſich die ganze große Welt in Paris verſammelt, auftreten, und ſo gewann ich Zeit zu Uebungen und Studien, die Publikum und Kritik überzeugen ſollten, daß ich unterdeſſen Fortſchritte gemacht. Davon ſchien man übrigens ſchon unterrichtet, und man erwartete mein Auftreten mit großer Spannung. Freilich dankte ich das Intereſſe, das mir das Publikum entgegenbrachte, noch einem anderm Umſtande, der mir minder angenehm war, der mich ſogar bekümmerte. Ich war unterdeſſen ein Romanheld geworden. Meine Verwundung war kein Geheimniß geblieben, und da es immer in einer Stadt wie Paris Theaternarren gibt, denen Alles derart, was ſich auf Schauſpieler bezieht, höchſt wichtig erſcheint, ſo folgten Leute den Spuren, auf die ſie meine Verwundung geführt, und bald war leider mein Abenteuer kein Geheimniß mehr, und erzählte ſogar eine Zeitung mit mehr oder weniger Genauigkeit meine Geſchichte in Form einer Novelle. Auf dieſem Wege erfuhr ich ſelbſt Manches auf unbeſtimmte Weiſe über das Schickſal der Marquiſe. Es hieß, daß ſie der Marquis, eine Art Othello, oder vielmehr ein anderer Tolomei, deſſen Sie ſich aus Dante erinnern, in tiefe Einſamkeit irgendwo auf einem ſeiner Schlöſſer begraben, und die Novelle ließ es errathen, daß, wie jener italieniſche Große die Pia langſam in der Luft der Maremmen hinſterben ließ, auch der Marquis, ein langſamer, hartnäckiger Bretone, ſeine Frau auf irgend welche Weiſe werde hinwelken laſſen. Auf andern Wegen, durch Bekanntſchaften im Faubourg St. Germain erfuhr ich, daß der Marquis im Gegentheile zu ſeiner Ehrenrettung die ganze ausgeſprengte Geſchichte Lügen ſtrafen und mit der ſchönen Marquiſe wieder in Paris und wie ſonſt in der Oper erſcheinen werde. Ich ſah darum meinem erſten Auftreten mit der bangſten Erwartung entgegen, ja ich konnte es natürlicherweiſe nicht erwarten, auch früher einige Gewißheit zu erlangen. Wie oft ſchlich ich damals in dunkler Nacht um das Hotel des Marquis. Es war und blieb geſchloſſen. Stumm lag es da mit ſeinem Garten und Pavillon, wie ein trauriges Geheimniß. Ich verſuchte es mehrere Male, mit meinem goldenen Schlüſſel die bekannte Thüre zu öffnen, hoffend, daß ich ſelbſt in dem verlaſſenen Hauſe irgend etwas vorfinde, was mir über das Schickſal der Geliebten Auskunft gebe. Aber die Thüre war von Innen verriegelt, und ich war vom ehemaligen Schauplatz meines Glückes ebenſo wie von meinem Glücke ſelbſt ausgeſchloſſen; der einzige Bewohner des Hauſes, den ich mit großen Summen beſtach, daß er mich auf die Fährte der Marquiſe ſetze oder mir ſofort, wenn er etwas erführe, Nachricht zukommen laſſe, war ſo wenig unterrichtet wie ich ſelbſt, und ſo mußte ich mich auf den entſcheidenden Abend vertröſten, ob ſie dann im Theater erſcheinen werde. Dieſer Abend kam endlich. Das Haus war in allen Räumen überfüllt. Die Billets wurden an dieſem Tage um das Vier- und Fünffache ihres gewöhnlichen Preiſes verkauft; die Spekulanten machten glänzende Geſchäfte. Jedermann wollte den beliebten Sänger bei ſeinem erſten Auftreten gehört, noch mehr aber den durch eine blutige Kataſtrophe und durch die Liebe einer großen Dame berühmt gewordenen Romanhelden geſehen haben; beſonders zahlreich war das weibliche Publikum. Meine Kollegen drängten ſich hinter den Kuliſſen mit Glückwünſchen an mich heran und gaben zu, daß das große Intereſſe des Publikums nur mir zu danken ſei; der Impreſario rieb ſich die Hände vor Freude, erkennend, daß er ſich nicht verrechnet, als er mir bei Erneuerung des Kontraktes die glänzendſten Zugeſtändniſſe gemacht. Nur Signora Rita, jene alte Sängerin, von der ich Ihnen geſprochen, machte mir Vorwürfe, daß ich mich nicht ihr anvertraute, mit der Verſicherung, daß dann Alles beſſer ausgefallen und ich gewiß nicht verwundet worden wäre. Eine Wunde am Halſe, fügte ſie hinzu, ſei immer bedenklich bei einem Sänger, und man könne nicht wiſſen, welche Folge dergleichen noch in Zukunft haben könne. Der Impreſario wollte ſogar, daß ich die ſteife Krauſe, die zum Koſtüme meiner Rolle gehörte, ablege, damit das Publikum die intereſſante Narbe ſehen und an die Wahrheit der Geſchichte glauben könne; dieß werde die Theilnahme ſehr erhöhen und den Empfang ſehr lärmend machen. Ich wies dieſen Antrag mit Verachtung von mir, wie ich die Wünſche und Bemerkungen der Andern mit Gleichgültigkeit angehört hatte. Mein Sinn war auf etwas ganz Anderes als auf den vorbereiteten rauſchenden Empfang gerichtet. Wird ſie, oder wird ſie nicht erſcheinen? Soll ich ſie wiederſehen? Nur dieſe Fragen hämmerten in meinem Herzen, das wilder und ängſtlicher ſchlug als damals, da ich die Bretter zum erſten Male betrat. Zugleich nahm ich mir vor, mich zu beherrſchen und nicht ſogleich bei meinem Auftreten nach der bekannten Loge zu ſehen oder überhaupt nach der Marquiſe zu ſuchen. Ich wußte nicht, ob ich mich ſelbſt ſo weit würde beherrſchen können, und dieſer Zweifel trug noch mehr zu meiner Aufregung bei. Endlich kam der Moment — das Glöckchen läutete, das Orcheſter eilte dem Takte entgegen, auf den ich aus der Kuliſſe zu treten hatte — ich lehnte mich an eine Leinwand, unfähig eines Schrittes. Man mußte mich hinausſtoßen, da ſtand ich, meiner unbewußt und nach dem Einen gewiſſen Punkte hinſtarrend. Ungeheurer Applaus empfing mich; ein Sturm, der das Orcheſter übertönte und es ſogar zum Schweigen brachte. Aber der Menſch iſt ein eigenthümliches Geſchöpf. Stand, Gewohnheit, Eitelkeit wirken auf ihn in den Momenten der höchſten Aufregung, übertäuben ſelbſt Unglück und Leidenſchaft. Vollkommen bewußtlos im erſten Momente, war ich doch ſchon Komödiant genug, daß mich der raſende Applaus wieder zu mir ſelber brachte, und gewohnheitsmäßig fiel ich ein, als das Orcheſter wieder begann und meinen Takt angab. Ich ſang. Ich ſang drei und vier Takte — Todtenſtille herrſchte jenſeits des Orcheſters — da fiel mein Blick auf die bekannte Loge — ein fremdes gleichgültiges Geſicht ſah mir kalt entgegen, mein Herz fing aufs Neue zu pochen an, und mit einem Male brach mein Ton in der Mitte ab; es war mir, als ob in meinem Halſe etwas geplatzt oder geriſſen wäre. Ich faßte mich raſch und wollte fortfahren, aber ein gräulich ſchriller, falſcher, ächzender Ton kam aus meiner Kehle hervor. Ein Summen und Murmeln ging durch den Saal, ich ſtand wie verſteinert da. Wieder faßte ich mich und brachte dem Orcheſter ein Zeichen, aufs Neue meine Arie zu beginnen. Ich ſetzte an, es war derſelbe ſchreckliche, häßliche Mißton, das Orcheſter verſtummte wieder, das Publikum war ſtille, mir ſanken die Arme herab, ich war vernichtet. Es blieb mir nichts übrig, als mich aufzuraffen und die Bühne zu verlaſſen. Todtenſtille folgte mir; mein Abgang war wie ein Begräbniß, und ich ſagte mir auch, daß in dieſem Augenblicke der große Sänger begraben wurde.

„Wozu Ihnen mein Unglück weiter und breiter auseinanderſetzen? Eine Zeitlang hielten mich die Aerzte mit der Hoffnung hin, meine Stimme wieder herſtellen zu wollen, aber ich war der Anſicht des Publikums, daß ſie für immer verloren war. Was war ich nun ohne Stimme? Viel weniger als jener Müſſiggänger in Bologna, der nie etwas geweſen war und von dem man auch nichts erwartet hatte. Ich war ſo hoch geſtiegen, nur um noch tiefer zu fallen. Die glänzendſten Ausſichten waren dahin. Im erſten Jahre meiner Laufbahn, im Rauſche meines Glückes, hatte ich wenig geſpart, und das wenige Erſparte war während meiner Krankheit dahingegangen. Es blieb mir nichts übrig, als die ſchönen Reſte meines Ruhmes, wie ſie ſich bei einem Sänger immer in Geſtalt von Ringen, Buſennadeln und Dergleichen anhäufen, zu benutzen, um noch leben zu können, vor Allem aber, um die Entdeckungsreiſe nach der Marquiſe anzutreten. Ich geſtehe es, daß mich das Unglück, eine glänzende Laufbahn ſo unterbrochen zu ſehen, weniger erſchütterte, im Angeſichte des größern Unglücks, daß die Marquiſe nicht wieder auf dem Schauplatze erſchien, und des Gedankens, daß ſie vielleicht wirklich irgend wo in der Einſamkeit geheimen unbelauſchten Qualen ausgeſetzt ſei. Das ganze Bewußtſein, nunmehr allen Werth, allen Inhalt verloren zu haben, nichts, gar nichts mehr zu ſein, trat vor dieſem Einen Gedanken zurück, und dieſem ganz verfallen, beachtete ich es wenig, daß es nach und nach auch rings um mich einſam wurde, und brütete ich die abenteuerlichſten Pläne zur Befreiung der Marquiſe aus.

„Nachdem ich die Aerzte eine Zeitlang an mir hatte herumexperimentiren laſſen, machte ich mich mit einer kleinen Summe in der Taſche auf, um alle die Orte aufzuſuchen, an denen ich nach der Angabe des Portiers und nach Dem, was ich aus Anderen ausgehorcht hatte, möglicherweiſe die Marquiſe finden konnte. Ich verließ Paris, das ich durch ſo viele Monate mit meinem Namen angefüllt hatte, ohne Sang und Klang. Niemand bemerkte meine Abweſenheit, und die Zeitungen, die ſonſt jede Kleinigkeit von mir berichteten, als wäre ich irgend ein Potentat, wußten nichts von meiner Abreiſe. Wen konnte ſie auch intereſſiren? Was lag jetzt daran, wo ich mich aufhielt? Wer war ich noch? Ich fühlte es zu wohl, ich war todt für dieſe Welt, in der ich ein Jahr lang geherrſcht hatte. Ein obſkurer Mann wanderte von Schloß zu Schloß, durch die ſchwarzen Berge, über die Heiden der Bretagne. Verkleidet und mit entſtelltem Geſichte ſchlich ich in die Höfe und Gärten aller dem Marquis Basvallé gehörigen Schlöſſer und Landhäuſer, und wie jener Blondel, den ich aus der Oper kannte und der mit Geſang ſeinen König Löwenherz ſuchte, ſang ich gleich einem Bettler vor den Thüren und Fenſtern. Ach, ich wußte wohl, daß ſie meine Stimme nicht wieder erkennen werde, aber die Arien, die ich ihr in glücklichen Stunden im einſamen Hauſe der Rue des Courcelles geſungen, dieſe wird ſie vielleicht erkennen und dankbar für die Erinnerung ans Fenſter kommen, um dem armen Bettler ein Stück Geldes zuzuwerfen. Glauben Sie mir, mein Freund, es koſtete nicht geringe Ueberwindung, mich mit dieſer gebrochenen verzerrten Stimme möglicherweiſe vor ihr hören zu laſſen, ihr ſelber zuerſt anzukündigen, daß das Einzige, was ſie an mir liebte, verloren war. Während ich ſang und wünſchte, daß ſie mich hören möge, zitterte ich zugleich vor der Erfüllung meines Wunſches. Und wenn ſie mich nun erkennt, und wenn ſie unbewacht iſt und ich mich frei wieder in ihre Arme ſtürzen kann, wenn ich ſie aus ihrem Gefängniſſe entführen kann, welches Entſetzen wird ſie erfüllen, ſobald ſie meine jetzige Verarmung erkennt! Nichts als der häßliche ungebildete Mann bin ich ihr dann, der verdorbene Komödiant, ein niedriges, leeres Geſchöpf, das nicht den geringſten Anſpruch, nicht das kleinſte Recht mehr auf ihre Liebe hat. Aber alle dieſe Erwägungen traten in den Hintergrund vor der Sehnſucht, ſie wieder zu ſehen, vor dem Wunſche, etwas für ſie thun zu können.

„Es war nichts; alle meine Anſtrengungen erreichten kein Ziel. Nachdem ich die Bretagne durchforſcht, durchforſchte ich noch manchen Winkel der Pyrenäen und des mittleren Frankreich. Ich zog überall hin, wohin mich die geringſten Spuren wieſen. Alles vergebens; längſt ſchon wanderte ich als wirklicher Bettler von Dorf zu Dorf, mit Mangel und Elend kämpfend, zu wiederholten Malen ſchon als Landſtreicher von der Polizei aufgegriffen, die mich erſt wieder weiter wandern ließ, nachdem ich mich bezwungen und als den berühmten Sänger zu erkennen gegeben. So ging es, bis aus meinem ermüdeten Herzen jede Hoffnung ſchwand und ich mich endlich von einem herumziehenden Theaterdirektor, der auf meinen Namen ſpekulirte, bewegen ließ, in einer Provinzſtadt, in Rhodez, wieder aufzutreten. Die Spekulation war nicht ſchlecht, mein Ruf zog die erſten Abende ein zahlreiches Publikum herbei, bis man ſich überzeugte, daß die Pariſer Zeitungen ſeiner Zeit wahr berichtet und daß meine Stimme gänzlich gebrochen war. Dann blieb man aus und wollte mich nicht mehr hören. Mein Theaterdirektor gab mir Urlaub, bis er wieder in einer andern Provinzialſtadt zu ſpielen begann. So ſang ich in Limoges, in Bourges, in Poitiers und andern Provinzſtädten dritten und vierten Ranges, ſo gab ich mich, von Noth getrieben, zu einer unehrlichen Spekulation her, und ſo ſank ich immer tiefer, bis ich mir ſagte, daß ich nicht mehr würdig war, die Marquiſe an ihre ehemalige Liebe auch nur zu erinnern; bis ich ſelbſt nicht mehr glaubte, daß ich mit jenem Glücklichen eine und dieſelbe Perſon und daß jener Winter in Paris mehr als ein leerer Traum war. Und wie ein Träumer, wie ein Nachtwandler ging ich durch die Jahre, durch das Elend, ja wie ein Todter, denn mein Leben lag ja hinter mir. Von den Jahren, die vor mir lagen, hatte ich nichts zu erwarten, und was mich zu etwas gemacht hatte, war in der That und ſeit lange todt.

„Jener Theaterdirektor führte mich wie eine Reliquie mit ſich, und ſo kam ich nach langen Kreuz- und Querzügen in die Nähe von Paris. Da erwachte ich wieder aus meinem Träumen und Brüten; ich wünſchte wieder auf der Oberwelt zu erſcheinen, den Schauplatz wieder zu ſehen, auf dem ich gelebt hatte, und nachdem mein Name für einen Abend auf dem Theaterzettel gedient hatte, machte ich mich auf, um einige Stunden darauf in Paris einzuziehen. Es war im Winter, und kaum war die Dämmerung eingebrochen, als ich ſchon, wie Sie ſich denken können, um Haus und Pavillon der Rue de Lille und des Seine-Quai's umherſtreifte. Es war ein feuchter, häßlicher Abend; Regen und Schnee fielen trübe und in ſchmutziger Miſchung vom Himmel; in den Straßen floß es, die Wagenräder ſpritzten die häßliche Jauche auf Häuſer und Fußgänger. Ich kümmerte mich wenig um alles Das. Stundenlang ging ich vor dem Pavillon auf und nieder, bis ich den Muth hatte, auf der Schwelle jener Thüre, die mich ſo oft ein- und ausgelaſſen, auszuruhen. Ich vertiefte mich in alte Erinnerungen. Sie wurden, wie durch den langen Schlummer neu geſtärkt, ſo lebendig, als wäre jene Zeit des Glückes erſt geſtern von mir geſchieden, ja, als lebte ich noch mitten drin. Jedermann kennt die Qual, die man nach der Trennung von geliebten Perſonen empfindet, wenn ſich einzelne Züge des Geſichtes zu verwiſchen anfangen. Bald iſt es dieſer, bald jener

Zug, bald der Blick, bald ein gewiſſes Lächeln, die zum Ganzen des Bildes fehlen und die trotz aller Anſtrengung des Gedächtniſſes nicht herbeigeſchafft werden können, um das Geſicht der geliebten Perſon zu ergänzen. Mit dieſem peinvollen Zuſtande hatte ich in den letzten Jahren viel zu kämpfen; jetzt, da ich auf der Schwelle ſaß, ſtand die Marquiſe in ihrer ganzen Schönheit ſo lebhaft vor meinen Augen wie in vollſtändigſter Leibhaftigkeit, und wie ich ſie ſo vor mir ſah, daß ich glaubte, ſie umarmen zu können, und in der That meine Arme voll Sehnſucht nach ihr ausbreitete, hörte ich hinter mir im Hauſe einige Bewegung. Ich erhob den Kopf, und aus dem Fenſter jener Eckſtube, in die mich einſt das Stubenmädchen geführt hatte, fiel Licht auf die Straße. Ich ſprang auf, trat einige Schritte zurück und ſah an den weißen Vorhängen einen Schatten vorüberſtreifen, einen Schatten, den ich ſogleich erkannte. Ohne nur zu wiſſen, was ich that, zog ich den goldenen Schlüſſel aus dem Buſen — er öffnete, und ich ſtürzte auf dem wohlbekannten Wege in die Stube, und mit dem Rufe: ‚Mathilde!‘ lag ich zu den Füßen der Geliebten.

„Sie fuhr zurück, als ſie den durchnäßten ſchmutzigen Bettler zu ihren Füßen ſah; ſie glaubte wohl an einen räuberiſchen Ueberfall oder etwas derart. Aber ihr Schrecken ſteigerte ſich zu wahrhaftem Entſetzen, als ſie mir ins Geſicht ſah und mich erkannte. Die Szene war kurz: ‚Quelle horreur!‘ rief ſie, riß ihr Kleid, das ich gefaßt hatte, aus meinen Händen und ſtürzte mit aufgehobenen Armen, wie vor einem grauenvollen Anblick fliehend, aus der Stube. Auf dieſen Schrei ſtürzten einige Diener herein und faßten mich in dem Augenblicke, da ich zu Boden ſank. Ich fand mich auf dem Trottoir wieder. Ein kleines Geldſtück, das neben mir lag, ſagte mir, daß mich die Diener für einen Bettler gehalten und daß ein Barmherziger unter ihnen, da er mich in die regneriſche Nacht hinausſtoßen mußte, Mitleiden mit mir hatte.

„‚Quelle horreur!‘ dieſer Ausruf des Entſetzens, den ihr mein Anblick einflößte, iſt das letzte Wort, der letzte Laut, den ich in dieſem Leben aus dem Munde der Marquiſe, meiner Geliebten, gehört habe; Sie werden ſich nicht wundern, daß dieſer Schrei in meinem Ohre lange nachklang und noch nachklingt. Es war eine Brandmarkung, die mir meine Geliebte für den Reſt meines Lebens mitgab. Ich hatte mich ſelbſt um den einzigen Beſitz meines Herzens, um den einzigen Troſt in allem Elende gebracht, um die Erinnerung an eine ſchöne Zeit, um den Glauben, einmal geliebt worden zu ſein. Hätte ich die Marquiſe nicht wiedergeſehen, ich hätte das Bild jener glücklichen Monate und ihr eigenes Bild in unverſehrter Schönheit in meinem Herzen wie bis dahin aufbewahrt. Jetzt war auch das dahin, und anſtatt jenes Bildes trage ich jetzt das Echo ihrer letzten Worte: ‚Quelle horreur!‘ mit mir fort.“

3.

Signor Baſſini unterbrach ſich hier wieder, und ich hatte nicht die geringſte Luſt, ihn zur Fortſetzung aufzufordern. Wozu, warum den armen Mann mit Wiederbelebung todter Leiden quälen? Ich war überraſcht, als er mit Lächeln den Kopf erhob und mich fragte: „Welches Alter geben Sie mir wohl?“ Ich betrachtete ihn lange und prüfend und antwortete endlich: „Etwas über Sechzig.“

Er ſchüttelte den Kopf, lächelte wieder und ſagte: „Ich bin noch nicht volle Siebenundvierzig. Möge Ihnen Das Vieles ſagen, was ich verſchweige. Es iſt auch nicht viel zu erzählen von einem alten Sänger, deſſen Namen man bald auch nicht als Aushängeſchild und als Lockvogel fürs Publikum brauchen konnte. Seit fünfzehn Jahren bin ich bald Geſanglehrer, bald Souffleur, bald Bettler mit einer Guitarre in der Hand auf den Straßen. Wie ich es ertragen, wie ich über eine ſo unendliche Zeit hinweggekommen — fragen Sie mich nicht. Ich weiß es nicht. Es ſcheint, daß das Unglück das Leben zäher macht, als das Glück. Doch ich bin Ihnen eine Fortſetzung meiner Geſchichte ſchuldig, die hoffentlich der Schluß iſt. Ich bin ſie Ihnen ſchuldig, weil Sie gewiſſermaßen Zeuge des letzten Kapitels meiner Geſchichte ſind, denn dieſes Kapitel ſpielte in Bonneville drei Tage, nachdem ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, und nur einen Tag, bevor ich Sie auf dem Wege von Bonneville nach Genf zum zweiten Male traf.

„Ich kam mit jener elenden Operngeſellſchaft, welche letzten Frühling in Genf ſpielte, als Souffleur hieher. Ich wurde entlaſſen, als ſich dieſe Geſellſchaft, wie Sie vielleicht wiſſen, in Folge ſchlechter Geſchäfte auflöste. Nachdem ich mir durch mehrere Wochen vergebliche Mühe gegeben, mich in Genf, das ich wegen Mangel an Reiſekoſten nicht verlaſſen konnte, zu ernähren, beſchloß ich, in Bonneville mein Glück zu verſuchen. Savoyen wurde eben franzöſiſch; in alle dieſe, ſelbſt in die kleinen Städte wurden reichere Beamte geſchickt, und die Savoyarden, die in Paris Glück gemacht, kehrten in ihre Heimat zurück, um ſich der franzöſiſchen Regierung bei der allgemeinen Abſtimmung und bei den Wahlen gefällig zu erweiſen. Ich wollte ſehen, ob ich bei der Rückkehr dieſer reichern Bevölkerung Savoyens nicht irgend wie Beſchäftigung finden könnte. Indeſſen wollte man mir in Bonneville, als ich mich erkundigte, nur wenig Hoffnung geben. Es ſei nur eine einzige junge Frau da, die Muſik liebe und die vielleicht einen erfahrenen Meiſter engagiren würde, der ſie auf dem Klavier begleiten oder ihr auch Unterricht geben könnte. Dieſe Frau, Madame de Chantilly, war meine einzige Hoffnung, daher für mich die intereſſanteſte Perſönlichkeit der ganzen Umgegend, und es war natürlich, daß ich mich, bevor ich mich ihr vorſtellte, ſo viel als möglich nach ihr erkundigte. Zuerſt erfuhr ich, daß der Baron von Chantilly ein franzöſiſcher Edelmann ſei, der immer in Paris gelebt und der jetzt auf eines ſeiner Güter bei Bonneville zurückgekehrt, weil ihn die franzöſiſche Regierung darum erſuchte, da er auf die öffentliche Meinung einwirken konnte, und weil er mit alle Dem Senator zu werden hoffte. Das und Aehnliches konnte man in Bonneville von Jedermann erfahren. Einzelnes über die Perſönlichkeiten, beſonders die Baronin, erfuhr ich im Kaffeehaus von einem jener Menſchen, die jede kleine Stadt beſitzt, die Alles wiſſen und ſtolz darauf ſind, beſonders über höher ſtehende Perſönlichkeiten Auskunft geben zu können. Es war dieß ein Advokat, der eine Zeitlang in Paris gelebt hatte, deßhalb in Bonneville eine Rolle ſpielte und in dieſen Wochen der politiſchen Aufregung, welche die Annexion hervorbrachte, noch mehr Zeit als ſonſt in den Kaffeehäuſern verbrachte. Man machte leicht ſeine Bekanntſchaft, und er erzählte mir mitten im Kaffeehauſe und nach ſeiner Art mit einer lauten Stimme, die einen Kreis von Zuhörern um ihn verſammeln mußte, eine Geſchichte der Baronin von Chantilly, von der Niemand unter den Anweſenden ahnte, wie nahe ſie mich anging und wie tief ſie mich aufregte. ‚Die Baronin von Chantilly,‘ ſagte er laut, ‚iſt die Tochter des Marquis Basvallé,‘ und mit leiſerer Stimme fügte er hinzu: ‚was aber kein Menſch glaubt. Es gab einen großen Skandal, der Marquis wollte ſeine Tochter nicht anerkennen. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte die Marquiſe eine Intrigue mit einem italieniſchen Sänger. Der Marquis kam dahinter und entführte ſeine Frau ins Ausland. Kein Menſch wußte, daß ſie eine Tochter hatte, bis dieſe Tochter nach dem Tode des Marquis auftrat und Anſprüche auf die Erbſchaft machte, welche Erbſchaft bereits von den Anverwandten des Marquis in Beſitz genommen war. Es gab einen großen Prozeß. Ich war gerade damals in Paris, und in meiner Welt, in der juriſtiſchen Welt, wurde viel von dem Prozeſſe geſprochen. Die Anverwandten behaupteten, daß der Marquis dieſe Tochter nie anerkannt habe, aber die Marquiſe erkannte ſie als ihre Tochter an, und Das war genug, denn ſie war in der Ehe geboren. Die Anverwandten behaupteten ferner, der Marquis habe ſich mit ſeiner Frau, um dem Skandal, den die Intrigue mit dem Sänger hervorgebracht, und dem Gerede der Leute ein Ende zu machen, nur unter der Bedingung verſöhnt, daß ſie dieſe Tochter fern von Paris in der Schweiz aufwachſen und ſie niemals als ihr Kind vor der Welt gelten laſſen werde. Aber was konnte Das den Anverwandten helfen, wenn die Marquiſe nach dem Tode ihres

Mannes ihr Wort nicht halten wollte? In der That that ſie es nicht und führte ſie ihre Tochter als junge Marquiſe und in Trauerkleidern nach dem Tode des Marquis in Paris ein. O, wie amüſirte dieſe Geſchichte die Pariſer, beſonders des Faubourg St. Germain! Sie amüſirte, einmal, weil die Anverwandten mit langer Naſe abzogen, und dann, weil dieſe junge Marquiſe, wie alle Welt behauptete, jenem italieniſchen Sänger auf das Erſtaunlichſte ähnlich war, obwohl dieſer Sänger ein Ausbund von Häßlichkeit geweſen ſein ſoll und die junge Marquiſe doch eine hübſche Perſon iſt.‘

„Ich weiß nicht, was der Advokat weiter erzählte. Ich hörte nichts mehr, ich ſah nichts mehr, was um mich herum vorging, ich fing wieder zu leben und zu fühlen an, wie ich ſeit vielen Jahren nicht gelebt und gefühlt hatte. Es floß wieder warm durch meine Adern, mein Herz klopfte wieder. Ich ſchlich aus dem Kaffeehauſe, um wieder einmal eine Geſellſchaft aufzuſuchen, die mir ſo lange nichts geweſen war, meine eigene Geſellſchaft. Ich wollte wieder einmal mit mir allein ſein, mich in mich ſelbſt verſenken. Dieſes Bedürfniß war ein Glück, wie ich mich deſſen nicht mehr für fähig hielt. Ich war allein, draußen vor dem Städtchen, auf einem Raine zwiſchen zwei Saatfeldern liegend; ich wollte denken, ich wollte überlegen, allerlei wirre Eindrücke ordnen, aber ich war unfähig, etwas Anderes zu denken, als: ‚Ich habe ein Kind!‘ Von meinem Ruheplatze aus konnte ich das reizende Landhaus oder Schlößchen ſehen, das ſich weiß und heiter von dem dunklen Hintergrunde des Môle abhob und in das Thal niederlachte. ‚Dort,‘ ſagte ich mir, ‚wohnt mein Kind. Mein Kind, mein Kind,‘ wiederholte ich fortwährend und redete mir ein, daß die Fenſter des Schloſſes dabei wie freundliche Augen auf mich niederſähen.

„Am nächſten Tage ſtieg ich den etwas ſteilen Weg zum Schlößchen hinan, und ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß es nicht die Steilheit des Weges und nicht die Hitze war, die mein Herz klopfen machte. Vor Allem wollte ich die Tochter der

Marquiſe und mein Kind ſehen, dann wollte ich es um jeden Preis durchſetzen, von ihr beſchäftigt zu werden, und wenn ich ſie auf den Knieen darum anflehen ſollte.

„In das Vorzimmer tretend, war meine Aufregung ſo groß, daß ich den falſchen Namen Baſſini, unter dem ich mich einführen wollte, nicht ausſprechen konnte und daß ich in Gefahr war, meinen wahren Namen zu nennen. Der Bediente ſah mich mit mißtrauiſchem Auge an und wurde noch mißtrauiſcher, als ich ihm, nachdem ich ihm den Namen Baſſini genannt, aus dem Vorzimmer in den erſten Salon folgte. Ich konnte nicht anders, es zog mich unwiderſtehlich in die Richtung nach meinem Kinde. Der Bediente ließ deßhalb die Thüre, die aus dem erſten in den zweiten Salon führte, offen und richtete meinen Auftrag aus, indem er immer rückwärts blickte. Ich konnte die Baronin Chantilly in einem Spiegel ſehen, und bei ihrem Anblicke ergriff es mich wie ein Fieber. Es war die Marquiſe, und doch waren es ganz und gar meine Züge, nur von Schönheit bedeckt. Ich weiß es nicht, wie ich mich bei dieſem Anblick länger zurückhielt; ich weiß nur, daß ich mich mit der Hand auf einen Seſſel ſtützte und vorgebeugt in jenen Spiegel ſtarrte, um das Spiegelbild mit gierigen Augen einzuſaugen.

„‚Signor Baſſini?‘ hörte ich ſagen, ‚ich kenne ihn nicht, ich kann ihn nicht empfangen — ſagen Sie ihm, daß ich keinen Geſanglehrer brauche.‘

„Ich ſollte alſo abgewieſen werden, ſie nur im Spiegel geſehen haben, ohne einmal ein Wort an ſie gerichtet zu haben. Ich fühlte, daß ich außer mir gerieth, und als ſich mir der Bediente wieder näherte, um mir die Antwort ſeiner Herrin zu bringen, rief ich ihm mit lauter Stimme zu: ‚So melden Sie Signor …‘ — ich nannte meinen Namen. Der Bediente, vom Tone meiner Stimme, meinem ganzen Ausſehen und der plötzlichen Veränderung des Namens überraſcht, ging wieder in den Salon zurück, aber noch bevor er die Schwelle überſchritten hatte, war ich ihm ſchon zuvorgekommen. Die Baronin, die den Namen gehört hatte, ſtand zitternd und blaß an die Wand gelehnt, aber ſie fuhr zuſammen, als ſie mich plötzlich vor ſich ſah. Sie ſtarrte mein Geſicht an, erhob plötzlich beide Arme, und mit dem Ausrufe: ‚Quelle horreur!‘ ſtürzte ſie durch den Salon in eine anſtoßende Stube.

„Lieber Freund,“ ſagte Signor Baſſini nach einer kurzen Unterbrechung — „was wollen Sie — was glauben Sie, daß ich in dieſem Momente gethan habe? Was konnte ich anders thun als lachen? Ich lachte, als meine Tochter mit derſelben Bewegung der Arme denſelben Entſetzensruf ausſtieß wie ihre Mutter. Der Tochter mochte ich mit der Karikatur ihres Geſichtes noch geſpenſtiſcher erſchienen ſein als der Mutter. Ich ging und ſagte mir mit vollkommener Ruhe des Verſtandes, daß Madame de Chantilly Recht hatte, einen Vater nicht anzuerkennen, nachdem ihre Anerkennung als Marquiſe von Basvallé ſo viele Mühe gekoſtet. Die Bläſſe, die bei Nennung meines wahren Namens ihr Geſicht überzog, ſagte mir, daß ſie ihre Geſchichte vollkommen kannte. Eine Stunde vorher hätte ich geglaubt, daß die Kenntniß dieſer Geſchichte mir ihre Arme öffnen werde; jetzt ſah ich ein, daß ſie nothwendiger Weiſe das Gegentheil hervorbringen mußte. Mir blieb nichts weiter zu thun übrig, als aus Bonneville und Umgegend ein häßliches Geſicht zu entfernen, deſſen Aehnlichkeit mit einem ſchönen ein Zeugniß gegen mein Kind abgelegt hätte, — und der Mann, den Sie am nächſten Tage auf der Landſtraße wieder fanden, hatte ſich eben, wie ſchon ſo oft im Leben, wieder in ſein Schickſal gefügt. Gute Nacht.“

Dieſe Geſchichte erzählte mir der ſogenannte Herr Baſſini vor einigen Jahren; ich zeichne ſie ſo getreu als möglich wieder auf und wünſche, daß ſie der Leſer als den Nekrolog eines Unglücklichen betrachte, denn dieſer ſelbe Signor Baſſini iſt am 12. Juni des Jahrs 1862 auf dem katholiſchen Kirchhofe zwiſchen Genf und Châtelaine begraben worden. Der Leſer würde dort ſeinen falſchen, unberühmten Namen ebenſo vergebens ſuchen wie ſeinen wahren, berühmten, denn er hat kein eigenes Grab und keinen Grabſtein.

Das Schloß im Gebirge.

Von Genf kommend, ſollte ich in St. Jean de Maurienne, am Fuße des Mont-Cenis, mit Herrn B... aus Paris zuſammentreffen, um mit ihm über den Berg und nach Turin weiter zu reiſen. Bei meiner Ankunft an dieſem letzten Ende der Eiſenbahn erkundigte ich mich ſogleich beim Chef de gare nach meinem Reiſegefährten. Er war nicht da. Ein Telegramm hatte gemeldet, daß er erſt in zwei oder drei Tagen kommen könne, und mich gebeten, entweder die Reiſe allein fortzuſetzen oder Herrn B... in St. Jean zu erwarten, und endlich den Chef de gare erſucht, mich freundlich aufzunehmen und mir alle möglichen Aufmerkſamkeiten zu erweiſen. Herr B... iſt einer der großen Unternehmer und Eiſenbahnkönige Frankreichs; auf dieſer Eiſenbahn hatte er als einer der erſten Verwaltungsräthe noch beſondern Einfluß, und ſo reichte das Telegramm hin, um mir die geſammte Beamtenwelt dieſes Bahnhofes zur Verfügung zu ſtellen. Meine Anweſenheit in Turin war, wenn ich ohne B... dahin kam, nutzlos; ich verſpürte wenig Luſt, die Reiſe über den öden Mont-Cenis allein zu machen, und ſo beſchloß ich, die durch das Ausbleiben meines Reiſegefährten gewährte Friſt zu benutzen, um dieſen wilden und in ſeinen Seitenthälern wenig bekannten Theil Savoyens kennen zu lernen.

Das Elend, das hier überall aus den erblindeten oder ganz und gar ſcheibenberaubten Fenſtern der Hütten blickt, hat allerdings wenig Verlockendes, aber die Wildheit der Gegend, die gewaltigen Felsmaſſen, die Wildbäche, die aus geheimnißvollen Seitenthälern hervorbrechen, Höhen und Schluchten, die unnahbar ſcheinen, und der ganze Apparat großartiger Alpennatur verſprechen, wenn ſie auch bei der Armuth und Gebrechlichkeit der Menſchen dem Herzen mit manchem ſchmerzlichen Eindruck drohen, doch vielfache Nahrung für Aug und Phantaſie. Wer außerdem ſeinen Livius geleſen, wird ſich leicht überzeugen, daß er ſich hier auf dem Wege befindet, auf dem Hannibal die gewaltigſten Hinderniſſe zu bekämpfen hatte, und zu den andern Verlockungen tritt noch der allgewaltige hiſtoriſche Reiz. Ich geſtattete dem behaglich eingerichteten Zimmer, das mir der Verwalter einräumte, nicht, mein Capua zu werden, und ſchon eine Stunde nach meiner Ankunft befand ich mich an der Seite eines an der Eiſenbahn angeſtellten Eingeborenen auf der Wanderung.

Ungefähr eine halbe Stunde lang ſüdwärts dem Bache entgegenwandernd, bogen wir dann rechts in ein Seitenthal ab, das mich mit ſeinen kahlen, abſchüſſigen, himmelhohen Felswänden anlachte. Der Bach brauste tief unter uns, während wir auf einem feuchten, nur einige Stunden im Jahre von der Sonne beſchienenen Wege dahingingen. Die wenigen Pflanzen, die mit kümmerlichen Wurzeln an den Felſen hingen, ſahen aus wie Kellerpflanzen. Der Weg ſelbſt, zum großen Theil künſtlich angelegt, war feucht und ſchlüpfrig; über den ſumpfigen Riſſen, die ihn unterbrachen, lagen Balken, die, faul und verwittert, unter uns zuſammen zu brechen drohten. Ein ſolcher Weg konnte nicht in einen glücklichen Winkel führen, und in der That mündete er auf ein Dorf, in dem ſich Elend und Kretinismus brüderlich nebeneinander niedergelaſſen hatten. Ich will dieſes Dorf nicht weiter beſchreiben, ich hätte nur Häßliches, Abſtoßendes, ja Schlimmeres zu ſagen. Mein Führer ſagte mir, daß wir uns hier in einem der Thäler befanden, die alljährlich die größte Zahl von Knaben und Mädchen in die Welt ſchicken, damit ſie in der Ferne, auf welche Art immer, ihr Brod ſuchen. Sie lehren ein, fügte er hinzu, daß dieſe Gegend nicht gemacht iſt, auch nur eine dünne Bevölkerung zu ernähren, ſelbſt die Ziegen ſterben hier Hungers. — Das ſehe ich wohl ein, erwiderte ich, was ich aber nicht begreife, iſt, daß ſie überhaupt noch bevölkert iſt, daß hier nicht längſt alle Einwohner ausgewandert ſind. — Ja, lachte der Mann, das iſt eben unſere Narrheit, wir können ohne dieſes Land nicht leben. Dieſelben Kinder, welche die Eltern des Elendes wegen in die Fremde ſchicken, kehren in einem gewiſſen Alter wieder in die Heimat zurück, die Einen arm, wie ſie gegangen, die Andern reich wie irgend ein Bankier — aber arm oder reich, ſie kehren eben wieder; ſie können ohne Savoyen nicht leben. Sie können ſich ſelbſt davon überzeugen. Sprechen Sie im nächſten Dorfe den erſten beſten armen Mann an, und er wird Ihnen ſagen, daß er zwanzig und dreißig Jahre in der Fremde, in Paris, Marſeille, Brüſſel zugebracht, und kaum eine Stunde von hier können Sie ein prächtiges Schloß ſehen, das einem Manne gehört, der vor ſechzig Jahren mit einem Murmelthiere als ſeiner ganzen Habe von hier fortgegangen. Es iſt Monſieur Laurent, einer der reichſten Leute des Landes, er ſoll Millionen beſitzen. —

Gut! Führen Sie mich nach dieſem Schloſſe.

Die Schlucht erweiterte ſich nach und nach, und wir kamen, immer ſteigend, in ein längliches Keſſelthal, auf dem die Sonne lag und von deſſen Sohle aus ſich hübſche Matten ziemlich hoch die Abhänge hinan erſtreckten. Ueberall ſonſt würde auch dieſes Thal, in das von der Höhe kahle Felſen und kalte Schneeberge blickten, einen traurigen Eindruck gemacht haben, nach der Schlucht aber, die wir ſeit zwei Stunden durchwanderten, erſchien es wie eine der glücklichen Inſeln. Die angenehme Täuſchung, die der Anblick dieſes Thales hervorbrachte, und der Kontraſt, den es mit der Schlucht bildete, dauerten freilich nicht lange, denn in dem Dorfe, das am Eingange lag, herrſchte nicht mindere Noth als in der Schlucht, und das wenige Vieh, das auf den Wieſen weidete, war klein und verkümmert, als gehörte es der Thierwelt des Polarkreiſes zu. Ueberraſchend aber und das Thal förmlich beherrſchend, blickte von einer Höhe hinter dem Dorfe ein prächtiges Schloß mit vier Thürmen, unzähligen glänzenden Fenſtern, einem hohen, ſteilen Dach, wie es dem Schloßſtil aus der Zeit Heinrichs II. eigen iſt, mit vielen und reichen Verzierungen auf dieſem Dache, mit Balkonen, mit einer großen Hufeiſentreppe, die ſich von der dreifachen Thüre des erſten Stockwerkes breit und groß in den Hof hinabzog, und endlich mit einem uralten Parke, der ſich weit hinter dem Schloſſe mit rieſigen Bäumen ſanft den Berg hinaufſtreckte und für daſſelbe einen ſchönen, abhebenden Hintergrund bildete. In ungleichen Entfernungen vom Hauptgebäude, aus dem dunkeln Schooße des Parks hervor blickten mehrere Pavillons mit hohen Dächern, Thürmen oder Kuppeln.

Dieß iſt das Schloß des Herrn Laurens! ſagte mein Führer, als ich erſtaunt ſtehen blieb und die unverhoffte Pracht mit weit offenen Augen betrachtete.

Es hatte etwas Zauberhaftes, dieſer Pracht nach ſolcher Wanderung, in ſolcher Einſamkeit zu begegnen. So mag Montſalvatſch plötzlich vor den irrenden Rittern aufgetaucht ſein. Ich beſchleunigte meine Schritte, um dem herrlichen Bau raſch näher zu kommen, als ich bei einer Biegung nicht fern von einer Hütte ſtand, vor welcher auf einer Bank zwei alte Männer ſaßen, die ebenfalls auffallen mußten, denn ſie ſahen anders aus als die übrigen verkommenen Bewohner des Dorfes, anders in ihrer Kleidung wie in ihrem Weſen. Sie ſaßen ſorgenlos da wie zwei Menſchen, die der Arbeit nicht bedürfen, und waren auch ſo gekleidet, wie die andern gewiß nicht an höchſten Feiertagen ſich kleiden konnten. Der Eine, eine derbe, breitſchultrige Greiſengeſtalt, trug lange graue Locken, die in dichter Fülle auf eine reinliche, weiße, leinwandne Blouſe herabfielen, und auf dieſen Locken einen Panamahut, wie er damals in Paris Mode war. In der Hand hielt er eine Zeitung und plauderte ſo vor ſich hin, während der Andere immer bejahend mit dem Kopf nickte und lächelnd zuhörte. Dieſer Andere nahm ſich neben der derben Blouſengeſtalt doppelt ſchmächtig aus, und während bei dem

Blouſenmann eigentlich nur die grauen Haare ſein Alter verriethen, ſprach bei dieſem Alles und Jedes vom Verfall eines hohen Greiſenthums. Er hielt einen alten Cylinderhut in der zitternden Hand und zeigte einen kahlen Schädel, der nur von wenigen ganz weißen Löckchen eingefaßt war. Sein Geſicht war zu einer erſtaunlichen Kleinheit zuſammengeſchrumpft, was neben dem breiten, derben Antlitz des Blouſenmannes noch mehr auffallen mußte. Ueberaus klein waren auch Hände und Füße, und mit dieſen ſtimmte die ſchmächtige Geſtalt überein, welche von einem zwar alten, aber ſorgſam gebürſteten blauen Frack mit gelben Knöpfen wie zur Noth zuſammen und aufrecht gehalten wurde. — Und ſo wie die Beiden ſich von den übrigen Bewohnern unterſchieden, ſo war auch die Hütte, vor der ſie ſaßen, eine Ausnahme unter den Hütten des Dorfes. Sie war ſo klein und an ſich ſo unbedeutend wie die andern, aber ſie war mit hübſcher grauer Oelfarbe überſtrichen, mit Ziegeln gedeckt, und ihre Fenſter hatten klare Scheiben, hinter denen weiße Gardinen hervorſchimmerten. Auch hatte ſie, was den andern fehlte, einen Flur, aus dem man rechts und links in die zwei Zimmer, die ſie enthielt, durch niedrige, aber hübſch gezimmerte und bläulich angeſtrichene Thüren gelangte.

— Der Herr dort in der Blouſe, ſagte mein Führer, iſt Herr Laurens.

— Der Beſitzer des Schloſſes? Unmöglich! Sie meinen wohl den Andern im blauen Frack.

— Der Andere iſt der Marquis von Villarſon, das Schloß aber gehört Herrn Laurens.

Ich ging auf Herrn Laurens zu und fragte, ob es erlaubt ſei, das ſchöne Schloß zu beſichtigen.

Herr Laurens erhob ſich ſogleich, grüßte überaus freundlich und rief: Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre ſein!

— Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre ſein! wiederholte der Marquis, der ſich ebenfalls erhob und verneigte, mit einer ſchwachen und zitternden Stimme, die wie ein moderndes

Echo der geſunden und kräftigen des Herrn Laurens klang. Es war, wie ich ſpäter merkte, ſeine Gewohnheit, kurze Sätze des Herrn Laurens zu wiederholen; längere ſchienen ihm zu viel Mühe zu machen, und er begleitete ſie nur mit einem: Ja, ja! oder einem beſtätigenden Kopfnicken.

Ich will ſelbſt Ihren Führer machen, ſagte Herr Laurens, und ſchon auf dem Wege zum Schloß wurde er ſehr beredt, wie Einer, der froh iſt, nach langem einſamen Leben ſich ein wenig ausſprechen zu können.

— Woher kommen Sie, fragte er unter Anderm.

— Aus Genf!

— Aus Genf! das kenne ich auch, aber es muß ſich, ſeit ich es geſehen, ſehr verändert haben. Ich war acht Jahre alt, als ich dahin kam, nur mit meiner Vielle und meinem Murmelthier. Man hatte damals Angſt, nach Paris zu gehen, denn es war die Zeit, da die Guillotine ſo gewaltig arbeitete. So ging ich denn nach Genf, als mein Vater ſtarb. Aber dort war auch nicht viel zu holen; ich hungerte in Genf und wohnte in einem hohlen Baum auf dem Wege nach Sacconex. Möcht' wiſſen, ob er noch ſteht. Eines Morgens, als ich erwachte, war mein Murmelthier fort; Das verbitterte mir den Aufenthalt, und ich zog trotz der Guillotine weiter nach Lyon und dann nach Paris.

— Ja, ja, Paris! lächelte der Marquis, der ſich Mühe gab, mit uns gleichen Schritt zu halten — ja, ja, die Guillotine!

— Ich kenne eine alte hohle Platane auf dem Wege nach Sacconex, verſicherte ich, vielleicht iſt es dieſelbe —

— Richtig, eine Platane war es, rief Laurens — wie ſchade, daß man ſo einem Baume keine Penſion ausſetzen kann.

— Es iſt doch ein großer Unterſchied zwiſchen der Platane und dieſem Schloß! ſagte ich.

— Ei was, erwiderte Laurens achſelzuckend, das iſt nicht ſo arg.

— Aber eigenthümlich iſt es doch, ſo aus der hohlen Platane in ein ſolches Schloß zu gelangen.

— Das iſt es, weiß Gott, beſtätigte der Alte, und ich kann es mir kaum ſelbſt erklären, obwohl ich die Geſchichte dieſes Wunders am Beſten kennen muß.

— Es muß eine ſehr intereſſante Geſchichte ſein, ſagte ich ausholend.

— Nun, iſt auch wieder nicht ſo arg, als man meint, lächelte Herr Laurens — etwas Glück, ein klein wenig Verſtand, Gottes Segen — und, fügte er leiſer hinzu — ein gutes, kluges Weib. Aber am Ende, aufs Schloß kommt es nicht an, man kann auch ohne Schloß leben. Es kann ſehr langweilig ſein in einem ſolchen Schloß.

Im Schloßhof angekommen, machte mir das Gebäude mit einem Male einen unheimlichen Eindruck, und zwar gerade ſeiner Pracht und Schönheit wegen, denn gerade mit dieſen Eigenſchaften und mit der außerordentlichen Reinlichkeit, die hier überall herrſchte, vertrug ſich die Verlaſſenheit und Oede des Ganzen am Wenigſten. Ueberall ſah man die ordnende, ſorgende und erhaltende Hand, aber nirgends war ein Menſch zu ſehen. Fenſter, Treppen, Erker, Balkone, Alles leer und unbelebt; im Hof und in den Nebengebäuden, geſchaffen, um von zahlreicher Dienerſchaft bevölkert zu werden, keine Seele. Wir ſtiegen die Treppe hinauf, und die Flügelthüren, die von da in einen gewaltig hohen und großen Saal führten, waren unverſchloſſen und wichen einem einfachen Drucke. Die Schritte wiederhallten in dieſem Saale und in den zahlreichen Zimmern, die wir durchwanderten — es war unendlich öde und einſam — aber Staub, Moder, Spinneweben, die zu dieſer Einſamkeit gepaßt hätten, fehlten überall. Alles war ſo gut und ſorglich gehalten, als ſollte die Herrſchaft eben einziehen — und wie ordentlich und reinlich, ſo prächtig waren auch Schmuck- und Hausrath! koſtbare Möbel jeder Art, Seiden- und Ledertapeten, Holzgetäfel und Schnitzereien, Oelgemälde und Kupferſtiche, ſelbſt ſchön bemalte, im Stil des 17. Jahrhunderts gehaltene Plafonds. Auf meine Verwunderung über die Einſamkeit antwortete Herr

Laurens mit einem Achſelzucken und einem verhaltenen Seufzer; meine Bewunderung der Pracht nahm er mit Gleichgültigkeit hin und ging durch die Gemächer ruhig wie ein Führer, während der Marquis jedes meiner lobenden Worte mit beifälligem Lächeln aufnahm, freudig dazu den Kopf ſchüttelte und ſtolz neben mir einherſchritt.

— Wer hält Ihnen Das alles ſo in Ordnung? fragte ich Herrn Laurens.

— Das ganze Dorf! antwortete er; die armen Leute haben nichts zu thun und ſind froh, wenn ich ſie beſchäftige.

— Sie haben alſo keine Dienerſchaft?

— Ebenfalls das ganze Dorf, ſagte er und fügte hinzu: Ich habe wohl bemerkt, daß Sie ſich über die Stille im Schloſſe verwunderten. Machen Sie mir das Vergnügen, ſeien Sie mein Gaſt und bleiben Sie über Nacht hier — ſo will ich Ihnen das Schauſpiel geben, wie ſich Alles hier belebt und wie es in einer halben Stunde hier von Bedienten wimmelt.

Ich überlegte eine Zeit lang. Herr Laurens drang in mich, und ich ſagte zu. Darauf ging er auf die Plateform vor der Treppe und pfiff, dann zog er eine Glocke über der Treppe, daß es im ganzen Thale wiederhallte. Nicht eine Minute verging, und Männer und Weiber eilten aus dem Dorfe herbei. Herr Laurens wartete, bis ſie nahe genug waren, dann rief er ihnen zu: Ich habe heute Abend einen Gaſt; daß Alles bereit ſei! —

Darauf lud er mich ein, die Wanderung fortzuſetzen. Wir durchſtrichen den Park, beſahen die Pavillons und beſtiegen mehrere ſchöne Ausſichtspunkte. Als wir nach ungefähr einer Stunde ins Schloß zurückkehrten, hatte ſich hier Alles wie durch Zauber verändert. Eine Reihe von Zimmern erwartete mit hellerleuchteten Fenſtern den nahen Abend, der hier raſch hereinbricht; auch an allen Eingängen und im Hofe brannten alte, große Laternen; aus dem Souterrain ſtiegen Speiſedüfte auf, und wohin man ſah, überall erblickte man wartendes oder hin und her eilendes, theils in Livree, theils in bäuerlichen Sonntagsſtaat gekleidetes Volk. Es war wie eine kleine Hofhaltung. Der ewig lächelnde und ſchweigende Marquis reckte und ſtreckte ſich und fühlte ſich offenbar ſehr wohl. Am Anſpruchloſeſten und Einfachſten in der plötzlich geſchaffenen luxuriöſen Welt ſah der Beſitzer ſelber aus. — Noch ſchöner und prächtiger wurde es, als die Sonne gänzlich hinter den hohen Bergen verſchwand, dichte Dunkelheit eintrat und zu den vielen Laternen noch andere und dazu noch eine Reihe von kienholzgefüllten Eiſenkörben vor dem Schloſſe angeſteckt wurden und in hohen Flammen aufwallten.

— Das iſt ein wahres Feſt für die Leute, ſagte mein Wirth, als ich mit ihm betrachtend auf der Platform ſtand, wenn ſie ſolch ein Spektakel bereiten können. Sie ſind auf meinen Reichthum ſtolz, als wäre es der ihre, weil ich zu ihnen gehöre. Sie ſehen ihn gern auch deßhalb, weil Mancher von ihnen denkt, ſo wie dieſer Laurens kehrt vielleicht mein Kind einmal als Millionär aus Paris zurück. Ich bin ja nicht der Erſte, der als Betteljunge fortgezogen, um als Millionär heimzukehren.

Der Marquis ſeufzte. Laurens ſah ſich um und ſagte: Nicht traurig ſein, Herr Marquis!

— Nicht traurig ſein, Herr Marquis! wiederholte dieſer und lächelte wie früher und nickte mit dem Kopfe.

Ich ſah ein, daß es mir nicht ſchwer ſein würde, die Geſchichte der beiden eigenthümlichen Alten zu erfahren, und vertröſtete mich auf das Nachteſſen, das für uns bereitet wurde und das wir gemeinſchaftlich einnehmen ſollten. Ein ſchwarzgekleideter Mann mit weißer Kravatte erſchien bald und kündigte an, daß das Eſſen bereit ſei. Wir gingen durch eine Reihe ſchöner Gemächer, in ein kleines, rundes, mit Stukkaturarbeiten geſchmücktes Eßzimmer, wo uns ein elegant ſervirter Tiſch erwartete.

— Das ſind wohl Ihre Zimmer? fragte ich Herrn Laurens.

— Meine Zimmer? — Nein! ich wohne unten im Dorfe, in der Hütte, vor der Sie mich geſehen, zur Miethe beim Herrn Marquis.

Der Marquis lächelte und beſtätigte: Ja, ja, zur Miethe bei mir, dem Herrn Marquis.

Als wir uns zu Tiſche ſetzten, bemerkte ich, wie Herr Laurens dem Bedienten, der uns eingeführt, mit ſtrenger Miene ein Zeichen machte, das ein Verweis ſein ſollte. Sogleich eilte dieſer aus dem Zimmer und kam mit einem andern Diener in prächtiger Livree zurück, der ſich hinter dem Stuhle des Marquis aufſtellte. — Vom Eſſen ſage ich nur — um nicht einen Speiſezettel aufführen zu müſſen — daß es vortrefflich war und daß es von Leuten ſervirt wurde, denen man eine mehrjährige Dienſtzeit zu Paris als Kellner und Aufwärter anſah. Den Speiſen und der Bedienung entſprechend waren die edlen Weine, die in zweckmäßiger Abwechslung auf einander folgten. Den beſten Appetit bewährte der alte Marquis, der ſich durch unſere Geſpräche nicht ſtören ließ, nur von Zeit zu Zeit bejahend mit dem Kopfe nickte und ſich manchmal benahm, als wäre er unſer Wirth, eine Illuſion, in der ihn dann Herr Laurens immer zu beſtärken ſuchte. Ich begriff die Urſache dieſer Handlungsweiſe und zum Theil das ganze Benehmen Laurens' gegen den Marquis, als ich fragte, ob das Schloß nicht einen beſondern Namen habe, und dieſer raſch antwortete: Chateau Villarſon. Der Marquis war alſo offenbar der frühere Beſitzer, glaubte es manchmal noch zu ſein, und Herr Laurens wollte in ſolchen Momenten die ſüße Täuſchung nicht ſtören.

Nachdem verſchiedene Weinſorten an uns vorübergegangen, neigte der arme Marquis den Kopf auf die Schulter und ſchloß die glänzenden Augen, die eigentlich noch das einzige Lebende an ihm waren und ohne deren Glanz man es nicht geglaubt hätte, daß noch ein Fünkchen menſchlicher Vernunft in dieſem kahlen und alten Schädel brannte. Er dämmerte von nun an ſo hin zwiſchen Träumen und Wachen, und ſeine Erſcheinung wurde noch traumhafter als zuvor. Mein Wirth hingegen, der viel mäßiger im Genuſſe der Speiſen wie der Getränke geweſen, wurde deſto lebhafter und mittheilſamer, und da ich in demſelben

Grade zudringlicher wurde, bekam ich, während draußen die Flammen in den Körben immer tiefer brannten, ſeine Geſchichte zu hören, in deren Erzählung er ſich ſelbſt durch die Diener nicht ſtören ließ, die ab- und zugingen.

Als die Franzoſen, ſo begann Herr Laurens, aus dieſem Lande eine Republik machten, welche ſie die allobrogiſche nannten, wurde hier trotz aller guten Abſichten die Noth größer als je. Wir hatten Einquartierungen und ſollten fremde Soldaten ernähren, während wir ſelbſt kaum das Brod hatten. Viele Savoyarden flüchteten ſich aus Paris zurück in die Berge, und die Zahl der Verzehrenden wurde größer, während die Zahl der Arbeitenden und Erwerbenden immer kleiner wurde, da die rüſtige Jugend in den Krieg zog. Dazu kam, daß der reiche Adel, von deſſen Tiſch früher manche Broſamen für die Armen abfielen, jeden Nichtadligen als Feind zu betrachten anfing und dem Volke, das er aushungern und, wie er dachte, zur Unterwerfung zwingen wollte, jeden Abfall von ſeinem Ueberfluß entzog. Die Herren, die in Chambery in der Kirche als Vertreter der allobrogiſchen Republik ſaßen, beriethen vielerlei, aber dem Elende der Zeit konnten ſie nicht abhelfen — und wie zu Anfang der Revolution die Savoyarden aus Paris zurück eilten, ſo begann jetzt die Auswanderung in weit größerem Maßſtabe. Ich war kaum zehn Jahre alt, als ich ausgerüſtet mit einem Murmelthier und dem Segen der Mutter auf die Wanderſchaft ging; neben mir ging ein Mädchen, ein Waiſenkind, Louiſon hieß ſie, die meinem, des zehnjährigen Knaben Schutze vertraut war. Ihre Ausrüſtung war eine Vielle, die ſie von ihrer Mutter geerbt hatte. Meine Mutter begleitete uns bis St. Jean de Maurienne, und wir weinten alle Drei. Auf dem Wege dahin begegneten wir dem zwölfjährigen Sohn unſerer Herrſchaft, dem jungen Marquis von Villarſon, hoch zu Roß. Die Mutter befahl uns, dem jungen Seigneur pflichtgemäß Lebewohl zu ſagen. Wir thaten es mit Zagen, denn der junge Marquis war als ein wilder, unbarmherziger Knabe verrufen, und ich ſowohl wie Louiſon hatten ſchon manche Püffe von ihm empfangen.

— Ja, ja, unterbrach hier der alte Marquis den Erzähler, der junge Villarſon war ein wilder, unbarmherziger Knabe.

— Er war es, lächelte Herr Laurens, indem er ihm die Hand entgegenſtreckte, aber er wurde ein guter Mann.

— Er wurde ein guter Mann, beſtätigte der Marquis, ohne die Augen zu öffnen.

— Sprechen Sie vom Marquis? fragte ich.

— Von dieſem, der hier ſitzt, erwiderte Herr Laurens — man darf von ihm ſprechen wie von einem Abgeſchiedenen.

— Wie von einem Abgeſchiedenen! wiederholte der Marquis wie früher.

Der junge Marquis, fuhr mein Wirth fort, ließ uns nicht zu Worte kommen. Ah, Canailles, rief er uns entgegen, geht ihr nach Paris zu Robespierre, um Jakobiner zu werden und mit den Franzoſen zurückzukommen und uns unſere Schlöſſer zu nehmen?

— Verzeihen Eure Gnaden — fiel ihm meine Mutter in die Rede, aber Louiſon ließ ſie nicht weiter ſprechen, und böſe über ſeine Bosheit rief ſie darein: Ja, Herr Marquis, wir gehen hin, um in Ihr Schloß zurückzukehren und Sie daraus zu vertreiben.

— Canaille! Canaille! wiederholte der junge Marquis.

— Anſtatt die armen Kinder zu ſchimpfen, ſagte meine Mutter, ſollten Sie als unſere Herrſchaft ihnen einen Zehrpfennig auf den Weg geben.

— Zehrpfennig? den ſollen ſie haben! rief der wilde Knabe, ſprengte auf uns los und ſchlug mich und mehr noch Louiſon mit der Reitpeitſche auf Rücken und Geſicht. Ich wollte mich auf ihn ſtürzen, aber der Bediente, der mit ihm war, warf mich mit ſeinem Pferde um. Darauf ritten Beide im Galopp weiter. Ich war beſchämt und ergrimmt, Louiſon, die ich ſo ſehr lieb hatte und die meinem Schutze empfohlen war, vor mir mißhandelt zu ſehen, ohne helfen und ſie rächen zu können. Thränen der Wuth ſtürzten aus meinen Augen, während auch meine Mutter weinte; aber Louiſon tröſtete uns. Wir gehen jetzt in die Welt, ſagte ſie, und ich ſchwöre es, wir wollen es noch dahin bringen, daß wir den böſen Marquis aus ſeinem Schloſſe drängen; dann wollen wir ihn an die Schläge erinnern. — Ach, es war eine ſtarke Seele, meine Louiſon, und mein Lebenlang hat ſie mehr mich beſchützt, als ich ſie.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß wir aus Furcht vor der Guillotine, die übrigens damals gar nicht mehr arbeitete, nicht nach Paris, ſondern nach Genf gingen. In der bewußten Platane ſchlief ich nicht allein, ſondern mit Louiſon. Als die Noth groß wurde, ſagte Louiſon: Ach, wer wird ſich auch vor der Guillotine fürchten; die ſchlägt nur Ariſtokraten den Kopf ab. Wir ſind keine Ariſtokraten, gehen wir nach Paris. Und ſo gingen wir nach Paris.

Die damalige Welt hatte wenig für Savoyarden übrig, und es ging uns herzlich ſchlecht. Ich wäre wohl zehnmal verhungert, wenn mir nicht Louiſon immer ein Stück Brod zu verſchaffen gewußt hätte; ihren ſchönen, braunen Augen konnte Niemand widerſtehen, und ſie tanzte ſo ſchön, daß ſie immer einige Sous zuſammenbrachte, genug, um ſie und mich zu ernähren. Indeſſen — Sie kennen ja das Leben der Pariſer Savoyardenkinder — wozu ſoll ich Sie mit einer langen Beſchreibung langweilen? Wir ſchliefen à la belle étoile, wir aßen oder wir aßen auch nicht ein Stück trocknen Brodes, und ſo verging eine ſchöne Zeit, und wir wuchſen trotz allem Elend rüſtig darauf los. Eines Tages, während eines heftigen Schneegeſtöbers, ſuchte ich unter der Einfahrt eines großen Hauſes Schutz, und da das ſchlechte Wetter nicht aufhören wollte, legte ich mich in einen Winkel und entſchlief. Es war ſchon ſpäter und dunkler Abend, als ich mich ſanft geweckt fühlte und eine Frau mit freundlichem, lächelndem Geſichte vor mir ſtehen ſah. Sie lud mich ein, ihr zu folgen, was ich gerne that, da ich auf ein gutes

Nachteſſen hoffte. Sie ging voran, ich folgte, bis ſie nach einer ziemlich langen Wanderung in der Rue Pepinière eine Hausglocke zog. Der Portier öffnete und empfing die Dame mit vieler Unterthänigkeit. „Die Frau Gräfin, ſagte er lächelnd, haben eine gute Jagd gehabt“ Sie antwortete nicht und führte mich drei Treppen hinauf in ein großes Zimmer, wo unter dem Vorſitz eines ältern Herrn an zehn Knaben um einen Tiſch ſaßen und mit Appetit ein einfaches Nachteſſen verzehrten. Mit Erſtaunen erkannte ich unter den Knaben mehrere als Landsleute und Kollegen, die noch vor Kurzem wie ich die Straßen durchzogen oder als Schornſteinfeger fungirt hatten. Ich überzeugte mich bald, daß ſämmtliche dieſe Knaben Savoyarden waren. Ich will Ihnen das Räthſel in wenigen Worten löſen.

Gräfin Montarcy wurde unter der Schreckensherrſchaft verdächtig, mit der Armee der Emigranten korreſpondirt zu haben. Sie ſollte verhaftet werden — und eine Verhaftung unter ſolchem Verdachte war damals ſo viel werth wie ein Todesurtheil. Ein Savoyarde, der bei ihr als Portier diente, rettete ſie, indem er einen Mann des Geſetzes niederſchlug, den andern Gerichtsbeamten im Hofe einſperrte, ſich mit ſeiner Herrſchaft in den Straßen verlor und ihr dann, nachdem er ſie in die Kleider ſeiner Schweſter geſteckt, aus Paris verhalf. Mad. de Montarcy entkam glücklich nach London. Unter dem Direktorium kehrte ſie nach Frankreich zurück und ſetzte jetzt die Bemühungen fort, die ſie ſchon von England aus eingeleitet hatte, ihren Retter aufzuſuchen und etwas über ſein Schickſal zu erfahren. Er war in Frankreich zurückgeblieben, da ſeine Geſellſchaft den Verfolgern der Gräfin deren Entdeckung erleichtert hätte, denn er war ein rieſiger und in ſeiner Geſtalt auffallender Mann. Die Gräfin erfuhr nur zu bald, wie ihr Retter geendet hatte. Er erſetzte ſie auf dem Schaffotte. Da er keine Anverwandten hatte, denen ſie hätte Wohlthaten erzeigen können, beſchloß ſie, ihre Dankbarkeit an den Savoyardenkindern zu beweiſen, die, wie Jener, nach Paris gekommen, unwiſſend und hülflos allem Elend preisgegeben ſind — und ſie miethete eine Wohnung, groß genug, um zehn oder zwölf Knaben zu beherbergen, die ſie in den Straßen auflas, und denen ſie einen würdigen Mann vorſetzte, der für ihr leibliches wie geiſtiges Wohl ſorgen ſollte. Die Kinder waren da gut aufgehoben, und ſobald durch den Abgang des Einen ein Platz frei wurde, ging, wie es der Portier dieſes Hauſes nannte, die gute Gräfin auf die Jagd aus, um ein neues aufzutreiben. Dieſe Freude, die Kinder ſelbſt herbeizuſchaffen, ließ ſie ſich nicht nehmen. Bei all Dem aber war ſie nichts weniger als reich, ihre Güter waren konfiszirt und verkauft worden, und ſie beſaß nur die kleinen Reſte eines großen Vermögens. Von dieſen gönnte ſie ſich ſelbſt nur den kleinern Theil, den größeren wendete ſie ihrer Anſtalt zu. Daher kam es auch, daß ſie den Aufenthalt in der Anſtalt keinem Knaben länger als zwei oder drei Jahre geſtattete, gerade die Zeit, die er bedurfte, um ordentlich ſchreiben, leſen, rechnen und dergleichen zu erlernen, was zum Fortkommen in der Welt unumgänglich nothwendig iſt; dann mußte er Andern Platz machen, damit ſie derſelben Wohlthat theilhaft werden. Dabei war auch noch ein Reſtchen Ariſtokratie im Spiele, denn Mad. de Montarcy war der Meinung, daß bei Kindern unſerer Klaſſe der Unterricht nicht über das Nothwendigſte hinausgehen dürfe, daß etwas mehr Wiſſen aus unſeres Gleichen nur Revolutionäre mache. Nun, die gute Frau hat durch die Revolution zu viel gelitten, und ſie hatte ein Recht, ſie zu fürchten. Nicht ich, der ich ihr ſo viel zu danken hatte, werde mit ihr rechten.

Mit dem Nachteſſen, das mich empfing, war ich ſehr wohl zufrieden, noch mehr mit dem guten Bette, darin ich köſtlich ſchlief, während es draußen ſchneite und ſtürmte. Mein erſter Gedanke, als ich des Morgens erwachte, galt meiner Louiſon und dem Bedauern, daß ſie die ſo böſe Nacht, der Himmel weiß wo? und wie? zugebracht; dann fühlte ich mich wie ein Gefangener und ſehr unglücklich darüber, daß ich von Louiſon getrennt ſein ſollte. Der Lehrer ſtellte mir in eindringlichen

Worten vor, welches Glück, von Gott geſandt, es ſei, daß ich in die Anſtalt gekommen, und welchen Nutzen es mir bringen werde, wenn ich da etwas lernte. Vergebens! ich ſchämte mich wohl, einzugeſtehen, daß ich vorzugsweiſe eines Mädchens wegen wieder ins Elend hinaus und alle die Wohlthaten von mir weiſen wollte; aber ich blieb dabei, daß ich fort müſſe. Solche Widerſetzlichkeit war dem Lehrer nicht neu, da ſie bei den meiſten neuen Zöglingen vorkam, die, an das herumſtreifende Leben gewöhnt, ſich Anfangs immer unbehaglich fühlten. Man übte in der erſten Zeit einen leiſen Zwang, vertröſtete von einem Tage zum andern, bis endlich der Junge freiwillig in der Anſtalt blieb. So ging es auch mir, ohne daß ſich meine Sehnſucht nach Louiſon vermindert hätte, und durch Wochen war ich wohl der traurigſte Geſelle der ganzen Anſtalt und ging es auch mit dem Lernen ſchlecht vorwärts, bis mir mit einem Male die Erlöſung kam und zwar von Louiſon ſelbſt. Eines Tages ſcholl plötzlich vom Hofe herauf ein liebes Lied aus der Heimat, das mir eben ſo bekannt war als die Stimme, die es ſang. Mit drei Sätzen war ich im Hofe, und ehe ſie mich geſehen, lag ich weinend am Halſe Louiſons. — Habe ich dich endlich, rief ſie, ebenfalls weinend; ſeit Wochen ziehe ich ſo von einem Hauſe zum andern — an keinem einzigen bin ich vorübergegangen — und überall ſinge ich nur dieſes Eine Lied. Ich wußte wohl, du kommſt aus deinem Verſtecke hervor, ſobald du das Lied zu hören bekommſt. —

Ich erzählte ihr, was mit mir geſchehen, und kündigte ihr den Entſchluß an, ſofort aus der Anſtalt zu entwiſchen und mit ihr weiter zu ziehen, wie ehemals. — Sie freute ſich darüber, aber nur einen Augenblick. Bald legte ſie ihr Geſicht in ernſte Falten, ſprach mir von der herrlichen Wohlthat, die mir da geſchehe, und ſetzte mir ſehr klug auseinander, wie ich in der Anſtalt aushalten und ſo viel als möglich lernen müſſe. „Siehſt du,“ ſagte ſie nach einer längeren und weiſen Rede, „das iſt nur der Anfang, und du wirſt gewiß ein großer und reicher Mann. Wenn man was gelernt hat, geht Alles leichter und ſchneller.

So wird man ein Monſieur. Und ich ſage dir, es iſt ganz gewiß, daß wir als ſehr reiche Leute in unſer Dorf zurückkommen, und daß wir uns dort ein ſehr ſchönes Schloß bauen — es iſt ſogar möglich, daß wir das Schloß des Marquis kaufen und dann leben wie geborene Marquis.

— Ja, ja, das Schloß des Marquis kaufen, — murmelte hier der Marquis, die Erzählung des Herrn Laurens unterbrechend.

Herr Laurens ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort: Sie müſſen wiſſen, daß es von dem Augenblicke an, da uns der junge Marquis in der Stunde unſeres Abſchiedes von der Heimat gepeitſcht hatte, bei Louiſon ausgemachte Sache war, daß wir als reiche Leute in unſer Thal zurückkehren, uns daſelbſt ein Schloß bauen müſſen, ſo ſchön wie das des Marquis, oder noch beſſer, daß wir den Marquis aus ſeinem eigenen Schloſſe verdrängen müſſen. Mit dieſem Gedanken tröſtete ſie ſich in allem Elend, auf dieſen Gedanken kam ſie bei jeder Gelegenheit zurück — und wie kindiſch er auch war, er wurde ſtärker und mächtiger in ihr, je größer ſie wurde. Sie war ein herzensgutes Geſchöpf, aber die Hoffnung, den Marquis mit einem gleich ſchönen Schloſſe in demſelben Thale zu ärgern oder gar in ſein eigenes Schloß einzuziehen, hätte ſie nicht ſo leicht für ein anderes Glück ausgetauſcht. Mit dieſen Träumen ging der meine, daß wir uns einſt heirathen und jenes Glück gemeinſchaftlich genießen werden, Hand in Hand. Es wurde Louiſon um ſo weniger ſchwer, mich von meinen Fluchtgedanken abzubringen und zu treuem Ausharren in der Anſtalt wie zu fleißiger Arbeit zu ermuntern, als ſie verſprach, ſo oft als möglich wieder zu kommen.

Sie hielt Wort. Jede Woche an einem gewiſſen Tage, zu einer beſtimmten Stunde erſcholl ihr Lied und ertönte ihr Inſtrument im Hof, und manchmal bereitete ſie mir eine Ueberraſchung, indem ſie auch plötzlich an einem andern als dem gewohnten Tage erſchien. Es wurde mir dann auch erlaubt, zu ihr, als dem Kinde deſſelben Dorfes, hinabzuſteigen und in der Wohnung des Portiers ein angenehmes Stündchen zu verplaudern. Es war eine glückliche Zeit, und ich fing damals an, zu fühlen, daß ich ohne Louiſon nicht leben könnte, und zugleich bemerkte ich, daß ſie von Woche zu Woche ſchöner wurde. Ich wußte es nachher, daß ich ſie damals mit Liebe zu lieben begann; aimer d'amour, wie wir zu ſagen pflegen. Wir ſtanden eben an der Thüre des Jünglings- und Jungfrauenalters. Klug und brav, wie Louiſon war, fühlte ſie ebenfalls, daß ſich die Zeiten ändern, und eines Tages kündigte ſie mir plötzlich an, daß ſie nicht mehr auf dieſelbe Weiſe als herumziehende Sängerin in den Hof kommen und daß ſie dem Inſtrument, dem Liede und auf einige Zeit auch mir Lebewohl ſagen wolle. — Schau, ſagte ſie, ich werde groß und auch hübſch, da ſchickt es ſich nicht mehr, daß ich ſo durch die Straßen von Paris ziehe. Ich habe ſchon Manches erfahren, was mich belehrt, daß ich auf andere und anſtändigere Weiſe mein Brod verdienen muß. Ich werde einen Dienſt ſuchen.

Was ſich Louiſon vornahm, das führte ſie auch aus. Sie fand einen Platz bei einer reichen Dame, und da ſie ſich ſehr anſtellig zeigte, ernannte ſie dieſe bald zu ihrer Kammerjungfer. Ich durfte ſie jeden Sonntag beſuchen, und ſie, wie ſie Alles benützte, wollte auch, daß dieſe Beſuche nicht nutzlos für ſie ſeien, und ich mußte ſie lehren, was ich in der Anſtalt ſelbſt gelernt hatte. „Denn,“ ſagte ſie, „ich muß ja ſchreiben und leſen können, um, wie es ſich ſchickt, in unſerm Schloſſe Briefe zu ſchreiben und Bücher zu leſen.“ Das Schloß! immer das Schloß! — Sie lernte raſch, und je älter wir wurden, deſto mehr Zeit blieb uns während der Unterrichtsſtunden für unſere Liebe. —

Ich blieb länger als drei Jahre in der Anſtalt, da ich nach Verlauf dieſer Friſt zu einer Art von Unterlehrer ernannt wurde, und der Himmel weiß, wie lange es noch ſo gleichförmig fortgegangen wäre, wenn uns nicht plötzlich die Umſtände an „unſer Schloß“ erinnert und wenn ich nicht eingeſehen hätte, daß ich

Louiſon, die von Haus aus meinem Schutze empfohlen war, in eine geſicherte Lage bringen mußte.

Wir waren im Kaiſerreich, Paris hatte wieder einen Hof, und was von altem Adel war, wurde an dieſem Hofe der Emporkömmlinge mit Freuden aufgenommen. Der Marquis von Villarſon, derſelbe, der uns geſchlagen hatte, war einer der ſchönſten und glänzendſten Kavaliere dieſes Hofes; man ſchmeichelte ihm, man hätſchelte ihn, und er durfte ſich Vieles erlauben. Der ſavoyiſche Adel gehört ja zum älteſten und anerkannteſten Europa's, und Napoleon —

— Ja, ja, Napoleon! rief hier wieder der alte Marquis dazwiſchen, öffnete die Augen und leerte ein Glas Marſala.

So unterbrochen, nahm Herr Laurens den Satz nicht wieder auf, ſondern blickte den träumenden Greis lange an, ſeufzte und ſagte dann: Was iſt ein Menſchenleben! und Glanz und Jugend und Schönheit! Sehen Sie den Herrn Marquis an! Wir dürfen in ſeiner Gegenwart von ihm ſprechen, denn er iſt ein großer Philoſoph geworden und betrachtet ſich ſeit Jahren, als wäre er nicht er ſelber, ſondern irgend ein Dritter, deſſen Geſchichte er nur ſehr gut kennt. Dieſer Herr Marquis hatte Glanz, Jugend, Schönheit, und er war es, der mir Louiſon entreißen wollte und gerade in einer Zeit, da meine Liebe in vollſter Blüthe ſtand. Sie war ſchön —

— Sie war ſchön! wiederholte der Marquis, aber dießmal weniger als Echo, ſondern mit einem ſelbſtändigen Ausdruck tiefſter Ueberzeugung und mit einem Lächeln, das wie ein Glanz von Jugend über ſein verwittertes Antlitz flog.

— Sie war ſchön, ſie war anmuthig, fuhr Laurens fort, nachdem er eine Zeitlang vergebens gewartet hatte, ob nicht der Marquis ſeinem Lobe etwas hinzufüge, ſie war neunzehn Jahre alt, und jeder Zug ihres Geſichtes ſprach von Verſtand und Güte zugleich.

— Verſtand und Güte zugleich! wiederholte der Marquis.

Herr Laurens ſtreckte ihm über den Tiſch die Hand entgegen, er aber hatte die Augen geſchloſſen und ſah es nicht. Laurens zog die Hand wieder zurück und ſagte: Wir waren jung und ſind alt geworden; wir waren Feinde, weil wir Dieſelbe liebten, jetzt ſind wir Freunde, eben weil wir Dieſelbe liebten. Er kam ins Haus der Vicomteſſe C..., bei der Louiſon diente, er verliebte ſich in Louiſon, er verfolgte ſie, ich blieb ruhig. Er bot ihr ſeine Hand an, ja, ja, er wollte ſie heirathen, obwohl ſie nur Kammerjungfer war, ich war immer noch ruhig. Aber einmal, da ihre Dame ſich in ſeiner Gegenwart von Louiſon einige unſerer Volkslieder vorſingen ließ, fand der Marquis, daß ſie zu einer großen Sängerin geboren ſei, daß ſie eine wunderſchöne Stimme und viel Talent habe und daß ſie als Sängerin eine große Carriere machen könnte. Da fing ſie Feuer. Die Geſchichte der „Fanchon“, die ebenfalls eine Savoyardin geweſen ſein ſoll, die damals auf dem Theater aufgeführt wurde und in Aller Munde war, trug noch dazu bei, ihren Kopf zu erhitzen, und ſie bildete ſich ein, eine zweite Fanchon zu ſein. Der Weg zur Million, der allerkürzeſte, und in das „Schloß“ war gefunden. Das waren böſe Zeiten. Umſonſt ſtellte ich ihr vor, daß ich nie und nimmer eine Theaterprinzeſſin heirathen würde, ſelbſt wenn ſie mir eine Million mitbrächte, und daß mir die arme Kammerjungfer viel lieber ſei; ſie meinte, daß ich ſie gewiß und um ſo lieber heirathen werde, wenn ich mich nur erſt überzeuge, daß ſie als Millionärin und gefeierte Sängerin eben ſo tugendhaft und treu bleibe, wie ſie es als Kammerjungfer geweſen. Da ich aber auf meiner Anſicht beharrte, nichts von der Sängerin, von ihren Millionen und ihrem Schloß wiſſen wollte, wandte ſie ſich mit ihrem Vertrauen der Vicomteſſe zu, die mit dem Marquis einverſtanden war, und vergaß nach und nach den Groll, den ſie ſeit Jahren gegen dieſen hegte. Der Marquis glaubte nun ſein Spiel gewonnen und traf demgemäß ſeine Anſtalten. Ich aber war auch nicht unthätig und beobachtete den jungen Herrn um ſo eifriger auf Schritt und Tritt, je ſchweigſamer und zurückhaltender Louiſon gegen mich geworden. Um Das ohne Störung thun zu können, verließ ich die Anſtalt für immer, ohne übrigens zu wiſſen, wie ich mich künftig durchſchlagen würde. Aber was lag mir daran, mein Hauptziel war jetzt, der verblendeten Geliebten die Augen zu öffnen und ihren Verführer bei nächſter Gelegenheit zu züchtigen, auf das Furchtbarſte zu züchtigen. Ich ſchrak vor keinem Gedanken zurück und ſagte mir, daß ich ihn im gegebenen Falle auch todtſchlagen könnte. Und nachdem ich ſo durch einige Wochen dem Marquis wie ein Spion gefolgt war, holte ich eines Tages Louiſon ab und bat ſie, mit mir einen Spaziergang zu machen. Sie meinte, ich ſei nun mit dem Gedanken an ihre glänzende Laufbahn verſöhnt, und ſprach mir auf dem Wege von nichts Anderem, als von dem Glücke, das uns Beide erwarte, und wie wir uns früher, als wir je hätten träumen dürfen, in unſer „Schloß“ zurückziehen würden. Ich ſchwieg und ging immer weiter, bis wir auf die Höhen jenſeits der Rue St. Lazare ankamen, wo damals noch viele einzelne Pavillons in großen Gärten ſtanden. Ich trat in einen dieſer Pavillons, und man ließ mich ungehindert eintreten, da ich die letzten Tage mehrere Mal in Geſellſchaft der Arbeiter, die daſelbſt beſchäftigt, gekommen war. Louiſon fragte mich, was ich da wollte. Ich ſchwieg und führte ſie von Zimmer zu Zimmer. Sie war von der ſchönen Einrichtung entzückt. Dann rief ich den Portier herauf und fragte ihn in Louiſons Gegenwart: wer dieſen Pavillon ſo ſchön einrichten laſſe? und wer ihn dann bewohnen ſolle? — „Der Marquis Villarſon,“ antwortete der Portier, „ein Savoyarde, will hier ſeine Geliebte, ebenfalls eine Savoyardin, unterbringen.“ — Louiſon erbleichte und wollte zum Hauſe hinausfliehen, ich aber hielt ſie zurück und zwang ſie, ſich mit mir auf eines der ſeidenen Sopha's niederzulaſſen. Ich wußte, daß der Marquis kommen ſollte, um das Appartement zu beſichtigen. Er ließ auch nicht lange auf ſich warten. Ein Phaëthon fuhr vor, und bald darauf hörten wir die Stimme des Marquis in den vordern Zimmern, der Zweien ſeiner Freunde Erklärungen gab, welche Louiſon über ſeine Abſichten allerlei Aufſchlüſſe gaben. Sie wollte aufſpringen und ihm entgegeneilen; ihre Augen funkelten vor Wuth, ihre Arme zitterten, ihre Finger zuckten. Ich hielt ſie zurück.

Als der Marquis in Begleitung ſeiner Freunde bei uns eintrat und uns erblickte, ſtutzte er einen Augenblick, faßte ſich aber bald und herrſchte mir entgegen: Was ich da zu thun hätte; ich ſolle mich ſofort packen!

— Das werde ich auch thun, antwortete ich, ſo bald ich Sie hier zu dieſem Fenſter hinausgeworfen habe. — So ſprechend, hatte ich ihn auch ſchon um den Leib gefaßt, in die Luft gehoben und befand mich mit ihm auf dem Wege zum Fenſter. Seine beiden Freunde warfen ſich mir in den Weg und ſuchten mir meine Beute zu entreißen; vergebens. Ich hatte in dieſem Momente eine Rieſenkraft; den Marquis hielt ich ſo feſt, daß er ſich kaum winden konnte, und trotz aller Anſtrengungen der beiden Herrn rückte ich Schritt vor Schritt dem Fenſter entgegen. Der Marquis ſchrie, die Freunde ſchrieen, es war ein Höllenlärm. Mit Einem Male aber miſchte ſich ein eigenthümliches Geräuſch in dieſen Lärm und verwandelte ſich das Geſchrei der Herren in ein lautes Gelächter, das ſo herzlich, beinahe krampfhaft wurde, daß ſie von der Vertheidigung ihres Freundes ablaſſen mußten; ja, ſelbſt der Marquis lachte trotz der kritiſchen Lage, in der er ſich befand. Ich ſtutzte, ließ mit dem Vordringen gegen das Fenſter in dem Maße nach, als der Widerſtand ſich minderte, und ſah mich um; da ſtand Louiſon neben mir und ohrfeigte den Marquis mit ſolcher Schnelligkeit, ſolchem Ernſt, ſolchem Eifer, daß es in der That unendlich komiſch anzuſehen war, daß ich ſelbſt von dem allgemeinen Lachkrampf angegriffen wurde und den Marquis fallen ließ. Seine beiden Wangen waren ſchon dunkelroth und angeſchwollen; trotzdem wälzte er ſich lachend auf dem Boden. Louiſon ſtand neben ihm, ſah zornig auf ihn hinab, die einzige ernſte Perſon der Geſellſchaft, immer bereit, wieder über ihn herzufallen, was das Komiſche der Lage nur noch erhöhte.

— Sie hatte ein Händchen wie eine Herzogin, ſchaltete hier der alte Marquis ein — o, ich erinnere mich ganz deutlich.

Indeſſen hatte der Lärm unten im Garten und auf der Straße ſeinen Widerhall gefunden, die Polizei kam, und da ſie drei vornehme Herren und einen Savovarden fand, überlegte ſie ſichs nicht lange, nach Art der Napoleoniſchen Polizei, fragte Jene nur nach ihren Namen und führte mich als Gefangenen fort. Ich ging ganz ruhig, nie war mein Vertrauen in Louiſon größer als in dieſer Stunde. Die Freunde riethen dem Marquis, mir wegen Mordverſuchs einen Prozeß machen zu laſſen, oder wenigſtens dafür zu ſorgen, daß ich in die Armee geſteckt und nach Oeſterreich oder Spanien geſchickt werde — er werde dann freien Spielraum haben, ſich an mir rächen und mit Louiſon am Ende doch fertig werden. Aber ich war ſchon am nächſten Tage frei und wurde auch nicht in die Armee geſteckt — und Beides dankte ich den Bemühungen des Marquis. Ja, er hatte ſogar alle mögliche Mühe, um mich vom Soldatenthum zu befreien, denn damals war es üblich, daß die Polizei, wo ſie ihre Hand auf einen jungen Mann legte, die Gelegenheit benutzte, um die Armee Sr. Majeſtät zu vergrößern. Der Marquis mußte von Pontius zu Pilatus laufen, um Louiſen-ihren Geliebten zu retten. Sehen Sie, er war eigentlich immer ein guter Mann!

— Er war eigentlich immer ein guter Mann! wiederholte der Marquis trauernd, als ſpräche er von einem Todten.

Ich hatte auch wenig Luſt, mich mit Oeſterreichern und Spaniern zu ſchlagen, die mir kein Leides gethan hatten; wohl aber verließ der Marquis bald nach jener Geſchichte das Hofleben und trat in die Armee, wo er ſich auch tapfer ſchlug, als ein ächter Savovarde, der er iſt. Ich empfand das dringendſte Bedürfniß, der Gefahr, ein ſolches Mädchen wie Louiſon zu verlieren, ein für alle Mal ein Ende zu machen — und wir verheiratheten uns kurzweg, ich mit wenigen Sous, ſie mit etwas mehr Franken in der Taſche.

Nun, mein Herr, beginnt ein arbeitsvolles Leben, von dem ich Ihnen ſo wenig als möglich erzählen will. Ich war Aufſeher der Arbeiter bei einem großen Unternehmer; nach einiger Zeit hatte ich den Muth zu kleinen Unternehmungen auf eigene Fauſt. Ich wußte, wie man mit Hülfe der berufenen Leute Straßen, Dämme u. dergl. baute, Kanäle grub, Steinbrüche ausbeutete, und ich begann mit kleinen Erſparniſſen und mit dem Kredit meines Landsmannes, des Bankiers P... Nach einigen Jahren legte ich ſchon Kapitale in ſein Geſchäft, und ehe ich mich Deſſen verſah, war ich Bankier und Unternehmer zugleich. Unter Napoleon hatten die Seehäfen ſämmtlicher franzöſiſcher Küſten, immer von den Engländern blokirt, brach und öde gelegen und waren während der Zeit verfallen, verſandet, zum Theil zerſtört. Jetzt mußten Deiche, Dämme, Werften und was dazu gehört, gebaut, ganze Strecken entſandet und zu all Dem Schiffe konſtruirt werden. Ich hatte beinahe überall mein Theil, denn ich gebot über eine kleine Armee von Arbeitern, die mich als den Ihrigen betrachteten und lieber bei mir als bei Andern arbeiteten. Ich gewann große Summen als Unternehmer, und dieſe Summen machten Junge in unſerm Bankhauſe. Wir wohnten in der Chauſſee d'Antin in einem prächtigen Appartement, in dem wir manchmal noch viel reichere Leute, als wir ſelbſt waren, empfingen — aber wenn die Leute fort waren, zogen wir uns in ein kleines Hinterſtübchen mit einfachen Möbeln zurück, in dem wir uns heimiſch fühlten. Dort ſprach ich auch den Dialekt unſerer Berge, den Louiſon auch in dem prächtigen Appartement gebrauchte. Dort ſprachen wir viel von unſerer Heimat, dahin wir uns endlich zurückziehen wollten, und Louiſon vergaß dabei niemals das „Schloß“. Der Marquis war wie von der Erde verſchwunden; wir hörten erſt ſpät, daß er jetzt am Hofe von Turin lebe, da Turin nach dem Falle Napoleons wieder die Hauptſtadt Savoyens geworden. Und wieder nach Jahren liefen durch unſere Komptoirs zu wiederholten Malen große Wechſel und Schuldverſchreibungen, die mich an ihn erinnerten, da ſie ſeine Unterſchrift trugen. Wenn ich Louiſon davon erzählte, ſagte ſie ruhig: Wir bekommen noch ſein Schloß, wie ich es ihm verſprochen habe. Das iſt gut, dann brauchen wir nicht erſt ein neues zu bauen.

Und ſo iſt der Menſch: die Gelder floſſen zu, die Jahre floſſen ab. Ich ſtak immer ſo tief in Geſchäften, daß an ein Abbrechen und Abrechnen nicht zu denken war — und mein Aſſocié, der brave P..., deſſen Namen Sie wohl kennen, meinte immer, es gehe zu gut, um aufzuhören, und es werde ſchon eine Zeit kommen, die ſich von ſelbſt als geeigneten Schlußpunkt ankündigen werde. Geldmachen ermüdet nicht, und an das Alter denkt man nicht, als bis es da iſt. Es geht mit der Jugend wie mit der Geſundheit; man denkt an dieſe erſt, wenn man krank, und an jene, wenn man alt iſt. Mit Einem Male iſt man alt. Aber zwei Menſchen, die von Kindesbeinen an neben einander einherliefen und deren Liebe nicht altert und die einander immer ſo ſehen, wie damals, als ſie einander zu lieben anfingen, die merken es am Späteſten. Erſt die große Revolution vom Jahre 1848 konnte P... überzeugen, daß der Schlußpunkt gekommen ſei, und erinnerte uns, Louiſon und mich, daß wir alt geworden. Sind wir doch aus Savoyen ausgezogen, als man noch vor Robespierre und der Guillotine Angſt hatte. Aber hélas! Louiſon lag auf dem Krankenbette, auf dem Sterbebette. Sprechen wir nicht davon. Eine Stunde vor ihrem Tode mußte ich ihr verſprechen, in unſer Thal zurückzukehren und das Schloß zu kaufen, denn der Marquis war gänzlich ruinirt, die Revolution hatte ihm den letzten Stoß gegeben, und ſein Gut wurde von den Gläubigern an den Meiſtbietenden losgeſchlagen. Sie beſchwor mich, gleich nach ihrem Tode abzureiſen, damit mir das Schloß ja nicht entgehe. Ich verſprach Alles, und ruhig lächelnd ſchloß ſie die Augen. Ich begrub ſie neben dem Monument, das ich der guten Frau v. Montarcy hatte errichten laſſen, und eilte in das Thal zurück, das ich an ihrer Seite und unter den Schlägen des Marquis vor beinahe ſechzig Jahren verlaſſen hatte.

Herr Laurens ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch und legte das Geſicht in beide Hände. Der Marquis ſchlief und lächelte im Schlafe. Der ruinirte, abgelebte, in die Kindheit ſchwächlichſten Greiſenthums verſunkene Kavalier ſchien mir glücklicher, als der kräftige alte Mann, der ſein Leben in friſcher Arbeit und Thätigkeit und liebend und geliebt verbracht hatte; der ſein Ideal erreichte, aber allein und zu ſpät.

Nach einer im Verhältniß zu ſeiner Erregung kurzen Pauſe fuhr Herr Laurens mit feſter Stimme fort: Mich tröſtet Eines: nämlich, daß Louiſon ſich in dem Schloſſe ſo wenig heimiſch gefühlt hätte wie ich. Ich kaufte eben das Schloß zu einem außerordentlich geringen Preis, es koſtete mich nicht den vierten Theil meiner Jahresrente. Der Marquis verließ es lächelnd, während ich trauernd einzog. Er nahm die Hütte, die meiner Mutter gehört und die ſeit ihrem Tode leer geſtanden hatte; ich nahm das Schloß ſeiner Ahnen. Aber hieher zurückgekehrt, fühlte ich mich ganz als Das, als was ich die Berge verlaſſen hatte, als den Sohn jener Hütten, und mit Sehnſucht ſah ich hinab auf die elenden Dächer — mit Neid ging ich an dem Häuschen vorbei, in dem der Marquis wohnte. Ich beſaß das Schloß, der Traum Louiſons war verwirklicht, ihr letzter Wille befolgt; wenn an ihrem Wunſche, das Schloß zu beſitzen, einiges gegen den Marquis gerichtete Rachegefühl Theil hatte, ſo würde ſie, Das war ich überzeugt, dieſes Gefühl gänzlich zum Schweigen gebracht haben, wenn ſie den ehemals wilden und übermüthigen, aber eigentlich nie böſen Geſellen in ſeinem jetzigen Zuſtand geſehen hätte. Was that ich, nachdem ich Das alles erwogen? Das Häuschen des Marquis hatte zwei Stuben, ich miethete ihm die eine ab und bin nun ſein Miethsmann. Ich bot ihm das Schloß zur Wohnung an, er lehnte es lächelnd ab. Verkauft iſt verkauft, ſagte er. Im Grunde wollte er ſich keine Wohlthaten erweiſen laſſen, er geſtattete aber, daß ich das Häuschen wohnlich einrichten ließ. Und ſo hauſen wir zuſammen, und ſein Umgang iſt mir der liebſte, denn er hat Louiſon in ihrer Blüthe gekannt und — wie immer — ſie doch geliebt. Jetzt wollen wir ihn in ſein ehemaliges Bett bringen laſſen und dann: gute Nacht!

Eine Entführung in Böhmen.

Es koſtete mich keinen ſchweren Entſchluß, ſo bald ſich das Elend des Exiles geltend zu machen begann, wie viele Andere die Laufbahn eines Stundengebers zu betreten und in Paris die Rolle eines Apoſtels deutſcher Sprache, Literatur und Geſchichte zu übernehmen. Von vielen und angeſehenen Freunden unterſtützt, fand ich bald, was ich ſuchte, und unter andern wurde ich der Vicomteſſe St. Hilaire empfohlen, mit deren fünfzehnjährigem Töchterlein ich deutſche Dichter leſen ſollte. Die Empfehlung war ſehr warm und kam von einem Freunde des Hauſes, und einige Zeit nach meiner Einführung fand mich die Vicomteſſe mit ihrer alten Mutter, der Gräfin Drumont, im intimen Zirkel einer ihrer Freundinnen, wo ſie erfuhren, daß ich daſelbſt zu den Vertrauteſten gehörte — ſo wurde mein Verhältniß zu den beiden Damen ein viel beſſeres, als ſolche Verhältniſſe ſonſt zu ſein pflegen. Dazu kamen noch andere Umſtände und unter dieſen vorzugsweiſe zwei, welche eine innigere Annäherung ſehr begünſtigten. Die Familie gehörte ſeit lange, trotz ihrem Alter und ihrer hohen Titel, zur liberalen Partei, und ein politiſcher Flüchtling hatte für ſie nichts Erſchreckendes. Sie wußten auch, was von den Verleumdungen zu halten iſt, die den Verbannten oft bis auf die harten Wege der Fremde verfolgen, und als ihnen eine ariſtokratiſche Freundin aus Dresden, der ſie von ihrer Verbindung mit mir geſchrieben, berichtete, daß ich in Deutſchland eine Frau mit mehreren Kindern habe ſitzen laſſen, lächelten ſie darüber, da ſie von mir wußten, daß ich unverheirathet war. In den Augen der alten Gräfin Drumont, der Großmutter meiner Schülerin, war es noch eine beſondere Empfehlung, daß ich aus Böhmen ſtammte. Dieſes Land, das konnte ich gleich bei meiner erſten Unterhaltung mit der alten Dame bemerken, war ihr ganz beſonders intereſſant. Sie kam, als ich ihr meine Heimat nannte, in wahrhafte Aufregung und erkundigte ſich ſeitdem zu wiederholten Malen, und ſo oft ſie nur die Gelegenheit herbeiführen konnte, nach der Beſchaffenheit des Landes, nach ſeinen Städten und Schlöſſern, nach ſeinen Sitten und Gebräuchen. Sie liebte offenbar meine Unterhaltung, und bald war ich im Ganzen der Freund des Hauſes und im Beſondern der Bevorzugte und Günſtling der ehrwürdigen Matrone. Aber erſt nach Monaten erfuhr ich von ihr, warum ſie an meiner Heimat ſo großes Intereſſe nahm. „Ach,“ rief ſie eines Tages mit Thränen in den Augen aus, „ach, in Böhmen iſt mir ja das Liebſte, was ich auf Erden hatte, ſpurlos verſchwunden. Mein Glück, mein Stolz und der Name, den ich trage, ſind dort irgendwo in einem unbekannten Winkel begraben. Dort hat das Ende eines Trauerſpieles geſpielt, das mir das Herz durchbohrte, obwohl es mir bis auf den heutigen Tag ein Räthſel geblieben iſt und wohl immer bleiben wird. Sie, mein Herr, waren damals zu jung, als daß ich irgend von Ihnen eine Auskunft hoffen könnte, auch ſtand Ihre Welt, als die eines Dorfkindes, den Regionen, in denen dieſes Trauerſpiel ſpielte, zu ferne, als daß Sie oder Jemand der Ihrigen deſſen Zuſchauer ſein oder davon hätten hören können. Doch will ich Ihnen die Geſchichte meines Unglücks erzählen — ſo weit ich ſie ſelber kenne — um Ihnen zu erklären, was meine Gedanken und Gefühle ſo ſehr an Ihre Heimat feſſelt, und um mich bei Ihnen zu entſchuldigen, daß ich Sie oft und immer wieder mit demſelben Gegenſtande des Geſpräches behellige.

„Mein verſtorbener Gatte, Graf Amy Drumont, gehörte ſchon unter der Reſtauration zur liberalen Partei und ſtand auf der Seite von Männern wie Manuel, General Foy, Benjamin Conſtant, welche erkannten, daß es zum Verderben Frankreichs wäre, wenn man über die Grundſätze von 1789 zurückgehen würde, und wenn man den zurückgekehrten Emigrirten, die von den ſtattgefundenen Veränderungen im öffentlichen Geiſte keine Ahnung hatten oder haben wollten, Gehör gäbe. Doch war er ein treuer Royaliſt, und ſeines Namens wegen zählten ihn ſelbſt die entſchiedenſten Ariſtokraten zu den Ihrigen, obwohl er ſo Manches verſchuldete, was ſie aufs Strengſte verurtheilen mußten. Dazu gehörte unter Anderem das Verbrechen, unſern Sohn René in ſeinem achtzehnten Jahre der verrufenen, von der Republik gegründeten polytechniſchen Schule anvertraut zu haben, in der man nichts lernte, was an den Hof der Ludwige erinnerte, wohl aber Manches, was die Jugend mehr mit der Nation und mit dem Leben, als mit dem Hofe und mit den von Karl X. begünſtigten Kongregationen, verband. Mein Mann ſtarb vor Erfüllung ſeiner Prophezeiungen, das iſt vor der Julirevolution und der Vertreibung des Königs und ſeines Hofes. René, als Polytechniker und als fortgeſchrittener Sohn ſeines Vaters, kommandirte das Volk und war einer der Helden der drei Tage. Der Ehre, des Ruhmes wurde ihm genug, auch der Freude, da er ſeine Sache triumphiren ſah. Aber ſein Sieg ſollte der Tod ſeines Glückes werden.

„Von früher Jugend an hing er mit der ganzen Treue und Leidenſchaft ſeiner Seele an Viktorine de la Pérouſe, der Tochter unſeres Nachbars im Faubourg St. Germain und Kapitains der Garden Karls X., eines der eifrigſten Royaliſten und Anhängers des alten Regime. Trotz dieſem letztern Umſtande hatte es nicht im Entfernteſten den Anſchein, als ob die Liebe der beiden Kinder ein Schickſal wie das von Romeo und Julie heraufbeſchwören ſollte. Die beiden Familien waren ſeit Jahrhunderten durch Freundſchaft, verwandtſchaftliche Bande und eine theilweiſe gemeinſame Geſchichte zu ſehr an einander geknüpft, als daß die

Verſchiedenheit der Meinungen während einer oder zweier Generationen trennend hätte wirken können, und von Seiten des alten La Pérouſe hielt man zu ſehr auf Traditionen, um nicht, trotz jener Verſchiedenheit, die man für unnatürlich und darum für vergänglich erklärte, bei uns auszuhalten. Aber Alles änderte ſich ſchnell, als aus meinem Sohne, wie ſich der alte Kapitän der Garden ausdrückte, ein Barrikadenheld wurde und zwiſchen dieſem und den Anhängern des Königs ein ewig trennender Blutſtrom dahinfloß. Zu dieſer moraliſchen Trennung kam noch die materielle, indem ſich Herr von La Pérouſe mit ſeiner ganzen Familie freiwillig verbannte und ſeinem Könige nach Böhmen folgte.

„Mein armer René ertrug ſein Schickſal Anfangs mit vielem Muthe, auch dachte er in den erſten auf die Julirevolution folgenden Zeiten zu ſehr an das Vaterland und war mit dieſem zu leidenſchaftlich beſchäftigt, als daß er für ſein eigenes Schickſal genug Aufmerkſamkeit hätte übrig haben können, und er fühlte ſich mit Viktorine zu innig verbunden und verwachſen, um der Furcht, gänzlich von ihr getrennt zu werden, fähig zu ſein. Auch war ſein heiteres Weſen nicht darauf angelegt, irgend welche Beſorgniß in ſich aufkommen zu laſſen; er kannte keine Hinderniſſe, er glaubte alle beſiegbar, und die Welt, die ſeiner Liebenswürdigkeit überall entgegenkam und ihm alle Wege ebnete, beſtärkte ihn in dieſer heitern Zuverſicht. Wie er während der Julitage an der Spitze einer kleinen Schaar auf große Heeresmaſſen losging, ſo bot er lächelnd und ſingend allen Möglichkeiten menſchlicher Schickſale die Stirne. Erſt als auf mehrere Briefe von mir ein kurzes und entſchiedenes Abſageſchreiben des alten La Pérouſe ankam, in welchem er jene Ausdrücke gebrauchte, begann das Gemüth meines armen Sohnes ſich zu verdüſtern. Es waren indeſſen mehrere Monate ſeit der Revolution und ſeit der Trennung von Viktorinen vergangen; von den öffentlichen Angelegenheiten wandten ſich jetzt ſeine Gedanken wieder mehr den eigenen zu, und die Sehnſucht nach dem Mädchen, das ihm Schweſter und Geliebte zugleich war, wuchs mit der wachſenden Zeit. Er war nahe daran, in Schwermuth zu verſinken, als ihn die Kämpfe in Polen aufs Neue weckten und er mit einigen jungen Männern, die an dem verlaſſenen Lande gut machen wollten, was die franzöſiſche Regierung verſäumte, aufbrach, um den heldenmüthig Kämpfenden mit ſeinem und ſeiner Genoſſen Muth und Kenntniſſen beizuſtehen. Ich will Ihnen nicht von den Sorgen und Qualen ſprechen, mit denen mein Herz dem einzigen Sohne auf die fernen Schlachtfelder folgte. Genug, er kam mir unverſehrt zurück, mit neuer Ehre bedeckt und, wenn auch über den unglücklichen Ausgang des Kampfes betrübt, doch ſo jugendlich glücklich, als man es nach Erprobung ſeiner Kraft in großen Fährlichkeiten immer iſt.

„In dieſem Gefühle war er auch wieder der Hoffnung fähig. Auf die Liebe ſeiner Viktorine, auf ihre gänzliche Hingebung durfte er bauen und überzeugt ſein, daß ſie ihm im äußerſten Falle trotz aller Hinderniſſe folgen würde. So ſah ich ihn bald wieder mit der ganzen früheren Freudigkeit ausgeſtattet und Pläne machen, die er mit Zuverſicht als Grundlage dauernden Glückes betrachtete. Unter dieſen Plänen obenan ſtand die Abſicht, einen ritterlichen Zug in das unbekannte Böhmen zu unternehmen und ſeine Geliebte zu entführen. In dieſer Abſicht wurde er durch einen Freund, einen Polen, den er ſich auf dem Schlachtfelde erworben hatte, noch beſtärkt. Graf Bobrowsky lebte in Böhmen, das ihm die Regierung Metternichs als Gefängniß angewieſen hatte. René bat ihn, ſich in die Nähe Viktorinens zu begeben und ihm von Zeit zu Zeit von ihrem Leben, ihrem Ausſehen, ihrer Umgebung zu berichten. Bobrowsky vollzog die Aufträge ſeines Freundes mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und wußte, obwohl Herr von La Pérouſe revolutionäre Geſellſchaft von ſeiner Tochter fern hielt, obwohl er ſie auf dieſe Weiſe nur von fern beobachten konnte, doch ſo viel des Schönen von ihr zu berichten, daß René's Sehnſucht, ſie wiederzuſehen und ſich des theuern Beſitzes zu bemächtigen, durch des Freundes Briefe mächtig entflammt wurde. Und ſo verließ er mich aufs Neue und dießmal, ach, um nie wiederzukehren. Kurz nach ſeiner Ankunft in Böhmen erhielt ich die froheſten und hoffnungsvollſten Nachrichten von ihm. Er ſchrieb, daß ſein polniſcher Freund Alles aufs Trefflichſte vorbereitet habe, daß er Viktorine geſprochen und ſie entſchloſſen gefunden, ihm zu folgen. Sie lebte in Geſellſchaft ihres Vaters und einiger anderer Emigranten, älterer und jüngerer Offiziere, die in Verſailles unter Herr von La Pérouſe geſtanden hatten, in einem einſam gelegenen Schloſſe, Namens Bukowan, das ihnen ein böhmiſcher Legitimiſt gaſtlich einräumte und in deſſen Umgebung ſie ſich unbewacht bewegte und lange Spaziergänge machte. René's Plan war es, ſie von einem ſolchen Spaziergange zu entführen und ſich ſofort in irgend einem Kloſter oder bei einem Pfarrer, den man gewinnen wollte, trauen zu laſſen. Das waren die letzten Nachrichten, die mir zukamen. Seitdem blieb mir mein Sohn verſchwunden, trotz aller angeſtellten Nachforſchungen bei den Behörden und bei einzelnen böhmiſchen Großen, an die ich mich empfehlen ließ. Es wußte mir Niemand irgend welche Auskunft zu geben. Als ich mich endlich, auf unſere alte Freundſchaft geſtützt, an Herrn von La Pérouſe ſelbſt wandte, blieb ich ohne Antwort, und meine noch ſpäter an Viktorine gerichteten Briefe kamen uneröffnet zurück, mit dem Bemerken, daß Fräulein von La Pérouſe ins Kloſter gegangen und daß es ihr verboten ſei, Briefe aus Frankreich zu empfangen. Wenige Jahre nach dem Verſchwinden meines Sohnes erhielt ich, durch Mittheilungen an die Anverwandten im Faubourg, kurz nach einander Nachricht von dem Tode des Herrn von La Pérouſe und ſeiner unglücklichen Tochter.

„Sie begreifen jetzt, mein lieber Freund, warum ich mich für Ihr Land ſo ſehr intereſſire. Iſt es nicht das Grab meines Sohnes? Iſt es nicht der Schauplatz, auf welchem er, vielleicht mit ſeinem Freunde, der mir ſo verſchwunden geblieben, wie er ſelbſt, in einem, allem Anſcheine nach blutigen Trauerſpiele zu Grunde gegangen?“

Die alte Gräfin verſank nach dieſen Mittheilungen in das trübſinnige Schweigen, das ich ſchon oft an ihr beobachtet hatte und deſſen Urſache ich nun kannte. Als ſie ſich endlich erhob, um mir gute Nacht zu ſagen, bemerkte ſie in meinem Geſichte eine große Aufregung. Sie ſchrieb Das meiner Theilnahme an ihrem Kummer zu und drückte mir dankbar und herzlich die Hand. Doch galt meine Aufregung ihrem Kummer nur zu einem verhältnißmäßig kleinen Theile: in mir ging etwas ganz Anderes vor, etwas, das, wenn es die alte Dame geahnt hätte, ſie gewiß bewogen haben würde, mich noch länger zurückzuhalten. Alte Erinnerungen aus früheſter Kinderzeit, ſchattenhaft wie ein Traum, und die ich in der That längſt für einen Traum, für Ausgeburten meiner eigenen Phantaſie zu halten gewohnt war, erhoben ſich nach und nach in mir, wurden immer lebendiger — und endlich, als ich mich auf dem Heimwege zu ſammeln ſuchte, wurden ſie ſo leibhaftig, daß mir das ganze Erlebniß greifbar, faßbar in allen Theilen vor Augen und Seele ſtand, als ob es von vorgeſtern wäre. Soll ich morgen zu der alten Dame zurückkehren und ihr erzählen, was ich im zehnten Jahre meines Lebens geſehen und wovon ich jetzt überzeugt war, daß es mit ihren Mittheilungen im innigſten Zuſammenhange ſtand? oder täuſchte ich mich? habe ich das Phantaſtiſche, daran ſie mich erinnerte, vielleicht wirklich nur geträumt? Und wenn ich es wirklich erlebte, war es denn nothwendig die Schlußſzene im Trauerſpiele ihres Sohnes?

* * *

Unſer Dorf liegt in einer der unſcheinbarſten, ödeſten, in einer von der Welt vergeſſenen Gegend Böhmens, hinter unbedeutenden Hügeln und traurigen Föhren- und Kieferwäldern verſteckt, einen großen Theil des Jahres von Walddünſten und Nebeln bedeckt. Keine Landſtraße führt daran vorüber, und ſelbſt mit den nächſten Dörfern iſt es durch ſo ſchlechte, ausgeſchwemmte, ſteinige Wege verbunden, daß ſogar mit dieſen kaum der gewöhnlichſte Verkehr ſtattfindet. In dieſer an Naturſchönheiten und Naturprodukten gleich armen Gegend hat weder der Vergnügungsreiſende noch der Kaufmann etwas zu ſuchen, und ein fremdes Geſicht, eine fremde Erſcheinung, welcher Art immer, iſt hier eben ſo ſelten, als es ſelten vorkommt, daß ein Einheimiſcher über die Gränzen dieſer einſamen Gegend hinausgelangt. Ein fremder Einſpänner reicht ſchon hin, um ſämmtliche Einwohner an die Fenſter zu locken, denn ſelbſt die Pferde gehören hier zu den ſeltenen und koſtbaren Phänomenen. Nur zwei Bauern des ganzen Dorfes ſind ſo reich, daß ſie ihre Pflüge von einzelnen Pferden ziehen laſſen, die andern müſſen ſich mit Ochſen und Kühen begnügen, wenn nicht der Spaten den Pflug erſetzt. Das Dorf hat nichts als ſeine Einſamkeit und ſein Elend für ſich, nichts Anderes gibt ihm einen individuellen, beſondern Charakter, nicht einmal ſein Name, den es mit fünfundzwanzig andern Dörfern in nicht weitem Umkreiſe theilen muß. Das Einzige, das die Einwohner von ihrem Dorfe zu erzählen wiſſen, iſt, daß im Schloſſe ein Erzbiſchof geboren worden und daß von dieſem Erzbiſchofe — vielleicht — die kleine Kirche im Schloßgarten erbaut worden. Das Gebäude, dem man den ſtolzen Titel „Schloß“ ertheilt, verdient dieſen in ſo ferne, als es aus Stein erbaut iſt und als einſtockiges Gebäude über die hölzernen Häuſer hervorragt. Auch hat das Schloß in der Mitte ein Thürmchen, mit einer Uhr, welche aber ſeit Menſchengedenken nicht mehr im Gange iſt und nur manchmal, man weiß nicht aus welchen Urſachen, plötzlich, ohne Rückſicht auf die Tageszeit, irgend eine beliebige Stunde anſchlägt. Nach heftigen Stürmen bemerkt man auch, daß ſich der eine noch übrige Zeiger etwas vor- oder rückwärts bewegte. Wozu das Kirchlein im Schloßgarten erbaut worden, das iſt eigentlich nicht zu ergründen, denn es gibt weder einen Pfarrer noch einen Kaplan im Dorfe, und die Einwohner müſſen wenigſtens anderthalb Stunden weit zu den Kapuzinern im Walde pilgern, um die Meſſe zu hören. Die Kapuziner haben auch die Seelſorge im Dorfe, wofür ſie ſich dadurch bezahlt machen, daß ſie ſo oft als möglich einen Pater herabſchicken, der Mehl, Eier, Früchte, Geflügel und andere Lebensmittel einſammelt. Die Kirche wird darum zweckmäßig benützt, indem der Pächter des Schloßgartens, der einzige Bewohner des Schloſſes, ſeine Produkte: Kartoffeln, Kohl, Gurken, Baumfrüchte ꝛc. daſelbſt aufſtapelt. Das iſt beinahe zu bedauern, denn dieſes Kirchlein iſt das einzige Gebäude des Dorfes, das einen gewiſſen künſtleriſchen Styl hat, im Innern ſelbſt mit Bildern geſchmückt iſt, recht maleriſch auf einer kleinen grünen Erhöhung, von hohen alten Bäumen eingefaßt, daſteht, ſich melancholiſch in einem großen Teiche ſpiegelt und außerdem in ſeinem geſchwungenen Thürmchen zwei Glocken beſitzt, die einen überaus ſchönen Ton von ſich geben. Einige nicht üble Fernblicke abgerechnet, aus denen ein phantaſievoller Landſchaftsmaler etwas machen könnte, wüßte ich keine andere Schönheit, die unſerm armen Dorfe nachzurühmen wäre.

Am Morgen eines ſanft umnebelten, aber im Ganzen warmen und ſchönen Herbſttages erſchien in dieſem unſerm Dorfe der Kapuzinerpater Adam zum Staunen und Schrecken ſämmtlicher Bauern, da er erſt vor wenigen Tagen da geweſen war, um zu ſammeln, und er ſonſt, nicht allzu habgierig, nur in größern Zwiſchenräumen zu erſcheinen pflegte. Man beruhigte ſich bald, als man merkte, daß er dießmal nicht des Bettelns wegen kam, obwohl er den weißen Bettelſack über die Schultern geworfen hatte. Aber dieſer Bettelſack war bereits ganz voll und viel weiter aufgebauſcht als ſonſt. Mit dieſem trat er in das erſte Bauernhaus, um wenige Minuten darauf wieder hervorzukommen, und jetzt wußte man, was der Bettelſack enthalten hatte, denn Pater Adam war wie verwandelt. Anſtatt der ſchmutzigen und zerriſſenen Kutte trug er jetzt eine ganz neue, noch im Tuche glänzende; um den Leib hatte er eine ganz weiche, friſch gewaſchene Kordel gebunden, die vorn in vielfachen Knoten bis hinab fiel zu den Sandalen, welche er gegen ſeine Gewohnheit an die nackten Füße geſteckt hatte. Stolzer als ſonſt und mit mehr Würde durchſchritt er das ganze Dorf, bis er auf einer kleinen Anhöhe vor demſelben ſtehen blieb, ſeine Tabaksdoſe aus der Kapuze nahm und mit dieſer in der Hand, wie ein Steingebilde, aufmerkſam und unverwandt dem Süden und dem ſteinigen, von dorther führenden Wege entgegenſah. Von dorther mußte etwas Neues, etwas Außerordentliches kommen. Pater Adam wies alle Bitten und Fragen mit erbarmungsloſer Strenge und mit einer verächtlichen Handbewegung von ſich, und ſo blieb uns, den Männern, Weibern, Greiſen und Kindern des ganzen Dorfes, nichts Anderes übrig, als uns, da er den vorderſten Platz auf der Höhe einnahm, hinter ihm im Halbkreiſe aufzuſtellen und ebenſo aufmerkſam und erwartungsvoll in die Ferne zu ſehen.

Wir warteten nicht lange, und wir überzeugten uns, daß in der That Außerordentliches ankommen und geſchehen ſollte. Vom Süden her kam eine offene Kaleſche oder etwas derart herangefahren, und zwar von fünf Pferden zugleich gezogen, welche, wie der Dorfjude erklärte, auf „polniſche Art“ vorgeſpannt waren, d. i. ſo, daß drei Pferde unmittelbar vor dem Wagen, und zwei vor dieſen liefen. Das war das Eine Außerordentliche. Das Andere war, daß dieſer Wagen über den ſteinigen und holperigen Weg mit einer Schnelligkeit dahin brauste, wie man es für unmöglich gehalten hätte und wie man in dieſer Gegend überhaupt noch nicht hatte fahren ſehen. Rechts und links vom Wagen liefen, mit den Pferden um die Wette, zwei Männer, die ſich am Schlage hielten und das Umfallen des Fuhrwerks verhinderten. Der Eine derſelben hielt zugleich die Zügel und munterte die Pferde mit allerlei Rufen auf. Im Wagen ſelbſt ſaß eine einzelne Dame. Das alles konnte man ſchon von ferne ſehen. Als der Wagen in die Ebene und in die Nähe des Dorfes kam, war unſer Staunen noch größer. Alles an den Fremden war ſonderbar und fremdartig: die kleinen, aber feurigen Pferde, das vielfach ausgezackte und geſchmückte Geſchirr, der Wagen, der beinahe ganz aus Leder beſtand, und nun erſt die Fremden ſelbſt! Die Dame im Wagen war verſchleiert, was in dieſer

Gegend, die von der Exiſtenz eines Schleiers gar nichts wußte, doppelt geheimnißvoll erſchien; die beiden Männer hatten Geſichter, wie man ſie hier wohl auch noch nie geſehen. Beide waren jung und liefen neben dem Wagen und über die Steine des Baches, den ſie paſſiren mußten, mit außerordentlicher Behendigkeit. Der Eine hatte ein ſchönes braunes Geſicht mit dunklen Augen und einem feinen ſchwarzen Schnurrbärtchen und trug einen leichten kurzen Rock, der beinahe wie der Kittel eines Bergmannes oder Arbeiters ausſah, obwohl er von feinem ſchwarzen Damentuche war. Der Andere hatte über einen Schnürrock noch einen Mantel geworfen, der vorn von einer breiten Agraffe zuſammengehalten war und, über die Schulter zurückgeſchlagen, hinter dem Laufenden einherflog. Auf dem Kopfe trug dieſer eine niedrige runde Pelzmütze. Sein Geſicht, obwohl von blonden Haaren eingefaßt, ſah etwas wilder aus als das des Andern, und Das kam vorzugsweiſe von dem röthlichen, dicken, unendlich langen Schnurrbart, der mit ſeinen Spitzen beinahe die Schultern berührte und auch von hinten ſichtbar war. Dieſer Mann war trotz ſeiner ſchönen und freundlichen blauen Augen bei Weitem nicht ſo ſchön wie der andere, der Braune, und daran war wohl die kleine ſtumpfe Naſe, die über dem dicken Schnurrbart noch kleiner erſchien, beſonders ſchuld. Doch konnte man die meiſten dieſer Bemerkungen erſt ſpäter machen, da der ganze Aufzug unendlich raſch an uns vorüberflog und hinter uns und hinter den erſten Häuſern des Dorfes verſchwand. Wir hatten an dieſem flüchtigen Anblick nicht genug, und kaum waren die Fremden an uns vorbei, als ſich der ganze Haufe wandte, um ſie ſo weit als möglich, wenigſtens mit den Augen, zu verfolgen.

Wir hatten nicht lange zu laufen. Zu unſerer höchſten und angenehmſten Ueberraſchung fanden wir die Fremden im Dorfe ſelbſt, wo ſie auf dem großen Platze Halt machten. Der eine Fremde, der Braune, half der Dame aus dem Wagen, oder vielmehr reichte ihr nur die Hand hin, als ſie leicht wie ein Reh auf das Gras niederſprang, worauf der Andere Wagen und

Pferde unter den großen Kaſtanienbaum führte, welcher die Statue des heiligen Johann von Nepomuk beſchattete. Die ganze Einwohnerſchaft des Dorfes ſchloß einen Kreis um die Fremden und betrachtete ſie, als wäre es eine Kunſtreitergeſellſchaft. Das Intereſſe wuchs plötzlich um ein ſehr Bedeutendes, als die Dame den Schleier zurückſchlug und ein wunderſchönes, kaum zwanzigjähriges Geſicht zum Vorſchein kam, das der verſammelten Menge auf das Wohlwollendſte entgegenlächelte. Sie nahm den Arm des jungen Mannes und ging mit ihm auf dem Platze auf und nieder. Beide ſahen einander mit großer Zärtlichkeit an, und auffallend war es, wie die ſchöne junge Dame, während ſie ſo auf und abging, bald vor Freude auflachte und überaus glücklich ſchien, bald wieder das Tuch vor die Augen drückte und herzlich weinte. Wir hätten uns wohl Manches erklären können, was uns an dieſen Fremden auffiel, wenn ſie nur irgend eine verſtändliche Sprache geſprochen hätten! So aber ſprachen ſie unter einander eine Sprache, die nur darum, weil man ſie nicht verſtand, und weil man wußte, daß Herrſchaften franzöſiſch ſprechen, der Dorfjude für franzöſiſch erklärte. Derſelbe Dorfjude machte die Bemerkung, daß die Stoffe ſämmtlicher Kleider der Fremden außerordentlich fein und theuer ſeien. Die Dame allein, die in ein ſeidenes Kleid und in einen ſammtenen Ueberwurf gekleidet war, mußte, den Hut mit der Feder mit eingerechnet, nach ſeiner Schätzung wenigſtens dreihundert Gulden auf dem Leibe haben, und daraus folgerte er, was übrigens das ganze Dorf vermuthete, daß die Fremden hohe Herrſchaften ſein müßten. Doch war es unerklärlich, warum dieſe hohen Herrſchaften ohne Dienerſchaft, ſelbſt ohne Kutſcher reisten, und noch unerklärlicher war es, was ſolche Herrſchaften in unſerem elenden Dorfe zu thun hatten.

Der einzige Eingeweihte war offenbar der Pater Adam, der augenſcheinlich nur ſie erwartend in das Dorf gekommen war und ſich nur ihretwegen vor demſelben aufgeſtellt hatte. Seit ihrer Ankunft ſtand er zwar beſcheiden in der Ferne, aber er ließ den jungen Mann, der ſich jetzt noch mit den Pferden beſchäftigte, nicht aus den Augen, und es hatte den Anſchein, als erwartete er, von dieſem angeſprochen zu werden. Dieſer aber wandte ſich zuerſt an einen Einwohner des Dorfes, der in ſeiner Nähe ſtand, und redete ihn zur allgemeinen Ueberraſchung in einer Sprache an, die mit der czechiſchen einige Aehnlichkeit hatte und in der er nach einiger Anſtrengung auch begreiflich zu machen wußte, daß er nach Futter für ſeine Pferde verlange und es gut bezahlen wolle. Sogleich liefen mehrere Bauern, um das Verlangte herbeizubringen, während der Jude nach rechts und links flüſterte: Er ſpricht polniſch, es iſt ein Pole, irgend ein polniſcher Graf oder Fürſt oder Gott weiß was.

Jetzt erſt, da für die Pferde geſorgt war, ſah ſich der Pole, wie wir ihn von nun an nennen wollen, ſuchend im Dorfe um und ging, ſobald er den Kapuziner bemerkte, auf dieſen zu. Nachdem Beide eine Zeitlang leiſe mit einander geſprochen, eilte der Kapuziner in den Schloßgarten, und der Pole kehrte zu dem jungen Paare zurück. Er lächelte, indem er auf das Kirchlein zeigte; die junge Dame drückte dabei den Arm des jungen Mannes, den wir den Franzoſen nennen wollen, an ihr Herz, und dieſer hob ihr den Kopf in die Höhe, den ſie geſenkt hatte, und redete ihr freundlich zu. Während der Zeit ſuchte ſich der Pole einigen jungen Leuten aus dem Dorfe verſtändlich zu machen, gab ihnen große Silbermünzen in die Hand und forderte ſie mit Worten und Geberden auf, ſich auf der Höhe vor dem Dorfe aufzuſtellen, den Weg, auf dem ſie, die Fremden, gekommen, zu beobachten und ihn ſogleich zu benachrichtigen, wenn ſie etwas Fremdes von dorther bemerken ſollten. Die Bauernjünglinge verſtanden lange nicht, was er von ihnen wollte, bis der Jude, dem ſich der Pole in deutſcher Sprache erklärte, den Dolmetſcher machte. Darauf ging dieſer wieder durch das verſammelte Volk und liſpelte Jedermann zu, daß die Fremden offenbar vor irgend Jemand Furcht hätten.

Nach wenigen Minuten kam Pater Adam aus dem Schloßgarten zurück, ſprach wieder einige Worte mit dem Polen, worauf ihm dieſer und das junge Paar in den Garten folgten. Der Kapuziner und die Fremden ſchritten, obwohl etwas eilig, doch mit Feierlichkeit dahin. Sie ſchwiegen ſämmtlich. Nicht ſo war es in der Menge, die ſich neugierig, murmelnd und drängend dem kleinen Zuge ſo raſch nachſtürzte, daß es dem Gärtner, der die Fremden an der Gartenthüre erwartete, nicht gelang, das Volk auszuſchließen. Es wäre daſelbſt beinahe zu einem Kampfe gekommen, wenn ihm der Pole nicht zu verſtehen gegeben hätte, daß er keine Zeit verlieren und das Volk gewähren laſſen ſolle. An der Thüre des Kirchleins, in das jetzt die Fremden traten, war es leichter, das Volk zurückzuhalten, da ſich hier der Kapuziner auf die Schwelle ſtellte, die Andringenden zurückwies und die Thüren ſelber ſchloß, nachdem er hinter den Fremden nur noch den Gärtner eingelaſſen hatte. Wir konnten, während die Thüren offen ſtanden, nur bemerken, daß die kleine Kirche ſich ganz und gar in ihrem gewöhnlichſten Zuſtande befand, daß ſie wie immer von den Produkten des Schloßgartens angefüllt war. Doch führte zwiſchen Rüben, Kürbiſſen, Kartoffeln u. ſ. w. ein ſchmaler freier Strich geraden Weges von der Thüre zum Altar, und auf dieſem lag ein weißes Tiſchtuch und ſtand das Allerheiligſte. Nachdem die Thüren geſchloſſen waren, blieb uns nichts übrig, als zu horchen, oder an den Bäumen hinaufzuklettern, um durch die Fenſter ins Innere blicken zu können. Die Fenſter aber waren ſo erblindet, daß man ſelbſt von den beſten Plätzen auf den Bäumen die fünf Perſonen in der Kirche nur undeutlich wie Schatten ſah und unmöglich mit Genauigkeit angeben konnte, was da drinnen vorgehe. Doch ließ die Verſicherung des Dorfjuden keinen Zweifel übrig, daß da drinnen eine heimliche und unerlaubte Ehe geſchloſſen werde.

Wir warteten ſo vor der Kirche kaum zehn Minuten, als die Burſche, die der Pole vors Dorf geſchickt hatte, athemlos zurückkamen und mit großem Geſchrei nach den Fremden fragten. Dann ſtürzten ſie ſich auf die Thüre der Kirche und verführten mit

Pochen und Klopfen einen ſo großen Lärm, als ſie im Einklange mit der guten Bezahlung für nothwendig hielten. Doch öffnete man nicht ſogleich, da man im Innern glaubte, daß es das neugierige Volk ſei, das ſich den Eingang erzwingen wolle. Es verſtrich eine geraume Zeit, bis die Thüre vom Gärtner geöffnet wurde. Da ſahen wir, wie die junge Dame ſehr herzlich weinte und wie ihr der Franzoſe auf das Zärtlichſte zuredete. Auf die Nachricht aber, die die Burſche dem Polen brachten, faßte dieſer das junge Paar an den Händen und ſtürzte in großer Aufregung mit Beiden aus der Kirche, durch den Schloßgarten auf den Dorfplatz, unter den Kaſtanienbaum. Mit einer Geberde der Ungeduld und der unangenehmſten Ueberraſchung ſah er, daß die Bauern, zu dienſtfertig, behufs der Fütterung die Pferde ausgeſpannt und entzäumt hatten. Er rief ihnen zu, ihm beim Anſpannen zu helfen. Sie aber, ungewohnt des Pferdeanſpannens überhaupt und gänzlich unbekannt mit der polniſchen Weiſe, fünf Pferde vor den Wagen zu ſpannen, zeigten ſich ſehr ungeſchickt und wurden, indem er ihnen Geld hinwarf, von ihm endlich weggejagt. Der Franzoſe eilte zwiſchen dem Wagen und der jungen Dame hin und her. Bald ſuchte er da zu helfen, bald dort zu tröſten und zu ermuthigen, denn die Dame war blaß wie der Tod, zitterte am ganzen Körper und ſah mit unſäglicher Angſt dem Wege, auf dem ſie gekommen war, entgegen. Bald hörte man von dorther ſtarkes Pferdegetrappel und Wagengeraſſel, und einen Moment lang ſah man zwiſchen den Häuſern, ſchon ganz nahe dem Dorfe, einen ganzen Zug, der ſich aus einem Wagen und mehreren Reitern zuſammenſetzte. Bei dieſem Anblick ſprang der Pole, der indeſſen mit Anſpannen fertig geworden war, in den Wagen und holte aus einer Vertiefung vier Piſtolen hervor. Zwei ſteckte er ſich vorn in die Kleider, die andern zwei drückte er dem Franzoſen in die Hand, hob dann die Dame in den Wagen und ſprang, während der Franzoſe ſich dieſer nachſchwang, ſelber auf den Bock, und fort ging es wie im Sturm. In demſelben Augenblicke erſchien der Zug der Verfolger auf dem Platze, erblickte die Fliehenden noch und flog wie ein Blitz durch das Dorf. Wir alle hinter drein. Vor dem Zuge befand ſich ein junger Mann zu Pferde, der beim Anblick der Fliehenden ſeinem Schimmel die Sporen gab und, während ein alter Mann im Wagen ſich erhob und ihm aufmunternde Worte zurief, mit unendlicher Geſchwindigkeit vorwärts ſprengte. Obwohl der polniſche Wagen ohne Rückſicht auf das Geſtein des Weges dahinflog, war es dem Reiter, der den beſſeren Fußpfad am Wege wählen konnte, doch leicht, ihn zu erreichen, und wir ſahen, wie er ihm nach wenigen Minuten zuvorkam. In demſelben Augenblicke blitzte ein Schuß, und der polniſche Wagen, nachdem er eine heftige Wendung nach der Seite gemacht und noch einige Schritte weit vorwärts geſchoſſen war, blieb ſtehen. Der Reiter hatte ein Pferd niedergeſchoſſen. Gleich darauf aber ſtürzte er ſelbſt aus dem Sattel, denn der Pole hatte ſeinen Schuß erwidert und beſſer getroffen als er. Bei dieſem Anblick ſprengte ein anderer Reiter, gefolgt von zwei Büchſenſpannern, wüthend und mit Geſchrei auf den Polen los, und er hatte ihn kaum erreicht, als dieſer unter ſeinem Degen und unter den Hirſchfängern ſeiner beiden Büchſenſpanner erlag. Mittlerweile war auch der Wagen mit den andern Begleitern auf dem Schauplatze angekommen, der bereits vom Blute zweier Todten getränkt war. Im Wagen erhob ſich ein alter Mann und richtete eine Büchſe, die er bis dahin auf ſeinen Knieen gehalten hatte, gegen den Franzoſen. Dieſer hatte ſich erhoben und ſpannte beide Piſtolen gegen den alten Mann und ſein Gefolge. Die junge Dame aber, indem ſie mit herzzerreißender Stimme einige Worte ausrief, zog ihm beide Arme nieder, ſank aber ſelbſt in demſelben Momente zuſammen, denn der alte Mann hatte losgedrückt, und der Franzoſe ſtürzte aus ihren Armen rücklings über den niedern Rand des Wagens. Auf einen Befehl des alten Mannes, das wie ein Kommandowort ertönte, faßten mehrere Männer die Ohnmächtige und trugen ſie zu ihm hinüber, um ſie an ſeine Seite in den Wagen zu ſetzen oder vielmehr zu legen. Auf ein zweites

Kommandowort wurde auch jener Reiter — es war ein blutjunger Menſch — den der Pole vom Pferde geſchoſſen hatte, in ſeinen Wagen gebracht und ihm zu Füßen, mit dem Kopf an den Vorderſitz gelehnt, hingelegt; und auf ein drittes Kommandowort wandte ſich der ganze Zug, Wagen und Reiter, und flog mit dem Todten und mit der Ohnmächtigen denſelben Weg zurück, auf dem er vor weniger als einer Viertelſtunde gekommen war, unbekümmert darum, daß zwei Todte auf dem Platze zurückblieben. Nicht ein einziger Mann dieſes Zuges ſah nach, ob einer der unglücklichen jungen Männer vielleicht nur verwundet und noch zu retten wäre.

Plötzlich war es ganz ſtille auf dem Platze, auf dem eben mehrere Schüſſe gefallen und drei Menſchen getödtet worden. Das Volk ſtand ſprachlos im weiten Kreiſe herum, ſo entſetzt oder gelähmt von dem Unerhörten, daß ſich auch nicht ein Einziger von ſeinem Platze rührte, um nach den Todten zu ſehen. Die Pferde ſtanden ſtill, da ſie von der Laſt ihres todten Gefährten zurückgehalten und mit ihren Köpfen und der Deichſel gegen die Seitenwand des etwas hohlen Weges gerichtet waren. Erſt als Pater Adam, der in ſein Kloſter zurückkehrte, herankam, belebte ſich die todte Volksmaſſe, um ihm zu erzählen, was vorgegangen, und man wagte ſich in ſeiner Geſellſchaft in die Nähe der Leichen. Jetzt drängte ſich Alles heran, aber Pater Adam ſchob ſie zurück, befahl einigen Bauern, das todte Pferd abzuſchneiden und bei Seite zu ziehen, und nachdem er ſich überzeugt, daß in den beiden jungen Männern kein Leben mehr war, und nachdem er über ſie das Zeichen des Kreuzes gemacht, legte er mit Hülfe Anderer die beiden Leichen in den Wagen und gebot uns, in das Dorf zurückzukehren. Wir thaten, wie er befahl, aber ungeſehen von ihm, hinter den Zäunen der erſten Häuſer, blieben wir ſtehen und blickten ihm nach, wie er eines der Vorderpferde am Zügel nahm und langſamen Schrittes mit dem Wagen und der todten Laſt darauf ſich dem Walde entgegenbewegte, in welchem ſein Kloſter ſtand und in welchem er nach langſamer, mehr als halbſtündiger Fahrt verſchwand.

Im Dorfe war es wieder ſo ſtill und öde wie immer. Das ganze traurige und phantaſtiſche Schauſpiel hatte kaum eine Stunde gedauert, und am Abend deſſelben Tages hätte man verſucht ſein können, es für bloße Einbildung zu halten. Natürlich bildete das Ereigniß lange Zeit das Geſpräch des ganzen Dorfes; ob auch außerhalb viel darüber geſprochen wurde, das hat man bei uns nie erfahren — ich glaube es aber nicht, denn die Geſchichte wurde höchſt wahrſcheinlich ebenſo erſtickt, wie andere Blutthaten, wenn ſie in ariſtokratiſchen Kreiſen ſpielten.

Dieſe Erinnerungen tauchten aufs Lebhafteſte in mir auf, als mir die Gräfin Drumont in Paris ihre Mittheilungen gemacht hatte. Habe ich nicht allen Grund, zu glauben, daß die drei erſten Perſonen, die in unſerem Dorfe erſchienen, Bobrowsky, René und Viktorine geweſen? Dann war der alte Mann im zweiten Wagen wohl kein Anderer als Herr von La Pérouſe, und ſein Gefolge beſtand wohl aus legitimiſtiſchen Emigranten, die ſich freuten, ihre Waffen gegen einen Mann zu gebrauchen, der trotz ſeinem alten Namen auf den Julibarrikaden geſtanden.

Eine Mutter.

In dem gewiſſen Jahre, das gewiſſe Leute ſo ungerne nennen, nämlich in dem Jahre 1848, war ich Student an der Univerſität Wien. Wie alle andern Studenten nahm ich Theil an den Bewegungen und zuletzt auch an der Vertheidigung der Stadt gegen die k. k. Truppen, die Fürſt Windiſchgrätz kommandirte. Nach dem Falle der Stadt fiel es mir nicht ein, die Flucht zu ergreifen. Ich hatte mich durch nichts beſonders ausgezeichnet, ich hatte gethan, was Tauſende von Bürgern und Studenten gethan; ich war eine unbekannte Größe, die ſich in der Menge verlor. Es hätte mir eine arge Anmaßung geſchienen, für mich irgend eine Gefahr zu befürchten, die nur hervorragenden Perſönlichkeiten aufbewahrt blieb, und ich räſonnirte, wie viele Andere, daß man doch nicht Tauſende und Tauſende mit kaltem Blute auf dem Richtplatze hängen und erſchießen oder in die Kerker ſchicken könne. Dennoch hielt ich mich ruhig und beinahe wie verſteckt auf meiner Stube in der Alſervorſtadt, weniger aus Furcht vor der Polizei und ihren Spähern, als aus Angſt, die Schauergeſchichten von Verfolgungen und Hinrichtungen zu hören, die damals die Atmoſphäre Wiens ſo unheimlich machten, und die Bevölkerung zu ſehen, die ſich aus niedergeſchlagenen und hochmüthigen Geſichtern zuſammenſetzte.

So waren wohl drei Wochen des unglückſeligen blutigen Novembers vergangen, als eines Vormittags der Sohn meines

Nachbars auf meine Stube ſtürzte und mir athemlos ankündigte, daß man Polizei und „Spitzel“ in unſerm Gäßchen bemerkte, daß offenbar eine Verhaftung vorbereitet werde und daß dieſe, da ſonſt kein Verdächtiger in der Nähe und ich der einzige Student in der Straße, höchſt wahrſcheinlich auf mich abgeſehen ſei. Ich fuhr in meinen Rock, ließ mir von meinem vorſichtigen Nachbarsſohn anſtatt meines Kalabreſers, den ich ergriffen, ſeine Kappe aufſetzen und ſtürzte die Treppe hinab, entſchloſſen, mich, wenn ſich mir Hinderniſſe entgegenſtellten, durchzuſchlagen und durch die Flucht zu retten. Im unterſten, glücklicherweiſe dunkeln, aber engen Raume des Hauſes ſtanden zwei Männer. Ich nahm von der Treppe aus einen ſtarken Anlauf und brach mit ſolcher Heftigkeit mitten durch, daß ich den einen niederwarf, den andern einige Schritte weit hart an der Wand neben mir herſchob. Ich war in der Straße. Aber auf das Geſchrei der beiden Männer wurde es augenblicklich lebendig um mich her. Es war mir, als wimmelte es rings um mich und als griffen hundert Hände nach mir. Je mehr beängſtigend dieſes Gefühl war, deſto raſcher lief ich, aber wie raſch ich auch lief und wie ſehr ich auch von der Angſt befangen und dem Wunſch, der Gefahr zu entgehen, eingenommen war, ich bemerkte doch, wie ſich einzelne gute Leute meinen Verfolgern in den Weg ſtellten und ſie hie und da mit unbefangenen Fragen aufhielten, um mir einen Vorſprung zu verſchaffen. In der That verminderte ſich die Zahl meiner Verfolger ſchon nach wenigen Minuten und hörte ich ſchon in der dritten oder vierten Straße nur noch den eilenden Schritt von Dreien oder Vieren hinter mir, während ich Anfangs eine Legion zu hören geglaubt hatte. Dieſe Bemerkung erneuerte meine Hoffnung und verdoppelte meine Kraft. Je länger ich lief, deſto raſcher lief ich. Ein dicker Nebel begünſtigte mich, und endlich, fühlend, daß ich den Wettlauf nicht mehr lange fortſetzen könne, ſprang ich am Ende einer kurzen Straße, noch bevor ſie meine Verfolger erreicht hatten, und von dieſen ungeſehen, links ab in ein Haus und ohne Aufenthalt drei Treppen hinauf. Während ich mit großen, aber leiſen Schritten hinaufflog, hörte ich die Häſcher unten vorbei und aus der Straße hinauslaufen. Sie ſetzten voraus, daß ſie, um die Ecke biegend, mich wieder erblicken würden.

Es war mir, als müßte ich, um ganz ſicher zu ſein, zwiſchen mir und meinen Verfolgern eine geſchloſſene Thüre haben, und ich riß die auf, die ſich am Ende der dritten Treppe gerade vor meinen Augen befand.

Ich ſtand in einer Art von Küchenvorzimmer, oder vielmehr ich flog nur durch, da es mich, wie einen geſchleuderten Ball, immer noch weiter trieb, riß eine zweite Thür auf und ſtand athemlos in einem warm und gemüthlich durchheizten Zimmer und vor einer Frau in ſchwarzer Kleidung, die vor einem Buche am Tiſche ſaß. Sie erhob ſich und ſah mich erſtaunt an. Athemlos, wie ich war, bemühte ich mich vergebens, ihr Erklärungen zu geben und ſie offenherzig um ihren Schutz zu bitten. Ich brachte kein Wort hervor. Sie ſah mich noch einmal prüfend an, ſeufzte und gab mir dann mit einer beruhigenden Handbewegung zu verſtehen, daß ich mich nicht weiter anſtrengen und mich beruhigen ſolle.

Ich begreife, ſagte ſie mit zitternder Stimme, und mich an der Hand faſſend, fügte ſie hinzu: Komm, mein Kind!

Damit führte ſie mich in eine zweite, nach rückwärts gelegene Stube mit der Ausſicht auf Hof und Garten.

Schnell, ſagte ſie, indem ſie mir die Kappe abnahm und den Rock abzog, ſchnell die Kleider gewechſelt!

Ehe ich mich deſſen verſah, ſaß ich in einem Studentenſchlafrock. Die Frau ſtellte ſich vor mich hin, betrachtete mich lächelnd und ſagte mit einem merkwürdigen Gemiſch von Glück und Traurigkeit: Er ſteht dir, als wäre er für dich gemacht. — Dann, indem ſie eine ſichtliche Anſtrengung machte, ſich von gewiſſen Gedanken loszureißen, fügte ſie eilig hinzu: Ich verſtecke deine Kleider; du ſetze dich hierher an den Schreibtiſch, lege ein Buch vor dich hin, und wenn ſie kommen, ſo biſt du mein Sohn, mein Sohn Wilhelm.

Sie ſeufzte wieder und ging, um Rock und Kappe zu entfernen, aber in der Thüre wandte ſie ſich wieder um und fragte: Du ſtudirſt Medizin?

Ja, beſtätigte ich.

Siehſt du wohl, wie ich es errathen habe! lächelte ſie wieder mit einem unbeſchreiblichen, faſt möchte ich ſagen, myſtiſchen Ausdrucke, verſicherte mich, daß ſie mich jetzt erſt recht werde zu verbergen und zu vertheidigen wiſſen, und verließ die Stube.

Nun ſah ich mich in meiner Zufluchtsſtätte um, und es wurde mir ganz märchenhaft zu Muthe, denn es war, als wäre ſie eigens für mich eingerichtet worden, und wie ich im Schlafrock daſtand, als ob ich hier ſeit lange heimiſch wäre. Auf einigen Bücherbrettern über dem Pulte ſtanden mehrere mediziniſche Bücher, die ich ſelber beſaß und die mir vertraut waren; an den Wänden hingen dieſelben Porträts beliebter Volksmänner damaliger Zeit und der beliebteſten Profeſſoren der Univerſität, die auch daheim die Wände meiner Stube ſchmückten. Wie um definitiven Beſitz zu ergreifen, nahm ich eine der Pfeifen, die mit Dreikönigstabak geſtopft in einem Winkel ſtanden, ſteckte ſie an und ſetzte mich rauchend und behaglich in den Strohlehnſtuhl vor dem Arbeitstiſch. Aus mehreren auf dem Tiſche liegenden Briefcouverts erkannte ich, daß ich mich in der Stube des mir unbekannten stud. med. Wilhelm Kürenberger und unter dem Schutze der Wittwe Frau Aloiſia Kürenberger befand.

Nach dieſer Entdeckung fühlte ich mich nicht nur, wie ſchon vorher, äußerſt ſicher, ſondern noch doppelt behaglich. Die Studentenmütter haben immer einen gewiſſen esprit de corps und eine ausgeſprochene Vorliebe für die Kollegen ihrer Söhne. Dazu kam, daß ich trotz der kurzen Bekanntſchaft und der wenigen gewechſelten Worte von dieſer Frau Kürenberger überzeugt war, daß ſie mich im Nothfalle wie eine Löwin ihr Junges vertheidigen, daß ſie allen weiblichen Muth und Liſt anwenden würde, um eine drohende Gefahr abzuwenden. Dieſe Ueberzeugung hatte ich trotz dem räthſelhaften Weſen der Frau, das äußerlich eher unſicher als ſicher machen konnte, und ſie blieb mir, obwohl dieſes Weſen immer räthſelhafter wurde. So z. B. war es ſonderbar, wie ſie wenige Minuten, nachdem ich meine Pfeiſe angeſteckt hatte, auf den Zehen herbeiſchlich, die Thüre leiſe öffnete, den Kopf hereinſteckte und mit dem glücklichſten Geſichte liſpelte: Du rauchſt! Ja, rauche! Rauche viel! — Darauf ſchloß ſie die Augen und athmete mit Luſt den Duft des Tabaks ein, und es lagerte ſich ein Ausdruck des Glückes über ihr ganzes Geſicht, wie bei einer Perſon, der altbekannte Düfte alte, liebe Erinnerungen erwecken. So ſtand ſie lange Zeit, aber je länger ſie ſtand, deſto mehr wich der Ausdruck des Glückes einer Geberde des Schmerzes, bis ihre Züge ganz von einem Schatten tiefer Schwermuth bedeckt waren. Leiſe zog ſie endlich den Kopf zurück, immer mit geſchloſſenen Augen, lehnte die Thüre an und verſchwand. Darauf wurde es ganz ſtille.

Erſt nach mehr als einer Stunde regte es ſich wieder in der Wohnſtube neben mir; ich hörte das Klirren und Geklapper von Teller, Meſſer und Gabel, und wieder nach einigen Minuten den Ruf: Wilhelm, die Suppe ſteht auf dem Tiſch! — Da ich nicht Wilhelm heiße, blieb ich, trotz meines großen Appetites, ruhig auf meinem Platze. Aber der Ruf wiederholte ſich und zwar mit einiger Ungeduld im Tone, und da er meinem Zimmer zugekehrt war, ſagte ich mir, daß doch ich gemeint ſein müſſe, warf raſch den Schlafrock ab, fuhr in einen an der Wand hängenden Gehrock und trat in die Wohnſtube vor den Tiſch. Frau Kürenberger ſaß bereits davor und deutete auf den Platz ihr gegenüber. Als ſie aber ſachte die Augen aufſchlug und den ſchwarzen Rock bemerkte, ſagte ſie etwas verdrießlich: Du kommſt doch ſonſt im Schlafrock zu Tiſche; warum heute nicht? Geh, hole den Schlafrock! — Ich wußte nicht, was aus all Dem zu machen, aber ich gehorchte unwillkürlich, ging zurück, wechſelte mein Koſtüm und kehrte im Schlafrock wieder. Meine Wirthin lächelte und gab mir die Suppe und lächelte noch mehr, als ſie meinen gewaltigen, durch jenen Wettlauf nur noch geſteigerten Appetit bemerkte. Als der Teller leer war, machte ſie Miene, ihn aufs Neue zu füllen; aber plötzlich hielt ſie inne und ſagte: Nein, du mußt deinen Hunger ſparen; wir haben Dampfnudeln, die du ſo gerne iſſeſt. — Und als die angekündigten Dampfnudeln wirklich kamen, häufte ſie mir die Fülle auf meinen Teller, eine ſolche Fülle, daß ich danken mußte, als ſie mir eine zweite Ladung zudachte. — Aber Wilhelm, ſagte ſie erſtaunt, du haſt ſie ja ſonſt ſo gerne gegeſſen!

Erlauben Sie, Frau Kürenberger, erwiderte ich, ich heiße Paul, nicht Wilhelm, wie Sie mich ſchon mehrere Male genannt haben.

Sie legte ihre Stirne in Falten und zog die Augenbrauen zuſammen. Ein tiefer Schatten von Schmerz und Zorn bedeckte ihr ganzes Geſicht, und mehr zornig als ſchmerzlich rief ſie: Wilhelm heißeſt du, Wilhelm! Stille! Schweig!

Ich ſchwieg erſchrocken und betrachtete mit einem Gefühl der Unheimlichkeit das Geſicht der armen Frau, das nach und nach milder wurde und mit dem ſie, als es endlich den Ausdruck tiefſter Trauer angenommen, flehend ſagte: Störe mich nicht! Laſſe mich dich Wilhelm nennen, ſo lange du bei mir biſt!

Von dem Augenblicke an ſprachen wir Beide kein Wort mehr, ſo lange wir bei Tiſche waren. Nach vollendeter Mahlzeit ſagte ſie: Jetzt rauche! — Ich holte meine Pfeiſe, und ſie zeigte auf einen Platz am Fenſter, wohin ich mich ſetzen ſollte. Ich gehorchte ihr in Allem und nahm mir vor, ſo lange ich bei ihr bliebe, ſie aus ihrer Täuſchung nicht zu wecken, aus einer Täuſchung, in die ſie ſich offenbar hineinreden wollte und die ihr augenſcheinlich ſehr lieb war. Ich ahnte, daß hinter all Dem ein großer Kummer ſtecke, der durch einen glücklichen Traum verhüllt werden ſollte. In der That wirthſchaftete ſie, während ich ſo da ſaß und rauchte, mit einem ganz heiteren Geſichte in der Stube herum und ſetzte ſich, als der Tiſch abgeräumt war, eben ſo heiter mit ihrer Arbeit mir gegenüber in die Fenſterniſche. Doch ſprach ſie kein Wort und ſah unverwandt auf ihre Arbeit nieder, als ob ſie

Angſt hätte, durch einen Blick auf mich aus ihren Träumen geweckt zu werden. Ich ſaß da wie eine Statue, vermied jede Bewegung und hütete mich wohl, ſie zu ſtören, denn, offenherzig geſagt, ich fühlte neben dem Mitleid mit ihrem geheimen Unglück, ſeit ſie mich bei Tiſche ſo angefahren, auch einige Angſt vor ihr und legte mir im Stillen die Frage vor: ob die gute Frau nicht ein wenig wahnſinnig ſei oder etwas der Art. Schien doch die Ausdauer, mit der ſie mich Wilhelm nannte und mir vorſchrieb, was ich thun und laſſen ſollte, aus einer fixen Idee zu entſpringen. Deſto mehr überraſchte es mich, als ſie nach einiger Zeit, freilich nach ſichtbarer Anſtrengung und Selbſtüberwindung, mit ruhiger Stimme und aufs Wohlwollendſte ſagte: „Nun erzähle mir! Wer biſt du? wie heißt du? Woher kommſt du? Wer ſind deine Eltern?“

Ganz glücklich, wieder feſten Boden unter meinen Füßen zu fühlen, fing ich zu erzählen an und erzählte mit breiter Ausführlichkeit, ſo viel ich von mir und meiner Familie wußte. Sie hörte mir mit großer Ruhe und Aufmerkſamkeit zu, erkundigte ſich mit Theilnahme beſonders nach meiner Mutter und warf hie und da verſtändige und einſichtsvolle Bemerkungen, manchmal ſelbſt eine mütterliche Zurechtweiſung ein. So verging beinahe der ganze Nachmittag ohne Sonderbarkeit und Unheimlichkeit. Es war mir, als ſäße ich in Ferien zu Hauſe bei meiner Mutter, die es auch liebte, wenn ich ſo bei ihr ſaß und ihr vorplauderte, und ich fühlte mich ganz behaglich bei Frau Kürenberger und gewann ſie in dieſen wenigen Stunden, abgeſehen von der Dankbarkeit, die ich ihr ſchuldete, herzlich lieb. Gegen Abend rieth ſie mir, eines erwarteten Beſuches wegen, mich wieder auf meine Stube zurückzuziehen. Das that ich auch, bis ſie mich gegen acht Uhr wieder als „Wilhelm“ zum Nachteſſen rief. — Schon der Name ſagte mir, daß ich jetzt wieder zu einer Figur ihres Traumes geworden, und deutlicher noch ſagte es mir, als ich in die Wohnſtube eintrat, ihr Geſicht, das alle die ruhige Klarheit des Nachmittags verloren hatte und auf dem es wieder, wie heute

Morgen und wie während des Mittagstiſches, gleich einem Schleier lag. In dieſem Zuſtande hielt ſie auch die Augen meiſt niedergeſchlagen, ſah immer nur auf irgend einen einzigen todten Gegenſtand und trat ſo behutſamen Schrittes auf, als ob ſie Jemand zu wecken fürchtete. Dieſer Jemand war offenbar ſie ſelber. Während des Nachteſſens mußte ich mehrere Male, wenn ich ungeſchickterweiſe nicht ſchnell genug auf ihre Abſichten einging oder etwas Anderes that, als der abweſende, unbekannte Wilhelm, der ich ſein ſollte, denſelben ungeduldigen oder zornigen Blick, wie beim Mittageſſen, oder auch manchen ſchroffen Verweis ertragen.

So — um kurz zu ſein — ging es mit beſtändiger Abwechslung durch die ſechs Tage, die ich verborgen unter ihrem Schutze in ihrer Wohnung zubrachte. Bald war ſie die ruhige, klare, gute, theilnehmende Frau, die mir mit klugem und mütterlichem Rathe zur Seite ſtand, bald war ſie die räthſelhafte Perſon, deren Grillen ich mit Aengſtlichkeit beobachtete, um ihnen genug zu thun und um ſchmerzhafte Stellen dieſer kranken Seele nicht unſanft zu berühren. Nur Das hatte ſich in unſerem Zuſammenleben geändert, daß ich Grund und Art ihres ſonderbaren Weſens zu erkennen glaubte, mich demgemäß benahm und ſo ihrem Zorn, ihrer Ungeduld, die mich erſchreckten, ausweichen konnte.

Am ſechsten Tage ließ ſie mich durch mehrere Stunden allein im Hauſe. Als ſie wieder kam, ſetzte ſie ſich zu mir, legte ihre Hand auf die meinige und ſagte: Mein Neffe, ein junger Oekonom aus der Gegend von Wieſelburg in Ungarn, iſt hier. Er kam mit ſeinem Bauernwagen und brachte Getreide auf den Markt. Morgen geht der Wagen zurück. In der halbbäuerlichen Tracht meines Neffen und mit dieſem ſeinem Paſſierſchein ausgerüſtet, wirſt du in ſeinem Wagen morgen früh über die Gränze fahren. Wie die Sachen jetzt ſtehen, biſt du dort in Sicherheit. Die Verhältniſſe können ſich ſo ändern, daß du in wenigen Tagen nicht mehr über die Gränze kannſt. Alſo mußt du jetzt ſchon fort.

Ich werde dich begleiten, um ſelbſt zu ſehen, ob du wohlbehalten über die Gränze kommſt.

Nach einer Pauſe fuhr ſie fort: Dieſe wenigen Tage hatte ich glückliche Stunden — ich konnte mir einreden —

Sie unterbrach ſich wieder, ſah mich mit einem unendlich wehmüthigen Lächeln an und ſagte dann: Ich werde es dir nie vergeſſen!

Ich will hier gleich einſchalten, daß mich die gute Frau, die mir ſo ſprechend die Thränen in die Augen trieb, in der That bis an ihr Lebensende nicht vergeſſen hat. Ich habe nichts von der Noth, von den Entbehrungen ſo vieler Flüchtlinge gelitten; ich konnte in Zürich meine mediziniſchen Studien mit Muße fortſetzen und vollenden. Das alles danke ich ihr. Und daß ich jetzt in behaglichen Verhältniſſen lebe — auch Das danke ich ihrem Teſtamente.

Am Morgen des ſiebenten Tages in aller Frühe trat ſie in mein Zimmer und brachte mir die Kleidung, die mich unkenntlich machen ſollte. Dann geſchah Alles, wie ſie es angeordnet hatte. An ihrer Seite fuhr ich in dem Leiterwagen über die Gränze. Im erſten Dorfe angelangt, nahm ſie Abſchied von mir. Ich konnte ſie nicht überreden, wenigſtens bis Wieſelburg mit mir zu fahren. — Nein, ſagte ſie, ich kehre jetzt gleich nach Wien zurück, fahre nur durch die Stadt und ruhe nicht eher, als bis ich in Oberöſterreich bei deiner Mutter bin, um ihr Alles zu erzählen und ihr zu ſagen, daß du in Sicherheit biſt. Ich weiß es, wie es thut. Ach, ſie haben mir ja meinen Wilhelm erſchoſſen!

Die Brüder Mathieu.

Erſtes Kapitel.

Die drei glücklichen Häuſer.

Dieſelbe Gegend bei Waterloo, welche im Jahre 1815 der Schauplatz des letzten Aktes des großen Drama's geweſen, war zu Anfang der Vierziger Jahre die Szene eines Verbrechens, das, obwohl einfach in ſeiner Natur, nicht aus gemeinen Beweggründen hervorgegangen und urſprünglich nur einen Mord zum Gegenſtand hatte, wie die Gerichtszeitungen aller Länder, man kann ſagen leider wöchentlich, von einem ſolchen zu berichten haben; doch durch die Folgen, die es hatte, durch die zahlreichen Opfer, die es nach und nach in den Abgrund zog, durch die höchſt merkwürdigen pſychologiſchen Vorgänge, die in der Folge zum Vorſchein kamen, mit zu den bedeutendſten und mehr für den Pſychologen als für den Juriſten intereſſanten Ereigniſſen gehört. Das Drama wird in ſeinem Verlaufe ſo traurig, ja mörderiſch, daß der Erzähler es für nothwendig hält, die Verſicherung von der Wahrhaftigkeit dieſer Geſchichte vornehin zu ſtellen; ſie iſt ihm, kurz nachdem der Vorhang über das letzte Opfer des Trauerſpiels gefallen, im Jahre 1847 von Herrn van den Hoven, dem öffentlichen Ankläger von Brüſſel, der in dieſer Affaire ſein Amt verrichtete, mitgetheilt worden. Uebrigens kann ſich der Leſer leicht ſelbſt überzeugen, wenn er in den betreffenden Jahrgängen der belgiſchen Gerichts- und anderer Zeitungen nachſchlägt: dort wird er gewiß noch intereſſante Einzelnheiten finden, welche dem Aufzeichner dieſer Geſchichte entfallen ſein mögen.

Im Jahre 1840 hatte das Schlachtfeld, auf welchem einſt der Titanenkampf ausgekämpft worden, das friedlichſte und glücklichſte Ausſehen von der Welt: das gehügelte Land ringsumher grünte und blühte, und an jene Kataſtrophe, an die Wunden von Tauſenden und an das Todesröcheln von Zehntauſenden erinnerte hier nichts mehr, als höchſtens hie und da eine Kugel, die zum Andenken in eine Wand gemauert worden, und in der Mitte der gewellten Ebenen der Löwe, den die Sieger daſelbſt errichtet haben. Doch nein, die Landleute behaupten, daß die ganze Blüthe und Ueppigkeit der Pflanzenwelt und des Erdreiches eine ſich jährlich erneuernde Erinnerung an die Schlacht von Waterloo ſei; denn dem Menſchenblut danke die Erde jene Fruchtbarkeit und lachende grüne Farbe, die heute den Bewohner der hiſtoriſchen Gegend erfreue und ſeinen Speicher fülle. Die Menſchen vergeſſen ſo leicht vergangenes Leid, mit den Geſchlechtern wird ihr Unglück begraben, und auf ihren grünen Gräbern und auf dem Boden, den ihr Leid fruchtbar gemacht, freut ſich ein neues und glückliches Geſchlecht.

Uebrigens wiſſen wir nichts Ausführliches über das Glück oder Unglück der Bewohner Waterloo's und der Umgegend; wir kennen nur die Geſchichte dreier Häuſer, mit denen wir es hier allein zu thun haben und die in ziemlicher Entfernung von einander, mehr und weniger prächtig, mehr und weniger beſcheiden, ſich auf dem welthiſtoriſchen Boden erhoben. Von dieſen drei Häuſern allein wiſſen wir, daß ſie im Jahre 1840 und bis zu dieſem Jahre in der That vom Glücke bewohnt waren, wenn auch das Glück, das ſo viele Geſichter hat, als es Menſchengeſichter gibt, in den drei verſchiedenen Häuſern, in verſchiedenen Formen, in verſchiedene Verhältniſſe und Zuſtände gekleidet, auftrat.

Das Eine derſelben iſt mehr ein Schloß als ein gewöhnliches Haus zu nennen. Es lag am Abhange eines kleinen Hügels und hob ſich mit ſeiner Façade und ſeinen zwei kleinen Thürmchen, die mehr den adeligen Neigungen des Beſitzers als der Nothwendigkeit und der Zweckmäßigkeit ihre Entſtehung verdankten, glänzend von dem dunklen Hintergrunde ab, den ein rückwärts über den Hügel hinlaufender Park mit ſeinen Waldbäumen jeder Art bildete. Vor dem Schloſſe lief ein friſcher Raſenplatz den ſanften Abhang hinab, bis wo er ſich mehr und mehr ländlich verlaufend und unmerklich an den Rändern der Fruchtfelder verlor, ſo daß die Feldraine eine Fortſetzung der Sandwege bildeten, die ſich vom Schloſſe in die Ebene hinabzogen. Graf Eugene Belport liebte es, hier ſeine Sommer zu verleben, denn hier war er geboren, und hier erinnerte ihn der Löwe und die ganze Gegend an den merkwürdigſten Tag ſeines Lebens, an den Tag, an welchem er ſeine Jugend als Freiwilliger im Heere der Verbündeten mit Ruhm bedeckte.

Graf Belport lebte in den angenehmſten Verhältniſſen. Reich und im ganzen Lande wegen einer fleckenloſen, ehrenhaften Vergangenheit geachtet, war er auch einer der würdigen Vertreter ſeines Volkes, welche die durch die Revolution des Jahres 1830 errungenen Inſtitutionen im Senate ausbauen halfen. Er beſaß nicht nur das Vertrauen der höhern beſitzenden Klaſſe, die ihn in den Senat abgeordnet hatte, er war auch der Liebling des Volkes, für das er bei jeder Gelegenheit eintrat, und ſeiner Nachbarn, die er gerne mit Rath und That unterſtützte. Wie mit ſeiner öffentlichen Stellung, hatte er Urſache, mit ſeinem häuslichen Glücke zufrieden zu ſein. Fünf geſunde und kräftige Kinder umgaben ihn, in denen er mit Glück ſchon frühzeitig die Keime zu trefflichen Menſchen entdeckte, und vorzugsweiſe war es ſein Sohn Alfred, auf den er ſeine Hoffnung baute. Mit einem kräftigen Charakter verband ſich in dieſem Knaben ein weiches Gemüth, das ſich gerne liebend anſchloß, ein inſtinktmäßiges Erkennen von Gut und Bös, und endlich ein heftiger

Wiſſensdrang, der alle Hoffnung gab, daß die angeborenen guten Eigenſchaften des Kindes durch Bildung noch bedeutend erhöht und gekräftigt werden können. Was dieſen Knaben vorzugsweiſe auszeichnete, war eine Art von Divination, von Errathen des Charakters anderer Menſchen, ſelbſt bei kürzeſtem Umgang, ja auf den erſten Blick. Sein Vater, der in dieſer Beziehung mit ihm ſchon die überraſchendſten Erfahrungen gemacht, pflegte zu ſagen, daß er einen Fremden ſeinem Alfred nur durch eine Thürſpalte zu zeigen brauche, um zu wiſſen, ob er ſich mit ihm in irgend ein Verhältniß oder Geſchäft einlaſſen ſolle oder nicht. Freilich brachte dieſes Weſen des Kindes ſeinen Vater wie das ganze Haus oft in Verlegenheit, denn Alfred äußerte ſeine Sympathie und Antipathie aufs Unverhohlenſte. Er behandelte wildfremde Menſchen, die ihm Vertrauen einflößten, ſofort wie alte Bekannte, wie Familienangehörige, und weihte ſie oft in allerlei Dinge ein, die man vor Fremden, ſelbſt wenn es die unſchuldigſten Angelegenheiten betrifft, nicht immer gerne entſchleiert; ebenſo ſtieß er Andere mit der größten Rückſichtsloſigkeit von ſich und verhehlte es nicht, daß er von ihnen den übelſten Eindruck empfange: Eigenthümlichkeiten, welche im geſellſchaftlichen Leben, das oft zum Umgang mit den verſchiedenſten Charakteren zwingt, dem Grafen manche komiſche und ernſte Verlegenheit bereitete.

Die guten Anlagen Alfreds waren es, welche den Grafen bewogen, im zwölften Lebensjahre des Kindes ſich nach einem Hofmeiſter umzuſehen, dem er deſſen Ausbildung mit Ruhe anvertrauen könnte. Er war ſo glücklich, bald einen jungen Mann zu finden, der ihm Vertrauen und ſeinem Kinde ſofort eine wahrhaft leidenſchaftliche Liebe einflößte. Herr Edouard Conſcience hatte in Gent und Brüſſel in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre die Studien mit Ehren vollendet. Er wollte ſich dem Lehrfache an einer dieſer Univerſitäten widmen, hatte aber nicht die Mittel, die Zeit einer Anſtellung ruhig abzuwarten, ſah außerdem ein, daß er für eine ſolche Stellung zu jung war, und hielt ſich beſcheiden auch nicht für genugſam ausgerüſtet, um als Lehrer an einer Hochſchule ſo auftreten zu können, wie er es wünſchte; ein Mittel, über einige Jahre wegzukommen, eine Stellung, in der er eine Pflicht zu erfüllen und dabei Muße genug hätte, um ſeine Studien fortzuſetzen, mußten ihm willkommen ſein, und er ergriff den Antrag des Grafen, die Erziehung ſeines Kindes zu übernehmen, mit um ſo größerer Freude, als neben dem guten Rufe, deſſen ſich dieſer erfreute, auch das Familienleben des Grafen als ein glückliches und gemüthvolles bekannt war, und als der herrliche Knabe, den er erziehen ſollte, ihm einen ebenſo guten Eindruck machte, als er von dem jungen Hofmeiſter ſelbſt empfangen hatte.

Herr Edouard Conſcience war nunmehr ſchon ſeit zwei Jahren im Hauſe, und er hatte nichts von den Bitterniſſen geſchmeckt, die ſonſt das Antheil ſolcher Stellungen zu ſein pflegen, nichts von der Unterordnung, die man ſonſt verlangt, nichts von dem Gefühl der Fremde, das ſelbſt bei Stellungen, welche die größte Innigkeit vorausſetzen, nicht fehlt, ſobald dieſe Stellungen bezahlt ſind; nichts endlich von jenen kleinen demüthigenden Vorkommniſſen, auf die ſich ein Bürgerlicher meiſt gefaßt machen muß, wenn er ſich an den Tiſch des Adeligen ſetzt. Nicht nach dieſen zwei Jahren, ſchon nach den erſten zwei Tagen war Herr Edouard Conſcience ein Glied der Familie, und es ſah in der That aus, als ob er ſeine beabſichtigte Laufbahn in der Zukunft aufgeben müſſe, weil man ſich nicht mehr vorſtellen konnte, wie er einen andern Weg als die Familie und getrennt von dieſer gehen ſollte. Selbſt wenn Graf und Gräfin Belvort nicht ihr eigenes Herz und Einſicht gedrängt hätte, ihren Hofmeiſter wie einen Sohn des Hauſes zu behandeln, wie Das in der That der Fall war, ſie hätten es ſchon aus Rückſicht für Alfred gethan, der eine andere Behandlung nicht begriffen, ja nicht geduldet haben würde.

Edouard, denn nur ſo hieß er noch im Hauſe, der, eine Waiſe, ſeine Jugend in Einſamkeit verlebt hatte, war dem Schickſale und den neuen Freunden dankbar für ſo viele Liebe, die er mit Zinſen zurückgab. Jeder, der ihn kannte, mußte zugeben, daß er ein Glück wie dieſe Liebe verdiente. Schon ſein Aeußeres nahm für ihn ein. Eine ſchlanke, etwas ſchmächtige Geſtalt mit einem edlen, blaſſen Geſichte, dem man es anſah, daß ſein Träger ſich ſein Leben lang vorzugsweiſe geiſtig beſchäftigt und daß er vor Allem zu ſolchen höheren Beſchäftigungen berufen ſei, flößten ſogleich eine mit Achtung gemiſchte Sympathie ein; das blaſſe, von ſchwarzen Haaren eingerahmte Geſicht ſchien durch ein mildes und beſcheidenes Lächeln den geiſtigen Ausdruck verbergen zu wollen, ſo wie überhaupt ſein ſtilles Auftreten, ſeine etwas gebückte Haltung glauben machen konnte, daß er ſich all der trefflichen Eigenſchaften, die ſchon ſein Aeußeres verrieth, gewiſſermaßen ſchämte. Doch hatte er, wie man nach dem eben Geſagten glauben könnte, nichts Gedrücktes; man brauchte bloß wenige Worte mit ihm auszutauſchen, um ſich zu überzeugen, daß er den Muth ſeiner Meinung hatte, und er durfte über welche Streitfrage immer nur zu ſprechen anfangen, um keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß er für ſeine Ueberzeugungen, ſei es gegen wen immer, einzutreten verſtehe. Die mit ihm lebten, wußten, daß dieſer noch ſo ſehr junge Mann bereits unverrückbare Grundſätze hatte, und daß dieſe Grundſätze nicht bloß in der Theorie beſtanden, ſondern wirklich und wahrhaftig im Leben bethätigt wurden. Doch gab ihm dieſes ſo weit fertige und in ſich abgerundete Weſen nicht im Geringſten einen dogmatiſch ſtarren Charakter; bei all dieſem Weſen war die Bezeichnung eines bon enfant, wie man ihn in und außer dem Hauſe nannte, eine treffende.

Aber wir wollen uns nicht lange bei der Schilderung eines Charakters aufhalten, der frühzeitig von der Bühne zu verſchwinden beſtimmt iſt.

Edouard war in der Gegend von Waterloo ſchon ſo bekannt, wie irgend ein anderes Glied der Familie Belport. Wenn er ſeinen Abendſpaziergang durch die Felder machte, grüßten ihn die Arbeiter, die heimkehrten, wie einen alten Bekannten, und wurde er ebenſo in den Häuſern empfangen, in die er manchmal einkehrte. Er machte dieſe Spaziergänge meiſt, während ſein Schüler auf einem Pony neben ſeinem Vater ins Land hineinritt. Edouard pflegte wohl dieſe Spazierritte mitzumachen, aber während des zweiten Sommers, den er bei Waterloo verbrachte, zog er jene einſamen Fußwanderungen vor, und vielleicht hätte ein Späher, wenn es einen ſolchen gegeben, herausgefunden, warum er, dem ſonſt Alfred immer wie ein treues Hündchen folgte, jetzt die Gegend lieber allein durchſtreifte und ſich freute, wenn er die ſonſt ſo geliebte Geſellſchaft ſeines Zöglings entbehrte.

Dem Schloſſe des Grafen Belport gegenüber, von dieſem durch eine ungefähr eine halbe Stunde lange Entfernung getrennt, lag die Ferme Mathieu. Auf halbem Wege, zwiſchen dem Schloß und der Ferme, erhebt ſich mitten aus Getreidefeldern der Löwe von Waterloo. Dort am Fuße des Monumentes pflegte Edouard mit einem Buche in der Hand auszuruhen. Das war ihm ſo zur Gewohnheit geworden, daß man faſt ſicher war, ihn um dieſe Stunde dort ſinnend oder leſend zu finden. Erſt wenn die Sonne ſich ſchon den Hügeln zuneigte, machte er ſich auf, um weiter nach der Ferme Mathieu zu wandern.

Die Meierei, wenn das Hauptgebäude derſelben nicht in einer Menge von Wirthſchaftsgebäuden verſchwunden wäre, und wenn ſie ſich mit Thürmchen herausgeputzt hätte wie das Landhaus des Grafen Belport, hätte ſich ebenſo wie dieſes den ſtolzen Titel eines Schloſſes beilegen können; ſo aber, wie ſie war, obwohl maſſig und aus großen Quaderſteinen gebaut und auf einen ziemlich alten Urſprung deutend, verrieth ſie doch zu ſehr die unmittelbare Beſchäftigung mit dem Landbau und den Betrieb deſſelben durch die Beſitzer. Es war nach der Anſicht der ganzen Gegend eine ſchöne Ferme, eine prachtvolle Ferme, größer als manches Schloß und jedenfalls mehr werth; aber ſie ein Schloß zu nennen, wäre keinem noch ſo liberalen oder ariſtokratiſchen Einwohner von Waterloo eingefallen. Daran mag allerdings der ſehr bürgerliche Name ihres Beſitzers mit Schuld geweſen ſein; denn im Jahre 1840 waren noch nicht ſo viele belgiſche Schlöſſer und ehemals adelige Landhäuſer im Beſitze von Bürgerlichen, wie heute, und war man noch nicht ſo ſehr an den Gedanken gewöhnt, ehemalige Edelſitze von Bürgerlichen bewohnt zu ſehen.

Die Brüder Mathieu gehörten zu den Notabeln der Gegend, und dazu machte ſie ihre große Wohlhabenheit, der gute Name ihrer Familie, die ſeit undenklichen Zeiten hier ſeßhaft war, und endlich der gute Ruf, deſſen ſich die jetzigen Beſitzer, mit die größten Grundbeſitzer der Gegend, erfreuten. Was man an ihnen vorzugsweiſe rühmte, war die Eintracht, in der die beiden Brüder zuſammen auf demſelben Beſitze lebten. Als Jacques und Denis Mathieu das Gut zugleich mit einem baaren Vermögen von ihrem Vater überkamen, fiel es ihnen nicht einen Augenblick ein, an eine Theilung zu gehen; ſie verwalteten Bewegliches und Unbewegliches nach wie vor gemeinſchaftlich, und an dieſem Verhältniſſe wurde nichts geändert, als Jacques ſich verheirathete und Kinder bekam. Der jüngere Denis lebte mit ihm weiter, und dieſes innige Familienleben ſchien ihm ſo ſehr zu genügen, daß er an ſeine eigene Verheirathung gar nicht dachte. So viel war wenigſtens gewiß, daß er jetzt ſchon tief in den Dreißigen ſtand, ohne ſich, ſo viel man wußte, um die Hand irgend eines Mädchens beworben zu haben. Als ſich Jacques verheirathete, prophezeiten die guten Nachbarn, daß es mit dem liebevollen Einverſtändniſſe der Brüder jetzt wohl bald ein Ende nehmen werde: eine Frau bringe ja gewöhnlich ſolche Veränderungen ins Haus. Zwei Junggeſellen könnten leicht ruhig neben einander leben; ein Junggeſelle und ein Ehemann, Das ſei etwas ganz Anderes. Und warum ſollte Denis die Herrſchaft im Hauſe mit Zweien theilen und ſich mit einem Drittheile des Einfluſſes begnügen, da er ein Recht auf die Hälfte habe? Aber es war nichts mit dieſen Prophezeiungen der beſorgten Nachbarn. Die Frau, die Jacques heimführte, war eine gute Frau und eher geeignet, die Eintracht zwiſchen den Brüdern, wenn dieſe nicht beſtanden hätte, herzuſtellen, als irgendwie zu ſtören. Die guten Nachbarn ſchoben die Prophezeiungen hinaus auf die Zeit, da Kinder kommen würden; denn warum ſollte der gute Denis mit ſeiner Arbeit und mit ſeinem Vermögen eine Familie ernähren, die nicht die ſeinige war? Aber es war auch mit dieſer Prophezeiung nichts. Auch als Kinder da waren, hörte man nichts von Mißverſtändniſſen oder Zwietracht, und Denis erwies ſich als eben ſo vortrefflicher Oheim, als er ſich als Bruder und Schwager erwieſen hatte. Die Kinder Jacques' wuchſen heran, Denis wurde älter, man hatte nie von Mißhelligkeiten in der Ferme Mathieu gehört, wohl aber war im Laufe der Zeit die brüderliche Liebe, welche die Beiden verband, nahezu ſprüchwörtlich geworden. Seit dem Tode der Madame Mathieu, welcher nach ungefähr zwölfjähriger glücklicher Ehe erfolgte, nannte der Volkswitz die beiden Brüder Mann und Frau, und abgeſehen von dem Unglück, eine gute Frau und Mutter verloren zu haben, lebten ſämmtliche Einwohner der Ferme Mathieu, die beiden Brüder und die drei Kinder des Aeltern, nachdem die Wunde vernarbt war, ruhig weiter: Denis, der die Rolle, die ihm der Volkswitz auferlegt hatte, bereitwillig annahm, vorzugsweiſe mit den mutterloſen Kindern ſeines Bruders, während dieſer, der in ſeiner Jugend ſtudirt hatte, ſich mehr der Geſchäfte annahm, wenn dieſe nicht den Landbau, ſondern die Verbindung mit Fremden, mit der Stadt oder mit Geſchäftsfreunden betraf.

Die Ferme Mathieu iſt das zweite glückliche Haus von den dreien, die wir genannt haben.

Edouard richtete, wie geſagt, ſeine Schritte meiſtens dahin. Kurz nach ſeinem Eintritt in das Haus des Grafen hatte er von den Brüdern Mathieu ſprechen hören und ſie, da die beiden Häuſer in Verbindung waren, bald kennen gelernt. Er wurde in der Ferme mit großer Freundlichkeit aufgenommen und kehrte gerne dahin zurück, denn dort trieb ſich ein kleines, zartes, kaum fünfzehnjähriges Geſchöpf herum, das von dem plumpen großen

Hauſen ebenſowohl, wie von den derben, vom Sonnenbrand gebräunten Geſtalten der Herren und der Knechte auffallend abſtach und die Aufmerkſamkeit jedes Fremden ſogleich auf ſich lenken mußte. Es war Marion, die älteſte Tochter Jacques Mathieu's, eines jener intereſſanten ſchwächlichen Geſchöpfe, von denen man ſich ſagt, daß eine Ueberfülle des Gemüthes oder eine zu frühe Reife des Geiſtes die körperliche Entwickelung nicht aufkommen laſſe. In der That drängte ſich bei ihr auf den erſten Blick alles Dasjenige hervor, was das Urtheil nur auf Geiſt und Charakter lenkt: ein großes blaues Auge, das im erſten Momente ſchwarz, und ſozuſagen die Hälfte des Geſichtes, das es ganz beherrſchte, einzunehmen ſchien; eine Stirne, die trotz der Jugend ſchon von einigen feinen, feſtſtehenden Fältchen durchfurcht war und ihr den Ausdruck ununterbrochenen Nachſinnens gab; zwei feine Lippen, die geſchloſſen feſt auf einander lagen, bei der Rede aber, oder wenn Marion einer ſie intereſſirenden Mittheilung horchte, plötzlich wie zwei Roſenknoſpen anſchwollen. Erſt wenn man dieſe Beobachtungen gemacht und auf gleich regſames Gemüth wie Geiſt geſchloſſen, bemerkte man, daß Marion auch äußerlich ſchön war, eine feine, überaus zarte Geſtalt, die ſchon als ſolche auch ohne jenen Ausdruck würde gefallen haben. Ein Pädagog und ein Menſch wie Edouard Conſcience, der überall das Beſte vorausſetzte und ſich gerne nützlich machte, mußte ſich beim Anblick eines ſolchen Geſchöpfes ſagen, daß daraus etwas zu machen wäre. Mit Vergnügen bemerkte er, wie ſie ſeinen Reden horchte, die allerdings in Form und Inhalt ſehr verſchieden waren von den Reden, die ſie von ihrer ländlichen Umgebung zu hören gewohnt war. Sie las und lernte Mancherlei, und er hatte Gelegenheit, ihr Rath und Lehre zu geben. Und es machte ſich im Laufe weniger Wochen wie von ſelbſt, daß ſeine freie Abendſtunde eine Lehrſtunde für Marion und er ihr Lehrer wurde. Doch dauerte dieſes Verhältniß nicht lange. Herr Jacques Mathieu erklärte ihm, daß er ſo viel Gefälligkeit nicht annehmen könne, und daß außerdem eine Bildung, wie Herr

Conſcience ſie ſeiner Tochter geben könnte, für ſeinen und ihren Stand zu viel wäre. Edouard war aufrichtig betrübt; die Stunden waren ihm lieb geworden, und er hatte außerdem bemerkt, daß das Mädchen wegen des plötzlichen Verbotes ihres Vaters nicht minder, ja vielleicht noch mehr betrübt war, als er ſelbſt, obwohl ſie in Gegenwart des Vaters, als er jene Abſchiedsworte ausſprach, das gleichgültigſte Geſicht machte. Erſt als er im Hofe ſich noch einmal umſah, bemerkte er, wie Marion, die am Fenſter ſtand, zwei große Thränen die Wangen herabrollten, und es war ihm, als ob ſie ihm ihren Schmerz gar nicht verhehlen wollte. Des Abends theilte er das Vorkommniß der Gräfin Belport mit, welche Marion liebte und ihn aufgemuntert hatte, ihr zu einer Bildung des Geiſtes zu helfen, die mit ihrem, wie ſich die Gräfin ausdrückte, ariſtokratiſch feinen Weſen übereinſtimmte. Die Gräfin lächelte zu dieſer Mittheilung: „Sie ſind zu beſcheiden, lieber Edouard,“ ſagte ſie, „daß Sie die Worte Herrn Mathieu's, die pure Ausflucht ſind, für baare Münze nehmen. Die eigentliche Urſache Ihres Abſchiedes iſt, daß der beſorgte Vater für die Herzensruhe ſeines Töchterleins fürchtet. So junge Lehrer, wie Sie, lehren ſo junge Geſchöpfe, wie Marion, und noch viel jüngere beim beſten Willen noch etwas mehr als Geſchichte und Literatur.“

Edouard wollte dieſe Erklärung nicht gelten laſſen; er behauptete, Herr Jacques Mathieu betrachte ſeine Tochter noch zu ſehr als Kind, als daß er an Dergleichen denken könnte: „Nein,“ ſagte er, „ich bin überzeugt, daß die Urſache meines Abſchiedes von ſeinem Bruder Denis kommt. Ich bemerkte ſeit einiger Zeit, daß er mich und meine Beſuche mit ſcheelem Auge betrachtete, überhaupt, daß er mich nicht leiden mag.“

„Das iſt Einbildung,“ lachte die Gräfin, „was ſollte Denis gegen Sie haben? Man läßt ſich,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „immer lieber von einem böſen Onkel als vom Vater der Theuern die Thüre weiſen, und darum ziehen Sie es vor, ſich die Sache ſo zu erklären.“

„Nein! nein!" erwiderte Edouard kopfſchüttelnd, „ich wüßte keine Gründe anzugeben, aber ich bin vom Haſſe Denis Mathieu's überzeugt; noch mehr, ſo oft ich mit ihm in einer Stube bin, überkommt mich ein unheimliches Gefühl, es fröſtelt mich, ich habe Ahnungen, mit einem Worte, es iſt mir in ſeiner Nähe nicht wohl."

Die Gräfin wollte wieder lachen, als Alfred, der während der letzten Worte ſeines Lehrers eingetreten war, ausrief: „Da haben Sie ganz recht, Edouard, hüten Sie ſich vor dieſem Menſchen! Es iſt mir bei dem letzten Beſuche, den ich mit Ihnen bei Mathieu machte, aufgefallen, daß Sie Denis nicht ſo anſieht, wie man Sie anſehen ſoll." — Und ſeine Stirne in ernſte Falten legend, fügte er altklug hinzu: „Ich traue dieſem Menſchen nicht."

Indeſſen ſchreckte dieſe Warnung Alfreds und die eigene Ahnung Edouard von ferneren Beſuchen der Ferme nicht ab. Nur der Unterricht, nicht die freundſchaftlichen Beziehungen waren ihm abgeſagt worden. Er hatte ein Recht, wiederzukommen, und ſo folgte er gerne dem Bedürfniß, es ſo oft zu thun, als es der Anſtand geſtattete. Freilich ging er jetzt öfter als ſonſt an der Ferme vorüber und begnügte er ſich, Marion von Ferne zu grüßen. Er bog dann in einem großen Halbkreiſe um das Ackerland der Brüder Mathieu, das ſich breit und üppig vor ihrem Hauſe ausdehnte, um auf der Landſtraße nach dem Schloſſe zurückzukehren. Auf dieſem Wege kam er dann an dem dritten der Häuſer vorbei, von denen wir ſagten, daß ſie im Jahre 1840 zu Anfange unſerer Geſchichte von der Zufriedenheit, vom Glücke bewohnt waren.

Dieſes Haus im Norden des Schlachtfeldes und in ungefähr gleicher Entfernung vom Schloſſe, vom Waterloolöwen und von der Ferme Mathieu gelegen, dieſes Haus oder vielmehr dieſes Häuschen trug das Aushängeſchild des Glückes in Geſtalt eines jungen, ewig lachenden Mädchens, das man zu jeder Stunde des Tages am Fenſter ſehen konnte. Das Haus war die beſcheidene, aber überaus liebliche Wohnung des Steuereinnehmers der Gegend, Monſieur Foulquet, und das ewig lachende Mädchen war ſeine Tochter, Mademoiſelle Cöleſtine Foulquet. Der alte Steuereinnehmer war, wie Graf Belport, unter dem er als Sergeant-Major gedient hatte, ein Veteran von Waterloo und hatte ſich außerdem, trotzdem er nur noch den linken Arm beſaß, in der Brüſſeler Revolution der Septembertage als tapferer Kämpfer für die belgiſche Freiheit ausgezeichnet. Dieſer ſeiner Vergangenheit dankte er die Protektion des Grafen Belport und die Rückſicht, die das Miniſterium Rogier-Lebeau, ein Kind der Septemberrevolution, für ihn hatte, und beiden zuſammen die ruhige und einträgliche Stellung eines Steuereinnehmers des ganzen Kantons von Waterloo. Er miethete das kleine Häuschen mit drei Fenſtern Front, welches ſeine Tochter Cöleſtine bald ſo auszuſchmücken und mit Schlingpflanzen jeder Art zu umgeben wußte, daß es mehr einem großen, im Gebüſch verſteckten Vogelneſte, als der proſaiſchen Wohnung eines proſaiſchen Steuereinnehmers ähnlich war. Der alte Soldat bildete ſich ein, daß er in dieſem Hauſe, von deſſen Fenſtern aus er das Waterloo-Monument, das er als ſein eigenes betrachtete, und den Schauplatz ſeiner Thaten überblicken konnte, ſehr glückliche alte Tage hinſpinnen werde. Bald aber fand er, daß der beſtändige Anblick des Schlachtfeldes ihn zu lebhaft an jene franzöſiſche Kanonenkugel erinnere, die ihm den rechten Arm weggeriſſen, und er verſicherte hoch und theuer, daß er in Folge dieſer beſtändigen Erinnerung fortwährend denſelben Schmerz empfinde, den er damals empfunden, als ſein Arm dreißig Schritte weit davon flog, als ihn der Chirurg verband, und als er wochenlang im Brüſſeler Hoſpital im Fieber lag. Er war der Ueberzeugung, daß er dieſer Qual auf die Länge erliegen müſſe, und er zog es vor, um ſich zu retten, nach Brüſſel, und in Brüſſel alltäglich in die Bierſchenke der Rue des Fiancées zurückzukehren, wo er in Geſellſchaft altgewohnter Kameraden glückliche Stunden verlebt, verraucht und vertrunken hatte, bevor ihn ſeine Septemberheldenthaten zur Höhe eines königlichen Steuereinnehmers erhoben. Doch war mit ſeiner Rückkehr nach Brüſſel ſein Amt nicht aufgegeben. Als ſeinen Stellvertreter ließ er unter dem Schutze einer alten Tante und der ganzen Bevölkerung von Waterloo ſeine Tochter Cöleſtine zurück, welche, im Beſitze ihres rechten Armes und einer vortrefflichen Handſchrift, doch auch ſchon während ſeiner Anweſenheit die Pflichten ſeines Amtes erfüllt hatte. Er behauptete, damit der Regierung einen Dienſt zu erweiſen. Das Steuereintreiben ſei von jeher eine beim Volke unbeliebte Operation; wenn dieſe noch dazu von einem alten Soldaten mit braunem Geſichte, großem Schnurrbart und gewohnten Flüchen ausgeführt werde, bekomme dieſe Operation überflüſſiger Weiſe noch einen brutalen, gewaltſamen Anſtrich, der ein freies, konſtitutionelles Volk empören und die Regierung unkluger und ungerechter Weiſe verhaßt machen müſſe; wenn aber ein junges, heiteres und ſchönes Geſchöpf, wie ſeine Cöleſtine unſtreitig eines ſei, die Steuern entgegennehme, ſo bekomme eine an ſich nothwendige, aber nichtsdeſtoweniger unangenehme Sache einen ganz gemüthlichen Charakter, und er leiſte der Regierung mit Subſtituirung eines ſolchen Subſtituts betreffs der Stimmung des Kantons Waterloo einen weſentlichen Dienſt.

Man muß ſagen, daß ſich der alte Soldat nicht verrechnete. Es hat wohl nie einen beliebteren Steuereinnehmer gegeben, als Cöleſtine Foulquet war. Ewig am Fenſter an der Landſtraße ſitzend, mit jedem Vorübergehenden, der dazu Luſt hatte, plaudernd, kannte ſie alle Welt und war ſie aller Welt bekannt, und mehr als bekannt. Dieſe ewige Heiterkeit, die aus dem von Schlingpflanzen umgebenen Fenſter hinter Blumen hervorlachte, mußte ſelbſt Unbekannte für ſie einnehmen, die nicht Gelegenheit hatten, ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen, um wie viel mehr mußte ſie auf Jene wirken, denen Cöleſtine im Vorübergehen ein freundliches Wort zuwarf oder die Hand entgegenſtreckte. Trotz ihrer beinahe ſchutzloſen Einſamkeit und, was mehr iſt, trotz ihrer wirklich großen und auffallenden Schönheit wagte ſich die

Verleumdung nicht an ihren Ruf, der rein und unbefleckt blieb, wie zutraulich ſie auch Jedermann entgegenkam, wie ungezwungen ſie ſich auch in Wort und Benehmen gehen ließ. Die Verleumdung ahnte wohl, daß Cöleſtine in der ganzen Bevölkerung der Gegend zahlreiche Vertheidiger gefunden hätte. Ihre beſte Vertheidigung aber war das glückliche, muntere Weſen, hinter dem ſelbſt das ärgſte Mißtrauen nichts Verwerfliches oder Tadelhaftes zu ſuchen gewagt hätte. Solche Unbefangenheit konnte nur mit dem reinſten Bewußtſein verbunden ſein.

Es gibt unglückliche Mädchen, die ſich nicht ein einziges Mal in ihrem Leben ſelbſt die unſchuldigſte Liebſchaft erlauben dürfen, ohne um ihren Ruf zu kommen, während andere vom Schickſal ſo begünſtigt ſind, daß ſie ſich von jedem Vorübergehenden dürfen den Hof machen laſſen, ohne dadurch ihren Namen im Geringſten befleckt zu ſehen; ja, je größer die Zahl der Anbeter, deſto höher ſteigen die Begünſtigten des Schickſals in der Achtung ihrer Umgebung. Man ſagt von ihnen: Seht, wie man ihr ſchmeichelt, wie man ihr ſchön thut, wie man ſie belagert — und doch —. Cöleſtine war unſtreitig von der Zahl dieſer Begünſtigten. Dazu trug höchſt wahrſcheinlich die Oeffentlichkeit bei, die ſich bei allen Hofmachereien von ſelbſt ergab. Viele ihrer Verehrer kannten nur ihren ſchönen Blondkopf, ihre wohltönende Stimme, ihre volle Büſte, ihren Geiſt und Witz; von ihrer ſchlanken und üppigen Geſtalt wußten nur Diejenigen, welche ſie zufällig einmal in der Kirche oder auf einem ihrer ſeltenen Spaziergänge geſehen. Man kannte ihr Fenſter und die Blumen davor: das Innere ihrer Stube war ein unbekanntes Land, ein unzugängliches Paradies, vor welchem kein Cherub mit flammendem Schwerte, keine Tante mit wüthenden Augen ſtand, in das aber trotzdem ohne die Erlaubniß Cöleſtinens kein Anbeter einzudringen gewagt hätte, und es war bekannt, daß ſie dieſe Erlaubniß bis auf den heutigen Tag nicht ertheilt hatte. Jedermann mußte ſich damit begnügen, ſich von der Landſtraße aus mit ihr zu unterhalten; jeder Vorübergehende konnte dieſe Unterhaltung belauſchen; die höchſte Gunſt, deren ſich ein Freund rühmen konnte, war, daß Cöleſtine die Arbeit für einen Augenblick ruhen ließ und ihre Hand zwiſchen den Blumen dem Kommenden oder Gehenden entgegenſtreckte.

Schon bevor Herr Jacques Mathieu Edouard Conſcience als Lehrer ſeiner Tochter entlaſſen, konnte man bemerken, daß ihm dieſe Gunſt von Cöleſtine öfter als allen andern Bekannten gewährt wurde, und bald hieß es auch, daß zwiſchen den Beiden ein ziemlich inniges Verhältniß beſtehe, und endlich unterlag es, ſo viel man verſicherte, keinem Zweifel, daß die beiden jungen Leute die Sache ernſt nehmen. Man hatte nichts dagegen einzuwenden; man zollte ſelbſt dem vorausgeſetzten Verhältniſſe ſeinen ganzen Beifall. Warum, fragte man, ſollten die Beiden einander nicht lieben? Und mit der gewöhnlichen Logik fügte man hinzu: Sie ſind Beide arm, ſie paſſen zu einander. Die Wahrheit an der ganzen Sache war, ſo viel wir wiſſen, daß Edouard Anfangs, wenn er von Mathieu's auf dem Umwege nach dem Schloſſe zurückkehrte, an dem kleinen Häuschen ganz gleichgültig vorüberging. Das ſchöne Mädchen im Rahmen des umſchlungenen Fenſters unter den Dolden und hinter Blumen war auch ihm ein ſchönes Bild, aber die auffallende, in ihrer vollen und üppigen Jugendblüthe gewiſſermaßen lärmende Schönheit Cöleſtinens war nicht der Art, um auf ſein Weſen, welches das Stille und Sinnige liebte, irgend welche Anziehungskraft auszuüben. Aber immer wieder vorbeikommend, immer von den ewig freundlichen Augen ſo angeblickt, als ob ſie ihn grüßten, war es ihm, noch ehe er mit Cöleſtinen ein Wort gewechſelt, als ob ſie alte Bekannte wären. Unwillkürlich zog er eines Abends ſeinen Hut, und da war es beinahe zur Nothwendigkeit geworden, daß er auch einmal wie jeder Andere vor dem Fenſter ſtehen blieb. Und nachdem er Dieſes einigemal gethan, ſetzte er ſeine Beſuche mit Vergnügen fort. Das Wohlwollen, das Cöleſtine der ganzen Welt gegenüber empfand, die Offenheit ihres Charakters, die fortwährend ihre geheimſten Gedanken über die Lippen drängte, und mit der ſie ihn verſicherte, wie aufrichtig ſie ſich ſeiner Bekanntſchaft freue; ein geſunder heller Verſtand, und alle die guten Eigenſchaften, die mit den genannten gewöhnlich verbunden ſind, flößten ihm eine ſo innige Freundſchaft für das Mädchen ein, daß ſich bald jenes innige Verhältniß einſtellte, welches das Gerede der Nachbarn rechtfertigte. Nur wenige Tage vor jener ſchon mehrmals erwähnten Abſchiedsſzene in der Ferme Mathieu, eines Abends, da Edouard, an das Fenſter Cöleſtinens gelehnt, mit dieſer zugleich über einen Scherz auflachte, wurde er auf unangenehme Weiſe durch einen unartikulirten Laut geſtört, der plötzlich von der Landſtraße her ertönte und der ſich, von einer andern Stimme kommend, wiederholte, noch ehe Edouard ſich umſehen konnte. Der Ton hatte etwas Widerliches, etwas von verhaltener Wuth, und Edouard ſah mit Staunen Denis Mathieu und den Knecht der Ferme, Auguſtin, die höchſt wahrſcheinlich eben aus Brüſſel vom Markte kamen. Sie ſtanden, ihre großen Stöcke in der Hand, wie zwei Bildſäulen da und ſtarrten das Fenſter an; nach einiger Zeit murmelte Denis etwas zwiſchen den Zähnen, worauf ſein Begleiter auch dieſes nachahmte, und als gleich darauf der Herr ſich in Bewegung ſetzte, folgte ihm ſein Knecht in gleichem Schritte und in gleicher Haltung, die eiſerne Spitze des Stockes in den Boden ſtoßend, den Kopf vorgebückt, Alles wie ſein Herr Mathieu, daß es ausſah, als ob dieſem ſein Schatten in aufrechter Stellung folge. Nach ungefähr hundert Schritten ſah ſich Mathieu um, ſofort that es auch ſein Begleiter; dann gingen Beide raſchen Schrittes vorwärts, bis ſie hinter den Vorwerken der Ferme verſchwanden.

„Was war Das?“ fragte Edouard, indem er ſich mit erſtauntem Geſichte Cöleſtine zuwandte.

Cöleſtine lachte. Anſtatt die Frage zu beantworten, rief ſie aus: „Sonderbare Leute, dieſe Mathieu's! Nicht wahr?“

„Dieſe Szene und das ganze Benehmen des Herrn und des Knechtes hat allerdings etwas Sonderbares,“ erwiderte Edouard, „aber ſonſt habe ich nichts an ihnen bemerkt, was mir auffiele.“

„Glauben Sie mir,“ ſagte Cöleſtine, „wie eben und rechtſchaffen Alles in dieſem Hauſe ausſieht, ſo iſt doch etwas Schiefes da, etwas, was nicht ſo iſt wie überall und alle Tage.“

„Sind es nicht brave Leute?“

„Vortreffliche Leute! Sie thun ſehr viel Gutes und ſind in der ganzen Gegend beliebt, und mit Recht beliebt... und doch...“

„Nun? was haben Sie gegen dieſe Leute, Cöleſtine?“ fragte Edouard, erſtaunt, ſie, die er immer nur mit Wohlwollen von aller Welt hatte ſprechen hören, zum Ausſpruche eines verwerfenden Urtheils bereit zu ſehn. „Ich,“ fügte er hinzu, „habe, ſeit ich ins Haus komme, nichts Tadelnswerthes bemerkt, und wenn mir Herr Denis Mathieu auch nicht gerade ſympathiſch iſt, ſo muß ich doch ſagen, daß ich ihn ſowohl wie ſeinen Bruder bewundere wegen der Liebe, die ſie Beide zu einander ...“

„Das iſt es eben,“ unterbrach ihn Cöleſtine, „dieſe brüderliche Liebe, ſie iſt gewiß höchſt ehrenwerth, ſchön, rührend, Alles, was Sie wollen. Einer würde für den Andern durchs Feuer gehen, durch Dick und Dünn, durch Gut und Bös. Merken Sie wohl, Herr Conſcience, ich ſage durch Gut und Bös. Glauben Sie mir, das Haus hat etwas Unheimliches, und dieſe Liebe, die alle Bewohner ſo wunderbar eigenthümlich verbindet, dieſe gerade hatte für mich das Unheimliche. Sehen Sie nur dieſen Knecht, den Auguſtin! Er iſt der Milchbruder Denis', und er hängt an dem Hauſe gerade ſo, wie die Brüder aneinander hängen. Dem Jüngern folgt er wie ein Hund, ahmt ihn in Allem und Jedem nach, empfindet Alles, was er empfindet, und würde ſich für ihn in Stücke hauen laſſen.“

„Das iſt Alles ganz hübſch,“ ſagte Edouard in einem Tone, der ein Verweis für den Ton des Vorwurfs ſein ſollte, in dem Cöleſtine ſo eben geſprochen.

„Allerdings iſt das ganz hübſch,“ ſagte ſie zugebend, „aber ich kann nichts dafür, daß es mir doch nicht ganz gefällt und daß mir die Sache ſo vorkommt, als ob da irgend ein Zauber dahinter ſtecke.“

Edouard lächelte. Er erlaubte Cöleſtinen einigen Aberglauben, er fragte nur noch: „Und Marion?“

„Marion iſt ein Engel,“ rief Cöleſtine, „aber doch auch ein Geſchöpf, von dem ich nicht glaube, daß ſein Leben ſo einfach dahinfließen werde, wie das Leben anderer ordentlicher Leute. Sie macht mir den Eindruck, als müßte ſie einmal in irgend einem großen Ereigniß zu Grunde gehen, verbrennen wie ein zartes Reis, das in eine Flamme geworfen wird.“

„Sie ſprechen ja ganz poetiſch,“ lächelte Edouard, „und prophetiſch obendrein; da Sie Alles wiſſen, ſo ſagen Sie mir auch, was die Szene bedeutete, die wir eben erlebten, dieſes gewiſſe Gewieher von Herrn und Knecht, dieſe ſtarren Blicke, kurz Das alles zuſammen?“

Cöleſtine lachte laut auf, „Das errathen Sie nicht?“ rief ſie lachend, „Das war Eiferſucht, die ſimpelſte Eiferſucht.“

„Eiferſucht?“ ſagte Edouard erſtaunt.

„Ihr Staunen,“ ſagte Cöleſtine mit komiſchem Zorn, „iſt beleidigend und benimmt mir jede Hoffnung, die ich auf Ihre Liebe gebaut habe; aber ich will Ihnen verzeihen, denn Sie ſind ein Gelehrter und ein Träumer, und als ſolcher ſehen und hören und wiſſen Sie nichts von Allem, was um Sie herum vorgeht, ſelbſt wenn es Ihre eigene Perſon, Ihr höchſtes Glück betrifft. So erfahren Sie denn von mir, was jedes Kind in und um Waterloo weiß, daß wir Zwei uns leidenſchaftlich lieben und daß wir einander heirathen, ſobald nur Herr Graf Belport eine gute und einträgliche Stellung für Sie gefunden. Iſt es nun nicht natürlich, daß Denis Mathieu eiferſüchtig iſt? Seit zwei Jahren hat er die beſte Abſicht, mir den Hof zu machen, und kommt immer nicht dazu. Da fällt ſo ein kleiner Gelehrter ohne Gut und Habe vom Himmel, iſt liebenswürdig und droht, ohne die geringſte Liebeserklärung, ihm mein Herz vor der Naſe wegzuſchnappen. Muß ihn Das nicht ſehr unglücklich machen, den armen Denis?“ Und ernſthafter fügte ſie hinzu: „In der That iſt der Mann unglücklich, glauben Sie mir es. Er hat ein Herz voll Leidenſchaften, und dieſe kochen um ſo wilder in ihm, als er in ſeinem Leben nicht den Muth hatte, irgend eines ſeiner Gefühle oder eine ſeiner Leidenſchaften in Wort oder That zu äußern. Er iſt einer jener Unglücklichen, die ſich ſelbſt verzehren und eher zu Grunde gehen, bevor ſie ein Wort ſprechen, das ſie mit Leichtigkeit retten könnte. Wer ſpricht nicht mit mir?“ fuhr Cöleſtine, wieder in ihren heitern Ton fallend, fort. „Wer hält ſich nicht an meinem Fenſter auf? wer macht mir nicht den Hof? und weiß Gott, man kann nicht ſagen, daß ich es den Leuten ſchwer mache, — nur Denis Mathieu hält ſich ſeit einem Jahre fern von mir, richtet kein Wort an mich, ja ſieht mich kaum an, und Das iſt mir ein Beweis, daß er mir etwas zu ſagen hat.“

Wer Denis Mathieu an jenem Abend gefolgt wäre, hätte ſich überzeugt, wie ſehr Cöleſtine in allen Stücken Recht hatte. Während ſein Begleiter in den Pferdeſtall ging, eilte er mit großen Schritten über den Hof und die Treppe hinauf in ſeine Stube. Herr Jacques Mathieu ſah ihn ſo von der unteren Wohnſtube über den Hof eilen und war erſtaunt, ihn, gegen ſeine Gewohnheit, nicht eintreten und ohne Gruß ſo am Fenſter vorübereilen zu ſehen.

„Was mag er haben?“ ſagte Jacques, zu Marion gewendet, mit der er allein im Zimmer war, und während er ſich umwandte, um nach einigem Nachdenken zu ſeinem Bruder hinaufzugehen, hörten ſie über ſich einen dumpfen Schall wie vom Falle eines ſchweren Körpers; es erzitterte die Decke über ihren Köpfen. Jacques Mathieu fuhr erſchrocken zuſammen, war aber gleich darauf mit wenigen Sätzen die ſteinerne Treppe hinaufgeeilt und in das Zimmer ſeines Bruders geſtürzt. Marion folgte ihm, blieb aber auf dem Flur des erſten Stockwerks ſtehen, da ſie die beiden Brüder ſprechen hörte. Und ſie wollte wieder die Treppe hinabſteigen, da ſie ſich gleich nach den erſten gehörten Worten ſagte, daß das Geſpräch von Vater und Onkel nicht für ſie war, als ſie den Namen Edouard von dem Letztern mit Wuth und Grimm rufen hörte. Sie blieb ſtehen und blickte durch die Thüre, welche der Hut Denis', der an der innern Seite der Schwelle lag, halb offen erhielt. Sie ſah ihren Onkel ausgeſtreckt auf dem Boden liegen, wie er mit der Stirne den Eſtrich ſchlug und den Bemühungen ſeines Bruders, der ihn aufzureißen ſuchte, widerſtand.

Plötzlich richtete Denis Mathieu ſich auf und rief: „Deine Schuld, Jacques, deine Schuld! Du biſt an meinem Unglück ſchuld, du wollteſt, ich ſolle heirathen. Nun habe ich meine Gedanken auf dieſes Mädchen gerichtet, nun habe ich es mir in den Kopf geſetzt, ſie zu heirathen, und du weißt, daß ich nicht mehr los kann, wo ich mich einmal anklammere. Das zehrt an mir ... Das frißt mich auf, und wenn ich ſie nicht haben kann, ſchneide ich mir den Hals ab."

Jacques beugte ſich zu ihm hinab und wollte ihm Troſt zuſprechen, aber Denis ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Kein leeres Gerede!" rief er grimmig, „der Student, der Gelehrte ... freilich, der kann die Worte beſſer ſetzen als ich, es iſt Alles richtig zwiſchen ihnen, ich habe es ſelbſt geſehen. O, könnte ich ihn mit dieſen Händen erwürgen." — Jacques Mathieu blickte um ſich, und als er die Thüre offen ſah, ſchob er mit dem Fuße den Hut bei Seite und drückte ſie leiſe zu. Marion hörte und ſah nichts mehr, ſie drückte beide Hände vor die Augen und ging wie eine Nachtwandlerin die Treppe hinab.

Seit jenem Abend, wenn Marion den Hofmeiſter des Grafen Belvort vom Hauſe fort- oder am Hauſe vorübergehen und den Weg nach des Steuereinnehmers Häuschen einſchlagen ſah, rief ſie jedesmal den Onkel und wies ſtumm nach dem Wege. Denis ſchlich dann durch Hecken und über die Fußwege, zwiſchen den Kornfeldern nach der Richtung, die ihm Marion angedeutet hatte.

So viel wiſſen wir vom Stande der Dinge und von den Beziehungen der drei Häuſer zu einander im Sommer des Jahres 1840.

Zweites Kapitel.

Das Verbrechen.

Am Abend eines der erſten Julitage desſelben Jahres trat in die Gaſtſtube des größten Hotels zu Waterloo ein Reiſender, den man ſogleich als einen der hundert Söhne Altenglands erkennen mußte, welche alljährlich den Schauplatz jenes Sieges beſuchen, den ſie von Britannien und dem eiſernen Herzog zuſchreiben. Er blieb eine Zeit lang an der Schwelle des Speiſeſaales ſtehen und muſterte einen Tiſch nach dem andern, bis er ſich nach langer Ueberlegung an dem entfernteſten niederließ, in einem Winkel, in dem er ſich am Einſamſten fühlen konnte und deſſen Einſamkeit er noch zu erhöhen ſuchte, indem er dem Saal den Rücken kehrte. Der Kellner reichte ihm die Speiſekarte. Nachdem er dieſe lang ſtudirt, fragte er nach der Bedeutung jedes einzelnen Wortes, und nachdem dieſes geſchehen, verlangte er ein Beefſteak. Nach vollendeter Mahlzeit, ungefähr eine Stunde nach ſeinem Eintritte ins Gaſthaus, rief er den Kellner abermals und murmelte ihm wieder nach langer Ueberlegung nur die Worte zu: „Das Monument von Waterloo.“

„Ja, Sir,“ ſagte der Kellner mit einer Verbeugung, „das Monument von Waterloo iſt etwas über eine engliſche Meile von hier entfernt.“

„O, eine engliſche Meile,“ murmelte wieder der Reiſende.

„Man kann Ihnen,“ fuhr der Kellner fort, „morgen den Weg dahin zeigen; Sie wünſchen es gewiß zu ſehen.“

„O,“ erwiderte aufs Neue der Engländer. Der Kellner ſtand noch einige Zeit und wollte ſich, da jener kein Wort mehr ſagte, wieder entfernen, als der Engländer vor ſich hinmurmelte: „Hab' es ſo eben geſehen.“ Der Kellner verneigte ſich wieder, um zu gehen, als der Engländer ſich plötzlich ihm zuwandte und fragte: „Liegt dort immer eine Leiche?“

„Eine Leiche?“ Der Kellner erſtaunte wieder, nicht wiſſend, was er aus der Frage machen ſolle, oder ob er da eines der verrückten Exemplare jener Nation vor ſich habe.

„Ja, eine Leiche,“ ſagte der Engländer mit größerem Nachdruck.

„Ob immer eine Leiche bei dem Waterloo-Monumente liege?“ wiederholte der Kellner und fügte hinzu: „Sie meinen wohl, ob man dort noch Todtengebeine findet? Jetzt iſt Das ſeltener der Fall, aber ſonſt ſtieß man allerdings mit dem Pfluge auf allen dieſen Feldern der Gegend ſehr oft auf menſchliche Knochen.“

„Nein,“ ſagte der Engländer mit der früheren Ruhe, „ich frage, ob dort bei dem Löwen immer ein todter Mann liegt?“

Der Kellner war wieder erſtaunt, ſah ſein Individuum etwas beſorgt an und ſagte dann mit einer Stimme voll Entſchiedenheit: „Nein, Sir, es liegt nie ein todter Mann bei dem Löwen-Monument, niemals.“

„Niemals?“ fragte der Engländer, entrüſtet über die Entſchiedenheit des Kellners, wieder und ſetzte mit größerer Lebhaftigkeit hinzu: „Jetzt, gerade jetzt liegt ein friſcher todter Mann dort.“

Dann, als ob er ſich ſeiner Lebhaftigkeit ſchämte, wandte ſich der Engländer wieder dem Tiſche zu und fing an, in ſeinem Reiſehandbuche zu blättern. Der Kellner zuckte die Achſel und ging, um dem Gaſtwirth über den ſonderbaren Reiſenden und ſeine Worte Bericht zu erſtatten; einige Gäſte, die das Geſpräch mit angehört hatten, umgaben ihn und beſtürmten ihn mit Fragen. Da man aus ſeinen Antworten ebenſo wenig klug werden konnte, als er es aus den Worten des Engländers geworden war, forderte man den Gaſtwirth auf, den Reiſenden noch einmal zu befragen. Dieſer erſchien eben in der Thüre der Gaſtſtube, um ſich nach ſeinem Schlafzimmer zu begeben, der Gaſtwirth bat ihn, doch zu erklären, was er vorhin gemeint habe. „All right!“ ſagte der Engländer, „dort liegt ein Todter noch ganz von Blut bedeckt,“ und ſo ſprechend ging er auf die Treppe los und hinauf in ſeine Stube.

„Ein Todter beim Löwen!“ wiederholte man da und dort, in und vor dem Hauſe, und bald ſammelte ſich ein Volksgedränge vor der Thüre, und Jeder fragte, und Jeder wollte etwas Näheres wiſſen, und Niemand konnte Auskunft geben. Die Worte: „Ein Todter beim Waterloo-Monumente,“ verbreiteten ſich mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die Gruppen, welche vor allen Thüren der Hauptſtraße Waterloo's ſaßen, um nach dem heißen Tage die friſche Nachtluft einzuathmen. Und nach kaum einer Viertelſtunde ſtrömte eine unendliche Menge aus den Straßen Waterloo's, aus Männern, Weibern und Kindern beſtehend, lärmend, ſchreiend, nach der Gegend des Löwen-Monumentes. Die Menge ſchwoll immer mehr an, da die Rufe: „Ein Todter beim Löwen!“ immer neue Neugierige anwarben. Es war wohl die große Mehrheit der Bewohner Waterloo's, welche da hinausdrängte. An der Ferme Mathieu, an der man vorüber mußte, angekommen, rief man auch da hinein: „Ein Todter am Monumente!“ Auguſtin ſtand am Hofthore mit den Händen in den Taſchen und regte ſich nicht, als die erſten Neugierigen mit dem Rufe an ihm vorbeikamen. Da aber der Strom immer dichter und der Ruf öfter wiederholt wurde, ſtieß er ſeine Hände tiefer in die Taſchen und ſtürzte ſich, indem er vor ſich hinmurmelte: „Ich gehe mit,“ mitten in das Gedränge.

Die Menge war ſo groß, daß ſie die Raine und Feldpfade nicht faſſen konnten; rückſichtslos in ihrem Eifer und in ihrer Ungeduld, ſtürzte ſie über die Felder hin, und nach einigen Minuten lagen die hohen Saaten geknickt, zertreten, zerſtampft darnieder, als ob die wilde Jagd darüber gegangen wäre. Ein breiter Weg zog ſich jetzt zwiſchen den hohen Aehren wie zwiſchen zwei Mauern in gerader Linie von der Ferme Mathieu bis zum Löwen-Monument. Dort angekommen, riefen die erſten Vorläufer der Menge: „Es iſt wahr, da liegt Einer todt!“ Eine Minute darauf war das Gedränge ſo groß und drückte Alles nach der Leiche hin, die Jeder ſehen wollte, daß es den Erſten, die ſie umgaben, ſchwer wurde, ſie zu ſchützen oder ſie ſo zu legen, daß man das Geſicht erkennen konnte. Dieſes war in das Gras gedrückt, welches rings um den Kopf ebenſo wie die langen Haare des Opfers in Blut getaucht war. Dem erſten Lärm folgte, als man ſich überzeugt hatte, daß hier wirklich ein Todter war, das Schweigen des Schreckens, und während dieſer Zeit wurde es einigen Männern auch möglich, den Todten aufzuheben und ihn bis an die Stufen des Waterloo-Monumentes zu tragen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und in der erſten Eile hatte Niemand in dieſer Menge daran gedacht, eine Laterne, ein Licht, welcher Art immer, mitzubringen, ſo daß die Vorderſten, welche die Leiche umſtanden, den dringenden Fragen nach der Perſon des Todten, die fortwährend aus den hinteren Reihen erſchollen, nicht antworten konnten. Endlich brachten einige Männer mit Hülfe ihrer Feuerzeuge eine Beleuchtung zu Stande, die zwar kurz war, aber doch lange genug, um das bleiche Geſicht des Todten erkennen zu laſſen. „Herr Conſcience aus dem Schloſſe! der Hofmeiſter des Grafen Belport!“ ſo lautete der Entſetzensruf, der ſich jetzt vom Monumente aus durch die ganze große Menge verbreitete. Bald darauf wußte man auch, daß der Unglückliche eine tiefe Wunde am Halſe hatte, und daß ſein Kopf an mehreren Stellen geſpalten war. Die Neugierde, und was ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten die Menge bewegt, war verſchwunden und machte dem unmittelbaren Mitleide Platz. Alle Welt hatte den jungen, ſchönen Mann gekannt, alle Welt ihn geliebt. Ein Schrei aufrichtigen Schmerzes erhob ſich aus dieſer Menge und ſcholl durch die Nacht über die Ebene hin und wiederholte ſich, ſo oft neue Berichte über das Ausſehen des Todten, über die Grauſamkeit, mit der er offenbar getödtet worden, in die Menge gelangten. Die Kinder, die mit herausgekommen waren und weniger das Entſetzliche der That begriffen, als das Schreckliche dieſes Lärmens und Gewirres empfanden, brachen vor Angſt in Weinen aus, und ihnen folgten die Weiber und Mädchen. Indeſſen diskutirten die Männer, die die Leiche umgaben, was mit dieſer anzufangen. Die Einen meinten, man müſſe ſie hier liegen laſſen, ja ſogar ſie auf dieſelbe Stelle und gerade ſo hinlegen, wo und wie ſie da gelegen habe, um der Juſtiz die Nachforſchungen und die Entdeckung des Mörders zu erleichtern. Die Andern meinten, es ſei unmenſchlich, den armen Herrn Conſcience ſo auf freiem Felde liegen zu laſſen, und man ſolle ihn nach dem Schloſſe des Grafen Belport tragen, oder wenigſtens die Nachricht von dem traurigen Ereigniſſe dahin ſchicken und anfragen laſſen, was mit der armen Leiche anzufangen ſei.

Aber dieſe Verhandlungen zeigten ſich bald als überflüſſig, das Geſchrei war durch die Nacht bis in das Schloß gedrungen. Alfred, der auf der Terraſſe ſaß und ſeinen Lehrer erwartete, verwundert, daß er heut ſo lange ausbleibe, fuhr erſchrocken auf, als er die erſten Rufe und den erſten dumpfen Lärm vom Löwen-Monumente her vernahm. Als ſich dieſer Lärm wiederholte und vermehrte, rief er durch die offenen Fenſter in das Schloß: „Beim Monumente iſt ein Unglück geſchehen,“ und lief dann ſelbſt den Abhang hinunter, dem Lärm entgegen. Mit unwiderſtehlicher Gewalt drang er durch die Menge, und wie eine Bildſäule ſtand er plötzlich vor der Leiche, die, mit dem Geſichte dem hellen Mondlichte, das indeſſen aufgegangen war, zugewandt, ihm noch milde, aber ſchmerzlich zuzulächeln ſchien. Keines Wortes fähig und keiner Bewegung, ſtand er da, während es rings um ihn murmelte: „Das iſt der junge Graf, das iſt der Schüler des Todten!“ Mit einem Male ſank er auf die Leiche nieder und lag ohnmächtig, ſelber wie eine Leiche, auf der Bruſt ſeines geliebten Lehrers. Die Nächſtſtehenden glaubten, daß ſie ihn im Fall den Namen Mathieu hätten ausſprechen hören.

Man mußte den Knaben zu ſeinen Eltern zurückbringen, und da verſtand es ſich jetzt von ſelbſt, daß man auch die Leiche ins Schloß tragen müſſe. Ein tüchtiger Arbeiter nahm den bewußtloſen Alfred in ſeine Arme; Andere hoben Conſcience auf ihre Schultern, und ſo ſetzte ſich der traurige Zug in Bewegung.

und ihm folgte die ganze Menge, die ſo lärmend gekommen war, ſchweigend durch die ſtille Nacht. Auf halbem Wege kam ihnen Graf Belport mit mehreren Knechten entgegen. Der Platz, auf welchem die Leiche gefunden worden, war wieder verlaſſen, bald verhallte der letzte Lärm in der Nähe des Schloſſes.

Aber ſo ganz verlaſſen war die Umgegend des Monumentes doch nicht. Als der letzte Laut auch aus der Ferne nicht mehr vernehmbar war, bewegten ſich plötzlich die Aehren eines Feldes, an dem vorhin die Menge vorbei getobt war, und hervor ſchlich ein altes Mütterlein, gebeugt, in ärmlicher Kleidung, zitternd und ängſtlich. Sie ſah ſcheu um ſich, wankte über die zertretenen Halme dorthin, wo die Leiche gelegen hatte, ſank daſelbſt in unmittelbarer Nähe der Blutſpuren auf die Knie, erhob beide Hände zum Himmel, und murmelte kaum vernehmbar und doch inbrünſtig: „Heiland der Welt und du allerheiligſte Jungfrau Maria, Mutter Gottes, ſeid gnädig und gewähret mir die Gnade des Schweigens, daß ich nicht mit Willen und ohne Willen das Schreckliche verrathe, das ich geſehen habe. Verzeih, o lieber Heiland, daß ich ſchweige, wo ich ſprechen ſollte; vergib, daß ich nicht als Anklägerin auftrete gegen Diejenigen, die mir Gutes erzeigt;“ — dann zu dem Blute, welches vor ihren Knieen die Gräſer färbte, niedergebeugt, murmelte ſie weiter: „Und du, unſchuldig vergoſſenes Blut, das zum Himmel aufſchreit um Rache und Gerechtigkeit, vergib, daß ich dir Rache und Gerechtigkeit nicht verſchaffe, vergib deinen Schuldigen, wie der Herr dir vergeben möge deine Schuld. Amen.“

Sie erhob ſich und ſchwankte dem Flecken entgegen. Es war ſchon Mitternacht, als ſie dort ankam. Trotzdem ſchellte ſie noch an der Thüre des Kirchendieners, und bevor dieſer öffnete, zog ſie ein kleines Beutelchen aus ihrer Taſche und leerte den ganzen Inhalt in die hohle Hand. So wartete ſie, bis er, verſchlafen und verdrießlich fragend, wer da ſei, am Fenſter erſchien. Sie ſtreckte ihm die Hand mit dem Gelde entgegen und ſagte: „Hier, Meiſter Meßner, meine ganze Erſparniß, drei Franken und fünfundſiebenzig Centimen, nimm ſie und ziehe ſogleich das Todtenglöcklein zum Heile einer armen Seele."

Wenige Minuten darauf erſchien der Kirchendiener vor dem Hauſe und öffnete die Kirchenthüre, die kaum drei Schritte von ſeinem Hauſe entfernt war. Die Alte ſchlüpfte ihm nach, und während das Todtenglöcklein durch die Nacht erſchallte, lag ſie in der dunklen Kirche vor dem Altar auf den Knieen und betete für den Ermordeten — vielleicht auch für die Mörder.

Drittes Kapitel.

Die Blutſpuren.

Da wir bloß die Hauptbegebenheiten dieſer merkwürdigen Geſchichte, ſo weit ſie nach Außen bekannt worden, erzählen wollen und nur ſie erzählen können, wenn wir nicht aus einem bloßen Berichte einen Roman machen ſollen, ſo können wir auch nichts Näheres über die Vorgänge in den Gemüthern der Schloßbewohner und in Andern mittheilen. Was die gräfliche Familie bei dem Verluſte eines ſo theuren Mitgliedes gefühlt, kann ſich Jedermann vorſtellen, und daß das glückliche Haus durch das blutige Ereigniß in eine Wohnung der Trauer verwandelt wurde, läßt ſich denken — einer doppelten Trauer, da Alfred ſich in einem Zuſtande befand, der die höchſte Beſorgniß erregte. Aus ſeiner Ohnmacht erwacht, verfiel er in ein heftiges Fieber, in dem er die ſchrecklichſten Geſichte und Erſcheinungen hatte. Verließ ihn das Fieber für Momente, ſo war es, als ob es nur einem noch viel traurigern Zuſtande, dem tiefſten Schmerze, Platz machen wollte. Im Orte ſelbſt war die Aufregung groß. Seit Jahren war daſelbſt kein Verbrechen vorgekommen, und nunmehr trat eines mitten in das friedliche Leben, und zwar ein Verbrechen, das eine beliebte Perſönlichkeit vernichtete und in das Glück einer ebenſo beliebten Familie eingriff. Den ganzen folgenden Tag ſah man in den Straßen und auf den Feldern Gruppen, die das Ereigniß diskutirten und Vermuthungen über die Thäter und die Urſachen der That aufſtellten. Man war beinahe einig darin, daß die That ein gemeiner Raubmord, wenn nicht ein unglückſeliges Mißverſtändniß ſein müſſe. Denn wer in der ganzen Gegend ſollte gegen den guten, liebenswürdigen Herrn Conſcience etwas gehabt haben? Wer konnte ihn haſſen? Wen hat er je beleidigt? Nur irgend ein verzweifelter, fremder Strolch konnte die That gethan haben, um ſich des wenigen Geldes in ſeiner Taſche oder ſeiner Uhr zu bemächtigen. Oder war die That auf Jemand Andern abgezielt, und der Mörder hat in der Dunkelheit den armen Conſcience fälſchlich für dieſen Andern gehalten? Aber war es auch gewiß, daß Herr Conſcience im Dunkeln ermordet worden? Der Engländer fand ihn allerdings, als die Nacht ſchon hereingebrochen war — doch kannte man die Gewohnheiten des Ermordeten und wußte, daß er das Löwen-Monument meiſt vor Sonnenuntergang oder höchſtens mit Sonnenuntergang zu verlaſſen pflegte. Auch fand man ſein Buch „Bacons Eſſays," das er an dieſem Tage mitgenommen hatte, in der Nähe des Monumentes aufgeſchlagen, was nicht der Fall geweſen wäre, wenn er bis zum Einbruch der Dunkelheit geleſen hätte. Er würde es dann, wenn er nicht mehr leſen konnte, zugeſchlagen haben. Alle dieſe Fragen und Räthſel trugen nur zur Erhöhung der Aufregung bei. Es iſt natürlich, daß die Juſtiz ſich der Sache ſofort bemächtigte. Schon mit frühem Morgen erſchienen ihre Vertreter auf dem Schauplatze der That, aber die genaueſten Durchforſchungen der Oertlichkeit führten zu keinem Ergebniß. Die große Menge, die Abends vorher ſich da zuſammengedrängt, hatte alle Spuren verwiſcht. Das Getreide, die Gräſer, die Feldwege, ſie zeigten alle nur die Spuren der Hunderte von Füßen, die ſich da herumgetrieben. Im Gedränge wurden Manche bis in die Blutlache geſchoben, und ihre Füße verbreiteten dann Blutſpuren nach allen Seiten.

Die Juſtiz erkannte, daß ſie von der Oertlichkeit der That am Wenigſten lernen könne. Sie begab ſich in das Schloß und mit ihr der Arzt, der die Wunden unterſuchen ſollte. Das ärztliche Erkenntniß ergab, daß die Wunde am Halſe vermittelſt eines gewöhnlichen Taſchenmeſſers, wie es alle Männer des Volkes in Brabant und Flandern zu tragen pflegen, beigebracht worden. Die Wunden am Kopfe rührten offenbar von gewaltigen Schlägen mit dicken Knitteln her. Der Schädel war zerſplittert, und die Zahl der Schläge, die er empfangen, nicht zu ermitteln. Das Eine ſchien klar, daß die That nicht von Einem, ſondern von Zweien oder Mehreren begangen worden, da die Wunden von verſchiedenen Seiten und ſo zahlreich beigebracht waren. Ob Einer oder Mehrere die That begangen — ſo viel ſchien am Abend dieſes Tages gewiß, daß es ein Raubmord geweſen; denn, obwohl ſich in den Taſchen des Ermordeten eine kleine Baarſchaft vorfand, ſo fehlte doch die Uhr ſammt Kette, die ihm Graf Belport letztes Neujahr zum Geſchenke gemacht hatte.

Im Schloſſe machte man Vorbereitungen zum Begräbniß, und die ganze Angelegenheit ſchien auf dieſem Standpunkte ſtehen bleiben zu wollen. Die Autoritäten Waterloo's ſchickten reitende Gendarmen nach allen Seiten aus, um verdächtiges, fremdes Volk, dem ſie etwa begegnen würden, zu beobachten, und Mittheilungen an ſämmtliche Aemter in der Umgegend, die zugleich zu ähnlichen Beobachtungen aufforderten.

Am Abend ſelben Tages kam in Waterloo der Procureur des Königs aus Brüſſel an. Er benützte den Reſt des Tages, um noch den Engländer und andere Zeugen, die geſtern auf dem Schauplatz geweſen, zu verhören und dem Grafen Belport einen Beſuch zu machen. Die Oertlichkeit der That ſelbſt zu unterſuchen, war für heute zu ſpät. In die Stadt zurückgekehrt, erfuhr er von den Agenten, die ihm von Brüſſel aus gefolgt waren, daß man hie und da in der Bevölkerung den Namen Mathieu nenne, obwohl Niemand die Urſache angeben könne, warum dieſer Name in der Affaire mitgenannt werde. Es war in der That eigenthümlich, wie dieſer Name oft ohne Zuſammenhang in die Geſchichte gemiſcht wurde. Niemand war ſich der eigentlichen Urſache dieſer Erſcheinung bewußt, die doch allem Anſcheine nach daher kam, daß Alfred im Momente, da ihn die Ohnmacht überfiel, dieſen Namen ausſprach und daß er von der Umgebung wiederholt wurde. Trotzdem nun dieſer Name, man wußte nicht, wie und warum, im Munde des Publikums fortwährend mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht wurde, fiel es doch Niemand ein, das Verbrechen ſelbſt zu irgend einem Träger dieſes Namens in Beziehung zu ſetzen: Das verhinderte die hohe Reſpektabilität der Familie.

Anders war es mit Herrn van den Hoven, dem königlichen Procureur aus Brüſſel. Dieſem, der aus der Fremde kam, war der Name Mathieu ſo fremd und gleichgültig, wie jeder andere Name irgend eines Bewohners von Waterloo. Er hatte kein Vorurtheil zu Gunſten oder Ungunſten deſſelben; er hörte ihn nur bei dieſer Gelegenheit nennen, und er vergaß ihn nicht. Als er am andern Morgen in Begleitung des Maire von Waterloo, des Friedensrichters und des andern Beamten- und Agentenperſonals den Schauplatz des Verbrechens beſuchte, fragte er den Maire zuerſt nach den Bewohnern verſchiedener Häuſer, die er von ſeinem Standpunkte aus ſehen konnte. „Wer bewohnt jenes kleine Häuschen dort, uns gerade gegenüber?“

„Des Steuereinnehmers Tochter, Mademoiſelle Foulquet,“ erwiderte der Maire.

„Welche Art Perſon iſt Mademoiſelle Foulquet?“

„Ein ſehr achtungswerthes, ſchönes junges Mädchen.“ So ſprechend, blickte der Maire mit größerer Aufmerkſamkeit und angeſtrengtem Auge nach dem Häuschen hinüber. „Tiens! Tiens!“ rief er dann verwundert, „eine große Veränderung! ihre Fenſterläden ſind geſchloſſen, und ſie ſelbſt iſt unſichtbar.“

„Hat Das etwas Auffallendes?“ fragte der Procureur.

„Allerdings,“ erwiderte der Maire, „denn Das iſt noch nicht vorgekommen, ſeit Mademoiſelle Foulquet das Haus bewohnt.

Sie ſitzt ſonſt den ganzen Tag am Fenſter und plaudert mit jedem Vorübergehenden, der ſie oder den ſie anhören will.“

„Sie irren, Herr Maire,“ verbeſſerte der Friedensrichter, „auch geſtern war das Häuschen ſchon geſchloſſen und Cöleſtine unſichtbar.“

„Alſo ungefähr ſeitdem das Verbrechen geſchehen,“ bemerkte Herr van den Hoven. „Stand Fräulein Foulquet denn in irgend welcher Beziehung zu dem ermordeten Herrn Conſcience?“

„Wenn das Gerücht wahr erzählte,“ antwortete wieder der Friedensrichter, „ſo ſtand Mademoiſelle Foulquet zu Herrn Conſcience allerdings in ziemlich intimen Beziehungen. Man ſagte, daß ſie beinahe im Verhältniß von Verlobten zu einander ſtanden.“

„Gut! . . . und dort in jener Ferme? wer wohnt dort?“ fragte der Procureur weiter.

„Die Brüder Mathieu, zwei der angeſehenſten und achtbarſten Männer des Kantons,“ nahm wieder der Maire das Wort.

Der Procureur ſchien nur den Namen gehört zu haben. Prüfend betrachtete er den zerſtampften und von geknickten Halmen bedeckten Weg, der zur Ferme Mathieu führte; dann gab er Befehl, daß das zertretene Getreide, welches auf den Feldweg herabgedrückt wurde und ihn bedeckte, entfernt und der Feldweg ſo viel als möglich in den Zuſtand zurückverſetzt wurde, in dem er ſich am vorgeſtrigen Tage, bevor ihn die Volksmaſſe ſo zugerichtet, befunden hatte.

Sofort machten ſich die Agenten und mehrere Leute aus dem Volke, die als Zuſchauer die Magiſtratsperſonen umſtanden, an die Arbeit. Während die Einen die Halme entfernten, prüften einige Agenten den Erdgrund des Weges, und zwar mit der Anſtrengung und dem Eifer von Spürhunden, obwohl Maire und Friedensrichter während der ganzen Zeit den Procureur von der Nutzloſigkeit der Arbeit zu überzeugen ſuchten. Der Maire zählte ihm die vielen guten Eigenſchaften der Brüder Mathieu und die vielen Wohlthaten auf, welche die Armen der ganzen Gegend ſo zu ſagen alltäglich von ihnen erfahren, und war eben daran, auch ihre exemplariſche brüderliche Liebe zu erwähnen, als einer der Agenten auf dem Boden knieend ausrief: „Eine Blutſpur!" Der Procureur eilte auf die Stelle zu, während Maire und Friedensrichter einander erſtaunt anſahen. Doch faßte ſich der Erſtere, näherte ſich der Blutſpur, die ſich in der That auf einem Steine des Weges deutlich genug zeigte, und erklärte dem Procureur, daß dieſe wie die andern Blutſpuren rings um das Monument von den in das Blut des Unglücklichen getauchten Sohlen herkommen müſſe.

„Möglich," ſagte der Procureur.

„Nicht möglich," behauptete raſch der Agent, der die Blutſpur gefunden hatte, „das Blut befindet ſich unter den Halmen, die darauf niedergetreten wurden, während die Halme ſelbſt nicht im Geringſten vom Blute bedeckt ſind. Als man die Halme niedertrat, mußte das Blut ſchon auf dem Steine geweſen ſein, und zwar in getrocknetem Zuſtande."

„Die Halme können auch ſpäter niedergedrückt worden ſein," erklärte der Maire, „nachdem das Volk mit den blutigen Füßen über dieſen Weg gelaufen."

„Das iſt nicht wahrſcheinlich," entgegnete der Agent; „denn das Volk verlief ſich von der Blutlache aus nicht nach der Seite der Ferme, ſondern nach der entgegengeſetzten des Schloſſes, da es der Leiche folgte."

Während dieſer Diskuſſion hatte ein anderer Agent einige Schritte weiter eine zweite und bald eine dritte der erſten ganz ähnliche Blutſpur entdeckt. Man arbeitete mit größerem Eifer weiter, und ſiehe da, die Blutſpuren führten geraden Weges an den Eingang des Hofes der Ferme Mathieu. Die Magiſtratsperſonen, die ihnen gefolgt waren in dem Maße, als ſie aufgedeckt wurden, kamen ſo bis an das Thor der Ferme Mathieu. Procureur und Agenten ließen ihre Blicke über den Hofraum ſchweifen, aber ohne Erfolg, die Blutſpuren waren hier verſchwunden. Trotzdem trat Herr van den Hoven mit ſeinem

Gefolge in den Hof und war eben im Begriffe, in das Haus zu gehen, als ihm Herr Jacques Mathieu entgegenkam und ihn nach höflicher Begrüßung fragte, was ihm zu Dienſten ſtehe?

„Wir kamen,“ antwortete der Procureur, nachdem er ſich genannt hatte, „unwillkürlich über die Schwelle Ihrer Wohnung, Herr Mathieu, denn eine Blutſpur führte uns geraden Weges vom Orte des Verbrechens hieher. Können Sie mir vielleicht eine Erklärung dieſes Umſtandes geben?“

„Herr Procureur,“ erwiderte der ſo Angeredete mit Stolz, „ich bin Jacques Mathieu, und dieſes hier iſt mein Haus.“

„Herr Mathieu,“ ſprach wieder der Procureur im verbindlichſten Tone, „ich frage Sie nur meiner Pflicht gemäß, ob Sie mir dieſen höchſt auffallenden Umſtand erklären können?“

„Ich kann es nicht!“ antwortete Jacques Mathieu mit Nachdruck. Alles ſah nach jener Seite, und Auguſtin, der Pferdsknecht, trat hervor und ſagte: „Herr Procureur und Sie, meine Herren, wenn Sie mir folgen wollen, bin ich gerne bereit, Ihnen die Fortſetzung der Blutſpuren zu zeigen. Es thut mir leid, daß ich geſtern das Pflaſter des Hofes gewaſchen und Sie ſo um das Vergnügen gebracht habe, ſelber bis an das Ende derſelben vorzudringen.“

So ſprechend, wandte er ſich dem Pferdeſtall zu, und die Andern folgten ihm. Er that zwei Schritte über die Schwelle, und auf einen großen Blutfleck am Stallpflaſter zeigend, ſagte er: „Hier, meine Herren, ſehen Sie die Fortſetzung jener Blutſpuren.“

„Und woher kommt dieß Blut?“ fragte Herr van den Hoven. Auguſtin faßte den Hinterfuß eines Pferdes, das unmittelbar an dieſem Flecke ſtand, hob ihn in die Höhe, und einen Verband ablöſend, zeigte er auf eine kleine Wunde: „Dieſem Roß haben wir vor wenigen Tagen, wie man Das in der heißen Zeit zu thun pflegt, zur Ader gelaſſen; vorgeſtern habe ich mit dieſem Pferde auf dem Felde rechts vom Monumente gearbeitet. Bei der Heimkehr auf dem ſteinigen Feldwege iſt der Verband abgefallen, hat ſich die Wunde wieder geöffnet, und daher die Blutſpuren, die Sie noch geſtern Morgen bis in dieſen Stall herein hätten verfolgen können.“ So ſprechend, ließ der Knecht den Fuß los, gab dem Pferde einen Stoß und ging achſelzuckend aus dem Stalle. Maire und Friedensrichter waren durch dieſe Löſung offenbar wie von einem Alpdrücken befreit und ſichtbar erzürnt, daß der Procureur trotz der genügenden Erklärung eine Hausſuchung anordnete.

Um kurz zu ſein, wollen wir nur ſagen, daß man, wie es alle Anweſenden, Bewohner oder Beamte von Waterloo, nicht anders erwarteten, im ganzen Hauſe und in allen Nebengebäuden nichts fand, das auf die Brüder Mathieu oder irgend einen ihres Geſindes auch nur den Schatten eines Verdachtes hätte werfen können. Ein trauriger Anblick aber wurde den Magiſtratsperſonen nicht erſpart. In einer der Stuben lag Marion mit geſchloſſenen Augen und unverkennbar ſehr krank. An ihrem Bette ſaß Denis Mathieu gebeugt, wie von einem unendlichen Schmerze niedergedrückt, die Hände vor beide Augen gepreßt. Er bewegte ſich nicht, er that auch die Hände nicht von den Augen, als die Magiſtratsperſonen eintraten. Das Krankenbett des jungen Mädchens achtend, zogen ſich dieſe raſch wieder zurück. Draußen im Hofe konnte der Friedensrichter nicht umhin, Herrn van den Hoven an das ſchmerzerfüllte Ausſehen Denis’ zu erinnern: „Sie haben,“ ſagte er, „da ein kleines Beiſpiel, wie die Mitglieder dieſer Familie aneinander hängen. So verzweifelt haben Sie, Herr Procureur, wohl noch keinen Onkel am Krankenbette ſeiner Nichte ſitzen ſehen. Die Mathieu’s ſind auch in der ganzen Gegend ihres ungewöhnlich ſtarken Familiengefühls wegen berühmt. Solche Menſchen,“ fügte der Friedensrichter mit einem Tone leiſen Vorwurfs hinzu, „ſolche Menſchen ſind ſelten Verbrecher, und ich fürchte, daß es die hieſige Bevölkerung der Juſtiz lange nicht vergeben wird, das Haus Mathieu auch nur einen Augenblick lang verdächtigt zu haben.“

Die Magiſtrate hatten das Haus kaum verlaſſen, als ſich oben in der Stube Marion in ihrem Bette erhob, die Augen öffnete und ſagte: „Ich weiß ſehr wohl, wer die Männer waren, die eben durchs Haus gingen und in dieſe Stube blickten. Es ſind die Sendboten der göttlichen Gerechtigkeit! Sie ſuchen nach den Mördern Deſſen, den ich geliebt habe und der mich geliebt hat. Ja, ja, Onkel Denis, mich hat er geliebt! Mich, wiſſe es!“ rief ſie mit einer Stimme voll Kraft, die man bei dieſem blaſſen, kranken, erſchöpften Ausſehen nicht für möglich gehalten hätte und die deßhalb deſto unheimlicher klang. Denis fuhr zuſammen und ſaß zuſammengekauert da wie ein Knäuel. Sie hatte die Worte: „Mich hat er geliebt!“ ſeit der erſten Nachricht von der Ermordung Edouards wohl ſchon zehnmal, ſo oft ſie aus ihrem halb bewußtloſen Zuſtande erwachte, ausgeſprochen; ſie machten jedesmal die gleiche, niederſchmetternde Wirkung auf Denis. Jetzt aber ſtreckte ſie noch den Arm aus und rief gebieteriſch: „Fort, Onkel Denis, fort von meinem Bette!“ Er ſtand auf und ſchwankte, immer die Hände vor dem Geſichte, aus der Stube.

Viertes Kapitel.

Das einfache Kreuz.

Als die Nacht wieder einbrach, erhob ſich an der Stelle des Verbrechens ein kunſtloſes Kreuz, ungefähr wie es die erſten Miſſionäre in den Wildniſſen mögen aufgerichtet haben; ein einfacher Stab, der das Getreide der Felder ringsumher etwas überragte und an den nicht ferne der Spitze der kleine Querſtab mit einer einfachen Schnur befeſtigt war. Niemand ſah es errichten, und Niemand konnte ſagen, von wem es errichtet worden; aber warum ſollen wir nicht annehmen dürfen, daß die fromme Seele, jene Alte, die an dieſer Stelle gebetet und die mit ihren wenigen Pfennigen das Todtenglöcklein bezahlte, auch dieſe fromme That gethan?

Um Mitternacht wurde dieſes Kreuz der Mittelpunkt einer eigenthümlichen Verſammlung. An ſeinem Fuße lag eine weiße, kleine, ſchmächtige Geſtalt, die wenige Minuten vorher gleich einem Geiſte von der Ferme Mathieu hierhergehuſcht war. Ungefähr um dieſelbe Zeit kam, langſamern Schrittes und geſenkten Hauptes, Cöleſtine von ihrem Hauſe herbei. Als ſie aus den Kornfeldern heraustrat und die Geſtalt am Fuße des Kreuzes liegen ſah, fuhr ſie einen Schritt zurück, liſpelte „Marion“ und blieb ruhig hinter den hohen Aehren ſtehen. Traurig betrachtete ſie das arme Kind, das regungslos am Kreuze lag und deſſen Fuß umklammerte. Nur wenn manchmal Marions Leib wie in Krämpfen zuckte, ſeufzte die Lauſchende leiſe auf.

Bald bewegte ſich auch etwas vom Schloſſe her. Cöleſtine erkannte im Mondſcheine eine höhere und eine kleinere Geſtalt, die ſich bald deutlicher als die Grafen Belport, Vater und Sohn, erkennen ließen. Cöleſtine ſchlich an Marion vorüber und ſtellte ſich an das Ende des Raines, über den die Beiden daherkamen, wo dieſer auf den Platz des Kreuzes mündete. Als ſie ſich näherten, machte ſie ihnen ein Zeichen des Schweigens, und als ſie dem Zeichen folgend leiſe hervortraten, deutete ſie auf Marion und liſpelte dem Grafen ins Ohr: „Es iſt Marion Mathieu. Sie hat Herrn Conſcience geliebt — Herr Conſcience hat auch ſie geliebt.“

Alfred vernahm auch die Worte, die nur für das Ohr des Vaters beſtimmt waren. Die Hände in einander gelegt, ſah er durch Thränen auf das Kreuz und auf die Geſtalt, die wie vernichtet an deſſen Fuße lag, nieder; dann wandte er ſich und eilte einige Schritte zurück in den Gang zwiſchen den Feldern, und wenn Marion nicht ſo tief in ihr Elend verſunken geweſen wäre, ſie hätte ihn ebenſo wie ſeinen Vater und wie Cöleſtine ſchluchzen hören.

Cöleſtine nahm den Grafen am Arm und führte ihn ebenfalls deſſelben Weges zurück. Fern genug vom Kreuze, daß ihre gedämpfte Stimme dort nicht gehört werden konnte, ſagte ſie zum Grafen: „Herr Graf, Sie haben das unglückliche Geſchöpf geſehen. Marion iſt rein wie ein Engel, und doch gibt es heute auf Erden vielleicht kein elenderes Weſen als ſie. Herr Graf, was Sie immer denken, welchen Verdacht Sie immer haben mögen, ſprechen Sie Ihre Gedanken nicht aus, haben Sie Erbarmen mit dem Kinde, das den Todten geliebt hat. Ueberlaſſen Sie die Rache dem unſichtbaren Richter und rufen Sie nicht die irdiſchen Gerichte an. Machen Sie Marion nicht zur Nichte oder vielleicht zur Tochter eines Hingerichteten.“

Der Graf ſah Cöleſtinen ins Geſicht und erſchrak über den Ernſt, ja die unendliche Trauer, die es bedeckte. Cöleſtine war in dieſen zwei Tagen um Jahre gealtert. Sie bemerkte den Schrecken, den ihr Anblick dem Grafen einflößte, und ſchmerzlich lächelnd ſagte ſie: „Ja, Herr Graf, ich habe auch viel verloren, vielleicht ſo viel als Sie und Alfred. Doch werde ich ſchweigen — und ich bin die Einzige, die mit furchtbarer Anklage auftreten könnte. Niemand kennt die Gründe dieſer That, Niemand als ich und die Thäter. Aber da ich trotzdem ſchweigen werde. ſo laſſen auch Sie von Verfolgung ab um Marion willen.“ Der Graf ſtreichelte gerührt ihren Scheitel: „Du biſt ein gutes Mädchen,“ ſagte er. „Du wirſt jetzt ſehr einſam ſein, komm zu uns ins Haus, wo du mit Trauernden trauern kannſt.“ Cöleſtine ſchüttelte den Kopf. „Mein Platz,“ ſagte ſie, „iſt nun dort bei dieſer. Gehen Sie jetzt, Herr Graf, und laſſen Sie mich mit Marion allein, daß ich ſie aufrichte und nach Hauſe bringe.“ Der Graf gehorchte, und nach einiger Zeit ſah er von einer kleinen Anhöhe, wie die beiden Mädchen, die Eine auf die Andere geſtützt, der Ferme Mathieu entgegen gingen.

Cöleſtinens Barmherzigkeit und ihre Bitten ſchienen vergebens, obwohl der Graf aus Rückſicht für das unſchuldige Kind darauf eingegangen war. In dieſer ſelben Stunde war der Verhaftsbefehl, lautend auf die beiden Brüder Mathieu und den Pferdeknecht Auguſtin Feldmans, bereits unterzeichnet. Der königs liche Procureur, als er des Morgens in die Stadt zurückkehrte, ſprach ſeine Abſicht, die Genannten verhaften zu laſſen, gegen Maire und Friedensrichter unverhohlen aus. Die Beiden zeigten ſich darüber im höchſten Grade entrüſtet, und ihre Entrüſtung theilte ſich bald dem ganzen Orte mit, der in wahrhafte Aufregung gerieth. Es bildeten ſich überall Gruppen, man diskutirte, man wagte ſelbſt Ausfälle gegen die Juſtiz. Es werde ſich, hieß es, die Unſchuld der Brüder Mathieu unfehlbar herausſtellen. Aber der Schandfleck, einmal auf ſolchen Verdacht hin verhaftet geweſen zu ſein, werde doch immer am Namen der ehrenvollen Männer haften. Man begriff nicht, wie der königliche Procureur nur auf den Gedanken kommen konnte, ſolche Männer zu verdächtigen. Die Sache ſei klar, die abhanden gekommene Uhr ſei ein ſprechender Beweis, daß der Mord ein Raubmord ſei, und einen Raubmord werde man doch den reichen und ehrenwerthen Mathieu nicht in die Schuhe ſchieben wollen? Und wenn nicht dieſes, welches andere Motiv zur That ſollten ſie gehabt haben? Der Procureur ſah die Aufregung, wurde ſchwankend und gab endlich die Idee der augenblicklichen Verhaftung auf. Cöleſtine wurde noch vorgeladen, und da ſie beim Verhöre aus ihrer Liebe für den Todten kein Hehl machte, ihrer Klage freien Lauf ließ, aber doch nicht das Geringſte äußerte, was eine Anklage begründen konnte, ſo entſchloß ſich der Procureur, ſich mit den in ſolchem Falle gebotenen polizeilichen Vorſichtsmaßregeln und Inſtruktionen zu begnügen und die Sache für jetzt, ehe nicht andere Anzeichen hinzukommen, auf ſich beruhen zu laſſen und noch dieſen Abend nach Brüſſel zurückzukehren.

Der Engländer war von den Autoritäten erſucht worden, ſeine Abreiſe bis zur Beendigung wenigſtens der Vorunterſuchungen aufzuſchieben. Er zeigte ſich bereitwillig; um aber die Zeit in Waterloo auf eine ihm angenehme Weiſe zu verbringen, holte er aus ſeinem Reiſegepäcke die Angelinſtrumente hervor, wanderte vor den Flecken hinaus und blieb am erſten

Waſſer, dem er begegnete, regungslos ſitzen. Es war dieß ein Kanal, wie Belgien ihrer ſo viele beſitzt. Vor einer der Schleuſen, an der ſich ein weites, ruhiges Baſſin ausbreitete, konnte man ihn die zwei Tage in jener ſtarren Ruhe ſitzen ſehen, die man bei dieſer Beſchäftigung in allen Ländern Europa's an ſeinen Landsleuten bewundert. Selbſt das Eſſen mußte ihm aus dem Gaſthauſe hinausgeſchickt werden, damit ſein Vergnügen keine Unterbrechung leide. Erſt nach Sonnenuntergang des erſten Tages kehrte er in die Stadt und ins Gaſthaus zurück; am zweiten Tage kam er etwas früher, und dießmal von einer großen Menge Volkes begleitet, das ihn nicht ins Gaſthaus, ſondern vor die Wohnung des Maire, in welcher der Procureur abgeſtiegen war, drängte. An ſeiner Schulter hoch aufgerichtet trug er die Stange, und am Ende der Leine, die um die Stange verwickelt war, am Angelhaken ſelbſt, hing ein Gegenſtand, der nicht ein Fiſch ſein mußte, da ein Fiſch an der Angel ſchwerlich ſo große Aufmerkſamkeit erregt, ſo großen Aufruhr hervorgebracht und ſo viele deutende Finger auf ſich gelenkt hatte. An der Angel hing eine goldene Taſchenuhr mit Kette und Siegel, und als man dieſe vor dem Hauſe des Maire von der Angel loslöſte, ſah man, daß in das Siegel die beiden Buchſtaben E. C. eingravirt waren. Der Engländer hatte dieſe Uhr anſtatt eines Fiſches aus dem Kanal gezogen. Kein Zweifel mehr, daß jener Mord kein Raubmord geweſen, daß dem Unglücklichen ſeine Uhr nur genommen worden, um das Verbrechen zu einem Raubmorde zu ſtempeln und den Verdacht abzulenken. Dieſe Ueberzeugung ſtand in der Menge feſt, bevor ſie vor der Mairie angekommen. Wie ſollte ſie der Procureur nicht zur ſeinigen machen, da er das Siegel mit den Anfangsbuchſtaben des Namens Edouard Conſcience in Händen hielt; Maire und Friedensrichter wagten keinen Widerſpruch mehr, als er den Verhaftsbefehl unterzeichnete.

Als Marion, von Cöleſtine geführt, an der Ferme Mathieu anlangte, jagte eben ein großer, ſchwarzer, geſchloſſener Wagen dahin. Rechts und links am Schlage des Wagens galoppirten zwei berittene Gendarmen. Marion erhob bei dieſem Anblick beide Arme gen Himmel und ſank dann bewußtlos auf den Boden hin. Cöleſtine hob ſie auf und trug ſie wie ein Kind auf den Armen ins Haus.

Fünftes Kapitel.

Veränderungen.

Man erzählte, daß, als die drei Verhafteten in den Wagen ſtiegen, Auguſtin, der Pferdeknecht, das Geſinde, welches ſich im Hofe verſammelt hatte, angeredet habe. Er forderte die Knechte und Mägde auf, nichts in der Wirthſchaft zu vernachläſſigen, das Vieh gut zu verſorgen und die Ernte zu einem guten Ende zu bringen, dann ſagte er: „Eure beiden Herren werden bald wieder zurückkehren, Das verſpreche ich euch, wenn auch vielleicht ohne mich.“

Aber Tage vergingen, und die Brüder Mathieu kehrten nicht zurück, auch ſchienen die Worte Auguſtins auf das Geſinde keinen großen Eindruck gemacht zu haben. Viele der Knechte und Mägde verließen ſich, weil ſie in dem Hauſe nicht mehr dienen wollten, und andere Diener waren in dem Momente ſchwer aufzutreiben. Ein alter Vetter, der herbeigekommen war, um die Intereſſen der abweſenden Brüder wahrzunehmen, und der auch vom Gerichte als ihr Vertreter in der Verwaltung des Gutes anerkannt wurde, war nicht im Stande, das Weſen ſo, wie es bisher geſchehen, fortzuführen. Er ſah ſich gezwungen, einen Theil des Viehſtandes zu verkaufen, überhaupt Alles zu thun, was Arbeitskräfte erſparte, da es an dieſen immer mehr mangelte. Die Ernte kam heran, auf allen Feldern regte ſich die größte Betriebſamkeit, nur auf denen der Mathieu's war es ſtille, viele Frucht konnte erſt ſpät, viele nur verdorben heimgebracht werden.

Der Leſer erſieht daraus, wie raſch ſich die öffentliche Meinung ſeit Auffindung der Taſchenuhr Edouards und ſeit der Verhaftung gegen die Mathieu gewendet hatte. Selbſt das alte, maſſive Haus hatte jetzt, ſo redete man ſich ein, ein unheimliches Ausſehen. Man ging nicht gerne daran vorüber, man machte einen Umweg, um ihm auszuweichen. Es ſah in der That auch anders aus als ehemals; das rege, arbeitſame Leben war aus dieſen Räumen verſchwunden, und ſie blickten um ſo einſamer und ſo öder, je weitläufiger ſie waren. Sonſt ſchollen um dieſe Zeit die Rhythmen unzähliger Dreſchflegel aus den Scheuern und klangen auf den abgemähten Feldern rings um die Maierei die großen und kleinen Glocken der Rinder- und Schafheerden. Jetzt hörte man den traurigen Takt höchſtens zweier Dreſcher und irrten auf den Feldern die kleinen Ueberreſte der Heerde zerſtreut umher. Es war in der That, als wäre ein Fluch auf dieſes Haus herabgefallen; das Schöne, das Mitleideinflößende, das es beherbergte, war unſichtbar. In einer Seitenſtube des erſten Stockwerkes wohnten wie zwei trauernde Wittwen oder wie Anachoretinnen Marion und Cöleſtine.

Aber nicht nur hier hatte ſich Vieles verändert, auch das kleine Häuschen gewährte jetzt einen andern Anblick. Das grüne Fenſter war zwar wieder geöffnet, aber anſtatt des leſenden ſchönen Mädchenkopfes ſah jetzt das braune, ſchnurrbärtige Geſicht des alten Veteranen, den Cöleſtine aus Brüſſel herbeigerufen hatte, daß er ſein Amt ſelbſt übernehme, verdrießlich und gelangweilt über die Ebene hin, und anſtatt des holden Geplauders und des friſchen Gelächters, das ſonſt hier herausſcholl, ſtiegen jetzt Rauchwolken aus der Thonpfeife des Invaliden auf.

Im Schloſſe beeilte man ſich, gleich nach dem Begräbniſſe Edouards, dem Rathe des Arztes folgend, welcher für Alfred eine raſche Veränderung zuträglich hielt, aufzubrechen und früher als ſonſt in die Stadt zurückzukehren. Die grauen Jalouſien waren verſchloſſen; die Wetterfahnen auf den Thürmchen ſchrillten im Winde, der über die Stoppelfelder fuhr, und ſämmtliche drei

Häuſer, die wir Eingangs dieſer Erzählung als die glücklichen bezeichneten, blickten jedes in anderer Art, das eine geſpenſtiſch, das andere verdrießlich, das dritte traurig, auf das einfache Kreuz, welches jetzt, da die hohen Saaten gefallen waren, hoch, einſam und mager aus der Ebene hervorragte und im Herbſtwinde zitterte.

Plötzlich verbreitete ſich durch Waterloo die Nachricht, daß ſich Auguſtin, der Pferdeknecht, im Gefängniſſe erhängt habe. Er hatte Tags vorher ausgeſagt, daß er allerdings Edouard Conſcience ermordet und zwar nur, um ſich in den Beſitz ſeiner ſchönen Uhr zu ſetzen, obwohl er dieſe nach der That aus Furcht, daß ſie ihn verrathen könne, in den Kanal geworfen.

Kein Menſch in Waterloo glaubte dieſer Ausſage; man kannte das Verhältniß des Pferdeknechtes zu den Brüdern Mathieu zu genau, um ihr Glauben zu ſchenken; man wußte, daß Auguſtin, wenn er Luſt nach einer ſolchen Uhr verſpürte, es nur ſeinem Herrn ſagen durfte; man wußte, daß es nur von ihm abhing, daß er als Knecht bei den Pferden im Stalle, und nicht mit ſeinen Milchbrüdern wie ein Bruder im Hauſe lebte. Namentlich Denis Mathieu verſagte ihm nichts, der an ihm hing, wie er ſelbſt an Denis. Man wußte ferner, daß Auguſtin im Stande war, für Denis ſein Leben hinzugeben. Man wußte Das von der Brüſſeler Revolution her, welche Beide als junge Leute unter dem Zuzug vom Lande her mitmachten. Auguſtin ſtürzte ſich damals mitten in einen Haufen holländiſcher Soldaten, um Denis, der von ihnen umgeben war, mit außerordentlicher Tapferkeit herauszuhauen, und ſtellte ſich mitten im Kugelregen immer vor ihn, um ihn mit ſeinem Leibe zu decken. Daß er ſich nun für den Mörder Edouards ausgab, daß er für eine That eintrat, zu der man keine Gründe finden konnte, galt den Einwohnern Waterloo's für einen Beweis, daß Denis der Mörder war. Aber die Advokaten der Brüder Mathieu ſchienen in Brüſſel, wo man Perſonen und Verhältniſſe nicht kannte, den Tod Auguſtins gut benützt zu haben, und bald darauf erſchienen ſie wieder in ihrer Ferme, entlaſſen wegen Mangels an Beweiſen.

In der Nacht traten ſie leiſe in ihr Haus, und erſt am andern Morgen merkte der Reſt des Geſindes, daß die Herren wieder da waren. Jacques Mathieu ging ſchweigend durch das Haus, durch Stallungen und Scheunen, betrachtete den Verfall des Hausweſens, ohne zu fragen, ohne irgend eine Bemerkung zu machen. Anders war es mit Denis. Dieſer ſchien im Gefängniß ſein ganzes Weſen verändert zu haben. Er trat lärmend auf, redete Jedermann an und erzürnte ſich ſofort mit dem Vetter, der das Gut indeſſen verwaltet hatte, als mit einem nachläſſigen Bevollmächtigten. Er wollte nichts von Entſchuldigungen hören, ſchrie und ſprach laut, als ob er die Aufmerkſamkeit des ganzen Geſindes und der Nachbarſchaft auf ſeine Anweſenheit lenken wollte. Ebenſo wie er mit dem Einen böſe, war er mit dem Andern ungewöhnlich freundlich; er that, was er früher nie gethan hatte, er ſcherzte und lachte laut und machte ſelbſt einige Späſſe über das Gefängniß.

Aehnlich benahmen ſich die Brüder den Kindern gegenüber. Jacques Mathieu ſetzte ſich an den Frühſtücktiſch und ließ, wie ehemals, die Kinder herabrufen; als die beiden jüngeren eintraten, ſchloß er ſie ſchweigend in ſeine Arme, als aber Marion, die erſt durch den Diener von der Anweſenheit des Vaters erfuhr, zur Thüre hereinſchwankte, erhob er erſchrocken die eine Hand, während er ſich mit der andern an ſeinem Stuhle feſthielt. Marion ſah in der That ſchlecht genug aus, um einen heimkehrenden Vater zu erſchrecken, und das Gemiſch von Freude und Angſt, das ſich bei ihrem Eintreten auf ihrem blaſſen Geſichte malte und das ſich auch in einem krampfhaften Zittern des ganzen Körpers ausdrückte, erhöhte noch das Krankhafte und Bemitleidenswerthe der ganzen rührenden Erſcheinung. Ihre Wangen waren eingefallen, und ihre dunklen Augen erſchienen in dem abgemagerten Geſichte noch größer als ehemals. Jacques war unfähig, ihr einen Schritt entgegen zu thun, und als ſie an ſeine Bruſt ſank, drückte er einen Kuß auf ihren Scheitel, der in demſelben Augenblicke von Thränen überſchwemmt war.

Dann ſetzte er ſie neben ſich und hielt ihre Hand in der ſeinigen, ohne daß Vater und Kinder ein Wort geſprochen hätten. Erſt als Denis eintrat, wurde es lebendiger. Er küßte die Kinder mit einer ſtürmiſchen Hast, auch Marion, bei der er that, als ob er ihr Sträuben gegen ſeine Umarmung nicht bemerkte, indem er ihr, während er ſie auf die Stirne küßte, wie unwillkürlich beide Arme, die ihn abwehren wollten, herabdrückte. Er ſprach viel und ſcherzte mit den Kindern, was dieſe, an Dergleichen von ihm nicht gewohnt, mit Staunen aufnahmen, indem ſie einander mit großen Augen anſahen. Sein haſtiges Weſen, mit dem er Dieß und Jenes angriff, die Beweglichkeit, die ihm ſonſt ſo ſehr abgegangen war, und von Zeit zu Zeit ein lautes Gelächter, das er bald über das Geringfügigſte, bald ohne alle Urſache erſchallen ließ, erfüllte ſie ſichtbar mit großer Angſt, und dieß um ſo mehr, als dieſes Benehmen ſo ſehr von der Schweigſamkeit und Trauer des Vaters abſtach. Es ſchien übrigens auch Denis am Familientiſche nicht wohl zu ſein, und es war, als ob er die erſte Gelegenheit, ſich zu erheben, ergriffe, als er aufſprang, um einem Knechte, den er im Hof erblickte, etwas zu ſagen.

Draußen angekommen, vergaß er den Knecht und ſtarrte einer Perſon nach, die eben mit einem Bündel unter dem Arm an der Hofmauer vorſichtig dahinſchlürfte, als ob ſie von dem Zimmer aus, in dem gefrühſtückt wurde, auf ihrer Flucht nicht bemerkt werden wollte. Es war Cöleſtine. Als ſie plötzlich Denis Mathieu in ihrer Nähe und ſich von ihm bemerkt ſah, hielt ſie einen Augenblick inne, wie unfähig, ihre Flucht fortzuſetzen. Denis ſchien eben ſo unfähig, ſie zu verfolgen; aber als ſich Cöleſtine doch aufraffte und plötzlich weiter eilte, erwachte er aus ſeiner Erſtarrung und flog ihr eben ſo raſch nach, als ſie von ihm eilte. Er gab ſeine Verfolgung nicht auf, bis er an der Thüre des kleinen Häuschens ſtand, auf deren Schwelle Cöleſtine hochaufathmend inne hielt.

„Warum fliehen Sie ſo vor mir, Mademoiſelle Cöleſtine?“

fragte er mit einem Muthe, den er einem weiblichen Geſchöpfe gegenüber ſonſt nie gezeigt hatte.

Cöleſtine antwortete nicht, und er fuhr fort: „Ich habe Ihnen etwas zu ſagen, was ich ſeit mehr als einem Jahre auf dem Herzen habe.“

Cöleſtine wandte ſich, um in das Innere des Hauſes zu gehen.

„Bleiben Sie,“ rief er wieder dringender als vorher, „das Gericht hat uns ja freigelaſſen — ich bin kein Mörder.“

In demſelben Augenblicke fiel die Thüre zu und wurde von innen ein Riegel vorgeſchoben, und gleich darauf öffnete ſich das Fenſter und erſchien hinter den verwelkten Blumen das braune Geſicht des alten Veteranen, das mit zuſammengezogenen Augenbrauen düſter auf Denis Mathieu und dann von ihm auf das ferne Kreuz blickte, als ob er auch ſeine Blicke dahin lenken wollte. Denis Mathieu verlor mit einem Male den Muth, mit dem er das Mädchen verfolgt hatte, und ging mit immer raſcher werdenden Schritten nach der Ferme zurück.

Er blieb, wie er aus dem Gefängniſſe zurückgekommen war; Jedermann bemerkte die gewaltige Veränderung. Während Jacques Mathieu, der ältere Bruder, ehemals der Leutſelige, der Jedermann freundlich anredete, jetzt die Geſellſchaft der Menſchen ſcheute und die Schwelle ſeines Hauſes kaum überſchritt, miſchte ſich der ehemals menſchenſcheue Denis überall in die Geſellſchaft. Wo er zwei, drei Menſchen in der Straße, auf dem Felde, vor einer Schenke zuſammen ſah, ſogleich näherte er ſich, um ein Geſpräch anzuknüpfen. Er war jetzt weniger zu Hauſe als auswärts, und ſelbſt daheim verbrachte er ganze Stunden vor der Thüre des Hauſes, um jeden Vorübergehenden anzuſprechen. Bald bemerkte man, daß er, ehemals der häuslichſte aller unverheiratheten Männer der Gegend, ganze Nächte, ja oft die Tage in den Schenken, wenn auch nicht Waterloo's, doch der ferneren Umgegend, verbrachte. Wenn er nach Brüſſel auf den Markt ging, kehrte er oft erſt nach zwei oder drei Tagen zurück.

All dieſes Neue und Ungewohnte an den Brüdern Mathieu verſtärkte im Sinne ihrer Mitbürger den Verdacht, der auf ihnen laſtete, und wie man am zweiten Tage nach dem Morde die Juſtiz zu großen Mißtrauens anklagte, ſo machte man ihr jetzt das Gegentheil zum Vorwurf. Es hieß übrigens, daß die göttliche Gerechtigkeit die Strafe übernommen habe. Im Innern des Hauſes Mathieu ſollte es ſehr traurig ausſehen; die Brüder hatten zwar nach ihrer Heimkehr die Lücken ihres Viehſtandes durch Ankäufe wieder ausgefüllt, das Geſinde war durch Anwerbung neuer Leute, die man gut bezahlte, wieder vervollſtändigt; die Verluſte, die man bei der Vernachläſſigung der Ernte, überhaupt bei der Verwirrung, die im Haushalte nach der Verhaftung eingetreten, erlitt, waren bei der großen Wohlhabenheit der Brüder nur gering anzuſchlagen. Trotzdem wollte es, wie man erzählte und wie das Geſinde beſtätigte, im Innern nicht recht vorwärts. Denis war oft abweſend, und Jacques, wenn er den Verfall des Hausweſens merkte, zuckte nur traurig die Achſel und ſchien ſich über dieſen Zuſtand, als eine unbedeutende Nebenſache, wenig zu härmen. Ebenſo nahm er es leicht, wenn er bei ſeinen Dienern, was jetzt oft vorkam, Widerſpruch oder Ungehorſam fand. Zu all Dem kam, daß man fortwährend eine Kranke im Hauſe hatte. Marion ſiechte dahin trotz aller Aerzte, die man herbeirief und die für ihre Krankheit vergebens nach einem Namen ſuchten.

Alles Das machte, daß man ſich von dem Hauſe der Brüder Mathieu ferne hielt, obwohl dieſe alles Mögliche thaten, um das alte Wohlwollen wieder zu gewinnen. Niemand war ſo raſch bereit, den Nachbarn mit aller Hülfe beizuſpringen, wie ſie. Die Armen bezogen von ihnen mehr als je, und wo es irgend eine öffentliche Wohlthätigkeit betraf, ſtanden ſie immer mit großen Summen an der Spitze. Je mehr ſie der Art thaten, deſto mehr Beweiſe lieferten ſie dem Sinne der Menſchen nach von ihrer Schuld, und als Denis Mathieu, den die Einheimiſchen flohen, in den Schenken ſolche Bekanntſchaften machte, denen es genügte, daß er ihre Zeche zahlte, und als nach und nach mehrere dieſer Bekannten in der Ferme heimiſch wurden, fand man, daß er ſich jetzt in der ihm natürlichen Geſellſchaft befinde.

So verging der Winter, ſo kam der Frühling heran, und die Saaten begannen wieder zu ſproſſen und am Kreuze hinaufzuwachſen, als ob ſie es, das ſo traurig mahnend in die Gegend ſah, bedecken und damit nach und nach die Erinnerung an die ſchauderhafte That verſchleiern wollten.

Auch auf dem Grabe Edouards wuchs Gras; bald aber auch Blumen, welche in ſtiller Frühlingsnacht zwei Mädchen rings um den Marmorſtein pflanzten, den Graf Belport auf den Hügel hatte ſetzen laſſen.

Sechstes Kapitel.

Das Erntefeſt.

Die Saat, die am Kreuze hinaufwuchs, die Blumen, die den Grabhügel bedeckten, wurden bald geknickt, ein frühes Hagelwetter verwüſtete rings um Waterloo Alles, was der Frühling hervorgebracht hatte, und mit den Saaten und Blumen wurde auch das einfache und ſchwache Kreuz geſtürzt, das ſich unfern dem Löwenmonumente erhoben hatte. Die Hoffnungen der Landleute waren vernichtet, und man hatte ſich von dieſem Unglücke kaum erholt, als in Folge eines Dammbruches ſich die Waſſer des Kanals über die tiefer liegenden Theile der Gegend ergoſſen und fortſchwemmten, was das Hagelwetter übrig gelaſſen. Wir wiſſen nicht, was an den Erzählungen von den raſch auf einander folgenden Unglücksfällen, welche in dieſem Jahre die Gegend heimſuchten, wahr, was von der Phantaſie in ſpäteren Jahren hinzugefügt. So viel iſt gewiß, daß noch heute der Einwohner von Waterloo, wenn man ihm von jener Zeit ſpricht, alle Uebel aufzählt, vor denen vorzugsweiſe der Landmann erſchrickt. Für uns iſt nur Das von Wichtigkeit, daß man jene Heimſuchungen, die man jedenfalls erfahren, für eine Strafe des Himmels hielt für das auf der Gegend laſtende ungeſühnte Verbrechen. Um das vergoſſene Blut, ſo viel wenigſtens in ihren Kräften ſtand, zu ſühnen, beſchloſſen einige fromme Seelen Waterloo's — man iſt hier, wie im übrigen Belgien, ſehr fromm katholiſch — auf der Stelle des Verbrechens, dort, wo das einfache Kreuz geſtanden hatte, deſſen Urheber Niemand kannte, ein anderes großes und ſchönes Kreuz zu errichten, deſſen Inſchrift das Andenken des unſchuldig Ermordeten erhalten und zum Gebet um Entdeckung des Mörders auffordern ſollte. Der Gedanke fand außerordentlichen Anklang, und die Subſkriptionsliſte, die von Haus zu Haus ging, ergab bald eine ſo bedeutende Summe, daß man mit dem Gelde ein kunſt- und prachtvolles Kreuz errichten konnte. Demgemäß gab man einem Künſtler den Auftrag, eine Zeichnung zu entwerfen, und ſetzte man ſich mit einer Eiſengießerei in der Nähe von Mons in Verbindung. Die Ausführung des Monumentes verlangte jetzt allerdings längere Zeit, und damit war Denjenigen, die mit Errichtung des Kreuzes eine fromme Schuld abtragen wollten, nicht ganz genug gethan; aber man tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß die Größe und Schönheit des Kreuzes den allgemein verbreiteten Gefühlen, dem Wunſche, den Todten zu ehren, mit dem größeren und ſchöneren Opfer, mit der größeren Zier des heiligen Zeichens mehr entſprechen werde.

Das Monument war noch lange nicht aufgerichtet, und es hatte ſchon den Anſchein, als ob das Gebet um Entdeckung des Mörders, das man dem Kreuze als Inſchrift anzufügen beabſichtigte, bereits in Erfüllung gehen ſollte.

Graf Belport war im Frühling auf ſein Landhaus wieder zurückgekehrt. Dießmal ohne Alfred, welcher, da er nach Edouard keinen Hofmeiſter mehr haben wollte, in einem Collège der Hauptſtadt untergebracht war. Er folgte ſeiner Familie erſt im Hochſommer, als es ſeine Ferien geſtatteten. Man ſah und hörte wenig von ihm und ſeiner Familie: das Schloß und ſeine Bewohner ſchienen den Einwohnern jetzt bei Weitem mehr entrückt als vorher. Den alten Grafen ſah man höchſtens ſeine Felder bereiten, und Alfred wurde nur ſelten und dann vielleicht nur von Cöleſtine geſehen, wenn er ſpät am Abend, wie ehemals Edouard, zu dem Monumente wanderte, um dort eine oder zwei Stunden in Gedanken vertieft zu ſitzen. Der früh entwickelte Knabe hatte ſeit dem Tode ſeines Lehrers und Freundes, ſeit dieſer zu frühen und ſchrecklichen Erfahrung ein ernſtes Weſen angenommen, das mit ſeiner Jugend — er war jetzt vierzehn Jahre alt — traurig kontraſtirte. Auf ſeinem Geſichte lag ein Ausdruck von Energie, der Demjenigen, welcher ſein im Grunde mildes Weſen nicht kannte, beinahe unangenehm auffallen mußte, ein Ausdruck, der wie eine fortwährende Kampfbereitſchaft gegen alle Welt ausſah. Er war es auch, der vorzugsweiſe an der Zurückgezogenheit, in der jetzt die Familie lebte, ſchuld war. Er geſtand ſeinem Vater, daß er ſeiner nicht ſicher ſei, daß, wenn er den Mathieu begegnete, er etwas thun oder ſagen müßte, was er vielleicht ſpäter bereuen würde. Dem wollte er ausweichen, weil es ihm war, als hätte er in jener Nacht am Kreuze mit ſeinen Thränen Cöleſtine das Verſprechen gezeben, nichts zur Verfolgung der Mathieu beizutragen; und in Erinnerung an die unglückliche Marion, wie er ſie am Kreuze liegen geſehen, an das Mädchen, das ſeinen unglücklichen Lehrer ſo ſehr liebte und das, wie er wußte, langſam dahinſiechte, nahm er ſich vor, jenes ſchweigende Verſprechen zu halten. Merkwürdigerweiſe ſuchte man von Seiten der Mathieu immer wieder anzuknüpfen und ſich dem Hauſe des Grafen zu nähern. Bei jeder Gelegenheit waren ſie dem Grafen zu Dienſten bereit. Wenn die Arbeiten auf ſeinen Feldern dringend ſchienen, ſofort boten ſie ihre Knechte und Pferde mit Hintanſetzung ihrer eigenen Arbeiten an. Man hörte einmal, daß der Graf einen Hügel in ſeinem Parke mit jungen Bäumen bepflanzen wollte, ſofort wurden im Garten Mathieu's die jungen Bäume entwurzelt und nach dem Schloſſe geſchickt. Solche Gelegenheiten wußten die Mathieu's mit merkwürdigem Scharfſinne aufzufinden, nur um mit dem Grafen wieder in irgend welche Verbindung zu treten. Aber da war Alfred immer gerüſtet, um ſeinen Vater zur Zurückweiſung dieſer Gefälligkeiten zu beſtimmen.

Indeſſen fand der Graf, daß man ſich im Ganzen ungerecht und unfreundlich gegen die gute Bevölkerung benehme, und als das Erntefeſt herankam, welches in Waterloo immer gefeiert wird, war er entſchloſſen, mit ſeiner ganzen Familie an dem populären Ball Theil zu nehmen. Um die Vernachläſſigung, welche man bisher von ihm erfahren und die ihm im Grunde Niemand übel nahm, wieder gut zu machen, ſchickte er an das Komité des Feſtes ein Faß guten Weines mit der Bitte, ihm und ſeiner Familie Plätze bereit zu halten.

In der That war die Freude groß, als er am Nachmittage des Feſtes an der Seite ſeiner Frau, von ſeinen Kindern gefolgt, in den mit Blumen und Kornähren geſchmückten Saal eintrat. Sofort wurden die beliebten Gäſte von der Menge umgeben und ſtreckte man ihnen, nach der Sitte des Landes, von allen Seiten die Gläſer zum Begrüßungstrunke entgegen. Nur mit Mühe machten die Feſtkommiſſäre Raum, um die Familie an ihre Plätze im obern Theile des Saales zu bringen. Auch dort oben waren ſie vor der freundlichen Zudringlichkeit nicht ſicher; immer wieder drängte ſich Jemand hervor, der mit der Familie Belport noch nicht angeſtoßen hatte. Von einem Halbkreiſe freundlicher Geſichter umgeben, ſaß die Familie ſelber vergnügt da. Man plauderte, und ſelbſt das immer ernſte Geſicht Alfreds hatte ſich aufgeheitert, was von der Gräfin mit beſonderer Freude bemerkt wurde, als ſich die Szene plötzlich änderte.

Die freundliche, aus vergnügten Geſichtern beſtehende Umzäunung, welche den Tiſch umgab, wurde durchbrochen — der vergnügte Ausdruck verſchwand und machte einem mißvergnügten, ja düſtern, Platz; am Tiſche ſtand mit einem Male Denis Mathieu, lächelte verbindlich, zutraulich, und indem er ſagte:

„Mit mir haben Sie noch nicht angeſtoßen,“ ſtreckte er ſein Glas über den Tiſch hin, mit oder ohne Willen gerade Alfred entgegen. Der Knabe ſah ihn eine Minute lang mit gläſernen Augen an. Er ſaß regungslos da, und regungslos ſtand ihm Denis Mathieu mit dem vorgeſtreckten Arm, das Glas in der Hand, gegenüber. Die ganze Geſellſchaft ſchien in Erſtarrung verfallen zu ſein; das Gelächter und Geplauder verſtummte; es war ſtille rings um den Tiſch. Plötzlich bedeckte eine grünliche Bläſſe Alfreds Geſicht, ſeine etwas ſtarke, vorſpringende Oberlippe zitterte, er erhob ſich, und indem er den Arm und den Zeigefinger gebieteriſch ausſtreckte, im Momente um eine Kopflänge gewachſen, rief er, daß der ganze Saal wiederhallte: „Fort, Mörder, fort!“

Denis Mathieu bog ſich unter dieſen Worten, als ob ihm eine gewaltige Laſt plötzlich auf die Schulter gefallen wäre. Mechaniſch wandte er ſich und folgte der Richtung, nach welcher der ausgeſtreckte Arm Alfreds deutete. Es öffnete ſich eine Gaſſe vor ihm, und er ging unhörbaren Schrittes und ohne ein Wort durch die Reihen der Menſchen, die ſich jetzt nach rückwärts drängten, als ob ſie ſich ſcheuten, von ihm berühet zu werden. Die Gaſſe ſchloß ſich erſt, als er die Thüre des Saales hinter ſich hatte. Noch immer ſtand Alfred mit ausgeſtrecktem Arme. „Wer zweifelt jetzt noch,“ hörte man eine Stimme in der Menge ausrufen; Das war wie eine Löſung des Zaubers, die erſtarrte Menge fing wieder an, ſich zu bewegen, ein Stimmengewirre erfüllte den Saal, und Alfred ſank auf ſeinen Sitz zurück.

Denis Mathieu war an dem Tag nicht mehr zu ſehen.

Auch am nächſten Tage war er unſichtbar, und man erfuhr, daß er auch aus der Ferme verſchwunden war. Man erfuhr Das von den Gerichtsperſonen, welche auf die Szene beim Erntefeſte hin ins Haus gedrungen waren, um Denis Mathieu aufs Neue zu verhaften. Aber bald wußte man, daß er, in einer Schenke unfern Waterloo's aufgegriffen, nach Brüſſel ins Gefängniß gebracht worden und daß der Prozeß aufs Neue begonnen.

Siebentes Kapitel.

Das neue Kreuz.

Die Wochen, ja die Monate gingen vorüber, man hätte von dem Prozeſſe nichts gehört, man hätte ihn und Denis Mathieu vielleicht vergeſſen, wenn nicht manchmal Cöleſtine oder Jacques Mathieu oder irgend eine der Perſonen, die am Abend der Ermordung Edouards auf dem Schauplatze der That geweſen, als Zeugen nach Brüſſel zitirt worden wären. Die Einwohner von Waterloo ärgerten ſich über dieß Verfahren der Juſtiz; man lud, wie während des erſten Prozeſſes, Zeugen vor, von denen man doch ſchon wußte, daß ſie nichts ausſagen konnten, was zur Ueberführung des Verbrechers dienen konnte. Freilich wurden auch der Graf und ſeine Familie vorgeladen und andere Zeugen der Szene beim Ernteſeſte. Dieſe, meinte man, ſollten ſchon hinreichen, um Denis zu verurtheilen. Ein Mann, der eine ſolche Anklage, wie ſie in den Worten Alfreds lag, ſo ruhig hinnahm, mußte ein Mörder ſein, und man ſollte nicht ſo viel Form und Weſen mit ibm beobachten.

Nach und nach kam man in der Gegend auch von dieſen Diskuſſionen ab. Es war Alles wieder ruhig. Die gräfliche Familie war fort. Aus Mathieu's Hauſe war Niemand zu ſehen, und nichts war da, um die Erinnerung an das Verbrechen wieder aufzufriſchen, als das neue Kreuz, welches inzwiſchen vollendet und im Laufe des Winters aufgerichtet wurde. Aber es ſtand außerhalb der Stadt zwiſchen den Feldern, die im Winter verlaſſen waren.

Es erhob ſich prächtig und vielfach verziert mit breitem Stamm und breiten Armen, glänzend ſchwarz gefärbt und die ganze Gegend beherrſchend. In bronzenen Lettern war an beiden Seiten die Inſchrift angebracht. Auf der einen Seite las man:

Hier wurde
Edouard Conscience
ermordet.
Friede seiner Asche!
Seiner Seele selige Auferstehung!

Auf der andern Seite, der Ferme Mathieu's zugekehrt, las man:

Betet, dass der Mörder entdeckt werde!

In der That ſah man manchmal einen Betenden am Fuße des Kreuzes; aber das Gebet, wenn es wirklich der Entdeckung des Mörders galt, ſollte zur Zeit noch nicht erfüllt werden. Man hörte in Waterloo, daß Denis Mathieu vor die Geſchwornen geſtellt wurde; man hörte auch, daß die Mitglieder der gräflichen Familie, die als Zeugen vorgeladen waren, von ihrem ermordeten Freunde in einer Weiſe ſprachen, daß den Geſchwornen die Thränen in die Augen traten. Aber weil gerade ſie nicht eine direkte Anklage gegen Denis Mathieu richteten, weil gerade ſie nicht ſeine Verurtheilung zu wünſchen ſchienen, weil der Anwalt den Selbſtmord Auguſtins wieder mit Geſchick benützte und den Knecht als den wahrſcheinlichen Mörder hinſtellte, außerdem geltend machte, daß der unſchuldigſte Menſch vernichtet und keiner Vertheidigung fähig daſtünde, wenn plötzlich, während er ſich freundſchaftlich nähert, ihm, wie Das beim Erntefeſte geſchehen, das Wort „Mörder“ entgegengeſchleudert würde: in Folge aller dieſer Urſachen und Erwägungen wurde, wie man in Waterloo noch am Abend deſſelben Tages erfuhr, Denis Mathieu aufs Neue freigeſprochen. Die Entrüſtung war allgemein. Man ging, wie Das in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſo weit, daß man das Geſetz ſelbſt wegen jener weiſen Vorſicht anklagte, die lieber zehn Schuldige entwiſchen läßt, als einen Unſchuldigen verurtheilt. Man prophezeite, daß, trotz der Blindheit der Geſchwornen, Denis Mathieu doch der Strafe verfallen müſſe, und als er am andern Tage nach ſeiner Freiſprechung, am hellen Mittage, ſtolz durch die Straßen Waterloo's ſeinem Hauſe entgegenwanderte, wurde ihm manches drohende Wort und mancher Schimpf entgegen geworfen.

Indeſſen war trotz der herausfordernden Art, mit der er am hellen Tage Waterloo durchwanderte, Denis Mathieu doch anders zurückgekommen, als er gegangen. Er verſchwand in ſeiner Ferme und war jetzt eben ſo ſelten ſichtbar als ſein Bruder. Das Leben in den Schenken mit landſtreicheriſchen Geſellen war aufgegeben; ſeine Geſprächigkeit, ſeine Luſt, ſich an Andere zu drängen, war verſchwunden; man ſah ihn nur manchmal gegen Abend vor ſeinem Hauſe ſtehen und unbeweglich nach dem Kreuze hinſtarren, deſſen bronzene Worte: „Betet, daß der Mörder entdeckt werde!“ ihm in der Abendſonne entgegen glänzten. Ja man behauptete, daß er manchmal, als die Saaten wieder höher ſtanden und einen herbeiſchleichenden, gebückten Menſchen decken konnten, beſonders in der Nacht um das Kreuz herumirrte, ſelbſt ſtundenlang an ſeinem Fuße lagerte.

So kam wieder die Zeit heran, daß die Saaten hoch ſtanden und die gräfliche Familie Belport und nach ihr auch Alfred das Schloß bezogen. Alfred hatte jetzt ſchon das Anſehen eines jungen Mannes, und wenn er, ſeiner alten Gewohnheit gemäß, wieder vom Schloſſe herab über die Feldwege dem Monumente zuwanderte, hätte man glauben können, es habe ſich in dieſen Jahren nichts verändert, und der Spaziergänger ſei derſelbe, den man vor Jahren in dieſen Feldern an dieſem Monumente geſehen. Seine Mutter ſah dieſe Spaziergänge ungern, da ſie, wie ſie behauptete, die traurige Stimmung ihres Sohnes nährten und ſie beſorgt machten, daß dieſe dem Charakter ihres Sohnes eine dauernde Färbung gäbe. Den Bitten ſeiner Mutter weichend, gab er dieſe Spaziergänge oft durch mehrere Tage auf, oder unternahm er ſie, um die Mutter nicht zu betrüben, in ſpäter Nacht, wenn ſchon Alles im Hauſe ſchlief.

Es war der Jahrestag der Ermordung Edouards. Die Familie hatte ſein Grab beſucht, dann in der Stadt eine Meſſe leſen laſſen. Die Stimmung der ganzen Familie war den Tag hindurch eine melancholiſche. Die Mutter forderte am Nachmittage ihren Sohn zu einer Spazierfahrt ins Land auf und verlängerte dieſe bis in die Nacht hinein, um ſeinen Beſuch der traurigen Stelle am Kreuze zu verhindern. Alfred ging zu Bette, ohne gerade heute an dieſem Gedächtnißtage die Erinnerung an ſeinen geliebten Lehrer in der Einſamkeit ſo gefeiert zu haben, wie er es wünſchte. Das Bild Edouards wurde immer lebendiger vor ihm, die glücklichen Stunden ſeiner Kindheit kehrten wieder, eine unendliche Sehnſucht nach dem Verlorenen erfüllte ſein Herz; es war ihm, als müßte er mit ihm ſprechen, und leiſe erhob er ſich aus ſeinem Bette, kleidete ſich an und ſtieg aus dem Fenſter ſeiner Stube in den Garten. Es war ihm eigenthümlich zu Muthe, es ſchien ihm, als ob er eilen müßte. Mitternacht war bald da; wenn er nicht eilte, waren die vierundzwanzig Stunden des Jahrestages dahin, ohne daß er die Stelle beſucht hatte, die das Blut des Freundes eingeſogen. So wenigſtens erklärte er ſich das Gefühl, das ihn zur Eile drängte, obwohl es ihm war, als ob noch etwas in ihm ſpräche und ihm ſagte, daß Eile Noth thue.

Raſch lief er den Rain hinab, raſch, aber unhörbar und unſichtbar, denn ſeine Schritte wiederhallten nicht auf dem bethauten und üppigen Graſe des Raines, und rechts und links waren ſchon die Saaten ſo hoch gewachſen, daß ſie ihn bedeckten.

Mit Eins, da er eben aus dem Raine auf den Platz heraustreten wollte, blieb er athemlos ſtehen. Er hatte ein geſpenſtiſches Schauſpiel. Vor ihm am Kreuze, vom Mond hell beſchienen, ſtand Denis Mathieu, mit einer langen Axt bewaffnet, und mit dieſer hieb er in wahrhafter Wuth auf die Inſchrift:

„Betet, daß der Mörder entdeckt werde!“

Unheimlich erklang und ſeufzte das Metall unter den Schlägen. Mit jedem Hiebe ſchien Denis' Muth zu wachſen. Er ſchlug gewaltig auf die Lettern los, unbedacht, daß der Hall immer ſtärker wurde und aus weiter Ferne gehört werden konnte. So ganz in ſeine Arbeit verſunken, ſah er Alfred, der nahe vor ihm ſtand, ebenſowenig, als er Jenes zu bedenken ſchien, oder ſelbſt den Klang der eigenen Axt hörte. Die Muskeln ſeines Geſichtes zogen ſich zuſammen, und ſämmtliche Züge waren ſtarr auf ſeine Arbeit gerichtet; nur wenn einer der bronzenen Buchſtaben, die feſt an das Eiſen genietet waren, dem Schlage wich und nach der Seite in das Kornfeld flog oder, auf ein Steinchen fallend, leiſe aufklang, war es, als ob ein Lächeln, ein Zug der Zufriedenheit über dieſes zuſammengezerrte Geſicht ſtriche. Das Kreuz war hoch, und Denis mußte ſich trotz der Länge des Axtſtieles ſtrecken, um die Inſchrift zu erreichen. Deſto unheimlicher ſah es aus, wie er ſich ſo lang ſtreckte, und wie die Axt ſo hoch durch die Luft flog.

Alfred wußte nicht, ob er Wirkliches ſah oder ob er nur träumte. Er war verwirrt, und es war ihm, als ob er darüber lachen müßte, daß der Mörder das Gebet um Entdeckung ſeiner That vernichten wollte. In der That lachte er wie im Fieber laut auf. Denis fuhr zuſammen, und wie er Alfred vor ſich ſtehen ſah, wandte er ſich mit einem Schrei des Entſetzens um und ergriff die Flucht. Ohne zu wiſſen, was er that, ohne zu bedenken, daß er waffenlos einen bewaffneten Mörder verfolgte, ſtürzte ihm Alfred nach, indem er ihm unartikulirte Laute nachſchrie. Wir wiſien nicht, was in Denis Mathieu's entſetzter Seele vorging, daß er ſich von einem Knaben wie von einer übermächtigen Gewalt jagen ließ; er lief immer weiter, mit der Axt in der Hand, an ſeinem eigenen Hauſe vorbei gegen Waterloo zu, bis er mitten zwiſchen den Häuſern plötzlich inne hielt, mit der eigenen Axt ſich nach der Stirne ſchlug und bewußtlos und im Blut gebadet zuſammenſtürzte. Alfred, der ihn ſo liegen fand, ſchrie unwillkürlich um Hülfe. Die nächſten Häuſer öffneten ſich, die Einwohner eilten herbei, und bei dem Lärm, den ſie erhoben, als ſie Denis Mathieu mit der Axt in der Hand und blutend zu Füßen Alfreds liegen ſahen, öffneten ſich bald andere Häuſer, und nach wenigen Minuten umſtand eine große und erſchrockene Menge die eigenthümliche Gruppe. Alfred erzählte, was er eben erlebt hatte. Die Leute ſtanden ſprachlos und ſahen in all Dem die Gerichte Gottes. Die Einen erhoben den blutenden Denis und trugen ihn auf die Mairie, die Andern folgten Alfred zum Kreuze, um ſich mit ihm, der ſelber an das Erlebte nicht glaubte, von der Wahrheit ſeiner Erzählung zu überzeugen. Aber es war wirklich und wahr, die Inſchrift war verſtümmelt, und mehrere Buchſtaben des Gebetes lagen am Fuße des Kreuzes.

Achtes Kapitel.

Fanchette.

Die Ermordung Edouards ſelbſt hatte wohl nicht ſo großes Aufſehen gemacht, wie die Entweihung des Kreuzes und die Erzählung von der Selbſtverwundung Denis'. Schon vom frühen Morgen an ſtand die Menge vor der Mairie, in welcher Denis verwundet und gefangen lag. Zwei Gendarmen ſtanden vor der Thüre, um das Volk abzuhalten, welches den Kreuzentweiher, den Mörder, den von Gott Geſchlagenen ſehen wollte. Man betrachtete das Ereigniß von allen Seiten, man wunderte ſich über die geheimnißvollen Fügungen, man ſah in Allem die Hand Gottes, man kam nach und nach aus der Andacht und frommen Betrachtung in eine Art von religiöſer Begeiſterung, und am Ende nannte man das Ereigniß der letzten Nacht ein Wunder, ein Mirakel. Und wahrhaft bibliſch wurde die Szene, als ſich durch das Volk eine alte Frau drängte und mit Einem Male auf den Stufen der Mairie ſtand, über Alle erhöht, und die Arme ausſtreckte, als ob ſie zu ſprechen, zu predigen beginnen wollte. Ein Ruf der Ueberraſchung ging durch die Menge. Alle Welt erkannte die Alte, die arme Fanchette, welche in einem der ſtillſten Häuschen vor Waterloo lebte und die man meiſt an der

Seite ihrer Kuh zu ſehen pflegte; aber die ſtille, ſchweigſame Alte ſtand jetzt wie eine Prophetin da, mit einem Muthe, den man an ihr nicht kannte, vor alles Volk tretend und überhaupt in ihrem ganzen Weſen verändert. Sie ſchien plötzlich gewachſen, ihr gebeugter Nacken erhob ſich, ihre Augen glühten, und das Tuch, das ſonſt die Stirne und das ganze Geſicht beſchattete, war zurückgeſchoben und ließ die Haare ſehen, die grau und ſchlicht an den Schläfen herabfielen. Das Volk verſtummte bei ihrem Anblick, und den Fernſten im Gedränge entging kein Wort, als ſie die Hand gen Himmel erhob und ſo zu ſprechen begann:

„Der Heiland weiß es, und die Heiligen ſind meine Zeugen, wie ich gekämpft habe, wie ich zu ihnen gebetet habe, daß ich nicht auftreten müſſe als Zeugin, als Anklägerin gegen meine Wohlthäter Jacques und Denis Mathieu. Von ihren Feldern habe ich die Kuh ernährt, die mich ernährt; wie ein Engel trat Marion in Zeiten der Noth in meine Hütte, um Hülfe zu bringen; ohne die Mathieu's wäre ich und mein Thier längſt im Elend vergangen. Soll ich ſie anklagen? Soll ich ‚Mörder' rufen gegen Diejenigen, für die ich gebetet und den Segen des Himmels herabgefleht? Aber Gott will es. Sind nicht Wunder geſchehen? Iſt das Kreuz nicht entweiht? Sprechen nicht die Zeichen, rufen ſie nicht, daß ich zeugen ſoll und ſagen, was ich mit dieſen Augen geſehen, und anklagen mit lauter Stimme? So hört! Ich habe es geſehen mit dieſen Augen, wie Denis Mathieu und Auguſtin, ſein Knecht, zwiſchen den Feldern über Edouard Conſcience mit Knitteln und Meſſern herfielen, wie der Unglückliche ſich vertheidigte, wie dann auch Jacques Mathieu herbeieilte, und wie die Dreie ihr armes Opfer mit Meſſern und Knitteln zu Tode brachten. Ich habe es geſehen, da ich an jenem Abend in den Feldern für meine Kuh Gräſer und Unkraut ſammelte. Ich habe geſchwiegen, weil ich nicht Zeugin ſein wollte gegen Diejenigen, auf deren Feld ich eben erntete; ich habe geſündigt, und ich beichte hier vor euch Allen."

Nach dieſen Worten ſtieg die Alte wieder die Treppe hinab, um ſich durch das Gedränge fortzubegeben. Aber einige Männer faßten ſie und führten ſie in die Mairie, daß ſie dort vor dem Magiſtrate wiederhole, was ſie eben erzählt hatte. Andere, vorausſehend, daß nun auch bald vor der Ferme Mathieu ein Schauſpiel zu ſehen ſein werde, machten ſich auf und eilten dorthin, um ſich vor dem Hofthore wartend aufzuſtellen.

In der Ferme Mathieu war es noch ſtiller als ſonſt, von der Familie war Niemand ſichtbar, das Geſinde ſchlich auf den Zehen durch Haus und Hof. Die Abweſenheit Denis' ſchien Niemand bemerkt zu haben; vielleicht glaubte man, daß er ſeine nächtlichen Wanderungen von ehemals wieder begonnen. An der großen Ruhe, die da herrſchte, konnte man erkennen, daß man in der Ferme von dem nächtlichen Ereigniſſe noch nichts wußte.

Am Stillſten war es oben in der Stube Marions; das arme Mädchen, von deſſen langſamem Hinſterben man viel erzählte, ſchien, wie ſie in ihrem Bette dalag, am Ende ihrer Laufbahn angekommen zu ſein. Tags vorher, als an dem traurigen Jahrestage, wollte ſie ſich aufraffen, um mit Cöleſtinen das Grab Edouards zu beſuchen; aber ſie kam nur bis an die Schwelle ihrer Stube, dort brach ſie bewußtlos zuſammen, und es trat von dem Augenblicke ein Zuſtand ein, der auf das Ende ihrer Leiden deutete. Jacques Mathieu und Cöleſtine ſaßen ſchweigend an ihrem Bette: der Vater, gebrochen und in ſich verſunken, ſah aus, als ob er keiner Theilnahme, keines Gefühles mehr fähig wäre: Cöleſtine betrachtete unausgeſetzt das ſchöne Geſicht der Kranken und lauerte auf jede Bewegung, um raſch beizuſpringen und einem etwaigen Wunſche zu genügen. Die Szene änderte ſich auch nicht, als vom Hofthore ein Gemurmel und Geſumme her drang und endlich ein Diener eintrat und ſeinem Herrn ins Ohr flüſterte, was das Geſinde draußen von dem Volke aus Waterloo erfahren hatte, daß nämlich Denis als Gefangener und ſchwer verwundet auf der Mairie liege. Jacques Mathieu ſchien nur halb zu verſtehen und zuckte gleichgültig mit der Achſel. Der Diener ging wieder; bald aber ſollte die Szene ſich ändern und Jacques aus ſeinem Brüten mit Gewalt geweckt werden.

Cöleſtine ſprang mit Einem Male von ihrem Sitze auf und eilte der Thüre entgegen, die ſich öffnete, um einige Perſonen, die hereintreten wollten, zurückzudrängen. Es waren die Gerichtsperſonen. „Um Gotteswillen,“ ſagte ſie leiſe, aber raſch und eindringlich, „um Gotteswillen, treten Sie nicht in eine Sterbeſtube.“

Aber ſchon waren zwei Bewaffnete an ihr vorbei und in das Zimmer getreten und hatten ihre Hände auf die Schultern Jacques Mathieu's gelegt. Er fuhr zuſammen und auf von ſeinem Sitze. Doch ſchien er nicht einen Augenblick überraſcht, die Diener des Gerichts vor ſich zu ſehen; aber daß er jetzt eben fort ſollte, Das erfüllte ihn ſichtbar mit Verzweiflung. In demſelben Augenblicke, da er die Gerichtsperſonen geſehen, lag er auch ſchon auf den Knieen, faltete bittend die Hände und flehte: „Jetzt nicht, nur jetzt nicht; laſſen Sie mich erſt mein Kind ſterben ſehen, dann führen Sie mich gleich fort und geraden Weges auf die Guillotine. Ja, ja, ich bin ein Mörder, ich bekenne es, ich habe Edouard Conſcience ermordet; ich bekenne es und werde das Bekenntniß nicht wieder zurücknehmen, aber reißen Sie mich nicht vom Sterbebette meines Kindes.“

Das Geräuſch, das die eintretenden Gerichtsperſonen verurſachten, die laut geſprochenen Worte ihres Vaters hatten Marion geweckt. Sie öffnete die Augen und richtete ſich raſcher, als ihr erſchöpfter Zuſtand hätte glauben laſſen, im Bette auf. Jacques Mathieu, als er ſie ſich bewegen ſah, ſtürzte ſich auf das Bett, begrub ſein Geſicht in die Kiſſen, und die Bewegungen ſeines Kopfes verriethen es, daß er in Schluchzen ausbrach. Die Gendarmen griffen, wenn auch zögernd, wieder nach ihm; Cöleſtine faßte den Arm des Einen, um ihn fortzuziehen, und auch Jacques, ohne das Geſicht zu erheben, machte mit dem linken Arm eine heftige Bewegung, um den andern Angreifer von ſich zu ſtoßen. Es ſah aus, als ſollte ſich aus dieſem Vorgange ein

Kampf entwickeln; aber Marion legte ihre Hand auf den Kopf ihres Vaters, und er wurde plötzlich ruhig, nur daß das Schluchzen mit großer Heftigkeit zunahm. „Gehe,“ liſpelte Marion mit ſchwacher Stimme, indem ſie ſeinen Kopf ſanft von ſich drückte.

Mathieu erhob ſich, als ob er dieſem Worte nicht anders als gehorchen könnte, faßte Cöleſtine an der Hand, ſetzte ſie am Bette nieder und ging dann raſchen Schrittes aus der Stube. Die Gerichtsperſonen folgten ihm. Marion blieb im Bette aufrecht ſitzen und horchte, ſo lange man Schritte im Hofe und vor der Ferme hörte, noch einige Zeit, nachdem die Schritte verhallt waren, dann ſank ſie aufs Kopfkiſſen zurück, ſchloß die Augen und lag ſo ruhig da wie vorher.

Das Ende dieſer Tragödie iſt kurz. Denis, den man verwundet nach Brüſſel gebracht hatte, verſank im dortigen Gefängniß zu wiederholten Malen in eine Art von Raſerei. Man konnte ihn nicht verhindern, den Verband von ſeiner Wunde abzureißen, und dieſe, die an ſich nicht gefährlich war, wurde in Folge Deſſen und in Folge des Fiebers, aus dem der Gefangene nicht mehr herauskam, vom Brande ergriffen, und er ſtarb nicht ganz vierzehn Tage nach ſeiner Verhaftung im Wahnſinne, bis in ſeine letzten Augenblicke von den ſchrecklichſten Viſionen, von einer Schaar von Todten, von dem blutenden Edouard, dem erwürgten Auguſtin, der hinwelkenden Marion, dem enthaupteten Bruder verfolgt. Der menſchlichen Gerechtigkeit blieb nur noch ein Opfer übrig.

Nachdem man noch die alte Fanchette verhört, nachdem man noch eine Kommiſſion nach Waterloo geſchickt, die auf dem Schauplatz des Verbrechens, da die Saaten eben ſo hoch ſtanden wie damals, als das Verbrechen begangen worden, unterſuchte, ob man von der Stelle, welche die Zeugin angab, in der That den Vorgang ſo beobachten konnte, wie ſie ihn beſchrieb, wurde Jacques Mathieu vor die Geſchwornen geſtellt. Er leugnete nichts. Er erzählte, was man bei dieſer Gelegenheit zum erſten Mal erfuhr, daß Denis den unglücklichen Edouard aus Eiferſucht ermordete, und daß er, der Bruder, und Auguſtin, der Milchbruder, ihm bei dieſer That behülflich geweſen und daran ſo viel Theil genommen, wie er ſelbſt. Er, Jacques, habe das Verbrechen begangen, weil er, wie er ſeinen Bruder kannte, wußte, daß er an dieſem Gefühle zu Grunde gegangen wäre. Sein Advokat machte dieſen Umſtand als einen mildernden geltend. Aber die Geſchwornen ſprachen trotzdem ihr „Schuldig" aus. König Leopold, in Anbetracht der vielen Opfer, die in dieſer traurigen Geſchichte gefallen waren, verwandelte die Todesſtrafe in lebenslängliche Haft. Den übrigen Kindern wurde von Gerichts wegen ein Vormund geſetzt, der es aber gerne zugab, daß Cöleſtine, wie ſie es der ſterbenden Marion verſprochen hatte, die Ueberwachung und Erziehung derſelben übernahm. Sie war noch mit ihnen, als man nach einigen Jahren erfuhr, daß Jacques Mathieu im Gefängniſſe geſtorben war.

Marion liegt auf dem Kirchhofe von Waterloo, Dank den Bemühungen Cöleſtinens, neben Edouard Conſcience.

Der alte Richter.

Es war ein alter Mann und ein Freund unſeres Großvaters. Eigentlich hieß er Thomas, aber die Wenigſten im Dorfe kannten ſeinen Namen, und ich ſelbſt erinnere mich ſeines Familiennamens nicht mehr. Man nannte ihn nur den „alten Richter,“ denn er war Dorfrichter (d. i. Schulze) geweſen, bevor man ihn abſetzte. Nicht das Dorf entſetzte ihn ſeines Amtes, ſondern der Magiſtrat der nahen Stadt, der unſer Dorf gehörte, oder Gott weiß wer? Eines Tages kam eine Schrift, die beſagte, daß Thomas X. nicht mehr Richter ſei; Niemand glaubte, daß Dieß der Magiſtrat gethan habe, denn Jedermann wußte, daß der Richter bei dieſem in hohem Anſehen ſtand. Man fuhr fort, ihn den alten Richter zu nennen, zum Unterſchied von dem neuen, um den man ſich wenig kümmerte; und ſo oft es anging, wandte man ſich in den verſchiedenſten Angelegenheiten nach wie vor an ihn, ſo daß er doch eine Art von Schiedsrichteramt zu führen fortfuhr, wenn er auch nicht mehr an den Tagen des Wochenmarktes in die Stadt und aufs Amt ging. Trotzdem lebte er ſehr einſam in ſeinem weiß und roth angeſtrichenen Bauernhäuschen, das durch einen Hof und durch die Stallungen, die dieſen abſchloſſen, vom Dorfplatze getrennt war und rückwärts durch den Obſtgarten geradenwegs in die Felder und ins Freie führte. An Arbeitstagen war er immer ganz in weiße Leinwand gekleidet, und trotzdem er alle ſeine Arbeit auf ſeinem kleinen Gute ſelbſt verrichtete, immer eine rein und weiß glänzende Geſtalt. An Feiertagen, oder wenn er in die Stadt ging, um ſeine Feldfrüchte zu verkaufen, trug er ſeinen langen, blauen Tuchrock mit den vielen ſilbernen Knöpfen, gelblederne Beinkleider, die in hohen Stiefeln ſtaken, in der Hand ein hohes ſpaniſches Rohr und nach alter Mode zwei Taſchenuhren, die unter den Weſtenſchößen mit vielen Brelocks zum Vorſchein kamen. Ebenfalls nach alter Art ſtak ein breiter Kamm in ſeinem Haar, das in langen Locken über den Nacken und auf die Schultern herabfiel und das er im Geſpräche mit jenem Kamme hinter die Ohren zurückzuſtreichen pflegte. Eine weiße Schafpelzmütze ſah aus nur geringer Entfernung ſo aus, als gehörte ſie mit zu ſeinem üppigen grauen Haarwuchs. O, es war ein wunderſchöner Greis, trotz des etwas breiten Geſichtes und der derb hervortretenden Backenknochen; nichts an ihm zeigte das Betrübende des Greiſenthums, im Gegentheil wies Alles an ihm jenes Tröſtliche, das mit Reinlichkeit, Kraft und Strammheit, Milde und Weisheit am Greiſe doppelt ſchön anmuthet. Er war nicht reich; er bebaute ſeine wenigen Felder nur mit einem Paar Ochſen, aber ſeine Wirthſchaft war die beſtgeordnete im ganzen Dorfe, und die Bauern behaupteten, daß ſein Grund, obwohl nicht in der beſten Lage, ſelbſt in ſchlechten Jahren ergiebiger ſei, als andere Felder, und daß ſeine Ochſen beim Pflügen ihre Schuldigkeit thun, ohne geſtachelt oder angerufen zu werden. In der That beſaß er weder Peitſche noch Stachel und ging er beim Pflügen eben ſo ſtille übers Feld hin, wie beim Säen. Nur mit dem Raben, der ſich dabei auf den Ochſen ſtellte, hielt er, wie ſich ebenfalls die Bauern erzählten, mancherlei Zwiegeſpräche. Ueberhaupt zeigte ſich bei den Leuten des Dorfes ein eigenthümliches Streben, allerlei Sagenhaftes, Geheimnißvolles, ſelbſt Unheimliches mit Beziehung auf den alten Richter zu erfinden und zu glauben, ohne daß es darum gelungen wäre, ihn zu einer unheimlichen Geſtalt zu machen. Es iſt freilich wahr, daß er nicht ohne Noth aufgeſucht wurde, aber Das war vielleicht mehr ſeine eigene Schuld, als die der Nachbarn, denn er liebte die Einſamkeit und war oft durch viele Tage unſichtbar. Auch war er unverheirathet, ein greiſer Junggeſelle — etwas ganz Außerordentliches in unſerem böhmiſchen Dorfe, wo ſich die älteſten Söhne, die Erben des Bauerngutes, ſo früh als möglich verheirathen. Daß ein Beſitzer eines Bauernhofes Junggeſelle geblieben, das war wohl ſeit Jahrhunderten nicht vorgekommen.

Zu uns kam der alte Richter oft, um den Großvater zu beſuchen, denn dieſer war ein alter, arger Podagriſt, verließ die Stube oft viele Wochen lang nicht und kam in der ſchönen Jahreszeit ſelten über unſern Hof hinaus. Auf der Bank vor der Thüre ſaßen die beiden Greiſe, und wir Kinder gaben oft unſere Spiele auf, um ihnen zuzuhören, wie ſie von alten Zeiten erzählten, von den Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia, des Kaiſers Joſeph; wie es unter Kaiſer Franz um ſo viel ſchlimmer geworden und wie dann die Koſaken gekommen und ſo viel Unruhe, Schmutz und allerlei Unheil und Unzucht ins Dorf brachten. Der Großvater wurde oft heftig und ſchimpfte gewaltig auf den noch regierenden Kaiſer Franz, den Bankerottirer, auf das Finanzpatent, auf die ſchwarzen Bankozettel, auf die Beamten und auf die Gerichte. Der alte Richter blieb immer ruhig, lächelte und ſagte, obwohl er die Worte des Großvaters beſtätigte, Das mache Alles nichts, es werde doch beſſer, die Leute würden doch klüger — und da es ſchon einmal beſſere Zeiten gegeben habe, ſo müßten auch wieder beſſere Zeiten kommen. — Du, polterte dann der Großvater heraus, haſt am Wenigſten Urſache, dieſe Zeiten zu loben und auf beſſere zu hoffen. — Ich, gerade ich! antwortete dann der alte Richter mit tiefem Ernſte.

Solche Aeußerungen des Großvaters und dieſe Erwiderungen des alten Richters machten mich frühzeitig nachdenklich und verwandelten mir dieſen Letzteren mehr und mehr in eine geheimnißvolle Geſtalt; ich ahnte, daß von ihm viel zu erzählen, über ihn Manches zu erfahren wäre. Seine ausnahmsweiſe Stellung im Dorfe, ſein eigenthümliches Leben, das Ausgezeichnete in ſeinem ganzen Weſen — alles Das dazu gerechnet, machte mich höchſt neugierig. Der alte Mann erzählte uns oft allerlei ſchöne Sagen und Märchen und manchmal allerlei Ereigniſſe aus der böhmiſchen Geſchichte, die er ſehr gut kannte, von Huß und Zizka, von König Ottokar, von Georg von Podiebrad, von den Statthaltern, die aus den Fenſtern geworfen wurden und die zum Theil auf einen Miſthaufen fielen, zum Theil in einem Hollunderſtrauch hängen blieben; von den verſchiedenſten Herren, Grafen und Baronen, die ehemals in den vielen Schlöſſern der Umgegend, die wir kannten, gehaust und vielerlei Uebelthaten verübt hatten; von unſerem eigenen kleinen Schlößchen, darin ein Erzbiſchof geboren worden — aber all Das genügte mir nicht mehr; ich wollte, daß der alte Richter von ſich ſelbſt erzähle, und Das fiel ihm nicht ein. Fragte ich den Großvater, was denn Das ſei mit dem alten Richter, und ob er mir nicht etwas von ihm ſagen wolle, dann wurde der alte, gichtiſche Mann ſehr böſe, nannte mich einen einfältigen, naſeweiſen Jungen und verbot mir, mich in Dinge, die mich nichts angingen, und in gefährliche Sachen zu miſchen. Wenn die Großmutter dabei war, brachte ſie, wie immer, ein Sprüchwort an und ſagte: Viel Wiſſen macht Kopfweh. Solche Antworten waren natürlich am Wenigſten geeignet, meine jugendliche Neugier zum Schweigen zu bringen. Zum Glück hatte ich noch eine andere Geſchichtsquelle, einen anderen „Zeugen alter Zeiten“ im Hauſe, und ich beſchloß, mich an dieſen zu wenden.

Bekanntlich gibt es in Böhmen viele Diebe, und in jener Zeit kamen viele Einbrüche vor. Auch in unſer Haus war vor nicht langer Zeit räuberiſch eingebrochen und vor den Augen meines Vaters eine Kaſſe mit ſechstauſend Gulden und allerlei Prezioſen entführt worden. Seit der Kataſtrophe hatte mein Vater einen Wächter angeſtellt, der unſer frei und außerhalb des Dorfes ſtehendes Haus die ganze Nacht „umwandelte.“ — Wazlaw, der Wächter, war ein geſprächiges, altes Männchen. Als ehemaliger Bergknappe wußte er viele ſchauderhafte Geſchichten von Verſchüttungen, hereinbrechenden Waſſern, böſen Wettern, großen Schätzen und Berggeiſtern, und er erzählte ſie gerne, wenn er vor unſerem Schlafengehen in kalter Nacht bei uns ſaß, ehe er ſeinen Rundgang antrat. Der Mann, der ſo viel wußte, dachte ich, wird auch etwas vom alten Richter wiſſen, und eines Abends, da er ſich am Ofen wärmte, an dem mein Bett ſtand, ſtreckte ich mich ihm aus den Federn entgegen und ſagte leiſe, daß es der Vater in der andern Stube nicht hören konnte: Alter Wazlaw, jetzt ſage mir einmal etwas vom alten Richter.

Vom alten Richter? wiederholte Wazlaw, Das weißt du nicht? Das iſt eine ſündhafte Geſchichte.

Was für eine Geſchichte?

Der hat irgendwo, liſpelte Wazlaw geheimnißvoll, irgendwo in ſeiner Stube oder in der Scheune oder im Garten — Gott weiß wo — ein Buch und einen Kelch vergraben.

Ein Buch? — was für ein Buch?

Nun, eine Bibel, eine falſche Bibel, eine alte Bibel.

Und — und einen Kelch, ſagſt du?

Freilich einen Kelch, einen Meßkelch nämlich, aber einen falſchen Meßkelch, nämlich einen Kelch für die falſche Meſſe.

Eine falſche Meſſe, Wazlaw, was iſt Das? Was thut der alte Richter mit der falſchen Meſſe, und wo denn?

Stille! — St —, ſagte Wazlaw, indem er ſich zu mir herabbeugte; über dieſe Dinge darf nicht geſprochen werden — es wird Einem die Zunge aus dem Halſe geſchnitten, wenn man davon ſpricht.

Von wem denn, Wazlaw? Wer ſchneidet Einem die Zunge aus dem Halſe?

Der Dechant in der Stadt oder der Probſt auf dem heiligen Berge. Davon darf man nicht ſprechen — gute Nacht.

Ich träumte die ganze Nacht von Bibeln und Kelchen und falſchen Meſſen, bei denen es ſehr geſpenſtiſch herging, und von dem alten Probſt, der ein großes Meſſer in der Hand hielt, immer bereit, Jedem, der nur einen Laut von ſich gäbe, die Zunge aus dem Halſe zu ſchneiden, beſonders aber dem alten

Richter, der im Traume auch nicht ſo freundlich ausſah, wie in der Wirklichkeit, ſondern furchtbar und rieſig groß. Von der Zeit an hatte ich eine gewiſſe Scheu, mich nach den Schickſalen und Geheimniſſen des alten Mannes zu erkundigen, ohne daß darum meine Neugier geringer geworden wäre.

Ich kam dann in die große Stadt aufs Gymnaſium, und aus den Büchern erfuhr ich Manches, was ich mit dem alten Richter zu Hauſe in unſerem Dorfe in Verbindung bringen konnte. In der Geſchichte, wie ſehr gefälſcht man ſie uns auch vortrug, wurde der Kelch viel genannt und wurden die Kämpfe erzählt, die um den Kelch von „Kelchnern“ gekämpft worden, und an der großen, alten Teinkirche wurde mir die Niſche gezeigt, in welcher der große Kelch geſtanden hatte, noch lange, nachdem die Kaliztiner oder Kelchner zu Grunde gegangen waren. Ich erfuhr von Huß und über Ziska Ausführlicheres, als man daheim bei uns wußte, wo die Bauern nur von jeder Ruine zu erzählen wußten, daß ſie vom blinden Ziska herrühre. Je mehr ich aber über dieſen Gegenſtand erfuhr, deſto höher wuchs der alte Richter in meiner Schätzung und Phantaſie; er wuchs mir zu einer geſchichtlichen Perſönlichkeit heran, da ich ihn nun mit großen hiſtoriſchen Erſcheinungen in Verbindung bringen mußte. Ernſt und eigenthümlich genug ſah er dazu aus und auch gar nicht wie ein Mann von heutzutage.

Während der Ferien, die ich in meinem Dorfe zubrachte, unterließ ich es nicht, die alte Freundſchaft und Bekanntſchaft mit dem alten Richter zu nähren und zu pflegen. Es war für mich ein ſtolzes Bewußtſein, mit einem Manne zu plaudern, der mir ein Stück Geſchichte war und deſſen Umgang mich mit alten Zeiten in Verbindung ſetzte. Als der Großvater geſtorben und der alte Richter, der ſich ſeines hohen Alters wegen mehr und mehr in ſeine Einſamkeit einſchloß, ſeltener auf unſern Hof kam, verbrachte ich oft viele Stunden, beſonders an Sonntagnachmittagen, bei ihm, in ſeiner niedlichen, dämmerigen Stube oder unter den Apfelbäumen ſeines Gartens. Nur ſelten wagte ich eine Anſpielung auf ſein Geheimniß, denn ein Reſt der alten, mit dem Kinde verwachſenen Scheu war geblieben, und je älter der Greis geworden, ſo größer wurde ſeine Ehrwürdigkeit, die durch ſich ſelbſt unbeſcheidene Fragen abwies.

Eines Nachmittags — ich war damals ſchon ſo alt, daß man mich im Dorfe den Studenten nannte — lag ich wieder mit ihm unter ſeinen Apfelbäumen, als er nach einigem Stillſchweigen plötzlich begann: Student, dein Großvater iſt nun ſchon vier Jahre todt; er war um ein Jahr älter als ich — du, ſein Enkel, wächſt auch ſtark heran, und Das alles ſagt mir, daß ich nicht mehr viele Sommer unter dieſen Apfelbäumen mit dir lagern werde. Nun weiß ich, fügte er lächelnd hinzu, daß du ein neugieriger Junge biſt und daß du ſeit lange darauf warteſt, daß ich dir über gewiſſe geheime Dinge ſpreche — und wenn du einmal wieder heimkehrſt und es heißt: der alte Richter iſt todt, könnteſt du nachträglich noch recht böſe werden über den alten Richter, der ſich auf und davon gemacht, ohne deine Neugierde zu befriedigen. So will ich dir denn erzählen — Manches, was nicht in deinen Büchern ſteht, weil ſie nicht erlauben, daß es gedruckt werde.

Mein Herz klopfte, als ſollte ich in wichtige Geheimniſſe eingeweiht werden. Der alte Richter ſtreckte die Hand aus und deutete nach dem Walde, der, ziemlich öde und traurig, den Hügelkamm von Thonſchiefer jenſeits des Flüßchens hinter dem Dorfe krönt und mit ſeinen Föhren auf dem Plateau fortläuft, bis wo er bei Dahmen von großen, ſchönen Buchenwäldern abgelöſt wird. Heute ſah dieſer ſonſt ſo düſtere Wald freundlich aus, denn die Auguſtſonne vergoldete ſeine Gipfel, und ein feiner Schleier von Düften zitterte ſichtbar zwiſchen ihm und dem blauen Himmel. — In dieſem Walde, ſagte der alte Richter, beginnt meine Geſchichte.

Ich war noch jünger, als du jetzt biſt, als einmal, früh vor Morgengrauen, mein Vater an meinem Bette ſtand, mich weckte und mir befahl, mich anzukleiden und ihm zu folgen. Er hatte ſeine Feiertagskleider an, und auch vor meinem Bette lag mein Sonntagsanzug, denn es war Oſtermorgen. Die Mutter, ebenfalls geputzt, ging ſtille in der Stube umher, mit feierlichem Geſichte, und ſah mich von Zeit zu Zeit mit fragendem und unruhigem Auge an. Im offenen Kamine brannte ein Kienſpan; die Flamme verbreitete durch die Stube ein flackerndes Licht, welches das Sehen mehr erſchwerte als erleichterte, denn draußen war es noch ganz dunkel. Als ich angekleidet daſtand, hob zu meinem größten Erſtaunen der Vater einen großen Stein aus dem Boden, von dem ich nicht gewußt hatte, daß er beweglich war, und ich blickte in eine kleine ausgemauerte Höhlung, und aus dieſer Höhlung — zu meinem immer mehr wachſenden Staunen — holte er, während die Mutter mit gefalteten Händen am Rande ſtand, einen goldenen Kelch, den das flackernde Licht außerordentlich glänzend und durch die Nacht blitzend erſcheinen ließ, und dann ein Käſtchen, das er öffnete, um ein großes, ſchwarzes, durch Klammern geſchloſſenes Buch herauszunehmen. Dann legte er das Käſtchen wieder in die Höhlung und ſchloß dieſe mit dem Steine, der ſo gut hineinpaßte, daß ihn kein Menſch als eine Thür zu dem kleinen unterirdiſchen Behälter erkannt hätte. Meine Mutter ergriff ſofort den Kelch und verbarg ihn unter dem Tuche, das ſie umwarf, während der Vater das Buch mit dem Mantel bedeckte. Auf den Stein deutend und zu mir gewendet, ſagte dann mein Vater mit gedämpfter, aber ruhiger Stimme: Wenn du je verräthſt, daß hier ein Verſteck iſt und was hier verborgen iſt, der alte heilige Opferkelch unſerer Väter und das heilige Buch, die Bibel, und wenn du je ein Wort von Dem erzählſt, was du heute ſehen und erfahren wirſt, dann biſt du ein Verräther, wie Judas Iſchariot, und haſt deine Brüder und unſern Heiland verrathen; denn du ſtammſt aus dem Blute Derer, die verfolgt werden ihres Gottes halber, und gehörſt zu Denen, die leben und beten müſſen in Verborgenheit.

Mich überlief ein Schauer, und ich fing zu weinen an.

Weine nicht! ſagte mein Vater, denn dir widerfährt heute eine große Ehre. Dabei legte er ſeine Hand auf meinen Kopf und lächelte voll Liebe und Milde; meine Mutter ſchluchzte. Der Vater erſchien mir da wie ein Heiliger oder Prophet, und mit unbedecktem Kopfe folgte ich ihm und der Mutter, als ſie jetzt aus dem Hauſe traten und die Thüre offen ließen, um die Nachbarn über unſere Abweſenheit zu täuſchen.

Wir gingen durch den Garten, geraden Weges hinaus ins Feld, und über die Felder und Wieſen und über den Bach, den Berg hinauf, ohne ein Wort zu ſprechen. Oben auf dem Berge, hinter einem noch blätterloſen Strauche, ſaß ein junger Menſch, unfern von ihm hinter einem Felſen ein anderer; es waren Das ausgeſtellte Wachen. In dieſen Kreis eingetreten, begegneten wir mehreren Wanderern, die von den verſchiedenen Seiten herankamen, ſich uns anſchloſſen und eben ſo ſchweigend wie wir mit uns in den Wald traten, an deſſen Rande wieder einige Männer als Wachen aufgeſtellt waren.

Oſtern fiel damals ſehr frühe, und die Jahreszeit war ſelbſt für dieſe rauhe Gegend noch ſehr im Rückſtande; wie auf Wieſen und Feldern lag der Schnee noch hie und da auf den Bäumen und auf den Lichtungen, und es ſah noch ſehr traurig aus im Walde. Nach ungefähr halbſtündiger Wanderung hielten wir auf einem ziemlich großen, rings geſchloſſenen Platze, auf deſſen Schneedecke man noch die Spuren des Wildes ſehen konnte, das daſelbſt übernachtet und das die Verſammlung verſcheucht hatte. Dieſe belief ſich wenige Minuten nach unſerer Ankunft wohl auf hundert und mehr Perſonen; bei der Flamme, die in der Mitte des Platzes entzündet wurde und die Verſammlung beleuchtete, ſah ich nur ſehr wenige bekannte Geſichter. Viele mußten aus ſehr weiter Ferne herbeigekommen ſein; aus unſerem Dorfe waren außer uns nicht mehr als fünf Perſonen, drei Männer und zwei Frauen, gegenwärtig. — Es herrſchte eine ſolche Stille, daß man den Schnee von den Bäumen durchs Geäſte fallen hörte.

Mein Vater trat in die Mitte des Platzes in die Nähe des

Feuers, und während ihm ein anderer alter Mann mit einem brennenden Kienholz leuchtete, las er mit lauter Stimme und in unſerer Sprache aus dem Evangelium Markus vom Abendmahl und von der Auferſtehung. Er las ſo laut, als ob er in dieſem Augenblicke keine Späher fürchtete. Nur einmal unterbrach er ſich, als aus einem nicht fernen Dorfe die Glockenklänge von der Kirche der dortigen Kreuzherren, vom Morgenwinde hierher getragen, für einige Minuten hörbar wurden. Es war, als wollte er nicht, daß die Worte des Evangeliums ſich mit den Klängen jener Kirche vermiſchten. Nach der Vorleſung begann die ganze Verſammlung einen frommen Geſang, der mir das Herz erzittern machte. Es war ein uraltes Lied, das ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht heraberbte, und ein Mann ſagte mir, daß es von den Schaaren Zizka's und Prokops des Großen geſungen wurde. Wie die Melodie waren auch die Worte alt und das Ganze ſo fremdartig, wie ich mein Lebtag nichts gehört hatte: ſo wild und ſo traurig, daß man ſich hätte ſchlagen und ſelig ſterben mögen. Doch ſangen ſie nur mit ſo gedämpfter Stimme, daß der Geſang der ganzen Gemeinde wohl kaum hundert Schritte weit vom Platze einem mäßigen Windgeſauſe geglichen haben mag. Auch der Geſang wurde einige Zeit unterbrochen, als ſich jene Glocke aufs Neue hören ließ. Nach dem Geſange nahmen wir Alle das heilige Abendmahl, und zwar in beiderlei Geſtalten, in Wein und Brod, nach dem Geſetze der Alten, die man Huſſiten nannte, und nach der Lehre des Johannes Huß, für die ſo viel Blut gefloſſen. Aber nicht mein Vater allein ertheilte den Kelch; viele Männer, junge und alte, gingen umher mit goldenen Kelchen und ertheilten Brod und Wein und ſagten dazu: dieß bedeutet das Blut und den Leib Jeſu Chriſti — und die Männer und Weiber, ehe ſie aßen und tranken, wiederholten mit Nachdruck: dieß bedeutet. Sobald ſie gegeſſen und getrunken, wandten ſie ſich um und gingen ſtill von dannen, um ſich hinter den Bäumen des Waldes zu verlieren. So wurde die Verſammlung raſch klein und kleiner, bis faſt nur die Männer mit den Kelchen übrig blieben und ſich in der Mitte des Platzes zuſammenfanden, wo ſie einander gegenſeitig Brod und Wein anboten. Dann gingen auch ſie, und der Platz war ganz leer, als ich ihn mit Vater und Mutter verließ. Lange vor Tagesanbruch waren wir wieder daheim in unſerer Stube und lagen Buch und Kelch wieder in ihrem ſicheren Verſtecke.

Ich ſaß in der dunkelſten Ecke und brütete. Mein Herz war tief ergriffen. Obwohl mir noch Niemand über die Sache geſprochen, obwohl der ganze Gottesdienſt im Walde in der größten Einfachheit abgehalten worden, war es mir doch, als gehörte ich mit ganzer Seele und für immer und ewig jenem Glauben der Verfolgten und Verborgenen. Ich begriff nun manchen räthſelhaften Vorgang im Hauſe meines Vaters und manche ſeiner Worte und Bemerkungen aus früherer Zeit, und die Erinnerung an dieſe mit Dem, was ich den Morgen erlebt hatte, fing in meinem Kopfe zu arbeiten an; ich wagte mich in Gedanken an Dinge, von denen ich Tags zuvor nicht zu träumen gewagt hätte; es war mir, als würde es lichter in meinem Kopfe und als ſpannten ſich zugleich meine Muskeln und alle meine Kräfte zu Trotz und Kampf gegen alle Die, welche die Gemeinde zur Verborgenheit zwangen. Darum war ich wie vom Donner gerührt und war es mir unbegreiflich, als mich mein Vater, da der Tag längſt angebrochen war, aufforderte, ihm, wie jeden andern Sonntag, auf den heiligen Berg und in die Kirche zu folgen. Ich ſah ihn an, ob er etwa ſcherze? Er legte mir die Hand auf die Schulter und ſagte: Mein Kind, dein Vater iſt kein Heuchler! Nur ſo können wir uns vor Verfolgung retten, nur ſo haben wir in Verborgenheit unſern Glauben bewahrt durch Hunderte von Jahren. Wir müſſen! Der Feind iſt zu mächtig, und unſer iſt nur eine kleine Zahl.

Wie zu Oſtern war es zu Pfingſten, nur daß ſich dießmal die Gemeinde anderswo verſammelte. Du kennſt die ſchwarzen Gruben; es ſind Das verſchüttete Schachte, Ueberbleibſel eines alten Bergwerkes, und der Aberglaube meidet ſie beſonders in der Nacht als den Aufenthalt des Böſen und ſeiner Schaar. Auch ſehen ſie ſchwarz und unheimlich genug aus. Einige derſelben bilden einen großen Trichter und haben mit dem an den Rändern aufgehäuften Schutt eine große Tiefe, eine ſolche Tiefe, daß aus ihrem Grunde jeder noch ſo ſtarke Schall nur ſehr gedämpft und ſchwach auf die Oberfläche der Erde gelangen kann. In einer ſolchen Grube verſammelten wir uns zu Pfingſten, und ſo wechſelte der Ort der Verſammlung bei den verſchiedenen Feſten. Manchmal war er von dieſem Dorfe ſo weit entfernt, daß wir mehr als die halbe Nacht zu wandern hatten, um ihn zu erreichen. An Sonntag-Nachmittagen gingen wir oft, wie luſtwandelnd, in eines der benachbarten Dörfer, wo wir eine kleinere Anzahl von „Altgläubigen“ bei einem Freunde verſammelt fanden, und wo man in der Bibel las und ſie nach den alten Ueberlieferungen und neuen Auslegungen erklärte. Solche Verſammlungen wurden manchmal ſelbſt unter dem Vorwande eines Trinkgelages abgehalten.

Da kam eine Zeit, in der, wie es ſchien, alle Heimlichkeit, weil alle Verfolgung, aufhören ſollte. Damals regierte der gute Kaiſer Joſeph, und ſeine Geſetze beſtimmten, daß Jedermann ſeinen Glauben ſollte öffentlich bekennen und auch ausüben dürfen. In der Gemeinde wurde viel darüber berathen, ob man aus der Heimlichkeit heraustreten ſolle oder nicht. Viele waren dagegen, denn ſie ſagten, die Zeit ſei noch nicht reif und die Gewalt der andern, der feindlichen Kirche noch zu groß, um es zu wagen und das Geheimniß offenkundig zu machen, und daß der Kaiſer mit aller Macht und mit dem guten Willen es nicht durchſetzen werde gegen die Geiſtlichkeit. Andere wieder ſagten: da die Jeſuiten vertrieben ſeien, die größten Widerſacher aller Andersgläubigen, und da der Kaiſer Hand legte ſelbſt an die anderen Orden und die Klöſter aufhebe, und da ſelbſt Biſchöfe auf ſeiner Seite ſtänden und manche in öſterreichiſchen Landen und draußen im Reiche ſich ſelbſt gegen die Macht des Papſtes in deutſchen Landen erhöben, wäre es Verrath und Feigheit, ſich länger zu verbergen. Es hieße bei ſolcher Lage der Dinge zu viele Menſchenfurcht zeigen und ſeinen Gott verleugnen. Hätten doch die alten Taboriten ihren Glauben vor aller Welt bekannt und aufrecht erhalten, als der Kaiſer und das ganze Reich gegen ſie ſtanden und der Papſt das Böhmerland mit Bann und Interdikt im Innerſten zerriß. Es ſeien andere Zeiten; Das bewieſen die Vorgänge im Reiche ſelbſt, in Preußen unter König Friedrich und ſelbſt in Frankreich, wo, wie wir ſichere Kunde hatten, der verfolgten Kirche von König Ludwig größere Freiheiten zugeſtanden wurden, als ſeit hundert Jahren und mehr nicht der Fall geweſen. Die Meinung der Männer, die mit ihrem Glauben heraustreten wollten ans Tageslicht, wurde von Holland aus unterſtützt, wo die vor mehr als hundertundfünfzig Jahren, nach der Schlacht am Weißen Berge, ausgewanderten Böhmen eine Gemeinde bildeten und uns mit Zuſpruch und mit Sendung von Büchern, die dort gedruckt wurden, niemals vergeſſen hatten. Sie beglückwünſchten uns, daß wir nunmehr unſern Gott frei bekennen durften, und Das war wie eine Ermahnung, es zu thun und unſern Glauben nicht zu verleugnen.

Es war uns zum Unheil, daß wir unſer Geheimniß preisgaben. Das Volk um uns her ſtaunte zwar, als wir aufhörten, die Kirchen zu beſuchen und an ſeinen Feſten und religiöſen Handlungen theilzunehmen; es betrachtete, da es von Ketzern längſt nichts wußte, unſere Kommunion mehr als ein zauberiſches denn als ein ketzeriſches Werk, aber es ließ uns gewähren. Unſer eigenes friedliches Leben gab ihm ein gutes Beiſpiel, und unſer brüderliches Zuſammenhalten ſagte ihm, daß unſere Lehre doch manches Gute enthalten müſſe. Dazu kam wie eine unbeſtimmte Erinnerung, daß ſeine eigenen Väter einſt unſern Glauben gehabt hatten. Man gab uns die verſchiedenſten Namen: Helviten (Helvetier, von Zwingli und Kalvin), Altgläubige oder Altglauber, wohl auch Huſſiten und Taboriten; die Aemter bezeichneten uns zumeiſt als „Mähriſche Brüder.“ Manche Benennung ſollte auch einen Schimpf enthalten, aber trotzdem ſtörte man unſere Ruhe nicht. Doch ſollte ſich Das alles bald ändern.

Du weißt es, Student, du weißt es aus den Büchern, daß Kaiſer Joſeph nicht lange regierte und daß viele ſeiner Geſetze vor ihm ſelbſt begraben wurden. Er war nicht ſtark genug, ſie am Leben zu erhalten. Er lebte noch, und er mußte es mit anſehen, wie viele ſeiner Befehle und Anordnungen ſo gedeutet wurden, daß ſie das Gegentheil von Dem, was er damit gewollt, beſagen mußten. Plötzlich wurde uns die Ausübung unſerer Religion bei den ſchwerſten Strafen verboten, und da man nun die Aelteſten und Vorſteher unſerer Gemeinde kannte, erging an dieſe der Befehl, ihre Bibeln an einem gewiſſen Tage den Biſchöfen zu übergeben.

Jetzt will ich dir erzählen, was ſie nicht in die Bücher ſchreiben laſſen, und was doch ſchön iſt.

Die Aelteſten und Vorſteher, zu denen auch mein Vater gehörte, ſollten ſich hier in unſerer Bergſtadt verſammeln und von da aus in die Kreisſtadt begeben, um dort dem Biſchof ſelbſt die Bibeln zu überliefern. An Widerſtand wollten wir nicht denken; auch war unſere Zahl eine ſehr geringe. Als die Aelteſten aus ihren Gemeinden abzogen, war großes Wehklagen, denn allgemein ging die Sage, daß ſie eben ſo wenig wie ihre Bibeln je wieder heimkehren ſollten; man ſagte, daß man ſie des Landes verweiſen oder ins Gefängniß werfen oder in weite Ferne ſchicken und zum „Schiffeziehen“[1] verurtheilen werde. Das Wehklagen und die Sorgen waren um ſo größer, als die Aelteſten und Vorſteher alle hochbetagte Greiſe waren. Aber muthig, wenn auch trauernd, zogen ſie von dannen; zwölf an der Zahl, waren ſie den zwölf Apoſteln gleich anzuſehen. Als ſie aus dem Rathhauſe der Bergſtadt traten, wo ſie ſich verſammeln mußten, zog mancher Mann vor ihnen die Mütze, der ſie ſonſt auch vor Heiligenbildern zog, obwohl uns Das am Meiſten übel genommen wurde, daß wir die Heiligenbilder nicht verehrten.

---

[1] Vom „Schiffeziehen“ war, wenigſtens in meiner Jugendzeit, unter dem Volk als von einer ſehr harten Strafe viel die Rede. Wahrſcheinlich lag Dem eine dunkle Vorſtellung von der Galeerenſtrafe zu Grunde. Man dachte ſich den zum „Schiffeziehen“ Verurtheilten auch immer ſehr weit vom Vaterlande.

Ich zog mit meinem Vater, wie mancher Sohn eines Aelteſten that, um ihn nicht zu verlaſſen und gleich zu ſehen, was mit den Greiſen geſchehen werde. Nach eintägiger Wanderung, auf der uns zwei Bewaffnete begleiteten, kamen wir in der Biſchofsſtadt an, ſpät in der Nacht. Am nächſten Tage, Morgens um zehn Uhr, ſollten die Greiſe vor dem Biſchof erſcheinen.

Um die beſtimmte Stunde machten ſie ſich aus der Herberge, wo wir auf Stroh übernachtet und ausgeruht hatten, auf den verhängnißvollen Weg. Zwei und zwei gingen ſie dahin, ſchweigend und ruhevoll; wir, ihre Söhne, folgten ihnen mit den Bibeln im Arme. Die Lakaien und Kapläne, denen wir im Hofe des Palaſtes, auf den Treppen und in den Vorſälen begegneten, ſahen uns mit ſpöttiſchen Geſichtern an, und da und dort fiel auch ein Wort des Hohnes und des Schimpfes. Was erwartete uns beim Biſchof ſelbſt?!

Der Biſchof, ein noch junger Mann — wenigſtens ſah er den ſehr alten Greiſen gegenüber mit ſeinen Vierziger Jahren noch ſehr jung aus — der Biſchof ſtand im halben Ornate in der Mitte ſeiner prächtigen Stube und ſtützte ſich mit der Hand auf einen mit kleinen Steinen in allen Farben ausgelegten Tiſch. Er hatte offenbar die Abſicht, die Greiſe freundlich zu empfangen, denn im erſten Augenblicke umzog ein Lächeln ſeine Lippen — bei ihrem Anblick aber nahm ſein Geſicht gleich einen andern Ausdruck an und ſah ſehr ernſt und wie erſchrocken drein. Die Alten blieben an der Thüre ſtehen und verneigten ſich. Er machte mit der Hand ein Zeichen, daß ſie näher kommen möchten, kam ihnen aber ſelbſt auf halbem Wege entgegen. Sie nahmen uns Jungen die Bibeln ab. Mein Vater trat mit der ſeinen zuerſt hervor und wollte, indem er ſie dem Biſchof hinhielt, etwas ſagen — aber da verließ ihn ſeine Ruhe und Stärke, und Thränen floßen über ſein altes Geſicht herab. Da dieß die Andern ſahen, fingen ſie auch ſtill zu weinen an. Mein Vater küßte das Buch und legte es auf den Tiſch, und ſo thaten dann die andern Elf, einer nach dem andern. Kein Wort wurde geſprochen; auch ihr Weinen war ſo ſtill, daß es die Stille nicht unterbrach, nur wir Jungen, die wir an der Thüre ſtanden, ſchluchzten etwas lauter. Der Biſchof blickte unverwandt und mit andächtigem Staunen auf die alten Männer, die ſtill weinend, aber ruhig vor ihm ſtanden.

Mein Vater war der erſte, der wieder des Wortes mächtig wurde, und ſagte mit zitternder Stimme: Hochwürdigſter Herr, wir geben unſer Beſtes her, weil es uns im Namen des guten Fürſten befohlen wird; unſern Rathgeber, unſern Troſt. Wir wollen nicht ſündigen, indem wir uns dem guten Fürſten widerſetzen; aber wir wollen auch nicht ſündigen, indem wir unſern Glauben verleugnen, und ſo ſagen wir es, weil wir das Buch übergeben: wir glauben, daß das Buch dem Laien gegeben iſt wie dem Prieſter, daß die heiligen Symbole in allen Geſtalten gegeben ſind dem Laien wie dem Prieſter zur Erinnerung an den Fürſten der Liebe, und daß Jeder mit liebendem und reinem Herzen ſein eigener Prieſter iſt — und daß die Bruderliebe die einzige und wahre Religion iſt. Und indem wir das heilige Buch ausliefern müſſen, wollen wir nicht ſagen, daß wir uns vom Glauben trennen, bei dem zu verharren uns unſer Gewiſſen befiehlt, was auch über uns verhängt werden möge.

Der Biſchof nickte während dieſer Rede meines Vaters immer zuſtimmend und wie billigend mit dem Kopfe, ſagte aber kein Wort; doch bewegte es ſich in ſeinem Geſichte, als ob er etwas ſagen wollte, es aber vor großer Aufregung und innerem Widerſtreit nicht hervorbringen könnte.

Jetzt horche auf, was geſchah, damit du es immer wiſſeſt, wie ſtark die Wahrheit ſei, ſelbſt wo ſie nur in ſchwachen Greiſen dargeſtellt iſt.

Wie der Biſchof immer nichts ſagte und ſo eine geraume

Zeit verfloſſen war, fragte einer der alten Männer: Und was ſollen wir nun thun?

Mich ſegnen! rief er mit zitternder Stimme, und dabei that er raſch einen Schritt den Greiſen entgegen und neigte ihnen ſeinen Kopf zu, wie überwältigt von einer Laſt.

Wie ein großer Schreck durchfuhr es die Alten, und uns Jungen ſtockten plötzlich die Thränen, und wir ſahen mit ſolchem Staunen auf, als ob ſich vor unſern Augen ein Wunder begeben hätte. Mein Vater faßte ſich zuerſt, legte die Hand auf das Haupt des Biſchofs und ſagte lächelnd: Ein Bruder ſegnet den Bruder aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften! — Dann winkte uns der Biſchof mit der Hand, und wir gingen voll von Heiterkeit, die wir ſo betrübt gekommen waren. Es war uns, als wäre aller Zwieſpalt aus der Welt genommen und wie eine Verheißung einer guten Zeit in der Zukunft.

Siehſt du, Das iſt's, was ſie nicht in die Bücher ſetzen und was doch wahr iſt: daß ſich ein Biſchof von den Ketzern hat ſegnen laſſen.

Du wirſt es begreifen, Student, fuhr der alte Richter nach einiger Zeit fort, daß wir über dieſes merkwürdige Ereigniß ſchwiegen, denn, ruchbar geworden, hätte es dem guten Biſchof viele Feinde gemacht. Auf dieſes Ereigniß folgte eine traurige Zeit, wenn auch keine eigentliche Verfolgung — die kam erſt ſpäter. — Die Geiſtlichen predigten gegen uns, und das Volk mied uns. Wir waren wie Verpeſtete, und den Leuten war das Wort „Ketzer“ wieder geläufig geworden. Was mich betrifft, ſo habe ich für meine Religion ein gutes Weib verloren — du haſt ſie noch gekannt — es war die gute Alte, die vor zwei Jahren dort oben, über dem Dorfe, in der Mühle geſtorben. Sie war meine Verlobte, und wir liebten einander herzlich; als die Bibeln abgeliefert werden mußten und wir von allen Kanzeln als Anbeter des Teufels verſchrieen wurden, nahmen die Eltern ihr Wort zurück. Sie ſtarb als Jungfrau, ich bin ein alter Junggeſelle — aber was Einzelnen geſchieht, iſt immer eine Kleinigkeit in der großen und weiten Welt, und es iſt leicht zu tragen, wenn man ſich nicht ſelbſt verleugnet hat. Davon will ich weiter nicht ſprechen, wenn es mir auch wohl thäte, heute unter dieſen Apfelbäumen Enkelchen ſpielen zu ſehen, denen ich unſchuldige Geſchichten lieber erzählen würde, als dir dieſe traurigen. Davon genug. Der Kaiſer Joſeph ſtarb, wie man damals ſagte, vergiftet, jedenfalls vergiftet durch das Mißlingen aller ſeiner guten Thaten. Auf dem Todtenbette mußte er ſeine beſten Geſetze zurücknehmen, und nach ihm wurde es ſchlimmer, als es vor ihm geweſen. Kaiſer Leopold, ſein Bruder, regierte nur kurze Zeit, und als Franz zur Regierung kam, mußten wir erfahren, daß man mit der Ablieferung der Bibeln nicht ganz befriedigt war.

Eines Tages — mehrere Jahre nach Uebergabe der Bibeln — wurde mein Vater vor Gericht geladen und kehrte nicht wieder heim. Meine Mutter war längſt geſtorben, ich ſchloß das Haus und ging aus, um nach ihm zu ſuchen; er war damals ein Greis von achtzig Jahren. Ich fand ihn im Gefängniß der Kreisſtadt. In dieſer Stadt verdingte ich mich als Knecht, und mit meinem Lohne und dem Erlöſe vom Verkaufe eines Theils unſerer Habe gelang es mir, den Gefängnißwärter zu beſtechen und in den Hof zu kommen und den greiſen Dulder durch das Gefängnißgitter, das ſich hart am Boden befand — denn er ſaß in einer Kellerzelle — zu ſehen und zu ſprechen. An dieſem Gitter verbrachte ich manche Nacht, und in einer ſtürmiſchen kalten brachte ich mein Bett herbei und ſtopfte es nach und nach durch das Gitter, daß er wenigſtens weich und warm liegen konnte. O, die Nacht! ich werde ſie nicht vergeſſen. Die Herren glaubten damals, daß, wenn ſie die Aelteſten der Gemeinde, die man nun kannte, entfernten, erſchreckten oder bekehrten, die Andern von ſelbſt in den Schooß der Kirche zurückkehren würden. Ich weiß nicht, ob ſie bei meinem Vater die Mühe als vergeblich erkannten oder ob ſie ihn nur nicht im Gefängniß wollten ſterben laſſen, — nachdem er einen Herbſt und einen Winter lang in dem ſchrecklichen Keller verbracht, ließen ſie ihn frei, und ich brachte einen ſterbenden Mann in dieſes Haus, das er als ein wunderbar rüſtiger Achtziger verlaſſen hatte. Er überlebte den Frühling nicht, und in einem Winkel des Kirchhofs liegt er bei den Selbſtmördern begraben, wo ſie wahrſcheinlich auch mich begraben werden.

Siehſt du, Student, Das iſt Alles, was ich dir zu erzählen habe, — nun weißt du, warum ſie im Dorfe den alten Richter ſo anſehen — nun weißt du Alles!

Alles? fragte ich mit jugendlicher Naſeweisheit, — du haſt mir nicht geſagt, ob du jetzt der Aelteſte deiner Gemeinde biſt und ob du nicht auch irgendwo einen Kelch und eine Bibel verborgen haſt.

Der alte Richter erhob ſich, ſah mich freundlich lächelnd an und ſagte: Du biſt der Lieblingsenkel meines alten, todten Freundes, der immer treu zu mir hielt und Alles wußte. Ich will dich als ſeinen Erben anſehen, und ich antworte dir: Ja!

Moritz Hartmann's

Geſammelte Werke.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite
Der Gefangene von Chillon 1
Die letzten Tage eines Königs 163
Von Frühling zu Frühling 333

Der Gefangene von Chillon.

Hiſtoriſche Novelle in zwölf Kapiteln.

Erſtes Kapitel.

Die Heimkehr.

Auf dem grünen, von blühenden Linden beſchatteten Hafenplatze von Vevey war es ſeit Wochen nicht ſo lebhaft wie heute. In dem kleinen Hafen war es zwar ſtill; die Segel waren eingerefft, die Ruder lagen auf den Bänken der Schiffe, Ketten und Seile hielten die Fahrzeuge ſo nahe ans Ufer gebunden, daß ſie ſich bei dem leiſen Mittagswinde, der die Wellen ſanft ans Ufer plätſchern machte, kaum zu regen vermochten. Von Schiffsleuten war nichts zu ſehen; in der Hafenſchenke war es ruhig, und man konnte aus der Stille und allgemeinen Ruhe ſchließen, daß der Verkehr auf dem See vollkommen eingeſchlafen und daß keine Hoffnung da war, daß er ſo bald wieder erwachen ſolle. Aber auf dem grünen Platze lagerten maleriſche, kriegeriſche Gruppen. An die Bäume waren an zehn Pferde und zwei Maulthiere gebunden, und neben dieſen letztern ſtand eine prächtige, mit ſeidenen Vorhängen gezierte Sänfte. Hinter den Pferden lagen und ſaßen junge und bärtige Reitergeſtalten, die ihre Reitermäntel abgeworfen hatten und lederne Koller und im Gürtel Dolche und Piſtolen ſehen ließen. Ihr Anführer war offenbar der junge Mann, der, etwas von ihnen entfernt, am äußerſten Rande des Platzes auf dem Steingeländer ſaß und bald gedankenvoll in die grüne Tiefe des Waſſers, bald ungeduldig über die Fläche dem Weſten entgegenſah, als ob er von dort her etwas erwartete. Sein Wamms und ſein Filzhut waren mit goldenen Treſſen beſetzt, ſein Degen ſteckte in einer rothſammetnen Scheide, und die Piſtolen ſeines Gürtels waren mit Elfenbeinſchnitzereien ausgelegt. Ein älterer Reiter, deſſen Gewand und Waffen ſich ebenfalls durch größern Reichthum vor denen der andern im Hintergrunde gelagerten Männer auszeichneten und der bis jetzt ſchlafend auf einer Raſenbank gelagert hatte, näherte ſich ihm, gähnte, ſah über den See hinweg und ſtieß einen leiſen Fluch aus.

„Mademoiſelle Claire läßt lange auf ſich warten,“ murmelte er endlich. „Es iſt eine dumme Geſchichte! Muß ſie gerade an dem Tage kommen, da man ſeine Eminenz, Monſieur de Lauſanne, in Chillon bewirthet, und mir gerade die Ehre zu Theil werden, ſie hier zu empfangen und heim zu begleiten, während es in dem ſonſt ſo langweiligen Neſt von Kanarienſekt und Malvaſier nur ſo fließt. Seit acht Tagen freue ich mich auf die Ankunft Sr. Eminenz, nicht ſowohl ſeines Segens wegen, als um der ſchönen Räuſche halber, die es heute Abend in Chillon geben wird, und nun! — Wenn ſie uns noch eine Stunde warten läßt, kommen wir, hol mich der Teufel, jedenfalls zu ſpät. Seit wir San Michele in Bosco bei Bologna geſtürmt und die Pfaffen daraus vertrieben, hat mein edler Gaumen keinen Kanarienſekt gekoſtet und welchen Malvaſier! Man ſagt, der ſtamme noch aus der guten Zeit des Papſtes Alexander Borgia, und dieſer habe ihn von ſeinem guten Freunde, dem Großtürken, zum Geſchenke erhalten. Dieſer Papſt verſtand ſich auf Dergleichen. Freilich, da der Wein von ihm kam, war Gefahr da, daß man ſeinen Rauſch erſt drüben in der Ewigkeit ausſchlafen könnte — aber als tapfere Schweizer haben wir es doch gewagt, und ich bin ein lebender Beweis, daß Alexander Borgia nicht alle Weine der Welt mit ſeinen Pülverchen verſetzt hat. Ha! ha! Der Spaß iſt gut. Der Malvaſier wurde vom Kardinal-Legaten und von den Pfaffen in St. Michele in Bosco nicht berührt, weil ſie Angſt davor hatten, und Das kam unſern Kehlen zu Statten. Es war ein ſchöner Tag!“

Das verdrießliche Geſicht des alten Kriegsmannes nahm allmählig einen ganz andern, einen beinahe gefühlvollen Ausdruck an, der ſich in Verbindung mit den buſchigen Augenbrauen, der ſpitzigen gerötheten Naſe, den dicken Lippen ſo komiſch ausnahm, daß der jüngere lächeln mußte. Mit Sehnſucht blickte er über den See, gegen den Dent du Midi und dem Süden zu, ſtreckte die Arme aus und rief: „O Italien, du biſt das einzige Land, in dem es der Mühe werth iſt, ſeine Knochen zu Markte zu tragen. Kaiſer Karl zahlt gut, Sforza noch beſſer, aber beim heiligen Moritz, meinem und meines Landes Schutzpatron! umſonſt wollte ich mich dort todtſchlagen laſſen, wenn es nur wieder losginge! — Aber es wird,“ fügte er freudig hinzu, „glaubt mir, Meſſire de Beaufort, es wird wieder losgehen. Der Friede von Cambrai war, Gottlob, ein fauler Friede. Nicht der Kaiſer, nicht König Franz, nicht der Papſt noch die Venetianer können ſich mit dieſem dummen Frieden begnügen. Glaubt mir, ſobald der Kaiſer mit der dummen Ketzerei in Deutſchland fertig iſt, ſchlägt er in Italien wieder los. Dann ſollen mich nicht hundert Pferde in Chillon und dieſſeits der Alpen feſthalten. Geht Ihr denn mit, Meſſire de Beaufort?“

Der junge Beaufort zuckte die Achſel. — „Wer kann wiſſen,“ ſagte er. „Mein lieber Barberouge, ich bin nicht ſo frei, wie du, und kann meinen Degen nicht immer dahin tragen, wo ich möchte.“

„Freilich, freilich!“ beſtätigte Barberouge. „Ihr ſeid ein Beaufort und treuer Vaſall des Herzogs von Savoyen. Es iſt auch manchmal gut, kein Beaufort und ein ganz gemeiner freier Schweizer zu ſein, der ſeine Haut verkauft, wo und wie er mag. Und von den Herzogen von Savoyen kann man nie voraus ſagen, auf welcher Seite ſie ſtehen; die gehen eben dahin, wo der größere Vortheil iſt, und bis jetzt haben ſie ſich dabei gut geſtanden. Aber dießmal, glaubt mir, geht der Herzog Karl mit dem Kaiſer Karl.“

„Warum glaubſt du?“

„Schon der verdammten Ketzerei wegen, die Kaiſer Karl verfolgt.“

„Das thut auch Franz von Frankreich.“

„Ja, daheim in Frankreich, aber im Ausland unterſtützt er ſie. Der nimmt's mit den göttlichen Dingen nicht ſo genau; iſt er nicht der erſte chriſtliche Monarch, der mit dem Großtürken Freundſchaft geſchloſſen? Warum nicht mit den Ketzern? Liebäugelt er nicht mit Denen von Genf, nur um die Stadt dem Herzog vor der Naſe wegzuſchnappen? Dieſelben Prädikanten, die er in Frankreich ſtäupen läßt, ſieht er mit Vergnügen in Genf predigen. Das kann ſich der Herzog nicht gefallen laſſen; wenn ihm Genf entwiſcht, iſt's um alles Land dieſſeits des Sees gethan. Darum wird Herzog Karl mit Kaiſer Karl gehen. Der Kaiſer wird ihm dafür ſein Recht auf Genf beſtätigen, das ihm die Genfer Krämer mit ihrem Syndikus beſtreiten. Die Savoyarden wollen wachſen. Nun aber können ſie jenſeits der Alpen nicht weiter; dort ſtoßen ſie überall mit dem Kaiſer, mit Mailand, mit Genua und Frankreich zuſammen; da müſſen ſie ſich dieſſeits der Berge umſehen. Genf iſt ein Schlüſſel, und ſo lange ſie Genf nicht haben, ſind ſie des Waadtlandes nicht ſicher. Seit Jahrhunderten haben ſie ein Schloß mitten in der Stadt, und ſeit zwanzig Jahren iſt es ihnen auch gelungen, ihre Kreaturen daſelbſt auf den Biſchofsſitz zu erheben, und haben ihnen glücklich ihre Herrſchaft über die Bürger abgeluchſt. Sollten ſie ſich jetzt vor dem Häuflein Krämer zurückſchrecken laſſen? und Das in einer Zeit, da die Städte in ganz Europa in die Gewalt der Fürſten übergehen? Das wäre ja eine Schande, deren ich mich ſchämen würde, nur weil ich vorübergehend unter dem weißen Kreuze Savoyens diene!“

„Du freier Walliſer,“ lächelte Beaufort, „du nimmſt dich ja der Intereſſen meines Herzogs viel wärmer an, als ich, ein Beaufort, ſein treuer Vaſall!“

„Ja, ſo bin ich,“ rief Barberouge und ſtreichelte ſeinen kurzen, krauſen Rothbart, „weß Brod ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge. Das macht ja unſere Kraft, die Kraft der Schweizer, daß man ſich auf ſie verlaſſen kann, wenn man ſie einmal bezahlt.“

„Ja wohl," ſpottete Beaufort, „verlaſſen, wie damals, als ſie Ludovico Moro von Mailand, den ſie vertheidigen ſollten, die treuen Schweizer, an Frankreich auslieferten."

„Donnerwetter!" rief der alte Söldner, „dieſen Vorwurf muß man ſo oft hören, und er iſt ſo ungerecht als nur möglich. Ludovico Moro war uns unſern Sold ſchuldig; die Schweizer, die ihn auslieferten, waren ſeine Gläubiger."

„Richtig, richtig," lächelte der Andere wieder, „Das habe ich vergeſſen, Das entſchuldigt. Er hat ſich zwar voll Vertrauen in ihr Lager begeben, als er im Unglück war, aber er hatte kein Geld — Das iſt richtig. Verzeihung, Barberouge, ich habe dieſen wichtigen Punkt vergeſſen."

Offenbar, um das Geſpräch abzubrechen, erhob ſich Beaufort und ſprang auf das Steingeländer, um den See vom erhöhten Standpunkte aus beſſer überſehen zu können. „Ich ſehe noch immer nichts," ſagte er verdrießlich.

„Ich fange an, zu fürchten, daß wir hier umſonſt warten und für nichts und wieder nichts das ganze Gaſtmahl Sr. Eminenz verſäumen," brummte Barberouge. „Man kommt heute nicht ſo leicht aus Genf. Da ſind ſehr viele Fälle möglich, die Fräulein Claire verhindern können, Genf zu verlaſſen oder wenigſtens in die Arme ihres Vaters zu eilen. Ich kann mir denken, daß die gottverfluchten Ketzer die Klöſter abſperren oder gar vermauern, um die frommen Schweſtern ſammt und ſonders darin verhungern zu laſſen — und da gehen auch die armen Fräulein mit zu Grunde, die ihrer frommen Obhut anvertraut ſind."

„Unſinn!" rief der junge Mann, „die Genfer haben ſich einer ſolchen Grauſamkeit noch nicht ſchuldig gemacht."

„Von Ketzern kann man Alles erwarten," verſicherte der Andere. „Aber angenommen, Fräulein Claire iſt glücklich aus dem Kloſter entkommen — dann kann ſie noch immer den Löffelrittern in die Hände gefallen ſein."

„Die Löffelritter ſind Feinde Genfs und die Verbündeten des

Herzogs; ſie werden ſich an der Tochter eines ſeiner hohen Beamten nicht vergreifen."

„Ihr werdet mich die Löffelritter kennen lehren," lachte Barberouge, „denen iſt Alles gute Beute, und wo es zu ſtehlen und zu rauben gibt, fragen ſie nicht erſt, ob das Ding den Genfern oder ihren Bundesgenoſſen gehört."

„Das iſt wahr," beſtätigte Beaufort mit bewegter Miene, „es ſind erbärmliche Abenteurer, und ihre Bundesgenoſſenſchaft gereicht uns nicht zur beſondern Ehre."

„Bundesgenoſſen nimmt man heut zu Tage, wo man ſie findet," lachte Barberouge, „und die Löffelritter ſind dem Herzoge von unſchätzbarem Werthe. Er hat jetzt in Italien zu thun und kann die Genfer nicht unterwerfen, da iſt es gut, daß die Bande da iſt, um ſie fortwährend zu plagen und nicht zu Athem kommen zu laſſen. Kein Genfer wagt ſich mehr vor die Thore, und kein Wanderer kann zu ihnen gelangen. Glaubt Ihr, daß die Krämer Das lange aushalten? Sie werden müde und wünſchen endlich, daß der allergnädigſte Herzog komme und von ihrer Stadt allergnädigſt Beſitz ergreife. Laßt nur die Löffelritter fortarbeiten, die arbeiten an Vergrößerung der ſavoyiſchen Partei. Man lobt die Genfer ihrer Starrhalſigkeit wegen, und daß ſie mit ſolcher Geduld ihre Freiheiten und Privilegien vertheidigen, obwohl man ihre beſten Köpfe abgeſchlagen oder ins Gefängniß geworfen — aber glaubt mir, die Feigen ſind überall in der Mehrzahl, und die Feigen werden ſchreckliche Helden, ſobald es an den Beutel geht. Ich habe immer ſagen hören, es ſei nichts gefährlicher als ein wüthendes Schaf; ſo ein wüthendes Schaf iſt ein Spießbürger, deſſen Geſchäfte nicht mehr gehen. Laßt nur die Löffelritter rauben und plündern; dieſe, in Verbindung mit den Schafen, werden dem erhabenen Bürgerſinn wie der Reform auf einmal ein Ende machen, und der Herzog wird nur zu kommen brauchen, um die reifen Früchte abzuſchütteln."

„Hätte mich nur der Oheim gehen laſſen, um das Mädchen abzuholen," murmelte Beaufort, ohne auf die politiſchen

Auslaſſungen des alten Soldaten zu hören, „ich hätte ſie gegen alle Löffelritter der Welt vertheidigt.“

„Verzeiht,“ warf Jener ein, „Das wäre ſchon unvorſichtig geweſen. Einen Beaufort und jeden Andern, der aus Schloß Chillon gekommen wäre, hätte man für einen Spion gehalten, und Euch, den Neffen, hätte man vielleicht als Geiſel für manchen der Ketzer in unſern Gefängniſſen zurückgehalten. Euer Oheim thut ganz recht, die Sache durch Briefe abzumachen. Die Oberin von St. Claire iſt eine kluge Dame und hat Fräulein Beaufort gewiß ſicheren Leuten anvertraut.“

„Das muß wahr ſein,“ rief Beaufort freudig, „dort kommt ein Schiff mit einem Zeltdache; ſie iſt es! Gewiß!“

So rufend, ſprang der junge Mann, deſſen verdrießliches Geſicht plötzlich die freudigſte Röthe überzog, vom Steingebäude in den bereit ſtehenden Kahn, munterte die zwei Fiſcher, die darin ſaßen, auf, raſch abzuſtoßen, ſetzte ſich ſelbſt an das Steuerruder, und zwei Minuten darauf war er weit draußen auf dem See, dem Schiff entgegenſtrömend. Bald wehte ihm von dieſem ein weißes Tuch grüßend entgegen, und Kahn und Schiff hatten ſich noch nicht berührt, als Beaufort, weit vorgebeugt, ſchon dieſelbe Hand drückte, die eben das weiße Tuch geſchwenkt hatte.

„Willkommen in der Heimat, Mühmchen!“ rief er mit innigem Ausdruck und beinahe zitternder Stimme.

„Dank, Philibert!“ erwiderte das junge Mädchen mit gleicher Innigkeit.

Philibert Beaufort, der beſorgt geweſen, daß ſeine Kouſine, mit der er ſeine ganze Jugend verlebt hatte, ihm vielleicht durch die beinahe dreijährige Trennung und durch das Kloſterleben entfremdet worden, fühlte ſich durch den Ton ihrer Stimme und durch Nennung ſeines Taufnamens ermuthigt. Er ſprang in das Schiff und küßte ſie auf die Stirne. Nachdem er ihr ihre Fragen nach dem Vater, und warum er ihr nicht ſelbſt entgegengekommen ſei, beantwortet, zeigte er ihr die Sänfte, die ſie am Ufer erwartete, und die Reiter, die ſie begleiten ſollten, wenn ſie die

Reiſe vielleicht zu Lande fortſetzen wollte. Claire überlegte einige Minuten und ſagte mit größter Offenherzigkeit: „Wenn du bei mir bleibſt, ziehe ich es vor, zu Schiffe weiter zu reiſen, anſtatt mich in die Sänfte zu ſperren, wo ich kein Wort mit dir ſprechen könnte.“

Philibert drückte ihr dankbar die Hand und ſchickte die Fiſcher ans Land zurück mit dem Befehle an Barberouge, aufzuſitzen und nach Chillon zurückzukehren.

Dann ſetzte er ſich auf den Polſter zu Claire. Die Segel, die man eingerefft hatte, blähten ſich wieder, und das Schiff zog unter einem leiſen Weſtwinde ſanft dahin, während dort am Ufer die Reiter aufſaßen und gleich darauf dahin trabten, bald bei den Windungen der Buchten hinter Vorgebirgen verſchwindend, bald wieder auf den Pfaden der ſteilen Ufer auftauchend.

„Du biſt lange geblieben, Klärchen,“ ſagte Philibert, nachdem er ſich ſchweigend an dem Anblicke des ſanft gebräunten Geſichtes mit den blauen Augen und dunkelſchwarzen Locken geweidet hatte — „ſchon fürchteten wir, daß die Genfer Ketzer Schwierigkeiten machten.“

„Ich komme ſpät, weil wir bis Hermance konträren Wind hatten; das hättet ihr euch ſelbſt ſagen können; aber man zieht es vor, gleich Alles den Ketzern in die Schuhe zu ſchieben. Im Gegentheile waren die Ketzer ſehr liebenswürdig gegen mich; ſie begleiteten mich bis an den Hafen und warteten dort, bis das Schiff abgehen konnte, damit mir ja kein Haar gekrümmt werde. Sie benahmen ſich gar nicht, als wäre ich die Tochter des Sire de Beaufort, ihres heftigen Feindes und,“ fügte ſie langſam und ſeufzend hinzu, „und ihres Kerkermeiſters.“

Sie ſchwieg. Auch Philibert ſchwieg eine Zeit lang, dann flüſterte er, daß er von den Begleitern des Fräuleins nicht gehört werden konnte: „Du vertheidigſt die Ketzer, Klärchen. Kommſt du vielleicht ein klein wenig von der Ketzerei angeſteckt zurück?“

Claire ſah ihm prüfend und lächelnd ins Auge und ſagte:

„Ich glaube, ein klein wenig, ein ganz klein wenig bin ich wohl angeſteckt.“

„Das muß in der Genfer Luft ſtecken, wie wäre ſonſt die Krankheit bis in dein Kloſter gedrungen?“ fragte Philibert erſtaunt.

„Ich glaube auch, daß es in der Luft ſteckt,“ ſagte Claire beiſtimmend, „denn in unſerem Kloſter war ſchon Ketzerei, bevor wir den Prädikanten gehört hatten.“

„Ihr habt einen von Denen gehört?“ fragte der junge Mann eben ſo verwundert als neugierig. Er redete weiter und fragte noch leiſer:

„Vielleicht den famoſen Farel?“

„Ja wohl, gerade Farel,“ flüſterte Claire.

„Wie iſt Das möglich? im Kloſter?“

„Das kam ſo. Erſt vorgeſtern. Eine dienende Schweſter ſtürzt plötzlich in die Zelle der Oberin und verkündet, ein großer Volkshauſe wälze ſich dem Kloſter der heiligen Klara entgegen. Die Oberin, die glaubt, daß das Kloſter geſtürmt und geplündert werden ſoll, verſammelt ſchnell alle Nonnen, Novizen und uns Koſtgängerinnen und flüchtet ſich mit uns allen auf den Chor. Aber von Stürmen des Kloſters und von Plündern war gar nicht die Rede, das Volk ſtrömte nur in unſere Kirche; einige Männer trugen Farel auf den Schultern und brachten ihn ſo auf die Kanzel. Er fing ſogleich zu predigen an, und wir auf dem Chore waren ſeine unfreiwilligen Zuhörerinnen, denn irgend ein Schalk, der uns da oben bemerkt hatte, war höchſt wahrſcheinlich hinaufgeſchlichen und ſchloß die Thüre hinter uns ab. Mehrere der armen Nonnen, da ſie ſich ſo gefangen ſahen, verſtopften ſich die Ohren mit ihren Schleiern, auch manche Novizen und Penſionärinnen.“

„Und was hat mein Mühmchen gethan?“ fragte Philibert, indem er ſich vorbeugte, um ihr in das Geſicht zu ſehen, das ſie bei dieſer Frage raſch abwendete.

„Ich?“ ſagte ſie dann raſch entſchloſſen, „ich habe mir nicht die Ohren verſtopft — ich habe zugehört.“

„Und wie findeſt du den Prediger?“ fragte Philibert, offenbar mit großer Theilnahme, weiter.

„Farel,“ erwiderte Claire, „machte mir den Eindruck eines ehrwürdigen, ſanften, von Ueberzeugung durchdrungenen Mannes, der wie die Apoſtel bereit wäre, für ſeinen Glauben zu ſterben. Was er ſagte, ſchien mir nicht unvernünftig — er erſchütterte mich — ich glaubte ihm.“

„So, ſo,“ murmelte Philibert nachdenklich vor ſich hin. „Nun,“ flüſterte er dann, „da du ſo offen gegen mich biſt, Klärchen, will ich dir geſtehen, daß ich auch einen ſolchen Prediger gehört habe!“

„Du?“ rief Claire überraſcht, „in Chillon? wie iſt Das möglich?“

„Nicht in Chillon, Klärchen, auf dem Hafenplatz in Vevey, wo ich dich heute erwartete. Es war am Markttage, vor ungefähr vierzehn Tagen. Da erſchien ſo ein Prädikant plötzlich unter der Menge und fing zu predigen an. Das Volk hörte ihm mit erſtaunlicher Aufmerkſamkeit zu, und er hätte wohl zu Ende gepredigt, wenn es nur vom Volke abgehangen hätte — aber da erſchienen plötzlich zwei Dominikanermönche mit dem Stadtbüttel, um ihn zu ergreifen. Sie hätten ſich ſeiner wohl bemächtigt, und es wäre ihm ſchlecht ergangen, wenn die Dominikaner ſo leicht die Menge hätten theilen können. Ich glaube, daß man ſie abſichtlich abhielt, und als ſie endlich an der Tonne anlangten, auf der der Prädikant geſtanden hatte, war dieſer ſchon im Kahne und eilte über den See. Ein plötzlicher Wind erhob ſich und trieb ſein Segel mit größter Schnelligkeit, während die Dominikaner die Kette des Kahnes, den ſie beſteigen wollten, um ihn zu verfolgen, trotz aller Mühe nicht losmachen konnten. Das ſchien dem Volke wie ein Wunder, und in derſelben Stunde wurde einem Kapuziner aus St. Maurice ſein Reliquienkram in den See geworfen.“

„Mit all Dem,“ lächelte Claire, „ſagſt du mir nicht, wie dir der Prediger und ſeine Predigten gefallen haben?“

„Ungefähr wie dir“ — ſtotterte Philibert.

„Du biſt alſo auch angeſteckt, Philibert, auch ein Ketzer?“

„Nein,“ ſagte Philibert entſchieden.

„Wenn dir Das nun wahr erſcheint, was der Prediger ſagte?“

„Ach!“ ſeufzte Philibert Beaufort — „man muß arm ſein, niedrigen Standes und von der Welt unbeachtet — man muß mit einem kleinen beſchränkten Looſe zufrieden ſein können, um das Vorrecht zu haben, nur Das zu glauben und zu ſagen, was man für wahr hält. Dieſe Neuerungen ſind für die glücklichen kleinen Leute, die ſich geben laſſen, denen man ſie aber auch verbittern und ſchmälern wird, nicht für den Adel.“

„Und in Deutſchland, woher dieſe Neuerungen kommen,“ fragte Claire, „ſind dort nicht Kurfürſten und Herzoge der Lehre Luthers beigetreten?“

„Dort mögen die Verhältniſſe anders ſein,“ fiel ihr Beaufort mit einiger Heftigkeit in die Rede; „und auch dort wird es nicht lange währen. Karl V. kann's nicht dulden, er wird die Lehre mit Stumpf und Stiel ausrotten, ſonſt verliert er Italien und Spanien, die es ihm nie vergeben würden, wenn er für ihren Glauben nicht Ströme Blutes vergöſſe. Politik, mein liebes Mühmchen, nichts als Politik ſteckt bei Fürſten und Adel hinter dem Glauben. Unſer Herzog muß römiſch ſein — ich bin ſein Mann, darum muß ich es auch ſein.“

„So ſehr biſt du ſein Mann?“ fragte Claire mit ſanftem Spotte.

„Und dir, liebe Claire,“ fuhr Philibert fort, „rathe ich, eben ſo ſehr ſavoyiſch zu ſein und vor Allem in Chillon und vor deinem Vater von den neuen Lehren, die du heimbringſt, nichts merken zu laſſen.“

Claire ſchwieg. Betroffen blickte ſie vor ſich hin, nicht nur weil ſie das politiſche Weſen an ihrem Jugendfreunde nicht billigte, ſondern vorzugsweiſe darum, weil ſie ſich ſo traurig ſagen mußte, daß ſie in einer gewiſſen Angelegenheit nicht, wie ſie bisher gehofft hatte, auf ſeine Hülfe zählen konnte — in einer Angelegenheit, die ihr die Heimreiſe wie eine Wanderung in heiliger Sendung erſcheinen ließ. Mit niedergebeugten Köpfen ſaß das junge Paar da. Es war Beiden, als ob etwas zwiſchen ihnen wäre, was ſie trennte, obwohl ſie eben einen Blick, Jeder in des Andern Seele, thaten, der ihnen hätte ſagen ſollen, daß ſie einander auch der Reform gegenüber ſo nahe ſtanden, wie ſie ſich bisher durch ihre gemeinſchaftlich verlebte Kindheit, wie durch ihre gegenſeitige Neigung nahe geſtanden hatten. Claire hob zuerſt den Blick, um ihren Freund von der Seite prüfend zu betrachten. Es war das wohlwollende, gute und ſchöne Geſicht von ehemals. Sie lächelte und dachte: Spiele du noch ſo ſehr den Politiker, ehrgeiziger Knabe, in meinem Streben, dem edlen Märtyrer zu helfen, wirſt du mir doch beiſtehen müſſen.

Ihre holden Züge klärten ſich wieder auf. Mit leuchtendem Auge überblickte ſie die ſchöne herrliche Welt ihrer Heimat, der ſie ſo lange fern geweſen, jenen großartigen Halbkreis von Montreux bis hinüber nach Meillerie, in welchem ſich Schönheit an Schönheit reiht, wie Edelſteine in einem Diadem, wie Blumen in einem Kranze. Die Schneefelder des Dent du Midi leuchteten ſchon wie glühende Roſen unter dem Strahl der ſinkenden Sonne; die Dame du lac, jene optiſche Täuſchung, welche die Schatten des Abends an den ſonderbaren Formationen der Felſen von St. Gingolph hervorbringen, ſchwebte rieſig und geiſterhaft über dem Rande des Sees, und von der grünen Wand der nahen abſchüſſigen Berge hob ſich das Schloß Chillon mit ſeiner damaligen Herrlichkeit der zwanzig Thürme und mit ſeinen weißen Mauern und vergoldeten Thurmſpitzen, die wie Kohlen glühten, wie ein ſchönes Bildwerk in Marmor ab. Claire fühlte ihr Herz klopfen, als ſie das Schloß erblickte, in dem ihre Jugend verfloſſen war und in welches ſie nun mit ernſten Gedanken und mit einem wichtigen Auftrage einziehen ſollte. So ſehr lag ihr dieſer Auftrag am Herzen, daß ſie gleich beim erſten Anblick der Veſte an Beginn der Ausführung gehen wollte. Aber Vorſicht war geboten, wenn ſie es nicht ſogleich verrathen ſollte.

„Da ſehe ich ſchon meine Stube,“ rief ſie, indem ſie ſich im Schiffe erhob.

„Du irrſt, Claire," rief Philibert, „dein Vater hat dir ſchönere Stuben im viereckigen Thurme einrichten laſſen; dort wirſt du bequemer wohnen."

„Im viereckigen Thurme?" fragte Claire, wie unangenehm enttäuſcht, und fügte dann lauernd hinzu: „Sind nicht die Gefängniſſe gerade darunter?"

„Allerdings, aber ſie ſind leer." —

„Leer?" fragte Claire erſtaunt und mit einem Ausdrucke, dem Philibert den höchſten Schrecken hätte anſehen können, wenn ſie ſich nicht raſch dem Schloſſe zugewendet hätte, wie um es genauer zu betrachten. Nachdem ſie ſich gefaßt, fragte ſie wieder: „In Chillon ſind alſo jetzt keine Gefangenen?"

„Doch, doch, aber tief unten, in den Kellern."

„Alſo gräßliche Verbrecher?" fragte Claire weiter.

„Hm, hm," murmelte Beaufort, „nicht eigentlich gräßliche, aber wichtige, vielleicht gefährliche."

„Wer denn zum Beiſpiel?" fragte Claire und gab ſich Mühe, die gleichgültigſte Miene zu machen.

„Zum Beiſpiel," ſagte Beaufort, „zum Beiſpiel Bonnivard."

„Bonnivard!" wiederholte das Fräulein und unterdrückte einen tiefen Athemzug, der ihre Bruſt ſichtbar heben wollte. „François Bonnivard, der Prior von St. Viktor in Genf?"

„Derſelbe."

„Haſt du ihn jemals geſehen, Philibert?"

„Den bekommt kein menſchliches Auge und kein Sonnenſtrahl zu ſehen. Selbſt am Geburtstag des Herzogs kommt er nicht in den Hof, wie die andern Gefangenen."

Dießmal war Claire nicht ſtark genug, um den Seufzer zu unterdrücken, der ſich mit Gewalt aus der Tiefe ihres Herzens hervorarbeitete.

„Du haſt Recht, zu ſeufzen, Klärchen," ſagte Philibert, „das Leben dieſes Mannes iſt traurig, und nun währt es beinahe ſechs Jahre ſo."

Während Philibert ſprach, wandte ſich das Schiff gegen das Schloß, und ein friſcher Windhauch wehte es raſch ſeinen Mauern zu.

„Siehſt du,“ fuhr Philibert fort, „ſiehſt du dort die kleine Scharte in der Mauer, ungefähr mannshoch über dem See? Der Strahl, den dieſe Scharte manchmal auf den feuchten Boden tief unter ihr durchläßt, iſt François Bonnivards einziges Licht.“

Claire war nahe daran, auszurufen: „Der wortbrüchige Herzog rächt ſich alſo an ihm, weil er Bonnivard das Wort gebrochen, weil er ihn troß ſicherem Geleit auf offener Heerſtraße hinterliſtig, feig, verrätheriſch aufheben ließ, ihn, den edlen, guten, trefflichen Bürger,“ — aber ein großes Jubelgeſchrei verhinderte ſie, ihrer Entrüſtung Worte zu geben. Es kam vom Ufer, wo die Dienſtleute des Kaſtellans von Beaufort ſtanden und Claire erwarteten, während der Sire von Beaufort ſelbſt in einem leichten Kahne ſeinem Kinde entgegenflog.

Zweites Kapitel.

Der Biſchof.

Barberouge's Sorgen waren unbegründet. Als er, eine gute halbe Stunde vor Claire, mit ſeiner Schaar in Chillon ankam, war das Feſtmahl, das dem Biſchof von Lauſanne, Sebaſtian von Montfaucon, zu Ehren gegeben wurde, noch in voller Blüthe, und als Claire durch den Hof kam, präſidirte er daſelbſt an dem oberſten Ende einer langen Tafel dem Mahle, an dem ſich die Leute des Biſchofs und die Offiziere von Chillon verſammelt hatten. Schon mußte er ſich mit der einen Hand auf den Tiſch ſtützen, als er ſich mit der andern erhob, um das einziehende Fräulein zu begrüßen. Claire mußte raſch ihre Kleider wechſeln, um noch am letzten Viertel der Mahlzeit Theil zu nehmen, die in dem großen, mit gepreßtem Goldleder und Holzſchnitzereien ausgelegten Speiſeſaale des erſten Stockwerkes ſtattfand und welcher der Biſchof ſelbſt präſidirte. Seine Eminenz wollten nicht früher aufbrechen, als bis ſie etwas über die Vorgänge in Genf aus dem Munde des Ankömmlings gehört hatten. Als Claire eintrat, erhob ſich der Biſchof mit ritterlicher Höflichkeit und verneigte ſich wie ein ausgemachter Hofmann; dann erſt nahm er eine ſalbungsvolle Miene an, nannte ſie, die er eben Mademoiſelle genannt hatte, ſeine Tochter, ſegnete ſie und küßte ſie auf die Stirne. Der biſchöfliche Kanzler, der an ſeiner Linken ſaß, mußte etwas tiefer rücken und dem Fräulein von Beaufort Platz machen. Monſeigneur de Lauſanne fragte dann ſogleich, wie ſie ſich den teufliſchen Krallen der Ketzer entwunden habe, und verſicherte, er erwarte eine lange Odyſſee von Abenteuern, denn ſo einfach ſei ſie auf die Zurückberufung ihres Vaters gewiß nicht entkommen; ſie müßte gewiß vielen Abenteuern und Gefahren Muth und Liſt entgegengeſetzt haben. Aber er war ſehr betroffen und offenbar unzufrieden, als ſie ihm, wie ſchon früher Philibert, verſicherte, daß von Gefahren gar nicht die Rede ſei, und daß ſich die Genfer ſehr zuvorkommend und ritterlich gezeigt hätten.

„Aber die armen Nonnen von St. Klara,“ rief er, „welchen Beleidigungen, welcher Unbill müſſen Die ausgeſetzt geweſen ſein, als man ſie aus dem Kloſter jagte. Dich, meine Tochter, hat man geſchont, aus Furcht vor deinem tapfern Vater, dem edlen Sire de Beaufort — aber an jenen Hülfloſen hat man wohl ſein Müthchen gekühlt.“

„Verzeiht, Hoheit,“ erwiderte Claire, „ich habe es ſelbſt geſehen; die Nonnen zogen paarweiſe aus dem Kloſter, durch eine ungeheure Volksmenge; aber nicht eine Hand, ja nicht eine Stimme regte ſich, um ſie zu beleidigen. Die alte dreiundachtzigjährige Schweſter Roſalie wurde ſogar von zwei ſtarken Männern des Hafens auf die Arme genommen und ſo bis über die Brücke von Carouge auf ſavoyiſchen Boden getragen. Dahin begleitete das Volk die Abziehenden, und ſie hätten ſie wohl noch weiter begleitet, um ihnen ihre Habſeligkeiten tragen zu helfen, wenn die Genfer heute einen einzigen Schritt über ihr Stadtgebiet hinauswagen dürften.“

Der Biſchof ſchüttelte den Kopf, hüſtelte und ſagte endlich: „Liebes Kind, erzähle Dergleichen nicht weiter. Abgeſehen davon, daß es dir Niemand glauben wird, ſo iſt es auch nicht gut, Ketzer zu loben für Wohlthaten und Güte, hinter denen ſich nur des Teufels Liſt verbirgt. Ketzer loben heißt den Teufel loben, und den Teufel loben iſt eine Todſünde.“

Dann nahm er eine weltlichere Miene an und fragte lächelnd: „Nun, Mademoiſelle, was haben Sie ſonſt gehört von der Stimmung in dieſer rebelliſchen Stadt? Wozu iſt man entſchloſſen? Gibt es viele Parteien, oder iſt man einig? Was fürchtet man von Seiner Hoheit, Monſeigneur, dem Herzog von Savoyen? Bewaffnet man ſich? Befeſtigt man die Stadt?“

Willſt du mich zu deinem Spion machen? dachte Claire und ſagte lächelnd: „Ehrwürdiger Vater, wie ſollte ich, die ich aus der Stille des Kloſters komme, über Dergleichen berichten können?“

„Wohl!“ ſagte der Biſchof, „aber in ſo bewegter Zeit dringt doch manches profane Gerücht ſelbſt durch die geheiligten Mauern eines ſtillen Kloſters. Und Mademoiſelle de Seyſſel, Euere fromme Oberin, waren immer mit den edelſten Familien Genfs und der ganzen Umgegend, beſonders Savoyens, in Verbindung.“

„Sie hat uns Penſionärinnen,“ lächelte Claire, „nicht eingeweiht in ihre Geheimniſſe.“

Der Biſchof lächelte mit, als ob er zugeben wollte, wie kindiſch es ſei, ſich bei einem jungen Mädchen, das eben aus dem Kloſter geholt wurde, nach Dingen von hoher politiſcher Wichtigkeit zu erkundigen. Ernſthafter wandte er ſich zu Claire's Vater und ſagte mit gefalteter Stirne, indem er das rothe Käppchen zurückſchob: „Meſſire de Beaufort, wir leben in einer ſchlimmen Zeit; die Mäßigung und Ruhe, welche dieſe Genfer in ſo aufgeregten Verhältniſſen zur Schau tragen, laſſen mich das Schlimmſte befürchten. Von dem Tode des Freiburger

Canonicus Verli, den ſie in einer Volksverſammlung ermordeten, habe ich das Beſte gehofft, aber da waren die Freiburger ſo ungeſchickt, eine Unterſuchung zu veranlaſſen, und da kam es denn heraus, daß er ſelber der angreifende Theil und an ſeinem eigenen Tode Schuld war. Die Auguſtiner waren auch ſo einfältig, in ſolcher Zeit Wunder zu thun, da doch vorauszuſehen war, daß die Reformatoren und Rathsherren gleich mit ihren Spürnaſen dahinter ſein würden. Da hat man ihnen das Wunderthun verboten und dabei noch erfahren, daß es nicht die tugendhafteſten Weiber waren, die ihnen dabei geholfen. Aber Gott wird ſeine Kirche nicht verlaſſen. Im jetzigen Augenblicke ſtehen die Dinge nicht ſchlecht. Die Freiburger halten treu zur römiſchen Kirche und werden, trotz der Bundesgenoſſenſchaft und beſchworenen Mitbürgerſchaft, den Genfern nicht zu Hülfe kommen; die Berner, ihre andern und mächtigern Bundesgenoſſen, hat Euer kluger Herr, Seine Hoheit der Herzog von Savoyen, auf ſeine Seite gebracht, und ſie können nicht gegen ihn auftreten. So iſt denn die gottverfluchte Stadt, wie ſie es verdient, verlaſſen und abgeſchnitten. Die Löffelritter und die Verbannten bringen ſie zur Verzweiflung, und ſind ſie erſt vor Hunger und Elend bis auf die Knochen abgemagert, wird Karl III. herbeieilen, um ihnen den Gnadenſtoß zu geben und die Souveränität in Beſitz zu nehmen, die ſie dem hochedlen Hauſe von Savoyen ſeit Jahrhunderten ſtreitig machen.“

„Das hoffe ich und erflehe ich,“ rief der Kaſtellan von Chillon, „von jenem Gotte der Waffen, der aus den kleinen Grafen die mächtigen Herzoge von Savoyen gemacht hat! Iſt Karl III. nicht der Bundesgenoſſe des mächtigſten Herrn der Welt, des Kaiſers des Abendlandes, des Herrn von Hiſpanien und der Goldgruben von Chili und Peru? Hat ihm dieſer großmächtige Kaiſer nicht noch neuerlich ſeine Rechte auf Genf verbrieſt und beſtätigt, wie es ſchon Karolus IV. von Luxemburg dem Ahnherrn gethan hat? Sitzt nicht ein Medizeer, Klemens VII., der Anverwandte meines hohen Herrn, auf dem Stuhle Petri als Statthalter Chriſti auf Erden? Und iſt nicht Franz von Frankreich meines gnädigen Herrn Neffe? Sollte er, obwohl ſein Feind, zugeben, daß ein fürſtlicher Herr in ſeinen großen Entwürfen von einer Handvoll Krämer aufgehalten werde? Er, der ritterliche König? Dann laſſe ſich die ganze Ritterſchaft begraben; ihre Zeit iſt aus, und eine neue geſetzloſe Zeit der Schmach beginnt. Nein, hochwürdiger Herr, von dieſer Seite befürchte ich nichts; unſere Schwerter werden mit den Hellebarden und Hakenbüchſen der Bürger fertig werden, der Ritter wird ſich als Ritter beweiſen — wenn nur,“ fügte der Herr von Beaufort etwas ſchüchtern, aber doch im Tone des Vorwurfs hinzu, „wenn nur die Prieſter der katholiſchen Kirche eben ſo mit den Prädikanten fertig würden.“

„Seid ruhig,“ beſchwichtigte der Biſchof, „die Prieſter werden das Ihrige thun.“

„In Genf,“ fuhr Sire de Beaufort fort, „haben ſie ſich leicht ſchlagen laſſen. In allen Diſputationen haben ſie den Kürzern gezogen, und manche ſind nach ſolchen Diſputationen zu den Ketzern übergegangen.“

„Das iſt wahr, leider wahr,“ beſtätigte der Biſchof, „aber unſere Sache iſt es nicht, mit Leuten zu diſputiren, denen der Teufel mit ſeiner Logik beiſteht. Der Teufel iſt ein großer Logiker. Unſere Sache iſt der Glaube — und,“ flüſterte der Biſchof, „die Klugheit der Schlangen, die uns die heilige Schrift anempfiehlt. Weil Ihr ſo geringes Vertrauen habt, Sire de Beaufort,“ ſagte er immer leiſer, indem er aufſtand und den Kaſtellan in eine Fenſterniſche zog, „ſo will ich Euch in ein Geheimniß einweihen.“

Der Herr von Beaufort näherte ſich dem Biſchof, ſo weit es der Anſtand und die Heiligkeit dieſer Perſon erlaubte. Er neigte ſeine lange Geſtalt, um ſein Ohr dem Munde des kurzen und dicken Mannes ſo nahe als möglich zu bringen, und horchte mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit, als dieſer ſo zu ſprechen begann: „Seht, Sire de Beaufort, in Genf kommt es nur darauf an, die Köpfe der Hydra zu zertreten, wie wir Gelehrten uns auszudrücken pflegen. Mit dem kopfloſen Leib der Schlange werden wir bald fertig werden. Nun ſind in der That kluge Veranſtaltungen getroffen, daß die drei Köpfe der Hydra, das iſt zu ſagen, die drei Hauptketzer Farel, Froment und Viret, auf die kürzeſte und ſtillſte Weiſe auf die Seite geſchafft werden. Der Kanonikus Hugonin d'Orſiers iſt ein ebenſo gottesfürchtiger als tapferer und kluger Kämpfer des heiligen Stuhles Petri, der die Sache in ſeine geweihten Hände genommen. Die drei Erzſchelme Farel, Froment und Viret, ſie thun gerne einfach und ſchlicht, wie es ihrer Angabe nach die Apoſtel gethan haben, und um das Volk zu verführen, eſſen ſie kaum Eßbares in einer ſchlechten Herberge. Bettlervolk, das auf ſeine Mahlzeiten nicht drei Sous verwenden kann — und Die wollen die Welt reformiren? Du mein Heiland! Darum haben ſie ſo große Luſt nach den Kirchengütern, die Hungerleider!"

Der Biſchof hielt ſich den Bauch und lachte, worüber er weiter zu erzählen vergaß. Aber der Kaſtellan, der neugierig geworden war, fragte: „Und der Anſchlag Hugonins?"

„Richtig, der Anſchlag. Nun, in jener Herberge dient eine fromme Köchin, eine wahre Judith und Deborah, die der Herr eigens auserwählt und aus der Breſſe nach Genf geſchickt, auf daß ſie unter Anleitung der heiligen Kanonizi und Kapitularen ein großes Werk vollbringe in majorem Dei gloriam."

„Antoina?" rief der Kaſtellan.

„Ihr wißt?" fragte der Biſchof erſtaunt.

„Antoina," fuhr der Kaſtellan fort, „die den Prädikanten ein Pülverchen in die Suppe miſchte, das ſie von Hugonin erhalten hatte?"

„Iſt es geſchehen?" fragte der Biſchof wieder und haſtiger als vorher.

„Hochwürdiger Herr," erwiderte der Andere, „Ihr habt auf Eurer Reiſe nichts erfahren. Wir, die wir unſere Späher in Genf haben, wiſſen, daß der ganze Anſchlag vereitelt iſt. Nur

Viret hat von dem Süpplein gekoſtet und war nahe daran, dem Teufel in den Rachen zu fahren, aber auch er iſt entkommen. Antoina hängt ſchon ſeit fünf Tagen an dem Galgen von Champel, und Hugonin iſt auf der Flucht. Damit iſt es nichts.“

Der Biſchof hörte die Nachricht mit Entſetzen und ſah dem Kaſtellan mit offenem Munde auf die Lippen. Dann ſchob er ſein rothes Käppchen wieder nach vorn, kratzte ſich heftig hinter den Ohren und war nahe daran, einen Fluch auszuſtoßen. — „Wie dumm! wie dumm!“ murmelte er, auf- und niedergehend. „Einfältige Perſon! Eine Köchin und nicht einmal eine Suppe verſalzen können! Sie hat den Galgen verdient!“ Dann hielt er wieder vor dem Kaſtellan: „Ich verſichere euch, Sire de Beaufort, es wird mir ganz bange. Es ſteht nichts mehr feſt auf der Welt, der jüngſte Tag bricht an. Ich glaube an den jüngſten Tag, obwohl es heutzutage kein Biſchof mehr thut. Helas! der Unglaube hat bei Papſt und Biſchöfen angefangen, und nun haben ſie ihren Lohn dafür. — Fort! Nach Hauſe, nach Lauſanne! Wenn ich jetzt nur drei Tage abweſend bin, fürchte ich, daß ich bei meiner Heimkehr meinen Biſchofsſitz umgeſtürzt finde und daß es mir ſo ergeht, wie Monſeigneur Pierre de la Baume von Genf, der nur noch ein Biſchof in partibus iſt. Auch Lauſanne iſt angeſteckt; in den Vorſtädten rumort es, und da ſoll neulich ſo ein Zwinglianer — o du mein Heiland! fort! fort!“

Eine große Unruhe bemächtigte ſich des ganzen Prälaten, und er gab Befehl, daß geſattelt werde. Er wollte heimreiten und nachſehen, wie es um Lauſanne ſtehe. — „Glücklicher Beaufort!“ rief er, „Ihr wohnet hier hinter feſten, uneinnehmbaren Mauern, während ich mitten unter Bürgern ſitze, und heute iſt jeder Bürger ein Ketzer und Feind ſeines von Gott eingeſetzten Herrn.“

Raſchen Schrittes ging er in dem langen Saale auf und nieder. Herr v. Beaufort folgte ihm aus Höflichkeit, und ſo kamen die beiden Männer wieder in die Nähe Claire's, und ſie konnte hören, was weiter beſprochen wurde.

„Wie ſteht es mit Eurem Gefangenen?“ fragte der Biſchof plötzlich und hielt in ſeinem Gange inne.

„Welchen Gefangenen meint Eure Hochwürden?“

„Nun, den illuſtren Gefangenen!“ rief der Biſchof, nicht ohne Anflug von Hohn, „den Prior von St. Viktor!“

„Bonnivard?“ fragte der Kaſtellan, „der iſt, wo er nun ſeit fünf Jahren iſt.“

„Ich bitte Euch, Meſſire de Beaufort,“ ſagte der Biſchof aufs Eindringlichſte, „ich bitte Euch im Namen des Herzogs wie der Kirche, habt ein gutes Auge auf ihn. Wenn Der jetzt, gerade jetzt wieder unter den Genfern erſchiene, es wäre mit ihnen gar nicht fertig zu werden.“

„Keine Sorgen,“ lächelte der Kaſtellan, „aus Bonnivards Gefängniſſe entkommt man nicht; das iſt zur Hälfte in den Felſen gegraben, zur Hälfte beſteht es aus Mauern, die ſo feſt ſind wie die Felſen.“

„Was treibt er? wie iſt er?“ fragte der Biſchof.

„Wie er iſt, kann ich Euer Hochwürden nicht ſagen; ſeit Jahren hat ihn kein menſchliches Auge geſehen, ausgenommen das Auge ſeines Kerkermeiſters, wenn das ihn bei der dort unten herrſchenden Dunkelheit ſehen kann, denn ſelbſt an den Tagen, da es den andern Gefangenen geſtattet iſt, an das Licht des Tages, in den Hof hervorzukommen, am Charfreitag und am Geburtstage Seiner Hoheit des Herzogs, muß er allein in ſeinem Grabe bleiben. Er iſt angeſchmiedet. Was er treibt? Er ſchreibt eine Chronik ſeiner Zeit.“

„Wie? in dieſer Dunkelheit?“ fragte der Biſchof erſtaunt.

„Ein kleines Loch in der Mauer läßt ihm täglich einen Sonnenſtrahl ins Gefängniß dringen; ſeine Kette iſt gerade lang genug, um ihm zu geſtatten, dem handgroßen, von der Sonne beleuchteten Flecken nachzukriechen, wie er von Weſten nach Oſten ſchleicht. In dieſem kümmerlichen Lichte ſchreibt Bonnivard.“

„Daß man aber einem ſolchen Verbrecher Schreibzeug gönnt!“ rief der Biſchof entrüſtet.

„Das hat ſeine Urſachen," lächelte der Kaſtellan. „Laßt ihn nur ſchreiben! Eines ſchönen Tages wird man ſich ſeiner Schriftſtücke ſchon bemächtigen und darin treffliche Anklageſchriften gegen manchen Genfer, gegen ſo manchen Freiheitshelden dieſer Krämer auffinden. Das wird ganz gute Anklagepunkte geben, aus denen man Hochverrathsprozeſſe und Verſchwörungen gegen Biſchof und Herzog herausſpinnen wird, ſo viele man nur braucht."

„Ein guter Gedanke, ein guter Gedanke! Laßt ihn ſchreiben!" rief der Biſchof, „laßt ihn ausſchreiben, den Philoſophen, bis er ſich und ſeine Spießgeſellen um den Hals ſchreibt. Wenn der Herzog nur wieder erſt in Genf iſt, kann dieſe Chronik in der That von unſchätzbarem Werthe werden. Dieſe Schreiber und Philoſophen, wenn ſie einmal die Schreibekrankheit ergriffen hat, müſſen mit Allem heraus, und ſollte es ſie zehnmal an den Galgen bringen."

Während er ſo ſprach, ſchnallte ihm ein Diener einen mit rothem Sammet gefütterten Panzer um, der ihn bei jedem Zuge an den Riemen ächzen machte. Man ſah es dem feiſten Prälaten an, daß er an ſolche Gewandung nicht gewöhnt war, auch ſah er komiſch genug aus, wie er den fetten Hals, mit beſtändiger Bewegung des Kopfes, der Halsberge entziehen wollte, als ob er ſich, während er vom Galgen ſprach, ſelber einer beengenden Schlinge entzöge. Der kriegeriſche Ruf, den ſich der berühmte Schinner, Biſchof von Sitten, erworben, reizte ſämmtliche Prälaten der umliegenden Länder zur Nachahmung, und wenn ſie auch nicht, wie jener kriegeriſche Kirchenfürſt, auf den Schlachtfeldern und an der Spitze ihrer Schaaren erſchienen, ſo liebten ſie es doch, wie Jener, das Kriegskleid anzuthun. Das Andenken des Papſtes Julius Rovere mochte zu dieſer Mode auch beigetragen haben. Sire de Beaufort, der ſich im Panzer und Eiſenhemd ſo wohl befand wie in ſeinem Bette, mußte lächeln, als er den Biſchof von Lauſanne ſo arg beengt ſah.

„Lächelt nur," ſagte dieſer, als er es bemerkte; „es iſt an der Zeit, daß die Nachfolger Petri wieder das Schwert ergreifen, denn es iſt eine böſe Zeit. Wir gehören zur ſtreitenden Kirche, und nie war es ſo geboten, wie heute, daß wir wieder das Schwert umſchnallen."

In der That wurde ihm, während er Dieſes ſagte, auch ein Schwert umgeſchnallt, das er aber ſofort auf ſeinen linken Arm legte, wohl fühlend, daß er ohne dieſe Vorſicht nicht ohne Gefahr aus dem Saale und die Treppe hinab gelangen könnte. Mit der Rechten gab er noch allen im Saale Anweſenden den Segen, verneigte ſich dann aufs Ritterlichſte vor Claire und ging in Begleitung ſeines Wirthes die Treppe hinab. Im Hofe, der von Pechfackeln und Kienholzflammen, die aus den an der Wand angebrachten Eiſenkörben aufſtiegen und einzelne Funken und Kohlen auf den Boden fallen ließen, beleuchtet war, ſah es etwas wild aus. Das Faß Waadtländer Weines, das dem Gefolge des Biſchofs und der Chilloner Beſatzung zu Ehren des hohen Gaſtes preisgegeben wurde, hatte ſeine Wirkung gethan. Die biſchöflichen Diener ſaßen bereits im Sattel, aber auf ſehr unſichere Weiſe, während die Soldaten von Chillon hin- und herſchwankten und Alle zuſammen beim Abſchiedstrunk Lieder ſangen, die nichts weniger als geiſtlich waren. Als der Kaſtellan mit ſeinem hohen Gaſte erſchien, wurde es zwar nicht ſtiller, aber doch ſtill genug, um Barberouge, der in einem Winkel zwiſchen zwei Thürmen auf dem Boden ſaß, weil er ſich ſelbſt auf einem Schemel nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, hören zu können, wie er den Biſchof mit einer Waſſermelone verglich und ſich ärgerte, daß ſo eine Geſtalt Schwert und Panzer anzulegen den Muth habe. Als er aber erſt auf dem Maulthiere ſaß, brach Barberouge in lautes Gelächter aus. „Ah!“ rief er mit lallender Zunge, „Eminenz, ich danke Euch! Ihr erinnert mich an den ſchönſten Tag meines Lebens! Ihr ſeht gerade ſo aus, wie die Monſignori und Kardinäle, als ſie ſich in die Engelsburg retteten, an dem großen Tage, da wir unter Karl von Bourbon, Gott hab ihn ſelig, Rom einnahmen und des Papſtes Orvieto aus Meßkelchen tranken. Das war ein Tag! So ſollte der jüngſte Tag ſein! Ei, wie iſt der Papſt erſchrocken."

Die Rede Barberouge's war wohl Urſache, daß der Prälat mit beiden Waden ſehr heftig ſein Maulthier ſpornte und ſchneller, als es ſeine Gewohnheit war, über die Zugbrücke dahintrabte, die ſofort wieder aufgezogen wurde, ſobald der letzte Mann des Biſchofs ſie verlaſſen hatte. Lange noch hörte man die Reiterei und die Lieder der Abziehenden, die an der Felswand wiederhallten. Sire de Beaufort ging, als er von der Zugbrücke zurückkam, an Barberouge vorbei und ſtieß ihn mit dem Fuße. Barberouge aber merkte es nicht; er ſchlief und träumte von der Plünderung Roms und den Seligkeiten jenes Tages.

Drittes Kapitel.

Die Aebtiſſin.

Als der Kaſtellan von Chillon beſchloſſen hatte, ſeine Tochter Klara aus dem Genfer Kloſter zurückzurufen, weil vorauszuſehen war, daß in dieſer Stadt alle Klöſter aufgehoben und geſchloſſen werden würden, und weil er ſie den Gefahren entziehen wollte, denen man außerhalb der Stadt in Folge übertriebener, von den Mönchen ausgebreiteter Gerüchte jede fromme Chriſtenſeele ausgeſetzt glaubte, ließ er die ſchönſten Gemächer des Schloſſes herrichten, um das nunmehr herangewachſene Fräulein ſtandesgemäß — die Beaufort ſtanden mit ihrem Adel nicht hinter den Herzogen von Savoyen ſelbſt zurück — und ſo abgeſchloſſen und fern als möglich von dem Treiben der Kriegsleute unterzubringen. Es waren dieß die Gemächer im zweiten Geſchoß, welche ſeit Jahren geſchloſſen und unbewohnt waren und welche vor mehr als achtzig Jahren die in der ſavoyiſchen Geſchichte berühmte Herzogin Anna, Gemahlin Louis', Tochter des Königs von

Cypern aus dem Hauſe Luſignan, beherbergten, als ſie ſich hierher flüchtete, um vor den Verfolgungen ihres eigenen Sohnes, Philipp ohne Land, ſicher zu ſein. Wiewohl ſchon Manches in der Einrichtung dieſer Gemächer veraltet, verſtaubt, von der ſüdlichen Sonne, der ſie ausgeſetzt waren, verbleicht, ja von Motten zerfreſſen war, ſo beſtätigte doch der erſte Blick auf Wände und Hausrath den Ruf ungeheurer Verſchwendung, der an dem Namen dieſer Fürſtin hing. Die Wände des erſten Saales waren von Holzſchnitzereien bedeckt, wie ſie damals nur in Florenz von Künſtlern verfertigt wurden, die als Schüler aus den Werkſtätten großer Bildner wie Ghiberti, Donatello u. A. hervorgingen. Sie ſtellten Gegenſtände aus der heidniſchen Mythologie, meiſtens aus der Geſchichte der cypriſchen Göttin Aphrodite, als Erinnerung an die Inſel Cypern, die Heimat der Fürſtin, dar und waren durch das feinſte Getäfel von Ebenholz in einzelne Felder eingetheilt. Durch die farbigen Sonnenſtrahlen, welche durch die bunten Glasmalereien der Fenſter erzeugt wurden, die aus Deutſchland und den Niederlanden ſtammten, wurden die erhabenen Schnitzereien wie belebt. Den Wänden entſprechend, war auch der Hausrath mehr Bildhauer- als Tiſchlerarbeit. Der Rieſe Briareus hielt mit hundert Armen die Tiſchtafel, deren Fläche mit vielfarbiger Marketterie ausgelegt war, wie man ſie nur in Bologna verfertigt. Hier wurde ein Schemel von den drei Grazien, dort ein Armſtuhl von den vier Jahreszeiten getragen, während ein Triton am Eingange des Saales ein alabaſternes Waſchbecken aus Volterra überm Kopfe hielt. Der Kunſt des erſten Saales folgte die Pracht des zweiten. Orientaliſche Tücher aus Smyrna und Samarkand bedeckten ſeine Wände mit glänzenden Farben, mit fabelhaften Vögeln und Blumen, die aus Märchenländern zu kommen ſchienen, während die Felder zwiſchen den Balken der Decke und dieſe ſelbſt ſich unter unzähligen Arabesken auf dunklem Grunde zu bewegen ſchienen.

In dieſem Saale wurden Bänke und Stühle durch Divans und Polſter von karmoiſinrothem Sammet oder von ſcharlachrothem, mit Stickereien bedeckten Tuche erſetzt. Das dritte Gemach, das einen runden Thurm einnahm und ſelbſt rund war, war mit veilchenblauem, ſilberdurchwirkten Sammet ausgeſchlagen. In einer von dicken Vorhängen verhüllten Vertiefung ſtand das Bett, während ſich dieſem gegenüber ein Erker eröffnete, unter dem die Wellen des Sees an die Grundfeſten des Schloſſes brauſten oder liſpelten. Hier lud Alles zur Ruhe und Träumerei ein; hier ſtanden nur tiefe, weiche Armſeſſel und im Erker ein ſchwellendes Ruhebett, von welchem aus man liegend die ganze Herrlichkeit des obern Sees von den Einmündungen der Rhone an bis gegen Evian und Lauſanne überblicken konnte. Der Lärm der wilden Kriegsleute drang nicht bis da herauf, da die Gemächer vom Hof durch dicke Mauern und einen breiten Gang getrennt waren, wohl aber vernahm man hier all die Töne, die Luft und Waſſer durch ſonnigen Mittag ſowohl als durch mondbeglänzte Mitternacht zu geben pflegen. Bei tiefer Nachtſtille konnte man freilich auch das Geraſſel der Ketten vernehmen, das aus den Gefängniſſen, die am See lagen, durch die kleinen Luken, gedämpft, doch nicht minder traurig, herausdrang wie ein Seufzer. Aber das Gemüth Anna's von Cypern war nicht ſo geartet, daß es ſich durch dergleichen Töne im Schlaf oder Traum hätte ſtören laſſen.

Wie ſehr auch dieſer Aufenthalt mit ſeiner fürſtlichen Pracht im Innern und mit der größern Herrlichkeit ſeiner Umgebung, die ſich jedem Blicke aus jedem Fenſter offenbarte, geeignet war, eine Mädchenſeele, die eben der klöſterlichen Haft und Einſamkeit entronnen war, mit Wohlbehagen zu erfüllen und ihrer Phantaſie die glänzendſten Bilder vorzuzaubern, war Claire, die ſich beim Abzuge des Biſchofs von Lauſanne ſogleich hierher begeben hatte, doch nicht im Stande, ſich dem Genuſſe hinzugeben, den ſie unter andern Verhältniſſen mit Freuden eingeſchlürft haben würde. Jedes Wort, das unten im Saale geſprochen worden, hatte ſie an den Auftrag gemahnt, den ſie mit heimgebracht, ſelbſt wenn er ihr nicht ſo lebhaft vor der Seele geſtanden hätte, wie es wirklich der Fall war. Sie wußte ſelbſt nicht warum, aber es war ihr, als ſtänden die Worte, die ihre Aebtiſſin vor drei Tagen in ſtiller Einſamkeit zu ihr geſprochen, mit flammenden Lettern und fortwährend vor ihren Augen. Wer im ganzen Schloſſe des Herzogs von Savoyen hätte geahnt, daß in dieſem Augenblicke in deſſen Mauern eine Perſon verweilte, der von einer frommen Aebtiſſin eines wegen ſeiner Frömmigkeit berühmten Kloſters wie eine heiligſte Pflicht aufgetragen, ja in die Seele geprägt worden, Alles zu thun, um einem Feinde des Herzogs, einem ſeiner Gefangenen und einem Ketzer, Hülfe oder wenigſtens Erleichterung zu bringen. Nur drei Tage waren ſeitdem vergangen, und ſchon war dieſe Sendung mit dem ganzen mitleidsvollen, liebenden Weſen Claire's Eins geworden. Hätte ſie ſich aus Rückſicht für den Vater und aus Furcht vor den Gefahren, die ihn und ſie erwarteten, wenn ſie ſich auf die Unternehmung einließ, von dieſer zurückziehen und ihr gegebenes Wort vergeſſen wollen, ſie hätte es nicht mehr vermocht. Auf dem Ruhebette im Erker ihres Schlafzimmers liegend, öffnete ſie leiſe das Fenſter und ſtreckte den Kopf hinaus, nicht um die mondbeglänzte Fläche des Sees oder die ſilberne Krone der Savoyer Berge zu betrachten, ſondern um hinabzublicken auf die öde Mauer und mit angeſtrengt ſpähenden Augen in der Dämmerung der Mondnacht die kleine Spalte zu ſuchen, die vielleicht jetzt einen tröſtlichen Strahl in den Kerker Bonnivards gelangen ließ. Deutlicher erkannte ſie die ſavoyiſche Galeere, die nur wenige Ellen vom Felſen, auf dem der Kerker ſtand, vor Anker lag und es unmöglich machte, ſelbſt von der Seite durch die kleine Luke dem Gefangenen ein Wort der Theilnahme zuzurufen. Seufzend zog ſie den Kopf zurück und ſank in die Kiſſen des Ruhebettes.

Wie eine Phantasmagorie, aber ſo lebhaft, als ob ſie Dasſelbe noch einmal erlebte, zog die Szene an ihr vorbei, das Erlebniß, das ſie ſo ſehr erfüllte.

Am Abende des Tages, da der Brief des Kaſtellans von Chillon, welcher Fräulein v. Beaufort heimberief, im Kloſter

St. Klara zu Genf ankam, wurde ſie von einer dienenden Schweſter eingeladen, ſich, wenn Nonnen und Penſionärinnen ſchon zu Bette ſein würden, in aller Stille zur Aebtiſſin zu begeben, welche ihr Manches zu ſagen habe. Die gute Mutter, dachte Claire, ſie wird mir noch ihren mütterlichen Segen und gute Lehren mit auf den Weg geben wollen. Claire hing an der Aebtiſſin, einer Mademoiſelle de Seyſſel, mit wahrhaft kindlicher Liebe und Dankbarkeit, denn dieſe edle, für ihre Zeit hochgebildete Dame aus einem der erſten Geſchlechter Savoyens war ihr vom erſten Augenblicke an, da ſie das Kloſter betrat, mit einer Zärtlichkeit und mit ſo inniger Theilnahme entgegengekommen, daß Claire ein Glück koſtete, welches ihr durch den frühen Tod ihrer Mutter bisher nicht gegönnt war. Sie ſah zu Mademoiſelle de Seyſſel hinauf wie zu einer Heiligen, obwohl dieſe, trotz ihrem frühen Eintritt ins Kloſter, ſelbſt unter dem Schleier und der braunen Sutane immer die Anmuth und überhaupt das ganze Weſen einer Dame von Welt bewahrt hatte, allerdings gemildert durch ihre Stellung wie durch eine große Traurigkeit, die mehr mit ihrem Charakter als mit ihrem Stande zuſammenhing. Eine würdige, eine edle Frau konnte ſich Claire nur mit den Zügen der Aebtiſſin von St. Klara vorſtellen, obwohl das Alter — ſie ſtand erſt im Anfang der Dreißiger Jahre — zu ihrer Würde noch nichts beitrug. Trotz unzähliger feiner Fältchen auf der Stirne, um Augen und Mund, welche ebenſowohl auf ein bewegtes Geiſtes- wie Gemüthsleben deuteten, konnte man Mademoiſelle de Seyſſel, die Aebtiſſin, auf kleine Entfernung für ein junges Mädchen von ſiebzehn bis achtzehn Jahren halten, ſo jugendlich und zart war ihre Geſtalt, ſo jungfräulich lächelte ihr Mund, ſo glühend blickte ihr dunkelblaues Auge. Claire, wie ſie ſie für die edelſte Seele hielt, hielt ſie auch für ein Ideal der Schönheit und empfand ein eigenes Glück, wenn ſie ihr die zarten, weißen und magern Hände küſſen durfte.

Klopfenden Herzens ſchlüpfte Claire an den Zellen vorbei, durch den langen, nur von einer vor dem Madonnabilde brennenden Ampel beleuchteten Gang in die Gemächer der Aebtiſſin. Sie fand dieſe in einem Lehnſtuhle mehr liegend als ſitzend und ſetzte ſich auf ein Zeichen auf den ihr gewohnten Platz, auf einen Schemel, zu Füßen ihrer mütterlichen Freundin. Sie lächelte, aber erſchrak gleich darauf, da ſie in das Geſicht der Aebtiſſin blickte und Spuren von Thränen entdeckte und da ſie ihre Hand ergriff und dieſe wie im Fieber glühend fand.

„Was iſt dir, Mutter?“ fragte ſie beſorgt.

„Du wirſt es ſogleich erfahren,“ ſagte die Aebtiſſin, indem ſie ſich zu ſetzen ſuchte und den Kopf Claire's zärtlich an ihr Knie drückte. Nach einer kleinen Pauſe bückte ſie ſich herab, nahm Claire's Kopf zwiſchen beide Hände und fragte mit zitternder Stimme: „Claire, mein Kind, glaubſt du mir einige Liebe ſchuldig zu ſein?“

„Meine Mutter!“ rief Claire gerührt, — „wem ſonſt auf Erden, wenn nicht dir!“

„Nun,“ fuhr die Aebtiſſin fort, „ich habe dich um Verzeihung zu bitten.“

„Um Verzeihung? Mich?“ lächelte Claire ungläubig, „was hätt' ich dir zu verzeihen?“

„Ja, Claire, um Verzeihung, um Vergebung einer Schuld,“ ſagte die Aebtiſſin im Tone des tiefſten Ernſtes; „ich bin dir eine Beichte ſchuldig.“

Immer noch ungläubig, doch erſtaunt, wandte ſich Claire um und ſetzte ſich aufrecht, um der Aebtiſſin ins Geſicht zu ſehen und aus ihren Zügen die Löſung des Räthſels herauszuleſen. Dieſe fuhr ruhig fort; langſam und entſchieden ſagte ſie: „Claire, ich habe dich mit Heuchelei hier empfangen, mit Abſicht und Berechnung habe ich mir deine Liebe gewonnen; ehe du einen Fuß auf die Schwelle dieſes Kloſters ſetzteſt, habe ich einen Plan geſponnen und beſchloſſen, mich mit allen Mitteln in dein Herz zu ſchleichen, dich zu meiner Kreatur, zu meinem Werkzeuge zu machen, um dich dann nach Gutdünken zu meinen Zwecken verwenden zu können.“

„Du liebſt mich nicht!“ rief Claire entſetzt und ließ den Kopf auf ihre Knie fallen, während Thränen aus ihren Augen ſtürzten.

Die Aebtiſſin küßte ſie auf die Stirne und ſagte: „Ich kenne dich nur wenige Tage, und die Abſicht, die Berechnung mich dem natürlichſten Gefühl, dem abſichtsloſeſten, herzlichſten Wunſche, deine Neigung zu gewinnen, da ich dich von ganzem Herzen liebte, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann. Eben weil ich dich ſo liebe, mochte ich es dir ſagen, daß ich einen Augenblick dir gegenüber berechnende, unaufrichtige Gedanken hatte.“

Das junge Mädchen fragte, ohne aufzublicken: „Warum war das ſo?“

„Weil du die Tochter des Kaſtellans von Chillon biſt.“

Claire ſah ihr erſtaunt ins Geſicht.

„Ja, mein Kind,“ fuhr die Aebtiſſin fort, „höre! Ich habe von der Tochter des Kaſtellans von Chillon erſchmeicheln wollen, was ich jetzt von meinem geliebten Kinde erbitten will!“

„O meine Mutter!“ rief Claire ſchluchzend, „demüthige mich nicht ſo, daß du etwas von mir erbitteſt. Befiehl, daß ich für dich ſterbe, und ich werde ſelig ſterben.“

„Nein, mein Kind, ich beſchwöre dich, ich flehe dich an, auf meinen Knieen, bei dem Jammer von hundert und hundert ſchlaflos verbrachten, kummervollen Nächten flehe ich dich an, gehe nicht von mir, ohne mir verſprochen zu haben —“

„Alles! Alles!“ rief Claire, die es nicht ertragen konnte, ſich von der theuern Frau ſo demüthig angefleht zu ſehen. „Was iſt es? Sprich!“

Mit zitternder und tonloſer Stimme ſagte die Aebtiſſin: „In den Gefängniſſen von Chillon ſchmachtet ſeit Jahren ein Mann, an dem meine ganze Seele hängt.“

„Wer iſt es?“

„François Bonnivard.“

„Der Prior von St. Victor?“

„Derſelbe.“

„Was ſoll ich thun?“ fragte Klara dringend, als ſollte ſie noch in dieſer Stunde dem Wunſche der Freundin nachkommen.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete die Aebtiſſin und fuhr fort: „Damit du aber, weil du mich liebſt, mit ganzer Seele thuſt, was du wirſt thun können, ſo ſage ich dir —“ bei dieſen Worten neigte ſie ſich zu Claire hinab und ſagte ihr, obwohl flüſternd, doch mit dem Ausdrucke der eindringlichſten Innigkeit, „ſo ſage ich dir, Claire, daß ich ihn liebe, daß ich ihn heute noch liebe wie in meinem ſechzehnten Jahre, daß ich ihn ewig lieben werde und daß ich den Schleier genommen, weil ich keines andern Mannes Weib werden konnte. Vergiß dieſe Worte nicht, Claire; mit dieſen Worten mache ich dich zu meiner Schweſter und aus einem Kinde zum Weibe. Vergiß ſie nicht! Es wäre ſchrecklich, wenn ſie verwiſchbar wären in einer Seele, der ich ſie zum erſten Male nach achtzehnjährigem Schweigen, der ich ſie allein anvertraue.“

Anſtatt mit Schwüren antwortete Claire mit Thränen, die zugleich mit Küſſen der Aebtiſſin Hand bedeckten. Sie fühlte, um wie viel ihr die hohe Frau, zu der ſie bisher nur aus der Tiefe aufgeblickt hatte, theurer geworden und zugleich um wie viel näher ſie ihr ſtand, ſeit ſie ihr Herz, als von menſchlichen Leiden heimgeſucht, erkannte. Auch die Aebtiſſin fühlte ſich ſeit dem Geſtändniſſe dem jungen Mädchen näher verbunden. Sie hob ſie empor, ſtand auf, legte ihren Arm um Claire's Nacken und ging mit ihr in der halb erhellten Stube auf und ab. Dann, um ein lange unterdrücktes Herzensbedürfniß zu befriedigen, ſprach ſie, halb wie im Selbſtgeſpräch, halb erzählend, vor ſich hin: „François Bonnivard iſt mein Landsmann. Er ſtammt aus der Stadt Seyſſel und iſt der Sohn eines alten edlen Geſchlechtes. Er kam oft zu uns aufs Schloß, als ich ein Kind war, und er liebte das Kind. Das Kind war Jungfrau, als er in der ſchönſten Jünglingsblüthe ſtand. O Claire, welche Erſcheinung! Die Poeſie hat keine ſchönere Geſtalt geſchaffen. Der Heldenmuth des Ritters, die Klugheit des Staatsmannes, die Freiheit des Weltweiſen und die Güte einer Kinderſeele ſprachen ſchon damals aus ſeinem ganzen Weſen, und all das Schöne und Große kündigte ſich gleich beim erſten Blicke auf ſeine edle Geſtalt in ſein offenes, lächelndes Auge an. Und wie herrlich hatten ſich alle dieſe Anlagen entfaltet, als er von ſeinen Reiſen, den Schulen Italiens, aus der Welt der Gelehrten und Künſtler dieſes gelobten Landes zurückkehrte, erfüllt von den hohen Gedanken des Alterthums und all die Herrlichkeit und Schönheit der Kunſtwerke, die ſeit hundert Jahren dort geſchaffen worden, aus ſeiner Seele wiederſtrahlend. Claire, empfinde es, daß wir in einer großen Zeit leben, trotz der traurigen Kämpfe, und glaube, daß François Bonnivard eine der ſchönſten und edelſten Geſtalten dieſer Zeit iſt. Es hat zur Vollendung dieſer Schönheit nichts gefehlt als das Märtyrerthum, und das iſt ihm geworden. Der Tag, an dem ich ihn nach ſeiner Rückkehr aus Italien zum erſten Male wiederſah, war eines Lebens werth. Aber mein Schickſal war entſchieden. Als jüngerer Sohn ſeines Hauſes war er zur Priorei von St. Viktor in Genf beſtimmt, die in ſeiner Familie wie erblich war, und er trat bald in das Kloſter, da ſein Oheim, der bisherige Prior von St. Viktor, kurz nach ſeiner Rückkehr ſtarb. Der Prior von St. Viktor war damals beinahe ſouverän und war ein Prälat von Macht und Reichthum. Bonnivard trat freudigen Herzens an die Spitze ſeiner Gemeinſchaft, denn ſo erlangte er die Muße, um der Wiſſenſchaft zu leben, und er liebte Macht und Reichthum als Mittel, ſeine großen Zwecke zu verfolgen. Wie er Das gethan, weiß Genf, zu deſſen beſten Bürgern er gehörte, deſſen Wohl er ſich ganz widmete. Er wurde der Freund und Kampfgenoſſe Philibert Berthéliers, Leviers, Pecolats, der edlen Märtyrer, und Beſançon Hugues, des großen Bürgers. Mein Kind, du kommſt jetzt in eine Umgebung, in welcher du von dieſen Männern als Rebellen wirſt ſprechen hören. Vergiß es nie, daß ſie für ihr Vaterland ſo viel gethan haben, als jemals die edelſten Männer des Alterthums, die Helden Roms, Sparta's oder Athens für das ihrige thaten; vergiß es nie, daß ſie für das Recht ihrer Mitbürger, für die Freiheit ihrer Stadt kämpften und lebten, und daß das Unrecht und die Tyrannei, der Neid und die Treuloſigkeit auf der andern Seite waren und noch ſind, auf der Seite des Herzogs von Savoyen und der Biſchöfe von Genf, ihrer Kreaturen und Henkersknechte. Karl III. iſt ein Tyrann wie Nero und Commodus; Berthelier, Levrier, Pecolat, Beſançon Hugues, Bonnivard ſind Bürger, Helden, Märtyrer wie Ariſtides, Mucius Scävola, Curtius. Es iſt eine edle Stadt, die ſolche Märtyrer hervorgebracht hat, und der Samen, den ſie geſtreuet, wird aufgehen als eine herrliche Saat der Freiheit; ja, ſie geht ſchon auf, und bald wird Genf frei ſein von der Tyrannei des Herzogs und der Biſchöfe."

„Siehe, Claire," fuhr die Aebtiſſin nach einer Pauſe fort, „die Kloſtermauern, in die ich mich mit meiner Liebe flüchtete, konnten meine Gedanken von Bonnivard nicht trennen: als Aebtiſſin — und als Mademoiſelle de Seyſſel war ich es ſchon drei Jahre nach abgelegtem Gelübde — hatte ich Freiheit genug, allen Wegen, die er einſchlug, zu folgen und ihn zu beobachten. Ich wußte bald, welche Partei er ergriff. Die Sache, für die er einſtand, mußte eine edle ſein, aber ich wollte es wiſſen, ich wollte es nicht allein meinem Gefühle glauben; ſo beobachtete ich die Vorgänge und prüfte die Geſchichte, und alle meine Wünſche ſtehen in den Reihen dieſer Freiheitskämpfer. Wie konnte es anders ſein? Bonnivard iſt einer jener Geiſter, die die Zeiten fühlen, die erſt kommen ſollen, und Gedanken denken, welche die Welt erſt lange nach ihnen begreift. Die Gedanken der Reformatoren, welche jetzt die Länder bewegen, ſie waren die Gedanken Bonnivards, lange bevor ſie der Mönch von Wittenberg oder der Prediger von Zürich ausſprach. Auch dieſe habe ich geprüft, weil ſie ſeine Gedanken waren, und wenn ich das Kloſter verlaſſe, wird es mir wie die Erfüllung einer Pflicht ſein. Auch dieſe Gedanken gehören mit zu Bonnivards Verbrechen und ſind die Urſache, daß weder der Papſt noch der Metropolitan von Vienne gegen ſeine Gefangenſchaft Widerſpruch erheben."

„O!“ rief die Aebtiſſin wieder nach einer Pauſe, halb träumend, halb triumphirend; „o, er hat der edlen Verbrechen, die ihm Karl nie vergeben wird, ſo viele begangen! das erſte war, daß er die Geſchütze, die er von ſeinem Oheim ererbte, der Stadt zur Vertheidigung ihrer Freiheit und nicht dem Herzog zur Unterjochung der Stadt ſchenkte. Das andere, daß er ſeinen Dolch glänzen ließ und den feigen Mönch zwang, dem Biſchof die Vorladung des Metropolitans von Vienne, der ihn zur Verantwortung zog, zu übergeben. Es war, als Herzog und Biſchof den guten Pecolat hinterliſtig und treulos aufhoben und ihn, gegen alle Privilegien und Freiheiten der Stadt, in ihr Gefängniß werfen und ihn foltern ließen, um ihm Ausſagen auszupreſſen, welche Berthelier aufs Schaffot bringen ſollten. Pecolat, fürchtend, daß ihm die Folter eine Lüge oder ein Wort gegen den edlen Bürger abzwingen könnte, ſchnitt ſich die Zunge ab, als er in die Folterkammer abgeführt werden ſollte. Bonnivard wollte ihn dem Biſchof entreißen und veranſtaltete einen Appell an den Metropolitan, und dieſer forderte den Biſchof vor ſeine Schranken. Aber Niemand hatte den Muth, dem Biſchof, der in Geſellſchaft des Herzogs war, die Vorladung zu übergeben. Es war auf den Stufen der Kathedrale. Bonnivard ſtellte den Mönch mit der Vorladung dahin, und als der Biſchof mit dem Herzog heraustrat, ließ er den Dolch vor den Augen des Mönches glänzen, daß dieſer in der Furcht vor dem augenblicklichen Tode den Brief übergab. So wurde Pecolat und die Gerichtsbarkeit der Republik gerettet, denn Herzog und Biſchof, die ſchon das Recht, ihre Bürger zu richten, der Stadt entwunden glaubten, mußten ſich fügen. Der Herzog ſchwur damals Bonnivard unverſöhnliche Rache, doch verſuchte er es, ihn mit Ehrenſtellen und Reichthümern zu gewinnen. Das edle Herz blieb unerſchütterlich und lächelte über die Schlingen hinweg, die ihm gelegt wurden. Aber als er auch Macht und Reichthümer ſeiner Priorei der Stadt einverleibte und ſie dadurch ſtärkte, als er der neuen Lehre offen ſeinen Beifall gab, und als der Herzog durch die Ermordung

Berthéliers und Levriers Herr von Genf zu ſein und ſich durch ſeine Verbindung mit dem Kaiſer und die Verwandtſchaft des Papſtes ſicher glaubte, da faßte er den Muth, auch Bonnivard zu verderben. Er ſicherte ihm frei Geleit zu, als Bonnivard ſeine kranke Mutter in Seyſſel beſuchen wollte, aber kaum hatte dieſer ſavoyiſchen Boden betreten, als er von den Häſchern des Herzogs umgeben und in die Gefangenſchaft geſchleppt wurde. Wie Kaiſer Sigismund dem edlen Huß, ſo brach er treulos Bonnivard das Wort. Er hat nicht den Muth, Hand an ihn zu legen, wie an Berthelier, Levrier, Blanchet, Navis und ſo viele andere Märtyrer der Genfer Freiheit, weil er geweiht iſt und mit den edelſten Geſchlechtern Savoyens verbunden — aber er läßt ihn in ſeinem Kerker elend verſchmachten!“

So ſprechend, rang ſie die Hände und warf ſich dann ſchluchzend auf ein Ruhebett. Der Schleier, den ſie krampfhaft faßte, um ſich das Antlitz zu verhüllen, löste ſich mit der Haube vom Kopfe los, und volle blonde Haare, die ſie, nach der damals in den Klöſtern herrſchenden Freiheit, lang trug, ſanken wie ein goldener Waſſerfall bis auf den Boden herab. Es war ein Bild tiefſten, liebevollen Schmerzes. Claire warf ſich auf die Knie zu ihr nieder und rief, indem ſie ihr die Hände von den Augen zog: „Was ſoll ich thun? Was kann ich für ihn thun?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte die Aebtiſſin ſchluchzend — „aber du wirſt dort ſein, du wirſt die Gelegenheit erſpähen, ein gütiger Geiſt, ein Engel des Lichtes wird dir eingeben, was du zu thun haſt. Bring ihm irgend welchen Troſt in ſeine Nacht; bring ihm eine Blume von den Bergen, wenn du zu ihm gelangen kannſt — ſage ihm, daß es Licht wird in der Welt, Das wird ihm genug ſein, Das wird ihm Kraft geben — ſage ihm, daß man ihn liebt, daß man ſein Angedenken ſegnet — ſage ihm, daß die Erinnerung an ihn und ſeine Freunde die Bürger Genfs zur Ausdauer geſtählt hat, daß ſie den Kampf nicht aufgeben, ſondern muthig mit den alten und den neuen Waffen für ihre Freiheiten weiter ſtreiten. Laß ihn dein mitleidiges Geſicht ſehen, und wenn jene ewige Heiterkeit ſeiner Seele nicht ganz erloſchen iſt, wirſt du das herrliche Schauſpiel genießen, wie ſie wieder aufflammt in dieſen edlen Zügen, in dieſem unſäglich tiefen und klaren Auge."

„Aber, Mutter, wird er mir trauen?" fragte Claire beſorgt, „mir, der Tochter des Kaſtellans von Chillon?"

„Er wird," lächelte die Aebtiſſin, „gewiß, er wird, mein Kind; wenn nur ſo viel Licht in ſeinen Kerker dringt, daß er dir ins Geſicht ſehen kann, dann wird er dir vertrauen, wie ich mich hier mit meinem geheimſten Seelengeheimniſſe der Tochter des Kaſtellans von Chillon anvertraue. Doch will ich dir ein Erkennungszeichen mitgeben, das jeden Zweifel aus ſeiner Seele verbannen wird, wie ungern ich mich auch davon trenne."

Sie erhob ſich, zog einen Schlüſſel aus dem Buſen, öffnete einen mit Elfenbein ausgelegten Schrank und zog eine kleine Agraffe in Moſaik hervor, die eine Madonna mit dem Kinde vorſtellte.

„Dieſes kleine Kunſtwerk," ſagte ſie, „hat mir Bonnivard aus Florenz mitgebracht. Es iſt die Kopie eines Bildes von Andrea del Sarto. Als er es mir übergab, ſagte er: Es iſt von meinem Freunde Andrea del Sarto, mit dem ich am Arno luſtige Tage verlebte. Ich liebe dieſen Meiſter, weil er den Katholizismus in heitere Schönheiten zu verkleiden weiß. Nimm das Bildchen, Claire, zeige es ihm und wiederhole ihm dieſe Worte. Sie werden ein Schlüſſel zu ſeinem Herzen ſein und ihn an glückliche Zeiten erinnern."

Nachdem ſie ihrer jungen Freundin die Agraffe übergeben, nahm ſie aus demſelben Schranke ein anderes kleines Bild hervor, das ſie lange allein betrachtete, bevor ſie es ſchweigend Claire vor die Augen hielt. Claire ſah eine ſchöne junge Mannesgeſtalt in einer Gewandung, die halb einem ritterlichen Wamms, halb einer Kutte ähnlich ſah; das Geſicht, über das ein unverwiſchbar ſcheinendes Lächeln ausgegoſſen war, umrahmten dicke braune Locken und weiter gegen rückwärts eine halb herabfallende

Kapuze, wie ſie damals italieniſche Edle und manche Mönchsorden trugen. Eine goldene Kette fiel über die breite Bruſt; die eine Hand ſteckte nachläſſig neben dem Dolch im Gürtel, der die Tunika zuſammenhielt, während die andere auf den Degengriff geſtützt war. Man konnte die ſchöne Geſtalt, beſonders das bei aller Männlichkeit wahrhaft erſtaunlich heitere und klare Geſicht nicht anſehen, ohne unwillkürlich ſelbſt heiter zu werden und zu lächeln. Es erinnerte an einen wolkenloſen, ſonnengetränkten Frühlingstag.

„Wer iſt dieſer Ritter?“ fragte Claire erſtaunt und zugleich lächelnd beim erſten Anblicke.

„Es iſt Bonnivard!“

„Der Prior?“ fragte ſie weiter und erſtaunter als vorher.

„Ja, der Prior!“ verſicherte die Aebtiſſin. „Die Schatten des Kloſters konnten die Ritterlichkeit und Klarheit dieſes Mannes nicht verdüſtern. So war er noch, ſo trug er ſich noch, als ihn der Verrath dem heitern Sonnenlichte entzog. So klar, wie du ihn hier ſiehſt, iſt er ſelbſt aus dem Gefängniß von Grolee nach zweijähriger Haft hervorgegangen, als ihn der Herzog zum erſten Male verrätheriſch aufheben ließ, weil er ſich den Verräthern widerſetzte, welche die Thore Genfs dem Feinde öffneten. Dort ſchmachtete er, als Berthelier das Schaffot beſtieg; wäre er frei geweſen, er hätte dieſes Schwert gezogen, und der große Bürger lebte noch heute. Weil Bonnivard fehlte und Beſançon Hugues auf der Flucht war, ſah Genf thatlos zu, als ſein Befreier gewürgt wurde.“

Dann wieder das Bild betrachtend, ſagte Mademoiſelle de Seyſſel: „Weil er ſo war, als er den Kerker von Grolee verließ, nähre ich die Hoffnung, daß auch die Kerker von Chillon die edle Hülle des edlen Geiſtes nicht zerſtört haben.“

Dann verwahrte ſie das Bild wieder in den Schrank, den ſie ſchloß, ſchlang wieder den Arm um den Nacken Claires, und mit ihr in der Stube auf- und niederwandelnd, erzählte ſie ihr bald von ihrer Liebe, bald, damit ſie Bonnivard Bericht erſtatten könne, die Geſchichte der Stadt und deren Schickſal in den letzten Jahren. Das junge Mädchen ſah mit Rührung in ein von hoffnungsloſer Liebe gequältes und geadeltes Herz, dann in ein Netz von Liſten und Tücken, das Fürſt und Kirche ſpannen, um eine ſchwache Schaar heldenmüthiger Bürger zu verderben und in Sklaverei zu verſenken. Ihr Geiſt wie ihr Gemüth entfaltete und ſtärkte ſich in dieſer Nacht, als hätte ſie große und jahrelange Erfahrungen gemacht. Sie ſah die Welt anders, als ihr unſchuldiges, argloſes Auge ſie bisher geſehen. Und ſo hörte ſie und ſo erzählte die Aebtiſſin, bis die Spitzen des Montblanc ſchon ſanft geröthet vom anbrechenden Morgenlicht in die Fenſter des Kloſters ſahen. Als ſie endlich Abſchied nahm, küßte ſie die ſtille duldende Mademoiſelle de Seyſſel, und mit Thränen in den Augen ſagte ſie: „Vergiß nicht! Halt Wort!“ und dann, wie drohend, mit aufgehobenen Fingern wiederholte ſie: „Vergiß nicht! Halt Wort!“

Und wie dort, im Kloſter zu Genf, die Morgendämmerung die geheimen Bekenntniſſe der Aebtiſſin und ihre Erzählungen unterbrach, ſo weckten jetzt die Lichter, die auf den Spitzen des Dent du Midi erſchienen, im Schloſſe zu Chillon das junge Mädchen aus den Träumereien, in denen ſie jene Nacht noch einmal durchlebte, jedes Wort der Aebtiſſin noch einmal hörte, jede ihrer Thränen noch einmal rinnen ſah. Als ſie ſich gegen Morgen vom Ruhebette erhob, um ſich in den Alkov zu begeben, war es ihr, als hörte ſie noch einmal die bittende und drohende Mahnung: „Vergiß nicht! Halt Wort!“ Sie war es ſelbſt, die dieſe Worte vor ſich hin ſagte.

Viertes Kapitel.

Bonnivard.

Chillon, heute nur ein hochromantiſcher Schmuck der Landſchaft und Aufbewahrungsort höchſt unſchuldiger, meiſt veralteter, neutraler Waffen, Chillon zählte durch Jahrhunderte zu den koſtbarſten Beſitzthümern der Grafen und Herzoge von Savoyen. Es war der Schlüſſel des Rhonethales, und ſeine Macht reichte wenigſtens bis an die Engen von St. Maurice, und der Ruf ſeiner Stärke trug viel dazu bei, daß ſich die Macht der Savoyarden von hier aus auch raſch nach Weſten zu ausdehnte und befeſtigte. Gegen Chillons Willen konnte kein Maulthier aus dem Wallis ins Waadtland, aus dem Waadtland ins Wallis gelangen. Die Grafen von Savoyen hatten ihre lüſternen Blicke kaum auf dieſe, am nördlichen Ufer des Lemans gelegenen Ruinen des burgundiſchen Reiches geworfen, als ſie auch ſchon die Wichtigkeit jenes Felsblockes erkannten, zwiſchen welchem und dem feſten Lande der See brandete und in deſſen Nachbarſchaft der einzige Pfad, der an ihm vorüberführte, durch eine ſchmale Pforte geſchloſſen werden konnte. Auf dieſem Felsblocke erhob ſich ſchon im dreizehnten Jahrhundert Schloß Chillon, ebenſo gewaltig als prächtig. An zwanzig höhere und niedrigere Thürme erhoben ſich, aus ſeinen Feſtungsmauern hervorwachſend oder auch aus dem Innern der Höfe, ſämmtlich durch Zinnen und Zacken gekrönt, untereinander durch Treppen und Galerien verbunden, geſchmückt mit Altanen und Balkonen. Denn Chillon war nicht nur der Schlüſſel des Rhonethales, die Zwingburg des obern See's und des Waadtlandes, es war auch der Luſtſitz der Fürſten und Fürſtinnen von Savoyen. Und wahrlich, ſie konnten in ihren weiten, von der Natur ſo reichlich, ſo groß ausgeſtatteten Ländern ſchwerlich eine andere Stelle finden, in welcher ſich Anmuth mit Größe ſo ſchön vermählte — wo ein blauer See, freundliche, grüne Höhen, rieſige, von ewigem Schnee bedeckte Berge, Golfe, in denen der Lorbeer und die Granate gedeihen, ein herbeiſtürzender gewaltiger Bergſtrom und Hunderte von Schlöſſern, die ſich im See ſpiegelten, in kleinem Raume ſo viel des Schönen und Gewaltigen verſammelten, als ſonſt weite Länderſtrecken nicht beſitzen.

Aber dieſe Perle in der Perlenkette von Schönheiten, die ſich dort um den Hals des Lemans legen, dieſer Sitz der Luſt üppiger Fürſten, dieſes einem Zauberſchloſſe gleichende Chillon barg in ſeiner Tiefe die grauſamſten Kerker, und ſeit die Herzoge von Savoyen ihren Kampf gegen die Freiheit Genfs begonnen, bargen dieſe grauſamen Kerker die muthigſten Vertheidiger jener Freiheit.

Auf dem nackten Felſen, über dem der herrliche Bau ſich erhob, zwiſchen den Säulen, welche die Grundveſten bildeten, lag und ſchmachtete ſeit Jahren Bonnivard, der Mann, von dem man in Genf nur noch wie von einer Erſcheinung ſchönerer alter Zeit zu ſprechen pflegte, der der letzte Reſt jener Epoche war, die man das Helden- und Märtyrerzeitalter der Genfer Freiheit nannte, der Mann endlich, um deſſen Befreiung, wie um Erfüllung einer heiligſten Pflicht, hoch oben über ihm, in den prächtigen Zimmern der Prinzeſſin von Cypern, ſich ein junges, reines Mädchenherz abquälte.

Die Urſache ſeines Unglückes war die Ueberfülle herrlichſter Gaben, mit denen ihn die Natur wie das Schickſal ausgeſtattet hatten und die ihn ſeinem Feinde Karl von Savoyen doppelt furchtbar machten, ſelbſt als die Schaar der Patrioten, die ihn einſt umgab, längſt gefallen war.

Der Zufall hatte ihm einen edlen, in ſeiner Welt hochgeehrten Namen gegeben, die Natur einen Geiſt, der ſelbſt unter den zahlreichen hohen Geiſtern, mit denen beinahe alle europäiſchen Länder zur Zeit der Renaiſſance und Reformation geſegnet waren, als ein ebenbürtiger und hervorragender erſchien, der die ganze tiefe Bedeutung jener Uebergangszeit begriff und die Ziele erkannte, dahin ſich alle geiſtigen Strömungen drängten. Dieſe Eigenſchaften verſchafften ihm bald eine hohe Stellung, welche Macht und Reichthum, alle äußerlichen Mittel gewährte, deren er zur Verfolgung ſeiner Zwecke bedurfte. Seine eigene Wahl gab ihm, dem Prälaten von Fürſtenrang, eine Vaterſtadt, die in einem großen Kampfe für Freiheit gegen einen eroberungsſüchtigen Nachbar, gegen eine verrätheriſche Geiſtlichkeit und gegen einen räuberiſchen Adel begriffen war: alſo einen Schauplatz, der ſeiner würdig war und den ſeine hohe Seele in der Ferne geſucht haben würde, wenn er ihn nicht in ſeiner nächſten Nähe gefunden hätte. So begabt und ſo gerüſtet, durfte es ihn wohl doppelt ſchmerzen, aus dem Kampfe zu ſcheiden, bevor er beendet war, und die kräftigſten Jahre des Mannes in grauſamer Gefangenſchaft zu verlieren. Und Bonnivard, der Philoſoph und Geſchichtsſchreiber, wußte, wie langſam die Geſchichte vorſchreitet, wie ſie oft erſt über die zertretenen Herzen ganzer Menſchenalter an ihre Ziele gelangt. Er konnte ſich nicht mit der Hoffnung in ſüße Träume lullen, daß die kleine Republik Genf im Laufe weniger Jahre drei gewaltige, alte, auf Jahrhunderte fußende Mächte, die herrſchſüchtige Monarchie, die tiefgewurzelte Kirche, die ein Jahrtauſend alte Feudalität beſiegen werde, um dann ihre Bürger aus der Haft befreien zu können. Und wie hoffnungsvoll ſein Geiſt war, ſo oft er an den großen Kampf, die großen Grundprinzipien dachte, ſo hoffnungslos betrachtete er ſeine Gefangenſchaft.

Zwiſchen den vier Säulen, welche die Wölbung trugen, und den Mauern, mit denen man die Bogen ausfüllte, um das Gefängniß zu verengern, im nächtlichen Dunkel, gingen ihm einförmig und tonlos die Stunden dahin — die Stunden, die Tage, die Wochen, die Monden, die Jahre: eine Stunde der andern, ein Jahr dem andern gleichend. Kein frohes, kein trauriges Ereigniß, kein Wechſel der Jahreszeit — kaum der Wechſel von Tag und Nacht — brachte in dieſe Oede abwechſelndes Gefühl, abwechſelnde Stimmung, oder verſchiedene Färbung.

Die Zeiten fielen von ihm ab, wie die verwitterten Fetzen des Gewandes, in dem er gefangen worden. Sein Haupthaar floß über den Nacken herab, und ſein Bart reichte an den Gürtel. Auf dem kleinen Raume, den ihm die Kette ſchreitend zu durchmeſſen erlaubte, waren die Spuren ſeines Fußes bereits in den Felſen eingedrückt, in den harten Felſen, der die Feſte Chillon trägt. Jahrhunderte, vielleicht Jahrtauſende müſſen über den Felſen hingehen, bis ſie die Fußtapfen verwiſchen, die ihm Bonnivard in ſechs Jahren eingedrückt, dieſe Zeugniſſe, wie dieſer von einem Feuergeiſte belebte Mann ſich gleich einem Löwen im Käfige bewegte.

Keine Maus, keine Spinne, die manchmal die unglückliche Einſamkeit des Gefangenen mit einem Funken von Leben unterbrechen, denen er aus unfruchtbar verrinnendem Borne der Liebe einen Tropfen ſpenden kann, wohnte auf der Wüſte dieſes Felſens oder ſpannte ihr Netz in dieſem öden Dunkel, und kein Vogel raſtete ſingend, Frühling verkündend in der Mauerluke ſeines Fenſters, das nur die feuchte Kälte ſeines Kerkers ausathmete. Durch dieſe Luke drang nur während des Sommers ein ſchmaler Lichtſtreifen und kroch, als ob er hier raſch verſiechte, langſam von einer Wand zur andern, nichts beleuchtend als gefühlloſes und undurchdringliches Geſtein.

In dieſem Jahre — im Jahre 1535 — brachte ihm dieſer Lichtſtrahl einen Segen, eine Wohlthat, um deren willen er ſeinen Feinden alle Grauſamkeit zu verzeihen bereit war. Er hatte Papier, Tinte und Feder. Er durfte ſchreiben, ſo lange das ärmliche Licht in ſeinen Kerker fiel, und an ſeiner Kette ſchleppte er ſich, auf dem Boden liegend, dem theuern Strahle nach, der breit genug war, um einige Zeilen zu beleuchten. Er ſchrieb die Chronik Genfs, die wir noch heute beſitzen — jene Chronik, in der wir ein kindliches Gemüth neben der hohen Anſchauungsweiſe eines an der Größe des Alterthums genährten Geiſtes bewundern — jenes merkwürdige Werk, das die Reize irrthümlicher Aufzeichnungen, wie die Muſen Herodots oder die Bücher Joinville's und Froiſſarts mit den Errungenſchaften hoher Bildung und mit jener philoſophiſchen Einſicht verbindet, welche Vergangenheit und Zukunft, das Gute und das Böſe, das Wahre und das Falſche gleich tief durchdringt. Er beſchreibt uns die Geſchichte einer kleinen Stadt; aber im kleinen Spiegel das Bild der ganzen Zeit auffaſſend, ſteht er neben ſeinen Zeitgenoſſen Macchiavelli, Guicciardini, Philippe de Commines und d'Avila, welche große Geſchicke weiter Länder und ganze Welten umfaſſende Begebenheiten erzählten, nur daß ſich hier die Abſicht des Staatsmannes und der weite Gedanke des Weltweiſen hinter einer harmloſen, beinahe kindlichen, immer lächelnden Erzählung verbirgt, welche überall ein vertrauensvolles Gemüth und einen Mann verräth, der ſich eines reinen Lebens und ſeines Rechtes bewußt iſt.

Die Aufzeichnung der Geſchichten Genfs gewährte ihm höhere Freuden, als ſeine Feinde vermutheten, ſie hätten wohl ſonſt in ihrem Haß gegen Bonnivard ſchwerlich die Erlaubniß dazu ertheilt, trotz der Hinterliſt, die ſich hinter dieſer Gnade verſteckte. Sein Leben im Gefängniß war ihm nicht verloren, verſtrich nicht thatenlos; ſein Bewußtſein fühlte ſich gehoben, er war nicht, wie er bis jetzt glaubte, beſtattet und begraben. Was er in der Freiheit, für die Freiheit gethan, er durfte es in dem erhabenen Berufe des Geſchichtsſchreibers fortſetzen, er durfte als Zeuge auftreten für die Wahrheit mit der Feder in der Hand, wie als Gefangener in dem harten Kerker des Herzogs von Savoyen. Was er mit gefeſſelten Armen, mit Ketten an den Knöcheln nicht ausführen konnte, vielleicht thut es in ſpäter Zeit das Beiſpiel, das er aufſtellte, das Zeugniß, das er ablegte, das ſchlichte Wort, das er niederſchrieb. Mit freudiger Seele, in raſchen und kühnen Strichen malte er die Jahrhunderte des Kampfes der Genfer gegen die Herzoge von Savoyen, gegen die Uebergriffe der Biſchöfe und die räuberiſchen Anfälle des Adels; mit Stolz hob er die Ausdauer hervor, mit welcher die kleine Stadt ihre Freiheiten vertheidigte und die verlorenen, freilich um ſie immer wieder zu verlieren, immer wieder eroberte. Nun aber war er in einer Zeit und bei Menſchen angekommen, die er ſchon ſelber gekannt hatte, und in die Begeiſterung und Ruhe des Geſchichtſchreibers drängte ſich jetzt manchmal das Gefühl des Freundes, die Klage des Zeitgenoſſen, der Schmerz des perſönlichen Zuſchauens, großen Duldens und ungeheuern Unrechts. Hatte er nicht von den ewigen Torturen des armen, ehemals ſo luſtigen Pecolat, ſeines Tiſchgenoſſen, zu erzählen, von jenem gewaltigen, kräftigen, ruhevollen Beſançon Hugues, der verkörperten Ehrenhaftigkeit des Bürgerthums, der ſein Leben auf beſtändiger Flucht und wie ein Abenteurer und Verbrecher in Verſtecken und Schlupfwinkeln, wie ein wildes Thier in Schluchten und Klüften, zubringen mußte? Von Levrier, der, weil er das Recht nicht beugen wollte, den Nacken dem Henkerbeil beugen mußte? Und waren ſie und ſo viele andere Märtyrer nicht ſeine geliebten Freunde und die Genoſſen ſeiner freudigen Sympoſien? O, der ſchönen Stunden, die in dem großen Saale von St. Viktor in Geſellſchaft dieſer freudigen, in ihrer Ueberzeugung ſo beruhigten Menſchen, in Geſprächen über vergangene und zukünftige Kämpfe, im Genuſſe des gehofften Sieges, der einſtigen Freiheit Genfs, dahingegangen! Nicht das Dunkel des Kerkers allein, viel öfter war es noch die Thräne, die ſein Auge jetzt, da er bei dieſer Epoche der Geſchichte Genfs angekommen, beſchattete und am Schreiben verhinderte. Und nun ſtand er vor dem Blocke, auf den der herrlichſte aller der Märtyrer, ſein Freund, der anmuthige, liebenswerthe, tapfere Philibert Berthelier, ſein Haupt niederlegen ſollte. Seit Tagen ſtand Bonnivard vor dieſem Blocke und wagte es nicht, weiter zu ſchreiten; er rang nach der Ruhe, die er ſich bei Ablegung ſeines Zeugniſſes zur heiligſten Pflicht gemacht hatte. Endlich, da ein goldner, holdlächelnder Sonnenſtrahl hereindrang, der ihn an den ewig lächelnden Blick Berthᴇliers erinnerte, ergriff er die Feder und ſchrieb mit ruhiger Seele:

„Berthelier hatte außerhalb der Stadt, nahe der Rhone bei

Geracua, einen Garten, dahin er jeden Tag zu gehen pflegte, und den er der Feinde wegen, die er in Genf hatte, jetzt nicht oft verließ. Und wie um mit der Gefahr zu ſpielen, trug er in ſeinem Buſen ein kleines Wieſel, das er ſehr liebte und das er, hin- und herwandelnd, ſtreichelte. Am dritten Tage, nachdem der Vizedom des Herzogs Zuzug erhalten hatte, begab ſich dieſer mit ſeinem ganzen Gefolge dahin, um ihn gefangen zu nehmen. Berthelier ſah ſie wohl ankommen, aber er wich nicht aus, ſondern ging geraden Weges auf ſie los, ſo ſtolz, als ob er den Vizedom gefangen nehmen ſollte. Der Vizedom legte ſeine Hand auf ihn im Namen des Biſchofs, denn es war ihm verboten, es im Namen des Herzogs zu thun; als er ihm ſeinen Degen abnahm, ſagte Berthelier ſtolz: ‚Gebt wohl Acht, was Ihr mit dieſem Degen beginnet, denn Ihr werdet darüber Rechenſchaft abzulegen haben.‘ Er wurde nach der Inſel geführt, während er, um über ſeine Feinde zu ſpötteln, mit ſeinem Wieſel ſpielte. Seine Wächter ſagten zu ihm: ‚Bittet Seine Hoheit um Gnade!‘ — ‚Welche Hoheit?‘ fragte er. — ‚Die Hoheit von Savoyen, Euern und unſern Fürſten.‘ — ‚Er iſt ganz und gar nicht mein Fürſt,‘ erwiderte er, ‚aber ſelbſt wenn er es wäre, würde ich ihn nicht um Gnade anflehen, denn ich habe nichts verbrochen. Mögen Verbrecher um Gnade flehen, Ehrenmänner thun es nicht.‘ — Der Biſchof leitete ſeinen Prozeß nicht nach den Rechten und Freiheiten Genfs ein, welche beſagen, daß jeder eines Verbrechens angeklagte Laie den Syndicis als den ihm zuſtehenden Richtern überliefert werden müſſe. Er ſetzte für dieſe Angelegenheit einen Prevoſt ein, einen alten jetzt in Genf wohnhaften Mann aus Chambery, der ſein Leben lang Zahnausreißer geweſen und ſich Jehan Desbois nannte. Dieſer kam auf Befehl des Biſchofs auf die Inſel, um Berthelier zu verhören, aber er wollte ihm nicht Rede ſtehen, ſagend, daß er nicht der ihm zukommende Richter ſei. Und um ſich frei von aller Furcht zu erweiſen, ſchrieb er auf die Wand ſeines Gefängniſſes: ‚Non moriar sed vivam, et narrabo opera Domini.‘

„Am andern Morgen kehrte der Prevoſt wieder mit der ganzen Schaar der Bewaffneten und ihren Kapitänen, welche die Inſel beſetzten und die Brücken, die zu ihr führten. Beſagter Prevoſt forderte Berthelier aufs Neue auf, ihm Rede zu ſtehen, und da dieſer ſich abermals weigerte, that der Prevoſt ſeinen wahnſinnigen und böſen Spruch: ‚Für ſeine vergangenen Miſſethaten, wie für den Ungehorſam, den er jetzt ſeinem Fürſten zeige, ſolle ihm ſein Haupt abgeſchlagen, ſein Körper an den Galgen vom Champel gehängt, ſein Kopf im Plainpalais ausgeſteckt und ſolle ſeine Habe zu Gunſten des Fürſten konfiszirt werden.‘ Man brachte ihm den Beichtvater und den Henker. Dem Beichtvater hatte er nicht Vieles zu ſagen. Worauf ihn der Henker ergriff, ihn auf den Platz vor dem Inſelſchloſſe führte, wo Berthelier nichts Anderes ſagte, als nur ausrief: ‚Ha! Ihr Herren von Genf .....!‘ Worauf er niederkniete und enthauptet wurde .....“

So weit hatte Bonnivard geſchrieben, als er einhalten mußte. Seine Hände zitterten, daß er keinen Federzug mehr thun konnte, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, und ſein Geſicht fiel, als ob der Streich nach Bertheliers Nacken ihn ſelbſt getroffen hätte, vorn hin auf das Papier, und „Berthelier! mein theuerer, edler Berthelier!“ rufend, breitete er beide Arme aus, um den harten Felſen, der ihm als Schreibtiſch diente, zu umarmen.

Der Sonnenſtrahl, der ihn beleuchtete, war längſt von ihm fortgekrochen; er lag wieder in tiefer Dunkelheit, und auch in ſeiner Seele war es wieder dunkel geworden. Die Geſchichte der Welt ſah er jetzt nur von ihrer traurigſten, ſchwärzeſten Seite. Ueberall und zu allen Zeiten ſchwebten ihm nur die Holzſtöße, Kreuze und Schaffote jeglicher Art vor, auf denen die Edelſten der Menſchheit den Martertod litten, während er unter Triumphbogen und auf Thronen ihre Quäler ſah, die Feinde des Menſchengeſchlechtes, die Verhöhner der edelſten Gedanken. Er erhob ſich, ließ die Arme herabſinken und ſaß aufgegeben und trauernd da. „O mein Grab von Chillon! wäreſt du wirklich ein Grab!“ rief er aus und kroch nach der Säule zurück, an der ſeine Kette befeſtigt war. Er umklammerte ſie, als wollte er ſie brechen, die Grundveſten Chillons erſchüttern und ſich unter ſeinen Trümmern begraben.

Da, in dieſem Augenblicke höchſter Troſtloſigkeit, erſcholl es in ſeinem Gefängniſſe von einer menſchlichen, kräftigen und doch ſanften Stimme. Dieſe rief: „Hoffe, hoffe, Bonnivard! Gruß von Genf, Bonnivard!“

Bonnivard ſprang in die Höhe und blickte um ſich. Es war ihm, als hätte er eine himmliſche Erſcheinung. Er glaubte geträumt zu haben, aber es hatte zu deutlich geſprochen, noch klangen die Worte in ſeinem Ohre und in ſeinem Herzen: Hoffe, hoffe, Bonnivard! Er wiederholte ſie immer wieder, hob die Arme dankend gen Himmel, die Troſtloſigkeit war dahin, und er hoffte in der That, wie es ihm die Stimme geboten hatte. Thränen der Freude ſchwemmten den letzten Reſt jener Thränen der Verzweiflung aus ſeinem Auge.

Am Abend deſſelben Tages trat der Kaſtellan von Chillon mit zornigem Geſichte in die Salle de justice, ſetzte ſich auf den großen Thronſeſſel, auf dem er zu Gericht zu ſitzen pflegte, und befahl einem Diener, ſofort den Kapitän Barberouge hieherzubeſcheiden. Dieſer trat auch nach wenigen Minuten ein, lächelte, als er ſich in der Salle de justice ſah, warf einen Blick auf die Thüre, welche in die anſtoßende Folterkammer führte, verneigte ſich vor dem Kaſtellan und ſagte mit etwas ſpöttiſcher Unterthänigkeit: „Meſſire de Beaufort, Ihr ladet mich in die Salle de justice, ſoll ich foltern helfen oder vielleicht ſelbſt gefoltert werden? Gebt Euch keine Mühe, ich will plaudern und alle meine Verbrechen geſtehen, ohne Meiſter Jehan Goulé zu bemühen. Was ſteht zu Dienſten? Was habt Ihr zu befehlen?“

„Barberouge,“ ſagte Herr von Beaufort, ohne weiter auf die Scherze einzugehen, „Ihr habt heute meine Tochter, Mademoiſelle de Beaufort, an den Fuß des Schloſſes gerudert, über den Kreis hinaus, den ich zu überſchreiten erlaubt habe — Ihr habt ihr dann den Felſen hinaufgeholfen — gerade am Gefängniſſe Bonnivards.“ —

„So iſt es, ganz richtig, Ihr ſeid vortrefflich unterrichtet,“ erwiderte Barberouge mit einer Verneigung, als ob er ſeinem Kommandanten über ſeine Allwiſſenheit ein Kompliment machen wollte.

„Wie kam Das? Wie war Das alles?“ fragte der Kaſtellan mit ſtrenger Miene.

„Das kam ſo,“ erzählte Barberouge, ohne ſich durch das finſtere Geſicht des Sire de Beaufort einſchüchtern zu laſſen. „Nach dem Eſſen ſtieg ich unter der Zugbrücke in den Kahn, um auf den See hinaus zu rudern und draußen, wie es meine Gewohnheit iſt, vom See eingewiegt, mein Mittagsſchläſchen zu machen. Fräulein von Beaufort, die draußen unter den Bäumen auf- und abging, ſieht Das und ſagt: „Monſieur Barberouge, nehmt mich mit.“ Ich, gleich bereit, einem jungen Fräulein mein Mittagsſchläſchen zu opfern, reiche ihr die Hand und helfe ihr in den Kahn und fahre an der Galeere vorbei, hinaus in den See. Und wie ſie ſo daſaß und ich ſie anſah, denke ich, daß ich für ſie auch in den See ſpringen könnte, obwohl ich nicht ſchwimmen kann. Sollte ich da nicht wieder zurückrudern, als ſie es verlangte, und zwar geradaus vor das Schloß und juſt da halten, wo ſie es verlangte, nämlich unter dem Gefängniſſe Bonnivards? Dort angekommen, ſagte ſie: „Barberouge, bindet hier den Kahn an.“ Das iſt nun ſehr ſchwer, an dem Felſen den Kahn anzubinden, aber mit Hülfe einiger elender Wurzeln, die da in den Ritzen ſtecken, bringe ich es doch zu Stande. Gleich darauf ſteht Fräulein Claire auf dem Felſen, was ſie bei der Abſchüſſigkeit dieſes Felſens nur vermittelſt eines ſehr kleinen Fußes thun konnte. Verzeiht, Sire de Beaufort, aber ich bin Euch Wahrheit ſchuldig: Sobald ich dieſes Füßchen ſah, mußte ich erſt vollends Alles thun, was ſie von mir verlangte. Und ſie verlangte, daß ich ſie nun hinaufhebe, daß ſie mit ihrem Geſichte bis an das Gefängnißfenſter reiche. Das habe ich denn gethan, obwohl ich ſie warnte und ſagte: Fräulein Claire, wenn Das Euer Vater erfährt, geht es mir ſchlecht und Euch vielleicht auch, denn mit Bonnivard verſteht Sire de Beaufort keinen Spaß, und er hat die ſtrengſten Befehle gegeben. Während ich Euch da hinaufhebe, ſchießt mir vielleicht ſo ein Kerl von der Galeere in den Rücken. Aber ſie hat es gewollt — ſollte ich vor dem Kerl auf der Galeere Angſt haben? — und ſo hob ich ſie hinauf. Das iſt Alles.“

„Und was that ſie oben?“ fragte Sire de Beaufort.

„Sie ſagte etwas, das ich nicht verſtand. Auch habe ich nicht Acht gegeben, ich war zerſtreut.“

„Und dann?“ fragte der Kaſtellan weiter.

„Dann nichts mehr; ſie ſprang raſch wieder hinab in den Kahn, weil ſie mich der Kugel von der Galeere nicht länger ausſetzen wollte, das gute Fräulein — und dann ruderten wir ums Schloß herum in den Graben, Fräulein Beaufort dankte mir und eilte ſo ſchnell als möglich ins Schloß. Ich blieb draußen und ſah den Schurken von der Galeere, der vorhin hereintrat, um mich und Fräulein Claire zu verrathen, womit er nur ſeine Pflicht gethan hat und wofür ich ihm nächſtens ſeine Zähne in den Hals ſchlagen werde.“

„Ich werde dich auf vierzehn Tage in den Thurm werfen laſſen!“ rief Herr von Beaufort.

„Thut Das,“ erwiderte Barberouge, „ich wußte ja, daß ich Das bekomme — aber vierzehn Tage Thurm ſollen mich nie von der Höflichkeit abbringen, die ein guter Kriegsmann den Damen ſchuldig iſt, nota bene in Friedenszeiten, denn als wir unter dem Konnetable Rom einnahmen —“

„Genug, geh!“ herrſchte ihm Sire de Beaufort zu, und Barberouge ging.

Philibert, der in der Halle das Geſpräch mit angehört hatte, ging, um Claire mitzutheilen, daß es ihr Vater wiſſe, wie ſie ſich heute dem Gefängniſſe Bonnivards genähert habe, und ſie zu warnen. Er freute ſich, ihr einen Dienſt erweiſen zu können, denn er hoffte, dadurch ihr Benehmen gegen ihn wieder etwas freundlicher zu geſtalten. Er wußte, was ſie ihm halb mitgetheilt, was er halb errathen hatte, daß ſie zu Bonnivard zu gelangen ſtrebte, und er durfte ſie nicht unterſtützen, obwohl ſie es ihm ſchon ans Herz gelegt hatte. Mit Schmerzen ſah er ſie kalt an ſich vorübergehen, ſie, deren Ankunft er mit ſolcher Sehnſucht entgegen geharrt, und er grollte der Zeit, welche überall Parteien ſchuf, Zwietracht bis in die Familien ſäete und innig Vereinigtes trennte. In kurzen Worten theilte er ihr mit, was er unten angeſehen hatte, und war erſtaunt, mit welcher Ruhe ſie die Nachricht aufnahm.

„Ich danke dir, Philibert, für die Warnung,“ ſagte ſie, „aber ſie war überflüſſig. Ich bin entſchloſſen, mich an den Vater ſelbſt zu wenden; ich will ihn bitten, mich ein Mal ins Gefängniß zu Bonnivard gehen zu laſſen.“

„Um Gottes willen nicht! thue es nicht!“ rief Philibert und zwar mit einer Heftigkeit, als ob er ſie von einer ſehr verderblichen That abhalten wollte.

„Und warum nicht?“

„Weil“ — ſtotterte Philibert verlegen — „weil — ich kann es dir nicht ſagen. Aber glaube mir, er wird es dir nie erlauben — zwiſchen Bonnivard und deinem Vater muß Todfeindſchaft ſein.“

„Sage mir mehr,“ flehte Claire.

„Ich kann nicht — aber um dich von einem unbedachten Schritte abzuhalten, um dir zu zeigen, Claire, daß ich dein alter Freund bin, wenn ich auch nicht Alles thun kann, was du von mir verlangſt, will ich dir einen Rath geben — will ich dir ſagen, an wen du dich wenden ſollſt.“

Claire reichte ihm dankbar die Hand und fragte dringend: „Wer iſt es?“

„Jehan Goulé!“

„Der Gefängnißwärter? Der Henker?“ — rief Claire erſchrocken.

„Sein Amt,“ ſagte Philibert, „darf dich nicht abſchrecken; ſein Amt iſt es ja eben, das dir den Zutritt zu Bonnivard erleichtert.“

„Aber,“ fragte Claire zweifelnd, „wie ſollte dieſes Ungethüm, das meinem Vater mit Leib und Seele verfallen iſt, auf meine Wünſche eingehen? Es iſt ja bekannt, daß er ſich lieber auf die Folter ſpannen ließe, ehe er um eines Haares Breite von den Befehlen ſeines Herrn abwiche.“

„Wie ich ihn kenne,“ verſicherte Philibert, „wird er, ſobald du willſt, nur dir gehorchen und mit derſelben Hundetreue wie deinem Vater. Verſuche es nur.“

„Erkläre mir,“ bat Claire noch immer ungläubig.

„Seit wann,“ fragte Philibert, „iſt Jehan Goulé deinem Vater ſo ergeben, als hätte er ihm ſeine Seele verſchrieben? Seit deiner Geburt. Savoyen war damals im Kriege mit Wallis, und Jehan Goulé, ein Walliſer, ſchon damals Knecht in Chillon, verrieth das Schloß und wollte um Mitternacht den Feind einlaſſen. Er ſelbſt wurde verrathen, und dein Vater ließ ihn vor dem Thore aufknüpfen — in dieſem Augenblicke brachte man ihm die Nachricht von deiner Geburt, und um das Ereigniß auf ſeigneurale Weiſe ſogleich zu feiern, ließ er ihn wieder abſchneiden. Seit damals tritt Jehan Goulé nicht mehr aus dem Thore Chillons und iſt er aus Dankbarkeit der Hund deines Vaters. Von deiner Kindheit an hat er dich immer als ſeinen Schutzengel betrachtet, obwohl er dich nie zu berühren und kaum anzublicken wagte. Als du aus Genf zurückkehrteſt, ging er zum erſten Male ſeit Jahren bis ans Thor, um dich ankommen zu ſehen. Ich glaube, daß er ohne alle weitere Ueberlegung, ohne den geringſten Widerſpruch thun wird, was du von ihm verlangſt, und daß er von dem Augenblicke an dein Knecht ſein wird und nicht der deines Vaters.“

„Ich danke dir, Philibert,“ rief Claire freudig. „Du erweiſeſt mir eine Wohlthat — ich danke dir, aber — ſchweige, was du auch immer beobachten mögeſt.“

Philibert zuckte die Achſel und ſagte ſeufzend: „Iſt es nicht genug, daß ich Andern das Glück, dir zu dienen, überlaſſen muß — mußt du mich auch noch bitten, daß ich dich nicht verrathe? Claire, noch einige ſolche Verkennungen, und ich ſpringe in den See oder ich werde ein Ketzer und thue, was du willſt.“

Fünftes Kapitel.

Der Beſuch.

Doch verfloß geraume Zeit, ehe Claire den Rath Philiberts benutzen konnte. Sire de Beaufort hatte ihr keine Vorwürfe gemacht, hatte nicht einmal auf ihr Vergehen, ſich Bonnivards Kerker genähert zu haben, angeſpielt, aber ſie konnte wohl bemerken, daß ſie beobachtet und ihrem Vater verdächtig war. Er hatte offenbar ſeine Urſache, warum er jede Gelegenheit vermied, bei welcher der Name des Gefangenen zwiſchen ihm und ſeinem Kinde genannt werden könnte; Das hatte ihr ja auch ſchon Philibert angedeutet. Er zog es vor, anſtatt ihr die Annäherung an die Gefängniſſe geradezu zu verbieten, dieſe mit Wachen zu umſtellen. An allen Eingängen zu den untern Geſchoſſen begegnete ſie Hellebardierern, und wenn ſie auf den See hinausfuhr, lag zwiſchen der Galeere, die die Seeſeite des Schloſſes bewachte, und der Stelle, die ſie mit Hülfe Barberouge's erklettert hatte, eine Barke mit Bewaffneten, die aufmerkſam wurden, ſobald ſie verſuchsweiſe Miene machte, derſelben Stelle zuzuſteuern. Es war wie ein ſtiller Krieg, der zwiſchen ihr und ihrem Vater ausgebrochen war. Sie ſah ein, daß ſie einen günſtigen Moment werde abwarten und die Nacht werde zu Hülfe nehmen müſſen.

Es waren Geſandte der Herren von der Ligue — ſo nannte man damals die gefürchteten Regierungen der Schweizer, die Beſieger Karls des Kühnen von Burgund — mit Aufträgen an den

Biſchof von Sion vorbeigekommen und in Chillon eingekehrt. Sire de Beaufort wußte ſehr wohl, wie viel dem Herzog von Savoyen die Freundſchaft der Herren von der Ligue werth war, da es von ihrem guten Willen abhing, ob er dieſſeits des See's feſten Fuß faſſen könne oder nicht — da er ſich ſchon mehrere Male, wenn auch zähneknirſchend, ihrem ſchiedsrichterlichen Spruche hatte fügen müſſen, und da vorauszuſehen war, daß ſie in naher Zeit, ſobald die Genfer Händel zum endlichen Austrage kommen, ihr Schwert in die Wagſchale werfen würden. Verſchwendete doch der Herzog von Savoyen jährlich Tauſende und Zehntauſende von Goldgulden, um ſich vorzugsweiſe im Rathe von Freiburg und Bern Stimmen und Späher zu kaufen. Die Geſandten der Herren von der Ligue, obwohl Berner, d. i. Ketzer, da Bern damals ſchon die Reformation auf ſeinem ganzen Gebiete eingeführt hatte und Niemand mehr im Rathe der großmächtigen Herren ſitzen konnte, der noch der alten Religion anhing, wurden mit noch viel größerem Pompe in Chillon empfangen und bewirthet, als es vor Wochen mit Monſeigneur von Lauſanne, dem treuen Diener der Kirche und unterthänigen Anhänger Savoyens, der Fall geweſen. Kurz nach ihrem Abzuge, welcher Abends ſtattfand, da ſie in dieſer Nacht noch St. Maurice erreichen wollten, lag Chillon in einem todähnlichen Schlafe. Ein Theil der Beſatzung war ihnen zu Schutz und Begleitung mitgegeben worden; nur der Theil, der nach dem Trinkgelage des Tages nicht mehr aufſitzen konnte, war zurückgeblieben. Im Innern war die Zahl der aufgeſtellten Wachen weit geringer als ſonſt.

Claire, die auf jeden Umſtand lauerte, entging es nicht, daß dieſe Nacht geeignet wäre, ihr Vorhaben auszuführen. Mit pochendem Herzen ſaß ſie in ihren Gemächern und horchte bei offenen Thüren und Fenſtern auf jedes Geräuſch, bis ſie bemerkte, daß die Schritte der Wachen immer ſeltener wurden, je nachdem die Hellebardierer auf den Poſten einſchliefen, und daß es endlich ſo ſtille ward, daß ſie die Wellen am Fuße des Felſen klappern hörte. Ja, ſie hörte ſogar ein ſeltſam dumpfes Kettengeklirre. Es war ihr, als ob ſie dieſen Klang kenne. Sie ſteckte eine kleine Laterne an, zog die Schuhe von den Füßen und ſchlüpfte die beiden Wendeltreppen hinab, vorbei an der Schlafſtube ihres Vaters im erſten und dann an der salle des gardes im unterſten Geſchoſſe — dann weiter die gerade Treppe hinab in den Gang, der ſchon halb unterirdiſch zu den Gefängniſſen führte. Heute fehlte hier der Wachpoſten, und ſie gelangte ungehört bis an das Ende des Ganges. So weit war ſie, ohne eigentlich zu wiſſen, wie? gekommen — gedankenlos, in der Aufregung, wie in Träumen, wie von einer unſichtbaren Macht getragen. Hier, im Angeſicht der vielen Thüren, kam ſie zur Beſinnung, aber nur um ihre Angſt zu fühlen. Philiberts abenteuerlichem Rathe, Johan Gouli zu befehlen, traute ſie nicht viel; ſie hoffte, auch ihn eingeſchlafen zu finden und ihm die Schlüſſel entwenden zu können — aber ſelbſt, wenn ihr das gelang, wie ſollte ſie die Thür entdecken, die zu Bonnivards Gefängniß führt? und wird ſie mit ihrer ſchwachen Kraft die eiſerne öffnen können, ſelbſt wenn ſie Meiſterin des Schlüſſels wird? Sie hielt inne und wollte ſich faſſen. Da ſtand plötzlich Johan Gouli, nüchtern wie immer, vor ihr, im Strahl ihrer Laterne, mit erſtaunten Augen und grinſendem Geſichte. Sie fuhr zurück. Der Gedanke, in dieſer Stunde und in dieſer Oede mit dem Ungethüme, das ſo viele Menſchen vom Leben zum Tode gebracht, der auf Folterwerkzeugen ſchlief, allein zu ſein, erfüllte ſie mit Entſetzen; ſie wankte und lehnte ſich an die feuchte Wand, um nicht zu fallen. Aber Johan Gouli neigte ſich, ergriff den Saum ihres Kleides und küßte es. Seine Berührung machte ſie ſchauern, aber ſie glaubte jetzt dem Rathe Philiberts. Sie faßte ſich raſch und ſagte mit gebieteriſcher Stimme: „Wo iſt das Gefängniß Bonnivards?“

Johan Gouli ſtreckte die Hand aus und deutete auf eine nahe niedrige, mit Eiſenplatten beſchlagene Thüre.

„Oeffne!“ befahl Claire.

Er ſah ſie mit offenen Augen an und beugte ſich hinter dem

Ohr. Claire wurde beſorgt. Aber plötzlich flog ein Grinſen über ſein Geſicht, das ein Lächeln ſein ſollte, und ſo lächelnd ergriff er das Schlüſſelbund an ſeinem Gürtel, ſuchte einen der Schlüſſel hervor und öffnete. Claire ſetzte einen zitternden Fuß auf die Schwelle, aber nur um ſich zu überzeugen, daß ſie noch nicht in einem Gefängniß, ſondern in einem kurzen und ſchmalen Gang angelangt war, der in die Tiefe führte und an ſeinem Ende eine andere, noch niedrigere Thür ſehen ließ. Sie ließ den ganzen Schein der Laterne in den Gang fallen und ſagte: „Dort dieſe Thüre!“ Jehan Goulé ging raſchen Schrittes durch den Gang, nahm einen zweiten Schlüſſel hervor und öffnete wieder. Claire ſtand neben ihm, ſtreckte die Laterne in das Gefängniß und überblickte den traurigen Raum. Jehan Goulé ſtieß einen unartikulirten Laut der Befriedigung aus und leitete den ſuchenden Blick Claire's mit zeigendem Finger nach einem Winkel. Dort, auf faulem Stroh, mit dem Geſichte der Wand zugekehrt, lag Bonnivard: ſein Haupt ruhte auf einer Hervorragung des unebenen, felſigen Bodens, am Fuße der Säule, in welcher ungefähr ein Fuß hoch über ſeinem Haupte der Ring ſteckte, an dem die Kette mit dem einen Ende angebracht, während ſie mit den zwei andern Enden, in die ſie ſich abzweigte, über ſeinen Füßen um die Knöchel angeſchmiedet war. Ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, als ſie ihn im zerfetzten braunen Gewande ſo daliegen ſah. Welch ein Abſtand von der freudigen ſchönen Rittergeſtalt, die ihren Gedanken vorſchwebte, ſeit ſie das Bild der Aebtiſſin geſehen!

„Geh zurück in den Gang und wache, daß ich nicht überraſcht werde!“ befahl ſie ihrem Begleiter, und er that, wie ſie befahl. Dann lehnte ſie die Gefängnißthüre zu und ging leiſen Schrittes weiter. Sie bückte ſich zu dem Gefangenen hinab und beleuchtete ſein Geſicht — o das edle, bleiche Duldergeſicht! die herrliche klare Denkerſtirne! Unendliches Mitleid erfüllte ihre ganze Seele; ſie kniete nieder und lauſchte dem ruhevollen Athem des Schlafenden. Er ſchlief, als läge er im weichen Bette, nach einem in Glück und Liebe verbrachten Tage; ein Lächeln ruhte auf ſeinen Lippen, als ob er ſchön träumte, und ſie hatte ihn nicht eine halbe Minute betrachtet, als ihr ſchon der Dulder in der zerfetzten Kutte ſchöner erſchien, als jener von Andrea del Sarto gemalte Ritter. Sie hatte nicht den Muth, ihn zu wecken, und überlegte noch, ob ſie ihm ſo viel Troſt bringen könne, wie dieſer Schlaf, als er die Augen aufſchlug und überraſcht ausrief: „Licht! Licht!“ Raſch wendete er ſich dem Lichte zu, aber geblendet mußte er die an das Dunkel gewöhnten Augen ebenſo raſch wieder abwenden.

„Herr von Viktor!“ ſagte Claire.

„Auch eine Stimme!“ rief Bonnivard, indem er die Hand vor die Augen hielt und ſich wieder der Stimme zukehrte, „eine Stimme, die ich kenne,“ fügte er hinzu, „es iſt dieſelbe, die mir Grüße aus Genf brachte und Hoffnung, Troſt, das Glück all dieſer Tage. Geſegnet ſei die Stimme! — Warſt du es nicht?“

„Ich war es,“ ſtammelte Claire gerührt.

Bonnivard erhob ſich halb auf ſeinem Lager, ſtützte ſich auf die Linke und ſuchte, mit zuckenden Augen, ſich an das Licht zu gewöhnen, um die Geſtalt der Rednerin unterſcheiden zu können. Sobald er nur die Umriſſe erkennen konnte, faßte er ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. „So ſei ewig bedankt,“ rief er, „du Engel des Troſtes, du Bote der Gnade.“

Claire ſchluchzte. Er nahm ihr die Laterne aus der Hand und leuchtete ihr ins Angeſicht. „Ein holdes liebes Mädchenantlitz,“ ſagte er. „Der Gott der Güte hat ſeinen Boten gut gewählt,“ fügte er lächelnd hinzu. „Wer biſt du, meine Friedenstaube?“

„Ich bin Claire von Beaufort, die Tochter des Kaſtellans von Chillon.“

„Beaufort!“ rief Bonnivard erſtaunt und runzelte einen Augenblick die Stirne.

Claire zog raſch die Agraffe aus dem Buſen, die ihr die Aebtiſſin als Beglaubigungszeichen mitgegeben, um ſie ihm zu zeigen, aber ſchon war der düſtere Zug aus dem Geſichte Bonnivards verſchwunden und dem glücklichen Ausdruck von vorhin gewichen. Dennoch ſagte ſie, ihm das Bildchen übergebend: „Daran ſollt Ihr, Herr von Viktor, erkennen, daß Ihr mir vertrauen dürſt."

Der Prior ergriff es und lächelte in Erinnerung glücklicher Zeiten, und lächelnd zitirte er den ſchmerzlichen Vers Dante's, als ob er ihn Lügen ſtrafen wollte:

„Nessun maggior dolor che ricordarsi
Del tempo felice nella miseria.

O mein Andrea, wo ſind die Zeiten, da ich in der Annunziata neben dir ſaß auf dem Gerüſte und dir zuſah, wie du die herrliche Madonna ſchufſt — o ihr glücklichen Tage am Ufer des Arno! — Wem bracht' ich," fragte er ſich beſinnend — „dieſe Moſaik mit? Ach! ihr, die dieſem Bilde ſo ähnlich war, der guten, lieblichen Beatrice von Seyſſel!"

„Sie iſt es, die mich zu Euch ſchickt," ſagte Claire, „und die mir dieſes Erinnerungszeichen gab, daß Ihr mir vertrauet."

Bonnivard gab es ihr zurück, ſah ihr ins Auge und ſagte: „Du bedurfteſt deſſen nicht, mein Kind, dein Geſicht iſt dein Beglaubigungsſchreiben. Siehe, Kind, ich bin in meinem Leben viel betrogen und verrathen worden, und am Hofe von Turin lebte ich in einer Welt des Truges; die ſchönſten Jahre meines Daſeins führten über Fallſtricke, aber lieber wollte ich noch tauſend Mal verrathen und betrogen werden, ehe ich einem ſolchen Geſichte mißtraue. Glaube, Kind, Das wäre ſchlimmer als das Gefängniß von Chillon. Ihr aber, der guten Beatrice, Segen dafür, daß ſie mich nicht vergeſſen und daß ſie dich mir ſandte. Sie hat reichlich bezahlt, was ihr Oheim Claude de Seyſſel,[1] der Turiner Prieſter und böſe Rathgeber Herzog Karls, an mir verbrach."

---

[1] Claude de Seyſſel, ein berühmter, abſolutiſtiſcher Schriftſteller ſeiner Zeit, Verfaſſer des Buches: „De la Monarchie de la France," ehemals maitre des Requestes und allmächtig unter Ludwig XII., jetzt Rathgeber Karls III. von Savoyen und von dieſem auf den Biſchofſitz von Turin erhoben, welchen der Papſt, ihm zum Gefallen, in einen erzbiſchöflichen verwandelte. Bonnivard ſagt von ihm: Il étoit grand monarchiste et

Dann legte er ſich weiter zurück an die Wand und ſchob ihr ſein Strohlager zu. „Hierher ſetze dich, mein Kind," ſagte er, „ich kann dir keinen andern Sitz und keinen Teppich für deine Füße anbieten. Arme, barmherzige Seele! kamſt du nicht in den Strümpfen! ſtelle die Füßchen aufs Stroh, daß du dich auf dieſem kalten Felſen nicht erkälteſt. So! Jetzt ſprich! Laß mich eine liebe Menſchenſtimme hören und erzähle mir. Woher kommſt du? Wie blühte der barmherzige Gedanke in dir auf, mich in meinem Elende aufzuſuchen? Was weißt du von Genf?"

Claire that, wie er verlangte; ſie ſetzte ſich zu ihm aufs Stroh und erzählte von der Aebtiſſin und Alles, was ihr dieſe von der Geſchichte und den Angelegenheiten Genfs mitgetheilt hatte, wie die neue Lehre daſelbſt Wurzel gefaßt, wie Pierre de la Beaume, der Biſchof und Helfershelfer des Herzogs, aus Genf geflohen, um nie wieder zurückzukehren, wie das Inſelſchloß, das ſavoiſche Zwing-Genf in der Mitte der Stadt, in den Händen der Bürger ſei, wie dieſe unter Leiden und Kämpfen fortgehen auf dem Wege, den ihnen Berthelier, Beſançon Hugues und Bonnivard gezeigt, wie die Anhänger Savoyens, die ſogenannten Mameluken, alle aus der Stadt gejagt ſeien und wie man ſich eben jetzt zum letzten entſcheidenden Kampfe vorbereite.

„Sie werden ſiegen!" rief Bonnivard begeiſtert, „der Gott der Freiheit iſt mit ihnen. Nun mögen meine Gebeine hier vermodern und mein Angedenken ausgelöſcht ſein aus dem Gedächtniſſe der Menſchen, ich habe die gute Botſchaft gehört."

Er wollte ſich von ſeinem Lager erheben, ſank aber kraftlos zurück. Claire ſtützte ihn, und er richtete ſich langſam auf. Die Hand auf ihre Schulter gelegt, ſagte er gerührt: „Mädchen, mit welchen Worten haſt du mir dieſes Grab verklärt! Ach, bis auf

---

dépriseur de chose publique, gouvernée par plusieurs. Er war es, der Karl III. zur Unterdrückung Genfs und zu allen dahin zielenden Gewaltthaten und Verräthereien aufmunterte.

dieſen Tag war es ſtumm, kein Laut drang zu mir, als das Heulen des Windes und das Getöſe der Brandung, die ſich an meinem Kerker brach. Nichts hörte ich als die Schmerzenslaute der Natur, und ſie waren mir wie Muſik in meiner Oede — während der Schiffer im Kahne vor ihnen in Todesangſt erbebte, mußte ich mich ihrer freuen. Und hier ertönet nun deine gute Botſchaft, und mein Grab iſt von Licht erfüllt."

Er ſprach wie ein Verzückter und Seher, während er ihren Kopf an ſein Herz drückte.

Aber mit der Erzählung Claire's und Bonnivards Fragen waren raſch die Stunden vergangen; mahnend erſchien Jehan Goulé an der Thüre und raſſelte mit dem Schlüſſelbund.

„Gehe," ſagte Bonnivard und drückte einen Kuß auf ihre Stirne, „gehe und komme, o komme wieder! Wiſſe und vergiß es nicht, daß du eine Auserwählte biſt, denn dir iſt es geſtattet, ein Glück zu gewähren, wie es nur wenige Menſchen auf Erden gewähren können."

Sie verſprach, in der nächſten Nacht wieder zu kommen, und ergriff die Laterne, die ſie neben ſich auf den Boden hingeſtellt hatte. Aber wie ſie ſich niederbeugte, erblickte ſie zu Häupten des Lagers, von der Laterne beleuchtet, eine Anzahl beſchriebener Blätter — und ſie erinnerte ſich der Worte, die ihr Vater am Tage ihrer Ankunft zum Biſchof von Lauſanne geſprochen hatte.

„Iſt Das die Chronik Genfs?" fragte ſie raſch.

Bonnivard bejahte.

„So gib ſie mir," fuhr ſie fort, „daß ich ſie in Sicherheit bringe, denn ſie laſſen dich nur ſchreiben, um von deiner eigenen Hand Zeugniſſe gegen dich und gegen deine Freunde zu erhalten. Bald werden ſie kommen, um ſie dir zu entwenden."

„O!" rief Bonnivard beinahe lachend, „daran erkenne ich ſie, und an dieſer Warnung hätte ich dich als wahrhaftig erkannt, wenn ich nicht ſchon deinem Auge traute. Das iſt ihre Art. Sie haben dem Genfer Rath ſeine Regiſter entwendet und glaubten die Geſchichte und das Recht zu vernichten. So mußten wir die Urkunden des Tages von Payerne nach Freiburg retten, denn der Herzog ließ den Boten auflauern, die ſie nach Genf bringen ſollten. Und doch war der Tag von Payerne auf ſeine Bitte zuſammengetreten und enthielten die Dokumente nichts anders als den Schiedsrichterſpruch der Herren von der Ligue, die er ſelbſt zum Obmann zwiſchen Genf und ihm wählte. Aber weil ihr Spruch unſer Recht beſtätigte, ſollten die Urkunden uns geraubt werden, damit man dann geſchworene Eide wieder brechen, bekräftigtes Recht wieder leugnen könne. Daran erkenne ich ſie! Nein, nicht allein, weil ſie Anklagen gegen mich und die Männer von Genf darin zu finden hoffen, weil ſie wiſſen, daß meine Chronik eine Geſchichte und Bekräftigung des Rechtes iſt, darum wollen ſie ihr habhaft werden. Aber darum ſoll ſie nicht ihnen zur Vernichtung in die Hände fallen, ſondern meinen Brüdern von Genf zukommen, denen ich ſie verſprochen und ſo Wort halte. Hier, mein Schutzgeiſt," ſagte er, indem er die Blätter eiligſt zuſammenraffte, „nimm ſie, bewahre ſie gut, denn du bewahrſt ein Stück heiliger Wahrheit, ein Zeugniß des Rechtes vor Mit- und Nachwelt, das ich, fern und abgelöſt von aller Welt, ohne Haß niedergeſchrieben habe."

Sie nahm die Blätter, verbarg ſie unter ihrem Tuche und ſchlüpfte, da Jehan Goulé wiederholt mahnte, zum Gefängniß hinaus, das der Kerkermeiſter ſofort verſchloß. Aber im Gange angekommen, bemerkte ſie mit Schrecken, daß vor demſelben ſchon mehrere Hellebardierer auf- und abgingen, und daß ſie nicht mehr unbemerkt auf ihre Stube gelangen konnte. Zögernd ſtand ſie vor der Gangthüre und überlegte, was zu thun, als Jehan Goulé, der, um beide Thüren zu verſchließen, eine Zeitlang zurückgeblieben war, hinter ihr ſtand, ſie am Kleide zupfte und nach dem entgegengeſetzten Ende des Ganges deutete. Sie folgte ihm und ſtand an einer kleinen Pforte, die er mit einem ſeiner Schlüſſel, aber mühevoll öffnete, da das Schloß verroſtet war und die Thüre in Pfoſten und Angeln feſtſtak, als ob ſie ſeit vielen Jahren nicht geöffnet geweſen wäre. Sie trat durch den niedrigen Eingang und befand ſich auf einer kleinen, ſtaubigen Wendeltreppe, die von Spinnegeweben angefüllt war, wie von unzähligen Vorhängen. Jehan Goulé nahm ihr die Laterne ab und ging vor ihr her, während er mit der einen Hand die Spinneweben über ſeinem Kopfe niederriß und nach den Seiten ſchob, um Claire einen Weg zu bahnen. So ſtieg ſie zwei Geſchoſſe hinauf, bis Jehan Goulé wieder eine Pforte öffnete. Sie trat hinaus und fand ſich erſtaunt auf dem Gange, der ſich längs ihrer Gemächer hinzog. Als ſie umſah, war die Pforte wieder geſchloſſen und Jehan Goulé verſchwunden. Aber den Schlüſſel zu dieſer Pforte hatte er außerhalb von Seiten des Ganges in dem Schlüſſelloche ſtecken laſſen. Sie drehte ihn um, zog ihn heraus und eilte in ihre Stube.

Es war ihr, als hätte ſie geträumt. Erſchöpft ſank ſie aufs Bett, und doch war ihr unendlich wohl; ſie hatte eine Pflicht erfüllt, ſie hatte eine Wohlthat erzeigt, und ſie beſaß die Mittel, dieſe Wohlthat wieder erzeigen zu können. Sie fiel in einen glückſeligen Schlaf; als ſie bei hellem, ſchönem Tageslichte erwachte, glaubte ſie wieder nur geträumt zu haben — aber die Laterne, die Bonnivards Kerker beleuchtet hatte, brannte noch, und neben ihr lagen die beſchriebenen Blätter der Chronik und auf der Chronik der Schlüſſel, der ſie wieder zu ihm hinabzuführen verſprach.

Sechstes Kapitel.

Vorbereitungen zur Flucht.

Seit jener Nacht wurde Claire nur ſelten im Schloſſe geſehen. Sie ſchlief lange in den Tag hinein, da ſie viele Stunden der Nacht im Gefängniſſe bei Bonnivard verbrachte, und während des Tages ſaß ſie einſam auf ihrer Stube, nachdenkend über jedes

Wort, das er zu ihr geſprochen, die Gedanken ausbildend, die er in ihre Seele warf und die ſie über jene Anfänge einer Umwandlung ihres ganzen Weſens, ihres Fühlens wie ihres Glaubens, die ſie aus Genf mitgebracht, aufklärte. Bonnivard war ihr Lehrer und Apoſtel geworden; im Gefängniſſe ſaß ſie ihm zu Füßen und horchte ſeiner heitern und doch ſo ernſten Lehre; auf ihrer Stube las ſie in den Blättern, die er ihrer Verwahrung anvertraut. Wie anders ſah ſie die Welt aus dieſen Blättern an, als aus den Lehren und Erfahrungen, die ſie im Kloſter und im Umgang mit der ritterlichen Welt empfangen. Sie lernte einen heldenmüthigen, Jahrhunderte langen Kampf des Schwachen gegen den Starken, und alle edlen Güter des Menſchen kennen, einen Kampf, der noch vor wenigen Jahren, als ſie ſchon lebte, große Märtyrer erzeugte. Es war ihr, als leſe ſie fabelhafte Geſchichten aus der Heldenzeit, und doch ſah ſie jede Nacht einen der beſten Kämpfer aus dieſem Streite. Wenn ſie zu ihm hinabſtieg, war es ihr, als ginge ſie in eine beſſere Welt; wenn ſie dann ſeine Blätter las, dachte ſie ſein mit Andacht. Und in der That waren viele dieſer Blätter der Art, daß ſie ein weibliches Herz mit noch größerer Verehrung für den Schreiber erfüllen mußten, als das jahrelange Märtyrerthum in einem unbarmherzigen Kerker. Mit Thränen in den Augen las ſie den Anfang des 22. Kapitels, das ſo lautet: „Dem Herzog Philibert, der ohne Kinder verſtarb, folgte ſein Bruder Karl; von deſſen Sitten und Weſen iſt es nicht nothwendig, daß ich ſpreche, denn da ich von ihm manches Uebel erfuhr, würde man, wenn ich Böſes von ihm ſagte, gegen mich den Verdacht hegen, daß ich es thue, um mich zu rächen; wenn ich Gutes von ihm ſagte, daß ich es thue, um mir den Ruhm zu erwerben, dem Rachegefühl nicht unterworfen zu ſein. Und darum habe ich beſchloſſen, nur von ſeinen Thaten zu ſprechen, welche ſich auf die Angelegenheiten, welche ich behandle, beziehen, das Urtheil über den Werth derſelben dem Leſer überlaſſend, und glaube nicht der Lüge verdächtig zu werden, dieweil es ſich nur um offenkundige Dinge handelt."

Schon ſtand ſie mit der ganzen Seele, mit der ganzen Begeiſterung, deren ein Weib fähig iſt, auf Seiten der Unterdrückten, als ſie auf dem letzten Blatte der Chronik anlangte und daſelbſt Worte las, die ſie mit Entſetzen erfüllten und zugleich mit der Ueberzeugung durchdrangen, daß ſie das Aeußerſte wagen müſſe, um ein Verbrechen gut zu machen, das, ach, ein ihr ſo nahe ſtehender Mann begangen hatte. Es war die Stelle, da Bonnivard erzählt, wie er trotz freiem Geleit des Herzogs auf ſeinem Gebiet gefangen worden.

„In Lauſanne angekommen, ging ich mit einem Führer nach Maudon, wo Tagſatzung gehalten wurde, an die ich gewieſen war, um die Entſcheidung des Herzogs entgegenzunehmen; aber von dort zurückkehrend, als wir nahe vor St. Katharina waren, auf dem Jorat, da erſchien der Kapitän von Chillon, Namens Meſſire Antoine de Beaufort, Seigneur de Bierre, mit einem Bailly von Thonon, Namens Du Roſey, welche hinter dem Buſche im Hinterhalte lagen, mit zwölf oder fünfzehn Geſellen, die aus dem Hinterhalte auf mich hervorbrachen. Ich ſporne mein Maulthier, um mich zu retten, und lege die Hand ans Schwert. Mein Führer aber, anſtatt vorwärts zu jagen, kehrt ſein Pferd und fällt mich an, und mit einem Meſſer, das er bereit hielt, ſchnitt er mir den Schwertgurt ab. Unterweilen ſtürzten ſich jene Ehrenmänner auf mich und machten mich zum Gefangenen im Namen Seiner Hoheit. Wie oft ich ihnen auch den Geleitsbrief zeigen mochte, ſie führten mich gebunden und geknebelt nach Chillon ..... Dieß iſt meine Paſſion.“

Alſo ihr Vater war es, der die Schandthat verübt hatte. Sie konnte nicht zweifeln; da ſtand es mit allen Titeln und Namen: Kapitän von Chillon, Meſſire Antoine von Beaufort, Seigneur de Bierre! Jetzt begriff ſie die Warnung Philiberts, und warum er von Todfeindſchaft zwiſchen ihm und Bonnivard geſprochen; jetzt verſtand ſie auch den Schrecken und das Staunen des Gefangenen, als ſie ſich ihm nannte. Weinend ließ ſie ihren Kopf auf das Blatt fallen, das eine ſo furchtbare Enthüllung, eine ſo ſchmachvolle Anklage enthielt. Es war ihr, als wäre ſie plötzlich verwaist, und wieder, als hätte ſie eine große Sendung, ein Verbrechen wieder gut zu machen und eine Schmach zu verwiſchen. Sie dankte Gott, daß er ſie wunderbarer Weiſe nach Genf und gerade unter die Obhut der Frau geführt hatte, welche Bonnivard liebte und welche ſie durch ihr Vertrauen auf den Weg brachte, auf dem ſie die Sendung erfüllen konnte, die ſie als eine Pflicht und als ein hohes Glück betrachtete.

Seit der ſchmerzlichen Entdeckung dachte und brütete ſie nichts Anderes, als wie ſie Bonnivard ſeine Haft erleichtern und ihn endlich ganz befreien könnte. Bisher konnte ſie, wie ſie meinte, nur Kleinigkeiten zu Stande bringen, nicht bedenkend, welches Glück ihm ihre Geſellſchaft, ihre Erzählungen aus Genf, ihre Mittheilungen über die Vorgänge da draußen, ihr bloßer Anblick gewährte. Wie kindiſch kam ſie ſich vor, wie arm, wie wenig genügte ſie ſich ſelbſt, wenn ſie ihm eine Blume, eine Frucht brachte; ſie fühlte ſich nur beſchämt, wenn ſie es ſah, wie er ſich mit ſolchen kleinen Dingen freute und ihr dankbar war, als hätte ſie ihm die Freiheit ſelbſt gebracht. Beſſeres zu thun, war ihr nicht vergönnt. Als ſie Jehan Goulé eine Decke ihres Bettes gab, daß er ſie dem Gefangenen überbringe, weigerte ſich dieſer und brummte nur: „Es wird nachgeſehen, und dann iſt Alles verrathen!“ Jehan Goulé's Vorſicht war begründet, und ſie mußte es aus Klugheit ſich verſagen, dem Gefangenen mehr als augenblickliche Freuden zu bereiten.

All Das machte den Wunſch in ihr, etwas Entſcheidendes zu thun, nur noch dringender, und je tiefer ſich der Kummer über die verrätheriſche That ihres Vaters in ihr Herz nagte, deſto feſter ſtand der Gedanke in ihr, daß ſie ſich nur bei gänzlicher Befreiung Bonnivards genügen dürfe, und ſollte ſie ſelbſt darüber Freiheit und Leben verlieren. Noch in derſelben Nacht, die auf den Tag folgte, der ihr das traurige Geheimniß enthüllt hatte, ſtieg ſie in den Kerker hinab, um Bonnivard ihren Entſchluß mitzutheilen und ihn um ſeinen Rath zu bitten. Er lächelte abwehrend: „Nach Allem, was du mir mitgetheilt, mein theures Kind, gehen die Dinge ihren raſchen Gang; ich werde nicht mehr lange hier ſchmachten — und wenn auch, mehr als die Hälfte der Laſt meiner Leiden haſt du von meinen Schultern genommen und ſelbſt die andere Hälfte mir beinahe theuer gemacht. Soll ich zum Dank dafür in eine That willigen, welche Vater und Tochter für ewig trennen würde?“

Als er ſah, wie ſeine Weigerung, auf ihre Befreiungspläne einzugehen, ſie betrübte, fügte er, ſie liebkoſend, hinzu: „Sieh, Kind, ich bin glücklich! In der Nacht bringſt du mir Troſt und den Anblick deines Geſichtes; während des Tages denke ich über die glücklichen Folgen all der Vorgänge in Genf und in der Welt überhaupt. Es ändert ſich die Zeit, die alten Mächte ſtürzen, es wird Licht, wie ſollte ich mich betrüben, daß ich hier liege, als ein Zeuge für dieſe neue Zeit, wie eine Schwelle, die aus dem Gefängniſſe in lichte Räume führt. Laſſe ſie über mich hinwegſchreiten, ſie gehen zum Beſſern. Die Tage werden mir nicht lang,“ tröſtete er weiter; „meine Chronik habe ich unterbrochen, aber auf das Papier, das ſie mir gönnen, ſchreibe ich ihnen eine Belehrung, die ich gerne in ihre Hände gelangen laſſe, eine Belehrung über Vergangenheit und Zukunft.“

Claire warf einen Blick auf das Papier und las: „Traktat über den Adel und die drei Verfaſſungen, die monarchiſche, ariſtokratiſche und demokratiſche.“ Und auf einem andern Blatte las ſie: „Ueber die Tyrannei des Papſtes und durch welche Liſten die Päpſte ſo hoch geſtiegen ſind.[1] Trotzdem ihr Bonnivard noch lange und auf die heiterſte Art zu beweiſen ſuchte, daß er ſich jetzt im Gefängniſſe wohl fühle, machte ihr der Anblick des öden dunklen Kerkers und ſeine blaſſen Wangen doch denſelben traurigen Eindruck wie damals, als ſie dieſe Räume zum erſten Male betrat, und ſie verließ ihn mit dem feſten Vorſatze, das Aeußerſte zu wagen.

---

[1] Zwei Traktate François Bonnivards auf der Bibliothek in Genf.

Sein edler Einwand, das Kind nicht vom Vater trennen zu wollen und lieber ſeine Freiheit noch länger zu entbehren, hatte, ach, keinen Grund; ſie fühlte ſich vom Kaſtellan von Chillon längſt durch unüberſteigliche Abgründe getrennt, und als ob er eine Ahnung von den Regungen in ihrem Innern hätte, wich er ihr mit einer ängſtlichen Scheu aus. Welchen Richter fürchtet ein Vater mehr als den, der im Herzen ſeines Kindes ſitzt? Und der Kaſtellan von Chillon ſchien es gewußt zu haben, daß ihn das Herz ſeiner Tochter verurtheilte. Unter dem Vorwande, daß ſie nicht mit den Kriegsleuten, mit denen er die Mahlzeiten einnahm, an einem Tiſche ſitzen ſollte, ließ er ihr jetzt die Speiſen auf ihre Gemächer bringen, und da die Zahl der Kriegsleute in der Veſte zunahm, ließ er ihr durch Philibert den Wunſch ausdrücken, ſo viel als möglich in ihrer Stube zu verweilen. So ſaß ſie da wie eine Gefangene. Sie ertrug es ruhig, aber ſie erſchrak, als ſie vernahm, daß der Vater einen reitenden Boten nach Thonon abgeſchickt, um in dem dortigen Kloſter der heiligen Roſalia anzufragen, ob noch ein Platz für ſeine Tochter da ſei?

Eile that Noth, wenn ſie nicht wieder aus Chillon verſchwinden ſollte, ohne für Bennivards Befreiung etwas gethan zu haben; der Gedanke, wieder in die Ferne zu gehen und den Gefangenen, mit dem ſich nun ihr Herz ſeit Monaten unausgeſetzt beſchäftigte, der ihr — ſie war ſich Deſſen mit Rührung bewußt — ſo viel Glück und Troſt verdankte, wieder in ſeiner ehemaligen Einſamkeit zurückzulaſſen, quälte ſie aufs Grauſamſte. Aber ſie allein konnte die Unternehmung nicht zu Ende führen, und wohin ſich wenden, um einen Helfer zu finden? Jehan Goulé bewies ihr nun ſeit Wochen eine Treue, die um ſo tiefer und verläßlicher erſchien, je geheimnißvolleren Charakter ſie hatte, als ob ſie auf einem Zauber, auf einem wunderbar wirkenden Geheimmittel beruhte. Sie wußte, ſie konnte in Allem auf ihn zählen, und ſie hatte, nachdem ſie ſich einmal an ſein unheimliches Weſen und ſeine häßliche Geſtalt gewöhnt, auch ſo viel liebevolles Vertrauen zu ihm, daß ſie nicht angeſtanden hätte, ihn in alle ihre Pläne einzuweihen, wenn er überhaupt ein Helfer in irgend welcher verwickelten Angelegenheit hätte ſein können. Aber dieſes ſonderbare Weſen handelte immer nur wie im Traume, wie vom bloßen Inſtinkte getrieben, und die beſtangelegte Unternehmung konnte durch ihn im entſcheidenden Momente ſcheitern. So wandte ſie ihre Blicke wieder auf Philibert; Jehan Goulé's Hülfe ſollte nur gebraucht werden, wo ſie nothwendig war.

Philibert, der ſich in der erſten Zeit ihrer Anweſenheit auf Chillon von ihr zurückgezogen hatte, theils aus Angſt, die Gedanken der Neuerer, die im Keime ſchon in ſeinem Herzen ſchlummerten, in Claire's Geſellſchaft ſich entwickeln zu ſehen, theils aus Scham vor ihr, die ihn durchſchaute, daß er ſeine Grundſätze ſeinem Ehrgeize und ſeiner Eitelkeit aufopferte, näherte ſich ihr wieder, als er ſie mehr und mehr zur Einſamkeit verdammt und ihre Stirne von Sorgen und Kummer verdüſtert ſah. Er ahnte auch, daß ſie Manches aus der Geſchichte ihres Vaters erfahren haben mochte, und fühlte mit, was ein reines Herz, wie Claire's, in ſolcher Lage des Schmerzes fühlen mußte. Das Mitleid weckte ſeine Liebe mit neuer Gewalt, und er ſuchte ſie oft auf, um ſie tröſten zu können, und bald war der Wunſch in ihm lebendig, ihr hülfreich zu ſein. Er fühlte auch, wie die Entfernung zwiſchen ihm und Claire, dem einzigen Geſchöpf auf Erden, an dem er mit ganzer Seele hing, immer größer und endlich zur gänzlichen Entfremdung werden müſſe, wenn ſie, mit ihm unter einem Dache lebend, ein Geheimniß in ſich trüge, das er nicht theilte, und eine wichtige That ausführte, ohne daß er ihr beigeſtanden hätte. Und immer trauriger ging er von ihr, wenn er auf ihrer Stube oder auf kleinen Wanderungen Stunden mit ihr verbrachte, ohne um ſeine Mithülfe angeſprochen worden zu ſein.

Aber es kam noch ein anderer Umſtand hinzu, der die Beiden zu einander drängte. Die dringende Gefahr, daß Claire wieder in ein Kloſter geſchickt werde, ging zwar raſch vorüber, aber es trat eine tiefer gehende an ihre Stelle.

An demſelben Tage, da der Bote aus Thonon zurückkehrte und die Verſicherung brachte, daß das Kloſter der Karmeliterinnen zur heiligen Roſalia ein Fräulein von Beaufort mit Freuden in ſeine Mauern aufnehmen werde, ſei es als bloßen frommen Schützling, ſei es als Novize, an demſelben Tage ritt in Chillon ein Kavalier ein, den Meſſire de Beaufort als Abgeſandten ſeines Herzogs wie wegen ſeines eigenen Werthes mit höchſter Auszeichnung aufnahm. Es war dieß der Junker von Belay, der einzige Sohn eines Hauſes, das zum ſavoyiſchen Hofe in demſelben Verhältniſſe ſtand, wie die Beauforts, das aber in Chambery und Turin mit der größten Zuvorkommenheit behandelt wurde, weil ſeine Güter an der Rhone, zwiſchen Savoyen und Frankreich, lagen und die Belays als Gränzbewohner eben ſo nützliche Freunde waren, als ſie gefährliche Feinde werden konnten. So bald ſie ſich König Franz, als ihrem Souverän, unterwarfen, hatte Frankreich einen Schlüſſel mehr in der Hand, der in einen wichtigen Theil von Savoyen dieſſeits des Mont-Cenis führte. Die Savoyarden ſchmeichelten darum den Belays und belohnten ſie mit vielen Gütern jenſeits der Berge, um ihre Intereſſen an die des herzoglichen Hauſes zu knüpfen. Es war dieſelbe Politik, die ſie mit den Seyſſels, ehemals auch mit den Bonnivards, überhaupt mit den an der Rhone ſitzenden Geſchlechtern befolgten. Der Junker Aimé de Belay, der eben in Chillon ankam, war außerdem ein perſönlicher Günſtling Herzog Karls, weil er dieſſeits der Berge ſeine Lage benutzte, um die Genfer in ihrer Verbindung mit Frankreich zu behindern und den Löffelrittern Vorſchub zu leiſten, und weil er ſich jenſeits der Berge in den kriegeriſchen Händeln mit Salluzzo als tapferer Kriegsmann ausgezeichnet hatte.

In Chillon hieß es, der Herr von Belay ſei nur auf der Durchreiſe nach ſeinen Gütern begriffen, in der That aber kam er mit Aufträgen an den Kaſtellan. Sie lauteten, daß Chillon auf ſeiner Hut ſein ſollte. Genf laſſe nicht von der mit Bern abgeſchloſſenen Mitbürgerſchaft, und da die Genfer die neue Lehre in letzter Zeit durch allgemeinen Beſchluß des engen Rathes und der Bürgerverſammlung angenommen, ſo ſei vorauszuſetzen, daß die Herren in Bern durch ihr reformirtes Volk früher oder ſpäter gezwungen ſein werden, ſich, trotz der Allianz mit Savoyen, für Genf auszuſprechen und vielleicht zu den Waffen zu greifen. Das Waadtland liege dann auf ihrem Wege; ſie könnten es überſchwemmen, bevor der Herzog, der eben in Italien beſchäftigt ſei, mit Heeresmacht herbeieilen könnte. Es komme dann darauf an, die feſten Plätze zu halten, daß ſie dem Herzog, wenn er endlich komme, die Hand zur Wiedereroberung des Landes reichen. Die Neuſchateler ſeien ſchon zum Aufbruche bereit. Auch erfahre der Herzog durch ſeine Spione, daß die Genfer mehrere Schiffe ausrüſten. Vielleicht ſeien dieſe beſtimmt, einen Handſtreich auf Chillon auszuführen, um Bonnivard zu befreien; dieſer aber ſei der einzige Uebrige von jenen Männern, die in Genf die Unruhen erregt haben; es liege viel daran, daß die Partei nicht eines der alten republikaniſchen Häupter wieder an ihrer Spitze ſehe; er ſei alſo doppelt ſtreng zu bewachen, bis ſich Zeit und Gelegenheit finde, ihn vielleicht in das Innere von Savoyen, oder in eine Feſtung jenſeits der Berge, etwa nach Pignerol, zu bringen.

Der Kaſtellan nahm dieſe Aufträge mit der ſchuldigen Ehrerbietung entgegen, und der Ueberbringer wurde feſtlich bewirthet. Claire mußte ihre Gemächer wieder verlaſſen, um als Dame des Hauſes den Gaſtmahlen vorzuſtehen. Herr von Belay war von ihrer Schönheit überraſcht, legte in ihrer Gegenwart raſch das Weſen des Kriegers ab, um es mit dem eines an italieniſchen Höfen gebildeten Hofmannes zu vertauſchen. Hatte er doch an jenem Hofe, in jenen Paläſten und Gärten zu Turin gelebt, die Torquato Taſſo in ſeinem „Befreiten Jeruſalem“ als die Gärten der Armida ſchildert. Schon am zweiten Tage ſeines Aufenthaltes übergab er ihr italieniſche Stoffe und Goldarbeiten als

Gaſtgeſchenke, die ſie nach der Sitte der Zeit, die das erlaubte, und mit Freude an deren Schönheit annahm. Eben ſo gerne lauſchte ſie ſeinen Erzählungen aus Italien, deſſen Kunſt und Pracht damals eben auf jener ſchwindelnden, unerreichten und vielleicht nie wieder erreichbaren Höhe ſtanden, von der ſie bald abwärts ſteigen mußten, die aber zur Zeit ewig ſchienen und Italien allen Menſchen diesſeits der Berge zu einem Feenlande machten. Die freundliche Annahme ſeiner Geſchenke, wie die Aufmerkſamkeit, mit der ſie ſeinen Erzählungen lauſchte, waren ihm genug; er verlängerte ſeinen Aufenthalt in Chillon, und nach wenigen Tagen bat er Meſſire de Beaufort um die Erlaubniß, ſeiner reizenden Tochter den Hof machen und ihr ſeine Liebe zeigen zu dürfen. Der Kaſtellan antwortete ihm, daß er ſehr glücklich ſein würde, ihn ſeinen Eidam zu nennen, und geſtattete ihm den unumſchränkten Umgang mit ſeiner Tochter. Noch bevor Meſſire de Beaufort ſeinem Kinde die geringſte Mittheilung gemacht hatte, war es im Schloſſe ausgemachte Sache, daß der Oberſt Meſſire de Belay Fräulein von Beaufort als Gattin heimführen werde. Dieſe Sache kam auch Claire zu Ohren, und in Verbindung mit den wenigen Worten ihres Vaters, die ein übertriebenes Lob des Oberſten und eine dringende, beinahe drohende Mahnung zu freundlichem Entgegenkommen enthielten, erſchien ihr das Gerücht glaublich und klärte ſie über die Abſichten ihres ehrgeizigen Vaters auf. In dieſer Gefahr, einem Manne verbunden zu werden, zu dem ſie nichts hinzog, als die Erfahrungen, die er in einem ſchönen Lande gemacht, die aber ohne alle Wirkung auf ſein innerſtes Weſen geblieben waren, erwachte die alte, mit ihr von Kindheit erwachſene Neigung zu Philibert, die nur durch die fortwährende Beſchäftigung mit dem Looſe des Gefangenen in den Hintergrund ihres Herzens gedrängt worden war.

Unter ſo dringenden Verhältniſſen war es den beiden Bedrängten, augenblicklich Getrennten leicht, ſich wieder zu finden und zu verſtändigen.

Claire erhob ſich eben von einem Gaſtmahle, bei dem ihr

Herr von Belay ſchon mit großer Vertraulichkeit ſeine Aufmerkſamkeit erwieſen und bei welchem es, da der landesübliche Hypokras, ein mit Gewürzen ſtark verſetzter heißer Wein, ſchon mehrere Male die Runde gemacht hatte, leicht zu einer entſcheidenden und offenen Erklärung hätte kommen können. Herr von Belay in ſeinem angeregten Zuſtande erlaubte ſich Anſpielungen, denen der Kaſtellan von Chillon Beifall lächelte. Um dieſen Anſpielungen auszuweichen, zog ſie ſich, wie es die Sitte erlaubte, von dem Trinkgelage, das jetzt ausſchließlich begann, auf ihre Gemächer zurück. Philibert, der am unterſten Ende der Tafel ſaß, um dem Gefolge des Herrn von Belay zu präſidiren, waren dieſe Anſpielungen nicht entgangen; aufgeregt, aber vorſichtig, erhob auch er ſich und ſchlich davon, um Claire zu folgen. Er fand ſie in ihrem Erker.

„So iſt es wahr, Claire?“ fragte er, „du wirſt nächſtens Baronin von Belay?“

Der Ton ſeiner Stimme ſagte ihr deutlich genug, was er bei dieſer Frage fühlte. Sie ſtreckte ihre Hand aus und ſagte: „Schlage hier ein, Philibert!“

Raſch ergriff er ihre Hand, und ein Strahl freudigſter Hoffnung beleuchtete ſein ganzes Geſicht.

Claire fuhr fort: „Ohne Umſchweife, Philibert, und ohne Ziererei! Die Zeit und meine Lage iſt zu ernſt für mädchenhafte Spielerei! So höre: Hier gebe ich dir mein Wort, daß ich keines andern Mannes Weib werde, wenn nicht deines!“

Philibert ſank vor ihr aufs Knie und drückte die dargebotene Hand an die Lippen.

„Aber, Philibert,“ fuhr Claire feierlich fort, „vor Allem muß ich ausführen, was ich mir in meinem Innerſten als heilige Pflicht gelobt habe: die Befreiung Bonnivards. Du mußt mir helfen. Die Schmach des Hauſes Beauforts iſt mit der Gefangenſchaft Bonnivards verbunden, und da du eitel biſt auf deinen Namen Beaufort, ſollteſt du mir ſchon darum helfen, weil meine That einen Theil dieſer Schmach verwiſcht. Denn bedenke: Die innigſte Vermählung iſt eine in Gemeinſchaft vollbrachte gute That. Wenn du kannſt, vergiß deinen Ehrgeiz, vergiß dein Glück, das du als Diener des Herzogs von Savoyen machen willſt, eines der Tyrannen, welche einſt die Beauforts unterdrückt und zu ihren Dienern gemacht haben, wie ſie jetzt die freie Stadt und ihre beſten Bürger vernichten wollen; vergiß all deine Eitelkeit, um des Guten willen, das wir thun wollen: und wir ſind heiliger verlobt als durch Segensſprüche der Väter oder der Prieſter am Altare!“

„Alles, Claire, Alles, meine Geliebte, meine Braut!“ ſtammelte Philibert, „vergiß auch du, daß ich dich, ſchwach und ſelbſtſüchtig, ſo lange allein gelaſſen habe. Verfüge über mich! Befiehl, was ſoll ich thun?“

„Schaffe mir die Mittel, Bonnivard aus ſeinem Kerker zu ziehen,“ ſagte Claire.

Nach längerer Beſprechung kamen die Beiden überein, daß die Störung benutzt werden müſſe, welche die vielen Fremden in die Hausordnung des Schloſſes gebracht hatte, und der Umſtand, daß des Nachts die Zugbrücke nicht aufgezogen wurde, weil die Kriegsleute die ganze Nacht aus- und einzogen und weil ein Theil derſelben vor dem Schloſſe lagerte. Philibert wußte auch, daß der Gefangene in Folge der neuen Befehle, die Herr von Belay mitgebracht, ſogleich nach deſſen Abzuge in noch ſtrengern Gewahrſam gebracht und enger, mit doppelten Ketten angeſchmiedet werden ſollte. Vielleicht, daß dann auch Wachen unmittelbar vor das Gefängniß geſtellt werden, und daß man dann ſelbſt mit der Hülfe Jehan Goulé's nicht mehr zu ihm gelangen konnte. Dem mußte man zuvorkommen und ſo raſch als möglich an die Ausführung gehen, da Herr von Belay ſchon in drei Tagen das Schloß verlaſſen ſollte.

Philibert, ſeinem Worte getreu, begab ſich in die untern Räume des Schloſſes und durchwanderte Gänge, Hallen und Hof, beobachtend und ſpähend nach Gelegenheiten und Perſonen, deren er ſich bedienen könnte. Den Hof fand er in großer Aufregung. Ein Kapuziner aus Evian, angezogen von dem Duft der Gaſtmähler, die ſeit der Anweſenheit des Herrn von Belav in Chillon gefeiert wurden, und in der Hoffnung, als Reliquienkrämer bei der großen Verſammlung von Kriegsleuten, welche ſeine Reliquien hieb- und ſtichfeſt machen ſollten, einen guten Markt zu finden, war dieſen Nachmittag in Chillon angekommen und bot nun in der Mitte des Hofes, auf einer Kiſte ſtehend, ſeine Waare aus. Er mußte gewaltig ſchreien, denn der Hohn der Landsknechte übertönte ſeine Stimme. Seinen Anpreiſungen des Fußknöchels der heiligen Barbara oder der Wunderkraft eines Barthaares des heiligen Servatius antwortete man mit unflätigen Witzen, und der gute Kapuziner hätte ſich überzeugen können, daß damals ſelbſt bei den Vertheidigern der Reliquienverehrung aller Glaube rein ausgegangen war. Empört, ſeine Waare ſo verachtet zu ſehen, ging ſeine marktſchreieriſche Rede nach und nach in eine Strafpredigt über, in der er ſeine Zuhörer Völler, Mörder, Türken und Lutheraner nannte. Aber die Landsknechte jener Zeit waren nicht daran gewöhnt, ſich Strafpredigten halten zu laſſen; über ſeine Reden ergrimmt und vom Weine erhitzt, fielen ſie über ſeinen Kram her und warfen Reliquien, Bilder, Medaillons und geweihte Roſenkränze, die der Papſt ſelbſt berührt hatte, auf das Unehrerbietigſte durch- und auseinander und fingen endlich mit den beſtgerühmten Knöcheln und ſonſtigen Knochen an, Fangball und Kegel zu ſpielen. Und um ſich noch empfindlicher an dem unberufenen Prediger zu rächen, ſchlugen ſie ihm die Weinkanne, mit der er ſich tröſten wollte, aus der Hand und verboten dem Kellermeiſter, ſie ihm wieder zu füllen, da ein ſo edles Getränk ſündig verſchwendet werde an einen Heiligen, der das Gelübde der Entſagung abgelegt habe. Der Kapuziner ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, nannte ſich einen ruinirten Mann und ſah ſich nach allen Seiten um, ob ihm nicht irgendwo Hülfe komme. Dieſe kam ihm mit Philibert.

Philibert näherte ſich dem Bedrängten, bewog ihn, von ſeiner Kanzel herabzuſteigen, und lud ihn ein, ihm zu folgen. Er führte ihn in das Innere des Schloſſes, durch einen langen Gang, in ein abgelegenes kellerartiges Gemach. Er bat ihn, daſelbſt zu verweilen, und verließ ihn, um bald in Geſellſchaft des Kellermeiſters, der zwei gewaltige Kannen voll Weines in Händen trug, wieder zu erſcheinen. „Hier, Bruder Kapuziner," ſagte Philibert, „labt und erholt Euch von dem Aerger, den Euch die wilden Landsknechte verurſachten."

Der Kapuziner nippte an der einen Kanne und ſchnalzte voll Wohlbehagens mit der Zunge. „Ein geſegnetes Naß," ſagte er, „darin der Geiſt des Herrn ſteckt. Alle Heiligen mögen Euch dafür beſchützen, Herr Ritter, Ihr ſeid noch ein alter Gläubiger von ächtem Schrot und Korn, der einen Mann der Kirche zu ſchätzen und auf die richtige Weiſe zu tröſten weiß in Leid und Drangſal. Dieſe Heiden da draußen, wie gottlos ſind ſie mit meinen Reliquien umgegangen, die ich doch den ganzen geſtrigen Tag mit Mühe und Noth auf unſerm Kirchhofe zuſammengeſucht habe, da er durch den Handel, den vierunddreißig Brüder mit der heiligen Waare treiben, ganz und gar erſchöpft iſt, wie eine alte Goldgrube. Aber ich ſehe ſchon, daß dieſer edle Wein von Boloz und Amigné, unverfälſchte Gewächſe guter katholiſcher Erde, allen meinen Gram zerſtreuen wird."

„Ergebt Euch dem geiſtlichen Genuß mit Ruhe und Andacht," ſagte Philibert aufmunternd, „ich laſſe Euch allein und ziehe den Schlüſſel ab, damit Ihr von den Heiden da draußen, die Euch den Trunk mißgönnten, nicht geſtört werdet."

„Ja, dreht den Schlüſſel um und laßt mich, wenn es Euch ſo gefällt, allein," ſagte der Mönch, „ich fürchte die Einſamkeit nicht. Die Engel des Herrn ſind immer mit mir, und ein Kapuziner verſteht die Kunſt, ſeinen frommen Betrachtungen nachhängend, allein zu trinken."

Philibert ging und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Bald darauf ertönten aus dem verſchloſſenen Gemache allerlei Lieder, die es verriethen, daß der Kapuziner ſich über den Verluſt ſeines Krames zu tröſten begann, und andere folgten ihnen, deren

Worte, obwohl die Weiſe manchmal kirchlich klang wie ein Meßgeſang, nicht im Entfernteſten etwas mit Meſſe, Reliquien oder dergleichen heiligen Gegenſtänden gemein hatten. Philibert erſchien von Zeit zu Zeit vor der Thüre und horchte; ſo lange er den Geſang oder auch nur eine Bewegung im Innern vernahm, entfernte er ſich immer wieder; erſt ſpät, als es mit der vorgerückten Nacht auch da drin ſtille geworden war, öffnete er die Thüre und trat leiſen Schrittes in das Gefängniß des Kapuziners. Er lag auf dem Boden, voll des ſüßen Weines; die beiden Kannen, ihres Inhaltes leer, lagen friedlich neben ihm. Ein tiefer Schlaf bewegte ſeinen feiſten Leib und drückte auf ſeine rothen Augenlider. Philibert bückte ſich zu ihm hinab und fing an, ihn ſeiner Kutte zu entkleiden, was ihm leicht war, da der Kapuziner den Strick, der ſie vorn zuſammenhielt, ſchon abgelöſt und der innern vom Weine erzeugten Hitze wegen auch beide Aermel herunter geſchoben hatte. Philibert brauchte ihn nur etwas bei Seite zu wälzen, um der Kutte ganz habhaft zu werden. Er warf eine mitgebrachte Decke auf den halbnackten Leib des beraubten Kapuziners, rollte die Kutte zuſammen, verſteckte ſie unter ſeinen Mantel und ſchlich fort, nicht ohne das Gemach wieder abzuſchließen.

Mit ſeiner Beute eilte er die Treppe hinauf zu Claire, die ihn erwartete. „Hier,“ ſagte er, „iſt die Kutte des Kapuziners. Mit dieſer angethan und mit der Kapuze auf dem Kopfe, in der Morgendämmerung oder auch ſchon in der Nacht, wird Bonnivard mit ſeinem Barte vor aller Welt für den Kapuziner gehalten werden, und die Wachen werden ihn frei paſſiren laſſen.“

„Gut,“ ſagte Claire, die ſchon früher von Philibert unterrichtet worden, „aber was fangen wir mit Jehan Goulé an? Er iſt verloren, ſobald die Flucht Bonnivards bekannt wird.“

„Jehan Goulé,“ ſagte Philibert, „geht mit ihm, Bonnivard wird für ihn ſorgen. Sie können Beide leicht nach Freiburg entkommen und die Reiſe in einem Tage zurücklegen; in einem der nächſten Dörfer können ſie Pferde oder Maulthiere miethen.

Dieſer Tag kann leicht vergehen, ohne daß man im Schloſſe etwas von der Flucht bemerkt.“

Claire's Augen leuchteten vor Glück, doch ſprach ſie leiſe und trat noch leiſer auf, als ob ſie Angſt hätte, irgend einen Späher zu wecken; ſie umarmte Philibert und dankte ihm mit Thränen. Dann ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb nur zwei Zeilen, die ſie Jehan Goulé mitgeben wollte, und die an die Aebtiſſin, jetzt in Annecy in Savoyen, gerichtet und beſtimmt waren, ihr Jehan Goulé zu empfehlen. Sie that es in wenigen, aber ſo warmen Worten, als ob ſie ihr einen Wohlthäter ihres Lebens empfehle.

Gegen Mitternacht ſtiegen ſie die verborgene Treppe hinab; Philibert trug die Kutte und die Laterne, Claire ein kleines Packet Mundvorrath, den Brief an die Aebtiſſin und einen Beutel voll Geldes. Dieſen übergab ſie Jehan Goulé, der unten auf ſeinem Poſten ſtand, und ſagte: „Nimm dieß, mein Freund, und mache dich fertig, während wir im Gefängniſſe ſind. Du gehſt auf Reiſen. Herr von Bonnivard wird für dich ſorgen und die Dame, der du dieſen Brief nach Annecy bringen wirſt. Lebe wohl, mein Freund,“ ſagte ſie weiter mit gerührter Stimme, während ſie die Hand faßte, die ihr einſt ein ſolches Grauen eingeflößt, und ſie drückte, „lebe wohl, ich werde nie vergeſſen, was ich dir ſchulde, und du ſollſt es erfahren, wenn ich, wie ich hoffe, dich in beſſern Zeiten wiederſehe. Du glaubteſt mir dein Leben zu ſchulden — du haſt mich reichlich bezahlt. Ich danke dir.“

Jehan Goulé war in dem Augenblicke, da ſie ſeine Hand faßte, wie überwältigt auf die Kniee geſunken; anſtatt aller Worte ſtieß er einige dumpfe Töne aus, während er den Saum ihres Kleides wiederholt an ſeine Lippen drückte. Mit Thränen in den Augen bat ſie ihn noch einmal, das Gefängniß zu öffnen. Er that es mit zitternden Händen.

Bonnivard, gewohnt, ſie um dieſe Stunde zu empfangen, ſtand wartend an die Mauer gelehnt, als Claire zuerſt ins Gefängniß trat. „Biſt du es, mein Schutzgeiſt!“ rief er ihr entgegen, „komm, bringe mir Troſt und Geduld. Geduld vor Allem!

Du haſt mir die Ungeduld gebracht, da du mich vom Grabe zum Leben wecktest. Seit ich durch dich wieder lebe und von den Leiden und Freuden da draußen höre, möchte ich wieder hinaus und meine Pflicht thun, anſtatt hier angeſchmiedet zu liegen, ein Lebendig-Todter."

„So kommen wir gerade zur rechten Zeit," lächelte Claire, „wir kommen, um deine Ketten zu brechen."

Ein Strahl höchſter Wonne leuchtete in Bonnivards Geſicht auf, ſeine Hände hoben ſich dankend zum Himmel, während ihm Claire ihren Begleiter zeigte, der mit Zangen und Brecheiſen eintrat, ihm ihre Pläne mittheilte und ihn von den Mitteln und der Leichtigkeit der Flucht in Kenntniß ſetzte. Schon kniete Philibert ihm zu Füßen, um das Schloß zu prüfen, das die breiten Ringe an ſeinen Füßen feſthielt. Auch Claire beugte ſich herab, um Philibert zu leuchten und ihm behülflich zu ſein. Aber beim Anblick der beiden jungen Leute zu ſeinen Füßen, die in ſo barmherziger Weiſe um ihn beſchäftigt waren, veränderte ſich plötzlich der Ausdruck in Bonnivards Geſicht; er ſchüttelte den Kopf, lächelte ſchmerzlich und wehrte Philibert von der Arbeit, indem er ſanft und liebevoll ſein Haupt zurückdrückte.

„Nein," ſagte er, „laßt nur von Eurer Arbeit ab, ſo iſt es nicht gemeint. Um dieſen Preis will ich meine Freiheit nicht erkaufen; lieber hier noch jahrelang ſchmachten und verſchmachten. Du, Claire, du weißt, warum ich die Freiheit nicht aus deiner Hand annehmen kann; es war Ernſt, als ich dir ſagte, daß ich um meinetwillen das Kind nicht vom Vater trennen will. Ihr, Beaufort, Ihr werdet von Karl von Savoyen, wenn Ihr mir zu meiner Freiheit verhelft, als ein Verräther betrachtet und behandelt — und ich weiß es, wie Karl verfolgen kann. Ihr rennt in Euer Verderben! Warum für mich? Warum mir? Ihr thut es aus Liebe zu Claire — ich danke Euch nicht minder — Ihr habt ihr bewieſen, was Ihr aus Liebe zu ihr zu thun entſchloſſen ſeid — ſie wird es Euch nicht vergeſſen. Wenn Euch aber Karl ins Verderben ſtürzt, Euch ſo im Gefängniß ſchmachten läßt wie mich, wird ſie es auch nicht vergeſſen, daß ſie Euch ins Elend brachte, und Euer Leben wird verbittert ſein — das Leben meiner Wohlthäterin, des Engels in meiner Finſterniß. Soll ich ihr ſo danken? Niemals!"

Claire weinte und flehte zu ſeinen Füßen, daß er ſich doch retten möge, da jetzt die Wege offen ſeien; Philibert verſicherte, daß er ſich den Gefahren zu entziehen wiſſen werde und daß er entſchloſſen ſei, die Dienſte Herzog Karls zu verlaſſen und ſich ein, wenn auch beſcheidenes Loos außerhalb Savoyens zu begründen. — Bonnivard blieb unerſchütterlich.

„Nein," rief er, „ich bleibe hier, bis die Genfer kommen, mich zu befreien — aber eure Ruhe ſoll um keine Stunde geſtört werden."

Traurig und um eine große Hoffnung ärmer, verließen ſie gegen Morgengrauen das Gefängniß und ſagten zu Jehan Gauſe, der vor der Thüre bereit ſtand, daß für heute aus der Reiſe nichts werde.

Siebentes Kapitel.

Jehan Gauſe.

Als Herr von Belay Abſchied nahm, gab er Claire die bedeutungsvolle Verſicherung, daß er hoffe, bald und in ſchönen Friedensgeſchäften nach Chillon zurückkehren zu können. Nach ſeinem Abzuge wurde es im Schloſſe um ſo ſtiller, als auch bald darauf ein Befehl des Herzogs einen Theil der Beſatzung abberief, obwohl der Kaſtellan nach den durch Herrn von Belay gebrachten Anweiſungen ſich in Vertheidigungszuſtand ſetzen ſollte; dieſe Befehle deuteten auf eine große Bedrängniß Savoyens. Man ſprach von einem bevorſtehenden Ausbruch des Krieges zwiſchen den beiden großen Nebenbuhlern, Franz von Frankreich und Karl von Spanien, welcher nun zum dritten Male die Welt mit Blut und Jammer erfüllen ſollte. Franz bedurfte, um ſich in Italien frei bewegen zu können, Savoyens und Piemonts; Herzog Karl mußte ſeine Gränzen ſichern und mit Genf ſo raſch als möglich fertig zu werden ſuchen. Daher die Zuſammenziehung ſeiner Streitkräfte an den Gränzen Frankreichs. Chillon blieb unter der Hut weniger Savoyarden und der von Barberouge angeworbenen und herbeigeführten Walliſer.

Traurig ſchlich Claire durch die beinahe leeren Räume; niedergeſchlagen und mit ödem Herzen, da ihr ein theurer Plan mißlungen war und Gedanken, die ſie die letzte Zeit ſo ganz ausgefüllt hatten, mit einem Male wie ausgeglühte Kohlen in ihrem Herzen lagen. Sie wollte Bonnivard befreien, und nun ſollte ſie ſich damit begnügen, nur von Zeit zu Zeit in ſeinen Kerker zu ihm hinabzuſteigen; wie wenig ſchien ihr Das! Hoffend, daß er etwas von ihr verlangen, daß er ihr vielleicht einen Auftrag geben werde, ſchlüpfte ſie in der zweiten Nacht nach des Oberſten von Belay Abzuge die geheime Wendeltreppe hinab und in den untern Gang, als ſie erſchrocken im Scheine der Laterne zwei Geſichter erkannte, zwei Hellebardierer, die vor dem Gefängniſſe Bonnivards auf- und abgingen. Sie betrachteten ſie erſtaunt, ließen ſie aber ungehindert weiter, als ſie an ihnen vorbeieilte, um in die Zelle Jehan Goulé's zu gelangen und ihn über die Urſache dieſer Veränderung zu befragen, ſchon beſorgt genug, daß ſie ihn nicht wie ſonſt auf ſeinem Poſten und ſie erwartend fand. Sie öffnete leiſe die Thüre und ſteckte die Laterne in die Zelle, aber noch mehr erſchrocken, als vor den Hellebardieren, fuhr ſie zurück, als ihr auch hier ein fremdes Geſicht entgegenſtarrte: offenbar ein neuer Kerkermeiſter, denn der alte Soldat, der ſich bei ihrem Eintritte vom Lager erhob, trug den Schlüſſelbund Jehan Goulé's an ſeinem Gurt. All Das war ihr wie ein böſer Traum; ſie floh wie vor Geſpenſtern und kam, ſie wußte nicht wie, auf ihrer Stube an. Athem- und beſinnungslos ſank ſie auf ihr Lager und glaubte noch immer zu träumen. Sie war alſo verrathen! Selbſt das Glück, Bonnivard manchmal beſuchen zu dürfen, das ſie noch vor einer Stunde ſo gering geachtet, war jetzt dahin, und ſie fühlte den Verluſt aufs Schmerzlichſte. Und Jehan Goulé, das treue Thier, der ihr ſo hingebend beigeſtanden, was iſt aus ihm geworden? In welches Verderben hat ſie ihn geſtürzt!

Sie ſchloß kein Auge, die ganz Nacht durchrannte ſie ihr Zimmer, immer nach den Spitzen der Berge blickend, ob ſie nicht ſchon das Frühlicht beleuchte. Vom Morgen hoffte ſie Troſt; ſie wird Philibert ſehen, ſie wird ſich im Schloſſe erkundigen und vielleicht erfahren, was vorgefallen iſt. Aber ſie ſollte es noch vor dem Morgen von Dem erfahren, um den ſie jetzt am Tiefſten beſorgt war.

Noch vor dem Frühroth öffnete ſich leiſe die Thüre ihres Gemaches, ſie eilte hinzu, und Jehan Goulé ſtand vor ihr. Ein Freudenſchrei entfloh ihrer Bruſt. Jehan Goulé aber warnte ſie mit einem St! nicht zu laut zu werden, und beredter, als ſie ihn je geſehen, ſagte er raſch: „Meſſire de Beaufort war bei Bonnivard; auf Bonnivards Stroh lag eine Blume. Alles verrathen. Ein anderer Kerkermeiſter.“

„Und du, Jehan? was wird aus dir?“ fragte Claire dringend.

Jehan Goulé lächelte, wie ſie ihn nie hatte lächeln ſehen. „Weiß nicht,“ ſagte er lächelnd, zuckte die Achſel, öffnete die Thüre hinter ſich und verſchwand im dunklen Gange.

Noch aufgeregter durch dieſe Mittheilung, blaß und mit glühenden Augen, irrte ſie des Morgens durch den Hof, ohne zu wiſſen, was ſie ſuchte, als ihr Barberouge begegnete und ihr zurief: „Fräulein de Beaufort, wenn Ihr Euch in unſerm Neſte langweilet, ſo könnt Ihr Euch heute an einem Schauſpiele ergötzen, dergleichen Ihr vielleicht noch nie geſehen habt.“

Claire, die überall Gefahr und Unglück ahnte, fragte ihn, was er meine.

„Was wird's ſein?“ rief Barberouge, „Jehan Goulé hat die Welt durch ſein Daſein lange genug entſtellt. Er wird gehenkt.“

„Jehan Goulé!“ ſchrie Claire. — „Warum? Was hat er verbrochen?“

„Das wiſſen wir nicht. Meſſire, Euer Vater, macht ein Geheimniß daraus. Er hat hier Gewalt über Tod und Leben und braucht Niemand Rechenſchaft abzulegen. Uebrigens hängt das Urtheil ſeit zwanzig Jahren über ihm.“

„Er wurde damals begnadigt,“ ſtammelte Claire.

„Nein, mein Fräulein,“ erwiderte Barberouge, „nicht begnadigt; das liegt nicht in der Art Eueres Herrn Vaters. Die Vollſtreckung wurde nur aufgeſchoben. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Meſſire de Beaufort hat es ſich vorbehalten, ihn, wann und wo er will, hängen zu laſſen. Verzeiht, ich muß jetzt vors Thor, denn dort ſoll er zum Schmuck und zur Zierde des Schloſſes prangen.“

„Nehmt mich mit!“ flehte Claire, die keines Schrittes mächtig war.

„Ihr ſeid zu weich,“ ſagte Barberouge, wie er ſie ſo zitternd und elend vor ſich ſtehen ſah, und reichte ihr mitleidig den Arm. „Chillon iſt kein Kloſter; in Chillon muß man ſtärkere Nerven haben. Man ſollte doch glauben, daß der tägliche Anblick des Steines, auf dem zweihundert Juden geſchlachtet worden, das Herz ſtärker mache, als Eueres zu ſein ſcheint. Indeß, Fräulein ſollen weiche Herzen haben; ich liebe Das. Die Härte gehört uns Männern. Seid ruhig, Fräulein; Jehan Goulé hat ſo Viele gehenkt und gefoltert, daß er an Dergleichen gewöhnt ſein muß. Glaubt mir, es iſt ſo, Das wiſſen alte Kriegsleute. Auch vom Sterbenſehen lernt man ſterben, und wer Viele getödtet, ſtirbt ſelbſt leichter. Ich will Euch was ſagen: Das kommt daher, daß man einſieht, wie wenig das Leben eigentlich iſt. Uebrigens iſt das wie eine Waare, die heute ſo viel und morgen ſo viel werth iſt. Das wiſſen wir Schweizer. Glaubt Ihr, daß wir zu allen Zeiten gleich bezahlt werden? Gott bewahre! Unter Sforza waren wir ſehr theuer; ſeit Marignan ſind wir ſchrecklich billig. Die Zeiten verſchlimmern ſich, und es gibt Momente, da iſt ein

Menſchenleben nicht mehr werth als ein Hundeleben. Ich ſpreche von Männern; was Fräulein betrifft, das weiß ich nicht, und es wird wohl auch anders ſein.“

Während Barberouge ſo philoſophirte, kamen ſie auf der Zugbrücke an, auf welcher rechts und links Hellebardierer aufgeſtellt waren. Auf dem Stein am Thore ſaß der Mann, den ſie heute Nacht in Jehan Goulé's Zelle gefunden hatte; über ſeinem Kopfe, an einer aus der Mauer hervorragenden Eiſenſtange mit einem Ringe, der eine Fackel zu tragen beſtimmt war, hing ein Strick. Claire ſchwindelte beim Anblick dieſer Vorbereitungen; ſie faßte ſich erſt, als ſie ihren Vater mit Philibert durch den Hof herbeikommen ſah und unmittelbar hinter ihnen zwei Knechte, welche Goulé gebunden heranführten. Sie ſtürzte ihrem Vater entgegen, warf ſich ihm zu Füßen und rief: „Gnade, Vater! Gnade!“

Meſſire de Beaufort ſah ſie mit drohenden Blicken an und ließ ſie eine Zeit lang auf dem Boden liegen; dann bückte er ſich, hob ſie am Arme unſanft auf, zog ſie in die Tiefe des Thores und ſagte ihr ins Ohr: „Merke es dir, daß du ihn tödteſt; ich will dir die Luſt verderben, gegen mich und meinen Herzog Ränke zu ſpinnen. Du ſelbſt ſollteſt mir deinen Verrath bei den Barfüßerinnen büßen, Verrätherin und Ketzerin, wenn du nicht die Braut Aimé de Belay's wäreſt!“

Er gab den Knechten, die mit Jehan Goulé hinter ihm Halt gemacht hatten, als er im Thorwege ſtehen blieb, ein Zeichen und wollte ſelber vorwärts ſchreiten, als ihm Claire aufs Neue zu Füßen ſank und ihn, ſeine Kniee umklammernd, am Weitergehen hinderte. Sie wollte ſprechen, aber ſie brachte nur ein tiefes Schluchzen hervor. Meſſire de Beaufort wollte ſich ihrer entledigen, indem er ihre Arme mit Gewalt von ſeinen Knieen herabdrückte, als Philibert hervortrat und ſagte: „Ihr ſeht den Schmerz, den Ihr Euerer Tochter bereitet; ſchenkt dem armen Sünder das Leben!“

„Schweig, Philibert,“ rief der Kaſtellan zornig, „und freue dich, daß ich ſchweige.“

„Ich will nicht ſchweigen, ich will reden!“ erwiderte Philibert ebenſo entſchieden. „Ich habe ein Recht, zu fragen, in meinem Namen und im Namen Aller, die in Chillon ſind, ob der Mann ein des Todes würdiges Verbrechen begangen? Noch iſt Chillon nicht berennt, und Ihr habt nicht das Recht, ohne unſern Rath, ohne Beiziehung der Offiziere einen Einzigen vom Leben zum Tode bringen zu laſſen!“

„Willſt du Empörung ſäen, Philibert?“ fragte der Kaſtellan ſpöttiſch. „Willſt du fortſetzen, was du angefangen haſt? Gib Acht! Gib Acht! Philibert, ich könnte auch den letzten Träger des Namens Beaufort ſo tief begraben laſſen wie — einen andern Verräther — wie z. B. Bonnivard.“

„Droht, ſo viel Ihr wollt. Hier erkläre ich, daß ich nicht mehr einem Regimente diene, das ſolche Gerechtigkeit übt; Ihr habt mich zur rechten Zeit an Bonnivard erinnert. Meinen Namen kann ich Euch ebenſo froh vor die Füße werfen wie meinen Platz hier, denn dieſer Name iſt ſeit ſechs Jahren der Name eines Wegelagerers, eines Häſchers und Kerkermeiſters.“

„Fort!“ rief der Kaſtellan wüthend den Knechten zu, die Jehan Goulé führten, und ſie ſetzten ſich in Bewegung. Aber ſie hielten wieder inne, da Claire, immer noch die Füße ihres Vaters umklammernd, ausgeſtreckt auf ihrem Wege lag, ſo daß ſie über ſie hätten hinwegſchreiten müſſen. —

„Vorwärts!“ rief der Kaſtellan wieder, als er ihr Zaudern bemerkte, aber ein kräftiges „Halt!“ antwortete ihm, und die Knechte gehorchten unwillkürlich. Es kam dieſes Halt aus dem Munde Barberouge's, der die Scene von ferne mit angeſehen hatte und ſich jetzt näherte.

„Meſſire Antoine de Beaufort,“ ſagte er freundlich, „wenn ich etwas über Euch vermag, ſo gebt dieſen Sünder frei.“

„Nein!“ rief Beaufort.

„Doch, ich bitte Euch,“ fuhr Barberouge fort — „thut's aus Höflichkeit für eine Dame, die Euch ſo ſehr bittet; ich halte viel auf Höflichkeit!“

„Keine Narrheiten!“ rief Beaufort, „es muß ſein; ich habe meine Urſachen!“

„Euere Urſachen in Ehren, aber von Narrheiten iſt hier nicht die Rede. Ich will einmal einem Fräulein einen Dienſt leiſten, aus Courtoiſie, ich, der Bauernkerl aus dem Wallis, weil Ihr, der Ritter, es nicht thun wollt. Ich halte viel auf Courtoiſie. Ich bitte Euch noch ein Mal.“

„Du biſt ein Narr!“ ſchrie der Kaſtellan, „Jehan Goulé wird gehenkt. Vorwärts!“

„Ein Narr? Das wäre uns nicht lieb,“ ſagte Barberouge kopfſchüttelnd; nun hört, Meſſire de Beaufort, jetzt bitte ich Euch zum dritten Male: gebt den armen Sünder los. Mehr als drei Mal wird um das Leben eines armen Sünders nicht gebeten.“

„Ich glaube, du drohſt!“ lachte Herr de Beaufort, „jetzt iſt Jehan Goulé's Leben verfallen! Vorwärts!“

„Ja, ich drohe,“ ſagte Barberouge in einem höhern Tone und trat näher, „und Jehan Goulé's Leben iſt nicht verfallen, wenn Barberouge droht. Barberouge droht nicht umſonſt. Erfahret, Meſſire de Beaufort, vor Rom habe ich dem Papſte gedroht, und Ihr wißt, daß ich ihm manchen Tort gethan. Alſo Meſſire de Beaufort, höret! Jehan Goulé iſt ein Walliſer, und wenn Ihr darauf beſtehet, ihn zu hängen, nur weil es Euch ſo Freude macht, ſo wird Jehan Goulé nicht nur nicht gehenkt, ſondern er zieht noch heute, noch in dieſer Stunde mit uns Walliſern, ſeinen Landsleuten, ab, der Rhone entgegen. Darauf habt Ihr mein Bauernwort, Herr Ritter! Wir verſtehen es, wenn es uns gerade einfällt, beſonders aber aus Höflichkeit, einen Landsmann in Schutz zu nehmen. Des rückſtändigen Soldes wegen braucht Ihr nicht in Sorge zu ſein, wir werden aus Chillon Feldſchlangen und Dergleichen ſo viel mitnehmen, als der Sold ausmacht, und die Waare in Sion bei unſerem kriegeriſchen Biſchof gegen baares Geld vertauſchen. Da habt Ihr gleich nach der Drohung den ganzen Plan der Ausführung.“

Barberouge lächelte und ſpielte mit dem Bandelier an ſeinem Degen. Herr von Beaufort biß ſich auf die Lippen. Er wußte, daß Barberouge ausführte, was er drohte, und er war ganz in ſeiner Gewalt. Wenn Barberouge mit ſeinen Valaiſanern abzog, blieben ihm nicht zehn Mann zur Vertheidigung der Veſte, in einem Augenblicke, da er einen Entſatz vom Heere des Herzogs, der am weſtlichen Ende ſeiner Staaten vollauf beſchäftigt war, nicht hoffen konnte, und da die Partei der Genfer und Berner mit der Ausbreitung der neuen Lehre ringsumher im ganzen Waadtland immer mächtiger wurde. Dieſe konnten ſich dann des Schloſſes leicht bemächtigen, abgeſehen davon, daß auch die Berner jeden Augenblick ihr Banner erheben und in das Seeland herabſteigen konnten. Barberouge mit den Walliſern oder Valaiſanern, die, nach Art der Schweizer Söldner, zuerſt ihm, als ihrem Hauptmann, und dann erſt dem Fremden, der ſie beſoldete, gehorchten, war ſeine einzige Stütze. Er mußte ihm nachgeben. Er ſchüttelte die Arme ſeiner Tochter ab und eilte ins Schloß zurück. Barberouge ſagte zum wartenden Henker: „Wenn du dich jetzt ſelbſt hängen willſt, ſo ſei dir Das vergönnt; dich werde ich nicht hindern!“ Dann ging er auf Jehan Goulé zu, ſchnitt mit ſeinem Dolche die Stricke entzwei, die ſeine Hände über dem Rücken zuſammenſchnürten, und übergab ihn den Walliſern, daß ſie ihn wohl behüten und kein Haar auf ſeinem Kopfe krümmen laſſen ſollten. „Aus Courtoiſie für das Fräulein, Ihr Bauernlümmel!“ fügte er belehrend hinzu. Dann ſah er ſich um, und als er Claire erblickte, die ihm mit verklärtem Geſichte entgegenlächelte, ſagte er, ſich verneigend: „Mademoiſelle de Beaufort, eben habe ich Euch auf meinen Knieen um meinen Lohn bitten wollen, um einen ganz kurzen Kuß, da ich Euch aber ſo glücklich lächeln ſehe, bin ich belohnt genug!“

Trotzdem lag in demſelben Augenblicke Claire an ſeinem Halſe und küßte ihn auf die rauhe, ſonnenverbrannte Wange.

„Sehr gut,“ murmelte dann Barberouge und ſtreichelte den langen Schnurrbart; „Das iſt gewiß, keine Tugend wird auf

Erden ſo belohnt wie die Courtoiſie. — Abgemacht! Marſch! und zurück ins Schloß!“

Während Barberouge ſeine Rotte, mit Jehan Goulé in der Mitte, zurückführte, ſchwankte Claire erſchöpft am Arme Philiberts ihren Gemächern zu. Kaum daß ſie die Treppe hinauf gelangen konnte. Dort angekommen, ſagte ſie zu Philibert: „Jetzt, mein Freund, iſt deines Bleibens nicht mehr in Chillon. Du haſt zu muthig dein Inneres verrathen und dich zu edel meines Mitſchuldigen angenommen, als daß dir vergeben werden könnte. Ich danke dir und erneuere dir die Schwüre, Niemand auf Erden, nur dir anzugehören, wenn auch vielleicht noch viel Zeit und Leid darüber hingehen. Fürchte nicht, daß mir irgend eine Tortur am Altare ein Ja erpreſſen und mich zum Weibe Belay's machen könne.“

„Ich kenne dich, Claire,“ verſicherte Philibert, „und ich bin ruhig.“

„Jetzt aber,“ fuhr Claire fort, „müſſen wir uns trennen, mußt du Chillon verlaſſen.“

„Ich weiß es,“ ſagte Philibert, „ich bin aus dem Dienſte deines Vaters und des Herzogs getreten, ich würde hier frei umhergehen, ſo lange die Beſatzung nur aus den Leuten Barberouge's beſteht; ſo bald Zuzug anlangt, bin ich nicht mehr ſicher. Ich würde gefangen nach Thonon oder Pignerol geſchickt werden.“

„Darum mußt du fort, aber deine Flucht ſoll keine zweckloſe ſein, du mußt Jehan Goulé mit dir entführen und ihn in Sicherheit bringen. Die Aebtiſſin von St. Clara, jetzt in Annecy, wird für ihn ſorgen — und dann — wir haben Bonnivard nicht retten können, retten wir das Werk ſeiner Gefangenſchaft. Mein Vater war in ſeinem Kerker; die Chronik Bonnivards muß ihm gefehlt haben, er weiß, daß ich ſie verborgen habe; ſie muß, ehe ſie mir entriſſen wird, gerettet ſein und dann dem Rathe der Stadt Genf übergeben werden. Willſt du, Philibert?“ Die letzten Worte ſprach Claire mit ſo flehendem Ausdrucke, daß ihr Philibert nur mit einem liebevollen Blicke antworten konnte. Sie erhob ſich und holte die Blätter hinter ihrem Kopfkiſſen hervor.

„Rette dieſes Zeugniß der Wahrheit,“ ſagte ſie feierlich, indem ſie ihm die Papiere übergab, „du erwirbſt dir damit eine neue Heimat, dir und mir.“

Die Liebenden wußten, daß ihnen vielleicht eine lange Trennung bevorſtand, daß ihr Schickſal mit den großen Weltbegebenheiten zuſammenhing, und daß Jahre vergehen konnten, bevor der große Kampf, der begonnen hatte, zu Ende geführt werde. Aber ſie klagten nicht. Das Bewußtſein, mit ſo großen Geſchicken zuſammenzuhängen, und die Ueberzeugung, in dieſem großen Kampfe auf Seiten des Guten zu ſtehen, erhob ihre Gemüther, und ſie verbrachten die letzten Stunden ihres Zuſammenſeins in einer, wenn auch ernſten, doch mehr freudigen als trüben Stimmung.

Am Abende dieſes Tages, der ſo aufregend begonnen hatte, in dem Augenblicke, als die Zugbrücke aufgezogen werden ſollte, trat Philibert, in ſeinen Mantel gehüllt, wie ein einſamer Spaziergänger, der die Schönheit des Herbſtabends genießen will, langſam aus dem Schloſſe, und langſamen Schrittes ging er durch den ſchmalen Paß zwiſchen Schloß und Berg nach der Richtung von Montreux. Erſt als er um den vorſpringenden Berg gebogen und, der gewaltigen daſelbſt aufgehäuft liegenden Felsblöcke wegen, bei dem hellen Mondſcheine von Chillon aus nicht beobachtet werden konnte, beſchleunigte er ſeinen Gang, bis er unterhelb Veto ankam, das damals hinter einem Buſche von Nußbäumen verſteckt lag. Dort, im Schatten eines der Jahrhunderte alten Nußbäume, wie ſie jene Gegenden in großer Zahl bis auf den heutigen Tag ſchmücken, ſtand unbeweglich wie eine ſteinerne Geſtalt ein Mann, der zwei geſattelte Pferde am Zaume hielt. Er half Philibert das eine beſteigen, ſchwang ſich dann ſelbſt auf das andere, und ohne ein Wort zu ſprechen, trabten die beiden Reiter in die Nacht hinein, dem Weſten zu.

Achtes Kapitel.

Der Abt von St. Claude und die Patrioten.

Ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht ſaßen dieſelben zwei Reiter vor einer Herberge, die unmittelbar am weſtlichen Thore Lauſanne's lag. Sie waren um die Stadtmauer herumgeritten und hatten daſelbſt Halt gemacht, um die Pferde zu füttern und ihnen und ſich ſelbſt einige Ruhe zu gönnen. Der Herbergsvater, nachdem er die Pferde mit Heu und Haber, die Reiter mit Brod und Wein verſorgt, war wieder zu Bett gegangen; von Einheimiſchen kam den beiden Reiſenden Niemand zu Geſichte, als der Arkebuſierer, der auf dem Walle auf und abging. Dieſe Ruhe benutzte Jehan Goulé, um ſich, auf einem Eckſteine der Herberge ſitzend, einem tiefen Schlafe hinzugeben. Es iſt vorauszuſetzen, daß er die vergangene Nacht, die er für ſeine letzte hielt, wenig geruht hatte; den Morgen darauf ſtand er unter ſeinem Galgen, und den Abend ging er auf die Flucht, die Nacht verbrachte er raſch trabend zu Pferde — kein Wunder, daß er wie ein Stein auf dem Steine ſaß und daß er ſelbſt nicht erwachte, als er vom Steine herabrollte. Die tiefen Töne eines Geſchnarches, die allein die Stille der Nacht unterbrachen, verriethen die Tiefe ſeines Schlafes, und Philibert, bedenkend, wie ihm nach ſolchen dreißig Lebens- und Sterbensſtunden Ruhe und Vergeſſenheit wohl thun müſſe, verweilte ſich vor der Herberge länger, als es ſeine Abſicht geweſen, und ging vor dem Schlafenden auf und nieder, als wäre er nur da, um ihn zu bewachen. So wurde die Nacht immer heller, daß er die Häuſer in der Stadt und endlich die in Stein gehauenen wilden Geſichter an den Thoren der Stadt unterſcheiden konnte. Plötzlich wurde das Thor geöffnet und die Zugbrücke herabgelaſſen. Beides geſchah, wie es Philibert ſchien, auf ſehr vorſichtige Weiſe und wie in der Abſicht, ſo wenig Geräuſch als möglich zu verurſachen, als ob es ſich darum handelte, Jemand in aller Stille aus der Stadt entwiſchen zu laſſen. Er wurde aufmerkſam. Gleich darauf kamen drei Reiter hervor, die langſamen Schrittes die Brücke paſſirten und auf dem Platze vor der Herberge Halt machten. Ihnen folgte ein etwas größerer Haufe ritterlich geſchmückter Reiter und dieſem wieder ein Troß von Knechten, welche eine Anzahl hochbepackter Maulthiere umgaben. Dieſe ganze Kavalkade, die wohl aus fünfundzwanzig bis dreißig Reitern beſtand, hielt auf dem Platze, um ſich zu ordnen und dann in gewiſſer Ordnung die Reiſe anzutreten. Den Mittelpunkt bildete offenbar der dickbeleibte Reiter, der von Allen der ſtillſte war und ruhig abwartete, bis Alles nach der Anweiſung eines höheren Offiziers geordnet war. Philibert war ſehr erſtaunt, als er in dem Ritter Monſeigneur Sebaſtian von Montfaucon, den Biſchof von Lauſanne, erkannte. Er wollte ſich raſch in den Schatten zurückziehen, als der Biſchof, der ängſtlich um ſich ſah, ihn erblickte und wegen der neuen Erſcheinung einige Worte an ſeinen Nachbar richtete. Dieſer ritt ſogleich aus dem Kreiſe hervor und näherte ſich Philibert. „Ich ſoll," rief er in gebieteriſchem Tone, „bei Euch anfragen, wer Ihr ſeid was Euch hierher führt und wohin Eure Reiſe geht?"

„Herr v. Chatelard," ſagte Philibert lächelnd, „ſeit wann habt Ihr Euch gewöhnt, ſo en grand seigneur zu mir zu ſprechen?"

„Siehe da, Philibert v. Beaufort!" rief der Andere, ihn erkennend und laut genug, daß es auch der Biſchof hören konnte.

„Herr v. Beaufort!" rief dieſer angenehm überraſcht, „kommt heran, junger Beaufort, und reicht mir die Hand." Und als Philibert der Einladung folgte, fuhr der Biſchof fort: „Verzeiht, daß ich Euch ſo anhalten ließ, aber wir leben in einer böſen Zeit, und es iſt erlaubt, überall Feinde zu ſehen. O, lieber Beaufort, welche Zeit, welche arge Zeit! Ich verſichere Euch, der jüngſte Tag ſteht vor der Thüre! Wißt Ihr, in welchem argen Momente Ihr mich wieder ſehet? Errathet Ihr?"

Philibert machte eine fragende Geberde, und der Biſchof fuhr fort: „Auf der Flucht ſeht Ihr mich! Auf der Flucht! Wie unſer Heiland vor Herodes nach Aegypten, ſo muß ich mich vor der neuen Lehre, ich weiß nicht wohin, flüchten.“

„Auf der Flucht?“ fragte Philibert, „ich begreife nicht!“

„Ja, ja, es iſt auch ſchwer zu begreifen. Aus einer Stadt, deren Fürſt ich bin — o Sodom! Sodom! — muß ich mich nächtlicherweiſe fortſchleichen wie ein Dieb. Und warum? Weil unmittelbar unter meinem biſchöflichen Hirtenſtabe im Schatten meiner Biſchofsmütze nach und nach Alles zum Ketzer wurde. Der reißende Wolf hat mir ein Schaf nach dem andern entwunden, und jetzt bin ich ein Hirt ohne Heerde.“

„Und nun muß Eure Hoheit vor der ehemaligen Heerde fliehen?“

„Das eigentlich nicht. Sie haben mir nichts zu Leide gethan, ſie ſind Ketzer geworden, ohne ſich um mich zu kümmern — aber ſie könnten mir doch etwas anthun, und wenn nicht ſie, ſo ſind immer die verfluchten Berner da, die jeden Augenblick herabſteigen können. Vor Allem Vorſicht! ſagt der heilige Auguſtinus. Ach, wo ſind die Zeiten, da wir in Chillon ſo luſtig zechten! Ihr erinnert Euch, es war an dem Tage, an dem das Fräulein aus dem Kloſter heimkehrte.“

„Und wohin gedenkt Monſeigneur jetzt ſeine Schritte zu lenken?“

„Ich gehe jetzt zum Abbé von Bomont und von da zu Monſeigneur, dem Herzog von Savoyen, wenn Frankreich den Weg dahin noch nicht abgeſchnitten hat. Und Ihr, Beaufort, wohin führt Euer Weg?“

„Mich führen Aufträge ebenfalls nach Weſten.“

„Das trifft ſich ja gut; Ihr geht mit uns, da haben wir eine gute Klinge mehr, uns zu vertheidigen. Man kann nicht wiſſen, das ganze Land iſt der Ketzerei voll, und wenn ſie unter meinem ritterlichen Gewande die biſchöflichen Weihen merken, kann ich hie und da in Fährlichkeiten gerathen.“

Philibert überlegte einen Augenblick. Er fand, daß er in

Geſellſchaft des Biſchofs die Reiſe am Sicherſten zurücklegen könnte. Die Löffelritter, die er vor Allem fürchtete, werden ihn, ſo ſagte er ſich, ungehindert durch ihr Gebiet bis an die Genfer Gränze gelangen laſſen, wenn ſie irgendwie erfahren, daß er, ein Beaufort, in Begleitung eines Biſchofs, des Werkzeuges und Knechtes von Savoyen, angekommen ſei — und er ging bereitwillig auf den Vorſchlag ein. Er winkte Jehan Goulé und ſtieg zu Roß, ohne dieſem ſeinem Begleiter die geringſten Verhaltungsbefehle zu geben. Er wußte, daß Jehan Goulé nur ſchweigen könne. Der Biſchof lud ihn ein, an ſeiner Seite zu reiten, und der Zug, um zwei Reiter vermehrt, ſetzte ſich in raſche Bewegung, da der Tag immer heller heraufzog.

Erſt gegen Mittag wurde im Schloſſe zu Nyon, das dem Herzog von Savoyen gehörte, Halt gemacht. Hinter ſeinen dicken Mauern glaubte der Biſchof eine Zeit lang in Sicherheit ausruhen zu können, doch hielt er es nicht für ſicher genug, um daſelbſt einen längern Aufenthalt zu nehmen, da es nur einige Stunden von Genf entfernt war, obwohl ihm der Gouverneur betheuerte, daß hier von Genf aus nichts zu fürchten ſei, da die Stadt von dieſer Seite aus von den Mamelucken, wie man die Genfer, aus der Stadt verbannten Anhänger des Herzogs nannte, und von den Löffelrittern eng eingeſchloſſen ſei und von der Waſſerſeite durch den Baron v. Yvoire, den Herrn des Sees, überwacht werde. Die Genfer, verſicherte der Gouverneur von Nyon, ſeien in einer Schlinge, die ſie nächſtens erdroſſeln müſſe. Die Neufchateler ſeien ihnen zwar gegen den Willen ihrer Gräfin zu Hülfe gekommen und vor einigen Tagen bis hierher nach Nyon vorgedrungen, aber die Berner ſeien dazwiſchen getreten und hätten die Neufchateler zum Rückzug bewogen. „Das iſt eine große Sache!“ rief der Gouverneur, „nun müſſen die Genfer Rebellen erkennen, daß ſie auch von den Ketzern verlaſſen werden, wie ſie ſchon von den frommen Freiburgern verlaſſen worden, und nächſtens müſſen ſie ſich Karl III. auf Gnade und Ungnade ergeben. Vielleicht iſt Das ſchon in dieſem Augenblicke geſchehen, denn ſeit einigen Tagen ſind in Coppet Unterhandlungen eröffnet worden, und ich weiß, daß die Genfer drei Abgeordnete dahin abgeſchickt haben. Was bleibt dieſen anders übrig, als ſich dem Herzog unter jeder Bedingung zu unterwerfen?“

Während er dem Biſchof ſo freudige Nachrichten mittheilte, bemerkte er einen Trupp Reiter, der von Coppet herkam und ſich dem Schloſſe von Nyon näherte. Er ſtrengte ſein Auge an und rief: „Bei Gott, da kommen Leute des Herzogs gerade von Coppet her — da werden wir gleich die letzten Neuigkeiten erfahren.“

Bevor er mit dem Biſchof unten im Hofe ankam, war der Trupp ſchon eingeritten. Es war ein Haufe von zehn Reitern, die drei in lange ſchwarze Röcke gekleidete Männer in ihrer Mitte hatten, welche, nach ihrem Anzuge und dem Barett zu ſchließen, bürgerlichen Standes waren, obwohl ſie einen Schwertgurt, freilich ohne Schwert, umgeſchnallt hatten. Waffenlos, wie ſie waren, und von den Reitern ſorgfältig umgeben, konnte man ſie gleich als Gefangene erkennen. Die Reiter ſaßen ab und erlaubten auch den Gefangenen, abzuſteigen, nachdem ſie das Thor des Schloſſes hatten ſchließen laſſen. Dann näherte ſich der Anführer dem Gouverneur mit den Worten: „Seigneur de Prangins, wir kommen nur, um kurze Gaſtlichkeit zu bitten und, nach Befehl, noch um zehn oder zwanzig Mann Seiner Hoheit des Herzogs, die uns weiter begleiten ſollen.“

„Was iſt? Welche Befehle habt Ihr?“ fragte der Gouverneur.

„Dieſe Drei“ erwiderte der Offizier, auf die Gefangenen deutend, „ſind nach Chillon zu bringen.“

„Wer ſind dieſe Drei? und warum kommen ſie nach Chillon?“ fragte der Biſchof neugierig.

Der Offizier zuckte die Achſel, als ob er keine Auskunft geben könne, aber an ſeiner Statt ergriff einer der Gefangenen, ein alter Mann, das Wort, indem er an den Biſchof herantrat und mit lauter Stimme ſagte: „Wollt Ihr Auskunft über uns, Monſeigneur de Lauſanne? Die kann ich Euch in aller Ausführlichkeit geben. Auf Veranlaſſung der Berner zogen die Neuſchateler, unſere tapfern Bundesgenoſſen, nach einem Siege über die Savoyarden in ihre Heimat zurück und eröffnete der Herzog, wie er ſich für dieſen Dienſt gegen die Berner verpflichtet hatte, in Coppet eine Friedenskonferenz. Man lud Genf ein, die Konferenz zu beſchicken, und der engere Rath wählte uns zu Abgeordneten, mich Toquet und hier meine beiden Mitbürger d'Arlod und Lambert. Vertrauensvoll, als heilige und in allen Landen als geheiligt erachtete Friedensboten, begaben wir uns nach Coppet. Als wir dort ankamen, waren die Neuſchateler bereits abgezogen; da hatte Herzog Karl III. wieder Muth, jenen Muth, den er ſchon ſo oft gezeigt, den Muth der Treuloſigkeit, und anſtatt zu unterhandeln, ließ er uns gefangen nehmen und ſendet uns nun nach Chillon, wo ſchon Bonnivard ſchmachtet, den er mit gleicher Schändung aller menſchlichen und göttlichen Geſetze dahin gebracht. So hat er Levrier auf ſavoyiſchen Boden gelockt, um ihm das Haupt abzuſchlagen, ſo hat er Blanchet Navis in Pignerol ohne Recht und Gericht gehenkt und geviertheilt, ſo Pecolat gefoltert; ein zehn Schritte breiter Raum gehört ihm in Genf, den hat er mit dem Blute Bertheliers getränkt. Bald wird Savoyen keinen Fuß breit Erde beſitzen, die nicht als Mordſtätte für Genfer Kinder diente."

Die Reiter hörten dem Bürger zu, als ob er eine Schaudergeſchichte erzählte, die ihnen nur die Zeit vertreiben ſollte; der Gouverneur ſchlug die Augen nieder, der Biſchof aber fiel dem Redner entrüſtet ins Wort, indem er rief: „Ketzern gegenüber hat man keine Pflicht, Ketzern darf man nicht Wort halten, das haben Päpſte und Konzilien ausgeſprochen, und was Euch betrifft, Herr Toquet, ſo geſchieht Euch ganz Recht, daß Ihr dahin geſchickt werdet, wo ſchon Bonnivard iſt, denn Ihr ſeid ein Sünder wie er, da Ihr es wagt, Eure Zunge gegen Euern Herrn zu bewegen."

„Unſern Herrn?" rief Toquet, „er war es nie und wird es mit Gottes Hülfe niemals. Seit zweihundert Jahren ſtreben die Herzoge von Savoyen nach der Herrſchaft in Genf mit Dolch und Giſt, Heuchelei und Verführung; aber Genf hat ſie trotz aller Leiden nie als Herren anerkannt und wird es nicht, und ſollte darüber das letzte Haus der alten Stadt in Aſche liegen. Wir Bürger, Herr Biſchof, wir geben unſere Freiheit nicht ſo leichten Kaufes dahin, wie Monſeigneur de la Beaune ſeine geiſtliche Souveränetät und wie ſein Mitbruder, Monſeigneur von Lauſanne, ebenfalls gethan hat, eigene Rechte mit den anvertrauten der Bürger zugleich verrathend und verkaufend.“

„Schweigt, Ihr Läſterer!“ rief der Biſchof keifend, „oder ich ſchreibe an meinen gnädigen Herrn, den Herzog, und bitte ihn, Euch eigens für Eure ketzeriſchen Läſterungen beſonders hart beſtrafen zu laſſen.“

Toquet warf ihm einen Blick der Verachtung zu und wandte ihm dem Rücken. Der Biſchof, über dieſe Behandlung in großer Unruhe, blickte verlegen rings umher, ob man die verachtungsvolle Bewegung bemerkt habe, und gab in ſeiner Verlegenheit das Zeichen zum Aufbruche.

Während man ſattelte und aufſtieg, benutzte Philibert das Gewirr und den Lärm, um ſich dem muthigen Gefangenen zu nähern und ihm mit leiſer Stimme zu ſagen: „Meſſire Toquet, wenn Ihr beim Einzug in Chillon zufällig ein Fräulein im Hof ſtehen ſeht, ſucht ihr zuzuflüſtern, daß ich, Philibert de Beaufort, während ich Euch ſprechen hörte, entſchloſſen war, nicht nur die Papiere Bonnivards nach Genf zu bringen, ſondern auch das Lager der Treuloſigkeit und des Unrechts zu verlaſſen, um vielleicht auf den Wällen Genfs für die Freiheit und die neue Lehre zu fallen.“

Der ſo Angeredete ſah dem jungen Manne überraſcht ins Geſicht. — „Papiere Bonnivards?“ fragte er leiſe.

„Hier drunter ſind ſie,“ antwortete Philibert, indem er die Hand auf ſeinen Panzer legte.

„Behaltet ſie nicht lange bei Euch,“ flüſterte Jener wieder und raſcher, „vertraut ſie dem Abbé von Bomont.“

„Einem Abbé?“ fragte Philibert nun ſeinerſeits erſtaunt.

„Ja, dem Abbé, dem Freunde Genfs und Bonnivards.“

Der Biſchof rief, und Philibert mußte aufſitzen. Er lächelte bei dem Gedanken, daß es gerade der Biſchof ſein mußte, der ihn unter ſeiner ſichern Hut dem Freunde Genfs und Bonnivards entgegenführen ſollte; er fand darin eine gerechte und milde Vergeltung des Gebahrens, das ſich der Prieſter dem muthigen Gefangenen gegenüber zu Schulden kommen ließ, und ſagte ſich, daß die Feinde der Wahrheit und des Guten in den wunderbaren Verwicklungen der Welt überhaupt, ſo wie hier der Biſchof, vielleicht beſtimmt ſind, zu fördern, was ſie am Liebſten vernichten möchten. Von Nyon aus ging es geraden Weges dem Jura zu, denn dort, am Fuße des höchſten Berges der Jurakette, der Dôle, lag die in jener Zeit berühmte Abtei St. Claude, in welcher der Abbé Bomont, ehemaliger Vikar von Genf, reſidirte und ein Jäger- und Ritterleben führte. Er kämpfte als Herr der Gebirgsſchluchten lieber mit Bären und Wölfen, als mit den Ketzern Genfs, die ihn um ſein einträgliches Amt brachten und bei denen er doch mit ganzem Herzen war. Es ſchmeichelte ihm, daß ſie ihn noch jetzt l'élu de Genève nannten, den Auserwählten Genfs, denn als ſie vor Jahren ihr uraltes Recht, ihren Biſchof in allgemeiner Volksverſammlung ſelbſt zu wählen, wieder beleben wollten, vereinigten ſich alle Stimmen auf ſeinem Haupte, und nur der Anmaßung des Herzogs von Savoyen, der ihnen zweimal nach einander ſeine Kreaturen aufdrängte, hatte er weichen müſſen. Der kleine Staat der Abtei war wie eine glückliche friedliche Inſel mitten in dieſen Gegenden, in denen nun ſeit Jahren unaufhörliche große und kleine Kämpfe zwiſchen Genfern und ihren Bundesgenoſſen, zu denen ehemals die Freiburger, dann die Neuſchateler und abwechſelnd die Berner gehörten, und zwiſchen den Herzoglichen, Biſchöflichen, Löffelrittern und Mameluken ſtattfanden. Den Abt von Bomont ſchonten beide Parteien, da ihn jede, die eine wegen ſeiner perſönlichen Neigung, die andere wegen der katholiſchen Würde, zu den Ihrigen zählte oder wenigſtens hoffte, ihn im entſcheidenden Momente ganz für ſich gewinnen zu können, und weil er ſchon zu wiederholten Malen den nützlichen Vermittler geſpielt hatte. Auf ſeinem Gebiete angekommen, ſteckten Ritter und Landsknechte das Schwert in die Scheide und hörte man auf, rechts und links in die Büſche zu ſpähen, ob daſelbſt nicht ein Feind im Hinterhalt liege. Man konnte da manches Schauſpiel genießen, das das Land auf viele Meilen in der Runde ſeit Jahren nicht mehr gewährte: der Bauer arbeitete ruhig auf dem Felde, ohne bewaffnete Wächter wurde das Vieh auf die Wieſe getrieben, an den Fenſtern der Bauernhütten ſaßen die Bewohner und ſchnitzten kleine Kunſtwerke in Holz, die ſie dieß- und jenſeits des Jura als Künſtler berühmt und zu wohlhabenden Leuten machten. Die Mönche in ihren Gaſſenpredigten wieſen damals auf die Unterthanen der Abtei von St. Claude als auf ein Beiſpiel hin, wie Diejenigen glücklich und im geſegneten Frieden weiter leben, die dem alten Glauben der Väter treu blieben, hüteten ſich aber, zu verrathen, daß unter den Unterthanen der Abtei eben ſo viele, wenn nicht mehr Ketzer waren, als gutgläubige römiſche Chriſten, und daß ſie nur darum in Frieden lebten, weil ſie ihr Herr, der Abt, glauben ließ, was ſie glauben wollten, und daß dieſe Holzſchnitzer ſchon aus dem nahen Neufchatel mit der daſelbſt eben überſetzten und gedruckten Bibel von Olivetan verſorgt wurden, ja, daß ſie, indem ſie ihre Holzſchalen, Meſſer, Gabeln u. dgl. auf die Märkte brachten, ſelbſt mit der Bibel einen bedeutenden Handel trieben.

Die Reiter, die von Nyon kamen, hatten nicht die Muße, ſich an dieſem Stillleben zu erfreuen. Kaum hatten ſie die Wege betreten, die allmählig ſteigend dem Jura entgegenführen, als ſie ſchon der Winter mit ſeinem ganzen Gefolge, mit Kälte, Hagel und Schneegeſtöber empfing. In ihre Mäntel gehüllt, ritten ſie auf den ſchmalen Pfaden in langer Reihe, einer nach dem andern, langſam und vorſichtig über den ſchlüpfrigen Boden dahin. So kam man erſt bei ſpäter Dunkelheit in der von weiten Ringmauern umgebenen Abtei an. Es war ein altes, weitläufiges

Gebäude, das aus der Ferne ſo ausſah, als ſtecke es unmittelbar im dichteſten Buſche eines Tannen- oder Fichtenwaldes, von dem es aber durch breite Höfe und durch zahlloſe Nebengebäude getrennt war. Da waren die weiten Stallungen, beſtimmt zum Winteraufenthalte der großen Rinderheerden, die den Sommer auf den Höhen verbrachten; andere für die Pferde und Maulthiere, deren der ritterliche Abt für ſich und ſein großes Gefolge von Edelleuten, Pagen, Jägern und weltlich geſinnten Kaplänen viele bedurfte; dann Wohnungen für die Hunde jeglicher Art und endlich, außerhalb der Ringmauer und an dieſe gelehnt, ſchön gebaut und vielfach verziert, lange Reihen von Holzhütten, in denen Unterthanen des Kloſters hausten, die nicht mit Land und Feld belohnt werden konnten und ſich in frühern Zeiten, um ihre Kunſt der Holzſchnitzerei in Sicherheit üben zu können, hierher, unter den unmittelbaren Schutz des heiligen Hauſes gerettet hatten.

Im Hofe des Kloſters, das ſo eine eigenthümliche und ganz abgeſchloſſene Welt bildete, herrſchte, als die neuen Ankömmlinge eben einritten, ein ſehr bewegtes Leben, trotz Sturm und Schneegeſtöber. Bei Windlichtern und Laternen betrachteten die Jäger einen gewaltigen Bären, der vor dem Thore ausgeſtreckt dalag, während einige Burſchen ihm die Haut abzogen, und bewunderten den Lanzenſtich, der zwiſchen der vierten und fünften Rippe geradenweges ins Herz führte, und erzählten dabei, wie raſch die Sache gegangen war und wie ſicher der Abbé den Stoß geführt hatte, obwohl er dabei auf Gerölle geſtanden und ſein Mantel in dem Augenblicke, da der Bär auf ihn losging, ſich im Geſtrüpp verwickelte und ihn zum Theil hinderte. Es war der erſte Bär, der dieſen Winter erlegt worden, und es war ein Prachtthier. Man kam darin überein, daß es nur natürlich und gerecht ſei, daß der Abt, als Herr der Gegend und zugleich als der beſte Jäger, das erſte Wild des Winters und zugleich das ſchönſte Thier der Schluchten erlegte.

Philibert, den das Schauſpiel im Hofe zurückgehalten hatte, trat ſpäter in den Saal als der Biſchof, den er ſchon am Kamine vor einem gewaltigen brennenden Balken an der Seite des Abtes ſitzen fand. Vom Abte freundlich begrüßt, zog er ſich in die Schaar der andern jungen Edelleute zurück, entſchloſſen, das Weſen ſeines Wirthes zu beobachten und ſich ſo zu benehmen, daß der Biſchof es nicht merken ſollte, daß er ein beſonderes Geſchäft mit ihm abzumachen hatte. So ſaß er auch ſchweigend bei Tiſche am untern Ende der Tafel, unter den andern Edelleuten, ohne an dem Geſpräche theilzunehmen, das an dem obern Ende ſtattfand, wiewohl der Abt, als liebenswürdiger Wirth, von Zeit zu Zeit auch an die Jüngſten ein freundliches Wort richtete. Er wurde aufmerkſam, als der Biſchof nach längerm Geſpräche plötzlich ausrief: „Es ſind ſchlechte Zeiten!“ ein Wort, mit dem er immer politiſche Betrachtungen oder Unterhandlungen einleitete. In der That fügte er gleich darauf hinzu: „Dieſe ſchlechten Zeiten können nicht beſſer werden, wenn nicht alle Diejenigen, die das alte gute Recht und den alten Glauben lieben, zuſammenſtehen, um die alte gute Zeit wieder heraufzuführen. Und Ihr, Herr Abt, werdet Ihr Euch nicht bald für Seine Hoheit den Herzog offen erklären? Seine Sache iſt heute Sache der Kirche. Ihr ſeid ſo nahe von Genf, und wie Ihr heute das wilde Unthier erlegt habt, ſo könntet Ihr das Unthier der Ketzerei erſticken helfen. Werdet Ihr nicht?“

Der Abt, offenbar ſo angeſprochen, um vor einer großen Geſellſchaft zu einer Erklärung gezwungen zu ſein, verbannte plötzlich den heitern Ausdruck aus ſeinem Geſichte und antwortete ernſt und eben ſo laut, als der Biſchof geſprochen hatte: „Nein, Monſeigneur, ich werde nicht!“

„Und warum nicht? Gegen Ketzer? Ihr, ein fürſtlicher Abt?“ fragte der Biſchof etwas verlegen und zugleich mit einigem Vorwurf im Ton der Stimme.

„Was die Ketzerei betrifft, Herr Biſchof, ſo handelt es ſich hier nicht um eine Disputation; es handelt ſich um den Krieg, der mit der Ketzerei nichts zu thun hat, den man nur gerne mit der Ketzerei in Verbindung bringen und zu einem Kreuzzuge machen möchte, um eine freie Stadt zu unterjochen. Da müſſen die Biſchöfe Genfs auf Seiten Genfs ſtehen, denn die Freiheit der Stadt war von jeher die Freiheit der Biſchöfe — und ich bin der rechtmäßige Biſchof von Genf, von den Bürgern nach ihrem uralten Rechte gewählt. Soll ich Theil nehmen an einem Kriege, der ihnen den elenden Pierre de la Beaune, den Knecht Savoyens aufdrängt? einen verkauften Helfershelfer, der die beſchworenen Freiheiten der Stadt verſchachert an einen eroberungsſüchtigen Feind, an den Herzog von Savoyen? Wir haben die Genfer nichts zu Leide gethan; mich lieben ſie, und ich liebe ſie wieder. Ich bin der Erwählte Genfs! ſo nennen ſie mich noch heute trotz ihrer Ketzerei, und ich bin ſtolz auf dieſen Titel, den mir Bürger geben, die ich wegen ihrer Ausdauer, wegen ihres Muthes und wegen des Unrechts, des ungeheuern Unrechts, dem ſie nicht erliegen, bewundere und beklage —"

Plötzlich unterbrach ſich der Abt, als ob er fürchtete, zu viel zu ſagen, und führte den Becher an den Mund. Daſſelbe that der Biſchof vor Verlegenheit. Er bedauerte um ſo mehr, den Abt vor ſo zahlreicher Geſellſchaft zu ſolchen Worten veranlaßt zu haben, als er in Lauſanne dieſelbe Rolle geſpielt hatte, die der Abt an den Biſchöfen von Genf verurtheilte. Um die Sache in Scherz zu verwandeln, und um zugleich den Abt vor den Zuhörern zu verdächtigen und den Eindruck ſeiner Rede abzuſchwächen, fügte er lächelnd hinzu: „Nun, nun, es iſt bekannt, Herr Abt, daß Ihr ein klein wenig, ſo bis an die Knöchel ungefähr, wenn nicht bis an die Knie, in Ketzerei watet."

„Vielleicht noch etwas tiefer," erwiderte der Abt ruhig und fügte hinzu: „aber auf keinen Fall ſo tief als der Mediceer, der jetzt auf dem Throne Petri ſitzt, und wie jener Mediceer, unter dem die Ketzerei angefangen hat."

Der Biſchof ſah ein, daß bei einer Fortſetzung des Geſpräches nichts zu gewinnen war, lachte und fing von dem todten Bären zu ſprechen an, wohl wiſſend, daß der Abt auf dieſe Weiſe am Leichteſten von Politik und Kirchenangelegenheiten abzulenken war.

Nachdem er den Eindruck jenes Ausdruckes des Abtes verwiſcht glaubte, bat er um Urlaub und erhob ſich, um zu Bett zu gehen.

Mit dem früheſten Morgen brach er ſammt ſeinem ganzen Gefolge auf, indem er ſich nur durch den Haushofmeiſter ſeinem Wirthe, dem Abte, empfehlen ließ; er erlaubte nicht, daß man ihn wecke, da er, wie er ſagte, ihn nicht ſtören wollte. Philibert, den er im Hofe traf, forderte er auf, mit ihm weiter zu ziehen. „Glaubt mir," flüſterte er ihm zu, „es iſt ein gefährlicher Aufenthalt, dieſe Abtei; der Abt iſt ein Ketzer und Feind des Herzogs. Ich fürchte, daß er mich bei längerem Aufenthalte den Lauſannern ausliefert, und Euch könnte er als Geiſel für Bonnivard den Genfern übergeben. Macht, daß Ihr fortkommt. Folget mir zum Herzog, er wird uns dankbar ſein, wenn wir ihn frühzeitig davon unterrichten, daß er beſſer thut, wenn er die Abtei wegnimmt."

Philibert entſchuldigte ſich mit Geſchäften und ließ ihn, den Biſchof, allein abziehen. Dieſer ritt längs des Jura gegen Bellegarde, wo er die Rhone überſchritt, um ſich dann mit den Herzoglichen, die bei St. Julien am Fuße des Salève ſtanden und von jener Seite Genf bedrängten, zu vereinigen. Der Abt aber hatte von ſeiner Schlafſtube aus den eiligen Abzug des Biſchofs mit angeſehen. Er zuckte verächtlich die Achſel und lächelte. „Der fromme Biſchof hat Angſt," ſagte er vor ſich hin, „und beeilt ſich, mich dem Herzog als Feind anzuzeigen. Gehe hin, Späher und Angeber! Bevor Ihr an den Jura gelangt, wird ſich in dieſem Lande Manches geändert haben, das Euch die Wege verrammelt." — So denkend, erblickte er Philibert mit Jehan Goulé, die im Hofe auf- und niedergingen. Er fragte ſich, was dieſe Leute aus dem Gefolge des Biſchofs noch in St. Claude wollten, und befahl einem Diener, den jungen Ritter zu ihm einzuladen.

Einige Minuten darauf trat Philibert in das Gemach.

„Hat Euch," ſagte der Abt, „der Biſchof mit einem Auftrag zurückgelaſſen?"

„Nein, Herr Abt, erwiderte Philibert, „ich bin nicht von des Biſchofs Leuten; ich bin nur zufällig in ſeinem Gefolge gekommen.“

„Wer ſeid Ihr?“

„Verzeiht, Herr Abt, daß ich mich nicht ſchon geſtern vorſtellte — ich hatte meine Urſachen. — Ich bin Philibert von Beaufort.“

„Beaufort?“ fragte der Abt erſtaunt — „aus Chillon?“

„Aus Chillon!“ beſtätigte Philibert, „und ich habe einen Auftrag an Euch, Herr Abt.“

Der Abt ging einigemal die Stirne runzelnd in der Stube auf und nieder, dann blieb er vor Philibert ſtehen, der indeſſen die Papiere aus ſeiner Ledertaſche gezogen hatte, betrachtete die Blätter und ſagte mit einem Tone, der Verdruß und Aerger nicht verbergen ſollte: „Was kann Euer Anverwandter, der Kaſtellan von Chillon, von Bonnivard wollen? So viel ich weiß, paſſen die beiden Männer ebenſo wenig zuſammen, als ſie jemals etwas mit einander zu thun gehabt haben.“

„Ich komme auch nicht vom Kaſtellan,“ ſagte Philibert, „ſondern vom Gefangenen von Chillon.“

Das Geſicht des Abtes heiterte ſich auf. „Von Bonnivard!“ rief er freudig — aber ſchnell gefaßt, fügte er hinzu: „Beweiſe!“

Philibert legte die Blätter auf den Tiſch und ſagte: „Hier ſind ſie. Dieſe Blätter enthalten die Chronik Genfs von Bonnivards eigener Hand; ich ſoll ſie in Sicherheit bringen und vertraue ſie, da ich nicht weiß, wie ich ſie den Genfern zukommen laſſe, nach dem Rathe Meſſire Toquets, dem ich geſtern als Gefangener des Herzogs begegnete, Eurer Hut.“

„Ja, ja, das iſt ſeine Hand,“ rief der Abt, indem er in den Blättern wühlte, „armer Bonnivard, armer Freund! Dank Euch, Beaufort, für das Vertrauen; es wird nicht getäuſcht werden.“

Philibert mußte ſich hinſetzen und ihm erzählen, wie er in Beſitz dieſer Papiere gekommen, von den Vorgängen in Chillon und Abt, was er von Bonivard wußte. Nach vielstündigem Geſpräche war es zwiſchen den Beiden ausgemacht, daß Philibert nicht mehr nach Chillon und in die Dienſte des Herzogs zurückkehren könne. Er hörte es mit Vergnügen, als ihm der Abt ſagte: „Euer Platz iſt im Lager der Freiheit und der neuen Lehre, nicht in jenem des alten Götzendienſtes und der Tyrannei. Ihr müßt nach Genf und mit Eurem Schwerte Denen helfen, auf deren Seite Ihr mit Herz und Geiſt ſteht.“

Hierauf vertraute ihm der Abt, daß er in wenigen Tagen eine Geſandtſchaft an den Herzog abſenden werde, um ſcheinbar zwiſchen ihm und den Genfern zu vermitteln, eigentlich aber handle es ſich nur darum, um Zeit zu gewinnen, bis ſich die Berner bewaffnen und der hart bedrängten Stadt zu Hülfe kommen. Dieſe Geſandtſchaft würden die Löffelritter und Mameluken, die im Norden und Weſten Genf umzingelten, eben ſo frei paſſiren laſſen wie die Genfer, mit ihr würde Philibert in Genf einziehen und heimlich verbleiben.

„Ihr werdet da,“ ſagte der Abt, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „eine neue und freie Heimat finden und an einem Kampfe theilnehmen, der nicht zugleich ein Kampf mit Eurem Gewiſſen ſein wird, da Ihr für die gute Sache ſtreitet und zugleich den Schandfleck auswiſcht, den Euer Anverwandter dem alten Namen Beaufort anheftet.“

Aber mehrere Tage vergingen, und der Abt erhielt die erwartete Botſchaft nicht, auf die hin er ſeine Geſandten an den Herzog abſchicken ſollte. Von der Höhe der Abtei aus ſah man oft Flammenſäulen in und bei Genf aufſteigen; die Genfer verbrannten ihre Vorſtädte, um ſich beſſer vertheidigen zu können, und die Mameluken und Löffelritter verheerten Alles, was im Weichbilde der Stadt lag, und verwandelten die ganze Umgegend in eine Wüſte. Es verging kein Tag ohne irgend eine Neuigkeit. Immer neue Heerſchaaren kamen aus Savoyen, ihre Vorpoſten ſtanden bereits auf der Arvebrücke, ja hatten ſchon Notre dame de Grace, dieſſeits der Arve, unmittelbar vor den Mauern

Genfs, eingenommen. Aber Tags darauf wurden ſie wieder hinausgeworfen und Notre dame de Grace vernichtet. Peter Vandel, der Sohn eines Märtyrers, hat dieſe That mit einer Handvoll Bürger ausgeführt und wird dafür in der allgemeinen Verſammlung zum General-Kapitän der Stadt ernannt. Was ſoll das helfen? Der Herzog beſitzt die biſchöflichen Schlöſſer Juſſy, Peney, waffnet Gaillard, läßt auf dem See neue Galeeren bauen, und Löffelritter und Verbannte lagern bereits unter den Thoren. Die Hülfstruppen, achthundert Mann, die Franz von Frankreich den Genfern zu Hülfe ſchickte, ſind in den Rhoneſchluchten vernichtet worden, oder vielmehr, ſie ließen ſich, der Auswurf der franzöſiſchen Armee und zuſammengerafftes Geſindel, wie ſie waren, auseinanderjagen, und nur ihr Kapitän Verey iſt allein bis Genf vorgedrungen.

Alle dieſe Nachrichten, verbunden mit der Verſicherung, daß die Stadt ſich unmöglich mehr lange halten könne, empfangen im Angeſichte der hartbedrängten Stadt ſelbſt, waren Philibert eben ſo viele Vorwürfe für ſeine Saumſeligkeit und eben ſo viele Stachel, ſobald als möglich an dem Kampfe Theil zu nehmen. Mit dem Wunſche, den Schwachen zu helfen, verband ſich in ſeinem Herzen die freilich ſehr ſchwankende Hoffnuug, daß ein Sieg Genfs ihn wieder mit ſeiner Geliebten, mit Claire, zuſammenführen werde; es war ihm, als müßte der Krieg vor Schloß Chillon und mit der Befreiung Bonnivards enden.

Da, eines Abends kehrte ein Jäger, den der Abt ausgeſchickt hatte, um die Spuren eines Bären aufzuſuchen, den er am nächſten Tag verfolgen wollte, athemlos in die Abtei zurück mit der Nachricht, daß er in den Schluchten des Jura, kaum eine Stunde weit von St. Claude, eine Schaar Bewaffneter entdeckt habe, die ſich, wie es ſcheine, der Abtei zu nähern gedenke.

„Das können nur Mameluken oder Löffelritter ſein!“ rief der Abt erzürnt — „will mir das Volk meine Ruhe ſtören?“

Der Jäger verſicherte, daß die Leute weder den Mameluken noch den Löffelrittern ähnlich ſeien, daß ſie eher Leuten aus dem Volke, ehrſamen Handwerkern und Bürgern glichen. —

„Das wollen wir ſelbſt unterſuchen,“ erwiderte der Abt. Er gab Befehl, daß man ſich für den nächſten Morgen bereit halte, als gelte es eine große Jagd. „Wenn wir,“ ſagte er, „die Bekanntſchaft dieſer Leute gemacht haben, werden wir wiſſen, ob wir den Bären oder ſie jagen ſollen.“

Am nächſten Morgen ritt der Abt in Begleitung Philiberts und eines zahlreichen, aus Edelleuten, Jägern und bewaffneten Vaſallen beſtehenden Gefolges aus den Thoren von St. Claude. Er ging ſüdwärts dem Lande Gex entgegen. Nach ungefähr halbſtündigem Ritte ſtieg man von den Pferden, um die ſteilen Jurapfade zu Fuß hinanzuſteigen. In einer breiten, von Wildwaſſern ausgeſchwemmten Schlucht, die jetzt von Schnee und Eis erfüllt war, machte man zum zweiten Male Halt, denn im Hintergrunde der Schlucht, die durch einen kümmerlichen Tannen- und Buchenwald geſchloſſen war, ſollten die unbekannten Bewaffneten ihr Lager aufgeſchlagen haben. In der That ſah man aus dem Walde einzelne Rauchſäulen aufſteigen, die in dieſer Jahreszeit nicht von Kohlenmeilern oder Hirtenfeuern kommen konnten. Einen Theil ſeines Gefolges ſchickte der Abt voraus; ſie ſollten den Kamm des Berges zu erklimmen ſuchen, um die Fremden zu umgeben, damit ſie, wenn ſie ſich als Feinde zu erkennen gäben, zwiſchen zwei Feuer genommen werden könnten. Er ſelbſt ſetzte ſeinen Weg mit dem übrigen Gefolge langſam fort, indem er ſich dem Holze entgegen bewegte. Erſt, als man von der Höhe herab das verabredete Jägerſignal hörte, drang man raſchen Schrittes in die dichten Waldgänge hinein, den Rauchſäulen entgegen. Da bot ſich ein eigenthümlicher Anblick dar.

Um mehrere Wachtfeuer lagen einzelne Rotten bewaffneter Männer in tiefem Schlaf. Ihren Schuhen ſah man es an, daß ſie einen langen und beſchwerlichen Weg zurückgelegt hatten; ihre übrige Gewandung war zerriſſen und ärmlich; hier und da ein

Verband deutete auf Wunden und überſtandene Kämpfe, obwohl die Männer, trotz der Waffen, welche die Einen auch während des Schlafes in den Armen hielten, die Andern neben ſich auf dem Boden liegen ließen, nicht das Ausſehen von Kriegsmännern hatten. Eine gewaltige Ermattung ſchien ſie in den tiefſten Schlaf verſenkt zu haben, und das ganze Schauſpiel hatte Etwas, das Mitleid einflößte.

„Das ſind," ſagte der Abt, „weder Löffelritter noch Mameluken; wer und was ſie aber ſind, wüßte ich nicht zu ſagen."

Er befahl, daß eine Büchſe abgefeuert werde. Das geſchah, und bei dem Knall, deſſen Wiederhall ſich in der Schlucht unzählige Male und gewaltig wiederholte, fuhren die Ruhenden plötzlich aus dem Schlafe und ſtanden ſämmtlich mit den Waffen in der Hand auf den Füßen, noch ehe ſie die Betäubung des tiefen Schlafes ganz abgeſchüttelt hatten. Einer derſelben, der in den vorderſten Reihen geſchlafen hatte, rieb ſich die Augen und ſtarrte erſchrocken der Gegend entgegen, woher der Schuß gekommen war. Aber ſein Geſicht heiterte ſich auf, und er rief ſeinen Gefährten einige beruhigende Worte zu, als er den Abt, der ſogleich auf ihn zugeſchritten war, erkannte.

„Seid Ihr es, Herr Abt," ſagte er froh, indem er ſich verneigte, „dann haben wir keine Urſache zur Furcht."

„Ihr kennt mich?" fragte der Abt.

„Sollte ich nicht? Euch, den Erwählten Genfs? Wie oft habe ich Euch in der Kathedrale St. Pierre geſehen!"

„Wer ſeid Ihr?" fragte der Abt weiter.

„Wir ſind arme Leute, Handwerker aus Genf, aber in der Fremde anſäſſig. Als die Peſt Genf elend gemacht hatte und darin die Unruhen ausbrachen, trieb uns die Noth in die Fremde, um dort für Weib und Kind Brod zu ſuchen. Wir, die Ihr hier ſeht, wir alle ſaßen und arbeiteten in Lyon ſchon ſeit Jahren. Da hörten wir von der Bedrängniß unſerer Vaterſtadt und daß ſich Herzog und Biſchof verbunden haben, endlich und mit einem Schlage unſere Freiheit zu erſticken, und wir machten uns auf, um unſern Mitbürgern zu Hülfe zu kommen und, wenn es nicht anders ſein kann, mit ihnen zu ſterben. Wir konnten doch nicht in Lyon bleiben und ruhig nähen, weben und ſchmieden, während die Genfer ſo hart zu ſtreiten haben.“

„Ihr kommt jetzt von Lyon?“

„Nein, Herr Abt. Wir haben Lyon ſchon vor mehr als drei Wochen verlaſſen. Seitdem ſchlugen wir uns an der Rhone herum und können nicht nach Genf durchdringen; bald haben wir es mit Savoyarden, bald mit Löffelrittern und Mameluken zu thun. Auch die Bauern der Löffelritter ziehen manchmal gegen uns. Seit zwanzig Tagen leben wir in einem beſtändigen Kampf, aber wir können die Linien der Belagerer nicht durchbrechen. Vorgeſtern verſuchten wir es, das Schloß Peney zu überrumpeln, weil die Mameluken von da aus den Genfern großen Schaden zufügen, aber wir wurden zurückgeſchlagen und bis hierher in den Jura verfolgt. Wir waren hundertzwanzig, jetzt ſind wir dreiundachtzig.“

„Herr von Beaufort,“ ſagte der Abt zu Philibert, „ich glaube, wir haben Urſache, uns unſeres Adels zu ſchämen. Jene Mameluken, die ihre Vaterſtadt ſo elend machen, ſind die Adeligen Genfs; dieſe Männer hier, die ihren ruhigen Herd, Weib, Kind und Gewerbe verlaſſen, um für ihre Vaterſtadt ſo zu leiden und zu kämpfen, ſind das gemeine Volk Genfs.“ — Und dann wieder zu dem Manne gewendet: „Ihr lagert da in der Wildniß, und wie ich ſehe, fehlt es Euch an Allem, an Kleidern in dieſer ſtrengen Jahreszeit und an Speiſe und Trank. Warum ſeid Ihr nicht etwas weiter gezogen, bis zur Abtei St. Claude, um dort auszuruhen? Glaubt Ihr, daß der Erwählte Genfs den Genfer Kindern Obdach, Speiſe und Trank verſagt hätte?“

„Verzeiht, Herr Abt, wir haben wohl in unſern Nöthen öfter an Euch gedacht, beſonders geſtern, da wir uns mit vielen Verwundeten, auch wohl etwas entmuthigt, in dieſe Wildniß zurückzogen; von dieſer Höhe ſahen wir St. Claude und ſagten uns, daß wir dort wieder einmal ruhen und uns ſtärken, auch wohl einen guten Rath finden könnten, aber wir gaben es auf, in St. Claude vorzuſprechen. Ihr hättet uns die Gaſtlichkeit nicht verſagt, und Das würde Eueren Frieden mit dem Herzog und den Löffelrittern, die Euch überall umgeben, gebrochen und Euch in viele Unannehmlichkeiten verwickelt haben, denen wir den Freund Genfs um Unſertwillen nicht ausſetzen wollten. So unterließen wir es, Euere Hülfe anzuſprechen.“

Der Abt war von dieſer rückſichtsvollen Art der armen Leute gerührt, die ſich ſo vieler Mühſal ausſetzten, um ihm nicht eine geringe Verlegenheit zu bereiten. Mit einem bedeutungsvollen Blicke ſah er Philibert ins Auge, dann reichte er dem Redner die Hand und ſagte mit bewegter Stimme: „Ihr habt klug und weiſe gehandelt. Es iſt in der That vielleicht klug, meine Mittlerſtelle noch zu halten; kann ich in Genf nicht beim Herzog dienen, ſo werden meine Vorſtellungen bei den Bernern vielleicht nicht ohne Erfolg ſein. — Wie heißt Ihr, braver Mann,“ fragte er dann den Redner, „und wer ſeid Ihr?“

„Ich heiße Violet und bin meines Zeichens Waffenſchmied.“

„Ihr ſcheint mir der Führer dieſer Schaar?“

„Ich bin es. Weil ich Waffenſchmied bin und die Meiſten von ihnen mit Waffen aus meinem Lager verſorgte, wähnten ſie mich geeignet und berechtigt, die Waffen zu führen und den Oberbefehl zu nehmen. Aber es iſt leider nichts damit. Ich ſehe ein, daß bei dem guten Willen meiner Gefährten ſchon mehr und Beſſeres hätte gethan werden können, wenn wir von einem im Waffenhandwerk erfahrenen Mann geführt würden.“

„Dafür wird geſorgt werden,“ verſicherte der Abt. „Nun aber müßt ihr euch an Speiſe und Trank laben und friſche gute Kleider verſchaffen.“

So ſprechend, wandte er ſich an einen ſeiner Jäger und flüſterte ihm allerlei ins Ohr. Dieſer nickte und eilte ſofort die Schlucht hinab in das Thal.

„Dort unten,“ fuhr dann der Abt, zum Waffenſchmied gewendet, fort, „dort unten liegt ein mir gehöriges Dorf St. Sergue; es iſt mit allem Nothwendigen wohl verſorgt. Ich rathe euch, in dieſes Dorf zu brechen, es als Feinde einzunehmen und es zu plündern, bis ihr euch mit Allem, was euch fehlt, verſehen habt.“

Der Waffenſchmied lächelte verſtändnißvoll; ſo thaten deſſen Gefährten. Aber voll Jubel drängten ſie ſich an den Abt heran, als dieſer, auf Philibert deutend, fortfuhr: „Seht hier dieſen jungen Ritter, es iſt ein freier Mann, mit mir in keinerlei Verbindung, der ſich vom Herzog von Savoyen losgeſagt, als Freund Genfs bewährt und ſchon auf manchem Schlachtfelde Proben abgelegt hat. Der wäre im Stande, euch durch die Reihen der Löffelritter und Mameluken in die Stadt zu führen.“

Philibert hob unwillkürlich die Hand wie zum Schwure, daß er ſie treu und muthig führen wolle, als er ſich plötzlich von der Schaar umringt ſah. Jehan Goulé drängte ſich mit hinein in den jubelnden, hoffnungsvollen Haufen.

Neuntes Kapitel.

Eine Volksverſammlung.

Die Mauern Genfs mit ihren Thürmen blickten kahl und traurig nach allen Seiten ins Land hinaus. Die Vorſtädte, die ſich noch vor wenigen Wochen dicht bevölkert und ſo lebhaft, wie die innere Stadt, an ſie anlehnten, waren verſchwunden, ebenſo wie die zahlloſen Kirchen, Klöſter und Landhäuſer, die das ganze Gebiet der Republik von der einen Gränze bis zur andern bedeckten. Flammen und Spaten hatten erbarmungslos aufgeräumt und die prächtigſten Bauten dem Boden gleich gemacht. Die Zahl der Einwohner war durch mehrere Peſtſeuchen, durch die Flucht der Aengſtlichen, durch den Abfall der Verräther und durch die beſtändigen Kämpfe zu ſehr zuſammengeſchmolzen, als daß ſie Stadt und Gebiet zugleich hätten vertheidigen können; man mußte ſich mit der Vertheidigung auf die eigentlichſte innere Stadt und auf die einzige Vorſtadt St. Gervais, die ebenfalls mit Mauern umgeben war, beſchränken. Außerhalb der Mauern, im Südweſten der Stadt, ſtand nur noch die prächtige und großartig ausgedehnte Priorei St. Viktor, die Bonnivard ſo eingerichtet hatte, daß man ſie allerdings als ein Kaſtell und Vorwerk hätte benutzen können, wenn es nicht an Vertheidigern gefehlt hätte. So aber vergrößerte ſie nur die Gefahr, wenn ſie, ſo nahe der Stadt, den Herzoglichen in die Hände fiel. Sie mußte gebrochen werden. Man hatte ſie aus Liebe zu Bonnivard am Längſten geſchont; er hatte ſie der Stadt geſchenkt, und ſie war ihr ein theures Andenken, obwohl die dreiundzwanzig Dörfer, die mit der Priorei verbunden waren und der Republik koſtbarſtes Gebiet ausmachten, ſich längſt im Beſitze des Herzogs befanden. Ueber dem Thore und auf der Courtine von Bourg du four ſtand eine dichtgedrängte Menge und ſah traurig dem traurigen Schauſpiele zu, wie die Flammen überall aus den Rundbogenfenſtern des prächtigen und alten Baues ſchlugen, der den Genfern theuer war, weil ſie wußten, welche Rolle er in der Geſchichte ihrer Kämpfe um die Freiheit ſpielte. Es wäre ihnen ſchon genug geweſen, daß er Bonnivard beherbergt hatte, aber ſie wußten auch, daß hier die entſcheidendſten Berathungen mit Berthelier und Levrier ſtattgefunden; daß hier Pecolat, nachdem er ſich verſtümmelt aus den Kerkern Jeans von Savoyen, des Biſchofs und Baſtards, gerettet, gaſtlich aufgenommen worden; daß Beſançon Hugues, deſſen Andenken noch in allen Herzen lebte und der ihnen, obwohl er erſt vor drei Jahren begraben worden, doch ſchon in einem verklärten, heroiſchen Licht erſchien, hier der liebſte Gaſt geweſen. Es war Denen von Genf, als ginge mit St. Viktor ein ſchönes Stück guter alter Zeit, ja eines Heldenzeitalters zu Grunde.

„Wenn es wahr iſt,“ ſagte ein alter Mann aus der Menge, „daß ſich die Todten im Grabe bewegen, wenn hier oben etwas geſchieht, was ihrem Herzen ſchmerzlich geweſen wäre, ſo muß ich glauben, daß es Bonnivard in ſeinem Grabe zu Chillon jetzt ſehr weh zu Muthe ſein muß.“

„Es iſt nicht an der Zeit, jetzt Dinge zu ſagen, welche die Herzen weich machen,“ erwiderte auf die Worte des alten Mannes eine etwas gebieteriſche Stimme.

„Es hat nicht Jeder ein eiſernes Herz wie Ihr, Herr Baudichon,“ entſchuldigte ſich der alte Mann. „Verzeiht, ich meine nicht, daß Ihr ein hartes Herz habt, ich will nur ſagen, daß Ihr ein ſtarkes Gemüth ſeid. Das wiſſen wir Alle, und es wird mich Niemand mißverſtehen. Es weiß es Jeder, daß Ihr der Erſte waret, der für die neue Lehre das Schwert erhob, und daß Ihr Euch in Euerem Hauſe muthig von Pfaffen und Pfaffenknechten habt belagern laſſen, wie in einer uneinnehmbaren Zitadelle. Es hätte Euch ſchlecht gehen können, denn die Zahl der Reformirten war damals noch ſehr gering in Genf, und die Pfaffen ſchleppten Kanonen herbei, um Euch in Grund zu ſchießen. — Es war eine große und nützliche That, Herr Baudichon, denn Genf erfuhr, daß der Herzog nicht alle muthigen Männer hatte richten laſſen, und ganz Genf bekam wieder Muth — freilich, wären die Berner Geſandten nicht dazwiſchen getreten, ſie hätten Euch und Euer kleines Häuflein über die Klinge ſpringen laſſen. Ach Gott! Du mein lieber Gott!“ fuhr der alte Mann in ſeiner beredten Art fort, „damals traten die Berner noch tapfer für uns ein, heute laſſen ſie uns im Stiche trotz aller Mitbürgerſchaft und müſſen wir uns gegen einen zehnfach überlegenen Feind hoffnungslos vertheidigen.“

„Hoffnungslos!“ rief Baudichon entrüſtet. „Ihr ſprecht wie ein ſchwacher alter Mann, und als wäret ihr nie der Freund Amy de la Joie's, des tapfern Apothekers, geweſen. Nur wer ſich ſelber aufgibt, iſt aufgegeben. Uebrigens handelt es ſich gar nicht darum, ob wir ſiegen oder unterliegen. Ob wir Recht haben oder nicht? das iſt die einzige Frage, und wenn wir Recht haben, mag der große Salève auf uns losrücken und uns mit Weib und

Kindern unterdrücken — Recht bleibt Recht! und beſſer vom Salève oder vom Herzog von Savoyen zerquetſcht werden, als in Sklaverei leben."

Ein gewaltiges Beifallsgeſchrei antwortete dieſen Worten Baudichons, der fortfuhr: „Was die Berner betrifft, ſo iſt es auch nicht gut, ſie ſo geradezu zu verurtheilen. Ich kann es ihnen nicht übel nehmen, daß ſie erſt zuſehen wollen, ob wir es mit der Religion und mit der Freiheit ſo recht aufrichtig meinen. Haben ſie ſich erſt davon überzeugt, dann werden ſie kommen, das glaubet! Und dann! Die Berner ſind Bundesgenoſſen des Herzogs, wie ſie die unſern ſind; ehe ſie uns zu Hülfe kommen, müſſen ſie erſt den einen Bund auflöſen."

So ſprechend, ſtieg Baudichon auf die Bruſtwehr, um von einer größeren Zahl gehört zu werden. „Hört, was ich euch ſage," rief er von der Höhe herab, „wir haben einen Berner Abgeſandten in unſern Mauern. Er wird dieſer Tage eine Generalverſammlung berufen und euch die Mitbürgerſchaftsbriefe zur Zurücknahme vorlegen; rührt ſie nicht an, nehmt ſie nicht zurück, und ſollte er beſſer ſprechen als Farel. Laßt euch durch nichts bewegen, die Mitbürgerſchaft mit Bern aufzulöſen, und ſollte er euch in Verſuchung führen, wie Satan unſern Heiland. Dann glaubt, daß er abzieht, um mit dem fliegenden Bären zurückzukehren; dann gilt es nur, unſere elenden Mauern ſo lange zu vertheidigen, als er Zeit braucht, nach Bern zu eilen, und als der Bär Zeit braucht, von den Bergen herabzuſteigen."

Die Zuhörer hoben, wie ſie es von den Abſtimmungen bei den Generalverſammlungen gewohnt waren, ſämmtlich als Zeichen ihrer Zuſtimmung die Hände empor.

„Bravo!" rief Baudichon, „laſſet euch von dieſem Entſchluſſe nicht abbringen und ſuchet überall die Bürger in dieſem Sinne zu ſtimmen. Davon hängt unſer Heil ab. Jetzt als Zeichen, daß ihr euch ein rechtes Herz gefaßt, hinaus und St. Viktor in den Grund zerſtört, ſonſt ſitzen heute Abend die Savoyarden feſt in der Brandſtätte."

Baudichon zog den Degen und rückte an der Spitze ſeiner Kompagnie zum Thore hinaus. Das Volk folgte ihm, mit den Hacken und Spaten bewaffnet, die am Thore behufs der Feſtungsarbeiten bereit lagen. Baudichon mit ſeinen Bewaffneten ſtellte ſich jenſeits der Priorei auf, während das Volk in ſeinem Eifer, einen beherzten Muth zu zeigen, in den weiten Bau eindrang, obwohl ihm noch hie und da einzelne Flammen entgegenſprangen. Sonderbares Schickſal meiner armen Vaterſtadt, dachte Baudichon, vor ſeiner Schaar ſtehend und dem Lager der Savoyarden, das ungefähr ſechshundert Schritte von ihm begann, entgegenblickend — ſonderbares Schickſal. Wie oft ſchon ſeit Hunderten von Jahren, wenn die Genfer hinauszogen zur Traubenleſe oder zur Ernte, mußten Bewaffnete vor ihnen herziehen, um ſie zu ſchützen, während ſie die Frucht auf eigenem Felde ſammelten. Wie oft blitzten Schwerter, flogen Lanzen und Pfeile in der erſten Reihe, während in der zweiten eilig die Sichel arbeitete; und ertönte Schlachtgeſchrei, wenn auf glücklicheren Feldern Ernte- und Weinlieder erſchallen. Armes Volk! Und jetzt mußt du deine eigenen Häuſer zerſtören, und deine Mitbürger müſſen dich ſchützen, daß du bei dem traurigen Werke nicht gehindert werdeſt — wie ehemals bei Weinleſe und Ernte.

Er hatte noch nicht ausgedacht, als ſchon im Lager der Savoyarden eine, zwei, drei Arkebuſen knallten und die Kugeln vor ſeinen Füßen niederfielen.

„Vorwärts!“ rief Baudichon und rückte an zweihundert Schritt weiter; zu gleicher Zeit kamen einzelne Rotten aus den Verſchanzungen der Savoyarden hervor, und während in den Ruinen St. Viktors die Flammen noch praſſelten und hier und da ſchon die Mauern mit gewaltigem Krachen zuſammenſtürzten, zitterte die Luft über der Arve von Hunderten von Büchſenſchüſſen, und hier und da wurde ſie durch die Kugel einer Feldſchlange zerriſſen, die von jenſeits des Fluſſes herüberflog, daß es pfiff und raſchelte. Dort drüben, hinter aufgeworfenen Erdſchanzen, die, wie Igel ihre Stacheln, viele und lange Feldſchlangen nach allen Seiten ausſtreckten, ſtand Herzog Karl und freute ſich bei der Nachricht, daß Bonnivards glänzende Reſidenz von der Erde verſchwinde, und doch gab er Befehl, Schaar auf Schaar nachrücken zu laſſen, nur um die gewaltigen Trümmer zu retten, in denen er noch dieſen Abend ſich feſtzuſetzen hoffte.

Aber je heißer der Kampf wurde, deſto eifriger arbeiteten die Genfer in St. Viktor, wie berauſcht vom Geknall, als ob ſie mitten im Gefechte ſtänden. Die Mauern wurden hier unterwühlt, dort ſtückweiſe mit Haken niedergeriſſen und löſten ſich da und dort wie gewaltige Felsmaſſen und erſchütterten den Boden, daß die Häuſer in der Stadt erbebten. Aber die Arbeit war lang und ſchwierig, denn Mörtel und Geſtein waren im Laufe der Jahrhunderte in Eine Maſſe zuſammengewachſen, und der ganze gewaltige Bau war gleich einem in ein Felsgebirge eingehauenen Palaſt. So dauerte auch der Kampf durch Stunden, und erſt als Baudichon die Ruinen immer tiefer ſinken ſah, bis ſie kleinen Erdhügeln glichen, zog er ſich langſam zurück, vertheilte die Schaar rechts und links von den Trümmern, hinter welche ſich indeſſen die Schaar Amy Perrins, eines der Kapitäne, lauter erprobte Scharfſchützen, gelagert hatte. Die Savoyarden, welche die zurückweichenden Genfer bis an die Schutthaufen verfolgt hatten, wurden da plötzlich von einem Kugelregen empfangen, wandten ſich und flohen unter den Schutz ihrer Lagerverſchanzungen zurück.

Wie nach einem Siege kehrten Arbeiter und Kämpfer ſingend von dem Zerſtörungswerke heim, an das ſie mit ſo traurigen Gefühlen gegangen waren. Ihr Troſt war, daß Bonnivard, wenn er zugegen geweſen wäre, wohl ſelbſt den Befehl zur Zerſtörung ſeiner Reſidenz gegeben hätte. „Deß," verſicherte Baudichon, als einer der Heimkehrenden dieſen Gedanken ausſprach, „deß könnt Ihr gewiß ſein. Er gab uns ſeine Kanonen, dann ſeine weiteren Güter, dann ſeine Freiheit — würde er uns nicht ſein Haus gegeben haben? Hoffen wir, daß wir dieſe Verſicherung noch einmal aus ſeinem Munde hören."

„Wie ſollte das kommen?“ fragte ein Zweifler aus der Menge, „wie ſollten wir Chillon erobern?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Baudichon, „aber es wird kommen.“

Und in der That begannen die Ereigniſſe ſich ſo zu drängen, als wollten ſie die Zuverſicht des ehemaligen Generalkapitäns, die in Genf ſprüchwörtlich geworden und doch traurig belächelt wurde, raſch zu Ehren bringen, oder zu Schanden machen.

Schon einen Tag nach dem Gefechte von St. Viktor ertönte die Glocke der Kathedrale von St. Pierre, die Clemence, die nach uraltem Herkommen nur gezogen wurde, wenn die Bürger zu einer Generalverſammlung gerufen wurden. Ihr tiefer Ton ſchwebte feierlich über die Stadt dahin und erfüllte die Luft mit einem geheimnißvollen Summen, auf deſſen Grunde die einzelnen Schläge unendlich ernſt und andächtig verhallten. Gewohnt, dieſen Ton nur in entſcheidenden Zeiten zu hören, nur wenn wichtige Grundgeſetze oder tief eingreifende Beſchlüſſe des oberſten Rathes dem geſammten Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden ſollten, erſchien er dem Bürger wie eine Schickſalsſtimme und ſprang Jeder von ſeiner Arbeit, von ſeinem Herde oder Tiſche, oft ſelbſt der Kranke aus dem Bette, um nach dem Molard, dem großen Platze der Verſammlung, zu eilen. Schon nach wenigen Schlägen belebten ſich die Straßen mit Herbeieilenden und belebte ſich jedes Geſicht mit dem Ausdrucke der höchſten Erwartung und fiebriſcher Spannung. Seitdem die Biſchöfe an Savoyen verkauft waren, tönte die Clemence nur ſelten; die Biſchöfe fürchteten das verſammelte Volk und wollten ſein uraltes Recht, ſich zu verſammeln und an der Geſetzgebung Theil zu nehmen, in Vergeſſenheit gerathen laſſen. Unter dem Biſchof Johann, dem Baſtard von Savoyen, der ſein und der Stadt Rechte heimlich an Savoyen verkauft und ſich verpflichtet hatte, die Republik in die Hände des Herzogs zu liefern, trotzdem er die alte Charte des großen Biſchofs Ademar Fabri beſchworen, wurde das Läuten dieſer Glocke für einen Hochverrath und für Aufforderung zum Aufruhr erklärt, und ein guter Bürger, Bernard, der es damals doch gewagt hatte, die Clemence in Bewegung zu ſetzen, als man die Verfolgungen begann, und ein anderer guter Bürger und Vertheidiger der Freiheiten, Vandel, wurde deßhalb ins Gefängniß geworfen, gefoltert und zum Tode verurtheilt. Der Ton der Glocke, weil er unter der Tyrannei verſtummen gemußt, erſcholl jetzt den Bürgern noch deutlicher als Stimme und Zeichen ihrer Freiheit, und weil er ſeit dem Ausbruche des Kampfes gegen Biſchof, Kirche und Herzog öfter und immer in gefahrvollen Augenblicken ſich hören ließ, erfüllte er jedes Herz mit Andacht und Muth, mit Trauer und Zuverſicht, mit Angſt und Ruhe zugleich.

Von allen Seiten ſtrömte es nach dem Molard herbei, wie Ströme und Bächlein einem See entgegenfließen, aus der breiten Straße der Deutſchen und der Rue Basse, wie aus den engen gewundenen Gäßchen, die ſteil und glatt oder in Treppen verwandelt von der Höhe der Stadt, aus der Gegend des Stadthauſes und der Kathedrale auf die ſchmale Ebene mündeten, welche damals den Berg, auf dem die Häuſer ſich übereinander aufthürmten, vom See trennte. Der Molard nahm damals die ganze Breite dieſer Ebene ein, denn der See brandete beinahe unmittelbar an das Thor und die Thorthürme, deren Reſte noch heute dieſen Platz ſchließen, und die Barken lagen da vor Anker, wo heute der große Damm mit ſeinen prächtigen Häuſerreihen, ein dem See abgerungenes Gebiet, ſchön und breit dahinläuft. Die beiden Langſeiten des Molard, die gegen das Thor mit ſeinen Thürmen und Steinpforten zuliefen und daſelbſt das große Viereck etwas verengten, waren von alten über Haus hohen Häuſern gebildet, die zum Theil auf Arkaden ruhten, mit Balkonen und Erkern und vielfacher Steinmetzarbeit geſchmückt, hier und da von Thürmchen, ja von hohen, runden, zugeſpitzten Thürmen überragt waren.

An jenem Tage lehnte ſich an eine der Arkaden ein hölzernes Gerüſt, das mit rothem Tuche bedeckt war und ſich ſtufenweis bis an das erſte Geſchoß des Hauſes erhob. Auf der oberſten Stufe auf vier Schemeln ſaßen die vier Schöffen des Jahres und ihnen zu Füßen, auf den tieferen Stufen, die Mitglieder des kleinen Rathes oder des Rathes der fünfundzwanzig, denn dieß war die Geſammtzahl des oberſten Rathes, in welcher auch die vier Schöffen mit inbegriffen waren. Der große Rath oder der Rath der Zweihundert, der zur Zeit der ſavoyiſchen Biſchöfe eingeſetzt und dem die Vollgewalt der Generalverſammlung übergeben worden, weil man hoffte, ſich ſeiner leichter bemächtigen und bedienen zu können, als der Verſammlung ſämmtlicher Bürger, die ihre Freiheit liebten und nicht zu beſtechen waren — der große Rath hatte ſeine Bedeutung verloren, ſeit mit der wiedererwachten Freiheit die Generalverſammlung wieder aufgekommen und das Volk ſeine Angelegenheiten nach altem Rechte aufs Neue in die eigene Hand genommen. Er war nicht als Körper verſammelt; ſeine Mitglieder vertheilten ſich unter das Volk und belehrten es über den Gegenſtand, der ihm heute zur Entſcheidung vorgelegt werden ſollte, ohne ihre eigene Meinung über den zu faſſenden Beſchluß auszuſprechen. Man horchte ihnen überall mit großer Aufmerkſamkeit. Selbſt die Biſe, jener ſcharfe Nordwind, die Plage Genfs, konnte die Andacht der Verſammlung nicht ſtören. Obwohl ſie mit jener eiſigen Kälte wehte, mit der ſie in den Wintermonaten auftritt, fiel es doch Niemanden ein, das Seethor zu ſchließen und ſie ſo wenigſtens theilweiſe vom Molard abzuſchneiden; denn es war althergebrachter Brauch, daß das Thor bei dieſen Verſammlungen offen blieb, und dieſer Brauch war darin begründet, daß der Blick auf den herrlichen See das Gefühl der Verſammlung erhöhte und veredelte, ihr das Bewußtſein gab, wie unwürdig es ſei, in ſo ſchöner Welt unfrei zu leben, ihren Muth ſtärkte, die Freiheit zu vertheidigen, und ſie mit friſcher Vaterlandsliebe erfüllte.

Als die Clemence ſchwieg, erhob ſich Amy Perrin, der erſte Schöffe, und verkündete dem Volke, daß Herr Augspurger, der Abgeſandte der guten und mächtigen Stadt Bern, im Namen der

Herren dieſer guten und mächtigen Stadt, der Verbündeten Genfs, eine Botſchaft und einen Antrag zu beſtellen habe. Die tiefſte Stille herrſchte in der Verſammlung dieſer Tauſende; nur die Biſe pfiff, als ein alter Mann in ſchwarzem Wamms, eine breite goldene Kette auf der Bruſt, einen Degen mit ſilbernem Griffe an der Seite und ein mit weißer Feder geſchmücktes Baret in der Hand, auf die unterſte Stufe des Gerüſtes vor einen kleinen Tiſch trat und ſich vor der Verſammlung verneigte. Ein tauſendſtimmiges Hoch! auf Bern begrüßte ihn. Er verneigte ſich in ſichtbarer Verlegenheit und ſtrich zu wiederholten Malen ſeinen grauen Zwickelbart. Dann begann er mit zitternder, doch kräftiger Stimme:

„Meine lieben Mitbürger von Genf! Im Namen meiner Herren, des Rathes und des Volkes von Bern, die mich hergeſandt. — Eure arge Bedrängniß erfüllt uns mit dem heißen Wunſche, euch beizuſtehen. Aber wir können es nicht in der Weiſe thun, in der ihr es wünſchet: mit Heeresmacht und mit Kampf in offenem Felde. Des Herzogs von Savoyen Hoheit, euer Feind und Widerſacher, iſt unſer Freund und geſchworener Bundesgenoſſe, wie es auch Genf iſt, dieſe gute und tapfere Stadt. Der Kaiſer Karolus Quintus, des Herzogs Verwandter und Bundesgenoſſe, auch unſer Bundesgenoſſe und allergnädigſter Herr, hat uns in eigenen Briefen gemahnt und gebeten, nicht die Waffen gegen den Herzog Karl III. zu erheben, da er vom König von Frankreich ſo arg bedrängt und ſchon eines großen Theiles ſeiner Länder beraubt ſei. Auch euch hat deſſelben Kaiſers Majeſtät ermahnt, mit dem Herzoge Frieden zu halten und ihm die Rechte einzuräumen, die ihm Seine Majeſtät zuerkennt. Wie kann euch da Bern mit den Waffen in der Hand zu Hülfe kommen? Nur als Rather und Vermittler können wir zwiſchen die beiden Lager treten. Aber Savoyen kann unſere Vermittlung nicht annehmen, ſo lange als Bern und Genf Eins ſind, das iſt, ſo lange unſere Mitbürgerſchaft beſteht; Savoyen verlangt, daß allzuvor unſer Bund der Mitbürgerſchaft gelöſt werde. Wie ſoll auch unſer Wort Gewicht haben, wenn wir wie für uns ſprechen, ſo bald wir das Wort zu euren Gunſten erheben? So hat man uns nach langen Berathungen auf dem Tage von Aoſta geantwortet, und wir wußten nicht, was zu erwidern. Rath und Stadt von Bern verlangen daher von euch: Löſet die Mitbürgerſchaft, und Bern tritt zwiſchen euch und euren Feind als Obmann, und wir verſprechen euch, über eure Rechte zu wachen. Löſet uns vom Eide, gebt uns die Briefe der Mitbürgerſchaft und nehmt hier die euren zurück."

Der Berner ſchwieg, aber nicht eine Stimme erhob ſich, um ihm zu antworten. Was ihm antwortete, war eine vollkommene Todtenſtille. Herr Augspurger blickte überraſcht über die ſchweigende Verſammlung hin. „Nehmt," rief er noch einmal, indem er eine Pergamentrolle in die Höhe hielt. Aber wieder antwortete ihm nicht eine Stimme, und nicht eine Hand ſtreckte ſich aus, um die Rolle entgegen zu nehmen. Da legte er ſie auf das Tiſchchen vor ſich hin und ſagte laut: „Hier liegen die Briefe, hier lege ich ſie nieder!" Aber dieſelbe Regungsloſigkeit, dieſelbe Todtenſtille antwortete auch dieſen letzten Worten. Der Berner Abgeſandte ſah ſich nach den Schöffen und Räthen um; er begegnete in ihren Geſichtern demſelben Ausdruck ſtummer Entſchloſſenheit, der ihm ſchon in den tauſend Geſichtern der Verſammlung, als ob er aus einem einzigen Antlitze käme, beinahe Furcht eingeflößt hatte. Er ſchüttelte den Kopf, lächelte und ſteckte die Rolle ins Wamms und ſtieg von der Erhöhung hinab. Jetzt erſt ging ein Ton durch die Verſammlung, als ob ſie wie Ein Mann tiefen Athem holte oder auch aufſeufzte. Vielleicht war es ein entſcheidender Moment; vielleicht wollte Bern nur ſeine letzte Pflicht thun, Genf zum letzten Male zur Verſöhnung mit Savoyen und zur Auflöſung der Mitbürgerſchaft aufgefordert haben, um es dann mit einem Scheine von Recht gänzlich verlaſſen zu können. Durfte man nach dem Gebahren, das ſich das mächtige Bern in den letzten Monaten zu Schulden kommen ließ, auf ſein fürderes Benehmen ſchließen, dann war Genf allerdings ſeinem Schickſale überlaſſen.

Es hatte mit dem Herzog über Genf unterhandelt, ohne Genf zu Rathe zu ziehen; es ließ die Genfer Abgeordneten, die doch an ſie geſandt und ſo widerrechtlich und verrätheriſch aufgehoben worden waren, in Chillon ſchmachten, ohne Widerſpruch zu erheben, wohl aber zwang es Genf, die zwei ſavoyiſchen Edelleute, welche die Stadt als Geiſel für jene Chilloner Gefangenen feſtgeſetzt hatte, frei zu geben. Dieſe ſo mächtig gewordenen Herren von Bern, denen damals die beiden Nebenbuhler um die Herrſchaft Europa's, Karl und Franz, gleich ſehr ſchmeichelten und die ſo gerne an ihre Bundesgenoſſenſchaft mit Fürſten und Königen erinnerten, ſchienen ſehr geneigt, die Freundſchaft einer kleinen Stadt der Allianz mit einem fürſtlichen Herrn zu opfern. An all Das dachten die Genfer, als Herr Augspurger mit ſeiner goldenen Kette vom Gerüſte herabſtieg, und ſie hatten das Bewußtſein ganzlicher Verlaſſenheit. Die Verſammlung hatte eigentlich auf dem Molard nichts mehr zu thun, dennoch trennte ſie ſich nicht. Schweigend blieb man zuſammen; nur hie und da murmelte ein Nachbar dem andern ſeine Beſorgniſſe und Befürchtungen ins Ohr. Traurig ſahen die Schöffen vor ſich hin und über die Tauſende von Bürgern, deren Häupter in ſichtbarer Niedergeſchlagenheit gebeugt waren.

„Seid nicht betrübt, ihr Genfer!“ rief plötzlich eine Stimme von derſelben Stelle, die eben Herr Augspurger verlaſſen hatte, „für den Bundesgenoſſen, den ihr verliert, biete ich euch einen mächtigeren Freund und Beſchützer!“

„Wer iſt's? Wer ſpricht da?“ fragte es von allen Seiten, und hie und da rief man: „Es iſt Verey, der franzöſiſche Kapitän — was will er? Wie darf er hier ſprechen?“

„Ich bin Verey, Kapitän der achthundert Mann, die euch König Franz zu Hülfe ſchickt,“ fuhr der Redner fort, „freilich kam ich allein hier an, da meine Leute in den Schluchten zerſprengt wurden, aber daß ich mich doch und allein zu euch durchſchlug, iſt ein Zeugniß meiner Liebe für dieſe unglückliche Stadt. Höret, Genfer, einen Freund. Mit fünfzehntauſend wohlgeſchulten Kriegern ſteht der Herzog vor eurer Stadt; ſein Feldgeſchütz iſt ſo zahlreich, daß er eine Veſte von weit größerem Umfange und weit feſteren Mauern in wenigen Tagen in Schutt verwandeln kann; die Schaaren der Löffelritter und der Verbannten ſind ungezählt, und dieſe kennen das Land ringsumher, jeden Weg und Steg in und außer der Stadt, ſo gut wie ihr. Die Schlöſſer des Herzogs allein, Gaillard, Juſſy, Peney, wären hinreichend, euch ohne Schwertſchlag zu unterwerfen, denn ſie ſperren euch die Wege nach allen Seiten ab, und das Land iſt bis an eure Thore eine Wüſte, die keinen Biſſen mehr zu liefern vermag. In der That hungert ihr ſeit Wochen, obwohl ihr alle Mameluken mit Weib und Kind aus euren Mauern verjagtet und eure Zahl ſo klein iſt, daß ihr kaum die Wälle hinreichend zu beſetzen vermöget. Ihr habt heldenmüthig und klug ausgehalten, denn ihr hofftet auf die Hülfe Berns. Nun aber verläßt euch Bern. Ich biete euch einen mächtigen Bundesgenoſſen. Ich biete euch den Sieger aus der Schlacht der Rieſen, den Helden von Marignan, den mächtigen König der tapferſten Nation dieſer Erde, den König Franz von Frankreich!“

Kapitän Verey hielt inne, um die Wirkung ſeiner Rede zu beobachten. Ein tiefes Summen ging zuerſt durch die Verſammlung, vielfaches Geſchrei erhob ſich, daß kein Wort zu unterſcheiden und nicht zu erkennen war, ob die Worte des Franzoſen einen günſtigen oder ungünſtigen Eindruck hervorgebracht, bis eine gewaltige Stimme alle anderen übertönte und die Frage ſtellte: „Unter welchen Bedingungen?“

„Unter den günſtigſten Bedingungen!“ rief Verey zurück, „eure Freiheiten werden euch verbürgt; ihr erkennt nur König Franzens Oberherrlichkeit über eure Stadt an.“

Ein furchtbares Stimmengewirr war die Antwort. Die Einen lachten laut auf, die Anderen ſchrieen „Nein! Nein!“ die Dritten fluchten und riefen: „Nieder mit Frankreich! Keinen Fürſten! Keinen Tyrannen!“ Einzelne ſuchten die Ruhe wieder herzuſtellen und wünſchten, daß der Kapitän weiter ſpreche, man würde ſich vielleicht verſtändigen können, aber dieſe Friedensſtifter reizten den Zorn der ungeheuern Mehrheit noch tiefer, daß ein Tumult entſtand. „In die Rhone mit dem franzöſiſchen Agenten!“ erſcholl es aus einem Haufen, der ſich dem Gerüſte zudrängte. „In die Rhone! Nie, nie ſoll Genf franzöſiſch werden! Es lebe der Ketzerverbrenner Franz I.!“ Solche ernſte, zornige oder höhniſche Rufe erfüllten die Luft, während die Schöppen und Rathsherren ihre Sitze verließen, um den bedrohten Franzoſen ſchützend zu umgeben. „Sonderbares Volk,“ ſagte dieſer erſtaunt, „ſie wollen nicht franzöſiſch werden! Iſt Das begreiflich?“ Indeſſen iſt das Gedränge um ihn und das Geſchrei: „In die Rhone! In die Rhone!“ immer heftiger geworden, und es wäre dem erſtaunten Kapitän vielleicht ſchlimm ergangen, wenn nicht in dem Augenblicke aus der Straße der Deutſchen ein Fähnlein von hundert Reitern herbeigeſprengt wäre, das die Stadt verlaſſen ſollte, um im offenen Lande einige Lebensmittel aufzuraffen. Als Verey ihrer anſichtig wurde, rief er: „Ihr ſollt erfahren, wie der Mann, den ihr in die Rhone werfen wollt, ſich für euch ſchlagen kann!“ Und ſo ſprechend, ſprang er mitten durch das Gedränge, halb und halb über die Schultern der Menge mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit den Reitern zu, die ihn raſch in ihre Mitte nahmen, ihm ein Pferd überließen und mit ihm davonſprengten. Erluſtigt über die raſche Art, mit der ſich der Franzoſe zu retten verſtanden, lachten ſelbſt Diejenigen auf, die ihn ſoeben wüthend in den Fluß hatten werfen wollen.

„Nun, Herr Augsburger,“ raunte Baudichon dem Abgeordneten von Bern ins Ohr, „was meint Ihr von einem ſolchen Volke, das Ihr der Gnade und Ungnade eines treuloſen Fürſten hinwerfen wollt?“

„Herr Baudichon,“ antwortete Jener, „Ihr habt Recht, auf Euer Volk ſtolz zu ſein; es iſt nicht gemacht, einem Herrn zu dienen, und es würde ſich wohl wie Sagunt vertheidigen. Was ich ſonſt meine und denke, werdet Ihr wohl erfahren und, ſo

Gott will, in naher Zeit. Glaubt Ihr, daß den Berner Herren damit gedient wäre, wenn Frankreich einen Fuß in unſere Berge ſetzt? Kapitän Verey iſt vielleicht ein tapferer Soldat — aber zur rechten Zeit zu ſprechen oder zu ſchweigen, als ein guter Politikus, Das verſteht er nicht. Doch glaubte er den klügſten Moment erfaßt zu haben,“ lächelte Herr Augſpurger, „Das iſt nun ſo franzöſiſch.“

Zehntes Kapitel.

Kämpfe.

Das Häuflein Genfer, das den Kapitän Verey in ſeine Mitte genommen, zog indeſſen zum Thore hinaus, und da in der nächſten Umgebung der Stadt Alles wüſte lag, ſelbſt die Bauernhütten verlaſſen waren, trabten ſie raſchen Schrittes, aber vorſichtig nach allen Seiten ausſpähend, weiter ins Land hinein. Verey ſchüttelte den Kopf, als ſie ſchon die Gränzen der Landſchaft Gex überſchritten, ohne eines einzigen Bewaffneten anſichtig zu werden. „Sie haben irgend einen großen Streich vor,“ ſagte er, „und ſammeln ſich auf irgend einem gewiſſen Punkte, da es hier ſo leer iſt. Wir thäten vielleicht gut, nach Genf zurückzukehren und Denen in der Stadt die Nachricht zu bringen.“ Aber die Schaar wollte ohne Mundvorraths, deſſen die ausgehungerte Stadt ſo ſehr bedurfte, nicht zurückkehren; jedenfalls ſollte man bis in das Dorf Meyrin vordringen, das bewohnt war und in dem ſich gewiß etwas Frucht oder Vieh vorfinden werde. Allein einige hundert Schritte vor dem genannten Dorfe angekommen, bemerkte man ausgeſtellte Vorpoſten vor demſelben, und hinter den Vorpoſten vor und in den Gaſſen des Dorfes eine ſtarke Bevölkerung von Bewaffneten. Die Genfer ſtutzten, und als plötzlich von einer kleinen Anhöhe in ihrer Nachbarſchaft ein Reiter hervorſtürzte, den ſie, da er hinter Gebüſch verſteckt war, nicht bemerkt hatten, und er raſch wie der Blitz dem Dorfe zuflog, offenbar um Alarm zu geben, fing man an, an den Rückzug zu denken. Aber Granſon, der Führer, meinte, man ſolle doch abwarten, in welcher Stärke der Feind auftreten werde. Kapitän Verey lachte: „Sie werden wohl ſchwerlich ſtärker ſein als wir. Wie viel Häupter zählen wir? Hundertundzehn! Gerade etwas mehr als ein Drittheil der Schaar des Leonidas! Herr Granſon, habt Ihr vielleicht Luſt, ein dreifacher Leonidas zu werden?“

Granſon, durch den Scherz gekränkt, rief ſeiner Schaar mit Entſchiedenheit zu: „Wir bleiben und nehmen den Kampf auf. Dieſe Herren Franzoſen glauben, daß ſie allein ſich zu ſchlagen verſtehen. Herr Kapitän, Ihr ſollt es erfahren, welche Soldaten Euer König bekommen hätte, wenn Genf ſo einfältig geweſen wäre, auf Euern Antrag von heute Morgen einzugehen.“

„Das will ich mit Vergnügen ſehen;“ erwiderte der Kapitän, ohne auf den zornigen Ton Granſons einzugehen, „welches Schauſpiel kann einem Soldaten angenehmer ſein?“

Während ſie ſo ſprachen, kamen die Savoyarden aus dem Dorfe hervor, ſämmtlich Arkebuſiere, von zwei ritterlichen Reitern geführt. Nach einer Minute ſagte Verey: „Parbleu! es ſind ihrer ſchon ſo viele als wir,“ und wieder nach einer Minute fügte er hinzu: „ich ſchätze ſie ſchon auf dreihundert,“ dann weiter: „beim heiligen Gott, Herr Granſon, wenn Ihr noch länger bleiben wollt, ſo nenne ich Euch einen zweiten Bayard, denn ich ſchätze die ganze Schaar auf ſieben- bis achthundert.“

Granſon wandte ſich zu den Seinigen zurück und fragte: „Wollt ihr das Feld räumen oder euch brav ſchlagen?“

„Wir wollen nicht umſonſt ausgeritten ſein,“ erwiderte Einer, und die Andern thaten zum Zeichen ihrer Beiſtimmung einige Schritte vorwärts.

„Das läßt ſich hören,“ ſagte wieder Verey, „aber ich erlaube mir die Bemerkung, daß all dieſe Savoyarden Arkebuſiere ſind und daß man die Arkebuſe nur erprobten Leuten anvertraut.“

Da er keine Antwort erhielt, wandte er ſich wieder der Gegend zu, daher die Savoyarden kamen, ſchützte die Augen vor der Sonne, die über dem Jura lag, und ſpähte dem Feinde entgegen. „Es iſt ein Löffelritter, der ſie führt — ich ſehe einen Löffel an ſeinem Hut ſtecken — und der andere Führer — pardi, den kenne ich wohl, es iſt der alte Chavanne aus Burgund, ein ausgepichter, alter Wegelagerer.“ — Dann wieder zu Granſon gewendet: „Erlaubt mir, daß ich Euch wenigſtens einen Rath gebe. Laßt Eure hundert Leutchen nicht ſo daſtehen auf dem breiten Wege wie ein ausgeſtecktes Ziel für achthundert Arkebuſen. Mit ſo kleiner Schaar vertheidigt man nur Defiléen, und wo keins iſt, ſchafft man ſich eins. Hier iſt die Sache nicht ſchwer, da wir rechts und links hohe Hecken haben und kleine Dämme. Laßt die hinteren Leute abſitzen und ihre Pferde weit zurück jagen, dann ſollen ſie ſich rechts und links hinter die Hecken vertheilen; ſo an zwanzig Leutchen laſſet den Weg ſchleichen und den Feind verlocken, daß er vorrücke, an den verſteckten Schützen vorbei. Dieſe ſollen auf einmal losknallen, wenn ſie den Feind in ihrer Mitte haben — und dann werden wir ſehen, wie es mit Gottes Hülfe weiter geht. Kommen die Savoyarden in Verwirrung, dann laßt die zwanzig Reiter in ſie hineinſprengen, daß die Verwirrung noch größer wird.“

Die Genfer, die dieſe Worte des Kapitäns mit angehört, thaten auf einen Wink Granſons, wie er geſagt hatte. Nur ſo Viele, als nothwendig waren, um drei Mann hoch den Weg abzuſchleichen, blieben zu Pferde, die Andern jagten ihre Roſſe rückwärts und verſteckten ſich ſchnell hinter die Büſche, wo ſie ſich an einzelnen Lücken in zwei lange Linien vertheilten. Es war hohe Zeit, denn der Feind war ſchon in der Nähe. Die Reiter, die auf der Straße geblieben waren, zogen ſich nun langſam zurück und lockten die ſavoyiſchen Arkebuſiere nach. Chavanne und der Löffelritter ſprengten voraus, Chavanne vorzugsweiſe durch Berry angelockt, den er ebenfalls erkannt hatte und der ihm herausfordernde und beleidigende, nichts weniger als ritterliche Geberden entgegenſchickte, während er ſich langſam zurückzog. Wahrſcheinlich kannte er den Charakter des alten Burgunder Wegelagerers und wollte, indem er ihn zornig machte, ſeine Aufmerkſamkeit von den Gebüſchen abziehen, hinter deren winterlichen und durchſichtigen Reihen die Genfer Schützen nur ſehr unvollſtändig verſteckt lagen. Fluchend ſprengte Chavanne, ſeinen Degen ſchwingend, voran, und die Arkebuſiere, gewohnt, ihm vertrauensvoll zu folgen, eilten ihm raſchen Schrittes nach. Der Löffelritter, nicht ſo zornverblendet wie der Burgunder, bemerkte einige Schützen im Hinterhalte und eilte dieſem nach, um ihn aufmerkſam zu machen, als es im Gebüſche blitzte und der alte Chavanne auf den Hals ſeines Pferdes fiel; eine zweite Kugel ſtreckte den Löffelritter nieder. In demſelben Augenblicke knallte es längs der Gebüſche. Die Arkebuſiere ſahen ſich umgeben und zugleich ihrer Anführer beraubt; die Einen wollten vorwärts, die Andern wandten ſich zur Flucht. Es entſtand eine ungeheure Verwirrung und ein dichtgedrängter Knäuel, als ſie ſich überzeugten, daß ſie den Feind auch im Rücken hatten, denn obwohl nur wenige Genfer aus dem Gebüſche hervorgeſprungen waren, um den Weg hinter ihnen abzuſchneiden, erſchienen ihnen dieſe Wenigen im Augenblicke des paniſchen Schreckens wie eine große Schaar. Sie drängten ſich ſo ſehr zuſammen, daß ſie von den Arkebuſen keinen Gebrauch machen konnten. Die verſteckten Schützen erſchienen nun auf dem kleinen Damme an der Landſtraße und feuerten in den Knäuel, während die Reiter heranſprengten und mit ihren Schwertern einhieben.

Das Geſchrei der Genfer, die ihren Ueberfall ſo ſehr gelungen ſahen, vermehrte noch das Entſetzen der Savoyarden. Nur wenige Schüſſe fielen von ihrer Seite. Die Genfer nahmen ſich auch nicht mehr die Zeit, ihre Büchſen zu laden, zogen ihre Schwerter und hieben die Erſchrockenen nieder. Dieß war der entſcheidende Augenblick, da Berre das hiſtoriſche Wort ausrief: „Laßt doch Hände übrig, die das Land bebauen." Aber die Genfer ließen nicht ab, und als die Savoyarden nur durch die

Wucht ihrer Maſſe, die ſich inſtinktmäßig rückwärts bewegte, die dünne Zahl der Feinde durchbrachen, verfolgten ſie die wenigen Reiter, die im Sattel geblieben waren, während die andern hinliefen, um ihre verlaſſenen Pferde zu holen und an der Verfolgung Theil zu nehmen. Die Flucht war allgemein, auch Mancher fiel, bevor die Savoyarden das Dorf Meyrin erreichten, und ſie wären vor den ſiegestrunkenen Genfern wohl auch hinter den Mauern des Dorfes nicht ſicher geweſen, wenn nicht die Nacht die Verfolgung und Aufſuchung des Feindes, ſo bald er hinter Häuſern verſchwunden war, unmöglich gemacht hätte. So kehrten ſie denn ſiegestrunken zurück über die lange, ſchmale Walſtatt, die von Todten bedeckt war.

Dieß iſt der berühmte Tag von Meyrin, welchen die Chroniſten ein Wunder Gottes nennen und von welchem Bonnivard ſagt: „Dieſes aber war ein Wunder, daß hundert oder hundert und zwanzig Männer ſieben- bis achthundert aufs Haupt ſchlugen und noch dazu nicht mehr als einen Mann verloren.“ Dieſer und ein ähnlicher Kampf zwiſchen Chêne und Cologny veranlaßten auch verſchiedene Hiſtoriker zu der Behauptung, daß die Genfer ihre Freiheit nicht nur dem Rechte, ſondern auch dem Schwerte und der Eroberung verdankten, und noch andere vergleichen ſie mit den Schlachten von Platäa und Marathon.

Die Nachricht von dem Siege bei Meyrin, den die Sieger ſelbſt überbrachten, erfüllte die Stadt mit Jubel und erfriſchte wieder den Muth, der in Folge der Verſammlung am Molard tief geſunken war. Der Widerſtand, den man dem Berner Abgeſandten geleiſtet, die Zurückweiſung des mächtigen franzöſiſchen Schutzes hatte zwar die Herzen mit großem Bewußtſein erfüllt, und man war im Allgemeinen mit ſich zufrieden, die Freiheit ſelbſt zu ſo lockendem Preiſe nicht verkauft zu haben; aber bei längerem Nachdenken ſah man ein, wie ſchwierig, ja wie hoffnungslos die Lage der Republik werde, ſobald ſich Bern zurückziehe, und der Antrag des franzöſiſchen Kapitäns bewies, daß man ſich den Genfern gegenüber ſchon Alles erlaubt glaubte, daß man die Stadt für eine faule Frucht hielt, die dem Erſten Beſten in den Schooß fallen könnte. Nun aber ſah man ſich im Kleinen ſiegreich einer achtfachen Macht gegenüber; ſollte man es nicht im Großen verſuchen? Dieſe neue Ermunterung kam zur rechten Zeit. Ein Verwundeter, bei Meyrin aufgeleſen und menſchlich nach Genf gebracht, um ihn zu pflegen, ſagte aus, daß Herzog Karl einen allgemeinen Sturm auf die Stadt vorbereite. Herr Augspurger war aus Genf verſchwunden. Die Gefahr war nahe, Hülfe zeigte ſich von keiner Seite. Freilich erzählte derſelbe Verwundete, daß im Rücken der Löffelritter und der burgundiſchen Miethlinge des Biſchofs ſeit einiger Zeit oft eine Schaar aus den Schluchten des Jura hervorbreche und ſie fortwährend beunruhige, aber Niemand wußte ſich das Daſein dieſer den Genfern befreundeten Schaar zu erklären, die nach der Ausſage des Verwundeten dem Belagerer großen Abbruch thue und den Herzog ſelbſt beunruhige, da er ſie für Berner oder Neuſchateler halte. Aber die Genfer wußten zu gut, daß weder Berner noch Neuſchateler für ſie im Felde ſtanden. Man vermuthete, daß es Genfer Verbannte waren, die, ihren Verrath am Vaterlande bereuend, ſich daſſelbe durch patriotiſche Thaten zurückerkaufen wollten, wie unwahrſcheinlich es auch war, daß die verjagten Patrizier, von jeher Freunde des Herzogs und mit die grauſamſten Feinde Genfs, plötzlich ihre Art geändert haben ſollten.

Mittlerweile rüſtete man ſich. Pierre Vandel bekam als Generalkapitän neue und ausgedehntere Vollmachten, Claude Bernard, Sohn eines der erſten Märtyrer Genfs, und Henri Dolens wurden ihm beigegeben; Baudichon bekam die Oberaufſicht über das Geſchütz- und Befeſtigungsweſen; Granſon führte die Kompagnie der Fremden, welche die Stadt liebgewonnen, ſie im Unglück nicht verlaſſen wollten und ſich zu ihrer Vertheidigung waffneten. Tag und Nacht ſtand Jedermann auf ſeinem ihm angewieſenen Poſten. An jeder Gaſſen- und Straßenecke lagen die Ketten bereit, welche die Straßen ſchließen ſollten, um im gegebenen Falle Stadt und Freiheit Schritt für Schritt in den Straßen ſelbſt zu vertheidigen, wenn die Wälle nicht mehr zu halten ſein ſollten.

So kam die Nacht des 14. Januar 1536 heran, die für das Schickſal Genfs entſcheidende Nacht.

Sie war ſo, wie ſie Herzog Karl von Savoyen zur Ausführung ſeiner Kriegsthaten liebte, ſternenlos und dunkel. Die Finſterniß wurde noch durch jene Nebel verdichtet, die im Winter ſo oft aus dem See und dem angeſchwemmten Boden der ganzen Landſchaft dick und in einer unüberſehbaren, ſelbſt der Sonne undurchdringlichen Maſſe aufſteigen und Stadt und Land ſo dicht verhüllen, wie Wolkenſäulen, die auf dem Montblanc liegen. Da bildet ſelbſt die flammende Fackel nur einen kleinen matten Lichthof, der kaum den nächſten Schritt des Wanderers beleuchtet, geſchweige, daß er ihn dem Entgegenkommenden verriethe. Aber weil die Nacht ſo war, wußten die Genfer, daß Herzog Karl ſie überfallen werde. War doch auch der Boden vom Nebel ſo durchweicht, daß er das Heranrücken ganzer Geſchwader unhörbar machte und den Katzenſchritt, den der Feind ebenſo liebte wie eine ſolche Nacht, begünſtigte. Die Genfer waren auf ihren Poſten. Die Thore Rive und St. Viktor waren am Stärkſten beſetzt. Denn vor ihnen lagerte das Gros der Armee mit dem Zelte Karls, das dieſer Tage von St. Julien hierher übertragen worden, in ſeiner Mitte. Das Glockenſpiel von St. Pierre tönte melancholiſch gedämpft durch die dicke Luft und verkündete die eilfte Stunde, als die Schüſſe der einzelnen Schützen, die man vor die Thore geſandt hatte, das Nahen des Feindes berichteten. Die Geſchütze wurden dieſem Halle entgegengerichtet, und die Arkebuſiere nahmen ihre Waffen ſchweigend zur Hand, während Knaben, Frauen und Mädchen ſich um Steinhaufen ſammelten, die man zuſammengetragen hatte, um ſie den Stürmenden aufs Haupt zu werfen, und die ſie nun im gegebenen Momente der Bruſtwehr zutragen ſollten. Die ausgeſandten Schützen flüchteten ſich durch die Thore, und kaum waren die Brücken hinter ihnen aufgezogen, als man auch die Savoyarden mit plötzlichem Geſchrei an die Gräben eilen und Säcke mit Erde und Reiſerbündel hineinwerfen hörte. Die Genfer ließen ihre Geſchütze ſpielen, und hinter ihnen erklangen die ſämmtlichen Glocken der Stadt, die Sturm läuteten. Die Arkebuſiere ſchoſſen in die Nacht hinein, ohne Ziel, in die Richtung des Geräuſches und der Kommandoworte, die aus der Tiefe kamen. Hier und da wurde eine Leiter an die Mauer gelegt, und dorthin eilte man dann mit den Körben voll Steinen, um ihren Inhalt hinabregnen zu laſſen. Aber nirgends am Thore und an der Courtine von St. Viktor kam es zu einer Erſtürmung, obwohl die Savoyarden einen furchtbaren Kanonendonner hören ließen. —

„Mein Freund Vandel,“ ſagte Baudichon zum Generalkapitän, der beim erſten Lärm herbeigeeilt war, „erlaubt mir eine Bemerkung. Ich glaube, daß uns Seine Hoheit nasführen will; das ganze Ding ſieht mir gerade ſo aus, wie ein falſcher Angriff; es ſind mir zu wenig Sturmleitern angelegt worden, und es wird da mit den Feldſchlangen, die uns doch nichts anhaben können, ein viel zu zweckloſer Lärm verführt. Das iſt offenbar angefangen, um unſere Aufmerkſamkeit von einem andern Punktte abzulenken. Ich will nach der Porte du Rive laufen, wo ebenfalls ſtark geſchoſſen wird. Finde ich es dort wie hier, dann wette ich meinen Kopf, daß es auf das Thor und die Baſtionen von St. Gervais abgeſehen iſt, und ich werde mich dahin begeben.“

„Thut es, Baudichon,“ antwortete Vandel, „Ihr ſprecht da einen Gedanken aus, der mich ſelber quält.“

Baudichon eilte nach der Porte du Rive und fand es dort wie am Thore St. Viktor. Er war nun überzeugt, daß der wahre Angriff dem fernen, jenſeits der Rhone gelegenen Theile der Stadt, St. Gervais gelte. Er wandte ſeine Schritte ſofort dahin. In allen Straßen begegnete er großen Haufen Bewaffneter, die alle den Gegenden zuſtrömten, daher er eben kam.

„Thoren!“ rief er ihnen zu, „Ihr lauft Alle dahin, wohin euch der Herzog mit leerem Geknall locken will. In St. Gervais iſt es noch am Ruhigſten, aber dort wird erſt der rechte Tanz losgeben, wenn ſie uns Alle ſchon bei St. Viktor und Rive glauben! Mir nach!“

Das Volk, gewohnt, der Stimme des ehemaligen Generalkapitäns zu gehorchen, folgte ihm überall, ſo daß er nach wenigen Minuten an der Spitze von mehreren Hunderten die Inſelbrücke überſchritt, die nach St. Gervais führte. Sofort ſchickte er Einige in die Kirche gleichen Namens, daß ſie Sturm läuteten.

In St. Gervais herrſchte Todtenſtille. Wäre nicht der Geſchützeslärm und das Sturmgeläute von jenſeits der Rhone und den Wellen herübergedrungen, man hätte ſich hier mitten in friedlichen Zeiten denken können. Der größte Theil der kräftigen Einwohner von St. Gervais, damals ſchon das Arbeiterviertel der Stadt, ſtand drüben, um die Cité vertheidigen zu helfen. Der Nebel war hier in der Niederung noch dichter als drüben. Selbſt auf den Wällen war es öde. Vor dieſen Wällen breitete ſich ein kleiner Golf des Sees aus, und an dieſen ſchloß ſich bis an das Thor von Cornavin ein breiter Halbgürtel von Sumpf und Moorgrund, der dieſen Theil der Stadt beſſer vertheidigte und unzugänglicher machte, als dieß die feſteſten Mauern hätten thun können. Die Kähne des kleinen Golfes waren alle herübergebracht und lagen am Fuße der Mauer. Von dieſer Seite befürchtete man keinen Angriff und keine Ueberrumpelung. Selbſt die kleine Beſatzung, die man der Vorſicht halber hieher gelegt, hatte zum großen Theile ihren Poſten verlaſſen und war über die Rhone geeilt, als die Sturmglocken ertönten. Die kleine Glocke von St. Gervais läutete vergebens, die wenigen Bürger, die ſie in dieſem Theile noch aus dem Bette locken konnte, folgten, einmal in der Straße, dem mächtigen Geläute und dem Kampflärm bei St. Viktor und Rive. Selbſt die Bürger, die Baudichon gefolgt waren, ſchlichen ſich von den Wällen von St. Gervais wieder fort, als ſie hier Alles ſo ruhig fanden, und eilten hinüber, wo ſie dem Feinde und ihren Weibern und Kindern, die ſie vertheidigen wollten, näher waren, und Baudichon ging wie ein einſamer Spaziergänger zwiſchen den einzelnen, hölzernen

Hütten auf und ab, in denen ſich die Gruppen der wenigen Bürger ſammelten, um ſich an dem kleinen Wachtfeuer zu erwärmen.

Jenſeits der Sümpfe aber war es lebhafter, als man in St. Gervais vermuthete. Allerdings war am rechten Rhoneufer ſeit vielen Tagen kein ſavoviſcher Mann, kein Mameluk und kein Löffelritter zu ſehen geweſen und hatte es den Anſchein, als ob der Herzog ſeine ganze Streitmacht wie alle ſeine Bundesgenoſſen am Fuße des Salève geſammelt hätte, um die Stadt an beiden Ufern, die eigentliche Stadt Genf, zu nehmen. Aber am Abende vor jenem Angriff war bei Peney eine ſtarke Abtheilung von Savoyarden und Verbannten über die Rhone zurückgegangen, um ſich in einem großen Bogen über Sacconex dem See zu nähern und St. Gervais zu nehmen, wenn die ganze Bevölkerung durch einen gewaltigen und lärmenden Scheinangriff nach der entgegengeſetzten Seite der Stadt gelockt ſein würde. Die Nebel waren Schuld daran, daß dieſe Abtheilung hinter dem wuchernden Gehölz von Weiden und Erlen bei Paquis an den Sümpfen etwas ſpäter, als beabſichtigt, aber doch nicht zu ſpät ankam. Der Herzog hatte die Ausführung dieſes Streiches ſeinem Liebling, dem Herrn v. Belay, anvertraut. Im Gehölze ordnete er noch einmal ſeine Schaaren und prägte ihnen zum letzten Male ein, was ſie zu thun hätten. Sie ſollten ſich, ſobald die Mauern erklommen ſeien, nicht einen Augenblick auf den ſchwach beſetzten Wällen aufhalten; Jeder, dem es möglich ſei, ſolle ſofort von den Wällen hinab in die Straßen und unter dem Schutze der Nacht und des Nebels geraden Weges dem Schloſſe auf der Inſel zueilen. In dem Schloſſe, das einſt dem Herzog gehörte, ſeien noch einige Diener des Herzogs, die ihnen beim Rufe „Savoyen" ſogleich die Thore öffnen werden. Man werde ſich ſo mitten in der Stadt feſtſetzen und der Schrecken, den Das verurſachen werde, werde hinreichend ſein, die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, denn ſie könne nicht eine Belagerung aushalten, während ſie im Innern ſelbſt einen feſten Punkt zu belagern habe.

Dann ſchärfte Herr v. Belay ſeinen Leuten ein, auf dem ſchmalen Sumpfpfade, dem ſie jetzt folgen werden, Einer nach dem Andern zu marſchiren und, um Dieſes in der Dunkelheit ausführen zu können, Einer dem Andern die Hand auf die Schulter zu legen, denn ein Schritt nach rechts oder links habe den Tod im Sumpfe zur Folge. Wer während dieſer Wanderung einen Laut von ſich gebe, ſei des Todes.

Hierauf wandte er ſich zurück und rief: „Herr v. Sarran!“ Niemand antwortete. „Wo iſt der Genfer?“ fragte Herr v. Belay zornig, „habe ich nicht befohlen, daß man ein wachſames Auge auf ihn habe? Wenn er uns jetzt fehlt, iſt Alles mißlungen. Er war noch vor einer Minute da; ſchnell ſucht ihn!“

Die Soldaten vertheilten ſich in die Büſche und kamen nach einer Viertelſtunde, während welcher ihr Anführer am Sumpfe fluchend auf- und abgegangen war, mit einem jungen Manne zurück, der die Arme über die Bruſt gekreuzt hatte, die Zähne knirſchte und von Zeit zu Zeit entrüſtet die Schultern ſchüttelte, an denen ihn zwei kräftige Soldaten vorwärts ſchoben. Herr v. Belay that, als bemerkte er ſeinen Widerwillen nicht, und ſagte freundlich: „Nun, Herr v. Sarran, jetzt iſt der Moment gekommen, um Euch an den Genfern zu rächen, die Euch aus der Stadt verbannt, Eure Güter eingezogen und Euch zum Hängen und Viertheilen verurtheilten, und dem Herzog einen Dienſt zu erweiſen, für den er Euch mit Gütern und Ehren belohnen wird.“

Der junge Mann antwortete auf die freundliche Anrede mit einem verdrießlichen Gebrumme.

„Ihr kennt alſo,“ fuhr Herr v. Belay fort, „einen Pfad, der mitten durch die Sümpfe an die Stadtmauer führt.“

„Ob ich ihn kenne!“ rief Sarran, — „in glücklichern Zeiten ging ich ihn oft, um wilden Enten nachzuſtellen!“

„Nun, ſo führt uns!“

„Herr v. Belay, es iſt was Anderes, auf die Entenjagd zu gehen, und was Anderes, den Feind in ſeine Vaterſtadt zu führen als ein Verräther.“

„Das hättet Ihr früher überlegen ſollen," rief Herr v. Belay ungeduldig — „nun aber ſeid Ihr ein Verräther, ſo ſeid es recht. Glaubt Ihr, es ſei jetzt Zeit, mit Euch zu unterhandeln? Jetzt werdet Ihr uns führen, oder Ihr hänget in der Zeit von fünf Minuten au dieſem Baume, mit dem Geſichte der Stadt zugekehrt, die Euer zartes Gewiſſen nicht verrathen will."

Sarrans Blick folgte dem Finger Belay's, der auf den Baum deutete, dann ſtieß er einen Fluch aus und ſchritt vorwärts. Belay folgte ihm, und dieſem ſchloſſen ſich die andern Soldaten an. Schon gingen ſie in langer Reihe, Einer nach dem Andern ſchweigend und leiſen Schrittes auf dem Sumpfpfade, als plötzlich hinter ihnen ein Schuß fiel. Belay hielt erſchrocken inne und ſagte zu ſeinem Hintermann: daß der Mann, dem der Schuß losging, augenblicklich niedergeſtoßen werde; ſag's weiter! — Der Befehl ging von Mund zu Mund, bis er an die Hinterſten kam, die, noch in Haufen gedrängt, am Ufer ſtanden. Aber dort war der Schuß nicht gefallen. Er war aus dem Gehölz gekommen. Der Bericht kam von Mund zu Mund bis an Herrn v. Belay. Er ſtutzte einen Augenblick, aber erkennend, daß er ſchon viel Zeit verloren hatte und daß er nicht erſt zurückkehren konnte, um die Sache zu unterſuchen, ſtieß er Sarran vorwärts, marſchirte weiter, und die Andern folgten. Es war ein ſchlimmer Weg, meiſt ſchlüpfrig und weich, da die nächtlichen Wanderer ſelbſt auf den einzelnen Stellen, wo er feſt war, nur langſam und mit größter Vorſicht aufzutreten wagten. Hie und da glitt wohl auch Einer aus und riß ſeinen Vordermann mit ſich nieder, an deſſen Schulter er ſich anklammerte, dieſer wieder den ſeinigen, da ſie alle wie die Glieder einer Kette an einander hingen, ſo daß manchmal eine ganze Reihe zugleich niederſtürzte. Wenn ſie ſich auch wieder aufrafften, war doch die Waffe des Einen vom Waſſer durchnäßt und die Waffe des Andern gänzlich verloren, da ſie in den Sumpf gefallen und nicht Zeit da war, ſie zu ſuchen. Herr v. Belay, dem fortwährend ſolche Berichte, von Mund zu Mund gehend, zukamen, wurde um ſo verdrießlicher, als Sarran an mancher Stelle erklärte, daß er ſich nicht zurecht finde. Carran war nach ſeiner Weigerung, die er am Ufer ausgeſprochen, nicht zu trauen, und dem Anführer wie der ganzen Schaar war es, als führte er ſie geraden Weges ins Verderben. Doch ſchritten ſie tapfer vorwärts; ſie hatten ſchon eine lange gewundene Reiſe zurückgelegt, als am Ufer hinter ihnen ein zweiter Schuß fiel, dann gleich darauf ein dritter, vierter. Es war kein Zweifel, ſie hatten einen Feind hinter ſich, und der Feind vor ihnen wird geweckt und wird ſie gerüſtet empfangen. Herr v. Belay ermaß die Länge des zurückgelegten Weges, und ſeiner Berechnung nach mußte ſchon ſeine ganze Schaar, wenn auch in Einer Reihe, ſich tief im Sumpfe befinden. Seine Leute machten dieſelbe Berechnung, und da in demſelben Augenblicke auch von der Stadtmauer gefeuert wurde, bemächtigte ſich ihrer eine große Unruhe.

Jener erſte Schuß im Gehölz von Paquis hatte in der That Baudichon aufmerkſam gemacht. Raſch lief er von Hütte zu Hütte und ſtellte die Leute der Reihe nach an der Bruſtwehr auf. Der ganze Plan ward ihm klar: der Feind wird, von einem Verräther geführt, über die Sümpfe herankommen. Die Schüſſe waren ihm allerdings unerklärlich, aber Das konnte ihn nicht abhalten, ſeine Geſchütze ſo richten zu laſſen, daß ſie den Sumpf beſtreichen konnten. Als dort drüben der zweite Schuß fiel, war Alles geordnet, und er befahl, in die Dunkelheit hinauszufeuern. Erſt nachdem die Bürger ſo drei oder vier Mal ihre Geſchütze entladen hatten, gab ihnen ein Geſchrei und allerlei Lärm da unten die Richtung an, die ſie ihren Geſchoſſen geben ſollten. Belay, der ſich von hinten abgeſchnitten wußte, erkannte auch, daß er nicht umkehren konnte; die hinterſten ſeiner Leute hatten ja keinen Führer, der ſie auf dem gefährlichen Pfade an dem Rand des Sumpfes zurückzuleiten vermocht hätte. Auch hatten ſie dort keinen Offizier. Und er hatte daſelbſt ſeine unentſchloſſenſten Leute aufgeſtellt, denen er den Muth nicht zutraute, ſich am Ufer zu ſchlagen, wenn dieſes vom Feinde beſetzt war. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als vorwärts zu gehen und ſeine Leute mit ſich fortzureißen, mit verzweifeltem Muthe die Mauer zu ſtürmen und ſich trotz Allem, wie es verabredet war, irgendwo in der Stadt feſtzuſetzen. Aber ſelbſt die beſten Leute in ſeiner Nähe, alte eingeübte Soldaten, kamen in Unruhe, als ſie ſich zwiſchen zwei Feuer genommen ſahen und rechts und links kein Ausweichen möglich war. Ein zufällig gut gezielter Kanonenſchuß von der Mauer mochte mehrere niederreißen und die Kette durchbrechen. Dieß geſchah auch, und plötzlich ſtand die größere Hälfte der Rotte ohne Führer und Richtung da, mitten im Sumpfe, mitten in dunkler Nacht und undurchdringlichem Nebel. Die Abgetrennten hielten im Marſche inne und ſchrieen den Vordern zu, daß ſie ſie holen möchten. Aber Belay ſtieß Sarran vorwärts. Dieſer machte eine raſche Bewegung, entwand ſeine Schulter der Hand ſeines Drängers und war mit einem Sprunge aus deſſen Bereiche. Nun war auch Belay führerlos. Er fluchte und gab Befehl, daß man die Fackeln entzünde, die man für alle Fälle, auch um die Stadt in Brand zu ſtecken, mit ſich trug. Die Soldaten, die jetzt nichts inniger wünſchten, als den Boden vor ihren Füßen zu ſehen, gehorchten ſchnell und entzündeten Fackeln und lange Blechröhren, die mit Pech gefüllt waren, während hie und da eine Kugel einſchlug. Nach wenigen Minuten war die ganze Reihe beleuchtet, wie ein feſtlicher Zug.

Nunmehr wußten zwar die Belagerten, wohin ihre Geſchütze zu richten, da die ſich ſelbſt beleuchtenden Angreifer wie ein ausgeſteckte Ziel bei nächtlichen Schießübungen waren, aber Baudichon, da er eine große Zahl erkannte und ſah, wie ſie verzweifelnd heranſtürmten, während die Beſatzung der Mauer ſo gering war, wurde erſt jetzt mit rechter Beſorgniß erfüllt. Am Fuße der Mauer zog ſich ein langer Streifen feſten Bodens hin, auf dem die Stürmenden eine große Zahl von Leitern anlegen konnten, um auf mehreren Punkten zugleich heranzuklimmen. Es war zweifelhaft, ob Baudichon Leute genug hatte, um einen Sturm auf vielen Punkten zugleich abzuſchlagen, und doch mußte er mehrere Männer in verſchiedenen Richtungen abſenden, um

Hülfe zu holen, und ſo ſeine kleine Schaar noch verringern, ohne Hoffnung, dieſe Hülfe bald ankommen zu ſehen, da die Vorſtadt St. Gervais wie ausgeſtorben war und ſeine Boten über die Rhone bis an die entgegengeſetzten Ecken der Stadt laufen mußten. Er eilte von einem Poſten zum andern, um aufzumuntern, und legte überall ſelbſt Hand an, um Steine hinabzuwälzen und die Leitern, die hie und da ſchon angelegt waren, umzuſtürzen, oder auch einen kühnen Vordermann, der ſich ſchon auf die Bruſtwehr ſchwang, niederzuhauen. Dennoch ſtanden ſchon Einzelne auf der Bruſtwehr und wurde ſchon auf dem Walle ſelbſt gekämpft, da es unmöglich geweſen, die Stürmenden überall zurückzuhalten. Ja, mehrere Savoyarden waren bereits, nachdem ſie in der Dunkelheit unbemerkt und in einiger Entfernung von der Stelle, wo der Kampf am Lebhafteſten war, die Mauer erklommen hatten, von dieſer unaufgehalten hinab in die Straßen geſtürzt, die ſie mit Siegesgeſchrei: „Hoch Savoyen! Savoyen und das Kreuz!“ erfüllten.

Die kleine Beſatzung erſchrak, als ſie dieſes Geſchrei hinter ſich hörte, ſie ſtutzte in ihrer bisher unermüdlichen Arbeit, und Baudichon fürchtete, ſie im nächſten Augenblicke fliehen zu ſehen, als plötzlich eine Sturmleiter nach der andern zuſammenbrach und unten, am Fuße der Mauer, mit dem Rufe: „Hoch Genf und die Freiheit!“ ein tobender Kampf begann.

Es war wie ein Mirakel, wie eine wunderbare, vom Himmel geſandte Hülfe in der höchſten Noth. Baudichon erinnerte ſich der Schüſſe, die vorhin jenſeits der Sümpfe im Rücken des Feindes gefallen waren; es mußten Freunde ſein, die da unten für Genf kämpften, obwohl er ſich nicht erklären konnte, woher dieſe Freunde kommen ſollten. Auf einer Leiter, die man wenige Minuten vorher hinaufgezogen hatte, klomm oder vielmehr ſprang er hinab, und die Beſatzung der Mauer folgte ihm mit flammenden Scheiten von den Wachtfeuern in der Hand. Die ſavoyiſchen Soldaten in ihren Uniformen waren leicht von Denen zu unterſcheiden, welche gegen ſie kämpften, da dieſe in gewöhnlicher bürgerlicher und Handwerkertracht waren und, während ſie ſchlugen, immer den Ruf: „Hoch die Genfer!“ erhoben. Die wenigen Savoyarden, die noch aufrecht ſtanden, ſtreckten die Waffen, als ſie auch die Vertheidiger des Walles herabkommen ſahen. und der gewaltige Kampflärm verſtummte plötzlich.

„Wer ſeid Ihr,“ rief Baudichon, indem er einen der ihm zunächſt Stehenden an der Hand faßte, „die Ihr wie Engel des Himmels im rechten Momente die nöthige Hülfe brachtet?“

„Wer wird's ſein, Herr Baudichon,“ antwortete eine kräftige Stimme, „als gute Genfer?“

„Die Stimme kenne ich,“ rief Baudichon, „iſt es nicht unſer braver Waffenſchmied Violet?“

„Er ſelbſt!“

„Aber ſeid Ihr nicht ſeit lange von Genf abweſend?“

„Allerdings, ich und meine Kameraden; wir kommen aus Lyon, um Genf zu helfen, und mit Gottes Hülfe iſt es uns gelungen.“

„Ja,“ rief Baudichon und ſchloß ihn in die Arme, „Das war Hülfe in der Noth. Ohne Euch wäre jetzt Genf verloren. Euch dankt es ſeine Freiheit!“

„Nicht uns, Herr Baudichon,“ antwortete Violet, „dieſem tapfern Ritter danket. Ohne ihn wären wir längſt aufgerieben und hätten die Mauern unſerer lieben Vaterſtadt nie geſehen. Er wußte unſer kleines Häuflein dem Verderben zu entziehen und uns ſo zu führen, daß wir dem Feinde im entſcheidenden Momente in den Rücken fallen konnten.

Baudichon war erſtaunt, daß es ein Edelmann ſein ſollte, dem Genf ſeine Rettung verdankte, und noch mehr erſtaunt war er, als der Waffenſchmied dieſen Edelmann als Herrn Philibert von Beaufort vorſtellte. Bei Nennung dieſes Namens erhob ſich ein Verwundeter am Fuße der Mauer, blickte beim Lichte der Fackeln Philibert ins Geſicht und rief mit bitterm Lachen: „Seid Ihr es, Herr von Beaufort, der mir den ſchlechten Streich ſpielte? In der That, Ihr ſeid es! Ihr habt Euch gut gerächt dafür, daß ich Euch Euer Fräulein Claire entführen wollte. Euer Ohm hat mir wohl von Eurer Flucht geſchrieben und mich beauftragt, auf Euch zu fahnden; nun habt Ihr mich erwiſcht. So geht's. Das Leben iſt ein Würfelſpiel. Aber glaubt nicht, daß Ihr damit Euer Mühmchen gewinnt; Meſſire Antoine de Beaufort wird Das zu verhindern wiſſen. Chillon iſt ein guter Käfig für Ketzer. Ade! Herr Beaufort, viel Glück bei den Ketzern!"

Herr von Belay ſank zurück und ſtreckte ſich, und indem er die Hand auf ſeine Bruſtwunde drückte, murmelte er noch: „Es iſt aus! hol der Teufel den Herzog!"

Mit Mühe brachte man den Verwundeten die Leiter hinan auf die Mauer; als man ihn oben hinlegte, war er eine Leiche. Auf den Leitern, die man nun ſorglos in großer Anzahl aufſtellte, klomm die Schaar Philiberts hinan, und die Einen küßten den Boden der Vaterſtadt, die Andern wurden von Freund und Bekannten umarmt. Die Wälle von St. Gervais füllten ſich mit Volk und Bewaffneten, die auf den Ruf der Boten Baudichons in um ſo größerer Zahl herbeieilten, als ſich die Savoyarden von den Thoren St. Viktor und Rive zurückzogen.

Die Sonne ging auf und beleuchtete ein Volk, das im Bewußtſein ſeiner Rettung glücklich und trunken, und einen Kampfplatz, der von Leichen bedeckt war. Vor einer derſelben, die mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken lag und auf Bruſt und Geſicht breite Wunden gen Himmel wandte, kniete Philibert und ſah in ihre weitaufgeriſſenen Augen. „Armer Jehan Goulé!" ſeufzte er, „ſonderbare Menſchenſchickſale: da iſt der Henker von Chillon für eine gute Sache gefallen! Friede deiner Aſche, armer Jehan!"

Als die eigentlichen Sieger wurden die Handwerker aus Lyon, mit Philibert an der Spitze, umgeben von einer jubelnden Volksmenge, vor die Schöffen und den kleinen Rath geführt, um den Dank des Vaterlandes zu empfangen.

Zur ſelben Stunde eilten einzelne Streifpartien zu allen Thoren hinaus, um für das jubelnde, aber hungrige Volk Mundvorrath zu holen. Am rechten Rhone-Ufer war das Land vom Feinde frei bis an den Jura. In der Gegend von Verſoiſe ſtieß eine der Streifpartien auf eine berittene Schaar; es war Herr Augspurger mit Gefolge, der aus Bern zurückkam. Als ihm berichtet wurde, was dieſe Nacht vorgegangen, ritt er kopfſchüttelnd weiter und ſagte zu Herrn Dieſſenbach, der mit ihm kam, um durch Genf weiter in das Lager des Herzogs zu reiten: „Ihr ſeht, Herr Dieſſenbach, wie Recht ich hatte. Bern hat zu lange gezögert; Ihr kommt mit Euerm Abſagebrief an Savoyen zu ſpät. Genf hat ſich ohne unſere Hülfe gerettet; unſer Verdienſt wird jetzt nur ein geringes ſein. Deſto beſſer für Genf!"

Elftes Kapitel.

Chillon.

Wenige Wochen nach jener Nacht war die Welt um den Genfer See ſo verändert, als wären mehrere Menſchenalter mit den mannigfaltigſten Umwälzungen über ſie dahingegangen. Das Volk von Bern war von dem treuen Ausharren der Genfer bei der Mitbürgerſchaft und von ihrem Muthe in tiefſten Nöthen gerührt und zeigte ſich mit den Herren von Bern unzufrieden; dieſe erkannten, daß ſie ſich mit der heldenmüthigen Stadt einen nützlichen Bundesgenoſſen retteten, und erſchraken über die Abſichten Frankreichs, die Verey vor Herrn Augspurger verrathen hatte, denn ſie wünſchten es keineswegs, daß König Franz einen Fuß dieſſeits des Jura habe. Das Berner Volk war gerüſtet, und als ihr Führer, der alte Hans Franz Naegeli, die Fahne mit dem Bären wehen ließ, ſtrömte es ſchon zwei Tage, nachdem Herr Dieſſenbach in St. Julien dem Herzog den Abſagebrief übergeben, wie in gewaltigen Wildbächen von den Bergen herab ins Waadtland. Die Schaaren des Herzogs flohen und zerſtoben, ohne zu wiſſen, wohin ſie ſich retten ſollten, denn während er vor Genf ſeine Kräfte verſchwendete, anſtatt die Päſſe Savoyens zu bewachen, hatte ſich König Franz dieſes Landes bemächtigt, um ſich den Weg zu einem neuen Einfalle in Italien zu ſichern. Die Berner nahmen das Waadtland im Sturmſchritt und mit dem Waadtland das Bisthum von Lauſanne. Die ſavoyiſchen Kaſtellane öffneten in paniſchem Schrecken überall die Thore; die Burgen der Löffelritter wurden in Aſche gelegt und der Erde gleich gemacht, die Löffelritter ſelbſt flohen dem Herzog ins italieniſche Land nach, um bei ihm oder ſeinem Bundesgenoſſen Karl V. Dienſte des Kriegsknechts zu thun, oder ſie unterwarfen ſich demüthig den Herren von Bern, froh, wenn ſie als Bailly's in einem ihrer Schlöſſer belaſſen wurden. Der Löffel, das Symbol ihrer Gefräßigkeit, war verſchwunden. Wie dieſſeits das Waadtland, ſo fielen, nachdem ſie Genf durchzogen und mit den Genſern das Feſt der Befreiung gefeiert, jenſeits des Sees die weiten und milden Landſchaften des Chablais und Faucigny in ihre Gewalt; erſt in Chambery, der Hauptſtadt Savoyens, machte Naegeli Halt, während Herzog Karl flüchtig und ohne Land in die Fremde irrte.

Auch die Genſer erhoben ihre Fahne aufs Neue, ſtürmten aus ihren Mauern hervor und brachen die Schlöſſer des Herzogs: Peney, woher ihnen noch vor Kurzem die Mameluken ſo vielen Schaden angethan, Juſſy und Gaillard, in deren Kerkern ſo oft ihre beſten Bürger geſchmachtet, Sacconex, das von ſeinem lieblichen Hügel ſo düſter herabdrohte, und eroberten all das Land, das ihnen noch heute gehört und mit dem ſie ſpäter als Kanton in den Bund der Eidgenoſſenſchaft traten. Den ſiegreichen Schaaren der Berner folgten überall die Prediger der neuen Lehre und predigten nun auf offenem Markte in denſelben Städten, in denen ſie vor einigen Tagen, um des Evangeliums willen, hätten das Blutgerüſt beſteigen müſſen. So weit war es gekommen, daß, wie es aus den Rathsregiſtern von Genf aus dem Jahre der Befreiung 1536 heißt: „Niemand dieſſeits des Sees es wagte, ſich als Savoyarden zu bekennen.“

Keine Erdſcholle rings um den herrlichen See gehorchte mehr dem ſavoyiſchen Herzog — nur Chillon ſtand noch aufrecht, und von Chillons viereckigem Donjon wehte noch allein die herzogliche Fahne.

Wie ein Geiſt, der nicht zur Ruhe kommen kann, eilte Meſſire de Beaufort durch die düſtern Räume des Schloſſes; nur auf der höchſten Galerie machte er manchmal Halt, um gegen Weſten auszuſpähen, ob der Feind nicht ſchon in Vevey zu Lande oder zu Schiffe auf dem See herbeieile. Drüben in Meillerie und dieſſeits in Clarens wehte ſchon, wie ihm zum Hohne, die Berner Fahne, und die Bewohner des nahen Montreux kamen oft auf die grünen Höhen in nächſter Nähe des Schloſſes mit einer Standarte, auf die ein unförmlicher Bär gemalt war, um die letzte Veſte des Herzogs von Savoyen zu verſpotten, und unter den Nußbäumen am Ufer ſammelten ſich oft große Mengen, um den neuen Predigern zu lauſchen und nach den Predigten Pſalmen anzuſtimmen, deren langſame und feierliche Melodie der Seewind bis an das Ohr des Kaſtellans herübertrug. Seine Stirn verdüſterte ſich mehr und mehr. Obwohl die Zugbrücke aufgezogen war, die Geſchütze überall drohend ihre Mäuler nach allen Seiten hervorſtreckten, fürchtete er doch, daß jene Mengen, die ihn verhöhnten, eines Tages plötzlich mit ihren Predigern an der Spitze hereinbrechen könnten, um im Hofe von Chillon ſelbſt ihren ketzeriſchen Gottesdienſt zu halten und die Kapelle des heiligen Niton, des Schutzpatrons des Sees, zu entweihen. Der Gedanke, die Veſte an eine unſoldatiſche Volksmenge zu verlieren, war ihm am Unerträglichſten.

Ueberall ſah er Verräther, die, während er eben nach den Feinden ausſpähte, unten die Zugbrücke fallen laſſen und das Thor öffnen könnten. Aber die kleine Schaar der Valaiſaner unter Barberouge's Anführung, welche die Beſatzung des Schloſſes bildete, durfte er nicht dadurch kränken, daß er ihnen den geringſten Verdacht zeigte, obwohl er auch ſie fürchtete, ſeit er wußte, daß auch ihre Landsleute, Die von Wallis, obwohl katholiſch, eben ſo wie die Freiburger das Unglück Savoyens benützend, losgebrochen waren, um ſich eines Antheils an der Beute zu verſichern. Seine Beſorgniß ging ſo weit, daß er ſelbſt die Gefangenen in den Kerkern fürchtete, und wenn es nur Einem von ihnen unter dieſen Umſtänden gelang, ſich mit der Beſatzung in Verbindung zu ſetzen, wie leicht konnte er ſie entmuthigen oder zum Abfall bewegen. Sie waren Ketzer, und Ketzern traute er die größte Hinterliſt, vor Allem eine unwiderſtehliche Ueberredungskunſt zu. Halb in dieſem Gefühle, halb um ſich an ihnen, als zum Feinde gehörig, zu rächen, hätte er ihre Haft gerne verſchärft, wenn es möglich geweſen wäre. Ihre Gefängniſſe waren die tiefſten und ſchlechteſten des ganzen Schloſſes; ſie waren ſchon an Händen und Füßen angeſchmiedet und von jeder menſchlichen Geſellſchaft abgeſchnitten. Er konnte nur die Wachen vor ihren Thüren verdoppeln und jeden Tag zu ihnen hinabſteigen, um ſich zu verſichern, daß Flucht oder Hervorbrechen oder irgend welche Verbindung mit außen unmöglich ſei.

Aber Chillon beherbergte noch eine Perſon, die er mehr fürchtete, als alle anderen, und der gegenüber die Furcht ſich in einen ſtillen Haß verwandelte, da er es nicht vermeiden konnte, daß er eben ſie am Meiſten fürchten ſollte. Die Perſon war ſeine Tochter Claire. Seit der Flucht Philiberts betrachtete er ſie als eine gegen ihn Verſchworene, doch ſchwieg er aus Rückſicht für die Braut des Herrn von Belay; aber ſeit dem Tode dieſes Ritters hatte jene Rückſicht aufgehört. Er behandelte ſie als Ketzerin und als offenen Feind. Sein Plan, ſie wieder und zwar für immer, ſei es als Nonne, ſei es als Büßerin, in ein Kloſter zu ſtecken, um die Schande der Familie zu erſticken, wurde aufs Neue aufgenommen; aber bevor er ins Werk geſetzt werden konnte, war alles ſavoyiſche Land in die Hände des Feindes gefallen, das katholiſche Wallis in der Nachbarſchaft und Freiburg in ſeinem Rücken erklärten ſich ebenfalls gegen den Herzog, und alles andere Land hinter ihm war der neuen Lehre zugethan. Es blieb Herrn von Beaufort nichts übrig, als ſeine

Tochter in Chillon zu behalten; aber hier mußte er ſie, die ihre ketzeriſchen Gedanken nicht mehr verbarg und bei der Zuvorkommenheit, die ihr Barberouge bewies, die Beſatzung oder wenigſtens ihren Führer zum Abfall bewegen konnte, in ſicheren Gewahrſam bringen. Wenn ſie ihm ehemals ſeinen treueſten Diener Jehan Goulé abwendig machen und ſich zu Bonnivard ſchleichen konnte, wie leicht konnte ſie jetzt, wenn Verwirrung oder Auflöſung eintreten mochte, mit den Gefangenen gemeinſchaftliche Sache machen, vielleicht die Veſte verrathen. Claire war ihm nur noch ein Feind und eine Staatsgefangene.

Sie bewohnte nicht mehr die prunkvollen Gemächer Annens von Cypern, ſondern eine einſame Zelle in einem der runden Thürme, die der Landſeite zugekehrt ſind. Sie, die vor wenigen Monaten mit der Abſicht, einen Gefangenen zu befreien, nach Chillon gekommen war, war nun ſelbſt eine Gefangene in Chillon. Sie wußte nun, trotzdem das Tageslicht zu ihr gelangen konnte, trotzdem ſie auf der grünen Bergwand vor ihr manchmal einen Jäger oder Wanderer vorbeiſtreifen ſah und von unten die Lieder der Soldaten hörte, wie öde, bang und traurig ſich die Tage der Haft dahin ſpinnen. Dieſe Erfahrung machte das Andenken an Bonnivard nur ſchmerzlicher; ſie machte ſich Vorwürfe, daß ſie nicht auf Mittel geſonnen, ihn mit Gewalt, auch gegen ſeinen Willen, zu befreien, und ſann neue Pläne aus für die Zukunft. Oft träumte ſie von Philibert, der eines Tages zurückkehren werde, um für ſie auszuführen, was ihr mißlungen war. Seit er für ſie mit ſeiner ganzen Vergangenheit gebrochen, für ſie in freiwillige Verbannung gegangen war, knüpfte ſie jedes ihrer Gefühle, jeden Gedanken an ihn, bis all ihr Dichten und Trachten in den Träumen der Einſamkeit unauflöslich mit ihm verwachſen war und ihr dieſe Einſamkeit, in der ſie ungeſtört ſeiner denken konnte, lieb wurde.

Bald nach dem Anfange ihrer Haft, als Barberouge ihr Verſchwinden bemerkt und ihren Aufenthalt ausgekundſchaftet hatte, kam er an ihre Thüre und bot ihr ſeine Hülfe an, um ſie, wie es die Courtoiſie gebot, zu befreien. Aber ſie dankte ihm ablehnend. Es widerſtrebte ihr, ihren Vater in der bedrängten Lage ſeine Abhängigkeit von Barberouge noch einmal um ihretwillen fühlen zu laſſen. Seitdem begnügte ſich der fröhliche Bandenführer aus Wallis mit einzelnen Aufmerkſamkeiten, indem er ihr durch die Frau des neuen Kerkermeiſters, die ſie bediente, manchmal einen Blumenſtrauß zuſchickte oder am Fuße ihres Thurmes einzelne Sänger aus ſeiner Schaar aufſtellte, die, ohne zu wiſſen, für wen ſie es thaten, aus Italien mitgebrachte Lieder ſingen mußten. Es fiel ihnen dabei nur das Eine auf, daß Barberouge bei ſolchen Serenaden alle wilden Landsknechtlieder mit ungewohnter Sittenſtrenge verpönte und ihnen nur die zarteſten wälſchen Balladen zu ſingen geſtattete.

Schon begann der Berg vor ihrem Fenſter — jener ſchöne Berg, der Chillon ſo hold umrahmt und dieſen Theil des Sees ſelbſt im Winter vor kalten Stürmen ſchützt — ſich mit dem erſten goldnen Grün zu bekleiden. Einzelne Rinderheerden gingen ſchon langſamen Schrittes über ſeine gewundenen Pfade hin und ließen ihre Glocken durch die feuchte Luft des Vorfrühlings melodiſch und melancholiſch erklingen. Claire's Augen füllten ſich zum erſten Male ſeit ihrer Gefangenſchaft mit Thränen der Sehnſucht nach Freiheit und nach einem glücklicheren Leben, darauf jedes junge Gemüth Anſprüche erhebt. Die Trauer leitete ihre Gedanken in Bonnivards Gefängniß, dem ſelbſt das Glück fehlte, das ſolche traurige Stimmung bei den erſten Blicken und Stimmen des Frühlings ſogar im Kerker gewährt. Beim Anblicke der friedlichen und holden Natur ſchien ihr das menſchliche Leben unendlich grauſam, im verzweifeltſten Widerſpruche mit der ſchönen Schaubühne, auf der es ſeine Trauerſpiele aufführt. Ihr ganzes Weſen empörte ſich gegen den Gedanken, daß dieſer Widerſpruch eine Nothwendigkeit ſei, und bekräftigte ſie in der Ueberzeugung, daß es beſſer werden müſſe in dieſer traurigen Welt — und ſo verwandelte ſich ihre Trauer in Hoffnung. Noch mit thränenden Augen blickte ſie zum engen Thurmfenſter hinaus und ſteckte ſie — ein ſchönes Bild in traurigem Rahmen — das junge Haupt aus dem Gitter hervor, um den Frühling ſo weit als möglich zu ſehen, als ſie tief unter ſich die Galeere, die vor dem Schloſſe auf der See Wache gehalten hatte, eilig hereinrudern ſah, um da, wo der See zwiſchen Chillon und dem Feſtlande eine Art von Feſtungsgraben bildete, unterhalb der Zugbrücke, anzulegen. Die Galeere war offenbar auf der Flucht und ſuchte Schutz hinter dem Schloſſe.

Vor wem konnte die Galeere fliehen? Kein Widerſacher des Herzogs konnte auf dem See Schiffe ausrüſten, als Genf. Kamen ſie endlich, um Bonnivard zu befreien?

An demſelben Tage ſah ſie, hart vor ihr, auf allen Pfaden, die ſich den Berg hinaufſchlängelten, große Schaaren Bewaffneter erſcheinen, die ſogleich die gewaltigſten Baumſtämme fällten und auf allen Vorſprüngen und Plateau's die Erde aufzuwühlen begannen. Nach wenigen Stunden war der Berg, hoch über Chillon, mit Bruſtwehren bedeckt. Ochſen und Maulthiere trugen auf ihrem Rücken Geſchütze herbei, die gleich darauf aus den Schanzen hervorlugten und ihre ehernen Mäuler dem Schloſſe entgegen gähnen ließen. Auf der mittelſten der Schanzen entfaltete ſich, ehe die Sonne ſank, die Standarte Berns. Chillon war belagert.

Zwölftes Kapitel.

Freiheit.

Die Berner, als ſie das Waadtland unter Hans Franz Naegeli eroberten, hatten, um ſich in ihrem Siegeslauf nicht aufhalten zu laſſen und um Genf rechtzeitig zu entſetzen, von Lauſanne aus ihren Marſch weſtwärts gerichtet und Chillon im Oſten vernachläſſigt. Von Genf aus ſetzten ſie ihren Zug, auf Bitten der Genfer ſelbſt und mit dieſen vereinigt, weiter fort in die Staaten des Herzogs und eroberten, wie ſchon erzählt, Chablais, Faucigny und das eigentliche Savoyen. Erſt im Monat März, nachdem dieſe Eroberungen vollendet und befeſtigt waren, konnten ſie daran denken, die des Waadtlandes durch die Einnahme von Chillon zu vollenden. Die Genfer rüſteten freiwillig fünf Galeeren aus, oder vielmehr verwandelten fünf elende Barken in Galeeren, beluden ſie mit Geſchützen und ſandten ſie aus, um die Berner von der Seeſeite aus zu unterſtützen und ihre Gefangenen zu befreien. Die größte der Barken rüſtete man mit den vier Geſchützen aus, welche Bonnivard der Stadt geſchenkt hatte, eine That, welche die Reihe ſeiner patriotiſchen Thaten eröffnete, und welche zuerſt das Mißtrauen des Herzogs auf ihn zog.

Die Geſchütze von St. Viktor ſollten nun den Prior von St. Viktor befreien helfen. Als ſie auf dem Damme in Genf eingeſchifft wurden, umgab ſie das Volk mit Segenswünſchen und gab ihnen Grüße mit an ihren ehemaligen Herrn. Die Genfer hatten auch gewaltige Wollenballen mitgenommen, die ſie rings auf den Rändern der Barken aufſchichteten, um ſich hinter ihnen vor den Kugeln der Feinde zu ſchützen; zwiſchen den Ballen blickten die Geſchütze hervor wie aus Schießſcharten, ſo daß die Barken wie kleine ſchwimmende Feſtungen ausſahen.

Die Kanonen Bonnivards eröffneten das Feuer; ihnen folgten die andern Geſchütze der Genfer, und dieſen ſchloſſen ſich ſofort die Berner von der Höhe des Berges an. Es war bei Tagesanbruch, und zwar den 28. März. Chillon erbebte in ſeinen Grundfeſten. Vom nahen Berge wiederhallte der Kanonendonner mit doppelter Gewalt, rollte über den See hin, wo er, auf Felswände ſtoßend, zurückprallte, um neuem Kanonendonner und Wiederhall zu begegnen. Der ganze große Keſſel des obern Sees zwiſchen Vevey und den Mündungen der Rhone war wie von einer unendlichen Zahl gewaltiger Gewitter erfüllt. In der That glaubte Bonnivard von einem Frühlingsgewitter geweckt zu werden; er erhob den Kopf vom Steine und horchte mit traurigem Lächeln. „Da iſt der Donner wieder,“ ſagte er vor ſich hin, „der Bote des Frühlings! Es wird bald Frühling werden, und mein Sonnenſtrahl wird mich bald beſuchen.“ Aber da er länger horchte, konnte er wohl die einzelnen Schläge unterſcheiden und endlich erkennen, daß jenem Donner von Außen ein Donner von Innen antwortete. Bei dieſer Entdeckung ſchnellte er vom Boden empor, und mit einer Kraft, von der er ſich längſt verlaſſen glaubte, ſtürzte er die wenigen Schritte vorwärts, die ihm ſeine Kette zu machen erlaubte. Drei Schritte vom Ringe, an den er gefeſſelt war, mußte er innehalten. Niemals ſeit ſechs Jahren riß er mit ſolcher Ungeduld, mit ſolchem Zorne wie jetzt an ſeiner Kette, die ihm nicht geſtattete, bis an die kleine Scharte vorzudringen, welche ihm vielleicht einen Blick nach Außen erlaubt hätte. Mit unendlicher Sehnſucht blickte er hinauf zu ihr; bei jedem Donnerſchall ſpannte er die Kette aufs Neue und ſtrengte er ſich an, ſie zu ſprengen, bis ſein ſchwacher Körper unter den fortwährenden fruchtloſen Anſtrengungen und der mächtigen Aufregung zuſammenbrach und ſo die Kette, im Falle, näher an den Ring zog. Aber auf dem Boden liegend und zu kraftlos, um nur noch den Kopf empor halten zu können, murmelte er: „Freiheit! Freiheit!“ Und nachdem ihm ſo qualvolle und glückſelige Stunden langſam und raſch dahingegangen waren und plötzlich, wie es ihm ſchien, über ſeinem Haupte ſich ein mächtiges, ſtürzendes Gepolter vernehmen ließ, als ob die Berge zuſammenfielen, da eine Mauer, vielleicht ein Thurm zuſammenſtürzte, rief er, die Arme erhebend: „Brechet zuſammen, Kerkermauern! Bedecket und begrabet mich mit eurem Schutte, wenn ſie nur ſiegen!“

Es war die obere Hälfte eines ſüdweſtlichen Thurmes, die zuſammenſtürzte, einen Theil der Mauern niederriß, eine Platform durchbrach, den Hof mit Trümmern anfüllte und in den dichten Pulverdampf eine Wolke von Staub miſchte, daß die Belagerten zu erſticken dachten und das Feuer für einige Zeit einſtellten. Die durchbrochene Platform war die einzige Stelle, von der aus die Belagerten mit leichten Geſchützen und Büchſen, vor den Bernern auf dem Berge durch einen vorſtehenden Thurm geſchützt, dem Feuer der Genfer antworten, ja ihre Fahrzeuge beherrſchen konnten. Die andern Galerien und Platformen waren, trotz ihrer Zinnen und Bruſtwehren, den Bernern, die auf dem Berge einen höhern Standpunkt einnahmen, ſo ſehr ausgeſetzt, daß ſie gleich nach der Eröffnung des Feuers mit Verluſt verlaſſen werden mußten.

Die Belagerer erkannten das Günſtige ihrer Lage, und da nach dem Einſtürzen des Thurmes das Feuer in Chillon ſchwieg, glaubten ſie, das Schloß habe die Artillerie der Verbündeten genugſam erprobt und werde zur Kapitulation geneigt ſein. Baudichon, der die Genfer kommandirte und die Veſte, die vier edle Genfer als Gefangene beherbergte, nicht in Grund ſchießen wollte, ſandte mit Einwilligung der Berner einen Herold ab, in Begleitung eines Fahnenträgers und eines Trompeters.

Barberouge, der von den Zimmern der Prinzeſſin von Cypern die Einſchiffung des Genfer Herolds beobachtet hatte, ſtieg in den Hof hinab, um dem Kommandanten die Nachricht zu bringen. Er fand Meſſire de Beaufort auf einem Mauertrümmer ſitzend, den Kopf in die Hand geſtützt. Als dieſer Barberouge nahen ſah, ſagte er: „Kapitän, glaubt Ihr, daß das Schickſal der Menſchen und Staaten, ja der einzelnen Häuſer in Zahlen zu berechnen ſei?“

„Ihr meint, wie die Rechnung eines Menſchen bei einem Weinwirth auf deſſen Durſt ſchließen läßt?“ fragte Barberouge.

Aber ohne auf dieſen Scherz einzugehen, ſagte Meſſire de Beaufort: „Es iſt wohl mehr als Zufall, daß Chillon in dieſem Jahre gerade drei Jahrhunderte alt iſt. Es wurde im Jahre 1236 von Amadeus V. gebaut. Es iſt ihm wohl beſtimmt geweſen, ſich gerade dreihundert Jahre im See zu beſpiegeln. Es iſt wohl auch kein Zufall, daß gerade Chillon, wo Philipp von Savoyen durch einen großen Sieg ſich den Beſitz des Waadtlandes ſicherte, wieder der letzte Punkt ſein ſoll, den er im Waadtlande verliert.“

„Herr von Beaufort," ſagte Barberouge, nachdem er ihn einige Zeit erſtaunt angeſehen, „Ihr kommt mir ſehr emphatiſch vor. Es iſt übrigens möglich, daß hinter allen dieſen Dingen ſehr viel Aſtrologie ſteckt, vielleicht auch Aſtronomie. Aber von den Dingen verſtehe ich nichts. Meine ganze Aſtrologie beſteht darin, daß ich weiß, wie vor dreihundert Jahren von den Dingen, die wir Kanonen nennen, noch keine Spur beſtand, und daß man damals ſehr klug ſein und ein feſtes Schloß am Fuße eines Berges erbauen konnte. Euer Amadeus war wahrſcheinlich ein ſehr kluger Mann, daß er das Schloß hierher baute, wo es den Eingang in das Waadtland beherrſchte, denn zwiſchen Berg und Schloß konnte ſich damals kein Feind durchdringen, ſo eng iſt der Paß. Heute aber wäre Euer Amadeus ein ganzer dummer Herzog, wenn er das Schloß wieder an dieſelbe Stelle und an den Fuß des Berges bauen wollte, wo man Euch ſo viele Kugeln auf den Kopf regnen läßt, als man nur will, ſo daß alle Eure Galerien und Zinnen nutzlos ſind. So viel erkenne ich ohne alle Aſtrologie und hätte ich, wenn ich überhaupt an Denken gewöhnt wäre, erkennen ſollen, bevor ich meine Valaiſanes auf Eure Plateformen aufſtellte, wo ſie zuſammengeſchoſſen worden wie die Vögel auf laubloſen Bäumen. Und ſo glaube ich auch, werdet Ihr dem Herold Gehör geben, den die Genfer ſo eben von ihren Schiffen abſandten."

„Die Genfer!" rief Herr von Beaufort, indem er erzürnt aufſprang — „niemals werde ich mit den Genfern unterhandeln; ſie ſind Rebellen gegen meinen gnädigen Herrn. Wären es noch Die von Bern, vielleicht — geht hin, Barberouge, empfanget den Herold an der Brücke und laſſet ihn nicht zu Worte kommen."

Barberouge zuckte die Achſel und ſagte nach einigem Beſinnen: „Ihr ſeid hier der Befehlshaber. Geſegne es Euch Gott; aber ich ſage Euch, Chillon iſt nicht zu halten."

Barberouge ging und beſtieg die Galerie über dem Thore in dem Augenblicke, als der Herold draußen erſchien. Nach bevor dieſer ins Horn ſtieß, rief er ihm zu: „Gebt Euch keine Mühe, Herr Herold! Meſſire de Beaufort will von Uebergabe nichts wiſſen.“

Dennoch ſtieß der Herold ins Horn, da aber Barberouge ſich wieder von der Galerie zurückzog, weder ein Anderer an ſeiner Stelle erſchien, noch die Zugbrücke heruntergelaſſen wurde, ging er unverrichteter Sache wieder zu dem Schiff zurück.

Doch wurde den Reſt dieſes Tages hindurch Waffenruhe gehalten; nur manchmal warfen die Verbündeten eine Kugel ins Schloß, wie um an ihre Anweſenheit zu erinnern. Sie bereiteten ſich zu einem kräftigeren Angriff vor, und zu dieſem Zwecke wurde Bandichon, ein Kenner des Geſchützweſens, auf den Berg zu den Bernern eingeladen, daß er ihnen Rath behufs neuer Schanzenlager ertheile. Er benutzte dieſen Beſuch im Lager der Verbündeten, ſie darauf aufmerkſam zu machen, daß ſie tiefere Theile des Schloſſes zu ſchonen hätten. „Dort,“ ſagte er, „befinden ſich die Gefängniſſe, und in dieſen Gefängniſſen ſchmachten die Beſten unſerer Landsleute, darunter Bonnivard, die allein die Eroberung dieſes Felſens wünſchenswerth machen. Wir wollen nicht, indem wir ein altes Schloß erobern, uns ſelbſt um gute Bürger bringen und ſie unter den Trümmern begraben.“

Während draußen große Thätigkeit herrſchte, war das Innere des Schloſſes von traurigem Schweigen erfüllt. Der letzte Soldat hatte nach den erſten Angriffen erkannt, daß Chillon nicht zu halten ſei. Man hielt es für überflüſſig, den erlittenen Schaden auszubeſſern, und ließ Alles, wie es war, von Schutt und Steinen erfüllt. Meſſire de Beaufort ſaß immer auf ſeinem Mauertrümmer, den Kopf in die Hand geſtützt, und wälzte Gedanken in ſeinem Hirn, welche die Beſatzung nicht für ermuthigend hielt. Gegen Abend ſetzte ſich Barberouge zu ihm, ſah ihn kopfſchüttelnd an und fragte endlich, ob er für die Nacht keine Befehle zu ertheilen habe. Der Kaſtellan ſtarrte ihn lange prüfend ins Geſicht und ſagte endlich: „Barberouge, laſſet den ganzen Pulvervorrath aus dem Thurme in die unterſten Gewölbe tragen.“

Barberouge machte große Augen. „Verſtehe ich Euch, Meſſire de Beaufort?“

„Wenn Ihr ein rechter Soldat ſeid und etwas auf Eure Ehre haltet, ſo verſteht Ihr mich,“ erwiderte der Kaſtellan, ohne aufzublicken.

„Ihr wollt das Schloß und uns in die Luft ſprengen.“

„Dazu bin ich entſchloſſen. Es war dem Schloſſe beſtimmt, gerade dreihundert Jahre zu leben. Die Herzoge von Savoyen haben es gebaut, ihnen gehört es, und es ſoll dieſen Krämern und Kuhhirten nicht in die Hände fallen. Schade genug, daß die fünfzig Schlöſſer des Herzogs, der Ritter und der Biſchöfe ſo raſch nacheinander fielen wie vergiftete Fliegen. Der letzte Beſitz des Herzogs auf dieſem Grunde ſoll wenigſtens auf gute alte Weiſe von der Erde verſchwinden.“

„Und wir Alle mit?“ fragte Barberouge.

„Ja, wir Alle mit!“

„Das thut mir leid! Jetzt gerade, da es wieder in Italien losgegangen. Rom wird vielleicht wieder genommen, und ich ſage Euch, wer einmal dabei geweſen, der wünſcht ſein Leben lang, dieſes Vergnügen zum zweiten Mal zu genießen. Von Chillon aus wollte ich geraden Weges über den Simplon nach Wälſchland reiten; ſeit Wochen träume ich nichts Anderes. Nun ſoll ich hier in die Luft und zum Teufel fahren. Aber Ihr habt zu befehlen, und zur Zeit iſt meine Seele Euch verſchrieben.“

Barberouge ging, um den Befehl des Kaſtellans zu vollziehen und den Pulvervorrath in die untern Gewölbe tragen zu laſſen, aber nach wenigen Schritten kehrte er wieder zurück.

„Sire de Beaufort, ſollen die Gefangenen mit in die Luft fahren, oder werden ſie vorher freigelaſſen?“

„Sie bleiben, wo ſie ſind!“ antwortete der Kaſtellan.

„Das mögt Ihr mit Eurem Gewiſſen ausmachen, Herr von Beaufort, wenn Ihr Leute, die an der Kette liegen, mit in die Luft ſprengt oder unter den Trümmern Eurer Thürme begrabt. Das geht mich nichts an. Aber da ſind auch einige Weiber im

Schloſſe und unter andern Euer Fräulein. Sollen die auch mit?“

Der Kaſtellan ſchwieg. Barberouge fuhr fort: „Es iſt gegen die Courtoiſie! Was weiblichen Geſchlechts iſt, muß aus dem Schloſſe, Das mache ich Euch zur Bedingung, wenn ich Euch zu der Luftfahrt verhelfen und Geſellſchaft leiſten ſoll.“

„Thut, wie Ihr wollt,“ antwortete der Kaſtellan kurz, „nur daß für morgen Alles bereit ſei.“

Barberouge wandte ſich wieder, um zu gehen, hatte aber noch eine Frage zu ſtellen: „Und wem, Sire de Beaufort, habt Ihr die Ehre zugedacht, den Funken in das Pulverfaß zu werfen?“

„Mir ſelbſt!“

Barberouge zog den Hut, verneigte ſich und ſagte: „Erlaubt mir, Euch mein Kompliment zu machen, wenn ich Euch nicht mehr ſehen ſollte.“

Er putzte den Staub von Wamms und Stiefel, ſtrich ſich den Bart in Ordnung und ſtieg die Thurmtreppe hinauf, die zu Claire's engem Gemach führte; aber er fand die Thüre offen, und das Gemach war leer. Die Thüre hatte ſich während der Beſchießung des Schloſſes, als alle Mauern beim Einſtürzen des einen Thurmes erſchüttert worden, von ſelbſt geöffnet, und Claire war hinabgeeilt in die unteren Gänge. Unwillkürlich floh ſie in die Nähe der Gefängniſſe, und dort fand ſie den Kerkermeiſter, von einem herabſtürzenden Stein getödtet, ausgeſtreckt liegen. Sie nahm den Schlüſſelbund von ſeinem Gürtel und öffnete mit unendlicher Mühe die beiden Thüren, die zu Bonnivards Gefängniß führten. Erſchöpft von den Anſtrengungen des Tages, ſank ſie kraftlos neben ihm nieder, kaum fähig, ihm, was draußen vorging, in klaren Worten mitzutheilen. Aber ihm war die Gegenwart genug; ſie erſchien ihm wie ein Bote der Freiheit, und die Thüren, die offen blieben, ſagten ihm, daß er ſie bald frei durchſchreiten werde, wenn ſein guter Schutzgeiſt Claire auch nicht fähig war, die Feſſel von ſeinen Füßen zu löſen und den Ring aus der Mauer zu reißen, an den er angeſchmiedet war.

„Dieß,“ ſagte er ihr tröſtend, „werden die Genfer thun!“

Aber die Stille, in der die Stunden des Nachmittags und des Abends vergingen, erfüllten ſie wieder mit ängſtlicher Spannung; nur wenn hier und da ſich ein einzelner Kanonenſchall hören ließ, athmeten ſie in Hoffnung auf. Sie erſchraken, als Barberouge ſpät Abends eintrat und ausrief: „Ich habe mich alſo nicht geirrt, Fräulein von Beaufort — ich wußte, daß Ihr hier ſein werdet, als ich Euer Neſt dort oben leer fand. Habt die Güte und folgt mir!“

„Wohin?“ fragte Claire erſchrocken.

„Seid unbeſorgt, Barberouge lockt Damen nicht in einen Hinterhalt. Hier iſt Eures Bleibens nicht!“

Claire wollte ſich weigern, aber Bonnivard, dem Barberouge's Weſen Vertrauen einflößte, forderte ſie ſelber auf, ihm zu gehorchen, und ſie ging.

Eine Stunde ſpäter, es war ſchon tief in der Nacht, wurde die Zugbrücke herabgelaſſen, und aus dem Schloſſe, an der Spitze mehrerer Frauen, trat Claire, von Barberouge bis jenſeits des Grabens begleitet. — „Jetzt,“ ſagte dieſer, „geht nur nach links, den Weg nach Montreux entlang. Er iſt von Feinden frei. Es thut mir leid, daß ich Euch nicht weiter geleiten kann. Mein edles Fräulein, geht mit Gott und denket manchmal des alten, höflichen Soldaten.“

„Und mein Vater?“ fragte Claire, „warum erlaubt er nicht, daß ich Abſchied von ihm nehme? Soll ich ihn nicht wieder ſehen?“

„Auf all Das kann ich Euch nicht antworten, lebet wohl; geht mit Gott!“

Mit raſchen Schritten ging er in das Schloß zurück: die Zugbrücke wurde hinter ihm aufgezogen, und die Frauen ſtanden draußen allein in der dunkeln Nacht. Claire ſchien es vergeſſen zu haben, daß ſie weiter wandern ſollte, denn ſie ſetzte ſich auf einen Stein und weinte bitter. Sie weinte, daß ſie von ihrem Vater gehen mußte, ohne den Kummer empfinden zu können, den ſie bei einem ſolchen Abſchiede lieber empfunden als vermißt hätte, und doch that es ihr weh, daß er nicht einmal ein Wort des Abſchiedes an ſie richten wollte. Dann ſollte ſie den alten Bau verlaſſen, in dem ſie ſo viel erlebt hatte und über dem, wie ſie ahnte, ſchon in dieſer Nacht vielleicht, ein entſcheidendes Schickſal ſchwebte und in deſſen bedrohten Mauern ein Unglücklicher verweilte, mit deſſen Geſchick ſeit langer Zeit alle ihre Gedanken verwachſen waren; und hier draußen, außerhalb der Mauern, in denen ſie ihre Kindheit verbracht, war ſie gänzlich verlaſſen und einſam, als ob ſie durch keine Bande mehr mit der Welt zuſammenhinge. So ſtark ſie ſich oft bewährt hatte, jetzt brach die Kraft ihres Gemüthes zuſammen; ſie weinte und ſagte ſich, daß ſie ein Recht habe, zu weinen. Die Frauen, die ſie als ihre Führerin betrachteten, hielten ebenfalls inne, ſetzten ſich zu ihr und ließen ebenfalls ihre Thränen fließen, während von Zeit zu Zeit eine glühende Kugel über die Häupter der traurigen Gruppe dahin flog.

Sie erhoben ſich, um weiter zu wandern, als ſie in den Gebüſchen einen Mann bemerkten, der ſie zu beobachten und ſich endlich zu nähern ſchien. Aber ſie hatten nur wenige Schritte zurückgelegt, als derſelbe Mann ihnen in den Weg trat und mit dem Ausrufe: „Biſt du es?“ auf Claire losſtürzte.

„Philibert!“ rief Claire und ſank an ſeine Bruſt, „dich ſendet ein gütiger Gott!“

„Konnteſt du glauben, daß ich ferne ſein werde, wenn dir Gefahr drohte?“ fragte er vorwurfsvoll. „Ich zog nicht als Feind Chillons mit den Verbündeten; ich kam mit ihnen, nur um dir nahe zu ſein, nur hoffend, daß ich dir einen Dienſt leiſten könnte. Den ganzen Tag und dieſe ganze Nacht irrte ich um das Schloß, immer nach dir ſpähend, und nun halt' ich dich in den Armen!“

Das Gefühl der Verlaſſenheit war von ihr genommen; an ſeinem Arme hängend, folgte ſie ihm mit den Frauen in die Nacht hinaus, gegen Montreux, wo er ſie in Sicherheit bringen wollte. Sie waren dort noch nicht angelangt, als ſie mit erſtem Morgenanbruche hinter ſich aufs Neue die Kanonen donnern hörten.

„Das Feuer,“ ſagte Philibert, „iſt heute noch heftiger als geſtern. Chillon wird ſich den Tag hindurch nicht mehr halten können.“

In der That tobte heute der Donner mit verdoppelter Gewalt. Die Nebel auf dem See und auf den Bergen zitterten und zerſtreuten ſich bald, als ob ſie ängſtlich die Flucht ergriffen. Chillon erbebte noch heftiger als geſtern, und öfter als geſtern ſtürzten Bruchſtücke von Mauern und Thürmen in die Tiefe, bald nach innen in den Hof, bald in die Waſſer des Sees, die dann hoch aufbrausten. Von den zwanzig Thürmen, die Chillon damals ein ſo ſtolzes und gewaltiges Ausſehen gaben, hoben nur noch wenige unverſehrt ihre Häupter empor, und die hohen Mauern klafften mit weiten Riſſen nach allen Seiten.

Herr von Beaufort ſtand an einen Pfeiler des Hofes gelehnt und ſah der Verwüſtung zu. Von Zeit zu Zeit wandte ſich ſein Blick nach dem Kreuze, das ſich über dem viereckigen Thurm in der Mitte, dem gewaltigſten des Schloſſes, erhob. Wenn das Kreuz fiel, dann ſollte die Stunde der letzten Entſcheidung geſchlagen haben. Aber es ſtand feſt, und des Kaſtellans bemächtigte ſich beinahe eine gewiſſe Ungeduld, da die Kugeln rechts und links einſchlugen, ohne es zu berühren. Er fragte ſich, ob es nicht Feigheit von ihm ſei, daß er vom Zufall ein Signal erwarte, das auch ausbleiben konnte. Er ſteckte ſich ein anderes Ziel, dem nicht auszuweichen war. Wenn der Schatten des Kreuzes, der in den Hof fiel, bis an die Mauer vorgerückt iſt und dieſe berührt, dann ſoll die That geſchehen, ſelbſt wenn das Kreuz noch aufrecht ſteht. Aber der Schatten hatte die Mauer noch nicht erreicht, als das Kreuz, von einer Kugel der Genfer getroffen, herabſtürzte und vor ſeinen Füßen zerſplitterte. Meſſire de Beaufort that einen tiefen Athemzug und ſchritt über die Trümmer des Kreuzes hinweg, in den Gang, der in die untern Gewölbe führte. An einem Pfeiler dieſes Ganges, zu einem

Ringe, ſteckte eine Fackel, deren Flammen unruhig hin- und herflackerten. Er ergriff ſie und verſchwand auf der unterſten Treppe.

Aber nach wenigen Minuten erſchien er wieder im Gange; er warf die Fackel gegen die Wand und ſah zornig und mit bleichem Geſichte um ſich. — „Ihr habt mir einen ſchlechten Streich geſpielt,“ rief er Barberouge zu, der eben von der Platform herabſtieg, „ich habe unten nicht ein Pfund Pulver gefunden.“

„Nicht ich habe Euch dieſen Streich geſpielt, Herr von Beaufort, aber meine Leute. Als ſie heute Morgen die Pulverkammer leer fanden, ſchöpften ſie Verdacht, ſuchten und fanden Euer Pulver, wohin ich es während der Nacht hatte bringen laſſen. Sie ſagten, ſie wollten es bis zum letzten Korn verſchießen, wenns Noth thue, aber ſich um nichts in die Luft ſprengen laſſen, Das wollten ſie nicht. Unter uns geſagt, Herr von Beaufort, die Leute haben Recht. Ich habe Euch zugeſagt, weil mich mein ritterlicher Sinn verleitete, Euch bei einer ſolchen Unternehmung Geſellſchaft zu leiſten; aber was erwartet Ihr von ſolchen Bauernkerlen? Die ſehen nicht ein, warum ſie um nichts in die Luft ſpringen ſollen. Und weil es denn einmal ſo iſt, und weil es wirklich nicht länger geht, ſo thätet Ihr gut, Herr von Beaufort, wenn Ihr den Herold hören wolltet, den ſich die Berner anſchicken, an Euch abzuſenden. Ich habe es von der Platform aus beobachten können.“

Anſtatt aller Antwort ging Herr von Beaufort in den Marſtall, aus dem er ſein Pferd herauszog. Er ſattelte es ſelbſt und beſtieg es. „Jetzt, Meiſter Barberouge, laßt mir die Brücke fallen; ich reite davon; Ihr könnt kapituliren, ſo viel Ihr wollt.“

„Meint Ihr es ſo? Nun, Das geht auch an, wenn Ihr es nicht übers Herz bringen könnt, zu kapituliren.“

Barberouge ließ ſelber die Brücke herab, Herr von Beaufort verneigte ſich vor ihm und ritt, ohne ſich umzuſehen, langſamen Schrittes zum Thore hinaus und wandte dann ſein Roß rechts, auf den Weg, der nach Wallis führt. Als die Berner einen Reiter bemerkten, der aus Chillon herauskam und ins Land hineinritt, wandten ſie ihm raſch ihre Büchſen zu, und es folgte ihm ein Hagel von Kugeln. Herr von Beaufort ritt weiter, ohne den Kopf nach rechts oder links zu wenden, ohne ſeinem Pferde den Sporn zu geben, langſamen Schrittes. Erſt als er aus dem Bereiche der Kugeln war, griff ſein Pferd aus und trug ihn in wenigen Minuten bis an den Eingang in das Rhonethal. Dort erſt ſah er ſich um und ſah die weiße Fahne auf Chillon flattern. Er zuckte die Achſel und verſchwand hinter den Bergen.

Bevor Barberouge den Befehl gegeben, daß die weiße Fahne aufgepflanzt werde, hatte er den Reſt ſeiner kleinen Schaar im Hofe verſammelt und ſo zu ihnen geſprochen: „Jetzt, Jungens, werden wir das Neſt Denen da draußen überlaſſen. Sie werden uns nichts anhaben wollen, weil wir Walliſer ſind; uns können ſie auch nicht brauchen, weil die Schweizer ſelbſt losſchlagen, wo ſie was zu ſchlagen haben. Meine Meinung iſt alſo, wir marſchiren geradeswegs nach Italien zu Kaiſer Karl oder König Franz, je nachdem. Ich meine, König Franz iſt heut zu Tage dem Kaiſer Karl vorzuziehen. Denn dießmal iſt es wohl König Franz, der Rom plündern wird, da Papſt Klemens der Alliirte des Kaiſers iſt.“

„Nach Italien!“ riefen die Söldner, und Barberouge ließ die Fahne aufſtecken und zugleich die Zugbrücke fallen. Er rückte zum Schloſſe hinaus und ſah ruhig zu, wie die Berner, gleich einem Wildbach, von den Bergen herabſtürzten und ſich in das Thor drängten. Zu gleicher Zeit ruderten die Kähne der Genfer heran, um an der Zugbrücke anzulegen. Bald war das ganze Schloß erfüllt und tobten die Sieger durch Gänge und Gemächer.

Dieß geſchah am neunundzwanzigſten Tage des Monats März des Jahres Ein Tauſend Fünf Hundert Dreißig und Sechs.

Aber die Genfer vergaßen es im Taumel des Sieges nicht, warum ſie ihre Barken in Galeeren umgewandelt, und warum ſie den Zug gegen Chillon, für ſie ein Kreuzzug, mitgemacht. Während die Berner die weiten Hallen einnahmen und die ſchönen Waffen des Herzogs von Savoyen aus erbrochenen Schränken holten oder auf die Thürme eilten, um von da aus ihr Siegesgeſchrei, wie ſie es als Hirten oder Gemſenjäger gewohnt waren, als ſtänden ſie auf Alpenſpitzen, in die Welt hinauszuſenden, während die Söhne der Wengern-Alp und des Grindelwaldes die Pracht der cypriſchen Gemächer anſtaunten und ſich auf die morgenländiſchen Ruhebetten warfen, drangen die Genfer in alle untern und dunkeln Gänge, immer „Bonnivard! Bonnivard!" rufend. Sie kannten die Gänge in die Gefängniſſe nicht, die tiefer lagen, als ſie dachten, und ſtießen und brachen alle geſchloſſenen Thüren auf, immer hoffend, den geliebten Gefangenen endlich zu entdecken, und immer aufs Neue enttäuſcht. Es war Niemand da, der ſie führen konnte, denn die Beſatzung war abgezogen, und die wenigen zurückgebliebenen Bewohner hatten ſich beim Hereinſtürmen der Eroberer verborgen. Schon hatte ſich der Genfer die Sorge bemächtigt, die Gefangenen ſeien vor ihrer Ankunft entfernt, aus Chillon entführt oder vielleicht ohnmächtiger Rache geopfert worden, und in dieſer Sorge begannen ſie in der Tiefe des Schloſſes, ohne Plan und Ziel, zu graben und zu wühlen, als plötzlich, zu ihrem Staunen, ein junges Mädchen unter ihnen erſchien und ihnen zurief: „Folget mir! Ich führe euch zu Bonnivard!" — Es war Claire, die, als ſie von Montreux aus die weiße Fahne über dem Schloſſe flattern ſah, mit Philibert herbeigeeilt war.

Sie ließ eine Fackel anzünden, und mit dieſer in der Hand eilte ſie den Genfern voraus, die tiefſte Treppe hinab, den feuchten Gang entlang, durch die beiden Thüren, die noch offen ſtanden.

Bonnivard ſtand an die Mauer gelehnt, unfähig, zu antworten, als er ſeinen Namen von den Heranſtürmenden rufen hörte, und unfähig, die Arme zu erheben, als ſie nun, von Claire geführt, hereinſtürzten. Im Augenblicke war der Kerker von ihnen erfüllt und Bonnivard von zwanzig Armen umſchlungen. Die Einen lagen an ſeinem Halſe, die Andern umſchlangen ſeine Kniee. „Ihr ſeid frei, Bonnivard! Wir ſind Genfer, Herr von St. Viktor!“ riefen ſie durcheinander, Jeder begierig, ihm die Kunde ſeiner Befreiung mitzutheilen. Bonnivard nickte nur lächelnd mit dem Kopfe. Plötzlich erfüllte, trotz dem Gedränge, tiefe Stille den ganzen Kerker; denn da ſie um ſich blickten, die öden Kerkermauern, den felſigen Grund erkannten und dann das bleiche Geſicht des Gefangenen, ſeinen Bart, der halb ergraut über die Bruſt herabfloß, ſeine Kleidung, die in Fetzen an dem abgemagerten Leibe hing, bemächtigte ſich ihrer eine tiefe Andacht. Man hörte nur die Küſſe, die die Einen auf die Fetzen ſeines Kleides drückten, und das Schluchzen, das aus mancher Männerbruſt heraufſtieg. Dann wieder rafften ſie ſich auf, um ihn auf ihren Schultern hinauszutragen, aber da erklirrten die Ketten, und ſie ermahnten ſie, daß Bonnivard angeſchmiedet war. Ingrimmig zogen ſie die Schwerter, um die Ketten zu zerhauen, oder riſſen ſie an dem Ringe, der ſie an der Mauer feſthielt. Ketten und Ring widerſtanden, bis man Zangen und Brecheiſen herbeibrachte. Endlich wich der Ring, und in demſelben Augenblicke ſaß Bonnivard auf zwei kräftigen Schultern, und unter einem Jubelgeſchrei, das die alten Wölbungen erzittern machte, trugen ihn die Genfer hinaus ans Licht und in die Freiheit.

Bald folgten ihm die drei anderen Genfer Gefangenen, Arlod, Toquet und Lambert.

Die eine der Genfer Galeeren, die Bonnivards Kanonen trug,[1] wurde in ein Luſtſchiff verwandelt und ſpannte noch am ſelben Tage die Segel. Sie trug Bonnivard und Claire und Philibert, welche die Genfer als ihre Mitbürger proklamirten. Ein ſanfter Oſtwind trieb ſie gegen Genf.

---

[1] Die Kanonen Bonnivards (mit ſeinem Wappen: fünf Muſcheln im Kreuze) wurden von der Stadt Genf wie eine Reliquie aufbewahrt, bis ſie die Franzoſen in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Paris entführten, wo ſie verſchwanden.

Vor ſechs Jahren, als es Bonnivard verlaſſen, lag es unter dem eiſernen Fuße eines herrſchſüchtigen und tyranniſchen Herzogs, der ein Schloß, ein Zwing-Genf, in ſeiner Mitte beſaß, in der Schlinge eines verrätheriſchen Biſchofs und als preisgegebene Beute eines räuberiſchen Adels da. Er ſah es wieder: frei, eine Republik, beleuchtet vom Lichte der neuen Lehre, die Kalvin noch nicht entſtellt hatte.

Bonnivard war einer der glücklichen Märtyrer, welche die Früchte ihrer Leiden ſehen konnten.

In Genf bewohnte der ehemalige fürſtliche Herr von St. Viktor eine kleine ärmliche Wohnung; aber es war das Vaterland, das ſie ihm gab, und neben ihm, als ſeine Gattin, lebte die ehemalige Aebtiſſin von Sancta Clara.

Die letzten Tage eines Königs.

Hiſtoriſche Novelle.

Erſtes Kapitel.

Der alte Republikaner.

Heilig ſei der Gaſtfreund, theuer
Sei der Sänger, der ihn preiſt.
Hermann Lingg.

Schimmernder Purpur bedeckte das Meer; nur am ſüdlichen und öſtlichen Horizonte hatte es ſeine tiefdunkle, blaue Farbe bewahrt, gegen Abend glühte, ja loderte es wie in hellen Flammen, und die Felſen von Marſeille waren wie Erz, das zu ſchmelzen bereit iſt, denn über ihnen ſtand die heiße Auguſtſonne der Provence, deren Gewohnheit es iſt, im Sinken ihre höchſte Macht und Pracht zu entfalten. Die Luft war unendlich klar und durchſichtig, und der Blick hätte von den Hügeln bei Toulon bis nach Korſika's Küſten dringen können, wenn ihn nicht die Lichtſtröme, die vom Himmel fielen, um ins Meer zu münden, geblendet hätten. Aber dieſes zauberhafte Meer hatte troß aller Licht- und Farbenwunder eines Auguſtabends für Anwohner dieſer Küſte doch etwas Oedes, Trauriges, Wüſtes, denn von dem gewohnten Treiben und Leben auf dieſer unendlichen Fläche war nirgends eine Spur. Wie einladent die ruhevollen Wellen den Fiſchern winken mochten — von den Hunderten weißer Segel, die ſonſt in einem großen Halbkreiſe hier das Land umſpannten, war eben ſo wenig etwas zu ſehen, als von Kauffahrern und Poſtſchiffen. Es war leicht zu erkennen, daß man hier ein Meer vor ſich hatte, von dem irgend eine Kalamität, Krieg oder Peſt oder etwas Dem Aehnliches die meerbelebenden und bevölkernden Fahrzeuge weggefegt haben mußte. Nur hie und da bewegte ſich langſam oder lag vor Anker ein Schiffskoloß, von deſſen Verdecke Kanonenmäuler drohten, und von deſſen Maſten Old Jack, die britiſche Flagge, wehte. Dieſe Schiffe, obwohl dem meerbeherrſchenden Volke gehörig und ein Theil der Flotte, der jetzt alle Gewäſſer der Erde gehorchten, die allein aus dem ſeit zwanzig Jahren wüthenden Kriege unbeſiegt hervorgegangen, hatten, wie ſie ſo träge dalagen oder hin und herkrochen in langſamen Bewegungen, doch etwas Trauriges, Niederſchlagendes, etwas von einer Schildwache oder einem Späher. Sie waren da, um die Küſte der Provence und beſonders Toulon zu bewachen, und gehörten zur Flottille des Admirals Lord Exmouth. Sie lagen da, ſeitdem ſie in Folge der Flucht Joachim Murats von Neapel nichts zu thun hatten, und ſeitdem Wellington von Waterloo nach Paris marſchirt war, um dieſem und den Befehlen des eiſernen Herzogs näher zu ſein und einen Theil des eiſernen Ringes zu bilden, der das nunmehr zum zweiten Male beſiegte Frankreich umſchlang. Außerdem hatten ſie noch den Zweck, die Küſte polizeilich zu überwachen und nichts entwiſchen zu laſſen, was man der Rache der Bourbons nicht entwiſchen laſſen wollte, und, wenn nöthig, die grauſamen Bewegungen zu unterſtützen, die ſich zur Ausrottung des Bonapartismus mit beſonderer Energie im Süden aufthaten. England fühlte ſich nicht zu ſtolz, den Bourbons ſolche Dienſte zu leiſten, und hatte, trotz ſeiner Frömmigkeit, keine Gewiſſensſkrupel, dieſe Bewegungen zu unterſtützen, obwohl ſie zum Theil von den Jeſuiten und ihrem Freunde, dem Grafen von Artois, ſpäteren Karl X., ausgingen und gegen die Proteſtanten gerichtet waren. Lord Exmouth war ein würdiges Werkzeug der Politik Caſtlereaghs. Die blutgierigen Verdets, ſo genannt nach der Farbe des Grafen von Artois, welche vorzugsweiſe den ſogenannten „weißen Schrecken“ in Szene ſetzten und das ſüdliche Frankreich mit Mord und Gräuel erfüllten, ebenſo wie alle

Royaliſten, blickten auf dieſe Engländer, aller Ehre und aller Vaterlandsliebe vergeſſend, wie auf liebe Freunde und Alliirte, während der Patriot von ihnen ſeine Blicke abwandte, um leichter den Seufzer unterdrücken zu können.

Darum war es für Herrn Pascal Morin ein wahres Unglück, daß ſein Landhaus in der Nähe von Toulon, nur durch die Landſtraße von der heiligen Salzfluth getrennt, eine ſolche Lage hatte, daß er, im alten Lehnſtuhle ſitzend, von ſeinem Fenſter aus die engliſchen Schiffe immer und immer wieder ſehen mußte. Es hätte ihm eine Feigheit geſchienen, wenn er den Engländern gewichen wäre und, eine beinahe zehnjährige Gewohnheit aufgebend, den Stuhl von ſeinem alten Platze gerückt hätte. Er blieb und ſuchte ſich nur dadurch zu helfen und zu zerſtreuen, daß er ſich anſtrengte, ſich mit allen Sinnen in die alten Geſchichten Philipps de Comines und Joinvilles und mit allen Gefühlen in die alte Zeit zu verſenken. So oft er aber von alten, ruhmvollen Thaten las, blickte er unwillkürlich auf- und ſeitwärts nach den verhaßten Flaggen und Maſten Altenglands — und da war es ihm, als wäre es für immer zu Ende mit dem Ruhm und der Größe Frankreichs. Sein von einer preußiſchen Kugel für immer gelähmter Arm, mit dem er mühevoll die Blätter des Buches gewendet hatte, fiel dann wie todt in den Schooß, als ob er Alles aufgäbe und an aller Zukunft verzweifelte, oder er erhob ſich ſteif und drohte wie ein Stock gegen das Meer hinaus.

„Monſieur Pascal,“ ſagte dann die alte Haushälterin Marguerite Beaujean, die trotz der Auguſthitze ihren altgewohnten Platz an dem freilich flammenleeren Kamine im Hintergrunde der großen, gewölbten Stube einnahm — es war das kühlſte Plätzchen von wegen des beſtändigen Luftzuges, der da ſtattfand — „Monſieur Pascal,“ ſagte die gute Alte mit einem Gemiſch von Ehrfurcht und Zutraulichkeit, „Ihr leſt da wieder ein trauriges Buch.“

„Im Gegentheil, ein ſo kluges Buch, ein ſo unterhaltendes

Buch, daß es Jeden erheitern müßte, der überhaupt noch einiger Heiterkeit fähig und — kein Franzoſe wäre."

„Unterhaltend oder nicht! Werft es weg, macht einen Spaziergang, Das wird Euch gut thun — Ihr ſeid ſeit drei Wochen nicht vor die Thüre gekommen."

„Ausgehen?" rief Pascal. „Ich werde mich wohl hüten."

„Ich glaube, Ihr habt nichts zu fürchten; Ihr wart nie ein Bonapartiſt, Das weiß Jedermann; Ihr hattet Muth genug, Das ſelbſt unter dem Kaiſerreich offen zu geſtehen. Ihr wart immer ein braver Mann von Anno 89 und 93, ein Republikaner, ein Wähler Barbaroux' — und wie die Sachen jetzt ſtehen, verfolgen ſie eigentlich nur Anhänger des Kaiſers, nicht der Republik."

„Das iſt es nicht," erwiderte Pascal unwillig und machte mit dem ſteifen Arme eine Bewegung, als ob er eine Beſchimpfung abwehren wollte. „Du ſollteſt mich beſſer kennen, alte Margot. Ich habe keine Angſt vor den Buben, die jetzt Muth haben, weil eine Million fremder Soldaten hinter ihnen ſteht — ich gehe nicht aus, weil ich von neuen Niederträchtigkeiten zu hören fürchte, von neuen Verräthereien, von neuen Mordthaten, Das iſt's und Das allein, was Pascal Morin fürchtet."

„Nun gut, ich verſtehe ganz gut," verſicherte die alte Margot, „und ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich glauben konnte, ein Freiwilliger von 93 fürchte ſich vor dieſen Bedienten der Cidevants und Emigranten — aber Ihr brauchet friſche Luft, Ihr ſollt nicht immer die verfluchten Engländer vor Augen haben, geht in die Einſamkeit, in die Weinberge. Die Reben ſtehen jetzt ſo hoch, daß Ihr keinen Menſchen und daß Euch kein Menſch zu Geſicht bekommt."

„Aber Margot!" rief der alte Soldat von 93 verwundert und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Wie kannſt du glauben, daß ich mich jetzt auch nur für eine Minute von Hauſe entferne? Haſt du vergeſſen, wen wir im Hauſe haben? Weißt du, ob ich nicht vielleicht noch in dieſer Stunde die Waffen ergreifen muß, um —"

„Das iſt richtig,“ fiel ihm die Alte ins Wort. „Um Gotteswillen, geht ja keinen Schritt aus dem Hauſe, ich würde vor Angſt vergehen.“

„Nun alſo!“ ſagte Herr Pascal und ſah nach einem alten Gewehre, das an der Wand hing.

Margot murmelte Einiges vor ſich hin, dann aber ſtand ſie entſchloſſen auf, that ihrem Herrn einige Schritte entgegen, warf ihr Nähzeug auf den Tiſch in der Mitte der Stube und ſagte mit kräftiger, doch gedämpfter Stimme, als ob ſie nur von ihm gehört ſein wollte: „Es iſt gar nicht ſo arg, Herr Pascal, ich verſichere Euch, es iſt nicht ſo arg; ich bin nicht ſo zaghaft, wie ich es ſelbſt ſage. Ich verſichere Euch, ſie brauchen nur zu kommen — wie ich merke, daß ſie etwas wittern, ich ſelbſt ergreife dieſe Büchſe, ſchieße Zwei nieder und ſchlage die Anderen mit dem Kolben todt. Ich habe den Muth einer Löwin, wenn ich daran denke, wie er hülfeflehend hier hereingetreten. Ich werde es mein Lebtag nicht vergeſſen, und ich freue mich, daß Ihr nicht dabei waret, denn es wäre Euch ein Herzeleid bis zur Todesſtunde. Ein ſolcher Mann um ein Stückchen Brod betteln! Ein ſolcher Soldat, der den Tod auf hundert Schlachtfeldern nicht fürchtete, und ich mußte ihn ſehen, wie er ängſtlich um ſich blickte, wie er in meinen Augen ſpähte, ob der Verrath drin wohne. Und dann, als ich ihm die Eier vorſetzte, wie er aß — Gott verzeihe mir die Sünde — er aß nicht, er fraß. Es war ein Elend. Und wie blaß ſah er aus, ein ſo ſchöner und ſtarker Mann! Und wie Ihr dann hereintratet, die neue Angſt in ſeinem Geſichte — und wie Ihr dann die Münze aus der Taſche zoget und auf den Tiſch vor ihn hinlegtet, und er darauf ſein Bildniß ſah und wußte, daß Ihr ihn erkanntet — ſeine Blicke, die zwiſchen Euch und mir hergingen, ſo ängſtlich, ſo beſorgt: werdet Ihr mich verrathen? O Gott! O mein Gott! Ich werde es niemals vergeſſen, niemals! Und wär's Louis Capet geweſen, ich hätte ihn nicht verrathen, wenn ſie mich hundertmal dafür guillotinirt hätten.“

„Du biſt ein gutes Weib," ſagte Herr Pascal, der aufſtand und ihr ſanft die alten, faltigen Backen klopfte. „Du biſt ein gutes Weib, aber ſchweige, ſprich nicht davon, die Wände haben Ohren. Ganz Frankreich iſt voll von Spionen und Angebern."

„Ihr habt recht, ich will ſchweigen, aber ſagt mir nur Eines, das ich mir nicht erklären kann, ſeit der — ſeit Er bei uns iſt — ſagt mir nur, wie war es möglich, daß der Poſtmeiſter Drouet den Louis Capet auf der Flucht aufhalten und ausliefern konnte? Er war doch ein Republikaner, dieſer Drouet?"

„Das war etwas Anderes," erklärte Herr Pascal, „Louis Capet hat ihn nicht um ſeine Hülfe gebeten, war auch nicht ſein Gaſt — jetzt aber ſtill, ich bitte dich — ich höre viele und ſchwere Tritte — vielleicht kommen ſie gerade jetzt."

Der alte Republikaner und ſeine Bonne hielten den Athem an und lauſchten, indem ſie unwillkürlich die Köpfe der Landſtraße entgegenſtreckten. In der That hörte man immer näher kommende ſchwere und regelmäßige Schritte, die um ſo mehr einer Schaar von Bewaffneten anzugehören ſchienen, als ſich in ihren regelmäßigen Schall unverkennbar der Klang von Eiſen miſchte. Margot flüſterte: „Jetzt gilt's, ruhig zu ſein; Monſieur Pascal, thun Sie, als ob Sie läſen."

„Iſt nicht nothwendig," ſagte dieſer, der indeſſen Schritt und Geraſſel erkannte, „es ſind die Galeerenſträflinge, die aus dem Steinbruch zurückkehren."

„So ſei Gott und Notre Dame de la Garde geprieſen," rief Margot. „Nur noch wenige Stunden, und er —"

„Stille!" gebot Morin.

Indeſſen zogen die Galeerenſträflinge in geordneten Reihen, zwei und zwei aneinander geſchloſſen, hart am Fenſter der Ferme Morin vorüber. Sie hatten nur einen Arm frei, der Schaufel, Spaten und Steinbrecherwerkzeuge trug; an der einen Hand und an beiden Füßen raſſelten ſchwere Ketten. Vor und hinter dem Zuge marſchirten Soldaten und Gendarmen, und zwei berittene Sergeanten galoppirten fortwährend auf und nieder an jeder Seite deſſelben. Wie eine böſe Erſcheinung ging er am Fenſter vorüber.

„Haſt du nichts bemerkt, Margot?“ fragte Herr Paſcal und unterdrückte einen Seufzer.

„Ja wohl!“ antwortete die Alte.

„Und was denn?“

„Es fiel mir auf, daß die Galeerenſträflinge nicht ſangen, wie ſie doch ſonſt zu thun pflegen.“

„Und dann?“

„Und dann, daß die bewaffnete Eskorte wenigſtens dreimal ſo ſtark iſt wie ſonſt.“

„Und dann?“

„Und dann? — Nichts weiter, Herr Morin.“

„Nichts weiter?“ ſagte Herr Paſcal und zuckte die Achſeln, „nichts weiter? — Dann haſt du die Hauptſache nicht bemerkt — dann haſt du nicht bemerkt, daß mehr als die Hälfte dieſer Unglücklichen nicht wie Fälſcher, Unzüchtige und Mörder ausſehen, ſondern wie Märtyrer, wie erhabene Dulder, wie unſchuldig Leidende. Wie lange iſt's her, daß wir die Bourbonen im Lande haben, und ſchon ſind die Bagnos mit Republikanern, Bonapartiſten und Proteſtanten bevölkert. Margot, Margot, ich ſage dir, Robespierre's Guillotine war barmherziger als dieſes Regiment, das uns die Bajonette der Fremden zurückbrachten. Ach, wie viel Blut iſt umſonſt gefloſſen, und wie viele Patrioten werden noch umſonſt leiden!“

Er fuhr ſich mit der linken Hand über den kahlen Schädel, rieb ſich die Stirne, als wollte er ein Gedränge ſchmerzlicher Gedanken verjagen, und riß dann mit dem ſteifen Arme das Fenſter auf, um einen tiefen Athemzug zu thun, für den ihm die weite Stube nicht Luft genug zu haben ſchien. Er lehnte ſich weit hinaus und ſtarrte in die Pracht des Sonnenunterganges und in die Herrlichkeit des glänzenden Meeres, ohne auch nur das Geringſte von all der Schönheit zu ſehen. Seit zwanzig Jahren durch die preußiſche Kugel, die ihm in den Ardennen den Arm gelähmt, zur Unthätigkeit verdammt und hier auf ſeinem kleinen Gute lebend, wo er die Republik und das Kaiſerreich und die Rückkehr der Bourbonen und eben erſt die kurze Tragödie der hundert Tage an ſich vorübergehen geſehen, immer in alten Büchern leſend, hatte er ſich zu einer Art von Philoſophen ausgebildet, den, wie er ſich einbildete, nur noch Weniges in Aufruhr verſetzen konnte — und doch ſtarrte er jetzt ins Meer hinaus, um ſeiner Margot das Zucken ſeiner Geſichtsmuskeln zu verbergen, und redete ſich ein, daß ihm das Auge nur von dem Glanze der untergehenden provenzaliſchen Sonne übergehe. Er ſah ſich ſpähend um, und da er keinen Lauſcher erblickte, fuhr er raſch mit dem beweglichen Arm in die Höhe und wiſchte die Thräne ab, in der ſich der lächelnde Himmel ſpiegelte und die dem Elend des Vaterlandes und dem vielen vergebens gefloſſenen Blute galt.

Aber wie erſchrak der alte Soldat der Republik, als gleich auf dieſe Bewegung, gleichſam als ob ſie ein gegebenes Zeichen geweſen wäre, eine andere in dem dichten Gebüſche jenſeits der Landſtraße erfolgte, die Granatſträucher raſchelten und eine ſonderbare, fremdartige Geſtalt hervor- und raſch wie der Blitz, obwohl gebückt und mit dem Kopf zwiſchen den Schultern, über den Kies und der Ferme entgegen huſchte. Gleich darauf flog die Thüre auf, und dieſelbe Geſtalt lag vor den Füßen Pascal Morins, der kaum die Zeit gehabt hatte, das Fenſter zuzuſchlagen.

Margot, die eben auf den Knieen vor dem Kamine lag und das Feuer zur Bereitung des Abendeſſens entzünden wollte, ſtieß einen Schrei des Schreckens aus und war unfähig, ſich zu erheben; Pascal ſtand mit aufgehobenen Armen da, wie verſteint vor Ueberraſchung. Die fremde Geſtalt war aber auch der Art, daß ſie, ſo plötzlich vor den Augen erſcheinend, mit dem höchſten Erſtaunen erfüllen mußte. Alles an ihr war fremdartig, außerordentlich; Tracht und Farbe, wie Geſichtsbildung und Ausdruck: Alles verrieth, daß man hier ein Kind fremden, fernen Landes und außerordentlicher Verhältniſſe vor ſich hatte. Die Beine waren nackt bis über die Kniee; in den kurzen, weitbauſchigen, blauen Beinkleidern ſtak ein faltiges, weitärmeliges Hemd, deſſen Stoff wie Seide glänzte; der Zipfel eines weißen, wollenen Mantels lag auf der rechten Schulter, während ſich der Reſt lang, breit und faltig hinter ihm auf dem Boden ausbreitete; ein weißes Tuch ſchlang ſich als Turban um die ſchwarzen Haare, die zwar kurz, aber dick und üppig ſich hervordrängten. Dieſe morgenländiſche Kleidung war überall von Staub bedeckt und an vielen Stellen zerriſſen, wie bei Einem, der ſich durch Dorn und Geſtrüpp hatte winden müſſen. Der Tracht entſprechend waren Körperbildung und Farbe. Das Geſicht, die unverhüllte Bruſt, die Beine, Alles war tief dunkelbraun, ſo braun, wie es ſelbſt in der dunklen Provence ſelten oder nie zu ſehen iſt; das Antlitz war ohne alle die Farbenabſtufungen, die den Sohn des Nordens auszeichnen, nur daß es über dem braunen Grunde wie ein Schleier von Bläſſe lag; die ſchwarzen Augen glühten um ſo ſtärker, ja ſchienen förmlich zu flammen, als ſich neben ihrer natürlichen Gluth noch eine ungewöhnliche Fieberhitze zu entzünden ſchien. Es war ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, ſtark und ſtramm gebaut, groß und ſchlank und mit Geſichtszügen und Ausdruck, die auf den erſten Blick den hellen Geiſt verriethen, der hinter ihnen brannte und ſie durchleuchtete: deſto erſchütternder war der Anblick, wie er ſo aufgegeben, offenbar krank und erſchöpft und Hülfe flehend da lag.

Margot war die Erſte, die die Sprache wieder gewann. „Mein Gott, Das iſt ja gerade ſo, wie — nun, Ihr wißt ſchon, Herr Pascal, was und wen ich meine — aber gerade ſo ſah er aus. Der Mann da iſt ein Flüchtling, ein Verfolgter — der hat ſeit mehreren Tagen nichts gegeſſen.“

Der Fremde nickte zuſtimmend mit dem Kopfe.

„Nun, wenn Dem ſo iſt,“ ſagte Herr Pascal ungeduldig, „ſo ſprich nicht lange, du weißt, was du zu thun haſt.“

„Freilich weiß ich Das, ich habe Erfahrungen. Wenn heutzutage Einer ſo ins Haus ſtürzt, weiß man, was Das zu bedeuten hat; die Welt iſt wohl voll von Flüchtigen und Verfolgten.“

So ſprechend, eilte ſie hinaus, während Pascal den Fremden aufhob, ihm zuredete und ihn einem Seſſel zuführte, wo er ausruhen ſollte. Dieſer ließ ſich auf den Seſſel fallen und ſchloß die Augen, aber nur, um ſie ſogleich wieder zu öffnen und erwartungsvoll der Thüre entgegen zu ſehen. An dieſer blieben ſie haften, bis Margot mit einem Plateau voll Teller und Töpfen zurückkehrte. Der Fremde erzitterte bei dieſem Anblick, und noch ehe Margot die Speiſen hingeſtellt, hatte er mit Wildheit, als ob er einen gewaltſamen Raub beginge, das Brod ergriffen. Er verſchlang es mit furchtbarer Gier, während Marget ihrem Herrn zuflüſterte: „So, gerade ſo hat es Jener gemacht, nur daß er ſich abwandte, damit ich es nicht ſehe.“ — Nach hausmütterlicher Weiſe wollte ſie dann die Speiſen vor ihm aufſtellen, aber ordnungslos griff er bald nach dem geräucherten Fleiſche, bald nach den eingemachten Weintrauben oder getrockneten Früchten, je nachdem ihm etwas, wie er den Arm ausſtreckte, zuerſt in die Hand gerieth. Aber ſchon nach wenigen Minuten konnte man bemerken, daß ihn ein Gefühl der Scham überkam, ſeinen Wirthen dieſes Schauſpiel furchtbarer Gier zu geben. Leichte Röthe überflog ſein blaſſes Geſicht; er hielt einen Augenblick im Eſſen inne und ſagte mit eben ſo anmuthiger Handbewegung als mildem Lächeln: „Verzeihung, ſeit mehr als drei Tagen bin ich auf immerwährender Flucht, ohne Speiſe und Trank.“ Die letzten Worte ſchienen wieder den ganzen Hunger geweckt zu haben, denn mit erneuter Begier kehrte er zu den Speiſen zurück und aß, als ob er die durch ſeine Rede verlorene Zeit wieder einholen wollte. Es waren die erſten Worte, die aus ſeinem Munde kamen; ſie überraſchten ſowohl durch die Art und Weiſe, wie er ſie ſprach, als wie durch den vollen, ſchönen Klang ſeiner Stimme, mehr aber noch durch den vollkommen guten franzöſiſchen Accent, der gegen die fremde Kleidung und das ganze fremde Weſen des Flüchtlings abſtach. Herr Paſcal Morin ſagte ſich, daß er hier einen gebildeten Mann vor ſich habe, und um ihn nicht wieder zu beſchämen, wandte er ſeine Blicke von dem Eſſenden ab und gab Margot ein Zeichen, ein Gleiches zu thun. Das that ſie auch, kehrte aber bald wieder zu ihm zurück, um ihm Wein vorzuſetzen. Der Fremde dankte mit einer leichten Kopfbewegung und hielt ſanft ihre Hand zurück.

„Warum denn nicht?“ fragte Margot verwundert, „ein kleiner Schluck kann nicht ſchaden und gibt Kräfte. Ihr ſeid erſchöpft.“

„Ich bin ein Moslem,“ erwiderte Jener, „und der Prophet verbietet mir, Wein zu trinken.“

Margot riß die Augen weit auf. „Der Prophet?“ wiederholte ſie und ſchrie dann beinahe erſchrocken: „Er iſt ein Heide!“

Paſcal wandte ſich raſch um und wollte ſie zurechtweiſen, als ihm der Fremde ins Wort fiel und ſanftmüthig ſagte: „Nein, gute Frau, kein Heide! Mein Gott iſt auch der Eure; der dieſe Trauben hier vor dem Fenſter wachſen läßt, iſt derſelbe, der der Palme am Hauſe meines Vaters am Nil das Leben gab.“ Und zu Herrn Paſcal gewandt, fuhr er fort: „Ich glaube nicht, daß es eine große Sünde iſt, Wein zu trinken, aber ich halte an der Sitte der Heimat feſt, als dem einzigen Bande, das mich noch mit dem Lande der Väter verbindet, mit dem Lande der Väter, das ich vielleicht nie wiederſehen werde.“

Paſcal nickte zuſtimmend und ſetzte ſeine Wanderung durch die Stube fort, nicht ohne von Zeit zu Zeit mit einiger Unruhe zum Fenſter hinaus zu ſehen oder der Straße von Toulon entgegen zu horchen. Der Fremde aber benützte die ihm ſo gewährte Freiheit nicht mehr, um im Eſſen fortzufahren; er lehnte ſich im Stuhle zurück, ſchloß die Augen und ſchien ſich zu ſammeln wie Einer, der, eben einer großen Gefahr entronnen, ſich der Rettung zu vergewiſſern ſtrebt und ſich im Hafen fühlt. Tiefe Ruhe lagerte ſich über ſein noch vor Kurzem aufgeregtes Geſicht, daß er zu ſchlummern ſchien und Margot nur noch auf den Fußſpitzen durch die Stube ging. Plötzlich aber öffnete er die Augen wieder und ſagte zu Paſcal: „Ihr fragt nicht, wer ich bin. Ihr ſeid ein edler Mann, und es genügt Euch, mich gaſtlich aufgenommen und gerettet zu haben. Ich aber weiß, wer Ihr ſeid, wenn ich auch Euren Namen nicht kenne. Auf Eurem Antlitze liegt ein tiefer Kummer, und Das kann nur der Kummer um das Vaterland ſein, denn die Feinde weilen zahllos auf eurer Erde, eure Armeen ſind beſiegt, und ihr wüthet ſchrecklich gegen einander, als wäre dieſes Land von zwei feindlichen Stämmen bewohnt, deren einer den andern vernichten muß, um in den Beſitz deſſelben zu gelangen. Und weil Ihr ſo traurig ſeid und in innerſter Seele betrübt, bin ich ſicher bei Euch, denn ich gehöre mit zu den Beſiegten."

Paſcal ſah ihn fragend an; er fuhr fort: „Ich heiße Nadir und gehöre mit zu jenen Arabern aus Aegypten, die ihr Vaterland verlaſſen, als ihr Freund Buonaberdi es aufgeben mußte, weil ſie treue Freunde der Franzoſen geweſen, und weil ihr Leben nach dem Abzuge der Franzoſen nicht mehr ſicher war. Zehn Jahre war ich alt, als wir uns, dreihundert an der Zahl, einſchifften und nach Marſeille ſegelten, wo uns der mächtige Kaiſer Wohnung und Nahrung gab und ſeinen allmächtigen Schutz."

„Nun?" fragte Paſcal geſpannt und ahnend, daß ihn eine furchtbare Antwort erwarte, „was iſt es mit dieſer ägyptiſchen Kolonie?"

Die Frage machte mit einem Male und wie auf einen Schlag der Ruhe Nadirs ein Ende. Er ſprang auf und ſtand groß und gewaltig da. Beide Arme erhob er, ſtreckte die flachen Hände empor, als ob er den Himmel ergreifen wollte, und rief, anſtatt Paſcal zu antworten: „Wehe den Siegern! Fluch den Mördern!" Dann aber brach er zuſammen, fiel auf den Boden, und mit dem Geſichte der Erde zugekehrt, liſpelte er eben ſo ſanft und flehentlich, als er eben ingrimmig geſchrieen hatte: „Friede den Schlummernden! Friede! Friede!" Und ein Strom von Thränen folgte dieſen wie ein brünſtiges Todtengebet ausgeſprochenen Worten.

Pascal ſchlug entſetzt die Hände zuſammen: „Was iſt geſchehen?"

„Der größte Gräuel dieſer gräuelvollen Tage, der blutigſte Frevel dieſes Frevlervolkes. Gott ſuche ſie mit allen Strafen der Hölle ſchon auf dieſer Erde heim, daß ich mich weiden könne an ihren Qualen, Allah tödte ihre Kinder vor ihren Augen und vor meinen, laſſe ihre Weiber und Töchter von den Fremdlingen ſchänden vor ihren Augen und vor meinen. Amin! Amin! Amin! Wie das Korn zwiſchen zwei Mühlſteinen mögen ſie zwiſchen Noth und Schmach zermalmt werden! Amin! Ihre Gaſtfreunde haben ſie gemordet, ihre Schutzbefohlenen, ihre Freunde, die um ihretwillen das Vaterland verloren und in der Fremde irrten; Schuldloſe, Unbewaffnete überfielen ſie plötzlich wie die Peſt, wie ein Feuer, und Alles metzelten ſie nieder, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder — Alle! Alle! — Ich, vielleicht der Einzige, bin entronnen!"

Er ließ den Oberleib, den er aufgerichtet hatte, wieder auf den Boden ſinken und verbarg das Geſicht in den Falten des Mantels. Bald lag er wie ein Todter da. Raſch ſchienen ſich Grimm und Rachſucht in ihm auszutoben und ſtillem Schmerze Platz zu machen. Dafür geberdete ſich jetzt Herr Pascal wie ein Verzweifelter, denn er lief in der Stube auf und ab, rang die Hände und rief einmal über's andere: „Es iſt aus mit Frankreich! Schande! Schande! Nur noch Mord und Verrath ſind bei uns zu Hauſe! — „O, la belle France!" lachte er dann höhniſch, „la belle France!"

Margot ſtand indeſſen unbeweglich vor Nadir und blickte auf ihn hinab, als ob ſie von all Dem gar nichts begriffe. Als er ſich wieder regte und den Mantel vom blaſſen Geſichte fallen ließ, um tief aufzuathmen, war es ihr, als ob ſie ſelbſt aus einem Traume erwachte, und ſie fragte: „Aber warum, warum haben ſie das Gräßliche gethan?"

„Warum?“ fragte Nadir zurück, „weil die Armen Bonaparte liebten, vielleicht nur, weil man morden wollte.“

Nadir erhob ſich und ſetzte ſich in den dunkelſten Winkel der Stube; der alte republikaniſche Soldat ging ſtumm auf und ab. Margot räumte Teller und Töpfe vom Tiſche ohne das geringſte Geräuſch, als ob ſie die Stille zu unterbrechen fürchtete. So war es mit einem Male todtenſtill geworden, wo eben noch Schmerz und Verzweiflung getobt hatten. Nadir war der Erſte, der wieder zu ſprechen anfing. Er ſtand auf, ſtellte ſich vor Herrn Pascal hin und ſagte: „Du biſt anders, als Jene, du erinnerſt mich an die Helden, die mit Bonaparte und Kleber nach Aegypten kamen und wie Helden alter Zeiten waren. Du haſt mich geſtärkt nach dreitägiger Flucht, nach dreitägigem Hunger! Geſegnet ſei dein Haus, wie immer du mir jetzt antworten mögeſt, und auch dein Haupt ſei geſegnet, alte Mutter, denn dein Auge leuchtete vor Freude, als du mich ſpeisteſt. Saget mir, ob ihr mich beherbergen wollt, und ob ich unter eurem Dache ausruhen darf?“

„Freilich, freilich!“ antwortete Margot geſchäftig.

Aber Pascal fiel ihr ins Wort: „Nein, mein Freund,“ ſagte er raſch, „nicht heute! Siehe zu, wo du dich dieſe Nacht bergen kannſt; morgen früh darfſt du wiederkommen und wirſt willkommen ſein. Nur heute nicht! Deine Spur lockt vielleicht die Verfolger in mein Haus — und nur noch dieſe Nacht möge ein gütiger Gott ſie von meiner Schwelle fern halten.“

„Allerdings!“ ſtammelte Margot verlegen.

Nadir ſah Beide mit ſeinen klugen Augen prüfend an. „Ihr berget ſchon Einen,“ ſagte er, „und ſo habt ihr recht. Ich ſehe, daß ihr mich nicht aus Unbarmherzigkeit fortweiſet, ſondern aus Barmherzigkeit. Der Herr behüte, daß ich die Verfolger auf die Spur eines Verfolgten lenke. Lebet wohl! Ich fliehe weiter, aber nicht zu weit, um euch nahe zu ſein, wenn ihr meiner Hülfe bedürfet, vielleicht auch er. Noch Eines! Wenn Er es iſt, den ihr berget, ſo ſeid auf eurer Hut! Die ganze Küſte, jedes Haus, jede Hütte, alle Gärten, Weinberge und Klüfte werden durchforſcht von den Spähern der Regierung, wie von Elenden, welche die achtundvierzig tauſend Franken gewinnen wollen. Dieſer Preis, wenn ihr es noch nicht wißt, iſt auf ſeinen Kopf geſetzt. Lebet wohl!“

Mit unhörbarem Schritt verließ er das Zimmer, warf den Mantel unter den Armen wie einen breiten Gürtel um den Leib, wand ſich links um die Ecke des Hauſes, bückte ſich und war in den Weinbergen verſchwunden, von deren weißem Boden, ſelbſt wenn ihn die Reben nicht deckten, ſein weißer Mantel und Turban nicht abſtachen.

Margot ſah ihm durch ein kleines Hinterfenſterchen nach, aber ihre Blicke folgten ihm nicht lange, ſondern blieben an einem großen, bretternen Verſchlage hängen, in dem ſich eine zahlreiche Hühnerſchaar laut machte und welcher ſich mit der hinteren Bretterwand an die ſteile Berglehne ſchloß, von der die Reben dick und dicht herabfielen und mehr als die Hälfte des kleinen Bretterbaues verdeckten. Sie konnte die Blicke von dieſem an ſich unanſehnlichen Gegenſtande kaum abwenden und betrachtete ihn mit einer Theilnahme, die mehr als ein haushälteriſches Intereſſe für das Geflügel errathen ließ. Herr Paſcal aber gebot ihr unwillig, in die Stube zurückzukehren. — „Ich denke,“ ſagte ſie leiſe, „es wird bald Zeit ſein, ihm einige Nahrung zu bringen.“

„Nein, nicht heute!“ ſagte er kurz. „Du haſt gehört, was der Araber berichtete. Sie können jeden Augenblick ins Haus brechen.“

Dann wandte er ſich wieder dem Fenſter zu und beobachtete die Sonne, die ihm heute viel zu langſam unterzugehen ſchien.

Zweites Kapitel.

Die Häſcher.

> Wie wenig iſt, was Blutes floß,
> Um welke Kränz' im ehrnen Feld,
> Vor Allem, was ſich ſtill ergoß
> Durch jedes Herz, das Liebe ſchwellt.
> Rückert.

In der That war es noch heller Abend, als es plötzlich um die Ferme Pascal Morins von Fußgängern und Reitern, von Leuten mit und ohne Uniform wimmelte. Die Reiter waren noch nicht abgeſtiegen, und ſchon war die Stube von den Fußgängern erfüllt und war das ganze Haus umſtellt. Die Einen pflanzten ſich an allen Thüren und Ausgängen auf, die Anderen liefen hin und her und blickten, gleich Spürhunden, mit ſpähenden, ja gierigen Augen in alle Winkel, unter und hinter alle Möbel, ohne auch nur die Hausbewohner begrüßt zu haben. Zwei Männer zwangen Herrn Pascal und Margot, ſich auf eine Bank in die Ecke zu ſetzen, und verboten ihnen, ſich vom Platze zu rühren. Eine Minute ſpäter hörten dieſe ſchon, wie es über ihnen, unter dem Dache rumorte und polterte. Die Decke erzitterte von den Tritten, Möbel ſtürzten und wurden aufgeriſſen; dabei erſchollen von allen Seiten Flüche und Schimpfreden, ſo oft ein Winkel oder Schrank, Alles, was zu einem Verſtecke dienen konnte, durchſucht oder umgekehrt war, ohne daß das Geſuchte gefunden worden. Die Hausſuchung war in ihrem vollſten und ſcheußlichſten Gange; ſchon ſah es aus, als wäre die Wohnung von einem barbariſchen und plündernden Feinde erfüllt, als ein Mann eintrat, der ein Bändchen im Knopfloche trug und dem zwei andere Männer mit weißen Schärpen um den Leib folgten. Unter einem dreieckigen Hütchen trug der Mann leichtgepudertes Haar, und dem entſprechend war der Schnitt des breiten Frackes, waren die kurzen Höschen und die breiten Silberſchnallen an den Schuhen. Er war beinahe ganz ſo gekleidet, wie man ſich vor der Revolution getragen, obwohl ſein Alter der Annahme widerſprach, als hätte er dieſe Tracht aus Gewohnheit der Jugend beibehalten, da ſie ſchon längſt aus Frankreich verſchwunden war.

Er ging auf Herrn Pascal zu und ſagte, ſich vorſtellend: „Ich bin der Präfekt von Marſeille, Marquis von Rivière.“

„Ich habe die Ehre, Sie zu kennen, Herr Marquis,“ erwiderte Pascal mit einer leichten Verbeugung.

„Sie kennen mich?“ fragte Jener verwundert. „Ich bin doch erſt ſeit Kurzem in hieſiger Gegend.“

„Wir ſind alte Bekannte,“ verſicherte Pascal wieder.

Der Marquis war in einiger Verlegenheit, faßte ſich aber bald wieder und ſagte lächelnd: „Deſto beſſer, dann werden Sie mich, als einen alten Bekannten, vielleicht um ſo lieber in Erfüllung meiner Pflicht unterſtützen. Wir ſuchen nach Joachim Murat. Es iſt Seiner Majeſtät, unſeres Königs Ludwigs XVIII., ausdrücklicher Wille, daß dieſer Schwager des Tyrannen und Uſurpator von Neapel gefangen genommen werde. Es iſt gewiß, daß er mit zahlreichen Einwohnern dieſer Gegend Verbindungen angeknüpft, daß er hier wo verborgen iſt und daß ſeine Gegenwart für die Ruhe und Ordnung in dieſem Departement, für das ich verantwortlich bin, gefährlich werden kann. Vor nur wenigen Tagen irrte er hier am Ufer des Meeres, fuhr auch auf einem Kahn hinaus und rief eine Brigg an, daß ſie ihn aufnehmen ſolle. Die Brigg verweigerte die Aufnahme, und er kehrte aufs feſte Land zurück. Man ſah einen müden und ausgehungerten Mann hier in den Weinbergen umherirren, der nach der Beſchreibung und den Ausſagen der verhörten Landleute kein Anderer ſein kann, als Joachim Murat. Es gilt, der Schätze und Koſtbarkeiten, die er mit ſich führt, habhaft zu werden und ſie an Diejenigen zu vertheilen, die ihn in die Hände Seiner Majeſtät ausliefern helfen.“

Der Marquis ſchwieg einen Augenblick und erwartete die

Antwort Pascals; da dieſe aber nicht erfolgte, beugte er ſich zu ihm herab und fügte ſeiner früheren Rede noch leiſe die Worte hinzu: „Achtundvierzig tauſend Franken erhält Derjenige, der ſich um ſeine Gefangennehmung ein beſonderes Verdienſt erwirbt oder ihn ausliefert.“

Pascals Mund blieb ohne Antwort und ſein Geſicht ohne Ausdruck. Eine düſtere Wolke zog über die Stirne des Marquis und wollte drohend werden, doch verſchwand ſie bald wieder und machte einem freundlichen, ſchmeichleriſchen Lächeln Platz. Er nahm wieder das Wort: „Sie ſagten, daß wir alte Freunde ſind — wann haben wir uns kennen gelernt?“

„Vor langen Jahren.“

„Vor langen Jahren?“ fragte der Marquis geſpannt, „und wo?“

„In Grenoble,“ erwiderte Pascal ruhig, „Sie waren wegen Theilnahme an der Verſchwörung Cadoudals gegen den Kaiſer zum Tode verurtheilt und ſtanden bereits auf dem Richtplatze. Ich war dabei. Auf Bitten der Königin Karoline, der Gattin Joachim Murats, und des Königs ſelbſt wurden Sie begnadigt.“

Der Marquis zuckte zuſammen, und ſeine Hand ballte ſich zur Fauſt. Er machte eine halbe Bewegung, um Pascal den Rücken zu kehren, und offenbar in der Abſicht, ſeinen Leuten einen Befehl zu ertheilen; aber er beſann ſich, wandte ſich wieder zu Pascal und ſagte: „Es iſt ganz richtig, der König und die Königin von Neapel haben mir das Leben gerettet; dafür bin ich dankbar und will Joachim Murat den gleichen Dienſt erweiſen. Einmal gefangen, iſt er in Sicherheit, aber ſo herumirrend kann er der Populace in die Hände fallen und ermordet werden, wie Marſchall Brune.“

„Marſchall Brune ermordet!“ ſchrie Pascal voll Entſetzen.

„Vorgeſtern, in Avignon,“ beſtätigte der Marquis, „von einem wüthenden Volkshaufen. Demſelben Schickſale geht Murat unfehlbar entgegen, wenn es uns nicht gelingt, ihn in unſere Hände zu bringen. Wer ihn uns ausliefert, rettet ihn.“

Der Marquis wartete wieder vergebens auf eine Antwort; es ſchien ihm nun nicht mehr am Platz, ſich länger zu verſtellen; er wandte ſich zu ſeinen Leuten und befahl, Haus und Hof und Garten aufs Genaueſte zu unterſuchen. Dann über die Schulter nach Pascal zurückblickend, rief er mit drohendem Tone: „Wer Joachim Murat verſteckt oder auch nur um ſein Verſteck weiß, ohne ihn der Autorität anzugeben, wird als Theilhaber am Hochverrath ohne weitere Umſchweiſe auf die Galeeren geſchickt. Herr Morin, es iſt nicht weit von hier nach Toulon.“

Pascal nickte einfach mit dem Kopfe

Während dieſes Geſpräches hatten die beiden Männer mit den weißen Schärpen, beide Polizeikommiſſäre aus Toulon, die alte Margot ins Verhör genommen. Der Eine derſelben befahl ihr, bei Notre Dame de la Garde zu ſchwören, daß ſie vom Aufenthalt Joachim Murats nichts wiſſe. Sie erſchrak, aber ſie that, was man von ihr verlangte, hoffend, ſich nächſten Sonntag in der Beichte die Abſolution holen zu können. Dann ſagte ihr derſelbe Mann, trotz der Schwüre, daß, wenn ſie Joachim Murats Verſteck kenne und es ihm verrathe, ſie achtundvierzig tauſend Franken bekommen ſolle, welche Summe der Miniſter Fouché für dieſe patriotiſche That ausgeſetzt habe.

„Fouché!“ rief die Alte einfältig. „Das iſt nicht möglich, Das iſt ja der ſchlechte, lügneriſche Miniſter des korſiſchen Tyrannen!“

„Er iſt jetzt der Miniſter Seiner Majeſtät Ludwigs XVIII.“

„Nicht möglich!“

„Doch, ſo iſt es.“

„Dann iſt es ſchade, daß ich von Joachim Murat nichts weiß. Achtundvierzig tauſend Franken! Für mein ganzes Leben hätte ich ausgeſorgt — aber ſo gut ſoll es einer armen, alten Magd nicht werden. Sie werden ſich überzeugen, Herr Kommiſſär, das Geld kriegt wieder irgend ein Reicher, der es am Wenigſten braucht, beſſer wär’s, Miniſter Fouché gelobte dieſe ſchöne Summe Unſerer lieben Frau Notre Dame de la Garde zu Marſeille, dann erwiſchten Sie Murat gewiß.“

„Und," fuhr der Kommiſſär fort, „Murat hat unzählige koſtbare Juwelen in ſeinen Kleidern verborgen, einen ungeheuren Reichthum; die Hälfte davon bekommt Derjenige, der uns auf ſeine Spur verhilft."

„Sehen Sie, Herr Kommiſſär, Das bedauere ich weniger," ſagte Margot treuherzig, „aus Juwelen mache ich mir nichts. Ich habe mein Lebtag keine Juwelen getragen und möchte in meinen alten Tagen nicht anfangen. Man würde mich auslachen, wenn ich Diamanten tragen wollte. Die bekommt auch wieder irgend ein Reicher, Sie werden an mich denken."

Der Beamte wandte ihr verächtlich den Rücken zu und ging aus der Stube in den Hof, wohin ſich bereits der Marquis und ſein Gefolge gezogen hatten; der andere Beamte mit der weißen Schärpe blieb noch einen Augenblick vor Margot ſtehen und ſah ihr prüfend ins Geſicht. Ein kaum wahrnehmbares Lächeln flog über ſeinen Mund, dann ſagte er in einem Tone, der drohend ſein ſollte, und doch durch eine gewiſſe beigemiſchte Milde verrieth, daß er warnend war: „Wenn wir auch heute nichts finden, ſo kommen wir doch morgen wieder zurück." Dann ging auch er in den Hof.

Die Geſchichte hat den Namen dieſes Mannes aufbewahrt, und zwar durch die Feder eines der edelſten unter den Geſchichtſchreibern, Pietro Coletta's, des italieniſchen Tacitus. Er hieß Joliclère. Es iſt Derſelbe, den man ſchon früher brauchte, als man mit Joachim Murat als mit einer berechtigten Macht unterhandelte, und der ſich weigerte, deſſen Aufenthalt zu verrathen, als man das Vertrauen täuſchen und ihn plötzlich gefangen nehmen wollte. Joliclère büßte ſeine Treue im Elend, ohne ſeine Handlungsweiſe jemals zu bereuen. Doch war der Mann ſein Lebtag nichts Anderes als Poliziſt geweſen. Welche Wohnungen wählt die Tugend!

Indeſſen wurde in Haus und Hof weiter geſucht und auch nicht der allergeringſte Winkel unberückſichtigt gelaſſen. Man holte Herrn Pascal und ſeine Haushälterin aus der Stube, ließ ſie im Hofe hinſetzen, und mehrere Beamte beobachteten ihre Geſichtszüge, während die Untergeordneten überall umherſpähten und ſelbſt an die maſſiven, aus Quadern gebauten Mauern klopften, um an dem Schall vielleicht eine Höhlung in denſelben zu entdecken. Man hoffte, am Ausdrucke ihres Geſichtes vielleicht zu erkennen, ob man ſich dem Verſtecke des Verfolgten nähere oder nicht. Aber die beiden Alten blickten, er mit ruhiger Würde, ſie mit einem einfältigen Lächeln, in das eifrige, ja fieberiſche Treiben der Häſcher. Erſt als mehrere derſelben ſich dem Hühnerſtalle näherten, gerieth Margot in einige Unruhe, und als ſie die Thüre mit dem Fuße auftraten und hineindrangen, ſprang ſie in höchſter Aufregung von ihrem Platze und geradenweges in das Geflügelhaus.

„Mein Geflügel," ſchrie ſie, „ſollt ihr in Ruhe laſſen, das hat mit eurer Politik nichts zu thun, und der König hat euch nicht geſchickt, um meine Hühner und Truthühner einzufangen!"

Die Männer lachten und wollten Margot wieder zum Hühnerhauſe hinausdrängen; ſie hielt aber Stand, focht mit den Armen in der Luft, fuhr fort in lauten und ſchreienden Reden und brachte es glücklich dahin, daß in der übervölkerten Hühnerſteige ein furchtbarer Aufruhr und Lärm entſtand, eine betäubende Bewegung und Verwirrung. Die Truthühner geriethen in Wuth und flogen wie zum Angriff auf die Fremden los, welche bald, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie es geſchehen, aus dem Hühnerhauſe hinaus gedrängt, ja geflüchtet waren. Margot ſetzte ſich erſchöpft an den Eingang deſſelben, bereit, wie ſie verſicherte, jeden neuen Angriff auf ihre Lieblinge mit Gewalt abzuſchlagen. Man verhöhnte ſie und ihre Lieblinge, verſuchte es aber nicht zum zweiten Male, nach jener Seite vorzudringen.

Beinahe ohne dämmernde Uebergänge verwandelt ſich während der hohen Sommermonate im Süden der Tag in Nacht. Plötzlich brach die von Pascal lange erſehnte Dunkelheit herein und ſchien jeder weiteren Unterſuchung ein Ende machen zu wollen. Aber die Späher wollten auch während der Nacht nicht ablaſſen und hatten ſich mit Laternen und Fackeln verſehen, die jetzt raſch entzündet wurden; und da der Vorrath für die große Mehrzahl nicht hinreichte, flochten ſie aus den trockenen Olivenzweigen, die auf dem Hofe aufgeſchichtet lagen, ſchlanke Bündel, tauchten ſie in das Oelfaß, das in einer Seitenhalle ſtand, und improviſirten ſo neue Leuchten.

„Jetzt in die Weinberge!“ kommandirte Herr von Rivière, und den Leuten bei den Pferden befahl er, ſich um den Berg nach der anderen Seite zu begeben. Während dieſe dahin trabten, vertheilte ſich der Troß in die Weinberge Pascals, wo die Leuchten wie Irrlichter hin und her flackerten und den beiden im Hofe zurückgebliebenen Alten zeigten, wie ſo zu ſagen hinter jeden Rebſtock geleuchtet wurde, aber auch, wie die armen Reben mißhandelt und niedergetreten wurden. Margot näherte ſich ihrem Herrn und wollte ſprechen, aber er legte ihr ſchnell die Hand auf den Mund. Man konnte nicht wiſſen, ob nicht ein Späher zurückgeblieben, der ſie in der Dunkelheit belauſchte; doch konnte er nicht umhin, ihr die Hand zu drücken und ihr ins Ohr zu flüſtern: „Du haſt dich brav gehalten, gute Margot!“

Noch lange ſtanden ſie da und blickten den Lichtern nach, die ſich allmählig den Berg hinaufzogen, bis ſie ſich an einer gewiſſen Stelle ſammelten, um theilweiſe gleich wieder zu verſchwinden.

„Jetzt ſind ſie an den Höhlen,“ ſagte Pascal.

Margot zuckte mit den Achſeln und ſagte verächtlich: „Freilich, man wird ſich in Höhlen verſtecken, die jeder Ziegenbube kennt; da wäre es leicht, achtundvierzig tauſend Franken zu verdienen!“

Wieder nach einiger Zeit verſchwanden die Lichter jenſeits des Berges. Nun erſt wurde im Hauſe Licht angezündet, und Pascal ging mit einer Laterne rings um die Ferme, um ſich zu überzeugen, daß kein Späher zurückgeblieben ſei, und das Gleiche that Margot unter dem Vorwande, den Hof wieder in Ordnung zu bringen. Diener waren nicht vorhanden: Pascal hatte ſie ſeit drei Tagen mit den verſchiedenſten Aufträgen nach Cannes, Aix, Marſeille geſchickt, zum Theil an vertraute Freunde, die ſie ſo lange als möglich zurückhalten mußten.

Die frühere Ruhe, nur noch erhöht durch die Stille der Nacht, herrſchte in und um die Ferme Morin, kaum unterbrochen durch die Wellen des Meeres, die etwas ſtärker als unter Tages an das Ufer ſchlugen. Die Dunkelheit war tief, denn Wolken verhüllten die Sterne, und der Mond ging erſt ſpät auf. Mit Wohlgefallen machte Pascal dieſe Bemerkung, nur der ſtärkere Wellenſchlag mochte ihm nicht ganz behagen.

„Komm einmal ans Fenſter, Margot, du biſt hier geboren und die Tochter eines Lootſen — ſage mir, was du vom Wetter hältſt?“

Margot ſtreckte den Kopf und die Hand hinaus, horchte dem Wellenſchlage und betrachtete den Himmel nach allen Weltgegenden. „Schlimm,“ ſagte ſie, „ſchlimm, Herr Morin! Zwar die Nacht bleibt es erträglich, aber gegen Morgen haben wir den Miſtral.“

„Nun, dann iſt's gut,“ antwortete Pascal beruhigt; „ehe es Morgen iſt, hat er ſein Schiff erreicht, und der Miſtral treibt ihn raſch von der Küſte Frankreichs und Korſika entgegen.“

„Er geht alſo doch nach Korſika?“

„Um dort die Antwort des Kaiſers von Oeſterreich zu erwarten, der ihm halb und halb ein Aſyl verſprochen.“

„Aber wird er in Korſika ſicherer ſein als hier? Iſt Korſika nicht auch franzöſiſch?“

„Wohl! Aber der Kaiſer ſtammt aus Korſika, die Korſen werden ihn als zur Familie gehörig aufnehmen; ſie ſind gaſtfrei, und wenn er ihnen ſagt, daß er ſich in ihren Schutz begibt, iſt er dort ſicherer als irgendwo in der Welt.“

„Aber ſind nicht auch dort franzöſiſche Soldaten?“

„Freilich, doch nicht in genug großer Anzahl, um es mit den Korſen aufzunehmen, wenn dieſe ihn beſchützen wollen — und endlich ſind es Soldaten, die zum Kaiſer halten. Das alles hat der König aufs Genaueſte erfahren.“

„Der König!“ ſagte Margot, „nun iſt Euch das Wort ſelbſt entſchlüpft.“

„Die Gefahr,“ lächelte Pascal, „ſcheint vorüber oder wenigſtens bald zu Ende. Mache dich bereit, Margot — aber ſei ſtill, daß wir das verabredete Zeichen nicht überhören, da das Meer immer lauter wird.“

Pascal zog den Tiſch nahe ans Fenſter, ſtellte die Lampe darauf und blieb ſelbſt in der Nähe ſtehen, immer hinaushorchend, während ſich Margot im Hintergrunde zu ſchaffen machte und ein kleines Bündel voll Lebensmittel zuſammenthat. Dann ſetzte ſie ſich hin, und eine lange Zeit verging im vollkommenſten Stillſchweigen. Plötzlich erklang vom Meere her, gedämpft, aber noch deutlich vernehmbar, die erſte Strophe jenes provenzaliſchen Matroſenliedes, das ſo wehmüthig das Schickſal eines Schiffsjungen beklagt, der im Angeſicht der heimiſchen Küſte zu Grunde geht. Pascal und Margot fuhren auf, und die Strophe war noch nicht zu Ende, als ſie Beide ſchon im Hofe und vor dem Hühnerhauſe ſtanden. Margot riß die Thüren deſſelben auf und zeigte gegen die Bewohner eine Rückſichtsloſigkeit, die gegen die Beſorgniß, welche ſie vor den Häſchern für ihre Schutzbefohlenen verrieth, auf die auffallendſte Weiſe abſtach. Sie weckte die Schlafenden und trieb ſie mit einem Beſen zu ihrem Aſyle hinaus; die ſchlaftrunken von den Sproſſen fielen, ergriff ſie und warf ſie grauſam den Fliehenden nach. Dann fegte ſie mit dem Beſen den Boden des Hühnerhauſes ſo rein, als es in der Haſt und Eile, die ihr ganzes Benehmen ausſprach, möglich war. Pascal ſtand indeſſen neben ihr mit einer Laterne in der Hand, die er mit dem Rockſchoß ſo zu verdecken wußte, daß ihr Schein nur unmittelbar auf den Raum vor ihm in das Hühnerhaus fiel. Dann fuhr er mit der freien Hand über ein Brett des hinteren Verſchlages, zog einige vorſtehende Nägel heraus, und die Hälfte der Wand fiel ihm entgegen. Margot fing ſie auf und legte ſie leiſe auf den Boden. Eine kleine Höhle öffnete ſich vor ihnen in der Felswand, an die das Hühnerhaus hingebaut war, und von der die Reben über daſſelbe herabfielen, eine jener Höhlen, die man in der Wiſſenſchaft als lithotomi cavi bezeichnet, die überall in Kalkgebirgen und beſonders im ſüdlichen Frankreich oft vorkommen, eine jener Höhlen, die zur Zeit der Dragonaden und Kamiſardenkriege den verfolgten Proteſtanten als Zufluchtsſtätten und Verſtecke dienten.

Vor Margot und Pascal ſtand lächelnd ein großer, ſchöner Mann, dem lange, braune Locken über den Nacken herabfielen, und die ſammt den ſanften, wenn auch glühenden, ſchwarzen Augen gewiſſermaßen einen Kontraſt bildeten gegen den ſchwarzen Schnurrbart und das ſonſtige durch und durch kriegeriſche Ausſehen dieſer überraſchenden, eigenthümlichen, im Ganzen einnehmenden Erſcheinung. Margot nahm, wie er mit einem entſchiedenen Schritte aus dem Verſtecke trat, unwillkürlich eine gebückte Haltung an, als ob ſie ſich tief vor ihm verneigen wollte, und ſelbſt Pascal blieb in ehrerbietiger Weiſe vor ihm ſtehen.

„Nun, meine Wirthe," ſagte der eigenthümliche Mann, „heute war es Ernſt. Durch eine dünne Bretterwand war ich von Schmach, vielleicht vom Tod getrennt. Ich habe Alles gehört, das Toben im Hauſe, die Flüche, die gegen mich ausgeſtoßen wurden, und auch deine tapfere Vertheidigung des Hühnerſtalles, meine gute Margot."

Er ſprach laut, als ob keine Späher zu fürchten geweſen, und mit einer Ruhe und Gelaſſenheit, als ob nicht Eile nothwendig geweſen wäre. Pascal bat ihn darum, in das Haus zu treten, und theilte ihm mit, daß er das verabredete Zeichen gehört und daß Alles zur Abreiſe bereit ſei. Joachim Murat ließ ſich dadurch nicht ſtören. In der Stube angekommen, nahm er ſeinem Wirthe die Laterne aus der Hand, leuchtete Margot ins Geſicht und ſagte, indem er ihr eine Hand auf die Schulter legte: „Dieſes gute Geſicht will ich mir einprägen für alle Zeiten. Aufrichtig, Herr Pascal! Sie ſind mein Wirth, mein Gaſtfreund, Ihnen danke ich, daß ich entwiſche, und vielleicht noch glücklich, vielleicht noch mächtig werde — aber Sie ſind ein Mann — dieſer guten Alten fühle ich mich unvergleichlich inniger zu Danke verbunden als Ihnen."

„Sie haben Recht, Majeſtät," bekräftigte Pascal.

„Du mußt einmal ſchön geweſen ſein, meine gute Margot," fuhr Murat fort, „deine Augen haben noch heute einen anmuthigen Glanz, und dieſe Grübchen in den Wangen waren gewiß verführeriſch. Und du warſt nie verheirathet? Wie kommt das? Ich möchte deine Geſchichte kennen."

„Majeſtät," ſtammelte Margot verſchämt, und jugendliche Röthe flog über das alte Geſicht.

„Sollte ich wieder einmal König werden, dann, Margot — dich werde ich nicht vergeſſen. Ach, wie wird dich meine Karoline hegen und pflegen! Könnte ich nur jetzt ſchon etwas für dich thun — doch, halt hier dieſes Käſtchen, es iſt noch genug darin, um dich reich zu machen, da, nimm es."

Bei dieſen Worten zog er aus den Falten der wollenen Blouſe, die er unter dem Mantel trug, eine kleine Schatulle hervor und wollte ſie Margot zwiſchen die Hände ſchieben; dieſe aber that raſch einen Schritt rückwärts und rief: „Daß mich Gott bewahre! Laſſen Sie ab, Sire, ich flehe Sie an! Ich nehme es nicht!"

Da im Tone dieſes Ausrufes einiger Vorwurf lag, zog er das Dargebotene auch in der That wieder raſch zurück. „Verzeihe mir, gute Margot," ſagte er, „ſiehe, ich war zu lange König, und da meine ich, daß jede Güte bezahlt werden muß. Verzeihe mir. Und jetzt — was habe ich zu thun?"

„Der Kahn erwartet Sie, Sire," fiel hier Pascal ein. „Um dieſe Stunde muß Ihr Schiff auslaufen, das Sie auf hoher See an Bord nehmen ſoll. Es iſt keine Zeit zu verlieren, da Alles auf die Minute verabredet iſt. Sie müſſen an Bord und auf hoher See ſein, bevor der Mond aufgeht, ſonſt kommen Sie nicht durch die Engländer. Sie müſſen fort, Sire, und augenblicklich."

„Alſo vorwärts und ohne Säumen!" rief Murat, denn es geht dem Feinde entgegen. Ich nehme keinen Abſchied von Euch, denn ich ſehe Euch wieder. Vorwärts!“

Als ob es zur Schlacht ginge, ſchritt er zur Thüre hinaus; Pascal eilte voraus, um ihm den Weg zu zeigen, Marget trug ein Päckchen Lebensmittel nach. Sie gingen eine Strecke weit die Landſtraße entlang, dann bogen ſie links ab und wanderten am Fuße eines kleinen Hügels hin, einer Bucht entgegen. Sie kamen an einigen Häuſern vorbei, in denen noch Lichter brannten und die Bewohner wachten; trotzdem wollte Joachim Murat mehrmals ein Geſpräch anknüpfen, aber Pascal erlaubte ſich, ihm mit einem leiſen „St!“ Schweigen aufzuerlegen. Ihn zu einem leiſeren Auftreten zu bewegen, da er hallenden Schrittes einherging, war nicht möglich. Doch kamen ſie glücklich an die Bucht und an die verabredete Stelle.

„Jaquet!“ rief Pascal.

„Hier!“ antwortete eine Stimme, und ſofort ſprang der Angerufene aus einem Kahne, den er an der Kette ſo weit als möglich aufs Land zog.

„Raſch in den Kahn und fort,“ flüſterte Pascal dem König zu, „ich habe hinter uns Schritte und Geräuſch gehört.“

„Ade! und auf Wiederſehen!“ rief Murat und ſprang in den Kahn.

„Nun,“ ſagte Pascal zu Jaquet, „warum ſteigſt du nicht ein?“

„Ich? Ich gehe nicht mit!“ erwiderte der Matroſe.

„Verräther! Was ſoll Das? Biſt du nicht dafür bezahlt, den König bis an die Themis zu bringen?“ rief Pascal voll Schreck und Zorn.

„Bezahlt?“ fragte Jener zurück. „Für zweihundert Franken habe ich genug gethan — wenn man's erfährt, daß ich im Komplott war, ſchickt man mich auf die Galeeren. Und ein Verräther bin ich nicht, ſonſt hätte ich eine größere Summe verdient. Und die Themis? Nun, Das wollen wir erſt ſehen, wo der König die trifft.“

„Die Themis,“ belehrte Pascal, „iſt das Schiff des Königs, es muß ihn draußen erwarten.“

„Das weiß ich vielleicht beſſer," ſagte Jaquet, „Das wollen wir erſt abwarten. Ich glaube, Seine Majeſtät muß die Reiſe nach Korſika im Kahne machen."

„Geſchwätz!" rief Murat. „Bube, willſt du einſteigen oder nicht?"

Er bekam keine Antwort; Jaquet war mit einem Satze auf dem Hügel und gleich darauf hinter demſelben in der Nacht verſchwunden.

Margot ſchlug die Hände in einander. „Mein Gott, was ſoll jetzt aus dem Könige werden?" rief ſie verzweifelnd.

„Mein Arm, mein lahmer Arm!" rief Pascal. „Sire, ich kann Sie nicht fahren!"

„Unbeſorgt, meine Freunde," tröſtete Murat, „ich kann mich wohl ſelbſt ſo weit rudern, bis ich mit der Themis zuſammentreffe." Er ſetzte ſich hin und ergriff die Ruder, als der Kahn von einem heftigen Sprunge erzitterte.

„Sind Sie es, Pascal, der in den Kahn ſprang?" fragte der König.

„Nein, Sire, ich ſtehe hier auf dem Lande. Iſt Jemand im Kahne?"

„Wir ſind verloren!" rief Margot.

„Ich bin es, Herr Morin!" ſcholl es jetzt aus dem Kahne, „ich, Nadir, Ihr Gaſtfreund!"

„Der Aegypter!" rief Margot wieder.

„Sagen Sie dem König, Herr Morin, daß er ſich mir anvertrauen darf, daß ich ein guter Fährmann bin, ein Verfolgter wie er, und vom Stamme Derer, die ihre Liebe zum Kaiſer mit Verbannung und Tod büßten."

„So iſt es, Sire," rief Pascal, „Sie haben einen Freund an Bord."

„Mein Stern! Mein Stern!" ſagte Murat andächtig und hob den Hut in die Höhe. „Stoß ab, Aegypter, du fährſt den Cäſar und ſein Glück!"

Und der Kahn flog ins Meer und in die Nacht hinaus.

Drittes Kapitel.

Auf hoher See.

> Ein unſichtbares Ungethüm,
> Herblies der Miſtral ſchneidend ſcharf,
> Der Schaum und Fluth mit Ungeſtüm
> An Korſika's Geſtade warf.
>
> Heinrich Leuthold.

Wilde Wellen wiegten das leichte Fahrzeug, das die beiden Flüchtlinge trug, zwei Menſchen ſo weit verſchiedenen Blutes und eben ſo weit verſchiedenen Schickſals, die einander nie von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, die auch jetzt noch, da ſie ihr Geſchick ſo eng an einander feſſelte, bei der tiefen Finſterniß Einer dem Andern nicht ins Auge zu blicken vermochten. Die Hülfe, die ihm ſo plötzlich, ſo unverhofft gekommen war, erfüllte den König mit Zuverſicht und gab ihm die freudige Stimmung, deren er in ſo hohem Grade fähig, und weckte den Muth, der ihm, wie wenigen Sterblichen, angeboren war. Mit Freude bemerkte er, wie der Kahn, trotz der hohen Wellen, raſch dahinflog.

„Du führſt das Ruder, Nadir,“ ſagte er, „als wäreſt du als Schiffer geboren.“

„Das bin ich nicht, mein König,“ erwiderte der Araber mit Stolz; „mein Vater war der Fürſt unſeres Stammes, aber allerdings habe ich ihn und die Geſchwiſter ſeit Jahren in Marſeille manchmal als Schiffer und Fiſcher ernährt. Ich verſtehe mich darauf, ein Boot zu führen, und hoffe, Eure Majeſtät glücklich in Sicherheit zu bringen. Doch ich will ſchweigen; jene Flamme, die uns dort vor den Augen tanzt, iſt das Licht auf einem engliſchen Schiffe.“

Lautlos flog das Boot weiter, daß man in der nächſten Nähe das Ein- und Auftauchen der Ruder nicht gehört haben würde. Bald bewegte ſich das Schiffslicht hinter ihnen.

„Leb' wohl, perfides England,“ rief Murat, „das mich in ſeine Falle locken wollte. Du ſollſt meiner nicht habhaft werden. Denkſt du daran, wie ich dir auch bei Capri einen Streich ſpielte? Es war meine erſte That als König von Neapel und ich habe mir damit dieſe ſchöne Krone verdient.“

In Erinnerung an dieſe allerdings kühne That, mit der er einſt den Antritt ſeiner Regierung auf glänzende Weiſe feierte, lächelte Murat, hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſtreckte ſich, unbekümmert um die Wellen, die manchmal über Bord ſchlugen, im Kahne aus, in der Abſicht, von alten Tagen zu träumen und die nächſte Zukunft zu überdenken. Bald aber fiel er in einen tiefen Schlaf und träumte ſich in die hundert Schlachten ſeiner Vergangenheit zurück, in den Pomp des neapolitaniſchen Königsſchloſſes, in die Mitte ſeiner Kinder und in die Nähe ſeines klugen und treuen Weibes Karoline, der jetzt im fernen Oeſterreich wohl kein Sehertraum die Lage und Umgebung ihres Gatten zu verrathen vermochte.

Der König ſchlief, der Araber ruderte. Ein Segel zog Nadir nicht auf, theils aus Furcht vor dem Sturm, der ſich mehr und mehr als der gefürchtete Miſtral offenbarte, theils in der Beſorgniß, mit einem Segel unter dem ſtarken Nordwind zu raſch in das weite Meer hinaus und in zu große Entfernung von der Themis getrieben zu werden. Mitternacht war längſt vorüber, die Finſterniß verlor an Dichtigkeit, der Sturm jagte die dickſten Wolken auseinander, und einige Sterne traten hie und da leuchtend hervor. Für Nadirs Auge war es hell genug, den ſchlafenden König betrachten zu können. Wie er ſo ruhig da lag, fühlte ſich der Sohn des Morgenlandes von einer tiefen Ehrfurcht durchdrungen. Solche Ruhe bei ſolchem Schickſal ſchien ihm nur möglich bei einem auserwählten Weſen, das der erhabenſten Verheißungen ſicher war. Der Sohn eines Schenkwirthes in einer kleinen Stadt lag vor ihm, ein in Dunkelheit Geborener, deſſen Schickſal mit dem der gewaltigſten Geſtalt vieler Zeiten, mit der Napoleons, aufs Innigſte verbunden war; der Sohn des Volkes, der zwei Kronen getragen und der in ſeinem, Nadirs Mutterlande, wie in allen Ländern Europa's, die gewaltigſten Siege erfochten. War er nicht ein Auserwählter des Herrn? ein Werkzeug in der Hand, vielleicht ein Liebling im Herzen Gottes? War es nicht ein ſtilles Gebot Gottes, ſeinem Liebling beizuſtehen und ihm treu zu ſein in allen Fährlichkeiten? Und war es nach der wunderbaren Art, wie Nadir mit ihm vereinigt wurde, nicht im Buche geſchrieben, daß er ihm folgen und ihm anhängen ſolle — ohne zu prüfen? wie er ſein Fährmann und Pilot wurde, ohne ſein Antlitz geſehen zu haben?

Mit friſcher Kraft ergriff er die Ruder, die er ermattet hatte ſinken laſſen, und blickte, da ſchon graue Dämmerung über der See lagerte, mit ſeinen ſcharfen Augen weit hinaus nach dem Schiffe, das des flüchtigen Königs Schätze, Papiere und Freunde trug und ihn ſelbſt aufnehmen ſollte. Plötzlich brach ein Sonnenſtrahl über die weite Meeresfläche herein, und in demſelben Momente tanzte eine Korvette, von dem Strahle beleuchtet, ſcheinbar nahe vor Nadirs Augen. Er ſchnellte empor und rief das Schiff an, das ihn nicht hören konnte. Der König erwachte, folgte den Blicken und Bewegungen Nadirs und ſagte ruhig: „Das ſind ſie! Strenge dich nicht an, mein Freund; ſobald es etwas heller wird, werden ſie uns erblicken, denn ſie ſehen beſorgt nach allen Seiten aus, und werden ſie uns entgegenſteuern.“

Nadir aber ließ nicht ab, ſondern erhob ſich bald, um Zeichen zu geben und ſeinen weißen Mantel in der Luft flattern zu laſſen, bald ſetzte er ſich wieder hin und ruderte, da das Schiff trotz aller Zeichen ſeinen Kurs einhielt. Zum Glück begann mit Tagesanbruch der Miſtral ſo gewaltig zu wehen, daß die Themis ſämmtliche Segel einreffen mußte, um dem Winde ſo wenig Priſe als möglich zu geben, und daß ſie, obwohl gewaltig herauf und hinunter geſchleudert, in ihrem Laufe nur ſehr geringe Fortſchritte machte.

„Du ſiehſt,“ ſagte der König, „ſie halten ſchon ſtill, um ſich zu überzeugen, ob wir die Erwarteten ſind!“

Nadir aber ſchüttelte den Kopf. Dieſer Grund ſchien ihm die Equipage des Schiffes nicht zu beſtimmen; hätten ſie ſich dem Kahne nähern wollen, ſo hätten ſie ſchon ein Zeichen gegeben, daß ſie ihn bemerkt, und ſie hätten, trotz des ſtarken Windes, das Bramſegel aufſetzen können, um den Kahn in wenigen Minuten zu erreichen. Vielleicht aber waren die Flüchtlinge auf der Themis ſchlechte Seeleute und hatten, da ſie das Schiff nur mit Vertrauten bemannen mochten, zufällig nur unerfahrene Leute an Bord nehmen können. Er fragte in dieſem Sinne den König, um einen Argwohn zu zerſtreuen, der furchtbar in ihm auftauchte.

„Wie?“ rief der König und lachte, „ſchlechte Seeleute, unerfahrene Menſchen? Blancard, Langlade, Donnadieu, drei der trefflichſten Seeoffiziere, befinden ſich an Bord.“

„Dann,“ antwortete Nadir beſorgt, „dann, Majeſtät, iſt mir das Benehmen der Korvette unbegreiflich.“

„Das Räthſel wird ſich löſen, — nur auf das Schiff zugeſteuert.“

Nadir ſtrengte ſeine Kraft aufs Aeußerſte an; der Kahn flog, als ob er das Ruder eben jetzt erſt mit ungeſchwächter Kraft in die Hand genommen; der Raum zwiſchen dem Kahne und der Themis wurde immer kleiner. Der König ſtand aufrecht und winkte, und ſchon war kein Zweifel, daß man ſie auf dem Schiffe bemerkt hatte. Es wurde lebendig an Bord, und Matroſen und Offiziere liefen hin und her.

„Etwas Außerordentliches geht vor an Bord,“ ſagte Nadir, „es herrſcht nicht die gehörige Ordnung.“

„Vielleicht ein Leck?“ ſagte der König.

„Schwerlich, Majeſtät, denn alle Mann ſind oben. Auch wird keine Anſtalt gemacht, ein Boot auszuſetzen oder eine Leiter herabzulaſſen.“

„Schweige!“ befahl der König, und ſeine Stirne zog ſich in Falten, während er wie Einer, der warten will, was da kommen werde, die Arme übereinander ſchlug. Nach einiger Zeit ſagte er: „Ich erkenne ſchon die Einzelnen. Es iſt Bonaſoux, mein Neffe, der eben über das Hinterdeck lief — er iſt verſchwunden — will er ſich vor mir verſtecken?“

„Mein Gott!“ ſchrie Nadir, „was bedeutet Das? Sie ſetzen alle Segel auf.“

Nur wenige ſtarke Bewegungen, und ſie waren nur noch einige Faden vom Schiff entfernt. Der König ſtand ſtumm und ſtarrte den Rumpf an. Mit Einem Male, da alle Segel fielen, bäumte es ſich wie ein Roß, das ſich mit einem Sprunge zum Laufe vorbereitet, warf ſich auf die Seite und flog dahin wie ein Geier mit ausgebreiteten Fittigen. Man hörte, wie ein Offizier Befehle ertheilte, die nur geeignet waren, der fliehenden Themis noch größere Schnelligkeit zu geben.

„Roſetti! Rocca-Romana!“ ſchrie der König. „Verrath! Verrath! Sie verrathen mich! Ich bin verloren!“

Er warf ſich auf den Boden des Kahnes, und eben da, wo er mitten in Wind- und Wellenſturm die halbe Nacht ſo ruhevoll geſchlafen und glücklich geträumt hatte, lag er jetzt, während die Sonne, durch feuchte Wolken brechend, dunklen Purpur über ihn und die See breitete, aufgegeben, verzweifelt, vernichtet, zaghaft, wie er es nie geweſen, ohne Muth, der ihn doch ſonſt auf hundert Schlachtfeldern nicht verlaſſen. Der Achilles der großen Armee, wie man ihn nannte, lag trauriger da, als der Held vor Troja, da er den Tod ſeines Freundes erfuhr. Dieſem war der Freund nur geſtorben; den Achilles der großen Armee hatten die Freunde auf unerhörte, auf diebiſche, bübiſche Weiſe verrathen.

„Sie, die ich aus dem Staube gezogen, die ich aus Nichts zu Etwas machte, die mir Alles danken, Alles, deren Schickſal ich war, die mich wie ihren Gott anbeteten, ſo lange mir das Glück lächelte! Iſt es möglich? Iſt der Menſch ſolcher That fähig? Iſt Das nicht ſchlimmer als die That des wilden Thieres, das ſeinen Feind nur zerreißt und verzehrt? Vor meinen Augen fliehen ſie mit meinem Schiffe, das mich in einen rettenden Hafen bringen ſollte, mit meiner Habe, mit meinen Papieren, den Dokumenten meiner Rechte — und laſſen mich hier auf wildem Meere, auf einem elenden Fahrzeug, tauſendfachem Tode ausgeſetzt, meinen Häſchern und Verfolgern preisgegeben. Das iſt ſchlimmer als Meuchelmord, ſchlimmer als alle Thaten, die je mit Gift und Dolch ausgeführt wurden. Habe ich Das verdient, König der Könige, ſage!"

Er war bei den letzten Worten aufgeſprungen und richtete Geſicht, Augen und Arme gen Himmel. Er ſchwieg einen Augenblick, aber nur, um ſich mit einem neuen, wilden Ausbruch ſelbſt zu der furchtbaren Antwort zu ſammeln: „Ja, Herr im Himmel, ich habe es verdient, du miſſeſt mit gerechtem Maße, denn ich habe ein Gleiches gethan. Als er, der mir das theure Weib und die Krone gab, an den ich mit meinem ganzen Leben und mit den heiligſten Banden gebunden war, als er bei Leipzig ins Elend ſtürzte, da verließ ich ihn treulos und fuhr mit dem Schiff meines Glückes, vor ſeinem Antlitz flüchtend, an ihm vorbei wie jene Verräther, mit allen Schätzen, mit denen er mein Lebensſchiff beladen, und floh ins Lager der Feinde. Du richteſt gerecht, mein Gott, ich fühle dein ganzes Strafgericht und weiß, daß es nicht beendet iſt. Ich bin gerichtet."

Wie ein todter Körper fiel er jetzt in den Kahn, daß er ſchwankte. Zu der Waſſermaſſe, die ihn bereits erfüllte, ſchlug noch eine Welle herein. Der König achtete es nicht, daß er nur mit dem Kopfe, der an die Seitenbank lehnte, aus dem Waſſer hervorragte.

Nadir wußte, daß er jetzt weder auf die Klagen und die Verzweiflungsausbrüche des Königs horchen, noch an den fürchterlichen Verrath ſeiner Freunde denken durfte; daß es ihm allein erlaubt war, an die Gefahr zu denken, die gierige Hände über den Rand des Kahnes nach ihnen, den beiden Flüchtlingen, ausſtreckte. Nur noch Eine ſtarke Welle, und der Kahn iſt mit Waſſer erfüllt, und ſie ſind verloren. Alles Rudern war beinahe ganz vergebens, denn das überlaſtete Fahrzeug gehorchte nicht mehr dem Fährmann, ſondern nur noch der Welle, die es vor- und rückwärts trieb. Dieſes ſonſt ſo heitere, belebte Meer war öde, denn die Vorgänge an den Küſten des ſüdlichen Frankreichs hielten die Kauffahrer ferne; nichts als das Verrätherſchiff war zu erblicken, wie ſehr auch Nadir ſeine Augen anſtrengte. Es war der einzige Halt, darum hafteten trotz allem Verrath Nadirs Blicke mit Hoffnung an demſelben. Aber es flog dahin, alle ſeine Segel voll des Sturmes, als ob es ſich beeilte, gleich einem Mörder den Schauplatz ſeiner Miſſethat zu meiden. Und doch! — Nadirs Auge blickte ſcharf — die Schaluppe ſenkte ſich, ein Fahrzeug wurde ausgeſetzt. Bereuen ſie? Nein, die Themis flog weiter, aber die Schaluppe ruderte in der That dem Könige entgegen; drei Männer regierten ſie, kraft- und kunſtvoll; ſie beherrſchten die wilden Wellen, und es war, als ob der Sturm, der ihnen doch entgegenarbeitete, ihnen dienſtbar wäre. Aber konnten die drei Männer in der Schaluppe nicht auch Verräther ſein, ausgeſandte Mörder, die mit dem ſchwachen Kahne die Zeugen und Opfer ihrer Unthat auf ewig in die Tiefe der See verſenken wollten? In der That, ein einziger Stoß ihrer ſtarken und hochbordigen Schaluppe, und der König iſt ſammt ſeinem Piloten begraben. Nadir ließ das eine Ruder fallen und erhob ſich, das andere emporſchwingend wie eine Waffe, entſchloſſen, ſein und des Königs Leben nicht ohne Kampf enden zu laſſen. Doch war mehr Hoffnung des Gelingens, wenn der Achilles der großen Armee am Kampfe Theil nahm; vielleicht konnte man ſich dann noch des Fahrzeugs der Feinde bemächtigen, und auf dieſem, meinte Nadir, wollte er den unglücklichen König gewiß an irgend eine, wenn auch noch ſo entfernte befreundete Küſte lootſen. So rief er ihn denn an: „Auf, König, es ſteht uns wohl ein Kampf bevor!“

Aber der König regte ſich nicht. Wiederholt verſuchte es Nadir, ihn aus ſeiner Verſunkenheit zu wecken; vergebens. So ſtand er allein da, mit dem Ruder auf der Schulter, angſtvoll die nächſten Minuten erwartend und hoffend, daß im ſchlimmſten

Falle der Kampf den König wecken werde. Troſtvoll ſchien es ihm, daß ſich die Themis entfernte, während die Schaluppe ſich mehr und mehr näherte und zwiſchen beiden ein immer größerer Zwiſchenraum entſtand. Wären die Verräther in der Themis mit dieſen drei Männern in der Schaluppe einverſtanden, ſo würden jene dieſe erwarten. Dieſe Berechnung täuſchte nicht; ſchon von ferne winkten und grüßten die drei Männer und ſchwangen von Zeit zu Zeit ihre Kappen in die Luft; ſie riefen auch, aber ihre Rufe verhallten ungehört im Heulen des Sturmes. Endlich waren ſie ſo nahe, daß man ſchon einzelne Töne vernehmen konnte, und endlich klang es deutlich und hallend über die Fluthen herüber: „Hoch Abukir! Hoch Marengo! Hoch Eylau, Madrid und Borodino!"

Wie ein Zauber weckten dieſe Namen ſeiner Siege den König aus ſeiner Dumpfheit; wie eine Feder ſchnellte es ihn in die Höhe. Aufrecht ſtand er da, ſeine Augen blitzten, er warf die dunklen Locken zurück in den Nacken, hob beide Arme empor und rief: „Langlade, Donnadieu, Blancard, meine Freunde! Nein, ich bin nicht verrathen, mein Stern iſt nicht untergegangen!"

Die Todtenmaske, die eben noch ſein Geſicht bedeckte, war wie von unſichtbarer Hand weggewiſcht; Leben, Hoffnung, Glück, Triumph ſtrahlten aus allen Zügen, als ob es nicht ein ſchwanker Kahn mit drei Männern, als ob es eine gewaltige, weltbeſiegende Flotte mit zahlloſer Mannſchaft wäre, die ihm zu Hülfe kam. Ein Mann, der aus einem Nichts ein König und weltberühmter Krieger geworden, ſah er leicht überall und im Kleinſten den Keim zu Großem, zu einer glänzenden Zukunft. Nabir, der ihn und die raſchen Uebergänge in dieſem Gemüth, in dieſer Einbildungskraft nicht kannte, ſah ihn erſtaunt an und vergaß darüber den ſinkenden Kahn und die mit Freuden- und Freundesrufen nahende Rettung.

Plötzlich verſchwand der König vor ſeinen Augen; mit einem gewaltigen Sprunge war er in der Schaluppe, der Kahn tauchte unter, und Nabir wäre mit ihm geſunken, hätte ihn nicht eine gewaltige Hand erfaßt. Es war die Hand des Königs ſelbſt, die ihn am Arm ergriff und mit ſtarkem Rucke über Bord der Schaluppe hob. Es war ihm Das alles wie ein Traum, wie er ſich ſo mit einem Male auf ſicherem Fahrzeuge fand, in Geſellſchaft befreundet und glücklich blickender Männer, und wie der König, ſie alle umarmend, lachte und voll Freude war — nachdem kurz vorher Alles voll Trauer, Verrath, Hoffnungsloſigkeit geweſen. Der König bemerkte es kaum, was doch die Seeoffiziere mit Entſetzen erfüllte, wie, kaum, daß er mit Nadir die Schaluppe betreten, das Meer aufgluckste und den Kahn hinunterſchlang — es machte ihm nicht den geringſten Eindruck, daß die Hülfe, um eine Minute ſpäter, zu ſpät gekommen wäre. Er plauderte mit erſtaunlichem Behagen und erkundigte ſich nach dem Befinden der drei Freunde; es fiel ihm nicht einmal ein, nach der Art des Verrathes zu fragen, den die Themis an ihm begangen; er ſah und fühlte nur, daß er noch Freunde, noch Anhänger hatte. Wer konnte ſagen, nach wie vielen Tauſenden noch die Zahl ſeiner Anhänger zählte? Es fiel ihm auch nicht ein, zu fragen, auf welche Weiſe ſich die Freunde vom Verrätherſchiff losgemacht, um ihn zu retten und ſich ihm anzuſchließen. Er wäre in dieſem Augenblicke fähig geweſen, „Nach Neapel!“ zu kommandiren, um ſein verlorenes Königreich wieder zu erobern, aber ſchon ſaß Blancard ruhig am Steuer, und die Schaluppe nahm die Richtung auf Korſika.

Viertes Kapitel.

Vescovato.

Wenn noch der Alten Glaub' und Sitten währten,
Den Göttern heilig wähnt' ich dieſes Land.
Mehr als der Menſchen Wünſche je begehrten,
Thut hier ſich auf — und hier wird klar erkannt,
Daß noch auf Erden eine Schönheit waltet,
Die ſich dem ſtumpfen Sinne nie entfaltet.
Camoens.

Ein Paradies, ja wahrlich ein Paradies, auf der herrlichen Inſel einer der herrlichſten Winkel, überhaupt auf der weiten Erde eine der holdeſten, lieblichſten, zaubervollſten Gegenden iſt das Kaſtanienländchen oder die Caſtagniccia, und doch iſt es nur der Schrein zu einem Juwel, und dieſes Juwel iſt der Ort Vescovato, der Hauptort der Caſtagniccia. Wohl Dem, der die Caſtagniccia und ihr Vescovato geſehen hat. Dorthin lud der edle Korſe, Graf Buttafuoco — wir kommen hierher wandernd an ſeinem Thurme vorbei — den armen Selbſtquäler Jean Jacques Rouſſeau; wäre dieſer der Einladung gefolgt, er, der Anbeter der Natur, hätte die Natur noch inniger lieben gelernt, und ſein ewig wacher Argwohn wäre unter der großartigſten Gaſtfreundſchaft der Welt entſchlummert, und ſeine kranke Seele wäre geſundet. Wo auf weiter Erde gibt es einen ſchöneren Frieden, als im Schatten dieſer Kaſtanienwälder, an der Schwelle jenes von Epheu bedeckten Kloſters, am Rande dieſes rauſchenden Wildbaches, auf allen dieſen Wegen und Pfaden, die ſich durch hohe Erikabüſche, durch üppige Rebengelände, durch Orangenalleen an den Hügeln hin und herauf und herunter winden? Von hohen Bergen iſt dieſes Paradies ſchützend umſchloſſen, umarmt wie von himmliſchen Wächtern; damit aber keiner der himmliſchen Erdenreize fehle, öffnen ſich dieſe Berge dem Oſten zu, und der Blick ſchweift frei hinaus über die glückliche Golo-Ebene, über das blau-purpurne Meer, hinüber über die Inſeln bis an die Küſten

Italiens. Ja, glücklich, glücklich, wer hier im Abendſchatten wandelte, und dem zu dem Frieden der Natur das Ave-Maria-Glöcklein jenes epheubedeckten Kloſters noch den höheren Frieden ins Herz läutete. Es iſt ein Friede, den die Erinnerungen an alle die Thaten und Männer dieſes geſchichtlichen Ortes der kampfberühmten Inſel nicht ſtören, ſondern erhöhen, denn es ſind erhabene Helden, die hier geſtritten, und es ſind heilige Kämpfe, die hier gekämpft wurden, Kämpfe für die höchſten Güter der Menſchheit, für Freiheit und Vaterland. Jedes dieſer Häuſer und Hütten weiß von einer großen That zu erzählen; in jedem dieſer Häuſer wohnten Menſchen, die große Thaten gethan oder von großen Thaten treu berichteten. In Vescovato weilten oder wurden die edelſten Männer geboren, in Vescovato ſind ihre größten Chroniſten und Geſchichtsſchreiber zu Hauſe.

Seht zum Beiſpiel jenes Haus, das etwas abgeſondert von den anderen Häuſern Vescovato's daliegt und mit zwei Geſchoſſen über die andern hervorragt, von üppigem Baumwuchs umgeben und von einer tiefen Stille, die nur durch das Gemurmel des Brunnens und durch das Girren der zahlreichen Tauben, die es umkreiſen, unterbrochen wird, es iſt das Haus der Ceccaldi — unter ſeinem Dache wurde der Hiſtoriker Korſika's, Ceccaldi, geboren und der große General Andrea Colonna Ceccaldi, der Triumvir mit Gaſſori und Hyacinth Paoli, dem großen Vater des größeren Sohnes Pascal Paoli. Dieſes Haus ſteht ſo zu ſagen auf jeder Seite der Geſchichte Korſika's; die meiſten Helden vieler Jahrhunderte dieſer heldenmüthigen Inſel ſind hier eingekehrt; wie oft wurde hier Rath gehalten über die Art der Bekämpfung des Erbfeindes, des verfluchten Genua, des grauſamen, hab- und blutgierigen Genua. Ein Heiligenſchein liegt auf dieſem Hauſe, denn es iſt zugleich ein Tempel des Gaſtrechts; es hat zu allen Zeiten Hunderte und Hunderte von Flüchtigen und Verfolgten geborgen und zeichnet ſich durch Gaſtlichkeit aus, ſelbſt in dem gaſtlichſten aller Länder, in Korſika.

Tieſe Stille, tieſer Friede lag mit der Gluth der Auguſtſonne über Veſcovato und über dieſem Hauſe am Tage des heiligen Ludwig. In dem großen Gemache des unteren Stockwerkes, das gegen die Sommerſeite mit Läden gegen die Ueberfülle des Lichts geſchützt war, in halber Dämmerung hatten ſich die Bewohner und Herren des Hauſes verſammelt; aber ſie hielten, trotz der gewaltigen Hitze, nicht Sieſta, ſondern ſaßen an dem langen, wuchtigen Tiſche, mit Unterbrechungen plaudernd, wie es die ermüdende Schwüle des Tages erlaubte. Obenan ſaß der eigentliche Beſitzer und Herr des Hauſes, Colonna Ceccaldi, ein uralter Greis, dem die weißen Locken dicht und lang über den Nacken fielen und die alte Wahrheit beſtätigten, daß es auf Korſika keine Kahlköpfe gebe. Der andere, viel jüngere Mann, der neben ihm ſaß, ſchien allerdings gegen dieſe Wahrheit zu zeugen, denn ſein Schädel war nur ſpärlich von braunen Haaren bedeckt; bei näherer Prüfung aber konnte man erkennen, daß nur das jahrelange Tragen einer ſchweren Kopfbedeckung, eines Helmes oder anderen Soldatenhutes, an dieſer Aermlichkeit des Haarwuchſes Schuld war und daß unter der leichten phrygiſchen Mütze des Korſen mit der Zeit an derſelben Stelle ſich wieder die alte Ueppigkeit zeigen könne. Zur Zeit trug jene Armuth nur dazu bei, die hohe und edle Stirne des jüngeren, wenn auch nicht mehr jungen Mannes in ihrer ganzen Schönheit hervortreten und ihre Harmonie mit der geſchwungenen Geiernaſe, den gerade und offen blickenden Augen, dem gewaltigen Soldatenſchnurrbarte, der einen mild lächelnden, ja, etwas weichen Mund verhüllte, ſehen zu laſſen. Es war dieß der Schwiegerſohn und Gatte der einzigen Tochter des alten Colonna Ceccaldi, General Franceſchetti. Seine Gemahlin, Katharina Ceccaldi, ſaß ihm gegenüber und hörte ihm unverwandt zu, als wollte ſie die verlorene Zeit einbringen, die vielen Jahre, die er ferne von ihr verbrachte. Obwohl ſie bereits etwas Matronenhaftes in Geſicht und Geſtalt hatte und die Tage der Jugend längſt vorüber waren, blickte ſie ihn doch mit jugendlicher Liebe an, mit Augen, aus denen Zärtlichkeit und Bewunderung zugleich ſprachen. Ebenſo that ſeine achtzehnjährige Tochter, Maria Benvenuta, die neben ihm ſaß, ſeine Hand hielt und nur manchmal einen Blick des Einverſtändniſſes zu ihrer Mutter hinüberſchweifen ließ.

Franceschetti war zwar ſchon vor mehr als vierzehn Tagen, von ſeinem König Joachim entlaſſen, zu den Seinen zurückgekehrt, aber dieſe hatten ihn noch immer nicht genugſam angeſehen und angehört. Daher auch ſeit ſeiner Rückkehr trotz der glühenden Mittage nie an Sieſta gedacht wurde; man ſetzte ſich nur während der heißeſten Stunden ruhig zuſammen, und die Fragen von Seiten der Familie und die Antworten des Heimgekehrten floſſen um dieſe Zeit nur etwas ſpärlicher. In der That hatte Franceschetti viel zu erzählen; ſeit vielen Jahren an Joachim Murats Schickſal gebunden, war er, ſeit dieſer den Thron von Neapel beſtiegen, trotz der Nähe der Inſel nicht auf dieſe zurückgekehrt, denn gerade in dieſer Zeit war Joachim die Gegenwart ſeiner Getreuen nothwendiger als vorher, da er in dem neuen Königreiche auch eine neue Welt zu ſchaffen hatte. Und wie viel war gerade in den letzten zwei Jahren mit dieſem Könige vor ſich gegangen, ſeit er nach der Schlacht bei Leipzig ſeinen Stern aus dem Bereiche des ſinkenden Sternes des Kaiſers entfernen und vor gleichem Falle retten wollte, ſeit er mit den verbündeten Feinden ſeines Schwagers unterhandelte, ja Allianzen zu knüpfen ſuchte, herüber und hinüber ſchwankte; endlich, da der Kaiſer Elba verlaſſen, ſich zum König von Italien machen wollte und ſein Schwanken wie ſeine Kühnheit bei Tolentino büßte, wo er Vergangenheit und Zukunft zugleich verlor und als treulos am Kaiſer wie an den Verbündeten erſcheinen mußte. Wie viel hatte Franceschetti von der Kataſtrophe dieſer Tragödie zu erzählen, in der er ſelbſt eine hervorragende Rolle geſpielt bis ans Ende, eben weil er bei der allgemeinen Treuloſigkeit und Verrätherei bis ans Ende bei ſeinem Herrn ausharrte. Gattin und Tochter hatten das Leben in der Einſamkeit Vescovatos immer dem Glanze des neapolitaniſchen Hofes vorgezogen, wo ſie doch in nächſter

Nähe des Thrones hätten prangen können. Achte Korſinnen, liebten ſie vor Allem ihre Heimat, aber als ächte Töchter ihres Landes begriffen ſie es auch nicht anders, als daß der Vater und Gatte dort ſei, wo ihn ſeine Pflicht zurückhielt, wo Gefahr und Kampf war, wie es ſich für einen Krieger ziemt. Durch die engliſche Flotte vom Feſtlande ganzlich getrennt, waren ſie oft durch Monate ohne Nachrichten vom Vater und vom Kontinente. Der Nachricht von Waterloo, vom zweiten Zuſammenſturze des Kaiſerreiches, vom zweiten Einmarſche der Verbündeten in Paris, von der Zertrümmerung des neapolitaniſchen Thrones und dem tiefen Falle Joachims war Franceschetti beinahe auf dem Fuße gefolgt. Ueber die zahlloſen Ereigniſſe, welche ſich im Laufe, faſt könnte man ſagen, weniger Tage drängten, über die ungeheure und plötzliche Verwandlung der ganzen Welt erhielten ſie den erſten, ausführlichen Bericht durch ihn, der ihnen der glaubwürdigſte Bote war. In ihren einfachen Verhältniſſen groß geworden, mit den anderen Bewohnern Veſcovato's, trotz ihres höheren Ranges, wie mit ihres Gleichen verkehrend, friſche, naive und leidenſchaftliche Naturen, lebten ſie jetzt Alles mit doppelter Lebhaftigkeit durch und pochten bei den Erzählungen ihre Herzen und Pulſe von Mitgefühl, Kampfluſt, Rachedurſt, wie es bei den betheiligten Perſonen des großen Drama's ſelbſt kaum lebhafter der Fall geweſen ſein mochte.

Nur der alte Ahnherr Colonna Ceccaldi, der noch Paſcal Paoli in Waffen, der noch Korſika im großen Kampfe für ſeine Freiheit, überhaupt die alten Zeiten geſehen und in deſſen weiſem Herzen die Leidenſchaften ruhten wie in einem tiefen See, nur Ceccaldi hörte die Erzählungen ſeines edlen Eidams mit der Ruhe eines Weiſen an. War er doch auch mit ſeinem Herzen niemals auf Seiten jener Familie von jenſeits der Berge, wo man Korſika und die Freiheit nie ſo geliebt hat, wie dieſſeits an der öſtlichen Küſte — jener Buonaparte's, die, wie großen und blutigen Ruhm ſie auch über das Eiland brachten, doch die Freiheit überall vernichteten und bewieſen, daß ſie wenig Verwandtſchaft hatten mit jenen Korſen, aus deren Blute die Gianpolo's, Sampieri's, Gaffori, Paoli, die großen Bürger und menſchenliebenden Menſchen hervorgegangen. Er ſtammte noch aus der Zeit, da die Buonaparte's auf der Inſel nur wenig geachtet waren — und was blieben ſie, trotz aller Siege, neben den Colonna Ceccaldi's, welche die Inſel in grauen Zeiten ſchon mit Siegen vor den Sarazenen zu ſchützen wußten? Wenn ſie vor den Augen des alten Edlen irgend welche Gnade fanden, ſo dankten ſie es nur dem Umſtande, daß der große Pascal Paoli den Carlo Buonaparte aus Ajaccio, den Vater des ſpäteren Kaiſers, einiger Freundſchaft würdig geachtet hatte. Außerdem erinnerte er ſich gar wohl der Zeit, da der junge Napoleone Buonaparte aus Ajaccio ſich auf der Inſel als eifrigen Klubbiſten und Republikaner aufgethan, und ſein Herz, das feſt war wie ein Berg, konnte ſich nie einem Menſchen zuwenden, deſſen Herz ſich ſo wandelbar erwies, daß er aus einem Vertheidiger der größte Unterdrücker der Freiheit und Tyrann aller Völker geworden. Und weil er aus ſeiner Meinung und ſeiner Abneigung gegen Napoleon nie ein Hehl gemacht, und weil er zu ihrer Zeit auch die franzöſiſche Republik nicht liebte, die Korſika ſeine geraubte Freiheit vorenthielt und es wagte, Pascal Paoli vor ihre Schranken zu fordern, und ihn zwang, im Exile zu ſterben, zählte man den alten Colonna Ceccaldi auf der Inſel zu den Royaliſten. Die Frauen dieſes Hauſes, Katharina und ihre Tochter Maria Benvenuta, waren nur Korſinnen: ſie liebten nur Korſika und hatten alle Tugenden der Frauen dieſer Inſel im ausgeſprochenſten Grade; ſie liebten die Freiheit und die Beſiegten und Unterdrückten. Franceschetti hing an Dem, deſſen Waffenbruder er war und dem er Treue verſprochen — und ſo fanden ſich in dieſem kleinen Kreiſe drei Parteien zuſammen und gehörten dieſe vier Menſchen drei verſchiedenen Parteien, eben weil ſie alle ächte Korſen waren. Aber eben darum waren auch die Bande der Familie ſo ſtark, daß dieſe Verſchiedenheit nicht den geringſten Riß hervorbrachte, am Allerwenigſten jetzt, da alle ihre Gefühle bei den Gefallenen waren, über die ſich ein ſo welterſchütterndes Strafgericht mit aller Wucht hergeſtürzt hatte.

An dieſem Tage hatte ſich in Vescovato das Gerücht verbreitet, daß ein Schiff in der Nähe von Baſtia von verfolgenden Engländern eingeholt, unterſucht und wieder frei gelaſſen worden. In dem kleinen Kreiſe beſchäftigte man ſich mit der Frage, wem die Verfolgung gegolten haben möge.

„Ich bin ruhig,“ ſagte Franceschetti, „dem Könige Joachim galt dieſe Verfolgung nicht. Ich weiß es, daß ſein Unterhändler Maceroni in Paris mit den Alliirten und er ſelbſt mit Kaiſer Franz von Oeſterreich wegen eines Aſyles unterhandelt und daß man auf dieſe Unterhandlungen eingegangen, da König Joachim während des letzten Krieges, Dank dem Haſſe Napoleons, in Unthätigkeit verharrte. Weh dem Kaiſer, daß ihm Joachim bei Waterloo fehlte; er, er allein hätte die engliſchen Carré's geſprengt. Nie hat ihm ein Carré widerſtanden. Waterloo wäre nicht verloren gegangen, und Beide ſäßen noch heute auf den Thronen. Aber wie die Dinge jetzt ſtehen, iſt es ſo gut für den König, denn die Alliirten haben keine Urſache, Joachim zu verfolgen, den ſie eben, als Napoleon von Elba losbrach, als König von Neapel anerkennen wollten. Möge er, wenn er es vermag, ſeine Tage in Ruhe beſchließen, ohne Klage über das Verlorene, glücklich in der Erinnerung an ſeine glänzenden Thaten, glücklicher durch die Freuden, die ihm ein treues, liebevolles Weib und geliebte Kinder bieten können, — wie mir,“ ſetzte der General nach kurzer Pauſe hinzu, indem er die Hand ſeiner Frau entgegenſtreckte und ſeiner Benvenuta zulächelte.

„Amen!“ ſagte Katharina mit Andacht.

„Der König iſt jetzt wohl ſchon in der Schweiz, auf dem Wege nach Oeſterreich, wohin ſich ſeine Gemahlin von Neapel aus unter dem Namen einer Gräfin Lipano eingeſchifft hat. Wahrſcheinlich reist er unter demſelben Namen. Es iſt eine Verſtellung der Buchſtaben von Napoli — eine arme, traurige Maskirung alter Herrlichkeit.“

„Gott und die heilige Jungfrau," betete Katharina, „mögen über dem Frieden ſeiner Seele wachen, wie über dem Frieden der Welt. Ein ungeheurer Sturm, der die ganze Erde erſchütterte, hat ausgetobt — o, daß es jetzt ſo ruhig und klar würde wie nach einem Gewitter."

„Ein Gebet, in das jeder Gute mit einſtimmen ſollte," ſagte Colonna Ceccaldi; „ich bin alt, und mir wird bald der unzerſtörbare Frieden kommen, aber die Jugend bedarf des Friedens, damit ſie erkenne, was die Welt ſeit einem Vierteljahrhundert vergeſſen, daß auch die Liebe, das ruhige Denken, die fruchtbare Arbeit auf Erden walten können."

„Das," rief Franceſchetti, „ſollten zuerſt die Herrſcher erkennen und wünſchen, die jetzt über die Geſchicke der Völker entſcheiden werden. So ſie nicht Freiheit geben, iſt auch an Frieden und Liebe nicht zu denken. Ueber den gefallenen Napoleon hinüber erinnern ſich jetzt die Völker der Zeit, die ihm vorangegangen, und der großen Worte, die damals die Welt durchhallten. Und vor Allen ſollen die Bourbonen es wiſſen, daß ſie in ein anderes Land zurückkehren, als ſie verlaſſen. Wie ſie aber jetzt beginnen, wird der Kampf in Frankreich und in Europa unendlich."

„Was immer kommen möge, mein Vater," ſagte Benvenuta flehentlich und mit gerührter Stimme: „du haſt das Deinige gethan in der Welt, du bleibſt bei uns, mein Vater! Nicht wahr, deine Benvenuta, die ihre ganze Kindheit ohne dich ſein mußte, wird jetzt das Glück, einen Vater zu haben, in aller ſeiner Süßigkeit kennen lernen?"

„Ja, mein theures Kind," erwiderte der General gerührt und drückte einen Kuß auf ihren Scheitel, „ich bleibe bei euch, ich gehe nicht wieder von dir. Habe ich nicht ſchon meinen braunen Rock von grobem korſiſchem Tuche angethan."

„Er ſteht dir beſſer als deine Uniform!" fiel Benvenuta raſch ein, „es iſt ein ſchönerer Anzug, als alle Prachtgewande der Welt. Ein Korſe und nur ein Korſe zu ſein, iſt mehr als Alles!

Wehe Dem, der kommen würde, dich wieder unſerem Hauſe zu entführen; ich würde mich an ihm rächen, wie ein Mann, der Verwandtenblut zu rächen hat."

Ihr ſchönes, ſchwarzes Auge flammte; ſie fuhr ſich mit beiden Händen in die Haare, daß die Mandile, die Kopfbedeckung der korſiſchen Frauen, rückwärts über den Nacken fiel.

„Mein ächtes Korſenkind!" lächelte Franceschetti, als eben der alte Diener Serafino eintrat und meldete, es ſei ein fremder Mann draußen, der den General dringend zu ſprechen wünſche.

„Ein Fremder? Hat er ſich nicht genannt?"

„Nein! er ſagte, er könne ſeinen Namen nur dem General anvertrauen."

„Wie ſieht er aus?"

„Serafino zuckte die Achſel: „Schwer zu ſagen — wie ein ſtolzer und gebeugter Mann, wie ein großer Herr und wie ein Bettler."

„Es iſt ein Verfolgter!" rief Katharina und erhob ſich.

„Dann haben wir ihn ſchon zu lange warten laſſen," ſagte Colonna, indem er ſich ebenfalls erhob. „Gehen wir, denn er will ſich meinem Sohne allein entdecken."

Der alte Mann ſtützte ſich auf den Arm ſeiner Tochter und ging mit ihr in eine Nebenſtube. Benvenuta eilte zur Saalthüre hinaus. In dem dämmerigen Gange draußen ſtand ein Mann, der ſich an die Wand lehnte und die geſchloſſenen Augen aufſchlug, als Benvenuta an ihm vorbeiſtreifte. Sie fuhr zuſammen, als ſie der Strahl dieſer Augen traf, und ſie mußte ſich zuſammenraffen, um nicht ſtehen zu bleiben und länger in dieſe Augen zu ſehen. Welch ein Unglück! und welche eigenthümliche Gluth brach aus dieſen Augen! Wer war es? Aber der Fremde wollte ſich nur dem Vater entdecken, das heilige Recht der Gaſtlichkeit verbot ihr, auch nur einen fragenden Blick auf ihn zurückzuwerfen, und in der Angſt, ſich gegen die hohe Sitte zu vergeben, eilte ſie wie fliehend weiter, bis ſie im Hofe unter den Kaſtanienbäumen ſtand. Zu begierig war ſie, zu wiſſen, wer der Mann war, der wie ein Bettler und Flehender im Gange geſtanden, darum eilte ſie ſo weit fort, wo es ihr unmöglich war, etwas von ihm zu ſehen oder einen Ton ſeiner Stimme zu erlauſchen.

Der General, nachdem ihn ſeine Familie allein gelaſſen, ſtand am Tiſche und blickte der Thüre erwartungsvoll entgegen. Der Fremde trat ein. Eine Capote hing um ſeine Schultern, eine ſchwarze ſeidene Mütze bedeckte ihm den Kopf tief über die Stirne bis über die Augenbrauen, daß die Augen tief beſchattet waren. Ein dichter, dunkler, verwilderter Bart faßte das Geſicht ein. An den Füßen trug er Schuhe und Kamaſchen eines gemeinen Soldaten. Die ganze Geſtalt war von Staub bedeckt und ſah müde und erſchöpft aus, wie nach einer anſtrengenden Wanderung.

Franceschetti erzitterte und wußte nicht, warum.

Der Fremde öffnete den Mund und ſagte mit bebender Stimme: „Willſt du mir Gaſtfreundſchaft gewähren? Schutz? Rettung? Biſt du treu? Ich überliefere mich deinen Händen.“

In demſelben Augenblick lag der General zu des Fremden Füßen. „Mein König!“ rief er und ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung und des Schmerzes aus.

Katharina und Colonna hörten dieſen Schrei in dem fernen Gemache, aber ſie blieben, wo ſie waren, denn der Fremde wollte ſich Franceschetti allein entdecken. Auch Benvenuta hörte den Schrei ihres Vaters. Sie rührte ſich nicht von der Stelle, aber unwillkürlich wandte ſie den Kopf gegen das Fenſter des untern Saales und ſah, wie der Fremde am Halſe ihres Vaters hing. „Es iſt ein Freund des Vaters,“ ſagte ſie vor ſich hin — und gleich darauf, aber mit nur liſpelnder Stimme: „Es iſt König Joachim!“

Sie bebte zuſammen. Es war ihr, als wollte ihr Herz ſtille ſtehen; ihre Wangen erblaßten, kalt fuhr es ihr durch alle Glieder. Sie ſah ſich um, ob nicht ringsumher an Haus, Hof, Bäumen plötzliche und große Veränderungen vor ſich gegangen, denn es ſchien ihr, als ob ein großes Schickſal hier eingezogen wäre.

„Mein Vater," murmelte ſie, wirſt du uns wieder entführt?!" Dann ſchüttelte ſie ſich und ging aufrechten Hauptes und raſchen Schrittes vor das Thor des Hofes. Da ſtand ſie und blickte in die Runde wie eine Wache. Er war unter ihrem väterlichen Dache, er kam als Verfolgter, Schutzflehender: ſchon ſtand ſie wie bewaffnet da, um ihn zu ſchützen, und ihre ſcharfen Augen drangen weit ins Land hinaus, hinab über die Golo-Ebene bis ans Meer, in die Thäler und in die nahen Gebüſche, ob ſich nicht ein Feind, ein Späher nähere. Sie hörte jedes Säuſeln und Raſcheln in den Gebüſchen. Doch war es ruhig überall; die Einwohner von Veſcovato hielten noch Sieſta, und ſelbſt die Vögel ſchwiegen unter der Gluth der brütenden Auguſtſonne. Nur die Luft zitterte und Benvenuta's Herz.

Fünftes Kapitel.

Benvenuta.

I here present you a shadow
Of majesty, but in effect a substance
Of pity.
John Ford »Perkin Warbeck.«

Man's yesterday may ne'er be like his
morrow.
Shelley.

Sie ſtand nicht lange, als es ſich in einem von Oleander- und Granatſträuchen gebildeten Hage rechts von ihr zu regen begann, leiſe, vorſichtig, aber doch ihren geſpannten Sinnen vernehmbar. Sie hätte jetzt mit verbundenen Augen und Ohren geſehen und gehört. Sie trat einige Schritte vor und heftete ihre Blicke an die leiſe bewegte Stelle. Zwei dunkle Augen glühten hinter den roſigen Oleanderkelchen und flammenden Granatblüthen hervor, Augen, wie ſie ſelbſt auf Korſika ſelten zu ſehen ſind.

Sie trat einige Schritte weiter vor und rief: „Hervor! Wer lauſcht hinter dieſer Hecke!“ Die Hecke öffnete ſich, und dem Rufe gehorchend trat eine kräftige, hohe, aber für Benvenuta befremdliche Geſtalt hervor, die ſich durch Tracht wie Ausdruck und Geſichtsbildung von allen Männern, die ſie bisher noch geſehen, aufs Auffallendſte unterſchied.

„Wer biſt du?“ fragte ſie ſtreng.

„Ich komme, um vor dieſer Thüre Gaſtlichkeit und Schutz zu ſuchen.“

Dieſe Worte verboten ihr, zum zweiten Male nach des Fremden Namen zu fragen; ſie ſagte nur: „Ich will dich dem Vater anmelden.“

„Nein, noch nicht,“ rief der Fremde in Haſt; „ſage mir erſt, ob ich recht gegangen, ob dieß das Haus Colonna Ceccaldi's iſt?“

„Es iſt das Haus Colonna Ceccaldi's, meines Großvaters.“

„Alſo biſt du die Tochter Franceſchetti's, des edlen Kapitäns!“

Benvenuta beſtätigte mit einem Kopfnicken.

„So habe ich nicht geirrt, und es iſt wahr, was ich dachte, während ich dich hier hinter der Hecke beobachtete. Du ſtehſt hier draußen und blickſt ins Land, als eine Wache, ob nicht ein Feind, ein Verräther naht. So iſt er hier ſchon eingetroffen?“

„Wer?“ fragte Benvenuta.

„Du biſt Franceſchetti's Tochter, und ich darf dir auf dieſe Frage antworten, ohne Furcht vor Verrath; auch ſagt mir dein edles Antlitz, daß dir alle Verrätherei ferne iſt. Iſt er glücklich über eure Schwelle gekommen? der unglückliche König, Joachim Murat?“

Benvenuta fuhr zuſammen und dachte: ſo iſt er es wirklich? Da ſie mit der Antwort zauderte, fuhr der Fremde fort:

„Ich bin Nadir, ein Araber, ſein Diener. Ich führte die Barke, auf die er ſich von Toulon flüchtete. Drei Getreue ſtießen auf offener See zu uns, und mit ihnen vereint ſetzten wir die Reiſe fort. Ein franzöſiſches Schiff, das wir um Aufnahme baten, verſuchte es, uns in Grund zu bohren; ein anderes nahm uns freundlich auf, und an Bord desſelben fanden ſich mehrere Flüchtlinge aus Marſeille, die den König erkannten und ihn ihrer Liebe und Treue verſicherten. Mit ihnen landeten wir endlich nach tauſend Gefahren in Baſtia, ſämmtlich unter fremden Namen, denn der König hatte beſchloſſen, unbekannt zu bleiben. Aber auf dieſer Inſel leben Tauſende, die ihn in der Schlacht und am Hofe geſehen, und Hunderte, denen er Wohlthaten erzeigt. Sogleich verbreitete ſich das Gerücht von des Königs Anweſenheit in Baſtia; die Beamten und Soldaten der Bourbons bereiteten eine Verfolgung vor, wie die war, vor der der König aus Toulon entfloh; zugleich aber rüſteten ſich viele Bewohner, um ihn zu vertheidigen. Um es nicht zu nutzloſem Kampfe und Blutvergießen kommen zu laſſen, floh der König auf weiten Umwegen hierher zu deinem Vater; ich folgte ihm auf anderen Wegen, und bald werden ihm noch Viele folgen."

„Sie werden Alle willkommen ſein," ſagte Benvenuta.

„Doch," fuhr Nadir fort, „wäre es gut, wenn der Aufenthalt des Königs nicht verrathen würde, ehe eine genug große Anzahl von Getreuen verſammelt iſt, die ihn gegen einen Handſtreich von Baſtia ſchützen könnten. Die größere Anzahl derſelben kann erſt morgen oder in den nächſten Tagen hier eintreffen, da der König Vielen von ihnen Aufträge gegeben; aber Häſcher und Späher ſind ſchon auf ſeinen Ferſen."

„Aber wer lehrt uns die Treuen von den Verräthern unterſcheiden?" fragte Benvenuta gedankenvoll; „nicht dich meine ich, dir glaube ich. Dort zwiſchen den Büſchen des Baches ſehe ich einen Fremden ſchleichen — es kann ein Verfolgter, es kann auch ein Späher ſein. Er blickte hierher und wird mich wahrſcheinlich anreden. Gehe in den Hof, Nadir, und bleibe ungeſehen in der Nähe; vielleicht kennſt du den Fremden."

Nadir that, wie ſie befahl, trat in den Hof und legte ſich hinter das Becken der Ziſterne.

Benvenuta ſtand wieder allein, regungslos und mit einem ſcheinbar theilnahmloſen Geſichte die Gegend überwachend. Es entging ihr nicht, wie das Gebüſch ſich hie und da auseinander bog, und wie es, wenn auch ſehr leiſe, hie und da erzitterte, wenn es der Fremde ſtreifte, der ſich hinter demſelben immer näher ſchlich. Aber zuletzt blieb Alles ruhig und war jede Spur von dem Fremden verſchwunden. Sie mußte wiſſen, wo er blieb, und mit wenigen raſchen und leiſen Schritten ſtand ſie an der Hecke, aus der vorhin Nadir hervorgekommen war. Da lag der Mann in der That auf dem Boden und blickte durch die weiten Lücken, die das Gebüſch am Fuße der Sträucher gelaſſen, dem Hauſe Ceccaldi entgegen.

„Wer biſt du? und wonach ſpähſt du hier?“ rief ihm Benvenuta plötzlich zu.

Der Mann erſchrak und ſtammelte einige unverſtändliche Worte.

„Warum erſchrickſt du?“ fragte ſie mit zuſammengezogenen Augenbrauen.

„Ach,“ ſtotterte der Fremde, „ein armer Flüchtling, ein Verfolgter erſchrickt leicht — wem darf er vertrauen?“

„Hier darf jeder Verfolgte Jedem vertrauen.“

„O gewiß — freilich, wir ſind ja in Korſika, hier wird kein Verfolgter verrathen und den Sbirren ausgeliefert.“

Er erhob ſich und drückte ſich durch die Hecke, die ihn bis jetzt von Benvenuta getrennt hatte; dann nahm er den Hut ab und fragte mit unterthäniger Miene: „Du biſt die Tochter des Generals Franceschetti?“

„Die bin ich!“ antwortete ſie ſtolz und trat einen Schritt zurück, da ſie ſich von der Unterthänigkeit des Mannes abgeſtoßen fühlte. Er aber folgte ihr, ſtellte ſich wieder ſo nahe als möglich zu ihr und flüſterte lauernden Blickes: „Nun, ſo wirſt du mir ſagen können, ob der König ſchon bei euch angekommen?“

„Wer biſt du?“ fragte Benvenuta wieder.

„Einer ſeiner Getreuen,“ flüſterte der Fremde, „die Baſtia verlaſſen haben, um ſich hier in Vescovato um ihn zu ſammeln.“

Seine Art ſtach ſo ſehr von der Art ab, mit der ihr Nadir

Aehnliches geſagt, daß ihre Zweifel an der Aufrichtigkeit des Fremden noch ſtärker wurden.

„Höre!“ ſagte ſie mit furchtbarer Stimme, „wer lügt und ſich als Verräther unter das Dach eines Korſen ſchleicht, der verläßt dieſe Inſel nicht wieder; der Tod iſt ihm gewiß.“

Der Fremde erbebte am ganzen Körper, doch lächelte er und wollte etwas antworten — aber mit einem Schrei fuhr er zurück gegen die Hecke, offenbar in der Abſicht, ſich zu flüchten, als Nadir wie ein Thier der Wüſte ſchon ſeinen Nacken gefaßt hatte, um in demſelben Augenblicke ſein Meſſer in die Bruſt des Fremden zu ſtoßen. Nur ein leiſer Schrei folgte dem erſten entſetzenvollen, und eine Leiche lag vor den Füßen Benvenuta's, während das Blut die Wurzeln des Roſenlorbeers und der Granaten beſprengte. Ruhig ſtand Nadir da, der eben erſt in der furchtbarſten Aufregung, wie von unſichtbarer Macht geſchleudert, vom Brunnen hierher geſprungen war; ja er lächelte, als er jetzt auf Benvenuta ſah und ſie eben ſo ruhig da ſtand, wie er ſelber.

„Es war ein Verräther?“ fragte ſie.

„Ein Verräther und ein Mörder,“ antwortete Nadir, „einer von Denen, die in Marſeille die Meinigen gemordet. Ich erkannte ihn, wie er aus dem Gebüſche hervortrat. Ich habe nur Blutrache geübt.“

Benvenuta ſtreckte ihm die Hand entgegen: „Dir traue ich!“

Er ergriff die Hand und drückte ſie an ſeine Stirne.

„Du biſt kein Knecht?“ ſagte ſie dann.

Nadir lächelte: „Ich bin der Sohn eines Stammfürſten aus Arabien.“

Sie nickte befriedigt und ſagte: „Komm ins Haus und labe dich. Ich ſchicke die Diener, daß ſie die Leiche wegſchaffen.“

Als ſich die Sonne neigte, kam Benvenuta wieder aus dem Hauſe hervor, dießmal mit einem jener Waſſergefäße auf dem Kopfe, die noch heute mit ihrer Form an die Amphoren der alten Welt erinnern. Sie ging die ſanfte Senkung des Bodens hinab bis an den großen Röhrenbrunnen, der in der Mitte von Veſcovato in dicken Strahlen ſein friſches Bergwaſſer fließen läßt, ſtieg die zwei Treppen hinauf, ſtellte die Amphore hin und lehnte ſich wartend an den Rand der Ziſterne. Sie war eine der Erſten am Brunnen. Nach und nach kamen andere Mädchen, ältere und jüngere, die nicht im Geringſten erſtaunt waren, die Tochter des Generals und den Sprößling des alten Hauſes am Brunnen zu finden. Offenbar kam Benvenuta oft, vielleicht alle Tage an den Brunnen. Man begrüßte einander, man plauderte mit dem herabplätſchernden Waſſer um die Wette. Aber wenn eine der Waſſerſchöpferinnen ihr volles Gefäß auf den Kopf heben und ins Haus zurückkehren wollte, ſagte Benvenuta: „Warte noch, ich habe dir etwas zu ſagen,“ — und wenn die ſo Angeredete antwortete: die Mutter wird zanken, wenn ich länger ausbleibe, erwiderte Benvenuta: „Sie wird nicht zanken, wenn du ihr ſagſt, daß ich und warum ich dich aufgehalten habe.“ So kam und ſammelte ſich allmählig eine große Schaar von Mädchen, die Mehrheit der Töchter von Veſcovato. Schon öffneten ſich hie und da die Fenſter, um auf die auffallend große Verſammlung zu ſehen, und kamen ſelbſt einzelne Mütter herbei, um zu erfahren, was am Brunnen vorgehe. Aber Benvenuta wartete noch immer ſchweigend, während die Andern, um ſich die Zeit zu vertreiben, zu ſcherzen anfingen. Nur wenn Eine fort wollte, rief ihr Benvenuta zu, zu bleiben, und zwar mit ſolchem Ernſt, daß ſich Keine fand, die ihr nicht gehorcht hätte.

Endlich, ohne ihren Platz zu verlaſſen, ohne eine Bewegung und ohne die Stimme viel höher zu erheben, als nothwendig war, um in dieſem Kreiſe gehört zu werden, begann Benvenuta ruhig und einfach: „Giulia, Emilia, Vanina, du Maria und du Serafina, ihr alle meine Freundinnen, Töchter Veſcovato's, auf deren Namen kein Makel iſt, höret mich! Ich erachte, daß eben ein großer Tag für Veſcovato hinter den Bergen zur Ruhe geht, ein Tag, der beſtimmt iſt, uns in Korſika großen Ruhm zu bringen. Wenn ein Verfolgter an unſere Thüre klopft, ſo bergen wir ihn, nähren ihn und hüten ihn, bis er in die Macchia entwiſchen kann. Aber was iſt's? Wir hüten ihn gegen einige Sbirren oder einen verfolgenden Bluträcher. Allein der heutige Tag hat nach Vescovato einen Verfolgten gebracht, den wir vielleicht gegen große Armeen, gegen die ganze Welt werden zu vertheidigen haben. Höret, Freundinnen! Höret Freundinnen! Joachim Murat, der König von Neapel, iſt bei uns, verfolgt von Häſchern, Spähern, vielleicht Mördern.“

Ein Ruf der Ueberraſchung ging durch die Verſammlung: die Mädchen, die die Waſſerkrüge ſchon auf dem Kopfe hielten, ſtellten ſie wieder hin. Benvenuta fuhr fort: „Noch dieſe Nacht oder nächſten Morgen werden von Baſtia her die Soldaten Frankreichs kommen, um unſern Gaſt unſern Händen zu entreißen. Dieſer aber kam, um, ſeit Wochen gehetzt wie ein Wild, eine Zeit auszuruhen unter dem Schutze korſiſchen Gaſtrechts, nachdem er ſich durch große Gefahren, durch Sturm, Hunger, Verrätherei durchgeſchlagen. Er aber iſt kein Gaſt, dem man ſagen kann: gehe in den Buſch und laſſe dich dort von den Ziegenhirten nähren; er muß hier ruhen und raſten können, ſo lange es ihm gefällt, bis er es für gut findet, ſeinen weiteren großen Schickſalen entgegen zu geben. Und was habt ihr zu thun? Nach Hauſe zu gehen und es euren Vätern und Brüdern zu ſagen, daß es dieſe wieder weiter ſagen laſſen ihren Verwandten und Gaſtfreunden. Sonſt nichts! Und der König wird auf Korſika ſicher ſein, wie es Sampiero und Paoli waren, als man ihre edlen Häupter ächtete. Geht!“

Raſch nahmen die Mädchen ihre Krüge auf und eilten nach allen Seiten ihren Häuſern und Hütten zu.

Die Sonne war untergegangen, als Benvenuta in das Haus ihres Großvaters zurückkehrte; alle Fenſter deſſelben waren beleuchtet; die Diener trugen die Feiertagskleider, der Vater begegnete ihr und hatte ſeine Generalsuniform, die Mutter, Katharina, hatte verweinte Augen. „Mein Kind,“ ſagte ſie, indem ſie Benvenuta auf die Stirne küßte, „alle Hoffnungen, die uns noch vor wenigen Stunden ſo freundlich lächelten, ſind dahin. Haſt du den Vater geſehen? Er iſt wieder als Soldat gekleidet. Die Heiligen wiſſen, welches Schickſal beginnt, und wohin es ihn wieder entführen wird, und wie weit von uns! Ich bin trauriger, als ich es je geweſen, wenn er von mir ging; denn dießmal, wenn er geht, geht er nicht mit einem Glücklichen, ſondern mit einem Unglücklichen."

„Iſt der Ruhm nicht um ſo größer, Mutter?" fragte Benvenuta.

„Wohl, mein Kind, aber glaube, es iſt ein großes Schickſal bei uns eingezogen, und es wird nicht ſchadlos an uns vorüber gehen."

„Gegen Das, was beſtimmt iſt, kann kein Menſch ankämpfen, Mutter; aber er kann ſich an die Seite des Schickſals ſtellen, wie ein Waffengefährte und Bundesgenoſſe, und uns befiehlt die Pflicht, ſo zu thun. Ich weiß nicht, was der König will, aber ſo lange er auf Korſika iſt und unſer Gaſtfreund, müſſen wir ihn in unſere Hut nehmen. O Mutter, haſt du in ſeine Augen geſehen? Wer könnte ihn verrathen oder verlaſſen? Mein Vater hat mich ihm vorſtellen wollen, ich flehte ihn an, es nicht zu thun; er ſoll nicht wiſſen, daß ich lebe, aber ich will für ihn ſorgen und ihn ſchützen. Nur einen Augenblick ſah ich ihn, wie er als Elender eintrat — es war genug."

„Mein Kind!" rief die Mutter erſchrocken, „wie ſprichſt du? Was ſoll ich errathen?"

„Errathen?" fragte Benvenuta, „wann habe ich meiner Mutter etwas verborgen? Verſtecke ich meine Gedanken? Bin ich eine Heuchlerin?"

„Biſt du nicht die Braut Giuſeppe Galvani's?"

„Vielleicht! Ihr habt mich ihm verſprochen. Aber er ſteht in Baſtia bei den Soldaten Ludwigs XVIII. Wenn er morgen mit ihnen gegen Vescovato zieht, um unſern Gaſt zu bekriegen; wenn er unſern Gaſt nicht ſchützt, wie jeder Korſe ſoll, iſt er mein Bräutigam nicht mehr."

„Merkſt du das Schickſal, Benvenuta?" fragte Katharina mit zitternder Stimme. „So klopſt es an, ſo meldet es ſich, indem es heilige Bande zerreißt.“

„Und andere heilige Bande feſter knüpft,“ erwiderte die Tochter ruhevoll. „Ich weiß nur, daß ich jetzt zu handeln habe, wie es mir mein Herz eingibt; was weiter folgt, iſt Gottes. Was ſagt der Großvater?“

„Er ſagt, er ſei Syndikus von Veſcovato, und auch wenn er es nicht wäre, ſo lange der König hier iſt, darf ihm kein Haar gekrümmt werden.“

„Du ſiehſt, Mutter — und doch iſt Colonna Ceccaldi ein Anhänger der Bourbonen. Höher als Alles iſt das Unglück und das Gaſtrecht.“

Katharina ging ſeufzend in die Küche, um nach dem Gaſtmahle zu ſehen, das für den König bereitet wurde. Vor dem Hauſe hatte ſich indeſſen Alles auf wunderbare Weiſe verändert. Der ganze große Platz von Veſcovato war von Bewaffneten erfüllt, denn kaum waren die Mädchen vom Brunnen heimgekehrt, als aus allen Thüren die Männer traten, mit ihren Doppelbüchſen auf der Schulter. Sie traten zuſammen, ſie bildeten Gruppen, und Einzelne zogen vor den Ort hinaus, auf Punkte, von denen aus man die Straße nach Baſtia beherrſchte. Ganz Veſcovato war von Poſten umgeben, und wie auf dem Platze, wo die größere Schaar verſammelt blieb, ſo brannten ringsumher auf einzelnen Hügeln große Wachtfeuer. Die von Veſcovato wollten kein Hehl daraus machen, daß ſie ein Lager bildeten, um die Ruhe und den Schlaf des verfolgten Königs zu ſchützen. Am Eingange in den Hof Colonna's ſtanden zwei Männer, wie eine Ehrenwache. Doch war es ſtille überall; kein Lied, keine Rufe ertönten; nur das große Feuer in der Mitte des Platzes praſſelte.

Hinter einem der Fenſter des oberen Stockwerkes im Hauſe Colonna ſtand Joachim Murat und blickte lächelnd hinaus. War es der Widerſchein des Wachtfeuers, war es der Widerſchein ſeines Innern, was ſeine Wangen ſo hoch und freudig röthete?

Er blickte in ein Lagerleben, und ſein Herz fühlte ſich gehoben. Es war wieder ein ganz anderer Mann, als der Bettler, der heute Nachmittag, ungewiß, wie er empfangen werde, zu ſeinem einſtigen Diener eintrat. In jener Stunde fühlte er noch den Tod im Herzen, denn er hatte eine tödtliche Erfahrung gemacht. Jene drei Marineoffiziere, die ihn auf offenem Meere retteten und mit ſo großen Hoffnungen erfüllten, auch ſie hatten ihn in Baſtia verlaſſen. Sie waren keine Verräther, ſie wollten nicht Theil haben am Verrathe der Themis, ſie wollten den König auf offenem Meere, im lecken Kahne nicht zu Grunde gehen laſſen — aber die abenteuerlichen Gedanken, die ſie in ihm erweckten, lagen ihnen ferne. Sie glaubten nicht an ſeine Zukunft, ſie glaubten nicht, daß Murats Stern wieder aufgehen könne, nachdem die Sonne von Auſterlitz für immer untergegangen; ja ſie hielten es für ihre Pflicht, Alles, was neue Unruhen über die müde, friedensdurſtige Welt bringen könnte, zu unterlaſſen und Joachim, in dem ſie alte Hoffnungen wieder erweckten, zu enttäuſchen. Zufrieden, ihn gerettet zu haben, erklärten ſie ihm, ihn verlaſſen und, wenn auch nicht ſich an die neue Ordnung in Frankreich anſchließen, ſich in ein ſtilles Leben zurückziehen und in Frankreich retten zu wollen, was an Ueberbleibſeln und edlen Reſten der Revolution noch zu retten war. — Der Abfall der drei Retter war für Joachim ein Todesſtoß — aber was war ihm jetzt dieſer Abfall, da er, kaum erſchienen, ſchon ein Lager von Bewaffneten um ſich ſah? Welche Keime der Zukunft konnten in dieſem kleinen Lager liegen? Sind die Korſen nicht die tapferſte Nation der Welt? Haben ſie es nicht zu allen Zeiten mit überlegenen Armeen aufgenommen? — ſelbſt mit Frankreich, das ſie zu wiederholten Malen ſchlugen? Wenn ſie ſeine Sache zu der ihrigen machten? Napoleon kehrte von der Inſel Elba mit einer Handvoll Soldaten zurück, um ſein Kaiſerreich zu erobern, Frankreich, das er elend gemacht hatte. Er, Joachim Murat, hatte Neapel ſo viel Gutes gethan, er hatte es erſt zu einem ziviliſirten Lande gemacht, ja, zu einem freien Lande — ſollte es ihm nicht entgegen kommen? ſollte es ihm ſchwer werden, ſein Land wieder zu erobern, wenn er eine korſiſche Nation hinter ſich und ein dankbares Volk vor ſich hatte? Joachim fing zu träumen an. Es gab vielleicht auf Erden keinen Menſchen, der ſo gerne die Zukunft im roſigſten Lichte ſah und der ſo ſchnell und leicht Muth zu den gewagteſten Unternehmungen faßte, wie jener Gaſtwirthsſohn und ſpätere Studierende der Theologie von Cahors.

In ſeiner glücklichen Stimmung wäre er am Liebſten hinausgetreten mitten unter die Bewaffneten, hätte gerne ein Wort zu ihnen geſprochen und einen Funken der Begeiſterung für ihn und ſeine Sache in ihre Herzen geſchleudert. Er hätte ſich ihnen als König zeigen können, denn nicht mehr in der traurigen Geſtalt, wie er heute hier eingetreten, ſtand er da, ſondern in der Pracht ſeiner beſten Tage. Franceschetti, ſein Adjutant in Neapel, hatte zum Andenken an den König, dem er ſo viel dankte, während Andere Koſtbarkeiten und Gelder retteten, nichts mit ſich fort genommen, als einen Anzug Murats. Als er ihn dem König brachte, war es dieſem, als brächte er ihm mit der Kleidung ſeine Würde und die alten glücklichen Zeiten. Raſch legte er die glänzende Tracht an, die einſt in der ganzen großen Armee bekannt war und an der ihn alle Welt erkannte. Sie ſtrotzte von geſponnenem und geſchmiedetem Golde, und auf dem Tiſche lag der Hut mit dem hohen weißen Reiherbuſch, der auf allen Schlachtfeldern einer Fahne gleich geachtet wurde. Und draußen brannten die Wachtfeuer. Sollte er nicht an den Beginn eines neuen und glänzenden Lebenslaufes glauben? Das Schickſal erhebt einen Menſchen nicht ſo hoch, um ihn dann wieder und für immer in den Staub fallen zu laſſen. Wer bürgt, daß Napoleon in der Gefangenſchaft ſterben werde? Und jener Bernadotte, der hier auf dieſer Inſel als gemeiner Soldat an einer Straße baute, Steine trug, Schutt herbeiführte, ſtand er nicht auf den Stufen des ſchwediſchen Thrones, um demnächſt ſich auf dieſen ſelbſt niederzulaſſen, auf den Thron des ruhmreichen Guſtav, des erhabenen Guſtav Adolph, des heldenmüthigen Karls XII.?

Joachim wurde in ſeinem Nachdenken geſtört, aber ſo, wie er geſtört zu werden wünſchte. Die Thüre flog auf, und ein Mann lag vor ihm, der die Arme ausbreitete und ausrief: „Darf ich die Füße meines Königs umklammern?“

Serafino, der alte Diener des Hauſes, ſtand in der Thüre und ſchüttelte den Kopf; er hatte vergebens verſucht, den Eindringling zurückzuhalten, beruhigte ſich aber wieder, als dieſen der König mit freudiger Ueberraſchung erkannte und ausrief: „Täuſche ich mich nicht? Biſt du es, mein Hausverwalter!“

„Ich bin es,“ antwortete dieſer, „ja, Majeſtät, Ihr treuer, Ihr bis in den Tod getreuer Carabelli.“

Bei Nennung dieſes Namens ſchüttelte Serafino aufs Neue den Kopf; doch ging er, da er es für unſchicklich hielt, länger an der Thüre zu ſtehen, und da der König den Fremden als einen alten Bekannten und gerne empfangen hatte. Aber im Gehen murmelte er zu wiederholten Malen: „Carabelli! Carabelli! Schlechter Name! Die Carabelli ſind ſchlechtes Blut!“

Aehnliche Szenen, wie die mit Carabelli, wiederholten ſich dieſen Abend noch viele Male, denn Baſtia war ſeit Wochen der Vereinigungspunkt vieler franzöſiſcher Flüchtlinge, die ſich nach dem Falle Napoleons der erſten Wuth des „weißen Schreckens“ entziehen wollten, und die nach der Ermordung des Generals Brune in Avignon und nach den Szenen gleicher Art in den verſchiedenſten Städten immer zahlreicher wurden. Zu ihnen kamen jene Franzoſen, welche unter Murat in Neapel gedient hatten, und Italiener, welche, als Muratiſten verdächtig, ſich den Verfolgungen der heimgekehrten neapolitaniſchen Bourbons entziehen wollten. Hohe Beamte und hohe Offiziere waren unter dieſen Flüchtlingen; vor Kurzem noch mächtig und angeſehen, waren ſie durch die Ereigniſſe, die ihnen den Boden unter den Füßen wegzogen, ſozuſagen zu Abenteurern geworden. Wie viel edles Blut auch unter ihnen war, ſo mag, wie Serafino von Carabelli behauptete, auch viel ſchlechtes und manches gemiſchte Blut unter ihnen geweſen ſein. Thatenlos in Baſtia, als dem nächſten Zufluchtsorte von Frankreich und Italien aus, umherſchlendernd, leichtſinnig oder traurig, kam plötzlich Bewegung unter ſie, als ſich dort das Gerücht verbreitete, Joachim Murat ſei gelandet. Joachim Murat war ein Name, an deſſen Nennung ſich ſofort Hoffnungen auf neue Unternehmungen knüpften; die ihn nicht in ſeinem Elend geſehen, konnten ſich ihn nicht anders als glänzend, prächtig, glücklich denken. Er war auch der Einzige, der in dem allgemeinen napoleoniſchen Schiffbruche nicht unſichtbar geworden, und die Fahne, um die man ſich noch ſchaaren konnte. Die meiſten dieſer Flüchtlinge hatten keinen Verluſt mehr zu fürchten, und jede Bewegung konnte Gewinn bringen; ſo wurden die Männer, die ſeit Jahren Soldaten waren, leicht zu Abenteurern. Einzelne hatten allerdings edlere Motive; ſie trieb Dankbarkeit, Treue, Mitleid oder begründete Verachtung für die Bourbons Frankreichs wie Neapels zu dem letzten Vertreter jener Epoche, welche die Bourbons und das alte Regime geſtürzt hatte. Sie waren zahlreich genug, um Baſtia bald durchforſcht und ſich überzeugt zu haben, daß Joachim nicht mehr dort verweilte; da war es kein Zweifel, daß ſie ihn bei Franceschetti zu ſuchen hatten — und kaum eine Stunde nach Carabelli's Ankunft war das Haus Colonna Ceccaldi's von herbeiſtrömenden Offizieren und Beamten des geſtürzten Kaiſers und des flüchtigen Königs beinahe überfüllt. Die in ſolcher Lage zu Joachim Murat kamen, ungewiß über ihre eigene wie über ſeine Zukunft, waren natürlicherweiſe entſchloſſen, oder auch aus alter Gewohnheit, oder aus Rückſicht für den Gefallenen geneigt, ihn als König zu behandeln. Die meiſten kamen in ihren Uniformen — und es war noch lange nicht Mitternacht, und ſchon ſah ſich Joachim von einem zahlreichen Hofſtaate umgeben und begann auf unerwartete, reißend ſchnelle, beinahe übernatürliche Weiſe die Verwirklichung jener Träume, die er eben erſt in der Einſamkeit geträumt hatte. Draußen vor dem Hauſe ein freiwilliges Heerlager; ſo weit ſein Auge reichte, Wachtfeuer, die zu ſeinem Schutze angezündet worden und denen bereits auf fernen Hügeln und auf den hohen Bergen andere Flammenzeichen antworteten; hier im Hauſe eine Schaar von Tapferen, die ſich in den nächſten Tagen noch vergrößern ſollte und von denen man nicht glauben durfte, daß ſie Eigennutz, die nur Treue und Hingebung herbeigeführt haben konnte — ſollte Joachim Murats Herz nicht voll Hoffnung ſchlagen und ſein ſchönes Antlitz nicht in Freude ſtrahlen? Er war an dieſem Abend ſo voll Majeſtät und bezaubernder Liebenswürdigkeit, wie er es je in ſeinen ſchönſten Tagen auf dem ſchönſten Throne der Welt geweſen.

In ſeinen Gemächern war das Gedränge ſo groß, daß Carabelli ſich unbemerkt fortſchleichen konnte. Vor dem Hofe ging er leiſe auf und ab und blickte den Wegen, die von Baſtia herführten und zum Theil von den Wachtfeuern hell beleuchtet waren, ſo aufmerkſam entgegen, wie es nur ein Treuer thun konnte, der von dorther den Feind erwartete. Er ſetzte ſeine Füße in raſchere Bewegung, als er auf einer beleuchteten Strecke einen Mann in neapolitaniſcher Kapitänsuniform herbeikommen ſah. Dieſer Mann antwortete den Wachen, die ihn anriefen, mit Stolz: Simone Carabelli, Kapitän Seiner Majeſtät Joachim Napoleons. Die Wachen ließen ihn paſſiren, aber der wartende Carabelli faßte ihn am Arme, bevor er in den Hof treten konnte, und zog ihn in den Schatten der Kaſtanienbäume.

„Biſt du es, Bruder?“ fragte der Ankommende. „Wie ſteht's?“

„Da drin wird Hof geſpielt,“ antwortete der Andere, „aber ich müßte Joachim ſchlecht kennen, wenn er aus dem Spiel nicht bald Ernſt machen wollte. Zwar ſpricht er jetzt noch immer von ſeiner Reiſe nach Oeſterreich, von ruhigem Privatleben und Dergleichen, — aber wir wiſſen ja, wie leicht ſich dieſer ſchwache Kopf berauſchen läßt. „Majeſtät“ herüber, „Majeſtät“ hinüber, das verträgt er nicht; bald wird ihn der Schwindel erfaßt haben. Und unſere theueren Landsleute, die von der Welt gerade ſo viel wiſſen, als die Wellen des Meeres ihrer Inſel anvertrauen wollen, werden in ihrer Dummheit noch das Ihrige thun, um ihm vollends den Kopf zu verdrehen und ihn glauben zu machen, daß ſich die ganze Welt für ihn abſchlachten laſſe. Du mußt das Opfer bringen und dir den Anblick dieſer Komödie verſagen — du mußt fort nach Neapel.“

„Nach Neapel? Ich verſtehe — aber früher möchte ich mir da drin die Sache doch anſehen.“

„Das darfſt du nicht — es iſt ein Glück, daß ich dich vor dem Hauſe aufgefangen habe — du darfſt ihn auf Korſika gar nicht geſehen haben, du mußt ganz unverdächtig und rein von Muratismus bei Ferdinand in Neapel ankommen. Dann bleibſt du dort — ich werde dich auf dem Laufenden erhalten. Mit jedem Schiffe ſollſt du Nachricht erhalten, wie es immer gehe. Eine Seite wird ſiegen. Siegt Der da drin, dann war ich ſein treuer Diener in verzweifelter Zeit; ſiegt Ferdinand, dann warſt du Derjenige, der ihn vor dem drohenden Gewitter zuerſt gewarnt. Es iſt übrigens kein Zweifel, wie die Sache enden muß; Murat kann es nicht mit ganz Europa aufnehmen. Es ſchadet darum nichts, wenn du mich in Neapel als die Quelle deiner Nachrichten verräthſt.“

Der Kapitän war nicht ſo ſchnell von Begriffen wie ſein Bruder; dieſer hatte ihm darum noch viel auseinander zu ſetzen, und es wurde ſpäte Nacht, bevor Jener wieder nach Baſtia zurückkehrte. Der ehemalige Hausverwalter Murats ging, wie andere Fremde, um an einer der Hütten Vescovato's zu klopfen und um Gaſtfreundſchaft zu bitten. Aber er überlegte es ſich und ſtieg dann den Berg hinauf und zog an der Glocke des Kapuzinerkloſters, wo ſich die höchſten Offiziere Joachim Murats untergebracht hatten.

Sechſtes Kapitel.

Die Banditen.

Sind Die auch ehrlich, iſt's doch nicht ihr Ausſehn.
Mich wundert's nicht, daß man ſie Räuber ſchmäht.
Das Unglück blicket bald wie höchſte Tugend,
Bald wie Verbrechen. O, wie ſtark iſt Unglück,
Daß es die Menſchen ſo verwandeln kann,
Wie Circe hier und wie Minerva dort.

Field.

Der alte Diener Serafino war von jeher gewohnt, ſich mit allen ſeinen Anliegen und Bedenklichkeiten an Benvenuta zu wenden, und ſo ſuchte er auch dieſe auf, nachdem er Carabelli vor der Thür des Königs erwartet und ihn aus der Ferne ſo lange beobachtet hatte, bis er mit ſeinem Bruder hinter den Kaſtanien verſchwunden war.

„Signorina,“ ſagte er nun, „es war ein Carabelli beim König, und Seine Majeſtät hat ihn vertraulich empfangen.“

„Der König weiß nicht, daß die Carabelli ſchlechtes Blut in den Adern haben,“ erwiderte ſie, „aber es iſt bis jetzt nichts zu verrathen.“

„Carabelli,“ fuhr der Diener fort, „hat dann heimlich mit einem Manne in neapolitaniſcher Kapitänsuniform geſprochen, und dieſer Mann hat ſich darauf ſchleunigſt gegen Baſtia zu entfernt.“

„Es wird ſein Bruder geweſen ſein,“ ſagte Benvenuta nach einigem Nachdenken, „vielleicht wäre es gut, wenn er Baſtia nicht erreichte.“

Serafino's Augen flackerten auf. „Wenn Ihr glaubt, Benvenuta, daß er hingehe, um Verrath zu ſpinnen — meine alten Beine ſind noch flink genug, um ihn im Buſch zwiſchen Borgo und Oletta einzuholen, und meine Arme noch ſtramm genug, um eine Büchſe feſt ihrem Ziele entgegen zu halten.“

„Laß Das, mein guter Serafino, du biſt zu alt, um noch eine Vendetta auf dein Haupt zu laden und im Buſch zu leben als Bandito.“

„O,“ rief Seraſino, „wenn es nur Das iſt, die Carabelli ſind feige, ich würde ihretwegen nicht in die Macchia flüchten müſſen.“

„Aber die Stefani ſind ihre Anverwandten, Seraſino, und die ſind nicht feig und würden keine unbezahlte Rache auf der Ehre der Familie haften laſſen. Nein, nein, laß Das; die Dinge ſollen jetzt größer angefaßt werden, ſo groß, daß alle Vendetten einige Zeit ruhen müſſen, wie in der ſchönen Zeit Korſika's, wenn es ſich um die Freiheit und die Ehre des Landes handelte. Korſika muß ſo gewaltig für ſeinen Gaſt eintreten, daß der Verrath des Einzelnen nicht zu fürchten iſt. Seraſino,“ fügte ſie nach einigem Nachdenken hinzu, „willſt du mich auf einem gefährlichen Gang begleiten?“

„In die Hölle, meine Herrin!“

„Doch nein, es geht nicht; man würde deine Abweſenheit bemerken. Du mußt zurückbleiben und, wenn man meine Abweſenheit bemerkt, verſichern, daß ich für die Nacht hinunter zu Giulia gegangen bin, um fern von dem Lärm auszuruhen. Schicke mir den Araber.“

„Den Araber?“ fragte Seraſino erſtaunt.

„Trauſt du ihm nicht?“

„Doch, ja, er ſieht aus wie die Klugheit und die Treue ſelbſt. Aber wohin wollt Ihr mit ihm?“

„In die Macchia.“

„Jeſus! und bei Nacht! Nehmt mich mit, Fräulein!“

„Haſt du vergeſſen, daß dort der Michele ſteckt, der dir ſchon einen Bruder ermordete? Nein! Schicke mir den Araber; ſeine Abweſenheit wird nicht bemerkt werden, und er hat keinen Bluträcher in den Büſchen zu fürchten. Als Fremder iſt er ſicher.“

Seraſino machte noch einige Einwendungen, aber den ſtarren Willen Benvenuta's kennend, ging er doch bald und ſchickte ihr den Araber.

„Nadir,“ ſagte ſie, „du ſiehſt, wie ſchnell und bereitwillig ſich meine Landsleute bewaffnet haben, um den König zu ſchützen; es kommen auch viele tapfere Franzoſen und Italiener herbei, die ſich in Baſtia als Flüchtlinge geſammelt haben, — aber dieſe ganze Schaar iſt doch nicht ſtark genug, um die Truppen, wenn ſie gegen den König rücken ſollten, zu ſchlagen. Andere Kräfte, andere tapfere Männer, mit die tapferſten von Korſika, welche gezeigt haben, daß ſie einen Feind niederzuſchmettern verſtehen, und welche außerdem die Soldaten Frankreichs haſſen als ihre Todfeinde, müſſen herbei. Daß Das geſchehe, dafür will ich ſorgen. Aber ich habe einen langen Weg zu machen — du ſollſt mich begleiten.“

Sie ging in ihr Zimmer, aus dem ſie bald, in einen leichten Mantel gehüllt, wieder heraustrat. Im Hofe zog ſie eine Kapuze empor und bedeckte Kopf und Geſicht. Nur die ſchwarzen Augen leuchteten aus kleiner Oeffnung hervor. Sie ging nicht durch das Dorf, ſondern in einem großen Halbkreiſe hinter den Häuſern her, bis ſie auf einen gebahnten Weg kam, auf dem ſie den Schritt noch beſchleunigte. Wie raſch ſie auch auftrat, es war doch, als ginge ſie über weiche Teppiche mit unhörbaren Tritten. Unwillkürlich nahm Nadir ihre Gangart an und huſchte eben ſo geräuſchlos hinter ihr einher. Die Nacht war lieblich und hell; der Mond ſtand hoch und voll, und aus der Ferne glänzte ein großes Stück des Meeres, wie eine breite Flamme. Benvenuta aber verließ überall, wo Das möglich war, die weiße, beleuchtete Straße, um im Schatten der Bäume und hohen Geſträuche hinzulaufen. Wenn ſie an den Todtenkapellen am Wege vorbeikam, ſchlug ſie ein Kreuz; aber für die üppige Blüthenwelt rechts und links, für die vielen an der Straße murmelnden Brunnen, für die Fluthen, die rechts von ihr, tief in der Schlucht, wild ſchäumend, bald dunkel, bald vom Monde verſilbert, der Golo über Felſen und Baumſtämme jagte, für all die Herrlichkeiten dieſes herrlichen Landes hatte ſie keine Augen. Unaufhaltſam ging es über Hügel und durch Thäler, ſo weit das Land ſchön und freundlich war. Erſt dort, wo der Weg plötzlich und wie erſchrocken von der Wildniß abbog, am Eingang dieſer Wildniß ſelbſt, hielt ſie einen Augenblick inne und ſprang dann über einen Graben, um mit Einem Male in Nacht und dichteſtem Gebüſche zu verſchwinden.

„Hier,“ ſagte ſie, „können wir ein wenig ausruhen, hier ſieht uns Niemand.“

Nadir blickte um ſich und ſah ein Chaos von Bäumen, Sträucken, Geſtrüppen; Steineichen, Albatros, wilde Myrte, Alles wirr durch- und ineinander verſchlungen, ſcheinbar undurchdringlich wie eine Mauer.

„Wo ſind wir?“ fragte er erſtaunt.

„In der Machia,“ antwortete Benvenuta; „hier fängt der Buſchwald an, ein wilder Wald, den die Axt noch nie gelichtet hat, ein Urwald.“

Und wie ſie Das ſagte, lachte ſie laut auf.

„Warum lachſt du ſo, Herrin?“ fragte Nadir beinahe erſchrocken.

„Weil ich mich freue. Ich freue mich, daß es ſolcher Wälder viele gibt in Korſika, und ſo lange es ſolche Wälder in Korſika gibt, ſind wir frei. Was können die Franzoſen mit allen ihren Bajonetten und Kanonen gegen dieſe Feſtungen! Hier hinein flüchtet ſich der Freie und iſt geborgen. Man nennt ſie Banditen — was liegt daran? ſie ſind frei und verkaufen ihr Leben theuer. Komm! wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Aber ich ſehe nirgends einen Pfad; willſt du dich durch dieſes furchtbare Dickicht durchdrängen?“ fragte Nadir beſorgt.

„Die Pfade führen nirgends bis heraus vor den Buſchwald, ſie fangen erſt tief drin an,“ belehrte ihn Benvenuta; „wir werden einen finden.“

Nadir ging ihr voran, um das Dickicht zuerſt zu durchbrechen und ihr Bahn zu machen; er blutete an Händen und Geſicht, als ihm endlich Benvenuta zurief: „hier, rechts!“ Er folgte ihr und befand ſich in der That auf einem Wege, auf dem man, weniger behindert, weiter wandern konnte; doch war er ſchmal, dunkel und ſo tief überwölbt, als wäre es ein unterirdiſcher Schacht. Er mündete nach vielfachen Windungen auf eine Lichtung, die mit gewaltigen Felsblöcken wie beſäet war, ſich in Hebungen und Senkungen einem hohen Berge entgegenwand und nur ſpärlich mit Gebüſch beſetzt war. Auf den Felsblöcken, aus deren Riſſen allerlei Sträucher hervorwuchſen, ſtanden, geſpenſtiſch im Mondſchein anzuſehen, hochgehörnte Ziegen und Böcke, die beim Herannahen der Wanderer mit gewaltigen Sprüngen die ganze ſtille Gegend in Bewegung brachten. Hinter einem der Felsblöcke lag eine Hütte von der Farbe des Blockes ſelbſt, ſo tief verſteckt, daß ſie Nadir nicht entdeckt haben würde, wenn Benvenuta nicht vor derſelben ſtehen geblieben wäre. Sie war fenſterlos und ſah eher einem großen, verwahrloſten Grabe als einer Wohnung lebender und menſchlicher Weſen gleich. Benvenuta klopfte an die hölzerne Thüre; alsbald ließ ſich darin die Stimme einer alten Frau vernehmen und flog die Thüre auf, als Benvenuta ihren Namen nannte.

Heraus trat eine hohe, mächtig und ſtramm auftretende alte Frau, in eine braune Wolldecke gehüllt, mit grauen Haaren, die wild und ordnungslos herabfielen; aber ihre Züge waren freundlich, und in ihrem ganzen Geſichte ſprach ſich die froheſte Ueberraſchung aus. „Biſt du es, Madamigella, mein Kind? was führt dich ſo ſpät hieher? was macht deine ſanfte Mutter? Dein edler Großvater iſt doch wohl?“

Benvenuta beantwortete ſchnell ihre Fragen und fügte eben ſo raſch hinzu, um der Alten zu weiteren Ergießungen ihrer Freude und Liebe keine Zeit zu laſſen: „Mattea, meine gute Amme! ich habe Eile, ich muß mit meinem Milchbruder, deinem Matteo, ſprechen.“

„Da kommſt du gerade recht, mein Kind. Sieh, ſeit Wochen habe ich ohne ihn leben müſſen, denn die Sbirren waren ſcharf hinter ihm her, und er hatte ſich in eine andere Macchia flüchten müſſen; aber jetzt iſt es in dieſer Macchia ruhig, Gott ſei geprieſen, denn die Sbirren, ſo ſagt man, haben jetzt in Baſtia zu viel zu thun und laſſen die armen Gebannten ein wenig aufathmen. So kam denn mein Matteo zu mir zurück. Doch ſchläft er ſelten hier, der größeren Vorſicht wegen. Komm, ich will dich zu ihm führen, — gewöhnlich iſt er bei ſeinem Vetter Ceſario, der ebenfalls ſeit Kurzem in dieſe Macchia zurückgekehrt iſt. Aber ſage mir, wer iſt der ſonderbare Mann, der dich begleitet?"

„Es iſt ein Fremder, und du darfſt ihm trauen."

„Da er mit dir kommt, mein Kind, vertraue ich ihm das Leben meines Matteo; Das verſteht ſich."

Die Alte ging, um wenige Minuten darauf gekleidet und gerüſtet wieder aus der Hütte zu treten. Sie hatte einen Gurt, die Carcchera, um den Leib geſchlungen, ein Tuch um den Kopf und trug ein doppelläufiges Gewehr auf den Schultern.

„Gehſt auch du bewaffnet, Amme?" fragte Benvenuta erſtaunt.

„So oft ich zu meinem Sohne gehe, ja," erwiderte ſie, „vielleicht komme ich gerade, wenn er bedrängt iſt, da kann ich ihm helfen. Schon zweimal habe ich ihm Luft gemacht, daß er den Sbirren entwiſchen konnte."

Sie gingen über die Lichtung, der entgegengeſetzten Seite und dem Buſche zu. Die Amme machte große Schritte, wobei ihre Beine nackt bis übers Knie unter der braunen Decke, die, nicht geſchloſſen, nur durch den Gurt zuſammengehalten war, zum Vorſchein kamen. Mit der Büchſe auf der Schulter ſah ſie gewaltig groß und fürchterlich aus, doppelt fürchterlich, da ſie ſo durch Oede und Mondſchein dahinſchritt. Mit Flüchtigen und Gebannten lebend, denen ſie ſich angeſchloſſen, um ihrem Sohne nahe zu ſein, war es ihr zur Gewohnheit geworden, nur ſchweigend durch die Büſche zu gehen — denn Schweigen iſt das Geſetz dieſer Wildniſſe, in denen manchen Tag mehr Flintenſchüſſe als Worte erſchallen. Kann nicht jedes Wort den Gebannten verrathen und einen lauernden Sbirren oder Bluträcher herbeilocken? So wurde denn eine lange Wanderung bald durch Geſtrüpp, bald über Lichtungen, über Felſengrund und weichen

Raſenboden ſchweigend zurückgelegt — bis Mattea plötzlich und erſtaunt ſtehen blieb und nach einem Punkte blickte, von dem ein mattes Licht herſchimmerte. — „Was iſt Das?“ fragte ſie vor ſich hin — „Licht in Andrea's Hütte? um dieſe Stunde? Es iſt etwas geſchehen. Der Bube dort auf dem Steine iſt eine Schildwache; Gebannte ſind verſammelt; Matteo wird dabei ſein!“

So ſprechend, ging ſie mit noch größeren Schritten dem Lichte entgegen, Radir und Benvenuta folgten, bis alle Drei vor dem Fenſter einer größeren Hütte ſtehen blieben. „Eine Tola!“ rief die Alte entſetzt und taumelte zurück. „Benvenuta, meine Seele,“ ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, „ſieh du hin, ich habe nicht den Muth — ſieh du hin und ſage mir, ob der Todte mein Kind Matteo iſt?“

Benvenuta trat näher ans Fenſter. Auf einem Tiſche in der Stube lag die Leiche eines jungen Mannes. Dieſer Tiſch heißt, ſo gebraucht, die Tola. Der junge Todte auf der Tola trug ein Leichenhemd und auf dem Kopfe die korſiſche, der phrygiſchen ſo ſehr ähnliche Mütze, das Baretto. In einer Art von Kamin brannte ein großes Feuer, welches ein unſicheres flackerndes Licht durch die Stube verbreitete, daß es ausſah, als ob dunkle Schleier fortwährend mitten durch die Helle auf und nieder, hin und her flatterten. Nur mit Mühe konnte Benvenuta ihr Auge auf dem Antlitz des Todten haften laſſen; ſie kannte ihn nicht, wohl aber erkannte ſie, daß es nicht Matteo war.

„Tröſte dich, Amme,“ ſagte ſie, „es iſt nicht dein Sohn Matteo.“

Die Alte, die mit Einem Male viel kleiner geworden war und zuſammengekrümmt an der Wand der Hütte lehnte, erhob ſich wieder und ſagte: „So treten wir ein und ſehen, wen wir zu beklagen haben.“

In die Stube tretend, ſahen ſie erſt, daß an zehn Männer auf dem Boden herumſaßen; jeder hatte ſeine Büchſe im Arm, die der Gebannte nie, auch im Schlafe nicht von ſich läßt, und um den Leib trugen ſie den breiten Gurt der Carchera, die immer mit Patronen gefüllt iſt. Der Pellone, der gewöhnliche korſiſche Rock, hatte bei dieſen in der Wildniß Lebenden meiſt ſchon einem rohen, aus Ziegenfellen zuſammengeſetzten Kleidungsſtücke weichen müſſen. Sie ſahen meiſt ſehr wild und verwildert aus, dieſe um die Leiche eines Leidensgenoſſen verſammelten Geſellen, aber noch wilder, als ſie beim Eintritt der Fremdlinge auffuhren und die Hähne ihrer Büchſen wie auf ein gegebenes Zeichen knacken ließen. Sie beruhigten ſich und ſetzten ſich wieder ſtille hin, als Einer aus ihrer Mitte rief: „Es iſt meine Mutter!“

Matteo wollte auf ſeine Mutter zueilen, ſie aber winkte ihm, auf ſeinem Platze zu bleiben, und ſetzte ſich ſelbſt auf den Boden an die Wand, legte die Arme auf die Kniee und den Kopf auf die Arme. War das Schickſal dieſes Todten nicht das Schickſal ihres Sohnes, das ihn übermorgen, morgen, heute erreichen konnte? Von den Zehntauſenden und Zehntauſenden, die von je in die Macchia geflohen, um ſich der Blutrache zu entziehen, hatten nur äußerſt wenige ihrer wilden Freiheit und ihres traurigen Lebens durch einige Jahre genoſſen; endlich erreichte ſie nach beſtändiger Flucht, nach immerwährendem Kampfe, nach einem Jammerleben voll Unruh, Elend, Hunger und Mangel doch die Kugel des Bluträchers oder des Sbirren. Daran mochte wohl die Alte im Angeſichte der Leiche gedacht haben, und darum wollte ſie ihr Geſicht nicht zeigen und ihre zitternde Stimme nicht hören laſſen.

Benvenuta und Nadir ſetzten ſich ebenfalls hin, und nichts war zu hören als das Kniſtern der Flamme.

Nach langem Schweigen erſt fragte die Alte, indem ſie auf den Todten deutete: „Wer hat Das gethan?“

„Die Kugel hier,“ erwiderte einer der Banditen, „wird wohl in den Lauf Romano’s aus Oletta paſſen, dem er den Oheim erſchoſſen — auf offenem Markte in Baſtia. Ich habe ſie ihm aus dem Herzen geſchnitten und als ſein treuer Vetter geſchworen, daß ſie noch einmal im Herzen Romano’s wohnen ſoll.“

Nach einiger Zeit fuhr derſelbe Mann fort: „Ugone war ein tapferer Junge, aber er hat weder Mutter noch Schweſter hier, die ihm den Lamento anſtimmen könnten; Mutter, ehrt ihn mit einem Vocero."

„Thut es, Mutter," bat Matteo; „er war ein guter Junge und hat uns Allen ſchon Dienſte geleiſtet, wie jung er auch war."

Sie ſah ihren Sohn mit einem melancholiſchen Blicke an, dann wie von einem heftigen Geiſte ergriffen, ſchnellte ſie empor und ſtellte ſich in die Mitte der Stube; ſogleich erhoben ſich auch die Männer und ſtellten ſich im Halbkreiſe um ſie herum, die Geſichter der Leiche zugekehrt. Die Blicke der Alten irrten bald traurig, bald voll wilden Feuers zwiſchen dem Todten und ihrem Sohne hin und her, bis ſie plötzlich und mit ſchmetternder Stimme den Vocero begann, den Klagegeſang, der keiner korſiſchen Leiche fehlt, der immer friſch aus der Seele hervortönt, vom Momente eingegeben und vom augenblicklichen Schmerz. So tönen dieſe Klagegeſänge ſchon ſeit Jahrtauſenden, und viele von ihnen ſind die Volkslieder, beinahe die einzigen Volkslieder dieſes Volkes der Bluträcher geworden.

Vocero.

Millionen Blätter fallen,
Blumen jährlich Millionen,
Tod iſt heimiſch, wo es wächſt,
Und wo Thier und Menſchen wohnen.
Doch die Knoſpen ſollt' er laſſen,
Und die Jugend ſollt' er ſchonen.

Spotte, Tod, in deiner Höhle,
Schlage auf die grimm'ge Rache,
Stark, wie du, und noch viel ſtärker
Iſt die Gluth, die ich entfache;
Sitzeſt du auf einem Stühlchen,
Auf den Bergen ſitzt die Rache.

Blaß ſind deine ſchönen Wangen,
Blaß und bleich wie friſches Leinen,
Deine Seele hör' ich jammern,
Und du ſtarbeſt fern den Deinen.
Eine weiß ich, die dich liebte —
O, wie wird die Mutter weinen.

Weh den Sbirren, die dich zwangen,
Dich im Buſche zu verſtecken,
Denn daheim wär' dir's gelungen,
Deine Feinde hinzuſtrecken.
Möge ſie dein Geiſt ſo ängſt'gen,
Daß ſie ſterben all' vor Schrecken.

Jetzt liegt er daheim und ſchlummert,
Schlag ihn Gott, der dich erſchlagen.
Kuchen hat ihm ſeine Mutter,
Als er heimkam, aufgetragen,
Und er lachte, und er brauchte,
Was er that, nicht erſt zu ſagen.

Gott behüt' ihn nur vor Wahnſinn,
Daß er's immer deutlich wiſſe,
Daß die Rache wie ein Hündlein
Ihn verfolgt mit Wuth im Biſſe.
Wäre nur ſein Schlaf wie Kleider,
O, wie gern ich ihn zerriſſe!

Nennet ſtets des Mörders Namen,
Wenn ins Rohr ihr Kugeln ſenket,
Sein Geſicht höhn' euch im Spiegel,
Wenn euch eine Quelle tränket.
Mit dem letzten Funken Hirnes
Sein und ſeiner Sippſchaft denket.

Wenn ihr alle ſie getödtet,
Ihn und alle ſeine Sippen,
Iſt gerächt das letzte Haar nicht
Aus dem Bart auf dieſen Lippen.

Hundert Morde für den Einen,
Zechen ſollt ihr und nicht nippen.

Schlafe nicht zu feſt, du Todter,
Sage mir, daß gut ich's mache:
Schlafe nicht zu gut, Geliebter,
Manchmal nur erwach, erwache.
Ueberzeuge dich mit Freuden,
Daß dir wird die gute Rache.

Meinem Sohn haſt du geholfen,
Als die Sbirren ihn umſchloſſen,
Ach, wär' ich dabei geweſen,
Ich, nicht du wärſt jetzt erſchoſſen.

Die Mutter Matteo's ſprach dieſen Vocero nicht ſo ohne Unterbrechung, wie er hier niedergeſchrieben iſt. Die Banditen umſtanden ſie nach alter Sitte, wie ein Chorus, und fielen ihr oft in die Rede, indem ſie bald einzelne Worte, bald ganze Sätze wiederholten, beſonders ſolche, welche die Klage über den Gemordeten oder einen Aufruf zur Rache ausdrückten. Es war ein Schauer erregender Chor, denn aus tiefſtem Herzen beklagten die Geächteten den Leidensgenoſſen, in deſſen Schickſal ſie ihr eigenes Verhängniß vorausſahen; und die Rache war ja das Gefühl, das ſie vor allen andern erfüllte und das ſie meiſt ins Elend gejagt hatte. Mattea war von ihren eigenen Worten ſo erſchüttert, daß ſie am ganzen Leibe zitterte. Als ſie geendet hatte, küßte ſie den Mund des Todten, auch ſo ſeine ferne Mutter oder Schweſter erſetzend; dann kauerte ſie ſich müde und unendlich traurig auf ihren früheren Platz.

Auch die Banditen wollten wieder ihre Plätze auf dem Boden einnehmen, als Benvenuta ſich erhob, vortrat und die Kapuze zurück auf den Nacken warf. Wähnend, daß auch ſie einen „Lamento" oder Vocero über den Todten ſprechen würde, ſtellten ſich die Banditen wieder im Halbkreiſe um ſie auf; ſie aber ſagte:

„Ich will keinen Lamente erheben über den Todten, dem ſein Recht und ſeine Ehre geworden, aber ich will euch Allen ſagen, was ich meinem Milchbruder Matteo ſagen wollte, da ihr, obwohl aus traurigen Urſachen, doch glücklicherweiſe hier verſammelt ſeid. Ihr werdet ſagen, was hat das Mädchen Benvenuta hier zu ſprechen, wenn ſie nicht in einem Vocero den Todten beklagen und ſeine Freunde zur Rache aufrufen will? Ich antworte: neben der heiligen Pflicht der Rache hat der Korſe noch eine andere nicht minder heilige Pflicht: das Gaſtrecht zu ſchützen, und ihr, die ihr gebannt ſeid, weil ihr der Einen Pflicht folgtet, ſeid gute Korſen, und auch das Gaſtrecht wird euch heilig ſein. Nun iſt unter unſer, des alten Colonna, Dach zu Vescovato der gefallene König von Neapel, Joachim Murat, als ein Verfolgter gekommen und Schutz flehend, und Das iſt kein Flüchtiger, den ein einziger Feind oder eine kleine Schaar von Sbirren verfolgt, gegen die ihn mein Vater, mein Großvater und das Geſinde und die Sippſchaft ſchützen könnten; nach dieſem Verfolgten werden Frankreich und Neapel und, wenn es dieſen nicht gelingt, noch vieler Länder Herren ihre Armeen und Flotten ausſchicken. Schon iſt Vescovato bewaffnet, aber ganz Korſika muß ſich bewaffnen, denn er kam nicht zu meinem Vater Franceschetti, ſondern zu Korſika als einem gaſtlichen Lande, weil in allen Ländern der feſten Erde die Verfolgung und Erniedrigung ſeiner warten. Ihm darf Korſika kein Haar krümmen laſſen, ſo lange er dieſen Heldenboden tritt. Dieß wollte ich euch ſagen, daß ihr es weiter ſaget den andern Braven in dieſer Macchia und in den andern Macchien: gebt die Zeichen zur Verſammlung, die Zeichen, die ihr habt, ſchicket die Ziegenhirten aus, die um die Verſtecke wiſſen, in die Büſche, auf die hohen Berge, in die Schluchten und Höhlen. Erwählet auch Parolanti, Vermittler, Friedenſtifter, die zu euren Feinden gehen und die Rächer zur Ruhe bringen und Verſöhnung ſtiften für immer oder für die Zeit, ſo lange Korſika von der Schmach bedroht iſt. So hat man zu allen Zeiten gethan, wenn das Vaterland in Gefahr war, unter Sampiero und unter Paoli, und was man für die Freiheit gethan, Das muß auch für das Gaſtrecht geſchehen, denn es iſt auf

Korſika ſo heilig wie die Freiheit ſelbſt. Dieß hatte ich euch zu ſagen; verzeiht, daß es euch ein Mädchen ſagte.“

Benvenuta ſprach dieſe Worte mit kaum erhobener Stimme; kaum auch, daß ſie den Arm dabei bewegte: ruhig ſchien ſie da zu ſtehen und gelaſſen dieſen wilden Männern ins Geſicht zu ſehen — aber ihr Buſen hob ſich, die Stimme zitterte leiſe, ihre Augen flammten, und es war, als ſei ſie um eine Kopfeslänge größer geworden.

Matteo antwortete ihr: „Meine Milchſchweſter, du haſt keinen vergeblichen Gang gethan. Ich möchte weinen, daß du dieſen Muth hatteſt, in der Nacht in die Macchia zu gehen. Wir ſind Unglückliche und haben keinen Herd mehr, aber wir haben das Vaterland, das uns die Franzoſen nicht beflecken ſollen. Jetzt laß uns nur dieſen Todten hier begraben, dann geben wir unſere Zeichen und ſenden unſere Boten aus, wie du es befiehlſt.“

Sie reichte ihm die Hand, und er küßte ſeine Milchſchweſter auf die Stirne.

Mattea blieb als Todtenwache bei der Leiche, aber einer der Banditen leitete Benvenuta und Nadir durch die Macchia auf Pfaden, die ſie erſtaunlich ſchnell auf die Landſtraße führten. Vor der Macchia blieb der Bandit eine Zeit lang ſtehen, ſah ſich mit gierigen Augen im offenen Lande um, als ob er eines lang entbehrten lieben Anblicks genöße, dann verſchwand er wieder im Buſche, während Benvenuta und ihr Begleiter eilenden Fußes dem Thale entgegenſtrebten, denn ſchon begannen die höchſten Spitzen der Berge ſich mit Tageslicht zu färben.

Je tiefer das Licht ſich an den Bergſpitzen herabzog, deſto raſcheren Schrittes eilte Benvenuta vorwärts; den Weg abkürzend, verließ ſie die gewundene Landſtraße, um in gerader Linie Vescovato zu erreichen; Hecken, Ackerfelder, ausgewaſchene Betten der Wildbäche, hohe Ufer und ſteile Abhänge, nichts ſollte ſie aufhalten. Aber die Reſte der ſchon auf den dornigen und ſteinigen Pfaden der Macchia zerriſſenen Schuhe blieben bald an den Hinderniſſen dieſes Weges hängen; ihre Füße bluteten; ſie war zu Tode müde; die lange nächtliche Wanderung und Alles, was ſie ſeit der Mitte des vorigen Tages erlebt, erſchöpfte ihre letzten Kräfte; der Körper des jungen Mädchens war nicht ſo eiſern wie ihr Wille. Mit Beſorgniß ſah Nadir, wie ſie ſich hinſchleppte, wie das Blut ihrer Füße an den Steinen kleben blieb, wie ſie ſich immer wieder aufraffte, um nach wenigen ſchnellen Schritten wieder in ſich zuſammen zu ſinken. Er flehte ſie an, ein wenig auszuruhen, aber ſie wollte vor dem Erwachen ihres Hauſes daheim ſein, Niemand ſollte von ihrer nächtlichen Wanderung etwas erfahren, und noch lagen zwei hohe Hügelreihen zwiſchen ihr und Vescovato. Da ſtanden die Wanderer vor einer Felſenwand, auf deren Höhe man nur über das Geröll eines ausgetrockneten Wildbaches gelangen konnte; die Steine und Sträucher wichen unter Benvenuta's Füßen, ſie mühte ſich ab, wie in einem böſen Traume, und kam nicht weiter. Endlich ließ ſie ſich fallen, und die Arme im Schooße ſagte ſie lächelnd: „Ich kann nicht mehr!"

Ein erſter Morgenſtrahl lag auf ihrem ſchönen Geſichte, das blaß und deſſen Züge abgeſpannt waren; deſto heller und größer leuchteten die ſchwarzen Augen. Sie lächelte, weil ſie ſich ihrer Schwäche ſchämte, und die Schwäche und Hülfloſigkeit gaben ihr etwas unſäglich Kindliches, das mit dem ſtarken und heldenmüthigen Weſen, das Nadir bis jetzt allein an ihr kannte, auf rührende Weiſe im Widerſpruche ſtand. Das Kind, das Weib lag vor ihm. Mit gekreuzten, feſt auf die Bruſt gedrückten Armen ſtand er da und blickte voll Bewunderung und Mitleid auf dieſes räthſelhafte Kind hinab. Er hätte ſich vor ſie hinwerfen und ſeine Stirne voll Unterthänigkeit an ihren blutigen Fuß drücken mögen und dann wieder ſie aufheben und wie ein Kind an ſeine Bruſt preſſen. Seine morgenländiſche Seele war voll Weichheit und Gluth zugleich, aber er war ſchon zu lange im Abendlande, um nicht ſeine Worte wie ſeine Thränen zurückzuhalten, die er daheim, in der Wüſte, ohne Scham und Rückhalt hätte fließen laſſen. Benvenuta ſah nur die Rührung und das Mitleid in ſeinen Augen; freundlich lächelte ſie ihm zu, und mit der weiblichſten Milde lächelnd, ſagte ſie: „Du biſt gut, Nadir, mein Freund! Ja, alle Menſchen ſind Brüder, denn ſieh, da kommt ein Sohn des fernen Morgenlandes, um einem armen korſiſchen Mädchen zu helfen, ſie durch Nacht und Fährlichkeiten als treuer Hüter zu begleiten und mit ihr zu ſorgen für den Schutz eines Verfolgten und Unglücklichen, der weder der Korſin noch des Arabers Bruder oder Verwandter iſt. Das iſt ſchön, voll Troſtes und Heiterkeit, und ich möchte Gott, dem Vater des Muhamedaners wie des Chriſten, danken für die brüderliche Liebe, die er über die weite Erde, über Orient und Occident ausgegoſſen, wie einen Frühling.“

„Wie einen Frühling!“ rief Nadir, und die Zurückhaltung und Selbſtbezwingung, welche die europäiſche Bildung ihm gegeben, ſchmolzen vor dieſen Worten Benvenuta's und in ſeiner eigenen Gluth. Er lag vor ihr auf den Knieen und umklammerte ihre blutenden Füße, auf die ſeine Thränen in mächtigem Guſſe hervorſtürzten. „Eine Weiſe biſt du, eine Heldin!“ rief er ſchluchzend, „und ſterben möchte ich für dich und zu deinen Füßen!“

Benvenuta ſprang auf: „Komm! laß uns gehen!“

Aber ſie hatte noch nicht zwei Schritte auf dem ſchwierigen Wege gethan, als ſie ſich mit Macht emporgehoben fühlte und wie ein Kind auf beiden Armen Nadirs lag. Donnernd wie ein Wildbach ſtürzte das Gerölle hinab in die Schlucht, während Nadir mit ſeiner Laſt hinaufflog, als hätte er Flügel. Oben auf dem Hügel angekommen, ſuchte Benvenuta ſich aus ſeinen Armen loszuringen. — „Jetzt laſſe mich,“ ſagte ſie, „der Reſt des Weges iſt weniger beſchwerlich,“ aber er hörte nicht, er drückte ſie nur um ſo feſter an ſeine Bruſt, als ob man ſie ihm entreißen, als ob er ſie nie wieder frei laſſen wollte. Hügel auf, Hügel ab eilte er, unaufgehalten durch Felſen, Erdriſſe und Hecken, und da der Morgenwind vom Meere her friſch zu wehen anfing, ſchlug er ſeinen weißen Mantel um Benvenuta, und ſo ſah er aus wie Einer, der ein Kleinod in die Falten ſeines Kleides verhüllt und damit vor Räubern entflieht. Sie hörte deutlich das Klopfen ſeines Herzens, ſah, wie er mit weit offenen Nüſtern athmete, mit den dunkeln Augen bald herausfordernd über das Land hin, bald milde und glühend auf ſie herniederſah, und angſtvoll, wagte ſie es nicht, ſich zu regen oder ſeiner weiteren Hülfe Widerſpruch entgegen zu ſetzen. Sie ahnte, daß dieſes gewaltige Pochen des Herzens, das ſie ſo deutlich hörte, nicht allein vom ſchnellen Laufe und von der Laſt komme — und er wußte es. Er fühlte ſich glücklich, wie nie im Leben, und zum erſten Male verſtand er, was die Europäer Liebe zu einem Weibe nennen. Er hätte ewig ſo hinlaufen mögen, Benvenuta an ſein Herz gedrückt, und ſein Blick, der über das Land flog, galt ſowohl der Furcht, es könnte ein Feind kommen und ihm ſeine theure Laſt entreißen, als der Angſt vor dem Ende dieſer glücklichen Wanderung. Aber ſeine Gluth geſtattete ihm nicht, langſamer zu gehen, und der Wunſch Benvenuta's, vor völligem Tagesanbruch daheim zu ſein, ſtand ihm noch höher als das Glück, das ihm das Tragen der ſüßen Laſt gewährte. So flog er unaufhaltſam dahin, und ach, ſchon ſtanden die Häuſer Veſcovato's, ſchon ſtand das Kapuzinerkloſter nahe vor ſeinen Augen. Die Trennung vom ſeligſten Momente ſeines Lebens ſtand bevor; mit einer Art von Wuth eilte er den letzten Hügel hinan; auf eine Raſenbank, die ſich die Väter unter den Kaſtanienbäumen hinter dem Kloſter angelegt, ließ er ſanft Benvenuta nieder und ſank dann, ohne ſie mit einem Blicke anzuſehen, mit einem großen Seufzer kraft- und athemlos am Fuße der Bank hin. Er lag da wie ein Todter. Beſorgt blickte Benvenuta auf ihn hinab. „Nadir!“ liſpelte ſie; er regte ſich nicht. Da bückte ſie ſich herab und zog leiſe den Mantel hinweg, den er über den Kopf geworfen hatte; mit thränenvollen Augen blickte er ihr entgegen, ergriff ihre Hand und bedeckte ſie mit Küſſen.

Im Kloſtergarten aber, hinter der lebendigen Hecke, die ihn abſchloß, lag Carabelli. Als er des Abends in das Kloſter getreten, fand er daſelbſt unter den höheren Offizieren, die es beherbergte, auch viele Korſen, die ihn ſcheel anſahen und wie Serafino etwas vom „ſchlechten Blute der Carabelli“ murmelten. Es wurde ihm unheimlich im Kloſter, und er ging, um nicht an eine korſiſche Hütte klopfen zu müſſen, in den Kloſtergarten. Die Nacht war ſchön und warm; er konnte hinter der Hecke kampiren. Dort ſah er Nadir und Benvenuta an ſich vorbeikommen, als ſie in die Macchia gingen; er ſchüttelte den Kopf, denn er wußte wohl, es war die Tochter Franceschetti's, und auch von dem Araber wußte er bereits, daß er mit Joachim angekommen war. So oft er aus ſeinem unruhigen Schlafe erwachte, blickte er dem Wege entgegen, auf dem die beiden Wanderer verſchwunden waren. So ſah ſein ſpähendes Auge, wie Nadir mit Benvenuta an ſeiner Bruſt erſt am Morgen aus der Tiefe der Schlucht herauskam, wie er ſie auf die Raſenbank niederlegte, wie er weinte und ihre Hand mit Küſſen bedeckte.

Als ſie dem Dorfe zugingen, erhob ſich Carabelli und ſtreckte den Kopf über die Hecke hinaus, um ihnen ſo lange als möglich nachzuſehen. „Sie waren in der Macchia,“ ſagte er, „um die Banditen aufzurufen, und auf dem Wege ſcheinen ſie ewige Freundſchaft geſchloſſen zu haben. Nun aber die Banditen kommen, gilt es, doppelt vorſichtig zu ſein.“

Die Wachtfeuer waren überall im Orte wie auf den Hügeln tief heruntergebrannt; die Mädchen von Vescovato mit ihren großen, ehernen Henkelkrügen auf dem Kopfe gingen an den Brunnen.

Siebentes Kapitel.

Unterhandlungen.

> Frau'n,
> Jungfrau'n, welcher Mann
> Gefahren flieht und unwürdig gegen
> Die Heimat wirkt und ſeine Wünſche kann
> Auf niederem, gemeinem Grunde bau'n,
> Dem möget Haß ihr hegen.
>
> Leopardi.

Um zu verſtehen, was an dieſem und den folgenden Tagen ſich entwickelte, muß man wiſſen, daß Joachim Murat als General und als König mehr als zweitauſend Offiziere von korſiſcher Abſtammung ernannt hatte; was von dieſen die zahlreichen und blutigen Schlachten der letzten Jahre am Leben gelaſſen, war jetzt in der Heimat verſammelt. Aus Baſtia und der nächſten Umgebung kamen ſie ſchon in den erſten Tagen herbei, aus den ferneren Gegenden, ſobald die Nachricht von der Ankunft des Exkönigs, die ſich übrigens mit unbegreiflicher Schnelligkeit verbreitete, dahin gedrungen war. Sie kamen, ohne zu wiſſen, warum? und wozu? Die Einen, um ihren König zu ſehen, die Andern mit unbeſtimmten Hoffnungen auf eine neue Zukunft. Einmal da, blieben ſie auch, und zwar um ſo hoffnungsreicher und erwartungsvoller, als ſie ihre große Zahl und die Bereitwilligkeit des Volks, dem Könige zu dienen, erkannten. Joachim Murat, als er des Morgens nach einem langen und an ſchönen Träumen reichen Schlafe aus dem Fenſter blickte, ſah ganze Schaaren bekannter und befreundeter Uniformen. Er lächelte, doch blieb ſein Auge gerührt an Nadir hängen, der allein, in ſich verſchloſſen auf einem Eckſteine am Eingange in den Hof ſaß. Er pochte leiſe ans Fenſter, Nadir fuhr zuſammen, blickte auf und folgte der winkenden Hand des Königs.

„Mein Freund,“ ſagte dieſer, als der Araber eintrat, „du ſiehſt da draußen die Männer in den prächtigen Uniformen und mit hohen Titeln. Was ſie haben, haben ſie von mir; mit mir waren ſie glücklich, ſie theilten meine Macht, meinen Ruhm, meine Reichthümer. Sie ſind jetzt gefallen, wie ich, aber ihre Vergangenheit wie ihren Ruhm kann ihnen Niemand rauben. Und doch hat Keiner von dieſen ſo viel für mich gethan, wie du —. Sie gingen mit mir, als ich jede That wie ein Gott belohnen konnte — du ſchloſſeſt dich im Elend an mich an, du haſt mich aus der Gefangenſchaft, aus den Händen meiner Feinde, vom Tode errettet und dich den ungeheuerſten Gefahren ausgeſetzt, ohne alle Hoffnung auf Belohnung. Ich kann es nicht ertragen, daß man dich wie einen meiner Diener betrachtet — was kann ich für dich thun?"

Nadir ſah den König mit einem Blicke voll Dankbarkeit an, zuckte aber die Achſel und ſagte mit einem ſchmerzlichen Lächeln: „Nichts!"

„Nichts? Du glaubſt, ich ſei arm, Nadir," fuhr der König fort, „ich bin es nicht, trotz dem Verrath, deſſen du Zeuge warſt. Ich habe viele Koſtbarkeiten gerettet, und in den nächſten Tagen kommt aus Paris ein Agent an, der mir ein großes, dort angelegtes Vermögen überbringt. Du weißt auch, daß in Baſtia drei Schiffe für mich gekauft und ausgerüſtet werden."

„Danke, Sire," erwiderte Nadir, „ich bedarf keines Geldes."

„Weſſen bedarfſt du? Willſt du Ehren?"

„Sire, in mein Vaterland zurückgekehrt, bringen mir meine Landsleute alle Ehren entgegen."

„Willſt du ausgerüſtet werden, um würdig, ſtolz, deinem Range gemäß in deine Heimat zurückzukehren? Ich gebe dir eines meiner Schiffe, ich belade es mit Schätzen und laſſe dich von meinen höchſten Offizieren im Triumphe heimbringen."

Nadir ſchüttelte den Kopf. „Ich habe einſt," ſagte er mit zitternder Stimme, „von einer ſolchen Heimkehr geträumt — aber dort iſt Niemand, den ich liebe. Iſt es dann noch meine Heimat? Dort ſind wir zu Hauſe, wo unſer Herz iſt. Auch ſehe ich die Welt anders, als man ſie dort ſieht — meine Seele wäre dort in der Fremde — fremd in meiner Heimat."

Joachim Murat ſah ihn erſtaunt und prüfend an. Ein anderer Menſch ſtand vor ihm. Die Ruhe und Heiterkeit, die er mitten in den größten Gefahren an Nadir bewunderte, war dahin; dafür lag ein tiefer Schatten der Wehmuth auf ſeinem Geſichte und ſprach aus jedem Worte, aus jedem Tone ſeiner Stimme eine Trauer, ein Entſagungsſchmerz, die er ſich nicht erklären konnte. Herzens- und Menſchenkenntniß war nie die ſtarke Seite dieſes leichten Naturells, dieſes Glückskindes, das ſich von ſeinem Schickſale wie von einer Woge tragen ließ, herauf und herunter, mehr auf die Ereigniſſe und Zufälle achtend, als auf die Menſchen. Nach einer langen Pauſe ſagte er: „Ich verſtehe dich nicht, Nadir. Was wäre dir wünſchenswerth?“

Nichts!“ antwortete Nadir wie vorhin; „vielleicht daß ich hier bleiben könnte auf dieſer Inſel, daß ich hier ſterben könnte.“

Da lachte der König: „Du biſt verliebt, jetzt verſtehe ich dich.“

Er legte die Hand auf Nadirs Schulter und ſah ihn mit jenem gewinnenden, alle Sorgen und Muthloſigkeit zerſtreuenden Lächeln an, das an Joachim Murat berühmt war, das ihm ſo viele Herzen gewann und das ſo viele Herzen mit Zuverſicht und Heiterkeit erfüllte. Auch Nadir mußte lächeln, und es war ihm, wenigſtens für einen Augenblick, als wären alle Sorgen und Schmerzen von ihm genommen. Joachim führte ihn, immer die Hand auf ſeiner Schulter, ans Fenſter und ſagte: „Vor wenigen Tagen haſt du mich im tiefſten Elende geſehen, jetzt ſieh dieſe Schaaren, die ſich ſchon um mich verſammeln und die von Stunde zu Stunde wachſen; ich darf nur ein Wort ſprechen, eine Proklamation erlaſſen, und eine Armee ſteht in Waffen, und ich kann mich zum Herrn dieſer ſchönen Inſel machen. Ich könnte von der vereinigten Macht Europa's wieder beſiegt werden, aber ich hätte doch wieder Wochen und Monate des Ruhmes zu meinen ruhmvollſten Jahren hinzugethan, und Europa würde ſagen: Joachims Stern glänzt länger als die Sonne von Auſterlitz. Siehſt du, ſo glänzt das Leben immer neu auf, wenn man ihm vertraut.“

Er hielt in ſeiner Rede inne, denn er bemerkte, daß die Bewaffneten vor dem Hauſe und daß ganz Vescovato in große Bewegung gerieth. Die Männer, die unter den Kaſtanienbäumen gelagert hatten, ſprangen auf und ergriffen die Waffen, die Veteranen unter ihnen ſtellten ſich in Reihe und Glied, andere liefen wie Boten hin und her, und die Offiziere vertheilten ſich und ſtellten ſich zu den einzelnen Gruppen und Haufen. — Joachim legte die Stirne an die Fenſterſcheibe und ſagte: „Es ſieht aus wie vor einer Schlacht; gewiß nähert ſich der Feind!“

Franceschetti trat ein und beſtätigte die letzten Worte des Königs. Von Baſtia her ſehe man Reiter, Gendarmen nahen, und ihnen folge Infanterie.

„Ich muß hinunter,“ rief Joachim, „Franceschetti, mein Freund, laſſe mir ein Pferd ſatteln, ein Pferd! ein Pferd!“

„Nein, Majeſtät!“ lächelte Franceschetti.

„Warum nicht?“

„Wenn Eure Majeſtät zu Pferde ſteigen,“ ſagte Franceschetti immer lächelnd, aber doch im ſanft abmahnenden Tone, „dann kommt es zur Schlacht — und Das wollen doch Eure Majeſtät nicht.“

„Du haſt Recht,“ lachte der König, „einmal im Sattel, muß ich vorwärts reiten. Ich will hinunter gehen und zu Fuß zu ihnen ſprechen.“

„Auch Das, mein König, halte ich nicht für rathſam,“ ſagte der General, „es iſt beſſer, Denen von Baſtia und der Regierung nicht das geringſte Recht zur Anklage zu geben und mit den Bewaffneten in keine Berührung zu kommen.“

„Wie,“ rief der König entrüſtet, „ich ſoll thun, als ob dieſe guten Leute, die ſich für mich bewaffneten, gar nicht für mich exiſtirten?“

„Die Leute wiſſen Ihre Stellung zu beurtheilen, Sire, und der Letzte von ihnen weiß, daß Ihnen Zurückhaltung geboten iſt. Sie ſind da, um das Gaſtrecht des Hauſes Colonna zu ſchützen.“

„Nicht für mich?“ fragte Joachim bitter.

„Für Sie, Sire, ſobald Sie es ausſprechen, ſobald Sie es wollen, aber laſſen wir es für jetzt nicht die Regierung Ludwigs XVIII. und die Alliirten in Paris wiſſen.“

„Du haſt immer Recht, mein guter Franceschetti; aber was wird jetzt geſchehen?“

„Die Truppen werden auf den Höhen bleiben, ſie werden nicht einzurücken wagen, wenn ſie die große Zahl bewaffneter Korſen ſehen; der Kommandant, wenn er unſer Land nur ein wenig kennt, wird ſich vor einem blutigen Angriff auf unſer Haus hüten; er weiß, daß er es im entgegengeſetzten Falle mit der ganzen Inſel zu thun hätte, und in dieſem Augenblicke, da Frankreich ſeiner Truppen nicht ſicher iſt und Europa und die Alliirten gerne glauben machen möchte, daß man die Bourbons in allen Theilen des franzöſiſchen Gebietes mit Freuden aufnehme, kann es nicht wünſchen, ganz Korſika in Aufruhr zu ſehen, — man weiß aus alten Zeiten, was ein Aufruhr in Korſika zu bedeuten hat. Ich glaube, daß Herr La Verrière, der Kommandant, nur imponirend auftritt, um mit Eurer Majeſtät nachdrücklich zu unterhandeln.“

„Ehrenvollen Bedingungen,“ ſagte der König, „werde ich mein Ohr nicht verſchließen.“

Es geſchah, wie Franceschetti prophezeite. Nachdem die Truppen ſtundenlang regungslos auf den Höhen geſtanden und man in Vescovato nicht wußte, ob es zum Kampf kommen werde oder nicht; nachdem Hunderte von Bewaffneten, welche theils auf Seitenwegen den Truppen von Baſtia aus gefolgt, theils, aus den nächſten Dörfern kommend, herbeigeeilt waren und die Zahl der Vertheidiger Murats oder des Hauſes Colonna bedeutend vermehrt hatten, ritten die Reiter bis an den Eingang des Dorfes, wo ſie abſaßen, und ſtellte die Infanterie auf den Höhen, die Vescovato überblicken, ihre Gewehre in Pyramiden auf. La Verrière, der Kommandant, ritt, nur von wenigen Offizieren begleitet, ins Dorf und geraden Weges auf das Haus

Colonna Ceccaldi los. Er that, als ob er ſich um das kriegeriſche Ausſehen Vescovato's nicht kümmerte, würdigte die Bewaffneten rechts und links keines Blickes, ſchwang ſich aus dem Sattel und fragte den vor der Thüre wartenden Serafino nach Joachim Murat.

Serafino verſtand ihn nicht. „Ein Herr Joachim Murat," ſagte er, „iſt nicht im Hauſe."

Herr La Verrière verzog ein wenig die Mundwinkel, machte mit dem linken Arm eine ſpöttiſche Bewegung und rief ungeduldig und nachdrucksvoll: „Nun, Seine Majeſtät König Joachim Napoleon!"

„Hier oben, eine Treppe hoch," erwiderte Serafino mit einer Verbeugung.

La Verrière eilte die Treppe hinauf. Die Offiziere blieben im Hofe und zu Pferde; nur Einer, ein ſchöner junger Mann von höchſtens vierundzwanzig Jahren, deſſen dunkle Hautfarbe und ganzes Geſicht ſogleich den Korſen verriethen, ſchwang ſich aus dem Sattel und eilte dem großen Saale im untern Geſchoße zu. Er drückte dem alten Colonna Ceccaldi, der auf ſeinem gewohnten Platze ſaß, die Hand, dann küßte er die der Frau Katharina, welche bei ſeinem Eintritte mit einigem Schrecken zuſammenfuhr. Der junge Offizier machte die beiden Begrüßungen, wenn auch achtungsvoll, mit vieler Haſt ab, um ſo raſch als möglich zu Benvenuta zu gelangen, die in der Fenſterniſche auf einer Erhöhung ſtand und ihn kommen geſehen hatte.

„Benvenuta!" rief er, indem er ihr beide Arme entgegenbreitete, „theure Spoſa, wie lange habe ich dich nicht geſehen."

Benvenuta ſchwieg und machte eine abwehrende Bewegung.

„Biſt du böſe, daß ich ſo lange nicht gekommen bin? Verzeihe! der Dienſt iſt jetzt ſo ſtreng in Baſtia, die Soldaten ſind unzuverläſſig, es iſt, als ob hundert Ereigniſſe in der Luft ſchwebten, der Offizier darf ſich nicht auf eine Stunde aus der Feſtung entfernen."

„Signor Galvani Serra," ſagte Benvenuta mit zuſammengezogenen Augenbraunen, „Sie ſcheinen ein ſehr gewiſſenhafter und eifriger Diener Frankreichs zu ſein.“

„Meine Tochter!“ rief die Mutter vorwurfsvoll.

„Benvenuta,“ ſagte Galvani Serra erſtaunt, „wie ſprichſt du mit deinem Verlobten?“

„Daß Sie ſich darüber wundern, beweiſt mir, daß Sie mich nicht kennen und daß wir einander nicht beſtimmt ſind. Mein Verlobter ſind Sie nicht mehr, denn Sie ſind der Feind meines Hauſes.“

„Ein Feind deines Hauſes!“ lachte Galvani Serra bitter, „Du ſprichſt kindiſch, Benvenuta.“

„Ein Feind,“ ſagte ſie nachdrücklich, „wie es nur jemals Feinde in Korſika gegeben. Daß du mich liebſt, daß du mich heirathen willſt, Das beweiſt nicht das Gegentheil. Du kommſt mit den Feinden, in ihren Reihen und als einer ihrer Führer, um einen Verfolgten zu verfolgen, um das korſiſche Gaſtrecht und das Gaſtrecht des Hauſes Colonna zu nichte zu machen. Sieh, der Letzten einer von Denen da draußen iſt beſſer als du. Sie ſind nicht meine Verlobten, ſie ſind nicht unſere Anverwandten, wie du, aber ſie Alle haben ſich verſammelt und bewaffnet, ſobald es hieß, es ſei Einer da, dem Gefahr droht und dem nichts übrig blieb, als die Flucht unter den Schutz Korſika's. Du biſt drüben geblieben bei Denen, die uns bekriegen wollen und wohl noch bekriegen werden, du wirſt die Soldaten gegen uns, gegen das Gaſtrecht führen, wenn es Herr La Verrière befiehlt.“

„Ich ſtehe im Dienſte Frankreichs,“ ſtammelte Serra vernichtet.

„So haben ehemals korſiſche Söhne den Dienſt nicht verſtanden,“ fiel Benvenuta ſtreng ein, „ſie haben ſich überall in der Welt tapfer und gegen alle Feinde geſchlagen, aber niemals gegen Korſika und korſiſche Sitte.“

„Benvenuta hat Recht!“ fiel hier Colonna ein.

„So ſehr ſind wir noch nicht die Knechte Frankreichs geworden,“ fuhr Benvenuta fort, „um gegen die Seele unſerer Heimat kämpfen zu müſſen. Hier dieſer Greis hat noch unter Pascal Paoli gegen Frankreich gekämpft, ich, ſeine Enkelin, ſollte ſo ſehr Franzöſin geworden ſein, um einen Häſcher Frankreichs zu heirathen?“

Der junge Offizier fuhr zuſammen, das korſiſche Blut in ſeinen Adern fing zu kochen an. „Gib mir den Ring, Benvenuta, gib mir den Ring,“ rief er ſtoßweiſe, „es iſt Feindſchaft zwiſchen uns!“

„Hier iſt der Ring!“ ſagte ſie und zog ihn aus der Taſche.

Er nahm den Verlobungsring und ſtürzte aus der Stube und in den Hof, immer den goldenen Reifen wie etwas Schreckliches anſtarrend.

„Was haſt du da in der Hand?“ fragte einer der Offiziere, „daß du es ſo fürchterlich anſtarrſt? Einen Ring? Was iſt daran ſo Furchtbares?“

„Mit dieſem Ringe,“ lachte Serra, „verlobe ich mich mit Frankreich für immer, es mache Alles aus mir, einen Sbirren, einen Häſcher, wenn ich mich nur an dieſer Inſel und ihrem Wahnſinn rächen kann.“

„Ein Ring?“ fragte Carabelli, der ſich mit den Offizieren unterhalten hatte, „ich vermuthe, woher er kommt.“

Serra rannte in ſeiner Aufregung hinaus auf den Platz; „man muß ihn beruhigen,“ ſagte Carabelli und folgte ihm nach. „Signor Galvani Serra,“ ſagte er leiſe, „ich habe eben, als Ihr ins Haus tratet, erfahren, daß Ihr der Verlobte der Tochter ſeid.“

„Wer biſt du?“

Carabelli beantwortete die Frage nicht und fuhr fort: „Ein Diener hat es mir geſagt, und nun ſehe ich Euch aufgeregt und mit einem Ringe in der Hand aus dem Hauſe ſtürzen. Madamigella Benvenuta hat Euch wohl aufgekündigt, und Ihr möchtet wiſſen, warum?“

„Wer biſt du?“ wiederholte der Offizier.

„Ein treuer Diener Seiner Majeſtät — Ludwigs XVIII.“ ſagte Carabelli leiſe, „Das darf man hier nicht laut ſagen, obwohl der alte Colonna auch ſo thut, als wäre er ein Bourboniſt. Hier kann es uns Allen ſchlecht gehen, die wir uns zu Ludwig XVIII. bekennen, — ſeht nur dieſe bewaffneten Kerle, — ſeit zwei Stunden kommt auch ein Bandit nach dem andern an, und viele andere werden nachfolgen, alle Macchien ſind aufgeregt. — Aber ich muß bleiben; meine Treue, meine Pflicht hält mich hier zurück.“

„Nicht weiter, ehe du mir nicht deinen Namen ſagſt!“ herrſchte ihm Serra zu.

„Nun wohl, obgleich der Name nichts zur Sache thut, — ich heiße Ignazio Carabelli.“

„Carabelli? ein Verräther — ſchlechtes Blut!“ rief der Andere mit hervorbrechendem Abſcheu.

„Ein Verräther? Nun, ich habe Euch allerdings Mancherlei zu verrathen, was Euch die Augen öffnen wird — und ob ich ſchlechtes Blut bin, Das wird ſich zeigen, wie ich dem König von Frankreich und Ferdinand von Sizilien diene. Was kann man mehr verlangen, als treue Dienſte? nützliche Dienſte? Nun aber bin ich im Stande, Euch und allen Potentaten ſehr wichtige Dienſte zu leiſten — und es ſoll ſchon noch Korſen geben, die nach dem Sturze Napoleons neben Pozzo di Borgo obenauf bleiben. Niemand wird es fürderhin wohl gehen, als Denen, die gegen dieſe Napoleoniden handeln; ſeht, Pozzo di Borgo hat ſein Lebtag gegen dieſen Buonaparte gearbeitet, und jetzt ſteht er allein aufrecht unter allen Korſen. Aber Ihr hört mich nicht; Das alles iſt Euch jetzt gleichgültig; Ihr denket an Euren Korb.“

„Verſtumme!“ rief Galvani Serra.

„Nein, ich muß Euch Aufklärungen geben, — ich bin ja ein Verräther — ich kann Signorina Benvenuta verrathen und die Urſachen, warum ſie einen braven, ſchönen, jungen Offizier vor die Thüre ſetzt.“

Serra wurde aufmerkſamer; Carabelli fuhr fort: „Die ganze

Nacht war ſie außer dem Hauſe, mit einem Araber, der mit dem Exkönig gekommen — ich ſah ſie, als ſie gegen Morgen zurückkehrten — ach, mit welchen glühenden Blicken er ſie anſah — Stille! fahrt nicht auf — kommt ein wenig weiter vom Hauſe, daß man uns nicht ſehe, ich habe Euch noch viel zu ſagen — der Exkönig hat auch großen Eindruck auf ſie gemacht. Man muß ſie nur von ihm ſprechen hören. Wißt Ihr, daß ſie, Eure Benvenuta, das Dorf aufgerufen hat, ſich für ihn zu bewaffnen? und wißt Ihr, daß ſie, ja ſie, die kleine Signorina, die Banditen aus den Macchien kommen läßt? Ja, wahrhaftig, ich habe es gleich vom erſten erfahren, der heute Morgen hier ankam. O, es iſt ein großes ſtarkes Geſchöpf, dieſe Benvenuta Benedetta, und Ihr verliert viel an ihr."

Galvani Serra ſtand wie bewußtlos, dumpf und ſtumpf vor dem Redner. Die Worte klangen an ſein Ohr, aber er mußte ſich anſtrengen, um ſie nachträglich zu verſtehen und in ihrem Sinne aufzufaſſen.

Carabelli ſchüttelte ihn: „Nehmt Euch zuſammen, ich habe Euch Wichtigeres zu ſagen. Am Beſten wäre es bei Herrn La Verrière angebracht, aber es würde Verdacht erregen, wenn ich mit ihm ſprechen wollte, und nach Baſtia kann ich vor drei, vier Tagen nicht entkommen. Ihr müßt ihm ſagen, daß ich, ich es Euch für ihn aufgetragen. Dieſer Tage kommt das Vermögen Joachims, das er in Paris angelegt hatte, hierher, auf die Inſel; ich weiß es gewiß, denn er hat es mir ſelber geſagt, als er mir von den Belohnungen ſprach, die mich für meine Treue erwarten. Mit dem Gelde werden zum Theil die drei Schiffe bezahlt, die in Baſtia für ihn ausgerüſtet werden; laßt ſie ſegelfertig machen, aber dann nehmt ſie weg, denn ſein Alles packt er auf die Schiffe, alle ſeine Papiere, auch die Korreſpondenz, die er von Toulon aus mit den Carbonari von Neapel führte. Das iſt ſehr wichtig, einmal, daß er kein Geld, dann, daß er keine Schiffe mehr habe. Mit drei Schiffen iſt er im Stande, das ganze Mittelmeer unſicher zu machen — ohne Schiffe iſt er hier gefangen und mit allen ſeinen Schätzen in unſern Händen. Mit dieſen Banditen und gaſtfreien Korſen wird Frankreich ſchon fertig werden. Und iſt nicht die engliſche Flotte in der Nähe? in Livorno, in Genua, in Toulon? Sie ärgert ſich genug, daß er ihr entwiſcht iſt. Habt Ihr verſtanden?“

„Du biſt ein herrlicher Verräther!“ ſagte Serra zerſtreut vor ſich hin.

„Verräther? Gott bewahre! Rache will ich an dieſen Korſen nehmen, die ſagen, daß die Carabelli ſchlechtes Blut ſind. Und Euch ſoll ja auch Rache werden!“

„Ja,“ rief Serra, „Rache, denn er iſt ſchuld, daß ich ſie verliere, und er gehört zu ihrem Hauſe, die mich tödtlich beſchimpfte. Und der alte Narr drin, der Colonna, der noch der verrückten Enkelin Recht gibt. Jubeln werde ich, wenn Euer Haus in Flammen aufgeht und alle Eure Gäſte ins Verderben ſtürzen.“

Mit drohender Geberde kehrte er ſein Geſicht dem Hauſe zu. Aus dieſem trat eben La Verrière und ſchwang ſich ſchweigend und düſter aufs Pferd. Serra eilte fort, ohne Carabelli eines Grußes zu würdigen; mit Trotz ſprang er in den Sattel, kehrte dem Hauſe den Rücken und ſprengte mit den Andern im Galoppe davon.

Herr von La Verrière war mit ſeinen Offizieren kaum bei den Truppen angekommen, als man in Veſcovato von dorther ein Geſchrei vernahm, das weder einem Kriegsgeſchrei, noch irgend einer drohenden Aeußerung, ſondern vielmehr einem Jubelausbruch zu vergleichen war. Offenbar freuten ſich dieſe meiſt aus napoleoniſchen Veteranen beſtehenden Truppen, nicht gegen Joachim Murat und gegen ſeine Freunde kämpfen oder im gegebenen Falle den Befehlen ihres jetzigen Kommandanten widerſtehen zu müſſen. Sie ergriffen ihre Waffen, ſetzten ſich in muntere Bewegung und waren bald auf dem Wege nach Baſtia hinter den Hügeln verſchwunden. Wie ein Echo ihres Jubels hallte es ihnen aus Veſcovato nach.

Herr von La Verrière hatte alle Urſache, höchſt unzufrieden nach Baſtia zurückzukehren. Feſt entſchloſſen, Joachim Murat zur Abreiſe zu zwingen oder ihn gefangen zu nehmen und, den innigſten Wunſch Ludwigs XVIII. und Fouché's erfüllend, ihn dieſen auszuliefern, kam er nach Vescovato nur, um ſich raſch zu überzeugen, daß er es als Befehlshaber unzuverläſſiger Truppen mit den hier verſammelten Hütern des Exkönigs nicht aufnehmen konnte, und daß er mit dieſem wie mit einer gleichen Macht unterhandeln müſſe, zufrieden, wenn er ihn nur zum Abzuge bewege und ſo fernere Aufregung auf der Inſel verhindere. Ebenfalls feſt entſchloſſen, als Legitimiſt und als Organ ſeines legitimen Königs, Joachim Murat nur als Privatmann zu behandeln, mußte er vor dieſem ſtehend in höherem Maße dieſelbe Erfahrung machen und daſſelbe Zugeſtändniß, aber dießmal ernſthafter, die er ſchon unten an der Thüre Serafino gegenüber gemacht hatte. Ein alter Emigrant, der ſich ſeit ſeiner Jugend im Gefolge des würdeloſen Grafen von Provence, ſeines jetzigen Königs, herumgetrieben und niemals die Parvenü's zu Geſichte bekommen, welche ſeit dem Anfange des Jahrhunderts halb Europa als Kaiſer und Könige beherrſchten, war er deſto mehr überraſcht und in allen ſeinen Vorſtellungen und Begriffen verwirrt, als er plötzlich vor dieſem Sohne des Gaſtwirths von Cahors ſtand und dieſer eine Würde, eine Majeſtät entfaltete, wie ſie Herr von La Verrière bisher an keinem legitimen Herrſcher geſehen, und wie ſie in der That kein Herrſcher jener Zeit ſo zu entfalten verſtand wie Joachim Murat. Auf dem Schlachtfelde ein paladinenhafter Reitergeneral, der die Schwadronen hinriß und die gewaltigſten Carrés zuſammenritt; im Kreiſe der Freunde und Vertrauten ein ächtes franzöſiſches bon enfant ohne Anſprüche auf Ueberlegenheit; in der Familie kindlich und gemüthlich: war er, ſobald er zu repräſentiren und ſeine Herrſcherwürde zu vertreten hatte, ein König, wie ihn loyaler Aberglaube nur bei einem Herrſcher von hundert königlichen Ahnen von Gottes Gnaden vorausſetzt. Es geſchah Herrn von La Verrière, was er noch eine Viertelſtunde vorher für unmöglich gehalten haben würde: er verneigte ſich tief vor dem Manne, der in ſeiner Jugend vielleicht den Gäſten ſeines Vaters die Speiſen aufgetragen hatte, und er beging den Verrath an ſeinen mit der Muttermilch eingeſogenen legitimiſtiſchen Ueberzeugungen und redete dieſen Mann als „Majeſtät“ an. Auch war er gekommen, um zu befehlen, und nun machte er nur Vorſchläge und nahm er ſtehend die Willensmeinung des Exkönigs hin. Dieſer meinte einfach, er wolle das Ende ſeiner Unterhandlungen mit Oeſterreich und England und die etwaigen Päſſe, die ihm dieſe Mächte ſchicken würden, hier auf Korſika abwarten. Er ſei nicht im Kriege mit Ludwig XVIII., und ſo könne es auch ſein Wille nicht ſein, hier irgend welchen Aufruhr oder Abfall von Frankreich zu erregen. Die Diener Seiner Majeſtät Ludwigs XVIII. hätten ſich auf franzöſiſchem Boden, wo er als ſtiller Privatmann gelebt und wo er ein Aſyl zu finden gehofft, unwürdig gegen ihn benommen und ihn gezwungen, ſich in den Schutz des gaſtfreien Volkes der Korſen zu retten. Unter dieſem wolle er verharren, bis er, je nach den Reſultaten ſeiner Unterhandlungen mit Caſtlereagh und Metternich, fernere Entſchlüſſe faſſen werde. Er wünſche nichts Anderes, als den Frieden mit Ludwig XVIII., gegen den er nie Krieg geführt, erhalten zu ſehen, und gewiß nicht ſeine Schuld werde es ſein, wenn dieſer geſtört werde.

Mit dieſem Beſcheide mußte ſich Herr von La Verrière begnügen, ja er mußte, obwohl er Manches einzuwenden hatte, ſich verneigen und verabſchieden, als Murat ihn lächelnd grüßte und mit lächelnder Huld entließ.

Am Morgen des nächſten Tages erfuhr man in Veſcovato, daß Herr von La Verrière Baſtia mit vielem Eifer in Vertheidigungszuſtand ſetzen ließ.

Achtes Kapitel.

Der König weint.

Der König hat geweint.
Schiller.

Son nom, dans tous les carrefours
Resonne incessamment, comme au fort des batailles
Il resonnait sur les tambours.
A. Barbier.

An dieſem und in den folgenden Tagen gingen auch in Vescovato neue und große Veränderungen vor. Bekam Baſtia ein kriegeriſches Ausſehen, ſo verwandelte ſich auch Vescovato mehr und mehr in ein Heerlager, und wer die beiden Orte vergleichen konnte, mußte das Dorf für ſtärker erklären, als die Stadt. Baſtia mit ſeinen Vertheidigungswerken ſah wie eine Feſtung aus; Vescovato war das Heer, das nur einen kurzen Marſch zu machen brauchte, um die Feſtung aufs Nachdrücklichſte zu bedrängen. Dazu war die Feſtung von unzuverläſſigen Soldaten beſetzt und die Stadt von Einwohnern, die dem Feinde günſtig geſtimmt waren, während, was ſich in Vescovato verſammelte, wenigſtens zum größten Theile, einmüthig dachte und fühlte. Das Kapuzinerkloſter war in eine förmliche Zitadelle verwandelt und von Veteranen vollgefüllt. Drei Tage hatten hingereicht, die ganze Inſel zu erſchüttern und zahlloſe Männer herbeizuführen, unter dieſen die Banditen aus den fernſten Macchien. In Trupps kamen ſie herbeigezogen, oft feindliche Bluträcher neben einander, nachdem ſie ſich durch Parolanti auf Zeit oder für immer verſöhnt hatten, wie Das in Zeiten der Gefahr oft in Korſika vorgekommen; denn iſt auch die Vendetta in die Seele des Korſen geſchrieben, ſo iſt er doch in ſeiner zum Guten wie zum Böſen leicht aufbrauſenden Leidenſchaftlichkeit aus edlen Motiven auch leicht zur Verſöhnung geſtimmt. Es iſt oft vorgekommen, daß ſich zwei Feinde in die Arme ſanken in dem Augenblicke, da ſie auf einander anlegten, oder daß ein Bluträcher zu weinen anfing, wenn er ſein Opfer im Schlafe fand, gerührt von deſſen Hülfloſigkeit. Die Häuſer von Vescovato reichten längſt nicht aus, alle Fremden zu beherbergen, und die Lebensmittel mußten ſchon aus fernen Dörfern und vom Markte von Baſtia herbeigeſchafft werden. Signora Katharina Franceschetti leerte ihre wohlgefüllten Speicher und Vorrathskammern und ſchickte täglich Knechte aus, um überall neue Vorräthe einzukaufen. Der alte Colonna-Ceccaldi verkaufte damals ein Haus, das er in Baſtia beſaß, um ſich behufs der Verpflegung ſo vieler Gäſte und des Einen hohen Gaſtes baare Summen zu verſchaffen, die in Korſika ſo ſelten ſind.

Benvenuta hatte gethan, was ihr die Ankunft des Königs eingegeben, hatte die Bewaffneten aus Dorf und Macchien herbeigerufen und ein ihr verhaßt gewordenes Band zerriſſen; jetzt kehrte ſie in die häuslichen Kreiſe zurück, ließ ſich nach Art der korſiſchen Frauen wenig vor den Männern ſehen und ſchaltete als Gehülfin ihrer Mutter in Hof, Küche und Keller, wo ſo viel zu thun war. Nadir lag im Garten, im Schatten der Platanen, von wo er ſie manchmal im hinteren Hofe ſehen konnte — und träumte. Auf der Schwelle des Hauſes ſaß die alte Mattea in ihrem Sonntagsputze, eine blaue Mandile auf dem Kopfe und um den grauen Zopf gewunden, ein weißes, faltiges Kleid um die langen Glieder. Sie ſah auf den Platz hinaus, wo ihr Sohn Matteo unter den Bewaffneten lag; ſeine Büchſe lehnte fern von ihm an einem Kaſtanienbaume, und er ſpielte auf der Violine. Für ſie war dieſes Heerlager ein Bild des Friedens und des Glückes, denn ihr Matteo hatte ſich mit dem Feinde verſöhnt, die Sbirren waren hier nicht zu fürchten, und nach jahrelangem Herumirren in der Wildniß lebte er wieder mit Menſchen, ohne daß ſie und er zu fürchten brauchten, daß ihn vielleicht im nächſten Augenblicke eine Kugel niederſtrecke. Er ſpielte wieder die Violine wie ehemals als Knabe, und ſie lauſchte ihren Tönen wie einer Glücksprophezeiung. Mit welcher Freude ſah ſie fern von ihm ſeine Büchſe, die ſeit Jahren, im Wachen wie im Schlafe, nicht von ſeiner Seite gewichen. Wenn nun Benvenuta über die Schwelle an ihr vorüberging oder ſich hinten im Hofe ſehen ließ, rief ſie ihr mit aufgehobenen Händen zu: „Geſegnet ſei dein Aus- und Eingang, Maria Benvenuta, du Kind ohne Gleichen, denn dir danke ich Tage des Friedens und ein Glück, wie es dieſe alten Augen nicht mehr zu erſchauen hofften.“ — Oder auch: „Maria Benvenuta, du Geſegnete, allen Jammer, aus dem heraus ich den Vocero über jenen Todten ſchrie, haſt du von mir genommen, und für die Milch meines Herzens gabſt du mir die Milch des Friedens. Maria, deine Schutzpatronin, ſei mit dir, für und für.“

Der König, dem Rathe Franceschetti's folgend oder, wenn er dieſen vergaß, aufs Neue ermahnt und von ſeinem Wirthe zurückgehalten, blieb in ſeinen Gemächern, um ſich perſönlich vor jedem Vorwurfe, den ihm Frankreich hätte machen können, zu ſichern, um die leicht entflammten Gemüther der Korſen nicht aufzuregen und jede ihrer Demonſtrationen, die ſeine zurückhaltende Stellung gefährden oder ihnen ſchaden könnte, zu vermeiden. Er unterhandelte mit ſeinen Agenten, die allgemach vom Feſtland ankamen, und ſchickte ſie wieder mit neuen Aufträgen fort, hierhin und dorthin, meiſt nach Baſtia, wo ſie die angekauften Schiffe bezahlen und deren Ausrüſtung beſchleunigen ſollten, um nach dem Eintreffen günſtiger Nachrichten von Caſtlereagh und Metternich zur Reiſe bereit zu ſein, die Inſel, die ihn ſo gaſtlich aufgenommen, nicht länger zu beunruhigen und ſeinen edlen Gaſtfreunden, den Herren dieſes Hauſes, nicht fürder zur Laſt zu fallen. Waren die Geſchäfte mit den Agenten abgemacht und die nöthigen Briefe geſchrieben, ſo ſaß er ſtille vor ſeinem „Filippini,“ der an Wundern und Heldenthaten ſo reichen Chronik dieſer merkwürdigen Inſel. Wie ſollte dieſes Buch im Hauſe Colonna Ceccaldi fehlen, da auf ſo vielen Seiten von den Thaten der Colonna die Rede iſt; fehlt es doch auch in keinem Hauſe Vescovato's, denn Filippini war ein Sohn dieſes Dorfes, und in dieſem Dorfe ſcheint die Geſchichte Korſika's zu allen Zeiten ihren Lieblingsſitz aufgeſchlagen zu haben, weßhalb es auch auf beinahe jeder Seite dieſer alten Chronik genannt wird.

„Welch ein wunderbares Buch! welch ein troſtreiches Buch!" rief Murat einſt dem eintretenden Franceschetti entgegen; „da leſe ich von verbannten Helden, die oft mit einem elenden Fahrzeug und wenigen Freunden oder auch allein an dieſen Küſten landeten, und wie ſich ſogleich Schaaren um ſie ſammelten und wie ſie in wenigen Tagen ihr Vaterland befreiten."

„Ja," ſagte Franceschetti mit Stolz, „die korſiſche Chronik erzählt ſolcher Geſchichten auf jeder Seite, — und dieſer Filippini war kein ganz getreuer Sohn ſeines Vaterlandes, er hing, vielleicht aus Furcht, an Genua; doch muß er, von der Wahrheit gezwungen, ſolche Geſchichten erzählen. Aber," fügte der General lächelnd hinzu, „es gibt auch nur Ein Korſika."

„Du irrſt," fiel ihm der König raſch ins Wort, „meine Kalabreſen haben alle Tugenden und Eigenſchaften der Korſen. Sie ſind ſtolz und rächen wie die Korſen jede Beleidigung, ſie lieben ihr Vaterland und die Freiheit, ſie ſind dankbar für erwieſene Wohlthaten. Wollte Einer, der ihr Vaterland liebt, an ihrer Küſte landen, Freiheit proklamiren, die verhaßten Bourbonen, ihre Tyrannen, in die Acht erklären — gewiß, Franceschetti —"

Er ſprach nicht weiter, er warf die braunen Locken von der Stirne zurück und ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab. Franceschetti blieb ruhig auf ſeinem Platze, betrachtete wehmüthig den aufgeregten Mann, kämpfte mit ſich, ob er etwas erwidern ſolle, und ſagte endlich: „Vor Allem iſt die Frage, ob man überhaupt landen könnte; von Livorno bis Sizilien kreuzen engliſche Schiffe!"

„Ach, die engliſchen Schiffe!" rief Murat verächtlich, „bin ich nicht mit Napoleon von Aegypten bis nach Frankreich mitten durch die engliſche Flotte geſegelt? Habe ich nicht Kapri den Engländern genommen, trotz ihrer Flotte und vor deren Augen?

Iſt der Kaiſer nicht von Elba entkommen mitten durch engliſche Schiffe?"

„Und dann in Kalabrien ſelbſt," fuhr Franceschetti langſam fort, „wer bürgt, daß der Landende mit Kalabreſen zuſammentrifft und nicht mit den Soldaten Ferdinands?"

„Die Soldaten Ferdinands!" lachte Murat, „wann und wo ſind die Soldaten der ſiziliſchen Bourbonen nicht geſchlagen worden? Das ſage mir, Franceschetti, wenn du kannſt. Und wer ſagt dir, daß es die Soldaten Ferdinands ſind? vielleicht ſind es *meine* Soldaten, die ich in ſo vielen Schlachten ſiegen lehrte. Wie müſſen die ſich unter dieſem Ferdinand fühlen!"

Er lachte wieder. „Um die Bourbonen von Neapel," fügte er ernſthafter hinzu, „um die würde ich mich weniger kümmern, wäre es nicht um ganz Europa oder vielmehr um die Alliirten, die heute nichts Anderes kennen und fühlen, als den Fanatismus ihrer Legitimität, und die ſich Alle gegen mich wenden und mein ſchönes Königreich mit Blut überſchwemmen würden."

„Das iſt es! das würde gewiß geſchehen!" beſtätigte Franceschetti aufathmend.

„Sprechen wir nicht weiter davon, mein Freund," ſagte Murat und fuhr ſich über die Stirne; „Das ſind ſo Gedanken, Möglichkeiten, Träume, die mir manchmal, ſelten durchs Gehirn jagen. Ein Mann, der ſo viel gethan, hat das Recht, wenn es mit ihm abwärts geht, wenigſtens zu träumen. Wir wollen warten, ſelbſt mit den Träumen, welche Antwort ich von Oeſterreich und England erhalte. Schade, daß ich mit Kaiſer Alexander nicht angeknüpft habe, er iſt doch der Beſte von Allen und weiß auch, was von der Legitimität zu halten. Es iſt freilich die Frage, ob er mir die Schlacht von Borodino vergeſſen könnte."

Dieſes Wort gab ihm ſichtlich ſeine ganze Heiterkeit wieder. „Morgen, übermorgen," ſagte er, „muß Maceroni ankommen, dann wird Alles entſchieden ſein und gut. Er iſt ein geborener Engländer und von italieniſcher Abſtammung, hängt an Italien und an mir und hat das Vertrauen der Engländer; ſo iſt er wie geſchaffen, den Vermittler zwiſchen mir und Großbritannien zu machen, und ich bin überzeugt, daß er mir die günſtigſten Bedingungen ausgewirkt."

Nadir trat ein und meldete, daß Carabelli verſchwunden ſei. Seit dem Morgen ſei er unſichtbar geworden; das ganze Dorf ſei darüber aufgeregt, und allgemein ſei man überzeugt, daß er irgend einen Verrath im Schilde führe. Man habe ihn, Nadir, gebeten, dieß dem Könige zu melden.

„Gewiß," ſagte Franceschetti, „wenn Carabelli ohne Abſchied verſchwunden iſt, ſo iſt auch irgend ein Verrath im Spiele."

„Ich weiß es," lächelte Murat, „es gibt Vorurtheile gegen die Carabelli, wegen gewiſſer alter Familiengeſchichten; einer aus ihrem Hauſe hat einmal den Klemens Paoli in einen Hinterhalt gelockt, um ihn den Genueſen preiszugeben; ſeit damals gelten die Carabelli auf Korſika für ſchlechtes Blut — ich weiß es, Carabelli hat es mir ſelbſt erzählt. Das heißt doch die Enkel für die Sünden ihrer Vorfahren büßen laſſen, und wenn man ihnen mit Verachtung begegnet, zwingt man ſie vielleicht, ‚ſchlechtes Blut' zu werden, während ſie den beſten Willen haben, mit Treue den Schandfleck von ihrer Familie abzuwaſchen."

„Aber er iſt auf unbegreifliche Weiſe verſchwunden," ſagte Nadir, „und es iſt ein Schleicher, ein Horcher — ich habe es ſelbſt erfahren."

„Aber mein Gott," rief Murat, „was ſoll er denn verrathen? was iſt zu verrathen? Was meine Abſichten ſind und meine geheimen Unterhandlungen, das weiß Herr von La Verrière durch mich ſelbſt beſſer als, Franceschetti ausgenommen, irgend Jemand auf der Inſel. Nein, meine Freunde, ich glaube nicht an den Verrath Carabelli's, ich habe ihn und ſeinen Bruder mit Wohlthaten überhäuft, und ſie ſind Korſen. Wenn ich nur einen Blick durchs Fenſter werfe, darf ich den Gedanken in mir aufkommen laſſen, daß in Korſika Verrath wachſe?"

So ſprechend, trat er wirklich ans Fenſter und überblickte das Lager.

„Ich muß glauben,“ rief er, „daß ich von einer höheren Macht beſchützt bin; ich ſehe Wunder, die ſich für mich unter meinen Augen begeben. Wer hat es gethan, daß ſich gleich bei meiner Ankunft, als ich mich kaum Franceschetti vorgeſtellt hatte, das ganze Dorf für mich bewaffnete? — wer endlich, daß das Volk aus allen Gegenden herbeikam und vor Allen die Gebannten aus den fernſten Macchien? Heute, nach wenigen Tagen, iſt Korſika verändert, haben ſich Feinde für mich verſöhnt, ſind die Macchien leer, ſteht ein Kriegsheer für mich bereit. Warum lächelſt du, Nadir?“

Nadir lächelte in der That, und zwar auf eine geheimnißvoll glückliche Weiſe.

„Weil ich die Geheimniſſe dieſes Wunders kenne.“

„Sprich, was weißt du?“

„Ich darf das Geheimniß vor dem General verrathen, denn es iſt ihm, ich weiß es, längſt ein Geſtändniß gemacht worden.“

Franceschetti ſchmunzelte. Nadir fuhr fort: „Hätte mein König mehr auf gewiſſe Augen in dieſem Hauſe geachtet, mein König wüßte, welche Augen hier wie die eines Engels des Schutzes und der Barmherzigkeit blicken.“

„Von wem ſprichſt du, Nadir, mit ſolcher Andacht?“

„Von Maria Benvenuta, der Tochter dieſes Hauſes, einem Mädchen voll göttlicher Erhabenheit.“

„Nun? und ſie —?“ fragte der König.

„Sie,“ fuhr Nadir ſtolz fort, „ſie hat die Männer von Vescovato aufgerufen, ſie bewog ſie, Boten in die Nachbarſchaft zu ſenden, ſie war es, die in der Nacht in die Macchia ging zu den Banditen, ſie —“

„Laß mich dein Kind ſehen,“ rief der König, zu Franceschetti gewandt, „daß ich ihr danke.“

Der General ging und kehrte bald mit Benvenuta zurück. Sie trat zitternd ein und blieb einen Schritt vor der Thüre ſtehen. Murat ging ihr entgegen und zog ſie ſanft in die Stube und auf einen Sitz neben ſich nieder. Er wollte ihr für ihre fürſorglichen Thaten danken, vergaß es aber bei ihrem Anblicke, der offenbar ſein Herz bewegte. Lange blickte er ihr ins Auge, dann drückte er ihren Kopf an ſeine Bruſt und ſagte mit Thränen in den Augen: „Glücklich, wer ſeine Kinder ſo an die Bruſt drücken könnte. Wo ſind jetzt die meinen? — wo irren ſie umher? auf wildem Meere? oder in kalter Fremde, wo man ſie wie Gefangene behandeln wird? Ach, ich werde ſie vielleicht niemals wiederſehen — niemals!“

Seine Thränen ſloßen und fielen heiß und ſtrömend auf Benvenuta's Scheitel. Ihr ganzes Weſen ging unter dieſen Thränen in dem Wunſche auf, ein Mann zu ſein und mit dem letzten Blutstropfen das ehemalige Glück dieſes Unglücklichen herzuſtellen. Sie ſchlug die Augen auf und richtete ſie dem Weinenden entgegen mit einem Blicke — daß Nadir am ganzen Körper bis ins Herz hinein erzitterte und ſich abwandte, um dieſen Blick tiefſter Hingebung nicht länger ſehen zu müſſen.

Neuntes Kapitel.

Mattea.

> Geheul und Jauchzen und Geſang der Parzen.
> Ugo Foscolo.
>
> Fear and Hope, twin Destinies.
> Shelley.

Maceroni, der lang erwartete Unterhändler Murats, war angekommen, hatte von Seiten Englands gar keine, von Seiten des Kaiſers Franz von Oeſterreich ſolche Bedingungen mitgebracht, daß Murat, wenn er ſie angenommen, ſich in nicht viel Beſſeres als in öſterreichiſche Gefangenſchaft begeben hätte. Fürſt Metternich machte jetzt viel härtere Bedingungen, als vor vierzehn Tagen, denn Gaeta, das ſich lange über die Flucht Joachims aus ſeinem

Königreiche hinaus gehalten hatte, war indeſſen in öſterreichiſche Hände gefallen, und die Königin Karolina befand ſich ſchon mit ihren Kindern auf öſterreichiſchem Boden; man konnte ſie als Geiſel behandeln und vorausſetzen, daß Joachim jeden Vorſchlag annehmen werde, nur um ſich mit ſeiner Familie zu vereinigen. Man dachte nicht daran, daß es für Joachim Murat auf Erden nichts Härteres, Grauſameres gab, als der Gedanke, ohnmächtig, flüchtig, glanzlos, von der Gnade des Feindes lebend, zu erſcheinen. — Wellington und Caſtlereagh hatten mit Maceroni unterhandelt und für Joachim höchſt ehrenvolle Bedingungen in Ausſicht geſtellt, ſo lange als Gaeta noch ſein Eigenthum war und England als Preis ſeiner Großmuth dieſe Feſtung, als ein Gibraltar für Italien, von ihm, der als anerkannter König darüber verfügen konnte, zu erhalten hoffte. Nach dem Falle Gaeta's brach man die Unterhandlungen ab und wies Maceroni ausſchließlich auf Metternich. Man überließ die ganze Angelegenheit den Subalternen, die ſich gerade in der Nähe Metternichs befanden, ohne dieſen ausdrückliche und präziſe Vollmachten zu geben. Kurz nach Maceroni kam in Veſcovato oder, wie man jetzt ſchon ſagen darf, im Lager und Hauptquartier Murats ein engliſcher Offizier aus Genua an, der ſich als Adjutant des Kommandanten der britiſchen Kräfte im Mittelmeer vorſtellte und Joachim Murat einlud, ſich einfach ſeinem Chef zu überantworten — und ſchon zwei Tage darauf ließ ſich ein anderer engliſcher Offizier melden, der, von Livorno kommend, im Namen Lord Burgherſchs, engliſchen Miniſters am toskaniſchen Hofe, eine gleiche Aufforderung überbrachte. Wie rückſichts- und formlos, ja wie brutal dieß auch gegen einen Mann gehandelt war, den ja alle europäiſchen Souveräne als ihres Gleichen anerkannt und von dem ſie, die Engländer, erſt vor Kurzem noch eine gewaltige Feſtung zu erhandeln ſtrebten, ſo nahm Murat ihr Auftreten doch von der heiteren Seite und ſtellte ihnen in ſchlichten Worten vor, daß die Stellung der britiſchen Beamten, die ſie zu ihm beordert, nicht hoch genug ſei, um ihm genügende Bürgſchaft zu bieten, und daß ein König, wenn auch unglücklich und machtlos, ſich nicht blinderweiſe überliefern könne.

Dieſe engliſchen Offiziere waren auf größeren Kriegsſchiffen und von kleineren umgeben nach Korſika gekommen. Vom Könige abgewieſen, kehrten ſie nicht wieder in die Häfen zurück, aus denen ſie ausgelaufen, ſondern blieben mit ihrer Flottille und beſetzten Baſtia und Ajaccio.

Und während ſo die beiden bedeutendſten Hafenſtädte Korſika's von den Engländern beſetzt waren, erſchien von Zeit zu Zeit die Beſatzung Baſtia's drohend in der Nähe Vescovato's. Sie zog ſich zwar jedesmal wieder friedlich zurück; aber Murat und ſeine Freunde wurden ſtets erinnert, daß der Feind auf eine günſtige Gelegenheit lauere, dem durch die Gegenwart des flüchtigen Königs herbeigeführten Zuſtande mit Einem Schlage ein Ende zu machen.

Murat ſah ein, daß er einen Entſchluß faſſen mußte, und wäre es auch nur der, die Inſel zu verlaſſen, ſelbſt ohne zu wiſſen, wohin er ſich dann wenden werde. Da kam die vernichtende Nachricht aus Baſtia an, daß die Schiffe Murats, eben erſt ausgerüſtet und bezahlt, von der Regierung konfiszirt ſeien. Der Kauf war im Geheimen abgeſchloſſen auf den Namen eines Kaufmanns, die Ausrüſtung galt angeblich einem Auslaufen in levantiniſche Häfen — es mußte Verrath im Spiele ſein.

Das war es auch, was Joachim Murat am Tiefſten erſchütterte; denn er, der in den letzten Tagen ſeines neapolitaniſchen Königthums ſo vielfachen Verrath erlebt, war nicht ſo beſchaffen, daß er, bei aller Erfahrung, an Verrath hätte glauben können — am Wenigſten, ſeit er in der Ferme Pascal Morin, dann auf offenem Meere und nun auf Korſika ſo viele Beweiſe der Treue und Aufopferung erhalten. Nie, ſelbſt damals, als das Verrätherſchiff auf offenem Meere an ihm vorübertrieb und er ſich mit einem einzigen Getreuen auf leckem Kahne, im Sturme, zwiſchen Himmel und Abgrund befand, fühlte er ſich ſo hülflos, wie in dem Augenblicke, da die Nachricht von der Konfiskation der Schiffe in Veſcovato ankam. War ihm Korſika, ſein Aſyl, nicht zur Falle geworden? Wortlos blickte er Nabir und Franceschetti an, die ihm die Nachricht überbrachten, warf ſich dann in einen Seſſel und ließ die Stirn auf den Rand des Tiſches fallen.

„Jetzt,“ ſagte er nach einiger Zeit, ohne den Kopf zu erheben, „jetzt bin ich ein Bettler!“

Aber er lag nicht lange ſo, als ſich ein eigenthümlicher Zug zur Thüre hereinbewegte. Der alte greiſe Colonna trat ein, die eine Hand auf den Stab geſtützt, in der andern ein kleines Paket; hinter ihm kam Katharina, ſeine Tochter, und ſeine Enkelin Benvenuta. Beide trugen kleine Käſtchen in den Händen.

„Mein hoher Gaſtfreund,“ ſagte Colonna, „dieſes Paket enthält mein Vermögen, Wechſel auf Ajaccio und Paris. Es iſt dein, mein König. Du biſt mein Schuldner bis auf beſſere Zeiten; es wird hinreichen, in Ajaccio andere Schiffe zu miethen und auszurüſten, die dich in ein ſicheres Aſyl bringen.“

Nach ihm traten die Frauen vor und ſtellten die Käſtchen, ohne zu ſprechen, auf den Tiſch zu dem Pakete Colonna's. Der König ſchlug die Deckel zurück, und allerlei Schmuck von Diamanten und Korallen ſtrahlte ihm entgegen. Er drückte beide Hände vor die Augen, ſank in den Seſſel zurück und brach in ein herzliches Schluchzen aus. Als er ruhig genug war, um den Gaſtfreunden in Worten danken zu können, und die Hände von den Augen that, war er allein; auch die Papiere und die Schmuckkäſtchen waren verſchwunden; aber des Abends kündigte ihm Franceschetti an, daß vertraute Männer nach Ajaccio abgegangen ſeien, um mit größerer Vorſicht dort Schiffe anzukaufen und auszurüſten.

Den Verrath hatte Joachim Murat bald vergeſſen; er dachte nur daran, welche treue Freunde er beſaß und daß zwiſchen ihm und Frankreich ſeit der Konfiskation ſeiner Schiffe Krieg ſei! Nicht er hatte ihn begonnen, ſondern Frankreich! Nicht er hatte die heiligen Pflichten des Gaſtrechts verletzt, ſondern Frankreich!

Wenn er jetzt die Korſen zu ſeinem Schutze aufrief, ſo that er es gezwungen, ſo trieb ihn die Pflicht der Selbſterhaltung dazu.

„Iſt nicht,“ fragte er ſich, „vor kaum einem halben Jahrhundert ein Abenteurer hier erſchienen und iſt König von Korſika geworden? Und ſoll mir, dem ruhmvollen König, nicht gelingen, was jenem dunklen Theodor Neuhoff gelungen iſt? Und wäre es auch nur, um meine Feinde zu ſchrecken, um ihnen zu zeigen, daß ich ſtolz, mächtig, ohne Demüthigung dieſe Inſel verlaſſen kann!“

Am nächſten Morgen trat er im vollen Schmucke, wie er ſonſt in die Schlacht zu reiten pflegte, in ſeiner weißglänzenden Uniform mit der rothen Schärpe, aus ſeinem Gemache und ſtieg die Treppe hinab, entſchloſſen, unter die Bewaffneten zu treten und ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Im untern Hausflur ſchloß ſich ihm Franceschetti an, aber er trug nicht, wie er es all dieſe Tage dem Könige zu Ehren gethan hatte, die Uniform des Generaladjutanten Murats, ſondern den einfachen, kurzen korſiſchen Rock von braunem Tuche, den Pellone. Der König zog bei dieſem Anblick ein wenig die Stirne zuſammen und ſagte, wenn auch lächelnd, doch verdrießlich: „Franceschetti, du erräthſt meine Gedanken zu gut und gibſt mir Rathſchläge ohne Worte.“

Er ſtand eine Zeit lang nachdenklich ſtille und fuhr dann fort: „Es bedarf allerdings einiger Ueberlegung, bevor man den Funken ins Pulverfaß wirft; aber überall wie auf dem Schlachtfelde ſoll man augenblicklichen Eingebungen gehorchen, denn dieſe kommen von der Vorſehung. Laß uns jedenfalls hinaustreten unter die braven Leute, denen ich doch endlich einmal die Hand drücken muß. Längere Zurückhaltung wäre kalte Undankbarkeit.“

Er ging. Hoch aufgerichtet und ſtolz trat er auf die Schwelle und ließ von der Höhe derſelben einen herrſchenden Blick über das Lager ſchweifen. Aber da er wieder den Fuß erhob, um weiter zu gehen, rief es tief unter ihm, als ob die Stimme aus der Tiefe der Erde käme:

„König! König! Nicht zweimal lacht daſſelbe Schickſal demſelben Sterblichen!“

Er blickte erſchrocken unter ſich; da ſaß Mattea wie immer auf der unterſten Stufe vor der Schwelle und ſah mit warnendem und mitleidigem Auge zu ihm hinauf. Die Kapuze war ihr rückwärts auf den Nacken gefallen, die dicken, weißen Haare waren ſichtbar, und ſie glich einem Zauberweibe oder einer Prophetin, die ſich warnend auf den Schickſalsweg eines Menſchen ſetzt.

„Wer biſt du?“ fragte Murat.

„Ein Weib, das in der Vergangenheit nur Tage des Schmerzes geſehen und das darum die Unglückstage der Zukunft ſieht.“

„Wie kommſt du hierher?“ fragte er weiter.

„Ich bin die Amme Benvenuta's — du kannſt mir trauen.“

Die letzten Worte verſtärkten den Eindruck der Warnung, da Murat einſah, daß ſie aus befreundetem Herzen kamen; aber beſorgt, daß die Alte noch Anderes ſagen könnte, was ſeinen Muth noch tiefer herabdrücken würde, ſtieg er raſch die Treppe hinab und ging mit großen Schritten über den Hof auf den Platz.

Unendlicher Jubel ertönte und ſtieg zum Himmel empor: Waffengeklirr erſcholl wie in einem gewaltigen Kriegslager. Von allen Seiten des Platzes, wo ſie gelagert waren, aus dem Kloſter, den Häuſern und Hütten eilten die Bewaffneten herbei und ſtellten ſich in geordneten Abtheilungen auf, wie es ſie die Offiziere gelehrt hatten. Vor jeder Abtheilung ſtanden bewährte Führer, die Murat von den Schlachtfeldern her kannte. Am Stattlichſten aber und unbezwingbar wie die alte Garde des Kaiſers ſah die gewaltige Schaar aus, die die Mitte des Platzes einnahm, höchſt kriegeriſch, obwohl ſie nur die Landestracht trug, den Pellone, den Gurt und die phrygiſche Mütze. Es waren das nicht weniger als achthundert Veteranen korſiſchen Blutes, die alle unter Murat gedient, die ſich während dieſer Tage geſammelt hatten und denen noch andere ihres Gleichen folgen ſollten. Sie ſtießen das Feldgeſchrei aus, das Murat nur zu gut kannte, und wie er ihre Reihen entlang ging, rief Jeder die Namen der Schlachten, die er unter ihm gekämpft hatte: Abukir, Eylau, Borodino und andere Namen. Die Geſchichte ſeines Ruhmes, ſeiner Größe, ſeiner wunderbaren Laufbahn hallte ſo fortwährend an ſeine Ohren und tief in ſeine Seele. Er war ſprachlos; nur die Hände konnte er rechts und links ausſtrecken. Er hatte das ganze Lager ſchon mehrere Male durchſchritten, aber begann immer wieder aufs Neue die Wanderung durch die Reihen. Alles war jetzt ſtumm wie er ſelber; nur die Augen der Tapferen folgten ihm auf Schritt und Tritt. Plötzlich ging ein Gemurmel durch die Reihen und Schaaren; hie und da knackten die Hähne an den Gewehren, und endlich war es, als ginge ein ſtilles Lachen durch das Lager. Murat blickte um ſich und gewahrte die Truppen La Verrières, die auf den Höhen erſchienen. Er kannte dieſes dumpfe Lachen.

„Wenn ich ſie jetzt dem Feinde entgegenführe, iſt er in einer halben Stunde vernichtet, und in drei Tagen bin ich Herr der Inſel," dachte der König — „dieſer herrlichen Inſel," dachte er weiter, indem er die Blicke durch das Paradies von Veſcovato ſtreifen ließ, „aber eben weil ſie ſo herrlich iſt — darf ich ſie mit Blut beflecken? Darf ich allen Jammer eines übermächtigen Krieges über dieſes Volk bringen, das mich Flüchtigen aufgenommen, wie mich kein anderes Land der weiten Erde aufgenommen hätte? Nein! und wenn ich machtlos und geſchlagen untergehen ſoll — ich will nicht enden, ich bin kein Abenteurer wie jener Theodor Neuhoff, König von Korſika."

Die beſten und ſchönſten Saiten im Gemüthe dieſes Glücks- und Unglückskindes zitterten und erfüllten es mit ſüßen, liebevollen Tönen, jenen Tönen, die eine lange Kriegslaufbahn nie ganz erſticken konnte und die, bewußt und unbewußt, ihm von jeher ſo viel Liebe und Treue verſchafften. Er wußte, daß er in ſolchen Augenblicken nicht ſprechen durfte, daß die Thränen die Worte verdrängen würden und daß er, um jene zu verbergen, feurige Reden hinausſchleudern könnte, deren Folgen in ſeiner jetzigen Lage unberechenbar waren. So ſchwieg er denn, winkte nur mit beiden Händen nach allen Seiten, lächelte und ging ſtumm und gebeugten Hauptes ins Haus zurück.

Dort, am Eingange, ſtanden erwartungsvoll Nabis, Benvenata und ihre Mutter. Auch ſie ſchwiegen, wie der König ſo herbeikam, aber Mattea rief ihm entgegen: „Geſegnet ſei dein Schweigen, o König; heute haſt du eine neue Krone verdient."

„Habe ich deinen Beifall, Alte!" lächelte Murat. „Das freut mich, denn es ſcheint mir, als habeſt du einen prophetiſchen Geiſt."

Er blieb einige Minuten vor ihr ſtehen, legte beide Arme auf der Bruſt über einander und betrachtete ſie nachdenklich, und da es ihm im Grunde ſchwer war, wieder zu ſeinem thatenloſen Leben aus dem Lager in das Haus zurückzukehren, ließ er ſich auf die Bank neben der Treppe nieder und ſagte: „Du ſprachſt vorhin von einer Vergangenheit voll von Schmerzen, erzähle ſie Einem, der eine Vergangenheit voll Glück hat."

„Das will ich," erwiderte Mattea, „damit du wiſſeſt, mit welchem Lande du es zu thun haſt, denn mein Schickſal iſt das Schickſal des korſiſchen Weibes."

Die Geſchichte Mattea's.

Marioni und Ugnaldo waren Kinder zweier an einander ſtoßender Häuſer des Dorfes Ceſſia, zwei Stunden von hier, auf dem Wege nach Ajaccio. Ihre Familien lebten ſeit alten Zeiten in Friede und Freundſchaft und ſtanden einander in mancher Fährlichkeit bei. Auch die Beiden wuchſen in Freundſchaft neben einander auf und waren außerdem Waffengefährten aus der Zeit, da Pascal Paoli die Freiheit des Vaterlandes gegen die Genueſen vertheidigte. Manche Dienſte, die ſie ſich während des furchtbaren Krieges gegenſeitig leiſteten, befeſtigten noch ihre Freundſchaft. Pascal Paoli war in der Verbannung, Korſika an Frankreich verrathen und verkauft, als die beiden Freunde während einer Sommernacht vor einem ihrer Häuſer ſaßen und von vergangenen Zeiten ſprachen. Marioni ſagte, daß Korſika nicht verloren gegangen wäre, wenn Pascal Paoli den kriegeriſchen und entſchloſſenen Geiſt ſeines Bruders, des Mönches

Clemente, beſeſſen hätte. Das beſtritt Ugualdo — ein unglückliches Wort fiel, ein beleidigendes Wort — ſie liefen Beide in ihr Haus, kehrten mit ihren Doppelflinten zurück, zwei Schüſſe fielen, Mariani war todt. Ugualdo ſprang in den Buſch, wo er ſich nur kurze Zeit herumtrieb, denn er ging nach Frankreich, wo er ſich als Soldat anwerben ließ und als ſolcher nach Amerika geſchickt wurde. Dort iſt er gefallen.

Mariani hinterließ einen Sohn, Mario Mariani; an dem war es, den Tod ſeines Vaters zu rächen. Ugualdo hatte einen Bruder, der trotz der Nähe des Bluträchers als Erbe ſofort das Haus des Entflohenen bezog, das er nunmehr mit ſeinem jungen Sohne bewohnte. Man lebte vorſichtig neben einander, man verſtopfte die Fenſter, ſelbſt die beiden Knaben gingen nur bewaffnet in den Hof. Ugualdo ſah den jungen Bluträcher Marioni mit Beſorgniß heranwachſen, beſonders darum, weil es bekannt war, daß ſeine Mutter, ein ächtes korſiſches Weib, ihn täglich daran erinnerte, welche heilige Pflicht er zu erfüllen habe. Aber dieſe Mutter wachte auch über ihn, daß er ſich der Kugel des beleidigten Feindes nicht ausſetze. Wenn er auf dem Felde arbeitete, umkreiſte ſie es mit ſpähenden Augen; wenn er in die Stadt ging, lief ſie bald vor, bald hinter ihm, bald rechts, bald links, um die Gebüſche zu durchſuchen, in denen Ugualdo ſich hätte verſtecken können. Einmal auf dem Wege nach Baſtia ſah ſie plötzlich einen Flintenlauf aus dem Gebüſche hervorkommen — ſie hatte nur noch Zeit, ſich auf ihren Sohn zu werfen und ihn mit ihrem Leibe zu decken; gleich darauf fiel ſie todt zu Boden. Ugualdo war entſprungen. Mario hatte nun Vater und Mutter zu rächen. Ugualdo ſprang nicht in den Buſch, denn es war in einer Zeit, da die Sbirren nicht zu fürchten waren, und mit Mario hoffte er fertig zu werden, um ſo mehr, als ſein längſt erwachſener Sohn ihm beiſtand und ebenfalls auf das Leben Mario's ausging.

Ich war nicht ferne, als die Mutter fiel, denn, Herr, ſeit lange liebten wir uns, ich und Mario, und ſeit lange lief auch ich, wie ſeine Mutter, vor und hinter ihm und rechts und links von ſeinem Wege, um ihn vor der Kugel Ugualdo's zu behüten. Ich half ihm ſeine todte Mutter heimtragen und verließ das Haus nicht mehr. Er heirathete mich, aber that vorher einen Schwur, mich nicht zu küſſen, ſo lange der Mörder ſeiner Mutter lebte. In der Hochzeitsnacht, nachdem uns die Sippen verlaſſen, drehte er mir den Rücken, nahm ſeine Doppelflinte und ſchlich nackten Fußes aus dem Hauſe. Er hatte die Sache wohl berechnet. Ugualdo, der ſeit dem Morde der Mutter die Schwelle ſeines Hauſes nicht überſchritten hatte, glaubte es mit Sicherheit thun zu können in der Stunde, da er Mario bei ſeinem jungen Weibe vermuthete. Seit Monaten eingeſperrt, trat er leiſe aus der Thüre und wollte eben ſich dehnen und ſtrecken und mit einem tiefen Zuge die friſche Nachtluft einathmen, als der Schuß fiel und er auf die Schwelle zurücktaumelte. Ich lag indeſſen auf den Knieen vor meinem Bette im Gebet. Mario trat ein und küßte mich.

Ugualdo's Sohn hatte indeſſen auch geheirathet. Zwei junge Paare wohnten neben einander in Todfeindſchaft; zwei junge Weiber hantierten auf den zwei Höfen und ſahen einander, deren Männer ewig einer für den andern die Todeskugel geladen hatten. Es war ein elendes Leben. Wer an den beiden Häuſern vorüberkam, mußte ſogleich erkennen, daß die Vendetta in ihnen hauſte. Die Thüren waren verrammelt und die Fenſter mit Brettern, Stroh und Matratzen verſtopft; nur kleine Luken blickten hie und da, wie blinde Augen, aus den Fenſtern und Wänden hervor; es waren die Schießſcharten, an welchen die Feinde auf einander lauerten. Uns und Ugualdo wurden Söhne geboren — die Väter begleiteten ſie nicht zur Taufe. Die Mütter arbeiteten auf dem Felde, beide in Angſt, daß indeſſen der Feind ins Haus dringe und den Mann erſchlage. Gute Freunde kamen manchmal als Parolanti und wollten vermitteln und dem ungeheuren Elend ein Ende machen — aber war eine Verſöhnung möglich, da meinem Mario Vater und Mutter ermordet waren?

Ugualdo ließ ſich auf einer kleinen Anhöhe ſeines Gartens ein feſtes ſteinernes Häuschen bauen, das ringsumher geſchloſſen und nur mit einer Schießſcharte verſehen war, die auf unſere Schwelle blickte. Mario konnte ſie nicht betreten. Aber er eröffnete dafür eine andere Schießſcharte im Dache ſeines Hauſes, die eben ſo auf die Thür des kleinen ſteinernen Thürmchens gerichtet war, ſo daß auch Ugualdo ſein Gefängniß nicht zu verlaſſen vermochte. Unſere Knaben wuchſen heran; ſie übten ſich manchmal in den Höfen im Schießen mit der Doppelflinte. Ach, wie war da den Müttern zu Muthe, wenn ſie die Schüſſe hörten! Wußten ſie doch, wem die Schüſſe in Zukunft gelten ſollten! Eines Tages, da ſie beide ſchoſſen, ſahen wir zwei Mütter uns in den Höfen und beide brachen wir in Weinen aus. Als die Knaben größer wurden, mußten wir auch für ſie zittern. Ugualdo ſchickte den Seinen zu Anverwandten nach Calvi; mein Matteo wollte mich nicht verlaſſen und blieb zu Hauſe. Er ſaß in der dunkeln Stube und ſpielte Violine; Das war die einzige Freude, die uns unſer elendes Leben erheiterte.

Doch kam uns eine kurze, ruhige, glückliche Zeit, und zwar hier in dieſem geſegneten Hauſe Colonna. Man rief mich als Amme zu dieſer geſegneten Benvenuta, die ihre Mutter nicht nähren konnte, denn eine falſche Nachricht vom Tode ihres Gatten Franceschetti, die kurz nach der Geburt ihres Kindes eintraf, hatte ihr die Milch verſchlagen. Bei dunkler Nacht ſchlichen wir aus unſerm Hauſe und flohen hieher: Mario, Matteo, mein kleines Töchterchen und ich. Mein Töchterchen ſtarb bald, und ich trug meine Liebe zu ihr auf die geſegnete Benvenuta über. So lange wir im Hauſe lebten, waren wir ſicher, denn Ugualdo wußte, daß er einen Gaſtfreund Colonna's nicht tödten durfte, wenn er nicht alle Männer Bescovato's ſich zu Todfeinden machen wollte. Wir hätten immer hier bleiben können, aber nach einem Jahre ließ Mario das Gewiſſen nicht ſchlafen; die Feinde lebten ja noch und die künftigen Mörder ſeines Kindes.

Während einer ſchwarzen Nacht ſchlich er ſich fort, vermeinend, daß ſeine Abweſenheit Ugualdo in Sicherheit gewiegt und daß er ihn am Morgen, wenn er das Haus verlaſſe, leicht treffen könne. Aber man ſagt, daß Nachts vorher ein Traum den Ugualdo gewarnt habe — Andere ſagen, eine Frau habe ihm prophezeit, daß Mario in dieſer Nacht das Haus Colonna verlaſſen werde, und wieder Andere meinen, er habe es ſich ſelbſt geſagt, daß den Mario ſein Gewiſſen nicht länger als ein Jahr und einen Tag werde ruhen laſſen. Ich weiß es nicht — ach — ich weiß nur, daß mein Mario nicht hundert Schritte aus dem Dorfe gemacht hatte, als ihn die Kugel Ugualdo's traf. Er ſtand vor ihm, hart vor ihm und ſchoß, ehe Mario Zeit hatte, die Büchſe von der Schulter zu reißen. Er traf ihn mitten durchs Herz. Am andern Morgen brachte man mir ihn hier herein über dieſe Schwelle.

Herr, ich habe nicht viel geweint. Fraget hier dieſe Signora Katharina, ob ich viel geweint habe? Ich begrub meinen Mario mit einem Vocero, der noch heute in ganz Korſika geſungen wird, küßte meine geſegnete Benvenuta und kehrte mit meinem Matteo nach Seſſia in unſer Haus zurück. Dort, im Angeſicht der Mörder, unter ihren Kugeln ſollte er zum Manne und zum Rächer werden. Ugualdo zitterte, als er das Haus wieder bewohnt ſah, und ließ ſeinen Sohn Bartolomeo aus Calvi heimkommen. Er hatte indeſſen auch ſeine Tochter verheirathet, ſeine Sippſchaft wurde größer im Dorfe und damit auch die Gefahr für Matteo. Das ſchreckte uns nicht ab. Wir bebauten kein Feld mehr, wir thaten nichts, als auf unſere Feinde lauern, jeden ihrer Schritte belauſchen; wir wären verhungert, wenn uns nicht Signora Katharina Lebensmittel geſchickt hätte.

Jahre um Jahre gingen ſo hin; nur ſelten einmal verließen wir das Haus, um auf Umwegen hierher zu gelangen und unſere Benvenuta zu beſuchen. Einmal, als wir wieder heimkamen, bemerkten wir bald, daß Ugualdo entſprungen war. War es die Furcht vor der Kugel meines Matteo oder vor den Sbirren, die unter dem Kaiſer Napoleon wieder zu wirthſchaften begannen? Vielleicht hoffte er auch, daß mein Matteo, wie ſo viele junge Leute damaliger Zeit, unter die Soldaten geſteckt und in die Ferne geſchickt werde; bis dahin wollte er ein ruhigeres Leben führen. Aber auch Matteo fürchtete, Soldat zu werden und ſo in der Ausführung ſeiner Rache gehindert zu ſein, und er eilte Ugualdo nach in die Macchia.

Ich blieb daheim, um zu wachen, ob Ugualdo doch vielleicht zurückkehre, immer zitternd, ob man die Leiche des Feindes oder die Leiche des Kindes ins Dorf bringt. Nur ſelten ſah ich Matteo in einer Höhle, wohin ich ihm die Lebensmittel brachte. Aber Wochen vergingen, ohne daß Matteo vom Feinde eine Spur entdeckte; keiner der Banditen hatte ihn geſehen, bis mir einfiel, daß er ſich vielleicht in der Stadt verborgen habe. Ich machte mich auf und ging nach Baſtia, wo ich fünf Tage lang Gaſſen und Gäßchen durchzog, bis ich im Hafen erfuhr, daß Ugualdo als Schiffer zwiſchen Capraja und Baſtia hin und her fahre. Sogleich benachrichtigte ich meinen Matteo und holte ihn aus dem Buſche. Er miethete einen Kahn und fuhr gegen Abend aufs Meer hinaus und ließ den Kahn zwiſchen Baſtia und Capraja treiben. In der Morgendämmerung kam ein Fahrzeug von der Inſel her, Matteo legte ſich platt und mit dem Geſicht nach unten auf den Boden ſeines Kahnes und wartete. Das Fahrzeug kam heran, ſah einen treibenden Kahn ohne Bemannung und näherte ſich, um zu ſehen, was es damit ſei. Gott ſei geprieſen, Ugualdo war in dem Fahrzeug, und Matteo's Hahn war geſpannt. Mein Kind ſprang auf, und ſein Vater war gerächt. Zu Tode getroffen, taumelte Ugualdo in ſein Schiff zurück und wurde von ſeinem Schiffsjungen todt nach Baſtia gebracht.

Matteo aber ging nicht ſogleich in die Macchia, obwohl die Häſcher von Baſtia ſchon hinter ihm her waren, ſondern kehrte zuerſt in das Dorf zurück, das er mit grad aufgerichtetem Gewehrlauf und ſingend durchzog. Bartolomeo wußte, was Das zu bedeuten hatte. Dann erſt ging Matteo in die Macchia, und ich folgte ihm, um ihm nahe zu ſein; die Banditen bauten mir eine kleine Hütte, in der ich zu leben hoffte, ſo lange mein Matteo lebt. Nur vor den Sbirren haben wir Furcht, nicht vor Bartolomeo, denn der ſcheint feige zu ſein und hat ſeinen Fuß noch nicht in die Macchia geſetzt, um Matteo aufzulauern.

Auch hat er den Parolanti ein williges Ohr geliehen, um Frieden zu halten, ſo lange du, mein König, auf der Inſel weilſt. Die Sbirren ſind hier nicht zu fürchten, und ſo kann ich wieder aufathmen in Frieden. Kein Tod droht in dieſen Tagen meinem Matteo, er lebt wieder unter Menſchen, darf ruhig ſein Haupt zum Schlafe niederlegen, und ich ſitze hier und ſehe glücklich zu, wie er wieder lacht und wieder die Violine ſpielt. Ich danke Das deiner Gegenwart, o König, und vor Allem meiner geſegneten Benvenuta, mit der der Herr ſei für und für. Wenn ich in meinem langen, jammervollen Leben wenige angſtloſe Tage hatte — ſo war ſie es immer, der ich ſie zu danken hatte.

„Ueberall dein Segen, Benvenuta,“ ſagte der König lächelnd, indem er die Hand auf des Mädchens Scheitel legte und ihren Kopf ſanft zurückdrückte, um ihr ins Auge ſehen zu können — dann fügte er ernſthafter hinzu: „Welch ein Volk, welch ein Land, wo ſolche Schickſale von Geſchlecht zu Geſchlecht in den kleinſten Hütten wohnen, Schickſale, wie der großen Königshäuſer in alten Zeiten. Wie Großes ließe ſich mit einem ſolchen Volke vollbringen.“

„Glaube es nicht, König!“ rief Mattea, „der Tod iſt hier zu Hauſe, nicht das Leben. Buonaparte, die Geißel Gottes, iſt hier geboren. Knüpfe deine Geſchicke nicht an die Geſchicke dieſes Volkes, denn deine Seele verſteht es, heiter zu ſein, zu lächeln und zu lachen; die Seele dieſes Volkes brütet nur Rache. Unſer Lied iſt die Todtenklage.“

Wie ſehr die Alte ihn erkannte, bewies das ungläubige Lächeln, mit dem er ihre Worte vernahm. Er dachte: Auch ſie fürchtet, daß ich Krieg über ihre Inſel bringe und daß mir ihr Matteo folgen würde. Mit den Warnungen einer Sibylle will ſie mich erſchrecken. Aber denke ich auch wirklich daran, mein ſchönes Königreich Neapel mit dieſer kleinen Inſel zu vertauſchen? Bin ich nicht etwa dort zu Hauſe, wo ich Wohlthaten ausgeſtreut habe und mir Zehntauſende dankbarer Herzen entgegenſchlagen?

Zehntes Kapitel.

Die Moreska.

> We are
> Like forgotten lyres, whose dissonant strings
> Give various response to each varying blast,
> To whose frail frame no second motion brings
> One mood or modulation like the last.
> Shelley.

> Der Geiſt iſt gut — das zeigen ihre Spiele.
> A. Dulk.

Wie verwirrt und unklar auch nach dem zweiten Sturze des napoleoniſchen Frankreichs in den meiſten Ländern Europa's die öffentlichen Zuſtände geweſen ſein mochten, ſo konnten ſie ſich doch, was Verwirrung und Zerriſſenheit, überhaupt die Aufregung betrifft, mit den Zuſtänden der Inſel Korſika, wie ſie ſich dieſe vierzehn Tage nach der Landung Murats geſtaltet, auch nicht im Entfernteſten vergleichen. Während auf dem Kontinente überall durch die Siege der Alliirten die Parteien niedergeſchlagen oder im Siegesjubel zu einer Partei zuſammengeſchmolzen ſchienen und man ſich, müde des langen Krieges, für einen dauernden Frieden vorbereitete, begann auf Korſika eine ſo ſchroffe Scheidung der Parteien, wie ſie ſonſt einem Kampfe vorauszugehen pflegt. Der Zuſtand dieſes Eilandes war in der That außerordentlich. Wie ſeit Jahrhunderten ſchien es auch jetzt ſelbſtändig, ohne Rückſicht und ohne Zuſammenhang mit der Geſchichte des Feſtlandes, ſeinen eigenen Weg gehen, ſeine eigene

Geſchichte machen zu wollen. Der alte Haß gegen Frankreich, der nur in den erſten Jahren der Revolution, als man auf Freiheit gehofft hatte, entſchlummert war, erwachte nach dem Sturze Napoleons aufs Neue, ja war ſelbſt unter Napoleon ſchon erwacht. Wer waren dieſe Bourbonen, denen ſich ein unabhängiges Volk nur deßhalb unterwerfen ſollte, weil Paris von den Alliirten eingenommen worden? Waren ſie nicht die Abkömmlinge jener Bourbonen, die Korſika verrathen und den Genueſen wie eine Heerde abgekauft hatten? Und was hatte man mit dieſem Frankreich ſelbſt gemein, das gerade in den Zeiten, als es am Lauteſten von Freiheit ſprach, den größten Freiheitshelden, den Patriarchen und Vater europäiſcher Freiheit, Pascal Paoli, die Seele Korſika's, verfolgt, geächtet hatte? Den Bourbonen gehörte nur das offizielle Korſika und jene legitimiſtiſche Partei, die ſich aus dem alten Adel Korſika's gebildet hatte und zum Theile aus den Feinden Buonaparte's, der auf ſeiner heimiſchen, freiheitsliebenden Inſel verhältnißmäßig mehr Widerſacher hatte, als in Frankreich. Während ſeiner glanzvollſten Zeit gab ſich Korſika ohne Widerſtreben an England — weil England mehr Freiheit gewährte, als Napoleon und Frankreich. Jetzt, da die engliſchen Schiffe in Baſtia und Ajaccio erſchienen, erhob die engliſche Partei wieder ihr Haupt. Für Murat aber, den Sohn des Volkes, der aus der Revolution hervorgegangen, den Gatten einer Korſin und Schwager Napoleons, den kühnſten Kriegsmann, dem man die größten Unternehmungen zutraute, den Verfolgten und Flüchtling, der ſich vertrauensvoll der Inſel überliefert, obwohl die Bourbonen ſich deren Herrn nannten — für Murat erhoben ſich ſämmtliche Veteranen, die unter ihm oder unter Napoleon gekämpft hatten, erhoben ſich die Buonapartiſten, die alten Republikaner, Alle, denen er geſandt ſchien, um die Unabhängigkeit der Inſel wiederherzuſtellen, und endlich alle Korſen, die es für ihre Pflicht hielten, dem Flüchtling beizuſtehn. Seine Ankunft erſchütterte die Inſel bis in ihre verborgenſten Winkel — überall waffneten und ſammelten ſich die Parteien, und drei Lager, über das ganze Land zerſtreut, ſtanden kampfbereit. Wie in Vescovato ſah es, drei Wochen nach der Landung Murats, in unzähligen Flecken der Inſel aus. Aber Vescovato oder vielmehr das Haus Colonna Ceccaldi war der Schickſalspunkt; wäre dort das Zeichen zum Kampfe gegeben worden, binnen drei Tagen wäre das ganze Land in ein Schlachtfeld verwandelt worden.

Murat wußte ſehr wohl, wie es um die Inſel ſtand. Nicht alle Offiziere, die ſich um ihn geſammelt hatten, betrachteten die Dinge wie Franceschetti, der für ſeine Heimat wie für den König zitterte; ſie wünſchten von ganzem Herzen eine Unternehmung, und ein Verſuch, ſich Korſika's zu bemächtigen, ſchien ihnen ſogar dankbarer, als ein neuer Eroberungszug gegen Neapel, wo noch die Oeſterreicher mit ſtarken Streitkräften ſtanden. Einmal im Beſitze Korſika's, ſo dachten ſie, würde es leichter ſein, eine Expedition auszurüſten, die, im Zuſammenhang mit den Muratiſten in Neapel, ſtark genug wäre, Joachim wieder auf ſeinen Thron zu ſetzen. Auf eigene Fauſt hatten ſie eine Propaganda auf der Inſel eingerichtet und empfingen ſie täglich Boten aus den verſchiedenſten Gegenden, die ihnen über den Stand der Dinge berichteten, und da dieſe Berichte günſtig lauteten, zauderte man nicht, ſie dem Könige mitzutheilen. Murat hatte außerdem eine andere Quelle. Seit er Benvenuta ins Auge geſehen, wußte er, daß hier Wahrheit und Treue wohnten. Ihr trug er auf, auf Alles zu achten und ihm zu berichten. Sie that es mit dem ihr eigenen tiefen Ernſt; ſie horchte nicht nur den Boten, ſondern vorzugsweiſe den Männern aus dem Volke, die aus der Ferne herbeikamen, und berichtete dem König ohne Rückhalt und ohne Nebengedanken, was ſie in Erfahrung brachte. Und da ihre Berichte mit denen der Offiziere übereinſtimmten, wie ſollte Murat zweifeln, daß er ſchon jetzt der Herr der Inſel ſei?

Er überhörte die ſibylliniſchen Warnungsrufe, die ihm jedesmal auf der Schwelle aus dem Munde Mattea's entgegentönten, und trat jetzt oft aus dem Hauſe auf den Platz unter die Bewaffneten. Schon war er im Lager heimiſch und ſchlichen ihm die Stunden in ſeiner Stube ſo langſam, als wäre er in einem Gefängniſſe. Die franzöſiſchen Truppen, die immer wieder auf den Höhen erſchienen, däuchten ihm ein Hohn, und er empfand es als einen Schimpf, da er über ſo viele Tapfere gebot, ſie nicht zurücktreiben zu dürfen.

Nadir war es, der ihm in dieſer Beziehung eine kleine Genugthuung verſchaffte.

Seit einigen Tagen litt es den Araber nicht mehr im Garten unter den Bäumen; wie ein ruheloſer Geiſt irrte er in der Umgegend umher, unbekümmert, ob er ſich auf befreundetem oder feindlichem Gebiete befand. Schon die erſte Morgendämmerung ſah ihn oft fern vom Hauſe Colonna auf einem Hügel, unter einem Baume oder hinter einer Hecke gelagert, aber immer den Blick dahin gerichtet, woher er, von peinigenden Mächten getrieben, entflohen war. Er hatte den König auf Benvenuta aufmerkſam gemacht, weil er von ihr ſprechen mußte, und nun der König ſo oft ſeine Hand auf ihr Haupt legte und ſie liebend anblickte, nun duldete es ihn nicht länger im Hauſe. Die Vorbereitungen zum Kampfe gaben ſeinen Gedanken die Richtung auf Krieg und Streit, und er hoffte — ohne zu wiſſen, was er hoffte, den Tod, oder den Beifall Benvenuta's für große, tapfere Thaten, vielleicht nur für ein Opfer, das er dem Manne darbringen könnte, der ihre ganze Phantaſie, vielleicht ihr Herz gefangen hielt.

So lag er wieder eines Morgens da, als er ſich plötzlich von einem kleinen Trupp Soldaten La Verrières, die auf einem andern als dem gewohnten Wege gekommen waren, beobachtet ſah. Er ſprang auf und ergriff ſeine Büchſe, die er, nach Art der Korſen und die Gewohnheiten des Lagers, in dem er lebte, annehmend, jetzt immer an ſeiner Seite zu haben pflegte. Aber die Soldaten winkten ihm friedlich zu, und einer derſelben, ein altes, narbenvolles Geſicht, näherte ſich und fragte: „Du biſt wohl der Araber, der mit König Joachim gekommen?“ — Nadir bejahte, und freundlich grüßend: „Adieu mon brave!“ entfernte ſich die Truppe wieder — ſei es, daß es ihnen verboten war, irgendwie Feindſeligkeiten zu beginnen, ſei es, was nach dem Benehmen derſelben wahrſcheinlicher, daß ſie zu den Soldaten gehörten, die gegen Joachim Murat und ſeine Anhänger überhaupt nicht kämpfen wollten.

Indeſſen hielt es Nadir für ſeine Pflicht, den feindlichen Bereich zu verlaſſen, um eine Gefangennehmung oder den Ausbruch von Feindſeligkeiten zu vermeiden — doch hatte er kaum hundert Schritte thalabwärts zurückgelegt, als er ſich plötzlich vor einem jungen Offizier in franzöſiſcher Uniform befand, der gedankenvoll, düſter blickend, hinter einer Hecke ſaß und unverwandt dem Hauſe Colonna entgegenſtarrte. Nadir kannte ihn wohl und wußte, was dieſer Blick nach dem Hauſe Colonna zu bedeuten hatte. Es war derſelbe junge Offizier, der mit La Verrière ins Haus gekommen war und den man ihm als den Verlobten Benvenuta's und als ihren Verwandten Galvani Serra bezeichnet hatte. Nadir betrachtete ihn mit mitleidigen Augen, denn wer auf weiter Erde war fähig, wie er, den Kummer zu verſtehen, der das ſchöne Geſicht des jungen Offiziers ſo dunkel beſchattete?! — Er hätte ihn tröſten mögen, er hätte ihm gerne nach morgenländiſcher Art einen jener Weisheitsſätze ins Ohr geliſpelt, die, auf die Kürze menſchlichen Lebens hinweiſend, wie ſanfte Oele die Wogen der Verzweiflung ebnen, das Brennen der Wunden ſtillen, wenn auch nur für kurze Momente — denn das Unglück der Menſchen iſt am Ende ſtärker als alle Weisheit der Menſchen. — Er wagte es nicht, den Hinbrütenden zu ſtören, aber er wollte warten, ob er von ihm bemerkt werde und ob er nicht vielleicht nach Benvenuta frage. Er wollte ihm dann von ihr ſprechen und ihm ſo vielleicht wohl thun. Aber anders iſt der Korſe geartet als der nachdenkliche Orientale.

Galvani Serra bemerkte ihn in der That, als er ſich plötzlich und unwillig vom Hauſe Colonna mit einer Bewegung abwandte, als dächte er dabei: Fluch jenem Hauſe! Und kaum hatte er Nadir bemerkt, als ſich ſein Geſicht mit rother Zornesgluth bedeckte und er aufſprang, die Piſtole aus dem Gürtel riß und mit den Worten: „Habe ich dich, verfluchter Zauberer!" auf Nadir anlegte. Aber er ſtand dem Araber ſo nahe, daß dieſer mit einer nur kleinen Bewegung nach vorwärts ſeinen Arm ergreifen und ſo hoch nach oben drücken konnte, daß die Kugel nur ſeine Kopfhaut ſtreifte.

Der Schuß wirkte wie ein Signal. Von den Höhen herab ſtürzten die Soldaten, und aus Vescovato ſtrömte es in Maſſen; im Augenblicke krachte und knallte es aus allen Gebüſchen und ſah es aus, als ob die Truppe beinahe ganz umringt ſei. Mit immer wilderem Kriegsgeſchrei kamen immer neue Maſſen aus dem Orte heraus, und ſchon hörte man auch aus weiter Ferne einzelne Schüſſe und Rufe, Zeichen, daß die Korſen, die außerhalb Vescovato's lagen, aufbrachen, um ebenfalls herbeizueilen. Galvani Serra erkannte, in welche Gefahr er durch ſeine unüberlegte That die Truppen gebracht, daß er vielleicht den Ausbruch des inneren Krieges verſchuldet, und ohne weiter darauf zu achten, daß Nadir trotz Allem ruhig daſtand und ſeine Büchſe unberührt auf der Schulter ruhen ließ, ſtürzte er ſich den Soldaten entgegen und führte ſie raſch auf die Höhe zurück. Es ſah aus wie eine Flucht, und die Korſen riefen ihnen höhnend nach und wären ihnen wohl bis ins Lager gefolgt, wenn nicht Franceschetti hoch zu Roß erſchienen wäre und ſie ins Dorf zurückkommandirt hätte.

Nadir ſah wenig von dieſen Vorgängen, denn das Blut ſtrömte ihm über die Augen. Er rief lachend um Hülfe, bis ihn Matteo bemerkte, ſeinen Arm ergriff und ihn wie einen Blinden ins Dorf zurückführte.

Alles Das war das Werk weniger Minuten, aber es reichte hin, ganz Vescovato in Aufregung zu bringen und ſelbſt Weiber und Kinder vor die Thüre der Häuſer zu locken. Um Nadir ſammelte ſich eine ganze Schaar, die ihn vor das Haus Colonna begleitete, wo Katharina, Benvenuta und die alte Mattea auf den Stufen ſtanden und den rückkehrenden Kriegern entgegenſahen. Als Benvenuta den blutbedeckten Nadir erblickte, eilte ſie ihm entgegen, riß raſch den Turban ab und prüfte mit der Ruhe korſiſcher Frauen die Wunde.

„Es iſt nichts,“ ſagte Nadir lächelnd und freute ſich der Wunde, der er die Berührung dieſer Hand verdankte.

„Nein,“ beſtätigte Benvenuta, indem ſie ihn ins Haus führte, „es iſt nichts, eine leichte Verwundung ohne Bedeutung, aber wichtig iſt es, wer dich angegriffen, ob ein guter Korſe, ein Offizier oder ein gemeiner Soldat — da man dich ſchon überall kennt und Jedermann weiß, daß du ein treuer Freund König Joachims biſt.“

„Du kennſt ihn wohl, meinen Angreifer,“ lächelte Nadir wieder.

Benvenuta's Geſicht verdüſterte ſich. „Galvani!“ rief ſie betroffen.

„Du haſt es errathen. Aber warum erſchrickſt du? iſt ſeine Kugel gefährlicher als jede andere?“

„Galvani iſt ein Korſe! Hüte dich, Nadir, denn nicht dem Freunde Murats galt dieſe Kugel — ich weiß, wie er ſich geäußert und welcher Verdacht ſeine Seele gegen dich empört.“

„Was iſt es?“ fragte Nadir, „ſoll ich es nicht wiſſen, um meinen Feind beſſer zu kennen?“

Ruhig erwiderte Benvenuta: „Er iſt eiferſüchtig, er wähnt, daß ich ihm um deinetwillen den Verlobungsring zurückgegeben; er iſt eiferſüchtig auf dich, Nadir!“

Nadir ließ den Kopf ſinken und ſeufzte tief, während ein bitteres Lächeln um ſeine Lippen ſpielte. Er war in dieſem Augenblicke ein Bild der Schönheit und des Schmerzes zugleich, wie er die großen, ſchwarzen, ſanften, von langen Wimpern beſchatteten Augen aufſchlug, zu ihr aufſah und mit einer Art ſcherzenden Spottes über ſich ſelbſt nur leiſe liſpelte: „Eiferſüchtig auf mich!“

Er fühlte, wie Benvenuta's Hand, während ſie ihm ihr

Tuch um den Kopf band, leiſe erzitterte. Beide ſchwiegen. Endlich ſagte Benvenuta: „Ich weiß es, du liebſt mich.“

Nadir fuhr zuſammen und beugte ſich, als ob er der Laſt dieſer Worte erläge; zugleich neigte er den Kopf auf die Seite, wie Einer, der horchend und erwartungsvoll weiteren Worten entgegenbebt.

„Sei ſtark, Nadir, mein Freund,“ fuhr Benvenuta leiſe fort, „es iſt nicht die Zeit darnach, ſein Herz von ſanften Gefühlen erfüllen zu laſſen; es iſt, als ob große Schickſale durch die Luft wehten, und keine edle Seele darf an ſich ſelbſt, an ihr eigenes Glück oder Unglück denken. Ich kann jetzt nichts Anderes ſinnen und trachten, als das Loos dieſes Mannes, über deſſen Haupt in nächſter Zeit entweder wieder ſein heller Stern oder ſchwarzes Verderben ſchwebt — ich glaube, ich liebe ihn, ſo lange er der Gefallene, Verfolgte, Heimatloſe bleibt. Dieß empfinde ich tief, daß ich ihn ewig lieben werde, wenn ihn ein trauriges Verhängniß erreicht — zieht er aber als König wieder in ſeinen Palaſt zu Neapel ein, dann wird er mir wohl wieder, was er mir einſt geweſen, der tapfere Joachim Murat, von deſſen Muth und Thaten ich mir gerne erzählen ließ, und der Gatte der Königin Karolina, zwiſchen dem und mir die ganze erkältende Scheu der frommen Jungfrau ſich ausbreiten wird, wie eine weite Ferne. Dieß Alles habe ich nach langem Forſchen in meinem Innern erkannt.“

Ein Strahl von Hoffnung fiel in Nadirs Herz. Er ergriff ihre Hand und fragte angſt- und hoffnungsvoll: „Und dann? wenn er ſiegt?“

„Gewiß,“ erwiderte Benvenuta, „ich werde die Freunde lieben, die in ſeinem Elend treu zu ihm gehalten.“

„Und dann?“ fragte Nadir wieder und heftiger.

„Ich weiß es nicht, was dann,“ erwiderte Benvenuta traurig, — „ich kenne dich, Nadir, du biſt ſtärker als die Maſſe der Menſchen, und du haſt die höhere Kraft, die ſo vielen Starken verſagt iſt, für Andere zu leben. Vergiß dich ſelbſt, du kannſt es. Du weißt es ja auch, daß das Schickſal nicht zwei Menſchenherzen für einander geſchaffen und beſtimmt, deren eines am Nil, das andere auf dieſer Inſel geboren iſt, zwiſchen denen zwei verſchiedene Glauben unendliche Wüſten und Abgründe ausdehnen. Doch," fügte ſie nach einigem Nachdenken hinzu, — „das wäre nichts — wenn ich dich liebte, ich könnte dir auch an den Nil folgen."

Nadir drückte ihre beiden Hände an die Bruſt; ſie bückte ſich zu ihm herab und ſagte: „Küſſe mich!"

Ein Schrei wollte ſich ſeiner Bruſt entringen, erſtarb aber kraftlos auf halbem Wege. Er umſchlang ſie mit beiden Armen und drückte ſeine Lippen auf ihren Mund, bis er, der Seligkeit erliegend, beide Arme ſchlaff herabſinken ließ und mit geſchloſſenen Augen liſpelte: „Genug, genug des Glückes fürs ganze Leben!"

Sie legte die Hand auf ſeine Stirne und ſagte nachdrücklich in ſein Ohr, daß es der Halbbewußtloſe vernehme: „So war es gemeint, mein Freund, lebe wohl!" — dann ging ſie leiſen Schrittes aus dem Zimmer.

Indeſſen hatte ſich draußen in Vescovato Alles verändert; aus Dorf und Hügeln war Schauplatz und Schaubühne geworden; ein großer Theil der Krieger hatte ſich in Schauſpieler verwandelt; das Kriegslager war ein Feſtplatz.

Der König, vom Kriegsalarm geweckt, war herausgetreten und wurde mit Jubel empfangen, denn im Angeſichte des ſchnell ſich zurückziehenden Feindes, der ſelbſt die Hügel verließ, hatten die Korſen das Gefühl eines für Murat erkämpften Sieges — und in dieſem Jubel gingen ſie raſch an die Ausführung eines Feſtſpieles, das ſie zu Ehren des Gaſtes längſt vorbereitet hatten. Dem Könige wurde vor ſeinem Hauſe auf einer kleinen Erhöhung ein Stuhl hingeſtellt und rechts und links von ihm Sitze für die Glieder der Familie Colonna und Franceschetti. Auf den Dächern der Häuſer, auf den Hügeln, auf den Bäumen ſaßen erwartungsvoll und aufgeregt, doch andächtig, Männer und Weiber und Kinder, denn es ſollte die Moreska aufgeführt werden, jener uralte Nationaltanz der Korſen, von dem jedes Kind als von etwas Wunderbarem gehört hatte, den aber nur Wenige kannten, da er nur ſelten, nur in ſehr bewegten und großen Zeiten aufgeführt wurde. Jeder wußte, daß dieſer Tanz vor den zwei größten Nationalhelden aufgeführt worden, vor Sampiero und Paoli, und Jeden erfüllte der Gedanke, Das zu ſehen, was Jene geſehen, mit religiöſer Weihe, und Jedem war es wie eine Prophezeiung, daß große Dinge im Anzuge ſein müſſen, da die Moreska am Tageslicht erſcheinen ſollte.

In der Mitte des Platzes, auf einem kleinen Gerüſte ſtand mit ſeiner Geige Matteo und wartete.

„Ihr werdet ſehen,“ ſagte ſeine Mutter, die ſich zwiſchen Murat und dem alten Colonna gelagert hatte, „Ihr werdet ſehen, Herren, wie gut korſiſch ich meinen Matteo erzogen habe, wie gut er alle Melodien der Moreska zu ſpielen weiß, als wäre er ſelbſt dabei geweſen, als man nach der Eroberung von Marianna Tanz und Lied zum ewigen Andenken erfand — ſo oft habe ich ihm dieſe Lieder vorgeſungen, an ſeiner Wiege wie ſpäter zur Kräftigung ſeines Herzens in der Macchia.“

In der That begann Matteo auf ein vom Kapuzinerkloſter her gegebenes Zeichen, während dort eine grüne Fahne ausgeſteckt wurde, auf ſeiner Geige eine Melodie abzuſpielen, die, wie alle folgenden, einen ſo eigenthümlichen Charakter hatte, als ſtammte ſie aus uralten Zeiten und aus den fernſten Ländern. Sobald ſie erklang, war der Schauplatz wie verwandelt, erwartete man fremdartige Geſtalten auftreten zu ſehen, märchenhafte Thaten und Wunder. Obwohl er allein ſpielte, klangen doch die hohen und etwas ſchrillen Töne ſo gewaltig, daß man ſie überall im Dorfe aufs Deutlichſte vernahm, und ſie klangen auf ſo eigene Art, daß man nicht eine Geige, ſondern ein ganz unbekanntes, neues oder vielmehr ein längſt vergeſſenes, uraltes Inſtrument zu hören glaubte.

„Meint man nicht ſchon die frommen Gebete der Chriſten und die Verzweiflung der Sarazenen zu hören?“ fragte Mattea und fügte hinzu: „Signor Colonna, da Ihr ein Abkömmling ſeid des großen Helden Hugo Colonna, der Korſika von den Sarazenen befreite und der der Held iſt der Moreska, meine ich, müſſe es jetzt in Eurem Blute klingen wie von der Geige meines Matteo — Das muß Euch ſo vertraut ſein, wie der Ton Eurer eigenen Stimme.“

„Die Melodie,“ antwortete der Greis mit tiefem Ernſt, „iſt mir allerdings ſo traut, wie ein Stück meines Lebens, aber nicht weil ich ein Colonna, ſondern weil ich ein Korſe bin; ich habe die Moreska in ſchönen Jugendtagen hier vor Pascal Paoli aufführen ſehen — wie ſollte ich ſie vergeſſen haben? Das waren noch Zeiten des Heldenmuthes, größer als jene, da man ſich gegen die Sarazenen ſchlug, auch größer als die Zeiten, die wir Alle erlebt, trotz der ungeheuren Schlachten Napoleons, denn damals ſchlug ſich ein kleines Volk für eine große Sache, für die Freiheit.“

„Du haſt Recht, mein alter Gaſtfreund,“ beſtätigte Joachim Murat; „ſeit ich hier eure Geſchichte und euer Volk kennen gelernt, erſcheinen mir die Kriege des Kaiſerreiches und meine eigenen Siege ſeelenlos und als Thaten der kälteſten Selbſtſucht. Wohl iſt unter meinem Regiment in Neapel eine Freiheit erwachſen, wie ſie das Land niemals vorher kannte — doch wünſchte ich von ganzer Seele noch einmal im Leben Macht zu haben und ſiegen zu können, um die Schuld zu ſühnen, die Napoleon und alle ſeine Paladine der Freiheit der Völker gegenüber auf ſich geladen haben. Was ſind wir Alle, die wir uns zu Königen machten nach Art der alten Könige, neben dieſen Ziegenhirten, von denen euer Filippini erzählt, die mit geringeren Kräften größere Thaten vollführt, nicht für ſich, ſondern für ihr Volk und für ihres Volkes Freiheit!“

„Ja,“ ſagte Colonna, „Korſika iſt eine gute Schule für Könige, weil es hier ſo Viele verſchmähten, Könige zu ſein, die es leicht hätten werden können — darum hat auch Napoleon die Inſel nicht geliebt, obwohl ſie ſeine Heimat iſt.“

„Habt Acht,“ rief Mattea, „das Spiel beginnt. Das Kloſter ſtellt die chriſtliche Stadt Aleria oder Marianna vor, welche die Sarazenen inne haben.“

Aus dem Kapuzinerkloſter trat, während ſie noch ſprach, ein Mann in weitfaltigem Gewande, mit langem Barte, hohem Hute und einem weißen Stabe in der Hand.

„Das iſt,“ erklärte Mattea, „der Sternſeher und Zeichendeuter der Heiden!“

Der Zeichendeuter zog mit ſeinem weißen Stabe feierliche Kreiſe durch die Luft, blickte dann forſchend nach allen Weltgegenden, horchte mit Schrecken den klagenden Tönen der Geige und trat dann mit allen Geberden der Angſt und der Verzweiflung wieder in die Stadt Aleria oder in das Kapuzinerkloſter zurück. Er hatte keine für die Mohren günſtigen Zeichen entdeckt.

Plötzlich erſcheint ein gewaltiger Mann auf dem Schauplatz, ein weiter Mantel fliegt um ſeine Schultern und iſt in Falten über die Bruſt geſchlagen; in ſeiner Hand blickt ein nacktes Schwert. Die Geige thut einen Freudenſchrei, und das Volk ringsum auf Dächern, Bäumen, Hügeln ſtimmt mit ein, denn der Held iſt Hugo Graf Colonna. Uralte, auf wunderbare Weiſe unvergeſſene Lieder drängen ſich aus der Bruſt des Volkes hervor, und ringsumher erſchallt ein gewaltiger Chor, daß die Lüfte zittern und die Töne der Geige nur ſelten, blitzartig den Geſang durchdringen. Feierlich, in gleichmäßigen Kadenzen ſchallt der Chor, und nach ſeinen Rhythmen zieht die Schaar des Grafen Hugo herbei, umwandelt den Platz in kriegeriſch-prieſterlichen Schritten, und in den Hunderten von Händen glänzen, von der Sonne angeſtrahlt, Dolche und Schwerter, die im Takte an einander klingen und den Chor begleiten. Herausfordernd bewegt ſich die Schaar der chriſtlichen Kämpfer dann in Schlangenwindungen vor der Feſtung, bis ſie endlich feſt wie eine Mauer ſtehen bleibt und ſich zum Sturme bereit macht. Die Geige und der Chor verſtummen; feierliche Stille herrſcht überall. Da erſchallen Hörnerklänge als Aufforderung an den Mohrenkönig, daß er ſich dem Kreuze ergebe.

Aber der Mohrenkönig iſt zu tapfer, um ſich zu ergeben, ſelbſt um ſich hinter ſchützenden Mauern zu vertheidigen: das Thor ſpringt auf, und an der Spitze ſeiner Turbanträger kommt er hervor zur offenen Feldſchlacht. Bei ſeinem Erſcheinen bricht neuer Jubel aus; die Geige klingt, und der Chor ſingt wieder. Unparteiiſch preist das Volk, wieder in uralten Liedern, auch die Tugenden des Feindes; es preist vor Allem die liebliche Anmuth des Mohrenkönigs, ſeine ſchönen Augen und die Leichtigkeit ſeiner Füße, die ſich im Kampfe wie im Tanze bewegen. Auch die Mohren tragen Schwerter und Dolche, die ſie ſchwingen und klingen laſſen, und jetzt iſt es gleich einem flackernden Flammenmeer, wie ſich die Sonne in den unzähligen Schwertern und Dolchen ſpiegelt.

Die beiden Heere ſtehen einander gegenüber; Graf Hugo und der Mohrenkönig an ihrer Spitze. Hörnerklang! Der Chor verſtummt für einen Augenblick in banger Erwartung. Da tanzen die Feinde einander entgegen; die Schwerter treffen mit hallendem Klange auf einander, der Chor bricht wieder los, und Geige, Hörnerſchall, Stimmen und Fußgeſtampf verbinden ſich harmoniſch zu einem gewaltigen, Erde und Herz erſchütternden Ganzen. Hin und her wogt der Kampf, vorwärts, rückwärts — bald die Chriſten, bald die Mohren. Gleich freundlich Beiden ſingt der Chor ihre Thaten, ermuntert er Beide, beklagt er Beide; überall hin bewegt ſich in abwechſelnden Takten der Waffentanz — immer harmoniſch bewegt, überall von unendlichen Tonwogen gewiegt. Es iſt wie eine Schlacht von Geiſtern, da allein die Kämpfenden ſchweigen, wie eine Schlacht von Auferſtandenen, eine ideale Schlacht.

Joachim Murat iſt von ſeinem Sitze aufgeſprungen und hat, ohne zu wiſſen, was er that, das Schwert gezogen. In keiner ſeiner hundert Schlachten war ihm ſo groß zu Muthe wie jetzt; es iſt ihm, als hätte er jetzt erſt gefunden, was er ſonſt im Rauſche der Schlacht geſucht. Nadir hatte ſich längſt in die Reihen der Turbanträger geſtürzt und träumte, daß er einem ſchönen Tode entgegenziehe. Katharina, Benvenuta, ſelbſt der alte Colonna ſingen mit im Chor.

Da liefen zwei korſiſche Weiber über den Platz und führten oder vielmehr zwangen einen Mann herbei, der, wie er zwiſchen Beiden, von ſtarken Armen gehalten, blaß und zitternd daherging, einem Gefangenen glich, den man zum Tode oder vor den Richter führt. Gehörte Das mit zum Schauſpiel der Moreska oder war es traurige Wirklichkeit? Zu elend, zu ſehr von Todesangſt geſchüttelt war dieſer Mann für ein Spiel; auch trug er keines der Abzeichen, die Chriſten und Mohren von einander unterſchieden. Ohne den Waffentanz eines Blickes zu würdigen, nur mit ihrem Gefangenen beſchäftigt und mit Geſichtern voll Entrüſtung drangen die Korſinnen bis zu Joachim Murat vor, zu deſſen Füßen, von einem zornigen Stoße niedergeworfen, plötzlich der zum Tode entſetzte Mann dahingeſtreckt lag.

„Was iſt Das?“ fragte Murat erſtaunt, „gehört Das mit zum Spiele?“

„Nein, mein König,“ erwiderte die eine Frau, „Verrath gehört nicht zum heiligen Spiele. Dieſes hier iſt ein arges Spiel. Ich bemerkte dieſen Mann, wie er durch die Menge ſchlich und überall gedruckte Zettel fallen ließ. Ich hob einen ſolchen Zettel auf und ging damit hier zu dieſer Luiſa, die Gedrucktes leſen kann, und ſie las, daß die Franzoſen einen Preis von hundert und fünfzigtauſend Franken auf deinen Kopf ſetzen. Hier ſteht es, hier iſt der Zettel, und er hat einen ganzen Haufen von ſich geworfen, als wir ihn gefangen nahmen, um ihn vor dich zu bringen.“

Murat warf einen Blick der Verachtung auf den Zettel, dann auf den Mann zu ſeinen Füßen und ſagte: „Wer fürchtet Verrath unter ſolchem Volke? Laßt ihn laufen und ungehindert ſeine Zettel ausſtreuen; hier wird ſich kein Judas finden. Gute Weiber, laſſen wir uns das heilige Spiel nicht ſtören!“

„Der König ſpricht weiſe,“ rief Luiſa, „mag er ſeine franzöſiſchen Zettel ausſtreuen!“

Und lachend ließen die Frauen, die eben zornglühenden Blickes gekommen waren, von dannen; der Gefangene aber, von dem ſich ſchon Aller Augen abgewandt hatten, buſchte davon, wie Einer, der eben dem Galgen entronnen.

Dieß alles geſchah, während die Chöre erſchollen und die Waffen erklangen. Noch lange, in beſtändiger Abwechslung und gleicher Feierlichkeit wogten die Schaaren der Mohren und Chriſten im Waffentanze hin und her; jetzt getrennt, jetzt verſchlungen, jetzt in geraden Linien, jetzt in Wellen an einander prallend; bald in Schaaren kämpfend, bald einzeln Mann gegen Mann — immer maßvoll, harmoniſch, hochfeierlich. Bis mit einem Male der Kampf zu außerordentlicher Gewalt und der Chor zu wahrhaftem Donner anſchwoll; ein Fluch, ein ingrimmiger Fluch gegen die Feinde Korſika's wurde ausgeſprochen, nicht gegen die Mohren, ſondern gegen die Genueſen, denn wenn die Korſen einen Fluch aus tiefſtem Herzen ausſprechen ſollen, muß ſich der Name des Feindes in den der Genueſen verwandeln, die ſie durch ſo viele Jahrhunderte um ihre Freiheit brachten. Der Mohrenkönig warf ſein Schwert hin und ſich ſelbſt auf die Erde; die Korſen hatten geſiegt, die Hörner erſchollen, und unter unendlichem Jubel zog Hugo Graf Colonna in die Feſtung und flatterte das Kreuz von der Höhe der eroberten Stadt.

Tiefe Stille lag mit Eins über ganz Veſcovato; nur die Geige Matteo's klang und ſang das Lied eines friedlichen Hirten auf friedlichen Fluren.

Erſchüttert ſtand Joachim Murat an den Seſſel des alten Colonna gelehnt: „Wie glücklich biſt du, ehrwürdiger Greis,“ ſagte er mit zitternder Stimme, „daß du von Helden abſtammſt, die ihr Vaterland befreiten, und daß du doch ein Gleicher unter Gleichen lebſt. Befreien, ja befreien — es iſt ein anderer Ruhm als erobern.“

Schweigend blickte er auf das graue Haupt des Patriarchen nieder, dann ſagte er wieder: „Ich muß fort, bald fort, ſonſt macht mich dieſes Volk zum Träumer oder, wie Napoleon zu ſagen pflegte, zum Ideologen.“

Und geſenkten Hauptes und langſamen Schrittes ging er in das Haus zurück.

Auf der Schwelle erwartete ihn Langlade, einer der drei Seeoffiziere, die auf offenem Meere ihn in ihre Schaluppe aufgenommen. Er war während des Waffentanzes angekommen, wollte aber den König, den er ſo vertieft ſah, nicht ſtören. Jetzt meldete er raſch, daß in Ajacco die Schiffe ausgerüſtet und zum Auslaufen bereit liegen.

„Will ich denn wirklich fort von hier?“ fragte der König vor ſich hin, „wäre es unmöglich, die Mächte zu bewegen, daß ſie mich als ruhigen Mann hier leben laſſen? Könnte ich nicht Weib und Kind hierher berufen und hier glücklich ſein? Und wenn es die Bourbonen nicht geſtatten — kann ich ſie mit Hülfe dieſes gewaltigen Volkes nicht zwingen? Wir ſprechen noch darüber, lieber Langlade, aber über dieſen Traum der Moreska muß ich erſt geſchlafen haben.“

Er ging die Treppe hinauf und ſeinen Gemächern entgegen, hielt aber wieder erſtaunt im Gange vor denſelben, denn an der Thür ſtand wartend ein fremder, ihm unbekannter Mann, der ſich in Tracht und Ausſehen von der nunmehr gewohnten Umgebung unterſchied. Er war wie ein Mann aus der Stadt, ganz in Schwarz gekleidet, hatte ein feines, kleines Geſicht mit klugen Augen und ſah nichts weniger als kriegeriſch aus — er glich eher einem Gelehrten oder einem Advokaten. Er verbeugte ſich höflich, aber ohne Unterthänigkeit vor dem König.

„Wollen Sie zu mir?“ fragte Murat.

„Ja, Majeſtät.“

„Wer ſind Sie?“

„Ein Carbonaro aus Neapel.“

„Ein Carbonaro? aus Neapel?“ rief der König plötzlich aufgeregt, „und Sie wollen zu mir?“

„Zu Eurer Majeſtät! Mich ſchickt die Venta.“

„Die Venta an mich? Joachim Napoleon!“ fragte Murat in immer größerer Aufregung. „Was will ſie von mir?“

„Befreiung von den Bourbons!“

„Befreiung!“ rief Murat. „Kommen Sie, treten Sie ein, — legitimiren Sie ſich, und Sie finden mich bereit.“

Raſch traten Beide in die Stube, die Joachim hinter ſich verriegelte.

Nach kaum einer Stunde war es in Veſcovato wieder lebendig; Offiziere eilten hin und her; ſie hatten den Auftrag, vierhundert Tapfere und Freiwillige auszuwählen, die den König morgen oder übermorgen nach Ajaccio, vielleicht auch weiter begleiten ſollten.

Das ſchwarze Männlein war verſchwunden. Wie es Niemand kommen geſehen, ſo ſah es auch Niemand gehen.

Elftes Kapitel.

Der Abzug.

> Er ſaß beſſer zu Pferde als auf dem Throne.
> Gregorovius.
>
> Vollendet wurde neues Mißgeſchick.
> Das Schickſal und Nothwendigkeit iſt kein Entfliehn.
> Euripides.

Der Niedergang Joachim Murats bildet nur ein kleines Nachſpiel zu der großen Tragödie, in welcher ſeit mehr als einem Vierteljahrhundert viele größere Schauſpieler aufgetreten. Während dieſe den Weltkreis und das Menſchengeſchlecht erſchütterte, ſpielt ſich jenes, abgetrennt von der Weltgeſchichte, auf einem kleinen Raume ab, und es hat nur wenige hundert Menſchen zu Schauſpielern und Zuſchauern — aber, dem Charakter des Helden entſprechend, drängt ſich auf den ſchmalen Raum und in die kurze Zeit der Handlung dieſes Nachſpieles mehr Romantik zuſammen, als die letzten gewaltigen, erſchütternden, aber durch den kälteſten Egoismus ernüchterten Züge des Kaiſers Napoleon aufweiſen können. Hier iſt Alles Wagniß, Gefahr, Auf- und Niederwogen des Schickſals, Freud und Leid, Hoffen und Verzagen; Alles perſönlich, außerordentlich, maleriſch, dramatiſch.

So war auch am Morgen des zweiten Tages nach Aufführung der Novelle der Auszug Murats aus Vescovato: ein phantaſtiſches Theaterſtück zog von der Bühne.

Hoch auf weißem Hengſte, der ſich ſtolz bäumte und in die Zügel biß, in ſeiner prächtigen weißen Uniform mit der rothen Schärpe, den wallenden Federbuſch auf dem Marſchallshute, ritt Joachim Murat aus dem gaſtlichen Hauſe Colonna Ceccaldi; neben ihm ſein Generaladjutant Franceschetti; hinter ihm, auf ſeinen beſonderen Wunſch, auf Maulthieren, Signora Katharina Franceschetti und ihre Tochter Maria Benvenuta, denn der König meinte, daß er ſich, ſo lange er auf corſiſchem Boden ſich befinde, der ſicheren und heiligen Atmoſphäre des Gaſtrechts nur in ihrer Nähe ganz bewußt fühle; ihnen zur Seite, mit der Binde um die Kopfwunde und in ſeiner arabiſchen Tracht ritt Nabir. Dann folgte eine Schaar höherer Offiziere in glänzenden Uniformen, theils zu Fuß, theils zu Roß. An dieſe, von einzelnen Offizieren geführt, ſchloß ſich die ausgewählte Schaar der Veteranen, gegen vierhundert an der Zahl, ſämmtlich in den dunkelbraunen Pelone gekleidet, mit der phrygiſchen Mütze auf den Köpfen, aber Gewehre verſchiedener Art auf den Schultern. Ungeordnet, hinter der disziplinirten Schaar oder auch zur Seite derſelben hinlaufend oder ſchreitend, gingen an fünfzig Banditen, in Pelonen oder Ziegenfellen, den Kopf von breitkrämpigen Hüten oder den phrygiſchen Mützen bedeckt; Doppelflinten hingen über ihre Rücken, in ihren Gurten ſtaken viele Patronen und hinter denſelben breite Dolche.

Auch Matteo war unter ihnen, aber er ging in der Mitte des Zuges und ſtrich ſeine Fidel mächtig, bald zu einem Marſche, bald zu einem Liede.

Seine Mutter trug ihm die Büchſe und ging mit großen Schritten neben dem Zuge einher, wie eine im Kriege ergraute Göttin der Schlachten.

Alles Volk aus Vescovato und Umgegend ſtand im Dorfe verſammelt und rief dem Zuge ſeine Segenswünſche nach und dem König ein ſo lautes Lebewohl, daß die Lüfte zitterten. Die Glocken des Kapuzinerkloſters läuteten, und die zurückbleibenden Bewaffneten ſchoſſen ihre Salven in die Luft, daß das Echo in den Bergen nicht zum Schweigen kam. In der Thüre ſeines Hauſes, von den Dienern umgeben, ſtand der alte Colonna und winkte mit ſeiner feinen, mageren Hand. Der König ließ rückwärts nach dem gaſtlichen Hauſe und rechts und links dem Volke zu ſein weißes Taſchentuch wehen, das er manchmal ans Auge drückte.

„Wenn ich wieder zu Macht komme," ſagte er mit zitternder Stimme zu Franceschetti, „ſo mag mich alles Unheil treffen, wenn ich hier nicht ewig dauernde Denkmäler meiner Dankbarkeit ſtifte, in dieſem heiligen Ort der Gaſtfreiheit, in dieſer geſegneten Freiſtatt. Hierher will ich wallfahrten als ein demüthiger Pilger und opfern, daß der Aermſte in Wohlbehagen ſeine Tage verlebe!"

Wie wahr auch dieſe Worte aus gerührtem Herzen kamen, und obwohl er manche Thräne vom Auge wiſchte, ſo blickte ſein Antlitz doch ſo heiter, als wäre er im vollſten Glücke, und Heiterkeit ſtrahlte ſein Anblick aus auf ſein ganzes Gefolge und auf das ganze Volk, welches ihn mit der Ueberzeugung ſcheiden ſah, daß er neuen und glänzenden Geſchicken entgegengehe.

Dem Wunſche des Königs gehorchend, begleitete ihn das Volk nicht weiter als bis an das letzte Haus des Dorfes; nur die Rufe und Grüße, aus vielen hundert Kehlen aufſteigend und durch das Echo verſtärkt, folgten dem Zuge noch weit vors Dorf hinaus. Die Männer blieben, wie in den vorigen Tagen, bewaffnet und gelagert, theils im, theils vor dem Dorfe, gegen Baſtia zu, um möglicherweiſe die Truppen aufzuhalten, wenn dieſe aus der Stadt kommen ſollten, um den Abzug des Königs zu beunruhigen oder ihn zu verfolgen.

So zog die kleine Armee in Einſamkeit dem Weſten zu auf der Straße nach Ajaccio. Bald mußte man in Vescovato auf den Thurm des Kapuzinerkloſters ſteigen, um den Zug noch zwiſchen den Gebüſchen zu entdecken — bald ſah man nur noch den weißen Federbuſch des Königs und das Glänzen der Waffen, in denen ſich die Sonne ſpiegelte, bis in einem Kaſtanienhaine Alles verſchwand, die Glocken zu läuten aufhörten und Denen von Vescovata zu Muthe war, als wäre eben ein Traum an ihnen vorbeigezogen.

Wunderbare Stille legte ſich über den Ort, der ſeit Wochen ſo belebt geweſen; den Einwohnern war es, als dürften ſie dieſe feierliche Stille durch kein lautes Wort unterbrechen, und ſchweigend oder flüſternd, leiſen Schrittes gingen ſie in ihre Häuſer.

Nicht ſo ſtille war es auf dem Wege Joachim Murats. Von den Bergen herab begrüßten ihn die Lieder der Ziegenhirten, hie und da auch einzelne Schüſſe, die ſie ihm zu Ehren abfeuerten. Wo der Weg an Machien vorüberführte, kamen wilde, traurige Geſtalten zum Vorſchein, Banditen, denen die Parolanti keinen Frieden mit ihren Feinden zu Stande zu bringen vermochten oder die ſo von Racheluſt erfüllt waren, daß ſie dieſen Frieden nicht wollten. Traurig ſahen ſie dem Zuge nach und mit Neid auf die Banditen, die ihm in Sicherheit folgten. Doch grüßten auch ſie mit Flintenſchüſſen. In den Dörfern kamen Weiber und Kinder heran, die dem König und ſeinem Gefolge Blumen, Brod, Milch anboten.

Die Septemberſonne leuchtete freundlich und friedlich, dabei reicher an Farben als die Sommerſonne; durch die ſanft durchfeuchtete Morgenluft brach ſie in den verſchiedenſten Tinten und Abſtufungen des Regenbogens; ſelbſt die Schatten der Haine und Gebüſche, durch die ſich der Zug bewegte, hatten einen bläulichen Anhauch. Die vielen Brunnen am Wege murmelten melodiſch, leiſe rauſchend kamen die Gebirgsbäche, in dieſer Jahreszeit noch klein und verhältnißmäßig waſſerarm, von den Höhen herab oder aus der dichten Umhüllung der Macchien heraus. Wo der Weg ſich die Abhänge der Berge hinaufſchlängelte, ſah man, rückwärts blickend, das blaue unendliche Meer in ſeiner erhabenen Ruhe. Den ſonnigen Tag wiederſpiegelnd, lag es wie eine Glorie rings um die Inſel — und trotz der traurigen Geſtalten der Banditen, die hie und da am Rande des Weges erſchienen, trotz der Nachdenklichkeit, die auf manchen Geſichtern in dem Gefolge Murats lag, wie auf dem Geſichte Nadirs und Benvenuta's, war es doch wie ein hoher, zugleich freudiger Feiertag und hatte der Zug das Ausſehen eines Feſtzuges. Nicht ein entthronter, verlaſſener, armer König zog da durch ein Gebiet, das dem Feinde gehörte, einem unbeſtimmten Verhängniß entgegen; ſondern ein Mann, den das Volk bei einem Maifeſte als König des Frühlings ausgerufen und der, wie eine Verkörperung des Frühlings, dahin zieht und das Feſt von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorfe weiter trägt.

Die Geige Matteo's that das Ihrige, um den Zug als heiteren Frühlingsumzug erſcheinen zu laſſen, denn je mehr man ſich dem Dorfe Seſſia, ſeiner Heimat, näherte, deſto luſtiger klangen die Saiten. Seit Jahren hatte er das Dorf nicht geſehen, ſeit Jahren der Verfolgung, des Elends, des tiefſten Jammers; jetzt zog er dort ſo herrlich ein! Immer luſtiger wurden ſeine Weiſen, immer raſcher, — und unwillkürlich dem Takte gehorchend, bewegte ſich die ganze Schaar immer ſchneller und beinahe im tanzenden Schritte der Heimat Matteo's entgegen. Wer verſtand ihn und den Ton ſeiner Geige beſſer als ſeine Mutter? Glückſelig lächelnd ging ſie neben dem Zuge einher, nicht mehr wie ein Zauberweib oder eine Göttin böſer Kämpfe, ſondern, trotz der Büchſe auf dem Rücken, als ein gutes, altes, glückliches Mütterchen. Da wurde der Giebel ihres Hauſes ſichtbar, und

Matteo's Geige jauchzte auf, und jubelnden Tones zogen ſie dem Dorfe entgegen.

Milder wurde der Ton, da Matteo ſchon an der Umzäunung ſeines verwilderten Gartens hinging, immer milder, je mehr er ſich dem Hauſe näherte, bis er klagend, faſt wimmernd vor Wehmuth zu erſterben drohte — da brach er plötzlich ab — ein Schuß war gefallen, Matteo taumelte — er lag in ſeinem Blute. Die Geige zerbrach auf dem Boden. Ein furchtbarer Schrei und der Ruf: Bartolomeo! folgte dem Schuſſe. Die Alte flog herbei und warf ſich über die Leiche ihres Sohnes, der, mitten durch den Kopf getroffen, ohne einen Seufzer verſchieden war und mit dem milden Lächeln, mit dem er ſeine Heimat begrüßt hatte, gewiſſermaßen mit dem Abglanz der ſanften Geigentöne auf dem Geſichte dalag.

Der ganze Zug kam in Stocken und Verwirrung. Die Vordern eilten zurück, und Alles umſtand, von Schreck gelähmt, die Gruppe von Mutter und Sohn. Auch Joachim Murat war abgeſtiegen und blickte traurig und nachdenklich auf den Todten herab. „Das iſt ein ſchlimmer Anfang," ſagte er leiſe zu Franceschetti, „ein Römer würde umkehren."

Benvenuta ſtand neben der Alten, bewegungslos und ſcheinbar ruhig, aber ſchwere Thränen rollten ihr die Wangen herab. Es war Alles ſtille, bis Mattea den Kopf erhob und mit einer Ruhe, die fröſteln machte, und mit klarer Stimme ſagte: „Nun iſt das Verhängniß erfüllt; ich wußte es."

Jetzt erſt, da die Alte wieder ſprach, trat einer der Banditen vor und fragte: „Waren nicht die Parolanti bei Bartolomeo?"

Die Alte nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und er hat den Frieden angenommen?" fragte der Bandit weiter.

Die Alte nickte wieder.

Da war es, als ob ſich aller Banditen und der anweſenden Dorfbewohner eine unwiderſtehliche Wuth bemächtigte, und dem

Könige wurde ein furchtbares Schauſpiel. Sämmtliche Banditen, gefolgt von ein Schaar anderer Männer, ſelbſt von vielen der Veteranen, die bisher in geordneter Reihe und ſcheinbar gelaſſen dageſtanden hatten, ſtürzten mit Einem Male in das Haus des Friedensbrechers und Mörders.

Wenige Minuten, und das Haus krachte in allen Fugen, Balken und Steine ſtürzten; es brach in ſich zuſammen und war ein Trümmerhaufen. Dann fielen die Männer über die Bäume des Gartens und des Hofes her und ſchälten mit Aexten, Dolchen und Meſſern die Rinden von den Stämmen. Sträucher und Gebüſche wurden mit ſchweren Tritten zermalmt. Dieſes gethan, warfen ſie Schutt und Balken des Hauſes und Erde aus dem Garten in den Brunnen, bis er gefüllt war zum Rande. Zu all dieſer Arbeit, die mit Heftigkeit gethan wurde, ſtießen die Männer, von Zeit zu Zeit auch die Weiber, die der Arbeit zuſahen, Flüche und Verwünſchungen aus gegen den Mörder, Eid- und Friedensbrecher — Alles, wie es die alte Sitte verhängt über Einen, der das den Parolanti gegebene Wort verletzt und Blutrache übt trotz des geſchworenen Friedens. Wären ſie Bartolomeo's habhaft geworden, ſie hätten Alle ihre Dolche in ſein Fleiſch verſenkt; aber er war während der Verwirrung, die nach dem Morde entſtand, entflohen. Darum war das Gericht noch nicht ganz vollendet, und alle die Männer, die an der Verwüſtung des Hauſes und der Habe Bartolomeo's Theil genommen, traten jetzt vor Mattea hin und ſchworen auf die Leiche ihres Sohnes, daß ſie die Blutrache auf ſich nähmen, als wären ſie Alle ihre Söhne, und daß ſie Bartolomeo durch alle Büſche und Höhlen Korſika's verfolgen wollten, bis er ſeine Unthat mit dem Leben gebüßt. Sie ſchworen, ihn nicht ſchonen zu wollen, ſelbſt wenn ſie ihn ſchlafend im Schooße ſeiner Mutter fänden.

Mattea erhob den Kopf und lächelte.

Der König hatte dem ganzen Schauſpiele der Verwüſtung, das mit unglaublicher Schnelligkeit vor ſich ging, mit entſetztem Schweigen zugeſehen; er wußte nicht, ob er das Walten wilder

Naturkräfte oder ein bewußtes, furchtbares Gericht vor ſich hatte. Es war Beides. Er brachte kein anderes Wort hervor, als jenes, das er Anfangs zu Franceschetti ausgeſprochen und das er nun mehrere Male mechaniſch vor ſich hin wiederholte: „Ein Römer würde umkehren!“ Es war dieß eine unwillkürliche Erinnerung an die Worte des ermordeten Marſchalls Brune, der, als er ſich aufmachte, um die verhängnißvolle Reiſe anzutreten, und auf der Treppe ſtrauchelte, ebenfalls geſagt hatte: „Ein Römer würde umkehren!“ Unſchlüſſig ſtand er da und blickte gedankenvoll vor ſich hin; eine eigenthümliche Phantasmagorie verwirrte ihm die Sinne, das Geſicht des Todten nahm die Züge des Marſchalls Brune an, dann wieder waren es die Züge Matteo's, dann ging die Veränderung ſo raſch vor ſich, daß die Züge des Einen in die des Andern ſpielten, und mitten in dieſen traumhaften, verwirrenden Wandlungen ſah er manchmal ſein eigenes, von Todtenbläſſe bedecktes Geſicht und ſah er ſich ſelbſt von Kugeln hingeſtreckt daliegen.

Dieſes Traumgeſicht dauerte fort, ſelbſt als die Leiche Matteo's von den Banditen aufgehoben und in das Haus getragen worden. Benvenuta hielt ihren Kopf; Mattea folgte, indem ſie die Büchſe ihres Sohnes am Riemen nach ſich ſchleifte. Alles ſchwieg und wartete, denn Jedermann ſah es dem Geſichte des Königs an, daß er mit Entſchlüſſen und Gefühlen kämpfte, die alle ſeine Pläne von dieſem Morgen verändern konnten.

Da erſcholl mitten durch die Stille raſcher Hufſchlag von Vescovato her; Aller Augen wandten ſich dem Reiter zu, ſelbſt die des Königs, den der kräftige, wiederhallende Ritt aus ſeiner Träumerei erweckte. Der Reiter kam näher; ein freudiges Staunen flog über das Geſicht Murats und verwandelte das düſter hinbrütende mit Einem Zauberſchlage.

„Pascal Morin, mein edler Freund!“ rief er voll Freude und eilte ihm mit Nadir, der ihn ebenfalls erkannt hatte, entgegen.

Er war es, der alte Republikaner aus der Ferme bei Toulon, und der König vergab nichts ſeiner Würde, indem er ihm aus dem Sattel half, während Nadir die Zügel des ſchaumbedeckten Pferdes hielt.

„Mein edler Freund,“ rief der König wieder, nachdem er ihn in ſeine Arme gedrückt, „dich ſchickt ein guter Gott in einem böſen Augenblick. Da ich dich ſehe, bin ich wieder voll Muth und Zuverſicht. Und die alte Marget? Was macht die alte Marget?“

„Ja, die gute Alte?“ fragte auch Nadir.

„Die,“ antwortete Pascal, indem er Nadir die Hand entgegenſtreckte und lächelte, „die hat nun für die ganze Einſamkeit ihres Lebens ausgeſorgt; ſie hat ihre Erinnerung an die Tage, da der König bei uns weilte, und an die Viertelſtunde mit dem Araber. Das reicht hin für ſie bis an ihr ſeliges Ende.“

„Möge ſie es in Glück und Frieden erreichen,“ ſagte der König andächtig. „Und du?“ fragte er dann, „was treibt dich alten Republikaner auf die verlorenen Spuren eines verlorenen Königs?“

„Sire,“ erwiderte Pascal, „ich glaubte, Sie warnen zu müſſen. In Toulon verbreitete ſich das Gerücht, daß Sie in Neapel zu landen und Ihr Königreich wieder zu erobern gedenken. Die Freunde und Agenten Eurer Majeſtät trugen mir zu, was man ſagte und was man wußte. Gewiß iſt, daß das ganze engliſche Geſchwader die Küſten Frankreichs verlaſſen, um in den neapolitaniſchen Meeren zu kreuzen und ſämmtliche mögliche Landungsplätze zu überwachen. Es war gefährlich, Eurer Majeſtät einen Brief zukommen zu laſſen, und ſo machte ich mich ſelber auf, die Nachricht zu überbringen.“

„Stellen ſie ſich ewig auf meinen Weg, dieſe Engländer!“ rief Murat mit Zornesröthe im Geſicht. „Wahrlich, ſie ſind dazu da, um jeden ſchwankenden Entſchluß in mir zu befeſtigen. Vor einer Viertelſtunde wußte ich ſelbſt noch nicht gewiß, was ich thun werde; vielleicht aber weiß ich es jetzt. Du aber, Republikaner von 93, du kannſt dich in aller Zukunft beruhigen, daß du einem Könige große Dienſte geleiſtet; dir ſage ich, daß, wenn ich nach Neapel gehe, ich nur dahin gehe, weil bereits die Bourbons ihre blutigen Hände zeigen, weil ich alte Vergehen ſühnen, weil ich ein Volk frei machen will. Ich ſelber bin jetzt freier, als da ich das Geſchöpf und der Vaſall des Kaiſers geweſen. Wiſſe, daß mich die Carbonari gerufen und daß ſie mich erwarten. Durch die Engländer und durch die Söldner der Bourbonen werde ich mich zu ſchlagen wiſſen; einmal im Lande, werden mich alle Freunde der Freiheit umgeben, und wir Beide wiſſen aus den Neunziger Jahren, was man mit Freiwilligen der Freiheit gegen Söldner zu Stande bringt. Ich habe es vergeſſen, und Buonaparte hat es vergeſſen; die Welt ſoll wieder daran erinnert werden. Laſſe mich nur drei Tage auf neapolitaniſchem Gebiete verweilen, und es beginnt eine neue Geſchichte für Europa. Ich danke dir, Pascal Morin — ich war eben verzagt, du haſt mir neuen Muth eingeflößt — deine Botſchaft von heute und dein Geſicht von 93, ſie ſind beide eine Quelle des Muthes und großer Entſchlüſſe. Ich danke dir! Lebe wohl, kehre in dein ſtilles Aſyl zurück, und du ſollſt es nie bereuen, einen König gerettet zu haben. Auch die alte Margot nicht! Grüße ſie! Lebe wohl!“

„Sire,“ ſagte noch Pascal ſchüchtern, „wenn Sie aber nicht bis ins Innere, bis zu Ihren Freunden vordringen können?“

„Der Mann ſpricht weiſe,“ fiel Franceschetti hier ein, „wenn Sie ſchon den Engländern in die Hände fallen? oder, was ſchlimmer, den Beſatzungen der Küſten?“

„Dann,“ rief Murat, „dann bin ich in einem großen Verſuche zu Grunde gegangen, dann habe ich wenigſtens weder als Gefangener Englands noch als Penſionär Oeſterreichs meine Heldenlaufbahn geſchloſſen, ſondern in dem guten Willen, ein Volk, deſſen Looſe mir einſt anvertraut geweſen, frei und glücklich zu machen.“

Pascal theilte ihm noch viele Einzelnheiten mit über die Maßregeln, die man von Frankreich aus gegen eine mögliche

Landung in Neapel vorbereitet und die, fügte er hinzu, von der neapolitaniſchen Regierung gewiß noch vervielfältigt worden — aber Joachim Murat hörte nicht mehr auf ſeine Mittheilungen und Ermahnungen.

Das blutige und ſchaurige Drama, das ſich ſo eben vor ihm abgeſpielt und das ihn mit Entſetzen erfüllt hatte, war vollkommen vergeſſen; ſeit er auf der Inſel gelandet, war kein Entſchluß ſo feſt in ihm geworden, wie der, den er jetzt faßte. Er gab ein Zeichen, die Trompeten erklangen, die Reiter ſaßen wieder auf, die Männer ordneten ſich wieder in Reihen, und die Banditen eilten aus dem Trauerhauſe hervor.

Dieſen folgten Frau Katharina und Benvenuta, um ſich von Franceschetti und dem König zu verabſchieden, denn Benvenuta wollte die Amme in ihrem großen Schmerze nicht allein laſſen. Schweigend umarmten Beide den Vater, und ſchweigend trat Benvenuta vor den König hin, der eben den Fuß in den Steigbügel ſetzte. Er war ſo in Gedanken vertieft, daß er ſie nicht bemerkte und daß er, ohne ihr Lebewohl geſagt zu haben, dem Pferde den Sporn gegeben haben würde, wenn ihm nicht Franceschetti zugerufen hätte: „Majeſtät, meine Frauen wollen bei der Unglücklichen hier zurückbleiben und ſich verabſchieden!“

Murat erwachte wie aus einem Traume, ſaß wieder ab, reichte Katharina die Hand und drückte dann Benvenuta's Kopf an ſeine Bruſt. Trotzdem ſah er mit einem Ausdrucke vor ſich hin, wie Einer, deſſen Gedanken in weite Fernen ſchweiften, und Benvenuta war es mit Einem Male, als hätte ſie ein zweites Geſicht, und als ſähe ſie, zu ihm hinaufblickend, in das Antlitz eines Todten. Froſtige Schauer durchrieſelten ihren ganzen Leib, mit einer ſtarken Bewegung entwand ſie ſich dem Arme, der ſchwer und wuchtig auf ihren Schultern lag, und mehr einem ängſtlichen Seufzer als einem Abſchiedswunſche gleichend, rang ſich das Wort „Glück!“ aus ihrem Buſen hervor.

Murat ſchwang ſich wieder in den Sattel und ſprengte davon; raſch folgte ihm ſeine ganze Schaar. Benvenuta ſtand wie angewurzelt auf der Straße, beide Hände auf die Augen gedrückt, als fürchtete ſie, ihn, den ſie eben wie einen Todten geſehen, noch einmal zu erblicken. Aber ſanft wurden ihr die Hände von den Augen gezogen. Nadir ſtand vor ihr und ſagte leiſe: „Lebe wohl, Benvenuta!“

„Nadir!“ rief ſie erſchrocken, „biſt du noch da? O bleibe, bleibe, der König geht auf Wegen des Unheils.“

„Und darum ſoll ich ihn verlaſſen, Benvenuta?“ lächelte Nadir.

Sie lächelte mit ihm und ergriff ſeine beiden Hände. „Lebe wohl,“ ſagte ſie, „lebe wohl und verſprich mir Eines.“

„Was iſt es? ſprich!“

„Kehre nie wieder auf dieſe Inſel zurück; hier erwartet dich der Tod.“

„Und wenn die Ufer rings umher von Todesengeln beſetzt wären, ich kehre wieder!“ rief Nadir, — „ich kehre wieder! Ich ſterbe nicht, ohne dich wieder geſehen zu haben. Und wenn mir kein anderes Glück beſtimmt iſt, ſo ſei es nur das, in deiner Nähe zu ſterben und dir mit dem letzten Hauche zu ſagen, daß ich dich liebe, Benvenuta! Dem Könige folge ich, weil mich das Unglück an ihn feſſelt und weil du ihn liebſt. Wenn er aber in ſein Verderben geht — und ſein Schickſal ſcheint mir auf ſeine Stirne geſchrieben — meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder haben ſie ermordet — nichts, Niemand auf weiter Erde iſt mir geblieben als du, du allein, Benvenuta. Mein Glück oder auch mein Unglück wohnt, wo du wohnſt. Der Reſt der Erde iſt mir eine Wüſte. Was bleibt dem Menſchen, den Niemand liebt, wenn er nicht mehr hofft? Und hoffen kann ich nur noch bei dir und von dir. Fürchte nichts! erſchrick nicht! Alle meine Gluth, meine Wünſche, meinen Ingrimm gegen das Verhängniß will ich zügeln und bändigen, und kein Laut ſoll den Schrei des Herzens verrathen und dich ſtören. Ich will nichts, als warten, bei dir warten und hoffen. Darum werde ich wiederkehren, ſo wahr die Sonne alltäglich wiederkehrt. Lebe wohl!

Grüße mir jenen Ort, wo ich deine Füße küßte, und jenen theureren, wo du mir einen Kuß gegeben, den ich ewig fühlen werde. Lebe wohl!“

Er eilte dem Zuge nach, der bereits hinter dem Dorfe verſchwunden war; Katharina war ins Haus zu Mattea zurückgekehrt; Pascal Morin ließ ſein Pferd mit ſchlaffem Zügel gegen Vescovato und Baſtia zurückſchlendern; alles Volk aus dem Dorfe begleitete den Zug des Königs. Benvenuta ſtand allein in der Mittagsſonne, am Rande des weißen Weges unbeweglich wie eine Bildſäule.

Zwölftes Kapitel.

Rückkehr.

Men shut their doors against a setting sun.
Shakespeare.

Sa mort a fait repandre des larmes de pitié partout excepté au Pizzo, et le souvenir de son infortune en fera verser encore à tous ceux qui aiment les braves.
Pietro Colletta.

Das Kaſtanienländchen mit der Golo-Ebene und dem Hauptorte Vescovato iſt auch noch im ſpäten Herbſte ein Paradies, wenn auch ein melancholiſches, das ſeinen irdiſchen Charakter verräth und es offenkundig macht, daß es, wie alles Irdiſche dem Wechſel und Wandel unterworfen iſt. Auch hier, wenn auch etwas ſpäter als ſelbſt drüben auf dem geſegneten Feſtland, tritt Welken und Verwelken, Blätterfall und trauriges Wehen durch verarmte Zweige und Sträucher ein. Von den Vorläufern der Stürme, die, wie man von hier aus ſehen kann, draußen das Meer kräuſeln und mit weißen, auf- und niederwogenden Wellenhäuptern bedecken, iſt in dem geſchützten, von hohen

Bergen umarmten Winkel von Beſcovato freilich nichts zu merken, aber eine Wirkung der rauhen Herbſtwinde da draußen mag es doch ſein, daß es manchmal wie ein Geiſterhauch über Thäler und Ebenen zieht, daß die welken Blätter in niedern Wirbeln auffahren und dann am Boden eine Strecke weit hinſtreichen. Es iſt Das wie ein gegebenes Zeichen für die verſpäteten Wandervögel, die, vom Feſtlande gekommen, hier oft durch Wochen Raſt halten, ſich zur Weiterreiſe zu ſammeln. Ihre Schaaren erfüllen dann die Lüfte, ziehen noch, unentſchloſſen, Tage lang große Kreiſe um das geliebte Land und miſchen ihre Sammelrufe und Abſchiedsſeufzer in den ſtillen Klageton, der die Seele der ganzen Atmoſphäre zu ſein ſcheint. Aber die Lüfte ſind nicht herbſtlich kalt und fröſtelnd, wie um dieſe Zeit im Norden, ſondern lau und milde, und der würzige Duft, der Korſika vor allen Ländern Europa's auszeichnet, daß die ganze Inſel einer großen Blume gleicht, welche ihre Kinder auf offenem Meere aus weiter Ferne erkennen, — dieſer Duft ſteigt im Herbſte ſtärker und dabei ſanfter auf, als in den andern Jahreszeiten. Die Regen, die in den hohen Gebirgen mit ſüdlicher Macht und Fülle niederfallen, ſchwellen die unzähligen Wildbäche, geben den Brunnen doppelten Reichthum — und einſchläferndes Gemurmel erfüllt das Land, das durch die Glocken der heimkehrenden Ziegenheerden nicht geſtört wird — denn langſam, weil ungern, ſteigen dieſe von den Gebirgen herunter.

Beſcovato glich ſeit Wochen einem Feſt- und Ballſaal, nachdem ihn die Gäſte verlaſſen — oder einer Schaubühne, vor der die Lichter erloſchen und von welcher die Schauſpieler verſchwunden. Verlaſſenheit lag auf dem Dorfe und wie eine Ahnung, daß dieſe bisherige Heimat der korſiſchen Geſchichte es zum letzten Male geweſen, eine Ahnung, die ſeitdem zur Wahrheit geworden: denn in Joachim Murats Gefolge ſtrich der Fittich der Weltgeſchichte zum letzten Male über dieſe Fluren, auf denen ſich ſo oft ſo große Schickſale entwickelten und erfüllten. Am Ausgeſprochenſten trug den Stempel der Verlaſſenheit das

Haus Colonna Ceccaldi, je mehr es durch ſeine Größe aus den Hütten hervorragte, und je mehr es jene bewegte Zeit hindurch der Mittelpunkt Korſika's geweſen, einer Reſidenz und dem Kern eines Heerlagers geglichen.

Keine Seele war jetzt zu ſehen, wo Boten aus- und eingegangen und alte Kriegshelden in glänzenden Uniformen wie Leibwachen Hof und Vorplätze erfüllt hatten. Das Haus war verwaist. Der Patriarch deſſelben wie des ganzen Ortes, der alte Colonna, war in Baſtia, wohin er vorgeladen worden, um ſich wegen der Vorgänge unter ſeinem Dache, wegen der gewährten Gaſtlichkeit zu verantworten, und wurde dort ſeit vielen Tagen wie in Gefangenſchaft zurückgehalten. Seraſino und andere Diener waren ihm gefolgt; noch andere hatte man entlaſſen, denn das Haus war verarmt. Franceschetti und Colonna hatten ihrem Gaſte geopfert, was ſie an beweglichen, zum Theil ſelbſt an unbeweglichen Gütern beſeſſen; das Lager, das gewiſſermaßen zum Gefolge des hohen Gaſtes gehörte, hatte alle Vorräthe aufgezehrt. Joachim Murat war zu lange König geweſen und dabei von Natur aus nicht darauf angelegt, um für dergleichen nahe liegende wirthſchaftliche, nicht auf das Große gehende Verhältniſſe ein Auge zu haben und ſolche Opfer zu erkennen, die ſich bloß auf Eigenthum und ökonomiſche Zuſtände bezogen; aber die Opfer, die das Haus Colonna-Ceccaldi brachte, waren doch zu auffallend, die Gaſtlichkeit, die hier geübt wurde, zu groß, als daß er nicht hätte gerührt und durch Dankbarkeit auf die richtige Beurtheilung dieſer Opfer geführt werden ſollen. Franceschetti erzählt es ſelbſt in ſeinen Denkwürdigkeiten, wie ihn der König noch während ſeines Aufenthaltes in Vescovato gezwungen, von ihm den Reſt ſeiner königlichen Pracht, eine höchſt werthvolle diamantene Epaulette anzunehmen, die allerdings geeignet war, die zerrütteten Vermögensverhältniſſe des Hauſes Colonna Ceccaldi wieder herzuſtellen. Aber Franceschetti war der Schatzmeiſter Murats und verwaltete deſſen Vermögen, das ihm während ſeines Aufenthaltes in Korſika nach und nach aus Frankreich und Italien, wo die Reſte zerſtreut geborgen waren, zuſammengefloſſen, und der General benützte dieſe Stellung, um die Epaulette im Stillen zum Andern zu legen und damit die Koſten der Expedition nach Neapel zu beſtreiten.

Aber wenn die beiden verlaſſenen Frauen, Katharina und ihre Tochter, noch trauriger als der Novembertag draußen, wie von einer unſichtbaren Laſt niedergedrückt und ſchweigend in der großen Halle bei ihrer Arbeit ſaßen, waren jene zerrütteten Verhältniſſe wahrlich nicht Schuld daran. Dergleichen galt den Beiden nur wenig; mit demſelben Gleichmuth, mit dem ſie einſt dem Glanze am Hofe Neapels entſagten und freiwillig auswichen, mit demſelben Gleichmuth hätten Beide ſelbſt Mangel und jegliche Entbehrung ertragen. Sie hätten noch weit mehr verarmen müſſen, um eine Aenderung ihrer äußerlichen Lage zu empfinden. An patriarchaliſche Einfachheit und Lebensweiſe gewöhnt, an beiden mit korſiſchem Stolze feſthaltend, waren ihre Bedürfniſſe nicht viel größer als die der ärmſten korſiſchen Frauen und der Art, daß ſelbſt noch kleinere Reſte ihres Beſitzthums hingereicht haben würden, ihnen zu genügen. Auf ihnen laſtete weit Höheres: das Verhängniß, das ſie auf den Weg eines Schickſalsmenſchen, auf einen der Pfade der Weltgeſchichte geſtellt hatte. Der Hausvater war von dieſem Verhängniſſe fortgeriſſen worden, und der Mann, der unter dieſem Dache geweilt, der dieſem Hauſe und dieſen Seelen eine Geſchichte gegeben, der wie das Schickſal ſelber herbeigekommen und tauſend mit Weltentſcheidungen zuſammenhängende Fäden hereingeleitet hatte — der Mann, der im Unglücke liebenswerther war, als in aller Pracht, und mit dem man durch Thaten der Liebe und durch Ausübung der höchſten Pflichten für immer, wie durch heilige Bande, verknüpft worden — wo war er, dieſer Mann? dieſes Meteor?

In Korſika war es längſt bekannt, wie dieſes Meteor verſchwunden, wie Joachim Murat geendet hatte — wie ſollte über dem Hauſe Colonna Ceccaldi und über der Stirne Maria Benvenuta's nicht eine Wolke hängen, dunkel wie ein Trauerſchleier?

Es trug nicht zur Aufklärung und Erheiterung der Hausatmoſphäre bei, wenn von Zeit zu Zeit Mattea erſchien, um einige Stunden oder eine halbe Nacht hier auszuruhen, nachdem ſie durch mehrere Tage raſtlos wie ein Spürhund die Macchien durchſtöbert hatte, um den Verſteck Bartolomeo's, des Mörders ihres Sohnes, zu erſpähen. Ihre Züge nahmen von Tag zu Tag einen wilderen Ausdruck an. Stumm kam ſie, ſtumm ging ſie; nur durch Zeichen gab ſie Benvenuta, wenn ſie zufällig an ihr vorüberkam, ihre Hoffnung, Bartolomeo bald zu entdecken, oder ihren Ingrimm über fehlgeſchlagene Hoffnungen der Art zu verſtehen. Nur ſelten gab ſie einen Laut von ſich, wenn ſie ſich zu neuer Wanderung aufmachte und dann die eine oder andere Stelle des Vocero vor ſich hinſang, den ſie ihrem Sohne nachgeſungen hatte — eines der furchtbarſten Rachegeſänge, die je aus der Seele einer korſiſchen Mutter gekommen, der ſchon damals, wenige Wochen nach dem Tode Matteo's, auf der ganzen Inſel wiederhallte, bis auf den heutigen Tag nicht vergeſſen iſt und wohl nicht vergeſſen werden wird, ſo lange die Blutrache zu den heiligſten Pflichten der Korſen gehört.

Benvenuta ſaß in der Fenſterniſche, ließ oft ihre Arbeit ruhen, verſank in Sinnen und Nachdenken und blickte von Zeit zu Zeit, wie Jemand erwartend, über den Platz von Vescovato, dem Wege nach Baſtia entgegen. Seit Tagen erwartete ſie einen zuverläſſigen Boten, der über die Schickſale des Vaters und des Königs berichte, obwohl dieſe bereits auf der ganzen Inſel und ihr ſelbſt genau bekannt waren. Aber wer glaubt gerne bloßen Gerüchten und allgemeinen Nachrichten, wenn Glück und Unglück geliebter Perſonen den Gegenſtand bilden? Sie hatte die Gewißheit, daß Jemand kommen werde, um ihr und der Mutter perſönlich zu berichten, und die Ahnung, daß dieſer Bote Nadir ſein werde. Seit Tagen erwartete ſie ihn. Er hatte es ja ſelber geſagt, daß er nach Korſika zurückkehren werde, ſelbſt wenn ihn Legionen von Todesengeln an deu Ufern erwarten ſollten. Darum erhob ſie ſich ohne Ueberraſchung, wenn auch von kalten Schauern durchrieſelt, als er in der That mit einem Male über den Platz dahergeſchritten kam, und ſagte ſie mit Ruhe zu ihrer Mutter: „Nadir kommt!“

Raſchen Schrittes ging ſie ihm entgegen, blieb aber wie gelähmt auf der Schwelle des Hauſes ſtehen; ſo ſtand auch Nadir am Eingange in den Hof. Eigenthümliche, tief traurige Gefühle bewegten dieſe beiden Herzen, die ſich freiwillig dem Schickſale eines Menſchen angeſchloſſen hatten, einem Schickſale, das eine ſo traurige Löſung gefunden. Sie begegneten einander wieder, wie man ſich nach einem Begräbniß begegnet, und in ihren Gemüthern war es wie in der trauernden Herbſtwelt rings um ſie her. Geſenkten Hauptes ging endlich Nadir auf ſie zu und faßte ihre beiden Hände, die ſie ihm entgegenſtreckte. Die Heldin, das ſtarkmüthige Weib ſtand wie ein anderes, von Gram gebeugtes, ſchwaches Mädchen vor ihm, und er ſeufzte ſowohl über dieſen Anblick als über den Gedanken, welche Gefühle, die ſie zugleich mit ihm verbanden und von ihm entfernten, dieſe Veränderung in ihr hervorgebracht haben. Schweigend folgte er ihr in die Stube, wo ihn auch die Mutter ſchweigend, mit einem beredten Händedrucke empfing. Doch war ſie die erſte, die des Wortes fähig wurde.

„Welche Nachrichten bringſt du von meinem Gatten?“ fragte ſie mit zitternder Stimme.

„Er iſt gefangen in Caſerta,“ ſagte Nadir, „Das wißt ihr wohl ſchon, doch wird er bald in Freiheit geſetzt werden und zu euch zurückkehren. Ich wollte Italien nicht eher verlaſſen, als bis ich der Sache ſicher war, um euch dieſe tröſtliche Nachricht zu bringen. Die bourboniſche Regierung hat nicht den Muth, in ihrer Verfolgung weiter zu gehen; noch ſind die Muratiſten zu ſtark. In Neapel wurde mir die Nachricht im Namen der Carbonari, die alle Geheimniſſe der Regierung kennen.“

„Der Himmel ſei geprieſen!“ rief Katharina mit andächtig gefalteten Händen.

Nadir ließ ſich bei den Frauen nieder, offenbar in der

Abſicht, ihnen über die letzten, unglückſeligen Wochen Bericht zu erſtatten. Aber geraume Zeit verging, bevor ſie den Muth hatten, ihn aufzufordern, und er die Entſchloſſenheit, ohne Aufforderung zu beginnen. Alle Drei fühlten das Bedürfniß, ſich zu ſammeln und den Entſchluß, die traurigen Schickſale der letzten Zeit noch einmal und mit Ruhe zu durchleben, erſt in ſich feſt werden zu laſſen. Endlich ſagte Benvenuta: „Sprich, erzähle!“

Nadir holte tief Athem und begann:

„Ihr wißt, wie uns das Volk auf dem ganzen Wege nach Ajaccio zuſtrömte, und wie der König in dieſe Stadt gleich einem triumphirenden Feldherrn, gleich dem Herrn des Landes einzog. Nur eines Wortes hätte es bedurft, und die Korſen hätten ihn als ihren König ausgerufen und ſich zum Kriege gegen Frankreich bewaffnet. Ihr wißt auch, wie allein die Familie des Kaiſers ſich feindlich gegen ihn ausſprach und ſelbſt das Gaſtrecht verletzte. Joachim Murat war immer ein Fremdling in dieſer kaltherzigen und berechnenden Familie. Deſto wärmer empfingen ihn die Einwohner und die Beſatzung von Ajaccio, und überall tönte ihm der Ruf: Es lebe der König! entgegen, ſelbſt von den Wällen der Zitadelle. Aber der König war feſt entſchloſſen, den Frieden dieſer Inſel, wo er ſo viel Liebe, Mitgefühl und Edelſinn gefunden, nicht zu ſtören. Auch war es dort den Anhängern der Bourbons nicht gelungen, die Ausrüſtung der Schiffe zu ſtören und ſich ihrer zu bemächtigen. Sie lagen zum Auslaufen bereit, und obwohl nur ſchwache Barken, ſchienen ſie dem kühnen Manne doch eine ſichere Brücke über das Meer in ſein Königreich. Wir liefen aus. Erſt als wir auf dem hohen Meere und weit außerhalb der Tragweite der Geſchütze waren, bewog der Kommandant die Beſatzung der Zitadelle, um ſich vor ſeinen Herren rein zu waſchen, uns einige unſchädliche Salven nachzuſenden; ſie klangen wie feierliche Salutſchüſſe. In ſeinem Edelmuthe hatte der König auch die zahlreichen Korſen, die ſich ihm angeſchloſſen, in Ajaccio entlaſſen, um ſie nicht in ſein ungewiſſes Schickſal mit hineinzuziehen; nur zweihundert und fünfzig Mann, die früher unter ihm gedient, machten die ganze Bemannung der ſechs kleinen Barken aus. Die Kleinheit dieſer Zahl war um ſo weniger geeignet, den Muth des Königs niederzuſchlagen, als Alles in Ajaccio nur dazu beigetragen hatte, dieſen zu erhöhen.

„Nur Eines trübte die Stimmung der Freunde des Königs. Die beiden Brüder Ignazio und Simone Carabelli waren in Ajaccio geſehen worden, und der General Ottavij, der freiwillig zum Könige gekommen war und ihm den Eid der Treue geſchworen hatte, verſchwand wieder, nachdem er mit ihnen eine Unterredung gehabt. Man wußte, daß ſie auch mit andern Offizieren aus dem Gefolge des Königs heimlich Unterhandlungen gepflogen hatten. Man ſuchte nach ihnen, aber ſie waren verſchwunden, wohl geborgen von den Dienern Ludwigs XVIII. Als der König von unſern Bemühungen, ihrer habhaft zu werden, erfuhr, gebot er, ſie ihrem elenden Verhängniß zu überlaſſen; kein Tropfen Blutes ſollte ſeinetwegen vergoſſen, nicht die geringſte Gewaltthat zu ſeinem Vortheil auf Korſika ausgeübt werden. Eine gedrückte Stimmung herrſchte auf unſern Barken; ſeit dem Erſcheinen der Carabelli war Niemand mehr ſeines Nachbars ſicher, fürchtete Jeder, den Verrath an Bord zu haben.

„Indeſſen hob ſich dieſe Stimmung, als unvermuthet das Schickſal den einen der Verräther erreichte. Wir hatten eben die Straße von Boniſacio verlaſſen, als eine Gabarre unter franzöſiſcher Flagge an uns vorüberſegelte. Trotz der Dunkelheit der Nacht erkannte ſie Langlade als eines der Schiffe, die in Baſtia für den König ausgerüſtet und von den Franzoſen konfiszirt worden waren. Raſch entſchloſſen, und ohne erſt die Erlaubniß des Königs einzuholen, machte Langlade, der eine der Barken befehligte, Jagd auf die Gabarre, gewann ihr den Wind ab und enterte ſie, um, wie er ſagte, dem König ſein Eigenthum wieder zu erobern. Aber der Sieg war größer, als er ſelber dachte. An Bord der Gabarre befand ſich Ignazio

Carabelli, und aus den Ausſagen der Bemannung ging hervor, daß ſie beſtimmt war, uns nach Neapel vorauszueilen. Ehe man ſich's verſah, hatten die Korſen, die Langlade gefolgt waren, Carabelli an den Maſtbaum ſeines eigenen Schiffes gehängt. Langlade zwang die Bemannung der Gabarre, ihm zu folgen, und da es uns an Leuten fehlte, ſie zu bemannen, ließ er die Gabarre treiben, und ſo trieb ſie hin, ein ſchwimmender Galgen. Als die Sonne aufging, ſahen wir ſie hinter uns mit dem furchtbaren Schmucke an ihrem Maſtbaume."

Benvenuta erhob ſich, legte die Hand zur Fauſt geballt auf den Tiſch und ſagte zornigen Angeſichts: „So möge jede Verrätherei enden! Möge kein Schiffer den Muth haben, das verfluchte Schiff in einen Hafen zu leiten, mögen es Meer und Stürme verſchonen, und möge Gott es ewig treiben laſſen von Küſte zu Küſte, als eine Mahnung für alle Verräther, als ein Beiſpiel gerechten Strafgerichts!"

„Benvenuta!" rief die Mutter erſchrocken und ſchlug die Hände in einander, „Benvenuta, biſt du eine Jungfrau?"

Nadir aber blickte ſie mit Bewunderung an, wie ſie voll Zorn, gleich einem unheimlichen Steinbilde, da ſtand; dieſe Momente ihres Zornes, ihrer Kraft, ihrer edlen Entrüſtung waren es, die ſeine Seele an ſie bannten. Die Flammen, die unter den Erlebniſſen der letzten Wochen wie unter dem Schutte zuſammengeſtürzter Gebäude verborgen lagen, brachen aufs Neue hervor, und inſtinktmäßig ließ er ſein Geſicht auf die Arme fallen, um die auflodernde Gluth ſeiner Augen zu verdecken.

Aber Benvenuta legte die Hand auf ſeine Schulter, und errathend, was in ihm vorging, ſagte ſie mit zitternder Stimme: „Vergiß dich ſelbſt! Denke nicht an dich — erzähle weiter!"

Nadir erhob den Kopf und bemühte ſich, ihr zu gehorchen; aber er war unfähig, eine Silbe hervorzubringen. Benvenuta's Geſicht überzog plötzlich ein Ausdruck voll Milde, und beſorgt warnte ſie: „Hüte dich, Nadir! Die Carabelli haben eine große Sippſchaft auf Korſika, die zahlreiche Familie der Stefani. Sie könnten den ſchimpflichen Tod Carabellis an dir rächen wollen, als an einem der Theilnehmer des Zuges."

Nadir lächelte. Ihre Beſorgniß that ihm wohl, und er wollte ſeine Erzählung wieder aufnehmen, als ihm Benvenuta ins Wort fiel und haſtig fragte: „Iſt deine Ankunft in Baſtia bekannt geworden?"

„Ich war kaum gelandet," antwortete Nadir, „als mich auch ſchon Hunderte umdrängten und nähere Nachrichten über die Ereigniſſe in Pizzo und Neapel verlangten."

„Dann weiß es auch Galvani, daß du wieder hier biſt," rief Benvenuta, „du mußt fort, bald fort — Galvani wird ſich mit dem fehlgeſchlagenen Verſuche, dich zu tödten, nicht genügen laſſen."

Nadir zuckte gleichgültig mit der Schulter und ſagte: „Laßt mich weiter berichten."

„Günſtige Winde trieben unſere kleine Flotte der italieniſchen Küſte entgegen, und Alles an Bord wäre gewiß heiter geweſen, hätte man überhaupt mit Sicherheit gewußt, wohin man ſegelte. Aber der König ſelbſt war noch nicht feſt entſchloſſen, ob er um Italien herum ins adriatiſche Meer, Oeſterreich und ſeiner Familie entgegen, oder geraden Weges ſeinem Königreiche zuſteuern ſollte. Mir ſchien es gewiß, daß er dem Anblick der neapolitaniſchen Küſte nicht werde widerſtehen können. General Franceſchetti wartete es ruhig ab. Da brach, nachdem der größere Theil des Weges zurückgelegt war, ein gewaltiger Sturm über uns herein; tief dunkle Nacht kam hinzu; die einen der Barken wurden gewaltſam von uns geriſſen und in weite Fernen verſchlagen, die andern flüchteten ſich freiwillig aus unſerer Nähe, um nicht mit uns zuſammenzuſtoßen und um unſern und ihren Untergang zu vermeiden. Als die Sonne wieder aufging, waren wir allein — aber glänzend und lachend, verhängnißvoll lockend lag die Küſte Kalabriens vor uns. Als der König aufs Verdeck trat, hatte er kein Auge für unſere Verlaſſenheit, für die Einſamkeit und Gebrechlichkeit unſeres kleinen Fahrzeuges, für die kleine Zahl der

Getreuen, die noch um ihn war — er ſah nichts als die Küſte ſeines Königreichs, er neigte ſich ihr über Bord entgegen, als wollte er hinabſpringen ins Meer und ſeinem Königreiche entgegenſchwimmen. Es gehörte Heldenmuth und die erhabenſte Treue dazu, ihn in dieſem Augenblicke des Glückes, der wahrhaften Verzückung an ſeine Machtloſigkeit zu mahnen, ihn noch einmal zu warnen und an die Gefahren zu erinnern, die ihn an jener lockenden Küſte erwarteten. Euer Gatte, Katharina, dein Vater, Maria Benvenuta, bewährte dieſen Heldenmuth, dieſe Treue. Er weckte Joachim Murat aus ſeinem ſeligen Traume, er zeigte ihm ſeine verzweifelte Schwäche und ſagte ihm offen, mit der ganzen Grauſamkeit der Liebe, daß er in ſein Verderben gehe, wenn er den Fuß auf neapolitaniſchen Boden ſetze, und daß er in Gefahr ſei, ſeine Heldenlaufbahn wie ein Abenteurer zu beſchließen.

„Nur das letzte Wort machte auf Joachim einigen Eindruck.

„‚Du biſt ſo ſehr mein Freund,‘ erwiderte er, ‚du bewährſt dich ſo ſehr, mein Franceschetti, daß es mich drängt, mich vor dir zu entſchuldigen und wenigſtens dir zu zeigen, daß ich dieſen Zug nicht als Abenteurer, ſondern als Staatsmann und Feldherr begonnen habe. Ich wollte in der Gegend von Salerno landen, die Stadt beſetzen und die Diviſionen meiner Armee, die jetzt dort reorganiſirt werden, an mich ziehen. Sie wären mir mit Freude gefolgt, deß ſei gewiß, denn ich weiß es. Mit dieſen wäre ich ohne Aufenthalt auf Avellino marſchirt, hätte die Telegraphen zerſtört, überall Soldaten, Volk und Parteigänger, die mich erwarteten, an mich gezogen, den größeren Theil der Provinzen durchſtreift, durch ungeheure Schnelligkeit den langſamen Oeſterreichern einen Vorſprung von drei Tagen abgewonnen und wäre ſo vor der Hauptſtadt erſchienen, wo indeſſen, jedes nach ſeiner Art, Volk, König, Regierung, in Hoffnung oder Furcht erſchüttert worden wären.‘

„‚Nun wir aber nicht bei Salerno landen können?‘ fragte Franceschetti.

„‚Mein Plan,‘ antwortete Joachim, ‚wäre ein bloßes Hirngeſpinnſt und in der That der leere Traum eines Abenteurers, wenn ihn ein zufälliger Windſtoß ganz zu nichte machen könnte. Sein Kern iſt die Wiedereroberung meines Königreiches, die Befreiung eines Volkes, mit Hülfe der beſten, edelſten, erleuchtetſten Kräfte deſſelben. Die Carbonari ſind es, die mich erwarten. Was wäre ich mir ſelbſt mein Leben lang, wenn ich gleichgültig, nur auf meine Sicherheit bedacht, an den Küſten eines Landes, deſſen König ich war, das mich zurückwünſcht, vorüberſegelte, wie ein fremder Wanderer an einem fremden Hauſe oder ein verlorener Sohn am Vaterhauſe vorüberzieht? Was meiner Landung unter den gegebenen Umſtänden an Planmäßigkeit und Klugheit abgeht, muß der Heldenmuth erſetzen. Und iſt dieſe Küſte nicht die Küſte Kalabriens? der heldenmüthigſten Provinz des Königreichs? des kleinen Volkes, das ſich ſchon ſo oft mit Ruhm gegen gewaltige Mächte geſchlagen? Gibt es ein Land auf Erden, das ſo ſehr dem herrlichen Korſika gleicht, wie Kalabrien — und hätte ich es mit Hülfe der Korſen nicht mit einer Welt aufnehmen können? Nein! Die Erinnerung an Korſika gibt mir die Sicherheit, daß ich von Kalabrien aus das ganze Königreich, vielleicht ganz Italien erobere und befreie.‘

„‚Heil Ihnen, Sire, wenn es gelingt,‘ antwortete Franceschetti mit Andacht; ‚ein edles Volk würde Ihnen Großes zu danken haben, Europa wäre um eine große Nation reicher, Freiheit und Bildung hätten eine Säule und Stütze mehr, und die Welt wäre gezwungen, den böſen Weg zu verlaſſen, den ſie, von der heiligen Allianz geführt, eingeſchlagen, um in Sklaverei und Barbarei zu verſinken. Aber der Zufall, jener Baſtardbruder des Schickſals, kreuzt oft die edelſten Pläne, wirft ſich oft wie ein Wegelagerer auf den Pfad der größten Idee und tödtet ihre Diener und Prieſter. Wenn es mißlingt — wenn Sie fallen bevor Sie ſich waffnen konnten — wenn Sie dem Feinde erliegen? Keine grauſameren Feinde als die Bourbonen!“

„Joachim lächelte:

„Der Tod iſt daran gewöhnt, mich im Kriege zu ſchonen. Wie ſollte er es nicht? — haben es doch meine Feinde freiwillig gethan. Kaiſer Alexander verbot ſeinen Truppen, auf mich zu ſchießen, auf mich, den Mann von Borodino. Wenn mich das Glück verläßt, werde ich höchſtens gefangen, aber ich werde wenigſtens kein freiwilliger Gefangener ſein, wie ich es geweſen wäre, wenn ich den öſterreichiſchen Paß angenommen hätte. Ein ſtrengeres Verfahren gegen mich wäre nicht nur ungerecht, ſondern auch das Völkerrecht verletzend. Buonaparte hatte abgedankt und dem Throne Frankreichs entſagt; er kehrte zurück, um ſich wieder hinaufzuſchwingen mit denſelben Mitteln, deren ich mich bedienen will. Er erlag bei Waterloo und iſt ein Gefangener. Ich habe *nicht abgedankt*; ich habe das Recht, mein Königreich zurückzuerobern. Falle ich in die Hände meiner Feinde, ſo bin ich nur Kriegsgefangener — und ein St. Helena wäre für mich eine viel zu ſtarke Strafe.... Aber,‘ fügte er lächelnd hinzu, ‚beruhige dich, mein Freund: unſer St. Helena heißt Neapel!“

„Wir befanden uns, als der König ſo ſprach, auf der Höhe des Golfes Euphemia. Ohne eine weitere Antwort Franceschetti's zu erwarten, gab er den Befehl, Pizzo zuzuſteuern, deſſen Schloß von Weitem winkte. Ein unglückſelig günſtiger Wind ſchwellte plötzlich die Segel und trieb uns dieſem Hafen des Verderbens zu. Auf dem Wege kamen wir hart an einem unſerer Schiffe vorbei, das Barbara, der ehemalige malteſiſche Korſar, kommandirte. Zu unſerem größten Staunen erkannte einer der Unſern den Simone Carabelli an Bord. Aber er konnte auch ein Gefangener ſein; Barbara konnte in der Sturmesnacht mit ihm zuſammengeſtoßen ſein und ihn gefangen genommen haben, wie Langlade ſeinen Bruder. Daß Dem nicht ſo war, mußten wir bald einſehen, denn auf den Ruf des Königs, ihm nach Pizzo zu folgen, achtete Barbara ſo wenig, daß in demſelben Augenblicke ſein Schiff ſich herumwarf und offenbar ſich ſo ſchnell als möglich von uns zu entfernen ſuchte. Simone Carabelli lachte uns mit Hohn nach und ſtellte ſich zum Steuermann, wie um uns anzudeuten, daß er der Lootſe dieſes Schiffes ſei. Der König wandte ſich mit Verachtung ab, kommandirte noch einmal und mit kräftigerer Stimme als vorher: „Nach Pizzo!“ und ſagte dann zu Franceschetti: „Siehſt du, welcher Art die Helfershelfer und die Mittel der Bourbonen ſind! Verräther und Verrath! Ich muß den Verſuch machen, ich muß Neapel wiederſehen und mein Volk! — ich muß Diejenigen, deren Loos mir einſt anvertraut geweſen, ihrer Grauſamkeit und Tücke entziehen. Dieſe Regierung wird Alle verfolgen, die mich einſt unterſtützten, als ich den Zuſtand des Landes heben und beſſern wollte. Der Gedanke, daß ſo viele und treffliche Männer um ihrer Verdienſte willen leiden ſollen, läßt mir keine Ruhe; das Schickſal meiner Freunde macht mich unglücklich. Ich muß! ich kann nicht anders! Auf nach Pizzo!“

„Es war Sonntag. Die Glocken läuteten, als wir in den kleinen Hafen von Pizzo einliefen; der König ſtand im Vordertheil des Schiffes — es ſtieß ans Land.“

„Halt! Schweige!“ — fiel hier Benvenuta dem Erzähler ins Wort und legte die Hand aufs Herz — „doch nein, erzähle weiter, mein Freund, aber raſch — raſch — laſſe mich nicht leiden, wie er gelitten hat.“

„So will ich,“ — antwortete Nadir, „denn auch ich will in Gedanken das Schreckliche nicht noch einmal in allen Einzelheiten durchleben.

„Wir drängten uns an den Rand des Schiffes, aber Joachim rief uns zu: „An mir iſt es, der Erſte zu landen!“ — und ſo ſprechend, ſprang er ans Land. Wir folgten ihm, dreißig an der Zahl, und geflügelten Schrittes eilten wir auf den großen Platz vor dem Schloſſe.

„Was nun begann, war bis zu Ende wie ein Traum, ein ſchwerer Traum; Unſagbares und Unendliches drängte ſich auf kleinem Raum zuſammen; gute und ſchaurige Geſtalten zogen unfaßbar an der Seele Augen vorüber, kamen und gingen; Jahre und Jahre, Welten von Gefühlen lagen im kleinen Reiche eines einzigen Tages, ja einer Stunde. Wie aus dem Traume riefen wir: „Hoch König Joachim!“ — und wie träumend ſah uns die Volksmaſſe auf dem Platze an und wiederholten nur Wenige den Ruf — und gleich einer Traumgeſtalt, welche Angſtſchweiße aus der Stirne des Schlafenden preßt, trat aus der Volksmaſſe mit einem Male Trentacapelli, der Führer jener bourboniſchen Räuberbanden, die unter Joachim Murats Regierung in den Bergen und Schluchten mit Unmenſchlichkeit die göttlichen Rechte des vertriebenen Königs Ferdinand vertheidigten. Er trug die Uniform eines hohen Offiziers, jener gräßliche Mörder der Kinder und Frauen, und ihm hatte Ferdinand die Ueberwachung dieſer Küſte anvertraut. „Sind ſie da, die angekündigten Gäſte!“ rief er mit Hohngelächter und verzerrte ſein Geſicht, daß ich wie mit einem ſchweren Alpdruck kämpfte. Gleich einem böſen Geiſte ſtand er da, und ſeine Gegenwart übte einen erſtarrenden Bann aus auf die Männer, unter denen wohl einzelne uns freundlich zulächelten und in den Ruf: „Hoch lebe Joachim!“ einzuſtimmen bereit ſchienen, aber durch Trentacapelli wie durch einen Schreck gelähmt waren. So war es auch mit der kleinen Schaar der Soldaten, die noch Joachims Uniformen trugen und eben auf dem Platze militäriſche Uebungen gemacht hatten. Dieſe nahmen des Königs Blick und Seele gefangen, daß er nur ſie ſah und nicht Trentacapelli, nicht das drohende und nicht das zitternde Volk. Waren es nicht ſeine Truppen? trugen ſie nicht ſein Kleid? — Es war ihm, als ſtünde er an ihrer Spitze, und als könnten ſie nur ſeinem Befehle gehorchen. Und in der That rang ſich ein freundlicher Ruf endlich aus dem Kreiſe Weniger hervor, und ſeine Täuſchung ward erhöht.

„Aber da trat neben Trentacapelli, wie ein guter Geiſt neben einem böſen, ein ſchöner Jüngling aus der Menge und ſagte zum König mit eindringlicher Stimme: „Herr! hier biſt du verloren; eile nach Monteleone, wo du viele Freunde haſt. Hier haſt du viele Feinde. Eile, ich will deinen Führer machen.“

„So ſprechend, lief der Jüngling voraus, und wir Alle ſammt dem Könige folgten ihm, denn überzeugend ſprachen Wahrheit und Treue aus ſeiner Stimme. Wir liefen die Straße hinan, die von Pizzo den Berg hinauf gegen Monteleone führt; aber der König hielt oft inne und rief die Soldaten, von denen, wie es ſchien, ihm die Trennung ſehr ſchwer wurde. Dieſe kamen auch bald nach, aber auf Nebenwegen und gefolgt von Bauern, die ſich raſch bewaffnet hatten.

„‚Seht, ſie kommen!‘ rief der König triumphirend, ‚und das Volk ſchließt ſich ihnen an!‘

„‚Trentacapelli führt ſie!‘ rief Franceschetti, ‚ſie kommen als Feinde!‘

„‚Sie gehen auf Nebenwegen, um uns den Weg nach Monteleone abzuſchneiden!‘ warnte der Jüngling.

„Der König aber hörte dieſe warnenden Stimmen nicht und hielt immer wieder, um ſeine Getreuen um ſich zu verſammeln. Eine koſtbare Zeit ging verloren, und bald ſahen wir Soldaten und Bauern über uns auf dem Berge, die uns die Landſtraße und die Nebenwege nach Monteleone verſperrten, und die Unſern ſtürzten ſich ihnen entgegen und zogen die Waffen, um ſie mit Gewalt zu vertreiben, aber gebieteriſch rief ſie der König zurück und verbot ihnen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Er ſelbſt aber verließ die Landſtraße und ging ſeitwärts auf das Volk zu, um es anzureden. Im Augenblick war er von dem Volke, zu dem er Worte der Liebe ſprechen wollte, umringt, denn Trentacapelli führte es an. Aber Franceschetti ſtürzt herbei, deckt den König mit ſeinem Leibe und droht, Trentacapelli niederzuſchießen. Dieſer weicht zurück, und ſeine Schaar wirft ſich auf Franceschetti, der ſie in einen Kampf verwickelt. Ich reiße den König aus dem Gewühl, und er ſchließt ſich ſeiner Truppe an; bald folgt uns auch der tapfere General, der uns ſo Luft gemacht und am Ende ſich ſelbſt befreite. Er räth dem König, mit uns Allen gegen Die von Pizzo anzuſtürmen, ſie zu vernichten und uns ſo den Weg nach Monteleone zu bahnen. Aber der König antwortete: ‚Meine Landung ſoll nicht einen Tropfen neapolitaniſchen Blutes koſten!‘ Dieſe edlen Worte koſteten ihm das Leben. Schon fallen Schüſſe von allen Seiten, ſchon ſind wir eingeſchloſſen und wirft ſich die Menge auf den König, um ihn gefangen zu nehmen. Wir ſchaaren uns um ihn, entreißen ihn den unzähligen Händen, die ihn gefaßt hielten, und erkennend, daß es nicht mehr möglich, Monteleone zu erreichen, eilen wir, während die Soldaten, tapfer kämpfend und langſam zurückweichend, den Rückzug decken, wieder nach Pizzo hinab. Jener Jüngling, unſer Schutzgeiſt, war verſchwunden, vielleicht gefallen. Alles weicht und zerſtiebt vor uns, und glücklich erreichen wir das Ufer der See.

„Aber unſer Schiff ſchwimmt auf offenem Meere! Eine Barke liegt auf dem Strande, wir bemächtigen uns ihrer, um ſie in die Fluthen zu ſchleudern und uns aufs Schiff zu retten — vergebens! Athemlos und Viele von uns aus tiefen Wunden blutend, mühen wir uns vergeblich ab, die Rettungsbarke flott zu machen — wir zerren daran, wir reißen verzweifelnd an Wänden und Ketten — ſie ſtand wie eingewurzelt, und die Maſſe hat Zeit, uns zu umringen und auf uns, die wir nur mit der Barke beſchäftigt ſind, einzuhauen. Franceschetti wird verwundet, Pernice, Giovannini ſterben den Heldentod; ihnen folgen Lanfranchi und Biziani; ſie und Andere, die in unzähligen Schlachten dem Tode widerſtanden hatten, fallen hier im Kampfe um die elende Barke. Zugleich ſtürmt die Menge und bringt triumphirend als Gefangene jene Soldaten herbei, die unſern Rückzug gedeckt und die, von der Uebermacht erdrückt, jetzt aus vielen Wunden blutend und waffenlos auf dem Platze erſcheinen. —

„‚Meine Kinder,‘ rief der König, von dieſem Anblicke überwältigt, ‚laßt ab von dem vergeblichen Kampfe!‘ — und dem Feinde ſeinen Degen überreichend, fuhr er fort: ‚Leute von Pizzo, nehmt dieſen Degen, der mit Ruhm für euer Vaterland gekämpft hat und der euch noch die Freiheit erkämpfen wollte, nehmt ihn, aber ſchont das Leben meiner Getreuen!‘

„Es war geſchehen! —“

Nadir ſchwieg, von der Erinnerung an das Erlebte überwältigt. Mit Bewunderung blickte er auf die Frauen, die mit Schweigen von der Verwundung und den Heldenthaten des geliebten Vaters und Gatten erzählen hörten. Von der Wange Katharina's ſchlich eine ſtille Thräne herab, während Benvenuta ihre Hand hielt und preßte.

„Weine nicht, edle Frau,“ fuhr Nadir nach einiger Zeit fort, „denn ich habe dir noch nicht von allen Heldenthaten deines Gatten geſprochen. So ſtolz darfſt du ſein, daß die Thräne kein Recht hat auf dein Herz.

„Wir wurden den Gefängniſſen entgegengeführt. Auf dem Wege verhöhnte uns die Bande Trentacapelli's und führte Streiche nach den Verwundeten. Der König, den Anſtrengungen dieſer Stunde erliegend, ſchleppte ſich hin wie ein Sterbender. Uns Allen voraus ging Franceschetti, aus ſeinen Wunden blutend, ſchwach, blaß, aber ſtolz und aufrecht, immer nach dem König zurückblickend. Da ſtürzte einer der Wüthenden mit geſchwungener Axt auf den König los. — ‚Halt!‘ rief Franceschetti mit dem letzten Reſte ſeiner Kraft, ‚ich bin der König! der General, der mir folgt, iſt unſchuldig! Schonet ſeines Lebens!‘ Sofort blitzte die Axt über ſeinem Haupte, bereit, ihn zu zerſchmettern. Aber die Leute, die Franceschetti umgaben und die ihn bisher mißhandeln ließen, halten, gerührt von ſeinem Edelmuth, die Axt des Mörders auf, und lebend gelangen der König, Franceschetti und die Andern im Gefängniſſe an.

„Trentacapelli folgte uns, warf ſich ſofort auf den König wie ein Räuber und entriß ihm, was er noch an Koſtbarkeiten beſaß. Dann wurde es ſtille und die Thüre geſchloſſen.

„Schweigend ſaßen wir in der Dunkelheit oder lagen um den König her, während die Wunden bluteten. Bald aber drangen wieder drohendes Geſchrei, Flüche und Verwünſchungen zu uns herein, und dieſen folgte eine wüthende Menge, die, wie zum Spiele, Aexte, Schwerter, Dolche über unſern Häuptern ſchwang oder nach unſern Herzen zielte. Erſt gegen Abend kam ein

Kapitän, ein Grieche, mit vierzig Mann Soldaten an, beſetzte das Gefängniß und befreite uns von Trentacapelli und ſeinen Banden. O, die traurige Nacht, die auf dieſen verhängnißvollen Tag folgte!“

Hier wurde Nadir durch einen eigenthümlichen Schrei unterbrochen, der wild, herzzerreißend und doch triumphirend, wie ein Freudenſchrei und doch zugleich wie der grauſamſte Kampfruf vom Hofe aus hereindrang. Er und die Frauen fuhren auf von ihren Sitzen und blickten erwartungsvoll der Thüre entgegen. Die Thüre ſprang wie von einem Stoße auf, und in der Dämmerung, die indeſſen hereingebrochen war, ſtand Mattea auf der Schwelle und lachte. Ein ſchrecklicher Jubel lag auf ihrem ganzen, alten Geſichte, aus dem alle Falten verſchwunden zu ſein ſchienen, deſſen Bläſſe von innerer Röthe ſchimmerte und deſſen Augen um mehr als das Doppelte gewachſen waren. Sie leuchteten wie die Augen eines Katzenthieres durch die halbe Dunkelheit.

„Bartolomeo iſt todt,“ lispelte Benvenuta kaum vernehmbar vor ſich hin.

„Du ſagſt es!“ rief Mattea und lachte wieder. „Wie ſollte er auch meiner Rache entgehen! Alle Banditen waren auf ſeiner Fährte wie Bluthunde. Ich habe ihre Seelen mit unauslöſchlichem Durſte nach ſeinem Blute gefüllt. Er floh von Buſch zu Buſch, von Höhle zu Höhle; jeden Tag ſeit jenem Tage ſtarb er hundert Gedankentode; die Angſt tödtete ihn Stück für Stück, lange bevor ihn die Kugel traf. Heute konnte er ſich nicht mehr in ſeine Höhle ſchleppen; ich fand ihn auf dem Wege liegend, und er ſah mich, wie ich vor ihm ſtand und die Meute herbeirief. Er ſah ſie kommen, er ſah ihre Flintenläufe — und ſo iſt er verendet, und er iſt eingeſcharrt, ohne Thräne, ohne Vocero, unter meinem Hohngelächter.“

Sie ſchwieg und blickte triumphirend im Kreiſe herum. Da erſt bemerkte ſie Nadir: „Ah, Araber, biſt du da! Der König iſt todt, ſein Stern war ausgebrannt, wie ich ihm prophezeite, — ſie haben ihn ermordet. Aber tröſte dich, Araber, denn die

Rache lebt und wird ſich erfüllen, und wäre es auch erſt an den Kindern und Kindeskindern der Mörder. O die Rache ſtirbt nicht, die Rache, dieſe ältere und ſtärkere Schweſter der Gerechtigkeit. Sind auch die Menſchen zu feige zur That, dann kommen die ewigen Geiſter und übernehmen die Pflicht. Sie unterwühlen das Haus Deſſen, der verfallen iſt, ſie breiten giftige Dünſte ringsum, und wenn er, von Angſt und Ahnung überfallen, fliehen will, führen ſie ihn in der Irre umher, bis er in den Kreis des Verderbens zurückkehrt. Und dieſe Geiſter wiſſen nichts von König oder Bettler."

Dieß und Anderes rief Mattea, immer auf der Schwelle ſtehend, immer mit einem Geſichte voll Jubel, als ſpräche ſie im Rauſche. Dann wandte ſie das Auge von Nadir ab und ſagte milder und mit weicherer Stimme zu den Frauen: „Maria Benvenuta, du Geſegnete, und du, Herrin Katharina, du Herz voll Sanftmuth, ich küſſe euch heute nicht, denn mein Herz iſt wild, und ich habe mit Freude in brechende Augen geſehen. Ich gehe! — Ich bin müde — ich bin fertig — mein Schickſal iſt fertig — ich habe nichts mehr zu thun. Ich will mir ein Lager aufſchlagen in einem Winkel des Hauſes, mich hinlegen und nicht mehr aufſtehen. Kommet manchmal und ſehet nach mir, daß ich unter dem Blicke gütiger Augen ſterbe."

Sie ging. Katharina und Benvenuta folgten ihr, um ihr das Lager zu bereiten. Nadir trat ans Fenſter und ſah in den traurigen Abend hinaus. Es liſpelte traurig in den Bäumen und unheimlich in den welken Blättern, die der Abendwind auftrieb, und in ſeinem Herzen liſpelte es: Auf dieſer Inſel wohnt der Tod.

Dreizehntes Kapitel.

Ende.

Erhabner Tod macht alle Fehle gut.
Alfieri.

Mattea hatte ihr Lager im Garten in einem alten Pavillon aufgeſchlagen, der verfallen und nach allen Seiten offen war und in dem Tag- und Nachtvögel niſteten. Dort lag ſie auf einem Strohſacke, den ſie herbeigeſchleppt, den alten Kopf auf ein Bündel Kleider geſtützt. Trotz allen Widerſpruchs wollte ſie es nicht beſſer und bequemer haben. Ihr Aufenthalt ſollte ſie an ihr Leben im Buſche erinnern; ſie wollte die Käuzchen ſeufzen, Wind und Bäume rauſchen hören und durch die entlaubten Zweige den Himmel und die jagenden Wolken ſehen. Da lag ſie und ſprach wie im Fieber, prophezeiend, warnend, drohend, daß die Frauen ſie erſt ſpät verließen, nachdem ſie in Schlummer gefallen war und man ſie der Obhut einer der Mägde anvertrauen durfte.

In die Stube zurückgekehrt, fanden ſie Nadir auf ſeinem Platze vor dem Tiſche, das Geſicht in beide Hände gedrückt, regungslos, in ſich ſelbſt verſunken, als ob alle Sinne für ſeine Umgebung empfindungslos geworden. Erſt als man die Lampe auf den Tiſch ſtellte, erwachte er wie aus tiefer Bewußtloſigkeit, blickte Benvenuta mit düſtrem Auge an und ſagte, offenbar ohne zu wiſſen, daß er ſeinen Gedanken Worte gab: „Benvenuta, deine Seele iſt todt, denn ſie iſt an einen Todten gebannt und iſt ihm nachgefolgt, und kein Flämmchen blieb übrig für Alle, die dich lieben.“

Katharina und Benvenuta ſchwiegen; ſie fühlten wohl, daß er wie aus einem Traume ſprach, aber die Mutter unterdrückte einen Seufzer.

Nur langſam erwachte Nadir aus ſeinem halben Schlafe, indem ſein Geſicht, immer in Benvenuta's Antlitz blickend, nach und nach einen milderen Ausdruck annahm, bis er ſich endlich mit der Hand über die Stirne fuhr und tief aufathmend vor ſich hinſagte: „Ich bin ja nur der Bote! Ich kam, um zu berichten. Murat und Franceschetti ſchicken mich; ich ſoll erzählen.“

Und wieder nach einiger Zeit, in der er ſich zu ſammeln und zu beſinnen ſuchte, fuhr er ohne weitere Aufforderung fort:

„Es iſt nicht mehr viel zu berichten. Wir lagen im Kerker, und draußen tobte die Schaar Trentacapelli's. Noch einmal tauchte die Hoffnung auf, denn die Bewohner von Monteleone kamen bewaffnet heran, um den König zu befreien, aber das Schloß war indeſſen von zahlreichen Soldaten beſetzt worden, und mit Denen von Monteleone zog enttäuſcht und hoffnungslos der Schutzgeiſt des Königs für immer ab. Anſtatt ihrer kamen die Männer, die ſich Richter nannten und das Todesurtheil mitbrachten. Unter ihnen ſaßen Solche, die von den Wohlthaten Joachim Murats gelebt hatten; ſie mußten nun den Bourbonen Bürgſchaft geben, daß ſie dieſe Wohlthaten und jede Erinnerung an dieſelben aus ihren Herzen verwiſcht hatten. Der König lächelte, als man ihm von Gericht und Richtern ſprach, und weigerte ſich, vor ihnen zu erſcheinen. Während ſie ſaßen und ihr Urtheil ſprachen, ſchrieb er ſeinen Abſchiedsbrief an ſein Weib und ſeine Kinder. Hier iſt er, offen, wie er mir übergeben worden; ihr werdet dafür ſorgen, daß er der Königin zukomme.“

So ſprechend, zog Nadir einen Brief aus der Bruſt und legte ihn vor Benvenuta hin. Sie aber blickte ihn nur an, ohne ihn zu berühren, ohne ſich zu regen. Katharina nahm ihn auf, entfaltete ihn und las mit zitternder Stimme:

„Meine theuere Karoline! Meine letzte Stunde iſt gekommen; in kurzer Zeit habe ich aufgehört, zu leben; in kurzer Zeit iſt dein Gemahl dahin. Vergiß mich nicht; mein Leben hat kein Unrecht befleckt. Leb wohl, mein Achilles; leb wohl, meine Lätitia; leb wohl, mein Lucian; leb wohl, meine Louiſe; zeiget der Welt, daß ihr meiner würdig ſeid. Ich verlaſſe euch ohne Königreich, ohne Gut, umgeben von meinen zahlreichen Feinden; ſeid immer einig; ſeid ſtärker als das Mißgeſchick, denket, was ihr ſeid und was ihr waret, und Gott wird euch ſegnen. Fluchet nicht meinem Andenken. Wiſſet: der größte Schmerz meiner letzten Augenblicke iſt es, fern von meinen Kindern zu ſterben. Euch meinen väterlichen Segen; euch meine Umarmungen und meine Thränen. Bewahret treu das Andenken eures unglücklichen Vaters.“

Katharina legte weinend den Brief auf den Tiſch, und Nadir fuhr fort: „Auch der König weinte, als er den Brief ſchrieb und als er mir ihn übergab. Gleich darauf trat ein Offizier ins Gefängniß und fragte, ob der König zum Tode bereit ſei. ‚Ich bin es!‘ antwortete der König. Noch hing eine Thräne an ſeinen Wimpern; aber ſtolz und aufrecht, ſchön wie in ſeinen ſchönſten Tagen, folgte er dem Offiziere — nicht weit, denn er hatte nur die Schwelle ſeines Gefängniſſes zu überſchreiten. Draußen in dem engen Gange ſtanden zwölf Mann mit angelegtem Gewehr und geſpanntem Hahn. Er trat vor die Mündungen hin, feſten Schrittes, und ſagte mit eben ſo feſter Stimme: ‚Soldaten, laſſet mich nicht lange leiden — der Raum iſt klein — ſtützet eure Gewehre auf meine Bruſt!‘ — Dann blickte er auf das Bild in ſeiner Hand, die Schüſſe fielen — er ſtürzte —“

Benvenuta fiel von ihrem Sitze und lag auf dem Boden, als ob die zwölf neapolitaniſchen Kugeln durch ihr Herz gegangen wären.

„Mein Kind! mein Kind!“ ſchrie Katharina, — „wehe der Stunde, da er hier einzog.“

Nadir war zu ihr hingeſtürzt, legte die Hände unter das Haupt der Ohnmächtigen, und über ſie hingebeugt murmelte er klagend und vorwurfsvoll: „Warum hängt deine Seele an einem Todten, da dich ein Lebender liebt mit ſeinem ganzen Leben?“

Es war, als ob die Kraft ihres Willens noch in der Ohnmächtigen thätig wäre; ein Zucken in Lippen und Augenlidern verrieth einen Kampf mit ihrer Schwäche — und in der That ſchlug ſie bald die Augen auf, beſann ſich raſch, erhob ſich und ſtand da, als ob ſie nicht eben gleich einer Sterbenden auf dem Boden gelegen hätte. Nur die Bläſſe ihres Geſichtes verrieth noch, was eben mit und in ihr vorgegangen. Lächelnd ſagte ſie

Nadir gute Nacht und ging, auf die Mutter geſtützt, aus dem Zimmer.

Ohne Schlaf floß Nadir die Nacht dahin auf der ſtillen Stube, die er vor Wochen bewohnt hatte und in der er ſich ſo heimiſch fühlte — und doch ſo elend. Er war über ſich ſelbſt entrüſtet, nach Korſika zurückgekehrt zu ſein und, wie ein Knabe den fliehenden Wolken, einem Glücke nachzulaufen, von dem er ſich von Anfang an geſagt hatte, daß es ihm nicht beſtimmt war. Er verfluchte die Bekanntſchaft mit Europa, die ihn ſo lieben gelehrt hatte — und doch, wenn ihn die Gedanken, die ihm zur Flucht riethen, nach der Heimat zurückführten, erſchien ihm dieſe wie eine lebloſe Wüſte, in der die beglückendſten Gefühle nicht gedeihen. Dann aber wieder, wenn es in ihm ſtürmte und tobte, däuchte ihn dieſe Heimat, die ſolche Liebe nicht kannte, voll Ruhe und Frieden, und eine mächtige Sehnſucht zog ihn dahin zurück, wo er als Kind nichts als Ruhe und Frieden gekannt hatte. Er ſuchte die europäiſche Gefühls- und Denkweiſe abzuſtreifen und ſich ganz wieder in den Morgenländer zu verwandeln — was war ihm dann das Weib? — die Liebe? — wie klein erſchienen ihm dann, wie unwürdig eines Mannes all die Kämpfe, all der Kummer, all die Leidenſchaft, denen ſich die Kinder des Weſtens aus Liebe unterwerfen. Dann aber ſtand die ſtille Geſtalt Benvenuta's in ihrer ganzen Größe und Stärke vor ihm, und alle Scham, vor ſolchem Weibe ſchwach zu ſein wie die Europäer, war dahin, und er träumte und liebte und wühlte in ſeinen Schmerzen mit der Schwäche des Europäers, die er verurtheilte, und mit der Leidenſchaft des heißen Südens, des glühenden Blutes Arabiſtans. Die Nacht verging ihm, indem er ſich immer tiefer in ſeinen Kummer und in ſeine Liebe verſenkte. Oede, wie Brandſtätten, waren ihm Herz und Kopf, als er gegen Morgen ſo weit gekommen war, jenen Mann als Urſache ſeines Unglückes zu verwünſchen, dem er doch wie ein treuer Freund bis zum letzten Augenblicke gefolgt war; ja er kam ſich belachenswerth vor, ſich wie ein Diener Dem hingegeben zu haben, der das Herz, deſſen Beſitz ſein höchſtes Glück geweſen wäre, über den Tod hinaus gefangen genommen und ihm entwendet hatte. Wie demüthigte ihn das Schickſal, das Jenem noch im Tode alles Herrliche und Wünſchenswerthe zugedacht, während es ihn zum Looſe des Knechtes verurtheilte, zum bloßen Trabanten des Auserwählten, zum Zuſchauer der Größe und des Glückes machte, von deſſen Tafel ihm nicht ein Broſamen abfiel. Verurtheilt, vom Schickſal verurtheilt und vorbeſtimmt zum Unglück erſchien er ſich mit einem Mal und für immer. „So ſteht es im Buche geſchrieben,“ ſagte der Morgenländer in ihm; er ließ aufgegeben die Arme ſinken und eilte wie fliehend in die Morgendämmerung hinaus.

Auch Benvenuta war die Nacht ſchlaflos dahingegangen — nicht in Klagen, nicht in Gedanken an Vergangenheit und Zukunft. Die Schwäche der Ohnmacht und ihre Folgen hatte ſie bald abgeſchüttelt, und aufmerkſam wachend, ganz ihrem Geſchäfte als Krankenpflegerin angehörend, ſaß ſie am Lager ihrer Amme, die das Fieber ſchüttelte und die Fieberphantaſieen wie verworrene Geiſterſchaaren jetzt aufregten, jetzt in Angſt jagten. Als wäre ihr die Geſchichte vom Tode Joachim Murats in längſt vergangener Zeit erzählt worden, lag kaum ein leiſer Schatten auf ihrem Geſichte, das nur noch die Beſorgniß um die Kranke ausdrückte und das dieſer fortwährend zugekehrt war, um ſie zu überwachen und jeden ihrer Wünſche zu erſpähen. Mit Zureden, mit Zurechtlegen des glühenden armen Hauptes, mit Waſſerreichen, ſelbſt mit Geſang, der, leiſe hingeſummt, die Kranke in kurzen Schlummer lullen ſollte, ging die Nacht dahin. Der Morgen brachte das Fieber zur Ruhe; Benvenuta erlaubte jetzt der Mutter, die Kranke zu überwachen, und ſie durfte an ihren Gaſt denken.

Aber Nadir erſchien nicht in der Halle, und ein Diener berichtete, daß er nicht im Hauſe war. Benvenuta ergriff unendliche Angſt; ſie erzitterte an allen Gliedern. Der Unglückliche, er wußte nicht, daß Einer, der einen Feind hat, in Korſika bei Tag und bei Nacht nicht unbewaffnet, nicht ohne Todesangſt die Schwelle des ſchützenden Hauſes überſchreiten darf.

Sie warf ihren Mantel um und eilte hinaus, aus dem Hofe ins Dorf, dann, da ſie ihn nirgends erblickte, hinter die Häuſer und Hütten, die Gärten entlang, nach allen Seiten ausſpähend, ſelbſt hie und da hinter die Hecken und Gebüſche blickend, ob nicht ſchon irgendwo das Rohr Galvani Serra's hervordrohe. Da läutete das Glöcklein der Kapuziner, und ein Gedanke fuhr ihr durch den Kopf. Sie war gewiß, ihn dort hinter dem Kapuzinerkloſter zu finden, an jener Bank, wo er ihr am Morgen nach ſeiner Ankunft in Vescovato ſeine Liebe zuerſt verrathen hatte. Sie irrte nicht. Um den Kloſtergarten biegend, erblickte ſie Nadir vor der Bank gerade ſo wie damals, als er ſie vom Laufe erſchöpft aus ſeinen Armen hatte dahinſinken laſſen. Raſch ging ſie auf ihn zu; ihr Schritt durch das rauſchende Laub weckte ihn, er ſchlug das Auge auf, lächelte und erhob ſich.

„Komm ins Haus zurück, Nadir," ſagte Benvenuta dringend.

„Das will ich, meine Freundin," antwortete er milde, „ich wollte nur von dieſem Plätzchen Abſchied nehmen, ehe ich fortgehe für immer."

„So willſt du fort?"

„Ja, Benvenuta, fort, heimwärts. Wenn uns nichts mehr bleibt, das Andenken an die Heimat bleibt immer; wir bilden uns immer ein, dort den Frieden wieder zu finden, den man als Kind dort gekannt hat. Dieſes Plätzchen hier iſt ein heiliger Ort, und ich hatte da ein Geſicht, wie die Propheten und Väter hatten an geweihten Orten. Ich habe die Heimat geſehen, klar und helle, wie lange nicht — den breiten, majeſtätiſchen, geheimnißvollen, heiligen Strom, der, wie unſere Sagen erzählen, aus dem Paradieſe kommt, — die Hütten an ſeinem Ufer und die Palmen über dieſen Hütten. In weite Fernen dringt der Blick über die weißen und grünen Ebenen, zu räthſelhaften und uralten Trümmern und an die Gränzen märchenhafter Länder. Ungeheuer, höher und weiter als hier wölbt ſich der lichtgetränkte Himmel, die Sonne brennt mit lichterer Gluth — aber die Sterne beleuchten eine blaue Nacht und ſind dem Menſchen näher. Arm, gedrückt, ohne

Kenntniß ihrer Vergangenheit, ohne Blick in die Zukunft, wohnen meine Brüder und Schweſtern in dieſer wunderbaren Welt.“

Traurig ließ Nadir Kopf und Arme ſinken; Benvenuta ergriff ſeine linke Hand und blickte mit einer Thräne im Auge in ſein trauriges, doch begeiſtertes Geſicht.

Er legte ſeine Rechte auf ihre Schulter und fuhr mit zitternder Stimme fort: „Ich will zu ihnen, zu den Armen und Gedrückten. Den Schatz von Liebe in meinem Herzen, den Schatz, den du mich finden ließeſt, o Benvenuta, will ich ihnen darbringen und mit ihnen theilen, und wenn ich dort Gutes thue, Benvenuta, biſt du es, die es gethan hat. Ich will ihr Lehrer ſein, ich will ihnen ſagen, daß ſie das ſchönſte Geheimniß des Lebens nicht kennen, ich will ihnen vom Weibe ſagen, von der Liebe —“

Da, von der Hecke her, hinter der damals Carabelli gelauſcht hatte, fiel ein Schuß — mit einem tiefen Seufzer ſank Nadir in die Arme Benvenuta's, mitten ins Herz getroffen.

„Galvani!“ ſchrie Benvenuta und brach mit dem Sterbenden zuſammen.

„Du haſt es errathen,“ antwortete eine Stimme aus dem Kloſtergarten.

Da es auf Korſika keine Begräbnißſtätte für Mohammedaner gibt, wurde Nadir im Garten des Hauſes Colonna Ceccaldi unter einem Gebüſche von Granatſträuchen beſtattet. Dort ſaß Benvenuta oft mit ihrem Vater Franceſchetti, der aus der Gefangenſchaft zurückgekehrt war; dort erſt erfuhr ſie von der Treue und Aufopferung, die Nadir auf dem Zuge nach Neapel in höchſten Gefahren bewieſen, und von dem Heldenmuthe dieſes Fremdlings, den die Geſchichte nicht erwähnt. Seit Nadirs Tode viel weicher als früher, ließ ſie rückhaltslos ihre Thränen fließen, und noch war nicht hohes Gras über das Grab gewachſen, als ſie nicht mehr wußte, weſſen Andenken ihr theurer war, — ob des unglücklichen Königs — ob des heimatloſen Fremdlings?

Von Frühling zu Frühling.

I.

Willſt du nicht aufſtehen, Betty? — Es iſt halb ſechs Uhr, der arme Normann wird ſchon warten!

Der alte Landſchaftsmaler Hagener rief ſo durch die halbgeöffnete Thür in die Schlafſtube ſeiner Töchter. Auf dieſen Ruf ſtreckten ſich zwei jugendliche Arme und ließ ſich aus einem der Betten ein langes, träges Gähnen hören, während aus dem anderen Bette, kaum daß ſich die Thür geſchloſſen, ein junges, ſiebenzehnjähriges Geſchöpf mit größter Bereitwilligkeit herausſprang. Doch hatte die Mahnung des Vaters nicht ihr gegolten, ſondern der Trägen, die, nachdem ſie ſich geſtreckt und gedehnt hatte, wieder die Augen ſchloß und bereit ſchien, den ſüßen Morgenſchlummer fortzuſetzen. Die Andere aber bewegte ſich, und wie es ſchien, abſichtlich, ſo lärmend in der kleinen Stube, daß Betty die Augen öffnen mußte und ſich langſam mit dem Oberkörper aus der Vertiefung des Bettes erhob.

Iſt es wahr, Louiſe, daß es ſchon ſo ſpät iſt? fragte ſie, noch immer gähnend.

Gewiß, antwortete die Andere, es iſt bald Sechs; bevor wir in den Park kommen, iſt es halb Sieben, und du weißt, daß Normann um acht Uhr wieder in der Stadt ſein muß. Wir haben kaum eine Stunde mit ihm zu plaudern.

Betty lachte laut auf.

Louiſe, die am Waſchtiſche ſtand, erröthete unter dem kalten Waſſer und fragte: Warum lachſt du?

Iſt es nicht komiſch, erwiderte Betty, während ſie ſich aus dem Bette erhob, daß ein ehrenwerther Vater ſeine Tochter weckt, damit ſie nicht ein Rendezvous verſchlafe?

Mache keine ſchlechten Witze, Betty, du weißt, wie es gemeint iſt. Aber ſei nicht ſo träge — raſch, ſteh auf, kleide dich an.

Geſtehe, ſagte Betty, daß du zum Rendezvous immer eifriger biſt, als ich, und ich bin es doch, die ihn liebt und welche er liebt.

Eben darum, Betty, eben darum. Ich habe kein Intereſſe, ihn zu plagen, ihn warten zu laſſen. Ich habe ihn ſo herzlich lieb, den guten Normann, und er iſt ſo glücklich, wenn wir kommen. Armer Normann! es iſt ja ſeine einzige glückliche Stunde im ganzen Tage.

Nun, es iſt auch meine glücklichſte Stunde, Louiſe, Das weißt du! — So ſprechend, ſprang Betty raſch auf, faßte ihre reichen, aſchblonden Haare zuſammen und ſchlang ſie rückwärts in einen Knoten, der ſchlaff genug war, um zwei dicke Scheitel auf die Schläfen fallen zu laſſen. Bald war die einfache Toilette der beiden jungen Mädchen gemacht, und mit leichten Sommerhüten am Arme traten ſie friſch und blühend aus der kleinen, etwas ärmlichen Stube. — Sie öffneten die Thür, die ihrer Schlafſtube gegenüber in das Atelier führte, und riefen ein „Guten Morgen, Papa!“ hinein.

Der alte Hagener ſaß ſchon an der Staffelei und arbeitete in dem milden Morgenlicht.

Betty, Betty, komm 'mal herein, ich werde dich nicht lange aufhalten! rief er, ohne von der Arbeit aufzuſehen.

Die beiden Mädchen traten ein; Betty blickte dem alten Vater über die Schulter und machte plötzlich ein ernſtes, prüfendes Geſicht.

Schau, Betty, ſagte der Alte wieder, geſtern war ich ganz zufrieden mit dieſem Bilde, aber heute fehlt mir etwas, und ich weiß nicht, was. Da pinſele ich herum und ſuche und finde es nicht. Was meinſt du? Was kann es ſein?

Betty brummte vor ſich hin. Hm, hm, hm — es liegt an den Bäumen — ſagte ſie langſam, und man hörte aus ihren Worten, wie der Gedanke nach und nach klarer geworden. — Oder iſt der Grund zu hell? — Nein — er iſt ganz richtig und gut ſo — ja die Bäume — ſieh, Papa — hier an den Stämmen fehlen die Reflexe.

Wie meinſt du Das, Kind?

Laß 'mal! rief Betty und warf den Hut auf den Boden und nahm die Palette und die Pinſel dem Vater, der mit dem Seſſel etwas abſeits rückte, aus der Hand. Sie miſchte einige helle Farben, Gelb, Weiß und etwas Braun, immer die Landſchaft betrachtend, dann machte ſie einige Striche und Punkte an den Baumſtämmen. Es war nicht mehr das lachende Kindergeſicht, das „Guten Morgen, Papa!“ hereingerufen hatte. Ein großer Ernſt, eine konzentrirte Aufmerkſamkeit lag auf den feinen Zügen; die Augenbrauen zogen ſich etwas zuſammen, und die ſchwellenden rothen Lippen ſchloſſen ſich ſo feſt, daß ſie dünn und fein ausſahen. Der Vater ſah ihr mit großem Intereſſe zu, und nachdem ſie einige Striche gemacht, rief er: Richtig, Betty, Das iſt es, ganz richtig!

Betty hörte ihn kaum, auch ſchien ſie den Spaziergang und das Rendezvous ganz vergeſſen zu haben; ſie vertiefte ſich immer mehr, als ob ſie die Arbeit nicht mehr verlaſſen ſollte, und der Vater beobachtete ſie mit ſichtbarem Behagen. Aber Louiſe rief: Mein Gott, es ſchlägt ſechs Uhr vom Rathhauſe!

Es iſt wahr, du mußt fort, Betty, ſagte der Vater, indem er ihr die Palette wieder abnahm, der arme Normann wird ſchon lange warten.

Betty raffte ihren Hut vom Boden auf und lief die vier Treppen hinab, wieder luſtig, lachend und jung, und weiter durch die ſtille, alte Stadt. Louiſe ging ruhig neben ihr, wenn auch nicht minder eifrig vorwärts ſchreitend. Die engen, hohen Gaſſen waren noch mit Schatten erfüllt; nur die oberen Stockwerke leuchteten im ſchönſten Frühlings-Morgenlicht. Erſt als ſie in die breiteren Straßen der Neuſtadt kamen, trat ihnen der Morgen mit ſeinem ganzen friſchen Glanze entgegen. Sie gingen immer raſcher dem Thore zu. Normann wartete draußen im Parke vor dem Thore, an der friſchen Quelle, aus der Betty jeden Morgen einige Gläſer friſchen Waſſers trank. Der Arzt hatte es ſo gewollt. Das junge Mädchen arbeitete zu viel; es ſaß zu lange an der Staffelei; es mußte ſich Bewegung machen und friſches Waſſer trinken. Aber nicht darum allein hielt der alte Hagener ſo viel auf dieſe Morgen-Promenaden; es lag ihm daran, daß ſeine Betty, das geiſtvolle, geniale Kind, ſo viel als möglich mit Normann zuſammenkomme. Der alte Hagener kümmerte ſich wenig um die Welt, um ihre Erziehungsprinzipien und um die vorgeſchriebene Moral. Was an ihm war, war ſein eigen: ſeine Anſichten ſowohl, wie ſeine Kunſt. Er liebte die Menſchen, und er liebte die Bücher; aber was ſein innerſtes Weſen betraf und ſeine Freiheit, da konnten ihm Beide nichts anhaben. Er that und dachte, was ihm gut dünkte. Von dem jungen Normann hatte er viel Gutes gehört, und der Art Gutes, daß er alles Vertrauen zu ihm hatte, ohne ihn recht eigentlich zu kennen. Normann war zur Zeit noch Student und zugleich, ſeiner Armuth wegen, Hofmeiſter in einem reichen Hauſe; trotz dieſer Beſchäftigung, die ihm alle Stunden außerhalb des Kollegiums wegnahm, war er einer der gelehrteſten jungen Leute der ganzen Univerſität. Nur bei einer ſehr großen geiſtigen Begabung war dieß möglich, und nur ein reiner, Sympathie erweckender Charakter konnte ihm im Kollegium wie in der Stadt ſo viele Freunde und einen ſo guten Ruf verſchaffen, wie er ſie wirklich beſaß.

Auf der Univerſität war er das Genie der gegenwärtigen Generation, wie jede Studenten-Generation ihr Genie hat, und in der Stadt war er eine Lokalberühmtheit und ein junger Mann, dem man eine Zukunft prophezeite. Er hatte Betty auf einem Studentenballe kennen gelernt und ſich ſogleich von dem eigenthümlichen Weſen des jungen Mädchens angezogen gefühlt. Sie war ſo ganz anders, als Andere. Die Atelier-Erziehung ihres

Vaters, deſſen Lehren von Sitten und Form, die ſich eigentlich nur auf ein Predigen der Wahrheit beſchränkten und darum mit der Sittenlehre anderer junger Mädchen ſo ſehr kontraſtirten, gaben ihr eine Freiheit und Unbefangenheit des Benehmens, der Ausdrucksweiſe, die ihn entzückte. Er hatte den Muth, mit ihr über Dinge zu ſprechen, die andere Mädchen langweilten oder deren Erwähnung ſie beleidigte, weil ſie zugeben mußten, daß ſie davon nichts verſtanden, während Betty unbefangen um Aufklärung und Belehrung bat. Er bewunderte die Kraft ihrer Intuition, mit der ſie das Fernſte ſich nahe brachte, und die Art, wie die künſtleriſche Phantaſie bei ihr die Logik erſetzte und zu Reſultaten gelangte, ohne zu wiſſen, wie ſie über die Mittelſätze hinweggekommen. Sie war auch die Erſte, von der er etwas lernen konnte. Jede Kunſt iſt eine Geheimkunſt, und ſie war eine Künſtlerin und konnte ihm über Dinge ſprechen, die ihm bisher räthſelhaft waren. Ihre Unbefangenheit und Anſpruchsloſigkeit freute und überraſchte ihn um ſo mehr, als Betty alle Urſache gehabt hätte, ſich ein wenig zu überheben; denn auch ſie war eine Berühmtheit der Stadt und eine größere als er, und eine gekrönte, denn mit achtzehn Jahren hatte ſie den erſten Preis der Landſchaftsmalerei an einer der erſten Akademieen Deutſchlands gewonnen. Man betrachtete ſie als eine wahre und ächte Künſtlerin. Doch fiel es ihr nicht ein, ſich durch ihre Kunſt intereſſant zu machen, ſich mit ihrem Talente zu drapiren. Sie glaubte, ſie müſſe ſo ſein, wie ſie war. Die Kunſt war ihr nicht ein Schmuck oder ein Vorzug, oder irgend etwas Außerordentliches — ſie war ihr wie die Luft, die man athmet. Prahlt man mit der Luft? Iſt es ein Vorzug, daß man athmet? daß man ißt und trinkt? Ihr Vater hatte ihr auch in dieſer Beziehung keine falſchen romantiſchen Begriffe beigebracht und ſie gelehrt, ſich über die unwahren Darſtellungen der Künſtler in Romanen und Dramen luſtig zu machen. Der Vater war eben auf geſunde Weiſe zu ſeiner Kunſt gekommen und hatte die naiven Begriffe der erſten Meiſter, die mit künſtleriſcher Begeiſterung und mit Handwerkerbewußtſein und Gewiſſenhaftigkeit arbeiteten. Er war ein Sohn des Volkes und urſprünglich Tapezirer geweſen. Als Wanderburſche durchzog er Deutſchland und ſuchte die Gegenden auf, die ihm als ſchön gerühmt wurden. Wenn er eine ſolche Gegend verließ, nahm er eine Anzahl Zeichnungen mit fort, welche ihm zur Erinnerung dienen ſollten und die er, nachahmend, ungeſchickt, aber wahr und mit einem großen Gefühle für die Natur ſelbſt verfertigt hatte. In dieſer alten Stadt angekommen, war er als Tapezirergeſelle in dem neuen Palaſte des Grafen Gatton beſchäftigt, während ein Dekorationsmaler über den Thüren des Salons Landſchaften anbrachte. Ein Maurer war ungeſchickt und zerſtörte einen Theil einer der Landſchaften und war in Verzweiflung; er fürchtete, fortgejagt zu werden. Der Tapezirergeſelle Hagener verſuchte es, um ihn zu tröſten, den Schaden zu verdecken, nahm die Palette, die der Maler dagelaſſen hatte, und ſtellte die Landſchaft wieder her, aber ganz anders, als ſie urſprünglich geweſen war. Der Graf, ein Kenner, bemerkte die Veränderung, erkundigte ſich, verſicherte dem Tapezirergeſellen, daß er Talent habe, und munterte ihn auf, ſich in der Landſchaftsmalerei zu verſuchen. So wurde Hagener Landſchaftsmaler und war glücklich in ſeinem neuen Berufe. Er heirathete und war noch glücklicher, als er den Künſtlerberuf in einer ſeiner Töchter noch mächtiger ausgeſprochen fand, als in ihm ſelbſt. In der gebildeten Welt und mit den Gebildetſten der Stadt lebend, gab er ſeinen Töchtern eine höhere Erziehung, als er ſelbſt genoſſen, und wie ein Kind lernte er mit ſeinen Kindern. Sein gerader Sinn, ſein unverfälſchter Verſtand leiſtete ihnen mehr, als alle Lehrer. Er wußte, wie viel auf den Umgang ankommt, und liebte es, ſie in Geſellſchaft bedeutender Menſchen zu ſehen. Er freute ſich herzlich, als ihm Betty nach jenem Balle erzählte, daß ihr Ernſt Normann ſehr den Hof gemacht habe. Normann war ein Poet; manches ſchöne Gedicht von ihm zirkulirte in der Stadt, und Hagener hatte ſeinen Namen zuerſt auf dieſem Wege kennen gelernt.

Es würde mich ſehr freuen, ihn bei uns zu ſehen, ſagte er zu Betty. — Und erſt mich! ſagte ſie lachend. Aber dem armen Jungen bleibt keine Stunde zum Beſuchmachen — er muß ſtudiren und hat drei Kinder zu unterrichten. Doch kam Normann an Feiertagen zwei oder drei Mal; der Vater liebte ihn und ſtritt mit ſeiner Tochter, wer von Beiden ihn inniger liebe. Eine der ſchönſten Ausbeuten ſeiner Beſuche bei Hagener ſchien Normann die Erfahrung, daß Betty mit dem erſten Mai ihre Morgenpromenaden anfangen werde. Des Morgens um ſechs Uhr war er noch frei. Am Morgen des erſten Mai ſaß er an der Quelle, aus der Betty trinken ſollte, nachdem er ſie durch mehrere Wochen nicht geſehen oder vielmehr nicht geſprochen hatte. Aus der Ferne geſehen hatte er ſie wohl alle Tage. So oft er nach Tiſche ins Kollegium ging, mußte er an ihrem Hauſe vorbei; da winkten ihm regelmäßig drei Köpfe, der graue des Vaters und die beiden blonden der Töchter, vom Fenſter des vierten Stockes herab freundliche Grüße zu. Der Vater lachte, als ihm Betty erzählte, wen ſie wie eine Nymphe an der Quelle ſitzend gefunden hatte.

Das war klug von ihm, ſagte er, aber du hätteſt ihn einladen ſollen, wieder zu kommen.

Das hätte ich auch gethan, lachte Betty wieder, wenn er mir nicht zuvorgekommen wäre. Er bat mich um die Erlaubniß, es zu thun, und ich habe es gnädigſt geſtattet.

Seit damals hatte Betty jeden Tag etwas von dem ſchönen Morgen zu erzählen. Es war Sitte geworden im Atelier, wenn ſie ſich an die Staffelei ſetzte, um neben ihrem Vater zu arbeiten, die Arbeit mit einem Geſpräch über Normann einzuleiten. Er las ihr manchmal etwas vor, er erzählte ihr aus der Geſchichte, von ſeinen Schülern, er ſprach mit ihr über Kunſt und überſetzte ihr den Vaſari und Lanzi — Das alles wurde treulich berichtet, und der alte Hagener gewann den jungen Mann, den er den Mentor ſeiner Tochter nannte, immer lieber. An jenem erſten Mai zitterte Normann vor den Folgen ſeines Muthes; es ſchien ihm hinterliſtig, ſich an der Quelle ſo in den

Hinterhalt gelegt zu haben. Aber als er am Nachmittage zum Fenſter hinausſah, grüßten ihn Vater und Töchter mit größerer Freundlichkeit, als je, und nun ging er mit ruhigem Gewiſſen jeden Morgen in den Park, mit um ſo ruhigerem, als er von Betty erfuhr, daß der Vater ſie wecke, wenn ſie in Gefahr ſei, die Stunde des Rendezvous zu verſchlafen. Es war zwiſchen dieſen vier Menſchen kein Geheimniß, daher auch ihr Glück ſo hell und friſch wie Morgenſonnenſchein. Normann brauchte ſolchen friſchen Morgenſonnenſchein, um den Tag über Kraft und Muth genug zu haben, ſein mühevolles Leben zu ertragen. Er ſtudirte Medizin, er war Hofmeiſter, er intereſſirte ſich für Alles, was ſchön war, er hatte eine große Wißbegierde, und ſeine Phantaſie und ſein Glück trieben ihn zu mancher produktiven Arbeit: wie viel Mühſal, wie ſo manche Entbehrung war da ſein Theil! Von den wenigen Stunden, die er dem Schlafe gönnen mußte, gab er nun noch einen Theil ſeinem Glücke hin, und wie gern opferte er dieſen Morgenſchlaf! Das Opfer ſtärkte ihn, wie den Frommen ein Opfer oder ein Gebet ſtärkt, und dieſes, wie alle Mühſal, alle geiſtige Arbeit und endlich das Glück der Liebe vergeiſtigten und hoben ſein Weſen mehr und mehr, daß es den beiden Mädchen ſchien, als ob er von Tag zu Tag ſchöner werde. — Louiſe verfehlte auch ſelten, dieſe Bemerkung zu machen, und Betty pflegte ihn auf das Holz der Staffelei zu malen, während ſie dem Vater das heutige Geſpräch erzählte: Siehſt du, Papa, ſo ſah er heute aus! Die Staffelei war mit Köpfen Normanns ganz beſät. Die ausgeſprochenen, markirten, obwohl milden Züge des jungen Mannes waren auch leicht nachzuahmen, und Betty wußte die hohe Stirn unter braunen Locken, die Geiernaſe mit den feinen Nüſtern, die rothen Lippen des etwas breiten Mundes und die blaßbronzirte Farbe des ganzen Geſichtes auswendig. Wenn er ihr an der Quelle im goldigen Schatten des Laubganges entgegen kam, immer einfach ſchwarz gekleidet, rief ſie ihm oft von fern zu, ſtehen zu bleiben, da ſie ihn als ſchöne Staffage in der landſchaftlichen Umgebung ſtudiren wollte.

Heute kam er den beiden Mädchen ſchon am Thore entgegen. Er reichte zuerſt Betty die Hand, und zwar mit einiger Schüchternheit, dann mit mehr Herzlichkeit Louiſen.

Sie haben mich heute lange warten laſſen, ſagte er mit vorwurfsvollem Tone und lächelnd zu Betty, ich werde keine Zeit haben, Sie bis an die Quelle zu begleiten.

Meine Schuld iſt es gewiß nicht, ſagte Louiſe und ſah Normann dabei mit treuherzigen Augen an, ich war auf den erſten Ruf des Vaters aus dem Bette.

Die ältere Schweſter lachte und ſagte: Es iſt wahr!

Normann zuckte es ſchmerzlich um die Lippen, doch ſagte er ſchnell, um die ſchmerzliche Bewegung zu verbergen, und ſelber lächelnd: Der gute Papa weckt Sie alſo noch immer? Der treffliche Papa? Aber . . .

Nun — aber? fragte Betty, fahren Sie fort.

Normann ſchüttelte den Kopf und ſchwieg.

Ich weiß, was Sie ſagen wollen, lächelte Betty. Es iſt auch merkwürdig, fuhr ſie fort, welche Freundſchaft Papa für Sie hat, und ich verſichere Ihnen, lieber Normann, die uneigennützigſte Freundſchaft. Er denkt nicht einen Augenblick daran, mich Ihnen als Frau anzuhängen.

Welche Dinge Sie ſo unbefangen gerade heraus ſagen! rief Normann, offenbar von dieſer Unbefangenheit entzückt, während er ihre Hand faßte und ſie küßte.

Warum ſollte ich es nicht ſagen? es iſt ſo! ſagte Betty und ſetzte ſich auf die Bank vor der Quelle, wo ſie indeſſen angekommen waren. Man ſprach geſtern bei Tiſche von Heirathen, und Louiſe ſagte, ich möchte Ihre Frau werden, ich könnte unmöglich einen beſſeren Mann finden, und gewiß keinen, der mich . . .

Nun? fragte Normann.

Nun, fuhr Betty lächelnd fort, der mich mehr liebte.

Das iſt wahr, Betty, Das iſt ſehr wahr! Die gute Louiſe! — Er ſah ſich nach Louiſen um, aber ſie war fort und ſuchte

Veilchen. Louiſe, ſagte Normann weiter, kümmert ſich mehr um Alles, was mich angeht, als Sie, Betty!

Fangen Sie wieder an? Wollen Sie mich wieder auf Louiſen eiferſüchtig machen?

Es fällt mir nicht ein! Wie wäre es mir möglich, mit Ihnen, Betty, berechnend zu ſein! Alle Lebensklugheit, jede Verſtellungsfähigkeit, die ich in meinem Leben, etwa durch die Verhältniſſe gezwungen, erlangt habe, hört Ihnen gegenüber auf. Sie liebe ich, und was wäre die Liebe, wenn ſie nicht von allen Schlacken reinigte, die ſonſt das Leben im Herzen ablegt! Ihnen gegenüber auch nur ein ſekundenlanges falſches Gebahren würde mein Gewiſſen ſchwerer bedrücken, als ein großes Verbrechen, an einem anderen Menſchen und gegen die heiligſten Pflichten begangen.

Betty ſah ſchweigend vor ſich hin, ihre heitere Stirn umwölkte ſich einen Augenblick, und ſie ſchien betrübt. Aber ſie ſchüttelte ſich und ſagte: Ich weiß nicht, warum ich traurig werde, wenn Sie mir ſo ſprechen, obwohl mir ſolche Worte beweiſen, wie ſehr Sie mich lieben, und ich Sie doch gewiß auch ſehr herzlich lieb habe.

Ich ahne es, ſagte Normann mit zitternder Stimme, warum Sie meine Liebe traurig macht, und ich könnte es Ihnen erklären, wenn ich nicht fürchtete, durch das ausgeſprochene Wort etwas für immer zur Wahrheit zu machen, was in der Zukunft vielleicht nicht mehr ſein wird. Ich hoffe . . .

Schweigen Sie, rief Betty, wieder luſtig und gebieteriſch, werden Sie mir nicht ſentimental. Das iſt nicht unſer Ton. Ich wollte Ihnen nur erzählen, was Papa geſagt hat. Ich wünſchte mir keinen beſſeren Mann für Betty, als Normann, ſagte er, aber Betty ſoll nicht heirathen. Betty iſt eine Künſtlerin, und ſie kann eine große Künſtlerin werden, wenn ſie ganz ihrer Kunſt lebt. Die Ehe iſt nicht für die Künſtler; die Kunſt gedeiht nur in vollkommener Freiheit.

Wär ich nur erſt Doctor medicinae, und hätte ich eine ſelbſtändige Stellung, dann wollte ich ihm zeigen, wie ein geliebtes Weib in der ehelichen Sklaverei frei bleiben kann.

Daſſelbe ungefähr habe ich ihm auch geſagt, nur mit anderen Worten, verſicherte Betty.

Haben Sie, meine liebe Betty, meine geliebte Betty? rief Normann voll Freude.

Schau, lachte Betty, da habe ich Sie wieder einmal glücklich gemacht und heiter, ohne es zu wiſſen.

Ja, rief der junge Mann, ganz glücklich, und der Tag, der mir ziemlich melancholiſch angefangen, wird mir nun im Gemüthe eben ſo ſonnig, als er es in der Natur iſt. — Aber ich muß fort — leider! — Was haben Sie mich auch ſo lange warten laſſen!

Machen Sie mir keine Vorwürfe; ich habe es auf dem ganzen Wege hierher ſelber gethan und darüber nachgedacht, wie ich Ihnen Genugthuung verſchaffe.

Nun? und was haben Sie gefunden?

Es geht ja leider nicht! — Sie ſind ſo gebunden!

Vielleicht doch! bitte, ſprechen Sie! Ich habe nächſtens einige Tage frei; die Familie geht aufs Land, um einen alten Erbonkel zu beſuchen; ich muß nicht mit, wenn ich nicht will.

Das iſt ja prächtig, Das iſt herrlich! rief Betty, ſprang auf, ſchlug vor Freude in die Hände und rief ihre Schweſter: Louiſe! Louiſe! höre nur, wie herrlich! Normann geht mit uns, gewiß, er geht mit!

Wohin? fragte Normann, erfreut über die Freude des Mädchens.

Betty ſtellte ſich hart an ihn und legte, einen Knopf ſeines Rockes faſſend, einen Arm auf ſeine Bruſt: Das iſt es, lieber Normann — aber Sie müſſen mir die Freude durch Ihre Bedenklichkeiten nicht verderben. Ich will einige Tage die Gebirge durchziehen, um Studien nach der Natur zu machen. Louiſe geht mit, der gute Papa kann uns ſeiner Gicht wegen nicht begleiten. — Die Sache war darum beinahe aufgegeben, weil wir keinen Beſchützer und Begleiter hatten. Jetzt haben wir Sie — Sie — Sie! — Sie gehen mit, ja, Sie gehen mit! Das wird prächtig, herrlich, unendlich ſchön! Wir Drei allein im Gebirge — ich zeichne, Sie leſen vor, Louiſe iſt unſere Gouvernante! Das iſt unvergleichlich ſchön!

Aber . . .

Still! kein Aber! fort und denken Sie an die Reiſe!

So rufend, drängte ſie ihn zur Allee hinaus. Voll der glückſeligſten Träume, wie ein Nachtwandler, kehrte Normann an ſeinen Lehrertiſch zurück, und ſeine Schüler hatten heute einen guten Tag und machten orthographiſche Fehler nach Belieben.

II.

Wie viele Veilchen verduften und verwelken in ungeahnter Einſamkeit! welche Ströme von Schönheit und Größe verbrauſen in unbetretenen Schluchten mit Waſſerfall, Regenbogen und Vogelſang! Unzählbar ſind die herrlichſten Gemälde, welche Sonne und Mondſchein auf Waldeshalden, um einſame Baumgruppen, in Felſenwinkel, an Bach- und Seeufer hinmalen. Es iſt eine Freude, Menſchenkinder wie Pilger ausziehen zu ſehen, zu dem einzigen Zwecke, von dieſen überſtrömenden, in der Einſamkeit verſiegenden Schönheiten ſich einzelne Tropfen zu retten. Eine Freude wäre es auch geweſen, die drei jungen Herzen pochen zu hören, welche dem herrlichſten Junimorgen entgegen ſchlugen. Betty hatte es durchgeſetzt. Mit Normann und Louiſe wanderte ſie aus dem Stadtthore dem Walde und dem Gebirge zu, um Studien nach der Natur zu machen. Die drei Wanderer trugen Torniſter auf dem Rücken und Stäbe in den Händen; Normann unter dem Arme noch einen rieſigen Sonnenſchirm von weißer Leinwand. Die Mädchen hatten gelbe Strohhüte auf den Köpfen und trugen die blauen Kleider, um beſſer vorwärts ſchreiten zu können, vorn aufgeſchürzt. Normann, der in ihrer Mitte ſchritt, hatte ſeinen gewöhnlichen Ernſt etwas abgelegt, warf ſeinen kleinen braunen Filzhut in die Höhe und begann, ſobald ſie die letzten Häuſer hinter ſich hatten, in den friſchen Morgen hinein zu ſingen. Louiſe miſchte ſich gleich als zweite Stimme in den Geſang; Betty wollte nicht zurückbleiben, und obwohl ſie falſch ſang, gab es doch ein Terzett, das ſich in der lachenden, ruhevollen Landſchaft, in der Mitte des Lerchengeſanges, ſchön ausnahm. Nach dem Takte ihrer Lieder marſchirten ſie in Linie rüſtig vorwärts, und der Raum ſchwand unter ihren Füßen, als wären es Flügel. Je fremder die Welt um ſie wurde, deſto freier fühlten ſie ſich, und wie ſie plötzlich in einem von Tannen umſäumten Thale ſtanden, brachen Betty und Normann in Jauchzen aus, während Louiſe gewiſſenhaft und allein ihre muſikaliſche Phraſe zu Ende ſang und dann erſt über das wilde Jauchzen in Gelächter ausbrach. Betty riß ihren Hut vom Kopf und warf ihn in die Luft; Normann umarmte Louiſen und ſah dabei Betty an, die ihrem rollenden Hute nachlief.

Louiſe ſah um ſich und ſagte zu ihrer Schweſter: Wollen wir hier anfangen, Betty? Es ſcheint mir, daß hier ſehr viel Hübſches iſt.

Was liegt daran! rief die Andere — es iſt überall ſchön, wir werden überall Schönes finden; in dieſer Stimmung hat man gute Augen, und wir ſind heute alle Drei mit dem rechten Fuße aus dem Bette geſprungen. Weiter! Vorwärts!

Brav! rief Normann, weiter, über Berg und Thal, in die Welt hinein, bis ans Meer und bis übers Meer und ſo weit als möglich vom Kollegium und von den dummen Büchern!

Sie ſind auf einmal ſehr geſcheidt geworden, Normann, lachte Betty, und luſtig ſind Sie, wie ich Sie nie geſehen habe.

Sie hatten da aber auch eine vortreffliche Idee, Betty, ſagte Normann, eine wahrhaft beglückende Idee mit dieſer Wanderung.

Es iſt gar nicht ſo ſchwer, gute Ideen zu haben, lachte wieder Betty, wenn man ſich um die Leute nicht kümmert und thut, was Einem Freude macht. Ich habe ſchon oft gedacht, der Menſch, der ſich ſo vorkäme, als wäre er ganz allein auf der Welt, hätte vielleicht immer die beſten Ideen.

Es iſt was Wahres daran, ſagte Normann, nur möchte ich den Satz ein wenig modifiziren. Der Menſch, der ſich allein mit der Perſon, die er liebt, in der Welt vorkäme, der hätte die beſten und glücklichſten Ideen. Das iſt nur halb egoiſtiſch; wie Sie es ausdrücken, kann es ganz egoiſtiſch klingen.

Vielleicht! Aber nur keine Philoſophie und keine Gedanken, ſonſt werden Sie mir wieder zu ernſt. Hier, mitten durch, daß wir endlich von den gebahnten Straßen abkommen!

So ſprechend, drang Betty ins Geſtrüpp; Normann und Louiſe ihr nach. Bald aber waren ſie wieder auf mooſigem Boden und glitten raſch in ein Thal hinab, das mit einer blühenden Wieſe in vollem Sonnenſcheine lag, von einem Bache durchſchnitten und an dem oberen Ende durch aufgethürmte Felsblöcke geſchloſſen war. Ueber den bemoosten Felsblöcken erhoben ſich einzelne Bäume, die ihre knorrigen Wurzeln nackt und in den ſonderbarſten Windungen um die Steine ſchlangen, um die letzten Enden in das ſaftige Grün zu ihren Füßen zu tauchen. Zwiſchen den Felsblöcken rieſelte das Gewäſſer, das ſich unten zum kleinen Bach ſammelte, in dünnen Fäden, die hier und da von der Sonne beleuchtet waren und wie Silber glänzten.

Betty, die vor wenigen Minuten erſt Vorwärts! Weiter! gerufen hatte, blieb wie eingewurzelt ſtehen, beſah die ſchöne Walddekoration mit prüfendem Blicke und ging langſamen Schrittes im Halbkreiſe herum, um den rechten Standpunkt zu wählen; während ſie mechaniſch in die Taſche griff und das Etui mit den Stiften herausholte. Schon ſaß ſie auf der Wurzel eines ſchattigen Baumes, zog die Mappe aus ihrem Torniſter und legte Alles auf ihrem Schooße zurecht, ohne den Blick von der Felſenpartie abzuwenden.

Normann lächelte über die plötzliche Vertiefung, ſetzte ſich ihr zu Füßen, legte ihr die ſchwarze Kreide hin und ſpitzte einige

Kohlen. Sie warf ihren Hut hin, ohne zu beachten, daß er in die Tiefe rollte und daß Louiſe Mühe hatte, ihn zu erreichen bevor er unten in den Bach fiel. Sie ſtreckte die Hand aus; Normann gab ihr einen Stift, und ſchon ſaß ſie da und zeichnete, und die ganze Geſellſchaft, die eben noch lachte, ſang, plauderte, war ſo ſtill wie der Wald, und man hörte nichts als den Finkenſchlag und das Gemurmel des ſickernden Waſſers zwiſchen den Felſen. Normann lag, auf den linken Ellbogen geſtützt, neben der Künſtlerin und folgte ihrem Blicke bald auf die Felſen, bald aufs Papier und lächelte, wie raſch ſich die Studie entwickelte; Louiſe ſammelte die verſchiedenen Gegenſtände, Stifte, Federmeſſer, Papiere, die Betty rings um ſich ausgeſtreut hatte, und trat dabei ſo leiſe auf, als fürchtete ſie, einen Schlafenden zu wecken. Dann zog ſie Normann ein Buch aus der Taſche, legte ſich hinter die Beiden ins Moos und begann, zu leſen.

So verging einige Zeit. Aber Normanns Blick folgte nicht mehr der Zeichnung; er hing wie angeheftet an dem Geſichte Betty's; ſie war ihm nie ſo ſchön erſchienen. Er ließ den Kopf fallen und küßte ungeſehen ihr Kleid. „Es iſt der glücklichſte Tag meines Lebens!“ murmelte er.

Was ſagen Sie? fragte Betty, ohne aufzuſehen.

Nichts!

Louiſe zupfte Normann am Aermel, zeigte auf ein Gedicht im Buche und ſagte leiſe: Wie ſchön!

Leſen Sie, ſagte Betty, immer ohne einen Augenblick ihre Arbeit zu verlaſſen.

Normann nahm das Buch und las Lenau's Gedicht: „Der gute Geſell.“

Schön, ſagte Betty, aber ich habe doch die anderen Gedichte lieber — bei denen iſt mir immer, als ſähe ich eine traurige Herbſtlandſchaft, die ich gleich malen könnte. Aber es iſt ſchön.

Er hat dieß Bächlein aufgemuntert,
Ihm auch zu ſingen ein Hoffnungsliedlein.

Da werde ich mir jetzt, ſo oft ich das Gedicht höre, immer hier dieſes Bächlein dazu denken müſſen. Sagen Sie mir Normann, ſingt es Ihnen auch ein Hoffnungsliedlein?

Und welch ein ſchönes! rief Normann.

Und von welcher Hoffnung?

Kokette! ſagte Normann — wie dürfen Sie fragen!

Ja ſo! eine Hoffnung, die ſich auf mich bezieht. Wie lautet ſie, dieſe Hoffnung?

Das iſt ſehr einfach; ich beende meine Studien, ich werde Doctor medicinae, ich mache mir eine Stellung, und ich heirathe Sie.

Und dann?

Ich ſuche mich in meiner Wirkſamkeit nützlich zu machen, und ich werde in meinem Hauſe glücklich ſein.

Und dann?

Dann gar nichts mehr — mein Leben iſt mit Ihnen abgeſchloſſen.

Bitte um etwas weiße Kreide. — Danke. — Und dann? Ja ſo, Sie haben ſchon geſagt — abgeſchloſſen. Das iſt mir unbegreiflich.

Ich habe keinen Ehrgeiz, lächelte Normann.

Von Ehrgeiz iſt nicht die Rede — bitte wieder um die ſchwarze Kreide, nein, etwas Broſamen — wie kann ſich ein Mann, der Geiſt hat und Wiſſen und jung iſt, ſo einſperren wollen? Sehen, erleben, ſich herumtreiben, Abenteuer haben, ganze Romane und Trauerſpiele durchmachen, Das kann man Alles wollen ohne Ehrgeiz. Mein Gott, die Welt iſt ſo groß, und es geht ſo Vieles vor — ich weiß nicht recht, was ich ſagen will, aber ich weiß ſehr gut, was ich meine. Als Mann wäre ich gewiß auch Maler geworden, aber die Schule, die ich dann durchgemacht hätte, wäre eine ganz andere geweſen. Nur in Einer Schule erfährt man alle Geheimniſſe ſeiner Kunſt oder ſeiner Wiſſenſchaft, ja, ſelbſt ſeines eigenen Herzens und Lebens: und dieſe Schule iſt das Leben ſelbſt, die Welt. Meine Sehnſucht iſt eigentlich . . .

Sie fuhr nicht fort — ihr Auge blieb auf dem oberſten Felſen vor ihr hangen; Normann folgte ihrem Blicke, ſo that auch Louiſe, die durch ihr plötzliches Schweigen aufmerkſam geworden war. Auf dem Felſen ſtand ein Mann, der wie hingezaubert war, ſo plötzlich war er aus dem Tannendunkel hervorgetreten, und ſo eigenthümlich war ſeine ganze Erſcheinung. Er war groß und ſchlank und trotz ſeiner Schlankheit kräftig und breitſchulterig. Ein dunkelſchwarzer Sammtrock lag breit und faltig um ſeinen Leib, eben eine ſolche Mütze, die nach der Seite niederhing, ſaß ſchief auf ſeinem Haare, das dick, von der Schwärze des Sammts kaum zu unterſcheiden und hinter die Ohren zurückgeſtrichen, auf den Nacken herabfiel. Seine Züge waren auf dieſe Entfernung nicht zu erkennen, aber das blaſſe Geſicht im Ganzen trat in der ſchwarzen Umrahmung des Bartes, der Haare und des Sammtbarettes geiſterhaft hervor. Die ganze Erſcheinung machte den Eindruck, als käme ſie aus anderen Jahrhunderten oder aus romantiſchen Ländern. Der Mann ſtand ruhig da, die Hand auf die linke Hüfte geſtützt und etwas nach dieſer Seite geneigt, und betrachtete die Gruppe der Wanderer mit Aufmerkſamkeit. Sobald er ſich bemerkt ſah, ſprang er vom Felſen in das Gebüſch und war verſchwunden.

Die drei jungen Leute hier unten ſahen einander erſtaunt an.

Das ſieht ja aus wie ein Abenteuer! ſagte Betty.

War Das Kaſpar oder Samiel? fragte Normann.

Ich hatte förmlich Angſt, verſicherte Louiſe.

Wie wäre es, wenn ich ihn auf dieſen Felſen hinzeichnete, ſo ſtolz und groß, wie er daſtand? fragte Betty, während ſie in der That ſchon verſuchte — eine intereſſantere und geheimnißvollere Staffage iſt mir noch nicht vorgekommen. Samiel, hilf!

Da fiel ein leuchtender Sonnenſtreifen auf die Felſen und tauchte ihre Häupter in ein zitterndes, grünes Licht.

Wie Schade, daß er nicht jetzt da iſt! ſagte Betty, jetzt könnten wir ſein Geſicht genauer erkennen. — O, Das iſt prächtig — da muß ich eine Studie in Oel danach machen — ſchnell, lieber Normann, die Oelfarbe, die kleine Leinwand und die Paletten.

Normann und Louiſe beeilten ſich, ihr das Verlangte zu reichen, während ſie die Lichter und Farben prüfte. Aus den Wanderſtäben der Mädchen, die danach eingerichtet waren, baute ihr Normann eine Art von Staffelei, und nach einigen Minuten ſaß ſie vor ihrer Leinwand mit Pinſel und Palette und malte.

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr geweſen iſt,

zitirte Betty, während ſie eifrig fortmalte.

Soll ich auf die Jagd ausgehen und ihn im Walde verfolgen? fragte Normann.

Geben Sie Acht, Sie könnten es mit irgend einem zauberhaften Beherrſcher des Waldes zu thun bekommen.

Um Gottes willen, Normann! rief Louiſe, gehen Sie ja nicht fort; ich würde mich fürchten, hier mit Betty ſo allein zu bleiben. Wenn er zurückkäme, während Sie fort ſind!

Das iſt richtig, ſagte Betty, bleiben Sie lieber; ich habe auch eine gewiſſe Angſt vor dem großen Unbekannten.

Normann war das kleine Abenteuer, er wußte ſelbſt nicht, warum, auch unangenehm, und es war ihm unbehaglich, daß der Gedanke der Mädchen, die ſich noch lange darüber unterhielten, dabei verweilte. Darum nahm er das Buch wieder vor und las.

Bei dem ſchönen vollen Klang ſeiner Stimme, der ſich den Rhythmen des Verſes ſo harmoniſch anzuſchmiegen verſtand, beim Gemurmel des Baches, der etwas lauter zu werden ſchien, da der Geſang der Vögel beim herannahenden Mittag leiſer wurde, arbeitete Betty mit einem Behagen und einer Leichtigkeit, über die ſie ſich ſelbſt verwunderte und erfreute. Mit breitem Pinſel warf ſie die Farben auf die Leinwand, und als Normann einmal aufſah, erblickte er ſchon die ganze Felſenpartie groß und kräftig dahingezaubert.

Sie ſind ja ein wahrer Fa presto! rief er — eine Zauberin!

Ja, weiß Gott, rief Louiſe darein, während ſie ſich vom Mooſe erhob und ihr über die Schulter ſah, eine Hexe!

Betty lachte: Es iſt gut geworden, es iſt prächtig! — aber mit Vorbehalt, morgen finde ich es vielleicht abſcheulich. Indeſſen bin ich hungrig, und es wäre vielleicht Zeit, das Mittageſſen zu bereiten.

Während Louiſe aus einem der Torniſter eine Kaffeemaſchine, Taſſen und allerlei Lebensmittel auspackte, hielt Betty die bemalte Leinwand mit beiden Händen vor ſich hin und ſchüttelte den Kopf.

Jetzt ſteigt ſchon wieder die Unzufriedenheit in Ihnen auf, ſagte Normann, der ſie voll Theilnahme beobachtete; ſeien Sie doch zufrieden, es iſt prächtig!

Ach, ſeufzte Betty, lieber Freund, Sie verſtehen ja leider nichts von Malerei; wenn etwas fix und fertig iſt, dann ſehen Sie freilich mit gutem Auge, was ſchön iſt, aber während der Arbeit können Sie mir nicht ſagen: machen Sie Das ſo oder ſo — da und dort fehlt es. Wenn Sie ſo mit mir ſprechen könnten, ich hätte Sie noch Millionen Mal lieber. — Sehen Sie, hier iſt noch allerlei zu thun, und ich habe nicht die geringſte Idee davon.

So ſprechend, während ſie immer ihre Arbeit anſtarrte, bemerkte ſie nicht, wie Normann die Hände in einander legte und traurig bald vor ſich hin, bald in ihr Geſicht ſah. Um ihretwillen, dachte er, könnte ich auch noch Maler werden!

Bah! rief Betty mit Einem Male, laſſen wir die Skizze hier, gehen wir an einen anderen Ort zum Eſſen, und wenn ich in einer Stunde wieder komme, werde ich es ſchon ſelbſt finden, was zu machen iſt.

Wohin ſollen wir? fragte Louiſe.

Dort hinauf, ich will ſehen, wie es hinter den Felſen ausſieht.

Man ließ das Malergeräth da, belud ſich mit Allem zur Bereitung der Mahlzeit Nothwendigen und ſtieg dem Bächlein entgegen, die Höhe hinauf, indem man den Felſen umging. Man mußte dort oben, um auf einen einladenden Platz zu kommen, die Felſen überſchreiten. Betty führte. Auf einer kleinen Platform angekommen, wandte ſie ſich um und ſagte: Hier ſtand er. Auf dem Weiterwege wurde ſie durch einen breiten Felsſpalt aufgehalten. Normann ärgerte ſich über dieſe erneute Erinnerung an den Unbekannten, und in dieſem Aerger hob er Betty plötzlich mit beiden Armen in die Höhe, an ſeine Bruſt und ſprang mit ihr über den Riß auf den kleinen offenen Platz jenſeits. Betty klammerte ſich erſchrocken an ſeinen Hals; da war ſein Aerger hin, und in dem Augenblicke, da er ſich niederbeugte, ſie auf den Boden zu ſetzen, drückte er einen raſchen Kuß auf ihren Scheitel.

Normann! rief Betty in verweiſendem Tone.

Sind Sie böſe? Verzeihen Sie — ich habe nicht geglaubt, daß Sie mir darum böſe ſein könnten. Warum ſoll ich gerade heute Ihren Scheitel nicht küſſen dürfen?

Sie haben Recht, ſagte Betty begütigend und faßte ſeine Hand — es iſt pure Dummheit — ich ärgerte mich, daß Sie mich küßten, wo uns der ſchwarze Mann vielleicht ſehen konnte.

Normann machte ſeine Hand los und ſah ſie mit großen Augen an: Betty, was haben Sie? Ich begreife Sie nicht. Der Mann verfolgt Sie wie ein Geſpenſt; was geht Sie der Mann an?

Sie wiſſen alſo nicht, wer er iſt?

Wie ſollte ich — er iſt mir völlig unbekannt! Und Sie, Sie wiſſen es? Sie kennen ihn?

Nein, ich kenne ihn auch nicht — aber ich habe, während ich malte, nachgedacht, und ich glaube, es zu wiſſen.

Nun, und wer iſt er?

O, ein großer Geheimnißvoller; bei uns wurde viel von ihm geſprochen — aber ich habe nicht Alles gehört. Man ſprach ſehr oft ſehr leiſe von ihm, daß wir Mädchen nicht hörten.

Sie machen mich neugierig.

Nun, ſo iſt mein Zweck erreicht, lachte Betty, ich weiß gar nichts!

Und ſo lachend, warf ſie ſich unter einen Baum. Hierher! rief ſie, hier wird ſich's gut tafeln laſſen.

Während dieſes Geſpräches mußte ſich Louiſe, bepackt, wie ſie war, allein den Weg über die Felſen ſuchen und hatte ſo von dem Geſpräche nichts gehört. Hülflos ſtand ſie an der Spalte, ohne von Normann bemerkt zu werden.

Helfen Sie, bitte! rief ſie ihm zu. Er eilte herbei und trug ſie wie ein Kind zu Betty's Füßen.

Bald flackerte die Flamme der Kaffeemaſchine, um welche die drei Wanderer herumlagen, vor denen auf großen Blättern von Waſſerpflanzen, welche Louiſe vom Bache geholt hatte, wie auf Tellern, kaltes Fleiſch lag, während die Kaffeetaſſen in Erwartung des Stoffes indeſſen mit Waſſer gefüllt waren und die Gläſer erſetzen mußten. Man aß mit vortrefflichem Appetit. Dennoch glaubte Louiſe ſich bei Normann wegen der mangelhaften Bedienung entſchuldigen zu müſſen. Betty lachte laut auf. O, die liebe Philiſterin! rief ſie, ſie wäre im Stande, ſich wegen eines Stäubchens auf dieſem Tiſchtuche von Moos und Tannennadeln zu entſchuldigen! Das wird eine Hausfrau, eine ächte, vortreffliche Hausfrau! Das wäre eine Frau für Sie, Normann, ganz anders als ich. Laſſen Sie mich laufen und nehmen Sie Louiſen; ich rathe es Ihnen als gute Freundin.

Dummes Zeug! brummte Louiſe.

Ich will mir's überlegen, lächelte Normann.

Der Mittag lag heiß über dem Walde und verbreitete ſeine Schwüle bis in die Schatten. Die beiden Mädchen waren von dem frühen Aufſtehen und der langen Wanderung mehr ermüdet, als ſie in den erſten Stunden dieſes freudigen Wanderlebens gefühlt hatten; Lachen und Plaudern verminderten ſich mehr und mehr, und plötzlich legte Betty ihren Kopf auf eine bemooste Wurzel, rief: Gute Nacht! ſchloß die Augen und ſchlief nach wenigen Minuten. Louiſe legte ſich etwas tiefer neben ſie und that wie die ältere Schweſter. Wie zwei Kinder lagen ſie da; ihre Wangen rötheten ſich; auf die Stirn traten kleine Perlen, und die ruhevollen, leiſen Athemzüge miſchten ſich mit dem melodiſchen Summen der Mücken und Käfer und dem ſanften Geſauſe, das aus den Zweigen herabwehte. Normann ſaß zu Häupten Betty's, betrachtete das kleine, helle Geſicht, das während des Schlafes wie ein vollkommenes Kindergeſicht ausſah, und verjagte mit einem blättervollen Zweige die Fliegen, die ihre Ruhe ſtören wollten. Ohne Unterbrechung ging dieſer Fliegenwedel über ihrem Kopfe, wehrend und fächelnd, hin und her und neigte ſich tiefer zu Louiſen nur, wenn dieſe, halberwacht, ſich gegen eine zudringliche Fliege vertheidigte. Normann fühlte ſich von dieſem Berufe eines Wächters bei dieſen ſchlafenden Kindern eigenthümlich gerührt. Während die rechte Hand mechaniſch in ihrem Amte fortfuhr, ſtützte er den Kopf in die linke, und Zukünftiges und Vergangenes begann an ſeinem Geiſte vorüberzuziehen. Dieſer Moment, da er über ſie und für ſie wachte, das Unangenehme von ihr abhielt, ſchien ihm beinahe wie ein Symbol ſeines Lebens, wenigſtens des Lebens, wie er es ſich wünſchte. Wer dieſen energiſchen jungen Mann mit ſeinen zwar ſanften, doch feurigen Augen, mit ſeinen vielfachen Talenten, mit ſeiner Ausdauer in der Arbeit und im Kampfe mit den Verhältniſſen kannte, vermochte es nicht zu glauben, daß alle ſeine Wünſche ſich in dem einzigen Wunſche zuſammenfaßten, für ein einziges geliebtes Weſen ganz und mit aller Hingebung zu leben. Er ſelbſt wunderte ſich manchmal darüber, und auch jetzt überraſchte er ſich auf dem Gedanken, ob für ihn darin das Glück beſtehe, ſo wie jetzt für Betty allein zu leben. Dieſem Gedanken folgte auf dem Fuße die Frage: Und ſie? — Er ſchüttelte bedenklich den Kopf, als ob er zu einer entſchiedenen Antwort auf dieſe Frage nicht den Muth hätte. Sie liebt mich, dachte er, gewiß, ſie hat mich herzlich lieb; aber es iſt mir, als ob ſie mir jeden Augenblick entwiſchen, als ob ſie mir durch irgend eine Macht entführt werden könnte. Warum Das? Vielleicht, weil ſie ihrer Kunſt zum größeren Theil angehört, als mir. Ich vermag nichts gegen ſie, nichts gegen ihre Phantaſieen, gegen ihre Scherze, gegen ihr Lachen, gegen ihre Raiſonnements, und ich habe doch ſonſt ſo viel vermocht! Ich muß mich ihr gegenüber zu meiner eigenen Rechtfertigung daran erinnern, daß ich doch ſonſt ein Mann bin, daß ich ſchon in ſehr kindlichen Jahren wie ein Mann gehandelt und gelitten habe; ich habe mich mit dem Leben geſchlagen wie Einer; Noth und Elend waren nicht im Stande, mich von dem gewählten Wege abzubringen oder mir nur ein Theilchen meiner Selbſtändigkeit zu rauben. Und ihr gegenüber — da ſtehe ich und laſſe Alles gehen und erwarte von ihr mein Schickſal mit geneigtem Haupte. Es ſei! Wenn ſie nur glücklich iſt! Muß es mir vielleicht nicht ſchon genügen, daß ich in ihr ein Geſchöpf kennen gelernt, das alle ſchönſten Träume verwirklicht und für alle Zukunft den Glauben an das Schöne und Anmuthsvolle rettet? — Normann lächelte bei dieſem Gedanken, und lächelnd dachte er weiter: Aber ſo leicht reſignire ich mich nicht! Dieſes Geſchöpf ſoll mich noch lieben und mein ſein für alle Zukunft!

Er kniete hin, warf den Zweig fort und neigte ſich ſo tief zu Betty hinab, daß er ihren Athem fühlen konnte; dann wollte er einen leiſen Kuß auf ihre Hand hauchen, da aber ſeine Lippen ſie berührten, drückte er ſie feſt und innig auf die liebe Hand. Betty erwachte, rieb ſich die Augen und ſah um ſich.

Ach, wie herrlich habe ich geſchlafen! es geht doch nichts über das Zigeunerleben! rief ſie und ſprang empor. Auf, Louiſe! auf zur Arbeit!

Während Louiſe und Normann die Reſte des Mittageſſens, Kaffeemaſchine, Taſſen und das Andere einſammelten, lief Betty zurück nach dem Platze, wo man das Malergeräthe gelaſſen, und ſprang dießmal ohne die Hülfe des jungen Mannes über Felſen und Spalten.

Ein Schrei der Verwunderung ſcholl den beiden Andern entgegen, als ſie unten ankamen. Betty ſtand vor der Leinwand mit weit offenen Augen und verſchränkten Armen. Kommt! Schnell! ſchnell! Seht! Meine Landſchaft iſt beinahe vollendet; ſeht, wie grauſig, wild und groß Das alles geworden! Der Geiſt dieſes Gebirges hat indeſſen daran gearbeitet, um mir zu zeigen, wie man die Natur groß auffaßt. Ich Stümperin! wie hat er mich beſchämt! Ich habe eine Idylle gemalt, er hat den Eingang in die Hölle daraus gemacht. Seht nur dieſe Schatten, welche Kraft! und dieſe gewaltigen Felſen! und dieſes Bächlein rauſcht wie ein wilder Bergſtrom! Wie Schade, daß wir ihn durch unſere irdiſche Gegenwart verſcheuchten, daß wir ihn nicht länger arbeiten ließen — es wäre ein herrliches Bild geworden — ich werde es nie ſo vollenden können!

Normann und Louiſe betrachteten die Leinwand eben ſo erſtaunt, wie Betty. In der That war mit dem Bilde eine höchſt merkwürdige Metamorphoſe vorgegangen; aus einer mädchenhaften Studie war ein wilder Salvator Roſa geworden, an dem Alles zu leben, deſſen Felſen, Mooſe, Bäume menſchlich ausdrucksvolle Geſichter zu haben ſchienen. Jeder Pinſelſtrich verrieth eben ſo große Sicherheit als Kühnheit.

Wer mag Das gemacht haben? fragte Louiſe.

Wer ſonſt, ſagte Betty ungeduldig, als der ſchwarze Mann von heute Morgen? Er ſah ja ſelbſt ſo aus wie dieſe Landſchaft — wild, groß, kühn, geheimnißvoll.

So ſprechend, vertiefte ſie ſich immer mehr in die Betrachtung der Malerei; bald ruhte ihr Blick auf den Felſen, dann wieder auf der Leinwand; jetzt trat ſie einige Schritte zurück und betrachtete ſie von fern, dann nahm ſie ſie wieder in die Hand, hielt ſie nahe vor die Augen und prüfte jeden Pinſelſtrich. Dann nahm ſie die Palette und betrachtete die Farben auf derſelben und ſchüttelte den Kopf. — Ich werde es nie ſo zu Stande bringen, ſeufzte ſie, und doch ſaß ſie plötzlich vor der Staffelei, mit dem Entſchluſſe, es zu verſuchen und es durchzuſetzen. Sie fuhr fort, wo der Unbekannte aufgehört, aber ſie hatte jetzt mehr Augen für die Malerei deſſelben, als für das Original der Felſengrotte, die ſie malen ſollte. Von Zeit zu Zeit ließ ſie kleinmüthig die Arme fallen und murmelte: Es wird nichts daraus — ich verderbe es nur. — Normann ſah ſie mitleidigen Blickes an, denn ſie ſchien ſehr betrübt. Manchmal ſah ſie um ſich, wie Hülfe ſuchend, und er fühlte ſich gedemüthigt, ihr nicht mit ſeinem Rathe beiſtehen zu können.

Einmal, da ſie wieder und mit gerunzelter Stirn um ſich ſah, fuhr ſie plötzlich auf, und ein ſonderbares Lächeln flog über ihren Mund und glättete ihre Stirn, während ihre Wangen errötheten. Aus dem Walde, ihrem Blicke entgegen, trat der Fremde von heute Morgen. Er ſuchte offenbar ein Lächeln zu unterdrücken, als er ſich vor der Geſellſchaft grüßend verneigte.

Entſchuldigen Sie — ſagte er — daß ich ſtöre; ich ſah Sie im Vorübergehen, und da ich ein großer Freund der Malerei bin, wollte ich Sie, mein Fräulein, um die Erlaubniß bitten, auf Ihre Arbeit einen Blick zu werfen.

Betty ſtand bei ſeinem Herannahen auf und that ihm unwillkürlich einen Schritt entgegen, als ob ſie ihm etwas ſagen wollte. Aber als ſie zu ihm hinauf ſah, fühlte ſie ſich mit einem Male ſchüchtern — ein Gefühl, deſſen ſie nicht gewohnt war — und das Wort ſtockte in ihrem Munde. Doch faßte ſie ſich ſchnell und ſagte in einiger Aufregung: Da, nehmen Sie nur raſch Pinſel und Palette und fahren Sie fort, wo Sie aufgehört haben; ich kann es nicht.

Wo ich aufgehört habe? — Ich verſtehe Sie nicht, mein Fräulein.

Sie verſtehen mich ſehr wohl. Sie und kein Anderer hat während meiner Abweſenheit an dieſem Bilde gearbeitet. Sie ſind Herr Tycho Marſon, der hier in der Gegend beim Grafen Galton beſchäftigt iſt.

Und Sie ſind Fräulein Betty Hagener — ſagte der Fremde, indem er ſich lächelnd und mit weltmänniſcher Manier vor ihr verneigte — ich habe Sie an Ihrer Arbeit erkannt, als ich mich, von der ſchönen Gruppe, die ich von der Höhe des Felſens geſehen, angezogen und neugierig gemacht, während Ihrer Abweſenheit herbeiſchlich. Kein anderer Künſtler hier zu Lande iſt dieſer feinen, ächt poetiſchen Auffaſſung fähig. Die junge Künſtlerin, ſagte ich mir, kann keine Andere ſein, als dieſelbe Betty Hagener, von der Graf Galton die ſchöne Mondſchein-Landſchaft beſitzt, in deren Sinnigkeit ich mich ſo oft vertieft habe. Verzeihen Sie mir die Kühnheit, mit der ich mich in Ihre Arbeit gedrängt habe. Ich ſetzte mit einer Bärentatze fort, was die weibliche Hand ſo zart und ſinnig angefangen.

Je ruhiger der Fremde dieſe Worte vorbrachte, deſto verbindlicher wirkten ſie, und dieß um ſo mehr, als ſeine Stimme durch ein weiches Vibriren, trotz der Sicherheit ſeines Auftretens und eben des Kontraſtes wegen, den ſie mit ſeiner gewaltigen, beinahe athletiſchen Geſtalt bildete, die ganze Erſcheinung ſo zu ſagen milderte. Wenn er ſprach, vergaß man die beinahe abſchreckende Bläſſe des Geſichtes, den unheimlich dunkel abſtechenden Bart und die breiten Schultern. Auch fühlte ſich Betty nach dieſen Worten, abgeſehen von ihrem wohlthuenden und ſchmeichelhaften Inhalte, ſofort behaglicher, und mit ihrer gewohnten Unbefangenheit forderte ſie ihn aufs Neue auf, die Arbeit fortzuſetzen.

Nein, ſagte Tycho Marſon, ich denke an meinen Vortheil; es iſt mir intereſſanter, Sie arbeiten zu ſehen. Wenn Sie die Arbeit in meiner Art fortſetzen wollen, geſtatten Sie mir nur, Ihnen gelegentlich einen Wink zu geben.

Gut, rief Betty, da lerne ich etwas.

Sie ſaß wieder vor der Leinwand; Marſon neben ihr. Er machte ſie auf die Disharmonieen in ihrem Himmel aufmerkſam, dann auf mehrere zu ſcharfe, unvermittelte Uebergänge, dann auf Anderes. Oft legte er nur den Finger auf eine Stelle des Bildes oder deutete nur auf eine Farbe auf der Palette, und es war ihr, als fielen ihr Schuppen von den Augen. Sie ſah, wo ſie vorhin vergebens geſucht und beinahe verzweifelt hatte. Wie ſie die Wirkungen erkannte, jubelte ſie auf, und bald that ſie keinen Pinſelſtrich, ohne vor oder nachher Marſon fragend ins Auge zu ſehen. Gleich einer demüthigen Schülerin ſaß ſie da und arbeitete, wenn auch Marſon die Miene eines Lehrers nicht annahm. Er ſah ihr lächelnd zu, wie ein theilnehmender Kamerad. Deſto größere Wirkung machte es auf ſie, wenn er ſo leicht hin eine Bemerkung ausſprach, die für ſie eine Enthüllung, eine Offenbarung war, die in einem Worte zuſammenfaßte, was ſie wohl ſchon oft geahnt, unſicher gefühlt hatte, aber nie klar, zu einem Grundſatze geſtaltet verkörpern konnte.

Woher haben Sie Das alles? fragte ſie endlich, im Malen einhaltend — woher haben Sie dieſes Verſtändniß der landſchaftlichen Natur und der Landſchaftsmalerei? Sie haben ja nie Landſchaften gemalt? Ich habe Sie immer nur als Hiſtorienmaler rühmen hören.

Ich weiß nicht, erwiderte Marſon, ob ich es verdiene, als Hiſtorienmaler gerühmt zu werden — aber Das ſcheint mir gewiß, daß, wer eine menſchliche Geſtalt, nur einen menſchlichen Kopf malen kann, auch alles Andere malen kann. Unter den großen Meiſtern der alten Zeit gibt es eigentlich nicht einen einzigen Landſchaftsmaler, und doch ſind Leonardo, Raphael, Giorgione die größten Landſchafter.

Betty ließ die Arme herabfallen; ſie fühlte, welche Verurtheilung ihres bisherigen einſeitigen Strebens in dieſen Worten lag, und ſie ſah den langen, unendlichen Weg, der ſich noch vor ihr ausdehnte, wenn ſie zu einem löblichen Ziele gelangen wollte. Marſon betrachtete ſie mit einem eigenthümlich gemiſchten Ausdrucke. Vielleicht fühlte er Mitleid mit der entmuthigten Künſtlerin und mochte er unwillkürlich mancher verzweifelnden Stunde ſeines eigenen Künſtlerlebens gedacht haben. Der Nachklang ſolcher Stunden, den kein noch ſo bewegtes Leben jemals zu vernichten ſtark genug iſt, zauberte eine ſanfte Melancholie in dieſes blaſſe, doch ſo ſtark ausſehende Geſicht; zugleich aber miſchte ſich die Freude des Genuſſes bei, den der Anblick eines ſchönen, jungen, in Leid geſenkten Mädchenkopfes gewährt. Wie er aber mit einem Male die Arme über der Bruſt zuſammen legte, ſich etwas zurückbog und Betty mit zuſammengezogenen Augenbrauen betrachtete, ſchien noch ein anderes Gefühl hinzuzukommen. Ein

Phyſiognomiker hätte jetzt aus ſeinem Geſichte heraus geleſen, was ungefähr ſo gelautet haben würde: Schwach, wie du jetzt biſt, halte ich dich — wenn ich will! — Aber — biſt du es werth?

Plötzlich neigte er ſich wieder zu ihr und ſagte mit feſter Stimme: Muth, mein Fräulein, Muth! Sie ſind ſo jung! aus Ihren Augen dämmert eine ſchöne Zukunft, und wenn Sie es nur erſt mit dem Leben verſuchen, werden Sie ſich überzeugen, wie gern Ihnen Jedermann ſeine Erfahrung, die ganze Ausbeute ſeines Lebens zu Füßen legt.

Betty, die regungslos da geſeſſen und unter ſeinem Blicke wie eingeſchlafen ſchien, ſchämte ſich ihrer Entmuthigung, erhob den Kopf und fing wieder raſch zu arbeiten an.

Louiſe und Normann lagen während dieſer ganzen Zeit ſchweigend da. Das junge Mädchen ſchien über das ganze Abenteuer verdrießlich und munterte Normann mit Blicken auf, ſich in das Geſpräch zu miſchen. Er ſchüttelte abwehrend den Kopf, und da er beharrlich ſchwieg, wandte ſich Louiſe ab und that, als wollte ſie ſchlafen. Normann vertiefte ſich immer mehr in Betrachtung des fremden Geſichtes, das ihn ſo einnahm, daß er kaum die Worte hörte, die Marſon zu Betty ſprach, wenn ihm auch der Klang der Stimme auffiel. Dieſe war in der That eigenthümlich. Von Natur aus ſchien der Maler mit dem einnehmendſten, klangvollſten Organe ausgeſtattet zu ſein; ganze Sätze lang tönte es melodiſch, bald ſanft, bald männlich kräftig, immer wohlthuend und mit dem Gefühle oder dem Gedanken harmoniſch zuſammenſtimmend, bis es mit einem Male, als ob etwas am Inſtrumente geſchädigt würde, zuſammenbrach und hohl und tonlos einen geradezu unangenehmen oder unheimlichen Eindruck machte. Dieſer zweifache Charakter in der Stimme ſprach ſich konſequent im ganzen Geſichte aus. In demſelben Augenblicke, da die intereſſante Bläſſe anzog, ſtießen gewiſſe Falten, welche die Mundwinkel umzogen und von dem ſchwarzen Barte nicht ganz bedeckt werden konnten, plötzlich zurück; und wieder vergaß man dieſe Falten über dem unwiderſtehlichen Lächeln, das von Zeit zu Zeit die ganze Phyſiognomie mild durchleuchtete und hinter den etwas breiten Lippen eine Reihe ſchöner und glänzender Zähne errathen ließ. Das Räthſelhafteſte aber waren die Augen. Dunkel und von breiten Lidern und langen ſchwarzen Wimpern halb bedeckt, blickten ſie ſehnſüchtig, aber der Gegenſtand der Sehnſucht, ob er ein ſchöner, ob ein böſer, wäre ſchwer zu beſtimmen geweſen. Normann hatte viel an ſich ſelbſt, wenig an Anderen erfahren, darum blieb ihm dieſe ganze Erſcheinung ein Räthſel, während Andere, die ſich in der Welt umgeſehen, zwar nicht den Charakter, aber doch die Geſchichte oder wenigſtens die Abſtraktion der Geſchichte, ſo zu ſagen die Philoſophie der Geſchichte Marſons herausgeleſen hätten. Der Erfahrene würde, und zwar nach dem erſten Anblick dieſes Geſichtes, die Ergebniſſe ungefähr ſo zuſammengefaßt haben: Der Träger eines ſolchen Geſichtes hat, wie man ſich auszudrücken pflegt, *gelebt*, *ſtark gelebt*. Ich ſehe hier Bruchſtücke von Kraft, von großen Planen, von ſtarken Leidenſchaften, von manchen gemüthlichen Eigenſchaften. Arge Umwälzungen haben dieſe Bruchſtücke eben zu Bruchſtücken gemacht, und wenn Das ſo fortgeht, wird dieſe mit Ruinen bedeckte Gegend eine wahre Wüſte. Ferner ſehe ich traurige Schlaffheit, die das Zerſtörte nicht mehr aufzubauen vermag. Sehnſucht nach jener Zeit, da die Ruinen noch nicht Ruinen waren, verhüllte Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt und zugleich den Entſchluß, ſich nicht aufzugeben und, wenn nicht Glück, doch noch Freuden und Genüſſe in thunlichſter Menge zu erringen — und wenn nicht Freuden und Genüſſe, doch noch Aufregungen, und wären es die ſchmerzlichſten.

Wie ſollte der gute, gelehrte, geiſtreiche, aber junge und unerfahrene Normann eine Geſchichte, eine Charakteriſtik leſen, die in ihm fremden Lettern geſchrieben war? Es war nur eine Art Divination, wenn ihn der Anblick des Fremden unheimlich anwehte; er überredete ſich, es ſei eben nur das Fremdartige, und er habe noch keinen Isländer geſehen, und Marſon ſei ja ein Sohn der geheimnißvollen Thule. Es verdroß ihn, daß Betty ſich ſo ſehr mit ihm vertiefte — aber er hatte es ſich längſt vorgenommen, da zurückzutreten, wo ſie ihre Kunſt in Anſpruch nahm, und ſich in ſolchen Momenten an ihre Vergeßlichkeit zu gewöhnen. Darum that er auch während der ganzen Zeit nichts, das ihre Aufmerkſamkeit einen Augenblick auf ihn hätte lenken können. Er näherte ſich nur unwillkürlich — und ſo that auch Louiſe — als Marſon, von der Verſchiedenheit des landſchaftlichen Charakters ausgehend, von ſeinen Reiſen zu erzählen anfing. Island, ſeine Heimat, hatte er früh verlaſſen und dann — von der däniſchen Regierung unterſtützt — den Norden und den Süden durchzogen. Er hatte Paris, Rom, den Orient geſehen, und während er nur von Kunſt ſprechen und alle perſönlichen Erlebniſſe übergehen wollte, entrollte er vor den Seelen ſeiner aufmerkſamen Zuhörer das Bild eines ſehr bewegten Lebens und vielfache Bilder der verſchiedenſten Länder und Völker. Die Ruhe, mit der er erzählte, hatte die Wirkung, daß man ſich ihn als in der ganzen Welt zu Hauſe und als über alle Verwunderung und Ueberraſchung erhaben denken mußte. Nun erſt miſchte ſich Normann mit manchen Fragen in das Geſpräch, während Louiſe wie erſtaunt zuhörte und Betty bald gierig mit den Augen an den Lippen des Erzählers hing, bald nachdenklich den Kopf hängen ließ.

Die Arbeit ruhte ſeit lange; die Sonne war im Untergehen, die Felſenpartie lag in tiefen Schatten. Marſon ſprach eben von Rom. Betty ſprang auf und rief, indem ſie die Arme emporſtreckte: Auf! nach Rom!

Die ganze Geſellſchaft erhob ſich.

Unterdeſſen, auf in die Herberge! ſagte Marſon lächelnd. — aber Sie finden in der ganzen Gegend keine, in die Sie bequem einkehren können, als das Schloß des Grafen Galton. Er iſt ja ein alter Freund Ihres Vaters und wird ſich freuen, Sie bei ſich zu empfangen; er wird es mir Dank wiſſen, wenn ich Sie berede, bei ihm einzukehren. Sie müſſen ja auch meine Arbeiten ſehen, die ich für ihn ausführe.

Betty und Louiſe kannten den Grafen, den großen Schützer aller Künſte, ſeit ihrer Kindheit; ſchon oft waren ſie und der Vater von ihm eingeladen worden, und Betty, die außerdem die Bilder Marſons ſehen wollte, war leicht zu beſtimmen und beſtimmte auch Normann, auf den Gedanken des Malers einzugehen. Papa, ſagte ſie, wird ſich nur freuen, wenn er hört, daß wir beim Grafen Galton eingekehrt ſind, und der Graf wird uns mit ſeiner gewohnten Güte aufnehmen. Er war mir immer gut.

So machte ſich die kleine Geſellſchaft, von Marſon geführt, auf den Weg, durch den Wald dem Schloſſe zu. Normann gab Louiſen, Marſon Betty den Arm.

III.

Den Grafen Erwein Galton zählte man zu den ſogenannten liberalen Ariſtokraten, zu denen er doch ſo wenig gehörte. Er ſchämte ſich einfach, einen hiſtoriſchen Namen zu tragen, ohne etwas, bei dem herrſchenden Zuſtande der Dinge, für das Vaterland und deſſen Wohl thun zu können. Bei den erſtarrten Verhältniſſen ließ ſich im Großen und Allgemeinen nirgends thätig eingreifen; ſo verſuchte er es, ſeit er Herr ſeines koloſſalen Vermögens geworden, wenigſtens im Einzelnen oder, wie er ſagte, im Kleinen Gutes zu thun. Dem Landvolke ging er mit Einführung der landwirthſchaftlichen Erfindungen als gutes Beiſpiel voraus; talentvolle junge Männer ſchickte er auf Reiſen und auf ausländiſche Schulen, um ſie von dem Schlendrian der heimiſchen zu retten; dergleichen that er mit ruhiger Ueberlegung, als poſitiver Mann, vielleicht als Politiker. Aber mit ganzem Herzen war er dabei, wo es galt, Kunſt und Künſtler zu unterſtützen. Wie ſehr er auch die Alten liebte und die Mangelhaftigkeit der modernen Kunſt erkannte, that er doch ſein Möglichſtes für dieſe, um, wie er ſagte, die Grube auszufüllen und mit an der Brücke bauen zu helfen, die vielleicht zu einer beſſeren Zeit führe. Sein altes Schloß, im Geſchmacke Verſailles', konnte er weder umbauen noch verlaſſen, da er mit zu vielen Erinnerungen daran hing; aber im Innern deſſelben, ſo wie in den Pavillons, die er in ſeinen franzöſiſchen Gärten aufführen ließ, ſammelte er Schätze der Kunſt aus allen Zeiten, auch den modernſten, und benutzte er jeden Raum, um ein Kunſtwerk, eine Statue, eine Holzſchnitzerei, eine Freske, eine Leinwand anzubringen. Und wie auf dem Lande, ſo in der Stadt, wo er den Palaſt beſaß, in welchem er das Talent des alten Hagener erkannte. Seit jener Zeit war er mit Hagener befreundet und ſuchte er ihn, wie ſpäter deſſen begabte Tochter, auf jede Weiſe zu fördern. Dieſer hatte er ihre erſten Bilder abgekauft, die jetzt im Schloſſe hingen, und es war darum Betty, als ſie ſich demſelben näherte, gar nicht ſo zu Muthe, als ob ſie in ein fremdes Haus treten ſollte.

Das Schloß war nichts weniger als freundlich oder gaſtlich anzuſehen. Obwohl ſchon längſt die Dunkelheit hereingebrochen war, brannte doch in den hundert Fenſtern des breiten Hauptgebäudes nicht ein einziges einladendes Licht; nur aus den Seitenflügeln fiel da und dort ein einſamer und ärmlicher Lichtſtrahl, und nur vor dem Haupteingange am Gitterthore brannten zwei Laternen. Marſon führte ſeine Geſellſchaft über den Vorhof, durch das breite Veſtibül des Schloſſes in den Garten, der ſich unmittelbar mit einer Terraſſe an das hintere Veſtibül anſchloß. Da ſah es freilich mit Einem Male anders aus. Alle Gänge und Alleen waren hell erleuchtet, nur hier und da lag eine Laube in angenehmer Dämmerung. In der Mitte des Gartens glänzte ein großer Pavillon, deſſen Flügelthüren offen waren und eine bewegte Geſellſchaft ſehen ließen. Einige Paare drehten ſich zum Klange eines Klaviers im Tanze, der den Kommenden wie ein freundlicher Gruß entgegentönte. Betty, welche während der Wanderung aus dem Walde hierher ziemlich ſchweigſam geweſen war, lachte kurz auf, wie junge Mädchen in Aufregung zu lachen ringen, und wurde ſogleich wieder ernſt, während ſich Louiſe etwas ängſtlich an den Arm Normanns drängte. Vor der Treppe, die aus dem Garten in Hufeiſenform in den Saal des Pavillons führte, blieb Betty ſtehen; ſie wollte ſo, beſtaubt und unordentlich, mit Tannennadeln im Haar, nicht in ſolche Geſellſchaft treten. Louiſe gab ihr Recht und rieth, ſich zurückzuziehen. Aber Marſen ſagte laut: Nur vorwärts! Hier genirt man ſich nicht; Sie werden ſich überzeugen, daß Sie freudig empfangen werden.

Mit dieſen Worten betrat er, Betty's Arm haltend, die Treppe; die junge Künſtlerin that einen entſchiedenen Schritt und ſtieg die Treppe hinan, die Anderen folgten.

Da iſt er, da iſt Marſen! rief es aus den nächſten Gruppen, als die Ankömmlinge mit dem Maler an der Spitze in der Thür erſchienen.

Sind Sie endlich da? wo haben Sie ſich den ganzen Tag umhergetrieben? fragte der Graf, der herbei eilte.

Ich habe einen ſchönen Fang für Sie gemacht, Herr Graf! — ſehen Sie, was ich Ihnen aus dem Walde mitbringe.

A la bonne heure! Meine Betty, mein kleiner weiblicher Meyn, rief der Graf erfreut und faßte Betty mit beiden Händen am Kopfe und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn, — und ſiehe da, auch die liebe Louiſe!

Unſer Freund und Begleiter, Herr Normann! ſtellte Betty vor. Der Graf reichte ihm die Hand und hieß ihn als Freund ſeiner lieben Freunde Hagener herzlich willkommen. Mittlerweile war die ganze Geſellſchaft herzugetreten und drängte ſich im Kreiſe um die Neuangekommenen, welche man nach und nach bis in die Mitte des Saales gezogen hatte. Allen war die Erſcheinung der jungen Künſtlerin, deren Namen man kannte, intereſſant, und unwillkürlich wandte ſich manches Auge von ihr nach einer der Landſchaften, die im Saale hingen und die von ihr herrührten. Die junge Gräfin, Comteſſe Catherine, ein friſches, etwas ländliches Geſchöpf von achtzehn Jahren, welche die Honneurs des Hauſes machte, fühlte ſich verpflichtet, Betty etwas Angenehmes zu ſagen, brachte aber nichts heraus und ſah ſie nur erröthend an. Eine Künſtlerin war ihr ſo etwas Myſteriöſes, ſie hatte ſich eine ſolche immer ſo eigenthümlich vorgeſtellt, und nun ſah ſie ein junges Mädchen, ungefähr wie ſie ſelbſt, vor ſich ſtehen; dieſe Erfahrung gab ihr wieder einigen Muth, und ſie ſagte ihr, wie ſehr ſie ſich freue, die Malerin ſo poetiſcher Mondſchein-Landſchaften zu ſehen. Doch fühlte ſie ſich bei Louiſen heimlicher und knüpfte mit dieſer, während ſich die Anderen mit Komplimenten an Betty wandten, ſchnell Freundſchaft an. Louiſe vertraute ihr, daß ſie ſich in der Reiſeunordnung ihres Koſtüms vor ſo vielen Herren und Damen nicht behaglich fühle, und Gräfin Catherine führte ſie und ihre Schweſter auf ihre Zimmer. Normann ging mit Marſon, der eine ganze Reihe alter Säle inne hatte.

Die Geſellſchaft, welche meiſt aus Adeligen, großen Grundbeſitzern mit ihren Frauen und Töchtern beſtand und ſich wöchentlich ein oder zwei Mal beim Grafen Gelten zu verſammeln pflegte, war durch die Ankunft der intereſſanten Geſellſchaft angenehm aufgeregt. Man ſtand noch lange zuſammen und ſprach über das Talent und das friſche und anſpruchsloſe Ausſehen der Künſtlerin, über ihren Vater und allerlei auf deſſen Leben Bezügliches. Ein Fräulein aus dem Damenſtifte machte eine Bemerkung über die Unſchicklichkeit einer ſolchen Wanderung zweier Mädchen mit einem jungen Manne; aber der Graf legte ihr Schweigen auf mit dem ſehr ernſthaft und nachdrucksvoll ausgeſprochenen Worte, daß ſein ehrenwerther und trefflicher Freund Hagemann wohl wiſſe, was er thue, und daß der junge Mann durch das Vertrauen des alten Malers hinlänglich und nachdrücklich empfohlen werde. Ein Hofmarſchall und Junggeſelle raunte darauf ſeinem Nachbar ins Ohr, Marſon ſei ein vortrefflicher Falke, der von ſeiner Beize ohne Beute zurückkehre.

Als die Mädchen nach einiger Zeit wieder in den Saal traten, ſchienen ſie ſchon ſehr alte Freundinnen; im Laufe des Abends konnte man es hören, daß ſie ſich duzten, obwohl Louiſe ihr Du, wenn ſie zu der jungen Gräfin ſprach, ſo viel als möglich zu umgehen oder zu verſchlucken ſuchte. Catherine hatte Betty, der ihre Kleider paßten, auf das Schönſte herausgeputzt, und ſie trat zum zweiten Male wie eine neue Erſcheinung in die Geſellſchaft. Jetzt, da ſie ihren Hut abgenommen, ſah man erſt die ganze Schönheit ihrer weißen Stirn, das dunkelblonde volle Haar, das, vorn weit zurückgeſchoben, rückwärts in zuſammengehaltenen Locken auf den etwas gebogenen Nacken fiel, und das große braune Auge, das unter braunen, beinahe ſchwarzen Brauen frei und freudig um ſich blickte. Selbſt Normann ſah ſie mit Staunen an, als ſie eintrat. Wie ſie plötzlich umringt wurde und im Gedränge verſchwand, war es ihm, als verſchwinde ſie ihm für immer, und es überlief ihn kalt. Da erſcholl wieder die Muſik. Der Knäuel öffnete ſich, und hervor tanzte Betty am Arme Marſons; ihnen nach viele andere Paare, und im Augenblicke wirbelte es im ganzen Saale. Normann fühlte etwas wie einen Schwindel und lehnte ſich an eine Säule. Er bemerkte die wohlwollenden Blicke der Damen nicht, die an ihm vorbeigingen und die ſchöne, melancholiſche Jünglingsgeſtalt betrachteten — er bemerkte es kaum, daß Betty beinahe ohne Unterbrechung mit den verſchiedenſten Tänzern, meiſt mit Marſon, den Saal entlang flog — das Schleifen der Tanzenden, das Rauſchen der Kleider, die Muſik ſummten ihn immer tiefer ein, bis alles Nachdenken zu einem vagen Traume wurde. Aus dieſem Traume weckte ihn eine freundliche, ängſtliche Stimme: Sie tanzen nicht, Herr Normann?

Es war die Gräfin Catherine, die, als Normann die Augen aufſchlug, lächelnd und naiv fortfuhr: Sie müſſen nicht tanzen, wenn Sie nicht wollen — auch frage ich nicht, damit Sie mich auffordern, ſondern einfach in meinem Amte als Dame des Hauſes.

Tanzen Sie, lieber Normann, ſagte Louiſe, die neben der Gräfin ſtand; Sie ſtehen ſo traurig da und tanzen doch ſonſt ſo gern.

Traurig? fragte er abwehrend, warum ſollte ich traurig ſein?

Trotz dieſer Frage blickte ihm Louiſe, da er mit der Gräfin dahintanzte, kopfſchüttelnd nach; dann ſah ſie ſich im Saale um, und als ihr Blick auf Betty ruhte, die in tiefem Geſpräche mit Marſon auf der anderen Seite des Saales ſtand, ſchüttelte ſie wieder den Kopf, und es war ihr, als dürfe ſie ihre Schweſter nicht allein laſſen. Sie ging hinüber zu ihr und hörte mit einem gewiſſen Schrecken, wie ihr Marſon eben bewies, daß ſie in ſo beſchränkten Verhältniſſen nicht länger bleiben dürfe und daß ſie ſich in der Welt umſehen müſſe. Leben müſſen Sie, rief er, leben! — Die einzige Schule der Kunſt iſt das Leben!

Das ſagt man immer, warf Louiſe raſch darein, es muß aber nicht wahr ſein. Man kennt ja die Geſchichte der Maler. Hier und da hat Einer groß gelebt und in der Welt, während zur ſelben Zeit viele Andere in der größten Stille eben ſo Großes und Größeres geleiſtet haben. Die niederländiſchen Maler des ſiebenzehnten Jahrhunderts verblieben ihr Leben lang in den beſcheidenſten und beſchränkteſten Verhältniſſen; ſie lebten wie gute Bürger und Handwerker. Selbſt die Italiener lebten ſo, und manche wurden im Kloſter große Meiſter. Selbſt Diejenigen, die ſich viel in der Welt herumtrieben, thaten es erſt, nachdem ſie in der Stille ihren Geiſt und ihre Talente ausgebildet und Ruhm erworben hatten.

Louiſe hatte vielleicht in ihrem ganzen Leben keine ſo lange Rede in Einem Zuge gehalten; auch war ſie ſelbſt über ihren Muth wie über das Geſagte nicht weniger erſtaunt, als Betty, die ſie mit großen Augen anſah und lachte.

Lache du nur, ich habe doch Recht! fügte Louiſe erröthend ihrer Rede zu. Dabei war ihr ganz wohl. Es ſchien ihr, als hätte ſie eine Pflicht erfüllt oder zu erfüllen angefangen, und es däuchte ſie, als ob dieſe Pflicht darin beſtehe, mit Marſon zu zanken und ihm Betty ſtreitig zu machen. In dieſem Gefühle ſchob ſie die Hand unter Betty's Arm und wandte ſich mit ihr von Marſon ab.

Du biſt ſonderbar, Louiſe — was willſt du? Was plagt dich? Du machſt ſo ſchauderhaft ernſte Geſichter, anſtatt zu tanzen, ſagte die ältere Schweſter.

Du biſt noch ſonderbarer, erwiderte die Jüngere leiſe, aber etwas heftig — nun hängſt du ſeit Stunden an dieſem Manne, den du kaum kennſt.

Ich kenne ihn ganz gut — er iſt ein ausgezeichneter Maler, und ich höre und lerne von ihm in einer halben Stunde mehr, als ich ſonſt in Jahren gelernt habe.

Hat ſich was mit dem Lernen! zuckte Louiſe die Achſel — du ſiehſt aus, als wäreſt du berauſcht, du haſt Augen und Ohren nur für ihn, für einen Menſchen, von dem ſeine beſten Freunde eigentlich nicht wiſſen, wer er iſt, was er ſein Leben lang getrieben hat, der einen ſchlechten Ruf hat, ja, ja, einen ſchlechten Ruf — die Gräfin Catherine hat mir Das zwar nicht geſagt, aber ich konnte es aus ihren Worten entnehmen. Vor ihr, wie vor uns zu Hauſe, hat man leiſe geſprochen, wenn man ſich das Leben und die Abenteuer Tycho Marſens erzählte.

Schlechten Ruf! ſagte Betty ärgerlich — jeder rechte Mann, der ſeinen eigenen Weg geht, der unabhängig iſt, alle ausgezeichneten Menſchen haben ſchlechten Ruf. Marſon iſt ein ausgezeichneter Menſch, der ausgezeichnetſte, den ich jemals ſah. Ich ſpreche gar nicht von ſeinem Talente — nur von ſeinem Geiſte, ſeiner Erfahrung, ſeinem Weſen. Jedes ſeiner Worte iſt wie ein Schlüſſel zu einer unbekannten Welt; die kleinſte Bemerkung von ihm eröffnet eine unendliche Perſpektive.

Betty wollte fortfahren, aber da ſtand ſie vor Normann, und ſie brach raſch ab. Die Beiden ſahen einander eine Zeit lang ſchweigend an, bis Betty ſagte: Aber, lieber Normann, da ſind Sie — ſieht man Sie endlich! Sie vernachläſſigen mich, Sie haben mich den ganzen Abend nicht zum Tanze aufgefordert!

Das iſt wirklich wahr, lächelte Normann, ich vernachläſſige Sie, liebe Betty, und Das alles der Gräfinnen wegen, mit denen ich tanze. So ſind wir Männer, und ſo wird man in der großen Welt; mit dem erſten Schritte vergißt man ſeine alten Freunde. Wollen wir nicht eine Tour mit einander verſuchen, als Erinnerung an die alte Zeit und an den Ball, da wir uns kennen lernten?

Betty nahm ſeinen Arm und ließ den Kopf hangen. Anſtatt zu tanzen, gingen die beiden jungen Leute ſchweigend auf und ab, und ehe ſie ſich beſonnen, wurden ſie aufgefordert, ſich in den anſtoßenden Saal zum Souper zu begeben.

Der Graf lud die beiden Fräulein Hagener, als die Fremdeſten in der Geſellſchaft ein, ſich rechts und links von ihm zu ſetzen, eine Höflichkeit, welche Ariſtokraten Bürgerlichen gegenüber gern verzeihen, da ſie ſie als gebotene Leutſeligkeit und Herablaſſung betrachten. Normann ſaß etwas weiter entfernt mitten unter Unbekannten. Er war zerſtreut und zum Sprechen nicht aufgelegt. Der Graf, als guter Wirth, hielt es für ſeine Pflicht, den fremden Schweigſamen in das Geſpräch zu ziehen, das in ſeiner Nähe ziemlich lebhaft war.

Sie betrachten die leeren, mit Mörtel beworfenen Felder an den Wänden, Herr Normann, rief ihm der Graf zu, und ſie machen gewiß auf Sie, wie auf mich ſeit langer Zeit, einen öden Eindruck. Wir ſtreiten ſeit lange darüber, womit ſie zu verdecken ſeien. Ich beſitze einige alte Snyders, und da es Sitte iſt, dergleichen nature morte in Speiſeſälen anzubringen, ſo iſt man hier im Hauſe dafür, daß ich ſie hierher hänge. Ich bin aber nicht dafür; ich bin kein Freund von Snyder, den ich wohl gern in der Galerie, nicht aber immer in meiner Nähe ſehe.

Ich glaube, Herr Graf, erwiderte Normann, ſo aufgefordert, daß ich ganz Ihrer Meinung wäre. Dieſe todten Fiſche, der rohe Kohl, das blutige Fleiſch, ſelbſt die gemalten Früchte ſind eher geeignet, den Appetit zu verderben, als ihn zu erhöhen. Jedenfalls machen ſie den Appetit noch thieriſcher. Man befindet ſich in ſolcher Geſellſchaft nicht im Speiſeſaal, ſondern in der Küche, in deren Geheimniſſe man lieber nicht blicken ſoll. Was nützt es, daß die Speiſen ſchon idealiſirt und geſchmückt auf den Tiſch kommen, wenn ich ſie roh und unappetitlich, als ein ſehr materielles Memento, im Bilde vor mir habe? Wenn ſie nicht an die Küche erinnern oder an die Speiſekammer, ſo erinnern dieſe Bilder doch meiſt an abgetragene Tafeln, auf denen in Gläſern, Krügen und Schüſſeln Reſte geblieben ſind — und Das iſt eben ſo wenig appetitlich, als die Küche.

Sie machen mir meine eigene Empfindung ſehr klar, ſagte der Graf aufmunternd. Aber fahren Sie fort; bleiben Sie nicht bei der Kritik ſtehen, wie unſere modernen Schriftſteller und Politiker — reißen Sie nicht nur nieder, bauen Sie auch auf. Sagen Sie mir, was dieſe Speiſebilder in einem Speiſeſaal erſetzen ſoll, ſchön erſetzen ſoll!

Normann fuhr zögernd fort, während die ganze Geſellſchaft aufmerkſam horchte und den fremden jungen Mann mit Intereſſe betrachtete: Was den Menſchen eigentlich erſt zum Menſchen macht, iſt ſeine Befähigung zum Ideal, ſeine Kraft, mit der Materie eine Idee zu verbinden. Bei Eſſen und Trinken wird dieſe Operation freilich am Schwierigſten. Doch ſind Mahlzeiten oft erhabene Symbole geworden, dadurch, daß ſie die Anfänge großer Verbindungen, die Gelegenheit zum Austauſche großer Ideen oder ſogar die Veranlaſſungen wichtiger Momente in der Weltgeſchichte waren. Solche Mahlzeiten ſtellen uns mit Hülfe gegebener Momente und Perſönlichkeiten die Idealiſirung ſelbſt des Eſſens und Trinkens dar, und was hat die Kunſt Anderes zu thun, als uns mit Idealen zu umgeben? Ich, wenn ich mir einen Speiſeſaal mit Bildern zu ſchmücken hätte, ich würde mir ſolche Mahlzeiten malen laſſen.

Bravo! rief der Graf — doch bitte, ſagen Sie, welche Stoffe würden Sie dem Maler angeben?

Ich würde meinen Stoff aus der Griechen-Geſchichte wählen. So kämen ungefähr folgende Bilder heraus: Leonidas mit ſeinen Gefährten bei der letzten Mahlzeit am Abend vor den Thermopylen; Platons Gaſtmahl, da alle Fragen der Liebe erörtert werden. Aus der vaterländiſchen Geſchichte, müßte auch etwas da ſein, freilich, die alten Deutſchen waren nicht löblich bei ihren Gaſtmählern. Luther mit ſeinen Tiſchreden paßt nicht in dieſes katholiſche Land — nun, der Humor — fuhr Normann ſuchend und nachdenklich fort — der Humor muß ja auch nicht fehlen. Nehmen wir z. B. Ludwig den Baier nach der Schlacht mit ſeiner hungrigen Armee, da er den einzigen Mundvorrath, die Eier, austheilt und die Worte ſpricht: Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei — oder auch die muthige Gräfin von Rudolſtadt, da ſie Alba bewirthet und ihm „Fürſtenblut für Ochſenblut!“ zuruft. — Aus der modernen Geſchichte müßte auch etwas da ſein.

Den Wiener Kongreß bei dem berühmten Diner des Baron Arnſtein! rief ein alter Geſandtſchafts-Attaché.

Die ganze Geſellſchaft lachte. Herr Normann, ſagte der Graf, wird vielleicht etwas Intereſſantes finden.

Normann legte die Hand an die Stirn und dachte nach. — Ich hab's! rief er. Ein ſchönes Gedicht, das dieſer Tage ein Kollege von mir, ein Student der Medizin, Alfred Meißner, auf der Klinik vorgeleſen, gibt mir die Idee: es beſchreibt das letzte Abendmahl der Girondiſten, in der Nacht vor ihrer Hinrichtung.

Ei! rief der Attaché — Gott bewahre, eine Erinnerung an die Revolution im Speiſezimmer! Das verdirbt den Appetit noch viel mehr, als Ihre todten Fiſche.

Nein, nein! rief der Graf, den Attaché abwehrend — im Einzelnen läßt ſich ſtreiten und wählen, aber im Ganzen finde ich die Idee vortrefflich, ganz vortrefflich. Man iſt oft Künſtler, ohne den Pinſel führen zu können, ſetzte er lächelnd, gegen Betty gewandt, hinzu. Ein prächtiger junger Mann, Ihr Begleiter!

Normann hatte durch ſeine Reden, die er eigentlich nur gehalten, um ſich zu zerſtreuen, die Aufmerkſamkeit Aller und die Sympathie Mancher erworben. Nach beendigter Mahlzeit drängte man ſich um ihn, und da wenige Menſchen es verſtehen, einen neuen Gegenſtand aufs Tapet zu bringen, ſprachen ihm Alle über geeignete Bilder in Speiſeſälen, und Jedermann gab ſich

Mühe, irgend ein hiſtoriſches Eſſen zu entdecken, um es Normann zur Aufnahme in ſeinen Zyklus zu empfehlen. Die Damen ſchlugen meiſt Mahlzeiten vor, die ſie aus Opern kannten. Die Eine meinte, das Gelage aus Donizetti's Lucrezia Borgia, bei welchem die Brambilla das ſchöne Trinklied ſinge, wäre auch ein ſchöner Gegenſtand; die Andere ſchlug die erſten Szenen aus Robert der Teufel vor; die Dritte fragte, ob denn nicht auch die Hugenotten vor der Bartholomäusnacht zu Nacht gegeſſen. Obwohl ihn alle dieſe Vorſchläge in gute Laune verſetzten, war Normann doch froh, als ſich ihm der Graf mit Betty am Arm näherte und ihn zu einem Spaziergang durch den Garten einlud.

Augenſcheinlich hatte ihn der Graf ſchnell liebgewonnen. Seine Geſchichte kannte er ſchon durch Betty und Louiſe, bei denen er ſich während und nach Tiſche nach dem jungen einnehmenden Menſchen erkundigt hatte. Manches errieth er auch, und auf die hingeworfene Bemerkung, daß man nur mit einem Verlobten ſo ins Land laufen könne, geſtand ihm Betty mit ſehr großem Eifer, daß ſie Normann liebe und gewiß einſt heirathen werde. Louiſe freute ſich über dieſes Geſtändniß, das manche, ſeit einigen Stunden in ihr erwachte Beſorgniſſe zerſtreute. Sie hätte ſich weniger gefreut, wenn ſie gewußt hätte, daß Betty das Geſtändniß ſo raſch bereit, eifrig und beinahe zu laut ausſprach, um ähnliche Beſorgniſſe in ſich ſelbſt zum Schweigen zu bringen. Während Normann bei Tiſche die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft auf ſich gezogen, fiel es dieſer erſt auf, wie wenig Aufmerkſamkeit ſie ſelbſt ihm ſeit vielen Stunden zugewandt, und ſie erſchrak, daß alle ihre Gedanken einem Andern gehört hatten. Daher ihr Geſtändniß und daher zum Theil das begeiſterte Lob, mit dem ſie von ihm ſprach. Sie war dem Grafen ſehr dankbar dafür, daß er mit ihnen plaudernd und den jungen Mann über ſeine Verhältniſſe ausfragend im Garten umherging und gewiſſer Maßen wieder den Vermittler zwiſchen ihnen machte — denn es ſchien ihr, als bedürfte es einer Vermittlung, einer Verſöhnung.

Selten hatte ſie Normanns Worte ſo weiſe, ſo geiſtreich, den Klang ſeiner Stimme ſo wohlthuend, ſein ſtolzes und doch beſcheidenes Benehmen ſo edel gefunden wie jetzt; ſo oft ſie an einer Laterne vorübergingen, warf ſie ein prüfendes Auge auf ihn, und auch Geſicht und Geſtalt hatte ſie nie ſo ſchön gefunden, wie in dieſem Augenblicke. Sie konnte es ſich nicht verhehlen, daß über ſeine Züge ein Schleier tiefer Melancholie gebreitet war, und ſie wußte nicht, war, was ſie fühlte, Rührung oder böſes Gewiſſen. Sie hatte ſich immer ſo in den Tag, in die Stunde, in den Augenblick hinein leben und gehen laſſen, ohne jemals traurig zurück zu denken, und jetzt empfand ſie etwas wie Reue und wie ein Unrecht. Sie hätte weinen mögen, und ſie erſchrak, als der Graf, um die abziehenden Gäſte zu begleiten, ihren Arm in den Arm Normanns legte, ſich mit Entſchuldigungen entfernte und ſie allein ließ. Es war ihr neu und beengend, daß ſie, mit Normann allein gelaſſen, nicht Worte finden konnte, da es ihr gerade Bedürfniß war, zu ihm zu ſprechen. Was iſt Das? fragte ſie ſich — was ſollte es anders ſein als Liebe? Gewiß, ich liebe ihn von ganzem Herzen; ich habe es nie ſo gewußt, wie jetzt. Und unwillkürlich drückte ſie ſeinen Arm an ihre Bruſt. Normann zuckte zuſammen, aber ſchwieg, und ſchweigend ſpazierten ſie weiter. Am Ende der Allee, über einen beleuchteten Platz ſchritt Marſon; er kam aus dem Dunkel und verſchwand nach drei Schritten in dem Dunkel; wie er durch das Licht hinſchritt, ſah er auf der hellen Mauer, die den Hintergrund bildete, groß und gewaltig aus. Bei ſeinem Anblicke blieb Betty ſtehen und wandte ſich mit Normann nach einer andern Richtung. So kamen ſie in einen dunkleren Gang.

Betty fühlte das Bedürfniß, zu ſprechen, noch lebhafter als vorhin. Aber ſie konnte unmöglich Das, was ſie bedrückte, zuerſt ausſprechen; ſie mußte ſich durch Worte erſt Muth machen zum rechten Worte, und ſie warf wie ſcherzend hin: Wiſſen Sie, Normann, daß Sie hier alle Welt erobert haben?

So? fragte Normann auf den Ton eingehend, deſto beſſer;

ich weiß, es iſt gut, Vielen zu gefallen, wenn man Einer gefallen will! So ſind einmal die Weiber!

Ich nicht!

Eine künſtleriſche Seele und eine Weiberſeele, Das iſt hundert Mal Weib, Das iſt tauſendfache Empfänglichkeit!

Der Scherz war mit ſo zitternder Stimme ausgeſprochen, daß Betty nicht den Muth hatte, zu antworten. Erſt nach langem Schweigen ſagte ſie in einem ſanft verweiſenden Tone, der aber die Selbſt-Anklage nicht verbergen ſollte: Mein Freund — lieber Normann, Sie haben mich heute viel allein gelaſſen!

Hm — habe ich wirklich?

Ja gewiß, ſagte Betty mit einer Stimme, welche in der Dunkelheit verrieth, daß ſich ihr Auge mit Thränen füllte.

Normann war gerührt, denn er hatte Betty nie weinen ſehen. Er hielt in ſeinem Gange inne und faßte ihre beiden Hände, die er heftig drückte. Geſtehen Sie, Betty, ſagte er ſo ruhig und ſanft, als er konnte, daß ich gut gehandelt habe, und daß Sie ſich empört hätten, wenn ich Sie nur einen Augenblick an ſich ſelbſt erinnert hätte! Wie ſehr ich Sie liebe, haben Sie mich doch gewöhnt, Sie mit Ueberlegung, ja, beinahe mit Berechnung zu behandeln. Sie ſind übrigens nicht ein Mädchen wie tauſend andere — Sie ſind frei und müſſen Ihre Freiheit haben: ob zu Ihrem Glücke, ob zu Ihrem Verderben? Das wird das Schickſal beantworten. Auf Glück oder Unglück kommt es übrigens bei Künſtler-Naturen nicht an, ſondern auf ein Leben, das einen Inhalt habe. Ich liebe Sie auch zu ſehr, als daß ich Sie mit kleinlichen Eiferſüchteleien plagen ſollte, als daß ich immer an mich denken ſollte, wenn Sie mich vergeſſen. Ich laſſe Sie gehen, ich laſſe Sie ſo hinleben; ich werde nie um Sie kämpfen, ich werde nie Ihre Liebe zu erbetteln oder zu erflehen oder zu erſchleichen ſuchen, wenn ſie mir nicht als eine freie Gabe trotz Allem, trotz allen Wünſchen und Ausflügen Ihrer Phantaſie zu Theil wird! Glauben Sie, daß ich Sie weniger liebe, wenn Sie anderswo Ihr Glück oder Ihren Lebens-Inhalt ſuchen? Auch dann noch werde ich treu neben Ihnen ausharren und zufrieden ſein, wenn ich ein Uebel von Ihrem theuren Haupte abwehren kann, ohne ein läſtiger Warner oder Prediger zu werden.

Anſtatt der Antwort hörte Normann ein unterdrücktes Schluchzen und fühlte er beide Hände Betty's ſich an ſeine Schultern anklammern.

Sie ſprechen mir, als ob Sie mich verlaſſen wollten, ſtotterte ſie, als ob Sie mich aufgäben. Normann, mein Freund, mein theurer Freund, ich liebe Sie ſo innig!

Sie ſchlang beide Arme um ſeinen Hals und drückte einen langen Kuß auf ſeine Lippen. Es war der erſte Kuß, den ſie ihm gegeben. Er war berauſcht, glückſelig. Nach langen Stunden voller Qual hielt er ein ungehofftes Glück in den Armen; alle gewaltſam unterdrückte Empfindung brach mit Einem Male hervor; alle planvolle Beſonnenheit, die er ſich ſeit der Zuſammenkunft mit Marſon als Waffe gegen ein hereinbrechendes Unglück zurecht gemacht, verflüchtigte ſich vor dieſem Einen Momente; er hob Betty an ſeine Bruſt empor und nannte ſie zwiſchen unzähligen Küſſen mit den ſüßeſten Namen.

Sie merkten nicht, daß ſich Schritte näherten. Es war Louiſe, die ſeit Langem und beſorgt ihre Schweſter ſuchte. Als ſie das Schluchzen und die Küſſe hörte, blieb ſie erſchrocken ſtehen und horchte. Gottlob, es iſt Normann! liſpelte ſie, lehnte ſich an einen Baum der Allee und fing heftig an zu weinen. Doch faßte ſie ſich ſchnell, wiſchte die Thränen vom Auge und rief: Betty! Normann! man ſucht Euch! im Schloſſe geht Alles zu Bette!

Gute Nacht! und: gute Nacht! und Betty faßte ihre Schweſter am Arme und eilte dem Schloſſe zu. Langſamen Schrittes und wie ein Träumer folgte ihr der junge Mann und lächelte vor ſich hin und ſchüttelte den Kopf, als ob ihm Jemand etwas erzählte, das er nicht glauben könnte und doch gern geglaubt hätte.

IV.

Wie wenig er auch geſchlafen hatte, war Normann doch ſehr früh wieder im Garten. Es hatte in der Nacht ein wenig geregnet, und die ganze Natur lachte in jugendlicher Friſche. Doch ließ er nur einen flüchtigen Blick über die ganze Herrlichkeit des Gartens ſchweifen und horchte, unbekümmert um den luſtigen Geſang der Vögel, in die Alleen nach allen Seiten, ob er nicht ſchon Betty irgendwo ſehen oder ihre Stimme oder ihren Schritt hören könnte. Aber die Gärtnerjungen ausgenommen, war noch keine menſchliche Seele zu erſpähen. So wanderte er vor dem Schloſſe auf und ab und prüfte ſämmtliche Fenſter, da er nicht wußte, hinter welchem Betty übernachtete. Die Fenſter waren noch geſchloſſen, wie ſchlafende Augen. „Schlaf wohl!“ lispelte er und begann eine neue Wanderung durch den Garten. Da die franzöſiſchen Alleen ihrer Länge nach leicht zu überſehen waren, verließ er jede, ſobald er einige Schritte darein gethan, um eine andere zu betreten und zu überblicken; ſo vereinigte ſich in ihm der Wunſch, Betty zu begegnen, mit der widerſprechenden Ueberzeugung, daß ſie noch ſüß ſchlafe. Er mußte ſelbſt über ſich lachen und ſetzte ſich endlich hin auf eine altbemooste Bank, um ſein Glück zu überdenken und die widerſprechenden Stimmen in ſeinem Innern, die dieſes Glück mit des Gedankens Bläſſe ankränkeln wollten, zum Schweigen zu bringen. Dieß gelang ihm, indem er ſich den Eindrücken des ſchönen Morgens und ſeiner Ruhe hingab und das Glück ſeines Innern mit der holden, heiteren Anmuth der Umgebung in Eins verfließen ließ. Wer kennt ſie nicht, dieſe lieblichen Täuſchungen, wenn die Natur, beſonders in Sommer-Morgenſtunden, ihre heilſame Hand auf unſer Herz legt und uns glauben macht, daß ihr ruhevoller, harmoniſcher Pulsſchlag unſer Herzſchlag ſei? Dann wähnt man ſich ihr ſo nahe und ſo reich und ruhevoll wie ſie. Aber ſie zieht die Hand zurück, und man gehört wieder dem kleinen, unſtäten, aus Momenten zuſammengeſetzten Leben; man gleicht dem Geiſte, den man begreift, nicht ihr. Man fühlt und leidet wieder — und wenn man auch wieder hofft, was iſt damit gewonnen? Sie beſitzt eine göttliche Gefühlloſigkeit und eine erhabene Hoffnungsloſigkeit. Uns macht ſie träumen, ſie aber iſt. In das hinmurmelnde oder ſtehende Gewäſſer unſeres Lebens wirft ſie, vorübergehend, ihr Spiegelbild; ſie weiß es kaum, und wir glauben, Eins zu ſein mit ihr. Es war nur eine Stimmung, ein Schatten, und wir hielten es für den Anfang eines Glückes. Darum genügt es ſchon, wenn das Gewäſſer klar genug iſt, um ſie zu ſpiegeln.

Wie ſehr Dieß genügt, fühlte Normann in jener Morgenſtunde. Trotz allen Bedenklichkeiten, die ſelbſt Betty's Hingebung nicht ganz zerſtreuen konnte, war er glücklich, und er fühlte ſich unangenehm geweckt, als der Graf plötzlich vor ihm ſtand. Doch heiterte ihn ein Blick in das edle und wohlwollende Geſicht des alten Mannes ſchnell wieder auf.

Schon ſo früh aus den Federn, Herr Normann? rief ihm dieſer zu, indem er ihm die Hand reichte. Das iſt doppelt viel für einen Stadtmenſchen. Ich freue mich ſehr darüber, da ich gleich mit Ihnen die Wanderung antreten kann, die ich geſtern im Stillen projektirt hatte. Ich will Ihnen meine Gewächshäuſer zeigen. Als Mediziner ſind Sie auch Botaniker; es wird Sie Manches intereſſiren, und Sie werden mir vielleicht manchen guten Rath geben können.

Der Graf ſtützte ſich auf ſeinen Arm und führte ihn aus der Allee in einen entfernten Theil des Gartens, wo ſich viele hohe und niedere Gewächshäuſer an einander reihten. Da war in der That viel zu ſehen. Der Graf erklärte und erzählte die Geſchichte vieler Pflanzen mit der Ausführlichkeit des Liebhabers und erkundigte ſich nach den Einrichtungen des botaniſchen Gartens in der Univerſitätsſtadt, über welche Normann genügende Aufklärung geben konnte. Dann kam die Möglichkeit der Akklimatiſirung verſchiedener Pflanzen, dann ihre Nutzbarkeit zur Verzierung oder im Hausweſen oder auch in der Apotheke zur

Sprache. Nachdem man mit den Gewächshäuſern fertig war, ſagte der Graf: Sie haben mir hier manchen guten Rath gegeben, Sie werden es auch im Hoſpital können, das ich hier im Städtchen angelegt habe. Wir müſſen jetzt dahin.

Da ertönte die Frühſtücksglocke vom Schloſſe her; Normann zauderte; beim Frühſtück hätte er Betty ſehen können. Aber der Graf lachte: Ach, Sie ſind hungrig, junger Mann! Schadet nichts! — Sie müſſen das Opfer der Wiſſenſchaft bringen und der leidenden Menſchheit; Größere haben für die Beiden länger gehungert; was ich mir einmal in den Kopf geſetzt, Das muß ich gleich ausführen. So treibe ich es nun ſeit ſechzig Jahren, und ich werde es nicht ändern, einem hungrigen Magen zu Gefallen, oder gar — fügte er lächelnd hinzu — einem ſchmachtenden Herzen zu Liebe.

Es war ſo viel Güte in dieſem Spotte, daß Normann gern willfahrte und ſich mit entſchloſſenem Schritte in Bewegung ſetzte. Das Hoſpital fand er vortrefflich ausgeſtattet, zur ſichtbaren Freude des Grafen, obwohl er hier und da manche Mangelhaftigkeit bemerken mußte, z. B. in Betreff der Ventilation. Aber der Graf war ein ſo großer Freund von Verbeſſerungen, daß ihm kritiſirende Bemerkungen, die zu dergleichen Veranlaſſung gaben, nur willkommen waren. Normann hielt ſich auch bei den Kranken auf, fragte ſie aus und gewann auffallend ſchnell ihr Vertrauen; er ertheilte auch manchen Rath, aber mit jener Zurückhaltung, die er dem abweſenden Arzte und, als junger, unerfahrener Praktiker, den Kranken ſchuldig zu ſein glaubte.

Endlich nach langen Stunden, die Normann eine Ewigkeit ſchienen, kehrten ſie ins Schloß zurück. Normann wollte ſich empfehlen und Betty aufſuchen.

Nichts da, ſagte der Graf, Sie waren ſchon vorhin ſo hungrig, wie ſehr müſſen Sie es jetzt ſein! Wir frühſtücken zuſammen; ich habe Ihnen bei der Gelegenheit Manches zu ſagen, was Ihnen vielleicht von Wichtigkeit iſt.

Der Graf führte ihn in den Speiſeſaal, ließ auftragen, hieß ihn, ſich ihm gegenüber ſetzen, und ſchickte den Bedienten fort.

Jetzt, ſagte er, wollen wir gemüthlich frühſtückend ein Geſchäft abmachen. Mit wenigen Worten. Sie werden mir Ja oder Nein antworten; aber ich geſtehe Ihnen, daß ich ein Ja erwarte und wünſche. Ueber Ihre Verhältniſſe bin ich durch die beiden Mädchen hinlänglich unterrichtet; was Ihre Kenntniſſe und Fähigkeiten betrifft, ſo habe ich heute, ohne daß Sie es wußten, eine Prüfung mit Ihnen vorgenommen, zu Ihrem Charakter habe ich das größte Vertrauen, weil Ihnen mein alter Freund Hagener mit ſeinem geſunden Blicke vertraut. Ihre Bildung, Ihr Talent, in der Welt zu leben, erkennt mein eigenes, erfahrenes Auge; Ihre Energie hat ein Leben unter Fremden und der Kampf mit Entbehrungen ſeit früheſter Jugend geſtählt. Alle dieſe Eigenſchaften in einem Manne, und zwar in einem jungen Manne vereinigt, bedarf ich aufs Dringendſte und denke ich auszubeuten. — Ich habe einen Sohn von neunzehn Jahren; er ſtudirt gegenwärtig Jura auf einer deutſchen Univerſität. Aber er hat eine zarte Geſundheit, und ich denke ihn bald zurückzurufen, um ihn auf Reiſen zu ſchicken. Seit lange ſuche ich einen Begleiter für ihn — einen jungen Mann, der ſein Rathgeber, ſein Freund und zugleich ſein Arzt ſei — einen gebildeten, jungen Mann, der an nichts vorübergehe und meinen Sohn an nichts vorübergehen laſſe, was belehren, anregen, bilden kann. Der junge Mann ſind Sie. Aber Sie ſind gebunden; Sie müſſen noch Jahre lang als Hofmeiſter arbeiten, bis Sie das Geld erworben haben, um Ihre Examina machen zu können. Eine ſchöne Zeit des Lebens wird da einem äußerlichen Umſtande geopfert; Das iſt thöricht; ich würde Das, nachdem ich Sie kennen gelernt, nicht dulden, auch wenn ich nicht perſönlich dabei intereſſirt wäre. Geben Sie Ihre Hofmeiſterei auf und machen Sie Ihr Examen; Sie thun es für mich, ich werde Ihnen dankbar ſein, und was die Koſten betrifft, ſo werden wir die berechnen, denn mit dem Ende der Reiſe ſoll hoffentlich unſere Verbindung nicht zu Ende ſein. Wenn Sie die Welt beſehen, werden Sie einen ruhigen und geſicherten Wirkungskreis wünſchen, eine Stelle, mit der Sie ein geliebtes Weib ernähren können. Dieſes geliebte Weib wird allem Anſcheine nach die Tochter meines Freundes Hagener werden; deſto größere Freude wird es mir ſein, ſie Ihnen zu verſchaffen. Sie ſollen mein Hausarzt und Arzt dieſer meiner Herrſchaft, Direktor des Hoſpitals und aller Sanitäts-Anſtalten auf meinen Gütern werden; der gute Doktor, der die Stelle bis jetzt inne hat, iſt alt und wird ſich gern in Ruhe zurückziehen. So habe ich mir die ganze Sache zurecht gelegt; ich faſſe gern raſche Entſchlüſſe und gebe mich mit Vertrauen den erſten Eindrücken hin. Da ich ſeit lange einen Begleiter für meinen Sohn und einen Arzt für dieſe Herrſchaft ſuche, flog mir gleich geſtern Abends der Gedanke durch den Kopf, daß ich gefunden, was ich ſuche — die nähere Bekanntſchaft mit Ihnen befeſtigte jenen fliegenden Gedanken. Und ſo ſchlagen Sie ein.

Normann hatte dieſe Rede mehrere Male mit Dankſagungen unterbrechen wollen — aber die Worte floſſen aus dem Munde des Grafen unaufhaltſam wie ein Regen, und dem jungen Manne war es, als fühlte er das Glück greifbar auf ſein Haupt niederfallen. Mit Einem Male waren ſo viele Sorgen dahin, war ſo viel Laſt und Mißmuth, die ihm in der Zukunft drohten, von ihm genommen. Dankbar, keines Wortes fähig, ſtreckte er dem Grafen die Hand entgegen. Dieſer faßte ſie mit dem frohen Bewußtſein, einen Menſchen glücklich gemacht, wenigſtens von Sorgen befreit zu haben, und er war faſt bereit, Normann dafür eben ſo herzlich zu danken, als dieſer ihm dankbar war.

Der junge Mann ſprang vom Tiſche auf und wandte ſich unſchlüſſig der Thür zu.

Wir ſind zwar mit unſerem Frühſtück kaum am Anfang, ſagte der Graf ſcherzend, aber ich begreife, daß Sie fort wollen und wohin.

Wo mag ſie ſein? Wo kann ich ſie finden? fragte Normann vor ſich hin.

Wo wird ſie ſein? lachte der Graf, oben im Saale bei Marſons Freſken. Durchs Veſtibül, die große Treppe hinauf — der Saal iſt offen — Sie werden gleich das Gerüſt ſehen.

Ein Schatten flog über Normanns Geſicht, verſchwand aber alsbald, und er eilte hinaus, ſprang mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf und ſtand im Saale. Er ſah Niemanden; erſt als er ſuchend um ſich blickte und ſein Auge die ganze Tiefe und Höhe des wahrhaft großartigen Saales durchflog, erkannte er hoch oben auf einem Gerüſte Betty, die, ihm mit dem Rücken zugewandt, eifrig beſchäftigt ſchien, während kaum einen Schritt von ihr Marſon ſitzend an einer Freſke malte. Normann kletterte raſch die Leiter hinauf. Oben angekommen, ſtand er auf den wenigen Brettern, aus denen ſich die Platform des Gerüſtes zuſammenſetzte, hart neben Betty und Marſon. Die Beiden, die in ihre Arbeit vertieft waren, bemerkten ihn nicht, — er aber war über Betty's Ausſehen erſtaunt. Sie hatte eine Schürze vorgebunden, die bereits wie das Schurzfell eines Maurers ausſah. Mit einer Kelle arbeitete ſie an der Zubereitung von Kalk und Mörtel und beachtete es nicht, daß ihre Arme und Hände von den Stoffen beſpritzt waren, daß ſelbſt in ihrem Geſichte einzelne Spritzer hangen geblieben. Neben Marſon hatte ſie ganz das Ausſehen eines Lehrlings neben ſeinem Meiſter. Nachdem ſie den Mörtel gehörig gerührt und umgedreht, wandte ſie ſich mit der ganzen hölzernen Kufe zu Marſon.

Iſt es gut ſo? fragte ſie.

Zu dünn! ſagte Marſon, indem er, um ſich in ſeiner Arbeit nicht zu unterbrechen, kaum einen Blick auf den Mörtel fallen ließ.

Betty kehrte wieder an ihre frühere Stelle zurück, ſchüttelte einigen Sand durch ein feines Sieb, prüfte ihn aufmerkſam, klaubte noch einige grobe Körner heraus und warf ihn dann auf den Mörtel, den ſie aufs Neue mit der Kelle zu drehen und zu durchwühlen begann. Dann wandte ſie ſich wieder mit der Frage: Iſt es ſo gut? an Marſon, welcher nach einem flüchtigen Blicke ein Ja hinwarf. Sie ſtellte die Kufe in ſeine Nähe zur Rechten und ſetzte ſich dann auf einen Schemel neben ihn, ſo daß ſie ihm auf den Pinſel ſehen konnte, der eben auf dem friſch aufgetragenen Gemäuer Einiges nachholte und die unſcheinbaren Ritzen zwiſchen der heutigen und der früheren Arbeit noch unſcheinbarer zu machen ſuchte.

Guten Morgen, Herr Marſon! Guten Morgen, Fräulein Betty! rief Normann.

Marſon erwiderte den Gruß mit einem freundlichen Kopfnicken; Betty reichte ihm über die Schulter die Hand voll Mörtel hin, lächelte und kehrte ſich ſogleich wieder der Arbeit zu.

Betty, lispelte er ihr ins Ohr, ich habe Ihnen allerlei Wichtiges zu ſagen.

Ein abwehrendes St! war die einzige Antwort.

Jetzt gehört ſie wieder ganz ihrer Kunſt, dachte Normann — du mußt dich daran gewöhnen. Er ſah ſich um und betrachtete die Medaillons an den Wänden des Saales, die Marſon bereits mit Freskomalereien ausgefüllt hatte, ſämmtlich mit Kompoſitionen nach deutſchen Balladen. Die Bilder waren mit viel Geiſt und Phantaſie aufgefaßt; ſie hatten alle etwas Großes und Kühnes in ihrem Charakter — aber es fehlte ihnen das Liebliche, Traute, ſelbſt wo es der Gegenſtand verlangte. Wie glühend auch die Farben glänzten, die Geſichter und Geſtalten waren todt, unheimlich, erloſchen. Sie ſahen aus wie die Geiſter oder Geſpenſter der Perſonen, die ſie vorſtellen ſollten. Wo der Gegenſtand an ſich unheimlichen oder geheimnißvollen Charakters war, wie z. B. in Goethe's Erlkönig oder Braut von Korinth, wurde er unter Marſons Pinſel wild, beinahe verzerrt. Ich verſtehe nichts von Malerei, ſagte ſich Normann — aber es ſcheint mir doch, daß ich Recht habe und daß Marſon nicht der Mann iſt, der deutſche Poeſie im Bilde reproduziren könnte. Aber dieſes gewiſſe Unheimliche war es eben, was Marſon von ſo vielen anderen Malern unterſchied und ihm ſchnell einen Namen machte. Wie die anderen, trug auch ſchon das halbvollendete Bild, das er jetzt malte, des Goldſchmieds

Töchterlein von Uhland, dieſen Charakter. Der Ritter mit dem Ring in der Hand ſtand ſchon da, aber mit einem Lächeln, vor dem es der Braut, „der Helene lieb, Helene traut,“ hätte grauen müſſen.

Betty ſchien das Bizarre in der Auffaſſung und die Mangelhaftigkeit der Kunſt Marſons nicht aufgefallen zu ſein, denn als dieſer plötzlich aufſtand und die Leiter hinabſtieg, um einen Spaziergang durch den Garten zu machen — er konnte nicht anhaltend arbeiten, ohne von Schwindel erfaßt zu werden —, rief Betty, immer noch die friſche Arbeit betrachtend: Welch ein Meiſter! Mein Gott, welch ein großer Meiſter! Dann ſtand ſie auf, und auf die Medaillons deutend, fügte ſie hinzu: Normann, betrachten Sie dieſe Fresken genau — ich habe nie eine originellere und kühnere Arbeit geſehen. Die Freske, das iſt doch die eigentliche Malerei, die großartigſte. Ich ſehe heute zum erſten Mal al fresco malen und bin wie berauſcht. Ich muß den Vatikan und die ſixtiniſche Kapelle ſehen — und den Palazzo del Te und die Kirche von Orvieto; ich muß! Sie hätten Marſon hören ſollen, wie er mir von all Dem erzählte! Ich weiß jetzt erſt, was ich zu ſehen habe und was ich zu lernen habe. Man muß fort, man muß in die Welt! man muß ſehen und leben! Das iſt kein Leben, wie wir es hier zu Lande führen.

Und wie wollen Sie Das alles bewerkſtelligen? fragte Normann traurig.

Ich weiß es nicht; jedes Mittel iſt mir recht. Aber ich muß, ich muß! Ich bleibe nicht länger im Hauſe, wie ein Hamſter. Betty rief Das alles, während ſie mit den Armen heftige Bewegungen machte, mit einer Stimme voll Fanatismus und zugleich mit einem Ausdruck der Bitterkeit um den Mund, der Normann um ſo ſchmerzlicher traf, als es ihm vorkam, daß dieſe Worte zugleich einen Vorwurf gegen ihn enthielten. Er ſagte ſich, daß er ſich nicht getäuſcht habe, als Betty nach einiger Zeit fortfuhr:

Sie, Normann, begreiſe ich nicht. Ich begreiſe einen Mann nicht, der ſich in kleinen, engen, erbärmlichen Verhältniſſen begnügt. O Gott! wäre ich ein Mann — wer weiß, an welcher Stelle Italiens ich heute ſchwelgen würde, in welcher unheimlichen Straße von Paris ich heute ein großartiges Abenteuer hätte! Ich bin kein Mann, aber doch — ich ſage es Ihnen, Normann — Kunſt und Leben werde ich durchwühlen, durchkoſten wie Einer!

Das war nicht der Moment, ihr von den Ausſichten auf ein ſtilles Glück zu ſprechen, die ſich ihm heute eröffneten und die ihn wie mit Flügeln hierhergetragen hatten. Ihre Hingebung und Rührung, die ihm geſtern in der dunkeln Allee den glücklichſten Augenblick ſeines Lebens geſchaffen, von dem ſein Herz noch immer nachzitterte, ſchienen in ihr ſelbſt nicht die geringſte Spur mehr zurückgelaſſen zu haben. Was ihm ein großes Lebensereigniß war, exiſtirte für ſie nicht mehr, ſie knüpfte daran nicht an, in ihrem Benehmen war nicht die geringſte Erinnerung an ein Ereigniß, das wie eine Verlobung, ein höchſtes Gelöbniß ausſah. Er würde empört geweſen ſein, wenn er nicht eben dieſe Wahrhaftigkeit, die ſich bis zur Grauſamkeit ſteigern konnte, als einen Theil ihres Weſens geliebt hätte. Wie ſie ihm geſtern ſagte, daß ſie ihn liebe, ſo ſagte ſie ihm jetzt, daß ihr jedes Mittel recht ſei, ihn zu verlaſſen. Was kann man Höheres verlangen, als Wahrheit? Normann fühlte, daß er ſie in dieſer Grauſamkeit noch inniger liebe, aber deſto trauriger machte ihn dieſes Bewußtſein. Sein nachdenkliches Schweigen, das ihren lauten Ausbruch beantwortete, brachte ſie ein wenig zur Beſinnung; ſie ſah ihm ins Geſicht und erſchrak vor der tiefen Trauer, die es umhüllte.

Sie legte den Arm um ſeinen Nacken und flehte: Normann, kommen Sie mit mir! Komm mit, mein Freund! verlaß mich nicht! Wir wollen zuſammen die Welt durchziehen als treue Freunde und von einander nicht laſſen und lernen und uns alles Schönen freuen.

Das oberſte Ende der Leiter erzitterte; es kam Jemand.

Normann entzog ſich ſanft ihren Armen. Er war froh, ihr jetzt nicht antworten zu müſſen. Marſon, der heraufſtieg, warf einen prüfenden Blick auf die Beiden, und ein etwas ſpöttiſches Lächeln flog über ſeine Lippen.

Jetzt den friſchen Mörtel; er wird ſich ſchon geſetzt haben! rief er, halb ſcherzend, halb mit Ernſt gebietend.

Er ſetzte ſich an ſeinen Platz, während ihm Betty unwillkürlich gehorchend den Mörtel reichte. Normann ſetzte ſich auf die Bretter des Gerüſtes und ſtellte die Füße auf die Sproſſen der Leiter, dem Maler halb zu-, halb abgewandt, Betty beobachtend und zugleich ihre Worte und ihren Seelenzuſtand bedenkend. Noch zitterten ihre Hände vor Aufregung, doch that ſie Alles, was ihr Marſon gebot, mit Aufmerkſamkeit und auf das Pünktlichſte. Da er den Mörtel anfügte und ſchnell die Farben ergriff, um ſie dem naſſen Grunde aufzuſetzen, hafteten ihre Augen auf der Stelle, die er eben behandelte, und Normann dachte: Jetzt hat ſie wieder mich und meine Liebe und die Welt vergeſſen, und er könnte ſie behandeln wie ſein Eigenthum, wie ſeine Sklavin.

Er glitt die Leiter hinab und ging in den Pavillon, wo er Louiſen zu finden hoffte. Er ſehnte ſich nach ihr; ihre Gegenwart, ihr Wort hatten immer etwas Beruhigendes, Tröſtliches für ihn; er war ihrer Theilnahme ſo gewiß. Jetzt wollte er auch die Abreiſe aus dem Schloſſe mit ihr beſprechen; man ſollte entweder in die Stadt zurückkehren oder die Wanderungen und Studien nach der Natur, die der urſprüngliche Zweck dieſes Ausfluges geweſen, fortſetzen. Wie ſehr es mit ſeinem Vorſatze und ſeinen Anſichten übereinſtimmte, Betty vollkommen frei gewähren zu laſſen, erſchien er ſich doch ſchwach, wenn er in die Vorgänge und heftigen Bewegungen, die er in ihrem aufgeregten Innern beginnen ſah, nicht thätig eingriffe. Wollte er ihr ſeine Liebe nicht aufdringen oder abbetteln, ihrer beweglichen Natur nicht eine drückende Stätigkeit aufzwingen, ſo durfte er doch das Seinige thun, um ſie einer Atmoſphäre zu entziehen, die ihr das Fieber gab, und Berührungen von ihr fern halten, die ihm verderblich dünkten. Vor Tycho Marſon hatte er eine wahre Angſt. Einen Kampf von Mann gegen Mann hätte er mit Freuden beſtanden und wie eine Befreiung angenommen; aber dieſer Geheimnißvolle, ob er nun ſprach oder ſchwieg, machte ihm den Eindruck eines Geſpenſtes, das ſich der faſſenden Hand entzieht. Er wirkte auf Betty, und gewiß nicht allein durch ſeine Kunſt; ſie erlag ihm, ſie war in ſeiner Gewalt, als wäre dieſe eine magnetiſche. Normann ſagte ſich: Es iſt eine Erfahrung; ich lerne einen Winkel des weiblichen Herzens kennen; ich muß wie ein kluger, liebender, beſorgter Ehemann handeln; ich darf nicht rauh und mit Machtſprüchen auftreten — ich muß nur ſtörende Elemente entfernen. Dieſe Reflexionen, zu denen er ſich zwang, gaben ihm eine gewiſſe Ruhe wieder, doch ſeufzte er tief bei dem Gedanken, daß er zu ſolchen Sorgen und Ueberlegungen gezwungen ſei, kaum achtzehn Stunden nach jenem glücklichen Momente, da er ſeine Geliebte für ewig zu halten glaubte.

Er fand Louiſen nicht. Eine Kammerjungfer ſagte ihm, daß Gräfin Catherine ſie ins Städtchen entführt habe und daß die Beiden wahrſcheinlich erſt zu Tiſche zurückkommen würden. Normann ging in die Bibliothek, betrachtete die Bücherrücken, ſchlug einige alte Bücher auf, konnte es aber zum Leſen nicht bringen, wie einladend auch Pulte, Sopha's, Armſtühle in dem kühlen Saale aufgeſtellt waren. Wieder machte er einen Spaziergang durch den Garten, und wieder ſtand er vor der Treppe, die in den großen Saal und zu den Fresken führte. Als er in den Saal trat, hörte er Betty auf dem Gerüſte, die in die Hände ſchlug und wiederholt ausrief: Ich bin es! Ich bin es!

Normann ſtieg die Leiter hinauf; ſie ſtreckte ihm die Hand entgegen, um ihm raſcher hinauf zu helfen, und rief dazu mit glühenden Wangen: Kommen Sie ſchnell und ſehen Sie!

Normann betrachtete die Freske, auf die Betty deutete. Marſon hatte indeſſen den weiblichen Kopf des Bildes vollendet;

Goldſchmieds Töchterlein ſollte offenbar keine Andere ſein, als Betty ſelbſt. Die Aehnlichkeit war auffallend, und doch welch ein Unterſchied! Normann ſchauderte es, wie er den Kopf betrachtete. Es war Betty, aber nicht die blühende, holde Mädchengeſtalt, die vor ihm ſtand, ſondern Betty nach einem jahrelangen Leben voll Leiden und Leidenſchaften, Betty verwelkt und verblüht, aber doch unendlich ſchön.

Nein, Betty, Das ſind Sie nicht, ſagte Normann mit zuſammengezogenen Augenbrauen, Gott bewahre, daß Sie es jemals ſeien!

Das iſt Fräulein Betty, wie ſie ſein ſoll, ſagte Marſon beſtimmt und beinahe herausfordernd, ſo ſieht ſie das Auge des Künſtlers in der Zukunft, und ſo wird ſie, wenn ſie das Leben, der Divination nachhinkend, vollendet. So wird ſie freilich nicht, wenn ſie auf einem Flecke, in einer Provinzialſtadt ſitzen bleibt und einförmig einen Tag wie den anderen abſpinnt. Erſt das Leben, das Glück und Unglück, bringt die geheimſten Züge der Seele auf das Geſicht, erſt das Leben meißelt es aus und ſchreibt in maleriſchen Charakteren eine Geſchichte hinein. — Glauben Sie — rief er mit erhöhter Stimme, indem er vom Sitze aufſtand und Betty ins Geſicht ſah — glauben Sie, es ſei dieſes Kind mit runden Wangen, das mich ſo mächtig anzieht, in deſſen Herz ich all meine Kunſt überpflanzen möchte? — nein, es iſt dieſes Weib, das ich hierher gemalt und das ich in dieſem Kinde entdeckt habe.

Normann fühlte das Bedürfniß, das Pathos des Malers etwas zu dämpfen, und um den Eindruck, den es auf Betty gemacht, zu verwiſchen, ſagte er, die Achſel zuckend und etwas lächelnd, leicht hin: Indeſſen ſcheint mir die Geſchichte, die Sie mit maleriſchen Charakteren, die Zukunft errathend, in dieſes Geſicht gemalt haben, nicht die heiterſte, nicht eben viel von Glück erzählend.

Glück und Unglück ſind Worte, ſagte Marſon wegwerfend; unter Glück verſteht man meiſt die Ruhe, in der unſere beſten

Kräfte verſammeln. Es iſt die Frage: was arbeitet an uns? Was macht etwas aus uns? Es iſt meiſtens Das, was man Unglück nennt und was oft gar nichts Anderes iſt, als Bewegung, Denken, Fühlen, Kampf, das Leben. Ich habe Männer gekannt, die ſich wenig darum kümmerten, ob ſie ein Weib glücklich oder unglücklich machten — ſie machten ſie leben. — Aber Das alles gehört nicht hierher — fügte der Maler lächelnd hinzu — Herr Normann hat meine Künſtler-Eitelkeit gereizt und mich ſo weit gebracht, daß ich mich mit Paradoxen und Uebertreibungen vertheidige. Fräulein Betty, es iſt Feierabend — wir können heute zufrieden ſein, wir ſind fleißig geweſen, und Sie haben etwas gelernt.

So ſprechend, verneigte er ſich und ſtieg die Leiter hinab.

Betty ſetzte ſich auf ihren Schemel, ſah bald das Bild an, bald vor ſich hin und ſagte dann, als ob ſie nur unwillkürlich ihre Gedanken in Lauten ausdrückte: Man ſollte nicht glauben, daß die Menſchen Geſchöpfe Einer und derſelben Gattung ſind. Wie verſchieden ſind ihre Anſichten vom Leben, und wie verſchieden iſt ihr Leben ſelbſt! Der Eine fühlt ſich im Hauſe behaglich, wie eine Schnecke, der Andere muß wie ein Hirſch oder ein Löwe oder ein Adler leben, in voller Freiheit und Wildniß. — Wenn ich Sie und Marſen vergleiche . . .

Der Vergleich fällt nicht zu meinem Vortheil aus — ich bin jedenfalls die Schnecke im Hauſe.

Betty faßte ſeine Hand und ſah ihm mit feuchtem Blicke ins Auge. Fürchten Sie keinen Vergleich, Normann, ſagte ſie weich. Sie liebe ich, und ich weiß, was mir Ihre Liebe werth iſt, ich weiß auch, wie hoch Sie über Allen ſtehen, die ich kenne. Seien Sie nicht böſe — ich bitte Sie darum, weil es mir ſcheint, als hätten Sie ein Recht, mir böſe zu ſein, obwohl ich ſelbſt nicht weiß, warum. Es iſt mir, als hätte ich ſeit geſtern Jahre durchlebt, als wäre ein Gedränge von Ereigniſſen und Erlebniſſen in mir und um mich. Ich möchte fort und bin wie an Eine Stelle gebannt; ich ſehe nicht klar, ich weiß nicht, was ich will, und fürchte auch, es zu wissen. Ich bin an Sie gebunden, lieber Normann ...

Nein! rief Normann.

Ja, ich bin es, ich will es sein. Sagen Sie mir, lieber Freund, was haben Sie für uns Beide ausgedacht, was denken Sie über unsere Zukunft?

Normann hielt den Augenblick für günſtig, ihr die Mittheilung zu machen, die er ihr ſchon dieſen Morgen hatte machen wollen; er ſetzte ſich zu ihr auf den Schemel Marſons, legte ſeine Hand auf die ihre und erzählte ihr in wenigen Worten, welche Anträge ihm der Graf gemacht, und machte ſie darauf aufmerkſam, wie ihnen Beiden hier das Material zum Aufbau eines glücklichen, ſchön ausgefüllten Lebens gegeben ſei.

Und Sie könnten ſich für Ihr Leben hier einſchließen laſſen? fragte Betty mit mutloſer Stimme.

Vielleicht nicht fürs Leben, fuhr Normann fort, nach einigen Jahren arbeitsvoller Zurückgezogenheit, wenn ich in der Wiſſenſchaft etwas geleiſtet habe, könnte ich vielleicht einen höheren und weiteren Flug nehmen. Inzwiſchen hätte ich einen ſchönen Wirkungskreis, in dem ich Gutes thun könnte, ich hätte Pflichten zu erfüllen und könnte meiner Wiſſenſchaft leben — was kann ein Mann mehr verlangen? Das Schickſal kommt mir ſo gütig entgegen, als ich es nur erſehnen kann.

Betty entzog ihm ihre Hand, ſchlug die Arme über die Bruſt zuſammen und ſtarrte in die Luft. Plötzlich ſprang ſie auf, fuhr ſich mit beiden Händen in die Schläfe und rief wie verzweifelnd: Nein, nein! ich kann es nicht! Lieber in Elend und Jammer durchs Leben geſchleppt werden, als dieſen frühen Tod!

Sie ſtand am Rande des Gärtchens und ſah hinab in die Tiefe. Ich thue wohl am Beſten, ſchrie ſie, ich ſtürze mich hier hinab, dann hat Alles ein Ende.

Normann faßte ſie um den Leib und zog ſie zurück. Betty, ſagte er, ich werde Ihnen mit Einem Worte Ihre Ruhe wiedergeben: Sie lieben mich nicht!

Betty ließ ihren Kopf auf ſeine Bruſt fallen und weinte bitterlich.

Ein Kabriolet fuhr in den Hof, das Louiſen und die junge Gräfin zurückbrachte; bald darauf ertönte die Glocke, die zum Mittageſſen einlud.

V.

Des Abends glänzte der Pavillon ſo hell erleuchtet wie geſtern, doch war er verhältnißmäßig leer. Es waren nur einige Herren aus der Nachbarſchaft gekommen, die ſich nach kurzer Zeit aus dem Saale verloren und in die Nebenzimmer zurückzogen, um zu ſpielen. Normann ſprach mit dem Grafen; er war blaß, aber ruhig und geſammelt. Louiſe war in den Flitterſtunden einer Mädchenfreundſchaft und ſchritt Arm in Arm, lachend und ſcherzend mit der Gräfin Catherine im Saale auf und ab. Sie war ſo froh, daß heute nicht getanzt wurde und daß man ſo gemächlich hier herum ſpazieren und plaudern konnte. Betty, die ſchweigſam neben den beiden Mädchen einher ging, wünſchte im Gegentheil den Lärm und die Bewegung des geſtrigen Abends zurück. Sie hätte ſich ſo gern in den Tanz geſtürzt und ſich betäubt und aufgeregt; es fiel ihr auf, daß ſie ſich nach Aufregungen ſehnte, und ſie fühlte ſich ganz einſam und blieb, langſamer gehend, bald hinter den anderen Mädchen zurück, ſo daß ſie am Ende allein im Saale umher ging. Normann näherte ſich ihr und gab ihr den Arm — aber ſie ſprachen nichts. Der Graf, der in die Spielzimmer gegangen war, kam nach einiger Zeit mit offenbar unzufriedener Miene zurück und ſetzte ſich zu einer alten Dame, die eben angekommen war. Nur um etwas Abwechslung in ihren ſtummen Spaziergang zu bringen, lenkte ihn Normann den Spielzimmern zu. Das erſte Zimmer war leer, eben ſo das zweite; ſie traten in das dritte, eine Art größerer Rotunde. Da ſtanden die Herren alle um einen großen Tiſch herum; in der Mitte ſtand Marſon und hielt die Bank.

Unbeweglich ſtand er da, nur auf die Bank und auf die Karten ſehend; mit unzerſtörbarer Ruhe warf er das Geld dem Gewinnenden hin oder ſtrich er das Gewonnene ein. Nur von Zeit zu Zeit erhob er den Blick und ließ ihn fragend über die Spielenden gleiten. Er war bleich wie ein Todter; manchmal zuckte ſein rechter Mundwinkel und warf eine Falte bis hinauf zum Auge. Betty zuckte bei dieſem Anblicke zuſammen; Normann ſah ſie an, ihre Lippe zitterte. Er wollte ſie fortführen, aber ſie ſtand wie feſtgewurzelt und ſtarrte Marſon unausgeſetzt an. Sie beugte ſich vor, ihre Augen öffneten ſich weit, und man hätte ſchwer errathen können, ob ſie mit Entſetzen oder Begier blickte. So vorgebeugt, ſtand ſie eben ſo unbeweglich wie Marſon in ſeiner aufrechten Stellung. Sie ſchien verſteinert, wie von einem magiſchen Anblick gefeſſelt. Normann erſchrak, wie er ſie ſo ſah, und wollte ſie fortziehen; dieſe Bewegung weckte ſie nur, und ſie hauchte, wie aus dem Traume ſprechend: Ich möchte mitſpielen! — Normann zog ſie mit Gewalt in den Saal zurück; dort angekommen, verließ ſie ſeinen Arm und faßte die Hand Louiſens. Louiſe, ſagte ſie halb leiſe — gehe hinein und nimm mich mit — ſieh dir Marſon an, wie er ſpielt — er ſieht ſchauderhaft aus und wunderbar ſchön!

Auf ein Zeichen Normanns wich Louiſe nicht vom Platze. — Betty ſah der Thür entgegen. Da kamen die Herren heraus. Der Graf hatte dem Spiele ein Ende gemacht und trat nun mit Marſon durch die Thür.

Sie haben Unrecht gehabt, ſagte dieſer zum Grafen in dem Augenblicke, da er an Betty vorüber ging, ohne ſie zu ſehen — ich war en veine — Sie haben meine Bank koupirt.

Sie wiſſen, erwiderte der Graf, ich liebe es nicht, daß man Landsknecht bei mir ſpiele.

Aber ich war eben im Zuge — Coeur-König war mein, alle Könige waren drin — fuhr Marſon fort, ohne rechts oder links zu achten, immer noch in ſein Spiel vertieft und auf ſeine Hände ſehend, als wären es die Karten, von denen er ſprach.

Der Graf wandte ſich ab; Marſon fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und in die Haare, blickte um ſich und lächelte. Dann näherte er ſich Betty, machte ihr Vorwürfe, daß ſie gelangweilt ausſehe, reichte ihr den Arm und ſagte, er müſſe ſie mit Erzählungen zerſtreuen. Louiſe, die geſtern unruhig war, ſo oft ſie ihre Schweſter mit dem Maler allein wußte, ſah ſie heute unbeſorgt an ſeinem Arme, des Momentes in der Allee gedenkend, der alle ihre Beſorgniſſe und Zweifel niederſchlug.

Während man am nächſten Morgen beim Frühſtück zu Tiſche ſaß, fuhr ein Wagen in den Hof.

Da iſt er! rief der Graf.

Man ſah hinaus; der alte Hagener ſaß im Wagen. Die ganze Geſellſchaft ſtürzte ihm entgegen; Normann half ihm herab, während die Mädchen ſeine Hände mit Küſſen bedeckten. Betty warf ſich dann an den Hals des Grafen und dankte ihm in den herzlichſten Worten für dieſe Ueberraſchung. Man begab ſich mit dem Neuangekommenen wieder an den Frühſtückstiſch, und der Graf ſetzte ſeine Abſichten mit der ganzen Geſellſchaft aus einander. Der alte Hagener, dem ein Landaufenthalt nur gut thun könne, ſolle den Sommer mit ſeinen Töchtern auf dem Schloſſe verbringen und während der Zeit mit Betty mehrere landſchaftliche Dessus-de-portes malen. Betty werde außerdem bei Marſon eine gute Schule durchmachen. Sie werde unter ſeiner Leitung Köpfe und Figuren malen; wolle ſie Studien nach der Natur machen, ſo habe ſie hier in Wald und Bergen Gelegenheit genug. Louiſe iſt ſeiner Tochter eine liebe und willkommene Geſellſchaft; ſie werden mit einander leſen, arbeiten, muſiziren. Normann bleibt noch einige Tage, kehrt dann in die Stadt zurück, löst ſein Verhältniß zu dem Hauſe und beginnt ungeſtört ſeine Studien, um ſo bald als möglich ſein Examen zu machen und den Doktor-Hut zu empfangen. Er könne, wenn ihm Das behage, ſeinen Studien auch hier im Schloſſe, in der Einſamkeit des Landlebens obliegen; er werde immer ein ſehr willkommener Gaſt ſein, ja der Graf wünſche es ſehr, daß er dieſe Zeit hier zubringe, denn ſein Sohn werde bald von der Univerſität zurückkehren, und es ſei doch gut, daß ſich die beiden jungen Männer kennen lernen und Freunde werden, ehe ſie die gemeinſchaftliche Reiſe anträten. Der Graf bat ihn ſogar, die Sache ſo einzurichten, daß Dieß ermöglicht werde. Der alte Hagener fand den ganzen Plan vortrefflich; Betty wagte ihren Beifall nicht laut zu erkennen zu geben; Normann nickte ſchweigend, und die Gräfin Catherine umarmte Louiſen aus Dankbarkeit, ſich nicht von ihr trennen zu müſſen. Alles ſchien ſo glücklich als möglich. Der alte Hagener dankte Herrn Marſon, der zufälligen Begegnung mit ſeinen Kindern dadurch, daß er ſie ins Schloß geführt, eine ſolche Wendung gegeben zu haben, und drückte ihm ſeine Freude aus, einen ſolchen Künſtler, von dem er ſchon ſo viel Schönes geſehen, kennen zu lernen.

An Arbeit war heute nicht zu denken, um ſo weniger, als ſich Marſon müde erklärte. Man brachte den alten Papa in den Schloßflügel, der für ihn und ſeine Kinder eingerichtet war, damit er von der Reiſe ausruhe. Was unternehmen? Sollte man den ſchönen Sommertag ſo vorübergehen laſſen? Gräfin Catherine ſchlug einen Ausflug ins Land vor, und während die Fräulein Hagener den von ihrem Vater mitgebrachten Kleidervorrath benutzten, um friſche Toilette zu machen, ſpannte man im Hofe zwei amerikaniſche Trotter vor einen ſogenannten Jourgon, welcher der ganzen jungen Geſellſchaft Platz genug bot. Der Schicklichkeit wegen wurde eine alte Franzöſin, eine ehemalige Gouvernante, die wie ein Geiſt alter Zeiten in der Tracht aus der Reſtauration im Hauſe umher ſchlich, eingeladen, die Partie mit zu machen. Der Wagen brauſte durch das Städtchen, und wer ihn ſo dahin fahren ſah, glaubte die glücklichſte Geſellſchaft der Welt zu ſehen. Waren es nicht junge Herzen, die in den herrlichſten Sommertag hineinfuhren? Und in der That war die Stimmung eine ziemlich heitere. Junge Gemüther ſind ſo. Waren ſie vor wenigen Momenten noch ſo heftig und ſchmerzlich aufgeregt — ſie haben es bald wieder zu einer gewiſſen Ruhe und, kommt eine fröhliche Veränderung dazu, zu einer gewiſſen Heiterkeit gebracht. Es fehlt ihnen eben die Erfahrung über die fern gehenden Wirkungen ſolcher Momente; ſie haben ſolches Unglück noch nicht erlebt und glauben im Grunde nicht daran. Ja, wie den alten, abgelebten Menſchen eine große Aufregung erfreut, weil er in ihr ein Zeichen der Lebensfähigkeit, ſogar einen Beweis von Kraft erblickt, ſo erfreut ein ſeeliſches Erlebniß, und ſehe es noch ſo ſehr einem unglücklichen ähnlich, die Jugend; ſie fühlt, daß ſie zu leben anfange. Auch auf dieſe Weiſe prüft die Seele ihre Flügel, und es kommt das dunkle Bewußtſein hinzu, daß man einen Schritt vorwärts gethan habe. Man empfindet ein wohlthätiges Gefühl, wie beim Schluchzen nach heftigem Weinen, ſogar eine Art von Befriedigung. Denn wie jener Märchenheld die Sehnſucht hat, die Furcht und das Grauſen kennen zu lernen, ſo hat die Jugend eine tiefe Sehnſucht nach der Bekanntſchaft mit dem Schmerze.

Doch war es viel mehr Normann, der dieſes ſchmerzlich ſüße Gefühl empfand, als Betty, obwohl dieſe ihrer Natur nach fähiger war, von Schmerz zu Freude, von Gegenſatz zu Gegenſatz überzugehen. Sie war eben in Zwieſpalt mit ſich, während Normann klar wußte, was er fühlte und litt. In Betty's Gemüth hatten die Worte Normanns: Sie lieben mich nicht, die ſie beruhigen ſollten, eine Oede zurück gelaſſen. Die beiden anderen Mädchen waren heiter in der erſten Unbefangenheit der Jugend; Tycho Marſen war ruhig und freundlich und machte den Cicerone der Gegend, die er wandernd ſchon hundert Mal durchſtrichen hatte. Louiſe liebte es, ihn über ſeine Vergangenheit auszufragen und ihn erzählen zu laſſen — nicht aus Neugierde oder perſönlichem Intereſſe, ſondern aus Liſt. Sie war überzeugt, daß er bei Enthüllung ſeiner Vergangenheit, die um ſo geheimnißvoller war, als er von der fabelhaften Inſel ſtammte, nur verlieren könne, und ſie wünſchte bei all ihrem ſonſtigen Wohlwollen für alle Menſchen nichts ſo ſehnlich, als daß er jeden Nimbus verliere. Aber ſie erreichte ihren Zweck nicht. Marſen beſchrieb nur mit großer Lebhaftigkeit die Wunder und Herrlichkeiten ſeiner Heimat, die großartigen Felſenufer, die feuerſpeienden Berge, die beiden Geiſer u. ſ. w. und erzählte dann, wie er, der Sohn eines freien Bauers, eines Abkömmlings jener alten Normannen, welche die Inſel in Beſitz genommen, vom Gouverneur hervorgezogen und nach Kopenhagen geſchickt worden, wie die däniſche Regierung ſich ſeiner angenommen und, mit Empfehlungen an ſeinen Landsmann Thorwaldſen ausgeſtattet, ihn nach Rom geſchickt — wie er da, um ganz unabhängig zu leben, der Regierung ihre Penſion mit Dank zurückgegeben und ſich arbeitend durchs Leben geſchlagen habe. Daran knüpfte er allerlei Scherze, wie ihm der Zufall, ein Isländer zu ſein, überall gut gedient habe, wie ihm deßhalb alle Thüren offen geſtanden und er überall intereſſant geweſen. Einen Isländer, ſagte er, ſtellen ſich die Einen wie einen Samojeden oder Lappländer, die Anderen wie einen Recken oder Helden aus der Edda vor. Die nordiſchen Urzeiten, glauben dieſe, hätten ſich in unſerem Eiſe bis auf dieſe Tage friſch und ohne Umwandlung erhalten. Ach! wir ſind moderne Menſchen, wie die Anderen, haben dieſelben Leiden und Leidenſchaften, dieſelben großen und erbärmlichen Wünſche. Die Kultur hat auch uns beleckt. Freilich haben wir etwas Beſonderes, etwas, das uns, wie jeder Pflanze, vom Boden anhängt. Unter Schnee und Eis wühlt bei uns ein ewiges, unverlöſchliches Feuer, das ſüdlich ſchöne Oaſen ſchafft und furchtbare Verheerungen anrichtet.

Gleichgültig, ob es bergauf- oder bergabwärts ging, die Trotter flogen unaufhaltſam dahin, nach den Anweiſungen, die Matſon von Zeit zu Zeit dem Kutſcher zurief. Schloß und Städtchen waren längſt verſchwunden, die Gegend hatte einen ganz anderen Charakter angenommen. Man war in einem unanſehnlichen Hügelland, das mit Föhren bedeckt war, nur hier und da zeigte ein angebautes Feld ärmliche Saat von Kartoffeln oder Buchweizen; aus den flachen Thalſohlen glänzten kleine Teiche, ohne Abfluß, mit hohem Schilfe bekränzt. In einem öden, rings vom Walde eingeſchloſſenen Thalwinkel lag ein Dorf, das aus ärmlichen Hütten beſtand; es machte den Eindruck, als wollte es ſich verbergen. Auch führte kein ordentlicher Weg dahin, und der einſame Pfad, der es mit der Landſtraße in verſchiedenen Windungen verband, war vielfach mit Gras bewachſen und vernachläſſigt.

Wir wollen hier ausſteigen, ſagte Marſon, und das Dorf beſuchen — es wird Sie intereſſiren, beſonders Sie, Herr Normann — es iſt das alte Proteſtantendorf.

Proteſtanten, hier zu Lande? rief Betty, Das iſt in der That höchſt intereſſant; wir ſind auch Proteſtanten, Papa und ich und Louiſe!

Wirklich? fragte Marſon — wie kommt Das? Hier in dieſem erzkatholiſchen Lande!

Papa iſt ja aus Hannover eingewandert und hat unſere ſelige Mutter, ſeine Jugendliebe, hierher nachkommen laſſen, um ſie zu heirathen.

Da ich als Isländer auch proteſtantiſch bin, ſagte Marſon, ſo iſt es wohl unſere Pflicht, die Glaubensgenoſſen in ihrer Verlaſſenheit zu beſuchen.

Betty war im Grunde ſehr wenig religiös geſtimmt; aber ſie empfand jene Theilnahme, die man für eine Genoſſenſchaft immer empfindet, ſelbſt wenn man nur äußerlich zu ihr gehört. Hier kam noch das beſondere Intereſſe hinzu, daß das Dorf eine Ausnahme, eine beinahe unbekannte Ausnahme in dem durch und durch katholiſchen Lande war, und die ganze Geſellſchaft war gleich begierig, dieſe Merkwürdigkeit kennen zu lernen. Mit raſchen Schritten näherte man ſich den Hütten, und aufmerkſam horchte man Marſon, der noch einige Auskunft zu geben wußte. Die Bewohner dieſes Dorfes ſind Abkömmlinge der alten Huſſiten, ſpäteren Utraquiſten, welche die Kalviniſche oder die Augsburger Lehre — ſie wiſſen ſelbſt nicht, welche — angenommen haben. Man weiß nicht, ſind ſie, ſchon hier ſeßhaft, den Verfolgungen entgangen, oder haben ſie ſich erſt hierher gerettet, als die Ausrottung begonnen. Die umwohnende katholiſche Bevölkerung hat eine große Scheu vor ihnen, und ſie ſelbſt meiden jeden Umgang mit den Kindern ihrer Verfolger. So leben ſie in vollkommener Abgeſchiedenheit — meiſt als Kohlenbrenner, hier und da auch in einzelnen Hütten mitten im Walde. Ausführlicheres konnte Marſon nicht berichten; man hoffte, im Dorfe mehr zu erfahren.

Je näher man dem Dorfe kam, deſto trübſeliger wurde ſein Anblick. Auf einer ſchiefen Ebene, die ſich dem Walde entgegen hob, lagen die ſtrohbedeckten Hütten ordnungslos ausgeſtreut, ſchmutzig, beinahe ganz ſchwarz von Kohlenſtaub. Zwiſchen den Hütten ſtanden einzelne Kiefern inmitten von Feldern, die ſichtlich nur mit dem Spaten bearbeitet und deren weiße Kartoffelblüthen, wie die Hütten, von Kohlenſtaub bedeckt waren. Durch das ölgetränkte Papier, welches die Fenſterſcheiben erſetzte, blickte überall die nackteſte Armuth. Die Kinder, die, kaum in Fetzen gehüllt, vor den Thüren ſpielten, flüchteten ſich erſchrocken, oft ſchreiend beim Anblicke der Fremden. Auch die Weiber, welche die Kartoffelfelder umgruben, ſchienen ſich hinter den Stauden verbergen zu wollen und vertieften ſich in ihr Geſchäft, ſobald ſie merkten, daß einer der Fremden ſie anſprechen wollte. Männer konnte man nirgends entdecken; ſie waren wahrſcheinlich im Walde bei ihren Meilern.

So durchſchritt die Geſellſchaft beinahe das ganze Dorf, Anfangs mehr erſchrocken als gerührt von dem Elend, das hier überall ſie anſtarrte.

Auskunft werden wir, wie es ſcheint, hier nicht viel erhalten, ſagte Normann.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, erwiderte Marſon, wir müſſen nur den Prediger zu entdecken trachten; dieſe ſtarrſinnigen Ketzer werden doch einen Prediger haben.

Gräfin Catherine, die man dazu aufforderte, war nicht zu bewegen, ſich einer der Frauen zu nähern, um ſie in der Sprache des Landes nach der Wohnung des Predigers zu fragen; ſie hatte zu große Angſt vor den ſcheuen Blicken dieſer Weiber.

In anderen proteſtantiſchen Dörfern, ſagte Marſon, erkennt man das Haus des Paſtors an ſeinem vorzugsweiſe idylliſchen und behaglichen Ausſehen; das fällt hier weg; alle dieſe Hütten ſind höchſt armſelig. Ein Tempel, eine Kirche iſt auch nicht da. Woran ſoll man die Paſtorwohnung erkennen?

Vielleicht an ihrem ausgezeichneten Elend, ſagte Normann.

Das iſt eine Idee! Am Elendeſten ſcheint mir die Hütte dort am Eingange des Waldes. Sie wäre längſt zuſammengeſtürzt, wenn ſie ſich nicht vorſorglich an die Kiefer gelehnt hätte.

Sie gingen der Hütte zu; aber da war keine menſchliche Seele zu ſehen. Marſon näherte ſich dem Fenſter, konnte aber durch das Papier nichts erblicken; er ſtieß mit dem Finger ein Loch hinein und legte das Auge an das Loch.

Da drinnen regt ſich etwas, das ausſieht wie ein Mann; ich will es herausbeſchwören. He! holla! heraus!

Ein kleiner, alter, ſchwächlicher Mann trat aus der Thür. Als er die Fremden erblickte, zog er raſch das ſchwarze Käppchen vom Kopfe und verneigte ſich tief, wobei er einen kahlen Scheitel zeigte, der von einem Kranze dünner, grauer Haare eingefaßt war. Sein Geſicht war hohl und eingefallen, aber kluge Augen warfen ein ſtechendes Licht aus buſchigen, noch dunklen Augenbrauen hervor. Den Leib hatte er in einen großen, aber vielfach geflickten und zerfetzten Kittel gehüllt, den er vorn mit beiden Händen, in denen die Kappe zitterte, zuſammenhielt. Er ſah ängſtlich um ſich und ſchien nicht den Muth zu haben, ſein Auge auf der Geſellſchaft ruhen zu laſſen.

Der ſieht ja aus, wie der Shakeſpeare'ſche Apotheker aus Romeo und Julie, ſagte Normann leiſe und zitirte die Verſe:

Der Hunger ſitzt in deinen hohlen Backen,
Noth und Bedrängniß darbt in deinem Blick,
Auf deinem Rücken hängt zerfetztes Elend,
Die Welt iſt nicht dein Freund, noch ihr Geſetz ...

Sie haben Recht, murmelte Marſon, der ſieht ſo aus, als ob er für Geld Vieles thun könnte.

Die ganze Geſellſchaft war eine Zeit lang in den Anblick des Mannes, des perſonifizirten Elendes, vertieft, während er den gebeugten Kopf hin und her bewegte und die Fußſpitzen der Fremden betrachtete.

Wo wohnt hier der Paſtor? fragte Marſon.

Ich bin es ſelbſt, gnädiger Herr! antwortete der Alte mit unterthäniger Stimme.

So? Sie ſelbſt? Wir ſind auch Proteſtanten, ich und dieſe Damen, und wir möchten gern etwas über die Gemeinde erfahren.

Wir ſind Proteſtanten, antwortete der Paſtor mit blöder Stimme.

Ich meine, wir wüßten gern etwas von der Geſchichte dieſer Gemeinde. — Wie alt iſt ſie? Woher ſtammt ſie? Wie kommt es, daß ſie ſich hier mitten im katholiſchen Lande erhalten hat? Iſt es wahr, daß ſie von Huſſiten abſtammt?

Der Paſtor verzog ſeinen Mund zu einem verlegenen Lächeln und ſtammelte wiederholt: Gnädiger Herr, wir ſind Proteſtanten.

Wo haben Sie ſtudirt, Herr Paſtor? fragte nun Normann.

Du lieber Gott! rief dieſer, ſtudirt! Seit lange haben wir keine ſtudirten Prediger. Wer ſollte ſie ſtudiren laſſen? Wir ſind ſo arm! Die Gemeinde wählt Denjenigen, der zur Arbeit am Wenigſten taugt — der lernt leſen und ſchreiben und lieſt ihnen die Bibel vor und traut und tauft und ſchreibt die Todten ein. Das thu' ich Alles.

Ohne Weihe? fragte wieder Marſon.

Doch nicht! erwiderte der Prediger, man hat mich nach der Stadt geſchickt, und der dortige Prediger, der das Recht dazu hat, legte mir die Hand auf, und die Regierung hat mich beſtätigt. Das alles habe ich ſchriftlich.

Und Sie haben ein Gehalt von der Regierung? fragte Marſon wieder.

Ein Gehalt! Du lieber Gott, ein Gehalt! er lachte heiſer und ſchüttelte den Kopf verneinend. Ich lebe von Dem, was der Gemeinde übrig bleibt, und ihr bleibt nichts übrig!

Die letzten Worte ſagte der Alte mit einer Art von Humor, legte beide Hände auf den Rücken und ſah zu den Wolken hinauf.

Sie haben eine Kirche, einen Tempel, ein Bethaus? fragte Normann weiter.

Gewiß! einen Tempel.

Könnten wir den ſehen?

Der iſt bald geſehen! erwiderte der Prediger und ging hinter das Haus. Die Geſellſchaft folgte ihm und ſah am Rande des Waldes eine Art hölzerner Scheune, die aber doch errathen ließ, daß ſie eigentlich etwas Anderes als eine Scheune vorſtellen wollte, denn ſie hatte ein Vordach, das von vier rundbehauenen Balken getragen wurde und wie der erſte, urſprünglichſte Gedanke zum antiken Periſtyl ausſah. Der Pfarrer ſtieß das Thor auf, und ſie traten in einen ziemlich großen Raum, der nur durch ein der Thür gegenüber, faſt unter dem Dache angebrachtes Fenſter erleuchtet war, durch das man in die Zweige der Kiefern ſah. Nicht fern von dieſem Fenſter ſtand ein hoher, behauener Baumſtumpf, auf dem ein einfaches, ſchwarzes. eiſernes Kreuz befeſtigt war; vor dem Baumſtumpf ein von weißem, aber zerriſſenem Tuche bedeckter Tiſch, auf dem die Bibel lag — ein ehrwürdiges, ſehr altes Buch mit Metallſpangen und kunſtfertig verzierten Holzdeckeln. Das war der ganze Tempel. Doch war über den Raum in ſeiner traurigen und ärmlichen Einfachheit eine gewiſſe feierliche Stimmung ausgegoſſen, welche durch das Sauſen in den Wipfeln vor dem Fenſter nur erhöht wurde. Auch war die Geſellſchaft ſchweigſamer geworden, und Marſon hielt im Innern dieſes Hauſes mit ſeinen Fragen ein. Betty betrachtete das zerriſſene, ſchmutzige Altar- oder Tiſchtuch.

Herr Prediger, fragte ſie, dürfte ich ein Tuch in dieſen Tempel ſtiften? und ohne ſeine Antwort abzuwarten, nahm ſie ihr ſeidenes Tuch von der Schulter, breitete es über den Tiſch und legte dann die Bibel darauf.

Nun hätten auch die anderen Mädchen gern etwas geſtiftet; der Prediger errieth Das und wandte ſeine Blicke leitend auf eine eiſerne Büchſe, die nahe der Thür hing und mit weitem Munde klaffte. Jeder warf ſeine Gabe hinein, nur Marſon nicht, der, als er ſich der Büchſe näherte, ſchon mit ausgeſtrecktem Arme anhielt und einen Augenblick nachdachte. Er wandte ſich um, ging zum Prediger zurück, der aus einiger Entfernung den Spendenden zuſah, und nahm ein gewichtiges Goldſtück aus der Taſche. Der Geſellſchaft den Rücken zukehrend, ſteckte er das Goldſtück dem Prediger in die Hand und ſagte mit leiſer Stimme: Das iſt nicht für die Büchſe, das iſt für Sie, Herr Prediger! — Den alten Mann durchzuckte es beim Anblick der großen goldenen Münze, ſeine Augen leuchteten doppelt hell, und das Geld verſchwand im Innern ſeiner dürren Hand, die er augenblicklich feſt ſchloß, als ſollte ſie geſchloſſen bleiben für immer. Marſon erinnerte ſich der Worte Normanns und dachte: Er hat Recht; der iſt wie der Shakeſpeare'ſche Apotheker; für Gold thäte der Alles, würde er Gift hergeben, auf deſſen Verkauf in Mantua der Tod geſetzt iſt. Er blickte dem Prediger prüfend in die Augen und fuhr mit leiſer Stimme fort: Ich werde dem Grafen Galton von Ihnen und von der Gemeinde ſprechen, und ſeien Sie überzeugt, es wird etwas für Sie geſchehen; ich verſpreche es Ihnen. Der Prediger verbeugte ſich tief und folgte Marſon, der zur Geſellſchaft zurückkehrte, mit gebogenem Rücken.

Gnädiger Herr, murmelte er ſchon an der Thür, könnte ich Ihnen meine Dankbarkeit beweiſen!

Marſon wandte ſich noch einmal und ſagte, ohne von ſeinen Begleitern gehört zu werden: Vielleicht, eines Tages . . . man kann nicht wiſſen.

Was haben Sie noch mit ihm geſprochen? fragte Catherine, als ſie das Dorf durchſchritten, um wieder zu ihrem Wagen zu gelangen.

Ich habe ihm und ſeiner Gemeinde die Protektion Ihres Papa's verſprochen.

Da haben Sie gut gethan; Papa wird Ihnen dankbar ſein. Dieſes Dorf liegt hier ſo verſteckt und iſt im Ganzen ſo unbekannt

— ſonſt hätte Papa gewiß ſchon etwas für die armen Leute gethan. Ich werde ihn auch bitten.

Im Ganzen hatte der Beſuch des Dorfes, obwohl er Ungewöhnliches und Neues geboten, mehr verſtimmend auf die ganze Geſellſchaft gewirkt. Es hatte nichts von dem Erhebenden, das oft der Anblick von Unterdrückten gewährt, die dem Drucke eine edle Ausdauer oder auch nur Trotz entgegenſetzen, und wenig von dem Anziehenden, das man ſonſt bei Trümmern alter, zu Grunde gegangener Genoſſenſchaften findet. Am Wenigſten hatte es von jenem Gewaltſamen, Großen, das man ſonſt mit dem Gedanken an die Huſſiten verbindet; im Gegentheil waren ſeine Einwohner augenſcheinlich unter dem Drucke verkommen und gänzlich verkümmert. Zum Glücke war die alte Franzöſin, Madame de Cavairac, da, um die Geſellſchaft mit ihren Ausfällen gegen die Ketzer wieder aufzuheitern. Da ſie nicht Deutſch verſtand, wußte ſie es auch nicht, daß ſich ein Theil ihrer Geſellſchaft als proteſtantiſch enthüllt hatte, und ſie ließ ſich ohne Rückhalt gehen. Betty machte ſie die heftigſten Vorwürfe, daß ſie ihren ſchönen weißen Shawl geopfert, ſo zu ſagen, auf dem Altare Baals geopfert habe, und Allen, durch ihre Almoſen die Strafe gemildert zu haben, die Gott den Ketzern mit Recht ſende — denn dieſes ganze Elend ſei offenbar nichts, als eine gerechte Strafe der Verſtocktheit. Darauf erzählte ſie, daß es den Brüdern dieſer Gottloſen, den Kamiſarden im ſüdlichen Frankreich, ihrer Heimat, leider noch nicht ſo ſchlecht gehe, daß dieſe im Gegentheil ſich eines höchſt anſtößigen leiblichen Wohlſeins erfreuten, daß Ackerbau und Handel vorzugsweiſe bei ihnen gediehe, und Das ſei die Schuld der unglückſeligen Revolution, die alle weiſen Maßregeln, welche die Ketzer hätten aufs Aeußerſte bringen müſſen, entkräftet habe.

Erſt ſpät kam man im Schloſſe an, und der Abend ging mit der Erzählung des Erlebten ruhig hin. Marſon und Catherine hielten Wort, indem ſie, von den Andern unterſtützt, den Grafen baten, der traurigen Gemeinde aus ihrer Noth und Verkommenheit zu helfen. Der Graf verſprach ſein Möglichſtes, und Marſon erbot ſich, ihn nächſtens einmal in das Dorf zu begleiten, daß er ſelber ſehen und nach eigener Anſicht handeln könne.

Ein anderer ſchöner Erfolg dieſes Ausfluges war es, daß er als ein Erlebniß voll Neuheit den geſtrigen Tag in den Hintergrund drängte und in Normanns und Betty's Geiſte mehr oder weniger in Vergeſſenheit brachte. Die Stürme, die zwiſchen den Beiden zu toben angefangen, ſchienen beſchwichtigt; Betty hängte ſich wieder voll Unbefangenheit an den Arm Normanns, als hätte er ihr nie geſagt: Sie lieben mich nicht! Sie dachte kaum mehr an jene Stunde, und wenn ſie es that, ſchien es ihr wie ein böſer Traum. Normann ſelbſt ſchien es manchmal ſo, und Dieß um ſo mehr, als ihm die Anweſenheit des alten Hagener, von dem er ſich geliebt wußte, eine gewiſſe Sicherheit in Bezug auf ſich ſelbſt und auf Betty gab. Mußte er bald fort, ſo ließ er ſie doch unter väterlichen Augen.

Der auf den Ausflug folgende Tag verfloß mit bequemer Einrichtung der Familie Hagener und mit Wanderungen durch Schloß und Pavillons, wo der Graf, der alte Maler und deſſen Tochter die Stellen über Thüren und Spiegeln bezeichneten, welche mit dekorativen Landſchaften ausgefüllt werden ſollten, und die Gegenſtände dieſer Landſchaften wählten. Die Studien-Mappen von Vater und Tochter wurden durchmuſtert und einzelne Motive hervorgehoben. Marſen war indeſſen mit ſeinen Fresken beſchäftigt, und Betty ſtieg nur zwei oder drei Mal im Tage auf Minuten die Leiter hinan, um den Fortgang der Arbeit zu beobachten. Normann war an dieſem Tage beinahe ohne Unterbrechung an ihrer Seite, und im Geſpräche verwiſchte ſich die beiderſeitige Befangenheit gänzlich und ſtellte ſich die alte Traulichkeit wieder her.

Wieder am nächſten Tage ſaßen Vater und Tochter an ihren Staffeleien und arbeiteten. Der Graf kam und ging; Louiſe und Catherine ſaßen in einer Fenſterniſche und arbeiteten oder ſpielten vierhändig in einem anſtoßenden Zimmer auf einem alten Spinett, deſſen leiſer und beſcheidener, aber zierlicher Rokoko-Ton ihnen viel Freude machte. Auch ſpielten ſie Dem entſprechende Stücke von alten Muſikern, Scarlatti oder Couprin. Normann ſaß zwiſchen dem alten Hagener und Betty und plauderte oder las. Es war ſein letzter Tag; morgen mußte er in die Stadt zurück und wollte das Glück des Zuſammenſeins — ſo viel Glück dieß noch gewährte — bis auf die Neige auskoſten.

Graf Galton, der einmal hereinkam, eben als die beiden Mädchen in dem anderen Zimmer Muſik machten, ſetzte ſich hin und hörte lächelnd und mit Behagen zu.

Ihre Louiſe, ſagte er zu Hagener, iſt nicht nur ein liebes Kind, ſie iſt auch eine wahre Künſtlerin. Wie ſchön, mit wie viel Verſtändniß ſie ſpielt!

Nun, lächelte der Alte, eine Künſtlerin iſt ſie eben nicht; ſie ſpielt ſo gut, als man eben fürs Haus braucht, um ſich und Andern manchmal eine angenehme Stunde zu machen. Das iſt überhaupt ihr Charakter; ſie weiß von Allem, ſie hat von allen guten Eigenſchaften gerade ſo viel, als fürs Haus, für ein ſtilles, maßvolles Glück nothwendig iſt.

Sie ſollten mir ſie hier laſſen, fuhr der Graf fort, ich kann mir für meine Catherine keine beſſere Freundin wünſchen, und die beiden Mädchen haben einander lieb gewonnen.

Der alte Hagener ſchüttelte den Kopf und lächelte.

Nein, Herr Graf, Alles, was Sie wollen, nur Das nicht. Unſere Louiſe können wir nicht entbehren. So ſtill und beſcheiden ſie iſt, ſo iſt ſie uns doch Alles in Allem. Sie iſt unſere Hausfrau, ſie iſt meine Krankenpflegerin, wie ſie manchmal mein Hofnarr iſt, wenn ich zu ſehr geplagt bin. Dieſem Brauſekopf hier, fuhr Hagener fort, indem er auf Betty deutete, iſt ſie mehr als eine Schweſter; obwohl die Jüngere, erſetzt ſie ihr doch bis zu einem gewiſſen Grade die Mutter. Sie hält ihre Sachen in Ordnung, ſie verhindert bei ihr manche Thorheit, ſie ſtellt das Gleichgewicht her, wenn es bei ihr rappelt, und iſt immer gefaßt und beſonnen, wenn mit dieſer hier irgend eine verrückte

Idee durchgehen will. Nein, Herr Graf, unſere Louiſe können wir nicht entbehren, ſie iſt die weiſe Perſon unſeres Haushaltes.

Mit Freuden hörte Normann dieſes Lob Louiſens und verſicherte dem Grafen, daß väterliche Liebe hier nicht nur nicht übertrieben, ſondern bei Weitem nicht nach Verdienſt geprieſen habe. Zugleich machte er ſich in Gedanken Vorwürfe, dieſe ſichere und treue Freundin in den letzten Tagen beinahe ganz vergeſſen zu haben; andererſeits aber erfüllte ihn die Erinnerung an die ſoliden Eigenſchaften Louiſens mit einer gewiſſen Sicherheit. Betty blieb, wenn er ging, nicht allein; die unfaßbaren Gefahren, von denen er ſie umringt glaubte, wird auch Louiſe erkennen. Er erinnerte ſich ihres Benehmens, mancher ihrer Worte und Blicke und ſagte ſich, daß ſie ſie bereits erkannt habe. Er wollte ſie bitten, ihm nach der Stadt zu ſchreiben, ſo oft ſie ihm etwas zu ſagen hatte; er wußte, daß in dieſer Andeutung genug ſein werde. Aber wie ſollte er es mit Betty ſelbſt halten? Es ſchien ihm nicht zweckmäßig, ſie gerade heraus vor Marſon zu warnen; es wäre möglich, daß er ſie dadurch nur auf ein Gefühl aufmerkſam machte, das ihr ſelbſt nur dunkel war, daß er ſie nur mächtiger aufregte, wenn er ihr überhaupt von Gefahr ſpräche. Doch hielt er es für ſeine Pflicht, ſie vor ſich ſelbſt zu warnen und ſie zu beſchwören, Eingebungen der Phantaſie nicht für Eingebungen des Herzens, für Nothwendigkeiten des Gemüthes zu nehmen; Verlockungen nicht für Rufe des Schickſals zu halten.

Aber als er ihr Abends im Garten in dieſem Sinne ſprach, ließ ſie ihn nicht lange fortfahren. Sie unterbrach ihn mit den Worten: Lieber Normann, Sie ſind eiferſüchtig — ja, ja — um das Ding beim rechten Namen zu nennen, Sie ſind eiferſüchtig. Wir haben uns Beide dieſer Tage um Nichts geplagt. Sie ſind auf Marſon eiferſüchtig, und ich habe ſelbſt geglaubt, daß Sie Recht haben, und war unglücklich darüber. Ich hoffe, Sie ſehen es jetzt eben ſo gut ein, wie ich, daß wir Beide Unrecht hatten. Marſon kümmert ſich nicht um mich, und mir hat er den ganzen Tag nicht gefehlt. Zum erſten Male begegnete ich in ihm einem großen Meiſter und einem Manne, der viel von der Welt weiß, nach der ich mich ſehne — Das hat auf mich gewirkt, ich geſtehe es — aber auch nur Das. Nehmen Sie nun das ſchlimme Wort zurück, ſagen Sie nicht mehr, daß ich Sie nicht liebe.

Sie hielt ihm die Hand hin, und er ergriff ſie mit Begierde, wie wenig Ueberzeugendes auch in ihren Worten und in der Kälte lag, mit der ſie ausgeſprochen wurden. Aber was ſollte er anfangen? Er mußte fort und ſich mit dem Geringſten begnügen, das er als eine Art von Beruhigung auf den Weg mitnehmen konnte.

Am anderen Morgen beſtieg er, nach einer ausführlichen Beſprechung mit dem Grafen, den Wagen, der ihn in die Stadt bringen ſollte. Der Graf, der alte Hagener und deſſen Töchter ſtanden am Schlage und drückten ihm die Hände; Gräfin Catherine nickte ihm vom Balkon aus Grüße zu. Er war blaß, aber ruhig. Schweigend drückte er Allen noch einmal die Hand, dann ſetzte ſich der Wagen in Bewegung und rollte zum Hofe hinaus. Betty ging geſenkten Hauptes in ihr Atelier und ergriff raſch den Pinſel, um zu arbeiten; Louiſe eilte zu Catherine, um ihm noch von der Höhe des Balkons nachzuſehen.

Mir thut es herzlich leid, daß er geht, ſagte die Gräfin Catherine, es iſt ein ſo lieber, lieber Menſch.

Louiſe nickte mit dem Kopfe.

Er iſt kein großer Künſtler, wie Marſon, und kein berühmter Mann und weiß auch nicht ſo viel Intereſſantes zu erzählen, aber mir wäre er doch lieber, fuhr ſie fort.

Louiſe ſah ſie mit prüfenden Augen an und bekam dafür einen verſtändnißvollen Blick zurück.

Aber nicht Jeder ſcheint meiner Meinung zu ſein, fügte ſie zögernd und etwas lauernd hinzu.

Louiſe faßte ſie an beiden Schultern und drückte ſie ans Herz. Darauf ſteckten die beiden Mädchen die Köpfe zuſammen und theilten einander in abgebrochenen Worten, mit Erröthen und Lachen, mit Scherz und Ernſt ihre Bemerkungen mit, und nach einer Viertelſtunde hatte ſich zwiſchen Beiden eine Verſchwörung gebildet, nach welcher ſie mit aller möglichen Aufmerkſamkeit über die Intereſſen und das Glück des Abweſenden wachen und die Plane des unheimlichen Marſon zu nichte machen wollten.

VI.

Normann ſaß wieder in ſeiner Hofmeiſterſtube, bald mit ſeinen Schülern, bald mit ſeinen Büchern beſchäftigt. Er arbeitete mehr als die Hälfte der Nächte hindurch, denn er hatte es dem Grafen feſt zugeſagt, ſeine Studien in möglichſt kurzer Zeit zu Ende zu führen und ſeine Examina zu machen. Von Zeit zu Zeit erhob er ſich vom Studirtiſche und zog eine Lade auf, in der ein kleines Aquarell-Porträt Betty's vor der Neugierde ſeiner Schüler verborgen lag. Er betrachtete die geliebten Züge einige Minuten lang und kehrte zur Arbeit zurück; nur in der Nacht geſchah es ihm manchmal, daß er, das Bild in der Hand und an die Wand gelehnt, träumend und müßig, länger als er wollte, da ſtehen blieb oder daß er, einer alten Gewohnheit erliegend, anſtatt wiſſenſchaftlicher Noten einige Verſe aufs Papier ſchrieb. Seit mehreren Nächten ſchon ſummten ihm einige Zeilen im Kopfe, die er mechaniſch zu wiederholten Malen aufſchrieb und wieder ausſtrich, ohne ſie fortzuſetzen, ohne ſich klar machen zu können, was er eigentlich hinzufügen wollte.

Biſt du nie nach langem Leiden
Einſam durch die Nacht gegangen?
Wie vor einem Scheiden, Meiden
Fühlteſt du dein Herz befangen.

Aber es blieb bei dieſen Verſen, wie bei einer Frage, die erſt die Zukunft beantworten ſollte.

Das Verhältniß im Hauſe war, wie es der Graf verlangt hatte, gelöſt; der neue, von Normann empfohlene Hofmeiſter zog ein und er, unter den Thränen ſeiner Schüler, aus dem Hauſe, in eine ſtille Dachſtube eines entfernten Stadttheiles. So ſaß er da in ſtummer, ärmlicher Abgeſchiedenheit, während ſeine Freunde im Schloß und Garten à la Versailles wie in der großen Welt lebten und ſich in ihrer Mitte, unabhängig von ihm, die Fäden fortſpannen, an denen eigentlich ſein Schickſal hing.

Die erſten Tage nach Normanns Abreiſe war Marſon beinahe unſichtbar. Man ſollte glauben, ſagte Louiſe zu ihrer Freundin, daß ihm der Abſchied weh gethan und daß er nur Normanns wegen mit uns umging. Er ſaß allein auf ſeinem Gerüſte und arbeitete oder durchſtrich ganze Tage lang die Umgegend, was im Schloſſe, wo man an dieſe Ausflüge gewohnt war, nicht auffiel. Einen der Tage verbrachte er mit dem Grafen im proteſtantiſchen Dorfe. Des Abends, wenn Geſellſchaft da war, hielt er ſich auch mehr in den Spielzimmern, als im großen Saale. Betty vertiefte ſich in ihre Arbeit, der ſie bald ganz angehörte. Den Vater ließ ſeine Krankheit nicht frei gewähren. Oft mußte er bis ſpät in den Tag das Bett hüten, dann ſaß er unter einer Laube des Gartens im Lehnſtuhl, wo ihm Louiſe und Catherine Geſellſchaft leiſteten und ihm vorplauderten oder laſen, während er aus langer Pfeife rauchte. Manchmal kam Betty hinab und ſetzte ſich ſchweigend zu der Gruppe und hörte ſchweigend zu. Sie fühlte ſich ziemlich vereinſamt und traurig. Selbſt die bunten Geſellſchaften des Abends zerſtreuten ſie wenig; dieſelbe Welt, die ihr am Abend ihrer Ankunft im Schloſſe ſo groß und glänzend erſchienen war und ſie ſo ſehr berauſcht hatte, ſchien ihr jetzt klein, und ſie ſagte ſich, daß es in der eigentlichen Welt doch anders und größer ausſehen müſſe. Sie ſehnte ſich hinaus, und doch war ihr die Ruhe, trotz der melancholiſchen Atmoſphäre, die ſie um ſich fühlte, nicht unangenehm. Sie hatte das bitterſüße Gefühl der Entſagung, denn ſie bildete ſich in der That ein, ſie ſei an dem Punkte angekommen, wo man Alles aufgebe, was man vom Leben gehofft, und ſie empfinde die Ruhe, die mit dieſem Siege über ſich ſelbſt verbunden iſt. Sie dachte an Normann, mit dem Wunſche, ſich ausſprechen, ſich gehen laſſen zu können, und an Marſon mit einem bittern Lächeln. Im Grunde war ſie nur einſam, vielleicht trotz anhaltender Arbeit etwas gelangweilt und bereits an Gemüthserregung und an Stürme der Phantaſie zu ſehr gewohnt. Louiſe ſah ſie in dieſer Stimmung nicht ungern, und die Wachſamkeit der beiden verſchworenen Freundinnen entſchlief allmählig im Laufe der Tage.

Betty ſaß an ihrer Staffelei allein im Zimmer und arbeitete. Da trat Marſon, den ſie ſeit mehreren Tagen kaum geſprochen oder geſehen, plötzlich herein.

Sie kümmern ſich nicht um Das, was ich mache, ſagte er lächelnd, darum intereſſire ich mich nicht weniger für Ihre Arbeit.

Betty zuckte die Achſeln.

Erlauben Sie mir nur, daß ich einen Blick auf Ihre Leinwand werfe. Ich erlaube mir, ſeit Ihr Vater hier iſt, keinen Rath. Ihr Vater iſt ein großer Meiſter — er hat ein wunderbares Auge für die Natur, ein Gefühl für das Schöne und Maleriſche, wie die größten Meiſter.

Betty that das ihrem Vater geſpendete Lob ſehr wohl, und ſie dankte Marſon mit einem freundlichen Blicke. Während er ſo ſprach, betrachtete er die Landſchaft ſehr aufmerkſam, dann verſicherte er Betty, daß ſie von den Eigenſchaften des Vaters viel geerbt habe, und lobte ihre Arbeit; aber mit dem Lobe kam mancher Wunſch, ſie möchte Dieß und Jenes anders gemacht haben, zum Vorſchein, und bald dünkte es Betty, daß ihre Arbeit nicht viel tauge. Sie fand ſeine Wünſche gerecht und wollte ihm mit einzelnen Pinſelſtrichen andeuten, daß ſie ihn verſtanden habe. Marſon aber nahm ihr Pinſel und Palette aus der Hand, machte dort einen Strich, hier einen Punkt, und nach wenigen Minuten hatte die ganze Landſchaft eine ganz andere Grundlage und hatte einen größeren, kühneren Charakter angenommen. Betty konnte nicht umhin, dieſe Bemerkung zu machen.

Glauben Sie, ſagte Marſen, daß ich darum ein größerer Maler bin, als Ihr Lehrer, der Sie auf all Das nicht aufmerkſam machte? Nein! ein Stümper bin ich neben ihm, eine trockene, unempfindliche Natur — aber ich habe mehr geſehen als er, ich habe die Alten ſtudirt, ich kann vergleichen; Das iſt Alles.

Er wollte gehen und gab ihr Pinſel und Palette zurück. Betty nahm ſie mechaniſch, blieb unbeweglich ſtehen und ſah vor ſich hin. Die ganze Ruhe, die ſie noch vor Kurzem beſeſſen, war dahin. Marſen hatte die Gabe, ſie mit einem Worte mit ſich unzufrieden zu machen und ihr mit einer Kleinigkeit ſeine Ueberlegenheit zu zeigen. Er bemerkte nicht, was in ihr vorging, oder wollte es nicht bemerken und wandte ſich der Thür zu. Aber an der Schwelle blieb er ſtehen und ſagte mit einem Tone des Vorwurfs, der ſich hinter Scherz verbergen ſollte: Und Sie haben nicht die geringſte Luſt, zu ſehen, was ich all dieſe Tage gemacht habe?

Er kehrte von der Thür zurück und faßte ihre Hand. Betty, ſagte er mit geneigtem Haupte und beinahe flüſternd, wo iſt die Theilnahme, die mich kurze Zeit ſo glücklich machte?

Betty fuhr zuſammen und zog die Hand zurück. Sie legte Pinſel und Palette hin und ſagte kurz: Kommen Sie!

Aber an der Thür angekommen, ſagte Marſen: Nicht hier! Hier ſieht man uns vom Garten aus — dort! es führt vom Korridor aus eine kleine Treppe in den Saal.

Betty ſtutzte. Warum ſollte man ſie vom Garten aus nicht ſehen? Doch folgte ſie ihm durchs Zimmer, an die entgegengeſetzte Thür, durch den Korridor, an eine dunkle, ſchmale Treppe.

Ich will Sie führen, ſagte er und ging voraus. Auf der Treppe faßte er ihre Hand und zog ſie ſanft nach ſich. Sie glaubte einen leiſen Druck zu fühlen, zuckte mit der Hand zurück, und er blieb einen Augenblick ſtehen. Betty, ſo allein mit ihm in dem dunklen und engen Raume, zitterte vor Angſt — aber er ſchritt vorwärts, ſtieß eine Thür auf und ſtand mit ihr auf der Galerie, die ſich unmittelbar an das Gerüſt anſchloß. Das

Gerüſt ging jetzt beinahe um den ganzen Saal, wie eine zweite Galerie, und führte zu ſämmtlichen Fresken Marions, die noch mit allerlei Stukkatur-Zierath und Arabesken umgeben werden ſollten. Stukkatur-Arbeiter waren an einer Seite des Saales beſchäftigt, und Betty athmete auf, als ſie aus dem Dunkel auftauchte und ſah, daß ſie mit Marion nicht allein war.

Er führte ſie vor die Arbeit, an der ſie ihm geholfen hatte. Des Goldſchmiedes Töchterlein war fertig, aber welche Veränderung war indeſſen mit dem Bilde vorgegangen! Noch trug Helene Betty's Kopf, aber er war ganz anders geworden. Ein blühendes, friſches, wunderbar ſchönes Geſicht lächelte dem Ritter entgegen, mit dem Ausdruck der zärtlichſten Liebe, der innigſten Empfindung. Betty war überraſcht und betrachtete das Bild mit Entzücken. So ſchön hatte ſie ſich nie geſehen. — Er ſah ſie ſo ſchön.

Sie haben einen anderen Kopf angeſetzt, ſtotterte ſie verlegen.

Wie ſollte ich nicht! rief Marion mit gedämpfter Stimme. Je länger ich Sie ſehe, deſto ſchöner werden Sie vor meinen Augen. Ich wich Ihnen all dieſe Zeit aus, um Ihrem Zauber zu entgehen, aber ich habe meine Sehnſucht hieher gemalt, ich habe Sie ſo ſchön hieher gemalt, als Sie fortwährend vor meinem Geiſte ſtehen. Und noch ſind Sie es nicht, wie todt, wie dumpf iſt Das alles, wenn Sie in der Nähe ſind! O, Betty, Sie wiſſen nicht, was Ihnen dieſes Bild ſagen will — Sie müßten es errathen, wenn ich Sie ſo hinmalen könnte, wie ich Sie ſehe!

Während er dieſe Worte raſch und leidenſchaftlich, wenn auch leiſe, hervorſtieß, verſuchte Betty ihren Mund zu einem abwehrenden, ungläubigen Lächeln zu verziehen. Aber es gelang ihr nicht; es wurde nur ein halb ſchmerzliches, halb glückſeliges Lächeln. Sie hätte ihm gern Schweigen geboten, aber ſie hatte nicht den Muth; ſie beugte ſich dem Manne, wie dem Meiſter ihrer Kunſt; dieſen ſah ſie ſo hoch über ſich, daß es ſie rührte und demüthigte, den Mann liebend und bebend vor ſich zu ſehen, wie er ihre Hände mit Küſſen bedeckte und ſein ganzes Herz vor ihre Füße ausgoß. Sie lehnte ſich, überwältigt, an die Wand, drückte beide Arme vor die Bruſt und hörte mit halbgeſchloſſenen Augen, wie Marlow, tief aufathmend, fortfuhr: Sehen Sie alle dieſe Bilder, alle dieſe Weiber, die Braut von Korinth, Lenore, des Pfarrers Tochter — ich habe ſie alle geliebt, ich habe ſie alle elend gemacht. Sie lagen auf dem Wege zu Ihnen, ich bin über ihre Herzen hingegangen. Sie müſſen mir Alles geben, was ich bis jetzt nur in Stücken gefunden habe — ſonſt bleibe ich, was ich bin, elend, ruhelos, zerſtückt.

Betty ſchlug die Augen auf; er ſtand mit geneigtem Haupte und hangenden Armen, wie Hülfe flehend und aufgegeben, vor ihr. Ihr Blick flog über die Bilder, die er ihr genannt hatte, und ſie erſchauderte über die ſchmerzzerriſſenen, geſpenſterhaften Geſichter; ſie wandte ſich nach ihrem eigenen Bilde, das blickte wie Verſöhnung nach langem Zwieſpalt. Sie lächelte unwillkürlich, wie ihr Porträt. Marlow wollte wieder ihre Hände faſſen, aber ſie zog ſie zurück, und immer ſo lächelnd, ging ſie der Thür zu, die auf die dunkle Treppe führte. Erſt unten blickte ſie um, da ſah ſie Marlow in dem Lichte, das von oben einfiel, auf den oberſten Stufen liegen, wie er ſein Geſicht in den Arm drückte. Sie eilte über den Korridor in ihre Arbeitsſtube. Sie ſagte ſich, ſie müſſe arbeiten, und faßte die Palette, aber ſie ließ ſie wieder fallen und ſagte laut: Er liebt mich! — und fügte nach einiger Zeit leiſer hinzu: Und liebe ich ihn?

So ſaß ſie durch Stunden da und konnte ſich ungeſtört ihren Gedanken hingeben. Das kleinſte Geräuſch erſchreckte ſie; ſie fürchtete, daß man komme und daß ſie gezwungen ſein werde, über Gleichgültiges zu ſprechen. Manchmal zog das Bild Normanns an ihr vorbei, und ihr glücklich lächelndes Geſicht verdüſterte ſich auf Augenblicke; kaum dachte ſie daran, ihm zu ſchreiben und aufrichtig gegen ihn zu ſein. Aber er weiß es ja; er hat es mir ja ſelber geſagt, daß ich ihn nicht liebe, flüſterte ſie vor ſich hin und beruhigte ſich bei dieſem Gedanken, um ſich aufs Neue den Gedanken an Marlow hinzugeben. Zumeiſt kam es ihr in Träumen vor, als ob die gewaltige Geſtalt Marſons ſie mit ſtarkem Arm faſſe, ſie forttrage und mit ihr, wie auf wildem Roſſe, die Welt durchſtürme. Sie ſah ihn fliegen und hielt ihre Arme um ſeinen Leib geklammert, während er lächelnd aber ſtark und ſtolz zu ihr hinblickte und Länder und Völker und die bunteſten Menſchengeſtalten und die reizendſten und wildeſten Gegenden traumgleich an ihnen vorüberſchwanden.

Der Abglanz dieſer Phantaſieen lag noch auf ihrem Geſichte, als ſie des Abends in der Geſellſchaft erſchien. Sie trug den Kopf höher als ſonſt, hatte die Scheitel weit zurückgeſchoben, daß die weißen Schläfen leuchtend zu ſehen waren, und die Locken fielen in dichten Maſſen zuſammengedrängt auf den Nacken. Man tanzte. In den Armen Marſons ſchien ihr der Traum dieſes Nachmittags ſchon verwirklicht; ſie ſchloß die Augen und ließ ſich von ihm forttragen. Wenn ſie die Augen aufſchlug, ſahen die ſeinigen zu ihr nieder, wie ſie es ſich gedacht hatte, und da er ſie wie berauſcht in eine Fenſterniſche führte, ſagte er ihr mit Nachdruck ins Ohr: Sie ſind nicht gemacht, die Frau eines Landarztes zu werden; mein Weib wirſt du, Betty, und keines Anderen! — und ging von ihr, um ſich in die Geſellſchaft zu miſchen. Die Worte klangen ihr wie ein Richterſpruch, wie etwas Unwiderrufliches. Es ſchien ihr, als könnte ſie, auch wenn ſie wollte, gegen dieſen Willen des Schickſals nicht ankämpfen.

Tagelang ging ſie unter dem Gewichte dieſer Worte ſchweigſam, nachdenklich einher. Sie arbeitete ſtill vor ſich hin und war, zum Erſtaunen Aller, immer erſtaunt über die Arbeit, die ſie vollendet hatte und die ihr wie den Anderen gefiel. Aus ihrem überraſchten Ausrufen, aus ihrem bedenklichen Kopfſchütteln ging hervor, daß ſie wie eine Nachtwandlerin gearbeitet hatte. — Tolles Volk, dieſe Künſtler! lachte der Graf, wenn ihm Betty als Marſons Arbeit zeigte, was er ſie doch ſelbſt hatte malen ſehen. Nur Louiſe lachte nicht. Die ſonderbare Veränderung im Weſen ihrer Schweſter war ihr nicht entgangen, eben ſo wenig ihre Spaziergänge mit Marſon. Sie theilte ihre Bemerkungen der Freundin mit, und die Wachſamkeit, zu der ſich Beide bei der Abreiſe Normanns verſchworen, wurde wieder aufgenommen. Aber wie ſollte dieſe bewerkſtelligt werden? Louiſe hielt es ihrer wie der Schweſter nicht würdig, ſie auszuſpähen, ſie immer und immer auf ihren Gängen im Garten und Park zu begleiten, und was ſollte das Endziel des Ueberwachungs-Syſtems ſein? Doch faßte ſie einen Entſchluß, als ihr Gräfin Catherine eines Tages unter Erröthen berichtete, was ſie im Parke geſehen. Betty ſaß auf einer Bank und weinte. Marſon ging vor ihr auf und ab, dann küßte er ſie und ſprach einige Worte, die ſie, die Gräfin, nicht hören konnte.

Spät Abends deſſelben Tages erhielt Normann ein Billet, das ungefähr ſo lautete:

„Lieber Normann! Es wäre ſehr gut, wenn Sie ſich für einige Tage von Ihren Büchern losreißen und hieher aufs Schloß kommen könnten. Es geht ſo Manches vor, was ich nicht auszudrücken weiß. Ihre Gegenwart wäre mir und Betty ſehr wohlthätig. Gräfin Catherine grüßt Sie.

Ihre treue Freundin

Louiſe.“

Normann ſchlug die Bücher zu, kleidete ſich an, nahm einen Stock in die Hand und wanderte in die ſchöne, laue Sommernacht hinaus.

VII.

In dieſer Nacht, die Normann durchwanderte, fühlte Louiſe etwas wie Gewiſſensbiſſe. Sie machte ſich Vorwürfe, hinter dem Rücken ihrer Schweſter gehandelt, gewiſſer Maßen ihren Richter berufen zu haben, um ſie anzuklagen, und ſie beſchloß, vor Normanns Ankunft offen mit ihr zu ſprechen, wie ſie es ſonſt gewohnt geweſen. So fing ſie denn des Morgens im Atelier als Einleitung in der That von Normann zu ſprechen an und glaubte im Verlaufe des Geſpräches, wenn ſie erſt das Andenken an den Freund lebhaft geweckt, ihre ſchweſterlichen Vorwürfe über die ſcheinbare Verbindung mit Marſon daran zu knüpfen oder wenigſtens das Vertrauen und die Bekenntniſſe Betty's zu gewinnen. Dann wollte ſie ſie auf die Ankunft Normanns vorbereiten. Aber Betty ließ ihr nicht Zeit zur Ausführung des ganzen Planes.

Ich weiß, worauf du los ſteuerſt, Louiſe, ſagte ſie entſchieden — du willſt wiſſen, ob ich Marſon liebe. Ja, ich liebe ihn, und er liebt mich!

Da war Louiſens ganzer Plan verwirrt. Sie wußte nicht, was zu ſagen, und ſtarrte nur ihre Schweſter an. Endlich brach ſie in Thränen aus und rief weinend: Was ſoll aus dem armen Normann werden, der dich ſo herzlich liebt!

Er weiß Alles, antwortete Betty — er wird ſich tröſten, ſeine Wiſſenſchaft, ſein Beruf iſt ihm lieber, als ich . . .

Und was denkſt du zu thun? fragte Louiſe ängſtlich.

Marſon zu heirathen! antwortete die Andere eben ſo entſchieden.

Um Gottes willen! rief Louiſe und ſchlug die Hände zuſammen — dieſen — dieſen ſonderbaren Menſchen! Betty, meine theure Betty, laſſe von dieſem Menſchen — mich entſetzt der Gedanke, daß du ſein Weib werden ſollſt!

Sie umſchlang ihre Schweſter mit beiden Armen und ſah ſie innigſt flehend an. In dieſer Stellung fand ſie der alte Hagener, der eben eintrat.

Was geht vor? fragte er erſchrocken.

Louiſe konnte nicht antworten und warf ſich weinend an ſeinen Hals; aber Betty antwortete ruhig: Louiſe iſt verzweifelt darüber, daß ich einen großen Künſtler liebe.

Wer iſt der große Künſtler? fragte der Vater beſorgt.

Marſon! erwiderte Betty kurz und entſchloſſen.

Und Normann?

Ich habe ihn nie geliebt. Du wollteſt auch nicht, daß ich ihn heirathe, und du hatteſt Recht. Das kleine, beſchränkte Leben, das er ſich ſchaffen will, iſt nicht für mich. Du ſagteſt, eine Künſtlerin ſolle nicht heirathen; auch darin hatteſt du vielleicht Recht; ſie kann ſich nicht an einen Mann binden, der ſie in kleine, beengende Bezirke abſchließt — es iſt aber anders mit einem Manne, der ſie fortträgt in die weite Welt, ſie alles Schöne und Große ſehen läßt, ihr Lehrer wird und ihr ſo erſt die Freiheit gibt, deren ſie bedarf.

Und du glaubſt, du würdeſt mit Marſon glücklich ſein?

Nein! antwortete Betty ſtolz und ſtark.

Nein? und doch willſt du ihn zum Manne?

Betty ſeufzte tief auf. Alle Weiber, die er liebte, fuhr ſie fort, hat er elend und unglücklich gemacht; ich weiß es. Aber Das ſchreckt mich nicht ab. Glück oder Unglück, Das gilt mir gleich.

Unglückliches Kind! rief der alte Hagener mit Thränen in den Augen — du weißt nicht, was du ſagſt, du ſpielſt mit Worten, deren Sinn du nicht verſtehſt — du ſtürzeſt dich ins Verderben! Was wiſſen wir von dieſem Marſon? Allerlei ungünſtige Gerüchte laufen über ihn, er gilt für einen Spieler, einen Verſchwender, einen Verführer, und Gott weiß, wofür! Aber ich werde es nie zugeben, ich werde dich gegen dich ſelbſt ſchützen . . .

Papa, unterbrach ihn Betty, es iſt zu ſpät — ich kann mir ein Leben ohne ihn nicht denken. Er braucht mich, um noch einen glücklichen Moment im Leben zu haben, und ich habe mich ihm verſprochen.

Du wirfſt dich weg!

Es iſt beſchloſſen! rief Betty heftig.

Normann! Normann! — ſchrie Louiſe, die am Fenſter ſtand und in den Hof ſah — da kommt er ſchon!

Haſt du Hülfstruppen berufen? ſagte Betty und runzelte die Stirn — ſo erkläre ich euch hier, bevor er eintritt, daß ich Marſon folge, wann und wie er will und unter welchen Bedingungen immer.

Auf dieſe Worte eilte Louiſe zum Zimmer hinaus und Normann entgegen. Sie wußte eigentlich nicht recht, was ſie that, ſie wollte nur inſtinktmäßig in dieſem Augenblicke ein Zuſammentreffen mit ihrer Schweſter verhindern und Normann den Schmerz erſparen, eben ſo harte und rückſichtsloſe Worte aus ihrem Munde zu hören. Sie begegnete ihm auf der Treppe und ſtürzte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, wie Einem, den man in ſeinem Gange aufhalten will. Sein Anblick hatte ihren Kummer noch geſteigert. Er war blaß, und ſeine Lippen zitterten. Sein ganzes Ausſehen verrieth es, daß dieſe Wanderung durch die Sommernacht kein gemüthlicher Spaziergang geweſen. Dieſer Ankömmling, mußte man ſich beim erſten Anblick ſagen, hat nicht den ſchönen Mondſchein betrachtet und hat nicht auf den Geſang der Nachtigallen und bei Morgenanbruch nicht auf die Wirbel der aufſteigenden Lerchen gehorcht. Wie oft mag er dumpf und ſtumpf auf Chauſſee-Steinhaufen geſeſſen und das Geſicht in den Händen verborgen, wie oft ſich traurig und aufgegeben hinter eine Hecke geworfen haben! Trotzdem ſaßen feſte Entſchlüſſe auf ſeiner Stirn.

Er legte den Arm um Louiſens Nacken und ſagte mit gerührter Stimme: Meine gute Freundin! meine liebe Freundin!

Sie wollte ſprechen, aber Schluchzen unterdrückte ihre Stimme.

Sie haben mir nichts zu erzählen, ſagte er weiter — ich weiß Alles. Was mich ſtets erwartete, habe ich in dieſer Nacht geſehen. Hier habe ich nichts zu thun; ich gehe zu Marion.

Was wollen Sie bei ihm? ſchluchzte Louiſe.

Ich werde ihm ſagen, daß ein Menſch lebt, der über Betty's Glück wachen wird, wie mit feurigem Schwerte, und wehe Dem, der es nicht in Acht nimmt!

Louiſe drückte ihn dankbar ans Herz. Es wurde ihm ſo wohl in dieſer Umarmung, daß er es aufgab, ſich loszuwinden. Auch ſeine Arme ſchlangen ſich feſter, und ſie ſtanden einige Minuten lang in inniger, gegenſeitiger Umſchlingung, während ſeine Lippen auf ihrer Stirn ruhten.

Als er ging, blieb Louiſe, ſich an das Treppengeländer lehnend, ſtehen und ſah ihm nach; ihre Augen waren noch voll Thränen, ihr Herz zitterte noch vor Schluchzen, ſie fühlte noch den ganzen Kummer, der ſie aus dem Zimmer und Normann entgegen getrieben hatte, und doch ging um ihren Mund ein träumeriſches Lächeln auf, das ihr, wenn ſie es geſehen hätte, räthſelhafter geweſen wäre, als jedem Anderen.

Normann trat in den Saal der Freſken und ſtieg die wohlbekannte Leiter hinan. Es verdroß ihn, Marſon ruhig bei ſeiner Arbeit ſitzen zu ſehen, während in ſeinem und in den Herzen anderer geliebter Menſchen eben um dieſes Marſon willen Leidenſchaft, Schmerz und Sorgen herrſchten.

Siehe da, Herr Normann! rief der Maler und ließ die Arbeit ruhen. — Ich errathe, warum Sie kommen. Ich bin Ihnen Erklärungen ſchuldig.

Sie irren, Sie ſind mir keine Erklärung ſchuldig; im Gegentheil komme ich, um Ihnen eine Erklärung abzugeben. Ich habe Fräulein Betty geliebt; ich liebe ſie vielleicht noch — aber darum handelt es ſich nicht. Ihr Freund werde ich immer bleiben, und das Recht, ihr ſchützend zur Seite zu ſtehen, werde ich nie aufgeben. Ich werde immer bereit ſein, thätig einzugreifen, wenn ich ihr Glück gefährdet ſehe — ich werde ſie nie aus den Augen verlieren. Herr Marſon, wir wiſſen wenig von Ihnen, deſto wachſamer werde ich ſein, und ich ſchwöre Ihnen, daß ich im gegebenen Falle vor keinem Mittel zurückſchrecken werde, Betty von einem Manne zu befreien, wenn dieſer Mann ihr Leben trüben ſollte. Mit Einem Worte, Herr Marſon, ich bin entſchloſſen, wenn ich es für nothwendig erachte, Sie über den Haufen zu ſchießen.

Marſon warf den Kopf in den Nacken, ſchlug die Arme über der Bruſt zuſammen und ſchien bereit, ein Wort des Hohnes oder der Herausforderung fallen zu laſſen. Aber er gab dieſe Stellung gleich wieder auf und ſagte gelaſſen: Herr Normann, ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein.

Normann maß ihn mit einem beinahe verächtlichen Blicke; er ſchien es nicht zu bemerken und fuhr in einem Tone fort, der in der That zu Herzen ging und offenbar aufrichtig gemeint war: Mir wäre vielleicht wohler, wenn ich einen ſolchen Wächter und Richter vor Jahren gefunden hätte. Ich habe den beſten Willen, Betty glücklich zu machen; gelingt es mir nicht, dann iſt es gut, daß mit mir ein Ende gemacht werde. — Sie ſind ein vortrefflicher junger Mann; was Sie ſagen und thun, kommt aus dem edelſten Herzen, ich nehme darum ruhig hin, was mich von jedem Anderen empören würde. Ich will Ihnen auch etwas im Vertrauen ſagen. Ich bin ein Elender; ich bin mit dem Leben fertig, und die Kunſt iſt mir auch gleichgültig geworden; Leben und Kunſt haben durch Betty wieder neuen Reiz für mich gewonnen. So iſt Hoffnung da, daß ein neuer Menſch geboren wird, der Betty glücklich machen kann. Ich hoffe. — Während er ſo ſprach, hatte die ganze Erſcheinung ihren Charakter geändert. Normann glaubte einen anderen Menſchen vor ſich zu ſehen; es war nicht mehr der Starke, der ſo überwältigend, leidenſchaftsvoll, myſteriös anziehend daherging, es war ein gebrochener, ſchwacher, klagender Mann, der traurig vor ſich hinſah und nach einer Wiedergeburt, einer Erneuerung ſeiner ſelbſt zu ſuchen und ſich zu ſehnen ſchien. Faſt hätte Normann Mitleid mit ihm gefühlt. Unklar über dieſe neue Erſcheinung, aber beruhigt, wie nach einer erfüllten Pflicht, verließ er ihn und richtete ſeine Schritte zum Schloſſe hinaus, um Betty jetzt nicht zu begegnen.

An der Seite des Schloſſes zog ſich eine tiefe Schlucht, die von einem Bache durchfloſſen und im Parke benutzt war, um eine maleriſche Abwechſelung hervorzubringen. Außerhalb des Parkes aber war ſie öde, und die Abhänge derſelben ließen aus magerem Grün kahles Geſtein hervorblicken. Ehemals bildete ſie einen Theil des Grabens, der das Schloß und die Befeſtigung des alten Städtchens umgab. Auf der einen Seite ſtanden noch ärmliche Reſte der Stadtmauer, dieſen gegenüber auf der Höhe der Begräbnißplatz mit einer weißen Kirche. In der Mitte war die Schlucht von einem Damme durchſchnitten, welcher das Waſſer des Bächleins auffing und einen Teich bildete, der daſſelbe durch ein ſchmales Rinnſaal an ein Mühlrad abgab, welches ſich in der Tiefe des Thales bewegte und es mit Geräuſch erfüllte. Aus dem Teichdamme erhoben ſich die hölzernen Pfeiler einer Brücke, die von einer Seite der Schlucht zur anderen, aus der Nachbarſchaft des Schloſſes in die Nähe des Kirchhofes führte.

Auf dieſer Brücke, die das Schloß noch mit ſeinem Morgenſchatten bedeckte, hielt Normann inne. Traurig ſah er in die Tiefe hinab und auf die dunkle Waſſerfläche. Die ganze Nacht hindurch hatte er von dem Glücke, das ihn ſo lange erfüllte, von einem Gedanken, der Eins mit ſeinem Weſen geworden, Abſchied genommen, aber jetzt erſt, da er darüber geſprochen, ſchien ihm dieſer Abſchied, der Verluſt Betty's eine wahre Thatſache. Es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß eine ſolche Trennung von einem Stücke ſeiner ſelbſt in ihm vorging; er wußte noch nicht, daß ſolche Wunden vernarben — es fehlte ihm noch dieſe Erfahrung, die im ſpäteren Leben ſo traurig ſchnelle Heilungen bewerkſtelligt. In Geiſt und Herzen fühlte er eine unheimliche Oede, denn das Glück war ausgezogen, und der ungewohnte Schmerz hatte die leergewordene Stelle noch nicht eingenommen, hatte ſich, ſo zu ſagen, noch nicht eingerichtet. Wie öde kam ihm darum die Welt vor! Alles erſchien ihm in einem entſtellenden, fahlen Lichte, ſelbſt der Beruf, über Betty's Glück zu wachen, den er erſt vor Minuten ſo überzeugt und mit ganzer Seele vor Marſon in Anſpruch genommen und der ihn wie ein aus dem Schiffbruch gerettetes Kleinod däuchte. Er ſah einen Moment lang mit den Augen der Welt, und wahrlich, es war eine lächerliche Rolle, als Don Quixote neben einer Geliebten durch die Welt zu laufen und über ihr Glück zu wachen, nachdem ſie einen Anderen vorgezogen. Der ernſte, hingebende, liebende Normann fing an, in Gedanken ſich über ſich ſelbſt luſtig zu machen, und die Welt erſchien ihm darum nicht heiterer. Je mehr Mühſal er ſonſt getragen, um ſo lieber war ihm das Leben geworden —

warum nicht jetzt? Leicht zieht der Jugend der Gedanke durch den Kopf, allen Leiden ein Ende zu machen, wenigſtens allen Täuſchungen, denn dieſe fürchtet ſie zumeiſt — und ſo dachte auch Normann einen Augenblick, daß es ihm beſſer wäre, wenn er da unten läge. Er blickte auf, wie um ſich zu erinnern, dieſe Welt zu prüfen — ſein erſter Blick fiel in Louiſens Augen, die ſeit lange neben ihm ſtand und jede ſeiner Bewegungen beobachtete. — Sie ſagte nichts; ſie ſah ihn nur an. Das Gefühl der Vereinſamung war mit Einem Male von ihm genommen; er ergriff ihre Hand, und Arm in Arm gingen ſie zurück und wandelten ſchweigend unter den Kaſtanienbäumen vor dem Schloſſe lange auf und ab.

Erſt ſpät ging Normann zum alten Hagener, der ſich über die Vorgänge von dieſem Morgen wieder beruhigt hatte und an den Ernſt derſelben nicht mehr recht glaubte. Doch verſprach er Normann und Louiſen, die möglichſten Hinderniſſe zu erſinnen, um die Verbindung zwiſchen Betty und Marſon aufzuſchieben. Bei dem beweglichen Naturell Betty's war dann noch einige Hoffnung vorhanden, daß ſie ſich von Marſon abwende. In dieſen Plan paßte auch die möglichſt baldige Rückkehr in die Stadt, die beſprochen wurde.

Nachdem noch Normann die Gräfin Catherine und den Grafen begrüßt, wanderte er, von Louiſen eine Strecke begleitet, der Stadt und ſeinen Büchern zu.

Wenige Stunden ſpäter, ſchon in Dämmerung gehüllt, ritt Marſon in entgegengeſetzter Richtung dem proteſtantiſchen Dorfe zu.

VIII.

Der Vater Hagener hielt Wort. Er weihte den Grafen Galton, der in ſeinen vielfachen Beſchäftigungen die Vorgänge in der jungen Welt ſeiner Gäſte nicht bemerkt hatte, in die

Geheimniſſe ſeiner Familie ein, und dieſer, betroffen über die Enthüllungen, ſah die Nothwendigkeit einer Rückkehr in die Stadt ein. Betty, ſo oft ſie von Marſon zu ſprechen anfing, erhielt zur Antwort, daß man nächſtens über dieſen Gegenſtand ſprechen wolle; jetzt ſei er, der alte Vater, an den Gedanken einer Heirath ſeiner Tochter noch nicht genugſam gewohnt. Die Gefahr ſchien übrigens nicht dringend. Marſon dachte am Wenigſten an Heirath, da er in ſeine Arbeit vertieft war und die letzte Freske ſchnell vollenden wollte. Doch bereitete Louiſe Alles zur Abreiſe vor, die in den nächſten Tagen ſtattfinden ſollte.

Louiſe ſchlief noch ihren feſten kindlichen Schlaf, als eines Morgens, da kaum die erſten Strahlen durch die Jalouſieen fielen, ihre Schweſter ſich aus dem Bette erhob und in der Dämmerung des Zimmers ſich anzukleiden begann. Bei jeder Bewegung Louiſens hielt ſie inne und horchte erſchrocken, mit angehaltenem Athem, bis ſie wieder die gleichmäßigen Athemzüge der Schlafenden beruhigten. Dann ſchlich ſie leiſe der Thür entgegen, aber dort angekommen, kehrte ſie wieder nach der entgegengeſetzten Thür zurück, hinter welcher ihr Vater ſchlief. Sie legte das Ohr ans Schlüſſelloch und horchte; dann drückte ſie einen Kuß auf dieſelbe Stelle, wo ihr Ohr gelegen hatte, und warf mit der Hand, rückwärts gehend, noch einige Küſſe durch die Thür, in der Richtung, wo das Bett des Alten ſtand. Am Bette Louiſens blieb ſie ſtehen und ſah mit angeſtrengten Augen in das ſchlafende, ruhevolle Geſicht, das noch wie ein Kindergeſicht ausſah. Ohne zu wiſſen, was ſie that, neigte ſie ſich vor und liſpelte: Mögeſt du nie ſolcher Heimlichkeit bedürfen! Meine Schweſter! meine theure Schweſter! — Thränen ſprangen ihr aus den Augen, und ſie zog ſich ſchnell zurück, daß ſie nicht auf das Geſicht Louiſens fielen und ſie weckten. Ihre Hand hing zum Bette heraus; Betty ergriff eine unwiderſtehliche Luſt, ſie zu küſſen, aber ſie hatte nicht den Muth, ſie zu faſſen. Sie kniete nieder und neigte ihr Antlitz bis in die nächſte Nähe der Hand.

So lag ſie einige Minuten, dann drückte ſie Kuß auf Kuß auf die Finger, daß Louiſe erſchrocken auffuhr.

Was iſt? Wer iſt da? Biſt du es, Betty? fragte ſie ſchlaftrunken.

Betty wiſchte ſchnell die Thränen ab und ſagte mit ſicherer Stimme: Ich bin es.

Iſt es ſchon ſo ſpät? Soll ich ſchon aufſtehen?“ fragte Louiſe.

Nein, es iſt noch ſehr früh — ſchlafe nur aus. Ich will einen Spaziergang im Garten machen — ich kann nicht ſchlafen.

Siehſt du wohl, Betty! Du kannſt nicht ſchlafen — ſeufzte Louiſe.

Wenn du nur gut ſchläfſt, Louiſe, antwortete Betty bedeutungsvoll.

Warte ein wenig; ich ſtehe auf und gehe mit dir.

Nein, nein — ſchlafe; ich komme bald wieder! ſagte Betty und drückte ihre Schweſter ins Bett zurück. Dann wollte ſie den Hut ergreifen, der neben ihr auf dem Stuhl lag, aber fürchtend, dadurch den Verdacht Louiſens zu wecken, ließ ſie ihn liegen und eilte zur Thür hinaus.

Im Hofe zog ſie das Tuch von den Schultern über den Kopf und verhüllte ſich das Geſicht. So lief ſie, ohne umzuſehen, die Allee entlang, die in gerader Linie den Garten durchſchnitt, der Mauer zu und nach der kleinen Pforte, die ins Feld führte. Marſon ſtand vor der Pforte. Er faßte ſie, ohne ein Wort zu ſagen, hob ſie in einen bereit ſtehenden, geſchloſſenen Wagen, ſtieg ihr nach, und der Wagen flog davon.

Louiſe konnte nicht wieder einſchlafen. Arme Betty! ſeufzte ſie, was muß in ihr vorgehen — denkt ſie an Normann? — bereut ſie? fürchtet ſie die Zukunft? Wie lange iſt's her, da war ſie ſo heiter, ſo glücklich, und nun kann ſie vor Kummer nicht ſchlafen. Soll ich ſie allein laſſen? Soll ich ihr folgen?

So überlegend, hatte ſie ſich ſchon erhoben. Aber ſie kleidete ſich nur zögernd an, nicht wiſſend, ob ſie Betty, die vielleicht allein ſein wollte, mit ihrer Geſellſchaft wohl thue oder nicht.

Langſam ſtieg ſie die Treppe hinab, und langſam durchwandelte ſie den Garten, nach allen Seiten ausſpähend, ob ſie nicht Betty's Kleid irgendwo zwiſchen den Bäumen wehen ſehe. Der Garten war leer, und erſt nachdem ſie ihn nach allen Richtungen langſam durchmeſſen hatte, fing ſie an, ihren Schritt zu beſchleunigen. Es wurde ihr ängſtlich zu Muthe, und ſie fragte ſich, ob ihre Schweſter nicht vielleicht mit Marſon eine Zuſammenkunft habe. Nach der Aufregung, die ſie an ihr bemerkt, ſchien ihr Das wahrſcheinlich, und ſie kehrte niedergeſchlagen in ihre Stube zurück, öffnete das Fenſter und wartete.

Der Wagen fuhr indeſſen unaufhaltſam dahin, über die Feldwege, geraden Weges über Hügel und Thäler dem Walde entgegen. In ſeinem Innern wurde wenig geſprochen; in dem einen Winkel ſaß Betty und hielt noch immer das Tuch über das Geſicht zuſammen; Marſon ſah manchmal durch die Fenſter, dann legte er ſich ſchweigend in ſeine Ecke zurück. Es war noch ſehr früh, als der Wagen am Fuße des Abhanges vor dem proteſtantiſchen Dorfe hielt. Marſon hob Betty mit beiden Armen heraus und ging mit ihr ins Dorf, mitten durch vor des Predigers Wohnung. Dort ſetzte er ſie auf einen Balken vor dem Hauſe und trat in die Stube.

Der Prediger kam ihm in ſeinem Sonntagsſtaate, in einem ſchwarzen Rocke, der halb Talar, halb Bauernkittel war und über die Knöchel herabfiel, entgegen und verbeugte ſich tief.

Iſt Alles bereit, Herr Prediger? fragte Marſon.

Es iſt Alles bereit, wie Sie befohlen haben, gnädiger Herr!

Und die Zeugen?

Ebenfalls, gnädiger Herr; der Schulze und noch ein Bauer werden der heiligen Handlung als Zeugen dienen.

Nun, ſo kommen Sie!

Marſon wandte ſich der Thür zu, der Prediger aber blieb in [illegible] Mitte der Stube ſtehen und fuhr verlegen mit flachen Händen und ausgebreiteten Fingern über die Schöße ſeines Kleides her und hin.

Nun, Sie gehen ja nicht! herrſchte ihn Marſon zu.

Gnädiger Herr! ſtotterte der Prediger.

Sie zaudern? Habe ich Ihre Bedenken noch nicht zum Schweigen gebracht? Ich wiederhole Ihnen, es ſoll Ihnen nichts Unangenehmes daraus entſtehen.

Sie haben für mich und die Gemeinde ſo viel gethan, ſtotterte der alte Mann, Sie haben uns den Schutz des Herrn Grafen Galton verſchafft — gewiß würde ich meine Dankbarkeit gern beweiſen, indem ich nach Ihrem Willen — aber, gnädiger Herr — das Geſetz, die Ordnung, die Regel! — Wir armen Proteſtanten müſſen uns hüten, wir ſind von Widerſachern umgeben . . .

Ich habe Ihnen ſchon auf all Das geantwortet, erwiderte Marſon unwillig. Dann ging er einige Schritte zurück an den roth angeſtrichenen Tiſch und ſchüttete darauf den Inhalt ſeiner Börſe aus. Die Dukaten rollten, und mehrere fielen auf den Boden. Raſch bückte ſich der Prediger und las ſie auf, ohne den Blick von den auf dem Tiſche gebliebenen abzuwenden. Er legte die aufgeleſenen zu dieſen und fuhr wie wühlend durch das Häuflein, wobei er ein leiſes Kichern nicht unterdrücken konnte. Darauf ſah er ſich, indem er eine Hand auf dem Golde liegen ließ, in der Stube um und lachte, als ob er der ungeheuren Armuth, die ihn da überall angrinſte, ins Geſicht lachte.

Stecken Sie das ein und kommen Sie! ſagte Marſon und dachte an Normann, der den Prediger mit dem Shakeſpeare'ſchen Apotheker aus Mantua verglichen.

Ja, ja, ſogleich, gnädiger Herr! rief der Prediger und ſteckte das Geld in die Taſche, nicht ohne erſt einzelne der Münzen auf den Tiſch zu werfen, um ſich an ihrem Goldklange zu weiden.

Mit der einen Hand in der Taſche, in die er das Gold geborgen hatte, trat er nun raſch vor Marſon aus der Thür und pfiff von der Schwelle der Hütte aus dem Dorfe entgegen. Auf dieſes Zeichen kamen ſofort zwei Bauern in ihrer Sonntagstracht, in weißwollenen Kitteln mit Meſſingknöpfen und mit dem dreieckigen Hute unter dem Arme, heran und verneigten ſich ſchüchtern und ſchweigend vor den Fremden.

Gehen wir, ſagte der Prediger und ſchritt voran. Marſon zog Betty, die noch immer auf dem Balken ſaß, das Tuch mit ſanfter Gewalt vom Kopfe, faßte ihren Arm und folgte dem Prediger; hinter Marſon und Betty gingen entblößten Hauptes die beiden Bauern.

Es hatten ſich indeſſen viele Weiber und Kinder, zerlumpte und rußige Geſtalten, verſammelt, die zwar in einiger Entfernung ſtehen blieben, ſich aber dem Zuge, als dieſer ſich in Bewegung ſetzte, anſchloſſen und ſcheuen Schrittes bis zum Tempel mitgingen. Allein dort angekommen, wies ſie der Prediger zurück und ſchloß, als Marſon und Betty mit den beiden Zeugen eingetreten waren, die Thür hinter ſich. Das verſammelte Volk murrte; es hätte die Vermählung ſo gern mit angeſehen.

IX.

Normann ſtand am offenen Fenſter ſeiner Dachſtube und ſah dem Regen zu, der durch die Abendluft ſanft und mild, ohne das geringſte Geräuſch herabfiel, vergoldet von der Abendſonne, welche die dünnen Wolken nicht zu verhüllen vermochten. Sie ſtrahlte auf den feuchten Dächern wieder und bedeckte ſie mit einem roſigen Schimmer. Jenſeit ſeiner ſchmalen Gaſſe hatte die ſchöpferiſche Hand eines armen Mädchens die breite Rinne zwiſchen zwei Dächern in einen hangenden Garten verwandelt, und die Düfte der Roſen-, Reſeden- und Rosmarintöpfe ſandten ihm ihre Grüße herüber, wie ſie ſich in der milden Regenſpende erfriſcht fühlten. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, ſo oft es im Sommer regnete, eine gewiſſe Stelle aus einem Gedichte zu murmeln, und ſo ſprach er ſie auch jetzt, aber dießmal mit mehr Bewußtſein und Beziehung, vor ſich hin:

Bald wird auf dieſen Brand
Vergeſſen, mild wie Sommerregen, thauen;
Dann wird in meinem Buſen Geiſterhand
Mir eine neue luſt'ge Stadt erbauen.

Immer wieder und wieder murmelte er dieſe Verſe, bis er ſie laut in den ſchönen Abend hineinrief. Darüber hörte er nicht, daß ein Wagen vor ſeinem Hauſe hielt und gleich darauf weiter rollte, und daß es einige Minuten ſpäter an ſeine Thür klopfte. Da klopfte es ſtärker. Herein! rief Normann. Aber Niemand trat herein, es klopfte nur wieder an die Thür, aber dießmal leiſer, ſchüchterner. Normann öffnete; da ſtand Louiſe in der Dämmerung der Vorſtube unter dem Dache. Er faßte ſie überraſcht an beiden Händen und zog ſie in die Stube und dem Fenſter zu, um ſie beſſer ſehen zu können. Die Bläſſe ihres Geſichtes, die tiefe Trauer, die es bedeckte, das Zittern ihres Leibes, die Aengſtlichkeit, mit der ſie ihn betrachtete, als ob ſie ſeine Stärke prüfen wollte, ihr Beſuch überhaupt — Alles ſagte, daß ſie ihm etwas Außerordentliches mitzutheilen habe — doch dachte er auch der Uebereinkunft mit dem Vater und fragte mit bebender Stimme: Sind Sie in die Stadt zurückgekehrt?

Ja, für einige Tage.

Und Betty? — Iſt nicht mit uns.

Wo iſt ſie? — Fort . . .

Von Marſon entführt?! ſchrie Normann.

Nein, ſie iſt vor uns Allen mit ihm abgereiſt — ſie hat ſich mit ihm vermählt — in dem proteſtantiſchen Dorfe.

Normann fiel mit Kopf und Armen auf den Tiſchrand, daß die Gegenſtände, die da zerſtreut lagen, Federn, Papier, Federmeſſer, chirurgiſche Inſtrumente, in die Höhe flogen. Louiſe zwang ihn auf einen Stuhl, der neben ihm ſtand, und er ſetzte ſich, ohne den Kopf zu erheben, immer das Geſicht in den Arm gedrückt. Sie ſtand ſchweigend neben ihm und ſah auf ſeine braunen Locken nieder, die über Stirn und Arm auf den Tiſch fielen und ihn verhüllten wie ein Trauerſchleier. Sie wollte mehrere Male zu ſprechen anfangen und ihm Troſt zureden, aber die Stimme verſagte ihr; ſie konnte keine Silbe hervorbringen. Es ging etwas Eigenthümliches in ihr vor, das ſie ſich nicht erklären konnte. So raſch, wie ein Gedanke durch ein menſchliches Hirn zu fliegen vermag, — ſo raſch und ſo luſtig und unanfaßbar zugleich — flog ein Schatten von Unwillen durch ihre Seele. Hätte ſie nur Zeit gehabt, über dieſe Empfindung nachzudenken, ſie hätte ſich überredet, daß dieſer Schatten von Unwillen daher kam, daß ſie einen Mann nicht gern ſo gebrochen, ſo ſchwach, dem Schmerze erliegen ſehe. Aber es war etwas Anderes, doch wußte ſie es nicht, da ſie ſich nicht Zeit ließ, ſich über dieſe kaum eine halbe Sekunde lange Empfindung klar zu werden; das Mitleid mit Normann war ſtärker. Sie legte die Hand auf ſeine Schulter und ſchüttelte ihn leiſe.

Normann, lieber Normann! ich wußte ja, wie Sie dieſe Nachricht erſchüttern werde; darum kam ich ſelbſt, daß Sie in ſolchem Augenblicke eine Freundin, ein gute Freundin zur Seite haben.

Die gute, ſanft zuredende Stimme that ihm wohl und löſte ſeinen Schmerz in Thränen. Die heftigen Bewegungen ſeines Kopfes verriethen ihr, daß er in Weinen ausbrach, und mit jener Mütterlichkeit, die in jedem weiblichen Gemüthe verborgen iſt, ſtreichelte ſie ihm die Haare, und da er beſchämt lächelnd zu ihr aufſah, lag ſein Kopf in ihrem umfangenden Arme, der ihm die Augen bedeckte. Und wie er ihn höher erhob, kamen ſeine Lippen an ihre Hand, und er küßte ſie, während ſie ſich feſt auf ſeinen Mund drückte.

Wunderliches Geſchöpf, der Menſch! Gäbe es ein Sonnenmikroſkop der Gefühle, könnten wir die kleinſten Vorgänge im menſchlichen Herzen beobachten, wir würden über deren Enormität erſtaunen, wie über die Enormität der Welten in einem Waſſertropfen. Wir würden ſehen, wie auf kleinſtem Raume, in unmeßbaren Zeitatomen beſtändiges Vergehen und Werden einen ununterbrochenen Reigen aufführen, der ſich im Unendlichen verliert, als hätten wir das ganze All vor uns. Hier beweint ein junges Herz ein todtes Glück, und während die Tröſterin ihm beiſteht, wird ihm ſo wohl, als ob ſchon ein neues Glück ſeinen Einzug ankündigte. Auf den Leidenden und auf die mitleidende Tröſterin ſenkt ſich für einen Augenblick eine unerklärliche Ruhe herab, aus der ſie ſich beinahe einen Vorwurf machen möchten. Der junge Mann blickt dem ſiebenzehnjährigen Mädchen in das liebe, große, blaue Auge, und er fühlt ſich wie geborgen, und ſie, das Kind, weiß, daß es ein Troſt und eine Stütze iſt, und wächſt in ſeinem eigenen Bewußtſein. Hand in Hand, und ohne ein Wort zu ſprechen, ſitzen ſie lange auf dem Strohſopha und laſſen das aus Schmerz und innigem Behagen gemiſchte Gefühl durch ihre Seelen ziehen, ohne Verſuch, die ſonderbare Miſchung ſichten und klären zu wollen.

Der Abend ſinkt herab, ſie merken es nicht. Erſt als tiefes Dunkel ſie umhüllt, erinnert ſich Normann. Es iſt ſpät, ruft er, Sie müſſen fort, Louiſe. Was werden die Leute im Hauſe ſagen!

Was liegt daran! ſagte Louiſe mit jenem Heldenmuthe, den nur das Weib in gewiſſen Fällen hat. Mit etwas mehr Erfahrung hätte Normann gewußt, was dieſer Heldenmuth zu bedeuten hatte. — Aber, fügte ſie hinzu, Papa erwartet mich und wünſcht, Sie zu ſehen; kommen Sie.

Arm in Arm gingen ſie durch die dunkeln Gaſſen der alten Stadt. Der alte Hagener kam ihnen auf der Treppe entgegen und drückte Normann, indem er ihn in die Stube zog, mit Heftigkeit die Hand. — Nun, mein lieber Freund, ſagte er mit bewegter Stimme, was meinen Sie zu den tollen Streichen unſerer Betty? — Es war keine Frau für Sie, glauben Sie mir und tröſten Sie ſich wenigſtens in dieſer Beziehung. Sie ſehen traurig aus, mein lieber Junge, ſehr traurig, Sie ſind um ihre Zukunft beſorgt, ich weiß es. Nun, ſehen Sie, was mich betrifft, ich bin ruhiger. Betty iſt eine Perſon, die auf Abgründen tanzen kann, ohne hinein zu fallen. Sie mußte einmal einen tollen

Streich machen, ſie mußte ſich austoben — ich glaube, ſie kommt uns einmal zurück, und zwar abgeklärt und ruhig — in mancher Beziehung ſchöner und vollendeter, als ſie uns verlaſſen hat.

So ſprach der alte Mann in abgebrochenen Sätzen vor ſich hin, theils mit Ueberzeugung, theils um ſich zu tröſten; ſo ſprach er auch, als er mit Normann und Louiſe am Tiſche ſaß und die kleine traurige Geſellſchaft ihren Thee trank. Im Ganzen ſprach man nicht viel, man ſaß oft viele Minuten lang da, ohne ein Wort zu ſagen, Jeder ſeinen Gedanken hingegeben. Es fehlte ja eine Hauptperſon aus dieſem Kreiſe, eine Perſon, von der man noch vor Kurzem geglaubt, daß ſie nie fehlen, daß der Kreis ohne ſie gar nicht beſtehen könne. Louiſe machte nicht die geringſten Anſprüche, die Fehlende zu erſetzen, aber ohne daß ſie es wollte, that ihr ſtilles Walten und Sorgen, ihr Gebahren als Hausfrau, daß der Kreis geſchloſſen ſchien, daß die Lücke eigentlich nur in der Erinnerung beſtand. So verging der Abend weniger ſchmerzlich, als man es vorher geglaubt haben würde. Von Einzelnheiten erfuhr Normann noch, daß der Graf Marſon Vorwürfe gemacht über ſeine heimliche Handlungsweiſe, daß ſich dieſer, ſcheinbar in Folge Deſſen, entſchloſſen habe, das Schloß zu verlaſſen, und daß er gleich am Tage nach ſeiner Vermählung abgereiſt ſei, um ſich mit Betty nach Italien zu begeben. Ferner wurde beſchloſſen, daß Vater und Tochter noch einige Tage in der Stadt bleiben, bis Normann ſein letztes Examen, das vor der Thür ſtand, gemacht, und daß dieſer dann mit ihnen auf das Schloß zurückkehren ſolle. Der Graf wünſchte es ſo, denn Eugen, ſein Sohn, wurde dieſer Tage erwartet. Zwar fühlte ſich Normann nicht ſtark genug, in ſeiner jetzigen Stimmung zu den Büchern zurückzukehren, aber Louiſe bat ihn, ſich zuſammen zu nehmen; das Studium werde ihn zerſtreuen, und er müſſe dem guten Grafen Wort halten. — Normann verſprach ihr, ſein Möglichſtes zu thun. Es war ihm ehemals ſo angenehm geweſen, zu gehorchen, wenn ihm Betty etwas befahl oder ihn um etwas bat; es ſchien ihm, als ſei ihm Das zur Gewohnheit geworden und als wäre es ihm eben ſo angenehm, Louiſen zu gehorchen. Als er endlich ging, begleitete ſie ihn bis an die Treppe und ſtreckte ihm noch die Hand nach: Alſo fleißig ſein, nicht wahr? — Normann ſchlug ein und nickte bejahend. Beim Lichte der Kerze, die Louiſe in der Linken hielt, ſahen ſie einander in die Augen, als ob Jedes ſagen wollte: Jetzt habe ich noch dich!

Wenn auch nicht ſchon in dieſer Nacht, die er unruhig und ſorgenvoll in der Erinnerung an Betty verbrachte, ſo hielt Normann doch vom nächſten Morgen an ſein der Freundin gegebenes Wort. Er ſetzte ſich hin und arbeitete. Und wenn er ſich nach Stunden erhob, um auszuruhen, that er es mit dem frohen Gefühle, einen Theil ſeines Verſprechens eingelöſt zu haben, und mit ruhigem Gewiſſen ſtieg er des Abends die Treppe zu Hageners hinauf, um Louiſen zu ſagen, daß er fleißig geweſen, wie ſie es wünſchte. So den zweiten, ſo den dritten Tag, daß es ihm endlich ſchien, daß er für ſie allein arbeite. Wenn er dann Abends nach erſtattetem Bericht ein „So recht!“, ein Lächeln, einen Handſchlag bekam, war er zufrieden.

Früher als ſonſt lief er endlich eines Tages die Treppe hinauf; athemlos ſtürzte er ins Zimmer und ſagte mit Mühe: Louiſe, ich bin fertig — es iſt Alles gut gegangen!

Louiſe faßte ſeine beiden Hände und betrachtete ihn lächelnd: Bravo, bravo! rief ſie — in dieſen Tagen haben Sie gezeigt, was Sie können. Wer Das kann, der kann noch viel mehr, glauben Sie mir.

Normann war froh wie ein Kind, das man belobt. Dieſes Lob des jungen Mädchens war ihm lieber, als alles Lob, das ihm der Rektor Magnifikus oder der Protomedikus hätte ſpenden können.

Er bemerkte jetzt erſt einen jungen Mann, der ſchweigend in einem Winkel ſaß und ihn aufmerkſam betrachtete. Louiſe ſtellte ihm den jungen Grafen Eugen Galton vor, der es nicht habe erwarten können, ſeine Bekanntſchaft zu machen, und deßhalb ſelber gekommen ſei, ſie abzuholen. Die beiden jungen Männer gaben einander die Hand, und nach wenigen gewechſelten Worten ging Eugen, ſich freudig die Hände reibend, in der Stube auf und ab. Er glaubte nach dieſer erſten Begegnung ſchon all das Schöne, das ihm Vater und Schweſter über Normann geſagt, beſtätigt zu finden und freute ſich, in deſſen Geſellſchaft die Reiſe zu machen. Da man ſchon morgen aufs Schloß gehen ſollte, eilte Normann nach Hauſe, um zu packen; Eugen begleitete ihn und half ihm, und als man des Morgens zu Vieren im Wagen ſaß, waren die künftigen Reiſegenoſſen wie alte Freunde, und im Schloſſe angekommen, eilte Eugen ſogleich zu ſeinem Vater, um ihm für die Wahl zu danken.

Eugen war ein junger Menſch, der nicht gern ausſprach, wie innig er ſich anzuſchließen liebte. Eine zu wiederholten Malen erſchütterte Geſundheit hatte ihm die ſeinem Alter nicht ſeltene Hypochondrie und die traurigen Gedanken gegeben, daß er nicht lange zu leben habe. Mit deſto größerem Eifer ſuchte er in ſich aufzunehmen, was ihm das Leben bot. Er häufte einen Schatz von Wiſſen in ſich auf und intereſſirte ſich zugleich mit regſter Theilnahme für Alles, was um ihn her vorging. An Liebe zu denken hatte er bis jetzt noch nicht gewagt, aber eine große Freundſchaft mit einem hochgeſinnten, edlen jungen Menſchen war ſein Ideal. Nach wenigen Tagen erklärte er ſeiner Schweſter, in Normann dieſes Ideal gefunden zu haben, und er gab ſich dieſer neuen Freundſchaft auf weibliche Weiſe hin. Er überhäufte Normann mit Aufmerkſamkeiten, er unterſtützte ihn bei ſeinen Studien, er holte ihm die Bücher aus der Bibliothek, er machte ihm Noten, Auszüge und Abſchriften. Außerdem wußte er ja Alles, was im Schloſſe vorgegangen war, und Normann war ihm intereſſant als ein Menſch, der ſchon eine Geſchichte hatte. Die Abweſenden, Marſon und Betty, als Abweſende und in ihrem ſonderbaren Weſen, waren ihm doppelt romantiſch. Er betrachtete den Kopf Betty's in der Freske von „Goldſchmieds Töchterlein“ mit großer Aufmerkſamkeit und Marſons wegen auch die anderen Fresken. Da war der Kopf der Braut von

Korinth, der ihn ſeines geheimnißvollen Unglücks, ſeiner großen, ſüdlichen Züge wegen beſonders anzog, und er dichtete ſich zu allen dieſen Geſtalten eine Geſchichte hinzu. Wie Schade, daß er überall Das nicht mit Normann beſprechen konnte, der ihm über Alles ſprach, nur nicht über Marſon und Betty, über die man ſich im Schloſſe überhaupt nur wenig unterhielt! Es ſchien ein ſchweigendes Geſetz, dem ſich Jeder fügte, um alte Wunden, die noch bluteten, nicht zu berühren.

An den Tagen, die Briefe von Betty brachten, war Dieß freilich anders; da wurde ihr Name viel genannt, beſonders im Atelier des alten Hagener, das dann Normann und Louiſe nicht verließen, um immer beim Vater zu ſein und mit ihm Zeile nach Zeile zu prüfen und den Brief immer wieder und wieder zu leſen. In Normann erweckte ſchon der erſte Brief neben alten Schmerzen manche neue Beſorgniß. Das junge Ehepaar war abgereiſt, um geraden Weges Italien, dem Ziele aller Wünſche Betty's, zuzuſteuern, und der erſte Brief war aus dem vom italieniſchen Wege abſeits liegenden Baden-Baden datirt. Marſon, ſchrieb Betty, habe daſelbſt viele alte Freunde und Bekannte gefunden, die ihn wahrſcheinlich einige Tage in dem reizenden Badeorte zurückhalten würden. Aber auch der zweite und der dritte Brief waren aus Baden-Baden datirt. Betty erzählte von den vielen „ſonderbaren Menſchen“, mit denen ſie da zuſammenkämen, bei denen es ihr nicht ganz wohl ſei, wahrſcheinlich, weil ſie den Ton der großen Welt nicht kenne. Sie müſſe geſtehen, ſie fühle ſich etwas fremd in dieſer Welt. Oft rette ſie ſich in die Einſamkeit der herrlichen Umgebungen, um Studien nach der Natur zu machen. — Später erzählte ſie, wie ihr Marſon, der immer gut ſei, erlaubt habe, ſich in das ſtille Lichtenthal, in der Nähe von Baden, zurückzuziehen; dort ſehe ſie Marſon freilich ſeltener, da ihn ſeine Verbindungen in der Stadt zurückhielten — aber ſie benütze ihre Einſamkeit, um fleißig zu arbeiten. Man brauche in Baden ſo viel Geld, das Leben ſei theuer, und es finde ſich hier und da Gelegenheit, ein Bild zuverkaufen. Marſon, der nur große Bilder male, könne natürlich auf der Reiſe nichts anfangen. Wieder ein anderes Mal bat ſie, man möchte ihr einige kleine Arbeiten, die ſie daheim gelaſſen, nachſenden; ſie hatte einen Bilderliebhaber gefunden, der ſie ihr ſehr vortheilhaft abkaufen wollte. Aber ſchon im nächſten Briefe beſtellte ſie die Sendung wieder ab; es hatte ſich indeſſen gezeigt, daß ihr der Bilderliebhaber den Hof machte und daß der Bilderkauf nur zu ſeiner Cour gehörte.

Die Freunde wurden durch jedes dieſer Schreiben in eine betrübte Stimmung verſetzt, am Wenigſten jedoch der Vater, der manchmal mit Lächeln aus den Zeilen herauslas, daß ſeine Betty praktiſch werde; das ſchmerzliche Lächeln Betty's und ihre offenbare Bemühung, manches Ernſte hinter Scherz zu verbergen und über Unangenehmes leicht hinzueilen, blieb ihm ein Geheimniß. Nicht ſo Normann und der Schweſter, welche oft ſtundenlang im Garten auf und ab gingen und ſich ihre Befürchtungen mittheilten. Sie wurden etwas ruhiger, als ihnen Betty eines Tages von Baſel aus anzeigte, daß ſie endlich Baden verlaſſen hätten und dem Süden zuſteuerten. Ungefähr vierzehn Tage ſpäter erhielten ſie einen Bericht, in dem folgende Stellen vorkamen:

„.... Nach einer ſo herrlichen Reiſe ſitzen wir nun ruhig in dem noch herrlicheren Montreux, im Gaſthauſe zum Schwan, das mit einem Fuße im Genfer See ſteht, von deſſen Balkon aus man den Dent du Midi, de Jaman und andere prachtvolle Berge ſieht. Mit einem Segelkahne fahren wir oft über den blauen oder purpurnen Spiegel nach Chillon, nach den Rhonemündungen, in das Rouſſeau'ſche Clarens, nach Vevey, wo wir auf der unvergleichlichen Terraſſe der drei Kronen ſchöne Stunden verbringen: Marſon rauchend und träumend, ich hinausblickend der untergehenden Sonne nach, oder in das mit Dämmerung erfüllte Thal gegen Wallis, manchmal auch, zu meinem Spaß, den Engländerinnen, die da mit ihren Aquarellen ſitzen, den Rath einer Meiſterin ertheilend. Manche lernbegierige

Miß hat mich ſchon hier im Schwan aufgeſucht, und ich gebe Unterricht. Den breiten Balkon habe ich in ein Atelier verwandelt und gehe zwiſchen meinen Schülerinnen umher, wie ein alter Meiſter. Der See, die Berggruppen, die lachenden Flecken am Ufer ſind unſere Modelle. So ein Atelier mitten in der ſchönſten Natur iſt ſehr unterhaltend. Marſon verachtet dieſes ganze dilettantenhafte Treiben, läßt mich aber gewähren, weil es mich unterhält. Manche meiner Schülerinnen hat ſchon errathen, daß ſie an ihm einen beſſeren Meiſter hätte, als an mir, manche hat ihm auch ſchon ſchmachtende, kokettirende Blicke zugeworfen, aber er kümmert ſich nicht darum. Er liebt mich wirklich ...

„..... Meine Flitterwochen haben erſt jetzt begonnen. Es iſt ein Irrthum, daß die Flitterwochen gleich nach der Hochzeit beginnen. Die erſte Zeit der Ehe iſt nicht die glücklichſte, ich bin jetzt glücklicher. In Baden mißfiel mir Alles aufs Höchſte, und Marſon war mir fremd. Hier bin ich ſo befriedigt, daß meine Sehnſucht nach Italien ruht, und Marſon erlaubt mir, ſo lange hier zu bleiben, als es mir beliebt. Ich habe jetzt Angſt vor Rom und Florenz, denn Das iſt auch die Welt, und nach dem Leben in Baden brauche ich Ruhe. Marſon will jetzt auch nicht nach Rom, und zwar, wie er mir geſtand, gewiſſer Perſonen wegen, die ſich jetzt dort befinden und denen er nicht gern begegnen möchte. Es laufen ihm überall Bruchſtücke früherer Erlebniſſe und Romane über den Weg; Das muß unangenehm ſein, wenn man mit einer jungen Frau reiſt, nicht der jungen Frau wegen, aber der alten Romanheldin wegen. Er glaubt ſich deßhalb bei mir entſchuldigen zu müſſen, Das iſt ſehr überflüſſig; denn was mir ihn ſo intereſſant gemacht hat, war eben die Ahnung, daß er ein reiches und bewegtes Leben hinter ſich hatte. Freilich verlieren manche Romane, in der Nähe betrachtet, viel von ihrer Romantik ...“

Im Schloſſe hatte man nicht viel Zeit, über Betty's letzten Brief nachzudenken. Der Herbſt war indeſſen herangekommen, Normann hatte ſeinen Doctortitel, und er wie Eugen waren vollauf mit den Vorbereitungen zur bevorſtehenden Reiſe beſchäftigt. Mehr als je ſuchten und fanden einander Normann und Louiſe. Es ſchien ihnen, als hätten ſie ſich in den letzten Wochen, die ſie in gemeinſamer Einſamkeit und Beſorgniß verbracht, erſt recht kennen gelernt. Ruhig und verſtändig über ihre Verhältniſſe wie über die entfernte Betty ſprechend, gingen ſie oft ſtundenlang neben einander einher; manchmal auch ſchweigend und nachdenklich, und manchmal ſchien es Normann, als ſuche ſeine Freundin ihm in der Stille die Trauer zu entwinden, an die er ſich mit Liebe feſtklammerte. Er empfand jene Scham, die treue Gemüther ſo bewältigt, wenn ſie ahnen, daß ein neues Gefühl neben einem älteren, theureren, Platz zu greifen verſucht, wenn ſie ſich auf der Entdeckung überraſchen, daß zu Gunſten eines anderen Gegenſtandes ein augenblickliches Vergeſſen eintrete — ein augenblickliches, oft ein ſtundenlanges Vergeſſen, das man noch vor wenigen Wochen für unmöglich, jedenfalls für verbrecheriſch oder für das Ende alles Lebens gehalten hätte. Aber wie ſollte er auch der beſtändigen, wohlthätigen Nähe Louiſens, die er nur eine beruhigende nannte, widerſtehen? Sie hatte eine eigenthümliche Herrſchaft über ihn gewonnen. War ſie es doch, die bei der Erinnerung und in Sehnſucht nach ihrer Schweſter oft weich wurde und vor Normann ihren Thränen freien Lauf ließ, war ſie es auch wieder, die für den erſten bedeutenden Schmerz ſeines Lebens immer ein heilſames Wort hatte, die ihm immer zur Seite ſtand und ihn vor Vereinſamung bewahrte. Wie einſam wäre er ohne ſie geweſen! So oft er ſich Dieſes ſagte, ſo oft ließ er jede Beſchäftigung liegen und eilte zu ihr, wenn auch nur, um über den gleichgültigſten Gegenſtand mit ihr zu ſprechen. Er mußte oft darüber lächeln, welchen Eindruck ſie ihm zu Zeiten machte. Wie oft Betty, ihrer älteren Schweſter, gegenüber, hatte ſie nun auch ihm, dem älteren Freunde, gegenüber etwas Mütterliches, das ihr vortrefflich ſtand und über das ſie ſelbſt manchmal mit ihm lachen mochte. Sie redete ihm nicht nur tröſtend und beruhigend zu, ſie hielt ihm auch Strafreden und ſprach mit erwachſener Einſicht über die Ordnung ſeiner Zukunft. Dann wieder war ſie ihm wie eine jüngere Schweſter, der er hundert kleine Dienſte zu leiſten hatte, mit deren Zukunft er ſich mehr als einmal in Gedanken beſchäftigte. Wie oft brütete er über dem Gedanken, ob dieſes vortreffliche, alles Glückes fähige und würdige Geſchöpf den Mann finden werde, der es ganz verdiene.

Kein Wunder, daß ſie bei bevorſtehender Trennung voraus empfanden, wie ſehr ſie einander fehlen würden. Auf ihren einſamen Spaziergängen wurden ſie immer ſchweigſamer. Nur einzelne kurze Sätze unterbrachen manchmal die Stille, wie z. B.: Werden Sie mir auch ſchreiben, Louiſe? Werden Sie mir auch gewiß ſchreiben? — Werden Sie Ihre kleine Freundin nicht vergeſſen?

In den letzten Tagen war Louiſe kaum ſichtbar. Sie war mit der Reiſe-Ausſtattung Normanns ſo beſchäftigt, daß ſie ihn ſelbſt darüber zu vergeſſen ſchien. Sie hatte im Städtchen Konferenzen mit Nähmädchen und Strumpfſtrickerinnen und mußte ſelbſt mehrere Male in die Stadt, um Einkäufe zu machen, bei welcher Gelegenheit ſie für Normann auch Bücher und Inſtrumente mit gutem Erfolge beſorgte. Sie weckte den Nacheifer ihrer Freundin, der Gräfin Catharine, die auf dieſelbe Weiſe für ihren Bruder ſorgen wollte; aber das gute ariſtokratiſche Kind benahm ſich dabei ſehr unbeholfen, und da mußte Louiſe auch ihm mit Rath und That beiſtehen. Das war ihr ganz recht; ſie fühlte, wie ſehr ſie in dieſen Tagen ermüdender Beſchäftigung bedurfte, und ſie arbeitete mit einer Anſtrengung, als wollte ſie Alles thun, um nicht zur Beſinnung zu kommen.

Endlich war Alles beiſammen und ging es ans Einpacken. Auch dieſes beſorgte Louiſe. Normann ſtand dabei, um zu helfen, benahm ſich aber mit jener Ungeſchicklichkeit, welche die Männer bei ſolchen Gelegenheiten auszeichnet. Louiſe wies ihm einen Platz im Fauteuil an, gab ihm eine Cigarre und befahl ihm, ruhig zuzuſehen.

Draußen rieſelte ein ſanfter Herbſtregen herab, bedeckte die Fenſterſcheiben und hüllte die Stube in ſanfte Dämmerung. Normann war es ſo wohlig, als wäre er zu Hauſe bei ſich, in eigener Wirthſchaft, und wie Louiſe ſo vor ihm her und hin ging und, wenn ſie an ihm vorbeikam, ihm lächelte, kam er ſich mit Einem Male wie verheirathet vor.

Merken Sie ſich, lieber Normann, ſagte ſie, indem ſie ihm ein kleines Paket vorhielt, dieſe Taſchentücher mit breitem Rande habe ich ſelbſt gezeichnet. Vielleicht haben Sie irgendwo in den Apenninen eines in der Taſche, dann denken Sie meiner. — Wann kommen Sie wieder?

Wahrſcheinlich ſchon nächſten Sommer. Ich halte Eugen nicht für krank. Wenn er ſich wohl befindet, kehren wir bald zurück, und er nimmt ſeine Studien wieder auf. So iſt es mit dem Grafen ausgemacht worden.

Wie lange kann Das im Ganzen dauern?

Sechs bis acht Monate.

Louiſe wandte ſich wieder der Wäſche zu und fing an, ſie in den Koffer zu legen. Dann nahm ſie aromatiſche Kräuter und Blumen und ſtreute ſie dazwiſchen.

Was ſoll das Grüne? fragte Normann.

Die Wäſche angenehm durchduften; Das machen wir ländliche Wirthinnen ſo, ſagte Louiſe — ich habe heute den ganzen Morgen geſammelt. Zwiſchen jede Schicht Wäſche einige Blumen und Kräuter.

So werde ich jedes Mal, ſagte Normann, durch Duft an Sie erinnert werden. — Aber nein! rief er und ſprang auf — Schade um dieſe Blumen! — Er nahm einige derſelben zuſammen und band ſie in einen Strauß. — So, ſagte er, ſollen mich dieſe geleiten, nicht zerdrückt und entſtellt — als ein liebes Andenken meiner theuren, vorſorglichen Freundin — und ſo will ich den Strauß wiederbringen — wenn auch welk, doch noch theurer als liebſter Begleiter, als Erinnerung an die liebe Seele, die mir ſo ſehr, ſehr lieb iſt.

Louiſe wandte ſich raſch wieder ihrer Beſchäftigung zu —

Normann ſtand mit dem Strauße in der Hand da und ſah vor ſich hin; dann ſetzte er ſich wieder in den Fauteuil und träumte, und Louiſe packte, bis es dunkel wurde.

In ſehr früher Stunde hallte das Poſthorn in den vielen Winkeln des Schloſſes wieder. Der Morgen war klar; die vier Pferde ſtampften ungeduldig, der Poſtillon zeigte ſeine Kunſt auf dem Horn, während die Bedienten die Koffer an den Wagen befeſtigten und Mäntel und Decken in das Innere warfen. Eugen kam in Begleitung von Vater und Schweſter die Treppe herab; auch der alte Hagener erſchien im Hofe und klopfte Normann, der ihm entgegenkam, auf die Schulter.

Wo iſt Louiſe? fragte der alte Hagener — Das hätte ich nicht gedacht, daß die ſich heute verſchlafen würde.

Catherine lächelte: Ich habe ſie ſchon vor einer Stunde angekleidet geſehen.

Ohne ein Wort zu ſagen, lief Normann ins Haus, die Treppe hinauf. Oben ſtand Louiſe am Treppengeländer, die Arme über die Bruſt zuſammengedrückt, blaß, den Kopf geneigt und die Augen voll Thränen. Normann blieb einen Augenblick vor ihr ſtehen. — Sie liebt mich, ſagte er ſich und wollte die Arme ausbreiten und ſie umfaſſen; zugleich öffneten ſich ſeine Lippen, um etwas zu ſagen. Aber da ſah er plötzlich Betty vor ſich ſtehen, ſchön und heiter, wie an jenem Morgen da ſie aus der Stadt in den Wald gezogen; er ſah ſie leibhaftig, er hätte ſie faſſen können — ein Stich ging ihm durchs Herz, und er fühlte einen Schmerz, als ob ſein ganzes Weſen auseinander geriſſen würde. In dem Momente, da er zu Louiſe ſagen wollte: ich liebe dich, fühlte er die Liebe zu Betty in ihrer alten Gewalt, und es ſchien ihm, als müßte er ſie ſein Leben lang fühlen; ſpräche er ein Wort der Liebe zu dieſem Kinde, es wäre Lug und Trug. Louiſe war ihm wieder ein Kind. Er legte die Hand an ihre Stirn und hob ihren Kopf in die Höhe. — Adieu, Louiſe! auf Wiederſehen! ſagte er milde. Sie nickte lächelnd. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und eilte einige Stufen hinab; dann aber kam er wieder zurück und faßte ihre beiden Hände und bedeckte ſie mit Küſſen. Louiſe lächelte immer, da neigte ſie ſich mit einer raſchen Bewegung, und plötzlich fühlte er einen langen, heißen Kuß auf ſeiner Hand. — Er zog ſie erſchrocken zurück, und indem er „Auf Wiederſehen!“ ſtammelte, ſprang er die Treppe hinab. Sie beugte ſich, um ihm nachzuſehen, und blieb ſo über das Geländer gelehnt. Da erſcholl das Poſthorn wieder. Sie ſtürzte zurück ans Fenſter; der Wagen rollte zum Hofe hinaus, und ſie eilte in ihr Schlafzimmer zurück und ſchob den Riegel vor die Thür.

X.

Die Eiſenbahn zwiſchen Brüſſel und Paris war um jene Zeit nur bis an die franzöſiſche Gränze vollendet. In Quievrain, der Gränzſtation, wurde die Diligence ſammt den Reiſenden von der Eiſenbahn gehoben und von Pferden nach Valenciennes gebracht, um daſelbſt auf dem großen Marktplatze weitere Reiſende nach Paris aufzunehmen. Auf dieſem Marktplatze hielt an einem etwas dämmerigen, aber milden Herbſt-Nachmittage die Diligence Gaillard-Laffitte; ein Beamter übergab dem Kondukteur eine Liſte, welche dieſer, mit einem Blick auf die wartenden Paſſagiere, zu verleſen begann. — Mademoiſelle Antoinette Rhedarez! rief der Kondukteur, und eine Mädchenſtimme antwortete: Hier! — Gleich darauf öffnete der Kondukteur das Coupé und ſagte zu den zwei darin ſitzenden jungen Männern: Meine Herren, wenn Sie mir ein ſchönes Trinkgeld verſprechen, ſetze ich ein reizendes junges Fräulein zu Ihnen! — und ohne die Antwort der jungen Männer abzuwarten, wandte er ſich ſofort zu Mademoiſelle Rhedarez, die mit einem Reiſeſacke wartend daſtand, und ſagte ungefähr mit derſelben Miene: Mademoiſelle, wenn Sie liebenswürdig ſind, gebe ich Ihnen einen Platz neben zwei der liebenswürdigſten jungen Männer von Frankreich und Navarra.

Die ſo Angeredete warf einen ſchüchternen Blick in das Coupé und auf die Reiſenden, erröthete und zögerte, einzuſteigen.

Haben Sie keine Furcht! ſagte der Kondukteur, meines Wiſſens eſſen dieſe jungen Herren keine Mädchen. — Und ohne ihre Antwort abzuwarten, hatte er ſie ſchon in das Coupé gehoben und ging weiter, um den andern Reiſenden ihre Plätze im Interieur, in der Rotonde oder auf der Imperiale anzuweiſen.

Zwei Arme ſtreckten ſich ihr entgegen, um ſie freundlich zu unterſtützen, während ihr eine dritte Hand den Reiſeſack abnahm, um ihn unter den Sitz zu legen. Sie dankte verlegen für all die Freundlichkeit und ſetzte ſich, wie es ihre Nummer verlangte, in die Mitte, während die Fremden die Eckſitze einnahmen.

Wir können zufrieden ſein, ſagte Eugen, ſie iſt ſehr hübſch. Sehen Sie nur die ſchwarzen Augen und dieſe rabenſchwarzen Locken. Man ſollte nicht glauben, ſchon hier ſo ſüdlichen Typen zu begegnen.

Die ſind hier nicht ſo ſelten, antwortete Normann — neben flandriſchem Blond findet man hier ſehr häufig das dunkelſte Schwarz und bronzirte Haut. Dieſe Gegenden waren lange Zeit ſpaniſch. Doch ſprechen wir nicht Deutſch, ſonſt langweilen wir das arme Geſchöpf.

Sie haben Recht. Es iſt auch nicht artig, daß wir die bequemen Eckſitze einnehmen, während wir ſie in der Mitte ſitzen laſſen. Soll ich ihr nicht meinen Platz anbieten? fragte Eugen.

So thun Sie es doch, lächelte Normann.

Ich habe nicht den Muth.

Normann wandte ſich mit einem verbindlichen Lächeln zu Mademoiſelle Antoinette, die ſteif und unbeweglich zwiſchen ihnen ſaß, als fürchtete ſie, einen der Nachbarn nur mit dem Ellbogen zu berühren, und ſagte auf Franzöſiſch: Mademoiſelle, dieſer junge Herr wünſcht Ihnen ſeinen bequemeren Platz abzutreten, hat aber nicht den Muth, es Ihnen anzubieten.

Ach, Monſieur iſt wirklich ſehr gütig!

Nein, wahrhaftig nicht! erwiderte Eugen, indem er ſchon aufſtand und Platz machte, wir fahren die ganze Nacht durch — auf Ihrem Platze würden Sie nur ſehr ſchlecht ſchlafen können, da Ihnen die Seitenlehne fehlt.

Und Sie? Sie werden auch ſchlecht ſchlafen.

Ach, Mademoiſelle, ich bin ein Mann. Bitte, nehmen Sie meinen Platz; ich könnte nicht ruhig ſein, wenn eine Dame neben mir ſchlechter ſäße, als ich.

Danke, ſagte Antoinette und bewerkſtelligte mit vieler Anmuth und einigem Erröthen die in einem engen Coupé ſchwierige Operation eines Platzaustauſches, während ſich die Pferde ſchon in Bewegung ſetzten.

Im Beſitz ihrer Ecke und durch die ruhige Höflichkeit des Einen, durch die ſchüchterne des Anderen aufgemuntert, fühlte ſich Antoinette ſehr à son aise, lobte den Platz, verſicherte, daß ſie da ſehr gut ſchlafen werde, und drückte den Fremden ihre Freude aus, mit ſo galanten Reiſegefährten zuſammengetroffen zu ſein. — Ach, ſagte ſie treuherzig, ich hatte eine fürchterliche Angſt vor den Unbekannten, mit denen ich die Reiſe machen ſollte.

Ich verſichere Ihnen, mein Fräulein, ſagte Normann, wir ſind nicht ſchrecklich, und Sie können in unſerer Geſellſchaft ganz ruhig ſein.

Das ſah ich auf den erſten Blick, erwiderte Antoinette, und da einmal das Eis gebrochen war, ließ ſie ſich mit der franzöſiſchen Provinzialen eigenen Mittheilungsluſt gehen und fuhr fort: Aber bedenken Sie, es iſt meine erſte Reiſe; ich bin aus einem kleinen Städtchen dieſes Departements, und Valenciennes iſt die größte und fernſte Stadt, die ich bis jetzt geſehen. Nun muß ich eine ſo große Reiſe machen und allein und nach dem unermeßlichen Paris und in ſo traurigen Angelegenheiten.

Eugen hörte dem Mädchen, deſſen Worte einen klagenden Ton angenommen hatten, mit vieler Theilnahme zu.

Mein Gott, fragte er, haben Sie denn gar keine Bekannten in Paris?

Ich kenne keinen Menſchen, einen einzigen ausgenommen, um deſſentwillen ich eben hingehe und den ich erſt aufſuchen muß — ich weiß nicht, wo und wie.

Eugen ſah Normann an, als ob er ſagen wollte: ich verſtehe. Antoinette bemerkte es und ſagte kopfſchüttelnd und traurig: Der Verlorene, den ich ſuchen will, iſt mein Bruder!

Pardon! rief Eugen verlegen und verrieth erſt recht ſeine Gedanken.

Sie werden überall Freunde finden, mein Fräulein, ſagte Normann, ſeien Sie gewiß; es wird Sie Jeder gern unterſtützen. Ich kenne Paris auch nicht, aber ich bin ein Mann, kann mich freier umſehen und habe viele Empfehlungen an Pariſer, die mich leiten können; wenn ich Ihnen in irgend Etwas dienen kann . . .

Wie gut Sie ſind, mein Herr, einer Fremden ſo bereitwillig Ihre Dienſte anzubieten! Madame Thierry hatte ganz Recht, als ſie mir bei der Abreiſe ſagte . . .

Nun, fragte Normann, was ſagte Madame Thierry?

Antoinette lachte auf und ſagte: Madame Thierry gab mir manche gute Lehre mit auf den Weg; es iſt eine gute und erfahrene Frau, die lange in Paris gelebt hat. Antoinette, ſagte ſie, haben Sie keine Angſt auf der Reiſe; mit Muth kommt man überall fort. Wenn Sie aber die Angſt nicht unterdrücken können, ſo haben Sie ſie nur vor den Alten, nicht vor den Jungen. Die Jungen ſind immer gut und hülfreich ohne Eigennutz. Ich ſehe, fügte Antoinette mit einem liebenswürdigen Blicke auf ihre beiden Reiſegefährten hinzu, daß Madame Thierry ihr Recht hatte. — Aber da Sie ſo gütig ſind, mir Ihre Hülfe anzubieten, erlauben Sie mir wohl, Sie zu fragen, wer Sie ſind!

Ich heiße Normann und bin ein neugebackener Doktor der Medizin.

Antoinette klatſchte vor Freude in die Hände. Das iſt ja herrlich, rief ſie, da fühle ich mich gleich wie Ihnen anverwandt. Mein Vater war Doktor der Medizin, und mein Bruder ſoll es werden; zu dieſem Zwecke iſt er in Paris und auf der medizinischen Schule — ach Gott! wer weiß, ob er es jemals wird, trotz der herrlichen Klientele meines ſeligen Vaters, die er ſo ſchön übernehmen könnte!

Es war offenbar, daß Normann, ſobald er ſich ihr als Kollegen ihres Vaters enthüllt, ihr ganzes Vertrauen gewonnen. Nach einer halben Stunde kannte er ihre ganze Geſchichte.

Antoinette Rhedarez war die Tochter eines Landarztes aus der Gegend von Valenciennes; ihre Mutter war ſeit vielen, ihr Vater ſeit einigen Jahren begraben. Sie hatte einen einzigen Bruder, der, nachdem er einige Zeit bei einem Officier de santé als Gehülfe und Lehrling fungirt, nach Paris gegangen war, um ſeine Studien zu vollenden und dann den leer gebliebenen, beſcheidenen, aber einträglichen Platz ſeines Vaters einzunehmen. Ihr Vater war ſo beliebt geweſen und hatte ſich während der ſchwierigen Zeiten als ſo treuen Helfer bewährt, daß die Kommune aus Dankbarkeit ſeinen Platz nur proviſoriſch beſetzte und ihn für deſſen Sohn Virgile offen hielt, bis dieſer ſein Diplom in Paris erlangt haben würde. Nun aber hatte Antoinette in Erfahrung gebracht, daß Virgile den Verlockungen der Hauptſtadt und ſpeziell des Quartier Latin nicht habe widerſtehen können, daß er ſeine Studien vernachläſſigt und daß er ſich einem zu luſtigen Leben hingegeben. Sein väterliches Erbtheil war bereits dahin, und ſeit Wochen hatte ſie nichts mehr von ihm gehört. Er hat Niemanden auf der Welt, als ſie, Niemanden, der ihm Vorſtellungen machen, der ihn an die Schreckniſſe ſeiner Zukunft, eines verfehlten Lebens, die Folgen einer vergeudeten Jugend mahnen könnte, Niemanden, als ſie, und obwohl ſie jünger, hat ſie ſich doch aufgemacht, um ihn aufzuſuchen und dieſe Pflicht zu erfüllen. Virgile iſt gut, ſehr gut, herzensgut, ein ritterlicher Charakter, er wird den Thränen ſeiner Schweſter gewiß nicht widerſtehen können und zu einem geordneten und nützlichen, arbeitſamen Leben zurückkehren.

Das alles erzählte ſie mit größter Einfachheit, nur daß ſie zu lächeln verſuchte, wenn ihr während der Erzählung hier und da eine Thräne ins Auge trat. Eugen konnte nicht umhin, er mußte Deutſch ſprechen und ſagte: Es iſt ein liebes, gutes Mädchen!

Normann ſprach ihr Troſt und Hoffnung zu, aber er konnte eine Beſorgniß nicht unterdrücken: Wie, fragte er, ſoll Ihr Bruder die Studien fortſetzen, da er, wie Sie ſagen, ſein väterliches Erbe nicht mehr beſitzt?

Ich beſitze noch das meinige, antwortete ſie leiſe mit niedergeſchlagenen Augen.

Gute Schweſter! ſagte er und faßte unwillkürlich ihre Hand, ſeien Sie unbeſorgt. Ihre Reiſe wird gewiß nicht vergebens ſein. Was das Auffinden Ihres Bruders betrifft, ſo wird das nicht ſchwer ſein. Ich gehe jedenfalls gleich am Tage nach unſerer Ankunft auf die Ecole de médecine und will bei allen Studenten anfragen, bis ich ihn ausgeſpäht habe.

Antoinette meinte, der Himmel ſelbſt habe ihr ſolche Reiſegefährten geſchickt, und die melancholiſche und ängſtliche Stimmung, mit der ſie in den Wagen geſtiegen, war dahin. Man erzählte, plauderte, lachte endlich bis tief in die Nacht hinein. Eugen gab ihr das Polſter, welches ihm Catherine geſtickt hatte, Normann, um ſie vor der Herbſtnacht zu ſchützen, ſeine Reiſedecke, und ſie fühlte ſich wohl beſchützt und geborgen.

Je suis une pauvre orpheline, il faut que l'on me gâte un peu! murmelte ſie und entſchlief mit einem Lächeln auf den Lippen.

Auch Eugen erfaßte nach und nach der Schlummer; da er aber weder rechts noch links eine Lehne hatte und der Wagen in raſchem Lauf über das Pflaſter der Chauſſee bergauf, bergab dahinfuhr, ſchwankte er hinüber, herüber, und beſorgt, Antoinetten zu wecken, indem er auf ſie hinfiel, fuhr er von Minute zu Minute auf und rieb ſich die Augen, um ſich wach zu erhalten. Normann bemerkte dieſen Kampf, ſchlang ſeinen Arm um Eugens Hals und zog ihn auf ſeine Bruſt, wo er bald feſt einſchlief.

Normann allein wachte noch. Der Mond war untergegangen, und er ſaß in tiefer Dunkelheit. Die liebende Sorgfalt Antoinettens für ihren Bruder hatte ihn im Laufe des Abends ſo oft an die ſorgende, liebende Louiſe und ihre Schweſter erinnert; jetzt überließ er ſich ungeſtört dieſen Erinnerungen. Je weiter ihn die Reiſe von der Heimat entfernte, deſto lieber wurden ihm ſolche Stunden der Erinnerung. Der Abſchied von Louiſen ſchwebte ihm immer vor und beunruhigte ihn zum Theil, denn er konnte ſich nicht verhehlen, daß er von dem Augenblicke an Louiſens beinahe eben ſo oft gedachte, wie ihrer Schweſter, und daß doch wieder Betty, ſeit er von Louiſen getrennt war, eben ſo lebhaft vor ſeinen Gedanken ſtand, wie in den glücklichſten und unglücklichſten Zeiten ſeiner Liebe. Er erlebte die merkwürdigſten Phantasmagorieen. Es war ihm manchmal, als ob vor ſeinem inneren Auge immer die eine Schweſter die andere verdrängte. Jetzt ſtand Louiſe vor Betty, wie um ſie zu verdecken, jetzt Betty vor Louiſe. Manchmal verſchwammen die Züge der Einen mit dem Geſichte der Anderen, und er wußte nicht, an welche von Beiden er dachte. Die letzten Wochen auf dem Schloſſe war es anders geweſen. Die beſtändige Gegenwart der Freundin und Tröſterin machte, daß er die Wunden für vernarbt hielt und das Andenken Betty's, wenigſtens für Stunden, in den Hintergrund trat. Die Reiſe, die Welt mit allem Neuen, das ſie bot, war nicht ſo ſtark, wie Louiſe. Wie ſchon oft, ſuchte er ſich auch in dieſer ungeſtörten Stunde über die Verwirrung in ſeinem Innern klar zu werden — aber anſtatt der Reflexionen begannen wieder die alten Träume und Phantasmagorieen, und dieſe wirkten fort und umſpannen ihn, bis er mit ihnen, wie das Kind mit geliebtem Spielzeug in der Hand, in tiefen Schlaf verfiel.

Welch eine weiſe Perſon mag jene in der Vergeſſenheit eines kleinen Landſtädtchens des Departements du Nord lebende Madame Thierry ſein, die Antoinetten ihre Lehren auf die Reiſe mitgegeben! Sie glaubte dem von Alten erfundenen und gebrauchten Sprüchwort, daß Jugend keine Tugend habe, nicht, ſie glaubte offenbar, daß die Jugend die Tugend ſelbſt ſei und ſie nur deßhalb nicht zu haben brauche. Da ſitzen in dunkelm und engem Raume drei in voller Jugend glühende und blühende Geſchöpfe zuſammen, und alle Drei ſchlafen den Schlaf des Tugendhaften: das Mädchen träumt vom Bruder, dem es entgegen eilt, um ihn zu retten, um ihm ihre Ausſteuer zu opfern, und träumt, wie die Welt ſo gut ſei, da die erſten zwei Fremden, denen ſie darin begegnet, ſo liebe, hülfbereite Menſchen ſind; der junge Student und Ariſtokrat nimmt ſich ſelbſt im Schlafe zuſammen, um den Schlaf der holden Nachbarin, der guten Schweſter nicht durch eine ungeſchickte Bewegung zu ſtören; und der Dritte bettet den ihm anvertrauten Jüngling an ſeine Bruſt, wie eine Amme das Kind, während ihn Treue und Liebe im Traume zu fernen Geliebten tragen. — Glückliche Reiſe dieſem, Laſſitte et Gaillard gehörigen alten Eilwagen! Nächſtens macht ihn die Eiſenbahn überflüſſig, und er, der kaum mehr geflickt wird, wird in die Rumpelkammer geworfen werden — aber er hat viel des Schönen in ſeinem Innern getragen. Möge der alte Kaſten in keinem Loche ſtecken bleiben, an keinem Steine brechen, in keinen Graben fallen und glücklich in der Rue Montmartre anlangen!

Er iſt nahe daran. Das Geſpräch, das nach gut verſchlafener Nacht lebhaft fortgegangen und die Reiſegefährten zu guten, alten Freunden machte, verſtummt nach und nach; man ſieht zum Fenſter hinaus und beobachtet, wie das Leben, je mehr man ſich der Hauptſtadt nähert, in größeren und größeren Fluthen geht. Was in Paris zu thun ſei, iſt längſt beſprochen und feſtgeſetzt. Eugen ſoll mit Normann im Hotel ſeiner Tante, der Marquiſe Brimont, einer Schweſter ſeiner verſtorbenen Mutter, die einen Emigranten geheirathet, abſteigen; aber man will den Einzug ins Faubourg St. Germain aufſchieben, um Antoinetten nicht gleich bei ihrer Ankunft zu verlaſſen. Normann kennt das Hotel der Cour de Commerce, in der Nähe der mediziniſchen Schule, wo ſchon viele ſeiner reiſenden Freunde und Kollegen eingekehrt ſind; dort wird man mit Antoinette abſteigen, da von dort aus der Bruder leicht aufzufinden ſein wird; es liegt mitten im Studentenviertel und in der Nähe der mediziniſchen Schule. Dieß iſt abgemacht, und Antoinette iſt beruhigt; dennoch ſieht ſie, wie man ſchon durch die Straßen von Paris fährt, nichts von aller Pracht, von dem wogenden Gedränge der Boulevards — und, als ſie ſchon mit Normann und Eugen im Fiaker ſitzt und über den Pont Neuf dem Hotel zufährt, nichts von der herrlichen Seine-Perſpektive, von Notre Dame und all der alten Herrlichkeit; mit ängſtlicher Haſt ſieht ſie nur in die Geſichter der Vorübertreibenden, ob ſie nicht Virgile, ihren Bruder, entdecke.

Der Fiaker hält vor dem Hotel, und ſie hatte ihn nicht entdeckt. Ach, ſeufzte ſie, wie ſoll man ihn aus dieſen unzähligen Menſchen herausfinden! — Die Wirthin, Madame Martin, kam den Neuangekommenen geſchäftig entgegen. Antoinette wandte ſich ſogleich an ſie und fragte, ob ſie nicht Herrn Virgile Rhedarez kenne. — Die Wirthin dachte aus Höflichkeit eine Zeit lang nach und bedauerte aufrichtig; um ſich gefällig zu zeigen, öffnete ſie die Thür des Speiſeſaales, wo eine Anzahl junger Männer um die Table d'hôte ſaß, und rief hinein: Meine Herren, ein liebenswürdiges, junges Fräulein ſucht einen Herrn Virgile Rhedarez; kennt ihn Einer, heißt Einer unter Ihnen ſo? — Auf dieſe Frage erhob ſich ein Theil der ſpeiſenden Geſellſchaft und ſtürzte in die Vorſtube: Ein liebenswürdiges, junges Fräulein, ſagen Sie? riefen die jungen Leute, Einer nach dem Andern — vielleicht heiße ich ſo? — vielleicht läßt ſie mich als Herrn Virgile Rhedarez gelten — warum nicht? kann ich nicht eben ſo gut Virgile Rhedarez als Pierre Lefevre heißen? — Ma foi! er hat Recht; für ein liebenswürdiges junges Fräulein vertauſcht man ſeinen Namen mit Vergnügen — wir ſind keine Ariſtokraten — wir halten nichts auf unſere alten Namen — Parbleu! ich heiße Louis Philippe Dupin und verkaufe dieſe glorreiche Kombination für zwanzig Sous. — Virgile, ſo heißt ein klaſſiſcher Dichter.

der Name iſt mir wie auf den Leib gewachſen, ich mache Verſe wie Lamartine.

So riefen die verſchiedenen Stimmen der jungen Männer, die mit den Servietten in der Hand vor dem Speiſeſaal erſchienen. Normann war etwas ärgerlich über die Art und Weiſe, wie ſie auf die Erkundigung antworteten und hervorſtürzten, um das „junge liebenswürdige Fräulein“ in Augenſchein zu nehmen. Da er aber die wohlwollenden Geſichter und den Ausdruck harmloſeſten Scherzes darauf ſah, mußte er in das Lachen Eugens einſtimmen. Wir ſind in Paris und im Quartier Latin, ſagte er und folgte Antoinetten, die bei dem Ausbruch der jungen Leute die Treppe hinaufgeflüchtet war, und der Wirthin, die ihnen ihre Zimmer, herrliche, ſehr comme il faut eingerichtete Zimmer, wie ſie ſagte, anweiſen wollte.

Wer ſind dieſe Herren? fragte Normann.

Studenten, luſtige Studenten, ſehr liebenswürdige junge Leute.

Sind auch Mediziner darunter?

Mediziner! rief Madame Martin entrüſtet, Gott bewahre mich vor Medizinern! Es darf mir kein Mediziner ins Haus. Stellen Sie ſich vor, mein Herr, drei der herrlichſten Katzen von Paris ſind mir nach einander aus dem Hauſe verſchwunden. Und welches, glauben Sie, war ihr beklagenswerthes Schickſal? Sie wurden mir von den Medizinern, die ſich in mein Vertrauen und an meine Table d'hôte gedrängt, geſtohlen, ermordet und dann aufs Grauſamſte ſezirt. Seit damals darf mir kein Mediziner ins Haus.

Es thut mir leid, Madame, ſagte Normann, denn ich muß Ihnen, ehe Sie uns in die Zimmer führen, bekennen, daß ich ſelbſt Mediziner bin.

Oh, lächelte Madame Martin ſehr verbindlich, Sie ſehen nicht ſo grauſam aus; auch ſind Sie ein Fremder. Nur die Franzoſen fürchte ich. Sie wiſſen, Voltaire ſagt: In jedem Franzoſen ſteckt ein Tiger.

Sie öffnete eine Thür, die in eine kleine, ziegelgepflaſterte, mit Plüſchmöbeln ausgeſtattete Stube führte, aus der man in zwei andere, ähnliche Zimmer gelangen konnte. Hier, ſagte ſie, haben Sie drei herrliche Stuben.

So iſt es nicht gemeint, ſagte Normann leiſe, Mademoiſelle muß eine abgeſonderte Stube haben.

Ah ſo! ich glaubte, Sie wollten in Geſellſchaft wohnen — ich glaubte, Mademoiſelle wäre Ihre Schweſter.

Sie iſt nicht unſere Schweſter.

C'est égal, mein Gott, ſie könnte es ja ſein, nichts natürlicher, als der Beſitz einer Schweſter, ſelbſt einer ſchönen Schweſter. Sie haben Grundſätze, mein Herr?

Ja, Madame, ich habe Grundſätze, antwortete Normann, lächelnd über dieſe ihm neue Art des Geſpräches.

Und dieſer junge Herr? fragte die Wirthin, auf Eugen deutend, er hat ebenfalls Grundſätze?

Ebenfalls.

C'est égal, ich liebe die jungen Herren, die Grundſätze haben, ich; — ich habe ebenfalls meine Grundſätze; Jedermann hat die ſeinigen.

Antoinette erbat ſich ein Zimmer mit der Ausſicht auf die Straße. — O, rief Madame Martin, da kann ich Ihnen die herrlichſte Piece von der Welt geben; folgen Sie mir, Mademoiſelle, Sie ſollen bei mir geborgen ſein, wie es eine junge Dame verdient, die mit zwei ſo ausgezeichneten jungen Herren reiſt.

Eugen freute ſich über die Neuheit der ganzen ihn umgebenden Welt. Selbſt die Aermlichkeit ſeiner Wohnung, das kalte Ziegelpflaſter ohne Teppich, die alten Plüſchmöbel aus dem Empire, die krachten, wenn man ſie berührte, die falſchen Blumen in den Vaſen, welche auf der Cheminée ſtanden und chineſiſchen Urſprung heuchelten, die elenden zwei Stückchen Holz, die im Kamine brannten und nach dem Ausdrucke der Wirthin eine wohlthuende Wärme verbreiten ſollten, dieſer ganze falſche franzöſiſche Luxus, der hinter tönenden und eleganten Rahmen große Sparſamkeit verſteckt, kurz Alles, was ſonſt den Neuangekommenen in Pariſer Hotels mit Unbehagen zu erfüllen pflegt, trug nur zu ſeinem Vergnügen bei. Mit Prüfung aller Gegenſtände verlor er ſo viel Zeit, daß er mit dem Wechſel ſeines Anzuges nicht fertig war, als Antoinette ſchon fix und fertig an die Thür klopfte, um die Freunde zu erinnern, daß man noch heute Entdeckungsreiſen nach dem Bruder antreten wollte.

Es war ein ächter Pariſer Dezember-Abend. Es regnete nicht, aber die Luft war ſo feucht, daß man nach wenigen Schritten aus dem Hauſe die Kleider durchtränkt hatte. Die Laternen waren von einem rothen Hofe umgeben, und die naſſen und ſchmutzigen Pflaſterſteine glänzten im Wiederſcheine der hell erleuchteten Schaufenſter der Kaufleute und Kaffeehäuſer. Nur ſpringend konnte man von einer Seite der Straße auf die andere gelangen und nur indem Jeder auf eigne Hand ſeinen Weg ſuchte. So verlor man ſich oft beim Uebergange, um ſich drüben wieder zu finden. Antoinette wußte einige frühere Adreſſen ihres Bruders; nach dieſen richtete man zuerſt ſeine Schritte; nach dem Pantheon, nach der Rue Vaugirard, nach der Rue des Saint Pères — immer vergebens. Ueberall erinnerte man ſich des luſtigen Studenten, aber nirgends war eine Auskunft über ſeinen jetzigen Aufenthalt zu erlangen.

Erſt ſpät in der Nacht kehrten die drei Entdeckungsreiſenden müde in ihre Wohnung zurück. Antoinette war traurig und entmuthigt. — Ach, ſeufzte ſie, ich fürchte, mein Bruder iſt ein wahrer Bohemien, ein Zigeuner geworden!

Als Normann am nächſten Morgen in die mediziniſche Schule gehen wollte, ſtand ſie ſchon bereit an der Treppe, um ſich ihm anzuſchließen. Sie hatte, damit ſich, wie ſie ſagte, Virgile ihrer nicht ſchämen ſollte, Toilette gemacht. Ein ſchwarzes Kleid, das bis oben geſchloſſen war und vorn eine Reihe kleiner Knöpfchen hatte; ein ſchmaler, weißer Halskragen, der das bronzirte Geſichtchen ſchön hervortreten ließ, gleiche Manſchetten; Kornblumen im Hute, die ſich dem dunkeln, glatten Scheitel anſchloſſen — Alles ſtand ihr ſo gut und gab ihr zugleich ein höchſt einfaches und ſo elegantes Ausſehen, daß Normann nicht umhin konnte, ihr ſein Kompliment zu machen. — Sie dankte ſehr zufrieden und ſagte mit jener in dieſen Dingen den Franzöſinnen eigenen Offenherzigkeit: Ja, ich finde mich ſelbſt ſehr nett — Sie auch? — Das macht mir Vergnügen. Luſtig wanderte ſie an ſeinem Arme der berühmten Schule zu. Vor derſelben wie in ihrem Hofe und Portikus trieben ſich viele Studenten umher, die Einen geſchäftig in die Hörſäle eilend, die Anderen disputirend, die Dritten mit der kurzen Pfeife im Munde, lachend, plaudernd; die Einen eben ſo einfach, wie die Anderen phantaſtiſch gekleidet.

Normann hielt es nicht für gut, mit Antoinetten in die Mitte dieſer jungen Männer zu treten; er fürchtete, Manches über ihren Bruder zu hören, was ihrem liebenden Herzen oder ihren jungfräulichen Ohren unangenehm ſein könnte. Er bat ſie, ihn an der Fontaine zu erwarten, und trat allein in den Portikus. Dort begann er ſeine Erkundigungen; aber die meiſten Studenten kannten Virgile perſönlich oder auch dem Namen nach, ohne Näheres über ihn und ſeinen Aufenthalt angeben zu können.

Ma foi! ſagte ein langer, rauchender Student, Virgile kann man wohl alle Tage begegnen, aber ſeine Adreſſe kann man nicht wiſſen. Eine Adreſſe zu haben, Das gehört nicht zu ſeinen Spezialitäten.

Seine Spezialität, rief ein Anderer drein, iſt Adele, Monſieur, wenn Sie Adele finden können, dann finden Sie auch Virgile.

Aber wo finde ich Adele? fragte Normann.

Rue Sarraſin Nr. 6, unterm Dache, zweite Thür rechts! rief ein Anderer, der an eine Säule gelehnt das Geſpräch mit anhörte.

Nicht wahr! Du biſt ſehr zurück in der Kenntniß der Erdkunde; Adele iſt ſeit acht Tagen mit einem Rapin im Walde von Fontainebleau, berichtigte ein Dritter.

Ganz richtig, ſagte ein kleiner, etwas verwachſener Jüngling, der auf der Naſe eine Brille und unter dem Arme einen großen Pack Bücher trug, in dozirendem Tone. Niemand iſt über dieſe Verhältniſſe ſo gut unterrichtet, wie ich, und nur ich bin fähig, Ihnen, intereſſanter Fremdling, erſchöpfenden Bericht zu erſtatten. Es iſt ganz richtig, was der ehrenwerthe Vorredner behauptete: Adele befindet ſich ſeit acht Tagen mit einem Maler in den Einſamkeiten des Waldes von Fontainebleau, um mit der winterlichen Natur ihr betrübtes Herz in Harmonie zu ſetzen. Virgile Rhedarez nämlich hat ſie verlaſſen, um ſich Zelia, der blaſſen Bewohnerin von Nr. 17 Rue Larrey, in die Arme zu werfen, worauf ſich Adele aus Verzweiflung mit eben ſolcher Heftigkeit dem Maler in die Arme ſtürzte. So iſt es nun, wenn nicht indeſſen neue Verhältniſſe und Verwicklungen hinzugekommen, welche dieſe bereits acht Tage alten und überreifen Zuſtände geändert oder modifizirt haben. Adele hat ein bewegliches Gemüth, das ſich den Fluktuationen der Wochen, der Tage, der Minuten mit bewunderungswürdiger Bereitwilligkeit anpaßt.

Entſchuldigen Sie, ſagte Normann, es iſt mir nicht um Mademoiſelle Adele, ſondern um Herrn Virgile Rhedarez zu thun.

So hören Sie weiter, wißbegieriger Fremdling — fuhr der kleine Mann mit der Brille im ſelben Tone fort —: deutete ich vorhin an, daß Mademoiſelle Zelia, gegenwärtige und zeitweilige Freundin Herrn Virgile Rhedarez', Nr. 17 der Straße wohne, welche wir nach dem Namen des großen Chirurgen und erſten Arztes der großen Armee benannten, um ihn, den Vater unſerer braven Krieger, zu ehren, ihn, den ſie ſich im Momente der höchſten Gefahr auf der Bereſina-Brücke von Schulter zn Schulter reichten, um ihn vor dem verfolgenden Feinde und dem Eiſe des barbariſchen Stromes zu retten, ihn, der nicht, wie Homer ſagt, als Arzt ſo viel werth war, wie zwei und mehrere andere, ſondern der ſo viel werth war, wie eine ganze Armee oder wenigſtens ein Armee-Korps — ich ſage, wenn ich vorhin andeutete, daß Zelia in der Rue Larrey wohne, ſo that ich es aus alter Gewohnheit, denn auch ich hatte die Ehre, Mademoiſelle Zelia von Zeit zu Zeit, wenn es meine Studien erlaubten, zu beſuchen, und ich that es nicht frivoler Abſichten wegen, ſondern weil ich den Namen des großen Mannes gern ſo oft als möglich ausſpreche, um mir ihn, mein erhabenes Vorbild, dem ich nacheifere, immer wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen. Mademoiſelle Zelia, meine Freundin — ſo nenne ich ſie mit Stolz, denn ſie wird nie fähig ſein, einen Mann der Wiſſenſchaft zu verlaſſen, wie jene verächtliche Adele gethan, um ſich einem Malerlehrling zuzuwenden, ſelbſt in der höchſten Verzweiflung nicht — Mademoiſelle Zelia, meine Freundin, wohnt nicht mehr in der Rue Larrey Numero 17. Sie hat dieſes Haus, wie man ſich in der gemeinen, aber nicht unmaleriſchen Sprache der Portiers ausdrückt, beim Klange der hölzernen Glocke, d. i. in aller Stille und im Geheimen, verlaſſen. Der ſchauderhafte Zeitpunkt des Neuen Jahres rückt mit Rieſenſchritten heran, jener ſchauderhafte Zeitpunkt, der uns daran erinnert, daß ſich Alles ändere, Alles im Fortſchritt begriffen ſei, nur nicht die gemeine Gewohnheit der Hausbeſitzer und Portiers, ſich um dieſe Zeit Hauszins und Trinkgelder bezahlen zu laſſen. Zelia kennt das Leben und kennt die Menſchen; ſie kennt auch die veralteten Sitten Frankreichs und den Mißbrauch der Geſetze, dem wir mit der Revolution eines halben Jahrhunderts — denn noch iſt unſere Revolution nicht geſchloſſen, noch immer tanzen wir auf einem Vulkan — nicht abhelfen konnten. Sie wich den mit den Operationen des erſten Januar unauflöslich verbundenen unangenehmen Empfindungen aus; ſie zog aus und wurde dabei von ihrem Freunde Virgile Rhedarez unterſtützt. Mehrere Tage trug er ſich mit dem Gedanken, die Angelegenheiten Zelia's auf bourgeoiſe Weiſe und durch alltägliche banale Bezahlung zu ordnen, denn auch der Stärkſte hat ſchwache Momente — Napoleon wurde bei Marengo muthlos —; aber endlich ſiegte ſein beſſeres

Selbſt, und ſie traten einen geordneten Rückzug an und ließen nur eine halbgeleerte Pomadebüchſe in den Händen des Feindes. Auch dieſe wollte er noch holen, obwohl bereits am Pantheon angelangt, aber Zelia beſchwor ihn, ſich der Gefahr nicht auszuſetzen, und ſprach das große Wort: Je m'en fiche!

Der Redner ſchwieg, machte ein ernſtes Geſicht, ſchlug mit der rechten Hand auf die geſchloſſenen Finger der linken, öffnete die beiden mittleren wie den Deckel einer Doſe und machte die Bewegung, als ob er eine Priſe nähme, worauf er die fingirte Doſe herumreichte.

Glauben Sie, ſagte ein ſchlanker junger Mann zu Normann, daß dieſer Farceur zu Ihnen ſpreche, um Ihnen Auskunft zu geben? Gott bewahre! Er übt ſich im Reden, er will Volksredner werden.

Auch Marat war Arzt, erwiderte der Kleine, freilich nur Thierarzt. Ich würde als Redner ſo hoch über ihm ſtehen, wie der Menſchenarzt über dem Thierarzt ſteht. Uebrigens muß die heutige Redemethode eine andere ſein; das bloße Pathos genügt nicht mehr; der Zuhörer darf nicht wiſſen, ob ihn der Redner hinreißen oder verlachen will. Eine Doſis Ironie, Ironie gegen ſich ſelbſt wie gegen das Publikum muß beigemiſcht werden. Das iſt der ächte galliſche Geiſt, der wahre Esprit gaulois; der wurde in der erſten Revolution durch die Girondiſten wie durch die pathetiſchen Jünger Rouſſeau's gefälſcht. Robeſpierre's Tugend konnte in Erſtaunen ſetzen und darum zur Herrſchaft gelangen, aber halten konnte ſie ſich nicht. Mirabeau hatte einen ſo großen Einfluß, weil man wußte, daß ſeine Tugend nur in ſeinen Worten lag, und weil man ihn in Verdacht hatte, daß er ſich eigentlich über die Nation luſtig mache. Hätte Figaro, ich wollte ſagen Beaumarchais, gelebt, er hätte eine dauerhaftere Dynaſtie gegründet, als Napoleon. Louis Philippe hat etwas von Figaro, darum iſt er zur Regierung gekommen, aber er hat nicht genug davon, darum wird er fallen. Wir brauchen einen Figaro, aber einen lachenden oder blutigen.

Die Studenten lachten, Normann lachte mit, war aber doch ſchon voll Ungeduld in Gedanken an Antoinette, die immer wartend an der Fontaine ſtand.

Aber, ſagte er zu dem Redner, mit all Dem, meine Herren, weiß ich noch nicht, wo Herr Virgile Rhedarez zu finden iſt.

Ganz richtig, beſtätigte Jener, wie ſollten Sie es auch wiſſen, da ich ſelber es nicht weiß! In jenem großen Momente, da Zelia auf der Höhe des Pantheons zu ihm ſagte: Je m'en fiche, ſah ich ihn zum letzten Male. Darauf verloren ſich Beide, nicht ſeufzend unter der Laſt der geretteten Habſeligkeiten, in den unerforſchten Gegenden der Rue Descartes.

Was rathen Sie mir nun zu thun? fragte Normann den Kreis.

Halten Sie ſich an Zelia, ſagte ein Jüngling mit breitem Kalabreſerhute, der die Arme wie Napoleon bei Waterloo über der Bruſt zuſammendrückte; Zelia wird leichter zu erforſchen ſein als Virgile, ſie iſt eine bekannte Perſönlichkeit.

Der Rath ſchien gut, und Normann beſchloß, ſich hinter dem Rücken Antoinettens danach zu richten, als ein Vorübergehender etwas barſch fragte: Wer ſpricht hier von Zelia? Was ſoll's mit ihr?

Dieſer Herr hier, antwortete man ihm, ſucht Virgile Rhedarez da.

Zelia hat mit Virgile nichts zu thun, ſagte der Vorübergehende ſtolz; Zelia iſt meine Freundin. Sie hat ſich geſtern Abends um acht Uhr fünfundzwanzig Minuten von ihm getrennt und ſich mir gewidmet für ewig.

Und was iſt aus Virgile geworden?

Weiß ich es? Ich habe ihn zur Verzweiflung gebracht und mich dann nicht mehr um ihn gekümmert. Fragen Sie bei den Netzen von St. Cloud nach.

Normann wußte zum Glücke nicht, was dieſe letzten Worte zu bedeuten hatten: daß in den Netzen von St. Cloud die Selbſtmörder aufgefangen werden, die ihnen die Wellen der Seine von

Paris aus zuführen; er wäre ſonſt vielleicht über dieſe leere Prahlerei erſchrecken. Er ſah nur ein, daß er zur Zeit hier nichts erfahren konnte, und kehrte zu Antoinette zurück.

Dieſe glaubte ſchon eine Ewigkeit gewartet zu haben, ging bald an der Fontaine ungeduldig auf und ab, unbekümmert um die Muſterung, der ſie die Studenten unterwarfen, ſah bald nach dem Hofe, in dem es wimmelte, und machte nun, da Normann allein zurückkehrte, ein ſo enttäuſchtes Geſicht, als ob ſie den Bruder an ſeiner Seite erwartet hätte. — Ach, rief ſie, nachdem ſie den kurzen Bericht Normanns, der manches Thatſächliche überſprang, gehört hatte, ich werde ihn nie wieder finden! — Sie ließ die Arme hoffnungslos fallen und folgte Normann wie ein Schlachtopfer zum Hotel, um Eugen zu holen und neue Wanderungen anzutreten.

Normann, um ſie zu zerſtreuen, machte ſie auf Dieſes und Jenes in den Straßen aufmerkſam, und bald nahm das bewegte und wogende Leben ſie ſo in Anſpruch, daß die Verzweiflung von dieſem Morgen wieder verflog und ſie, immer den Bruder ſuchend, doch endlich heiter und mit ihren Begleitern plaudernd wie eine Luſtreiſende, durch Paris lief. So war ſie, von Verzweiflung zu Hoffnung, von Trauer zur Heiterkeit raſch überſpringend. Während ſie lachte, konnten ihr Thränen in die Augen kommen, und oft, ehe die Thränen die Wangen herabrollend die Lippen erreichten, lachten dieſe wieder in jugendlicher Heiterkeit. Doch erkannte ſie in dem labyrinthiſchen und tollen Treiben von Paris, von welchem Werthe ihr Schutz und Führerſchaft Normanns war.

Was wäre ohne Sie, ohne Ihre Güte in dieſem Paris aus mir geworden! ſagte ſie oft im Laufe des Tages und drückte dabei unwillkürlich den Arm, der ſie führte, und ſtützte ſich feſter auf, wie um ſich dieſer Hülfe deſto mehr zu vergewiſſern. — Die Fürſehung hat Sie mir geſchickt, und ich glaube gar nicht, daß ich es mit einem reiſenden Doktor der Medizin zu thun habe, ſondern mit einem Schutzengel, der Reiſekleider angethan und ſich in die Diligence geſetzt, um mich gleich beim Beginn meiner Reiſe in Empfang zu nehmen. Monſieur Eugen iſt auch kein deutſcher Graf, ſondern ein jüngerer Schutzengel, der zu Ihnen in die Lehre gegeben worden, damit er das Geſchäft gut erlerne.

Indeſſen verging der erſte Tag, vergingen mehrere Tage erfolglos — in ſo fern nicht nutzlos, als die jungen Leute auf ihren Entdeckungsreiſen und Kreuz- und Querzügen in Kurzem Paris beſſer kennen lernten, als es ſonſt vielleicht in Wochen der Fall geweſen wäre. Unter dem Vorwande, daß man den Bruder vielleicht an öffentlichen Orten am Leichteſten finden würde, brachten die Freunde das Mädchen auch ins Theater und in Konzert-Lokale, um ſie zu zerſtreuen. Trotzdem verfiel ſie oft in die tiefſte Entmuthigung, beſonders wenn es Normann für nothwendig hielt, ſie allein auf ihrer Stube zu laſſen, wenn er Orte wie die Chaumière oder andere Studenten-Tanzplätze beſuchte, um nach Virgile zu ſpähen. Zögernd klopfte er dann an ihre Thüre, denn er war gewiß, ſie in Thränen zu finden, und er hatte Angſt vor dem hoffnungsvollen Ausdruck auf ihrem Geſichte, mit dem ſie ihm an die Thür entgegeneilte, und vor dem Ausbruch ihres Schmerzes, wenn ſie ihn allein ſah. Trotzdem mußte er ſich entſchließen, ſie endlich zu verlaſſen. Eugen war ſeit vielen Tagen von der Marquiſe Brimont erwartet. An ſie waren auch alle Briefe adreſſirt, und Normann ſehnte ſich nach Nachrichten von Louiſe. Es that ihm weh, die arme Verlaſſene, die ſich ſo herzlich und vertrauensvoll ihm angeſchloſſen hatte, ihrer traurigen Einſamkeit und ihren Sorgen preiszugeben, und gern hätte er, wenn Das möglich geweſen wäre, den Rath Eugens befolgt und die alte Tante und das ganze Faubourg St. Germain aufgegeben. Er ſprach noch einmal eindringlich mit der Wirthin des Hauſes, um ihr Antoinetten zu empfehlen.

Seien Sie unbeſorgt, antwortete Madame Martin, ſo lange Sie die Penſion richtig bezahlen, ſoll Mademoiſelle bei mir gut geborgen ſein.

Sie irren, ſagte Normann ungeduldig, nicht ich zahle die

Penſion für Mademoiſelle, ſie ſelbſt zahlt ſie und wird ſie richtig bezahlen, dafür bürge ich Ihnen.

Deſto beſſer — deſto beſſer! Iſt Mademoiſelle eine honette Demoiſelle, dann ſoll ſie es bei mir noch beſſer haben, obwohl eine Maitreſſe d'Hotel eigentlich keinen Unterſchied machen ſollte. Aber ich liebe die honetten jungen Mädchen; glauben Sie mir, mein Herr, ich liebe die Tugend. Obwohl — wie geſagt. C'est égal! Sehen Sie, Das iſt mein Grundſatz: „cest égal!“ Meine ganze Philoſophie ſteckt in dem einen Worte: c'est égal. — Alſo Monſieur Normann, ich ſage ihnen: c'est égal, und Sie können in Betreff der jungen Perſon ruhig ſein, ganz und gar ruhig.

Antoinetten machte die Trennung von den Freunden ſehr unglücklich, und ſie nahm Abſchied von ihnen, als ob ſie dieſelben nie wieder ſehen ſollte, obwohl Normann verſprach, aus der Rue de Lille, die nicht ſehr fern liege, ſo oft als möglich herüber zu kommen und von den Forſchungen nach Virgile nicht abzulaſſen.

XI.

Die kurze Fahrt aus der Cour de Commerce in die Rue de Lille, aus dem ärmlichen, übervölkerten, kleinen Gaſthauſe in das eben ſo prächtige als ſtille Hotel zwiſchen Hof und Garten, war wie eine Reiſe aus einer Welt in die andere. Der Portier, der von der bevorſtehenden Ankunft Eugens unterrichtet war, erkundigte ſich erſt, ob er den Grafen Galton vor ſich habe, dann öffnete er das große, von einem Steinwappen überragte Thor, das er ſonſt einem gemeinen Fiaker nie aufgethan haben würde. Dann ſchloß er es ſchnell wieder, und den Neuangekommenen war es unter den Linden des Hofes, als ob ſie fern von Paris auf dem Lande wären. Ein ſchwarzgekleideter Maitre d'Hotel in Schuhen und Strümpfen und weißer Kravatte ſtürzte ihnen an der Spitze mehrerer in Livreen gekleideter Bedienten entgegen, während Koch und Küchenjungen in weißen Mützen aus den unterirdiſchen Räumen neugierig hervorblickten, und führte ſie die breite Treppe hinauf, an unzähligen Bildern vorbei, durch zwei und drei ſtille Säle, auf deren Teppichen kein Schritt wiederhallte, in den Salon. Die Marquiſe, eine etwas beleibte Dame mit weißen Löckchen, die ſie für gepudert gelten laſſen wollte, indem ſie auf der rechten Wange ein Mouche oder Schönpfläſterchen trug, kam Eugen mit ausgebreiteten Armen entgegen und freute ſich herzlich, ihn bei ſich zu empfangen. Nicht minder herzlich war ſie gegen Normann, den ihr der Graf beſonders empfohlen hatte. Eugen gewann ſogleich ihr Herz, indem er verſicherte, daß er ſie nach dem Portrait im heimatlichen Schloſſe, das in ihrem achtzehnten Jahre gemalt war, augenblicklich erkannt habe.

Allons donc, kleiner Schmeichler, ſagte ſie lachend und klopfte ihm die Backen, Das kannſt du leicht behaupten, da du wußteſt, wer dich hier erwartet; ſchadet aber nichts, man hört ſo was immer gern. Lieber ſchmeicheln, als unangenehme Wahrheiten ſagen. Merke dir Das. Ich will die Wahrheit nicht hören, wenn ſie unangenehm iſt. Biſt du galant, mein Kind? Tant mieux, dann ſtirbt doch die Höflichkeit nicht aus. Die Deutſchen müſſen galant werden, da die Franzoſen ſeit 1830 immer gröber werden. Es iſt ein Jammer! Nun, wir wollen davon nicht ſprechen. Das würde auf Politik führen, und es ſchickt ſich nicht, Politik zu ſprechen, ſeit ſie bürgerlich geworden. Man ſieht gleich aus, wie ein Advokat. Setzen Sie ſich, meine Herren, und unterhalten Sie mich.

Sie ſetzte ſich aufs Sopha, wies den Gäſten Stühle an und nahm ihre Stickerei wieder zur Hand. Sie erkundigte ſich nach hundert Dingen in der Heimat, und die jungen Männer gaben Beſcheid, dann mußten ſie von ihrer Reiſe erzählen, und ſie verſchwiegen auch ihr Abenteuer mit Antoinette nicht ganz. Die Marquiſe machte ihren kleinen Scherz darüber, ohne weiter darauf einzugehen. Erſt nach geraumer Zeit entließ ſie die Beiden, forderte ſie auf, Toilette zu machen und ſie dann in die Champs Elyſées zu begleiten.

In den Champs Elyſées war ſie eine ſehr beredte Führerin; ſie kannte alle Welt und gab über jede Equipage, die an den übrigen vorbeifuhr, ſo ausführliche Auskunft, daß die Fremden bei ihrer ſpäteren Rückkehr ins Hotel das ganze Faubourg St. Germain zu kennen glaubten. Man kam erſt ſpät zu Tiſche, und doch mußten Eugen und Normann ſogleich nach Tiſche wieder mit der Marquiſe in den Wagen, um bei einer Anverwandten einen Abendbeſuch zu machen, der ſich bis nach Mitternacht ausdehnte. Die Marquiſe verſicherte bei all Dem, daß ſie ſich von der Welt ſeit lange zurückgezogen und keinen Menſchen mehr kenne; aber, ſagte ſie, es ſei ihre Pflicht, ſich wieder zu „lanciren," um ihren Neffen in die Geſellſchaft einzuführen, die am Ende, trotz allen Verfalles, doch die einzige Geſellſchaft der Welt ſei.

Dieſer mit der alten Marquiſe verlebte Tag ermüdete die jungen Männer mit ſeiner Mannigfaltigkeit mehr, als es die ganze bisherige Reiſe gethan. Sie ſanken in einen traumloſen, langen Schlaf, und erſt als er ſehr ſpät im Tage erwachte, fiel es Normann ein, daß die arme Antoinette den ganzen Abend allein geweſen und daß er ſie nicht, wie doch verabredet, beſucht hatte. Er wollte ſich raſch ankleiden und zu ihr eilen, als der Bediente einen ganzen Pack Briefe für ihn und Eugen brachte, zugleich mit der Einladung, das Frühſtück im Zimmer der Marquiſe einzunehmen. Sie wartete ſchon. Die jungen Leute hatten kaum Zeit, einen flüchtigen Blick auf die Briefe zu werfen.

Die Marquiſe war wieder ſo friſch und beredt, wie geſtern. Sie trug einen Kaſchmir-Schlafrock, ein weißes Häubchen, deſſen Roſabänder über die Schulter herabfielen und ſehr gut mit den feingefältelten Roſenwangen zuſammenſtimmten und mit den weißen, kleinen Haarlöckchen nicht im Geringſten kontraſtirten. Mit vieler Anmuth und offenbarem Behagen bereitete ſie ſelbſt das Frühſtück.

Kinder, rief ſie den Eintretenden entgegen, ich muß euch doch noch ſagen, wie ſehr ich mich mit euch freue. Ich lebe auf, ich kann mich doch wieder mit Jemand und für Jemand beſchäftigen. Von meinen Kindern habe ich nicht viel. Meine Tochter iſt verheirathet und verbringt ihre Tage in den Tuilerieen; ihr Mann hat ſich leider ralliirt. Mein Sohn ſchlägt ſich in Afrika mit den Kabylen; ein Brimont muß einmal dienen, ſelbſt unter einem Bürgerkönig. So bin ich allein. Nun, jetzt habe ich dich, mein Eugen; ich will für dich ſorgen wie für einen Sohn. Du ſollſt die große Welt kennen lernen, wie Keiner; Sie aber auch, lieber Herr Normann: Sie ſind ja Arzt, und ein Arzt muß mit allen Ständen umzugehen wiſſen. Verlaßt euch nur auf mich; die alte Marquiſe Brimont hat den Hauptſchlüſſel zu allen Häuſern und Geheimniſſen.

Normann wurde es etwas weh bei dieſen Dienſt-Anerbietungen der liebenswürdigen alten Dame; er erlaubte ſich die Bemerkung, daß einer ſeiner Hauptzwecke, den er mit dem Aufenthalte in Paris verbinde, der Beſuch der Sanitäts-Anſtalten ſei.

O, rief die Marquiſe, ich verſtehe. Fürchten Sie nichts. Bei all Dem ſollen Sie frei ſein. Nur die erſten Tage laſſe ich Sie nicht los; die brauche ich, um Sie in verſchiedene Familien einzuführen, damit Sie ſie ſpäter mit Eugen auch ohne mich beſuchen können.

Die Marquiſe entwarf ein Programm für den Tag, und Normann ſah mit Schrecken, daß ihm bis Mitternacht kaum ein Stündchen übrig blieb, das er zu einem Beſuche bei Antoinette benutzen könnte.

Auf ſein Zimmer zurückgekehrt, bat er Eugen, den Brief ſeines Vaters zu beantworten, ihn ſelbſt für heute beim Grafen, beim alten Hagener und bei Louiſe zu entſchuldigen, ſteckte Louiſens Brief in die Taſche und eilte zu Antoinette.

Er fand ſie ſehr niedergeſchlagen. — Kommen Sie endlich? ſagte ſie vorwurfsvoll; kaum vierundzwanzig Stunden fort, und ſchon haben Sie mir einmal das Wort gebrochen! Wie arg haben

Sie mich geſtern warten laſſen, und heute hätten Sie auch früher kommen können!

Normann entſchuldigte ſich, indem er ihr vom geſtrigen Tage und von der Geſchäftigkeit der Marquiſe erzählte.

Dieſe dumme alte Marquiſe! rief Antoinette unwillig und ſtampfte mit dem Füßchen, ich haſſe ſie. Es kommt Alles, wie ich es vorausgeſehen habe. Sie wird Sie in ariſtokratiſche Geſellſchaft bringen, unter ſchöne und glänzende Damen; Sie werden die arme kleine Antoinette vergeſſen; ich werde Sie langweilen, ich werde Ihnen unbedeutend, klein, unintereſſant erſcheinen. Die ſcheußliche Marquiſe! ſie ſtiehlt mir den Schutzengel, den mir die Fürſehung geſchickt hat. O Gott, was ſoll aus mir werden? Wie werde ich meinen Bruder finden? Ich muß in dieſem öden Paris zu Grunde gehen!

In dieſem Tone, bald zornig, bald ſchluchzend, lief ſie, händeringend und indem ſie ſich ſelbſt immer mehr aufregte, im Zimmer auf und ab. Normann ſah ſie ſo zum erſten Male und kannte das leicht erregbare Weſen der Franzöſinnen noch zu wenig, um nicht von dieſem Schauſpiele ſehr ergriffen zu ſein. Er betrachtete ſie voll Schrecken und Mitleid, redete ihr zu und faßte ſie endlich, um ſie mit einiger Gewalt in die Sopha-Ecke zu drücken und ſie zu zwingen, daß ſie ihn ruhig anhöre. Er bat ſie, ſich nur einige Tage zu gedulden. Sobald er ſich in der neuen Welt nur ein wenig orientirt und der Dienſtfertigkeit der Marquiſe genügt habe, werde er Eugen ganz ſeiner Tante überlaſſen, ſeine wiſſenſchaftlichen Zwecke für einige Zeit aufgeben und ſich ganz ihr und der Erforſchung ihres Bruders widmen. — Glauben Sie, liebe Antoinette, mein armes Kind, daß ich fähig wäre, Sie in ſolcher Lage zu verlaſſen?

Nein! nein! rief ſie mit plötzlich veränderter Stimme, beinahe begeiſtert — Sie ſind ja ſo gut, Sie ſind der edelſte Menſch der Welt! — Sie faßte ſeine Hand mit ihren beiden Händen und drückte ihre Stirn auf die ſo zuſammengefalteten Hände.

Er bat ſie, ſich nur kurze Zeit zu gedulden, und gab ihr allerlei Verhaltungs-Anweiſungen.

Sie antwortete auf Alles mit einem bejahenden Nicken, ohne den Kopf zu erheben.

Nun, Adieu!

Adieu! antwortete Antoinette, ohne ſeine Hand los zu laſſen.

Ich kann nicht gehen, wenn Sie meine Hand halten.

Können Sie nicht? fragte ſie und erhob den Kopf und ſah ihm lächelnd ins Geſicht.

Kind! kindiſches Kind! ſagte Normann kopfſchüttelnd. Auf Wiederſehen! —

Bei ſeiner Rückkehr in die Rue de Lille fand Normann die Marquiſe bereits zur Ausfahrt gerüſtet. Die Pferde ſtampften ſchon im Hofe, und Eugen, der am Fuße der Treppe ſtand, übergab dem Bedienten die Briefe, die er während der Abweſenheit Normanns geſchrieben.

Was haben Sie geſchrieben? fragte Normann.

Einen kurzen Bericht über unſeren Einzug bei der Tante und über unſere geſtrigen Beſuche.

Haben Sie mein Schweigen entſchuldigt? fragte Normann weiter.

Gewiß, antwortete Eugen, bei Papa und bei Catherinen.

Und wie haben Sie Das gethan?

Ich ſagte, daß Sie bei Antoinette ſind, und erzählte bei dieſer Gelegenheit von dieſer lieben Bekanntſchaft.

Normann machte eine Bewegung der Ueberraſchung und wandte ſich zum Bedienten mit ausgeſtreckter Hand, als ob er ihm die Briefe wieder abnehmen wollte, beſann ſich aber ſchnell wieder und ſagte vor ſich hin: Warum nicht? Warum ſoll ich aus Antoinetten ein Geheimniß machen? — Doch war er, wie er neben der Marquiſe im Wagen ſitzend dahinfuhr, ziemlich ſchweigſam. Er mußte immer an Louiſe denken. Mit einem Male überraſchte er ſich auf dem Gedanken: Vielleicht wird ſie eiferſüchtig! und er geſtand ſich, daß ihm dieſer Gedanke Freude machte.

Welcher Mann liebt es nicht, wenigſtens für Augenblicke, die Liebe eines Mädchens durch kleine Qualen zu erproben? Selbſt dann ſchon freut ihn dieſe Probe, wenn er ſeiner eigenen Gegenliebe noch nicht gewiß iſt. Der Mann, ſelbſt der edelſte und wahrſte, iſt in dieſem Punkte nicht im Geringſten beſſer oder ſchlechter, als das Weib. Normann drückte bei dieſem natürlichen, aber nicht ganz edeln Gedanken die Hand auf die Bruſttaſche, in der Louiſens noch immer ungeleſener Brief ſtak, und zwar drückte er mit großer Innigkeit. Wie freute er ſich auf die ſtille Stunde, und wie lang, unendlich lang erſchienen ihm die Beſuche, zu denen er von der Marquiſe gezwungen wurde!

Heute begnügte ſie ſich nicht mehr mit Paris. Nach Iſſy, nach Belle Vue, nach Ville d'Avray brausten ihre Roſſe, um entfernte Verwandte aufzuſtören, welche ihren Winter in Ruhe auf dem Lande verleben wollten. Da man ſchon in dem ſchönen Schloſſe von Iſſy das zweite Frühſtück eingenommen hatte, ſah die Tante keinen Beweggrund, vor Tiſche, d. i. vor ſechs Uhr Abends, in die Stadt zurückzukehren, und auch Dieſes that ſie nur, weil ſie für dieſen Abend eine kleine Geſellſchaft geladen hatte.

Wüſt und müde ſaß er endlich ſpät Abends vor ſeiner Lampe, den Brief in der Hand haltend, ohne ihn zu leſen. Er fühlte, daß er ſich erſt ſammeln mußte. Die unzähligen, gleichgültigen Geſtalten, an denen er heute vorbei mußte, gaukelten ihm unerquicklich und geiſtlos vor den Sinnen, in der Atmoſphäre langweiliger Salons, verlaſſener Landhäuſer, entlaubter Bäume und eines regneriſchen Himmels. Die gleichmäßigen, tiefen Athemzüge Eugens, der in einem Lehnſtuhl über einer Zeitung eingeſchlafen war, trugen nur dazu bei, die Stimmung in ihm und um ihn her noch monotoner und farbloſer zu machen. Er raffte ſich auf und entfaltete den Brief; ſein Blick fiel ſogleich auf die Unterſchrift. Es war, als ob ein Bann von ihm genommen wäre, und lächelnd ſagte er vor ſich hin: Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein! Er las, und Alles war wieder Ruhe, Milde, Verſöhnung. Während er ihre Worte las, hörte er Louiſen ſprechen, er athmete den Hauch ihres Mundes; ſie ſtand vor ihm, ſie ſah ihn mit ihren großen blauen Augen an. Sie ſchrieb, wie ſie ſprach: ruhevoll, warm, einfach. Nicht Ein Satz hatte eine künſtliche Wendung. Er hörte die Intonationen ihrer Stimme, ſelbſt das leiſe Anklingen ihres Dialektes, als ob Das alles mit Zeichen und Noten angegeben wäre. — Von Betty war in Louiſens Briefe wenig die Rede, weil, wie ſie ſagte, ihre Schweſter wenig über ihr Leben und beinahe nur über ihre Arbeiten und die Kunſtwerke berichte. Sie ſei in Rom, verbringe den größten Theil ihrer Zeit in Kirchen und Galerien und ſage beinahe nichts über Marſon. Doch reichten die wenigen Worte hin, ihm Betty aufs Lebhafteſte zu vergegenwärtigen, wie ſie, angeglüht von den Sonnen der Schönheit, ſelber ſchön, begeiſtert, vielleicht aber doch etwas einſam durch die Gänge des Vatikans, durch die Antiken des Kapitols wanderte. Aber als er weiter las und an die Abſchiedsworte kam, ſtand wieder Louiſe vor ihm, wie in den letzten Augenblicken des Abſchiedes auf der Höhe der Treppe im Schloſſe des Grafen Galton. So ſah er ſie ja immer und immer wieder. Heute Morgens, als Antoinette ſo innig ſeine Hand faßte, mußte er jenes Augenblickes denken; darum vielleicht dachte er jetzt, zugleich mit der Erinnerung an Louiſe, an den Moment von heute Morgen. So ſtanden die drei Mädchengeſtalten auf einmal vor ihm. Mit Schrecken machte er die Entdeckung, und ſein ſehnſüchtig lächelndes Geſicht verfinſterte ſich allmählig. Ein Zwieſpalt war ihm etwas Neues, und er kam ſich ſchwach, unentſchieden, charakterlos vor. Er ſprang auf, und ohne zu wiſſen, was er that, ſprach er einen Namen aus. Es war Louiſens Name, und er freute ſich, wie er ihn nachhallend hörte und ſich überzeugte, daß es wirklich dieſer Name geweſen.

Riefen Sie nicht Louiſe? fragte Eugen, der erwachte.

Ich glaube, ſagte Normann; ich las eben ihren Brief.

Darf ich ihn nicht auch leſen? bat Eugen. — Hier!

Das iſt wie friſches Waſſer, ſagte Eugen, nachdem er geleſen hatte. Was mir dieſes junge Geſchöpf mit ſeiner, ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll — mit ſeiner Solidität, Wahrheit, einen Reſpekt einflößt — ich kann es nicht ſagen.

Normann blieb vor ihm ſtehen. Nur um weiter zu hören, fragte er: Wie meinen Sie Das?

Ich weiß nicht, wie ich Das meine, erwiderte Eugen — es war mir mit Louiſe immer ſo ungefähr wie mit allen Dichterwerken aus den Urzeiten. Da iſt Alles ſo einfach, ſo ohne Schmuck, es iſt ſo gar nicht gemacht — Jeder glaubt, er könnte es eben ſo gut machen, und es kann's doch Keiner.

Normann ſtreifte im Vorübergehen von rückwärts über den Scheitel Eugens. Guter Eugen, ſagte er, ich glaube, Sie verſtehen ſich auf den Werth dieſes Mädchens.

Das will ich glauben! rief Eugen, ſo ſehr, daß es mir abgeſchmackt vorkommt, nach Leſung dieſes Briefes Toilette zu machen und in die Soiree der Tante zu gehen unter all die Pariſer und Pariſerinnen.

Nun, ſagte Normann, wir können nichts Beſſeres thun, als uns in ſolcher Geſellſchaft erinnern, daß es ſolche Louiſen gibt.

Und Betty's und Catherinen und Antoinetten! rief Eugen.

Ja wohl! beſtätigte Normann nachdenklicher.

Das Leben iſt doch ſchön! rief Eugen gähnend, und wir müſſen weiße Kravatten umbinden.

In der Einſamkeit des überfüllten Salons ging es Normann eben ſo, wie vorhin auf ſeinem Zimmer. Fortwährend war er von den drei lieben Geſtalten umgeben. Aus dem franzöſiſchen Geſpräche rings um ihn hörte er Antoinetten heraus; das Klavierſpiel erinnerte ihn an Louiſe, und traumhaft ſchwebte Betty durch das Geſumme und Gedränge der Soiree.

Viele Tage vergingen ſo in gleicher Stimmung, troß der beſtändigen Fahrten mit der Marquiſe, troß der Entdeckungsreiſen nach dem verlorenen Bruder, die er wieder mit Antoinette unternahm, ſo oft ihm ein Stündchen Zeit übrig blieb. Das arme

Mädchen hatte beinahe alle Hoffnung aufgegeben. Sie wurde immer trauriger, und Normann fühlte den wahrhaftigſten Schmerz, wenn er in ihr Zimmer trat und ſie mit den Händen im Schooße geneigten Kopfes daſitzend fand, oder wenn ſie ſchweigend mit thränenvollen Augen an ſeinem Arme von einer vergeblichen Wanderung heimkehrte.

An einem jener ſonnigen Wintertage, die in Paris dem Frühling ſo täuſchend ähnlich und wie eine Fata Morgana des fernen Wonnemonates ſind, trat Normann in ihre Stube und rief: Auf, Antoinette! wir wollen aufs Land, wir wollen uns unterhalten!

Antoinette, gewohnt, ihm in Allem ohne Widerſpruch zu gehorchen, ſtrich ſich das Haar zurecht und ſetzte ſchweigend den Hut auf.

Wohin gehen wir? fragte ſie traurig.

Nicht ſo traurig! luſtig! Ein anderes Geſicht, wenn es Ihnen gefällig iſt! Sie hören ja, wir wollen uns unterhalten. Schnell ein Lächeln auf dieſe ſchönen Lippen! So — ſo iſt es recht. Sie werden mir ſonſt gar zu melancholiſch. Gleich heute Morgens, als mir die Sonne ſo freundlich ins Zimmer ſchien, dachte ich: Das iſt ein Tag für Antoinette; heute muß ſie mir aus ihrer düſteren Cour de Commerce heraus in die Sonne. Ich habe mich von der Marquiſe los gemacht, und nun fort, wir machen eine Landpartie.

Aber, ſagte Antoinette zögernd, ich mache gewiß gern eine Landpartie mit Ihnen, lieber Herr Normann — aber, da Sie frei ſind, könnten wir den Tag nicht benutzen, um . . .

Um Virgile aufzuſuchen? Glauben Sie, daß ich nicht daran gedacht habe? Aber Sie müſſen auch an Ihre Geſundheit denken. Und am Ende, Paris haben wir bereits in allen Winkeln durchſtöbert, vielleicht finden wir ihn wo auf dem Lande. Heute ſtrömt halb Paris in die Umgebungen; der luſtige Bruder wird ſich heute auch nicht einſperren wollen; vielleicht begegnen wir ihm irgendwo. Verſuchen wir es mit St. Cloud.

In der That ſtrömte es nach dem Bahnhofe, wo ſchon Kopf an Kopf gedrängt ſtand. Im Gedränge hielt ſich Antoinette mit doppelter Kraft am Arme Normanns feſt. In ſolchen Lagen liebte ſie es, ſich daran zu erinnern, wie hülflos und verlaſſen ſie ohne ihn wäre. Sie drückte ihm den Arm und ſagte: Was ſollte aus mir werden, wenn ich Sie nicht hätte! Dieſer Ausruf war ihr beinahe zur Gewohnheit geworden, und da er ſie lächelnd darauf aufmerkſam machte, bat ſie ihn, er möchte es ſie doch ſagen laſſen; Das ſei ihr Bedürfniß. So hatte er ſich auch daran gewöhnt, dieſen Ausbruch ihrer Dankbarkeit ruhig anzuhören und höchſtens mit einem ſanften Kopfſchütteln oder einem Gegendruck des Armes darauf zu antworten. Mit einer kleinen Völkerwanderung kamen ſie in St. Cloud an, und dieſer folgend, erreichten ſie den weiten Park, in deſſen Gängen ſich der Strom in kleine Bächlein vertheilte.

Auf dem offenen Platze vor der Diogenes-Laterne trieben ſich Studenten und ihre Geliebten herum und ſpielten mit Ball und Reifen.

Wollt ihr nicht mitſpielen? rief ein Student, als Normann mit Antoinette an ihm vorbeikam.

Normann dankte. Laßt ſie laufen! rief eine Bewohnerin des Quartier Latin, ſeht ihr nicht, daß Die noch im Stadium der Sentimentalität ſind? Was gilt die Wette, ſie verlieren ſich im Walde? — Und als die Beiden in der That ihre Schritte dem Walde zuwandten, erſcholl hinter ihnen ein homeriſches Gelächter. — Wer hat gewettet? rief dieſelbe Griſette, er zahle aus, ich habe gewonnen!

Trotz dem heiteren Sonnenſcheine lag winterliche Traurigkeit auf dem Walde. Nur wenige Blätter hingen an den Zweigen, und dieſe ſtill und regungslos, beinahe noch mehr todt anzuſehen, als die vielen Schichten welken Laubes, das ſie mit ihrem Tritte aufſtörten und das unter ihren Füßen raſchelte. Der Lärm, das Gelächter der Studenten-Geſellſchaft verhallte weit hinter ihnen; es wurde immer ſtiller und einſamer. Das Waſſerbecken unten vor dem Schloſſe blickte wie ein melancholiſches Auge hier und da durch die Stämme ihnen nach.

In der Einſamkeit wurde es Antoinetten ſo zu Muthe, wie vorhin im Gedränge. Was ſollte aus mir werden, wenn ich Sie nicht hätte! ſagte ſie wieder.

Normann ſchwieg.

Sagen Sie mir doch etwas! rief ſie ungeduldig.

Er ſah ſie verwundert an. Ich begreife Ihr Gefühl, liebe Antoinette, und bin glücklich, Ihnen etwas zu ſein. Sie ſind in der That ſehr verlaſſen, und dieſe Verlaſſenheit gibt Ihnen dieſe Worte ein. Das wird ſich ſchnell ändern, ſobald Sie Ihren Bruder gefunden haben.

Vielleicht! ſagte ſie kurz.

Gewiß! ſagte wieder Normann. Aber Antoinette wiederholte: Vielleicht! Vielleicht! Sie hob den Kopf in die Höhe, rief: Allons donc! und ſchickte einen Triller in die Luft. Allons donc! rief ſie abermals und fügte kurz hinzu: Erzählen Sie mir etwas!

Was?

Was für Augen hat Betty?

Dunkelbraune mit ſchwarzen Brauen und Wimpern.

Und blondes Haar dabei — Das iſt prächtig, ſehr eigenthümlich, ſagte Antoinette, man weiß nie, was von ſolchen Frauen zu denken. Und Louiſe? fragte ſie weiter.

Blaue Augen.

Blau und blond, Das iſt ſchon gewöhnlicher. Sprechen wir nicht weiter davon, aber kennen möchte ich die Beiden. Sie ſprang wieder auf ein anderes Thema über, dann auf ein drittes und viertes, dann bat ſie Normann, ſie zu Tiſche zu führen, da ſie ſehr hungrig ſei.

XII.

Sie gingen nach St. Cloud zurück und traten in den alten Reſtaurant zur Tête noire, aus deſſen Fenſtern man der Seine, der Brücke und den buſchigen Hügeln von Sevres entgegenblickt und eine italieniſche Landſchaft zu ſehen glaubt. Die großen Speiſezimmer waren überfüllt, und das Paar ſah ſich gezwungen, zwei Treppen hoch zu ſteigen und das einzige noch freie kleine Stübchen einzunehmen. Am Treppengeländer, in bequemen oder herausfordernden Stellungen, reihten ſich von unten bis oben, rauchend, plaudernd oder in das beliebte Myrliton blaſend, die Begleiterinnen der jungen Männer, die entweder mit dem Glaſe in der Hand neben ihnen ſtanden oder in den Stuben auf den Sopha's ausgeſtreckt lagen. Witze, kluge und freche Worte flogen Trepp auf und nieder. Die Herren machten den Ankommenden höflich Platz, aber die Damen rührten ſich nicht, wenn eine Andere vorüber kam, die „honett" ausſah; ſie begnügten ſich damit, ihr einen mitleidigen Blick über die Schulter zuzuſenden oder ſich noch mehr in den Rauch ihrer Papiros zu vertiefen.

Normann bedauerte es ſchon, Antoinetten hieher geführt zu haben, aber ſie ging wie eine Nachtwandlerin neben ihm, ohne nach rechts oder links zu ſehen und zu hören; doch athmete ſie auf, als ſie in der Stube ankam. Geplauder, Geſchrei, Lied und Lachen ſchollen wirr und betäubend aus den Nebenſtuben. Antoinette ſchien von all Dem nichts zu hören; ſie ſtützte den Kopf in beide Hände, ſah gedankenlos auf Auſtern und Chablis, die vor ihr ſtanden, und berührte nichts, trotz dem Hunger, den ſie vorher angekündigt hatte. Normann, der ihr gegenüber ſaß, ſah in ihr ſchönes, dunkles Geſicht, ſuchte da herauszuleſen, was in ihr vorging, vergaß aber bald ſeine Forſchung über der Freude, die ihm dieſer Anblick gewährte. Er faßte ihre Hand, um ſie aus dem traumhaften Zuſtande zu wecken, aber er brachte kein Wort hervor; ſein Herz klopfte, er fühlte, daß ihm der Laut in der Kehle ſtecken bleiben würde; ſeine Hand zitterte auf ihrer

Hand. Wie gern hätte er ihr Das verborgen! Aber er war nicht fähig, ſie zurückzuziehen.

Aus der Nebenſtube, mitten durch den chaotiſchen Lärm, erſcholl eine junge Männerſtimme, die ſang das Lied:

Jeune fille
Dont l'oeil brille — dont l'oeil brille . . .

Da fing auch die Hand Antoinettens zu zittern an. Sie ſchlug die Augen auf und ſah Normann mit einem wunderbar glückſeligen Ausdrucke an; ihre Lippen öffneten ſich — ihr ganzes Geſicht horchte. Sie erhob ſich leiſe, wie um keinen Ton des Liedes zu verlieren, und faßte Normanns beide Hände. Sie wollte ſprechen, aber ſie beſann ſich und horchte noch einmal.

Antoinette! rief Normann mit zitternder Stimme.

Es iſt mein Bruder, der da ſingt! ſagte ſie endlich, aber leiſe, als fürchtete ſie, einen Traum zu verſcheuchen.

Er ließ ihre Hände los und fuhr zurück. So lange das Lied dauerte, ſtand Antoinette wie gebannt und horchte; da es plötzlich abbrach, ſprang ſie der Thüre zu und wollte hinauseilen. Normann hatte ſich indeſſen gefaßt. Er ergriff ihre Hand und führte ſie in die Stube zurück. — Sie müſſen nicht da hineingehen, ſagte er, wenn es Ihr Bruder iſt, ſo bringe ich ihn Ihnen herein.

Er ſprang hinaus, klopfte an die Thür der nächſten Stube und riß ſie ſofort auf. Auf den erſten Blick erkannte er, wie Recht er gehabt, Antoinetten zurückzuhalten. Die kleine Geſellſchaft war ſehr maleriſch, aber zwanglos gruppirt und ſah den eintretenden Fremden mit überraſchten Augen an.

Entſchuldigen Sie, meine Herren und Damen, wenn ich ſtöre; iſt Herr Virgile Rhedarez hier? — Auf dieſe Frage erhob ſich ein junger Mann, mit ſchwarzem, lang herabwallendem Haar, den Normann ſogleich als den Bruder erkannte.

Was ſteht zu Ihren Dienſten, intereſſanter Fremdling? fragte Virgile; zu ernſthaften Geſchäften habe ich jetzt keine Zeit.

Es widerſtrebte Normann, hier Antoinettens Namen laut zu nennen. — Ich habe Ihnen allein etwas zu ſagen, Herr Virgile.

Ich habe keine Geheimniſſe, nur laut damit heraus.

Es erwartet Sie Jemand mit Ungeduld im anſtoßenden Zimmer.

Iſt's ein Herr oder eine Dame? Es kann nur ein Gläubiger ſein oder eine treulos verlaſſene Geliebte.

Es iſt eine Dame, mein Herr!

Auf dieſes Wort ſprang die Nachbarin Virgile's von ihrem Sitze auf und rief: Iſt es Das? Fangen die Reklamationen ſchon an? So eben erſt habe ich mich mit ihm für ewig vermählt, haben wir uns ewige Treue geſchworen, und ſchon will man mir ihn entreißen? Haben Sie ſolche Geſchäfte, mein Herr? Kommen Sie hierher, um die heiligſten Bande zu zerreißen? Wiſſen Sie, mit wem Sie es zu thun haben? Wiſſen Sie, wer ich bin? Blondinette Monte-au-ciel bin ich, eine Löwin, die ſich ihre Beute nicht entreißen läßt. Eher fließt Blut!

So. ſprechend, ergriff ſie ein Tiſchmeſſer, das vor ihr lag, und ſchwang es wie einen Dolch in der Luft.

Virgile, wenn du dich von der Stelle rührſt, biſt du des Todes — Sie, mein Herr, wenn Sie Ihre perfide Reklamation erneuern und nicht mehr Achtung vor treuer Liebe haben, ſind Sie des Todes!

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür hinter Normann.

Meine Schweſter! Meine Schweſter! ſchrie Virgile und ſprang mit einem Satze unter dem Meſſer der Blondinette über den Tiſch hinweg, daß Teller und Flaſchen umherflogen, und in die Arme Antoinettens.

Wie kommſt du hieher? Was willſt du hier? Was bringt dich nach Paris? Meine kleine Antoinette, meine liebe, kleine Antoinette! fragte und rief Virgile, während er die Schweſter in ſeine Arme drückte. Sie hing ſprachlos an ſeinem Halſe, und ihre Thränen floſſen die Wangen herab, während ihr Mund lächelte.

Aber, parbleu! rief Virgile wieder und ſchlug ſich vor den Kopf, was willſt du hier? Das iſt keine Geſellſchaft für dich, das iſt ſchlechte Geſellſchaft, die ſchlechteſte Geſellſchaft des Quartier Latin.

Er zog ſie von der Schwelle hinab in den Gang, und Normann ſchloß die Thür hinter ſich. Er blieb, um die wieder Vereinigten allein zu laſſen.

Bah! es iſt nur ſeine Schweſter, Das beruhigt mich! rief Blondinette und warf das Meſſer weg.

Täuſche dich nicht, arme Freundin! ſagte eine andere Dame der Geſellſchaft, die rauchend auf dem Sopha lag, mit etwas ironiſchem Ausdruck und beleidigendem Mitleid — täuſche dich nicht, ich hatte das Glück, dieſen Virgile zwei Monate lang zu kennen und zu lieben. Das Einzige, was ihm das Glück meiner Liebe manchmal trübte, war die Erinnerung an ſeine Schweſter; er ſprach ſelbſt im Traume von ihr. Sie wird ihn bekehren, ſie wird ihn arbeitſam und weiſe machen, darum hat ſie die Einſamkeiten der Provinz verlaſſen — ich errathe Alles — ich kenne dieſe kleinen Bourgeoiſes, dieſe Provinzbewohner mit ihren Vorurtheilen.

Keine heilige Macht der Familie ſoll mir den Mann entreißen, den ich liebe! erwiderte Blondinette ſtolz.

Arme Kleine! ich betrachte dich als Wittwe, ſagte ruhig die Andere.

Wir werden ſehen! Ha, ha, ha, ſo lacht eine betrübte Wittwe, ſo lacht die verlaſſene Blondinette Monte-au-ciel. Wenn er mich verläßt, dann habe ich ihn nie geliebt.

In dieſem Tone ging es noch einige Zeit fort. Normanns Gegenwart ſtörte nicht; er ſtand im Winkel und hörte zu. Eben wollte ſich Blondinette an ihn wenden, als Virgile die Thür öffnete, ihn herausrief und mit ihm in die andere Stube trat, wo Antoinette war. Dort ſtellte er ſich ihm gegenüber, ſchlug die Arme über die Bruſt zuſammen und ſagte mit einem Ausdrucke, der ſein ganzes Geſicht veränderte: Mein Herr, in der

Freude des Wiederſehens fiel es mir nicht auf, meine Schweſter allein in Geſellſchaft eines jungen Mannes zu finden. Wer ſind Sie? Sind Sie ihr Mann? ihr Bräutigam? ihr Geliebter? Geben Sie mir Rechenſchaft! Sie haben es hier mit einem Manne zu thun, der die Ehre ſeiner Schweſter zu vertheidigen weiß. Ich bin zwar ein elender Zigeuner, der ſich ſeit Jahren um ſeine Schweſter nicht gekümmert hat, aber ihre Gegenwart ruft mir alle Pflichten ins Gedächtniß, die ich bisher vernachläſſigte. Glauben Sie nicht, daß ...

Er trat Normann, der ihm ruhig lächelnd zuhörte, einen Schritt näher. Antoinette, die ihm mit ſichtlicher Freude zugehört hatte, ſchlang den Arm um ſeinen Hals, küßte ihn und ſagte: Sei nicht kindiſch! Spiele nicht den Beleidigten einem Manne gegenüber, der mir die größten Wohlthaten erwieſen hat, auf uneigennützigſte Weiſe. Du ſiehſt hier das edelſte Herz der Welt.

So? bon! — ich glaube meiner Schweſter Alles. Ich finde ſie allein, auf einer Landpartie mit einem jungen Manne, ich weiß doch, wer meine Antoinette iſt. Edelſtes Herz, rief Virgile im herzlichſten Tone, ſchlagen Sie ein! — Nun erzähle mir weiter, Schweſter!

Die Geſchwiſter ſetzten ſich aufs Sopha, Hand in Hand, und plauderten von alten Tagen und von der Zukunft. Antoinettens Augen ſtrahlten vor Glück; ſie konnte ihrem Bruder nicht nahe genug ſitzen, ſie verſicherte ein Mal übers andere, dieß ſei der glücklichſte Tag ihres Lebens. Normann ſaß allein ihnen gegenüber und fühlte ſich etwas einſam. Er erhob ſich leiſe und ſchlich, vielleicht unbemerkt, auf den Gang hinaus.

In dem dämmerigen Gange ſchritt Blondinette gedankenvoll auf und ab. Vielleicht hatte ſie an der Thür die Geſchwiſter behorcht. Als Normann an ihr vorüberkam, hing ſie plötzlich an ſeinem Arme.

Haben Sie keine Zigarrette? fragte ſie, indem ſie den blonden Kopf auf die Schulter legte und ihn mit zärtlichen Augen anſah.

Es thut mir leid …

Schadet nichts, ich habe genug geraucht. Eigentlich wollte ich nur mit Ihnen ſprechen; ich habe Vertrauen zu Ihnen, parole d'honneur, Sie haben mir einen guten Eindruck gemacht, gleich wie Sie hereinkamen — es war wie ein Blitzſchlag, parole d'honneur!

Das ſchmeichelt mir ſehr, Mademoiſelle …

O, nichts von Schmeichelei, ich bitte, nichts von Schmeichelei zwiſchen uns. Ich bin wahrhaftig nicht aufgelegt zu dergleichen frivolen Dingen und leeren Worten. Ich bin ſehr betrübt. Habe ich nicht alle Urſache, es zu ſein? Ich feiere heute meine Verbindung mit Virgile, und an demſelben Tage ſoll er mir entriſſen, aufs Grauſamſte entriſſen werden. Ich werde heute Abend ſehr traurig ſein, o, ſehr traurig. O, mein Freund, wenn Sie wüßten, welche grauſame Geſchicke ich ſchon getragen habe, Sie würden Mitleid mit mir haben. Man ſieht es mir auch an, ich trage den Stempel des Unglücks auf meiner Stirn; Das iſt es vor Allem, was meine Phyſiognomie ſo intereſſant macht. Bitte, betrachten Sie mich nur genau. Es iſt nicht das herausfordernde Stumpfnäschen, das dicke, blonde Haar, das in Frankreich ſo ſelten iſt, es iſt auch nicht dieſes leidenſchaftliche große Auge, nein, es iſt das Schickſal, das mir dieſen beſonderen Reiz giebt. Auch fühle ich, daß ich gegen die Verſchwörung aller Unglücksfälle, die es auf mich abgeſehen haben, einer Stütze bedarf, und dieſer Virgile ſoll mich verlaſſen wollen?

Bei dieſen Worten blieb ſie ſtehen und lehnte ihren Kopf auf die Bruſt Normanns.

Sagen Sie mir, fuhr ſie nach einiger Zeit fort, iſt es wahr, was dieſes Käſegeſicht da drinnen behauptet, daß ihn mir die Schweſter abwendig und zu einem geſetzten Manne machen wird?

Beinahe glaube ich es auch, ſagte Normann, und ich würde Ihnen rathen, ihn laufen zu laſſen und ſich weiter keine Mühe um ihn zu geben.

Sie ſind ſo lieb, lächelte Blondinette gerührt. Sie kennen mich kaum, und Sie ſind um mein Wohl beſorgt und geben mir einen guten Rath. Glauben Sie ja nicht, daß ich zu Jenen gehöre, welche Verwirrung und Unglück in die Familien ſchleudern. Gott bewahre mich, ich habe ſelbſt zu viel Sinn und Herz für ein ruhiges, geordnetes Familienleben. Aber es iſt doch arg, einen Freund zu verlieren.

Tröſten Sie ſich, Mademoiſelle!

Sie haben Recht; ich werde es verſuchen. Ich verſtehe auch, was Sie meinen; Sie ſind ſehr liebenswürdig. Ich bin auch dieſer Franzoſen müde; Sie haben keine Idee, welch ein treuloſes, wetterwendiſches Volk Das iſt! Nur beim Ausländer findet man Treue und Anhänglichkeit. Aus welchem Lande kommen Sie, mein Freund?

Aus Deutſchland, Ihnen zu dienen.

Ein Deutſcher! rief Blondinette in Ekſtaſe und faßte ſeine beiden Hände — ach, die Deutſchen ſind ſo treu! ich weiß Das aus den Erfahrungen meiner Freundinnen. Ich fühle mich wie im Hafen; bin ich doch ſelbſt beinahe eine Deutſche, ſehen Sie nur meine blonden Haare. Seit Jahren ſehne ich mich nach einem deutſchen Freunde! Wie glücklich bin ich, einen gefunden zu haben!

Sie wollte ſich eben gerührt an ſeine Bruſt werfen, als Virgile aus dem Zimmer trat und ſagte: Adieu, Blondinette! mit uns iſt's aus, wir müſſen Abſchied nehmen. Höhere Pflichten — du begreifſt — ſprechen wir nicht davon!

Blondinette ſchlang beide Arme um den Arm Normanns, warf den Kopf in den Nacken, ſchob die Unterlippe vor und ſah Virgile mit einem Blicke voll Verachtung an. Dieſer bemerkte es kaum und ſagte weiter: Herr Normann, nicht wahr, Sie haben die Güte und bringen dieſe Dame nach Paris zurück? Ich will meine Schweſter nicht verlaſſen und noch heute Anſtalt treffen, mich mit ihr zu etabliren.

Normann hörte Das mit Vergnügen und verſprach, Blondinetten wohlbehalten nach Paris zu bringen.

Virgile! rief Blondinette, geh hin, ſchwelge in Familiengefühlen und ſei glücklich. Morgen kannſt du dir den Weg in die Morgue erſparen, du würdeſt mich dort nicht finden, wie du dir vielleicht ſchmeicheltest.

Iſt recht! erwiderte Virgile kalt und ging zu Antoinetten zurück. Blondinette trat ſtolz am Arme Normanns in die Stube, ſah ihre Freundinnen triumphirend an, nahm Hut und Shawl, verneigte ſich tief vor der Geſellſchaft und ſchritt dann eben ſo ſtolz hinaus, während ihr ein lautes Gelächter nachſcholl.

Normann mußte Billette erſter Klaſſe nehmen, und Blondinette wußte es ſo einzurichten, daß ſie in ein leeres Coupé kamen. Es war ſchon ziemlich ſpät, und die Lampe verbreitete um ſie eine ſehr milde Dämmerung. Sobald ſie ſo allein waren, zeigte Blondinette eine beinahe ſtrenge Zurückhaltung; ſie ſprach in einem anderen Tone als dieſen ganzen Nachmittag und ſchien es vorzugsweiſe darauf angelegt zu haben, die Verhältniſſe, die Geſchichte und vor Allem den Charakter ihres Begleiters zu ſtudiren. In Paris angekommen, verſchmähte ſie einen Fiaker und zog es vor, am Arme Normanns durch die dunkeln Gaſſen ihrer fernen Wohnung in der Rue St. André des arts entgegen zu wandern. Das war eine kleine Reiſe, die ſich um ſo mehr verlängerte, als Blondinette noch ſo Manches einzukaufen hatte, was natürlich Normann bezahlte. In der Chauſſee d'Antin war es ein rieſiger Veilchenſtrauß mit einer weißen Kamellie in der Mitte, wie man ihn in Paris den ganzen Winter hindurch haben kann; in der Rue Vivienne waren es Orangen aus Malta und im Palais Royal eine Gipsmedaille der Rachel und eine Miniaturbüſte Berangers. So hatte Normann den linken Arm ziemlich beladen, während Blondinette an ſeinem rechten hing, und ſo war es ſchon ſpät in der Nacht, als er vor ihrem Hauſe in der ſehr entfernten Straße am linken Seine-Ufer ankam. Hier wollte er ſich empfehlen; ſie aber fragte ihn erſtaunt, ob er ſie alle dieſe Dinge allein die vier Treppen wolle hinauf tragen laſſen. Er ſchämte ſich ſeiner Unhöflichkeit und folgte ihr eine ſchmale, hölzerne, ſpärlich beleuchtete Treppe hinauf, bis an eine Stelle, wo er ſich bücken mußte, um unter dem Gebälke des Dachſtuhles in einen ſchmalen Gang zu gelangen, in dem er wieder aufrecht ſtehen konnte. Hier faßte Blondinette ſeine Hand und führte ihn an das Ende des dunkeln Ganges in eine Stube, deren Thür nur loſe in den Angeln hing.

Beim Lichte einer dünnen Kerze, die Blondinette ſogleich entzündete, ſah Normann in eine traurige Manſarde. Die Eine Wand war ſehr geneigt, und das einzige Fenſter in derſelben ging weit auf das Dach hinaus; in der Fenſtervertiefung ſtand ein kleiner Tiſch mit einem Strohſtuhl davor und weißen Piqué-Gilets darauf, die in der Arbeit waren.

Sie arbeiten? fragte Normann.

Sind Sie ſonderbar! lachte das Mädchen — ob ich arbeite? Wovon ſollte ich leben? Ich bin ja arm! ſagt Ihnen Das dieſe Stube nicht deutlich genug?

Normann fühlte ſich beſchämt und ſah ſich weiter in der Stube um, die in der That von Armuth und Entſagung deutlich genug zeugte. Ein eiſernes Bettgeſtell, ein ſtroherner Armſeſſel, auf dem Kamine eine Uhr, die nicht ging, und rechts und links von der Uhr zwei blaugläſerne Vaſen, in denen trockene Blumen ſtaken, über dem Kamin ein erblindeter Spiegel, am Fuße des Kamins eine Kaſſerole, ein kleiner Topf, ein Teller mit Meſſer und Gabel und einige andere Kleinigkeiten machten die ganze Ausſtattung der Stube aus. An Nägeln hingen einige Kleidungsſtücke, von einem alten Tuche bedeckt, unter das Blondinette jetzt noch Hut und Shawl ſteckte. Während ſie ſich vor einem noch brauchbaren Winkel des Spiegels ihre Haare ordnete, ſagte ſie: Erſchrecken Sie nicht, es ſoll ſogleich freundlicher werden; ein Cheminée-Feuer vergoldet Alles.

Sie legte noch einige Kohlen auf das Häuflein in der Cheminée, ſchob ein altes Journal des Debats darunter, ſteckte es mit der Kerze an, und indem ſie niederkniete und ſich tief bückte, blies ſie ſelbſt aus Leibeskräften in die Kohlen, da es ihr an dem nothwendigen Blaſebalge und dem Kamine am rechten Zuge fehlte. Wie ſie da kniete und blies und die Flamme, wie in einem holländiſchen Bilde, ihre aufgeblaſenen Backen roſig anglühte, hatte ſie etwas überaus Kindiſches und Kindliches in ihrem ganzen Weſen. Sie war eine ganz andere Perſon. Offenbar war es ihr zur zweiten Natur geworden, draußen jene Figur zu ſpielen, die Normann in St. Cloud kennen lernte, und fiel ſie in ihrer einfachen, ärmlichen Umgebung in die Wahrheit zurück. Sie war eine arme Schauſpielerin, die es ſelbſt nicht mehr wußte, was ſie war.

Nachdem ſie das Feuer in Gang gebracht, hängte ſie das Medaillon der Rachel an einen Nagel, ſtellte Berangers Büſte auf die Cheminée und in ihre Nähe die eine der Vaſen, aus der ſie die trocknen Blumen warf, um ſie durch den friſchen Veilchenſtrauß zu erſetzen. Während dieſer Beſchäftigung entdeckte Normann eine kleine Zeichnung über dem Bette; er ſah näher zu und erkannte einen alten, ſchnurrbärtigen Kopf.

Weſſen Portrait iſt das? fragte er.

Es iſt mein Vater — ein Tapferer der großen Kriege; er war in Rußland, bei Leipzig und Waterloo.

Er iſt im Hotel des Invalides?

Nein, er iſt todt; er ſtarb vor zwei Jahren. Er war auch nie bei den Invaliden; hätte ich ihn dort laſſen können, den guten Alten, der nur mich hatte? Nein, er war bei mir! Wir lebten ganz glücklich zuſammen hier in dieſer Manſarde. Bah! die paar Sous, die ihm Louis Philippe gegeben hätte, konnte ich auch für ihn erwerben. Ich wollte, er lebte noch, der gute alte Mann. Wir waren ſehr glücklich zuſammen, ſehr glücklich. Man kann hier ſehr glücklich ſein, in dieſer elenden Stube, glauben Sie mir.

Während dieſes Geſpräches war ſie mit Ausſchmückung der Stube fertig geworden. Sie ſchob den Lehnſtuhl vor die Flamme, die traulich praſſelte, und zwang Normann ſich zu ſetzen; ſie ſetzte ſich ihm gegenüber, lehnte den Arm auf den Cheminée.

Mantel und ſah ihn gedankenvoll an. Die Kaminflamme fing an, eine angenehme Wärme zu verbreiten, die um ſo angenehmer war, als der Abend ſehr kalt geworden und draußen ein mit Schneeflocken untermiſchter Regen niederfiel und leiſe an die Fenſterſcheiben klopfte.

Die Miſère hier erſchreckt Sie — ſtößt Sie ab? fragte Blondinette, nachdem ſie ihn lange prüfend angeſehen.

O, antwortete Normann, täuſchen Sie ſich nicht, ich bin an Armuth gewohnt, ich bin ſelbſt ſehr arm und habe eine traurige, entbehrungsvolle Jugend hinter mir. Ich fühle mich hier ſehr wohl und ſehe ein, daß man hier glücklich ſein kann.

Wirklich? rief Blondinette freudig; ich habe Sie für reich gehalten. Tant mieux! jetzt iſt mir, als wären wir Anverwandte. Wenn Sie ſich hier wohl fühlen, werden Sie wieder kommen?

Nein!

Das Mädchen ſprang vom Sitze auf und ſah ihn mit zuſammengezogenen Augenbrauen an. Dann ging ſie in der Stube auf und ab und ſang ein Lied von Beranger.

Die Flamme praſſelte ſo traulich, Blondinette, wie ſie in der halberleuchteten Stube auf und ab ging, war ſo ſchön, und der heitere Refrain des Liedes, des Liedes ſeines Lieblingsdichters, klang in ihrem Munde ſo traurig, ſo ſchwermüthig! Normann war es wohl und wehe zugleich. Er konnte das Auge nicht von ihr abwenden, er freute ſich an ihrem anmuthsvollen Gange, an ihrem kleinen Füßchen, an ihrer klaren Stimme, am Kaminfeuer, an ſeiner ganzen Lage — und doch kam er ſich wieder hart und pedantiſch vor.

Setzen Sie ſich, Blondinette! bat er, als ſie zu ſingen aufhörte.

Ich heiße nicht Blondinette, das iſt nur ein nom de guerre, ich heiße Pauline.

Nun, ſo ſetzen Sie ſich, Pauline.

Sie ſetzte ſich auf die Armlehne ſeines Stuhles und legte den Ellbogen auf ſeine Schulter.

Warum wollen Sie nicht wiederkommen? Gefalle ich Ihnen nicht?

Sie ſind ein reizendes Mädchen!

Alſo? — haben Sie eine Geliebte in Paris?

Nein!

Ich glaube Ihnen. Alſo warum nicht? Sie wollen nichts mit meines Gleichen zu thun haben?

Ich verlaſſe Paris.

Wann?

Bald, in zwei oder drei Monaten, vielleicht früher.

Nun, ſo werden wir zwei oder drei Monate oder noch kürzere Zeit glücklich ſein. Mein Gott, daran denke ich längſt nicht mehr, mir ein Glück auf Jahre oder gar auf ein ganzes Leben zu verſchaffen! Sehen Sie dieſe Veilchen an; morgen ſind ſie verwelkt, aber ſie haben mir heute Freude gemacht, und es wird mich immer freuen, daß Sie mir ſie gegeben haben. Sind Sie vielleicht gewiſſenhaft? Seien Sie nicht ſo thöricht! Wir armen Geſchöpfe ſind beſcheiden, ein kurzes Glück iſt uns genug, und wir legen Niemandem die Laſt ewiger Erkenntlichkeit auf, wie die honetten Weiber.

So ſprechend, ſtrich ſie ihm mit einem Kämmchen, das ſie aus ihren Locken zog, die Haare aus der Stirn hinter die Ohren, indem ſie ihn mit der anderen Hand unter dem Kinne hielt. Normann fühlte ſich wie magnetiſirt, leiſe Schauer durchbebten ihn. Blondinette beugte ſich vor und ſah ihm in die Augen. Armes Kind! liſpelte er, und ein heißer Kuß brannte auf ſeinen Lippen und erſtickte die abwehrenden Worte, die er noch ausſprechen wollte.

Er ſprang vom Stuhle auf und that einen Schritt vorwärts in die Stube. Aber er konnte nicht weiter; denn Blondinette hing mit beiden Armen an ſeinen Schultern und berührte den Boden kaum mit ihren Fußſpitzen. — Sieh, ſagte ſie dringend und mit zitternder Stimme, und der Hauch ihres Mundes erwärmte ſein Geſicht, ſieh, mein Freund, du gefällſt mir, du haſt mir gleich gefallen — du biſt ſchön, du biſt ein Mann — du biſt gut — ich ſage nicht, daß ich dich liebe, aber ich könnte dich lieben, unendlich lieben. Du mich auch — ja, gewiß! Glaubſt du, ich fühle Das nicht? Dein Herz ſchlägt, daß ich's höre, deine Augen ſchwimmen — ſei nicht lächerlich!

Er hatte den einen Arm um ihren Nacken geſchlungen, während er ſich mit der anderen Hand über die Stirn fuhr, und ließ es geſchehen, daß ſie ihn mit ſanfter Gewalt in den Lehnſtuhl zurückdrängte. Er lächelte. Blondinette ſtand vor ihm und fuhr fort, ihm das Haar zu ſtreichen und aus einem Fläſchchen, das ſie aus der Taſche zog, duftige Tropfen darein zu gießen. Die Flamme im Kamin ſank zuſammen, die Kerze war heruntergebrannt; dunkle, zitternde Dämmerung lag auf der Stube.

Halt, rief Blondinette, gib mir dein Taſchentuch, daß ich dir von dem Parfüm etwas hineingieße; dann erinnerſt du dich meiner, dann kommſt du morgen wieder. Nichts erinnert ſo lebhaft, wie Duft.

Normann zog mechaniſch das Tuch aus der Taſche. Blondinette wollte es eben ergreifen, als er, wie erſchrocken, auffuhr und aus einem Traume zu erwachen ſchien. Auch aus dem Taſchentuche kam ihm ein Duft entgegen, der ihn lebhaft erinnerte, — ein Duft, ein lieber, heimiſcher Duft von Waldkräutern und Blumen. Er drückte das Taſchentuch feſt ans Geſicht, und Louiſe ſtand vor ihm, wie ſie Waldkräuter und Blumen in ſeine Wäſche packte. Die gute, ſorgende, liebe Louiſe! Ihre Waldkräuter waren noch nicht verduftet, und Blondinette hatte Recht, daß nichts ſo lebhaft erinnere, wie Duft. Wie Vieles, das für Stunden geſchlafen hatte, zog jetzt lebendig durch ſein Herz! Er griff nach dem Hute und eilte hinaus in den dunklen Gang, die dunkle Treppe hinab, fliegend, ohne Aufenthalt, als hätte er den Weg ſchon viele Male gemacht.

XIII.

Welch eine häßliche Nacht war auf den ſonnigen Wintertag gefolgt! Regen und Schnee fielen träge vom Himmel herab, blieben jauchig auf Pflaſter und Trottoir liegen und ſpiegelten ſchmutzig die zahlreichen Gasflammen wieder, die zu frieren ſchienen. Nur einzelne Schneeflocken ſchwebten rein und weiß herab, aber in die irdiſche Niederung gelangt, zerfloſſen ſie wie erhabene Jugendträume. Trotz all Dem ſchritt Normann friſch und heiter den Quai entlang, ſeiner Rue de Lille zu; er kümmerte ſich ſo wenig um Feuchtigkeit und Kälte, die ihm durch die Kleider drangen, daß er wiederholt am Steingeländer ſtehen blieb, in die Seine ſah und ein luſtiges Lied trällerte. Nur das „Sei nicht lächerlich!“ Blondinettens ärgerte ihn manchmal, dann ſchüttelte er den Kopf, als ob er etwas abſchütteln wollte, machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, welche zugleich Gleichgültigkeit ausdrücken ſollte, und wanderte weiter.

Es ſchlug zwei Uhr, als er im Hotel Brimont ankam; dennoch traf er Eugen, der vor einer halben Stunde aus einer Soirée heimgekehrt war, noch wach. Dieſer erhob ſich im Bette und rief Normann gleich bei ſeinem Eintritte zu: Wiſſen Sie, Normann, wen ich heute geſehen habe? Die Braut von Korinth habe ich geſehen!

Sie ſprechen aus dem Schlafe, Eugen!

Nein, nein, ich bin ganz wach — ich ſage Ihnen, ich habe die leibhaftige Braut von Korinth geſehen.

Was meinen Sie? erklären Sie ſich deutlicher.

Nun, Sie erinnern ſich doch der Braut von Korinth, die Marſen im Schloſſe meines Vaters al fresco gemalt hat? Dieſelbe habe ich geſehen — dieſelbe, leibhaftig!

Ach, Das iſt intereſſant. Marſen malte nur Frauen, zu denen er in irgend einer Beziehung ſtand. Erzählen Sie. Wo haben Sie ſie geſehen? Wer iſt ſie? Wie heißt ſie?

Ja, da fragen Sie zu viel. Ich war bei Madame de Hautefort und langweilte mich ſehr. Um ein Uhr ging ich. Ich hatte ſchon den Mantel um und war im unteren Veſtibül, als ſie mir plötzlich, aus dem Wagen ſpringend, entgegentrat und raſch an mir vorbeieilte. Sie trug einen weißen Burnus, der ſie ganz einhüllte und deſſen Kapuze beim Sprung aus dem Wagen halb vom Kopfe glitt; ich ſah ihr Profil und die dicken, ſchwarzen Haare — ganz ſo, aber ſprechend ähnlich, wie in Marions Bilde. Ich war ſo betroffen, daß ich ihr nachſtarrte wie einer Geiſtererſcheinung. Eine wunderſchöne Frau. Raſch lief ich die Treppe wieder hinauf und ihr nach. Sie trat aus der Garderobe ohne Burnus, in einem ſilbergrauen Seidenkleide, an der Seite einer anderen Dame und lachte ſo laut, daß die Wölbung wiederhallte — da erkannte ich ſie kaum, da war es eine ganz andere Erſcheinung.

Und wie heißt ſie?

Das weiß ich nicht. Ich wollte nicht wieder in den Salon zurück, da mein Wagen ſchon vorgefahren war, aber ein Herr, den ich fragte, ſagte mir, daß man ſie viel in der Welt ſehe. So tröſtete ich mich, auf die Zukunft hoffend, da er den Namen ebenfalls nicht kannte.

Wir müſſen die Dame kennen lernen, ſagte Normann.

Freilich müſſen wir, beſtätigte Eugen, es wäre arg, wenn ich die Braut von Korinth, für die ich im Bilde ſchwärmte, nicht perſönlich kennen lernen ſollte, da ſie mir leibhaftig in der Wirklichkeit begegnet. Es wird auch Papa intereſſant ſein, wenn wir zurückkehren und ihm ſagen können, daß wir eine ſeiner Fresken perſönlich kennen.

Normann ſeufzte und ſetzte ſich auf das Bett Eugens.

Ich verſtehe, was der Seufzer meint, ſagte dieſer — Sie denken an das Original von des Goldſchmieds Töchterlein. Apropos! Ich habe einen Brief von Catherine; ſie glaubt, daß es in Rom nicht ganz gut ſtehe, oder wenigſtens, daß die Dinge nicht ſo gehen, wie ſie gehen ſollten. Betty iſt viel allein; Papa vermuthet, daß Marſon ſpiele, Catherine vermuthet Anderes, was ſie nicht ausſprechen will.

Solche Nachrichten, ſagte Normann, habe ich früher oder ſpäter erwartet. Lieber Eugen, wir müſſen immer zum Aufbruch bereit ſein; wir können plötzlich nach Rom abreiſen.

Sobald Sie wollen. Ich habe bald genug an dieſem Paris mit ſeinen Soireen, deren Langweiligkeit die Tante nicht einſehen will und die ich als eine Schule des Lebens betrachten ſoll. Allons donc! Eine ganz kleine Liebe wäre mir viel lieber geweſen, als dieſe ganze Schule des Lebens. Aber ich komme nicht dazu; meine Zeit ſcheint noch nicht gekommen. — Vielleicht ſind Sie ſchuld daran, fuhr Eugen gähnend fort — der ſtille, ſanfte Doktor ſchnappt mir, dem glänzenden, in der Blüthe der Jugend ſtehenden Kavalier, alle Liebe vor der Naſe weg. Auf dieſe Antoinette habe ich mit Zuverſicht gehofft — nichts da — ſie verliebt ſich in ihn bis über die Ohren.

Sie ſchwatzen, lächelte Normann, Sie ſind ſchon ganz ein Pariſer.

Ja, ſchwatzen, fuhr Eugen ſchon mit geſchloſſenen Augen fort, was ich mit offenen Augen ſehe, ja — mit offenen Augen. Es iſt aber nichts damit — Antoinette iſt zu gut für eine bloße Liebelei. — Gute Nacht!

Eugen drehte ſich mit dem Geſichte zur Wand und fuhr einſchlummernd, wie aus dem Schlafe ſprechend, fort: Es iſt nichts — eine deutſche Frau, Normann — deutſch — Louiſe — die gute Louiſe. — Er lallte nur noch den Namen und lag in tiefem Schlafe.

Normann beugte ſich über ihn und ſah ihm mit einem Ausdruck der Liebe ins Geſicht; die gelallten Worte, wie ein Orakel aus dem Schlafe geſprochen, thaten ihm wohl. Er hatte heute ſo viel an ſich erlebt! Die Entfernung, die er ſogleich zwiſchen ſich und Antoinette fühlte, ſobald ſie ihren Bruder gefunden, ihre Vergeßlichkeit in Bezug auf ihn, nachdem ſie noch eine Stunde vorher ſich ſo innig an ihn angeſchloſſen und über ſeine

Zurückhaltung gekränkt war — ſeine verletzte Eigenliebe und die Vereinſamung, die er, er konnte es ſich nicht leugnen, in Folge deſſen empfindlich merkte — die Szene mit Blondinette, dann die traurigen Nachrichten aus Rom — alles Das hatte ihm wieder Geiſt und Gemüth mit beunruhigender Unklarheit erfüllt — aber die Worte Eugens durchbrachen ſie, wie Sonnenſtrahlen die Nebel. Sich ſelbſt erkennend und ruhig ging er zu Bette und ſchlief beinahe eben ſo tief wie Eugen. Wer ihn gekannt und alle die Vorgänge in ſeinem Inneren beobachtet hätte, würde es ihm vorausgeſagt haben, daß ſich in ihm jedes Chaos nach kurzem Kampfe abklären müſſe. Charaktere wie Normann ſind wie die Natur. Trotz aller ſtürmiſchen Phänomene kehrt ſie immer zu Ordnung und Licht zurück; ja, dieſe Phänomene ſelber tragen das Ihrige zu höherer Ordnung, zur Klärung des Lichtes bei.

Normanns erſter Gedanke beim Erwachen war: Warum ſchreibt mir Louiſe nichts über die Vorgänge in Rom? Warum ſchreibt ſie mir überhaupt nicht? — Beim Frühſtück brachte der Bediente einen Brief, der beide Fragen beantwortete. Louiſe berichtete über Betty und Marſon ungefähr Daſſelbe wie Catherine. Dann fügte ſie hinzu:

„Fragen Sie, lieber Freund, warum ich Ihnen ſo ſelten ſchreibe? ſo antworte ich Ihnen, daß ich noch ſeltener ſchreiben werde. Ich könnte meine vergangene und künftige Schweigſamkeit mit dem leider zunehmenden Unwohlſein meines Vaters entſchuldigen, das mir viele Sorgen macht und mich beſchäftigt; aber die Entſchuldigung wäre unwahr. Man findet immer Zeit genug, um einem lieben Freunde zu ſchreiben. Meine Schweigſamkeit hat andere Urſachen. Seit Sie abgereiſt ſind, mein lieber Freund, oder, um mich wahrer auszudrücken, ſeit unſerem Abſchiede bin ich viel älter geworden, habe ich über Mancherlei nachdenken, mir Mancherlei aus einander legen gelernt, das ich früher nur inſtinktmäßig oder gar nicht erkannt habe. Die Einſamkeit iſt eine fleißige Lehrerin. Ein Ergebniß meines Nachdenkens iſt, daß ein junger Mann, wenn er zum erſten Male in die Welt geht, feſſellos einhergehen müſſe, daß er nicht an ſeinem Fuße nachſchleppen dürfe, ſelbſt nicht eine Feſſel von Spinnweben. Was wäre ich, lieber Normann, wenn ich mit Ihnen nicht ganz aufrichtig wäre? So ſage ich Ihnen denn offen, es iſt mir, als hätte ich Ihnen durch meinen Abſchied eine ſolche kleine Feſſel umgebunden. Jeder Brief von mir kann Sie daran erinnern, kann eine unwillkürliche Tyrannei werden. Sie aber ſollen ganz frei ſein, ſollen ſich frei jedem Schickſal hingeben können, ob es Ihnen in einem Salon, oder in einem Poſtwagen, oder irgendwie anders, in welcher Geſtalt immer entgegentritt. Ich nehme damit zum zweiten Male Abſchied von Ihnen, lieber Normann, einen kühleren Abſchied, einen überlegteren, aber darum nicht minder freundſchaftlichen. O, glauben Sie nur Dieſes und verkennen Sie mich nicht. Ich war ein Kind, als ich Ihnen Lebewohl ſagte, als ich Ihnen, ohne es zu wollen, gewiſſermaßen eine Verpflichtung aufbürdete; eine erwachſene, fertige Perſon, die weiß, was ſie thut, vernichtet hier dieſen Theil des Abſchiedes.“

Wie ſehr betroffen ſich auch Normann über dieſe Stelle des Briefes fühlte, ſo mußte er doch lächeln, als er an das „Schickſal im Poſtwagen“ kam. Eugens Bericht über die Bekanntſchaft mit Antoinette hatte offenbar jenen Paſſus eingegeben und war vielleicht eines der Hauptmotive dieſes ganzen Briefes. Die mädchenhafte Schwäche gefiel ihm doppelt in der ſchönen Umgebung von Edelſinn, Offenheit, Ergebung und innigem Gefühl. Aber auf Louiſens Abſicht, auch brieflich getrennt von ihr zu leben, konnte er nicht eingehen. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb einen Briefbogen nach dem andern voll; er ſchilderte ihr ſein Leben, und die ganze Schilderung ſollte nichts Anderes ſein, als ein Beweis, wie Unrecht ſie habe, ihn allein zu laſſen. Als er das Geſchriebene durchlas, erkannte er, daß er etwas Anderes bewieſen, daß er ihr geſagt, wie innig er ſie liebe. Wieder ſchwebte das Bild Betty's an ſeinen Gedanken vorbei; aber er faltete den Brief raſch entſchloſſen und übergab ihn dem Bedienten, daß man ihn ſogleich auf die Poſt trage.

Antoinetten ſuchte er an dieſem und den folgenden Tagen nicht auf; er überredete ſich, daß ſie, nun mit dem Bruder vereinigt, geborgen ſei und daß er ſie bei Einrichtung ihrer neuen Haushaltung nur ſtören würde. Der Gedanke, daß ſie ſeiner nicht mehr bedürfe, war ihm etwas unangenehm, doch war es ihm andererſeits tröſtlich, daß Dieß in dem Augenblicke der Fall war, in dem er der kleinen Schwäche der fernen Freundin, der Eiferſucht Louiſens, mit einer zeitweiligen Trennung von Antoinette ein Zugeſtändniß machen konnte, ein Zugeſtändniß, das doch bis zu einem gewiſſen Grade ein Opfer war.

Aber ſchon am dritten Tage erſchien Virgile auf ſeiner Stube, um ihn im Namen ſeiner Schweſter einzuladen, ſie in ihrer neu eingerichteten Wohnung zu beſuchen. Virgile benutzte dieſe Gelegenheit, Normann ſeinen Dank für die ſeiner Schweſter erwieſenen Dienſte auszudrücken; dann eilte er weiter, und zwar, wie er verſicherte, in die mediziniſche Schule, denn er wolle jetzt ſtudiren, daß er mit jedem Tage zehn verlorene einbringe — Das ſei er der guten Antoinette ſchuldig. — Sehen Sie nur, rief er, indem er ſich vor Normann hinſtellte, ſehen Sie nur, wie ſie mich in der kurzen Zeit verwandelt hat!

In der That hatte der Virgile, der vor ihm ſtand, wenig Aehnlichkeit mit dem Virgile, den er in St. Cloud kennen gelernt, es war ein geſchorener Simſon. Der breitkrämpige Hut, der bluſenhafte Mancheſterrock, die breite, militäriſche Pumphoſe hatten einem ganz modernen Anzuge weichen müſſen, und Virgile ſah bedeutend philiſterhafter aus und etwas komiſch, da er ſich Mühe gab, ſeine Manieren mit der neuen, ſoliden Tracht in Einklang zu bringen. Normann mußte lachen. Virgile aber ſagte ernſthaft: Ich weiß, wie komiſch ich ausſehe, aber ich verkenne die edle Abſicht meiner Schweſter nicht. Mein wilder Anzug gefällt ihr im Grunde auch beſſer, als dieſer bourgeoiſe, aber ſie weiß, daß ich mich in dieſem nie mehr in die Zigeuner-Geſellſchaft wage, aus der ſie mich herausgezogen. — Gott bewahre mich, daß mir Blondinette begegne! — —

Die Geſchwiſter hatten ſich in einem ſtillen Hofe einquartiert; die ganze Wohnung beſtand aus zwei Zimmern, deren Fenſter auf den Garten eines Mädchen-Inſtituts gingen. Trotz der ärmlichen Möbel wußte Antoinette mit Hülfe einiger mitgebrachter Familien-Portraits und einiger Wirthſchafts-Utenſilien, als da ſind: Kaffee- und Theemaſchine, dem beſcheidenen Aufenthalte einen ſehr wohnlichen Charakter zu geben. Es ſah aus, als hauſte ſie ſeit Jahren hier; alles Nomadenhafte, das ſonſt dieſe Wohnungen im Quartier Latin bezeichnet, war verſchwunden und verſteckt. Mit ganz anderer Miene, als in der öden Stube der Cour de Commerce, kam Antoinette hier ihrem Freund entgegen; ſie ſah wie eine in ihrem Beſitzſtande befriedigte kleine Hausfrau aus.

Abſcheulicher! rief ſie Normann entgegen, Sie haben ſich ja die ganze Zeit nicht um mich gekümmert! Das zeigt mir deutlich, daß Sie bisher nur aus Mitleid mit meiner verlaſſenen Lage, und nicht aus Freundſchaft für mich gehandelt haben. Nun, ich will nicht mit Ihnen rechten und die Wohnung nicht mit Zank einweihen.

Sie nahm ihn an beiden Händen und zog ihn lächelnd in einen Lehnſtuhl. — So, ſagte ſie, hier iſt Ihr Platz. jetzt erſt iſt die Wohnung eingeweiht. Hier, in dieſem Fauteuil, den ich ſogleich für Sie beſtimmt habe, werden Sie immer ſitzen, und ich hier am Fenſter, Ihnen gegenüber.

Sie ſetzte ſich an eine ſonderbare Maſchine, die vor ihr ſtand, und ergriff die Klöppel, die um eine weiche Kugel herumhingen.

Was machen Sie hier? fragte Normann.

Ich klöpple Spitzen. Das iſt eine Kunſt, die wir Mädchen aus der Gegend von Valenciennes alle verſtehen. Sie haben doch von den berühmten Spitzen von Valenciennes gehört? Ich muß Geld verdienen, lieber Freund, wir werden viel Geld brauchen in dieſem theuren Paris, und mein kleines Vermögen könnte vielleicht nicht ausreichen. Da muß gearbeitet werden. O, ich bin eine Künſtlerin! Sie werden ſich davon überzeugen.

wenn ich nur erſt mit dieſer Guipen fertig bin. Freilich weiß ich noch nicht, wohin mit meiner Waare, aber Das wird ſich finden.

Sie werden ſie mir geben, mir und Eugen, ſagte Normann raſch, wir werden ſie bei unſeren großen Damen kolportiren und Ihnen einen Markt ſchaffen.

Bravo! lachte Antoinette, da gewinne ich doppelt, denn die Kaufleute zahlen nicht die Hälfte des Werthes und drücken uns arme Arbeiterinnen. — Sehen Sie, da fangen Sie ſchon wieder an, mir Dienſte zu leiſten. Ich wußte wohl, daß Sie mich nicht verlaſſen, ſobald Sie etwas für mich thun können. — Aber, fügte ſie gedehnt hinzu und ließ ihre Arbeit ruhen, Sie haben noch viel für mich zu thun.

Sprechen Sie — was ſoll ich thun?

Ihre Miſſion iſt nicht vollendet, lieber Freund! Ich habe meinen Bruder gefunden, aber damit iſt noch nicht Alles erreicht; ich muß mir ihn nun erhalten, und Das kann ich nur mit Ihrer Hülfe. Er hat ſich der Arbeit gänzlich entwöhnt, und das Herumziehen mit luſtigem Volke iſt ihm zur zweiten Natur geworden. Nach wenigen Tagen wird er ſich mit mir langweilen — er wird ſeine alten Freunde aufſuchen und nicht mehr, wie geſtern und heute, auf meine Bitten in den Hörſaal gehen. Er muß wieder ans Studium gewöhnt werden, um endlich ſeine Freude darin zu finden; Das kann er Anfangs nur in angenehmer, aufmunternder Geſellſchaft. Sie beſuchen ja auch die medizіniſche Schule und die Hoſpitäler; beſuchen Sie ſie mit ihm, verlaſſen Sie ihn Anfangs nicht, wenn er ſich zu ſeinen Büchern ſetzt — doch — Sie wiſſen, was ich wünſche, die Ausführung überlaſſe ich Ihnen; Sie werden beſſere Mittel finden, als ich rathen kann.

Normann war gerührt von der mütterlichen Sorgfalt, von der Vorſicht dieſes jungen Mädchens, dem die Liebe die Klugheit der Welterfahrung eingab. Er verſprach ihr Alles und machte ſich ſchon am nächſten Tage ans Werk, indem er Virgile früh abholte und mit einiger Selbſtverleugnung in ſeiner Geſellſchaft mehrere Hörſäle beſuchte, die ihm nichts bieten konnten. Abends ſetzte er ſich mit ihm an die Bücher und nahm ſeine alte pädagogiſche Erfahrung aufs Neue vor, um den lebhaften Schüler mit wiſſenſchaftlichem Intereſſe zu umſtricken, ſeine Wißbegierde zu reizen und eine neue Atmoſphäre um ſeinen Geiſt zu ſchaffen. Virgile merkte wohl bald die Abſicht, um ſo mehr gab er ſich Mühe, ſo zu thun, als ob er höchſt freiwillig beim Studium wäre, und er hütete ſich, die zeitweilige Abweſenheit Normanns zur Vernachläſſigung des Hörſaales oder der Bücher zu benutzen. Die ſelbſtändige Freude an der Wiſſenſchaft ließ nicht lange auf ſich warten, und Diskuſſionen mit dem gelehrten Deutſchen, den er, was Ueberblick und Zuſammenfaſſen anbelangte, übertraf, erſetzten ihm bald die Vergnügungen, denen ihn die Ankunft ſeiner Schweſter entriſſen. Freilich waren von Zeit zu Zeit Rückfälle in die alte Lebensweiſe zu befürchten; da war es bald Antoinette, bald Normann, die ſie mit Klugheit, durch Beſchäftigung, durch eine ſtille Zerſtreuung vereitelten.

So vergingen in der ſtillen Wohnung viele idylliſche und glückliche Wochen. Normann und Virgile ſaßen in der einen Stube bei den Büchern; Eugen plauderte in der anderen mit Antoinette, die arbeitete. Zu gewiſſen Stunden vereinigte man ſich zu einem beſcheidenen Gaſtmahle, das aus dem nächſten wohlfeilen Reſtaurant geholt oder auch von Antoinette beſorgt wurde, und das dem verwöhnten Grafen Eugen Galton beſſer mundete, als die Soupers des Faubourg, und Virgile beſſer, als die Gelage der Chaumière. — Eugen ließ es ſich nicht nehmen, die Spitzen Antoinettens, ſobald eine vollendet war, ſelbſt zu verkaufen; die Tante, als ſie ſich über das Intereſſe ihres Neffen für die Verfertigerin beruhigt hatte, ging ihm hülfreich an die Hand, und nachdem ſie ſelbſt gekauft, bewog ſie ihre Freundinnen zu Ankäufen und Beſtellungen. Da war immer großer Jubel, wenn Eugen mit ſeinen Summen ankam, die nach der Berechnung Antoinettens für Wochen und Monate hinreichten.

Die beiden jungen Deutſchen konnten freilich nicht immer in dieſer Idylle mit ihren Freunden leben. Zweck und Pflicht ihres

Aufenthaltes war es, die Weltſtadt von verſchiedenen Seiten kennen zu lernen, und ſo mußten ſie ſich in vielfachen Geſellſchaften, in Muſeen und Bibliotheken herumtreiben. Während Normann die Hoſpitäler beſuchte, ſaß Eugen im College de France und hörte die berühmten Profeſſoren der Literatur und Geſchichte. Normann war auch nicht immer ſo klar geſtimmt, als es die Idylle bei den Geſchwiſtern erfordert hätte. Louiſe verharrte in ihrem Syſtem des Schweigens; ihre Briefe wurden immer ſeltener, und die wenigen, die er erhielt, beſchränkten ſich auf kurze Berichte und waren in Bezug auf ſich ſelbſt, wie auf Normann, ſo wenig perſönlich als möglich. Es kam ihm manchmal vor, als ſollte er dieſe Freundin verlieren, und verglich er die Traurigkeit, mit der ihn der Gedanke an dieſen Verluſt erfüllte, mit jenem zerreißenden Gefühle, das er beim Verluſte Betty's empfand, ſo ſchien es ihm, als ob dieſe Traurigkeit tiefer und breiter wäre, als ob ſie dauernder auf ſein ganzes Leben wirken müßte. Damals fühlte er, wie er ſich in ſeinen Gedanken als Mediziner ausdrückte, einen akuten Schmerz, der raſch tödtet oder vorübergeht — jetzt fühlte er, wie ſich eine dauernde Melancholie ſeines ganzen Weſens zu bemächtigen drohte. Er beſtürmte Louiſen mit Briefen; er ſchilderte ihr jedes Vorkommniß ſeines Lebens, um ihre Mittheilſamkeit herauszufordern; er ſtieg einmal ſogar ſo tief herab, ihr das Leben bei Antoinette ſo zu beſchreiben, daß es ihre Eiferſucht reizen mußte; wie gern hätte er ſie ausgelacht, wenn ſie in die Falle gegangen wäre! Er war ungerecht, um ſie zu einer Vertheidigung zu zwingen. Umſonſt. Nur einmal antwortete ſie auf dieſe Liſten mit wenigen Worten: „Lieber Freund, ich durchſchaue Sie; ich lächle, während ich Dieß ſchreibe. Aber ich laſſe Sie allein und frei.“

Da trat — vielleicht zum Glücke Normanns — ein Ereigniß ein, das die Stille der letzten Wochen unterbrach und ihn aus ſeinem ſelbſtquäleriſchen Brüten weckte, wie ein Donnerſchlag.

XIV.

Die Tante Marquiſe de Brimont gab ihre letzte Soirée, denn die Zeit war nicht mehr fern, da der berühmte alte Kaſtanienbaum in den Tuilerien, der erſte Frühlingsherold in Paris, ſeine erſten Blätter aus den Knospen drängen ſollte, — ein Ereigniß, das alljährlich von den Zeitungen mit beſonderer Freude begrüßt und verkündet wird. Alle Salons waren geöffnet, denn das ganze Faubourg war geladen. Die alte Marquiſe war um dreißig Jahre jünger, überall gegenwärtig und hatte Jedem etwas Angenehmes zu ſagen. Wenn ſie an Eugen oder Normann vorüberſtreifte, munterte ſie ſie auf, ſich unter die Damen zu miſchen und die Honneurs, wohl auch ein wenig den Hof zu machen, Das ſei ihre Pflicht, da ſie zum Hauſe gehörten. Wirklich thaten die jungen Leute ihr Möglichſtes. Sie tanzten, ſie machten Konverſation, ſie führten durſtende Damen an das Buffet oder brachten ihnen geſchickt, mitten durchs Gedränge, ein Glas Waſſer oder Sorbet.

Gegen Mitternacht, Normann hatte eben einen Pflichttanz mit einer ziemlich gealterten Jungfrau vollendet, drängte ſich Eugen zu ihm, faßte einen Knopf ſeines Frackes, ſah ihm ſtarr ins Geſicht und deklamirte mit hohler Stimme:

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde,
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſein.

Was ſoll das Citat? lachte Normann, und die ſchauderhafte Stimme?

Errathen Sie es nicht? Die Braut von Korinth iſt da?

Nicht möglich! Wo iſt ſie?

Sehen Sie, dort im Winkel, an dem Roſenſtocke . . .

Die im weißen Kleide, mit dem ſchwarzen Haar und dem Kranz von Stechpalme?

Ganz richtig!

Sie ſind närriſch, Eugen; Die hat nicht die geringſte Aehnlichkeit mit unſerer Braut von Korinth.

Weil ſie lacht; die Herren, die ſie umgeben, ſagen ihr wahrſcheinlich viele Dummheiten — übrigens lacht ſie faſt immer. Aber warten Sie nur, bis ſie ein ernſtes Geſicht macht; Sie werden ſie dann augenblicklich erkennen.

Normann wollte weiter, aber Eugen hielt ihn zurück und bat ihn, auszuhalten. Der Tanz begann aufs Neue. Die Männer, welche jene Dame umſtanden, entfernten ſich. Sie blieb allein. Nach und nach verſchwand der lachende Ausdruck aus ihrem Geſichte; mit einem ſtarren Ernſt ſah ſie auf die Paare, die ſich im Tanze zu drehen anfingen.

Bei Gott! rief Normann, Sie haben Recht, Eugen, ſie iſt es, leibhaftig. Ich muß ſie ſprechen.

In dem Augenblicke kam die Marquiſe an ihnen vorbei. Nun, ihr Faulenzer, rief ſie in deutſcher Sprache, ihr tanzt ja nicht! thut eure Pflicht!

Bitte, Frau Marquiſe, ſtellen Sie mich dort jener Dame vor, bat Normann.

Der Gräfin Thionville? Ich mache Ihnen mein Kompliment. Sie haben einen guten Geſchmack, aber ſie tanzt nicht.

Das ſchadet nichts, aber ich muß ſie ſprechen, ich muß nothwendig ihre Bekanntſchaft machen.

Schau, ſchau, Herr Normann wird warm! lachte die Marquiſe; geben Sie Ihrem Schutzbefohlenen kein ſchlechtes Beiſpiel! Nun, da Ihnen ſo viel daran zu liegen ſcheint, ſo kommen Sie!

Gräfin Thionville, hier iſt ein phlegmatiſcher Deutſcher, der ſehr preſſirt iſt, Ihre Bekanntſchaft zu machen, und nicht einen Augenblick länger warten will. Ich habe ihm bereits mein Kompliment gemacht über ſeinen guten Geſchmack.

Die Marquiſe ging wieder; die Gräfin lachte, und abermals war keine Spur von Aehnlichkeit mit der Braut von Korinth da. Das machte Normann betroffen; die Gräfin nahm es für Verlegenheit und munterte ihn auf, indem ſie ſelbſt das Wort ergriff und ihn raſch in ein Geſpräch über Deutſchland und Frankreich verwickelte.

Wenn auch nicht die Braut von Korinth, ſo habe ich doch eine ſehr liebenswürdige Dame kennen gelernt, dachte Normann. Bald fühlte er ſich ganz wohl und heimiſch neben ihr, da ſie vortrefflich deutſch mit ihm zu ſprechen anfing. Sie erklärte ihm dieſes damals in Frankreich noch ſo ſeltene Phänomen: ihr Vater war nach der Juli-Revolution nach Deutſchland ausgewandert und ſeinem Könige gefolgt. — So, ſagte Gräfin Thionville, habe ich in der Jugend Ihre Sprache und zum Theil auch Ihre Literatur kennen gelernt — ſo habe ich mir auch allerlei romantiſches deutſches Zeug in den Kopf geſetzt, das ich ſpäter ſchwer gebüßt habe.

Die letzten Worte begleitete ſie wieder mit einem Lachen, das Normann um ſo mehr auffiel, als es ſo wenig zu den Worten paßte; ſie lachte überhaupt faſt immer, ſo daß es ihm nicht möglich war, das Geſicht wieder zu ſehen, das ihn vorhin zu der Anſicht Eugens bekehrt hatte.

Da Sie unſere Literatur kennen, Frau Gräfin, wird es mir leicht ſein, Ihnen zu erklären, was es mir neben Ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth wünſchenswerth machte, Ihnen vorgeſtellt zu werden.

Was iſt es?

Eine Aehnlichkeit mit einer Geſtalt aus unſerer Literatur.

Mit welcher Geſtalt? mit Werthers Lotte? mit der Jungfrau von Orleans? lachte die Gräfin.

Nein, mit der Braut von Korinth.

Ah! mit Goethe's ſchauderhafter, geiſterhafter Braut von Korinth? — Das iſt zu komiſch! So ſtellen Sie ſich dieſe Perſon vor?

Nicht ich, ſagte Normann, ich habe Sie in einem Freskobilde geſehen, das die Ballade vorſtellt.

Dann iſt das Bild von Tycho Marſon! ſagte die Gräfin mit Beſtimmtheit, aber nicht ohne Lachen. Normann ſah ſie erſtaunt an.

Sie haben es errathen, ſagte er, Sie kennen dieſen Maler?

Ob ich ihn kenne! lachte ſie wieder — und Sie, Sie kennen ihn auch? Wo ſteckt er jetzt, der Verbrecher?

Er iſt mit ſeiner jungen Frau in Rom, erwiderte Normann, durch das Wort „Verbrecher“ etwas ängſtlich gemacht.

Mit ſeiner jungen Frau! lachte die Gräfin, und dießmal etwas lauter, als ſchicklich. — Mit ſeiner jungen Frau! wiederholte ſie, hat er wieder geheirathet?

Wieder? fragte Normann, war er ſchon verheirathet?

Freilich war er es; Tycho Marſon hat die Ehre, mein Mann zu ſein.

Er iſt von Ihnen geſchieden?

Nein, wir ſind katholiſch getraut.

Normann wurde blaß. — Was iſt Ihnen? fragte die Gräfin theilnehmend.

Die junge Frau, von der ich ſprach, ſteht mir nahe, ſehr nahe.

Eh bien! Ich kann Ihnen ſagen, daß ſie ſehr unglücklich iſt, ſagte die Gräfin plötzlich ernſt und mit einer gewiſſen Härte. In dieſem Augenblicke ſtand ſie groß und ſchauderhaft vor ihm, wie das Modell jenes Bildes; er erkannte ſie wieder. Ja, ſie wurde der Braut von Korinth immer ähnlicher, da ſich alle Röthe von ihrem Geſichte zurückzog und es endlich eine geiſterhafte Bläſſe bedeckte.

Erklären Sie mir! flehte Normann.

Kommen Sie morgen zu mir! ſagte die Gräfin trocken und ging mit großen Schritten, unaufhaltſam, fürchterlich ernſt durch das Gedränge der Thür zu.

Arme Betty! ſeufzte Normann und warf ſich in einen Fauteuil, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend.

Zum Glück wurde der Abgang der Gräfin Thionville als ein Zeichen zum allgemeinen Aufbruche betrachtet; bald war es leer in den Sälen; die Stille um ihn her weckte Normann aus ſeinem Brüten; er ſprang auf und eilte zur Marquiſe, um ſie um Auskunft über die Gräfin Thionville zu bitten. Aber die Marquiſe war müde und wollte zu Bett und ihn auf morgen vertröſten. Er drang in ſie, und ſie ſagte ungeduldig: Wie vernarrt ſo ein Deutſcher gleich wird, wo er eine verrückte, dumme, romantiſche Geſchichte wittert! Nun, damit Sie ſchlafen können, will ich's Ihnen in zwei Worten ſagen. Die Gräfin Thionville iſt eine geborene Thionville, alſo das Kind eines der beſten, älteſten, legitimiſtiſchen Häuſer. Ihre Mutter war eine Liancourt, ihre Großmutter eine Rohan-Chabot. Unglückſeliger Weiſe iſt ſie in Deutſchland erzogen, das heißt, romantiſch, verrückt geworden. In ihrem achtzehnten Jahre verliebte ſie ſich in Florenz in einen hergelaufenen Maler, der ihr was vormachte und mit dem ſie ſich irgendwo in den Apenninen von einem Kapuziner hat trauen laſſen. Der Jammer war groß, nicht nur in ihrer Familie — der Vater war zum Glück geſtorben —, ſondern im ganzen Faubourg. Sie zog eine Zeit lang mit ihm herum, bis ſie zur Beſinnung und nach Paris zurück kam. Aus Rückſicht für die Familie und für ſie ſelbſt — denn ſie iſt wirklich ſehr liebenswürdig — entſchloß man ſich, im ganzen Faubourg die Geſchichte zu ignoriren und als gar nicht geſchehen zu betrachten. Unter ihrem alten Namen iſt ſie überall empfangen, denn geſetzlich gehört ihr dieſer Name, da ſie außerhalb Landes und gegen die Geſetze Frankreichs verheirathet iſt. Freilich, durch die Geſetze der heiligen Religion iſt ſie leider für immer gebunden. Von einer gänzlichen Scheidung will die närriſche Perſon nichts wiſſen; ſie ſcheint noch immer in ihn verliebt zu ſein, obwohl ſie allerlei Erfahrungen mit dem Maler gemacht und ihn ſelbſt verlaſſen hat. Das iſt die ganze Geſchichte, und nun gute Nacht, Sie verliebter Narr! Hat man Dergleichen je geſehen? Kaum lernt er ſie kennen, und ſchon ſieht er aus, als ob ihn monatelanger Liebesgram verzehrt hätte. Gute Nacht!

Normann ſchwankte in ſeine Schlafſtube. Schwarze Sorgen ſchwirrten durch ſeine halbwachen Träume, als er endlich in eine Art von Schlummer verfiel, und ſchon am früheſten Morgen war er wieder aus dem Bette und ſtreifte durch die Straßen, in der Nähe des Hauſes, das die Gräfin Thionville bewohnte, mit Ungeduld die Stunde erwartend, da er ſie mit einigem Anſtand beſuchen durfte. In der That war dieſe Stunde noch nicht gekommen, als er doch ſchon eintrat und die Treppe mit klopfendem Herzen hinanlief.

In den Vorzimmern herrſchte große Thätigkeit. Bediente, noch im Morgenanzug, ohne Livree, mit vorgebundenen Leinwandſchürzen, liefen hin und her, reinigten Koffer, rollten Fußdecken zuſammen und machten verdrießliche Geſichter, wie ſie die Valetaille zu machen pflegt, wenn ſie durch eine plötzliche Veränderung aus ihrem Faulenzerleben herausgeriſſen und zu unerwarteter Thätigkeit gezwungen wird. Ein Kammermädchen, ebenfalls verdrießlich, lief mit einem Haufen weiblicher Kleidungsſtücke den inneren Gemächern zu, nicht ohne von den Bedienten einen Augenblick lang mit vielfachen Fragen nach der Urſache ſo plötzlicher Entſchließungen aufgehalten zu werden. Sie zuckte ungeduldig die Achſeln und rief: Was weiß ich! Laune einer großen Dame! — und lief weiter. Es ſah ganz wie vor einer Abreiſe aus. Normann wurde in der Verwirrung kaum bemerkt. Der Bediente, an den er ſich wandte, daß er ihn anmelde, zog brummend ſeinen Livreefrack an. Nach wenigen Minuten wurde er vorgelaſſen. Er fand die Gräfin im Salon, in einen großen Schlafrock gehüllt, vor einem Tiſche, auf dem viele Papiere lagen, in denen ſie ſuchte und kramte.

Wie ganz anders ſah ſie heute aus! Von der ewig lachenden Gräfin von geſtern war keine Spur vorhanden. Trotz und Zorn lagen auf ihrem ganzen Geſichte, drückten ſich in ihrer ganzen Haltung aus.

Ah, Herr Normann! rief ſie, ſind Sie es? ſo früh? Sie ſcheinen ſehr neugierig zu ſein.

Frau Gräfin, erwiderte er ruhig, ich habe Ihnen geſagt, daß es ſich um eine geliebte Perſon handelt; ich komme nicht aus gemeiner Neugierde. Uebrigens kenne ich bereits Ihre Geſchichte.

Nun, ſo habe ich Ihnen weiter nichts zu ſagen. Wenn es ſich vorzugsweiſe, wie Sie ſagen, um eine geliebte Perſon handelt, die Ihnen wahrſcheinlich dieſer scélérat, dieſer Verbrecher Marſon, entwandt hat, ſo können Sie noch hoffen — ich werde zu Stande bringen, was Sie nicht vermochten; ich werde ſie ihm entreißen.

Wie meinen Sie Das, Frau Gräfin?

Ich reiſe noch heute ab — ich reiſe nach Rom! — Bei dieſen Worten warf ſie die Papiere, die ſie eben in Händen hielt, auf den Tiſch und rief ſtolz und zornig: Mein iſt er, dieſer Verbrecher! mein! mein! Wir wollen ſehen!

Sie ſtarrte düſter vor ſich hin und bemerkte es kaum, daß ſich Normann grüßend verneigte und forteilte. Athemlos kam er zu Hauſe an. Er nahm Eugen bei den Händen und ſagte: Lieber Eugen, wir reiſen ab, wir reiſen nach Rom. Es zieht ſich über dem Haupte Betty's ein ſchweres Gewitter zuſammen; ſie wird Böſes durchzumachen haben; es muß ein Freund in ihrer Nähe ſein.

Arme Betty! ſeufzte Eugen; Papa hat ihr Das prophezeit, Catherine auch. — Aber es iſt doch Schade, daß wir gerade jetzt abreiſen ſollen, jetzt, da wir endlich die Braut von Korinth gefunden haben.

Beruhigen Sie ſich darüber; wir reiſen mit der Braut von Korinth — in Marſeille treffen wir mit ihr zuſammen und reiſen mit ihr an Bord deſſelben Schiffes nach Civita Vecchia.

O, Das iſt prächtig — erklären Sie mir . . .

Im Poſtwagen! — jetzt habe ich keine Zeit. Sie haben die Güte und beſorgen Alles, laſſen einpacken, bereiten die Tante vor und ſo weiter.

Ja, ja, lieber Normann, es ſoll Alles gut beſorgt werden. Kümmern Sie ſich um nichts; Sie ſehen aus, als ob Sie viel Wichtigeres beſchäftigte.

Normann drückte ihm die Hand und eilte wieder fort, zu Antoinette, um Abſchied von ihr zu nehmen. Der Portier gab ihm den Schlüſſel zu den Zimmern, da Virgile ins College, Antoinette ausgegangen war, um ihre Tageseinkäufe zu machen. Er trat in die kleine Wohnung, den Schauplatz ſtillen Glückes und nützlicher Thätigkeit, die ſeine letzte Zeit ausgefüllt hatte; er kam, um von zwei Menſchen Abſchied zu nehmen, die er liebte, von denen er ſich geliebt wußte, und die er vielleicht nie wieder ſehen ſollte. Er warf ſich bewegt in ſeinen Fauteuil und faßte deſſen Seitenlehnen mit beiden Händen, als ob er zwei Hände zum Abſchied drücken wollte. Schon fühlte er den ganzen Schmerz des Abſchiedes. Er war ſich Deſſen wohl bewußt, daß er hier wirkliche, tiefgehende, lebensbeſtimmende Wohlthaten erwieſen hatte, und wofür iſt der Menſch ſo dankbar, wie für erwieſene Wohlthaten? Dieſe Dankbarkeit iſt die wahrſte, iſt beinahe Liebe und dauert gewiß am Längſten. Aber er durfte ſich in alle die Gedanken und Gefühle, die ihn beſtürmten, nicht vertiefen, wenn er die Ruhe bewahren ſollte, die er für nothwendig hielt, um Antoinetten Lebewohl zu ſagen. Er glaubte ſeine Stirn vollkommen geglättet und ſeine Miene völlig erheitert, als ſie, mit dem Körbchen am Arm, eintrat. Doch mußte er ſich getäuſcht haben, denn ſie erſchrak ſichtlich, als ſie ihm ins Augeblickte und, das Körbchen mit zitternder Hand auf den Tiſch ſtellend, beſorgt fragte: Was iſt geſchehen? Was wollen Sie mir ſagen, lieber Normann?

Er zog ſie auf einen Stuhl nieder, ſetzte ſich ihr gegenüber und ſagte mit bewegter Stimme: Ich verreiſe.

Schon? lispelte Antoinette und ließ den Kopf auf die Lehne zurückfallen. Sie ſchloß die Augen, und Todtenbläſſe bedeckte ihr Geſicht. Mit geſchloſſenen Augen fragte ſie zögernd und leiſe: Und Sie kehren nicht wieder?

Schwerlich!

Wohin gehen Sie?

Nach Rom!

Nach Rom! wiederholte ſie, ich verſtehe — da iſt was zu thun für Betty — dann kehren Sie in Ihr Vaterland zurück — dann . . .

Sie ſchwieg. Normann faßte ihre Hand und ſagte, gezwungen ſcherzend: So öffnen Sie doch die Augen, ſehen Sie mich an zum letzten Male.

Ach, ſagte ſie, indem ſie ihn ſchmerzlich lächelnd anſah, ich kann Sie anſehen! — Und ernſthafter, aber mit inniger Stimme, fügte ſie hinzu: Sie wiſſen, was Sie Alles für mich gethan haben? was ich Ihnen ſchulde? Bitte, ſagen Sie Ja!

Normann nickte bejahend mit dem Kopfe.

Und Sie wiſſen, was Sie für meinen Bruder gethan haben?

Wieder bejahte Normann.

Und Sie wiſſen — bitte, ſagen Sie wieder Ja — Sie wiſſen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, daß ich Sie immer lieben werde?

Antoinette!

Nein, Normann — widerſprechen Sie nicht — ſtille — Sie ſollen es wiſſen, es iſt mir Bedürfniß, es Ihnen zu ſagen. Ich kann Sie nicht gehen laſſen, ohne es Ihnen geſagt zu haben. — Doch ſage ich es ohne Abſicht, weiß Gott, ohne alle eigennützige Abſicht. Sie haben mir ja genug erzählt, ich konnte in Ihr Herz ſehen. Ich bedarf auch keines Troſtes; es iſt mein Glück, daß ich Sie liebe, und es wird meine Stärke ſein, ſo lange ich athme. Es iſt ein gnädiges Schickſal, das ein junges Mädchen mit einem Manne wie Sie zuſammenführt, trotz Allem, was darauf folgen mag — es kann Einſamkeit ſein, aber nicht Unglück, nicht Verödung. Sie haben ſich auch keine Vorwürfe zu machen; Sie laſſen kein zerriſſenes Herz zurück, ſondern ein geſtärktes, reiches, überreiches — o, ein ſo reiches, daß es vor jeder Verarmung geſchützt iſt, und Sie haben ſich nicht mit Liſt und kleinen Mitteln eingeſchlichen — es mußte . . .

Ihre Stimme brach plötzlich zuſammen, obwohl ihn ihr Auge ruhig und klar anblickte. Sie ſchien ihm in dieſem Augenblicke ſo groß und ſtark, daß er ſich vor ihr beugte und ihre Hand mit Küſſen bedeckte. Sie ſah ernſt und traurig auf ihn nieder, ſtreckte die Hand aus, um ſie auf ſeine Locken zu legen, ließ ſie aber ruhig wieder niedergleiten.

Leben Sie wohl! ſagte ſie leiſe, gehen Sie — Normann.

Er erhob ſich und ging zurückgewandten Geſichtes der Thür zu.

Noch etwas! rief Antoinette und eilte einem Kaſten zu, aus dem ſie ein kleines Paket zog. — Hier, ſagte ſie, nehmen Sie Das mit; es iſt längſt vorbereitet. Es ſind Spitzen meiner eigenen Arbeit, für Ihre künftige Frau. — So — danke, und ſagen Sie ihr, von Wem ſie kommen. Jetzt einen Kuß — Adieu!

XV.

Die provenzaliſchen Küſten ſind ſchon am Ende März in den blühendſten Frühling getaucht. Nichts Schöneres, als an einem Abend ſolchen Frühlings längs dieſen Küſten, längs den hyeriſchen Inſeln auf den Dampfern dahinzufahren. Die provenzaliſchen Berge, der hügelige und vielfach gewundene Strand mit ſeinen vielen Buchten, ſeinen kleinen Veſten und alten Städten und Städtchen, die bei Tageslicht etwas dürr und verbrannt ausſehen, kleiden ſich des Abends in ein weiches, ſammtenes Blau, das ſie bei Mondſchein auch in ſpäter Nacht nicht ablegen. Auch das ruhevolle Meer iſt tiefblau und ſpiegelt die Sterne wieder, die in der klaren Luft größer und der Erde näher ſcheinen. Der weſtliche Himmel ſchimmert wie ein blaſſer Smaragd in grünlicher Weiße, während der öſtliche dunkel und ruhevoll niederblickt. Zahlreiche Leuchtthürme drehen ihre beweglichen Lichter oder halten ſie ruhig, wie eine Fackel von vorſpringenden Felſen, weit ins Meer hinein. Selbſt das ferne Licht vom genueſiſchen

Kap, der nördlichſten Spitze Cirocca's, iſt ſichtbar, und hohe Pinien, die ſich auf einzeln ſtehenden Hügeln erheben und ſich mit ihrer Silhouette genau kenntlich am Himmel abzeichnen, tragen das Ihrige bei, um dem Schiffer den rechten Weg zu zeigen. Alles will uns ſicher und behaglich geleiten über die lächelnden Abgründe des Meeres. Der Matroſe, der an den Tauen beſchäftigt iſt, ſingt in der Sprache der Troubadours das Lied von dem armen Pascal, der auf hoher See von ſo gewaltigem Heimweh überfallen wird, oder ein Heldenlied von Suffren, dem großen Seemann, oder von dem armen Schiffsjungen von La Ciotat, der ſich für ſeinen Kapitän aufopfern ſollte:

Ein Schiff lief von Marſeille aus,
Lief aus nach Malaga . . .
Joun, Lalirette!
Lief aus nach Malaga.
Joun, Lalira!

Sechs Monat wars in See,
Da gingen Brod und Wein aus.
Joun! Laliretto!
Da gingen Brod und Wein aus.
Joun! Lalira!

Auf ſolcher Fahrt vergißt, wer in Geſchäften reiſt, ſeine Berechnungen, Sorgen und Pläne und glaubt eine Luſtreiſe zu machen; wer in Zorn auszog und weſſen Ziel Kampf und Rache ſind, fühlt ſich verſöhnt; der Einſame denkt an die fernen Lieben und beklagt, die Schönheit nicht mit ihnen theilen zu können; den Glücklichen überkommt eine ſanfte Wehmuth, wie eine ahnende Vorklage über künftigen Verluſt, über die Sterblichkeit alles Glückes. Allen Geſichtern ſieht man es an, daß in allen Herzen Feierabend iſt, daß Leiden und Freuden Waffenſtillſtand geſchloſſen. Man wird mittheilſam, anſchließend; man gruppirt ſich, man plaudert, und das Schiff fährt leiſe dahin, als ob es die Schaar der Getäuſchten, die es trägt, nicht aus dem Traume wecken wollte. Ein ſolches Schiff auf ſolcher Fahrt hat wohl den erſten Gedanken zu dem Mythos von den glückſeligen Inſeln gegeben.

Eine ſolche Stimmung herrſchte auf dem „Tancred,“ dem Boote der königlichen Meſſagerieen. Auf dem Verdecke ging die Gräfin Thionville am Arme Normanns auf und ab. Neben ihr ging Eugen und trug Shawl und Mantel für den Fall, daß der Abend der Gräfin zu kalt werden ſollte. Er war überhaupt voll Aufmerkſamkeit für die ſchöne Frau, die längſt wieder zu lachen angefangen hatte und nun über die Aufmerkſamkeiten Eugens lachte. Ach, ſagte ſie lachend, daß ich ſo jungen Leuten zu gefallen anfange, iſt ein ſchauderhaftes Zeichen, daß ich alt werde!

Die drei Reiſenden waren ſchon ſeit mehreren Stunden zuſammen. Als ſie ſich im Hafen von Marſeille an Bord des Tancred fanden, lachte die Gräfin laut auf, und Normann war froh, ſie wieder in ihrer heiteren Stimmung zu finden. Er ſchloß ſich ihr ſogleich an und erzählte ihr die Geſchichte der zweiten Heirath Marſons, um ihr ſeine Reiſe nach Rom zu erklären und ſie für Betty ſo zu ſtimmen, daß er von dieſer jede harte Begegnung oder jedes harte Wort abwendete. Er ſah mit Freuden, daß ihm Dieß leicht gelang, denn die Gräfin unterbrach ihn oft mit Ausrufen wie: Das arme Kind! — Das intereſſante Kind! — Man muß ſanft zu Werke gehen! Man muß ſie retten!

Jetzt, da ſie den ſchönen Abend auf dem Verdecke genoſſen, ſagte die Gräfin: Ich freue mich doch, die Reiſe gemacht zu haben, obwohl ich mich ſchon in Marſeille nicht begriff und mir verrückt vorkam, als ich den Fuß an Bord ſetzte. Ich war wirklich verrückt, und ich muß Sie, lieber Herr Normann, noch um Entſchuldigung bitten, daß ich Sie in meinem Hauſe ſo ungezogen und kurz empfing. Ihre Nachricht, daß Marſon wieder geheirathet, er, mein angetrauter Gemahl, hat mich die ganze Nacht nicht ſchlafen laſſen, und im Fieber habe ich den Beſchluß zur Reiſe gefaßt und bin ich abgereiſt. So ſind wir Weiber! Wenn wir noch ſo endgültig mit einem Manne abgerechnet und abgemacht haben, der uns einmal auf irgend eine Weiſe angehörte, gerathen wir doch in Wuth, wenn wir hören, daß er nun einer Anderen angehöre oder angehören wolle. Da machen wir, ächt weiblich, Rechte geltend, die wir längſt aufgegeben. Nun, die Thorheit war bei mir vorübergehend — aber eine Thorheit war's, und ich ſchäme mich, daß ich vierundzwanzig Stunden lang meine ganze alte Jugend-Leidenſchaft in mir wüthen ließ, daß ich ihn wieder nur ſo ſah, wie ich ihn mit meinen unerfahrenen, achtzehnjährigen Augen geſehen. Ich kann es ſchwer büßen. Sehen Sie, ich kann ohne meine Geſellſchaft im Faubourg nicht leben; erfährt man dort, daß ich ihm nachgereist bin, ſo ſchließt ſie ſich mir für immer, nachdem ſie ſich mir einmal, wahrhaft großmüthig, mit Hintanſetzung aller ihrer Grundſätze und Vorurtheile geöffnet hat. Ich werde ſehr klug ſein, ich werde mich hüten müſſen, mit Marſon zuſammen zu treffen. Ich werde nur wie ein Schickſal im Hintergrunde ſtehen, wie eine Art unſichtbarer Donna Elvira, und Ihnen helfen, wenn Sie ihm das unſchuldige Opfer entreißen.

Aber wer iſt er eigentlich, dieſer Tycho Marſon, oder vielmehr, wie iſt er? Bei den Konflikten, die mich höchſt wahrſcheinlich erwarten, iſt es doch gut, etwas Näheres über ſeinen Charakter zu wiſſen.

Ich antworte Ihnen darauf mit einiger Scham, erwiderte die Gräfin. Nicht meiner Jugend-Thorheit ſchäme ich mich — im Gegentheil — ich glaubte damals einen großen Künſtler, einen erhabenen Menſchen zu lieben und wollte ihm gern Jugend, Rang und alle Bequemlichkeiten des Lebens opfern — ich ſchäme mich meines Paroxysmus von geſtern und vorgeſtern. Tycho Marſon iſt ein gar trauriger Mann — eine Seele, die vielleicht ſchon als Ruine zur Welt gekommen — eine Verſammlung guter und ſchlechter Eigenſchaften, die in dieſem Charakter ohne den geringſten Zuſammenhang unter einander zerſtreut liegen. Sie haben ihn ja geſehen. Er ſieht aus wie ein Palaſt, den ein herrlicher Menſch bewohnen ſoll. Das iſt's, was an ihm täuſcht, was mich getäuſcht hat. Entweder dieſer herrliche Menſch iſt gar nicht eingezogen, oder er iſt in der ſchönen Wohnung frühzeitig zu Grunde gegangen, was ſo oft vorkommt. Dennoch glaube ich, daß Erſteres der Fall war. Marſon hatte frühe Erfolge bei den Frauen und in der Kunſtwelt. Die Frauen waren ſein Capua, und es fehlte ihm bald die Kraft, die Siege in der Kunſtwelt zu verfolgen. Die mangelnde Kraft und Vollendung als Künſtler ſuchte er durch Uebertreibung, durch eine künſtliche Gewaltſamkeit zu erſetzen, und er ſchuf manchmal Fratzen, Geſpenſter, Wildniſſe, die man für Auswüchſe gewaltiger Phantaſie nahm und welche nichts waren, als Produkte des Ueberreizes. Er ſelbſt fühlte Das ſehr wohl, und früh müde und früh unzufrieden mit ſich, ſuchte er vor Allem ſtarke Aufregungen des Momentes, die ihn für kurze Zeit überzeugten, daß noch Leben in ihm war, und kleine Erfolge als Mann wie als Künſtler, die ihm Illuſion machten. Um ſich Aufregungen zu verſchaffen, iſt er ein Jäger, ein Spieler, ein falſcher Don Juan geworden, ja, ſelbſt ein kühler, weit hinaus berechnender Intrigant. Monate lang verfolgt er den Weg, auf dem er zu einem leidenſchaftlichen Augenblicke, zu einem Siege über ein argloſes oder auch vorſichtiges Herz gelangt. Ein kleiner Beigeſchmack von Verbrechen iſt ihm eben recht, doch iſt ihm die Energie zu einem ausgeſprochenen, großen Verbrechen längſt abhanden gekommen — eben ſo zu einem ausdauernden Kampfe. Wenn Sie einen ſolchen mit ihm erwarten, ſo täuſchen Sie ſich. Jeder Hieb, den Sie nach ihm führen werden, wird in die Luft gehen, wird wirkungslos ausfallen, weil er keinen Widerſtand findet. Nun, wir werden ja ſehen. Das Eine prophezeie ich Ihnen, daß Ihre Betty ſchon eine Rivalin hat, daß er bereits auf der Jagd nach einer neuen Aufregung begriffen iſt.

Normann erfüllte dieſe Charakter-Schilderung mit Entſetzen. — Wie unglücklich, ſeufzte er, muß die arme Betty ſein!

Ich glaube nicht, ſagte die Gräfin beruhigend; zwar ich kenne ſie aus Ihrer Erzählung nicht genug, um zu beurtheilen, in wie fern die falſche Stellung in der Welt, in die ſie durch eine falſche Heirath . . . .

O! rief Normann, was die Leute ſagen, iſt ihr vollkommen gleichgültig.

Dann fürchte ich nicht viel für ſie — Ihre Betty hat Marſon noch weniger geliebt als ich — ſie war nur mehr getäuſcht, weil ſie, die Künſtlerin, einen großen Künſtler in ihm zu ſehen glaubte. Ein Mann kann uns betrügen, mißhandeln, verlaſſen, wir ſind unglücklich und lieben ihn, ſo lange er ein Mann iſt. Eine Täuſchung unſerer Seele, unſeres Ideals vergeben wir Weiber nicht, wenn wir ächte Weiber ſind, und wenn wir einen Mann geliebt haben, der am Ende kein Mann iſt, den haſſen wir nicht einmal — wir werden gleichgültig. Gleichgültigkeit iſt freilich auch ein Unglück, aber wenn man etwas Anderes hat, was uns erfüllt, kommt man darüber hinaus. Betty hat ihre Kunſt. — Ich, fügte die Gräfin mit lautem Lachen hinzu, ich habe die Welt, die Soireen — ich bin eine Löwin und eine ſchöne Frau. So ſchlägt man ſich durch.

Ein edles Gemüth, das ſich manchmal über ſich ſelbſt luſtig machte und hinter Leichtſinn verſteckte, um beſcheiden ſeine Schätze zu verbergen; ein ernſter Charakter, der die Livree des Ernſtes verſchmähte und ſich lieber in die heiteren Farben der Sorgloſigkeit kleidete; reiche Erfahrungen und, in deren Folge, ein ſchneller Ueberblick und ein abgerundetes Urtheil — Das waren die Eigenſchaften, welche die Gräfin dem jungen Manne bald lieb und werth machten. Als gute Freunde fuhren die drei Reiſenden in derſelben Kutſche von Civita Vecchia aus, der ewigen, unergründlichen, vom Schickſal vor allen anderen auserwählten Stadt zu — jenem Rom entgegen, das durch Jahrtauſende der Kampfplatz des Schwertes und des Gedankens iſt, und das nur Ruhe athmet in alle Seelen. Eugen jubelte und hatte in ſeiner Begeiſterung Muth genug gewonnen, um der Gräfin Thionville die Hand zu küſſen; ſie freute ſich über ſeine Freude und ließ ihn gewähren. Normann pochte das Herz; er wußte nicht, ob deshalb, weil er Rom oder weil er Betty ſehen ſollte. Es war wohl dieſes Wiederſehens wegen, denn als ſie ſchon durch die langen alten Straßen fuhren, an berühmten Kirchen und Ruinen vorbei, über hiſtoriſche Plätze hin, hatte er kein Auge für dieſe Merkwürdigkeiten, wohl aber für jede vorübergehende Dame, da er unter jedem Hute das altbefreundete Geſicht zu entdecken hoffte.

Kaum im Hotel Meloni abgeſtiegen, ließ er ſich ins Café Greco führen, wo ſich die deutſchen Künſtler verſammeln, um das Atelier Marions zu erfragen. Aber von einem Atelier Marions wußte man nichts. Marion, ſagte ein junger, langhaariger Deutſcher, der rauchend da ſaß, hat kein Atelier, wohl aber Madame Marion, ſeine Frau — ich will Sie, wenn Sie wollen, dahinführen.

Normann nahm mit Dank an. Auf dem Wege glaubte der gefällige Deutſche dem neu angekommenen Landsmanne Manches erklären und ihn auf Dies und Jenes aufmerkſam machen zu müſſen. Aber Normann hörte kaum mit halbem Ohr; er horchte erſt, als der Deutſche ſagte: Wenn Sie Frau Marion noch nicht kennen, ſteht Ihnen eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft bevor. Das iſt eine prächtige Frau, ein merkwürdiger Charakter! Was Arbeit und Studien betrifft, da können wir Alle ſie zum Muſter nehmen. Sie kennt keine andere Freude, als welche die Kunſt gewährt — aber welche Fortſchritte hat ſie auch in kurzer Zeit gemacht! Wenn Sie ſchöne Landſchaften kaufen wollen, gehen Sie da an die rechte Quelle — ich bin übrigens auch Landſchafter. Freilich iſt ſie auch ſehr protegirt, wird ſie ſehr aufgemuntert — nicht von einzelnen Kennern oder Liebhabern, ſondern von der ganzen öffentlichen Meinung, und Das kommt daher, daß ſie ſich in einer ſehr ſonderbaren Stellung mit ſo viel Würde und Anſtand zu behaupten weiß. Sie iſt eben ein ſtarker, männlicher Charakter, der Jedem imponirt.

Bei dieſen Worten ſah Normann den Redner erſtaunt an; er wollte um nähere Erklärungen bitten, als dieſer ſagte: Wir ſind in der Via Felice — in dieſem Hauſe wohnt ſie — ſteigen Sie nur die Treppe hinauf, ſie führt gerade an die Thür ihres Ateliers.

Normann drückte dem Landsmanne dankbar die Hand und ſprang die Treppe hinan; aber er hatte nicht den Muth, an die Thür zu klopfen, er wollte ſich erſt faſſen und zu Athem kommen; er ſagte ſich, daß er ſich auf dieſes Wiederſehen nicht genug vorbereitet hatte. Mechaniſch ergriff er die Klinke und drückte, ohne es zu wollen; die Thür ging langſam auf, und er ſah Betty in einem weiten, grauen Atelierkleide, das ſie faltig umfloß und von einer weißen Schnur um den Gürtel zuſammengehalten war, vor der Staffelei ſitzen und mit einem Geſichte voll ruhiger Aufmerkſamkeit ihre Arbeit betrachten. Er that einen Schritt weiter. Das kleine Geräuſch weckte ſie, daß ſie ſich der Thür zuwandte. Einen Augenblick nur war ſie überraſcht, dann flog ein Lächeln über ihr Geſicht; ſie ließ Pinſel und Palette fallen und ſtreckte Normann, der ihr entgegen flog, beide Hände entgegen.

Sind Sie endlich da — lieber, lieber Normann! ſagte ſie — endlich — ich habe Sie alle dieſe Tage erwartet.

Erwartet? fragte Normann erſtaunt — wie konnten Sie wiſſen ..?

Freilich, erwartet; darum ſehen Sie mich auch ſo wenig überraſcht. Die ganze letzte Zeit, ſo oft die Thür ging, glaubte ich, daß Sie eintreten würden.

Aber ich wußte es ſelber nicht, daß ich ſo bald nach Rom kommen würde.

Ich aber wußte, erwiderte Betty, indem ſie ihm herzlich die Hände drückte und ihm voll Wärme ins Auge ſah, daß der Freund herbeieilen würde, ſobald er mich in unglücklicher Lage glaubte.

Und Das ſagen Sie ſo ruhig? und mit dieſem Lächeln?

Ich will Sie nur gleich beruhigen, lieber Normann, ſagte ſie und zog ihn zu einem Divan, auf den ſie ihn, ſeine beiden Hände haltend, niederſetzte, ich bin eben nicht unglücklich. Ich habe gedacht, daß Sie in Paris und im Laufe der Monate allerlei hören, daß Sie ſich von meiner Exiſtenz ein Schreckbild zuſammenſetzen und daß Sie dann herbeieilen würden, um der alten Freundin beizuſtehen. Nicht wahr, ich habe mich nicht geirrt? Die Sache verhält ſich ſo?

Beinahe ...

Aber Sie, lieber Freund, Sie haben ſich geirrt, denn ich bin nicht unglücklich, ich wiederhole es, um Ihrem lieben Freundesherzen gleich im erſten Augenblick alle Sorge zu benehmen. Ich habe mir es vorgenommen, Ihnen Das gleich bei Ihrem Eintritt zu ſagen. Ich kann Ihnen noch mehr ſagen auf die Gefahr hin, Ihnen etwas leichtſinnig zu erſcheinen — ich bin beinahe glücklich, vielleicht ganz ſo glücklich, als ich es überhaupt ſein kann — ich glaube ſehr oft, das ganze Glück zu beſitzen, deſſen ich fähig bin. — Sie lächeln halb ungläubig. Sie haben Unrecht. Sehen Sie ſich hier um. Sie ſehen eine Werkſtatt, in der geſchaffen und gearbeitet wird, und zwar mit Liebe. Sie erkennen vielleicht auch Das. Glauben Sie, lieber Freund, ſo ſieht die Wohnung des Unglücks nicht aus.

Normanns Blick folgte nur einen Moment lang ihrer Hand, die, ſich im Halbkreiſe bewegend, auf das Atelier deutete; dann blieb er erſtaunt und gerührt auf ihrem Geſichte ruhen. Es war ruhig und klar, aber auch älter geworden, obwohl nicht gealtert. Sein Ausdruck gehörte nicht mehr, wie ehemals, ganz dem Gefühle des Augenblicks an; es erzählte ſchon die Geſchichte einer Vergangenheit, aber es erzählte auf friedliche und milde Weiſe. Wie ihre Stimme war die ganze Stimmung der Züge etwas tiefer geworden. Der Widerſpruch, der ſo zwiſchen Ausdruck und Jugendlichkeit der Formen entſtand, erhöhte nur den Ernſt der Erſcheinung, der erſchreckt oder Mitleid eingeflößt haben würde, wenn ihn nicht eine lächelnde Milde geſänftigt hätte. Wie ſie in dem großen, faltigen Gewande vor ihm ſaß und ſich ruhig betrachten ließ, machte ſie ihm den Eindruck einer Prieſterin, eines Weſens, das ſich ſtark durch eine höhere Macht und über alle Wechſelfälle des gewöhnlichen Lebens erhoben fühlt. Er war gewohnt, rathend, beruhigend neben ihrer aufbrauſenden Jugend einherzugehen, und nun war ihm zu Muthe, als wäre er ein auf einem Kahne Dahinſchwankender, ohne Ziel und Ballaſt, während ihr Schiff im Hafen vor Anker lag. Er erkannte ſie nicht mehr und ſchüttelte vor dieſer Erſcheinung ungläubig den Kopf.

Sie ſcheinen noch nicht recht zu glauben, ſagte Betty lächelnd, daß ich meine Schule durchgemacht habe. Wenn Sie Rom kennen werden mit ſeiner ewigen Geſchichte und mit dem ewig Schönen, das es beſitzt, vor dem man ſich mit ſeinen kleinen Leiden und Freuden ſchämt und doch ſo groß und ſo unvergänglich fühlt — und wenn ich erzählen werde, wie ich von Enttäuſchung zu Enttäuſchung floh, bis ich auf dieſem rechten Wege zu mir ſelbſt gelangte, dann werden Sie mir glauben.

Nun erzählte ſie ihm in kurzen Worten ihre Geſchichte der letzten Monate, aus der ihm das Bild Marſons, obwohl ſie ihn ſo wenig als möglich nannte, ſo entgegentrat, wie es ihm die Gräfin Thionville gemalt hatte.

Wo iſt Marſon? fragte Normann mit einigem Ingrimm, nachdem er ihre Erzählung angehört hatte.

Vor drei Tagen iſt er abgereiſt — er iſt nach Sizilien gegangen und geht vielleicht noch weiter.

Er hat Sie verlaſſen?

Seien Sie ruhig; er iſt mit meinem vollen Urlaub gegangen. Schon in Vevey verliebte ſich eine meiner Schülerinnen, eine ſiebenzehnjährige Engländerin, in ihn und iſt uns hierher gefolgt. Das arme Kind konnte nicht von ihm laſſen; Tage lang ſaß ſie hier in dieſem Atelier und klagte mir ihr Unglück. Es iſt ein armes Kind, dieſe Miß Eveline; ſie iſt bruſtkrank und eilt ihrem Tode entgegen. Mit der ganzen Leidenſchaft und Phantaſie ſolcher Kranken gab ſie ſich ihrer Liebe hin, und Marſon konnte der Liebe eines Mädchens, das ihm nächſtens der Tod entreißen ſollte, nicht widerſtehen. Ihre Liebe iſt ihr letztes Glück, das letzte Aufflackern ihres Lebens. Die Aerzte ſchickten ſie weiter nach Süden; ſie konnte ſich von Marſon nicht trennen — da zog er mit. Sie wird ſterben, bevor ihr die Augen aufgeben. —

Ich bin hier nicht allein, ich bin in Damengeſellſchaft angekommen, ſagte Normann nach einigem Nachdenken, als er ſich an ſein der Gräfin gegebenes Verſprechen erinnerte, Betty auf ihre Ankunft und ihren Beſuch vorzubereiten.

In Damengeſellſchaft? fragte Betty erſtaunt.

Die Gräfin Thionville hat die Reiſe mit mir gemacht und wünſcht, Sie zu beſuchen.

Wer iſt die Gräfin Thionville? fragte Betty.

Normann ſah mit Schrecken, daß ſie nicht, wie ſie glaubte, das ganze Leben Marſons kannte. Betty ſah ſeine Verlegenheit und ſagte: Sind Sie noch immer zweifelhaft? Wahrſcheinlich eine ehemalige Liebe Marſons?

Mehr als Das!

Mehr? — Was es immer ſei — ich erſchrecke vor nichts. Zwiſchen mir und Marſon iſt die Rechnung geſchloſſen.

Gräfin Thionville, ſagte Normann ruhiger, doch etwas zögernd — Gräfin Thionville iſt ihm ſehr nahe verbunden — ſie iſt — ſeit zehn Jahren — ſeine Frau.

Seine Frau! Sein angetrautes Weib! — rief Betty und ſprang vom Divan auf und ging mit großen Schritten im Atelier auf und ab. — O, der Niederträchtigkeit! rief ſie abermals und ſtampfte mit dem Fuße.

Alſo biſt du doch nicht ſo ganz ruhig, armes Geſchöpf! — dachte Normann und näherte ſich ihr, um ihr zuzuſprechen. Aber ſchon hatte ſie ſich gefaßt, fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſagte: Wie ein Wort erſchrecken kann, und man weiß nicht, warum! Er iſt verheirathet. Nun? was dann? — Dann iſt auch das letzte äußere Band zwiſchen uns zerriſſen — dann bin ich ſein Weib nicht mehr! Von heute an heiße ich wieder Betty Hagener, habe ich wieder den lieben alten Namen meines Vaters. Das iſt ja herrlich!

Sie ſetzte ſich wieder zu Normann und begann vom Vater und von Louiſe zu ſprechen. — Wie werde ich den lieben Alten überraſchen, wenn ich Einiges meiner letzten Arbeiten mit heimbringe! Er wird große Augen machen, denn ſeine Schülerin hat viel gelernt. Sie ſollen morgen meine neuen Bilder ſehen, lieber Freund — ſie werden Ihnen gefallen. Ich weiß, was Ihnen gefällt — heute iſt es leider ſchon zu dunkel, auch wollen wir lieber plaudern, von Denen zu Hauſe. Sie wiſſen, der arme Papa kann kaum mehr arbeiten. Nun, er hat eine Tochter, die ihn ernähren wird — ich werde malen, er wird mir zuſehen und ſein Alter ſo glücklich ſein. Und Louiſe! O, die gute, reine Louiſe, dieſes liebevollſte Herz!

Mit einiger Wehmuth erging ſich nun das Geſpräch in der Vergangenheit und bei den fernen Lieben; Stunde auf Stunde entfloh, bis es ſpät Nacht war und Betty ihren Freund verabſchiedete, um ihn nächſten Tages ſo früh als möglich wieder zu ſehen.

Mit einem eigenthümlich gemiſchten Gefühle verließ er das Haus und ſchritt in die liebliche, laue Frühlingsnacht hinaus. Er war glücklich, Betty ſo hoch über ihrer Lage ſtehen zu ſehen, aber dieſes ſtarke, in ſich beruhigte, faſt erhabene Weib war ihm fremd; es hatte mit dem aufbrauſenden, veränderlichen, jugendſprühenden Weſen, das er ſo ſchmerzlich geliebt und verloren, nichts gemein. Jene Betty war aus der Welt verſchwunden, und wie er aus der Via Felice der Promenade des Monte Pincio entgegenſchritt, fühlte er in ſeinem Herzen neben den widerſprechendſten Gefühlen eine Leere, die durch die Erinnerung an die kräftige Frau, an die herrliche Künſtlerin, die er heute kennen gelernt, nicht ganz ausgefüllt werden konnte. Er ſetzte ſich unter einen Baum auf eine Bank, und über die ewige Stadt und den leichten Schleier, der ſie bedeckte, hinſehend und auf die Nachtigallen lauſchend, die bereits in den Büſchen zu ſingen anfingen, ſuchte er ſich zu faſſen und klar zu werden. Plötzlich fuhr er mit der Hand nach der Bruſttaſche und zog das Porträt Louiſens hervor, das Betty aus dem Gedächtniß gemalt und ihm, auf ſein Bitten, ſo eben mitgegeben hatte. Beim Scheine des Mondes ſtrengte er ſich an, die lieben Züge zu erkennen, und eben das Zwielicht trug dazu bei, daß er ſie leibhaftig und ſprechend vor ſich zu ſehen glaubte. Er ſprang von der Bank auf und ging leichten Schrittes weiter — ſein ganzes Weſen ſchien ihm plötzlich leichter geworden; es war ihm, als wäre eine unſichtbare Laſt von ihm genommen. Sonderbarer Weiſe kamen ihm in dieſem Augenblicke die Verſe ins Gedächtniß, die ihn in jeder Leidenszeit, da er in ſeiner Hofmeiſterſtube und ſpäter in der Dachſtube der Univerſitätsſtadt ſaß, immer verfolgten, die ihm wie ein Räthſel waren und welche er nie weiter zu führen vermochte. Jetzt lag das Gedicht, als hätte es ſich von ſelber weiter geſponnen, oder als hätte er die Löſung des Räthſels gefunden, fertig in ſeinem Geiſte. Und ſeiner Wohnung von der Promenade des Monte Pincio zuwandernd, murmelte er vor ſich hin:

Biſt du nie nach langem Leiden
Einſam durch die Nacht gegangen?
Wie vor einem Scheiden, Meiden
Fühlteſt du dein Herz befangen.

Freundlich lächeln dir die Sterne,
Freundlich, aber wie durch Thränen,
In Vergangenheit und Ferne
Lockt dich ein verhülltes Sehnen.

Träumend regt ſich's in den Neſtern,
Friedlich flüſtert's in dem Hage,
Nicht mehr traurig ſo wie geſtern
Klingt der Nachtigallen Klage.

Was da liſpelt, was da tönet,
Was da lugt aus Nacht und Lichte —
Alles, Alles ſpricht verſöhnet,
Blickt mit milderem Geſichte.

Und du ſuchſt dich zu erinnern:
Wie ſo plötzlich kam der Frieden?
Und du fühlſt, daß dir im Innern
Eben iſt ein Schmerz verſchieden.

Von den Augen fällt ein Schleier —
Neues Glück, willſt du erſcheinen?
Dennoch bei der Todtenfeier
Selbſt des Schmerzes mußt du weinen.

Es war ihm, als er ins Hotel zurückkam, als lägen ſeine Lebenswege klar vor ihm bis ans letzte Ende, und als wüßte er für alle Zukunft, was er zu thun habe.

Am nächſten Morgen führte er Eugen und die Gräfin Thionville in die Via Felice. Die Gräfin konnte es nicht erwarten, Betty's Bekanntſchaft zu machen, eilte allein die Treppe hinauf und ſtürzte ins Atelier mit der Geberde einer Perſon, die eine andere umarmen will. Aber ſie blieb plötzlich ſtehen und ließ die Arme ſinken; ihr lachendes Geſicht nahm einen ernſteren, beinahe ehrfurchtsvollen Ausdruck an, und ohne es vielleicht zu wollen, verneigte ſie ſich auf beinahe zeremoniöſe Weiſe. Die Frau, die mit Palette und Malerſtock vor ihr ſtand, war ſo verſchieden von der Betty, die ſie erwartet und die ihr Normann geſchildert hatte! Die Gräfin war wie eingeſchüchtert. Erſt als Betty über ihre tiefe Verneigung lächelte und ihr die Hand reichte, kam der Gräfin wieder ihr Lachen ins Geſicht, und eben als Normann mit Eugen eintrat, ſchlug ſie ein und rief: Soyons amis, Cinna!

Die Heiterkeit der Gräfin erfüllte bald das ganze Atelier und wirkte anſteckend auf die übrige Geſellſchaft. Wer ſie da geſehen hätte, wie ſie den halben Tag mit lebhaftem, meiſt heiterem Geſpräch, ohne Zurückhaltung gegen einander, in vollkommenſter Ungezwungenheit verbrachten, hätte nie errathen, welche Verhältniſſe ſie zuſammengeführt. Betty mußte ihre Bilder zeigen, und Normann war in der That erſtaunt über die Fortſchritte Betty's, oder vielmehr über ihre große Entwicklung. Die weibliche Sinnigkeit, die ſie ſtets ausgezeichnet, war noch immer da, aber es war auch eine gewiſſe Klarheit und Größe hinzugekommen, wie man ſie von weiblicher Kraft ſelten erwartet. Man erkannte, daß man hier die Werke eines Künſtlers vor ſich hatte, der die Natur nicht elementariſch überwältigend auf ſich wirken läßt, ſondern der ſie, nachdem er ſie empfunden, ſelber mit dem Gedanken bewältigt, und der aus der elementariſchen Wirklichkeit das Ideal hervorzaubert. Die wildeſte Natur mit Wellen, Felſen, überwuchernder Vegetation ordnete und formte ſich zu einem harmoniſchen Ganzen, wie die Tonwellen eines gewaltigen Orcheſters zu einer Symphonie. Normann geſchah es, daß er wirklich über den Werken ihre Schöpferin vergaß, während Eugen im Gegentheil oft den Blick von der Leinwand auf Betty lenkte, um die Künſtlerin anzuſtaunen. Die Gräfin war entzückt. Sie erklärte jede neue Leinwand als ihr Eigenthum. „Abgekauft! Abgemacht!“ rief ſie, ſchlug in die Hand Betty's und umarmte ſie.

Ich begreife, flüſterte ſie Normann ins Ohr, daß man ſich über den Verluſt Marſons und über vieles Andere tröſtet, wenn man Das vermag! Tröſten Sie ſich auch, lieber Normann, denn Die wird nie unglücklich ſein.

Normann hatte dieſelbe Empfindung, und ſie trug nicht wenig dazu bei, ihm ſeine ganze Ruhe wieder zu geben und jede Beſorgniß um Betty gänzlich zu zerſtreuen.

Beinahe der ganze Tag verging im Atelier, wo Betty ihre Gäſte bewirthete, und man dachte nicht daran, daß man in Rom war und daß man ſo viel des Schönen zu ſehen, ſo viel zu lernen hatte. Erſt am folgenden Tage machte man ſich unter Anführung Betty's auf die Wanderung, und man hatte an ihr einen trefflichen Cicerone. Die Gräfin nannte ſie ihre Korinna, obwohl ſie mit weniger Pathos und mehr Klarheit die Schönheiten und Kunſtwerke Roms erklärte, als die Heldin der Frau von Staël. Normann ging wie ihr Schüler neben ihr einher, und Eugen hatte alle ſeine Aufmerkſamkeit von der Gräfin ab- und auf ſie übergeleitet. Nach dem Beſuche der Muſeen, Kirchen, Ruinen, Villen kehrte man oft in den Garten irgend einer maleriſch gelegenen Lokanda ein und erholte ſich bei einem frugalen italieniſchen Mahle, bei einer Flaſche Orvieto und bei heiteren Geſprächen. Die Gräfin fühlte ſich ſo wohl bei dieſem Leben in dieſer Geſellſchaft, daß ſie ihre Rückreiſe nach Paris, die ſie aus Rückſicht für das Faubourg ſo bald als möglich antreten wollte, von Tag zu Tage aufſchob. Normann hielt es für ſeine Pflicht, Eugen die ewige Stadt ſo viel thunlich ergründen zu laſſen. So vergingen mehrere Wochen eines glücklichen Zuſammenlebens, des Genuſſes und der Belehrung. Was Normann allein betrifft, ſo lernte er in dieſer Zeit, an der Seite Betty's als ein glücklicher, ruhiger Freund einherzugehen, in die Vergangenheit, wie in eine durchgemachte Schule des Herzens, und mit ſicheren Hoffnungen in die Zukunft zu ſehen. Jeder Zwieſpalt hatte ſich in ihm ausgeglichen, jeder Zweifel war verſchwunden; er wußte, wo ſich all ſein Fühlen ausſchließlich hinwandte.

Die Freunde daheim hatte man indeſſen durch Briefe belehrt, aufgeklärt und beruhigt und die Rückkehr auf nahe Zeit angekündigt.

So fuhr die ganze Geſellſchaft an einem lachenden Frühlingsmorgen in einem bequemen Reiſewagen durch die Porta del Popolo dem Norden zu. In Florenz trennte ſich die Gräfin unter Thränen von den Freunden und verſicherte unter Lachen, daß man ihrer durch dieſen Abſchied nicht los werde, und daß ſie ihnen noch oft über den Weg zu laufen gedenke, und daß ſie die beiden alten Väter zu Hauſe und die beiden Schweſtern, die holde Catherine und die unvergleichliche Louiſe, nothwendig kennen lernen müſſe.

XVI.

Die beiden Väter mit ihren Töchtern ſaßen auf der Terraſſe vor dem Schloſſe. Graf Galton und der alte Hagener rauchten aus ihren langen Pfeifen und ſchickten dicke Dampfwolken in den ruhigen Frühlingsabend hinein. Catherine war an der Theemaſchine beſchäftigt; Louiſe ſaß müßig in einem Schaukelſtuhl, hatte die Hände in den Schooß gelegt und blickte vor ſich hin. Es war ganz ſtill im Schloſſe. Seit acht Tagen hatte man ſich jeden Beſuch verbeten, um beim Empfang der Reiſenden, die man von Tag zu Tag erwartete, nicht geſtört zu ſein. Seit acht Tagen war auch ſchon Hagener und ſeine Tochter im Schloſſe, damit die drei Reiſenden zugleich empfangen werden könnten und keine der beiden Familien durch die Schuld der anderen ſein Liebes länger als unbedingt nothwendig erwarten müſſe.

Sie ſind vielleicht doch nach der Stadt gefahren, ſagte mit einem Male der Graf.

Das habe ich eben gedacht, verſicherte der alte Hagener.

Das iſt nicht möglich, ſagte Louiſe — ich habe es ihnen nach Mailand, nach Innsbruck und nach München geſchrieben, daß wir ſie hier erwarten und daß ſie von der Gränze aus ihren Weg über Land gerade aus hierher nehmen ſollen.

Louiſe denkt an Alles, lächelte Catherine, da braucht man nicht beſorgt zu ſein.

Ich bin überzeugt, nahm der Graf wieder das Wort, daß nur Normann an der Verzögerung ſchuld iſt. Solche Menſchen der Pflicht können ſehr grauſam ſein. Er hält es nun für ſeine Pflicht, Eugen auf dem Wege noch ſo viel als möglich ſehen zu laſſen, und machte ſich den Teufel daraus, daß die armen Väter indeſſen daheim warten und harren.

Und die armen Schweſtern nicht? rief Catherine.

Louiſe ſtand plötzlich auf und ging in den Salon. Catherine ſchüttelte den Kopf und folgte ihr.

Armes Kind! ſagte ſie, du biſt ſehr aufgeregt. Sei aufrichtig. Wem gilt vor Allem deine Aufregung? Betty oder Normann?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß es, verſicherte Catherine, ihm, ihm vor Allem.

Ich glaube es auch, ſeufzte Louiſe — aber iſt Das nicht ſchändlich von mir? Nach ſolchen Schickſalen kehrt die arme Schweſter heim, vielleicht unglücklich im innerſten Herzen, und ich denke vor Allem nur an ihn und nicht nur an ſeine Rückkehr; ich denke und plage mich mit dem Gedanken, daß er nun wieder ſo lange in ihrer Nähe gelebt, mit ihr gereiſt iſt — kann da ſeine alte Liebe . . . Iſt es nicht ſchrecklich, die eigene liebe, theure Schweſter zu fürchten?

Catherine zuckte mitleidsvoll die Achſeln. Sie wußte nicht, was zu antworten, und kehrte auf die Terraſſe zurück. Louiſe folgte ihr und ſetzte ſich wieder in den Schaukelſtuhl. Die vier Perſonen, die da zuſammen ſaßen, waren nur des Gedankens an die Heimkehrenden fähig, aber da ſie dieſen Gedanken nun ſchon ſeit acht Tagen immer und immer wieder ausgeſprochen, war es beinahe wie ein Gefühl von Scham, das ſie verhinderte, mit Worten auf dieſes Thema zurückzukommen. So reichte Katherine ſchweigend den Thee hin und ſchlürften ihn die Anderen eben ſo ſchweigend. Da hörten ſie das Rollen eines Wagens. Sie horchten und erhoben die Köpfe und waren bereit, von den Sitzen aufzuſchnellen. Aber der Wagen blieb in einiger Entfernung am Ende des Städtchens, außerhalb ihres Geſichtskreiſes, ſtehen. Sie ließen ſich wieder auf ihre Sitze zurückfallen.

Dummes Zeug! murmelte der Graf, es iſt wohl der Wagen des Intendanten.

Dummes Zeug! wiederholte der alte Hagener.

Nun aber geht mir die Geduld aus! rief Catherine. — Louiſe ſchwieg.

Sie wollen uns offenbar überraſchen, ſagte wieder der Graf, ich kann Ueberraſchungen nicht leiden.

In dieſem Augenblicke flog die Saalthüre auf, und Eugen lag an ſeinem Halſe, und an der Bruſt des alten Hagener lag Betty ſchluchzend.

Mein Kind, mein verlorener Sohn! rief Hagener und ſchlang die Arme um ihren Hals, während ſich auch Louiſe auf ſie warf und ihren Kopf, der auf der Bruſt des Vaters lag, mit Küſſen überdeckte. — Catherine umſchlang Vater und Bruder zugleich.

Normann ſtand indeſſen mit dem Hute in der Hand in der Thür und blickte auf Louiſe nieder. Mit Einem Male wandte ſich ihr Geſicht ihm entgegen. „Und er ſteht ſo allein!“ ſagte ſie mit dem Ausdruck innigſter Rührung, ohne zu wiſſen, daß ſie ihren Gedanken Worte gegeben. Raſch erhob ſie ſich und ergriff ſeine Hand, er aber riß ſie an ſein Herz und zog ſie einen Schritt zurück in die Dämmerung des Salons. Meine Louiſe! meine geliebte Louiſe! rief er, indem er ſie wiederholt umarmte und auf die Stirn küßte. Dann ſtanden ſie Hand in Hand da und blickten einander prüfend an. Louiſe war größer geworden und eine vollendete Jungfrau. Ihre Liebe, die Sorgen um Schweſter und Geliebten, die Sehnſucht nach Beiden und die Einſamkeit, in der ſie ausſchließlich ſich und Allem, was ihr Weſen ausmachte, leben konnte, hatten ſie in dieſen wenigen Monaten der Trennung wunderbar ſchnell entwickelt. Trotzdem fand Normann ganz dieſelbe Louiſe in ihr wieder, nur daß der kindliche Ausdruck einem höheren, ſchöneren, bewußteren, weiblichen hatte weichen müſſen. Sie machte an ihm ähnliche Entdeckungen. O, um wie viel ſchöner iſt er geworden! Welch ein Mann iſt er geworden! rief es in ihr und hätte ſie ihm ſelbſt gern laut zugerufen, wenn eine gewiſſe Unſicherheit ihres Inneren und eine Schüchternheit, die ihr ihm gegenüber ſonſt unbekannt war, ſie nicht zurückgehalten hätte. So ſtanden ſie da, Eins ins Andere verſenkt, bis ſie von der Terraſſe her das Rufen nach Normann: Normann! Normann! wo iſt der brave Normann? aus ihren glückſeligen Träumen und Betrachtungen weckte.

Wie glücklich verging dieſer Abend des Wiederſehens! Wie viel wurde gefragt und erzählt und gelacht und oft im innerſten Herzen gejubelt! Den alten Hagener konnte man noch bei ſpätem Mondenſcheine, trotz ſeiner Gicht, nicht bewegen, ſich in ſeine Schlafſtube zurückzuziehen, bis Graf Galton das Zeichen zum Aufbruche gab und mit ſeinen Kindern in ſein Zimmer ging.

Betty brachte ihren Vater zu Bette. Normann faßte den Arm Louiſens, die draußen geblieben war, um die Pflege des Vaters heute ganz ihrer Schweſter zu überlaſſen, und führte ſie in den Garten. Er hatte ſich vorgenommen, ihr gleich beim erſten Wiederſehen Vorwürfe über ihr hartnäckiges Schweigen zu machen, aber ſeitdem er ihr wieder ins Auge blickte, ſchien ihm Alles, was ſie that, ſo wohl gethan, daß er es aufgab und ſich nun freute, gewiſſermaßen eine Probe, die ſie ihm auferlegt, beſtanden zu haben. Wie er jetzt mit ihr durch die altbekannten Gänge des Gartens wandelte, und zwar nur von den alltäglichſten Dingen ſprechend, war ihm ſo ſicher, ſo beruhigt zu Muthe, daß es ihm ſchwer war, zu glauben, es ſeien dieſelben Gänge, die er nur mit aufgeregtem, zerriſſenem Herzen zu durchſchreiten gewohnt war. Ein anderes Gefühl war in ſeinem Herzen und eine andere Geliebte an ſeinem Arm; anders erſchien ihm dieſes Mal der Frühling, und anders erſchien er ſich ſelber. Als er mit Einem Male in dem dunklen Gange ſtand, in dem ihn an jenem erſten Abende im Schloſſe Betty ihrer Liebe verſicherte, in dem Louiſe dieſes Geſtändniß mit Freudenthränen belauſchte, rief er aus: Iſt es möglich! Kann ein Menſch von Frühling zu Frühling eine ſolche Schule durchmachen! einen ſolchen Weg von einem Traum von Glück zu glücklicher Wirklichkeit!

Das iſt kein Wunder, rief Betty, die ihnen gefolgt war und hinter ihnen ſtand, es iſt nur ein Erwachen. Längere Wege, härtere Schulen werden von Frühling zu Frühling durchgemacht.

Die Beiden fühlten, was ſie meinte. Sie nahmen ſie in ihre Mitte, wie um ihr zu zeigen, daß ſie nicht einſam war; ſie aber faßte ihre Hände und legte ſie in einander und ſprach: Ich erkenne ſehr wohl dieſen Ort. Louiſe, die Sie, Normann, ſchon damals liebte, weinte hier vor Freude, daß eine Andere Sie beglücken ſollte. Konnte ſie inniger lieben? Sie wird Ihnen hier mit ganzer Wahrheit ſagen, was ich Ihnen damals nur halb wahr geſagt habe.

So ſprechend, eilte ſie fort. Hand in Hand blieben die

Liebenden allein; Louiſens Hand zitterte, und Normann fühlte, wie ſie eine leiſe Anſtrengung machte, ſie ihm zu entziehen. Aber er faßte ſie feſter, und den Arm um ihren Hals ſchlingend, ſagte er: Sie war das Ideal meiner Jugend, du biſt die ſchöne Wirklichkeit meines ganzen Lebens.

⁂

Betty lebt ihrer Kunſt und ihrem Vater. Ihr Name iſt im Lande berühmt geworden, und ſie iſt glücklich, weil ſie ihre Kunſt ausfüllt, weil ſie für den alten kranken Vater arbeitet und für die Behaglichkeit ſeiner alten Tage ſorgt, weil ſie von der Liebe Derer, die ſie liebt, umgeben iſt. Auf dieſem Boden ihrer Exiſtenz ſteht ſie ſo feſt, daß ſie ſcheint von keinem Sturme mehr erſchüttert werden zu können. Der Vater ſitzt in ſeinem Lehnſtuhl neben ihr im Atelier und freut ſich an ihrer Schöpfungskraft, an der heiteren Ruhe, mit der ſie arbeitet, an dem hohen Glücke, mit dem ſie vollendet. Den Winter verbringen die beiden Künſtler in der Stadt; mit erſtem Frühlingsſtrahle ziehen ſie hinaus zu den Freunden und Kindern, aufs Schloß des Grafen Galton, in deſſen nächſter Nähe ein hübſches Haus Normann, ſein Weib und ſeine Kinder beherbergt. Dann kommt auch Gräfin Catherine mit ihrem Manne, einem braven, gebildeten Land-Edelmanne, an, und der Kreis der glücklichen Freunde iſt geſchloſſen. Normanns Brodherren ſind ſeine Freunde — nicht weniger ſind es ihm ſeine Kranken. Mit glückſeligem Bewußtſein ſieht ihn Louiſe in einem weiten Umkreiſe ſo geehrt, wie ſie ihn liebt. Sein Hoſpital iſt eine Muſter-Anſtalt ſolcher ländlicher Inſtitute geworden, und ſeitdem ihn ſein Buch „Erfahrungen und Beobachtungen eines Land-Arztes“ zu einer Autorität in der wiſſenſchaftlichen Welt gemacht, kommen junge Aerzte aus den verſchiedenſten Gegenden herbei, um bei ihm eine Schule durchzumachen. Ehrenvolle Rufe, die ihm ſeitdem von Univerſitäten und großen Hoſpitälern zukamen, hat er abgelehnt, um den ſelbſt geſchaffenen Wirkungskreis und das Glück des Zuſammenſeins mit den

Freunden nicht verlaſſen zu müſſen. Seinem Hoſpitale dankt er es, daß er auch wieder mit verlaſſenen Freunden in Berührung kam. Virgile, der in ſeiner Kommune eine ähnliche Anſtalt errichten ſollte, wandte ſich um Rath an ihn, und ſeitdem beſteht zwiſchen Normann und Louiſe einer- und Virgile und Antoinette andererſeits ein lebhafter Briefwechſel. Virgile iſt ein thätiger Arzt geworden, und Antoinette führt ihm die Wirthſchaft. „Ich ſuche ihm,“ ſchreibt ſie, „ſo viel als möglich eine Louiſe zu erſetzen,“ und Virgile verſichert, daß ihr Das beinahe gelungen iſt. — Da die Ausdehnung der Eiſenbahnen das Reiſen zu erleichtern anfing, beſprach man endlich eine Zuſammenkunft, und Normann mit ſeinem Weibe, begleitet von Eugen und Betty, machten ſich auf die Reiſe, und im ſchönen Rolandseck am Rheine kam man mit den franzöſiſchen Geſchwiſtern zuſammen und verbrachte eine glückliche Woche. Ganz glücklich iſt man nur mit den Menſchen, mit denen man eine Vergangenheit gemein hat. Dort lernte der Schreiber dieſer Zeilen ſeine Helden und ihre Geſchichte kennen; ob ſie Menſchen ſind, die Liebe einflößen, möge der Leſer aus dem Tone dieſer Geſchichte ſchließen. Gräfin Thionville, ärgerlich, daß man ſie von dem Stelldichein nicht benachrichtigte, kam, wie ſie ſchon oft gethan und was ihr bei ihrem beſtändigen Reiſeleben der letzten Jahre leicht war, nach Galtonſchloß, um perſönlich und mit Lachen ihren Aerger auszudrücken. Sie nannte die Freunde, die ſie ausgeſchloſſen, Ariſtokraten der Liebe und Freundſchaft.

Moritz Hartmann's

Geſammelte Werke.

Neunter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorerinnerung.

Die Erzählung „Das Andenken der Mutter“, welche den neunten Band der Werke Moritz Hartmanns eröffnet, iſt die letzte größere Schöpfung des Dichters. Ueber der Beendigung derſelben erlag er ſeinen mehrjährigen ſchweren Leiden. Freundeshand brachte das unvollendete Werk zum Abſchluß: das vierte Buch (S. 208—240) iſt von Leopold Kompert, dem wir hiemit öffentlich Dank dafür abſtatten, daß er, in die Intentionen des Dichters, mit denen er überdieß aufs Genaueſte vertraut war, ſo liebevoll eingehend, das Werk auch äußerlich zu einem Schluß geführt hat.

Auch äußerlich: denn über die Endſchickſale der einzelnen Perſonen ſeiner Erzählung hat Hartmann ſchon bei der Schilderung der Charaktere und bei der Expoſition der Handlung kaum einen Zweifel gelaſſen. Er war kein Senſationsſchriftſteller; er liebte es nicht, die verſchiedenſten Fäden einer Handlung künſtlich und anſcheinend bis zum Unentwirrbaren durcheinander zu ſchlingen und ſie am Schluß in überraſchender Weiſe, freilich oft auf Koſten der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit, zu löſen — ſein Gebiet war die Charakterzeichnung und die Detailmalerei, die Enthüllung und Darſtellung von Seelenzuſtänden und das feine Zergliedern der Leidenſchaften des menſchlichen Herzens.

Von dieſem Geſichtspunkte aus ſind auch die folgenden Erzählungen zu betrachten, von denen die beiden erſten in Auerbachs Volkskalender („Wilhelm Tell“ 1864, „die Rheingränze“ 1865), die dritte: der „Johannisberg“ in der „Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung“ 1868, erſtmals veröffentlicht worden ſind.

D. H.

Inhalt.

Seite

Das Andenken der Mutter 1

Der Wolfstödter 84

Wilhelm Tell 241

Die Rheingränze. Eine patriotiſche Erzählung 289

Johannisberg 341

Das Andenken der Mutter.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Iſt ein bürgerlicher Mann oder ein Anderer, der ſich ſeit lange von den rauſchenden Vergnügungen der Welt zurückgezogen, etwa einer Reiſe wegen gezwungen, ſich an einem frühen Wintermorgen zu erheben und die noch menſchenleeren Straßen einer großen Stadt zu durchwandern, ſo machen ihm die jungen Männer, denen er da einzeln oder in Gruppen begegnet, oft einen peinlichen, Mitleid einflößenden Eindruck. Sie ſtehen zitternd an einer Straßenecke und ſtecken eine Cigarre an oder eilen mit ermüdeten Schritten an den Häuſern hin. Aus dem bis hinauf zugeknöpften Ueberrocke blickt eine verwelkte weiße Kravate, der Hut iſt zerdrückt und beſtaubt, die weißen Glacé-Handſchuhe ſehen jämmerlich aus; die Geſichter ſind ſchlaftrunken, und die ganze junge Erſcheinung ſcheint ſich, in einem unnatürlichen Widerſpruch mit ihren Jahren, nach Ruhe zu ſehnen. Doch hat der bürgerliche Mann oder der Andere, der den Vergnügungen entwachſen iſt, Unrecht, mit dieſen jungen Leuten Mitleid zu fühlen. Dieſe Morgenſtunden gehören oft zu den glücklichſten des Lebens. Sieht man einzelne ſo traurige Geſtalten, ſo kann man auch ganze Gruppen ſehen, die lachend und freudig aufgeregt zuſammenſtehen oder die Straßen durchziehen, hübſcher, lebendiger, heiterer, als ſie den Abend vor dieſer Nacht geweſen. Alle Stunden der letzten Stunden, der Klang der Muſik, der Rauſch des Tanzes, die Blicke ſchöner Augen, manches ſchöne Wort, manches Geheimniß und mannigfache Hoffnungen wirken noch nach und laſſen die Nacht in der Erinnerung noch ſchöner erſcheinen, als ſie in der Wirklichkeit geweſen. Die Jugend vergoldet Alles und mit einer bewunderungswürdigen Raſchheit; die Erinnerung übt ihren poetiſirenden Zauber unmittelbar nach dem Erlebniß und nicht erſt nach Jahren, wie das rückwärts blickende Alter.

Die Gruppe der jungen Männer in weißen Kravaten, die vor dem Hauſe des Regierungsrathes in der Herrengaſſe in ſehr früher Morgenſtunde ihre Cigarren anſteckten und ihr lautes Gelächter nur aus Rückſicht für die Damen, die in ihrer Nähe in die Wagen ſtiegen, unterdruckten, ſcheint zu den Glücklichen zu gehören, welche erlebte Freude nicht ermüdet. Sie hatten einander viel zu ſagen, und es war, als könnten ſie ſich nicht trennen. Die Soirée hatte viel zu raſch geendet; das Bett erwartete ſie viel zu früh. Endlich fuhr der letzte Wagen ab, ſchlich der Muſikus, der die ganze Nacht am Klavier geſeſſen hatte, im dünnen Rock und mit einem großen Pack Noten an ihnen vorüber und erloſchen oben die Fenſter. Man drückte einander die Hände und ging nach verſchiedenen Seiten auseinander. Gute Nacht! Gute Nacht! ſcholl es dann wieder von den nächſten Straßenecken; da erklang ein luſtiges Lied, dort wiederhallte ein eiliger Schritt. Nur zwei der jungen Leute blieben etwas länger vor dem Hauſe ſtehen und hielten einander die Hände.

„Willſt du wirklich ſchon zu Bette, Willibald?“ fragte der Eine faſt vorwurfsvoll.

„Ich habe ein Modell angefangen,“ antwortete der Andere, „und möchte gerne ſehr früh daran, ehe der Thon trocken wird.“

Trotz dieſer Antwort ſchob Willibald den Arm unter den ſeines Freundes und wendete ſich mit ihm der Richtung zu, die er vor jener Frage offenbar nicht hatte einſchlagen wollen. „Ich verſtehe dich, Heinrich,“ ſagte er, indem ſie zu ſchlendern anfingen, „dir iſt nicht ſchläfrig zu Muthe; dir muß Manches durch den Kopf geben, du mußt mir viel zu ſagen haben. Ich glaube, daß dieſe Nacht für dich in mancher Beziehung entſcheidend war."

„Ich glaube ſelbſt," lächelte Heinrich ruhig.

„Ich bin deſſen gewiß!" rief Willibald und rieb ſich die Hände voll Freude. „Mein Freund, die Zeiten der Noth und der Mühſal ſind vorüber, das Glück taucht am Horizonte auf und fährt nächſtens mit vollen Segeln in den Hafen ein."

„Das Glück!" ſagte Heinrich ebenſo ruhig und lächelnd wie vorhin; „ſollte man nicht meinen, daß ich bisher unglücklich war?"

„Nein, aber beſſer iſt beſſer. Du wirſt doch nicht ewig in deiner kleinen Stube ſitzen und Stunden geben wollen? Ein Mann wie du! Das geht bis zu fünfundzwanzig Jahren, nun aber muß die Laufbahn beginnen, die deiner würdig iſt, die du, weiß Gott, mehr verdienſt als hundert Andere. Stellung, Wirkungskreis, Ehre, Reichthum. — Du wirſt mich doch protegiren, mich armen Bildhauer?"

„Sei nicht kindiſch!" lachte Heinrich, „gib mir den Arm. Komm, gehen wir hier hinauf auf die Baſtei; es iſt nicht zu kalt, und ich habe nicht die geringſte Luſt, zu Bette zu gehen. Schlendern wir noch ein wenig herum. Dein Thon iſt hoffentlich unter naſſem Tuche gut geborgen und wird nicht zu trocken werden."

„Nein! aber er kann frieren in meinem kalten Atelier, obwohl ich Abends, bevor ich ausging, einen halben Wald in den Ofen geſteckt habe — Holz deines Vaters, Heinrich. Es iſt ſchrecklich, wie ich deinen Vater bereichere. Schreibe ihm doch, er möchte die Holzpreiſe herabſetzen oder mir wenigſtens, als einem großen Konſumenten, Percente geben. Bah! er wird's nicht thun, der Geizhals; was liegt ihm an einem Künſtler, ihm, der Künſte und Wiſſenſchaften ſo verachtet. Ich möchte nur nach Hauſe, um friſches Holz in den Ofen zu legen. Denke nur, das Modell zu einer Mignon erfroren! Das iſt höchſt unnatürlich!"

„Beruhige dich, deine Mignon wird wieder aufthauen!" erwiderte Heinrich. „Armer Freund, du haſt keine Eile. Bis du das Geld zu einem Marmorblock zuſammenſcharrſt, das wird noch Zeit brauchen.“

„Ah, das kann ſchneller kommen, als du glaubſt!“ rief der Bildhauer luſtig. „Ich verzweifle nicht, denn ich glaube, ich habe Talent, und jedes Talent, jedes Verdienſt kommt endlich zur Geltung. Ja, ja! mögen die Leute ſagen und klagen, ſo viel ſie wollen, in mir ſteht das feſt.“

„Und woher haſt du dieſen ſchönen Glauben?“

„Woher? Von dir, von dem ich noch manches andere Schöne habe.“

„Von mir?“ fragte Heinrich erſtaunt.

„Von deinem Beiſpiele, von der Erfahrung, die ich an dir mache,“ verſicherte Willibald mit Eifer.

„Wie ſo?“

„Wie ſo? So! Du biſt als ein ganz armer Teufel hieher gekommen in dieſe ungeheure Reſidenz, wo man ſich verlieren könnte wie ein Waſſertropfen im Meere. Du haſt dich durchgeſchlagen wie der elendeſte Student, du haſt unter Noth, Elend und Hunger deine Studien vollendet; nur als armſeliger Stundengeber kamſt du mit den Leuten der großen Welt in Berührung, und heute, obwohl du noch ſo arm biſt wie eine Kirchenmaus, biſt du ein Theil dieſer großen Welt, biſt du ein Löwe, der Held des Tages, überall geladen, überall gern geſehen, von den Weibern geliebt und das Ziel der Mütter, die Töchter zu vergeben haben. Heute unterhielt ſich der Unterrichtsminiſter eine Stunde lang mit dir, daß dir alle Hofräthe die Hand drücken, als wärſt du ihres Gleichen, und als ſollteſt du ſie nächſtens protegiren. Und warum das Alles? Weil du Talent haſt, weil du was gelernt haſt und dabei kein Stubenhocker und Pedant biſt, ſondern ein Menſch, der ſich in der Welt zu bewegen, und was er in ſich aufgeſpeichert, auch zu verwerthen und zum Nutzen des Staates und ſeines Nächſten zu benützen weiß. Und kaum fünfundzwanzig Jahre alt, öffnet ſich dir eine glänzende Carrière, haſt du die Wahl unter den Töchtern des Landes — ja — ja — ſo iſt es — widerſprich du, ſo viel du willſt, es iſt und bleibt ſo, und ich ſage es dir, damit du in deiner Beſcheidenheit deine Lage nicht verkennſt und damit du ſie benützeſt, wie ſie ein kluger Mann benützen ſoll, wenn er ſeine Pflicht gegen ſich ſelbſt und gegen ſein Vaterland erfüllen will.“

Willibald that es offenbar wohl, beim Lobe des Freundes und bei Schilderung ſeiner ſchönen Ausſichten zu verweilen; er hing an Heinrich mit der aufrichtigſten Liebe und mit größerer Bewunderung, als der Ton, in dem er zu ihm ſprach, verrathen wollte, mit der Achtung eines jüngeren Bruders, der zu dem älteren, höher begabten vertraulich, aber doch wie zu einer Autorität hinaufblickt. Ein fünfjähriges Zuſammenleben gerade in dem Alter, da ſich die engſten Verbindungen ſchließen und da ſie Beide viele Kämpfe zu beſtehen hatten, hatte dieſes Band von Tag zu Tag mehr befeſtigt. Willibald war ſtolz auf Heinrich, und wenn von ihm mit Lob geſprochen wurde, ſchwieg er aus Beſcheidenheit, denn es war ihm, als lobte man ihn ſelbſt. Es war eine weibliche Künſtlerſeele, die im Stande iſt, ganz in einer Perſon aufzugehen. Heinrich wußte das Alles und betrachtete ihn während jener Rede mit Blicken voll Freundſchaft, und da er vor ihm jede falſche Scham ablegte, murmelte er darauf: „Es iſt etwas Wahres an Dem, was du da ſagſt.“

„Es iſt nicht die halbe Wahrheit!“ rief Willibald.

„Sobald es mich betrifft,“ fügte der Andere hinzu, „ſiehſt du Alles im roſigſten Lichte.“

„Ich bin nur konſequent. Ich bin ein Bildhauer und betrachte das Leben wie einen Thon oder einen Marmorblock, aus dem Jeder Das macht, was er nach ſeinem Talente und Geſchmacke daraus machen kann. Da ich nun glaube, daß du viel Talent und Geſchmack haſt, ſo glaube ich auch immer, daß du aus deinem Leben etwas Schönes machen wirſt. Und habe ich das in unſeren ſchlimmſten Zeiten des Hungers und der Entbehrungen geglaubt, wie ſollte ich jetzt von meinem Glauben laſſen, da ich deinen Stern ſo glänzend aufgehen ſehe? Aber wir wollen uns nicht im Abſtrakten bewegen, und ich will dir nicht in Gleichniſſen und Parabeln ſprechen; facta loquuntur, die Thaten reden. Weißt du, daß ich mit der Frau Regierungsräthin v. Wieſen faſt gerade ſo lange über dich geſprochen habe, als du mit dem Unterrichtsminiſter ſprachſt? Kaum ſah ſie dich eine Viertelſtunde lang mit ihm in der Fenſterniſche ſtehen und euch Beide immer mehr ins Geſpräch vertieft, als ſie ſich mir mit dem freundlichſten Lächeln von der Welt näherte. ‚Bemerken Sie,‘ ſagte die weltkluge Frau, ‚daß der Herr Miniſter faſt gar nichts ſpricht und immer nur Herrn Volkmar ſprechen läßt? Das iſt ein gutes Zeichen, ein ſehr gutes Zeichen. Ich möchte wetten, daß Ihr Freund mit einer ſehr guten Anſtellung aus dem Geſpräche hervorgeht und mit einem ſehr hübſchen Titel. Wenn unſere Miniſter Jemanden ſprechen laſſen, dann hat dieſer Jemand gewonnen; nur wenn ſie Nein ſagen wollen, laſſen ſie Einen nicht zu Worte kommen und reden ſie den armen Sterblichen zur Thür hinaus, bevor er ein Wörtchen zu ſeinen Gunſten ſagen kann. Ich wußte übrigens, daß es ſo kommen würde,‘ fuhr die Regierungsräthin fort, ‚denn man führt einen jungen Mann nicht ſo gnädig in eine Fenſterniſche, um ihn daſelbſt zu Tode zu ſprechen; ein ſolcher Gang in die Fenſterniſche iſt ein Anſtellungsdekret.‘ An dieſe Bemerkung knüpfte die kluge Frau und ſorgſame Mutter ſo viele andere über dich und deine ausgezeichneten Eigenſchaften und ſo viel haarſträubendes Lob, daß ich mich ſchämte. Darauf fragte ſie, auf welche Weiſe du denn die Aufmerkſamkeit des Miniſters auf dich gezogen, und ich erwähnte dein Memoire über die Reform der Akademie der Künſte. ‚Es iſt gewiß voll Geiſt und Kenntniſſe,‘ meinte die Regierungsräthin, ‚ich ſehe Herrn Volkmar ſchon als Hofrath oder Regierungsrath im Unterrichtsminiſterium, im Departement der ſchönen Künſte.‘ Nein, lieber Freund, du kannſt morgen hingehen und um die Hand ihrer Livia anhalten; ich bürge dir, du bekommſt eine hoffnungsvolle Antwort.“

„Livia?“ wiederholte Heinrich, „ſie iſt reizend.“

„Reizend!“ rief Willibald, „wie ich ſie heute tanzen ſah, gab ſie mir die Idee zu einer tanzenden Hore, die ich ‚die glückliche Stunde‘ oder auch ‚die ſchöne Stunde‘ nennen werde. Heirathe du die ſchöne Stunde und laſſe dir ſie nicht an der Naſe vorübertanzen.“

Heinrich ſchüttelte den Kopf.

„Warum nicht?“ fuhr Willibald eifrig fort. „Das Mädchen hat dich offenbar lieb, ſie zeichnet dich bei jeder Gelegenheit aus, ſie ſieht dich mit ſchmachtendem Blicke an, ſie iſt eiferſüchtig auf dich ꝛc.; ich weiß das Alles, denn ich habe ſie den ganzen Winter beobachtet, und im Cotillon forderte ſie mich auf, nur um von dir zu ſprechen. Ich weiß ſehr wohl, daß ſie dir die praktiſche Mutter nicht deiner blauen Augen und dunklen Haare wegen geben will, aber ſie weiß, daß du Carrière machen wirſt, und alle Welt weiß, obwohl man dich als armen Stundengeber kennen gelernt, obwohl du in der kleinen Stube wohnſt, daß du der Sohn des Waldesherrn biſt, des reichen Volkmar, der die ganze Reſidenz und die anſtoßenden Länder mit Holz verſorgt, und daß du einſt . . .“

„Sprechen wir nicht davon,“ ſagte Heinrich abwehrend.

„Gut, ich weiß, du kommſt auf das Kapitel nicht gerne zu ſprechen, aber weil wir nun einmal als kluge Leute die Zukunft und das praktiſche Leben und ſeine Bedürfniſſe berückſichtigen — Gut — ſprechen wir nicht davon. Aber warum ſollteſt du Livia nicht heirathen?“

Heinrich ſchüttelte wieder den Kopf. „Ich habe noch nie daran gedacht,“ ſagte er, „ſie gefällt mir, wenn ich ſie tanzen ſehe, wenn ich ſelbſt mit ihr tanze — aber ich habe ſie faſt nie anders als tanzend und in Balltoilette geſehen, und ich weiß nicht recht, wie das iſt — ich bin eine hausbackene, philiſterhafte, bürgerliche Natur. Denke ich an meine vage, verſchwommene Zukünftige, ſo ſehe ich ſie immer im allereinfachſten Hauskleide, geſchäftig, haushälteriſch — ſiehe — ſo ungefähr, wie ich mir meine Mutter als Mädchen vorſtelle — oder — oder — wie Marie —“

„Welche Marie?“ fragte Willibald.

„Die kleine Marie in unſerem Hauſe, mit der ich auf demſelben Flur wohne.“

„Ach ja, ſie iſt auch ein hübſches Kind. Heirathe Marie.“

Heinrich lachte laut auf. „Kaum habe ich Ausſicht auf ein Stück Brod, ſo willſt du mich auch ſchon um jeden Preis verheirathen. Du biſt ein Weib, Willibald, ich habe es dir immer geſagt; du haſt den Verheirathungs-Fanatismus der Weiber.“

Willibald lachte mit, und lachend ſagte er: „Ich möchte dich unter die Haube bringen, es wäre mir, als hätte ich dich in den Hafen gebracht; du gäbeſt einen vortrefflichen Ehemann.“

„Und du?“ fragte Heinrich.

„Wer denkt an mich!“ rief der Andere und zuckte die Achſeln.

„Du haſt es geſagt, du denkſt an Alle, nur nicht an dich. Welch ein Egoiſt bin ich neben dir!“

Willibald fiel ihm ins Wort: „Mit all Dem ſagſt du mir nicht, was der Miniſter mit dir geſprochen hat.“

„Das iſt ſehr einfach, lieber Willibald. Meine Denkſchrift hat ihm gefallen. Er ſchickt mich nach Belgien, Frankreich und Italien, um daſelbſt die Organiſation und Einrichtung der verſchiedenen Kunſtſchulen näher anzuſehen.“

„Du gehſt auf Reiſen?“. rief Willibald betroffen. „Gut — ich gehe mit: als praktiſcher Künſtler werde ich dir in Manchem nützlich ſein können, und die Regierung wird dir genug gute Reiſekoſten bezahlen, daß ſie für uns Beide hinreichen.“

„Das iſt abgemacht!“ ſagte Heinrich und ſchlug in die Hand des Freundes ein, „wir reiſen zuſammen.“

„Ich werde den Louvre ſehen und Michel Angelo’s Sklaven!“ jubelte Willibald, „und die Loggia dei Lanzi und die Piazza del Granduca und die mediceiſche Kapelle und den Vatikan und Moſes.“

„Das Alles!“ lächelte Heinrich, erfreut über das Glück des Freundes.

„Nach Bologna müſſen wir auch, um den Neptun von Giovanni und den kleinen Engel von Michel Angelo zu ſehen.“

„Auch nach Bologna,“ lächelte Heinrich. Der Bildhauer ſeufzte auf vor Entzücken, riß ſich vor Freude los und hob die Arme wie dankend zu den Sternen empor. Plötzlich aber wendete er ſich wieder um und ſchloß Heinrich ſchweigend ans Herz. „Mein Freund,“ ſtammelte er gerührt, „wenn ich bedenke, daß noch nicht Monate darüber hingegangen — da hatten wir Beide nichts zu eſſen —“

„Doch,“ ſagte Heinrich halb lächelnd, halb ernſt, „wenn wir des Abends in Geſellſchaft gingen, Eis auf nüchternen Magen.“

„Oder des Morgens,“ fügte Willibald hinzu; „altbackenes Brod, weil dieß weniger koſtet, und das wir vor Sonnenaufgang zugleich mit den Köchinnen und den Bettlern kauften.“

„Das iſt nun vorüber.“

„Gottlob und Dank dir!“ ſagte Willibald. „Und was nach der Reiſe?“ fragte er weiter.

„Der Miniſter,“ antwortete Heinrich, „macht mich zu ſeinem Sekretär und zugleich zum Sekretär der Akademie.“

„Wir können es unmöglich beſſer wünſchen. Das ſtimmt vollkommen mit unſern Neigungen und eröffnet eine ſehr ſchöne, hoffnungsvolle Laufbahn,“ ſagte Willibald ernſt.

Nachdenklich und ſchweigend gingen die Freunde weiter. Der Nachklang überſtandener Leiden, deren Andenken bei den ſchönen Ausſichten lebhafter wurde, vermiſchte ſich mit neuen Hoffnungen zu einem milden, wohlthuenden Gefühle, das in jugendlichen Gemüthern ſo viel bedeutet wie Glück. Der Schnee kniſterte unter ihren Füßen, die Nachtluft wehte ſcharf und machte ihre Hände erſtarren und malte ihre Wangen dunkelroth; aber ſie bemerkten es nicht, ſie bauten Luftſchlöſſer, in denen ſie manche geliebte Perſon beherbergten.

So kamen ſie an dem Punkte an, wo ſich die Baſtei-Promenade allmählig neigend in den Straßen der Stadt verliert. Dort war ſchon der Reiſenden und der nahen Poſt wegen ein Kaffeehaus geöffnet. Die Freunde traten ein, um ſich am Kaffee zu erwärmen. In dem weiten Saale ſah es noch ſehr wüſt und öde aus. Nur einzelne Gasflammen brannten; die Stühle ſtanden noch auf den Marmorplatten der Tiſche; auf dem Billard lag das Bett des Kellners, welcher verdrießlich und in Hemdärmeln den Boden ſcheuerte, während der verſchlafene Wirth mit den Schlüſſeln klapperte und allerlei Schränke öffnete. Die beiden jungen Männer ließen ſich durch all Das nicht abſchrecken; ſie zündeten die Cigarren, die im Eifer des Geſpräches erloſchen waren, wieder an und ſetzten ſich in einen Winkel unter eine Gasflamme.

Zweites Kapitel.

Wie ſie ſo einander gegenüberſaßen, ſah Willibald den jungen Gelehrten lange mit ſeinen großen, braunen, treuherzigen Augen an und ſtreckte ihm endlich die Hand entgegen.

„Heinrich,“ ſagte er leiſe, „es iſt eine der glücklichſten Stunden meines Lebens.“

Heinrich erfaßte die dargebotene Hand mit beiden Händen, und indem er ſie feſt drückte, ſagte er mit größerer Innigkeit, als er während der ganzen Zeit der Promenade gezeigt hatte: „Und weißt du, an wen ich bei all Dem denke.“

„Ich weiß, ich weiß,“ erwiderte der Bildhauer raſch, „du denkſt an deine Mutter.“

„Du haſt's errathen. Ich werde ihr endlich die Wahrheit ſagen können, daß es mir gut gehe; das ganze Lügenſyſtem, das ich ſeit Jahren ihr gegenüber beobachtet habe, um ihr keine Sorgen zu machen, oder wenigſtens, um ihr die Sorge um mich abzunehmen — ich kann es aufgeben. Wie habe ich ihr immer geprahlt und von meinem guten Leben erzählt, während ich hungerte; jetzt darf ich wahr ſein. Und wie wird ſie ſich freuen, die gute, gute Mutter. Ach, ſie hat ſo wenig Freuden.“

Trotz der Traurigkeit, mit der dieſe Worte ausgeſprochen waren, mußte Willibald unwillkürlich lächeln. Heinrich iſt glücklich, dachte er, denn ſo oft er glücklich iſt, fängt er an, von ſeiner Mutter zu ſprechen. Ich weiß, was nun kommen wird: Meine Mutter iſt ein Engel, meine Mutter iſt die vortrefflichſte Frau der Welt u. ſ. w. Trotzdem er das Lob der Mutter ſchon ſo oft aus dem Munde Heinrichs gehört hatte, machte er ſich doch bereit, ihm wieder aufmerkſam zuzuhören. Heinrich ſprach bei dieſen Gelegenheiten mit ſolcher Innigkeit, ſein Auge glänzte und füllte ſich manchmal mit Thränen; er ſchilderte mit dichteriſcher Begeiſterung und erzählte Kleinigkeiten aus dem Leben der dem Bildhauer unbekannten Frau, die eben ſo rührend als bezeichnend waren, und denen der Künſtler mit künſtleriſchem Intereſſe folgte, wie ſie nach und nach ein ganzes Bild eines wahrhaft ſchönen Charakters zuſammenſtellten.

„Soll ich mich nicht freuen, ihr eine gute Nachricht geben zu können und ihr eine Freude zu machen? Sie hat der Freuden ſo wenige,“ ſeufzte Heinrich. Endlich wird ſie doch bis zu einem gewiſſen Grade Recht behalten vor meinem Vater; er wird vielleicht doch zugeben, daß die Bücher zu etwas gut ſind und daß ſein Sohn kein verlorener Sohn iſt, weil er etwas gelernt und die Wiſſenſchaft dem Handel vorgezogen hat. Ueber die Summe meines Gehaltes wird er freilich lächeln; eine ſolche Summe könnte ich als Holzhändler in wenigen Tagen gewinnen, aber mein Titel wird ihm ſchmeicheln. Mein Freund, du kannſt dir die Leiden meiner Mutter nicht vorſtellen, die ſie getragen hat, bis ſie es durchſetzte, daß ich aus dem Dorfe, wo an irgendwelche Bildung nicht zu denken war, in die Stadt und aufs Gymnaſium geſchickt wurde. Ich werde mich immer des ſchrecklichen Morgens erinnern, da ich, ſchon in einen Reiſemantel gehüllt, als Junge von elf Jahren, zur Reiſe bereit, daſtand und der Vater wieder neuen Widerſpruch erhob und es ausſah, als ob ich doch Holzhändler werden müßte. Die gute Mutter, ſie hatte nicht einmal das Glück, eine Abſchiedsthräne weinen zu dürfen. Dieſe Leiden erneuerten ſich jeden Monat, ſo oft das ſpärliche Koſtgeld für mich bezahlt wurde; es ſchien meinem Vater zum Fenſter hinausgeworfen, da es behufs meiner Bildung ausgezahlt wurde. Aber ſie trug es ruhig, immer kämpfend, um mich auf dem Wege zu erhalten, den ihr klarer Geiſt und ihr ſinniges Gemüth als den meinem ganzen Weſen angemeſſenen erkannte. Schmähungen, Vorwürfe, ſelbſt die Verachtung, mit der mir, als einem unbrauchbaren Menſchen und Bücherwurm, mein Vater begegnete, ſo oft ich in Ferien heimkam, ließ ſie heldenmüthig über ſich ergehen, wenigſtens äußerlich ruhig, immer die Würde des Hauſes und ihre eigene aufrechthaltend, wenn ſie auch manchmal vielleicht im Geheimen weinte.“

„Es muß eine treffliche Frau ſein!“ ſagte Willibald.

„Eine ganz vortreffliche Frau, lieber Willibald. Es gehört ein unerſchöpfliches Kapital von Güte dazu, der Welt gegenüber immer ſo gut zu bleiben, wenn man vom Leben ſo wenig des Guten empfangen hat. Denn ihr ganzes Daſein iſt ein ununterbrochener Martyrolog, eine Reihe von Leiden, Demüthigungen und Entſagungen. Schon in ihrem zehnten Jahre verlor ſie ihre Mutter; bald darauf ſah ſie eine Stiefmutter einziehen, die eine Tochter ins Haus brachte. Dieſe war häßlich; meine Mutter war ein ſchönes Kind, das zu einem ſchönen Mädchen heranwuchs. Die Stiefmutter ahnte die gefährliche Rivalität von früh an, und den Zeiten vorgreifend, ließ ſie das Stiefkind früh dafür leiden. Der Vater, ein Gelehrter, der ewig in den Büchern ſteckte, merkte nicht, daß ſein Kind zur Magd des fremden Kindes herabgedrückt wurde. Meine Mutter war kaum ſechzehn Jahre alt, als man ſie an den erſten Beſten verheirathete, nur um ſie aus dem Hauſe zu bringen, nur damit die jungen Männer auch ein Auge für ihre Stiefſchweſter haben. Der erſte Beſte war mein Vater. Wie ſchön muß meine Mutter geweſen ſein, wenn er ſich entſchloß, das arme Geſchöpf ohne Mitgift, ohne Ausſteuer heimzuführen, er, der von Jugend auf ſo ſehr am Gelde hing. Aber wie oft habe ich ihn von dem einzigen Nankingkleidchen ſprechen hören, der einzigen Ausſtattung meiner Mutter. Sprechen wir nicht davon! Schweigen wir von ihren Leiden; ich könnte ja ſo viel von ihren Thaten erzählen. Sie hat einen Emporkömmling geheirathet, den Sohn einer Familie, der im Lande nicht in hohem Anſehen ſtand; kurz nach ihrer Verheirathung gehörte ihr Haus zu den geachtetſten in der Gegend, ſtand das Anſehen in richtigem Verhältniß zu Vermögen und Einfluß. Meine Mutter iſt eine Frau, von der die Pfaffen von den Kanzeln predigen. Als zum erſten Male die Cholera ins Land kam und Private wie Behörden den Kopf verloren, war unſer Dorf das einzige in der ganzen Gegend, in welchem ein Hoſpital bereit ſtand, ausgerüſtet mit allen Waffen, die man damals zur Bekämpfung des Feindes fähig glaubte. Während Alles zitterte und zu keinem Entſchluſſe kommen konnte, hatte ſie ihre Vorbereitungen getroffen und das Hoſpital aus dem Nichts geſchaffen; ein wahres Wunder, da ſie ſelbſt die Wirthſchaftsgelder Kreuzer nach Kreuzer dem Vater abringen mußte. Damals predigte der Dekan von ihr und nannte ſie eine heilige Eliſabeth, obwohl ſie nicht in die Kirche gehe, und kam man ſelbſt aus der Stadt, um die Organiſation eines ſolchen Hoſpitals zu ſtudiren. Es erſchien ein junger Arzt im Dorfe, das nie einen Arzt beſeſſen hatte; die Mutter hatte durch ihren Vater, der mit dem Protomedikus in Verbindung ſtand, ſeine Sendung ausgewirkt. Nun wußten auch die anderen Gemeinden, was ſie zu thun hatten, und Schulzen, Bürgermeiſter, Oberamtleute richteten ſich nach unſerem Dorfe. Mein Freund, ſo könnte ich dir ein Buch erzählen, und du würdeſt ſtaunen, wie die Luſt, zu helfen, die Herzensgüte aus einem ſchlichten Weibe, mitten in beſtändigem Kampfe mit häuslichen Leiden, einen Arzt, Organiſator, Adminiſtrator, ja ſelbſt einen Staatsökonomen, mit Einem Worte: einen großen Menſchen machte, von dem die Geſchichte ſchweigt. Bei der ungeheuren Kargheit meines Vaters, die es ihr erſchwerte, ſelbſt ihre Kinder anſtändig zu kleiden, war es ihr doch möglich, ein kleines Kapital von einigen hundert Gulden zu erſparen. Mit dieſem kleinen Kapital that ſie Wunder, erſparte ſie unzähligen kleinen Gewerbsleuten und Bauern große Verlegenheiten und behütete ſie vor den Klauen der Wucherer. Sie ſchuf eine Art Kreditbank ohne Zinſen. Der kleine Handelsmann, der eine Beſtellung erhielt, aber das Geld nicht flüſſig hatte, um ihr nachzukommen, wendete ſich an meine Mutter; fünfzig bis hundert Gulden reichten hin, und er ſteckte nach wenigen Tagen den Gewinn ein, ohne ihn mit dem Wucherer theilen zu müſſen, während das Geld in die Kaſſe meiner Mutter zurückfloß, um bald einem Anderen zu dienen. So kam auch der Bauer, der einen neuen Pflug, eine Kuh, einen Ochſen brauchte, aber vor der Ernte keine Ausſicht auf Geld hatte. So kamen Söhne armer Eltern, die einen kleinen Handel anfangen, einen kleinen Acker kaufen, ein Fuhrwerk einrichten wollten — das ſind Dinge, die im Hinterhauſe unſeres Schloſſes, das wir ſeit ungefähr zwanzig Jahren bewohnen, in einem alten Thurme und in aller Stille vorgingen wie Verbrechen. Dort verſammelte ſich auch jeden Samſtag die Schaar, die ich als kleiner Gymnaſiaſt die Myrmidonen der Mutter getauft hatte. Es war Das eine Schaar alter und armer Leute oder ihrer Kinder und Enkel, denen man das neugebackene Brod zuſteckte, das ſie unter Schürzen und Röcken geheim forttrugen, indem ſie wie Diebe durch die Büſche aus dem Parke und auf Umwegen ins Dorf ſchlichen. Mein Freund, du hätteſt dieſe Leute ſehen ſollen, mit welchen Blicken ſie meine Mutter anſahen und wie ſie das Brod küßten, weil ſie ihre Hand nicht küſſen durften. Du ſollſt es noch einmal ſehen; du mußt einmal mit mir nach Hauſe, und ich werde dich hinter den Büſchen verſtecken, du wirſt dann die Wohlthätigkeit mit ihrem Gefolge ſchöner in Marmor hauen, als es Canova im Chriſtinen-Denkmal gethan. Da iſt nichts von jener Süßlichkeit dabei und nichts von der Selbſtgefälligkeit jener Frauen, denen Wohlthätigkeit geſchäftlicher Beruf geworden. Sie thut ihre Thaten der Milde, weil ſie muß, und mit einer Strenge, die alle Süßlichkeit ausſchließt, nothwendig und bewußt zugleich. Ihre Güte iſt Gefühl und Gedanke zugleich. Demeter iſt auch gut, aber die feinfühlenden Hellenen haben ſie vorzugsweiſe in ihrer Weisheit dargeſtellt, denn da verſteht ſich die wahre Güte von ſelbſt.“

„Es iſt wahr,“ ſagte Willibald, in allen Mythen und bildlichen Darſtellungen iſt ſie mehr die weiſe und ſtrenge Göttin, und hat ſie nichts von der Süßlichkeit unſerer Wohlthätigkeits-Quäkerinnen.“

„Meine Mutter,“ fuhr Heinrich fort, „war ſelbſt mit uns Kindern niemals, was man ſüß oder zärtlich nennt. Sie litt, ſie kämpfte, ſie duldete und ſorgte für uns ohne Unterlaß; Liebkoſungen und Zärtlichkeiten kamen ſelten vor.“

Heinrich wurde durch die Ankunft eines Reiſenden unterbrochen, der, in Pelze und Tücher gehüllt, mit Stentorſtimme durch den Saal rief: „Kaffee! Herr Wirth! Glühend heißen Kaffee, denn es friert, daß die Spatzen von den Dächern fallen, und ſchnell, ſchnell, es iſt bald 5 Uhr, und die Poſt geht ab.“

So rufend, ſetzte ſich der Fremde in die Nähe der beiden Freunde und warf Pelz und Tücher und Mütze ab. Heinrich ſah ſich verdrießlich nach dem Ruheſtörer um, der ihn in ſeinen Mittheilungen über die Mutter unterbrochen hatte. Aber plötzlich nahm ſein Geſicht den Ausdruck angenehmſter Ueberraſchung an, und mit dem Ausrufe: „Nachbar Ott!“ ſprang er vom Sitze auf und dem Fremden entgegen.

Nicht minder angenehm überraſcht, rief das ganze volle, rothbackige Geſicht des Angeredeten ein lautes: „Herr Jeſus, Herr Heinrich!“ zurück, indem er dem jungen Manne entgegeneilte, ſeine beiden Hände faßte und ſie kräftig ſchüttelte. — „Na,“ rief er weiter, „das iſt ein wahres Glück, daß ich Sie ſo zufällig zu Geſichte bekomme und der Mama erzählen kann, daß ich Sie geſehen habe. Wie wird ſie ſich freuen, die gute Frau Sophia!“

„Wie kommen Sie hieher, Nachbar?“ fragte Heinrich.

„Auf die angenehmſte Weiſe von der Welt. Drei Tagreiſen hinter der Reſidenz iſt mir ein lieber Anverwandter, den ich meiner Lebtage nicht geſehen habe, ſelig im Herrn verſchieden und hat mir ein ſchönes Kapitälchen von circa fünfzehntauſend Gulden hinterlaſſen. Die habe ich geholt, und mit dieſen eile ich nun als ein reicher Mann in unſer Dorf zurück.“

„So! und Sie ſind im Stande, hier durchzukommen, ohne mich zu beſuchen?“

„Sie hätten Recht, lieber Herr Heinrich, wenn ich mich nur ein Stündchen hier aufgehalten hätte; aber ich bin vor fünf Minuten angekommen und reiſe in einer halben Stunde wieder weiter. Sehen Sie, ich kann es nicht erwarten, als reicher Mann nach Hauſe zu kommen. So lange ich auf der Reiſe bin, wo mich kein Menſch als armen Teufel gekannt hat, macht mir mein Reichthum nicht den geringſten Spaß; erſt zu Hauſe, wo ich ſeit Jahren mit Weib und Kind und einem mageren Pferde mein Lebenlang Trübſal geblaſen und mehr Sorgen als Flachs geſponnen habe, erſt in meinem Dorfe werde ich die rechte Freude fühlen, erſt mit Weib und Kind.“

„Sie werden meine Mutter grüßen und ihr ſagen, daß Sie mich geſehen haben und daß ich wohl und geſund bin.“

„Den Teufel auch. Ich werde meiner Frau das Geld vor die Füße werfen und gleich ins Schloß laufen, um es ihr zu ſagen. Unter uns geſagt, ich werde ſogleich ein kleines Theilchen des Kapitälchens mitnehmen und ihr meine Schulden bezahlen, und der Gruß von Ihnen wird den Zins ausmachen. Sie wiſſen, es war ein ſchlechtes Jahr, und an wen anders wendete ſich da Unſereins, wenn nicht an die Mama. Na, Sie wiſſen ja! ich will ſie nicht loben — Sie wiſſen ja — die lobt man nicht mehr. Man lobt nur Die, bei denen man ans Gute nicht gewöhnt iſt — hab' ich Recht, Herr Heinrich? Wenn man ſo den lieben Gott lobt, wie es überall vorgeſchrieben iſt, das hat mir ſtets wie eine Beleidigung des lieben Gottes gedünkt.“

Heinrich lächelte. „Und wie geht es bei uns? und was macht die Mutter?“ fragte er.

„Ich kann Ihnen leider nicht das Neueſte mittheilen, ich bin ſeit drei Wochen abweſend. Die Federfuchſer hielten mich ſo lange auf mit der Erbſchaft, obwohl ich auf Gottes weiter Erde der einzige Erbe bin. Da mußte ich erſt ein Dutzend Schriften nachkommen laſſen und drei Dutzend unterſchreiben, daß ich mir die fünfzehntauſend Gulden mit ſaurem Schweiße und viel Galle verdient habe. Na, ſchadet nichts. Jetzt habe ich's und halte ich's, und was ein Bauer hält, das hält er. Ja, Ihre Mama habe ich nun ſeit beinahe vier Wochen nicht geſehen. Sie war geſund und friſch, und das iſt ſie wohl noch, weil ſie es ſein muß. Sie wiſſen ja! Wie könnte ſonſt das Haus und die ganze Gegend ohne ſie auskommen. Sehen Sie, ich denke immer, was ſein muß, das iſt auch, ſonſt ginge ja die Welt zu Grunde. Und Frau Sophia muß da ſein, ſonſt ginge es gar nicht in unſerer Gegend. Glauben Sie, daß ich mich mit meinen fünfzehntauſend Gulden ſicherer fühlen würde als früher, wenn ſie nicht da wäre? Nicht ein Bißchen! Wir haben uns Alle ſchon zu ſehr an ſie gewöhnt. — Na, wie freue ich mich darauf, ihr die Freude mitzubringen, daß ich Sie geſehen habe, lieber Herr Heinrich. Sie ſehen gut aus und luſtig, und ich werde es mit gutem Gewiſſen verſichern können. Sie braucht manchmal eine Freude, Sie wiſſen."

Heinrich ſeufzte leiſe, doch ſah er Willibald mit einem triumphirenden Blicke an. Dieſer konnte ja immer glauben, daß er als Sohn ein parteiiſcher Lobredner der Mutter ſei; die ungerufene Zeugenſchaft, die ſo warm und wahr abgelegt wurde, war ihm darum höchſt willkommen, abgeſehen von der Freude, die es ihm bereitete, überhaupt ſo von der Mutter ſprechen zu hören.

„Und was hat ſich in unſerem Dorfe Neues zugetragen, ehe Sie es verließen?" fragte Heinrich weiter.

„Neues?" ſagte der dicke Pächter lächelnd, indem er Zucker in den Kaffee ſchüttete, „Neues? — Was kann bei uns Neues vorfallen? Daß Ihr Papa immer reicher wird und daß er ſein Geld zuſammenhält, das iſt alt, nicht wahr? Ich wüßte nichts Anderes. Doch, doch. Ein großes Aergerniß im Dorfe!"

„Ein Aergerniß?" fragte Heinrich neugierig. „Und von wem kam es, dieſes Aergerniß?"

„Von der kleinen Minka, wenn Sie ſich ihrer noch erinnern.“

„Von der Minka hinter dem Anger?“ fragte Heinrich, der ſich genau jeder Perſönlichkeit ſeines Dorfes erinnerte.

„Nein, von der Gottel-Minka.“

„Von dem kleinen, niedlichen Geſchöpf? Die iſt ja ſeit zwei Jahren abweſend?“

„Sie war es,“ berichtigte der Pächter. „Sie diente bei einem kleinen Grundbeſitzer, aber vor ungefähr drei bis vier Monaten kam ſie in unſer Dorf zurück. Es hieß, ſie hätte es bei der ſchweren Arbeit nicht aushalten können, und daß ſie kränklich war. Wirklich kränkelte ſie fortwährend und ſah man ſie nur ſehr ſelten. Sie wohnte bei ihrem alten Vater, der indeſſen blind geworden, und ſtrickte und ſuchte ſich ehrlich zu ernähren. Man munkelte allerlei, aber man ſah ihr nichts an, bis man ihr auf einmal zu viel anſah, und da ließ ſie ſich gar nicht mehr blicken. Eines Tages aber hörte man ein großes Wehgeſchrei aus dem Hauſe; es kam von der Minka und vom blinden Vater, der erſt durch das Geſchrei erfuhr, warum die Tochter nach Hauſe gekommen war. Hätte er es früher gewußt, er hätte ſich wohl an den Gedanken gewöhnt, aber ſo im erſten Augenblicke war er wüthend und tappte fühlend in der Stube umher, während ſein Kind in den Wochen lag. Die Weiber ſtanden vor den Thüren und ſprachen von der Schande, die über das Dorf komme, und es ſei unerhört und ſchändlich und ganz gräulich, daß ein Vater der Tochter fluche in einem ſolchen Augenblicke. Nun, Sie wiſſen ja, wie die Weiber ſind bei ſolchen Gelegenheiten. Da thut ſich Jede was darauf zu Gute, daß ihr nicht ſo was paſſirt ſei. Da ſtanden ſie und machten ihre Betrachtungen und ſpannen Vermuthungen, und nicht Eine rührte ſich, der Gebärerin zu helfen. Nur Eine ſtand nicht unter den Weibern, und juſt die nicht da ſtand, die hat geholfen. Nun wer kann das ſein? Nun, Sie wiſſen ja, das war Ihre Mutter. Nun, ja, das verſteht ſich. Kaum hörte ſie im Schloſſe, was vorging, da ſah man ſie ſchon herüberlaufen zu Gottels, und nicht über die Brücke, nein, geraden Weges über den Bach, von Stein zu Stein. Und dann wurde gleich die Hebamme geholt und der Blinde zum Schweigen gebracht, und, wie die Sache ſchlecht ging, auch der Arzt aus der Stadt geholt. Indeſſen kochte man im Schloſſe leichte Suppe, und dann lief Frau Sophia wieder herüber und hinüber und brachte Kinderzeug, vielleicht Häubchen, die Sie ſelbſt einmal getragen haben, Herr Heinrich — und da kamen dann natürlich auch die anderen Weiber, um zu helfen, und die arme Minka Gottel war mit einem Male wieder ehrlich gemacht."

„Daran erkenne ich ſie," ſagte Heinrich.

„Daran würde man ſie unter Tauſend herauskennen," lachte der Pächter. „Nun können Sie denken," fuhr er fort, „daß ſie damit noch nicht zufrieden war. Weiß der Himmel, was ſie dann Alles noch gethan, geſprochen, geſchickt, geſchrieben hat — genug, jetzt heißt es, daß der Sohn des Gutsbeſitzers, bei dem die Gottel Minka gedient hat und dem das Kind gehört, die Gottel Minka heirathen wird. Ja, ſie thut's nicht gern halb. Ihre Mama, wo etwas zu thun iſt. — Aber — halb Sechs! — ich verplaudere mich. Leben Sie wohl, meine Herren, ich muß fort. Was haben Sie der Mama ſagen zu laſſen?" Heinrich faßte die dargebotenen Hände und ſchüttelte ſie. „Sagen Sie ihr, daß ich glücklich bin, daß ich luſtig lebe, daß Sie mich mit meinem Freunde Willibald nach einem Balle geſehen haben; daß wenige Stunden nach Ihnen ein Brief von mir mit einer ſehr guten Nachricht ankommen wird und daß ich bald ſelbſt ins Dorf komme, um ſie noch vor meiner ſehr angenehmen Reiſe ins Ausland zu ſehen. Grüßen Sie auch mein Schweſterchen, mein Brüderchen und, wenn Sie ihn ſehen, meinen Vater."

„Gut, gut, ſoll Alles aufs Beſte beſtellt werden. Kommen Sie ja bald. Es iſt ſo hübſch, wenn wir Sie mit der Mama durchs Dorf gehen ſehen; da iſt die Frau um einen Kopf größer, und ihr Geſicht leuchtet vor Stolz und Glück. Sie hat nicht viel Freuden, kommen Sie bald."

Das Poſthorn klang, der gute Mann eilte fort.

„Du haſt offenbar nicht übertrieben," ſagte Willibald.

Heinrich zuckte die Achſel, nahm ihn am Arme, und beide Freunde wanderten wieder in den dunklen Morgen hinein. An einer Straßenecke angekommen, rief Heinrich lachend: „Jetzt gehe zu deinem Thonmodell. Gute Nacht oder guten Morgen! Auf Wiederſehen!"

Drittes Kapitel.

Heinrich ging raſchen Schrittes dem etwas entlegenen Theile der Stadt zu, in welcher ſeine Wohnung lag. Noch raſcheren Schrittes eilte er die drei Treppen des Hauſes hinauf, in welchem er ſeit beinahe einem Jahre als „Zimmerherr mit Extra-Eingang" die Stube gemiethet hatte, welche Herr Hofſekretär v. Meier entbehren konnte. Der Titel „Zimmerherr mit Extra-Eingang", der in der Reſidenz üblich war, beſagte in ſeinem Falle und mit Beziehung auf ſein Zimmer nur die halbe Wahrheit, denn er bewohnte ein Zimmer, in das er wohl gelangen konnte, ohne die eigentliche Wohnung des Hofſekretärs zu berühren, er hatte aber doch mit dieſer das Vorzimmer, alſo auch den Haupteingang gemein und nicht „extra". Er mußte, um in ſein Zimmer zu gelangen, die Klingel ziehen und das gemeinſchaftliche Vorzimmer paſſiren. Er war eben im Begriffe, die Hand an den Klingelzug zu legen, als ihm ein Gedanke durch den Kopf und ein Lächeln über die Lippen flog. Heute mußte er erfahren, wer die Pförtnerin war, die ihn treulich erwartete, ſo oft er die Nacht auf Ball oder Soirée außer dem Hauſe verbrachte, das Feuer in ſeinem Ofen wach erhielt, daß er immer eine warme Stube fand, und kaum, daß die Klingel erſcholl, den Schlüſſel drehte, die Thür öffnete und in der Dunkelheit verſchwand. Wenn er jetzt nur noch ein Viertelſtündchen wartete, wurde es taghell genug, um ſeine Wohlthäterin, die ſich ihm bisher entzogen hatte, zu erkennen und auf friſcher That zu ertappen. Er war in zu freudiger Stimmung, um ſich dieſen Scherz und zugleich die Genugthuung, ihr für ſo viel Güte zu danken, verſagen zu können, und dieß um ſo weniger, als er längſt vermuthete, wer eigentlich die Pförtnerin ſei. Die mürriſche Köchin, die übrigens ſchon um zehn Uhr in ihrem Bette unter dem Dache lag, konnte es nicht ſein, eben ſo wenig das Kindermädchen, das von ſeiner Pflicht in der Kinderſtube zurückgehalten wurde, noch weniger die Frau Hofſekretärin, welcher ihr Gatte eine ſo lange Abweſenheit von ſeiner Seite eben ſo wenig als eine ſolche Gefälligkeit gegen einen fremden Zimmerherrn geſtattet hätte. Ein weibliches Weſen aber war es, das erkannte Heinrich am leiſen Schritte, mit dem ſich ſeine Wohlthäterin in der Dunkelheit ſeinem Danke zu entziehen wußte, wie an dem Rauſchen weiblicher Kleidung, abgeſehen davon, daß nur ein weibliches Herz ſolcher Güte und Aufmerkſamkeit fähig iſt. Es blieb alſo Niemand übrig als Marie, eine entfernte arme Anverwandte der Hofſekretärin, die ſeit Jahren im Hauſe ein ſtilles, ihrer Stellung nach der Lage menſchlicher Dinge angemeſſenes, d. i. ſehr beſcheidenes und untergeordnetes Leben führte.

Heinrich ſetzte ſich auf die Stufen, um den Tag abzuwarten, und lächelte bei dem Gedanken, daß er heute Marie in ihrer Güte überraſchen werde. Nicht ſchöner konnte er die ſchöne Nacht beſchließen. Er hatte das gute Geſchöpf mit ſeinem ſtillen Walten, welches das ganze Hausweſen aufrecht erhielt und Jedermann wohl that, ohne Anſpruch auf irgend eine Anerkennung zu erheben, längſt lieb gewonnen. Mitten im Geräuſche der Welt, im Angeſichte der glänzendſten weiblichen Erſcheinungen, die hundert Männerherzen zugleich beſchäftigten, mußte er oft ihrer denken, um den Eindruck, den eine in Schönheit und Anmuth glänzende Tänzerin auf ihn machte, mit dem ſtillen Gefühle zu vergleichen, das er manchmal empfand, wenn er ſie in ihrem blauen baumwollenen Kleidchen in der Küche oder in der Kinderſtube oder, wenn er zu Hofſekretärs geladen war, bei Tiſche ſchalten und walten ſah. Es war ihm dann, als trügen ihn ſeine

Gedanken inſtinktmäßig zu ihr zurück, um nach verwirrenden Eindrücken, nach aufregenden Vergnügungen auszuruhen und ihn an Genügſamkeit, Maß, Ruhe in ſich ſelbſt, die ſeinem Weſen angemeſſen war, zu erinnern. Ihre Schönheit ſtimmte mit dieſem Bedürfniſſe, wie mit ihrem Schalten und Walten zuſammen. Wer ſie kannte, der glaubte, daß ihre Geſtalt ſo klein und zart ſein müſſe, wie ſie wirklich war, und das Auge gerade ſo blau, als es bei näherer Betrachtung unter den dunklen Wimpern etwas ſcheu und ſchüchtern hervorblickte. Die tiefe Schwärze des Haares konnte für eine ſo zarte Erſcheinung, für eine ſo helle, kindlich roſige Geſichtsfarbe zu kraftvoll erſcheinen; aber es legte ſich ſo beſcheiden um die Schläfe, daß man ſeine mächtige Dunkelheit vergaß. Und dann — der Menſchenkenner wußte, welche Kraft der Seele dazu gehört, ſo ſtill ein abdankendes Leben zu tragen, eine arme Anverwandte zu ſein, nur für Andere zu ſorgen, und was in dieſer Erſcheinung kraftvoll auftrat, konnte ihn nicht überraſchen. Heinrich ſah ſie nicht oft, nur wenn er ihr manchmal ein geleſenes Buch gegen ein ungeleſenes aus ſeiner Bibliothek austauſchte, oder wenn er beim Heiſekretär zu Tiſch geladen war und hie und da einen Abend in der Familie verbrachte; aber er fühlte ihre Gegenwart in ſeiner Stube, der er es jeden Tag, wenn er heimkehrte, anſah, daß ſie ein ſinniger weiblicher Geiſt geordnet hatte, und er ahnte außerdem, daß ſie noch hie und da in vergangenen ſchweren Tagen helfend in ſein Leben eingegriffen habe. Aber daran dachte er nicht gerne.

Im Grunde viel jünger als ſein ruhiges äußeres Weſen, ſeine ernſten Formen, die er ſich in einer frühen und harten Schule des Lebens angeeignet hatte, gab er ſich in der wohlthuenden Aufregung des Momentes ganz der ſehr jugendlichen, beinahe kindlichen Vorſtellung hin, wie er Marie fangen, wie er ſie feſthalten, wie er ſie auslachen wollte. Aber unwillkürlich wurde er ernſthafter. War ihr Wachen und Warten nicht rührend? Ließ dieſe Aufopferung ihres nächtlichen Schlummers, dieſe zarte Sorgfalt nicht auf allerlei ſchließen, dem er keinen Namen geben, das er ſich nicht geſtehen wollte? Armes, gutes, liebes Ding! Es that ihrem Herzen vielleicht wohl, für Jemand freiwillig zu ſorgen, und wie gut muß ein Herz ſein, dem ein ſolches Bedürfniß wohl thut. Sollte er ſie darum auslachen? Plötzlich fiel es ihm ein, daß, wenn die Pförtnerin wirklich Marie iſt, ſie es wiſſen müſſe, wie oft und wie tief in die Nacht hinein er außer dem Hauſe bleibe, und es beunruhigte ihn, daß ſie eine ſchlimme Meinung von ihm haben könnte. Er nahm ſich vor, anſtatt ſie auszulachen, ihr Erklärungen zu geben und ihr auseinanderzuſetzen, wie die Lebensweiſe, die er dieſen Winter führte, ganz und gar nicht in Charakter und Neigung begründet ſei und daß er ſie nur aus Nothwendigkeit, aus Weltklugheit angenommen. Bei der Gelegenheit wollte er ihr erzählen, wie er ſich nicht verrechnet, und daß ſein Verfahren ſchon Früchte getragen habe und ſich eine glänzende Zukunft vor ihm eröffne. Sein glückliches Herz ſehnte ſich nach Mittheilung, und nach Willibald ſchien ihm in ſeiner Nähe Niemand ſeines Vertrauens und der Theilnahme an ſeinem Glücke würdiger, als die ſtille Marie. Ungeduldig ſprang er von der Treppe auf und ſah, daß er die erſte Dämmerung verträumt und daß bereits der graue Tag durch die Treppenfenſter brach.

Er zog die Klingel. Eine halbe Sekunde ſpäter öffnete ſich die Thür. Augenblicklich ſtreckte Heinrich beide Hände nach innen und faßte einen feinen, zarten Arm, der ſich ihm eben ſo ſchnell zu entwinden ſuchte.

„Sie iſt es, ſie iſt es!“ rief er jubelnd, fügte aber ſofort leiſeren und ſanfteren Tones hinzu: „Habe ich Sie ertappt, Fräulein Marie? Kenne ich Sie endlich, meine gütige Pförtnerin!“

Aber Marie wendete den Kopf ab und antwortete nicht. Sie fuhr fort in ihren Bemühungen, ſich loszuwinden, was ihn zwang, ſie nur deſto feſter zu halten. Dabei faßte er ſie unwillkürlich, um ihr am Arme nicht weh zu thun, um den Leib. Sie erbebte an allen Gliedern, und Heinrich, darüber erſchrocken, hätte ſie jetzt in Freiheit gelaſſen, wenn er es nur vermocht hätte, wenn er nicht in einer Stimmung geweſen wäre, die ihn kühner als ſonſt machte, und wenn er nicht das größte Bedürfniß gefühlt hätte, mit ihr zu ſprechen. Sanft zog er ſie auf die gepolſterte Bank des Vorzimmers, ſetzte ſich zu ihr, faßte wieder ihre Hand und ſagte: „Erlauben Sie mir doch, daß ich Ihnen für Ihre Güte danke, und daß ich Sie um Entſchuldigung bitte, Sie ſo oft um Ihren ſüßen Schlaf zu bringen. Wäre ich gewiß geweſen, daß Sie die liebe Pförtnerin ſind, ſeien Sie überzeugt, ich wäre immer früher nach Hauſe gekommen, ich hätte Ihnen mit Vergnügen alle Hofräthe und Hofräthinnen — ſammt Kindern und Kindeskindern und einige Dutzend Walzer und Contretänze geopfert."

„Wirklich!" liſpelte Marie.

„Wirklich und wahrhaftig, und es wäre kein großes Opfer geweſen. Glauben Sie ja nicht, liebe Marie, daß mir an all Dem ſo viel liege, und daß ich ſolch ein Vergnügling bin, als der ich Ihnen erſcheinen muß. Sie glauben vielleicht, daß —"

„Ich glaube," ſagte Marie mit zitternder Stimme, „daß Sie ſich unterhalten, daß Sie glücklich ſind, daß — daß Sie auf dieſen Bällen Perſonen antreffen — die — die Sie intereſſiren."

Heinrich bückte ſich tief herab, um ihr ins Auge zu ſehen, aber ſie verhüllte es raſch mit ihren langen Augenwimpern und machte eine Bewegung, als ob ſie ſich erheben wollte, ohne ſeine Antwort abzuwarten.

Aber Heinrich hielt ſie feſt und ſagte ſchnell: „Ja, es gibt wohl Leute da, die mich intereſſiren, d. i. ich finde da Perſonen, die aufzuſuchen mein Intereſſe erheiſcht. Meine Lage, die Nothwendigkeit zwang mich, ein Weltmann zu werden, mich umzuſehen, Bekanntſchaften zu machen. Es iſt mir Alles aufs Beſte gelungen, Fräulein Marie, es geht Alles vortrefflich, und ich glaube, ich ſitze als ein gemachter Mann vor Ihnen, der ſeiner Zukunft vollkommen ſorgenlos entgegengehen kann."

„Herr Vollmar!" rief Marie in der größten Aufregung, indem ſie ihm mit freudeſtrahlenden Augen ins Antlitz blickte — „es iſt gewiß? Sie täuſchen ſich nicht? Nun Gott ſei Dank! Es war Zeit —"

Sie unterbrach ſich wie erſchrocken vor den Worten, die ihr die Freude entlocken wollte, und ſah wieder erröthend vor ſich nieder. Heinrich war mit Einem Male Alles klar, was er bisher nur geahnt hatte; er bückte ſich wieder zu ihr herab und ſah ihr ins Geſicht, das immer aufs Neue erröthete und ſeinen Blick nicht ertragen konnte. Stumm ſah er vor ſich hin und lächelte. Sonderbar, woran er noch vor einer halben Stunde ungern dachte, das machte ihn jetzt lächeln. Er dachte an jene Momente der Noth und des Elends, da er dem Hunger preisgegeben war, an jene ſchauervolle Zeit, welche die ganze Kraft ſeiner Jugend zu untergraben drohte, und er erinnerte ſich, wie damals Marie mit einem etwas mürriſchen Geſichte vor ihn trat und ihm erklärte, daß Das den ganzen Haushalt in Unordnung bringe, daß ſie für ihn allein des Morgens Kaffee bereiten müſſe, da ſonſt Niemand im Hauſe Kaffee trinke. Er mußte den Kaffee aufgeben und ſich bequemen, ein zweites Frühſtück einzunehmen, wie die anderen Hausbewohner. Dieſes zweite, reichliche Frühſtück, das ihm Marie ſo mürriſch und tyranniſch auferlegt hatte, rettete ihn über jene ſchreckliche Zeit hinweg. Sie hatte mit weiblichem Takte, vielleicht mit einem noch beſtimmteren Gefühle ſeine Lage erkannt, und ſie wollte ihm, während ſie ihm half, lieber mürriſch und unliebenswürdig erſcheinen, als ihn mit einer Wohlthat beſchämen. Hundert andere Aufmerkſamkeiten, die er in jener Zeit und ſeitdem erfuhr, wurden ihm mit Einem Male klar; er erkannte, wie er von Marie mit der zarteſten Sorgfalt überwacht geweſen, wie er oft über Abgründe hinwegkam, vor denen er verzagend geſtanden hatte. Thränen traten in ſeine Augen. Marie erſchien ihm plötzlich wie ſein Schutzgeiſt, und er hätte es ihr geſagt und ſie verſichert, daß er in dieſem Gefühle glücklich ſei und ſich nicht im Geringſten gedemüthigt fühle. Aber er fürchtete doch, daß ſeine Stimme zittern würde. Er ſah ihr noch einmal lange und lächelnd ins Geſicht, dann drückte er raſch einen Kuß auf ihre Hand und ſtürzte in ſeine Stube.

Marie ſaß noch lange da und betrachtete die Stelle, auf die er ſeinen Kuß gedrückt hatte, und lächelte, wie in einen ſüßen Traum verſunken. Dann küßte ſie dieſelbe Stelle und ſchlich leiſe, leiſe in die Wohnung, um an ihre häuslichen Pflichten zu gehen.

Heinrich zog die Verhänge vor ſeine Fenſter, um ſich und ſeine Gedanken vor dem Lichte des eindringenden Tages zu ſchützen, dann warf er ſich, raſch entkleidet, ins Bett. Der Nachhall der Tanzmuſik, das freudige, ihm ſo neue Gefühl einer geſicherten Exiſtenz, die Erinnerung an ſeine Mutter, die Genugthuung, wieder einmal zum Freunde von ihr geſprochen und von ihm ihr Lob gehört zu haben; die Freude, die ihn erwartete, wenn er ſich friſch und ausgeſchlafen hinſetzen werde, um ihr ſein Glück anzuzeigen; die eigenthümlich warme Empfindung, die ihn beglückte, ſeit er mit Marie im Vorzimmer auf der Bank geſeſſen — Alles das bildete ein ganzes Orcheſter, das mitten in ſeinem Herzen ſaß und ſanfte, ſelig berauſchende Schlummerlieder aufſpielte. Unwillkürlich lachte er auf, dann zog er die Decke über die Ohren, und in der weiten großen Reſidenzſtadt gab es an jenem Morgen wohl nicht einen glückſeligeren Schläfer.

Viertes Kapitel.

Eine ſchöne Winterſonne gab der ſchneebedeckten Reſidenz den hellſten Mittag. Heinrich ſchlief und träumte noch immer. Marie ſtand auf der Lauer, um herbeizuſpringen, ſobald der Klingelzug des Vorzimmers berührt wurde, um ein wiederholtes oder auch nur etwas längeres Läuten, das Heinrich hätte wecken können, zu verhüten. Da ſchellte es leiſe und mit einem ſo ängſtlichen Tone, als ob Jemand draußen ſtünde, der nicht den Muth hätte, einzutreten. Marie öffnete, und herein trat Willibald, ohne zu grüßen, ohne Marie anzuſehen, mit hängenden Armen und blaſſem Geſichte. Er ließ ſich auf die Bank an der Thür fallen und ſeufzte tief.

„Um Gotteswillen, Herr Willibald, was iſt Ihnen? was iſt vorgefallen?“ fragte Marie.

„Iſt Heinrich ſchon aufgeſtanden?“ fragte dieſer zurück.

„Nein, er ſchläft wohl noch. Es hat ſich noch nichts geregt in ſeinem Zimmer.“

„Und ich ſoll ihn mit einer ſolchen Botſchaft wecken! Gerade ich!“ ſtöhnte Willibald und verbarg das Geſicht in beide Hände.

„Was für eine Botſchaft?“ fragte Marie erbleichend.

„Eine Schreckensbotſchaft. Hier leſen Sie!“ ſagte Willibald, indem er einen Brief aus der Taſche zog. „Er kommt von ſeiner Schweſter Hedwig, die mich bittet, ihn vorzubereiten und ihm die Nachricht mitzutheilen. Ich fand den Brief vor, als ich heute Morgens nach Hauſe kam.“

Marie nahm den Brief, las und rief entſetzt: „Seine Mutter iſt todt. Allmächtiger Gott, welch ein Unglück! So hat nie ein Sohn ſeine Mutter geliebt, wie er.“

„Wiſſen Sie es auch?“ fragte Willibald gerührt.

„Sah ich ihn nicht, wenn er Briefe von ihr bekam!“ ſeufzte Marie, „ich habe nie ein glücklicheres und liebevolleres Geſicht geſehen!“

Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Sie lehnte ſich an die Wand, dann ſank ſie ſchluchzend und zitternd auf den Sitz neben Willibald nieder.

„Ich weiß, wie er Unglück und Elend zu tragen verſteht,“ fuhr ſie nach einiger Zeit, von häufigem Schluchzen unterbrochen, fort, „aber dieſen Schlag wird er nicht verwinden. Armer Heinrich! — liebes, gutes, edles Herz!“

„Sie haben ihn auch ſo lieb?“ fragte Willibald in der Naivetät ſeines Schmerzes.

Marie ſchwieg, aber die verdoppelte Gewalt, mit der ihre Thränen auf die Frage hervorbrachen, gaben ihm Antwort.

So ſaßen ſie lange da, bis Willibald, vor ſich hinſehend, murmelte: „Gerade jetzt, da ſein Stern aufging, da er ſo glücklich war, ihr eine gute Nachricht geben zu können!“

„Gerade jetzt!“ wiederholte Marie und ſchüttelte den Kopf mit bitterem Lächeln über die Grauſamkeit und den Spott des Geſchickes. Saß ſie nicht weinend auf derſelben Stelle, wo ſie vor wenigen Stunden den glücklichſten Moment ihres Lebens gefeiert und wo ſie ihn ſo heiter, ſo gut, ſo glücklich geſehen hatte?

Dann ſaßen ſie wieder ſchweigend, in Trauer und in ſchmerzliches Nachdenken verſenkt, Marie unter Schluchzen erbebend, Willibald vor dem Gedanken zagend, daß er die Schwelle vor ihm überſchreiten und die ſchrecklichen Worte ausſprechen ſollte. Aber es ſtockten Marie's Thränen, und Willibald fuhr mit einem Ausrufe des Schreckens auf, als mit Einem Male Heinrichs Stimme drinnen im Zimmer erſcholl und er mit dem Ausdrucke vollſter Lebensluſt

„Siehe, wie lächelt der Himmel“

anſtimmte.

„Dieſe glückliche Stimmung ſoll ich mit einer ſolchen Nachricht ſtören,“ ſeufzte Willibald, „ich, gerade ich! Welch ein Auftrag!“

„Können Sie nicht warten?“ fragte Marie.

„Die Schweſter drängt,“ antwortete Willibald, „vielleicht iſt ſeine Gegenwart nothwendig. Jedenfalls wird es für die armen Waiſen gut ſein, den Bruder bei ſich zu haben, und ich halte es für meine Pflicht, meinem Auftrage ſo bald als möglich nachzukommen.“

„So gehen Sie,“ ſagte Marie mit abgewendetem Geſichte; aber ſie fuhr zuſammen, als er ihrer Aufforderung folgte, die Thür leiſe öffnete und in Heinrich's Zimmer trat. Sie floh an das entgegengeſetzte Ende der Vorſtube, kehrte aber bald wieder zurück und lehnte ſich in der Nähe der Thür an die Wand — wie um zu horchen. Sie hörte nur Heinrich's Stimme, der ſich offenbar über des Freundes trauriges Geſicht luſtig machte. „Iſt dir dein Modell zu trocken geworden? Oder will ſich Livia Wieſer als tanzende Hore, als ‚glückliche Stunde‘ in deinem Hirn nicht recht modelliren?“ Bald darauf hörte ſie ihn wieder, wie er ausrief: „Aber ohne Scherz — du biſt ſehr traurig, Willibald —

es muß was Ernſtes ſein — ſprich — um Gotteswillen, ſprich!" Marie erbebte und floh wieder von der Thür fort, dann kehrte ſie abermals zurück, blaß, zitternd, indem ſie fortwährend „Armer Heinrich! Armer Heinrich!" vor ſich hinmurmelte. Eine Zeitlang wurde es ſtill da drinnen; plötzlich aber hörte ſie einen Schrei oder vielmehr ein Aechzen, das aus tiefſter Seele kam, und dann nur die Worte: „Meine Mutter! Meine arme Mutter! Willibald, Willibald, meine Mutter!"

Marie drückte die Hände über der Bruſt zuſammen; jeder Laut, der zu ihr drang, ſchnitt ihr durchs Herz; gebeugt ſtand ſie an dem Thürpfoſten und lauſchte ſtumm, ſelbſt keines Lautes und keiner Bewegung fähig; erſt als ſie da drinnen ein lautes Schluchzen hörte, ſtürzten auch ihr die Thränen aus den Augen und näherte ſie ſich der Thür, legte ſie das Ohr an das Schloß, wie um ſich keinen Schmerzenslaut entgehen zu laſſen, um den ganzen Kummer des geliebten Freundes in ſich aufzunehmen und ihre Thränen mit den ſeinigen zu vereinen.

Sie hörte nicht, daß es abermals und zu wiederholten Malen ſchellte. Jemand Anderer öffnete, und ein ſtattlicher alter Mann, dem eine ſchwarze Binde das eine Auge verdeckte, trat herein. Da er nur auf Einem Auge ſah, bemerkte er nicht ſogleich Marie, wurde aber durch eine Bewegung derſelben aufmerkſam gemacht und blieb vor ihr ſtehen.

„Marie!" rief er, indem ein Ausdruck des Erſtaunens und des tiefſten Unwillens über ſein edles Geſicht fuhr, „Marie, in welcher Stellung finde ich Sie da? Horchend an der Thür eines jungen Mannes!"

Aber wie ihm Marie ihr verſtörtes, weinendes Geſicht zuwendete, bat er ſie in ſeinem Gedanken ſchnell um Verzeihung für den unedlen Verdacht; er hob ſie auf und fragte erſchrocken: „Was iſt's? Was geht vor, liebe Marie? Verzeihen Sie!"

„Ach, General, lieber General!" rief Marie und klammerte ſich mit beiden Händen an ſeine Schultern, „gehen Sie hinein zu ihm, ſprechen Sie ihm Troſt zu; er iſt ſo unglücklich!"

„Wer? Volkmar? Was iſt geſchehen?“

„Seine Mutter iſt todt,“ ſagte Marie leiſe.

„Seine Mutter!“ rief der General erſchüttert, „das iſt ein großes Unglück und nicht allein für ihn und die Familie, ſondern für unſere ganze Gegend. Sie war der gute Genius des Landes auf zehn Meilen in der Runde. Es war eine herrliche Frau, eine unſäglich edle Frau.“

Der General ſchwieg und drückte Mariens Kopf an ſeine Bruſt. „Die Verſtorbene iſt Ihrer Thränen werth, Marie,“ ſagte er gerührt; „es werden noch Viele noch lange nach ihr weinen.“

Da hörten ſie Heinrich. „Gottlob, er weint,“ ſagte Marie.

„Es ſind männliche Thränen, die Heinrich weint,“ erwiderte der General.

„Gehen Sie hinein zu ihm,“ bat Marie, „Sie ſind ſein Landsmann und Nachbar, Sie haben ſie gekannt; Ihr Wort wird ihm wohlthun. Auch hat er Sie ſo lieb, lieber General.“

„Wie ich ihn,“ ſagte dieſer, indem er Marie zur Bank führte. Dann trat er an Heinrichs Thür. Aber der alte tapfere Soldat v. Wehrſtätt, der ſo oft Kanonenſchlünden ruhig entgegengeblickt hatte, ſtand einen Augenblick zögernd an der Schwelle, bis er ſich zuſammennahm und mit einem entſchloſſenen Schritte ins Zimmer trat.

Aber er trat nicht allein in das Zimmer. Unwillkürlich folgte ihm Marie. An der Seite des alten Mannes und Freundes hatte das junge Mädchen den Muth, ihrem Herzen zu gehorchen und zu dem geliebten Unglücklichen vorzudringen und, während der General ſeine beiden Hände faßte, ihn mit beiden Armen zu umſchlingen. Der verwaiſte Sohn befand ſich in Geſellſchaft dreier bewährter Herzen.

Fünftes Kapitel.

Es iſt erlaubt, es iſt hergebracht, ja der Gebrauch iſt ſogar Geſetz geworden, den Helden eines Romanes durch ganze Kapitel, durch Monate und Jahre um die verlorene Geliebte trauern, jammern zu laſſen, ihn ſogar nach Verluſt ſeiner Liebe ſo lebensüberdrüſſig und verzweifelt darzuſtellen, daß es nur natürlich ſcheint, aber auch nur ſcheint, wenn er ſich am Ende einen Dolch ins Herz ſtößt oder eine Kugel durch den Kopf jagt oder ſich in einen Abgrund ſtürzt. So weit geht dieſes Privilegium des Romanhelden, daß dem Leſer gar nicht die Frage einfällt, ob beſagter Jüngling, mit dem man ſich ſo lange beſchäftigt, nicht noch einen anderen Lebensberuf, als die Liebe, ob er nicht noch Pflichten gegen ſich ſelbſt, gegen Freunde, Familie und Geſellſchaft zu erfüllen hatte. Aber der Schriftſteller, der vom Tode der Mutter ſeines Helden erzählt, muß über dieſen Schmerz raſch hinwegeilen, ſonſt geräth er in Gefahr, ſeinen Helden als zu ſentimental, vielleicht als weibiſch oder als viel zu kindlich vom Leſer verdammt zu ſehen; der Leſer iſt ein Gewohnheitsthier.

Darum kurz. Nach drei Tagen war Heinrich ſo weit beruhigt, daß er Entſchlüſſe faſſen konnte, ja, daß er bereits in ſeinem Innern Entſcheidungen getroffen zu haben ſchien; denn ſeine Ruhe war derart, wie ſie einzutreten pflegt, wenn man nach Schwankungen und Stürmen einen genau gezeichneten Weg vor ſich ſieht und dieſen Weg zu betreten entſchloſſen iſt. Marie und Willibald waren bei ihm; ſie hatten ihn in dieſen ſchweren Tagen nur ſelten verlaſſen, meiſt nur, wenn er müde in einen kurzen Schlummer geſunken war. In dieſer kurzen Zeit, da alle Rückſichten, Schranken und Formen vor dem Schmerze auf der einen, vor dem Mitleide auf der anderen Seite gefallen waren, wurde er mit dem guten Mädchen inniger verbunden und vertrauter, als in der ganzen langen Zeit, die er mit ihr unter Einem Dache zugebracht hatte. Ihre herzliche Theilnahme, ihre

Sorgfalt, ihr zartes Benehmen, der feine weibliche Takt, der heilend wirkt, indem er auf den Kummer ganz eingeht und den Bekümmerten doch vom Gegenſtande ſeines Schmerzes abzulenken verſteht, ohne ſein Gefühl, das ſich an das Leiden klammert, zu verletzen oder ihm Zwang anzuthun — Alles das hatte Heinrich trotz ſeiner Befangenheit wohl bemerkt oder wenigſtens gefühlt; denn wie gewiſſe körperliche Krankheiten die Nerven für jede Bewegung, jeden Ton doppelt empfindlich machen, ſo ſchärft oft Seelenſchmerz alle phyſiſchen Organe, daß ſie für Das, was in den Gemüthern um ſie her vorgeht, doppelt empfänglich und voll unwillkürlichen Verſtändniſſes ſind. Auch der alte General v. Wehrſtätt, der Hausfreund des Hofſekretärs und Landsmann Heinrichs, kam oft, und das geſetzte, feſte, dabei doch weiche Weſen des alten vielerfahrenen Mannes, ſeine Männlichkeit ohne Härten, ſeine Theilnahme ohne Schwächen, ſein tapferes Herz, das doch die Berechtigung eines bis ans Unterliegen gränzenden Schmerzes anerkannte, trugen zur Beruhigung des tiefergriffenen jungen Mannes vielleicht noch mehr bei, als die Gegenwart der beiden befreundeten jungen Leute. Von einem alten Manne, der viel erlebt, viel Unglück und das Hinſterben vieler Generationen und Trennungen der liebevollſten Herzen geſehen, iſt Theilnahme doppelt wohlthuend, und wäre es auch nur der Erfahrung wegen, daß ſich die Gemüther im Laufe langer Jahre und Erlebniſſe nicht nothwendigerweiſe verhärten müſſen. Den Worten des Generals horchte Heinrich um ſo lieber, als er nicht direkt zu tröſten verſuchte, ſondern als Mann vom Leben und Wirken des Mannes ſprach und ſanft verſchweigend andeutete, wo männliche Jugend Troſt und Erſatz zu ſuchen habe. Aber wenn Willibald, ebenſo wohlmeinend, aber weniger erfahren, an die Worte des Generals anknüpfend, auf den großen und ſchönen Wirkungskreis hindeutete, der Heinrich bevorſtand, ſchüttelte dieſer den Kopf und lächelte über dieſe Zukunft, wie man über Vergangenheiten zu lächeln pflegt. Dieſe Pläne ſind beſtattet, ſagte er abwehrend, ohne ſich für den Augenblick näher erklären zu wollen.

Als Willibald am vierten Tage wieder kam, fand er Heinrich mit dem Ordnen ſeiner Papiere beſchäftigt. Der Kleiderſchrank war geöffnet; auf Tiſch und Stühlen lagen Wäſche und Kleidungsſtücke geſondert; abſeits in einem Winkel ein ganzer, warmer Winter-Reiſeanzug.

„Du willſt abreiſen?“ — fragte Willibald — „willſt nach Hauſe reiſen?“

Heinrich legte die Papiere hin, faßte Willibald an der Hand und führte ihn zum Sopha. „Setze dich,“ ſagte er, indem er ſich ſelbſt hinſetzte, „ich habe dir meinen Entſchluß mitzutheilen.“ Aber er ſchwieg wieder und ſtand nach einigem Nachdenken auf.

„Es iſt beſſer,“ ſagte er, „daß ich euch die Mittheilung zugleich mache, dir und Marie.“ Er trat ins Vorzimmer und kam bald mit Marie zurück, die er ebenfalls ans Sopha führte. Dann nahm er mit einer gewiſſen traurigen Feierlichkeit einen Stuhl und ſetzte ſich den Beiden gegenüber, die ihn geſpannt, Marie mit wirklicher Aufregung, anſahen.

„Ich habe,“ ſagte er mit zitternder Stimme, die aber mit jedem Worte feſter wurde, „ich habe einen Entſchluß gefaßt, den ich euch, meinen liebſten Freunden, mittheilen muß. Er ſchwebte mir vom erſten Augenblicke an, da ich die Todesnachricht erhielt, verworren vor der Seele; er iſt in dieſen Tagen von Stunde zu Stunde feſter geworden, und ſeit geſtern bin ich mit mir vollkommen einig und kann ich ihn aufs Beſtimmteſte in Worte faſſen. Ich habe heute Nacht gut geſchlafen, meine Gedanken am Morgen noch einmal gehörig geprüft und geſichtet; was mein Charakter zu ertragen vermag, was mein Herz von mir verlangt und meine Pflicht gebietet, unterſucht und bin ſo weit im Klaren mit mir, daß ich mit euch über die Sache als über ein Endergebniß ſprechen kann, ohne Furcht, wieder ſchwankend zu werden. Ich kann ſogar behaupten, daß meine jetzigen Pläne älter ſind als der Tod meiner Mutter. Denn eines Tages, als ich den Tod der Mutter eines Freundes erfuhr, führte mich die Phantaſie auf allerlei Möglichkeiten, und ich fragte mich, was ich in dieſem Falle thun würde.

Ich beantwortete mir dieſe Frage. Ich werde in der Wirklichkeit nicht anders handeln, als ich es in der Hypotheſe als gut, als Pflicht erkannt habe.“

„Was willſt du thun?“ fragte Willibald, und Marie blickte ihn mit geneigtem Kopfe an, als fürchtete ſie eine betrübende Antwort.

Heinrich antwortete: „Ich reiſe ab, und ich werde nicht wiederkommen. Ich breche mit meiner Vergangenheit und meiner Zukunft; ich gebe den ganzen Menſchen auf, der ich bisher geweſen und der ich von nun an zu werden wünſchte und hoffte. Ich werde gewiſſermaßen ein Weib, denn ich muß die heimgegangene Mutter erſetzen. Sie ließ daheim drei Kinder zurück, zwei Schweſtern und einen Bruder. Die Eine iſt kaum der Kindheit entwachſen, ihre Erziehung muß vollendet, und iſt Dieß geſchehen, muß ihre Zukunft auf eine Weiſe geſichert werden, die den Wünſchen meiner Mutter entſpricht, das iſt: ihr Charakter, ihre Neigungen, ihr Herz müſſen berückſichtigt werden, wenn ſie ſich einmal vermählen ſoll, und nicht nur der Eigennutz, der äußere Vortheil, kurz all Das, was man ſonſt und was gewiß auch mein Vater eine gute Partie nennt. Meine zweite Schweſter, ein Kind von vierzehn Jahren, iſt noch zu erziehen, und für den Bruder, einen Knaben von zehn Jahren, ſind all die Kämpfe durchzumachen, die meine Mutter durchgemacht hat, wenn er nicht ſchon in einem oder zwei Jahren in den Wäldern als Aufſeher von Holzbauern und Köhlern verwildern ſoll. Ich habe nun den Geſchwiſtern zurückzuerſtatten, was unſere Mutter für mich gethan hat, und die einzige Genugthuung oder vielmehr Befriedigung, die mir jetzt noch werden kann und darf, iſt die, die verlaſſenen Waiſen zu beſchützen und ſie auf dem Wege weiterzuführen, den ſie eine liebende Mutter geführt hätte, ſie vor Verwilderung zu behüten und ihnen eine würdige Bildung zu verſchaffen. Ueber der Vollendung dieſer Aufgabe werden Jahre dahingehen, und zwar die ſogenannten ſchönſten Jahre, in denen man für ſich ſelbſt eine Zukunft zu gründen pflegt. Dieß wird mir weder möglich noch Bedürfniß ſein, da ich von meinem Berufe vollkommen erfüllt ſein werde — alſo ſage ich der ehemals geträumten Zukunft und allen Wünſchen und Gefühlen, die mich bisher belebten, ein entſcheidendes und entſchiedenes Lebewohl. Manche werden es eines Mannes unwürdig finden, einen gleichſam ganz weiblichen Beruf zu ergreifen und ſozuſagen mit einem männlichen zu vertauſchen — aber ich ergreife die Pflicht, die mir am Nächſten liegt. Ich werde morgen einige Beſuche machen, unter Anderen auch dem Unterrichtsminiſter, um ihm für ſeine guten Abſichten mit mir zu danken — und übermorgen reiſe ich ab."

Heinrich ſchwieg. Marie und Willibald ſahen traurig vor ſich hin, bis endlich dieſer ſchüchtern begann: „Haſt du Alles bedacht? Biſt du von der Nothwendigkeit deines Schrittes überzeugt? Hat die Welt nicht auch Anſprüche und Rechte, die —"

„Ich weiß, was du ſagen willſt, lieber Willibald," fiel ihm Heinrich ins Wort. „Nur das größte Genie und das ſich bewußt iſt, es zu ſein, hat vielleicht das Recht, ſich zu ſagen, daß die Welt Rechte an ihn habe, vor denen alle anderen Rechte und Pflichten zurückſtehen müſſen. Ich bin kein Genie. Was ich der Welt leiſten könnte, kann ein Anderer und können hundert Andere viel beſſer leiſten. Was ich im Hauſe meines Vaters und bei meinen Geſchwiſtern zu thun habe, das kann nur ich thun, das kann mir Niemand abnehmen und würde ich mir auch nicht abnehmen laſſen. Unter ganzen Nationen gibt es nur ſehr wenige Menſchen, die außerhalb dieſes Geſetzes ſtehen: Erfülle zuerſt die Pflichten, die dir zunächſt, die in deinem privateſten Kreiſe liegen. Was wir thun müſſen, wird uns erſt recht klar, wenn wir uns vorſtellen, was wird, wenn wir es nicht thun. Gehe ich nicht nach Hauſe, dann wachſen meine Geſchwiſter in roher Umgebung roh auf; ihre beſte Mitgift fürs Leben, das Andenken einer vortrefflichen Mutter, wird mit den Reſten ihrer Lehren und ihres Beiſpieles verwiſcht; die Atmoſphäre gehobener Geſinnung, in der ſie bisher gelebt, wird einer gemeinen, kleinlichen weichen; den Schweſtern wird es kaum auffallen, wenn ſie einſt durch Heirath aus einer ſolchen Atmoſphäre in eine andere ähnliche übergehen; in dem Knaben, einem talentvollen, liebenswürdigen Knaben, werden bei frühen trivialen Beſchäftigungen alle Keime zu Grunde gehen, die zu einer edlen Männlichkeit ausgebildet werden können. Daß meine Anlagen zu einer gewiſſen Höhe ausgebildet wurden, danke ich meiner Mutter. Welches Vorrecht habe ich vor meinem Bruder voraus? Soll er verkümmern, weil ſie nicht mehr da iſt? oder iſt es nicht vielmehr meine dringendſte Pflicht, mit Bewußtſein Das für ihn zu thun, mit dem Bewußtſein, daß ich ihr verdanke, was ſie mit edlem Inſtinkte für mich gethan hat? Wie traurig würde es mit der Menſchheit ausſehen, wenn mit dem Stilleſtehen eines edlen und guten Herzens auch ſeine Wirkungen aufhörten. Ich fühle mich ſtolz und ſtark in dem Gedanken, wenigſtens einen Theil der Erbſchaft meiner Mutter anzutreten. Man findet es im Großen ſchön, wenn auf einen Vater wie Miltiades ein Sohn wie Cimon folgt, und im Kleinen, wenn ein Sohn die anſtändige bürgerliche Thätigkeit des Vaters fortſetzt; warum ſoll ein Sohn nicht auch die Mutter fortſetzen dürfen, wenn ſie es war, die im Hauſe das Gute wirkte?“

Heinrich wurde durch die Ankunft eines Bedienten unterbrochen, der ihm einen Brief übergab und ſich ſogleich wieder entfernte. Heinrich las und ſagte: „Es iſt ein Brief des Miniſters, der ſo viel bedeutet wie ein Anſtellungsdekret. Er iſt mir ſehr willkommen, denn er wird meinem Vater beweiſen, daß ich nicht als ein Hülfloſer heimkehre, genöthigt, mich vom väterlichen Tiſche nähren zu laſſen. Das wird ihm einiges Vertrauen in meine Brauchbarkeit und mir größere Freiheit geben.“

„Ueberlege es doch noch,“ ſagte Willibald, indem er ſelbſt den Brief betrachtete; „dieſes Papier enthält eine [illegible] Laufbahn.“

„Was Herr Volkmar thun will, iſt ſchöner!“ rief Marie.

Heinrich reichte ihr die Hand.

„Nicht wahr, Marie?“ ſagte er; „meine Mutter hat mich daran gewöhnt, ſolche Ausſprüche aus weiblichem Munde wie Orakel zu betrachten. Ich danke Ihnen.“

Sie faßte die dargebotene Rechte mit beiden Händen, drückte ſie heftig und eilte zur Thür hinaus. Zwei Tage nach dieſem Geſpräche trat Heinrich reiſefertig aus ſeiner Stube. Er war allein. Willibald war mit ſeinen kleinen Habſeligkeiten zum Eilwagen vorausgegangen. Er ſah ſich um, und da er Niemand im Vorzimmer erblickte, ging er an eine der Thüren, klopfte leiſe an und trat ein. Marie lag auf einem Sopha, das Geſicht in ein Kiſſen gedrückt.

„Marie,“ ſagte Heinrich, indem er ſich zu ihr herabbückte, „Marie, leben Sie wohl! Ich verlaſſe Sie mit größerem Schmerze, als alles Andere. Ich weiß, was ich an Ihnen verlaſſe und was ich Ihnen ſchulde. Ich weiß, was mir vergangenes Elend in ſchönſter Farbe der Wehmuth wird erſcheinen laſſen, wenn ich daran zurückdenken werde. Von Allem, was ich verlaſſe, würde ich Sie am Liebſten mitnehmen. Aber ich ſcheide von Ihnen für immer. Leben Sie wohl!“

So ſprechend, bückte er ſich tiefer, ſah ihr eine Sekunde lang in das offene, aber thränenvolle Auge; dann küßte er ſie auf die Schläfe und ging.

Marie erhob den Kopf, ließ ihn aber raſch wieder ſinken, als Heinrich die Thür hinter ſich ſchloß.

„Möge mich ein günſtiges Geſchick vor einer Begegnung mit ihr bewahren!“ dachte Heinrich, als er langſamen Schrittes die Treppe hinabſtieg, „auf daß ich in meinen Entſchlüſſen nicht wankend werde. Ich gehöre weder mir noch ihr.“

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Das Dorf Steinthal, Heinrich Volkmar's Geburtsort, liegt zum Theile im Thale, zum Theile auf einem Abhange, der ſich wellenartig dem Walde entgegenzieht. Der Thalſohle ſieht man es an, daß der Bach, der ſie durchſtrömt, ehemals, vielleicht durch Jahrhunderte, daſelbſt große Verheerungen angerichtet. Er muß oft ausgetreten ſein und das ganze Thal zu ſeinem Bette gemacht haben, denn von einem Abhange zum anderen war es beinahe ganz von ausgeſchwemmten Steinen bedeckt. Jetzt floß der Wildbach in einem genau begränzten Bette hin, rechts und links von ſtarken Stein- oder Raſendämmen eingefaßt, die ſo hoch waren, daß ſelbſt bei den Anſchwellungen des Frühlings und des Herbſtes nichts zu fürchten war. Auch ſah man ſchon auf den erſten Blick die wohlthätigen Folgen dieſer Eindämmung. Hie und da hatte ſich über dem ausgeſchwemmten Geſtein Dammerde geſammelt und ſproßte im Frühling ein dünnes Grün, welches das Geſtein mit der Zeit wohlthätig zu verdecken verſprach; ja an manchen Stellen war dieſes bereits gänzlich von fruchtbarer Erde bedeckt, die, von den Höhen herabgetrieben, nicht mehr in den Bach geſchwemmt, ſondern vom Damme aufgehalten wurde. Da die Ebene geſichert war, baute man auch auf ihr neue Häuſer, und die Kohlgärten in ihrer Nähe verſprachen, mit der Zeit die ganze alte Verwüſtung zu verhüllen und bisher Unwirthbares zu befruchten. Ueberhaupt verſprach der ganze Anblick der Gegend mit den aufſteigenden Rauchſäulen hinter den Vorhängen des Waldes, mit den Kohlenſchiffen auf dem eingedämmten Fluſſe und mit den mannigfachen neuen Bauten und Anlagen eine moderne Zukunft, ſowie die vielen Schlöſſer und Schlößchen, die ſich, wenn man dem Thale nach- und entgegenblickte, auf kleinen Anhöhen oder an dunkle Wälder gelehnt mit ihren Thürmen und Thürmchen erhoben, von einer feudalen Vergangenheit erzählten. Auch vor dem Dorf Steinthal ſtand ein ziemlich maſſiges, vierflügeliges Schloß mit Thürmen an allen vier Ecken, aber nicht auf der Höhe, ſondern auf einer Art von Inſel, die vom Fluſſe und von einem Mühlbache gebildet wurde. Trotz dieſer natürlichen Befeſtigung war es noch auf allen vier Seiten von einem Graben umgeben, der vom Fluſſe aus leicht mit Waſſer zu füllen war, was aber ſeit lange nicht geſchehen zu ſein ſchien, denn im Sommer machte dieſer Graben mit ſeinen Sandwegen und Blumenbeeten einen Theil des Ziergartens aus, der unmittelbar das Schloß umgab und es von dem alten buſchigen Parke trennte, der es in einem weiteren Kreiſe, über die Inſel hinausgehend, umzog. Auf der einen Seite verlor er ſich im Walde, auf der anderen Sejte an die anſtoßenden Fruchtgärten des Dorfes. Park und Schloß lagen von jeher, etwas über die Thalſohle erhöht, vor den Ueberſchwemmungen ſicher und bildeten, wenn dieſe eintraten, eine Inſel, nach angerichteter Verheerung eine Oaſe in der Wüſte. Die vier Thürme trugen auf ihren Spitzen, anſtatt der Wetterfahnen, alte meſſingene nunmehr verroſtete Fürſtenkronen, welche auch in Stein gehauen über den vier großen Eingängen des Schloſſes unmittelbar über einem Wappen und mittelbar über dem Thor prangten. Es gehörte ehemals dem Fürſten Rittberg; ſeit dieſer zu Grunde gegangen, war es Eigenthum des Mannes, dem die ganze Gegend jenes Zukunft verſprechende Ausſehen verdankte, und der es um einen Spottpreis an ſich gebracht hatte, dem Herrn Wolff Volkmar, den man den Waldesherrn nannte und deſſen Familie in der Gegend „die Herrſchaft“ hieß, da man einmal gewohnt war, die Bewohner des Schloſſes ſo zu nennen. Man nannte dort Jeden, der ein Schloß bewohnte, wenigſtens Baron. Es wäre auch Herrn Wolff Volkmar leicht geweſen, ſich dieſen Titel oder wenigſtens ein „Von“ von Staats- und Rechtswegen zu verſchaffen, wenn er auf Dergleichen etwas gehalten hätte; es wäre ihm das um ſo leichter geweſen, als er große Reichthümer erworben und dem Staate, wie man ſich auszudrücken pflegt, große Dienſte geleiſtet hatte. Dieſes that er, indem er alle die ungeheuren Waldungen an ſich brachte, welche der Staat in dieſer Gegend beſaß, und die letzterem nicht nur keinen Nutzen, ſondern nur Ausgaben brachten. Das Holz verfaulte an Ort und Stelle, da keine Wege da waren, auf denen man es in den Verkehr hätte bringen können, und doch mußten zahlreiche Forſtbeamte, die ſie beaufſichtigten, beſoldet werden. Herr Volkmar bezahlte dem Staate eine ſchöne Summe, nur machte er die Bedingung, daß der wilde Bach, der aus den Wäldern einem Hauptfluſſe des Landes zutobte, dort und da eingedämmt und regulirt werde. Der Staat, in der Freude, einen läſtigen Beſitz los zu ſein und eine klingende Summe in die Kaſſe zu ſtreifen, ging auf die Bedingung ein. Mit der Zeit zeigte es ſich, daß dieſe Eindämmung und Regulirung größere Koſten verurſachte, als der Kaufpreis einbrachte; da aber dieſe Arbeiten mehrere Jahre dauerten und der Staat ihre Koſten nur nach und nach beſtritt, merkte er es weniger, und Herr Volkmar blieb immer der Mann, der dem Staate eine große Summe ausgezahlt, mit dem Staate ein bedeutendes Geſchäft gemacht hatte, und erfreute ſich fortdauernd des Anſehens, das ein ſolcher Umſtand und die mit dieſem Umſtande verknüpfte Bekanntſchaft der höchſten Beamten zuwege bringt. Einmal der Wildbach regulirt, hatte Herr Volkmar den billigſten und beſten Weg, auf dem er das Holz und die Kohlen ſeines Waldes in die Hauptſtadt und überhaupt in die Welt brachte. Den ganzen Sommer hindurch gingen unendliche Flöße Bauholzes den Fluß hinab; im Herbſte folgte ihnen das Brennholz in Millionen Scheitern, und beinahe das ganze Jahr hindurch ſchwammen die ſchwarzen Kohlenbarken hinab in die Hauptſtadt und in die Induſtrie-Gegenden im Flußgebiete des Hauptſtromes.

So ging es nun ſchon ſeit mehr als fünfundzwanzig Jahren, und Herr Wolff Volkmar, ſchon wohlhabend von Anbeginn, wurde einer der reichſten Männer der ganzen Provinz. Dieſer ſeiner Unternehmung, die mit einer Ueberliſtung des Staates begonnen hatte, dankte die ganze Umgegend das neue Leben, das ſich in ihr regte, und dankten Hunderte, vielleicht Tauſende ihre Nahrung. So wurde der Mann, den wir nicht von ſeiner vortheilhaften Seite kennen lernten, und welcher der Tyrann ſeiner Familie war, in gewiſſem Sinne der Wohlthäter einer ganzen Bevölkerung und erfreute ſich, während er in ſeinem Hauſe gefürchtet und geſcheut wurde, wenn auch nicht der Sympathie, doch bis zu einem gewiſſen Grade der Achtung und eines hohen Anſehens in der Provinz

Heinrich wanderte bereits nach dreitägiger Reiſe durch die Beſitzungen ſeines Vaters. Den Wagen, der ihn von der Heerſtraße in das heimatliche Thal brachte, ließ er der ſchlechten Wege halber um den Berg fahren, während er ſelbſt auf bekannten Pfaden den kürzeren Weg durch den Wald einſchlug. Sonſt, wenn er heimkehrte, was freilich meiſt in den Sommerferien geſchah, ſagte ihm dieſes Rauſchen in den Föhren- und Fichtenbäumen, daß er ſchon zu Hauſe ſei, und überkam ihn ein eigenthümliches wohliges Gefühl, das für ihn nur mit dieſer Gegend verbunden war. Heute, in der winterlichen Erſtarrung, war der Wald ſtumm; die Bäume waren von Schnee bedeckt, und der mühſame Schritt über verwehte Pfade ließ ihn kaum zu irgend einem Gedanken kommen. Mit dem erſten Schritte aus den ſtummen Waldeshalden bekam er das Schloß ſeines Vaters zu Geſichte. Wie ſonſt hielt er inne, um es zu betrachten; aber ſonſt pflegte in ſolchen Momenten Beſorgniß in ihm aufzuſteigen, wie er es darin finden werde, ob Alles wohl ſei, ob ihn nicht etwas

Trauriges erwarte. Heute tauchte keine ſolche Beſorgniß in ihm auf; es war öde in ihm, ſo öde, als er ſich das Innere des weitläufigen Gebäudes vorſtellte. Das Schlimmſte, was dort hatte vorfallen können, war ja geſchehen. Er betrachtete es mit glaſigem Auge, mit erſchöpftem Kummer. Da wendete ſich ſein Blick unwillkürlich nach der Seite, einem Abhange am Rande des Waldes zu, und ein tiefer Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt. Dort lag der Kirchhof, und ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, ſchlug er über verſchneite Wieſen und Felder die Richtung nach der ſtillen Stätte ein. Das Thor war geſchloſſen; er ſchwang ſich über die niedere Mauer.

Wo war das friſche Grab, das er ſuchte? Alle Gräber waren von demſelben gleichmäßigen Leichentuche des Schnees bedeckt. Doch fand ſein Blick nach kurzem Spähen ein einfaches neues Kreuz, das den Namen Sophie Volkmar trug. Langſamen Schrittes näherte er ſich dem Grabe, bückte ſich und ſtrich den Schnee ab, um die Schollen zu ſehen. Wenige Thränen fielen auf das Grab; aber er konnte es nicht übers Herz bringen, die Erde, die an ſeinen Händen hängen geblieben war, abzuwiſchen, und ſo die Hände vor ſich hinhaltend, ging er an die Kirchhofmauer zurück. Wie er von da wieder rückwärts blickte, ſchien ihm das Grab ſo unendlich öde und verlaſſen; es ſchien ihm, als hätte er hier noch eine Pflicht zu erfüllen. Das Bedürfniß, geliebte Gräber zu ſchmücken, erwachte in ihm; er ſah dieſes im Geiſte mit allen Frühlingsblumen geſchmückt, und aus dem Blumenflor erhob ſich in unbeſtimmten Umriſſen eine Geſtalt voll Schönheit und milder Trauer wie eine Antike. Willibald fiel ihm ein, und der Entſchluß ſtand feſt in ihm, der Mutter ein würdiges Monument zu errichten, und der Freund, dem er ſo oft von ihr erzählte, ſollte der Schöpfer dieſes Denkmales ſein, nicht irgend ein anderer Künſtler, der ohne Theilnahme, ohne Wärme ans Werk ginge, dem man erſt die Tugenden der Verſtorbenen erklären mußte. Der Gedanke gab ihm eine gewiſſe Zufriedenheit, und er ſetzte ſeine Wanderung, dem Dorfe entgegen, fort.

Er mußte ſich doch länger, als er ſelber wußte, auf dem Kirchhofe aufgehalten haben, denn als er im Thale ankam, lag es ſchon in nächtliche Finſterniß gehüllt. Er ging über die Brücke durch die lange Vorhalle und trat in den großen Saal; er war leer. Ebenſo das zweite, das dritte, das vierte Zimmer; die ganze eine Seite des Schloſſes, die ſonſt von der Familie bewohnt war. Er trat in die Vorhalle zurück und von da in den großen Saal, in welchem ehemals Fürſt Rittberg ſeine Jagdgenoſſen zu verſammeln pflegte und der jetzt als Geſindeſtube diente. Es war ein weiter gewölbter Raum, den noch aus alter Zeit Hirſchgeweihe ſchmückten und den das in einem großen Kamine lodernde Feuer nicht zu einem Drittheile beleuchtete, obwohl dort ganze Stämme im Feuer lagen. Um das Feuer im Halbkreiſe, unter dem Mantel des Kamins, der wie eine Hütte in dem Saale ausſah, ſaßen männliche und weibliche Diener des Hauſes und außerdem Kohlenbrenner und Waldheger, welche den Winter im Hauſe des Herrn zuzubringen pflegten, bis ſie ihr Amt im Frühjahre wieder in den Wald rief. Die Einen ſpannen, die Anderen rupften Federn, die Dritten ſchnitten mit groben Meſſern allerlei Figuren in Holz, die Vierten ſaßen müßig da und blickten in die Flammen. In der Mitte dieſer Geſellſchaft ſaß Agnes, die kleinere Schweſter Heinrichs.

„Haſt du dich ſchon hieher verirrt, armes Kind!“ dachte Heinrich, der am Eingange in dem Saale ungeſehen im Dunkeln ſtehen blieb, und er erinnerte ſich, wie es ehemals war, wie die Kinder ſonſt drüben neben der Mutter ſaßen, in ſicherer Hut, leſend, arbeitend, gemüthlich plaudernd.

„Nun, kleines Fräulein,“ ſagte der alte Köhler Melcher, „jetzt habe ich erzählt — jetzt ſingen Sie wieder.“

„Was ſoll ich ſingen?“ fragte Agnes, „vom Rosmarin auf der Prager Brücke? oder von der böſen Schweſter, die ihrem Bruder eine Schlange zu eſſen gibt und einen Stein ſtatt des Kopfkiſſens?“

„Nichts da,“ rief Melcher, „keines von den alten Liedern, ſo ein neues, das Sie ſelbſt gemacht haben.“

„Ja, ja, Fräulein Agnes, ſo ein Lied von Ihnen!“ riefen die Anderen.

„Ach Gott!“ ſeufzte das Kind, „ſeit die Mutter todt iſt, habe ich kein Lied mehr gemacht.“

„Das iſt nicht recht,“ ſagte der alte Köhler, „ſo ein Lied erleichtert das Herz, das weiß ich. Ich habe im Walde manches gemacht, das noch heute die Köhlerbuben ſingen, und ſo oft ich eins fertig hatte, war mir wohler. Sie müſſen ja nicht immer luſtig ſein; ein trauriges macht Einem das Herz oft leichter, als ein luſtiges. Weiß Gott,“ fuhr der Köhler fort, „vor drei Tagen hat mich Ihr Papa in den Wald geſchickt, bis an die Steinhütte — das iſt weit genug. Was höre ich da aus dem Hauſe herausklingen? Ihr Lied, Fräulein Agnes, das Sie letzten Herbſt gemacht haben; wiſſen Sie, das Lied auf die ſchöne Lidka, die ſich in den Teich geworfen. Und wie ich nach Hauſe gehe, hörte ich das Lied wieder im Wirthshauſe ſingen.“

Heinrich hörte mit Staunen, daß ſeine kleine Schweſter eine Volksdichterin war; er kannte wohl ſeine Gegend und wußte, daß da noch Lied auf Lied entſtand, ohne daß man in den meiſten Fällen den Verfaſſer kannte — deſto mehr überraſchte es ihn und mußte er lächeln, einen der geheimnißvollen Dichter, über deren Exiſtenz er ſich oft in ſeiner Kindheit allerlei Gedanken gemacht hatte, in ſeiner kleinen Schweſter zu entdecken. Er ſetzte ſich auf die Bank an der Thür, um zu lauſchen.

„Alſo,“ fuhr der Köhler fort, „ſingen Sie wieder ſo ein Lied.“

„Ich habe keines.“

„So machen Sie eins.“

„Jetzt, gleich?“

„Ja wohl, jetzt gleich!“ rief es im Chore.

Agnes ſah um ſich, blickte eine Zeitlang zum Fenſter hinaus auf die ſchneebedeckte Landſchaft und ſagte: „Ich fange mit dem Schnee an, weiß aber noch nicht, was dann kommen wird.“

„Nur zu, nur zu!“ ermunterte der Köhler. „Man muß nur anfangen.“

„Nun gut, ich fange an,“ ſagte Agnes.

Und ſie begann mit heller, aber zarter Stimme nach einer bekannten Melodie und ſang, manchmal ſtockend und ſich verbeſſernd, ein Lied, das nach allen Verbeſſerungen ſo lautete:

Auch unterm Schnee, auch unterm Schnee
Erwachſen die Blümlein wieder;
Mein Herz thut weh, mein Herz thut weh,
Doch ſing' ich luſtige Lieder.

Ein Falke ſchwebt in den Lüften frei,
Er iſt bis zum Himmel geſtiegen;
Er trägt in ſeinem Herzen ein Blei
Und wird nicht lang mehr fliegen.

Ein Fräulein ſitzt in dem Schloſſe drin,
Das iſt nicht luſtig, nicht traurig.
Ich glaub', daß ich ſelber das Fräulein bin;
Im Schornſtein ſingt es ſo ſchaurig.

„Sehr ſchön, ſehr ſchön!“ rief die Geſellſchaft unter dem Kamin.

„Aber wie kommen Sie nur auf all die Dinge, Fräulein Agnes?“ fragte eine alte Magd, die im Spinnen innehielt.

„Siehſt du, Katharina,“ erwiderte Agnes, „das iſt ſehr leicht. Erſt ſah ich zum Fenſter hinaus, da ſah ich den Schnee und fing damit gleich das Lied an — dann im Singen ſah ich da oben den ausgeſtopften Falken auf dem Kamin, und da habe ich ihn gleich in das Lied gebracht — und dann fiel mir ein, mich ſelbſt in das Lied zu bringen, und ich ſang von dem Fräulein im Schloſſe; es kann aber auch Hedwig ſein. Und im Schornſtein brummt es immer noch ſchaurig — hörſt du? So kam das ganze Lied zuſammen. So macht man's.“

Agnes hätte über ihre Art zu dichten vielleicht noch ausführlichere Erklärung gegeben, wenn ſie nicht in dieſem Augenblicke von zwei Armen erfaßt und von ihrem Sitze empor in die Luft gehoben und mit Küſſen bedeckt worden wäre.

„Heinrich! Bruder Heinrich!“ rief ſie jubelnd, indem ſie ſeinen Hals umſchlang, „da biſt du endlich!“

„Wo ſind die Anderen?“ fragte Heinrich.

„Komm, komm raſch zu Hedwig. Wir wohnen jetzt in den kleinen Stuben im Hinterhauſe; komm! Sie ſitzt dort mit Alfred und gibt ihm eine Lektion in Geographie.“

Sie führte ihn durch einen ſpärlich erleuchteten Gang, bald in ihrer Freude vorauseilend, bald wieder zu ihm zurückkehrend, um ſeine Hand zu faſſen, wie ein lieblicher Genius, der, einem Flämmchen gleich, einen romantiſchen Helden zu einem Schatze führt.

Nach einigen Minuten war Heinrich von ſechs Armen umſchlungen. Die Geſchwiſter drängten ſich an ihn, im vollen Bewußtſein, daß ſie in ihm Schutz und Schirm fänden und daß ſie nicht mehr ganz verlaſſene Waiſen waren. „Wie recht habe ich gethan,“ dachte Heinrich, „und ich will aushalten, ſo lange dieſe Verlaſſenen meiner bedürfen.“

Der Vater war abweſend und ſollte erſt morgen heimkehren.

Zweites Kapitel.

Heinrich war damit beſchäftigt, ſich in einem Zimmer, der „kleinen Stube,“ die man im Gegenſatze zu den großen Sälen des vorderen Gebäudes ſo nannte, und in nächſter Nähe der Geſchwiſter einzurichten. Dieſe hatten ſich nach dem Tode der Mutter dahin zurückgezogen, während der Vater im Hauptgebäude blieb. Die Familie verſammelte ſich nur bei den Mahlzeiten, wenn es der Vater nicht vorzog, ſein Nachteſſen allein auf ſeinem Zimmer einzunehmen. Hedwig ordnete ihres Bruders Kleider und Wäſche in einen Wandſchrank, während Agnes und Alfred eine Papier- und Bücherkiſte auspackten und den Inhalt dem Bruder zutrugen, der vor einem alten Bücherſchranke ſtand. Der Vater, der in der Nacht zurückgekehrt war, ſaß in einem Lehnſtuhle und ſah ſchweigend zu.

„Welch ein großer Brief!“ rief Alfred, „ſeh nur, Hexe! den großen Brief und das große Siegel.“

Agnes, die im Hauſe mehr auf dieſen Titel als auf ihren Taufnamen zu hören gewöhnt war, ſtimmte mit ein in die Bewunderung ihres Bruders und rief, indem ſie ihm den Brief aus der Hand nahm: „Ein Brief mit dem kaiſerlichen Adler! Der iſt gewiß vom Kaiſer. Nicht wahr, Heinrich, den Brief hat dir der Kaiſer geſchrieben?“

„Nein, Hexchen,“ lächelte Heinrich, „nicht der Kaiſer, aber ein Miniſter.“

„Der Miniſter?“ fragte der Vater erſtaunt, indem er ſich neugierig vorbückte. „Haſt du einen Brief vom Miniſter? Was kann dir der Miniſter ſchreiben? Darf man den Brief leſen?“

„Gewiß, mein Vater. Hexchen, gib das Schreiben dem Papa.“

Die Hexe that es und blieb neugierig neben ihrem Vater ſtehen; auch Alfred folgte ihr, und Hedwig verließ den Schrank, um ſich zu der neugierigen Gruppe zu geſellen.

Der Vater entfaltete das Schreiben mit großer Ehrerbietung und las. Die Kinder ſahen ihm ins Geſicht, als wollten ſie den Inhalt aus ſeinen Zügen erkennen. Er ſchwieg, ließ die Hand ſammt dem Briefe aufs Knie fallen und ſah nachdenklich vor ſich hin. Nur in Zwiſchenräumen warf er einen flüchtigen Blick auf Heinrich, der ſich in ſeiner Beſchäftigung nicht ſtören ließ. Endlich fragte er, und die Geſichter der Kinder wendeten ſich Heinrich zu: „Der Miniſter des Unterrichts ladet dich hier zu einer weiteren Beſprechung ein; was wollte er mit dir beſprechen?“

„Eine Sendung, die er mir auftragen, und eine Stelle, die er mir geben wollte.“

„Eine Sendung?“ fragte der Vater wieder. „Wohin?“

„Nach Deutſchland, Belgien, Frankreich und Italien.“

„Und um was für eine Stelle handelte es ſich?“

„Ich ſollte Sekretär im Miniſterium werden.“

„Sekretär!“ rief der Vater erſtaunt, fügte aber ſogleich ſpöttiſch lächelnd hinzu: „wohl verſtanden, nachdem du zehn oder fünfzehn Jahre als unbeſoldeter, überzähliger Praktikant gedient haſt!"

„Nein," erwiderte Heinrich, „ſogleich nach meiner Rückkehr."

„Nicht möglich!" rief der Vater, „das iſt ja ganz außer aller Ordnung. Welcher Protektion verdankſt du eine ſolche Ausnahme!"

„Einem Memoire, das ich dem Miniſterium überreichte."

„Siehſt du, Papa," rief die Hexe, „ich habe es immer geſagt, Heinrich wird, was er nur werden will, ein großer Gelehrter, ein berühmter Mann, ein großer Herr, Gott weiß was. Die Mama — ach Gott, wenn die Mama nur das —"

Des Kindes Stimme ſtockte; Herr Volkmar ſchüttelte verwundert den Kopf, legte den Brief auf den Tiſch und ging kopfſchüttelnd aus der Stube. Aber in der Thür blieb er ſtehen und wendete ſich wieder um: „Wann trittſt du deine Reiſe an, Heinrich?" fragte er wieder.

„Ich habe das Alles aufgegeben," antwortete dieſer, „ich reiſe nicht, ich bleibe hier bei den Kindern."

Herr Volkmar ſah ihn mit einem langen prüfenden Blick an, dann ſchüttelte er wieder den Kopf und ging langſam aus der Thür.

Die Kinder eilten auf Heinrich zu. Hedwig umarmte ihn, und die Hexe rief: „Du guter Heinrich, ich verſtehe dich; du willſt uns nicht verlaſſen, du willſt uns die Mutter erſetzen, du willſt für uns ſorgen, und darum machſt du dir gar nichts aus den Reiſen, und möchteſt doch ſo gerne nach Paris und nach Italien. Und da machſt du dir gar nichts daraus, Miniſter zu werden. Schau, wie ſie dich gekannt hat, die gute Mama! ‚Heinrich wird euch nicht verlaſſen,' ſagte ſie eine Stunde vor ihrem Tode. Ach Gott, wenn ſie es nur weiß, wie gut du biſt! Aber ſie weiß es, ſie wußte es ja immer."

Hedwigs ſchweigende Umarmung drückte dieſelben Gefühle aus, denen die Hexe Worte gab; nur Alfred erhob Widerſpruch und konnte ſich nicht darüber beruhigen, daß ſein Bruder nicht nach Italien gehen und nicht Miniſter werden ſollte.

Nach wenigen Tagen war Alles ſo weit eingerichtet und eine ſolche Regelmäßigkeit in dem neuen Haushalte eingeführt, daß es den Anſchein hatte, als ob dieſe Lebensweiſe hier ſeit Jahren herrſchend geweſen. Die Geſchwiſter, an die milde und beſonnene Zucht der Mutter gewöhnt, fügten ſich gerne dem Bruder, der ſich theils abſichtlich, theils unwillkürlich in ſeiner Handlungsweiſe die Verſtorbene zum Muſter nahm. Dem Leſen, dem Spaziergang, dem gemüthlichen Plaudern wurden feſte Stunden beſtimmt; die weiblichen Arbeiten wurden unter der männlichen Aufſicht nicht vernachläſſigt. Die beiden Dämmerſtunden wurden zu kleinen Feſten der Phantaſie und des Gemüthes. Heinrich benützte ſie, um die Kinder in die Wunder der Mythenwelten verſchiedener Nationen, beſonders der Griechen, einzuweihen. Die Hexe kannte bald alle homeriſchen Helden und alle Sagenkreiſe der helleniſchen Anfänge. Ihr lebhafter Geiſt faßte Alles mit Enthuſiasmus auf und brachte manchen homeriſchen Stoff in germaniſche Verſe und Reime, während Alfreds poſitiver Verſtand den hiſtoriſchen Kern der Dinge zu erfaſſen ſuchte, indem er den mythiſchen Helden auf der Landkarte folgte. Jaſon, Odyſſeus waren ihm nur Entdeckungsreiſende, Kadmos, Perſeus, Theſeus, Herakles, Dädalus nur Städtegründer, Geſetzgeber, Civiliſatoren und Erfinder. Die ſiebzehnjährige Schweſter Hedwig hatte ſchon das Bewußtſein der Bildung und hörte demgemäß zu und war dem Bruder mit Bewußtſein dankbar. Sie freute ſich dieſer geiſtigen Beſchäftigung als eines Mittels, das ſie ihrer Einſamkeit und Oede entriß. In dieſem Sinne ſchloß ſie ſich auch dem Bruder aufs Innigſte an. Wer das ſchweigſame, ſcheinbar ſo ruhige Mädchen beobachtet hätte, wie ſie Heinrich mit aller weiblichen Sorgfalt umgab, wie ſie ſchweigend manchmal den Arm um ſeinen Nacken ſchlang, hätte das Bedürfniß nach einem innigſten Anſchließen, dem vielleicht brüderliche Liebe nicht ganz genügte, bald errathen. Sie ſaß oft träumend da, wäre aber bei aller Aufrichtigkeit nicht fähig geweſen, den Inhalt ihrer Träumereien genau anzugeben. Bei der unbedeutendſten familiären

Veranlaſſung und manchmal ohne alle Urſache lachte ſie laut auf; es war jenes Lachen, das bei jungen Mädchen oft ſo albern erſcheint und doch ſo gefährlich iſt. Dann war ſie durch Tage wieder nichts als die ſorgſamſte Haushälterin, ſo daß ſie die Einen für eine Träumerin, die Anderen für ein hausbackenes Frauenzimmer halten konnten. Sie war in ihrer Entwicklung höchſt wahrſcheinlich auf einem Scheidewege angekommen, und das kleinſte Ereigniß konnte entſcheidend werden.

Heinrich ahnte bald, daß er hier ein Räthſel vor ſich hatte, daß hier das weibliche divinatoriſche Auge einer Mutter beſonders Noth thäte und daß der gute Wille hier nicht ausreichte. Aber ihre Hingebung beruhigte ihn, denn er hoffte, daß ihm Hedwig anvertrauen werde, was er nicht errathen konnte. Die anderen zwei Kinder machten ihm keine Sorgen. Die Seele der Hexe war durchſichtig wie ein Thautropfen, der in der Morgenſonne glänzt; auch taufte er ſie um und nannte ſie anſtatt Hexe Aglaja, nach der Göttin des Glanzes, des ſchimmernden Thaues. Der Name wurde allgemein adoptirt und bald in Agle umgewandelt. Alfred unterwarf ſich ihm ganz, wie ein williger Schüler einem geliebten Hofmeiſter. Heinrich entdeckte in ihm einen worthaltenden, pflichttreuen Menſchen der Zukunft und ging mit ihm einen ſicheren Weg.

Die wenigen Stunden, die Heinrich bei der Beſchäftigung mit den Kindern übrig blieben, verbrachte er zwei oder drei Mal in der Woche auf dem Schloſſe Halden, das nur vom Kaſtellan bewohnt war, aber eine reiche und alte Bibliothek beſaß. Es war ein lieblicher kleiner Landſitz, etwas über eine halbe Stunde vom Schloſſe des Herrn Volkmar entfernt, und lag am Eingange eines Waldes, der zum Theile in einen engliſchen Park verwandelt war, während ſich vor dem Hauptgebäude den ganzen Abhang hinab bis ins Thal und bis an den Bach ein ſchöner franzöſiſcher Garten mit Blumen, Geſträuchen und Lauben erſtreckte, welche, durch den Wald und die Höhe gegen den Nordwind geſchützt, im Frühling und Sommer einen reichen Flor entfalteten. Trotz ſeiner Lieblichkeit und trotz ſeiner ſchönen Ausſicht lag dieſer

Landſitz verlaſſen da. Der Beſitzer, ein Hofmann, verbrachte ſeine Zeit und verſchwendete ſein Geld in der Reſidenz und auf kleinen Miſſionen, die man ihm anvertraute, wenn es galt, in der Fremde mit Glanz aufzutreten. Die große Bibliothek rührte aus dem vorigen Jahrhundert und von einem ſeiner Ahnen, dem Erbauer des Schloſſes, her. Heinrich hatte ſich ſchon vor Jahren und auf leichte Weiſe die Erlaubniß ausgewirkt, während ſeines Aufenthaltes in der Heimat den Bücherſchatz benützen zu dürfen. Dahin wanderte er nun, manchmal allein mit ſeinen Gedanken, manchmal an der Seite des kleinen Bruders, und er war ein gerne geſehener Gaſt, denn er hatte in früheren Zeiten der Frau des Kaſtellans manchmal mit einem kleinen Geſchenke gedacht. Dafür empfing ihn jetzt ein gut geheiztes Bibliothekszimmer, und er ſaß bequem da und konnte in dem ſchöneren Theile der Welt, die er verlaſſen und die ihm darum deſto lieber geworden, mit Behagen weiter leben.

So vergingen die Wochen; und das neue Leben, wie ſich der Wirkungskreis immer deutlicher zeichnete und genauer abſchloß und begränzte, wurde eine Gewohnheit des Herzens. Herr Vollmar ließ den Sohn gewähren und griff weniger ſtörend ein, als dieſer erwartete, mit Unrecht erwartete; denn niemals hatte er ſeine Vorwürfe und Einwendungen an dieſen, ſondern an die Mutter gerichtet. Es war immer, als hätte er eine inſtinktive Scheu vor dem Weſen des Sohnes, und als ſchämte er ſich, ſeine Verachtung der Bildung und Gelehrſamkeit vor dieſem zu offenbaren. Es ſchien außerdem, daß er ſeit dem Tode der Mutter weicher und nachdenklicher geworden und daß er ſeitdem an der Verlorenen, wie an der Welt, Manches ſchätzen lernte, was er früher gering geſchätzt. Er ſprach nie von der Todten; ja ſelbſt wenn er beredt war, wurde er plötzlich ſchweigſam, ſobald ein Fremder oder eines der Kinder der verſtorbenen Mutter erwähnte. Was in ihm verging, verrieth er nur ſelten und bei beſonderen Gelegenheiten.

Die Hexe oder Agle träumte viel und liebte es, ihre Träume zu erzählen, was ſie auf eine Weiſe that, als ob ſie von ausgemachten Wirklichkeiten und Thatſachen ſpräche. Eines Abends, da der Vater in die Stube der Kinder trat und ſich, wie immer, ſchweigend in einen Winkel ſetzte, ſchlug ſie ſich, als ob ihr eine plötzliche Erinnerung durch den Kopf führe, vor die Stirne und rief: „Heute Nacht habe ich wieder die Mama beſucht. Als ich bei ihr ankam, ſchrieb ſie eben einen Brief an Heinrich und ſagte, ich ſolle ſtill ſein, bis ſie zu Ende geſchrieben. Ich ſetzte mich hin und ſah in ihr ſchönes, blaſſes Geſicht und war ganz froh. Da wurde es plötzlich ganz dunkel, und ſie ſagte: ‚Herzchen, zünd' 'mal die Sterne an, es iſt Abend.' Da ging ich hin und zündete einen Stern nach dem andern an; plötzlich aber kam ich an ein großes Loch und fiel vom Himmel. Ich ſchrie, aber da war ſchon die Mama, die mich in ihren Armen auffing. Sie trug das weiße Kleid, in dem wir ſie begraben haben, und im Haare hatte ſie Roſen und Veilchen. Das Kleid flog breit auseinander wie Flügel, und wir ſchwebten leiſe, leiſe herab zur Erde. Ach, ich lag ſo gut in ihren Armen! Hier vor dem Schloſſe, unter dem Kaſtanienbaume ſetzte ſie mich nieder. Da hatte ſie nicht mehr das weiße Kleid, ſondern das braune, das ſie immer trug, und die ſchwarze Schürze und die Haube mit den Vergißmeinnicht, und du, Papa, lagſt ihr zu Füßen, als ob du ſie um Verzeihung bitten wollteſt."

Herr Volkmar, der bisher aufmerkſam zugehört hatte, ſprang bei dieſen letzten Worten vom Sitze auf und rief dem Kinde ein gebieteriſches „Schweige" zu. Aber nachdem er zwei Mal in der Stube auf und ab gegangen, kehrte er zur Agle zurück, hob ſie in die Höhe und drückte ihr einen Kuß auf die Stirne, worauf er ſich wieder auf ſeinen vorigen Platz ſetzte. Eine Liebkoſung des Vaters war den Kindern etwas ſo Neues, daß ſie in ein langes Schweigen verſanken. Agle lächelte verlegen und blickte erſtaunt der Reihe nach und wie fragend in alle Geſichter.

Ein anderes Mal erzählte Agle, die Alles wußte, Alles ſah und hörte, der gute Nachbar Ott, derſelbe, den wir als glücklichen Erben in dem Reſidenz-Kaffeehauſe kennen lernten, ſei geſtern Abends bei Papa geweſen. Nachbar Ott habe geſagt, es ſcheine, daß Herr Heinrich bei ſeinen Geſchwiſtern die Mutter erſetzen wolle. Darauf habe der Papa geantwortet: ja, es ſei wahr, das ſei wieder ein toller Streich von Heinrich — ein ſehr toller Streich, und doch thue er ſehr recht daran.

Solche und ähnliche Vorkommniſſe und Ereigniſſe beruhigten Heinrich über die Zukunft. Nur vom Vater hatte er Schwierigkeiten gefürchtet. Nun bat er ihn im Stillen um Verzeihung, und da dieſe Sorge von ihm genommen war, hatte er nur noch manche Erinnerung, manches Bedauern in ſich zu beſchwichtigen, um ſich ganz und mit voller Ruhe ſeinen neuen Pflichten hinzugeben. Die Jahre lagen vor ihm wie ein vorgezeichneter Plan, und wem ſo zu Muthe iſt, der überredet ſich leicht, daß er zufrieden iſt; der vergißt gerne, daß jede Stunde des Lebens ein Ende und ein Anfang einer neuen Epoche werden kann, daß dieſe neue Epoche oft ſchon begonnen hat, ohne daß wir es wiſſen.

Drittes Kapitel.

Der Winter machte ſich in dem rauhen Lande auf arge Weiſe geltend. So verſchneit waren Dorf und Umgegend, daß ſie von aller Welt durch unüberſteigliche Hinderniſſe getrennt ſchienen. Der Wald, der ſich auf der Höhe dahinzog, war von Schnee bedeckt und ſah wie eine hohe, ſteile, unüberſchreitbare Wand aus; die Wege waren verweht. Es ſah aus, als könnte aus der ganzen Welt nicht das geringſte Neue in das abgeſperrte Thal dringen. Dennoch kam Heinrich eine Neuigkeit zu, die ihn aufs Lebhafteſte bewegte, und erſchien im Dorfe ein Beſuch, der alle Welt überraſchte.

Der gute Nachbar Ott, der immer ein gern geſehener Gaſt im Schloſſe war, weil er immer viel zu erzählen hatte und außerdem eine liebe Erinnerung an die Mutter vorſtellte, da ſie für den guten Mann viel Achtung und er ihr in manchen guten Werken hülfreich zur Seite geſtanden hatte — der gute Nachbar erſchien eines Abends in der kleinen Stube und ſetzte ſich, ganz ſeiner Gewohnheit entgegen, ſchweigend an den Ofen.

„Der Gevatter hat etwas auf dem Herzen," ſagte die Hexe — „er ſchweigt."

„Die Hexe hat wieder einmal errathen," ſagte der Nachbar.

„Nun, und was iſt es?" fragte Heinrich.

„Es iſt Jemand vom Himmel gefallen, es iſt ein gewiſſer Jemand angekommen."

„Und wer iſt dieſer Jemand," fragte die Hexe.

„Wer wird es ſein," ſagte Ott verdrießlich, „mein Sohn Joſeph iſt es."

„Reinhold Ott iſt zurück?" fragte man, aufs Angenehmſte überraſcht.

„Nun ja, Reinhold, wenn Sie wollen," ſagte Ott ebenſo verdrießlich wie vorher, „mir heißt er Joſeph und Sepp, wie ich ihn habe taufen laſſen. Wie er ſich ſelbſt umgetauft hat, um einen nobleren Namen zu haben, und wie man ihn in der Welt heißt, das kümmert mich nicht. Der Reinhold iſt nicht beſſer als der Sepp, der Sepp war vielleicht beſſer als der Reinhold."

„Ich freue mich herzlich, ihn wieder zu ſehen," ſagte Heinrich, ohne auf des Mannes Reflexionen einzugehen.

„Ich wollte, ich könnte mich auch ſo freuen."

„Und warum ſollten Sie das nicht können?"

„Ich weiß nicht," murmelte der alte Ott und kratzte ſich hinter den Ohren, „ſeit zwei vollen Jahren habe ich nichts von ihm gehört, wußte ich nicht, wo in aller Welt er ſich herumtrieb; mit Einem Male iſt er wieder da, und ich frage mich, ob das plötzliche Erſcheinen mehr mit der kindlichen Liebe oder vielleicht mehr mit der Erbſchaft zuſammenhängt?"

„Schämen Sie ſich, Nachbar," rief Heinrich entrüſtet, „ſolche Zweifel hätte ich Ihrem Herzen nicht zugetraut und ſind Reinholds unwürdig."

„Ja, ja,“ lächelte der Nachbar etwas bitter; „ſehen Sie, lieber Herr Heinrich, das ſteckt offenbar im Blute, das Zweifeln; Ihr Reinhold, mein Sepp, der zweifelt auch an Allem, für den exiſtirt gar nichts, an das er ſo geradezu und ohne Umſchweife glauben möchte.“

„Er glaubt an Alles, was er für gut und wahr hält,“ ſagte Heinrich.

„Ich möchte nur wiſſen, was er für gut und wahr hält,“ lächelte der Andere wieder; „wenn man ihm ſo zuhört, bleibt verdammt wenig übrig, das gut und wahr ſein könnte.“

„Sie ſollten ſich immer nur ſagen, daß Ihr Sohn einen ausgezeichneten Geiſt beſitzt, und das Uebrige ihm überlaſſen,“ meinte Heinrich.

„Das thäte ich ſehr gerne,“ erwiderte der Nachbar, „wenn ich nur einen Zweck ſähe.“

„Da haben wir's!“ rief Heinrich; „mich nahmen Sie gegen meinen Vater in Schutz, weil er mein Leben als ein zweckloſes betrachtete, und jetzt treten Sie gegen Ihren Sohn ebenſo auf wie mein Vater, und auch nur darum, weil er einen andern Weg geht, als Sie ſich gedacht haben, da Sie ihn als kleines Kind auf die Schule brachten. So iſt es immer, die Eltern klagen den Sohn an, daß er als Mann nicht den Weg einſchlägt, den ſie dem zehnjährigen Kinde beſtimmt haben.“

Der Nachbar ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Sie und mein Sepp, das ſind zwei ganz verſchiedene Leute, das iſt was ganz Anderes — daß er Vieles beſſer verſtehen muß, als ich, das ſage ich mir ſelbſt und oft genug, aber ich kann mich doch nicht zufrieden geben — ich weiß nicht, wie ich's ſagen ſoll. Sehen Sie,“ ſagte er, indem er in die Luft griff und die Hand ſchloß, als ob er etwas Feſtes ergreifen wollte, „ſehen Sie, das Leben, das er führt, hat keine Knochen. Er kommt mir vor, wie ein Faß ohne Reifen; es hält ihn nichts zuſammen, und er kann nichts zuſammenhalten. Verſtehen Sie?“

„Das kommt Ihnen ſo vor, weil ſeine Exiſtenz eine ungewöhnliche iſt. Menſchen wie Reinhold hatten zu allen Zeiten gegen das Mißtrauen ihrer Umgebung zu kämpfen. Ich hoffe, Sie werden den Tag noch erleben, da Sie auf Reinhold ſtolz ſein werden.“

„Nun, Gott gebe es!“ ſagte der Alte halb ungläubig, „Sie müſſen das verſtehen, und ich will es hoffen.“

Joſeph oder, wie er ſich ſeit lange ſelbſt nannte und genannt ſein wollte, Reinhold Ott gehörte mit zu Heinrichs liebſten Jugenderinnerungen und war gewiß eine der einflußreichſten Erſcheinungen, die in der leicht beſtimmbaren Periode zwiſchen Knaben- und Jünglingsalter vor ſeinem Geiſte auftauchten. Schon in früher Kindheit wurde ihm der junge Ott immer als ein Muſter vorgehalten, dem er nachſtreben ſollte, und noch erinnerte er ſich, wie von Zeit zu Zeit der Alte kam, um ſeiner Mutter über die Erfolge des fernen Sohnes, der auf dem Gymnaſium der Provinzial-Hauptſtadt verweilte, mit Stolz Bericht abzuſtatten, und wie er, damals noch ein armer Mann, freudig alle Opfer brachte, um deſſen Lehrjahre zu fördern. Wenn dann der junge Student in Ferien nach Hauſe kam, blickte Heinrich mit ſchüchterner Bewunderung zu ihm hinauf. Aber die entſcheidende Zeit, die ihn auf innige Weiſe an Reinhold knüpfte, trat erſt ſpäter ein, als Heinrich als ſtrebſamer Gymnaſiaſt von ſechzehn Jahren mehrere Wochen mit dem fünfundzwanzigjährigen Reinhold auf dem Dorfe, in den Wäldern, im Kahne auf dem Fluſſe zugebracht. Reinhold hatte damals ſchon die Brodſtudien verlaſſen, hatte bereits mehrere Reiſen hinter ſich und war, man wußte nicht recht, zu welchem Zwecke, in das Dorf und zu ſeinen Eltern zurückgekehrt. Das Bedürfniß nach gebildetem Umgange bewog ihn, Heinrich an ſich heranzuziehen, und die ſchmeichelhafte Verehrung, die dieſer für ihn hegte, ihn feſtzuhalten. Reinhold war indeſſen als Schriftſteller aufgetreten und hatte in einem Blatte der Provinzhauptſtadt eine Novelle und mehrere Aufſätze veröffentlicht, die wegen der Eigenthümlichkeit in Styl und Gedanken ein gewiſſes Aufſehen machten. Allgemein wurde er als ein jedenfalls origineller Geiſt anerkannt und prophezeite man ihm eine Zukunft. Die Zeitungen kündigten von ihm mehrere Werke an, deren Titel man ſchon nannte, unter Anderem ein politiſches Werk und einen großen Roman. Dem jungen Gymnaſiaſten, deſſen guter Wille und Phantaſie den Zeiten vorausgriff, war er ſchon jetzt eine durch Ruhm verklärte Perſönlichkeit. Was er von Reinholds Schriften verſtand, ſchien ihm ſchön, was er nicht verſtand, war ihm tiefſinnig, und den Verfaſſer ſelbſt nannte er mit dem damals viel gebrauchten Worte „genial.“ Wie glücklich war er daher, als ihn Reinhold mit ſo vieler Güte ſeines Umganges würdigte; mit welcher Andacht hörte er ihn Pläne zu künftigen großen Werken auseinanderſetzen. Reinholds äußere Erſcheinung war übrigens derart, daß ſie nur zur Befeſtigung des Glaubens an einen hohen und edlen Geiſt, wenigſtens in einem knabenhaften Gemüthe, beitragen konnte. Sein frühzeitig verblaßtes, ſcharfgeſchnittenes Geſicht mit dem ſanft lächelnden Munde, der von einem feinen ſchwarzen Schnurrbärtchen beſchattet war, mit den dunklen, durch einen unbeſtimmbaren Blick gemilderten Augen — ſein dichtes ſchwarzes Haar, von dem eine Locke, nach dem Ausdrucke eines dichtenden Freundes, „wie ein gottesleugneriſches Fragezeichen“ auf die weiße Stirne fiel; die ſchlanke, etwas magere Geſtalt, die in der immer ſchwarzen Tracht nur ſchlanker und feiner erſchien; die mageren Hände, die feinen Füße, kurz Alles an ihm beſtätigte, was wohlwollende Leſer aus ſeinen wenigen Schriften herauslaſen und was begeiſterte jugendliche Freunde und unter dieſen jener damals ſchon in ganz Deutſchland bekannte Dichter von ihm prophezeiten. Und wie ſollte Heinrich, der gläubige ſechzehnjährige Knabe, bezweifeln, was in einem berühmten Buche in fünf aufeinanderfolgenden Sonetten von Reinhold geſagt war? Mit Liebe und Glauben horchte er jedem Worte des jungen Mannes, der ihm wie ein hehrer Meiſter erſchien. Er ſah in eine neue Welt, es gingen ihm die Augen auf; es war ihm, als finge er erſt zu leben an, als erfahre er zum erſten Male, daß in der Welt Schönes ſei. Nach dem Schulſyſteme ſeiner Heimat kannte er nur wenige Dichter des vorigen Jahrhunderts; Reinhold ſprach ihm von Goethe und den modernen Dichtern, und o! welche Nacht war es, als er im Mondſchein über die Felder, durch den Wald mit Reinhold wanderte und dieſer ihm beinahe den ganzen erſten Theil des „Fauſt“ auswendig recitirte und ihm das tiefe Streben des Menſchengeiſtes und das Ungenügende des Wiſſens und Lebens erklärte. So hatte Heinrich die Welt noch nicht betrachtet, und ſolche Deklamationen hatte er noch nicht gehört! Wie unendlich traurig hatte Reinhold

O ſäh'ſt du, voller Mondenſchein,
Zum letzten Mal auf meine Pein —

hergeſagt. Er ſelbſt war Fauſt, und ſollte er eines Tages zu Grunde gehen, ſo geht er nur an übergroßem Streben zu Grunde, dann iſt die Welt, die menſchliche Natur, dann ſind die Verhältniſſe Schuld daran, nicht er. Dieſe Nacht und ähnliche Stunden blieben Heinrich unvergeßlich; ſie waren ihm der Fauſtus-Mantel, auf dem er, von Reinhold fortgetragen, den höchſten Genüſſen zueilte. Aber nicht nur in die ſchönen Welten der Dichtung, auch in die poſitive Welt wurde er durch Reinhold eingeführt. Reinhold erzählte ihm von fremden Ländern, von deren Verfaſſungen, von dem Streben verſchiedener Parteien, und er ſah ſich plötzlich von einem bewegten, wogenden Ozean umgeben, von deſſen Daſein er keine Ahnung hatte; er fühlte ſich von ſeiner Zeit ergriffen; neue Wünſche, auch etwas zu ſein, wenn auch nur ein kleines Glied in der Kette, auch etwas für die Menſchheit zu thun, erwachten in ſeinem Herzen; er ergriff Partei; er fühlte Haß und Liebe, er fühlte ſich zum erſten Male als Menſch und Bürger der großen Welt.

Als er dann nach Wochen das Dorf und Reinhold verließ, um die Univerſität zu beziehen, nahm er mit den vielen neuen Eindrücken und Gefühlen, mit der geſteigerten Liebe und Verehrung auch noch eine ewige Dankbarkeit für Reinhold und eine unverwiſchbare Erinnerung an das einflußreiche Zuſammenleben mit ſich fort. Wie viel er auch ſpäter erlebte, wie viel Noth und Drangſal er durchzumachen hatte, jene mit Reinbold im Walde und auf den Feldern verlebte Jüngerzeit ſtand immer friſch, roſig, vergoldet in ſeinem Gedächtniſſe feſt; und obwohl ihm Reinbold auf ſeinen vielfachen Kreuz- und Querzügen vollkommen aus dem Geſichtskreiſe entſchwunden war, und obwohl er bis zur Stunde die auf ſein Genie bezüglichen Prophezeiungen nicht erfüllt hatte, die ſchöne, begeiſterte Jünglingsgeſtalt ſchwebte ihm immer in einer Glorie vor; er dachte ſeiner ſtets wie eines höheren Meiſters, wie eines geliebten Lehrers. Er fühlte ſich ihm gegenüber für ſo viele innige Freuden, für ſo viele Aufſchlüſſe und reinſte Genüſſe zur größten Dankbarkeit verpflichtet. Kurz nach jenem Zuſammenleben im Dorfe kam noch etwas hinzu, was nur zur Steigerung ſeines liebe- und ehrfurchtsvollen Gefühles für Reinbold beitragen konnte und dieſen in den Augen Heinrichs mit einem neuen Scheine der Verklärung umgeben mußte. Er erhielt plötzlich die Nachricht, daß Reinbold, mittellos, wie er war, und allen Entbehrungen ausgeſetzt, die weite Reiſe nach Spanien, und zwar zu Fuße angetreten habe, um ſich daſelbſt in den Reihen der Chriſtinos für die Sache der Freiheit und des neu auferſtandenen Volkes zu ſchlagen. Reinbold war alſo ein Mann, deſſen Thaten mit ſeinen Worten, deſſen Leben mit ſeinen erhabenen Grundſätzen übereinſtimmte. Bald darauf erfuhr Heinrich, daß der verehrte Freund wirklich in Frankreich angekommen war. Welch ein Triumph für ihn allen den Philiſtern gegenüber, die Reinbolds Weſen anzweifelten, ſeine Grundſätze gerne als Prahlereien, ſeine Ausſprüche als Paradoxen anſahen! Zwar erfuhr man ſpäter, daß Reinbold die Pyrenäen niemals erreichte; aber man kannte die Urſachen nicht, die ihn von der Weiterreiſe abhielten, und für Heinrich war es ausgemacht, daß dieſe Urſachen nur ſehr gewichtige ſein, daß ihn nur Zwecke, die noch höher als die ſpaniſchen ſein mußten, von der Ausführung ſeines Vorhabens abhalten konnten.

Hatte auch die Zeit die in Heinrichs Gemüth und Phantaſie ſo ſchön ausgeſtattete Erſcheinung des Jünglings, den er als ſeinen einflußreichſten Lehrer und Meiſter betrachtete, etwas in den Hintergrund gedrängt, das ſchöne Licht, in dem er und die mit ihm verlebten Wochen ihm immer vorſchwebten, konnte ſie nicht abſchwächen, und es iſt darum kein Wunder, daß die Nachricht von Reinholds plötzlichem Eintreffen im Dorfe ihm die freudigſte Ueberraſchung verurſachte und daß er ſogleich bereit war, ihn gegen Anklagen und Verdächtigungen des eigenen Vaters in Schutz zu nehmen. Dieß gethan, nahm er Hut und Mantel und eilte aus dem Schloſſe, durch das Dorf, dem ſtillen Ott'ſchen Gehöfte zu.

„Wo iſt Reinhold?“ fragte er eintretend.

„Oben in der Dachſtube,“ antwortete die Mutter, erfreut über die freudige Aufregung in Heinrichs Geſichte, „die Kinder machen ihm hier zu viel Lärm.“

Heinrich eilte die Treppe hinauf, der ihm wohlbekannten Dachſtube entgegen. Er klopfte an und trat ein, ohne ein „Herein“ abzuwarten.

Reinhold lag auf dem Boden, über den er eine Reiſedecke gebreitet hatte; eine thönerne Lampe rauchte, auf einem Stuhl ſtehend, ihm zu Häupten und beleuchtete ſeinen auf die Hand geſtützten Kopf und ein Buch, das aufgeſchlagen vor ihm lag. Er wollte ſich beim Eintritte Heinrichs erheben, aber dieſer lag raſch auf den Knien vor ihm und drückte ihn nach einer herzlichen Umarmung auf ſein Lager nieder. Auch Reinhold war über das Wiederſehen erfreut.

„Gottlob!“ rief er, „oder vielmehr die Götter ſeien geprieſen, da iſt doch wieder ein menſchliches Geſicht. Erſt ſechs Stunden bin ich hier, aber es ſcheint mir eine Ewigkeit. Der Anblick dieſer Bauerngeſichter dehnt die Zeit ins Unendliche. Kommt man ſo aus der Welt zurück, aus der wirklichen Welt, was dieſen Namen verdient, z. B. aus der Geſellſchaft des jungen Deutſchland, kann man gar nicht glauben, daß dieſe Bauern und die Menſchen derſelben Gattung angehören. Ich begreiſe Gentz. Wenn die Dinge ſo fortgehen, werde ich ein Ariſtokrat, ein arger Ariſtokrat. Ein Theil der Menſchen iſt da, um den andern Theil zu ernähren, daß dieſer ſich des Lebens freue in Kunſt, Wiſſenſchaft und Luxus. Darauf deutet die ganze Natur. Der große Fiſch nährt ſich von dem kleinen. Wilberforce war ein Narr, und in Europa haben wir weiße Neger.“

Heinrich lachte. „Wer Sie nicht beſſer kennte,“ ſagte er, „müßte vor Ihnen erſchrecken.“

Reinhold antwortete mit einem lauten Gelächter und ſagte: „Sie haben Recht! Selbſtironie, lieber Freund, nichts Anderes als Selbſtironie. Es iſt die hohle Blaſe der Ironie, mit der man am Beſten durchs Leben ſchwimmt: die Selbſtironie iſt ihre letzte Konſequenz und höchſte Entwicklung; ſie iſt beinahe der Luftballon des Humors, der uns in die höchſte Höhe trägt, von wo aus wir die Welt in der Vogelperſpektive betrachten können, erhaben über Zeit, Partei, Vorurtheil und Eigennutz. Sie verſtehen mich, Heinrich, Sie haben mich immer verſtanden. — Bis zu einem gewiſſen Grade. Das Verſtändniß eines Individuums für das andere verliert ſich immer mehr. Natürlich. Es fehlt an Uebung, es gibt keine Individualitäten mehr. Unſere Zeit nivellirt; Jeder will, daß der Andere ſo ſei wie er ſelber, und Alles lebt, denkt, fühlt, liebt und haßt nach Einer Formel, nach einer und derſelben Formel.“

„Das wäre arg,“ ſagte Heinrich, nur um etwas zu ſagen, da Reinhold eine Pauſe machte.

„Es iſt auch arg, ſehr arg,“ fuhr Reinhold fort — „aber es hat auch ſein Gutes, ſein ſehr Gutes. Es werden nicht mehr Einzelne die Geſchichte, ſpeziell das Zeitalter machen, ſondern die Maſſen, das Volk, die Menſchheit. Gleichheit iſt die Loſung; hervorragende Individuen müſſen auf das Niveau der Allgemeinheit herabgedrückt werden, oder zu Grunde gehen, wie die Mohnhäupter des Tarquinius. Bedauern Sie das? Sie haben Unrecht — aber ich bedaure es auch. Was iſt Geſchichte ohne

Charaktere? eine langweilige Steppe, eine Wüſte, ein Sumpf. Im Grunde kann es gar keine ſolche Geſchichte geben, denn jedes große Individuum iſt ein Reſumé einer Entwicklung, und die Entwicklung muß ſich nothwendigerweiſe reſumiren, zuſammenfaſſen, in Einem Punkte begreifbar machen. Jedes Genie iſt der Leichenſtein einer alten Zeit und der Anfang einer neuen."

Reinhold ſprach noch lange ſo fort, bald im Tone des Scherzes, bald mit größter Wärme, ja mit Heftigkeit. Seine Stimme fügte ſich aufs Natürlichſte und Angenehmſte, wie bei einem großen Schauſpieler, den Gedanken und Affekten, die er ausdrücken wollte, ebenſo die Bewegungen ſeiner Arme und des ganzen Oberkörpers, den er während des Redens manchmal vom Boden erhob, manchmal wie aufgegeben oder nachläſſig ſinken ließ.

Ein Aphorismus folgte auf den andern, ein Axiom auf das andere; jeder Satz wurde mit Beſtimmtheit und wie mit der Vorausſetzung ſeiner Unumſtößlichkeit hingeſtellt, wenn auch ſchon der nächſtfolgende dem hervorgehenden widerſprach und ihn in Nichts auflöſte. Als ihn Heinrich einmal auf einen ſolchen Widerſpruch aufmerkſam machte, lachte er laut auf und ſagte: „Sehen Sie, lieber Heinrich, ich bin eine Art von Montaigne. Ich ſtelle Thatſachen, Beiſpiele, Gedanken, Meinungen neben- und hintereinander; mögen ſie ſich widerſprechen; iſt Das meine Schuld? Ich hüte mich vor Schlußfolgerungen wie auch Montaigne; das iſt Alles, was man den Widerſprüchen gegenüber, welche die Welt erfüllen, thun kann. Aber ſo ſpiegelt man Welt und Leben am Beſten ab; nehme ſich Jeder heraus, was ihm zuſagt, was er verdauen kann, oder worüber er ſich, wenn ihm Das Bedürfniß iſt, ärgern mag. Am Bornirteſten ſind die logiſchen Menſchen mit ihren anmaßenden Schlußfolgerungen. So lange wir nicht alle Thatſachen kennen und alle Geſetze, welche die Welt im Innerſten zuſammenhalten, ſo lange ſollte alle Logik verboten ſein."

Heinrich fing an, zu glauben, daß die Leute, die Reinhold zu großer Liebe zum Paradoxen beſchuldigten, Recht haben könnten.

Es wurde ihm etwas unheimlich bei dieſer Art des Geſpräches, und um es auf ſolideren, thatſächlichen Boden zu leiten, fragte er Reinhold, wo er die letzten Jahre verlebt habe.

„Ueberall und nirgends,“ rief Reinhold, „ich durchſtreifte halb Europa, um irgendwo etwas Neues zu finden. Ich fand es nicht. Aber ich will Neues. Die Welt will Neues!“ rief er mit Nachdruck.

„Und was iſt,“ fragte Heinrich weiter, „aus Ihren ſchönen literariſchen Plänen geworden, die Sie mir vor Zeiten mittheilten, vorzugsweiſe aus dem großen Romane, von dem auch ſchon die Zeitungen wiederholt geſprochen haben?“

„Nichts!“ antwortete Reinhold gleichgültig, „bei näherer Prüfung fand ich in all Dem nur alte Form und alte Anſchauung — aber die Welt will Neues, und ſie hat ein Recht, es zu wollen.“

Aus dem weiteren Geſpräche ging ziemlich deutlich hervor, daß Reinhold in den letzten Jahren in den verſchiedenſten Verhältniſſen gelebt, daß er viel erfahren, daß er unzählige und unter dieſen große und herrliche Entwürfe und Anfänge zu Arbeiten gemacht, daß er aber eigentlich nichts vollendet, und daß ſich ſeine literariſchen Produkte, ſeit ſeinen erſten Erfolgen, nicht um ein einziges abgeſchloſſenes Werk vermehrt hatten. Aber dieſe Bemerkung konnte dem Bilde Reinholds, wie es einmal in Heinrichs Geiſt und Phantaſie feſtſtand, nicht zum Nachtheile gereichen. Reinhold mußte wiſſen, was er that. Sein ehemaliger Schüler ſteckte noch in der alten Gewohnheit der Bewunderung, war ihm gegenüber noch ſo gläubig wie ehemals und nahm es ſich noch nicht heraus, ihn zweifelnd und kritiſch zu beurtheilen. Letzteres um ſo weniger, als Reinholds ſprudelndes Geſpräch immer viel Anregendes hatte und dem ſeit vielen Wochen in der Einſamkeit Lebenden einen Genuß gewährte, der ihm, er ſah es jetzt erſt recht ein, ſehr fühlbar mangelte. Mehr als die Hälfte der Nacht wurde verplaudert. Als Heinrich endlich ins Schloß zurückkehrte, war er wie berauſcht. Eine gewiſſe Folgerichtigkeit und Gradheit ſchien ihm zwar im Weſen Reinholds zu fehlen; aber, ſagte er ſich, wie es immer ſei, er iſt ein ungewöhnlicher und bedeutender Menſch, und für mich iſt ſeine Anweſenheit ein wahres Glück.

Aber, ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

Viertes Kapitel.

Reinhold wurde am folgenden Morgen durch das Geräuſch geweckt, das ſeine Mutter machte, als ſie das Feuer im Ofen ſeiner Dachſtube anzündete.

„Haſt du gut geſchlafen, Seppi?“ fragte ſie, da ſie ihn wach ſah und ſich an ſein Bett ſetzte.

„Danke, Mutter, ziemlich gut,“ antwortete er gähnend, „aber gegen Morgen hat mich der Lärm der Kinder geweckt. Könnteſt du ſie nicht etwas weiter von meiner Stube unterbringen?“

„Ich wüßte nicht wo, lieber Seppi; es bleibt mir kein Fleckchen im Hauſe, als die dunkle Kammer.“

„Es iſt doch ſonderbar,“ ſagte Reinhold verdrießlich, „daß der Vater, da er nun Geld hat, in dieſem alten, ſchlechten, engen Hauſe bleibt.“

„Wir waren hier immer glücklich,“ entſchuldigte die Mutter, „es thäte uns wehe, das Haus zu verlaſſen.“

„Vorurtheile! Eingebildete Gefühle!“ rief Reinhold achſelzuckend. „Es iſt mir nicht nur wegen der Nacht, es iſt mir auch wegen des Tages. Die Kinder werden mich während der Arbeit ſtören. Wie ſoll ich denken, wenn da unten ein ſolcher Lärm verführt wird. Höre nur, wie der kleine Toni ſchreit! Hat der Junge eine Lunge! Wie ſoll da ein gebildeter Menſch etwas Rechtes dabei denken können!“

„Beruhige dich, lieber Seppi!“ ſeufzte die Mutter; „ich werde mein Möglichſtes thun, um die Kinder ruhig zu erhalten.

Beklage dich nur beim Vater nicht — er iſt ohnedieß verdrießlich — es würde Streit geben.“

Reinhold zuckte wieder mit den Achſeln; die Muter, nachdem ſie noch einmal nach dem Feuer geſehen, ging, um dem Sohn das Frühſtück zu bringen. Er ſtand auf, zog den Schlafrock an und ſtellte ſich gähnend ans Fenſter. Ich werde es hier nicht lange aushalten, dachte er, während er über den ſchneebedeckten Dorfplatz und die verſchneiten Strohdächer ſeine Blicke ſtreifen ließ. Nach wenigen Wochen wird mein Vater meiner müde ſein und wird gerne mit einem Theile ſeiner Erbſchaft herausrücken, nur um mich los zu werden. Dann werde ich wieder in der Stadt und vor meinen Manichäern erſcheinen können. Wenn nur dieſe Bauern nicht ſo konſervativ wären und nicht ſo ängſtlich an ihrem Beſitz hängen würden, den ſie doch ſo ſchlecht zu genießen verſtehen! — Dann fiel ihm der geſtrige Beſuch Heinrichs ein, und er lächelte zufrieden. Er erinnerte ſich an Alles, was er ihm geſagt, und fand, daß er ganz gute und originelle Gedanken gehabt habe. Plötzlich wurde ſein Geſicht aufmerkſamer. Er näherte ſich dem Fenſter und legte die Stirne an die Scheibe, die er abwiſchte, um die Gegenſtände da draußen deutlicher unterſcheiden zu können.

Ungefähr fünfzig Schritte vom Ott'ſchen Gehöfte lag das Häuschen des Schulmeiſters, eine kleine hölzerne Hütte, die jetzt ſo troſtlos wie all die anderen Hütten ausſah, aber im Sommer einem im Grün verſteckten Vogelneſte ähnlich war. Ein Garten verband es mit dem Ott'ſchen Garten, ein kleiner Hof führte auf den großen Dorfplatz und eine niedere Treppe vom Hofe in das Innere des kleinen Häuschens. Auf dieſer Treppe ſtand eben der Schulmeiſter, der alte Tobias, und neben ihm ein junges Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, das Reinhold, der doch das ganze Dorf kannte, eine neue Erſcheinung war, eine neue und überraſchende Erſcheinung. Sie war ſtädtiſch gekleidet und hatte, wie er ſich gleich beim erſten Anblick ſagen mußte, nichts mit dem Weſen der übrigen Dorfbewohner gemein. Wie ſie die Treppe herabſtieg und den alten Schulmeiſter, der ſich in das Schulgebäude begab, an die Hofthür begleitete, ihm dort die Hand ſchüttelte und ſich neigte, um ihm die Stirne zum Kuſſe zu bieten, ſchüttelte Reinhold über die auffallende und doch ſo einfache Anmuth der Unbekannten wie bedenklich den Kopf. „Recht niedliche Händchen und Füßchen," murmelte er, „ein Phönix, bei den Göttern, ein Phönix in dieſem Dorfe!"

„Wer iſt das Mädchen, das dort den Schulmeiſter begleitet?" fragte er die Mutter, die ihm eben in ihrer ſchönſten Feſttagsſchale den Kaffee hereinbrachte.

„Ein gutes Kind, beinahe ein Fräulein," erwiderte dieſe, „die Nichte des Schulmeiſters und die Tochter eines Lehrers von der Hauptſchule in der Kreisſtadt. Der alte Tobias nahm ſie zu ſich, da ſie beide Eltern verloren und ſonſt keine Verwandten hat. Er hat klug und gut daran gethan, der alte Tobias, denn ſie iſt gar lieb, die ſchöne Fanny, und erheitert ihm ſeine alten Tage. Er iſt auch ein ganz anderer Menſch geworden, ſeit ſie hier iſt; er ſpricht doch wieder mit den Leuten und iſt auch gütiger gegen die Schuljugend."

„War er es nicht immer?" fragte Reinhold.

„Ja wohl, aber ſeitdem ihm ein böſer Junge den Zopf abgeſchnitten, iſt er menſchenfeindlich geworden. Jetzt behaupten die Leute, er ſei wieder gut geworden, ſeit ihm der Zopf wieder gewachſen; die Wahrheit aber iſt, daß ihn ſeine Nichte glücklich macht und daß er darum wieder beſſer geworden."

Ein reizender Novellenſtoff „Der Zopf und die Nichte", dachte Reinhold, während ſeine Blicke das Mädchen ins Haus zurückbegleiteten. Er ſtand noch lange am Fenſter und ſpähte, ob er die ſchöne Fanny nicht hinter den blau und weiß geſtreiften Kattunvorhängen des kleinen Hauſes entdecken könne; da ſie aber nicht erſchien, ſetzte er ſich an den Kaffee und dachte ſchlürfend: Willſt du immer weiter ſchweifen? Sieh, das Schöne liegt ſo nah. Das Gemüth wie die ſchöpferiſche Phantaſie finden überall Stoffe in Fülle. Ich muß mir dieſe ſchulmeiſterliche Idylle in der Nähe anſehen. Ich werde dem alten Schulmeiſter als einem

Mann der Wiſſenſchaft ſchmeicheln — ich bin ja auch ſein Schüler — ich bin ihm einen Beſuch ſchuldig. Man muß ſich zerſtreuen. Auch das Gemüth muß beſchäftigt werden, ſonſt verroſtet es, wie ein ungebrauchtes Inſtrument. So ein armes, zwanzigjähriges, jungfräuliches Gemüth ſehnt ſich ebenſo nach Aufregungen wie ein Dichterherz. Wir wollen ſehen.

Dann kleidete er ſich langſam an und ſchlenderte gegen Mittag dem Schloſſe zu, um Heinrich ſeinen Beſuch zurückzugeben. Er fand ihn in der Mitte ſeiner Geſchwiſter, an einem runden Tiſche ſitzend und lehrend.

„Ei, Sie machen ſich nützlich, Heinrich,“ ſagte er billigend, „das iſt recht. Die Welt wird von zwei Menſchenklaſſen aufrechterhalten: von der einen, die das Nützliche, von der andern, die das Schöne ſchafft.“

Nach dieſem Aphorismus ſah er mit dem ihm eigenen aufmunternden, beinahe zärtlichen Blicke und nach der Seite geneigtem Kopfe lächelnd die Geſchwiſter an. Er ſtreichelte Alfred das Haar, Agnes die Wangen, und ſelbſt bei Hedwig ließ er ſich, das alte Recht in Anſpruch nehmend, nicht von Liebkoſungen abhalten, als wäre ſie, die er als kleines Mädchen kannte, nicht indeſſen zu einer Jungfrau herangewachſen. Hedwig erröthete, als er auch ihr die Wangen ſtreichelte und verſicherte, das Kind habe ſich prächtig entwickelt und ſei merkwürdig gewachſen. Mit einer unmerklichen Bewegung entzog ſie ſich ſeiner Hand, um ihm einen Sitz anzubieten. Da lächelte er ſie noch einmal an, verſicherte ſie, daß ſie aber von nun an als erwachſene Perſon, als ein liebenswürdiges junges Fräulein gelten ſolle, und ſetzte ſich.

„Unterrichten! Lehren!“ ſagte er. „Ja, ja, es hat ſeine großen Reize. Man pflanzt die Seelen Anderer auf den Boden ſeiner eigenen Seele, man iſt wie ein Baum, deſſen ſolidem Stamme zarte Zweiglein eingeimpft werden, um ſich von ſeiner Kraft zu nähren. Tragen ſie auch andere Früchte, ihr Geſchmack erinnert doch an den Stamm. — Ich kenne Das. Vor Jahren ſaß ich ſo in Chalons, in der Champagne, und lehrte luſtige

Franzöſinnen. Es war eine eigenthümliche Geſchichte. Ich wanderte nach Spanien, um mich gegen Don Carlos für die Freiheit zu ſchlagen; in Chalons war ein Werbebureau für die Fremdenlegion der Königin Chriſtine. Der Werber, ein Franzoſe, machte Ausflüchte und beſtellte mich zu wiederholten Malen, ehe er mich auf die Liſte ſetzen wollte. Endlich, da ich einmal mit ihm allein war, ſagte er mir, daß er ſich nicht entſchließen könne, mich anzuwerben; ich ſei zu gut für die Legion und ich mache mir Illuſionen über die ſpaniſche Sache. Es ſei die Sache eines abſolutiſtiſchen Prätendenten und eines ehrgeizigen, intriganten Weibes, das nicht um einen Deut mehr werth ſei, als Don Carlos. Dann fragte er mich, ob es denn in meinem eigenen Vaterlande ſo gut ſtehe, daß ſeine Söhne ihr Blut und ihren guten Willen in die Fremde exportiren können, ohne der eigenen Heimat Abbruch zu thun? Der Alte hatte Recht, und ich ließ mir um ſo leichter von der Reiſe abrathen, als ich in Chalons ſchon in mannigfache Beziehungen getreten war, die mich an die Stadt mit angenehmen Banden feſſelten.

„N'en parlons pas!“ fügte Reinhold beziehungsvoll mit einem Blicke auf die Kinder hinzu, wie er überhaupt gerne, beſonders, wenn er von Frankreich ſprach, franzöſiſche Phraſen einmiſchte. „Genug, ich blieb,“ erzählte er weiter, „und ich mußte bleiben, da mich der Alte nicht anwerben wollte und ich ſo kein Reiſegeld bekam, mit dem ich meinen Weg hätte fortſetzen können. Er ſelbſt aber half mir mich ernähren, indem er mir Lektionen verſchaffte; meine erſte Schülerin war ſeine eigene Tochter, ein liebliches, anmuthiges Geſchöpf — tiens! bei den Göttern, ſie hatte einige Aehnlichkeit mit Ihnen, Hedwig!“

Hedwig erröthete wieder und hätte gewünſcht, daß er ſeine Erzählung fortſetze, aber er legte ſeine Stirne in Falten und ſagte vor ſich hin: „Wie intereſſant auch die Zeit war, ich denke nicht gerne daran zurück. Es gibt Menſchen, die überall Schickſale haben. Ich bin ein Menſch der Kataſtrophen.“

Auf die Bitte der Hexe erzählte er doch wieder, aber dießmal von Paris, wohin er, wie er ſagte, durch die Chaloner Kataſtrophe verſchlagen wurde; dann wieder von anderen Städten und Ländern. Er erzählte, als ob er vor ſich hin ſpräche, als ob er ſich nur erinnern wolle, und hie und da miſchte er nach ſeiner Art einen Aphorismus ein. Doch brach er öfter mitten in der Erzählung ab, um ſie in ganz anderer Gegend, unter ganz anderen Verhältniſſen wieder aufzunehmen, bald mit einem düſteren Geſichte, bald mit einem lauten Lachen. Bruchſtück folgte auf Bruchſtück. Ein Bild ſchloß ſich ans andere, und jede Viertelſtunde trat er in anderer Umgebung und in anderer Geſtalt auf: als Vorleſer einer alten Gräfin, als Schauſpieler, als Schriftſteller, als Zeitungsredakteur, als Spieler an der Badener Spielbank, als armer Wanderer, als Gaſt am Tiſche eines Paſtors, als Freimaurer, ja ſelbſt als Mitglied einer geheimen politiſchen Geſellſchaft. Wie raſch verging ſeinen Zuhörern die Zeit. Alfred hörte mit offenem Munde zu, Agnes klatſchte in die Hände, und Hedwig, die etwas abſeits ſaß, betrachtete ihn mit Verwunderung, die ihm manchmal Bewunderung ſchien. Heinrich fragte ſich, ob er hier einen Odyſſeus vor ſich habe, wie ſich Reinhold ſelbſt nannte, oder einen Gil Blas von Santilana, oder einen Don Quixote von La Mancha?

Wie verſchieden auch die Wirkung von Reinholds Erzählungen auf ſeine verſchiedenen Zuhörer war, wie ungleichmäßig ſie ihn auch nach dieſen Erzählungen beurtheilten, der Reiz, den Mittheilungen aus fernen Gegenden und aus fremdartigen Verhältniſſen auf Menſchen, die in der Einſamkeit leben, oder auf jugendliche Gemüther ohne Erfahrung und Erlebniß ausüben, war für Alle gleich ſtark. Die Zeit war raſch vergangen, und man bat Reinhold, doch zu Tiſche zu bleiben. Er nahm die Einladung an, obwohl er die Bemerkung machte, daß ihn ſeine Mutter erwarten werde. Geſchmeichelt durch das allgemeine Intereſſe, erzählte er auch bei Tiſche — der Vater war abweſend — nur daß er ſich jetzt mehr zu Hedwig wandte. Agnes, deren feurig zuhorchende Augen ihn Anfangs angezogen hatten, ſtießen ihn jetzt ab. Je vertraulicher ſie im Laufe der Stunden wurde, deſto öfter beleidigte ſie ihn. Sie konnte ſeine Aphorismen nicht leiden, welche die Erzählung ſo oft unterbrachen. Wenn ſie das Herannahen einer allgemeinen Bemerkung ſpürte, fiel ſie ihm ins Wort mit einem: „Es iſt ſchon gut!“ oder „Ganz recht, erzählen Sie nur weiter.“ Hedwig hingegen horchte mit religiöſer Andacht, mochte er nun erzählen oder Bemerkungen oder Reflexionen machen. Seine Aphorismen waren ihr wie tiefſinnige Räthſel. Sie bedauerte es, wenn ſie dieſelben nicht verſtand, und ſie fand ſie wahr und tief, wenn ſie ihren Sinn errieth.

Als Reinhold ſpät Abends das Schloß verließ und Heinrich, der ihn bis an die Brücke begleitet hatte, in die Stube zu den Geſchwiſtern zurückkehrte, fand er Hedwig allein in der Fenſterniſche ſitzend, während Alfred und Agnes über die Erzählungen und den Erzähler ſprachen.

„Nun,“ ſagte Heinrich, „das war ein Tag für dich, Hexe. Wie viele Geſchichten! Wie viele Abenteuer! Du mußt ganz glücklich ſein! Nicht wahr, Hexe, wenn Herr Reinhold nur bald wiederkäme.“

Aber Heinrich war im höchſten Grade erſtaunt, als ihm die kleine Schweſter kurz antwortete: „Ich kann ihn nicht leiden!“

„Wie, und warum?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Agnes achſelzuckend, „aber ich kann ihn nicht leiden.“

Reinhold ſchlug ſich vor die Stirne, als er am Hauſe des Schulmeiſters vorbeikam. „Ich habe ja,“ dachte er, „die ſchöne Fanny ganz vergeſſen! Nun, die kleine Hedwig iſt auch nicht übel. Sie ſieht aus, als wollte ſie aus einem Seelenſchlafe erwachen; vielleicht kann ich ſie wecken. Welche von Beiden iſt hübſcher? Das wollen wir morgen ſehen!“ — So denkend lehnte er ſich an die Staketenwand, die den kleinen Hof des Schulmeiſters abſchloß, und ſah in die beleuchtete kleine Stube. Der alte Tobias ſaß mit ſeiner Nichte beim Nachteſſen; eine kleine Lampe ſtand zwiſchen ihnen und beleuchtete das kleine faltige

Geſicht des alten Mannes, das lächelnd in das freundliche, aber melancholiſche ſeiner Nichte blickte. „Eine ächte Idylle!“ ſagte Reinhold; „ſie eſſen Kartoffeln in der Schale. Es fehlt nur noch der Dritte. — Ich habe die Wahl zwiſchen Schloß und Hütte. ‚Schloß und Hütte,‘ ein hübſcher Titel für einen Roman. Nein, etwas banal!“

Fünftes Kapitel.

Der alte Tobias war verlegen und gerührt zugleich, als Reinhold bei ihm eintrat, auf ihn zueilte und ihm beide Hände drückte. Er war ſo wenig an Beſuche gewöhnt. Seine Schüler, und zu dieſen gehörten nach ſeiner beinahe vierzigjährigen Wirkſamkeit als Schulmeiſter nunmehr zwei Drittheile der Dorfbewohner, nannten ihn unmittelbar nach dem Austritte aus ſeiner Schule den alten Narren, indem ſie nur unwillkürlich der Ueberlieferung folgten, die ſeit Geſchlechtern in dem Dorfe fortwirkte. An dieſe Benennung knüpfte ſich von ſelbſt eine Art leiſer Verachtung, die bewirkte, daß man ihn einer gänzlichen Einſamkeit überließ. Wie ſollte man einen Menſchen nicht mitleidig belächeln, der von ſeinem Vater, dem ehemaligen herrſchaftlichen Verwalter des Dorfes, ein kleines Häuschen, einige Stück Feldes und eine hübſche Summe ererbte, und der ſich trotzdem ſchon in ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre mit wahrem Fanatismus an das verachtetſte Amt im Dorfe, an die Stelle eines Schulmeiſters, herandrängte, ja, der ein ſolches verachtetes Amt nur zu ſeinem Vergnügen verwaltete, da er keinen Gehalt annahm und die Gemeinde bewog, die kleine Summe, die ihm ausgezahlt werden ſollte, zum Ankaufe von Büchern zu verwenden, die er dann an die begabteſten ſeiner Schüler als Preiſe austheilte? Er war dem Dorfe ein Räthſel, und auf dem Dorfe iſt Alles lächerlich, was räthſelhaft iſt.

„Wie geht es, mein guter alter Lehrer?“ fragte Reinhold mit dem Ausdrucke der innigſten Theilnahme, indem er ihm wiederholt die kleinen mageren Hände drückte.

„Wie ſchön, daß Sie ſich meiner erinnern!“ ſtammelte der Schulmeiſter, „das geſchieht mir ſo ſelten.“

„Sollte ich meinen alten Lehrer vergeſſen?“ rief Reinhold, „ich wäre der undankbarſte aller Menſchen!“

„Nun, nun, das iſt zu viel,“ lächelte Tobias; „ein Mann, wie Sie, darf mich nicht Lehrer nennen. Von Ihnen würde es mir am Wenigſten auffallen, wenn Sie mich vergeſſen hätten, und habe ich es in der That immer natürlich gefunden, wenn Sie ins Dorf zurückkehrten, ohne zu mir zu kommen.“

„Damals war ich undankbar, lieber Lehrer,“ rief Reinhold, „aber je länger ich lebe, deſto mehr ſehe ich ein, was ich Ihnen ſchulde. Haben Sie nicht den Grund gelegt zu Allem, was ich ſpäter in mir aufbaute? Sind Sie nicht die Urſache des —“

„O, o! nur nicht zu viel,“ wehrte der Alte beſcheiden ab; doch rieb er ſich die kleinen Hände ganz glücklich und verſicherte einmal übers andere, daß ihm der Beſuch die größte Freude mache. „Wiſſen Sie, lieber Herr Ott,“ fügte er hinzu, „daß Sie ſeit vielen, vielen Jahren der Erſte ſind, der ſich daran erinnert, daß er bei mir leſen und ſchreiben gelernt! Nun, es iſt mir ſchon genug. Sie ſind wohl ſo viel werth, wie hundert dieſer Bauern, die gleich nach dem Austritt aus der Schule mit den Andern über meinen Zopf zu lachen anfangen.“

„Ihr Zopf,“ ſagte Reinhold mit tiefſtem Ernſt, „iſt mir eine Erinnerung an eine ehrwürdige Zeit, die wir nicht genug zu ſchätzen wiſſen — an eine Zeit, der wir alle Ideen verdanken, die uns noch heute nähren und die wir noch lange nicht verdaut haben — an eine Zeit, deren Loſungswort Wiſſen, Bildung, Aufklärung war, die unſere und anderer Völker bedeutendſte Geiſter reifen ſah.“

„Das iſt's! Das iſt's!“ rief Tobias freudig. „Sie ſagen es, Sie drücken es aus, was mich an dieſe Zeit ſo feſſelt — es war die wahre gute alte Zeit.“

„Gewiß," beſtätigte Reinhold, „und Sie ſind ein Märtyrer dieſer guten alten Zeit und ihrer unſterblichen Prinzipien."

Bei aller Beſchränktheit des alten Mannes that ihm dieſe Anerkennung, wenngleich er ſie übertrieben fand, doch wohl, da in dieſer Anerkennung in der That mehr als ein Gran von Wahrheit ſteckte. Tobias, ein Sohn des vorigen Jahrhunderts und wegen der Schwächlichkeit ſeines Körpers wie wegen der Einſeitigkeit ſeines Geiſtes von der robuſten Jugend ſeiner Umgebung frühzeitig zurückgeſtoßen und ausgeſchloſſen, warf ſich auf die Bücher. Er las die idealiſtiſchen und aufklärenden Schriftſteller ſeiner Zeit. Er wurde, wie man ſich in dieſen Schriftſtellern ausdrückte, „ein Schüler der Menſchheit", und hätte nichts ſo ſehr gewünſcht, als ihr Wohlthäter zu werden. Aber die Mangelhaftigkeit ſeiner Kraft wie ſeiner Bildung erkennend, wollte er wenigſtens im kleinen Kreiſe, in ſeiner Welt Gutes wirken und wurde Schulmeiſter. Reinhold, der ſich ſeine Geſchichte aus Dem, was ihm erzählt wurde, zuſammenlegte, fand die Beſtätigung derſelben in den Büchertiteln der kleinen Bibliothek, die ſich in einem alten Glasſchranke über dem altväterlichen Lehnſeſſel des Schulmeiſters befand, und in den Porträts Leſſing's, Campe's, Herder's, Schiller's, welche die vier Wände des Zimmers zierten. Die Büchertitel und die Bilder ſagten ihm, in welchem Sinne er zu dem alten Manne zu ſprechen hatte, um raſch und ganz deſſen Herz zu gewinnen. Dieſer Zweck war bei dem jugendlichen, ja kindlichen Gemüthe des Schulmeiſters bald erreicht. Mit ſtrahlendem Geſichte ſaß er da an dem kleinen, roth angeſtrichenen Tiſche, Reinhold gegenüber, und ließ er ſich von dieſem über neue Bücher ſprechen, die er nicht kannte, und von den Fortſchritten der Welt, die ihm ein Geheimniß waren. Reinhold ſetzte ihm auseinander, wie die Dampfmaſchinen beſtimmt ſeien, anſtatt der Menſchen zu arbeiten und dieſen Zeit zu laſſen, daß ſie ſich bilden und ihrem hohen Ziele der Vervollkommnung entgegenſtreben, während ſie bis jetzt unter dem Drucke der Arbeit verdumpfen, körperlich und geiſtig zu Grunde gehen mußten. Er bewies ihm, wie die Eiſenbahnen einen größeren Einfluß auf die Menſchheit ausüben müſſen, als ſelbſt die Buchdruckerei je gethan. „Wie ehemals das Auge die Zeilen des Buches,“ ſagte er, „ſo wird nun der Menſch die Welt ſelbſt durchfliegen; er wird ſie ſelbſt kennen lernen und nicht bloß ihre Theorie; er wird ſelbſt urtheilen, anſtatt wie früher das Urtheil Anderer auf Treue und Glauben anzunehmen. Die Vorurtheile von Volk gegen Volk werden ſich durch die erleichterte und häufige Berührung abſchleifen; dieſer Fluch der Nationen wird abfallen, wie die Gränzen zuſammenſtürzen, und die Erde wird bewohnt ſein von einem Volke von Brüdern, die ſich brüderlich ihre Geiſtesſchätze, ihre Errungenſchaften entgegentragen.“

„Ein Evangelium! Ein Evangelium!“ rief Tobias ſtrahlend und hob beide Hände begeiſtert zum Himmel. „Haſt du gehört, Fanny,“ fragte er ſeine Nichte, die ſchweigend und horchend am Ofen ſtand, „haſt du gehört? Und ſiehſt du, wie recht ich habe, wenn ich dir immer ſage, die Welt wird beſſer und die Menſchen werden glücklich werden, und dann auch beſſer und liebevoller! Komm doch näher und ſetze dich hieher zu uns und höre die gute Botſchaft.“

Fanny näherte ſich und ſetzte ſich an die Seite ihres Oheims. Sie ergriff ſeine Hand und blickte ihm in das freudeſtrahlende Geſicht. So glücklich hatte ſie ihn noch nicht geſehen. Ein dankerfüllter Blick ſagte dann Reinhold, daß ſie ſich als ſeine Schuldnerin fühle, und munterte ihn auf, fortzufahren. Auch Tobias hätte ihm gerne ſeine Dankbarkeit bezeigt. Aber wie? Was konnte er Reinhold bieten? Er war ein leidenſchaftlicher Kaffeetrinker, und ſo fiel es ihm ein, Reinhold eine Taſſe des geliebten Getränkes anzubieten. Fanny erhob ſich, um ihn zu bereiten. Während es in einer Ecke des Zimmers brodelte, breitete ſie ein weißes Tuch über den Tiſch, ſtellte altes, blaugeblümtes Kaffeegeſchirr darauf und, da es zu dunkeln anfing, die alte, zweizackige Lampe, die nur einen kleinen Kreis von Licht verbreitete, während die Winkel der Stube in heimliche Dämmerung getaucht blieben. So ſaßen die Drei bald gemüthlich plaudernd vor ihren Taſſen, und Reinhold wurde vom alten Tobias gezwungen, die Cigarre anzuzünden, die ihm doch ſonſt ſo ſehr verhaßt war.

Der Alte nannte den Abend, der ſo ſchnell verfloß, einen der glücklichſten ſeines Lebens, und auch Fanny erſchien er ebenfalls als einer der reichſten. Es war ihr, als hätte ſie nie ſo viel erlebt, wie in dieſen wenigen Stunden. Ohne es zu wollen, begleitete ſie Reinhold, als er endlich ging, bis an die Thür des Hauſes, und ſie war ſehr überraſcht, ja beſchämt, als er ſie würdigte, ihr die Hand zu reichen. Sie blieb auf der Treppe ſtehen, bis der Oheim, der Reinhold bis an die Staketen begleitete, zurückkam.

„Er wird uns bald wieder beſuchen, bald, ſehr bald — er hat es mir verſprochen,“ ſagte der Alte und lief händereibend in der Stube auf und ab. — „Welch ein Mann! He Fanny, welch ein Mann! Welche Gedanken! Jedes ſeiner Worte könnte man drucken laſſen! Du biſt ja aus einer Stadt, Fanny — iſt dir ſchon ein ſolcher Mann begegnet? Nicht? Das glaube ich! Eine Stunde mit einem ſolchen Manne, und man fängt neu zu leben an.“

Dieſe Worte waren Fanny aus dem Herzen geſprochen. Es war ihr, als finge für ſie ein neues Leben an. Gedankenvoll ſtand ſie am Ofen und vergaß, die langen braunen Haare, deren Flechten ſie wie jeden anderen Abend aufgelöſt hatte, aufzubinden und neu zu ordnen — ebenſo vergaß der Schulmeiſter, vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben, die Hefte ſeiner Schüler durchzuſehen und die orthographiſchen Fehler mit rother Tinte anzuſtreichen. Die orthographiſchen Fehler blieben ſtehen, ebenſo das Kaffeegeſchirr auf dem Tiſche, und das Haar Fanny's blieb ungeordnet.

Reinhold hatte verſprochen, ſo oft zu kommen, als er Zeit habe. Und er hatte viel Zeit. Doch erſchien er durch mehrere Tage nicht wieder; er begnügte ſich damit, Fanny von ſeiner Dachſtube aus zu beobachten und zu ſpähen, ob ſie nicht manchmal nach ihm herüberſehe. Wenn ſich drüben die blau und weiß geſtreiften Vorhänge bewegten und er einen Schatten dahinter bemerkte, flog ein Lächeln über ſeinen Mund. Fanny ſah ihn nur, wenn er über den Dorfplatz ging, um den Schloßbewohnern einen Beſuch zu machen. Des Nachts erhob ſie ſich manchmal in ihrem Bette und betrachtete das erleuchtete Fenſter der Dachſtube, das ihr eine eigenthümliche Ehrfurcht einflößte. Da drüben in ſtiller Nacht, während die Welt rings umher im Schlafe lag, wurden Gedanken gedacht, von deren Tiefe ſie keine Ahnung hatte; der Oheim wiederholte es ihr ja jeglichen Tag, daß dieſer bleiche Kopf Dinge denke, wie ſie in dieſem Dorfe noch nicht gedacht worden. Aber wie klein ſie ſich auch einem Manne wie Reinhold gegenüber fühlte, ſo war ihr Mädchenſtolz doch beleidigt, daß er ſeit jenem Abende nicht den kurzen Weg vom Ott'ſchen Gehöfte herüber in das kleine Haus gemacht habe. Sie hatte ihm allerdings nichts zu ſagen und zu bieten, was ihn anziehen könnte, aber ſie horchte doch auf jedes ſeiner Worte mit religiöſer Andacht, ihre Seele flog ihm entgegen, ſie verehrte ihn, ſie war glücklich, wenn der Oheim von ihm ſprach, und der Oheim ſprach immer von ihm; das ſollte für ihn doch auch einigen Werth haben. Freilich wußte er das Alles nicht und ſollte er das Alles nie erfahren, aber wie ſchön wäre es, wie weiſe wäre Alles in der Natur eingerichtet, wenn man ſo etwas ahnen könnte, und von einem Manne wie Reinhold hätte ſie es beinahe erwartet, ja verlangt, daß er die geheimſten Geheimniſſe eines Herzens errathe. Der Oheim ſagte von ihm, er ſei einer der Geiſter, die in die ferne Zukunft ſehen, warum ſoll er nicht wiſſen, daß man ſich in ſeiner nächſten Nähe nach ſeinem Worte, nach ſeiner Belehrung ſehnte? Am Ende ſagte ſie ſich, daß ſie ſich eigentlich nur darüber ärgere, daß er ſein Wort nicht halte, und daß er den guten Oheim, ſeinen Lehrer, vernachläſſige.

Endlich kam er doch wieder und dießmal ſchon wie ein alter Bekannter und guter Freund. Fanny war ihm für ſeine Leutſeligkeit und Herablaſſung ſehr dankbar, und ſie freute ſich, daß er ſie einfach bei ihrem Namen und nicht mehr Fräulein nannte. Er ſpielte mit dem Oheim Schach und hörte ſehr geduldig deſſen Geſchichten zu, wie er das Spiel zur Zeit der franzöſiſchen Einquartierung von einem franzöſiſchen Kapitäp lernte, wie er es bald beſſer ſpielte als ſein Lehrer, wie er ihn aber doch aus Furcht immer gewinnen ließ, da der Kapitän ein ſehr zornmüthiger Mann geweſen. Aber eines Tages habe der Kapitän das gemerkt und ſei vor Wuth aufgeſprungen und habe ſeinen Säbel ergriffen; denn, ſagte er, er wolle keinen Pardon, keine Gnade, das ſei gegen die militäriſche Ehre, und ein kleines Schulmeiſterlein ſollte ſich nicht herausnehmen, ihn entwiſchen zu laſſen. Er, der Schulmeiſter, ſei damals ſehr erſchrocken, und der Kapitän habe gelacht und ihm dann, um ihm ſeinen Schrecken abzukaufen, dieſes ſelbe Schachſpiel zum Andenken geſchenkt. Reinhold lachte ſehr über die Geſchichte, lobte das Spiel des alten Tobias, erzählte die Geſchichte des Schachſpieles, hob deſſen tiefe Bedeutung hervor und knüpfte allerlei politiſche Bemerkungen daran. Dann bat er Fanny, einen Gang mit ihm zu verſuchen. Sie war eine Schülerin ihres Oheims und ſpielte es nicht übel. Reinhold lobte auch ſie und gab ihr manchen guten Rath — und manchen verlorenen Stein zurück. Es war ihr, da ſie am kleinen Tiſchchen ihm gegenüber und ſo nahe ſaß, daß er nur den Kopf zu neigen brauchte, um ihre Stirne zu berühren, als wäre ſie auf der Leiter menſchlicher Weſen um eine Stufe höher geſtiegen, und wenn er ihre Hand faßte, um ſie von einem verderblichen Zuge zurückzuhalten, glaubte ſie, daß zwiſchen ihm und ihr aller Unterſchied aufgehört habe. Ein elektriſches Feuer durchzuckte ihr ganzes Weſen, und mit elektriſcher Schnelligkeit flog ihr in ſolchen Momenten der Gedanke an hundertfache Möglichkeiten durch Herz und Phantaſie.

Sechſtes Kapitel.

Reinhold war nicht der Mann, um über Menſchen, Dinge oder Gefühle, die ihn beſchäftigten, lange zu ſchweigen. Bemerkte man dieſes, ſo verglich er ſeine Gedanken und Gefühle mit Oel, das immer oben auf ſchwimme, oder er fand es natürlich, daß der Becher ſeines Herzens, in dem es immer zuſtröme, überſprudelte. So wußte man im Schloſſe bald viel über das anziehende und ſinnige Weſen Fanny's, und beim Schulmeiſter hörte man oft von den Reizen der ſtillen und tieffühlenden Hedwig erzählen. Fanny horchte dann, wie ſie bald ſelbſt bemerkte, mit einer gewiſſen Beſorgniß; denn das Schloßfräulein mußte einem Manne wie Reinhold in Bildung und Manieren näher ſtehen, während ſie ſich ihm in dieſer Beziehung ſo fern fühlte, und ſie empfand dem Fräulein gegenüber, ohne ſie weiter zu kennen, eine leichte Abneigung. Hedwig hingegen hätte gerne „die ſtille Blume aus des Schulmeiſters Garten," wie ſie Reinhold nannte, kennen gelernt, um zu ſehen, wie ein Mädchen ſein mußte, von dem er ſo poetiſch erzählte, und das ihr in Folge dieſer Erzählungen in einem ſehr romantiſchen Lichte erſchien. Sie wußte nicht, daß jeder Kenner des weiblichen Herzens den Wunſch, das Weib, das ſie geliebt glaubte, kennen zu lernen, für ein Zeichen der Liebe genommen hätte. Sie bildete ſich ein, nur die Vertraute Fanny's werden zu wollen und von ihr überhaupt nur hören zu wollen, wie von Liebe geſprochen werde und wie Reinhold von Liebe ſpreche. In ihren Gedanken ſaß ſie oft an Fanny's Stelle in der ſtillen Schulmeiſterwohnung hinter den blauen Fenſterverhängen und lauſchte den Worten Reinholds und war glücklich. Je mehr ſie ſich in dieſe Vorſtellung verſenkte, deſto öder wurde ihr das weite Schloß und deſto lieblicher wurde ihr die kleine Stube des alten Tobias, und im Verfolge ſolcher Gedanken däuchte es ſie nicht nur leicht, ſondern ſelbſt wünſchenswerth, allen Reichthum zu verlaſſen, um ihm in poetiſche Zurückgezogenheit und Stille zu folgen.

Eigenthümlicherweiſe begegnete Reinhold ihrem Wunſche, Fanny's Bekanntſchaft zu machen. Er hatte immer gerne ein Publikum, und der Gedanke verführte ihn, zwei Zuhörerinnen zugleich zu haben, die ihm horchten wie Niemand, die keines ſeiner Worte anzweifelten und Alles mit gläubiger Liebe hinnahmen. Dieſe Zwei auf Einem Punkte waren ihm mehr werth, als ein anderes hundertköpfiges Publikum. Es reizte ihn außerdem, dieſe beiden jungen Herzen, von deren Liebe zu ihm er überzeugt war, zuſammen zu ſehen und womöglich eine innige Freundſchaft zu Stande zu bringen. Die Kombination war neu und konnte allerlei Verwicklung und Aufregung bewirken. Die Romane, die er auszuführen nicht die Ausdauer hatte, ſetzte er gerne im Leben in Szene; er war eben ſo gerne Romanheld als Romanſchriftſteller. Es war ihm leicht, die Geſchwiſter aus dem Schloſſe zu einem Beſuche beim Schulmeiſter zu bewegen. Der Umgang mit dieſem vortrefflichen Manne, meinte er, werde ihnen eine große Genugthuung gewähren und ihm im Dorfe ein Anſehen geben, das ihm die Erreichung ſeiner, freilich etwas phantaſtiſchen, aber doch edlen Zwecke erleichtern könne. So wanderten denn die drei Geſchwiſter an einem ſchönen Vorfrühlingstage, von Reinhold geführt, dem Hauſe des alten Lebi entgegen. Er war eben damit beſchäftigt, die Ranken der Schlingpflanzen, welche die ſüdliche Seite ſeines Hauſes bedeckten, zuzuſchneiden und aufzubinden. Fanny ſtand am Fuße der Leiter und reichte ihm Scheere, Nägel und Bindfaden. Verlegen ſtieg er herab, um ſeine Gäſte zu bewillkommnen und ſie ins Haus zu führen. Fanny folgte ſtumm, mit hoch erhobenem Kopfe und etwas düſterem Geſichte. Hedwig wagte kaum, zu ihr aufzublicken; ſie erſchien ihr ſo ſtolz und überlegen, daß ſie unwillkürlich das Haupt vor ihr neigte, und ſie bebte zuſammen, als Reinhold zwiſchen ſie trat und den Wunſch ausſprach, ſie bald als innige Freundinnen zu ſehen. In dem Augenblicke war es Fanny, als ob die gefürchtete Nebenbuhlerin bittend und um Schutz flehend zu ihr hinaufſähe, und als ob ſie in der That Schutz bedürfte.

Das ſtolze Schloßfräulein war ganz anders, als das arme Mädchen ſich vorgeſtellt hatte. Fanny fühlte mit Einem Male etwas wie Mitleid mit ihr; ihr ganzes Benehmen ſchien ihr anzudeuten, als ob ſie dem reichen Fräulein etwas, vielleicht die Liebe Reinholds geraubt hätte. Und wenn dieſes auch nicht der Fall war, ſo war es doch gewiß, daß Hedwig Reinhold liebte. Bei dem Eindrucke, den ſie ihr jetzt machte, war es der Schulmeiſtersnichte genug, um das Eis ſchmelzen zu machen. Mit Wärme ergriff ſie Hedwigs Hand, um ſie aus der Stube in den Garten zu führen. Reinhold ließ ſie allein und ſah ihnen lächelnd nach. Er wußte, wie ſolche kleine Spaziergänge nach dem erſten Zuſammentreffen Mädchenfreundſchaften raſch zur Blüthe und Reiſe bringen, und er wunderte ſich nicht, als er nach einem halbſtündigen Geſpräche mit Heinrich und dem Schulmeiſter einen Blick zum Fenſter hinauswarf und die beiden Mädchen mit verſchlungenen Armen wie alte Freundinnen den Garten durchſtreifen ſah, und zwar im lebhafteſten Geſpräche. Ich würde nicht erſtaunt ſein, dachte er, wenn ſie ſich ſchon Du ſagten.

In der That ſtellte ſich zwiſchen den beiden Mädchen bald ein inniger Umgang her, und Fanny erſchien ebenſo oft im Schloſſe als Hedwig im Schulmeiſterhauſe. Mit Anbruch des Frühlings verſammelte ſich die ganze Geſellſchaft am Liebſten im Schloßgarten oder bei ſchlechtem Wetter in der kleinen Stube; nur der alte Tobias entſchuldigte ſich. Er nannte die Verſammlungen der kleinen Geſellſchaft im Schloſſe „die große Welt,“ für die er nicht gemacht ſei, und verbrachte die Stunden, in denen ihn Fanny allein ließ, mit den Büchern, die ihm Reinhold aus eigener und aus Heinrichs Bibliothek ſehr reichlich lieferte, indem er ſeinen Bildungsdrang und ſeine Wißbegierde durch den Umgang mit den beiden jungen Männern aufs Neue und aufs Jugendlichſte angeregt fühlte. Er wollte auch dieſe glückliche Zeit benützen, da ſich ihm die Gelegenheit bot, ſich bei dieſen über ſchwer verſtändliche Stellen Aufklärung und Rathes zu erholen. Die Welt verſchwand ihm vor den neuen Gedanken, die ihm die modernen

Bücher vor den Geiſt brachten; er verſank in die neuen Vorſtellungen und in all die Projekte, die ſich mit Veränderung und Beglückung der Menſchheit, mit Begründung einer ſchönen Zukunft beſchäftigten, und er gab ſich dieſen Eindrücken um ſo freudiger hin, als er ſeine Nichte in ſo guter und bildender Geſellſchaft geborgen und glücklich ſah. In der That mochte die ganze Geſellſchaft, wenn man ſie ſo unter einem Lindenbaum des Parkes oder in einer gemüthlichen Stube um ein Buch verſammelt oder den Reden Reinholds und den Worten Heinrichs lauſchen ſah, Jedermann als eine glückliche erſcheinen. Heinrich hoffte, dieſen Kreis bald auf die ſchönſte Weiſe erweitert zu ſehen; denn nun war der Frühling da, und mit ihm ſollte auch Willibald erſcheinen, mit dem er im beſtändigem brieflichen Verkehre ſtand, und der nun kommen ſollte, um Heinrichs Lieblingsidee, ein ſinniges Monument ſeiner Mutter, auszuführen. Aber dieſe Hoffnung ſollte auf eine Heinrich ſehr liebe Weiſe vereitelt werden. Willibald hatte mit dem Modell ſeiner Mignon in der Frühlings-Ausſtellung großes Glück gemacht und den Auftrag erhalten, ſie in Marmor auszuführen. An dieſen Auftrag knüpften ſich bald andere Beſtellungen, da er von einem hohen Herrn ausgegangen war, auf deſſen Kunſtſinn man ſich verließ und den man gerne nachahmte. Heinrich war der Erſte, der Willibald rieth, das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es warm ſei, und ſeine Reiſe nach Steinthal aufzuſchieben. Die Sehnſucht nach dem Freunde und nach Geſprächen über ihre Vergangenheit war in Heinrich um ſo leichter zu beruhigen, als er ihn in froher und beſchäftigter Gegenwart glücklich wußte und ſich ſelbſt zufrieden fühlte. Er that ſeine Pflicht, er erreichte ſeinen Zweck. Agnes entwickelte ſich von ſelbſt und wuchs und blühte an Geiſt und Körper wie eine ſchöne Pflanze. Alfred arbeitete mit jenem Bewußtſein und guten Willen, die einen künftigen beſonnenen Mann verſprechen, und Hedwig, wenn ſie ſich ihm auch nicht mehr ſo anſchloß wie zu Anfang, war doch angeregter und wie aus ihren früheren Träumen erwacht. Er ſchrieb das dem Umgange mit Fanny zu, der immer inniger wurde, bei der ſie oft viele Stunden und ganze Abende verbrachte; Frauen, ſagte er ſich, oder auch Mädchen können nur durch Mädchen erzogen werden, und die Beſorgniß, die er manchmal in dem Gedanken an eine rein männliche Erziehung empfand, verſchwand im Hinblicke auf den geſammelten, in ſich abgeſchloſſenen Charakter Fanny's. Eine Mutter hätte freilich zu erfahren geſucht, was die beiden Mädchen ſo innig an einander knüpfte; der Bruder wäre ſich unzart vorgekommen, wenn er den Grund dieſer Mädchenfreundſchaft hätte erforſchen wollen. Sorgenlos wanderte er mit Alfred nach dem Schloſſe Halden, und mit Freuden nahm er an den Verſammlungen Theil, die nunmehr im Frühling und im Sommer beinahe immer im Schloßgarten ſtattfanden. Keine Diſſonanz ſtörte äußerlich dieſes Zuſammenleben, wenn nicht etwa der kleine Haß, den die Hexe oder Agnes gegen Reinhold zur Schau trug, dem ſie oft Worte gab, aber faſt immer nur, um die Geſellſchaft zum Lachen zu bringen. Nur Reinhold fühlte ſich unter dieſer Abneigung offenbar unbehaglich; er that Alles, um das Herz des Kindes zu gewinnen; er ſchmeichelte ihr, er beſchäftigte ſich mit ihr, ja er raffte ſich ihr zu Gefallen zu literariſcher Thätigkeit auf und ſchrieb und las kleine Geſchichten vor, die vorzugsweiſe auf den Beifall Agnes' berechnet waren.

Möge hier eine der vielen kleinen Geſchichten ſtehen, die er, wie er verſicherte, im ſüdlichen Frankreich ſelbſt erlebt hatte.

Der Wolfstödter.

In dem alten Schloſſe Latour de Farges, das auf dem letzten ſüdlichen Ausläufer der Cevennen liegt und über die Hügel, die den edlen Muscat-Lunel tragen, über die Ebene Nieder-Languedocs, über die alte, verlaſſene, todte Stadt Aigues-Mortes bis in das Mittelmeer hinausblickt — in dieſem eigenthümlichen Schloſſe, wo ich als Gaſt mehrere Monate verlebte, ſaßen wir eines Morgens beim zweiten Frühſtück, als das Wiener Stubenmädchen eintrat und zum Herrn des Schloſſes ſagte: „Der Mann mit die Wolfsköpf' iſt draußen!“ Darauf griff mein Wirth in die Taſche und gab ihr für den ſo bezeichneten Mann einige Franksſtücke. — „Wer iſt der Mann mit die Wolfsköpf'?“ fragte ich, durch die ſonderbare Bezeichnung des Gaſtes neugierig gemacht. — „Das iſt,“ ſagte mein edler und gelehrter Wirth, „unſer Herkules, der die Schluchten unſerer Gebirge von Ungethümen reinigt, wie es in der alten Welt der Sohn der Alkmene mit der Keule der Geſittung gethan. Wäre dieſes Land noch griechiſch, wie es ehemals geweſen, dieſer Mann würde ein Heros oder Halbgott, er würde in hundert Mythen als der galliſche Herkules weiterleben, und man würde ihm Tempel bauen; in unſeren unmythologiſchen Zeiten muß er ſich mit den Almoſen begnügen, die er bei Bauern und Gutsbeſitzern ſammelt, und mit dem Preiſe, den er für jedes eingelieferte Wolfshaupt von der Regierung erhält.“

„Es iſt ein Wolfsjäger?“ fragte ich.

„Ja, ſo etwas der Art; jedenfalls ein Mann, der dieſen Gegenden, die keine anderen als Schafheerden haben, ſehr nützlich iſt. So viel iſt gewiß, daß, ſeit Jean Reynaud ſein Handwerk treibt, die Zahl der Wölfe in den Cevennen bedeutend abgenommen hat. Ehemals kamen ſie in den Wintern ſchaarenweiſe bis in die Dörfer; das geſchieht jetzt nur noch ſelten, und das haben wir gewiß nur dem unermüdlichen Eifer dieſes Mannes zu verdanken und ſeinem Haß, den er den Wölfen geſchworen zu haben ſcheint.“

Ich wurde noch neugieriger, leerte mein Glas und ging hinaus, um mir den Heros in der Nähe zu betrachten.

Da war ich überraſcht, einen Mann zu finden, der nichts weniger als einem Herkules glich. Jean Reynaud war eine ſchmächtige, kleine Geſtalt, mit blaßbraunem Geſichte, das von einem mehr als zur Hälfte ergrauten Barte eingefaßt war. Er ſaß auf der Terraſſe und verzehrte behaglich ein Frühſtück, das ihm die Köchin vorgeſetzt hatte. Als ich mich näherte, ſtand er höflich auf, nahm einen Sack und ſchüttelte ihn, bis zwei gewaltige Wolfsköpfe heraus und mir zu Füßen rollten. Dann ſetzte er ſich wieder hin und frühſtückte weiter.

Es war in der That ein ſonderbares Bild. Die prächtige Terraſſe mit der Ausſicht in das blühende ſüdliche Land; die runden Thürme des alten Schloſſes; rechts und links vor dem Wolfstödter große Aloën; hinter ihm ein gewaltiger Feigenbaum und Roſenlorbeerbüſche, welche die Wand des Schloſſes bedeckten; neben ihm die zwei Wolfsköpfe und im Fenſter des einen Thurmes ein angefeſſelter Bergadler, der mit blitzenden Augen auf die Köpfe der erſchlagenen Ungethüme niederſah. Das Bild war um ſo ſonderbarer, als der Mann mit ſeiner friedlichen Beſchäftigung und ſeiner noch friedlicheren Erſcheinung ſo wenig zu den Wolfsköpfen paßte. Hätte ein Maler dieſe Szene gemalt, der Beſchauer würde es eben ſo wenig verſtanden haben, als ich Jäger und Beute zuſammenreimen konnte.

Um ſo begieriger, wie auf die Löſung eines Räthſels, war ich, die Geſchichte des Wolfsjägers oder vielmehr die Geſchichte ſeiner Neigungen zu erfahren, die ihn einem ſolchen gefahrvollen und blutigen Berufe entgegenführten. Sollte in der Bruſt dieſes Mannes aus dem Volke wirklich etwas derart geſchlummert haben, das ihn trieb, ſich allgemein nützlich zu machen? War es einfach ein Menſch, der Gefahren, Aufregungen, Abenteuer liebt? oder noch einfacher, Einer, der dieß Geſchäft wie ein anderes trieb, um Geld zu verdienen?

Ich ſetzte mich zu ihm, und nachdem ich die Wolfsköpfe bewundert, ihre Rachen und glänzenden Zähne angeſtaunt, fragte ich ihn, ob ihm die Jagd auch etwas Rechtes einbringe.

„Genug, um mich und mein Weib zu ernähren,“ antwortete er in ſo gleichgültiger Weiſe, daß ich wohl erkannte, wie ihm der Erwerb Nebenſache war.

Ich fragte weiter, auf welche Art und mit welcher Waffe er zu Werke gehe. Er zog ein ſogenanntes kataloniſches Meſſer, deſſen Klinge ungefähr vier Zoll lang war, aus der Taſche und ſagte: „Dieß iſt meine Waffe!“

„Wie?“ rief ich erſtaunt, „mit einem Meſſer geht Ihr Wölfen zu Leibe?“

„Ich nehme wohl,“ antwortete er, „wenn ich auf die Jagd gehe, auch eine Büchſe mit, und zwar eine Doppelbüchſe, um für alle Fälle gerüſtet zu ſein, beſonders wenn ich des Thieres nicht mit meinen Händen habhaft werden kann. Dann ſchicke ich ihm eine Kugel nach. Aber ich treffe ſelten, denn ich bin ein ſchlechter Schütze. Am Liebſten werfe ich mich ſelbſt auf das Thier und mache ihm mit dieſem Meſſer den Garaus.“

Bei dieſen Worten hob er das Meſſer, ſchwang es und machte die Bewegung des Stoßes mit einem Ausdrucke, daß ich plötzlich einen andern Menſchen vor mir ſah. Seine Augenlieder zogen ſich in die Höhle zurück, während die Augäpfel leuchtend hervortraten; die Zähne knirſchten übereinander, und die Hand, die das Meſſer hielt, ſchloß ſich knochig und krampfhaft an den Griff, als ſollte ſie ihn nie wieder fahren laſſen. Der Aermel fiel bei dieſer Bewegung zurück, und ich ſah einen nervigen Arm, der aber von oben bis unten mit Narben bedeckt war.

„Nun,“ ſagte ich, auf dieſe Narben deutend, „ich ſehe, daß ſich die Beſtien zu vertheidigen wiſſen.“

„Das glaube ich,“ erwiderte er lachend; „ſo iſt mein anderer Arm, ſo ſind meine Rippen, ſo iſt mein Schenkel zugerichtet. Das glaube ich, daß ſich die zu vertheidigen wiſſen; aber ſie ſollen mich nicht unterkriegen, bis ich mein Werk gethan habe.“

„Was?“ fragte ich, „bis alle Wölfe in den Cevennen ausgerottet ſind?“

„Nein, etwas Anderes!“ antwortete er kurz, als ob er nicht gern nähere Auskunft geben wollte.

So ſtellte ich denn eine andere Frage: „Habt Ihr das Geſchäft aus Neigung ergriffen?“

„Nein, weiß Gott, nicht aus Neigung!“ rief er in einer Art, daß ich nicht wußte, ob er lachte, ob er ſich ſelbſt oder mich verhöhnte.

„Habt Ihr es von Jugend auf betrieben?“

„Nein, erſt ſeit zwölf Jahren verfolge ich ſie; früher war ich Schulmeiſter.“

„Schulmeiſter?“ rief ich erſtaunt. „Ihr ſeid ſonderbare Leute, ihr Schulmeiſter in Languedoc. Da ſah ich vor Kurzem einen in der Arena von Nimes, der bei einem Stiergefechte einen wilden Stier aus der Camargue bei den Hörnern packte und ihn auf den Rücken legte, ohne daß ihm dabei die Brille von der Naſe gefallen wäre — gerade, als ob er einen unartigen Jungen übers Knie legte. In meinem Vaterlande würde man ſehr lachen, wenn man ſolche Thaten von Schulmeiſtern erzählte.“

„Ja,“ lachte Jean Reynaud ſeinerſeits, „man kann nicht wiſſen, wozu Einen das Schickſal macht. Ich hätte ehemals auch nicht geglaubt, daß ich mein Leben im Kriege mit dieſen Beſtien verbringen würde.“

So ſprechend ſtand er auf, warf die Wolfsköpfe in den Sack, den Sack über die Schulter, ergriff den Stock, rief noch einen Gruß in die Küche und machte ſich auf, um weiter zu wandern. Ich ſchloß mich ihm an und ſchlenderte mit ihm fort. Wir gingen an den drei Pinien vorbei, welche den Schiffen auf den Gewäſſern der nahen See, wie ein Tagesleuchtthurm, als Richt- und Merkzeichen dienen, auf dem Wege nach St. Geniés und Caſtries, wo die Gegend mit ihrem Aquädukt beinahe der Campagna von Rom ähnelt. Ich hätte noch gerne Manches aus ihm heraus gefragt, wenigſtens die Erzählung einiger Abenteuer eines Wolfsjägers gehört, aber Jean Reynaud war offenbar nicht der Mann, der gerne mit ſeinen Thaten prahlte. Des Ruhmes wegen tödtete er die Wölfe nicht, auch nicht des Gewinnes halber, ſo viel wußte ich ſchon. Aber welche waren ſeine Beweggründe? Liebe zu ſeinem Nächſten? Um den Bauern ihr Eigenthum zu ſchützen? Nein! Er haßte die Bauern, die ihn für verrückt hielten und ſich über ihn luſtig machten. Aus ſeinen Worten ſchien mir hervorzugehen, daß ihn eine Art perſönlichen Haſſes gegen die Wölfe erfüllte und daß er in dem Kriege gegen ſie nur eine perſönliche Befriedigung ſuchte, und zwar nicht jene Befriedigung des Jägers, die ſich mit der Beute begnügt, ſondern eine Befriedigung des Herzens. Ich deutete ihm an, daß ich ſo etwas vermuthete, und fügte hinzu, daß ich ſehr wohl verſtehe, wie man ſich einer wilden Beſtie gegenüber von Gefühlen könne leiten laſſen, als hätte man es mit Menſchen zu thun.

„Nun denn,“ rief Jean Reynaud, als wir ſchon halbwegs von St. Geniés waren, „da Sie das verſtehen und Ihnen außerdem daran zu liegen ſcheint, die Urſache meines Krieges zu erfahren, ſo will ich Ihnen Alles ſagen.“

So ſprechend ſetzte er ſich auf den Rand des Weges unter einen Mandelbaum und ſagte: „Ich habe oft gehört, und Sie werden wohl auch oft gehört haben, daß es Völker gibt, bei denen die Blutrache heimiſch iſt; bei denen, wenn ein Glied aus der Familie ermordet worden, die ganze Familie nicht eher ruht, als bis ſie wieder dem Mörder den Tod gegeben; wenn ſie das nicht kann, verfolgt ſie alle Glieder der Familie des Mörders. O, das begreife ich ganz gut, denn zwiſchen mir und den Wölfen iſt es gerade ſo. Sehen Sie, Herr, ich hatte ein Kind, ein einziges Kind, ein Mädchen von drei Jahren, ſchön wie ein Engel. Ich hatte geglaubt, daß das grimmigſte Thier beim Anblicke dieſes Kindes ſeinen Blutdurſt verlieren und es verſchonen müſſe, wie die Löwen den Propheten Daniel verſchonten. Aber die Wölfe haben es nicht verſchont. Vor meinem Hauſe ſpielte es eines Tages mit friſchgefallenem Schnee; ich höre einen Schrei, den ich ewig hören werde; ich ſtürze hinaus, und ein Wolf trägt es in ſeinem Rachen fort. Ich habe ihn erreicht, ich warf mich auf ihn, ich rang mit ihm, und ich entwand ihm mein Kind. Er floh vor meinem Meſſer — aber ſein Zahn war in das Herz meines Kindes gedrungen, und nach einer halben Stunde lag es todt in meinen Armen. Damals über der Leiche meines Kindes habe ich ihnen Rache und unverſöhnlichen Krieg geſchworen. Sie mögen ſich in Schluchten und Wälder verkriechen, ich weiß ſie aufzufinden; ich weiß alle ihre Schlupfwinkel, ich habe ihre Liſten und Tücken ſtudirt. Ihre Jungen erwürge ich mit dieſen meinen Händen, den Alten ſtoße ich das Meſſer in den Nacken. Sie mögen mich zerfleiſchen, ich laſſe keinen, den ich einmal halte. O, hätte ich damals die Kunſt verſtanden, wie jetzt, der Mörder meines Kindes wäre mir nicht entgangen! O, hätte ich ihn mit meinen Händen würgen können! Aber er ſoll mir nicht entgehen; ich will nicht eher ruhen, ich will nicht eher ſterben, als bis ich ihn vor meinen Füßen verenden geſehen!“

Mit einem gezwungenen Lächeln — denn es war mir beim Anblick dieſes vor Ingrimm zitternden Mannes gar nicht lächelnd, vielmehr unheimlich zu Muthe — ſagte ich: „Aber Jean Reynaud, wie wollt Ihr ihn erkennen? Sieht nicht ein Wolf aus wie der andere? und ſind ſeit jener Zeit nicht Jahre vergangen? Iſt er nicht vielleicht ſchon erlegt worden?“

„Nein!“ rief Jean Reynaud, „er iſt, Gott ſei Dank, noch von Niemandem erlegt worden. Ich eile überall hin, wo ich von einem erlegten Wolfe höre; er iſt noch nicht getödtet. Und was das Erkennen betrifft, ich würde ihn ohne jedes Zeichen erkennen, denn ich habe ihn gezeichnet; ich habe ihm am Halſe, rechts, eine Wunde beigebracht, deren Narbe nie verſchwinden wird. Aber, wie geſagt, ich würde ihn auch ohne Das erkennen. Habe ich ihn doch vor drei Wintern auf dreihundert Schritte erkannt; aber er floh, der Elende, er hatte nicht den Muth, den Kampf mit mir aufzunehmen, und feige hat er ſich verſteckt, denn ich habe ihn durch Wochen vergebens geſucht. O, er kennt mich, wie ſie mich alle kennen! Sie wiſſen, was ich geſchworen habe. Wenn ich nur erſt den Einen halte! Durch zwei Winter hat er mir in den Cevennen gefehlt, da durchſtreifte ich die Alpinen und den Jura und habe dort furchtbar gehaust; ihn aber fand ich nicht. Aber ich weiß es, ich erreiche ihn noch. Dann ſoll mir keine Kugel dienen; mit den Händen und höchſtens mit dem Meſſer wird er gewürgt.“

„Aber der Wolf, wenn er noch lebt, muß jetzt ein gewaltiges Thier ſein.“

„Schadet nichts. Ich werde auf dem Platze bleiben, er aber auch. O meine Marion! jetzt wäre ſie eine blühende Jungfrau!"

Wie traurig klang dieſe kurze Elegie nach jenem langen Rachegeſang. Noch eine Zeitlang ſaßen wir ſchweigend neben einander; dann wanderte Jean Reynaud weiter nach St. Geniès, ich zurück nach Latour de Farges, beſchäftigt mit dem Gedanken an den Mann, in deſſen Gemüthe, wie bei Fabeln leſenden Kindern, und doch ſo verſchieden von den Kindern, eine ſo eigenthümliche Vermenſchlichung der Thierwelt vor ſich gegangen.

Doch hatte ich ihn beinahe vergeſſen, als ich den Winter darauf in dem Cevennenthale Vaunages meinen Aufenthalt nahm. Auf einem Ausflug kam ich auch einmal nach St. Come, und erſt hier erinnerte ich mich Jean Reynaud's wieder, denn ich war in ſeiner Heimat. Seine Wohnung war bald erkundet, aber Niemand glaubte, daß ich ihn zu Hauſe finden werde, denn dieß ſei die Zeit, die er vorzugsweiſe im Gebirge verbringe. Dennoch traf ich ihn daheim. Er war eben aus dem Gebirge zurückgekehrt, aber nur, um ſein Haus ſofort wieder zu verlaſſen. Er war in einem ſo aufgeregten Zuſtande, daß er ſich kaum Zeit ließ, mich zu begrüßen; fieberiſch lief er in der Stube hin und her, ordnete Das und Jenes, antwortete kaum auf die Fragen ſeines Weibes und eilte wieder zum Hauſe hinaus. Auf der Schwelle ſagte er mir: „Jetzt habe ich ihn, er iſt wieder in den Cevennen; jetzt gilt es, er oder ich, oder wir Beide!" Dann lief er weiter. Aber nach zwanzig Schritten kehrte er wieder in den kleinen Hof vor ſeinem Hauſe zurück, ſetzte ſich an einen Schleifſtein, zog ſein Meſſer aus der Taſche und ſchliff es, daß die Funken vom Steine flogen, indem er dieſen mit wüthenden Tritten in ſo ſchnelle Bewegung ſetzte, daß er kaum ſichtbar blieb. Dann rief er mir wieder zu: „Jetzt gilt es, jetzt halt' ich ihn!"

„Jean Reynaud," ſagte ich, „nehmt doch wenigſtens für alle Fälle eine Büchſe mit."

Er machte mit der Hand eine verächtliche Bewegung durch die Luft, lief eilends von dannen und verſchwand bald in dem

Hohlwege, der in die verbrannte, ſteinige Bergwüſte führt, die unmittelbar hinter den Weingärten von St. Come beginnt. Die Leute des Dorfes, die ihn ſo abziehen ſahen, lächelten und ſagten: Jean Reynaud hat etwas Großes vor. Gewiß hat er es auf den rieſigen Wolf abgeſehen, der ſich dieſer Tage in den Bergen zeigte.

Die Zeit in St. Come verging mir auf ſehr angenehme Weiſe in Geſellſchaft des Maire, deſſen Gaſt ich war, und ſeines ſüdfranzöſiſchen Weines, den man, wenn er ein Alter von einigen Jahren in Fäſſern dem Sonnenlicht ausgeſetzt erreichte, in Paris als Alicante verkauft. So hatte ich meinen Wolfstödter bald wieder vergeſſen und dachte ſeiner am Wenigſten, als ich, drei oder vier Tage nach unſerem kurzen Wiederſehen, mit meinen Gaſtfreunden am Tiſche ſaß und ein wahrhaft homeriſches Mahl einnahm, wie es ſich in dieſen einſt von der Griechenſtadt Maſſalia aus bevölkerten Gegenden ganz in ſeiner alten Art bis auf den heutigen Tag in Sitten und Gewohnheiten erhalten hat. Da entſtand ein Auflauf vor unſerem Hauſe, und herein ſtürzte der Garde champêtre, um dem Maire pflichtſchuldigſt zu melden, daß ſich in der Nähe des Dorfes, jenſeits des Hohlweges, unfern der Windmühle, der Wolf gezeigt, daß man Jean Reynaud geſehen, der ihn verfolgte, und daß dieſer im Augenblicke wohl ſchon im Kampfe mit dem gewaltigen Thiere begriffen ſei. Wir ſprangen auf und eilten hinaus auf den Platz, wo wir ein Volk verſammelt fanden, das ſich bereits mit ſeinen Nationalgardewaffen ausgerüſtet hatte und ſich ſogleich in Bewegung ſetzte, als ſich der Maire an ſeine Spitze ſtellte. Jean Reynaud ſei zwar der Mann, meinte man, der mit den Wölfen allein fertig zu werden verſtehe, und gewiß werde es ihn beleidigen, daß man ihm zu Hülfe komme, aber dießmal handle es ſich um einen ganz auserleſenen Feind, gegen welchen Bundesgenoſſen nicht zu verachten ſeien. Manche wetteten, man werde trotz der Ungethümlichkeit des Thieres Jean Reynaud bereits als Sieger auf ſeiner Leiche ſitzend finden.

Der Garde champêtre führte den Zug. Es ging über Stock und Stein, dann über ein Feld, das tief aufgerodet war, denn man hatte vor einiger Zeit zufällig daſelbſt einige antike mit Münzen angefüllte Urnen gefunden und dann, in der Hoffnung auf weiteren Gewinn, das ganze Feld tief aufgewühlt und umgelegt; dann ging es durch ein tiefes Thal und wieder über einen Hügel, an deſſen Fuß ſich eine kümmerlich bewaldete Schlucht hinzog. Von dieſem Hügel weiterziehend, hielt man einige Male inne, um zu horchen, denn unfern von hier mußte nach den Berichten der Kampf ſtattfinden. Man wollte vom Kampflärm geleitet ſein, aber man vernahm nichts, und da auch von der Höhe aus, ſo weit das Auge reichen konnte, nichts zu ſehen war, mußte man annehmen, daß der Kampfplatz unten im verbergenden Gehölze oder hinter demſelben ſei. Dorthin wendeten ſich Aller Schritte.

Wir hatten uns nicht geirrt; wir hatten den Kampfplatz vor uns, aber der Kampf war vorüber. Unten angekommen, blieben wir erſtarrt ſtehen; es wurde uns ein trauriger, ſchauriger Anblick. Der Wolf, ein wahrhaft rieſiges Unthier, lag ausgeſtreckt da; ſein Leib war von Wunden bedeckt, in ſeinem Nacken ſtak Jean Reynaud's kataloniſches Meſſer bis ans Heft; aus ſeinem aufgeriſſenen Rachen ſtrömte noch das Blut, ringsherum hing der Schaum. Aber neben ihm lag auch Jean Reynaud, vom Blute bedeckt, das aus unzähligen Wunden gefloſſen und hie und da ſchon geronnen war; die größte ſeiner Wunden klaffte vorn an der Bruſt, weit und gähnend. Er lag auf dem Rücken, doch hielt die linke Hand noch den Nacken des Thieres ſo krampfhaft, als ob ſie nicht abzulöſen wäre. Der Kampf muß ſchrecklich und lang geweſen ſein, denn der Kampfplatz erſtreckte ſich hundert Schritte weit rechts und links von dem Orte, wo die beiden Todten lagen, das konnte man an den gebrochenen Bäumen, an den geknickten Sträuchern, ſelbſt an dem zerſtampften, verwitterten Geſtein und an den Blutſpuren erkennen, die überall zu finden waren. Da es ausgemacht war, daß Jean Reynaud vor dem Wolfe nicht geflohen ſei, mußte man annehmen, daß ſich der Wolf ſeinem Feinde zu entziehen geſucht, daß ihn dieſer mehrere Male verfolgt und erreicht oder ſich von dem fliehenden Thiere habe nachſchleppen laſſen. Ich näherte mich, um Jean Reynaud ins Geſicht zu ſehen; ſein Ausdruck überraſchte und erſchütterte mich umſomehr, als er von der ſchauerlichen Szene ringsumher ſo auffallend abſtach, denn dieſer Ausdruck war ein Ausdruck höchſter Befriedigung, der ſeligſten Ruhe. Ein unendlich glückliches Lächeln war an ſeinen Lippen hängen geblieben. Raſch beugte ich mich tiefer, um nach dem Halſe des Thieres zu ſehen, und fand an der rechten Seite deſſelben eine gewaltige Narbe, die beinahe die ganze Fläche einnahm — jene Narbe, an der Jean Reynaud ſeinen Todfeind erkennen wollte. Er hatte ihn alſo endlich gefunden; ſeine Rache war geſättigt, ſeine Sendung vollbracht. Daher dieſes glückliche Lächeln, das den Todeskampf überdauerte.

Einige Männer von St. Come trugen ihren ehemaligen Schulmeiſter in das Dorf, um ihn in der Nähe ſeiner Marion zu begraben; den rieſigen Wolf ſchickte man nach Nimes auf die Präfektur und dann auf den Markt, um wenigſtens den Preis, den die Regierung auf Tödtung eines Wolfes ſetzte, und den Verkaufspreis für die Wittwe Jean Reynauds zu gewinnen. Den Wolf kaufte der Maire zu St. Come, ließ ihn ausſtopfen und in der Mairie aufſtellen, als Merkwürdigkeit der Gegend und als Erinnerung an Jean Reynaud, den Wolfstödter.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Gegen Mitte des Sommers wurde die Idylle im Schloß und Park auf lärmende Weiſe geſtört. Herr Volkmar hatte den Kreis der jungen Leute bisher gewähren laſſen, ohne ein einziges Mal Gefallen oder Mißfallen an deſſen Treiben auszudrücken, ſo daß es ſchwer zu beſtimmen war, ob er das Leben Heinrichs mit Ironie oder Achtung, oder nur mit Gleichgültigkeit betrachtete. Im Ganzen ſchien es, daß er mit der im Hauſe herrſchenden Ordnung und Stille zufrieden war und daß er ſich um das Uebrige nicht kümmerte. Wenn Heinrich ihn hie und da zu Rathe ziehen oder bei irgend einer Angelegenheit der Erziehung betheiligen wollte, entzog er ſich mit einem nicht unfreundlichen, aber kurzen: „Das mußt du beſſer verſtehen,“ und verſicherte ihn, daß er alles Vertrauen zu ihm habe; ja er geſtand ihm einmal bei ſolcher Gelegenheit, daß er ſich durch Heinrichs Benehmen aufs Angenehmſte enttäuſcht fühle; er habe von ihm und ſeinen übertriebenen Gefühlen allerlei Unpraktiſches und mancherlei Uebertreibung erwartet, er ſehe aber mit Freuden, wie ſein Sohn mit ſeinem Leben wie mit ſeinen Lehren in vernünftigen und bürgerlichen Gränzen bleibe. Es war zu verwundern, daß Herr Volkmar auch nur Dieſes bemerkt hatte; denn jene Weichheit, die ſich nach dem Tode der Mutter manchmal an ihm geoffenbart und die den Wunſch, ſich ſeinen Kindern zu nähern, im Gefolge zu führen ſchien, war längſt verflogen, und ſeine Familie bekam ihn nur ſelten zu ſehen. Mehrere Stunden von Steinthal, in der Nähe einer kleinen Eiſengrube, die er ausbeutete, beſaß er ein kleines Haus, das er nunmehr den größten Theil der Zeit bewohnte, weil, wie er ſeinen Kindern andeutete, ſich jetzt dort ſein Geſchäft konzentrire und er nach jener Seite hin allerlei Pläne auszuführen gedenke, die ſeinen Aufenthalt in jenen waldigen Gegenden nothwendig machen.

Eines Tages, nachdem er beinahe drei Wochen ohne Unterbrechung abweſend geweſen, fuhr er plötzlich in ſeinem leichten, von zwei ſiebenbürgiſchen Pferden gezogenen Wagen, von jener geräumigen, luftigen, halb ländlichen, halb eleganten Art, die man in jenen Gegenden Neutitſcheinka nennt, in den Hof des Schloſſes, und die Kinder, die ans Fenſter eilten, bemerkten mit Staunen, daß der Korb des Wagens beinahe ganz mit ausgeſuchten und koſtbaren Lebensmitteln jeder Art ausgefüllt war. Herr Vollmar erklärte ihnen dieſes Räthſel, indem er ihnen nach kurzer Begrüßung mittheilte, daß er in Kurzem Beſuch erwarte.

„Es wird," ſagte er, „Frau Böcking, die Beſitzerin jener ausgedehnten Güter, die an meine Wälder ſtoßen, wahrſcheinlich längere Zeit oder wenigſtens zu wiederholten Malen in dieſem Schloſſe ihren Aufenthalt nehmen. Ich habe ſie eingeladen, und ſie hatte die Güte, die Einladung anzunehmen. Es iſt das eine ausgezeichnete Frau, der ich alle Rückſichten ſchuldig bin, und ich wünſche, daß ſie demgemäß hier empfangen werde und auf eine Weiſe, die ihrem ungeheuren Reichthum entſpricht. Es darf an nichts mangeln, man muß jedem ihrer Wünſche entgegenkommen. Sie muß ſich hier wohl fühlen und gerne hieher zurückkehren; es iſt unbedingt nothwendig. Die ganze vordere Front muß für ſie eingerichtet werden, da ſie ſchwerlich allein kommen wird, und dabei, Heinrich, verlaſſe ich mich auf deinen ſtädtiſchen Geſchmack. Frau Böcking wird nichts tadeln, wenn ſie hört, daß die Einrichtungen von einem Menſchen herrühren, der in der eleganten Welt der Reſidenz gelebt hat. Du, Hedwig, ſorgſt für das innere Hausweſen und daß Küche und Keller reichlich verſehen ſeien. Dir, Agnes, habe ich nur zu empfehlen, daß du deine Zunge im Zaume hältſt und überflüſſige oder naſeweiſe Bemerkungen unterdrückſt, wenn dir an der Dame etwas auffällt, was du als unerfahrenes Geſchöpf nicht verſtehſt."

Nach dieſen Verhaltungsbefehlen zählte Herr Bellmar hundert Dukaten, je fünf und fünf unter einander, auf den Tiſch. „Dies," ſagte er, zu Hedwig und Heinrich gewendet, „zur Beſtreitung der Koſten; wenn es nicht ausreicht, verlangt mehr. Ich glaube ſelbſt, daß die Summe nicht hinreichen wird, denn die Dienerſchaft iſt neu zu kleiden. Du, Heinrich, biſt ſo gut, einige der Tölpel, die im Hauſe herumfaullenzen, anzuweiſen, wie ſie ſich als anſtändige Bediente zu benehmen haben; ihrem Anzuge muß ein Anſtrich von Livrée gegeben werden. Frau Böcking iſt gerne von Livrée-Bedienten umgeben."

Herr Bellmar brachte alles Dieſes in einer Art von Aufregung hervor, die er zu verbergen ſuchte. Ohne ſich geſetzt zu haben, verließ er wieder die Stube; aber auf der Schwelle wendete er ſich noch einmal um und ſagte: „Für die Zeit des Aufenthaltes der Frau Böcking wünſche ich, daß Monſieur Reinhold Ott vom Schloſſe ferngehalten werde. Ich glaube nicht, daß ihr der Umgang mit derart Menſchen gefallen würde, und ich wünſche — wohl verſtanden — daß ihr hier Alles einen guten Eindruck mache."

Die Geſchwiſter ſahen einander erſtaunt an. Agnes warf einen Blick auf das Geld und ſagte traurig: „Was hätte Mama Alles mit ſo viel Geld angefangen! Sie hat nie ſo viel gehabt, und jetzt wird das ſo hinausgeworfen für eine Unbekannte, der zu gefallen ich die Zunge halten muß." — Hedwig lächelte bitter, indem ſie dachte, welche Art Perſon die Unbekannte ſein müſſe, die am Umgange Reinholds keinen Geſchmack finden könne. Heinrich aber ermunterte die Schweſtern, mit gutem Willen aus

Werk zu geben und den Vater ganz zufriedenzuſtellen, da ihm an einem glänzenden Empfange jener Dame offenbar viel liegen müſſe. „Ich weiß es,“ fügte er hinzu, „daß der Papa mit ihr in Geſchäftsverbindung ſteht; ſie hat zahlreiche Eiſenwerke und bezieht Holz und Kohlen aus unſeren Wäldern. Auch iſt ſie Gutsnachbarin, und Papa hält ſich für verpflichtet, der guten Nachbarſchaft wegen ein Uebriges zu thun.“

„Sie iſt ungeheuer reich! Heirathen will er ſie!“ rief Agnes, mit dem Fuße ſtampfend.

Heinrich erblaßte bei dieſem Ausruf; doch faßte er ſich ſchnell und murmelte: Thorheit! Hedwig aber ſchüttelte den Kopf. „Du weißt noch nicht, Heinrich,“ ſagte ſie, „daß die Hexe immer Alles erräth. Ich haſſe ſie im Voraus, die hier die Stelle unſerer Mutter einnehmen ſoll.“

„Und noch dazu eine lächerliche Perſon!“ fügte Agnes hinzu.

„Woher weißt du, daß Frau Böcking lächerlich iſt!“ fragte Heinrich mit verweiſendem Tone.

„Daher, daß mir der Papa befiehlt, meine Zunge zu halten. Er fürchtet, daß ich Bemerkungen mache oder herausplatze.“

„Und mit Menſchen von Genie ſoll ſie auch nicht zuſammenkommen,“ murmelte Hedwig.

„Meine Schweſtern,“ ſagte Heinrich, „ſeien wir nicht ungerecht auf bloße Vermuthungen hin. Vielleicht lernen wir an Madame Böcking eine brave, vielleicht eine vortreffliche Frau kennen. Es iſt auch möglich, daß ſie eine komiſche oder häßliche Außenſeite und einen guten Kern hat. Aber wie Dem immer ſei, ſie iſt unſer Gaſt, und das Beſte, was wir thun können, iſt, uns nach dem Willen unſeres Vaters zu richten.“

Es gelang ihm, ſie von ihren vorgefaßten Meinungen abzubringen, und ſie folgten dem Beiſpiele, das er ihnen gab, indem er ſich bemühte, Alles im Schloſſe zu ordnen, und Tag und Nacht arbeitete, den vorderen Flügel ſowohl wie den etwas verwilderten Park in Stand ſetzen zu laſſen. Nach wenigen Tagen waren unter der Aufſicht der Geſchwiſter die Dinge ſo weit gediehen, daß Herr Vollmar ſeine Zufriedenheit ausdrückte und meinte, daß Schloß Steinthal jetzt eine verwöhnte Fürſtin empfangen dürfte und daß er der Ankunft der vortrefflichen Frau Böcking mit Ruhe entgegenſehe.

Sie ließ nicht lange auf ſich warten. An einem ſchönen Sommernachmittage erhob ſich auf der Straße, die vom Walde ins Thal hinunterführt, eine gewaltige Staubwolke, die ſich raſch dem Schloß entgegen bewegte. Herr Vollmar rief ſeine Familie zuſammen und ſtellte ſich auf der Höhe der Treppe auf, die in Hufeiſenform vom großen Saale auf die Terraſſe vor der Schloßbrücke herunterführt. Die Staubwolke wurde durch den Bach abgeſchnitten, den der Wagen durchfahren mußte, und erhob ſich dieſſeits des Baches nicht wieder, da hier der Weg, der zum Schloſſe führte, zum größten Theile mit Gras bewachſen war. Es erſchien ein gewaltiger, blau angeſtrichener, von zwei kräftigen Mecklenburgern gezogener Reiſewagen. Er fuhr raſſelnd über die Brücke und hielt plötzlich vor der Treppe, von der Herr Vollmar raſch hinabeilte, indem er ſeinen Kindern winkte, ein Gleiches zu thun. Noch bevor der Bediente herabſpringen konnte, hatte Herr Vollmar den Schlag geöffnet und Frau Böcking den Arm zum Herabſteigen gereicht. Eine korpulente Frau zwiſchen Vierzig und Fünfzig, mit rothen, von der Hitze noch mehr gerötheten Wangen, ſprang heraus und erwiderte den Gruß Herrn Vollmars eben ſo raſch, ja in Eile, als ob ſie früher nach Anderem ſehen müßte. In der That wendete ſie ſich um und dem Wagen zu, den ſie ebenſo wie die Pferde und die beiden Bedienten prüfend betrachtete. „Himmel!“ rief ſie erſchrocken, „wie das Alles beſtaubt iſt! Man ſieht's dem Wagen gar nicht mehr an, daß er ganz neu iſt! Was müſſen Sie von mir denken, Herr Vollmar! Ich verſichere Sie, es iſt ein ganz neuer, theurer Wagen. Achtzehnhundert Gulden wie Ein Kreuzer, und fünfundachtzig Gulden Transport! Iſt's nicht wahr, Jean? — Aber Jean, wie ſiehſt du denn aus!“ fuhr ſie gegen den Bedienten gewendet fort. „Deine weißen Handſchuhe! Deine weißen Strümpfe, als ob du ſie ſeit acht Tagen getragen hätteſt! Alles von heute Morgen, ich verſichere Sie, Herr Volkmar! O, das Reiſen und der Luxus! Was das koſtet! Nun gottlob, man hat es ja!“ fügte ſie, ſich ſelbſt beruhigend, hinzu. „Guten Tag, Herr Volkmar, ich freue mich, bei Ihnen zu ſein. Ich freue mich, daß es Ihrer Beharrlichkeit gelungen iſt, mich herbeizuziehen! Aber laſſen Sie mich doch gleich Ihr Schloß von Außen in meinen Augenſchein nehmen! Das intereſſirt mich ja hier am Meiſten!“

So ſprechend, eilte ſie über die Brücke zurück, wo ſie die Front des Schloſſes überblicken konnte. „Ein herrliches Schloß!“ rief ſie, „ſo adelig! Und die Menge Wappen, die da angebracht ſind! Das ſieht ſo ungeheuer nobel aus!“

Herr Volkmar war ihr nachgegangen. Sie wandte ſich zu ihm, ergriff ſeine Hand und ſagte mit einem beinahe ſentimentalen Tone der Sehnſucht: „Welch ein Glück, ein ſolches Schloß zu bewohnen! Das iſt ja mehr als zur Hälfte geadelt!“ Dieſer Gedanke ſchien ſie nachdenklich und ihr bewegliches Weſen etwas ruhiger zu machen. Lächelnd kehrte ſie zu der Familie zurück, um ſich dieſelbe vorſtellen zu laſſen. Während Herr Volkmar die Namen ſeiner Kinder nannte, verneigte ſie ſich mit einer zeremoniellen Hoheit und bewegte den Fächer langſam hin und her; da ſie aber Agnes erblickte, bedeckte ſich ihr Geſicht mit einem gutmüthigen Lächeln, und den angenommenen Anſtand vergeſſend, rief ſie: „Das iſt ja ein prächtiger Kerl!“

Der Anzug der neu angekommenen Dame, die großen Blumen und Schleifen auf dem weitfaltigen Mouſſelinkleide, die langwehenden Federn auf dem Hute machten beinahe ebenſoviel Lärm, als ihre Beweglichkeit und Beredtſamkeit, ja wirkten bis zu einem gewiſſen Grade beinahe betäubend, ſo daß man einen jungen Mann, der nach ihr aus dem Wagen geſtiegen war, kaum bemerkte. Er hielt ſich Anfangs im Schatten des Wagens und ſpäter hinter den Baluſtraden der Treppe. Während der raſch aufeinanderfolgenden Ausrufungen der Frau Böding flog nur manchmal ein ſchüchterner Blick über die Geſichter der Anweſenden, als ob er prüfen wollte, welchen Eindruck das Weſen der ſonderbaren Frau hervorbrachte. Agnes, die Alles zuerſt ſah, war auch die Erſte, die das blaſſe, ſchüchterne Geſicht des etwa zwanzigjährigen Jünglings bemerkte, und die auch zu errathen ſchien, was in ihm vorging. Bei dem freudigen Ausrufe, den der Anblick der vielen Wappen der Frau Böcking entlockte, hatte ſie nicht übel Luſt, das Verbot des Vaters zu vergeſſen und laut aufzulachen. Da begegnete ſie dem Blicke des jungen Mannes, der ſie ängſtlich und wie flehend anſah; ſie unterdrückte ſchnell ihr Lächeln, fühlend, daß es ihm wehthun würde. Dafür lächelte er ihr dankbar zu, und als ſie Frau Böcking einen prächtigen Kerl nannte, wendete ſich ihr großes Auge unwillkürlich dem jungen Manne zu, und ſie erkannte, daß das Wort in ihm ein Echo gefunden. Sie nahm ſich in dem Augenblicke vor, über Frau Böcking nicht zu lachen, ja ſie ſagte ſich, daß die ſonderbare Frau eine gute Frau ſein müſſe, da das edle Geſicht des fremden jungen Mannes offenbar für ſie beſorgt war und es ihm leid thun müßte, wenn man ſie lächerlich fände. Wenn ſie nur ſchon gewußt hätte, wer der junge Mann eigentlich war?

Frau Böcking befriedigte ihre Neugierde.

„Ich muß doch,“ rief ſie, „den jungen Leuten meinen Neffen vorſtellen. Komm, Edmund. Edmund Bronn, mein Neffe, oder beſſer, mein Sohn und Erbe, denn ich habe ihn an Kindesſtatt angenommen, adoptirt nennt man Das, und er erbt eines Tages mein ganzes Vermögen, das gottlob nicht klein iſt. Er iſt der Sohn meiner ſeligen Schweſter und des berühmten Profeſſors Bronn, der ſich ſo viel mit allerlei Steinen abgegeben und darüber Bücher ſchrieb. Er war Profeſſor der — wie heißt man Das, Edmund?“

„Der Geologie,“ ſagte Edmund leiſe.

„Richtig, der Geologie. Ein ſehr ſchlechtes Geſchäft, denn der berühmte Profeſſor hat keinen Kreuzer hinterlaſſen, aber Hofrath iſt er geworden, und Das iſt doch auch etwas. Edmund iſt der Sohn eines Hofrathes, und gelernt hat er etwas; er darf ſich gottlob in der Welt ſehen laſſen. Sie ſind ja auch ein Gelehrter, junger Herr Volkmar, Sie können über Alles mit ihm ſprechen, denn er hat Alles gelernt; aber Alles, was man nur lernen kann. Ich habe ihm alle Lehrer gehalten und immer die theuerſten. Iſt's nicht wahr, Edmund? Sie haben gar keinen Begriff, Herr Volkmar, was ſo eine vornehme Erziehung koſtet!“

Heinrich fühlte, wie peinlich dieſe Art der Vorſtellung dem jungen Manne ſein mußte. Er näherte ſich ihm und reichte ihm die Hand, indem er ihm ſeine Freude ausdrückte, den Sohn eines ſo verdienſtvollen Mannes kennen zu lernen. Agnes hing an ſeinem Arme und begleitete ſeine Rede mit einer Geberde, die ſagen wollte, daß ſie ſich ebenfalls freue, als ob die Geologie ihre Lieblingswiſſenſchaft wäre.

Frau Böcking war indeſſen, von Herrn Volkmar geführt, die Treppe hinaufgeſtiegen in die ihr beſtimmten Gemächer. Die Anderen folgten. Wie im Sturme durchflog ſie die Stuben und Säle, verwundert und entzückt, ſo herrliche Räume bewohnen zu dürfen.

„Das iſt ja herrlich,“ rief ſie einmal übers andere, „das iſt ja wahrhaftig adelig! O, welch ein Glück, ein ſolches Schloß zu beſitzen!“ Aber nach dem erſten Rauſche des Entzückens hatte ſie ſchon Manches zu tadeln. „Das Alles wäre noch weit ſchöner,“ ſagte ſie, „wenn anſtatt dieſer alten Teppiche ſchöne neue Seidentapeten die Wände bedecken würden und dieſes alte Gehölz nicht da wäre.“

„Dieſer Vorwurf,“ ſagte Herr Volkmar, „trifft dich, Heinrich. Ich habe mich mit der Einrichtung dieſer Zimmer auf dich verlaſſen.“

„Entſchuldigen Sie, Madame,“ ſagte Heinrich, „ich glaubte dieß Alles ſo laſſen zu müſſen, da dieſe Möbel, Stickereien und Holzſchnitzereien aus der Zeit Ludwigs XIII. heute ſehr geſchätzt werden und ſich in der That durch Geſchmack auszeichnen.“

„Was kümmert mich Ludwig XIII.,“ rief Frau Böcking, „und wenn das Alles noch älter und aus der Zeit Ludwigs des

Zwanzigſten wäre, eine elegante Einrichtung muß modern ſein. Sie ſollten die Einrichtung des Bankiers Baron v. Fries ſehen, der ſich alle fünf Jahre neu einrichtet! Dieſe ſchönen Papiere und dieſe Goldleiſten! Lauter Gold und nichts als Gold!“

„Liebe Tante,“ ſagte Edmund, „das ganze Schloß des Barons Fries mit allen ſeinen Möbeln und Tapeten iſt nicht ſo viel werth als hier ein einziger Salon.“

„Wirklich? Nun du mußt Das beſſer verſtehen, Edmund, du biſt ein ſehr gebildeter junger Mann.“ Dann zu ihren Wirthen gewendet, fuhr ſie fort: „Sehen Sie, ich bin die Tochter eines Tuchhändlers aus einer kleinen Stadt. An meiner Wiege iſt es mir nicht vorgeſungen worden, daß ich einmal Millionen beſitzen werde, und was ich ſo von der großen Welt und der Eleganz verſtehe, das habe ich erſt ſpäter gelernt, als mein Seliger reich wurde. Sehr viel habe ich einem Bedienten zu verdanken, der früher in einem gräflichen Hauſe diente und mich in der Vornehmheit unterrichtete.“

Die Offenherzigkeit der Frau Böcking verfehlte nicht, trotz ihrer falſchen Vornehmheit auf Heinrich einen guten Eindruck zu machen; er ſagte ſich, daß hier eine gute Natur zu Grunde liegen müſſe, und die Wärme und rückſichtsvolle Güte, die Edmund ihr zeigte, und die Ueberzeugung, die ſein ganzes Weſen einflößte, daß er einer großen Erbſchaft wegen alle die lächerlichen Seiten eines Emporkömmlings nicht ertragen würde, daß er in der That mit einer gewiſſen Liebe an ihr hänge und daß dieſe Liebe nur durch gute Eigenſchaften verdient werden könne, beſtärkten Heinrich in ſeiner Anſicht. Für Agnes war es genug, daß Edmund ihr Neffe war, um ſich ihr gefällig und dienſtfertig zu erweiſen. Nur Hedwig ſah vor Allem ihre ſchwachen Seiten. Ihr that die Erfahrung wohl, daß die Frau, aus deren Geſellſchaft man Reinhold ausſchließen mußte, nothwendig eine kleine Seele haben müßte. Aber ſchweigſam und immer ernſt, wie ſie war, nahm man es nicht in auffallender Weiſe wahr, daß ſie dem Gaſte gegenüber eine feindliche Stellung einnahm. Sie hatte nicht widerſprochen, als ihr der Vater befahl, die aufmerkſame Wirthin zu machen, und ſo glaubte ſie, bei dem in ſich zuſammengefaßten Charakter, den ſie hatte, ihre Pflicht erfüllen und, ohne irgend ein Widerſtreben zu zeigen, Alles thun zu müſſen, was die Gaſtlichkeit verlangte. Edmund konnte ſich bereden, daß man ſeiner Tante allſeitig mit Wohlwollen entgegenkomme, über ihre Schwächen hinwegſehe, und er trat aus ſeiner bisherigen Befangenheit heraus, um ſich dankbar und mit Wärme an ſeine neuen Bekannten anzuſchließen. An Heinrich fand er einen Umgang, wie er ihn, ſeit er mit der Tante auf dem Lande lebte, ſchmerzlich vermißt hatte, und Agnes, die ihm Park und Schloß zeigte, erſchien ihm wie einer jener leitenden Genien romantiſcher Märchen, die den Ritter zu Schätzen oder in verzauberte Gärten zu einem ſeligen Leben führen.

Bei der Schwatzhaftigkeit der Tante war es natürlich, daß man im Schloſſe bald die ganze Stellung des Neffen beurtheilen und daß Diejenigen, die ihm eine beſondere Theilnahme widmeten, ſich den immer melancholiſchen Ausdruck ſeines Geſichtes, das Ergebende, Entſagende ſeines ganzen Benehmens erklären konnten. Edmund war der Sohn eines berühmten, aber armen Gelehrten, der eine zahlreiche, unverſorgte Familie hinterließ. Die Tante übernahm es, die Waiſen zu verſorgen, und ſie that es auf großmüthige Weiſe, indem ſie den Schweſtern Edmunds die Männer ihrer Wahl verſchaffte und noch zur Zeit für die Ausbildung eines jüngeren Bruders ſorgte, der ſich bei einer ſeiner Schweſtern befand. Die ganze Familie, die ohne Frau Böding ein von Sorgen und Mangel zerriſſenes Leben führen, die ſich vielleicht hätte trennen müſſen, um in verſchiedenen Ländern und Berufen ihr Brod zu ſuchen, dankte, Das war offenbar, ihr Glück der Tante Böding. Aber es war von jeher wie eine ſtillſchweigende, darum nicht minder feſtſtehende Bedingung der Tante, unter der ſie ſich großmüthig und gütig zeigte, daß Edmund, für den ſie von jeher eine große Vorliebe verrieth, ihr ganz und gar und gewiſſermaßen wie eine Belohnung ihrer Handlungsweiſe überlaſſen werde.

Frühzeitig wurde er dem ſtillen Landhauſe vor dem Thore der Univerſitätsſtadt entriſſen, um den Winter in der Reſidenz, den Sommer auf den Gütern ſeiner Tante zu verbringen und ſich, wie dieſe es wünſchte, zu einem eleganten jungen Manne auszubilden, der mit den Löwen der Reſidenz wetteifern und der den würdigen Begleiter der reichen Frau darſtellen ſollte. Frau Böcking wußte, wie viel ihr zu einer vornehmen Dame fehlte, aber die Welt ſollte erkennen, daß ſie wenigſtens Bildung im Hauſe hatte. Ihren Zweck erreichte ſie nur zur Hälfte. Edmund wurde nie ein Löwe; die Vergnügungen der Bankiers- und Fabrikantenſöhne ſagten ihm nicht zu; er bewahrte immer eine gewiſſe Schüchternheit, die ihn verhinderte, ſich auf lärmende Weiſe geltend zu machen, und eine Befangenheit, die um ſo größer war, als er wußte, daß die Tante ein glänzendes Auftreten von ihm verlangte, und er immer fürchten mußte, daß ſie ihn in Verlegenheit bringen würde, indem ſie ihn, wie eitle Mütter ihre Kinder, zu einem Auskramen ſeines Geiſtes oder ſeiner Kenntniſſe zwang. Der Grundzug ſeiner Stimmung war die Angſt vor dieſem Zwang und die Sehnſucht nach dem ſtillen und inhaltsvollen Familienleben, in dem er zu Hauſe ſeine Jugend verbracht unter dem anregenden Worte eines liebenswürdigen Gelehrten, ſeines Vaters, unter dem häuslichen Walten einer liebenden Mutter und in der Geſellſchaft der geliebten Geſchwiſter. Er entſagte dem Glücke, das ſein Glück geweſen wäre, in demſelben Augenblicke, da er mit vierzehn Jahren von der kinderloſen Tante entführt und von allen Freunden der Familie wegen der Adoption, die gleich darauf erfolgte, glücklich geprieſen wurde. Aber mit jener frühen Einſicht, die Kindern eigen iſt, welche in einem intimen Familienleben aufwuchſen und Leiden und Freuden einer beſchränkten Exiſtenz verhandeln hören, erkannte er ſeine Lage und ſeinen Beruf. Er war zwar nicht hochmüthig genug, um ſich zu ſagen, daß er ſich opfere, aber es war ihm klar, daß er ein ihm widerſtrebendes Leben hinnehmen müſſe, um für das Loos der Einen Hälfte ſeiner Familie zu ſorgen und für das der andern dankbar zu ſein. Ihren Zweck erreichte Frau Böcking nur inſofern, als Edmund, obwohl er ſich nicht ganz nach ihren Abſichten entwickelte und ausbildete, doch, wie ſie ſelbſt ſagte und wie ſie aus der Anerkennung der Anderen ſchließen konnte, ein „nobles Weſen“ hatte, daß er, wie ſie ſich gerne ausdrückte, „vornehm,“ „fein,“ „gentil“ ausſah. In der That war ſeine angeborne Anmuth derart, wie ſie ſelbſt die Welt der Emporkömmlinge, die Halbbildung und der Halbgeſchmack anerkennen muß, obwohl das Rezept der vorgeſchriebenen Eigenſchaften eines jungen Mannes nach der Mode wenig auf ſie paßte. Es war die Anmuth einer edlen Seele, die ſich in Wort und Bewegung, ſelbſt in Schweigen und Zurückhaltung äußert und die, ohne es zu wollen, ſelbſt in der abſichtsvollen und in ihren Begriffen ſo beſchränkten Welt der Eleganz ihr Uebergewicht geltend macht. So wirkte ſie auch auf Frau Böcking, die ſich von den Erfolgen ihres Neffen zwar keine Rechenſchaft abzulegen verſtand, aber im Allgemeinen erkannte, daß er ſehr liebenswürdig ſei, und im Beſonderen ſeine weißen Hände, ſein blaſſes Geſicht und vor Allem ſeine Toilette, die ihm immer ſo gut ſaß, bewunderte.

Agnes fand, daß Edmunds Stellung eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der Stellung ihres Bruders hatte; führte er doch auch aus Rückſicht für ſeine Familie ein Leben, das er ohne dieſe Rückſicht nicht gewählt haben würde, und jede Aehnlichkeit mit Heinrich war in ihren Augen ſchon ein Zeugniß der Vortrefflichkeit. Am Liebſten wäre ſie ſtets in ſeiner Geſellſchaft geweſen, wenn das bewegte Leben, das ſeit Ankunft der Frau Böcking begonnen, dieß geſtattet hätte. Man war fortwährend auf den Beinen; die ſehr bewegliche Frau wollte Alles ſehen, jeden Winkel der Gegend kennen lernen, und bei ihrem Bedürfniß, ſtets einen großen Hof um ſich zu haben, mußte die ganze Familie zu Roß und zu Wagen an ihren Ausflügen theilnehmen und die wenigen Stunden des Tages, die ſie im Schloſſe verbrachte, im Parke oder in ihren Gemächern ſie umgeben. Hedwig war eine ſchweigſame und ernſte Geſellſchafterin, die ihr nicht zuſagte; umſomehr wurde die lebhafte Hexe in Anſpruch genommen. Frau Böding mit ihrem hausbackenen Gefühle, das ſich unter allen Parvenuſchwächen geſund erhalten hatte, fand es heraus, daß die Hexe mit den Gäſten zufrieden war, daß aber Hedwig einen ſtillen Widerwillen gegen ſie im Herzen trug. Sie ſchrieb Erſteres ihrem eigenen gewinnenden Weſen zu, das einem liebenswürdigen Kinde, wie die Hexe, zuſagen müſſe; den Widerwillen der älteren Schweſter erklärte ſie ſich dadurch, daß ſie bei dieſer eine Ahnung der Pläne ihres Vaters vorausſetzte. Hedwig, ſagte ſie ſich, ahnt, daß mich Herr Volkmar zur Herrin dieſes Schloſſes zu machen wünſcht; ſie iſt eiferſüchtig, ſie will nicht abdanken, ſie ſieht ſchon die künftige Stiefmutter in mir, und ich merke, daß ich an ihr eine ſchlimme Stieftochter bekomme. Die reiche Böding iſt auch nicht auf den Kopf gefallen. Wir wollen uns nichts merken laſſen, aber wir werden ſie aus dem Hauſe entfernen, und zwar nicht als Stiefmutter, ſondern, indem wir ſie uns zu Dank verpflichten und ſie eine gute Partie machen laſſen.

Und die kluge Frau war nicht drei Tage im Hauſe, als ſie Herrn Volkmar ſchon von einem Neffen ihres Seligen ſprach, einem vortrefflichen jungen Manne, der bereits ein gutes Amt innehabe und dem nichts fehle als etwas Geld, um eine glänzende Carrière zu machen.

Herr Volkmar verſtand ſie und bedauerte, ſolche junge Männer nicht in der Nähe zu haben; dieſer Mangel habe ihn ſchon oft betrübt, da er nicht wiſſe, wie ſeine Hedwig zu verſorgen, und es doch ſeine Abſicht ſei, ſie ſo bald als möglich zu verheirathen. Daraufhin berief ſie Edmund, der ihr immer als Sekretär diente, um ihr einen Brief an den betreffenden Neffen zu diktiren. Nach einiger Ueberlegung aber ſchickte ſie ihn wieder fort und ſetzte ſich ſelbſt an den Schreibtiſch. Edmund hatte den entfernten Neffen und Kreisſekretär ſeiner Pedanterien und ſeines Beamten-Ehrgeizes wegen nie geliebt, und er war offenbar für die ganze Volkmar'ſche Familie ſchon ſehr eingenommen. Er konnte Hedwig für den Kreisſekretär zu gut finden, und er liebte außerdem ſo von dritter Hand arrangirte Heirathen nicht. Es war beſſer, ſie zog ihn nicht ins Geheimniß; ſie legte die Rückſicht auf die orthographiſchen Fehler ab und ſchrieb dem Kreisſekretär eigenhändig. Sie bot ihm in dieſem Briefe eine gute Partie und ihrerſeits eine ſchöne Mitgift an; er wäre ſehr pedantiſch und undankbar, wenn er unter ſolchen Umſtänden ein Gefühl für Rechtſchreibung haben wollte.

Zweites Kapitel.

Reinbold hatte ſich der zeitweiligen Verbannung aus dem Schloſſe mit Anmuth unterworfen. Als ihm Heinrich die Entſchließung ſeines Vaters mittheilte, und zwar lächelnd, als ob es keiner Schonung bedürfte, wo von einer Beleidigung nicht die Rede ſein konnte, nahm er ſie eben ſo lächelnd hin, als ein Mann, dem der vorausgeſetzte Widerwillen der Frau Böcking gegen ſeine Geſellſchaft nur ſchmeichelhaft war. „Dieſe Dame,“ ſagte er ſcherzend, „hat wohl die Angſt Gretchens vor Mephiſtopheles. Welches größere Kompliment kann Unſereinem gemacht werden,“ fügte er ſtolz hinzu, „als dieſe Scheu, welche die Welt des Geldes vor uns empfindet? Sprechen Sie vor dieſen Menſchen nur die Worte Geiſt, Bildung, Literatur, Poeſie aus, und es wird ihnen unbehaglich wie dem Teufel, wenn der Name Gottes vor ihm ausgeſprochen wird. Ich freue mich, ich betrachte es als eine Anerkennung, ſo oft mir ein ſolcher Affront widerfährt.“

Aber unmittelbar von Heinrich ging er in das Schulmeiſterhaus, und indem er ſchon in der Thür dem alten Tobias und Fanny die Hände entgegenſtreckte, rief er halb ſcherzend, halb in gedrücktem Tone: „O Freunde, nehmt gütig einen Verbannten auf! Ich bin aus dem Schloſſe gewieſen für die ganze Dauer eines hohen Beſuches, als unwürdig ſolchen Umgangs!“ Tobias war entrüſtet. „Grämen Sie ſich darum nicht,“ ſagte er dagegen, „Sie ſind darum nicht von allen Freunden verlaſſen.“

„Nur der Arme kann den Armen lieben!“ rief Reinhold zurück und drückte Fanny's Hand aufs Bedeutungsvollſte.

Da der alte Tobias der Ernte wegen, bei der die Mithülfe der ganzen Schuljugend in Anſpruch genommen wurde, eben Ferien hatte, entwarf Reinhold ſogleich einen Plan, wie man zu Dreien dieſe Zeit auf die angenehmſte Weiſe verbringen könne. Er wollte mit Vergnügen ſeine großen Arbeiten unterbrechen, ſeinem Geiſte ebenfalls Ruhe gönnen, um mit den Freunden die Gegend zu durchſtreifen. Das Land, das im Winter einen ſo trübſeligen Anblick bot, war im Sommer in der That lieblich anzuſehen. Von friſchem Waſſer durchrauſchte Thäler, ſanfte Hügel, hie und da wilde Klüfte, in die von der Höhe herab über zerbröckeltes Geſtein kleine Waſſerfälle ſtürzten, auf manchen der Hügel, das Land weit überblickend, kleinere und größere Edelſitze und vor Allem der meilenweit hinlaufende Tannenwald mit ſeinen ſauſenden Hallen und lichten Halden boten Abwechslung genug und konnten tage- und wochenlang mit Vergnügen durchſtreift werden. Tobias, der es ſich ſchon dachte, mit einem Buche im Walde zu liegen, nahm den Gedanken Reinholds mit Freuden, Fanny mit einer Ahnung tiefen Glückes auf. Und ſchon am nächſten Tage wanderten die Drei einer Thalſchlucht entgegen, die im Lande berühmt war, freilich mehr der Sagen wegen, die ſich an ſie knüpften, als ihrer ſchönen Wildheit halber.

Reinhold war überaus heiter und erzählte von ſeinen Reiſen. Auf einem Hügel ſtehend, den er mit Fanny raſcher, als es dem alten Schulmeiſter möglich war, erklettert hatte, jauchzte er vor Freude in die Luft und ſagte einige ſchöne Worte über die Reize der Gegend.

Fanny ſah ihn verwundert an.

„Wie können Sie, lieber Freund, ſich über dieſe arme Gegend ſo freuen, da Sie die Alpen und die Pyrenäen geſehen haben? Es iſt mir ebenſo unbegreiflich, wie es mir ein Räthſel iſt, daß Sie ſich mit unſerer Geſellſchaft begnügen können.“

„Nehmen Sie,“ erwiderte Reinhold, „meine Bewunderung dieſer Gegend als einen Beweis an, daß ich Sie lieben kann, was Sie doch auch nicht glauben können. Nehmen Sie Beides als einen Beweis der Friſche, die ich meinem Gemüthe zu bewahren wußte. Mein geliebtes Mädchen, ebenſo wenig, als ich auf der wilden und gewaltigen Grimſel wohnen möchte, und eben ſo ſehr ich mich in einem lieblich gewellten Lande, wie dieſes iſt, wohl fühle, ebenſo wenig ſehne ich mich nach den Erſchütterungen und Kämpfen der Welt, nach den glänzenden Erſcheinungen der Geſellſchaft zurück, und ebenſo ſehr möchte ich mein Leben in Geſellſchaft holder Naturen, wie die Ihrige, dahinſpinnen."

Fanny ſchüttelte ungläubig den Kopf, doch lächelte ſie ſelig. Aber dieſes Lächeln verhinderte nicht, daß eine Thräne in ihr Auge trat.

„Eine Thräne!" rief Reinhold gerührt, „warum weinſt du, Fanny?"

So ſprechend, faßte er ſie an der Hand und führte ſie einige Schritte tiefer den Hügel hinab, auf eine Stelle, wo ſie dem nachkeuchenden Schulmeiſter unſichtbar waren. „Warum weinſt du, Fanny?" wiederholte er dort wieder und drückte ſie in ſeine Arme.

Fanny ließ es geſchehen, ohne ſich zu ſträuben, aber auch ohne die Umarmung zu erwidern. Sie wiſchte ſich die Thränen aus den Augen und wollte ſeine Frage beantworten, als eben der Schulmeiſter auf der Höhe des Hügels ankam. „Ich will Ihnen ein anderes Mal antworten," ſagte ſie, „heute ſeien wir heiter und laſſen wir den Onkel nicht ſo viel allein."

Reinhold, befriedigt von den Thränen und daß ſie die Umarmung geſtattet hatte, kehrte gerne zum Onkel zurück, indem er ſich vornahm, dieſe Spaziergänge und Ausflüge nicht fallen zu laſſen, und den ſchönen Anfang zu ſchönen Fortſetzungen und einem erfreulichen Schluſſe auszuſpinnen.

So ſahen denn alle die nächſten Tage ſie im Walde; da der alte Tobias ein ſtarker Kaffeetrinker war, wurde die Kaffeemaſchine mitgenommen, und wo dieſe aufgeſtellt wurde, da blieb er mit ſeinen Büchern liegen, während Reinhold und ſeine Nichte den

Wald durchſtreiften. Meiſt wanderten ſie einer ſtillen Schlucht, einer der romantiſcheſten Stellen des Waldes zu, die von moosbedeckten Felſen und alten Tannen umſchloſſen war. Von Oben wanden ſich dünne Waſſerfäden flüſternd und liſpelnd in den Grund herab, wo ſie ſich zu kleinen Tümpeln ſammelten, ohne die platten Felſen zu bedecken, die mit dicken Mooſen und Flechten weiche Ruhebänke bildeten, während das Nadelholz ſanftes Geſäuſe herniederwebte und wie einen Schleier um die ganze Schlucht wob. Reinhold ſtand auf einem der Felſen, und den Hut in der Hand und die Haare zurückgeſtrichen, deklamirte er:

Die rauhen Felſen ſorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Als er darauf zu Fanny niederſah, die ihm zu Füßen ſaß, lächelte ſie ihm auf eine Weiſe entgegen, daß er betroffen war. Es kam ihm vor, als wäre etwas Haß oder Verachtung oder Ironie in dieſem Lächeln.

„Die rauhen Felſen,“ ſagte ſie ſofort lächelnd, „mögen für mich ſorgen, ſo viel ſie wollen, ich weine doch nicht. Oder meinen Sie, daß ich weinen ſollte?“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte Reinhold verlegen, „es kommt mir vor, als ob du mit mir zanken wollteſt, Fanny! Thue Das; die Verſöhnung wird deſto ſüßer ſein.“

„Nein,“ ſagte Fanny ruhig, „ich will nicht zanken; ſetzen Sie ſich hieher, und ich will Ihnen jetzt ſagen, warum ich damals geweint habe.“

Reinhold gehorchte, ſetzte ſich zu ihr und ergriff ihre Hand, die ſie ihm ruhig überließ; dann ſagte ſie: „Reinhold, ich kenne Sie durch und durch. Ich weiß nicht recht, wie ich zu dieſer Kenntniß kam, aber ich weiß es, daß ich Sie kenne. Sie ſind ein Verräther, ein kaltes Herz, ein Menſch, der Allen etwas einreden will, woran er ſelbſt nicht im Mindeſten glaubt. Sie kennen alles Schöne, auch die Liebe, den Edelmuth, die Großmuth, kurz Alles, was ich nicht einmal zu nennen weiß, vom Hörenſagen oder aus Büchern, oder durch Ihre Phantaſie. In Ihnen ſelbſt iſt nichts von all Dem.“

Reinhold lachte laut auf: „Du ſagſt mir da ſchöne Sachen, Fanny, das Schlimmſte, was man einem Menſchen ſagen kann, und dabei behaupteſt du, daß du mich liebſt! Wenn das Alles wahr wäre, könnteſt du mich nicht einmal achten, um wie viel weniger —“

„Stille,“ unterbrach ihn Fanny, „ich kenne die Phraſe: keine Liebe ohne Achtung; du haſt ſie ſelbſt mehrere Male wiederholt, ſie iſt aber ebenſo wenig wahr, als das Meiſte, was du mir und Anderen geſagt haſt. Ich liebe dich, ja, ich liebe dich, trotz Allem, ja, trotzdem ich dich — du haſt es errathen — trotzdem ich dich nicht im Geringſten achte, ja, ich verachte dich aufs Gründlichſte. Aber ich habe dich geliebt, bevor ich dich errieth, und nun kann ich nicht mehr los.“

Während ſie ſo ſprach, begann ihre Lippe ſo arg zu zittern, daß ſie nicht fortfahren konnte. Reinhold wollte ihr Schweigen benützen, um Einwendungen zu machen; aber eine Bewegung der Entrüſtung mit ihrer Hand, die ſie ihm raſch entzog, ſchnitt ihm das Wort ab. Sie athmete tief auf, als wollte ſie eine Laſt von der Bruſt werfen, die ſie am Sprechen hinderte, und fuhr mit trockenem Tone fort:

„Ich liebe dich, weil ich nicht anders kann, und ich will glücklich ſein. Wenige Wochen oder Tage ſind mein, und die will ich benützen; in dieſer Zeit gehörſt du mir, und ich gehöre dir. Nach dieſer Zeit wirſt du dich von mir abwenden, wirſt du mich verlaſſen, ich weiß es; glaube nicht, daß du mit mir geſpielt, daß du mich betrogen haſt. Ich weiß, was ich thue. Ich werde nie wieder einen Mann lieben, aber ich werde das Glück oder wenigſtens die Liebe ohne Glück gekoſtet haben. Was dann folgt, iſt gleichgültig. Man lebt nur einmal im Leben, und mein Leben iſt in dieſe Tage zuſammengedrängt. Wir lieben dich Beide, Hedwig und ich; ſo habe ich getheilt, daß ſich Hedwig nicht beklagen kann. Du wirſt zu ihr zurückkehren, nicht weil du ſie mehr liebſt als mich, nur weil ſie reicher iſt, und ſie wird dich ſelbſt nach mir annehmen, weil ſie dich liebt und mit Täuſchungen liebt, die ich längſt nicht mehr habe. So bald du wieder aufs Schloß gehſt, ſind wir geſchieden; mein Leben hat ausgebrannt. Sollteſt du dir einſt Gewiſſensbiſſe machen wollen, was ich aber nicht glaube, ſo iſt es überflüſſig, denn, du ſiehſt es, du haſt mich nicht betrogen. Sei nur, wenn möglich, mit Hedwig anders, als mit mir. Nun weißt du es, und nun ſeien wir glücklich, ſo lange es dir gefällt."

„Fanny, du biſt ein Kind!" rief Reinhold etwas verlegen, „beim Himmel, ein kindiſches Kind und vor Allem eiferſüchtig — nichts als Das — du wirſt es einſehen lernen."

„Stille!" rief Fanny gebieteriſch.

„Du biſt ein großer Charakter!" fügte er raſch hinzu, und er dachte es auch, daß ein großer Charakter dazu gehöre, ein ſolches Schickſal mit ſolcher Ruhe zu acceptiren. Er ergriff wieder ihre Hand und ſtreichelte ſie; aber Fanny entzog ſie ihm und ſagte: „Nicht heute, nicht, ſo lange meine Worte in mir ſelbſt nachklingen."

In der That ſchien ihm ſchon am nächſten Tage dieſer ganze Vorgang ein leerer, beunruhigender Traum. Fanny war liebender und hingebender als je, und die Ausflüge in den Wald wurden ſchöner, als ſie vorher geweſen. Eines Tages ſtiegen ſie aus tiefem verſchwiegenen Thalgrunde einen Hügel hinan. Fanny hing ſchweigend an Reinholds Arme; ihre Wangen glühten, ihre Lippen zitterten; ihre Augen waren geſchloſſen, und ſie ging wie eine Nachtwandlerin. Reinhold lächelte ſonderbar und blickte manchmal ſeine Begleiterin von der Seite an. Auf dem Hügel angekommen, blieb er plötzlich ſtehen, denn auf der Landſtraße am Fuße des Hügels war es belebt; ein Wagen rollte dahin, von einem Reiter und einer Amazone begleitet. Reinhold trat raſch einige Schritte zurück, und Fanny folgte ihm, ohne zu wiſſen, was ſie that, und ohne die Geſellſchaft dort unten geſehen zu haben. Reinhold aber hatte ſie auf den erſten Blick erkannt. Im Wagen ſaßen Frau Böcking mit Hedwig und Heinrich; der Reiter und die Amazone waren Edmund und Agnes. Er hatte ſich noch zur rechten Zeit ihren Blicken entzogen; aber die Landſtraße machte eine ſolche Wendung um den Hügel, daß Reinhold nicht Zeit hatte, ihn zum zweiten Male zu erſteigen, um ſich jenſeits deſſelben den Blicken der Geſellſchaft zu entziehen. Auch hatte ihn ſchon Agnes bemerkt. Raſch ſprengte ſie vor und klopfte ihrer Schweſter mit der Reitpeitſche auf die Schulter, dann zeigte ſie nach dem Hügel, und Hedwigs Blicke folgten den ihrigen.

„Iſt Ihnen nicht wohl?“ fragte Frau Böcking. „Sie werden ganz blaß!“

Auch Heinrich erſchrak über die plötzliche Bläſſe ſeiner Schweſter und folgte mit Frau Böcking der Richtung, nach der eben Hedwig geſehen hatte; aber Reinhold und Fanny waren indeſſen jenſeits des Hügels verſchwunden, und Hedwig verſicherte, daß ſie ganz wohl ſei. Der Wagen rollte weiter dem Dorfe zu.

Agnes hielt ihr Pferd zurück und ließ es langſamen Schrittes gehen; ſo that auch ihr Begleiter aus Höflichkeit, und weil er unwillkürlich gerne an ihrer Seite blieb. Nachdem der Wagen ſchon einen bedeutenden Vorſprung erreichte und eben im Begriffe war, im Walde zu verſchwinden, ſagte ſie: „Jetzt, lieber Edmund, haben Sie die Güte, mich zu begleiten; raſch zurück! Ich muß ſpioniren und etwas ſehen, was mir vielleicht von größter Wichtigkeit iſt. Kommen Sie mit, ich habe vor Ihnen keine Geheimniſſe.“

So ſprechend, wandte ſie ihr Pferd und galoppirte, von Edmund gefolgt, auf der Landſtraße zurück, dann in kühnen Sprüngen über den Graben, über ein Ackerfeld, dann über Wurzel, Stock und Stein den Hügel hinan. Edmund hatte Mühe, ihr zu folgen; doch war er auf dieſem gefährlichen Wege ſtets an ihrer Seite und langte gleichzeitig mit ihr auf der Spitze des Hügels an. Sie ſah ſich ſchnell nach allen Seiten um und rief dann, die Hand nach einem breitſchattigen Baume ausgeſtreckt: „Dort ſind ſie!“

Edmund ſah ein Mädchen, das am Fuße des Baumes ſaß und das Geſicht mit beiden Händen bedeckte; vor ihr ging ein Mann auf und ab und ſprach, wie man an den Bewegungen ſeiner Arme erkennen konnte, mit großer Beredtſamkeit.

„Sie ſehen da ein Mädchen, das ſehr unglücklich iſt,“ ſagte Agnes, „und gleich dabei den Mann, der ſie ſo unglücklich macht.“

„Wer iſt dieſer Mann?“ fragte Edmund.

„Es iſt dieſer Reinhold Ott, den Sie bei uns ſchon mehrere Male nennen hörten, aber niemals aus dem Munde meiner Schweſter. Ein ſchlechter Menſch, Edmund, ein arger ſchlechter Menſch!“ Der junge Mann ſah ſie erſtaunt an. Dieſe Worte paßten ſo ſchlecht zu dem kindlichen Munde, zu dem zarten jungfräulichen Geſichte, und doch wieder klangen ſie wie ein doppelt wahrer Richterſpruch, da ſie aus ſo wahrhaftigem Munde kamen.

„Sie ſtaunen?“ ſagte Agnes weiter, „aber es iſt ſo. Niemand hält ihn dafür, aber ich thue es, und ich allein habe Recht. Was ich da ſehe, beweiſt mir, wie ſehr ich Recht habe. Sehen Sie, Edmund — ich ſage Ihnen ja Alles — ſehen Sie, den Mann liebt meine arme Hedwig.“

Traurig wandte ſie wieder das Pferd und ſprengte der Landſtraße zu. Nach wenigen Minuten hatten ſie den Wagen erreicht.

Als Reinhold ſpät Abends nach Hauſe kam, erwartete ihn ſeine Mutter am Thore des Hofes. — „Gehe leiſe auf deine Stube und komme heute Abend nicht herab in die Wohnſtube,“ flüſterte ſie ihm zu.

„Warum? Was iſt wieder?“

„Dein Vater iſt zornig; ich fürchte, es gibt wieder einen Auftritt.“

„Was hat er wieder?“ fragte Reinhold ärgerlich und ſchüchtern zugleich.

„Vielleicht weiß ich es. Geh nur ſtill auf deine Stube und halte dich ruhig, daß er nicht merkt, du ſeieſt ſchon zu Hauſe. Ich bringe dir dein Nachteſſen, dann will ich's dir ſagen.“

Reinhold ſchlich die ſchmale Treppe hinauf, trat leiſe in die

Stube und ſetzte ſich ſogleich in ſeinen geflochtenen Armſtuhl, um mit keinem Schritte ſeinem Vater, der unter ihm in der Wohnſtube auf und ab ging, ſeine Gegenwart zu verrathen. So ſaß er wohl eine Stunde lang, bis die Mutter hereintrat, in der einen Hand eine Lampe, in der andern den Teller mit dem Nachteſſen Reinholds.

„Dein Vater iſt fort,“ ſagte ſie; „er iſt wieder ausgegangen und kommt wohl erſt ſpät wieder nach Hauſe. So wird's heute wohl friedlich ablaufen, und bis morgen wird ſich ſein Zorn wieder verraucht haben. Du weißt ja, wie er iſt.“

„Was hat er denn? Um was handelt es ſich?“ fragte Reinhold ängſtlich und ungeduldig zugleich.

„Schau,“ ſagte die Mutter mit niedergeſchlagenen Augen, „das ganze Dorf ſpricht von dir und der Schulmeiſters-Fanny. Die Leute ſagen, du machſt ihr die Kur, du verdrehſt ihr den Kopf, und Gott weiß was Alles noch. Sehr viel ſchlechte Sachen erzählen ſie; ſieh, Sepp, ſehr ſchlechte Sachen, deren du doch nicht fähig biſt. Nicht wahr, mein Kind, du biſt nicht fähig? Eure beſtändigen Spaziergänge in den Wald — ſiehſt du, das muß den Leuten auffallen.“

„Dummes Zeug,“ brummte Reinhold; „was liegt mir am Geſchwätz der dummen Leute!“

„Freilich ſind es dumme Leute,“ beſtätigte die Mutter, „da ſie ſolche Dinge von dir ſagen können; aber ſchau, in der großen Stadt macht das vielleicht nichts, das Geſchwätz der dummen Leute; da verliert ſich das, und man kümmert ſich nicht weiter darum. Aber auf dem Dorfe iſt das anders; was die Leute einmal zu ſchwätzen anfangen, das ſchwätzen ſie dann lange fort, Jahre lang, und Niemand vergißt es, und Jeder erinnert ſich dann bei jeder Gelegenheit, weil ſie nichts Anderes zu ſchwätzen haben. Das bringt ſo ein Mädchen um ſeinen Ruf für ewige Zeiten, und das iſt doch nicht recht — für ein gutes, ehrliches Mädchen! Nicht wahr, Seppi, ſie iſt noch ein ehrliches, ein recht ehrliches Mädchen, die gute Fanny?“

„Ja wohl! ja wohl iſt ſie noch ein recht ehrliches Mädchen!“

„Gottlob,“ rief die Mutter, „da iſt es ja noch Zeit, Alles gutzumachen — da kannſt du noch fortbleiben vom Schulmeiſter, wenn du nicht die Abſicht haſt, ſie zu heirathen. Oder willſt du ſie heirathen, mein Sohn?“

Reinhold zuckte die Achſel.

„Nicht?“ fragte die Mutter beſorgt, „du willſt nicht?“

„Mutter,“ antwortete Reinhold etwas barſch, „frage du Fanny, ob ſie mich heirathen will, und ſie wird Nein ſagen.“

„Das will nichts ſagen,“ erwiderte die Mutter eifrig; ſie hat dich lieb, Das weiß ich, Das braucht ſie mir nicht erſt zu ſagen, Das ſehe ich an dem Blicke, mit dem ſich mich, deine Mutter, grüßt, ſeit du ins Haus kamſt. Und ſo ein gutes Mädchen, das einen Mann recht lieb hat, iſt immer bereit, einen Mann nicht zu heirathen, wenn es ſich ſagt, daß es der Mann nicht wieder ſo lieb hat, daß er nicht ſo glücklich mit ihr wäre, als ſie es ihm wünſcht; ſie ſagte immer Nein, und ſollte ihr hundertmal das Herz darüber brechen, oder wenn ſie auch als alte Jungfer ſitzen bleiben oder ihren guten Ruf verlieren ſollte.“

„Vielleicht iſt es ſo,“ lächelte Reinhold mit einiger Selbſtgefälligkeit.

„Wenn es ſo iſt, mußt du ſie erſt recht heirathen; ſo ein Mädchen paßt zu jedem Manne, und ſie iſt ſo viel werth wie irgend eine gelehrte Dame, und ſo einem Mädchen muß man beweiſen, daß ſie Einen ja recht glücklich machen kann, und daß ſie nur beſcheiden iſt.“

„Und wenn ich ſie heirathe, womit ſie ernähren?“ fragte Reinhold, „rückt der Vater mit ſeinen Thalern heraus? Er thut es nicht, und wenn es ſich um hundert ehrliche Mädchen handelte.“

„Er behauptet immer,“ ſeufzte Frau Ott, „es ſei dir nur um ſeine Thaler zu thun; aber wir haben noch ſo viele kleine Kinder, Sepp.“

„Mutter,“ ſagte Reinhold, das Geſpräch abſchneidend und den Löffel ergreifend, „wir werden wohl über die Sache noch ſprechen.

Haſt du nichts aus dem Schloſſe gehört? Wann werden die Beſuche wieder abreiſen?"

„In den nächſten Tagen, vielleicht ſchon morgen oder übermorgen; Herr Vollmar hat die Pferde deines Vaters zurückbehalten, um der fremden Frau ihr Gepäck nachzuſchicken."

„Nun," ſagte Reinhold, „ſo wollen wir ruhig abwarten, was die Zukunft bringt."

Während dieſes Geſprächs der Mutter mit dem Sohne hatte der Vater ein anderes über denſelben Gegenſtand und über dieſelben Perſonen mit dem alten Tobias. Er war herübergekommen, ſobald er im Schulmeiſterhauſe Licht bemerkte. Der alte Tobias empfing ihn lächelnd und ohne Ueberraſchung, obwohl die Stunde für einen Beſuch ungewöhnlich gewählt und obwohl er nicht gewohnt war, von ſeinem Nachbar beſucht zu werden. Aber Ott war ja der Vater Reinholds, und der alte Tobias bildete ſich ſeit einiger Zeit viel auf ſeinen Scharfblick ein, mit dem er entdeckte, daß ſich zwiſchen Reinhold und Fanny etwas anſpinne, etwas, was ſeine alte und immer hoffnungsvolle Seele mit Glück erfüllte. Gewiß, dachte er beim Eintritte Otts, gewiß iſt dieſer Beſuch ein Vorſpiel zur Anknüpfung innigerer Bande. In ſeiner Vermuthung wurde er noch durch die feierlich ernſte Miene beſtärkt, mit der ſich ſein Beſucher ihm gegenüber an den Tiſch ſetzte. Mit einem klugen Lächeln machte er Fanny ein Zeichen, daß ſie das Zimmer verlaſſe, und ſie ging hinaus in den Garten.

Aber wie traurig ſchnell fiel er aus allen ſeinen Himmeln, als ſich Nachbar Ott, kaum daß er ſich geſetzt hatte, zu ihm verbeugte und ſo begann:

„Schulmeiſter, Ihr wißt, daß Euch die ganze Gemeinde für einen alten Narren hält" — Tobias lächelte zuſtimmend — „nun, Ihr ſeid nahe daran, allen Denen, die Euch bis jetzt nicht dafür hielten, zu beweiſen, daß Ihr wirklich und wahrhaftig ein ausmachter und ungeheurer Narr und Thor ſeid!"

Tobias fuhr erſchrocken zurück und ſah Ott mit weit offenen, erſtaunten und fragenden Augen an.

„Ja, reißt nur die Augen auf!“ fuhr Ott fort, „und es iſt wahr, wer nicht bei Zeiten die Augen ordentlich aufthut, der muß ſie zu ſpät aufreißen. Meint Ihr, ich habe an Eurem Lächeln, da ich hier eintrat, nicht erkannt, was für Gedanken Ihr hattet? Ihr glaubtet, ich komme, als guter Papa für ein gutes Söhnlein um die Hand Eurer Nichte zu werben? Ja freilich, der Vater oder Oheim, der dergleichen erwartet, kann lange warten, bis ich als Werber für meinen Sohn vor ihn hintrete.“

„Nun,“ ſtammelte der Schulmeiſter verlegen, „Herr Ott, Sie ſind jetzt ein reicher Mann; ich weiß auch, wer Ihr Sohn iſt, und daß er würdig wäre ganz anderer Partien; aber ich dachte, ſeine Neigung“ —

„Zum Henker!“ fiel ihm Ott ins Wort, „das iſt es ja nicht! Im Gegentheile, ich wäre ja glücklich, wenn er eines ſolchen ordentlichen Gedankens fähig wäre und ein ordentliches Mädchen heirathen wollte; dann könnte vielleicht noch etwas aus ihm werden. Meinen Reichthum! Alles gebe ich ihm, wenn er was Rechtes damit anfangen will; aber der Henker hole meinen Reichthum, er hat mir meinen verlorenen Sohn wieder ins Haus gebracht, den ich als armer Mann für immer los geweſen wäre. Irrt Euch nicht, Schulmeiſter! ſetzt Euch keine ſingenden Vöglein in den Kopf. Dem Menſchen fällt es nicht ein, ein armes Mädchen zu heirathen und ſich ordentlich und mit Mühe durchs Leben zu ſchlagen. Der will müßiggehen, ſich unterhalten und große Worte machen. Jetzt zieht er mit Eurer Nichte in den Wäldern herum, und an jedem Strauch bleibt ein Fetzen ihrer Reputation hängen. Das ganze Dorf ſpricht davon, und die Einen nennen Euch einen Narren und die Anderen einen ſchlechten Kerl, dem man von Rechts wegen ſein Mündel nehmen ſollte, um es unter beſſere Obhut zu ſtellen. Mit Fanny's gutem Ruf iſt es aus, ein für alle Mal, und wenn ſie noch einen Mann finden will, muß ſie hundert Meilen weit von hier fortziehen oder nach Amerika auswandern.“

Der Schulmeiſter ſprang erſchrocken von ſeinem Sitze auf und rief ein über das andere Mal: „Fanny! Fanny!“ ganz unter dem Eindrucke der eben gehörten Worte und unfähig, ſeine Gedanken zu ſammeln. Aber ſein Charakter voll Vertrauen gewann bald die Oberhand. Er ſetzte ſich, athmete tief auf und lächelte wieder. „Herr Ott,“ ſagte er nach einiger Zeit, „Sie haben mich arg erſchreckt, denn ich habe einen Augenblick vergeſſen, von wem Sie ſprachen; aber Sie ſprachen von Ihrem Sohne, den Sie zu allen Zeiten verkannten; ich weiß es; er hat mir in den rührendſten Worten darüber geklagt. Sie verkennen ihn jetzt wieder; er iſt ein edler Menſch und wird ein armes Mädchen nicht zu Grunde richten; er wird, wenn er in der That in ein Liebesverhältniß mit ihr getreten, auch Alles thun, was ein edler Menſch in dieſem Falle thut.“

„Zum Beiſpiele?“ fragte Ott, bitter lächelnd, „zum Beiſpiele, was wird er in dieſem Falle thun?“

„Er wird meine Fanny heirathen.“

„So, und wie wird er ſie ernähren?“

„Er hat ſo viele Mittel! Dieſer Mann kann anfangen, was er will.“

„Und was wird er in dieſem Falle wollen?“

„Ich glaube, er wird mit ſeinem Weibe ein ſtilles Loos jedem anderen vorziehen und ſich eine der Menſchheit nützliche Beſchäftigung geben.“

„Welche, zum Beiſpiele?“

„Zum Beiſpiele, er kann hier im Dorfe mein Nachfolger und Schulmeiſter werden.“

Ott lachte laut auf.

„Lachen Sie, ſo viel Sie wollen; ich kenne ſeine Anſichten über den Beruf des Lehrers; er wünſcht nichts ſo ſehr, als von unten auf etwas zur Bildung und Aufklärung des Volkes beizutragen; er ſagt, dieß ſei die einzige wahre und ſolide Grundlage einer beſſeren Zukunft, und Ehre Dem, der an dieſer Grundlage ſeinen Theil hat.“

Der Vater Ott lachte wieder wie vorhin. „Und Ihr glaubt, o närriſcher Tobias,“ rief er, „daß dieſer Menſch fähig iſt, eine Pflicht zu erfüllen, die jeden Tag wiederkehrt? eine Arbeit zu übernehmen, die Ausdauer, Gewiſſenhaftigkeit, Selbſtverleugnung verlangt? einen Stand zu wählen, der ohne Glanz iſt, und Worte zu ſprechen, die nicht wie Pauken und Trompeten klingen? Armer Tobi! Ich habe meine Pflicht gethan und Euch gewarnt. Glaubt nicht, daß es mir leicht geworden; denn es iſt immer nicht leicht, gegen ſein eigen Fleiſch und Blut zu ſprechen. Jetzt ſeht, daß Ihr Eure Pflicht thut, und daß Ihr nicht nachträglich bedauern müßt, was Ihr nicht vorzuſehen im Stande ſeid.“

So ſprechend, erhob er ſich und verließ den Schulmeiſter in einem Zuſtande der Unruhe, wie ihn dieſes friedliche Gemüth bisher noch nicht gekannt hatte. Sein Vertrauen in Reinhold war zwar nicht tief erſchüttert, aber er ſagte ſich, daß allerdings zwiſchen ihm und Fanny eine große Kluft ſei, die ſie trenne; daß es ungerecht ſei, einem ſolchen Manne eine Schulmeiſterei zuzumuthen, und daß doch andererſeits keine andere Zukunft abzuſehen ſei, und dabei that es ihm herzlich leid, daß Fanny's Ruf, wenn auch nur vorübergehend, gelitten haben ſollte. Er nahm ſich vor, mit Fanny oder Reinhold zu ſprechen oder auch mit Beiden. Dieſer Entſchluß vermehrte nur noch die Unruhe. Wie ſollte er mit Fanny von Liebe ſprechen? Er hatte dergleichen nie gethan, er verſtand ſich nicht darauf, er ſchämte ſich vor ihr; ſie war ja ein Weib! Und wie ſollte er Reinhold Vorſtellungen machen; ihm, den er gewiſſermaßen wie ſeinen Lehrer betrachtete! Schon in dem Gedanken lag eine Anmaßung, deren der beſcheidene Schulmeiſter nicht fähig war.

Nie hatte er einen größeren inneren Kampf durchgemacht, und nie war er in ſeiner Stube ſo ſpät in die Nacht hinein auf und ab gegangen. Endlich nach Mitternacht raffte er ſich auf, entriß ſich dieſem unbehaglichen Widerſtreite in ſeinem Innern, ſetzte ſich an den Tiſch und las Fichte's „Beſtimmung des Menſchen.“

Drittes Kapitel.

Während der Schulmeiſter Fichte's „Beſtimmung des Menſchen" las, hielt Frau Böcking in ihrem Salon, wo ſich nach ihrem Wunſche die Familie verſammelt hatte, einen Vortrag über die Nothwendigkeit, ſich adeln zu laſſen. Um zu beweiſen, wie ſehr ſie von dieſer Nothwendigkeit überzeugt ſei, erzählte ſie, welche Schritte ſie ſchon gethan, welche Mühe ſie ſich ſchon im Vereine mit ihrem ſeligen Manne gegeben, um dieſes Ziel zu erreichen. Wenn er noch lebte, rief ſie traurig und mit zum Himmel gehobenen Augen, wäre ich heute Frau Böcking Edle v. Böckingsfeld; ja, wenn er nur zwei Monate länger gelebt hätte, der Selige, denn es war Alles ſchon aufs Beſte vorbereitet. Die Leute bei der Landtafel, die Hofkammer, die Sekretäre des Miniſters des Innern, Alles, Alles war ſchon für uns gewonnen und aufs Glänzendſte beſtochen. Ich verſichere Sie, Herr Weltmar, man konnte keiner Hofrathsfrau mehr begegnen, ohne ein Sammtkleid, ein brillantenes Armband, eine koſtbare Buſennadel oder dergleichen, Alles, Alles von meinem Seligen herſtammend, an ihr zu bemerken. Das iſt wahr, theuer iſt die Ehre, und wer's nicht in großem Ueberfluſſe hat, ſoll auch lieber nicht daran denken; man kann ſich daran zu Grunde richten. Nun, gottlob, wir konnten es ja thun und beſtehen. Wir hatten ja keine Kinder, dachten wir; da wir keine Kinder haben, wollen wir wenigſtens den Adel haben. Wie geſagt, es war Alles fix und fertig, der Rapport über die Verdienſte meines Seligen ſo ſchön aufgeſetzt, daß ich gerührt war, als ihn uns der Hofrath von der Polizei vorlas; auch mein Mann vergoß eine Thräne. Das Wappen war ſchon beſtimmt, ein großer Löwe mit einem Hammer in der Tatze — der Sekretär rieth, einen Bock zu wählen; das hätte glauben machen, daß das Wappen mit unſerem Namen verwandt und unſer Adel ſo alt wie der Name ſei — aber ich wollte keinen Bock, ich wollte einen Löwen, das iſt viel ſchöner. Finden Sie nicht? Aber wie geſagt, da ſtarb mein Seliger, und mit dem Adel war's aus; als ob ich nicht ſein ganzes Vermögen geerbt hätte! Glauben Sie, daß es den Leuten eingefallen wäre, die ungeheuren Summen, die wir aufgelegt, zurückzuerſtatten? Nicht im Geringſten, ſie behielten, was ſie hatten, und ich war um den Adel.“

Agnes lachte ſo laut auf, daß es in dem hohen Saale wiederhallte; der Vater warf ihr einen zornigen Blick zu, aber Frau Böcking ſagte, ihn beſchwichtigend: „Laſſen Sie den kleinen Wildfang lachen; lächelt doch ſelbſt Herr Heinrich, und mein theurer Neffe Edmund iſt ebenfalls bereit, zu lächeln, wie immer, wenn ich dieſe Geſchichte erzähle, die mich doch an zehntauſend Dukaten koſtete. Dieſe Jugend mit ihrem Leichtſinn und ihrer Philoſophie, wie ſie's nennen, verſteht ſich ſchlecht auf den wahren Werth der Dukaten und der Titel. Nun, die Zeit wird kommen, wo auch ſie dieſe Dinge mit reiferem Verſtande beurtheilen wird. Was nun die Hexe betrifft, ſo nehme ich der gar nichts übel, denn einmal iſt ſie ein verbranntes Gehirn, und dann habe ich meine Pläne mit ihr, ſehr ſchöne Pläne!“

„Darf man wiſſen?“ lachte Agnes, „damit man ſich ein wenig darnach einrichten kann.“

„Nicht, bevor du ſiebzehn Jahre alt biſt!“ antwortete Frau Böcking.

„Siebzehn Jahre!“ rief Agnes — „es handelt ſich alſo um eine Heirath!“

„Vielleicht!“ lächelte Frau Böcking ſelbſtgefällig; „ich ſorg' gerne für die Jugend!“

„Haben Sie vielleicht noch einen zweiten Neffen, irgend einen verlorenen Schäfer oder Amtsſchreiber, den Sie mir zugedacht haben, wie Sie Hedwig Ihrem älteſten Neffen geben wollen?“

„Was plauderſt du da?“ rief Herr Vollmar erzürnt, wurde aber von Frau Böcking überſchrieen, die aufſprang, auf Agnes zueilte und halb ängſtlich, halb lachend ſagte: „Spitzbub! was weißt du? Du haſt an der Thür gehorcht? Du haſt meine Briefe erbrochen, die ich dir anvertraute, um ſie auf die Poſt zu ſchicken! Bekenne!“

„Alle dieſe Verbrechen,“ ſagte Agnes, uneingeſchüchtert durch den Zorn des Vaters und durch die lauten Worte der Frau, „alle dieſe Verbrechen wären überflüſſig geweſen. Das Meiſte haben Sie mir ſelbſt verrathen. Warum haben Sie in dieſen vierzehn Tagen meiner Schweſter Hedwig wenigſtens zwanzigmal von Ihrem vortrefflichen und ausgezeichneten Neffen, dem Kreisſekretär Joſeph Scholle, geſprochen? und von der herrlichen Carrière, die dieſer fleißige und ebenſo gut angeſchriebene Beamte machen werde? Warum ſollte das Alles meine gute Schweſter Hedwig intereſſiren, wenn ihr nicht der vortreffliche, ordentliche, carrièremachende, dreißigjährige, ſteife Vatermörder tragende Herr Kreisſekretär Joſephus Scholle als beglückende Ehehälfte beſtimmt iſt?“

„Sie iſt wirklich eine Hexe!“ rief Frau Böcking.

„Und das muß wahr ſein,“ fuhr die Hexe fort, „ſehr bereitwillig iſt der gehorſame Neffe auf die Pläne der theueren, vorſorglichen Tante eingegangen. Umgehend hat er auf ihren erſten Brief geantwortet und ſo auch auf den zweiten und dritten; die Sache ſcheint abgemacht, und ich wette, der Kreisſekretär iſt ſo ſehr gewöhnt, den Befehlen ſeiner Oberen und ſeiner Frau Tante zu gehorchen, daß er jetzt ſchon in Hedwig aufs Heftigſte verliebt iſt.“

„Sie ſpricht von ihm, als ob ſie ihn ſeit zehn Jahren kennte!“ rief Frau Böcking mehr erſtaunt als erzürnt.

„Freilich kenne ich ihn,“ beſtätigte Agnes. „Iſt es nicht natürlich, daß ich mich nach ihm erkundigte, da es ſich um den Künftigen meiner Schweſter handelt? Der gute Edmund, der von allen den Plänen keine Ahnung hat, läßt ſich ſeit zwei Wochen aufs Liebenswürdigſte ausfragen und gibt mir ſo viel Auskunft, als ich nur verlangen kann. Heute noch, als der letzte Brief des Herrn Joſephus Scholle ankam, machte er mich auf die Adreſſe aufmerkſam und ſagte: ‚Iſt das nicht die Schrift einer vertrockneten, beſtaubten, hölzernen Beamtenſeele?‘ Ja, ſagte ich! Dann zeigte mir Edmund die Deviſe des Siegels: Semper idem, das heißt: „Immer derſelbe!“ ‚Ja,‘ ſagte Edmund, ‚ſo war er ſchon mit zehn Jahren, ſo wird er ſein Leben lang bleiben. Denken Sie nur,‘ fügte er hinzu, ‚dieſer Joſeph Scholle trug ſchon mit zwölf Jahren einen Cylinderhut, Vatermörder und ſchwarzen Frack.‘“

„Das iſt wahr,“ lachte Frau Böcking; „aber,“ fügte ſie hinzu, „ſolche Leute geben die beſten Ehemänner.“

„Was mich betrifft,“ verſetzte Agnes mit Entſchiedenheit, „ſo bitte ich, mich mit ſolchem Glücke zu verſchonen.“

„Sei ruhig, Hexe,“ verſicherte Frau Böcking, „dir habe ich etwas zugedacht, womit du zufrieden ſein wirſt.“

Während dieſes Geſpräches war Hedwig leiſe aufgeſtanden, um ſich eben ſo leiſe zu entfernen; Edmund begleitete jedes Wort des Mädchens mit beifälligem Lächeln, während Heinrich ernſt und mit gefalteter Stirne zuhörte. Es war ihm, als rückte eine Zeit mit neuen Pflichten, vielleicht mit Kämpfen heran. Frau Böcking bemerkte ſeine ernſte Miene, und fürchtend, daß es zu ernſthaften Verhandlungen kommen könne, für die der Moment noch nicht reif ſei, bat ſie die jungen Leute, ſie mit Herrn Volkmar, mit dem ſie vor ihrer Abreiſe noch über allerlei wichtige Gegenſtände und Geſchäftsangelegenheiten zu ſprechen habe, allein zu laſſen. Sie bot Allen eine überaus freundliche gute Nacht und umarmte die Hexe, die ſie etwas länger zurückhielt, um ſie zu verſichern, daß ſie für ſie auf eine Weiſe ſorgen wolle, die ſie zufriedenſtellen werde. Agnes ihrerſeits verſicherte, daß Das gar nicht nothwendig ſei und daß ſie ſelbſt für ſich ſorgen werde. „Vielleicht,“ fügte ſie lachend hinzu, indem ſie aus dem Saale eilte, „vielleicht habe ich es ſchon gethan.“

Kaum war Frau Böcking mit ihrem Gaſtfreunde allein, als ſie ein ernſteres Geſicht machte. „Ich fürchte,“ ſagte ſie nachdenklich, „daß wir auf ernſtere Hinderniſſe ſtoßen werden, als wir Anfangs glaubten. Das thäte mir leid; meines Neffen wegen, Ihrer Tochter wegen und, ich will es nur geſtehen — auch meinetwegen. Es geht nicht recht bei meinem Alter, eine ſo erwachſene Stieftochter im Hauſe zu haben. Das Mädchen hat ihren eigenen Kopf; wir werden Das jetzt bei dieſer Heirath erfahren, und wenn aus der Heirath nichts wird, fürchte ich, werde ich es im Hauſe oft genug erfahren müſſen.“

„Sie irren,“ verſicherte Herr Volkmar; „ſie hat bis auf den heutigen Tag nie widerſprochen.“

„Die widerſpricht nicht,“ ſagte Frau Böcking nachdenklich, „ſie ſchweigt — aber — eben —“

„Ich verſichere Sie, verehrteſte Frau, Sie irren; es iſt eine Natur, die Alles mit ſich machen läßt.“

„Wir wollen ſehen — aber ſie iſt nicht allein. Ich habe wohl bemerkt, welches Geſicht Ihr Herr Sohn machte, als von der projektirten Heirath die Rede war; die heutige junge Welt will von ſolchen verabredeten, mit praktiſchem Verſtande arrangirten Heirathen nichts wiſſen, oder es iſt wenigſtens Ihr Herr Sohn der Art —“

„Laſſen Sie mich machen,“ fiel ihr Herr Volkmar ins Wort, „ich habe Heinrich bis jetzt gewähren laſſen, aber ich werde wieder mit meinem Willen auftreten, ſobald es ſich um Wichtiges handelt und ſobald er den Gedanken haben ſollte, ſich ſeinem Vater zu widerſetzen. Ich habe nicht vergeſſen, welch ein unpraktiſcher Menſch er iſt.“

„Nun, wir wollen das Alles ruhig abwarten,“ ſagte Frau Böcking; „Sie haben mehr durchgeſetzt. Sie werden auch Das durchſetzen, wenn Sie wollen. Eigentlich wollte ich Ihnen von was Anderem ſprechen. Nicht umſonſt und bloß um zu plaudern bin ich dieſen Abend auf das Geſpräch über den Adel gekommen. Sehen Sie, mein verehrteſter Herr Volkmar, es ſcheint mir höchſt unerklärlich, ein ſolches altadeliges Schloß mit ſo vielen Wappen zu bewohnen, ohne ſelbſt adelig zu ſein. Es ſcheint mir wie ſchreiende Anmaßung. Ein bürgerlicher gemeiner Name und dieſes Schloß und dieſer Reichthum — das paßt ſo wenig zuſammen, wie — wie, ich weiß gar nicht wie! Sie kennen meine

Bedingungen, Herr Volkmar. Ich muß aus der gemeinen, bürgerlichen Frau Böcking wenigſtens Frau von Volkmar werden. Ich ſterbe nicht ruhig, wenn ich nicht ein Wäppchen auf meinem Wagen und ein Von vor meinem Namen habe.

„Aber, verehrteſte Frau Böcking, ich halte ſo wenig auf dergleichen —“

„Aber, verehrteſter Herr Volkmar, ich halte ſo viel darauf! Glauben Sie,“ rief Frau Böcking ſtolz, „es wäre mir ſo ſchwer, einen Titel zu bekommen? Nicht im Geringſten. Ich brauche nur meine zwei Hände zum Fenſter hinauszuſtrecken, um an jedem Finger einen Grafen oder Freiherrn hängen zu ſehen; aber ſie ſind Alle ruinirt, und ich habe keine Luſt, mein ganzes Vermögen herzugeben, um adelige Schulden zu zahlen. Dazu bin ich zu ſehr die praktiſche Frau Böcking. Ich begnüge mich mit einem einfachen ‚von‘ oder ‚Edler von‘ oder ‚Ritter von‘ bei einem ſoliden Vermögen. Es iſt das Einzige, was ich von Ihnen verlange; dafür gebe ich Ihnen alle meine Wälder, Hämmer, Hochöfen, Maierhöfe zur freieſten Verfügung. Fangen Sie damit an, was Sie wollen, ſchalten und walten Sie damit ganz nach Herzensluſt. Ich weiß es ja, daß Sie große Pläne damit haben, daß Sie glauben, Ihre und meine Einkünfte verzehnfachen zu können, daß Sie der Gedanke nicht ruhen läßt, wie unſere beiden Güter vereinigt ein ſo herrliches Ganzes geben würden. Nehmen Sie Alles hin, verwirklichen Sie Ihre liebſten Pläne, aber geben Sie mir dafür ein einfaches ‚von‘!“

Herr Volkmar lächelte zu der Ausſicht, die ihm die reiche Frau eröffnete und die in der That die Verwirklichung ſeiner liebſten Pläne enthielt, wie ein junges Mädchen vor ſich hin lächelt, wenn es von Liebe und Liebesglück träumt, und er ſagte: „Mit größtem Vergnügen würde ich auf Alles eingehen, was Sie von mir verlangen, verehrteſte Frau Böcking, aber ich habe mich um dieſe Dinge nie gekümmert, ich habe meinen bürgerlichen Widerwillen oft gegen Diejenigen ausgeſprochen, die mir ſolche Ehren anboten; ich würde mich ſchämen, nun vor ſie hinzutreten und ſie aufzufordern, daß ſie die nothwendigen Schritte für mich thun.“

„Ueberlaſſen Sie das Alles mir,“ rief Frau Böcking raſch; „ich habe in dieſen Dingen Erfahrung, ich kenne die Leute, die dergleichen einzurichten wiſſen; ich habe ſie ſchon einmal gekauft und werde ſie zum zweiten Male zu kaufen wiſſen, und zwar wohlfeiler als das erſte Mal, da Sie ſchon ſo viel von mir bezogen haben. Seien Sie ruhig, kümmern Sie ſich um nichts; eines Tages werde ich vor Sie hintreten und Sie als Herrn v. Volkmar begrüßen, und Alles wird fix und fertig ſein. Vierzehn Tage darauf bin ich Frau v. Volkmar, und Sie ſind unbeſchränkter Herr eines unendlichen Waldgebietes und aller meiner Hämmer, Hochöfen und Gruben.“

Herr Volkmar lächelte wieder und ſchlug in die dargebotene Hand der künftigen Frau v. Volkmar; der Handel war abgeſchloſſen, und ſie erklärte, ſchon am nächſten Morgen abreiſen zu wollen, um die große Angelegenheit ſofort in Angriff zu nehmen.

Es war vielleicht in demſelben Augenblicke, daß auch in der Stube Heinrichs zwiſchen dieſem und Agnes einerſeits und zwiſchen Edmund andererſeits ein Vertrag abgeſchloſſen wurde, und dieſer lautete dahin, daß der neue Freund Edmund, den man längſt wie einen alten Freund behandelte und betrachtete, ſo oft als möglich herüber nach Steinthal kommen ſolle; ſelbſt wenn die Tante nicht käme, ſolle er zu Pferde ſteigen und herüber reiten, um einige Tage mit den Freunden zu verleben. Zur Bekräftigung des Vertrages reichte man ſich die Hände, und da bemerkte man, daß Hedwig nicht zugegen war.

„Wo iſt ſie?“ fragte Heinrich; „ich will ſie rufen.“

„Sie iſt ſchwerlich im Schloſſe,“ ſagte Agnes.

„Um dieſe Stunde? wo kann ſie ſein?“

„Ich errathe es vielleicht,“ ſeufzte Agnes. „Vielleicht thun wir gut, wenn wir uns überzeugen, daß meine Vermuthung richtig iſt. Komm mit mir, Heinrich; ich will dir zeigen, wo ſie iſt. Vielleicht erfährſt du bei dieſer Gelegenheit Manches, was du wiſſen mußt und was du mir nicht glauben würdeſt; du biſt eine viel zu edle und vertrauensvolle Seele, um das Schlechte zu errathen, wenn du es nicht mit eigenen Augen ſiehſt und mit eigenen Ohren hörſt. Du ſiehſt weniger wie ich, weil du nicht ſo verdorben biſt wie ich, und ſo viel Mißtrauen —"

Die beiden jungen Männer lachten laut auf.

„Lacht nur," fuhr Agnes ernſt fort, „ihr werdet euch überzeugen, wie Recht ich habe. Kommen Sie auch mit, Edmund; Sie gehören zur Familie, und ich habe keine Geheimniſſe vor Ihnen. Sie haben heute Nachmittags ſchon etwas geſehen, Sie werden jetzt die Fortſetzung ſehen."

Agnes führte die jungen Männer aus dem Schloſſe, durch das Dorf. Als ſie ſich der Schulmeiſterwohnung näherten, gab ſie ihnen durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie nunmehr vorſichtig und leiſer aufzutreten hätten. Wie eine Katze ſchlich ſie um den Hof des Schulmeiſters, längs der Stakete, die den Garten umſchloß, ſprang raſch, doch geräuſchlos über die Stellen, die hell vom Monde beſchienen waren, und winkte dann, von der ſchattigen Stelle aus, ihren Begleitern, ein Gleiches zu thun, bis ſie hinter dem Garten anlangten, an einem Platze, wo er bloß durch eine lebende Hecke geſchloſſen war. Einen rauſchenden Mitternachtswindzug benützend, der die Zweige lärmend aneinander ſchlug, bog ſie das Gebüſch auseinander und ſchlüpfte hinein, immer das Geſträuch auseinander haltend, daß ihr die beiden jungen Männer folgen konnten. Ungeſehen blickte ſie von dieſem Verſtecke aus in eine Allee von kleinen Apfelbäumen, die zum Theil im Schatten lag, zum Theil vom Monde beſchienen war, und in der zwei weibliche Geſtalten auf und nieder gingen.

„Die rechts iſt Hedwig," flüſterte die Hexe.

„Und die Andere?" fragte Edmund.

„Des Schulmeiſters Nichte, Fanny; dieſelbe, die Sie heute Früh vom Hügel aus weinen ſahen."

„Wie bleich und traurig ſie ausſieht," flüſterte Edmund, „und ſie iſt ſo hübſch."

„Das darf Sie nichts kümmern,“ erwiderte Agnes, „da Sie von Ihrem Schickſale, der Tante, mir beſtimmt ſind.“

Edmund wollte antworten, als ſich die beiden Mädchen näherten und ihm Agnes durch ein Zeichen Schweigen gebot.

„Ach, hätteſt du eine Ahnung von den Qualen,“ ſagte Hedwig mit zitternder Stimme, „die ich dieſe ganze Zeit hindurch getragen habe. Ich wußte dich allein mit ihm, ich ſagte mir, daß er mich gänzlich vergeſſen müſſe, daß ihr glücklich ſeid. Ich ſah nur euch, ich dachte nur an euch, ich war neidiſch, eiferſüchtig — wie oft, Fanny, hätte ich dich in Gedanken ermorden mögen — dich und ihn auch.“

„Und alle dieſe Qualen,“ erwiderte Fanny mit ruhiger Stimme, in faſt trockenem Tone, „alle dieſe Qualen ſind nichts im Vergleiche mit dem Jammer, den ich durchmachte. Iſt es nicht ſchlimmer als alle Eiferſucht, jeden Tag ein Stück ſeiner Täuſchung fallen zu ſehen? allen Glauben zu verlieren und im Herzen ein Gefühl zu haben, als ob man jede Stunde um Jahre älter würde, als ob Alles in der Seele austrocknete? So war mir's. Das war ein jämmerlicher Traum, daß ich wenigſtens vierzehn Tage lang glücklich ſein wollte; es waren vierzehn hölliſche Tage, in denen ich fortwährend gegen die Wahrheit kämpfte. Ich wollte mich berauſchen, um wenigſtens im Rauſche an Glück zu glauben, und ich that Alles und erlaubte Alles, um dieſen Rauſch zu erreichen. Umſonſt! der Rauſch dauerte nicht eine Minute, die Reue und der Widerwille gegen mich ſelbſt und gegen die Welt dauerte die Tage und Nächte hindurch.“

Sie entfernten ſich wieder. Die Lauſcher ſchwiegen; es hatte Keiner den Muth, an den Anderen ein Wort zu richten. Agnes zog das Tuch, das ſie um den Kopf geworfen hatte, über dem Geſichte zuſammen und ſchlüpfte aus dem Gebüſche heraus ins freie Feld, wo ſie ſich in den Schatten eines Baumes ſetzte und die Stirn in beide Hände legte.

Heinrich und Edmund lauſchten noch einem Bruchſtücke des Geſpräches, als die Mädchen ſich zum zweiten Male näherten.

„Du ſagſt ja ſelbſt," hörten ſie Hedwig ſprechen, „daß du ihm nur wie ein Spielzeug gedient haſt — vielleicht liebt er dann mich. Er hat es mir ja geſchworen."

„Glaubſt du," erwiderte Fanny, „daß man mit einem Mädchen ſo leben kann, während man eine Andere liebt?"

„Wir kennen die Männer nicht. — Vielleicht!"

„Nein!" rief Fanny entſchieden, „wer hier liebt, kann dort nicht lügen. Willſt du noch jemals etwas von Liebe hören, wenn es nicht wahr iſt, daß ſie jede Lüge vernichtet? Hedwig, ſei glücklich, daß du eine ſolche Erfahrung vor dir haſt; ein Geſchöpf, das er um jede Möglichkeit künftigen Glückes brachte, das er entwürdigte und erniedrigte. Laſſe dich abſchrecken und laſſe ab von ihm!"

„Ich kann nicht!" ſeufzte Hedwig.

Sie hielt inne und lehnte ſich an einen Baum, als ob ſie nicht fähig wäre, auf ihren Füßen zu ſtehen. Dann wandte ſie ſich raſch wieder zu Fanny und ſagte: „Vielleicht thuſt du ihm Unrecht! Sein Vater iſt bei deinem Oheim; vielleicht will er für den Sohn und in ſeinem Auftrage um deine Hand anhalten."

Fanny legte den Arm um Hedwigs Hals und ſagte bitter lächelnd: „Armes Geſchöpf, jetzt hoffſt du ſchon auf dein Unglück, um nur dir ein Stück deines Glaubens an Reinhold zu retten. Du wünſcheſt, daß er ehrlich ſei, und zitterſt davor. Ich vermuthe, ich bin überzeugt, daß ſein Vater vor ſeinem Sohne warnt, wie ich dich jetzt warne. Er kommt zu ſpät, und ſeine Warnung iſt überflüſſig. Reinhold wird ſeinen Fuß nicht wieder über unſere Schwelle ſetzen; ich habe es ihm verboten. Er hat zwar widerſprochen, aber er wird nicht wiederkommen. Ich weiß es — aber bei euch im Schloſſe wird er wieder erſcheinen, ſobald euer Beſuch fort iſt. Aber vergiß es dann nicht: es iſt nichts in ihm als Lüge. Ach, du wirſt es vergeſſen, wie ich es auch vergeſſen habe, weil ich es vergeſſen wollte."

Hedwig lehnte ſich wieder an den Baum, umſchlang ihn mit dem einen Arme, während ſie die andere Hand auf die Augen drückte, als wollte ſie die Thränen zurückhalten, die unter Schluchzen gewaltſam hervorbrachen.

Heinrich hatte während dieſes Geſpräches die Hand Edmunds ergriffen und ſie krampfhaft gedrückt. Als Hedwig zu ſchluchzen begann, ließ er ſie fahren, und mit dem Rufe: „Ich habe ein Verbrechen begangen!“ ſtürzte er aus dem Gebüſche hervor und umſchlang ſeine Schweſter mit beiden Armen.

„Reinhold!“ rief Hedwig, „du biſt es? Nicht wahr, mich wirſt du nicht betrügen?“

„Ich werde dich nicht betrügen laſſen, meine Schweſter,“ rief Heinrich mit bebender Stimme; ich werde meine Thorheit, meine Verblendung, mein Verbrechen wieder gut machen. Ich werde mich zwiſchen dich und alle Lügner der Welt ſtellen. Ich werde ihn züchtigen, den Elenden —“

Hedwig fuhr zuſammen, als ſie Geſicht und Stimme des Bruders erkannte. Sie wand ſich aus ſeinen Armen los und ſah ihn mit ſtarrer Miene an.

„Du haſt mich belauſcht, Heinrich,“ ſagte ſie mit harter Stimme, „ich habe dich in meine Geheimniſſe nicht eingeweiht, und ich höre aus deinem Munde nicht gerne ſolche Ausdrücke, wenn du von einem Manne ſprichſt, den du uns als deinen Lehrer und Freund und als das Ideal deiner Jugend zuführteſt. Wenn ich ihn nun liebe, ſo iſt dieß eine Sache meines Herzens, die ich allein abmachen möchte, und wenn ich mein Glück hinwerfen will, ſo iſt mir vielleicht mein Unglück theurer als alles Glück, das mir in der Familie mit viel Vernunft und Vorſorglichkeit zubereitet wird. Ich werde für mich zu ſorgen wiſſen.“

Sie kehrte ihm den Rücken und eilte der Gartenthür zu; Fanny war ſchon bei ſeinem Erſcheinen ins Haus geflohen. Er ließ die Arme ſinken und ſtand ſprachlos, vor ſich hinſtarrend, da. Nur einen Augenblick fühlte er ſich durch die harte Zurückweiſung ſeiner Liebe gekränkt; dieſes Gefühl machte raſch dem Bewußtſein Platz, daß er hier vor einem Unglücke ſtehe, das ſich ſchon tief eingewurzelt, und zwar in einem harten Boden, und von dem er ahnte, daß es ſchwer zu bekämpfen ſein werde. Zugleich ſtürmten die Vorwürfe auf ihn ein, daß er die erſte Urſache dieſes Unglückes ſei, da er wie ein Knabe gehandelt, der keinen der Charaktere, um die es ſich hier handelte, zu beurtheilen und ſich danach zu benehmen verſtanden. Es fiel ihm wie ein Schleier von den Augen, und er ſah Reinhold, wie ihn Fanny geſchildert hatte. Sollte ſich Hedwig nicht täuſchen laſſen, da er, der erfahrene Mann, der in der Welt gelebt, ſo lange ſeine Täuſchungen bewahrt hatte? Die Härte ſeiner Schweſter war eine gerechte Strafe dafür; ſie durfte ihn dafür haſſen und verachten. Wie ungenügend kam er ſich vor, wie ſchien er ſich ſelbſt anmaßend, die weiſe und vorſorgliche Mutter vertreten und erſetzen zu wollen. Muthlos ließ er die Arme ſinken und ſeufzte: „Jetzt ſollte ſie leben! Jetzt ſollte ſie zu Hülfe kommen! Mutter!“ rief er flehend und wendete unwillkürlich ſeine Augen den Sternen zu. „Mutter! Deine Liebe kann nicht geſtorben ſein! Wo du immer weilſt im unendlichen All, komme! hilf!“

Agnes faßte ihn an der Hand und zog ihn aus dem Garten. Sie fühlte, als ſie ſich an ſeinen Arm hängte, daß ſein Herz klopfte, und ſie führte ihn, ohne daß er es merkte, zwiſchen den Feldern auf und ab, bis ihn die milde, kühle Sommernachtluft beruhigte. Edmund ging neben ihr einher, und wie der Mond auf die Gefilde, ſo blickte des „Freundes Auge mild“ auf das klare, ruhevolle, doch ſo ſehr von Liebe verklärte Geſicht des klugen Kindes herab. Es war ihm plötzlich, als trete er aus der Einſamkeit heraus, in der er bisher, früh von ſeiner Familie getrennt, neben der Tante gelebt, und er ſagte ſich, daß ihn kein Geſchick mehr von dieſen Menſchen, vor Allem von dieſem Kinde, trennen könne.

Als ſie, ins Dorf zurückkehrend, am Ott'ſchen Gehöfte vorbeikamen, ſah Heinrich zu Reinholds Fenſter hinauf, das dunkel war. „Er ſchläft,“ ſagte Heinrich bitter und ballte unwillkürlich die Fauſt dem Fenſter entgegen. — „Wo ihn faſſen? Was mit ihm anfangen?“ murmelte er, indem er die geballte Fauſt gegen ſeine Stirne führte. „Er entſchlüpft Allen mit einem Worte, wie ein Schall, wie eine Luftblaſe.“

„Mit Dem,“ ſagte Agnes, „iſt leicht fertig zu werden; da liegt's nicht — aber Hedwig.“

Das erinnerte Heinrich wieder an Hedwigs Worte. „Wie ſie mich zurückſtieß!“ ſagte er gekränkt; „ich vermag nichts über ſie.“

Agnes, errathend, welche Gedanken ſich mit dieſen Worten bei Heinrich verbinden mußten, ſagte tröſtend: „Du haſt dir darüber keine böſen oder anklagenden Gedanken zu machen. In dieſem Falle wäre ſie gegen die Mutter ebenſo geweſen. Ihr darf man nicht rathen und helfen wollen. Die Mutter hat es immer geſagt, Hedwig muß man allein ihrem Glück oder Unglück entgegengehen laſſen. Kein Menſch kann jetzt Reinhold von ihr trennen; das wird nicht eher geſchehen, als bis ſie empört ihn ſelbſt von ſich ſtößt. Bis dahin wird ihr Alles gleichgültig ſein, was um ſie her und mit den Anderen vorgeht.“

Heinrich war längſt gewöhnt, auf die Worte der Hexe wie auf den Rath einer erfahrenen Perſon und auf Wahrheiten zu horchen, und dieß umſomehr, als ſie ſich immer auf Worte und Anſichten der Mutter berief, die in ihr fortzuleben ſchien und an deren geringſte Ausſprüche aus früheſten Zeiten ſie ſich mit einer erſtaunlichen Friſche und Genauigkeit erinnerte. Aber er fühlte ſich gedemüthigt und ſchwach, ſich in dieſem Falle, da er zuerſt in einer wichtigen Angelegenheit als Schützer und Rather auftreten ſollte, zur Unthätigkeit verdammt zu ſehen.

Viertes Kapitel.

Der Lärm, den die Abreiſe der Frau Böcking verurſachte, ließ die Ereigniſſe der letzten Nacht für einen Augenblick in den Hintergrund treten. Die Niedergeſchlagenheit, die ſich auf den Geſichtern der Geſchwiſter malte, nahm die Dame für Trauer des Abſchiedes; ſie tröſtete ſie mit der Verſicherung, daß ſie, ſobald nur gewiſſe wichtige und dringende Geſchäfte, die ſie in die Reſidenz riefen, abgemacht ſeien, auf längere Zeit, vielleicht auf ſehr lange Zeit wiederkommen werde. Indeſſen wollte ſie ihren Edmund ſo oft als möglich ſchicken. Indem ſie noch jeden Einzelnen ihrer Gunſt verſicherte und der zahlreich verſammelten Dienerſchaft wie eine Königin ihrem Volke zunickte, ſtieg ſie in den Wagen und rollte mit Edmund, der ſchweigend Abſchied genommen hatte, davon. Wenige Stunden nach ihr verließ auch Herr Volkmar das Schloß, um ſich in die Wälder zu begeben und für die bevorſtehende Vereinigung ſeiner Güter mit den Böcking'ſchen die erſten vorbereitenden Schritte zu thun.

Im Schloſſe war es mit Einem Male ſo leer und ſtille, wie vor dem Beſuche, ja ſtiller und trauriger, und faſt wünſchte man die lärmende Frau wieder zurück, um durch den Lärm betäubt und durch ihre Gegenwart von Geſprächen abgehalten zu werden, die Eins vom Anderen, das iſt Hedwig von Heinrich und umgekehrt, fürchtete. Edmund hatte eine Lücke zurückgelaſſen, und Agnes geſtand, daß ſie nunmehr wiſſe, was die berühmte Sehnſucht ſei. Im Schloſſe herumwirthſchaftend, um Alles wieder auf den vorigen Stand zurückzubringen, ſang ſie allerlei Lieder vor ſich hin. Sie dichtete wieder, und zwar, wie ſie Heinrich verſicherte, nichts als Sehnſuchts- und Liebeslieder. Sie war die Einzige, die ſprach und ſich hören ließ.

Wieder ſaß man in der kleinen Stube beiſammen, aber anders als ſonſt. Alfred arbeitete mit unausgeſetztem Fleiße, denn der Vater hatte ihm angekündigt, daß er im Herbſte in die Stadt und auf die Schule kommen ſolle: ein Entſchluß, der mit Heinrichs Wünſchen zuſammenfiel und den Herr Volkmar gefaßt hatte, weil er es für gut hielt, daß Frau Böcking ſo wenig Stiefkinder als möglich im Hauſe vorfinde. Hedwig, dachte er, werde dann verheirathet werden, und Heinrich werde in die Stadt zurückkehren. Agnes werde nicht ſtören, da Frau Böcking ihre Gunſt auf ſie geworfen habe. Während Alfred arbeitete, ſaß Hedwig in der tiefen Fenſterniſche, auf ihre Arbeit oder in den Park, ſelten aber in die Stube ſehend. Eine eiſerne Maske der Ruhe bedeckte ihr Geſicht. Heinrich ging in der Stube auf und ab und erwartete den Beſuch Reinholds. Er hatte Befehl gegeben, daß man ihn in den Vorſaal ebener Erde rufe, wenn Reinhold ankommen ſollte.

Reinhold kam in der That ſchon am nächſten Tage nach der Abreiſe der Frau Böcking; da er aber auf dem gewohnten Wege nach der kleinen Stube von einem Diener aufgehalten und in den unteren Saal geführt wurde, um daſelbſt Heinrich zu erwarten, legte ſich ſeine Stirn in beſorgte Falten, und bevor Heinrich unten ankam, war er aus dem Schloſſe verſchwunden und kam nicht wieder. Heinrich fühlte ſich nicht veranlaßt, ihn aufzuſuchen. Da er von ſelbſt ausblieb, war der nächſte Zweck, den ſich Heinrich vorgeſetzt hatte, erreicht, und was ſollten fernere Auseinanderſetzungen mit einem Manne, deſſen Worte nichts bewieſen und keine Bürgſchaft gaben? Bei dem Charakter Hedwigs fürchtete er auch aufs Neue ihren Widerſpruch zu erwecken, wenn ſie denken mußte, daß Reinhold in Folge einer Ausweiſung aus dem Schloſſe hinwegblieb. Sie war ruhig; vielleicht kam ſie zur Beſinnung. Aber ihre Ruhe verbreitete eine unheimliche Atmoſphäre über die kleine Geſellſchaft der Geſchwiſter; es war Heinrich immer, als ſchwebe eine Gefahr in der Luft, und die Kälte, ja die Liebloſigkeit, die ihm Hedwig ſeit jenem Abende, manchmal ſogar mit einiger Ironie bewies, erfüllte ihn mit einer öden Trauer. Mehr als je ſehnte er ſich nach dem lieben Freunde Willibald zurück, der es verſtanden hatte, die traurigſten Zeiten ſeines Elendes zu erwärmen, und um nur ſeinen liebenden Geiſt auch in der Ferne zu ſpüren, ſchrieb er ihm jetzt öfter als zu Anfang ſeines Aufenthaltes in Steinthal, theilte ihm Alles mit, was um ihn her vorging, was er hoffte und fürchtete, und bat ihn dringender, ſein Verſprechen zu halten und ſo bald als möglich nach Steinthal zu kommen. Und lebendiger als je trat jetzt das Bild Mariens vor ihn und beklagte er die nothwendige Trennung von einem Weſen, das nur tröſtend, liebend, aufrichtend wirken konnte. Er bildete ſich ein, daß er ſie vorzugsweiſe Hedwigs wegen herbeiwünſchte, da es ihrer Wärme und ſanft und ausdauernd wirkenden Milde allein gelingen könne, das Eis zu zerthauen, das Trotz und Eigenwille um dieſes eigenthümliche Herz und ſeine innere Flamme lagerte. Was iſt aus der guten Marie geworden? Willibald in ſeinen Briefen ſchwieg von ihr; vielleicht weil er fürchtete, in der Bruſt des Freundes eine nutz- und zweckloſe Sehnſucht zu erwecken; vielleicht wollte er ihm nur ein reuiges Gefühl erſparen. Denn Heinrich war es manchmal, als ob er Marien gegenüber etwas zu bereuen habe. In der Erinnerung ſchien es ihm, als hätte er Manches gethan, um die Liebe, die ſich ihm in den letzten Tagen ſeines Aufenthaltes in der Reſidenz, in den Tagen des Schmerzes ſo herrlich offenbarte, zu wecken und zu nähren, und da er ſie nun verlaſſen, war es ihm, in ſeiner jetzigen Neigung, Alles von der traurigſten Seite anzuſehen, als hätte er an ihr etwas verſchuldet, was mit dem Verbrechen Reinholds an Fanny und ſeiner Schweſter einige Aehnlichkeit hatte. Und dieſe Selbſtquälerei vermehrte nur die Sehnſucht, ſie wieder zu ſehen und ſeine Schuld zu ſühnen, flößte ihm aber auch eine gewiſſe Furcht ein, Willibald ausdrücklich um ausführliche Mittheilungen über ſie und ihr Schickſal zu bitten.

So gingen ſtumme, innerlich bewegte Tage dahin, ohne die Befriedigung, die er früher immer gefühlt, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Hatte er ſie denn Hedwig gegenüber erfüllt? Und jetzt noch, da er die Gefahr kannte, die über ihrem Haupte ſchwebte, was that er, um ſie abzuwenden? Was konnte er thun?

Hedwigs Weſen hatte ſich in dieſer kurzen Zeit bedeutend verändert und eine gewiſſe Unnahbarkeit angenommen, obwohl ſie über alltägliche Gegenſtände geſprächiger war als ſonſt. Sie trug den Kopf höher, ging aufrechten Ganges, etwas herausfordernd einher und ſchien viel größer geworden; ſie war mit Einem Male eine ſchlanke, imponirende Geſtalt. Ueber ihr ganzes Benehmen und Handeln war eine Ruhe ausgegoſſen, die verrieth, daß große Entſchlüſſe in ihr feſtſtanden, und doch zeigte die Bläſſe ihres Geſichtes und die bald glänzenden, bald matten Augen, daß dieſer Ruhe ein harter innerer Streit vorausgegangen oder daß er noch fortdauere.

Heinrich hoffte wieder, und da er ſie eines Tages allein im Parke auf und ab gehen ſah, näherte er ſich ihr, legte ihren Arm in den ſeinen und ſetzte den Spaziergang mit ihr fort.

„Haſt du mir noch nichts zu ſagen, Hedwig?“ fragte er nach einiger Zeit mit bittender Stimme.

„Nein!“ erwiderte Hedwig kurz.

Heinrich wollte dieſe trockene Kürze nicht verſtehen und ſagte: „Das iſt vielleicht gut. Nicht, Hedwig?“

Hedwig ſchwieg.

„Du weiſeſt mich wieder zurück, meine Schweſter,“ fuhr Heinrich ruhig fort, „du gönnſt mir deine Geheimniſſe nicht, du ſagſt mir nicht, was du wünſcheſt, wozu du dich entſchließeſt, aber das Recht der Theilnahme an deinem Schickſale ſollteſt du mir doch gönnen.“

„Mein Bruder,“ erwiderte Hedwig, „du meinſt es gut; ich danke dir. Aber ich habe es niemals verſtanden, wie man einen Vertrauten haben kann.“

„Das iſt traurig!“ ſeufzte Heinrich.

„Vielleicht, aber es iſt ſo.“

„Haſt du nicht Fanny vertraut?“

„Nein! Das that nicht noth, wir erriethen einander, wir hatten daſſelbe Schickſal, daſſelbe Gefühl.“

„Und ich, dein Bruder, der für dein Glück zittert, ſoll neben dir einhergehen und dich unthätig deinem Verderben entgegeneilen ſehen? Was ſoll ich thun?“

„Zeige mich dem Vater an, daß er mich einſperre! Oder thue du es; als älteſter Bruder haſt du Autorität und Recht genug dazu, und der Billigung unſeres Vaters kannſt du gewiß ſein.“

Heinrich hielt in ſeinem Gange inne und ſah ſie erſtaunt an. Sprach ſie ernſt, verkannte ſie ihn bis zu dem Grade, oder ſpottete ſie ſeiner? Sie ſah ihm wieder ins Geſicht, und er las all Das zugleich in ihren Blicken und Zügen: Verkennung, Ernſt und Ironie. Er ſchlug die Hände zuſammen und ließ die Arme ſinken, als ſich Hedwig dem Schloſſe zuwendete, den Arm ausſtreckte und mit demſelben gemiſchten Ausdrucke fortfuhr:

„Sieh, Heinrich, dieſer Thurm iſt ein Ueberreſt des alten Feudalbaues, der früher an dieſer Stelle ſtand; er iſt feſt. In ſeinem letzten Stockwerke iſt noch eine Stube erhalten und ſehr wohl bewohnbar. Das Fenſter iſt eng und ein Entkommen unmöglich oder wenigſtens ſehr ſchwer."

Heinrich ſagte ſich, daß ſie wie im Wahnſinn ſpreche, und doch war er es, der ſie wie ein Verirrter anſah und wie ein Irrſinniger ihrem Finger folgte, der auf den alten Thurm deutete, während ſie ruhig, mit höchſter Beſinnung und klarem Ausdrucke ſprach. Er begriff ſie nicht, er ſuchte ſich zu faſſen und drückte, außer ſich vor Schmerz, beide Hände vor die Augen. Als er wieder zu ihr ſprechen wollte, war ſie verſchwunden.

Agnes erſchrak über das verſtörte Geſicht, mit dem er noch in ſeine Stube trat. Sie drang in ihn und wollte die Urſache wiſſen. Er erzählte ihr Alles und brach in Klagen aus, daß Hedwig ſeine Sorge und Qual um ihr Glück mit Hohn erwidere. Agnes aber ſchüttelte den Kopf, dachte einige Minuten nach und ſagte dann: „Darüber, mein Bruder, kannſt du dich beruhigen, Spott iſt nicht in ihrem Weſen, und trotz Allem liebt ſie dich zu ſehr, als daß ſie deine Sorge und Liebe verhöhnen könnte. Ich glaube daran nicht, und wenn ſie bei ihren Worten noch ſo höhniſch gelacht hätte, was ſie gewiß nicht gethan hat. Dahinter ſteckt etwas ganz Anderes."

„Was ſollte es ſein?" fragte Heinrich, in der Hoffnung, von dem hellſehenden Kinde, wie ſchon oft, Aufklärung und Troſt zugleich zu erhalten.

Agnes neigte den Kopf und zog die Stirne zuſammen, beſchäftigt, ſich allerlei Gedanken in ihrem Geiſte zurechtzulegen, dann rief ſie mit Einem Male: „Das iſt es, ſie will eingeſperrt ſein.“

„Wie?“ fragte Heinrich erſtaunt.

„Ja, ganz richtig,“ fuhr Agnes raſch fort, „die Sache iſt klar. Geſpottet hat ſie nur, um ihre wahre Abſicht bald zu verbergen, und weil ſie ſich doch nicht ſo ganz offen ausſprechen kann. Ja, ja, ſie will eingeſperrt ſein; ſie hat Angſt vor ſich ſelber, vor ihrem Eigenwillen, vor ihrem Eigenſinn. Sie kann nicht nachgeben, das weiß ſie, und möchte gezwungen ſein. Das iſt es, gewiß, das iſt es.“

„Iſt ſie ſo kindiſch,“ fragte Heinrich, etwas beruhigt und beinahe lächelnd, „kann ſie glauben, daß ich zu ſolchem Mittel —“

„Warum nicht?“ unterbrach ihn Agnes.

„Agnes!“ rief er unwillig.

„Da ſie es will,“ fuhr Agnes ruhig fort — „ſie will zurückgehalten ſein vom Abgrund, an deſſen Rande ihr zu ſchwindeln beginnt und in den ſie ſich ſtürzt, weil ſie es geſagt hat — ſo iſt ſie — ſo ſind wir Weiber.“

„Niemals,“ rief Heinrich, „werde ich ihr mit ſolchen Mitteln entgegentreten.“

„So müſſen wir,“ fuhr Agnes fort, „wenigſtens auf unſerer Hut ſein, denn es ſteht uns gewiß etwas bevor.“

Schon nach wenigen Tagen ſollte der Gedanke Agneſens, ihre Abſicht, vielleicht auch, wenn ſie Recht hatte, der Abſicht ihrer Schweſter gemäß, verwirklicht werden, wenn auch in etwas anderer Weiſe.

Herr Volkmar kam aus den Wäldern zurück, und zwar, wie man gleich bei ſeinem Eintritte in die Wohnung merken konnte, in ſehr erbitterter Stimmung. Er hatte in ſolchen Fällen gleich im Thorwege etwas zu tadeln, oft ſogar ſolche Anordnungen, die er ſelbſt getroffen hatte, und ſchalt die Hälfte der Dienerſchaft, bevor er auf ſeiner Stube anlangte. Seinen Kindern ſagte er nichts, aber ſie bekamen nur mürriſche Geſichter zu ſehen. Ihre Grüße nahm er kalt entgegen und ſetzte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, an den Tiſch, wo er dann ſeine Mahlzeit ſtumm verzehrte, wenn er nicht Dieß oder Jenes an den Speiſen zu tadeln hatte. So war es auch heute, und doch würde Jeder, der ihn eine halbe Stunde früher durch den Wald hatte fahren ſehen, geglaubt haben, daß er dieß Mal in der glücklichſten Stimmung und gerne zu ſeinen Kindern wiederkehrte. In der That hatte er ſein einſames Haus am entgegengeſetzten Ende ſeines Waldes auf das Heiterſte verlaſſen; während ſeines ganzen dießmaligen Aufenthaltes war ihm Alles nach Wunſch gegangen; die Anſtalten, die er zur künftigen Vereinigung ſeines Gutes mit dem Böcking'ſchen traf, ſtießen nirgends auf Hinderniſſe; die jenſeitigen Beamten kamen ihm auf höheren Befehl, und als ob er bereits ihr Herr wäre, auf das Bereitwilligſte entgegen und gaben ihm Auskunft, die ſeine höchſten Erwartungen noch weit übertrafen. Er fühlte ſich wie ein Mann, der ſeine Macht und ſeinen Reichthum um mehr als das Doppelte plötzlich vermehrt und ſeine Wirkſamkeit wie über eine neue Provinz ausgedehnt ſieht. Er machte neue Pläne, wie er mit dieſer Macht in den Händen neue Reichthümer und neue Macht erwerben werde, und ſolche Pläne heiterten ſein Gemüth aufs Unwiderſtehlichſte auf. Er nahm ſich vor, ſeinen Kindern für ihr Benehmen gegen Frau Böcking zu danken und ihnen den dankbaren, liebenden Vater zu zeigen. Dieſe guten Entſchlüſſe wurden durch einen Freund der Kinder zunichte gemacht.

Herr Ott, der ſein Gehöſte ausdehnen wollte, hatte ihm zu dieſem Zwecke Bauholz abgekauft und befand ſich im Walde, um die Fällung zu überwachen. Herr Volkmar, der an der Stelle vorüber kam, ließ ſeinen Wagen halten, um ſeinen Kunden zu begrüßen, im Grunde aber, um nachzuſehen, ob nicht auch andere als die bezeichneten Stämme gefällt worden. Da er ſah, daß Alles richtig war, lud er Nachbar Ott ein, in den Wagen zu ſteigen und mit ihm ins Dorf zurückzukehren, was dieſer gerne annahm.

Ott, der von jeher ein Freund der Schloßkinder geweſen, kam, nachdem man einige Zeit von Geſchäften geſprochen, auf dieſe, und zwar wie immer mit großem Lobe. Er glaubte jede Gelegenheit benützen zu müſſen, um dieſen Vater für ſeine Familie günſtig zu ſtimmen; er that es in jenem Gefühle und aus dauernder Dankbarkeit gegen die verſtorbene Mutter. Gewöhnlich hörte Herr Volkmar kalt und gleichgültig zu und brachte das Geſpräch bald auf einen anderen Gegenſtand. Heute horchte er mit Wohlgefallen, ſtimmte dem Lobredner ſeiner Kinder lebhaft bei und nahm das Geſpräch ſelber auf, wenn es der gute Ott fallen ließ. Dieſe auffallende Veränderung im Weſen des Waldherrn machte den alten Vater Ott nachdenklich. Er hatte ſich dieſen ſelben Morgen vorgenommen, über eine gewiſſe Angelegenheit mit Heinrich zu ſprechen; jetzt fragte er ſich, ob es nicht beſſer wäre, geradenwegs mit dem Vater anſtatt mit dem Sohne zu ſprechen. Am Ende, ſagte er ſich, iſt es beſſer, ich wende mich an dieſen, der gewohnt iſt, mit Strenge und Kraft dreinzugreifen, und dieſe wird hier vielleicht beſſer am Platze ſein, als die Sanftmuth Heinrichs. Dieſer täuſcht ſich zu ſehr über meinen ungerathenen Sohn und wird mich wieder mit einer Predigt über meine Ungerechtigkeit entlaſſen, während mir dieſer Alte, der immer lieber das Schlechte vorausſetzt, gleich glauben wird, ſo bald ich ihm etwas Schlechtes vom Sepp erzähle, den er ohnedieß von jeher für ein verlorenes Subjekt gehalten. Am Ende iſt es auch Pflicht, ſolche Dinge von Vater zu Vater zu verhandeln, und wenn es zu einem ſchlechten Streiche kommt, ſoll der alte Volkmar und ſoll die Welt nicht glauben, daß ich dazu geſchwiegen habe, oder daß ich es gutgeheißen habe, weil es ſich um ein reiches Mädchen für meinen Sohn handelte. Nach dieſer Reflexion, und doch noch nicht ganz überzeugt, daß er recht thue, beugte er ſich vor, legte beide Hände flach aneinander und ſagte, indem er ſie zwiſchen beide Knie preßte: „Indeſſen iſt es bei den beſten Kindern immer nothwendig, auf ſeiner Hut zu ſein.“

Herr Volkmar, der längſt was Anderes dachte und im Fahren ſeine vorüberfliegenden Fichten betrachtete — man ſagte von ihm, daß er, wie Cyrus jeden ſeiner Soldaten, jeden Baum ſeines Waldes kannte — hörte nicht auf dieſen allgemeinen Satz, und Ott war gezwungen, ſich zu räuſpern und zu wiederholen: „Ja, ja; es iſt immer höchſt nothwendig, ſelbſt bei den beſten Kindern.“

„Ja,“ erwiderte Herr Volkmar, immer in den Wald hinausſehend, „wenn man Erfahrungen gemacht hat, wie Ihr mit Eurem Sepp.“

„Ich will wohl von meinem Sepp ſprechen, ganz richtig,“ ſagte Ott zaudernd, „aber zugleich auch von jemand Anderem, der Sie angeht.“

Volkmar wurde aufmerkſam.

„Von Heinrich?“ fragte er und fügte dann hinzu: „Mit dem bin ich ganz zufrieden. Er hat ſeine verdrehten Anſichten und Schrullen, er verachtet Geld und Geldeswerth; aber da iſt nichts mehr zu ändern, das ſehe ich ein.“

„Nicht von Heinrich will ich ſprechen.“

„Sondern?“

Der alte Ott wurde plötzlich verlegen und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Mit Einem Male wurde er zweifelhaft, ob er eine Denunziation oder eine Warnung anzubringen im Begriffe ſei. Er räuſperte ſich, er huſtete, mußte aber endlich doch etwas ſagen, da Herr Volkmar durch ſein Zaudern deſto neugieriger und dringender geworden.

„Die Sache,“ ſagte er, „iſt dieſe: Ich habe nämlich heute Morgens mit meiner Frau von der Dummheit meines Sepp geſprochen.“

„Dummheit?“ fragte Volkmar, „dumm iſt er eben nicht.“

„Ich meine die Dummheit, die er da mit der Schulmeiſtersnichte angefangen.“

„Welcher Art?“

„Nun, er hat ihr den Kopf verdreht, iſt mit ihr Tage lang in Wald und Feld herumgeſtrichen, und der Himmel weiß, was noch, und was dabei herauskommt.“

„Und der Schulmeiſter?“ fragte Herr Volkmar.

„Hat in all Dem nichts Uebles geſehen und ließ ſie machen, und war froh, wenn ihm der Sepp was von Büchern ſchwätzte.“

„Der alte Narr!“ lachte Herr Volkmar. „Ich ſag's ja immer, wenn Einer nur die Naſenſpitze in die Bücher ſteckt, verliert er den letzten Reſt von geſundem Menſchenverſtande und hat er nicht Aug' und Ohr für Dinge, die faſt jeder Dummkopf begreift.“

„Nun,“ fuhr Ott fort, „ſehe ich von meinem Hauſe aus das arme Mädel in Stube und Garten wie einen verirrten Geiſt umherſchleichen; ſie ſieht jämmerlich aus, und als ob ſie nicht den Muth hätte, ſich vor einem Menſchenauge zu zeigen. Nun ſagte ich zu meiner Frau: ‚Der ſchlechte Kerl hat das arme Mädel elend gemacht, und jetzt kümmert er ſich nicht mehr um ſie; ſonſt ſtand er den ganzen Tag drüben, und jetzt ſetzt er keinen Fuß mehr über des Schulmeiſters Schwelle. Wenn er noch einen Funken von Ehrlichkeit im Leibe hat, muß er doch daran denken, wie er ein ordentlicher Menſch wird und wieder gutmacht —‘“

„Was kümmern mich dieſe Dorfklatſchereien und die Schlechtigkeiten Eures Sohnes!“ rief Herr Volkmar ungeduldig.

„Sehr viel!“ antwortete Ott beleidigt. „Sehr viel! Denn wenn ich Das meinem guten, aber etwas dummen Weibe ſage, antwortet ſie mir, der Sepp habe ſich gar nichts vorzuwerfen, und er ſei mit der Fanny ganz ehrlich geweſen, und ſie habe es gewußt, daß er ſie nicht heirathen werde und daß er höher hinauswolle.“

„Aber bin ich Gemeindeverſorger?“ fragte Herr Volkmar noch ungeduldiger als vorher.

Ohne ſich ſtören zu laſſen, fuhr der Andere fort: „Daß er höher hinauswolle, hat ſie geſagt, daß er eine reiche und glänzende Partie machen werde, wie er es verdiene, und daß Alles abgemacht ſei, denn das Mädel wolle es nicht anders, nämlich das Fräulein, das Schloßfräulein, die Schloß-Hedwig.“

„Was?“ rief Herr Volkmar, unfähig, etwas Anderes hinzuzufügen, und ſeinem Nachbar mit weit aufgeriſſenen Augen ins Geſicht blickend.

„Und daß, wenn der Vater nicht wolle, das Schloßfräulein entſchloſſen ſei, mit ihm durchzugehen und ſich der Tyrannei des Vaters nicht im Geringſten zu fügen.“

Herr Volkmar lachte laut auf, verſicherte ſeinem Nachbar, daß ihm die Geſchichte höchſt komiſch vorkomme, und lachte dann wieder ſo ſehr, daß er ihm für die gute Warnung zu danken vergaß.

Am Eingange des Dorfes, noch ziemlich fern vom Or'ſchen Gehöfte, ließ er den Wagen halten und fragte den Reiſegefährten, ob er nicht ausſteigen wolle.

Dieſer that es und wollte den höchſt verächtlichen, höhniſchen Blick nicht bemerken, mit dem der reiche Schloßherr ihn anſah, als er ihn grüßte und für die Fahrt dankte.

Herr Volkmar befahl dem Kutſcher, raſch zu fahren, und die Pferde flogen dahin, als fürchtete er ſich, zu ſpät nach Hauſe zu kommen.

Kein Wunder, daß er ſich nach ſolchem Geſpräch in bitterſter Stimmung befand. Er fühlte ſich gedemüthigt von dem Gedanken, daß ein Habenichts wie Reinhold, der außerdem zu einer von ihm ſo ſehr geringgeſchätzten Menſchenklaſſe gehörte, die Augen zu ſeiner Tochter zu erheben wagte, und im Innerſten gereizt darüber, daß ſeine Kinder nicht fähig ſeien, die Tiefe einer ſolchen Beleidigung zu ermeſſen. Nicht gewöhnt, ſich mit dieſen auseinanderzuſetzen oder es zu irgend einer ausführlichen Beſprechung kommen zu laſſen, ſogar wo es ſie ſelbſt betraf, ſondern nur kurz zu befehlen, zu verbieten oder zu ſchweigen, ließ er auch jetzt den Abend hingehen, ohne ein Wort zu ſprechen, obwohl er alle ſeine Kinder in das Speiſezimmer berufen hatte. Sie ſaßen wartend da, während er ſeine Mahlzeit ungewöhnlich lange ausdehnte. Erſt als es dämmerte und die Stube bereits von ziemlichem Dunkel erfüllt war, rief er Alfred herbei. Dieſer, der bis dahin mit Agnes in einem Winkel geflüſtert hatte, erſchrak, erhob ſich raſch, ging aber erſt vorwärts, nachdem ihm Agnes durch einen leiſen Stoß bedeutet hatte, daß er es thun ſolle.

„Alfred!“ ſagte Herr Vollmar kurz und in gebieteriſchem Tone, „du wirſt deine Sachen zuſammenpacken und von jetzt in drei Tagen das Haus verlaſſen und dich in die Kreisſtadt begeben, um dich daſelbſt auf der Schule für das polytechniſche Inſtitut vorzubereiten.“

Alfred ſah mit großen Augen um ſich, nicht wiſſend, ob er ſich freuen oder weinen ſolle. Er athmete dann auf, als der Vater fortfuhr:

„Heinrich wird dich dahin begleiten, um dich unterzubringen, dich einigen meiner bekannten Familien vorzuſtellen und die nöthigen Privatlehrer für dich zu wählen.“

Die Anderen waren nicht minder erſtaunt, als Alfred ſelbſt, da ſie den Entſchluß des Vaters kannten, nach den Erfahrungen, die er mit Heinrich gemacht, ſeinen zweiten Sohn auf keine Schule zu ſchicken, und da es ihnen auffallen mußte, daß er ſich freiwillig zu einer ſolchen Ausgabe entſchloß.

„Papa will im Hauſe aufräumen, um der künftigen Baronin Platz zu machen,“ flüſterte Agnes ihrer älteren Schweſter ins Ohr; „nimm dich in Acht, Hedwig, jetzt kommt bald die Reihe an dich!“

„Und du?“ fragte Hedwig ebenſo leiſe, „wohin wirſt du geſchickt?“

„Ich werde geduldet, um die Gnädige zu unterhalten, und Dank meinem Freunde Edmund.“

Heinrich errieth die Gedanke ſeines Vaters ebenſo gut wie die Hetze, aber er freute ſich, daß die Umſtände herbeiführten, was er nie erlangt haben würde, daß doch Alfred auf eine Schule geſchickt werde.

Zwar hätte der Knabe noch einige Zeit daheim und unter ſeiner Hut bleiben können; aber wer bürgte dann dafür, daß der Vater auch noch ſpäter den guten Willen gehabt hätte, ihm eine reichere Erziehung geben zu laſſen? Einmal auf die Schule geſchickt, konnte man hoffen, daß er bis zur Vollendung ſeiner Studien dort belaſſen werde, und Heinrich drückte ſeinem Vater den herzlichſten Dank und ſeine Freude über deſſen Entſchluß aus. Daraufhin machte auch Alfred ein freudiges Geſicht und ſtotterte einige Worte des Dankes.

„Schon gut; jetzt gehe!“ ſagte Herr Vollmar.

Alfred verließ das Zimmer, und die Hexe folgte ihm, um den Knaben in dieſem großen Momente, da er Jemanden haben mußte, um ſich über die wichtige bevorſtehende Veränderung auszuſprechen, nicht allein zu laſſen.

Wieder nach einigem Schweigen rief Herr Vollmar mit dem Tone eines Richters, der einen Verbrecher zum Verhöre ruft: „Hedwig!“

Hedwig näherte ſich dem Tiſche und ſtützte ſich mit der einen Hand auf den Rand deſſelben und beugte den Oberleib vor, als ob ſie nur noch eine Anrede erwartete, um mit einer ausführlichen Gegenrede zu antworten.

„Es wird,“ ſagte Herr Vollmar ſo trocken als möglich, „es wird in den nächſten Tagen der Kreisſchreiber Herr Schulze, der Neffe der Frau Böcking, hier eintreffen.“

Hedwig wartete einen Augenblick, da aber der Vater nicht fortfuhr, fragte ſie: „Es ſoll alſo ein Zimmer für ihn eingerichtet werden? Das willſt du ſagen?“

„Ja! und ferner, daß du ihn freundlich empfangen ſollſt.“ — „Wie jeden Anderen,“ wollte Hedwig antworten, aber dieſe Art Heuchelei war ihr fremd. Da ſie wußte, um was es ſich handelte, wollte ſie es auch geſprochen haben, und ſie ſagte: „Ich weiß Papa, was du Weiteres ſagen oder vielleicht auch verſchweigen willſt. Herr Schulze iſt der Mann, mit dem ich nach dem Plane der Frau Böcking verheirathet werden ſoll!“

„Ja!“ ſagte Herr Vollmar mit einem Tone, der mehr Gebietendes als bloß Beſtätigendes hatte.

„Papa,“ erwiderte Hedwig ruhig und feſt, „ich werde ihn nicht heirathen.“

„Du wirſt!“ ſagte Herr Volkmar mit Nachdruck. „Es iſt eine gute Partie.“

„Ich werde nie auf dieſe Weiſe heirathen,“ entgegnete Hedwig ebenſo ruhig wie vorhin, indem ſie ſich noch etwas mehr vorbeugte und beide Hände auf den Tiſch ſtützte.

„Schrullen! Unſinn!“ rief Herr Volkmar mit einer Aufregung, die er noch zu verbergen ſuchte. „Ich habe euch einige Zeit euren Willen gelaſſen; nun glaubt ihr, nach euren Köpfen und euren verrückten Bücher-Ideen handeln zu können; aber es iſt höchſte Zeit, daß ich wieder meine Gewalt geltend mache.“

Er unterbrach ſich, denn der Diener brachte die Lampe. Als dieſer das Zimmer wieder verlaſſen hatte, erhob er ſich und ſtellte die Lampe ſo, daß ſie Heinrichs und Hedwigs Geſichter beleuchtete, und ſie Beide ſtrenge anblickend, fuhr er fort: „Ich weiß, was dich beſtimmt, mir ſo frech zu antworten; ich weiß, was vorgeht. Unwürdiges, das fähig iſt, meine größten Pläne zunichte zu machen und mich um meinen guten Ruf zu bringen. Liebeleien mit einem Taugenichts, Das, Heinrich, ſind die Früchte deiner Freundſchaften und deiner Erziehung. Dich mache ich verantwortlich für Alles, was geſchieht, und du haſt dafür zu ſorgen, daß mir dieſe mißrathene Tochter den Mann, den ich ihr beſtimme, ſo empfange, wie ich es wünſche.“

„Herr Scholle ſoll empfangen werden, wie es ſchicklich iſt,“ ſagte Heinrich, „aber Verzeihung, mein Vater, ich werde nie die Hand dazu bieten, meine Schweſter mit Zwang zu verheirathen, wo ihr Herz widerſpricht. Im Gegentheile werde ich ein ſolches Unglück auf jede Weiſe von ihr abzuwenden ſuchen.“ Der Vater hob die Hand, ballte die Fauſt und machte eine Bewegung, als ob er auf den Tiſch ſchlagen wollte, faßte ſich aber und ſagte ſpöttiſch: „Ich habe mich von dir ſo erhabener Geſinnung verſehen! Ich werde alſo deiner Hülfe entſagen müſſen. Indeſſen da Hedwig heirathet, Alfred auf die Schule in die Stadt geht, und Agnes, wie du einmal ſelbſt ſagteſt, deiner nicht bedarf, wirſt du gut thun, in die Reſidenz zurückzukehren, deine Laufbahn wieder aufzunehmen und die hier unnütz verlorene Zeit wieder einzubringen. Die Reiſegelder ſtehen zu deiner Verfügung, ſobald du Alfred untergebracht haſt.“

Heinrich, der während ſeiner Rede aufgeſtanden war, ging an ſeinen Platz zurück und ließ ſich ſo langſam als möglich nieder, um die Aufregung zu verbergen, in die ihn der ganze Vorgang und jetzt beſonders die Worte des Vaters verſetzten. Er ſah ſich mit Einem Male aus dem väterlichen Hauſe gewieſen und gerade in dem Augenblicke, da ſeine Gegenwart vielleicht am Nothwendigſten war, nachdem er, wie er ſich ſagte, bisher ſo wenig für ſeine Geſchwiſter hatte thun können. Obwohl er ſich gleich in der erſten Sekunde ſagte, daß er, ſelbſt aus dem Schloſſe gewieſen, in der Nähe bleiben werde, ſo erfüllte ihn doch der Gedanke, bisher ſo nutzlos geweſen zu ſein und nunmehr noch wie ein ungerathener Sohn verbannt zu werden, mit tiefer Niedergeſchlagenheit. Er beugte den Kopf und kam ſich ſehr anmaßlich vor, daß er einmal eine Mutter, wenn auch zum tauſendſten Theile nur, hatte erſetzen wollen.

Schon hatte er ſich einem leidenſchaftlichen Mädchengemüthe gegenüber rathlos gefühlt, und jetzt ſtand er in ſeinem Vater einer Natur gegenüber, von der er wußte und fühlte, daß alle ſeine Waffen, ſeine Gründe, ſeine Gefühle machtlos von ihm abprallen müßten. Er neigte den Kopf immer tiefer, und er wäre in eine traurige Träumerei verſunken, wenn er nicht plötzlich eine ſanfte Hand gefühlt hätte. Hedwig ſtand neben ihm und ſah ihm mit einem Blicke ins Auge, der ihn für ihr ganzes Benehmen der letzten Zeit um Vergebung bat. Es war eine Weichheit in dieſem Blicke, die er von Hedwig noch nicht gekannt hatte, und er ergriff ihre Hand mit einer Freudigkeit, als ob er ſie nach einer langen Trennung zum erſten Male wieder ſähe — er ſagte ſich, daß auch ihr ſo zu Muthe ſein müſſe, und damit erklärte er ſich eine gewiſſe entſchloſſene Heiterkeit, die mit Einem Male ihr ganzes Weſen belebte. Er wußte nicht, daß dieſe plötzliche Verwandlung in ihr aus dem Gedanken entſprang, daß der

Widerſtand, den ſie nunmehr zu leiſten entſchloſſen war, nicht mehr dem Bruder, ſondern dem Vater gelten werde, und daß dieſer Widerſtand ſchon des Zwanges wegen, den ſie vorausſah, und der angedrohten Heirath halber gegen den Vater berechtigter ſein werde, als er es gegen den liebevollen und beſorgten Bruder geweſen. Sie freute ſich, daß die Verantwortlichkeit für die Zukunft von den Schultern Heinrichs genommen war, und zugleich, daß das neue Auftreten des Vaters ſie auch vor dem Bruder rechtfertigen werde. Und mit der klarſten Stirn trat ſie an den Tiſch zurück, als ſie ihr Vater wieder beim Namen rief.

„Du gehſt jetzt auf dein Zimmer,“ befahl Herr Volkmar.

„Wohl, mein Vater!“

„Und du verſprichſt mir,“ fuhr Jener fort, „es nicht zu verlaſſen, als bis ich es dir beſonders erlaube.“

Hedwigs Ausdruck verrieth, daß der Vater eben ein Wort geſprochen, das ſie erwartet und gewünſcht hatte, und raſch antwortete ſie: „Nein, mein Vater, Das verſpreche ich nicht.“

Herr Volkmar ſah ſie mit einem drohenden Blicke an.

„So gehe indeſſen auf dein Zimmer, das Andere wird ſich finden. Wenn ich nicht freiwilligen Gehorſam finde, werde ich mir ihn zu erzwingen wiſſen. Noch gibt es Riegel und Schlöſſer!“

Hedwig ging. Offenbarer Triumph lag auf ihrem Geſichte; ſie ging in ihre Gefangenſchaft, als ob ſie eben durch dieſe ihre Freiheit erlangt hätte.

Fünftes Kapitel.

Die trüben Eindrücke, welche das neue Auftreten des Vaters hervorbrachte, waren ſchon am folgenden Tage in den Hintergrund gedrängt, da man ſich von dem guten Knaben, den Alle liebten, trennen ſollte. Jetzt, da der kleine Kreis geſprengt werden ſollte, kam es den Geſchwiſtern vor, als ob man die ganze Zeit ſeit Heinrichs Rückkehr trotz der traurigen Aufregungen der letzten Woche ſo glücklich verlebt hätte, als es ohne die Mutter möglich war. Man hätte gewünſcht, noch lange ſo fortleben zu können, und die Stimmung war ein Gemiſch von Bedauern des Vergangenen und Furcht vor der bevorſtehenden Trennung, die eine vielfache zu werden drohte.

Dießmal war Hedwig die Muthigſte und Heiterſte; die Verweiſung auf ihr Zimmer wurde oft verletzt, indem ſie im Schloſſe viel hin und her ging, um Alles zu beſorgen, was zur Ausſtattung Alfreds nothwendig war. Dieſer bat ſeinen Bruder und Lehrer, noch einen der lieben Spaziergänge mit ihm zu machen und ihm noch einmal zu erzählen und zu rathen, wie er es ſo oft gethan hatte. Die beiden Brüder wanderten am Nachmittag durch die bereits herbſtliche Natur, Beide traurig; doch wollte Alfred ſeine Betrübniß am Wenigſten zeigen. Er war ein Mann, der in die Welt ging, und wollte ſich dieſes Looſes würdig beweiſen, indem er nicht klagte, ſondern ſich bei ſeinem älteren und erfahrenen Bruder Raths erholte, wie er Alles und Jedes anzufaſſen habe, um in der Fremde unter den Menſchen und in ſeinen Studien fortzukommen. So ſprechend, gelangten ſie in die Nähe des Schloſſes Halden, und Alfred wollte eintreten, um dem guten Kaſtellan und ſeiner Frau, die ſie ſo gut aufgenommen, als ſie kamen, um die Leihbibliothek zu beſuchen, Lebewohl zu ſagen.

Die Kaſtellanin kam ihnen mit betrübtem Geſicht entgegen.

„Ja, ja,“ ſagte ſie traurig, „man muß ſich Lebewohl ſagen, und wären Sie nicht zu mir gekommen, ich wäre zu Ihnen gegangen, um Abſchied zu nehmen, denn auch wir verlaſſen die Gegend.“

„Wie?“ rief Heinrich erſtaunt. „Sie gehen? Das ſieht wie eine Unmöglichkeit aus. Ich habe mir Schloß und Gegend nie ohne Sie und Ihren Mann denken können.“

„Und ich,“ erwiderte die Kaſtellanin, „konnte mir nicht denken, daß ich anderswo ſterben werde. Aber es ſteht nichts feſt in der Welt. Heutzutage wandern Schlöſſer und Berge und

Wälder und Felder von Hand zu Hand, wie ſonſt die Groſchen. „Halden iſt verkauft mit Allem, was drin und drum und dran iſt.“

„Aber könnten Sie nicht auch bei dem neuen Beſitzer verbleiben, oder hat er Ueberfluß an ſo treuen Beamten?“ fragte Heinrich.

„Wir könnten wohl, wenn wir wollten,“ entgegnete die Frau; „es iſt Dieß ſogar im Kaufkontrakte bedungen, daß wir bleiben können; aber am Ende hängen wir doch mehr an unſerer Herrſchaft, als an dieſem Hauſe — und dann der arme Herr, er iſt ruinirt, weil er ſchnell reicher werden wollte, als er ſchon war — in Geſchäften, auf der Börſe — Gott weiß, er hat ſich in Dinge gemiſcht, die ein adeliger Herr nicht verſteht und in die er ſich nicht miſchen ſollte. Nun, es iſt nicht unſere Sache, Das zu unterſuchen; aber er muß jetzt ſparen, und dazu bedarf er treuer Leute, die ihn nicht beſtehlen, und da hat er ſo allerlei Stadtgeſindel, Kammerdiener, Livréevolk um ſich; da dachten wir, es iſt gut, wir gehen zu ihm in ein anderes Schloß, das ihm noch geblieben iſt, und ihm iſt's auch ganz recht.“

„Nun,“ ſagte Heinrich, „Sie thun vielleicht in jeder Beziehung gut. Wer weiß, was für eine Herrſchaft Sie jetzt bekämen.“

„Nein, nein,“ fiel ihm die Kaſtellanin ins Wort, „der neue Beſitzer ſoll ein ganz vortrefflicher Mann ſein; alle Welt lobt ihn, und die ihn in hieſiger Gegend kennen, freuen ſich, daß er hieher überſiedelt. Haben Sie vielleicht vom General von Wehrſtätt gehört?“

„Wie,“ rief Heinrich freudig überraſcht, „iſt der neue Beſitzer General von Wehrſtätt? Dann wahrhaftig hat man ein Recht, ſich zu freuen. Er iſt einer der vortrefflichſten Menſchen.“

Wie traurig, dachte Heinrich, daß ich jetzt vielleicht fort ſoll, da der Mann hierher überſiedelt, der mir eine ſo liebe Geſellſchaft und eine Stütze geweſen wäre und der Marien kennt, der ſie immer ſo herzlich liebte.

„Glauben Sie wirklich, daß er hieher überſiedelt,“ fragte er die Kaſtellanin.

„Es iſt gewiß, nur iſt die Zeit noch nicht beſtimmt, wann; da er erſt ſeine Entlaſſung nehmen will, die er aber aufgeſchoben hat, weil wieder von Krieg die Rede iſt. Nimmt er aber ſeine Entlaſſung, ſo kommt er gewiß hieher, um ſeine alten und kranken Tage — denn er ſoll manchmal ſehr leidend ſein, der alte Herr — hier zu verbringen in Geſellſchaft ſeiner jungen Frau.“

„Seiner Frau — Das iſt ein Irrthum. General Wehrſtätt iſt nicht verheirathet.“

„Doch, doch,“ verſicherte die Kaſtellanin, „gewiß iſt er verheirathet, ſeit Kurzem nur aber; er iſt gewiß verheirathet. Wir haben ja den Auftrag, die Zimmer für die Frau Gemahlin einzurichten, und darum hat er ja einzig das Schloß gekauft, um ſich hieher mit der jungen Frau zurückziehen zu können.“

„Mit der jungen Frau?“ ſagte Heinrich kopfſchüttelnd.

„Ja, dieſe alten Herren vom Militär,“ lächelte die Kaſtellanin, „die glauben ſich niemals alt, und doch ſoll Herr von Wehrſtätt ſchon in den Siebzigen ſein und dabei ſehr leidend an alten Wunden und allerlei Beſchwerden.“

„Ja leider, Das iſt er,“ beſtätigte Heinrich, „und wer iſt die junge Frau?“

„Es ſoll ein altadeliges Fräulein ſein, ohne Mitgift, verſteht ſich,“ ſagte die Kaſtellanin; „ſo wenigſtens erzählt man mir.“

Auf dem Heimweg ließ Heinrich ſeinen Bruder plaudern und knabenhafte Luftſchlöſſer bauen, ohne viel dazu zu ſagen oder auf das Geplauder einzugehen.

Die Bedenklichkeiten, die bei der Nachricht von der Heirath des Generals in ihm aufgeſtiegen, zerſtreute er bald; er war gewiß, daß Herr v. Wehrſtätt nicht fähig war, eine jener jugendlichen Greiſenthorheiten zu begehen, die oft das ehrwürdigſte graue Haar mit Lächerlichkeit bedecken; er war überzeugt, daß jeder Handlungsweiſe dieſes Mannes würdige und lobenswerthe Motive zu Grunde liegen und daß es auch dießmal der Fall ſei; aber trotz alledem fühlte er ſich von dem Gedanken an des Generals Heirath beengt, ohne zu wiſſen, warum. Er ſuchte nach den Urſachen dieſes Unbehagens; er fand ſie nicht, und er mußte ſich ſagen, daß er thöricht ſei, oder daß er ſich von Ahnungen plagen laſſe, an die er nicht glaube.

Am nächſten Tage nahmen ihn die Vorbereitungen zur Abreiſe Alfreds zu ſehr in Anſpruch, als daß er länger viel über die Nachricht und das mit ihr zuſammenhängende Mißbehagen hätte nachdenken können, und an dem dritten Tage war die Abreiſe ſelbſt da, die an Entfernteres nicht denken ließ. Agnes machte alle möglichen Scherze über den Jüngling, der ſich aufs hohe Meer der großen Welt begebe, gab ihm mit komiſch-ernſtem Geſicht allerlei Weisheitsregeln mit auf den Weg, zitirte ihm die Rede des Polonius an ſeinen Sohn Laertes, und dabei ſtanden ihr den ganzen Morgen die Augen in Thränen, die mit dem ewig lachenden Munde und den Witzen und Reden ſonderbar und rührend kontraſtirten. Die Anderen lächelten mit ihr und waren durch die Komödie, die ſie ſpielte, nicht minder gerührt, als ſie ſelbſt. Aber um die eigene Rührung wie die der Anderen nicht aufkommen zu laſſen, ſagte ſie zu wiederholten Malen vor ſich hin: „Die Mutter wollte es ja, daß Alfred auf die Schule geſchickt werde, ſo müſſen wir uns darüber freuen.“ Hedwig, die den Knaben oft umarmte, machte ſich Vorwürfe über ihre Weichheit, fand Das nicht praktiſch oder vernünftig und nannte es überhaupt eine Thorheit, ſich über Trennungen zu grämen, die nur zum Guten führen. Sie enthielt ſich an dieſem Morgen ſelbſt aller der Zärtlichkeiten, die ſie ihrem jüngeren Bruder ſonſt bewies. Nur einmal umarmte ſie ihn, vor der letzten Umarmung, und das auch nur, um ihm unbemerkt die Erſparniſſe ihres Taſchengeldes in den neuen Paletot zu ſchieben.

Aber noch im letzten Augenblicke ſchien es, als ob aus der ganzen Reiſe und den Studien Alfreds nichts werden ſollte. Als er in Begleitung Agnes' und Heinrichs in die Stube des Vaters trat, um Abſchied zu nehmen, ſtand dieſer in ärgerlicher Stimmung an ſeinem Sekretär und kramte in Papieren, unter denen ſich Geburts- und Taufſchein Alfreds finden ſollten und die ſich doch nicht finden laſſen wollten. Der Knabe aber mußte mit dieſen Papieren verſehen ſein, um in die Schule aufgenommen zu werden. Herr Volkmar ſchalt und brummte durcheinander, bald über die Unordnung in ſeinen Papieren, die doch ſonſt Niemand Anderer als er ſelbſt berührte; bald über die Pedanterien der Schulen und der Geſetze, die dergleichen verlangten; dann wieder über Alfred, der ihm ſo viel Sorge und Mühe mache, und über ſich ſelbſt, daß er den thörichten Gedanken gefaßt, ihn auf die Schule zu ſchicken, wo man doch nichts lerne für das viele Geld. Er warf die Papiere hin und ging mit ſchnellen Schritten in der Stube auf und ab, ohne ſeine Kinder, die ſchweigend da ſtanden, mit einem Blicke anzuſehen. Sie ſahen ihn ſeit lange zum erſten Male wieder ſo, wie ſie ihn bei Lebzeiten der Mutter oft zu ſehen pflegten. Sie war in ſolchen Momenten am Ruhigſten und wußte immer den Augenblick zu erfaſſen, um den Zorn von den Kindern auf ſich zu lenken und dann zu beruhigen. Die Kinder ſtanden jetzt gebeugten Hauptes da und dachten ihrer, während der Vater, immer mehr in Zorn gerathend, auf den Tiſch ſchlug, laut berechnete, wie viel ihn die zwei oder drei Jahre Alfreds koſten würden, und endlich, während er die Papiere in die Schublade zurückwarf, ausrief, es ſei eine Dummheit, die Heinrich ausgeheckt habe, und man ſolle die Pferde, die ſchon vor dem Thore bereit ſtanden, wieder ausſpannen.

Es ſchien Alles verloren. Heinrich biß ſich auf die Lippen, um nicht ein Wort auszuſprechen, das ſeinen bisher feſtgehaltenen Entſchluß, es mit ſeinem Vater zu keinem erbitterten Konflikte kommen zu laſſen, zunichte gemacht hätte. Alfred ſtand mit herabhängenden Armen da und ſuchte die Thränen in den Augen feſtzuhalten, indem er ſtarr vor ſich hinſah. Agnes betrachtete die beiden Brüder und rief mit Einem Male, wie Hülfe rufend: „Mutter! Mutter!“

Herr Volkmar ſchwieg plötzlich und hörte auf, die Papiere in die Lade zu werfen. Alfred ließ ſeinen Thränen freien Lauf, und Heinrich ſagte: „Es wird mir gelingen, Alfred auch ohne die Papiere einſchreiben zu laſſen. Wenn ſie ſich finden, wird man ſie nachſchicken, wo nicht, ſich eine Kopie verſchaffen. Ich kenne den Direktor, und unſer Name wird hinreichen.“

So ſprechend, ſchob er Alfred vor. der ſeinem Vater zitternd die Hand küßte, dann ging er raſch mit ihm aus der Stube, die Treppe hinab, hob ihn in den Wagen und ſtieg ebenſo raſch nach. Agnes, die ihnen folgte, ſagte: „So recht, jetzt geſchwind fort!“ Sie ſprang noch auf den Tritt, um den ſcheidenden Bruder zu umarmen, und ſie that es, während ſie den Kutſcher anfeuerte, die Pferde in Bewegung zu ſetzen. In dem Augenblicke kam ein Diener und brachte noch die vermißten Papiere von Herrn Volkmar. Heinrich ergriff ſie, und der Wagen flog davon. Agnes warf einen luſtigen Triller in die Morgenluft, dann ging ſie in die kleine Stube, die ſie den ganzen Tag nicht verließ.

Sie fand Hedwig am Fenſter, weit hinausgelehnt, um über die Gipfel der Bäume hinweg auf die kleine Strecke Weges, die von der Stube aus ſichtbar war, den Wagen mit den Brüdern vorbeikommen zu ſehen. Er flog über den ſchmalen Raum wie ein Traum vorüber, kam noch einen Augenblick zwiſchen zwei Wipfeln zum Vorſchein, dann war er verſchwunden, und Hedwig zog ihren Kopf zurück. Ihr Geſicht war in Thränen gebadet, und ſie ſchluchzte ſo aufgeregt, wie ſie Agnes noch nie geſehen hatte.

„Warum weinſt du ſo arg?“ ſagte dieſe; „Alfred bleibt in unſerer Nähe, zu Weihnachten beſucht er uns und dann zu Oſtern wieder. Wir können manchmal hinüberrutſchen, und ich denke es jedes Mal zu thun, ſo oft uns Frau Böcking beſucht. Die wird es ſchon beim Papa durchſetzen und wird ſich auch als gute künftige Stiefmutter zeigen und nachſehen wollen, wie es Alfred geht. Dann reiſt auch Edmund mit uns, oder ich fahre gar allein mit ihm, was noch ſchöner ſein wird.“

Hedwig ſchwieg, und Agnes fuhr fort: „Ich freue mich, daß er fort iſt, denn die Mutter hat es gewollt, daß er auf die Schule geſchickt werde.“

„Es iſt doch Alles anders," ſeufzte Hedwig, „als es wäre, wenn die Mutter noch lebte — ich würde anderen Abſchied von ihm genommen haben."

„Nun," ſagte Agnes, „Heinrich hat es gut gemacht; gerade ſo, wie es die Mutter gemacht haben würde, als es ausſah, daß aus der ganzen Reiſe nichts werden ſollte."

Hedwig wurde aufmerkſam, und Agnes deutete nur die Szene in der Stube des Vaters an, und Hedwig begriff ſie ſchnell und wußte ohne weitere Ausmalung, wie ſich Alles zugetragen. Sie lächelte bitter und ſagte: „Dieſe Tyrannei ſtürzt mich ins Verderben."

„Was meinſt du?" fragte Agnes, „die Heirath mit dieſem Scholle?"

„Ja," erwiderte Hedwig nach einigem Zaudern, „ja dieſe Heirath mit dem Scholle."

„Heinrich wird eine ſolche Heirath nicht dulden," verſicherte Agnes.

„Ich werde mir ſelber helfen," ſagte die Andere leiſe und fügte noch leiſer hinzu, „und ich glaube, daß mir mein Vater helfen werde."

„Weil er dich zwingen wird?"

„Ja, ſein Zwang wird mir die Freiheit geben," ſagte ſie entſchieden und mit einem Ausdruck, als ob dieſe Worte einen ganzen Plan zuſammenfaßten.

Als wenige Minuten darauf ein Diener eintrat, der Hedwig zum Vater beſchied, ſtand ſie raſch auf und erhob den Kopf, daß ſie plötzlich bedeutend gewachſen ſchien. Sie wollte dem Diener ſchnell folgen, beſann ſich aber, ſammelte ſich und ging dann langſamen, gemeſſenen Schrittes zur Stube hinaus.

Herr Vollmar war in der Stimmung, deren er immer bedurfte, um ſeinen Kindern Befehle zu geben, wo er Widerſtand, lauten oder ſtillen Widerſpruch erwartete, und er wollte dieſe Stimmung benützen, da er nicht gewöhnt war, ſeine Autorität in anderer Weiſe geltend zu machen. Als Hedwig bei ihm eintrat, nahm er einen Brief, der vor ihm lag, in die Hand, ſah hinein und ſprach, als ob er die Worte aus dem Briefe herausläſe: „Herr Scholle wird heute oder morgen eintreffen. Ich wiederhole dir den Befehl, ihn als deinen dir beſtimmten Bräutigam zu empfangen.“

„Ich muß,“ erwiderte Hedwig ruhig, „ich muß darauf wiederholen, Vater, was ich dir vor einigen Tagen geſagt habe: Ich werde mich nie auf dieſe Weiſe verheirathen laſſen.“

„Ich werde dich zwingen!“ rief Herr Volkmar.

„Ich werde mich nicht zwingen laſſen!“

Herr Volkmar erhob die Augen und ſagte mit zornigem Spotte: „Da du ſo aufrichtig biſt, wirſt du mir wohl auch ſagen, wie du dich meinem Zwange widerſetzen willſt.“

„Auf jede Weiſe,“ erwiderte Hedwig gelaſſen.

„Zum Beiſpiel?“ fragte Herr Volkmar weiter.

„Ich werde mich deiner Gewalt und den Liebeserklärungen des Herrn Scholle zu entziehen wiſſen.“

„O,“ rief Herr Volkmar, indem er aufſprang und den Finger drohend erhob, „o, ich weiß ſehr wohl, was du in deinem Hirne ſpinnſt; du willſt dich von dieſem Taugenichts, von dieſem großen Manne und Genie entführen laſſen.“

Hedwig ſchwieg; ihr Vater fuhr fort: „Merke dir, daß ich dieſe Schande meines Hauſes aufs Furchtbarſte rächen werde; daß du von dem Augenblicke an aufgehört haſt, mein Kind zu ſein, daß du deinen Fuß nicht mehr über meine Schwelle ſetzen darfſt. Sage Das deinem Geliebten, daß er nicht einen Pfennig mit dir erſtiehlt, und ſieh zu, ob er dich dann noch ſtehlen will.“

Hedwig zuckte die Achſel.

Herr Volkmar war außer ſich. Er warf die Papiere, die vor ihm lagen, zu wiederholten Malen über- und durcheinander, während er vergebens nach Worten ſuchte, um ſeinen Zorn auszudrücken. Er war wie ein Mann, der nicht weiß, was er anfangen ſoll. Er war an ſolchen offenen Widerſtand nicht gewöhnt und hatte es nicht gelernt, wie ihm entgegenzutreten. Mit ſchnellen Schritten lief er in der Stube auf und ab, bis er plötzlich vor Hedwig ſtehen blieb und ihr zuſchrie: „Hinter Schloß und Riegel werde ich dich ſetzen, um einer ſolchen Schande vorzubeugen.“

„Thue Das,“ ſagte Hedwig raſch, „im alten Thurme iſt ja noch ein Gefängniß!“

„Willſt du mich verhöhnen?“ rief Herr Volkmar; „du ſollſt mich nicht umſonſt auf das Gefängniß aufmerkſam gemacht haben. Fort!“

Hedwig ging, der Vater folgte ihr. Er ſtutzte und hielt einen Augenblick inne, als ſie, im Thorweg angekommen, nicht den Weg nach dem Gange, der zu ihrem Zimmer führte, einſchlug, ſondern ſich links nach dem Hofe wendete und ihre Schritte dem Winkel entgegenrichtete, in welchem der Thurm mit dem Gefängniß ſtand. Er war ihr nur gefolgt, um ſie auf ihre Stube zurückzuführen; daß ſie auf ſein im Zorn ausgeſtoßenes Wort hin, ohne weiteren Befehl, gleich ſelbſt dem Gefängniß entgegenging, ſchien ihm das höchſte Maß des Trotzes; er wendete ſich und eilte in ſeine Stube zurück, während Hedwig ruhig ihren Weg fortſetzte. Erſt auf der Thurmtreppe bemerkte ſie, daß ſie allein war, und blieb betroffen ſtehen, aber nach einigen Minuten ſtieg ſie weiter und öffnete die kleine Thür, die in das ſogenannte Gefängniß führte.

Es war ein kleines, rundes Gemach, das mit Leichtigkeit in eine ſchöne romantiſche Arbeitsſtube oder auch in ein Boudoir hätte verwandelt werden können. Ja, das ſchien ſchon einmal der Fall geweſen zu ſein; denn an der Wand hing ein alter erblindeter Spiegel in ſchön und alterthümlich geſchnitztem Goldrahmen; unter ihm, an die Wand befeſtigt, befand ſich ein ſchmaler Konſoltiſch mit Marmorplatte und rechts und links von dieſem zwei alte Lehnſtühle, deren gelbſeidener Ueberzug mit ausgefaſerten Damaſtblumen in Fetzen von Lehne und Rücken herabfielen. Gefängnißartig waren hier nur die allerdings ſtarken Eiſengitter der tiefen Fenſter, welche, mit Blei eingelaſſen, tief in den dicken Mauern ſteckten. An dieſen hing Hedwigs Blick mit Genugthuung; dieſe verkörperten ihr, was ſie eigentlich wollte: den Zwang, das Recht zum Widerſtande, vielleicht auch die Romantik, mit der ſie ein Leben, das ihr arm und proſaiſch ſchien, auszuſchmücken wünſchte.

Es war ihr vielleicht eine unangenehme Enttäuſchung, daß nicht Riegel hinter ihr ins Schloß fielen, aber ſie ſagte ſich, daß wohl der Vater ſtatt der Riegel einen oder mehrere handfeſte Diener, vielleicht einige Kohlenbrenner, als Wachen vor die Thüre und auf die Treppe geſtellt habe, und daß ſie doch viel zu thun und manche Liſt anzuwenden haben werde, um ſich ihrer Gefangenſchaft zu entziehen.

In der That hörte ſie bald nach ihrem Eintritt ins Gefängniß etwas auf der Treppe ſich bewegen und war nun überzeugt, daß ſie überwacht war. Sie wußte nicht, daß es die Hexe geweſen. Dieſe hatte vom Gang aus Vater und Schweſter beobachtet, wie erſterer im Hofe umgekehrt war und dieſe ihren Weg nach dem Gefängniß allein fortſetzte. Sie errieth den ganzen Zuſammenhang.

Nach einiger Zeit ſchlich ſie auf die Treppe, unentſchloſſen, ob ſie die Schweſter beſuchen ſollte oder nicht. Da ſie erkannte, daß die Thüre nicht verſchloſſen war, ſagte ſie ſich: Möge ſich Hedwig mit ihrer eigenen Komödie langweilen, bis ſie ſie ſelbſt aufgibt. Und ſo denkend, ſchlich ſie wieder fort. Es war dem Kinde nichts unmöglicher, als auf ſolche mit ſich ſelbſt geſpielte Täuſchung Anderer einzugehen.

So blieb denn Hedwig durch Stunden allein, und in einem der zerriſſenen Lehnſtühle ſitzend, hatte ſie Zeit, über ſich und ihre Lage nachzudenken.

Dieſe Lage war eine kritiſchere, als irgend Jemand im Hauſe geahnt hätte, da in der That Niemand im Hauſe wußte, daß ſie die Zeit hindurch in beſtändiger Verbindung mit Reinhold, in perſönlicher wie in brieflicher, geblieben war. Es war ihr gelungen, ſelbſt die allſehende Hexe zu täuſchen. Und, mit Reinhold allein, war es dieſem leicht, ſie gänzlich zu berauſchen und alle Bedenklichkeiten, die in ihr aufgeſtiegen waren, wie leichte Wolken zu verſcheuchen. Dachte ſie auch manchmal der Warnungen

Fanny's, ſo ſagte ſie ſich doch gleich darauf, es ſei beſſer, mit einem Menſchen wie Reinhold unglücklich zu ſein, als ſich ein Glück gefallen zu laſſen, wie es ihr ihr Vater bereiten wollte, oder auch, wenn ſie dieſe Heirath mit Hülfe ihres Bruders vereiteln könnte, als das einförmige, todte, leidenſchaftsloſe Leben, zu dem ſie ſich im alten Schloſſe für immer verdammt ſchien. Sie hatte ſich gewöhnt, in dem Gedanken an das Unglück, das ihr Reinhold vielleicht bereiten werde, zu ſchwelgen, und das ſcheinbar ſo kalte und theilnahmsloſe Geſchöpf weinte manchmal im Stillen über ſich ſelbſt und über das Elend, das ſie in der Phantaſie ſchon durchlebte. „Und wären es nur einige glückliche Wochen," ſagte ſie ſich, „ſo ſind ſie mehr werth als das ganze Glück einer guten bürgerlichen Ehe." Es kam zu dieſen Selbſttäuſchungen, deren jedes Mädchen fähig iſt, noch eine Eigenſchaft hinzu, die ſie beſaß, ohne daß Jemand ſie in ihr geſucht hätte: ein gewiſſer Hochmuth, der ihr ſagte, daß ſie zu etwas Beſſerem als zu einer gewöhnlichen bürgerlichen Exiſtenz geboren ſei.

In der großen Stadt und unter anderen Verhältniſſen geboren, ſo meinte ſie, würde ſie eine ausgezeichnete Frau, die eine Rolle geſpielt hätte, vielleicht irgend eine große Künſtlerin geworden ſein. Sie begriff es nie, daß Heinrich, der ſo nahe daran war, in der großen Welt eine Rolle zu ſpielen, den Schauplatz freiwillig verlaſſen konnte; ſie betrachtete Das als einen Beweis kleiner Geſinnung und fühlte ſich dadurch bis zu einem gewiſſen Grade von ihm entfernt. Wenn er ſeinen Geſchwiſtern manchmal einen Dichter erklärte und ihnen die Schönheiten des Gedichtes auseinanderſetzte, dachte ſie bei ſich, daß ſie größer und poetiſcher geſtimmt ſei, als er, und daß er im Grunde wenig berechtigt ſei, ſie über die Geheimniſſe der Poeſie aufzuklären. Dieſer geheime Hochmuth fand im Umgang mit Reinhold ſtarke Nahrung. Sie glaubte an ſeinen Geiſt! Seine geiſtige Trägheit und, wenn das Wort erlaubt iſt, ſeine geiſtige Verlotterung hoffte ſie heilen und ihn zu Schöpfungen aufſtacheln zu können. Sie ſah ſchon einen berühmten Mann in ihm. ſich an der Seite eines berühmten Mannes, und zwar in einer Geſtalt, die des berühmten Mannes würdig war. Sie zeichnete ſich ſelber aus, als geiſtreiche Hausfrau, als die Muſe des Dichters, vielleicht ſelbſt als Schriftſtellerin. Ihr Salon war mit Kunſtwerken geſchmückt, und in dieſem Salon war ſie von den ausgezeichnetſten Männern umgeben. Allerdings erinnerte ſie ſich in ſolchen Momenten phantaſtiſcher Schwelgerei auch oft des entſagungsvollen Schickſals, des Elendes unter deutſchen Dichtern und Schriftſtellern, deren Biographien ſie in letzter Zeit mit beſonderer Vorliebe ſtudirte; aber dieſe Erinnerung war ihr eine Bürgſchaft, daß ſie ſich nicht zu betrügen ſuche, daß ſie auf Alles gefaßt ſei, daß ſie die Dinge von allen Seiten betrachte und erwäge. Selbſt wenn es ihr elend gehen, wenn ſie mit Noth und Entbehrung zu kämpfen haben ſollte, ſie nahm es gerne hin; ſie wollte gerne in einer Dachſtube wohnen, ſelbſt die arme Koſt bereiten und wirthſchaften. Auch dieſes Leben hat ſeinen Reiz, ſeinen Ruhm und ſeinen Glanz. Daß Reinholds Geſtalt auf dieſen Phantaſiebildern in den Hintergrund trat, daß ſie dieſe Bilder eigentlich mehr beſchäftigten, als er ſelbſt, bemerkte ſie nicht, und ſo waren auch die Bedenklichkeiten, die gegen ſeinen Charakter manchmal in ihr aufſtiegen, von keinem Gewicht, und dieſes um ſo weniger, als Fanny's Warnungen und Anklagen Reinholds — ſie war während dieſer ganzen Zeit fortwährend mit Fanny in Verbindung geblieben — immer ſchwächer und bläſſer wurden. Sie ſchrieb die erſten Ausbrüche Fanny's der Eiferſucht und getäuſchten Liebe zu und glaubte dazu um ſo mehr Grund zu haben, als die Schulmeiſters-Nichte manchmal mit unendlicher Sehnſucht von den mit Reinhold verlebten ſchönen Tagen ſprach und offenbar in eine tiefe Trauer verſank.

Mit ſolchen Gedanken und Träumereien, die ihr längſt Bedürfniß geworden, vergingen ihr raſch die Stunden ihrer Haft, und ſie merkte es kaum, daß man ihr, und zwar auf Veranſtaltung der Hexe, nicht einmal ihr Eſſen brachte. Es war ſchon gegen Abend, als ſie ein Geräuſch auf der Treppe hörte, die Thüre knarrte und Fanny leiſen Schrittes eintrat.

Mit ihrem Eintreten erſt nahm das Gefängniß einen unheimlichen Charakter an und erinnerte an die abgelegenen Gemächer, in denen Geiſter zu erſcheinen pflegen, denn einem Geiſte gleich überſchritt ſie die Schwelle und ging auf Hedwig los.

Wer das Mädchen ſeit einigen Tagen nicht geſehen, hätte ſie nicht wieder erkannt.

Sie war offenbar krank; ihre Wangen waren blaß, ihre Stimme zitterte im Sprechen, ihre Augen glühten, und ihr Anzug, ſonſt ſo nett und zierlich, war vernachläſſigt. Hedwig war an das traurige Ausſehen ihrer Freundin ſchon gewöhnt oder hatte kein Auge dafür; es überraſchte ſie nicht, wohl aber Fanny's Erſcheinen im Gefängniß. Sie eilte mit fragendem Geſichte auf ſie zu; Fanny aber ſetzte ſich ruhig auf den anderen Lehnſtuhl und ſagte vor ſich hin: „Ich habe wieder eine Beſtellung für dich, Hedwig.“

„Von Reinhold?“ fragte dieſe haſtig.

„Ja! Es ſcheint, daß ich mein Geſchäft gut verrichte, da ihr euch immer an mich wendet mit Botſchaften,“ ſagte Fanny mit leiſem Lächeln.

„Was iſt's?“

„Dein Vater“ — ſagte Fanny, im trockenſten Tone des Berichterſtatters vor ſich hinſprechend — „dein Vater war heute Nachmittags beim alten Ott. Nach dieſem Beſuche rief der alte Ott ſeinen Sohn und kündigte ihm an, daß er ſein Haus und das Dorf noch heute verlaſſen müſſe.“

„Was ſagte Reinhold?“

„Er weigerte ſich. Aber der alte Ott verſicherte ihn, daß er ihn aus ſeinem Hauſe weiſen und daß er mit Herrn Volkmar dafür ſorgen werde, daß er im Dorf und in der ganzen Umgebung kein Obdach finde. Er bot ihm ſeine Pferde an und ein genug großes Reiſegeld, um in die Reſidenz kommen und dort noch einige Zeit leben zu können.“

„Und Reinhold?“

„Er nahm es an. Er reiſt noch dieſe Nacht ab, und du kannſt ihn am Eingange des Waldes erwarten, wo die Straße vorbeikommt, um Abſchied von ihm zu nehmen.“

„Abſchied!“ rief Hedwig und lachte.

„Nein,“ ſagte Fanny, „ich weiß es, du wirſt nicht Abſchied von ihm nehmen, du wirſt mit ihm gehen.“

Sie ſah Hedwig fragend an. Als dieſe ſchwieg, war ihre bisherige Ruhe plötzlich hin; ihre Wangen rötheten ſich glühend, und ehe Hedwig ſich deſſen verſah, lag ſie vor ihr, umfaßte ihre Knie. „Nehmt mich mit!“ rief ſie flehend, „nehmt mich mit! Ich werde euch in eurer Liebe nicht ſtören! Ich will eure Magd ſein, ich will euch treu dienen; o, laßt mich nicht ſo allein mit mir! nehmt mich mit!“

Hedwig hob ſie erſchrocken auf. Gerührt, ja entſetzt von dem Ausdrucke der Verzweiflung, der auf dem Geſichte der Freundin lag, ſagte ſie ſchnell entſchloſſen: „Ja! ſo ſei es! Komm!“

Dieſe Bereitwilligkeit brachte Fanny wieder zur Beſinnung. Sie dachte eine Zeitlang nach, dann ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte leiſe vor ſich hin: „Wozu? Auch kann ich Das dem alten Manne nicht anthun.“

So vor ſich hinſprechend, reichte ſie Hedwig abgewandt die Hand und ging ebenſo ſtill, als ſie gekommen war, mit geneigtem Kopfe aus dem Gefängniß.

Hedwig war dieſes Ausſehen, dieſes Benehmen der Vertrauten und Freundin nicht neu, und ſelbſt wenn es ihr ungewohnt geweſen wäre, ſie war jetzt zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt und mit Dem, was ihr die nächſten Stunden bringen ſollten, als daß dieſer Abſchied und die eben erlebte Szene einen merklichen Eindruck auf ſie hätten hervorbringen können. Sie ſetzte ſich wieder hin, drückte das Geſicht in beide Hände und verſank in Nachdenken.

Es war ſchon tief dunkler Abend, als ſie aufſprang und die Hand leiſe an das Schloß legte. Vielleicht hoffte ſie die Thür geſchloſſen zu finden, denn ſie drückte leiſe und langſam. Aber die Thür war nicht geſchloſſen. Ein Seufzer entrang ſich ihrem Buſen, dann öffnete ſie raſch, glitt die Treppe hinab und lief auf den Fußſpitzen über den Hof, in die große Geſindeſtube. Dort an der Thür hingen immer mehrere Mäntel mit Kapuzen, wie ſie die Dienſtleute in dieſen Gegenden zu tragen pflegen. Einen ſolchen nahm ſie vom Nagel, ohne von den Dienſtleuten, die am Herde ſaßen, bemerkt zu werden, da das Feuer in demſelben nur ihren Winkel, nicht aber die entfernte Thür beleuchtete.

Sie warf ihn über ihre Schultern, zog die Kapuze über den Kopf und eilte ſo vermummt über die Brücke in die Nacht hinaus dem Waldſaume entgegen.

Die Hexe war auf Befehl des Vaters im Vorderhauſe mit Einrichten des Zimmers beſchäftigt, das Herrn Scholle aufnehmen ſollte.

Sechstes Kapitel.

Heinrich hatte ſeine Geſchäfte in der Kreisſtadt raſch abgemacht. Alfred war gut untergebracht; doch ließ ſich der ältere Bruder nicht die nöthige Zeit, ihn auch in allen Einzelheiten zu verſorgen, und ſchon am nächſten Tage trat er die Rückreiſe an. Es war ihm, als hätte er zu Hauſe Wichtigeres zu thun, und er beredete ſich, daß es die angekündigte Ankunft des Freiers Scholle ſei, die ihn ſo ſehr zur Rückkehr drängte, da er in ſolchem Augenblicke doch die Schweſter, auf deren Schickſal es abgeſehen war, nicht allein laſſen konnte. In Wahrheit aber waren es allerlei Ahnungen, die ihn heimwärts trieben und die in den heimiſchen Wirrniſſen ihren Grund hatten. Der Kutſcher konnte ihm die Pferde nicht ſchnell genug antreiben, und je mehr er ſich den heimiſchen Wäldern und dem heimiſchen Dorfe näherte, deſto mehr nahm ſeine Unruhe zu. Wohl wiſſend, daß ihn in nächſter Zeit manche Schlichtung von Streit und Wirrſal erwarte, ſuchte er ſich Menſchen und Verhältniſſe noch ein Mal recht klar zu machen, um auf dem ſo geordneten Boden einen Plan ſeiner Handlungsweiſe zu entwerfen. So beſchäftigt, verging ihm die Reiſe raſcher, als da er noch mit unbeſtimmten Ahnungen zu kämpfen hatte, und ſchon fuhr er aus dem Walde heraus, auf dem Wege, der dem Dorfe entgegenführte, als er durch einen hellen Geſang aus ſeinem Nachdenken geweckt wurde. Die Worte des Geſanges lauteten:

Ich ſitz' am Wege, ich ſitz' am Pfad,
Wie die Blume, die Königskerze,
Und warte, bis der Geliebte naht,
Dem ich gebe mein ganzes Herze.

Die Sängerin, die in der That am Rande des Weges ſaß, hatte Kopf und Geſicht mit einem großen Tuche verhüllt, aber Heinrich erkannte lächelnd Stimme und Geſtalt.

„Hexe,“ rief er erfreut, „du biſt die Königskerze! Und ich bin es, den du erwarteſt und dem du dein ganzes Herze ſchenkſt?“

Statt aller Antwort ſprang Agnes in den Wagen, um den Bruder zu umarmen. Heinrich freute ſich, dem lieben Geſchöpfe wieder ins Auge zu ſehen; aber wie er es that, ſchienen ihm mit Einem Male ſeine Ahnungen gerechtfertigt.

„Hexe,“ ſagte er beſorgt, „wenn du mit einer Poſſe anfängſt, haſt du was Trauriges zu ſagen. Was iſt vorgefallen?“

„Laſſe nur gleich die Pferde hinab- und der großen Straße zuwenden,“ antwortete Agnes.

„Warum, was iſt vorgefallen?“

„Sie ſind fort!“

„Wer?“ rief Heinrich erſchrocken, „Reinhold und —“

„Und Hedwig,“ fügte Agnes bei. „In dieſer Nacht ſind ſie fort, der Reſidenz entgegen, du holſt ſie vielleicht noch ein, bevor ſie dort ankommen — du kannſt ſie ihm vielleicht noch entreißen.“

„Ich Elender,“ rief Heinrich und ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirne, „ich Elender, der ich nicht den Muth hatte, das Unglück mit Gewalt zu verhüten. Aber ich traute ihm nicht Muth und Kraft zu ſolcher That zu.“

„Er hatte ſie wohl auch nicht,“ ſagte Agnes, „Muth und Kraft dazu kamen von Hedwig.“

„Ich will mit dem Vater ſprechen!“ ſagte Heinrich.

„Was wird Das nützen,“ erwiderte Agnes, „der Vater iſt wüthend, ſchiebt dir alle Schuld zu, ſchwört, daß ihm Hedwig nicht ins Haus darf, und wird dich nicht anhören. Das Beſte iſt, du verlierſt keine Zeit und machſt dich ſogleich auf, ſie zu verfolgen.“

„Ich muß jedenfalls ins Schloß, um die Pferde zu wechſeln; dieſe ſind zu ſehr abgehetzt.“

„Der Vater wird dir dieſe ausſpannen laſſen,“ ſagte Agnes, „und wird nicht erlauben, daß du andere anſpannſt.“ Heinrich dachte einige Minuten nach, dann befahl er dem Kutſcher, ins Dorf und vor das Ott'ſche Gehöft zu fahren: „der alte Ott,“ ſagte er, „wird mir ſein zweites Paar zur Verfolgung ſeines Sohnes leihen.“

Vor dem Ott'ſchen Hofe angekommen, fanden ſie den Eigenthümer auf einem Eckſteine am Hofthore ſitzend, mit gebeugtem Kopfe und zwiſchen den Knien durch auf den Staub der Erde niederſtarrend. Als der Wagen vor ihm hielt, erhob er das Geſicht, das Heinrich um viele Jahre gealtert ſchien, und ſagte: „Kommen Sie, um mir Vorwürfe zu machen, Herr Heinrich? Das weiß Gott im Himmel, ich bin nicht Schuld, und ich dürfte Ihnen eher vorwerfen.“

„Sie haben Recht,“ ſagte Heinrich, „aber es iſt nicht Zeit zu Vorwürfen und Gewiſſensbiſſen — laſſen Sie mir ſchnell Ihre Pferde vorſpannen, daß ich den Flüchtigen nachſetze.“

„Thun Sie Das,“ rief Ott; „es iſt beſſer, Ihre Schweſter bleibt ewig allein und mit der Schande behaftet, ſich mit dieſem Menſchen geflüchtet zu haben, als daß ſie, ſei es wie immer, an ihn gebunden werde.“

Er eilte in den Stall und kam nach einigen Minuten mit den Pferden zurück. Während er ſie vorſpannte, murmelte er immer vor ſich hin: „Daß Ihrem Hauſe, daß dem Andenken

Ihrer Mutter Das aus meiner Familie kommen mußte! Wiſſen Sie, daß ſie es war," ſagte er lauter, „daß es Ihre Mutter war, welche die erſten Jahre ſeiner Studien bezahlte? Der Elende! Er weiß es! Und ſo dankt er ihr!" Agnes wendete ſich ab, um nicht die Thräne zu ſehen, die dem alten Manne aus dem Auge ſprang und die er zu verbergen ſuchte, indem er ſich vorn an der Deichſel zu ſchaffen machte. Dann erhob er ſich wieder, und nach des Schulmeiſters Hauſe deutend, ſagte er: „Da drüben geht auch Manches vor. Ich weiß nicht, was, und habe Angſt, es zu erfahren; aber das Mädel habe ich heute Morgens wie verrückt im Garten umherlaufen geſehen, und den Schulmeiſter ſah ich am Fenſter ſtehen und in den Tag hineinſtarren, wie Einer, dem alle Gedanken aufgegangen."

„Ich ſollte vielleicht hinüber!" ſagte Heinrich.

„Nein, Herr Heinrich," erwiderte Ott entſchieden. „Wer für Alle ſorgen will, ſorgt für Niemanden. Sehen Sie, daß Sie fortkommen und Ihre Schweſter möglichſt bald erreichen. Und ſeien Sie nicht ſchwach, nicht zu zärtlich und haben Sie nicht zu viele Rückſichten; was Ihnen der Elende oder die Unglückliche verreden, zwingen Sie dieſelbe zur Rückkehr, denn ſie führt einen wahnſinnigen Streich aus und wird es Ihnen einſtmals danken. Und nun glückliche Reiſe und gute Verrichtung! Soll ich Ihnen nicht noch ein Pferd vorſpannen? Ich habe noch eines, freilich einen elenden Klepper!"

„Es würde wohl mehr hindern als fördern!" meinte Heinrich.

„Das iſt wahrſcheinlich! Glückliche Reiſe!"

Heinrich nahm Zügel und Peitſche, nickte noch einmal der guten Hexe zu und flog davon. Wenige Minuten darauf war er im Walde verſchwunden. Agnes wendete ſich langſam, um ins Schloß zurückzukehren. Am Hauſe des Schulmeiſters vorbeikommend, ſchien es ihr unbarmherzig, ſo kalt vorüberzugehen, wo, wie ſie von Ott erfahren, ebenſo auch Unglück wohnte. Aber da ſie den Fuß über die Schwelle der Hofthür ſetzen wollte, überfiel ſie eine große Angſt und Scheu vor dieſem Unglücke; es war ihr mit Einem Male, als wäre ſie zu jung, als wäre es ihr noch nicht geſtattet, jedes Unglück zu treffen oder auch nur zu kennen; ſie wußte nicht, warum ſie erröthete, und furchtſam ſchlich ſie weiter. Aber wohin! das Schloß ſchien ihr ſo grauſam öde — die beiden Brüder waren fort, die Schweſter war fort, um vielleicht nie wieder zurückzukehren. So ſchlich ſie auch am Schloſſe vorbei, durch den Park über die trocken liegenden Steine des Baches, und lief ſie endlich jenſeits des Baches raſch über eine herbſtliche Wieſe und weiter einen Hügel hinauf, bis ſie eine Mauer in ihrem Laufe aufhielt. Im Augenblicke war ein junger, an der Mauer wachſender Baum erklommen, aus ſeinen Zweigen ſprang ſie auf die Mauer und dann wieder auf die andere Seite hinab.

Sie ſtand im Kirchhofe. Der Weg, den ſie nun nehmen ſollte, war ihr von vielen geheimen Ausflügen bisher ſehr wohl bekannt.

Mit beflügelten Schritten, als ob ſie einer Umarmung entgegeneilte, lief ſie durch die Reihen der Gräber. Auf einem derſelben ſtand noch immer ein einfaches hölzernes Kreuz, und auf dieſem ſtanden die Worte: „Unſere Mutter!“ Nicht die Kinder hatten dieſe Worte hingeſchrieben; ſie kamen von irgend einer unbekannten Hand. „Unſere Mutter!“ las Agnes und wiederholte: „Meine Mutter! Meine Mama!“ Und dieſe Worte ausrufend, warf ſie ſich auf den Hügel und brach in bittere Thränen aus.

Heinrich fuhr indeſſen durch die Wälder ſo raſchen Trabes, als es die ſchlechten Wege geſtatteten. Erſt während der Nacht kam er auf die große Reichsſtraße, die der Reſidenz entgegenführt und die ſich viele Meilen weit durch unerquickliches, unmaleriſches Land hinzieht. Erſt nach Mitternacht hielt er in einem Wirthshauſe an der Straße, um den Pferden einige Erholung zu gönnen. Hier erfuhr er, daß allerdings vor ungefähr zwölf Stunden ein junges Paar vorbeigekommen war. Nach der Schilderung konnte er nicht zweifeln, daß es Reinhold und Hedwig geweſen. Die Reiſenden waren den Leuten aufgefallen, weil ſie weder wie ein Ehepaar, noch wie Bruder und Schweſter ausgeſehen, und vor Allem, weil das Mädchen ſehr niedergeſchlagen ſchien, ihr grober Kapuzenmantel nicht zu dem Reſte ihrer Kleidung paßte und ſie ſich ſelbſt in der Gaſtſtube, wie verſchämt oder wie eine Entdeckung fürchtend, fortwährend das Geſicht mit der Kapuze verhüllte. Die Kellnerin verſicherte, ſie habe nicht ſo viel gegeſſen, als zur Nahrung eines kleinen Vogels nöthig ſei, und die Wirthin meinte, man habe nicht unterſcheiden können, ob der Herr, der mit ihr geweſen, ſie tröſtete oder ihr Vorwürfe machte. Der Herr habe auch ein Zimmer beſtellt, um ein wenig auszuruhen, aber die junge Dame habe ſich geweigert, ihm dahin zu folgen. Sie ſei eine Zeit lang allein geblieben, und da habe man ſehen können, daß ſie unter der Kapuze weinte. Wenigſtens habe die Bewegung des Kopfes ihr Schluchzen verrathen. Auf keinen Fall ſah ſie aus, als mache ſie eine glückliche Hochzeitsreiſe. Der Herr ſei einige Zeit vor dem Hauſe auf und ab gegangen und habe ſehr verdrießlich vor ſich hingemurmelt und ſeinen Hut zu wiederholten Malen ganz ärgerlich auf den Tiſch geworfen und dann wieder ſchief aufgeſetzt, als wollte er mit Jemand Streit anfangen.

Dieſe Berichte ſchnitten Heinrich ins Herz. Er konnte es nicht erwarten, daß die Pferde wieder vorgeſpannt wurden, und vor der erſten Morgendämmerung ſetzte er ſeine Reiſe fort. Er blickte in alle Wagen, die ihm mit Tagesanbruch und während des ganzen Vormittags entgegenkamen, in der ſchwachen Hoffnung, daß ihm einer vielleicht die unglückſelige Schweſter zurückbringe. Aber nur gleichgültige, unbekannte Geſichter ſahen ſeinem forſchenden Auge entgegen. Erſt am Nachmittag ſahen ihm plötzlich aus einem prächtigen vorbeirauſchenden Reiſewagen bekannte Blicke entgegen. Unwillkürlich zog er die Zügel an, und in dem Augenblicke hielt auch der Reiſewagen, und während er hier vom Kutſcherbocke ſprang, eilte dort aus dem Innern Edmund hervor. Auf halbem Wege zwiſchen beiden Wagen lagen ſich die Freunde in den Armen, während ſich Frau Böcking hervorbeugte und Heinrich herbeirief. Dieſem aber war in ſeiner jetzigen Gemüthsſtimmung der Anblick dieſes wohlwollenden, freundlichen und befreundeten Geſichtes zu tröſtlich und wohlthuend, als daß er dem Rufe der Frau Böcking ſogleich gefolgt wäre. Doch bemerkte er auf dieſem Geſichte bald eine gewiſſe Verlegenheit und Trauer, die er ſich erſt erklärte, als ihm Edmund, da ſie endlich dem Wagen nachgingen, ins Ohr flüſterte: „Machen Sie ſich auf manche unangenehme Aeußerung gefaßt; wir wiſſen Alles; wir ſind den Flüchtlingen begegnet!“

In der That rief ihm Frau Böcking ſchon auf einige Schritte Entfernung ohne Rückſicht auf die Dienerſchaft entgegen: „Schöne Geſchichten, mein Herr Heinrich! Sehr ſchöne Geſchichten! Glauben Sie, ich weiß es nicht, auf welcher angenehmen Luſtreiſe Sie ſich da befinden? Ich weiß es ganz wohl. Sie jagen einer entlaufenen Schweſter nach! Ja, ja, wir ſind den ſauberen Flüchtlingen begegnet; ich habe ſie aufgehalten und ihnen einige unangenehme, aber verdiente Wahrheiten geſagt. Ich ſollte Ihnen auch einige ſagen, denn das Alles kommt vom Leſen, und Sie haben die Mädels zu viel leſen laſſen und ihnen ſelbſt zu viel vorgeleſen. Ich habe nie geleſen, und darum habe ich mich nie entführen laſſen. Glauben Sie, daß es nicht auch Leute gab, die Luſt hatten, mich zu entführen? Beſonders ſeit ich eine reiche Wittwe bin! Gottlob, es gab ihrer und ſehr viele! — Nein, das werde ich mein Lebtag nicht vergeſſen, wie ich da mit Edmund aus dem Wagen ſteige, um ein wenig zu Fuß zu gehen, und wie mir da mitten im Walde das Pärchen entgegenkommt. Ich ſah mich um, ob Sie nicht dabei ſind oder Ihr Vater oder irgend eine reſpectable Garde de dame. — Gott bewahre, da iſt Fräulein Hedwig allein mit einem Landſtreicher. Ich fange gleich an, zu examiniren, zu verhören, und gewiß, das verſtehe ich wie ein Kriminalrichter, und da hatte ich denn auch bald die ganze Geſchichte heraus. Einen Augenblick dachte ich daran, das unglückliche Mädchen zu faſſen, ſie in meinen Wagen zu ſperren und ſie ſo nach Steinthal zurückzubringen.“

„Das hätten Sie vielleicht thun ſollen, Frau Böcking,“ ſagte Heinrich. „Sie hätten uns einen großen Dienſt erwieſen.“

„Ich habe mich gehütet,“ erwiderte Frau Böcking mit Eifer, ja mit aufſteigendem Zorn. „Wiſſen Sie, daß ſie einen Mantel auf dem Leibe hatte, wie eine Dienſtmagd; ein ſolcher Mantel ſaß noch nie in meinem Wagen und ſoll auch nie hineinkommen. Und dann will ich mich fernhalten von ſolchen Geſchichten. Ja, ja, ſagen Sie es nur Ihrem Herrn Vater, es iſt aus mit uns Beiden, aus unſerer Heirath wird nichts; ich kann in eine Familie nicht heirathen, aus der ſich die Töchter entführen laſſen, und mit dem Adel iſt es für jetzt auch aus. Die Geſchichte wird Skandal machen, und in einem ſolchen Moment kann man doch eine Familie nicht adeln, die den Skandal macht und ein ſolches ſchlechtes Beiſpiel gibt. Warum ſoll ich dann Ihren Vater heirathen?“

„Allerdings!“ lächelte Heinrich.

„Sehen Sie, Sie geben mir ſelber Recht. Und wie ſehr würden Sie meine Entrüſtung begreifen, wenn Sie erſt Alles wüßten. Ich komme eben aus der Reſidenz, wo ich Alles fix und fertig gemacht habe; Tag und Nacht war ich auf den Beinen; wie viele Hofräthe, Regierungsräthe und Miniſter-Sekretäre habe ich beſucht, wie viele Beredtſamkeit verſchwendet! Wie liebenswürdig war ich mit der Geliebten des Polizeiminiſters; ich habe ihr meinen Shawl vom Leibe weg geſchenkt, weil er ihr gefiel, einen Shawl, der direkt aus Perſien kam und zweitauſend Gulden koſtete, zweitauſend Gulden wie ein Kreuzer. Alle die Beſtechungen, die ich für die Adelung des ſeligen Böcking leider umſonſt verſchwendete, kamen mir noch zugute — ich hatte für Ihren Papa nicht die Hälfte auszugeben, nicht dreißigtauſend Gulden — nur die Taxen hatte er noch zu bezahlen; und das Alles iſt umſonſt — das Alles“ — jammerte Frau Böcking — „einmal weil ich mich nicht mehr darum kümmere, und dann weil man, wie geſagt, nicht wird einen Mann adeln wollen, deſſen Tochter durchgeht, und dann weil die Herren ſchon ihr Geld eingeſteckt haben!“

„Das iſt allerdings das Traurigſte an der Sache!“ ſagte Heinrich mit demſelben traurigen und zugleich ſpöttiſchen Lächeln.

„Ich glaube gar, Sie ſpotten noch!“ rief Frau Böcking, indem ſie beide Hände flach auf die Knie ſchlug. „Ihr Herr Papa wird nicht ſpotten, daß ihm eine ſo reiche Partie entgeht. Und er ſoll es gleich wiſſen; gleich, wie ich zu Hauſe ankomme, ſchicke ich ihm durch einen Expreſſen einen Abſagebrief, und alle Welt ſoll es wiſſen, daß ich ihm abgeſagt habe.“

So ſprechend, verſchwand plötzlich der ernſte und zornige Ausdruck aus ihrem Geſichte, um einem lauten Lachen Platz zu machen. Sie warf ſich in den Wagen zurück und erſchütterte ihn ſo ſehr mit ihrem Gelächter, daß Heinrich, der am Schlage ſtand, die Bewegung fühlte.

„Es iſt zu komiſch,“ rief ſie dann, immer lachend, „daß mir Das noch nicht eingefallen iſt, — es iſt unbezahlbar!“

„Darf ich wiſſen, was Ihnen ſo komiſch erſcheint?“ fragte Heinrich.

„Es iſt zu komiſch,“ wiederholte Frau Böcking, „mein armer Scholle! Gerade heute kommt er in Steinthal an, um ſeine künftige Braut zu beſichtigen. Das Geſicht, das er aus ſeinen großen Vatermördern herausmacht, das dumme Geſicht, wenn er erfährt, daß das Neſt leer iſt — das möchte ich ſehen! Tauſend Gulden gäbe ich dafür, wenn ich's ſehen könnte! — Sie müſſen wiſſen,“ fuhr ſie, zu Heinrich gewendet, immer lachend fort, „daß er ſchon ſo im gewöhnlichen Leben ein höchſt dummes Geſicht hat, mein guter Neffe Scholle, und daß ihm ſchon einmal eine ihm Beſtimmte vor der Naſe weg durchgegangen iſt, aus purer Angſt vor ſeinem dummen Geſicht. Da möchte ich denn dabei ſein, um zu ſehen, wie er erfährt, daß ihm Das zum zweiten Mal paſſirt.“

„Und den Mann hatten Sie die Güte, meiner armen Schweſter zu beſtimmen,“ ſagte er halb vorwurfsvoll, halb auf ihre heitere Stimmung eingehend — „hatte ſie da nicht Recht, vor einem ſolchen Glück zu fliehen?“

„Nein,“ erwiderte Frau Böcking entſchieden und wieder halb erzürnt. „Nein, mein Neffe iſt Beamter, Kreisſekretär. Einen Schriftſteller einem Kreisſekretär vorzuziehen, der vielleicht einmal Kreisrath wird, das iſt unerhört, das iſt unverzeihlich, das iſt der höchſte Grad des Leichtſinnes! Das iſt ein Verbrechen!“

Da die beiden jungen Männer ſchwiegen, rief ſie: „Meinetwegen!“ und fügte dann ruhiger hinzu: „Ich bedauere nur Eines! Ein anderer ſchöner Plan geht mir zu Grunde — die kleine Hexe — es thut mir leid um ſie.“

„Die kleine Hexe,“ ſagte Edmund, „wird für ſich zu ſorgen wiſſen. Um die iſt mir nicht bange; was die thun wird, wird recht gethan ſein.“

„Das glaube ich auch,“ ſagte Frau Böcking, „darum thuts mir leid, daß ſie für uns verloren ſein ſoll.“

„Das iſt noch die Frage,“ lächelte Edmund; „laſſen wir ſie erſt achtzehn Jahre alt werden, dann wird die Sache von ihr entſchieden werden, nicht von uns.“

„Nicht von deiner Tante?“

„Nicht im Geringſten,“ verſicherte der Neffe.

„Du willſt dich auch empören!“ rief die Tante in komiſchem Pathos.

„Für gewiſſe Angelegenheiten,“ erwiderte Edmund, „habe ich mir das Recht zur Empörung vorbehalten.“

„Nun, wir wollen ſehen,“ lächelte Frau Böcking; „ich ſage von dir, was du von Agnes ſagteſt.“

Heinrich begann, Abſchied zu nehmen.

Edmund erbot ſich, zum größten Entſetzen der Tante, ihn zu begleiten, aber Heinrich lehnte es dankbar ab.

„Es iſt wohl am Beſten,“ ſagte er, „daß ich mit Hedwig, wenn ich ſie erreiche, allein ſei; jede Geſellſchaft, die Gegenwart eines Dritten würde ſie nur beengen, vielleicht demüthigen.“

Edmund ſah Das ein. Bald darauf flogen die beiden Wagen in verſchiedenen Richtungen auseinander. Um die verlorene Zeit wieder einzubringen, trieb Heinrich die Pferde mit doppelter Gewalt an. Aber die armen Thiere waren ermattet und keines kräftigen Trabes mehr fähig. Er dachte wohl daran, ſie irgendwo in einem Gaſthauſe am Wege unterzuſtellen und die Poſt zu nehmen, aber er kannte dieſe öffentliche Anſtalt ſeines Landes zu gut, um nicht zu wiſſen, daß er dann auf jeder Station Zeit verliere und daß er ſelbſt mit müden Pferden raſcher weiter komme. Auch hatte er es bei dem großen Vorſprunge, den die Flüchtlinge vor ihm hatten, aufgegeben, ſie auf der Straße zu erreichen. Er ſagte ſich, daß er ſeine Reiſe bis in die Reſidenz werde fortſetzen müſſen, und da kam es im Grunde auf einige Stunden früherer oder ſpäterer Ankunft nicht an. Was ihm Frau Böcking geſagt hatte, erhöhte nur noch ſeine Sorgen und Traurigkeit. Ihr Abſagebrief wird den Vater noch mehr erbittern, und er zitterte für Hedwig vor dem Empfange, den er ihr bei ihrer Rückkehr bereitet ſah. Die ganze Zukunft erſchien ihm dunkel und verworren; er fing an, an Mittel und Wege zu denken, wie in das geſtörte Leben der unglücklichen Schweſter einige Klarheit und Beruhigung zu bringen. Wie ſehr ſich auch das Land, das er jetzt durchfuhr, mit jeder Stunde verſchönerte, er hatte kein Auge dafür, ja, er ſehnte ſich in die Düſterniß der Wälder zurück, die er geſtern durchfahren und deren dumpfes Sauſen und Rauſchen zu ſeiner Stimmung beſſer paßte, als das Lachen und Locken glücklicher Fluren. In ſeine Gedanken vertieft, merkte er es nicht, wie die Nacht zum zweiten Male herabſank, und daß ihn ſeine ermüdeten Pferde, ohne daß er es wollte, in ein Nachtlager brachten.

Es war das ein am Eingange in eine größere Provinzſtadt gelegenes neues Gaſthaus mit großen und hell beleuchteten Rundbogenfenſtern, das ſich bemühte, die Eleganz der Reſidenz-Gaſthäuſer nachzuahmen. Dem weiten und hohen Gaſtſaale mit einer Muſiktribüne und Galerie auf halber Höhe ſah man es an, daß er für Bälle und Lokalfeſte beſtimmt war, und trockene Laub- und Blumenfeſtons, die noch bruchſtückweiſe an den Wänden hingen, ſagten dieß noch deutlicher.

Die Gäſte, die Heinrich hier verſammelt fand und die an vielen einzelnen Tiſchen ihr Nachteſſen einnahmen, waren nur zum geringſten Theile aus der Ferne kommende Reiſende; es waren meiſt die Honoratioren der Stadt, Kaufleute und Beamte und Gutsbeſitzer aus der Umgegend. In dem Saale herrſchte eben große Stille, trotz der Menge der Gäſte, und Aller Blicke wendeten ſich Einem Punkte zu.

Heinrich, nachdem er ſeinen Platz in einem entfernten Winkel eingenommen, folgte den neugierigen Blicken und ſah dort, wo ſie ſich ſämmtlich konzentrirten, auf einem in der Mitte des Saales ſtehenden Stuhle eine dicke Gutsbeſitzersgeſtalt ſitzen, welcher eine andere, an Ausſehen ſehr verſchiedene Geſtalt das Haar zerwühlte und, einzelne Worte vor ſich hinmurmelnd, den Kopf betaſtete. Es war dieß offenbar eine phrenologiſche Schädelprüfung. Der Unterſuchte lächelte verſchämt und verlegen und ſah manchmal mit einem erwartenden und fragenden Blicke zum Phrenologen hinauf. Dieſer, ein langer blaſſer Mann mit dünnem Schnurrbart und auf den Nacken herabwallendem Haare, deſſen Alter ſchwer zu beſtimmen war, ließ ſich weder durch die ſehenden Blicke des Unterſuchten, noch durch die Bemerkungen und mancherlei geflüſterten Witze um ihn her in ſeiner Beſchäftigung ſtören und wahrte einen unerſchütterlichen Ernſt, eine Andacht, die er augenſcheinlich ſeinem Publikum mittheilen wollte.

Endlich begann er zu ſprechen, und das leiſeſte Geflüſter im Saale hörte auf, um der geſpannteſten Aufmerkſamkeit Platz zu machen.

„Wohlwollen,“ ſagte der Phrenolog mit lauter Stimme, indem er in die Luft ſah und mit den Händen in den Haaren ſeines Gegenſtandes zu wühlen fortfuhr, „zur Nachgiebigkeit geneigt, leicht verſöhnt, leicht erzürnt, aber Zorn von kurzer Dauer, unüberlegt.“

„Ganz richtig! Merkwürdig, ſehr merkwürdig,“ murmelte man hie und dort.

Der Phrenolog fuhr fort: „Wenig Scharfſinn!“

Die Verſammlung lachte, der Unterſuchte lächelte gutmüthig mit ihr.

„Ziemlicher Idealismus!“ ſagte der Phrenologe weiter.

Der dicke Mann lächelte verſchämt und erfreut, während Einzelne aus der Geſellſchaft die Köpfe zuſammenſteckten, um ſich über die Bedeutung dieſes Wortes zu beſprechen, und ein dünner Mann mit weißer Kravatte, dem man von ferne den Advokaten des Ortes anſah, ihnen zurief: „Das ſind die zwei Zinkſtatuen in ſeinem Garten, die Bäuerin mit dem Kalb und der Bauer mit dem fetten Schwein.“

„Ausgeſprochener Hang zu ſinnlichen Genüſſen!“ rief der Phrenologe, die Erklärung des Advokaten unterbrechend, indem er die Hand auf dem Hinterkopf ruhen ließ.

Schallendes Gelächter erfüllte den Saal, und unter Händegeklatſch verließ der dicke Mann den Stuhl, halb erfreut, halb verſchämt, und ging von Tiſch zu Tiſch, um die Beſtätigung in Empfang zu nehmen, daß die Unterſuchung im Ganzen zu ſeinen Gunſten ausgefallen, daß er wirklich Wohlwollen und Idealismus beſitze und daß der Phrenolog in der That ein Zauberer ſei.

Der Phrenolog hielt indeſſen einen allgemeinen Vortrag, aus welchem hervorging, daß er vor Eintreffen Heinrichs ſeine Lehre auseinandergeſetzt, daß er den größten Theil der Geſellſchaft ſchon unterſucht und daß er, wie er mit Vergnügen bemerkte und wie es ihm die Anweſenden beſtätigten, ſich nie, niemals geirrt habe, daß ihm ſelbſt die Objekte, die Anfangs ſeinen Ausſprüchen widerſprochen, bei längerer Prüfung ihrer ſelbſt die Richtigkeit ſeiner Bemerkungen haben beſtätigen müſſen, oder daß, wenn ſie es ſelbſt nicht gethan, es doch die unparteiiſche Geſellſchaft gethan habe. Er machte darauf aufmerkſam, wie er hierzulande fremd ſei, wie er Niemand aus der verehrten Geſellſchaft zu kennen die Ehre, oder früher zu beobachten die Gelegenheit gehabt habe. „Möge es mir gelungen ſein,“ rief er, indem er beide Arme wie betend in die Luft erhob, „möge es mir gelungen ſein, durch dieſe Beweiſe, mit dieſen Siegen, an Ihnen, meine Herren, ebenſoviele eifrige als erleuchtete Bekenner einer Wiſſenſchaft geworben zu haben, einer Wiſſenſchaft, deren Nutzen für die Erziehung des Einzelnen wie des ganzen Menſchengeſchlechtes, im Privat- wie im Staatsleben, unabſehbar, unermeßlich iſt, deren Verbreitung eine neue Aera in der Weltgeſchichte eröffnet, deren Erkenntniß neue Baſen für Pſychologie und Anthropologie bietet, deren Lichter die dunkelſten Geheimniſſe der Natur und Menſchheit zu beleuchten beſtimmt iſt.“

So fuhr der Phrenolog noch lange mit großer Beredtſamkeit fort, und die Verſammlung horchte mit Andacht, obwohl hie und da ein ſtarker Geiſt ein ungläubiges oder zweifelndes Lächeln auf die Lippen zu zwingen ſuchte. Nachdem er mit einer weittönenden Phraſe geendet, verließ er plötzlich den Saal, aber nur, um nach wenigen Minuten mit einer großen Kiſte zurückzukehren, die er dort, wo die Geſellſchaft am Dichteſten zuſammenſaß, auf einen Tiſch ſtellte. Er öffnete ſie und ſtellte vor die erſtaunten Augen der Verſammelten eine Reihe phrenologiſcher Köpfe in Porzellan auf und legte vor jeden dieſer Köpfe eine gedruckte Broſchüre. Dann ſetzte er die Beſtimmung dieſer Köpfe auseinander, erklärte, wie man mit Hülfe derſelben und der Broſchüre ſich auch allein in die Geheimniſſe dieſer neuen Wiſſenſchaft einweihen oder wenigſtens an deren Grundſätze, die er vorhin auseinandergeſetzt, erinnern könne. Mit Neugierde griff man von allen Seiten nach den Köpfen, und der Phrenolog legte raſch vor Jeden, der einen ſolchen ergriffen hatte, auch eine Broſchüre hin, indem er den Preis der beiden Gegenſtände nannte. Er hatte einen guten Markt, obwohl Mancher nur mit Widerwillen in die Taſche griff und den angegebenen Preis nur aus Scham bezahlte.

Der Phrenolog ſteckte das Geld mit Würde ein und kündigte für morgen eine Vorleſung über eine weit faßlichere, noch intereſſantere und viel nützlichere Wiſſenſchaft an: über die Mnemotechnik oder Gedächtnißkunde, mit deren Hülfe man ſich jeden Namen, jede Zahl, jedes Ereigniß unverwiſchbar einprägen könne, die ein von Natur ſchwaches Gedächtniß mit Mitteln und Waffen ausſtatte, um das ſtärkſte naturwüchſige zu beſchämen. „Und um ſogleich mit meiner Lektion zu beginnen,“ ſagte er lächelnd, „bitte ich Sie, meine verehrten Herren, ſich die Stunde 8 zu merken und dann den Namen Ihres ergebenſten Dieners Dr. Job Sine.“

Er verbeugte ſich mit Anſtand und ging, nach allen Seiten mit dem Kopfe grüßend, aus dem Saale. Die Herren ſprachen noch einige Zeit über die Fortſchritte der Wiſſenſchaft und über den merkwürdigen Mann, den Doktor, den die Einen für einen großen Kopf, die Anderen für einen Charlatan erklärten.

Der Bürgermeiſter meinte, es ſei doch ſchön, daß jetzt die neueſten Errungenſchaften der Wiſſenſchaft auch ihnen in dieſe Stadt zugebracht werden, und es ſei nicht zu leugnen, daß dieſe immer mehr einen großſtädtiſchen Charakter annehme. Es ſei nur Schade, daß nicht ein Saal da ſei, wo ſich die Wiſſenſchaft würdiger präſentiren könne, als in einem Gaſthauſe.

Der Rentmeiſter verſicherte, er glaube ebenſowenig an die Phrenologie als an die Gedächtnißkunde, und er würde bei ſeinem Unglauben beharren, ſelbſt wenn ihm die unumſtößlichſten Beweiſe zu deren Gunſten vorgelegt würden; denn erſtens widerſprächen deren Lehren ſeinem Gemüthe, und dann ſeien es neue Wiſſenſchaften, und ein Großer habe geſagt, es gebe nichts Neues unter der Sonne.

Ein Domänenpächter verſicherte, das ſei ganz richtig.

„Ich habe,“ ſagte er, „zwei Bücher, da ſteht ſchon Alles darin — Funke's Naturgeſchichte und Burdachs Anthropologie. Wenn ich in einem dieſer Bücher zwei Seiten leſe, ſo meine ich immer, Alles zu wiſſen. Uebrigens habe ich einen Hofmeiſter für meine Kinder, der mir alle Fragen beantwortet. Indeſſen,“ fügte er wohlwollend hinzu, indem er die linke Schulter bis ans Ohr hinaufzog, „indeſſen muß man mit ſeiner Zeit fortſchreiten. Dieſe Phrenologie iſt vielleicht in der Wiſſenſchaft, was die Säe- und Dreſchmaſchine im Ackerbaue.“

Der Rentmeiſter ſeinerſeits fand auch Dieſes richtig, und darin, daß man mit ſeiner Zeit fortſchreiten müſſe, ſtimmten Alle überein.

Während dieſer Diskuſſion bezahlten die Herren ihr Nachteſſen, begrüßten einander, und lange vor zehn Uhr war der Saal beinahe leer. Die Kellnerin ging und löſchte die Lichter aus. Nur noch der Winkel, in dem Heinrich ſaß, war beleuchtet, und dieſem Umſtande verdankte er die intereſſante Bekanntſchaft des Dr. Job Sine.

Dieſer nämlich trat wieder ein, als kaum ſein Auditorium den Saal verlaſſen hatte. Er war aber dießmal ein ganz anderer Mann; der würdige Ernſt, das Pathos, mit dem er vorhin ſeine Vorträge hielt, war ganz aus ſeinem Geſichte verſchwunden; die gute Ernte, die er gemacht, erfüllte ihn augenſcheinlich mit einer großen Freudigkeit, und ein ironiſcher Blick flog über die Gegend des Saales, den ſeine Zuhörer bevölkert hatten. Er rieb ſich die Hände und zwickte die Kellnerin, bei der er ein Nachteſſen, aber ein gutes, beſtellte, im Vorübergehen in die Backen. „Von euren edlen und hochedlen Honoratioren allen“, ſagte er verachtungsvoll, hatte auch nicht ein Einziger die gute Idee, mich für meine unvergleichlich und gratis ertheilten Belehrungen zu einem Nachteſſen einzuladen, obwohl ich mit erſtaunlicher Freigebigkeit wenigſtens einem Dutzend von ihnen dieſe ſchöne Tugend aus den dicken Schädeln herausgeleſen habe. Nicht Einem fiel es ein, dieſe ſchöne Eigenſchaft zu bethätigen und ſo für meine Wiſſenſchaft zu zeugen. Roſine, es ſind arge Dummköpfe, eure Honoratioren, he?“

Roſine lachte und ſchielte, um den Doktor zu warnen, zu Heinrich hinüber.

„Das iſt ein Fremder,“ ſagte der Doktor gleichgültig; „ich habe ihn beobachtet, während ich meinen Hokuspokus machte. Er hält von mir, meiner Wiſſenſchaft und der verehrten, phrenologiſch bearbeiteten Geſellſchaft gleich viel. Stelle mir mein Nachteſſen auf ſeinen Tiſch, Roſine. Ich habe das Bedürfniß, mit einem Menſchen zu ſprechen, der mein Treiben verachtet.“

Er näherte ſich Heinrich mit vielem Anſtande und noch mehr Beſcheidenheit und bat ihn, ſein Nachteſſen an ſeinem Tiſche, wenn er es erlaubte, in ſeiner Geſellſchaft einnehmen zu dürfen. Heinrich antwortete mit einer einladenden Verbeugung, und der Andere fuhr, indem er ſich ſetzte und ſich noch einmal verbeugte, fort: „Ich erlaube mir, mich Ihnen vorzuſtellen. Ich heiße Dr. Job Sine und bin ein Mann, der den Leuten vom Schädel abliest, was ihm ihre Geſichter verrathen, und der, als Meiſter des Styls, nicht Alles ſagt, ſondern Mehreres weiſe verſchweigt.“

„Wenn ich nicht irre,“ ſagte Heinrich lächelnd, „ſo habe ich Sie, Herr Doktor, vor zwei Jahren unter anderem Namen und als Journaliſt gekannt. Sie lebten damals in der Reſidenz.“

„Ganz wohl,“ beſtätigte der Doktor, „ich hieß damals Cyrill Kreutzer und hatte die Abſicht, unter dieſem Namen mehrere Werke zu ſchreiben; da ich aber die ſchriftſtelleriſche Laufbahn aufgab, habe ich auch wieder einen anderen Namen angenommen. Ich liebe die Pſeudonymität und dieſen Wechſel. Unter jedem Namen begegnet Einem etwas Unangenehmes, und wenn man viel und ſchnell lebt, trägt und ſchabt ſich ein Name ab wie ein Rock, und ein neuer Name thut dann ſo gut wie ein neuer Rock. Aber darf ich fragen, woher mir die Ehre kommt, von Ihnen gekannt zu ſein?“

„Ich ſah Sie,“ erwiderte Heinrich, „im Atelier meines Freundes, des Bildhauers Willibald; Sie wollten damals über Kunſt ſchreiben und beſuchten ſämmtliche Ateliers.“

„Das hat ſich als ſchlechte Spekulation herausgeſtellt,“ fiel ihm der Doktor ins Wort; „den Künſtlern in der Reſidenz geht es ſelbſt zu ſchlecht, als daß man mit einigem Vortheil über ſie ſchreiben könnte. Was fällt dabei ab? Hie und da eine Farbenſkizze oder Zeichnung, die man aufbewahren ſoll, bis der Verfertiger berühmt wird. Es iſt nichts mit der Kunſt —“

„Heute ſind Sie Phrenolog und Mnemotechniker?“

„Ich bin, was ich nach den Geboten der Zeit ſein muß.“

„Ich verſtehe Sie nicht — entſchuldigen Sie,“ ſagte Heinrich lächelnd.

„Sie werden mich gleich verſtehen. Im ſiebzehnten Jahrhundert wäre ich Alchymiſt oder Aſtrolog geworden, im achtzehnten Jahrhundert Roſenkreuzer und Nekromant; heute bin ich, was verdorbene Genies, die nichts gelernt haben, heute werden müſſen.“

Der Doktor verſchlang ein großes Stück Fleiſch und goß ein Glas Wein darüber, wiſchte ſich den Mund ab und fuhr fort: „Halten Sie mich nicht für unbeſcheiden, wenn ich mich ein Genie nenne, ſelbſt ein verdorbenes; ich bediene mich nur des landläufigen Ausdruckes und will damit ſagen, was der Vulgus darunter verſteht. Ich weiß, daß es keine verdorbenen Genies gibt, und daß Diejenigen, die man ſo nennt, am Allerwenigſten Genies ſind. Ich bin einer von Denen, die mit großen Phantaſie-Intuitionen und noch größerer Trägheit des Geiſtes ihre Laufbahn beginnen, ohne einen Begriff von dem reellen Inhalt der Welt und der Dinge und ohne die geringſte Kraft, ihrem eigenen Weſen einen Inhalt zu verſchaffen. Kurz, einer von Denen, die mit großen Phraſen, wie mit geſchwellten Segeln, in die Welt hinein ſegeln, aber ohne Ziel und Steuer. Viele von Dieſen enden damit, daß ſie unverſtändliche myſtiſche oder auch liederliche Bücher ſchreiben; Jene wollen für tief, Dieſe für überkräftig gelten. In der Politik ſchließen ſie ſich immer den extremſten Parteien an, den Pietiſten, den Ultramontanen oder den Kommuniſten. Wir ſind immer talentlos, immer charakterlos, aber nicht immer ganz ſchlecht. Denen, die zur letzten Kategorie gehören, kommt es nur darauf an, den Schein zu retten, als ob ſie doch irgend eine Wiſſenſchaft oder eine Kunſt beſäßen, da es ihnen ſchwer wird, ſich ganz von der Welt zu trennen, an die ſich ihre Gedanken gewöhnt haben. Aber zu energielos und zu talentlos, um etwas Rechtes zu lernen, werfen ſie ſich auf etwas, was man in einer halben Stunde oder mit dem angeſtrengten Fleiße eines Tages lernen kann, und was doch wie eine Wiſſenſchaft oder eine Kunſt ausſieht, und in dieſer Beziehung hat die moderne Zeit wahrhaft mütterlich für uns geſorgt. Wir werden Phrenologen, wir werden Mnemotechniker, wir werden

Daguerreotypiſten, manchmal Magnetiſeure, oft Alles zuſammen. Wie es den Anſchein hat, will die Zeit für ihre verlorenen Söhne noch mütterlicher ſorgen, denn, wenn es ſo fortgeht, eröffnet ſich uns bald ein weites Feld der Thätigkeit und werden wir trotz St. Germain und Caglioſtro bald prophezeien, Lebenselixire bereiten und Todte beſchwören. Dann iſt unſer goldenes Zeitalter gekommen. Es verbreiten ſich Ruſſen und Polen genug über die Erde, um überall unſere Apoſtel zu machen; die höheren Stände ſind überall vom beſten Willen beſeelt, den aufgeklärten Völkern dieſe Schlingen um den Hals werfen zu laſſen und ſich — wie Das immer geht — zuerſt in dieſe Schlinge zu verſtricken. Die Frommen werden uns gewähren laſſen, ja uns ſelbſt Schauplatz, Mittel und Schauſpieler vorbereiten.“

Doktor Eine lächelte bei dieſen Worten, wie man bei einer ſchönen Ausſicht in die Zukunft lächelt, und that einen neuen und tiefen Schluck. Doch fügte er hinzu: „Indeſſen iſt Das nur eine Hoffnung, eine Kombination, auf die Richtung der allgemeinen Stimmung gebaut, und dieſe kann trügen und über Nacht eine andere Wendung nehmen; auch weiß ich nicht, ob ich dazu gemacht bin, einen rechten Geiſterſeher vorzuſtellen, und ob ich die rechte Luſt dazu habe, wenn nicht Hoffnung da iſt, es ſo weit zu bringen, wie der Dr. Balſamo, oder einſt gefeiert zu werden, wie der Armenier Schillers. Auch iſt die Zeit noch nicht gekommen und iſt es nothwendig, etwas zu finden, was den Zwiſchenraum zwiſchen Jetzt und Künftig überbrückt. Phrenologie und Mnemotechnik langweilen mich ſchrecklich, obwohl ich das Geſchäft erſt einige Monate lang treibe; mit dem Magnetismus braucht es Zeit, bis man ſich einen Namen macht, und ich habe keine Zeit zu verlieren. So bin ich denn auf einen zeitgemäßen Gedanken gekommen, der Kunſt und Induſtrie aufs Schönſte verbinden ſoll.

„Darf ich fragen?“ ſagte Heinrich.

„Warum nicht? Sie ſehen mir aus wie ein ordentlicher Menſch, von dem ich keine Konkurrenz zu befürchten habe. Ich will das Daguerreotyp, oder vielmehr ſeine neueſte Vervollkommnung, die Photographie, populariſiren."

„Iſt Das nicht ſchon bis zu einem gewiſſen Grade geſchehen?"

„Bis zu einem gewiſſen Grade — ja — aber Unſereins treibt Alles gern auf den höchſten Grad. Mit einem großen Wagen, wie ihn Menagerie-Beſitzer oder Kunſtreiter haben, will ich von Markt zu Markt, von Haus zu Haus fahren und die Leute überall abkonterfeien. Vor der Hausthüre, auf dem Felde, wo der Bauer arbeitet, auf der Landſtraße halte ich den Handwerksburſchen und Fuhrmann auf und photographire ihn im Vorbeifahren — für fünf Groſchen, für drei, für zwei, für Einen!"

„Der Gedanke ſcheint mir gut," ſagte Heinrich, nur um etwas zu ſagen.

„Ausgezeichnet!" rief der Doktor und ſchwenkte die Hand über dem Kopfe; „es fehlt nur Eines!"

„Und das iſt?"

„Was immer fehlt, das Geld!"

„Es thut mir leid," ſagte Heinrich achſelzuckend.

„Oh!" rief Doktor Sine ablehnend, „es iſt mir in der That nicht eingefallen, Sie ins Mitleid zu ziehen. Ich habe Hülfsquellen. Ich dachte daran, Aktien auszugeben — da erfuhr ich zu meiner Freude, daß ein alter Freund, der mir ſeit Jahren aus den Augen gekommen, eine ſchöne Erbſchaft machte — er oder wenigſtens ſein Vater. Ich bin eben auf dem Wege, ihn aufzuſuchen."

„Viel Glück," ſagte Heinrich, „aber ſind Sie auch ſicher, daß er ſein Geld zu dieſem Unternehmen hergeben werde?"

„So viel als gewiß," verſicherte der Doktor. „Sehen Sie, dieſer Freund iſt ebenfalls ein Genie, wie ich es geweſen, er war ein Meiſter in der Phraſe, er hatte hundert Pläne im Kopfe und führte nicht einen einzigen aus, er fing Alles an und brachte nichts zu einem Ende — meiner Berechnung nach muß er jetzt auf dem Punkte angekommen ſein, wo man Phrenolog, Mnemotechniker, Magnetiſeur oder Photograph wird, und dieſen

Moment will ich benützen. Können Sie mir nicht ſagen, wie weit es iſt und welchen Weg ich einzuſchlagen habe, um nach Steinthal zu gelangen?“

„Steinthal?“ rief Heinrich erſtaunt, „was wollen Sie in Steinthal?“

„Dort eben hauſt der Edle, den ich ſuche.“

Heinrich legte ſeine Stirne in Falten. „Meinen Sie Reinhold Ott?“

„Richtig! Kennen Sie ihn?“

Heinrich antwortete nicht. Das Blut ſchoß ihm zu Kopfe. Er fühlte ſich gedemüthigt wie nie. So lange hatte er mit Verehrung an einem Menſchen gehangen, der zu derſelben Klaſſe gehörte, wie die zerfahrene, äußerlich und innerlich verlebte zerfaſerte Perſönlichkeit, die vor ihm ſaß und mit einer Unverſchämtheit, die bereits Natur und Naivetät geworden, verächtliche Grundſätze und Pläne auskramte. Er fühlte ſich gedemüthigt, daß ein ſolcher Menſch ſo nahe an ſein Leben greifen und ſein Schickſal mit dem ſeinigen verketten konnte, daß ſeine Schweſter in ſolche Kreiſe, in eine ſolche Welt gezogen wurde. Es war in dieſem Augenblick noch mehr der Stolz des ehrenhaften Mannes, als die Bruderliebe, was ſich in ihm gekränkt fühlte.

„Sie kennen Reinhold Ott?“ fragte Dr. Sine wieder und ſetzte dringender hinzu: „Iſt es richtig mit der Erbſchaft?“

Heinrich erhob ſich. „Mit der Erbſchaft iſt es nichts, und Reinhold Ott iſt nicht in Steinthal, alſo können Sie Ihre Reiſe aufgeben, Herr Doktor!“ So ſprechend, verneigte er ſich kurz und verließ den Saal. Der Doktor war etwas erſtaunt über das plötzlich ſo barſche Benehmen ſeines neuen Bekannten; doch dachte er nicht lange darüber nach, da er Anderes zu denken hatte. „Wenn mein Reinhold kein Geld hat,“ brummte er vor ſich hin, „mag er ſein wo immer. Auf das verlorene Subjekt allein kommt es mir nicht an.“

Siebentes Kapitel.

Früh Morgens war Heinrich wieder auf offener Landſtraße. Nach einer mehr durchwachten als durchſchlafenen Nacht hatte er ſich ſchon mit Sonnenaufgang aufgemacht und bereits mehrere Meilen zurückgelegt, niedergeſchlagen, traurig vor ſich hinbrütend, ohne einen Gedanken feſthalten zu können. Er fühlte die Erſchöpfung, die er nach den Ereigniſſen und der beſtändigen Bewegung der letzten Tage fühlen mußte; was in ſeiner Lage durchzudenken war, hatte er ſchon wieder und wieder durchgedacht — das iſt der Moment, der in unglücklichen Tagen, wo die Natur ihr Recht behauptet, ſich herbeiſchleicht und hinter dem Rücken des ermüdeten Gedankens dem Körper neue Erquickung zuſteckt. Heinrich hielt noch immer die Zügel der Pferde feſt, glaubte ſie noch immer anzutreiben, als er ſchon in tiefen Schlummer verſunken hinfuhr. Und ſolcher Schlummer iſt auch die Zeit, da die böſen Träume, die friſcher Kummer bringt, endlich weichen und die Seele, ſehnſüchtig nach Glück, ſich in ſchöne Träume flüchtet, die Erinnerung aufwühlt und die liebſten Geſtalten aus der Vergangenheit heraufbeſchwört. Heinrich ſah ſich wieder in ſeinem Stübchen in der Reſidenz; und dieſes Stübchen war zugleich ein hohes geräumiges Bildhauer-Atelier, voll der herrlichſten Statuen, die mit lebendem Auge auf ihn niederblickten, oder ſelbſt wie lebend in ihrer ſchön gefalteten Gewandung anmuthsvoll und majeſtätiſch auf und nieder wandelten. In ihrer Mitte arbeitend und in der Tracht eines italieniſchen Künſtlers aus dem 15. Jahrhundert ſtand Willibald mit Hammer und Meißel in Händen, während kleine Knaben, lachend und ſcherzend, wie im Spiele, ungeheure Marmorblöcke herbeiwälzten, aus denen bereits wie aus halbbearbeiteten Steinen ganze oder halbe menſchliche Geſichter herabblickten. Eines dieſer Geſichter glich der guten Marie, die er vor der Thür ſeiner Stube ſprechen hörte und die jetzt die Thür halb öffnete und überaus freundlich hereinblickte.

Heinrich wollte ihr entgegen, als der ſchöne Traum ſich zu verdüſtern anfing und einer der Knaben den größten Marmorblock ihm entgegen- und auf ſeine Bruſt wälzte — er ächzte auf und wollte ſich losmachen, als ihn Willibald beim Namen rief.

„Heinrich! Heinrich!“ erſcholl es voll Jubel.

Heinrich öffnete die Augen. Es war kein Traum; die Pferde hielten, Willibald ſchwang ſich eben in den Wagen und ſchlang nach einem Augenblicke beide Arme um den alten Freund. Für Heinrich verſchwammen noch Traum und Wirklichkeit zu ſehr in einander, als daß er ſich ſchnell faſſen und mit voller Beſinnung Alles um ſich her hätte erkennen mögen. Er ließ ſich umarmen, er umarmte unwillkürlich ſelber den Freund, er hörte wiederholt ſeinen Namen nennen und mancherlei freundliche Anrede, ohne noch recht zu ſehen oder zu begreifen, was um ihn her vorging. Willibald lachte vor Freude und über den verſchlafenen Freund, und lachte noch lauter, obwohl gerührt, als er aus einigen in der Verwunderung ausgeſtoßenen Worten erfuhr, daß der Freund eben von ihm geträumt hatte. Wie ein Nachtwandler folgte Heinrich ſeiner Einladung und ſtieg vom Wagen, und es war ihm noch immer wie im Traume, als Willibald die Zügel der Pferde ergriff und den Wagen wendete, um ihn in der Richtung zurückzuführen, aus der Heinrich eben gekommen war. Auf feſtem Boden ſtehend, obwohl noch immer erſtaunt, faßte er ſich wohl und fing an zu begreifen, daß er zufällig und im Schlafe, auf offener Landſtraße ſeinem Freunde begegnet ſei; aber er fiel wieder in den Zweifel zurück, als er von einem anderen Wagen eine zweite Geſtalt auf ſich zukommen ſah, die in der That den unglaubwürdigen Charakter einer Traumgeſtalt trug. Es war eine weibliche Geſtalt, die langſam, gebeugt herbeiſchwankte, ganz in Mantel und Kapuze gehüllt; die erſt, da ſie ſich näherte, plötzlich ihre Schritte beflügelte und mit Einem Male ſchluchzend als ſeine Schweſter Hedwig an ſeinem Halſe hing.

„Iſt es möglich!“ rief Heinrich. „Biſt du es, Hedwig, meine Schweſter! Oder träume ich noch?“

„Sie iſt es, Heinrich,“ beſtätigte Willibald; „ich bringe dir ſie zurück.“

Dieſe Worte brachten ihn in der That zu ſich.

„Was iſt das? Wie kommt das Alles?“ fragte er, indem er die Schweſter immer wieder an ſich drückte.

„Das geht Alles auf die natürlichſte Weiſe zu!“ rief Willibald, indem er ſich vor Freude die Hände rieb. „Das ſoll dir Alles erklärt werden, wenn du dich erſt genugſam mit ihr und ein wenig mit mir gefreut haſt.“

Heinrich ſah erſt jetzt den Freund mit ganzem Bewußtſein an; dann die Beiden an den Armen faſſend, ging er in ihrer Mitte, langſam, ſchweigend, manchmal den Kopf ſchüttelnd, den beiden Wagen nach, die ruhig ihres Weges zogen.

„Habe ich dich wieder, meine Schweſter — und dich, mein Freund“ — ſagte er und drückte ihre Arme an ſich — „was habe ich jetzt noch zu wünſchen — jetzt löst ſich ja Alles gut, und mir iſt, als ſollten heitere Tage anbrechen.“

Hedwig ſenkte den Kopf, Willibald lächelte, als wollte er den Freund in ſeiner Meinung beſtätigen.

„Aber wie kommſt du hieher?“ fragte dieſer.

„Nun, ich komme zu dir, um dich wiederzuſehen, um mit dir zu plaudern und mit dir zu leben und — war es nicht verabredet? — um endlich an das Werk zu gehen, du weißt es ja, das Denkmal der Mutter.“

„Du haſt, wie ich ahne,“ antwortete Heinrich, „ihrem Andenken ſchon einen großen Dienſt geleiſtet.“

Hedwig ließ ſeinen Arm los und ging einige Schritte voraus.

„Erkläre mir,“ fuhr Heinrich fort, „wie kamſt du mit Hedwig zuſammen?“

Willibald antwortete nicht. Er ſah Hedwig nur mit theilnehmenden Augen nach, wie ſie immer raſcheren Schrittes weiterging und endlich in den Wagen ſtieg.

„Armes Kind!“ ſagte er dann, „wie muß ihr jetzt zu Muthe ſein, da ſie weiß, daß ich dir erzählen werde!“

Dann hielt er ein wenig inne und begann erſt wieder, als der Raum zwiſchen ihnen und Hedwig ſo groß war, daß ſie nichts mehr hören konnte: „Ich arbeitete, wie du aus meinen Briefen weißt, ſeit Monaten im Schloſſe des Grafen Galton, wo ich einen Fries mit Basreliefs ausſchmückte. Seit einigen Tagen bin ich mit der Arbeit zu Ende, und ich habe genug gewonnen, um einige Zeit zuzuſehen oder auch eine Reiſe nach Italien machen zu können. Graf Galton verſchaffte mir außerdem ein Stipendium zu dieſem letzteren Zwecke. Aber ich wollte erſt noch dich geſehen und wo möglich auch den Grabſtein deiner Mutter geſetzt haben. Es drückte mich während dieſer ganzen Zeit, daß ich meinem Nutzen und den Rückſichten meiner Laufbahn folgte und das Liebeswerk hintanſetzte. Aber du haſt es ja ſelbſt ſo gewollt. Nun, es hat auch ſeine guten Folgen; ich habe eine beim Grafen Galton überflüſſig gewordene große Marmorplatte billig an mich gebracht, die uns gute Dienſte leiſten wird; auch habe ich indeſſen das Basrelief recht kennen gelernt, und ich glaube, etwas Rechtes machen zu können, was dieſes Grabes würdig ſein wird.“

Heinrich drückte ihm die Hand; er fuhr fort: „Ich machte mich ſogleich nach Beendigung meiner Arbeit auf den Weg zu dir. Geſtern kam ich in ein einige Meilen von hier gelegenes Landſtädtchen und übernachtete daſelbſt. Die Gegend iſt hübſch, und das Städtchen hat eine ſehr intereſſante alte Kirche aus dem neunten Jahrhundert. Beides betrachtete ich im Mondſchein und kehrte dann in meine Stube zurück. Da ich die ganze Zeit zu ſehr beſchäftigt war und dir doch nicht mit leeren Händen kommen wollte, ſetzte ich mich hin, um eine vorläufige Zeichnung des Grabſteines zu entwerfen. So ſaß ich ganz ſtille da, als ich in die Stube nebenan, von der ich nur durch eine alte, freilich verſchloſſene Thüre getrennt war, Gäſte eintreten hörte. Ich erkannte ſofort eine männliche und eine weibliche Stimme, beachtete aber meine Nachbarn nicht weiter und fuhr fort, zu zeichnen. Ich führte den Grabſtein aus und zeichnete dann mit wenigen Strichen die Kirchhofmauer, den Wald, überhaupt einen Theil der Landſchaft hinzu, um mir das Werk in ſeiner Umgebung vorzuſtellen. Dann, wie um es zu vollenden und abzuſchließen, ſchrieb ich in den zu dieſem Zwecke beſtimmten Raum den Namen deiner Mutter. Ich ſaß befriedigt vor meiner Arbeit, wie vor einem vollendeten Werke, und doch in Erinnerung an die treffliche Frau, die ich als deine Mutter und aus deinen Erzählungen lieben gelernt hatte, von manchen traurigen Gefühlen und Erinnerungen angeweht. Da wurde ich durch ein immer lauter und lauter werdendes Sprechen im Nebenzimmer in meinem ſtillen Betrachten und Hinträumen geſtört. Der Mann ging mit großen Schritten in der Stube auf und nieder, hielt manchmal in der Nähe der Thüre, die in meine Stube führte, ſo daß es mir war, als ob er zu mir ſpräche, und ergoß ſich in einem Strome der Beredſamkeit, dem ich bald mit einem gewiſſen Kunſtintereſſe zuhorchte. Er ſprach über die Nothwendigkeiten des Lebens und verſpottete die Idealiſten, welche die Mittel verachten, die zur Befriedigung dieſer Nothwendigkeiten dienen, als da ſind Geld und Geldeswerth. Er nannte dieß eine Verkennung der Poeſie, der wahren Poeſie, die auf Wirklichkeit beruhe; dieſe Idealiſten aber bezeichnete er als Narren, als verſchrobene Köpfe, die an ihrem eigenen Unglücke und am Unglücke Anderer Schuld ſeien. Verrückte Mädchen aber, mit Roman-Ideen im Kopfe, ohne allen Begriff von den Bedingungen des Lebens, ſeien die ſchlimmſten dieſer Idealiſten. Ein lautes Schluchzen, das ſich manchmal mitten in den Reden des Mannes hören ließ, verrieth mir, daß dieſe nicht in die Luft, ſondern an eine beſtimmte Perſon gerichtet ſeien. Der Redner ließ ſich nicht ſtören und fuhr aufs Philoſophiſcheſte und Grauſamſte fort, ſeine Zuhörerin mit Vorwürfen zu überhäufen, denn bald war es mir klar, daß dieſe Rede nichts Anderes war, als ein fortgeſetzter Vorwurf, daß dieſe Zuhörerin nicht beſſer für „die Nothwendigkeiten des Lebens“ geſorgt, daß ſie, die Tochter eines reichen Mannes, wie eine arme Abenteurerin in die Welt lief, daß ihn und ſie in der Reſidenz nichts als Elend erwarte, und daß er von ihrer Klugheit etwas Beſſeres gehofft habe. Es wurde mir klar, daß es ſich hier nicht um ein Ehepaar, ſondern um eine Entführung handle, und daß ſich der Entführer in gewiſſen Hoffnungen getäuſcht ſah. Das Drama, das ich nicht ſah, nur rezitiren hörte, fing an, mich in hohem Grade zu intereſſiren, und Das um ſo mehr, als ich hier wirklichen Idealismus mit dem alltäglichſten, aber in ſchöne Reden gehüllten Poſitivismus oder Eigennutz im Konflikte ſah."

Heinrich ſeufzte. Willibald athmete auf und ſagte: „Eigentliche Urſache zur Betrübniß haſt du nicht, Heinrich. Was mich betrifft, ich möchte mir das ganze Erlebniß um einen hohen Preis nicht abkaufen laſſen."

„Ich verſtehe dich nicht!" ſagte Heinrich erſtaunt.

„Laß dir indeſſen weiter erzählen. Meine Theilnahme wurde noch höher geſteigert, als ich vorhin ausdrückte. Das Schluchzen, das den Redner unterbrach, verwandelte ſich manchmal, beſonders wenn die Vorwürfe zu deutlich wurden, in Worte. Dieſe verſtand ich nicht, wohl aber hörte ich einzelne Ausrufe, beſonders aber, wenn ſie bald weinend, bald zornig: ‚Reinhold! Reinhold!' rief. Der Name kommt nicht häufig vor; ich kannte nur den Einen Reinhold, von dem du mir ehemals erzählt und in der letzten Zeit manchmal geſchrieben. Ich befand mich auf dem Wege zu dir, ich war in Folge meiner Arbeit eben mit meinen Gedanken bei dir und in deinem Kreiſe; aus deinen letzten Briefen wußte ich, was bei euch vorging — kein Wunder alſo, daß ich in dem angerufenen Reinhold Reinhold Ott vermuthete. Sollte die Weinende, die Entführte Hedwig ſein? War es Fanny? Oder irgend eine andere Unglückliche? Ich horchte mit der größten Spannung, und ich geſtehe dir, daß ich mich etwas der Thür näherte. Aber ein weiblicher Name wurde nicht genannt; Reinhold gebrauchte nur Zärtlichkeitsausdrücke, wie ‚mein Engel', ‚mein Schatz', ‚Liebchen', die um ſo empörender klangen, als ſie zu den verhüllten Grauſamkeiten ſeiner Rede einen argen Gegenſatz bildeten. Es wurde ſtille in der Stube. Reinhold ging auf und ab, und das Schluchzen des Mädchens hatte ſich beruhigt.

Erſt ziemlich ſpät wurde es wieder lauter, als die weibliche Stimme Reinhold aufforderte, das Zimmer zu verlaſſen — ſie wolle ſich zu Bette legen.“

Heinrich ſah hier ſeinen Freund etwas furchtſam von der Seite an.

„Sei ruhig,“ ſagte dieſer, „du kannſt mich anſehen, während ich weiter erzähle. Deine Schweſter kommt dir ſo rein zurück und vielleicht geläuterter, als ſie entflohen iſt.“

„So erzähle,“ ſagte Heinrich.

„Nein!“ erwiderte Willibald. „Wollte ich dir einzeln mittheilen, was ich jetzt hörte — es würde deinem brüderlichen Herzen jedenfalls einen ſchmerzlichen Eindruck machen. Nur ſo viel: ich erfuhr aus dem Kampfe, der jetzt begann, daß ihm ſchon ein ähnlicher, mit gleichem Erfolg vorhergegangen ſein mußte; ich erkannte auch, daß die Unglückliche, als ſie mit Reinhold entfloh, nicht wußte, was ſie that. Sie glaubte, ihm damit keine Rechte einzuräumen, ja ſie hatte keine Vorſtellung davon, welche Rechte er aus ihrem Schritte ableiten zu können meinte. Sie war aus einer ſchönen Täuſchung abgrundtief in Verzweiflung geſunken. Mein Freund, ich werde es nicht vergeſſen, welches Staunen aus ihren Worten ſprach, welche Angſt, ja welches Entſetzen! Es drängte mich, die Thür zu ſprengen und hinein zu ſtürzen, um die Reinheit gegen kalte Verderbtheit in Schutz zu nehmen. Aber es war mir, als müßte ich noch warten, als müßte mir noch ein Zeichen werden, daß ich zu dieſem Schritte, zu dieſer Einmiſchung berechtigt ſei. Das Zeichen ließ nicht lange auf ſich warten. ‚Liebchen, komm und laß, laß uns ſehn, wie froh die Götter ſind!‘ hörte ich Reinhold deklamiren. Die Deklamation in ſolchem Momente ſchien das Mädchen aufs Aeußerſte empört zu haben; ich hörte ſie aufſpringen und mit einer Stimme, die vor Wuth zitterte, ausrufen: ‚Fort, zur Thür hinaus, elender Komödiant!‘ — Eine Sekunde lang blieb es darauf ſtille, dann rief Reinhold dagegen, und zwar drohend: ‚Hedwig! Hedwig!‘ In dem Augenblicke hatte ich die Thür eingerannt und ſtand in der Mitte des Zimmers. Reinhold ſah mich betroffen und regungslos an; aber Hedwig, als ob ſie begriffe, daß dieſer Einbruch nur Hülfe bedeute, ſtand auch ſchon im ſelben Momente neben mir und athmete auf wie eine Gerettete. Ich ergriff ihre Hand, indem ich mich vor ſie hinſtellte, und ſie ließ es geſchehen. Nachdem wir, ich und Reinhold, uns einige Zeit mit Blicken gemeſſen, rief er herausfordernd: ‚Wer ſind Sie, mein Herr? Was wollen Sie? Wer gab Ihnen das Recht?‘ — Ohne auf dieſe Fragen zu antworten, rief ich ihm zurück: ‚Verlaſſen Sie dieß Zimmer, wie es das Fräulein befohlen!‘ — ‚Dieß Zimmer iſt mein!‘ antwortete er. — Ich überlegte einen Augenblick, ob ich ihn mit Gewalt aus dem Zimmer bringen ſolle; aber ich fürchtete den Lärm, ich fürchtete, daß ich das Haus wecke, und daß es dann zu Erklärungen kommen müßte, die öffentlich würden und deiner Schweſter ſchaden könnten. So nahm ich Hedwig an der Hand und ſagte: ‚Folgen Sie mir, mein Fräulein!‘ — Sie war bereit, aber ein lautes Gelächter Reinholds machte ſie wieder zaudern; die Erfahrung, die ſie eben gemacht, hatte ſie mit Mißtrauen erfüllt; wie ſollte ſie ſich einem Unbekannten anvertrauen? Ich wollte mich ihr nennen; aber da fiel mir etwas Anderes ein, ein anderes Mittel, ihr Vertrauen einzuflößen und hoffentlich Gefühle in ihr zu erwecken, die es mir, ſie dir zurückzuführen, erleichtern ſollten. Ich faßte ſie wieder an der Hand und zog ſie mit einem Zuge die drei Schritte weit in meine Stube vor den Tiſch, auf dem, von der Lampe beleuchtet, meine Zeichnung ausgebreitet lag. Ich deutete mit der Hand darauf; ſie folgte, ihr Blick fiel auf den Grabſtein und den Namen der Mutter — und wie man auf einem Grabe liegt, lag ſie weinend und mit ausgebreiteten Armen auf der Zeichnung. Reinhold ſtand auf der Schwelle meiner Thür und ſah erſtaunt zu. ‚Dieß,‘ ſagte ich, auf die Zeichnung deutend, ‚iſt, wie Sie ſehen, meine Beglaubigung!‘ — ‚Wer ſind Sie?‘ fragte Reinhold wieder, aber weniger herausfordernd. — ‚Ich bin der Freund Heinrich

Vollmars, der Bildhauer Willibald, und ich werde Fräulein Hedwig ihrer Familie zurückführen.‘ Um meine Worte zu beſtätigen, ſtellte ſich Hedwig zu mir und ergriff meine Hand; Reinholds ganzes Geſicht veränderte ſich bei Nennung meines Namens, und als er ſah, wie entſchieden ſich Hedwig an meine Seite ſtellte. ‚Sind Sie Willibald, den ich längſt zu kennen wünſchte?‘ — ſagte er, ſchnell gefaßt und mit einem erſtaunten, ſüßen Lächeln, als ob ihn die neue Bekanntſchaft freue — ‚wie eigenthümlich! Schilderte man eine ſolche Begegnung in einem Romane, ſie würde höchſt unwahrſcheinlich klingen; aber der Roman iſt oft wahrer als das Leben und das Leben unwahrſcheinlicher als der Roman. Sie erſchienen hier, wie ein rettender Engel, um zwei Leben, welche die Leidenſchaft aus dem Geleiſe gebracht — wieder —‘

‚Sie werden jetzt,‘ unterbrach ich ihn, ‚Sie werden jetzt nicht zaudern, Fräulein Hedwig meinem Schutze zu überlaſſen und ſich in ein anderes Zimmer zu begeben.‘ —

‚O gewiß nicht! Wie ſollte ich Ihnen gegenüber, dem liebſten Freunde des trefflichen Heinrich Vollmar?‘ erwiderte er immer lächelnd. — ‚Und wenn Sie welche Erklärung immer verlangen, ſo ſtehe ich morgen früh zu Dienſten.‘ ſagte ich feſt.

‚Welche Erklärungen?‘ ſagte er abwehrend; ‚indeſſen, was es immer ſei, Sie haben Recht; es iſt immer beſſer in der ruhigen Morgenſtunde, als bei aufregender Mitternacht‘ — ſo ſprechend, verneigte er ſich und ging aus der Stube. Hedwig ſtand mit niedergeſchlagenen Augen und gebrochen neben mir; ſie wagte es nicht, mich anzuſehen, und ich fühlte, daß ſie jeden eigenen Willen, mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt geworden, aufgegeben und jede Entſcheidung ihres Schickſals in meine Hand gelegt. Ihr ganzes Weſen, ihre Haltung, ihr Schweigen, ihre ſchlaff herabfallenden Arme, Alles an ihr ſagte mir: hier beginnt nach einer großen Erfahrung, nach gebrochenem Trotze und Eigenwillen ein neues Leben, aber ein abhängiges, das vor jedem eigenen Willen zittert und für und für nur geleitet, nur beherrſcht ſein will. Sie ſah aus wie die Statue des Gehorſams und der Unterthänigkeit, und ihr Anblick erfüllte mich mit unendlichem Mitleid. Ohne ein Wort zu ſprechen — ich fürchtete, mit dem freundlichſten Worte ſie zu verletzen — führte ich ſie in ihre Stube zurück und verriegelte die Thür zwiſchen mir und ihr. Ich ſchlief die ganze Nacht kein Auge; nicht daß ich es für nothwendig gehalten hätte, als Hüter gegen Reinhold zu wachen, aber ich ſah jene Statue des Gehorſams, der Entſagung fortwährend vor Augen, und immer mußte ich mir die Gefühle vergegenwärtigen, die ſie beſeelten. Wie ſollte Hedwig wieder vor eure Augen treten? Welches Leben lag vor ihr, beſonders wenn ſie unter den alten Verhältniſſen verbleiben ſollte? Für alle Welt iſt ſie ein Mädchen, das mit einem verlorenen Manne entflohen iſt; Niemand kennt die Reinheit ihres Weſens wie ich, und Niemand wird daran glauben. Ich überlegte, ob ich ſie zu euch zurückführen oder ſie bewegen ſollte, mir in die Reſidenz unter fremde Menſchen zu folgen. Das Schickſal hatte mich auserſehen, ſie allein zu kennen und gerecht zu beurtheilen; hat es mir damit nicht die Pflicht auferlegt, für ſie einzutreten? Künftig ihr Schutz und ihr Vertreter zu ſein? Und wieder entſtand die Gegenfrage in mir: Das größte Unglück eines Weibes, auf außerordentliche Bahnen geführt zu werden, ſollſt du es dauernd machen, indem du ſie auf ſolchen Wegen weiterführſt? Iſt der Rückweg in die häuslichen Bezirke nicht immer die beſte Arznei? Wer berechnet, wohin andere Wege führen? — Solche Fragen und Sorgen regten mich die ganze Nacht auf, und, immer mit dem Schickſale Hedwigs beſchäftigt, war es mir gegen Morgen, als ob das meinige damit ſeit lange und für alle Zukunft verflochten wäre. So trat ich ihr auch des Morgens mit einer großen Unbefangenheit entgegen, als ob wir ſeit Jahren Freunde wären; aber doch hatte ich nicht den Muth, ihr irgend einen Zweifel, irgend eine meiner Fragen vorzulegen. Reinhold war verſchwunden, wie ich im Gaſthauſe erfuhr, kurz nach Mitternacht abgereiſt, und als ob es ſich von ſelbſt verſtände, was ſich vielleicht auch in der That von ſelbſt verſtand, fuhren wir nach dieſer Richtung und fanden dich nach ungefähr vierſtündiger Fahrt."

Nach dieſer Erzählung gingen die beiden Freunde lange ſchweigend neben einander einher. Willibald ſchien an denſelben Gedanken weiter zu ſpinnen, die ihn dieſe Nacht nicht ſchlafen ließen, und Heinrichs Sinnen war dieſen Gedanken vielleicht nicht fremd. Schöne Möglichkeiten des Glückes für die Schweſter und den Freund ſah er zerſtört; er fühlte ſich gedrückt von der Erfahrung, wie wenig der Menſch ſeines eigenen Schickſals und des Schickſals ſeiner Lieben Herr ſei, ſelbſt wenn er ſich im Beſitze des Stoffes zum Aufbauen ſeines oder ihres Glückes befindet. Die Art des Wiederſehens hatte ihm den Freund wo möglich noch theurer gemacht, und doch, wie traurig waren die Umſtände, die dieſes Wiederſehen begleiteten. Unwillkürlich ſahen Beide zugleich zu Hedwig auf, die, ohne umzuſehen, auf ihrem Wagenſitze ſaß, langſam vor ihnen herfuhr, wie die Verkörperung einer Aufgabe, einer Pflicht, die ihnen Beiden lieb war und ſie doch traurig machte.

Nach einigen Stunden kehrten ſie wieder in dem Gaſthauſe ein, das Heinrich heute Morgens verlaſſen hatte. Willibalds Koffer wurde hier auf Herrn Otts Wagen übertragen, in welchem die Reiſe nun gemeinſchaftlich fortgeſetzt werden ſollte.

Willibald führte Hedwig voraus in die Gaſtſtube, und als Heinrich eintrat, fand er ihn um ſeine Schweſter aufs Sorgſamſte beſchäftigt, wie um ein krankes Kind, indem er ihr zuredete und ſie zwang, einige Speiſe zu ſich zu nehmen. Er wollte ſich eben zu ihnen geſellen, als Dr. Sine herbeiſtürzte, ihm in den Weg trat und ihn wie einen alten Bekannten an der Hand faßte. Er befand ſich noch in der nachläßigſten Morgentracht; ein großer, grauer, von Tinten- und anderen Flecken bedeckter Rock ſchlotterte um ſeinen geſtreckten Leib und war bis an den nackten Hals zugeknöpft, die langen, grau gemiſchten Haare, der dicke Schnurrbart, ſelbſt die Augenbrauen befanden ſich noch in der Unordnung, in die ſie das Nachtlager verſetzt hatte; die Lehmfarbe des

Geſichts und die dicken, tiefen Falten auf Wangen und Stirne traten jetzt bemerklicher hervor als beim Lampenlicht des letzten Abends. Es war eine wüſte, verrottete Erſcheinung, trotz eines lebhaften Reſtes jugendlichen Feuers, das noch in Augen und Bewegung kenntlich war. Sie mußte nothwendig die Aufmerkkeit des Zerſtreuteſten oder Vertiefteſten in ihrer Nähe auf ſich ziehen.

„Zu meiner größten Freude,“ rief Dr. Eine, „zu meiner größten Freude erfahre ich von Roſinen, daß Sie eben wieder hier eingekehrt ſind. Ich habe ihr aufgetragen, Sie ja nicht hier vorüberkommen zu laſſen, ohne mich davon zu benachrichtigen. Abgeſehen von der Freude, Sie wieder zu ſehen, wünſchte ich eine Fortſetzung des Geſpräches, das Sie ſo plötzlich abgebrochen haben. Sie ſagten mir, daß mein alter Freund Reinhold Ott nichts geerbt hat, und er intereſſirte mich nicht weiter. Hier aber erfuhr ich, daß er an der Seite einer jungen Dame vorübergekommen: da kann nur eine Entführung dahinterſtecken. Nun traue ich zwar meinem theuren Freunde nicht die zu einer Entführung nothwendige Energie zu; ich bin überzeugt, daß er entführt worden — aber es iſt gleichgültig. Er läßt ſich nur von einer Reichen entführen — es iſt gewiß — aber ich wollte es nur von Ihnen beſtätigt haben, da Sie aus ſeiner Gegend kommen. Ich würde meine Pläne mit ihm wieder aufnehmen, wenn er wirklich —“

Heinrich, der mehrere Male vergebens den Redefluß des Doktors zu unterbrechen verſucht hatte, ſah zu Hedwig hinüber. Sie ließ den Löffel fallen, ſank zurück und zog die Kapuze vor die Augen. Der Doktor merkte die Zerſtreuung Heinrichs, unterbrach ſich von ſelbſt bei jenem Worte und ſagte dann leiſer: „Es ſind Fremde da, entſchuldigen Sie; gehen wir bei Seite!“ Heinrich nahm dieſe Einladung gerne an und führte den Doktor hinaus.

„Meine Demüthigungen beginnen,“ ſagte Hedwig vor ſich hin.

„Ein ſolcher Menſch!“ tröſtete Willibald.

„Das iſt es eben,“ ſagte Hedwig, „in eine ſolche Welt habe ich mich flüchten wollen; ſolche Menſchen waren meine Ideale — in zwei Tagen habe ich erdrückend viel gelernt.“

Ruhiger fügte ſie dann hinzu: „Mir ſind die Augen aufgegangen. Gut und Böſe habe ich unterſcheiden gelernt, aber um einen hohen Preis. Eine Rückkehr ins Eden iſt nicht erlaubt.“

„Sie waren noch nicht außerhalb!“ lächelte Willibald.

„Tröſten Sie mich nicht, Willibald,“ fuhr Hedwig, ſanft abwehrend, fort, „ich habe die feſte Hoffnung, zu jener Ruhe zu gelangen, die der Erkenntniß folgt, wenn ſie mit einer Verſchuldung erkauft iſt. Ich weiß es, daß ein ſo begonnenes Leben nicht mit Glück fortgeſetzt werden kann, aber mit Ruhe hinter einem Wall von Einſamkeit.“

Willibald ſchwieg. Dieſe ruhevolle Entſagung hatte für ihn etwas bei Weitem Rührenderes, als es ein laut klagendes Unglück gehabt hätte. Er faßte ihre Hand, und ſie ließ es geſchehen; da er ſie aber küſſen wollte, zog ſie ſie raſch und erſchrocken zurück: „Das,“ ſagte ſie, ſchmerzlich lächelnd und vorwurfsvoll, „das wäre eine Demüthigung mehr! — Willibald,“ ſagte ſie dann eindringlich und ermahnend, „ich werde Jedem unendlich dankbar ſein für Güte, Freundlichkeit, Nachſicht — aber wer mich als ſeines Gleichen behandelt, wird mich kränken, wird mich demüthigen.“

Heinrich kam zurück. Den Doktor hatte er wohl auf geſchickte Weiſe entfernt, denn er kam nicht wieder zum Vorſchein, und die Drei nahmen ein ſtilles Mahl ein.

Achtes Kapitel.

Schon fuhren die drei Reiſenden auf jenem Theile der Landſtraße hin, der in die Wälder Herrn Volkmars mündete; die Pferde witterten Heimatluft und griffen mit friſcher Kraft aus, und es hatte den Anſchein, als ob man ohne weiteren Zwiſchenfall ans Ziel der Reiſe gelangen werde. Aber es war dieſer an

Begegnungen ſo reichen Reiſe noch eine letzte Begegnung aufgeſpart; denn als der Wagen eben dem Walde zubog, kam ihnen aus deſſen Schooße ein Reiter entgegen, der, ſeines ſonderbaren Ausſehens wegen, ſchon von ferne ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog und den ſelbſt die Pferde mit einem ausdrucksvollen Wiehern begrüßten. Er war offenbar in großer Eile; denn er trieb ſein Pferd mit Händen und Füßen an, obwohl er bei der ſchnellen Bewegung bald auf den Sattelknopf vorfiel, bald in Gefahr war, nach der Seite niederzugleiten. Die Bügel hatte er verloren und ſuchte ſie nicht wieder zu gewinnen. Wenn er, um ſich vor dem Falle zu bewahren, die Mähnen ergriff, vergaß er doch nicht, ſie zornig zu zauſen und das Pferd zu immer raſcherem Trabe zu bewegen. Einen breiten altmodiſchen Hut hatte er tief in die Stirne gedrückt; die breiten Schöße ſeines flohbraunen Sparrockes flogen in der Luft, während die Strümpfe, von den Knien losgelöſt, über die Schnallenſchuhe fielen. Den Klepper erkannte Heinrich bald als das ſchlechte Pferd Otts, das er dieſem im Stalle gelaſſen; den Reiter als den Schulmeiſter Tobias, der wohl nie früher ein Pferd beſtiegen hatte. Daß er ſich nicht irrte, bewies das kleine Zöpfchen, das ſichtbar wurde, als ſich der Reiter einmal im Profil zeigte, und das auf dem Nacken im unregelmäßigen Takte auf und nieder hüpfte. „Beim Himmel," rief Heinrich, indem er die Pferde anhielt, um beſſer ſehen zu können, „er iſt es! — ich traue meinen Augen nicht, aber es iſt der Schulmeiſter."

„Er ſieht aus wie ein parodirter Erlkönig," ſagte Willibald, „Haſt und Todesangſt im Geſichte."

„Was mag vorgefallen ſein, daß er ſein Dorf verläßt — und in dieſem Zuſtande?" rief Heinrich wieder.

„Ich ahne es," murmelte Hedwig.

Mittlerweile war der Reiter herbeigekommen und wollte, ohne die Reiſenden zu beachten, vorüberſtürmen.

„Halt!" rief ihm Heinrich zu. „Herr Tobias! Wohin? Warten Sie einen Augenblick! Erkennen Sie Ihre Freunde."

Er hielt wirklich. In der Nähe geſehen, war er beinahe ſchwerer zu erkennen als aus der Ferne; denn ſeine Kleider und ſeine Geſtalt, die ihn von ferne kenntlich machten, waren dieſelben wie ſonſt, ſeine Züge aber hatten ſich auf erſchreckende Weiſe verändert. Neben dem tiefſten Schmerze entſtellte ſie ein wilder Zorn, der auf dieſem Geſichte ſo ungewohnt war und nur wie gefroren auf demſelben liegen geblieben ſchien. Die ſonſt kindlich gerötheten Wangen des alten Mannes waren bleich und ließen ihn älter erſcheinen, als er ſonſt erſchien und als er war; ſeine Augen funkelten ſtechend, nur der Mund war wie von einem heftigen Schmerze herabgezogen. Er holte ſchwer Athem und war kaum im Stande, Heinrich zu begrüßen.

„Wohin, Herr Tobias!“ fragte jetzt Heinrich in theilnehmenderem Tone; „was iſt geſchehen!“

„Was iſt geſchehen!“ fragte Tobias wieder athemlos und beinahe ächzend, „was iſt geſchehen? Mein Gott, fort iſt ſie — fort — Wohin? — der Himmel weiß, wohin! Aber er muß es wiſſen — er muß mir ſie wiedergeben — ich bin ſein Schulmeiſter, und er iſt ein Wolf, und er ſoll ſich wundern, wie auch dieſer Schulmeiſter einen Wolf verfolgen kann!“ Dieſe im Zorne und mit geballter Fauſt ausgeſtoßenen Worte wurden von Thränen unterbrochen, und der Schulmeiſter trieb ſeinen Klepper wieder an und flog wieder dahin — aber man hörte ſeine Stimme, die laut in die Luft hinein weinte.

„Iſt der Mann nicht verrückt!“ fragte Willibald. „Was ſprach er da von Wölfen und Schulmeiſter!“

Heinrich erklärte ihm dieſe Anſpielung auf die von Reinhold vorgeleſene Geſchichte und meinte, es ſei ſehr möglich, daß dieſer in ſeinen tiefſten Gefühlen verletzte Schulmeiſter ein ebenſo grimmiger Verfolger werde, wie jener Wolfstödter in Languedoc. Er erinnerte ſich der Worte, die Herr Ott bei ſeiner Abreiſe in Beziehung auf das Schulmeiſterhaus geſagt hatte, und zweifelte nicht, daß Fanny verſchwunden ſei. Aber was kann ſie zur Flucht oder noch Aergerem gebracht haben? Die Liebe zu Reinhold, den ſie ſo ſehr verurtheilte? Oder vielleicht Furcht vor Schande? Schande für ſie ſelbſt und für den Onkel? — Mehr noch als Heinrich hatte dieſe Begegnung ſeine Schweſter niedergedrückt, und die drei Reiſenden, die im Laufe der zwei Reiſetage zu einer gewiſſen Ruhe, ſelbſt zu innerer Beruhigung gelangt waren, daß es ausſah, als ob bei ihrer Ankunft in Steinthal wenigſtens ein großer Theil der inneren Wirrniſſe gelöſt ſein ſollte, fuhren traurig aus dem Walde in das Thal nieder, und Hedwig ſah eher nach dem Schulmeiſterhauſe als nach dem Schloſſe und ſchüttelte ſich vor Froſt.

Schloß, Dorf und Thal waren übrigens in eine Atmoſphäre gehüllt, die der Stimmung der Ankommenden vollkommen entſprach. Ein ſtarker Herbſtregen fiel mit kalten Strömen nieder und durchdrang ihre Kleider. Doch war Heinrich das Wetter willkommen. Unter ſeinem Schutze hoffte er unbemerkt mit Hedwig durch das Dorf ins Schloß gelangen zu können. Die Pferde ſpannte er vor dem Stalle im Ott'ſchen Gehöfte in aller Stille aus, gab der Schweſter den Arm und eilte, von Willibald gefolgt, dem Schloſſe zu. Ungern bemerkte er, als er aus dem Dorfe heraustrat, daß ein Köhler vor dem Thore des Schloſſes wie eine Schildwache aufgepflanzt war und ihrem Wege entgegenſah, und daß dieſer Köhler, ſobald er ſie bemerkte, im Inneren des Schloſſes verſchwand.

Heinrich vermuthete, daß er vom Vater aufgeſtellt war und daß er ihre Ankunft meldete. So war es auch; denn noch hatten ſie das Thor nicht erreicht, als ihnen Herr Volkmar, trotz des ſtrömenden Regens, mit bloßem Kopfe bis auf dreißig Schritte vor dem Schloſſe entgegeneilte. Er faßte Heinrich heftig bei der Hand und ſagte raſch und doch leiſe, als ob er im Schloſſe gehört zu werden fürchtete: „Dieſe Entlaufene, die meines Hauſes Ehre geſchändet hat, darf mir nicht mehr ins Haus. Die Welt ſoll erfahren, daß ich mich von ihr losſage, daß ſie nichts mehr mit mir gemein hat. Und du, der du ſie zu ſolchem Lebenslauf erzogen und in ſo gute Geſellſchaft gebracht haſt, thuſt wohl am Beſten, du gehſt mit ihr. Ich rathe dir, von jedem Verſuche, mit

Gewalt in mein Haus einzudringen, abzuſtehen, denn es iſt dafür geſorgt, daß jeder Verſuch vereitelt wird — und es ſind Fremde da, denen ich euren Anblick, und vor denen ich mir den Skandal erſparen möchte.“

Nach dieſen raſch und leiſe ausgeſprochenen Worten ließ Herr Volkmar den Arm ſeines Sohnes los und eilte, ohne eine Antwort abzuwarten, und ohne Willibald eines Grußes oder eines Blickes gewürdigt zu haben, ins Schloß zurück. Der Regen floß in Strömen. Der Abend ſank bereits herab, die alten Wetterfahnen auf dem Schloſſe gaben unter dem Regenſchlage kräftige Laute von ſich, die meiſt geſchloſſenen und zahlreichen Fenſter ſtarrten wie blinde Augen herab, und die Drei ſtanden da, wie man ſich arme Ausgeſtoßene vorzuſtellen pflegt. Heinrich blickte nach allen Seiten aus, ob er nicht irgendwo die Hexe erblickte; ſie war nirgends zu ſehen. Er führte die Hand an die Stirne, dachte einen Augenblick nach und rief dann, den Kopf erhebend: „Vorwärts! Wir werden nicht obdachlos bleiben!“

Hedwig zauderte. Heinrich errieth die Urſache und ſagte: „Fürchte nichts, wir gehen nicht ins Dorf!“ In der That lenkte er die Schritte abſeits vom Dorfe, dem Bache entgegen, in die Felder, und nach halbſtündiger Wanderung ſtanden ſie vor Schloß Halden.

Die Kaſtellanin, Heinrichs alte Freundin, war erſtaunt, ihn in ſolchem Aufzuge und bei ſolchem Wetter wiederzuſehen. Sie führte ihn und ſeine Geſellſchaft ſofort in eine warme Stube und traf, ohne viel zu fragen, alle Vorbereitungen, um es den Durchnäßten bequem und behaglich zu machen.

„Darf ich Sie, Frau Kaſtellanin,“ fragte Heinrich, „um ein Nachtlager bitten?“

„Gewiß, gewiß,“ verſicherte die gute Frau.

„Aber nicht allein für mich, auch für meine Schweſter und meinen Freund!“

„So viel Sie wollen, wir haben Platz genug; übrigens ſind Sie hier Herr im Hauſe, und Sie haben nicht zu bitten, ſondern zu befehlen.“

„Sie ſind wirklich zu gütig."

„Nein, es iſt von Güte nicht die Rede, auch nicht von Höflichkeit," erklärte die Frau; „es iſt, wie ich ſage. Sehen Sie hier dieſen Brief des Herrn Generals v. Wehrſtätt. Wir drängten ihn, doch bald einen neuen Kaſtellan oder Intendanten zu ſchicken, da wir ſo bald als möglich unſerm alten Herrn folgen wollten; darauf ſchrieb er uns, daß er noch Niemanden gefunden, den er hier anſtellen könnte, und wies uns an Sie, Herr Volkmar; Sie möchten die Güte haben und ſich umſehen, die Stelle nach Ihrem Gutdünken vergeben, wenn Sie Jemanden kennen, dem Sie die Intereſſen des Generals anvertrauen möchten. Ueberhaupt ſollen wir uns mit Allem und Jedem an Sie wenden und Ihren Anweiſungen folgen. Sie ſehen alſo, daß Sie hier zu gebieten haben."

„Der gute General!" rief Heinrich, freudig überraſcht, „er erſcheint mir wie eine Vorſehung!" Dann zu Hedwig gewendet und ihre Hand ergreifend, fügte er hinzu: „Wir haben eine gute Zufluchtsſtätte, meine Schweſter, wo wir, ruhig und der Hexe nahe und einem trefflichen Manne nützlich, unſere Tage hinleben können. Ich werde Kaſtellan dieſes Schloſſes!"

„O, das würde ſich doch für einen ſolchen Herrn nicht ſchicken," ſagte die Frau, die ſeine Worte für Scherz nahm. Aber wie ernſt es ihm war, zeigte er, indem er ſofort Papier und Feder verlangte, um an den General zu ſchreiben. Er ſetzte ihm in kurzen Worten ſeine Lage auseinander und bat ihn, ihm die Stelle zu überlaſſen, indem er verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, um ſich ſofort in alle Geſchäfte einzuweihen und die Intereſſen des Generals wahrzunehmen. Er ſiegelte den Brief und bat die Kaſtellanin, denſelben noch in dieſer Nacht in die nächſte Stadt auf die Poſt zu ſchicken. Hedwig hatte ſich indeſſen in eine andere Stube zurückgezogen, um ihre Kleider gegen andere, die ihr einſtweilen die Kaſtellanin lieh, zu wechſeln.

„Iſt es wirklich dein Ernſt, dieſe Stelle anzunehmen?" fragte Willibald, als er mit Heinrich allein war.

„Gewiß! Wie ſollte es nicht? Kann ich eine beſſere Wendung unſeres Schickſals wünſchen? Gleich bei den erſten Worten der Kaſtellanin flog mir der Plan durch den Kopf, und ich überblickte alle Vortheile, die ſich mir darboten. Hedwig wird hier Beſchäftigung und Pflichten finden, deren ſie vor Allem bedarf, und dann eine ſchöne Einſamkeit, in der ſie vor Verletzungen ſicher ſein wird."

„Und du, mit all deinem Wiſſen, deinen Ausſichten, die du in der Reſidenz —"

„Du weißt," unterbrach hier Heinrich ſeinen Freund, „was ich davon halte und warum ich das Alles aufgegeben. Ich ſtehe heute noch auf demſelben Punkte wie damals. Alfred iſt zwar auf der Schule, und Agnes bedarf meiner nicht; dafür aber bedarf jetzt Hedwig deſto mehr einer liebenden Geſellſchaft, einer Pflege, die ihr ſonſt Niemand geben kann. Es iſt nothwendig, daß ſie mit mir, daß ich mit ihr bleibe. Wovon aber leben? Wie ſie ernähren? Wollte ich in die Reſidenz zurückkehren, ich würde mich überzeugen, daß ich dort von allen Freunden und Gönnern längſt vergeſſen bin, daß mein Platz beſetzt iſt und daß ich von Neuem zu ringen anfangen müßte. Wie über dieſe erſte Zeit hinauskommen? Auch würde es mir jetzt ſchwerer als ehemals; ich hätte meine Schweſter bei mir, die ich in die Geſellſchaft nicht einführen könnte, deren Geſchichte mir in jeder Beziehung hinderlich wäre. Ich müßte in ganz anderen Schichten der Geſellſchaft und auf anderen Wegen zu leben anfangen, und ſelbſt Diejenigen, die ſich meiner noch erinnern, würden mir zu nichts verhelfen können. Hier aber iſt von Anfang an für uns Beide geſorgt, und Hedwig hat, wie geſagt, was ihr jetzt vor Allem noth thut. Dem General wird gut dienen ſein, ich werde ihm zu nützen ſuchen — die Hexe iſt in der Nähe, den Bruder kann ich im Auge behalten — da haſt du alle Bedingungen, um ein unter den gegebenen Umſtänden noch reiches, wenn auch ſtilles Junggeſellenleben zu führen."

Willibald ſchüttelte den Kopf; er konnte ſich, wie vor beinahe einem Jahre, nicht in den Gedanken ergeben, Heinrich in ſo kleinen, ſeiner unwürdigen Verhältniſſen hinleben zu ſehen.

So ſagte er: „Denkſt du niemals an dich ſelbſt — taucht nie bei der Gelegenheit wenigſtens der Gedanke in dir auf, auch etwas für dich, z. B. eine liebe Kaſtellanin, zu haben? Denkſt du denn an die gute Marie gar nicht mehr? Das gäbe ein ſo gutes Weib für ſo ſtille Verhältniſſe."

„Das iſt ſehr wahr, mein Freund," beſtätigte Heinrich, „ich will dir meine Feigheit geſtehen; ich hatte nicht den Muth, nach ihr zu fragen, und ich bin dir dankbar, ſie zuerſt genannt zu haben. Was weißt du von ihr?"

„Seit Monaten nichts mehr," erwiderte Willibald, „da ich fern von der Reſidenz arbeitete; aber Das weiß ich, daß ſie nach deiner Abreiſe mehr als betrübt war. Das iſt ein treues Herz."

„Wenn es je eines gab!" rief Heinrich mit Andacht und fügte nach einiger Zeit hinzu: „Ich will dir geſtehen, daß ich oft und beſonders in der letzten Zeit, da ich mich nach Theilnahme ſehnte — aber wozu," rief er, wieder ſich unterbrechend, „wozu alte Gefühle wieder aufwecken, die — vielleicht noch nicht entſchlafen ſind."

„Marie," ſagte Willibald, „würde dir auch in dieſe Kaſtellanswohnung gerne folgen."

„Aber ich werde ſie nicht hieher einladen," fiel ihm Heinrich ins Wort, und lachend, während er ihm die Hand auf die Schulter legte und ihm ins Auge blickte, ſagte er: „Du biſt der alte Willibald! Gerade ſo, wie du mich in jener Nacht, da ich Ausſicht hatte, Sekretär des Miniſters zu werden, ſogleich mit dem glänzenden Fräulein v. Wieſen verheirathen wollteſt, gerade ſo ſprichſt du mir gleich heute von Heirath, da ſich mir ein Stück Brod und die Stelle eines Pförtners anbietet. Iſt die arme Marie nicht mehr werth? Du biſt ein Ariſtokrat! Dem Miniſter-Sekretär wollteſt du das adelige Fräulein verheirathen, der Pförtner iſt für die arme Marie gut genug."

„Du wirſt nicht ewig Pförtner bleiben, und für Marie iſt der beſte Mann nicht zu gut. Die Stellung thut bei ihr nichts zur Sache."

„Sie wäre die beſte Geſellſchaft für Hedwig," ſagte Heinrich wieder ernſthafter; „ihre unverdrießliche Güte, ihr Wohlwollen, das niemals richtet und immer entſchuldigt. „Sie iſt,“ rief er laut, „ſie iſt eine Antigone. Nur mitzulieben, nicht mitzuhaſſen iſt ſie da!“

„Alſo!“ fiel Willibald eifrig ein, „ſo ſchreibe doch, ſo erkundige dich, wo ſie jetzt iſt, wie es mit ihr iſt?“ Er wurde durch die Kaſtellanin unterbrochen, die ein Nachteſſen auftrug und der bald Hedwig folgte. Der Kaſtellan war in Geſchäften abweſend, und ſo ſetzte ſich die kleine Geſellſchaft zu dem beſcheidenen Mahle nieder.

Das menſchliche Gemüth iſt ſo geartet, daß ſeine Stimmung ſich mit der äußeren Umgebung ändert, ſelbſt wenn die inneren Zuſtände dieſelben bleiben. Aeußerliche Lebensabſchnitte, Veränderung der Lebensweiſe bilden, ſobald nur der erſte Sturm überwunden iſt und die Welt außer uns wieder ihre Eindrücke ausübt, die Abtheilungen und Kapitel unſerer inneren Geſchichte. Wie ſie in Ruhe und gemüthlich zuſammen ſaßen, ſchienen den drei Freunden die Aufregungen der letzten Tage, ſelbſt der letzten Stunden weit hinter ihnen zu liegen; ſie kamen ſich mehr oder weniger in einem angenehmen Abenteuer begriffen vor; ſie ſahen für jetzt nur, daß ſie ſich aus Sturm und Wetter in eine behagliche Stube, zu einer erquickenden, unverhofften Mahlzeit bei einer guten, gerne auftragenden Gaſtfreundin gerettet hatten, und zum erſten Male ſeit ihrem Zuſammenſein kamen auch gleichgültige Gegenſtände zur Sprache, denn ein ſolches Geſpräch gehört zum Ausruhen des Gemüths.

Plötzlich ſprang die Thür auf, und eine bekannte Stimme rief: „Iſt noch ein Plätzchen da für eine befreundete Seele?“ Es war die Hexe, die auf der Schwelle, ſo rufend, ihre durchnäßten Schuhe ſtampfend von der Feuchtigkeit zu befreien ſuchte und hinter ſich einen triefenden Mantel abwarf. Der Aufruhr war groß, Heinrich und Hedwig trugen ſie unter Umarmungen an den Tiſch. „Verzeiht, Kinder,“ ſagte ſie nach dem erſten Sturm, „daß ich nicht früher gekommen bin, um euch zu ſehen, aber ich mußte erſt den Herrn Sekretär Scholle zu Bette bringen.“

„Iſt Herr Scholle hier?“ fragte Heinrich überraſcht.

„Freilich! Und ihr habt ein herrliches Schauſpiel verloren. Dieſe Vatermörder, dieſer Backenbart und dieſer herrliche Kanzleiſtyl in Geſtalt, Bewegung und Reden, und vor Allem dieſes Geſicht, als er erfuhr, daß das Neſt leer war. Ich war ſehr traurig dieſer Tage, aber Herr Sekretär Scholle hat mich bis in meine alten Tage hinein aufgeheitert. Sei ruhig, Hedwig, es wird dich kein Menſch mehr anklagen, daß du vor Dem davongelaufen. Ich hörte es, wie dir die Leute im Hauſe bei ſeinem erſten Anblicke Recht gegeben, und um dieſe Anſicht des Hauſes zur öffentlichen Meinung zu machen, habe ich ihn durchs ganze Dorf geführt und Jedermann gezeigt, und du kannſt ſicher ſein, daß heute ſchon die ganze Gegend für dich Partei nimmt. Aber ſtille! Ich könnte das Familienherz meines Vetters kränken."

„Aber wo iſt er denn?" fragte Agnes ſich umſehend, und mit ihr ſahen ſich die Anderen um und erblickten Edmund, der mit einem Paket unter dem Arme an der Thür ſtand.

„Edmund hier?" rief Heinrich, aufs Angenehmſte überraſcht; „ſo iſt dieſer Abend beſtimmt, alles Liebe zu vereinigen! Wie kommen Sie hieher, lieber Freund?"

„Er kam," nahm Agnes für ihn das Wort, „er kam in einer dreifachen Miſſion. Erſtens, um dem armen Scholle in ſeiner Verlegenheit beizuſtehen; zweitens, um dem Papa von Seite der Frau Böcking Liebe, Freundſchaft, Heirath und Eiſenhämmer aufzukündigen; drittens, um mich trotz Alledem über die Fortdauer ſeiner Liebe und Freundſchaft zu beruhigen. Ich aber mißbrauchte ihn als Begleiter durch die regneriſche und dunkle Nacht und als Träger eines kleinen Bündels Kleider für Hedwig."

Und wer von jetzt bis gegen Mitternacht die Geſellſchaft durchs Fenſter beobachtet hätte, würde geglaubt haben, die glücklichſte Geſellſchaft jugendlicher Freunde vor ſich zu ſehen, wenn auch Hedwig nur lächelte, wo die Anderen lachten, und Willibald ſie manchmal mit einem mitleidigen Auge betrachtete.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Eine Stimmung, die Jedem, der die Verhältniſſe nur äußerlich kannte, als eine faſt behagliche erſchienen wäre, hatte ſich über die zwei Geſchwiſter gebreitet. Dem Menſchen iſt doch das zunächſt Erlebte auch das zumeiſt Maßgebende. Das Gefühl, eine Heimatsſtätte gefunden zu haben, die Schweſter und den Freund zur Seite; die Ueberzeugung, daß über der ſchrecklichſten Stunde Derjenigen, die gleich ihm unter dem Herzen der Mutter gelegen, das Andenken dieſer Mutter gewaltet, war für Heinrich machtvoll genug, ihn nicht verſinken zu laſſen in den Fluthen der Drangſale, die ihn von allen Seiten umwogten.

Er war aus dem Hauſe ſeines Vaters gewieſen worden, faſt wie ein Dienſtbote, dem eine vernachläſſigte Pflichterfüllung zur Laſt gerechnet wird; aber Hedwig war wieder da; das Kind ſeiner Mutter war wieder gewonnen worden, und jede Bitterkeit legte ſich. Was hinter den Wolken lag, die noch immer drohend, ja ſchwärzer als jemals ſeinen Horizont umſäumten, beirrte ihn in dieſem Augenblicke nicht. Das Bild der Mutter war makellos aus der nächſten Gegenwart hervorgegangen!

Einige Tage waren ſo verſtrichen.

Heinrich begann, den ihm in ſo eigenthümlicher Weiſe zugefallenen Wirkungskreis ernſt zu nehmen; er ſaß ganze Stunden über den Geſchäftsbüchern und Rechnungen der Beſitzung, die er zu verwalten hatte, prüfte und verglich, und allmählig gewann er Klarheit. Mit zunehmender Einſicht in das Getriebe dieſes nicht unbedeutenden Heimweſens erhielt auch die neue Thätigkeit einen Reiz, wie er ihn niemals geahnt. Das erlöſende Gefühl ſtrenger Arbeit hatte ihn wohlthuend überkommen.

Das ſollte jedoch nur kurze Zeit währen.

Eines Morgens, als er gerade von einem Gange durch die Felder zum Schloſſe zurückkehrte, ſah er das ihm bekannte Gefährte des Herrn Ott vor dem Eingange ſtehen. Er beſchleunigte ſeine Schritte; da kam ihm der alte Freund, der auch ihn erkannt hatte, ſchon entgegen.

Er hielt einen offenen Brief in der Hand; Heinrich ahnte nichts Gutes.

Als Ott näher kam, konnte Heinrich gewahr werden, welche gewaltige Veränderung mit dem ſonſt ſo behaglich und breitſpurig auftretenden Manne in wenigen Tagen vor ſich gegangen. Der ſonſt ſo aufrechte Kopf ſchien in die Schultern eingeſunken; der Gang war ſchleppend, wie der eines Menſchen, der einer ſchweren Krankheit entgegengeht.

„Herr Ott! was bringen Sie mir, alter Freund?“ rief Heinrich.

„Etwas vom Felde, worauf mein Sohn geſäet hat!“ ſchrie der alte Mann in einem Tone, der gegen ſeine ſonſtige Redeweiſe ſonderbar abſtach. „Aber die Ernte iſt auch danach geweſen! Wo dieſer Burſche hintritt, da gedeiht nur Unkraut und Unheil. Zu etwas Anderem war er von ſeiner Kindheit an nicht beſtimmt. Da leſen Sie!“

Heinrich nahm den Brief zur Hand.

Aus einem etwa vier Meilen entfernten Orte meldete der Kaſtellan, welches furchtbare Ereigniß ſich daſelbſt Tags zuvor zugetragen. Bauern hatten an einer ſeichten Stelle des dort vorüberfließenden Fluſſes die Leiche eines jungen Mädchens gefunden; unfern von ihr in zuſammengekauerter Stellung ſaß ein ſtiller alter Mann, unverwandt die Augen auf die einige Schritte vor ihm liegende Leiche geheftet. Ein Pferd weidete in der Nähe. Als man zu dem alten Manne trat, bemerkte man, daß auch er todt ſei. Man brachte die zwei Leichen, nachdem die Gerichtskommiſſion an Ort und Stelle die vorgeſchriebenen Erhebungen gepflogen, in das Dorf, und morgen ſollten ſie zur Erde beſtattet werden. Aber der Pfarrer weigerte ſich, die armen Leichen auf dem Friedhofe begraben zu laſſen, weil hier, namentlich was das Mädchen betreffe, offenbar ein Selbſtmord konſtatirt ſei; es müſſe, habe er ſich geäußert, ein Exempel ſtatuirt werden... und ſo ſei es leider gewiß, daß der brave alte Tobias und ſeine Pflegetochter in ungeweihtem Boden...

Heinrich vermochte nicht weiter zu leſen.

Mit irren Blicken hatte er den ferneren Inhalt des Briefes mehr errathen, als wirklich geleſen!

Ja! das war die ſchöne Fanny und ihr alter Oheim mit dem Kindesherzen! Wie und auf welche Weiſe das traurige Geſchick der Beiden ſich gerade ſo erfüllt hatte, daß ſie, wie im Leben, ſo auch im Tode ſich einander nahe befanden, Das konnten und wollten die für immer geſchloſſenen Lippen nicht offenbaren. War zwiſchen Oheim und Nichte ein gemeinſchaftliches Einverſtändniß vorausgegangen? Hatte der alte Schulmeiſter nach einer letzten Unterredung mit dem ſchönen Kinde vielleicht zugegeben, daß deſſen verwirrter Lebensknoten ſo und nicht anders zu löſen ſei? — Dem widerſprach das milde Weſen und die ethiſche Lebensanſchauung des alten Mannes, der, wie man ihn kannte, lieber in Schande und Schmach die wenigen Jahre ſeines Daſeins zugebracht, als geſtattet hätte, daß Fanny ihn „ſo“ verließe —

Die Vermuthung lag nahe, daß der Schulmeiſter, nachdem er das verlorene Kind lange geſucht und nicht gefunden, nachdem er in banger Ahnung vielleicht tagelang an dem Ufer des Fluſſes herumgeirrt hatte, der ihm ein entſetzliches Geheimniß zuzuflüſtern ſchien, gerade angekommen war, als die Wellen die todte Schönheit an das Ufer getragen hatten — Hatte ihn der Schreck oder der langſamere Gram getödtet? —

„Armes Opfer!“ flüſterte Heinrich bebend.

„Und für den Vater eines ſolchen Sohnes, wie mein wackerer Säemann iſt, hat man natürlich kein Wort des Mitleids,“ ſagte der alte Ott mit Bitterkeit, „der muß ſich alſo ſelbſt vorjammern: Armer, armer Vater!“

Da legte ihm Heinrich die Hand auf die Schulter; es war, als ob der alte Mann unter dieſer ſchwachen Berührung in den Boden verſinken wollte. „Armer Vater!“ ſagte Heinrich leiſe.

„Nicht wahr, Herr Heinrich,“ rief er krampfhaft lachend, „die Saat meines braven Sohnes iſt herrlich aufgegangen? Wer hätte nicht ſeine Freude daran, wenn er ſieht, wozu der alte Ott hat Vaterfreuden erleben müſſen!?“

Dann richtete er ſich mit Einem Male wieder auf. Es ſchien eine Art von Erſtarkung über ihn gekommen zu ſein.

„Was ſtehen wir hier,“ ſagte er, indem er Heinrich beim Arme ergriff; „vom bloßen Reden werden die armen Leichen nicht in geweihten Boden geſchafft, um da auszuruhen von dem Leide, das ihnen ein Menſch zugefügt hat. Kommen Sie, Herr Heinrich, und ſchaffen Sie Rath, damit der Geiſtliche Raiſon annimmt. Wollen Sie aber nicht, ſo gehe ich allein, ganz allein. Man ſoll dem alten Ott nicht nachſagen, daß er das todte Mädchen, nachdem es durch ſeinen Sohn verdorben und geſtorben iſt, neben der Kirchhofsmauer hat einſcharren laſſen — wie eine Selbſtmörderin!“

„Wir wollen, was uns Beiden obliegt, auch gemeinſchaftlich erfüllen,“ rief der tief erſchütterte Heinrich, indem er ſeine Bereitwilligkeit, Herrn Ott zu begleiten, erklärte; nur wollte er, ohne Hedwig von ihrem Vorhaben zu unterrichten, daß Willibald als Gefährte des Traurigſten, was er bisher erlebt hatte, den ſchweren Gang mit ihm unternehmen ſolle.

Kurze Zeit darauf ſah man die drei Männer auf Otts Gefährte die Landſtraße dahineilen.

Es war gegen Mittag, als ſie in dem Dorfe ankamen. Im Wirthshauſe erfuhren ſie, daß der alte Tobias und Fanny noch nicht begraben ſeien. Der Pfarrer hatte den Befehl gegeben, ſie ohne Sang und Klang, wie es „ſolchen Leuten gebühre", zur Erde zu beſtatten, und zwar draußen vor der Kirchhofsmauer; nicht einmal das armſeligſte Geläute ſollte ihnen zu Theil werden, denn die Glocke ſei nur für Diejenigen da, die gläubig ins Leben und gläubig wieder aus dem Leben treten.

Heinrich trat mit raſchem Entſchluſſe den Weg zur Pfarrei allein an; er traf den geiſtlichen Herrn im Garten ſpazierend, ein Blatt Papier vor ſich haltend, das wahrſcheinlich den Text der morgigen Sonntagspredigt enthielt. Trotzdem daß Jahre darüber hinweggegangen, hatte Heinrich auf den erſten Anblick in dem jugendlichen Pfarrer einen Schulgenoſſen erkannt, mit dem er einſt die Bänke des Gymnaſiums getheilt hatte. Er nannte ihm ſeinen Namen, und es war, als ob der junge Prieſter von einer freudigen Empfindung durchzuckt würde.

„Wiſſen Sie," rief er, indem er Heinrichs Hand ergriff und ſie herzlich drückte, „daß ich ohne die Unterſtützung Ihrer Mutter niemals Das erreicht hätte, was ich jetzt inne habe?"

Alſo auch an dieſem Manne hatte ſich der ſtille Segen ſeiner Mutter bewährt!

„So leiſten Sie mir," rief Heinrich in hoffnungsvoller Erregtheit „im Namen der Frau, deren Andenken Sie bewahrt haben, eine Liebesthat."

In gedrängter Kürze brachte nun Heinrich ſeine Bitte vor, indem er vor Allem betonte, daß das Motiv, das die arme Fanny in der Blüthe ihrer Schönheit und ihres Daſeins dem Tode zugeführt, innigſtes Erbarmen verdiene, und daß die Kirche in einem Falle von ihrem Rechte keinen Gebrauch machen werde, der ſo unwiderleglich für das Gebrechliche der Menſchennatur, für die dunklen Gewalten eines unerbittlichen Verhängniſſes ſpreche.

Als Heinrich geendigt, zeigte das bartloſe Antlitz des Prieſters eine furchtbare Herbigkeit des Ausdruckes; es war tiefroth gefärbt, der Mund geſchloſſen.

„Was Sie da von mir erbitten, mein Herr," ſagte er nach einer langen Weile mit abwehrender Bewegung, „iſt, ſo leid es mir gerade thut, es Ihnen gegenüber auszuſprechen, unmöglich.“

Heinrichs Herz wallte vor Bitterkeit über. Trotzdem er dieſem Manne als ein Bittender gegenüberſtand, vergaß er ſich und ſein Anliegen in dieſem Augenblicke; mit bebenden Lippen rief er:

„Unmöglich! Sagt ein Mann in dieſem Gewande und nach Allem, was ich ihm vorbrachte, daß es ihm unmöglich iſt, menſchlich zu fühlen und zu handeln?“

„Die Vorſchriften der Kirche ſind dagegen,“ ſagte der junge Prieſter mit furchtbarem Ernſte.

„Der Kirche,“ rief dagegen Heinrich, „die jenes Wort zu den Grundpfeilern ihres Beſtandes zählt: Laſſet die Kindlein zu mir kommen?“

In demſelben Tone gereizter Bitterkeit rief dagegen der Prieſter:

„Soll ich vielleicht ſagen, meiner Kirche, da es meinem ehemaligen Schulkameraden beliebt, einen Standpunkt einzunehmen und zu vertheidigen, der ihn ſtreng genommen aus ihrem Banne ausſchließt? Die Kirche, ja meine Kirche, iſt nicht nur die gnaden- und liebevolle Mutter ihrer Kinder, ſie muß auch die Zuchtmeiſterin derſelben ſein; ſie muß ſie ſtrafen und büßen laſſen können. Und wehe der Mutter, die in weichzerfloſſener Verzärtelung dem Rechte entſagt, zu ſtrafen und zu züchtigen.“

War es nun, daß er plötzlich zur Einſicht gekommen war, wie wenig eine ſolche Sprache dem ehemaligen Genoſſen gegenüber ſich gezieme, oder war es ein Anderes, er hielt plötzlich inne, und dieß bewirkte, daß auch Heinrich ſchwieg. Es war wie Ermüdung, daß er mit Einem Male allen Widerſtand und Zorn in ſich gebrochen fühlte.

Erſt nach einer langen Pauſe vermochte er es, faſt lautlos zu ſagen:

„Sie können alſo meine Bitte, die Bitte Ihres ehemaligen Schulkameraden, nicht erfüllen?“

„Sprich nicht ſo,“ rief der Prieſter mit überquellender Weichheit,

„ſprich nicht in dieſem Tone. Der Sohn ſeiner Mutter ſoll ſich nicht über meine Härte zu beklagen haben.“

Er hatte ſich abgewendet und ging mit haſtigen Schritten in dem ſchmalen Gartenwege auf und nieder. Dann blieb er vor Heinrich ſtehen, und es klang faſt geſchäftsmäßig, als er trocken und ohne Anzeichen innerer Bewegung ſprach:

„Ich will mich der Berechtigung, in dem beſonders traurigen Falle, der hier vorliegt, die Strenge meiner Vorſchriften in etwas zu mildern, nicht entziehen. Ich will darum die Verfügung treffen, daß der geweihte Boden, den die Kirche den todten Kindern ihrer Liebe gewährt, den beiden Unglücklichen nicht verſagt werde. Mögen ſie unter ihren Fittigen ruhen, im Bereiche ihrer ſchützenden Mauer. Aber jedes andere Gnadenmittel muß ihnen verwehrt bleiben. Dahin gehört vor Allem der Segen des Prieſters, der dort zur Entweihung würde, wo ſo frevelhaft an den Gnadenmitteln der Kirche gezweifelt ward. Ich werde die Todten nicht begleiten, die Glocke darf nicht ertönen . . . und in mitternächtiger Stille müſſen ſie beigeſetzt werden.“

Ohne ein weiteres Wort war der junge Prieſter davongegangen. Heinrich verließ nicht ohne eine gewiſſe Befriedigung, daß er dem alten Ott ein theilweiſes Gelingen ſeiner traurigen Sendung melden konnte, den Pfarrhofgarten.

Zweites Kapitel.

Genau in der Weiſe, wie ſie die „Kirche“ vorgeſchrieben hatte, ging die Beſtattung der ſchönen Fanny und des alten Schulmeiſters vor ſich. Nachträglich hatte zwar der Pfarrer an Heinrich die Meldung gelangen laſſen, ſein Verbot erſtrecke ſich „kirchlicherſeits“ nur auf das Mädchen; gegen die „religiöſe“ Beiſetzung des Schulmeiſters liege kein Anſtand vor und werde er ſich derſelben, falls ſie gewünſcht würde, bereitwilligſt unterziehen.

Aber wie aus Einer Seele kam der Beſchluß als Antwort der Männer, Oheim und Nichte ſollten gemeinſchaftlich und zur ſelben Stunde dem Schooße der Erde übergeben werden.

Um Mitternacht ſetzte ſich der ſtille Zug in Bewegung. Außer einigen Bauern, welche die Särge trugen, folgte Niemand, als Heinrich und Willibald, der alte Ott, von Beiden geſtützt, in ihrer Mitte. Ein Kreuz ward nicht vorangetragen; die Glocke, die ſonſt ſo geſchwätzig allen Aeußerungen des Dorflebens ihre Zunge lieh, ſchwieg; die Freunde der beiden Todten mußten ſich mit dem einen Zugeſtändniſſe der kirchlichen Gewalt begnügen: das gemeinſchaftliche Grab befand ſich innerhalb des Kirchhoffriedens; der Boden, der ſie empfangen ſollte, war ein geweihter!

Lautlos, unter tiefem Schweigen der Anweſenden, erfolgte die Beſtattung! Keiner hätte es vermocht, dem mächtigen Strome der Bewegung, ſei es ſelbſt in der leiſeſten Klage, einen Ausdruck zu geben; Allen war es, als ob ſelbſt ein geflüſtertes Wort den Frieden dieſer Todten unterbrechen müßte, ſo lange ſich nicht die Erdſchollen über ihnen gewölbt hatten. Dieſen Moment ſchien der alte Ott abgewartet zu haben; mit von krampfhaftem Schluchzen unterbrochenen Worten rief er:

„Verzeihung, du armes Mädchen da unten im Grabe für Das, was mein Sohn an dir verbrochen hat! Verzeihung! Er lebt; du aber mußteſt dein ſchönes Daſein in den kalten Fluß tragen, um daſelbſt ſein Verbrechen zu ertränken. Wo iſt da die Gerechtigkeit Gottes, wo iſt da ihr gerühmtes Walten? Erbetteln mußte man für dich, die holdſeligſte Blume, die der Erdboden trug, das Bißchen geweihten Bodens, und doch wäre eine Kaiſergruft für deinen ſchönen Leib die allergeringſte Ehre geweſen. Er aber trägt ſein verfluchtes Daſein weiter und weiter, denn das Schlechte regiert in der Welt und Lug und Trug; nur das Schöne verdirbt und vermodert, und die Geier ſind die einzigen Herren und Gewalthaber auf dieſer Erde.“

„Laßt uns gehen, Ott,“ ſagte Heinrich, indem er den alten

Mann an der Hand ergriff, „es iſt nicht gut, die Ruhe der Todten durch ſolche Reden zu ſtören. Sie, die wir hier begraben haben, iſt dem mächtigen Zuge der Selbſtzerſtörung gefolgt, der in ihrer Natur lag. Den dunklen Gewalten ihres Verhängniſſes hat ſie zum Opfer fallen müſſen. Wer ſollte, wer könnte das mahnende Wort ausſprechen, um die Nachtwandlerin vor dem tiefen Falle zu bewahren? Laßt uns gehen.“

Noch einmal richtete der alte Mann ſich auf.

„Sie haben Recht, Herr Heinrich,“ ſagte er mit kräftiger Stimme, „ja, Sie ſollen Recht haben, wenn ich auch Das, was Sie eben geſprochen haben, nur zur Hälfte verſtehe. Aber Er ſollte hier ſein, den ich nicht mehr nennen will, Er, Er!“

Die Worte verhallten grollend; er wandte ſich mit zorniger Geberde ab und ging mit haſtigen Schritten den Anderen voraus bis zur Eingangspforte des Friedhofes, wo er wieder ſtehen blieb.

„Das Kreuz mit dem Denkmal und der Inſchrift darauf wird der alte Ott beſorgen laſſen,“ rief er, gegen den Kirchhof zurückgewandt. „Das iſt ſeine Pflicht, und da darf ihm Keiner ein Wort darein reden.“

Der Morgen dämmerte bereits, als die beiden Freunde vor Schloß Halden wieder ankamen. Ott hatte ſie ſchon früher verlaſſen, ohne Gruß, wie in noch immer ungebändigtem Zorne, um auf einem näheren Weg ſein heimatliches Dorf aufzuſuchen.

Als Heinrich eben im Begriffe ſtand, den Weg zu der kleinen Gartenpforte einzuſchlagen, durch welche er unbemerkt über den Schloßhof in ſein Zimmer gelangen konnte, öffnete ſich dieſe von innen, Hedwig ſtand vor ihnen.

Im grauen Lichte des Morgens konnten ſie ſogleich bemerken, daß ihr Antlitz die Züge einer ſchlaflos zugebrachten Nacht trug; es war unheimlich bleich.

„Wo warſt du geweſen, Heinrich?“ rief ſie, „du hatteſt dich ſo heimlich entfernt — und Willibald mit dir!“

„Wir hatten eine ernſte Pflicht zu erfüllen,“ ſagte Willibald tonlos.

„O!“ ſchrie Hedwig, indem ſie ſich mit ſtürmiſcher Heftigkeit in Heinrichs Arm hängte, „ich kenne die ernſte Pflicht, die euch hinausgetrieben hat. Ihr habt ſie begraben, die durch mich ihren Tod gefunden hat. Ja, ich, ich allein habe ſie gemordet!“

Heinrich drückte die Schweſter an ſich; er ſprach linde, leiſe Worte mit ihr, faſt wie man ein krankes Kind beſchwichtigt.

„Schweſter Hedwig,“ ſagte er, „nicht du haſt ſie getödtet, ſie iſt nur für dich geſtorben.“

„Sie iſt nur für mich geſtorben,“ wiederholte Hedwig an Heinrichs Bruſt, „das iſt eine große Wahrheit.“

Das war das letzte Wort Hedwigs; lautlos gelangten die Drei ins Schloß. —

Wie mühſam Heinrich auch rang in den Tagen, die dieſem Erlebniſſe folgten, in gefeſteter Stimmung auch äußerlich zu erſcheinen, ſo kamen jene Momente, die er am Meiſten ſcheute, in denen er alle ſeine Manneskraft tief ermüdet fühlte, häufiger an ihn, als er jemals geahnt hatte. „Was nützt all dein Streben und Opfermuth, wenn die Dinge und die Menſchen ſich gleichſam gegen dich verſchworen haben?“ raunten ihm dieſe böſen Stunden zu. „Du haſt dich vermeſſen, die Stelle der Mutter bei deinen Geſchwiſtern zu übernehmen, du wollteſt ein Strahl ſein von ihrem Lichte, ein Blüthenkern von dem vollen und reichen Baume, der einſt die Kinder beſchattete! Iſt dir Das gelungen? Mußt du nicht ſelbſt an dir erleben, daß ein Menſch niemals in der Individualität eines andern aufgehen kann, zudem, wenn es eine Mutter iſt, die du in deinem Dünkel erſetzen wollteſt?“

Entmuthigt, in tiefſter Seele erſchlafft, ſetzte er ſich dann hin, um die Geſchäfte ſeines neuen Berufes zu beſorgen. Aber auch aus der Arbeit floß ihm keine Befreiung zu; das ſchmerzensſtarre Antlitz ſeiner Schweſter ſtand ihm ſtets vor Augen. Sie hatte ſeit jenem Morgen, als ſie aus ſeinem Munde Fanny's Tod erfahren, noch nicht ein einziges Mal gelächelt. In ſteinerner Ruhe wandelte ſie vor ihm; ängſtlich fragend lagen oft ihre Blicke auf ihm; es war ihm, als ob ſie von ihm die Löſung jener ſchrecklichen Anklage erzwingen wollte: „Glaubſt du nicht, daß Fanny's Tod mir zur Laſt fällt?“

Und doch in allen Fiebern ſeines Weſens fühlte er es, daß von einem einzigen Lächeln ſeiner Schweſter die Wiedergeburt ihres Lebens, vielleicht auch des ſeinigen abhing.

In einer ſolchen Stimmung betraf ihn eines Tages Willibald.

„Du verzehrſt dich, Heinrich,“ ſagte er, „du mußt ein neues Leben beginnen.“

Heinrich lächelte trüb. „Willſt du ein Patent auf dieſe Erfindung nehmen? Ich wäre dir ſehr dankbar dafür.“

„Glaubſt du, daß ich Scherz treibe?“ meinte Willibald eifrig. „Mein Rath geht vorläufig dahin, daß du einen Bogen Briefpapier zur Hand nimmſt und einen Brief ſchreibſt.“

„Einen Brief? und an wen?“

„An Marien,“ ſagte Willibald kurz.

Da bedeckte Heinrich ſein Antlitz mit beiden Händen.

„Heinrich! was iſt dir?“ rief Willibald erſchrocken.

„Der Brief käme entweder zu früh oder zu ſpät,“ ſagte Heinrich mit dem Tone gewaltſam zurückgedämmten Schmerzes, „ich werde ihn nicht ſchreiben.“

Drittes Kapitel.

In dieſe Tage voll innerſter Bedrängniß fiel ein eigenthümlich lautendes Schreiben des Generals von Wehrſtätt, des Beſitzers von Halden. Der Brief trug den Poſtſtempel der Reſidenz, war aber nicht von der Hand des Generals geſchrieben; nur die Unterſchrift zeigte die ſtrammen, wie in Reih und Glied aufgeſtellten Schriftzüge des alten Militärs. Am Eheſten ſchien das Schreiben von einer feinen und zaghaften Frauenhand herzurühren. Der

Brief lautete: „Mein lieber Freund! Wenn eine ſiegreiche Schlacht geſchlagen ward, pflegen am Ende der Blutarbeit Siegesfanfaren zu ertönen. Bei ihrem Klange richtet ſich hie und da ein Schwerverwundeter auf und lauſcht mit bereits erſterbenden Blicken den Klängen, wie ſie da über das weite Blachfeld, bald ſtärker, bald ſchwächer klingend, an ſein Ohr gelangen, und legt ſich dann hin und ſtirbt. Auch meine Lebensſchlacht iſt geſchlagen, die Fanfare ertönt, der alte Soldat hört ſie leiſer und immer leiſer verklingen, und wenn ſie nach einigen Tagen nach ihm ſehen werden, finden ſie einen todten Mann. Aber er richtet ſich doch noch einmal auf, und da ziehen an ſeinem Auge noch einmal alle die lieben Geſtalten vorüber, die er während ſeiner langen Dienſtzeit feſt in das Herz geſchloſſen hatte. Weib und Kind ſind nicht darunter, denn der alte Soldat hatte während ſeiner Handwerkszeit nicht die Muße, um derartige ſogenannte Lebenserheiterer ſich viel zu kümmern. Aber einige gute Freunde ſinds, bei denen der müde Haudegen ſich noch gerne verabſchieden möchte. Und dazu gehören Sie!

„Zum Schluſſe! Schloß Halden wird nun in kürzeſter Zeit ſeinen Beſitzer wechſeln, denn das Wappen Derer von Wehrſtätt (es waren wackere Leute darunter) wird nun bald über dem Letzten ihres Namens zerbrochen werden. Ich habe die geſetzlichen Dispoſitionen getroffen, daß der neue Beſitzer ſich nur bei Ihnen allein mit ſeinem Beſitztitel legitimiren darf. Jede andere Dazwiſchenkunft habe ich mir verbeten. Bis dahin bitte ich Sie, in Ihrer ſelbſtgewählten Stellung als Verwalter meines Gutes zu verbleiben. Die Schlacht iſt zu Ende. Die Alten ziehen heimwärts. Die friſche Jugend nehme den Kampf auf.“

Als Heinrich dieſen Brief zu Ende geleſen, war es ihm, als ob ſich dichte, undurchdringliche Schleier um ſeine Augen legten. Erſt war es Verwirrung, die ſich ſeiner bemächtigte, dann das Gefühl der tiefſten Muthloſigkeit. Er las den Brief zu wiederholten Malen; trotz all der freundlichen Worte, die der ſterbende Soldat an ihn richtete, ſtarrte ihm doch die eine Thatſache entgegen: er mußte Halden verlaſſen, er war heimatlos geworden. Was ſollte aus ihm, was ſollte namentlich aus Hedwig werden? In grauenhafte Nacht gehüllt lag Alles; und aus dieſen Wirrſalen führte kein Weg! Die Vermeſſenheit ſeines Thuns, das vielgeſtaltige Leben einer Familie aus ſeinem Gemüthe heraus neu ordnen und feſtſetzen zu wollen, erſchien ihm jetzt als ein Verbrechen. Er verdiente Strafe und ſchwere Züchtigung, wo er Lohn und Selbſtbefriedigung gehofft hatte!

Eine entſetzliche Gewißheit lag vor ihm und benahm ihm jede Kraft und Ruhe: der Abſchiedsbrief des Generals war dazu beſtimmt, an ſeinem Lebensmarke zu zehren. Schon daß er ihn vor Aller Augen verbarg, daß er ſelbſt dem Freunde, der ihm zunächſt ſtand, deſſen Inhalt vorenthielt, bewies, wie krankhaft das Nervenſyſtem des armen Dulders bereits geworden war. Nachts floh ihn der Schlaf oder es kam das Heer unruhiger Träume; am Tage fühlte er mitten unter den Arbeiten ſeines neuen Berufes, daß er von Stunde zu Stunde unfähiger werde, ihnen obzuliegen. Und wenn er mit rieſiger Gewalt ſich aufrichtete, um dieſer Schwäche Herr zu werden, dann überfiel ihn eine Hülfloſigkeit, wie er ſie niemals gekannt, und er weinte ungeſehen wie ein Kind.

Die Erſte, die dieſe Veränderung an Heinrich wahrnahm, war die „Hexe." Sie war wieder einmal flüchtig wie eine Wildkatze gekommen, um den Geſchwiſtern Nachrichten aus der Heimat zu bringen, wie der Vater noch immer grollend zu Hauſe herum gehe, wie ihn ſchon das bloße Ausſprechen eines Wortes, das ihn an die gute Frau Böcking erinnerte, in die äußerſte Wuth verſetze, daß Herr Scholle, neueſten Nachrichten zufolge, es trotz ſeiner Vatermörder zum Kreisrath gebracht und ſie dieſe wichtige Mittheilung ſelbſt in der Zeitung geleſen habe, und wie bei dem Allen nur ein einziger Menſch auf Erden lebe, der ſie ſo recht verſtehe, und das ſei Edmund.

Mitten in dieſem Redeſtrome fiel es ihr auf, wie theilnahmslos gleichgültig, zurückgelehnt in ſeinen Sitz, der Bruder ihren Plaudereien zuhöre. Sie ſtockte. Er, deſſen Auge ſonſt aufleuchtete, wenn ſie ihre Hexenkünſte vor ihm verſuchte, ſaß ſo gelangweilt, in ſo ſichtbarer Verſtimmung vor ihr.

Mit Einem Male ſprang ſie an Heinrich heran. Sie betaſtete ihm Mund, Ohren und Stirne, als wollte ſie ſich vergewiſſern, daß dieſe Organe in ihren Funktionen nicht geſtört ſeien, und rief dann mit komiſchem Pathos:

„Entweder langweilt dich mein Geſchwätz, Heinrich, oder du biſt krank.“

Heinrichs Lippen verſuchten ein ſchwaches Lachen. Aber die erſchöpfte Kraft verſagte ihm ſelbſt dieſe Aeußerung. Ein heißer Thränenſtrom brach aus ſeinen Augen hervor.

„Er iſt krank! Seht her, er iſt krank!“ ſchrie die Hexe mit gellender Stimme.

Noch einmal wollte ſich Heinrich von ſeinem Sitze erheben; er ſank machtlos zurück. Eine tiefe Ohnmacht hatte ſeine Sinne umhüllt.

Noch in derſelben Stunde fertigte die Hexe einen Boten an Herrn Volkmar ab, dem ſie ſchrieb:

„Lieber Vater! Ich muß in dieſer Nacht bei Heinrich bleiben und vielleicht auch in den folgenden Nächten. Denn er iſt krank, und da kann die Schweſter nirgend wo anders ſein, als bei ihrem Bruder. Heinrich hat mehr für uns gethan, und das klein wenig Nachtwachen wird den Augen deiner Hexe wahrlich nicht ſchaden.“

Später kam der eiligſt aus dem nächſten Städtchen herbeigerufene Arzt; er erklärte mit tiefem Ernſte den Zuſtand Heinrichs als ſehr bedenklich; eine bedeutende Krankheit ſei im Anzuge, der vielleicht ſeine Jugendkraft werde Widerſtand leiſten können! Vielleicht!

Und während die Schweſtern und Willibald in ängſtlicher Erregtheit den Worten des Arztes lauſchten, brachte derſelbe Bote einen offenen Brief des Herrn Volkmar an Agnes, der nur die wenigen Worte enthielt:

„Bleibe, wo und wie du willſt. Es iſt einmal meine Beſtimmung, daß von meinen Kindern ein jedes ſeinem eigenen Kopfe folgt. Es muß Das ſo in eurer Natur liegen. Dafür muß ich mich allmählig daran gewöhnen, zu vergeſſen, daß ich euer Vater bin. Alſo bleibe bei deinem Bruder, der ſo viel für euch gethan hat, daß mir faſt nichts übrig bleibt.“

Viertes Kapitel.

Wie ſie da dem todtkranken Bruder ihre Pflege angedeihen ließen, boten die beiden Schweſtern Heinrich Volkmars ein ergreifendes Bild weiblichen Zartſinnes und Opfermuthes. Und das Bild gewann für Den, der die Verhältniſſe und Perſonen genauer kannte, eine höhere Bedeutung, wenn er gewahr wurde, welche Wandlung in den Charakteren der beiden Mädchen ſeit den wenigen Tagen ſich vollzogen hatte. Während auf dem Antlitze der „Hexe“ die tiefſte Bekümmerniß zu leſen war, erſchien dagegen Hedwig gehoben und von einer tiefernſten Freudigkeit beſeelt, die ſonſt nicht in ihrem Weſen lag. Agnes ſaß ſtundenlang am Bette des Bruders; keine ſeiner Bewegungen entging ihr, die leiſeſte Zuckung ſeines Mienenſpiels erſchreckte ſie. Wenn es aber darauf ankam, dem Kranken eine Labung zu reichen, die heiße Stirne ihm zu befeuchten, die Kiſſen zurechtzulegen, ſo war es immer Hedwig, die ungerufen, faſt ungeſehen ihres Liebesdienſtes wartete. Wenn die Nacht niederſank, die ſchreckliche „Bringerin“ entſetzlicher Delirien, ſprach die „Hexe“ jedes Mal den feſten Vorſatz aus, heute wolle ſie wachen, und Hedwig müſſe ſich zu Bette begeben. Wenn aber Hedwig, dem heftigen Drängen des Kindes anſcheinend nachgebend, das Krankenzimmer verließ, nach wenigen Augenblicken jedoch wieder geräuſchlos zurückkehrte, fand ſie das Kind ſchlummernd in den Armſtuhl zurückgelehnt, und die ruhigen Athemzüge verriethen, daß dieſer Schlaf bis zum Erwachen des andern Morgens andauern werde.

Willibald folgte dieſer Wandlung, wie ſie in Hedwig mehr und mehr hervortrat, in tiefſter Bewegung. Er konnte es faſt nicht faſſen, aus welchen Quellen die geiſtige und körperliche Aufrichtung dieſes Mädchens floß. Was war aus dieſen Augen geworden, die noch vor einigen Tagen ſo unſtät und brennend geleuchtet hatten? Ihr Blick war nun ſo milde, es war ihm, als ginge von ihnen die Klarheit des Mondes auf. Wohl ahnte er, was in dem Mädchen vorging. Wenn er ſie zuweilen drängte, ſich doch Ruhe zu gönnen, ſah ſie ihn ſchweigend mit dieſen großen, leuchtenden Augen an, und er hielt beſchämt inne. Nur einmal, als er heftiger mahnte, flog es wie ein Schatten von Ungeduld über ihr Antlitz.

„Wiſſen Sie denn nicht,“ flüſterte ſie faſt tonlos, „daß ſie für mich geſtorben iſt?“

Die ſchwere Krankheit Heinrichs nahm indeſſen den Verlauf, wie ihn der Arzt am erſten Tage vorhergeſagt hatte; neben wenigen Momenten ungetrübten Bewußtſeins, in denen er ſeine Schweſtern erkannte, die äußerſte Zerrüttung des geſammten Seelenlebens. Meiſtens ſtarrten die Augen weit geöffnet vor ſich hin; wenn er ſie aber wie zum Schlummer ſchloß, erwachten die wilden Geiſter jener phantaſtiſchen Wahngebilde in ihm, wie ſie das grauenhaft wühlende Fieber in immer neuer Geſtaltung erzeugt, anſcheinend ohne Zuſammenhang und dennoch in ſeltſamer Wechſelwirkung der einen auf die andere Vorſtellung.

Im Vordergrunde der irren Reden ſtand das Seelenleiden der letzten Tage. Der Brief des Generals zog ſich wie ein lichter Faden hindurch; er ſchien ihn als die letzte Erinnerung an die jüngſten Tage auch am Zäheſten feſthalten zu wollen.

„Schafft mir ihn aus den Augen hinweg,“ ſchrie er einmal, „weit hinweg! Der General muß ihn zurücknehmen oder ihr müßt ihn in ein tiefes Grab hineinthun. Aber Hedwig darf davon nichts ahnen; ihr müßt den Brief vor ihr verbergen. Sie weiß ja ſonſt nicht, das arme Mädchen, wo ſie ihr Haupt hinlegen ſoll. Und ſie muß doch ſehr müde ſein.“

Auf den Brief kam er in immer neuen Wendungen zurück. Bald wollte er ihn vor aller Welt verborgen haben, da, wo der Fluß am Tiefſten iſt; bald ſollten ſie ihn Jedem, der des Weges daher komme, laut vorleſen, damit man erfahre, daß Heinrich Volkmar keine Scholle Bodens habe, die er ſeine Heimat nennen könne. Dann ſollte Hedwig ihr Reiſebündel ſchnüren und mit ihm von Haus zu Haus betteln gehen. Erſt als die Krankheit ihrem Höhepunkt zuzuneigen ſchien, wechſelte dieſes Wahngebilde einer zerrütteten Einbildungskraft, um einem anderen zu weichen, das er mit derſelben Zähigkeit feſthielt.

Es war die Erinnerung an die Mutter, die ſich höher und immer höher aus dem wirren Schutte zuſammenhangloſen Denkens abhob. Aber nicht in den ſanften, zarten Umriſſen des Bildes, wie es vor ihm in den Tagen der Geſundheit ſtand. Sie mochte ihm als eine Geſtalt mit drohend aufgehobenem Finger erſcheinen, vor der er ſich, ängſtlich zagend, wie ein der Strafe harrendes Kind, zurückzog. Wie er ſo dalag, die Furcht und das Entſetzen im Angeſichte, die Hände in ſcheuer Abwehr zuckend, gewährte er den Schweſtern einen Anblick, der für ſie faſt noch mehr des Unbegriffenen hatte, als die Wahnvorſtellung von dem Briefe des Generals.

Er, der gute Sohn, fürchtete ſich vor ſeiner Mutter!

„Was willſt du ſtets von mir?“ hieß es einſt in einer der wilden Selbſtanklagen, an denen ſein Seelenleben gerade jetzt ein inniges Ergötzen zu finden ſchien. „Warum ſoll ich nicht ein Verräther ſein? Alle Menſchen ſind Verräther, und um eine Schüſſel Linſen verkaufen ſie ihr Erſtgeburtsrecht, und der Sohn verkauft ſeine Mutter.“

Später mochte er, den Faden des in ſolcher Art Begonnenen fortſpinnend, zu dem Schluſſe gelangt ſein, daß er ſich ſelbſt Unrecht anthue, wenn er ſich des Verrathes beſchuldigte.

„Warum biſt du von uns gegangen, Mutter?“ klagte er, „du haſt die Kinder ohne Schutz zu Hauſe gelaſſen. Da kam der Dieb mitten am helllichten Tage und hat ihnen das Beſte geſtohlen. Und der Vater hat nicht glauben wollen, daß man die Kinder hüten und wahren muß und daß keines von ihnen aus dem Hauſe darf.“ Dann ſah und ſprach er wieder ſich ſelbſt als eine dritte Perſon an. „Da geht er hin,“ höhnte er, „und glaubt ein rieſenſtarker Menſch zu ſein. Aber er iſt ja ſchwach, zum Umfallen ſchwach. Wenn man ihm ein Spinnegewebe um den Finger wickelt, ſo ſinkt er um. Und der wollte eine große Laſt auf ſeinen Schultern tragen.“

Allmählig traten, je weiter die Erſchöpfung ſeiner Kräfte fortſchritt, auch dieſe wilden Bilder in den Hintergrund. Die Geſtalt der Mutter, die peinigenden Vorwürfe, ſeine Furcht vor der unſichtbar wirkenden Drohung verbleichten; er lag regungslos im Bette, und ſchon hatte es den Anſchein, als ob die Lebensgewalt, müdegehetzt von dem fortwährenden Kampfe gegen die heimtückiſch wühlenden Mächte der Krankheit, es aufgeben wolle, die gebrechliche Hülle des Sterbenden zu beſchützen.

Noch eine Aeußerung, die Willibalds Herz durchſchnitt, weil nur er allein das Verſtändniß für ihre Bedeutung beſaß, muß hier angeführt werden. In einer Nacht richtete ſich der Kranke plötzlich auf, und ein eigenthümlich zufriedenes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen. „Ich muß ſtärker an der Glocke läuten, Willibald,“ flüſterte er, „ſonſt wacht das gute Mädchen nicht auf. Sie hat die ganze lange Nacht kein Auge zugethan, es wäre grauſam, ſie zu wecken — Aber mich friert in dieſer Winterkälte — und der Ballanzug iſt ſo dünn.“

Mit der Rückerinnerung an jenen Morgen, der einen ſo bedeutſamen Abſchnitt in dem Leben Heinrich Volkmars ſpielt, ſchien der letzte Reſt lichten Denkens in ihm zu verlöſchen; was noch folgte, war ſternenloſe Nacht und müdes Aufflackern eines gebrochenen Weſens. Der Arzt verkündigte mit ernſter Miene, daß der entſcheidende Moment herannahe, die Natur verlange Löſung des langwierigen Prozeſſes. „Wenn ein Wunder ſich einſtellt,“ fügte er traurig hinzu, „kann er gerettet werden.“

Im Fortgehen verſprach er, am ſpäten Abende noch einmal nach dem Kranken ſehen zu wollen. Da fühlte er ſich kräftig an der Hand ergriffen. Im Zwielicht der Stube, deren Fenſter dicht verhüllt waren, ſtand die ältere der Schweſtern neben ihm, hochaufgerichtet, mit großen, leuchtenden Augen.

„Sie ſagen, Herr Doktor,“ rief ſie, indem ſie einen unſagbar innigen Blick auf den Kranken heftete, „Sie ſagen, daß unſer Heinrich ſtirbt? Er ſtirbt nicht, Herr Doktor, er ſtirbt nicht. Die Mutter läßt ihn nicht ſterben.“

Dann mit äußerſter Kraftanſtrengung die Hexe aus dem Armſtuhle aufreißend, worin ſie, wie gewöhnlich, ſaß, herrſchte ſie ihr zu: „Mach' dich auf, Agnes, und hole den Vater. Sag' ihm, daß ſein Sohn, das Kind unſerer Mutter, ſtirbt. Er muß kommen, ſage ich dir, er muß! Hedwig befiehlt es ihm!“

Fünftes Kapitel.

Die „Hexe“ hatte den Weg, der von Schloß Halden zum väterlichen Wohnſitze führte, ohne alle Begleitung angetreten. In ein dichtes Tuch gehüllt, aber unbedeckten Hauptes, ſo daß ihr die ſchwarzen Locken wirr ins Geſicht hingen, ſchritt ſie durch den bereits dunkelnden Abend dem Walde zu, der ihre Heimat von Schloß Halden trennte. So ſehr ihre Gedanken bei dem auf dem Sterbebette liegenden Bruder weilten, ſie war doch zu ſehr Kind, um nicht einer thörichten Furcht zu verfallen, als ſie ſich außerhalb der menſchlichen Behauſung mitten unter den rauſchenden Bäumen des Waldes befand.

Wunderbarerweiſe war es die Erzählung vom Wolfsjäger, die ſie einſt von Reinhold Ott vernommen hatte, deren Schrecken ſie nun mit aller Gewalt heimſuchten. Die Erzählung ſtand bis in ihre kleinſten Einzelnheiten vor ihrer Seele. Freilich beſchwichtigte ſie ſich ſelbſt mit dem Gedanken, daß Reinhold die Geſchichte mit

Abſicht erzählt habe; denn er ſelbſt ſei der Wolf geweſen, der auf die ſchöne Fanny gelauert. Wie aber, wenn nun ein wirklicher Wolf dort hinter jenem Baume mit den dichten Aeſten auf ſie wartete? Wie wollte ſie dann die Nachricht von Heinrichs Lage an den Vater gelangen laſſen? Hatte Hedwig ihr nicht befohlen, der Vater müſſe kommen? — und die Hexe war trotz ihres frühreifen Verſtandes kein Rothkäppchen, das ſich bekanntlich vor dem Wolfe nicht fürchtete.

Mit beflügelten Schritten eilte ſie vorwärts. Ihre Wangen brannten, ihr Athem ging heftig. In ihrer Angſt begann ſie zu ſingen, Eigenes und Fremdes, und wer es vermocht hätte, den halb geſungenen, halb geſprochenen Worten des Kindes zu folgen, wie ſie da im rauſchenden Walde aus der ſchreckerfüllten Seele dieſes Kindes hervorkamen, der hätte vielleicht Manches erlauſcht, was ihm für ſein ganzes Leben als etwas Koſtbares gedünkt hätte. Endlich ſah ſie die Lichtung des Waldes vor ſich; dort noch die gewaltige Buche, die höchſte und ſtärkſte im Revier, und dann beginnt der Weg zur Heimat, der finſtere Wald hat dann ſeine Schrecken verloren. Wenn dann ein Wolf kommt, ſo hat ſie wenigſtens Raum, um ihm zu entfliehen, oder es ſind Leute da, die ſie bemerken und ihr zu Hülfe kommen. Vielleicht der Wolfsjäger ſelbſt.

Dann lachte ſie ſich ſelbſt aus, wie ihr nur ſo etwas Thörichtes in den Sinn kommen könnte. Die Geſchichte ſpielte ja da unten am Rande der Landkarte in den Pyrenäen ... und Edmund ſah nach Allem eher aus als nach einem Wolfsjäger!

Schon war ſie in der Nähe der weitgeäſteten Buche. Da — ſie ſah und hörte es deutlich — regte ſich etwas hinter dem Baume, ein mächtiger Schatten fiel quer über die Lichtung; eine Geſtalt trat hervor. Mit einem Angſtſchrei, wie er in dieſen ſtillen Räumen noch nie mochte gehört worden ſein, fiel ſie zu Boden.

Sie fühlte, wie zwei kräftige Arme ſie aufhoben und auf den Boden ſtellten. Die Beſinnung kam ihr wieder, ſie blickte mit irren Blicken um ſich.

„Agnes, was iſt dir?“

Es war Herr Volkmar, der vor ihr ſtand.

„Vater, lieber Vater,“ ſchluchzte ſie und warf ſich ihm um den Hals, „komm deinem Kinde zu Hülfe.“

„Wer beunruhigt dich denn, Kind?“ rief Herr Volkmar, ſich nach allen Richtungen umſchauend.

Da riß ſie ſich wieder von ihm los; das volle Bewußtſein war ihr zurückgekehrt. Sie lachte gewaltſam. „Ich habe mich vor dem Wolf gefürchtet und glaubte, da hinter der Buche müſſe er auf mich warten. Doch nein, Vater, nein, das iſt es Alles nicht, was mich ſo dumm und kindiſch erſcheinen läßt.“

Ein heftiger Weinkrampf unterbrach ihr ferneres Reden.

„So erzähle doch, was dir fehlt!“ rief Herr Volkmar.

Mit Einem Male ſtand die „Hexe“ vollkommen ruhig da.

„Vater,“ ſagte ſie mit einem ſo tiefernſten Ausdrucke, wie er ihn an dem Kinde noch niemals ſo ergreifend gekannt hatte, „du mußt, du mußt mit mir kommen, Bruder Heinrich iſt ſehr krank, ſo krank, daß —“

Der ſtarke Mann taumelte zurück.

„So krank, daß er ſtirbt, wenn du nicht ſogleich kommſt.“ —

„Sprichſt du die Wahrheit, Agnes?“ —

„So wahr, als unſere Mutter gelebt hat.“ —

Am Krankenbette Heinrichs ſaßen indeſſen Hedwig und Willibald lautlos ſich gegenüber. In der Stube webte eine geheimnißvolle Stille, hie und da von einem ſchmerzlichen Stöhnen des Kranken unterbrochen. Hedwig, anſcheinend ſo ruhig und gefaßt! Die großen müden Augen auf das Antlitz des Bruders geheftet, der in dem fahlen Abendlichte bereits einem Sterbenden glich! Wer mochte ergründen wollen, was in der Seele dieſes Mädchens vorging, was Willibalds Gemüth bewegte? Sie ſahen, wie jene furchtbare Naturgewalt, die im Zerſtören ihr Leben findet, immer weiter und grauenhafter fortſchritt, wie der Tod auf leiſen Socken gleichſam unhörbar ſich nahte. Wunderbare Gegenſätze! Während Hedwig in dieſem Augenblicke die Schatten der nächſten Zukunft immer finſterer auf ſich zuſchreiten ſah — Heinrich war nicht mehr da, der Vater entfremdet, ſie ſchwankte heimatlos durch die Welt — begann in Willibalds Denken ein Hoffen und Ahnen ſich zu regen, das von einem freudigen Tone harmoniſch erklang.

Ein Wagenraſſeln, das vom Hofe herauf in die Stille der Stube drang, weckte die Beiden aus ihrem Sinnen auf. Auch der Kranke mochte es vernommen haben, denn er fuhr unruhig auf und richtete die Augen auf die Thür, um gleich darauf wieder auf ſein Lager zurückzuſinken. Dann ſchloſſen ſich ſeine Augen wieder. Sollte der Arzt gekommen ſein, der ſeinen Beſuch auf die ſpäte Abendſtunde angeſagt hatte? Oder Agnes mit dem Vater? Sie blieben regungslos, um den Kranken, der wieder in dumpfen Schlummer gefallen war, den von ſeinem Bruder, dem Tode, nur noch ein leiſes Athmen trennte, nicht zu ſtören. Eine geraume Zeit hernach klopfte es an die Thür. Willibald ging hin, zu erfahren, was dieß bedeute. Da ſtand die Kaſtellanin draußen.

Athemlos berichtete ſie, es ſei ſo eben in einer Poſtkutſche eine junge, ſchwarzgekleidete Dame angekommen, die dringend mit Herrn Heinrich Volkmar zu ſprechen wünſche. Auf die Mittheilung, die ſie ihr gemacht, Herr Heinrich ſei ſo ſehr krank, daß man ſtündlich das Aeußerſte zu erwarten habe, ſei die junge Dame außerordentlich erſchrocken, Todtenbläſſe habe ihre Wangen bedeckt, und ſie habe das Treppengeländer ergreifen müſſen, um nicht umzuſinken. Dann habe ſie ſich aber gefaßt, und mit einem Tone, den ſie niemals in ihrem Leben vergeſſen werde, habe ſie gerufen: „Laſſen Sie mich zu ihm, ich muß ihn noch einmal ſehen, und ſei es zum letzten Male, als Sterbenden.“

Das Geſpräch zwiſchen den Beiden war ſo leiſe geführt worden, daß Hedwig von ſeinem Inhalte nur ein unverſtändliches Flüſtern vernahm. Willibald war die Treppe hinabgegangen.

Wenige Augenblicke darauf trat er mit der ſchwarzgekleideten Fremden in die Krankenſtube. Hedwig gewahrte ſie erſt, als ſie hart am Bette Heinrichs ſtand. Willibald winkte mit dem Finger, Hedwig ſolle die Unbekannte gewähren laſſen.

Sie war neben dem Schmerzenslager auf die Knie geſunken.

Sie ſchluchzte heftig, dann ergriff ſie eine von den herabhängenden Händen des Kranken. Wie ſchmal, wie abgezehrt waren ſie! Der Kranke wurde unruhig und bewegte ſich. Da richtete ſich die Fremde auf und neigte ſich über den blaſſen Kopf. Der ſchwarze Hut hatte ſich losgelöſt, blonde Locken fielen auf das brennendheiße Angeſicht des Sterbenden. Immer tiefer neigte ſie ſich, bis ihre Lippen ſeiner Stirne nahe waren; ſie hatte ihn geküßt.

„Heinrich,“ liſpelte ſie, und noch einmal berührte ſie ſeine Stirne im leiſen Kuſſe.

Der Kranke öffnete die Augen. Ein unſagbar ſüßes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen.

„Marie!“ kam es faſt unvernehmbar zurück. Dann ſeufzte er tief auf und ſank regungslos zurück.

War der Tod an ihn herangetreten? Sie wußten es nicht; aber es war ihnen, als hätten ſie das Rauſchen ſeiner ſchwarzen Fittige hörbar vernommen. Kein Klagelaut entrang ſich ihnen; wie im ſtillen Einverſtändniſſe der Seelen mochten ſie die geheiligte Ruhe der irdiſchen Erlöſung nicht ſtören.

„Seht, ſeht doch,“ rief mit Einem Male Hedwig, und es war ein jauchzender Schrei, wie er unvergeſſen durch ein ganzes Leben tönt, „ſeht, er öffnet wieder die Augen, er erkennt uns, ſeine Bruſt hebt ſich, er athmet wieder.“

In demſelben Augenblicke traten Herr Volkmar und die „Hexe“ in die Stube.

„Lebt er?“ fragte Herr Volkmar faſt überlaut.

Hedwig legte den Finger an die Lippen, um ihn zur Stille zu mahnen.

„Er lebt, Vater,“ flüſterte ſie, „und ſie hat ihn gerettet.“ Sie wies auf die am Bette kniende Marie.

Sechstes Kapitel.

Wie in tiefer Seele vor langer Zeit vernommene Melodien ſich allmählig an einander fügen, bis ſie zu dem Liede werden, deſſen Inhalt nur zerſtückt dem Gedächtniſſe geblieben iſt, ſo ſchloß ſich auch hier Glied an Glied jenes zerbrochenen Ringes, der einſt den Frieden dieſes Hauſes umſchloß. Menſchliches Glück iſt leicht verſcheucht, und der Frieden einer Familie hat flüchtige Sohlen; wenn ſie aber wiederkehren, bringen ſie gewöhnlich verdoppelte Gaben zurück und weilen länger als zuvor.

Heinrich Vollmar ging allmählig ſeiner vollen Geneſung entgegen. Eines Tages konnte der Arzt erklären, alle Gefahr ſei beſeitigt; Heinrich ſei, was ihm in ſeiner Praxis noch nie vorgekommen, wie durch ein Wunder gerettet worden.

Mit dieſem lebendigen Wunder hatte ſich indeſſen Heinrich Vollmar in den Stunden wiedererwachender Geſundheit längſt verſtändigt. Was die Beiden niemals ausgeſprochen, das floß jetzt in traulichem Zwiegeſpräch von ihren Lippen; es war ein tief mundender Trunk, den ihre Seelen aus dem Becher der Erinnerung thaten. Und doch war Das, was ihm Marie zu erzählen hatte, eigentlich nur dürftigen Inhalts.

Marie hatte in dem Hauſe des Hofſekretärs, in welches ſie nach dem Tode ihrer Eltern als hülfloſe Verwandte aufgenommen ward, ein ſeltſam zerſtörtes Leben gehabt. Vor der Außenwelt gaben ihr der Hofſekretär und deſſen Frau eine Stellung, als gehörte ſie wirklich der Familie an; ſie heuchelten eine Berückſichtigung, die in unbemerkten Augenblicken in ihr Widerſpiel umſchlug. Sie hatten ſie zur Rolle der dienenden Verwandten erniedrigt, der das Gnadenbrod nur aus Erbarmen zugeſchnitten ward. Sie litt zuweilen namenloſe Qualen; mehr als ihr Dienſtverhältniß thaten ihr die Heuchelei und das lügenhafte Weſen wehe, die mit ihrer argloſen Seele gleichſam Fangball ſpielten. Selbſt Heinrich mußte geſtehen, daß er für dieſen Zuſtand der Dienenden nur ein flüchtiges, von Zeit zu Zeit aufflammendes

Intereſſe gezeigt hatte. In die Fülle der Zerſtreuungen und Anregungen, wie ſie die Reſidenz damals dem jungen Manne bot, trat die Erſcheinung des blaſſen, klaglos duldenden Mädchens faſt traumhaft ein. Nur der General beſaß ſchärfere Augen; das ſtille Leiden der Waiſe war ihm nicht entgangen. Er hatte einſt, kurz nachdem Heinrich das Haus verlaſſen, ihr verweintes Angeſicht lange und prüfend beobachtet. Wenige Tage darauf richtete er die briefliche Anfrage an ſie, „ob ſie gewillt wäre, das kleine Hausweſen eines alten Soldaten zu übernehmen; allerdings nur auf eine kurze Spanne Zeit, bei ſeinen fünfundſiebzig Jahren; aber ſie ſei doch auch ſeine Verwandte, und da erheiſche es ihr Pflichtgefühl, daß ſie ſich der letzten Tage eines alten, kranken Mannes annehme.“

Trotz der boshaft höhniſchen Bemerkungen des Hofſekretärs war Marie in das Haus des Generals gegangen; allerdings nur auf jene kurze Spanne Zeit, wie er dieß ſelbſt bezeichnet hatte. Der alte Soldat ging ſichtlich ſeinem Verfalle entgegen; was ſie ihm bieten konnte, war Pflege und Wartung. Ahnte er das tiefverſchloſſene Geheimniß in der Seele ſeiner Pflegerin? Eines Tages, kurz vor ſeinem allmählig eintretenden Erlöſchen, diktirte er ihr jenen Brief in die Feder, der eine ſo grauenhafte Verwüſtung über Heinrich Volkmars Hoffnungen gebracht hatte. Ihr ſelbſt war der Zuſammenhang des Schreibens mit ihrem eigenen Daſein vollkommen unklar geblieben. Erſt nach dem Tode des Generals, der vor zwei Wochen erfolgte, fand es ſich, daß er einen letzten Willen hinterlaſſen, worin er in wenigen Worten ſeine entfernte Verwandte Marie, die ihn in den letzten Tagen als das treueſte Kind gepflegt, zur Beſitzerin des Gutes Halden erklärte; „des Wenigen, was er hatte,“ lautete es in dem Teſtamente, „was ein alter Soldat für ſchlaflos verwachte Nächte und für im fremden Dienſte verweinte Augen bieten konnte.“

Marie war gekommen, um ſich vor Heinrich Volkmar mit ihrem Beſitztitel zu legitimiren. Was die Beiden weiter ſprachen und verhandelten in ihren traulichen, von Niemandem belauſchten, nur ſich ſelbſt angehörenden Zwiegeſprächen? Bedarf es wohl da eines langen Auseinanderſetzens?

Anfangs durchzuckte es den armen Dulder mit aller Bitterkeit, daß er, der Arme, aus der Heimat Geſtoßene, die glänzende Gabe annehmen ſollte, die ſich ihm darbot. Durfte der Bettler ſich des koſtbaren Fundes bemächtigen, ohne daß ihn die Leute fragten: Wie kommſt du dazu, dich damit zu ſchmücken? Für dein zerfetztes Gewand paßt eine andere Zier? Und wenn er ſie annahm, dieſe Fülle eines ſo uneigennützig gnädigen Geſchenkes, durfte er ſie für ſich behalten? Durfte er Marien mit ſich ziehen in die Wirrniſſe ſeiner Familie, wie ſie ihm in der Erinnerung hafteten? Dann kamen lichtere und freundlichere Gedanken über ihn. Sie ſtiegen aus den blonden Locken jener Geſtalt nieder, die neben ihm am Bette ſaß; ſie glitten über ihn hinweg wie luſtige Sonnenſtrahlen, wenn ſie ihn mit ihren Fingerſpitzen berührten; ſie koſten und ſcherzten mit ihm, wenn er Nachts aufwachte und die Sterne durch die Fenſter funkeln ſah; ſie ergoſſen ſich aus jedem noch ſo leiſe geflüſterten Zugeſtändniſſe jener Lippen, die den ſeinen ſo nahe waren, ſo nahe, daß endlich ein einziger Kuß die ſüßeſte Löſung alles Zweifelns, Bangens und Widerſtehens mit ſich brachte.

Am Arme ſeiner Braut trat Heinrich Volkmar, ein vollſtändig Geneſener, in die neuerwachte Welt! Dieſe Welt war in den Augen Heinrichs wirklich eine andere geworden. Weil ihm das Glück daraus hervorlachte, erſchienen ihm auch die Anderen in ihren Stimmungen und Charakteren gleichſam wiedergeboren. Er brauchte nicht allzuweit zu ſuchen; vor Allen ſein Vater bot ihm das merkwürdigſte Bild dieſer Wandlung.

Herr Volkmar trat nämlich dem Sohne mit einer Weichheit und Schonungsſeligkeit entgegen, die zuweilen etwas von der Verſchämtheit eines beſtraften Kindes an ſich hatte. Hatte ihn der drohende Verluſt des Sohnes zu dem gemacht? Hatte er eine tiefere Einſicht in ſein Weſen erlangt, das ihm erſt jetzt in ſeiner Tiefe und Klarheit verſtändlich ward? Wer nicht gerne an der Oberfläche haften bleibt, konnte zu der Ueberzeugung gelangen, daß Herr Wolf Volkmar von einer Art großen Reſpektes erfüllt war. Heinrich hatte nach ſeiner Abſicht ſpielend erlangt, wonach Andere mit gieriger Mühe geangelt hätten, ohne es zu erhaſchen. Wer hätte das dem verträumten Jungen zugetraut, der Amt und Karriere aufgegeben hatte, um den Pädagogen ſeiner Geſchwiſter zu ſpielen? Wolf Volkmar war in der Denkungsweiſe, die ſich in dieſen Anſichten ſo herrlich kundgibt, alt geworden; daran konnten auch die Hammerſchläge des Schickſals nichts ändern. Zudem brauchte er einen Halt, um ſich inmitten der Demüthigungen und Kränkungen, die er jüngſtens erlebt, aufzurichten, und dieſen fand er in ſeinem Sohne! Mit einem gewiſſen Stolze konnte er die Nachbarſchaft, unter der er vor Allem die Frau Böcking verſtand, auf die Thatſache hinweiſen, Schloß Halden gehöre fortan dem Hauſe Volkmar.

Dieſe Selbſtüberhebung vermochte es auch, daß er anfing, die ihm von Hedwig angethane Schande milder zu beurtheilen. Da Heinrich, der jetzt ſo groß und glänzend vor der Welt daſtand, ſich der Schweſter angenommen hatte, was focht es ihn an, was die Welt über die Thorheit eines jungen Mädchenkopfes dachte? Heinrichs Schuld war es ja doch geweſen, daß ſich Reinhold Ott in ihr Herz geſchlichen hatte. In Heinrichs eigenem Intereſſe lag es alſo, ſo beſchwichtigte er immer mehr ſeine hie und da auftauchenden Bedenken, daß er für die Schweſter auch ferner ſorgte. Hedwig konnte noch die prächtigſte Hausfrau abgeben.

Er glaubte alſo am Klügſten zu thun, wenn er Hedwigs That mit keinem Worte mehr gedachte.

Zudem trat das Mädchen, nachdem Heinrichs Geneſung vom Arzte erklärt ward, ſo leicht und ſicher und gehoben auf, ihr ganzes Weſen hatte ſo wenig von einer Reuigen an ſich, daß ſich Herr Volkmar zuweilen bereden wollte, eigentlich habe er ſein Kind um Verzeihung zu bitten.

Er, der im Berechnen von Gewinnſt und Verluſt es nie über ſich vermocht hatte, die Seelen der „Kinder ſeiner Frau" tiefer zu ergründen, konnte auch nicht ahnen, an welchen Abgründen vorüber das Mädchen zur Selbſtbefreiung gelangt war.

Verlaſſen wir für eine kurze Zeit das lichte Bild eines ſich ſelbſt wiedergegebenen glücklichen Heimweſens, um jenem Fluchbeladenen zu begegnen, der die ſchöne Menſchenblüthe geknickt, um ſich die Langeweile des Dorflebens fernzuhalten.

Wir müſſen, um ein vollſtändiges Bild Deſſen, wie und wo ſich der geiſtreiche Reinhold entwickelte, weit über die Gränzen hinausgreifen, die dieſer ſchlichten Erzählung geſteckt ſind.

Hatte Dr. Sine damals ſeinen Freund Reinhold, deſſen er ſo dringend bedurfte, wieder gefunden? Wir wiſſen es nicht; aber die Wiedervereinigung ſchien in der That ſtattgefunden zu haben. Denn kurze Zeit darauf las und hörte man wieder von den berühmten phrenologiſchen Vorleſungen des Dr. Sine, die noch dadurch einen erhöhten Reiz gewonnen hatten, daß ſich ihm der berühmte „Monodramatiker" Dr. Otto beigeſellt hatte. Die Spezialität dieſer künſtleriſchen Leiſtung, die in der damals windſtillen Zeit als etwas Außerordentliches galt, namentlich in Städten und Städtchen, denen das Glück einer ſtehenden Bühne von der Vorſehung verſagt ward, beſtand darin, daß „Dr. Otto" ganz allein und ohne jede ſonſtige Beihülfe im Theater-Koſtüme ganze Stellen aus den dramatiſchen Klaſſikern deklamirte und ſich ſo das Verdienſt erwarb, die in der Literatur arg vernachläſſigten P. T. Bewohnerſchaften jener Städte und Städtchen mit der dramatiſchen Poeſie aller Völker und Länder bekannt zu machen. Es ſcheint dieß die Zeit der tiefſten Erniedrigung für Reinhold Ott geweſen zu ſein, denn bald darauf zog der Phrenolog allein ſeines Weges, und der Name Dr. Otto's, ſeines Begleiters, verſchwand mit Einem Male wie durch Verzauberung.

Dafür tauchte in einem kleinen Journale der Hauptſtadt plötzlich ein Theater-Kritiker auf, der ſich Dr. Reinhold nannte. Dieſer Name gehörte bald zu den gekannteſten der Reſidenz, aber auch zu den gefürchtetſten. Die Urtheile und Ausſprüche, die in dieſen Blättern im Namen des guten Geſchmackes abgegeben wurden, geſtalteten ſich zu Orakelſprüchen, die für gewiſſe Klaſſen der Menſchheit die Heiligkeit des pythiſchen Delphi an ſich trugen. Namentlich die Mitglieder jener Scheinwelt, die von den allabendlich auf die Bretter des hölzernen Podiums niedergelegten Kränzen die größere Hälfte ihres Daſeins lebt, erzitterten unter den wuchtigen Schlägen, die Dr. Reinhold in jeder Numer ſeines Blattes wider ſie austheilte. Er kannte ſelten Erbarmen, und da dieſe „Kritiken" wirklich „geiſtreich" waren, erkannte man bald auch deren Berechtigung. Eine dunkle Sage machte in jenen leichtbeweglichen Kreiſen der Bühne damals die Runde, deren ſchauerlicher Inhalt dahin lautete: die Rückſichtsloſigkeit Dr. Reinholds gegen die Künſtler, namentlich aber gegen die Künſtlerinnen, rühre von dem Umſtande her, „daß ihm einſt eine Schauſpielerin, die er heftig geliebt, die Treue gebrochen habe."

Einige Jahre ſpäter brach jene gewaltige Erſchütterung aus, die den Beſtand des Staates bis in ſein innerſtes Gefüge erzittern machte. Die Scheinwelt des Theaters war für eine geraume Zeit in den Hintergrund geſchoben worden; lang unterdrückte Kräfte und Gewalten beherrſchten mit der Wildheit wild einherbrauſender Gebirgswaſſer das öffentliche Leben. Mit einem Male entpuppte ſich aus dem kleinen Blatte, der bisherigen Vogelſcheuche des für ſeinen Nachruhm zitternden Theatervolkes, ein großes, wildes, wie in rothes Blut getauchtes Journal. Der Verfaſſer der Theaterkritiken war um einige Stufen höher geſtiegen und ſchrieb nun die „Leitartikel" des „Tyrannenfeind." Es ließ ſich nicht leugnen, die Artikel waren mit Geiſt geſchrieben, aber es fehlte ihnen trotz ihrer Rückſichtsloſigkeit, die ſtets an die finſterſten Gewalten blutiger Löſung anknüpfte, die Gluth der Ueberzeugung. Das Feuer, das ſie durchlohte, ſchien nicht den holden Weingeiſtern, ſondern dem unheimlichen Alkohol entlehnt; es erwärmte und begeiſterte nicht, aber es erhitzte. Nichtsdeſtoweniger gehörte der große „Radikale" Dr. Reinhold Ott bald zu den Helden des Tages, da er auch die Tribünen der öffentlichen Vereine für die Ausbreitung ſeiner Ideen benützte. Zu

Hauſe in dem kleinen Dorfe ſeiner Heimat warf ein alter Mann regelmäßig die ihm durch die Poſt zugekommenen Blätter ingrimmig zum Fenſter hinaus. Denn unter allen Leſern des „Tyrannenfeind“ hatte der alte Dorfbewohner vielleicht die lebhafteſte Ueberzeugung, daß Keiner weniger dazu angethan war, einen zerrütteten und in ſeinen Fugen knackenden Staat wieder einzurenken, als eben ſein Sohn Dr. Reinhold Ott!

Die einige Zeit darauf eingetretene Reaktion drängte den kühnen Volkstribunen zur Flucht ins Ausland. Dort ließ er unter ſeinem vollen Namen jenen Roman erſcheinen, deſſen Vollendung er, gleichſam erdrückt von dem weltenumfaſſenden Inhalte, den er ihm geben wollte, von Jahr zu Jahr hinausgeſchoben hatte. Als Heinrich Volkmar dieſe Dichtung ſeines ehemaligen Jugendgenoſſen zu Ende geleſen hatte, war er bis in das Innerſte ſeiner Seele erſchrocken. War dieß das dichteriſche Kind jenes himmelſtürmenden Titanen, den er vor Jahren in blöder Verwunderung angeſtaunt hatte? Neben glänzenden Tiraden und Aphorismen fand Heinrich eine Geſtaltungsloſigkeit und einen Mangel an warmem Leben, die er ſich im erſten Momente der Verblüffung nicht erklären konnte. Allerdings erkannte er ſpäter, daß Reinhold Otts Talent an der Quelle wirklichen Lebens nicht getränkt worden war; es war ein zwerghaft verkrüppeltes, kraftloſes Geſchöpf, aber es hatte große, geiſtreiche Augen!

Sollen wir den Wandlungen Reinhold Otts weiter folgen?

Sie führen uns in jene Jahre zurück, in denen das ſogenannte „ſtarke Regiment“ an der Staatstafel bankettirte, um der Welt den Beweis zu geben, daß ein Land, deſſen Machthaber mit ſo gewaltiger Fauſt auf den Tiſch ſchlagen konnten, nothwendigerweiſe auch von Geſundheit ſtrotzen müſſe. Wen wird es nicht befremden, daß unter den Lobpreiſern dieſer Anſicht ſich auch Dr. Reinhold Ott befand? Zurückgekehrt aus der Verbannung, hatte er ſich Anfangs mit verſchämter Scheu, dann aber um ſo bedingungsloſer den Männern des ſtarken Regiments angeſchloſſen, ſchlug, wie dieſe, in einem neuen Journale, das wohlweislich nicht mehr den „Tyrannenfeind“ an der Stirne trug, auf den Tiſch und behauptete, wie ſeine — Koſtgeber, daß das ſo viel geſchmähte Staatsweſen roth von blühender Geſundheit ſei. Die Freiheit müſſe mit ſtarker Hand geſchützt werden, und es ſei das Kennzeichen eines ſchlechten Politikers, die Ueberzeugungen des Heute mit der Zähigkeit eines ſentimentalen Liebhabers feſthalten zu wollen. Das Gegentheil ſei das Richtige. Wer die Freiheit wolle, müſſe ſeine Liebſchaften wechſeln wie ſein Hemd; ſchließlich bringe ſie ſich doch an den rechten Mann.

Auch dieſe Blätter wanderten in ein ſtilles Haus in einem noch ſtilleren Dorfe des Heimatslandes; aber der alte Mann, an den ſie gerichtet waren, ließ ihnen dasſelbe Schickſal wie den in der Revolution an ihn geſchickten angedeihen: er warf ſie ingrimmig zum Fenſter hinaus.

Welchen Wandlungen der geiſtreiche Reinhold Ott ferner entgegenging? Er konnte, nachdem das „ſtarke“ Regiment eines Tages ſo ſtark auf den Tiſch geſchlagen hatte, daß darob Gläſer und Flaſchen herabfielen, worüber in einer benachbarten Provinz große Aufregung entſtand, mit einer an Genialität ſtreifenden Wendung behaupten, im Grunde ſeien jene Männer an der Regierungstafel gar nicht ſo ſtark geweſen, und eine breite Fauſt beweiſe noch nicht, daß man auch wirklich ſtark ſei. Die Stärke beruhe in der Mäßigung ſeiner Kraft, und dieſer Anſicht treu, ging er zu den „Halbſtarken,“ und als auch dieſe Partei noch kräftig auf den Tiſch ſchlug, was die Leute in jener Provinz nicht vertragen konnten, zu den „Halbſchwachen,“ und endlich zu den „Schwachen“ über, die ſich ſo anſtändig benahmen, daß die Leute in jener Provinz ſich endlich zufrieden gaben.

Bei all dieſen Entwicklungen ſeines ureigenen Weſens war Reinhold Ott ein geiſtreicher Mann geblieben.

Eine der letzten Wandlungen erlebte eine noch junge Frau, die unter den Bäumen eines öffentlichen Spazierganges in der Reſidenzſtadt ſaß, einen blondgelockten ſchönen Knaben zur Seite. In dem Antlitze der jungen Mutter waren die Schriftzüge eines tiefgeſättigten Glückes zu leſen. Da fuhr eine glänzende Equipage vorüber, in welcher, breit und behaglich hingeſtreckt, ein Mann ſaß. Warum drückte ſie den ſchönen Knaben mit ſo ängſtlicher Leidenſchaftlichkeit an ſich?

Hedwig hatte ihn wohl erkannt! das Idol ihres jungfräulichen Herzens, den von ſeinem Piedeſtal herabgeſtürzten Götzen — dem einſt Fanny, die Nichte des alten Tobias, als Molochsopfer ſich geweiht hatte.

Der geiſtreiche Reinhold Ott war ein Mann geworden, auf deſſen Ausſprüche und „Operationen“ die Morgen- und Abendbörſe wie auf orakelhafte Offenbarungen achtete und lauſchte!

Kehren wir wieder in die Frühlingsluſt des Schloſſes Halden zurück.

Heinrich Volkmar iſt der Gatte Mariens geworden. Am Hochzeitstage erregten die zwei Schweſtern, die ſchöne Hedwig und die kleine „Hexe,“ allgemeines Aufſehen. Sie ſahen mit ihren Blumenkränzen in den Haaren wunderſchön aus. Selbſt Frau Böcking, die ſich unter den veränderten Umſtänden ſchon längſt mit ihrem alten Verehrer ausgeſöhnt hatte, war in ihrem glänzenden Wagen, der Kutſcher in neueſter Livree, in Begleitung ihres Neffen Edmund gekommen, um die Feier mit ihrer Gegenwart zu beehren. Sie geſtand bewundernd, man müſſe weit und breit herumkommen, ehe man zwei ſolche Schweſtern zu Geſichte bekäme. Im Grund ſei ihr aber die „Hexe“ doch mehr ins Herz gewachſen, als die gar zu ernſt blickende Hedwig. Die Hexe werde einmal die prächtigſte kleine Frau für ihren Edmund abgeben.

Herr Wolf Volkmar nahm dieſe Anweiſung ſeiner Freundin auf die Zukunft zufrieden ſchmunzelnd entgegen. —

Der Herbſt war gekommen.

Eines Tages lud Willibald die geſammte Familie ein, der Enthüllung des Monumentes auf dem Grabe der Mutter beizuwohnen. Er hatte in der letzten Zeit unabläſſig daran gearbeitet; Keiner hatte in das Heiligthum ſeines Ateliers eindringen dürfen, und das Gebot des Freundes war geachtet worden.

So wanderten ſie durch das fallende Laub der Bäume auf den Friedhof hinaus, der die Aſche der Mutter barg. Eine tiefernſte Stimmung zitterte durch Aller Seelen. Schon aus der Ferne leuchtete ihnen die von Künſtlerhand gefertigte letzte Stätte ihrer Mutter entgegen. Auf einem mäßigen Piedeſtale erhob ſich ein Engel aus weißem Marmor, mit weit geöffneten Fittigen, aus einem offenen Korbe Blumen auf das unter ihm liegende Grab ſtreuend. Das war der Gedanke des Bildhauers und die Ausführung die meiſterhafte Hülle für deſſen Sinnigkeit.

Aber Schauer durchrieſelte ſie, wie ſie nun um das Monument gereiht ſtanden, als ſie zu dem leuchtenden Engel aufſchauten. Die Züge ſeines Antlitzes trugen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen Hedwigs — und doch war es wieder das unvergeſſene Geſicht der guten, guten Mutter!

Keiner vermochte es über ſich, die wunderſame Stille dieſes Augenblicks mit einem Worte zu unterbrechen. Agnes war an dem Engel niedergeſunken und weinte vor ſich hin.

Da näherte ſich Hedwig, wie von einer ſeltſamen Eingebung erfaßt, dem ſeitwärts ſtehenden Meiſter des Werkes. Noch einmal ſchaute ſie zu dem Antlitze des Engels auf, der die Züge ihres Ebenbildes trug. Dann reichte ſie dem Bildhauer ihre Hand.

Es war das Gelöbniß einer Braut für das ganze kommende Leben. —

Auf dem Heimwege ſagte Heinrich Volkmar, in deſſen Gemüthe die ernſte Enthüllungsfeier nachklang, zu Marien:

„Das Weſen unſerer Mutter war es, dem dieß Alles geſungen iſt. Dieſes Weſen konnte nicht untergehen in Denjenigen, denen ſie das Leben geſchenkt hatte. Es war wie ein feiner Duft edelſten Gewürzes, der ſich durch all unſer Thun und Denken, ſelbſt wo wir fehlten und irrten, hindurchzog. Sie hat mich, ſie hat meine Geſchwiſter, ſie hat unſer ganzes dem Zerfalle entgegengehendes Haus geſtützt und gewahrt. Wir konnten nicht fallen — wir waren geweiht im und durch das Andenken der Mutter!“

Wilhelm Tell.

1.

„Siebenhundert drei und fünfzig Gulden," ſagte der Probſt, indem er ein Blatt Papier auf den Tiſch legte, „es iſt richtig, obwohl du mir, was ich ganz gut bemerkt habe, dießmal den Schumlauer um ſiebzehn Kreuzer theurer" — — „Er iſt eben theurer geworden, Euer Hochwürden," fiel der Mann ein, der in bürgerlicher Tracht vor ihm ſtand.

— „Schon gut, ich ſage ja nichts dagegen, ich wollte dich nur wiſſen laſſen, daß ich's bemerke. Aber," fuhr der Probſt fort, „es thut mir leid, lieber Hartung, daß du bei der Hitze vergebens gekommen, denn ich kann dich nicht bezahlen. Es iſt kein baares Geld im Hauſe. Wenn du aber morgen wiederkommen willſt — wir werden heute eine gute Einnahme machen."

Hartung verneigte ſich, nahm die Mütze, die neben ihm auf einem Stuhle lag, und ging, als ihm der Probſt noch in die Thüre nachrief: „Du ſollſt zu Tiſche hier bleiben, Hartung, dann können wir auch gleich den neuen Ungariſchen proben; ſie werden ſchon genug geruht haben. Auch machen wir heut Nachmittag ein Wunder, da kannſt du zuſehen." Der Probſt ſagte dieſe letzten Worte mit der größten Gelaſſenheit und ſpielte dabei mit dem großen ſilbernen Kreuze, das an einem blaurothen, breiten Bande an ſeinem Halſe über die breite Bruſt herabhing.

„Ein Wunder?" fragte Hartung, ungewiß, ob er recht gehört hatte oder nicht.

„Ja, ein Mirakel," beſtätigte der geiſtliche Herr, „und du kannſt aus einem der Fenſter bequem zuſehen, denn es wird ſich im Hofe begeben."

So ſprechend, wandte er ſich wieder dem Tiſche zu, um die daſelbſt zerſtreuten Papiere zu ordnen, während Hartung noch ganz verwundert in der Thüre ſtand. Aber die Verwunderung wich bald, und ein angenehmes Lächeln ſpielte auf den Lippen des Mannes, als er durch den langen Gang weiter ſchritt und die Treppe hinabſtieg, um ſich ins Refektorium zu begeben, wo er mit dem geiſtlichen Herrn zu Mittag eſſen ſollte. Es ſchmeichelte ihm, das Vertrauen des hohen geiſtlichen Würdenträgers bis zu dieſem Grade gewonnen zu haben, und daß ihm dieſer von den Geheimniſſen des Hauſes mit einer Ruhe ſprach, wie zu Einem, der zum Hauſe gehört. Er empfand zum erſten Male dieß Gefühl, das andere weniger beſcheidene Leute ſeines Standes längſt empfunden haben würden, denn er war ſeit Jahren der Lieferant der Kongregation von Heiligenhain, dem berühmten Wallfahrtsorte, verſorgte den fürſtlich lebenden Probſt und die acht ihm beigegebenen Geiſtlichen verſchiedener Titel und die zahlreiche Dienerſchaft mit allem und jedem Nöthigen. Außerdem war er noch der beſondere Günſtling des hohen geiſtlichen Würdenträgers, der an der Spitze der Kongregation und des reichbepfründeten und außerdem noch höchſt einträglichen Wallfahrtsortes ſtand, deſſen wunderthätiges Marienbild alljährlich viele, viele Tauſende von Pilgern aus Nah und Fern herbeizog. Der Probſt liebte die edlen Weine und war ein Kenner. Einer der ſchönen Züge ſeines Charakters war es, daß er nicht gern allein trank, aber als ächter Kenner liebte er es, nur mit Solchen ſich am Becher zu erfreuen, die das Gebotene zu würdigen verſtanden, und an ſolchen fehlte es in dem weinarmen, überhaupt dürftigen Lande, in welchem ſelbſt der Begüterte nur ſelten über das Bierglas hinauskommt. Melchior Hartung aber hatte ſich als Lieferant des hochwürdigen Herrn bald zu einem feinen Kenner ausgebildet, und der Probſt freute ſich von Zeit zu Zeit, beſonders wenn ihm von frommen Seelen fromme Gaben an fremden, intereſſanten Weine zugeſchickt wurden, mit ihm einige Stunden beim Glaſe zu verplaudern. Er zog die Geſellſchaft dieſes klugen, einfachen, praktiſchen Mannes der ſeiner Kapläne vor, mit denen er nicht gern vertraulich umging und die er ſtets in einiger Entfernung von ſich und in ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit erhielt. Es waren meiſt Bauernſöhne dieſes in Kultur und Sitte ſehr verſpäteten Landes, die keine andere, als die dürftige Seminariſtenbildung beſaßen, während er, der Probſt, noch aus der guten Zeit ſtammte und ſeine geiſtliche Erziehung in einem Jeſuitenkloſter genoſſen hatte, was in der Gegend den Irrthum veranlaßte, daß man ihn für einen Exjeſuiten hielt. In der Einſamkeit dieſer waldigen, von allem Weltverkehr abgeſchnittenen und außerhalb der Wallfahrtszeit öden Gegend war ihm Melchior Hartung, in Ermangelung einer beſſern, die liebſte Geſellſchaft; denn er beſaß neben jener ſchon erwähnten, dem geiſtlichen Herrn ſo ſehr ſchätzenswerthen Eigenſchaft der Weinkenntniß noch viele andre nicht minder anerkennenswerthe Vorzüge. Klug, praktiſch, voll natürlicher Anlagen, überſchritt er bald die Gränzen der kleinen angeerbten Welt ſeiner Landwirthſchaft, um neue Wege des Erwerbes zu ſuchen. Er ließ ſich in mancherlei Spekulationen ein, die ihm gelangen, und verwerthete die Produkte größerer und kleinerer Grundbeſitzer der Gegend, mit denen dieſe nichts anzufangen wußten, indem er ſie ſelbſt in die Provinzhauptſtadt ausführte oder ſich mit größeren Händlern in Verbindung ſetzte, die ſie aus ſeinen Scheunen und Niederlagen abholen ließen. Im größeren Verkehr mit auswärtigen Menſchen bekam er ein geſchliffeneres Weſen, und in der ſtädtiſchen Tracht, die er trug, und bei ſeiner anſtändigen Ausdrucksweiſe, die er ſich im Umgange mit höher Geſtellten angeeignet, hätte man ihn leicht für Das halten können, was er doch eigentlich nicht war, für einen gebildeten Menſchen. Dazu kam, daß er jenes Einnehmende hatte, das ſich mit natürlicher Begabung bei ſchlichter, anſpruchloſer Einfachheit immer verbindet und das bei ihm noch durch eine friſche, geſunde, wackere äußere Erſcheinung erhöht wurde. Noch nicht vierzig Jahre alt, hatte er es ſchon zu einer anſehnlichen Wohlhabenheit gebracht und ſein väterliches Erbe mehr als verdreifacht, wozu allerdings ſeine Verbindung mit Heiligenhain viel beitrug. Es iſt nämlich zu bemerken, daß mit dieſem Wallfahrtsorte eine Fabrik verbunden war, in welcher unzählige bleierne, ſelbſt ſilberne Gegenſtände verfertigt wurden, als da ſind Heiligenbildchen jeder Art, Kreuze, Weihwaſſerkeſſelchen, Reliquienkäſtchen u. ſ. w., welche, von dem wunderthätigen Bilde der ſchwarzen Mutter Gottes von Heiligenhain geweiht, einen höheren Werth erlangten und in Hunderttauſenden von Stücken alljährlich an die Pilger verkauft wurden, die ſie als Andenken an den Gnadenort und als Heilmittel und Mittel des Heiles in die Heimat brachten. An dem Gewinn dieſer Fabrik hatte Melchior Hartung inſofern ebenfalls ſein Theil, als er ihr den rohen Stoff, Blei, Silber, Schaumgold und Farben lieferte. So nahm er eine Stellung ein, um die er von Vielen beneidet wurde, die ihm aber trotzdem Niemand abzujagen ſuchte, da man ſeine Talente anerkannte und ihn in der Gunſt des Probſtes zu feſt eingewurzelt wußte.

Wie groß das Vertrauen war, das ſich mit dieſer Gunſt verband, ſollte Hartung eigentlich erſt an dieſem Tage erfahren. Nach Tiſche bezeichnete ihm der Probſt ſelber das Fenſter, an das er ſich ſetzen ſollte, um „die Geſchichte“ gut zu ſehen.

Rings um das weitläufige, von acht größeren und kleineren Kuppeln gekrönte Gebäude von Heiligenhain lagerte eine beinahe unüberſehbare Menge von Pilgern beiderlei Geſchlechts. Man hatte ſie, dem Willen des Gnadenbildes gemäß, ſeit mehr als zwei Tagen nicht in den heiligen Ort eingelaſſen, und ſo war ihre Maſſe, während die Einen warteten und Andere in Prozeſſionen herbeiſtrömten, ins Ungeheure angewachſen. Der Hain, der mit ſeinen Birken rings um den Gnadenort heilige Schatten und Dämmerungen wob, die Abhänge, die von dieſem Haine weit und breit ins Thal hinabliefen, ſelbſt ein großer Theil der Ebene, die ſich im Halbkreis um den heiligen Berg erſtreckte, Alles war bedeckt und belebt von der großen Schaar der Gläubigen. Nachdem der Tiſch im Refectorium aufgehoben war, erſcholl die Hauptglocke der mittleren, vergoldeten Kuppel mit ihrem breiten, ſummenden, das Land erfüllenden Tone, und die andern ſieben Paare der ſieben andern Kuppeln ſchloſſen ſich mit ihrem Geſange, wie einzelne Stimmen, die nach und nach einen Chor vermehren, der Hauptglocke an, daß die ganze Luft ſummte, bebte, in Wellen zu gehen und der einzelne Ton des Geläutes auf dieſem Summen und dieſen Wellen zu ſchwimmen ſchien. Unausſprechliche Feierlichkeit füllte die Welt, und es hätte jetzt ein Hanswurſt auftreten und ſeine Purzelbäume und Poſſen machen können — Purzelbäume und Poſſen ſelbſt hätten einen geheimnißvollen, feierlichen Eindruck gemacht. Aus der Menge lösten ſich einzelne Prozeſſionen, mit Fahnen und Panieren voraus, und zogen ſingend und betend in den von Arkaden eingefaßten Hof von Heiligenhain, der bald dichtgedrängt voll war. In der Mitte einer jeglichen Prozeſſion zog eine Schaar weißgekleideter und bekränzter Mädchen, welche das Marienbild ihrer heimiſchen Kirche vermittelſt eines vierarmigen Geſtelles auf ihren Schultern trugen oder wenigſtens die ſeidenen Bänder in Händen hielten, die in großer Zahl von Kopfputz und Kleidern der heiligen Jungfrau herniederwallten. Nachdem ſo ungefähr zehn Prozeſſionen eingezogen, war in der Mitte des Hofes rings um einen Brunnen nur noch ein verhältnißmäßig kleiner Raum frei geblieben und ein Weg, der vom Brunnen zu den Thürſtufen der Kirche führte. Begränzt wurde dieſer freie Raum und Weg von den weißgekleideten Mädchen, welche die Marienbilder ihrer heimatlichen Kirchen trugen. Das große Thor des Hofes wurde von zwei Thorwärtern bewacht, welche ihre großen Stäbe kreuzweiſe übereinanderlegten und den andern andrängenden Prozeſſionen den Eingang wehrten und ſie auf ſpäter vertröſteten. Plötzlich ſchwiegen ſämmtliche Glocken, und nur das nachklingende Summen ſchwebte noch über den Häuptern der Tauſende, nicht minder feierlich, als das vorhergehende Geläute, und noch ahnungsvoller, tiefere Andacht weckend, als dieſes ſelbſt. Man ſah es der ganzen Verſammlung an, daß ſie ſich am Liebſten auf die Kniee geworfen hätte, wenn nur Raum dazu dageweſen wäre. Nachdem auch das Nachſummen verhallt und eine Zeit lang die tonloſeſte Stille geherrſcht, begannen die Glocken wieder und mit noch größerer Plötzlichkeit, als ſie aufgehört hatten, und mit ſtärkerem und heftigerem Tone. Mit den erſten Tönen erſchien der Probſt in vollem Ornate, zu welchem, nach altem Privilegio, der Hirtenſtab und die Biſchofsmütze gehörte, auf der oberſten Stufe der Kirchentreppe, ihm zur Seite der Dechant der nächſten Stadt, der das Allerheiligſte trug, und hinter ihm ſämmtliche Geiſtliche ſeiner Kongregation in Pontifikalibus: rechts und links Chorknaben, die Weihrauchfäſſer ſchwangen und ſchwingend und ſingend auf den oberſten Tritten an der Kirchentreppe ſtehen blieben, ſelbſt als der Probſt mit ſeinem geiſtlichen Gefolge weiter zog. Hinter dieſem erſchienen vier junge Geiſtliche, oder vielmehr Novizen, die auf einer Bahre das Gnadenbild trugen, ein großes Gebilde, das in die prächtigſten Seidenſtoffe gekleidet war und von deſſen Schulter ein breiter, von böhmiſchen Edelſteinen beſetzter Brokat-Mantel herabwallte, der ſo lang war, daß zwei andere Novizen ſein Ende wie eine Schleppe nachtragen mußten und zwar nicht ohne Mühe, denn die Laſt war groß. Das Geſicht des Bildes war ſo dunkel, daß es den Namen der ſchwarzen Mutter Gottes rechtfertigte, und das kam daher, daß dieſelbe ſich auf ihrer Flucht nach Aegypten vor den Häſchern des Herodes im Schornſteine eines kaum eine Meile von Heiligenhain gelegenen Hochofens, der noch heute raucht, mit dem Chriſtuskinde verborgen hatte. Damals bekam ſie die dunkle Farbe. Deſto heller leuchteten die Augen, von denen man ſagte, daß ſie ebenfalls Edelſteine ſeien, auf dem dunklen Grunde. Der Probſt ging langſamen Schrittes, aber geraden Wegs auf den Brunnen los; die Träger des Gnadenbildes folgten ihm und neigten es dreimal ſo über ihre Schultern, daß ſie in die Tiefe des Brunnens zu blicken ſchien. Dieſer Blick der Madonna, das wußte jedes Kind, gab dem Waſſer des Brunnens für das ganze folgende Jahr die Kraft, ſchwache oder kranke Augen zu heilen. Hierauf ſetzten ſich die weißgekleideten Jungfrauen in Bewegung und zogen an der ſchwarzen Mutter Gottes vorbei, die ſich in der Mitte des Hofes aufgeſtellt hatte. Sie verneigten ihre Bilder vor derſelben, indem ſie niederknieten und die zwei hintern Arme des Geſtelles in die Höhe hoben. Die ſchwarze Mutter Gottes von Heiligenhain gab den Gruß zurück, indem die Novizen ſie ebenfalls, aber nur leiſe, vorwärtsbeugten. Man konnte daraus erkennen, um wie viel höher ſie ſtand als die andern Madonnen, daß ſie ſich beſtrebte, gnädig zu ſein und doch ihre Würde zu wahren.

Melchior Hartung wurde es bei dieſem Anblicke eigenthümlich, mehr unangenehm als andächtig zu Muthe. Es kam ihm vor, als ſehe er einem Puppenſpiele zu, und die ſteifen Bewegungen der Bilder, welche nicht einmal Gliederpuppen waren, ſondern aus einem ungegliederten Ganzen beſtanden, hatten etwas Unheimliches. Er ſah nur den erſten Begrüßungen zu und wandte dann ſein Auge ab. Da bemerkte er erſt, daß ſich der Bürgermeiſter des Städtchens neben ihm am Fenſter befand und daß ſich hinter ihm eine große Menge von Honoratioren dieſes Städtchens und viele Hausgenoſſen geſammelt hatten. Der Bürgermeiſter bot ihm eine Pfeife und fing ſogleich von Geſchäften zu ſprechen an. Mittlerweile zogen die erſten Prozeſſionen mit ihren Bildern durch die Kirche und durch deren Portal wieder ins Freie, um im Hofe den anderen Platz zu machen, die jetzt eben ſo wie die erſten ein- und vor der Madonna vorüberzogen, um ſie auf dieſelbe Weiſe zu begrüßen. Während ſich die fremden Marienbilder verneigten, ſangen die Prozeſſionen und klangen immer noch ſämmtliche Glocken wie vorher. Hartung war nicht in der Stimmung, dem Geſpräche des Bürgermeiſters mit Aufmerkſamkeit folgen zu können, und um ihm auszuweichen, wandte er ſich wieder dem Hofe zu, obwohl er jetzt dem Wunder, welches noch kommen ſollte, lieber entflohen wäre.

Sein Auge fiel auf den Mittelpunkt der Feierlichkeit eben, als wieder eine fremde Madonna ihre Verbeugungen machte, und es ſah aus, als ob dieſe Prozeſſion, wie alle anderen, ohne beſondern Zwiſchenfall weiterziehen ſollte, als ſich hinter den Trägerinnen des Bildes ein Mann hervordrängte, der ſich kaum mit Hülfe ſeiner Krücken aufrecht zu erhalten vermochte, und der, wie es ſchien, nur durch das Gedränge am Umfallen verhindert wurde. Wie er in den freien Raum hervortrat, ſah man, daß ſeine Beine ſich in den unnatürlichſten Windungen um die Krücken ſchlangen und ſelbſt ſeine Arme und Hände ſo verdreht und verrenkt waren, daß die Krücken nur dadurch, daß er die obern Arme an den Leib drückte, feſtgehalten wurden. Er zitterte, wie er ſo daſtand, an allen Gliedern, ein Bild alles leiblichen Elends. Mit Mühe hob er die verdrehten Arme dem Gnadenbilde entgegen und rief mit bebender, doch weittönender Stimme: „Heilige Jungfrau, Mutter Gottes! Seit fünf Jahren pilgere ich zu deinem Heiligthum, ſeit zwanzig Jahren wendet ſich meine gläubige Inbrunſt vorzugsweiſe zu dir, bete ich dir täglich fünfzehn Ave, daß du Fürbitte einlegeſt bei deinem Sohn im Himmel für mich armen Krüppel und Elenden. Hat doch dein Sohn Lahme und Elende geheilt, erlöſe du auch mich von meinem Elend!“ — Während er ſo betete, nahm das Zittern und Beben ſeines Leibes ſichtbar zu; ſein Auge hing flehend und verklärt an den glänzenden Augen des Gnadenbildes. Dieſes bewegte ſich leiſe und neigte ſich ihm unmerklich zu. Jemehr es ſich dem Krüppel näherte, deſto heftiger wurde ſein Zittern, bis er ſich wie in Fieberfroſt ſchüttelte — und mit einem Male fielen rechts und links die Krücken ab, und der Mann rief entzückt und verklärt, während er beide Arme gerade und geſund dem Himmel entgegenſtreckte: „O ſeht, ich ſtehe aufrecht auf meinen Füßen!“ Es war, als ob ihn ein plötzlicher Rauſch erfaßte, denn er begann vor dem Gnadenbilde zu tanzen und hin und her zu ſpringen.

„Wohl dir, mein Sohn, dein Glaube hat dir geholfen!“ rief der Probſt ſalbungsvoll und ſtreckte dem Springenden ſegnend beide Hände entgegen, und in demſelben Augenblicke lag das ganze Volk anbetend auf den Knieen, und es war wie ein zweites Wunder, daß die dichtgedrängte Menge, die bis jetzt kaum ſtehend

Platz gefunden, nun Raum genug hatte, um ſich knieend hinzuwerfen. Einzelne Gläubige wurden von dem Wunder mit ſolchem Entſetzen erfüllt, daß ſie in die entfernteſten Winkel der Arkaden, oder in die Kirche, oder dem Ausgange entgegen flohen. In demſelben Augenblicke ſchwiegen auch die Glocken und ſtand einer der Geiſtlichen auf dem ſteinernen Rande des Brunnens und predigte über die knieende Menge hin von dem eben geſchehenen Wunder und ermahnte ſie, ſich nach allen Weltgegenden zu zerſtreuen und für Das, was ſie mit eignen Augen geſehen, überall zu zeugen.

Hartung wandte ſein Geſicht ab. Der Bürgermeiſter nahm eben eine Priſe, klopfte auf die Doſe und murmelte, indem er ſich mit dem blauen, weißpunktirten Taſchentuche unter der Naſe hin- und herfuhr: „Das war gut. Se. Hochwürden, der Probſt ſind ein unbezahlbarer Mann. Ihr werdet Euch überzeugen, Hartung, wie ſchon in der nächſten Woche die Zahl der Pilger um Tauſende wachſen wird — und ſo was wirkt auf Jahre hinaus. Wir brauchten das, wir hatten einige ſchlechte Jahre. Die ſchwarze Madonna iſt ein wahrer Schatz für die ganze Gegend.“ Dann rollte er das Taſchentuch ſorgſam zuſammen, ſteckte es in die Taſche und that, was die andern, im Zimmer Verſammelten ſchon gethan hatten: er warf ſich auf die Knie, machte das Zeichen des Kreuzes und drückte das Geſicht andächtig in beide Hände. Hartung erhob ſich, um zu gehen, aber es war unmöglich, durch die knieende Menge, die das Zimmer erfüllte, die Thüre zu gewinnen. So blieb er auf ſeinem Stuhle am Fenſter ſitzen und ließ den Kopf auf den Arm ſinken, welche Stellung man ebenfalls für eine andächtige nehmen konnte. Doch war ſeine Stimmung nichts weniger als andächtig. Es war ihm in dieſem Augenblicke, als wären alle Grundfeſten nicht nur des anerzogenen, ſondern allen und jeden Glaubens in ihm erſchüttert; doch blieb er bei dieſem Gefühle, das ihm nicht im Geringſten ſchmerzlich war, nicht lange ſtehen, es machte ganz und gar einer Entrüſtung Platz, die er bisher noch nicht gekannt hatte. Er hatte während ſeines ganzen Lebens nie über Glauben und Glaubensſachen nachgedacht; das that er auch jetzt nicht; aber es war ihm zu Muthe, als hätte jahrelanges Nachdenken jede Gläubigkeit aus ſeinem Herzen weggefegt. So ſaß er, er wußte nicht, wie lange, da, ohne noch etwas von den Vorgängen im Hofe zu ſehen. Als er endlich den Kopf erhob, war es in ihm ſtille und öde, ſelbſt die Entrüſtung war dahin, und mit Gleichgültigkeit ſah er, wie jetzt die ſchwarze Mutter Gottes von Heiligenhain eine große Schürze umgebunden hatte, welche ſie mit beiden Händen den Gläubigen entgegenhielt, die ſich mit dem größten Eifer drängten und ſtießen, um herangelangen und ihr Opfer in die Schürze werfen zu können. Der Probſt war verſchwunden; nur zwei Kapläne ſtanden noch an der Seite des Gnadenbildes und wachten darüber, daß die Opfernden alle herankommen könnten, ohne das Gnadenbild umzuſtoßen. Die Betenden in der Stube hatten ſich auch bereits erhoben, und Hartung konnte die Thüre gewinnen. Am Ende des Korridors, als er die Treppe hinabſteigen wollte, kam ihm Pater Severin, der Sekretär des Probſtes, entgegen.

„Gut, daß ich Euch treffe, Hartung,“ ſagte dieſer, „ich gehe dieſer Tage mit dem Bericht über das Wunder in die Hauptſtadt zum Biſchof. Ihr habt ja immer dort zu thun, und ich biete Euch einen Platz in meinem Wagen an. Ich habe vielerlei Einkäufe und Geſchäfte abzumachen, und Ihr könntet mir ſehr behülflich ſein. Kommet mit mir zum Probſt, dann werde ich Euch ſagen können, an welchem Tage wir reiſen.“

Hartung folgte ihm mechaniſch in die Stube des Probſtes. Dieſer kam eben aus der Kirche zurück, warf den Ornat ab und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne. „Uf, uf!“ rief er und warf ſich in einen Lehnſtuhl. „Welche Hitze! Welche Arbeit! Und dabei dünſtet das Volk aus, daß ſich Gott erbarmen möge. Ich möchte nicht jede Woche ſo eine Geſchichte durchzumachen haben.“

Dann athmete er wieder tief auf, wiſchte ſich aufs Neue die Stirne und antwortete dem Pater Severin, der nach dem

Tage ſeiner Abreiſe fragte, ziemlich verdrießlich: „Ich weiß das noch nicht, auch handelt es ſich jetzt nicht darum. Für jetzt, Severin, ſorgen Sie dafür, daß der Kerl ſobald als möglich fortkommt. Er iſt ein Säufer und im Stande, heute Abend vor der ganzen Welt die Geſchichte zu erzählen. Es ſind ihm ſiebzig Gulden verſprochen, geben Sie ihm hundert, aber unter der Bedingung, daß er noch heute wenigſtens zwei Meilen weit wandert, und ſagen Sie ihm, daß ich ihn auspeitſchen laſſe, wenn er ſich vor fünf Jahren in hieſiger Gegend wieder blicken läßt."

Pater Severin ging an den Pult des Probſtes und zog eine Schieblade. „Es ſind nur Papiere da," ſagte er, „das baare Geld wird ſchwerlich hinreichen."

„Richtig, ich habe vergeſſen," ſagte der Probſt, und dann zu Hartung gewendet: „Ihr ſeid wohl ſo gut, Hartung, und gebt dem Pater Severin die hundert Gulden; es liegt mir viel daran, daß ich den Spitzbuben noch heute los werde. Morgen kommt Ihr ja doch wieder, um Euer Geld zu holen, da erinnert mich nur auch an die hundert Gulden."

Hartung zog ſeine Brieftaſche und legte eine Hundertguldennote auf den Tiſch. „Nicht ſo," ſagte der Probſt, „ein ſolches Papier in ſolcher Hand erregt Verdacht."

Hartung entſchuldigte ſich, daß er kein anderes Geld bei ſich habe.

„Nun, es iſt auch ſo gut; wir können ja den wunderbar Geheilten reich beſchenkt entlaſſen haben."

Der Probſt lächelte; Pater Severin lächelte, auch Hartung lächelte, verneigte ſich aber raſch, um die Art ſeines Lächelns zu verbergen, und ging aus der Stube des Probſtes.

2.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als Hartung Heiligenhain verließ, um in ſein mehr als eine halbe Stunde vom Wallfahrtsorte und vom Städtchen entferntes Haus zurückzukehren. Es iſt ſonſt nicht die Art der Landbewohner, viel auf die Schönheit der Natur zu achten, und auch Melchior hätte hundert Mal an den größten Naturſchönheiten vorüber und durch die ſchönſtbeleuchteten Landſchaften wandern können, ohne im Geringſten ſich in ſeinen Spekulationen, Rechnungen oder anderweitigen Gedanken ſtören zu laſſen. Heute jedoch war es anders. Mit dem erſten Schritte aus dem Dunkel des Birkenwäldchens, das den Wallfahrtsort umgab, fühlte er ſich von dem ruhevollen Sommerabend, von dem Beben und Weben des nachgebliebenen ſanft gedämpften Sonnenlichtes auf das Angenehmſte angeweht. Die Vergoldung der Wolken, die helleren Lichter, welche auf den Häuptern der Hügel lagen, die tiefen und breiten Schatten im Thale, die trotz ihrer Dunkelheit in aller Stille mit dem Lichte harmonirten, das noch geſättigt und voll über den Höhen lag — Alles fiel ihm heute auf, Alles in dieſer doch ſonſt ſo unbedeutenden Gegend däuchte ihn ſchön und vor Allem ruhevoll. Es war ihm, als trete er aus einer Welt des Kampfes, der Ränke und Fallſtricke in eine Welt des Friedens, und im Hintergrunde, am Fuße eines von Wald und Obſtbäumen bedeckten Hügels lag ſein breites, gemächliches Haus, ſchon von Schatten überzogen, und ſpiegelte ſich verſchwommen in dem großen Teiche, der ſich wie ein natürlicher See vor demſelben ausbreitete. Bald zu den vergoldeten Wolken aufblickend, bald ſeiner Wohnung entgegenſchauend, ſchritt er, trotz der Sehnſucht, mit der er ſeinem Hauſe entgegenſah, nur langſam vorwärts. Es war ihm, als müßte er mit vielen Unklarheiten in ſeinem Herzen ins Reine kommen, bevor er ſeine Schwelle überſchritt; wie fremd würde er ſich ſonſt in dieſer ſeiner kleinen und ruhigen Welt empfinden. Dort ging Alles ſo friedlich her. Sein gutes Weib arbeitete, ſorgte und wirthſchaftete; ſeine Schweſter, eine Waiſe, fühlte ſich unter ſeinem Schutze wohlgeborgen; ſeine Kinder lernten und ſpielten, ſpielten und lernten, und der einzige Fremde im Hauſe, ihr Lehrer Burckhardt, war auch längſt kein fremdes Element mehr in der Familie, ſondern wie ein Freund und Bruder und wie die Verkörperung des innigſten Wunſches Melchiors, ſeinen Kindern Das geben zu können, deſſen Mangel er im Leben ſo oft und ſo ſchmerzlich empfunden hatte: Erziehung, Bildung, Wiſſen. In jenem Hauſe fand er Alles, wie er es wünſchte, ruhevoll, ſorgenlos, unſchuldig und arbeitſam, dabei geſund und voll friſchen blühenden Lebens — ſollte er dieſem Hauſe, unruhig, wie es in ihm ſelber ausſah, nicht mit Sehnſucht entgegengehen?

Die Familie ſaß ſchon um den Abendtiſch, als Hartung eintrat. Er nahm ſeinen leeren Platz nicht ein, begrüßte nur die Seinen und ging dann in das anſtoßende Zimmer, um, wie er ſagte, noch einige Rechnungen in Ordnung zu bringen und allerlei einzuſchreiben. Bald darauf wurde der Tiſch abgedeckt, und es war auffallend, mit welchem Eifer die beiden Knaben Otto und Heinrich dabei behülflich waren, Tiſchtuch und alle Theile des Gedeckes ſo raſch als möglich zu entfernen, und wie ſie, als dieſes kaum geſchehen war, eben ſo ruhig, als ſie bisher thätig geweſen, wieder am Tiſche ſaßen und mit Geſichtern voll geſpannteſter Erwartung jeder Bewegung ihres Lehrers, des Herrn Burckhardt, folgten. Die Mutter, Frau Hartung. hatte noch Manches zu ſchaffen, was die Knaben offenbar ungeduldig machte, ſie wagten aber ihre Ungeduld nur der Tante zu zeigen und ſie aufzufordern, daß ſie ſich mit ihrer Arbeit an den Tiſch ſetze. Endlich ſaßen auch Mutter und Tante, und zuletzt, unter dem freudigſten Räuspern und Hin- und Herſchieben der beiden Knaben, ſetzte ſich auch Herr Burckhardt mit einem Buche an den Tiſch und unterdrückte ein Lächeln, als ihm Otto, ohne Rückſicht auf die Arbeiten von Mutter und Tante die einzige auf dem Tiſche ſtehende Kerze ſo nahe als möglich ſchob. Burckhardt ſchlug das Buch auf und begann zu leſen: „Erſte Szene. Hohes Felſenufer des Vierwaldſtätterſees, Schwyz gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte iſt unweit dem Ufer, Fiſcherknabe fährt ſich in einem Kahn. Ueber den See hinweg ſieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenſchein liegen. Zur Linken des Zuſchauers zeigen ſich die Spitzen des Haken mit Wolken umgeben. Zur Rechten im fernen Hintergrunde ſieht man die Eisgebirge.“

Otto ſuchte vergebens ein gewiſſes Wiehern der Freude zu unterdrücken, Heinrich legte beide Ellenbogen auf den Tiſch und ſtützte das Kinn in die Hände. Herr Burckhardt ermahnte mit einem Blicke den Einen, ruhig zu ſein, den Andern, anſtändiger zu ſitzen, und fuhr im Leſen fort. Mit kräftiger und melodiſcher Stimme vergegenwärtigte er ſeinen Zuhörern, welche das Stück zum erſten Male in ihrem Leben zu hören bekamen, die erſten prächtigen Scenen aus Wilhelm Tell. Obwohl er ruhig und gemeſſen fortlas, glaubten ſeine Zuhörer doch den Fiſcherknaben im Kahn, den Hirten auf dem Berge, den Alpen-Jäger auf der Höhe des Felſens ſingen und dazu den Kuhreihen zu hören; dann folgte das Brauſen des Föhns, das Schlagen des empörten Sees, bis ſich mit dem Auftreten Wilhelm Tells, des Retters, Alles zu beruhigen ſchien. Schon nach dieſen erſten Scenen waren die großen und kleinen Zuhörer ſo tief in das herrliche Gedicht verſunken, daß ſie es nicht bemerkten, wie ſich im Rücken Burckhardts leiſe die Thüre öffnete und, eben als das Geſpräch zwiſchen Stauffacher und Gertrud begann, Herr Hartung aus ſeiner Stube trat und, an die Thürpfoſte gelehnt, horchend ſtehen blieb. Trotzdem Burckhardts Stimme bald ſanft, bald kraftvoll die Stube erfüllte, war es doch, als ob die feierlichſte und tiefſte Stille herrſchte. Erſt am Ende des erſten Aktes, da Otto während der Pauſe von Herrn Burckhardt die Augen abwandte, um die Thränen zu verbergen, die Melchthals Geſchick hineingelockt und die zugleich Zorn und Mitleid bedeuteten, bemerkte er und mit ihm die übrige Geſellſchaft die Anweſenheit des Vaters. Burckhardt wollte ſich erheben, aber Hartung drückte ihn ſanft wieder auf ſeinen Sitz und ſagte: „Glauben Sie, daß mir ſo etwas nicht auch Freude macht? Ich bitte Sie, fortzufahren. Das iſt ja wunderſchön; ich habe nicht gewußt, daß es ſo Schönes und ſo ſchöne Menſchen auf der Erde gibt.“

Otto hatte ſich indeſſen erhoben und die Hand ſeines Vaters ergriffen. „Nicht wahr, Vater,“ ſagte er, „das iſt gar zu ſchön?“

Der Vater legte die Hand auf ſeinen Kopf und blickte gerührt in das begeiſterte Geſicht des Knaben. Er ſegnete ſich und den in dieſen Gegenden außerordentlichen Gedanken, den er gehabt, ſeinen Kindern einen Hauslehrer zu geben, und er dankte dem Geſchicke, daß er einen jungen Mann wie Burckhardt gefunden. In demſelben Augenblicke fiel es ihm auf, wie Ton, Stimmung und Redeweiſe ſeines Hauſes ſich in den wenigen Monaten der Anweſenheit Burckhardts geändert, und in demſelben Augenblicke, in dem ſich viele Gedanken zugleich durch ſeinen Kopf trieben, dachte er, wie verſchieden die Menſchen ſeien, wie auf demſelben Erdboden neben einem Probſt die Schiller und die Stauffacher leben, und wie ſeinen Kindern ſo häßliche und ſchmerzliche Stunden gleich denen, die er heute erlebt, erſpart ſein werden, und wie in einer Welt, in welcher auch nur Einmal ein Schiller und ein Stauffacher geweſen, Lug und Trug endlich beſiegt werden und aufhören müſſen. Er war beinahe ängſtlich, daß die Stimmung, in der er ſich befand, wieder verfliegen könne, und er ſchickte den Knaben auf ſeinen Platz zurück und bat Burckhardt, ſogleich wieder fortzufahren. Sein Genuß und ſein Glück verdoppelten ſich während des zweiten Aktes, denn er lauſchte den Worten des Dichters und beobachtete zugleich die verklärten Geſichter der Frauen und ſeiner Kinder und weidete ſich an den triumphirenden Blicken, die ihm dieſe manchmal zuſchickten, als ob die ſchönen Stellen, welche dieſen Triumph hervorriefen, von ihnen herrührten, als ob ſie mit Schiller, mit dem Gedichte und mit den edlen Geſtalten des Gedichtes Eins und Daſſelbe wären.

Nach dem zweiten Akte ſchlug Burckhardt langſam das Buch zu. Die Kinder blickten betrübt, heiterten ſich aber wieder auf, als der Vater Herrn Burckhardt erſuchte, doch noch fortzufahren.

„Ich fürchte,“ erwiderte der Lehrer, „es iſt für die Kinder zuviel; ihre Phantaſie regt ſich zu ſehr auf, und ſie ſchlafen dann unruhig.“

„Eine glückliche Unruhe,“ ſagte der Vater. „Fürchten wir eine ſolche Schlafloſigkeit nicht. Machen Sie eine Ausnahme — an einem ſolchen Tage. —“

Frau Hartung ſah ihren Mann überraſcht an. „Warum,“ fragte ſie, „iſt das ein beſonderer Tag? Ich verſtehe dich nicht — und doch ſcheint mir, daß es dir in der That ein beſonderer Tag iſt.“

Melchior hatte mehr geſagt, als er wollte. „Nun,“ erwiderte er mit einiger Verlegenheit, „iſt es für einen armen Mann, der ſo etwas wie dieſen Wilhelm Tell nicht kannte, nicht etwas Außerordentliches, eine ſolche Bekanntſchaft zu machen? Es iſt mir, während ich Herrn Burckhardt leſen höre, als ob ich neu geboren werden ſollte. Und gerade heute — wenn man ſieht, wie viel Trauriges es in der Welt gibt, iſt es ein wahres Glück, gleich darauf zu erfahren, wie viel Schönes und Gutes ſich ebenfalls findet, wenn man nur die Wege dazu kennt.“

Er ſagte das in ſo traurigem Tone, daß Frau Hartung ſich erhob, um ſich ihm zu nähern; er aber drückte ſie ſanft wieder auf ihren Sitz zurück, verſicherte ſie, daß nicht die geringſte Urſache zu Beſorgniß in ſeinen Worten liege, und bat Herrn Burckhardt wiederholt, noch ein Stück weiter zu leſen. Dieſer nahm das Buch wieder zur Hand und las noch den dritten Akt. Es war darüber beinahe Mitternacht geworden, ohne daß Hartung ſeine Stelle an der Thürpfoſte verlaſſen hätte. „Morgen leſen wir weiter,“ ſagte er zu Burckhardt, indem er ihm zur guten Nacht dankbar die Hand drückte. „Ich habe nie ein ſolches Buch geleſen, ich habe überhaupt niemals Bücher geleſen. Das iſt doch ſehr traurig. Wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie die Kinder ſo frühzeitig mit ſo ſchönen Werken bekannt machen. Ich werde mit Ihnen über Vieles zu ſprechen haben. Gute Nacht.“

Den ganzen nächſten Morgen verbrachte Hartung mit Spaziergängen über ſeine Grundſtücke. Die Saaten hatten ſchon ihre größte Höhe erreicht, und er ging auf den ſchmalen Rainen in vollkommener Einſamkeit dahin. Die Nacht hatte den ſchlechten wie den ſchönen Eindrücken des vorigen Tages viel von ihrer Kraft benommen; dennoch ſchien es ihm höchſt wünſchenswerth, ſo wie geſtern Abend und heute Morgen vorzugsweiſe in Geſellſchaft der Seinigen und der Natur zu leben, mehr der Familie und der ſtillen Arbeit auf ſeinem Grunde als dem Verkehre und der gewinnreichen Berührung mit der verworrenen Welt anzugehören. Als er gegen Mittag heimkehrte, ſpielten die Knaben auf dem Hofe die Szene vom Apfelſchuß, und Otto deklamirte dazu die ſchönſten Stellen noch anderer Szenen aus Wilhelm Tell. Plötzlich wurde wieder Alles lebendig in ihm, und er griff nach dem Stock, um ſofort nach Heiligenhain zu wandern — wie er ſich halb und halb verſprach — zum letzten Male. Herrn Burckhardt bat er, ihn dießmal eine Strecke zu begleiten, und die beiden Männer hatten kaum zwanzig Schritte zurückgelegt, als Hartung nach der wahren Geſchichte der Befreiung dieſer Schweizer Landleute und gleich darauf auch nach dieſem Schiller fragte, der dieſe Geſchichte ſo ſchön, ſo ſehr zur Nachahmung einladend, ſo lebendig und warm dargeſtellt hatte. Burckhardt erzählte und beantwortete alle dieſe Fragen mit der Begeiſterung ſeiner Jugend, und ſo erzählend kam er mit ſeinem Brodherrn bis an den Wald von Heiligenhain. Da er offenbar noch immer viel zu erzählen und Hartung, je mehr er hörte, deſto mehr zu fragen hatte, ſo machte dieſer mit ſeinem Hauslehrer den ganzen Weg bis in die Nähe ſeines Hauſes wieder zurück, um ihn daſelbſt noch einmal zur weitern Begleitung einzuladen. Hartung erkannte endlich, daß jede Antwort, die er erhielt, jede neue Erkenntniß auch neue Fragen erwecke, ſchüttelte traurig lächelnd den Kopf, als ob er ſagen wollte, wie ſchmerzlich es ſei, erſt mit vierzig Jahren die Länge des Weges zu erkennen, den man nicht gegangen und den man hätte gehen ſollen. Er drückte Burckhardt die Hand und trat in das Haus des Gnadenortes.

„Heute," rief ihm der Probſt entgegen, „findeſt du baares Geld genug; du thuſt mir einen Gefallen, wenn du ſo viel als möglich mit dir fortnimmſt."

In der That lagen auf mehreren Tiſchen große Haufen kleiner Münze, wie ſie die armen Pilger in die Schürze der Schwarzen Mutter Gottes opfern konnten, und während der Anweſenheit Hartungs kam von Zeit zu Zeit ein Kaplan und ſchüttete zu den Haufen noch andere kleine Münze, da die ungeheuere Schaar von Pilgern noch immer nicht gänzlich abgelaufen war und die Opferung noch immer fortdauerte, wie ſich Hartung mit einem Blicke in den Hof, wo die Madonna mit vorgebreiteter Schürze wie geſtern daſtand, hätte überzeugen können. Schweigend ging Hartung daran, ſich die ihm zukommende Summe abzuzählen. Nur ſelten blinkte ihm eine größere ſilberne Münze entgegen; die Haufen beſtanden beinahe ganz aus Kupfer oder den kleinſten Silbermünzen, und ſo ſagten ſie es deutlich genug, daß ſie dem Munde abgeſparte Pfennige, daß ſie die Schärflein der Aermſten des Landes waren. Er konnte nicht umhin, er mußte eine Bemerkung in dieſem Sinne vor ſich hin murmeln, und es mag in ſeinem Tone etwas gelegen haben, was die Aufmerkſamkeit des Probſtes erregte, denn dieſer, der an ſeinem Schreibtiſche ſaß, wandte ſich plötzlich zu ihm, ſah ihn mit zuſammengezogenen Augenbrauen forſchend an und ſagte dann: „Melchior, das iſt das erſte Wort, das du heute ſprichſt und das ſcheint auch nur ein halbes Wort zu ſein. Was iſt dir?"

Und da Melchior nicht antwortete und die Münze nur lauter auf dem Tiſche klingen ließ, fuhr der Probſt fort: „Melchior, ſei nicht dümmer, als du ſein mußt, aber hüte dich auch vor naſeweiſen Bemerkungen und vor zu geſcheidten Gedanken."

So ſprechend, wandte er ſich wieder dem Pulte zu, und Melchior zählte ſchweigend weiter. Mehr als zwei Stunden vergingen ihm mit dieſem Geſchäfte, und während der ganzen Zeit würdigte ihn der Probſt keines Wortes mehr. Er ſchüttete endlich die zahlreiche Münze in mehrere Säcke, belud ſich beide Arme damit und ging. Der Probſt antwortete ſeinem Abſchiedsgruße nur damit, daß er ihm in die Thüre nachrief: „Melchior, ſei nicht dumm und mache nicht, daß ich bereue, dir zu viel vertraut zu haben.“

Beim Pförtner borgte Melchior einen größern Sack, warf die kleinen Säcke hinein, ſchwang ſich die Laſt auf die Schulter und machte ſich auf den Weg. Aber die Juliſonne ließ dieſe Laſt doppelt ſchwer erſcheinen, und er war kaum den Berg hinabgekommen, als er ſie abſetzen und ausruhen mußte. Der Schweiß troff von ſeiner Stirne, aber er ſagte ſich nicht, daß es die gewaltige Hitze war, die ihn ſo ermüdete; es ſchien ihm, als ob dieſes Geld ein ganz beſonderes, niederdrückendes Gewicht habe. Er dachte an die Wechsler und Krämer, die Chriſtus aus dem Tempel gejagt; er ſtellte ſich vor, wie der Eine und der Andere mit ſeinem Mammon gerade ſo wie er auf der Flucht ausgeruht haben mochte, und ſonderbarer Weiſe dachte er zugleich an die Männer, von denen er geſtern hatte leſen hören, und wie es beſchämend ſein müßte, jetzt einem ſolchen Manne zu begegnen. Es war überhaupt wunderlich, wie die Erinnerung an dieſes Gedicht über die Befreiung der Schweiz, an dieſe Schilderung gewiſſenhafter Männer, die trotz aller Gefahren ihre Pflicht gethan, und obwohl das ganze Buch mit Religion und religiöſen Dingen nichts zu ſchaffen hat, ſich fortwährend in die Erinnerung an Das, was er in Heiligenhain mit angeſehen, in ſeine Entrüſtung darüber, in ſeinen Widerwillen, in die geweckten Zweifel miſchte; wie es ihm fortwährend wie ein zürnender und liebevoller Vorwurf zugleich entgegenklang, wie es ihn an ſeinen innern Zwieſpalt erinnerte und zugleich mit der Ahnung tröſtete, daß er dieſen Zwieſpalt ausfüllen könne. In einem Momente ſolcher Ahnung ergriff er wieder den Sack und wanderte weiter. Er hatte ihn kaum auf den Schultern, als er zu berechnen anfing, wie viel von dieſem Gelde ſein urſprüngliches und ehrliches Eigenthum ſei, wie viel Gewinn an der Kongregation von Heiligenhain, alſo ein Theil des Truges, der Frucht jenes Spieles, das man mit argloſen, vertrauungsvollen gläubigen Gemüthern trieb. Er bildete ſich ein, daß dieſer Theil ſeines Geldes gerade das Uebergewicht bilde, das ihn ſo ſehr niederdrücke. Wieder nach einiger Zeit legte er die Laſt hin und ſah ſich um, ob er nicht Jemand finde, der ihm tragen helfe. Auf den Feldern rechts und links von ſeinem Wege ſah er der Landleute genug, die da arbeiteten; aber ein gewiſſes Gefühl der Scham verhinderte ihn, irgend einen zu Hülfe zu rufen. „Unter dieſen Leuten,“ dachte er, „gibt es wohl Manche, die errathen, wie in Heiligenhain das Geld gewonnen wird; ſie würden wiſſen, welches Sündengeld ſie mir tragen helfen.“ Auf einer Brücke angekommen, ſtellte er den Sack auf das Gelände und fragte ſich, ob er ihn wieder herausfiſchen würde, wenn er jetzt hinunter in das tiefe Waſſer fiele, oder ob er ihn nicht am Beſten ſelbſt hinabwürfe? Da bemerkte er einen Bettler, der am Fuße der Statue des heiligen Johann von Nepomuk in der Mitte der Brücke eingeſchlafen war, und raſch entſchloſſen zog er aus dem großen Sacke einen der kleinern und legte ihn vor den Bettler hin. Dann wollte er raſch weiter wandern. Da fiel es ihm ein, daß der Mann erwachen und unfehlbar glauben werde, daß ihm der Heilige dieſen Schatz hingelegt und daß ein Wunder geſchehen ſei. Der Wunderglaube war ihm jetzt ebenſo widerwärtig als der Gedanke, zu ſeiner Verbreitung ſelber beizutragen. Er kehrte zurück, weckte den Schläfer und ſagte ihm, daß er ihm dieſen Sack ſchenke. Der Bettler ſah ihn mit erſtaunten Augen an, hob die Hände gen Himmel und rief: „Ein Wunder! So eben habe ich den heiligen Johann von Nepomuk angefleht, mich aus meiner tiefen Noth zu retten, und ſiehe da, er ſendet mir dieſen Schatz. O über dieſes gnadenreiche Land, in welchem alltäglich Wunder geſchehen! Erſt geſtern hat die allerheiligſte Jungfrau ein großes Wunder gewirkt, und heute iſt es der heilige Johann von Nepomuk, der Patron dieſes Landes!“

Darauf wandte ſich der Bettler dem Heiligen zu und fuhr fort: „Du haſt mich aus Noth und Elend gerettet; ich danke dir!

aber mehr noch danke ich dir dafür, daß du mich in den Stand geſetzt haſt, der allerheiligſten ſchwarzen Mutter Gottes von Heiligenhain, der Wunderthätigen, Gnadenvollen, mein Opfer darzubringen.“

Hartung glaubte zu träumen; es war ihm, als ob ein böſer Geiſt ihn narrte. Er zuckte die Achſel und eilte weiter. Burckhardt, der ihn in einiger Aufregung verlaſſen hatte, kam ihm mit beiden Knaben entgegen. Er ſowohl wie die Kinder, als ſie die Laſt und die Ermüdung des Vaters erkannten, verlangten, daß er ihnen einen Theil abgebe; er aber weigerte ſich und ſagte, eine ſolche Laſt ſei nicht für ſolche Schultern. Es hätte ihm geſchienen, als ob er den jungen Mann, der ſeine Kinder ſo Schönes lehrte, und als ob er dieſe reinen Kinder mit ſolcher Laſt entweihte oder verunreinigte.

Zu Hauſe angekommen, warf er ſie in einen Winkel, dehnte und ſtreckte ſich, athmete tief auf, befahl, daß das Abendeſſen aufgetragen werde, damit man ſobald als möglich wieder an das troſtreiche Buch gehen könne.

Heute ſaß der Vater während der Vorleſung neben ſeinen Kindern, und es war ihm, als ſtünden ihm dieſe, wie er ſo mit ihnen daſaß und ſich mit ihnen an gleichen Genüſſen erfreute, heute näher als geſtern, und als wäre zwiſchen ihm und ihnen eine Schranke gefallen, von deren Beſtehen er bis auf dieſen Tag kaum eine Ahnung gehabt. Beinahe wurde ihm das geſtrige Erlebniß in Heiligenhain lieb, da es jene Gedanken in ihm erregte, vor denen er ſich flüchtete, als er geſtern aus ſeiner Stube trat, um die Vorleſung mit anzuhören. Auch ſein älteſter Junge ſchien jetzt das Gefühl größerer Zugehörigkeit dem Vater gegenüber zu haben, und er blickte ihm während der Vorleſung oft mit freudigen Augen voll Einverſtändniſſes entgegen. Als Burckhardt das Buch zuſchlug, fühlte ſich Hartung ebenſo voll ruhigen Glückes, wie die Kinder freudig aufgeregt waren. Gelaſſener als geſtern ſchickte er ſie zu Bette, bat aber Herrn Burckhardt, ſeine Frau und ſeine Schweſter, noch einige Zeit bei ihm in der Wohnſtube zu verweilen, da er ihnen etwas mitzutheilen habe.

„Ich weiß nicht,“ ſagte er im Zimmer auf- und niedergehend, „ob ich recht gethan, indem ich die Kinder fortſchickte, ob es beſſer iſt, die Kinder frühzeitig vor Lug und Trug zu warnen, oder ſie in ihrer ſchuldloſen Unwiſſenheit zu laſſen. Es iſt ihnen wohl zuträglicher, nicht zu wiſſen, wie Diejenigen, die uns von Jugend auf als ehrwürdig geprieſen werden, falſch und eigennützig mit unſern heiligſten Gefühlen, mit unſerm Denken und Glauben ſpielen.“

So ſprechend, ging er mit immer mehr aufgeregten Schritten hin und her. Seine Frau betrachtete ihn mit beſorgten Blicken. „Was iſt dir?“ fragte ſie ängſtlich, „ich bemerke ſeit geſtern eine große Veränderung in deinem ganzen Weſen.“

„Eine Veränderung? Ja, die iſt mit mir vorgegangen, aber es iſt dabei nichts, worüber du erſchrecken ſollſt; ich werde ſie nie beklagen. Höret, was ich euch erzählen will.“

Er blieb vor den Dreien ſtehen und berichtete in kurzen und ruhigen Worten von den geſtrigen Wunderwerken in Heiligenhain, was wir ſchon wiſſen. Als er geendet hatte, zitterte er am ganzen Leibe. Frau Hartung eilte auf ihn zu und ſchlang ihren Arm um ſeinen Hals. „Schüttle das ab,“ ſagte ſie, — „was liegt daran? Das iſt ja nicht die Religion.“ Und in abgebrochenen Sätzen fügte ſie hinzu: „Wenn man nur ſeine Pflicht thut — ein ehrlicher Mann —“

„Ja, ein ehrlicher Mann,“ ſagte Hartung bitterlächelnd, „ein ehrlicher Mann muß man erſt werden — und Sie, Burckhardt, was meinen Sie zu der Geſchichte?“

Bevor Burckhardt antwortete, erhob ſich Martha, die Schweſter Hartungs, und ſah dem Hauslehrer mit der größten Spannung auf die Lippen.

„Ich?“ fragte Burckhardt, „ich habe von dem Wunder heute ſchon gehört und den Ekel empfunden und das Mitleid mit der Menſchheit, die ich bei ſolchen Geſchichten immer empfinde. Sie thaten ganz recht, Herr Hartung, die Kinder fortzuſchicken. Die Kinder wiſſen, daß es Räuber und Diebe in der Welt gibt, aber dieſes Wiſſen iſt ihrem Gemüthe bei Weitem nicht ſo gefährlich, als es in dieſem Alter die Erfahrung wäre, daß es in der Welt ſo ungeheuere Betrüger gebe, wie dieſe Prieſter.“

„Burckhardt!“ ſchrie Martha auf, und es war dieſer Schrei ein Gemiſch von Schmerz und Zorn, wie auch in der Bewegung der Arme und Hände, mit der ſie dieſen Schrei begleitete, Bitte und Drohung zugleich lagen. Ihre Lippen bebten, ihre blauen, ſonſt ſo milden Augen funkelten. „Wer erlaubt uns,“ rief ſie dann mit bebender Stimme, „wer erlaubt uns, zu forſchen und zu prüfen, was die Geweihten Gottes beginnen? Wenn der Probſt das Wunder vorherſagte, ſo that er es, weil er als ein Eingeweihter Gottes es vorher wußte. Und wenn Dem auch nicht ſo wäre, ſo müſſen die Prieſter wiſſen, was der Seligkeit der Gläubigen gut iſt, und Niemand hat das Recht, mit ſeiner ſchwachen, irdiſchen Vernunft hinter ihren Thaten Trug zu ſuchen. Von Ihnen, Burckhardt, weiß ich es längſt, daß Sie leider keinen Glauben haben. Das ſchmerzt mich tief, und das trennt uns.“

Mit dieſen Worten verließ ſie raſch das Zimmer, brach aber in Schluchzen aus, bevor ſie die Thür erreichte. Burckhardt ſah ihr traurig nach und ſeufzte ſchwer auf. Hartung ergriff ſeine Hand und ſagte: „Wenn Sie ſie zu ſich bekehren können, ich habe nichts dagegen.“ — Und Frau Hartung fügte tröſtend, mit einem Blicke auf ihren Mann, hinzu: „Mächtiger als Alles iſt im Weibe die Liebe.“

3.

Wenige Tage darauf kam ein Bote vom Pater Severin mit der Nachricht, daß dieſer morgen die Reiſe in die Hauptſtadt antrete und Hartung zur Begleitung auffordere; derſelbe Bote lud ihn im Namen des Probſtes ein, nach Heiligenhain zu kommen, da mancherlei Geſchäfte vorlägen. Dem Pater Severin ließ Hartung ſagen, daß er die Reiſe nicht mitmachen könne, dem Probſt, daß er ſich gütigſt nach einem andern Geſchäftsmanne umſehe, da er ſich von den Geſchäften zurückziehe und die Abſicht habe, künftig nur ſeiner Landwirthſchaft zu leben. In der That verbrachte Hartung jetzt die meiſte Zeit auf ſeinen Feldern, wo er die Erntearbeiten beaufſichtigte und Verſuche mit neuen Agrikulturmaſchinen anſtellte. Seine freien Stunden benutzte er, um dem Unterricht Burckhardts beizuwohnen, wo Weltgeſchichte und Erdkunde ſeine Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe in Anſpruch nahmen. Auch auf den Spaziergängen war er, oft in Begleitung ſeiner Frau, jetzt meiſt an der Seite ſeiner Kinder und ihres Lehrers. Die Leſeſtunden wurden des Abends mit großer Regelmäßigkeit eingehalten und zu dieſem Zwecke alle von Burckhardt empfohlenen Bücher aus der Stadt verſchrieben oder hier und da in der Gegend bei Aerzten oder Beamten, die zufällig einzelne beſaßen, zuſammengeborgt. Man darf nicht vergeſſen, daß Hartung in einem Lande lebte, das an der Gränze Deutſchlands liegt, nicht zur Hälfte von Deutſchen bewohnt, in der Kultur bedeutend hinter andern Ländern des deutſchen Bundes zurückgeblieben, daß alſo im Innern dieſes Landes die Bücher zu den Seltenheiten und Hausbibliotheken der gewöhnlichſten Art zu den noch größeren Seltenheiten gehörten. Dieß wird es auch erklären, daß ein Mann wie Hartung erſt in ſeinem vierzigſten Jahre Bücher wie Wilhelm Tell kennen lernte, welche in andern Gegenden Deutſchlands den in geſellſchaftlicher und vermöglicher Rangordnung viel tiefer ſtehenden Menſchen ſchon in ihrer Kindheit bekannt und vertraut werden. Bei ſeiner neuen Lebensweiſe, die ihm eine neue Welt aufthat, fühlte ſich dieſer Mann vergnügt und glücklich; und glücklich fühlte ſich auch das ganze Haus bei dem innigen Antheil und dem engen Zuſammenleben des Hausvaters. Alles war wärmer, gemüthlicher, heimlicher und zugleich regſamer. Frau Hartung ſegnete ihres Hauswirthes Entſchluß, ſich von den Geſchäften zurückzuziehen, denſelben Entſchluß, den man in der ganzen Gegend tadelte, den man närriſch fand: Ein Mann in der Kraft ſeines Lebens, der ſo einträgliche Geſchäfte, eine ſolche gewinnreiche Verbindung, wie die mit Heiligenhain, aufgibt, welche zugleich mit ſo großer Protektion verbunden war! Man erfuhr, daß er dem Probſt förmlich habe abſagen laſſen; man erfuhr ferner, daß er einen ganzen Sack Geldes, nur um ihn nicht in der Hitze beim tragen zu müſſen, einem Bettler auf dem Wege hinwarf. War das nicht ein ungeheurer Hochmuth, oder vielmehr Wahnſinn? Und nun ſitzt er noch zu Hauſe über den Büchern und lernt wie ein Kind mit den Kindern, und auf ſeine Felder und in ſeine Scheunen bringt er die tollſten Maſchinen, von denen man in dieſem Lande nie etwas gehört, die entweder ebenfalls Ausgeburten wahnſinniger Phantaſien ſein, oder, wenn ſie ſich bewährten, die armen Leute der ganzen Gegend um ihr Brod bringen mußten, denn ſie arbeiteten für zwanzig, ja für fünfzig. Er war ein Neuerer, ein gefährlicher Neuerer, und dies ſchien um ſo glaublicher, als ſich das Gerücht verbreitete, daß er auch ein Ketzer ſei und daß ſich in ſeinem Hauſe allerlei Ketzerei begebe. Man erfuhr, daß in ſeiner Wohnſtube, auf dem Schranke, an derſelben Stelle, wo früher der heilige Johann von Nepomuk geſtanden, jetzt eine Gypsſtatue mit einem Kranze auf dem Kopfe, mit einem Buche in der Hand ſtehe, ein Proteſtant, Friedrich Schiller. Dem habe der Heilige weichen müſſen. Es war betrübend, daß ſich ſo etwas gewiſſermaßen unter den Augen des Gnadenbildes zutragen konnte, von dem doch die ganze Gegend lebte; er, Hartung hatte freilich mit Hülfe der ſchwarzen Mutter Gottes ſein Schäfchen im Trocknen, aber man ſollte doch auch auf Andere Rückſicht nehmen und nicht gleich den Aufgeklärten ſpielen, ſobald man die Heiligen nicht mehr bedarf.

So verbreitete ſich nach und nach eine Mißſtimmung gegen Hartung, welche dieſer nur darum nicht bemerkte, weil er ſich jetzt um Weniges außer ſeinem Hauſe kümmerte, obwohl er in Martha zum Theil eine Verkörperung der gegen ihn gerichteten öffentlichen Meinung im Hauſe ſelbſt hatte. Martha war die einzige Perſon, die an dem ſtillen und ſinnigen Glücke, das jetzt in dem kleinen Kreiſe waltete, nicht Theil nahm; ſie ſchloß ſich freiwillig davon aus, indem ſie ſich von den Vorleſungen zurückzog, das Zimmer verließ, wenn Hartung über Gegenſtände, die ihn jetzt intereſſirten, ein Geſpräch anknüpfte, und indem ſie viel Zeit außer dem Hauſe verbrachte. Viel öfter als früher ging ſie jetzt nach Heiligenhain und verweilte dort längere Stunden als ſonſt. Sie war augenſcheinlich tief bekümmert, und neben ihrem Kummer drückte ſie eine ſchwere Angſt, die ſich manchmal, wenn ſie nicht länger an ſich halten konnte, als Angſt um das Seelenheil Aller, die ſie liebte, verrieth. Bei all Dem zeigte ſie ſich ihren Hausgenoſſen gegenüber voll Scheu, als ob ſie, die für deren Gewiſſen ſo ſehr beſorgt war, ihnen gegenüber ſelber etwas auf dem Gewiſſen hätte. Man wußte im Hauſe ſehr wohl, was das zu bedeuten hatte. Mußte ſie im Beichtſtuhle nicht die Verrätherin und Angeberin der Ihrigen werden? — und war ſie im Hauſe ſelbſt nicht fortwährend eine Späherin, die ſich ihrer Schuld bewußt war, was ſie ſah und hörte, ihrem Beichtiger zu hinterbringen? Und unter Denen, die ſie für verloren hielt, die ſie überwachen und anklagen mußte, befand ſich neben ihren liebſten Angehörigen der Mann, dem vom erſten Augenblicke an, als er ins Haus kam, alle Gefühle ihres friſchen und jungen Herzens entgegendrängten. Man erkannte ſehr wohl, welche Kämpfe dieſes arme Mädchenherz zu beſtehen hatte, und man behandelte ſie, mitfühlend und mitleidend, noch liebevoller als ſonſt — aber nur um die traurige Erfahrung zu machen, daß ſie ſich, je größere Liebe man ihr zeigte, deſto mehr abwehrend verhielt. Hartung fing zu fürchten an, daß ſein Lieblingsplan, den er ſeit einiger Zeit im Herzen hegte, zunichte werden müſſe. Wie gerne beſchäftigte er ſich mit dem Gedanken, Burckhardt zu einem Gliede ſeiner Familie zu machen und ihn für immer an ſich und die Seinen zu knüpfen. Der junge Mann hatte aus Armuth ſeine Studien aufgeben müſſen; nun ſollte er, wie es ſich Hartung ausgedacht, in einiger Zeit wieder auf die Univerſität zurückkehren, vielleicht den älteſten Knaben unter ſeinem Schutze mitnehmen, die Studien vollenden und ſich dann, an der Seite des Mädchens, deren Herz und Schönheit er zu ſchätzen wußte, in dieſer Gegend als Arzt niederlaſſen. Nun ſchien es mit dieſen Plänen ein Ende zu haben, was Hartung bekümmerte und Burckhardt trauriger machte, als er mit Worten eingeſtand. Nur Frau Hartung behauptete mit großer Ausdauer, daß ſich trotz der Veränderung Martha's im Grunde nichts verändert habe; die Liebe ſei doch ſtärker als Alles, und ſo lange dieſe vorhanden ſei, bleibe im Grunde Alles beim Alten, wie ſehr auch die Dinge äußerlich verändert ausſehen mögen.

Aber äußerlich ſollte ſich bald gar Vieles verändern.

Eines Tages, es war ſchon ſpät im Jahre, als Melchior Hartung eben aus dem Städtchen bei Heiligenhain zu ſeinem Hauſe zurückkehren wollte und eben um die letzte Scheune vor dem Städtchen bog, ſtand er plötzlich vor der rothen Kutſche des Probſtes, der bei ſeinem Anblicke ſogleich halten ließ und ihn freundlich lächelnd herbeirief. Hartung trat an den Kutſchenſchlag und war nicht unangenehm überraſcht, als ihn der hochwürdige Herr ganz im Tone alter Vertraulichkeit anredete und ſich nach ſeinem Befinden erkundigte. Freilich ſchien es ihm gleich nach den erſten Worten, daß ſich in dieſen vertraulichen Ton nach und nach auch etwas wie ein Verweis, wie eine Drohung einmiſchte: „Wenn du auch keine Geſchäfte mehr mit uns machen willſt,“ ſagte der Probſt nach der erſten freundlichen Anrede, „ſo ſollteſt du uns doch manchmal beſuchen. Ich glaube, daß wir es um dich verdient haben. Du willſt nichts mit uns zu thun haben — nun das ſteht dir frei, aber glaube mir, Melchior, es iſt nicht gut, ſich ganz von uns loszuſagen.“ — Der Probſt ſchwieg und betrachtete prüfend den Schweigenden, dann nahm er wieder ſeinen ſcherzenden Ton auf und fuhr fort: „Meinſt du denn, es ſei mir unbekannt, was in deinem Hauſe vorgeht? Du lieſeſt Bücher, du philoſophirſt, du wirſt aufgeklärt — nun haſt du ſchon den ganzen Schiller durchgemacht, und Vieles von Herder haſt du auch geleſen und ſogar den Nathan den Weiſen, der beweiſt, daß alle Religionen gleich viel werth ſind — lauter Bücher von Lutheranern und Juden oder Halbjuden. Wie Schade, daß du nicht auch franzöſiſch und den Voltaire leſen kannſt, um erſt recht zu erfahren, wie man ſich vor uns Pfaffen und unſerm ganzen Kram zu hüten hat.“

Der Probſt lachte gemüthlich und fügte, während er warnend den Finger erhob, hinzu: „Melcher, Melcher, ſei nicht dumm aus übergroßer Geſcheidtheit, kümmere dich nicht um Dinge, die über deinem Verſtand ſind, und vor Allem, lecke nicht gegen den Stachel.“

Der Probſt gab ein Zeichen und war im Augenblicke um die Ecke verſchwunden. Melchior ſtand noch eine Zeitlang auf demſelben Flecke und ſah vor ſich hin. Trotz aller Gemüthlichkeit ſchienen ihm die Worte des Probſtes furchtbar drohend; er kannte die Macht der Geiſtlichkeit in dieſem Lande und ſpeziell die des Probſtes, gegen die es keinen Schutz und keinen Appell gab. Wolken der Beſorgniß lagerten ſich über ſeine Augenbrauen — aber mit einem Male überkam ihn, alle Beſorgniß durchbrechend, jenes Gefühl der Freudigkeit, das er empfand, als er an jenem trüben Abende zum erſten Male von den unterdrückten und verfolgten Männern leſen hörte, und er ſchüttelte ſich und ging aufrecht und mit entſchiedenen Schritten ſeiner Wohnung zu.

Einige Tage nach dieſer Zuſammenkunft erhielt Hartung eine Zuſchrift des Probſtes, daß die Felder, die er von dieſem in Pacht hatte, einem andern Pächter überlaſſen worden. Nach mündlicher Verabredung ſollte die Pacht, die für Hartung ſehr vortheilhaft war, noch mindeſtens fünf Jahre beſtehen; da aber nichts Schriftliches aufgeſetzt war, fügte er ſich, obwohl er ſich mit Dienſtleuten, Ackergeräthen, Maſchinen und Viehſtand für einen weit größeren Landkomplex, als ihm jetzt verblieb, eingerichtet hatte, und obwohl ihm aus der plötzlichen Aufkündigung großer Schaden entſtand. Er hatte wohl Zeugen für jene mündliche Verabredung, aber dieſe Zeugen waren Untergebene des

Probſtes, und er wußte wohl, daß er gegen dieſen jeden Prozeß verlieren würde, ſelbſt wenn er Luſt hätte, einen ſolchen einzuleiten.

„Es iſt das eine Kriegserklärung des Probſtes, der noch manche Plackerei folgen wird,“ ſagte Hartung, von dieſer Angelegenheit ſprechend, eben zu ſeinem Hauslehrer, als es leiſe an die Thüre klopfte und ein Mann hereintrat, den er bei dem ſpäten Abendlichte nur mit Mühe als den Kaplan, Pater Edmund von Heiligenhain erkannte. Pater Edmund war ein Kind dieſer Gegend, hatte mit Melchior auf derſelben Schulbank geſeſſen und in ſeiner Jugend von deſſen Eltern mancherlei Wohlthat und während ſeiner Studien ausgiebige Unterſtützung erhalten. Unter den acht Geiſtlichen von Heiligenhain hatte er es nie zu einiger Geltung gebracht; er ſpielte daſelbſt die untergeordnetſte Rolle, aber Melchior war er immer der liebſte der ganzen Kongregation geblieben, ſo wie er dieſem immer eine treue Anhänglichkeit bewahrte. Als Melchior ſeinen Freund erkannte, befahl er, daß raſch eine Lampe und eine Flaſche gebracht werde. Der Geiſtliche aber bat, Beides ſein zu laſſen, da er nicht gekommen, um ſich einen guten Trunk zu holen, und am Liebſten von Niemand geſehen würde. Er dankte auch für den dargebotenen Sitz, denn er wollte in Heiligenhain zurück ſein, bevor ſeine Abweſenheit bemerkt würde. „Lieber Melchior,“ ſagte er dann nicht ohne Befangenheit, „ich komme nur, um dir ſchnell und ohne alle Einleitung zu ſagen, daß du klug thäteſt, dich wieder mit dem Probſte auf guten Fuß zu ſetzen. Se. Hochwürden ſind ſehr böſe, obwohl ſie nur mit Lachen von dir ſprechen. Er hat ſchon eine ganze Reihe von Maßregeln bereit, um dich auf jede Weiſe zu plagen. Alſo mach's wieder gut und nimm dich zuſammen — und vor Allem verrathe mich nicht.“

Pater Edmund hatte es ſo eilig, daß er kaum den Dank Hartungs für die wohlgemeinte Warnung abwarten wollte. Doch blieb er noch einmal in der Hausthüre ſtehen und flüſterte Hartung, der ihm das Geleite gab, ins Ohr: „Ihr thätet ſehr gut, wenn Ihr Euere Martha nicht ſo oft zur Beichte gehen ließet.“ Nach dieſen Worten floh er, als ob er ein Verbrechen begangen hätte, in die Nacht hinein.

Melchior war ſich deſſen klar bewußt, daß er einer Macht gegenüber ſtand, die nicht zu bekämpfen war, und daß, wenn Pater Edmund ſo weit Muth faſſen mußte, um ihn hinter dem Rücken des Probſtes zu warnen, irgend eine Mißhelligkeit, wenn nicht ein Unheil, ganz nahe über ſeinem Haupte ſchwebte. Aber er konnte es nicht über ſich gewinnen, eine Verbindung wieder anzuknüpfen, die er mit vollſter Ueberzeugung und einem Bedürfniſſe ſeines Herzens folgend zerriſſen hatte, und dem Probſte, der ihm jetzt im ſchlechteſten Lichte und als Vertreter einer der traurigſten und verwerflichſten Seiten der Menſchheit erſchien, mit einem freundlichen, Verſöhnung ſuchenden, gewiſſermaßen Verzeihung bittenden Geſichte entgegenzukommen. Doch wurde der Freund und das treue Weib zu Rathe gezogen. Die Männer kamen darin überein, daß man es ruhig abwarten und für das einmal als Recht Erkannte auch Unheil über ſich müſſe ergeben laſſen. Frau Hartung, die bis dahin ſtill zugehört hatte, ſagte darauf lächelnd: „Wenn man einmal zu ſolchen Entſchlüſſen gekommen, ſo iſt das Aergſte, was Einem widerfahren kann, daß man um Haus und Hof gebracht wird. So lange man uns ſolche Entſchlüſſe und unſere Kinder nicht nehmen kann,“ fügte ſie auf das Einfachſte hinzu, „ſo lange muß man es auch aushalten können. Uebrigens iſt die Welt etwas Veränderliches, und die heute Mächtigen und Gewaltthätigen können morgen ſchwächer ſein, als wir es heute ſind.“

Von dieſem Abende an ſchwebte die Erwartung irgend eines entſcheidenden Ereigniſſes in beinahe feierlicher Weiſe über dem Hauſe. Es war Allen zu Muthe, als ob man ſich für ein Opfer vorbereiten müßte, und höher geſtimmt ging jeder Einzelne an ſeine Beſchäftigung: Frau Hartung an ihren Haushalt, ihr Mann an die Bewirthſchaftung ſeines Gutes und Burckhardt an den Unterricht. Letzterer erhob ſich bei ſeinen Vorträgen und

Vorleſungen, bei den Erklärungen, die er dieſen beigab, zu einer Höhe und Wärme, daß ihm die Eltern wie die Kinder mit Andacht horchten und daß ſelbſt Martha, die Anfangs ſchamhaft nur von der Nebenſtube aus zugehorcht hatte, endlich wieder herbeikam wie ehemals und traurig und aufmerkſam zuhörte. Mehr als einmal geſchah es, daß ſie ſich plötzlich erhob und aus dem Zimmer eilte, um die Thränen zu verbergen, welche die Schmerzen des innern Zwieſpaltes in ihre Augen lockten. Aber dieſe Zeit, die trotz aller drohenden Mißhelligkeiten eine eigene tiefe Färbung des Glückes für Alle hatte, dauerte nicht lange. Der Amtsbote brachte mit einem Male eine Vorladung ins Haus, die Melchior Hartung vor den Dekan der Stadt, als vor den Vorſteher des Schulweſens in dieſem Kreiſe, beſchied. Hartung beeilte ſich, Folge zu leiſten. Der Dekan fragte ihn, ob ſein Hauslehrer Burckhardt ſeine Lehrerprüfung gemacht und ob er befugt ſei, Unterricht zu ertheilen. — Hartung antwortete, daß ſein Hauslehrer ein ſolches Patent allerdings nicht beſitze, wohl aber Zeugniſſe, die beweiſen, daß er größere Studien gemacht, als man von einem patentirten Lehrer verlange, und daß er zum Unterrichte beſſer befähigt ſei, als die meiſten dieſer Lehrer, die ſich nur das vorgeſchriebene kleine Maß von Kenntniſſen aneignen. — „Das,“ antwortete der Dekan, „kann nichts helfen, da das Geſetz ausdrücklich von jedem Lehrer eine ſolche amtliche Befugniß verlangt.“ Er, der Dekan, ſei dazu da, die Befolgung dieſes Geſetzes und die Erziehung der Jugend zu überwachen; letzteres ſei eine der ſchönſten und liebſten Pflichten und Rechte der Kirche, und er müſſe in dieſem Falle von der ganzen Strenge des Geſetzes um ſo gewiſſenhafter Gebrauch machen, als jener Burckhardt ein ſchlecht charakteriſirtes, von verderblichen Grundſätzen angeſtecktes Individuum ſei. In Folge deſſen verurtheile er Hartung in die vorgeſchriebene Strafe von zwanzig Gulden und fordere ihn auf, dieſen unbefugten Lehrer zu entlaſſen, einen andern von Kirche und Staat berechtigten ins Haus zu nehmen, oder die Kinder in die öffentliche Schule zu ſchicken.

Hartung zählte die zwanzig Gulden auf den Tiſch und ging. Die Häuſer des Städtchens, die Geſichter der Menſchen, Alles ſah ihn verdrießlich an; die ganze Gegend war ihm mit Einem Male unleidlich geworden; die Kuppeln von Heiligenhain ſahen drohend auf ihn hernieder, und er fragte ſich, ob er nicht am Beſten thäte, eine Gegend, ein Land zu verlaſſen, wo man willkürlich in das Innerſte ſeines Hauſes, in ſein Heiligſtes, in die Erziehung ſeiner Kinder eingreifen konnte, und wo er gegen ſolche Willkür vollkommen wehr- und waffenlos war. Es ſchien ihm, daß, gegenüber dem Gewinne der Freiheit, ſein eigenes und das Loos der Kinder auf würdige Weiſe geſtalten zu können, es nur ein kleines Opfer wäre, wenn er ſich von ſeinem väterlichen Erbe trennte und die Heimat verließe. Er trat in ein Weinhaus, um in der Zeitung nachzuſehen, ob ſich nicht Käufer eines kleinen Landgutes ankündigten. Er fand keine ſolche Ankündigung, wohl aber fiel ſein Blick, auf der letzten Seite der Zeitung, auf ein Wort, das er immer wieder und wieder las und das ſeine augenblickliche Verſtimmung nach und nach in Heiterkeit verwandelte. Da las er, daß in zwei Tagen in der Provinzhauptſtadt „Wilhelm Tell, von Friedrich Schiller“ gegeben werde, das Stück, das in ſeinem Leben eine ſo große Rolle ſpielte und das er ſich längſt gewünſcht hatte, leibhaftig und lebendig dargeſtellt zu ſehen. Bevor die erwartete Trübſal, vielleicht die Trennung von einem geliebten Freunde hereinbrach, wollte er ſeiner Familie noch ein Feſt geben, und froh, als ob er in der Stadt nur Freudiges erfahren hätte, kehrte er in ſein Haus zurück und befahl, daß ſich Alles zur Reiſe bereit mache. Der Jubel war groß, als er ankündigte, daß es nach P.. der Hauptſtadt gehe, um Wilhelm Tell zu ſehen. Die beſten Pferde wurden aus dem Stalle genommen, obwohl die Reiſe nur auf einem mit Stroh gefüllten Leiterwagen zurückgelegt werden ſollte, und die beſten Sonntagskleider wurden angelegt. Nur Martha zauderte, nicht wiſſend, ob der Theaterbeſuch etwas Sündiges ſei oder nicht; ſie ſtockte oft in ihren Reiſevorbereitungen und kam ſich dann mitten im allgemeinen Jubel unendlich einſam vor. Aber als man am nächſten Morgen in den Wagen ſtieg, war ſie auf die Einladung Burckhardts doch in wenigen Minuten zur Reiſe bereit. Der Vater ſelbſt ergriff die Zügel, die Pferde griffen aus, und luſtig ging es durch das Städtchen der Heerſtraße zu, die in die Hauptſtadt führte; Hartung wollte, daß die Seinigen das Feſt mit Behagen genießen, und miethete eine ganze Loge, in der ſie Alle bequem Platz hatten. — Wir wollen die Freuden dieſes Abends nicht weiter beſchreiben und zergliedern. Wir erinnern nur, daß es unverwöhnte Naturen und Kinder waren, die dieſe glückliche Loge beherbergte, und möge ſich, um die hier fehlende Schilderung zu erſetzen, Jeder ſelbſt der Gefühle erinnern, mit denen er in früher Jugend im Theater ſaß.

Als man ſpät in das kleine Gaſthaus zurückkehrte und die Kinder nicht Worte genug finden konnten, um den erlebten Genuß immer wieder aufzufriſchen, klammerte ſich Martha an Burckhardts Arm und ſah ihn an, als wollte ſie ihn um Verzeihung bitten. Er drückte ihre Hand und fragte ſie, ob ihr ſo zu Muthe ſei, wie nach einer begangenen Sünde? Sie ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte, es ſei ihr im Gegentheil höchſt andächtig und fromm zu Muthe und noch entſchiedener lächelnd, fügte ſie hinzu: „Es iſt ſchwer, zu glauben, daß dieſer Schiller ewig verdammt ſein ſolle.“ — „Und wer wollte Sie das glauben machen?“ fragte Burckhardt. — Martha zauderte einen Augenblick und liſpelte dann: „Pater Severin.“

Um das Feſt würdig zu beſchließen und gemeinſchaftlich in friſcher Erinnerung noch einmal durchzuleben, verſammelte man ſich, im Gaſthauſe angekommen, noch zu einem heitern Nachteſſen. Otto konnte ſich trotz allen Glückes nicht darüber beruhigen, daß bei der Aufführung einzelne Stellen des Gedichtes und, wie er meinte, mitunter die beſten, ausgelaſſen worden. „Ja,“ ſagte Hartung, der ſeinen Wilhelm Tell beinahe ſo genau kannte, wie das Kind, „es iſt mir Daſſelbe aufgefallen, wie Otto; wiſſen Sie, lieber Burckhardt, vielleicht die Urſache?“

Burckhardt erklärte das Inſtitut der Cenſur, und wie es ſich damit verhalte. „Alſo," rief Hartung entrüſtet, „alſo ein Beamter, der erſte beſte, vielleicht einer von Denen, die ſich einige Gulden als Beſtechung in die Hand drücken laſſen, ein ſolcher wird zum Richter über Schiller geſetzt, ein ſolcher ſoll beſſer beurtheilen können, was dem Volke gut zu hören iſt, als einer von Denen, welche die Vorſehung zu Lehrern der Menſchheit beſtimmt hat? Iſt es nur glaublich, daß es Menſchen gebe, die eine genug freche Stirne haben, um ſich als Richter oder Verbeſſerer ſolcher Werke hinſtellen zu laſſen? Und das Alles unter dem Vorwande des Nutzens, der Wohlfahrt des Volkes! Je näher man zuſieht, deſto mehr erſtaunt man, erſchrickt man, daß ſo Unſinniges beſtehe und die Welt regiere und daß die Welt auf dieſe Weiſe ſich regieren laſſe."

„Ich ſehe auch nicht ein," rief Otto, „warum, wenn man dieſe Welt nicht ändern kann, man länger darinnen wohnen bleibt, warum ziehen wir nicht in das ſchöne und freie Land, das Schiller beſchrieben hat?!"

„Weil man," erwiderte der Vater darauf, „erſt zu Hauſe ſeine Pflicht gethan haben muß."

4.

Mit dem ſchönen Abend in der Hauptſtadt ſollte man für lange Zeit von dem glücklichen Zuſammenleben Abſchied nehmen. Als die Familie, noch in der heiterſten Stimmung, mit einem Vorrath in Herz und Geiſt, der für ernſte und belehrende Unterhaltung auf Monate hinausreichte, zu Hauſe, in den lieben und gewohnten Räumen eintraf, fand ſie daſelbſt, großgeſiegelt und breit mitten auf dem Tiſche des Wohnzimmers liegend, eine neue „Zuſtellung" des Amtes. Melchior nahm ſie in die Hand, wog ſie und legte ſie bei Seite, ohne ſie zu entſiegeln. „Es wird für das Gute, das dieſes Schreiben enthält, auch nach dem Nachteſſen nicht zu ſpät ſein," ſagte er achſelzuckend. Erſt als die Kinder zu Bette waren, nahm er das Schreiben wieder vor. Er entſiegelte es, las es für ſich und ſagte dann laut: „Lieber Burckhardt, da Sie zum Lehrer nicht befugt und in dieſer Gegend nicht heimatberechtigt ſind, wird Ihnen hiermit geboten, mein Haus und dieſe Gegend binnen zweimal vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen, widrigenfalls ꝛc. ꝛc."

Hartung warf das Papier auf den Tiſch, legte die Hände auf den Rücken und ſah nicht Burckhardt, nicht ſeine Frau, ſondern Martha ſeine Schweſter an. Dieſe ſaß mit gebeugtem Kopfe und mit den Händen im Schooße da. — „Muß man ſich das von den Beamten gefallen laſſen?" fragte ſie leiſe, dann fügte ſie mit lauter, vor Aufregung zitternder Stimme hinzu: „Dürfen ſie auf dieſe Weiſe in das Innerſte einer Häuslichkeit eingreifen? — dürfen ſie vorſchreiben, wen man im eignen Hauſe beherbergen darf, wen nicht? — Können ſie einen lieben Gaſt aus der Mitte ſeiner Freunde reißen?"

„Biſt du aufrichtig, Martha?" fragte Hartung. „Weißt du nicht, daß du eine ungerechte Anklage erhebſt und daß Diejenigen, die du anklagſt, nur Sklaven ſind und Mächtigeren gehorchen?"

Martha ſprang auf und warf ſich ſchluchzend an den Hals des Bruders. „Ja," rief ſie, „ich weiß es, und ich weiß auch, daß ich eine Verrätherin bin an euch Allen. Nur was ich ihnen unter dem Siegel des heiligſten Geheimniſſes anvertraute, haben ſie gegen euch benützt. O, ich bin genug geſtraft; ſie bringen mich um all mein Glück." — Und zu Burckhardt gewandt, ſagte ſie, indem ihr die Thränen heftiger aus den Augen ſtürzten: „Ich habe Sie als Ketzer, Ungläubigen und Verführer des Hauſes angegeben, — leben Sie wohl!"

Burckhardt ergriff die Hand, die ſie ihm entgegenſtreckte, und ſagte, um ſeine Rührung zu verbergen, mit Lächeln: „Absolvo!"

„Leben Sie wohl,“ wiederholte Martha, die vor Allem von dem Gedanken an die Trennung beherrſcht war.

„So iſt es nicht gemeint,“ rief Hartung. „Wenn hier von Trennung und Abſchied die Rede iſt, ſo ſoll dieſe Trennung jedenfalls nur eine kurze ſein. So leicht laſſe ich mich um einen Freund und um den Lehrer meiner Kinder nicht bringen. Ich habe dergleichen Quälereien vorausgeſehen, und ich ſehe noch andere voraus, da ich nicht nachgeben werde. Man wird mich nicht nur um die Ruhe des Hauſes, man wird mich auch um das Haus ſelbſt zu bringen ſuchen. In dieſer Gegend iſt unſeres Bleibens nicht, weil wir nicht die Macht haben, uns bei allem Muthe und beim beſten Willen ſelbſt zu ſchützen: ſo ſoll uns Burckhardt nur auf einige Zeit als unſer Bevollmächtigter verlaſſen, für mein Gut einen Käufer ſuchen, um ſich dann, wenn wir hier unſere Zelte abgebrochen und ſie in mehr befreundeter Gegend aufgeſchlagen, wieder mit uns zu vereinigen.“

Die Frau ſeufzte, Hartung küßte ſie auf die Stirn und ging dann mit Burckhardt in ſein Arbeitszimmer, um ihn über ſeinen Beſitz, über die Ertragsfähigkeit ſeines Gutes zu unterrichten und die ſehr billigen Bedingungen feſtzuſtellen, unter denen er dieſes zu verkaufen wünſchte.

Am folgenden Tage fuhr derſelbe Wagen mit derſelben Geſellſchaft auf derſelben Straße; aber die drin ſaßen, waren nicht ſo heiter wie geſtern. Man hatte zwar den Kindern geſagt, daß Herr Burckhardt in Geſchäften des Vaters nur auf kurze Zeit verreiſe, aber die Geſichter der Erwachſenen verriethen es ihnen deutlich genug, daß man ſie täuſchen wollte. Man fuhr ſchweigend dahin, bis man einige Stunden von Heiligenhain Halt machte und ſich trennte. Wie traurig ſchien den Heimgekehrten die Heimat ohne den geliebten Lehrer und Freund. Es war, als ob der Schutzengel und Tröſter abgezogen wäre, und als ob über allen Stuben düſtere Wolken hingen. Den Kindern ſuchte Martha den abweſenden Lehrer zu erſetzen, und Herr und Frau Hartung machten mit Staunen die Bemerkung, wie unendlich viel ſich das Mädchen aus deſſen Vorträgen und Geſprächen gemerkt hatte. Mit Einem Male erſchien ſie als eine förmliche Gelehrte und wußte ſie ſelbſt die Bücher zu erklären, die Burckhardt zur Vorleſung vorbereitet hatte und die noch nicht geleſen waren. Des Abends ſaß ſie jetzt auf ſeinem Platze mit dem Buche in der Hand, und ſie las manchmal mit ſolcher Betonung, daß man Burckhardt zu hören glaubte. Auch den Unterricht übernahm ſie, und konnte ſie auch nicht ſehr viel zu dem ſchon Gelernten hinzufügen, ſo ſorgte ſie doch dafür, daß dieſes in Geiſt und Gedächtniß der Kinder friſch erhalten wurde. Die Kinder waren jetzt ihre Schüler, aber auch ihre Vertrauten, denn mit ihnen konnte ſie ſich ohne Scheu und mit Freude das künftige Wiederſehen mit Burckhardt ausmalen. Sie brachte es glücklich dahin, daß die Atmoſphäre des Hauſes wieder eine gemüthliche wurde, obwohl man den Abweſenden zu vermiſſen nicht aufhörte. Sie zeigte, was eine weibliche Seele vermag, die das Echo eines edlen männlichen Geiſtes geworden und dabei weiblich geblieben. Aber Plagen und Mißhelligkeiten, die von Außen kommen ſollten, konnte ſie freilich nicht abwehren.

Eines Tages, nicht lange nach Burckhardts Abreiſe, ſaß Martha mit den Kindern an dem gewohnten Platze, als es leiſe an die Thüre klopfte und gleich darauf der Kaplan des Dechants hereintrat. Er grüßte aufs Freundlichſte, ließ ſeinen Blick über Lehrerin, Schüler, Bücher und Papiere ſtreifen, ſetzte ſich ſelbſt an den Tiſch und ſagte lächelnd: „Ich ſehe mit Vergnügen, liebe Martha, daß Sie ſich jetzt mit den Kindern beſchäftigen, da ſind die lieben Kleinen doch unter der Obhut einer gläubigen Seele, und der halbe Zweck meines Beſuchs iſt damit erreicht. Als Katechet, wie Sie wiſſen, habe ich die Pflicht, die Erziehung der Kinder, beſonders die religiöſe Erziehung, zu überwachen. Ich komme auch deßhalb, um Ihren Herrn Bruder aufzufordern, daß er die lieben Kleinen in die Schule zum Religionsunterricht ſchicke — ſie ſind jetzt in dem Alter. — Sie, liebe Martha, ſind gewiß eine vortreffliche Lehrerin und ſehr geeignet, den Samen des Glaubens in dieſe zarten Seelen zu ſäen, indeſſen will es das Geſetz und will es die Kirche, daß ein Geiſtlicher den Religionsunterricht ertheile.“

„Erlauben Eure Hochwürden,“ ſagte Martha, indem ſie aufſtand und ihn mit den Kindern allein ließ, „erlauben Sie, daß ich meinen Bruder hole.“

Der Kaplan erhob ſich, als Hartung nach einiger Zeit eintrat, und begrüßte dieſen mit großer und ſehr höflicher Förmlichkeit. Hartung ſchickte die Kinder fort, worauf jener wiederholte, was der Zweck ſeines Beſuches ſei, und hinzufügte, daß Otto eigentlich längſt das Alter überſchritten, welches das Geſetz für den Anfang des Religionsunterrichts beſtimme.

Hartung antwortete, daß es ſeine Abſicht nicht ſei, den Kindern dieſen Unterricht außer dem Hauſe geben zu laſſen.

„Das müſſen Sie auch nicht,“ ſagte der Kaplan, „wenn Sie nur einen geiſtlichen Herrn ins Haus kommen laſſen.“

„Wir werden ſchon dafür zu ſorgen wiſſen,“ erwiderte Hartung, etwas aufgeregt von der freundlichen Art des Geiſtlichen, hinter der ſich nichts als Befehle und Verbote verbargen.

„Dafür werden Seine Hochwürden der Dechant ſorgen.“

„Nein, Herr Kaplan, dafür wird der Vater ſorgen,“ rief Hartung, „ich will mir ſelbſt die Lehrer meiner Kinder wählen, und ich will ſehen, ob man mir Jemand ins Haus ſchicken kann, den ich nicht über meine Schwelle laſſen will.“

„Das kann man,“ verſicherte der Geiſtliche ruhig, „und wenn man es nicht will, ſo kann man die Kinder aus dem Hauſe nehmen, um für ihr Seelenheil zu ſorgen.“

„Und ich ſage Ihnen, Herr Kaplan, daß kein Geiſtlicher auf den Unterricht meiner Kinder Einfluß haben wird.“

Der Kaplan erhob ſich, faltete die Hände über der Bruſt, neigte den Kopf nach der rechten Seite und rief in klagevollem Tone: „So iſt es denn wahr und keine Verleumdung, daß Sie abgefallen ſind und daß Sie den Schooß unſerer heiligen Kirche verlaſſen wollen!?“

„Herr Kaplan,“ rief Hartung empört, „es iſt keine Rede von einem Uebertritt irgend welcher Art, aber ich will meine Kinder nicht Leuten übergeben, die ihnen den Glauben an Wunder einimpfen, wie man ſie heutzutage fabrizirt, die ſie all den Unſinn und Aberglauben —“

„Verehrter Herr Hartung,“ fiel ihm hier der Kaplan plötzlich mit verändertem Tone in die Rede, „merken Sie es ſich ſehr wohl, daß Sie eben geläſtert haben. Merken Sie ſich ferner, daß, ſelbſt wenn Sie abfallen wollen, Sie vorher für eine Zeit geiſtlichem Unterrichte übergeben werden müſſen, der Sie von Ihrem Abwege abzubringen ſuche, und daß Ihre Kinder, die armen Unmündigen, gegen einen verirrten Vater in Schutz genommen werden müſſen. Vergeſſen Sie außerdem nicht, daß, ſelbſt wenn von keinem Uebertritt die Rede iſt, Ihnen als einem überwieſenen Ungläubigen und Läſterer die Kinder entzogen werden können, um die unſchuldigen Seelen in ſichere Hut zu bringen und vor dem Verderben zu bewahren. Ein Blick auf dieſe Bücher, die hier auf dem Tiſche liegen, und wenige Fragen an die Kinder haben mir genügt, um mich zu überzeugen, daß die armen Kleinen ebenfalls auf die Abwege geführt werden ſollen, auf die dieſes unglückſelige Haus gerathen iſt.“

Der Kaplan grüßte kaum und ſchritt mit hoch aufgerichtetem Haupte aus der Stube und aus dem Hauſe hinaus. Frau Hartung, die ihn ſo gehen ſah, trat beſorgt in die Stube. Sie fand ihren Mann, die Stirn in die Hand gelehnt, nachdenklich am Tiſche ſitzend. Sie legte den Arm um ſeinen Nacken und blickte ihm theilnahmsvoll und fragend in die Augen. Er theilte ihr in wenigen Worten den Inhalt ſeines Geſpräches mit dem Kaplan mit, dann ſtand er auf und ſagte: „Du biſt ein muthiges Weib. Beſſer von ſeinen Liebſten getrennt, als ſie ſolchen Händen überlaſſen, die ſie uns ganz entfremden und von unſerm Herzen loslöſen. Packe die Sachen der Kinder. Heut Abend reiſeſt du in aller Stille mit ihnen ab und bringſt ſie nach P.. zu Burckhardt, bei dem ſie bleiben werden, bis wir Weiteres beſtimmen oder die Verhältniſſe deutlich genug ſich ausſprechen, was wir zu thun haben. Du wirſt auch Burckhardt ſagen, daß er ſich mit dem Verkaufe des Gutes beeile; ich habe in Erfahrung gebracht, daß die Probſtei nach Urkunden ſuchen laſſe, um Anſprüche auf einen Theil meiner Felder zu erheben. Sie haben keine, und ſie würden den Prozeß jedem Andern gegenüber verlieren oder gar nicht aufnehmen — gegen mich würden ſie ihn gewinnen. Es ſcheint mir, daß wir die längſte Zeit hier gewohnt haben."

Frau Hartung drückte ſeinen Kopf an ihre Bruſt und ging dann ſchweigend, um zu thun, wie er geſagt hatte.

Am ſpäten Abend deſſelben Tages fuhr der Wagen wieder aus dem Hofe. Wie heiter die Kinder waren, die ſich freuten, Burckhardt und die Hauptſtadt und das Theater wieder zu ſehen, eben ſo ſchweigſam waren die Eltern, die neben ihnen ſaßen. Hartung befahl dem Kutſcher, nicht durch die Stadt, ſondern um ſie herum zu fahren, um auf die Landſtraße zu gelangen, und erſt gegen Mitternacht, als der Wagen ſchon in der Mitte der Wälder angelangt war, umarmte er Weib und Kinder und ſprang ab, um allein zurückzuwandern. Das war ein trauriger Weg, den er da bei dunkler Nacht, durch den ſchweigenden Wald zurücklegte. Zum zweiten Male begleitete er Flüchtlinge aus ſeinem Hauſe; erſt den Freund, jetzt die Kinder. Wie bald wird die Reihe an ihn kommen? Gegen Morgen kam er an Heiligenhain vorüber; die ewige Lampe der Kirche leuchtete durch die gemalten Fenſterſcheiben und lockte ihn mit einem milden Scheine, der alte Gefühle der Kindheit und Jugend wieder erweckte. Wenn er dieſer Lockung folgte, wenn er eintrat und dem Probſte nur einige verſöhnliche Worte im alten vertrauten Tone ſagte, war er, war die Ruhe ſeiner Häuslichkeit gerettet. Der Probſt, der ihn ſelbſt in ſeine Betrügereien einweihte, verlangte ja keinen Glauben von ihm, er verfolgte nur den offenen Abfall, das böſe Beiſpiel, das Hartung den Gläubigen gab. Der Probſt war ein Mann, der leben ließ; wenn er, Hartung, ſich mit ihm auf den alten Fuß ſtellte, konnte er ſeine Kinder nach Gutdünken erziehen laſſen und in Ruhe und Behagen weiter leben wie vorher: auf ſeinem angeerbten Beſitze, in Geſellſchaft des Freundes und der Kinder. Sollte er eintreten? Er ſtand und ſah dem Schein der ewigen Lampe entgegen. Aber da erinnerte er ſich, mit welcher Ruhe ſein Weib die Kleider ſeiner Kinder einpackte, um ſich von ihnen zu trennen, und zugleich an die Szene, die er leſen hörte, als er an jenem entſcheidenden Abende aus ſeinem Zimmer trat: die Szene zwiſchen Stauffacher und ſeinem ſtarken Weibe. Erlaubte ihm Gertrud, ſich vor der drohenden Uebergewalt zu beugen? Sein Weib ſprach nicht ſo ſchön, wie Gertrud, aber ihr Herz führte dieſelbe edle Sprache, ihr Schweigen, ihre Ruhe, mit der ſie allen Verfolgungen entgegenging und das Benehmen Melchiors gut hieß, war eben ſo beredt, wie die Worte des Dichters. Ihrer gedenkend, erröthete er, als hätte er vor dem Hute Geßlers die Mütze ziehen wollen, und er gebot den neu erwachten Gefühlen ſeiner Jugend, wie ſeinen Sorgen um die Zukunft, wie dem Schmerze über die Trennung von ſeinen Kindern Schweigen, fragte ſich noch, was ihm ſein Otto in dieſem Falle zu thun rathen würde, blickte nicht mehr nach der ewigen Lampe und ſchritt ſtrammen Schrittes durch die fröſtelnde Morgendämmerung ſeiner Wohnung zu.

Da war es einſam genug, und Martha empfing ihn mit verweinten Augen. „Gehen wir ebenfalls fort, mein Bruder,“ ſagte ſie mit Schluchzen, „ich bin die ganze Nacht ruhelos durch das Haus gewandert. Es iſt ſo unendlich einſam; es wird ohne die Kinder hier nicht auszuhalten ſein, und mit den Verfolgungen von da oben ſind wir gewiß auch noch nicht am Ende. Anderswo iſt auch eine Welt, und wir ſind alle noch jung genug, um uns, mit Burckhardt zuſammen, auch in der Fremde noch einen glücklichen Herd zu gründen.“

„Der Gedanke,“ ſeufzte Hartung, „begleitete mich die ganze Nacht, aber ich kann das Gut unſres Vaters, deinen und der Kinder Beſitz, eure Sicherheit in der Zukunft nicht ſo hinwerfen, wie man den Staub von den Füßen ſchüttelt. Wohl iſt die

Freiheit mehr werth, als aller Beſitz, der uns von der Willkür verbittert wird, aber meine Pflicht iſt es auch, für euch zu ſorgen und euch wo möglich auch die Freiheit im Angeſicht des Mangels zu retten.“

Der Gedanke an den Verkauf des Gutes bewog ihn, ſogleich wieder aufzubrechen, um ſich nach dem Städtchen zu begeben, in der Zeitung nachzuſehen und ſich bei den Leuten zu erkundigen, die er mit Aufſuchung eines Käufers beauftragt hatte. Er machte die traurige Erfahrung, daß man, wie er ſelbſt, im Städtchen wie in der ganzen Gegend bereits überzeugt war, daß er in Folge ſeiner Widerſetzlichkeit gegen Obrigkeit und Kirche bald ſo weit gebracht ſein werde, um ſein Gut zu jedem Preiſe loszuſchlagen und daß die etwaigen Käufer dieſen günſtigen Moment ruhig abwarteten. Beim Bürgermeiſter, bei dem er vorſprach, um ſeine Beſitztitel für alle Fälle zu ordnen, bekam er Anderes zu hören. Dieſer überſchüttete ihn mit Vorwürfen wegen des Weſens, das er ſeit einiger Zeit angenommen, ſeine Art und Weiſe, ſich gegen Kirche und Obrigkeit zu benehmen, wie man ſie bei ihm, dem ſonſt ſo vernünftigen Manne, nie für möglich gehalten hätte. „Ihr ſaget Euch vom Probſte los,“ rief der Bürgermeiſter erſtaunt, „nachdem Ihr ſo gut wie ich Zeuge waret, wie dieſer ausgezeichnete Mann ſeine Sache verſteht und für Ruhm und Nutzen der Kirche zu ſorgen weiß. Und dabei habt Ihr noch hie und da gegen die Wunder geſprochen! Wißt Ihr nicht, daß wir Alle, daß die ganze Gegend von der Mutter Gottes und ihren Wundern lebt? Ihr ſuchet ſie um ihren guten Ruf und uns um unſere Nahrung zu bringen. Nieder mit Allen, die Feinde der ſchwarzen Mutter Gottes von Heiligenhain ſind!“

„Hoch lebe die große Diana von Epheſus!“ lächelte Hartung.

„Was ſagt Ihr da?“ fragte der Bürgermeiſter.

„Nichts,“ erwiderte Hartung, „ich habe nur an ein Kapitel aus der Apoſtelgeſchichte gedacht.“

„Gut, und ich will mir's merken.“

Hartung fühlte ſehr wohl, daß dieſe Worte des Bürgermeiſters eine Drohung enthielten, aber dieß ſowohl, wie die Feindſeligkeit, die ihm jetzt überall im Städtchen gezeigt wurde, war ihm gleichgültig, oder vielmehr, er nahm es mit großer Geiſtesruhe hin. Er hatte ſich an den Gedanken gewöhnt, von Feinden umgeben, jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt zu ſein, und mit dieſer Gewohnheit hatte ſich ein Muth des Ertragens in ſeinem Herzen befeſtigt, da er ſich nicht zu einem thätigen Kampfe rüſten konnte. Er ſollte dieſes Muthes bald noch mehr bedürfen, als bisher.

Seine Frau war aus der Stadt, wo ſie die Unterbringung der Kinder beſchäftigte, noch nicht zurückgekehrt, als eines Morgens ſein ödes Haus von den Dienern des Amtes, unter Anführung eines Polizeikommiſſärs, beſetzt wurde. Martha wollte ſich widerſetzen, als dieſer an ihren Bruder die Hand legte und ihn für verhaftet erklärte. Hartung winkte ihr, ſich ruhig zu verhalten, fragte nur, ob es ihm nicht geſtattet werden könne, bis zur Rückkehr der Hausfrau zur Ueberwachung des Haushaltes in der Wohnung zu bleiben, und folgte auf die verneinende Antwort dem Diener der Gerechtigkeit. Man hatte ihm die Urſachen ſeiner Verhaftung nicht mitgetheilt; er erfuhr ſie aus dem Munde des Volkes, als er durch die Gaſſen des Städtchens geführt wurde, wo man ihm „Empörer,“ „Rebell,“ „Ungläubiger,“ „Gotteslästerer“ entgegenrief. Ausführlicheres wurde ihm mitgetheilt, als er nach ungefähr einer Woche das erſte Verhör zu beſtehen hatte. Es wurde ihm der Prozeß gemacht, weil er ſeine Kinder dem vom Geſetze vorgeſchriebenen Religionsunterrichte entzog, weil er den Glauben geläſtert, von den Wunderwerken der heiligen Jungfrau verleumderiſch geſprochen und die Mutter Gottes von Heiligenhain die Diana von Epheſus genannt habe. Als Zeugen traten gegen ihn mehrere Bürger des Städtchens auf, als Hauptzeugen der Katechet und der Bürgermeiſter.

5.

Es iſt uns hier nicht der Raum gegönnt, die Leidensgeſchichte dieſes „dunklen Ehrenmannes“ ausführlich zu erzählen; auch läge das, ſelbſt wenn uns der genügende Raum geſtattet wäre, nicht in unſerer Abſicht. Derartige Prozeſſe und Verfolgungen hat unſere Zeit genug geſehen und beſchrieben geleſen, und ſo möge ſich der geneigte Leſer mit den bloß andeutenden Strichen dieſer Schilderung von Anfang bis zu Ende begnügen und ſich die Leinwand des Bildes ſelbſt mit der dramatiſchen Handlung und die Umriſſe mit Farben ausfüllen. Wir geben bloß eine flüchtige Zeichnung; zufrieden, ein Zeitbild zu liefern, und da wir Gefängniß- und Prozeßleiden Hartungs nicht ſchildern wollen, ſo ſind wir eigentlich mit unſerer Geſchichte am Ende. Dem Probſte kam es vorzugsweiſe darauf an, daß Hartung aus der Gegend, wo möglich aus dem Lande gedrängt werde, bevor der Prozeß an die Behörden der Hauptſtadt gelangte, wo er zur Kenntniß der gebildeten Welt, vielleicht irgend eines Zeitungsſchreibers hätte kommen können, und Frau Hartung war es leicht, mit ihm zu unterhandeln. Er begnügte ſich mit einer an die Kirche bezahlten Geldſtrafe, welche Frau Hartung erlegen konnte, da ſie indeſſen mit Hülfe Burckhardts das Gut verkauft hatte. Man hatte in Eile einen Käufer geſucht und es zu einem ſehr niedrigen Preiſe losgeſchlagen, nur um den Vater ſo bald als möglich aus der Haft zu befreien, und als er dieſe nach fünf Monaten verließ, war er beinahe ein armer Mann. Er rechnete nach und fand, daß er der Kirche ſo viel zurückgegeben, als er während ſeiner Geſchäftsverbindung mit den Prieſtern von ihr gewonnen hatte, und er fühlte ſich ſo erleichtert, wie damals, als er das Geld aus der Schürze der ſchwarzen Mutter Gottes dem Bettler hingeworfen.

Kurz nach ſeiner Befreiung war er mit ſeiner Familie und mit Burckhardt aus der Gegend und aus dem Lande verſchwunden. Zwei Jahre ſpäter tauchte er in ſeiner alten Heimat an der

Seite Burckhardts wieder auf, in der Hoffnung, ſich dieſe unter dem Schutze der Freiheit wieder zu erobern, — denn es war das im Jahre 1848. Auch empfing ihn ein großer Theil ſeiner alten Landsleute mit Freuden und mit großen Ehrenbezeugungen, als einen Mann, der ſchon vor der allgemeinen Bewegung ſich gegen Unterdrückung und Aberglauben aufgelehnt hatte, und man wollte ihn ſogar an die Stelle des abgeſetzten Bürgermeiſters als erſten gewählten Bürgervorſteher. Hartung dankte; er wollte nur ein ſchlichter Bürger ſein und als ſolcher ſeine Pflicht erfüllen: dieß that er, indem er die errungenen Freiheiten, immer in Verbindung mit Burckhardt, durch Wort und That, durch freies Ausſprechen ſeiner Ueberzeugungen und zuletzt durch werkthätigen Widerſtand gegen die wieder hereinbrechende alte Zeit zu befeſtigen ſuchte. Und ſo war er nach kaum einem Jahre gezwungen, ſeine Heimat aufs Neue zu verlaſſen ....

Als der Mythenſtein am Vierwaldſtädter See in Folge eines am Schillerfeſte gefaßten Beſchluſſes in ein Denkmal Schillers verwandelt und als ſolches enthüllt wurde, war der Aufzeichner dieſer Geſchichte mit dabei. Er befand ſich auf dem Hauptſchiffe, das von Luzern herkam. In der Nähe des Mythenſteins ruderte ein Kahn an uns heran, in dem ſich ein älteres und ein jüngeres Ehepaar und zwei prächtige, kräftige Jünglingsgeſtalten befanden, welche Zwei eben ſo friſch und muthig in die herrliche Gegend hineinblickten, als ſie die Anderen mit Andacht und Staunen betrachteten. Sie ſprachen viel mit einem alten Knechte, der ihnen zunickte. Ihre Sprache klang mir ſo heimatlich — ſie war mein Kuhreigen. Während des Feſtes näherte ich mich ihnen, und ich lernte die Perſonen kennen, von denen ich erzählt habe. Hartung hatte ſich mit dem Reſte ſeines Vermögens am Ufer des Bodenſees angekauft, wo ihm die Ausſicht auf Deutſchland nicht verwehrt werden kann. Seinem Fleiße wie dem treuen Beiſtande ſeiner Söhne dankt er es, daß er ſich zu neuem Wohlſtande aufgeſchwungen. Der alte Knecht, das war der Wunderthäter, der damals die Krücken weggeworfen hatte; er war unſtet und flüchtig in der Welt umhergewandert, bis ihn Hartung fand und aufnahm. Burckhardt, der in Zürich ſeine Studien vollendet, lebt an der Seite Martha's in derſelben Gemeinde mit Hartung und iſt der beliebteſte Arzt der Gegend. Sie ſind glücklich und frei. Als das Schiller-Tell-Monument enthüllt wurde, durften ſie natürlich nicht fehlen. Selbſt Martha fühlte ſich andächtiger, als ſie ſich je in Heiligenhain gefühlt hatte.

Die Rheingränze.

Eine patriotiſche Erzählung.

1.

Kurze Zeit nach dem Staatsſtreich, der der ganzen Welt ein ſchlimmes Beiſpiel gab, und den man eine Rettung der Geſellſchaft, der Sittlichkeit und Religion nannte — an einem jener milden, ſonnigen Tage, die oft mitten im Winter über Paris einen duftigen, vergoldeten Frühlingsſchleier ausbreiten, ſchritt durch eine der vielen Nebenſtraßen der Rue Hauteville ein junger Mann, der für dieſe Frühlingserſcheinung mitten im Winter wenig Sinn zu haben ſchien. Obwohl leicht gekleidet in einen kurzen Rock, den er wahrſcheinlich auch während des letzten Sommers getragen, ging er doch auf der kühlen Schattenſeite der Straße, als ob er ſich in ihrem Dunkel heimiſcher fühlte. Er war in ſich gekehrt, offenbar mehr mit ſich als mit dem Leben rings um ihn und mit dem Frühling über den Dächern beſchäftigt. Wer ſich auf Nationalitäten verſtand, mußte ihn ſogleich als einen Deutſchen erkennen; und wer die damalige Bevölkerung von Paris nur halb ſo gut ſtudirt hatte, wie Pariſer Gaſtwirthe, Kellner, Hausmeiſter und müßige Beobachter das zu thun pflegen, der mußte ſich noch ſagen: Es iſt ein Flüchtling! — Das war Wilhelm Oswald auch in der That, und zwar gehörte er, ſeinem Anzuge wie dem traurigen Ausdrucke ſeines Geſichts nach zu urtheilen, zu jenen Unglücklichen, denen es weder äußerlich noch innerlich gelungen war, ſich auf dem fremden Boden im Geringſten heimiſch zu machen, die bis jetzt noch nicht den kleinſten Anhalt für ihr Fortkommen wie für ihr Gemüthsleben gefunden. Doch ſah Wilhelm Oswald aus wie einer jener jungen Männer, von denen man immer vorausſetzt, daß ihnen Menſchen und Verhältniſſe aufs Günſtigſte entgegenkommen, denn ſeine Bewegungen wie ſeine ganze Erſcheinung hatten etwas Edles; Alles an ihm, bis auf den Ton ſeiner Stimme, flößte Vertrauen ein; man brauchte ihn nur anzuſehen, um zu wiſſen, daß man hier einen gebildeten Menſchen vor ſich hatte, abgeſehen von dem Empfehlungsbrief, den er im Geſicht trug — von jenem goldenen Hauptſchlüſſel, der ſonſt alle Thüren und Herzen öffnet: der Schönheit, die, obwohl noch jugendlich, hier doch ſchon einen männlichen Stempel trug. Aber die Zeit war damals ſo geartet, daß Paris mit ſeinem eigenen Elend genug zu ſchaffen hatte und ſich um Leid und Trübſal Anderer nicht kümmern konnte, obwohl es noch nicht zu jener Selbſtſucht herangewachſen war, zu der es in den ſpäteren Jahren die Folgen jenes Staatsſtreiches heranbildete. Früher hätten Oswald's Talente Beſchäftigung genug, ſein Herz manches Herz gefunden, das ſein Heimweh gemildert haben würde — wie aber die Dinge ſtanden, war er einſam, arm, am Abgrund des tiefſten Elends. Kein Wunder, daß er für Sonne und Frühlingsahnung weder Auge noch Herz hatte; zweck- und ziellos, wie ſeine Streifzüge durch die Straßen, ſchien ihm ſein Leben. Wie zwecklos ſeine Wanderung war, konnte man daraus erkennen, daß er, ſobald ſich ihm irgend ein Hinderniß entgegen ſtellte, ſofort umkehrte oder rechts oder links in eine Nebenſtraße einbog. Doch blieb er plötzlich ſtehen, als ihm an einer Straßenbiegung mit Einem Male ein Todtenwagen den Weg abſchnitt. Er hatte wohl heute für dergleichen mehr Sinn als für Sonne und Vorfrühling, denn ſein Auge blieb an dem Sarge haften und betrachtete den kleinen, ärmlichen Leichenzug mit Rührung. Nur zwei junge Männer folgten der Leiche, und Beide erkannte Oswald als deutſche Handwerker und Flüchtlinge. Er ſchloß ſich ihnen an und fragte:

„Wen begrabt ihr da?"

„Einen Kameraden," antwortete der Eine, „einen Drechsler aus Konſtanz."

„Einen Flüchtling?“

„Ja, einen Flüchtling.“

„Woran iſt er geſtorben?“

„Die Aerzte ſagen, an der Auszehrung,“ erwiderte der Handwerker beinahe lächelnd — „ich ſage: an der Flüchtlingſchaft.“

Oswald ſeufzte und wanderte ſchweigend weiter mit den Landsleuten. Was konnte er Beſſeres thun, als einem Landsmann und Leidensgenoſſen die letzte Ehre erweiſen. Der Wagen fuhr ſo ſchnell, wie Leichenwägen nur bei Armenbegräbniſſen zu fahren pflegen, und ſo kam der kleine Zug bald vor einer verſteckten, unbekannten Kirche an, wo der Sarg vom Kutſcher und den drei Deutſchen abgehoben und in das Innere getragen wurde. Die Beſitzerin des Hauſes, in welchem der arme Flüchtling geſtorben war, wollte, daß er auf chriſtliche Weiſe begraben werde, und bezahlte aus eigener Taſche einen „cortége“ letzter Klaſſe. Demgemäß machten Prieſter und Chorknaben die Ceremonie ſehr raſch ab und laſen und ſangen Gebete und Lieder ſo geläufig und undeutlich, daß kein Wort zu verſtehen war. Aber das Gefolge der Leidtragenden hatte ſich indeſſen noch vermehrt. Von der Ceremonie und dem Schauſpiele herbeigelockt, ließen mehrere Handwerker, die im Hintergrunde der Kirche arbeiteten, ihre Werkzeuge liegen und kamen in die Nähe des Sarges. An ihrer Spitze ſtand ein älterer, unterſetzter Mann, der, als er Oswald erblickte, überraſcht lächelte und auf ihn zutrat, um ihm ſchweigend die Hand zu reichen. „Einer der Unſeren?“ fragte der Mann, der an der Schürze als Tiſchler zu erkennen war. Oswald nickte, und der Mann ſtellte ſich mit größerer Andacht an den Sarg und gab auch ſeinen Geſellen ein Zeichen, ſich ordentlich, als Theilnehmer an der Ceremonie aufzuſtellen. Als dieſe zu Ende war und der Mann bemerkte, daß nicht Leute genug da waren, um den Sarg ohne Mühe wieder in den Wagen zu bringen, gab er ein zweites Zeichen, und er und ſeine Geſellen trugen mit Leichtigkeit und mit anſtändiger Feierlichkeit den Todten aus der Kirche, während der Geiſtliche in die Sakriſtei eilte.

„Wie kommen Sie hierher, Meiſter Urban?“ fragte Oswald, als die Laſt abgeſetzt war.

„Ich habe hier in der Kirche zu thun — den alten Chor, Holzſchnitzereien auszubeſſern,“ antwortete jener. „Aber für jetzt wollen wir die Arbeit ruhen laſſen. Auf, Jungens, kommt mit; wir wollen dem armen Landsmann das Geleit geben.“

So ſprechend, folgte er dem Wagen, der ſich ſchon in Bewegung ſetzte, und ſeine Geſellen ſchloſſen ſich ihm an. Der beſcheidene Leichenzug ging nun langſamer die aufſteigende Straße hinan nach dem Kirchhof des Montmartre. In einem Winkel deſſelben hielt der Wagen vor einem Grabe, in welches bereits drei Särge hinabgeſenkt waren; zu dieſen wurde noch der des armen deutſchen Handwerkers geſellt. Seinen Begleitern war es nicht gegönnt, ihm die Scholle nachzuſenden, denn [illegible] Grab mußte offen bleiben, um noch mehrere Särge aufzunehmen. So gingen ſie denn wieder ſtill von dannen. Die beiden Begleiter, welche Oswald zuerſt getroffen hatte, verabſchiedeten ſich gleich am Thore des Kirchhofs, und er blieb allein mit Meiſter Urban, deſſen Geſellen vorauseilten und zurück in die Kirche an ihre Arbeit.

Oswald und Urban waren alte Bekannte; zu Bern, in der erſten Zeit der Verbannung, hatten ſie Beide einem Comité zur Unterſtützung hülfsbedürftiger Flüchtlinge angehört und einander achten gelernt, als Männer, die Streit und Zwietracht unter den Heimatloſen, oft Verzweifelten zu ſchlichten, den Haltloſen Halt zu geben, die allzu Sanguiniſchen vor leeren Hoffnungen zu bewahren ſuchten und die mehr an die ihrer Vorſorge Empfohlenen als an ſich ſelber dachten. Urban, da er mit ihm allein war, faßte Oswalds Hand, drückte ſie herzlich und gab ſeiner Freude, ihn wieder zu ſehen, die herzlichſten Worte. „Glauben Sie mir,“ ſagte er, „es iſt nicht ſo leicht, hier in Paris ordentliche Deutſche anzutreffen, und wenn man nicht ganz Franzoſe werden will, muß man ſich mit dem Umgang deutſcher Abfälle begnügen. — Sie, Herr Oswald, in Ihrer Welt werden vielleicht beſſere Erfahrungen machen — doch nein — ich glaube es nicht — ich glaube im Gegentheil, daß unter den deutſchen Handwerkern in Paris viel anſtändigere Leute ſind, als unter den reicheren und gebildeteren Deutſchen. Na, Gott verzeih mir's, da werden Sie ein Geſindel kennen lernen, daß Ihnen die Haare zu Berge ſtehen!"

„Ich habe mich noch nicht viel umgeſehen," ſagte Oswald: „da ich mich für jetzt mit dem Unterricht in der deutſchen Sprache zu ernähren gedenke, habe ich mich vorzugsweiſe an Franzoſen gewandt. Wiſſen Sie vielleicht etwas, Meiſter Urban? Doch davon ein ander Mal — ſagen Sie mir lieber, wie Sie es hier gemacht haben? Wie es Ihnen geht?"

„Mir?" lachte Urban, „mir geht es ganz vortrefflich! Das will ſagen: ich bin nicht verhungert und hoffe auch künftighin nicht zu verhungern. Die Zeiten ſind ſchlecht, und man muß ſich begnügen; aber ſobald es überhaupt beſſer wird, wird's mit mir ganz gewiß ſehr gut. Ich arbeite eben drauf los, und ich kann was. Und aus meiner Werkſtatt kommen ſo ſchöne Sachen, wie aus wenigen Ateliers unſerer Vorſtadt. Nun," fügte er lebhafter hinzu, indem er auch zugleich raſcher vorwärts ſchritt, „nun, Sie ſollen ſelber urtheilen, wenn Sie mich zurück bis in die Kirche begleiten wollen."

Sie waren von der Kirche nicht mehr fern, und als ſie eintraten, blieb Urban einen Augenblick ſtehen und ſagte: „Sie müſſen wiſſen, daß ich hier nicht eine ganz ſelbſtändige Arbeit liefern konnte; ich hatte nur einige Chorſtühle den alten hinzuzufügen, und da mußte ich mich an den Styl der ſchon vorhandenen halten, die etwas Rokkoko ſind, nicht ganz mein Geſchmack. Ich bitte Sie, lieber Herr Oswald, dieß bei Beurtheilung unſerer Arbeit nicht zu vergeſſen."

Dann ging Meiſter Urban mit großen Schritten auf die Chorſtühle los und deutete mit einer anmuthigen Handbewegung, in welcher ſich einige Selbſtgefälligkeit ausdrückte, auf die letzten fünf Chorſtühle in der Reihe rechts von Oswald.

Dieſer konnte ſich bald überzeugen, daß Urban alles Recht hatte, auf dieſe Arbeit ſtolz zu ſein. Er ſah Holzſchnitzereien, die, obwohl ſie ſich dem im Ganzen ſchlechten Styl des Chores anſchließen mußten und in der That anſchloſſen, doch, ohne die Einheit zu ſtören, durch einen gewiſſen Adel, durch ſtrenge Zeichnung, reiche Erfindung, überhaupt durch viele Vorzüge hervorſtachen. Zwiſchen Laubgewinde und Geäſte wimmelte es von einem holdſeligen Völkchen kleiner Engel, die, in kindlicher Unſchuld ihres hohen Amtes unbewußt, Kreuz, Buch, Dornenkrone, Meßkelch, Monſtranz, Rauchfaß und andere Gegenſtände der Verehrung in Händen trugen und ſchwangen. So war es an den Seitenlehnen und in den Gewinden, die ſich die Hinterwand hinan und oben auf ihrem Rande in Bogen auf- und abſteigend hinzogen. An den Rücklehnen der Stühle, einfach eingefaßt und in unmerklich erhabener Arbeit, waren ſchlichte, aber würdevoll und mild blickende Geſtalten von Propheten und Kirchenvätern angebracht, die auf einige Entfernung nur wie Zeichnungen ausſahen und die Fläche kaum zu unterbrechen ſchienen. Das Ganze hatte bei allem Reichthum den Charakter der Einfachheit und des edelſten Maßes.

„Aber, lieber Meiſter Urban!“ rief Oswald überraſcht und mit Ueberzeugung, „Sie ſind ja ein wahrer Künſtler! Das ſind keine Schnitzereien nach Schablonen — da iſt Sinn und Geiſt darin, Erfindung und edler Geſchmack.“

Meiſter Urban ſchmunzelte und ſagte: „Fahren Sie nur fort. Ich höre es gern.“

„Sie haben uns betrogen,“ fuhr Oswald fort, „Sie haben ſich immer für einen einfachen Tiſchler ausgegeben, und da enthüllen Sie ſich mit Einem Male als ein wahrer Bildhauer.“

Urban lächelte wieder und ſagte: „Ich muß Ihnen wie ein eitler Geck vorkommen, daß ich mich ſo von Ihnen loben laſſe, ohne Sie zu unterbrechen, und daß ich Ihnen ſo behaglich zuhöre. Nun, die Sache verhält ſich ſo: Ich habe Sie nicht betrogen, denn ich bin in der That nichts als ein Tiſchler, ein Tiſchler von etwas beſſerer Art. Was Sie da vor ſich ſehen, iſt nicht mein Werk. Es iſt nach den Zeichnungen meiner Tochter, zum Theil von mir und meinen Geſellen, zum Theil von ihr ſelbſt ausgeführt. Sie iſt der Künſtler, den Sie an mir rühmen. Ja, meine Bertha, die kann mehr als Brod eſſen, und wenn mein Atelier einmal in Paris berühmt wird, werde ich es ihr zu verdanken haben — und daß Das früher oder ſpäter der Fall ſein wird,“ fügte er hinzu, indem er ſich voll Zuverſicht an die Hüfte ſchlug, „davon bin ich überzeugt wie von irgend etwas.“

Oswald beſtärkte ihn in dieſer Hoffnung, und der gute Mann, froh, ihn die Ueberzeugung theilen zu ſehen, lud ihn ein, mit ihm in der Weinſtube an der Straßenecke zur Feier ihres Zuſammentreffens eine Flaſche Wein zu leeren. Da ſaßen ſie denn nach wenigen Minuten einander gegenüber vor den Gläſern, ſtießen an, und es war ihnen heimiſch zu Muthe.

Heimiſch und wohlig — und dennoch wurden ſie Beide ſchweigſam und ſaßen lange da, Urban die Schläfe an die geſchloſſene Hand geſtützt; Oswald zurückgelehnt und mit geſenktem Kopfe, ohne einander nur anzuſehen und ohne ein Wort hervorzubringen. Was in ihnen vorgehen mochte, verrieth Urban auf ſeine Weiſe, indem er plötzlich ausrief: „Das weiß Gott, woran es liegt; aber die Franzoſen wiſſen nicht, was das heißt: eine ächte Kneipe! Ich bin ſchon als Wanderburſch viel herumgekommen, aber aber ſo ächte rechte Kneipen mit einem Garten am Waſſer, oder auf einem ſchönen Berge, oder im Schatten einer kühlen Burgruine — die gibts eben doch nirgends als in Deutſchland! Ich war mein Lebtag ein ſolider Burſche und habe mich nicht viel in Wirthshäuſern umhergetrieben, aber wenn ich in ſo einem franzöſiſchen Kaffeehaus oder Cabaret ſitze, bekomme ich eine wahre Sehnſucht nach einer deutſchen Kneipe. Es iſt doch nichts Schöneres!“

„Mein lieber Urban,“ lächelte Oswald, „wir ſind noch nicht lange fort aus der Heimat — aber es wird eine Zeit kommen, da wird uns Alles, was wir dort zurückgelaſſen, ſelbſt das Elend, das uns fortgetrieben, wie pures Gold erſcheinen. Man ſchämt ſich, es zu ſagen — man iſt doch ein Mann — das iſt das Heimweh!“

„Das iſt das Heimweh!“ wiederholte Urban gleich einem Echo, ohne aufzuſehen. Wieder nach einer längeren Pauſe fuhr er fort: „Ich habe Unrecht — ich bin undankbar — ich habe es beſſer als Tauſende, denn ich habe meine Werkſtatt, meine Arbeit und mein Kind — und Abends auf meiner Stube iſt mirs, als ob ich ganz und gar zu Hauſe wäre. Ihnen, mein lieber Herr Oswald, muß es freilich ſchlimmer gehen — Sie ſind ganz allein und haben vielleicht noch nicht einmal Beſchäftigung!“

Oswald antwortete nicht, aber Urban bedurfte auch keiner Antwort nach dem prüfenden Blick, den er jetzt über des jungen Mannes Geſicht ſtreifen ließ. „Nun,“ fügte er in leichtem, doch herzlichem Tone hinzu — „Sie haben jetzt einen guten alten Bekannten, einen treuen Landsmann und, wenn’s erlaubt iſt, einen guten Freund gefunden — wenn Sie einmal ein kleines Stück Heimat oder auch etwas Anderes brauchen — dann kommen Sie doch ja recht oft zu uns. Ich wohne im Hinterhaus Nr. 24 der Rue de la Tourelle im Faubourg St. Antoine.“

„Rue de la Tourelle?!“ rief Oswald überraſcht, „die Straße kenne ich ganz gut.“

„Wie? unſere abgelegene, geheime, unentdeckte Straße? Wie kamen Sie dahin?“

„Ich ging einmal an einem recht traurigen, einſamen Nachmittag über die Boulevards, als ich ein junges Mädchen erblickte, das mich ſo lebhaft an Deutſchland erinnerte, das ſo durch und durch deutſch ausſah, als wäre es die junge Germania ſelbſt. Ein ſo liebes, holdes, gutes Geſicht! Es war mir, als müßte ich in ihr ganz Deutſchland finden — ich folgte ihr auf Schritt und Tritt — ich konnte nicht von ihr laſſen — aber ich hatte nicht den Muth, ſie anzuſprechen, einmal weil dergleichen überhaupt nicht in meiner Art iſt, dann, weil ich fürchtete, ſie könnte mir doch franzöſiſch antworten, und dann war der ganze Traum, die ganze Erſcheinung hin! So ging ich bald vor, bald hinter ihr her, bis ſie mir mit Einem Male in einer engen, ziemlich düſteren Straße aus den Augen verſchwand. Es war die Straße de la Tourelle. Seitdem bin ich mehrere Male dahin zurückgekehrt — aber vergebens — Germania, Thusnelda, Gretchen, Klärchen, oder wie ſie ſonſt heißen mag, iſt mir nicht wieder erſchienen. So, lieber Freund, habe ich Ihre Straße eigentlich auf ſchlimmen Wegen kennen gelernt."

„Nun, wenns nichts Schlimmeres iſt und das Mädel wirklich ſo ausſieht, wie Sie ſie beſchreiben," lachte Urban, „dürfen Sie ſich über die ſchlimmen Wege tröſten. Es iſt nur Schade, daß Sie ſie haben entwiſchen laſſen, denn ſo ein Mädel iſt in der Fremde noch viel mehr werth als zu Hauſe. Das iſt ein Halt und eine Stütze und eine Aufmunterung, und durch ſo ein Mädel erfährt der Mann oft ſelbſt erſt, was er werth iſt und was er kann — und Das iſt in der Fremde ſehr wichtig. Nun, kommen Sie nur oft zu uns, und Sie finden ſie vielleicht einmal auf Ihrem Wege."

Als ſich die Beiden gegen Abend trennten, war es Oswald ſo wohl wie ſeit lange nicht, der heutige Tag ſchien ihm ein Wendepunkt in ſeinem Leben werden zu wollen. Wie unzufrieden, ausſichtslos, entmuthigt hatte er dieſen Tag begonnen, und jetzt war er beinahe heiter. In der verzweifelten Stimmung, in der ihm das Begräbniß des Landsmannes begegnete, hatte dieſes, indem es ihn rührte, dazu beigetragen, ihn zu beruhigen; er dachte an die Worte des Dichters: „Der letzte Feind von Allen iſt der Tod" — dann ſchon ſanfter geſtimmt, konnte das Zuſammentreffen mit dem braven, immer heiteren, geradſinnigen Handwerker nur ermunternd auf ihn wirken. Seit mehreren Tagen hatte er ſich fallen laſſen und nichts mehr zur Beſſerung ſeines traurigen Looſes gethan, jetzt, auf dem Heimwege, beſchloß er, ſich aufs Neue umzuthun und Alles zu verſuchen, um ſeine Kräfte nicht einroſten zu laſſen. Das Zuſammentreffen mit einem andern Biedermann, der ſeine Hülfe anbietet und von dem man ſie am Liebſten annehmen würde, hat auf ein anſtändiges Gemüth immer die Wirkung, es aufzumuntern, daß es keiner Hülfe bedürfe und ſeine eigenen Kräfte bis zum Aeußerſten verſuche. Neugeſtärkt trat Oswald in ſein kleines Hotel; aber ſeine Stube im fünften Stock erreichte er doch nicht ohne Demüthigung. Auf der Treppe begegnete ihm die Wirthin und grüßte freundlich. Er wußte, wie ſehr ſie der Summe bedurfte, die er ihr ſchuldete — und ſie übergab ihm einen unfrankirten Brief, den ſie bezahlt hatte und den er nicht wieder bezahlen konnte.

„Hoffentlich ſind es gute Nachrichten,“ ſagte Madame Thoré, als ob ſie ſagen wollte: Ich weiß, daß du ſolcher bedarfſt.

Der Brief kam aus ſeiner Heimat und ſagte ihm, daß Frau Löwenthal, ſeine Landsmännin, die in Paris verheirathet geweſen, ſich gegen ihre Anverwandten dahin beklagte, daß ihr Nachbarsſohn Oswald ſie noch nicht beſucht habe. Der Vetter, der ihm dieſes ſchrieb, munterte ihn auf, die reiche, junge Wittwe aufzuſuchen, ſie habe ſehr viel Verbindungen und könne ihm gewiß nützlich ſein; ſie ſei auch, wie aus ihrem Briefe hervorgehe, nicht ſo ſtolz geworden, wie das Stadtgeklatſch immer behauptet habe. Oswald erinnerte ſich ganz wohl der magern, braunen, hochaufgeſchoſſenen Fanny mit dem ſchwarzen Kraushaar und dem immer etwas unordentlichen Anzug, mit der er, bevor er auf die Univerſität gegangen, ſo oft im Hofe ihres oder ſeines Vaters geſpielt und manchen tollen Streich ausgeführt hatte. Sie war dann, als ihr Vater ſein ganzes Vermögen verloren, mit ihm, der es in großen Spekulationen wieder gewinnen wollte, nach Paris gezogen. Seine Pläne gelangen zwar nicht, aber Fanny heirathete einen ältlichen Millionär, der bald ſtarb und ihr ein ungeheures Vermögen und eine Anverwandtſchaft von Millionären hinterließ. Daheim erzählte man, daß die wilde, krausköpfige Fanny, deren Haare im Winde flogen, deren Hut immer im Nacken hing, deren ausgelaſſenes Gelächter drei Gaſſen weit zu hören war, eine geldſtolze und elegante Dame geworden, die ſich etwas darauf zu Gute thue, in die Tuilerien geladen zu werden, und die auf ihre Landsleute herabſehe. Das war die

Urſache, warum ſie Oswald bisher noch nicht beſucht hatte. Nun aber, nach Empfang dieſes Briefes und entſchloſſen, alle Mittel in Bewegung zu ſetzen, um ſich aus ſeinem bisherigen Elend herauszureißen, muſterte er ſeinen Anzug, ob er würdig ſei, ſich in ihm der reichen Dame vorzuſtellen. Sein beſtes Kleidungsſtück war der Frack; da es ſich aber nicht ſchickte, unter Tags einen Beſuch im Frack zu machen, mußte der gewöhnliche Rock und die anderen Theile des Anzugs einer ſorgfältigen Prüfung und mancher Ausbeſſerung unterworfen werden. Und ſo verging der Abend des jungen Mannes, der beider Rechte Doktor war.

2.

Das Haus der Frau Fanny Löwenthal war, was man in Paris nennt, ein „Hotel“ und lag zwiſchen Hof und Garten, obwohl mitten im eleganteſten Viertel der Stadt. Von der Straße war der Hof durch ein hohes Gitter getrennt, und rechts und links befanden ſich ſchöne, längliche Gebäude im Schweizerſtyl, die, von der Dienerſchaft bewohnt, zum Theil Stall und Wagenremiſe waren. Das Viereck wurde im Hintergrunde vom eigentlichen Wohngebäude abgeſchloſſen, deſſen Thor weit offen war und eine breite Doppeltreppe ſehen ließ. Ueber das Dach des nur einſtöckigen, doch weitläufigen Hauſes ragten die alten Bäume des Gartens hervor, der ſich auf der andern Seite ausdehnte. Das Haus ſtammte offenbar in ſeinen Haupttheilen noch aus dem vorigen Jahrhundert und war eines der luſtigen Landhäuſer, welche die großen Herren des Hofes Ludwigs XV. hier aufführten, als dieſe Gegend noch nicht zur Stadt gehörte und von Gärten, Parks, ja kleinen Wäldern bedeckt war. Dafür ſprach auch ein großes altes Wappen, das über dem Eingang prangte und augenſcheinlich noch in neuerer Zeit renovirt worden war. Als Oswald in den Hof trat, ſah er rechts Kutſcher und Stalljungen mit

Putzen von Wagen und Pferdegeſchirr beſchäftigt, links mehrere Mädchen, die Kleider hin- und hertrugen, bügelten, wuſchen oder auch müßig zu den Fenſtern des kleinen Hauſes herausblickten. Ein Portier in Morgenlivrée wies ihm den Weg ins Veſtibüle. Oben auf der Treppe ſtanden mehrere Bediente, die ihn ſtolz anſahen, ſeinen Anzug muſterten und deren Einer ihn herablaſſend in einen Salon führte und ihm mehr befehlend als bittend ſagte, er ſolle warten, er wolle ſehen, ob Madame ihn empfangen wolle. Der Salon ſtrahlte von Reichthum und Luxus; Alles daſelbſt war Seide, Gold oder vergoldete Bronze. Der Schritt war auf den dicken türkiſchen Teppichen nicht zu hören. Die Oelbilder an den Wänden machten nicht den geringſten Effekt auf dem hellweißen Grunde, der damals in den Salons Mode war, und ſagten es deutlich, wie Kunſt und Schönheit vor Mode und Eleganz fliehen mußten.

Nach einigen Minuten kam der Bediente wieder zurück und bat Oswald um ſeine Karte. Er lächelte mitleidig, als dieſer erröthete und geſtand, daß er keine habe. „Sagen Sie nur, Monſieur Oswald ſei da.“ Er ſprach, um ihn dem franzöſiſchen Bedienten deutlich zu machen, ſeinen Namen ziemlich laut und deutlich aus. Darauf erſcholl im Nebenzimmer ein überraſchter Ausruf: „Herr Je, Wilhelm biſt du's?“ und gleich darauf ſtürzte Frau Löwenthal mit ausgebreiteten Armen herein und eilte ſo raſch auf Oswald zu, daß das leichte Spitzenhäubchen auf halbem Wege vom Kopfe und zurück in das vordere Zimmer flog. „Na, vor dir werde ich mich doch nicht geniren, du kannſt mich im Negligé ſehen!“ rief ſie aus — und gleich darauf erſchollen zwei herzliche Küſſe von des jungen Mannes Wangen. Der Bediente machte große Augen, verbeugte ſich tief vor dem Fremden und verließ den Salon, während ſeine Herrſchaft immer noch laut und beinahe ſchreiend ihrer Freude und Ueberraſchung Worte gab und Oswald mit Gewalt aufs Sopha zog. „Kommſt du endlich! — Schlechter Menſch! Ich weiß, daß du ſeit Monaten in Paris biſt! Wollteſt du, daß ich dir nachlaufe? Ich habe es auch gethan — ich habe mich überall erkundigen laſſen. Umſonſt. Nun biſt du da! Laß dich einmal anſehen — du biſt ja ein junger ſchöner Menſch geworden. Nun, du warſt immer ein hübſcher Junge. Ich war verliebt in dich, wie ich zehn Jahr alt war. Das weißt du nicht? beim Himmel, es iſt wahr; frage nur Apothekers Emilie. Ja freilich, Die iſt todt — ach Gott, Alles ſtirbt. Ich möchte nicht wieder nach Hauſe, es würden mir ſo Viele fehlen — und du biſt auch fort. Du biſt ein Flüchtling! Pfui, ſchickt ſich Das? Haſt dich gegen deinen angeſtammten Landesherrn von 300 Quadratmeilen aufgelehnt. Deſto beſſer, dafür biſt du jetzt hier, und ich verſichere dich, es wird dir in Paris gefallen. Paris iſt die ſchönſte Stadt Deutſchlands!“

So ging es in ununterbrochenem Redefluſſe fort, und Oswald erkannte mit Freude und lächelndem Geſicht das herzliche Geſchöpf wieder, das einmal der Liebling des ganzen Städtchens und ſein eigener Liebling geweſen. Sie ließ ihm Zeit genug, ſie mit Muße zu betrachten, und er mußte ſich geſtehen, daß aus der magern, hochaufgeſchoſſenen, wilden Jugendfreundin eine ſtattliche und ſchöne Dame geworden war. Sie bemerkte ſeine prüfenden Blicke und rief plötzlich mit der ihr eigenen Offenherzigkeit: „Ich gefalle dir! Sage mir aufrichtig, Wilhelm, ob ich mich zu meinem Vortheile geändert habe?“

Oswald verſicherte lächelnd, daß dieß im höchſten Grade der Fall ſei.

„Nun, das freut mich, daß du Das findeſt; ich muß dir ſagen, daß ich dir ein ganz gleiches Kompliment zurückgeben könnte, wenn das ſchicklich wäre. Siehſt du, das macht Paris! Glaube mir, Paris macht die Leute ſchöner. Wenn du erſt noch drei Monate hier biſt, wirſt du ein ſehr ſchöner eleganter Mann, um den man ſich reißen wird. Glaube mir, du wirſt dein Glück hier machen und wirſt es deinem Landesvater danken, daß er dich fortgejagt hat. Du wirſt eine reiche Partie machen! Ich ſchwöre es dir. Du mußt dich nur ein wenig anders kleiden — du mußt dich nach einem guten Schneider umſehen. Ich habe da einen

Vetter, einen ächten Stutzer — den werde ich dir empfehlen, und der wird trefflich für dich ſorgen. — Du mußt dich ſehen laſſen — du mußt viel in die Oper und in Geſellſchaften. Heute Abend habe ich Soirée, da kommſt du! Hörſt du, du kommſt gewiß! Du wirſt immer kommen. Ich habe ſehr oft Geſellſchaft, denn die Leute machen mir die Kur, und ich habe einen ganzen Hof um mich, lauter Leute, die es ehrlich meinen und die alle mit Liebe mein Hôtel, meine Equipage, meine Loge und meine Millionen heirathen möchten."

Länger als zwei Stunden mußte Oswald bei Frau Löwenthal bleiben. Gab ihm das auch Gelegenheit, das alte gute Herz in ihr wieder zu finden, ſo mußte er doch auch erkennen, daß ſie es in ihrem Reichthum, wie ſo viele Andere, längſt vergeſſen, daß es nicht Jedem ſo gut geworden, wie ihr. Sie ſprach von ſeiner Toilette, ſie rieth ihm, wie er ſich einrichten und Tauſende von Franken ausgeben, wie er ſich unterhalten und ſeine Abende verbringen ſolle, aber es fiel ihr nicht ein, daß er in bedrängter Lage ſein könnte. Da hielt ihn denn die Scham zurück, ihr gleich bei der erſten Zuſammenkunft zu ſagen, was er von ihr erwarte: Bekanntſchaft mit Leuten, die ihm Beſchäftigung und kärglich zu leben geben könnten. Er ſchob das auf ſpäter auf und ging mit dem Verſprechen, heute Abend wieder zu kommen.

Die Bedienten im Vorzimmer, die ihn ſo ſtolz empfangen hatten, verbeugten ſich jetzt vor ihm bis zur Erde, und der Eine, der in Hemdärmeln den kryſtallenen Thürgriff putzte, fuhr bei ſeinem Herannahen raſch in die Livrée, während ein Anderer die Treppe hinabeilte, um die Glasthüre des Veſtibüls aufzureißen.

Als er ſpät Abends wiederkehrte — und zwar dießmal im Frack — ſtand vor dem Gitter eine lange Reihe von Equipagen und war das Haus hell erleuchtet. Die Zahl der Bedienten hatte ſich mehr als verdreifacht, und ſie trugen noch glänzendere Livréen. Eine lange Flucht von Sälen ſammt Seitenzimmern waren geöffnet, und alle Räume waren von Gäſten erfüllt. Die Dame des Hauſes kam ihm mit mehr Förmlichkeit als heute Morgen, doch überaus freundlich entgegen. Sie trug ein hellblaues Seidenkleid, das von oben bis unten mit Spitzen beſetzt war, und im ſchwarzen Haar einen einzigen Diamanten, der aber wie ein Stern erſter Größe glänzte. Sie war mit großem Geſchmack gekleidet und erſchien ihm jetzt als eine große, eine ungewöhnliche Schönheit, während ſie ihm des Morgens nur den Eindruck einer gemüthlichen, hübſchen, behaglichen Erſcheinung gemacht hatte. Er ſagte ſich, daß ſie ſeinem Städtchen Ehre machte, aber es war ihm nicht mehr ſo heimiſch bei ihr. Er hatte keine Luſt, an dem Tanze, der jetzt begann, Theil zu nehmen, und fürchtete, zu einem Lanzknechte eingeladen zu werden. Lanzknecht nämlich wurde an ſechs oder acht Tiſchen geſpielt, und Fanny ging von einem zum andern und ſetzte überall. Sie verlor große Summen und lachte. Mitunter tanzte ſie auch — und ſo hatte Oswald wenig Gelegenheit, ſie zu ſprechen, und ziemlich gelangweilt, ja mit einem ſchlimmeren Gefühle verließ er die Geſellſchaft zwei Stunden nach Mitternacht. Er wußte ſelbſt nicht warum, aber er dachte, daß er dieſe verlorenen Stunden einſam auf ſeiner Stube oder in Geſellſchaft Meiſter Urbans angenehmer zugebracht hätte.

Doch mußte er ſeinem Verſprechen gemäß, das ihm Frau Löwenthal in den fünf Minuten, die ſie mit ihm allein ſein konnte, abgenöthigt hatte, ſchon am folgenden Tage wieder in ihr Haus kommen und zwar ſo früh als möglich, da ſie mit ihm ausfahren wollte, um ihm Paris, wie ſie ſagte, von ihrem Geſichtspunkte aus zu zeigen. So war er im Laufe von vierundzwanzig Stunden dreimal ihr Gaſt, und ſo iſt es auch kein Wunder, daß ſich, gefördert durch das offene und zutrauliche Weſen Fannys, raſch zwiſchen den Beiden eine landsmannſchaftliche Ungezwungenheit herſtellte und eine Vertraulichkeit, welche der früheren Freundſchaft ganz und gar entſprach und niemals unterbrochen ſchien. Als ſie, begleitet von einer Geſellſchafterin, die aber kein deutſches Wort verſtand, in den Wagen ſtiegen, lachte Fanny und ſagte: „Du ſollſt dich überzeugen, um wie viel ſchöner Paris, von der Höhe eines Wagens betrachtet, ſich ausnimmt!“

Sie fuhren durch die elyſeiſchen Felder, durch das Boulogner Gehölz und zurück den Fluß entlang. Die Pferde flogen, der Wagen war ſanft wie eine Schaukel; die Sonne lachte, und überall wurde Fanny von Fahrenden, Reitenden und Fußgängern gegrüßt. Sie nannte Oswald ihre Bekannten, und es waren viele politiſch, literariſch oder finanziell berühmte Namen darunter, oder wenigſtens ſolche, die zur Zeit viel genannt wurden. Bei einem derſelben entfuhr Oswald der Ausruf: „Kennſt du dieſen ſchlechten Kerl auch?“ — „Man muß es hier nicht ſo genau nehmen,“ lachte Fanny darauf. Aber gerade dieſes Wort erinnerte ihn, in welche Welt er durch Fanny gerathen, und mahnte ihn an ſeine Lage, und daß er die Freundin, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, in ſeine Wünſche einweihen mußte.

„Deine vielen Bekanntſchaften,“ ſagte er unbefangen, „laſſen mich hoffen, daß du etwas für mich thun kannſt. Du weißt, ich bin Flüchtling und befinde mich in der ſchlimmſten Flüchtlingslage — ich möchte mich anſtändig ernähren, ich möchte —“

„Was du willſt!“ fiel ihm Fanny ins Wort — „ich kann dir alles Mögliche verſchaffen; ich habe unter meinen Bekannten und Verehrern Miniſter und Solche, die es werden wollen. Eine Anſtellung —“

„Pardon! Nicht ſo!“ unterbrach ſie Oswald — „ich bin dir ſehr dankbar, daß du gleich ſo hoch mit mir hinauswillſt; aber meine Wünſche ſind beſcheidener. Ich bin und bleibe ein Deutſcher und möchte mich von der franzöſiſchen Regierung nicht anſtellen laſſen, am Allerwenigſten von *dieſer* Regierung. Ich will nur ſo viel, daß ich mich anſtändigerweiſe durchſchlagen kann; einige Lektionen würden vollkommen hinreichen. Unterricht in deutſcher Sprache, Geſchichte, — eine Vorleſerſtelle — ſo etwas dergleichen.“

„Nichts leichter als wie Das,“ ſagte Fanny — „aber —“

Sie ſprach nicht weiter, ſie lehnte ſich in den Wagen zurück, ſchüttelte den Kopf und verſank in Nachdenken. Erſt nach längerer

Zeit beugte ſie ſich wieder vor und ſagte mit wohlwollendem und eindringlichem Ernſt: „Lieber Wilhelm, du mußt dir deine Carrière nicht verderben. Es kommt Alles darauf an, wie man anfängt und daß Einem in der Zukunft nichts anhängt, worauf die Leute mit Achſelzucken deuten. Schau, du biſt ein hübſcher und gebildeter Menſch, du ſprichſt ganz gut franzöſiſch, du haſt eine Tournüre, die ſich in Paris raſch entwickeln wird. Nehmen wir an — man kann ja nicht wiſſen — nehmen wir an, es verliebte ſich ein reiches Mädchen, oder eine reiche junge Wittwe in dich und wollte dich heirathen. Der wäre es dann gewiß ſehr unangenehm, daß du einmal von Haus zu Haus gelaufen — für drei Franken die Stunde.“

Oswald lachte: „Nun, Eine, die ſolche Bedenken hätte, die mag ich gar nicht!“

„Ei, ei,“ rief Fanny verdrießlich und achſelzuckend, „du biſt noch ſchrecklich deutſch!“

Sie lehnte ſich wieder in die Ecke zurück, und man fuhr wohl eine halbe Stunde hin, ohne ein Wort zu ſprechen. Doch wollte Fanny offenbar ihren Landsmann nicht in dieſer Stimmung verlaſſen, und in der Stadt angekommen, ſagte ſie: „Komm, begleite mich in den Louvre! Die Regierung hat ein Bild für mehr als eine halbe Million angekauft; man ſpricht überall davon; das muß man ſehen — und wie ich dich jetzt ſchon kenne, begleiteſt du mich lieber in die Bildergalerie, als du mir zu Louis Napoleon folgen würdeſt.“

„Du biſt eine große Menſchenkennerin,“ lächelte Oswald.

„Und du ein unpraktiſcher Kindskopf,“ erwiderte die Freundin.

Sie waren kaum in die Galerie eingetreten, als Fanny ſchon von Bekannten umgeben war, die ſich Alle anboten, ihre Führer zu dem koſtſpieligen Bilde zu machen. Oswald benützte den Augenblick, um einige ſeiner Lieblingsbilder aufzuſuchen, und eilte tiefer hinein in die Gänge. Plötzlich aber blieb er wie eingewurzelt ſtehen. Vor einem holländiſchen Bilde ſaß ein Mädchen, das er ſogleich als jenes liebenswürdige Geſchöpf erkannte, das ihn ſchon mehrere Male in die Rue de la Tourelle gelockt hatte. Er ſah ihr über die Schulter: ſie zeichnete mit Bleiſtift nur einen kleinen Theil des Bildes nach, einen alten, geſchnitzten Glasſchrank mit Säulen, Blumen, Statuettchen. Er zweifelte keinen Augenblick: die Zeichnerin war Bertha, die Tochter ſeines würdigen Freundes Urban, die hier Studien machte. Seine erſte Bewegung hieß ihn, ſie wie eine Bekannte anzuſprechen — aber ſie war ſo vertieft, ein ſo großer Ernſt lag auf ihrem ſchönen Geſicht, ſo fern war ihr die Koketterie, mit der ſich alle die Kopiſtinnen im Louvre vom Publikum beobachten laſſen, daß er nicht den Muth hatte, ſie zu ſtören. Auch an Fanny dachte er und blickte ſich ängſtlich um, ob ſie ihn vielleicht hinter der ſchönen Zeichnerin ſtehen ſehe. Doch dieſes Gefühl verließ ihn bald, und er verſenkte ſich ganz und gar in den lieblichen Anblick des vertieften, mit Eifer und Liebe arbeitenden Mädchens. Sie war ſo ganz bei der Sache, und es ſah ſo beſcheiden aus, daß ſie, die ſo geſchickt mit dem Stift umzugehen verſtand, ſich offenbar nur als Tiſchlerin und nicht als Künſtlerin dem Bilde gegenüber fühlte, indem ſie ſich nur Das herausholte, was zu ihrer und des Vaters Beſchäftigung gehörte. Oswald vertiefte ſich in dieſen Gedanken und entwickelte ſich alle möglichen weiblichen und menſchlichen Tugenden daraus. Und dieſes ſchöne, beſcheidene, geſammelte Geſicht war wie eine leibhaftige Beſtätigung ſeiner Gedanken.

Er fühlte ſich auf unangenehme Weiſe aus einer lieben Stimmung herausgeſtört, als plötzlich ein Fächer auf ſeine Schulter klopfte und Fannys Stimme lachend dazu rief: „Sieh, ſieh, da ſteht er und ſieht ſich die ſchönen Malerinnen an; nun, du biſt noch nicht ganz verloren!“

„Still, ſie verſteht deutſch!“ wollte Oswald ſagen, als die Zeichnerin, durch die Worte Fannys geweckt, ſich umſah und erröthete — und, als ihre Blicke auf Oswald fielen, noch tiefer erröthete. Sie war überraſcht, und ihre Blicke blieben ſekundenlang an dem jungen Manne und ſeiner ſchönen Dame hängen. Oswald war es, als müßte er ſie um Entſchuldigung bitten, und es berührte ihn unangenehm, da ſich gerade jetzt Fanny ſehr zutraulich an ſeinen Arm hängte. Vielleicht würde er auch etwas geſagt haben, wenn ihn dieſe nicht fortgezogen hätte. Während ſie der Thüre zugingen, ſagte ſie: „Die Kopiſtin iſt gewiß eine Deutſche, denn ſie treibt Luxus mit Erröthen.“ Trotz dieſem Scherze verließen ſie einander nicht in der heiterſten Stimmung; Fanny machte auch ihre Bemerkung darüber und meinte, ſie thue Oswald gewiß einen Gefallen, wenn ſie ihn nicht einlade, mit ihr hinauf zu gehen, ſprang aus dem Wagen und befahl dem Kutſcher, ihn nach Hauſe zu bringen. — Seine Wirthin machte große Augen, als ſie ihn in der prächtigen Equipage ankommen ſah, und er konnte bemerken, daß er während der folgenden Tage im Hotel mit größerer Aufmerkſamkeit bedient wurde.

3.

Ein feiner, ſchneidender Regen rieſelte vom Himmel herab; es war ein kalter und unfreundlicher Nachmittag, als Oswald endlich den langen Weg der Boulevards hinaufwanderte, um Meiſter Urban ſeinen Beſuch zu machen. Fanny hatte ihn einladen laſſen, heute mit ihr in die Oper zu fahren, er hatte aber gedankt, ungeduldig wie er war, ſich zu überzeugen, ob die Zeichnerin aus dem Louvre, ſeine alte Bekannte oder Unbekannte von der Straße, mit der Tochter des Tiſchlers wirklich eine und dieſelbe Perſon ſei. Er ging raſchen Schrittes, aber nur um auf der Höhe der Baſtille wieder umzukehren. Sie war, dachte er, geſtern mit ihrer Zeichnung noch lange nicht fertig; vielleicht iſt ſie es noch heute nicht. Ich komme zu früh, und mein Beſuch kann leicht abgemacht ſein, bevor ſie aus dem fernen Louvre heimgekehrt iſt. Wäre die Zeichnerin doch Bertha! Fanny iſt eine wunderſchöne Frau, eine glänzende und prächtige Frau, aber wie verſchwand ſie neben der Beſcheidenheit dieſes erröthenden

Mädchens! Ich bin ein Taugenichts, ein unpraktiſcher Menſch! Auf der einen Seite eine reiche, ſchöne, vortreffliche Frau, die mir mit Wohlwollen, faſt mit Liebe entgegenkommt — auf der andern ein Hirngeſpinnſt, ein Unbekanntes, eine kleine Arbeiterin, vielleicht ſo arm wie ich ſelber — und ich mache noch Vergleichungen, laufe von jener fort, um dieſer nachzulaufen! Und in meiner Lage! So denkend, ging er wieder einen Theil des Weges zurück und dann abſeits in die Straßen, um die Zeit bis zur Dämmerung zu tödten. An einem Kaffeehaus vorüberkommend, wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch heftiges Klopfen ans Fenſter angezogen; er ſah auf und erblickte hinter dieſem zwei Flüchtlinge, die vor einer Flaſche ſaßen und ihm eifrig winkten, einzutreten. Aber er rief nur „guten Tag, Siegmund!“ und ging weiter. Doch war es der Andere, den er nicht zu bemerken ſchien, der ihm eifrig winkte; der Dr. Holländer, ein junger Mann, der ſeiner Fähigkeiten wegen in der Emigration ſehr bekannt war, zu dem ſich aber Oswald offenbar nur ſehr wenig hingezogen fühlte. Je eifriger dieſer klopfte, deſto raſcheren Schrittes ging er weiter. Abgeſehen von der Abneigung gegen dieſen Menſchen, wollte er ſich auch in ſeinen Gedanken an Fanny und die Zeichnerin nicht ſtören laſſen. Und ſo irrte er wohl noch eine Stunde lang in der Gegend umher, bis er wieder umkehrte und ſich wieder der Vorſtadt St. Antoine zuwendete. Um eine Ecke biegend, kam ihm Siegmund entgegen. Gegen ſeine Gewohnheit brummte dieſer Flüchtling, der ewig den Sänger Mario nachahmte, heute nicht ſeine Lieblingsarie aus Lucia di Lammermoor, ſondern die Arie Maxens aus dem Freiſchütz, hielt den großen Ueberrock, anſtatt ihn zuzuknöpfen, vorn wie einen Mantel zuſammen und machte ſein gewohntes, ſehr vertieftes Geſicht. Oswald freute ſich immer, wenn er dem wackern Menſchen begegnete, und blieb gern ſtehen, als er ihm den Weg verſtellte.

„Nun,“ ſagte Siegmund, „warum ſind Sie nicht eingetreten, als wir Ihnen klopften, oder vielmehr als Ihnen jener Ehrenmann klopfte, denn ich verhielt mich beobachtend.“

Ehe Oswald antworten konnte, fuhr er fort: „Sie ſind ſo eine Art Gretchen und riechen den Teufel auf hundert Schritt.“

„Den Teufel? Wen meinen Sie?“ fragte Oswald.

„Ja, den Teufel,“ ſagte Siegmund und machte ein myſteriöſes Geſicht. „Ihr habt ihn längſt ins Fabelbuch geſchrieben, aber — glauben Sie mir, Oswald, es iſt keine Fabel. Man kann ſich ihm heute eben ſo gut verſchreiben wie vor vierhundert Jahren. Auf den Namen kommt es nicht an, Mephiſto, Samiel, Präſident, Polizei, Preßbureau.“

Und Oswald unter den Arm nehmend, wanderte er mit dieſem weiter und fuhr in ſeiner humoriſtiſch-düſtern Weiſe fort: „Sechſe treffen, Sieben äffen! So eben war ich Max, und jener Ehrenmann war der Kaspar. Wir tranken Chablis, ein koſtbares Gewächs, beſonders ſchmackhaft nach Auſtern, Hammelcotelettes und Paſtetchen. Ich habe gefrühſtückt, wie wir Beide zuſammen ſeit Anno Domini nicht gefrühſtückt haben, denn wir Beide ſind unpraktiſche Kerle, während jener Ehrenmann und ausgediente Kommuniſt — genug, ich aß vortrefflich, und jener ſang wie eine Sirene und lockte, der verfluchte Rattenfänger.“

Hier zwang Siegmund ſeine Stimme zum tiefſten Baß und ſagte: „Glaubſt du, dieſer Steinadler ſei dir geſchenkt? — Das muß man immer im tiefſten Baß ſagen,“ fügte er erklärend hinzu und fuhr mit ſeiner gewöhnlichen Stimme fort: „Der Chablis war der Wein Kaspars, und die Cotelettes waren der Steinadler, und wenn er ſo manchmal bei Seite ſah und mir nicht ins Auge blicken konnte, oder auch wenn er den Kellner rief, war es mir, als riefe er: Samiel hilf!“

„Von wem ſprechen Sie?“ fragte Oswald.

„Nun, von jenem ehrlichen Thebaner, von jenem Schurken in ganz Dänemark, von dem herrlichen Dr. Holländer. Er beweinte mein Loos, mein Hekuba-Loos! was bin ich ihm? ich Hekuba!“

Oswald, der ſchon wußte, daß man ſich bei Siegmund den Sinn ſeiner Rede aus Hunderten von Opern, Trauerſpielen und

Gedichten zuſammengetragenen Citaten herausleſen mußte, fragte: „Und was wollte der ehrliche Thebaner von Hekuba?“

Siegmund aber antwortete mit dem allgemeinen Satze: „Es iſt ein ſchöner Zug der Menſchlichkeit, daß ein Schurke nicht allein ſein will und daß er andere Schurken machen will. Encheiresin naturae nennt's die Chemie. Es iſt ein Kompliment für die Menſchheit, daß ſich der Schurke allein fühlt und daß er ſich nach Geſellſchaft umſieht.

Allein! Allein! und ſo willſt du geneſen?

Er will aber Chablis, Cotelettes, Auſtern und Paſteten nicht allein genießen; ich ſoll mich mit ihm des Lebens freuen, ſo lang das Lämpchen glüht und —

Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus —

die Regierung ſoll die Auſtern bezahlen — und weil ich in letzter Zeit in der That viel hungrig und durſtig bin, meint er, ich ſei

aus Tantalus' Geſchlecht!

Verſtanden? Ich darf mich nicht klarer ausdrücken, denn es iſt mir Alles sub rosa anvertraut worden. Indeſſen könnten Sie mich als Juriſt auf meinem neuen Lebenslauf unterſtützen. Ich ſoll die erſte Freikugel losſchießen, das erſte Tröpfchen Bluts als ganz beſondern Saft zur Unterſchrift des Paktes hergeben, nämlich einen franzöſiſchen Artikel ſchreiben, in welchem ich die Segnungen der franzöſiſchen Geſetzgebung, des Code Napoleon — verſtanden! — in den Rheinlanden — verſtanden? — mit der mir eigenen Klarheit auseinanderſetze und hinzufüge, wie ungeheuer ſchön in Folge dieſer Segnungen in den Rheinlanden noch die franzöſiſchen Sympathien blühen. Merkſt du's, Amalie?“

„Unmöglich!“ rief Oswald erſchrocken, „iſt es ſo weit mit ihm?“

Siegmund fiel ihm ins Wort:

„So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich loben.“

Dann blieb er ſtehen, erhob die Hände und rief nicht ohne ernſt gemeintes Pathos:

„Die Flamme reinigt ſich vom Rauch,
So reinig' unſern Glauben.
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben?!“

„Die Sache iſt die,“ ſagte Oswald noch immer beſtürzt, „Holländer iſt ein Schwelger.“

„Ja,“ beſtätigte Siegmund, „und wir Zwei wollen, wie es ſcheint, Ugolinos bleiben. Aber auch die Liebe, ach, die Liebe, hat ihn ſo weit gebracht! Da oben wo in der Vorſtadt hat's ihm ein Mädel angethan. Er ſang mir ein Lied von Liebe und Liebesglück.“

Darauf ergriff er Oswalds Hand und ſagte pathetiſch:

„Lebt wohl! und wenn ihr könnt, ſo lebt beglückt!“

wendete ſich um und ging mit großen Schritten die Boulevards hinab. Doch kam er bald wieder zurück.

„Apropos, Oswald! Ich möchte wenigſtens nicht vor Oſtern dem Teufel in den Rachen rennen. Haben Sie nicht fünf Franken?“

Oswald zuckte betrübt die Achſel. Siegmund wendete ſich wieder, während er rief: „Fünf Franken! Es iſt ein Ziel, aufs Innigſte zu wünſchen!“ Eine Minute darauf ſummte er wieder die Arie aus Lucia.

Guter Menſch! dachte Oswald, während er der Vorſtadt entgegenging, wie wäre dir in deiner bedrängten Lage zu helfen? Er ſuchte und dachte nach, bis ihm einfiel, wie hülflos er ſelber war, und er mußte über ſeine Gedanken lächeln wie über eine Anmaßung. Es war indeſſen ziemlich dunkel geworden, und er beſchleunigte ſeine Schritte. In Nr. 24 der Rue de la Tourelle wies ihn der Portier in die hinterſte Wohnung ebener Erde. Er ging durch einen langen, ſchmalen Hof voll Kiſten und Holzwerk und trat in eine Tiſchlerwerkſtätte, in welcher bei Licht noch mehrere Geſellen arbeiteten. Hier zeigte man ihm eine Glasthüre, die in die Wohnſtube Herrn Urbans führte. Der Vorhang hinter der Glasthüre war zurückgeſchlagen, und er ſah, bevor er eintrat, hinein, und obwohl er hier die Zeichnerin aus dem Louvre mit Gewißheit zu finden erwartete, blieb er doch eine Zeit lang überraſcht daſtehen, als er ſie in der That in der Stube erblickte. Er konnte ſie deutlich erkennen, trotz der tiefen Dämmerung, denn ſie kniete vor dem Kamin, in welchem zwei brodelnde Töpfe ſtanden, und ſuchte mit dem Blasbalg die Flamme anzufachen, deren Widerſchein ihr ſchönes Geſicht hell beleuchtete und mit holder Röthe überzog. Sie ſah ganz ſo aus wie geſtern, als ſie ihn mit ſeiner Dame hinter ſich erblickte. Er trat ein und kündigte ſich als von ihrem Vater eingeladen an. Sie erkannte ihn nicht, da er im Dunkeln ſtand, begrüßte ihn freundlich, bat ihn, ſich zu ſetzen, und beeilte ſich, eine Kerze anzuſtecken. Aber wie ſie mit dieſer in der Hand vor ihn hintrat, um ihn noch einmal zu begrüßen, empfand er es deutlich, daß ſie ihn, ihren mehrmaligen Verfolger, ebenfalls erkannte, die Worte ſtockten in ihrem Munde, ſie wußte nicht, wo die Kerze hinſtellen, und bot ihm in ihrer Verlegenheit noch einen Stuhl, obwohl er ſchon einen in der Hand hielt. Oswald fühlte ſich etwas beſchämt, trotzdem aber erfüllte ihn ihr Benehmen mit unausſprechlicher Freude; es ſchien ihm vielverheißend, und er ſagte ſich, daß er ihr nicht fremd war, daß ſie ihn bemerkt, daß ſie ſein Geſicht nicht vergeſſen. Zugleich ſagte er ſich, daß er es Urban mittheilen müſſe, wie er in dem Mädchen, von dem er ihm geſprochen, ſeine Tochter gefunden habe.

Da ſie allein waren, mußte trotz aller Verlegenheit ein Geſpräch zu Stande kommen. Oswald ſetzte ſich, um ſich zu erwärmen, an den Kamin, während Bertha den Tiſch deckte. So beſchäftigt, konnte ſie ihre Aufmerkſamkeit nicht ganz den brodelnden Töpfen am Feuer widmen, und der junge Mann hatte Gelegenheit, ihr manchen Dienſt zu leiſten, indem er bald durch Aufheben eines Deckels, bald durch eine leichte Verſchiebung des Topfes ein Ueberlaufen verhinderte. Dieſe vertraulichen Kleinigbeiden, zu denen ſich der ſo vornehm ausſehende Fremde und Dr. juris mit großer Unbefangenheit begab, zwangen Bertha manches Lächeln ab und trugen viel zu raſcherem Wachsthum der Bekanntſchaft bei. Der Tiſch wurde für vier Perſonen gedeckt, was Oswald mit einiger Unbehaglichkeit bemerkte; er hatte gehofft, mit dem liebenswürdigen Mädchen und ihrem Vater allein zu ſein. Vielleicht, dachte er, ein erſter Geſelle, der mit ißt, vielleicht aber auch ein vertrauter Freund, der bereits hier ſchon die Stelle einnimmt, die ich in dieſer trauten Stube einnehmen möchte. — Komme ich zu ſpät? — Dieſer Gedanke machte, daß er ſich mit größerem Eifer Bertha zu nähern ſuchte, wie um eine verlorene Zeit einzubringen, einen verlorenen Boden zu gewinnen, und mit Eindringlichkeit bat er ſie für ſeine Verwegenheit, ſie mehrere Male verletzt zu haben, um Verzeihung, ſagte er ihr, wie ſie ſelber daran ſchuld ſei, wie er ſich in ihr die ſchönſte Verkörperung des verlorenen Vaterlandes gedacht habe. Dann, als ſie ihn geſchickt von dieſem Thema abgebracht, ſprach er ihr mit nicht geringerer Eindringlichkeit von ihrer Kunſt, wie er ſie bereits in jener Kirche, dann im Louvre bewundert, und wie glücklich ſie ſei, etwas zu beſitzen, was ihr tröſtend und nützlich überall hin folge, während er mit ſeiner Juriſtenbildung in der Fremde als ein unnützer und müßiger Menſch daſtehe.

Bertha, froh, einen Anhaltspunkt zu haben, um ihn, der mit immer größerer Wärme zu ſprechen fortfuhr, aus dem eingeſchlagenen Tone herauszubringen, ſagte lachend: „Es liegt ja nur an Ihnen, Herr Doktor! Sie können ja auch noch ein Handwerk lernen."

„Bei Gott!" rief Oswald begeiſtert, „wenn ich darin dieſe glückliche Zufriedenheit fände, die hier jeden Winkel auszufüllen ſcheint, ich würde mich nicht beſinnen und Ihren Vater bitten, mich morgen in die Lehre zu nehmen."

Bertha ſah ihn prüfend von der Seite an und ſchwieg. Auch Oswald ſchwieg, als ob ihn der Gedanke beſchäftigte, den ſie in ihm erweckt hatte. So ſaßen ſie Beide am Kamin da, als Meiſter

Urban eintrat. Er freute ſich herzlich ſeines neuen Gaſtes, geſtand aber offen, daß er ſich gemüthlich erſt nach Tiſche werde freuen können, denn er ſei ſchrecklich hungrig. Er ſetzte ſich, zwang auch Oswald auf ſeinen Platz und befahl Bertha, die Suppe aufzutragen.

„Haſt du mir nicht geſagt, Vater, daß du Dr. Holländer eingeladen haſt? Sollen wir nicht warten?"

„Dr. Holländer!" rief Oswald unwillkürlich.

„Ja, Dr. Holländer," beſtätigte Urban. „Kennen Sie ihn? Sie müſſen ihn wohl kennen. Er kommt manchmal zu uns und iſt ſehr freundlich. Ein geſcheidter Mann, der immer viel zu erzählen weiß und ſehr eingeweiht iſt in die geheimſte Politik. Er ſollte ſchon ſeit einer Stunde da ſein; nun wollen wir nicht länger warten. Er kommt wohl ſpäter."

Oswald hielt ſich nicht für berechtigt, ſeine Meinung über Holländer und ſeine letzten Erfahrungen über deſſen Treiben mitzutheilen. Was letzteres betrifft, ſo konnte ſich der gute Siegmund mit ſeinem demokratiſchen Mißtrauen auch, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade, geirrt haben. Außerdem kannte Oswald das Verhältniß Holländers zu Vater und Tochter und dieſe ſelbſt noch zu wenig, um ſofort über einen älteren Bekannten derſelben eine verurtheilende Anſicht auszuſprechen — endlich erinnerte er ſich, was ihm Siegmund von den Heirathsgedanken des Doktors geſagt hatte — und etwas verſtimmt, beſchloß er, jedenfalls abzuwarten und zuzuſehen. Das ehrliche und wackere Weſen Urbans, das anmuthige und häusliche Bertha's verſcheuchten bald wieder die Mißſtimmung, indem ſie ihn mit der Ueberzeugung erfüllten, daß zwiſchen ihnen und einem mehr oder weniger verderbten Menſchen ſich wohl eine vorübergehende Verbindung, aber nicht eine dauernde knüpfen könne. Mit der beſcheidenen Mahlzeit war man bald fertig und der Tiſch wieder abgeräumt, als Dr. Holländer ſehr eilig und geſchäftig eintrat. Er entſchuldigte ſich mit dringenden Geſchäften und dankte für das Eſſen, das man ihm noch ſerviren wollte, da er bereits von einem Freunde mit einem vortrefflichen Mahle bewirthet worden ſei, mit Chablis, Cotelettes und Auſtern. Darauf zog er ein Paket hervor und überreichte Bertha ein Album, das dieſe etwas zögernd entgegennahm. Doch vertiefte ſie ſich bald in Anſchauung der Blätter, da ſie ſehr ſchöne Zeichnungen enthielten, wie ſie ſich der Art mit Mühe von den Bildern des Louvre zuſammenlas. Aufrichtig dankbar für ein Geſchenk, das ſie ſo ſehr intereſſirte, reichte ſie ihm die Hand. Oswald wendete ſich ab und fragte ſich, ob ſie das Geſchenk annehmen würde, wenn ſie wüßte, daß es mit Sündengeld gekauft ſei? Zugleich beneidete er den Menſchen, der ſie ſo an ihrer ſchwachen und ſtarken Seite zu faſſen im Stande war. Wird ſie, wenn Holländer ſo fortfährt und ihren ſchönſten Neigungen ſchmeichelt, nicht endlich doch, wenn es nicht bereits geſchehen iſt, etwas von der Liebe zu ihrer Kunſt auf ihn übertragen? Ich Elender, ich wäre nicht in der Lage, ihr einen anſtändigen Blumenſtrauß zu kaufen. — Dieſe Empfindungen wurden noch ſtärker, da ſich Bertha in den Anblick der Blätter mehr und mehr vertiefte, und je länger ſie ſie betrachtete, um ſo größere Freude daran und um ſo mehr Dankbarkeit dafür zu fühlen ſchien. Ein Troſt blieb Oswald bei dieſen Beobachtungen, daß ſie weniger Aufmerkſamkeit für die Geſpräche Holländers hatte, obwohl dieſe lebhaft, voll Geiſt und Inhalt waren. Es war in der That erſtaunlich, bis zu welcher Ausdehnung dieſer Mann in der kurzen Zeit ſeines Aufenthalts Paris kennen gelernt, wie viele Perſönlichkeiten und Zuſtände er eingeſehen, in wie viele Einzelnheiten er eingeweiht war. Er machte den Eindruck eines überlegenen Menſchen, der nur eines Blickes bedurfte, um mehr, weiter und klarer zu ſehen, als Andere in Jahren. Selbſt Oswald fühlte ſich trotz allen Widerſtrebens gezwungen, Das anzuerkennen und ſeinen Redeflüſſen mit Theilnahme zu folgen — und da er noch jung genug war, um bedeutenden Geiſtesanlagen mit Achtung entgegenzukommen und ſich ſolche nur ungern von guten Eigenſchaften des Gemüthes getrennt zu denken, überredete er ſich halb und halb, daß ſeine alte Meinung über Dr. Holländer, auch trotz der

Erſcheinungen von dieſem Nachmittage und trotz der Lüge, mit der er bei Urban eingetreten, vielleicht auf einem Vorurtheil beruhe. Und trotz alledem ſah er doch wieder mit Verdruß, wie Meiſter Urban mit Andacht zuhörte und wie auch Bertha nach und nach das Album vergaß, um den intereſſanten Mittheilungen Holländers zu lauſchen. Er kam ſich langweilig, dumm, verdrießlich vor, und welche Ueberwindung es ihn auch koſtete, er empfahl ſich vor Holländer und überließ ihm das ganze Feld. Er kam ſich geſchlagen vor.

Aber was wollte er auch? War nicht Alles oder der größte Theil von Dem, was in ihm vorging, gemeiner Neid? Und war er ganz ehrlich? Schlich er ſich nicht in das Haus des vertrauensvollen Mannes ein, um ſeiner Tochter Liebe einzuflößen? Und was konnte er dem holdſeligen Geſchöpfe bieten? War Holländer, wenn er beſſer war als Oswalds Meinung über ihn, mit ſeinen Talenten, mit ſeinem gewandten Weſen nicht hundertmal mehr berechtigt als er, ſich um die Liebe eines in die Fremde verſchlagenen Mädchens zu bewerben? Und iſt eine Liebe zu einem ſolchen Mädchen nicht ein Beweis, daß in dieſem Manne gute Keime vorhanden waren? Und endlich, wenn ich aufrichtig gegen mich ſelbſt ſein will, murmelte Oswald, indem er die Boulevards hinabrannte, muß ich mir nicht geſtehen, daß ich mich all dieſe Tage und noch immer von den ſchönen Blicken angezogen, daß ich mich durch ihr offenes und liebevolles Entgegenkommen geſchmeichelt fühle?

Verdrießlich, mit ſich ſelbſt entzweit, wie er es noch nie geweſen, warf er ſich aufs Bett, entſchloſſen, gleich morgen wieder Fanny zu beſuchen und den guten Tiſchlermeiſter ſo ſelten als thunlich wiederzuſehen.

4.

Treu ſeinem Entſchluſſe, ging er ſchon am nächſten Tage wieder zu Fanny, aber untreu demſelben, wanderte er nach ſehr wenigen Tagen wieder hinaus in die Vorſtadt. Am erſten Abend hatte er keine Gelegenheit gefunden, Urban das Geſtändniß zu machen, daß das Mädchen, von dem er ihm geſprochen, ſeine Tochter ſei. Er bildete ſich ein, daß er dieſe Pflicht noch immer zu erfüllen habe. Er fand den Meiſter in der Mitte ſeiner Geſellen; er nahm ihn bei Seite und theilte ihm das Geheimniß mit. — Urban machte erſtaunte Augen.

„Nun, und dann?“ fragte er erwartungsvoll.

„Ich meinte nur, ich müßte Ihnen ſagen —“

„Glauben Sie denn,“ lachte Urban, „daß ich meine Tochter überwache? Der mögen Hunderte nachlaufen, und die mag thun was ſie will — glauben Sie, daß ich mich darüber beunruhige? Das iſt meine Bertha.“

So ſprechend, legte er Oswald die Hand auf die Schulter und fuhr fort: „Lieber Freund, lernen Sie das Mädel kennen, und Sie werden mich nicht leicht leichtſinnig finden. Was Die thut, iſt recht. Auf Die kann man ſich ſtützen, wie auf einen Stab und Stecken.“

Urban ſagte das mit einem Tone, daß es dem jungen Menſchen ganz feierlich wurde. Er wandte ſich jetzt der Glasthüre zu und ſah Bertha, die, mit einem ſpitzen Inſtrumente in der Hand, an einem Säulenkapitäl arbeitete und ſo vertieft war, daß er die Thüre öffnen und unbemerkt eintreten konnte. Er ſetzte ſich zu ihr und bat ſie, ungeſtört fortzufahren, er wolle jetzt ſeine erſte Stunde nehmen. Sie lächelte und that, wie er wünſchte. Er lernte bald ſo viel, um zu wiſſen, welches Inſtrument er ihr zuzureichen hatte, wenn ſie ein anderes aus der Hand legte. Und ſo im Geſpräch und Schweigen verging die eine und vergingen mehrere Stunden, und als es dämmerte, meinte Oswald, daß er heute wenigſtens den Gebrauch der Inſtrumente kennen gelernt.

— „Nun," lächelte Bertha, „da haben Sie große Fortſchritte gemacht, denn die Kenntniß des Werkzeugs iſt das halbe Handwerk." Der Nachmittag ſchien ihm aufs Glücklichſte verfloſſen, und er wollte eben bitten, morgen wiederkommen und eine zweite Lektion nehmen zu dürfen, als Urban mit Holländer eintrat und ihn einlud, auch den Abend zu bleiben. Er ließ ſich leicht überreden, da es ihm ſchwer war, Bertha in Geſellſchaft des Doktors allein zu laſſen. Dieſer machte beim Anblick Oswalds ein etwas verdrießliches Geſicht, faßte ſich aber bald und rief: „Ich bin erſtaunt, Dr. Oswald, Sie hier in dieſer ſtillen und plebejiſchen Welt wieder zu finden. Es iſt ſchön von Ihnen, daß Sie ſich nicht ganz und gar von der vornehmen abſorbiren laſſen!" Darauf erzählte er, in welche noble und einflußreiche Geſellſchaft Oswald bei Madame Löwenthal komme, welche Fahrten und Ausflüge er ſchon mit dieſer ſchönen Dame gemacht — „ja," fügte er hinzu, indem er ſich vor Oswald verbeugte, „man ſagt ſogar, daß die ſchöne und reiche Dame für ihren Landsmann ein großes faible habe, und was man von dieſer Dame ſagt, iſt meiſtens wahr, denn in ihrer Unabhängigkeit hält ſie es nicht für der Mühe werth, ſich zu verſtellen."

Oswald wollte den Redefluß des Allerweltsmannes unterbrechen, als ſich dieſer ſelbſt unterbrach: „Geſchwätz! Was geht das uns an! Aber à propos Madame Löwenthal, ſo könnten Sie, lieber Herr Oswald, hier unſern Freunden ſehr nützlich ſein. Frau Löwenthal richtet ſich in Ville d'Avray ein reizendes, neues Landhaus ein; in mehrere Stuben ſoll Holzgetäfel, in das Speiſezimmer ſollen geſchnitzte Eichenmöbel kommen. Das Alles könnte hier unſer Freund Urban liefern; nicht nur, daß er da ein ſchönes Stück Geld verdienen könnte, er käme auch in die Mode, und ſein Glück wäre gemacht. Legen Sie doch ein gutes Wort für ihn ein; ich bitte. Dieſe ausgezeichnete Künſtlerin hier, Fräulein Bertha, wird Ihrer Empfehlung gewiß alle Ehre machen."

Oswald biß ſich vor Aerger auf die Lippen. Der Gedanke, den Holländer ausſprach, war gut, war vortrefflich; warum mußte er ihm von einem Andern eingeflößt werden? — Holländer fuhr fort: „Es muß überhaupt etwas geſchehen; mit ſolcher Geſchicklichkeit muß in Paris eine Carrière, ein Vermögen gemacht werden. Sich ſo mit Noth und Mühe durchſchlagen und ſich nur mit dem Bewußtſein eines ehrlichen Mannes begnügen — das iſt nichts! Das Atelier Urban muß als ſolches, Fräulein Bertha muß als Künſtlerin berühmt werden. Ich habe Zeitungen genug zur Verfügung, ich will Artikel ſchreiben, und Fräulein Bertha ſoll bald einen Namen haben, wie —“

„Nein, lieber Herr Doktor,“ fiel ihm hier Bertha mit einer abwehrenden Bewegung ins Wort, „dergleichen laſſen wir lieber. Wir wollen nicht ſo raſch ſo ſehr franzöſiſch werden. Ich bin nichts als ein Geſelle meines Vaters, und er und ich, wir wollen Beide nichts Anderes, als uns auf anſtändige Weiſe ernähren — auf anſtändige Weiſe, das iſt ohne viel Lärm und ohne unverdiente Anpreiſungen.“

„Aber mit den Wölfen muß man heulen,“ rief Holländer.

„Wenn man ſelber ein Wolf iſt,“ ſagte Urban verdrießlich; „meine Tochter hat Recht; wir ſind Handwerker, und unſere Arbeit ſoll für uns ſprechen, nicht die Zeitungen.“

Holländer brachte noch Einiges zur Vertheidigung ſeines Syſtems vor, da ihm aber Vater und Tochter hartnäckig zurückwieſen, wurde er ſchweigſam, beklagte ſich, daß man ſeinen guten Willen verdamme und ſeiner Freundſchaft nicht ſo entgegenkomme, wie ſie es verdiene. Er ſah dabei Bertha an, die aber nichts erwiederte.

Auf dem Heimwege, den er dieſes Mal in Geſellſchaft Oswalds antrat, klagte er über den unpraktiſchen Sinn dieſer Deutſchen, denen nicht zu helfen ſei. „Sie fühlen nicht,“ rief er, „daß ſie ſich hier in einer andern Welt befinden, und daß dieſe andere Welt andere Anſchauungsweiſe, andere Lebensart, andere Mittel des Lebens erheiſcht. Dieſe Bertha, wenn ſie ſich einen Namen als Künſtlerin machen ließe, könnte einen Mann höherer Klaſſe heirathen; wird ſich ein ſolcher für eine bloße Handwerkerstochter finden?“

So verſtimmt wie Holländer, ſo heiter war Oswald. Die Erinnerung an den Nachmittag, den er als Lehrling bei Bertha zugebracht, entzückte ihn. Er kehrte am nächſten Tage und am darauf folgenden und dann immer wieder, und ſchon nach wenigen Tagen ſaß er mit dem Werkzeuge in der Hand da und ſchnitzte einfache Blumen aus dem Rohen heraus, die dann Bertha ausführte. Er hätte nie geglaubt, daß er für Dergleichen Talent hätte, und doch bemerkte er Fortſchritte, und Bertha verſicherte ihn, daß ſie mit ſeiner Hülfe das Doppelte zu Stande bringe. Das waren glückliche Stunden; aber das Glück verſchwand, ſobald Oswald den Fuß aus der Stube Bertha's ſetzte. In ſeinem Hotel fing man wieder an, ihn mit mißtrauiſchen Augen und von der Seite anzuſehen; noch immer hatte er es nicht dahin gebracht, ſich ſein tägliches Brod zu erwerben; bevor er mit dem Handwerk dahin komme, das ſah er ein, müſſe es noch Monate, vielleicht noch länger dauern. Und am Ende freut ihn die Handwerksarbeit nur, weil er ſie in Geſellſchaft Bertha's verrichtet; als er eines Nachmittags, da ſie außer dem Hauſe beſchäftigt war, allein arbeiten mußte, fühlte er ſich ſehr unglücklich und gelangweilt. Er zweifelte an ſeinem Beruf zum Handwerk, und ſeine ganze Vergangenheit, ſeine ganze Erziehung wies ihn auf andere Wege. Bei all Dem verbrachte er, oft eingeladen, viele Stunden bei Fanny, und die offene, entgegenkommende Liebe dieſer guten und ſchönen Frau rührte ihn; der Ueberfluß des Lebens, der ihn da umwogte, konnte nicht ohne verführeriſchen Reiz bleiben einem jungen Manne gegenüber, der, wenn er nicht von ihr geladen war, vom Hunger geplagt wurde. War es nicht ein Verbrechen, das Schickſal Bertha's an ſein trauriges, verhängnißvolles knüpfen zu wollen? — und war es nicht Thorheit, ein glänzendes Glück von ſich zu weiſen, das ſich ihm, beinahe zudringlich, von ſelber bot? — Und ſo hin- und herſchwankend, begegnete er eines Tages Siegmund, als dieſer in Geſellſchaft vieler Männer und Frauen in ärmlichem Anzug, mit einer Papierkappe auf dem Kopfe, aus dem Hauſe einer Seitenſtraße trat. — „Wie kommen

Sie in dieſe Geſellſchaft, lieber Siegmund!“ rief ihm Oswald entgegen.

„Gutta Percha iſt die Parole, die Loſung Kautſchuk!“ antwortete dieſer in ſeiner Art. Er arbeitete in einer Kautſchukfabrik und ſah glücklich und heiter aus, derſelbe, den er einſt als Stutzer und eleganten Geſellſchafter gekannt hatte und der ſich jetzt die Freude nicht verſagen konnte, Oswald auf ein Glas Wein einzuladen.

Dieſes Erlebniß beſchämte ihn wieder. Zum letzten Male wollte er mit Fanny ſprechen, die ihm in letzter Zeit Hoffnung gemacht hatte, endlich ſeinem Drängen zu weichen und auf ſeine Art für ihn zu ſorgen. Vor der feſtgeſetzten Stunde ging er in ihre Soirée, um ungeſtört auf den Gegenſtand zurückzukommen. Fanny erſuchte ihn, heute etwas länger zu bleiben; ſie wollte ihm nach der Soirée, wenn die übrige Geſellſchaft ſich entfernt haben werde, Eröffnungen machen. Aber dieſe Soirée ſollte verhängnißvoll enden. Schon der Anfang verſtimmte ihn. Unter den erſten Gäſten befand ſich Dr. Holländer, der ſich in der letzten Zeit bei Fanny hatte einführen laſſen. Er trat mit großer Sicherheit auf, ſprach die Hälfte der Eingeladenen als alte Bekannte an und ließ ſich den Unbekannten vorſtellen. Oswald bewunderte ihn, mit welcher Leichtigkeit er franzöſiſch ſprach und mit welcher Geſchicklichkeit er die einflußreichſten Perſonen herauszufinden und mit ihnen anzuknüpfen verſtand; worüber aber Oswald beſonders ſtaunen mußte, war die Vertraulichkeit, mit der er Fanny nach ſo kurzer Bekanntſchaft behandelte und wie er ihr offenbar den Hof machte. Dieſe konnte auch nicht umhin, im Laufe des Abends Oswald auf all Das aufmerkſam zu machen und die Bemerkung hinzuzufügen: daß dieſer Dr. Holländer ein Mann ſei, an dem ſich Oswald ein Beiſpiel nehmen könnte; er wiſſe ebenſo raſch einflußreiche Leute wie reiche Wittwen herauszufinden, und der werde in Paris gewiß ſein Glück machen.

Im Uebrigen verlief die Soirée aufgeregter als ſonſt. Louis Napoleon hatte, um die Nation zu beſchäftigen und ihre Aufmerkſamkeit von den blutigen inneren Angelegenheiten abzulenken, eben die „Rhein-Idee“ ins Publikum geworfen, und hier wie überall diskutirte man mit Feuer die Nothwendigkeit, die Schmach von 1815 zu rächen und die „natürliche Gränze Frankreichs“, das linke Rheinufer, zu erobern. Ein ſozialiſtiſcher Republikaner nahm die Gelegenheit wahr, um ſeine Ideen über Krieg und Eroberung, dieſe Barbareien, aus einander zu ſetzen und die ſchöne Zukunft auszumalen, wenn alle Völker als Brüder neben einander leben und ſich nicht mehr eines Stückes Landes wegen wie wilde Beſtien zerfleiſchen werden. Oswald, in deſſen Nähe die ſchöne Rede gehalten wurde, trat auf ihn zu und ſagte: „Ich freue mich, hier eine ſolche Stimme zu hören. Es iſt alſo zu hoffen, daß, wenn Ihre Partei ans Ruder kommt, dieſer Zankapfel, die Rheingränze, nicht zwiſchen zwei große Nationen geworfen wird.“

„O!“ rief der Republikaner, „die Rheingränze! Das iſt ganz was Anderes! die müſſen wir haben!“ — Oswald zuckte die Achſel und ging weiter zu einer anderen Gruppe, die ebenfalls andächtig einem Redner lauſchte, und dieſer war kein anderer als Dr. Holländer. Aber wie war er erſtaunt, als dieſer mit großer Beredtſamkeit die Rechte Frankreichs auf das ſchöne Land, auf die „natürliche Gränze“, aus einander ſetzte, und wie er ſeinen Auseinanderſetzungen die Verſicherung hinzufügte, daß die Bewohner des linken Rheinufers nichts ſehnlicher als ihre Vereinigung mit Frankreich wünſchten. Er ſelbſt, verſicherte Holländer, habe erſt vor Kurzem der franzöſiſchen Regierung eine Denkſchrift übergeben., in welcher er ſich über die franzöſiſchen Sympathien der ehemals franzöſiſchen Theile Deutſchlands eines Weitern ausgelaſſen. Oswald konnte Das nicht länger mit anhören, drängte ſich durch die Gruppe der Zuhörer, trat hart an Holländer heran und ſagte ihm ziemlich vernehmlich das einzige Wörtchen „Schuft“ ins Ohr. Holländer erblaßte, ſtammelte etwas und wollte antworten; aber bevor er zu Worte kam, hatte ihm Oswald den Rücken zugekehrt und war in ein anderes Zimmer getreten. Dort blieb er, von der Geſellſchaft getrennt, bis ſich dieſe nach und nach verließ. Er hatte ja Fanny verſprochen, länger als die Anderen zu bleiben. Im Salon ſaß nur noch das ſogenannte „kleine Comité“, die beſchränkte Anzahl vertrauterer Freunde, die nach einer Soirée länger zu verweilen pflegen, um gemüthlicher zu plaudern oder auch um die ſtattgehabte Geſellſchaft und ihre Glieder zu kritiſiren. Das petit comité der Madame Löwenthal beſtand aus vier oder fünf Damen und aus zwölf bis fünfzehn Männern; auf welche Weiſe auch Holländer in dieſen kleinen Kreis gerathen, iſt unbekannt. Genug, er blieb da, ſei es um glauben zu machen, daß er zu dieſem intimeren Kreiſe gehöre, ſei es, daß er ſich durch ſein bloßes Bleiben einen Platz darin erſt erobern wollte. Oswald kümmerte ſich um das petit comité eben ſo wenig, als er ſich in der letzten Stunde um die ganze Geſellſchaft gekümmert hatte. Die Niederträchtigkeit Holländers, der Gedanke an viele Deutſche ſeines Gleichen, die ſich in Paris herumtrieben, und endlich ſelbſt die einfache Thatſache, daß er einem Manne den größten Schimpf ins Geſicht geworfen, regte ihn eine Zeitlang in ungewöhnlicher Weiſe auf. Doch wies er das Alles endlich mit Verachtung von ſich ab, und er war, wohl von der ſpäten Stunde darin unterſtützt, wieder zu der gewohnten Ruhe ſeines Weſens gekommen, als er mit Einem Male vom Salon her gewiſſe Klänge hörte, die ihm aufs Neue das Blut in den Kopf trieben. Es waren die einleitenden Töne zu dem bekannten Rheinliede von Alfred de Muſſet, welches dieſer Dichter im Jahre 1840 als Antwort auf Nikolaus Beckers Rheinlied gedichtet und das jetzt, durch die Eroberungsgelüſte aufgefriſcht, wieder viel geſungen wurde. Es iſt ein Lied voller Schimpf auf Deutſchland. Er erhob ſich und ſah Herrn Gerard am Klavier ſitzen, einen der Elegants aus dem Café Tortoni, der dafür bekannt war, daß er eine ſchöne Stimme hatte und daß er dieſes Spottlied auf Deutſchland beſonders gut zu ſingen verſtand. Kaum hatte er die erſten Töne angeſchlagen, als ihn ſchon Herren und Damen umdrängten und baten, doch ja das ganze Lied zu ſingen. Er ließ ſich nicht lange bitten und fing an. Aber er hatte die erſte Strophe noch nicht angefangen, als Oswald in der Thüre erſchien und mit kräftiger, wenn auch vor Aufregung zitternder Stimme in die Geſellſchaft hineinrief: „Meine Herren, es iſt ein Deutſcher unter Ihnen!“

Die Geſellſchaft ſah ihn einen Augenblick lang verblüfft an, Herr Gerard aber, der gut angefangen hatte und ſich um ſeinen Triumph nicht wollte bringen laſſen, fuhr zu ſingen fort. Oswald trat einen Schritt weiter in den Salon, ſtreckte gebieteriſch ſeinen Arm dem Sänger entgegen und rief mit donnernder Stimme: „Schweigen Sie! augenblicklich!“

Anſtatt aller Antwort ſchlug Gerard mit doppelter Kraft auf die Taſten und ſang oder rief vielmehr mit Trotz und ſo laut als möglich die Worte des Liedes:

„Wir hatten Euren deutſchen Rhein!
Behaltet Euren deutſchen Rhein
Und waſchet drin Eure deutſche Livrée!“

Da hielt ſich Oswald nicht länger. Er trat hart an den Sänger und an die Geſellſchaft heran, und am ganzen Leibe zitternd und bald dem Sänger, bald den anderen Männern mit der Hand unter der Naſe geſtikulirend, rief er: „Ja, ihr hattet unſern Rhein, aber ihr habt ihn mit Schimpf und Schande zurückgeben müſſen; wir haben euch wie die Haſen über dieſen Rhein gejagt. Wir hatten eure Seine, eure Loire, eure Rhone; wir haben ſie euch gnädig zurückgegeben. Ihr ſeid wie Diebe heimgejagt worden!“

Ein höhniſches Gelächter antwortete dieſen Worten des Ingrimms; Herr Gerard wollte ſie mit immer lauterem Spiel und Geſang übertäuben. Oswald griff nach ihm, um ihn vom Klavier zu reißen, als er bemerkte, daß Holländer mit unter den Lachenden war. Sogleich ließ er die Franzoſen, trat mit zwei großen Schritten auf dieſen zu, und ehe man es verhindern konnte, erſcholl von der Wange des Doktors die Züchtigung durch den Salon. Da verſtummte die Muſik, und einen Augenblick ſpäter fand ſich Oswald wieder in der Nebenſtube. Fanny hatte ihn am Arme gefaßt und hineingezogen.

„Welch ein Skandal!“ rief ſie ganz außer ſich — „um Gottes willen! In meinem Salon! Eines Liedes wegen! und eine Ohrfeige! Morgen wird man in ganz Paris davon ſprechen! Du kompromittirſt mich vor der Geſellſchaft und vor der Regierung! Wilhelm, muß ich Das gerade von dir erleben!“

Oswald ſchwieg; er hörte kaum, was ſie ſagte, und war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Er ließ ſich von ihr in eine Sophaecke drücken und nickte bejahend, als ſie ihn beſchwor, da zu bleiben und ſich nicht vom Flecke zu rühren. Sie wolle zur Geſellſchaft zurück und die Leute fortſchicken.

Sie ging. Oswald athmete tief auf, und ſchon nach einigen Minuten ſtreckte er ſich mit einem Behagen, als ob ihm eine große Laſt vom Herzen gefallen wäre. Im Salon hörte er nur ein Gemurmel, das ſich nach und nach verlor, um endlich gänzlicher Stille Platz zu machen. Dann kehrte Fanny zurück und brach aufs Neue in Ausrufungen über den Skandal aus. „Und mit all Dem,“ fügte ſie hinzu, „iſt die Sache noch nicht zu Ende. Alle dieſe Herren haben ſich dem Doktor Holländer als Zeugen und Sekundanten angeboten! Das gibt noch eine Affaire!“

Oswald zuckte die Achſel.

„Ja,“ fuhr Fanny fort, „du machſt dir nichts daraus — aber ich. Man kann immer nicht wiſſen — und dann — ich galt immer für eine ſo gute Franzöſin.“

„Das eben iſt eine Schande, Fanny, — ja eine Schande, daß ſich dieſe Leute ſo was in deinem Hauſe erlauben dürfen, bei einer Deutſchen.“

„Aber, Wilhelm, ich bin eine nationaliſirte Franzöſin; ich habe einen nationaliſirten Franzoſen geheirathet.“

„Fanny, ich will mit dir nicht ſtreiten — aber dieſe Entſchuldigung iſt eine ganz elende Entſchuldigung.“

„Seit Jahren,“ ſagte Fanny mit etwas gedemüthigter Stimme, „habe ich nicht mehr daran gedacht, daß ich eine Deutſche bin.“

„Das iſt es ja eben, erwiderte Oswald etwas ärgerlich, „das iſt ja eben ſchlecht von dir.“

„Du mußt es mit einer Frau nicht ſo genau nehmen,“ ſagte ſie beinahe bittend.

„Wenn die Frauen das Vaterland vergeſſen,“ rief er eifrig, „iſt es noch ſchlimmer, als wenn es die Männer thun. Wo das Weib nicht zählt, hat auch das Vaterland zu zählen aufgehört.“

Sie ſchwieg und ſah vor ſich hin. Erſt nach langem Nachdenken nahm ſie wieder das Wort, aber ohne den Blick von dem Punkte, auf dem er haftete, abzuwenden. „Sieh, Wilhelm,“ ſagte ſie zögernd, „wir ſind ja alte Freunde und du biſt ein Ehrenmann; ich kann mit dir ſo aufrichtig ſprechen, wie ſonſt mit keinem Menſchen. Sieh, Wilhelm, ich habe es gut mit dir vorgehabt — wir ſind alte Freunde — nichts natürlicher, als daß ich dich lieb habe. Du haſt mich auch ein wenig lieb. Ich kenne dich, du biſt uneigennützig — ich weiß, hätte ich dir geſagt: Heirathe mich! — und du hätteſt ‚Ja‘ geantwortet, ſo hätteſt du es nicht gethan, weil ich die reiche Madame Löwenthal bin, ſondern weil du mich ein wenig lieb haſt. Deſſen bin ich von keinem andern Menſchen ſo gewiß. Nun wollte ich dir gerade heute ſo ſprechen, und gerade heute zeigſt du mir, daß du unverbeſſerlich biſt, daß du ganz und gar nichts in dir haſt, was dich zu einem ächten rechten Pariſer, wie ich ihn brauche, machen könnte. Das thut mir leid, daß wir ſo wenig zu einander paſſen. Und nun kommt noch der Skandal dazu, der dich unmöglich macht.“

Sie ſchwieg, und Oswald antwortete nichts. Sie legte die Hand an die Stirne und dachte nach, und nur als ob ſie laut dächte, fuhr ſie nach ungefähr einer Viertelſtunde wieder fort: „Aber gerade der Skandal — gerade der Skandal könnte viel von ſeiner Häßlichkeit verlieren, wenn man annehmen könnte, daß du ein gewiſſes Recht hatteſt, ſo zu handeln, daß du im Geheimen ſchon halb und halb Herr des Hauſes geweſen, daß du mit mir verlobt ſeieſt. Ich würde mich nicht beſinnen — ich würde vor Jedermann erklären — wenn ich nur wüßte, daß du in Zukunft ſolche Angelegenheiten mehr als Weltmann, ſo wie man heut zu Tage muß — daß man nicht ſage, ich hätte einen wilden Deutſchen —“

Oswald ergriff ihre Hand und ſagte gerührt: „Liebe Fanny, du biſt gut, du meinſt es gut mit mir, und dein Vertrauen rührt mich. Aber es kann Niemand aus ſeiner Haut heraus; du nicht aus der deinen, ich nicht aus der meinen. Du biſt ſchon zu ſehr Franzöſin, und ich werde immer der Deutſche bleiben, den du heute kennen gelernt. Du müßteſt deine ganze jetzige Lebensweiſe aufgeben, dich von deiner ganzen Geſellſchaft trennen, oder dich auf viele ähnliche Skandale gefaßt machen. Ich bin in dieſer Beziehung unverbeſſerlich. Du ſiehſt es ſelbſt ein, wir paſſen nicht zu einander — Du wäreſt nicht glücklich mit mir; ich aber wünſche dir alles mögliche Glück.“

So ſprechend, küßte er ihr die Hand aufs Herzlichſte und eilte aus der Stube. Er wollte nicht hören, als ſie ihn noch einmal rief, und ſprang mit großen Schritten die Treppe hinab und in den bereits anbrechenden Tag hinein.

Paris ſieht um dieſe Tageszeit nicht lieblich aus. Die alte Kokette, die ſpät aufſteht, hat ſich noch nicht geputzt. Vor jeder Hausthür liegen Haufen Schmutzes; die Ratten haben ſich in ihre Schlupfwinkel noch nicht zurückgezogen; in dunkeln Winkeln liegen die Katzen auf der Lauer; nur Lumpen-Sammler und -Sammlerinnen, mit herabgebrannten Laternen in der Hand, beleben die Straßen und hie und da übernächtige männliche und weibliche Schwelger, die mit fahlen Geſichtern ſtumm nach Hauſe ſchwanken oder ſich noch mit einer Neige von Lebensluſt und Kraft zu Heiterkeit aufzuſtacheln ſuchen. Wer an dieſen Anblick nicht gewöhnt iſt, ſucht, wenn er ihm durch Zufall doch zu Theil wird, ſo raſch als möglich aus dieſer Stadt hinaus oder heim in ſeine Stube zu kommen. Nicht ſo war es Oswald. Er hatte kein Auge für das Häßliche und Abſtoßende rings umher; er war in einer ſo klaren Stimmung, wie er ſie ſeit lange nicht gekannt hatte. Er hatte etwas gethan. Er empfand die ganze Genugthuung, einen Nichtswürdigen gezüchtigt und der Frechheit der

Verhöhnung ſeines Vaterlandes auf die im Momente thunliche Weiſe geantwortet zu haben. Beides konnte von ſchlimmen Folgen für ihn ſein: aber Das war es ja eben, was der That, der er faſt keine Bedeutung beimaß, einigen Werth und ihm die Befriedigung gab. Er fühlte wohl, daß er immer, und daß er beſonders in jenem Momente mehr zu thun fähig geweſen wäre. Und endlich war ſein Herz aus einem Zwieſpalt gerettet, aus Ketten, in denen es ſich, halb aus praktiſcher Klugheit, halb aus Neigung, durch Wochen abgemüdet hatte. Es beunruhigte ihn nur ſehr wenig, welchen Eindruck die Trennung auf Fanny gemacht haben mochte: er kannte ihr leichtes Naturell und wußte, daß kaum eine Narbe zurückbleibe. Sie hatte ihn in der erſten Stunde des Wiederfindens mit derſelben Freundſchaft empfangen, mit der ſie ſich von ihm trennte; ſie wird jetzt eben ſo heiter weiter leben, als ſie vorher ohne ihn gelebt hatte. Nichts war jetzt noch übrig, was dem freien Flug ſeiner Gedanken und Gefühle für Bertha im Wege geſtanden hätte; Holländer war, wie er jetzt Bertha kannte, nach ſeiner Entlarvung begraben, ja, Oswald lachte jetzt über ſich ſelbſt, daß er einen Augenblick auf einen ſolchen Menſchen hatte eiferſüchtig ſein können. Gewiß, ſchon der Inſtinkt eines ehrenhaften Gemüths, wenn nicht ihre klare Einſicht, mußte Bertha immer von ihm fern gehalten haben. Ihr entgegen wandten ſich jetzt unwillkürlich ſeine Schritte, und der fernen Vorſtadt zuwandernd, ſang er wie ein Glücklicher, dem alle Wünſche erfüllt worden, in die Luft hinein, und die ihm begegneten, meinten einen jungen Menſchen zu ſehen, der in dieſer Nacht große Freuden und Erfolge erlebt. Seine äußeren Verhältniſſe waren nach wie vor elend — aber was waren ſie neben dem Siege, den er erkämpft, neben der Zuverſicht, mit der er jetzt der Zukunft entgegen ging. Die ſogenannte große Welt, die glänzende Glückmacherei und Alles, was darum und daran iſt, ſchien ihm jetzt ſo erbärmlich neben ſeiner Freiheit, und dieſe erſchien ihm in Geſtalt des Lebens und Webens, das er in Werkſtatt und Stube Meiſter Urbans kennen gelernt.

Vor deſſen Hauſe ſtand er, als die aufgehende Frühlingsſonne kaum noch den höchſten Firſt deſſelben beleuchtete. Er lachte über ſeine Ungeduld und wanderte weiter, um durch den Wald von Vincennes einen Morgenſpaziergang zu machen. Da ſproßte und trieb es ſchon in allen Bäumen, die Vögel ſangen, im Raſen zu Hunderten ſtand das Gänſeblümchen, das die Franzoſen viel ſchöner und deutſcher „Marguerite", „Gretchen" nennen. Eine gewiſſe Gemüthsſtimmung, die ihn daheim, gegen Oſtern, immer befiel und die er die „Fauſtiſche" nannte, weil er ſich dann an den Fauſt-Spaziergang erinnerte, überkam ihn mit ganzer Gewalt; ſein Heimweh wurde ſtärker, aber trotzdem fiel das Elend des Exils von ihm, und — Niemand ſah es — Thränen, die beinahe Freudenthränen waren, denn ſie galten dem Vaterlande und der Liebe, rollten zu den „Gretchen" hinab.

Aber ſeine Augen waren wieder klar, als er eine Stunde ſpäter zugleich mit den Geſellen in Urbans Haus trat. Bertha ſaß ſchon an der Arbeit. „So früh," rief ſie erſtaunt und lachend, „und im Frack?"

„Ich komme als Geſelle," ſagte er, „und ſo muß ich mit den Geſellen kommen."

Er hielt es jetzt für überflüſſig, länger mit ſeiner Meinung über Holländer und mit den Erfahrungen, die er mit ihm gemacht, zurückzuhalten, und erzählte Alles, was ſich auf ihn bezog.

Bertha legte die Hände in den Schooß und ſagte betroffen: „Ich bitte Gott, daß er mich nicht hochmüthig werden laſſe, daß ich mir nicht einbilde, eine überaus kluge Perſon zu ſein. Ich habe ihm nie getraut; ſeine hohen Protektionen waren mir immer verdächtig, und was er für uns that, machte mir niemals Freude. Ich ſchwieg und verwies mir ſelber mein Mißtrauen, weil man viel von ſeiner aufopfernden Wirkſamkeit zu Hauſe erzählte und weil ihm ſo viele und gute Männer ſo Vieles zutrauten."

Urban aber ging voll Entrüſtung in der Stube auf und ab, ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und verſicherte unverhohlen und ein Mal übers andere, daß er Das nie geglaubt haben würde. Nachdem er ſich ausgetobt und halb und halb zur Ruhe gekommen, ſagte er, wie um ſich ganz zu beruhigen: „Nun, der ſoll ſchön hinausgeworfen werden! Zu dieſer Thür wird er hinausfliegen und ſo raſch, daß er ſich dreimal in der Luft herumdrehen ſoll.“

Mit ſeinem Entſchluſſe, ſich nunmehr ganz auf den goldenen Boden des Handwerks zu ſtellen, mußte ſich Oswald jetzt an den Vater wenden. Das zeigte Bertha, daß es ihm Ernſt damit war, und inniger und vertrauter, zugleich mit gerührtem Blicke, ergriff ſie die eine Hand, während der Vater in die andere einſchlug. „Iſt recht!“ ſagte dieſer, „obgleich ich nicht glaube, daß Sie es jemals weit bringen, aber immerhin, beſſer etwas verſuchen, als gar nichts zu thun. Jedenfalls können Sie uns helfen und nützlich ſein.“

Dieſe neue Wendung hatte freilich das Arge, daß Oswald als wirklicher und ernſtlicher Lehrling nicht mehr drin in der Stube bei Bertha bleiben konnte, ſondern mit den Geſellen in der Werkſtätte arbeiten mußte: aber es war ein Opfer, und ſo hatte es auch die Süßigkeit und die Befriedigung des Opfers. Er arbeitete fleißig und unausgeſetzt, wenn ihm auch von Zeit zu Zeit die Arme müde, die Schweißtropfen in Bächen herabſanken. Er wußte, daß Bertha manchmal durch den Vorhang der Glasthüre ſah. Erſt ſpät, etwas vor Feierabend, bat er Urban, zum letzten Male mit ihm eine Ausnahme zu machen und ihm zu erlauben, daß er zu Hauſe nachſehe, ob nichts vorgefallen. Nach dem Vorgange dieſer Nacht und nachdem ſich ſo viele der Herren aus der Geſellſchaft Fannys dem Dr. Holländer als Sekundanten angeboten, mußte er vorausſetzen, daß indeſſen irgend eine Botſchaft für ihn angekommen ſei.

Aber er fand in ſeiner Wohnung nichts vor. Müde von der neuen und angeſtrengten Arbeit nach ſchlafloſer Nacht, legte er ſich früh zu Bett und fiel glücklich und mit einem Herzen voll Hoffnung in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, ſaßen zwei

Männer vor ſeinem Bette, deren verworfene Geſichter ihn noch mehr überraſchten, als ihre Anweſenheit. Sie gaben ſich als Agenten der Polizei zu erkennen und ſagten ihm, er ſolle nur ruhig im Bette bleiben, es werde noch Jemand erwartet. Bald darauf trat ein dritter, behaglich ausſehender Mann ins Zimmer. Er ſchlug ſeinen Rock auseinander, zeigte ſeine dreifarbige Schärpe und ſagte: „Ich bin der Polizeikommiſſär des Viertels. Herr Wilhelm Oswald, Sie ſind verhaftet.“

Eine halbe Stunde ſpäter ging Oswald wieder, wie geſtern durch die Straßen des ungeſchmückten Paris; wie anders als geſtern. Rechts und links von ihm die beiden Galgengeſichter. Es ging nach dem Zellengefängniß Mazas, vorbei am Faubourg St. Antoine, wo Bertha ſchlief.

5.

Vierzehn Tage waren vergangen, vierzehn traurige Tage voll Ungeduld, Durſt nach Freiheit und traurigen Gedanken und Erwägungen. Es waren gefährliche Zeiten; Recht und gerichtliche Formen waren aus Frankreich verbannt; der ſiegreiche Staatsſtreich wüthete mit verbundenen Augen gegen wirkliche wie vermeintliche Feinde, denn er fühlte ſich ſchwach trotz ſeines Sieges. Jede Fliege erſchreckte ihn, und er erdrückte ſie, bevor ſie ſummen konnte. Wenn es mit dem Verdächtigen nicht gradeswegs aus den Armen der Gattin, von der Seite der Mutter oder der Kinder weg nach dem langſam tödtenden Lambeſſa in Afrika oder nach dem ſchnell mordenden Cayenne in Amerika ging, ſo war doch Mazas als erſte Station auf dem Wege nach dieſen ſogenannten Verbrecherkolonien zu betrachten, in denen die beſte und edelſte Kraft Frankreichs und jeder Aufſchrei des geſchändeten Rechts erſtickt wurde. Und jetzt gerade, da es ihm war, als ſtände er an der Schwelle zu ſeinem Glück, da er ein neues Leben anfangen wollte — jetzt gerade mußte Oswald auf dieſen drohenden Weg geworfen werden! Doch wir wollen nicht die Geſchichte eines Gefängnißlebens und ſeiner Leiden ſchreiben; wohl aber müſſen wir ſagen, daß es für Oswald auch ſeine glücklichen Momente hatte. An wen ſonſt hatte er außerhalb dieſer Mauern zu denken, als an Bertha? Und was konnte die gezwungene Muße ſchöner ausfüllen? Und je mehr er ihrer gedachte, deſto tiefer fühlte er ſeine Liebe Wurzel ſchlagen, und er ſagte ſich: Dieſe Haft ſoll mir geſegnet ſein, wenn ſie auf Ihr Herz dieſelbe Wirkung hat.

Nach einem lächerlichen Verhör, das am vierzehnten Tage ſeiner Haft ſtattfand, das die Rechtsformen wahren ſollte und aus dem er erfuhr, daß er als ein gefährlicher Feind der neuen Staatseinrichtung, vielleicht als Verſchwörer angeklagt ſei, wurde ihm angekündigt, daß er von nun an jeden Donnerſtag während einer Stunde Freunde, Verwandte und Bekannte ſprechen dürfe. Es habe ſich aber bisher noch Niemand gemeldet als ein junges Fräulein. Wie zitterte er dieſem erſten Donnerſtag entgegen; die wenigen Tage und Nächte bis zu dieſem Donnerſtage verfloſſen noch langſamer als die vorhergehenden. Endlich brach er an, und ſchon Morgens um fünf Uhr ging Oswald angekleidet in ſeiner Zelle mit großen Schritten auf und nieder. Aber erſt um Zehn wurde er vom Gefangenwärter angerufen und von dieſem, der ihm kaum folgen konnte, über die lange Galerie und die Treppe hinunter begleitet. Und in der That, da ſtand ſie, die Einzige, die er erwartet hatte. Jetzt würde er ſie ohne Rückſicht in ſeine Arme geſchloſſen und ihr geſagt haben, wie ſehr er ſie liebe, wie nur der Gedanke an ſie ſein Gefängniß belebe, wenn er von ihr nicht durch zwei Gitter und einen großen Raum zwiſchen den zwei Gittern getrennt geweſen wäre. Nicht einmal die Hände konnte er ihr drücken, und doch war ſie ihm nie ſo ſchön und holdſelig erſchienen, als jetzt, da ihr Kopf durch das Gitter, wie durch einen Rahmen, unendlich mild und troſtreich zu ihm herüberlächelte. Was hätte er ihr nicht Alles gern geſagt. Aber an ſeiner wie an ihrer Seite ſtanden Lauſcher, und leiſe zu ſprechen war auf dieſe Entfernung eine Unmöglichkeit. So ſtanden ſie lange ſchweigend, bis ihm Bertha ſagte, daß ſeine reiche Freundin, die ſie nicht nennen wollte, ſich für ihn verwende, und daß er gewiß hoffen dürfe, bald das Gefängniß zu verlaſſen.

„Sie wird mich vielleicht ſelbſt beſuchen,“ meinte Oswald.

Bertha bezweifelte es und gab ihm zu verſtehen, daß ſie ſich in ihrer Stellung nicht kompromittiren könne, daß ſie aber ihr Möglichſtes thue. Er lächelte und dachte: Allerdings, der arme Handwerker und Flüchtling mit ſeiner Tochter, die Schutzloſen, die man morgen ſo behandeln kann wie mich, die dürfen ſich kompromittiren, nicht aber die Freundin der Miniſter. Er lächelte bitter und doch mit einiger Genugthuung. „Wie kommen Sie dazu, mir ſo viel von dieſer Dame mittheilen zu können und —“

„Wir haben ſie kennen gelernt,“ erwiderte Bertha, „und das danken wir Ihrer Empfehlung, lieber Freund. Sie kam zu uns und machte große Beſtellungen. Der Vater hat jetzt fünf Leute mehr in der Werkſtatt, und wir haben wohl auf fünf Monate hinaus vollauf zu thun. Mein Vater iſt glücklich und voll Zuverſicht auf die Zukunft; er nennt ſich einen gemachten Mann. Es iſt eine gute Dame! Sie ſprach mit ſo großer Theilnahme von Ihnen!“

Oswald zog es vor, mit Bertha von ihr ſelbſt zu ſprechen, und fragte ſie nach ihrem und des Vaters Leben, nach jeder Kleinigkeit in ihrer Stube, nach den Einzelheiten in ihrer Arbeit. Dann ſahen Beide wieder einander an, und ſo mit Sprechen und Schweigen verging die vorgeſchriebene Zeit außerordentlich ſchnell. Aber auch Thränen kamen vor, denn Oswald that die unbefangene Frage, ob es heute ein ſchöner Tag ſei, worauf ſie erſchrocken ausrief: „Wie? ſehen Sie nicht einmal den Tag?“ Und ein Strom von Thränen ſtürzte dieſen Worten nach. Oswald tröſtete ſie, daß es wohl hell in ſeiner Zelle ſei und daß nur eine Blende vor dem ſehr hoch angebrachten Fenſter ihn hindere, das Wetter zu erkennen.

„Man darf Ihnen,“ ſagte Bertha, als die Beamten ſchon auf Trennung drangen, „man darf Ihnen jetzt Manches ſchicken. Was wünſchen Sie zu haben? Soll ich Ihnen Bücher ſchicken?“

„Ja, ſchicken Sie mir Bücher, aber, wenn das möglich, auch Holz und Werkzeuge, und was zu unſerem Handwerk gehört; ich will meine Lehrzeit nicht verlieren.“

„Iſt das Ihr Ernſt?“ fragte ſie lächelnd.

„Gewiß!“

Nun erſcholl eine Glocke, darauf ein Ruf — kaum, daß die Beiden noch Zeit hatten, einander noch zuzunicken — und ſie waren getrennt. Nicht anders als im Innerſten glücklich, eilte der Gefangene in ſeine Zelle zurück; an der Thüre übergab ihm ein Beamter eine Rolle Geldes, die das Fräulein für ihn zurückgelaſſen, damit er ſich andere als die Gefängnißkoſt anſchaffen könne. Er nahm das Geſchenk mit Freuden an; je mehr er ihr dankte, deſto glücklicher wollte er ſich fühlen.

Am nächſten Morgen kamen Bücher und mit den Büchern zubereitetes Holz in Stücken der verſchiedenſten Formen und jeder Art von Werkzeugen. Er jubelte auf, als wäre er einem Berufe wieder gegeben, dem er ſeit Jahren gelebt hätte. Nach kaum einer Stunde war die Zelle in eine Werkſtätte verwandelt und ſaß Oswald, wie ein glücklicher Handwerksmann, an ſeiner Arbeit und ſang.

Wir wollen, wie geſagt, keine Gefängnißgeſchichte ſchreiben, und ſo ſagen wir nur: es vergingen die Tage, es vergingen die Wochen. Da dem Gefangenen jetzt jeder Donnerſtag ein glückliches Ziel war, hatte er ſich, wenn er die Geduld verlor, wenn ihm, wie Das Gefangenen zu gehen pflegt, der Kopf zu ſpringen drohte, nur auf wenige Tage, auf übermorgen, auf morgen zu vertröſten. Und jeder Donnerſtag gab ihm ſo viel des Glückes, daß er ſich davon nähren konnte bis zum kommenden. Er hatte nichts als die Arbeit und die Stunde mit Bertha, und ſo wurden ihm Arbeit und Bertha Alles in der Welt, ſeine ganze Welt. Er hatte ihrer Geſchicklichkeit aufmerkſam genug zugeſehen, um die

Anfänge der Kunſt zu kennen und um ſich ſelbſtändig weiter bilden zu können; dazu kam der Scharfſinn des Gefangenen in Auffindung und Entdeckung von Mitteln und der Wunſch, Bertha, wenn er einmal das Gefängniß verlaſſe, mit einem Meiſterſtück zu überraſchen. Und er war ſelber überraſcht von ſeinen Fortſchritten, und wie das kleine Meiſterſtück unter ſeinen Händen ſich entwickelte. Er arbeitete an einem Leſepulte. Zwei knieende Engel trugen auf ihren Nacken und aufgehobenen Händen ein großes, aufgeſchlagenes Buch. Die Verhältniſſe, die Draperie waren ihm vortrefflich gelungen und zwar mit Hülfe eines alten Holzſchnittes, den er in einem der Andachtsbücher fand, welche der Geiſtliche des Gefängniſſes jedem Gefangenen, ob er dergleichen wolle oder nicht, in die Zelle bringt. Aber am Meiſten freute ihn, daß beide Engelsgeſichter Bertha vollkommen ähnlich wurden, das eine trug ihren tiefen ſinnigen Ernſt, das andere ihre unbefangene, lächelnde Heiterkeit. Die zwei großen Lehrerinnen der Kunſt, Liebe und Einſamkeit, ſaßen ja immer an ſeiner Seite, und ſo that er denn in dieſen Monaten einen größeren Schritt, als er vielleicht ſelbſt unter Berthas Anleitung gemacht haben würde. Und er that den für ſein Leben noch wichtigeren Schritt, daß ſich ihm ein Kunſtverſtändniß aufthat, von dem er früher keine Ahnung gehabt, und daß er einen Beruf von ganzem Herzen liebgewonnen, zu dem er ſich mit innerem Zwieſpalt, mit Widerſtreben, aus äußeren Rückſichten entſchloſſen hatte. Wie fern lag ihm jetzt ſeine einſtige Juriſterei, und mit welcher Theilnahme und Vertiefung ſtudirte er die Zeichnungen und Kupferwerke, die ihm der Direktor des Gefängniſſes, dem er ein Conſol gearbeitet hatte und der ihn zu beſuchen pflegte, aus der Bibliothek des Arſenals herbeiſchaffte!

Und ſo vergingen denn auch die Monate. Und der Frühling war hin und der Sommer war hin, als er eines Abends vor ſeiner Zelle das Wort: Liberté! Freiheit! rufen hörte. Welchem Glücklichen galt das? Oswald ließ den Meißel aus der Hand fallen. Noch einmal rief es: Liberté! und gleich darauf raſſelten die Riegel an ſeiner Zelle, die Thüre ſprang auf und blieb offen, und der Gefangenwärter rief noch einmal: Liberté! — und in der hohen gewölbten Zelle und draußen im Gange wiederhallte es: Liberté!

Oswald ſprang über die Schwelle. Nur ſein [illegible] nahm er unter den Arm; ſonſt ließ er Alles ſtehen und liegen, wie es ſtand und lag. Mit mehreren Förmlichkeiten ging unten in der Kanzlei noch einige Zeit verloren, und es dunkelte bereits, als er durch die Wachtſtube und das Gitterthor in die freie Luft trat. Sein Kopf ſchwindelte, und er war nahe daran, umzuſinken. Aber er raffte ſich auf, ſchüttelte den Kopf, that einige ſtarke Athemzüge und lief dann beflügelten Schrittes der nicht fern gelegenen Vorſtadt St. Antoine zu. Die Stube Urbans lag in tiefem Dunkel, aber Bertha mochte ahnen, wer die Thüre ſo aufriß, ſie ſprang auf und lag in ſeinen Armen. Der Vater kam auf das Geräuſch mit einem Lichte herein, ſtand einen Augenblick ſtille und ſagte dann: „Allen Segen auf eure Häupter!"

Das war ein glücklicher Abend. Das Kunſtwerk Oswalds wurde bewundert, von Bertha mit Schweigen, von Urban mit rührenden Worten: „Es war eigentlich überflüſſig, daß Sie ſich ſo viel Mühe gaben," ſagte Urban, „unſer Geſchäft iſt blühend, und Sie könnten als unſer Korreſpondent und Geſchäftsführer eine beſſere Stellung als der erſte Geſelle bei uns haben."

„Es ſind die Thaten meiner Werbung," erwiderte Oswald.

„Auch dieſe waren überflüſſig," verſicherte Urban lächelnd, während Bertha die Arbeit auf die Kommode ſtellte und ſagte: „Es iſt das erſte Stück unſerer Einrichtung."

Dann ging es an das Nachteſſen, wie ehemals, und an ein gemüthliches Erzählen und Plaudern. Holländer war indeſſen aus Paris verſchwunden. Seine Ausgaben ſtanden in keinem Verhältniſſe zu den Einnahmen, die er vom Staate gehofft hatte, und er mußte ſich vor ſeinen Gläubigern flüchten. Man ſagte, daß er ſich in London unter fremdem Namen herumtriebe. Madame Löwenthal hatte während der Zeit viel für Urban gethan, ihn bekannt gemacht und ihm glänzende Beſtellungen auf Jahre hinaus verſchafft. Als ihr Urban eines Tages für ſo viel Güte dankte, antwortete ſie mit gewohnter Offenheit: „Den Dank verdiene ich nicht von Ihnen, denn ich thue das Alles nur für Oswald, damit Sie bald reich werden, und ihn mit Ihrer Tochter ohne Furcht vor der Zukunft verheirathen können, denn ſeit ich Ihre Bertha geſehen, begreife ich, warum er einer der erſten Frauen von Paris den Korb gegeben.“

Im Hauſe der Rue de la Tourville herrſchte jetzt ein reges Leben. Die Werkſtätten wurden erweitert, und in ihnen arbeiteten dreißig Geſellen, aufgemuntert durch das Beiſpiel ihres Brodgebers, ſeiner Tochter und ihres Verlobten. Im erſten Stockwerke wurde zu alledem noch eine kleine Wohnung gemiethet. Und als Oswald einige Wochen nach ſeiner Haftentlaſſung an der Seite ſeiner jungen Frau aus der Mairie trat, zitirte Siegmund, einer der Trauungs-Zeugen:

„Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.“

Und bei dem kleinen Hochzeitsmahle ſtimmte er zum Rheinwein an:

„Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben,
Geſegnet ſei der Rhein!“

und unterbrach ſich ſelber, um gleich darauf: „Sie ſollen ihn nicht haben!“ anzuſtimmen. Dann zitirte er aus hundert Dichtern hundert Segensſprüche über das junge Ehepaar, die alle in Erfüllung gingen. Aber als er beim fünften Glaſe war, wurde er, wie immer, weich, ſtand auf, wendete ſich gegen Oſten und rief mit zitternder Stimme:

„Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher!
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen

Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im erſten, fremd.
Weh Dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg.
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo
Sich Mitgeborne ſpielend feſt und feſter
Mit ſanften Banden an einander knüpften."

Er wollte weiter ſprechen, aber die Stimme verſagte ihm; ſchluchzend fiel er auf den Stuhl zurück und ließ den Kopf auf den Arm ſinken, und die glückliche Hochzeit der Verbannten lief nicht ohne Thränen ab.

Johannisberg.

1.

Johannisberg iſt nicht zu verwechſeln mit dem berühmten Schloß und Weinberg des Fürſten Metternich im Rheingau. Das Johannisberg, das wir meinen und das in den Aktenſtücken, nach welchen dieſe Geſchichte erzählt wird, oft vorkommt, iſt eine beſcheidene Anhöhe mit Haus, Garten und Pavillon in der Nähe einer ſchönen Stadt Mitteldeutſchlands und in lieblicher Gegend. Den Namen hat es allerdings von jenem Berge, denn als der ſpekulative Wirth die ehemalige Villa eines zu Grunde gegangenen Barons ankaufte und ſie in ein Weinhaus und Ausflugsort für die Stadt verwandelte, glaubte er mit Beziehung auf einen wirklich guten Johannisberger, den er im Keller hatte, ſeinem Wein- und Bierhauſe keinen beſſeren, voller tönenden, lockendern Namen geben zu können. In der Umgegend hatte der Hügel bald einen beinahe eben ſo großen Ruf, als der Berg im Rheingau in der ganzen Welt hat. Man hat von da aus eine vortreffliche Ausſicht über die maleriſche Gegend, und die Bedienung war vortrefflich. Im Sommer hielten hier Reiſende, und die Honoratioren der Stadt, ſo wie Alle, die einen guten Trunk liebten, ſcheuten ſelbſt im Winter, bei ſchlechteſtem Wetter, den ziemlich langen, manchmal beſchwerlichen, ſelbſt gefährlichen Weg nicht. Wie traurig dann auch der entlaubte Wald von der einen, die lange, nebelbedeckte Ebene von der andern Seite ausſahen, im Innern des Johannisberger Hauſes mußte es doch gemüthlicher ſein als in der ganzen Stadt, denn er zählte die meiſten und dabei einträglichſten Gewohnheitsgäſte und — Trinker, wenigſtens an gewiſſen Abenden der Woche.

„Ja,“ ſagte an einem ſolchen Winterabende in der beſten Stube des Johannisberges — es war einige Tage nach dem Pariſer Staatsſtreiche, der eben durchdiskutirt worden, alſo in den letzten Tagen des Jahres 1851 — „ja!“ ſagte der Schulmeiſter, „es iſt eine eigene Sache um das Gewiſſen. Manchmal glaube ich, es iſt eine Erfindung der modernen Zeiten und nur für uns gemeine Leute erfunden, wie die Geſetze überhaupt.“

„Ei,“ rief der Pfarrer mit einer entrüſteten Armbewegung dazwiſchen, „ei, das iſt ja rein, als ob“ — dann brach er ab. Obwohl Pfarrer, ſah es mit ſeiner Beredtſamkeit ſehr zweifelhaft aus; wenigſtens brachte er es ſelten über das „als ob“ hinaus. Faſt nie führte er ſeine Vergleichung aus, ſondern ließ den zweiten Theil ſeines Satzes in einem verdrießlichen Gemurmel verlaufen.

„Sie mögen ſagen, was Sie wollen, Herr Pfarrer,“ fuhr der Schulmeiſter fort, „bei den Alten finde ich nichts von Dem, was man bei uns ‚das Gewiſſen‘ nennt. Die Alten hatten Angſt vor dem Rächer, vor den Strafen der Götter, vor den Eumeniden, aber nicht vor ihrem eigenen Gewiſſen. Der Dämon des Sokrates hat wohl einige Aehnlichkeit, aber Sokrates hatte eben mancherlei Vorgefühle unſerer Denkweiſe und dann — wenn er vom Dämon ſprach, ſo meinte er es doch ganz anders. Selten brachte er ihn mit Verbrechen in Verbindung.“

Die ganze Geſellſchaft von Beamten und Doktoren machte mit dem Pfarrer verdrießliche Geſichter, daß der Schulmeiſter das Gewiſſen wegdiſputiren wollte und ſich ſogar anſchickte, ſeine Theſe hiſtoriſch zu belegen.

„Es ſcheint mir doch,“ ſagte der Oberamtsrichter, „als wäre das Gewiſſen, wie die Moral, etwas Angeborenes.“

„Und das ſagen Sie? ein Richter?“ lächelte der Schulmeiſter, „man ſollte doch glauben, daß Sie durch tägliche Verhöre eines Andern belehrt werden.“

Der Oberamtsrichter zog ſich vor dieſem Lächeln ſchüchtern in ein großes Halstuch zurück und liſpelte nur: „Allerdings!“…

Er ſo wenig wie die andern Mitglieder der ehrenwerthen Geſellſchaft hatte den Muth, ſich mit dem Schulmeiſter ernſtlich auf einen Wortſtreit einzulaſſen, und unbeirrt fuhr dieſer fort: „Da habe ich vor Kurzem wieder Shakeſpeares Richard III. geleſen, und dabei fiel mir ein, daß Shakeſpeare viel zu dem allgemeinen Glauben an die Macht des Gewiſſens beigetragen. In Richard III. wie in Macbeth ſchildert er die Wirkung des Gewiſſens am Furchtbarſten, am Ergreifendſten, und da das, wie der Wahnſinn, auf der Bühne den größten Effekt macht, haben ſich die Dichter mit Eifer auf dieſe Seelenzuſtände geworfen und den größten unter ihnen ſo oft nachgeahmt, als nur thunlich. Wir haben in Deutſchland, ſeit unſere Dichter bei Shakeſpeare in die Schule gegangen, beinahe eben ſo viele Gewiſſensſtücke als Wahnſinnstragödien. Da gibt es die Kotzebue'ſchen Gewiſſensviſionen und Hallucinationen König Chriſtians in dem Stück „Guſtav Waſa“; da gibt es ein Schauerſtück „der Erbvertrag“ von einem gewiſſen Vogel, das ſeiner Zeit viel Lärm gemacht, und dann einen Houwald'ſchen Epilog zu Schillers Maria Stuart, in dem ſich Königin Eliſabeth auf dem Sterbebett vor Gewiſſensbiſſen wie in Krämpfen windet, und viele, viele andere Stücke, Romane, Novellen, Alles nähere oder fernere Anverwandte und unähnliche Abkömmlinge Richards III. und Macbeths. Das Volk ſieht und lieſt dergleichen und meint am Ende, es verhalte ſich wirklich ſo und nicht anders. Es iſt aber mit dieſen Schilderungen der Gewiſſensbiſſe gerade ſo wie mit den Wahnſinnsſchilderungen der Dichter, die alle auf einen Leiſten geſchlagen ſind — ich nehme ſelbſt Goethe's Gretchen nicht aus — und die mit dem Wahnſinn, den wir im Irrenhauſe ſehen, nicht die geringſte Aehnlichkeit haben.“

„Aber,“ ſagte der Pfarrer, der aufgeſtanden war, um hinaus zu gehen, und nur noch das Ende des Satzes abwartete, „das wäre ja wirklich, als ob“ — dann verſchwand er hinter der Thüre.

„Was den Wahnſinn betrifft,“ beſtätigte Dr. Nebel, „da muß ich Ihnen Recht geben.“

„Sehen wir uns aber die Thatſachen näher an," fuhr der Schulmeiſter wieder fort, „ſo verhalten ſie ſich ganz anders, als in den Schilderungen der Dichter. Von Macbeth wiſſen wir nichts. Richard III. ging trotz aller Gräuelthaten als ein muthiger Mann in die Schlacht und dem Tode entgegen. Jener Chriſtian war halb wahnſinnig von Jugend auf, und ſeine Krankheit nahm, wie natürlich, mit dem Alter zu. Das Stockholmer Blutbad machte ihm kein graues Haar, und als ihn Guſtav Waſa in Schweden entthront hatte, hätte er es mit Vergnügen zum zweiten Male aufgeführt. Königin Eliſabeth ſtarb wie ein Weiſer, mit der größten Ruhe, gewiß bis zu ihrem letzten Moment überzeugt, daß ſie eine große Regentin geweſen, England groß gemacht und mit der Hinrichtung der niederträchtigen Maria Stuart einen großen, kühnen und klugen Streich ausgeführt. Auf dem Throne gibt es kein Gewiſſen. Gäbe es eins, nicht der hundertſte Theil der Kriege, die die Welt unglücklich gemacht, wäre geführt worden. Der Mann, von dem wir heute als von einem Meineidigen, Verräther und Mörder geſprochen, wird mit dem Bewußtſein ſterben, etwas Großes vollführt zu haben, wenn er nicht in der Verbannung ſtirbt und wenn es ihm gelingt, ſeine Dynaſtie zu befeſtigen. Gelingt ihm das nicht, oder wird er eines Tages verjagt, dann wird er nur bedauern, nicht noch ärger gewüthet und nicht alle Parteien, die ihm entgegen ſtehen, bis auf die Wurzel ausgerottet zu haben. Alſo iſt da oben von Gewiſſen keine Spur, und doch ſind es Menſchen von Fleiſch und Blut wie wir! Alſo, iſt es die Erziehung, gewiſſermaßen ein Vorurtheil..."

Da erhob einer der Zecher, der bis jetzt mit geſchloſſenen Augen dageſeſſen und am Geſpräche keinen Theil genommen hatte, mehr einem Trunkenen als einem Nüchternen glich, die Augenlider und ſagte mit einer ſo feſten Stimme, als man ihm bei ſeinem Zuſtande nicht zugetraut hätte: „Lariſari, lieber Erhard! Und wenn es kein Gewiſſen gäbe, ſo müßte man es erfinden!"

„Richtig! Das iſt ein Wort!" lächelte der Schulmeiſter zuſtimmend und mit einer Freundlichkeit, die er bis jetzt keinem Andern unter den Trinkgenoſſen gezeigt hatte. — „Lieber Hallwich, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen.“

Jeder Fremde hätte den Trunkenen einer ſolchen Aeußerung für unfähig gehalten und wäre von ſeiner plötzlichen Ernüchterung und ſeiner klaren Ausſprache überraſcht geweſen. Die Anweſenden waren es nicht. Sie kannten die Art des Aſſeſſors Dr. Hallwich, der den ganzen Tag düſter, ſchweigſam, wie bewußtlos umhertaumelte, ſo in die Weinſtube trat und ſo daſaß, bis er durch die dritte oder vierte Flaſche endlich der Fähigkeiten wieder habhaft wurde, die er durch ſein Laſter eingebüßt oder wenigſtens in tiefen Schlaf, in eine beſtändige Betäubung gebracht hatte. Auf einer gewiſſen Höhe des Rauſches angekommen, war er der Menſch von ehemals, bis er, dem Laſter weiter fröhnend, ſchon nach einer halben oder ganzen Stunde wieder die traurige Erſcheinung wurde, die die Stadt ſeit drei oder vier Jahren kannte und, je nach dem Standpunkte, bedauerte oder verachtete.

„Wie der Geſunde die Geſundheit nicht kennt, ſo kennt der Reine eigentlich das Gewiſſen nicht. — Man muß nicht von Königen und Kaiſern ſprechen, nicht von Menſchen in Ausnahmeverhältniſſen,“ ſagte Hallwich weiter. „Es bedarf nicht der Haupt- und Staatsverbrechen und der maſſenhaften Schlachtenmorde, um etwas zu beweiſen. Wir Alle können in unſern kleinen Verhältniſſen eben ſo große Verbrechen begeben, wenn wir Weib und Kind um ihre Habe bringen, die häuslichen Verhältniſſe ſo zerrütten, daß ſie das ganze künftige Leben unſerer Kinder verdüſtern müſſen, wenn wir ein edles, vortreffliches, treues, liebendes Weib unglücklich machen …“

Da brach Hallwig plötzlich ab, und die ganze Geſellſchaft ſchwieg. Hier war es Niemand unbekannt, von wem er ſprach; deſto peinlicher war die Stille, und der Schulmeiſter wollte ſie eben unterbrechen, als Dr. Hallwich wieder die Augen öffnete und gerade gegen ihn gewendet und mit einem Lächeln, dem

Niemand Liebenswürdigkeit abgeſprochen hätte, und mit aufgehobenem Finger zu ihm ſagte: „Sie ſind mir verdächtig, lieber Erhard! Die Leute, die das Gewiſſen wegdiſputiren wollen, und mögen ſie es noch ſo geiſtreich und gelehrt anfangen, haben ſich entweder ſchon mit Verbrechergedanken getragen, oder haben ein Verbrechen begangen, oder ſind nicht weit entfernt davon, eins zu begehen.“

Die ganze Geſellſchaft lachte laut auf, und Erhard that das Seinige, um mit zu lachen. Doch führte er das Glas zum Munde, um die Verlegenheit, die ſeinen lachenden Mund umſpielte, zu verdecken. Er hätte Hallwich antworten können, daß er ſelbſt ſeiner Theſe widerſpreche, daß er ja das Gewiſſen vertheidige, während jener häusliche Verbrecher kein Anderer ſei, als er ſelbſt, der alſo, folgerichtig, das Gewiſſen leugnen müßte. Aber Erhard begnügte ſich, nachdem er ſeinen Schluck gethan, mit dem Ausrufe: „Nun, Gott ſei Dank, bisher belaſtet kein Verbrechen mein Gewiſſen.“

„Belaſtet kein Verbrechen mein Gewiſſen!“ wiederholte Hallwich lächelnd, „merken Sie, meine Herren, wie er aus der Rolle fällt? Das erinnert an den Gottesleugner Vanini, der auf dem Scheiterhaufen ausrief: „O mi Deus! O mein Gott!“

Die ganze Geſellſchaft ſtimmte mit ein in ſein Lachen, und das Geſpräch, das bis jetzt eigentlich nur ein ſelten unterbrochener Monolog des Schulmeiſters geweſen, wurde ein allgemeines, wie immer, wenn Hallwich aus ſeiner Betäubung erwachte. In ſeinen lichten Momenten war er der liebenswürdigſte Geſellſchafter, und die Unterhaltung wurde um ſo gemüthlicher, als der Schulmeiſter ihm eine Nachgiebigkeit und Rückſicht zeigte, wie keinem Andern gegenüber. Leider dauerten dieſe lichten Momente nicht lange; der Wein, mit deſſen Hülfe er ſich aufraffte, warf ihn wieder nieder, und wie er raſch nach einander das Glas zum Munde führte, mußte man glauben, daß er dieſe lichten Momente ſelbſt ſo ſehr als möglich abzukürzen ſuchte. So lange er ſprach, dauerte die Heiterkeit fort. Es kam in ſeinen Reden nicht nur ein klarer und milder Geiſt zum Vorſchein, er wußte ſie auch mit einer arg- und harmloſen Satire zu würzen, die um ſo mehr Beifall fand, als ſie meiſt nur gegen den Schulmeiſter gerichtet war und dieſer ſie, ganz gegen ſeine Gewohnheit, mit der Sanftmuth eines Lammes über ſich ergehen ließ. Die Blicke der Anweſenden begegneten ſich dann von Zeit zu Zeit; theilnehmend, beifällig ſagten ſie, einer dem andern verſtändlich: „Wie Schade um den Mann. Ganz der Alte! Ganz der liebenswürdige, joviale, gute Hallwich von ehemals!“

Sein Wiederverſtummen war gewöhnlich das Zeichen zum Aufbruch.

Der Pfarrer, der Doktor, der Oberamtsrichter, und wie die Titelträger dieſer Honoratiorengeſellſchaft alle geheißen haben mögen, beeilten ſich augenſcheinlich, ihre Paletots umzuthun und aus dem Hauſe, durch den Garten, den Abhang hinab in die Felder und auf den ebenen Weg zur Stadt zu gelangen. Es wäre ihnen nicht angenehm geweſen, mit Hallwich in dem Zuſtande, in dem er ſich nun einmal befand, ſelbſt vom Nachtwächter geſehen zu werden. Wie immer blieb der Schulmeiſter allein bei ihm zurück, zog ihm mit Mühe den Paletot über die Schultern, knöpfte ihn und faßte Hallwich kräftig unter dem Arme. Dieſer wendete ſich, nicht wie die Andern dem Garten, ſondern der Hinterthür und dem Wege zu, der dort durch den Wald, längs eines Hügelkammes am Rande eines tiefen, abſchüſſigen Thales in Windungen und Steigungen der Stadt entgegenführte.

„Der Weg iſt heute weich und ſchlüpfrig,“ bemerkte der Schulmeiſter, „wäre es nicht beſſer, wir gingen durch die Felder?“

Aber Hallwich kümmerte ſich um dieſe Ermahnung nicht im Entfernteſten; kaum daß er mit leiſem Brummen antwortete, während er dem Wege, vor dem der Schulmeiſter warnte, entgegenſchritt und beinahe entgegentaumelte. Der Pfad längs der Hügel, an deren Fuße ein Waldbach hinbrauſte, wäre in der

That für einen Menſchen in Hallwichs Zuſtande ſehr gefährlich geweſen, wenn dieſer nicht glücklicherweiſe mit der Sicherheit eines Schlafwandlers dahingegangen wäre. Der Schulmeiſter konnte ſich freilich auf dieſe Sicherheit nicht verlaſſen und mußte alle ſeine Kraft zuſammen nehmen, um den großen und ſtarken Mann immer im Gleichgewicht und ſo fern als möglich vom Rande des Pfades zu halten.

Der Dezembermond warf ein ſchmutziges Licht auf die entlaubten Nuß- und Kaſtanienbäume, und einen fahlen Schimmer auf die feuchte Wieſe, die vom Pfade an den Bach hinunter lief, da und dort von hervorragenden Sandſteinblöcken unterbrochen. Unten im Bache ſchimmerte es unheimlich vom Schaume der angeſchwollenen Wellen, die ſich an den gewaltigen Steinen brachen. Wie ſchön, wie lieblich auch die Landſchaft im Sommer hier anzuſehen, und obwohl dieſer Weg der angenehmſte Spaziergang der ganzen Umgegend war, weßhalb er auch der „Weg der Liebenden“ genannt wurde, ſo nahm er ſich doch melancholiſch, ja düſter in den regneriſchen Herbſttagen und Nächten aus. Die einzelnen Heuſcheunen, die über den Wieſengrund unten und am Abhang zerſtreut lagen, machten den Eindruck verlaſſener Wohnungen und die Wieſen ſelbſt den der Oede, da man vom Sommer her gewöhnt war, ſie von Rinderheerden, Kuhglocken und Arbeitern belebt zu ſehen. Eine würdige Staffage dieſer traurigen Landſchaft waren die zwei Männer, jene unerquickliche, häßliche Gruppe bildend, der wir in deutſchen Nächten in den Straßen der Städte, auf Dorfplätzen und auf den Wirthshauswegen ſo oft begegnen.

Auf ungefähr halbem Wege machte man Halt. Hallwich hatte ſeine Gewohnheiten, von denen er nicht abließ. Ein vorſpringender Felſen war da in eine Bank verwandelt worden, die wie ein Balkon über eine ſteile, ſteinige Wand hervorragte und unten, beinahe lothrecht, den Bach unter ſich hatte. Auf dieſe Bank ließ er ſich nieder, ſo oft er vorüberkam, beugte ſich weit vor und blickte in den ruhigen Spiegel, den da der Bach, von

Binſen eingerahmt, bildete und auf deſſen ruhiger Oberfläche im Sommer weiße Lilien ihre Häupter wiegten. Erhard ſaß neben ihm und hielt ſeinen Paletot mit beiden Händen. Das pflegte ſo an zehn Minuten zu dauern, während welcher ſich Hallwich weit vorbeugte und die um ſeinen Kopf ſpielenden Lüfte ihm wohl zu thun ſchienen. Gewöhnlich ſagte er während dieſer Zeit nichts; heute aber, ohne aufzuſehen, fragte er plötzlich: „Weißt du, Schulmeiſter, daß deine Geliebte krank iſt?“

Erhard fuhr zuſammen: „Wer iſt krank?“

„Unſer Luischen, unſere kleine Lulu,“ antwortete Hallwich nach einiger Zeit.

„Lulu!“ wiederholte der Schulmeiſter, „was fehlt denn dem armen Kinde?“

Aber der Andere antwortete nicht wieder. Sein Kopf war herabgeſunken, und er ſchien zu ſchlafen. Erhard ließ ihn ruhig und vernachläſſigte ſelbſt die Vorſicht, die er bis jetzt mit ihm beobachtet hatte, indem er beide Hände vom Paletot zurückzog und in den Schooß ſinken ließ. Es war, als verſänke er ſelbſt in einen traumhaften Zuſtand. Der Nachtwind aber ſchlug die kahlen Zweige an einander, ein großer Vogel, wohl eine Eule, fiel mit Geräuſch auf einen der Wipfel — der Schulmeiſter erhob ſich raſch und faßte wieder den Paletot: „Wollen wir nicht gehen?“ fragte er mit etwas ſchüchterner, furchtſamer Stimme.

„Am Beſten wäre es, Schulmeiſter,“ ſagte Hallwich, ohne ſich zu regen, „du würfeſt mich da hinab. Du heiratheſt dann Bertha, und für Weib und Kind iſt geſorgt.“

„Schauderhaft!“ murmelte der Schulmeiſter.

„Schauderhaft!“ lachte der Trunkene — „ja ſchauderhaft, weil ich deine Gedanken ausſpreche. Meinſt du, ich wiſſe es nicht, warum du ſo viel vom Gewiſſen ſprichſt?“

Er lachte ſo laut, daß es vom Walde gegenüber wiederhallte; den Schulmeiſter überlief es kalt, und er ſchüttelte ſich und knöpfte den Rock wieder zu, den er ſo eben aufgeknöpft hatte.

„Sei ruhig,“ ſagte Hallwich, der ſich erhoben hatte und mit breiten Beinen ziemlich feſt vor ihm ſtand, „ſei ruhig, ich ſage es Niemand — und — und — wenn du es einmal ausführſt, ſo habe ich es dir im voraus verziehen.“

Er faßte ſeinen Arm und taumelte weiter, ohne ſich um Erhards Gemurmel: Unſinn! Unſinn! zu kümmern. Nach wenigen Minuten war er wieder wie bewußtlos und ging er wieder gleich einem Nachtwandler auf dem ſchlüpfrigen Wege, wie vorhin. Wahrſcheinlich hatte er ſchon ſeine eigenen Worte vergeſſen.

2.

Hätte ich nicht ſchon angedeutet, daß ich dieſe Geſchichte aus wahren Begebenheiten zuſammenſetze und nach Aktenſtücken erzähle, ich wäre in Gefahr, vom Leſer für ſehr wenig vertraut mit deutſchen Zuſtänden und Verhältniſſen gehalten zu werden. Wo in aller Welt führt der Schulmeiſter in Geſellſchaft des Pfarrers, des Oberamtsrichters, überhaupt angeſehener Perſonen das große Wort? wo gehört er mit zu der Honoratiorengeſellſchaft? wo ſitzt er mit an dem Tiſche, an dem die beſten Männer der Stadt ſitzen? und wo trinkt er den beſten Wein mit und zwar auf eigene Koſten? Mit dem Schulmeiſter Erhard in der hübſchen, kleinen Stadt B. verhielt es ſich allerdings anders als mit allen andern Schulmeiſtern Deutſchlands dieß- und jenſeits der Mainlinie.

Erhard, der Schulmeiſter, war der Sohn eines Schulmeiſters und hatte eine elende Jugend voll Mangel, Entbehrung, Noth hinter ſich, wie alle Söhne von Schulmeiſtern, die ſich dem Berufe ihrer Väter widmen. Letzteres hat Erhard zwar nicht gewollt; er ſtrebte höher hinauf, und in dem Schullehrerſeminar lernte er ſo viel, als man ſonſt in berühmten Stiften und auf Univerſitäten lernt; ſein Ideal war mindeſtens eine Univerſitätsprofeſſur geweſen — aber was nützen die Ideale? Er mußte froh ſein, daß man ihn in Anerkennung ſeines höheren Wiſſens nicht in irgend ein weltverlaſſenes Dorf, ſondern in die hübſche und wohlhabende Stadt verſetzte — freilich auch nur als ganz niedrigen Schulmeiſter ganz kleiner Kinder mit ganz kleinem Gehalte, aber doch mit der gegebenen Möglichkeit, ſich in der Fremdenſtadt mit Privatlektionen neben ſeinem jämmerlichen Gehalte noch ſo viel zu erwerben, als nöthig war, um einen ordentlichen Rock zu bezahlen — ein Luxus, auf den, nebenbei geſagt, Erhard überaus viel hielt. Einige verdienſtliche Aufſätze über pädagogiſche Gegenſtände in einer Schulzeitung und ein Leſebuch mit Erklärungen, in dem er bedeutendere Dichterwerke dem Verſtändniß der Jugend näher zu bringen ſuchte, lenkten die Aufmerkſamkeit ſeiner Vorgeſetzten auf ihn, und er war noch nicht tief in den Zwanzigen, als ihm eine Stelle an einer Realſchule angeboten wurde. Er lehnte zwar, man wußte nicht, aus welchen Gründen, dieſe Stelle ab, in der Stadt aber wußte man um die Anerbietung, eben ſo wie die glänzenden Anträge bekannt wurden, die ihm ein berühmtes Privatinſtitut in der franzöſiſchen Schweiz gemacht hatte. Dazu kam, daß er gleich in den erſten Jahren ſeines Aufenthaltes der geſuchteſte Privatlehrer in heimiſchen wie in fremden Familien war, und daß er Gegenſtände lehrte, mit denen ſonſt Schulmeiſter ſeines Ranges ſelten oder gar nicht vertraut ſind — und zu all Dem ein Weſen, das zu der Vorſtellung von einem Schulmeiſter nicht im Entfernteſten ſtimmte. Erhard war ein ſchlanker, kräftiger, großer Mann mit einem Geſichte, das in verhältnißmäßig früher Jugend ſchon ſo ausſah, als hätte er eine Geſchichte voll von Leidenſchaften hinter ſich. Es gibt Geſichter, die ſo geboren werden und gewiſſermaßen das Programm ihres Lebens mit auf die Welt bringen. Dunkelbraune, dichte Haare umſchatteten eine hohe blaſſe Stirne; aber noch ſchattender wirkten die dichten und langen, über der Naſenwurzel zuſammenhängenden Augenbrauen, welche die Bläſſe und Hohlheit der Wangen, wie die Schärfe der Geiernaſe deſto ſtärker hervortreten ließen. Ein Glück für Erhard war es, daß das Schulreglement das Tragen von Schnurrbärten nicht geſtattete;

der Schnurrbart hätte den Mund verdeckt, der, obwohl feinlippig, feſtgeſchloſſen und, wie das ganze Geſicht, auf mannigfache Leidenſchaften deutend, doch einen melancholiſchen Zug hatte, der das etwas Fieberiſche, Heiße der Erſcheinung wohlthätig milderte.

Der Mund iſt's, der Geſchichten euch erzählet.
Ein leiſer Zug nur um den Mund kann's ſagen,
Wie ſehr ein armes Herz ſich hat gequälet,
Ob es einſt Glück geſehn in beſſern Tagen.
Der Mund iſt's, der ein Angeſicht beſeelet.
Die Augen mögen nur die Fackeln tragen,
Um eines ſolchen Buches dunkle Stellen
Mit ihrem Licht erklärend zu erhellen.

In einer größeren Stadt, und wo man ihn nicht als Schulmeiſter gekannt hätte, würde man von ihm geſagt haben, er habe etwas Byroniſches in ſeinem Weſen und Ausſehen. Daß aber all Das nicht genügt haben würde, einem armen Schulmeiſter die Stellung zu verſchaffen, die er wirklich einnahm, wird der deutſche Leſer leicht begreifen, da ſich ſeit der Zeit der Kotzebue'ſchen Kleinſtädter in den ſozialen Begriffen von Titeln und Gleichheit der Stände in Deutſchland wenig geändert, da in dem Lande der Denker die Ariſtokratie des Geiſtes und der Bildung noch immer die geringſte Geltung hat. Gibt es doch im Lande der Denker eine Univerſitätsſtadt, wo die ſimplen Profeſſoren, die Hofräthe, die Geheimräthe in einem und demſelben Geſellſchaftszimmer verſchiedene Tiſche einnehmen. Erhard dankte ſeine Stellung einem ganz andern Umſtande, der eben ſo wenig mit ſeinem Wiſſen als mit ſeiner äußern Erſcheinung etwas zu thun hatte. Die Auflöſung des Räthſels ſeiner Stellung liegt in folgenden drei kleinen einſylbigen Worten: er war reich!

Vor Jahren, kurz nach Erhard, war ein alter blinder Herr, der ſeiner Zeit bekannte Baron W . . . s, ein ehemaliger Staatsmann, in die Stadt gekommen. Er bedurfte eines Vorleſers in mehreren Sprachen und engagirte Erhard. Bald hatte er, wie man ſich im Publikum ausdrückte, am Schulmeiſter einen Narren gefreſſen, und dieſer gewann ſchon damals an Achtung und Anſehen, da man erfuhr, daß der Baron ſeine Denkwürdigkeiten ſammelte und ſie dem Schulmeiſter in die Feder diktirte. Da der Baron viel erlebt und erfahren, an den wichtigſten politiſchen Ereigniſſen und Verhandlungen Theil genommen und in die Intriguen mehrerer Höfe geblickt hatte, wurde der Schulmeiſter, ſein Sekretär, zu einem wichtigen Manne, der viele Geheimniſſe und über Staatsangelegenheiten mehr wiſſen mußte, als irgend ein angeſehener Mann der Stadt — und dazu erfuhr man, daß der Baron ſich zu wiederholten Malen über ſeine Fähigkeiten ſehr lobend ausgeſprochen, und daß er voll Vertrauen die gänzliche Bearbeitung des rohen Materials ihm allein überließ. Noch höher ſtieg das Anſehen Erhards, als man bemerkte, daß der höchſte Vertreter der Regierung zu B. ſeinen Umgang ſuchte, ihn zu ſich einlud und ihm alle möglichen Artigkeiten erwies, offenbar in der Abſicht, etwas von den Geheimniſſen des Barons, die er aufzeichnete, für ſeinen Miniſter, vielleicht für ſeinen Fürſten zu erforſchen. Es machte allgemein einen großen Eindruck, daß Erhard bei all Dem in ſeiner niedrigen Stellung verblieb, ſich nicht überhob, nicht den Wichtigen ſpielte und ſelbſt höhere Anſtellungen und Gehaltszulagen von der Hand wies. Am Höchſten aber ſtieg das Anſehen des Schulmeiſters, und den tiefſten Eindruck brachte es hervor, als endlich der alte blinde Herr zu den Vätern ging und dem armen Schulmeiſter Alles vermachte, worüber er neben dem Fideikommiß und den Majoraten verfügen konnte. Es war Das im Grunde nicht viel, denn der Baron war nicht reich und immer freigebig geweſen, aber achtzig bis hunderttauſend Gulden ſammt der Bibliothek und, wie man ſich erzählte, das Manuſkript der Denkwürdigkeiten waren für einen Schulmeiſter und für die kleine Stadt ein ungeheures Vermögen, ein unberechenbares Vermögen, da das Publikum die Ueberzeugung hatte, daß der Schulmeiſter mit dem Manuſkripte die Höfe des halben Europa in Schach halten und es dieſen oder den Buchhändlern zu jeder beliebigen Rieſenſumme verkaufen könne. Er war alſo nicht nur ein reicher Mann, ſondern auch der Beſitzer wichtiger Geheimniſſe und eines Schatzes, aus dem er nach Belieben neue Reichthümer ſchöpfen konnte.

Aber was bewog ihn, bei ſo glänzenden Verhältniſſen und bei ſeinem urſprünglichen Ehrgeiz in der kleinen Stadt und in der immerhin untergeordneten und abhängigen Stellung eines Schullehrers zu verharren? Wir wiſſen es nicht. Vielleicht aber erfahren wir es, oder lernen wir es ahnen noch an dem Abende, an dem er den taumelnden Hallwich in ſeine Wohnung zurückbegleitete. Vielleicht blieb er in ſeiner niedern Stellung, nur um den Vorwand zu haben, auch in der kleinen Stadt bleiben zu können.

Es war ſpät nach Mitternacht, als die Beiden vor dem Hauſe Hallwichs ankamen. Es war ein hübſches, freundliches, einſtöckiges Haus mit einem Garten dahinter, das mit der Front auf die Anlagen ſah und mit ſeinem Hofe an die älteſten Theile der Stadt anſtieß. Der Garten zeugte allerdings von einigem Verfall, aber dem Ganzen ſah man es doch noch an, daß es urſprünglich einer wohlhabenden Familie angehört haben mußte, die für ſich allein wohnen und es ſich in einer kleinen abgeſchloſſenen Welt wollte wohl ſein laſſen. Zu der Freundlichkeit des ganzen Anweſens paßte es wenig, daß jetzt der Beſitzer wie ein Todter, oder wenigſtens wie eine todte Maſſe auf die Stufen, die zur Hausthüre führten, niederſank; paßte auch die Beleuchtung des Dezembermondes nicht und paßte am Allerwenigſten das Nachtlicht, das aus einem der Fenſter des unteren Geſchoßes trüb und traurig durch die Spalten der Jalouſien hervorbrach. Erhard klopfte leiſe an die Thüre. Nach weniger als einer Minute wurde dieſe von einer weiblichen Geſtalt geöffnet, welche aber ſofort ſich wieder gegen die Stube wandte und auf das: „Guten Abend, Frau Doktor!“ des Schulmeiſters kaum antwortete. Erſt als er: „Hier iſt Ihr Mann!“ hinzufügte, kehrte ſie mit einem ſeufzenden: „Ja ſo!“ wieder an die Hausthüre zurück, und indem ſie ſich bückte, um den Schlafenden oder Betäubten unter den

Arm zu faſſen, ſagte ſie in ſichtbarer Aufregung: „Raſch, raſch, ich muß zum Kinde zurück!“

„Bemühen Sie ſich nicht,“ bat Erhard, „ich bringe ihn ſchon allein in die Stube; laſſen Sie Luischen nicht allein!“

Die Frau ließ ſich Das nicht zweimal ſagen und eilte wieder ins Haus zurück.

„Thier! Verbrecher!“ murmelte der Schulmeiſter zwiſchen den Zähnen, während er Hallwich mit Rieſenkraft um den Leib faßte und in die Höhe hob. — „Dir und ihr wäre beſſer, wenn ich dich ſo als wirkliche Leiche forttrüge!“

Er trug ihn über den breiten Hausflur, an der Treppe vorbei in eine hintere Stube und warf ihn da mit einer Art von Ingrimm, wie man eine unangenehme Laſt abwirft, auf ein Sopha — alles Das im Dunkeln, offenbar mit den Oertlichkeiten des Hauſes wie mit jedem einzelnen Möbel aufs Genaueſte bekannt. Ohne ſich weiter darum zu kümmern, in welcher Lage er den Trunkenen zurückließ, ging er jetzt mit leiſen Schritten auf die Thüre los, in der die Frau verſchwunden war, drückte ſanft die Klinke und trat ein. Die Frau ſaß, halb und halb im Nachtkleid, ein Tuch um den Kopf gebunden, an dem Bette des kranken Kindes und lauſchte auf deſſen Athem, der allerdings ſchwer und beklommen ging und einen deſto traurigern Eindruck machte, als aus dem Nebenzimmer ſich der geſunde und wohlthätige Schlaf der andern zwei Kinder in ruhevollen Takten hören ließ. Das Nachtlicht warf einen weißen und melancholiſchen Schimmer auf das ſorgenvolle Geſicht der Mutter, die dem lauſchenden Schulmeiſter als die ſchönſte mater dolorosa, die er je geſehen, erſchien. Er dachte an das ewig lachende Geſicht voll Jugend und Glück, das er vor Jahren gekannt hatte, das ihm ſo viele Schmerzen verurſacht hatte, und er wußte ſelber nicht, ob er jetzt eine gewiſſe teufliſche Genugthuung empfinde, oder ob ſie in ihrem Elende wirklich ſchöner ſei, als ſie es im Glück und in der erſten Blüthe ihrer Schönheit jemals geweſen. Mit mir, ſagte er ſich, wäre ſie glücklicher geweſen; ich ſäße mit ihr am Bette ihres Kindes — aber für den elenden Schulmeiſter hatte ſie damals keinen Blick — der glänzende, der reiche, der elegante Sohn des Appellationspräſidenten gefiel der Tochter des Gärtners viel beſſer!

„Iſt Luischen wirklich ſo krank?“ fragte er, indem er ſich dem Bette näherte.

Frau Hallwich antwortete nur mit einem traurigen Achſelzucken und einer Handbewegung nach dem Kinde.

„Haben Sie einen Arzt?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Hat er was verſchrieben?“

Sie deutete auf den Nachttiſch, wo ein Rezept lag. Er nahm es auf und fragte nach der Medizin. Sie antwortete nicht, neigte ſich nur tiefer auf das Kind und küßte es. „Er hat das letzte Geld heute auf den Johannisberg getragen,“ dachte Erhard, nahm das Rezept und verließ die Stube. Als er nach ungefähr einer Stunde wiederkam, ſprang ſie ihm bis an die Thüre entgegen, und während ſie die Medizinflaſche in Empfang nahm, drückte ſie ihm zugleich die Hand, flüchtig, doch herzlich und mit einem dankbaren Lächeln auf den Lippen. Sofort hob ſie das Kind ſanft in die Höhe und flößte ihm einen Löffel voll ein. Dabei ſchlug das Kind die Augen auf, ſah Erhard und lächelte.

„Sie erkennt Sie,“ liſpelte Frau Hallwich — „mich hat ſie vorhin nicht erkannt.“ Dann ſetzte ſie ſich wieder hin, um die Wirkung der Arznei zu beobachten. Nach kurzer Zeit athmete das Kind leichter und verſank in einen ruhigen Schlaf. „Das Fieber,“ ſagte die Mutter vor ſich hin, „ſcheint abzunehmen.“ — „Augenſcheinlich,“ beſtätigte Erhard, „und Sie werden ſich überzeugen, daß es ſich gegen Morgen ganz legen wird.“ — Sie ſah erſtaunt auf; ſie hatte vergeſſen, daß der Schulmeiſter ſich neben ſie ans Bett geſetzt hatte und mit ihr wachte. Sie reichte ihm die Hand, um ihn um Verzeihung zu bitten und zugleich zu danken; er zog ſie an ſeine Lippen.

„Sie ſind dem Kinde ſo gut,“ ſagte ſie gerührt, „ich kann Ihnen nicht ſagen, wie dankbar ich Ihnen bin.“

Erhard ſtand auf und trat ans Fenſter. Nach einiger Zeit kehrte er zu der Frau zurück und ſagte zögernd: „Frau Doktor! Wir ſind ja alte Freunde — Ihr Kind iſt krank — mein Luischen, das ich ſo lieb habe — Sie ſind vielleicht — verzeihen Sie, wenn ich mich irre — aber ich fürchte — erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine kleine Summe vorſchieße.“

Die letzten Worte hatte er raſch hervorgeſtoßen, dann wiſchte er ſich den Schweiß von der Stirne.

Aber Frau Hallwich antwortete ruhig: „Ich danke Ihnen, lieber Freund — morgen werde ich Geld haben.“

Dann ſchwiegen ſie wieder Beide und ſaßen ſtill neben dem Bette des Kindes, das mit dem herannahenden Morgen in der That ſich mehr und mehr beruhigte. Als die Morgendämmerung herein zu brechen begann, ſchlug Luischen die Augen auf und freute ſich, den Schulmeiſter zu ſehen. Frau Hallwich überließ ihm das Kind und ging in die Küche, um einen Thee zu bereiten. So verging dem Schulmeiſter die ganze Nacht in Geſellſchaft der armen Frau und des kranken Kindes; Frau Hallwich hatte nicht den geringſten Widerſpruch dagegen erhoben, daß er Sorge und Mühe mit ihr theilte, und das Kind freute ſich ſeiner Gegenwart. Wie altbekannt er auch im Hauſe war, ſo ſchien er ſich jetzt der Familie doch plötzlich um Vieles näher gerückt, und der guten Frau mußte es auch ſo ſein, denn ſie nahm ſeine Dienſte ohne Rückhalt in Anſpruch und fühlte ſich offenbar durch ſeine Gegenwart geſtärkt und beruhigt.

Erſt als das volle Tageslicht hereinbrach, ermahnte ſie ihn, ſich zur Ruhe und nach Hauſe zu begeben. Er gehorchte, nachdem ſie ihm erlaubt, im Laufe des Tages wieder zu kommen, und wollte ſich eben aufmachen, als Frau Hallwich wieder vor ihn hintrat und ſagte: „Bei aller Güte, die Sie für mich haben, wäre es unrecht, wenn ich eine Bitte zurückhielte, die Sie in meine Verhältniſſe einen Blick thun läßt. Herr Erhard, ich ſehe mich gezwungen, den obern Stock unſeres Hauſes zu vermiethen; wir müſſen uns einſchränken; ſo weit iſt es — aber ich habe nicht das Herz, es im Tagblatt anzukündigen und ſo gewiſſermaßen unſer inneres Elend vor aller Welt zu verkünden. Helfen Sie mir im Stillen einen guten Miether finden!“

Erhard ergriff ihre beiden Hände. „Es iſt alſo wirklich ſo weit!“ rief er mit bebender Stimme „Verlaſſen Sie ſich auf mich.“

„Das thue ich,“ verſicherte ſie treuherzig.

Als er aber wenige Tage darauf plötzlich mit zwei Wagen voll von ſeinen eigenen Habſeligkeiten vor ihrem Hauſe erſchien und ihr anzeigte, daß er ſelbſt ihr Miethsmann werde, erſchrak ſie, ohne zu wiſſen warum, bis ins Innerſte ihrer Seele.

3.

Alle Zeit, die ihm ſeine Schulſtunden frei ließen, verbrachte Erhard in der untern Stube und am Krankenbette des Kindes. Frau Hallwich war ihm dafür um ſo dankbarer, als ſie nun einen Theil ihrer Sorgfalt auch ihren andern zwei Kindern zuwenden konnte. Ihr Mann war ſelten ſichtbar. Er ſchlief bis ſpät in den Tag hinein; dann ging er aus und kehrte gewöhnlich nach Mitternacht heim, immer in dem Zuſtande, in welchem ihn Erhard vom Johannisberg heimzubringen pflegte. Er ſchien kaum bemerkt zu haben, daß Letzterer ſein Miethsmann und Hausgenoſſe geworden. Erhard und Frau Bertha Hallwich vermieden es beiderſeits, über ihn zu ſprechen, ſelbſt wenn ſie in der Nacht Geräuſch an der Thüre hörten und hinaus gingen, um den Bewußtloſen gemeinſchaftlich in ſein Schlafzimmer zu bringen. Bertha wurde nach ſolcher Szene meiſt noch ſchweigſamer als gewöhnlich; ein Seufzer oder höchſtens eine ſtille Thräne, die ſie zu verbergen ſuchte, war Alles, was den Vorgang in ihrem Gemüthe verrieth. Es mag wohl ſchon die ſiebente oder achte Nacht geweſen ſein — Lulu war bereits aus aller Gefahr —

als ſich ihr lange zuſammengepreßtes Gefühl Luft machte und ſie, nachdem ſie Hallwich ins Bett gebracht, ſich plötzlich wie aufgegeben in die Sophaecke warf und in lautes Schluchzen ausbrach. Erhard wußte wohl, warum ſie ſo heftig weinte; er ſetzte ſich zu ihr und ergriff ihre Hände.

„Haben Sie ihn früher gekannt?" rief ſie verzweifelnd — „ja Sie kannten ihn noch als den herrlichen, hoffnungsvollen, liebenswürdigen Mann, um deſſen Liebe mich alle Frauen und Mädchen beneideten — und nun!!"

„Und nun!" wiederholte Erhard mechaniſch und ſah ihr auf eine Weiſe in die Augen, als ob er ſich aufs Höchſte anſtrengte, in ihrer Seele zu leſen.

„Und nun," rief Bertha und ſprang auf — „nun bin ich nahe daran, ihn zu haſſen, ihn zu verachten. Seit das Kind krank iſt, hat er kaum zweimal den Kopf in die Stube geſteckt, um ſich zu erkundigen; den letzten Kreuzer trägt er ins Wirthshaus; und daß ſeit acht Tagen ein fremder Mann neben mir wacht, die Nächte mit mir allein verbringt, er ſcheint es kaum zu bemerken!"

„Ein fremder Mann!" wiederholte Erhard auf gleiche Weiſe und ließ den Kopf ſinken. Von der ganzen Beredtſamkeit, die ihn auf dem Johannisberg auszeichnete und zum Hauptſprecher der Geſellſchaft machte, ſchien ihm in Gegenwart und Geſellſchaft Berthas nicht die Spur übrig geblieben. Es war, als könnte er immer nur von ihr geſprochene Worte wiederholen und nachdenklich deren Sinn hin und her wenden, obwohl es doch immer ſo ausſah, als wollte er plötzlich in heftiges Reden ausbrechen, und als thäte er es nur nicht, weil ihm der Muth dazu fehlte. Seine Wiederholung der Worte „ein fremder Mann!" brachte die aufgeregte Frau wieder zur Beſinnung. Sie ſetzte ſich zu ihm, ergriff ſeine Hand und ſagte ſanft: „Verzeihen Sie! Sie ſind mir kein fremder Mann! Sie ſind mein Freund, ich weiß es, mein lieber, treuer Freund — aber — aber — ich bin ſo unglücklich, daß ich für das Gute, das mir das Schickſal noch gönnt, kaum mehr empfänglich, kaum dankbar bin. Gute Nacht! Schlafen Sie wohl und verzeihen Sie mir!"

Gebhard ging, wie ein Diener, den man entläßt, auf ſeine Stube, in der es, wie in ſeiner ganzen Wohnung, noch wirr und chaotiſch ausſah. Bücher und Papiere lagen in Haufen auf dem Boden, von den Möbeln ſtanden nur wenige auf ihren Plätzen. Er hatte in all dieſen Tagen weder Zeit noch Luſt gehabt, ſich mit der Einrichtung ſeiner neuen Wohnung zu beſchäftigen, und Bertha, die manchmal daran dachte, verſicherte er, daß Alles in Ordnung ſei. Die Wirrniß ſtimmte beſſer mit ſeiner Stimmung, aber ſie hinderte ihn, wie er jetzt, unruhig und aufgeregt, in den Stuben umher zu wandeln anfing. Bücher, die ihm ſonſt werth und theuer waren, ſtieß er mit dem Fuße bei Seite oder er trat darauf, als wären es gemeine Steine am Wege; Möbel und Gefäße wurden hin und her geſtoßen, wie er ſo, mehr und mehr aufgeregt und wie von einem Fieber geſchüttelt, die Stuben durchwanderte. Daß Bertha ihren Mann zu haſſen, ja zu verachten anfing — der Gedanke würde ihn, Das geſtand er ſich ſelbſt, mit Wonne erfüllt haben, hätte er nur ganz daran glauben können. Er meinte ſie zu kennen; er ſagte ſich, daß ſie morgen, ſobald er ſie wieder ſehe, jene in der Entrüſtung ausgeſprochenen Worte reuig widerrufen werde. Er erwartete Das mit Gewißheit, und es war ihm, als ob er ein Todesurtheil erwartete. Dann wieder ſagte er ſich, daß dieß vielleicht doch ein verſprechender Anfang ſei; daß die Liebe Berthas, ihr edles Gefühl für Form und Anſtändigkeit dem beſtändigen abſchreckenden Anblick nicht werde widerſtehen können. „Geduld!" rief er in die Nacht hinein, „Geduld!" Alle Möglichkeiten ſtanden vor ſeinem Geiſte. In erſter Linie Scheidung. In zweiter ein möglicher Unglücksfall, denn wie leicht konnte Hallwich auf dem gefährlichen Wege, den er in ſeiner Trunkenheit auf der Heimkehr vom Johannisberge mit Vorliebe wählte, hinabſtürzen in die Tiefe, in dem oft angeſchwollenen Bache ertrinken oder auf den hervorragenden Felsblöcken den Hals brechen.

In dritter Linie ſtand noch eine andere Möglichkeit. Der Gatte, der ein vortreffliches Weib entwürdigte, ſeine Kinder um den letzten Biſſen brachte, der ſchlimmer war als ein Mörder — konnte einen Richter finden, der eine Lücke des Geſetzes ausfüllte und den Verbrecher — richtete! Bei dem Gedanken an die Scheidung hatte ſich Erhard in einen Lehnſtuhl geworfen — da er aber an dieſen Gedanken des Richters kam, ſprang er wieder auf und lehnte den glühenden Kopf an die kalte Fenſterſcheibe. Er überredete ſich, daß er in Folge der Nachtwachen und der Aufregungen, die der beſtändige Umgang mit dem unglücklichen und geliebten Weibe mit ſich brachte, ein gewöhnliches, rein körperliches Fieber empfinde, und wie um ſich ſelbſt von dieſer Wahrheit zu überzeugen, ſchüttelte er ſich und legte er prüfend die Hand an den Puls.

So ſtand er ſchweigend und horchend, als er mitten durch die ſtille Nacht ein überaus trauriges Wimmern und Jammern vernahm, das, manchmal durch einzelne klagende Worte und Rufe unterbrochen, über den Garten hinter dem Hauſe und, wie es ſchien, aus dem Hofe des Nachbars kam. Erhard horchte aufmerkſamer. Wie unheimlich es auch war, ihm war es doch willkommen, denn es riß ihn aus den Gedanken, von denen er wußte, daß ſie ihn, wenn ſie ihn einmal erfaßt, nicht ſo leicht wieder frei ließen. Als käme ihm eine Erlöſung, riß er das Fenſter auf und ſteckte den Kopf hinaus, um ſich über das Wimmern und Gejammer beſſer zu orientiren. Wir wiſſen nicht, ob es auf ihn ſo gewirkt, wie es auf jeden Andern gewirkt haben würde, unendlich wehmüthig, ja herzzerreißend — für ihn war es vielleicht nur eine Zerſtreuung, eine Gelegenheit, ſich ſelbſt zu entfliehen — gewiß iſt, daß er nach einigen Minuten Horchens leiſe die Treppe hinunterſchlich, eben ſo leiſe die Hinterthüre öffnete, durch den Garten ging und mit einem gewandten Turnerſchwung den Zaun paſſirte und im Hofe des Nachbars ſtand. Daſelbſt hielt er einen Augenblick inne, um ſich aufs Neue zu orientiren. Die Nacht war hell genug, um die Gegenſtände ringsum erkennen zu laſſen.

Er befand ſich im Hofe eines gewöhnlichen bürgerlichen Hauſes, der nach hinten offen, nur durch den Gartenzaun, den Erhard eben überſprungen, geſchloſſen war. Das ganze Haus lag im Dunkeln. Ein Anbau erſtreckte ſich bis an den Hallwich'ſchen Garten, und aus deſſen unterem Raum kamen jene traurigen Laute, die ſich mittlerweile in Schluchzen und Weinen verwandelt hatten. Das Geräuſch, das Erhards Sprung verurſachte, veranlaßte einen Bewohner des obern Stockwerkes jenes Anbaues, das Fenſter zu öffnen und hinunter zu rufen: „Wer iſt da?“

„Ich bin es, Ihr Nachbar, Erhard.“

„Ah, Herr Präzeptor Erhard! Was ſteht zu Ihren Dienſten?“

„Ich hörte von da her ein ſo arges Jammern und Schreien und wollte nachſehen, was da vorgeht.“

„Ach ſo! Sie ſind neu in unſerem Quartier, Herr Präzeptor, und kennen Das noch nicht. Es iſt nichts, es iſt nur die alte Paulhuberin, die ihren Sohn beweint.“

Nach dieſen Worten ſchlug der unſichtbare Redner wieder das Fenſter zu, um ſich ins Bett zu flüchten.

„Es iſt nichts, es iſt nur die alte Paulhuberin, die ihren Sohn beweint!“ wiederholte Erhard. „Iſt Das nichts? Eine Mutter, die ihren Sohn beweint? Wie leicht gewöhnen ſich die Menſchen an das Unglück Anderer. Der Mann kam beſorgt ans Fenſter, weil er Geräuſch hörte; das furchtbare Gewimmer hatte ihn nicht geſtört.“

Er fühlte ein tiefes Mitleid mit der Frau, deren Schmerz für die nächſten Nachbarn „Nichts“ war. Auch war ihm der Name nicht fremd. Bertha hatte ihn in den letzten Tagen oft ausgeſprochen. Wenn die Paulhuberin, meine liebe Nachbarin, nicht krank wäre, hatte ſie mehrere Male geklagt, wäre ich nicht ſo verlaſſen, und ſie würde Luischen mit mir pflegen, denn ſie liebt die Kinder alle, ſeit ſie ihr einziges verloren. Erhard vergaß kein Wort, das aus Berthas Munde kam; auch hatte dieſe offenbar viel Freundſchaft für die Paulhuberin. Das war Grund genug, von ſeiner Unternehmung nicht abzulaſſen, und er näherte ſich der Thüre des untern Stockwerkes, obwohl die traurigen Töne bereits verſtummt waren. Auch war es unterdeſſen in der kleinen Wohnung der Paulhuberin hell geworden, ſo daß er durch den Lichtſchein, der auf den Flur herausfiel, erkennen konnte, daß die Hausthüre offen ſtand. Er trat ein und klopfte an die Stubenthüre.

„Herein! Herein!“ rief ſchnell nach einander eine ſchwache weibliche Stimme — und als Erhard wirklich eintrat, rief dieſelbe Stimme erſchrocken: „Ach, Sie ſind es, Herr Präzeptor? Entſchuldigen Sie, ich glaubte, es wäre Frau Doktor Hallwich, die mich in ſolchen traurigen Stunden zu beſuchen pflegt.“

Die ſo ſprach, war ein Mütterchen, dem man es ſofort anſah, daß ihr Geſicht älter war, als ihre Jahre. Viele und feine Fältchen, unter dieſen manche, die tiefe Einſchnitte bildeten, beſonders zwiſchen den Augenbrauen und an den Mundwinkeln, bedeckten ſchöne Züge, die das Alter noch nicht zu entſtellen, wohl aber ein tiefer Kummer zu verändern vermocht hatte. Graue Haare drangen dicht aus einer ſaubern weißen Nachthaube vor und ſtimmten harmoniſch zu dem melancholiſchen Ausdruck, eben ſo wie die Thränen, die, obwohl ſie beruhigt ſchien und mit Faſſung ſprach, langſam die Wangen herabrollten. Sie ſchien an Thränen ſo gewöhnt, daß ſie ihr leiſes Herabfließen gar nicht wahrnahm. Als Erhard eintrat, zog ſie die Decke nur etwas höher und ſtellte das Licht auf dem Tiſche etwas weiter zurück, daß ſie nur halb beleuchtet war.

„Verzeihen Sie, Herr Präzeptor,“ begann ſie wieder, „Sie ſind an meine Nachbarſchaft noch nicht gewöhnt, und ich habe Sie wohl im beſten Schlafe geſtört. Ich nehme mich zuſammen, ſo gut es geht; aber es nützt nichts. Die Anfälle kommen immer wieder — ach Gott, es ſind ja noch nicht drei Jahre.“

„Von welchen Anfällen ſprechen Sie denn, gute Frau?“

„Sehen Sie, lieber Herr Präzeptor, vor kaum drei Jahren, im Jahre 1849 — Sehen Sie, ich hatte einen Sohn, einen prächtigen Jungen, mein einziges Kind, mein Alles. Wenn er lebte, jetzt wäre er Doktor und ich die glücklichſte Seele auf der

Erde. Damals ging er mit den Revolutionären, er war noch Student, und er wollte nur das Gute. Die Feinde haben ihn geſangen, und der General hat ihn erſchießen laſſen, hier, draußen vor der Stadt, an der alten Mauer, nahe am Fluſſe. Sehen Sie, wie ruhig ich darüber ſpreche. Ich kann es, ſo lange ich wache, aber im Schlaſe ſehe ich Alles wieder, und da habe ich mich nicht in meiner Gewalt, und da jammere ich, bis ich mich ſelbſt wecke. Das dauert manchmal über eine Stunde. Wenn ich erwache, iſt mir wohl, und ich kann dann durch mehrere Tage den Menſchen wieder ein ruhiges, ja ein heiteres Geſicht zeigen. Das iſt es — darum habe ich Sie geſtört. Verzeihen Sie mir. Sie werden ſich daran gewöhnen, wie die Andern.“

Hätte ſie ihre Worte mit ſolchem Jammer begleitet, wie jener war, der Erhard herbeigelockt hatte, ſie würden auf ihn nicht den Eindruck hervorgebracht haben, wie es jetzt die ſchlichte kurze Erzählung that, aus der die Abſicht, mit ihrem Unglücke Niemand läſtig zu fallen, deutlich hervorleuchtete. Erhard bat ſie, ihm, wenn es ihr nicht zu ſchmerzlich ſei, von ihrem Sohne und deſſen Tode ausführlicher zu erzählen, wohl fühlend, daß ihr ſolche Mittheilung Bedürfniß war. Sie ſchüttelte zwar abwehrend den Kopf, da er ſie aber, als ein gewandter Pädagog, durch kleine unſcheinbare Fragen mitten in den Gegenſtand hineinzog, befand ſie ſich in der Erzählung und Schilderung, ehe ſie ſich deſſen verſah. Und da ſie an dem Verlorenen viel zu ſchildern hatte, verging bald eine Stunde, bald die zweite — das Geſicht der verwaisten Mutter glänzte jetzt in Glück, wenn ſie von den Vorzügen und Tugenden ihres Sohnes ſprach, dann war es wieder in Thränen gebadet, und ſo fort abwechſelnd, wie ein kummerſchweres Herz deſſen zur Erleichterung bedarf. Die Dämmerung brach bereits herein, und die Paulhuberin ſprach noch immer fort, und der Schulmeiſter, den die Mitternacht in ſchwarzen, in unausſprechlichen Gedanken geſehen, ſaß noch immer da, theilnehmend, gerührt, voll tiefen Mitleids für die arme Frau, die er niemals früher geſehen hatte.

Als er endlich ging, fühlte ſie, daß er ihr ein Arzt, Tröſter und Helfer geweſen, und er ſeinerſeits nahm ſich vor, ſich an ihr nächtliches Klagen nicht zu gewöhnen, wie die andern Nachbarn, und immer, ſo oft er ſie in der Nacht hören würde, aufzuſtehen und zu ihr hinüber zu gehen, ſie aus ihren traurigen Träumen zu wecken und ſie zu tröſten.

Ruhevoll ging er zu Bette und fiel in ſo tiefen und ruhigen Schlaf, daß er erſt ſpät am Nachmittag erwachte. Ein Brief des Schulrektors fragte an, warum er ſeine Schulſtunden ohne Entſchuldigung verſäumt habe. Als Antwort darauf ſetzte er ein Geſuch um Urlaub auf, da er ſich nicht wohl fühle und der Ruhe bedürfe. Dann, nach einigem Nachſinnen, ergriff er die Feder aufs Neue und ſchrieb eine Eingabe, in welcher er ſeine Entlaſſung aus dem Dienſte gab. — „So," ſagte er, „jetzt kann ich den ganzen Tag in der Nähe Berthas verweilen und meinen Arbeiten und meinem Glücke leben. Glücke?" — Er lächelte, als ob er ſich zugleich beweinen und verhöhnen wollte. „Wir wollen ſehen."

Ja, wir wollen ſehen.

Luischen genas raſch. Es war kein Grund mehr vorhanden, an ihrem Bette zu wachen, und wenn Erhard ſie beſuchte, um mit ihr zu ſpielen und ihr Märchen zu erzählen, da ſie der ſtrengen Jahreszeit wegen nicht ausgehen durfte, machte ſich ihre Mutter mit den andern Kindern oder in der Küche oder ſonſt wo im Haushalt zu ſchaffen. Sie war ja allein; das einzige Dienſtmädchen war längſt entlaſſen. Sie ſcheute ſich, Erhard in die Augen zu ſehen, ſeit ſie in einem Augenblicke der Entrüſtung ihren Haß, ihre Verachtung gegen Hallwich ausgeſprochen — und Erhard ſeinerſeits fürchtete, daß ſie, ſobald es zu einer längern Unterredung zwiſchen ihnen käme, die Gelegenheit ergreifen würde, jene Worte zu widerrufen. Sie hatten ſo großen Werth für ihn, dieſe Worte, und er klammerte ſich an ſie — „wie an Strohhalme," ſo dachte er ſelbſt, denn Bertha erſchien ihm wie eine Frau, die ewig liebte, was ſie einmal zu lieben angefangen. Er hatte gute Momente, in denen er ſich vornahm, ihr nur Gutes zu thun, nur für ſie zu ſorgen und nichts von ihr zu erwarten; er ſagte ſich, ſie mit ihren Kindern ſolle von ſeinem Ueberfluſſe mit ihm leben, ſorgenlos und auf eine ehrenvolle Weiſe, daß ſie es nicht fühle und merke. Er bat ſie, ihn auch in Koſt zu nehmen und ihn mit ihr und den Kindern an Einem Tiſche eſſen zu laſſen, da er des ewigen Wirthshauslaufens und Junggeſellenlebens müde ſei. Bertha meinte, Das gehe nicht an; um ſo weniger, als Hallwich beinahe nie mehr zu Hauſe ſpeiste. Es geſtaltete ſich Alles ſo ſonderbar und anders, als er es erwartet hatte. Er wohnte nun ſeit Wochen im Hauſe, und er bekam Bertha ſeltener zu ſehen, als ehemals, da er nur als Beſucher ins Haus zu kommen pflegte. Und er hatte ſich eingebildet, für ſie leben zu wollen und zu können — und dieß für Andere Leben war ihm ein Bedürfniß geworden, und da er nichts mit ſeiner Zeit anzufangen wußte, ſaß er nun ſtundenlang drüben in der kleinen Stube der Paulhuberin und tröſtete ſie und ſprach mit ihr von alten Zeiten. Auch für ſie hätte er ſonſt gern etwas gethan, aber was waren ihr alle Freuden und Genüſſe dieſer Welt, ſeit ihr Sohn erſchoſſen worden? Sie lebte gewiſſermaßen von der Luft — ein ſehr mäßiges Einkommen genügte ihr ſo ſehr, daß ſie noch manchmal für die Hallwich'ſchen Kinder Näſchereien und Spielzeug kaufen konnte. Erhard erſchien ſich mit ſeinem Gelde als ein Ausgeſtoßener, wie mit ſeinem Herzen, mit all den glühenden Leidenſchaften, die er nur zu ſehr in ſich lodern fühlte.

In dieſer Stimmung und Vereinſamung hatte er manchmal das Bedürfniß, ſich wieder an Hallwich anzuſchließen, aber dieſer war, ſeit Erhard ins Haus gezogen, weniger ſichtbar als je. Nächte und Tage verbrachte er außer dem Hauſe, und allem Anſcheine nach ging es mit ihm raſch abwärts. Von Zeit zu Zeit hörte Erhard in der Wohnung ebener Erde jenen wüſten Lärm, der mit der Heimkehr von Trunkenbolden verbunden zu ſein pflegt, aber er hütete ſich dann, hinabzuſteigen und Bertha behülflich zu ſein, nachdem ſie es ihn einmal bei ſolcher Gelegenheit deutlich hatte fühlen laſſen, daß ſie ſolche Szenen am Liebſten ohne irgend einen Zeugen vorübergehen laſſe. Dennoch — es war in einer eiskalten Nacht, Hallwich war unfähig, die wenigen Stufen, die zur Schwelle hinaufführten, ſelbſt mit Hülfe ſeiner Frau zu erklimmen — dennoch ſtieg er in dieſer Nacht hinab, da er Bertha laut ſchluchzen und unwillkürlich wie um Hülfe rufen hörte. Seiner großen Kraft war es bald gelungen, Hallwich ins Haus und ins Bett zu bringen. Bertha hatte ſich indeſſen in die Stube geflüchtet. Erhard ſtand draußen und hörte ihr Schluchzen. „Es wäre am Beſten," dachte er, „ich ginge jetzt hinein und drückte meine Hand auf den Mund des Verbrechers, daß er erſtickte. Allem Elend wäre ein Ende gemacht, und ſie könnte noch glücklich ſein mit — mir." — Dabei ſtreckte er die Hand ſtramm aus, als drückte er ſie in der That erſtickend auf das Geſicht des Elenden. Aber anſtatt in das Zimmer Hallwichs trat er in das ſeiner Frau.

Sie ſaß in einem Winkel zuſammengekauert, von einem Talglicht, das neben ihr auf dem Boden ſtand, düſter beleuchtet, die Hände vors Geſicht gedrückt und von krampfhaftem Weinen geſchüttelt.

„Bertha!" ſchrie er, „es kann ſo nicht länger mehr gehen."

„Nicht wahr, mein Freund," ſagte ſie dagegen, „nicht wahr, er geht zu Grunde! Er ſtirbt — er kann Das nicht lange mehr ertragen!"

Sie ſchnellte empor und lief Hände ringend durch das Zimmer.

„O, welch ein herrlicher Menſch geht da zu Grunde! welcher reiche Geiſt, welches edle Herz! Und ich, ich bin Schuld daran! Damals fing es an, als ſeine Eltern ihm ſeine Verbindung mit mir verboten. Sie hatten Recht. Ich, die ſchlichte Bürgerstochter, war nicht für ihn geſchaffen; der Sohn des Präſidenten, der Neffe des Miniſters war für andere Kreiſe geboren. In meiner Selbſtſucht fiel es mir nicht ein, ihm ſein Wort zurückzugeben, das er mir als junger, unerfahrener Menſch, in der Aufregung eines Balles, in der Aufwallung ſeines edlen Gemüthes verpfändete, weil er errieth, wie ſehr ich ihn liebte. Da war er gebunden, gebrochen, um ſeine Zukunft betrogen, verhöhnt von Allen, mit denen er bis dahin gelebt, zu denen er gehört hatte — im Zwieſpalt mit ſeiner Familie — ich kümmerte mich um all Das nicht, ich dachte nur an mich, nur an meine Liebe — ich vermaß mich, ihm Alles zu erſetzen durch meine Liebe. Da ſuchte er Vergeſſenheit — damals fing es an, und ich, ich allein trage die Schuld.“

Da hatte nun Erhard den Widerruf der Worte aus jener Nacht, dem er ausweichen wollte, und in eindringlicherer Weiſe, als er ihn gefürchtet hatte. Schweigend ſchlich er fort. Aus dem Zimmer Hallwichs hörte er tiefe, ſchwere Athemzüge — er drückte die Klinke und ſtand vor dem Schlafenden. Der Mondſchein lag fahl und gelb auf ſeinem Geſichte, das ohne die Bewegung des Athemholens wie todt ausgeſehen hätte. Erhard dachte: „Trotz dieſem Ausſehen kann er es noch Jahre lang ſo forttreiben. Ich werde alt darüber, und wenn Bertha Wittwe iſt, bin ich ein lächerlicher greiſer Junggeſelle, dem es nicht mehr einfallen darf, auch nur die elenden Ueberreſte von Glück aufzuleſen. Und ſie? Soll ſie verdammt ſein, ein ſolches Leben hinzuſchleppen? — eine Wittwe beim Leben ihres Mannes? — ſchön, fähig, alle Freude zu geben und zu empfangen, ſoll ſie ein ſolches freudloſes, jammervolles, beſchmutztes Daſein nach ſich zerren? Wie werden zukünftige Geſchlechter über ſolche Sklaverei denken? Was wird ihnen Pflicht ſein? Wird es nicht Pflicht ſein, ein ſo gutes, edles, ſchönes Weib von ſolchem Looſe zu befreien? Und ich? Iſt mein Leben, ſeit ich ſie kenne, heiterer, glücklicher, als ihres jetzt iſt? Was vergilt mir die Qualen, die ich ſeit Jahren um ſie leide? gibt mir meine unausrottbare Liebe für ſie nicht ein Recht auf ſie? Wenn ich damals zurücktrat, als ich mir ſagte, der Andere iſt der Beſſere, Schönere, er verſpricht mehr Glück und Glanz — wenn ich damals zurücktrat, darf ich nicht jetzt vortreten, da er zum Thiere geworden? O, ich erinnere mich der Stunden ſehr wohl, da ich auch, verzweifelnd, um ihretwegen verzweifelnd, in räucherigen Kneipen hinter dem Glaſe ſaß und Vergeſſenheit und Betäubung ſuchte. Ich raffte mich auf — eben weil ich ſie liebte. Kein häßliches Wort ſollte ihr je von mir erzählen. Und er — weil er der Sohn des Präſidenten iſt und ſie die ſchöne, gute Tochter eines Gärtners — er ſoll darum entſchuldigt ſein und entſchuldigt weiter geliebt werden, wie vorher? Er hat ſich ſelbſt gerichtet — er hat mir ſelbſt die Befugniß ertheilt, ſein Richter zu ſein, ihn in den Abgrund zu ſtürzen. Er that es, als er noch wußte, was er that."

Bei dieſen letzten Gedanken floh Erhard bereits die Treppen zu ſeiner Wohnung hinauf. Tags darauf, es war ein Donnerſtag, bat ihn Bertha, doch wieder auf den Johannisberg in die Honoratiorengeſellſchaft zu gehen. „Sie haben ihn geſtern geſehen," ſagte ſie mit flehender Stimme. „Die Wege ſind jetzt glatt. Er kehrt von dort nie anders als über den Nußſteig zurück — ich zittere den ganzen Tag für ihn. Wenn ich Sie bei ihm weiß, bin ich ruhig."

So ſaß denn am Abend dieſes Tages der Schulmeiſter ſchon ſehr früh in der Honoratiorenſtube des Johannisberges. Die Geſellſchaft war im Ganzen dieſelbe, wie ehemals; ſie hatte ſich nur um ein Mitglied vermehrt. Es war ein Mann, den Erhard ſogleich als alten Militär erkannte, ſo ſehr trug er das Gepräge ſeines Standes. Wer einen alten norddeutſchen General im Allgemeinen ohne Modell hätte malen wollen, hätte ihn ſo gemalt, wie das neue Mitglied ausſah. Sein Geſicht ſprach nichts Gutes, nichts Böſes aus; gedankenloſe Gutmüthigkeit und eben ſolche Redſeligkeit belebte es allein. Man ſah es ihm an, es war ein General, der auf der Rangliſte mechaniſch emporgeſtiegen war, regelmäßig ſeinem Vordermann folgend, ohne daß ihn irgend eine beſondere Eigenſchaft, ein beſonderes Verdienſt, eine beſondere That beim Emporſteigen zu ſeiner hohen Rangſtufe unterſtützt hätte. Er war heute der erſte Gaſt, der Schulmeiſter der zweite. Der General errieth ſogleich, wen er vor ſich hatte, da er von den anderen Herren viel von ihm ſprechen gehört und da ſie es oft bedauert hätten, daß der Herr Präzeptor, die Seele der Geſellſchaft, ſich jetzt ſo ſelten mache.

Erhard war, um ſeine jetzige Stimmung zu verbergen, mit dem feſten Entſchluß in die Geſellſchaft gekommen, ſo geſprächig und lebhaft zu ſein, als man es hier an ihm gewohnt war — und dieſem Entſchluſſe treu, ging er auf das freundliche Entgegenkommen des alten Generals ein und hatte er von dem redſeligen alten Manne bald alles Mögliche über deſſen Vergangenheit wie über ſeine Pläne für die Zukunft erfahren. Der General von Bitzmark hatte vor beinahe drei Jahren einen Theil der fremden deutſchen Truppen, welche die Revolution in dieſem Lande niederſchlugen, kommandirt. Die Gegend gefiel ihm, auch die Einwohner, trotz ihres revolutionären Geiſtes, über den er nur lächelte, und er nahm ſich ſchon damals vor, ſich, wenn er ſich zurückzöge, hier anzuſiedeln und ſeine Penſion in Ruhe zu verzehren. Das Land und die Stadt hatten außerdem für ihn nur heitere Erinnerungen; der Sieg war leicht geweſen, mit geringer Mühe erwarb er ſich damals die Zufriedenheit des oberſten Befehlshabers, des Prinzen und Thronerben, und vorzugsweiſe gerne trug er das Abzeichen des Ordens, mit dem er damals für ſeine Thaten und ſein korrektes Benehmen belohnt worden. Er verſicherte, daß er ſich hier wie verjüngt fühle und daß ihn Alles in den ſchönſten Farben anlächle. Die andern Mitglieder der Geſellſchaft, die indeſſen eingetreten waren, vernahmen dieſe für ihre Stadt und Gegend ſchmeichelhaften Ergießungen des alten Generals mit Wohlgefallen, obwohl ſie dieſelben bereits zum dritten oder vierten Male genoſſen hatten. Aber in kleinen Städten wird man ſolchen Lobes aus dem Munde eines Fremden niemals müde. Nur Erhard verſank, trotz ſeinem Entſchluſſe, in Schweigſamkeit und Nachdenken. Wie? wenn dieſer General derſelbe wäre, der den Ludwig der Paulhuberin und andere junge und ältere Männer hatte erſchießen laſſen? Eine That, die ſelbſt die verſtockteſten Anhänger der damals geſtürzten Regierung und Feinde der Revolution heute für überflüſſig und grauſam erklärten. Wenn er es wirklich wäre, und er käme in dieſe Gegend, wo er dieſe That vollführt, um ein ruhiges und glückliches Alter zu verleben? Und er war es gewiß. Erhard erinnerte ſich des Namens, der damals oft genannt wurde, wenn auch nur als Werkzeug des en Chef Kommandirenden, der einige Stunden von der Stadt ſein Hauptquartier hatte. Er ſah dem General aufmerkſamer ins Geſicht: es lächelte, es war heiter und freundlich; keine Spur eines jemals überſtandenen Gemüths- oder Gedankenkampfes war darauf zu entdecken. Faſt war er verſucht, das Geſpräch von ſeinem letzten Beſuche auf dem Johannisberge, das Thema über das Gewiſſen, wieder aufzunehmen. Hier hatte er das klarſte und lebendſte Beiſpiel und Beweis für ſeine Behauptung, daß das Gewiſſen eine Gewohnheit oder eine Sache der Erziehung ſei, daß es ſich nach Land und Stand und Verhältniß modle und ausbilde, oder auch gar nicht ausbilde. Aber ſei es, daß er nicht in der Stimmung war, ſolche Paradoxen aufzuſtellen, ſei es, daß er ein ſolches Geſpräch vielleicht gar ſcheute, er ſchwieg und ſah ſich ſelbſt mit einiger Aengſtlichkeit um, ob nicht irgend ein Mitglied, etwa der Pfarrer oder der Doktor durch eine gleiche Ideenaſſoziation auf denſelben Gedanken komme. Zuletzt blieb ſein Auge an Hallwich hängen; aber dieſer hatte die Augen geſchloſſen und war der Einzige, der ſich von den Reden des Generals weder geſchmeichelt noch abgeſtoßen fühlte. Der Oberamtsrichter, dem Erhards forſchender, auf Hallwich ruhender Blick nicht entging, ſtieß ihn ſanft an und theilte ihm mit, daß es mit jenem Unglücklichen, nach der Bemerkung Aller ſehr raſch zu Ende gehe, daß er ſelbſt die bekannten lichten Augenblicke nicht mehr habe. „Wäre er nicht der Sohn des Präſidenten,“ fügte er lispelnd hinzu, „den wir Alle hochſchätzten und verehrten als einen der ausgezeichnetſten Beamten des Landes, wir hätten in dieſen letzten Wochen unſere Maßregeln getroffen, um den verlorenen Menſchen aus dieſer achtbaren Geſellſchaft, die er entehrt, auszuſchließen.“

„Die arme Frau mit den unſchuldigen drei Kindern,“ murrte der Pfarrer kopfſchüttelnd, „das iſt ja rein, als ob —“

Im Ganzen gehörte der Abend dem General und ſeinen Erzählungen. Er war dem Lande und dem Stande nach fremd genug, um durch mehrere Abende zu intereſſiren, abgeſehen von ſeinem Range, der jedem ſeiner Worte einen gewiſſen Werth gab. Ihn ſelbſt ſchien der Schulmeiſter, von dem er außerdem wußte, daß er im Beſitze des geheimnißreichen, auf ihm bekannte Höfe bezüglichen Manuſkriptes war, am Meiſten zu intereſſiren, und ſo trennte er ſich bei der Rückkehr in die Stadt von den anderen Herren, um ſich ihm anzuſchließen. Auf dieſe Weiſe wurde er der unfreiwillige Begleiter Hallwichs auf dem gefährlichen Rußſteig.

Der Rußſteig war theilweiſe glatt wie eine Eisbahn, theilweiſe voll von Unebenheiten, wo die tief eingefahrenen Geleiſe oder die hervorragenden Schollen hart wie Stein gefroren waren. Hallwich glitt bald aus, bald ſtolperte er über eine Scholle, bald trat er in eine der harten Vertiefungen. Jeder Fehltritt drohte zu einem Falle zu führen. Es bedurfte der gewaltigen Kraft des Schulmeiſters, ihn unter ſolchen Umſtänden aufrecht zu erhalten. Der General ſah erſt dieſen Anſtrengungen, die ihn unterhielten, mit Lachen zu; bald aber war er gutmüthig genug, um Erhard zu Hülfe zu kommen und Hallwich unter dem linken Arm zu faſſen. „Was würden meine Kameraden, was würden Se. königliche Hoheit ſagen,“ rief er mit breitem Lachen, „wenn ſie mich in dieſer Situation ſähen, wie ich einen Trunkenbold aus der Kneipe heim eskortire, als wäre ich ein wohlbeſtallter Schutzmann, oder ſo was. Bei Gott! Unbezahlbar! Ich, der ich bei meinem Korps die Trunkenbolde unnachſichtig beſtrafte! Vorwärts!“

Sein Lachen und ſeine Worte wiederhallten von der andern Seite der Schlucht. Der Mond ſchien hell; Todtenſtille lag auf dem ganzen Gehölze, denn ſelbſt der Bach in der Tiefe war unter der Eisdecke verſtummt. Nur hie und da kniſterte ein entlaubtes Zweiglein im Froſt.

„Er ſoll daheim ein braves und ſchönes Weib haben,“ fuhr der General nach einiger Zeit fort, „und drei Kinder, denen er den letzten Kreuzer verſäuft. Weiß Gott, ſo ein Kerl verdient, daß man ihn vor ſechs Läufe ſtelle. Aber das wäre zu viel Ehre, und anſtatt ihn da zum Unglück für Weib und Kind mit Mühe nach Hauſe zu bugſiren, ſollte man ihn lieber den Abhang hinunter ſchmeißen, daß er nicht mehr aufſteht. Wollen wir, Herr Präzeptor, wollen wir?“

Er lachte wieder, indem er Hallwich mit beiden Armen packte und ſich ſtellte, als wollte er ihn in der That den Abhang hinunterſtoßen; aber er wurde doch etwas befangen, als der ſcheinbar ganz Bewußtloſe ſich jetzt von ſeinen Führern losmachte und ſich, ſeiner alten Gewohnheit folgend, auf jene Bank ſetzte, die, in den vorſpringenden Felſen gehauen, über der Tiefe ſchwebte. Der General ließ ſich, etwas verlegen, neben Hallwich nieder, während ſich Erhard auf die andere Seite ſetzte, und blickte, um ſeine Verlegenheit zu verbergen, erſt mit einem etwas ſchiefen Blicke in das Geſicht des Trunkenen, dann im Halbkreis in die mondbeglänzte, weiße, froſtige, ſchimmernde Winternacht. Da bewegte ſich etwas wie ein erſchrockenes Wild in dem verſilberten, von ſeinen Fäden überſponnenen Gebüſche, und wie ein aufgeſcheuchtes floh es gleich darauf, einen Ruf oder Schrei ausſtoßend, durch die Hallen der entlaubten Bäume, ſchnell, ſchnell, als wäre es gejagt, der Höhe zu, welche die Stadt von dieſem Thale trennte.

„Wer war Das?“ fragte Erhard auffahrend.

„Nächtliches Wild!“ lachte der General, „aber nicht des Verfolgens werth — altes Wild — verlaſſen Sie ſich auf meine Jägeraugen — ein altes Weib, das vielleicht noch auf ein Rendezvous hofft, welches ihr letzte Walpurgis auf dem Blocksberg verſprochen worden. Vorwärts!“ kommandirte er dann, faßte

Hallwich unter dem Arme, und weiter ging es abwärts bis an den Eingang der Stadt. Sich an der Seite des Trunkenen noch tiefer in die Stadt einzulaſſen, ſchien dem General nicht mit ſeiner Würde verträglich; er empfahl ſich aufs Freundlichſte, nahm eine ſtramme Haltung an und ſchwenkte auf militäriſche Weiſe um die Straßenecke rechts ab.

Kaum war er um die Ecke verſchwunden, als die Paulhuberin, wie aus der Erde gewachſen, vor Erhard ſtand — aber mit einem Geſichte, daß ſie der Schulmeiſter mehr an ihrem ſonſtigen Ausſehen als an dieſem erkannte. Es war eine ſchauderhafte Veränderung mit ihr vorgegangen. Ihre ſonſt kleinen und ſanften Augen traten groß und glühend aus den Höhlen; auch die Naſe, das Kinn ſchienen größer, wie ſich überhaupt ſämmtliche Züge bis auf die Falten des Geſichtes plötzlich und auf eine erſtaunliche Weiſe geltend machten. Alle Erhöhungen ſchienen höher, alle Vertiefungen tiefer gefurcht. Ihre Stimme bebte, als ſie ſich, größer als ſonſt, obwohl ſie vor Zittern zuſammen zu brechen drohte, vor Erhard hinſtellte, ihn am Weiterſchreiten verhinderte und die Frage herausſtieß: „Iſt Er es?“

Um nicht zu antworten, fragte Erhard ſeinerſeits: „Wie kommen Sie in dieſer Stunde auf dieſen Weg?“

„Iſt Er es?“ wiederholte die Paulhuberin.

Da aber auch Erhard bei ſeiner Frage blieb, antwortete ſie raſch: „Seit Sie nicht auf den Johannisberg gingen, erwartete ich Herrn Hallwich immer auf dem Nußſteig, um ihn nach Hauſe zu geleiten. So auch heute, da ich nicht wußte, daß Sie dort waren. Jetzt wiſſen Sie es, nun ſagen Sie mir um Gottes willen, iſt Er es?“

„Wer? Wen meinen Sie?“ fragte Erhard verlegen.

„Der General, der Mörder, Er, der mein Kind ermordete! General Vitzmark!“

„Was kommt Ihnen in den Sinn, liebe Frau — ſonderbare Gedanken — Sehen Sie, da liegt Hallwich auf der Erde, helfen Sie mir ihn nach Hauſe bringen.“

„Sagen Sie mir um Gotteswillen, ob es der General iſt?“ flehte die Paulhuberin, gewiß er iſt es; Ihr Schweigen ſagt es, und ich habe ihn durch die Nacht erkannt — o, ich habe ihn damals geſehen, und ich werde das Geſicht des Mörders meines Kindes nicht vergeſſen, wenn ich tauſend Jahre lebe. Ich habe ihn, ich halte ihn, er ſoll mir nicht entgehen. Sagen Sie ihm, wenn Sie ihn wieder ſehen, daß ihm der Tod folgt auf Schritt und Tritt.“

Mit einer Art Jauchzen rief ſie dieſe letzten Worte und verſchwand mit einem Sprunge in der Richtung, die der General eingeſchlagen hatte.

4.

Als Erhard das nächſte Mal auf den Johannisberg kam, fand er den General in dem öden Garten vor dem Hauſe. In ſeinen Soldatenmantel gehüllt, ging er auf und ab wie eine Schildwache — in ſichtbarer Unruhe. „Sie erwarte ich hier, Herr Erhard,“ rief er dem Schulmeiſter ſchon von Weitem zu, „es iſt nicht zu kalt, und Sie haben die Güte, bevor wir in das Haus treten, hier einen kleinen Spaziergang mit mir zu machen und mir einige Minuten zu ſchenken.“

„Mit Vergnügen, Herr General.“

„Ich muß Ihnen eine ſonderbare Mittheilung machen, Herr Präzeptor, und ich thue es, weil ich darüber ſprechen muß, ohne eigentlich zu wiſſen, was mich dazu zwingt. Vielleicht nur, um einige Aufklärung zu erlangen. Seit einer Woche verfolgt mich ein ſonderbares Abenteuer, das mir ganz unheimlich iſt, obwohl ich darüber lachen möchte. Hören Sie nur. Wo ich gehe und ſtehe, Morgens wenn ich nach meiner Gewohnheit das Fenſter öffne, um friſche Luft zu ſchöpfen, Mittags wenn ich in den Erbprinzen zur Table d'hôte gehe, Nachmittags auf der Promenade, Abends auf dem Wege ins Kaffeehaus, ſelbſt ſpät Nachts auf dem Heimwege, überall, wohin ich mich wende, überall begegne ich einem alten Weibe, das mich mit Blicken anſieht, ich ſage Ihnen, Herr Erhard, mit Blicken, daß mir manchmal die Haut ſchaudert. Ich verſichere Sie, lieber Herr, ich habe ſo viele Courage im Leibe, als irgend ein Soldat Sr. Majeſtät meines allergnädigſten Königs, und ich ſtamme aus einem Geſchlechte, das ſeit Jahrhunderten dem Staate nur Haudegen geliefert — und was man ſo Geſpenſterfurcht nennt, Ahnungen und was dergleichen Zeugs weiter iſt, es hat mich nie im Geringſten angefochten. Aber dieſes Weib mit ſeinen Blicken, mit dieſer Beharrlichkeit in der Verfolgung meiner Perſon — ſie klebt an mir wie mein Schatten — flößt mir wahrhaftes Entſetzen ein, und wenn ich mir nicht ſagte, daß die ganze Geſchichte kindiſch, wenn ich mich nicht vor mir ſelber ſchämte, ich verſichere Sie, ich wäre in dieſen Tagen auf und davon gegangen. Ich ſpreche Ihnen davon, einmal weil ich darüber ſprechen muß, dann, weil ich mir denke, daß Sie mir über das Weib einige Aufklärung geben können und ſich dann wohl Alles von ſelbſt erklären wird, und endlich, weil ich mir einbilde, es ſei das daſſelbe Weib, das wir vor acht Tagen, als wir den Trunkenbold heimführten, plötzlich im Gebüſche aufſpringen und davon laufen ſahen — denn zum erſten Male trat ſie mir auf den Weg, wenige Minuten nachdem ich Sie eben damals verlaſſen hatte."

Der General ſchwieg und blickte den Schulmeiſter fragend an. Dieſer ſeinerſeits blickte wieder Jenem forſchend ins Auge. „Sollte, fragte er ſich, in dem Manne keine Ahnung aufſteigen? Werde ich hier erfahren, wie viel oder wie wenig das Gewiſſen zu bedeuten hat? Aber iſt es nicht Derſelbe, der, um ruhige, alte Tage zu verleben, in eine Gegend überſiedelt, in der er begeiſterte, uneigennützige, wohlmeinende junge Menſchen hat erſchießen laſſen?" Erhard war gerade in der Stimmung, dieſen Geheimniſſen menſchlichen Gemüthes nachzugrübeln — und er fragte: „Herr General, haben Sie zu Niemand in dieſer Stadt oder in dieſer Gegend irgend welche perſönliche Beziehungen?"

„Daß ich nicht wüßte,“ antwortete der General achſelzuckend, „vor ungefähr drei Jahren kam ich hier durch, ſtand kaum drei Tage in der Stadt, habe, einige Leute von der Behörde ausgenommen, kaum einen Menſchen geſprochen; die Hausleute, bei denen ich mich einquartiert, habe ich nicht einmal geſehen.“

„Aber als Kommandirender, in Ihrer Eigenſchaft als Kommandirender, mögen Sie Manches gethan —“

„Gott bewahre!“ fiel der General dem Schulmeiſter ins Wort, „ich erinnere mich ganz deutlich. Ich benutzte die Zeit, um raſch die Gegend aufnehmen zu laſſen, ließ einige Verhaue auf der Landſtraße zerſtören, ſetzte ein Kriegsgericht nieder, machte Alles in zwei Tagen ab und eilte, dem Hauptkorps nachzukommen.“

„Und das Kriegsgericht, das Sie da eben erwähnen, das Kriegsgericht hat die Angeklagten freigeſprochen?“

„O nein; es handelte ſich um Revolutionäre, die mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, ich habe ſie erſchießen laſſen.“

„Erlauben Sie mir eine Frage, Herr General, und beantworten Sie mir dieſelbe aufs Offenherzigſte, ich bitte Sie darum, denn es iſt mir von Wichtigkeit. Haben Sie noch nicht daran gedacht, daß Sie in hieſiger Gegend Väter, Mütter, Brüder, Schweſtern finden könnten, denen Sie Kinder, Brüder haben erſchießen laſſen?“

„Weiß Gott!“ rief der General und ſchlug ſich dabei mit der Fauſt auf die Stirne, „daran habe ich noch nicht gedacht.“

„Es iſt Ihnen alſo auch nie eingefallen, ſich darüber Vorwürfe zu machen, daß Sie damals blutjunge Leute haben füſiliren laſſen?“

„Wie ſollte ich, ich hatte ſtrikte Ordres!“

„So?“ ſagte Erhard gedehnt.

„Sollte dieſe Alte eine Mutter ſein, der ich —?“ fragte der General befangen und hatte nicht den Muth, den Satz zu Ende zu führen.

„So iſt es, Herr General,“ ſagte Erhard mit Nachdruck und ſah ihm dabei forſchend ins Geſicht.

„Es thut mir Leid um die Alte,“ erwiderte der alte Soldat, „aber was iſt da zu thun? Iſt ſie in Noth? kann etwas für ſie geſchehen?“

„Nein!“

„Das thut mir leid, ich hätte es gerne gethan. Es iſt mir aber lieb, daß ich nun weiß, was die Sache zu bedeuten hat; es hat doch nicht mehr das Unheimliche. Ich bin Ihnen ſehr dankbar, lieber Herr Erhard, ſehr dankbar, und verzeihen Sie, daß ich Sie ſo lange aufgehalten. Nur nichts Ungewiſſes, nichts Räthſelhaftes — der Soldat muß wiſſen, mit wem er es zu thun hat, muß ſein Terrain kennen, dann iſt Alles gut.“

So ſprechend trat er, ſichtbar beruhigt, ins Haus und ins Honoratiorenzimmer, während ihm Erhard aufgeregt und in ſich verſunken zugleich folgte, als ob er und nicht der General an eine Miſſethat gemahnt worden wäre — und doch hatte er nur die Erfahrung gemacht, daß der Eine Menſch beruhigt werde durch Dasjenige, was viele Andere im Innerſten aufregen, ja unglücklich machen könnte. Während der General ſo heiter war wie ſonſt, ſaß er ſtumm und in ſich gekehrt da und ſprach dem Glaſe öfter zu, als gewöhnlich. Vergebens gaben ſich die andern Herren alle Mühe, bemühte er ſich ſelbſt, den bekannten Strom der Beredtſamkeit ſprudeln zu laſſen, obwohl die neueſten Nachrichten aus Frankreich, die Kriegsgerüchte des Unterhaltungsſtoffes genug lieferten. Erſt als Hallwich, wie immer etwas ſpät, eintrat und ſich mit Geräuſch an den Tiſch ſetzte und eine Scene hervorrief, die Aller Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, erwachte auch Erhard aus ſeinen Gedanken.

Hallwich hatte ſchon drei Mal, und das dritte Mal ſehr heftig, mit dem Glaſe auf den Tiſch geklopft, ohne daß der Wirth erſchienen wäre. Als er das vierte Mal klopfte und dabei das Glas in Scherben ging, brummte der Pfarrer: „Wo ſind wir denn hier? In einer Schnapskneipe oder in anſtändiger Geſellſchaft? Das iſt ja rein, als ob —“

Der Wirth trat endlich ein; Hallwich herrſchte ihm ein unwirſches: „Wein! Wein!“ zu.

„Verzeihen Sie, Herr Aſſeſſor, und mit Verlaub der verehrten Geſellſchaft geſtatte ich mir die Bemerkung, daß bereits 262 fl. 26 kr.“ —

Erhard bog ſich raſch vor und liſpelte dem Wirthe zu: „Auf meine Rechnung, Herr Wirth!“

Aber der Wirth machte ihm ein Zeichen mit der Hand, welches ihn bedeuten ſollte, daß er im Einverſtändniß, ja auf Verlangen der ganzen Geſellſchaft handle, und ein zweites Zeichen ſollte ihm zu verſtehen geben, daß man Hallwich fort haben wolle. Eine Geberde des Oberamtsrichters und des Kreisarztes beſtätigte dieß. Erhard erkannte, daß der Wirth im Einverſtändniſſe mit der Geſellſchaft ſo verfuhr, wie er that; man hatte ſich indeſſen beſprochen, man ſchämte ſich vor dem Fremden, dem General, und beſchloß, die Geſellſchaft von Hallwich zu befreien. Da ſämmtliche Herren bei dem Benehmen des Wirths ruhig blieben, ſtieg in Hallwich die Ahnung von der Bedeutung des Vorganges auf; nur einen Blick ließ er noch über die Geſellſchaft ſtreifen, erhob ſich dann und ging zur Thür hinaus. Auch Erhard ſtand auf und griff nach ſeinem Mantel.

„Herr Präzeptor,“ rief der Oberamtsrichter, „ich hoffe, Sie wollen uns nicht verlaſſen, Sie ſind nicht beleidigt. Sie ſehen ein, es ging nicht länger mit dem Manne — die ganze Stadt ſpricht davon, wie er vom Johannisberg aus unſerer Geſellſchaft heimtaumelt. Wir waren es unſerer Stellung und unſerem verehrten Gaſte, dem Herrn General, ſchuldig.“

„Es iſt nicht Das,“ antwortete Erhard — „ich weiß nur, daß es für ihn gefährlicher iſt, in dieſem Halbzuſtande und bei dieſem Glatteiſe den Nußſteig hinunter zu gehen, als wenn er ganz bewußtlos wie ein Nachtwandler hingeht. Ich will ihn nur in Sicherheit hinunter bringen.“

„Sie ſind wirklich zu gütig,“ lachte der Arzt; „dem Manne wie ſeiner Familie wäre beſſer, er ſtürzte in den Abgrund. Welche Zukunft bereitet er ſich und den Seinen!“

„Meinen Sie wirklich?“ fragte Erhard und ließ den Kopf ſinken.

„In der That,“ beſtätigte der Oberamtsrichter, „der Herr Doktor hat Recht.“

„Das ſagen Sie, der Richter!“ murmelte Erhard.

„Ich könnte ihn als Richter für ſeine Verbrechen nicht zum Tode verurtheilen, aber wenn ihn das Unheil erreicht, ſo ſage ich nur, es iſt gerecht, weil logiſch.“

„Es wird aber doch beſſer ſein, wenn man ihn begleitet,“ ſagte Erhard und eilte zur Thür hinaus. — Am Ausgange des Gartens aber blieb er ſtehen und ſagte vor ſich hin: „Dummes Zeug! Wenn er wirklich in den Abgrund ſtürzte?“ Dann nahmen ſeine Gedanken eine andere Richtung. Er fragte ſich, ob er nicht ſchicklicher und gebotener Weiſe für ſeinen alten Freund und jetzigen Hausgenoſſen hätte kräftiger eintreten ſollen, um die Beleidigung von ihm abzuwenden? Dieſe Frage beantwortete er ſich mit einem entſchiedenen Nein. Die Geſellſchaft war es ſich, nach der Stellung ihrer einzelnen Mitglieder, in der That ſchuldig, Hallwich endlich aus ihrem Schooße zu entfernen. Auch fühlte Erhard ſich von ihm gänzlich losgelöſt. Die letzten Tage hatten das Ihrige dazu beigetragen. Eine Szene vom geſtrigen Tage ſtand plötzlich vor ſeinen Augen, und die Fauſt, die er in dieſem Augenblicke ballte, ſagte es deutlich genug, wie er zu Hallwich ſtand. Furchtbares Kindergeſchrei hatte ihn die Treppe hinabgerufen; auf dem Vorplatze kam ihm Luischen mit ſo entſetztem Geſichte entgegen, wie er es an dem lieben Kinde ſelbſt während der ſchrecklichſten Fieberträume nicht geſehen hatte. Flehend ſtreckte es ihm beide Hände entgegen, unfähig, ein anderes Wort als „Mama“ hervorzubringen. Er ſtürzte in die Stube und ſah Bertha, die offenbar vor Schrecken zuſammengeſunken war, auf dem Boden liegen, die zwei kleineren Kinder ängſtlich in einen Winkel gedrückt und Hallwich mit erhobenem Arm, als ob er zu einem Streiche ausholen wollte, vor ſeiner Frau. Er wollte auf ihn los, mit vorgeſtreckten Händen, um ihm in den Arm zu fallen, als Bertha emporſchnellte, ihm entgegen eilte und ihn wieder zur Thür hinausdrängte. In dieſem ſchrecklichen Augenblicke war es ihr offenbar noch Hauptſache, den Zeugen der für ihren Mann ſchmachvollen Szene zu entfernen; war ſie lieber mit ihrem Feinde allein und ſchutzlos, als daß ſie ihn in ſeiner Erniedrigung fremden Blicken ausgeſetzt hätte. Erhard ahnte wohl, was vorgegangen war, hatte ſich doch dieſe Szene in den letzten Tagen, wenn auch nicht in ſo graſſer Geſtalt, ſchon mehrmals wiederholt. Hallwich wollte Geld, das ihm die arme Frau nicht geben konnte, aber das Eindringen des Schulmeiſters hatte doch das Gute, daß es in Hallwich einen Gedanken erweckte, der ihn ſofort aus der Stube lockte. Ohne Scham, in ſolcher Stellung überraſcht worden zu ſein, kam er heraus und ſtieg die Treppe hinauf, indem er Erhard winkte, ihm zu folgen. Ohne Umſtände trat er in deſſen Stube und warf ſich, nicht ganz ſicher auf ſeinen Füßen, in einen Schaukelſtuhl, und indem er dieſen in Bewegung ſetzte, ſagte er: „Ich habe mit Ihnen zu ſprechen — von Geſchäften.“

„Was ſteht Ihnen zu Dienſten?“

„Sie ſind jetzt mein Miethsmann — es wird Ihnen nicht darauf ankommen, die Miethe um einige Wochen früher zu bezahlen — Sie haben ja Geld — Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir das halbe Jahr ſogleich bezahlen würden.“

„Bedenken Sie, Herr Hallwich, daß Ihre Frau, ſo viel ich weiß, für ſich und ihre Kinder augenblicklich keine anderen Einkünfte“ —

„Das hat Sie nicht zu kümmern,“ fuhr Hallwich auf, das iſt meine Sache — Sie haben das Geld mir zu bezahlen — oder ſind Sie ſchon ſo weit, daß Sie ſich für verpflichtet halten, für mein Weib zu ſorgen?“

Dieſe letzten Worte begleitete Hallwich mit einem lauten Gelächter. Der Schulmeiſter zog den Schlüſſel aus der Taſche, öffnete den Sekretär und warf zehn Napoleons auf den Tiſch.

„Dieſe,“ ſagte er verächtlich, „ſchenke ich Ihnen und werde ſie zum halben Jahre nicht berechnen.“

„Das mögen Sie halten, wie Sie wollen,“ lachte Hallwich, indem er ſich über das Geld herwarf. Erſt als er ſich erhob, ſah er, daß Erhard groß und ſtramm vor ihm ſtand und mit ausgeſtreckter Hand nach der Thüre wies. Hallwich zuckte zuſammen, ſchien mit einem Male viel kleiner geworden und taumelte zur Thüre hinaus.

Nach dieſer Szene konnte ſich der Schulmeiſter allerdings nicht für verpflichtet halten, für ſeinen Hauswirth bei der Geſellſchaft des Johannisberges einzutreten, aber ſonderbarer Weiſe drängte es ihn doch, dem Hinausgewieſenen nachzufolgen. Er wickelte ſich enger in ſeinen Mantel und ging mit großen Schritten der Richtung des Nußſteiges zu. Schon ſchritt er am Rande des gefährlichen Weges hin, ſchon ſah er Hallwich in der Ferne, die Hände in den Hoſentaſchen, den Kopf zwiſchen den Schultern vor ſich hergehen, als es plötzlich links von ihm im Gebüſche raſchelte und die Paulhuberin vor ihm ſtand.

„Warum gehen Sie heute ſo früh nach Hauſe?“ fragte ſie haſtig, „iſt heute nicht Geſellſchaft auf dem Johannisberge? iſt der General nicht dort? wird er heute allein heimkehren und über den Nußſteig?“

„Der General iſt allerdings auf dem Johannisberge,“ antwortete Erhard, „aber wie kann ich es wiſſen, auf welchem Wege er heimkehrt. Wahrſcheinlich wird er, da ich heute früher fortgegangen, mit den andern Herren über die Ebene und durch die Vorſtadt zurückkehren.“

„Nun, da habe ich auch nichts hier zu thun, und ich kann mit Ihnen den Rückweg des Herrn Aſſeſſors überwachen.“

„Was hätten Sie auch ſonſt hier zu thun?“ fragte Erhard, „ich verſtehe Sie nicht, obwohl ich weiß, daß Sie den General auf Schritt und Tritt verfolgen.“

„Was ich hier zu thun habe?“ rief die alte Frau und ſtreckte dabei beide Arme in die Luft, „an dem General will ich Rache nehmen. Von dieſem Steige will ich ihn hinabwerfen in die Tiefe, daß er unten mit zerſchmettertem Gehirne ankommen ſoll. Ich werde nicht eher Ruhe haben, als bis ich es ausgeführt. Warum kommt er auch hieher an den Ort ſeines Verbrechens und rennt der gerechten Rache ſelber in die Klauen! Iſt es nicht ein neues Verbrechen, tagtäglich hin und her zu gehen vor den Augen der Mutter, der er ihr einziges Kind ermordete?“

„Aber liebe Frau Nachbarin, Sie thun dem Manne Unrecht; er hat nicht das geringſte Bewußtſein eines Verbrechens; er iſt ganz ruhig in ſeinem Innern, nicht das leiſeſte Stimmchen in ſeinem Gewiſſen ſpricht ihm von einem Verbrechen.“

„Ein Menſch ohne Gewiſſen iſt kein Menſch,“ rief die Bauhuberin, „der könnte noch viele Mütter um ihre Kinder bringen; er muß vernichtet werden, und ich will es ausführen.“

„Haben Sie nie an die Folgen gedacht, die auch nur ein Verſuch haben könnte?“ fragte Erhard.

„Folgen?“ lachte die alte Frau. „Sie werden mir den Kopf abſchlagen, ſie werden einige elende Jahre von mir nehmen, eine Reihe ſo furchtbarer Nächte, wie Sie mit mir erlebt haben. Sie werden die Mutter zu ihrem Kinde ſchicken. Was ſie mir thun, ſie können mir nichts Böſes thun, wenn ich mir Recht verſchafft habe.“

„Es iſt keine kleine Sache um ein Menſchenleben,“ ſagte Erhard vor ſich hin, „von manchem ſagt man ſich, es wäre beſſer, wenn man es vernichtete. Manches gute und unſchuldige Herz würde leichter ſchlagen und glücklicher ſein, wenn man ein laſterhaftes, ein häßliches Daſein aus ſeiner Nähe entfernte — aber wer wagt es, Richter zu ſein? Wer kennt die Gedanken, die nachher kommen? Sehen Sie, liebe Nachbarin, ſehen Sie dort dieſen Mann, der vor uns einher taumelt — wäre es nicht beſſer für die Dulderin, ſeine Frau, und für die Kinder, deren ganze Zukunft er vergiftet mit Erinnerungen, die ſich jetzt als ſcheußliche Bilder in ihren Geiſt einprägen — wäre es nicht beſſer, er, anſtatt des alten gedankenloſen Generals, ſtürzte dort hinab in den Abgrund? oder es stürzte ihn ein Freund seines armen Weibes, seiner armen Kinder hinab? Eine leichte Handbewegung, ein unmerkliches Nachhelfen, wenn er wie ein Nachtwandler ohne Bewußtsein am Rande dahintaumelt — aber wer wagt es! — Einer, der Bertha liebte, wie sie es verdient, würde es wagen. Feigheit, zitternde Angst vor den Gedanken, die nachher kommen würden — Ein wahrer Freund, ein heldenmüthiger Freund würde diese Gedanken über sich nehmen — Ein Mensch ohne Gewissen ist kein Mensch! so sagst du, arme Mutter; ist ein Mensch, der ohne Bewußtsein durchs Leben taumelt, ohne Erkenntniß des Schönsten und Edelsten an seiner Seite, ohne Gefühl für das unendliche Leid, das er selber schafft — ist ein solches Thier ein Mensch? ein Mensch, — oder ein Thier, das man vernichten soll!?"

Bei diesen letzten Worten hemmte Erhard seinen Schritt, der immer langsamer geworden war, wie bei einem Menschen, der im Gehen grübelt und nur zu denken glaubt; die letzten Worte rief er so laut, daß er sich selbst weckte und jetzt erst merkte, daß er nicht nur gedacht, sondern seinen Gedanken auch Worte gegeben. Nur einen Augenblick stand er nach seinem letzten Ausruf hoch aufgerichtet und mit herausforderndem zurückgeworfenem Kopfe da; dann fuhr er erschrocken zusammen und fragte die Haushälterin, was er denn eigentlich gesagt habe?

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er raschen Schrittes und schweigend weiter; ebenso schweigend folgte ihm die alte Frau. Hallwich war weit voraus, und als er an den ersten Häusern der Stadt ankam, verschwand er in einer der nächsten Schenken. Mit stummem Gruße trennten sich seine beiden Begleiter.

Erhard trat bei Bertha ein, die vor einer Lampe saß und nähte; die Kinder schliefen, er entschuldigte sich, daß er so spät komme, er habe nicht gewußt, daß die Stunde so vorgerückt sei, und hätte noch daran gedacht, der kleinen Lola Märchen zu erzählen. Bertha lächelte ihm dankbar zu und deutete auf einen Stuhl ihr gegenüber. Er fragte sie, ob er ihr etwas vorlesen solle. Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Was ſollte es ſein!“ ſagte ſie. „Die Poeſie iſt nur für die Glücklichen.“

Er ſaß wohl eine Stunde lang da und ſah, als beobachtete er eine ihm ganz neue und merkwürdige Erſcheinung, mit großer Aufmerkſamkeit zu, wie ihre Nadel unabläſſig auf und nieder ſtach und eine Naht nach der andern fertig wurde. Wenn eine Reihe hinunter genäht war, ſagte er ſich: jetzt iſt vielleicht wieder ein Kreuzer verdient, vielleicht nicht einmal ein Kreuzer. Wenn ſechzig ſolche Reihen fertig ſind, gibt das Einen Gulden. Den ſteckt ſie glückſelig in die Taſche und eilt nach Hauſe, da wartet ihr Mann und entreißt ihr vielleicht das mühſam Erworbene mit Gewalt und trägt es in die Schenke. Dann dachte er ferner an ein Lied, das er einmal in beſſeren Tagen dieſe ſelbe Bertha in einer Geſellſchaft hatte ſingen hören und das damals alle Zuhörer erſchütterte. Die Melodie hatte ſich ihm tief eingeprägt, wie Alles, was er je von der geliebten Frau geſehen oder gehört. Es war das Lied „vom Hemde,“ von Thomas Hood, das mit den Worten beginnt:

Mit Wimpern ſchwer und roth,
Mit magrer müder Hand,
Im ärmlichen Kleide ſaß ein Weib,
Noch an die Nadel gebannt —
Stich! Stich! Stich!
In Hunger und Kummer verblüht,
Doch in Tönen, die noch der Schmerz durchglüht,
Sang ſie vom Hemde das Lied.

Unwillkürlich ſummte er die Melodie vor ſich hin. Die Nadel in Bertha’s Hand ſtockte, ſie horchte auf, ließ die Nadel fallen und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Erhart erſchrak. „Verzeihen Sie,“ flehte er, indem er ſich erhob.

„Verzeihen,“ ſagte ſie unter Thränen — „Sie ſind mein einziger, mein theurer Freund.“

Er faßte ihre Hand und riß ſie an ſeine Lippen.

5.

Trotz der alten jahrelangen Bekanntſchaft ſtellte ſich doch erſt ſeit jenem Abend zwiſchen Bertha und Erhard ein freundſchaftliches, ein vertrauliches Verhältniß ein. Sie fühlte jetzt erſt, wie wohl es ihr that, ſich über ihre Lage auszuſprechen, über ſchwierige Momente, und über die Zukunft ſich mit einem Freunde zu berathen, den ſie nicht erſt in die Geheimniſſe ihres Elendes einzuweihen brauchte, der unausgeſprochene Worte verſtand und ihr offenbar die höchſte Theilnahme entgegenbrachte. Ergüſſe wie die an jenem Abend, da er ihre Hand nicht mehr loslaſſen wollte, ſie mit Küſſen bedeckte und ſo vor ihr daſtand, als wollte er ihr zu Füßen fallen und ihre Kniee umklammern, wußte ſie allerdings zu vermeiden, aber ihre Klagen hatten doch inſofern Vielverſprechendes für ihn, als es mittelbare Anklagen ihres Mannes waren und als er ſich ſagen mußte, daß bei einer Frau, die ſo Unerträgliches und ſo Abſtoßendes von ihrem Gatten zu erleiden hatte, jeder Funken von Liebe endlich erloſchen ſein müſſe; daß es nur noch die Pflicht und das gegebene Wort der ehrbaren Frau war, was ſie an ihn feſſelte und ihr verbot, auch nur das geringſte Glück außerhalb der ehelichen Bezirke zu ſuchen. Deſſen war er gewiß, wenn ihm noch irgendwie ein Glück lächelte, ſo war das einzige Glück, das er noch anſtrebte, nur innerhalb der Ehe mit Bertha. Jeden andern Gedanken ſtieß er ſelbſt als Bertha's unwürdig von ſich. Ein einziges Mal wagte er es, auf ihre Klage mit dem Worte „Scheidung“ zu antworten; aber dieſes Wort erfüllte ſie augenſcheinlich mit tiefem Abſcheu. Bei dem Vater ihrer Kinder, bei dem Manne ihrer Jugendliebe, mit dem ſie eine glückliche Zeit, wenn vielleicht dieſe Zeit auch nur nach Wochen zu berechnen war, verlebt hatte, mußte ſie bis ans Ende ausharren. Für edle Naturen iſt jeder gemeinſchaftlich verlebte glückliche Moment, bei dem der ganze Menſch ſich betheiligt, eine Verpflichtung, ein ſtillſchweigender Vertrag, der nur durch den Tod gelöst werden kann. Erhard ſprach das Wort, das ſie mit ſolchem Abſcheu erfüllte, nie wieder aus; deſto eifriger beobachtete er das allmählige Erlöſchen ihrer Liebe zu Hallwich, und deſto öfter gedachte er an deſſen Tod — und von Zeit zu Zeit auch an jene Dezembernacht, in welcher ihm Hallwich Vollmacht, ihn zu tödten, und im Voraus die Abſolution dafür gegeben.

Und als ob ihn Hallwich ſelbſt daran erinnern wollte, als ob er ihm ſelbſt die Gelegenheit bieten wollte, ihn ſo, mit einer leichten Handbewegung, wie er es der Paulhuberin in jenem Selbſtgeſpräche beſchrieben, aus dem Leben zu ſchaffen, ließ er trotz jenes erfahrenen Schimpfes nicht ab, jeden Donnerſtag auf den Johannisberg zu gehen. In die Honoratiorenſtube drang er freilich nicht mehr; er ſaß draußen in der räucherigen Vorſtube mit Handwerkern und Müßiggängern und erhob ſich regelmäßig, wenn Erhard heraustrat, um ſich ihm anzuſchließen, und nach wie vor ſchlug er den gewohnten Nußſteig ein. Nach wie vor ließ er ſich auf jener vorſpringenden Bank, dem ſogenannten Ballon, nieder und beugte er ſich vor, als ob er den unten lauernden Tod verſuchen wollte. Man war jetzt ſchon ſo weit im Jahr, daß die Eisdecke längſt geſchmolzen war und daß der Bach da unten ſo hohe Wellen rollte, daß ſie die gewaltigſten Felsſtücke bedeckten. Der Pfad ſelbſt war ſo ſchlüpfrig, daß er in der That erſt in dieſen letzten Tagen dem angeſchwollenen Wildbache in der Perſon eines armen Familienvaters, der in Geſchäften aus dem Gebirge heimkehrte, ein Opfer hinabgeſandt hatte. Dieſer Unfall war es auch, der Bertha bewog, Erhard aufs Neue zu bitten, daß er den Johannisberg wieder beſuche und ihren Mann heimbegleite. Der General leiſtete ihm jetzt nicht immer Geſellſchaft. Er ging das eine Mal über den Nußſteig, das andere Mal mit den andern Herren durch die Ebene in die Stadt zurück. Er geſtand Erhard, daß er ſo aus Politik handle, um das alte Geſpenſt, das ihn verfolgte, irre zu führen, damit es nicht wiſſe, auf welchem Wege es ihn erwarten ſolle. Denn nachgerade, ſagte er, fange an, ihm dieſe Geſellſchaft höchſt läſtig zu werden, und ſcherzhaft fügte er hinzu, daß ein guter General ſeinem Feinde die Marſchroute verheimlichen müſſe. Er erreichte ſeinen Zweck inſofern, als die Paulhuberin in der That auf dem Nußſteige ausharrte und ſo der Weg durch die Ebene unbehelligt und offen blieb. So nahte langſam das Ende des Winters herbei. Erhards Hoffnungen, die er bei ſeinem Einzug in das Haus gehegt, hatten ſich nicht erfüllt; Alles blieb beim Alten; die traurigen Szenen mit Hallwich wiederholten ſich, die Noth im Hauſe nahm zu; dem reichen Schulmeiſter gelang es nicht, der armen Mutter, die ſich in Arbeit verzehrte, etwas von ſeinem Ueberfluſſe zukommen zu laſſen, während der Unſelige, der all das Elend über die Seinen brachte, ſchon zu wiederholten Malen in ſeine Stube gedrungen war, um immer wieder den Miethzins einzufordern und ſich immer wieder einige Napoleons hinwerfen zu laſſen. Die unerquicklichen Tage, nur unterbrochen von Stunden der Leidenſchaft, in denen Erhard ſein Leben verwünſchte und das Unglück der geliebten Frau beweinte, folgten und glichen einander, bis ein Tag kam, der auch dieſer Gleichmäßigkeit ein Ende machen und Erhard um das einzige Glück, mit Bertha unter einem Dache zu wohnen, zu bringen drohte.

Es war ein lieblicher Vorfrühlingstag. Während Bertha in der Stube an ihrer Arbeit ſaß, ſpielten die Kinder, zum erſten Male in dieſem Jahre, unter Erhards Aufſicht im Garten. Er führte die kleine Lulu an der Hand und zeigte ihr die Knospen, die ſchon hie und da aus den Zweigen brachen. Dann beſtieg er eine Leiter, um die Ranken wilden Weines, welche die Gartenſeite des Hauſes bedeckten, an den Spalieren feſtzubinden. Aber kaum auf der Höhe das erſten Stockes angekommen und einen Blick in das Fenſter ſeiner Schlafſtube werfend, ſprang er die ganze Höhe der Leiter herab und eilte ins Haus. Er that das mit ſo aufgeregtem Geſichte, daß Lulu darüber und über den Sprung erſchrocken einen Schrei ausſtieß, auf den die Mutter eilends herauskam.

Was hatte Erhard durch das Fenſter geſehen? Er ſah es jetzt, da er in ſein Schlafzimmer trat, noch deutlicher. Hallwich ſtand vor einem geſchloſſenen Schranke und ſuchte mit einem Brecheiſen in der Hand die Thüre dieſes Schrankes zu ſprengen.

„Was wollen Sie hier?“ ſchrie ihn Erhard mit blaſſen Lippen an.

„Oho! bin ich ertappt!“ lachte der Andere.

„Wollen Sie mein Geld? Sie ſollten ſchon wiſſen, daß ich mein Geld nicht hier verwahre.“

„Nein! Danke für die Ehre; ich bin kein Gelddieb. Ich ſuche nach Staatsgeheimniſſen. Das Manuſkript will ich. Sie wiſſen wohl, das Manuſkript. Ein todtes Kapital, ich will es der Regierung verkaufen und flüſſig machen; dafür bekommt man wohl ſeine zehn bis zwanzig tauſend Gulden.“

„Fort!“ rief Erhard, „fort! ehe ich Gewalt brauche.“

„Gewalt?“ fragte Hallwich höhniſch, „gegen mich? Brauche ich Gewalt? Ich dächte wohl, eine junge ſchöne Frau wäre ſo viel werth, wie das Manuſkript eines alten Diplomaten. Seht einmal, niſtet ſich da ſo ein Schulmeiſter bei mir ein, ſpintiſirt, wie er mich aus der Welt ſchaffe, nimmt mir meine Frau, und ich ſoll ihm für all Das nicht ein altes dummes Manuſkript nehmen dürfen!“

Erhard war eben daran, ihn am Arme zu packen und hinauszuſchieben, als er in der anſtoßenden Wohnſtube einen Ton vernahm, der ihm durchs Herz ſchnitt. Mit einem Schritte war er drin. Da ſtand Bertha, die auf Lulu's Bericht Erhard nachgeeilt war und Alles gehört hatte. Todesbläſſe bedeckte ihr Geſicht, mit Mühe hielt ſie ſich am Tiſche aufrecht; ihre Kniee waren eingeknickt. Erhard, der fürchtete, daß ſie zuſammenſinke, ſtreckte ihr die Arme entgegen, um ſie aufrecht zu halten; aber ſie ſtrengte ſich an, um eine abwehrende Bewegung zu machen, und mit einer zweiten Anſtrengung brachte ſie tief athmend, aber tonlos und in abgebrochenen Worten den Satz hervor: „Erhard, Sie müſſen ... das Haus .... verlaſſen .... bald.“

„Bertha!“ rief er, die Hände zuſammen ſchlagend.

„Bald!“ wiederholte ſie kräftiger als früher.

6.

Und der Sommer war längſt wieder über das Land gekommen und in dieſe liebliche Gegend, in der er beſonders heimiſch und ſich vorzugsweiſe wohl zu fühlen ſchien. Er iſt hier ſo ſonnig und blüthenreich wie in wenigen Gegenden Deutſchlands. Der Laubwald wob längſt ſeine dichten Schatten über die Berge und Hügel, die längs der beiden Flußufer in lang geſchwungenen Linien hinlaufen; und in den Gebüſchen, welche die Stadt in nächſter Nähe umgeben und ſie, indem ſie ſich überall an Gärten und Gärtchen anſchließen, nach allen Seiten und in vielfachen Windungen durchdringen, ſangen die Nachtigallen. Die Sonne glänzte aus dem leiſe dahin wallenden Strome wieder, bedeckte mit bläulichem Purpur die bedeutenderen Höhenzüge, die aus größerer Entfernung herüberwinken, und weil ſie gleichmäßig leuchtet über Todtes und Lebendes, über Böſe wie Gute, warf ſie ihre Strahlen verſchönernd auch auf den wegen ſeiner Schönheit berühmten Kirchhof der Stadt, auf das große Grab der Gefallenen und Hingerichteten, die man vor drei Jahren daſelbſt eingeſcharrt, und auf das kleine Grab des Aſſeſſors Doktor Hallwich.

Auch in dem kleinen Garten ſeiner Wittwe blühte und duftete es, und daß zwiſchen dieſem und dem Grabe da draußen eine gewiſſe ſympathiſche Verbindung beſtand, konnte man daraus erkennen, daß dort wie hier dieſelben Blumen blühten und dufteten. In dieſem Garten war es an einem gewiſſen Junitage, es war ein ſonniger Sonnabend-Nachmittag, ſo ſtille wie es an dieſem Tage um dieſe Stunden ſeit vielen Wochen ſtille zu ſein pflegte. Es war im Hauſe wie zu einer heiligen Gewohnheit geworden, daß gegen vier Uhr Frau Bertha Hallwich ſich aufmachte, meiſt mehrere Blumentöpfe im Arm, und von Lulu, die eine kleine Gießkanne trug, und von den andern Kindern gefolgt, hinauswanderte, um jenes Grab neu zu ſchmücken und zu pflegen. Der Sonnabend war der Begräbnißtag Hallwichs geweſen, und dieſe Wanderungen waren jetzt wie eine fromme Einleitung, eine andächtige Vorfeier des Sonntags. An einem Freitag Morgen war es, daß man Hallwichs Leiche in der Nähe der Stadt gefunden. Die Märzregen hatten den Gebirgsbach, der am Fußſteige vorbeirauſchte, gewaltig angeſchwellt, ſo daß ſeine Wellen Kraft genug hatten, den Unglücklichen in die Ebene zu tragen, wo ſie ihn, nicht ferne von der Einmündung des Baches in den großen Fluß und kaum zweihundert Schritte von ſeiner Wohnung, an das hier ſchon flache Ufer legten. Es war kein Zweifel, daß er von jener vorſpringenden Felſenbank am Fußſteig in die Tiefe geſtürzt war; ſein Hut fand ſich dort in der Nähe vom Geſtrüppe aufgefangen.

Solche ſtille Nachmittage ſchienen Erhard den Garten zu verleiden; an anderen Tagen pflegte er gerade um dieſe Stunde hinabzuſteigen, Bertha bei ihrer Arbeit Geſellſchaft zu leiſten oder Lulu zu unterrichten. Des Sonnabends, ſo bald Lulu mit ihrer Gießkanne erſchien, zog er ſich wieder auf die Stube zurück und blickte nur von Zeit zu Zeit ungeduldig in den öden Garten, ob die Hausgenoſſen von ihrer Wanderung nicht zurück gekommen. Aber auch nach ihrer Rückkehr zog er es vor, in ſeiner Stube zu bleiben oder eine größere Wanderung außerhalb der Stadt anzutreten. Die verweinten Augen Bertha's ſah er eben ſo ungerne, als er dann das Geplauder Lulus, die von ihren Arbeiten am Grabe erzählte, anhörte. Man ſieht, daß Erhard nicht, wie es nach jener Szene mit Hallwich gewiß ſchien, das Haus verlaſſen und die Wohnung gewechſelt hat. Der Tod Hallwichs erfolgte kurz nach jener Szene, und darüber kamen die Worte Bertha's in Vergeſſenheit, und mit dem Tode des Unglücklichen war ja auch die Urſache des Umzuges weggefallen. Erhard bewohnte alſo nach wie vor das obere Stockwerk des Hauſes. In den erſten Tagen nach dem Tode des Beſitzers hielt er ſich in ſeinen Zimmern wie eingeſchloſſen und leiſtete der Wittwe weniger Hülfe, als man vorausſetzen ſollte. Wenn er ſie den Tod ihres Mannes beklagen hörte, eilte er aus dem

Hauſe, manchmal um einen ganzen Tag oder auch länger nicht zurückzukehren. Hätte Bertha nicht die Paulhuberin gehabt, ſie wäre in dieſer ſchwierigen Zeit ganz ohne Unterſtützung geblieben. Erſt nach vielen Tagen, als er vorausſetzte, ein ruhigeres Geſicht und ein ruhigeres Gemüth bei Bertha zu finden, kam er wieder öfter hinab und ſuchte er wieder am Leben und Thun des Hauſes Theil zu nehmen. Es hatte ſich in dieſer Zeit ſeiner Zurückgezogenheit in der That Vieles geändert und die Atmoſphäre des Hauſes ſich beruhigt.

Bertha richtete ſich mit ihren Kindern in nur zwei Stuben ein und vermiethete den Reſt des unteren Stockwerkes an einen ſtillen alten Herrn, der übrigens den ganzen Sommer in Bädern und auf Reiſen verbrachte. Der Miethzins des Hauſes warf ihr, ſo hoffte ſie, genug ab, um wenigſtens den dritten Theil ihrer Bedürfniſſe zu decken. Nach dem Tode ihres Mannes kamen auch deſſen Anverwandte herbei und boten ihr einen jährlichen Beitrag, den ſie mit Dank und innerer Genugthuung annahm. Auf Erhards Verwunderung, daß ſie ſich von jenen ſtolzen Anverwandten, die ſie früher von ſich geſtoßen, unterſtützen laſſe, antwortete ſie: Iſt es nicht, als ob es von Hallwich käme? Es gibt mir das Gefühl, als ob ich noch immer Gutes von ihm empfinge. — Einen etwaigen Ausfall wollte ſie mit ihrer Arbeit decken und dabei noch ſo viel erſparen, um dermaleinſt ihre Kinder gut erziehen zu können. Ließ Erhard, wenn ſie ihm von dergleichen und von ihren Plänen mit den Kindern ſprach, ein lobendes Wort über die gute Mutter fallen, dann wies ſie ſolches Lob mit Entſchiedenheit als unverdient zurück. Sie fühle ſehr wohl, daß ſie weniger als Mutter als aus Liebe zu ihrem verſtorbenen Manne handle.

So ſaß ſie da und arbeitete, während die Paulhuberin den ganzen Tag im Hauſe zubrachte und für ſie das Hausweſen beſorgte. Auch dieſe alte Frau hatte ſich wunderbar verändert. Sie ſtrich nicht mehr durch die Straßen, um den alten General zu verfolgen; alles das Geſpenſterhafte aus jener Zeit war von ihr genommen; ſie war wieder die ſanfte, reinliche alte Frau von ehemals, und über der Wehmuth ihres Weſens, die ſie nie ganz verließ, lag jetzt, da ſie den ganzen Tag mit den Kindern beſchäftigt war, ſogar eine gewiſſe heitere Ruhe. Nach langem innerem Kampfe hatte endlich Erhard einmal den Muth, ſie zu fragen: „Und wie ſteht es mit dem General, Frau Paulhuber? Sie ſcheinen Ihr Vorhaben aufgegeben zu haben? Seit wann denn?“

„Seit dem Tode des Herrn Hallwich,“ antwortete die alte Frau, ohne ſich ausführlicher zu erklären.

Auch nach dieſer Antwort, wie ſo oft nach den Reden Bertha's, ging Erhard zuerſt auf ſeine Stube und trat er dann eine lange Wanderung in die Wälder oder über die Berge an.

Seit er ſich Bertha wieder genähert, verfolgte ihn ein unheimlicher Dämon, und während es unten in den zwei Stuben bei Mutter und Kindern immer geordneter, ruhiger, ja bei aller Armuth behaglicher wurde, geſtaltete ſich die Atmoſphäre oben in ſeiner großen Wohnung immer öder und drückender. Mit Entſetzen nahm er wahr, wie der Tod Hallwichs alle ſeine Verſchuldung, die ganze Häßlichkeit ſeiner letzten Lebensjahre bei Bertha mit einer wunderbaren Schnelligkeit, beinahe wie mit einem Schlage, in Vergeſſenheit gebracht; die Zeit ſeiner Laſterhaftigkeit, ſeiner Verkommenheit lebte kaum mehr in ihrer Erinnerung, oder höchſtens dachte ſie daran, wie ſonſt eine Witwe an die letzte Krankheit ihres Mannes denkt. Von jener Verachtung, die er bei ihr vorausgeſetzt, ſchien nach ihren jetzigen Reden nie auch nur ein Anfang dageweſen zu ſein; von der Erinnerung an die rohen Szenen, da ſie Hallwich mit Worten oder Thaten mißhandelt, an Szenen, deren Andenken er für unverwiſchbar hielt, war offenbar keine Spur vorhanden, und wie ſehr ſich Erhard auch manchmal verſucht fühlte, ſie mit Bitterkeit an die Wahrheit, an die wirkliche Geſchichte ihrer letzten Jahre zu erinnern, er fand nicht den Muth dazu, wohl fühlend, daß er durch vergleichen ſie tief verletzen, ja ihren Widerwillen, vielleicht Haß erwecken würde. Dieß war um ſo gewiſſer zu fürchten, als ſie zu ihm immer wie zu einem Freunde ſprach, der den Verſtorbenen zu ſchätzen gewußt und ihn ſelbſt während der Zeit ſeiner Verirrungen, ſeiner Krankheit, nicht aufgegeben.

Und je mehr Tage zu den Tagen kamen, deſto raſcher ging dieſes Rückwärtsleben bei Bertha vor ſich, und bald ſtand vor ihrem geiſtigen Auge nur noch der junge Studioſus Hallwich, mit all den glänzenden Eigenſchaften, die ihn zu einer auffallenden und liebenswerthen Erſcheinung gemacht, und in jener körperlichen und geiſtigen Schönheit, mit der ihn ihre erſte und einzige Liebe umkleidet hatte.

Da war es denn im Laufe der Tage dahin gekommen, daß Erhard in der Idylle der unteren Stube nichts zu ſuchen hatte, als Pein und Enttäuſchung. Wohin er blickte, nichts als Erinnerungen an den Verſtorbenen von ſeiner Studentenzeit an bis zum Tage ſeines Todes, und was er hörte, nur Erzählungen der Mutter, die den Zweck hatten, den Herzen der Kinder eine leuchtende Erinnerung an den Vater einzuprägen. Selbſt in den Unterrichtsſtunden kam Lulu faſt immer auf die Erzählungen der Mutter zurück. Erhard ſagte ſich, daß er nun wiſſe, was es heißt, mit weſenloſen Geiſtern kämpfen, und manchmal überkam ihn die Ahnung, daß dieſer Kampf ein hoffnungsloſer ſei. Vielleicht war es am Beſten, er verließ den Kampfplatz und er kehrte von Zeit zu Zeit zurück, um zu ſehen, ob ſich der Feind von ſelbſt überwunden oder überlebt habe. Die Gegend war wie alljährlich von Reiſenden überfüllt; man ſah es ihren Geſichtern an, daß ſie alle Sorgen und Qualen hinter ſich gelaſſen. Wenn er es auch ſo machte? Er dachte ernſtlich daran, eine große Reiſe zu unternehmen, brachte es aber nie zum endlichen Entſchluß. Es hielt ihn etwas, was zugleich Angſt und Hoffnung war, an dieſen Ort gebannt. Es war ihm, als könnte während ſeiner Abweſenheit, hinter ſeinem Rücken, etwas geſchehen, was er fürchtete, und als fände er, einmal abweſend, nicht den Muth, wieder hieher zurückzukehren. Anſtatt der Reiſen unternahm er nur längere Wanderungen in der Umgegend, immer die Stadt umkreiſend, ohne ſich gewiſſermaßen aus ihrem Dunſtkreiſe zu entfernen.

Ungefähr eine kleine Meile weit von der Stadt, in ſtiller Waldeinſamkeit, lag ein beſcheidenes Gaſthaus. Dorthin gelangte er einmal zufällig, zum erſten Mal in ſeinem Leben, ungekannt von den Wirthen. Er warf ſich, müde von der Wanderung und von den Gedanken, die ihn verfolgt hatten, in eine Gartenlaube und träumte von weiten Reiſen, von einer Welt irgendwo im tiefen Süden, wo ihn Niemand kannte, wo er Bertha und vielleicht ſeine ganze Vergangenheit vergeſſen konnte. Was ſollte er hier? länger hoffen wie ein Narr, nachdem er ſchon ſeit Jahren gehofft, ſeit er Bertha zum erſten Male geſehen, damals, als er, der arme verachtete Schulmeiſter, ſie kaum anzublicken wagte? Hatte er, wie die Dinge ſtanden, nicht weniger Hoffnung als je? Er fragte ſich, ob, wenn Hallwich noch lebte, ſie ihn vielleicht nicht ſchon jetzt lieben würde? Unmöglich hätte ſie bei längerer Dauer dem Widerwillen widerſtehen können, den ihr ein ſo tief gefallener Mann einflößen mußte, und aus jenem Momente, da er die Melodie des Liedes „vom Hemde“ ſang, und ſie ihm ſo innig die Hand reichte, ihn ihren einzigen Freund nannte, aus jenem Anfang hätte ſich jetzt vielleicht ſchon ein Gefühl entwickelt, das hinreichen würde, ihn glücklich zu machen. Während dieſe und ähnliche Gedanken ihm durch den Kopf gingen, ſtürzte er ein Glas nach dem andern hinunter. Zwei leere Flaſchen ſtanden bereits vor ihm, und er bemerkte, daß tolle, unnatürlich heitere Bilder in ſeinem Gemüthe aufſtiegen. Unwillkürlich brach er in ein lautes Gelächter aus. „So wird man ein Trunkenbold,“ rief er, „und ich habe einen Trunkenbold gerichtet!“

Er warf das Geld auf den Tiſch und eilte fort, und da er den Boden unter ſeinen Füßen ſchwanken fühlte, lachte er zum zweiten Mal.

Sein Weg führte ihn am Johannisberge vorbei; er wollte raſch vorüber, als ihm der General, aus der Stadt kommend, entgegen trat.

„Sieh da, Herr Erhard," rief der alte Herr, „bekommt man Sie endlich wieder zu Geſicht. Ich freue mich herzlich. Schon lange wollte ich Sie aufſuchen, um Ihnen zu danken, denn Ihnen ſchulde ich es gewiß, daß ich meine Verfolgerin, jene alte Frau, los geworden. Die Sache war mir ſehr unangenehm. Sie müſſen mit mir auf den Johannisberg und eine Flaſche mit mir leeren. Warum kommen Sie nicht mehr in die Donnerstagsgeſellſchaft? Seit dem Tode des unglücklichen Hallwich ſind Sie dort ganz unſichtbar geworden. Wiſſen Sie auch," fügte der General, ein Auge zukneifend, mit einem halb ſpitzbübiſch, halb warnend ſein ſollenden Lächeln hinzu, „wiſſen Sie auch, daß man über Ihr Wegbleiben vom Johannisberg allerlei Gloſſen und Kommentare macht?"

„Gloſſen? Kommentare?" fragte Erhard, und ſein funkelndes Auge ſchien plötzlich zu erlöſchen und ſein Rauſch mit einem Male verflogen.

„Nun ja," fuhr der General fort, „der Pfarrer meint nur, es ſei ja rein als ob, und der Oberamtsrichter —"

„Der Oberamtsrichter?" rief Erhard erblaſſend, „was hat der Oberamtsrichter zu ſagen?"

„Nun, nun, Sie müſſen die Sache nicht in dieſem Ton nehmen — Sie wohnen unter Einem Dache mit einer ſchönen Frau — ſie iſt wirklich ſchön, ja recht ſchön, ſie hat ſo was Nobles in ihrem Geſicht und in ihrer Bläſſe, und die Trauer ſteht ihr ſehr gut; ich habe ſie auf dem Kirchhofe geſehen, wo ich das Grab meiner Soldaten beſuchte, die hier gefallen ſind. Sie war am Grabe ihres Mannes beſchäftigt und weinte recht bitterlich. Die Weiber ſind doch ſonderbare Geſchöpfe — einen ſolchen Mann, einen ſolchen Verluſt zu beklagen! Sie ſollte ſich freuen, ihn los zu ſein, aber man ſagt allgemein, daß ſie ihn recht aufrichtig betrauere. Nun mit einem Manne, wie Sie, im Hauſe … keine Trauer dauert ewig, wir wollen das Beſte hoffen."

So plaudernd, hatte der General Erhard am Arme den Hügel hinauf und dem Johannisberg entgegen geführt, und Erhard ließ ſich, nach Dem, was der General von den Kommentaren und Gloſſen geſagt hatte, willig hinaufführen. Die Leute, ſagte er ſich, ſollen über mein Ausbleiben vom Johannisberg keine Kommentare und Gloſſen machen; ich will jetzt regelmäßig jeden Donnerſtag wieder die Geſellſchaft beſuchen. Andererſeits wirkten auch die letzten Worte des Generals, wie banal ſie auch klangen, angenehm auf ſein Gemüth, und er fühlte plötzlich eine gewiſſe Neigung für den Mann, der ihm ſonſt ganz gleichgültig war. Gerne wollte er eine Flaſche mit ihm leeren. . . .

Wie eigenthümlich war ihm zu Muthe, als ihm auf dem Heimwege der General erklärte, er halte es beinahe für nothwendig, ihn, wie einſt den ſeligen Hallwich, bis an die Thüre ſeiner Wohnung zu begleiten. Und in die Erde hätte er ſinken mögen, als ihm Bertha die Thüre öffnete und nach einem Blicke in ſein Geſicht, in ſeine glänzenden Augen, mit dem Ausdruck des Schreckens zurückfuhr. Tief gedemüthigt, warf er ſich angekleidet aufs Bett. Er konnte ſich nicht anders vor ihr rechtfertigen, als wenn er ihr erklärte, wie die Liebe zu ihr, ſeine Jahre alte, mit ſeinem ganzen Herzen verwachſene Liebe und ſeine Hoffnungsloſigkeit ihn dahin brachte, daß er in einem ſchwachen Momente Betäubung ſeiner Sinne und Einſchläferung oder Täuſchung ſeiner Gefühle ſuchte.

In der That ſtand er am nächſten Morgen, ſo frühe es möglich war, vor ihr. Er hatte die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen; auf ſeinen Zügen lag eine unendliche Müdigkeit, und ſeine Augen, welche die ganze letzte Zeit fieberiſch leuchteten und immer etwas Herausforderndes im Blicke hatten, waren weich und wehmüthig umhüllt. Er ſtand aufrecht, nur mit etwas gebeugtem Haupte vor ihr; die Arme hingen ſtraff herab, und während er mit zitternder Stimme ſprach, begleitete er ſeine Worte nicht mit der geringſten Bewegung oder Geberde. Man hätte glauben können, daß eine Bildſäule ſpreche. In wenigen Worten erzählte er ihr die Geſchichte ſeiner Liebe, geſtand er ihr, mit welchen Hoffnungen er ſich manchmal ſeit dem Tode Hallwichs trage, wie er aber alle Hoffnung aufzugeben beginne und mit dieſen Hoffnungen ſich ſelbſt und ſeine ganze Zukunft. Bertha, nachdem ſie während des erſten Theiles ſeiner Rede manchmal zuſammengezuckt und ſich wie im Fieber geſchüttelt hatte, ſaß jetzt ſcheinbar eben ſo ruhig da, als er vor ihr ſtand, die Hände unbeweglich im Schooße haltend und mit tief geneigtem Haupte auf die Arbeit niederblickend. Unheimlich ſchlugen ſeine Worte an ihr Ohr, bald bedeutungslos, wie leeres Geräuſch, bald erſchütternd, erſchreckend, als hörte ſie, was ſie nicht hören durfte. Hätte er ſich vor ſie hingeworfen, wäre er in Klagen und dringende Bitten ausgebrochen, es hätte ſie nicht ſo erſchüttert, wie dieſes ruhevolle, mit ungeheurer Selbſtbezwingung zuſammengefaßte Weſen Erhards. Hier war unwiderſprechliche Wahrheit des Unglücks und der Liebe. Sie fühlte wohl das Mitleid, das ihr Herz erfüllte, bis zum Rande, zugleich aber auch etwas, was ſich gegen dieſes Mitleid und, wenn auch nicht gegen ſeine ganze Rede, doch gegen einzelne Worte empörte; etwas, was ihr zuflüſterte, daß ſie ſich zuſammennehme und von ihm abwende. Aber wo hätte ſie, um ſo zu handeln, dieſer unglücklichen Geſtalt, die vor ihr ſtand, gegenüber den Muth hernehmen ſollen? Sie hätte kein Weib, am Wenigſten ein gutes, edles Weib ſein müſſen. Nachdem er geendet, ſtand er und ſaß ſie ſchweigend da; Beide unbeweglich und in derſelben Stellung wie früher. Peinlich, erdrückend war dieſe Stille; wie ein ſchwerer Stein lag ſie auf ihrem Haupte, wie ein Alp, ein böſer Traum auf ihrem Herzen. Sie hätte gerne geſprochen, aber ihre Zunge war wie angenagelt, und aller Anſtrengung zum Trotz brachte ſie keinen Laut hervor. Endlich bewegte ſie wie automatiſch den Arm, ergriff eine Falte ihres ſchwarzen Trauerkleides und hob ſie ein wenig in die Höhe, als ob ſie ſie vor ſeine Augen führen wollte. Er nickte unmerklich mit dem Kopfe und ging.

Sie war in Trauer; er ſoll warten; es iſt noch nicht an der Zeit, ihr von Liebe zu ſprechen … Das hatte ihm ihre Bewegung, ihr Hindeuten auf ihr Trauerkleid geſagt; Das ſagte er ſich von nun an täglich zu wiederholten Malen. Sie wußte nun Alles, und er war ruhiger. Aber er kam jetzt weniger hinunter in Bertha's Stube und in den Garten, er ſah ſie ſeltener, als da er noch nicht im Hauſe gewohnt hatte. Man hörte und merkte ihn kaum in der Wohnung. Nur Lulu, die regelmäßig zu ihren Lektionen kam, wußte gewiß, daß er da war. Doch muß ihn das Alleinſein mit ſich und ſeinen Gedanken gedrückt haben, denn er bedauerte es, daß er ſeine Stelle aufgegeben; er fühlte, wie wohlthätig ihm jetzt eine regelmäßige Beſchäftigung wäre, die ihn einige Stunden im Tage zwänge, ſich mit Anderem als mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen; die ihm die Flucht vor ſich ſelbſt erleichtern würde. Er erinnerte ſich wieder an das ererbte Manuſkript in ſeinem Beſitze; die Zeit war nicht mehr ferne, wo es nach dem Willen des Erblaſſers veröffentlicht werden ſollte. Es mußte Manches daran revidirt und redigirt werden; einzelne Theile, Briefe und Dokumente waren aus dem Franzöſiſchen zu überſetzen. Der Gedanke kam ihm wie eine Erlöſung; er holte die Papiere aus den verſchiedenen geheimen Fächern des Sekretärs, den er ebenfalls von dem Herrn von W. geerbt hatte, zuſammen und verſenkte ſich ſofort mit ganzer Seele in die Arbeit.

Bald war er im Hauſe, oder vielmehr für ſeine Mitbewohner, wenn man ſo ſagen darf, noch weniger vorhanden als zuvor. Selbſt Lulu kam nicht mehr auf ſeine Stube, da ſie die Mutter, um Erhard in ſeinen Arbeiten nicht ſtören zu laſſen, zurückhielt. Nur die Paulhuberin kam zu gewiſſen feſtgeſetzten Stunden und ſtellte ihm, wie ein Gefangenwärter dem Gefangenen, das Eſſen hin. Sie glich auch in dieſer Beziehung einem Gefängnißwärter, daß ſie ſichtlich jedem Geſpräche mit Erhard auswich, wie ſie ſich denn überhaupt ſeit Monaten mit einer gewiſſen Scheu von ihm zurückzog. Nur einmal kam ſie zu ungewöhnlicher Stunde und ungerufen. Es war um Mitternacht, das Licht brannte noch auf dem Tiſche, und Erhard war vor ſeinen Papieren im Lehnſtuhl eingeſchlafen. Die Paulhuberin ſtand vor ihm, als er die Augen aufſchlug, die Hand auf ſeine Schulter gelegt, als ob ſie ihn eben aus dem Schlaf gerüttelt hätte.

„Was iſt? was iſt?“ fragte Erhard noch ſchlaftrunken.

„Ich vermuthete, daß Sie eingeſchlafen, und da mit den vielen Papieren um das Licht herum leicht ein Unglück geſchehen könnte, erlaubte ich mir —“

„Ich danke Ihnen, liebe Frau, um ſo mehr, als Sie mich aus böſen Träumen —“

Er hatte noch nicht ausgeſprochen, als die Paulhuberin bereits wieder aus dem Zimmer geſchlüpft war. Er ſchüttelte den Kopf. Es kam ihm Das ſonderbar vor, denn ſie entfernte ſich, als ob ſie vor Furcht aus dem Zimmer entwiche.

Aehnliches wiederholte ſich nach einigen Nächten. Wieder ſtand die Paulhuberin um Mitternacht vor ihm, der im Lehnſeſſel eingeſchlafen war. Wieder mit der Hand auf ſeiner Schulter ſagte ſie, leiſe dazu den Kopf bewegend: „Armer Herr Erhard, ich glaube, wir haben das Amt getauſcht; ich kann Ihnen Ihre Güte vergelten und die Dienſte, die Sie mir in traurigen Nächten geleiſtet, zurückgeben. Sie ächzen und wimmern ja ſchrecklich aus dem Schlafe, es wäre arg, wenn Sie Frau Hallwich hörte.“

„Ich arbeite zu viel, das Blut ſteigt mir zu Kopf,“ ſagte Erhard, aber die Frau wartete auch dießmal nicht das Ende ſeiner Erklärung ab und war zur Thüre hinaus, bevor er ausgeſprochen hatte.

Er glaubte wohl ſelbſt an dieſe Erklärung ſeines Zuſtandes, denn von dieſer Zeit an begann er wieder ſeine Wanderungen und dehnte dieſe oft ſo weit aus, daß er müde nach Hauſe kam und in einen todähnlichen Schlaf verſank. Da die Paulhuberin nicht wiederkam, war ihm Das ein Beweis, daß ſich das Mittel bewährte, und er wandte es in noch größerem Maße an. Nur wenige Stunden des Morgens widmete er der Arbeit, den Reſt des Tages und einen Theil der Nacht brachte er auf ſeinen Wanderungen zu, ſo daß man ihn bald in den entlegenſten Dörfern der Gegend kannte. Eines Tages berichtete ihm des Morgens, als ſie ihm das Frühſtück brachte, die Paulhuberin, daß geſtern während ſeiner Abweſenheit ein Herr da geweſen ſei, der auf dringende Weiſe nach ihm gefragt und es auch verſucht habe, von ihr, der Paulhuberin, allerlei Einzelnheiten über ihn, Herrn Erhard, zu erfahren.

„Ein Herr?“ fragte Erhard, „welcher Art Herr?“

„Er ſah aus wie ein Beamter.“

„Wie ein Beamter?“ ſtutzte Erhard. „Gut, ich will heute ſpäter oder gar nicht ausgehen, um ihn nicht zu verfehlen.“

„Er wollte auch wiederkommen,“ verſicherte die Paulhuberin.

Bald darauf klopfte es an die Thüre, und ein ganz in Schwarz gekleideter Herr, dem man das Beamtenthum in der That ſofort anmerken mußte, trat ein. Erhard ſchüttelte ſich einen Augenblick, als ob ein kalter Froſt alle ſeine Glieder durchrieſelte, aber ſchnell gefaßt, erhob er ſich, bedauerte, daß er den Herrn geſtern verfehlt habe, und lud ihn ein, ſich zu ſetzen. Während er ſo ſprach, lag ſein Auge prüfend, ja grübelnd auf dem Fremden. Dieſer ſtellte ſich ihm als Miniſterialrath R... vor, bedauerte, ihn zu ſtören, und entſchuldigte ſich mit der Wichtigkeit des Geſchäftes.

Er ſetzte ſich und ſagte, daß er im Auftrag des Miniſteriums des Aeußeren komme.

„Des Aeußeren?“ fragte Erhard raſch und athmete tief auf, als ob eine Laſt von ſeinem Herzen fiele.

„Ja, des Aeußeren. Sie ſcheinen,“ fragte der Miniſterialrath, „einen Beamten eines andern Departements erwartet zu haben?“

„Allerdings, allerdings,“ beſtätigte Erhard, „ich bin Schulmann ... Vom Miniſterium des Unterrichts ... was hat ein armer Schulmeiſter mit dem Miniſterium des Aeußeren zu thun?“

„Doch,“ lächelte der Fremde, „wenn der arme Schulmeiſter im Beſitze wichtiger Staatsgeheimniſſe iſt, die einen auswärtigen Hof betreffen.“

Der Miniſterialrath erklärte ihm jetzt in wohlgeſetzter und offenherziger Rede, daß er komme, um jene Verhandlungen wieder aufzunehmen, welche man mit dem Herrn Präzeptor, leider vergebens, ſchon vor längerer Zeit eingeleitet. Er hoffe, jetzt glücklicher zu ſein, wenn er dem Herrn Präzeptor vorſtelle, daß er mit Uebergabe des Manuſkriptes, das ſich in ſeinem Beſitze befinde, an die Regierung dem Vaterlande einen Dienſt leiſte. Die politiſche Konjunktur ſei der Art, daß Alles darauf ankomme, ſich die Freundſchaft jenes großen Hofes zu erwerben, deſſen Geſchichte das Memoire des Herrn von W. enthalte. Es handle ſich gar nicht darum, das Manuſkript an jenen Hof auszuliefern, man wolle Herrn Erhard alle Bürgſchaft geben, daß es hier im Lande, im Staatsarchive wohl verwahrt bleiben werde; ſchon die Verſicherung, daſſelbe dem Privatbeſitz entzogen, im Staatsarchive aufbewahrt und die Veröffentlichung verhindert zu haben, werde hinreichen, ſich die Freundſchaft jenes Hofes, dieſe koſtbare Freundſchaft, zu erwerben und damit viele Vortheile, die dem Land zu Gute kommen würden. Man wiſſe ſehr wohl, daß Herr Erhard mit dem Manuſkripte einen namhaften Beſitz, einen poſitiven Geldwerth aus der Hand gebe, aber die Regierung ſei gerne bereit, ihm dieſen Verluſt vier- und fünffach zu erſetzen und ihn zugleich mit allen Ehren auszuzeichnen, die ein Mann verdient, der dem Staate einen ſo wichtigen Dienſt leiſtet. Man wiſſe ja auch, daß er alle Talente beſitze, um bedeutende Aemter zu bekleiden; und daß, wenn man ihn in ſolche einſetze, Dieſes weder nach Gunſt und Belohnung, ſondern ganz und gar nach Verdienſt geſchehen würde.

Erhard dankte für die ebenſo offene als ſchmeichelhafte Art des Antrags, verſicherte den Miniſterialrath ſeiner patriotiſchen Gefühle, bedauerte aber, dießmal keine andere Antwort geben zu können als das erſte Mal. Er dürfe keine anderen Rückſichten haben, als die des Teſtamentsvollſtreckers, und keinen andern Willen, als den des Erblaſſers, der außerdem ſein Freund und Wohlthäter geweſen. Er dürfe mit dem Manuſkripte nichts Anderes beginnen, als es in einer gewiſſen feſtgeſetzten Zeit und in einer beſtimmten Form veröffentlichen.

Nach dieſer beſtimmten Erklärung verſuchte der Miniſterialrath, den Entſchluß Erhards auf die verſchiedenſte Weiſe zu erſchüttern; es fehlte unter Anderem auch die Mahnung nicht, daß es gefährlich ſei, dem Staate gegenüber eine widerwillige Stellung einzunehmen, und daß der Staat gewiſſermaßen die Berechtigung habe, ſich gegen ſolche unpatriotiſche Geſinnung mit allerlei Zwangsmitteln zu wahren. Und ſchon an der Thüre ſtehend, verſicherte der Miniſterialrath, daß er es bedauern würde, wenn man gezwungen wäre, an allerlei Vorgänge und Ereigniſſe Kombinationen zu knüpfen, vermittelſt welcher man auf entſchiedene Weiſe in das Privatleben des Herrn Präzeptors eingreifen und dem Gerichte Gelegenheit geben könnte, dem Staat einen Beſitz zu verſchaffen, auf den er als der Hüter des Gemeinwohls ein Recht habe. Der Miniſterialrath verbeugte ſich nach dieſen beziehungsvollen Worten, verſicherte, daß man noch einmal anfragen werde, und ging.

Erhard vergaß es, ihn auch nur bis an die Treppe zu begleiten. Der Fremde hatte kaum die Thüre hinter ſich zugezogen, als er ſich mit beiden Händen in die Haare fuhr. Dann beugte er ſich auf den Tiſch nieder und ſchob die Papiere, die da herum lagen, zuſammen und packte ſie, als ob er ſie dem Manne nachwerfen wollte. Dann wieder ging er mit großen Schritten auf und nieder, der Himmel weiß, wie lange! — Nachmittags unterließ er ſeine Wanderung; er ſcheute ſich, hinauszutreten in die Welt, unter die Menſchen, doch war es ihm zu eng im Zimmer. Er ging hinab in den Garten und ſetzte da ſeine ruheloſe Wanderung auf dem Kieswege fort. Dieſes raſche Hin- und Hergehen in dem kleinen Raume, auf den gewundenen Pfaden hatte etwas Unheimliches, Wildes. Bertha ſaß in der Laube, ſie ließ ihre Arbeit liegen und ſah ihm theilnehmend nach, bis ihr beinahe ſchwindelte. Es ſchien ihr Pflicht, ihn aus ſeinen Gedanken zu reißen. Sie bat ihn, ſich zu ihr zu ſetzen, und nur um ein Geſpräch zu beginnen, fragte ſie ihn, was denn der Herr heute Morgen von ihm gewollt habe, und was ihn ſo aufrege?

„Es handelte ſich wieder um das Manuſkript,“ ſagte er, indem er ſich niederließ, und beide Fäuſte auf die Kniee legend, fuhr er fort: „Es wird mein Unglück ſein, dieſes Manuſkript, es iſt wie ein Schatz, der Unheil bringt.“

„Aber mein Gott,“ fragte ſie theilnehmend weiter, „was iſt es denn eigentlich mit dieſem Manuſkripte, wovon handelt es?“

„Von einem Mord,“ antwortete Erhard ruhig.

„Von einem Mord?“ rief Bertha erſchrocken.

„Von einem Mord aus Staatsraiſon. Man hat an einem gewiſſen Hofe eine hohe Perſönlichkeit beſeitigt, weil ſie das Hinderniß einer Politik war, von der man ſich viel Gutes verſprach.“

„Wie kann aus einer Miſſethat Gutes entſtehen!“ rief Bertha entrüſtet.

Erhard räuſperte ſich, ſah vor ſich hin, erhob dann den Kopf und ſagte feſt: „Doch! . . . Das iſt eben die Geſchichte, die das Manuſkript enthält; der Mord, der bis heute noch Geheimniß iſt, hat die Früchte getragen, die man von ihm erwartete, Tauſende, Zehntauſende, Hunderttauſende freuen ſich heute gewiſſer Zuſtände, die ohne jene That niemals oder erſt ſehr ſpät hätten verwirklicht werden können.“

„Man hat Recht, die Veröffentlichung dieſer Geſchichte verhindern zu wollen,“ rief Bertha mit Eifer, „man ſoll der Welt nie ſolche Lehren geben, wie ſie dieſe Geſchichte gibt, daß aus einem Verbrechen Gutes entſtehen könne. Und es kann auch nicht, mag es Ihre Geſchichte mit hundert Thatſachen beweiſen, ich glaube es nicht. Wer Unheil ſäet, wird Unheil ernten, und das ſcheinbare Gute, das ihm aufwächst, iſt ein Diebſtahl, eine Beute, die der Mörder dem Gemordeten aus der Taſche ſtiehlt. Und welcher kurzſichtige Menſch hat das Recht, für die Zukunft zu ſorgen mit dem Leben ſeines Nächſten — und wer, außer dem Geſetze, darf den Muth haben, Andere zu richten.“

„Das meine ich auch,“ ſagte die Paulhuberin, die hinzugekommen war, „und darum überließ ich den General einem anderen Richter, denn in einer gewiſſen Stunde kam es über mich, das Grauenvolle: der Richter eines Andern zu ſein.“

Erhard ſtützte das Kinn in die Hand und ſchwieg. Als die Paulhuberin wieder ging, ſagte Bertha mit bebender Stimme: „Wie Vieles ſtürmt in letzter Zeit auf Sie ein, lieber Freund! Ich beobachte Sie und, erlauben Sie mir, es Ihnen zu ſagen, ich fühle das tiefſte Mitleiden mit Ihnen. Gewiß, Sie ſind ſehr unglücklich, und nun ſollen noch dieſes Manuſkriptes wegen allerlei kleinliche Verdrießlichkeiten dazu kommen. Trotz Allem, was ich geſagt habe, erkenne ich doch, daß Sie nur recht handeln, ja als edler Mann, indem Sie den Willen Ihres Freundes und Wohlthäters ehren, trotz allen Unannehmlichkeiten, die Ihnen daraus entſtehen können. Seien Sie gewiß, daß ich Sie nicht verkenne und,“ fügte ſie mit ſtockender Stimme hinzu, „daß ich wohl weiß, welchen Freund ich an Ihnen beſitze.“

Dieſe Worte reichten hin, Erhard mit Hoffnungen zu erfüllen, und ſelbſt die Beſorgniſſe, die nach dem Beſuche des Miniſterialraths in ihm aufgeſtiegen waren, zu verſcheuchen. Alltäglich ſaß er jetzt ſtundenlang bei Bertha im Garten, um ihr vorzuleſen oder in ihrer Gegenwart die kleine Lulu zu unterrichten. Die Vormittage und die Nächte hindurch arbeitete er, um mit dem Manuſkripte fertig zu werden; und ſtückweiſe ſandte er es fort ins Ausland an den Buchhändler, mit dem er den darauf bezüglichen Vertrag abgeſchloſſen hatte. Dieſen Vertrag in der Hand, rief er eines Tages, da das ganze Manuſkript ſchon in Sicherheit war, die Paulhuberin in ſein Zimmer, und ihr denſelben mit einem anderen kleinen Pakete von Schriftſtücken überreichend, ſagte er nicht ohne Rührung in der Stimme: „Frau Paulhuber, wir armen Menſchen können ja nicht wiſſen, was über Nacht aus uns wird. Vielleicht ſterbe ich oder gehe ich auf irgend eine Weiſe zu Grunde. Hier dieſes eine Paket enthält ein nicht unanſehnliches Vermögen, die Verſchreibung einer Summe, die in einer gewiſſen Zeit zu erheben ſein wird. Dieſes andere Paket enthält die Papiere, durch welche die Kinder der

Frau Hallwich zu Beſitzern dieſes Vermögens gemacht werden. Ich habe ſonſt Niemand, dem ich dieſe Dokumente anvertrauen könnte; Frau Bertha würde ſie höchſt wahrſcheinlich zurückweiſen. Alſo übergebe ich ſie Ihnen, und Sie werden zur rechten Zeit damit hervorzutreten wiſſen, um die Zukunft der guten Kinder zu ſichern." Ohne Ueberraſchung, mit großer Ruhe, ſelbſt mit einer gewiſſen Kälte, als geſchehe hier nur, was ſich von ſelbſt verſtünde, antwortete die Paulhuberin mit einem kurzen: „Ganz wohl!" übernahm die Papiere und verſprach, ſie aufs Sorgfältigſte zu verwahren.

7.

Seit dem großen politiſchen Ereigniſſe, dem Staatsſtreiche, der zu dem Geſpräche über das Gewiſſen Veranlaſſung gegeben, zu jenem Geſpräche, mit welchem unſere Erzählung begonnen, waren nunmehr viele Monate verfloſſen. Der Sieg der rückſichtsloſen Gewalt war feſtgeſtellt, Beiſpiel und Ermunterung waren gegeben, und ſo breitete ſich das Pariſer Syſtem raſch über den Kontinent aus, über die großen und kleinen Staaten. Es begann die Zeit, die wir heute als die Epoche der kraſſen Reaktion bezeichnen. Das Recht des Hauſes wie die perſönliche Freiheit wurden, wie man weiß, damals von den Regierenden nur ſehr gering geachtet. Dieß war die Urſache, warum ſich Erhard ſo ſehr beeilt hatte, das Manuſkript aus dem Hauſe und in Sicherheit zu bringen, mit Recht beſorgend, daß ihm, nach der Drohung des Miniſterialraths, eines ſchönen Tages die Polizei ins Haus brechen und ſich ſeines Eigenthums bemächtigen könnte. Aber jene Drohung ſchien ſich nicht verwirklichen zu wollen. Seit dem Beſuche des Miniſterialrathes waren Wochen vergangen, ohne daß in dieſer Beziehung etwas geſchehen wäre, eine ruhige Zeit, eine ſchönere, als ſie Erhard ſeit dem Tode Hallwichs verlebt hatte. Zwar nahm der Kultus Bertha's für ihren verſtorbenen

Mann nicht im Mindeſten ab; er wuchs im Gegentheil in dem Maße, als die Wochen und Monate ſeit ſeinem Tode zunahmen: die letzten traurigen Jahre ihrer Ehe traten mehr und mehr in den Hintergrund, um der lebhafteſten Erinnerung an die ſchönen Tage der jungen Liebe und einer wahrhaften Schwelgerei in dieſen Erinnerungen zu weichen. Allein dieſe Schwelgerei war eine ſtille, verſchwiegene, ſie konnte täuſchen, und wer ſich täuſchen wollte, konnte annehmen, daß ihr Schmerz gelinder wurde, daß die Zeit ihre Macht ausübte. Dazu kam, daß ſie, ſeit ſie in Erhards Herz geblickt, ihm ihre Theilnahme nicht verſagen konnte und es für ihre Pflicht hielt, Dasjenige, was ſie ihm verſagen mußte, durch Freundſchaft und Wärme des Umgangs zu erſetzen. Es koſtete Erhard manchmal ein bitteres Lächeln, wenn er ſich ſagte, mit wie Wenigem er ſich nach großen Hoffnungen und mit der verzehrenden Leidenſchaft im Herzen begnügen mußte; aber ein Reſt von Hoffnung war ja doch immer da, und in den ſchönſten Stunden, deren er noch fähig war, träumte er von einem Zuſammenleben mit Bertha, von einem ſo innigen und ſchönen Zuſammenleben und von ſo ſorgſamer Thätigkeit für die Kinder, daß ihm die Zukunft voll Beruhigung, voll Erſatz und Sühne für ſeine Vergangenheit erſchien.

Dieſen Träumen und dieſem ſtillen Leben machte ein einziger Tag ein raſches Ende. Die Drohung jenes Beamten erfüllte ſich. An einem frühen Morgen brach die Polizei ins Haus und durchwühlte, allen Proteſtationen zum Trotz, und obwohl Erhard der Wahrheit gemäß verſicherte, daß ſich das Manuſkript nicht mehr im Hauſe befinde, ſeine ganze Wohnung. Alle Möbel, jedes einzelne Buch wurde durchforſcht, hie und da ſelbſt Bretter des Fußbodens aufgeriſſen und die Wände nach geheimen Verſtecken durchſucht. Die Arbeit der Polizei nahm mehrere Stunden in Anſpruch. Erhard ließ ſie gewähren, indem er ſich in den Garten begab und ruhig in die Laube ſetzte. Theilnehmend trat bald Bertha zu ihm, legte die Hand auf ſeine Schulter und glaubte ihm mit Wärme zuſprechen zu müſſen. Die Kinder, erſchreckt durch den Aufruhr, weinten; die Paulhuberin ging unruhig durch Haus und Garten. Von Zeit zu Zeit blieb ſie vor der Laube ſtehen und betrachtete Erhard und Bertha mit Kopfſchütteln und manchmal mit ſo düſteren und mißbilligenden Blicken, daß Erhard, wenn er ſie bemerkte, ein Fröſteln überlief und er ſich verſucht fühlte, ſo oft die Paulhuberin ſich näherte, die Hand Bertha's von ſeiner Schulter zu entfernen.

Nach Stunden rief der Polizeikommiſſär Erhard ins Haus, um ihm anzuzeigen, daß er ſich mit ſeinen Leuten entferne, fügte aber, offenbar erbittert über die Erfolgloſigkeit ſeiner Arbeit, mit andeutungsvoller Geberde hinzu, daß er wohl bald und dann vielleicht in wichtigeren Angelegenheiten zurückkehren werde. Erhard antwortete nichts, oder vielmehr er wollte antworten, unterdrückte aber das Wort, als er bemerkte, daß die Paulhuberin neben ihm ſtand und daß ihr Auge, während der Polizeikommiſſär ſprach, forſchend, lauernd auf ſeinem Geſichte ruhte.

Dieß Eine dankte er dem Vorgange, daß ihn Bertha an dieſem Tage nicht verließ; er mußte mit ihr und den Kindern zu Mittag eſſen, und gegen Abend — es war ein lieblicher, ſchöner Spätſommerabend — lud ſie ihn ein, mit ihr und den Kindern einen Spaziergang in die Wälder zu machen. Glücklicher, als er es ſeit lange geweſen, kehrte er heim, und dieſer Zuſtand ſchien ſich zu einem dauernden geſtalten zu wollen, da Bertha auch in den folgenden Tagen, ihre Arbeit vernachläſſigend, fortfuhr in ihrer Sorgfalt für den bekümmerten Mann und immer etwas erfand, was ihn auf die wohlthuendſte Weiſe zerſtreuen und beſchäftigen konnte. Die Paulhuberin allein hatte in dieſen Tagen ein mißvergnügtes Geſicht; die Einladungen zu den Spaziergängen ſchlug ſie mit Hartnäckigkeit aus und hielt ſich von Bertha ſowohl als von Erhard möglichſt ferne.

Deſto mehr überraſcht war Erhard, als ſie eines Tages in ſeine Stube ſtürzte und, vor Aufregung kaum der Sprache mächtig, ihm ankündigte, daß der General von Bismark unten ſei und ihn zu ſprechen wünſche. Der General folgte ihr auf dem Fuße.

„Verzeihen Sie, Herr Präceptor," begann er mit demſelben, ewig lächelnden Geſichte, „verzeihen Sie, daß ich alter Soldat in die geweihten Räume Ihrer Studirſtube bringe, um Sie mit einer Dummheit, ja, ja! einer wahren Dummheit zu beläſtigen." Er blickte um ſich, und da die Haushälterin hinter ihm wieder zur Stube hinausgeſchlüpft war, bevor er ihr ins Geſicht ſehen konnte, fuhr er, ſich niederlaſſend, fort:

„Wiſſen Sie, Sie wiſſen gewiß nicht, daß ſeit einigen Tagen die ganze Stadt ſich nur mit Ihnen beſchäftigt, daß allerlei Gerüchte umlaufen. — Du lieber Gott! es gibt doch nichts Schlimmeres, als eine kleine Stadt; da iſt von Diſciplin, von Subordination nicht die Rede, und jeder Dummkopf plaudert, was ihm in den Sinn kommt."

„Was plaudert man, lieber Herr General?" fragte Erhard geſpannt.

„Dummheiten, lieber Herr Erhard, Infamien, um die ſich ein anſtändiger Mann eigentlich gar nicht kümmern ſollte. Alles aus Neid, purem Neid! Man hat Sie in den letzten Tagen einige Mal an der Seite der ſchönen Frau geſehen, das reicht hin, um alle böſen Leidenſchaften wie Hunde gegen Sie loszulaſſen."

„Aber, Herr General, Sie ſpannen mich auf die Folter."

„Sie haben Recht, ich bin ein Schwätzer und glaube Sie vorbereiten zu müſſen, wo es ganz überflüſſig iſt. Sie werden die ganze Geſchichte eben ſo verachten und die Achſel darüber zucken, wie ich. Alſo kurz! das Gerücht, die Verleumdung oder, beſſer geſagt, der Stadtklatſch bringt Sie in Verbindung mit dem Tode jenes Unglücklichen, wie hieß er nur gleich?"

„Hallwich," ſagte Erhard ruhig.

„Hallwich, ganz richtig; und da wollte ich Ihnen nur ſagen, daß, wenn der Stadtklatſch irgend welche Folgen hätte, Sie ſich nur auf mein Zeugniß berufen mögen. Ich habe es ja oft mit angeſehen, wie Sie ſich mit dem Manne geplagt, um ihn glücklich nach Hauſe zu bringen, und wie er gerade an der Stelle, an der er dann wirklich verunglückt iſt, immer mit einer wahren

Manie anhielt und ſich über die Tiefe hinabbeugte, als hätte er ſelbſt den beſten Willen, dort ſeinem elenden Daſein ein Ende zu machen. Man wird dem Worte des alten Generals glauben, hoffe ich, und der Klatſch wird ein Ende nehmen. Ich beeilte mich, Ihnen das zu ſagen, weil ich vom Oberamtsrichter ſelbſt gehört habe, daß man damit umgehe, Sie nächſtens wegen der dummen Geſchichte ins Verhör zu nehmen."

„Ich danke Ihnen, mein lieber Herr General, für die Freundſchaft, die Sie mir zeigen," ſagte Erhard, unwillkürlich ſich vom Sitze erhebend; „ich werde ſie im gegebenen Falle zu benützen wiſſen."

Der General, der ebenfalls aufſtand, kam ſofort auf andere Gegenſtände zu ſprechen, angeregt durch die Büchertitel, die ihn von allen Seiten anſahen und die ihm eigentlich einen komiſchen Eindruck machten. „Ueber wie viel unnützes Zeug," ſagte er lachend, „man doch zu allen Zeiten geſchrieben. Da ſtehen ſie in Reih und Glied wie Regimenter, eine wahre Parodie auf die Armee, unbeweglich, machtlos, und doch will man uns einreden, daß dieſe papiernen Armeen mehr vermögen und Größeres zu Stande bringen, als unſer ausgezeichnetes Kriegsheer."

Der General lachte aus vollem Herzen und ſah dabei Erhard ſo einladend an, daß dieſer ſich gezwungen fühlte, mit ihm zu lachen und ſeinem Geſichte einen dem Geſichte ſeines Gaſtes entſprechenden heitern Ausdruck zu geben. Aber kaum hatte der General das Zimmer verlaſſen, als Erhard wie gebrochen auf ſein Sopha hinſtürzte. Mit gläſernen Augen ſah er vor ſich hin, ohne zu ſehen, und ſo ſah er auch nicht, daß die Paulhuberin in der Thüre des anſtoßenden Zimmers ſtand. Die Gegenwart des Generals hatte ſie magiſch angezogen; ſie konnte nicht anders, ſie mußte ſeine Stimme hören, ſie mußte den Mann, der ſo blutig in ihr Leben eingegriffen, wenigſtens nach der Art ſeiner Rede kennen lernen. So war ſie vom Vorzimmer aus in die anſtoßende Stube getreten und hatte das ganze Geſpräch mit angehört. War es, daß ſie ſich für verpflichtet fühlte, Erhard zu ſagen, daß ſie gelauſcht hat, oder wollte ſie ihm Anderes ſagen? Gleich nachdem der General die Stube verlaſſen, trat ſie in die Seitenthüre. Da ſie aber Erhard ſo ſtarr daliegen ſah, überlegte ſie eine Zeitlang und zog ſich dann ſchweigend zurück. Aber ſie war wieder an ſeiner Seite, als er unten im Garten erſchien und ſich mit beruhigtem Geſichte zu Bertha hinſetzte.

„Ich glaube,“ ſagte dieſe, „daß Ihnen von Seiten der Regierung wieder Mißhelligkeiten drohen. Ich kann es nicht ausdrücken, wie mich dieſe Widerwärtigkeiten für Sie empören. Wäre es nicht am Beſten, lieber Freund, Sie zögen ſich auf eine Zeit oder gänzlich aus dieſer Gegend zurück?“

„Ich kann es nicht,“ antwortete er mit ſtockender Stimme; „Sie wiſſen, was mich hier gebannt hält; nichts auf Erden liebe ich, als was die Mauern dieſes Hauſes einſchließen. Könnte ich es mit mir nehmen, wollten die Menſchen, die ich liebe, mir folgen —“

Er ſetzte ſeine Rede nicht fort. Auch Bertha ſchwieg. Sie ſah auf den Boden und ſagte endlich leiſe: „Vielleicht.“

„Vielleicht,“ rief Erhard mit einem Tone der Freude, wie er ſeit lange, vielleicht nie, aus ſeiner Bruſt hervorgekommen. Aber er verſtummte plötzlich, und es war ihm, als ob ſein ganzer Körper erſtarrte, da er ſich in demſelben Augenblick am Arme gefaßt fühlte. Die Paulhuberin hielt ihn, und ehe er ſich deſſen verſah, ließ er ſich von ihr willenlos aus der Laube in das Haus führen. Bertha, die erſtaunt aufgeſprungen war, winkte ſie mit der einen Hand, auf ihrem Platze zu bleiben und ihnen nicht zu folgen. Die Paulhuberin ſtieg mit Erhard auch die Treppe hinauf, und erſt oben auf dem Vorplatze begann ſie zu ſprechen:

„Herr Erhard, gehen Sie auf Reiſen, ja gehen Sie, weit fort von hier, und mein Mund wird ewig ſtumm ſein wie das Grab; aber gehen Sie allein. Es iſt Zeit, daß ich ſpreche. Ich ſehe, wie Bertha aus Mitleid für Ihre Liebe und Ihr Unglück ſich Ihnen mehr und mehr nähert; ſie würde endlich alle Ihre Wünſche erfüllen; Das darf nicht ſein. Sie darf in dieſen Armen nicht ruhen, welche —“

Hier ſchwieg die Paulhuberin wieder, ſie hatte nicht den

Muth, fortzufahren. Erhard ſah mit Blicken voll Todesangſt auf ihre Lippen, er brachte kein Wort hervor; er zitterte am ganzen Körper; Leichenbläſſe bedeckte ſein Geſicht. Die Paulhuberin athmete tief auf und fuhr fort:

„In jener Nacht — ich lauerte auf den General — ich weiß, was die Leute nicht wiſſen, daß Sie vom Nußſteig zum Johannisberge zurückgekehrt und von dort über die Ebene in die Stadt gegangen.“

„Ja,“ hauchte Erhard mit erſterbender Stimme, „aber —“

„Sie folgten ihm bis an die Bank, ohne ihn am Arme zu halten, immer drei Schritte hinter ihm —“

„Ja,“ beſtätigte Erhard wieder auf gleiche Weiſe, und wieder fügte er hinzu: „aber —“

„Sie ſaßen neben ihm auf der Bank, als er hinunterſtürzte,“ liſpelte ihm die Paulhuberin ins Ohr.

„Ja,“ ſtieß Erhard mit ungeheurer Anſtrengung hervor, „ich habe es nur geſchehen laſſen —“

Die Paulhuberin ſtreckte ſich empor und ſagte mit der Stimme eines Richters: „Das iſt genug, um — um ein Verbrecher zu ſein, um das Glück, Berthas Gatte zu werden, für immer zu verwirken. Ich werde es niemals dulden, niemals! Im Nothfall werde ich ſprechen, und wollen Sie, daß ſie es erfahre, wer den Tod ihres Mannes, den ſie noch heute liebt, — nicht verhinderte, vielleicht verſchuldete?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte ſie die Treppe hinab.

Als ſie im Garten ankam, ſtand Erhard am offenen Fenſter ſeiner Stube: „Lebe wohl, Bertha,“ rief er in den Garten, „ich habe dich geliebt bis zum Verbrechen!“

Erſtaunt, fragend, erſchrocken, ſah Bertha zum Fenſter hinauf; die Paulhuberin, der ein Gedanke durch den Kopf zu fliegen ſchien, wandte ſich, um in das Haus zurückzueilen. Da erſcholl ein Schuß im Zimmer Erhards.

In demſelben Augenblick drangen wieder die Diener des Gerichtes ins Haus.

Moritz Hartmann's

Geſammelte Werke.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1874.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort.

Mit dem zehnten Band iſt die Ausgabe von Moritz Hartmanns geſammelten Werken beendet, und es erübrigt nur noch, einige erläuternde Worte über die Anordnung derſelben nachzutragen.

Der Plan zur Einrichtung dieſer Geſammtausgabe iſt gewiſſermaßen vom Dichter ſelbſt vorgezeichnet. Nach einem im Jahr 1866 zwiſchen der E. Ebner'ſchen Buchhandlung in Stuttgart einer- und Moritz Hartmann, Otto Müller und Wilhelm Raabe anderſeits abgeſchloſſenen Vertrag ſollte die genannte Verlagsbuchhandlung ſowohl die ältern als die neuern und neueſten Werke dieſer drei Novelliſten und Schriftſteller in einem großen, ſerienweiſe auszugebenden Sammelwerk, „Hausſchatz deutſcher Erzählung“ veröffentlichen. Von Hartmanns älteren Werken ſollten erſcheinen: „Der Krieg um den Wald; Tagebuch aus Provence und Languedoc; Erzählungen eines Unſtäten; Von Frühling zu Frühling; Erzählungen meiner Freunde; Novellen; Bilder und Büſten; Nach der Natur; Märchen und Geſchichten; Der Gefangene von Chillon; Die letzten Tage eines Königs.“ Als neu wurden angekündigt: „Das Denkmal der Mutter, Roman in drei Bänden; Reiſen in Oſt und Weſt; Politiſche Erinnerungen; Kalendergeſchichten; Skizzenbuch; Religiöſe Erzählungen; Der Krieg in den Cevennen.“ Das Unternehmen ſcheiterte in Folge der Ungunſt der Zeitverhältniſſe nach kurzer Zeit; der von Hartmann vorgezeichnete Proſpekt blieb aber im Weſentlichen für die nach ſeinem Tod zu Stande gekommene Geſammtausgabe maßgebend.

Vorangeſtellt wurden in derſelben, nach einem ziemlich allgemein geltenden Gebrauch, die lyriſchen und epiſchen Dichtungen. Sie ſind in den erſten zwei Bänden enthalten, und wir verweiſen auf das dieſelben einleitende Vorwort.

Den Hauptbeſtandtheil des dritten Bandes bildet das „Tagebuch aus Provence und Languedoc.“ Dasſelbe, in einzelnen Partieen ſchon in verſchiedenen deutſchen Zeitſchriften veröffentlicht, erſchien geſammelt in zwei Bänden 1853 bei C. W. Leske in Darmſtadt. Die zweite, für den „Hausſchatz“ beſtimmte Auflage ſollte mit folgender, aus Stuttgart, Herbſt 1866, datirten Vorrede des Verfaſſers eingeführt werden:

> „Eine neue Auflage des Tagebuches aus Languedoc und Provence hätte ſchon vor Jahren erſcheinen ſollen;

allerlei äußerliche Umſtände, u. a. die Abweſenheit des Verfaſſers vom Vaterlande, verhinderten die Herausgabe. Dieſes vor fünfzehn Jahren geſchriebene Tagebuch heute in der Sammlung des ‚Hausſchatzes‘ wieder erſcheinen zu laſſen, nehme ich um ſo weniger Anſtand, als es bei ſeinem erſten Erſcheinen von Kritik und Publikum mit Beifall, ja mit großem Beifall empfangen worden und ich hoffen darf, daß dieß heute wie damals der Fall ſein werde. Geſchichte, Kunſtgegenſtände, Menſchen und Natur jener Gegenden, mit denen ſich das Buch vorzugsweiſe beſchäftigt, haben ſich ſeit damals wenig oder gar nicht verändert, und die wenigen Schilderungen der ſozialen und Partei-Zuſtände unter der Republik können in ſoferne nicht veralten, als ſie vielleicht einigen hiſtoriſchen Werth haben. Ich geſtehe, daß ich dieſe ſogar mit Vergnügen in ihrer urſprünglichen Form wieder abdrucke, da ſich manche an ſie geknüpfte Betrachtung und Prophezeiung ſeitdem bewahrheitete. Die intereſſanteſte auf dem Boden Languedocs ſpielende Geſchichte, den Aufruhr in den Cevennen, habe ich ſeitdem fürs Volk in ‚Engelhorns Volksbücher‘ unter dem Titel: ‚Die Kinder Gottes und die Prophetenkinder‘ erzählt. Das Büchelchen wird ſpäter, etwas erweitert, als Vervollſtändigung des Tagebuchs aus Languedoc und Provence dem Hausſchatz einverleibt werden.

Mögen Kritik und Publikum dieſe neue Auflage ebenſo freundlich empfangen, wie ſie die erſte vor vierzehn Jahren aufgenommen.“

Das in dieſer Vorrede erwähnte „Büchelchen“ konnte leider in der Geſammtausgabe keinen Raum finden. Die Hauptzüge deſſelben ſind ſchon im Tagebuch gegeben. Einzelne Verbeſſerungen, die der Verfaſſer jener zweiten Ausgabe des Tagebuchs zugedacht hatte, ſind unſerem Abdruck zu Gute gekommen. Angeſchloſſen wurden letzterem noch einzelne weitere Reiſeſkizzen: die „Briefe aus Dublin,“ dem Prutz'ſchen deutſchen Muſeum, die „Wanderungen durch celtiſches Land,“ dem Stuttgarter Morgenblatt, und die „Bilder aus Dänemark,“ die zuerſt ebenfalls in einer Zeitſchrift veröffentlicht waren, dem Sammelwerk „Bilder und Büſten“ (Zweite Ausgabe, Berlin, O. Janke 1862) entnommen. Zu bedauern iſt, daß es an Raum gebrach, auch die Briefe aus dem Orient, die Hartmann in den Jahren 1854 bis 1855 während des orientaliſchen Krieges in der Kölniſchen Zeitung veröffentlichte, zum Abdruck zu bringen und ſo der Rubrik in dem Proſpekt des Hausſchatzes: „Reiſen in Oſt und Weſt“ vollſtändig zu genügen.

Der vierte Band enthält den „Krieg um den Wald“ (Frankfurt, Literariſche Anſtalt, 1850) und die „Erzählungen eines Unſtäten,“ welche letzteren, ſowie die im fünften, ſechsten und ſiebenten Band mitgetheilten und geſammelt erſchienenen Novellen, Märchen und Erzählungen zuerſt in den verſchiedenſten Journalen und Zeitſchriften veröffentlicht wurden. Wir nennen von dieſen beiſpielsweiſe nur: Kölniſche Zeitung, Hamburger Nachrichten, Hartung'ſche Zeitung, Wanderer, Neue Frankfurter Zeitung, Neue Freie Preſſe, New-Yorker Staats-Zeitung, Morgenblatt, Wehls Jahreszeiten, Walesrode's Fortſchritt, Ruppius' Sonntagsblätter, Prutz' Deutſches Muſeum, Weſtermanns illuſtrirte deutſche Monatshefte, Gartenlaube, Ueber Land und Meer, Freya und viele andere. Die „Erzählungen eines Unſtäten" erſchienen geſammelt 1858 in zwei Bänden im Verlag von Franz Duncker in Berlin, die „Erzählungen meiner Freunde" bei O. Janke, Berlin 1862. Von den „Märchen und Geſchichten aus Oſten und Weſten" (Braunſchweig, G. Weſtermann 1858) ſind zwei: „Die Geſchichte des Königs Lavra" und die „des Elfenkönigs O'Donoghue," im dritten Band in die „Briefe aus Dublin," wo ſie urſprünglich ſtanden, eingereiht, und ein drittes Stück, „das Gewiſſen, Märchen aus der Auvergne," iſt nach dem Willen des Verfaſſers nicht mehr mit abgedruckt. Anderſeits wurde dieſe Sammlung durch vier neue, dem Jahrgang 1865 der Freya entnommene Märchen: „der Schuſter," „die erſte Himmelfahrt," „die Erſcheinung der Aebte" und „der Kuchen" vermehrt. Der früher den Schluß der „Erzählungen eines Unſtäten" bildende Anhang: „Weſtöſtliche Geſchichten aus der neueſten Zeit," der im vierten Band keinen Platz mehr fand, wurde im folgenden fünften an geeignet ſcheinender Stelle untergebracht. Die Novellen des ſechsten Bandes erſchienen zuerſt geſammelt in zwei Bänden

1863 bei Hoffmann und Campe in Hamburg, die des ſiebenten unter dem Titel: „Nach der Natur“ in drei Bänden 1866 bei E. Ebner in Stuttgart. Beigefügt wurde den letzteren noch „Der alte Richter“ aus dem Jahrgang 1866 der Freya.

Der achte Band enthält wieder drei größere Erzählungen Hartmanns: „Der Gefangene von Chillon“ (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1863; auch als dritter Band der daſelbſt erſchienenen Novellen); „Die letzten Tage eines Königs,“ im Winter 1864 auf 1865 entſtanden und zuerſt im Jahrgang 1865 von „Ueber Land und Meer,“ dann 1867 in einer Separatausgabe bei E. Hallberger wieder abgedruckt; und „Von Frühling zu Frühling,“ zuerſt 1861 im Verlag von Franz Duncker in Berlin erſchienen.

In Betreff des neunten Bandes verweiſen wir auf das denſelben einleitende Vorwort. Das „Andenken der Mutter“ iſt der im Proſpekt des „Hausſchatzes“ verſprochene dreibändige Roman, und die beiden andern, dem Auerbach'ſchen Volkskalender entnommenen Erzählungen ſollten der in jenem Proſpekt angekündigten Abtheilung „Kalendergeſchichten“ gerecht werden.

Die übrigen dort verzeichneten Rubriken ſollten nach beſtem Vermögen im zehnten Band vertreten ſein und ſo zugleich eine Auswahl aus jenen zahlreichen feuilletoniſtiſchen Erzeugniſſen bieten, in denen die leichte Produktionskraft des Dichters faſt unerſchöpflich war.

Als politiſche Erinnerungen eröffnen dieſen Schlußband die „Bruchſtücke revolutionärer Erinnerungen“ aus den von Ludwig Walesrode herausgegebenen „Demokratiſchen Studien,“ 1861. Dann folgen aus dem Jahrgang 1863 der „Gartenlaube“: „Die letzten Schickſale des deutſchen Parlaments“ und aus dem Wiener Concordia-Kalender für 1869: „Kleine Erlebniſſe während des Staatsſtreichs.“ Der „Brief aus Italien,“ der den Standpunkt des Verfaſſers in einer politiſch mächtig erregten Zeit bezeichnet und zugleich einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte und Charakteriſtik der italieniſchen Einheitsbeſtrebungen liefert, iſt an Karl Vogt gerichtet und dem Jahrgang 1860 der eben erwähnten „Demokratiſchen Studien“ entnommen. Die hierauf mitgetheilten biographiſchen Skizzen und Charakterbilder von Mazzini (aus der Neuen Freien Preſſe), Prim (aus der Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung), und dem königlichen Künſtler Dom Fernando (aus der Neuen Freien Preſſe) leiten von der Politik auf das heitere Gebiet der Kunſt über. Die lebensgeſchichtlichen Umriſſe von François Rude, Beranger, Barye und Stephen Heller, ſowie die „Wanderungen durch Pariſer Ateliers,“ in welchen Hartmann auch den vaterländiſchen Künſtlern volle Ehre angedeihen läßt, ſind dem Sammelwerk „Bilder und Büſten“ entnommen, während die „Erinnerungen an Roſſini,“ ein Muſter reizender Detailmalerei voll des anmuthreichſten Humors, der Neuen Freien Preſſe entlehnt ſind. Aus dem disparaten Gebiet feuilletoniſtiſcher Plaudereien ſind endlich unter der Abtheilung „Vermiſchtes“ drei Stücke mitgetheilt, die jedes für ſich gewiſſermaßen ein eigenes Genre vertreten: „Die Wunder des Magnetismus,“ aus dem „Fortſchritt,“ wiederholt und erweitert in der Freya; „Die ſchwarzen Bankozettel“ aus der „Neuen Freien Preſſe“ und „Eine Vermuthung“ aus der Freya.

Um endlich auch außer dem im zweiten Band abgedruckten Operntext „Roswitha“ eine weitere Probe von Hartmanns Befähigung zur dramatiſchen Poeſie zu geben, haben wir aus den drei vollendet im Nachlaß vorgefundenen originalen dramatiſchen Erzeugniſſen: „Sie ſind arm,“ Trauerſpiel in fünf Aufzügen, „Buridans Eſel,“ Luſtſpiel in einem, und „Gleich und Gleich,“ dramatiſches Sprichwort in zwei Akten, das letztgenannte, das, im Februar 1861 vollendet, faſt auf allen größeren deutſchen Theatern mit Erfolg aufgeführt wurde und bei einzelnen in das ſtändige Repertoire aufgenommen iſt, ausgewählt und beſchließen damit den zehnten Band.

Zwei dreiaktige Komödien des ſpaniſchen Luſtſpieldichters Moratin: „Die Scheinheilige“ und „Das Ja der Mädchen“ fanden ſich, ebenfalls vollendet, in deutſcher Ueberſetzung vor. Sie müſſen, wie die andern oben erwähnten, ausgeſchloſſen bleiben, weil mit dem zehnten Band das dieſer Ausgabe beſtimmte Maß des

Umfangs erfüllt iſt. Daſſelbe Schickſal betrifft auch den zuerſt im Jahrgang 1867 der Freya unter dem Titel „Adelig und Bürgerlich“ veröffentlichten und dann 1869 in einer Separatausgabe bei R. Leſſer in Berlin erſchienenen Roman: „Die Diamanten der Baronin.“ Auch die aus dem Franzöſiſchen des Perrault überſetzten, von E. Hallberger in Stuttgart in einer Prachtausgabe mit G. Doré'ſchen Illuſtrationen herausgegebenen Märchen ſind nicht in dieſe Ausgabe aufgenommen.

Von größeren Arbeiten Hartmanns iſt noch zu erwähnen ein anonym unter dem Titel: „Ein Tag aus der böhmiſchen Geſchichte“ 1845 bei F. W. Grunow in Leipzig erſchienenes Schriftchen. Daſſelbe enthält eine, K. S. unterzeichnete hiſtoriſche Einleitung und dann den Bericht über die letzten Tage und die am 21. Juni 1620 erfolgte Hinrichtung der nach der Schlacht am weißen Berge prozeſſirten böhmiſchen Notabeln. Die Erzählung rührt angeblich von einem zeitgenöſſiſchen Augenzeugen, einem Begleiter des den Verurtheilten beigegebenen Beichtvaters, Pater Roſacius, her. Das 103 Seiten Duodez zählende Schriftchen hat nur literaturgeſchichtliche Bedeutung; Hartmann erwähnte deſſelben ſpäter niemals gegen ſeine Freunde, und es wäre wohl vergeſſen, wenn er nicht davon an Karl Goedeke, dem wir dieſe Notiz verdanken, für deſſen literarhiſtoriſche Arbeiten Mittheilung gemacht hätte.

Möge dieſe Geſammtausgabe im deutſchen Volk das Andenken an einen edlen Dichter und Schriftſteller lebendig erhalten, der ſein Leben dem Kampfe um die höchſten Güter des Daſeins: Freiheit und ſchöne Menſchlichkeit, gewidmet hat.

Die Herausgeber.

Inhalt.

Seite
Bruchſtücke revolutionärer Erinnerungen 1
I. Prager März- und Apriltage 5
II. Frankfurter Septembertage 28
III. Wiener Oktobertage 39
Die letzten Tage des deutſchen Parlaments 73
Kleine Erlebniſſe während des Staatsſtreichs 95
Ein Brief aus Italien. An den Verfaſſer des „Juchhe nach Italia!“ 117

Biographiſche Bilder und Skizzen.

Mazzini 167
Prim 177
Künſtler und Prätendent 182
François Rude 190
Beranger 215
Barye 243
Stephen Heller 254
Erinnerungen an Roſſini 283

Wanderungen durch Pariſer Ateliers.

I. Fleury, Jerome, Hamon, Ary Scheffer . . 296
II. Guſtav Ricard 312
III. Hebert, Heilbuth, Brendel, Imer, Henneberg, Knaus 325

Vermiſchtes.

Seite
– Die Wunder des Magnetiſmus 353
Die ſchwarzen Bankozettel 391
– Eine Vermuthung 415
Gleich und Gleich. Dramatiſches Sprichwort in zwei Akten . . 427
Geſammtregiſter 479

Bruchſtücke revolutionärer Erinnerungen.

(1861.)

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Es wird erzählt, daß ein König in Kabul einmal dekretirte, daß das Jahr anno X, in welchem er von innern und äußern Feinden gedemüthigt worden, nicht exiſtirt habe, alſo in der Reihe der Jahre nicht zu zählen ſei; und in der That ſollen die Kabuliſtaner bis auf den heutigen Tag um ein ganzes Jahr hinter der Zeitrechnung ihrer Nachbarn zurück ſein, ſo ungefähr wie die Ruſſen um dreizehn Tage hinter gebildeten Nationen zurück geblieben. Jener Kurfürſt von Heſſen, der in ſein Land zurückkehrte, nachdem Andere für ihn die Franzoſen daraus verjagt hatten, dekretirte ſogar eine ganze weltgeſchichtliche Epoche hinweg und ließ wieder die Zöpfe wachſen, ohne jedoch die fünfzehn Jahre aus dem Kalender zu ſtreichen, was ebenfalls als ein Fortſchritt gegen Kabul zu betrachten iſt. Ein noch größerer Fortſchritt ſignaliſirt ſich heute in ganz Deutſchland und ſeinen Nebenländern. Heute dürfen wir doch wieder — jusque à nouvel ordre — wenigſtens ſprechen von jenem unheilvollen Jahre, das durch ein Dezennium nicht einmal in unſerer Erinnerung beſtehen durfte. Man ſpricht wieder von „Grundrechten des deutſchen Volkes,“ Schmerling taucht auf wie ein Geſpenſt, als Befreier, und er ſoll das Reichsparlament wieder aufrichten, das er mit ſo viel Fleiß begraben half; derſelbe Fürſt, der gewiſſe Prinzipien und Menſchen an den Galgen hängen ließ, läßt zwar die Menſchen noch immer dort hängen, nimmt aber die Prinzipien herab und trägt ſie dem Volke vor wie heilige Geſetzestafeln, und überall thut man, als gebe man Amneſtien, um ſich aufrichtig mit jenem unheilvollen Jahre zu verſöhnen.

Kaiſer proklamiren Konſtitutionen und Nationalitäten, deren Proklamatoren ſie haben hängen und würgen laſſen — denn Alles hat ſeine Zeit, und wer darüber ſpotten wollte, dem könnten wir antworten, daß Das alles nur billig und vernünftig ſei. Vor elf Jahren waren die Völker zu Dergleichen noch nicht reif: Das haben wir eingeſehen, daß noch grade elf Jahre zur vollkommenen Reife nothwendig waren; wir haben gehenkt, füſillirt, eingekerkert, konkordatet, Anleihen gemacht, geknebelt und die Länder den Jeſuiten und barmherzigen Schweſtern übergeben und Handel und Gewerbe ruinirt, nur um die erſehnte Reife hervorzubringen, und jetzt — ſind wir aufrichtig.

Benützen wir den günſtigen Moment, um uns mit dem von den Todten auferſtandenen Jahre 1848, ſo weit es erlaubt, zu beſchäftigen, bevor es wieder eingeſargt oder durch einen lärmenden Nachkommen ganz und gar in den Hintergrund gedrängt wird; erinnern wir uns an Kleinigkeiten, die ſchon unendlich klein ausſehen, da ſie durch eine Weltgeſchichte von Reaktionen, Verträgen, Oktroyirungen, Konkordaten, Kriegen, Anlehen, Konzeſſionen, Verſuchen, Veränderungen der Karte, Abdankungen, Regentſchaften, hiſtoriſcher Logik und momentanem Wahnſinne in unendliche Ferne gerückt ſind. Aber wie uralt auch jene Zeit ſei, die Menſchen leben noch, und Menſchen mit ihrem reizbaren Nervenſyſtem dürfen erſt viele Jahrzehnte nach ihrer Beſtattung gemalt werden, erſt um die Zeit, da es der Regel nach erlaubt iſt, ſie zu Trauerſpielhelden zu benutzen. Schmerling beweiſt, daß er lebt, alſo, mit ſeinen Zeitgenoſſen, noch unbrauchbar iſt; ſo wollen wir uns weniger an Individuen halten, als an allgemeine Momente, Vorgänge und anonyme Maſſen. Vielleicht daß es uns dann gelingt, was wir gar nicht erſtreben, belehrend zu ſein, belehrender, als wenn wir ſelbſt von maßgebenden Perſönlichkeiten, Palacky, Rieger, Windiſchgrätz u. ſ. w. ſprechen; vielleicht, daß wir dann an gewiſſe Mächte erinnern, die nicht zu verachten ſind, und an manche Kräfte, die ſich noch geltend machen werden. Während wir ſo zu unſerm Vergnügen uns

erinnern, erwerben wir uns vielleicht ein Verdienſt und geben, für mögliche Fälle, eine Warnung. — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

I.

Prager März- und Apriltage.

Die Märztage des Jahres 1848 fanden in ganz Deutſchöſterreich, vielleicht in ganz Deutſchland eine einzige wohlorganiſirte und kompakte Partei: die Partei der Slaven in Böhmen. Ob nun die Königinhofer Handſchrift apokryph ſei oder nicht, die ſlaviſche Bewegung war es auf keinen Fall. Mit der Veröffentlichung dieſer Handſchrift, welche beweiſen ſollte, daß die Czechen eine Sprache, eine Nationalität und endlich eine Literatur hatten, beginnt in Böhmen ein neues Leben, das Anfangs nur wie ein dünnes Rinnſal ſtill und beſcheiden, bald aber, wenn auch nicht viel breiter, doch viel lärmender dahinzog. Vor Allem ging man an die Ausbildung der Sprache, und theils aus Mangel an Produktivität, theils aus Takt begann man mit Ueberſetzungen aus allen Zungen; jedes ſelbſt mittelmäßige Talent wurde mit Liebe gepflegt und anerkannt und, ſelbſt wenn es nur der Wiederſchein des aus der Fremde Angeeigneten war, mit patriotiſcher Selbſttäuſchung für original gehalten. Bald glaubte man eine Literatur zu haben, obwohl man nur einzelne mehr oder weniger ausgezeichnete Individuen hatte, wie z. B. den früh verſtorbenen lyriſchen Dichter Macha, von dem man wenigſtens träumen konnte, daß er ein Byron und die Ehre des Landes geworden wäre, oder den in der That ausgezeichneten Hiſtoriker Palacky, der mit ſeinem heldenmüthigen Fleiße, ſeiner großen Gelehrſamkeit, ſeinem weitreichenden Blick und Kombinationsgeiſte, bei der bisherigen Vernachläſſigung, Verfälſchung und Verwirrung der vaterländiſchen Geſchichte, allerdings wie von der hiſtoriſchen Vorſehung geſchickt war, um ſeine Landsleute mit dem Stolze und, was mehr iſt, mit dem Bewußtſein einer hiſtoriſchen Exiſtenz zu durchdringen. Die Vergangenheit Böhmens in den verſchiedenſten Perioden iſt bis ins 17. Jahrhundert hinein allerdings der Art, daß ſie nicht nur die Jugend begeiſtern, ſondern auch dem Geſchichtsphiloſophen als eine unverlorene und unverlierbare Baſis einer Zukunft und Weiterentwickelung erſcheinen kann. In der That ſah man ſich nach einem weiteren Schauplatz für die junge, aufſtrebende Idee um. Aeußere Mächte mögen da entgegengekommen ſein; die Koryphäen der jungen Partei ſtanden mit Rußland in inniger Verbindung; aber es bedarf dieſer perſönlichen Erklärungen nicht, um den Panſlavismus zu motiviren. Der Panſlavismus war nirgends natürlicher als in Böhmen. Kaum zwei Millionen Czechen hinter ſich, von welchen zwei Millionen nur eine unendlich kleine Minorität an den neuen Beſtrebungen Theil nahm, umgeben von Deutſchen, war die neue Partei naturgemäß darauf geführt, ſich an ausländiſche Anverwandte anzulehnen, und zwar vorzugsweiſe an „den Vetter, der den großen Brummbaß ſpielt“ (wie Havliczek ſagt), an Rußland; abgeſehen davon, daß eine junge und begeiſterte Partei ſich nothwendig nach einer größeren Idee ſehnen mußte, als die war, in Böhmen wieder die czechiſche Sprache herzuſtellen, oder in unſerer Zeit der großen Staaten ſelbſt ein Königreich Böhmen aus alter Aſche auferſtehen zu machen. Rußland, das zu Hauſe den Panſlavismus verfolgte, reichte den Czechen die Hand, wohl wiſſend, daß Oeſterreich bald in den Zuſtand der Türkei herabſinken müſſe, beſonders wenn man ein wenig nachhülfe; und von dem ächt ruſſiſchen Wunſche beſeelt, auch in dieſem Nachbarlande eine Partei und die Hand im Spiele zu haben. Metternich ließ die neue Partei bis zu einem gewiſſen Grade gewähren; eine kleine Nationalität mehr in Oeſterreich konnte ihm nicht zu viel ſein, da ſeine innere Politik nichts als eine Reihe von Schachzügen einer Nationalität gegen die andere war, und er Behufs des Divide et impera die fortgeſetzten Theilungen und Sonderungen nicht ungerne ſah. Erfand er doch noch in den Vierziger Jahren in Galizien ſelbſt eine Nationalität, die Ruthenen, um im Schooße dieſer Provinz ein Gegengewicht gegen die Polen zu haben, obwohl er dieſe Ruthenen, indem er ſie von den Polen entfernte, ihrer Sprache und ihren Sitten nach den Ruſſen nur näher brachte.

So befand ſich die junge czechiſche Partei eigentlich in einer ſehr günſtigen Lage, die um ſo günſtiger war, als ſie ſich über Unterdrückung durch die Deutſchen beklagen konnte, was ſcheinbar ſehr wahr war, obwohl das unterdrückende Beamtenthum, das allein gemeint ſein konnte, nur aus Czechen beſtand und obwohl der Druck in Oeſterreich für alle Nationalitäten gleich war. Hätten die Deutſchen in Oeſterreich es gewagt, ſo viel von ihrer Nationalität zu ſprechen, wie die Czechen, ſie wären nach den Wiener Konferenzen und den Karlsbader Beſchlüſſen, den Lieblingskindern Metternichs, behandelt worden. Ein Theil des landſtändiſchen Adels, der durch das Metternich'ſche Büreaukratenthum als ſolcher allen Einfluß verloren, ſchloß ſich an eine Partei an, die doch wenigſtens dem Lande als Provinz wieder einige Wichtigkeit geben, vielleicht die Landſtände wieder beleben konnte. Und der böhmiſche Adel iſt reich. Unter ſo günſtigen Verhältniſſen organiſirte man ſich, bildete Geſellſchaften, bearbeitete das offene Land, das eigentlich allen dieſen Beſtrebungen ferne ſtand, gründete Zeitungen, die, wenn ſie auch fromm ſein mußten, doch Vereinigungspunkte abgaben, kurz, that Alles, was eine Partei kompakt und ſchlüſſig machen konnte. Die Hauptſache aber war, daß man im gegebenen Momente als Partei daſtehen konnte, in einem Staate, wo es keine Parteien gab, und endlich, daß man ſich und ſeine Kräfte kannte.

Dieß alles war bis zu einem hohen Grade der Fall, als die Februarrevolution ausbrach. Schon wenige Tage nach der Flucht Louis Philipps ſah es in Prag aus, als ob es nur und ausſchließlich von Czechen bewohnt wäre. Die Deutſchen exiſtirten nicht. Man glaubt allgemein, daß in Oeſterreich die Hauptſtadt Wien die Initiative der Revolution ergriffen. Dieß iſt nicht der Fall. In Prag ging die Bewegung ganz unabhängig von Wien vor ſich. Schon am 11. März wurde eine große Volksverſammlung im Wenzelsbade gehalten, und zwar war ſie von den Czechen veranſtaltet.

Von dieſer Volksverſammlung erfuhr ich erſt Tags vorher, zufällig und durch einen Deutſchen von der czechiſchen Partei. Ich äußerte meine Abſicht, ebenfalls dahin zu gehen, der Mann aber meinte, ich ſolle es lieber nicht thun. Ich war damals in einen Hochverraths- und Majeſtätsbeleidigungsprozeß verwickelt und halb und halb Gefangener; durch meine Anweſenheit, meinte er, könnte die Verſammlung einen revolutionären Anſtrich bekommen; Das ſollte ſie nicht. Damit war das ganze Programm der czechiſchen Partei ausgeſprochen. Man wollte eine Bewegung machen, man wollte fordern und ſeine Macht entfalten, aber ohne Revolution; im Gegentheil, auf die loyalſte Weiſe, als geſuchter Bundesgenoſſe der Regierung. Deutſche und Ungarn waren die Feinde des Slaventhums, d. h. die Elemente, welche das Vorherrſchen des Slaventhums in Oeſterreich verhinderten; die Ungarn waren ſchon furchtbar, die Deutſchen konnten es durch Deutſchland werden, wenn es ſich wirklich einigte; mit Italien war man ſchon im Kriege. Blieben alſo nur die Slaven, auf die ſich Habsburg ſtützen konnte, und man wollte Habsburg zeigen, daß es ſich auf ſie mit Zuverſicht ſtützen könne. Man begann die Revolution mit dem Rufe: Es lebe der Kaiſer! ſo weit ordnete man das aufſprudelnde patriotiſche Gefühl der Politik unter, daß man nicht einmal: Es lebe der König! rief. Natürlich! Es handelte ſich jetzt nicht um Böhmen, es handelte ſich darum, Oeſterreich überhaupt unter ſlaviſchen Einfluß zu bringen. In einem allgemeinen Reichstag (ohne Italiener) hätten ſiebzehn Millionen Slaven, mit einigem Terrorismus gegen die Deutſchen in Böhmen und in Verbindung mit der Regierung gegen Ungarn, die Majorität und jedenfalls einen überwiegenden

Einfluß gewonnen, da ſie mit einem ſolchen Reichstage Oeſterreich gänzlich von Deutſchland abgetrennt hätten.

Der vierzehnte März in Wien und die Flucht Metternichs brachten vollkommene Freiheit der Handlung, und nun zeigte ſich die vollendete Organiſation und Gliederung der ſlaviſchen Partei im ſchönſten Licht. Mit einem Male ſaßen Männer im Rathhauſe, die von Allen gekannt und wie zu ihren Aemtern prädeſtinirt waren, und wirkten andere, eben ſo auserwählte, in den Straßen, die eine öffentliche Meinung machten, welche immer in vollkommenſter Harmonie mit den Beſchlüſſen der Männer des Rathhauſes waren. Die bisher unbedeutenden, aber doch exiſtirenden czechiſchen Organe wurden unter der Preßfreiheit über Nacht gewaltige Zeitungen, und Journaliſten, von deren Talent das Metternich'ſche Regiment keinen Begriff hatte, zeigten ſich als kräftige, energiſche Publiziſten voll Feuer, Geiſt und Beredtſamkeit. Unter dieſen ragte Hawliczek, eine merkwürdige Erſcheinung, hervor. Ich kannte ihn von Jugend auf; er ſaß einige Jahre neben mir auf der Schulbank, und ich weiß, wie ſehr er urſprünglich Schriftſteller und Schriftſtellerei mißachtete; aber ein wahrer Fanatismus für ſeine Sache ließ ihn die Feder ergreifen und machte ihn ſelbſt zu einem Polemiker, der, bei einem längern Leben und in einer bekannteren Sprache, neben den ausgezeichnetſten Kämpfern mit der Feder genannt worden wäre. Bei aller Derbheit war er ſlaviſch-verſchmitzt, bei allem Fanatismus behielt er einen praktiſch offenen Blick. Er hatte etwas von den alten Huſſiten in ſeiner Seele. Er wurde das Vorbild vieler junger Leute, meiſt Studenten, denen zwar ſein Geiſt fehlte, die ſich aber an ſeinem Fanatismus entzündeten, in Palacky's Geſchichte ihren poſitiven Anhaltspunkt fanden und ſo geeignet waren, in ſolcher Zeit auf die Maſſen zu wirken. Von Tag zu Tag vergrößerten und vervollſtändigten ſich die Reihen der wirkenden Czechen, da ſie ihre Leute kannten und Alles, was dienen konnte, in dieſem wichtigen Momente unter die Fahnen riefen. So wurde in aller Eile Rieger aus Italien zurückberufen, wo er ſich der Geſundheit halber aufhielt, und er eilte raſch herbei, um bald und bis auf den heutigen Tag eine wichtige Rolle zu ſpielen.

Wie anders ging es uns Deutſchen! Nur Ein Beiſpiel anſtatt vieler. Auch wir wollten uns ein Organ ſchaffen und beriefen einen jungen Deutſchböhmen, der an einer deutſchen Univerſität verweilte und ſich in einer bedeutenden deutſchen Zeitſchrift als talentvollen Stiliſten erwieſen hatte. Er kam ſo eilig herbei wie Rieger aus Italien, aber kaum drei Tage nach ſeiner Ankunft war er zu den Czechen übergegangen. Wir brachten keine Zeitung zu Stande und mußten froh ſein, wenn wir in das höchſt gemäßigte, mit beiden Parteien tranſigirende Blatt der Brüder Haaſe oder gar in die offizielle Prager Zeitung einen Artikel bringen konnten. Bei dem loyalen Auftreten der Czechen und ihrem gleichzeitigen imponirenden Gebahren mit den Maſſen hinter ſich, waren wir die Revolutionären und zugleich die Schwachen; eine doppelte Urſache für das ängſtliche Kapital, wie überhaupt für die ängſtlichen Gemüther, ſich von uns zurückzuziehen.

Mit der Prager Deputation kamen aus Wien viele czechiſche und andere Studenten aus andern ſlaviſchen Ländern zurück. Letztere trugen ſlaviſche Tracht und wurden mit Enthuſiasmus empfangen. Wenige Tage darauf trug die ganze ſlaviſche Partei ſlaviſche Tracht, und was dieſe Tracht trug, gehörte wie von ſelbſt zu der großen Verbindung der „Swornoſt“ oder Eintracht. Dieſe Verbindung war bewaffnet, und obwohl eigentlich nicht zur Nationalgarde gehörend, beherrſchte ſie durch ihr jugendliches und feuriges Weſen wie durch ihre Zahl bald die Nationalgarde wie die ganze Stadt. Prag gehörte der Swornoſt, und die Swornoſt gehörte den wenigen Parteiführern. Die Swornoſt, von Eingeweihten geleitet, zum Theile dem Volke angehörend und überall mit dem Volke in Berührung, konnte die Maſſen nach Belieben in Bewegung ſetzen oder zurückhalten. Die Organiſation war vollendet, und offizielle Nationalgarde, bewaffnete Studentenſchaft und die zerfahrene deutſche Partei, die eigentlich als ſolche nicht exiſtirte, waren dieſem Organismus gegenüber beinahe lächerlich.

Es galt nun, eine Körperſchaft zu ſchaffen, die gewiſſermaßen das Land konſtitutionell repräſentire, eine Wohlthat ſcheine, indem ſie die Ordnung in die Hand nahm, und im gegebenen Falle dem Wiener Miniſterium Pillersdorf, überhaupt der deutſchen Wiener Revolution gegenüberſtehe. Man ſchuf den National-Ausſchuß (Narodny Wibor). Man berief eine Volksverſammlung in das Wenzelsbad und las ihr eine Namensliſte von Deputirten vor, die beinahe ohne alle Oppoſition durch Akklamation angenommen wurde. Auf dieſer Liſte befanden ſich die Namen der Slaven, die bereits Commitäten waren oder es werden ſollten, wie Schaffarik, Palacky, Hanka, Rieger, Hawliczek u. A., mehrere Magnaten, die bereits ſeit lange zu den Czechen gehörten oder jetzt aus Politik zu ihnen hielten, wie die beiden Grafen Franz und Mathias Thun, Graf Erwein Noſtiz, Graf Laczansky, Graf Wurmbrand, Fürſt Camille Rohan u. A. Um unparteiiſch zu ſein, wählte man auch drei Deutſche: den Dichter, Hofrath Karl Egon Ebert, der konſervativ war und von dem man nicht wußte, ob er zu Deutſchen oder Czechen hielt, den Dichter Alfred Meißner, der damals Sozialiſt und rother Republikaner war, und den Schreiber dieſer Zeilen.

Der ſo gewählte National-Ausſchuß zog mit großer Feierlichkeit und von ungeheuren Volksmaſſen begleitet auf den Hradſchin, in die Domkirche, um ſeine Thätigkeit mit einem pompöſen Gottesdienſt zu beginnen; die Sitzungen wurden im Gubernialgebäude gehalten, und Graf Stadion, Gouverneur von Böhmen, hatte den Vorſitz. So wurde im Namen des Kaiſers geſagt. Graf Stadion ſagte zu Allem: Ja. Es waren natürlich die Czechen, die Vorſchläge machten und annahmen. Die deutſche unendliche Minorität — wir hatten, Ebert mitgezählt, drei Stimmen — war natürlich in keiner Weiſe maßgebend. Indeſſen handelte es ſich zu Anfang nur um Adminiſtratives und um Verwirklichung der von den Wienern errungenen freiheitlichen

Konzeſſionen, und wir konnten ohne Oppoſition und mit gutem Gewiſſen mitſtimmen.

Der National-Ausſchuß zeigte ſich, trotz des ſtarken ariſtokratiſchen Elementes, in Bezug auf dieſe freiheitlichen Konzeſſionen viel liberaler als ſelbſt ein großer Theil der ſogenannten Intelligenz. Dieſe, aus Gelehrten, Schriftſtellern, Advokaten &c. beſtehend, hatte ſich eines Tages verſammelt, um über die neue Preßfreiheit zu berathen. Vorherrſchend bei dieſer Berathung war die Angſt vor dem Mißbrauche der Preſſe, und es wurde ein Antrag geſtellt, der darauf hinauslief, die eben abgeſchaffte Zenſur in etwas anderer Geſtalt wieder einzuführen. Man wollte ein Komité niederſetzen, dem Alles, was gedruckt werden ſollte, vorgelegt werden und das über Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Veröffentlichung entſcheiden ſollte. Die Majorität in ihrer Aengſtlichkeit ſchien dieſen Antrag ſehr praktiſch zu finden und war bereit, ſich freiwillig die Sklaverei aufzulegen, die man eben erſt abgeſchüttelt hatte. Ich trat gegen dieſen Antrag auf und wurde ſofort von Hawliczek aufs Kräftigſte unterſtützt. Da wir Beide erklärten, daß eine ſolche freiwillige Sklaverei eine doppelte Schande ſei, daß wir uns ihr nie fügen würden, und da man uns geſetzlich nicht mehr unter die beabſichtigte Zenſur zwingen konnte, ließ man den Antrag fallen.

Im National-Ausſchuß hingegen machte man nicht den geringſten Verſuch, die neuen Freiheiten zu beſchneiden. Erſt als die Nationalitätsfrage an die Tagesordnung kam, wurde er uſurpatoriſch und gewaltthätig.

Deutſchland hatte ſich geregt, Berlin war frei und trug die dreifarbige Kokarde, in Frankfurt hatte das Vorparlament getagt, der Fünfziger-Ausſchuß gab einen Mittelpunkt ab, ein deutſches Parlament ſollte beſchickt werden. Damit kam einige Regung und einiges Bewußtſein in die Deutſchen Böhmens. Sie, die das Geld und die Bildung, die Induſtrie und den Handel beſaßen, waren bis jetzt dem thätigen und folgerechten Treiben der Slaven wie in einem lethargiſchen Zuſtande gegenüber geſtanden;

ſie, die wenigſtens zwei Fünftheile der Landesbevölkerung ausmachten und zweiundvierzig Millionen Deutſche hinter ſich hatten. Jetzt erinnerte man ſich, daß man deutſch war und daß man nicht ausgeſchloſſen ſein wollte, wenn Deutſchland einig wurde. Was noch vor wenigen Tagen unmöglich ſchien, machte ſich nun bald und halb von ſelbſt. Bei den Studenten, deren Lieutenant ich war, wurde es mir nun leicht, eine kleine Schaar um mich zu verſammeln; es ſchloſſen ſich bald Andere an: Doktoren, Advokaten, Kaufleute, und als man eine öffentliche Verſammlung zu Stande brachte, zeigte es ſich, daß wir ſelbſt in einem Theile des Volkes Sympathieen hatten. Auf dieſer Verſammlung wurde ich in das Komité der Deutſchen gewählt, aus welchem ich, da es ſich bildete, ausgeſchloſſen werden. Warum? Ich hatte drei Verbrechen begangen. Gleich nach den Wiener Konzeſſionen ſchrieb ich einen Aufruf an das Volk, in welchem ich es warnte, jetzt ſchon die Hände in den Schooß zu legen; es handle ſich darum, ſich Garantieen der Freiheit zu verſchaffen: ohne ſolche Garantieen ſei eine Reaktion unausweichlich. Das zweite Verbrechen war, daß ich zu Gunſten der Freiheit der Italiener geſchrieben hatte, was mir dieſe Deutſchen, die ein freies Parlament beſchicken wollten, nicht verzeihen konnten. Das dritte Verbrechen war mein Sitz im Nationalausſchuß. Er war ſlaviſch in ſeiner Majorität, ich war alſo, trotz meiner Oppoſition, ein Verräther. Ein Reichenberger Blatt gab mir geradezu dieſen Titel. Doch ſei dieſem Blatte Dank; es war eines der erſten Organe, die für die deutſche Sache auftraten. Die Volksverſammlung aber hielt mich nicht für einen Verräther, und obwohl ich uneingeladen auf die Tribüne trat, ſchickte ſie mich in das Komité der Deutſchen.

Einzelne Deutſche ſteckten nun die ſchwarz-roth-goldene Kokarde auf; ſie wurden mißhandelt; die Slaven kamen in große Gährung und nahmen eine feindliche Stellung ein.

Sie waren feſt entſchloſſen, die Frankfurter Parlamentsfrage nicht aufkommen, wo möglich nicht einmal diskutiren zu laſſen.

Sie waren darin nur logiſch. Ihnen war Böhmen nicht deutſch; von ihrem nationalen Standpunkte brauchten ſie eine achthundertjährige Geſchichte nicht anzuerkennen; wir Deutſchen waren ihnen Eindringlinge und Uſurpatoren; in den Kaffeehäuſern diskutirte man die Zukunft, die wenigſtens das alte großböhmiſche Reich ſammt Schleſien wieder herſtellen müſſe. Von Rußland wurde nicht geſprochen, aber es verſtand ſich von ſelbſt, daß, wie wir uns an die deutſchen Brüder anzuſchließen ſtrebten, ſie ſich im gegebenen Falle mit den ſlaviſchen verbinden könnten. Nur Hawliczek war ſo aufrichtig, mir, auf der Straße, in klaren Worten zu ſagen: Ja, ja, wir ſind lieber ruſſiſche Leibeigene, als freie Deutſche. — Darf ich von dieſen Worten öffentlichen Gebrauch machen? fragte ich. — Sagen Sie es der ganzen Welt! rief er und kehrte mir den Rücken. Ich hatte bald Gelegenheit, dieſen Ausſpruch Hawliczeks zu gebrauchen. Im deutſchen Komité veranſtaltete man eine Deputation an den Nationalausſchuß, welche für die Deutſchen dieſelbe Freiheit verlangen ſollte, deren ſich die Czechen erfreuten. Dieſe trugen nicht nur ihr Nationalkoſtüm, das Prag tant soit peu den Anſtrich eines Maskenballes gab, ſie trugen auch die weißrothe böhmiſche Kokarde und ſteckten überall ihre Fahnen heraus. Die Deputation ſollte daſſelbe Recht und den Schutz dieſes Rechtes vom Nationalausſchuß in Anſpruch nehmen. Unſere Abſicht war, die Frage zum Ausbruch zu bringen und den Nationalausſchuß, der ſich ſonſt ſo radikal geberdete, zu entlarven, indem wir ihn zur Enthüllung ſeiner gegen das Deutſchthum gerichteten Pläne brachten. — Die Deputation erſchien, geſchmückt mit dem ſchwarz-roth-goldenen Bande. Man ſuchte ſie mit guten Worten abzufertigen, ohne entſchiedene Antwort zu geben. Da ich der einzige Redner unter den Deutſchen war, erhob ich mich zur Vertheidigung der deutſchen Farben, um dann auf die Frankfurter Parlamentsfrage überzugehen. Ich ſprach ſehr verſöhnlich, indem ich die ſchöne Rolle hervorhob, die Böhmen, mit Deutſchland verbunden, als Vermittler der deutſchen Ziviliſation nach Oſten zu ſpielen könnte. Ich benutzte damals, nebenbei geſagt, jene Ausdrücke des „Ziviliſation nach Oſten Tragens," deren ſich ſpäter Herr v. Gagern in Beziehung auf Oeſterreich bediente und für die der Unglückliche ſo viel Spott hatte leiden müſſen. Trotz meiner Mäßigung ließ man mich nicht lange fortfahren, man widerſprach mir, man erhitzte ſich und mich, und ich ließ mich zu einer Anſpielung auf ruſſiſche Abſichten hinreißen. Widerſpruch von allen Seiten und gewaltiges Geſchrei. Der alte Hanka, der Finder oder Erfinder der Königinhofer Handſchrift, gerade Derjenige, deſſen ruſſiſche Sympathieen am Wenigſten ein Geheimniß waren, erhob ſich, ſprang mir einige Schritte entgegen, und beide Fäuſte ballend und drohend, rief er mir: Verräther! Verräther! zu. Ich ſtand am Fenſter, und Alfred Meißner, der neben mir ſaß, raunte mir ins Ohr: Gib Acht aufs Fenſter! anſpielend auf die beliebten hiſtoriſchen böhmiſchen Fenſterſtürze. — Da rief ich ihnen das Wort Hawliczeks zu; der Lärm wurde größer, und Hawliczek ſprang auf und leugnete das Wort.

Da es durch dieſen Vorgang ſelbſt den Vertrauensvollſten unter den Deutſchen klar wurde, daß vom Nationalausſchuß für die deutſche Sache keine Gerechtigkeit zu hoffen war, unſere deutſche Minorität in demſelben nur wie ein Spott ausſah und ich perſönlich vielen Deutſchen als ein Halber erſchien, ſo lange ich an den Berathungen Theil nahm, gaben wir, Meißner und ich, unſere Demiſſion.

Mittlerweile hatte ſich das deutſche Komité mit den deutſchen Städten des offenen Landes in lebhafte Verbindung geſetzt, und ſiehe da, es kamen uns aus den verſchiedenſten Gegenden mehr Sympathieen entgegen, als wir erwartet hatten. Hie und da hatten ſich ſchon Ausſchüſſe ganz in unſerem Sinne gebildet; an anderen Orten ſchuf man ſolche auf unſere Veranlaſſung mit größter Bereitwilligkeit, ja mit Begeiſterung. Die gute Stadt Leitmeritz ſchickte einige Abgeordnete nach Prag, um ſich mit uns in direkte Verbindung zu ſetzen und Mittel und Wege zu unſerem Zwecke zu beſprechen. Man beſchloß eine Deputation nach Wien, welche dort unſere Rechte geltend machen und die Ausſchreibung der Wahlen für Frankfurt bewirken ſollte. Ein reicher Prager Bürger, der beweiſen ſollte, daß der große Beſitz mit uns ſei, ein Dr. Juris (ich nenne ſo wenige Namen als möglich, da ich, in der Ferne, die Stellung nicht kenne, die jetzt die betheiligten Perſonen einnehmen und ich ihnen mit mancher Erinnerung vielleicht ſchaden könnte) und ich wurden mit dieſem Auftrage beehrt. Wir ſollten uns mit unſeren gerechten Forderungen und Beſchwerden geradenwegs an den Kaiſer und an den Miniſter Pillersdorf wenden.

Der Anblick Wiens erfüllte uns mit Freude und Wehmuth zugleich. Dieſer Genuß der gewonnenen Freiheit, dieſes friſche, junge Leben, dieſer Frühling in allen Gemüthern, dieſe feſtlich frohe Stimmung überall — wie verſchieden war Das alles von der düſteren, brütenden, argwohnerfüllten Bewegung Böhmens! Elf Jahre ſpäter erlebte ich etwas Aehnliches, als ich aus dem verpfafften, nun befreiten Bologna nach dem freudigen Florenz kam.

Der Kaiſer Ferdinand war krank, und ſein Bruder, Erzherzog Franz Karl, ſollte uns als ſein alter ego empfangen. Kaum waren wir in den Vorſaal getreten, als uns ein Kammerherr deſſelben, ein Graf Iſolan, mit ausgebreiteten Armen entgegenſtürzte und uns als Brüder mit brüderlicher Begeiſterung empfing. Graf Iſolan iſt, wie männiglich aus Schillers Wallenſtein weiß, ein Kroat, alſo ein Slave. Er hatte von einer böhmiſchen Deputation gehört: er erwartete ſlaviſche Brüder. Ich werde das Geſicht nie vergeſſen, mit dem er unſere Bitte, „eine deutſche Deputation“ zu melden, anhörte. Dieſe Enttäuſchung! dieſe Verlegenheit! Doch faßte er ſich als guter Hofmann ſehr raſch und eilte mit anerkennenswerther Gefälligkeit, uns anzumelden.

Man führte uns in ein Zimmer, das zum Theil mit Bildern aus den Kriegen von 1809 und 1813 geſchmückt war. Der Erzherzog trat aus einer innern Stube und blieb kaum zwei Schritte von der Thüre ſtehen, aus der er getreten war, und bat uns, herbeizukommen. Er war ſehr aufgeregt und ſchüchtern. Es begann nun eine höchſt ſonderbare Audienz. So lange wir die verwickelten Verhältniſſe Böhmens auseinanderſetzten, ſchwieg der Erzherzog und hörte mit großer Spannung zu, als ob er etwas ganz Neues hörte. Erſt da wir auf Einzelnes kamen, Jeder von uns das Seinige hinzufügte und der Erzherzog ſich etwas orientirt hatte, antwortete er hie und da, aber beinahe immer mit den Worten des Vorredners. Der Prager Bürger z. B. verſicherte, daß die Deutſchen in Böhmen ganz gute Unterthanen ſeien. — Ach ja, fiel ihm der Erzherzog, immer gut Wieneriſch ſprechend, ins Wort — ach ja — Das ſein ſo gute Unterthanen. Schaun's, ich bin in Reichenberg geweſen, und da hab ich's g'ſehn, das ſein ſo gute Unterthanen, aber ſo gut, ſo treu. — Und wieder, als ich eben vom deutſchen Prinzip geſprochen hatte, rief er: Ja freilich, da um Reichenberg herum, da iſt überall das deutſche Prinzip, ich hab's ſelber g'ſehn, wie ich bin in Reichenberg g'weſen; da iſt überall das deutſche Prinzip. — Als dann Einer von uns verſicherte, daß ſich die Deutſchen in Böhmen nicht werden von den Czechen terroriſiren und ſlaviſiren laſſen, daß ſie ſich im Nothfalle lieber losreißen und, wenigſtens die Gränzbezirke, lieber an Sachſen und Baiern anſchließen werden, rief der Erzherzog voll Schrecken die Hände in einander ſchlagend: Daß Gott behüte! Das wär' ja ſchrecklich! — Als ich den Erzherzog in meiner Schlußrede daran erinnerte, daß doch auch die Habsburger Deutſche ſeien, fiel er mir mit einer Bewegung, als ob er ſich plötzlich an etwas längſt Vergeſſenes erinnerte, ins Wort und ſagte lächelnd: Freilich, wir ſein ja Deutſche, freilich, wir ſein Deutſche!

Gegen Ende fragte er uns nach unſeren Namen, und ſiehe da, er kannte ſie alle drei als höchſt ehrenwerthe Namen. Zum Schluſſe, ohne uns irgend welche entſcheidende Antwort zu geben, oder eine eigene Anſicht auszuſprechen, hat er noch aufs Gemüthlichſte: Jetzt, ſein Sie ſo gut und gehen Sie zum Pillersdorf und ſagen Sie ihm Alles ſo ſchön, wie Sie mir's g'ſagt haben; werden wir ſchaun, wie wir Hand in Hand gehen.

Mit dem Miniſter hatten wir eine weit ausführlichere Konferenz. Er war ſehr freundlich und zuvorkommend, aber man konnte es ihm anſehen, daß ihm die Beſchickung des Frankfurter Parlaments beinahe eben ſo unangenehm war, wie den Czechen, und daß er keine Luſt hatte, es mit dieſen zu Gunſten eines deutſchen Reichstages zu verderben. Mit ihrer Lovalität hatten ſie bereits erreicht, was ſie wollten; die Regierung fürchtete ſie und freute ſich zugleich, an ihnen Bundesgenoſſen zu haben. Als wir den Miniſter verließen, erfuhren wir im Vorzimmer, daß uns eine czechiſche Deputation um eine halbe Stunde zuvorgekommen war. Wir erkannten, daß wir von der offiziellen Welt nichts zu hoffen hatten, und beſchloſſen, uns auf die öffentliche Meinung allein zu ſtützen und auf eigene Fauſt zu handeln.

Nachdem wir uns mit dem deutſchen Verein Wiens, der meiſt aus Deutſchböhmen beſtand, in Verbindung geſetzt, reiſten meine beiden Kollegen nach Prag zurück, um dem Komité zu berichten und von dieſem Alles zu den Wahlen vorbereiten zu laſſen. Ich blieb in Wien, um in unſerem Sinne zu wirken und die maßgebenden Mächte für unſere Sache zu gewinnen. In der Aufregung damaliger Zeit, da jede Stadt, und vorzugsweiſe Wien, mit ſich ſelbſt und den eigenen Angelegenheiten zu thun hatte, waren die Vorgänge in Prag der Hauptſtadt, ſo zu ſagen, ein Geheimniß geblieben. Man ſah, daß ſich Prag regte, und damit war man zufrieden; in jeder Bewegung, die damals immer als eine revolutionäre vorausgeſetzt wurde, ſah man einen Zuzug, eine Hülfe, ohne weiter zu fragen, wohin dieſe Bewegung ſtrebte. Die Prager Bewegung war ſchon dieſelbe, welche ſieben Monate ſpäter den Fall Wiens herbeiführte. Ich hatte noch mehrere Beſprechungen mit dem deutſchen Verein, der in der That ſofort in unſerem Sinne auf die deutſchen Kreiſe Böhmens zu wirken anfing, und ſprach in der Aula vor den Studenten und dann vor dem eigens zu dieſem Zwecke zuſammenberufenen Schriftſtellerverein. Die Aula war von großer Wichtigkeit; die Studenten waren allmächtig. Aber ich machte daſelbſt eine überraſchende Erfahrung. Kaum hatte ich geſprochen, als ein Student die Tribüne ſtürmte und mich, ganz im czechiſchen Sinne, auf das Gröbſte und Roheſte abkanzelte; dieſem folgte ein anderer, etwas gebildeterer Redner, der aber ganz in demſelben Sinne ſprach und aus den Akklamationen, welche dort und da aus der Studentenſchaft dieſe Redner empfingen, erkannte ich, daß die Wiener Aula vom Czechenthum infizirt, oder, um mich eigentlicher auszudrücken, daß auch in der Aula das Czechenthum vertreten war und ſeine Vertheidiger fand. Die Beſtrebungen der Czechen wurden als die der Freiheit dargeſtellt, und mit deutſcher Großmuth glaubte die Aula dieſe gewähren laſſen zu müſſen und weiter nicht viel darnach zu fragen, wie es bei dieſen Freiheitsbeſtrebungen mit der Freiheit der Deutſchen ſtehe. Glücklicherweiſe hatte mir die pöbelhafte Art des erſten Redners ſchnell eine Partei gemacht und mir zugleich die Punkte angegeben, die aufzuklären waren, und ich hatte die Genugthuung, in der Aula eine zum Deutſchthum bekehrte Partei von Deutſchen zu hinterlaſſen.

Es handelte ſich aber vorzugsweiſe darum, daß unſere Bedrängniß bekannt und daß das Augenmerk Deutſchlands auf uns gerichtet werde. Dazu ſollte mir der Schriftſtellerverein verhelfen. Auch dort fand ich Leute, die bereit waren, die Czechen gegen uns Deutſche als gegen Uſurpatoren und Unterdrücker in Schutz zu nehmen. Saphir war der Erſte, der mir mit Wärme beitrat, und am Ende erhielt ich die beinahe allgemeine Verſicherung, daß man die Angelegenheiten Böhmens künftig nicht vernachläſſigen wolle. Doch erinnere ich mich nicht, daß ſich damals deutſche Zeitungen viel mit uns beſchäftigt hätten. Ich erinnere mich nur einiger Artikel, die Auguſt v. Rochow, den ich in Wien traf, über die ſchlimme Lage der Deutſchen in Böhmen in der „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte.

Nach drei Tagen folgte ich verabredetermaßen meinen Kollegen. Am Bahnhofe zu Prag ſtanden einige Studenten, die ſich mit mir in ein Geſpräch einließen, ſich als gute Deutſche zu erkennen gaben und mich in mein Gaſthaus begleiteten. Auf dem Wege erzählten ſie mir, daß die Czechen in großer Aufregung und zu Allem entſchloſſen ſeien, um die Wahlen für Frankfurt zu verhindern. Der bloße Gedanke an Frankfurt mache die Swornoſtler wüthend. Auch wüßten die Czechen ſchon Alles, was ich in Wien gethan und geſprochen, und ſie ſeien nicht gut auf mich zu ſprechen. — Für den Abend war eine große Verſammlung der Deutſchen angeſagt, in der ich Bericht erſtatten ſollte. Ich ging auf meine Stube und wechſelte die Kleider. Als ich wieder vor die Thüre trat, um mich in die Verſammlung zu begeben, fanden dieſelben Studenten noch da. Sie umringten mich und gingen mit mir in die Verſammlung. Ich fing an zu merken, daß ich eine Leibwache hatte.

Die Verſammlung im Konvikt-Saale war ſehr zahlreich beſucht. Als ich die Eſtrade beſtieg, um meinen Bericht zu erſtatten, flüſterte man mir zu, daß draußen im Hofe bewaffnete Swornoſtler umherſtreiften; in der That hatte ich in der Dämmerung ſelbſt einige bemerkt, und Einzelne, von der Oeffentlichkeit unſerer Sitzungen Gebrauch machend, ſaßen ſogar mit ihren ſlaviſchen Sackmützen mitten unter den Deutſchen im Saale. Das machte mich ſtutzig, ebenſo der Umſtand, daß ein Redner vor mir, ein Mitglied unſeres Komités, mit dem ich mich noch nicht hatte beſprechen können, ſoeben mit zitternder Stimme der Verſammlung inſinuirt hatte, alle germaniſchen Tendenzen aufzugeben und ihr Deutſchthum nur dadurch zu beweiſen, daß man Geld ſammle Behufs der Bewaffnung der Tiroler gegen die Italiener. Ich nahm mir darum vor, keine Zeit zu verlieren, mit den kürzeſten Worten auf die Frankfurter Wahlen zu kommen, zu ermahnen, daß man die Schritte der Regierung und ihre Erlaſſe nicht abwarte, und ſelbſt die Wahlen nach Frankfurt zu proklamiren. Alles Das ſagte ich in wenigen Sätzen und rief: Wir werden wählen! Auf dieſes Wort hin erhob ſich mitten im Saale ein furchtbares Getümmel, und in demſelben Augenblicke drangen von allen Seiten Bewaffnete herein, ſchreiend, fluchend und alle möglichen Drohungen ausſtießen. Die Deutſchen waren unbewaffnet. Es entſtand eine ungeheure Verwirrung; viele Deutſche drängten zur ſelben Thüre hinaus, durch die die Czechen, Degen und Feuergewehre ſchwingend, hereindrangen. Im Momente gehörte der Saal ihnen, und ehe man ſich Deſſen verſah, ſtand Havliček, ebenfalls bewaffnet und in Swornoſt-Tracht, auf der Tribüne und ſchrie deutſchfeindliche Worte in das Getümmel hinein. Von Deutſchen war nichts übrig, als einige Mitglieder des Komités.

Im Gaſthauſe, in dem wir uns früherer Verabredung gemäß nach der Verſammlung zuſammenfanden, bat ſchon eines der Komité-Mitglieder, derſelbe Mann, der gerathen hatte, das Deutſchthum durch Sammlungen für die Streiter gegen die Italiener zu bethätigen. Er war in Thränen aufgelöſt, gab Alles verloren und beſchwor uns, abzulaſſen, da unſere Beſtrebungen nur Mord und Todtſchlag zu Wege bringen könnten. Da wir darauf nicht eingingen, gab er ſeine Entlaſſung und ſchlich weinend davon. Der Reſt des Komités blieb zuſammen und ſchrieb an die verſchiedenen Wahlkreiſe Deutſchböhmens, ſie ſämmtlich auffordernd, die kaiſerlichen Erlaſſe nicht abzuwarten, die Wahlen für Frankfurt vorzubereiten und dieſe unfehlbar am 10. Mai vorzunehmen, ſelbſt wenn die Regierung ſie bis dahin noch nicht ausgeſchrieben haben ſollte. Wenige Tage darauf hatten wir Antworten und alle freudigen Anzeichen, daß das Land auf unſer Verfahren mit Energie einging. Um in lauern Gegenden die patriotiſche Gluth zu ſchüren, gingen Einzelne von uns dahin ab und thaten das Ihre.

Die Czechen waren indeſſen auch nicht müßig geweſen. Unzählige junge und alte Emiſſäre durchzogen das Land und wagten ſich ſelbſt in deutſche Gegenden, um gegen das deutſche Intereſſe zu wühlen. Vorzugsweiſe aber bearbeiteten ſie die czechiſchen Kreiſe, um für den Fall, daß die Wiener Regierung doch die Wahlen ausſchreiben würde, dieſe von vornherein zu verdächtigen und unmöglich zu machen. In gemiſchten Bezirken kam es zu allerlei handgreiflichen Händeln. Die Parteienwuth ging bereits ſo weit, daß man, wie mir viel ſpäter erzählt wurde, einer armen alten Tante von mir, die von Politik ſo viel wußte wie von der baskiſchen Sprache, und die verlaſſen und in den allerärmlichſten Verhältniſſen lebend in einem kleinen czechiſchen Städtchen ſaß, eine arge Katzenmuſik brachte.

In Prag ſelbſt wurde es übler. Dieſe alte Hauptſtadt, deren Volk in verſchiedenen Epochen ſo große Eigenſchaften gezeigt hat, beſitzt heute einen Pöbel, wie ihn nur wenige Städte des Continents aufzuweiſen haben. In Rohheit läßt er ſich nur mit dem Londoner Mob vergleichen, doch iſt er nicht ſo muthig wie dieſer, obwohl zu allen Ausſchweifungen leicht verführbar. Bier, Branntwein, materielles Elend und die von dem öſterreichiſchen Syſteme und dem Kirchenregimente geförderte Verdummung haben ihn zu Dem gemacht, was er iſt — wenigſtens noch im Jahre 1848 war. Dieſer Pöbel ſtand hinter der Swornoſt, die ihn vermittelſt einiger ungewaſchener und verwilderter Köpfe, wie z. B. durch den Fuhrmanns-Gaſtwirth Faſter von der „Goldenen Gans,“ in Bewegung ſetzte, lenkte und leitete. Im April ſtand er in voller Gährung. Ich weiß nicht, wie weit die Anklagen gerecht ſind, die ſich damals überall erhoben und die behaupteten, daß Alles, was nun von dieſem Pöbel geſchah, im Sinne der czechiſchen Partei geweſen ſei, die ihn für mögliche Fälle habe in Bewegung bringen, üben und zugleich ihre Macht habe zeigen wollen. Gewiß iſt, daß dieſe Maſſe nur dieſer Partei gedient haben würde, gewiß iſt auch, daß die Swornoſt, die den größten Einfluß auf den Mob hatte, ſich ihm bei allen Ausſchweifungen am Wenigſten entgegenſetzte, ja ihn mit Ruhe gewähren ließ. Indeſſen iſt es doch gewagt, eine ſolche Anklage aufkommen zu laſſen; in ſolchen Zeiten bedarf eine ſolche Maſſe nicht erſt des Anſtoßes, um in Bewegung zu gerathen, und wenn die Swornoſt nichts gegen ſie that, ſo hat ſie ſich dieſe Unterlaſſungsſünde vielleicht nur zu Schulden kommen laſſen, um ſich dieſelbe, die ſie brauchen konnte, nicht zum Feinde zu machen. Ihre Schuld wäre dann nur eine negative. Allerdings könnte auch Manches angeführt werden, was die Schuld der Swornost als eine positive erscheinen läßt. Ich habe z. B. einen beliebten Fiaker in seiner Bierstube selbst seine populären Gäste gegen die Deutschen aufreizen hören, und auf einem Rundgange durch die Stadt, da ich in dieser trüben Zeit die öffentliche Stimmung erkunden wollte, traf ich eines Abends einen gewissen Arnold, der von der czechischen Partei immer als einer der Ihren anerkannt wurde, von einem Volkshaufen umgeben, dem er predigte, daß mit diesen Deutschen kurzer Prozeß und ein rasches Ende gemacht werden müsse.

Aber ich will nur weiter erzählen, welche Entwicklung die Prager Bewegung durchgemacht und was die Revolution, die überall so viel Erhebendes, Großes, Edles und Lichte gebracht, was diese selbe Revolution in Prag erbärmlich, gemein, widerwärtig machte.

Der Heldensinn des Prager Pöbels, sein Freiheitsdrang wandte sich erst gegen einige Bäckerläden und, in Folge dieses Triumphes ermuthigt, gegen die Juden. Vielleicht war das nur eine Reminiscenz an die Zeiten König Wenzels des Faulen und hätte man sich erst recht hussitisch und böhmisch gefühlt, wenn man in Allem und Jedem wie damals, zu Anfang des 15. Jahrhunderts, aufgetreten wäre.

Schon seit mehreren Tagen ging das Gerücht, daß es auf eine Judenhetze abgesehen sei; die Behörden trafen ihre Maßregeln, aber sie und die Nationalgarde waren ohnmächtig. Die Swornost, die etwas hätte thun können, that nichts. Die Juden, bereits mehrere Male im Tandelmarkte angegriffen, schlossen ihre Kramläden und zogen sich in die Judenstadt zurück. Eines Tages, mit zwei Freunden in der Nähe des Theaters spazierend, hörten wir vom Tandelmarkt her einen gewaltigen Lärm: Geschrei und Gepolter, als ob Bretter und Balken übereinander stürzten. Wir eilten hin und sahen, wie ein wilder Haufe die leeren Kramstellen der Juden niederriß. Dieß geschehen, schrieen sie: Auf die Juden! In die Judengasse! — Ich eilte nach Hause und holte meine Waffen, dann ins Karolinum, das Prager Universitätsgeſchildert. Ich fand eine Anzahl Studenten und unter dieſen einige, die bereit waren, den armen Juden zu Hülfe zu kommen. Wir bildeten eine kleine Kette, und der brave Schiller, Lieutenant der Studenten, ſtellte ſich als Führer vor den Zug. Neben mir marſchirte Dr. Johannes Spielmann, der zweite Direktor des Irrenhauſes. Auf dem Altſtädter Ringe angekommen, fanden wir den ganzen Theil des großen Platzes, der an die Judenſtadt ſtößt, von einer ungeheuren Volksmaſſe vollgedrängt. Sie ſchrie, ſie ſchimpfte, ſie erfand Anklagen gegen die Juden, um ſich gegenſeitig zum Angriff und zu Gewaltthaten aufzumuntern. Unſer braver Führer kommandirte vorwärts, und wir marſchirten, eng an einander geſchloſſen, durch die wüthende Menge. Der ganze Platz richtete ſich gegen uns, da ſie erkannten, daß wir den Juden zu Hülfe eilten. Aber ſie wagten es nicht, uns anzugreifen. Hätte nur Einer den Muth gefunden, in unſere kleine Schaar hineinzugreifen, wir waren verloren. Sie begnügten ſich, in Worten und mit Geberden zu wüthen. Ich werde nie das weißblaſſe Geſicht eines Maurerpoliers vergeſſen, der einer der Maſſenführer war, immer neben uns einherlief und ſchnaubend, beinahe ſchäumend wiederholte: Ich bin auch ein gebildeter Menſch, aber daß man Juden beſchützt, Das habe ich nie gehört! — Wir kamen glücklich an dem Marmorbrunnen vorbei und in die Nähe der alten Nikolauskirche, in die ſchmale Gaſſe, die in die Judengaſſe auf den Drei-Brunnenplatz führt. Es war ein ſchwerer Gang geweſen.

Dort fanden wir ſchon einige Studenten und unter dieſen mehrere, die zur czechiſchen Partei gehörten. Wir bildeten eine Kette, fällten das Bajonett und ſchloſſen die in die Judenſtadt führende Gaſſe ab. Das Volk, mit Schimpfen und Schreien, drängte ſo nahe heran, daß wir unſere Bajonette oft zurückziehen mußten, um die Vorderſten nicht zu ſpießen. So ſtanden wir ſtundenlang.

Es iſt auffallend, daß wir die Judenſtadt nicht ſchon im Beſitze des Pöbels fanden und daß er jetzt noch nicht an den

Angriff ging. Aber Das hatte ſeine Urſache. Die Haufen waren ſchon dieſen Morgen zurückgeſchlagen worden und zwar auf die wunderbarſte, auf eine wahrhaft bibliſche Weiſe. Sie drangen mit Wuthgeſchrei und in der ſicheren Hoffnung auf Beute bis auf den Drei-Brunnenplatz; der größte Theil der Juden flüchtete ſich, Weiber und Kinder hatten ſich verſteckt. Es ſah aus, als ſollten ſie ihre niedrigen Gelüſte auf wohlfeile Weiſe kühlen können. Aber ein einziger Mann machte ihre Hoffnungen zu nichte und rettete die bedrängten Juden. Dieſer, ein ehemaliger Kunſtreiter, der nach mannigfachen Fahrten in ſeine heimathliche Judenſtadt zurückgekehrt war, ſtürzte ſich allein und waffenlos dem heranſtürmenden Haufen entgegen, dort, wo ehemals das Thor der Judenſtadt geweſen und wo noch heute nur ein ſchmaler Zugang offen iſt. In dieſer engen, hohen und düſtern Gaſſe faßte er einen großen Schrank, der vor dem Laden eines Alt-Möbelhändlers ſtand, hob ihn in die Höhe über ſeinen Kopf und ſtürzte ſo, wie Simſon mit den Thoren von Gaza, den Philiſtern entgegen. Entſetzen ergriff die Anſtürmer, als ſie den gewaltigen Mann mit der noch gewaltigeren Waffe, wie einen ſtürzenden Berg, mit großen Schritten auf ſich zukommen ſahen. Es muß ihnen geweſen ſein, als ſähen ſie ein Wunder; die Vorderſten ſtürzten mit dem Schrei: Jeſus, Maria und Joſeph! auf die Knie, die Andern ergriffen die Flucht.

Die Erinnerung an dieſes Ereigniß war es wahrſcheinlich, welche die eben ſo feige als abergläubiſche Maſſe von einem entſcheidenden Angriff abhielt und die unſerer kleinen Anzahl zu Gute kam. Nach und nach vergrößerte ſich unſere Schaar durch Studenten und Nationalgarden, die durch andere Zugänge zu uns ſtießen. Unter den Studenten, die tapfer mit uns aushielten, war auch der junge Fürſt Rohan, damals ein Kind vielleicht von 16—17 Jahren. Endlich nach langem Harren kamen einige Kompagnieen Grenadiere, vom General Serbelloni geführt, einem ſehr einnehmenden alten Soldatengeſichte, der ſich lächelnd durch die Maſſen tummelte. Mit den Grenadieren vereinigt ſäuberten wir den Platz. Die Menge vertheilte ſich in die an die Judenſtadt ſtoßenden Straßen, in denen ausnahmsweiſe auch Juden wohnen durften, und warf Steine in die Fenſter. Aber die Gefahr war noch nicht beſchworen, und wir patrouillirten noch die ganze Nacht durch die Straßen und zwar nicht vergebens, da wir um Mitternacht einen Kahn am Landen verhinderten, welcher im Rücken der Judenſtadt, in der Nähe des „Ufers" Plünderer ans Land ſetzen ſollte. Da an dieſem und an den folgenden Tagen die Einnahme der Judenſtadt ſo verhindert werden, verſuchte man eine Judenverfolgung auf andere Weiſe einzuleiten. Oſtern war da, und plötzlich tauchte die alte Geſchichte von einem verſchwundenen Chriſten-Kinde auf, das gewiß die Juden als Oſterlamm geſchlachtet hatten. Die Juden zitterten. Aber nunmehr war man auf ſeiner Hut, und das Gewitter mit Blutregen zog vorüber.

Hat man bei ſolchen Erſcheinungen nicht Recht, zu ſagen, daß die Revolution in Prag einen widerwärtigen Charakter hatte? Aber ſie war nicht nur widerwärtig; für die Deutſchen hatte ſie auch eine unendlich traurige Atmoſphäre. Die Deutſchen waren nicht beliebter als die Juden, und gegen Deutſche ſprachen ſich czechiſche Parteigänger ſo offen aus und mit bewußtem Haſſe als der Pöbel gegen die Juden. Ungefähr um dieſelbe Zeit, da ich Füſter, Arnold und andere stump-orators ſo, wie oben geſagt, predigen hörte, kam Frau Jenny Lutzer-Dingelſtedt, eine geborene Pragerin, auf Gaſtrollen nach Prag. Sie ſollte die Hugenotten ſingen und bei der Gelegenheit, der herrſchenden Mode huldigend, einige czechiſche Nationallieder einlegen. Man erwartete eine czechiſche Demonſtration, und ich ging ins Theater, um dieſe zu ſehen, wie wenig es mir auch ums Theater zu thun war. Die Demonſtration beſchränkte ſich auf fanatiſchen Applaus, mit dem die czechiſchen Lieder aufgenommen wurden. Mir machte Anderes Eindruck. Im Verlaufe der Vorſtellung fiel mir die Aehnlichkeit unſerer Lage mit der der Hugenotten auf. Die Deutſchen in Böhmen waren von nicht minder fanatiſchen

Feinden umgeben. Eine unſägliche Trauer überfiel mich, und ich hätte weinen mögen, als eben ein bekannter czechiſcher Schriftſteller, der auch deutſch ſchreibt, an mir vorüberging und, mir auf die Schulter klopfend und auf die Bühne deutend, halb im Scherze, halb im Ernſte ſagte, als ob er meine Gedanken errathen hätte: Es kann's euch auch noch geben. Ich lachte ihm ins Geſicht.

Bald darauf ging ich der Wahlen wegen aufs Land und wurde ſelbſt gewählt. Da die Wahlen für Frankfurt in den deutſchen Bezirken eine Thatſache waren, beſchränkten die Slaven ihre Thätigkeit darauf, ſie in Prag und in den czechiſchen Kreiſen zu hintertreiben, was ihnen auch leicht gelang. Dieſes ſowie die Macht der vollendeten Thatſachen hat ſie etwas beruhigt. So wenigſtens ſcheint es mir; als Augenzeuge kann ich von dieſem Moment an nichts mehr berichten, da ich bald nach meiner Wahl nach Frankfurt abging. Dieſe fand Statt, ohne daß der darauf bezügliche Regierungserlaß veröffentlicht worden wäre. In meinem wie in vielen anderen Wahlkreiſen hinkte die Regierung dem fait accompli nach.

Als einige Paſſagiere des Elbſchiffes erfuhren, daß ſie einen Abgeordneten zur deutſchen Reichsverſammlung an Bord hatten, verlangten ſie vom Kapitän, daß er die ſchwarz-roth-goldne Flagge ausſtecke. Dieſer aber weigerte ſich. Er wolle das Leben ſeiner Paſſagiere nicht in Gefahr bringen; er habe die dreifarbige Fahne einmal aufgehißt, da ſei vom Ufer aus auf das Schiff geſchoſſen worden. Es ſei ein Polytechniker geweſen. Seit damals wiſſe er ſich beobachtet. Erſt als wir Raudnitz hinter uns hatten, wurde die deutſche Einheitsflagge aus einem verſteckten Winkel hervorgeholt.

So waren die letzten Eindrücke, die ich aus der Heimat mitnahm, welche ich nicht wieder ſehen ſollte.

Während ich dieſes ſchreibe, höre ich von neuen Bewegungen in Böhmen; czechiſche Programme werden wieder veröffentlicht; alte Namen, die auch in dieſen Zeilen genannt ſind, tauchen von

Neuem auf, und ich ſage mir, daß ich recht gethan mit Aufzeichnung dieſer Erinnerungen. Es kann bald eine Zeit kommen, da dieſe Vergangenheit zur Belehrung dienen dürfte.

II.

Frankfurter Septembertage.

Ueber Motive und Entwicklung der unglückſeligen Frankfurter Ereigniſſe des Septembers iſt in den Antworten auf die reaktionären Entſtellungen und Verleumdungen ſeiner Zeit ſchon die Wahrheit geſagt worden, und es fällt mir darum nicht ein, mir und dem Publikum eine bereits erzählte Geſchichte noch einmal zu erzählen. Was ich hier liefere, ſind Memoiren-Bruchſtücke, in denen ich nur aufzeichne, was ich perſönlich geſehen und erlebt habe.

Auf der großen Volksverſammlung der Bornheimer Heide war ich nur Zuhörer, aber ich ſah ſo viele Tauſende zum Handeln bereit, daß ich mit Blum und Vogt und der Majorität der Linken, als ſie des Abends im deutſchen Hofe dem Volke den Abſchied gaben und ſich gegen den Aufſtand erklärten, unzufrieden war, beinahe eben ſo unzufrieden, als das Volk ſelbſt, das im Hofe und in den Straßen in ungeheurer Menge verſammelt war und eine andere Antwort erwartete. Als ich ſpäter, in der Nacht vom 17. zum 18., gegen zwei Uhr über die Promenade um die Stadt ging, begegnete ich überall großen Schaaren, die, enttäuſcht, Frankfurt verließen und in ihre Heimat zurückkehrten. Denn die Städte und Dörfer auf viele Meilen in der Runde hatten ihr Kontingent zur beabſichtigten Revolution geſchickt. Von allen Seiten hallten Büchſenſchüſſe durch die milde Nacht; die Abziehenden entluden ihre Gewehre der überflüſſig gewordenen Ladung. In der Stadt war es ſtille.

In der Sitzung des 18. waren die Linken von dem plötzlichen Sturm auf die Paulskirche und durch die Gewandtheit, mit der der dicke Gfrörer bei dieſer Gelegenheit die Wände hinankletterte gleich einer Rieſenſpinne, eben ſo überraſcht und erfreut wie die Rechte; und nach der kurzen Sitzung waren ſie es, die über die militäriſche Machtentfaltung in den Straßen erſtaunten. Sie hielten ſie für überflüſſig; ſie wußten ja, daß es keinen Aufſtand geben ſollte, daß die ungeheure Mehrheit der Kampfluſtigen abgezogen war. Auf der Neuen Kräm ſtand eine preußiſche Kompagnie und ſah Gewehr bei Fuß zu, wie ungefähr vier Mann, nicht fünfzehn Schritte von ihnen entfernt, eine erbärmliche Barrikade bauten. Eine Dame, die ich am Arme hatte, äußerte den Wunſch, auch einmal eine Barrikade zu ſehen, und der Hauptmann, der die Preußen kommandirte, hatte Das kaum gehört, als er die Reihen öffnete, die Dame höflich einlud, vorzutreten, und ihr die Honneurs der Barrikade machte. Zwei Mann hätten hingereicht, die Barrikade mit ihren Kolben zu zerſtören. Es war an einen Kampf nicht zu denken.

Ich war von dieſer Dame zu Tiſche geladen und begleitete ſie nach Hauſe, vor die Stadt. Wir ſaßen kaum eine Viertelſtunde beim Eſſen, als ſich von der Stadt her ein ſonderbarer Lärm hören ließ; ich horchte — zum zweiten Male — ich eilte auf den Balkon — es war kein Zweifel, die Regelmäßigkeit der Entladungen verrieth es — es waren Salven. Es war mir, als wäre man da drin in der Stadt wahnſinnig geworden. Sollte man nutzlos, zwecklos, zum bloßen Vergnügen oder aus Leichtſinn, vielleicht aus Perfidie Menſchenblut vergießen? Ich lief in die Stadt — Salve auf Salve während des ganzen Weges. Außer mir kam ich in die Nähe des Hauptmanns an; dort ſtürzte mir der Abgeordnete Dietſch von Annaberg, blaß wie ein Verzweifelter, entgegen: Man ſchießt aufs Volk! in der Dönniges Gaſſe! rief er einmal übers andere. Wo ſind die Abgeordneten, daß man der Schlächterei ein Ende mache?

Wir liefen nach allen Seiten und fanden bald mehrere Mitglieder der Linken, die eben ſo aufgeregt herbeieilten. Im deutſchen Hof fanden wir einige andere verſammelt. Raſch wurde der Entſchluß gefaßt, zum Reichsverweſer zu gehen und von ihm einen Befehl zum Einſtellen des Feuers zu erlangen. Er war leider nicht im Taxis'ſchen Hauſe, und wir waren gezwungen, ihn in ſeinem Landhauſe auf der Bockenheimer Chauſſée aufzuſuchen. Das Eſchenheimer Thor war geſchloſſen, und wir verloren eine koſtbare Zeit, bis wir die Oeffnung deſſelben erwirkten, und eine noch koſtbarere Zeit verloren wir nach dem langen Wege beim Erzherzog ſelbſt. In einem ſo wichtigen Momente war er auf dem Lande! Er ließ uns zwar nicht lange warten, aber überflüſſig lange ſprach er über ſeine Politik, über die gegenwärtige Lage der Dinge und dergl., bis ihn Raveaux unterbrach und den gewünſchten Befehl zum Einſtellen des Feuerns, zur Beilegung des nutzloſen Kampfes verlangte. Da erfuhren wir erſt, daß wir umſonſt gekommen waren. Der Reichsverweſer konnte nichts thun; er bedauerte, er habe ja verantwortliche Miniſter — und dabei gab er bald mit Mienen, bald mit Worten zu verſtehen, daß das Inſtitut der Verantwortlichkeit nicht immer viel tauge. Er entließ uns mit einem an den Reichs-Kriegsminiſter von Peucker gerichteten nichtsſagenden Zettel. Alle Beredſamkeit Blums, Vogts, L. Simons, alles Stürmen des alten Grützner und alles Zureden Raveaux', dem ſo ſchwer zu widerſtehen war und für den der Reichsverweſer immer gerne eine große Vorliebe an den Tag legte, hatten nichts genützt. Der Reichsverweſer bedauerte ſehr, aber er blieb unerſchütterlich, ruhig und kalt.

Wir eilten, ins Miniſterium zu kommen, wo wir Herrn von Peucker und Herrn von Schmerling fanden. Beide betrachteten den Zettel des Reichsverweſers, wußten, was davon zu halten, und legten ihn auf den Tiſch. Der Kriegsminiſter nahm unſere Bitte mit noch mehr abſtoßender Kälte auf als der Reichsverweſer. Er verſchanzte ſich hinter das militäriſche point d'honneur; man könne die Truppen nicht zurückziehen. Das ſei gegen die Ehre. Sie aber gegen ein elendes Häuflein vorwärts marſchiren zu laſſen, gegen ein Häuflein, das ſich unangegriffen verlaufen hätte, und unnütz Blut zu vergießen, war nicht gegen die Ehre. Wir ſahen bald ein, daß es den Miniſtern vorzugsweiſe darum zu thun war, eine Revolution, die man im Keime hätte erdrücken können, mit Lärm niederzuſchlagen. Doch ließen wir nicht ab mit Beſchwören, mit Bitten und Gründen. Aber die Herren hatten ihre Gründe. Herr von Peucker blieb ſteif; Herr von Schmerling war bleich und ſchweigſam. Mittlerweile war auch Herr von Gagern eingetreten. Er ſtand bei Seite und ſchwieg, in ſeine gewöhnliche Würde gehüllt. Wir, Gritzner und ich, wandten uns an ihn mit der Bitte, doch auch ein Wort zu ſagen. Herr von Gagern antwortete mit jenem ihm eigenen, ſo berühmt gewordenen Pathos und Ausdruck, im tiefſten Baß: In Dinge, die mich nichts angehn, miſche ich mich nicht! Den Präſidenten der Nationalverſammlung ging es nichts an, daß man da draußen, einige Gaſſen weit, große Militärmaſſen auf ein Häuflein ſchießen ließ. Die Worte ſind mir ins Gedächtniß gegraben blieben. Mit einem Seitenblick auf Ludwig Simon ſagte er etwas Aehnliches, mit Beziehung auf deſſen Rede von der Bornheimer Heide; aber dieſer Ausdruck iſt mir entfallen.

Endlich nach langer Arbeit wies uns Herr von Peucker an den öſterreichiſchen General von Nobili, der die Truppen kommandirte. Dieſer Umſtand enthält vielleicht eine Entſchuldigung ſeines ganzen Benehmens. Er wußte vielleicht, daß er als Reichsminiſter nicht die geringſte Macht hatte, um auf einen öſterreichiſchen General irgendwie beſtimmend zu wirken. Wenn etwas geſchehen ſollte, konnte es nur durch den kommandirenden General ſelbſt geſchehen. Mit geringer Hoffnung begaben wir uns nach der Hauptwache, aber General Nobili beſchämte unſere Hoffnungsloſigkeit.

Mit der liebenswürdigſten Bereitwilligkeit ging er, wenigſtens zum Theil, auf unſere Wünſche ein und bewilligte, ohne

Zeit zu verlieren, einen Waffenſtillſtand von anderthalb Stunden. Während dieſer Zeit ſollten die Truppen auf eine gewiſſe Diſtanz von den Barrikaden zurückgezogen werden, wenn wir es dahin brächten, daß die Inſurgenten ihr Feuer einſtellten und den Waffenſtillſtand aufrecht erhielten. Indeſſen könne man vielleicht zu einer Löſung kommen. Den Abgeordneten, Major von Boddien, der zugegen war, bat er, uns zu begleiten und als Militär den Truppen die Nachricht von dem Waffenſtillſtand zu bringen.

Im Sturmſchritt liefen wir die öde Zeile hinab und riefen: Frieden! und um den Ruf zu erklären, ſchwenkten wir unſere Taſchentücher als weiße Friedensfahnen. Da ſpielte mir der Zufall einen Streich, der mir übel hätte bekommen können. Ich zog mein Taſchentuch hervor und ſchwenkte es: und ſiehe da, es war ein rother Foulard. Ich hatte die Kriegsfahne ausgeſteckt, eine Farbe, gegen die die Soldaten, in deren Mitte ich eilte, beſonders erpicht waren. Ich merkte es erſt nach einiger Zeit und rief zu den Fenſtern nach einem weißen Taſchentuche hinauf; ſogleich öffneten ſich mehrere, und eine Anzahl von Friedensfahnen wehten zu meinen Füßen herab. An der Konſtabler-Wache, wo die Hauptmaſſe der Truppen aufgeſtellt war und das heftigſte Feuern ſtattfand, trat Herr von Boddien, ſeinem Auftrage gemäß, in die Wachtſtube, nachdem er uns ein ſpöttiſches: Jetzt vorwärts, meine Herren! zugerufen hatte. Soldaten halten den Muth für ein Privilegium ihres Standes. Es haben aber an dieſem höchſtgefährlichen Punkte alle dieſe bürgerlichen Abgeordneten ihre Pflicht aus Menſchlichkeit eben ſo gut gethan, wie ſie irgend ein Soldat aus point d'honneur gethan haben würde. Herr von Boddien glaubte mir am nächſten Tage große Lobeserhebungen machen zu müſſen, und Major Deetz, Deputirter und Kommandant von Frankfurt, eine aufrichtige und grade Soldatennatur, wollte mir auf dieſe Lobeserhebungen hin und auf Das, was er ſelbſt geſehen hatte, von der Tribüne herab eine öffentliche Anerkennung verſchaffen. — Major von Deetz handelte in der beſten und reinſten Abſicht, da ich aber ſchon erfahren hatte, daß man eine hervorragende Perſönlichkeit der Linken, die eben ſo ihre Pflicht gethan hatte, wie die Andern, zu verdächtigen ſtrebte, und ich einſah, daß mein Lob gewiſſen Leuten nur als Folie jener Verdächtigung dienen ſollte, dankte ich dem guten Major Deetz für die gute Meinung und bat ihn, die Demonſtration ſein zu laſſen.

Wir ſtanden in einem mehrfachen Kreuzfeuer. Die Inſurgenten ſchoſſen aus den Fenſtern mehrerer Häuſer und hinter zwei großen Barrikaden, am Eingange der Allerheiligen-Straße und hinter dem Konſtablerwachthauſe, ungefähr aus einem Halbkreiſe heraus und von der Höhe herab. Viele ihrer Kugeln klatſchten vor uns aufs Straßenpflaſter, da ſie von der Höhe herab kamen. Die Soldaten ſtanden in verſchiedenen Gruppen und einzeln vor und hinter uns und ſchoſſen außerdem aus der Konſtablerwache, die ebenfalls hinter uns war. Die Kugeln, die an unſern Ohren vorbei ſauſten, kamen von den Seiten, von vorn und hinten. Mit dem Wehen unſerer Tücher war nichts gethan, obwohl wir zwiſchen den Kombattanten ſtanden; eben ſo wenig nützten Rufe und Zureden. Die Soldaten ſchlugen ſich mit Verbiſſenheit und großer Tapferkeit — oder beſſer geſagt — die Offiziere. Bei den gemeinen Soldaten bemerkte ich beinahe überall das Streben, ſich zu ſchützen, einen Punkt auszuwählen, wo ſie vor dem Schuſſe des Feindes ſicher waren. Viele ſprangen nach gethanem Schuſſe hinter die Konſtablerwache, um in Sicherheit neu zu laden. Die Offiziere aber — in meiner Nähe waren nur darmſtädtiſche Truppen — ſetzten ſich überall der Gefahr aus. Ich ſah einen Lieutenant, der, wie ein ausgeſtecktes Ziel, auf einer Barrikade ſtand und ſich um die Kugeln, die ihn umflogen, nicht im Geringſten kümmerte, und Das alles, um einen kaum handgroßen rothen Lappen, der auf einer kurzen Stange wehte, zu entfernen. Mit einer Ausdauer, die einer beſſeren Sache würdig geweſen wäre, hieb er mit ſeinem Degen auf den Lappen los, als gälte es, einen übermächtigen Feind zu erlegen.

Hart neben mir, beinahe auf mich, fiel ein darmſtädtiſcher Hauptmann, der ſeinen Truppen immer voraus geweſen. Ich ſehe noch die ſchwarzen runden, von grauen Kreiſen eingefaßten Löcher im Rücken ſeines Waffenrocks. Er ließ den Arm mit dem Degen ſinken und ſtützte ſich auf einen neben ihm ſtehenden Offizier, zu dem er ſchwach, aber ruhig ſagte: Mit mir iſt's zu Ende, laſſe mich zu meiner Schweſter bringen, ſie wohnt nicht weit von hier. Ach, es war ſehr traurig!

Wir waren gezwungen, den Soldaten und beinahe jedem Einzelnen es zuzurufen, daß Waffenſtillſtand ſei, und ſie an dem Arme zu faſſen, um ſie zurückzuführen. Aber ſie ſträubten ſich. Die drüben ſollten zuerſt zu ſchießen aufhören. Das ſchien die allgemeine Meinung, und wir verließen die Soldaten, um die Barrikaden zu erklimmen, auf die ſie zu ſchießen fortfuhren und aus deren Lücken, an denen wir hinaufkletterten, die Andern hervorſchoſſen. Als ich oben anlangte, ſah ich den alten Schlöſſel ſchon drüben bemüht, das Volk zurückzuhalten. Ludwig Simon kroch mit mir zugleich auf die Barrikade, was mich bei der ungeheuern Popularität dieſes Abgeordneten hoffen ließ, daß es jenſeits raſch zur Ruhe kommen werde. Ich ermunterte ihn, ſchnell hinabzuſpringen, während ich, rittlings auf der Barrikade ſitzend, mein Tuch ſchwenkte und nach beiden Seiten: Waffenſtillſtand! Friede! rief. Nach und nach verſtummte das Knallen, und ich ſprang hinab. In demſelben Augenblicke aber war wieder Gefahr da, daß die Feindſeligkeiten aufgenommen würden. Aus einem Hauſe brachte man einen Todten hervor, der ſeine Wunde auf der Stirne trug. Die Weiber ſtürzten ſich mit Geſchrei auf die Leiche, und die Männer kamen wieder in Aufregung und eilten nach vorn, um wieder zu feuern. Wir hatten die größte Mühe, ſie aufzuhalten. Der alte Schlöſſel mit ſeinem langen, halbgrauen Barte und dem ſchönen Geſichte war rührend anzuſehen, wie er hin und her ging und bat und beſchwor und ſich mit ausgebreiteten Armen vor die Barrikade ſtellte, um die Kombattanten davon abzuhalten. Armer Schlöſſel! einige Monate ſpäter wurde ihm ſein Friedensamt mit dem Tode des einzigen Sohnes vergolten.

Hinter der Barrikade ſah es eigenthümlich aus. Eine Menge Volkes, aber nur ſehr wenig Bewaffnete, ſo wenige, daß wir erſtaunt waren, wie ihr Widerſtand gegen ſo zahlreiche Truppen ſo lange habe dauern können. Doch waren gerade die Bewaffneten guten Muthes, in einer feſtlichen Stimmung und Anfangs nicht im Geringſten geneigt, dem Kampf durch Zurückziehen vom Kampfplatze ein Ende zu machen. Das unbewaffnete Volk allein war aufgeregt und empört.

Ein Theil der Abgeordneten kehrte in den Thurn-Taxis'ſchen Palaſt zurück, um, wie ſie hofften, die Sache zu Ende zu bringen; ein kleinerer Theil blieb hinter den Barrikaden, um über Aufrechthaltung des Waffenſtillſtandes zu wachen und die Inſurgenten zum Verlaſſen der Barrikaden zu überreden. Ich war unter dieſen letzteren. Es gelang uns, Viele vom Kampf abzubringen, indem wir ihnen die Nutz- und Zweckloſigkeit ferneren Blutvergießens vorſtellten; ſie zerſtreuten ſich durch die Nebengaſſen oder ſtiegen auch über die Barrikaden und gingen bewaffnet mitten durch die Truppen heim. Nur eine ſehr kleine Anzahl blieb hartnäckig hinter den Barrikaden, und unſere Vorſtellungen, die doch an Gewicht zunahmen, je mehr ihre Anzahl abnahm, waren fruchtlos. Deſto mehr Urſache hatten wir, für ſie beſorgt zu ſein, da die kurze Friſt des Waffenſtillſtandes ſchnell ablief, das Gerücht ſich verbreitete, daß zahlreiche heſſiſche und württembergiſche Artillerie im Anzuge ſei und daß man aus Mainz noch Bundestruppen nachkommen laſſe, und da bei all Dem aus dem Palaſte von einem definitiven Abſchluſſe der Feindſeligkeiten und überhaupt nichts zu hören war. Man ſchickte mich dahin ab, um Erkundigungen einzuziehen. Aber in der Nähe des Hotel de Ruſſie auf der Zeil wurde ich von einem Haufen wüthender Frankfurter Bürger umringt, die mich theils mit Fragen, theils mit Vorwürfen beſtürmten. Sie wußten, daß Artillerie herbeiziehe, und ſahen in ihrem Schrecke ſchon ganz Frankfurt bembardirt und alle ihre Häuſer in lichten Flammen. All das Unheil wurde der Linken zugeſchrieben; ſie hatte den ehrloſen Waffenſtillſtand von Malmoe verworfen, welcher die erſte Urſache der Aufregung war, ſie war überhaupt die Quelle alles Unheils und die Urheberin dieſes Blutbades, ſie, die Alles gethan hatte, um es zu verhüten, die das Volk, ihre einzige Stütze, deßhalb vor den Kopf geſtoßen und ſich gewiſſermaßen von ihm getrennt hatte. Es war nicht möglich, zu antworten. Die guten Leute ſchrieen zu ſehr und ſchloſſen den Kreis immer enger um mich, je öfter ich es verſuchte, mich von ihnen los zu machen, um meinem dringenden Auftrage, von dem ſo viel abhängen konnte, nachzukommen. Ich ſtand da als Gefangener und mußte Alles über mich ergehen laſſen. Nichts Schlimmeres als ein wüthender Philiſter. Aber meine Lage ſollte nicht nur unangenehm, ſie ſollte auch kritiſch werden. Plötzlich drängte ſich ein ungefähr vierzehnjähriger Knabe in Turnertracht durch die Menge und rief mit ſchrecklicher Naivetät: Fürſt Lichnowsky (er brauchte eigentlich einen Spitznamen, den ich hier nicht wiederholen will), Fürſt Lichnowsky iſt ermordet! Hätten ihn die ergrimmten Bürger gehört, es hätte mir ſchlimm ergehen können. Der Turner, der ſich, wie es ſchien, auf ſeine Nachricht etwas zu Gute that, wiederholte mit lauterer Stimme: Fürſt Lichnowsky iſt ermordet! — und um einen Beweis der Wahrheit zu liefern, hob er ein ſchwarzes Tuchläppchen in die Höhe und fügte hinzu: Das iſt von ſeinem Rocke! Aber, es iſt wunderbar, kein Menſch außer mir hörte auf den Turner, wie ſehr er ſich auch Mühe gab, die Aufmerkſamkeit auf ſeine Nachricht zu lenken. Ich hatte Zeit, ihm die Hand auf den Mund zu legen, erkennend, in welche Gefahr er mich verſetzte, obwohl ich die Nachricht für falſch und für eines der Gerüchte hielt, wie ſie an ſolchen Tagen gerne entſtehen. Ich wußte ja nicht, daß der Fürſt ſich dazu hergegeben hatte, auf Rekognoszirung auszureiten, und daß er in die Hände des Volkes gefallen war, das er kurz vorher von der Tribüne herab verhöhnte und das ihn aufrichtig haßte. Die Artillerie brauſte heran; der Menſchenknäuel um mich mußte ausweichen; das ſchaffte mir Luft, und ich eilte in den Thurn-Taxis'ſchen Palaſt, wo ich die Abgeordneten auf der Treppe ſtehend fand. Man zog ſie hin, — ſie konnten zu keinem Endziele gelangen. Löwe von Calbe ſagte mir achſelzuckend: Wir ſind betrogen; der ganze Waffenſtillſtand hat nur dazu gedient, um Zeit zu gewinnen und die Kanonen abzuwarten. Jetzt wird man mitrailliren.

Ich eilte zur Barrikade zurück; aber die Zeil war abgeſchloſſen und von Artillerie beſetzt — an ein Durchkommen nicht mehr zu denken. Die Kanonen donnerten, und von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Blitz von der Konſtablerwache her auf unheimliche Weiſe die ganze Straße. Es war ſchon ſpät am Abend. Ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß auch die wenigen Kämpfer bei der Ankunft der Artillerie, gegen die ſie nichts vermochten, ihren Poſten verlaſſen haben würden. Das war im Allgemeinen auch der Fall; die Kanonen donnerten mit großer Tapferkeit gegen Steinhaufen und umgeſtürzte Karren. Die folgenden Tage entſetzte man ſich beim Anblick der Allerheiligen-Apotheke und der benachbarten Häuſer, wie arg dieſe von den Kugeln zugerichtet waren, und ſchloß daraus, was man der Abſicht gemäß ſchließen ſollte, daß der Kampf ein furchtbarer geweſen ſein und daß das Reichsminiſterium an dieſer Stelle einen gewaltigen Feind niedergeworfen haben müſſe: aber gerade dieſe Kugeln haben keinem Menſchen weh gethan, und die ganze Kanonade war eine Fanfaronade. Herrn von Schmerling gebührt der Ruhm, ſchon zwei Jahre vor Louis Napoleon ſich einen großen Feind erfunden und über den erfundenen Feind einen großen Sieg davon getragen zu haben. In Ungarn wird er ſeine dichteriſche Erfindungsgabe nicht anzuſtrengen brauchen. Dort wird ihm die Wirklichkeit verſchaffen, was er ſich in Frankfurt mit Phantaſie und Dichterſinn erſchuf: jedenfalls den Feind — ob auch den Sieg? Das lehrt das Ende.

Gegen eilf Uhr war Frankfurt ein friedliches Kriegslager. Ueberall brannten Wachtfeuer und wurde Stroh geſtreut zum

Lager der Vertheidiger der Ordnung und des Geſetzes, die vielleicht von hundert oder hundertundfünfzig Unbeſonnenen angegriffen worden waren. Unter dieſen Vertheidigern deutſcher Ordnung und des momentanen Vertreters derſelben, des deutſchen Reichstages, entdeckte ich zahlloſe ſpezielle Landsleute, Czechen, welche die deutſche Bundesfeſtung Mainz bewachten und jetzt in Frankfurt waren, um das Parlament zu vertheidigen und Herrn von Schmerling und Herrn von Gagern. Arme Czechen! Sie waren unfähig, ſich mit den Bürgern, deren Ruhe ſie überwachten, irgendwie zu verſtändigen.

Am 19. trat die Majorität des Parlamentes mit einer in der Nacht aufgeſetzten Proklamation an die deutſche Nation auf, welche Proklamation beſtimmt war, die Linke in der Meinung Deutſchlands und Europas zu Grunde zu richten. Die geſtrigen Vorgänge ſchienen eine gute Gelegenheit, und man wollte ſie nicht unbenutzt vorübergehen laſſen. Aber Vogt trat auf die Rednerbühne und legte die Abſurdität, das Mißwollen, die Ungerechtigkeit, das Lächerliche des Entwurfes ſo ſchlagend und mit ſo vielem Geiſte dar, daß die Proklamation, von ſo vielen Gelehrten und patentirten Staatsmännern in langer Nacht zuſammengeſchweißt, geradezu eine Unmöglichkeit wurde. Niemand hatte mehr den Muth, für eine Kundgebung zu ſtimmen, die nach der Kritik Vogts Jedermann nur noch komiſch finden konnte. Man ließ ſie fallen, und der Feldzug gegen die Linke, die man nun als Mitſchuldige am 18. September mit Leichtigkeit glaubte unterdrücken zu können, war in ſeinem Anfange mißlungen.

Noch heute, wo von den Frankfurter Septembertagen die Rede iſt, gilt die Linke des Parlamentes als Anſtifterin derſelben und werden ihr die Vorgänge alle zur Laſt gelegt. Ihre Schuld liegt vielleicht gerade auf der entgegengeſetzten Seite. Die Gründe, die Blum und Vogt gegen die Bewegung geltend machten und die die Majorität der Linken überzeugten, hatten gewiß ihr Gewicht; aber es iſt trotzdem die Frage, ob es damals nicht geboten war, mit dem unverbeſſerlichen Parlamente zu brechen, anſtatt abzuwarten, bis man die Majorität in demſelben gewinne, und die gerechte Entrüſtung des Volkes und ſeine noch nicht erdrückte Kraft in den Kampf zu führen. Drei Wochen ſpäter ſtand Wien auf.

Im Laufe des darauf folgenden Winters brachte mir eines Tages ein junger Dichter, Adolph Strodtmann, ein Trauerſpiel im Manuſkript: „Robert Blum“. Das Stück begann und endete in Wien. Ich ſagte dem Dichter, daß das Trauerſpiel, das Robert Blum zum Helden hatte, in Frankfurt und zwar in den Septembertagen beginnen müſſe, wenn es ein Trauerſpiel mit ächt tragiſcher Schuld ſein ſolle, denn in dieſen Tagen liege die tragiſche Schuld Robert Blums. In Wien ging er an der und für die Idee zu Grunde, die er in Frankfurt aus Mangel an Vertrauen in die Kraft ſeines Volkes und in der zu großen Zuverſicht in formales Weſen, in einem Augenblick, aber in einem entſcheidenden Augenblicke, hatte fallen laſſen. Dieß iſt die Vernunft, die Tragik in Robert Blums Schickſal. Das war damals meine Meinung; ſie iſt es noch heute.

III.

Wiener Oktobertage.

Die unglückſelige Veranlaſſung zur Wiener Deputation der Frankfurter Linken war leider ich. Als die Nachricht vom Ausbruch der Wiener Revolution des 6. Oktober in Frankfurt ankam, beſchloß ich, nach Wien zu gehen. Offenherzig geſtanden, hoffte ich ſeit der Wahl des Reichsverweſers vom Parlament nicht viel und ſeit der Annahme des Waffenſtillſtandes von Malmoe und dem 18. September gar nichts mehr. Der Drang, etwas für die Sache zu thun, wie der Wunſch, eine thatkräftige und ſchöne Bewegung zu ſehen, war nach den niederdrückenden

Prager Erlebniſſen und nach viermonatlichem Tagen in einer vertrauensſeligen Verſammlung nur natürlich. Man ſtrebte, die Wahrheit über die Wiener Ereigniſſe ſo wenig als möglich aufkommen zu laſſen; Herr von Schmerling gab ausweichende Antworten, aber ſein Leichenbittergeſicht wie die tiefe Niedergeſchlagenheit des Herrn von Sommaruga verriethen, daß die populäre Sache geſiegt haben müſſe. Ich theilte meinen Klubkollegen des Donnersberges meinen Entſchluß mit; ſie billigten ihn, erſuchten mich aber, einen Tag zu warten; vielleicht daß man mir Aufträge zu geben hätte. Man verſammelte ſich zu dieſem Zwecke und beſchloß, meiner Reiſe den Charakter der Abordnung des Donnersberges beizulegen und im Laufe der Diskuſſion dieſer Abordnung größere Ausdehnung zu geben, indem man noch einen Deputirten wählte. Die Wahl fiel auf Julius Fröbel, der mehrere Wochen des vergangenen Sommers in Wien zugebracht und daſelbſt viele Verbindungen mit der Demokratie angeknüpft hatte. Wir theilten unſeren Beſchluß der älteren Fraktion der Linken, dem Klub des deutſchen Hofes, mit; dieſer fand ihn gut und wünſchte, ſich bei der Deputation zu betheiligen. Robert Blum wurde einſtimmig gewählt. Der Abgeordnete Trampuſch, der verſicherte, daß er in Wien viele Bekannte und in der Beamtenwelt viele einflußreiche Verbindungen und Verwandtſchaften hätte und daß er uns in vieler Beziehung als Führer und Rather dienen könne, wurde Robert Blum beigegeben. Ich will hier gleich bemerken, daß der Abgeordnete Trampuſch vom Augenblick unſerer Ankunft in Wien für uns gar nicht mehr exiſtirte und daß er uns endlich ganz aus dem Geſicht verſchwand. Wir lernten ihn, der in der Linken eine vollkommen unbekannte Größe war, erſt während der Reiſe kennen und waren nicht wenig erſtaunt, in ihm einen vollkommenen öſterreichiſchen Beamten, ja, bis zu einem gewiſſen Grade, einen Ultramontanen, jedenfalls einen Reaktionär zu entdecken. Weiß der Himmel, welche Naivetät ihn zum Mitgliede der Linken gemacht hatte. Er ſcheint es während der Reiſe eben ſo gut eingeſehen zu haben, wie wenig er zu uns gehöre, und kurz nach unſerer Ankunft war er — wie geſagt — aus unſerem Geſichtskreiſe entſchwunden und lebte er nur mit Beamten und Anverwandten, die ſämmtlich antirevolutionär geſinnt waren. Ich mache dieſe ausführliche Bemerkung über den Abgeordneten Trampuſch, um zu erklären, warum ich ihn wahrſcheinlich nicht mehr nennen werde, und um die andere daran zu knüpfen, wie ungerecht und wie ſchlecht unterrichtet ſich die öſterreichiſche Regierung zeigte, als ſie ihn ſpäter, nur weil er mit uns geweſen und weil ſein Name mit auf unſerer Proklamation ſtand, zu vieljähriger Kerkerſtrafe verurtheilte, in welcher dieſer gute Unterthan vielleicht noch jetzt ſchmachtet.

Wir reiſten guten Muthes ab, wohl wiſſend, daß wir uns, wie Herr von Schmerling ſagte, in Gefahr begaben, in der wir umkommen konnten, aber froh, den Wienern ſagen zu können, daß die deutſche Demokratie ſie nicht vergeſſen, und glücklich in der Hoffnung, die Revolution, die ſo großmüthig zu Gunſten der Magyaren begonnen worden, für die deutſche Demokratie benützen und im Kampfe, der bevorſtand, das Unſere thun zu können. In Breslau machten wir einen kurzen Aufenthalt, da es nützlich ſein konnte, mit den Geſinnungsgenoſſen dieſer Hauptſtadt der Provinz, die an der öſterreichiſchen Gränze liegt, ſich beſprochen zu haben. Als wir unſere Reiſe fortſetzten, wurden wir im Bahnhof auf ein verrottetes Schnapsgeſicht, das auf einem ziemlich grobkörnigen Körper ſaß, aufmerkſam gemacht und wurde uns dieſes nichts weniger als Sympathie einflößende Geſicht als dem Herrn Witt-Döring gehörig bezeichnet, deſſelben Witt-Döring, der ſchon allen Polizeien diente und der im Jahre des Heiles, in dem ich dieſes ſchreibe, der öſterreichiſchen Polizei dient. Im Jahre Achtundvierzig war er in Schleſien anſäßig, hatte daſelbſt, wie man uns ſagte, eine Branntweinbrennerei und machte den Agenten der Junker-, vielleicht auch der Jeſuitenpartei. Robert Blum ſagte, als er uns gezeigt wurde: Es ſollte mich wundern, wenn es der Edle nicht verſuchte, uns irgend welche Unannehmlichkeit zu bereiten.

Im Coupé trafen wir mit dem Geſandten der Vereinigten Staaten von Nordamerika und mit Herrn Bernays, einem in Frankreich nationaliſirten Deutſchen und jetzigen Sekretär der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Wien, zuſammen. Er hatte ſeiner republikaniſchen Regierung auf den 6. Oktober und die Lage Oeſterreichs bezügliche Depeſchen als Kurier überbracht und kehrte jetzt auf ſeinen Poſten zurück. Er erzählte uns als Augenzeuge mit Begeiſterung von der Art und Weiſe, wie ſich Volk und Studenten am 6. Oktober geſchlagen hatten. So etwas, meinte er, ſei in keiner der Pariſer Revolutionen vorgekommen. Die Aufnahme des Kampfes auf dem Eiſenbahndamme, im offenen Felde, auf ungünſtigſtem Terrain, gegen reguläre Truppen ꝛc. ſei eine That höchſter Kühnheit geweſen. Im Straßenkampfe verſchmähte man die Barrikade; man ſchlug ſich auf den Plätzen beinahe Mann an Mann mit den Truppen. Nur die Nationalgarde des Kärntnerthorviertels, die gegen die Revolution auftrat, habe ſich hinter Mauern zu ſchützen geſucht, indem ſie ſich der Stephanskirche bemächtigte und aus den Fenſtern auf Volk und Studenten ſchoß. Der Kampf um das Zeughaus, in der Nacht und während banger Stunden, habe mehr Muth von Seiten des Volkes bedurft, als die alten Baſtillenſtürmer zu beweiſen brauchten, da nur ein enger Zugang ins Zeughaus führte und dieſer von Artillerie ſehr lebhaft vertheidigt wurde. Wir freuten uns, ein ſo tapferes Volk am Werke zu ſehen, denn wir wußten, daß Wien ſchon halb und halb von Windiſchgrätz zernirt wurde. — Im Laufe des Geſpräches auf franzöſiſche Politik kommend, fragten wir Herrn Bernays, wer, nach ſeiner Meinung, im Dezember zum Präſidenten der Republik gewählt werde, und wir erhielten die überraſchende Antwort: Louis Napoleon. Dieſe Antwort ſchien uns paradox. Man erinnerte ſich, daß Louis Napoleon damals den Augen der ganzen Welt lächerlich war und daß er bei Jedermann für idiot galt. Herr Bernays ſagte uns noch Manches voraus, was uns paradox ſchien und was ſich im Laufe der Tage doch verwirklichte. Ich habe bis auf den heutigen

Tag noch keinen ſo exakten politiſchen Propheten kennen gelernt. Er prophezeite auch, daß es nach der Wahl Louis Napoleons in Frankreich nicht zu leben ſei und daß er, Herr Bernays, ſich nach Amerika zurückziehen werde. So viel ich weiß, hat ſich auch dieſe Vorherſagung in beiden Theilen verwirklicht.

In Ratibor angekommen, war uns die Unannehmlichkeit, die Robert Blum vorhergeſagt hatte, durch Herrn Witt-Döring ſchon bereitet. Auf den Mittelſtationen war er regelmäßig, ſo oft der Zug Halt machte, vor unſerem Coupé auf und ab gegangen, um uns nicht aus den Augen zu laſſen, wie ein Sbirre vor der Zelle des Gefangenen, wie er es bei Ueberwachungsgeſchäften wahrſcheinlich ſeit lange zu thun gewohnt war. In Ratibor, dem Wahlort des Fürſten Lichnowsky, wo der Zug ſich lange zu verweilen hatte, ſahen wir ihn raſch aus dem Wagen ſpringen und in die Säle des Bahnhofgebäudes eilen, die von Beſuchern ſtark beſetzt waren. Auch wir ſtiegen aus, um etwas einzunehmen, kaum wenige Minuten nach ihm, und ſchon hörten wir im Publikum hie und da unſere Namen flüſtern und ſahen wir mit Fingern auf uns deuten. Als wir wieder einſtiegen, hatte ſich ſchon das Gerücht verbreitet, „die Mörder Lichnowsky's“ ſeien da. Der Bahnhof wurde von Herbeiſtrömenden überfüllt, und durch die Menge drängten ſich plötzlich von allen Seiten Offiziere hindurch. Wir hörten wohl manches Wort, das uns galt, und bemerkten auch die Aufregung, die in der Maſſe von Minute zu Minute wuchs. — Nur ruhig bleiben, ſagte Blum, ich ſchlafe. — So ſprechend, zog er den Mantel über den Mund, legte ſich in die Ecke und ſchlief. Ich beobachtete, was vor unſerm Wagenfenſter vorging. Ein Offizier nach dem andern kam heran, ſtarrte herein, betrachtete uns wie wilde Thiere, murmelte oder ſchimpfte etwas und ging weiter, um einem andern Platz zu machen. Aber hinter dieſen Offizieren ſtand eine bürgerliche Menge, die ruhig und beobachtend aus einiger Entfernung auf unſer Fenſter und auf die Offiziere ſah. Ich glaube, daß dort unſere Freunde ſtanden; vielleicht wußten Das auch die Offiziere — es blieb beim Gewimmel, beim Hin- und Hergehen, beim Hereinſtarren, bis ſich der Zug nach ungefähr einer halben oder dreiviertel Stunde in Bewegung ſetzte. Jetzt erſt erhob ſich ein hörbares Schimpfen, das uns aber beim Lärm der Lokomotive unartikulirt blieb.

Am nächſten Morgen hielten wir auf einer kleinen Station, dieſſeits der Donau, in der Nähe Wiens. Der Zug konnte in Folge von Befeſtigungen, welche die Wiener auf einer der Eiſenbahnbrücken angelegt hatten, nicht weitergehen. Vor dem Bahnhofe ſtand ein junger Proletarier mit einem friſchen, neuen Gewehr im Arm. Es war der äußerſte Vorpoſten der Revolution. Ein Fiaker brachte uns in die etwas neblichen Straßen und in das Gaſthaus zur Stadt London in der Fleiſchergaſſe.

Wir machten uns ſofort auf, um das Studentenkomité, das in dem an die Aula ſtoßenden Dominikanerkloſter ſaß, zu beſuchen. Blum ſetzte den Zweck unſerer Reiſe auseinander, und wir wurden mit Begeiſterung aufgenommen. Noch während wir da waren, kamen viele Studenten an, die von verſchiedenſten Sendungen, vom Lande, von den Linien, von den verſchiedenſten Poſten zurückkehrten und ihre Berichte erſtatteten. Wir ſahen ſogleich, daß die Revolution, die Energie, der gute Wille hier zu Hauſe waren, und wir waren davon nach dem Beſuche des Reichstages noch mehr überzeugt. Daſelbſt erhuben ſich ſogleich im Ausſchuſſe Zweifel, ob wir nur von dieſem Ausſchuſſe oder vom Reichstage ſelbſt ſollten empfangen werden, und erhoben ſich ſogleich Diskuſſionen, welche Reden an uns zu halten, welche Antworten uns zu geben ſeien. Der Reichstag war offenbar fern von aller Revolution, trotz dem 6. Oktober, er war in Unterhandlung mit dem flüchtigen Hofe, den er gerne nach Wien zurückgebracht hätte; wäre gerne ſelbſt mit Windiſchgrätz in Unterhandlung getreten und ſonnte ſich mit der fortwährenden Gegenwart des Miniſters Krauß, weil er ſich einbildete, daß zwiſchen ihm und dem Hofe kein Bruch exiſtire, ſo lange ein Miniſter da ſei, und daß er auch den ſ. g. Rechtsboden nicht verlaſſen habe und verlaſſen werde. Dieß alles, während die Studenten, die man nicht entwaffnen konnte, in ihren revolutionären Beſtrebungen fortfuhren und während das ganze Volk auf Seiten der Aula ſtand, ſich entſchloſſen, ſich die Früchte des 6. Oktobers, des heldenmüthigen Kampfes, nicht entreißen zu laſſen. Indeſſen hörte uns der Ausſchuß des Reichstages an und lud uns ein, als Gäſte der Sitzung beizuwohnen. Löhner kam eben von ſeiner Sendung an den Hof von Olmütz zurück und erſtattete einen Bericht, der den Reichstag eigentlich zu entſchiedenem Handeln hätte bewegen müſſen: Löhner war in Olmütz, obwohl er Frieden und Verſöhnung anbot, förmlich mißhandelt worden. Aber der Reichstag war zerfahren; er ſah aus wie ein Bruchſtück. Die Czechen hatten ihn ſämmtlich verlaſſen, um loyal zu bleiben und um in Böhmen gegen die Wiener Revolution zu wirken; auch viele Deutſche waren davon gegangen; die galiziſchen Bauern ließen ſich vom Miniſter Kraus leiten; ſo blieben nur einige entſchiedene Polen mit dem Präſidenten Smolka an der Spitze und einige Deutſche, von denen die Einen aufrichtig revolutionär ſein, die Andern vermitteln, die Dritten den Rechtsboden wahren wollten. Bei dieſem Stand der Dinge iſt Meſſenhauſers, des Wiener Kommandanten, Unentſchiedenheit, da er vom Reichstage abhing, eben ſo ſehr durch die Verhältniſſe wie durch ſeinen Charakter zu erklären. Wir fanden ihn, den wir auch beſuchten, kopflos. Viele ſeiner Adjutanten, die ihn fortwährend umgaben, wurden uns von wohlunterrichteten Leuten, die die Perſonen genau kannten, als treueſte, ſchwarz-gelbſte Anhänger des Hauſes Habsburg-Lothringen bezeichnet. Er hatte dieſe Adjutanten aus dem früheren Generalſtabe überkommen und hatte nicht den Muth, auch nicht das formelle Recht, ſie abzuſchaffen. So hatte Windiſchgrätz ſehr intime Freunde in der nächſten Nähe des feindlichen Kommandanten.

Allein es iſt um ſo weniger meine Sache, dieſe Dinge und Verhältniſſe auseinander zu ſetzen, als ich in der fernen Fremde ſchreibe, ohne das geringſte Dokument vor mir, das mir als

Beleg oder als Nachhülfe des Gedächtniſſes dienen könnte. Aus dieſem Grunde muß ich es auch aufgeben, die Daten der Tage zu nennen. Die wenigen Aufzeichnungen, die ich in jenen vielbewegten Tagen gemacht, mußte ich der größern Sicherheit wegen in Wien zurücklaſſen, als ich flüchtete: ich habe heute keine andere Quelle als die Erinnerung. Auch will ich nicht eine Geſchichte der Wiener Belagerung ſchreiben, ſondern nur einen Beitrag liefern, indem ich einzelne, wenn auch nicht alle perſönlichen Erlebniſſe aufzeichne.

Nachdem wir die offizielle Welt, Reichstag und Kommandantur, kennen gelernt, hatten wir alles Recht, bedenklich den Kopf zu ſchütteln und uns zu ſagen, daß wir nichts Beſſeres zu thun haben, als uns an den lebendigen Theil Wiens, an die Aula, an die Revolution anzuſchließen. Auf Aufforderung Blums ſchrieb ich eine Proklamation an die Wiener, die er und Fröbel auch ohne Widerrede annahmen und unterſchrieben, nur daß mir Blum einen Satz „als zu poetiſch“ ausſtrich. Ich ließ ihn gerne gewähren, wie ich mich gerne als untergeordneten Sekretär der Deputation betrachtet hätte. Fröbel war ich perſönlich ſehr geneigt; Blum hatte mir während der Reiſe ſehr imponirt, und ich war jung und der Jüngſte der Geſellſchaft. Ich kannte Blum ſchon ſeit mehreren Jahren. Das Schillerkomité in Leipzig hatte mich einmal aufgefordert, für das Schillerfeſt einen Prolog zu ſchreiben, und Blum, als Mitglied deſſelben, überreichte mir ſpäter ein Geſchenk des Komité's, eine ſchöne Ausgabe der Braut von Meſſina. Doch war er mir weder damals noch im Parlamente näher bekannt worden; ja, er war es vorzugsweiſe, der mit ſeiner zuwartenden Politik viele Mitglieder der Linken dazu brachte, aus ſeinem Klub, dem deutſchen Hofe, auszuſcheiden und einen neuen Klub, den Donnersberg, zu gründen, der die republikaniſche Idee früher und offener bekannte: die ſogenannte äußerſte Linke. Dieſem Klub angehörig, kam ich mit R. Blum ſelten in Berührung. Erſt während der Reiſe, da man lange und viel allein war und ſich ausſprechen konnte, war es mir vergönnt, einen Blick in dieſe dicht und häßlich verpackte Seele zu werfen. Dieſe Seele aber war eine ſchöne, ſcharfe, zweiſchneidige Waffe in einem groben Futteral. In meinem Innerſten beurtheilte ich bisher Robert Blum, wie ihn die Maſſe ſeiner Gegner beurtheilte, unwillkürlich dem Eindrucke gehorchend, den ſeine äußere Erſcheinung, ſeine Formen machten, und dieſe hatten für mich etwas Abſtoßendes, etwas, von dem ich geglaubt hätte, daß es mich für immer von ihm entfernen könnte. Aber er wurde mittheilſamer, und jenes Etwas verflüchtigte ſich mehr und mehr, und es gab Momente, da ich ihn bewunderte. Ich erkannte einen Menſchen, der ſeit Jahren mit unendlicher Energie Einen Gedanken hegte, Einen Zweck verfolgte und ſich nur mit den Mitteln und Wegen zur Erreichung dieſes Zweckes beſchäftigte. Ich glaube, Garibaldi ausgenommen, keinen Menſchen kennen gelernt zu haben, der ſo ganz Einem Gedanken angehörte, wie Robert Blum. Unwillkürlich erinnerte ich mich, da ich ihn ſo kennen lernte, an vergangene Zeiten und an den Moment, da ich den Namen Robert Blum zum erſten Male ausſprechen hörte. Es wird im Jahre 1840 geweſen ſein. Ein Bekannter kam aus Leipzig, und ich erkundigte mich nach einem daſelbſt lebenden Freunde. Der, war die Antwort, liegt mit Robert Blum im Kornfeld und läßt ſich von ihm von der Freiheit und Einheit Deutſchlands vorreden. Nun aber zählten wir das Jahr 1848, und dieſe Gedanken von der Freiheit und Einheit Deutſchlands waren mit dieſem Robert Blum Eins geworden. Ich hörte einen Mann ſprechen, der nicht mehr träumte und ſchwärmte und Luftſchlöſſer baute; poſitive, beſtimmte Pläne lagen fertig und ausgebreitet vor ſeinem Blicke; Alles, was er ſeit Jahren und Jahren gethan, unternommen und unterlaſſen, war mit Hinblick auf ein einziges gewiſſes, beſtimmtes Ziel unternommen und unterlaſſen worden; aber alles Bisherige war nur Vorbereitung geweſen; ein Arſenal von Hülfsmitteln lag noch in dieſem Kopfe bereit. Er hatte an Alles gedacht; er beſaß überall Verbindungen, und er hielt Fäden in der Hand, die nach den verborgenſten und entlegenſten Winkeln

Deutſchlands, zu Europa's anſtießen. Windiſchgrätz wußte ſchwerlich, was er that, als er Robert Blum erſchießen ließ; vielleicht wollte er nur ein banales, brutales ſogenanntes abſchreckendes Beiſpiel geben oder, was wahrſcheinlicher, dem Frankfurter Parlament ins Geſicht ſchlagen: die Robert Blum kannten, können ihm die Verſicherung geben, daß er mehr gethan, daß er ſeiner Partei, wenigſtens für den Moment, einen großen Dienſt erwieſen.

Ich ſah ein, daß es am Beſten ſei, Robert Blum in Wien gewähren zu laſſen und ihm zu folgen, ihm und Fröbel, der in Wien ſehr beliebt war, den ſo zu ſagen theoretiſchen Theil unſerer Sendung gänzlich zu überlaſſen, was übrigens meinem ganzen Weſen, das damals noch jünger war als meine Jahre, und dem erſten Zwecke meiner Reiſe ganz angemeſſen war. Ich wollte vor Allem an der aktiven Revolution Theil nehmen. Bei der Lage der Dinge waren auch Blum und Fröbel bald mehr auf die Barrikade als auf Politik und Agitation angewieſen.

Unſre Proklamation klebte an allen Straßenecken neben den Proklamationen und Dekreten Windiſchgrätz', Meſſenhauſers, des Reichstags, des Miniſters Kraus; unſere Beſuche bei den konſtituirten Körperſchaften waren gemacht, wir hatten uns ein wenig in der Wirrniß orientirt — aber nunmehr wußte ich nicht, was mit mir anzufangen. Als Deputation hatten wir nichts mehr zu thun. Die Aula hatte uns Ehrendegen geſchenkt; ich trug den meinigen an der Seite und den Kalabreſer auf dem Kopfe und war ein Müſſiggänger. Es iſt in einer großen revolutionirten Stadt, beſonders wenn die Revolution ſchon einregimentirt iſt, nicht ſo leicht, ſeinen Wirkungskreis zu finden; man ſieht fortwährend Bewaffnete hin und her ziehen, man hört von Kämpfen da und dort, die Kanonen donnern aus den verſchiedenſten Weltgegenden, und ſiehe da, das Individuum, das nicht ein Theil eines Ganzen iſt, iſt Nichts. Ich zog auf Abenteuer aus. Ein Freund, der ſeine ärztliche Kunſt der Revolution zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung geſtellt hatte und den ich zufällig traf, bewog mich, ihn in die Alſer-Vorſtadt, in die Gegend des Spitals zu begleiten. Am Eingange dieſer Vorſtadt hörten wir plötzlich die Sturmglocke, und im Augenblicke eilten die Bewaffneten aus allen Häuſern herbei und der Linie (ſo heißen in Wien die Barrieren) zu. Ich beſchleunigte meinen Schritt und erfuhr, daß die Oeſterreicher, d. i. die kaiſerlichen Truppen, vorgerückt ſeien und ſich in der Nähe der letzten Barrikade befänden. An der Barrikade, welche die Linie ſchloß, konnte ich ſelber ſehen, was geſchehen war. Ein auf einer gewiſſen Höhe gelegenes Haus mit Bier- und Weingarten, ganz nahe der Linie, war plötzlich von den Oeſterreichern beſetzt worden. Von den Fenſtern und der Gartenmauer aus konnten ſie über die Barrikade hinweg die Straße bis tief hinein in die Vorſtadt beſtreichen. Es war vorauszuſehen, daß ſie, wenn man ſie in dem Hauſe ließe, im Garten Artillerie aufſtellen würden. Sie mußten delogirt werden. Hinter der Barrikade ſammelte ſich eine ſo große Menge Volkes, daß ſie die Hinterſten nicht mehr deckte und dieſe den Kugeln der Oeſterreicher, die von den Fenſtern aus ein ſtarkes Feuer unterhielten, ausgeſetzt waren. Man rieth, die Barrikade zu erhöhen. Nichts da! rief der Student, der an der Barrikade kommandirte, wir müſſen hinaus, die Oeſterreicher aus dem Hauſe jagen und es ſelbſt beſetzen. Er ging durch die Reihen der Studenten, die Gewehr bei Fuß an der Barrikade ſtanden, und wählte eine Anzahl von ungefähr dreißig aus, dann nahm er eine gleich große Anzahl Nationalgarden und bewaffnete Proletarier. Nachdem er noch einige Befehle gegeben, ſtellte er ſich an die Spitze der ausgewählten Schaar und rief: Vorwärts! Es war ein Pole, ein junger Menſch von ungefähr einundzwanzig Jahren, ſchlank, bleich, braun, ſchwarzhaarig.

Kaum zehn Schritte von der Barrikade, die ſie durch eine Seitenöffnung verließen, empfing ſie ein Regen von Musketenkugeln. Sie ſtutzten einen Augenblick und ſchienen zu überlegen, ob es unter dieſen Umſtänden möglich ſei, bis an das Haus zu gelangen. Aber der Student wandte ſich zu ihnen zurück, und immer weiterſchreitend und immer mit ſeiner Degenſpitze nach dem Hauſe deutend, rief er: Vorwärts! Vorwärts! Seine Leute folgten ihm unwillkürlich; es war, als zöge er ſie mit ſeinem Blicke nach ſich. Die Kugeln regneten dicht und immer dichter. Plötzlich lag der Student auf dem Geſichte, aber im Fallen rief er noch einmal, und zwar ſtärker und gewaltiger als vorher: Vorwärts! Und liegend, immer den Arm mit dem Degen nach dem Hauſe ausgeſtreckt, rief er: Vorwärts! und die Leute ſtürzten in der That vorwärts, an ihm vorüber, und nun rief er ihnen ſein: Vorwärts! nach, bis es immer ſchwächer und ſchwächer klang: „Vorwärts! vorwärts!“ und da die Leute am Hauſe waren, fiel ſein Geſicht in den Staub, und ſterbend bewegte er noch die Lippen zu einem „Vorwärts!“ In dem Augenblicke war man von der Barrikade aus bei ihm angelangt und hatte man ihn aufgehoben. Er war todt. Studenten und Proletarier ſtürzten jetzt den Andern nach in großer Menge; von allen Seiten kletterten ſie in den Garten; nach zehn Minuten war das Haus genommen und beſetzt. Die Oeſterreicher ſprangen zu den hinteren Fenſtern hinaus und zogen ſich von dieſem wichtigen Poſten zurück. — Es war das erſte Gefecht, deſſen Zeuge ich war, und dieß Gefecht war eine Heldenthat, und das Sterben war ein Heldentod. Das Schweigen hinter der Barrikade, wo man zitternd, erwartungsvoll dem ganzen Schauſpiele zuſah, dabei das Laden der Gewehre von Seiten Derjenigen, die es vorzogen, den Freunden zu Hülfe zu eilen, und ſich dafür vorbereiteten, das heftige Feuern der Oeſterreicher, das Läuten der Sturmglocke und bei all Dem der herrliche Tod des jungen Mannes, der noch im Sterben nicht ans Sterben dachte und mit dem letzten Hauche Vorwärts! rief: alles Das machte einen Eindruck auf mich, den ich nie vergeſſen werde.

Zehn Minuten darauf war Alles wieder ruhig. Die Studenten, wahrſcheinlich Bekannte und Freunde des Gefallenen, waren ernſt und traurig, ohne es verrathen zu wollen; das Volk, Proletarier und einige Nationalgarde, plauderte und ſteckte Cigarren an; ein Theil verlief ſich in die Häuſer, als die Nachricht kam, daß ſich die Oeſterreicher bis nach Nußdorf zurückgezogen.

Ich kehrte in die Stadt zurück, um der Verſammlung beizuwohnen, die in der Aula gehalten wurde und in der die Frankfurter ſprechen ſollten. Aber die Aula war ſo gedrängt voll, daß es mir unmöglich war, hinein zu gelangen, und daß ich ſo die Rede Blums nicht hören konnte, mit der man ſpäter zum Theil ſein Todesurtheil motivirte.

Mittlerweile ging man daran, ein ſogenanntes Corps d'élite zu errichten. Es ſollte aus erprobten Menſchen und aus Intelligenzen beſtehen, und kleine Abtheilungen deſſelben ſollten überall den Poſten beigegeben werden, um auf Geiſt und Stimmung der Kombattanten zu wirken. Das Kommando wurde einem ehemaligen öſterreichiſchen Offizier, Major Haugk, übertragen, der ſeinen Patriotismus und ſeine Tapferkeit ſpäter an einem ungariſchen Galgen büßte, zugleich mit den ungariſchen Generälen, die in Arad hingerichtet wurden. Die Frankfurter Deputirten wurden in das Corps d'élite aufgenommen; Blum und Fröbel bekamen Offiziersſtellen; auch mir, um mich als Abgeordneten zu ehren, trug man eine ſolche Stelle an, aber ich dankte. Was verſtand ich von den Pflichten eines Offiziers? von der Kunſt des Kommandirens? Auch wollte ich mein in langen Jugendjahren gehegtes Ideal, einmal als gemeiner Soldat der Revolution zu dienen, verwirklicht ſehen; und ſo blieb ich ſimpler Soldat des Corps d'élite. Doch ſollte ich unerwarteter Weiſe wenigſtens während einer Stunde zum Kommando berufen werden. Mit den Abenteuern war es aus. Ich gehörte nun zu einem organiſirten Korps und hatte weniger zu thun als vorher. Ich ſaß in der Aula, unſerm Verſammlungsorte, und wartete da — es war ungefähr zwei Uhr Mittags, der Tag war ſehr milde, aber herbſtlich ſanft umhüllt — als Major Haugk mit einer ganzen Schaar junger Leute aufgeregt, höchſt erhitzt, zum Theil von Pulver geſchwärzt, hereinſtürzte. Sie kamen von der Dampfmühle am Schüttel. Dieſe war von Kroaten umgeben, ſtand in Flammen, und es hieß, daß ſich viele Studenten darin verſpätet und nun, von den Kroaten eingeſchloſſen, eines elenden Todes im Feuer ſterben müßten. Haugk mit der eben heimgekehrten Schaar hatte es verſucht, die Kroaten zu verdrängen und die Dampfmühle zu nehmen, war aber zurückgeſchlagen worden. Er ſaß traurig und nachdenkend da, während die Studenten wegen des Schickſals ihrer Kollegen in große Aufregung kamen. Plötzlich ſprang er auf und rief: Freiwillige vor! Sogleich ſtand eine Schaar Freiwilliger bereit. Ich war auch unter ihnen, aber ich muß ſogleich hinzufügen, daß mich weder überſprudelnder Muth, noch die Rückſicht auf das Schickſal der Unglücklichen, noch irgend ein Motiv größerer Allgemeinheit zum Anſchluſſe an die Freiwilligen bewogen. Es war ein rein perſönliches Motiv. Unter der Schaar, die eben vom Sturm auf die Dampfmühle zurückgekehrt war, befand ſich auch ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren, der mir nahe ſtand und meinem Herzen ſehr theuer war. Sein Auge flammte, wie er mir von dem beſtandenen Kampfe erzählte; er ſah da aus wie ein Heldenjüngling. Jetzt, da der Major rief: Freiwillige vor! war er, der noch vom Schweiße troff, der Erſte, der hervortrat. Ich konnte ihn nicht allein gehen laſſen. Noch dieſen Morgen, als er mit mir vom Hauſe weggegangen, hatte mir die Mutter nachgerufen: Geben Sie mir auf den Jungen Acht! — Es war nicht möglich, ihn von dieſem gefährlichen Gange abzuhalten, ich ſah auch ein, daß die Erwartung, in der ich die Zeit bis zu ſeiner Rückkehr zubringen würde, ſchwerer zu tragen wäre, als die Gefahr — darum ſchloß ich mich den Freiwilligen an. Ein Studentenlieutenant, der ſich einen guten Namen gemacht hatte, führte uns.

Wir marſchirten über die Leopoldſtädter Brücke, den Donauarm entlang bis an die Franzensbrücke, wo eine Barrikade uns den Weg abſchnitt. Unſer Führer ließ uns Halt machen und beſtieg die Barrikade, um das Terrain zu überblicken. Unſer Weg führte, an dem einen Ende der Franzensbrücke vorbei, über eine Straße, die vom Bahnhof her fortwährend mit Mitraille beſtrichen wurde; dann mußten wir, um zum Schüttelbade und zur Dampfmühle zu gelangen, einen viele hundert Schritte langen Dammweg paſſiren, von dem rechts und links kein Ausweichen war, da rechts die Donau fließt, links eine ununterbrochene Reihe von Häuſern ſteht, die alle geſchloſſen waren. Bei der Dampfmühle, die in lichten Flammen ſtand, wurde der Damm von einer Barrikade abgeſchnitten, die ſich die Kroaten aufgeführt hatten und hinter welcher ſie ein lebhaftes Feuer unterhielten, das den ganzen Damm beſtrich. Unſerm Führer ſchien es unmöglich, uns dieſen Weg entlang zu führen, auf dem wir nur aufs Aergſte dezimirt an unſerem Ziele anlangen konnten, um dann gegen eine Barrikade und ein gewaltiges, brennendes, vom Feinde beſetztes Haus einen vergeblichen Kampf zu verſuchen. Viele Nationalgarden, welche die Beſatzung der Barrikade bildeten, ſtimmten ihm bei, und ich glaube heute, daß kein gewiſſenhafter Offizier einer ſtehenden Armee ſeine Leute dieſen Weg geführt hätte. Unſer Lieutenant erklärte, daß er auf keinen Fall weiter marſchiren werde. Ein Schrei der Entrüſtung erhob ſich aus unſerer Schaar; das Schickſal der Kollegen, die dort eingeſchloſſen ſein ſollten, ließ ihnen das Aufgeben der Unternehmung als unverzeihlich und feige erſcheinen. Sie überhäuften den Lieutenant mit Vorwürfen, und da er auf ſeiner Weigerung beharrte, empörten ſie ſich, und ehe ich mich Deſſen verſah, wurde ich, wie ein Cäſar von römiſchen Truppen, als Führer proklamirt. Der brave Junge, den zu behüten ich mitgezogen war, der mir nichts unmöglich glaubte, hat mir den ſchlechten Dienſt erwieſen, indem er meinen Namen nannte und die Wahl auf mein Haupt lenkte. Die Schaar ſtimmte ſofort mit ein. Doch blieb ein Theil bei unſerem bisherigen Lieutenant, dafür aber zogen einige Männer von der Barrikadenbeſatzung, ein alter Nationalgardiſt und mehrere Arbeiter mit uns.

Während wir raſch, aber doch einzeln, Einer nach dem Andern, je nachdem wir die Barrikade verließen, die Straße kreuzten, fingen die Oeſterreicher aus ihrem Verſtecke am Bahnhofe an, ſie lebhafter mit Mitraille zu beſtreichen. Doch kamen wir unverletzt hinüber, wo wir hinter den Häuſern vor ihnen geborgen waren. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn nunmehr befanden wir uns auf dem Damme, den die Kroaten von ihrer Barrikade aus beherrſchten, und wir hatten auf einem verhältnißmäßig ſchmalen Wege ihren Kugeln geradezu entgegen zu gehen. Das Beſte, was wir thun konnten, war laufen, um dieſen böſen Weg ſo raſch als möglich hinter uns zu haben. Und in der That, wir wählten nicht den Paradeſchritt, mit dem die Engländer an der Alma der ruſſiſchen Redoute entgegenmarſchirten. Wir liefen bis zur Athemloſigkeit. Es fiel nicht ein einziger Mann, doch begegnete uns etwas Schreckliches, das mir noch immer, ſo oft ich daran denke, wie ein gräßliches Traumgebilde vorſchwebt. Ein alter Mann in Hemdärmeln, mit einem zerlöcherten, ſchwarzen Hut auf dem Kopfe, kam und blaß, mit weit aufgeriſſenen Augen, Todesangſt im ganzen Geſichte und in der ganzen Geſtalt, entgegengelaufen, ohne, wie es ſchien, etwas vor ſich zu ſehen oder auf etwas zu achten. Er rannte fort, als wollte er einem Ungeheuer entrinnen. Sage ich es nur in Einem Worte: Er trug ſeine Gedärme in ſeinen Händen. Am Rande der Donau, und gegenüber am andern Ufer, lag ein Todter in bürgerlicher Kleidung auf dem Geſichte. Aber wir liefen weiter und fanden uns im Garten des Schüttelbades oder deſſen Hofe zuſammen. Die Gartenwand zwiſchen dieſem und dem Garten der Dampfmühle war niedergeriſſen und brannte, beinahe alle Bäume brannten; aus dem Dache der Dampfmühle und aus den Fenſtern der beiden höchſten Geſchoſſe ſchlug die Lohe in dicken Säulen. Dort waren wir außer dem Schuſſe der Barrikade, aber nicht ſehr fern von ihr. Sie war nicht hoch, und wir ſahen die Kroaten bis unter die Bruſt. Um ſie zu beſchäftigen, ließ ich auf ſie ſchießen; nach jedem Schuſſe trat der Schütze in den Hof zurück, wo er gedeckt war. Aber bald erſchienen die Kroaten in den Fenſtern der Dampfmühle und beſchoſſen uns von der Höhe herab. Wir antworteten. Wir geſchah bei meinem erſten Schuſſe etwas Lächerliches. Ich ſchoß aus einem ganz neuen leichten Gewehre, das beim Zeughausſturme genommen worden war. Kaum war der Schuß gefallen, als ich mich ſelbſt getroffen glaubte; ich hatte einen gewaltigen Stoß bekommen, taumelte und wäre hingeſtürzt, wenn mich mein Nebenmann, der alte Nationalgardiſt, nicht aufgefangen hätte. Als ich wieder zu mir kam, ſah ich ihn herzlich lachen. Mein Gewehr war nämlich nicht geputzt und im Laufe verroſtet. Daher der Stoß. Der Nationalgardiſt nahm es mir ab und gab mir das ſeinige. Indeſſen zogen ſich die Kroaten aus der Dampfmühle zurück. Ein junger Mann mit grün und weißem Federbuſche auf dem Kalabreſer hatte ſich hinter einen brennenden Baum geſtellt und mit größter Gemüthsruhe geladen, gezielt und geſchoſſen; er ſchien die ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen zu haben, vielleicht hatte er Einen oder den Andern getödtet, und ſie richteten ihre Schüſſe beinahe ausſchließlich auf ihn, der ſich darum aus ſeiner Poſition hinter dem Baume doch nicht vertreiben ließ. Als ſie in den Fenſtern erſchienen waren, ſtellte ich meine Leute hinter einen Reſt der Gartenwand, und ſie waren unſerm Feuer mehr ausgeſetzt, als wir dem ihrigen. Es mochte ihnen auch in dem brennenden Hauſe zu heiß geworden ſein; genug, ſie zogen ſich zurück. Ich ſchickte einen Theil meiner Leute in die Dampfmühle, um nachzuſehen, ob wirklich Studenten darin ſeien, oder ob ſie von dorther etwas hinter der Barrikade entdecken könnten, während ich der andern Hälfte befahl, die Barrikade zu beſchäftigen. Das thaten dieſe aufs Gewiſſenhafteſte; einige eilten ſogar mehrere Schritte vorwärts, als ob ſie die Barrikade ſtürmen wollten. Mittlerweile aber kamen die Andern nicht ins Haus; jener junge Mann mit dem grün und weißen Federbuſche hielt ſie hinter dem Hauſe zurück und ging allein durch eine Hinterthür hinein. Nach einiger Zeit kam er zurück und berichtete, daß er darin weder eine Spur von Studenten, noch von Kroaten gefunden habe, daß auch jenſeits der Barrikade von Studenten nichts zu entdecken ſei. Darauf ſtürmten Mehrere das Haus, unterſuchten es in allen Winkeln, in die ſie noch gelangen konnten, und kamen ſchweißtriefend, einige den ſtürzenden Balken kaum entronnen, mit demſelben Berichte zurück. Das waren gute Nachrichten, und gut war es auch, daß es jetzt hinter den Kroaten zu donnern begann, ſo daß ſie ſichtbar unruhig wurden und ſich oft umſahen. Es war Robert Blum, der die Raſumovsky-Brücke beſetzt hatte, ſeine Kanonen donnern ließ, einen Scheinübergang machte und uns ſo Luft verſchaffte. Ich benutzte dieſen günſtigen Moment zu unſerem Rückzuge. Wir liefen wieder auf dem böſen Wege, der uns jetzt verderblich werden ſollte. Hageldicht flogen uns die Kugeln nach. Die Kroaten ſchoſſen jetzt energiſcher, als da wir gekommen und als da wir ihnen gegenüber geſtanden hatten. Vielleicht war ihre Zahl indeſſen vergrößert worden. Ich lief neben einem Schneider, der in Hemdärmeln war, aber eine Nationalgardenmütze trug; ein guter, kleiner, magerer Kumpan, der an der Dampfmühle viel Muth gezeigt hatte. Plötzlich rief er im Laufen: Jeſus Maria, ich bin weg, ich bin weg, ich bin weg! — Es wird nichts ſein, ſagte ich, nur eine leichte Verwundung, Sie laufen ja noch ſo gut! — Aber kaum hatte ich die Worte geſprochen, als er neben mir zuſammenbrach. Ich bückte mich zu ihm hinab, um ihm hülfreich zu ſein; in demſelben Augenblicke ſtreifte eine Kugel meinen Hut. Sie hätte mich, wäre ich aufrecht geweſen, in der Mitte des Leibes erreicht. Die Thüre eines Hauſes öffnete ſich, um mich und den Schneider, den ich nach mir ſchleppte, aufzunehmen. Frauen hatten ihn fallen ſehen und wollten uns barmherzig aufnehmen. Sie beſchäftigten ſich auch ſogleich mit dem armen, tödtlich Verwundeten. Ich rief meinen Leuten zu und ſammelte ſie alle — ach, es waren nur noch zwölf — in dem Hauſe. Schon waren mehrere Verwundete in den Häuſern, an denen wir bereits vorbeigelaufen waren. Die Bewohner hatten ſich nur vor den Kroaten abgeſchloſſen, aber ſie thaten ihre Thüren auf, um die Verwundeten aufzunehmen, und ſie pflegten ſie überall mit Liebe. Die guten Wiener!

Wir beriethen uns, was weiter zu thun? Der Gardiſt ſchlug vor, den Rückzug durch die Gärten fortzuſetzen, die ſich hinter den Häuſern in ununterbrochener Reihe fortzogen, da der Weg am Donauarm zu mörderiſch war. Der Vorſchlag wurde angenommen und ausgeführt. Aber die Gärten waren nur von geringer Ausdehnung und durch Plankenwände oder Paliſſaden von einander getrennt. Die Kroaten, die ſeit unſerer Flucht wieder das Schüttelbad einnahmen, bemerkten uns von dort aus und begannen, uns nachzuſchießen, eine Schaar machte ſich ſogar auf, um uns durch die Gärten zu verfolgen. Eine Gartenwand nach der andern ſchnitt uns den Weg ab; wir mußten eine nach der andern überklettern; oben angekommen, waren wir wie ausgeſteckte Ziele, wenn wir auch ſicher waren, ſo lange wir uns in der Ebene befanden. Während wir oben waren, flogen die Kugeln in Menge um unſere Köpfe; dabei hörten wir das Geheul der Verfolger immer näher kommen. Wir hatten höchſte Eile. Da erlebten wir wieder einen jener Züge der Aufopferung, die während dieſer Wochen ſo oft vorkamen. Ein Proletarier war immer der Letzte, der über die Wände kletterte. Er hielt ruhig Stand, ſo lange noch ein Einziger von uns dieſſeits war, und half mit Arm und Schultern Einem nach dem Andern über das Hinderniß. Er ſelbſt hatte dann Niemand, der ihm geholfen hätte, und mußte ſich oft mit arger Mühe, allein, auf die manchmal hohe Wand hinaufhelfen, immer in Gefahr, von den Verfolgern erreicht zu werden. Dieſes Werk der Hülfe und der Aufopferung führte er mit Konſequenz bei allen Wänden durch, deren vielleicht zwölf oder vierzehn waren. Endlich kamen wir an der Franzensſtraße und hinter der Barrikade an. Es fehlte Mancher, und unter den Fehlenden war auch der Junge, für den ich mitgezogen war. Glücklicherweiſe kam er nach einer halben Stunde zum Vorſchein, und zwar friſch und wohlbehalten. Er hatte einen Freund, einen Studioſus Juris, der ins Knie geſchoſſen war und ſich nicht regen konnte, zuerſt in Sicherheit, dann zu einem Arzte gebracht. Wie traurig auch die Expedition ausgefallen war, ſo hatten wir doch beinahe die Gewißheit erlangt, daß die Studenten nicht in den Flammen der Dampfmühle zu Grunde gegangen ſeien. Auch erfuhren wir ſpäter, daß ſie ſich in der That, als die Kroaten die Dampfmühle, die ſie beſetzt gehalten, angeſteckt hatten, rückwärts, durch den Prater bis an die Jägerzeile durchgeſchlagen hatten, obwohl der Prater in der Gewalt der Oeſterreicher geweſen.

Von dieſer Expedition weiß ich, daß ſie meine erſte, thätige Theilnahme am Kampfe geweſen, denn die Gefühle des erſten Kampfes vergeſſen ſich nicht. Was darauf folgte, kann ich nicht mehr in chronologiſcher Ordnung erzählen; es ſind abgeriſſene, bruchſtückweiſe Erinnerungen.

Eines Abends zogen wir, an hundert Mann, Corps d'élite und Proletarier, unter Anführung des Majors Haugk an die Mariahülfer Linie, die allem Anſchein nach dieſe Nacht angegriffen werden ſollte. Das Burgthor wurde uns von einem polniſchen Offizier geöffnet, der bei dieſer Gelegenheit allerlei Unſinn ſprach und viele ſchlechte Witze machte. Er war arg betrunken und gab uns einen böſen Eindruck mit auf den Weg. Es ſtand ſchlecht um eine Stadt, deren Thore ſo bewacht waren. Von der Mariahülfer Vorſtadt kam uns rother Feuerſchein entgegen, der den hellen Himmel purpurn färbte; ſonſt war die Nacht ſchwarzdunkel. Auf dem Marſche durch die unendlich lange Hauptſtraße der Vorſtadt flogen uns ununterbrochen, langſam, ziſchend und raſchelnd, in großen Bogen glühende Bomben entgegen, die bald auf einem Dache in unſerer Nähe, bald auf unſerem Wege platzten. In den Thüren ſtanden die Bewohner und ſahen dem Schauſpiele zu. Jeden Augenblick rief man uns eine Warnung entgegen: Meine Herren, ziehen Sie ſich links, die Schußlinie iſt rechts! — Wir bogen nach links. — Meine Herren, ziehen Sie ſich rechts, die Schußlinie iſt links! Wir bogen nach der rechten Seite. Die wiederholten Warnungen und die mehrfache Veränderung des Marſches, dabei der beſtändige Anblick der Kugeln, die uns langſam entgegenkamen, brachte eine große

Unruhe in die Schaar und demoraliſirte ſie endlich ganz. Einzelne ſprangen beim Fall und Platzen der Bomben aus den Reihen, die Einen rechts, die Andern links — man fluchte, man ſchrie — Viele wollten umkehren. Es war eine gräuliche Unordnung. Haugk ließ uns halten und ſprach den Furchtſamen Muth ein. Bald aber war dieſelbe Unordnung und in einem erhöhten Grade wieder da. Da befahl er, das Bajonett zu fällen, und Jedem, ſeinen Vordermann niederzuſtoßen, ſobald er Miene mache, aus der Reihe zu treten. So kamen wir in ſchönſter Ordnung trotz Bomben und Granaten an der Mariahülfer Linie an.

Wir löſten die Beſatzung ab und beſetzten ſelbſt die Barrikade, von welcher aus wir bei einem Wachtfeuer die Oeſterreicher wie Schatten hin und her gehen ſehen konnten; von Zeit zu Zeit beleuchtete ein Kanonenſchuß ganze Gruppen, und wir mochten uns überzeugen, daß wir eine ziemlich ſtarke Macht uns gegenüber hatten. Die Bomben aber ließen uns unbehelligt; ſie flogen in großen Bogen über unſere Köpfe weg in die Vorſtadt. Nur von Zeit zu Zeit ſchlug eine Vollkugel in unſerer Nähe ein, ohne uns den geringſten Schaden zu thun. — Ungefähr um Mitternacht regte ſich etwas in nächſter Nähe außerhalb der Barrikade; wir kamen in Alarm. Aber es war ein Proletarier, der ſich ſogleich als Freund zu erkennen gab, zu uns herein kam und uns verſicherte, daß ſich die Oeſterreicher regen und daß gewiß etwas bevorſtehe. Die Barrikade wurde doppelt beſetzt, und die Leute, die nebenan in einem kleinen Häuschen beim Weine geſeſſen hatten, kamen hervor, nahmen ihre Gewehre und ſtanden in der Nähe bereit. In der That kamen nach weniger als einer Viertelſtunde plötzlich die Oeſterreicher hinter einem Hauſe der Vor-Vorſtadt in Menge hervor und ſtürmten plötzlich auf unſere Barrikade los. Wir empfingen ſie mit einer guten Salve und gleich darauf mit einer zweiten, da uns die Hintermänner augenblicklich unſere Gewehre abnahmen und ihre geladenen reichten. Sogleich zogen ſich die Oeſterreicher zurück, ohne einen Schuß gethan zu haben, und während dieſes Rückzuges hörten wir einen Schrei, der die Luft auf ſchauerliche, auf jämmerliche Weiſe zerriß. Offenbar war es auf eine Ueberrumpelung abgeſehen, die ſie aber aufgaben, da ſie uns ſo wachſam fanden. Bei dieſer Gelegenheit wurde ich ſehr leicht am Fuße verwundet, und zwar von befreundeter Seite, durch das Bajonett eines Nationalgardiſten, als er auf die Barrikade ſtürmte, um uns zu Hülfe zu kommen.

Hierauf wurde es ſtille. Nur die Bomben fuhren fort, von Zeit zu Zeit die dunkle Nacht mit einem feurigen Bogen zu durchkreiſen. Ich ſaß in dem kleinen Häuschen, links von der Linie, und trank mit den Andern, als eine ſolche Bombe eine ganze Ecke des Daches abriß. Man ging hinaus, um den Schaden zu beſehen, und ging dann wieder zurück, um weiter zu trinken und zu plaudern. Nach wenigen Tagen des Kampfes konnte ich an unzähligen Bürgern, Studenten und Proletariern jene Kaltblütigkeit beobachten, die man ſelbſt an alten, berühmten Kriegern zu bewundern gewohnt iſt. Wäre die Kraft und der Muth des Wiener Volkes gehörig gebraucht, wäre ein Kommando, irgend ein Plan da geweſen, man hätte Wunder thun können. Aber im Kommando war Anarchie, oder vielmehr, es gab gar kein Kommando. Auf ſeinem Poſten, auf dem er ſich oft zufällig befand, that Jeder ſeine Schuldigkeit und mehr als Das — aber Jeder auf eigene Fauſt; von einem Zuſammenhange war nicht die Rede, Ein Plan, Ein Wille war nirgends ſichtbar.

Ein anderes Mal wurde ich mit einem Theil des Corps d'élite zu einer polizeilichen Hausſuchung verwendet. Es war eine Anzeige eingelaufen, daß ſich in irgend einem der Häuſer am Ende der Fuhrmannsgaſſe in der Leopoldſtadt ein Waffendepot der Kontrerevolution befinde. Das Haus ſollte ausfindig gemacht werden, und zwar ſogleich, da Gefahr da war, daß dieſer Theil der Stadt dem Feinde in die Hände falle. Schon ſchlug man ſich aufs Hartnäckigſte im Augarten, und ſchon wurde die Gegend der Fuhrmannsgaſſe beſchoſſen. Ein Student, der bereits in Schleswig-Holſtein als Offizier gedient hatte, führte uns. In der genannten Gaſſe ſtanden die Einwohner, meiſt Weiber und Kinder, in den Hauseingängen, um ſich vor den fallenden Kugeln und den herabſtürzenden Dachtrümmern zu ſchützen. Wie ſehr ſie zitterten und bebten, hatten ſie für uns doch ein freundliches Lächeln. „Da kommen ja die Studenten!" hörte man, „ach, die braven Studenten!" — Aber unter dieſen braven Studenten war einer, der beim Anblick des Unheils, das die Kanonenkugeln anrichteten, allen Muth verlor. Er fing förmlich zu heulen an, ſagte, das ſei unmenſchlich, ordentliche Menſchen ſolche Wege zu führen, was die ganze Geſchichte überhaupt zu bedeuten habe u. ſ. w., und behauptete am Ende, er ſei ein Vater, der fünf Kinder zu ernähren habe und deſſen Pflicht es ſei, ſein Leben zu ſchonen. Es war ein Menſch von ungefähr ſechsundzwanzig Jahren, ein Kaufmann oder Kommis, der ſich in die Studentenlegion hatte aufnehmen laſſen. Der Lieutenant verwies ihm ſein Geſchwätz und ſeine Feigheit, da er aber immer lauter zu klagen anfing, wandte ſich jener zähneknirſchend um, faßte ihn am Kragen und warf ihn einer Gruppe von Weibern zu. „Verhaftet ihn und führt ihn auf den nächſten Poſten, die feige Memme!" rief der Lieutenant. Die Weiber umringten ihn lachend und führten ihn in der That an Arm und Rockſchößen, trotz aller herabfallenden Kugeln, auf die Hauptwache in die Jägerzeile, wo man ihm nach drei Tagen auf unangenehme Weiſe den Abſchied gab, nachdem er ſich mit dem Gedanken an ein Kriegsgericht aufs Grauſamſte abgequält hatte.

Von Waffenvorräthen fanden wir in den Häuſern, die wir vom Keller bis unters Dach unterſuchten, keine Spur. Die Einwohner, wo ſolche zugegen waren, lächelten gutmüthig über die Verkennung, und daß man bei ihnen nach gegenrevolutionären Waffen ſuchte. „Ach nein," verſicherte man uns von allen Seiten, „wir ſein nicht gegen die Studenten; die ſein ja ſo gut!" In einem Hauſe fanden wir ein junges, ſchönes Mädchen, das uns mit Thränen in den Augen beſchwor, doch abzulaſſen, „wir ſetzten es ja doch nicht durch.“ Doch von dieſem Mädchen habe ich ſchon an einem andern Orte erzählt.[1]

Bald nach dieſer Hausſuchung ſollte ich wieder in dieſer Vorſtadtgegend beſchäftigt ſein.

Eines Abends marſchirte ich mit noch ungefähr fünfzig Mann unter Anführung Fröbels in die Leopoldſtadt und in ein gewaltiges, ausgedehntes, ſehr ſolid gebautes Haus in der Nähe der Jägerzeile. Unſere Beſtimmung war, dieſes Haus ſo ſchnell als möglich und ſo ſtark als möglich zu befeſtigen, da es mehrere Straßen beherrſchte und von dieſer Seite her bald ein Angriff auf die Leopoldſtadt zu befürchten war. Die Kaiſerlichen hatten ſchon den ganzen Prater und den Bahnhof beſetzt und waren auch ſchon im Beſitz des Augartens, den ſie nach langem und hartnäckigem Kampfe eingenommen hatten. In dem Hauſe fanden wir ſchon eine kleine Beſatzung, und mit dieſer vereinigt gingen wir ſogleich an die Arbeit. Ich hatte den beſten Willen, mich nützlich zu machen, aber wo ich zugriff, war gleich ein Proletarier bei der Hand, der mich lächelnd zurückdrängte. „Das iſt nicht für Sie,“ — „das verſtehen wir beſſer.“ So gutmüthig zeigte ſich das Volk überall; nirgends eine Spur von jenem proletariſchen Hohn, der ſich mit Schadenfreude am Schweiße der an körperliche Arbeit nicht gewöhnten „Ariſtokraten“ oder an der Ungeſchicklichkeit der Hände ohne Schwielen erfreut. In der That konnte ich mit Hacke und Spaten nirgends ans Werk gelangen, und wo ich einen Stein anfaßte, um ihn an den Ort ſeiner Beſtimmung zu tragen, wurde er mir ſofort aus der Hand genommen. Selbſt als Handlanger konnte ich nicht dienen. Ich ergab mich in mein Schickſal, legte mich auf einen Strohſack und ſchlief vortrefflich bis zum Morgen, während man um mich herum wie in einem Bienenkorbe arbeitete. Als ich erwachte, war das Haus eine Feſtung, in der man ſich ganz ſicher und behaglich fühlte. Aber wir ſollten uns nicht lange ſo fühlen.

---

[1] Erzählungen eines Unſtäten. Bd. IV, S. 253.

Gegen ſechs Uhr Morgens erſchien General Bem vor dem Hauſe. Er warf einen raſchen Blick auf daſſelbe und in den Hof, fand, daß es gut war, und befahl, daß wir nun weiter marſchiren ſollen. Er wartete nur, bis wir uns vor dem Hauſe verſammelt hatten, gab Fröbel ſeine Befehle und ritt dann weiter. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich den merkwürdigen Mann zum erſten Male, jenen Mann, der, wenn er mit dem Oberbefehl betraut geweſen wäre, der Belagerung Wiens und der ganzen Bewegung wohl einen andern Ausgang gegeben haben würde. Er trug weiße Reithoſen, die in hohen Stiefeln ſtaken, einen dunkelblauen, bis unters Kinn zugeknöpften Rock und einen Kalabreſer mit weißer Feder: eine ſchmächtige, magere Geſtalt, der man es nicht angeſehen hätte, daß ſie allen erdenklichen Mühſalen und Kriegsarbeiten gewachſen war. Auch das magere, gelbe, oder vielmehr graue Geſicht hätte wenig Kraft verrathen, wenn es nicht von einem energiſchen, geiſt- und kraftvollen Auge beleuchtet worden wäre. Nicht eines der Bilder, die von General Bem bekannt ſind, finde ich ähnlich; ſie geben ihm meiſt ein rundes und ziemlich freundliches Geſicht; das ſeine aber war länglich und erſchien um ſo länger, als die Wangen ſo eingefallen waren, daß ſie bereits Gruben bildeten, und als es von einer hohen und ſchmalen Stirne überwölbt war. Freundlich war er nur, wenn er ſprach und ſich wohlmeinend über die jungen Soldaten und über den gefährlichen Poſten, auf den er ſie ſchickte, luſtig machte; ſonſt war ſein Geſicht gedankenvoll und nichts weniger als anziehend. Der Poſten, auf den er einen Theil der Beſatzung des Hauſes und mit ihr eine Abtheilung Steierer vom ſteieriſchen Zuzuge, ſämmtlich unter Fröbels Führung, ſchickte, lag in der Nähe der Fuhrmannsgaſſe und war in der That nichts weniger als angenehm. Wir hatten eine lange Gartenmauer, eine Barrikade und ein kleines, einſtöckiges Haus, die zuſammen eine Linie bildeten, zu bewachen und nöthigenfalls zu vertheidigen. Vom Feinde waren wir eigentlich nur durch die Chauſſee getrennt, die zum Nordbahnhof führt. Jenſeits dieſer

Chauſſee beginnt der Prater mit einem grünen Platze geringer Ausdehnung, und jenſeits dieſes grünen Platzes beginnt der Praterwald, in welchem, ebenſo wie im nahen Bahnhofe, die Kaiſerlichen ſtanden. Sie waren durch das weitläufige Gebäude wie durch die Bäume unſern Blicken entzogen, konnten ſich, ungeſehen von uns, ſammeln und uns binnen einer halben Minute überfallen. Da galt es wachſam ſein. Auf Fröbels Anordnung brach man Schießſcharten in die Gartenmauer und ſtellte man das Haus ſo gut als möglich wieder her. Die Kaiſerlichen hatten es nämlich Tags vorher in Brand geſteckt, die Wiener hatten den Brand wieder gelöſcht; ſo war es zur Hälfte von Feuer und Waſſer zu Grunde gerichtet und in einem jämmerlichen Zuſtande. Die Möbel waren gerettet worden, nur die Strohſäcke, vom Waſſer getränkt, lagen in und außer dem Hauſe. An der Barrikade, an den Fenſtern und an den Schießſcharten mußte fortwährend ungefähr die Hälfte der Beſatzung ſtehen, um den Prater und den Bahnhof zu beobachten. Das war ein ſehr ermüdender Dienſt. Von Zeit zu Zeit näherten ſich die kaiſerlichen Vorpoſten; man trieb ſie mit Flintenſchüſſen zurück. Ein alter Soldat, ein Jäger, der noch ſeine Uniform trug, beſuchte uns und leiſtete uns treffliche Dienſte. An einem Fenſter ſtehend, entdeckte er, wo ſich ein Oeſterreicher zeigte, ſeine Beute im dichteſten Gebüſche; er ſchoß und traf beinahe immer. Nachdem er dieſe Jagd eine Zeitlang getrieben hatte, zogen ſich die Vorpoſten weit zurück. Ein Steierer ſchlich nun in den Prater, wie ein Gemſenjäger. Er ſprang von Baum zu Baum; hinter den Stämmen lud er, ſchlich dann hervor, ſuchte ſich ein Ziel und ſchoß. Kaum geſchoſſen, war er zwanzig Schritte weiter, und die Kugel, die ihm antwortete, flog fern von ihm ins Leere. Oft verſchwand er uns auf halbe Stunden aus den Augen, aber mit dem Horn, das er an der Seite trug, ſchickte er uns nach jedem dritten Schuſſe Grüße zu, die uns über ſein Wohlergehn beruhigten. Ein Schneider, der mit uns war, ließ ſich durch dieſes Beiſpiel zu gleichen Thaten anfeuern, und ſo zogen die Zwei wie Jäger durch den Wald. Den Muth der Schneider habe ich während der Wiener Belagerung überhaupt anders kennen gelernt, als ihn die populäre Tradition darzuſtellen liebt. Ich fand, daß es den Schneidern eigen iſt, überall dabei ſein zu wollen, beſonders wo es gilt, etwas Keckes oder Kühnes auszuführen.

In der Nacht mußte es natürlich auf einem ſolchen Poſten unheimlich ſein und war doppelte Wachſamkeit geboten. Ich ſehe immer noch einen gewiſſen jungen Poeten, der heute in Oeſterreich lebt und den ich darum nicht nenne, wie er gleich einer Tigerkatze die ganze Nacht auf der Barrikade lag und unbeweglich in die Dunkelheit hineinſtarrte, für Viele wachend, die indeſſen auf den durchnäßten Strohſäcken, unter freiem Himmel und in der Oktoberfeuchtigkeit und Kälte ein Auge voll Schlaf zu erhaſchen ſuchten. Gegen Morgen erſchien eine gute arme Frau aus der ſonſt verödeten Nachbarſchaft und brachte uns, was ſie vermochte, Suppe und Kaffee. Die gütige Samaritanerin ſorgte aufs Mütterlichſte für uns, ſo lange wir auf dieſem Poſten verblieben. Als der zweite Abend kam, brachte ſie Kleider und Decken, um uns gegen die Kälte zu ſchützen, und lud die Unbeſchäftigten ein, wenigſtens unter ihrem Dache zu ſchlafen. Am zweiten Tage war ſie wieder mit Brod, Suppe und Kaffee da, und unmöglich war es, ſie, die arme, bedürftige Frau, zur Annahme einer Vergütung zu bewegen. Ich bin überzeugt, daß keiner meiner damaligen Kameraden das gute, von Wohlwollen durchſtrahlte Geſicht der armen Frau vergeſſen hat oder je vergeſſen werde. Wie oft haben wir, ich und Sigmund Koliſch, der mit auf dem Poſten war, in ferner Fremde von der guten Frau geſprochen und erzählt. Möge es ihr wohl ergehen bis an ihr ſeliges Ende. Amen!

Am dritten Tage (wenn ich nicht irre) Vormittags wurden wir Müden abgelöst und in die Aula zurückgeſchickt. Auf dem Wege begegneten wir großen Schaaren, die ſämmtlich in die Leopoldſtadt und meiſt nach der Jägerzeile zogen. In dieſer waren zwei große Barrikaden aufgeführt; hinter einer derſelben, vor einem kleinen Tiſchchen, ſaß General Bem. Es ſah aus, als ſollte es bald zu etwas Ernſtem kommen. In der That griffen die Oeſterreicher an, und noch ſelbigen Abend war die Leopoldſtadt nach hartem Kampfe in ihrer Gewalt.

Aber die Tage wurden trüber; der Feind zog ſeine Kreiſe immer enger um die Stadt; nichts geſchah, um die Hülfe zu benutzen, die überall im Lande bereit war, oder nur ſie heranzuziehen. Man wußte, daß noch ſtarker Zuzug aus Oberöſterreich und Steiermark gekommen war und daß er, nachdem er Tage lang in den Gebirgen gewartet hatte, wieder zurückging, da man ſich mit ihm nicht in Verbindung ſetzte, um ihn im Rücken des Feindes agiren zu laſſen, und nichts that, um ihm einen Weg in die Stadt zu öffnen. Bei der Annäherung des Feindes einerſeits, bei der Anarchie im Oberbefehl andererſeits ſank die Hoffnung immer tiefer. Die erhebenden Momente wurden von niederdrückenden überwuchert. Einen ſolchen erhebenden und einen ſolchen niederdrückenden Moment erlebte ich eines Tages raſch nach einander. Ich kam aus der Singerſtraße. Am Fuße des Stephansthurmes ſtand eine Schaar ſteieriſcher Schützen unter Anführung des trefflichen Dr. Eſſenberger, der ſpäter ſein Leben in Kufſtein vertrauerte. Sie ſangen begeiſtert: Was iſt des Deutſchen Vaterland! und machten ſich froh und glücklich zu einem Kampfe bereit. — Was iſt? fragte ich. — Die Ungarn ſind im Anzug. Ich eilte in die Aula. In der That ließ man uns und viele bewaffnete Proletarier auf dem Platze in Reih und Glied treten, und man flüſterte ſich zu, daß wir einen Ausfall machen werden. Major Haugk ging, die Hände über den Rücken gelegt, vor uns auf und ab. Aber wir ſtanden und ſtanden; es kam kein Befehl; der Major ſchickte einen Boten nach dem andern ab; es veränderte ſich nichts. Meſſenhauſer ſtand auf dem Stephansthurm, beobachtete das Gefecht zwiſchen Oeſterreichern und Ungarn und hatte nicht den Muth, einen gewaltigen Ausfall zu machen, der die Oeſterreicher zwiſchen zwei Feuer genommen hätte. Er ſtand noch immer auf dem Rechtsboden. Doch war dieß der entſcheidende Moment. In unſerer Mitte wie im Volke, das uns umgab, fühlte man Das; die Bewaffneten wurden ungeduldig, im Volke gerieth man beinahe in Wuth. Damals ſah ich, wie ein Volk wird, wenn es die Hoffnung verliert und Alles an Alles ſetzen möchte. Da die Stunden vergingen und immer nichts geſchah und dabei noch die Ungewißheit obwaltete, ob wirklich die Ungarn gekommen ſeien, ob, wenn ſie gekommen, ſie Sieger oder beſiegt ſeien, kam das Volk in eine Art von Verzückung. Ich ſah Weiber, die ihre Kleider abriſſen, das Haar loslöſten und zu predigen und zu prophezeien anfingen, als beſänden wir uns in einer bibliſchen Stadt, vor deren Thoren Babylonier oder die Schaaren Aſſurs lägen. Ich begriff die Prediger und Propheten der Kamiſarden. Die Weiber waren ekſtatiſch. Wären wir es doch auch geweſen! aber wir waren Theile eines Ganzen, wir waren ſchon diſziplinirt und — warteten. So wurde es drei Uhr Nachmittags, und wahrſcheinlich nur um uns zu beſchäftigen, führte man uns auf die Baſtei. Von da aus ſahen wir denn, daß die Vorſtadt Landſtraße ſchon genommen war. Von dort und vom Glacis aus beſchoß man uns. Wir ſetzten uns mit dem Rücken an das Parapet und ſahen, wie die Kugeln in die Häuſer vor uns flogen; eine Bombe platzte im Dache des Dominikanerkloſters; das Haus, das die Fürſtin Schwarzenberg, die Frau des Marſchalls von Leipzig, bewohnte, wurde von den Kugeln der Kroaten arg mitgenommen. Man antwortete von der Baſtei aus, aber welche Wirkung konnte Das haben?

So wurde es von Tag zu Tage ſchlimmer. Jede Nacht ſah Wien aus, als wäre es unter eine rothe Glasglocke geſtellt; der Himmel glühte von Feuersbrünſten. Im Volke nahmen Entmuthigung und Verzweiflung zu, und die ſchöne Stimmung der erſten Tage war dahin. Da ſah ich Manches, was in den erſten Tagen unmöglich geweſen wäre. Vor der Aula erhob ſich ein Streit zwiſchen zwei Leuten; in dem Streit zog der Eine eine Piſtole und legte auf ſeinen Gegner an. In dem Augenblicke fiel das Wort: Ein Schwarzgelber! Auf dieſes Wort hin zog Einer aus dem Volke einen Strick aus der Taſche und näherte ſich dem als Schwarzgelben Bezeichneten mit der größten Gemüthsruhe, um ihn aufzuknüpfen. Wir retteten ihn nur, indem wir ihn verhafteten. Es zeigte ſich ſpäter, daß der Gerettete den Strick wohl verdient hatte; es war ein Spion.

An der Aula hörte ich auch zwei übergegangene Grenadiere ſich beſprechen, wie ſie ſich, wenn Wien falle, erſchießen wollten.

In dieſer letzten Zeit begegnete ich zu wiederholten Malen dem durch ſeinen Tod bekannt gewordenen Jellinek, der, im Gegenſatz zu ſeiner ganzen Umgebung, immer voll Hoffnung war; er gehörte nicht zu jenen Köpfen, die überall gleich das Ende ſehen, wo ſie keinen Ausgang finden. Er konnte im Gegentheil kein Ende ſehen, wo er keinen Abſchluß ſah; hätte man ihm noch zwölf Lebensjahre gegönnt, er hätte Recht behalten. Wir ſehen heute, daß der Fall Wiens kein Ende war, und Dieſe ſelbſt, die ihn herbeiführten, ſind gezwungen, daran wieder anzuknüpfen. Was heute in Ungarn, in Wien, in ganz Oeſterreich vor ſich geht, iſt nur eine directe Fortſetzung jener Zeit. Es zeigt ſich, daß Alles, was dazwiſchen liegt und was man für ſo klug gehalten, nichts zu bedeuten hatte: handle es ſich um Männer oder Dinge oder Inſtitutionen. Wie hoffnungsvoll er war, ſo furchtlos war er auch, der arme Jellinek, der philoſophiſche Kopf. Was in ihm zum Begriffe geworden war, war ewig; was hatte er zu fürchten? Als man ihn nach dem Falle Wiens warnte und ihm rieth, doch auch wie viele Andere die Flucht zu ergreifen, ſagte er lachend: „Was kann er mir thun, der Windiſchgrätz? dieſer ungebildete Menſch!“ Der ungebildete Menſch hat ihn für einen Zeitungsartikel erſchießen laſſen.

Noch ein anderes Opfer Windiſchgrätz' ſah ich oft: den Muſikus Becher, damals mit Jellinek Redacteur des „Radikalen.“ Ich kannte ihn aus alter Zeit und hatte ihn oft in Neuners Kaffeehaus, dem Stelldichein der höhern Wiener Literatur, und bei Lenau geſehen. Ich war erſtaunt, ihn nach Jahren ſo jung zu finden; die Revolution hatte ihn verjüngt und alle ſeine Kräfte neu aufgefriſcht. Er war der letzte Wiener Kämpfer, und daß und wie er es war, habe ich mit meinen Augen geſehen.

Meſſenhauſer hatte ſchon ſeit mehreren Tagen kapitulirt und das Kommando niedergelegt. Das will ſo viel ſagen, daß es nunmehr ſelbſt dem Namen nach keinen Oberbefehl mehr gab; auch Blum und Fröbel hatten als Offiziere in Folge der Kapitulation die Waffen niedergelegt. Aber das Volk hatte nicht kapitulirt, und es wollte den Kampf noch fortſetzen, als es ſchon auf den engen Raum der kleinen, innern Stadt Wien beſchränkt war. Am letzten Kampftage ging ich in Geſellſchaft Kolliſch's auf die Kärntnerthor-Baſtei; uns gegenüber auf der Wiedner Brücke war eine Batterie aufgeführt, die uns beſchoß. Die Schaar der Vertheidiger war nur noch eine geringe; ſie ſchleppte eine elende, alte Kanone herbei, um auch mit Artillerie zu antworten. Es ſah ganz aus wie ein Ende. Als wir der Baſtei zugingen, begegneten wir am Eingange der Spiegelgaſſe zweien Geſichtern, wie man ſie in den letzten drei Wochen nicht geſehen hatte: alte, lächelnde, geſchniegelte Hof- und Beamtengeſichter. Wie ſie uns mit unſern Gewehren hingehen ſahen, begrüßten ſie uns, redeten uns an und meinten, es ſei ein ſchöner Tag. — Merken Sie was? ſagte Kolliſch zu mir — dieſe Vögel kommen hervor; das ſind unſere Todtenvögel. Auf der Baſtei ſahen wir, was dieſe Vögel angerichtet. Nachdem wir einige Schüſſe auf die Batterie gethan, die übrigens außer Schußweite ſtand, verließen wir die Baſtei wieder und kehrten in die Stadt zurück, deren Straßen ſchon vielfach von den Bomben aufgeriſſen und von dem Schutte, der von den Dächern fiel, bedeckt waren. Die Kugeln fielen überall. Bei dieſer Gelegenheit will ich bemerken, daß wir im Muſeum die Kugel einſchlagen ſahen, welche dort einen Brand entzündete. Ich halte dieſe Bemerkung für nothwendig, da man unter andern Verleumdungen auch die verbreitete, daß die Revolutionäre Muſeum und Bibliothek haben in Brand ſtecken wollen. Sprach man doch auch von Plünderungen, zu einer Zeit, da die ganze Stadt dem Volke angehörte und ein einziger Mann, wie in tiefſten Friedenszeiten, vor der Bank Wache hielt und vor dem Palaſte Windiſchgrätz auch nicht ein einziger Mann. So wenig hielt man es für nothwendig, das Eigenthum des feindlichen Feldherrn vor dieſem Volke zu ſchützen, und in der That wurde an dieſem Hauſe nicht ein Nagel geſchädigt. Nur einmal ſah ich für einen Augenblick eine tendenziöſe Zerſtörungsluſt im Volke erwachen. Es wollte eines Abends die Statue des Kaiſers Franz niederreißen; wenige Worte reichten hin, es von dem Vorhaben abzubringen, ein Vorhaben, das übrigens Wien von einer ſcheußlich-häßlichen Bildſäule befreit haben würde. Die ſie ſtehen laſſen, ſind die Vandalen.

Nachdem wir auf dem Graben noch eine Zeit lang dem Bombardement zugeſehen, gingen wir, um eine befreundete Familie zu beſuchen und ihr im Nothfalle beizuſtehen. Auf dem Bauernmarkt hörten wir plötzlich die Lärmtrommel, die durch den Donner der Kanonen, das Platzen der Bomben und fallenden Schutt einen wahrhaft unheimlichen und zugleich ſehr aufregenden Schall hören ließ. Auf dem Hohenmarkt ſahen wir, woher der Ton kam. Dieſer Platz war leer und öde, wie um dieſe Zeit alle Gaſſen und Plätze; die Einwohner hatten ſich in die Keller geflüchtet oder hielten ſich in den innerſten Räumen der Häuſer, wo ſie ſich vor den Kugeln ſicherer wähnten. Ueber den großen menſchenleeren Platz ſchritt ein einziger, ungefähr fünfzigjähriger Proletarier; vor ihm ging ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Proletarierjunge. Der Junge trug eine große ſchwarz-roth-goldene Fahne; der Alte ſchlug die Trommel. Er ſah nicht rechts, er ſah nicht links; die Bomben flogen über ſeinen Kopf, ſie platzten vor ihm, hinter ihm: er ſchritt vorwärts, gemeſſenen Ganges und ſchlug den Generalmarſch — und er ſchlug, als wollte er eine geſtorbene Welt aus dem Todesſchlafe wecken. Und der Junge mit der Fahne ging ruhig vor ihm. Und der Alte ſchritt und ſchlug. — Wir blieben ſtarr bei dieſem Schauſpiel, und die

Thränen traten uns in die Augen. — Lieber Freund, ſagten wir ihm endlich, laſſen Sie Das; es iſt Alles aus. — Nein, antwortete der Alte, ſie müſſen heraus, ſie müſſen noch einmal heraus. Die Sache darf nicht verloren ſein. So ſprechend, ging er immer weiter und ſchlug die Trommel, daß ſie den Kanonendonner überhallte, und der Knabe trug ruhig ſeine Fahne und ſah nach allen Seiten, ob ſie nicht kommen? Sie kamen nicht.

Die Abenddämmerung ſenkte ſich ſchon leiſe herab, als wir wieder auf dem Graben ankamen. Da ſchwiegen plötzlich die Kanonen; es wurde ganz ſtille. Nach ungefähr zehn Minuten kamen vom Kohlmarkt her und liefen über den Graben dem Stephansplatze zu an dreißig Studenten und Proletarier. Laufend ſahen ſie rückwärts, als ob ſie beſorgten, verfolgt zu werden. Wieder nach einigen Minuten kam Becher, mit dem Degen in der Hand, deſſelben Weges, gefolgt von einer noch kleinern Schaar. Auch ſie ſahen ſich um, während ſie raſchen Schrittes über den Graben gingen. Sie konnten nur vor den Oeſterreichern fliehen. In der That hatten einige Nationalgardiſten den Kaiſerlichen das Burgthor geöffnet; die Schaar Bechers ſtand auf der Baſtei; hätte ſie ſich nicht raſch zurückgezogen, wäre ſie leicht abgeſchnitten und umringt worden. Nicht zwei Minuten nach Becher erſchienen denn auch die Oeſterreicher auf dem Platze des Grabens. Zuerſt kam eine kleine Abtheilung von vielleicht zwölf Mann mit gefälltem Bajonett; aber in der That war es ſchwer zu erkennen, in welcher Poſition ſie das Gewehr zu halten beabſichtigten. Sie zitterten ſo ſehr am ganzen Leibe und an den Armen, daß das Bajonett fortwährend auf und nieder ging. Dabei blickten ſie ängſtlich rechts und links nach den Fenſtern und riefen fortwährend: Gut Freund! Gut Freund! Daſſelbe that die ganze Kompagnie, die ihnen auf dem Fuße folgte, die Gemeinen wie die Offiziere. Dieſe Letztern ſchwenkten ihre Degen grüßend den Fenſtern zu und riefen ebenfalls: Gut Freund! Gut Freund! Man konnte mit den armen Soldaten, die jetzt noch einen Angriff fürchteten, nur Mitleid haben. Das Volk, das ſie kläglich überall umgab, verhielt ſich ſtille. Da aber geſchah etwas Ueberraſchendes. Wie auf ein gegebenes Zeichen öffneten ſich hundert Fenſter, die ſeit drei Wochen verſchloſſen und verhüllt geweſen, als gehörten ſie ausgeſtorbenen Wohnungen an, ſie füllten ſich — Hunderte von Taſchentüchern wehten den Soldaten entgegen, und „Vivat der Kaiſer!“ erſchall es von allen Seiten. Das war wie ein Signal für das Volk: ein ungeheures Pfeifen erſtickte die loyalen Rufe in Gegenwart, ſelbſt in der Mitte der bewaffneten Sieger, die eben, freilich ſehr ſchüchtern, ihren Siegereinzug hielten. Und das pfeifende Volk begleitete die Sieger bis auf den Stock-Am-Eiſenplatz. Von dort her kamen noch einige Schüſſe. Sie kamen von Becker. Noch einmal hatte er ſich aufgeſtellt und empfing die Sieger mitten in der beſiegten Stadt mit einer Salve. Dann war es ſtille. Die Nacht ſank herab. Der Vorhang fiel nach einem großen Drama, und die Orgie der Monarchie begann.

Was folgt: meiner Kollegen wirkliche Verhaftung und Aburtheilung, die Vereitlung der meinigen, meine Flucht und mein Dank Denen, welchen ich Freiheit und Leben ſchulde — alles Das gehört in ein anderes Kapitel und in eine andere Zeit — in eine Zeit, da ich nicht mehr zu fürchten haben werde, daß ich Freunde und daß ich Männer in hohen Würden bloßſtellen werde und in den Augen ihrer Kollegen kompromittiren als zu menſchlich, als zu ſparſam mit Menſchenblut.

Die letzten Tage des deutſchen Parlaments.

(1863.)

Wie herzlich auch die Aufnahme war, welche wir in Heilbronn, wo ſich der größere Theil der Abgeordneten ſammeln ſollte, ſanden, wie freundlich man uns überhaupt überall auf württembergiſchem Boden aufnahm, ſo konnte ſich wohl doch ein großer Theil unſerer Schaar des Gefühles nicht erwehren, daß es zu Ende gehe. Die Pflicht hatte uns die Unternehmung geboten, die Hoffnung ſaß wohl nur bei Wenigen im Reiſewagen. Hundert Kleinigkeiten ſchienen uns, oder wenigſtens mir, in dieſem Zuſtande bedeutungsvoll und auf Auflöſung nach allen Seiten hin zu deuten. Fortwährend mußte ich an den Schulmeiſter gedenken, den wir am ſelben Tage in einem Gaſthauſe auf Badener Gebiete getroffen hatten. Er war ſonntäglich gekleidet und machte kein Hehl daraus, daß er dem Großherzog nachziehe, ja, er proklamirte es laut, ſo oft er glaubte, daß Revolutionäre in der Nähe ſeien, offenbar wünſchend, von ihnen ſeiner großherzoglichen Treue wegen mißhandelt oder zurückgehalten zu werden. Es zog ihn nicht im Geringſten zum Großherzog; er war mit ganzer Seele bei deſſen Feinden, und einmal, in einem ekſtatiſchen Zuſtande, ſtieß er ein brünſtiges Gebet für die Revolution und die Verfaſſungskämpfer aus. Weinend aber verſicherte er, es bleibe nichts Anderes übrig, als mit dem Großherzog Frieden zu machen, weil Alles verloren ſei. Dieſer Schulmeiſter war mir das trübe Bild des deutſchen Volkes.

Im Gaſthauſe zu Heilbronn ſahen wir zwei reiſende junge Mädchen, deren eines als Mann verkleidet war. Höchſt wahrſcheinlich auf der Flucht und ſchutzlos, wie ſie waren, ſchufen ſie ſich auf dieſe Weiſe einen fingirten Schutz. Sie hatten nichts

Abenteuerliches in Weſen und Benehmen, und man ſah es ihnen an, daß nur die Noth ſie zu ſolcher nicht ganz weiblichen Liſt gezwungen hatte. Alle Anweſenden, ſammt den Wirthsleuten, gingen ſtillſchweigend auf ihre Abſichten ein, obwohl Niemand auch nur einen Augenblick getäuſcht war. Romantik iſt eine ſchöne Sache, wo ſie Einem aber auf ſolche und ähnliche Weiſe im Leben entgegentritt, da deutet ſie immer auf Zuſtände, wie ſie nicht ſein ſollten. Ich geſtehe, daß die Serenaden und feurigen Anſprachen, die uns in Fülle zu Theil wurden, wenig zu meiner Erheiterung beitrugen; auch Heinrich Simon war ſehr nachdenklich, nur Jacoby bewahrte jene unerſchütterliche und erſtaunliche heitere Ruhe, welche ſagt: „impavidum ferient ruinae“. Nappard ſaß auf ſeiner Stube und zerſtreute ſich mit mikroſkopiſchen Unterſuchungen. Glücklicherweiſe waren dieſe meine ſpeziellen Reiſegefährten ſo geartet, daß ſie ſelbſt in ſolchen Zeiten ſich den Sinn für alles Das bewahrten, was in ruhigern Jahren ihrem Geiſte, ihrem Gemüthe und Schönheitsgefühle wohlgethan. Mit Jacoby konnte man immer von Kant und überhaupt von Philoſophen und Dichtern ſprechen; von Heinrich Simon erinnere ich mich, daß er mir ſelbſt auf dieſer Reiſe, da doch unſere Geiſter ſo ſehr eingenommen und beunruhigt waren, ſehr ausführlich über ſeinen Landsmann, den alten Dichter Logau ſprach, den er bis ins Einzelnſte und zum großen Theile auswendig konnte und an deſſen letzter Ausgabe er ſein Theil hatte. Ja, er lieferte mir ſogar einen Luſtſpielſtoff aus Logau's Jugendleben.

Es war mir nicht ſchwer, ſolche Reiſegefährten zu einem Beſuche bei Juſtinus Kerner in Weinsberg zu bewegen, und dieſer Beſuch bildet in jener bewegten und, in unſern Gemüthern noch mehr als äußerlich, ruheloſen Zeit eine ſchöne Idylle. Weinsberg war mir als ſagenhafter Boden der Weibertreue, als geſchichtlicher des Bauernkrieges und als Aufenthalt eines lieben Dichters und ſonderbaren Magiers intereſſant und bis zu einem gewiſſen Grade heilig als ehemaliger Aufenthaltsort meines theuren Nikolaus Lenau, der mir in ſchönen Jugendtagen oft von Weinsberg erzählt hatte. Es war ein herrlicher Sommernachmittag, an dem wir durch das ſchöne Land dem ſchönen Städtchen entgegenfuhren; aber ich will Fahrt und Land und Kernerhaus nicht näher beſchreiben, wohl fühlend, daß ſich meine Beſchreibung dem „Beſuch bei Juſtinus Kerner von David Strauß" nicht im Entfernteſten nähern würde.

Der alte Magus empfing uns überaus freundlich, und ich hatte die ſchmeichelhafte Genugthuung, die ich nicht im Geringſten erwartet hatte, mit meinen Verſen von ihm gekannt zu ſein. Seine Erſcheinung machte mich Anfangs etwas ſtutzig, denn er ſah gar nicht ſo aus, wie ich mir einen Geiſterſeher vorgeſtellt hatte. Groß, breitſchulterig und dick, wie er war, begriff man es nicht, wie er in die Geſellſchaft durchſichtiger, körperloſer Geiſter paßte, und wie ſich in ſolch derber Körperlichkeit eine Phantaſie eingeniſtet haben ſollte, die ſo phantaſtiſches Zeug ans Tageslicht brachte und ſelber daran glaubte. Hatte man ſich aber nach einiger Zeit an dieſe Wohlbeleibtheit gewöhnt, und brachte man es dahin, von dieſer zu abſtrahiren und nur den großen Kopf mit den langen Haaren und den halb erloſchenen Augen, über denen ſanfte Dämmerung ſchwebte, für ſich allein zu betrachten: dann allerdings konnte man das Reſultat der Betrachtung mit der vorgefaßten Vorſtellung von Juſtinus Kerner in Einklang bringen. Was uns raſch für ihn einnahm, war der Umſtand, daß er ſich ſofort als unſern Gegner auf politiſchem Felde offenbarte und daß er uns trotzdem mit ſo großem Wohlwollen entgegenkam, als ob nichts trennend zwiſchen uns ſtände. Ach, wie ſelten waren in jener Zeit ſolche Erſcheinungen! Selbſt wenn er uns ironiſirte mit unſern Beſtrebungen, war es, als ob er uns und die Leiden, die uns erwarteten, nur beklagte. Von Anklage, von Verdächtigung unſerer Abſichten war in Wort und Benehmen keine Spur. Doch hing er als veralteter Romantiker mit ganzer Seele am Alten. Bei Erwähnung Böhmens brach er in ein Lob des Katholizismus aus und rühmte die Zeit, da die

Welt von Mönchen angefüllt war. Dieſer Mann, den man immer mit Ludwig Uhland zuſammen nannte, war ganz und gar das Gegenſtück dieſes klaren, ruhevollen, edeln Geiſtes, der immer auf feſtem, irdiſchem Boden ſtand, an Leid und Freud' der Gegenwart Antheil nahm, ſich über Vergangenheiten nicht täuſchte und die Zukunft nach Kräften gut und ſchön mit aufzubauen ſtrebte, und wahrhaftig, es wird doch Niemandem einfallen, dieſen Ludwig Uhland als Romantiker im ſchönſten Sinne des Wortes unter Juſtinus Kerner zu ſtellen.

Nachdem wir in ſeinem reizenden Hauſe einige Zeit gemüthlich verplaudert hatten, führte uns Juſtinus Kerner durch ſeinen Garten in den hiſtoriſchen Thurm, welcher während des Bauernkrieges allerlei Gräuel geſehen und in deſſen Fenſtern jetzt die berühmten Kerner'ſchen Aeolsharfen wie Geiſter über Gräbern Klagelieder aushauchen. Auf dem Wege dahin ſtützte ſich Juſtinus auf meinen linken Arm und ſprach von der Glückſeligkeit des Kloſterlebens, dann mit Einem Male hielt er inne, drückte meinen Arm feſt an ſeine Seite, ergriff meine Hand und fragte, indem er ſein Geſicht dem meinigen näherte: „Fühlſcht du nit, wie unſer Nervegeiſcht zuſammeſtimmt?" Ich beſtätigte Das; er war darüber voller Freude, bedauerte, daß ich ihn wieder verlaſſen ſolle, da offenbar zwiſchen uns ein inniger Rapport beſtehe, und rieth mir am Ende, von den revolutionären Wegen abzulaſſen. Dann, während ſein Sohn Heinrich Simon in einen Thurm führte, wo junge Mädchen für den Fall eines Aufſtandes Patronen machten, zeigte mir Juſtinus Kerner die ſeinem Hauſe gegenüberliegende kleine Wohnung, in welcher Lenau gehauſt hatte und in der noch ſein melancholiſches Porträt hing. Es war in dieſer Stube, unter dieſen traurigen Augen noch trauriger, als in jenem Thurmgemache, das die Aeolsharfen mit ihren geheimnißvollen Klagen erfüllten.

Die Stimmung, in der wir das Haus des Magus verließen, war im Ganzen eine gemüthliche; ſeine feine Ironie oder Ironiſirung der revolutionären Beſtrebungen war um ſo weniger verlegend, als er, ſobald man mit ihm diskutiren wollte, zugab, daß ſein Konſervatismus rein Gemüthsſache ſei, da er an mehreren Gliedern der königlichen Familie mit großer Freundſchaft hänge, und daß er in der Theorie eigentlich gar nichts gegen uns einzuwenden habe und uns Recht geben müſſe. Ein einziges, großes und freies Deutſchland wäre gewiß eine ſehr ſchöne Sache, und man müßte aller Poeſie, jedes Edelſinnes baar ſein, wenn man für dieſe Idee nicht empfänglich, ja begeiſtert wäre; aber die Sache, wie die Dinge einmal ſtänden, ſei zur Zeit nicht ausführbar, und er perſönlich hätte zu großes Mitleid mit Denjenigen, die, wenn man es erreichte, darunter zu leiden hätten. Das ſei allerdings nicht geſprochen, wie ein Politiker ſprechen ſollte, aber er ſei ja auch kein Politiker, und er wolle ſich als alter blinder Mann auch nicht in Dinge miſchen, welche naturgemäß das jüngere Geſchlecht auszufechten habe. Unter ſolchen Bedingungen und Zugeſtändniſſen konnten wir uns ſeine Widerſprüche gefallen laſſen, und Das um ſo leichter, als die Witze, die er damit verband, nie gegen uns, ſondern gegen ſeinen eigenen Sohn, der ſich im höchſten Grade revolutionär zeigte, gerichtet waren.

Wir ſchieden als gute Freunde, und ſelbſt Jacoby, jener klare Verſtand, der Landsmann und Jünger Immanuel Kants, der rationelle Arzt, ſprach auf dem ganzen Wege von dem guten Eindruck, den ihm ſein geiſterſehender Kollege gemacht hatte. Was mich betrifft, ſo glaube ich nach einzelnen ſehr klugen und klaren Aeußerungen Juſtinus Kerners ſchließen zu dürfen, daß er in ſeinen alten Tagen nur noch deßhalb Geiſter ſah, weil er ihre Exiſtenz in ſeiner Jugend zu laut proklamirt hatte.

In Heilbronn, wo ſich indeſſen mehrere Abgeordnete geſammelt hatten, wurden wir mit großen Volksdemonſtrationen empfangen, denen am nächſten Tage noch andere und größere folgten und an denen auch die Bürgerwehr Theil nahm. Indeſſen erinnere ich mich nicht mehr an die Einzelheiten, die dieſe bezeichneten, da die damalige Zeit an ſolchen Aeußerungen reich und dieſe einander meiſt ſehr ähnlich waren. Ich weiß nur, daß uns der Empfang in Heilbronn einen Eindruck machte, der uns zu dem Glauben berechtigte, daß wir in Württemberg willkommen ſeien und daß das württembergiſche Volk aufrichtig und mit Wärme an der Reichsverfaſſung hänge. Viele ausgezeichnete Württemberger, darunter Mitglieder des Landesausſchuſſes, Kammerabgeordnete und Schriftſteller, kamen uns von Stuttgart aus entgegen, und mit dieſen beſtiegen wir einen mit ſchwarz-roth-goldenen Fahnen, Blumen und Guirlanden geſchmückten Eiſenbahnzug, um uns in die Hauptſtadt zu begeben. Auf jeder Station wurden wir von großen Volksmaſſen begeiſtert empfangen; am Bedeutungsvollſten aber dürfte die Begrüßung erſcheinen, die uns in Ludwigsburg zu Theil wurde.

Dort, unter den Augen des Hofes, der ſich dahin geflüchtet hatte, drängte ſich eine große Anzahl von Soldaten, meiſt Artilleriſten, an uns heran, um uns ihre Sympathien, ihre Ueberzeugung von der Gerechtigkeit unſerer Sache auszudrücken. An ihrer Spitze ſtand ein Unteroffizier der Artillerie, ein ſehr ſchöner junger Mann, deſſen Worte und Benehmen viel Bildung verriethen und der in höchſt klarer, ruhiger, aber darum nicht minder ſchwungvoller Rede auseinanderſetzte, wie die Sache des Volkes auch Sache der Armee ſei. Man hätte bei allen dieſen Symptomen, auch ohne ſanguiniſch zu ſein, die größten Hoffnungen hegen dürfen. Ich geſtehe, daß ich trotzdem von großen Hoffnungen weit entfernt war, will Das aber weniger meinem Scharfſinn zuſchreiben, als dem leidenden Zuſtande, in dem ich in Stuttgart ankam.

Wer die Augen öffnen wollte, konnte ſich überzeugen, daß es in der Hauptſtadt anders ausſah, als im offenen Lande. Die Bürgerwehr, die uns feierlich empfing und ſich dem Parlamente zur Verfügung ſtellte, war offenbar zu einem großen Theile für uns; auch die untern Volksſchichten und Alles, was in den Mittelklaſſen mit der liberalen Partei zuſammenhing. Aber man wußte doch nicht, was wir in den Falten unſerer Toga mit uns brachten; wir waren eine geheimnißvolle Erſcheinung und darum bis zu einem gewiſſen Grade unheimlich. Die große Mehrheit war von unſerm Rechte durchdrungen, voll Achtung für uns, als die Vertreter der Nation, und zwar als das kleine Häuflein von Vertretern, das in dieſem kritiſchen Momente aushielt, während die große Mehrzahl auf Befehl oder Drohungen der Regierungen auseinander ſtob und die Fahne der Nation ſchmählich im Stiche ließ. Von unſerem Rechte und, ich darf wohl ſagen, von dem Achtungswerthen unſerer Lage war Jedermann durchdrungen; wagte doch ſelbſt die Regierung in ihrer Proklamation weder das Eine noch das Andere zu leugnen; aber die Stadt war ruhig, und wir brachten vielleicht die Revolution, wir brachten vielleicht Straßenkampf, eine neue Kriſe und eine Zukunft voll Unſicherheit.

Nicht Alle, die für das Recht waren, waren zugleich für einen Kampf um dieſes Recht und alle aus einem ſolchen Kampfe entſpringenden Möglichkeiten. Die Begeiſterung, die Ehrerbietung, die man uns zeigte, hatte etwas Gedrücktes, ſo wie bei aller Bewegung, die wir brachten, die ganze Atmoſphäre nicht aufgeregt, gewitterhaft wurde, ſondern ohne Schwüle gedrückt blieb. Ein großer Theil der Einwohner dieſer Stadt, welche ſich damals noch nicht, wie Das heute der Fall iſt, durch Handel und Gewerbe unabhängig gemacht hatte, hing mit dem Hofe zuſammen und lebte vom Hofe. Dieſer Theil war uns ausgeſprochen feindlich; dieſer betrachtete uns mit düſtern Blicken, während der andere, wenn auch mit Sympathie, doch zugleich melancholiſch zu uns herüberſah. Dieß iſt die Wahrheit über die damalige Stimmung in Stuttgart, wenn auch der Enthuſiasmus, der uns in den nächſten Kreiſen umgab, manchem Abgeordneten vielleicht ein anderes Bild in der Erinnerung zurückließ. Die Agitatoren des Landes, die Mitglieder des Landesausſchuſſes, Diejenigen, die uns unſere eigentliche Baſis ſchaffen ſollten, waren ſelber niedergeſchlagen, denn ſie hatten in den letzten Tagen Erfahrungen gemacht, in Folge deren ſie uns die Uebertragung des

Parlamentes widerrathen haben würden, wenn es nicht zu ſpät geweſen wäre. Die traurigſte dieſer Erfahrungen war die, daß mehrere Städte, die ſich eifrig für die Reichsverfaſſung gezeigt hatten, plötzlich lau wurden, als ſie zu merken glaubten, daß ſie durch die Grundrechte gewiſſe, aus alten reichsſtädtiſchen Zeiten herabgekommene Privilegien, die ihnen einen Theil ihrer Einkünfte ſicherten, verlieren könnten. Doch Das ſind Einzelheiten, über welche Mitglieder des Landesausſchuſſes, wie z. B. Carl Mayer von Eßlingen, beſſer Auskunft geben können, als ich. Zur Ehre dieſes Landesausſchuſſes ſei es geſagt, daß er vom Momente unſerer Ankunft an, trotz mancher entmuthigenden Täuſchung, ſeine Thätigkeit ſofort wieder aufnahm und zu Allem bereit war, was die Nationalverſammlung, als einzige berechtigte Vertreterin der Nation, beſchließen würde.

Schon am Abend nach unſerer Ankunft erfuhren wir, daß unſer Kollege, der Miniſter Römer, den Kopf verloren habe, daß er beſinnungslos zwiſchen ſeiner Wohnung und dem Schloſſe hin und her renne, und man ſprach die Vermuthung aus, daß er ſich, ſobald er ein wenig zur Beſinnung gekommen, dem Parlamente als Feind gegenüberſtellen werde. Dieſer Mann war vor Allem ein Württemberger, und vor Allem ſchreckte ihn der Gedanke, daß ſeine Heimat mit in die Revolution hineingezogen werden ſolle. Dieß war auch bei andern Württembergern, auch bei Ludwig Uhland der Fall; aber dieſer Letztere, obwohl er die Uebertragung des Parlamentes nach Stuttgart widerrathen hatte, obwohl ihm unſer Beſchluß wahrhaften Schmerz verurſachte, dachte doch, wie die meiſten andern württembergiſchen Abgeordneten, groß genug, um trotz aller perſönlichen Gefühle auf Seiten des Rechts und der Nation auszuharren, ſeine Beſorgniſſe und Schmerzen nicht weiter zu berückſichtigen und den Beſchlüſſen der einzigen berechtigten Behörde und ſeinem Mandate Folge zu leiſten. Dieß war um ſo rühmenswerther, als die Gefahr für die württembergiſchen Abgeordneten, wie es damals ſchien, größer ſein konnte, als die der Andern, da ſie unmittelbar und auf heimiſchem Boden gegen ihre Regierung auftreten mußten. Römer erkannte zwar als Advokat ebenfalls das Recht der Nationalverſammlung und zwar bis auf den letzten Moment der Auflöſung und ſelbſt bis über dieſen hinaus, aber vor Allem fühlte er ſich als Württemberger und als Miniſter des Königs von Württemberg. Sein bureaukratiſches Gewiſſen war ſtärker als ſein rechtliches und patriotiſches; er ſprach ſich für die Pflicht aus, die Jedermann beſtreiten konnte, und gegen die Pflicht, die Niemand und er ſelber nicht beſtritt.

Am 5. Juni Mittags hatte ſich in Stuttgart bereits die beſchlußfähige Anzahl von Abgeordneten eingefunden, und am Abend fand eine Vorverſammlung ſtatt, in welcher die Fortſetzung der Sitzungen gleich für den nächſten Tag beſtimmt wurde. Dieſe Vorverſammlung war nicht ohne Intereſſe. Alte Freunde und Parteigenoſſen, die nun ſeit mehr als einem Jahre miteinander getagt und, da ſie immer in der Minderheit waren, man darf wohl ſagen, mit einander gelitten hatten, fanden ſich hier nach einer Trennung von nur wenigen Tagen mit Gefühlen zuſammen, als ob zwiſchen Frankfurt und Stuttgart lange Zeiten und unendlich große Räume lägen. Jedermann hatte irgend welche Abenteuer zu erzählen; die Heſſen hatten bereits den Weg zwiſchen den beiden Städten verlegt, und ſo hatten ſich die Einen mit allerlei Schwierigkeiten mitten durch ſie hindurchſchlagen oder ſchleichen müſſen, während die Andern zu großen Umwegen durch die Pfalz oder durch Bayern gezwungen waren. Dieſe kleine Schaar, deren jeder Einzelne von ſeinem Rechte durchdrungen war, mußte ſich von einem Orte nach dem andern, nach Art einer Räuberbande, begeben, zerſtreut und in einzelnen Abtheilungen, damit doch wenigſtens ein Theil glücklich am Endziele anlange. Und da wir nun endlich zuſammen waren, was wird unſer ferneres Schickſal ſein? Wahrlich, unſere Lage war keine lachende; die Meiſten von uns hatten das Bewußtſein, daß wir einen letzten und äußerſten Verſuch zur Rettung der Freiheit machten und daß, wenn dieſer Verſuch mißlang, mit ihm vielleicht unſer ganzes Leben zugleich ein mißlungenes wurde. Trotzdem herrſchte in jener Verſammlung die Heiterkeit des Wiederſehens; unſere Partei hatte im Laufe des Jahres eine Art Familiengefühles bekommen, viele einzelne Mitglieder waren unter einander aufs Innigſte befreundet, und zu alle Dem kam, daß die große Mehrheit der Anweſenden ſich gerade durch das Schwierige unſerer Lage gehoben fühlte.

Am 6. Juni Morgens neun Uhr verſammelten wir uns auf dem Rathhauſe, um uns von da nach der württembergiſchen Kammer zu begeben. Bürgerwehr bildete den ganzen Weg entlang ununterbrochene Spaliere, und hinter dieſen drängte ſich das Volk, um uns durch Zuruf zu begrüßen und zu ermuntern. Der kleine Saal der württembergiſchen Kammer war groß genug, um die deutſche Nationalverſammlung, welche einſt in den weiten Räumen der Paulskirche kaum Platz hatte, bequem zu beherbergen. An die große, ſäulengetragene Rotunde mit den weiten Galerien gewöhnt, war es uns hier zu Muthe, als befänden wir uns in einem hübſchen Familienzimmer. Indeſſen war unſere Schaar nicht ſo klein, als man gewöhnlich annimmt. Hundertunddrei oder hundertundfünf Mitglieder waren bereits anweſend; Manche, die zur äußerſten Linken gehörten und die uns unter andern Umſtänden gewiß begleitet hätten, waren als Theilnehmer an der Pfälzer und badiſchen Bewegung in der Ferne, wie z. B. Ludwig Bamberger aus Mainz, Trützſchler, Martin, Würth aus Sigmaringen u. A. Nahe an funfzig waren mit „Entſchuldigung“ abweſend und gehörten de facto noch zur Nationalverſammlung, obwohl ſie ihrem ganzen Weſen nach nichts mehr mit uns zu thun hatten und nur noch aus Politik, um abwarten zu können, ihre Austrittserklärungen verzögerten. Zu dieſen darf man wohl die Herren Beſeler, Edel, Robert Mohl, Tellkampf u. A. zählen.

Löwe von Calbe wurde zum Präſidenten gewählt, und es begannen ſofort die Debatten, welche die Schöpfung eines neuen Mittelpunktes, einer neuen Zentralgewalt zum Zwecke hatten.

Der Reichsverweſer konnte als Vertreter der Zentralgewalt von uns nicht anerkannt werden; er hatte keine der Pflichten erfüllt, die er beſchworen, und die Gewalt, die man ihm anvertraut hatte, gegen die Nation gekehrt, die ihn an die Spitze geſtellt. Wir waren mehr als berechtigt, wir waren verpflichtet, dieſe Zentralgewalt als null und nichtig wenigſtens zu erklären, und es war geboten, eine neue zu ſchaffen, für den Fall, daß ihr noch irgend eine Wirkſamkeit gegönnt wäre. Die Debatten, die ſich in Bezug darauf entſpannen, ſowie die Debatten der folgenden Tage zeichneten ſich vor denen der Paulskirche vortheilhaft durch ihre Kürze aus. Man fühlte wohl, daß man keine Zeit zu verlieren hatte, und es war keine Partei da, in deren Intereſſe es lag, vor Allem Zeit zu gewinnen und die revolutionäre Kraft verrauchen zu laſſen, wie Das ein Jahr hindurch in der Paulskirche der Fall geweſen. Nur um vor der Nation unſere Schritte zu motiviren, hielt noch Vogt eine ſeiner glänzenden Reden. Was in dieſer erſten Sitzung noch auffallen mußte, war die größere Thätigkeit, die Uhland jetzt entwickelte. Es war ein Antrag von ihm auf der Tagesordnung, und er ſprach auch einmal vom Platze. Weil die Gefahr da war, wurde dieſer Edle auch thätiger. Er griff unmittelbar ein, während er ſich in der Paulskirche immer im Hintergrunde gehalten hatte, und er ſprach friſch weg und eifrig ſeine Meinung aus, da es ihm doch ſonſt eine große Ueberwindung koſtete, eine Rede zu halten. Ich erinnere mich, wie ich ihm in der Paulskirche, als er nach ſeiner Kaiſerrede die Tribüne verließ, einige Schritte entgegen eilte, in der Beſorgniß, daß ihm, aufgeregt wie er war, etwas begegnen könnte, und wie er mir beinahe athemlos verſicherte, daß er mehr als zwei Drittheile Deſſen, was er ſagen wollte, vergeſſen habe. Jetzt war es anders. Er ſprach kurz, aber entſchieden und präzis, horchte nach allen Seiten, blickte überaus ruhig und war wie ein Steuermann, der auf Alles achtet. Der Miniſter Römer nahm ſich neben ihm wie das böſe Gewiſſen aus; er ſchob ſich auf ſeinem Sitze hin und her, beugte ſich bald vor-, bald rückwärts, fuhr ſich mit den

Händen übers Geſicht und murmelte viel vor ſich hin, ohne ein lautes Wort zu ſprechen.

In dieſer erſten wie in allen ſpätern Stuttgarter Sitzungen wurden uns Ergebenheits-Adreſſen vorgeleſen oder angekündigt, die allerdings von vielſeitigem guten Willen zeugten, gegen die aber Unſereiner ſchon längſt abgehärtet war. Ebenſo kamen uns verſchiedene Geſchenke zu, und unter dieſen auch noch ein Beitrag zur deutſchen Flotte, was wohl Manchen noch hätte lachen oder lächeln machen können, wenn man damals überhaupt zur Beobachtung der komiſchen Momente und der komiſchen Seiten unſerer Lage geſtimmt geweſen wäre. Es war damals ſchon ebenſo ſchwer, an die deutſche Flotte zu glauben, wie an eine deutſche Reichsverfaſſung.

Am Nachmittag des 6. Juni gingen wir an die Wahl der Reichsregentſchaft. Mehr oder weniger hatten wir Alle die Ueberzeugung, daß wir damit etwas Illuſoriſches begannen, und gewiß waren die fünf Männer, die wir zu Reichsregenten ernannten, von dieſer Ueberzeugung durchdrungen. Deſto größer war ihr Opfer, daß ſie ſich zu einem Verſuche hergaben, der wie ein Spiel ausfallen konnte, ja, der alle Wahrſcheinlichkeit des Mißlingens für ſich hatte. In der That iſt die Selbſtverleugnung, die dieſe Männer zeigten, nicht genug zu rühmen. Man ſage, was man wolle, man mache alle Witze, welche Gefallenen gegenüber ſo leicht zu machen ſind, ſo iſt es doch wahr, daß Charaktere und Intelligenzen, wie Heinrich Simon, Schüler, Raveaux, Becher, Vogt, ſelten in einer Regierung vereinigt ſind, und man darf behaupten, daß ſolche Männer, wo ſich ihnen nicht Unmöglichkeiten entgegenſtellen, ein Regierungskollegium bilden würden, das hoch über all den Regierungen ſtünde, welche uns beſiegt haben. Man vergleiche dieſe Männer mit den Miniſterien und Regierungen der damaligen Zeit und ſage, ob hier zu viel behauptet oder übertrieben werde. Daß ſie mit unbeſtreitbarem Rechte auf ihrer Seite doch unterlagen und das vorgeſteckte Ziel nicht erreichten, Das beweiſt nur, daß Recht, Charakter und Geiſt auf dieſer Erde nicht immer, vielleicht am Seltenſten den Sieg davon tragen, und daß dieſer häufiger ihren Antagoniſten, ihrem Gegentheile beſtimmt iſt. Die Wahl der Reichsregenten wurde von den Galerien mit Begeiſterung aufgenommen, und in der ganzen Umgebung der Kammer erſcholl gewaltiger Jubel, als man von Einſetzung der Reichsregentſchaft vernahm. Ich geſtehe, daß dieſer Jubel, als er in den Sitzungsſaal eindrang, mein Herz mit den ſchmerzlichſten Gefühlen und mit der größten Bitterkeit erfüllte. Aber es blieb uns nichts mehr übrig, als wenigſtens die Form des Rechtes zu erfüllen, da es uns, die wir von der Majorität der Nationalverſammlung, ſagen wir es nur gerade heraus, feige verlaſſen waren, nicht gegönnt war, das Recht ſelbſt zu verwirklichen. Wir verſuchten das Letzte und Aeußerſte, wenn es auch bereits wie ein leeres Spiel ausſah, und mit kaltem Blute, nach jahrelanger Abkühlung ſcheint mir dieſes Spiel noch immer würdiger, als die Deſertion der Mehrzahl, die ſo raſch den Regierungen gehorchte und die Fahne dahinwarf, die ihr die Nation in die Hände gegeben. Was wir thaten und begannen, war Moſchus, den wir dem ſterbenden Rechte eingaben, um noch Tage oder Stunden zu gewinnen, während welcher eine heilſame Kriſis, eine Rettung möglicherweiſe eintreten konnte.

Am 8. Juni nahm Fürſt Waldburg-Zeil Urlaub, und ſo that auch der Abgeordnete Giskra. Das waren Symptome. An dieſem Tage hatte auch ſchon Herr Römer, unſer Kollege, ſeine gegen die Nationalverſammlung gerichtete Anſprache an das württembergiſche Volk erlaſſen, und damit war der Krieg erklärt und der Bruch des Rechtes eingeleitet, welches Herr Römer ſelbſt in dieſer Anſprache noch anerkannte. So ſtark iſt der Deutſche, wenn es gilt, die Theorie von der Praxis zu ſcheiden. Es iſt wohl zu bemerken, daß Herr Römer ſeinen Austritt aus der Nationalverſammlung erſt am 13., alſo nach Erlaß der Anſprache, anzeigte. Allerlei dunkle Gerüchte verbreiteten ſich in Folge dieſer Kriegserklärung; unſere Freunde glaubten uns von drohenden Gefahren umgeben, und ihre Beſorgniſſe ſchienen gerechtfertigt, als man ſich überzeugen konnte, daß in der That allerlei militäriſche Vorbereitungen getroffen wurden. Es kamen uns allerlei Warnungen zu, und der Schreiber dieſer Zeilen erhielt ſelbſt einen Brief von einer mit höhern Kreiſen in Verbindung ſtehenden Perſon, in welchem er beſchworen wurde, an ſeine Sicherheit zu denken und Stuttgart zu verlaſſen. Die Bürgerwehr bot uns ihren Schutz an, und das Bureau der Nationalverſammlung, auf den Antrag eingehend, verlangte, daß die Bürgerwehrartillerie vor dem Sitzungsſaale auffahre, um uns den Eingang frei zu erhalten. Aber als die Artillerie Folge leiſten wollte, fand es ſich, daß die Regierung an ihr Eigenthum Hand gelegt und ihre Kanonen konfiszirt hatte.

Die Sitzung des 8. Juni war die letzte, die wir in der württembergiſchen Kammer gehalten; von dieſem Tage an waren wir, ſo zu ſagen, obdachlos, und die ſouveräne Nationalverſammlung des deutſchen Volkes irrte in den Straßen umher. Am 13. verſammelten wir uns im Kolb'ſchen Saale. An dieſem Tage lief wieder eine große Anzahl von Adreſſen ein, und, was intereſſanter iſt, es ſtieß eine Anzahl von Erſatzmännern zu uns, um die Lücken einiger Deſerteure der letzten Tage auszufüllen, und unter dieſen auch der Erſatzmann des Herrn Römer. Es iſt gewiß anerkennenswerth, daß dieſe Männer ſich im letzten und äußerſten Momente auf das lecke Schiff begaben, das ſich ſelbſt als ein verſinkendes bekannte. Wieder am 16. beherbergte uns das Fritz'ſche Reithaus, das, ohne daß wir eine Ahnung hatten, vor unſerm Einzuge mit Blumen und Gezweige auf das Anmuthigſte ausgeſchmückt wurde. Es war ein geſchmückter Katafalk. Wir ſollten nicht zum zweiten Male in dieſe Räume einziehen.

Am 17., ſpät Abends erhielt der Präſident Löwe von Calbe im Namen des Geſammtminiſteriums ein von Herrn Römer unterzeichnetes Schreiben, in welchem dieſer verkündigte, „daß das Tagen der hierher überſiedelten Nationalverſammlung und das Schalten der von ihr am 6. d. Mts. gewählten Reichsregentſchaft in Stuttgart und Württemberg nicht mehr geduldet werden könne.“ Die Zuſchrift enthält noch immer eine Anerkennung des Rechtes, kann ſich aber trotzdem hie und da eine gegen die Nationalverſammlung gerichtete höhniſche Bemerkung nicht verſagen. Wer Herrn Römer für einen tragiſchen Helden hält, der unter einer Kolliſion von Pflichten leidet, der leſe dieſe Zuſchrift, um ſich zu überzeugen, daß ſich mit dieſer Kleinlichkeit, mit dieſer Verſpottung des ohnmächtigen Rechtes keine Tragik verbinden laſſe. Der Präſident ließ dieſe Zuſchrift unbeantwortet. Herr Römer ſchickte ihm am nächſten Tage, gegen Mittag, wieder einen Zettel zu, um ihn „darauf aufmerkſam zu machen,“ daß gegen eine Sitzung der Nationalverſammlung „die erforderlichen Maßregeln ergriffen werden“. Der Präſident wollte ſich hierauf mit den Schriftführern in das Sitzungslokal begeben, um es vor Eröffnung der Sitzung, welche um 3 Uhr beginnen ſollte, in Beſitz zu nehmen, aber ſchon um ein Uhr wurde er benachrichtigt, daß das Haus bereits von Militär beſetzt ſei. Doch war von Truppenbewegungen nichts bemerkt worden; die Soldaten hatten ſich durch Seiten- und Nebengaſſen in die Nähe des Fritz'ſchen Lokales geſchlichen. Man wußte bald, daß dort verhältnißmäßig bedeutende Truppenmaſſen aufgehäuft waren, und in den Straßen hieß es, daß man uns Alle niederhauen wolle. Da trat Ludwig Uhland auf. Er forderte den Präſidenten auf, ſo viele Mitglieder als möglich zu verſammeln und ſich mit dieſen in einem Zuge an Ort und Stelle zu begeben, um die Gewalt an uns ſich vollenden zu laſſen, und käme es auch aufs Aeußerſte. Wir verſammelten uns unter den Bäumen eines gewiſſen Platzes, den ich, bei meiner damaligen Unbekanntſchaft mit der Stadt, nicht näher bezeichnen kann, und ſetzten uns von da aus in Bewegung. An unſerer Spitze ſchritt der Präſident, ihm zu Seiten zwei Prytanen Deutſchlands, die beiden Greiſe Albert Schott und Ludwig Uhland, zwei Männer, die ein ehrenvolles, fleckenloſes, langes Leben hinter ſich hatten, das nur dem Kampfe für das Recht, für das Gute und Schöne gewidmet war und das ſie auch jetzt, ohne Zaudern der Ungewißheit, einer drohenden

Gefahr ruhig und ſchlicht entgegentrugen. Auf dem Geſichte des alten Schott lag dieſelbe Milde, derſelbe Ausdruck der Humanität, die dieſes Geſicht zu allen Zeiten charakteriſirte, dieſelbe Heiterkeit, die nur eine attiſche Bildung, verbunden mit dem Bewußtſein ſtets erfüllter Pflicht, geben kann. Damit ſei aber nicht geſagt, daß ſich in dieſem ſanften Geſichte nicht zugleich eine gewiſſe Aufregung kund that; das Verbrechen, welches eben an der deutſchen Nation begangen werden ſollte, ging ja von Römer aus, der der Mann ſeiner Tochter war. Wenn es Deutſchland nicht auffiel, wie klar ein Recht ſein mußte, für das ein Mann wie Schott mit dem Reſte ſeiner Tage eintrat, ſo fehlte es vielleicht nicht an fernen und fremden Völkern, denen ſeine Gegenwart am Sterbebette der Nationalſouveränetät für uns ein vollgültiges Zeugniß war. Iſt es doch dem Aufzeichner dieſer Skizze begegnet, daß ſich bei ihm, auf ferner griechiſcher Inſel, alte Hellenen nach dem braven, edlen „Skotos“ erkundigten. Und auf der andern Seite des Präſidenten ging Ludwig Uhland, mit jenen großen, ſtrammen Schritten, die man an ihm kannte. Sollte man nicht meinen, daß ein Recht, das von zwei ſolchen Zeugen begleitet auftritt, von aller Welt erkannt werden müſſe? Man ſollte es meinen, wenn man nicht wüßte, daß der Eigennutz ſich um das Recht und ſeine heiligſten Zeugen nicht kümmert und daß er, um es zu beſiegen, die Gedankenloſigkeit als Mittel gebraucht. Unmittelbar hinter dem Präſidenten und den beiden Greiſen ging ich, Arm in Arm mit meinem Freunde Ludwig Simon, kann alſo als Augenzeuge über die letzten Momente des Parlamentes berichten. Ich wußte, daß wir unſerm Ende entgegengingen, und das dicht gedrängte Volk, rechts und links an unſerm Wege flößte mir, trotz aller Zurufe kein Vertrauen ein. Durch die natürlichſte Ideenaſſoziation erinnerte ich mich jenes andern Ganges vom Römer in die Paulskirche bei Eröffnung des Parlamentes — als alle Häuſer mit Flaggen und Blumen geſchmückt waren, aus allen Fenſtern Jubelrufe erſchollen, die Muſik, „Nur gewagt, unverzagt“ aufſpielte und Aller Herzen voll großer Hoffnungen waren. Nun will ich es offen geſtehen, daß ich mich damals in Frankfurt nicht ſo gehoben fühlte, wie auf dieſem letzten Gange des Parlamentes, der einem Gange zum Schaffote glich. Wir kamen in eine Straße, in der wir das Militär, Infanterie, aufgeſtellt ſahen, während links in einer Seitenſtraße Kavalerie wartete. Wir ſetzten unſern Weg fort, als ob jenes Hinderniß vollkommen unſichtbar wäre, und kamen ſo an die Reihen der Soldaten, welche die Straße, die zum Sitzungslokale führte, abſperrten. Der Präſident mit ſeinen beiden Begleitern war eben bis auf ungefähr zwei Schritte Entfernung den Soldaten nahe gekommen, als ſich deren Reihen plötzlich öffneten und ein älterer Mann mit weißer Binde und einem Papier in der Hand heraustrat und dem Präſidenten verkündete, daß er als Zivilkommiſſär den Auftrag habe, zu erklären, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe. Der Mann — Cammerer hieß er — war blaß, und ſeine Stimme zitterte, wie eines Verbrechers. Kaum hatte er ſeine Worte hervorgeſtoßen, als er ſchon wieder hinter den Soldaten verſchwand. Ich glaube, daß er nur noch die Worte „mein Auftrag iſt erfüllt" hervorſtotterte. Der Präſident erhob ſeine klangvolle Stimme und rief: „Ich erkläre" — hier aber wurde er von Trommelwirbel unterbrochen, wie ein Delinquent, den man nicht zu Worte kommen läßt. Trotzdem rief der Präſident dem Zivilkommiſſär zu: „Sie müſſen mich hören!" und als dieſer verſchwunden blieb, erhob er die Stimme noch einmal und rief: „Ich proteſtire gegen dieſes Verfahren, als gegen einen Verrath an der Nation!" und die Worte wurden gehört, trotzdem die Trommelwirbel immer ſtärker wurden und trotz dem Waffengeklirr. Die meiſten Abgeordneten hatten ſich indeſſen nach vorn gedrängt und ſtanden in kompakter Maſſe vor den Soldaten. Eine kleine Epiſode, die in dieſem Momente ſpielte, ſcheint von nur ſehr Wenigen, vielleicht nur von mir bemerkt worden zu ſein, da ich ſie in den zahlreichen Berichten, die ſpäter im Hotel Marquardt erſtattet wurden, nirgends erwähnt finde.

[illegible] Cammerer, nachdem er hinter den Soldaten verſchwunden war, kam auf einen Augenblick wieder zum Vorſchein, wandte ſich zu Ludwig Uhland und ſagte ihm, daß, wenn er allein [illegible] wolle, ihm der Weg offen ſtehe. Ich werde die Gebärde der Verachtung, das wegwerfende Achſelzucken, mit dem ſich Uhland von ihm abwandte, nie vergeſſen, und ich glaube, daß ſelbſt Herr Cammerer, obwohl ein Mann, der ſich zu einem ſolchen Amt hergegeben, dieſen Moment ebenſo wenig vergeſſen werde. [illegible]

[illegible] auf und ein, während der Offizier [illegible] „Einhauen!“ kommandirte und die anderen Offiziere fortwährend „Haut zu! Haut zu!“ ausriefen. Doch muß ich der Gerechtigkeit wegen hinzufügen, daß ich einen Offizier ſelber ſah, der einem Kavaleriſten, welcher auf den Abgeordneten Günther einhauen wollte, in den Arm fiel. Der Abgeordnete Günther nämlich, als die Kavalerie herbeiſprengte, warf ſich ihr entgegen, riß ſeine Kleider auf, und außer ſich rief er den Heranſprengenden entgegen: „Haut zu!“

Im Allgemeinen aber hatten auch die Kavaleriſten, trotz der beſtändigen Aufmunterung der Offiziere und Unteroffiziere, nicht die geringſte Luſt zum Einhauen. Sie thaten nur ſo und ſchwenkten, indem ſie in unſere Schaar hineinritten und uns trennten, ihre Säbel über unſern Köpfen. Der Präſident ſelbſt nur in Gefahr, niedergeritten zu werden. Es lag alſo nach Allem weder in Herrn Römer noch in dem guten Willen der württembergiſchen Offiziere, daß das Parlament ein unblutiges Ende nahm. Hätten die Soldaten gehorcht, ihre große Anzahl hätte jeden kleinen Haufen binnen fünf Minuten bis auf den letzten Mann niederſäbeln können. Das Volk drängte ſich mit in das Gewühl, und die Erkenntniß von der Stimmung der Soldaten, die man ſofort gewinnen mußte, war wohl mit eine der Urſachen, daß es zu keinem weitern Konflikt kam.

[illegible]

[illegible] nahm noch ein Protokoll auf über die Vorgänge, und [illegible] daß ſich die [illegible]ſchaft auf ihrem Wege zum Sitzungslokale vom Militär aufgehalten und dann mit Gewalt unter militäriſcher Begleitung in ihr Haus zurückgebracht wurde, daß ſich während dieſer Zeit zwiſchen Bürgern und Offizieren ein Konflikt erhoben, und daß die Offiziere gegen die wenigen Männer der Reichsregentſchaft ihre Soldaten die Gewehre laden ließen.

Indeſſen war die Hoffnung nicht aufgegeben, die beſchlußfähige Anzahl von Abgeordneten wieder zuſammenzubringen, obwohl Manche in wahrhafter Verzweiflung während der letzten Tage ihren Poſten verlaſſen hatten. Der Präſident hatte das Recht, uns wo immer zuſammenzuberufen. Natürlich wandten ſich unſere Blicke nach Baden, als dem einzigen Winkel auf deutſcher Erde, in welchem ſich die einzigen rechtlichen Vertreter deutſchen Nation noch verſammelt konnten. Es kam nicht darauf an, daß wir noch Berathungen hielten, es kam nur darauf an, daß die Reichsverſammlung noch zu Recht beſtände. Viele Mitglieder begaben ſich dann auf badiſchen Boden; Andere verweilten noch einige Tage in Stuttgart, obwohl ſich ſchon am 18. Juni, dem Tage der Auflöſung, das Gerücht verbreitete, daß die [illegible]

[illegible]

[illegible] mit der Würde deutſcher [illegible], mit der [illegible] und mit dem Archive der deutſchen Nationalverſammlung ins Exil zu wandern.

Meine Erlebniſſe während des Staatsſtreichs.

(1907.)

Als ich zu Ende März 1841 Paris verließ, um mich in das [illegible]

[illegible] den Städten beſonders, einen großen Anhang hatten, verachteten dieſe [illegible] und waren um ſo rühriger, als ſie der Tod des jungen Ariſtide Ollivier, Bruders des jetzt vielgenannten Deputirten, der, einer der Führer der Republikaner, im Duelle mit einem Legitimiſten gefallen war, und mehrere in Nimes gegen Republikaner eingeleitete Verfolgungen ſehr aufregten. Nukahiwa und Cayenne kamen damals als Strafkolonien aufs Tapet, und die Republikaner, die ſehr wohl wußten, daß dieſe „trockenen Guillotinen“ vorzugsweiſe ihnen beſtimmt waren, empörten ſich gegen dieſe Grauſamkeit. Die Orleaniſten verhielten ſich am Ruhigſten, weil ſie ihrer Sache ſicher zu ſein glaubten. Der mittlere und höhere Bürgerſtand und ein großer Theil der in Languedoc ſehr zahlreichen Proteſtanten gehörten zu ihnen.

Letztere, die Proteſtanten, vergaßen es gerne, daß Herr Guizot in den letzten Jahren mit den Jeſuiten konſpirirt hatte, und dachten nur an ſeine proteſtantiſche Abſtammung, wie an die religiöſe Freiſinnigkeit Louis Philippe's und ſeiner Familie. Ein anderer Theil der Proteſtanten glaubte ſich allerdings mehr geſchützt unter einer Republik und war auch, in Erinnerung an ihre Vergangenheit, aufrichtig republikaniſch. Die Zwecke, die mich ins ſüdliche Frankreich geführt hatten, und perſönliche Verbindungen brachten mich während meines neunmonatlichen Aufenthaltes in der Ebene und in den Gebirgen der Cevennen meiſtens mit den Proteſtanten und vorzugsweiſe mit ihren Predigern und Maires in Berührung, die alle orleaniſtiſch oder republikaniſch geſinnt waren. Der Bonapartismus ließ ſich nur durch die Organe ſeiner höchſten Beamten vernehmen, und auch dieſe hielt man im Allgemeinen für zweifelhaft und glaubte ſie im gegebenen Momente mit Leichtigkeit abſchütteln zu können, wenn ſie nicht, wie man hoffte, von ſelbſt abfielen. Nur hie und da hörte ich es von Gutsbeſitzern als eine Möglichkeit, eine napoleoniſche Partei zu ſchaffen, bezeichnen, wenn Louis Napoleon den reichen Naturprodukten des Südens, beſonders dem Weine, durch neue Handelsverträge oder gar durch das Syſtem des Freihandels Abzugskanäle und neue Abſatzwege verſchaffen könnte. Cobden hatte nicht lange vorher dieſe Provinzen bereiſt und ſolche Gedanken in den Produzenten erregt, und wenn Louis Napoleon in Provence und Languedoc in künftiger Zeit Ausſicht auf eine Partei hatte oder, in der Hoffnung, daß er freihändleriſch auftreten werde, eine ſolche ſchon jetzt beſaß, ſo verdankte er Das merkwürdigerweiſe dem engliſchen Staatsmanne, der in ſeiner Heimat für die Freiheit ſo viel gethan und ſich um die freie Bewegung auf der ganzen Erde ſo große Verdienſte erworben. Aber dieſe Partei war, wie angedeutet, im Lande kaum zu bemerken, verhielt ſich ihrer Natur nach am Wenigſten agitatoriſch, und man ſpürte ihr Daſein nur, wenn man, wie ich, das Land nach allen Richtungen durchzog und oft bei einſam wohnenden Gutsbeſitzern einkehrte.

Deſto größer war mein Erſtaunen, als ich, gegen Ende Oktober nach Paris zurückgekehrt, alle Welt von einem bevorſtehenden Staatsſtreich ſprechen hörte und bemerken konnte, wie ſich die Meinung über Louis Napoleon gründlich geändert hatte. Der Simpel, der unfähige Menſch war zu einer geſpenſtiſchen Erſcheinung geworden, von der ſich Alles erwarten ließ. Und wie er zu einem Gegenſtande, wenn auch nicht der Achtung, ſo doch der allgemeinen Aufmerkſamkeit, gewiſſermaßen der Forſchung, geworden war, ſo war anderſeits die Kammer in tiefe Verachtung geſunken. Der Klub der Rue de Poitiers mit den Herren Dupin und Thiers an der Spitze that Alles, um die Nation um die erworbenen Freiheiten zu bringen, brachte Verwirrung und Mißtrauen ins Volk und ſpielte, während er für die Orleans zu arbeiten glaubte, Louis Napoleon die Waffen in die Hände. Dieſer that das Seinige, um die Kammer in der Arbeit der Selbſtvernichtung zu unterſtützen, und wandte zugleich alle möglichen großen und kleinen Mittel an, um die Armee, auf welche die Kammer keinen Einfluß hatte, oder auf die ſie ſich jeden Einfluß entgehen ließ, zu gewinnen. Es gab wohl Leute, welche über manche dieſer Mittel, über das weißere Kommisbrod, über die beſſeren Cigarren, über den Champagner im Lager zu Satory die Achſel zuckten, eben ſo wie über die verrotteten, meiſt verachteten Geſellen, die er an die Spitze der Armee ſtellte; aber ſie ſollten bald erfahren, welche großen Wirkungen dieſe kleinen Mittel hervorbrachten. Zu den verrotteten Geſellen gehörte in erſter Linie der General St. Arnaud, der ſich ſchon in früher Jugend, ſo erzählte man wenigſtens, von Louis Philippe und Bugeaud zur Zeit der Gefangenſchaft der Herzogin von Berry gegen dieſe zu unſagbaren Dienſten und eben ſo unſagbaren Zwecken gebrauchen ließ, um dieſe hohe Gefangene, welche ſich durch ihr muthiges Benehmen in der Bretagne einen gewiſſen Nimbus erworben hatte, in der Achtung der Franzoſen herunterzubringen. Später gezwungen, die Armee zu verlaſſen, verſtand er es doch, ſich in Afrika wieder hineinzudrängen, um durch

Tapferkeit und Protektion einen Grad nach dem andern zu erſteigen. Es iſt bezeichnend, auf welche Weiſe Louis Napoleon zu dieſem Helfershelfer kam. Entſchloſſen, den Staatsſtreich zu machen, ſah ſich der Präſident nach einem General um, der ſich zu dieſer That verwenden ließe. Sein Auge fiel auf den General Peliſſier, der in Afrika kommandirte und der nach der Schauerthat der Höhlen von Dahra, wo er einige Hundert arabiſche Flüchtlinge mit Weibern und Kindern erſtickte, als der geeignete Mann erſchien. Der Adjutant des Präſidenten, Herr Fleury, begab ſich nach Afrika, um ihn zu werben. General Peliſſier aber antwortete dieſem, er ſei der Familie Orleans zu ſehr verpflichtet, als daß er einem Andern bei Beſteigung ihres Thrones behülflich ſein könnte. Allein da kommandire in der kleinen Kabylie ein Mann, General St. Arnaud, den man zu Allem haben könne. So reiſte denn Fleury weiter nach der kleinen Kabylie und wurde handelseins mit dem General St. Arnaud, welcher ihm bald nach Paris folgte und das Kommando der Garniſon übernahm. Es iſt nicht minder bezeichnend, auf welche Weiſe der eben genannte Fleury in die Nähe Louis Napoleons gekommen war. Dieſer Offizier ſtand in Afrika, als General Cavaignac Diktator der Republik war. Er hatte unter dieſem republikaniſchen General gedient und kannte ihn perſönlich. So beſchloß er denn, ſich nach Paris zu begeben und dieſe Bekanntſchaft zu benützen, um ſein Glück zu machen. Als ſehr eifriger Republikaner überall laut ſeiner Anhänglichkeit an Cavaignac ſich rühmend und zu deſſen Ideen ſich bekennend, traf er in Paris ein. Auf die Frage ſeiner Freunde, was er in Paris wolle, antwortete er: dem braven General Cavaignac und der Republik meine Dienſte und meinen Degen zur Verfügung ſtellen. Ich gehe ſofort zu ihm, um ihm meine Aufwartung zu machen. Die Freunde lächelten: General Cavaignac ſei längſt überflügelt; Prinz Louis habe alle Ausſicht, Präſident zu werden. So ging denn Herr Fleury und machte ſeine Aufwartung, nicht dem General Cavaignac, ſondern dem Prinzen Louis.

Die Ernennung des Generals St. Arnaud zum Kommandanten von Paris erfüllte die Feinde Louis Napoleons mit neuen Hoffnungen. Niemals werde ſich Paris, Frankreich, ſo lange es noch einen Funken Ehre im Leibe habe, von einem ſolchen Menſchen beſiegen laſſen. Der Präſident, indem er ſich mit ſolchen Leuten umgebe, breche ſich ſelbſt den Stab. Wenn ſich ruhmbedeckte Generale, wie Cavaignac, Lamoricière, Bedeau, Changarnier im entſcheidenden Momente den Soldaten nur zeigen, müſſen franzöſiſche Soldaten von einem General abfallen, deſſen Kommando ſie ſchände. General St. Arnaud wurde gewiſſermaßen nur als das Haupt und die Spitze der ſogenannten Decembrailleurs oder Rat-à-poils betrachtet. So nannte man eine eigenthümliche Art von Menſchen, die ſeit einiger Zeit in Paris aufgetaucht waren, denen man überall in den Straßen, in Caféhäuſern, auf Bahnhöfen begegnete und die vom Volke als eine niedrige Sorte von Banditen betrachtet und weit mehr als die gewohnten Polizeiſpione und Agents provocateurs verachtet wurden. Man erkannte ſie augenblicklich an ihrer herausfordernden Haltung, an dem ſchief ſitzenden hohen Zylinderhut, an einer gewiſſen ſchäbigen Eleganz und an Schnurr- und Knebelbart, die ſie meiſt nach dem Vorbilde des Präſidenten der Republik trugen, und endlich an einem gewaltigen Stock, mit dem ſie faſt immer bewaffnet waren. Paris war in den Wochen, die dem Staatsſtreich vorhergingen, bereits verſtummt; in Straßen und in Caféhäuſern führten nur noch jene Agenten das große Wort. Sie ſchimpften auf die Republik, rühmten Louis Napoleon, den ſie niemals Präſident, immer nur le Chef de l'état oder le Prince oder Monſeigneur und Napoleon nannten, und ſuchten überall Händel zu erregen. Jeden Tag hörte man von irgend einer oder mehreren Schlägereien an den verſchiedenſten Punkten von Paris, und immer waren unter Denjenigen, die Louis Napoleon vertheidigten, einige Ritter der Ehrenlegion. Es ſollte ſo ausſehen, als ob der Präſident überall in Paris eine eifrige kampfluſtige Partei habe, zu der Männer der beſten Klaſſen gehörten. Das Volk von Paris aber wußte ſehr wohl, woher dieſe Schlägereien kamen und daß jene Ritter das rothe Bändchen von der Polizei erhalten hatten.

Doch ich wollte nicht von den Vorbereitungen und von den Urſachen, ſondern von den Tagen des Staatsſtreichs ſelber ſprechen. Ich war weder Mitſpieler dieſer Tragödie, wie ſie ſich in den Gaſſen abſpielte, noch Zeuge der Vorgänge hinter den Kuliſſen im Elyſée, wo der Direktor mit ſeinen Regiſſeuren zuſammenſaß; ich habe das große Erlebniß nur miterlebt, wie zehntauſend Andere, kann nur als Zeuge dritten Ranges auftreten und will nichts erzählen, als was ich mit eigenen Augen geſehen und an mir ſelbſt erlebt habe. Es kann alſo nichts Großes ſein, was ich dem Leſer hier mitzutheilen habe, aber es mag vielleicht bezeichnend ausfallen und die große Begebenheit im Kleinen abſpiegeln. Es gehört allerdings eine gewiſſe Entſagung dazu, einzelne auffallende dramatiſche Thatſachen zu überſpringen, die man ſo gut kennt, als hätte man ſie ſelbſt erlebt, wie z. B. in der Nacht vom 1. zum 2. Dezember die zweimalige Unterhandlung Louis Napoleons mit St. Arnaud, welcher Letztere ſich ſicher ſtellen wollte, noch einmal ſeinen Preis fixirte und es dem Präſidenten mit cyniſcher Offenheit ins Geſicht ſagte, daß er Alles nur für Geld und Stellung thue. Oder z. B. die Szene in der Staatsdruckerei, wo die republikaniſchen Setzer ſich weigerten, die landesverrätheriſchen Proklamationen des Präſidenten zu ſetzen, aber vermittelſt auf ſie gerichteter Flintenläufe gezwungen wurden. Oder auch wie der zweite Kommandant der Nationalgarde, Herr Viéra, der mit in der Verſchwörung war, ſämmtliche Trommeln der Nationalgarde konfisziren und verſtecken ließ, was die Zuſammenrufung der natürlichen Vertheidiger des Geſetzes und einer Körperſchaft, auf die die Soldaten nicht gefeuert hätten, verhinderte. Dergleichen Thatſachen, wie wahr ſie auch ſind und wie ſchön zu erzählen, übergehe ich, um, wie geſagt, nur ſelbſt Erlebtes mitzutheilen.

Sehr früh Morgens am 2. Dezember ſprang die Thür meines Zimmers auf, und herein brach eine Schaar von deutſchen und franzöſiſchen Freunden, meiſt Muſiker, Maler und Schriftſteller: der Staatsſtreich, der Staatsſtreich iſt gemacht! Deputirte und Generale verhaftet! Ueberall Soldaten, Proklamationen des Präſidenten an den Straßenecken! So verkündeten ſie tumultuariſch durcheinander. Während ich mich raſch ankleidete, um ihnen in die Straßen zu folgen, war mein Concierge, der kurz nach ihnen eingetreten, am Kamine mit Einheizen beſchäftigt. Von Zeit zu Zeit hielt er in ſeiner Beſchäftigung inne, horchte auf die Mittheilungen der Freunde, auf ihre Verwünſchungen und Zornausbrüche, bis er ſich mit einem Male umwandte und in einen Lobeshymnus auf den Präſidenten und in Drohungen gegen alle ſeine Feinde ausbrach. Da hatten wir ſchon ein Stück der öffentlichen Meinung. Wir würdigten ihn keiner Antwort und gingen; aber ſchon auf der Treppe ſagte einer der Freunde, daß ich, wenn der Staatsſtreich ſiege, die Wohnung verlaſſen müſſe. Faſt alle Portiers ſeien im Solde der napoleoniſchen Polizei, und dieſer ſei es gewiß. Die Boulevards waren in großer Aufregung und doch ſo öde und unheimlich, wie ich ſie nie geſehen. Das kam daher, daß ſie faſt nur von Fußgängern erfüllt, viele Magazine geſchloſſen waren und die gewohnten unzähligen Wagen beinahe ganz fehlten. Der Lärm war ein ganz anderer, als der gewohnte. Nur Summen, Schreien und das Geräuſch unzähliger Schritte, aber nirgends Wagengeraſſel und nirgends die Stimme der Ausrufer. Der Himmel war umwölkt, die Atmoſphäre farblos, die Häuſer ohne Licht und Schatten. Wir eilten die ganzen Boulevards entlang bis auf den Baſtilleplatz und an den Eingang des Faubourg St. Antoine. Dort mußte man ſehen, wie das Volk ſich verhält. An den Straßenecken waren die Proklamationen des Präſidenten überall heruntergeriſſen und ſtanden Gruppen, die ſich laut unterhielten. Deſto auffallender war es, daß auf dem Baſtilleplatze dieſe Gruppen, wenn auch zahlreich, doch ſehr ruhig waren. Sergeants de ville waren nur wenige vorhanden, und die Gruppen gehorchten ihnen, wenn ſie ſie aufforderten, auseinander zu gehen. Dieſer Anblick regte uns auf, und ich ließ mich ſo weit hinreißen, daß ich mich auf einen Eckſtein ſtellte und zu ſprechen begann. Ich forderte natürlich das Volk auf, ſich zum Widerſtand zu waffnen; aber ich ſprach nicht eine Minute lang, als ein bärtiger Mann mit Vertrauen einflößendem Geſichte auf mich zutrat und offenbar wohlmeinend zu mir ſagte: Bürger, geben Sie ſich keine Mühe, es iſt der Moment noch nicht gekommen, und Sie kompromittiren ſich nur. Nachdem wir uns überzeugt, daß hier für den Augenblick nichts zu ſuchen und nichts Erhebliches zu ſehen war, eilten wir denſelben Weg wieder zurück. Jetzt begegneten uns ſchon einzelne Abtheilungen von Soldaten, die ſich theilweiſe an den Straßenmündungen aufſtellten, theilweiſe weiter marſchirten gegen den Baſtilleplatz. Dieſe Soldaten ſahen ſehr niedergeſchlagen aus und ganz und gar nicht ſo, als ob ſie zu großem Widerſtande gegen das Volk bereit wären. Wir gingen immer weiter bis zum Elyſée, dem Hauptquartier des Staatsſtreichs. Rings herum um das ganze weitläufige Gebäude, in den Straßen wie in den Champs Elysées, waren zahlreiche Truppenmaſſen ausgegoſſen. Wenn von Zeit zu Zeit das Hofthor aufging, ſo wie an den Bajonetten, die über die Gartenmauer hervorragten, konnte man erkennen, daß auch das Innere, Haus und Garten, von Soldaten vollgepfropft war. Dieſe Truppen, die Louis Napoleon in ſeiner nächſten Nähe behielt, waren offenbar von einem ganz andern Geiſte beſeelt als jene, die wir auf den Boulevards geſehen. Sie zeigten eine große Lebhaftigkeit, ja eine Fröhlichkeit, die nicht ganz natürlich ſchien. Vielleicht hatten ſie ſchon ſtark gefrühſtückt. Da ſie aber das Elyſée unnahbar machten und wir nichts weiter zu ſehen bekamen, ſetzten wir unſere Wanderung fort den Tuilerien zu. Da kam uns hoch zu Roß ein Mann entgegen, der mir ſehr wohl bekannt war und mir als ein Zeichen der Zeit erſchien, indem er mich daran erinnerte, wie ſolche Bewegungen den Schlamm der Menſchheit aufwühlen und mit welchen Leuten ſolche Großthaten ausgeführt werden. Ich hatte ihn früher in manchen Geſellſchaften geſehen; überaus beſcheiden, ja beinahe kriecheriſch, als ob er um Entſchuldigung für ſein Daſein bäte und immer fürchten müßte, hinausgewieſen zu werden. Es war der Träger eines großen Namens, der Sohn eines der bekannteſten Generale und der Bruder einer der bekannteſten Damen von Paris. Aber er hatte ſich als Offizier eines der gemeinſten Verbrechen zu Schulden kommen laſſen, ſo daß Vater und Schweſter nur einen Theil des Skandals decken, nicht aber ſeine Ausſtoßung aus der Armee, man nannte es Entlaſſung, verhindern konnten. Jetzt erhob er das Haupt, und ſtolz und herausfordernd ſprengte er, von der Polizeipräfektur kommend, wahrſcheinlich in einer Miſſion, nach dem Elyſée zu Louis Napoleon.

Auf unſeren weiteren Wanderungen bekamen wir oft von Leuten aus dem Volke das Wort zu hören, das uns ſchon auf dem Baſtilleplatze mehrmal an die Ohren geklungen: ſollten wir uns für dieſe Kammer ſchlagen? Für die Rue de Poitiers? ſchlimmer als die Rue de Poitiers wird er es nicht machen — Die Rue de Poitiers hatte in der That Geſetze durchgebracht, die, nach den damaligen Erfahrungen, an Schlechtigkeit, an Freiheitshaß allerdings ſchwer zu übertreffen waren. In dieſen Aeußerungen lag der Sieg Napoleons wie in der Windel.

Im Palais royal traf ich, von meinen Freunden getrennt, einen alten Bekannten, einen ehemaligen Souspräfekten der Republik. Er hängte ſich an meinen Arm und plauderte ganz heiter über das Ereigniß. Er bewies mir, daß trotz jener Aeußerungen des Volkes Louis Napoleon nicht ſiegen könne und daß er, ſelbſt im Falle eines Sieges, nach wenigen Wochen elend zu Grund gehen müſſe. So plaudernd, kamen wir auf dem Börſenplatze an, wo mit einem Male eine Kavalerieabtheilung aus einer Seitenſtraße heraus- und das Volk auseinander ſprengte. Der Souspräfekt ließ meinen Arm fahren, und ich habe ihn nie wieder geſehen. Dieſer Mann gehörte einer Familie an, die in ihrem Kreiſe ein kleines Bild des ganzen Frankreich darſtellt. Er ſelbſt war aufrichtiger Republikaner, ſein älterer Bruder, ein Orleaniſt, ging nach dem Staatsſtreich ins bonapartiſtiſche Lager über; ſein jüngerer Bruder war Jeſuit und beide Eltern ultramontan-legitimiſtiſch. Der Name der Familie iſt ſehr bekannt, und ſie gehört zu den ſogenannten beſten Klaſſen.

In der Hoffnung, daß etwas Neues zu erfahren, begab ich mich in das Leſekabinet der Passage de l'opéra, aber kaum in der Paſſage angekommen, füllte ſich dieſe mit Flüchtlingen, die Soldaten und Sergeants de ville vor ſich hertrieben. Der Portier beeilte ſich, die Gitter der Paſſage zu ſchließen, und wir waren Gefangene. Unter dieſen Gefangenen fand ich Freund Sz . . . . wieder, den ich Vormittags verloren hatte. Mit ihm begab ich mich, als die Gitter wieder geöffnet wurden, in das Redaktionsbureau einer großen legitimiſtiſchen Zeitung, deren Beſitzer und Redakteur uns bekannt waren. Wir fanden dort einen der Eigenthümer, den gelehrten Grafen C . . . und den Hauptredakteur Vicomte C..., beide Männer uralten legitimiſtiſchen Adels. Beide waren über den Staatsſtreich tief entrüſtet, und keiner von Beiden glaubte an den Erfolg. Die Zeitung ging bald nach dem Staatsſtreiche ein und wurde durch eine legitimiſtiſche Revue erſetzt. Graf C..., der mit ſeinen legitimiſtiſchen Ideen einen gewiſſen dezentraliſirenden Liberalismus verbindet, iſt noch heute Derſelbe, der er damals geweſen, aber der Vicomte ging mit ſammt der Revue nicht lange nach dem Staatsſtreich ins kaiſerliche Lager über und wurde noch ſpäter, als ihm die kaiſerliche Subvention entzogen wurde — preußiſch. Solcher Metamorphoſen könnte ich faſt eben ſo viel erzählen als Ovid, aber ich will mich auf eine einzige kleine Geſchichte beſchränken, die mir die Geſchichte des ganzen damaligen Frankreichs zu enthalten ſcheint.

In der Rue St. Lazare hatte ich meinen Cigarrenhändler, einen kräftigen Mann in den beſten Jahren, mit wohlanſtändigem Geſichte, bei dem ich mir jeden Abend auf dem Wege zu einer mir befreundeten Familie meinen Cigarrenvorrath für den nächſten Tag zu holen pflegte. Auch an jenem 2. Dezemberabend, auf dem Wege zu beſagten Freunden, nach denen ich ſehen wollte, trat ich in dieſen Laden. „Nun," rief mir der Krämer entgegen,

„was meinen Sie zu dieſer Schandthat? dieſer Spitzbube, dieſer Eidbrüchige, er wird ſeiner Strafe nicht entgehen. An die Laterne muß er. Frankreich darf eine ſolche Schandthat nicht dulden.“ Und in dieſem Stile und in dieſem Tone weiter .... Auch am zweiten Tage — um hier dieſe Geſchichte gleich zu Ende zu erzählen, trat ich um dieſelbe Stunde in den Laden. „Man muß zugeſtehen,“ lächelte dießmal der Cigarrenhändler, „daß der Spitzbube die Sache ganz klug angefaßt hat. Es ſcheint nicht, daß man ſo leicht mit ihm fertig wird. Er kennt die Franzoſen“ u. ſ. w. Am dritten Tage hing das Bild Louis Napoleons groß und breit über ſeinem Cigarrenkaſten, das Geſicht der Glasthüre und der Straße zugekehrt.

Gegen den Abend des 2. Dezember nahmen die Boulevards und die anſtoßenden Straßen einen viel revolutionäreren Charakter an, und es ſah aus, als rüſtete ſich Paris zu einem ernſtlichen Widerſtande gegen den Staatsſtreich. Einzelne Haufen, freilich noch unbewaffnet, meiſtens mit einem Fahnenträger voraus, zogen hin und her und ſangen die Marſeillaiſe. Dieſe Haufen wuchſen nach dem Maße des Weges, den ſie zurücklegten. Ein Freund, der viele Pariſer Erfahrungen hatte, meinte, Das ſei ein Anfang, und ſo beginne immer der Kampf. Er ließ ſich in ſeiner Ueberzeugung nicht ſtören, ſelbſt als dieſe Haufen, ſo oft aus den Seitenſtraßen eine Schaar von Poliziſten hervorbrach, widerſtandslos auseinander ſtoben und ſelbſt Verhaftungen vornehmen ließen. Dieſe Leute, meinte der Freund ferner, hätten ein Loſungswort; hier auseinandergeſprengt, ſammelten ſie ſich wieder an einem vorher beſtimmten Platze, um ihre Umzüge fortzuſetzen und immer, die Marſeillaiſe ſingend, nach und nach mehr Quartiere aufzuregen. Dieſe Anſicht von der Sache ſchien viel für ſich zu haben, denn in der That wirkte die Marſeillaiſe ſichtbar. Wer dieſes Lied nicht in den Straßen von Paris von einer großen Volksmaſſe ſingen gehört, der hat keine Vorſtellung von ſeiner Macht und zwingenden Gewalt. Wir ſahen Leute, die als gleichgültige Zuſchauer auf den Boulevards umherſtanden, von keinem anderen Gefühle als dem der Neugierde herbeigezogen — ſie geriethen in Aufregung, ſobald das Lied ſich von ferne hören ließ, und ohne zu wiſſen, was ſie thaten, ſchloſſen ſie ſich dem Zuge an, ſtimmten mit ein und waren nach wenigen Minuten ſo berauſcht, als ob ſie ihre Häuſer nur verlaſſen hätten, um ſich geraden Weges in den Todeskampf zu ſtürzen. Und doch klingt dieſes Lied mehr melancholiſch, als herausfordernd und berauſchend; es fordert mehr zur Hingebung, zum Opfer auf, als zur That, es iſt inſoferne allerdings mehr ein Kampflied für Bürger, die ſich für ihren Nächſten aufopfern, als für Soldaten. Man begreift auch, daß der gegenüberſtehende Soldat ſelber von Trauer ergriffen wird und mit Widerſtreben den Tod in die Reihen ſolcher Sänger ſendet.

Wie milde das Volk an jenem Abende noch geſtimmt war, erfuhren wir auf dem Boulevard Bonne Nouvelle. General Canrobert führte eine Truppenabtheilung nach den oberen Boulevards. Er mußte da jenen Hohlweg paſſiren, welcher an einer Stelle von den hohen, terraſſirten Trottoirs gebildet wird. Der Hohlweg ſowohl wie die Trottoirs, die hier mit ihren Eiſengeländern wie lange Balkone ausſahen, waren vom Volke dicht beſetzt. Die Truppen, das Gewehr im Arm, wanden ſich nur langſam und mit Mühe durch. Leicht hätte man ſie hier trennen, zerſtreuen und von der Höhe der Terraſſen herab mit Steinwürfen vernichten können. Das Volk begnügte ſich damit, ihnen Vive la republique zuzurufen und die Maſſe, die den General umdrängte und ihn ohne Widerſtand hätte vom Pferde reißen können, machte ihm nur zarte Vorwürfe und ſprach die Hoffnung aus, daß er ſich nicht zum Handlanger eines Verbrechens hergeben werde. Etwas ſpäter, gegen 11 Uhr, fuhren wir an der Seite des berühmten Doktors G . . . v, dem wir zufällig begegneten und der ſich die Sache ebenfalls näher anſehen wollte, die Boulevards hinab. Der Wagen paſſirte ohne alle Hinderniſſe, weil man ihn als ein Doktorcoupé erkannte. In der Nähe des Baſtilleplatzes ſtiegen wir aus und vertieften uns in die revolutionärſte aller Vorſtädte, in das Faubourg St. Antoine. Wie anders, wie merkwürdig anders ſah es hier aus, als auf den Boulevards. Um den Eindruck zu bezeichnen, den wir hier empfingen, muß ich hier meine eigenen Worte zitiren. Ich hatte kurz vorher eine Idylle veröffentlicht, und ich ſagte beim Anblick dieſes Faubourgs zu den Freunden: wenn ich wieder eine Idylle ſchreibe, verlege ich ſie ins Faubourg St. Antoine und in die Nacht vom 2. auf den 3. Dezember 1851. Es war 11 Uhr. Der tiefſte Friede war über dieſe ganze, große, durch ihre Kampfluſt berühmte Welt ausgebreitet: Alles ſchien im tiefſten Schlafe zu liegen, wie in den glücklichſten idylliſchſten Zeiten.

Am zweiten Tage waren wir, Freund Sz... und ich, trotz alle Dem nahe daran, eine Szene zu erleben, die an die traurigſten Szenen früherer Revolutionen erinnerte. In der Ausmündung einer Straße nahe am Faubourg Poissonnière ſahen wir einen großen Volkshaufen, der einen einzelnen Sergeant de ville umdrängte. Mehrere Hände hielten ihn an der Kehle, um ihn zu erdroſſeln, andere zerrten und zogen an ihm, um ihn in die Nähe der Laterne zu ſchleifen, und Diejenigen, die nicht an ihn gelangen konnten, ſchrieen im Chorus: à la lanterne! Die furchtbarſte Todesangſt bedeckte das Geſicht des verſprengten Mannes, der auch nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. Wir ſtürzten uns in das Gedränge und riefen: Laissez le, il est seul! und merkwürdiger Weiſe fand dieſer Appell an die Ritterlichkeit und Großmuth ſofort ein Echo in derſelben Maſſe, die ſoeben erſt einſtimmig den Tod des armen Mannes verlangt hatte. Den Augenblick hatten wir Bundesgenoſſen; viele Stimmen riefen mit uns: Il est seul, il est seul, während man ſich bemühte, die Hände, die ihn hielten und ihn droſſelten, von ihm loszulöſen. Es gelang uns, einen Kreis um ihn zu bilden und, indem wir uns an den Händen hielten, ihn von Denjenigen abzuſchließen, die ihm noch an den Leib wollten. Unmerklich bewegten wir uns vorwärts und aus der Maſſe heraus, bis wir ſo weit waren, um den Kreis öffnen und ihn entlaſſen zu können, während Andere die Wüthenden zurückhielten. Der Gerettete flüchtete ſein wiedergewonnenes Leben, ſo raſch er konnte, in das Labyrinth der nahen Gaſſen und Gäßchen. Es war Das eine Erfahrung, wie man ſie in franzöſiſchen Revolutionen ſo oft gemacht. Ein Aufruf der Großmuth gegen den Feind iſt da ſelten wirkungslos verhallt. Was die Göttin Fama vermag, habe ich damals ſelbſt erfahren, denn wenige Tage darauf pries mich Indépedance belge und, was noch auffallender, die offizielle Wiener Zeitung, mich, den Flüchtling, als den Retter eines Sergeant de ville, obwohl Freund Sz . . . der Erſte geweſen, der ſich in die Maſſe geſtürzt und ich nur ſeinem Beiſpiele gefolgt war. War ein Zeitungsſchreiber in der Nähe? Sie waren in dieſen Tagen allerdings über ganz Paris ausgeſtreut, und auch uns trieb neben dem Intereſſe für die Sache unſere Pflicht als Berichterſtatter beinahe ohne Unterbrechung von einem Punkte zum andern. Zum Glücke wohnte Herr Etienne, der jetzige Redakteur der Neuen Freien Preſſe, nicht ferne von den Boulevards und konnten wir von Zeit zu Zeit in ſeine gaſtliche Stube flüchten, um unſere Erlebniſſe und Eindrücke aufzuzeichnen. Dieſe Stube war in jenen Tagen wie ein offenes Bureau, wo die Berichterſtatter kamen und gingen, aus- und einflogen wie emſige Bienen, freilich mit Anderem als mit Honigſeim belaſtet.

Eine Ironie des Schickſals war es, daß wir kurz nach der Rettung des Sergeant de ville ſelber ſeinen Kollegen in die Hände fielen und in Gefahr geriethen, nach der Präfektur abgeführt zu werden. Für Viele, denen Das während der drei Tage geſchah, war es gleichbedeutend mit einem Todesurtheil, denn es iſt gewiß, daß man in den Höfen der Präfektur wie auf dem Champ de Mars zahlreiche Menſchen, welche Soldaten und Sergeants de ville, obgleich waffenlos, zuſammengefangen, ohne Urtheil und ohne jegliche Formalität zuſammenſchoß und Andere nach Afrika oder Amerika deportirte. Es war in der Rue Richelieu, wo wir uns einer ſingenden Schaar anſchloſſen, oder vielmehr nicht anſchloſſen, denn wir gingen auf dem

Trottoir nebenher, während jene Schaar in der Mitte der Straße marſchirte. Um die Ecke der Straße, der Börſe entgegen biegend, ſprengt uns ein Kavalerie-Piquet entgegen und in ihrer Geſellſchaft halbmondförmig eine große Reihe von Poliziſten, die ſogleich mit Todtſchlägern in die unbewaffnete Menge einhaut, die Einen niederſchlägt, die Andern gefangen nimmt. Ich gehörte zu den Letzteren. Ein Poliziſt hielt mich mit eiſernen Krallen und während er mich hielt, ſah er mit einem ingrimmigen Lächeln der Wirkſamkeit ſeiner Kollegen zu, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Da ſich aber eine Art leichten Kampfes entſpann und nicht alle Verhaftungen ſo leicht wurden, wie die meine, mochte ſeinem Eifer die Ruhe, zu der ich ihn zwang, unangenehm geworden ſein; das Fangen und Verhaften wird ja bei dieſen Leuten zur Leidenſchaft. Er wandte mir ſeine Blicke zu, ſah mich einen Moment lang prüfend an, ließ mich los und ſtürzte ſich in das Gedränge. Ich war ungefähr eine Minute lang Gefangener. Es war immer meine Ueberzeugung, daß ich meine Befreiung, vielleicht mein Leben, einem ganz neuen und eleganten weißen Ueberrocke verdankte, den ich mir einige Tage vor dem Staatsſtreich hatte machen laſſen. So hingen damals Leben und Freiheit und Alles von Kleinigkeiten, von der Laune gemeiner Polizeiſoldaten und ihres Gleichen ab.

Jetzt will ich von jener Epiſode des Staatsſtreiches ſprechen, welche gewiſſermaßen ein Verbrechen im Verbrechen konſtituirt, die man oft beſtritten, für deren Wahrheit und Wirklichkeit aber ich als Augenzeuge auftreten kann; ich muß nur hinzufügen, daß ich jetzt, da ich dieſes ſchreibe, 16 Jahre nach dem Staatsſtreich, nicht genau angeben kann, ob ſie ſich am 3. oder 4. Dezember zugetragen. Ich glaube aber, es ſei am 3. geweſen.

Die Vorherſagungen meines Freundes, daß ſich Paris während der Nacht mit Barrikaden bedecken, daß am zweiten Tage Bürger und Arbeiter in Waffen ſtehen werden, hatten ſich nicht bewahrheitet. Die Boulevards waren am 3. Dezember Mittags allerdings nicht mehr zugänglich, aber nur darum nicht, weil ſie der ganzen Länge nach von Truppen beſetzt waren. Da wir von ihren unteren Enden aus nicht hineingelangen konnten, verſuchten wir es, auf Umwegen in einem großen Bogen die oberen Boulevards zu erreichen, in der Hoffnung, dort durch eine Seitenſtraße einmünden zu können. Aber auch auf dieſem Umwege ſtießen wir auf abgeſchloſſene Straßen, und ſo geriethen wir auf den großen Platz von St. Vincent de Paule oder Lafayette. Dort ſtand viel Volk herum, aber durch die Menge ging ein einziger, ſage ein einziger Bewaffneter, ein Mann aus dem Volke, der eine veraltete rieſige Karabine auf der Schulter trug. Einzelne Nationalgardiſten ſtanden umher, aber ohne Waffen, und erwarteten den Generalmarſch, der nicht geſchlagen werden konnte, weil, wie ſchon angedeutet, ſämmtliche Trommeln der Nationalgarde konfiszirt waren. Von dort aus kamen wir in die Rue de Faubourg Poissonnière; ſie war wie ausgeſtorben und an den Boulevards durch dichte Reihen von Soldaten abgeſchloſſen. Hinter dieſen ſtanden 50—60 Menſchen, Bürger, welche wie wir vergebens auf die Boulevards vorzudringen geſucht hatten. Da ihnen die Zeit lang wurde, fingen ſie an, in der Nähe der Soldaten auf und ab zu ſpazieren. Wir begriffen nicht, was die Soldaten bewog, uns den Zugang zu den Boulevards abzuſchließen, da wir zu unſerem Staunen auf dieſem Boulevard ſelbſt viele Leute ſahen, die hin und her gingen und die Soldaten betrachteten, welche ihrerſeits theils mit dem Gewehr bei Fuß daſtanden, theils einem Faſſe auf das Lebhafteſte zuſprachen. Man mußte, während wir jenen Umweg machten, die unteren Boulevards geöffnet haben. Wer hätte ahnen ſollen, daß dieß eine der grauſamſten und niederträchtigſten Fallen war für arme, unſchuldige, unbewaffnete Leute. Es mag zwiſchen 3 und 4 Uhr geweſen ſein; der Himmel war ſanft bedeckt, die Luft überaus weich, mild und etwas feucht. Wir gingen, da wir nicht weiter konnten, in der Rue de Faubourg Poissonnière wie die Andern auf und nieder. Von keiner Seite hörte man Geräuſch oder gar Waffenlärm; da keine Wagen fuhren, lag über

Paris eine Stille und Ruhe, wie ſie im Laufe von Jahrzehnten in dieſer Stadt vielleicht nur durch Stunden einmal vorkommen. Einen deſto mehr erſchütternden, ja niederſchmetternden Eindruck machte es, als jetzt mit einem Male hinter uns ein Donner losbrach, ein Höllenlärm, als ob der Himmel einſtürzte. Entſetzt wandten wir uns um, und ſiehe da: Wolken Rauches lagen bereits auf den Boulevards, und rothe Blitze fuhren durch dieſe Wolken und über ſie hinaus in die feuchte Atmoſphäre, wo ſie eine noch dunklere Färbung annahmen. Alle dieſe Soldaten, die eben noch ſo ruhig und friedlich dageſtanden hatten, ſchoſſen, als ob ſie über, vor und neben ſich einen gewaltigen Feind gehabt hätten, mit ungeheurem Eifer nach allen Seiten: auf die Unbewaffneten in den Straßen, wie gegen die Fenſter der Häuſer ringsumher, die zum Theil geſchloſſen, zum Theil aber von Zuſchauern beſetzt waren, welche letzteren aber nur auf die Soldaten und ihr Treiben herabſehen wollten. Wir hatten uns kaum von dem Gräßlichen überzeugt, kaum gefaßt, als ſich eine Abtheilung auch gegen unſere Straße wandte und die Kugeln um unſere Ohren pfiffen. Nicht ein einziger Bewaffneter war unter den 50—60 Menſchen dieſer Straße, nicht die leiſeſte Herausforderung war von uns ausgegangen. Alle Welt ergriff unter entſetzlichem Geſchrei die Flucht; Einzelne drückten ſich in die Vertiefungen der Hausthüren, die geſchloſſen waren. So thaten auch wir und hörten nun in einiger Sicherheit die Kugeln an uns vorüberfliegen. In voller Sicherheit war man da nicht, denn manche Kugel, die an einen Pflaſterſtein ſchlug, wich von ihrem Wege ab und flog in einem ſtumpfen Winkel, aber mit erneuerter Kraft ſeitwärts gegen die Häuſer. Erſt als das Feuer etwas nachließ, wagten wir es, in Zwiſchenräumen von Hausthür zu Hausthür zu flüchten, bis wir an eine Seitenſtraße kamen, in der wir vor den meuchleriſchen Kugeln ſicher waren. Kaum in dieſer Seitenſtraße angelangt, hörten wir, wie ſich eine Soldatenabtheilung mit Geſchrei und immer ſchießend über die friedliche Straße ergoß, die wir eben verlaſſen hatten.

Ja! es iſt wahr! ich betheure es hiemit vor aller Welt! man hat damals in Paris mörderiſch auf die unbewaffnete Menge geſchoſſen, auf friedliche Spaziergänger und Häuſer, auf Menſchen, denen man eigens dieſe Falle geöffnet hatte, um einen Gegenſtand zu haben, auf den man ſchießen könne. Louis Napoleon war damit nicht gedient, daß das ganze Volk ſich nicht ſchlagen wollte, es mußte ausſehen, als ob ein Kampf ſtattgefunden und als ob er in dieſem Kampfe Sieger geweſen wäre. Darum mordete man Hunderte, von denen nicht ein Einziger eine Waffe hatte, im Hinterhalte. Im Passage Saumon hatte er es um dieſe Zeit beſſer. Dort hatte ſich in der That eine Anzahl von Studenten befeſtigt, um den Kampf aufzunehmen. Iſolirt, wie ſie waren, wurde das Haus bald eingenommen und ſie alle, mit Ausnahme einiger, die ſich über die Dächer geflüchtet, maſſakrirt.

Wer ſich ſo, wie ich, während dieſer Tage in Paris herumgetrieben, muß überzeugt ſein, daß der Staatsſtreich ſiegreich für Louis Napoleon hätte vorüberziehen können, ohne daß ein Tropfen Blutes gefloſſen wäre. Selbſt die Studenten im Passage Saumon hätte man umzingeln und zur Uebergabe zwingen können; aber Louis Napoleon brauchte Blut, und der Schrecken ſollte ſein vorzüglichſter Bundesgenoſſe ſein. Daher auch die Füſilladen auf dem Champ de Mars und in der Präfektur, wo junge Leute, die ſich vor Müdigkeit nicht mehr auf den Beinen halten konnten, ſitzend, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, zuſammengeſchoſſen wurden; daher auch die unzähligen Deportationen, die unmittelbar auf die Dezembertage folgten; und aus allen dieſen Urſachen die unzähligen Lücken in den Familien nach einem Kampfe, der kein Kampf war, nach einer Schlacht, in der ſich nur die eine Seite bewaffnet hatte.

Schon am Abend des zweiten Tages glaubte Jedermann in Paris an den Sieg des Staatsſtreiches, an deſſen Möglichkeit noch 48 Stunden vorher ſo Viele nicht geglaubt hatten. An dieſem Abend begegneten wir an der Ecke der Rue Chaussée d'Antin einem hervorragenden Legitimiſten. Er ſah aus wie

Caſſius. „Nun,“ fragten wir, „was jetzt?“ — „Jetzt, jetzt,“ antwortete er, indem er krampfhaft die Hand meines Freundes packte, „jetzt beginnen die Verſchwörungen.“ Dann eilte er gebückt weiter in die Nacht hinein. Der Mann ſah wirklich wie eine Geſtalt aus den Zeiten der Verſchwörungen aus und wie eine verkörperte Prophezeiung; aber wie wenig die Verſchwörungen gegen einen Verſchwörer vermögen, Das haben wir ſeitdem erfahren.

Am zweiten und dritten Tage des Staatsſtreiches liefen mancherlei Gerüchte durch die Stadt, die von Aufſtänden an verſchiedenen Punkten der Provinzen erzählten, und man glaubte, daß dieſes Mal das Land Paris und ſich ſelber retten werde. Als aber die Barrièren wieder geöffnet und der Verkehr wieder hergeſtellt war, erfuhr man, daß ſich die Provinz auch dießmal auf Paris verlaſſen und beinahe gar nicht geregt hatte. Die Zentraliſation machte Louis Napoleon zum Sieger, ſobald er Paris hatte, und man hat geſehen, wie leicht ihm Das geworden. Wer den Staatsſtreich mit erlebt, der weiß, daß er nichts Anderes war, als ein in die Taſche Stecken der Verfaſſung, trotz der Darſtellungen jener Leute, welche die Dezembertage zu Tagen des Kampfes machen wollten, um zu zeigen, daß man ein Volk, das für ſein Recht auftrat, bezwingen kann. Der Staatsſtreich ſiegte, nur weil auf der einen Seite Liſt und Verrath ſtanden und weil man auf der andern Seite nicht kämpfen wollte.

Die auf den Staatsſtreich folgende Zeit war ſo düſter und unbehaglich, daß Derjenige, der ſie nicht miterlebte, ſich dieſelbe unmöglich der Wirklichkeit entſprechend vorſtellen kann. Niemand fühlte ſich in ſeiner Haut wie in ſeinem Hauſe ſicher; überall ſah man ſich von Angebern und Spähern umgeben. Die Schreckenszeit mag eine angenehmere Atmoſphäre gehabt haben, denn hier kam hinzu, was die Schreckenszeit nicht kannte, der allgemeine Abfall, der Verrath, die feige Anbetung des Erfolges. Am Tage nach dem Staatsſtreich ging Billault, der berühmte Republikaner von geſtern, ins napoleoniſche Lager über, Derſelbe,

116. [illegible]

[illegible]

Ein Brief aus Italien.

An den Verfaſſer des „[illegible] und Italien“

I.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

der Nähe geſehen um ſo ehrwürdiger, da das Opfer ein großes war und man ſich am Ende doch mit jener Freude darein gab, die jedes Opfer verurſacht. Von einem Zwieſpalt konnte um ſo weniger die Rede ſein, da nichts ſo ſehr verbindet als das Opfer, und dieß in der That in Mailand der Fall war. Ich wußte damals noch nicht, daß ich damit ein Phänomen vor mir hatte, das überhaupt für das ganze heutige Italien der Bewegung bezeichnend iſt: die Opferfähigkeit. Sie erſtreckte ſich bis auf den engherzigſten Krämer, der den ſtockenden Gang der Geſchäfte lächelnd ertrug, nachdem er ſtarke Kriegsſteuern bezahlt hatte, und bis auf den Cicerone, der an der Straßenecke lungerte, ohne zu murren, daß die neue Wendung der Dinge den Fremden fern halte. Sie ging noch weiter; ſie ging bis zur Unterdrückung der theuerſten Wünſche, Hoffnungen und Träume, die in der Zeit des Kampfes mit Charakteren und Gemüthern Eins geworden waren, zur vollkommenſten Selbſtverleugnung. Die Nothwendigkeit der Eintracht wurde erkannt, und die Parteien hatten aufgehört; das Beiſpiel, das Manin gegeben, wurde von Tauſenden von Republikanern mit derſelben Seelenſtärke nachgeahmt. Das Leben des eigenſten Selbſt wurde ſuspendirt. Es läßt ſich über die Zuläſſigkeit ſolcher Suspenſion ſeines Selbſt, ſolcher Vertagung ſeiner Ueberzeugungen vom abſoluten Standpunkte aus ſtreiten; ſo viel iſt gewiß, daß ſie nicht ohne Seelengröße ſtattfinden kann. Daß ſie nicht ohne inneren Kampf und Schmerz vor ſich gegangen, erkannte man an der ganzen Haltung der Republikaner, die durch Thätigkeit für die nationale Idee zu erſetzen ſuchten, was ſie der politiſchen entzogen, und mit Eifer vor Allem die nationale Individualität zu retten ſuchten, um dereinſt den Boden für die politiſche, bürgerliche zu gewinnen. Sie verleugneten ihre Meinung nicht, aber ſie ſchloſſen ſich auch nicht peſſimiſtiſch ab. Sie nahmen Theil an der Neugeſtaltung, ſuchten überall, freiheitliche Prinzipien zu Grunde zu legen, und zogen ſich nur da zurück, wo ſie dem monarchiſchen Weſen nicht ausweichen konnten. Die Demokratie war nicht der Bauherr, aber ſie half mit, da die Grundſteine behauen und gelegt wurden, und die neue Monarchie durfte ſie, der ſie ſo viel verdankte, nicht zurückweiſen, wenigſtens in dem Momente nicht. So ſah man damals in Mailand eine jener merkwürdigen hiſtoriſchen Operationen, wie ſich Prinzip mit Prinzip vermählt, um ein Drittes hervorzubringen, deſſen Produkt meiſt die Geſichtszüge nur des Einen tragen. Dieſe Vermählung fand in dem Geiſte des ganzen Italien ſtatt. Ob die Monarchie in die Familie der Republik, ob umgekehrt die Republik in die Familie der Monarchie geheirathet, wird die Zukunft lehren. Bezeichnend für Mailand war es, daß man ſich daſelbſt über die Zuſtände nicht bei einzelnen hervorragenden oder leitenden Perſönlichkeiten Raths erholen konnte, daß man ſich an das ganze Volk, an die ganze Stimmung um Beſcheid wenden mußte. Sollte dieß ein ausgeſprochenes demokratiſches Symptom ſein?

Vielleicht! denn im monarchiſchen Turin war es ganz anders.

Piemont iſt der praktiſche Bruder in der Familie, der den anderen in Unglück und Genialität mehr oder weniger verkommenen Brüdern wieder aufhilft und die Familienrechte herſtellt. Er hat nicht die Energie des Einen, nicht die großen Leidenſchaften des Andern, nicht die liebenswürdigen Talente und Künſtlergaben des Dritten, nicht die weitgehenden Gedanken des Vierten, aber er hat einen gewiſſen nüchternen Verſtand und ein Gleichgewicht durchſchnittlich mittelmäßiger Vorzüge, die in der Welt beſſer forthelfen, als einzelne große, überwiegende Eigenſchaften. Damit iſt nicht geſagt, daß er immer die Familienangelegenheiten leiten werde; ſind erſt dieſe geordnet, iſt es leicht möglich, daß Talent, Geiſt, Leidenſchaft des einen oder des anderen Bruders im Hausweſen über den nüchternen Verſtand den Sieg davon trägt und erſt eine höhere Familienehre herſtellt. Zur Zeit aber iſt Piemont an der Spitze, und Turin iſt deſſen ſprechender Ausdruck.

Man war mit ſich ſelbſt ſehr zufrieden in Turin, obwohl der Mann, der alle in den letzten Monaten errungenen Erfolge vorbereitet hatte, obwohl Cavour auf dem Lande lebte, wie in der Verbannung, obwohl nicht die Hälfte des aufgeſtellten Kriegsprogrammes erfüllt war, obwohl der Feind vier ſtarke Feſtungen vor der offenen Gränze inne hatte, obwohl über die Zukunft Italiens dichtverhüllende Nebel lagen. Aber man hatte Siege erkämpft, eine neue Provinz gewonnen mit der Anwartſchaft auf andere: man hatte erworben, man war reicher geworden; auf der Laufbahn, die man ſo lange geträumt und vorbereitet, hatte man einen und zwei große Schritte weiter gethan. An Italien wurde im Innerſten des Herzens bei all Dem weniger gedacht als an Piemont; man war mehr piemonteſiſch als italieniſch, wie in einem ähnlichen Falle viele Preußen preußiſcher wären als deutſch. Viel wurde von den Thaten der piemonteſiſchen Armee erzählt, die ſich auch wirklich mit höchſter Tapferkeit geſchlagen, viel ſelbſt von dem vereinſamten Cavour, vom ritterlichen König Vittorio Emanuele, von ſeinem Benehmen in den Schlachten, von ſeinen populären Neigungen und guten Eigenſchaften, viel von der Arbeitskraft und dem organiſatoriſchen Talente des gegenwärtigen Miniſters Rattazzi, der den neuen Beſitz in Ordnung bringen und mit Piemont definitiv auch innerlich verbinden werde. Ein neues, verhältnißmäßig ſehr ſtarkes Anlehen wurde trotz der jüngſt vergangenen großen Ausgaben mit Leichtigkeit unterſchrieben, die Feindſeligkeiten des Klerus mit Sicherheit belächelt. Staatsmänner, Deputirte, Offiziere, Bürger und Volk ſpazierten ſorgenlos und heiter unter den berühmten Arkaden umher wie eine Schaar von Glücklichen; man verließ ſich mit vollſtem Vertrauen und mit Recht auf die Miniſter, die, mit diktatorialer Gewalt bekleidet, dem Lande Freiheiten gaben und denen es in der glücklichen Stimmung in der That nicht einfiel, ihre Vollgewalt nur im Geringſten zum Nachtheile der Volksfreiheiten zu benützen. Man war ſo glücklich und im Glücke ſo offenen Herzens, daß ein Hintergehen oder Hintergangenwerden unmöglich ſchien. In den Kaffeehäuſern, wie in griechiſchen Gymnaſien, verſammelte ſich Jung und Alt, Hoch und Niedrig, die berühmteſten Staatsmänner, Volksvertreter, Gelehrte und obſkure Leute, und auf gleichem Fuße und gleichberechtigt gab Jeder über den Stand der Dinge und über den Weg, der in Zukunft zu verfolgen, ſeine Meinung ab. Das glückliche Gefühl, der praktiſche Sinn, die politiſch-konſtitutionelle Bildung, die man ſich in der kurzen Zeit von zehn Jahren zu einem erſtaunlich hohen Grade angeeignet, viel Wiſſen und die mannigfaltigen, nützlichen Talente der Piemonteſen kamen da, zu eigener Befriedigung und zur Verwunderung des Fremden, in bedeutendem Maße an den Tag. Erſchien der König mit ſeinem gewaltigen Schnurrbart, ſeinem Jägerhut, ſeinem ſchlechten Mantel auf der Einen Schulter unter den Arkaden, dann war die Freude vollkommen und kontraſtirte ſehr mit der ernſten Stimmung und den weiter gehenden oder unterdrückten Gedanken der Mailänder, wenn man dieſe noch in Erinnerung hatte. — Ich weiß nicht, ob die Turineſen immer liebenswürdig ſind; ſo viel iſt gewiß, ſie waren es im Glücke.

Aber es iſt auch wahr, daß der glückliche Zuſtand der Piemonteſen nicht als ein vergänglicher Feſttag erſcheint. In Turin gewinnt man eine große Zuverſicht, ein feſtes Vertrauen in die Dauerbarkeit der guten Zuſtände; ihr Glück macht nicht den Eindruck eines Lottogewinnſtes, der, ohne moraliſche Baſen, ebenſo ſchnell zerronnen als gewonnen iſt, da man überall die Ueberlegung, den Plan, die Arbeit, die Vorbereitung erkennt. Selbſt die äußere Erſcheinung der Stadt erleichtert dieſe Erkenntniß. Wenige althiſtoriſche Städte ſind ſo ſehr die Chronik ihrer Entſtehung, Erlebniſſe und geheimſten Gedanken, wie dieſes junge, ſcheinbar noch unhiſtoriſche Turin.

Savoyen zieht ſich hierher an den Fuß der Alpen, als es die Unmöglichkeit erkennt, ſeinen urſprünglichen Plan auszuführen und ſich dem Norden zu, über das gewaltige Burgund, das dann in Frankreich aufgeht, und über die ſtarrſinnigen Republikaner Genfs und der Schweiz auszudehnen. In der Ebene alliirt und ſchlägt man ſich nach rechts und links, bis man in den Zeiten der ſtehenden Heere und der langen Regimenterlinien, gerade wie Preußen, einen Königstitel erlangt und eine gradlinige Hauptſtadt, wie Berlin, neu anlegt, in der Hoffnung und Zuverſicht, daß ſich die lange und breite einſt mit Einwohnern fülle. Dieß geſchah. Die Geſchichte Piemonts wird durch Napoleon unterbrochen. Kaum wieder aufgenommen, wird auch die alte Ausdehnungspolitik, aber mit den neuen Mitteln wieder aufgenommen. Die franzöſiſchen Eroberungen haben überall die Nationalitäten geweckt, und Nationalität iſt das Loſungswort des Jahrhunderts geworden. In Italien ſprach man es zuerſt in Neapel zu Gunſten der verjagten Bourbonen aus, einen Moment lang ſogar zu Gunſten Murats, nach dem Wiener Kongreſſe zu Gunſten des Volkes und des Landes. Wort und Gefühl gehören jetzt der ganzen Halbinſel; am Grauſamſten da verfolgt, wo man ſich ihrer zuerſt bedient hatte, flüchten ſie ſich in die nordweſtliche Ecke, und aus jener Zeit ſehen wir im königlichen Archive zu Turin einen von königlicher Hand entworfenen Plan zu italieniſcher Propaganda und zu italieniſcher Einigung, der, in neunzehn ausführlichen Artikeln, nichts unberückſichtigt läßt. Es iſt ein wahres und authentiſches Seitenſtück zu dem Teſtamente Peters des Großen. Prinzen und Könige miſchen ſich offen oder heimlich in die Bewegung, verrathen, werden verrathen, ſchlagen, werden geſchlagen, ſtellen ſich in den Vordergrund, ziehen ſich zurück — aber man vergißt ſie nicht. Sie thun Böſes und haben nicht den Muth zum Guten, aber ſie haben doch etwas gethan und ihre geheimſten Gedanken kund gegeben. Andere italieniſche Fürſten hatten dieſelbe Idee; aber ſchwach und klein, wie der Herzog von Modena, verrathen ſie mit größerer Energie und Grauſamkeit, hängen ſie ihre intimſten Freunde an den Galgen, um Metternich Unterpfänder ihrer Treue zu geben; werfen ſich verzweifelt in die Arme Oeſterreichs, des Papſtes und der Sanfediſten und ſind in den Augen der Nation für immer gerichtet und verloren.

Im Jahre 1848 ſtellt ſich Piemont entſchloſſen an die Spitze Italiens. Von dieſem Entſchluſſe, von den Vorbereitungen dazu und von Allem, was darauf folgt, ſprechen nun die Straßen Turins mit unverhüllter Stimme. Die Maske iſt abgeworfen; der italieniſche Gedanke geht leibhaftig durch die Stadt; man begegnet ihm an jeder Ecke. Turin wird in eine Art von Pantheon Italiens verwandelt. Man ſehe nur die Monumente. Da ſteht, unmittelbar vor dem Palaſte der Nationalverſammlung, die Statue Vincenzio Gioberti's, die an ein Primat Italiens erinnert, zugleich daran, daß das urſprünglich von ihm beabſichtigte Primat des Papſtes eine Unmöglichkeit ſei und ſich als ſolche erwieſen und daß nunmehr nur das piemonteſiſche übrig bleibe. Unweit davon, und zwar vor den Fenſtern des Königs, das Monument, welches das öſterreichiſche Mailand der Oeſterreich bekämpfenden Armee von 48 und 49 auf noch fremdem, aber verwandtem Boden errichtete; es iſt wie eine Verkörperung des Wunſches der Mailänder, die ſich hierher flüchtet. Auf einem anderen Platze ſitzt in Marmor der alte Prediger italieniſcher Einheit, Balbo, und gleich neben ihm mit gezogenem Schwerte ſteht der neapolitaniſche General Pepe, dargeſtellt in dem Momente, da er den Befehl ſeines Königs zerreißt und trotz dieſem Befehl zur Rückkehr dem bedrängten Venedig zu Hülfe eilt. Hat wohl je ein Militärſtaat einem Generale, der den Befehl ſeines Königs zerreißt, ein Monument geſtellt! Aber der einmal erfaßten großen Idee hat Piemont, größer als ſein gewöhnlicher beſonnener Charakter, alle anderen kleineren Rückſichten geopfert. Aus Florenz läßt es die vom Großherzog entfernten Marmortafeln mit den Namen der bei Curtatone gefallenen Patrioten ſtehlen und gibt ihnen einen Ehrenplatz in der Vorhalle des Stadthauſes, neben den Bildſäulen der gefeiertſten oder geliebteſten Savoyer, u. A. neben Karl Albert, den man den Märtyrer von Oporto nennt. Dieſem Märtyrer wird ein Denkmal errichtet, wie es Turin noch nicht beſitzt, denn er war der Erſte, der die piemonteſiſch-italieniſche Idee in Fleiſch und Blut zu verwandeln ſuchte. — Dieß die Todten der kämpfenden Generation; in der Deputirtenkammer aber, als wäre ſie ſchon der Rath der ganzen Nation von den

Alpen bis nach Selinunt, ſitzen ſehr lebendig die Söhne aller italieniſchen Stämme; ſie haben ſich hierher geflüchtet, ſie haben für Italien gekämpft oder gelitten, ſie ſind in Piemont heimatberechtigt, und der ärgſte Philiſter ſieht ſie ohne Neid, ohne Eiferſucht, ohne Kirchthurmpatriotismus mitrathen und thaten, wie er bereitwillig die Steuern bezahlt, welche ihm dieſer panitalieniſche Rath zu italieniſchen, nicht piemonteſiſchen Zwecken auferlegt. So hat dieſer kleine Staat klug, weiſe, praktiſch ſchon vor 1859 gethan, was ſo viel werth iſt als Alles, was ſein Alliirter mit ihm auf dem Schlachtfelde ausführte, und wer die Dinge in der Nähe, in ihrer Vorbereitung und Entwickelung betrachtet, wird nicht mehr ſagen, daß er Fortſchritt und Ausdehnung fremder Hülfe verdanke. Was die Fremde für ihn gethan, verhält ſich wie ein Theil der materiellen Ausführung zum ſchöpferiſchen Gedanken. Was mit fremder Hülfe im Jahre 1859 in kurzer Zeit geſchehen, wäre ohne dieſe Hülfe etwas ſpäter, in etwas längerer Zeit, mit tiefer Zerrüttung Italiens und Europa's geſchehen.

In Piemont hat man dieſes ſtolze Bewußtſein; man fühlt ſich Sieger, man iſt nicht gedemüthigt, wie ein Beſchenkter. Die momentane Politik der Dabormida, Lamarmora, die Rückſichten für Frankreich, die Halbheit des Auftretens, daran eben ſo wohl das myſteriöſe Weſen eines übermächtigen Alliirten als der Charakter des Konſtitutionalismus ſchuld iſt, laſſen dieſes Bewußtſein zwar nicht vor dem Auslande glänzen, aber es beſteht im Volke, im Gemüthe der ganzen Nation. Daher jene Sicherheit und jene Freudigkeit.

Der Charakter des Königs iſt bei all Dem nicht zu überſehen. Je weniger er ſich im eigentlichſten ideellen Weſen des Staates geltend macht, deſto bedeutender wird er in dieſem. Es iſt ein König, wie ihn die Zeit, wie ihn der Moment in der hiſtoriſchen Entwickelung braucht. Er iſt ein Arm, darum kann das Gehirn freier, das iſt: republikaniſcher, walten, als wenn er irgend ein Organ dieſes Gehirnes wäre. Das Volk will, und er iſt immer bereit, auszuführen. Wäre er mehr Regent, er wäre der Zeit in

Italien nicht ſo angemeſſen; er würde einen Theil des freien Bewußtſeins abſorbiren, ein Theil des Nationalwillens würde dem ſeinigen weichen müſſen und wäre gelähmt und verſtümmelt. Vielleicht, daß die Erinnerung, einmal — man ſagt, bei Novara — gegen die Nation gehandelt zu haben, zur Selbſtbeſchränkung das Ihrige beiträgt, und daß Viktor Emanuel, dem es an eigenem Willen nicht fehlt, durch Unterordnung unter den italieniſchen Gedanken etwas ſühnen will. Wie Dem nun ſei: Viktor Emanuel iſt jedenfalls ein König, der ſo wenig als möglich hindert und der ſich in der Weltgeſchichte dadurch auszeichnen wird, daß er die Nation anders für die Freiheit vorbereitet, als die engliſchen Karl, die franzöſiſchen Louis und die deutſchen Vielnamigen. Sein größtes, wenn auch weniger glänzendes Verdienſt, das nicht genug gerühmt wurde, liegt wohl in der Ruhe, in dem holden Leichtſinn, mit dem er den Haß und die Flüche Roms auf ſich geladen und durch acht Jahre getragen. Er hat damit mehr für die Freiheit Italiens gethan, als mit allen Thaten auf dem Schlachtfelde. Wie jene Apoſtel zeigte er dem furchtſamen Volk, daß der Blitz in der Hand des Donnergottes nicht zünde und daß das Innere des geſtürzten Götzen nur Staub und Spinnwebe enthalte. Wenn der Kaiſer Napoleon die Brochüre: „Der Papſt und der Kongreß“, geſchrieben hat, ſo hat der einfachere Viktor Emanuel den Enthuſiasmus, mit dem man ſie in Italien aufgenommen, vorbereitet.

Mit Turin verlaſſen wir die Hauptſtadt eines Landes, das mit ſich zufrieden iſt, voll Hoffnung und heiterer Ausſicht in die Zukunft. Sie hat vom Kriege eigentlich nur das Erhebende geſehen: Truppendurchzüge, die ſich ſiegesgewiß und kampfluſtig den Schlachtfeldern entgegen bewegten; Boten, die Siegesnachrichten brachten, heimkehrende Sieger. Die Bewegungen im übrigen Italien konnten auf Turin nur heitere Reflexe werfen, denn ſie geſchahen ihm zu Gunſten. Nun hatte man eine große Provinz mehr und Ausſicht auf Weiteres. Das ganze Land war von dieſer heitern Atmoſphäre angefüllt; aber mit den erſten

Schritten aus dem Lande ändert ſich dieſe Atmoſphäre. Mittelitalien war revolutionäres Land.

Wir eilen dem Centrum zu und wollen uns in Piacenza nicht aufhalten. Es iſt eine arme, verkommene Stadt; ſie ſteckt in ihren bangen Straßen und Feſtungsmauern wie ein abgemagerter Mann im ſchlotternden Rocke, der ihm viel zu weit geworden. In anderen Ländern wird der Feſtungsrock den Städten zu eng. Die Häuſer ſind verfallen, aus den Fenſtern ohne Scheiben glotzt die Armuth; in unendlich langen Straßen begegnet man keiner Seele; Kloſtermauern und Kirchenfaßaden nehmen oft eine ganze Seite der Gaſſe ein. Wäre nicht der herrliche Platz, mit dem Stadthauſe, der florentiniſchen Kirche, den Reiterſtatuen, der gewaltigen Halle, man würde durch nichts erinnert, daß man ſich im ſchönen Italien befinde. Die Einwohner konnten die Verbiſſenheit des Elendes, das ihnen eine der deſpotiſchſten Regierungen durch Menſchenalter auferlegte, im Laufe der letzten drei Monate nicht aus den Geſichtern verbannen. Wir gehen weiter nach Parma. Dieſe Stadt, welche dieſelbe Erziehung genoſſen wie Piacenza, ja eine ſchlimmere, da ſie den Hof und die Willkürherrſcher in ihrem Schooße hatte, war noch vom Blute Anviti's beſpritzt, und Europa ſchrie gegen Parma und gegen die Freiheit, die es gewonnen. Und Niemand hat doch Anviti ermordet, als jene Mißregierung, die durch die Freiheit geſtürzt, deren Wirkungen aber nicht in wenigen Wochen vernichtet werden konnten. Parma war bis dahin eine muſterhaft ordentliche Stadt: man bewunderte ſie deßhalb in ganz Mittelitalien, da man ihre Wildheit, ihre Verbiſſenheit, ihre glühende Rachſucht unter den früheren Regierungen kannte; ſie war durch den nationalen Gedanken gehoben und erſchien würdig des vielen Schönen, das ihre Mauern bergen. Unzählige ihrer alten Feinde, die der flüchtigen Herzogin nicht gefolgt waren, ließ man unbehelligt die Straßen durchwandern, und man belächelte die viel zu eitle Schwäche der Regierung, welche fortfuhr, die Werkzeuge der verjagten Tyrannei zu beſolden, weil ſie auf der Liſte der Beamten ſtanden; welche dem Grafen Pallavicini ſein Gehalt fortbezahlte, als dieſer für die Herzogin nach Paris reiſte, um gegen Parma zu unterhandeln. Aber die Erſcheinung des verkleideten Anviti, des grauſamſten Werkzeuges des todten Herzogs, war eine zu freche Herausforderung, eine zu blutige Erinnerung an vielfache ſchuldloſe Opfer; das Blut kochte auf, und ſein Mord wurde eine Vendetta. Die Regierung ließ die Säule umſtürzen, die ſeinen Kopf getragen hatte, und man war damit zufrieden, weil ſie ein Denkmal war, das an einen Bourbonen und einen Habsburger erinnerte, und Alles war wieder ruhig, aber nicht ruhig wie Turin.

Wäre es Mittelitalien und mit ihm Parma gegönnt geweſen, am Kriege Theil zu nehmen, die Ermordung Anviti's hätte wohl nie ſtattgefunden; ſo aber hatte man nichts gethan, als eine kleine Herzogin weggejagt. Es glühte in allen Gemüthern, man hatte das dunkle Gefühl, daß die Freiheit nicht leichten Kaufes erworben, daß ſie mit Thaten beſiegelt und gefeſtigt werden müſſe. Die Truppen der Ligue, die ſich zum Theil in Parma ſammelten, der Waffenlärm, die Erzählungen junger Offiziere, die den Krieg mitgemacht, manche unter Garibaldi, die ganze Ungewißheit der damaligen Lage, die Vorbereitungen, die der populärſte Held Italiens in Bologna und Rimini traf; Alles regte auf, und neben der Nationalgarde, die gelaſſen die Stadt durchzog und auf ihren Poſten ſtand, nahmen ſich die glühenden Augen, die leidenſchaftlichen Geberden des Volks und der Jugend, die ſich unter die Soldaten miſchten, beinahe unheimlich aus. Erinnerte man ſich der Leidensgeſchichte dieſes Volkes, ſeiner Erziehung durch Polizei, Mönche und abhängige, heimliche Richter, ferner des ungewiſſen Zuſtandes, der ſeine theuerſten Wünſche hinhielt, des Mißbehagens, das man betreffs der neuen Regierungen ſelbſt, z. B. Cipriani's wegen, der allgemein für einen napoleoniſchen Agenten galt, empfinden mußte, und endlich des Charakters dieſes Volkes, das aufbrauſend iſt und nicht ausdauernd, erwartend, ruhig energiſch wie das mailändiſche, konnte man allerdings für die nächſte Zukunft beſorgt werden und einen Ausbruch erwarten, der terroriſtiſch werden und die adoptirte Politik des Abwartens und ſtillen Organiſirens kompromittiren könnte. Dazu kam, daß die kleinen Herzogthümer ſich eigentlich von ihrer Ueberraſchung noch nicht erholt hatten, daß ſie noch über ihren eigenen Zuſtand und die neueſten Vorgänge erſtaunt waren. Mailand hatte ſich lange Zeit vorbereitet; es hatte nie an ſeiner Befreiung gezweifelt; was es jetzt faktiſch war, war es ſeit Jahren theoretiſch; die Herzogthümer unter dem unerhörten Drucke waren nie im Stande, einen Plan, eine Politik durchzuführen. Man hatte ſie ſtumpfſinnig machen wollen, und Das war bis zur Betäubung gelungen. Parma war noch immer im Zuſtande eines Menſchen, der ſoeben aus einer Betäubung erwacht und ſich noch nicht gefaßt hat; von dem nicht vorauszuſagen iſt, was er im nächſten Momente beginnen würde.

Aber es waren in den Herzogthümern einzelne Männer an der Spitze, deren Charakter wie deren Politik jeder ſyſtematiſche Terrorismus, wie jede Förderung elementariſcher Ausbrüche, gleich ſehr fern war. In dem unglücklichen Piacenza z. B. milderte der gebildete Anſelmo Guerrieri, der Ueberſetzer des „Fauſt“, die Stimmung, und Parma ſtand unter dem Einfluſſe Modenas, das von Farini und ſeiner Umgebung zugleich mit den anderen Herzogthümern ſo klug und praktiſch regiert wurde.

Modena, oder vielmehr der Palaſt von Modena, war damals — Anfangs November — der eigentlichſte Mittelpunkt der mittelitalieniſchen Bewegung.

Die Stadt ſelbſt macht den trübſeligſten Eindruck von der Welt; jeder Stein, die ganze Luft, jedes Geſicht erzählt von der unvergleichlichen Mißregierung des verjagten Herzogs und ſeines Vaters, der ſeine Freunde und Vertrauten hängen ließ. Jedes, ſage jedes Haus trägt das Jeſuitenzeichen I. H. S. als ſprechenden Beweis, daß der Herr und Beſitzer dieſer Stadt ſie den heiligen Brüdern gewiſſermaßen als Eigenthum zu beliebigem Schalten und Walten übermacht hat. Die Einwohner ſchleichen durch die Straßen, als ob jeder Einzelne ſich von einem Späher verfolgt fühlte. Die Geſichter geben ſich vergebliche Mühe, ſich in dem neuen Zuſtande aufzuheitern; die alte Gewohnheit und Furchtſamkeit iſt ſtärker, als das noch neue Gefühl der Freiheit. Die Augen bleiben niedergeſchlagen und haften am Boden. So wollten es die Herzoge, die Sanfediſten par excellence. In Deutſchland iſt dieſe politiſche Sekte wenig bekannt, obwohl es an ſeinen Höfen nicht an Bekennern derſelben mangelt. Es iſt hier nicht der Ort, ihre Geſchichte und ihre Prinzipien auseinander zu ſetzen; es ſei genug, wenn wir die Sanfediſten als die furchtbarſten Terroriſten des Abſolutismus bezeichnen. Ihr Streben geht dahin, alle Ideen der Civiliſation und Freiheit mit Stumpf und Stiel auszurotten, und zu dieſem Zwecke ſind alle Mittel erlaubt. Kein Prinzip der Menſchlichkeit oder Gerechtigkeit darf auf dieſem Wege aufhalten; jede Ungerechtigkeit und Grauſamkeit, jede Lüge und Heuchelei iſt erlaubt, ja geboten, wenn ſie auf dieſem Wege fördert. Der Unterthan ſoll ein Sklave, ein Ding ohne alle Selbſtbeſtimmung werden; der Fürſt ein in jeder Beziehung unumſchränkter, unverantwortlicher Herr und Eigenthümer, der nach Belieben ſchaltet und waltet. Da Bildung der Unterthanen der Erreichung dieſes Zieles am Hinderlichſten iſt, wird vor Allem alles Wiſſen, jeder ſelbſtändige Gedanke unterdrückt, wird die Religion zu Hülfe gerufen, damit der Unterthan nur glaube, was ihm von der Unbeſchränktheit des göttlichen Rechtes geſagt wird. Das Ideal eines Sanfediſtenſtaates iſt ein Haufe thieriſcher Individuen, der nur beten und arbeiten kann.

Wenn es die beiden letzten Herrſcher Modenas auch nicht dahin brachten, ein Ideal ſanfediſtiſchen Staates zu bilden, ſo waren ſie doch die Ideale ſanfediſtiſcher Regenten und waren ihre Helfershelfer Ideale ſanfediſtiſcher Höflinge und Beamten. Der verjagte Herzog Franz V. übertraf noch ſeinen Vater, der die gewaltigſten Tyrannen aller Zeiten übertraf. Er war großartig und ſchauderhaft konſequent in ſeinen Theorien und wählte zur Verwirklichung derſelben, was ihm Späherthum und Pfaffenthum des Verworfenſten bot. Modena war ſchlimmer als ein Kerker;

es war wie jene Irrenhäuſer, in denen die Menſchen planmäßig um ihre Vernunft gebracht werden. Die Geſchichte Modenas in den letzten dreißig Jahren wird nie geſchrieben werden, denn der Hiſtoriker, der ſich hinſetzt, um die Thaten der beiden Herzoge aufzuzeichnen, wird entmuthigt die Feder fallen laſſen: er will nicht als Lügner erſcheinen, und es wird ihm Niemand glauben. Es iſt auch beſſer, daß ſolche Thaten in ewiger Vergeſſenheit verſchwinden — zur Ehrenrettung der Menſchheit; es iſt zweckmäßiger, daß Dergleichen für Unmöglichkeiten gehalten werde, wie der Elternmord in der Lykurgiſchen Geſetzgebung. Doch klagen wir Herzog Franz nicht an. Der Areopag europäiſcher Menſchheit, der Wiener Kongreß, hat die Legitimität im Angeſichte einer ziviliſirten Welt als ein heiliges Prinzip neugeweiht, und Europa hat es anerkannt. Herzog Franz iſt nur eine Blüthe der Legitimität, eine nothwendige und logiſche Folge. Unlogiſch wäre, wer ſich über ſeine Exiſtenz wundern würde. Alle anderen Legitimiſten, wenn ſie einen kleinen Winkel der Welt regieren würden, über den das Auge der Mitwelt flüchtig hinwegſtreift, würden eben ſo regieren, wie Herzog Franz.

Wenn Modena Hekatomben weltlicher und geiſtlicher Anviti's geſchlachtet hätte, Niemand wäre anzuklagen als Herzog Franz, der mit achtzig politiſchen Gefangenen, die er wie einen theuren Schatz auf die Flucht mitgenommen, in der Welt umherzieht, oder vielmehr die Legitimität. Wenn ein Volk in ſeiner gerechten, durch Jahrzehnte unterdrückten Wuth einen Henker niederſchlägt, da erhebt die Welt ein Geſchrei der Entrüſtung über die Formloſigkeit dieſes Gerichtes. Wer hat gefragt, mit welcher Form die unzähligen Opfer der heimlichen Gerichte der Herzoge um Leben und Freiheit gebracht wurden? Wie wurden jene Achtzig verurtheilt? und welches Recht hat Oeſterreich, ſie in ſeinen Kerkern mit grauenvoller Gaſtlichkeit verſchmachten zu laſſen? Warum ſchreit Europa über Anviti's Tod? warum ſchreit es nicht über jene Entführung und dieſe Gaſtlichkeit?

Stille, wie ein Geſpenſt zog Herzog Franz mit ſeinen

Soldaten und ſeinen Opfern an der Gränze einher, nur wenige Meilen entfernt von Modena. Dieſe Nähe hat vielleicht nicht wenig zu der fieberiſchen Aufregung beigetragen, welche bei aller gewohnten Niedergeſchlagenheit das Blut erhitzte. Nirgends wie in Modena verlangte man Kampf; die Truppenmärſche, die gegen die Romagna zu begannen, belebten nach und nach die Gemüther, die Unheimlichkeit nahm ab.

Gänzlich verſchwand ſie im Palaſte, wo ſämmtliche Miniſterien um Farini verſammelt waren, denn hier herrſchte eine Thätigkeit, die den Beobachter mit größter Sicherheit, mit den beſten Hoffnungen für ganz Italien erfüllte. Der Palaſt in Modena war damals, unmittelbar vor der Wahl Farini's zum Diktator der Romagna, vielleicht der intereſſanteſte Punkt Italiens, jedenfalls derjenige, wo man über Charakter der Menſchen und der Bewegung die reichſte Belehrung ſchöpfen konnte und die überraſchendſten Erfahrungen machte. Es war daſelbſt wie in einem Bienenkorbe; aber wie in einem ſolchen konnte man auch hier mitten in der gewaltigen Rührigkeit Plan und Zweckmäßigkeit beobachten. Jeder war auf ſeinem Poſten, Jeder wußte, was er zu thun hatte, und that es mit bureaukratiſcher Regelmäßigkeit und unbureaukratiſcher Liebe: man ſah die ordentlichſte, beſtorganiſirte Revolution. Ein ſolches Phänomen iſt nur möglich bei vollſtem Bewußtſein des Zieles, bei einer klaren Politik und bei hoher Bildung Derjenigen, die mit der Ausführung betraut ſind.

Die Seele dieſer thätigen Welt war Farini, und er mußte es ſeinem ganzen Weſen und den Umſtänden nach ſein, auch wenn ihn ſeine Stellung als Diktator nicht dazu gemacht hätte. Wir können uns bei einem überſichtlichen Bericht unmöglich auf die Schilderung einzelner Perſönlichkeiten einlaſſen, um ſo weniger, als die italieniſche Bewegung ſo ſehr viele hervorgebracht; wir müſſen uns damit begnügen, das Bild derjenigen leicht zu ſkizziren, welche für die Zeit im Ganzen oder für einzelne Gruppen und Richtungen bezeichnend ſind und gewiſſermaßen einen Inbegriff, eine Perſonifizirung darſtellen. Da darf denn Farini freilich nicht vergeſſen werden.

Farini ſteht in einem Alter, das ihm erlaubt hat, die italieniſche Bewegung, ſeit ſie immer größere Verhältniſſe angenommen, d. i. ſeit dem Jahre 1830, ihre Niederlagen und ihr mit jeder Niederlage wachſendes Anſchwellen als bewußter Verſtand zu betrachten; aus einem enthuſiaſtiſchen Jüngling iſt er ein praktiſcher, beſonnener Mann geworden: keine der vielen Erfahrungen war für ihn verloren. Das italieniſche Temperament, die revolutionäre Ungeduld wußte er ſeiner angeborenen Klugheit unterzuordnen, ohne aus dieſer Unterordnung ein allgemein gültiges Dogma zu machen, ohne Enthuſiasmus und menſchliche Leidenſchaften an Andern zu verachten oder gar zu verpönen, ohne, mit Einem Worte, ein Doktrinär zu werden. Seine Klugheit und praktiſche Lebenserfahrung haben die Wärme des Patriotismus nicht erkalten laſſen, und ſo iſt er ein Politiker, wie ſeiner der Moment bedurfte und wie Italien in neuer Zeit viele hervorgebracht und noch viele hervorbringen wird. Im Auslande vergißt man gar zu gerne, daß Italien von jeher das Land der Politiker geweſen, daß es in ſeinen ſchlechteſten und verfallenſten Zeiten den meiſten Großſtaaten Europa's unumſchränkte Herrſcher in Geſtalt von Miniſtern gegeben, daß das geknechtete Land immer durch irgend einen ſeiner Söhne, einen Mazarini oder Alberoni, in Europa geherrſcht hat. Hätte Farini etwas Abenteuerliches in ſeinem Charakter, hätte er eine eigene Carriere mehr geliebt als ſein Vaterland und wäre er in die Welt gelaufen, um ſein Glück zu machen, er wäre ganz der Mann darnach geweſen, ſich irgendwo, wo man klugen Rathes und umſichtigen Auges bedurfte, in die Reihe jener Italiener zu ſtellen. Aber Zeiten und Charaktere haben ſich geändert; nur der erbärmlichſte Adel des Hoflakaienthums und die Abenteurer ſchlechteſter Sorte ſuchen noch heute, wie im 17. und 18. Jahrhundert, im Auslande ihr Glück zu machen. Den Patrioten ſagt es ihr Herz, den Klugen ihre Klugheit, daß ſie in der Gegenwart ihres Vaterlandes eine Zukunft pflegen. Bei Farini haben von jeher beide geſprochen, und ſeit er denkt, hat er ſich für die Rolle vorbereitet, die er jetzt ſpielt. Seinen Jugendſtudien nach ein Arzt, hat er die Beobachtung der Symptome und die Rückſicht auf die Folgen der Heilmittel auf das politiſche Feld übertragen und ſeit dreißig Jahren in allen Kriſen am Krankenbette Italiens geſtanden. Im Jahre 1849 aus der römiſchen Revolution trotz ſeinem Antirepublikanismus ins Exil und nach Piemont geworfen, lernte er daſelbſt ſämmtliche Kräfte, die zur Befreiung Italiens beitragen konnten, anerkennen und ſchätzen. Das lag in der propagandiſtiſchen Luſt Piemonts; wie Manin piemonteſiſch-konſtitutionell, ſo wurde er in Piemont republikaniſcher, wenigſtens mit Rückſicht auf Andere. Er wurde weniger ausſchließlich und mehr objektiv. So gehört er heute zu Denjenigen, deren Farbe als Politiker ſchwer zu beſtimmen iſt; wir glauben, daß ihm an der Form des Staates weniger gelegen ſei, daß er diejenige adoptire, die für den Moment zum nationalen Ziele führt. Hätte er die Republik als ſolche erkannt, er hätte ſich nicht beſonnen, republikaniſche Mittel zu ergreifen. Seine perſönlichen Wünſche und Geſinnungen gehen weiter als der Moment, aber er legt ihnen einen Zügel an, daß ſie über dieſen nicht hinausgehen, und weiß auch andere zurückzuhalten oder zu freiwilliger Beſchränkung zu bewegen. Man braucht Farini nur zu ſehen, nur eine halbe Stunde zu ſprechen, um ſich dieſes Bild ſeines Charakters zu entwerfen. Aus ſeinem ganzen Weſen ſpricht feurige Thätigkeit bei großer äußerer Ruhe, Klugheit, ſelbſt einiger Liſt, über die aber männliche Energie, Muth und Entſchloſſenheit beruhigen, weltmänniſche und geiſtige Bildung und eine Klarheit des Ueberblickes, die in den verwickeltſten Lagen Sicherheit gibt und endliche Ordnung verſpricht. Auch iſt das Vertrauen in Farini ein allſeitiges. Selbſt Diejenigen, die er fallen läßt, weil er nicht mit ihnen oder ſie nicht mit ihm gehen können, oder denen er ſich widerſetzt, weil er ihr Beginnen für unzweckmäßig hält, klagen ihn nicht an, ſondern die Verhältniſſe, die ihm nicht geſtatten, auf ihre Abſichten einzugehen. Garibaldi, der ſich über viele der leitenden Perſönlichkeiten zu beklagen hatte, ſtand immer auf Farini's Seite, obwohl dieſer mit jenen Perſönlichkeiten handelte.

Farini iſt vielleicht der bedeutendſte Menſch ſeiner Art, aber er iſt nicht der Einzige, er iſt nur der charakteriſtiſche Charakter einer ganzen Richtung, wie ſie Nationalanlagen und die Geſchichte der letzten dreißig Jahre ausbildeten. Dieß erklärt zum Theil die kluge, politiſche Haltung des revolutionären Italiens, die große Organiſationsfähigkeit, die es entfaltete, die Umſicht, mit der es in ſo ſchwieriger Lage handelte, Klippen umſchiffte, Verlockungen widerſtand und den feindlichen Schlingen auswich, kurz alle die Eigenſchaften, welche Europa in Verwunderung ſetzten, weil es ſich gewöhnt hatte, in Italien nur Talente zu Attentaten, Putſchen und augenblicklichem Auflodern ohne Halt und Folge zu ſuchen.

Daß Farini nur ein Theil einer Gattung ſei, konnte man in Modena am Beſten erfahren.

Die Regierung, der vorzugsweiſe die Organiſation Mittelitaliens aus der Anarchie heraus, ja noch ſchlimmer, aus verrotteten Zuſtänden heraus oblag, die eine Armee, unzählige Aemter, ja Gedanken, Volk und Menſchen zu ſchaffen hatte, bedurfte vieler Helfer; berufen oder freiwillig ſtrömten ſie aus allen Theilen Italiens herbei, und im Palaſte Modena's konnte man eine ſchöne Auswahl italieniſcher Bildung und italieniſcher Vaterlandsliebe kennen lernen. Die Beamten, die allen Ständen angehörten, obſkure bürgerliche und berühmte altadelige Namen trugen und ohne Unterſchied des Namens hohe oder niedrige Aemter bekleideten, verſammelten ſich des Abends auf eine oder zwei freie Stunden zu einer gemeinſchaftlichen Mahlzeit und zu kurzer Ruhe nach tage- und nächtelanger Arbeit, in einem abgelegenen Saale des weitläufigen Palaſtes. Daſelbſt befand man ſich in einer der gebildetſten Geſellſchaften Europa's, unter Männern, die die verſchiedenſten Sprachen kannten, von allen

Früchten des Wiſſens gekoſtet, in allen ziviliſirten Ländern gelernt hatten und die nun, mit Heiterkeit und im gehobenen Gefühl des Momentes, alle ihre Kräfte dem Vaterlande widmeten und aus der ermüdenden Arbeit in ihren Erfolgen neue Kräfte ſchöpften. Da waren viele im Bureaurocke, die noch vor Kurzem die Uniform auf dem Schlachtfelde getragen und bereit waren, ſie jeden Augenblick wieder anzuthun. Unter dieſen war wieder der vielerfahrene und gelehrte Oberſt Frapolli der charakteriſirende Typus. Auch betreffs der Bildung dieſes beſtverleumdeten Landes herrſchen in Europa große Vorurtheile. Die Jugend Italiens hat die ſanfediſtiſche Abſicht der Regierungen bald erkannt, welche dahin ging, die Halbinſel von den Strömungen moderner Bildung abzuſchließen, das Land in Unwiſſenheit verſinken, die Schulen ausſterben oder in jeſuitiſchen Lehranſtalten nur ein falſches Wiſſen pflegen zu laſſen und ſtrebende Geiſter um die ſchönſten und fruchtbarſten Jahre zu betrügen, zu beſtehlen. In der Angſt des wiedererwachten Italiens, hinter dem übrigen Europa zurückzubleiben, und im Eifer, ſich für das Vaterland der Zukunft zu bilden, warf man ſich mit deſto größerem Feuer auf die verpönten Studien, ſuchte man ſich das Wiſſen jedes Faches anzueignen. Wir vormärzlichen Oeſterreicher wiſſen etwas von dieſer Angſt und von der Sehnſucht, mit der man über die Gränzen auf das Streben und Forſchen freierer Völker ſieht. Welche Früchte dieſer Seelenzuſtand in Italien getragen, ſieht man heute: eine ſehr verbreitete Bildung, die eine naive Freude an ſich ſelbſt und ein jugendliches Streben vor der Bildung anderer Länder voraus hat, die ferner, da ſie zum Theil mit Hinblick auf einen gewiſſen Zweck erworben worden, einen praktiſchen Charakter hat. Auch Dieß vergißt man gern, daß in Italien, ſelbſt in den ſchlechteſten Zeiten, Wiſſen und Gelehrſamkeit nicht ausgeſtorben und daß dieſes Land immer Männer geliefert, an welche alle Wiſſenſchaft, oft wie am Ausgangspunkte, anknüpfen muß. Selbſt das 17. Jahrhundert ſah Galilei; ſelbſt das 18. Vico und das 19. ſeinen Volta. Drei ſo gewaltige Größen ſind nie vereinzelte Erſcheinungen. In Toskana kann man in Beziehung auf italieniſche Bildung noch größere Erfahrungen machen als in Modena.

In Modena befand ich mich eben im Momente einer großen Kriſe, durch welche die Stadt an Bedeutung verlieren ſollte. Farini wurde zum Diktator auch der Legationen ernannt und begab ſich nach Bologna; mit ihm manche ſeiner erprobteſten Stützen und Arbeiter. Ferner wollten, nachdem Italien den Lehrern Europa's der Garantien genug gegeben, die Turiner Politiker, welche Cavour erſetzten, auch der Diplomatie Garantien geben, um ſich ſo beſcheiden als möglich dem Kongreſſe zu unterwerfen. Die Bürgertugenden, die Mittelitalien bewieſen, ſchienen nicht hinreichend; um würdig vor dem Kongreſſe zu erſcheinen, mußte es gut altpedantiſch eingeregimentirt, bureaukratiſirt auftreten; trotz der unleugbaren Revolution, die vor ſich gegangen, ſollte Revolution ſo viel als möglich geleugnet und mußten alle revolutionären Kräfte, wie ſehr ſie ſich auch unterordneten und verleugneten, entfernt werden. General Fanti, Oberbefehlshaber der Truppen Mittelitaliens, der mit Turin in engſter Verbindung ſtand, begann die Operation, um dem Regenten, Carignan, der Mittelitalien repräſentiren ſollte, ein monarchiſch wohlgeordnetes, geſcheuertes Land zu übergeben. Er fing es im Kleinen an, indem er diejenigen Männer, die ſich für Italien geſchlagen und daher noch Grade in der Armee hatten, auch die entſchiedenſten von Geſinnung waren, von ihren Poſten weg in ihre Garniſonen kommandirte. So wurde Frapolli, der ſich im zeitweiligen Kriegsminiſterium die größten Verdienſte um die Organiſation der Armee erwarb und in dieſer Armee ſeiner Vorſorge wegen und als tapferer Soldat beliebt war, ſo wurden viele Andere entfernt, um ſpäter einen Größeren entfernen zu können Modena wurde ſtiller, auch etwas verſtimmt; das Centrum war nach Bologna verlegt, wo nun Farini und Garibaldi waren. Ich ging nach Bologna: in neue Ereigniſſe, in eine neue Welt.

Ich glaubte in Parma und Modena, im Lande der Revolution zu ſein, ich hatte mich geirrt. Ein Blick auf Bologna und auf das Land, das ich bis dahin durchzog, ſagte mir, daß die Legationen die eigentliche Revolution beherbergten. Garibaldi ſagte mir in Turin: Ein ſchlimmeres 1793 ſteht hinter uns, wir halten es auf; ohne uns würden alle Prieſter niedergemacht; die Wuth des Volkes gegen die Prieſterherrſchaft iſt ungeheuer. Nach eintägigem Aufenthalte in Bologna glaubte ich ihm ganz, denn ich fühlte es, ich las es aus allen Augen, ich ſah es an der ganzen Haltung der Bevölkerung, daß man hier zum Aeußerſten entſchloſſen, daß hier ein ſeit Jahrzehnten konzentrirter Haß zum Ausbruch kommen konnte. Die Freiwilligen, die ſich in dieſer Atmoſphäre ſammelten und Bologna und Rimini in Kriegslager verwandelten, waren bald von der Stimmung des Volkes angeſteckt; waffenlos, wie ſie zum Theil noch waren, hätten ſie ſich in einem Anlauf mit dem Volke über Ancona, über die Marken, über den ganzen Kirchenſtaat und Rom hingewälzt und Alles auf ihrem Wege erdrückt, immer anwachſend wie eine Lawine, wenn Garibaldi nur ein Wort geſprochen hätte. Er ſprach dieſes Wort nicht, weil er ſich der ſardiniſchen Politik verſchrieben hatte, er gab im Gegentheil das Beiſpiel der Unterordnung unter Fanti, während dieſer an ſeiner Entfernung arbeitete, und das ganze Volk ahmte ſein Beiſpiel nach. Bei jener furchtbarſten Stimmung, die nach einer That lechzte, blieb es in den Legationen ſo ruhig, wie in Mailand und Modena, und konnte Farini ſeine bürgerliche Organiſation beginnen und fortſetzen, wie in friedlichſten Zeiten. Ja, dieſe Stimmung ſelbſt unterſtützte ihn, denn da man ſich die That verſagen mußte, nahm man mit Freude die Dekrete auf und half zu ihrer Ausführung, weil ſie das verrottete Staatsgebäude des verhaßten Feindes untergruben. Alltäglich erſchienen neue Dekrete, und das Volk las ſie und weidete ſich an der Enthüllung uralter Infamien, welche ihre „Erwägungen“ enthielten. In der That waren dieſe Dekrete ein fortgeſetzter und lehrreicher Kurſus über kirchliche Regierungskunſt. Dieſen Dekreten folgte die Veröffentlichung der offiziellen Korreſpon-

[illegible] der Kardinalsminiſter und Kardinallegaten, aus denen hervorging, daß die Herrſcher des Kirchenſtaates ſich bei der ungeheuren Majorität des Volkes verhaßt wußten, und die den Eindruck, daß man hier ein von Empörung erfülltes Volk vor ſich habe, officiell beſtätigten. Auf das Volk wirkten dieſe Documente in ſo ferne beruhigend, als es ſich ſagte, Europa könne unmöglich die Legationen zur Rückkehr unter die Herrſchaft des Papſtes zwingen wollen, da das Papſtthum in dieſen Documenten ſich ſelbſt als verhaßt und als alle Reformen von ſich weiſend darſtelle. Naives Volk!

Uebrigens bedurfte das Volk im Ganzen dieſer Beruhigung nicht; in ſeiner Ueberzeugung war es ausgemacht, daß jede Reſtauration wie jede Reform eine Unmöglichkeit ſei, wie es in jedem unbefangenen Beobachter ausgemacht war, daß, wenn trotz dieſer Ueberzeugung in Folge überlegener Kräfte eine Reſtauration verſucht und durchgeführt werde, die Revolution in Italien und mit ihr in ganz Europa ein unbeſtimmbar langes Leben erhalte. Unter dieſen Umſtänden und beim Anblicke der Steuern, welche die päpſtliche Herrſchaft zurückgelaſſen, konnte man zu den Nachrichten von den beginnenden katholiſchen Agitationen zu Gunſten der weltlichen Regierung des Papſtes nur lächeln. Sie haben gut reden und Adreſſen unterſchreiben, dieſe Gläubigen, ſehr Gläubigen, an Rhein und Donau, an Loire und Boyne; ihnen iſt es leicht, ihre Frömmigkeit mit dem Blute, mit der Freiheit, mit allem Schönſten und Beſten Anderer auszulöſen, Anderer Geiſt und Leben als Opfer auf den Altar ihres Hohenprieſters niederzulegen. Man verpflanze ſie nur für zehn Jahre in die Legationen, und wir wollen ſehen, ob dann nicht wieder fern wohnende Gläubige gegen ſie ſolche Adreſſen unterſchreiben werden, wie ſie ſie jetzt gegen die Romagnolen unterzeichnen.

Um aber zu den Bologneſen zurückzukehren, muß man geſtehen, daß der Anblick dieſes revolutionär-ruhigen Volkes nichts Erquickliches hatte, wenig Schönes, wenig Erhebendes. Der Geiſt, gegen den es gewaffnet ſtand, warf ſeinen Reflex auf ſeine [illegible], die schwere Atmosphäre langjähriger Priesterherrſchaft ſchien noch auf Alles zu drücken. Wie ſchön in ihre Mäntel drapirt dieſe Männer auf dem Marktplatze ſtanden, durch die langen Arkaden wandelten, ihr Blick voll Haß, voll Bitterkeit, ihr Schweigen, ihr Lauern machte ſie unheimlich. Aufſchwung, Begeiſterung machte ſich in dieſem Aufleben gegen kirchliche Gewalt nicht geltend; der ſchleichende Feind, der dieſes Land ſeit Jahrhunderten unterdrückte, hatte ſich einen ſchleichenden Widerſacher erzogen. Dieſe Revolution ſah nicht wie ein ſchönes, ſiegendes, mit Fahne und gezogenem Schwert vorwärtsſchreitendes Weib aus, ſondern wie ein Mann, der mit einem Dolche unter dem Mantel durch die Gaſſe ſchleicht. Spaniſche Städte, die ſich für die Inquiſition ſchlugen, mögen ſo ausgeſehen haben, wie dieſe Stadt, die ſich gegen die Inquiſition waffnete. Es war düſter in Bologna; die Schatten einer jahrhundertelangen Nacht lagen noch auf allen dieſen erwachenden Seelen, die ſchweren Träume wirkten nach. Wollte man Begeiſterung, Aufſchwung, ſchöne Regungen, Heiterkeit vor der Schlacht, mußte man zu den Freiwilligen gehen, die aus allen Theilen Italiens, beſonders aus [illegible], herbeiſtrömten und die auch die jungen Romagnolen, die ſich ihnen anſchloſſen, aufweckten und ermunterten. Dieſe ſtachen ſonderbar ab von den revolutionären Bologneſen und von unzähligen Mönchen, die unter dem Schutze bürgerlicher Ordnung ekkleſiaſtiſch lächelnd oder mit dem weißen Bettelſacke auf dunkler Kutte nach wie vor die Gaſſen durchſchritten.

Die Verkörperung der ſchönen Revolution, der Begeiſterung, ſah man in ihrem Hauptquartier, im Palaſte Aldobrandi, den Garibaldi mit ſeinem Stabe und ſeinen Freunden bewohnte. Dieſer Punkt iſt eben ſo charakteriſtiſch, als es uns der Palaſt von Modena geweſen. Garibaldi iſt eben ſo ein Typus, wie Farini, denn Charaktere wie er ſind Pflanzen, die nur in Familien wachſen, wenn ſie auch ein höheres Wachsthum erreichen als ihre Familienbrüder. Sie ragen nur hervor, und aus weiter Ferne mag man an ihnen erkennen, welche ihre Umgebung iſt, und kann [illegible] auf ſeinem Leben ſchließen, auf welchem Wege ſie wandeln und welche Eigenſchaften Tauſende mit ihnen gemein haben. Es gibt nur Bevorzugungen in einem Volke, nicht Ausnahmen. Garibaldi iſt keine Ausnahme in ſeinem Volke und in der jetzigen Bewegung; ſein Muth, ſeine Hingebung, ſeine Entſchloſſenheit, Freiheitsliebe, ſeine unauslöſchbare Begeiſterung, ſeine Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit finden ſich in einem großen und im ſchönſten Theile der Nation. Seine unerhörte Popularität iſt nur eine Folge des allgemeinen Verſtändniſſes ſolchen Charakters und der Wahlverwandtſchaft; ſeine Gewalt beſteht in dem Familiengefühle, das Tauſende mit ihm verbindet. Es iſt Kurzſichtigkeit oder Böswilligkeit, die, gezwungen, Garibaldi's edle Erſcheinung anzuerkennen, bei Beurtheilung des italieniſchen Volkes ſagt: Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Es gibt aber nie nur Eine Schwalbe; die Schwalben kommen immer in Schaaren. An Garibaldi kann man die vorzugsweiſe ſchönen, ich möchte ſagen, die ſittlich-ſchönen Eigenſchaften der jetzigen Bewegung nur am Beſten beobachten, weil ſie alle in ihm vereinigt und in einem großen Maßſtab gezeichnet ſind, wie man in Farini u. A. die ſogenannten nützlichen, politiſchen Eigenſchaften ſtudiren kann, die durch ihren Nutzen ihren Werth erhalten.

Ich habe Garibaldi ſchon in Turin geſprochen, und ich glaube ihn nach dem erſten Geſpräche ſo gut gekannt zu haben, wie nach dem längeren Umgange in Bologna. Schon ſeine äußere Erſcheinung reicht hin, ihn zu kennzeichnen und für immer ein Charakterbild in die Seele zu prägen; und man glaubt dem erſten Eindrucke, weil aus Blick, Ton der Stimme, Haltung und Geberde nur Wahrheit ſpricht; da iſt nichts Gemachtes, nichts Arrangirtes; an dem Manne, der ſeit zehn Jahren auf der Weltbühne ſteht, nichts, was an eine Rolle erinnert. Er gibt ſich mit vollkommenſter Unbefangenheit, und überzeugt von ſeinem Rechte, möchte er es vor der ganzen Welt proklamiren und die Mittel, die er zu deſſen Verwirklichung nothwendig hält, Jedem bekannt machen. Er würde mit dem Kaiſer von Oeſterreich und dem Papſt mit derſelben Offenherzigkeit von den Zwecken ſeines Lebens ſprechen, wie mit dem Republikaner. Er kann es, denn er denkt nicht an ſich, wie er ſich vergißt, wenn er, immer der Erſte, dem Feinde entgegenreitet; er denkt nur an Italien, nicht an ſeinen Ruhm, nicht an Reichthümer und Stellen. Seine ganze Perſönlichkeit iſt in der Liebe zu Italien aufgegangen, ſeines Landes Ruhm, Freiheit, Wohlfahrt ſind ihm Alles. Er, der Jedermann wie eine fertige, in ſich abgeſchloſſene Geſtalt erſcheinen muß, von der man nicht ein Atom entfernen kann, ohne die allgemeine Harmonie der Erſcheinung zu ſtören, mag ſich ſelbſt am Wenigſten als eine Perſönlichkeit vorkommen, da er aller perſönlichen Zwecke ſo ſehr entäußert iſt. Italien ſei heute frei, und er wird auf ſeiner Inſel verſchwinden, wie eine Fahne, die ihre Dienſte gethan. Seit langer Zeit hat die Welt keinen Helden hervorgebracht, der mit ſeiner Idee ſo Eins geweſen, wie Garibaldi. Das weiß man, darum iſt er ſo geliebt, wie die Idee ſelbſt, die der Nation wieder Sein und Leben geben ſoll, darum iſt er mehr geliebt, als alle Anderen, die dem Lande Erfolge und Fortſchritte erringen. Ihnen iſt man dankbar für den momentanen Sieg, der dem Feinde einen Vorpoſten, ein Stück der Heimat entreißt; in Garibaldi ſieht man den ganzen Sieg, das ganze Glück, das die Zukunft bringen ſoll dem ganzen Lande. Seine Popularität iſt beiſpiellos; die Liebe ſeiner Umgebung zu ihm leidenſchaftlich, eiferſüchtig. Man weiß aus Geſchichte und Mythe, daß die erhabenſten Helden, Lehrer und Erlöſer ihre Judaſſe gefunden; doch ſcheint es unmöglich, daß in der Nähe Garibaldi's ein Verräther aufwachſen könne. Was in ſeine Atmoſphäre kommt — und dieſe erſtreckt ſich über das Heer und tief ins Volk hinein — wird Garibaldiſch oder iſt es ſchon, denn, wie geſagt, die ſchönen menſchlichen und patriotiſchen Tugenden ſind über das Land ausgeſtreut und haben ſich ſeit 1848 zu einer reichen Blüthe entfaltet. Ich könnte Viele nennen, die ihm in nichts nachſtehen, wo es ſich um Vaterlandsliebe, um Muth, Hingebung, Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit des ganzen

Weſens handelt; aber ſie gehören nicht ſo der Oeffentlichkeit wie Garibaldi. Solche Menſchen, ſolche Charaktere ſind Symptome der Auferſtehung, aus ihrem Daſein laſſen ſich mit größerem Rechte Schlußfolgerungen ziehen als aus der Süßigkeit Belliniſcher Muſik, wie es Herr Riehl in München thut. Dieſer, nachdem er willkürlich Bellini zum Kompoſiteur der Auferſtehung Italiens macht, ſchließt daraus, daß dieſe Auferſtehung keine Auferſtehung ſein könne. O Herr Riehl! Wenn einſt ein künftiger Kulturhiſtoriker Riehl den Kompoſiteur Riehl zum Tambour-Major unſerer deutſchen Auferſtehung macht, welche Schlüſſe wird er daraus ziehen? Daß der Auferſtandene ſich nun wieder begraben laſſe! So wird Beſchränktheit unwillkürliche Perfidie. Warum ſoll ein Muſiker, und gerade ein etwas ſüßlicher Muſiker, der Vertreter einer Volksauferſtehung ſein? ſeit wann hat man vorzugsweiſe Muſikern dieſe Vertretung zugedacht und nicht z. B. konkreteren Dichtern? Und warum denkt Herr Riehl nicht an den gewaltigen Dichter Giuſti, der aus dem innerſten Herzen der Nation heraus geſungen, und zwar mit gewaltiger Kraft wie wenige nationale Dichter! Herr Riehl iſt zu entſchuldigen; er weiß wohl nichts von Giuſti und verſteht einen Garibaldi nicht, der gegen ein Mittelalter zu Felde zieht, das Herr Riehl, der Kulturhiſtoriker, ſo ſehr liebt und ſo gerne wieder herſtellen möchte.

Iſt es nicht erſtaunlich, wie Menſchen, die vielleicht nicht fähig ſind, einem Individuum ungerechterweiſe das geringſte Böſe nachzuſagen, mit größtem Leichtſinn eine ganze Nation verleumden, oder herabſetzen, oder auf unberechtigte und willkürliche Symptome hin zur Befeſtigung alter Vorurtheile beitragen? Und iſt es nicht erſtaunlich, daß Das bei uns univerſellen Deutſchen ſo oft vorkommt?

Doch wir haben es nicht mit Kulturhiſtorikern zu thun, ſondern mit der lebendigen Geſchichte ſelbſt, die Wahres ſpricht und Anderes lehrt, als jenes Abſprechen, das germaniſch ſein ſoll und ſo ungermaniſch iſt, eben weil es den weltbegreifenden germaniſchen Geiſt verleugnet und höhniſch-dumm vor dem Schönſten der Fremde ſtehen bleibt. Es iſt begreiflich, daß man ſich in gewiſſen Gegenden Deutſchlands erinnerte, Oeſterreich ſei deutſch, deutſche Ehre ſei in Italien verpfändet, und was Dergleichen mehr ſei, iſt es aber darum unausweichlich nothwendig, den Feind zu verleumden, ſeine augenſcheinlichſten Tugenden, ſeine beſten Thaten, ſeine beſten Menſchen anzuſchwärzen? Selbſt die Klugheit verwirft ſolches Verhalten. Die beſte Politik iſt die des Dichters, der den Feind ſeines Helden hebt und ſeine Tugenden anerkennt, um ſeinen Helden deſto größer erſcheinen zu laſſen. Homer ſtellt ſeinem Achilles einen Hektor entgegen, und Milton macht ſelbſt den Satan zu einem ſchönen und gewaltigen Helden.

Zu den größten Freunden Garibaldi's gehört Viktor Emanuel; der tapfere König bewundert den tapferen Patrioten, und da dieſer ſich der national-politiſchen Idee Manins angeſchloſſen, hat der König das größte Vertrauen in den Republikaner, wohl wiſſend, daß es ihm dieſer ankündigen würde, ſo bald er für die Republik in Italien auftreten wollte. Aber der König Viktor Emanuel iſt nicht die Monarchie und nicht die monarchiſche Diplomatie Europa's. Die Monarchie ſaß im Turiner Miniſterium in Geſtalt der beiden Generale Lamarmora und Dabormida und war in Mittelitalien durch den Oberkommandanten General Fanti vertreten. Der Monarchie graute es vor der Bundesgenoſſin, der Demokratie, nachdem ſie ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte; der bureaukratiſchen Monarchie vor dem Geiſte freiwilliger Soldaten, die für eine bewußte Sache bewußt kämpfen wollten. Die regelrechten, aus Militärſchulen hervorgegangenen und auf dem Exerzierplatz erzogenen Generale fühlen ſich nicht wohl neben einem General wie Garibaldi, der den Volksgeiſt anerkannte, auch den freiwilligen Muth ſeiner Soldaten und die begeiſternde Idee gelten ließ und vielleicht höher ſtellte als irgend eine taktiſche Bewegung. Piemonteſiſcherſeits hatte man bereits das Schwert bis über den Griff in die Scheide geſtoßen und die Ordnung der italieniſchen Angelegenheiten ganz der Feder und der Diplomatie überlaſſen; man zitterte vor dem Gedanken, daß in

Mittelitalien ein Inzidenzfall geſchaffen würde, der neue Verwicklungen herbeiführen und die Verhandlungen, die ſo ſchön im Gange waren, ſtören könnte. Und man hatte Recht, zu zittern. Der ganze Kirchenſtaat war in fieberiſcher Aufregung; Ancona bereitete ſich auf ſeinen Fall wie auf ein Feſt vor; von allen Seiten rief und erwartete man die Befreier. Hätte man ſich an den Gränzen von Rimini zu ſchlagen angefangen, die italieniſchen Freiheitstruppen hätten nicht müßig zuſehen dürfen. Der ganze Kirchenſtaat wäre in drei Tagen befreit geweſen. Dieß konnte die Turiner Politik kompromittiren und die Diplomatie verſtimmen. Man mußte Garantie haben und geben, und da man Letzteres mit den eigenen politiſchen und perſönlichen Wünſchen vereinigen konnte, war der Fall Garibaldi's beſchloſſen. In dem Augenblicke, da er wie ein Feuer erobernd über die Halbinſel ziehen konnte — konnte, nicht wollte, da er ſich dem König verpflichtet hatte — wurde er nach Turin berufen und gab oder vielmehr bekam ſeine Entlaſſung. Er wich den Bitten und Vorſtellungen, die allerdings mit der Politik übereinſtimmten, auf die er einmal eingegangen war, und kümmerte ſich wenig um die perſönlichen Kleinlichkeiten, welche die Herbeiführung dieſer Kataſtrophe erleichterten und förderten. Es that ihm auch weh, ſeine Armee zu verlaſſen; den Poſten, auf dem er unthätig hätte ſtehen müſſen, gab er gerne auf.

Die Entlaſſung oder der Rücktritt Garibaldi's — denn es war Beides — bildet einen der ſchwierigſten Momente in der Epoche Italiens. Das Land wollte ſich rüſten, und trotz allem Vertrauen in das organiſatoriſche Talent des gebildeten und erfahrenen Fanti, der nun Mittelitalien allein bewaffnen ſollte, kam man ſich ohne Garibaldi *entwaffnet* vor. Dazu kam, daß eben die Regentſchaft des Prinzen Carignan, die proviſoriſche Einigung, durch Frankreichs Widerſpruch gegen dieſelbe vereitelt wurde. Man ſah ſich fremden Einflüſſen preisgegeben, der Diplomatie, von der man nichts hoffte, überantwortet, und der Mann, den das ganze Volk als einen Damm ſelbſt gegen vollendete ungünſtige Thatſachen wie gegen laufende Gefahren betrachtete, war beſeitigt. Es war die große Probe zu beſtehen, ob Italien wirklich ſo politiſchen Sinn habe, wie es nun ſeit Monaten gezeigt, ob es ſich ſelbſt bei ſo tief gehender Erſchütterung des Vertrauens in Menſchen und Verhältniſſe, nicht auch im Vertrauen zu ſich ſelbſt, zu ſeiner Zukunft werde erſchüttern laſſen; ob es den einmal eingeſchlagenen Weg weiter gehen oder unkonſequent auf einen andern überſpringen werde? Es hat die Probe auf großartige Weiſe beſtanden; aber daß es ſie beſtanden, iſt mehr den Garibaldiſten als allen andern Parteien zu danken.

Anfangs war die Nachricht nur der Regierung und einigen Eingeweihten bekannt; Niemand wagte, ſie dem Publikum ruchbar zu machen, und es war in der That Gefahr dabei, die Thatſache anzukündigen. Es hätte ſie Niemand geglaubt, der Bote wäre für einen Lügner gehalten worden, für einen Aufwiegler, der nur Zwietracht ſäen will. Selbſt der Monitore ließ mehrere Tage verſtreichen, ohne das wichtige Ereigniß mit einem Worte zu erwähnen. Die intimſten Freunde Garibaldi's, die bereit geweſen wären, die Welt dieſes Ereigniſſes wegen aufzuwühlen, ſchwiegen und verhielten ſich in aller Stille, aus Furcht vor dem Unberechenbaren, das auf dieſe Nachricht bei dieſem Volke folgen konnte. Endlich ging ein Gerücht durch die Stadt; es wirkte nicht, weil man es belächelte, es verbreitete aber doch einige Beſorgniß, und die Stimmung wurde unheimlich. Die ganze Nacht hindurch ſchlichen ſtumme Gruppen um den dunklen Palaſt Garibaldi's und ſahen fragend die ſtummen Mauern, das geſchloſſene Thor, die ſchwarzen Fenſter an. Die Schildwache ſelbſt hatte ſich in den inneren Thorweg hinter das geſchloſſene Thor zurückgezogen. Ein Wort in dieſe Gruppen geworfen, und der Aufſtand loderte lichterloh, und die ganze Geſchichte Italiens nahm eine andere Wendung — vielleicht eine glücklichere, jedenfalls eine ſelbſtſtändigere und großartigere. Aber die Freunde Garibaldi's hatten indeſſen Zeit gewonnen zur Berathung und zur Verhinderung von Feindſeligkeiten gegen die Regierung; man hatte ſich erholt, man hatte ſich damit getröſtet, daß der Rücktritt des Generals nur eine diplomatiſche, momentane Konzeſſion ſei, daß er immer wieder auftreten müſſe, wenn die Bewegung vorwärts gehe, man unterdrückte alle perſönlichen Gefühle, die wohlwollenden für Garibaldi, die feindlichen gegen Fanti, die verſtimmten gegen Farini: man beſchloß Ruhe, und die ganze ungeheure Gährung, die endlich, da kein Zweifel mehr war, im Volke entſtand, konnte auf eine Demonſtration vor dem Palazzo del Governatore beſchränkt werden. Dieß dankt Italien den Garibaldiſten

Wir wollen nicht unterſuchen, ob es für Italien beſſer geweſen wäre, wenn es in dieſem kochenden Momente die Waffen ergriffen und gegen innere und äußere Feinde, wie gegen ſeinen Alliirten, einen gewaltigen Unabhängigkeitskrieg begonnen hätte; wir wollen nur feſtſtellen, daß auch in ſolchen Momenten ſelbſt ein Volk wie das von Bologna ſich zu faſſen und zur Ausdauer zu entſchließen verſtanden und daß ſich Italien in den Tagen, die dem 17. November folgten, ein Zeugniß der Furchtbarkeit ausgeſtellt, den Feinden ſeiner Zukunft eine Warnung gegeben.

Die Geſchichte war nun in Bologna auf den alten, von Papſt- und Kaiſerbildern angefüllten Palaſt del Governatore beſchränkt; ſie ſaß diskutirend im Kabinette Farini's oder finanzielle Zahlen ſchreibend in der Kanzlei des Marcheſe Pepoli, des Vetters Louis Napoleons; ſie ſtieg nicht groß und würdig die breiten Treppen Bramanti's hinauf, und es war Zeit, Bologna zu verlaſſen und die Reiſe nach Rimini, der letzten Gränze der Revolution, die nicht mehr ausgedehnt werden ſollte, aufzugeben.

Ich ging über die Apenninen, ich fuhr eine Nacht durch; am nächſten Tage erwachte ich in einer anderen Welt. Iſt zwiſchen Bologna und Florenz noch immer ein Unterſchied wie zwiſchen Gallien und Etrurien?

Vom rauhen Apennin hinab ins Thal des Arno fährt man durch eine unendliche Zahl der herrlichſten Landhäuſer, in die ſich die Glücklichen der Erde zurückziehen; Alles ringsum lacht und blüht. Das Arnothal mit Florenz im Schooße iſt anbeſchreiblich und dem trunkenen Auge unerſchöpflich. Man fährt durch das Thor San Gallo, das mit Fresken von Ghirlandajo geſchmückt iſt, dann an Paläſten vorbei, vorbei am Battiſterio mit den Thoren Ghiberti's und Bologna's, am Dome Arnolfo's und Brunelleſchi's, am Campanile Giotto's, an Or San Michele mit Orgagna und Donatello und hält auf der Piazza del Granduca, jetzt Piazza del popolo, vor dem märchenhaften Palazzo Vecchio, vor dem Ideal der Baukunſt, der Loggia Orgagna's, vor den Antiken, vor den Werken Michel Angelo's, Cellini's, Donatello's, Bologna's, wohin man blickt, vor den Uffizien Vaſari's mit ihren unſagbaren Reichthümern: auf dieſem wunderbarſten aller Plätze ein Volk voll Milde und Güte, das herbeieilt, um gefällig zu ſein, um ſich hülfreich zu zeigen, das den Fremden in einer melodiſchen, edlen Sprache anredet, die ihn an die edelſten Dichter aller Zeiten erinnert. Wo iſt die Revolution? wo iſt die Aufregung? wo ſind all die Symptome einer politiſch unſicheren Zeit, einer Uebergangsepoche, die faſt überall beunruhigt, erhitzt, Beſorgniß erregt? Man ſieht ſich näher um, man bleibt nicht in den Straßen, man dringt in Häuſer und Familien, man ſpricht mit Volk und Politikern — von all Dem keine Spur; der erſte Eindruck war der wahre, man befindet ſich bei einem milden Volke von Künſtlern, in einem ruhevollen, friedfertigen Lande.

Ihr Revolutionstag im ſonnigen April iſt wie ein Feſt abgelaufen, und die fröhliche Stimmung iſt in den Gemüthern geblieben. Jedermann erzählt mit Genugthuung von dem Tage, wie da Alles ſo ſchön geweſen und wie die Sache ſo heiter abgemacht worden. Das Volk verſammelte ſich und wollte eine nationale Politik vom Großherzog; der Großherzog ging auf den Willen des Volkes nicht ein und wollte Florenz bombardiren laſſen. Aber fände ſich ein Toskaner, der auf Florenz eine Kugel abfeuern könnte? Es fand ſich nicht, und die lothringiſche Familie, die Das nur durch die Thatſache begreifen konnte, reiſte ab. Sie fuhr durch ein ungeheures Volksgedränge, und vor dem entthronten Fürſten, deſſen Gattin weinte, den Hut abnahm; als die Fliehenden ſo weit waren, daß ſie nicht mehr hören konnten, flogen die abgenommenen Hüte und Mützen in die Luft und erhob ſich der Ruf: Es lebe Italien! So rückſichtsvoll war das Volk dem fliehenden Feinde gegenüber. Einige hieſige Offiziere begleiteten den Flüchtling bis an die Gränze. Dort verlangte er, ſeinen Begleitern die Hände zu drücken, und ſagte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihre Begleitung, aber ich muß mein Bedauern ausſprechen, daß es in Toskana nie eine treue Armee geben werde.“ Ein Oberſt antwortete: „Kaiſerliche Hoheit, Toskana wird eine treue Armee haben, ſo bald es einen italieniſchen Fürſten haben wird.“ — Der Großherzog zuckte die Achſel und fuhr weiter, die Offiziere ritten nach Florenz zurück, das ſich indeſſen mit dreifarbigen Fahnen geſchmückt hatte. Das war die ganze Revolution, und von jenem Tage an war die Ordnung nicht einen Augenblick geſtört, die Stimmung nicht einen Moment getrübt. Anfangs ſaß eine proviſoriſche, dann eine definitive Regierung; darauf kam es nicht an; das Volk braucht kaum eine Regierung, höchſtens eine Adminiſtration, die die Steuer erhebe und ſie verwende.

Der Fremde, beſonders wenn er von den kochenden Legationen kommt, kann ſich Anfangs von ſeinem Erſtaunen nicht erholen; ja, er iſt empört über dieſe Ruhe, über dieſe feſtliche Glückſeligkeit mitten in einer ſo bewegten Zeit, in der ſich's um Sein oder Nichtſein des Vaterlandes handelt, in der alle Leidenſchaften, ſelbſt Haß, Mißtrauen, Argwohn nicht nur berechtigt, ſondern ſelbſt als Pflicht erſcheinen. Er ſucht das alte Florenz, das er aus der Geſchichte kennt, mit ſeinen gewaltigen Kämpfen, mit ſeinen Parteien, mit ſeinen Dolchen und Schwertern und Proſkriptionen, mit ſeinen Macchiavelli und Guicciardini, das Florenz, das an den Straßenecken an die Pazzi, Albizzi, an Dante erinnert — er findet es nicht: er findet im Gegentheil — nach längerer Bekanntſchaft und dann nicht mehr empört — eine Stadt, von der er glaubt, daß ſie ohne alle Politik, ohne jede

Regierung und ohne alle Revolutionen beſtehen könnte, denn ſie iſt vom ſanfteſten, wohlwollendſten, gebildetſten Volke bewohnt. Sieht er ſich näher um, überzeugt er ſich, daß er in der That in demſelben alten Toskana lebt, das er Anfangs vergebens ſuchte, in demſelben Toskana, nur anders geworden; in einem Toskana, das nur die Folge des alten iſt.

In Parma, der erſten italieniſchen Stadt, die dem Fremden mit auf ihrem Boden gewachſenen herrlichen Kunſtwerken, mit großartigen Architekturen und ſchönſten Bildern — den ſchönſten Correggios — entgegentritt, fällt es dem Beſchauer nicht ein, Jetzt und Einſt in irgend welche geiſtige Verbindung zu bringen, eben ſo wenig in Bologna, das mit einer unerhörten Anzahl von Kunſtwerken geſchmückt iſt, obwohl die meiſten Produkte der Bologneſer Schule eine Düſterheit zur Schau tragen, die ſehr wohl an Geiſt und Stimmung der heutigen Bewohner erinnert. In Parma und Bologna ſieht man immer den Abgrund, der zwiſchen jenen Kulturzeiten und dem heutigen Tage klafft; in Florenz im Gegentheil überall die Kontinuirlichkeit des ziviliſatoriſchen Weſens. Darf man über Bildung und Milde eines Volkes erſtaunen, bei dem die Ziviliſation nie ausgeſtorben, bei dem ſie vor hiſtoriſchen Zeiten beginnt und in den traurigſten Epochen der modernen Geſchichte ſo zu ſagen unterirdiſch, ungeſehen, unmerklich fortwirkt? Ziviliſationsadel iſt kein leerer Wahn. Auf dieſem Boden blühte eine myſteriöſe Bildung in Zeiten, die uns noch heute ein Geheimniß ſind; ſie breitete ſich über Rom aus, das ſie eroberte, und kehrte durch griechiſche Anmuth und römiſche Kraft bereichert von da zurück. Unenträthſelte Monumente ſagen doch ſo viel, daß ſie hier fortlebte, während Barbarei des Verfalls, des neuen Germanenthums und des neuen Chriſtenthums den Reſt der Welt bedeckte; und während die aszetiſche Kirche noch über den Erdkreis ihre dunklen Schatten warf, im tiefſten Mittelalter, zeugen auf toskaniſchem Boden die Werke Cimabues, Giottos, der Piſani, Gaddi, Orgagna, Dante von einer lichtvollen Bildung, die mitten in der Nacht den einzigen Flecken der Erde, Toskana, mit beinahe helleniſch-klarem Lichte beleuchtet. Und nun durch drei überall ſonſt barbariſche Jahrhunderte hindurch, über Brunnelleſchi hinweg, über Fra Angelico von Fieſole, dem ſeraphiſchen Verklärer düſteren Chriſtenthums, bis in die allgemeine Entfaltung aller ſchönſten menſchlichen Schöpferkraft, die in der Weltgeſchichte ohne Gleichen iſt. Aber es frommt nicht, die Geſchichte Toskanas zu erklären. Die Kenntniß ſeiner vielfachen Thaten und Kämpfe kann das Bild nur verwirren und trüben; man muß die Werke ſehen, die aus dieſer Geſchichte hervorgewachſen, die Monumente von Florenz, Piſa u. A., um ſich zu überzeugen, daß hier Licht war, helles Licht wie in dieſen Tempeln, während der Reſt der Welt in Byzantinismus und Gothik, das iſt in Aszetik und Dämmerung, ſtak. Die fremde Eroberung, das Papſtthum, die Monarchie haben die männliche Schöpferkraft gebrochen; aber die Geſchichte und ihre Produkte waren nicht verloren. Mit weiblichem Sinne ließ der Toskaner die Werke ſeiner männlichen Zeit auf ſich wirken; in Mitte der herrlichſten Kunſtwerke lebend, die aus ſeinem eigenen Genius hervorgegangen, verſtand er ſie und ließ er ſich von ihnen erziehen, wie von den anderen Traditionen ſeiner Kultur. Unbewußt, ſtille ſtand er mit allen Wurzeln in einer uralten Bildung, und jetzt, da er wieder am Tageslicht erſcheint, ſtaunen wir, ein mildes, höchſt ziviliſirtes Volk vor uns zu haben, dem Fürſten und Prieſter die Bücher genommen, das aber in ſeinen Straßen und in den Erinnerungen alter Zeiten las.

Wie viele Länder und Städte ein vielerfahrener Ulyſſes geſehen, wie vielfache Sitten er erforſcht haben möge, er hat nichts geſehen und erforſcht, was ſich mit dieſem Lande, mit Sitte und Charakter dieſes Volkes vergleichen ließe. Ein Statiſtiker wird berechnen, wie viele Toskaner nicht ſchreiben und leſen können, und daraus den Schluß ziehen, daß Toskana ein ungebildetes Land ſei; aber dieſe hergebrachten Kriterien der Bildung hören hier auf, und der Statiſtiker wird ungerecht ſein. Das Volk kann nicht leſen, aber es hat edlere Formen, es iſt beſſer, milder, künſtleriſcher, anmuthiger als irgend eine aus Schulen hervorgegangene Nation. Der Touriſt, der die Geſellſchaft von Florenz kennen lernt, wird ſagen, daß die Florentiner Müßiggänger ſind, und er hat Recht, da er eben von dieſer eleganten Geſellſchaft ſpricht, die zu den verächtlichſten aller Städte gehört. Jene verderbte Welt, die wir aus Parinis Satiren kennen und die die Monarchie erzogen, iſt nicht ganz aus der neuen Zeit verſchwunden. Florenz iſt in vieler Beziehung ein großartiges Baden-Baden; das elegante Geſindel aller ziviliſirten und unziviliſirten Länder, die Müßiggänger und Abenteurer Englands, Frankreichs, Deutſchlands, Rußlands, Polens, der Walachei ꝛc. verſammeln ſich hier und vermiſchen ſich in Florenz mit den Sprößlingen des alten Cicisbeats. Es gibt nirgends leerere Stutzer und frivolere Weltdamen als am Arno. Aber dieſe ſind nur ein Reſt der Welt, welche die Zuſtände unter den letzten Medicis und den Lothringern geſchaffen: Produkte hiſtoriſchen und ſyſtematiſchen Verderbniſſes, Folgen einer monarchiſchen Politik, die nichts ſo ſehr fürchtete, als das Heranwachſen bürgerlicher Tugenden, und nichts ſo ſehr begünſtigte, wie Verflachung, perſönliche Eitelkeit, äußerlichſte Genüſſe, Frivolität, lakaienhafte Gemeinheit. Daß trotz dieſer Zuſtände das Land ſich ſo erheben konnte, wie es gethan, daß ſelbſt aus dieſer Geſellſchaft heraus mit einem Male ſich große Beiſpiele ſchönſter Bürgertugend geltend machten, das iſt es gerade, was Toskana als ein zukunftfähiges Land erſcheinen läßt. Wie viele dieſer leeren Stutzer verwandelten ſich, als die Zeit kam, ſchon im Jahre 1848, plötzlich in begeiſterte Jünglinge, die ſich mit Heldenmuth ihrem Capua entriſſen und den Beſchwerden des Krieges und den Gefahren des Todes entgegeneilten. Bei Curtatone und in letzter Zeit bei Magenta und Solferino ſtanden junge Männer, die hunderttauſend Lire jährlich zu verzehren haben, als gemeine Soldaten in Reihe und Glied; daß viele Andere in der neuen toskaniſchen Armee nicht dazu kamen, für das Vaterland Blut und Leben zu laſſen, war die Schuld von Villafranca, nicht ihre. Andere, die vordem ihre Tage in den

Boudoirs ruſſiſcher Damen verzärtelten, ſitzen ſeitdem in den Bureaus der neuen Regierung. Jene eitlen, leeren Weltdamen wurden zum Theil und ſchon ſeit 1848 zu römiſchen Matronen, die ihren erſten Sohn, dann den zweiten, dann den dritten ins Feld ſchickten, nachdem ſie ſich durch zehn Jahre aller Vergnügungen beraubten, um durch ihre Zurückgezogenheit mit in den Widerſpruch gegen die beſtehenden Verhältniſſe einzuſtimmen. Die Patrizier, deren ſich viele, wie die Ariſtokraten aller andern Länder, im Laufe zweier Jahrhunderte in Höflinge und Kammerherren verwandeln ließen, erinnerten ſich, im Gegenſatze zu der anderen Ariſtokratie Europa's, bei der Erhebung ihres Vaterlandes zu einem menſchenwürdigeren Daſein, ihrer Namen, die auf jedem Blatte der toskaniſchen Geſchichte genannt ſind, und wurden gute Bürger. Ob Ariſtokraten jemals wirkliche Freunde der Freiheit werden können, iſt freilich auch hier die Frage, trotz dem Muthe, der Opferwilligkeit und Selbſtverleugnung, welche die toskaniſchen gezeigt haben. Aber zur Zeit iſt die ariſtokratiſche Idee in Italien eben ſo wie die kirchliche, ja ſelbſt die politiſche, vor der nationalen in den Hintergrund getreten. Uebrigens iſt der florentiniſche Ariſtokrat, ſo weit ihn die Monarchie nicht verdorben, in Toskana, beſonders in Florenz ein anderer; er iſt mit der Geſchichte des Volkes viel inniger und demokratiſcher verwachſen als ſonſt wo, und jedenfalls iſt ihm eine vorbereitende Freiheitsbeſtimmung zugedacht, wie die Beſtimmung der Männer dritten Standes vor und nach der Julirevolution geweſen.

Aber es gibt nicht bloß edle aus dem Charakter und der Geſchichte ſtammende Inſtinkte; Toskana beſitzt auch eine ſolide, tiefgehende, bewußte moderne Bildung. Was wir in Modena erfahren, wird uns hier durch bei Weitem zahlreichere Beiſpiele beſtätigt. Gelehrſamkeit, Bildung, edler Geſchmack treten nicht, wie im vorigen und ſiebenzehnten Jahrhundert, als vereinzelte Erſcheinungen auf; ſie gehören bereits ganzen Klaſſen und Ständen. Die Zahl Derjenigen, die ſich durch hiſtoriſche, naturwiſſenſchaftliche, literariſche und künſtleriſche Bildung auszeichnen, iſt erſtaunlich groß und verwiſcht mehr als in anderen ziviliſirten Ländern Gränzen und Unterſchied der Stände. Nirgends wie hier iſt Wiſſen ein Adelstitel, der alle Thore öffnet und alle Wege ebnet. Die Beſetzung der Stellen ſeit der Aprilrevolution hat Das genugſam bewieſen. Der Salon des alten Vieuſſeux, des Freundes aller bedeutenden Menſchen, die Italien ſeit vierzig Jahren hervorgebracht, iſt einer der merkwürdigſten Vereinigungspunkte für Wiſſen und Talent, wie ihn nicht Berlin, nicht Rom aufzuweiſen hat. Dorthin muß der Fremde gehen, um ſich zu überzeugen, daß noch mehr als drei Hochſchulen und daß mehr Akademien in Toskana mit würdigen Mitgliedern beſetzt werden können. Die alte Stube, in der Colletta, die Pepe, Giordano, Giuſti, Capponi und ſo viele Andere der ausgezeichnetſten Menſchen dieſes Jahrhunderts heimiſch waren, ſieht noch heute an jedem Sonnabend eine Geſellſchaft, die nur die erweiterte und entfaltete Fortſetzung jener Zeit repräſentirt. Neben Michele Amari, Vannucci, Giudici, Lambruschini und anderen Berühmtheiten erholen ſich hier in dieſer durchgeiſtigten Atmoſphäre der Miniſter Ridolfi, der in ſeiner viermonatlichen Thätigkeit für den Unterricht mehr gethan, als die Lothringer in vier Menſchenaltern, Ricaſoli, Buoncompagni und andere öffentliche Charaktere, denen man es anſieht, daß ſie ſich für ihre Laufbahn nicht allein in Bureaus ausgebildet haben, und verſammelt ſich eine ſtrebſame Jugend, die ſich ſolcher Vergangenheit und Gegenwart als vielverſprechende Zukunft anſchließt. Von der in Toskana herrſchenden Bildung und Gelehrſamkeit würde ſchon eine Aufzählung aller der wiſſenſchaftlichen Organe, die ſelbſt unter dem Drucke gegen den Willen der Regierung gegründet wurden, einen großen Begriff geben, geſchweige die plötzliche Entfaltung, die ſich in der Freiheit überall ausbreitet. Aber ſolche Aufzählungen liegen außer dem Bereiche eines ſummariſchen Berichtes; es muß die Verſicherung genügen, daß man auf wenigen Punkten der Welt, auf ſo kleinem Raum, ſo viel Talent, Streben, Wiſſen und Patriotismus vereinigt findet, wie in Florenz, überhaupt in Toskana. Die alten Zuſtände, die Abtrennung von Europa, dann die Beſcheidenheit und der Patriotismus dieſer Männer, der ſie bewog, ſich im Innern zu konzentriren, daheim zu wirken und ihren Ruf nach Außen zu vernachläſſigen, ſind allein Schuld daran, daß ſich Toskana in dieſer Beziehung nicht eines größeren Ruhmes erfreut und daß der Fremde bei dem Schauſpiele, das ſich ihm hier bietet, faſt beleidigend ſtaunen muß.

Um aber vom Einzelnen wieder auf das Volk im Ganzen und zum Theil auf die geſtürzte Regierung zurückzukommen, ſo iſt die Antwort bezeichnend, die der Fremde auf die Frage erhält, warum man denn die Lothringer, die doch ziemlich milde regierten, weggejagt habe? Die Antwort verwandelt ſich in die Frage: Und das Mittel, ein ſolches Volk hart zu regieren? In der That gibt es auf dieſe Gegenfrage keine Erwiderung. Die Weichheit und Nachgiebigkeit dieſes Volkes macht jede energiſche Unterdrückung unmöglich und würde jede härteſte Tyrannei unſcheinbar machen. Es gibt nach, es erträgt, und es ſchreit nicht. Nur eine grauſame, blutige Regierung, die an Grauſamkeit und Blut eine zwecklose Freude hätte, könnte ſich in Toskana bemerklich machen; jeder andere Druck geht geräuſchlos vorüber, wie ein Druck auf ein weiches Kiſſen. Miniſter Landucci wußte Das ſehr wohl, und in der Verzweiflung, die Aufmerkſamkeit der europäiſchen Reaktion nicht erwecken zu können, und in der Abſicht, die heimiſche Reaktion nach 1849 auf lärmende Weiſe einzuleiten, einen Terrorismus als nothwendig erſcheinen zu laſſen, ließ er in Sta. Croce auf unſchuldiges, betendes Volk von Weibern und Kindern ſchießen. Die Unterdrückung des Statutes über das Konkordat mit Rom, welches das alte freie, toskaniſche Kirchenrecht vernichtete, nur um den Papſt für Oeſterreich zu gewinnen, und andere ſolche Willkürlichkeiten ließ ſich das Volk ruhig gefallen, ohne ſie jedoch zu vergeſſen. Es hätte ſich noch mehr gefallen laſſen, wenn nicht die Nationalität im Spiele geweſen wäre. Durch ihre öſterreichiſche Politik und durch hundert Einzelnheiten haben die Lothringer fortwährend daran erinnert, daß ſie Fremde waren und daß Italien nichts von ihnen zu hoffen habe. Unglücklicherweiſe für ſie thaten ſie Das noch im letzten entſcheidenden Momente, indem ſie Florenz wollten bombardiren laſſen, eine Abſicht, deren Barbarei ſelbſt der Fremde nicht begreift, und die den Florentinern ungeheuer erſcheinen mußte. Ein Menſch, in deſſen Blute nur ein italieniſcher Tropfen fließt, deſſen Geiſt nur eines kleinſten ziviliſatoriſchen Momentes fähig iſt, konnte dieſer reizendſten und von Werken der Schönheit bevölkerten Stadt gegenüber unmöglich einen Augenblick lang einen ſolchen Gedanken haben, und er war bei den Lothringern ſeit lange vorbereitet. Sie waren alſo dieſem Volke als Feinde des Vaterlandes und als Barbaren doppelt fremd. [1]

Aber wenn die Lothringer dem Volke fremd waren, ſo folgt daraus noch nicht, daß die neue Regierung dem Geiſte Toskana's ganz und gar homogen und ſeiner würdig ſei. Sie iſt es nicht. Das Volk iſt mehr werth als die jetzige Regierung, und wenn aus dieſer Ungleichheit des Werthes bisher kein Antagonismus hervor-

[1] Das Faktum, daß Großherzog und Sohn Florenz wollten bombardiren laſſen, das ſo vielfach beſtritten wurde, ſteht heute außer allem Zweifel. Die Schülerinnen im Mädcheninſtitut der Großherzogin wurden auf das Bombardement vorbereitet. Man ſagte ihnen, ſie ſollten nicht erſchrecken, wenn ſie vom Fort des Belvedere her Kanonendonner hören. Sie ſeien ſicher, auf ihr Haus werde nicht geſchoſſen werden. Uebrigens ſchieße man nur, um einen Sieg der Oeſterreicher über die Franzoſen zu feiern. — Aber offenbar erfunden iſt folgende Anekdote. Ein toskaniſcher Hofmann des Großherzogs, der davon gehört hatte, daß Florenz beſchoſſen werden ſollte, kam zu dieſem, um von der That abzurathen. „K. Hoheit,“ ſagte er, „es wird ſich kein Toskaner finden, der auf die Stadt Dante's feuere.“ — „Al Diavolo Dante!“ rief der Großherzog. — „Al Diavolo Dante?“ brummte der Toskaner — „al Diavolo il Granduca,“ fügte er hinzu, indem er aus der Thüre ging, um nie wieder zu ſeinem Herrn zurückzukehren. — Dieſe Anekdote iſt, wie geſagt, offenbar erfunden, aber ſie beweist, für wie fremd man den Großherzog gehalten, denn kein Toskaner wäre fähig, ſelbſt auf der Tortur nicht, „al Diavolo Dante“ zu ſagen. Man kann auf Gott, die Madonna und alle Heiligen ſchimpfen; ein grobes Wort gegen Dante iſt eine pure Unmöglichkeit. — Es gibt noch viele andere Anekdoten ſolchen Charakters.

gegangen, ſo iſt Das das Verdienſt des Volkes, welches durch Widerſpruch die Schwierigkeiten einer umgeſtaltenden Uebergangszeit nicht erhöhen will. Das Volk von Toskana hat durch neun Monate und zwar in den ſchwierigſten, aufgeregteſten Zeiten gezeigt, daß es eigentlich gar keiner Regierung bedarf, daß es ohne Regierung beſtehen könnte, wie es ohne Fürſten beſteht, mit einem Worte, daß es eigentlich ein vortreffliches, republikaniſches Volk ſei, das keinen andern Zügel braucht, als den es ſich ſelbſt anlegt. Und die Regierung, wie ſie heute zuſammengeſetzt iſt, beſteht zum großen Theil aus doktrinären Männern. Doktrinär aber ſind ſolche Menſchen, die an Freiheit und Selbſtbeſtimmung viel weniger glauben, als viele der ärgſten Abſolutiſten, die an Dergleichen oft nur nicht glauben *wollen*. Doktrinäre haben Dogmen, gefrorene Dogmen, die ihnen höher ſtehen, als alle Erfahrungen und als alle ſchönſten Eigenſchaften, die je ein Volk manifeſtiren kann; nach dieſen Dogmen handeln und denken ſie in allen Verhältniſſen, unter allen Klimaten. Es iſt ſonderbar: das Philiſterthum, das ſich ſeit Ciceros Zeiten niemals in der italieniſchen Geſchichte geltend gemacht, es tritt heute in der Geſtalt des Doktrinarismus auf, in der Geſtalt jener Fledermaus, die nicht Maus, nicht Vogel iſt, nicht geht und nicht fliegt und am Liebſten in der Dämmerung erſcheint. Italien dankt Das dem Kontakt mit dem übrigen Europa, aus deſſen Schule viele ſeiner Staatsmänner hervorgegangen; eine eingeborne Frucht iſt der Doktrinarismus nicht. Der von Toskana zeichnet ſich wie überall aus durch einen eingewurzelten Haß gegen jede freie, ſpontane, menſchliche Regung, die nicht in ſeine engen Formen paßt, und gegen den Republikanismus und, wie überall, durch Selbſtüberſchätzung, durch Glauben an ſeine Unfehlbarkeit und, in Folge deſſen, durch einen kalten Fanatismus jedem Widerſpruch, jeder anderen Meinung gegenüber, die ihm unerträglich ſcheint. Wo er tranſigiren und Zugeſtändniſſe machen *muß*, iſt er, ebenfalls wie überall, mehr geneigt ſich dem geſchriebenen todten Rechte als dem lebendigen, natürlichen zu fügen. Die

Doktrinäre der toskaniſchen Regierung und ihre Anhänger laſſen keine Gelegenheit vorüber gehen, in ihrem Monitore und in anderen offiziellen und offiziöſen Blättern dem Republikanismus und dem Jahre 1848, wie man ſich auszudrücken pflegt, einen Fußtritt zu geben; auf die Ruhe, die unter ihrem Regime herrſcht, und auf die Unruhe des genannten Jahres hinzuweiſen, die beſten Männer der republikaniſchen Partei herabzuſetzen oder mit einer großmüthigen Anerkennung zu beleidigen, nicht bedenkend, daß im Jahre 1848 eine Revolution mit Parteien im Innern gemacht worden und daß man jetzt einen Krieg mit einem äußeren Feinde führe, zu deſſen Bekämpfung ſich alle Parteien ſelbſtſtändig und aufopfernd auf nationalem Boden vereinigten, nicht bedenkend ferner, daß die Kämpfe und Erfolge des Jahres 1859 durch die Kämpfe, Leiden und ununterbrochenen Arbeiten der anderen Parteien, auf die ſie heute herabſehen, vorbereitet worden, und daß jene ohne dieſe unmöglich geweſen oder ganz und gar der fremden Hülfe verdankt worden wären. Nein, ſie geberden ſich, als ob ſie die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens erfunden hätten, als dankte man den ganzen Stand der Dinge nur ihnen, als hätten ſie es auch ohne alle Antecedentien dahin gebracht, wo Italien heute iſt. Sobald ſie zur Regierung kamen, verlangten ſie von Volk und Parteien jene Abdankung, mit der ihre Unfehlbarkeit allein am Ruder bleiben kann, und Volk und Parteien verleugneten ſich mit jenem Heldenmuthe, den wir ſchon erwähnt und der für die ganze italieniſche Bewegung bezeichnend iſt. Anfangs freilich erſchrickt man über den Schlaf, in den man das Volk gewiegt, über die Friedfertigkeit, zu der man es mit allen Mitteln gezwungen; man fragt ſich, ob, wenn ein neuer Kampf bevorſteht, noch die rechte Thatkräftigkeit da ſei, ob der Feind nicht ein verſchlafenes Lager finden werde? — aber bei näherer Bekanntſchaft beruhigt man ſich. Das nationale Gefühl iſt nicht eingeſchlafen; man bedurfte der Aufregungen und der Regſamkeit nicht, um wach zu bleiben. Man haßt nicht, man iſt nicht erhitzt, man iſt nicht fanatiſch, aber man iſt entſchloſſen.

So iſt mir Italien in den Hauptorten jener Theile, denen es vergönnt war, an der Bewegung Theil zu nehmen, ſo ſind mir Stimmung und Charaktere in Mailand, Turin, Parma, Modena, Bologna, Florenz und in manchen weniger bedeutenden Städten und hie und da im offenen Lande entgegengetreten. Ich glaube, daß die Schlüſſe, zu denen dieſe Erſcheinungen nicht nur berechtigen, ſondern vielmehr zwingen, im Ganzen höchſt tröſtlich und für die Zukunft vielverſprechend ausfallen müſſen. Keines der Völker, die ſich in modernſter Zeit zu einer nationalen Exiſtenz glücklich oder unglücklich aufrafften, Griechenland, Polen, Ungarn, iſt ſo ausgerüſtet und ſo ſchön in ſeiner Erſcheinung auf dem Kampfplatze erſchienen wie Italien. Mögen ſeine Feinde, aufrichtig überzeugt oder politiſch lügenhaft, ſeine Zukunft anzweifeln, wer es in der Nähe betrachtet, gibt zu, daß es alle Elemente beſitze, um eine große Nation zu bilden, um einſt, vielleicht bald, als mächtiger Bundesgenoſſe der Freiheit und Ziviliſation Europa's aufzutreten. Oeſterreichiſch geſinnte Deutſche, die voll Vorurtheil hierher gekommen, wie praktiſche Engländer, die das Land als kühle Beobachter bereiſten, haben mir Das nach kurzem Aufenthalte zugegeben. Damit iſt freilich nicht geſagt, daß Italien nicht noch unterliegen könne; hiſtoriſche und moderne, außerhalb des Volkscharakters liegende Verhältniſſe, wie plumpe materielle Uebermacht können das Volk aufs Neue überwältigen und ſich erdrückend über daſſelbe herwälzen: aber ſie können die Zukunft nicht mehr vernichten und die großen Eigenſchaften, die ſich entfaltet und die die Geſchichte wird anerkennen müſſen, nicht mehr entwurzeln.

Was uns Deutſche betrifft, ſo haben wir alle Urſache Italien die beſten Erfolge zu wünſchen. Ein freies und unabhängiges Italien iſt an ſich eine Schwächung jener Macht, die ſich von jeher der Einigung der nationalen Exiſtenz, der Freiheit Deutſchlands widerſetzte. Ein kräftiges Italien iſt der beſte Bundesgenoſſe Deutſchlands, denn die beiden Länder haben einen gemeinſchaftlichen Feind, ſo lange Eroberung oder Einfluß in der

Fremde zu den traditionellen Forderungen europäiſcher Politik gehören. Die Allianz mit Frankreich kann durch Jahre dauern, ſo lange die Folgen eines gemeinſchaftlich unternommenen Krieges, die daraus entſtandenen Verpflichtungen und die Dankbarkeit nachwirken; endlich aber tritt das natürliche auf der geographiſchen Lage und den Intereſſen beruhende Verhältniß wieder ein; dann hat Italien dort, wo Frankreich ebenfalls drohend an der Gränze ſteht, den natürlichen Bundesgenoſſen zu ſuchen und vice versa auch Deutſchland. So ſind wir bei einem ſtarken Italien noch mehr intereſſirt als England, das ſein Intereſſe längſt erkannt hat, obwohl es bei Erſtarkung der Halbinſel die Einbuße eines Theiles ſeines Einfluſſes im mittelländiſchen Meere zu fürchten hat. — Mit der Befreiung Italiens wird ein Prinzip feſtgeſtellt, das vor Allem dem zerriſſenen Deutſchland zu Gute kommen muß, deſſen Zuſtände mit den italieniſchen ſo große Analogie haben; und ein Prinzip, das von der Ziviliſation, wie ſie der deutſche Geiſt verſteht, heilig geſprochen werden muß. Denn mit der Heiligſprechung dieſes Prinzips, das allen Völkern ſeine Individualität ſichert, beginnt mit der Sicherung der einzig natürlichen Gränzen, die Anbahnung jenes Friedenszuſtandes, welcher der Bildung höchſtes und ſchönſtes Ziel iſt. Es iſt Zeit, daß wir jenen ſeit lange ſteril gewordenen romantiſchen, den Geruch der Barbarei tragenden Wahn einer Herrſchaft über Italien aufgeben; er iſt keines Volkes ſo wenig würdig, wie des univerſellen, weltbürgerlichen Deutſchen; er hat uns durch Jahrhunderte unſer Blut, unſere beſte Kraft und endlich unſere Einheit gekoſtet, indem er das Fürſtenthum erſtarken machte, während ſich das Reich in Italien verblutete. Wir haben mit jenen Traditionen nichts zu thun; ſie tragen nur dazu bei, Prinzipe aufrecht zu halten, unter denen Deutſchland am Meiſten leidet, Deutſchland mit Oeſterreich zu identifiziren und es in der Fremde für Anderer, ihm ſelbſt nachtheilige Intereſſen verhaßt zu machen.

Man hat uns ein neues Schreckbild aufgeſtellt, den Pan-Romanismus oder Pan-Latinismus, der mit einer Einigung der

Völker romaniſcher Zungen unter franzöſiſcher Hegemonie drohen ſoll. Das Wort drückt einen bei Weitem größeren Unſinn aus als Panſlavismus und Pangermanismus. Frankreich, die pyrenäiſche, die apenniniſche Halbinſel haben nichts mit einander gemein als höchſtens die Rivalität im mittelländiſchen Meere. Die Charaktere der drei Völker gehen noch weiter auseinander als ihre Intereſſen und ihre hiſtoriſche Entwicklung. Es gibt keine drei Völker in Europa, die drei ſo verſchiedene Geſchichtsentwicklungen durchgemacht hätten. Man beruft ſich auf die Verwandtſchaft der Sprachen. Sie ſind allerdings Töchter der lateiniſchen, aber dieſe iſt von den Eroberern den verſchiedenſten Stämmen auferlegt und ſpäter von anderen eingewanderten, erobernden Stämmen angenommen worden; in den romaniſchen Ländern ſind Verwandtſchaft der Sprache und Verwandtſchaft der Völker zwei Dinge, die nichts mit einander gemein haben, die einander nicht bedingen, wie in ſlaviſchen und germaniſchen Ländern. Der Panromanismus iſt die grundloſeſte aller Chimären, die in dieſem Jahrhunderte ausgeheckt worden, da er weder auf Intereſſen und Charakteren, noch auf Geſchichte und Stammverwandtſchaft beruht.

Wir haben von Italien nichts zu fürchten; wir haben vom Siege der italieniſchen Sache Alles zu hoffen, was in der immer enger werdenden europäiſchen Familie, was bei der Gemeinſchaftlichkeit ziviliſatoriſcher Intereſſen vom Siege eines ziviliſatoriſchen, d. i. freiheitlichen Prinzips zu hoffen iſt. Uns Deutſchen, dem univerſellſten Volke germaniſchen Stammes, geſellt ſich mit einem freien ſtarken Italien, in der Arbeit für Freiheit und Kultur, das univerſellſte Volk romaniſcher Zunge als geiſtvoller und von der Natur reich begabter, edler Helfer bei. Und wir ſollten es zurückweiſen? Wir ſollten ihm nicht vielmehr mit Liebe und Anerkennung entgegenkommen? . . . .

Moritz Hartmann.

Biographiſche Bilder und Skizzen.

Mazzini.

Er lebt! Er iſt todt! So berichten ſeit Tagen die Zeitungen über Mazzini, und ſein Sterben will mythiſch, geheimnißvoll werden wie ſein ganzes Leben. Vielleicht iſt er ſchon todt, und ſeine Jünger haben ihn in der Stille begraben und laſſen ihn nur noch, wie die Höflinge Solimans und Selims, fälſchlich weiter leben, um die Feinde zu ſchrecken und den Muth der Freunde aufrecht zu erhalten. Ach nein! Auch der moderne Alte vom Berge, der ſo viele Schickſale gelenkt, wie ein hehrer Roſſelenker, auch er muß dem Schickſale endlich erliegen, und dieſer Herbſt ſcheint dazu beſtimmt, die letzten wirklichen, großen Größen, die noch von alter Saat her auf dem Stoppelfelde Europa hervorragen, einzuheimſen, die höchſten Mohnköpfe abzuſchlagen, wie Tarquinius; auf daß die Zeit der Mittelmäßigkeiten, der Philiſtergrößen, der klugen Leute, der bewunderten Beutelſchneider und Taſchenſpieler, das Jahrhundert der Bismarcke und ihrer Lehrer und Schüler ungehindert ſeine Pracht entfalte: die Epoche der erhabenen Erſcheinungen, die Geibel beſingt und deren Herodote Treitſchke heißen. — Wer wie Joſeph Mazzini in ſeinem Herzen die Leiden eines ganzen Volkes getragen, allein gegen eine Welt der mächtigſten Feinde gekämpft, allein, ein wunderbarer Freimaurer, die Grundmauern einer ganzen Zukunft angelegt, allein arbeitend in dunklen Tiefen, in denen nichts leuchtete als ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl — der hat ein Recht, müde zu ſein und ſein Haupt hinzulegen in einem

Momente, da die Geſchichte mit einer Periode perſönlicher Größen abzuſchließen gedenkt. In Lugano, ſo heißt es, liege er mit brechenden Augen, an der Gränze ſeines Vaterlandes, ſeines Kanaan, wie Moſes! — O Viktor Emanuel, du ſitzeſt daheim in deinem Palazzo Pitti, in Geſellſchaft all der Kleinen von den Deinen, den Rattazzi's und Konſorten, und biſt ein Knecht jenes parodirten Mazzini in den Tuilerien und nennſt dich König von Italien — und jener alte Mann muß an der Thür Italiens ſterben, weil du noch vor dem Greiſe zitterſt, und deine Spione umſchleichen ſein Sterbehaus, um dir nicht eine Minute zu ſpät die Nachricht zu telegraphiren: Er iſt nicht mehr! — Und doch dankſt du ihm allein deine Krone, und er iſt der große Patriot, und deinen Namen ſpricht heute kein Italiener ohne Verachtung aus. —

So wenden ſich die Geſchicke, und am Ende weiß die Welt doch einen Unterſchied zu machen zwiſchen Denen, die Trompeterstöchter lieben und Louis Napoleons Bundesgenoſſen ſind, und Jenen, die Louis Napoleon haſſen und die Freiheit lieben. Das Verhältniß zu Napoleon wird der Zukunft ein Kriterium werden zur Beurtheilung der Menſchen unſerer Tage.

Doch ich will nicht Politik machen; nur eine kleine, unbedeutende Erinnerung an den großen Agitator will ich niederſchreiben.

Es war im Frühling 1850. Ich war in London oder vielmehr in Chelſea draußen, im Hauſe Thomas Carlyle's, des berühmten Hiſtorikers der franzöſiſchen Revolution, Cromwells, Friedrichs des Großen, des Ueberſetzers und maßloſen Verehrers, ja Vergötterers Goethe's. Wir ſaßen in der Empfangsſtube mit dem berühmten Kaminſchirm, auf dem ſich unzählige, nur auf Goethe bezügliche Bilder befinden: Goethe's Porträts in den verſchiedenen Lebensaltern, Goethe's Geburtshaus, Wohnhaus, Landhaus, Seſenheim ꝛc. Wir plauderten über das deutſche Parlament, oder vielmehr wir hatten geplaudert, denn jetzt ſprach Carlyle allein, wie es ſeine Gewohnheit war, nach kurzem Zwiegeſpräch über den angeregten Gegenſtand einen unendlichen, geiſtreichen, ſprühenden, oft leidenſchaftlichen Monolog zu beginnen. Man ſaß dann da wie am Ufer eines Stromes und ließ es vor ſich hinbrauſen. Da erhub Miſtreß Carlyle, die kluge, vortreffliche Frau, plötzlich den Kopf. Aus dem Vorzimmer hatte ein Ton an ihr Ohr geſchlagen, der ſie elektriſirte. Ihr Auge leuchtete, ſie eilte auf die Thür zu, und mit einem Freudenſchrei erfaßte ſie die Hände eines eintretenden Mannes auf eine Weiſe, die einer Umarmung faſt gleich kam. Auch Carlyle verſtummte und machte mit ſeinen langen Storchbeinen dem Ankömmlinge einen einzigen großen Schritt entgegen. Der Ankommende ſowohl wie die Freunde, die ihn ſo empfingen, waren offenbar im Innerſten ihrer Herzen tief gerührt — und ich, der Fremde, der den Ankömmling gar nicht kannte, war es mit, denn einmal ſah ich hier auf ſämmtlichen betreffenden Geſichtern die wahrhaftigſten Gefühle ausgedrückt, und dann klang aus den wenigen Worten, die der Ankömmling ſprach, ein Ton, ein Wohllaut, eine Muſik der Seele hervor, die augenblicklich und unwiderſtehlich für ihn einnahm und Theilnahme an ſeinem Schickſale einflößte. Der Ankömmling war Mazzini. Die Freunde hatten ihn nicht geſehen, ſeit er London verlaſſen, um die römiſche Republik zu gründen.

Miſtreß Carlyle konnte nicht umhin, ſie mußte Mazzini mit der Hand über den Bart fahren, und mit Thränen in der Stimme rief ſie aus: Ach, wie iſt er grau geworden! Das Zittern ihrer Stimme ſagte es, daß dieſe treffliche Frau, beſſer: dieſes Weib, in dem Augenblicke alle Sorgen, Arbeiten, Leiden nachempfand, die den Bart des Triumvirs in dieſen letzten zwei Jahren grau gemacht hatten. —

Wer Thomas Carlyle und ſeine Meinungen kennt, wird zugeben, daß dieſer Empfang des Wiederkehrenden, des für den Moment geſchlagenen Liberators und Agitators, dieſe Freundſchaft für Mazzini, bei deſſen Namen ſich doch Millionen Philiſter bekreuzten, ein eigenthümliches, eigentlich unverſtändliches Schauſpiel gewährte. Carlyle, der furchtbare Abſolutiſt, der

Bewunderer des Kaiſers Nikolaus und aller Quäler des Menſchengeſchlechts; der da behauptet, der Menſch ſei ein Thier, in dem der Teufel ſtecke, und daß die großen Tyrannen auserwählte, heilige Zuchtruthen dieſes teufliſchen Thieres: Menſch, ſeien; der Cavaignac nur ſo lange verehrte, als er in ihm eine künftige Zuchtruthe Frankreichs ſah; der in dieſem Augenblicke mit der Herausgabe ſeiner alle Freiheit und alle Freiheitsbeſtrebungen verhöhnenden „Latter day pamphlets“ beſchäftigt war — dieſer furchtbare Carlyle war im Innerſten gerührt beim Wiederſehen dieſes Freundes Mazzini und bei dem Gedanken, wie viel er bei der Trennung durchgemacht, wie vielen Gefahren er ſeitdem entronnen. Die Sache iſt die: daß Gegenſätze einander immer anziehen und einander verſtehen; daß es mit Carlyle's Abſolutismus und Heldenthum im Grunde nicht ſo arg gemeint, daß er viel mehr ein verzweifelter Freund, denn ein unverſöhnlicher Feind der Freiheit und Menſchheit ſei — und endlich daß Mazzini ein unwiderſtehlicher Menſch war. Ein trockener Abſolutiſt wie Metternich konnte wohl die Achſel über ihn zucken, [illegible] Verfolgungen bewirkte er nichts — aber ein Abſolutiſt wie Carlyle mußte ihn lieben.

Mazzini war damals in den Vierzigen, aber ſein ſchwarzes Haar war, wie ſchon angedeutet, bereits ſtark mit Grau melirt; ſein Geſicht braun, bleich und etwas mager; die Stirne hochgewölbt, die Augen außerordentlich ſchön und wirklich groß; die Geſtalt mittlerer Größe, beinahe mager; die Kleidung einfach und durchweg dunkel. Das läßt ſich Alles wie in einem Signalement beſchreiben, iſt Alles wahr und gibt von Mazzini nicht den geringſten Begriff. Auf der Straße an ihm vorübergehend, würde man nicht das geringſte Auffallende an ihm entdecken, dies um ſo weniger, als die ſchöne Stirne vom Hute bedeckt wäre. Aber ſelbſt in der Straße würde man ſtehen bleiben, wenn er zufällig die Augen aufſchlüge und den Begegnenden mit Aufmerkſamkeit betrachtete; ſtehen bleiben und ein Gefühl des tiefſten Wohlbehagens würde man empfinden, wenn er zufällig lächelte; aber ganz gewiß würde man betroffen Halt machen und mit allen Sinnen lauschen, wenn Mazzini zufällig spräche und mehrere Laute an das Ohr des Vorübergehenden schlügen. Diese drei Dinge sind weder für das Signalement des Passes noch für den Beschreiber geschaffen: sein Blick, sein Lächeln, der Ton seiner Stimme. Und wieder der Blick voll Gluth und Milde und das bezaubernde herzbannende Lächeln, sie treten weit zurück in den Hintergrund vor diesem Tone, diesem Klange, dieser wunderbaren Musik seiner Stimme. Wie ich ihn sprechen hörte, im ersten Augenblick begriff ich die hingebende, die religiöse Begeisterung für seine Person, die ich bis dahin an so vielen Menschen, Männern und Frauen, kennen gelernt hatte; verstand ich, daß er Hunderten und Tausenden ein Dogma war „[illegible]“ und warum man ihm so treu anhing, warum man an ihn glaubte, warum man auf ein Wort von ihm in Tod und Gefahren eilte. Er bemerkte nicht wie [illegible], welcher sich der [illegible] vom Berge herabkam, um seine Anhänger zu begeistern; sein Reden reichte hin, sein Wort war [illegible]. Er hatte weder in seiner [illegible], noch in seinen Gebärden und Bewegungen etwas Theatralisches; Alles an ihm war einfach, natürlich, anmuthig, [illegible] im [illegible] Grade, aber wie er zu sprechen begann und sein Wort mit diesem Blicke voll Güte und Kraft, mit diesem Lächeln begleitete, begann es auch im Herzen seines Zuhörers zu vibriren und harmonisch mitzuklingen, daß man sich mit ihm wie Eins und zugleich unendlich wohl fühlte. Was aus dieser Stimme klang, war Liebe und Wahrheit, hatte etwas von jener Schönheit voll Einfalt, die wir an den Werken der großen alten Meister bewundern. Darüber ist man wohl einig, daß der Mensch für oder wider sich keine wahrhaftigeren Zeugen hat, als die drei: seinen Blick, sein Lächeln und den Ton seiner Stimme. Diese Drei täuschen nicht, und diese Drei gingen sogleich, liebliche [illegible] mit [illegible], neben dem großen Agitator, den Millionen Dummköpfe und [illegible] [illegible], seine Seelen durch vierzig Jahre verleumdeten.

Ein Vorſchlag zur Güte.

Wir leben in der Zeit der Weltausſtellungen. Verſuchen wir einmal, auf irgend einem neutralen Orte, etwa in London oder irgendwo in der Schweiz, eine Weltausſtellung von Menſchen, öffentlichen Menſchen. Jedes Land ſchickt zwei Gattungen: Solche, welche die Welt mit Staatsſtreichen, und Solche, die ſie mit Ideen, Bildung, Freiheit beglücken wollen. In dem einen Flügel des Ausſtellungsgebäudes finden ſich die Louis Napoleon, Victor Emanuel, Bismarck ꝛc. aller Länder, und was noch unten und oben zu ihnen gehört; in dem andern die Mazzini, Garibaldi, Johann Jacoby ꝛc.; in kleinen Seitenflügeln auf der einen Seite die [illegible] aller Länder, auf der andern die Börne, Paul Louis Courier, Rochefort ꝛc. Die Völker ſtrömen herbei. Sie haben ſich nicht mit Theorien den Kopf zu zerbrechen; ſie ſollen nur ſehen, richtig ſehen und dann wählen! Wenn ſie dann noch Victor Emanuel, Louis Napoleon, Bismarck wählen — habeant sibi. —

Wenn die Engländer vor 90 Jahren eine ſolche Ausſtellung veranſtaltet und auf die eine Seite König George, Lord North und Grafton, auf die andere Washington und Franklin geſtellt hätten — es wäre wohl nie zum Kriege gekommen. —

Es iſt hier nicht am Platze, zu wiederholen, was dort in Chelſea nach jenem Wiederſehen im Freundeskreiſe geſprochen wurde. Erſt ſpät Abends verließ ich mit Mazzini das Haus. Wir machten einen langen Spaziergang, fuhren dann eine Strecke mit dem Omnibus durch Oxford-Street und ſchlenderten dann wieder weiter gegen Portland-Square. Mazzini ſprach in der einfachſten und anſpruchsloſeſten Weiſe von Allem, was er in dieſen letzten zwei Jahren gelitten und erlebt, erkundigte ſich nach deutſchen Verhältniſſen, die er übrigens ſehr wohl kannte, und nach Perſönlichkeiten in der Emigration, auf die man ſich verlaſſen könne. Ich nannte ihm Manche, die ſich ſeitdem als unzuverläſſig erwieſen. — Ich verließ ihn, ganz bezaubert von ſeinem Weſen, und doch erfüllt von jenem Grauen, das wir trotz aller Erfahrung nicht unterdrücken können, wenn wir mit einer gewaltigen Perſönlichkeit zuſammentreffen und dieſe gewaltige, hiſtoriſche Perſönlichkeit in Allem und Jedem die allereinfachſte, anſpruchsloſeſte Einfachheit darſtellt.

Kurze Zeit nach jenem Zuſammentreffen ging ich nach Irland, von da nach Schottland, von da nach Holland u. ſ. f. und bekam Mazzini nie wieder mit Augen zu ſehen.

Aber zufällig kam ich im Laufe der Jahre noch zu mancher mittelbaren Berührung mit dem großen Agitator. Ungefähr ſechs Jahre ſpäter — es war in Paris, ich lag krank zu Bette — da trat eines Abends ſpät, noch ganz athemlos durch meine vier Treppen, ein Mann in meine kleine Stube. Es war kein Anderer als Daniel Manin, den ich übrigens ſeit längerer Zeit kannte. Er ſetzte ſich zu mir ans Bett und theilte mir mit, daß er von argen Sorgen geplagt ſei. Er wiſſe, daß drei Italiener ſich aus London aufgemacht, um ſich über Deutſchland nach Paris zu begeben und vielleicht etwas, wahrſcheinlich gegen Louis Napoleon, zu unternehmen. Nun ſeien dieſe drei Italiener aber ſchon der kaiſerlichen Polizei verrathen, und ſie gingen ſomit in ihr Verderben. Er, Manin, der ſich damals ſchon der piemonteſiſchen Cavour-Politik angeſchloſſen, war mit Mazzini und der Londoner Emigration Italiens vollkommen zerfallen und außer aller Verbindung. Er kam darum zu mir, um mich zu fragen, ob ich nicht eine Warnung nach London gelangen laſſen könnte. Das konnte ich allerdings, und es geſchah noch in derſelben Nacht, indem ich Mazzini durch einen Freund benachrichtigen ließ. Die drei Italiener ſind in der That dem Fallſtricke, der ſie erwartete, entgangen.

Aber wie kam Manin dazu, die Geheimniſſe der Pariſer Polizei zu durchſchauen? Die Sache iſt an ſich intereſſant, und ich will die kleine Polizeigeſchichte hier erzählen.

Herr L., einer der geſchworenen Ueberſetzer (traducteurs jurés) der Pariſer Polizei-Präfectur, ließ ſich neben einigen Sprachen, die er ſchlecht verſtand, auch auf andere beeidigen, bis er gar nicht verſtand. Um ſich einigermaßen Hülfe aus der Verlegenheit zu helfen, auch bequemlichkeitshalber, da er bereits alt und wohlhabend war, engagirte er einen gebildeten Ungar, natürlich einen Flüchtling, der die Dokumente, die ihm von der Präfektur zukamen, für ihn überſetzen mußte. — In dieſem Falle mußte Herr X. die Dokumente natürlich heim in ſeine Wohnung nehmen, wo ſie der Ungar entweder in ſeiner Gegenwart überſetzte oder auch, wenn es viel zu arbeiten gab, [illegible] heim in ſeine Wohnung nahm. So brachte der Ungar eines Tages ein Dokument nach Hauſe, das ſeine ganze Aufmerkſamkeit erregte.

Es war eine deutſch geſchriebene, aus [illegible] eingeſchickte Denunziation. Sie rührte von einem öſterreichiſchen Maler her (ich könnte ihn nennen, wenn ich wollte), der ſich in die Geſellſchaft der italieniſchen Flüchtlinge eingeſchlichen hatte und bei ihnen den Spion machte. Wahrſcheinlich war er von Oeſterreich bezahlt, aber aus Liebe zur Kunſt wollte er offenbar ſeine Beobachtungen ausbeuten und berichtete auch der franzöſiſchen Polizei, wie er verſicherte, aus purer [illegible]. Er gab in jener Denunziation alle möglichen Einzelheiten über [illegible], Charakter, [illegible], [illegible] ꝛc. der drei Italiener und verlangte für ſeine freiwillige Dienſtleiſtung nichts als [illegible] der franzöſiſchen Polizei, indem er ſich zu fernerweitigen Dienſten mit [illegible] Eifer erbot. Dem Ungar wurde, als er die Denunziation las, ganz unwohl; der arme Mann wußte nicht, was er beginnen ſollte, und lief mit dem Dokumente zu [illegible], welcher in [illegible] [illegible] zu mir kam. Nachdem ich auch Anderen meine Warnung hatte zugehen laſſen, wurde auch [illegible] [illegible], daß die Denunziation ſo bald als möglich in die Hände der Polizei zurückkehre.

Und wieder drei Jahre ſpäter — im November [illegible] — ſah ich zu Bologna bei Herrn [illegible], der wenige Tage vorher Kriegsminiſter der [illegible] Emilia geworden, auf ſeinem Zimmer in der „[illegible] [illegible].“ Er hatte ſeine Einladung gegeben, weil man von Turin aus arg gegen Garibaldi intriguirte, und während wir in Bologna zuſammen lebten, war der Schlag gegen den General bereits geführt. Man hatte ihn von Bologna, wo er ſein Hauptquartier hatte, nach Turin gelockt und dort hinterliſtiger Weiſe zur Abdankung bewogen oder gezwungen. Mit der Eroberung Ancona's und der Marken war es alſo nichts für jetzt. Als die Nachricht nach Bologna kam, ſuchte ſie Jedermann zu verheimlichen, aus Angſt vor Tumult, was kommen könnte, wenn ſie im Volke ruchbar würde. — Und in der That war die Nachricht, obwohl ſie bereits Hunderte von Menſchen kannte, noch nicht ins eigentliche Volk gedrungen. Wir ſprachen über die Lage der Dinge, als ſich mit einem Male die Thür öffnete und drei aus [illegible] Männer eintraten: zwei vom Anſehen [illegible], der dritte etwas rauher Natur, mit einem Stocke in der Hand, mit [illegible] und gar [illegible] glühenden Augen.

Dieſer Dritte nahm das Wort und wandte ſich mit einem Seitenblicke auf mich, an Franzoli: „Herr Oberſt, wir haben mit Ihnen zu ſprechen.“

„Geniren Sie ſich vor dieſem Herrn nicht,“ antwortete der Oberſt.

„[illegible]“

„Das wollte ich nur.“

„Sie wiſſen, wie es ſteht. Noch weiß das Volk nicht, wie man den General weggelockt. Es wird in große Aufregung gerathen. Sie wiſſen, Herr Oberſt, daß wir die Turiner Politik nicht mitmachen und auch nicht wollen. Aber Sie ſind ein Freund des Generals, und wenn Sie eine Demonſtration oder eine Revolution für nöthig halten, ſo ſtellen wir uns zu Ihrer Verfügung. Ganz Bologna ſoll, wenn Sie es wünſchen, heute Abend auf den Beinen und bewaffnet ſein.“

Dieſe Rede wurde kurz und entſchieden hervorgeſtoßen. Man ſah es dem Manne an, daß er that, was er verſprach, und es halten konnte. Herr Franzoli dankte für die patriotiſche Bereitwilligkeit und hat um kurze Bedenkzeit. So gingen denn die Herren und verſprachen, um zwei Uhr wiederzukommen.

Herr Frapoli meinte, man dürfe jetzt, wo ſich ſcheinbar ganz Italien in dem Rufe: „Es lebe Viktor Emanuel, es lebe Cavour!“ vereinige, dem Auslande nicht, das Schauſpiel innerer Zwietracht geben; auch wolle er die Verantwortlichkeit, von jetzt in wenigen Stunden eine große Stadt in die Revolution geſtürzt zu ſehen, was vielleicht den Anfang zu einer Reihe von Revolutionen abgeben würde, nicht auf ſich nehmen, und ſo dankte er den drei Männern, die pünktlich wieder erſchienen, ablehnend. Sie verneigten ſich ſtumm und verſchwanden.

Es war nicht viel, aber es war doch ein Eindruck und zwar ein etwas unheimlicher, geheimnißvoller. Es erinnerte an mittelalterliche Verſchwörungen, an geheime Bruderſchaften, an Vehme, ſelbſt an venezianiſches Polizeiweſen. Ich wußte, daß mazziniſtiſche Agenten und mazziniſtiſche Organiſationen nicht ins phantaſtiſche Fabelreich gehörten — und ſpäter wußte ich noch beſſer, welche wohl organiſirte, eng zuſammenhängende Bruderſchaft über ganz Italien ausgebreitet iſt.

Mazzini wird vielleicht in dieſen Tagen ſterben — ſein Werk wird leben, und die Carignans werden das Ihrige thun, um dieſem Werke immer neue Lebenskraft zu geben. Viktor Emanuel täuſchte ſich nicht: es gibt bereits eine Republik unter ſeinen Füßen, und wenn ſie ihm oder ſeinem Sohne auch erſt in zwanzig Jahren bis an den Hals heranwächst — der Stifter war und bleibt Mazzini. Und der Tag wird kommen, da werden die Statuen der Savoyarden geſtürzt und werden an ihrer Stelle die Statuen der Begründer der Freiheit errichtet werden.

(1868.)

Prim.

Das bekannte Wort: „Für den Kammerdiener gibt es keinen großen Mann,“ hat Goethe auf den richtigen Werth zurückgeführt, indem er hinzufügte: „Das iſt die Schuld des Kammerdieners.“ Sehr ungern ſähe ich mich für einen Kammerdiener gehalten, aber ich muß geſtehen, daß ich den Mann, der jetzt alltäglich in den Zeitungen genannt wird, der ſchon viel gerühmt wurde und der, wenn er in der jetzigen Bewegung ſiegt, höchſt wahrſcheinlich in den Himmel gehoben wird, nicht für einen großen Mann halten kann, obgleich oder weil ich ihn oft zu ſehen oder zu ſprechen Gelegenheit hatte.

Ich lernte den General Prim zu Anfang der Fünfziger Jahre zu Paris in einem Hauſe der Place de la Concorde bei einem Diner kennen. Er ſaß links von mir, während ich rechts einen Geſandten hatte. Die Geſellſchaft war vorherrſchend ariſtokratiſch; dennoch ſchien es nicht den geringſten unangenehmen Eindruck zu machen, daß der General mich ſofort mit Flüchtlingskollegialität behandelte und recht demokratiſch ſprach. Es choquirte Das ſelbſt den Geſandten nicht, der das Geſpräch am Deutlichſten hören konnte. Die Damen — es war eine damals berühmte, jetzt verſtorbene Schönheit darunter — hörten ihm trotz entgegengeſetzter Geſinnungen mit ſichtlichem Intereſſe und offenbarer Sympathie zu. Seine Reden bildeten einen auffallenden Kontraſt mit den großen Ordensſternen auf dem dunkelblauen Frack. Ihm ſchräge gegenüber ſaß General Ortega, ſein Mitverbannter, ein Mann, der ausſah, als hätte er von der Pique auf gedient, was, wenn ich nicht irre, auch der Fall war, und welcher mehr einem Sergeanten als einem General glich: ein langer, ſchlanker Flügelmann, ohne viel Gedanken im Geſichte, aber mit dem Ausdrucke ſtarker, paſſiver Energie. Wer öfter mit Männern, die eine Rolle ſpielten, zuſammenkam, wird immer Menſchen dieſer Art in ihrer Geſellſchaft gefunden haben; es ſind Das Typen des „Anhängers,“ oder auch, wenn man will, des „Werkzeugs.“ Sie haben keine eigenen Gedanken und leben von denen des Mannes, dem ſie anhängen, ſie ſind „die That von ſeinen Gedanken,“ ſein Schwert, ſein Beil, ſein Gewehr. General Ortega ſprach wenig, woran nicht allein ſein ſchlechtes Franzöſiſch Schuld war, dafür aber begleitete er jedes Wort Prims mit großer Aufmerkſamkeit: er ſah ihn faſt ununterbrochen an, und gegen wen General Prim liebenswürdig war, den lächelte auch General Ortega freundlich an. Im Uebrigen war die Unähnlichkeit zwiſchen Beiden eine ganz außerordentliche. Während aus des magern, langen, ſonnverbrannten Ortega Augen eine dunkle, gedankenloſe und darum unheimliche Gluth brannte, blickten die ebenfalls dunkeln meines Nebenmannes mit wahrhaft weiblicher Sanftmuth. Während man es Jenem anſah, daß er ohne Zaudern der verderblichſten Gefahr entgegen zu gehen, die furchtbarſten, ja grauſamſten Thaten mit der größten Ruhe auszuführen im Stande war, wenn es ihm nur von Dem, der ſeinen Gedanken vorſtellte, befohlen wurde, war in dem Geſichte Prims von jener Energie, die man an ihm rühmt, der er einen ganzen Zyklus heroiſcher Legenden verdankt, nicht die Spur zu entdecken. Mir war es um ſo ſchwerer, den Eindruck eines Schlachtenhelden und gefährlichen Verſchwörers von ihm zu erhalten, als mich ſeine ganze Geſtalt wie der Schnitt ſeiner Augen, der kleine weibliche Mund und ſelbſt die Form des Bartes fortwährend an den friedlichen öſterreichiſchen Dichter Ludwig Auguſt Frankl erinnerte. Er hatte auch nichts von einem ſpaniſchen Don Juan an ſich; dennoch konnte man bemerken, daß alle Frauen, mit denen er in Berührung kam, für ihn ſchwärmten, und die Sage, daß er den

Kugeln ſeiner Feinde zu wiederholten Malen nur mit Hülfe der unſchuldigen Iſabella entronnen, welche über das Haupt ihres Lieblings höchſtens ein Verbannungsurtheil ausſprechen ließ, war nur geeignet, ſein „Prestige“ in den Augen und Herzen der Frauen zu erhöhen. Bei all Dem war es, als ob nur das Milde und Weiche auf die weiblichen Herzen wirkte: von männlicher Kraft des Gemüthes oder des Geiſtes kam in ſeinem Benehmen wie in ſeinem Geſpräche nichts zum Vorſchein; ja, die Art und Weiſe, wie er ſich verhätſcheln und anbeten ließ, hatte etwas, das nichts weniger als heldenhaft ausſah — ich muß aber raſch hinzufügen, daß auch nicht das Geringſte in ſeinem Weſen an einen Gecken oder Abenteurer erinnerte. Von Prahlerei oder Großmannsſucht entſtellte ihn auch nicht der Schatten eines Schattens; er war im Gegentheile immer anſpruchslos, beſcheiden und ſuchte weder durch Reden noch durch Benehmen die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Was das Geſpräch betrifft, ſo war dieſes allerdings gebildet, angenehm, einnehmend und durch einen ſchönen Klang der Stimme geſchmückt: aber eigene, ungewöhnliche, auf einen ausgeſprochenen Charakter oder ſelbſtändige Anſchauung deutende Gedanken kamen nie, nie an den Tag. Man traute ihm zu, daß er im gegebenen Falle beredt ſein konnte — aber man erwartete von dieſer Beredtſamkeit kein tieferes Eingehen auf Menſchen und Zuſtände, kein zuſammenfaſſendes, Ziele zeigendes, ſchöpferiſches Schlagwort, das den Stempel der Situation trüge.

Dieſe Beobachtungen ſind, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht das vorwitzige Ergebniß jener erſten Bekanntſchaft während des Eſſens auf der Place de la Concorde. Ich traf den General Prim in demſelben Hauſe zu wiederholten Malen; ſpäter wohnte er mit mir unter Einem Dache, in einem Hotel garni der Rue des trois frères, und in Schumla und in den Türkenlagern an der Donau traf ich mit ihm als mit einem alten Bekannten zuſammen.

Unſer Haus, das Hotel garni, war, ſo lange er es bewohnte, fortwährend von Spionen umſchwärmt, und täglich kam ein verkleideter Poliziſt, um über Thun und Laſſen des Generals Prim und ſeines kleinen Gefolges die genaueſten Erkundigungen einzuziehen. Madame Thierry, unſere Hauswirthin, konnte ſich nicht genug verwundern, daß man einen ſo liebenswürdigen, ſanften, unſchuldigen Mann auf dieſe Weiſe überwache, und als Franzöſin konnte ſie nicht umhin, dem nachfragenden Kommiſſär oder auch von der Schwelle herab den draußen umherſchleichenden Aufpaſſern manche ſpitze Bemerkung entgegen zu ſchleudern oder geradezu ihre Entrüſtung auszuſprechen. Im Innern des Hauſes ſprach ſie über dieſes Verfahren der Regierung mit dem verachtungsvollſten Achſelzucken und in den ſtärkſten Ausdrücken. „Der gute General Prim,“ ſagte ſie mit Beziehung, „ſieht gar nicht ſo aus, als ob er irgend ein Verbrechen oder gar — einen Staatsſtreich begehen könnte. Dazu muß man ganz anders ausſehen. Wir wiſſen ſehr wohl, wie! nous autres Français! Hm!“

In Schumla, wohin man ihn geſchickt hatte, um ihn aus Madrid zu entfernen, bewohnte er einen großen Konak mit breiter Veranda. Nachdem er mit Glanz beim Serdar Ekrem, Omer Paſcha, vorgeritten war, umgeben von ſeinen zahlreichen Offizieren, darunter ein wahrer Adonis, einer der ſchönſten Menſchen, die ich je geſehen, war er fürs Publikum verſchwunden. Tage lang lag oder ſaß er auf türkiſche Weiſe auf den Teppichen der Veranda und rauchte, vor ſich hinblickend und träumend, wie ein ächter Orientale, wie ein Menſch, der zu dieſem morgenländiſchen Faulenzerleben geboren und erzogen iſt — während ſeine Offiziere ſich überall in das buntbewegte Treiben, das damals im Hauptquartier herrſchte, miſchten und als die liebenswürdigſten Kameraden bekannt und ſehr beliebt wurden. Während unſer Einer mit neugierigem Eifer überall hin eilte, wo ein Gefecht, ein Flußübergang, ein Brückenſchlagen, eine Belagerung u. dergl. zu ſehen war, blieb General Prim mit der größten Gemüthsruhe zu Hauſe, wie ein Mann, der ſolche Dinge ſattſam geſehen, und während man Siliſtria belagerte oder den Flußübergang bei Giurgewo verſuchte, rauchte er daheim Cigaretten und nörglich. Eines Tages fand ich ihn, wie er mit großem Fleiße Buchſtaben auf Sackleinwandpakete zeichnete, und er ſagte mir, daß er ſich ſeit Stunden ſo beſchäftigte. — „Was ſoll man," fragte er, „in dieſer Einſamkeit beginnen?" Mit einem Buche betraf ich ihn niemals, und immer war ich erſtaunt, um wie viel beſſer ich über die kriegeriſchen Vorgänge unterrichtet war, als er, zu dem ich doch ging, um etwas Neues zu erfahren. Es war, als ob er ſich für Dinge dieſer Art nicht im Geringſten intereſſirte. Erſt ſpäter, in Ruſtſchuk, ſah ich ihn mehrere Male mit ſeinen Adjutanten verſchiedene militäriſche Poſitionen bereiten. Sein Gefolge beſtand beinahe ganz bis auf die gemeinen Soldaten herab, welche theils militäriſch, theils in die heimiſche Landestracht gekleidet waren, aus ſeinen engern Landsleuten, aus Katalanen. Sie alle ſchienen gern zu ſeiner Umgebung zu gehören, aber von jener tiefen Anhänglichkeit, von jener ſo zu ſagen religiöſen Ergebenheit der Jünger an ihren Meiſter, wie ich ſie in der Umgebung Garibaldi's gefunden, war hier kaum ein ſchwacher Anklang zu entdecken.

Ueberhaupt ſcheint mir nichts falſcher als die Vergleichung zwiſchen Prim und Garibaldi, wie man ſie jetzt hie und da zu hören bekommt. Es iſt äußerlich wie innerlich ein abgrundtiefer Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Menſchen — ein Unterſchied wie zwiſchen Realismus und Idealismus, zwiſchen Profan und Religiös, zwiſchen Klugheit und Opfer, zwiſchen Politik der Thatſachen und Kampf für die Idee. Ein Garibaldi wird nicht ein Graf Reus, wird nicht Capitan General von Cuba, heirathet keine mexikaniſchen Millionen, tranſigirt nicht mit einer Iſabella, und wenn er eine Revolution macht, ſo ſagt er es offen, zu welchem Zwecke — und wenn er ſeinem Vaterlande einen Dienſt geleiſtet oder ein Stück ſeines Ruhmes geopfert, zieht er ſich in ſeine Einſamkeit oder Armuth zurück.

Vielleicht ſiegt Prim — dann iſt er in vierzehn Tagen ein großer Mann und ich — ein Kammerdiener.

(September 1867.)

Künſtler und Prätendent.

Wir gemeinen Sterblichen, wie wir uns beſcheiden nennen, ſind meiſt ſo großherziger Natur, daß wir uns von dem Kampfe, den die Ablehnung eines Thrones koſtet, gar keine Vorſtellung machen können. Für die Sprößlinge der wenigen Familien, die ſich zur Beherrſchung der Welt unter allen Breitegraden geboren wähnen, muß dieſer Kampf ein außerordentlich harter ſein; denn ſelten ſieht man Einen dieſer Hochgebornen daraus als Sieger hervorgehen, d. h. einen Thron ausſchlagen. Wir ſehen Prinzen erlauchter Häuſer, die ihre Stammbäume an die Sterne wachſend glauben, Kronen annehmen, die nicht viel beſſer ſind als Karnevalskronen von Papier — Kronen, über die jeder Kluge lacht, wie über Narrenkappen, und Andere wieder Throne beſteigen, an deren Füßen jedes geſunde Auge Abgründe voll Blut und Schlangen klaffen ſah, und Kronen annehmen aus ſo unreinen Händen, daß ſich mancher ehrenhafte Bettler beſonnen hätte, aus ſolchen Händen einen Sou als Almoſen zu empfangen, aus Angſt, mit dem Sou Unheil und Schande wie mit einer fluchbeladenen Gabe heimzutragen — zu geſchweigen der großen und kleinen, der ſchamlos offenkundigen wie meuchleriſch-heimlichen Verbrechen, die man zu allen Zeiten begangen, um ſich eines Thrones oder Thrönleins zu bemächtigen. Es muß alſo eine ganz eigene Bewandtniß haben mit einem bloß nominellen König, der noch dazu einer Familie angehört, deren Zweck und Beſtimmung es ſeit einiger Zeit ſcheint, ſich in jedem Jahrzehnt irgend einen europäiſchen Thron zu erwerben, ohne Rückſicht auf Nationalität, Klima oder Religion. wenn dieſer nominelle König endlich Gelegenheit hat, ſich aus einer imaginären Größe in eine wirkliche, aus einem bloßen Zähler in einen Nenner, in einen wirklichen König, und zwar eines weit größeren Reiches zu verwandeln, und dieſe Gelegenheit nicht bei der fliegenden Locke faßt, ja ſie kurzer Hand und ſchnell beſonnen von ſich weiſt, als brächte ſie in ihrer Schürze, nicht eine alte romantiſche Krone, um die einſt Habsburg und Bourbon, ja ganz Europa zwölf Jahre lang blutig geſtritten, ſondern irgend ein dem Manne verächtliches Spielzeug.

Was bewegt den König-Vater Dom Ferdinand Koburg, eine der Kronen Caroli Quinti ſo brevi manu und mit ernſthafterer Handbewegung als die Cäſars auf dem Kapitol zu verſchmähen, und zwar in einem Augenblicke, da dieſe Krone durch ein großes nationales Erwachen Ausſicht auf neuen Glanz verſpricht? Er mag wohl ein halbes Dutzend guter Gründe haben, die wir nicht kennen; aber einen, der ihm vielleicht ſelbſt nicht klar iſt und der in der Diplomatie kaum erwähnt werden wird, glauben wir zu errathen. Er liegt in den wenigen Worten verborgen: Dom Ferdinand iſt ein Künſtler!

Es iſt bekannt, daß die Ehe Ferdinands von Koburg und der Donna Maria da Gloria viel glücklicher ausfiel, als die unter ähnlichen Verhältniſſen und Vorausſetzungen geſchloſſene der unſchuldigen Iſabella und Don Francisco's, die Wand an Wand mit ihnen hausten. Donna Maria war allzeit getreu, der Germane Ferdinand immer häuslich und voll Familiengefühls. Die Intereſſen ſeiner Gattin machte er ganz und gar zu den ſeinigen, und obwohl erſt bei der Geburt ſeines erſten Sohnes mit dem Königstitel geſchmückt, nahm er ſich doch im Stillen der Regierung ſo weit an, als er es als treuer Freund und Rathgeber der vertrauensvollen Frau mußte und als es die Konſtitution des Landes geſtattete. In dieſer Beziehung war er noch ein angemeſſenerer Königin-Gemahl als Prinz Albert, der ſich durch ſeine Stellung gedrückt fühlte und an geheimem Ehrgeiz litt. Er war eine leichtere Natur, obwohl er andererſeits, was ſeine Pflichten und ſtille Wirkſamkeit betraf, mit ſeinem Bruder Leopold von Belgien einige Aehnlichkeit hatte. Er ſtellte ſich zu ſeiner Gattin ungefähr wie dieſer zur belgiſchen Verfaſſung. So bewahrte er ſich die ruhevolle und heitere Gemüthsſtimmung, die ihm ſeinen Neigungen zu leben geſtattete. Dieſe aber gehörten vor Allem der Kunſt! Wer jemals das alte Moreskenſchloß de la Pena in der Sierra de Cintra geſehen, muß Dom Fernando für einen Künſtler oder wenigſtens höchſt künſtleriſchen Menſchen halten. Aus Ruinen hat er ein Feenſchloß gemacht, elende Fragmente zu einer moreskiſchen Romanze voll Klang, Duft und Goldglanz neu gedichtet, und der Schatz von Kunſtwerken, den er darin aufgehäuft, bildet den würdigen Kern dieſer herrlichen, edlen Schale. Dort, wie in ſeinem Palaſte zu Liſſabon, finden ſich an den Wänden wie in zahlreichen Mappen neben den Kunſtwerken der verſchiedenſten Meiſter die vielen eigenen Werke des Königs.

Dom Fernando iſt nicht nur, wie La Pena beweiſt, ein Architekt, der ſich mit ganzer Seele und ſchöpferiſch in einen alten, edlen, ganz eigenthümlichen und phantaſievollen Stil mit germaniſcher Empfänglichkeit hineinzuleben verſteht, ſondern auch erfindungsreicher Zeichner, Kupferſtecher und Aquafortiſt — und dabei ein Sammler und Kunſtverſtändiger, wie ihn manche Galerie als Direktor ſehr wohl brauchen könnte. In allen dieſen Eigenſchaften iſt er für Portugal von außerordentlichem Werthe.

Für das arme Land — an deſſen Schätzen die Jahrhunderte, die Jeſuiten und die Engländer lang geſogen — iſt nicht nur die Zeit der großen Seehelden, der Prinz Heinrich, Vasco de Gama, Magellan, Albuquerquez, die Zeit der Camoens, die Zeit der großen Staatsmänner à la Pombal längſt dahin, ſondern auch die Zeit der bedeutenden Künſtler wie Gran-Varco, Sequiena, Viera. Mit den künſtleriſchen und national-bewußten Epochen iſt auch der Sinn für die Kunſt total abgeſtorben. Die Jeſuiten ſchufen eine Wüſte nach der portugieſiſchen Renaiſſance, in der noch viele Generationen weder ſäen noch ernten werden. Die Errichtung eines Denkmals für den großen nationalen Dichter war in neuerer Zeit wie eine traumhafte Erinnerung, wie eine Bewegung im Schlafe — vielleicht aber auch nur eine mechaniſche Nachahmung der allgemeinen europäiſchen Mode. In Portugal wäre an vieles Große zu erinnern, vieles Verfallende zu retten, vieles Verſprengte zu ſammeln geweſen, — es dachte kein Menſch an dieſe Pflicht gegen das Schöne, die Geſchichte und die Nation, bis der Deutſche dahin kam. Er ſah, was bis dahin kein Auge geſehen; er reſtaurirte, er ſtützte, er ſammelte, er kaufte, ſoweit ſeine beſchränkten Mittel reichten, und ſeine Zimmer in der Stadt wie auf dem Lande ſind eigentlich die einzigen Muſeen, die das Land heute beſitzt. Wer nach Portugal kommt, um portugieſiſche Kunſt und Geſchichte zu ſtudiren, muß ſich direkt an den König-Vater wenden.

Aber mit Muſeen allein war es nicht gethan; dem Lande fehlen auch die Künſtler. Dom Fernando gab ihm wenigſtens Einen — ein Schelm gibt mehr, als er kann — in ſeiner eigenen Perſon. Wir wollen nicht übertreiben, wie man Das gern thut, wenn man einen neuen Gegenſtand aufs Tapet bringt und dieſen Gegenſtand intereſſant machen will; wir werden nicht behaupten, daß König Ferdinand in Kupfer ſticht wie Keller oder Jakobi, daß er zu ätzen verſteht wie Rembrandt ꝛc., aber mit gutem Gewiſſen können wir behaupten, daß manche illuſtrirte Zeitung ſich Glück wünſchen dürfte, beſagten König als Mitarbeiter zu beſitzen. Bisher iſt das vielbewegte und bunte portugieſiſche Volksleben, ſind die Straßenſzenen von Liſſabon noch von keinem Künſtler ſo geiſtvoll, wahr und dabei ſo humoriſtiſch aufgefaßt worden, wie von ihm. Ein Nachahmer kann er auf dieſem Felde nicht ſein, weil er keinen Vorläufer hatte, und man kann nicht behaupten, daß er Goya aus dem Spaniſchen ins Portugieſiſche überſetzt habe, da er mit dieſem noch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit hat. Daß er weit mehr iſt als ein Dilettant, dafür ſpricht die ausgeſprochene Individualität ſeiner Werke, in der ſich der harmloſe Humor, die Gutmüthigkeit ſeiner Seele, die ganze Bonhommie ſeines Weſens aufs Treueſte wiederſpiegeln. Mit wenigen Strichen, mit kleiner Uebertreibung könnte er ſeine Zeichnungen leicht in Karikaturen oder Satiren verwandeln; er macht dieſe Striche nicht, er weicht der Uebertreibung aus und bleibt bei ſcherzhafter Komik, bei gemüthlichem Humor ſtehen. Er iſt freilich auch Karikaturen-Zeichner, aber bis auf dieſen Tag hat er ſich als Opfer ſeiner Karikaturen nur die Vertrauteſten oder die Geachtetſten und Ehrenwertheſten ſeiner Umgebung auserſehen, von denen er ſicher iſt, daß der Scherz ſie nicht ſchmerzt oder der ihnen ſchuldigen Ehrerbietung keinen Eintrag thut. Doch auch dieſe Karikaturen ſind höchſt gutmüthiger Natur. Nur Eine kennt man, die wirklich dieſen Namen verdient und ihren Gegenſtand mit einiger Bosheit behandelt; dieſer Gegenſtand iſt aber kein anderer als der Zeichner und König in höchſteigener Perſon. Sie ſtellt ein Konzert bei Hofe dar, in welchem ſich der König als Tenor und in armeniſcher Verkleidung mit ſeiner übertriebenen Magerkeit neben der bekanntlich ſehr korpulenten Primadonna Marietta Alboni in der That höchſt lächerlich ausnimmt, und je lächerlicher die beiden Sänger durch den Kontraſt, deſto komiſcher wirkt die Verzückung der Höflinge, die dem Duett zuhören. Ein deutſcher Zeichner, der einen deutſchen Souverän ſo darzuſtellen wagte, würde wegen Erregung von Haß und Verachtung und Majeſtätsbeleidigung in eine der zahlreichen deutſchen Hausvogteien geſperrt werden.

Daß Dom Ferdinand auch am Tajo ein guter Deutſcher geblieben, dafür ſprechen, neben den häuslichen Tugenden, deren ſich die Deutſchen trotz ihres ausgebildeten Kneipenlebens ſo gerne rühmen, auch die Gegenſtände ſeiner Zeichnungen, deren Stoffe meiſt deutſchen Märchen oder deutſchen Dichtern entnommen ſind, wie z. B. ſein „Pegaſus im Joche“, welches Gedicht er als Adminiſtrator manchmal bis auf den Grund empfunden haben mag, oder ſeine Zeichnungen zum „Kater Murr“ von

E. T. A. Hoffmann. Wir kennen eine in dieſen Zyklus gehörige Handzeichnung, und wir ſtehen nicht an, ſie als eine durch und durch treffliche Illuſtration hervorzuheben. Dom Ferdinand iſt überhaupt ſtark in Szenen aus dem Thierleben; die gequälten portugieſiſchen Pferde und Eſel haben ihm manche rührend-komiſche Szene geliefert, aber ſein „Kater Murr" iſt ein Ausbund von katzenhafter Grazie und von Hoffmann'ſchem Humor zugleich. Der Ernſt des memoiren-ſchreibenden, philoſophiſchen Katers, der auf einem Haufen von Folianten ſitzt, die Ueberraſchung Kreislers, der ihn belauſcht, geben ein dem Original vollkommen entſprechendes Bild, das noch durch die Einrahmung, welche aus lauter Katzen in den verſchiedenſten katzenhaften Stellungen beſteht, ergänzt und abgeſchloſſen wird.

Für das nachhaltige Deutſchthum des portugieſiſchen Königs ſpricht auch die Vorliebe, mit der er neben den Werken alter italieniſcher und niederländiſcher Meiſter ſelbſt große moderne Bilder ſeiner Landsleute, wie Leſſings, Heß' und Anderer, in Aqua forte reproduzirt — und für ſein Familiengefühl und lebhafte Erinnerung an die Jugend die häufig vorkommende Widmung: „Meinem Bruder Leopold als Andenken an vergangene glückliche Zeiten."

Sonderbar iſt, daß den regierenden Vetter Koburg-Gotha, den Schützenkönig und ruhmvollen Eroberer des Waldes von Schmalkalden, nicht eine einzige ſolche Widmung ehrt, obwohl der Tonſetzer von „Santa Chiara" ſein Bruder in Apollo iſt — denn Das haben wir zu ſagen vergeſſen, daß Dom Ferdinand auch einiger muſikaliſcher Kompoſitionen verdächtig geworden. Gewiß iſt, daß er viel ſingt, daß er eine ſchöne Tenorſtimme beſitzt oder einſt beſeſſen und Frau Muſikam in Ehren hält, ſoweit Das in Portugal bei dem großen Mangel an Muſikern überhaupt möglich iſt.

Die Vereinigung ſo vieler Eigenſchaften in der Perſon Dom Fernando's motivirt der franzöſiſche Kunſtkritiker Alfred Bucquet, der ſich lange in Portugal aufgehalten und den König wie ſeine Talente kennen gelernt, damit, „daß er die edle Milch jener mächtigen Amme eingeſogen, die man Deutſchland nennt; daß die Grundlagen der Erziehung niemals verloren geben, welchen Verlockungen uns auch im ſpäteren Leben das Schickſal ausſetzen möge ... König Dom Fernando,“ fährt Herr Bucquet fort, „ſpricht ſieben Sprachen; er iſt ein ausgezeichneter Muſiker, wie (der Franzoſe ſagt es) alle ſeine Landsleute ... er iſt auch Bildhauer. Wir kennen von ihm eine Reiterſtatue des Marſchalls von Ranzau, die achtbare Eigenſchaften beſitzt, und er hat auch das Getäfel im Schlafzimmer der Königin mit Bildern in Farben geſchmückt. Man erkennt da eine durch und durch deutſche, und zwar eine höchſt ſorgſame deutſche Erziehung. Auch iſt der König ein Phänomen im heutigen Portugal.“

Letzteres wollen wir gerne glauben, und wir ſind überzeugt daß die Portugieſen ſeinem Thun und Treiben ohne Ver- und Bewunderung höchſt phlegmatiſch zuſehen, dieſem, wie Allem, was in der Welt geſchaffen wird, ihr beliebtes Wort entgegenſetzend: „Das können wir Portugieſen auch, wenn wir nur wollen.“

Herr Bucquet hat auch viele ſchöne Worte für die Perſon und den Charakter des Königs und meint, es ſei unmöglich, ihn zu ſehen, ohne lebhafte Sympathie für ihn zu empfinden. Das mag wahr ſein, kann aber auch in der Leichtigkeit begründet ſein, mit der ſouveräne Häupter le commun des mortels einnehmen. Wahr aber iſt es jedenfalls, daß aus allen ſeinen Werken ein glücklicher, heiterer, idylliſcher Charakter ſpricht, den man mit einem unſympathiſchen Weſen ſchwer oder gar nicht vereinigen kann. Und dieſer heitere, glückliche, idylliſche, ſingende Menſch, der die Genüſſe des Schaffens kennt, die höchſten, die immer gleichen, die das Privilegium nur bevorzugter Kreaturen ſind, die keine Krone der Erde aufwiegen kann — er ſoll ſich zum König von Spanien, zum Nachfolger einer Iſabella machen laſſen?

Wir wundern uns nicht, daß er ablehnt; wir werden uns verwundern, wenn wir hören, daß er doch angenommen, und uns dieſen Abfall von ſich ſelbſt nur mit ſeiner Vaterliebe erklären.

Kaiſer Leopold meinte zwar, als Scarlatti bedauerte, daß er nicht Muſiker geworden, daß er ſich ſo beſſer ſtehe — wer aber das Glück des Schaffens wirklich kennen gelernt, wer mit Recht ausrufen kann: Anch io son pittore! der läßt ſich dieſes Glück nicht abkaufen mit Reichen, in denen die Sonne nie untergeht, am Wenigſten mit Reichen, in denen ſie längſt untergegangen.

(Oktober 1868.)

François Rude.

Rude, comme artiste, appartiendrait à Vasari;
comme homme, il tenterait Plutarque.
J. Rousseau.

Seit dem Tode François Rude's ſind unzählige Artikel, ja Bücher erſchienen, welche Leben, Charakter und Werke dieſes großen Bildhauers mit Begeiſterung rühmen und preiſen. Wahrſcheinlich wird man davon wieder Veranlaſſung nehmen, über die Ungerechtigkeit der Menſchen zu klagen, über ihre Bereitwilligkeit, Todte zu apotheoſiren, die ſie bei Lebzeiten vernachläſſigt haben, und was dergleichen oft gerechte Klagen mehr ſind. Dießmal aber irrt ſich das Publikum. Selten hat es wohl einen Künſtler gegeben, deſſen Leben und Wirken mit gleich ſtarker Macht zu Lob und Preis herausforderten; ſelten einen, dem gegenüber ſelbſt der Neid das böſe Wort ſo zu unterdrücken geſucht hat, wie vor Rude. Aber das Lob mußte ſchweigen; die Begeiſterung mußte ſich in ſtille Verehrung umwandeln. Rude haßte das Cliquenweſen und verabſcheute die Lärmglocken, mit denen ſich moderne Künſtler zu umgeben lieben. Nur ſeine Werke ſollten von ihm ſprechen und ſollten ihm Ruhm verſchaffen, wenn Das in ihrer Macht war. Den Freunden wurde Schweigen über ihn und ſein Wirken als die erſte Bedingung fortdauernden freundſchaftlichen Umganges auferlegt, und ſo gingen ſie ſchweigend wie eleuſiniſche Eingeweihte umher und durften es Niemand verrathen, daß in der beſcheidenen Werkſtatt der Rue d'Enfer unſterbliche

Werke geſchaffen wurden, himmelweit verſchieden von denen, die alltäglich auf offenem Markte als Wunderwerke ausgerufen wurden. Nun iſt Rude todt, und die Schleuſen der Herzen öffnen ſich, und Alles eilt, es dem Jahrhundert zu verkünden, daß mit ihm der größte Künſtler Frankreichs, das fleckenloſeſte Leben, der edelſte Charakter zu Grabe gegangen. Das lange unterdrückte Lob macht ſich Luſt, und über dem Grabe ertönen die rühmenden Fanfaren, ſchön zuſammenſtimmend, ſanft gedämpft von Trauer, doch hochfeierlich und Unſterblichkeit verkündend.

Neben dem Schweigen der Freunde gibt es noch andere tiefere Urſachen, welche den Ruhm Rude's bei Lebzeiten nicht ſo hoch aufwachſen ließen, als er ſeinem geſunden Keime nach hätte aufwachſen ſollen. Rude war ein Fremder im modernen Frankreich. Jede Zeit, die ihr Gebäude vollendet, läßt vorſpringende Steine an ihrem Gebäude, an denen die nachfolgende Zeit weiterbauend anknüpfen kann. Aber die nachfolgende Zeit baut manchmal an einem anderen Punkte an, und die vorſpringenden Steine ragen einſam, traurig, ruinenhaft in die Luft. Ein ſolcher vorſpringender Stein ſeiner Zeit, der beſten und ſchönſten Zeit der franzöſiſchen Revolution, war François Rude. Das moderne Frankreich hat an einer entgegengeſetzten Seite weitergebaut. F. Rude war einſam, feſtgewurzelt in jenem Gebäude, das auf Grundſätzen der Menſchlichkeit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und Liebe aufgeführt worden. Sein Atelier in der fernen und ſtillen Rue d'Enfer ohne allen koketten Schmuck, wie ihn Künſtler lieben, um ihre Werkſtatt intereſſant zu machen, nur mit Dingen angefüllt, die nothwendig zur Arbeit gehörten; in dieſem Atelier fleißige und verehrungsvolle Schüler, welche vor Eintritt in dieſe Schule wiſſen mußten, daß ſie allen Privilegien, allen Protektionen entſagen, die ihnen in anderen offiziellen Werkſtätten winkten und ein ſorgenfreies Leben verſprachen, welche ferner wiſſen mußten, daß hier nur Arbeit verlangt und nur Kunſtbildung, aber nicht der geringſte weltliche Vortheil verheißen werde; in Mitte dieſer Schüler der Meiſter in einfachſter Arbeitertracht, aus deſſen Zügen Strenge der Sitten, unüberwindliche Feſtigkeit der Ueberzeugungen und außerordentliche, lächelnde Milde und Heiterkeit des Gemüthes ſprechen, deſſen Kopf wie von ihm ſelbſt gemeißelt, deſſen Hand Porphyr und Erz zu bemeiſtern geeignet ſcheint — alles Das zuſammengenommen bildet einen herrlichen Anachronismus, in den man ſich gerne vertieft, wie man ſich in den Traum von vergangenen großen Zeiten zu verſenken liebt. Wie gern hätte man oft ſtundenlang in dieſem Atelier geträumt, wenn man nicht gewußt hätte, daß der Meiſter die Träumer nicht liebte, er, der immer thätig war und jeden Traum in eine That verwandelte.

Doch erzählen wir das Leben dieſes Künſtlers, das an ſich ein tadelloſes, harmoniſches Kunſtwerk war.

François Rude erblickte das Licht der Welt am 4. Januar 1784 zu Dijon in Burgund, und er war ein ächter Burgunder. Im Ausland, wenn man von Frankreich ſpricht, hat man immer Paris und die Zentraliſation im Auge und mit einem gewiſſen Rechte, denn Paris iſt die Quinteſſenz Frankreichs, da ſeine Einwohner, von denen die Statiſtik behauptet, daß ſie nicht die vierte Generation erreichen, ſich ununterbrochen aus der Provinz rekrutiren. Aber die verſchiedenen Volksſtämme haben trotz der Einheit Frankreichs, von der ſo viel geſprochen wird, trotz der gewaltigen Zentraliſation ihre Eigenthümlichkeiten, ihre verſchiedenen Charaktere bewahrt bis auf dieſen Tag. Man konnte die Namen und alten Gränzen der Provinzen aufheben, man konnte den angeborenen Geiſt, die angeborenen Familien-Eigenthümlichkeiten, Familien-Tugenden und Fehler nicht abſchaffen. Der Kenner der Provinzen weiß, wie gewaltig noch heute der Unterſchied zwiſchen Franzoſen und Franzoſen. Wir wollen nur die Hauptſtämme mit ihren hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten erwähnen. Der Bretone von alter, ungemiſchter Race, an der entfernteſten Gränze des Reiches wohnend, hat ſich mit dem eigentlichen Frankreich und mit ſeiner Zeit niemals Eins gefühlt. Er liebt es, ſich zu vertiefen, und lebt entweder in der Zukunft oder in der Vergangenheit; träumend von dieſer oder jene myſtiſch oder auch rationaliſtiſch aufbauend. Abailard, Carteſius (ein Bretone, obwohl durch Zufall in der Touraine geboren), Chateaubriand, Lamennais, Renan, Brizeux und andere größere und kleinere Landsleute ſowie der ſpekulative und myſtiſche Geiſt der Bretagne überhaupt ſprechen dafür. Wie ganz anders ſchon ſind die benachbarten Einwohner der Touraine, des Blaiſois, des Orleannais, überhaupt die Söhne des mittleren Frankreichs geartet! Sie ſind die wahren Franzoſen, wie man ſie ſich allgemein im Auslande vorſtellt, wie ſie zumeiſt in der Geſchichte als leichtſinniges Volk, als Muſketäre, als geiſtreiche Spötter auftreten. Dieſe ſtehen immer und ganz in ihrer Zeit, ob ſie ſie nun angreifen oder ſie nur beſpötteln, wie Rabelais, Courier, Balzac ꝛc. Der Südländer der Gascogne, Languedocs, der Provence gehört nicht ſowohl ſeiner Zeit als vielmehr dem Augenblicke an. Er läßt ſich hinreißen, er iſt voll Feuer und Pathos, ein begeiſterter Apoſtel und Kämpfer für alle Beſchlüſſe, die er ſelber faßt oder die Andere für ihn faſſen. Aber er gibt ſich ſchnell auf und erſchöpft ſich im Pathos, und die Saaten, die er geſäet hat, pflegt der Nordländer und trägt ſie heim. Darauf verſteht ſich vorzugsweiſe der kluge, ausdauernde, kühle Normann mit ſeinen Nachbaren, den Pikarden u. A. Er bemächtigt ſich des genialen Gedankens des Südländers und führt ihn praktiſch aus; am Feuer der ſüdlichen Begeiſterung kocht er gemächlich ſeine Suppe. So beherrſcht er den Süden. Zwiſchen dem Nord- und Südländer ſteht der Burgunder, wohl der begabteſte und tüchtigſte Stamm Frankreichs, der die Eigenſchaften der beiden Nachbaren in ſich vereinigt. Er denkt und handelt; er faßt den Gedanken und führt ihn ſelber aus und genießt ſelber die Früchte. Das hat er ſeit den älteſten Zeiten in einer unendlichen Reihe der verſchiedenſten Männer bewieſen, von Bernhard v. Clairvaux und früher angefangen über Buffon herab bis auf Monge und Franz Rude.

Dieſer war ein ächteſter Sohn ſeines Stammes, denn er kam aus den unterſten ungemiſchten Klaſſen des Volkes. Sein Vater, ein Schmied, war ſtolz auf ſeinen Stand wie auf ſein Handwerk und auf die Wohlthat, die er Frankreich durch Einführung der ſogenannten „preußiſchen Kamine“ glaubte erwieſen zu haben. Er hatte dieſe Kamine auf ſeiner Wanderſchaft durch Süddeutſchland kennen gelernt und pries ſie dem franzöſiſchen Bedürfniß an. Bald wurden ſie in Dijon populär, und ihre Verfertigung nährte ihn reichlich. Kein Wunder, daß er dieſen Nahrungszweig und die Ehre, die er mit ſich brachte, auf ſeinen Sohn zu vererben und ſeinen Namen auf ewig mit dem der preußiſchen Kamine zu verſchmelzen wünſchte. Aber der kleine François Rude hatte, bevor er den Schmiedehammer in die Hand nahm, noch eine andere Schule durchzumachen.

Sein Knabenalter fiel in die heißeſte Zeit der Revolution, in jene Zeit, da man einander mit römiſchen Namen anrief und ſo ſchnell als möglich, etwas treibhausmäßig, republikaniſche Bürger großzuziehen ſuchte. Recht franzöſiſch fing man damit an, daß man ſchon acht- bis zehnjährige Knaben in die Uniform ſteckte und aus ihnen Regimenter bildete, welche einen Theil der Nationalgarde ausmachten. Dieſe Regimenter exerzirten und machten alle Feſtlichkeiten der wirklichen Nationalgarde mit. Des Morgens erſchienen ſie auf dem Paradeplatz, des Abends führten ſie auf der Bühne, vor dem ganzen Publikum, um die Büſte Marats und Robespierre's militäriſche Evolutionen auf und ſangen ſie mit ihren unſchuldigen Stimmen unter enthuſiaſtiſchem Applaus das Lied Rouget de Liſle's. Am Sonntag marſchirten ſie in die Kirche, wo ihnen ein Stadtrath eine Rede über die Tugenden und Pflichten des Bürgers hielt. Alles Das war geeignet, Affen oder Komödianten zu bilden; aber tiefere Gemüther erfaſſen überall das Ernſtere, und daſſelbe Schauſpiel, das den Einen zum Gecken macht, iſt geeignet, in dem Andern heldenmüthige und männliche Gefühle zu wecken. Das Letztere war bei F. Rude der Fall, der im Regiment Royal Bonbon diente und der ſich noch im ſpätern Alter mit Rührung des kindiſchen Spieles und mit Ehrfurcht der Gefühle erinnerte, welche bei den erwachenden Worten des Bürgers Stadtrathes in ihm Wurzel faßten. Vielleicht, daß eben in jener kindlichen Zeit ſich in ihm die Grundſätze befeſtigten, auf denen Rude ſein Leben lang feſt und glänzend beſtand, wie eine Statue auf ihrem Piedeſtal. Wenigſtens zeigte er ſchon damals einen Muth, eine Charakterfeſtigkeit, die des [illegible] [illegible] würdig geweſen. Als nämlich nach dem neunten Thermidor und dem Sturze der Bergpartei ein Theil der Nationalgarde und mit ihr das Regiment Royal Bourbon aufgelöſt wurde und die Waffen abliefern mußte, weigerte ſich der kleine Rude, ſein einziges Recht des Waffentragens aufzugeben. Trotz dem Beiſpiele, das ihm große und kleine Bürger gegeben, trotz allen Drohungen behielt er ſeine Waffen und wußte er ſie ſo gut zu verbergen, daß er unter allen ausgeſchiedenen Nationalgardiſten Dijons der Einzige war, der im Beſitze derſelben verblieb. Was ſollte man mit ihm anfangen? Konnte man den zehnjährigen Bürger guillotiniren, unter einem Regierungswechſel, der eben gegen die Guillotine gerichtet war? —

Kurze Zeit nach Auflöſung des Regimentes Royal Bourbon, ſobald Rude den Blaſebalg zu bewegen und einen Hammer zu ſchwingen im Stande war, trat er in die Werkſtatt ſeines Vaters und begann ſeine Laufbahn, wie Quintin Meſſis, Peter Viſcher, Caſſo Ferrato, als Zyklop. Sechs volle Jahre verbrachte er ſo als Lehrling und Geſelle ſeines Vaters, bis ihm ſein Künſtlerberuf durch einen Zufall enthüllt wurde. Ein rothglühendes Eiſen war ihm auf den Fuß gefallen und machte ihn während mehrerer Wochen zur Arbeit unfähig. Als Rekonvaleszent an den Krücken durch die Gaſſen ſchleichend, kam er an der neuerlich durch Herrn Devosges gegründeten Zeichenſchule vorüber, wo eben die öffentliche Preisvertheilung ſtattfand. Rude trat ein. Beim Anblick der ausgeſtellten Zeichnungen war es ihm, als ob er auch Dergleichen zu ſchaffen im Stande wäre, und ein unwiderſtehlicher Drang, ſo zu thun, wie die preisgekrönten Schüler gethan hatten, bemächtigte ſich ſeiner. Er hinkte nach Hauſe und flehte ſeinen Vater an, ihm den Beſuch der Zeichenſchule zu geſtatten. Nach langem Bitten wurde es ihm gewährt, täglich des Abends nach Schluß der Werkſtätte die Schule auf zwei Stunden beſuchen zu dürfen, aber auch nur unter der Bedingung, daß er niemals Künſtler werde, daß er ſeine Tage mit dem Vater arbeiten und die in der Zeichenſchule gewonnenen Kenntniſſe nur zur Ausbildung und zum Schmuck des Handwerks verwenden ſolle. Daß Rude Talent gehabt, beweiſt ein eiſerner Balken zu Dijon, dem man es anſieht, daß ihn ein kunſtbegabter Schmied geſchmiedet.

Schon nach einjährigem Beſuche der Schule trug Rude drei Preiſe heim: den erſten Preis in der Ornamentzeichnung in Geſtalt einer goldenen Medaille; den zweiten in Geſtalt einer ſilbernen für ſeine Zeichnungen nach lebendem Modell, und endlich ein Acceſſit für eine nach der Natur in Thon gemodelte Figur. Den Mangel an Zeit erſetzte der arme Schmiedgeſelle, der den ganzen Tag den Hammer ſchwingen mußte, durch angeborenes Talent, durch Begeiſterung für ſeine Kunſt und durch jenes große Mittel, das er allen Künſtlern als das wirkſamſte, als das am Sicherſten zum Ziel führende empfiehlt: durch ausdauernden, hartnäckigen Fleiß. Devosges, der Director der Schule, der von Anfang an die große künſtleriſche und moraliſche Begabung ſeines Schülers erkannt hatte, ſtand ihm mit ſeinen einſichtsvollen und geſunden Rathſchlägen treu zur Seite. Bald wurde der Lehrer der begeiſterte Freund ſeines Schülers, in dem er das verwirklichte Ideal Deſſen ſah, was er dereinſt aus ſich ſelbſt hatte machen wollen. Es wurde das eine Freundſchaft, die ſich in aller Zukunft auch keinen Augenblick verleugnete. Sie fing damit an, daß Devosges ſeinem vielverſprechenden Schüler Papier und Bleiſtift lieferte, die ſich dieſer aus eigenen Mitteln nicht anzuſchaffen vermochte.

Die vielfachen Zeichnungen und Kopien nach Antiken und nach den größten Meiſtern der neuen Zeit, die Rude in der Akademie zu Geſichte bekam, machten ihn auf die Verſchiedenheit der Auffaſſung und Ausführung, auf die Verſchiedenheit der einzelnen Künſtler und ihrer Werke und endlich auf die Verſchiedenheit der Zeiten, in denen dieſe Kunſtwerke entſtanden, dieſe Künſtler gelebt, aufzuweiſen. Der denkende Jüngling konnte ſich mit dieſer äußerlichen Beobachtung nicht begnügen; er mußte dieſe Erſcheinung ergründen, und welch ein Feld des Studiums eröffnete ſich ihm damit! Mußte er nicht die Völker kennen lernen, die ſolcher Werke fähig waren? mußte er nicht einen Blick in ihre Entwickelungsgeſchichte werfen? und was hat ſie begeiſtert? und wer ſind ihre Helden und Götter? und welche Mittel wandte man zu allen Zeiten an, ſie darzuſtellen? Wo ſind die alten Ueberlieferungen aufzufinden, die uns ſagen, wie Ideal und Wahrheit in Eins verſchmolzen? Geſchichte, Mythologie, Poeſie, Geometrie, Anatomie und wie viel Anderes war noch zu ſtudiren, um all dieſe Fragen zu beantworten. Und ſo lag zwiſchen den Stunden am Studiertiſche in der Dachſtube und zwiſchen den Stunden am Ambos oft nur ein ganz kurzes Stündchen Schlaf. Wieder war es der edle Devosge, der zu dieſen nächtlichen Studien die Bücher und ſelbſt die Kerzen lieferte. Damals legte Rude den Grund zu den tiefen und ausgezeichneten Kenntniſſen, die ihn ſein Lebenlang unter ſeinen Kollegen in der Kunſt zu einer auch in dieſer Beziehung hervorragenden Erſcheinung machten.

Dieſe Studien dauerten mehrere Jahre. In der Schule glänzte er bereits als Künſtler; im Umgang mit den Gebildetſten ſeiner Vaterſtadt als ein an Wiſſen ſehr reicher Geiſt. So trat die Disharmonie zwiſchen ſeiner Bildung, zwiſchen den Hoffnungen, die man von ihm hegte, und ſeiner täglichen Beſchäftigung immer greller hervor. Die Beſten der Stadt beſtürmten den Vater, doch den ſo hochbegabten Sohn die Laufbahn, für die er offenbar geboren war, ganz und ungehindert betreten zu laſſen. Lange umſonſt. Endlich gab der Vater nach, und Rude ſollte den Schmiedehammer wegwerfen, um den Meißel zu ergreifen. Da wurde der Vater durch eine Lähmung aufs Krankenbett geworfen, und die Ernährung der Familie fiel dem jungen Künſtler als unabweisbare Pflicht anheim. Als Schmied war er noch nicht ſo weit, um das Geſchäft des Vaters ſelbſtändig fortlegen zu können, und als Schüler? — er war noch ein Schüler, ohne Namen, ohne Geld und in einer Provinzſtadt! Mit der ihm eigenen Charakterſtärke entſchloß er ſich ſchnell, und wir ſehen ihn plötzlich als Gehülfen eines Zimmermalers, wie er Farben reibt, Schnörkel an Wand und Schränke malt und Fenſter und Thüren anſtreicht.

Aber Freund Devosge wird ſeinen Schüler und eine große Zukunft nicht ſo zu Grunde gehen laſſen. Während Rude Fenſter und Thüren anſtreicht, eilt er von Haus zu Haus, ob er ihm nicht eine ſeines Talents würdigere Beſchäftigung ſchaffen könne. Dem unermüdlichen Freundeseifer gelingt das Unwahrſcheinliche. In der guten Stadt Dijon wird es plötzlich Mode, nicht mehr, wie es alter Brauch geweſen, Familiengemälde aufzuhängen, ſondern Familienbüſten aufzuſtellen, und Rude holt wieder den Thon, ja ſelbſt den Marmor und verſieht die Familien mit Laren und Penaten. Mehrere ſeiner Büſten machen Aufſehen. Herr Devosge — immer der gute Herr Devosge — hilft mit dem Rath, ihn dem kunſtverſtändigen Herrn Frémiet, einem höheren Steuerbeamten, vorzuſtellen, für den er eine Büſte ſeines Schwiegervaters ausführen ſoll. So kommt Rude mit einer Familie in Berührung, die ihm eben ſo theuer wird wie Devosge und die auf ſein ganzes Leben den entſcheidendſten Einfluß ausübt. Rude wird bald ſo intim in der Familie, daß er ſich leicht bewegen läßt, eine Stube im Hauſe anzunehmen, in der er ſeine Arbeit mit größerer Bequemlichkeit ausführen kann. Man lernt ſich immer näher kennen, immer inniger lieben, und Rude iſt ein Sohn des Hauſes. Es vergeht eine ſchöne und glückliche Zeit. Rude gewinnt genug, um ſeine Familie zu ernähren; er hat ein Atelier, er wird als Künſtler betrachtet, er ſtudirt, er arbeitet, er hat theuere und treue Freunde. Das Kriegsjahr 1805 droht, ihn ſeinem Glücke zu entreißen; denn Napoleon rafft Alles zuſammen, was Frankreich an junger Kraft beſitzt. Rude hat einundzwanzig Jahre und kann ſich nicht länger der Konſkription entziehen. Aber der gedankenloſe Zufall, der ihm eine böſe Nummer ziehen läßt, wurde durch die Freundschaft unauflöslich gemacht, indem Herr Fremiet von seinem bescheidenen Vermögen soviel hergab, als nöthig war, um einen Stellvertreter zu bezahlen. Es vergingen dann noch zwei glückliche und fleißige Jahre.

Endlich im Jahre 1807 entriß er sich dem liebenswürdigen Umgange und wanderte, dem eigenen Drange und dem Rathe der Freunde folgend, nach Paris, um die Welt zu sehen und in die Schule größerer Meister zu treten. Mit einer Gypsstatue, die einen Theseus vorstellte, und mit einem Empfehlungsschreiben von Devosges bewaffnet, stellt er sich dem berühmten Denon vor. Dieser nimmt die Theseusstatue für die Kopie einer Antike, und über diesen Irrthum mehr erfreut als beschämt, macht er sich zum Beschützer des jungen Künstlers, dem er den Eintritt in das Atelier des Gaulle verschafft, wo eben an der Vendômesäule gearbeitet wurde. Ein Theil der Basreliefs am Piedestal wurde nach einigen Probearbeiten selbst dem Neuangekommenen übergeben. Zur selben Zeit öffnete ihm der Bildhauer Cartellier sein Atelier.

Wenige Monate darauf nahm er an dem Konkurs der Akademie Theil und gewann einen Preis, der ihm die Pforten dieser pedantischen Schule öffnete. Mit dem Eintritt in dieselbe begann für Rude eine Zeit, die er sein Leben lang als eine verlorene betrachtete. Der offizielle, pedantische Unterricht, der dem Schüler ein lebloses, aller Natur und Wahrheit widersprechendes Ideal hinstellte, brachte ihn um alle Früchte, die er durch anhaltendes Studium nach der Natur, nur seinem gesunden Sinne und den guten Rathschlägen des Herrn Devosges folgend, mit Mühe und Ausdauer errungen hatte. Eben so großer Mühe und Ausdauer bedurfte er später, wie er oft versichert hat, um sich wieder von den todten und starren Regeln zu befreien und zu den ersten unbeirrten Anschauungen der Jugend zurückkehren zu können. Er hatte wohl eine Ahnung, daß er sich auf schlechten Wegen befand, und der Zwiespalt, der zwischen dem Schüler, der auf die Worte des Meisters schwören muß, und der frischen, gesunden, unabhängigen Künstlernatur entstand, machte ihn um so unglücklicher, als er zu gleicher Zeit ſehr harte Kämpfe mit dem äußeren Leben zu beſtehen hatte. Dieſe Kämpfe, in denen Hunger, Elend, Entbehrung jeder Art die Hauptrollen ſpielen, ſind in Künſtlerbiographien ſchon ſo oft geſchildert worden, daß wir uns dabei nicht länger aufhalten wollen. Wir wollen nur erwähnen, daß dieſer ſchreckliche, für Körper, Geiſt und Charakter oft ſo ſehr gefährliche Kampf bei Rude an fünf Jahre gedauert, daß er ihn nicht nur nicht gebrochen, ſondern im Gegentheil geläutert und geſtählt hat für das ganze künftige Leben. Arbeit und Entſagung bauten ihm Brücken über die Abgründe, in die ſo Viele verſinken, um nie wieder aufzutauchen. Im Jahre 1812 ſteht Rude, der hungernde Zeichenlehrer im abgeſchabten Rocke, als ein Mann da, der ſein edles Ziel jenſeits der Abgründe nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren, der dem ſchlechten Geſchmack oder irgend einem äußerlichen Bedürfniß nicht das geringſte Zugeſtändniß gemacht, der ſeine Unabhängigkeit und ſeinen ganzen Stolz bewahrt hat und dem endlich eine gewichtige und dießmal fruchtreiche Lorbeerkrone aufs Haupt gelegt wird. Er erhielt den großen römiſchen Preis, jenen Preis, der dem Gekrönten eine Reiſe nach Rom und mehrjährigen Aufenthalt in der ewigen Stadt ſichert, Muße zur Ausführung eines großen Werkes gewährt und der Anfang einer ruhmvollen Laufbahn werden kann.

In Folge der Preiskrönung erhielt Rude ſofort mehrere bedeutende Arbeiten, u. A. ſollte er die Basreliefs für den Obelisken ausführen, welchen der Kaiſer der „großen Armee“ zu Ehren in der Nähe des Pont-Neuf errichten wollte. Die Begebenheiten verhinderten deſſen Ausführung. Rude verlor mit dieſer Arbeit, die ihn außerdem von der römiſchen Reiſe abhielt, nahe an zwei Jahre. Erſt im Jahre 1814 machte er ſich auf, um vor Allem ſeine Freunde in Dijon zu beſuchen und dann dem gelobten Lande der Kunſt zuzueilen. Er befand ſich eben in ſeiner Vaterſtadt, als ganz Frankreich in ungeheure Aufregung gerieth, denn Napoleon war von Elba zurückgekehrt. Alles, was frei dachte, was das Vaterland liebte, was die fremde Einmiſchung verabſcheute, kurz alle nationalen Parteien ſtanden damals auf Seiten des Kaiſers, um die Trikolore geſchaart, gegen die Lilien. Doch erzählen wir die muthige Rolle, die Rude um dieſe Zeit zu ſpielen beſtimmt war, mit den Worten eines vertrauten Freundes, deſſen Aufzeichnungen, für Freunde abgefaßt, vor uns liegen. Dieſer erzählt:

„Im Monat März 1815 befand ſich die Herzogin von Angoulême zu Lons-le-Saulnier; Marſchall Ney war ihr mit einer Diviſion von 18,000 Mann dahin gefolgt, um den Eifer der Royaliſten in der Provinz zu ſchüren, dem Kaiſer entgegen zu marſchiren und ihn in ſeinem Vordringen aufzuhalten.

„Der Kaiſer kam über Lyon und Chalons. Man wußte bald, daß die Regimenter Ney's über Auxonne auf Dijon losrückten. Die Dijoner Royaliſten, auf die Armee zählend, hatten alle weiße Kokarden aufgeſteckt und die Lilienfahne aufgepflanzt.

„Rude verſuchte es mehrere Male, ſich die Schlüſſel zum Thurme „Logis-du-Roi“ zu verſchaffen, um die ungeheure weiße Windfahne an ſeiner Spitze mit den drei Farben zu bemalen. Der Thürhüter Troin, obwohl nicht ins Vertrauen gezogen, verweigerte ſie ihm ſtandhaft.

„Bei der Nachricht, daß das erſte Regiment ſich ſchon der Stadt nähere, hatte Herr Fremiet, der bei der Bonapartiſtiſchen Partei in großem Anſehen ſtand, die Abſicht, die entſchloſſenſten und thätigſten Geſinnungsgenoſſen zu verſammeln, ſich mit ihnen in die Berge zu werfen und ſich dem Kaiſer anzuſchließen. Rude übernahm es, ſie in einem gewiſſen Kaffeehauſe, unterhalb der Wohnung des Herrn Devosges, zu verſammeln. Die Zeit drängte; die Stadt, angefüllt mit Soldaten, die weiße Kokarden trugen, hatte ein bedrohliches Ausſehen. Wie ſollte man die Bonapartiſten über das Vorhaben belehren?

„Nach vielem Hin- und Hergehen tritt Rude in das Kaffeehaus; es war leer. Aber in einer Stube jenſeits des Hofes findet er fünf Patrioten, die dreifarbige Kokarden tragen .... In dieſem Augenblicke hört man die Trompete; es war die Avantgarde, die durch die Gaſſe Chabot-Charny einzog. Die ſechs Männer, entſchloſſen trotz ihrer kleinen Zahl, treten heraus und ſtellen ſich vor dem Brettergerüſte des Theaters, an dem eben gebaut wurde, in Schlachtordnung auf. — Ein Huſarenregiment, mit langen Bärten und in Kalpaks, Schwert in der Fauſt und die weiße Kokarde auf dem Kopfe, rückt geraden Weges auf ſie los.

„Vive l'Empereur! ruft die kleine Schaar. Wenn Rude dieſe Epiſode erzählte, pflegte er zu ſagen: ‚Die Soldaten brauchten nur ihre Degen zu ſenken, um uns an die Bretter zu nageln.‘ Aber das erſte Peloton betrachtet die kleine Schaar, betrachtet die trikoloren Fahnen und Kokarden dieſer ſechs Männer, macht ſeine Schwenkung und marſchirt ruhig in die andere Gaſſe. Darauf rückt das zweite Peloton heran.

„Vive l'Empereur! ruft die kleine Schaar zum zweiten Male und mit mehr Kraft. Die Soldaten ſehen ſie an, zaudern, und wie ‚Schwenkt‘ kommandirt wird, erwidern ſie mit dem allgemeinen Ruf: Vive l'Empereur! Die Erſten, welche ſchweigend vorbeigezogen waren, wiederholen nun dieſen Zuruf, welcher ſich mit der Schnelligkeit einer Exploſion die ganze Linie des Regimentes entlang fortpflanzt.

„Damals und in dieſem Momente geſchah es, daß ſich die Diviſion des Marſchalls Ney an die Imperialiſten anſchloß .....

„Der Marſchall, der im Hotel de la Cloche wohnte, ſah ſeine Truppen von ſeinem Balkon aus defiliren und empfing ihre enthuſiaſtiſchen Zurufe ſelber mit Enthuſiasmus.“

Wir erzählen dieſe Epiſode aus dem Leben Rude's des hiſtoriſchen Intereſſes wegen, nicht um ein Zeugniß für ſeinen Muth abzulegen. Denn klein iſt dieſer Muth, ſich Bajonetten und dem Schafotte entgegenzuſtellen, neben dem Muthe, den er bald nach jenem hiſtoriſchen Ereigniſſe im Kreiſe ſeiner kleinen Privatwelt zu zeigen hatte, neben dem höheren Muthe, einer ungewiſſen Zukunft, allem Elende des Exiles und der gezwungenen Arbeit entſchloſſen entgegen zu gehen, eine glänzende und ſorgenloſe Laufbahn aufzugeben, um einer Pflicht des Herzens freiwillig zu genügen.

Das Reich Napoleons war faul wie ſein Herrſcher und dauerte nicht hundert Tage. Das Bourboniſche Regiment machte ſich zu allen jenen Maßregeln der Rache und der Verfolgung bereit, die man unter dem Namen des „weißen Schreckens" zuſammenfaßt. Kein Patriot war ſeines Lebens ſicher; wer nicht von den ſervilen Gerichten verurtheilt wurde, war in der Gaſſe und im eignen Hauſe von der Rache fanatiſirter Horden bedroht. Rude, zu jener Zeit noch ganz unbekannt, blieb unverfolgt; Niemand achtete der Rolle, die er während der hundert Tage beim Einzuge des Marſchalls Ney zu Dijon und ſpäter als Freund des Herrn Fremiet und als patriotiſcher Propagandiſt geſpielt hatte. Auch hatte er Paß und Reiſegeld in der Taſche, um offiziell nach Rom abgehen zu können. Aber Fremiet, ein Notable Dijons, hatte an der Spitze der Burgunder Patrioten geſtanden; auf ihn richteten ſich unmittelbar nach der Schlacht von Waterloo die Blicke der wüthenden Royaliſten, und gleich nach dem Falle von Paris ſollte er verhaftet werden. Gewarnt, entſchloß er ſich, die Flucht zu ergreifen. Bewaffnet ging der junge Rude neben ihm einher, durch die Nacht und auf abgelegenen Wegen von Dorf zu Dorf ſchleichend. Oft waren der Flüchtling und ſein Beſchützer in Gefahr, verrathen zu werden, denn überall lauerten die Royaliſten. Rude hatte jeden Tag, während der ganzen Wanderung, Gelegenheit, bald ſeinen Muth, bald ſeine Verſchlagenheit zur Rettung ſeines Freundes zu beweiſen. Durch hundert Abenteuer gelangten ſie endlich an eine Station, wo gute Päſſe für Fremiet bereit lagen und von wo aus er ſicher über die belgiſche Gränze gelangen konnte. Auf dieſer gefährlichen und abenteuerlichen Wanderung trafen die beiden Flüchtlinge mit dem ebenfalls flüchtigen Louis David, dem berühmten Maler, zuſammen. Herr Fremiet war in Sicherheit. Aber Rude glaubte ſeine Aufgabe noch nicht erfüllt. Er kehrte nach Dijon, wo ihm indeſſen die Angeberei Schlingen gelegt hatte, zurück, ordnete die Angelegenheiten Fremiets und reiſte endlich mit deſſen Frau, beiden Töchtern, einer Schweſter und einer fünfundachtzigjährigen

Mutter dem Familienhaupte nach Brüſſel nach. Herr Fremiet hielt ſich für Alles, was er einſt für den jungen Künſtler gethan, durch Monate lange Gefahren, Mühen und Trangſale reichlich bezahlt und drang nun in Rude, ſeine Reiſe nach Italien anzutreten und die durch die politiſchen Ereigniſſe unterbrochene, ſo ſehr hoffnungsvolle Laufbahn wieder aufzunehmen. Aber davon wollte Rude nichts hören. Ade, erſehntes Italien! Ade, Ruhm und Reichthum! Ade, Vaterland! Rude macht ſich zum Exilirten und bleibt in Brüſſel, um für ſeine Freunde, die durch die Verbannung aller Mittel beraubt waren, zu arbeiten und zu ſorgen.

Ach! welche Kämpfe jetzt begannen! Kämpfe mit der täglich ſich neu gebärenden Noth, Kämpfe mit der Sprödigkeit der Kunſt, die nur dem ausdauerndſten Liebhaber ihre Gunſt gewährt, und endlich jene unerquicklichſten Kämpfe mit der kleinlichen Eiferſüchtelei, mit dem Künſtlerneid, mit dem Kirchthurmpatriotismus. Brüſſel beſaß damals zwei ſehr mittelmäßige Bildhauer, Godecharles und Van Geel, welche für große Künſtler galten und von einer Schaar von Trabanten umgeben waren. Dieſe thaten alles Mögliche, um den Fremden, in dem ſie bald einen gefährlichen Nebenbuhler erkannten, zu unterdrücken, und da er doch nach und nach bekannt zu werden anfing, haſchten ſie ihm alle Beſtellungen vor dem Munde weg, um ihn auszuhungern und zum Rückzuge zu zwingen. Der Architekt Vanderſtraeten war klüger. Er ſuchte Rude nicht zu unterdrücken, ſondern auszubeuten, nicht auszuhungern, ſondern kümmerlich zu ernähren, um ihn in ſeiner Abhängigkeit zu erhalten und ſo lange als möglich zu benutzen. Vanderſtraeten hatte im Auftrage der neuen holländiſchen Regierung mehrere öffentliche Gebäude und im Auftrage der belgiſchen Stände den Palaſt von Trevueren für den holländiſchen Erbprinzen aufzuführen. Rude, deſſen großes Talent er zu ſchätzen wußte, half ihm ſowohl bei Entwerfung der Pläne, als bei der Ausſchmückung der vollendeten Gebäude mit allerlei Ornamenten, Basreliefs und Statuen. Der Architekt machte ihm große, eines großen Künſtlers würdige Verſprechungen und bezahlte ihn wie einen gemeinen Arbeiter. Die Regierung, die ihre Paläſte mit ſo prächtigen Kunſtwerken bevölkert ſah, wurde wohl auf Rude aufmerkſam, aber ſie hielt es nicht für gut, einen Verbannten zu unterſtützen, und erachtete es für klüger, die von der Zivilliſte zur Unterſtützung der Künſte ausgeſetzte Summe in dem neu gewonnenen Lande zu ihrer Populariſirung zu benutzen und ſie nur den einheimiſchen Künſtlern zuſließen zu laſſen.

Indeſſen aber wuchs doch der Name Rude's; die uneigennützige Jugend erkannte den Unterſchied zwiſchen ihm und den einheimiſchen Größen, und die Schüler drängten ſich in Menge zu ihm. Er eröffnete ein Atelier in einer alten verfallenen Kapelle, und in dieſer Kapelle bildete der von Belgien ſo ſehr vernachläſſigte und verfolgte Meiſter viele jener Künſtler, die ſpäter dem Lande Ruhm gaben und es als eines der Heimatländer der Künſte erſcheinen laſſen. Das Atelier ſchaffte Rude viele Freunde, viele begeiſterte Schüler, viele innere Befriedigung; ſeine materielle Exiſtenz verbeſſerte es nicht, denn es war gegen ſeine Grundſätze, ſich von ſeinen Schülern bezahlen zu laſſen. Sein Unterricht war eine freie Gabe, die er gern austheilte, wie ein Apoſtel ſeine Lehren. Nur die Modelle mußten die Schüler bezahlen.

Eine Helferin erſtand dem ringenden Künſtler in Fräulein Sophie Fremiet, die ſchon früher in Dijon eine der beſten Schülerinnen Devosges' geweſen und die jetzt der ebenfalls verbannte David zu einer Künſtlerin ausbildete, zu einer ſolchen Künſtlerin, daß er ohne Anſtand manches ihrer Bilder mit ſeinem Namen unterzeichnete. Dieſe trug nun mit einen Theil der Laſt, die ſich der edle Rude urſprünglich allein auferlegt hatte. Auch Herr Fremiet hatte eine kleine Anſtellung gefunden und ſchrieb außerdem Abhandlungen über Kunſt, die zu jener Zeit ſtark geleſen wurden.

So kam nach Stürmen einige Ruhe in dieſes vielbewegte Künſtlerleben, und in dieſer Ruhe bildete ſich bald ein ſtilles, idylliſches Glück. Im Jahre 1821 heirathete Rude die Tochter ſeines Wohlthäters, Sophie Fremiet, und erreichte damit das höchſte Ziel irdiſchen Glückes, das er ſeit Jahren geträumt hatte.

Sophie Fremiet gab ihm ſein Leben lang ſo viel Glück, als ein edles, anmuthiges, hochbegabtes Weib geben kann. Seine Häuslichkeit war voll ſtiller Zufriedenheit; in ihrem Schooße verfloſſen jene reichen Abende, von denen man noch heute in Brüſſel zu erzählen weiß, jene Abende, wo Rude und David mit Freunden und Schülern über Kunſt ſprachen, oder wo bei erquickender Muſik von der Arbeit des Tages ausgeruht wurde. Der Tag verſtrich im Atelier, in der Mitte von Schülern, die begeiſterte Freunde waren und die Arbeit des Meiſters oft mit ihrem Geſange oder mit Muſik begleiteten. Selbſt in den härteſten Zeiten hatte Rude die ihm eigene Heiterkeit, Güte und Milde des Gemüthes nicht verloren; im Glücke traten alle dieſe Eigenſchaften zugleich mit einer erhöhten Produktivität noch glänzender hervor.

So vergingen wieder Jahre. Rude hatte wieder ganze Paläſte mit ſeinen Werken geſchmückt, ohne dadurch an Ruhm oder Gold reicher zu werden. Zufällig kam ein alter Freund, der Bildhauer Roman, durch Belgien. Er ſah die Werke Rude's und war erſtaunt, dieſen nach ſolchen Schöpfungen in ſo ſehr beſcheidenen Verhältniſſen zu finden, und noch mehr erſtaunt war er, daß ſein Name noch ganz und gar nicht über die Gränze ins Vaterland des Künſtlers gedrungen war. Er redete ihm zu, nach Paris zu überſiedeln, und Rude war um ſo leichter zu bewegen, als ihn ſowohl wie ſeine Frau die Sehnſucht nach der Heimat zurückzog. So machte er ſich denn im Jahre 1827 mit ſeinem Weibe und dem neugeborenen Sohne auf, um die Gränze des lang entbehrten Vaterlands zu überſchreiten und als ganz unbekannter Mann in ſeinem dreiundvierzigſten Jahre eine neue Laufbahn anzutreten.

Aber es ſcheint, daß die Rückkehr ins Vaterland für ihn ſo viel wie eine Auferſtehung bedeutete.

Der Rieſe hat die Mutter berührt,
Und es wachſen ihm neu die Kräfte.

Alles, was er in Belgien geleiſtet, ſteht tief unter den Arbeiten, die er auf franzöſiſchem Boden ausführte. Während ſeiner ganzen belgiſchen Zeit mußte er ſich den Anforderungen Anderer unterordnen und hatte er mit ſich ſelbſt zu kämpfen, um die ſchlechten Gewohnheiten, die ihm die Akademie eingeimpft, wieder los zu werden. Seine erſten Arbeiten in Frankreich zeigen ihn von der Schule emanzipirt, in ſeiner ganzen, ihm ganz allein eigenthümlichen, von allem Angelernten befreiten und gereinigten Urkraft. Es manifeſtirt ſich der größte und eigenthümlichſte Bildhauer des modernen Frankreichs.

Bei ſeinem Eintritt in Frankreich war jeder Schüler der Akademie oder eines Ateliers bekannter als der dreiundvierzigjährige Rude; aber ſein alter Lehrer Cartelier erinnerte ſich ſein mit Liebe, und er war es, der ihm die erſte Beſtellung, eine Madonna für die Kirche St. Gervais, verſchaffte. Dieſe und einen Merkur, der ſich die Sohlen unterbindet, zeigte er, in Gips gegoſſen, in der nächſten Kunſtausſtellung dem Publikum. Aber Niemand kümmerte ſich um die Gipsarbeiten des Unbekannten; und doch war es dieſer Merkur, der beſtimmt war, eines Tages im Louvre unter den Meiſterwerken aller Zeiten aufgeſtellt zu werden. Charakteriſtiſch für Rude iſt es, daß zu ſeinen erſten Arbeiten eine Büſte Devosges', ſeines alten Lehrers und Freundes, gehörte, die er für ſeine Vaterſtadt ausführte. Devosges, der Edle, war indeſſen heimgegangen, und Rude arbeitete mit Pietät am Monumente des Freundes, deſſen Züge ſeinem Herzen unverlöſchlich eingegraben waren. Zu gleicher Zeit arbeitete er auf Beſtellung des Muſeums der Marine an einer Büſte Lapeyrouſe's, des großen Seefahrers, und dieſe Beſtellung war für ſeinen Ruhm entſcheidend. Nicht die Büſte ſelbſt war es, die dieſe Entſcheidung herbeiführte; es war ein Stück Marmor, das von dem zur Büſte beſtimmten Blocke übrig blieb. Schon lange hatte ſich Rude geſehnt, eine ſelbſtändige Kompoſition in Marmor ausführen zu können, denn in Marmor, meinte er, werde er am Beſten zeigen, was er zu leiſten im Stande ſei. Aber es fehlte ihm an Geld, um einen Marmorblock zu bezahlen, und ſo begnügte er ſich mit dem kleinen Abfall jener Büſte, um ein

Meiſterſtück zu ſchaffen, das, als es endlich im Jahre 1833 ausgeſtellt wurde, die ganze Künſtlerwelt in Aufruhr brachte und Rude mit einem Male an die Seite der gefeiertſten Bildhauer ſtellte. Wir meinen den „Fiſcherknaben, der mit einer Schildkröte ſpielt,“ jene reizende Schöpfung, die man heute im Louvre ſehen kann und die viel mehr in der benachbarten Galerie der Antiken zu Hauſe zu ſein ſcheint, als unter den modernen Bildwerken. Nur die neapolitaniſche Fiſchermütze verräth es, daß wir ein modernes Werk vor uns haben. In der That behaupteten die Klaſſiker gleich beim Erſcheinen dieſes Werkes, daß ſein Schöpfer zu ihrer Partei gehöre, während im Gegentheil die Romantiker geltend machten, daß die Natürlichkeit, die freie Grazie, die Abweſenheit alles Traditionellen Rude zu einem Romantiker ſtempele. Der Streit der beiden Lager der Klaſſiker und Romantiker, der damals in vollen Gluthen ſtand, trug nur dazu bei, den Ruhm Rude's und ſeines Werkes zu erhöhen, ſeines Werkes, das er unter Noth und Entbehrung ausgeführt hatte. Er mußte an demſelben das Gröbſte der Arbeit ſelbſt übernehmen, und um während der Zeit nur leben zu können, war er gezwungen, einen Theil von ſeiner und ſeines Weibes Garderobe zu verkaufen. Auch die Fanfaren, die ſeinen Ruhm verkündeten, hörte er nicht, denn ſie wurden von den Schlägen des Hammers übertäubt, der eben die Nägel in den Sarg ſeines einzigen, geliebten, hoffnungsvollen Sohnes ſchlug.

Sprechen wir nicht ausführlicher über dieſen großen Schmerz, den auch Rude in das Leichentuch eines ewigen Schweigens gehüllt hat. Die Lücke in ſeiner Häuslichkeit ſuchte er durch die Adoption einer Nichte, die Leere in ſeiner Zukunft durch die Schöpfung unſterblicher Werke auszufüllen.

Schon die Bourboniſche Regierung, auf Rude's Genie durch ſeinen Merkur aufmerkſam gemacht, hatte liberal genug gedacht, um den Republikanismus des Künſtlers zu vergeſſen, und hatte, nur die Schönheit des Nationalwerkes bedenkend, ihm die Ausführung des Arc de l'étoile überlaſſen wollen. Ein Theil des Frieſes war vollendet, als die Julirevolution ausbrach und die Ausführung verhinderte. Als man ſie wieder aufnahm, ſollte ſie aufs Neue Rude übergeben werden und zwar auf Veranlaſſung Thiers'. Dieſer Miniſter, ein ausgezeichneter Kunſtkenner, der ſich in ſeiner Jugend, ehe er ſich in die politiſche Schriftſtellerei geworfen, vorzugsweiſe mit Kunſt und Kunſtgeſchichte beſchäftigt hatte, gehörte zu den Erſten, die Rude's großes Talent und ihn als unter den lebenden Künſtlern weit hervorragend erkannten. Kaum an die Regierung gelangt, beſtellte er bei ihm eine Kopie ſeines Merkur und veranlaßte er die Uebertragung der Skulpturarbeiten am Arc de l'étoile an Rude. Aber in einem Lande, wo Alles von der Regierung zu leben gewöhnt iſt, mußte eine ſolche Maßregel einen Aufruhr in der Künſtlerwelt erregen. An einem Nationalwerke, hieß es, müſſen alle nationalen Talente arbeiten; Jeder muß etwas von der ausgeſetzten Summe in ſeiner Taſche nach Hauſe tragen. Der Sturm war ſo groß, daß Thiers weichen mußte, und vom ganzen Arc de l'étoile blieb nach langen Kämpfen für Rude ein einziges Basrelief übrig. Es iſt das „le Départ“ oder der Abmarſch der Freiwilligen zur Vertheidigung des Vaterlandes; ein Basrelief, das unſtreitig zu den größten Skulpturwerken der letzten Jahrhunderte gezählt werden muß. Dieſes ſein Basrelief iſt ein großes, erhabenes Epos. Ich habe es nie geſehen, ohne an die Verſe Homers zu denken, da Eris die Achaier zum Kampfe ruft; ſie geben am Beſten eine Idee vom Charakter wenigſtens eines Theils dieſes Werkes, und wir ſetzen ſie darum hierher:

Zeus nun ſandte daher zu der Danaer Schiffen die Eris,
Welche zu ſchrecklichem Wehe das Kriegsgraun trug in den Händen,
Und ſie betrat des Odyſſeus gewaltiges, dunkeles Meerſchiff,
Welches die Mitt' einnahm, daß beiderſeits ſie vernähmen ....
Allda ſtand die Göttin und ſchrie, machtvoll und entſetzlich
Laut in Achaias Heer und rüſtete jeglichen Mannes
Buſen mit Kraft, unläſſig zu ſtreiten im Feld und zu kämpfen.

So iſt die Göttin des Krieges, die, machtvoll und entſetzlich ſchreiend, den Helm auf dem Kopfe, mit nacktem Schwert auf den Feind deutend, mit grauenvoll ausgebreiteten Flügeln über die obere Hälfte des Bildes dahinfliegt. Ihrem Geſchrei entſpricht die Bewegung, die unter ihr entſteht. Da ſind Greiſe, die zum Kampfe ermahnen, Jünglinge, die dieſer Ermahnung nicht bedürfen und vorwärts ſtürzen; der Eine ſtößt in die Trompete, um das ganze Land aufzurühren, der Andere ſpannt den Bogen, der Dritte ſchwingt das Schwert, der Vierte ſprengt auf wildem Schlachtroſſe daher. Im Vordergrunde, gleichen Schritts und mit verſchlungenen Armen, ſchreiten ein reifer Mann und ein kaum dem Knabenalter entwachſener Jüngling; das Geſicht des Mannes ſtrahlt dieſelbe Begeiſtrung, dieſelbe Kampfluſt, wie das des Jünglings; das des Jünglings dieſelbe ruhige Entſchloſſenheit und Größe, wie das des Mannes. Alles ſchreit und bewegt ſich. Der ganze Stein wiederhallt von Kriegslärm, als wäre es ein Felſengebirge, in dem Hunderttauſende eine Völkerſchlacht ſchlagen. Man glaubt, eine Armee zu ſehen und zu hören, und es ſind ungefähr zehn Figuren. Niemals vielleicht iſt in einem Basrelief mit ſo geringen Mitteln eine ſo große Wirkung erzielt worden. Man muß dieſes Werk geſehen haben, um zu wiſſen, wie ſehr der kalte Stein das Herz vor Aufregung, vor edlem Schauer erzittern machen kann. Dieſer Stein iſt das Denkmal Rude's; ſo lange er der Zeit widerſteht, ſo lange wird der Name Rude's als der eines großen Künſtlers im Andenken der Welt fortleben.

Nach dem Basrelief ſollte Rude noch die Ornamentirung des Triumphbogens übernehmen, aber er gab ſie auf, da er die Anforderungen der Regierung nicht mit denen ſeines Künſtlergewiſſens vereinigen konnte. Es war in Louis Philipps Politik, öffentlich den Napoleoniſten zu ſchmeicheln, aber im Geheimen ſein Möglichſtes zu thun, um die Erinnerungen an das Empire zu unterdrücken. So wollte er denn manche der Felder am Napoleoniſchen Triumphbogen mit Allgemeinheiten ausgefüllt und in den Ornamentirungen, die auf den kaiſerlichen Adler berechnet waren, den galliſchen Hahn angebracht ſehen. Durch all Das wäre der Charakter des Denkmals verwiſcht, ſeine künſtleriſche und hiſtoriſche Einheit geſtört werden. Rude war nicht der Mann, um ſolche Zugeſtändniſſe zu machen, und er zog ſich einfach zurück. Thiers, der den Künſtler für ſo viele Enttäuſchungen ſchadlos halten wollte, benutzte jedes ſeiner Miniſterien, um ihm wiederholt Stellen, Aemter, Titel und allerlei Ehrenbezeigungen anzubieten. Der Stoiker Rude dankte. „Ich habe, was ich brauche.“ Was ſollte man mit einem Künſtler anfangen, der den Orden der Ehrenlegion, den man ihm ins Haus ſchickte, niemals trug? der den römiſchen Preis, den er in ſeiner Jugend gewonnen hatte und den man ihm aufs Neue zur Benutzung anbot, nicht annahm? den man auf die Liſte der Akademiker ſetzte und der ſich wieder ausſtreichen ließ, weil er zu beſcheiden war, um ſich auf den Platz zu ſetzen, von welchem der Tod eben ſeinen Freund Roman entführt hatte? mit einem Künſtler, der jedes Mal über die Summen erſtaunt war, die man ihm für ſeine Arbeiten bezahlte, ſelbſt wenn dieſe Summen die Koſten der Arbeit kaum überſtiegen? Der Herzog von Luynes, der bekannte Mäcen, für den er die Reiterſtatue Ludwigs XIII., des Connetables und andere Skulpturen angefertigt, weiß davon zu erzählen, wie ſchwer es ihm geworden, Rude auf eine würdige Weiſe für ſeine Arbeiten zu belohnen.

Die Anträge des Miniſters zurückzuweiſen, wurde Rude ſehr leicht, — er verachtete alle die hergebrachten Ehren, und er hatte keine Bedürfniſſe. Gegen Ende der Dreißiger Jahre brachte er es endlich nach ununterbrochener Arbeit und Anſtrengung zu einer Rente von 1200 Frcs., und nun erklärte er ſich für alle Zukunft geborgen und unabhängig. Noch glücklicher als in dem Bewußtſein dieſer Geborgenheit hatte er ſich ſchon einige Jahre vorher gefühlt, als er es dahin gebracht, in dem ſtillen Thale der Bievre ein kleines Bauernhaus kaufen zu können. In dieſem ſtillen Aſyle verbrachte er mit ſeiner Familie und einigen intimen Freunden die Sonntage; die Wochen vergingen in beſtändiger Arbeit in ſeinem Atelier in der Rue d'Enfer, in der Mitte ſeiner zahlreichen Schüler. Bei der Arbeit ließ er ſich vorleſen meiſt aus dem Plutarch. Von Zeit zu Zeit unterbrach er den Vorleſer mit dem Ausruf: „Quels hommes! quels hommes! Fumons une bonne pipe!“ So verfloß ſein Leben auf einfache Weiſe, ohne viele äußerliche Abwechslung, und da es nicht der Zweck dieſer Skizze iſt, die Geſchichte und Beſchreibung ſeiner zahlreichen Meiſterwerke zu geben, ſondern nur ſein Leben zu erzählen, ſo ſind wir, da wir ihn aus den Stürmen in den Hafen begleitet haben, eigentlich mit unſerer Aufgabe zu Ende. Ich habe nur noch zu erwähnen, daß er endlich im Jahre 1843 die langerſehnte Reiſe nach Italien angetreten. An der Seite eines Freundes durchflog er die an Kunſtwerken reichſten Städte, und verjüngt kehrte er und mit neuem Muthe in ſein ſtilles Atelier zurück. Sogleich nach ſeiner Rückkehr zerſtörte er ſeine kleine Statue, „Ariſte, die Bienen beweinend,“ daſſelbe Werk, für das ihn die Akademie gekrönt hatte, die Akademie, die ſich einbildet, daß man in Italien die Beſtätigung ihrer Regeln findet. Rude, nachdem er die Antiken und die großen Werke der Renaiſſance geſehen, ſcheint anderer Meinung geweſen zu ſein.

Von den Werken, die er nach ſeiner italieniſchen Reiſe geſchaffen, erwähnen wir als die vorzüglichſten nur die Statue Napoleons, die ſich auf einem Landgute in der Nähe von Dijon befindet und die ein Grenadier von Elba beſtellt hatte, und das Grabmonument Godefroy Cavaignacs, das im Jahr 1847 vollendet wurde und auf dem Friedhofe Montmartre zu ſehen iſt. Eine franzöſiſche Zeitung ſagte bei Gelegenheit der Enthüllung dieſes Denkmals: „Der Künſtler, der fern lebt von Coterien, von Kabalen, von Gunſtbezeugungen, der in ſeiner Ehrenhaftigkeit und ſeiner Kunſt alt geworden, der ſich in ſeiner Ueberzeugung und in ſeinem Gewiſſen verſchanzt hat wie in einer uneinnehmbaren Feſtung, der weder mit einem Ordensband geſchmückt, noch penſionirt, weder Akademiker noch Hofmann iſt, der nur die Ehren ſeiner Werke und ſeines Lebens trägt, — der Künſtler endlich, der die Revolution ſo gemeißelt hat, wie ſie hätte ſein können, mit ihrem großen Kriegsgeſchrei und ihrer unbeſiegbaren Spannkraft, dieſer Künſtler mußte der Darſteller eines der edelſten Kinder der Freiheit, Godefroy Cavaignacs, werden. Gewiß, der Künſtler und der Held waren für einander geſchaffen.“

Im Jahre 1848 wurde Rude von ſeiner Vaterſtadt Dijon auf die Kandidatenliſte für die Nationalverſammlung geſetzt, aber er trat zurück, um einem Andern Platz zu machen, den er für befähigter zu dieſem Poſten hielt. Dafür wurde er von jener Zeit an, da die Künſtler ſelbſt und nicht mehr die Regierung die Geſchworenenliſte für die Kunſtausſtellung aufzuſetzen hatten, einſtimmig in die Künſtlerjury gewählt, ein Beweis des allgemeinen Vertrauens, das ſeine Kollegen in ſein Urtheil ſowohl wie in ſeine Ehrenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe ſetzten. Als die Regierung ſpäter den Künſtlern wieder das allgemeine Stimmrecht entzog und das Privilegium, die Geſchworenen zu ernennen, der Akademie zurückgab, wagte dieſe es nicht, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten, und einer der erſten unter den von ihr ernannten Geſchworenen war wieder François Rude. Dieſe Erfolge waren dem Einſamen viel theurer, als alle anderen ſonſt von Künſtlern angeſtrebten Auszeichnungen. Doch nahm er ſie mit Ruhe hin; aber in wahrhafte Aufregung verſetzte ihn der letzte, ach, der allerletzte ſeiner Siege, die Auszeichnung, die ihm die Jury der allgemeinen Ausſtellung des Jahres 1855 zu Theil werden ließ. Die große goldene Medaille, die ihm die Auserwählten aller Nationen, gewiſſermaßen die Deputirten der ganzen europäiſchen Kunſtwelt, in erſter Reihe zuſprachen, erfüllte ſeine Beſcheidenheit mit Staunen. Mit wahrhafter Naivität verſicherte er ſeine Freunde, daß er dieſes Phänomen nicht begreiſe, daß es ihm aber trotzdem eine tiefe Freude verurſache. Dieſen Freunden gereicht es, rückblickend, noch zu einem beſonderen Troſt, daß Rude dieſen Triumph erlebte, denn ſchon ſtand in jener Zeit der Tod an ſeiner Pforte.

Bereits während ſeines Amtes als Kommiſſär der Kunſtausſtellung war er mehrmals ungewöhnlich angegriffen und müde.

Manchmal, wenn er geſchäftig und gewiſſenhaft arbeitſam wie immer durch die Säle ging, fühlte er ſich plötzlich von Schwindel überfallen und war er gezwungen, der nächſten Bank zuzuwanken oder ſich an die Wand zu lehnen, um nicht hinzufallen. Am 30. Oktober zeigte ſich, während des Gaſtmahls, das die Regierung den Jurymitgliedern gegeben, abermals dieſes beunruhigende Symptom. Er kehrte früh nach Hauſe zurück, hatte aber nicht mehr die Kraft, in ſeine Stube zu gelangen. Er blieb auf der Treppe ſitzen, ohne Jemand herbeizurufen. So fand ihn Madame Rude, welcher er durch ſein Schweigen den Schrecken erſparen wollte. Das treue Weib brachte ihn unter Schluchzen und Klagen ins Bett, aus dem er ſich aber ſchon nach drei Tagen und, wie es ſchien, vollkommen wohl erhob. Er will nur noch eine Pfeife rauchen und ſich dann ins Atelier begeben, um die ſeit einigen Wochen begonnene Arbeit, eine Büſte ſeines erſten Freundes und Wohlthäters Devosges, wieder aufzunehmen. Aber die Pfeife iſt noch nicht ausgeraucht, als der Schwindel wiederkehrt. Madame Rude ſieht, wie er bleich wird, und führt ihn, der ſich plötzlich erhoben und einige raſche Schritte durch die Stube gemacht hatte, zum Sopha zurück. Er will ſprechen und bringt nur, auf das Herz deutend, die Worte „hier ſchmerzt es“ hervor. Darauf ſtreckt er die Arme aus, fällt auf das Sopha zurück, und ein ſchmerzliches Ach! beſchließt ein langes, edles, von keinem unreinen Moment beflecktes Leben.

Rude ſchlummert auf dem Kirchhofe des Mont-Parnaſſe. Seine Sargträger waren Ary Scheffer, Heim, Dumont, Noiſot. Villaumé, der Hiſtoriker, ſprach an ſeinem Grabe. Auch einige ſeiner Schüler wollten ſein Lob ausſprechen; ſie gaben es auf; es kam Keiner zu Worte vor hervorſtürzenden Thränen.

Mit François Rude ging der größte Künſtler Frankreichs und einer der edelſten Charaktere ſeiner Zeit zu Grabe.

(1857.)

Beranger.

Ma muse c'est le peuple
Mes chansons c'est moi . . .
Beranger.

An einem ſchönen Junimorgen des Jahres 1846 wanderte ich an der Seite meines Freundes Venedey jener entlegenen und einſamen Gegend zwiſchen der Barrière de l'étoile und der Barrière du Roule entgegen, um von ihm dem mir theuern Chanſonnier vorgeſtellt zu werden. Damals war dieſer entfernte Winkel der großen Stadt noch nicht in ein elegantes Viertel verwandelt. Die Gaſſen Chateaubriand, Byron, Balzac waren kaum angefangen und beſtanden mehr aus Gartenmauern denn aus Wohnhäuſern. Akazien und allerlei Fruchtbäume umgaben die einzeln ſtehenden, kleinen Häuschen; ja ſelbſt ein kleiner Hain von Tannenbäumen erfüllte die Luft mit jenem wunderbaren, geheimnißvollen Sauſen, das vom Geräuſche in den Gaſſen ſo unendlich verſchieden iſt, und durch das Tannenrauſchen und Geſauſe erſcholl Vogelgeſang. Man glaubte auf dem Lande zu ſein, in einem Dorfe, das einige Glückliche procul negotiis, nach überſtandenen Kämpfen und Leiden angelegt haben. Auf dieſer glückſeligen Inſel, in einem einſam ſtehenden Hauſe mit Gärtchen wohnte der populärſte Mann des modernen Frankreichs und der größte Dichter ſeiner letzten zwei Jahrhunderte. Er empfing Venedey, den er ſeit Jahren kannte und ſchätzte, und des Freundes wegen auch mich mit ſo ſchöner Herzlichkeit, daß ich mich neben dieſer großen Berühmtheit, der ich mich in meinem jungen Enthuſiasmus nur mit Herzklopfen näherte, ſchon nach wenigen Minuten ganz gemüthlich fühlte. Der würde Beranger großes Unrecht gethan haben, der ſich in ſeiner Nähe, trotz der feinen Ironie, die auf den feinen Fältchen ſeines Geſichtes lagerte, trotz des eindringenden Scharfblicks, der aus den blauen Augen drang, auch nur einen Augenblick länger, als es die hohe Verehrung für den genievollen Dichter erforderte, beengt gefühlt hätte. Der vorherrſchende Charakter ſeines Weſens war hohe Milde, Verſöhnlichkeit, ausgleichende Weisheit. Das machte den Fremden etwas betroffen, denn man fand einen Philoſophen, oder beſſer, einen Weiſen, wo man eine glänzende Berühmtheit, eine lärmende Popularität oder ſogar einen ausgelaſſen luſtigen, manchmal boshaften, Throne unterminirenden Chanſonnier geſucht hatte. Der Mann im blauen Schlafrocke, mit dem Sammetkäppchen auf dem kahlen, runden Dichterſchädel, den lange, graue, über den Nacken herabfallende Locken bekränzten, der Mann mit dem großen blauen Auge, mit dem ſehr großen, etwas ſinnlichen Munde, mit der dicken volksthümlichen Naſe, mit den unzähligen kleinen Fältchen und dem ſo überaus klugen Ausdrucke im Geſichte — der Mann, der in dem kleinen Salon ſo gemüthlich daſaß und plauderte und mit einem Worte, mit einer Miene ſeinen Gaſt ganz und gar à son aise ſetzte, der Mann war der vollendetſte Weltmann; er hatte, wie Goethe von einer Frau ſagte, nicht nur Welt, er hatte die Welt. Wort, Miene und Geberden vereinigten ſich bei ihm aufs Ungezwungenſte zum harmoniſchen und anmuthigen Konzert und machten aus dem volksthümlichen Dichter, den der Mann der Laſt und Arbeit und des Schmutzes wie einen Gott verehrte, auch äußerlich den vollendetſten Gentleman.

Von ſich ſelber ſprach er wie von Andern mit der größten Objektivität, mit jener Freiheit des Geiſtes, die man erſt nach einem langen Leben, nachdem man viele abgeſchloſſene Perioden hinter ſich hat, zu erringen im Stande iſt. So erzählte er auch einzelne Ereigniſſe aus ſeinem Leben, als ob er Geſchichte ſchriebe, und urtheilte er über ſeine Leiſtungen wie ein Literaturhiſtoriker, ohne gemachte Beſcheidenheit und mit milder Strenge. Widerſprach man ihm, nahm man ihn gegen ihn ſelber in Schutz, ſo hörte er gerne zu und geſtand es lächelnd, wie ſehr froh er ſei, wenn man ihn widerlege, die Chanſon als eine höhere Dichtungsart anerkenne und ihm das Verdienſt zuſchreibe, dieſelbe vervollkommnet und ihr eine höhere Stimmung gegeben zu haben. Daß Beranger an der Kraft und Ausgiebigkeit der Chanſon eben ſo wohl wie an ſeinem Talent, ſie zu erweitern, lange gezweifelt habe, weiß ich von Dupont (de l'Eure). Der alte, ehrwürdige Republikaner erzählte, wie ihn der Dichter einſt in ſeine kleine Wohnung beſchied, in welcher er mehrere ſeiner intimſten Freunde verſammelt fand. Beranger ſchien ein wenig verlegen und hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Endlich zog er ein Papier hervor und ſagte: Ich habe hier eine Chanſon ganz neuer Art, die ich eurer Beurtheilung vorlegen will; aber ich fürchte, zu arrogant zu ſein und der Chanſon mehr zuzutrauen, als ſie ihrer Natur nach vertragen kann. Kann man ein Stück ernſter Philoſophie in einer heitern Chanſon heiter vortragen, ohne die Würde des Gedankens zu ſchänden? C'est ce que vous me direz. — Und ſo ſprechend, begann er den Freunden das ſo bedeutungsvolle Lied: Le Dieu des bonnes gens, vorzuleſen. Die Freunde brachen in Lobpreiſungen aus, und Beranger war glücklich. Von nun an, ſagte er, halte ich keinen Gedanken für zu groß, um in einer Chanſon ausgedrückt zu werden; ſie hat einen Schritt vorwärts gethan.

Dieſe Anekdote iſt charakteriſtiſch für Beranger und malt ihn ſo, wie ich ihn gefunden habe. La Chanson, ſagte er mir, vient du coeur, mais elle doit passer par la tête. Er war eine naive, mit der Kraft des Gedankens ausgerüſtete Natur, und er hat ſich zum Künſtler ausgebildet. Mit Hülfe der Reflexion kam er dahin, urſprüngliche, einfache, wie tiefe und ernſte Gedanken in kombinirten Schöpfungen naiv auszudrücken;

bemächtigte er ſich mehr als irgend ein anderer zeitgenöſſiſcher Dichter aller Mittel, die ihm ſeine Sprache geboten, und ſchuf er ſich neue; wußte er aus der modernen Bildung und aus der Zeitgeſchichte jene Elemente herauszugreifen, die unmittelbar aus den Nationen kommen und, geformt und poetiſch geſtaltet, mächtiger auf ſie zurückwirken mußten. Dieß Alles ohne die merkbar verſtimmende Abſicht, geiſtreich zu erſcheinen. Naiv im gewöhnlichen Sinne ſind nur Diejenigen zu nennen, die, wie ich bei meinem erſten Beſuche, in Beranger einen naiven Menſchen zu finden erwarteten. Nur bedeutende Geiſter, die ſich gebildet, die geforſcht, geſucht und mit Mühe gearbeitet haben, bringen es zu der hohen Kunſtfertigkeit, die Beranger auszeichnet. Friſche, ſelbſt unausgebildete Geiſter werden im gegebenen, günſtigen Momente Volkslieder ſchaffen, die weiter geſungen werden, weil ſie einem gewiſſen Moment, einem gewiſſen Ereigniſſe, einer gewiſſen Privatſtimmung entſprechen; nationale Geſänge, wie die Beranger'ſchen, werden nur von Dem erobert, der das Verſtändniß hat für das innerſte Leben einer ganzen Nation, für das Wünſchen und Streben, für Furcht und Hoffnung, für Leiden und Freuden ſeiner ganzen Zeit. In unſrer Zeit kann ein ſolcher Dichter auch nicht in die engen Gränzen einer Nationalität eingepfercht bleiben, für ihn gibt es keine Pyrenäen und keinen Rhein; er gehört der Welt. Auch ſtand Beranger „an der Wiege jeder Freiheit,“ und hat er „die heilige Allianz der Völker“ gedichtet. Einige Monate vor meinem Beſuche war ich über Ernſt Moritz Arndt in Bonn erſtaunt, als ich den Büchertiſch dieſes Franzoſenfeindes von franzöſiſchen Büchern und Revüen bedeckt fand und ihn ſelbſt von ſeinen franzöſiſchen Freunden und Korreſpondenzen, und den Deutſchthümler mit Intereſſe von Franzoſen und Slaven, unſern Erbfeinden, ſprechen hörte. Ich durfte nicht mehr ſtaunen, als ich den größern franzöſiſchen Dichter in alle Geheimniſſe aller Völker eingeweiht ſah und Worte der Liebe und Theilnahme für alle ausſprechen hörte. Für bedeutende Menſchen iſt die Nationalität nur eine Waffe, oft nur ein Kleid, manchmal eine bloße Maſke. — Was mir damals und ſpäter noch oft beſonders wohl that, war Berangers Bekanntſchaft mit den deutſchen Zuſtänden. Er intereſſirte ſich für dieſes Herz Europa's, das ſo groß fühlt und ſo langſam ſchlägt. Selbſt mitten in den bewegteſten Zeiten vergaß er es nicht, und ich erinnere mich eines Briefes, den Jakob Venedey zur Zeit des Frankfurter Parlamentes von ihm erhielt, der aufmunternde und weiſe Worte an uns richtete. Die deutſche Literatur kannte er, ſo weit er ſie aus Ueberſetzungen kennen konnte; ja, er hatte ſich manchen Dichter, der noch nicht über den Rhein gedrungen war, von Freunden eigens überſetzen laſſen. Er ſprach mit mir von Heine, Uhland, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben und Andern. An Heine hatte er viel auszuſetzen. Der Dichter, der hinter dem heiterſten Couplet einen ernſten Gedanken verbarg, konnte den Dichter nicht aufrichtig lieben, der hinter dem ernſthaften Worte eine Grimaſſe verſteckte. Von Uhland ſprach er mit jener tiefen Sympathie, die zwiſchen den beiden verwandten Genien beſtehen mußte; vor Freiligrath, deſſen erſte Sammlung er nur kannte, ſtand er ſtaunend wie vor einer Sonderbarkeit, die er am Allerwenigſten in Deutſchland erwartete; an Hoffmann pries er die populäre Seite.

Die kleine Stube des kleinen Hauſes in dem entfernten und einſamen Winkel der Weltſtadt erſchien, wenn man Beranger ſo reden hörte, wie die Stube einer hohen Warte, die höher iſt, als die Zinne der Partei, und von der aus man ſich eines weiten, weiten, weltüberſchauenden Blickes erfreute. Ich beſtehe auf dieſer Eigenthümlichkeit Berangers, weil ſie bei dieſem Chanſonnier gewiß am Wenigſten erwartet und von ſeinen franzöſiſchen Panegyrikern noch weniger erkannt und hervorgehoben wird, und endlich weil ich ſie, einige praktiſche Politiker ausgenommen, ſeit dem Jahre 1846 bei nur ſehr wenigen ſeiner Landsleute angetroffen habe. Ich habe ausgezeichnete und berühmte Profeſſoren ihre Weisheit von der Kanzel verkündigen hören; ſie wurden Dummköpfe oder lächerliche Prahlhänſe, ſobald ſie ihren

Gedanken über die Gränzen Frankreichs fliegen ließen. Michelet, der ſich einbildet, ein weltumfaſſendes Herz zu beſitzen, erniedrigt die ganze Welt zu einer Folie Frankreichs; Merimée, der geiſtreiche, vielgereiſte, viel reiſende und viel leſende, ſteht nur auf dem Standpunkte des geiſtreichſten und gebildetſten Commis voyageur; J. J. Ampère, der liebenswürdigſte Franzoſe, hat freilich ein empfängliches Herz für alles künſtleriſch Schöne aller Völker. Sie ſind Ausnahmen; die meiſten Andern begnügen ſich mehr oder weniger mit der Poſſenreißer-Anſchauung eines Harlekins, wie Philarète Chasles.

In der kleinen Stube athmete Alles jene Poeſie der Anmuth, die uns aus hundert heitern Liedern des Dichters entgegenweht. Sie war ein ſichtbarer Beweis, daß dieſe Poeſie, an die ſo ſchwer zu glauben iſt, in der That und Wirklichkeit beſtehen kann. Aber der größte Dichter könnte ſie in einer Junggeſellenſtube nicht ſo evident zur Anſchauung bringen, wie in ſeinen Gedichten, wenn ihm da nicht eine ordnende, weibliche Hand zu Hülfe käme. Die viel beſungene treue Gefährtin Berangers ging beſcheidenen Schrittes ein und aus, und ihr Daſein erklärte die duftige Poeſie, den Geiſt der Ordnung und Anmuth, die über dem einfachen Hausrath in den beſcheidenen Räumen walteten. Die Zeit war ſchon gekommen, von der der Dichter prophezeit hatte:

> Lorsque les yeux chercheront sous vos rides
> Les traits charmants qui m'auront inspiré.

In der That zogen ſich ſchon viele feine Fältchen durch das einſt ſo ſchöne Geſicht; aber noch hatte es ſeine jugendlichen Farben bewahrt, und die blauen, großen Augen blickten milde und voll Verſtand in die Welt.

> Vous vieillirez, ô ma belle maitresse!
> Vous vieillirez, et je ne serai plus.
> Pour moi le temps semble, dans sa vitesse,
> Compter deux fois les jours que j'ai perdus.
> Survivez-moi; mais que l'âge pénible

Vous trouve encor fidèle à mes leçons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons.[1]

La bonne vieille hieß eigentlich Judith. Sie hat ihr Leben lang treu neben dem Chanſonnier ausgehalten, hatte mit ihm alle Wechſel des Geſchickes ertragen und mit ihm gelacht und geweint. Sie war ihm mehr als eine „belle maîtresse.“ Seine größten und anſpruchsvollſten Freunde, wie Manuel, Chateaubriand, Lamennais und Andere, achteten und liebten dieſe legitime Muſe und illegitime Freundin des Dichters, und bei den kleinen Sympoſien, die manchmal im Gärtchen deſſelben ſtattfanden, waren der Blick und das Wort dieſer Freundin nicht zu viel. Manuel, Chateaubriand, Lamennais liebten es, mit ihr Stunden zu verplaudern, und Beranger erkannte ſie als höchſte Richterin über ſeine Dichtungen, und zwar nicht wie Molière, der an ſeiner Köchin die Komik ſeiner Stücke probirte. Der herausfühlenden Weiblichkeit in ihr gab er das Recht über Leben und Tod ſeiner Chanſons, und er verſichert, viel von ihr gelernt zu haben. — Survivez-moi! — ruft er ihr flehentlich zu, und hoffend, daß ſie ihm gehorchen werde, iſt es die einzige Sorge für ihre alten Tage, die ihn zu einiger Oekonomie, zu gewiſſen vorſichtigen Maßregeln bewegt, ihn, der ſo glücklich in den Tag hineinlebt, wie ein Vogel auf den Zweigen, und an nichts in der Welt weniger denkt als an Geld und Gut. Er hält eine Anzahl von Chanſons zurück und ſchließt wegen ſeiner poſthumen Memoiren Buchhändlerverträge ab, um nur, wenn er dahingegangen, der bonne vieille ein feu paisible zu hinterlaſſen, an dem ſie ihres Freundes Lieder wiederholen kann.

---

[1] Alt, ſchöne Freundin, hör' es ohne Klage,
Alt wirſt du einſt, und fern bin ich dir dann.
Nur allzu lang, befürcht' ich, ſchreibt die Tage,
Die ich verlor, die Zeit mir doppelt an.
Mich überlebend wahr' in ſpätern Tagen
Du meine Mahnung treu und unverſehrt:
Sing, Mütterchen, am Herde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einſt gelehrt.
Ludwig Seeger.

Objet chéri, quand mon renom futile
De vos vieux ans charmera les douleurs,
A mon portrait, quand votre main débile,
Chaque printemps, suspendra quelques fleurs,
Levez les yeux vers ce monde invisible
Où pour toujours nous nous réunissons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons.[1]

Es ſollte Beiden nicht ſo gut werden. La bonne vieille ſtarb einige Monate vor Beranger, und die einzige ökonomiſche Maßregel ſeines Lebens war umſonſt.

Beranger war ſein Leben lang ein armer Mann, obwohl die Gelegenheiten, ſich zu bereichern, nie gefehlt haben. Wie theuer hätte man ſeine Unabhängigkeit bezahlt; wie glänzende Stellungen ſind ihm oft auf ehrenhafte Weiſe angeboten worden. Doch Das gehört in ſein öffentliches Leben; ſo lange wir uns auf ſeiner Stube befinden, wollen wir uns mit einigen Zügen aus ſeinem Privatleben begnügen. Eine Auflage ſeiner Gedichte brachte ihm 30,000 Franken ein. Nie hatte er eine ſolche Summe beiſammen, und er war in Verlegenheit, was damit zu beginnen. Er brachte das Geld zu einem Freunde, einem Bankier. „Da bringe ich dir une grosse somme; ich verſtehe nichts von Geſchäften; handle damit nach deiner Einſicht." — Durch mehrere Jahre liefen die Zinſen regelmäßig ein; aber eines Tages trat der Freund dem Beranger: „Da haſt du dein Geld; ich ziehe mich von den Geſchäften zurück und will mich nicht länger damit beladen.“

---

[1] Geliebte, wenn bei meinem ſchlichten Namen
Du dich dem Gram des Alters ſüß entziehſt,
Wenn jeden Frühling meines Bildes Rahmen
Erzitternd deine Hand mit Blumen ſchmückt,
Schau auf nach Oben, wo die Sterne tagen,
Wo Keines je des Andern mehr entbehrt,
Sing, Mütterchen, am Herde mit Behagen
Die Lieder, die dein Freund dich einſt gelehrt.
Ludwig Seeger.

„Was liegt daran, daß du dich zurückziehſt? — ich habe dir das Geld als meinem Freunde, nicht als Bankier anvertraut. Was ſoll ich damit anfangen?“

Der Freund widerſpricht, Beranger dringt vergebens in ihn, das Geld zurückzunehmen, und endlich merkt er an deſſen Niedergeſchlagenheit, daß hinter ſeiner Handlungsweiſe irgend ein Geheimniß verſteckt ſei. Nach langem und eindringlichem Forſchen geſteht endlich der Bankier, daß er in Folge mehrerer Falliten ruinirt ſei und wahrſcheinlich ſelbſt gezwungen ſein werde, ſich fallit zu erklären. „Meine reichen Geſchäftsfreunde,“ fügt der Bankier hinzu, „können einen Theil ihres Geldes verlieren, das ſie bei mir in Geſchäften gewagt haben; aber mit dir verhält es ſich anders. Dieß iſt dein ganzes Vermögen, du haſt nicht ſpeculirt, du haſt nichts wagen wollen, du mußt dein Geld zurücknehmen.“

„Mein lieber Freund,“ antwortete Beranger, „du glaubſt billig und gerecht zu handeln und merkſt es nicht, daß du etwas Tadelnswerthes begehen willſt. Du fällſt als ehrlicher Mann; kein Tadel haftet auf dir; ich will nicht, daß du etwas gegen deine Pflicht thuſt, und ich will auch nichts gegen die meinige thun. Nimm das Geld wieder mit dir.“

Der Bankier mußte das Geld nolens volens mitnehmen. Einige Tage darauf war er im Konkurs, und Beranger erhielt von ſeinem ganzen Kapital 3000 Francs.

Wieder ein anderes Mal, da er ebenfalls ſein ganzes Vermögen bei einem Bankier angelegt hatte, ohne ſich weiter darum zu kümmern, kommt ein Freund zu ihm und räth ihm, ſein Geld zurückzuziehen.

„Und warum?“

„Weißt du denn nicht, daß N.'s Geſchäfte ſehr ſchlecht gehen?“

„Wenn ſeine Geſchäfte ſchlecht gehen,“ antwortet Beranger.

„ſo ſehe ich nicht ein, wie ſeine Geſchäfte, wenn ich mein Geld zurückziehe, darum beſſer gehen ſollen."

So ließ er denn auch ſein Geld, wo es war, und verlor es auch bis auf den letzten Sou.

Auch das Alter, das, wie man ſagt, im Allgemeinen die Liebe zum Beſitz vergrößert, hat an der unbegränzten Uneigennützigkeit Berangers nichts verändern können. Herr Iſaak Pereyre, der ſeine Unternehmungen dadurch adelt, daß er an ihren Früchten gern die Edelſten und Beſten ſeiner Nation Theil nehmen laſſen will, ſchickte bei Gründung des Crédit mobilier dem greiſen Dichter eine große Anzahl von Aktien zu und zwar al pari. Der Dichter wäre in wenigen Tagen zum reichen Manne geworden, wenn er die Sendung angenommen hätte. Aber er nahm ſie nicht an. Nachdem man ihm erklärt hatte, daß er bei der herrſchenden Sucht nach dieſem Papiere übermorgen wahrſcheinlich über Hunderttauſende gebieten werde, lief er erſchrocken zu Herrn Pereyre und bat ihn, dieſe Papiere, die ihn aus ſeinem gewohnten Gleiſe werfen würden, doch ja gütigſt zurückzunehmen.

Aber wer iſt dieſer Phönix im Lande Frankreich? Woher kommt er? — Wie iſt er es geworden? Wir müſſen doch endlich ſein Leben erzählen — denn dieß iſt der Zweck dieſer Zeilen — obwohl wir noch Vieles über das innere Hausweſen, über den Charakter und über die Dichtungsweiſe Berangers zu ſagen hätten. Vielleicht wird uns die Lebensgeſchichte noch manche Gelegenheit dazu bieten; bevor wir aber an dieſe gehen, fügen wir hinzu, daß Beranger kein Phönix iſt und daß es in dem Lande der „Korruption" noch viele ſo reine, mehr als ſpartaniſche Charaktere gibt, Männer, von denen man ſagen könnte, ſie ſeien Spartaner, die ſich lange in Athen aufgehalten. Wir haben im erſten Artikel von François Rude geſprochen, wir ſprechen hier von Beranger und werden ferner von einem Künſtler ſprechen, der es verdient, als im Bunde der Dritte aufzutreten. Und dieſe Drei ſtehen nicht allein. Die Rude und Beranger, ſowie die Carrel, die Geoffroy Cavaignac, die Dupont haben ihre Nachfolger. Die große Tradition iſt in Frankreich nicht ausgeſtorben. Es gibt neben Beranger noch Viele, die ſich durch den Schmutz, den die Ebbe nach ſo vielen Fluthen am Strande zurückgelaſſen, rein und unbefleckt durchgearbeitet haben.

Pierre-Jean de Beranger iſt geboren in der Heimat Molière's, Voltaire's, Beaumarchais', d. i. in Paris, und nach dieſen vier Blüthen des Pariſer Geiſtes zu ſchließen, müßte man annehmen, daß vor allen andern Franzoſen die Pariſer mit dem kampffertigen, immer heiteren Geiſte des Widerſpruchs gegen menſchliche Thorheit und Schlechtigkeit begabt ſind, und dann wäre es nicht die Zentraliſation allein, welche die Hauptſtadt zum Vorkämpfer und zwar zum ſingenden und lachenden Vorkämpfer Frankreichs macht. Robespierre kam aus der Provinz, Camille Desmoulins war ein Pariſer. In einem alten Hauſe der Rue Montorgueil, das heute verſchwunden iſt, unfern dem Geburtshauſe Molière's, hat Beranger das Licht der Welt erblickt und zwar in der kleinen Stube ſeines Großvaters, eines alten Schneiders, im Jahr 1780, wie er in ſeinem Gedichte „der Schneider und die Fee" ſelber erzählt.

Dans ce Paris plein d'or et de misère
En l'an du Christ mil sept cent quatre-vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand-père,
Moi, nouveau-né, sachez ce qui m'advint.

Mit dieſem Gedichte fängt die Biographie Berangers an, die man ſich ganz aus ſeinen Liedern zuſammenſetzen kann, denn ſeine Lieder waren ſeine Thaten; aus ſeinen Thaten erwuchſen ihm ſeine Martyrien wie ſein Ruhm, und in dieſen Thaten wie in ſeinen Leiden ſpiegelt ſich die ganze Zeit, die er durchlebt hat.

Er wurde bei ſeinem Großvater geboren, weil ſein Vater kein Chez-soi hatte. Dieſer hielt ſich für einen Edelmann, führte ein luſtiges Leben ſo in den Tag hinein und wartete es ruhig ab, bis ihm die gebratenen Tauben in den Mund flogen. Deſto zärtlicher war der Großvater; ſo zärtlich, daß er den kleinen Pierre-Jean auch nicht mit dem einfachſten Erziehungsſyſtem, nicht mit dem geringſten Unterricht behelligte. Dieſes Geſchäft mußte die Zeit übernehmen, und man darf vorausſetzen, daß die Erſtürmung der Baſtille, der er als Gamin von neun Jahren beiwohnte, eine gute und ausgiebige Lektion geweſen. Daß er ſie nicht vergeſſen, beweiſt das Lied, das er, beinahe ein halbes Jahrhundert alt, gedichtet hat und aus dem eine ſehr lebhafte Erinnerung herausklingt:

. . . . Souvenir plein de charmes!
J'étais bien jeune; on criait: Vengeons-nous!
A la Bastille! aux armes! vite aux armes!
Marchands, bourgeois, artisans couraient tous . . .

Im Jahre 1790 wurde er nach Peronne gebracht und einer Tante übergeben, die daſelbſt in der Vorſtadt ein kleines Gaſthaus hielt. Nicht lange nachher hatte er ein kleines Abenteuer. Er ſtand am Fenſter und betrachtete die Wolken, die gewitterſchwer heraufzogen, während die alte, fromme Tante voll Angſt ein Kreuz nach dem andern ſchlug und ſich und den Neffen mit Weihwaſſer beſpritzte. Der Blitz ſchlägt ein, das Kind wird getroffen und fällt bewußtlos zu Boden. Beranger war nahe daran, das Augenlicht zu verlieren. Erſt nach langen Bemühungen bringt man ihn wieder zum Bewußtſein, und ſein erſtes Wort, obwohl er noch blind, iſt an die Tante gerichtet: „Nun, was hat all dein Weihwaſſer genützt?“ — Wie viele ſeiner gegen Aberglauben und Bonzenthum gerichteten Gedichte liegen keimend ſchon in dieſer Frage. Das gemüthvolle, rührende Gedicht „souvenirs d'enfance“ erwähnt dieſes Abenteuers mit einem anderen, lyriſcheren Witze:

Du ciel, ici, sur moi la foudre tombe
Et m'apprivoise avec celle des rois.

Dieſe Verſe erinnern unwillkürlich an die Worte, die Mirabeau über Franklin geſprochen, Franklin, mit dem Beranger ſo manche Aehnlichkeit hat, und in der That ſpricht er in demſelben

Gedichte von dem amerikaniſchen Buchdrucker, deſſen Handwerk er in Peronne erlernte:

. . Je me crus des droits au nom de sage.
Lorsqu'on m'apprit le métier de Franklin.

Le métier de Franklin lehrte ihn auf Bitten der Tante, die mit Schrecken in dem kleinen Jungen einen unpoſitiven, poetiſchen Geiſt entdeckt hatte, der erſte Buchdrucker des Ortes, Herr Laisney. Aber das Schickſal hat der Tante einen Streich geſpielt, denn Herr Laisney machte ſelber Verſe, und ſobald er in ſeinem Lehrling eine verwandte Neigung entdeckt hatte, unterrichtete er ihn mit viel mehr Eifer in der brodloſen Verskunſt, denn in der ehrenwerthen Buchdruckerkunſt.

„Dans l'art des vers, c'est toi qui fus mon maître“

bekennt Beranger, indem er Laisney anredet. Aber dieſer gute Mann ſah ein, daß das poetiſche Feuer ſich leicht ſelbſt verzehrt, wenn ihm nicht Wiſſen und Bildung die gehörige Nahrung bieten, und er ließ Beranger die Schule des Institut patriotique beſuchen, welches ein Herr Ballue de Bellengliſe, Exdeputirter der Legislative, nach Rouſſeau'ſchen Ideen in Peronne gegründet hatte. Daſelbſt erhielt Beranger die Grundlage zu einer ſoliden Bildung, die er ſein ganzes Leben hindurch zu erweitern beſtrebt geweſen. Man braucht nur das oben erwähnte Gedicht zu leſen, um an der Rührung, mit der Beranger von jener Peronner Zeit ſpricht, zu erkennen, daß er ſie für die glücklichſte Epoche ſeines Lebens gehalten. Trotzdem verließ er ſie ſchon im Jahre 1796, feſt entſchloſſen, in Paris eine große und glänzende literariſche Laufbahn zu beginnen.

Das Erſte, was ihm in Paris auffallen mußte, war die ſogenannte goldene Jugend, la jeunesse dorée, die unter dem Direktorium auf Gräbern tanzte, zwiſchen den Trümmern zerſchlagener Hoffnungen ſchwelgte und für einen Augenblick das Sündenleben der Regence und Ludwigs XV., nur auf breiterer

Baſis, neu erſtehen ließ. Gegen dieſe verderbte Welt richtete er ein ſatiriſches Luſtſpiel „die Hermaphroditen,“ das er aber nicht auf die Bühne bringen konnte. Bald darauf mühte er ſich mit einem großen patriotiſchen Epos „Chlodwig“ ab, das ganz in ſteifen, höchſt regelrechten Alexandrinern abgefaßt war. Die Jugend ſteckt immer in der Tradition und ſchwört auf die Worte des Meiſters, mehr als jede andere Jugend die franzöſiſche, die in tiefer Andacht vor der Klaſſizität des ſiebzehnten Jahrhunderts erzogen wird. In der Revolutionszeit hatte die Klaſſizität neuen Saft und Kraft und einen wahrhaft antiken Anhauch erhalten durch André Chenier, den großen Dichter, in deſſen Adern das griechiſche Blut ſeiner Mutter floß. Der ächte antike Geiſt Cheniers ſowie der falſche antike Formalismus Chateaubriands führten den ſuchenden Beranger irre, und er beging noch eine dritte antikiſirende Sünde in dem idylliſchen Gedichte „die Pilgerfahrt“, das aus vier langen und langweiligen Geſängen beſtand. Welche Kämpfe hat das Genie zu beſtehen, wie viele Umwege hat es zurückzulegen, bis es zu ſich ſelber gelangt.

Müde von der dem Jüngling ſchon zu lange währenden und doch vergeblichen Ruhmesjagd, faßte er den Entſchluß, nach Aegypten auszuwandern — aber von einem beſonnenen Manne, der die Expedition mitgemacht, wieder von ſeinem Entſchluſſe abgebracht, zog er ſich nun, aller Mittel bar und alle ehrgeizigen Träume aufgebend, in eine Manſarde zurück. Und ſiehe da, die Armuth, ſobald er ſich mit ihr allein fand, enthüllte ſich ihm als ſeine Muſe. In der Manſarde, der Welt, des Ehrgeizes, der Akademie, des Alexandriners vergeſſend, begann er in ungezwungenen Verſen das Glück der Armuth, die Freuden des Dachſtübchens, die Reize Liſettens zu ſingen, und Beranger hatte ſich ſelbſt gefunden, ohne es zu wiſſen. Er ſprach immer mit Rührung und Liebe von jener Zeit der Entbehrung, der Entſagung und der ungehofften Freuden:

„Ich war ſo arm! . . . Erlaubte ich mir nur das kleinſte Vergnügen, war ich durch acht Tage gezwungen, von den magerſten

Speiſen zu leben, die ich mir ſelbſt bereitete; dabei häufte ich Reim auf Reim und war ich voll Hoffnung künftigen Ruhmes. Spreche ich Ihnen nun von jener lachenden Epoche meines Lebens, da ich ohne Stütze, ohne geſichertes Brod, ohne Kenntniſſe eine Zukunft träumte, ohne die Freuden der Gegenwart zu verſäumen, füllen ſich meine Augen unwillkürlich mit Thränen. O, welch eine ſchöne Sache iſt die Jugend, ſie, die ihren Zauber bis über das Greiſenthum, dieſes ſo arme und enterbte Alter, zu verbreiten vermag. Benützen Sie wohl den Reſt der Jugend; lieben Sie und laſſen Sie ſich lieben. Ich habe dieſes Glück ſehr genau gekannt; es iſt das größte des Lebens."

In einer ſeiner Vorreden, die zugleich Meiſterwerke des franzöſiſchen Stiles ſind, erzählt Beranger, wie er mit Hülfe Luzian Bonaparte's dem Elende, das ihn trotz aller Jugendkraft erdrückt haben würde, auf ehrenhafte Weiſe entronnen iſt.

„Beraubt aller Hülfsmittel, müde des immer getäuſchten Hoffens, ohne Ziel und Aufmunterung, ohne Bildung und Rath Verſe machend, hatte ich im Jahre 1803 die Idee, meine formloſen Gedichte einzupacken und ſie per Poſt dem Bruder des erſten Konſuls, Luzian Bonaparte, zuzuſchicken, welcher bereits als großes Rednertalent und wegen ſeiner Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften berühmt war. Mein, eines jungen Republikaners würdiges Geleitſchreiben — ich erinnere mich deſſen noch — trug den Stempel des Stolzes, der ſich verletzt fühlte durch die Nothwendigkeit, zu einem Protektor ſeine Zuflucht zu nehmen. Arm, unbekannt, ſo oft enttäuſcht, wagte ich es nicht, auf den Erfolg eines Schrittes zu rechnen, den Niemand unterſtützte. Aber ſchon nach drei Tagen, o unſagbare Freude! läßt mich Luzian Bonaparte zu ſich berufen, erkundigt ſich nach meiner Lage, der er bald zu Hülfe kommt; ſpricht mit mir als Poet und überhäuft mich mit Aufmunterung und Rathſchlägen. Unglücklicherweiſe iſt er gezwungen, Frankreich zu verlaſſen. Ich glaubte mich beinahe vergeſſen, als ich aus Rom eine Anweiſung erhielt, um das Honorar des Inſtituts, deſſen Mitglied Herr Luzian Bonaparte geweſen, zu erheben, zugleich mit einem Schreiben, das ich ſorgfältig aufbewahrt habe und in dem er mir ſagt:

„„Ich überſende Ihnen eine Anweiſung auf mein Honorar des Inſtitutes. Ich bitte Sie, daſſelbe anzunehmen, und ich zweifle nicht, daß, wenn Sie fortfahren, Ihr Talent arbeitend auszubilden, Sie einſt eine der Zierden unſers Parnaſſes werden. Pflegen Sie vor Allem die „Delikateſſe“ des Reimes! Hören Sie nicht auf, kühn zu ſein, aber ſeien Sie eleganter ꝛc. ꝛc.““

Beranger bezog das akademiſche Honorar bis zum Jahre 1812. Seit 1805 vermehrte er dieſe ſehr mäßige Einnahme durch journaliſtiſche Mitarbeiterſchaft an den Annales des Musées, die der Buchhändler Landon herausgab. Etwas ſpäter (1809) von dem Akademiker Arnault empfohlen, wurde der bereits bekannte Dichter durch Herrn de Fontanes, Großmeiſter der Univerſität, als Commis expéditionnaire in den Bureaux des Sekretariats mit 1800 Francs Gehalt angeſtellt. In dieſer beſcheidenen Stellung verblieb Beranger bis beinahe in die Hälfte ſeines Lebens.

Dieſer Herr de Fontanes mußte einige Sympathie für Beranger haben, denn er ſelbſt hatte ſeine Laufbahn als Freiheits-Dichter angefangen. Er hieß eigentlich de Launay und war ein Neffe des Gouverneurs der Baſtille, unter dem dieſe Zwingburg geſtürmt wurde. Die Revolutionsregierung ſchrieb einen Preis für die beſte Hymne auf den Fall der Baſtille aus; der Neffe des Gouverneurs gewann ihn. Aber er hatte bei dieſer Gelegenheit den verhaßten Namen Launay gegen den unſchuldigen Fontanes vertauſcht, unter welchem Namen er noch viele mittelmäßige Gedichte ſchrieb und Graf und Marquis wurde. — Monſ. de Fontanes war der Vetter Rouget de Lisle's, des Dichters der Marſeillaiſe, und, wie geſagt, der Verſorger Berangers; ſo begegnen und berühren ſich die drei Freiheitsdichter Frankreichs, die drei ſo verſchiedene Phyſiognomien und Schickſale haben.

Einmal vor der Nothdurft des Lebens geſchützt, kommt Beranger wieder auf ſeine alte Marotte, das Theater, zurück und verfaßt ſogar ein Vaudeville. Glücklicherweiſe aber war er bereits ſchon zu bekannt als Chanſonnier, als liebenswürdiger anakreontiſcher Sänger, als daß ſich nicht Leute von Beſonnenheit und Urtheil hätten finden ſollen, die ihn aufs Neue von dieſem Wege, der für ſein Talent ein Abweg war, weiſe abgeführt haben. Desaugiers, der berühmteſte Chanſonnier jener Zeit, ſah Berangers Erfolge ohne Neid und Eiferſucht, und obwohl ahnend, daß er von dieſem umfaſſenden Geiſte bald überſtrahlt ſein werde, munterte er ihn doch auf und führte ihn als ein würdiges Mitglied in den Caveau ein. Le Caveau war eine Art von Ludlamshöhle, in welcher ſich unter dem Empire die talentvollſten unter den unabhängigen Geiſtern Frankreichs verſammelten und die bald ein größeres Anſehen gewann als ſelbſt die Akademie, welche ſich den deſpotiſchen Einflüſſen Napoleons nicht entziehen konnte. Auch hatte die Polizei damaliger Zeit mehr als einmal darüber nachgedacht, wie le Caveau unſchädlich gemacht werden könnte. Aber welche franzöſiſche Polizei hat noch das Mittel gefunden, ein fliegendes Lied in ſeinem Fluge aufzuhalten? Es iſt wohl zu bemerken, daß Beranger in dieſem Oppoſitionskeller bald eine der erſten Rollen ſpielte; denn zu oft ſucht man ihn als einen unbedingten Verehrer des Empire's darzuſtellen, während er nur, wie alle Nationalen zur Zeit des Unglücks, ſich auf Seite des geſchlagenen Kaiſers ſtellte und, wie alle Liberalen zur Zeit der Reſtauration, gegen die aufgedrungene Regierung mit Erinnerungen an die Gloire-Zeit gegen eine demüthigende Gegenwart Oppoſition machte. Daß er nicht einmal ein unbedingter Anhänger der „Gloire“ geweſen, zeigt ſeine liebliche Satire „Le Roi d'Yvetot,“ die er als Mitglied des Caveau gegen den Krieg 1813 verfaßte. Aber erſt im Jahre 1814, im Jahre des Unglücks, wird er, wie ihn Börne nennt, „die Nachtigall mit den Adlerklauen,“ tritt er als eigentlicher politiſcher Dichter auf, als derjenige Dichter, der ewig als der wahrſte verkörperte Wiederhall ſeiner Zeit daſtehen wird. Vergeſſen ſind die heitern Weiſen der „Bacchante,“ des „Senateur,“ der „Gaudriole,“ „Roger Bontemps,“ der „Gueux“ ꝛc. ꝛc.; jetzt gilt es, männlich zu Muth und Kampf aufzufordern und, da Frankreich gefallen iſt, es liebend zu tröſten und auf beſſere Zeiten hinzuweiſen.

Gai! gai! serrons nos rangs!
En avant, Gaulois et Francs!

Im Angeſichte des Feindes erſchallen ſeine tyrtäiſchen Oden, vor ihren Ohren ziſchen ſeine Spottlieder. Den Generälen Kaiſer Alexanders ſingt man das Lied von den beiden Grenadieren; Wellington ſelbſt hört die „Anglomanie“ und „Villain-Ton“ als eine Serenade vor ſeinen Fenſtern erklingen. Berangers Lieder ſind wie eine Fortſetzung des Kampfes bis zu dem Augenblicke, da Napoleon die Inſel Elba verläßt. Der Kaiſer erkennt dieſes Verdienſt, und in den hundert Tagen will man den Dichter belohnen; man bietet ihm die Stelle — eines Zenſors an! So wenig begriff bereits Napoleon, ſelbſt als er den Liberalen ſpielen wollte, einen Charakter wie Beranger. Auf ſolche Anträge antwortet der Dichter als Diogenes:

Diogène,
Sous ton manteau,
Libre et content, je roule mon tonneau.

Mit der zweiten Reſtauration beginnt für Beranger die glorreichſte und zugleich durch ſeine äußeren Schickſale intereſſanteſte Zeit. Vor den Reihen, die ſich zuſammendrängten, um die Schmach Frankreichs ſo viel als möglich zu verwiſchen, die Reſte der Freiheit, oder vielmehr der Freiheiten, gegen ein aufgedrängtes Königthum, einen aus der Verbannung mit veralteten Anſprüchen rückkehrenden Adel, gegen einen immer kühner und anmaßender ſich erhebenden Klerus zu retten — vor den Reihen, die Manuels und Foy's Reden begeiſterten, P. Louis Couriers Pamphlete aufreizten, ging er als ſingender Fahnenträger einher, und ſeine Stimme erſcholl ſo laut und wirkte ſo mächtig bis auf die hinterſten Linien, daß man geneigt war, ihn als Einen der liberalen Partei zu betrachten. Er bedient ſich jenes nationalen Mittels der Oppoſition, welches faſt von ſämmtlichen Liberalen jener Zeit als das mächtigſte und wirkſamſte anerkannt und adoptirt worden: der Erinnerung an die Zeit des Ruhmes und an den Kaiſer, ein Mittel, das den Bourbonen unangenehmer ſein mußte, als jeder noch ſo heftige direkte Angriff. Neben ſeinen Liedern gegen König, Adel und Klerus wagt er es, den Mann von St. Helena zu beſingen in ſeinen Souvenirs du peuple. le petit caporal, le cinq Mai und Anderm. Ueber ſeinen Imperialismus ſpricht er ſich in ſeiner Vorrede von 1833 am Beſten ſelbſt aus:

„Meine enthuſiaſtiſche und treue Bewunderung für das Genie des Kaiſers, die Vergötterung, zu der er das Volk begeiſterte, welches nicht aufhörte in ihm den Vertreter der ſiegreichen Gleichheit zu ſehen; — dieſe Bewunderung, dieſe Vergötterung, die eines Tages aus Napoleon den edelſten Gegenſtand meines Liedes machen ſollten, haben mich nie über den ſtets wachſenden Deſpotismus des Kaiſerreiches verblendet. Im Jahre 1814 ſah ich in dem Falle des Koloſſes nur das Unglück eines Vaterlandes, das ich unter der Republik lieben gelernt habe. Nach der Rückkehr der Bourbonen, die mir gleichgültig waren, ſchien es mir, daß ihre Schwäche das Wiederaufleben der nationalen Freiheiten erleichtern werde. Man verſicherte, daß ſie ſich mit dieſen verſöhnen würden; trotz der Charte glaubte ich wenig daran; aber man konnte ihnen dieſe Freiheiten aufzwingen ... Die Täuſchung dauerte nicht lange ... Die Rückkehr des Kaiſers theilte Frankreich bald in zwei Lager und begründete den Widerſtand, der bis 1830 dauerte. Sie erhob wieder die volksthümliche Fahne trotz Waterloo und des Unglücks, das darauf folgte. In den hundert Tagen täuſchte mich die Volksbegeiſterung keineswegs; ich ſah ein, daß Napoleon nicht konſtitutionell regieren konnte. Ich gewann die tiefe Ueberzeugung, daß, wenn ſelbſt die Bourbonen ſo wären, wie ſie ihre Anhänger zu ſchildern pflegten, dennoch für ſie keine Möglichkeit da war, Frankreich zu regieren, und für Frankreich keine Möglichkeit, ihnen die liberalen Grundſätze aufzudrängen, welche ſeit 1814 wieder erobert hatten, was ſie unter der Schreckenszeit, der Anarchie des Direktoriums und der „Gloire" des Kaiſerreiches an Boden verloren. Dieſe Ueberzeugung verdanke ich weniger der Berechnung meines Verſtandes, als dem Inſtinkte des Volkes. Bei jedem Ereigniſſe habe ich es mit einer religiöſen Sorgfalt ſtudirt, und ich habe es faſt immer abgewartet. bis ſeine Gefühle mir im Einklange mit meiner Berechnung erſchienen, um nach ihnen in der Rolle, die mir damals die Oppoſition anwies, mein Verhalten zu beſtimmen. Das Volk iſt meine Muſe."

Ein ſolcher Mann konnte unter der verfolgungsſüchtigen Reſtauration nicht unbemerkt bleiben. Er hat ihren furchtbarſten Feind betrauert und in den Augen der Nation verklärt; er hat das Volk, das unter dem „weißen Schrecken," la terreur blanche, ſeufzte, getröſtet; er hat den ci-devant, den Marquis de Carabas und ſeine Sippſchaft ausgelacht, das waren ſeine Verbrechen, die nicht ungeſtraft bleiben konnten. Sein beſcheidenes Amt hatte er ſchon ſelbſt aufgegeben, um nicht einer Regierung zu dienen, die er verachtete; der Mangel war wieder bei ihm eingekehrt. Das war nicht genug. Die Regierung wagte es, Hand zu legen an einen Dichter, der den verkörperten Inſtinkt des Volkes, das ſie regierte, darſtellte, und hoffte ſo ſich an dieſem Inſtinkte zu rächen, wo nicht ihn ganz zu unterdrücken. Im Jahre 1821 erhob der Procureur des Königs, Marchangy, der durch dieſe That eine traurige Berühmtheit erlangt, vor den Aſſiſen gegen Beranger die Anklage auf Beleidigung der öffentlichen Moral, der guten Sitten, der Religion und des Königs, und der Dichter wurde trotz der geiſtvollen Vertheidigung Dupins von den eingeſchüchterten und ausgewählten Geſchwornen zu drei Monaten Gefängniß und einer Geldſtrafe von fünfhundert Francs verurtheilt. Der Tag ſeiner Verurtheilung war der Anfang ſeiner größten Triumphe. Nie hat eine cause célèbre eine ſo große, ſo theilnehmende Volksmenge im Juſtizpalaſte verſammelt. Trotz aller Vorſichtsmaßregeln waren vom früheſten Morgen an alle Räume beſetzt und war das Gedränge um und in dem Sitzungsſaale ſo ungeheuer, daß Präſident, Richter und Advokaten nur durch die Fenſter auf ihre Poſten gelangen konnten. Am Abend nach der Verurtheilung war ganz Paris auf den Beinen, und alle Gaſſen erſchollen von den Liedern des Verurtheilten, die in hundert- und tauſendſtimmigen Chören geſungen wurden. Im Gefängniſſe Sainte-Pelagie erhielt er alltäglich und aus allen Gegenden Frankreichs die ſchönſten Beweiſe lebhafteſter Theilnahme, und zwar kamen dieſe Demonſtrationen zum großen Erſtaunen Berangers und des Publikums, und vielleicht zum noch größeren Erſtaunen der Regierung, aus den Departements, welche den Bourbonen von jeher die treueſte Anhänglichkeit bewahrt hatten. Iſt es ein Wunder, daß Beranger unter ſolchen Umſtänden, wenn auch im Gefängniß, den heiterſten Ton ſeiner Jugendlieder wiedergefunden und daß die anakreontiſcheſten ſeiner Geſänge aus Sainte-Pelagie datirt ſind? Iſt es ein Wunder, daß der Dichter aus dieſem Gefängniſſe kräftiger und gewaltiger hervorgegangen? Obwohl bereits in den Jahren, da die dichteriſche Kraft ſonſt abzunehmen pflegt, beſpannte er ſeine Lyra mit neuen und ehernen Saiten, und ſeine Freude, wie ein vorgefühlter Triumph, ſein Spott und ſein Anathema erſchollen zugleich melodiſcher und gewaltiger als je. Er wurde der Abgott des Volkes, und die hervorragendſten Männer der Nation drängten ſich um ihn, ſuchten ſeine Freundſchaft, ſtrebten, freilich vergebens, ihm ein ſorgenloſes und bequemes Leben zu bereiten. Unter dieſen Männern waren ſelbſt ſolche, die kämpfend vor dem Throne der Legitimität ſtanden, wie Chateaubriand. Zu ſeinen intimſten Freunden aus der liberalen Partei gehörten Marſchall Sebaſtiani, Dupont (de l'Eure), Laffitte, General Foy, Manuel, „der einzige Mann, den er nicht verlaſſen haben würde, wäre er ſelbſt in der hervorragendſten Stellung gealtert.“

Aus alle Dem verſtand es die Reſtauration nicht, ſich eine Lehre zu ziehen. Die Anwendung der kleinlichſten Mittel, die Verkennung des Nationalgeiſtes und der Wünſche und Sympathieen des Volkes waren ihr unter Karl X. zur zweiten Natur geworden. Der definitiven Unterdrückung ſämmtlicher Freiheiten ſollte die Unterdrückung der einzelnen Freien vorhergehen, und im Jahre 1828 wurde gegen den Dichter von „Charles le Simple.“ „les infiniment petits,“ „l'Ange gardien,“ „Denys maître d'école,“ eine neue Anklage geſchleudert. Derſelbe Triumph für Beranger, nur war er dießmal ruhiger, denn Frankreich fühlte ſich ſtark und kampfbereit. Das Urtheil lautete auf zehn Monate Gefängniß und 10,000 Francs Geldſtrafe. Die Geldſtrafe zahlte für den armen Dichter die Nation; die Haft ſaß er im Gefängniß La Force ab, dem härteſten Gefängniß von Paris, gut verwahrt und aufgehoben, daß von dem allgemeinen Chor der Liebe und des Mitleids, der ſich in ganz Frankreich für ihn hob, nicht Ein tröſtender Ton zu ihm zu dringen vermöge. Der König hielt es für nothwendig, in ſeiner Thronrede auf die gefangene Nachtigall anzuſpielen; der Erzbiſchof von Paris und andre Biſchöfe warfen ihre Bannſtrahlen gegen ihn in Hirtenbriefen; die Pfarrer predigten gegen den Gefangenen. Aber das Volk ſang ſeine Lieder, und die Nationalgarde vergaß ihn nicht, wenn ſie, wie es damals Gewohnheit wurde, den König mit allerlei Ausrufungen empfing. Man ſtand am Vorabend von 1830.

So trug Beranger zu der Julierhebung durch ſein Leben und durch ſeine Lieder eben ſo viel bei, als Manuel und Foy durch ihre Reden. Was er in den Julitagen ſelbſt gethan, iſt bisher unbekannt, obwohl es vielleicht die heldenmüthigſte That ſeines Lebens. Was ich hier erzählen werde, iſt ein Faktum, und ich habe es aus der beſten Quelle, von Beranger ſelbſt. Das Volk ſchlug ſich, die Kanonen donnerten, aber eben ſo unſchlüſſig wie in St. Cloud war man in den Salons Laffitte's, wo ſich die liberalen Deputirten verſammelten. Es fand ſich Niemand, der die Revolution in die Hand zu nehmen, der ihr eine Richtung zu geben wagte, und es war Gefahr da, daß das heldenmüthige Volk ermatte, wenn ihm nicht von irgend einem bekannten Vorkämpfer der Freiheit Muth zugeſprochen und das Ziel gezeigt werde, auf das es losſteure. Beranger erkannte Dieß und trat unter die zaudernden Deputirten. Er machte den Vorſchlag zu jener Proklamation, die ſpäter erſchienen iſt. Man lächelte über den poetiſchen Brauſekopf. Da Beranger das Zaudern ſieht, ſetzt er ſich ſelber hin und verfaßt die Proklamation und legt ſie zur Unterſchrift vor. Abermaliges Zaudern. Da ſchreibt Beranger ſelbſt die Namen hin. „Gut," ſagt er, „gelingt die Sache, dann habt ihr es gethan; wird das Volk geſchlagen, dann habe ich die Proklamation aufgeſetzt und unterzeichnet." Mit dieſen Worten verläßt er das Zimmer und eilt in die Druckerei. Wenige Stunden ſpäter ſprach die Proklamation von allen Straßenecken zum Volke; den gedruckten Namen konnte man es nicht anſehen, welche Handſchrift ſie unter die Proklamation geſetzt. Wenige Tage darauf waren die Unterzeichneten an der Spitze der Regierung; der Unterzeichner blieb in ſeinem beſcheidenen Dunkel. Zwar werden ihm Stellen genug angeboten, aber er entzieht ſich mit einem Liede: A mes amis devenus ministres.

> Non, mes amis, non, je ne veux rien être:
> Semez ailleurs places, titres et croix.
> Non, pour les cours Dieu ne m'a pas fait naitre:
> Oiseau craintif, je fuis la glu des rois.
>
> . . . .
>
> De mon berceau près de bénir la paille,
> En me créant, Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Und wie er früher die Vorſorglichkeit der Freunde vereitelt, eine ihm günſtige Klauſel in Manuels Teſtamente unmächtig gemacht, Sebaſtiani's Anerbietungen zart zurückgewieſen, Laffitte's Anträge belächelt hatte, ſo wußte er jetzt auch den Anerbietungen der Miniſter gewordenen Freunde auszuweichen. Vor dieſen und vor den Ovationen des Volkes zog er ſich in die Stille Paſſy's zurück und oft, um den Unbequemlichkeiten des Ruhmes zu entgehen, in das Innere des Landes nach Fontainebleau, nach Tours und andern ſtillen Tusculis. Die Chanſon war ja, wie er ſagte, mit Karl X. entthront, und Frankreich hatte Freiheiten genug, um ſich auch ohne ſeine Chanſon für die Freiheiten bilden zu können.

In ſeine Einſamkeit zog er ſich mit den Erfahrungen eines ereignißreichen halben Jahrhunderts zurück und hatte ſo Stoff genug, ein würdiges Alter würdig zu beſchäftigen. Er wollte, wie er es in ſeiner berühmten Vorrede von 1833 ankündigt, une espèce de Dictionnaire historique ſchreiben, in welchem er an jeden Namen einer politiſchen oder literariſchen Notabilität ſeine Bemerkungen, Erfahrungen, Urtheile, Aufklärungen anknüpfen wollte, um Irrthümer und Verleumdungen aufzuhellen, und zwar ohne Parteilichkeit und Vorurtheil. „Frankreich wird mir es einſt Dank wiſſen. Wer weiß, ob es mein Name nicht dieſem Werke des Alters verdanken wird, wenn er mich überlebt. Es wäre komiſch, wenn die Nachwelt ſagen würde: der einſichtsvolle, der gründliche Beranger! Warum nicht?“

Der Dictionnaire historique hat ſich in den letzten Jahren des Dichters in mehrere Bände geordneter Memoiren verwandelt, die, wenn ſie unter den poſthumen Werken erſcheinen, gewiß eine der beſten und lauterſten Quellen unſerer Zeitgeſchichte bilden werden.[1]

Aus ſeiner Einſamkeit ließ Beranger nur wenige Liederraketen aufſteigen, aber eins dieſer wenigen Lieder, „Le déluge.“ das im Jahre 1847 erſchienen, reichte hin, um den Glauben an ſeine Prophetengabe, an ſeine Solidarität mit dem innerſten Leben der Nation und der ganzen Zeit zu erneuern. Enthielt denn dieſes, mit der ganzen Beranger'ſchen Meiſterhaftigkeit geformte Gedicht nicht die Vorherſagung des Jahres 1848 in ſich? Als dieſes ausbrach, glaubte man den Anfangsverſen dieſes Gedichtes doppelt gerne:

„Toujours prophète, en mon saint ministère,
Sur l'avenir j'ose interroger Dieu.

---

[1] Die Autobiographie Berangers iſt ſeitdem erſchienen und findet ſich in der vortrefflichen, meiſterhaften Ueberſetzung ſeiner ſämmtlichen Werke von Ludwig Seeger. [M. H.]

Pour châtier les princes de la terre,
Dans l'ancien monde un déluge aura lieu." etc.

und das Volk ſtrömte dem Propheten zu, riß ihn mit den lärmendſten Ovationen aus ſeiner geliebten Einſamkeit und wählte ihn endlich mit 204,471 Stimmen zu ſeinem Vertreter bei der konſtituirenden Verſammlung, obwohl er den Wählern vor der Wahl ablehnend gedankt hatte. Seine Entlaſſung, die er eingab, wurde einſtimmig von der Verſammlung zurückgewieſen, und er ſah ſich gezwungen, wiederholt um ſeine Freiheit zu bitten, die ihm endlich gewährt wurde. Diejenigen, die an dem fleckenloſen Leben und Charakter Berangers gern etwas zu tadeln haben möchten, machen ihm dieſe Beſcheidenheit, die ſich in ſeinen beiden Briefen an die Verſammlung ſo rührend ausſpricht, zum Vorwurf. Der Mann, ſagen ſie, der ſein ganzes Leben den guten Patrioten, den aufopfernden Bürger geſpielt hat, hätte dieſe Gelegenheit benutzen ſollen, um ſeine Erfahrungen, ſeinen Geiſt zum Vortheil des Vaterlandes auszubeuten. Als ob ein großer Dichter auch ein großer Geſetzgeber ſein müßte; als ob der Verfaſſer unſterblicher Oden auch unſterbliche Paragraphen müßte verfaſſen können. Cicero war ein ſchlechter Dichter, und dieſer große Dichter wäre vielleicht ein ſchlechter Cicero geworden. Wie ſehr iſt es im Gegentheil an ihm zu rühmen, daß er trotz aller Triumphe eines halben Jahrhunderts, trotz des allgemeinen Vertrauens ſeiner Mitbürger, ſich nicht Talente zutraute, die er vielleicht beſaß, die er aber noch nicht erprobt hatte. Es iſt nicht zu verwundern, daß ſich gewiſſe Menſchen freuten, Beranger einen Vorwurf machen zu können. Der Athener, der den Ariſtides verurtheilte, nur weil ihn alle Welt den Gerechten nannte, iſt ein ewiger Typus. Im Uebrigen gab es in unſerer Zeit nur wenige Größen, die, was ihren Ruhm und ihren Ruf betrifft, ſo unangefochten durchs Leben gingen. Als Künſtler wie als Charakter fand er, trotz aller Parteien, die allgemeinſte Anerkennung. Schon bei Lebzeiten wurde ihm als einer unvergänglichen Größe gehuldigt, wie einem Molière und Lafontaine.

Sainte-Beuve wagte, ſich an ihm zu reiben, aber nur, um zu beweiſen, wie wenig dieſer alexandriniſche Bücherwurm fähig ſei, einen Dichter wie Beranger, einen wahren Dichter überhaupt zu begreifen. Man leſe nur, was er über Berangers Refrains ſagt. Nur in den ſchönſten Volksliedern des Nordens iſt der Refrain mit ſolcher Meiſterhaftigkeit, ſo muſikaliſch, ſo Ahnung weckend und geheimnißvoll angebracht, wie in Berangers Chanſons. Sainte-Beuve findet ihn überflüſſig, ſtörend, oft trivial. Auch die Freiheiten, die ſich Beranger manchmal mit der Sprache erlaubt, rechnet er ihm zum Vorwurf an, nicht ahnend, daß man ihm gerade das Gegentheil zur Laſt legen könnte. Wenn es jemals einen Dichter gab, der durch ſeine Sprachwiſſenſchaft berechtigt und durch ſeine außerordentliche Popularität befähigt war, die akademiſche und traditionelle Feſſel der franzöſiſchen Poeſie zu ſprengen, ſo war es Beranger. Eine höhere Kritik dürfte ihn mit Recht darum tadeln, daß er die Herkömmlichkeit und den Diktionnaire der Akademie zu ſehr geachtet, daß er zu klaſſiſch geweſen, daß er die Sprache nicht aufgefriſcht und bereichert hat, indem er wie engliſche und deutſche Dichter vergeſſene, aber kräftige Elemente aus geſunden und ächt nationalen Dialekten holte; daß er nicht über Boileau hinausgegangen und nicht die Sprache berückſichtigt hat, in der Rabelais und Montaigne und endlich ſein großer Ahnherr, der Vagabund und Chanſonnier Villon, geſchrieben; daß er nicht zur ſelben Einſicht gekommen, wie ſeine Zeitgenoſſen P. L. Courier und Honoré Balzac, die es Beide erkannten, daß in der Sprache der Touraine und des mittleren Frankreichs überhaupt ein Verjüngungsquell der franzöſiſchen Poeſie ſprudle. Beranger kann freilich antworten, daß er ein Pariſer geweſen und daß er um ſo bewundernswürdiger ſei; daß er, mehr ein Schüler Lafontaine's als der Volkspoeſie, dennoch ein Volksdichter im größten Sinne des Wortes geworden und daß er die Kunſtſprache und die Kunſtpoeſie auf jene Höhe der Vollendung erhoben, wo ſie der Volkspoeſie ſo nahe ſteht, daß ſie ihr die Hand reicht. Sainte-Beuve hat ſich in jenem

Artikel über Beranger als Denjenigen bewährt, als den wir ihn kennen. Es iſt einmal die Eigenthümlichkeit und Leidenſchaft dieſes Montagsplauderers und Feuilletoniſten des Moniteurs, alle Größe zu verkleinern, das Kleine zu erheben, das Wahre zu fälſchen, das Gemeine zu vergolden und vor Allem ſich über jede Unabhängigkeit zu ärgern, alles Urſprüngliche zu haſſen, alles Neue zu verwerfen. Auch Herr Pomartin griff Beranger an, aber man wußte es in ganz Paris, daß dieſer Skribent dieſes Angriffs bedurfte, um ſich im Faubourg St. Germain, dem er ſeine ſchwachen, aber bürgerlichen Kräfte gewidmet, zu legitimiren. Beide Angriffe trugen nur dazu bei, Beranger zu beweiſen, daß er in der öffentlichen Meinung unangreifbar ſei.

Seit 1848 und den auf dieſes Jahr folgenden trüben Ereigniſſen zog der Dichter eine noch dichtere Einſamkeit um ſich. Er redigirte ſeine Memoiren und fügte dem Bande, der nach ſeinem Tode erſcheinen ſoll, neue Gedichte zu. Obwohl dieſe Gedichte gewiß würdig ſind, den bereits bekannten an die Seite geſetzt zu werden (wir kennen einige aus dieſer Zahl), denn Beranger iſt als Dichter nicht gealtert, ſo können ſie ſeinen Ruhm und ſeines Namens Popularität doch nicht vermehren. Es iſt beinahe unmöglich, ſich eine höhere Popularität zu denken. Es hat in Frankreich vielleicht nie eine höhere gegeben, und es wird wohl ſobald nicht eine kommen, die ſich mit dieſer meſſen kann. Wir werden die Tage nicht vergeſſen, da es hieß, daß Beranger im Sterben liege, und niemals die Volksmenge, die aus den Vorſtädten und vom Lande herbeiſtrömte, um ſeinem Begräbniß beizuwohnen, als er bereits begraben war — und am Allerwenigſten werden wir den Ausdruck der tiefen und feierlichen Trauer vergeſſen, die auf allen Geſichtern lag. Beranger hinterließ keine Familie, aber ganz Frankreich trauerte um ihn. Nur eine Schweſter hinterließ er, und Die trauerte nicht um ihn, denn ſie iſt Nonne, und Beranger hat in den letzten Stunden zu ihren Bekehrungsverſuchen gelächelt. Die Regierung trauerte um ihn, indem ſie eine Armee ausrücken ließ, um die zudringliche Volksmenge abzuhalten, und indem ſie des Todten Wunſch, bei ſeinem Freunde Manuel begraben zu liegen, ſo ſchnell als möglich zu erfüllen trachtete. Schon achtzehn Stunden, nachdem Beranger den letzten Seufzer ausgehaucht, noch ehe Paris eigentlich erfahren, daß es ſeinen größten Bürger verloren, war dieſer Wunſch erfüllt.

Beranger ſtarb am 16. Juli 1857, um 5 Uhr Nachmittags.

(1857.)

Barye.

> M. Barye is assuredly one of the greatest artists that France possesses; one of those also who have been the most roughly tried in the course of a life fertile in masterpieces of a deep and enduring character.
>
> Bayle St. John.

Mehr als eine perſönliche Genugthuung, eine große unintereſſirte, reine Freude gewährt jeder neue Beweis, jede noch ſo kleine Beſtätigung, daß man ſich in dem Manne, den man trotz aller Verkennung ſeit Jahren verehrt, nicht geirrt habe. Dieſe Freude empfinden alle Diejenigen, die Barye ſeit lange für einen der größten und ſeit Rude's Tode für den größten Bildhauer Frankreichs halten, ſo oft ſie an dem neuen, nunmehr aller Gerüſte entledigten Louvre vorübergehen. Da wimmelt in Niſchen und auf Galerien ein ganzes Volk von Statuen, das aus ſämmtlichen berühmten und unberühmten Werkſtätten hervorgegangen iſt, da die Regierung an dieſem eben ſo wohl politiſchen als nationalen Werke ſo viele Geiſter und Hände als nur möglich wollte Theil nehmen laſſen; und ſiehe da, der ſtumpfſinnigſte Beſchauer dieſer unzähligen Bildwerke wie der parteiiſchſte kann es nicht leugnen, daß die vier von Barye gelieferten Gruppen über dieſes ganze Statuenvolk einen fürchterlich verdunkelnden Schatten werfen, und daß ſie fortfahren würden, dieſen fürchterlichen Schatten zu werfen, ſelbſt wenn dieſes Statuenvolk um ein Bedeutendes weniger mittelmäßig wäre, als es wirklich iſt. Ja, ſelbſt Diejenigen, die immer zugegeben haben, daß Barye der größte Thierbildhauer Frankreichs ſei, müſſen überraſcht vor dieſen vier Gruppen ſtehen bleiben und geſtehen, daß er hier ebenſo große, menſchliche Ideale geliefert, wie er ehemals Ideale von Löwen, Tigern, Stieren, Ebern dargeſtellt hat, und daß dieſe vier Männer mit den vier Kindern, obwohl Theile allegoriſcher Darſtellungen, alle übrigen, Menſchen der Geſchichte mit wahrhaftigen Phyſiognomien darſtellende Statuen in Allem, was Natur, Charakter, Individualität betrifft, weit hinter ſich zurücklaſſen. Es konnte dem verkannten oder mit Perfidie theilweiſe anerkannten Barye nichts Angenehmeres widerfahren, als dieſe Ausſtellung der Leiſtungsfähigkeit ſeiner Kollegen — die, in ſeiner Nachbarſchaft, eine Bloßſtellung und für ihn ein perpetuirlicher Triumph geworden iſt. Der Louvre iſt ihm Das geworden, was Rude ſeine „Marſeillaiſe" und die benachbarten von den andern Bildhauern herrührenden Skulpturen der Arc de l'étoile geworden — der ſteinerne Beweis ſeines Rechtes auf die Hegemonie ſeiner Zeitgenoſſen.

Der Triumphator iſt heute, am Tage ſeines endlichen und allgemeinen Triumphes, einundſechzig Jahre alt. Späte Anerkennung iſt das moderne Schickſal großer Talente, und es mußte Barye treffen, eben weil er ſo wenig von einem modernen Künſtler hat, ſowohl in ſeinem Talent, wie in ſeinem Charakter. Er gehört mit ſeinem ganzen Weſen dem ſechzehnten Jahrhundert und in die Familie der Brunelleschi, Leonardo, Michel Angelo, Benvenuto, Dürer — in die Klaſſe jener Künſtler, die nicht Architekten, Maler, Bildhauer, Goldſchmiede von Profeſſion, ſondern Künſtler, Künſtler in der weiteſten Bedeutung geweſen — die ihren ſchönen Gedanken nicht bloß in einer eingelernten, ſondern in jeder ihrem Gedanken angemeſſenen Form zu geben verſtanden — als Statue, als Gemälde, als Palaſt, als Gedicht. Sie hatten nicht Eine Kunſt erlernt, ſondern die Kunſt, die Eins und einzig iſt in der verſchiedenſten Form. Sie haben ihre Laufbahn auf dem Einen Felde angefangen, auf dem andern fortgeſetzt, auf dem dritten beſchloſſen. Bei dieſem Bildhauer wurde eine Freske, bei jenem Maler eine Reiterſtatue, bei jenem Bildhauer oder Maler der Bau eines Tempels oder einer Feſtung beſtellt, und jeder Künſtler kannte oder erfand ſich mit Leichtigkeit, was er auf dem neuen Felde an Technik, an Mitteln der äußeren Ausführung bedurfte, und es ſammelte ſich in Köpfen wie Leonardo, Michel Angelo, Cellini, Dürer eine Maſſe von Erfahrungen, die einer Bücherſammlung über Gegenſtände der ſcheinbar verſchiedenſten Art gleich kam. Müſſen wir dieſer Menſchen, die man univerſell nennt, weil ſie nur einheitlich waren, nicht gedenken, wenn wir von Barye ſprechen? — von Barye, dem großen Bildhauer der Menſchen und Thiere, dem merkwürdigen Landſchaftsmaler, dem größten Goldſchmied unſerer Zeit, dem geſchickteſten Erzieher, dem Manne, der ſchon in früher Jugend für Napoleon die verſchiedenſten Befeſtigungspläne modellirt hat und der, weil er eine beſondere Vorliebe für Thierbildung hatte, die Anatomie und Phyſiologie der Thiere ſo gründlich ſtudirte, daß er ein großer Veterinär und letzte Zuflucht der Direktoren des Jardin des Plantes geworden.

Antoine Louis Barye iſt am 3. Vendemiaire des IV. Jahres der Republik (September 1796) zu Paris geboren. Seine Eltern waren zu arm, um ihm irgend eine Erziehung geben zu können; er wuchs wild auf, bekleckste mit Kohle die Mauern der Nachbarn und die Papierfetzen, die ihm der Wind entgegentrug. In ſeinem vierzehnten Jahre gezwungen, ein nährendes Handwerk zu erlernen, wählte er eines, das ſeinen ſchlummernden Inſtinkten am Meiſten zuſagte, und trat als Lehrling in die Werkſtatt des Graveurs Fourier. Hier arbeitete er zuerſt an den Bunzen und Stempeln, die zur Verfertigung aller Metalltheile an der Uniform dienten, als da ſind Blechgürtel, Helme, Adler, Kreuze der Ehrenlegion ꝛc. Von Zeit zu Zeit wurden dem talentvollen Fourier auch Arbeiten höherer Art anvertraut, und er trieb für den Hofgoldſchmied Biennais die Basreliefs aus, welche die von Napoleon für verſchiedene Souveräne beſtimmten Doſen ſchmückten. Bald wurde der Lehrling Barye vorzugsweiſe bei dieſen höheren Arbeiten beſchäftigt, und eines der erſten Basreliefs, das er in Gold und zur größten Genugthuung des Meiſters heraustrieb, ſtellte die Zuſammenkunft der Kaiſer Napoleon und Alexander dar. Kurz darauf wurde er von eben dieſem Napoleon gezwungen, die friedliche Werkſtatt zu verlaſſen und in dieſelbe Armee zu treten, welche gegen denſelben Alexander einexerzirt wurde. Es war die Zeit, da der Deſpot die letzten Reihen der geſichteten Jugend den ſchrecklichſten Schlachtfeldern entgegenführte und ſeine Konſkriptionen die blutige Hand ſelbſt über das Haupt harmloſer, kaum der Schule entronnener Knaben ausſtreckte.

Zum Glück verſtand man es in der Napoleoniſchen Armee, jeden, auch den letzten, Mann auf den ihm zukommenden Platz zu ſtellen und hatten die Offiziere ihrem großen Feldherrn die große Kunſt abgeſehen, wie jedes einzelne Talent am Erfolgreichſten zu benutzen war. Barye wurde in die topographiſche Brigade des Geniecorps geſteckt, und er modellirte die Reliefs der verſchiedenſten Gegenden und Städte. Die Reliefs von Cherbourg, Koblenz, vom Berge Cenis werden noch heute als Muſtermodelle in den Kriegsarchiven aufbewahrt. Mit ſiebzehn Jahren wird er als höchſt brauchbarer, vollendeter Topograph dem 2. Bataillon der Sapeurs du génie zugetheilt und modellirt er für den geſchlagenen und fliehenden Kaiſer während der Flucht und ſo zu ſagen im Fluge viele Feſtungen und wichtige ſtrategiſche Punkte, die man verlaſſen muß, für den möglichen Fall einer einſtigen Wiederkehr. Während die Weltgeſchichte ihre Scene auf den Feldern um Paris aufgeſchlagen — März 1814 — befindet er ſich eines Tages allein auf einer Miſſion in der Gegend von Montrouge, um das umliegende Terrain genau aufzunehmen. In die Kaſerne zurückgekehrt, erfährt er, daß ſich die Armee an die Loire zurückgezogen. Es iſt ihm unmöglich, ihr zu folgen, und ſeine Dienſtzeit hört ſo mit dem Napoleoniſchen Regiment von ſelbſt auf.

Um ſich zu nähren, fängt er wieder zu ciſeliren an; um ſich zu bilden, beschäftigte er sich in den abendlichen Mußestunden mit Zeichnen und Modelliren. Bald hat er es in Beidem weit genug gebracht, um im Jahre 1816 von dem Bildhauer Bosio und im Jahre 1817 von dem berühmten Maler Gros mit großem Vergnügen als Schüler aufgenommen zu werden. Schon im nächsten Jahre tritt er in die Ecole des beaux-arts und gewinnt sofort als Graveur in Medaillen eine mention honorable; aber sein Basrelief, Milon von Kroton mit dem Löwen darstellend, das er bei der Bewerbung um den ersten Preis in der Skulptur geliefert, wird nicht berücksichtigt. Es zeichnete sich zu sehr durch Lebhaftigkeit, Originalität und Unabhängigkeit von allem Hergebrachten aus, also durch drei Eigenschaften, welche mehr geeignet sind, das Mißtrauen und Uebelwollen als die Anerkennung der Akademie einem jungen Künstler zuzuwenden. Aehnlich erging es ihm bei den Preisbewerbungen der zwei folgenden Jahre, da er immer mit dem zweiten Preise heimgeschickt werden, während der erste mittelmäßigen, aber schulgerechten Talenten wie Jacquot und Lemaire zuerkannt wurde. Barye sah ein, daß man auf die Worte der Meister schwören, jede innewohnende Schöpferkraft unterdrücken und nur ausgetretene [illegible] müsse, wenn man sich den Preis der Akademie erringen wolle. Zu dieser Selbstverleugnung konnte er sich des momentanen Ruhmes und der Vortheile wegen, die ein erster Preis mit sich brachte, nicht entschließen, und er verließ jenen Kampfplatz, auf dem der Schwächere siegt, für immer — jenen Kampfplatz, von dem man mit Recht sagte, daß man ihn nur mit gebundenen Händen und Füßen betreten müsse, wenn man ihn als Sieger verlassen will.

Den Vortheilen, welche die Akademie bieten konnte, entsagend, dachte Barye daran, für einen bescheidenen Broderwerb zu sorgen, und er bemühte sich um eine Stelle als Graveur an der Münze. Aber auch diese Stellen wurden nur an Protegirte der Akademie und der Regierung vergeben. Mit der Akademie hatte Barye gebrochen, und die Regierung war die Regierung

Karls X., um deren Gunſt ſich ein offener, grader, unabhängiger Charakter nicht ſo bemühen konnte, wie es verlangt war.

Auf Broderwerb ausgehend, gelang ihm dieſer ganz und gar ſo, wie er einer naiven, aller gemein praktiſchen Spekulation fremden Künſtlerſeele gelingen mußte: er erwarb mit Mühe und Noth juſt das Stück Brod, deſſen er zu kümmerlicher Nahrung bedurfte, während ſeine Arbeit einem Andern Ruhm und Reichthum einbrachte. Er hatte das Schickſal aller ächten, aber unbekannten Künſtler; er wurde ausgebeutet. Herr Fauconier, Goldſchmied und Juwelier, erfreute ſich damals neben der allmächtigen Protektion der Herzogin von Berry und des ganzen Hofes eines Rufes, wie er heute Herrn Fromant Meurice auszeichnet, und doch hatte Herr Fauconier kein anderes Talent, als dasjenige, welches die Mittelmäßigkeit faſt immer und ausſchließlich zum Schaden der wirklichen Künſtler beſitzt — das Talent, Andere zu benutzen und auszubeuten. Ein gewiſſes, vielſtöckiges Haus im Faubourg St. Germain, fern ſeiner bekannten Werkſtatt wie ſeinem Laden, könnte das Geheimniß Herrn Fauconiers verrathen und erzählen, wie man ein berühmter Goldſchmied und Millionär wird. In den verſteckteſten Winkeln dieſes Hauſes, im Keller wie in den Dachſtuben, getrennt von einander wie in Zellengefängniſſen, ſaßen die jungen brodloſen Künſtler, die Herr Fauconier mit der Spürkraft eines Jagdhundes in den Wildniſſen von Paris aufzutreiben verſtand, und verſchwendeten den Reichthum jugendlicher Phantaſie an Modelle, welche die Bewunderung des Hofs und der ganzen Welt erregten und dem ausbeutenden Spekulanten den Ruf eines modernen Benvenuto Cellini verſchafften. Unter dieſen weißen Sklaven verbrachte Barye ſchöne, lange Jahre, zufrieden, Brod für ſich und ſeine Familie zu ſchmieden und Material in Händen zu haben, an dem er ſeine künſtleriſche Schöpfungskraft üben konnte.

Aber à quelque chose malheur est bon, wenigſtens iſt das bei kräftigen, empfänglichen und ſchöpferiſchen Geiſtern immer wahr; ihnen wird jede Lage, jedes noch ſo traurige Verhältniß zur Schule. Barye machte im Verſtecke des Herrn Fauconier und unter der Fuchtel ſeiner gierigen Anforderungen mehr als einen Kurſus durch. Die tauſendfache Verſchiedenheit der Schmuckſachen und Breloques zwang ihn, alle Formen aus Pflanzen-, Thier- und Menſchenreich zu ſtudiren, und er that es zum Behufe eines kleinen Breloques, das vielleicht den fetten Bauch eines Finanziers ſchmücken ſollte, mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit, als ſollte ſeine Arbeit irgend einen öffentlichen Platz der Weltſtadt verherrlichen. Einer kleinen Goldſchmiedarbeit wegen durchmuſterte er die ungeheuren Sammlungen des Louvre, das Hotel Cluny, lief er von Bibliothek zu Bibliothek, in den Jardin des Plantes oder meilenweit ins Land hinaus, um nach der Natur zu zeichnen. Dabei wurde er Goldſchmied im Sinne der Ghibertis und lernte aus eigener Erfahrung und Beobachtung, wie die verſchiedenen Metalle verſchieden zu behandeln ſind, und die mannigfaltige Art des Guſſes, Gravirens und Treibens. So bildete ſich in dem armen Arbeiter der Goldſchmied, Graveur, Erzgießer, Zeichner, Maler, Naturforſcher und Bildhauer zu gleicher Zeit aus; als Letzterer trat er, da Herr Fauconier glücklicherweiſe geſtorben war, in der Ausſtellung des Jahres 1827 mit mehreren Büſten auf, die aber nicht geeignet waren, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf den Unbekannten zu lenken, obwohl man ſie jetzt als Meiſterwerke der Individualiſirung und des Ausdruckes bewundert.

Wieder genöthigt, um das tägliche Brod zu arbeiten, fing er jene unendliche Reihe kleiner Meiſterwerke zu ſchaffen an, die, obwohl auf induſtrielle Weiſe vervielfältigt und beſtimmt, als Schmuck der Uhren und Kamine, als Briefbeſchwerer und Dintenfäſſer zu dienen, darum nicht minder zum Schönſten gehören, was die vereinte Kraft von Kunſt und Induſtrie in unſerer Zeit hervorgebracht, zum Beſten überhaupt, was die letzten Jahrhunderte in dieſer Art geſchaffen haben. Ich fürchte nicht, daß mich der Leſer der Uebertreibung zeihen wird, wenn er meiner Einladung folgt und das Magazin der Barye'ſchen Bronzen (Rue saint Anastase,

10. Marais) beſucht und da die vielen Einzelſtatuen und Gruppen — ein alter Katalog, der vor mir liegt, zählt 113 auf — meiſt Thierſtücke, mit Kennerauge betrachtet oder wenn er, den langen Weg ſcheuend, in das Magazin, beſſer geſagt, Muſeum Barbedienne's, auf dem Boulevard Poissonnière tritt und daſelbſt den Tiger Barye's zu Geſicht bekommt. Jede dieſer kleinen Bronzen, groß ausgeführt, in Stein gehauen oder in Erz gegoſſen, wäre geeignet, Paläſte, Hallen, Gärten, Parks, Brunnen, öffentliche Plätze aufs Großartigſte und Schönſte auszuſchmücken. In der kleinen Form und großen Anzahl, in der ſie beſtehen, werden ſie der Nachwelt einen falſchen Begriff von unſerm Geſchmacke beibringen. Wie mögen ſie die Kunſt geliebt haben, werden unſre Nachkommen, ungefähr wie wir von den Einwohnern Pompeji's ſagen, daß ſie ſich überall mit dieſen herrlichen Meiſterwerken umgeben haben. Im Gegentheil klagen uns dieſe kleinen Meiſterwerke an, daß wir ſie in ihrer Kleinheit belaſſen, da ſie uns vor Allem als Modelle großer Monumente anmuthen, und wie wenige der Käufer, die ſie nach Hauſe tragen, wiſſen, was ſie auf Cheminée, Uhren, Schreibtiſch aufſtellen; wie Viele achten ſie gering, weil ſie nur 5, 10 oder 20 Francs für ein Kunſtwerk bezahlt haben!

Künſtler und Kenner wußten ſehr wohl, was ſie an dieſem Induſtriellen beſaßen. Vom Maler Diaz z. B. iſt es mir bekannt, daß er ſich auch nicht die kleinſte aus den Gießereien Barye's hervorgegangene Bronze entgehen ließ und ſich ein förmliches Muſeum einrichtete, das er benutzt, um des großen Bildhauers Ruhm zu predigen. Von andern Künſtlern hingegen weiß ich, daß ſie in Gemälden und Skulpturen die kleinen induſtriellen Bronzen als Modelle benutzt, ſich aber gehütet haben, etwas zur Anerkennung Barye's beizutragen. Ja, dieſe ganze kleine bronzene Thierwelt wurde ſogar mit Erfolg gebraucht, um Barye's Verdienſt zu verkleinern. Man ließ ihn gern als Thierbildhauer gelten, um ihm das Talent, Menſchen zu geſtalten, mit einem Anſchein von Gerechtigkeit ſtreitig zu machen. Mit Vergnügen vergaß man ſeine drei Grazien, die Amazone, Angelika, die Gruppen Minotaurus und Theſeus, Centaur und Lapithe, und mit noch größerm Vergnügen die Reiterſtatuetten Karl VI., Gaſton de Foix, General Bonaparte — obwohl dieſe Reiterſtatuen ſich mit dem Beſten vergleichen können, was die Renaiſſance hervorgebracht, obwohl in den Gruppen manche Michel Angelo'ſche Ader zu entdecken, obwohl in den drei erſtgenannten Werken der unabhängige, aber empfängliche Jünger der Antiken nicht zu verkennen iſt. Die vier großen Gruppen an den beiden neuen Pavillons des Louvre, „die Ordnung, der Friede, der Krieg, die Kraft,“ ſind nun leider freilich zu öffentlich geworden, als daß man in jenem Syſtem der Verkleinerung eines großen Künſtlers fortfahren könnte.

Barye hatte früh erkannt, mit welcher Welt er zu thun hatte. Mit einer Seele, weiß und fleckenlos wie der edelſte Marmor, und mit einem Nacken hart wie Porphyr geboren, war er nicht geeignet, mit ehr- und geldgierigen Künſtlern Clique zu machen und ſich vor Journaliſten und Regierenden zu beugen; — ſo zog er ſich denn in eine Einſamkeit zurück, welche auch die Sympathie der begeiſtertſten Verehrer ſeines Genies nicht zu durchbrechen im Stande war. Seit achtzehnhundert und dreißig iſt er förmlich aus der Welt verſchwunden und iſt ſein Leben in Künſtlerkreiſen zu einer wahren Sage geworden. Man begegnet ihm manchmal in den Volkstheatern der Inſel St. Louis, manchmal nach der Natur zeichnend in den Wäldern von Fontainebleau. Durch Jahre kannte man die Adreſſe ſeines Ateliers nicht und wußte man noch weniger von ſeinen perſönlichen Schickſalen. Man ſagt, er ſei verheirathet und habe in ſeinem Familienleben große Schmerzen getragen. Vier reizende Töchter voll Geiſt und Anmuth ſind, der Sage nach, unter ſeinen Augen dahin gewelkt und es iſt ihm nichts von ihnen geblieben, als vier Porträts, die er ſelber gemalt und die Meiſterſtücke der Porträtirkunſt ſein ſollen. Aber wer hat ſie geſehen? — Ich weiß es nicht. Henri Daumier, der große Zeichner, traf ihn einmal in der Straße und benutzte die Gelegenheit, ihm die Zeichenlehrerſtelle an einem Inſtitute anzubieten. Die Verhandlungen dauerten durch Stunden und wurden in den Gaſſen geführt; an einer Straßenecke mußte Daumier den Bildhauer verlaſſen, der wieder in ſeinem Geheimniß verſchwand. Das Jahr 1848 rief den bereits grau gewordenen Künſtler ans Tageslicht hervor. Die Republik ſtellte ſeine zwei herrlichen Löwen, den ſitzenden Löwen und den Löwen mit der Schlange, im Tuileriengarten auf, jene beiden Meiſterwerke, die ich einmal mit Erfolg einem bekannten deutſchen Archäologen und Kunſtkenner als Antiken vorſtellte. (Wenn ich nicht irre, figuriren ſie auch als ſolche in dem Buche dieſes Gelehrten.) Ledru Rollin gab ihm eine Stelle im Louvre, und eine Thätigkeit begann, welche die intelligenteſte Aufſtellung der Antiken und allen Muſeen und Akademien Europa's die herrlichſten Abgüſſe verſprach — aber die Zeiten änderten ſich, und Barye hat ſeine Stellung, ich weiß nicht, ob verloren oder aufgegeben. Barye iſt eben ſo wenig gemacht, unter den obwaltenden Umſtänden, Aemter zu behalten, als ſie zu ſeinem Vortheile auszubeuten, wie folgende kleine Anekdote beweiſt. Kurze Zeit fungirte er als Thierzeichenlehrer im Jardin des Plantes. Gypsmodelle verſchiedener Thiere wurden gebraucht, das Geld, ſie einzukaufen, in die Hand Barye's gelegt, und er kaufte die Thiere des Bildhauers Mene; er, der die Thierwelt erſchöpft hat und deſſen Magazin in der Rue Anastase der edelſten Modelle voll iſt, er kaufte die Schöpfungen Mene's, der ihm nicht ans Knie reicht. Daran war nicht ſowohl Barye's, des armen Mannes, Uneigennützigkeit als ſeine Beſcheidenheit ſchuld; es kam ihm ſonderbar vor, daß er ſeine Schöpfungen als Modelle aufſtellen ſollte. Und doch hat ſeit den Alten, die der Natur um ſo viel näher ſtanden und den Gott in ihr begriffen, die armen Geſchlechter

Der kinderreichen
Lebendigen Erde,

wohl Niemand die Thierwelt ſo dargeſtellt wie Barye. Er gibt nicht Tendenzthiere der Fabel, auch nicht verkleidete Satiriker wie

Kaulbach, ſondern Thiere, wahre Thiere, in ihrer eigenthümlichſten Eigenthümlichkeit, in ihrer Kraft, Wildheit, Anmuth, Liſt, Treue ꝛc., je nachdem ſich der „gebundene Gott“ in dem Individuum ausſpricht — freilich in jener potenzirten Wahrheit, in jener Idealität, die den Menſchen zum Menſchen und aus dem Menſchen den Künſtler macht; mit jener Offenbarung der Kunſt, die das Geheimnißvolle zugleich geheimnißvoller und klarer macht. Ueber ſeinen Gebilden ſchwebt die Ahnung Deſſen, was jenſeits der Schranken der verſchloſſenen und uns ſtummen Natur zu ſuchen iſt. Unwillkürlich denke ich, wie ſonderbar Das auch dem Leſer klingen mag, bei den Thieren Barye's an die Verſe Lenau's:

An Blumen freut ſich mein Gemüthe,
Und ihrem Räthſel lauſch' ich gern,
Die uns ſo nah durch Duft und Blüthe
Und durch ihr Schweigen doch ſo fern.

Ueber Barye's Perſönlichkeit kann ich dem Leſer nicht die geringſte Mittheilung machen. Ich habe den Geheimnißvollen nie geſehn. Ich wollte nur auf den großen, in Deutſchland noch unbekannten Künſtler mit einigen Worten aufmerkſam machen, ohne den Gegenſtand zu erſchöpfen; ferner wollte ich, nachdem ich Rude's und Berangers Charakteriſtiken geliefert, gerecht ſein und zeigen, daß ihrer würdige Charaktere im heutigen Frankreich auch noch unter den Lebenden wandeln — denn Das iſt es, was man ſo ſchwer und ſo ungern glaubt; am Schwerſten, wenn man ſelbſt in Paris lebt.

(1837.)

Stephen Heller.

> That strain again: — it had a dying fall:
> O it came o'er my ear like the sweet south,
> That breathes upon a bank of violets,
> Stealing and giving odour.
> Shakespeare.
>
> Cet artiste n'est pas connu pour ce qu'il vaut.
> Fétis.

Die letzten drei Dezennien haben Schaaren von Virtuoſen an uns vorbeigeführt: die Zahl ihrer Herolde und Verkünder ihres Ruhmes war noch größer und die Zahl ihrer Bewunderer unendlich. Alle Ehrenbezeugungen, wie ſie Wohlthätern der Menſchheit angemeſſen ſcheinen, Kronen, Kränze, offizielle Auszeichnungen, Titel und Würden, verherrlichender Geſang, Anbetung von Seiten der Frauen — Alles, Alles wurde ihnen zu Theil; ſie ſetzten ruhige Städte in Bewegung, ſie verurſachten Zuſammenrottungen und Aufruhr, ſie erweckten Parteikämpfe, und wie ſie die Mittelpunkte begeiſterter, brüderlicher Feſte waren, ſo wurden ſie auch die Urheber von Zwietracht und Zerwürfniß. — Wo ſind ſie heute, dieſe weltbewegenden, gewaltigen Erſcheinungen? — Verſchwunden, vergeſſen, verſchollen. Ihre alten Bewunderer erröthen, wenn ſie ſich ihrer Thorheit erinnern; ihre Freunde verleugnen ſie. Die Götter ſind zuſammengebrochen, und man ſah die Hohlheit ihres Innern; das Kind zerriß endlich die angebetete Puppe und ſah den gemeinen Inhalt. — Dennoch hatte man Unrecht, ſich dieſer Begeiſterung zu ſchämen;

ſie war nur natürlich. Man begeiſterte ſich auch für Seydelmann; man bewunderte, man liebte ihn, als ob er den Mephiſto geſchaffen hätte, den er nur darſtellte. Die Bewunderung für den exekutirenden muſikaliſchen Virtuoſen, den Schauſpieler des Komponiſten, war urſprünglich an eine andere Adreſſe gerichtet, an die des Tondichters; daß ſie der Virtuoſe als treuloſer Bote unterſchlug, merkte das Publikum in ſeinem Enthuſiasmus erſt ſpät oder glaubte auch, daß dem Boten Alles gebühre. In ſeiner Gedankenloſigkeit krönte es die in Goldflitter gekleideten Tänzer und Läufer vor dem Wagen des Triumphators, der in ſeiner ſchlichten Größe kaum beachtet wurde. Aber der Triumphator iſt noch heute der Triumphator — wo ſind die Tänzer und Läufer und Hiſtrionen?

Wieder nichts natürlicher als ihr Verſchwinden; es iſt eben ſo motivirt, als ihr Auftauchen. Kaum war Leſſing da, ſo waren auch ſchon Schauſpieler da. Die exekutiven Kräfte, die Kärrner, ſind immer und überall in großer Menge vorhanden; ſobald ſich die produktive, dieſe ſeltenere Kraft zeigt, fangen ſie zu wirken an. Es hat muſikaliſche Virtuoſen gegeben, ſeit es Kompoſiteure gibt. Als die Muſik mit Beethoven die höchſte Höhe erreichte, mußte es von Virtuoſen zu wimmeln anfangen. Sie waren in der Muſik, was nach einer großen Literatur die Kommentatoren, Gloſſatoren, Nachahmer, Wortkünſtler, Deklamatoren, Rhapſoden, Schauſpieler, Bearbeiter ꝛc. zuſammen ſind. — Sie brauchten zu ihrem Geſchäfte wenig Talent, inſtinktiven Nachahmungstrieb und viel Geduld und phyſiſche Arbeitskraft. Das Genie, das man ihnen ſo freigebig nachrühmte, ſaß meiſt im Sitzfleiſch. — Bei den erſten unter den Virtuoſen beſtimmte ein gewiſſes angeborenes muſikaliſches Talent die Wahl des Berufs; das Glück, das dieſe machten, beſtimmte die meiſten ihrer Nachfolger. Erſtere hatten vor Letztern nur wenig voraus, da es ſich zumeiſt um phyſiſche Arbeit, Ausdauer, Geduld handelte. Man machte Virtuoſen. Man unterrichtete nicht, man weckte nicht Keime von Talenten, man richtete ab. Die ſchönſten, die unbeſangenſten Tage des Lebens mußten zwölf bis ſechszehn Stunden der phyſiſchen Arbeit am Inſtrumente abgeben; Alles mußte darüber zu Grunde gehen, ſelbſt das muſikaliſche Ohr, wenn von Natur aus eins da war. Der geiſtigen Ausbildung war kein Moment Raum gelaſſen, eben ſo wenig der gemüthlichen. Darum mußte auch Geiſt und Gemüth eingelernt werden. Man lernte mit Geiſt ſpielen, man lernte Herz in die Muſik legen. So wurde man ein Golem, eine Maſchine, ein Automat. Wie oft, wenn man ſie mit dieſer fürchterlichen Wuth ſpielen und Stücke ausführen hörte, die eine Verhöhnung aller Muſik waren, mußte man ſich ſagen, daß ſie ſich offenbar an der Kunſt, die ihnen die ſchönſte Zeit des Lebens, die beſten Gaben des Geiſtes und des Herzens geraubt, rächen, daß ſie ſie für immer ausrotten und in der Meinung der Menſchen verächtlich machen wollten. — Meiſt aber ſagte man ſich, daß ſie in dieſer mechaniſchen Beſchäftigung mit Muſik allen muſikaliſchen Sinn verloren. So verlieren oft alte Richter allen Sinn für Gerechtigkeit, Maler allen Sinn für die Farben; Krieger, die mit Begeiſterung ausgezogen, werden im Laufe des Krieges gedankenloſe Schlächter.

Es iſt kein Wunder, daß ſo viele der gefeierten Virtuoſen phyſiſch zu Grunde gegangen und daß andere, die, müde der oberflächlichen Triumphe, einem höhern Ehrgeiz dienen und als Tondichter ſich verſuchen wollten, nur das lärmendſte Gegentheil von Muſik, die Negation, die Karikatur der Muſik hervorbrachten. Mit einer ungeheuern Charakterkraft, mit einer beinahe unerſchöpflichen muſikaliſchen Ausſteuer müſſen die Seelen Derer ausgerüſtet geweſen ſein, die ſich, wie Mendelsſohn, Chopin, aus der Virtuoſität noch mit einem Fonds von Muſik, mit Produktivität gerettet haben. Wir wollen hier die Charakteriſtik eines ſolchen Muſikers und mit ihr zugleich eine bezeichnende Lebensgeſchichte aus der Kunſtepoche unſerer Zeit liefern.

Stephen Heller hat ſein Virtuoſenthum überlebt und iſt daraus als Kompoſiteur hervorgegangen. Wieder als Kompoſiteur hat er alle Kämpfe, die einem jungen und originellen Geiſte vorbehalten ſind, durchgekämpft, hat er Noth, Elend, Entſagung, Verkennung ertragen, Selbſtverleugnung und Demüthigung vor dem eigenen Genius kennen gelernt und ſteht heute als ein in ſeinem Fache beliebteſter, von Tag zu Tag an Ruhm gewinnender Tondichter mit ausgeſprochener Individualität, mit großen, kaum mehr angefochtenen Vorzügen und Verdienſten da. Die Geſchichte eines ſolchen Lebens kann nur belehrend ſein.

Stephen Heller wurde im Jahre 1813 am 15. Mai zu Peſth in Ungarn geboren. Sein Vater, der in einer Fabrik angeſtellt war und außerdem noch in der Stadt mathematiſchen Unterricht ertheilte, beſtimmte ihn den Rechtswiſſenſchaften und ſchickte ihn deßhalb frühzeitig auf das Gymnaſium der ehrwürdigen Piariſtenväter, patrum piarum scholarum. Etwas Muſikunterricht wurde, weil Das zu einer guten Erziehung gehört, bei einem Herrn Meixner, Fagotbläſer beim Muſikkorps eines Artillerieregiments, genommen. Bald zeigte es ſich aber, daß dieſe Nebenſache den Knaben vorzugsweiſe beſchäftigte, daß er bei dem dürftigen Muſikunterricht, bei dem auch einige Generalbaßlehren mit unterliefen, mit viel größerer Theilnahme verweilte, als bei Latein und Griechiſch. Da wurde denn ein bedeutenderer Lehrer, der beſte, der in Peſth aufzutreiben war, Franz Bräuer, jetzt regens chori im Dome, gewonnen, und dieſer hatte bald den Muth, mit ſeinem Schüler vor das Publikum zu treten. Lehrer und Schüler ſpielten im Peſther Theater Duſſecks Doppelkonzert (b-dur) für zwei Piano's und zwar mit Beifall. Da erwachte der Ehrgeiz im Vater. Wie wäre es, wenn ſein Kind ein Wunderkind wäre? Wenn aus dem Wunderkind ein Virtuoſe erwüchſe, ein Virtuoſe, der die ganze ziviliſirte Welt, ſo weit es nervöſe Weiber gibt, in Bewegung ſetzte? Der Mathematiker fing zu rechnen an, und er wollte ſicher gehen. Mehrere Verſuche wurden angeſtellt; Stephen mußte gewaltig arbeiten und zu wiederholten Malen vors Publikum treten und Konzerte geben. Das Experiment gelang: viel Beifall wurde geerntet; alſo Ade Griechiſch und Latein und Juriſterei! Der Vater ſetzt ſich mit dem Sohn in den Wagen; es geht nach Wien, in die Hauptſtadt der Muſik.

Stephen wurde dem damals bedeutendſten Muſiklehrer Anton Halm übergeben. Dieſer ahnte bald einen wahren Künſtler in ſeinem Schüler und ſtellte den Knaben bei Gelegenheit Beethoven, F. Schubert, Abbé Stadler vor. Aber das Kind war noch zu ſehr Kind, um das ganze Glück ſolcher Bekanntſchaften zu erfaſſen; in ſeinem jungen Gehirn erwachte noch keiner jener fruchtbaren Gedanken, welche die Berührung mit ſolchen auf der Höhe der Menſchheit ſtehenden Geiſtern zu erwecken pflegt, keiner jener großen Entſchlüſſe, die ſolche Beiſpiele zur Reiſe bringen und für die ganze Zukunft bedeutend machen. Er war eben noch ein träumendes Kind und vor Allem nur Klavierſpieler.

Als Solcher gab er in Wien im Jahre 1826 ſein erſtes, 1827 ſein zweites Konzert. Am Ende des zweiten trat er kühn mit einer freien Kompoſition hervor, die ihm, eben der Kühnheit wegen, im Publikum manche Freunde und Beſchützer, aber ganz und gar nicht den Beifall der Kritik verſchaffte. Dießmal war die Kritik im Rechte. Es fehlte Stephen Heller noch an geiſtiger und materieller Ausbildung, um ſchon ſelbſtändig auftreten zu können. Das Beſte in ſeiner Kompoſition war höchſtens als eine Anweiſung auf die Zukunft zu betrachten. — Doch glaubte der Vater nun den Moment gekommen, da man mit Nutzen die Künſtlerlaufbahn anfangen könnte. Der Sohn wurde nach Peſth zitirt, und im Jahre 1828 verließ er den geliebten Lehrer Anton Halm, der ihn betrübt ziehen ſah.

Mit Abſicht habe ich alle Meiſter Hellers mit Namen genannt: es iſt das Geringſte, das man Lehrern zum Lohne thun kann, wenn man ſie bei Gelegenheit ihrer Schüler nicht vergißt. Die rührendſten Erſcheinungen im Leben bedeutender Künſtler ſind, neben den Müttern, die Lehrer. Während der Schüler ſeinen Flug nimmt, die Welt mit ſeinem Namen zu erfüllen, ſtehen ſie an der Schwelle ihres ſtillen, vergeſſenen Hauſes und ſehen ihm in rührender Hülfloſigkeit nach, wie die Gluckhenne, die Enten ausgebrütet, am Rande des Teiches, und ſind froh, wenn ihnen aus weiter Ferne von Zeit zu Zeit nur ein kleines Wörtchen der Erinnerung zukommt. Sie werden vom Sohne, vom Schüler mehr oder weniger vergeſſen — was liegt daran, wenn es ihm nur gut geht, wenn er nur Erfolge hat, wenn er nur der Lehren gedenkt, die man ihm mitgegeben. — Wie rührend klingt die einfache Zeile im Tagebuche Perugins: Heute iſt mein lieber Raphael Sanzio abgereiſt; möge ihn Gott begleiten auf allen ſeinen Wegen, und möge er glücklich ankommen. —

Der Vater wurde in ſeinen Plänen noch mehr beſtärkt, als die Ungarn mit ihrer heißblütigen Bewunderung den Sohn in mehreren Konzerten bis in den Himmel hoben und ihm einen Beifall zollten, als wäre er bereits eines der glänzendſten Lichter der Welt. Keine Nation Europa's läßt ſich durch den Patriotismus ſo ſehr verblenden, wie die Magyaren; die Erfahrung, daß ſie eigentlich noch ſehr wenig Genies hervorgebracht, hindert ſie nicht, jede auf ihrem Boden neu auftauchende Erſcheinung ſofort für ein Wunder zu erklären. — Der mathematiſche und kluge Vater vergaß es nicht, den Patriotismus vom Verdienſte des Sohnes zu ſubtrahiren. Dennoch gab er ſeine Stellung in Peſth auf und trat nun mit ſeinem Sohne die „Kunſtreiſe“ an. Wenn Stephen Heller ſpäter nicht durch zwölf Stunden täglich am Klavier verthieren wollte, wenn er ſich weigerte, Journaliſten den Hof zu machen, ſchlechte Modemuſik zu ſpielen, wenn er ſich eine glückliche Stunde verſchaffen und ſich in die Muſik „in ihm ſelbſt“ vertiefen, etwas komponiren oder mit den großen Meiſtern die Zeit verlieren wollte: hat ihn zwar der Vater gewähren laſſen; dennoch glaubte er, daß er ſich nicht deßhalb den Mühen, Unbequemlichkeiten, Koſten und Wagniſſen der Reiſe ausgeſetzt habe und daß der Sohn ſich auch befleißen müſſe, halsbrecheriſche Stücke zu ſpielen, Knalleffekte zu machen, das Publikum in Erſtaunen zu ſetzen, kurz ein Phänomen zu werden, wie der große X und der berühmte Y. Er meinte es gut, aber er verſtand es nicht beſſer. Daß für das künſtleriſche Seelenheil des Sohnes, für ſein äußeres und inneres Glück beſſer geſorgt geweſen wäre, wenn man den erwachenden Tonkünſtler in ſeiner einſamen Stube, in ſeinen tönenden Träumen gelaſſen hätte. Das fiel ihm, der wenig Begriff von Muſik und von den Vorgängen in einer Künſtlerſeele hatte, nur ſelten ein.

Die Reiſe ging durch einen Theil Ungarns, über Krakau nach Warſchau, wo der Winter zugebracht wurde, dann weiter nach Breslau, über Dresden, Leipzig, Braunſchweig nach Hamburg, wo zum zweiten Male die Winterquartiere bezogen und drei Konzerte gegeben wurden. Stephen Heller, nunmehr ſchon ein erblühter Jüngling, lernte etwas von der Welt kennen, kam mit Künſtlern in Berührung und gewann ſich durch ſein Spiel manches weiche Frauenherz. Damit war dem beſorgten Vater nicht gedient. Weltkenntniß konnte dem Sohne verderblichen Unabhängigkeitsſinn einflößen, ſeine Erfolge konnten ihm zu viel Bewußtſein ſeines Werthes geben; die Künſtler waren im Stande, ihm über die Kunſt Ideen beizubringen, die mit den Kunſtideen des Vaters, mit ſeinen poſitiven Zwecken nicht übereinſtimmten. Dem allem mußte vorgebeugt werden, und der Vater führte ein ſtrenges Abſchließungsſyſtem ein, und ſo ging es weiter über Kaſſel und Frankfurt a. M., wo er Ferdinand Hiller kennen und lieben lernte, nach Bayern. —

In Augsburg angekommen, brach das gehetzte Wild zuſammen. Er konnte nicht weiter. Es zeigten ſich ſo große Spuren der Ermüdung und Abſpannung, daß der Vater den Vorſtellungen der Aerzte, neugewonnener Freunde und Muſikliebhaber nachgab, dem Sohn einige Zeit auszuruhen erlaubte, ihn unter der Obhut einer kunſtſinnigen Freundin zurückließ und nach Peſth zurückkehrte.

Nun begannen für Stephen Heller eigentlich erſt die Lehrjahre, die bei ihm auf die Wanderjahre folgten. Die Atmoſphäre der ſtillen, alten, romantiſchen Stadt that ſeinem etwas melancholiſchen, nach Ruhe und Sammlung ſehnſüchtigen Gemüthe ſehr wohl. Endlich nach langem, unerquicklichem, wüſtem Umherſchweifen hatte er die Muße, nach langer Vereinſamung die Einſamkeit, deren er ſo ſehr bedurfte, das Erlebte und Gehörte in Geiſt und Gemüth zu verarbeiten. Er konnte ſich endlich ſammeln und ſein Inneres belauſchen, ob da etwas wachſe und ſprieße. Die glückliche Stimmung, in die er ſich mit Einem Male verſetzt fühlte, wurde noch durch die liebevolle Theilnahme jeglicher Art erhöht. Wir dürfen nur derjenigen erwähnen, die ſich auf ſein der Oeffentlichkeit gehöriges Leben bezieht. Da ſteht Graf Fugger, Rittmeiſter in der bayeriſchen Armee, Stephen Hellers Lothar und Jarno in einer Perſon, obenan. Ein feiner Muſikkenner und ein nach allen Seiten hochgebildeter Mann, erkannte er bald die großen Anlagen des jungen Künſtlers, ſein edles, bisher unterdrücktes Streben, eben ſo wohl wie die Lücken ſeiner muſikaliſchen und anderweitigen geiſtigen Bildung. Mit vieler Liebe unterſtützte er ihn in ſeinen Studien und ſtellte ihm ſeine große, an Büchern und Muſikwerken reiche Bibliothek zu freier Verfügung. Dieſe Güte benutzte Stephen Heller in allen Stunden, die ihm der Unterricht, den er zur Beſtreitung ſeiner kleinen Bedürfniſſe geben mußte, übrig ließ, das Verſäumte nachzuholen, das Gehörte durchzuſehen, die bedeutenden Werke der Meiſter der Dichtung wie der Muſik zu ſtudiren. So wurde aus dem auf kurze Zeit beſtimmten Aufenthalt ein Aufenthalt von Jahren, eine reiche Zeit der Sammlung, des Fortſchritts, des Glücks und der geliebten, ſchöpferiſchen Arbeit. — Das Glück und — wir müſſen es ſagen — die Liebe weckte den Tondichter wieder auf, der ſchon in ſeinem neunten Jahre in jener oben erwähnten Kompoſition in ihm erwacht, ſpäter, im Unbehagen des Virtuoſenlebens, aber wieder eingeſchlafen war. Doch hatte er als Virtuoſe ſchon im Jahre 1829 in Leipzig bei Probſt Op. 1. Variationen über ein Thema von Paganini, bald darauf bei Böhme in Hamburg ein Rondo und ſpäter mehrere Variationen herausgegeben.

Während Stephen Heller ſtill, geſammelt, arbeitſam in Augsburg lebte, fing Robert Schumann ſeine ſpäter ſo bedeutend gewordene Wirkſamkeit in Leipzig an, jene praktiſche und theoretiſche Wirkſamkeit, aus der er nach mannigfachen Phaſen und Umwandlungen als Meiſter hervorgegangen. In ſeiner Zeitſchrift für Muſik las Stephen Heller die Aufforderung an junge Kompoſiteure, ihre Manuſkripte zur Beſprechung einzuſenden. Er beſann ſich nicht lange und ſchickte an Robert Schumann, von deſſen Kompoſitionen er nichts kannte, von dem auch wohl kaum mehr als die Papillons und die Variationen über den Namen „Abegg“ veröffentlicht waren, drei Impromptus (Op. 7) und Scherzo (Op. 8). Der Ton, in dem die Zeitſchrift für Muſik geſchrieben war, die Wärme und neidloſe Theilnahme, die Freude an den Schöpfungen Anderer, die aus den Artikeln Robert Schumanns ſprachen, hatten Stephen Heller aufgemuntert und ihm Vertrauen eingeflößt. Schumann beantwortete dieſes Vertrauen in ſehr freundlicher Weiſe, und gleich in dieſer erſten Annäherung zeigte ſich zwiſchen beiden Tondichtern eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft, eine Gleichartigkeit des Empfindens und der Anſchauung. Ein ſonderbares Zuſammentreffen machte ſie Beide darauf aufmerkſam. Die Impromptus Hellers waren Mademoiſelle Liane de Fraulay aus Jean Pauls „Titan“ gewidmet, und eben hatte Schumann eine Kompoſition vollendet, welche dem Fräulein Wina aus den „Flegeljahren“ zugedacht war. — Verſetzt uns dieſe kleine Anekdote nicht mit einem Ruck in jene romantiſch-ſchwärmeriſche Zeit zurück, die jetzt ſchon ſo weit hinter uns liegt?

Robert Schumann empfahl dieſe beiden ihm zugeſandten Werke dem Verleger F. Kiſtner, der ſie ſofort veröffentlichte, ſo wie bald darauf auch eine Sonate (Op. 9). Schumann ſprach ſich alsdann über dieſe Erſtlingswerke in ſeiner Zeitſchrift aus.

Liebenswürdig und von edlem Gemüthe zeugend iſt das Lob, das Robert Schumann mit Wärme und Begeiſterung als ein wahrer Poet dem Mitſtrebenden ſpendet, der noch ſein Nebenbuhler werden konnte.

So kam zu Liebe und Freundſchaft in der Augsburger Zeit, zum Glücke des Studiums und des Schaffens noch die Anerkennung, die um ſo wohlthätiger wirkte, als das innerſte Gewiſſen von ihrer Wahrhaftigkeit getroffen ſein mußte; als ſie nicht jenes geheime, beunruhigende Unbehagen erregte, das die Folge unverdienten Lobes iſt. Aber trotzdem oder vielleicht eben deßhalb war ſeines Bleibens nicht in Augsburg. Er fühlte ſich geſtärkt, anerkannt, mit neuem Wiſſen ausgerüſtet — er ſehnte ſich nach einem größern Horizonte, nach einem weitern Kampfplatze. — Dieſe Unruhe trieb ihn für einige Zeit nach Peſth, und da er dort nicht fand, was er ſuchte, bald wieder in die Heimat ſeines Glücks, nach Augsburg. Aber es war vorauszuſehen, daß es nur einer kleinen Veranlaſſung bedurfte, um ſeiner Unruhe Ziel und Plan zu geben.

Im Jahre 1837 kam Kalkbrenner durch Augsburg und gab daſelbſt mehrere Konzerte. Er ſah Heller und erkannte ſein großes Talent und daß die ſtille Stadt nicht ſein natürlicher Schauplatz ſei. Er ſprach ihm von Paris, von allen Schätzen der Ausbildung, die dieſe Stadt biete, von ihren geſellſchaftlichen Hülfsmitteln, von ihrem bewegten Leben, von der Leichtigkeit, mit der ein begabter Menſch bei einigem Glücke von dieſem Zentralpunkt aus ſeinen Ruhm ausbreiten könne — und im November 1838 ſehen wir Stephen Heller ſchon in Paris, um daſelbſt den Winter zuzubringen.

Da war freilich nicht Alles ſo golden und roſig, wie es ihm Kalkbrenner ausgemalt hatte, beſonders in muſikaliſcher Beziehung nicht, und die Phantaſie des fünfundzwanzigjährigen Künſtlers mußte manche Enttäuſchung und ſein Herz, nach dem gemüthvollen, deutſchen Zuſammenleben in Augsburg, manche Stunde der Vereinſamung empfinden — aber der lebhafte und empfängliche Geiſt Stephen Hellers fühlte ſich neuangeregt und bereichert, und muthig entſchloß er ſich, alle Kämpfe zu beſtehen, die er ſchon in nächſter Nähe drohend auftauchen ſah. Er fühlte das Herz einer Welt an ſein Herz pochen — er lernte eine neue, ſo reiche und ſo Mannigfaltiges bietende Geſellſchaft kennen —

und aus dem Winter iſt ein Jahr geworden, aus dem Jahre zwei Jahre, und nun ſitzt Heller ſchon volle zwanzig Jahre in demſelben Paris, das mit ſeinem Zauber ſchon viele Söhne verſchiedener Heimat für immer feſtgebannt hat. In einem Briefe an einen Freund ſpricht er ſich ſelbſt über dieſen Zauber ſo aus: „Die völlige Ungebundenheit des Lebens, die freie Anſicht nach allen Richtungen, die weltbürgerliche Toleranz, die jede Eigenheit, jede Bizarrerie faſt mit Nachſicht und einer gewiſſen Grazie des Geiſtes und des Herzens beurtheilt und nichts dafür verlangt, als gleiche Toleranz und Nachſicht; alle dieſe unſchätzbaren Vortheile einer feinen, ſeit Jahrhunderten an ſich ſelber arbeitenden und polirenden Geſellſchaft, ſo wie die Möglichkeit, eben ſo einſam als im Strudel der Welt leben zu können, und zwar bald das Eine, bald das Andere — dieß hielt mich ſeit ſo langer Zeit in Paris feſt."

Und wahrlich, die Anziehungskraft dieſer Weltſtadt muß eine gewaltige geweſen ſein, wenn ſie durch alle Leiden und Entbehrungen, welche Jahre lang das Leben Stephen Hellers verdunkelten, nicht gebrochen werden konnte. Weiß man, was er hier geduldet, getragen, gelitten, iſt man erſtaunt, daß er nicht ſchon nach wenigen Wochen oder Monaten die Flucht ergriffen, bewundert man die Ruhe und Objektivität, mit der er mitten im Elend die Vortheile und Vorzüge des Pariſer Lebens, die Förderung, die es dem Geiſt bietet, beurtheilte und würdigte.

Gänzlich unbekannt, fand er eben ſo wenig Schüler als Verleger für ſeine Kompoſitionen, und es begann für ihn jenes Leben, jenes Fegefeuer, in dem ſchon ſtarke Seelen und ſtarke Körper zu Grunde gegangen. Wir wollen ein oft gemaltes Bild, die Noth eines Künſtlers, nicht noch einmal malen; wir wollen nur einige kleine Anekdoten und Ereigniſſe aus dem Leben Hellers erzählen, die zugleich das Leben vieler Anderer mit wenigen Strichen zeichnen.

Nach Kurzem hatte Stephen Heller einſehen gelernt, daß er für Werke, die ſich an die in Deutſchland veröffentlichten

(Op. 7, 8. 9) würdig anſchlöſſen, keine Verleger in Paris fände. In der Hauptſtadt der Mode und des Brillanten waren ſolche Werke nicht am Platze. Von der Noth gezwungen, den Bedingungen der Verleger nachzugeben, publizirte er erſt einige leichte Kompoſitionen für Schüler, welche man lieber annahm, mit Recht hoffend, daß er die Freunde, die an ihm irre werden konnten, ſpäter durch bedeutende Werke beruhigen werde. Er hatte die Abſicht, auf das Titelblatt dieſer und ähnlicher Kompoſitionen in ganz kleiner Schrift, um ſich vor ſich ſelbſt, vor den Kennern und Freunden zu entſchuldigen, die zwei Buchſtaben T. F. (d. i. travaux forcés) anzubringen, die den Galeerenſträflingen eingebrannt werden, um damit den Zwang anzudeuten, aus dem ſie hervorgegangen. Aber die Verleger wollten auf dieſen tragiſchen Witz einer unglücklichen Künſtlernatur nicht eingehen. Selbſt dieſe travaux forcés ſchienen ihnen noch zu gut; ſie wollten Oberflächlicheres, etwas, was mehr ſcheine und weniger bedeute, und bezahlten ihm ſelbſt dieſe Arbeiten, die ihn ſo unglücklich machten, gar nicht oder auf erbärmliche Weiſe. Man ſchämte ſich nicht, ihm aus ſeiner Trefflichkeit einen Vorwurf zu machen. Der Muſikalienhändler Schleſinger ſaß einmal mit drei Kompoſiteuren bei Tiſche: mit Wolf, Heller und X. — Sehr ungezwungen ſagte er ihnen ſeine Meinung über ihre Verwendbarkeit im Handel, „Ihr alle Dreie,“ rief er, „ſeid nicht zu brauchen, aus verſchiedenen Gründen: Sie, Wolf, ſind zu ſchwer, Sie, Heller, zu gut, Sie, X., zu ſchlecht!“ —

Wir wollen nur die Geſchichte einzelner Werke Hellers erzählen und werden damit einen trefflichen Beitrag zu Künſtlers Erdenwallen liefern; zuerſt die Geſchichte der chasse, jenes Stückes, das von allen berühmten Klaviervirtuoſen Liſzt, Thalberg, Döhler, Wilhelmine Clauß ꝛc., geſpielt wurde, allen vorgerückten Schülern vorgelegt wird und ſich eines eigenen Ruhmes erfreut.

Moritz Schleſinger, Vorgänger von Brandus, war damit beſchäftigt, eine neue Klaviermethode herauszugeben, die den

Titel Méthode des Méthodes führen ſollte und in der That unter dieſem Namen erſchien. Am Schluſſe ſollten Klavier-Etüden von den bedeutendſten Pianokomponiſten beigegeben werden. Es wurden alſo an Moſcheles, Chopin, Mendelsſohn, Hiller, Liſzt, Döhler, Thalberg, Henſelt, Benedict u. A. Aufforderungen erlaſſen, beſonders prägnante und zugleich praktiſch nützliche Etüden zu liefern. Stephen Heller war dem Verleger unentbehrlich geworden, da er ihm die nothwendige Sklavenarbeit verrichtete, außerdem noch für die muſikaliſchen Zeitungen ſchrieb. Dieſem Umſtande und einer gewiſſen Vorliebe, die der Kaufmann für den jungen Künſtler hatte, in dem er mit dem ihm eigenen Inſtinkte eine Zukunft ahnte, dankte Heller die Aufforderung, ebenfalls eine Etüde zu liefern. Der Verleger wollte, wie er ſagte, die Gelegenheit benutzen, um ihn in die Geſellſchaft dieſer hohen und berühmten Namen einzuſchwärzen. Nach ſo vielem Traurigen, das ihm von dieſer Seite zugemuthet war, fühlte ſich Heller durch dieſe Einladung doppelt glücklich, obwohl von Honorar nicht die Rede geweſen. Er ging nach Hauſe, in ſeine kleine Stube, und in einer Nacht voll Fieber und Aufregung ſchrieb er eine Etüde, bei der ihm das Bild einer Jagd vorſchwebte, einer tollen Jagd, die tiefen Liebesgram zerſtreuen ſollte, und ſetzte als Motto die Worte einer alten franzöſiſchen Chronik darüber: La meute est déchaînée — les fanfares éclatent. — Messire le roi Philippe sur son ardent coursier, s'efforce à dissiper le chagrin que lui cause le trépas de sa mie, Agnès de Meranie . . . Schleſinger war über Titel und Inſchrift, die für eine Etüde freilich nicht orthodox klangen, etwas verdutzt und zuckte die Achſel über dieſen romantiſchen Jüngling, ſagte aber nichts. Gutmüthig, wie er iſt, wollte er den jungen Kompoſiteur in ſeinem Glücke, das aus ſeinem ganzen Geſichte ſprach, und in der Zufriedenheit, mit der ihn die Vollendung eines wahrhaft poetiſchen, zaubervollen Werkes erfüllte, nicht ſtören. Erſt nach vierzehn Tagen lud er ihn zu Tiſche, um ihm mit Schonung zu ſagen, daß ſeine Etüde für die Méthode des

Methodes nichts tauge, daß ſie von Kennern verworfen ſei und daß er was Anderes liefern ſolle. — Aber Heller erwiderte ihm ruhig: „Eine beſſere Etüde werde ich nicht ſchreiben; ich glaube, daß ſie neben Liſzt, Thalberg, Döhler beſtehen könne." — So nahm ſie Schleſinger doch in ſeine Methode auf, und da ſie großen Beifall fand, wurde ſie einige Jahre ſpäter beſonders (als Op. 29) geſtochen und hat franzöſiſchen, deutſchen und engliſchen Verlegern mehr eingebracht, als Heller je beſaß oder beſitzen wird. An Honorar hat ihm dieſe berühmte chasse nicht einen Pfennig abgeworfen.

Aehnlich ging es Heller noch ſpäter mit den Werken 33—36, worunter die Caprice über die Forelle, die durch Liſzt, Döhler, Halle ſo berühmt geworden. Heller war in bitterer Noth. Eines Abends nach Beendigung der vier Capricen über Schubert'ſche Lieder (Forelle, Lob der Thränen, die Poſt, Erlkönig), ging er zu Schleſinger und bot ihm dieſelben um 400 Fr. an. Der Verleger wollte den Antrag kaum anhören; der Kompoſiteur ſtimmt ſeine Forderung auf 200 Fr. herab. Umſonſt. Ein Verleger aus Lyon hat ſie ihm endlich für 100 Fr. abgekauft. Zu dieſem Provinzverleger kam Heller auf eigenthümliche Weiſe. Bald nach Erſcheinen ſeiner erſten Etudenſammlung (Op. 16. 24 Etud.) l'art de phraser (die er Schleſinger als Eigenthum für alle Länder um 300 Fr. überließ) erhielt er von einer ihm ganz unbekannten Dame einen äußerſt herzlichen Brief, in welchem ſie ihm ihr Erſtaunen ausdrückte, ſo wenig von einem Autor gehört zu haben, der ſolche Etüden, wie z. B. die 15. feuillet d'Album betitelte (welche Ernſt ſpäter für Violine arrangirte), zu komponiren vermöge. Dieſe Dame war Madame Montgolfier, deren Mann ein Sohn des Erfinders des Luftballons. Sie gab in Lyon Unterricht im Piano und iſt eine der geiſtvollſten und begabteſten Damen Frankreichs. Ihrem begeiſterten Briefe antwortete Heller mit einer Geſchichte ſeiner vier Capricen, um ihr zu zeigen, wie einſam ſie mit ihrer Begeiſterung für ſeine Kompoſitionen ſtehe. Die Dame ihrerſeits wollte ihn vom Gegentheil überzeugen, verband ſich mit drei andern Muſikliebhabern Lyons, und da dieſe verſprachen, die Muſik Stephen Hellers zu beſchützen und zu empfehlen, bekam der Lyoner Verleger den Muth, jene vier Capricen mit 400 Fr. zu bezahlen. Dankbar hat ſie Heller Madame Jenny Montgolfier und ihren Freunden gewidmet. — Durch den großen Erfolg der Forelle noch mehr ermuthigt, kaufte derſelbe Lyoner Verleger Stephen Heller die Werke 45, 46, 47, — im Ganzen 80 Etüden ab und bezahlte ſie ihm mit 2000 Fr. — Es iſt bekannt, welches Glück dieſe Etüden gemacht; ſie wurden in Zehntauſenden von Exemplaren verkauft, und als ſich der Lyoner Verleger vom Geſchäft zurückzog, wurde ihm, nach zwölfjähriger Ausbeutung derſelben, das Eigenthumsrecht noch mit 10,000 Fr. bezahlt. — Das letzte Heft dieſer Etüdenſammlung hat eine eigenthümliche Entſtehungsgeſchichte, die man ſeiner Phyſiognomie nicht aberkennen ſollte. Man ſetze ſich ans Klavier, man ſpiele dieſe kindlichen, herzlichen Stücke — dieſe kleinen Liebeslieder, Sonette, Kanzonen und Kanzonetten — man wird ſich in eine glückliche, gemüthvolle Zeit voll freundlicher, liebender, harmloſer Scherze und Spiele verſetzt fühlen — und dieſe Etüden ſind geſchrieben, während der Tondichter gezwungen in ſeiner Stube ſaß, während in der Straße Aufruhr wüthete, von den fernen Vorſtädten Kanonendonner hallte und auf Paris eine drückende Atmoſphäre der Angſt, der Sorge für die nächſte Zukunft laſtete: ſie ſind in den Junitagen geſchrieben. Verſetze ſich Einer in die Geheimniſſe einer Künſtlerſeele. Entſetzt vor den Schauern des Tages flieht ſie und flieht und ſucht die Oaſe, da ſie allein ihr Glück finden kann, und da ſteht ſie vielleicht eben vor einer glücklichen Erinnerung, vor einem ſchönen Moment dieſes wechſelvollen Daſeins — und je unglücklicher die Gegenwart, deſto inniger verſenkt ſie ſich in dieſen Moment — und es entſtehen Idyllen, glückliche Träume, lächelnde Geſichte mitten in Junitagen. Dazu bedenke man, daß in jenen Tagen das Privatleben des Künſtlers noch bei Weitem trauriger war als das öffentliche Leben; ſelbſt die Reichen hielten ſich für Bettler;

Niemand erlaubte ſich irgend einen Genuß, der an Luxus ſtreifte; die Kunſt war überflüſſig geworden, die Künſtler hungerten. Stephen Heller ſagte damals der geliebten Cigarre Lebewohl und adoptirte den häßlichen tabac-caporal; er verließ die hiſtoriſch gewordene Reſtauration der Mère Morel, wo ſich die Künſtler verſammelten, um ſein Mittageſſen in einer ſchrecklichen Gargotte, bei Madame Guizot, einer Tante des Miniſters, einzunehmen. — In ſolcher Zeit, in ſolcher Lage ſind die reizenden, lieblichen Dinger des Op. 47 entſtanden!

Indeß erwachte trotz allem geiſtigen und materiellen Elend manchmal der Humoriſt in Heller, und er machte ſich über Publikum und Verleger auf ſeine Weiſe luſtig. Schleſinger beſtellte zwei Stücke auf die „Jüdin" von Halévy. Zu dem zweiten Stücke nahm Heller buchſtäblich nicht mehr als einen und einen halben Takt aus der Jüdin und ließ es unter dem Titel Boléro sur un thème de la Juive de Halévy drucken. Weder Verleger noch Publikum merkten die Myſtifikation und nahmen das Originalwerk für eine Bearbeitung fremden Themas. Nur Madame Montgolfier ließ ſich nicht täuſchen. Sie ſchrieb an Heller: „Woher haben Sie denn dieſen Bolero? Ich habe die ganze Partitur der Oper durchgeſehen und kann Ihr angebliches Halévy'ſches Motiv nicht finden."

Doch genug dieſer betrübenden Beiſpiele. Sie können nur geeignet ſein, das Bild, das ſich das Publikum nach ſeiner anmuthsvollen Muſik von Stephen Heller gemacht, zu fälſchen und ihm einen Hintergrund zu geben, einen traurigen, proſaiſchen, unerquicklichen Hintergrund, der nicht vorhanden iſt. Tröſten wir uns lieber mit dem Gedanken, daß bei einer wirklichen, reichbegabten Künſtlernatur nichts verloren iſt, nicht einmal das Elend; daß bei einer ſolchen Alles Blüthe und Frucht trägt. In der That haben viele jener gezwungenen Arbeiten dem verfolgten Künſtler Nutzen gewährt. Theils hat er geſucht, das geringe Intereſſe der meiſten Themas durch neue Aperçus, harmoniſche Wendungen und künſtleriſche Durchführung zu heben; theils hat er ſich dadurch Gewandtheit und Leichtigkeit der Formen angeeignet, die ihm bei den Originalwerken zu Gute kamen. Endlich war auch, wie Robert Schumann zu verſchiedenen Malen in ſeiner damals noch von ihm redigirten Zeitſchrift bemerkte, ein Vortheil beim Nachtheil. Er beklagte, daß der Komponiſt, der ſo viel aus ſich ſchöpfen könne und nichts Fremdes brauche, durch Umſtände gezwungen ſei, hier und da für Dilettanten und größeres Publikum zu arbeiten; aber andererſeits ſei es auch für ſie ein Vortheil, daß ſich einmal ein wirklicher Künſtler für ſie beſchäftige, ſtatt daß meiſt die Lehrer nach verrufenem Zeug greifen müſſen, um Schülern und Liebhabern etwas Angenehmes geben zu können.

Wir haben einige Punkte aus den Schattenſeiten des Pariſer Lebens berührt; es iſt Zeit, daß wir auch etwas von den Lichtſeiten ſagen, welche auf Heller trotz alles Elends jene Anziehungskraft ausübten, die er in wenigen Worten ſo trefflich ſchildert.

Da iſt zuerſt das geſellſchaftliche Leben, das in Frankreich, bei dem großen egalitären Sinne der Franzoſen, die Berührung mit bedeutenden Menſchen aller Klaſſen und Stände ſo ſehr erleichtert und Bekanntſchaften und Verbindungen zu Wege bringt, die, wenn man auch nicht wie Heller den Charakter und die Neigung darnach beſitzt, ſie zur Förderung reeller Zwecke zu benutzen, jedenfalls geiſtig anregen und in einer höhern Stimmung erhalten. Dieſe Vorzüge der franzöſiſchen Geſellſchaft, dieſe Vortheile der Gleichheit, die nur eine Ariſtokratie der Bildung und des Geiſtes gelten läßt, traten in der Louis Philippiſchen Zeit noch klarer und wohlthuender hervor als heute. Stephen Heller, mit einem feinen, geſellſchaftlichen Takte, mit Witz und Geiſt begabt, war es leicht, dieſe Vortheile zu benutzen, und nach kurzer Zeit ſehen wir ihn in Verbindung mit Allem, was ihn hier intereſſiren konnte. Natürlich war er zuerſt in den Künſtlerkreiſen heimiſch.

Ernſt, der berühmte Violiniſt, deſſen Talent die ganze Welt, deſſen vortrefflichen, edlen Charakter, deſſen Witz, deſſen immer gleiche Gemüthsart nur Diejenigen kennen, die das Glück hatten, ſeines intimen Umgangs zu genießen; Hallé, der liebenswürdige Klavierſpieler; der geniale Berlioz gehörten zu den erſten Freunden, die Stephen Heller in Paris fand. Die Zeit, in der er mit Ernſt zuſammen die „Pensées fugitives“ für Piano und Violine komponirte, zählt er zu den ſchönſten und inhaltreichſten Zeiten ſeines Lebens. Hallé aus Hagen hielt ihn in den ſchwerſten Prüfungen aufrecht. Er erkannte ſofort das edle und große Talent und war der Erſte, der Heller's Muſik in Paris einführte. Er wagte es, ſeine Caprice Symphonique (Op. 28), ein großes, für ein Konzertpublikum wenig paſſendes Stück öffentlich zu ſpielen, und machte ſo die Kritik und die Verleger auf das neue Talent aufmerkſam. An und mit Berlioz hat Heller die reichſten und aufregendſten Erfahrungen gemacht. Was das heiße: ein Künſtlerleben in Paris, welche Aufregungen, welche Niedergeſchlagenheit, welche Ebbe und Fluth, welche verzehrende Flammen, welche eiſige Enttäuſchungen, welche Verzweiflungen und Wonnen, welche Ueberraſchungen und Kataſtrophen es enthalte, hat er hier kennen gelernt.“ Gleich nach ſeiner Ankunft in Paris gab Berlioz ein Konzert im Saale des Konſervatoriums. Nie früher hat Heller eine Note von ihm gehört. Was er über ihn in Deutſchland vernommen (auch Chelard in München ſprach in dieſem Sinne), machte ihn glauben, Berlioz ſei gar kein Muſiker, ſondern ſchreibe nur ſo auf, was ihm eben durch den Kopf laufe, ohne Plan, ohne Logik, mit einer gewiſſen Phantaſie, die eine Art von Hazardſpiel treibe, manchmal gewinne, viel öfter aber verliere. Wie ſehr war er überraſcht, als er im Gegentheil überall ſo viel Plan und Logik, ja manchmal zu viel Logik und unendlich viel Muſik fand. Es war die Symphonie fantastique. Alle Sätze dieſer merkwürdigen Schöpfung ergriffen ihn; das Adagio „aux champs“ hat ihn zu Thränen gerührt, der Hinrichtungsmarſch erſchüttert — das Finale freilich hat ihn wieder etwas ernüchtert. — So geht es Einem wohl mit den meiſten Werken Berlioz'. Nicht die

Originalität ſeiner Künſtlernatur, ſondern ſein Verſtand, ſeine Reflexion, die er mit Gewalt heraufbeſchwört, verleitet ihn manchmal zu Bizarrerien, zu einer barocken Ausdrucksweiſe, die momentan den herrlichſten Stellen ſchadet. Aber ihm Genialität, Kraft, ungeheure Phantaſie, oft hinreißende, ſchmerzlich-ergreifende Gedanken abſprechen, das kann doch nur der Mißwollende oder der ſtarre Routinier. — Einige Jahre ſpäter war Heller in einem Konzerte, in welchem zum erſten Male Berlioz' Romeo und Julie gegeben wurde. Neben ihm in der Loge ſaß Paganini, geiſterbleich, ſchwarz angethan, einen ſilbernen Stern auf der Bruſt. Der unheimliche Mann hörte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu und trocknete ſich manchmal die ſchwarzen, immer fieberhaft glänzenden Augen. Nach dem Konzert ging Heller mit den Freunden ins Foyer, wo Berlioz erſchöpft ihre Glückwünſche entgegennahm. Das Orcheſter des Konſervatoriums hatte wunderbar geſpielt, wie nur dieſes Orcheſter ſpielen kann; der Erfolg war außerordentlich. Da kam Paganini. Das unbeſchreibliche Getümmel von Muſikern, Malern, Bildhauern, Poeten, Journaliſten, Liebhabern, machte Platz — Paganini ging mitten durch, mit geiſterhaften Schritten, auf Berlioz los, umarmte ihn und fiel im Uebermaße des Gefühls aufs Knie. Berlioz war außer ſich. Folgenden Tages ſchrieb ihm Paganini einen begeiſterten Brief und bat ihn, 20,000 Fr. von ihm anzunehmen, die freilich, wenigſtens der Sage nach, nicht aus ſeiner Kaſſe kamen. Alle dieſe Aufregungen warfen Berlioz aufs Krankenlager, und er konnte das folgende Konzert, das wieder Romeo und Julie brachte, nicht ſelbſt dirigiren. Habeneck, ein Gegner Berlioz', übernahm die Direktion; er erwies ſich bei dieſer, wie bei vielen andern Gelegenheiten, als wackern Mann und trefflichen Dirigenten: die Ausführung war eben ſo vollendet, wie unter des Autors Leitung.

Aber die Künſtlerkreiſe, mit ihrem Leben und ihren Erfahrungen, reichen nicht hin, eine Künſtlerſeele vollkommen auszubilden und das Gleichgewicht herzuſtellen, das zu formvollen, dauernden Schöpfungen nothwendig iſt. Sie ſind vielleicht eine Welt in der xten Potenz, aber der Künſtler, der Schöpfer und Poet, muß mit ſeinen Füßen in dieſer poſitiven Welt ſtehen, wenn er nicht allen Boden verlieren ſoll. Das Leben in der Künſtlerwelt regt zur Ausführung an; das Leben in der Welt gewöhnlicher edler Menſchen gibt die eigentlichen geſunden Ideen, die der Ausführung würdig ſind. Die Atmoſphäre der Begeiſterung, die die Künſtlerwelt erfüllt, härtet gegen dieſe ab; die Atmoſphäre in der Mitte bloß empfänglicher, für das Schöne empfindender Menſchen weckt dieſe Begeiſterung ſelbſtändig. In Künſtlerkreiſen, beſonders in franzöſiſchen, herrſcht trotz jener Begeiſterung oft ein Ton der Angewohnheit, der die Kunſt leicht als Metier erſcheinen läßt; — man muß aus dieſen Kreiſen heraustreten, um von der Kunſt wieder in einem höhern Sinne ſprechen zu hören, um ſie wieder als ein Prieſterthum betrachten zu lernen.

In dieſer Beziehung war Stephen Heller vom Schickſal ſehr begünſtigt. Durch ſeinen Freund Karl Halle wurde er in einen Kreis eingeführt und in ein Leben, wie es Goethe für ſeinen Wilhelm Meiſter nicht erfunden hat. Manche Zeit, beſonders die Sommer 1841 und 1842 brachte er auf eine Weiſe zu, als ob er in einem ideal-realiſtiſch Goethe'ſchen Romane lebte. Madame de Froberville, eine ausgezeichnete, gebildete Dame von der Inſel Bourbon, hatte bei Blois an den reizenden Ufern der Loire ein altes Schloß Pleſſis-Villelonet angekauft, das ſie mit ihrem Sohne, einem Geographen, und deſſen Frau bewohnte. Das Schloß wurde reſtaurirt, und neben der Familie und ihren Gäſten, hiſtoriſch, literariſch und geſellſchaftlich intereſſanten Perſönlichkeiten, erfüllten Architekten, Maler, Maurer, Zimmerleute, Holzſchnitzer ꝛc. alle Räume. Der eigentliche intime und feſtſtehende Kreis war zuſammengeſetzt aus ſchönen, trefflichen, durch Erlebniſſe wie durch Bildung bedeutenden Menſchen. Heller vertrat die Muſik, die hier ſo ſehr geliebt wurde und für die man einen edlen Geſchmack hatte. Eine höchſt anſehnliche Bibliothek wurde vielfach, beſonders des Abends benutzt und brachte große Dikuſſionen über klaſſiſche und moderne Literatur aufs Tapet, eben ſo wie die Arbeiten im Schloſſe, beſonders in einer alten Kapelle, die mit Bildern und Skulpturen ausgeſchmückt wurde, das Geſpräch oft auf die bildenden Künſte brachten. Die alten Herren und Damen, meiſt hiſtoriſche Perſonen, erzählten aus alten Zeiten. So wurde hier in der Wirklichkeit übertroffen, was Goethe in den Auswanderern, Tieck im Phantaſus, Hofmann in den Serapionsbrüdern von einer bedeutenden und geiſtreichen Geſellſchaft geträumt hatten. Jeder trug ſein Scherflein bei, ſein Scherflein der lebendigen Anmuth oder der künſtleriſchen Leitung oder der geſellſchaftlichen Unterhaltung, zur Ausſchmückung des Zuſammenlebens ſowohl als der ſchönen Behauſung, des alten Schloſſes. Heller lernte hier die Geſellſchaft in ihrer edelſten Form kennen und neben der Geſellſchaft die Meiſterwerke der franzöſiſchen Literatur und geſprächsweiſe wie in der Praxis die Kunſtgeſchichte — ſo wie er einſt durch den Grafen Fugger in Augsburg die deutſchen Dichter und Beethoven kennen gelernt. Wer da weiß, wie deutlich und klar der gebildete Franzoſe die Geheimniſſe ſeines Faches, ſei es in Kunſt oder Wiſſenſchaft, mitzutheilen verſteht, wie lebendig er das Erlebte erzählend neu belebt, wie liebenswürdig und aufmunternd er der Wißbegierde entgegenkommt, der wird begreifen, welche reiche Schule Stephen Heller in den Sommern und Herbſten auf dem Schloſſe an den Ufern der Loire durchmachte! — Natürlich fehlte es auch an Schwänken nicht — es war ja eine franzöſiſche Geſellſchaft! — und Stephen Hellers Witz und Geiſt mußten vorzugsweiſe zu dieſen herhalten. Mit wunderbarer Leichtigkeit hatte er ſich in kurzer Zeit die franzöſiſche Sprache angeeignet, und ſo ſchrieb er eine Zeitung, welche über die täglichen Vorgänge im Schloſſe charivariſch Bericht erſtattete, und dazu einen Roman „Les premières amours d'une vieille Anglaise.“ Herr de Baines, der Maler, illuſtrirte dieſe Zeitung mit Karikaturen. — Auch an einem lebenden Roman, auch an Liebe fehlte es in dieſem durch die ſchöne Natur ringsum, durch Geiſt, Witz, durch alle

Künſte, durch Scherz und Ernſt, durch Freundſchaft und Bildung ausgezeichneten Leben nicht. Herr de Vaines liebte die wunderſchöne Nichte der Hausfrau und heirathete ſie endlich nach mancherlei aufregenden Verkommniſſen. Es war Das dieſelbe Madame de Vaines, die wegen Schönheit, Anmuth und Geiſt als „Nichte Guizots“ berühmt wurde und zwei Jahre lang die glänzendſten Salons von Paris mit ihrem Zauber beherrſchte und Alles hinriß, um endlich — es iſt eine der ſchrecklichſten Geſchichten, und man erinnert ſich wohl des Wehſchreis, den die franzöſiſchen Zeitungen damals ausſtießen — um endlich in der Blüthe ihrer Jahre, ihres Geiſtes, ihrer Schönheit, des qualvollſten Todes zu ſterben. Es iſt Das dieſelbe Madame de Vaines, die in demſelben Schloſſe, wo ſie das Schönleben noch verſchönerte, des Feuertodes ſtarb. Sie ſtand am Kamin, ihr Kleid fing Feuer, und im Augenblick war ſie von der Flamme umhüllt. Drei Tage lang rang ſie in furchtbarſter Qual, bis ſie der Tod erlöſte. Seit damals geht ein trauriger Geiſt durch das Schloß. Alles Glück iſt geſtoben. In der Kapelle, die man mit ſo vieler Liebe ausſchmückte, betet, in ſich gekehrt und von der Welt abgewendet, die ehemals ſo heitere und klare Hausfrau Madame de Froberville.

„Jüngſt ſah ich drei alte Leute,
Ich halte auf ſie ein Stück;
Die ſagten mir unter Anderm,
Es gebe auf Erden kein Glück.“

Es wäre überflüſſig, auseinanderzuſetzen, welchen Eindruck ſolches Leben, ſolcher Umgang, ſolche Ereigniſſe auf eine edle und empfängliche Natur machen, wie ſie einen bildungsfähigen und hochbegabten Geiſt entwickeln, wie ſie den Künſtler von Fortſchritt zu Fortſchritt leiten, läutern, abrunden und vollenden mußten; Dieß um ſo mehr, als Stephen Heller zu jenen vom Schickſal beſonders Begünſtigten gehört, von denen die äußern Widerwärtigkeiten machtlos abfallen, ohne ſie herabziehen, ſchwächen oder irgendwie entwürdigen zu können — denen aber jedes ſchöne Erlebniß, jedes glückliche Zuſammentreffen, jede bedeutende Begegnung unverwiſchbare Spuren zurückläßt, neue Kräfte weckt und die Seele mit friſchen Saiten bezieht. Der Schreiber dieſer Zeilen lernte ihn im Jahre 1845 bereits als fertigen Mann und Künſtler kennen. Sein Name war damals noch nicht ſo weit bekannt, wie heute, aber ich konnte bemerken, daß ihn der große Kreis ſeiner Bekannten eben ſo wie Fernſtehende bereits als einen zu Ruhm Beſtimmten anſahen. Man führte mich in den Divan Lepelletier, den damaligen Verſammlungspunkt der intereſſanteſten und geiſtreichſten Menſchen von Paris, um mir dieſe Merkwürdigkeit der Hauptſtadt zu zeigen. Unter den „Intereſſanten" bezeichnete mir Fortuné Guiran, der Philoſoph und Verfaſſer der Briefe über Hegel'ſche Philoſophie, einen ſchlanken jungen Mann von eleganten Manieren und fließender witziger Beredtſamkeit, mit ausdrucksvollem Geſichte und früh ergrautem Haare als Stephen Heller. Zu jener Zeit konnte man auch, ohne vorgeſtellt zu ſein, einen Fremden im Kaffeehauſe kennen lernen; man brauchte ihn nur zu belauſchen, denn die Konverſation war frei, man fürchtete keine Späher; von Tiſche zu Tiſche fanden Diskuſſionen ſtatt; von einem Winkel zum andern warf man ſich Witze zu wie Federbälle.

Dieſer heitere und ſorgenloſe Ton, der die Pariſer Vierziger Jahre charakteriſirte und von dem man heute keinen Begriff mehr hat, wurde durch die Februarrevolution begraben. Die ſchönſten Kreiſe wurden auseinandergeſprengt, Freundſchaften wurden zerriſſen, alte Verbindungen getrennt. Stephen Heller, der endlich zur Anerkennung von Seiten der Verleger durchgedrungen war, verfiel wieder den bitterſten Sorgen, die ihn zwangen, mit ſeinem treuen und bewährten Freund Ernſt nach London auszuwandern, wo er ſich zu ſeinem größten Staunen überall mit Sympathie und Bewunderung empfangen und umringt ſah. Doch war er ſchon zu ſehr Pariſer geworden, um ſich in dieſer ihm fremden und fremdartigen Welt, wo man ihm mit den ſchönſten Anerbietungen entgegenkam, zurückhalten zu laſſen, und ſobald es thunlich war, nach acht Monaten, wandte er ſich wieder nach Paris. Sonderbar! den Rückgekehrten empfing man als eine Berühmtheit; ſeine Abweſenheit hatte erſt ſeinen Werth ins rechte Licht geſetzt. Die Verleger hatten ihn vermißt, die Muſikwelt fühlte eine Lücke trotz der nur wenig künſtleriſch geſtimmten Zeit. Chopin war indeſſen geſtorben, ein Thron war erledigt, man ſah ſich nach einem würdigen Nachfolger um, einem Nachfolger, der ihn als Pianiſt, als Lehrer und als Tondichter erſetze. Bei dieſer Prüfung ſah man, daß kein Würdigerer da war, als Stephen Heller. Er wurde mit Akklamation auf den Schild gehoben und proklamirt. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Nach ſo vielen Kämpfen ſehnte ſich Stephen Heller nach Ruhe; der Künſtler, der es endlich, endlich dahin gebracht, ganz ſich und ſeiner Muſe zu leben, zu dichten und zu ſchaffen, wie es ihm behagte, war nicht gewillt, eine Führerſchaft anzunehmen, die ihn wieder in das Gewühl geſtürzt und vielleicht zerſtreut hätte. Er zog ſich in die Einſamkeit zurück und ſchuf jene Reihe herrlicher lyriſcher Werke, in denen er ſeit ungefähr zehn Jahren die ſo lange unterdrückte, tiefe, poetiſche Individualität ſo glänzend enthüllte. Bei Gelegenheit ſeiner Promenades d'un solitaire beſchreibt das Journal des Débats den Eremiten der Rue St. Georges: Heller se donne avec raison le titre de solitaire, car jamais ermite plus ermite n'a habité ce désert d'hommes qu'on nomme Paris. Er ſingt für ſich ſelbſt, er ſchreibt für ſich ſelbſt; er macht ſeine Muſik nach Muße, un peu partout, draußen, drinnen, in der Stadt, auf den Feldern, im Regen und im Sonnenſchein; er träumt drei Tage lang an ſeinem Kamin und er läuft aufs Land und vergißt heimzukehren; er iſt im Stande und ſetzt ſich an den Fuß einer Kletterſtange und glaubt im Schatten einer dichten Buche zu ſitzen, sub tegmine fagi; er bleibt vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung und wird ſich wundern, was denn das Gelüſt ſeines Magens bedeuten ſolle; wenn er eines

Morgens eine Frau nähme, er würde Abends vergeſſen, daß er verheirathet ſei. In dieſer Beziehung iſt Heller der Lafontaine der Muſik.

Die Anweſenheit Ferdinand Hillers in Paris in den Wintern 1852 und 1853 war die letzte Verlockung, die ihn ſeiner Eremitage in der Rue St. George auf eine Zeit untreu machte. Hiller gehört zu Hellers alten Freunden, zu Denen, die ihn anerkannten und liebten, noch ehe das Publikum viel von ihm wußte. Sein großes geſellſchaftliches Talent, ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit und der Ruf, der ihm hierher vorausgegangen, erleichterten es Hiller, dem Fremden, einen Salon herzuſtellen, wie er nur noch der Tradition angehörte und wie er im jetzigen Momente gar nicht mehr exiſtirt. Mitglieder des Inſtituts, Künſtler jeden Faches, Berühmtheiten aller Nationen, ſchöne und geiſtreiche Frauen machten ſeine Soireen zu den intereſſanteſten von Paris. Die Muſik tödtete nicht die Konverſation, die Konverſation ließ der Sammlung, die zur Anhörung klaſſiſcher Meiſterwerke nothwendig iſt, Raum genug. Dieſe Genüſſe und zugleich Hillers löbliche Beſtrebungen, deutſche Werke auf die italieniſche Bühne zu bringen, lockten Heller wieder aus ſeiner Einſamkeit, und wieder ſah man ihn, auch außer dem Salon Hillers, in einem Kreiſe intimer Freunde. Dieſe verſammelten ſich damals meiſt nach der italieniſchen Vorſtellung im Café du Helder; da ſah ich ſie oft plaudernd, kritiſirend, ſcherzend: Heller, Hiller, Ernſt, Franck, Rakemann, die Maler Karl Müller und Wichmann, der leider ſo früh verſtorbene, talentvolle, liebenswürdige Künſtler Eckert, jetziger Direktor des Kärnthnerthortheaters, Szarvady, die franzöſiſchen Maler Hebert und Ricard ꝛc. ꝛc.... Das Auftreten der ausgezeichneten Pianiſtin Wilhelmine Clauß beſiegte um jene Zeit auch Hellers Scheu vor Konzerten. Neben dem herrlichen Spiel ſeiner eigenen Kompoſitionen intereſſirte ihn die Kühnheit dieſes Kindes, das es wagte, nur mit gediegenſter und ernſthafteſter Muſik vor ein Pariſer Publikum zu treten und ſich deſſen rauſchenden Beifall trotzdem zu erringen. —

Der ſchöne Kreis aus dem Café du Helder iſt nach allen Weltgegenden verſprengt; Hiller iſt wieder in Köln, wo er als Komponiſt und Direktor des Konſervatoriums beſſer an ſeinem Platze iſt und Größeres leiſten kann, und Heller iſt mehr als je der Eremit der Rue St. George geworden. Er brauchte nur zu wollen, und ſeine Wohnung würde ſich mit Schülern füllen und er könnte Reichthümer erwerben. Aber er zieht es vor, im Stillen zu ſchaffen und ſich, nachdem er endlich dieſe Möglichkeit errungen, in beſcheidenen Verhältniſſen ganz ſeinem Genius hinzugeben. Nun kommen ſie, die Verleger, von allen Seiten und machen ihm Anerbietungen, und keiner ſchreibt ihm mehr vor, was und wie er es zu machen habe, und keiner ſagt ihm mehr, daß er zu gut ſei und daß man der Mode und dem Bedürfniſſe nachgeben müſſe — ſie wollen gern nehmen, was er ihnen immer gäbe. Nur ſachte! ſachte! — antwortet ihnen Heller — was wird, Das wird — ich habe keine Fabrik und arbeite nicht auf Beſtellung.

So ſind mit Hülfe der Einſamkeit, jener Mutter der ſchönſten Schöpfungen, dieſe Werke entſtanden, die Stephen Heller zum erſten Klavierkomponiſten dieſer Zeit machen: Saltarello, Promenades d'un Solitaire, Traumbilder, Neue Folge der Promenaden, 24 Préludes, Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke (alte Liebe roſtet nicht; der Jean Paulianer taucht wieder auf), Feuilles d'Album, 2 Tarantelles, Im Walde, 3 Tarantelles, III. Sonate ꝛc.

Mit Hülfe dieſer und anderer Werke hat es der Tondichter heute ſo weit gebracht, daß die Muſiklehrer von Paris, um ihren edlen Geſchmack zu bekunden, ſich dadurch empfehlen, daß ſie vorzugsweiſe Heller ſpielen laſſen. Einer derſelben, Herr Le Couppey, gab vor Kurzem eine große muſikaliſche Matinée, in welcher ſeine Schüler und ausgebildete Künſtler nur Heller'ſche Muſik machten. Siebenzehn Heller'ſche kleinere und größere Stücke wurden exekutirt, und mit jedem Stücke wurde der Beifall des zahlreichen Publikums größer, bis er in wahre Begeiſterung endete. Eine der ausübenden Künſtlerinnen war Mademoiſelle Rouget de Lisle, eine Nichte des Sängers der Marſeillaiſe.

So oft der Verfaſſer dieſer flüchtigen Skizze irgendwo ein Heller'ſches Stück ſpielen hört und in ihm der Wunſch erwacht, es vom Dichter ſelbſt zu hören — denn Niemand ſpielt die Heller'ſchen Kompoſitionen ſo herrlich wie er ſelbſt — oder wenn er erfährt, daß Heller eine neue Dichtung bereit hat, wie z. B. jetzt die Eklogen, wandert er in die Rue St. George, in die ſtille, aber elegante Hofwohnung und trägt ſeine beſcheidene Bitte vor. Gütig legt Stephen Heller die Cigarre hin, weiſt mir einen bequemen und eleganten Fauteuil am Kamine an und ſetzt ſich ans Klavier. Die Flamme praſſelt; die Bilder Beethovens, Mozarts, Haydns, die Medaillons Mendelsſohns, Hillers, Berlioz' horchen ernſt von den Wänden; aus den Ecken von Poſtamenten und von der Cheminée blicken Barbedienne'ſche Bronzen der herrlichſten Antiken. Wie Maitre Wolfram im Bilde Lemüde's, das da vor mir hängt, ſitzt Heller am Klavier, das Zimmer füllt ſich mit Melodien, wie das Herz mit Träumen und Erinnerungen, und ich begreife die edlen Formen, weil ich die Antiken vor mir habe, und den romantiſchen Inhalt, weil ich Maitre Wolfram ſehe und alle unendlichen Gefühle erwachen.

Und manche ſelig todte Stunde,
Gefühle, die ich todt geglaubt,
Erheben ſtill entzückt das Haupt
Und lauſchen . . .

Wie man bei gewiſſen Dichtern, z. B. bei Byron oder Lenau, gleich nach den erſten Verſen, bei gewiſſen Malern, z. B. bei Titian oder Giorgione, gleich beim erſten Anblick in eine gewiſſe Stimmung gebannt iſt, aus der man nicht mehr heraus will und nicht mehr heraus könnte — in der man untergehen möchte — ſo iſt man bei Heller'ſcher Muſik nach dem erſten Takte in eine überwältigende Stimmung verſetzt. Es iſt das wohl das vorzüglichſte Kriterium einer ausgeſprochenen dichteriſchen Individualität.

Was nun aber die Individualität Stephen Hellers betrifft und die reine klaſſiſche Form, in der ſie ſich ausſpricht und die trotz der Klaſſizität überall den Stempel einer von allen andern verſchiedenen Perſönlichkeit trägt — darüber wollen wir uns kein Urtheil anmaßen. Wir haben bloß einen Blick in die Entwicklungsgeſchichte eines ächten und modernen Künſtlerlebens eröffnen wollen. Ueber die Verdienſte Stephen Hellers als Kompoſiteur ſind beinahe die Akten geſchloſſen; hier dürfen wir uns nur auf Thatſachen berufen und die gewichtigſten Zeugenſchaften anführen. Stephen Hellers Muſik wurde die Muſik aller der bedeutendſten Virtuoſen, deren Repertoire ſich durch edle und geſchmackvolle Wahl auszeichnet, die den Titel „Künſtler“ verdienen; ſie wurde die Lieblingsmuſik aller Liebhaber guter Schule; ſie wurde geliebt, wo ſie bekannt wurde. Die theoretiſche Anerkennung kam ihr von den größten Autoritäten unter den Zeitgenoſſen. Berlioz hat begeiſterte Artikel über ihn geſchrieben; Fetis, der Aeltere, hat zu wiederholten Malen mit allem Aufwande ſeiner Gelehrſamkeit bewieſen, daß Stephen Heller in den vorderſten Reihen der Zeitgenoſſen ſtehe; Robert Schumann, der den Meiſter im Anfänger erkannte, hat ſein Leben lang nicht aufgehört, ihn auf ſeinem Wege zu der prophezeiten Meiſterſchaft mit Intereſſe, mit Liebe zu begleiten und ſeine hohe Achtung vor deſſen Leiſtungen bei jeder Gelegenheit auszuſprechen. — Wir Publikum, wir haben nur das Recht, ihm unſere Liebe und Bewunderung ohne Motivirung auszuſprechen, uns rückhaltslos und ohne Unterſuchung den tief elegiſchen Wirkungen ſeiner Poeſien, ihrer Leidenſchaft wie ihrer wohlthuenden Melancholie hinzugeben.

Es ſcheint, daß der Biograph nicht mehr viel von äußern Erlebniſſen zu erzählen haben werde. Es ſieht ſo aus, als ob Stephen Heller mit ſeinem Schiffe ruhig im Hafen vor Anker liege. Während einer Krankheit hat er eine treffliche deutſche Familie aus Hamburg kennen gelernt; ſie kam ihm, dem einſamen Landsmann, mit großer Herzensgüte entgegen; es hat ſich ein intimes Freundſchaftsverhältniß entſponnen, und Heller lebt in dieſer Familie wie in ſeiner eigenen. Die gemüthvolle Theilnahme, die ſo oft dem Deutſchen in Paris fehlt, findet er dort; die Ruhe und Zurückgezogenheit, deren er zum Schaffen bedarf, in ſeiner ſtillen Wohnung, einer ächten, einfachen, aber mit Geſchmack und Schönheitsſinn ausgeſchmückten Künſtlerwohnung. So wurde ihm nach und nach Alles zu Theil, was ſein beſcheidener Künſtlergeiſt erſtrebte: Anerkennung der Beſten, Liebe und Freundſchaft und endlich Sammlung und nach Stürmen Ruhe. So wird Stephen Heller, der heute in vollſter Entwickelung ſeiner Kraft ſteht, gewiß noch Werke liefern, die eine mehr eingehende und rühmende Auseinanderſetzung ſeines Wirkens und Lebens rechtfertigen werden.

Was wir hier gegeben, iſt nur eine Silhouette; die ganze Phyſiognomie dieſes Charakterkopfes iſt eine ſolche, daß ein geſchickterer und beſſer ausgerüſteter Maler in ihr die Elemente zu einem hiſtoriſchen Porträt finden könnte und dermaleinſt gewiß finden wird.

(1859.)

Erinnerungen an Roſſini.

So ſollte denn Auber doch Recht haben, als er bei der Nachricht von Meyerbeers Tode, obwohl um einige Jahre älter als Roſſini, ausrief: Maintenant c'est le tour de ce pauvre Rossini! Jetzt iſt die Reihe an dem armen Roſſini! — Er iſt nun wirklich todt! Der Schwan von Peſaro hat ſeine Flügel ausgebreitet und iſt dahingeflogen, mehr ein Phönix denn ein Schwan, denn ſolche Sing- und Wundervögel, wie er einer geweſen, kehren nicht mit jedem neuen Frühling, ſondern erſt mit neuen Jahrhunderten wieder. Wer kann es berechnen, wie viele Millionen Herzen er ſeit einem halben Jahrhundert an tauſend verſchiedenen Punkten der „kinderreichen" Erde erfreut hat? Es würde ein großes Volk heiterer, lächelnder, lachender Menſchen ausmachen. Wenn man Eroberern und ſogenannten Schlachtenhelden Monumente ſetzt und ſie, die Millionen elend machen, in Epopöen beſingt, was verdient ein ſolcher Herzerfreuer, Gramverſcheucher, Tröſter und Schöpfer zahlloſer glücklicher, melodiendurchwebter Stunden! Könnte man dieſe Stunden ſichtbar oder chronologiſch berechenbar aneinanderfügen, es gäbe ein goldenes Zeitalter, eine ſaturniſch ſchöne Epoche des Menſchengeſchlechtes, wie ſie die liebevollſten Dichter träumten, und über jenem Volke, dieſem Reiche des Glückes, würde ein Himmel lachen, wie aus dem „Ecco ridente il cielo!" Wie viele Seelen denken heute ſeiner in freudig-ſchmerzlicher Dankbarkeit, und während eine

Thräne ins Auge tritt, drängen ſich zur würdigen Todtenfeier eines ſolchen heimgegangenen Menſchenfreundes lachende, ewig heitere, wie der italieniſche Himmel klare Melodien zu ſeinem Andenken auf die Lippen. Man kann ihn nur mit einem naſſen, einem lächelnden Auge beweinen. Wohl ihm darum! Und Diejenigen, die gerne an ſeinem Ruhme mäkeln, weil er ihnen nicht ganz in ihre Schulregeln paßt, die mögen an ſeinem Grabe ſich erinnern und nachdenken, ob es, ſeit es Menſchen gibt, Viele gegeben, die ſo zahlreiche Herzen ihrer Brüder mit den erheiterndſten Sonnenſtrahlen erfüllt haben, wie Blüthen- und Blumenkelche im Frühling? Sie werden Wenige finden, die ſich in dieſer göttlichen Kraft mit Roſſini meſſen können. Das Wort des Ruhmes mögen ihm Andere nachrufen; ich möchte ihm hier nur ein Wort der Liebe nachſprechen, denn ich habe ihn gekannt und ich liebte ihn, wie Alle, die ihn gekannt haben.

Ich lernte Roſſini in Paris kennen. Ich konnte ihm unmöglich beſſer empfohlen ſein, als durch Ferdinand Hiller, den der alte Maeſtro ſeit langen Jahren kannte, den er überaus ſchätzte und liebte als Künſtler wie als Menſchen, und mit dem er eben erſt mehrere Wochen auf dem Lande verlebt hatte. Dieſer Empfehlung danke ich es, daß ich beinahe ſofort in eine Art von Intimität aufgenommen wurde. Ich wurde ſogleich in die gewiſſe dritte Stube, die zweite hinter dem Salon, gezogen, welche gewiſſermaßen ein Allerheiligſtes war und in die Roſſini nur einen Extrakt ſeiner Geſellſchaft zuließ, in der er ſich meiſt ſelbſt aufhielt, während ſich die Geſellſchaft im Salon und in den andern Zimmern befand. Er liebte es ſehr, viele Menſchen um ſich zu haben, aber aus den Vielen wählte er ſich eine kleine Schaar, mit der er ſich umgab wie mit einem Generalſtabe — und während man da drüben im Salon große Welt ſpielte und die Geſellſchaft ſtolz war, ſich bei Roſſini zu befinden, ging es in der dritten Stube aufs Gemüthlichſte her, plauderte man im kleinen Kreiſe und lachte zu den Witzen des alten Maeſtro. Dort lernte man ihn kennen, nicht im Salon. Ich hatte ihn ſchon früher zu wiederholten Malen in der Straße geſehen, auf dem Boulevard oder in der Rue Laffitte, wie er mit den Händen auf dem Rücken umherflankirte und vor den Kaufläden betrachtend ſtehen blieb. Hätte ich nicht gewußt, daß es Roſſini ſei, ich hätte ihn für einen guten, behäbigen Provinzbewohner genommen, der zeitweilig ſeine Rente in Paris verzehrt. Nur die große, vielfarbig geſtreifte Sammtweſte, die das halbe, ſehr wohl gepflegte Bäuchlein bedeckte, und die Uhr mit dem großen Gehänge erinnerte mehr an eine gewiſſe verjährte italieniſche Eleganz, als an franzöſiſche. Nur in der dritten Stube, in ſeinem Schlafrocke lernte man ihn kennen als Das, was er war, als einen der liebenswürdigſten Menſchen dieſes Jahrhunderts, und entdeckte man auch bald in ihm den Kompoſiteur des „Barbier von Sevilla“ und von Zeit zu Zeit den ausgelaſſenen, übermüthigen, bis zur Kindlichkeit und Gaſſenbüberei luſtigen Komponiſten der „Italienerin in Algier.“

Roſſini war, als ich ihn kennen lernte, bereits tief in den Sechzigen; aber ſeine Züge ſprühten, wenn er ſprach, noch von Jugendlichkeit und Geiſt, von Heiterkeit und blitzſchneller Intelligenz. Sein Mund ſagte immer etwas, ſelbſt wenn er ſchwieg; ausdrucksvollere Augen als die ſeinen kann man ſich kaum vorſtellen, und zu Mund und Augen die vollſtändigſte Ergänzung bildete eine feingeſchnittene Naſe, welche die feinſte Witterung zu haben ſchien und deren Flügel im Stillen immer mitzuſprechen ſchienen, und eine prachtvolle Stirne, der würdige Sitz des Genius. Obgleich ſehr wohl genährt und im Einklang mit dem eben ſo wohlgenährten Körper, war das Geſicht doch ganz und gar Phyſiognomie und von einer Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, wie ſie bloß den phantaſievollſten Kindern des Südens eigen ſind. Seine Geſichtsmuskeln machten in einer geſprächigen Stunde mehr Bewegungen durch, als hundert norddeutſche Geſichter in einem Jahre, aber ohne ſich die geringſte Steigerung oder Uebertreibung zu Schulden kommen zu laſſen; denn was ſie ausdrückten, war meiſt die feinſte Ironie, ſchalkhafte Laune, liebenswürdigſter Scherz oder jener komiſche Ernſt, mit dem er ſeine beſten Witze zu begleiten pflegte. Er konnte freilich auch ernſt ſein, ſehr ernſt, beſonders wenn er ſich bei Fremden nach Dingen erkundigte, die ihn intereſſirten, und wenn er zuhörte; denn auch zuzuhören verſtand er eben ſo gut, wie ſelbſt zu ſprechen. Sein friſcher, ewig junger Geiſt ſuchte immer zu lernen, immer Neues in ſich aufzunehmen. Von alten Zeiten und ſeinen Erlebniſſen erzählend, war er faſt immer der bekannte große Humoriſt, denn das Bewußtſein ſeines großen Ruhmes zwang ihn in einem gewiſſen Gefühle der Beſcheidenheit, von ſich, ſeinen Erfolgen, ſeinen Arbeiten immer mit Humor, mit einiger Selbſt-Ironie zu ſprechen; aber doch gab es Momente, beſonders im kleinen Kreiſe, wo er ernſt, ja ſelbſt rührend von ſeiner Vergangenheit ſprach. Und Das war vorzugsweiſe der Fall, wenn er von ſeinen Eltern ſprach und von dem mannigfachen Elend, das er in ſeiner Jugend durchzumachen hatte. Aus Andeutungen und Fragmenten ging hervor, daß er der zärtlichſte und liebevollſte Sohn geweſen, daß dieſe ſeine Eigenſchaft oft entſcheidend auf ſeine ganze Lebensbahn eingewirkt und daß dieſes kindliche Gefühl noch jetzt in ſeinem vorgerückten Alter überaus mächtig in ihm fortlebte. Wie viel hat er gearbeitet, gelitten und aufgeopfert für ſeinen alten Vater, den Stadthorniſten von Peſaro, und wie ehrwürdig erſchien er uns, abgeſehen von ſeinem Genie, in ſolchen flüchtigen Momenten des Selbſtverrathes. Mit ähnlicher Liebe hing ſeine Erinnerung an den Lehrern ſeiner Jugend, bei denen er, der eigentlich Sänger werden ſollte, in ſeiner Jugend, meiſt in Bologna, oft dürftig genug zuſammenraffte, was ſeine Schule ausmachte. Selbſt von den Direktoren, Impreſarii, Sängern, die ſein frühreifes Talent ausbeuteten, ihn jämmerlich bezahlten und ſich mit ihm bereicherten, ſprach er mit Liebe, weil ſie zu ſeiner Jugend gehörten, weil ſie trotz Allem zu ſeinen Erfolgen beigetragen und weil ſie doch dieſe oder jene Eigenſchaften hatten. Wenn er von den jämmerlichen Honoraren, oft einigen lumpigen Dukaten, erzählte, die er für Opern wie „Tancred“ erhielt, welche dann die Reiſe um die Welt machten, während er ſich als Maestro al cembalo oder als Geſanglehrer durchſchlagen mußte, beſeufzte er dieſes Mißgeſchick auch nur im Hinblick auf die Hülfloſigkeit ſeines Vaters. Auch von ſeinen Vorläufern wie von ſeinen Zeitgenoſſen unter den italieniſchen Opern-Kompoſiteuren ſprach er ſtets, wenn auch manchmal Einzelnes tadelnd oder als reiner Kritiker, doch im Ganzen immer mit Anerkennung und Hervorhebung ihrer Vorzüge und guten Seiten. Er unterließ auch nie, anzugeben, was er von Dem oder Jenem gelernt, was er dem Einen oder Anderen abgelauſcht, um es beſſer zu machen. Er war vielleicht nicht immer ſo, aber zu der Zeit, da ich ihn kannte, war Roſſini doch erhaben über allen Künſtlerneid und auf dem Standpunkte angekommen, wo er mit der Milde eines Weiſen von allen Dingen und Talenten das Gute hervorzuheben liebte. Nur die Virtuoſen-Muſik war ihm in innerſter Seele verhaßt; doch hinderte ihn auch Das nicht, manchen jungen Künſtler bei ſich ſpielen zu laſſen, wenn er ſich ſagte, daß ihm Das in der Welt nützen könne.

Mit überaus liebenswürdigem Spotte liebte er es, über das Kunſtverſtändniß und Mäcenatenthum der allerhöchſten Herrſchaften zu berichten. Da er durch Metternich vor den Kongreß von Verona zitirt worden war, um allerlei offizielle Kantaten zu komponiren, und außerdem an verſchiedene Höfe kam, die ſich einbildeten, die Kunſt zu lieben, hatte er auf dieſem Felde viele Erfahrungen. Er lobte manche Souveräne als Menſchen, als Kunſtverſtändige gab er ihnen die majeſtätsbeleidigendſten Namen, welche wiederzugeben ſich die Feder ſträubt. Auch genirte er ſich nicht und ſetzte ihnen muſikaliſche Speiſen vor, die würdig waren, als offizielle zu fungiren, und würdig ſolcher Zwecke, wie ſie die damaligen Kongreſſe verfolgten.

Mit dem Fürſten Metternich machte er eine Ausnahme; dem ſchrieb er ein wirkliches Intereſſe an der Kunſt zu, ebenſo wie dem Kaiſer Dom Pedro von Braſilien, von dem er auch einmal eine Kompoſition zur Aufführung brachte. Eines Tages erzählte mir Roſſini auch von ſeinem Aufenthalte in Wien, von ſeinem kurzen Beſuche bei Beethoven, von der Schönheit der Stadt und der Liebenswürdigkeit der Einwohner, und bei der Gelegenheit theilte er mir einen ſchönen Zug mit von dem alten Weigl, dem Kompoſiteur der „Schweizerfamilie". Es ſollte eine Oper von Roſſini — ich weiß nicht mehr, welche — aufgeführt werden, was auch die Urſache ſeines Beſuches war. Weigl war Kapellmeiſter des Operntheaters. Er erfuhr, daß man ihn, freilich der Wahrheit gemäß, Roſſini als einen ſeiner großen Gegner geſchildert. Beſorgt, Roſſini könnte meinen, er werde deßhalb ſeine Oper feindſelig behandeln, gab er ſich mit dem Einſtudiren derſelben die allergrößte Mühe, „und niemals," ſagte Roſſini, „iſt eines meiner Werke von Orcheſter und Sängern mit ſolcher Präziſion, ſolcher Gewiſſenhaftigkeit, niemals ſo vortrefflich aufgeführt worden, wie dieſe Oper unter der Direktion meines Feindes. Das nenne ich einen Chriſten! Es iſt übrigens ſchade, daß der Kompoſiteur der „Schweizerfamilie" keine Jungen gemacht hat. Man würde ſie heute freilich nicht verſtehen!" Mit dem „Heute" war Roſſini als Muſiker allerdings höchſt unzufrieden, und bei einer Gelegenheit gab er dieſer Unzufriedenheit höchſt energiſchen Ausdruck.

Herr Neſtor Roqueplan, Direktor der Großen Oper von Paris, ſetzte den „Wilhelm Tell" aufs Repertoire. Er glaubte damit dem alten Meiſter eine große Freude, vielleicht Ehre zu erweiſen, warf ſich in Frack und begab ſich zu Roſſini, um ihm das Ereigniß offiziell und feierlich mitzutheilen, zugleich, wie er hinzufügte, den Meiſter um etwaigen Rath und Willensmeinung zu bitten. Roſſini aber, dem mit einem Male der ganze Jammer der Großen Oper, ihre Mißverwaltung und Talentloſigkeit vor der Seele ſtand, erhob ſich und rief mit einer Entrüſtung, auf die der Herr Direktor am Wenigſten gefaßt war: „Spielen Sie meine Oper, oder ſpielen Sie ſie nicht — es iſt mir Beides gleichgültig, vollkommen gleichgültig. Sie können nicht mehr ſingen, Sie können nicht mehr ſpielen, Sie können nicht mehr in Szene ſetzen! Voilà!“ — Beſchämt zog der Beamte der Herren Fould und Bacciocchi ab. — In gewiſſen Dingen verſtand Roſſini keinen Spaß. Er, der jetzige Millionär, ſah mit Bedauern und Sehnſucht auf die Zeit zurück, da er ſich elend durchſchlagen mußte, da man es aber noch mit der Kunſt ernſt nahm und nicht alle Kraft an Dekorationen und Ballet vergeudet wurde. Es ſteckte überhaupt, wie ſich übrigens für Diejenigen, die ſeinem Genius gerecht ſind, von ſelbſt verſteht, ein großer Ernſt in dieſem Humoriſten, in dieſem Manne, den Diejenigen, die er beiſeite liegen ließ, einen Buffone nannten, weil er witzig war. Tiefer Ernſt muß in einem Künſtler liegen, der in einer Kunſtform das Höchſte leiſtet — und iſt der „Barbier von Sevilla“ nicht die beſte aller komiſchen Opern?

Vergeſſen wir auch ſeine Schwäche nicht, die übrigens allgemein bekannt iſt. Alle Welt weiß, daß Roſſini gerne aß, und gerne, ſehr gerne ſehr gut aß. Man ſah es ihm auch auf hundert Schritte an; hätte es nicht ſeine wohlbehäbige Beleibtheit verrathen, ſein Mund hätte es nicht verborgen, der trotz aller Feinheit, Laune, Ironie das Ideal des Mundes eines Gourmands war. Die ganze Weisheit eines Brillat-Savarin lag auf dieſen Mundwinkeln; dieſe Lippen ſpitzten ſich, als wollten ſie den Rahm der Welt abſchlürfen. Sein Tiſch war ihm von großer Wichtigkeit, und es war nichts Kleines, wenn er Jemanden an dieſen Altar lud. Obwohl er einen ausgezeichneten Koch — Cordon bleu — beſaß, ſo begab er ſich in gewiſſen entſcheidenden Momenten, wenn gewiſſe Speiſen bereitet wurden, doch ſelbſt in die Küche, und bei gewiſſen italieniſchen Speiſen legte er ſelbſt Hand an. Sein Tiſch war überhaupt vorherrſchend italieniſch. Jeden Freitag lud er eine Anzahl Gäſte zu den ſtehenden, zu welchen ſein uralter Freund, der Muſiker und Principe Caraffa gehörte; dieſe Gäſte bildeten den Kern, um den ſich dann Abends die große Geſellſchaft ſammelte. Roſſini's Platz bei Tiſche war in der Mitte der Längenſeite; rechts von ihm ſaß gewöhnlich eine geladene Dame, links ein männlicher Gaſt, den er auszeichnen wollte; aber es war dafür geſorgt, daß rechts und links zwiſchen ihm und ſeinen Nachbarn ein breiter, ſehr bequemer Zwiſchenraum blieb, der ihm geſtattete, mit den Armen ganz ungehindert zu manövriren. Es war nun unendlich komiſch, wie das Geſicht des Maeſtro, das eben beim Geſpräche noch im Widerſchein der eigenen Witzfunken geſprüht hatte, ſich plötzlich veränderte und wie es von dem Augenblicke, da er ſich auf den Stuhl niederließ, ein heiliger, ein ſteinerner, ein eherner Ernſt bedeckte. Jetzt hörte aller Spaß auf. „Meine Schlachten donnern, in mir iſt's ſtumm!“ heißt es in Grabbe's Napoleon. Roſſini war ſtumm; die Serviette unter das Kinn und über den Nacken zuſammengebunden, that er nichts als eſſen, dachte nichts als eſſen. Die befreundete und gewohnte Tiſchgenoſſenſchaft kannte Das, der taktvolle Fremde merkte es, und man unterhielt ſich unter einander, ohne an den Herrn des Hauſes ein Wort zu richten. Von Zeit zu Zeit aber kam es vor, daß Damen ſeine Nachbarſchaft benützen wollten, um eine ausgiebige Konverſation mit ihm zu Stande zu bringen, und ihn mit Fragen über ſeine Vergangenheit, ſeine Erlebniſſe, ſeine Werke ꝛc. beſtürmten. Da war es wieder wahrhaft tragiſch und rührend, welche Trauer ſich auf das ſonſt ſo heitere Geſicht des Maeſtro herabſenkte. Er ſollte ſprechen, jetzt ſprechen! Er antwortete wohl manchmal mit einem, mit zwei Worten, aber wenn er damit den Feind nicht abſchlug, erhob er einen flehenden Blick gegen den alten Freund, und mit der Stimme eines Erliegenden rief er: „Caraffa.“ Da ſprang denn der alte rüſtige Caraffa ein, fing alle Fragen auf und antwortete in Roſſini's Namen. Das Eſſen und Roſſini's Andacht erreichten ihren Höhepunkt, wenn die Maccaroni erſchienen, die er meiſt ſelbſt und auf eigene Weiſe zubereitete. Auf dieſe allerdings ganz ausgezeichnete Zubereitung war er vielleicht ſtolzer als auf ſeinen „Wilhelm Tell“, und wenn die Maccaroni da waren, durfte man ihn auch durch ein gefühltes Kompliment ſtören und unterbrach ein ſanftes Lächeln den tiefernſten Ausdruck ſeines ruhmvollen Antlitzes.

Es iſt kein Zweifel, daß ihm ſolche Komplimente lieber waren als die meiſten, die ihm von der Maſſe der Menſchen, welche ſich an ihn herandrängte, über ſeine Werke gemacht wurden und die er meiſt mit einer unendlich ironiſchen Beſcheidenheit ablehnte oder annahm. Herzlich komiſch war es, wenn z. B. ein kleines, neu komponirtes Klavierſtück von ihm in ſeinem Salon geſpielt wurde und bei der letzten Note eine Schaar von Frauen auf ihn losſtürzte und ihm ihre altherkömmlichen Phraſen darbrachte. „Quel talent, Mr. Rossini! quel talent! Charmant! charmant!“ u. ſ. w. „In der That,“ antwortete Roſſini, „in der That, ich hoffe, wenn ich ſo fortfahre, es zu etwas zu bringen.“ Einmal bei Tiſche brach eine Dame plötzlich in Begeiſterung aus und bat Roſſini, ihr doch zu ſagen, wie ſie ihn nennen ſolle, ob Cavaliere, Maeſtro, Divino ꝛc.? — „Appelez-moi votre lapin!“ lächelte Roſſini.

Nach ſolchen Vorkommniſſen pflegte er in dem gewiſſen dritten Zimmer die komiſcheſten Geſchichten von ihm dargebrachten Huldigungen und Geſchenken, Ausdrücken der höchſten Verehrung zu erzählen. Er zeigte auch manche dieſer Geſchenke, wie z. B. ein an der Wand aufgeſtelltes, aus porzellanenen Affen beſtehendes Orcheſter, das er, Roſſini — ebenfalls als Affe — dirigirte. An einer andern Wand hing ein rieſiges, aber unnennbares diätetiſches Inſtrument, welches nach uralter Sage der Ibis erfunden haben ſoll, ganz aus Elfenbein und gewiß von ſehr großem Geldwerthe; es war dieß das Geſchenk einer ruſſiſchen Fürſtin, die zur Verlängerung ſeiner Lebenstage das Ihrige beitragen wollte.

Doch dieſe Kleinigkeiten ſind kaum am Platze, da ſich das Grab über dem großen Meiſter eben erſt geſchloſſen, und die nächſte Zeit wird wohl Tauſende von Roſſiniana zu Tage bringen, da ſein Leben voll iſt von netten kleinen Dingen, Ereigniſſen und Worten, die zu ſeinem liebenswürdigen Charakter paßten. Beſſer am Platze wäre es hier, von ſeiner großen Verehrung für die großen Meiſter, für Bach, Haydn, Mozart, zu ſprechen und von der Genialität ſeiner eigenen Werke, aber Das überlaſſe ich zweckmäßiger Kompetenteren.

Mir ſchien Roſſini immer der höchſte und zuſammenfaſſende künſtleriſche Ausdruck jenes Humors, der in dem ſchönſten Lande der Welt ſelbſt in ſeinen elendeſten Zeiten niemals ausſtarb und dem Volke über die traurigen Jahrhunderte hinweghalf, jenes Humors, zu deſſen Vertretern ſchon Signor Formica, Salvator Roſa gehörten. Wer ſo eine ganze geiſtige und hochwichtige Seite ſeines Volkes in ſeinen Kunſtwerken zur Erſcheinung bringt, ſo den Sammelpunkt geiſtiger Strömungen und einzelner Errungenſchaften bildet wie Roſſini, der iſt ein Genie; denn ſo zu thun und zu ſein, war von jeher das Geſchäft der Genies. Und wenn die Pedanterie, die Stubenhockerei, die nationale Beſchränktheit ſich vielleicht noch eine Zeitlang ſträuben wird, Roſſini als Genius anzuerkennen — wir haben den Glauben, daß er von den größten Meiſtern aller Zeiten dort, wo ſie unſterblich zuſammenleben, mit Lächeln empfangen wird, wie man einen jüngſten Bruder mit einem Auge voll ewiger Jugend empfängt. Was aber hier dieſe Erde betrifft, ſo wiſſen wir, daß ſie mit Roſſini einen der liebenswürdigſten Bewohner verloren — und einen der glücklichſten. Das wiſſen die Götter, wie viele Jahre vorübergehen werden, bis wieder ein ſo Glücklicher und ſo lange auf ihr verweilt. Aber weil er es war, gießen wir auf ſein Grab, neben der Thräne, „aus goldener Schale den frohen Opferwein!“

Daß ein Roſſini in unſerer Zeit noch leben und ſterben konnte, das ſagt das Tröſtliche:

Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

(1868.)

Wanderungen durch Pariſer Ateliers.

I.

Fleury, Jerome, Hamon, Ary Scheffer.

Die angenehmſte Beſchäftigung, der man ſich in Paris bei einiger Muße und einiger Bekanntſchaft in der Künſtlerwelt hingeben kann, iſt wohl von Zeit zu Zeit eine Wanderung durch die Ateliers. Man muß, um ſich dieſem Vergnügen ganz widmen zu können, allerdings mit viel freier Zeit und ſehr guten Beinen, wenn nicht mit einem guten Fiaker ausgerüſtet ſein; denn die Ateliers haben ſich faſt ſämmtlich in die ſtillen, daher entfernteren Quartiere und des guten Lichtes wegen meiſt in den fünften und ſechſten Stock zurückgezogen. Da gilt es, zu rollen und zu ſteigen, als ob man helvetiſches Gebirgsland durchzöge. Die Malerkunſt hat ihre Hauptquartiere an den zwei entgegengeſetzten Endpunkten der ungeheuren Stadt aufgeſchlagen: dieſſeits der Seine, am Nordende, am Fuße des Montmartre, auf jenen luftigen Höhen, die noch vor wenigen Jahren mit Gärten, im vorigen Jahrhundert noch mit entfernten Landhäuſern bepflanzt waren, in den Gegenden, zu denen die ſteilaufſteigenden Straßen Rue Blanche, Pigalle, Larochefoucauld ꝛc. führen; jenſeits der Seine in der fremden und neuen Welt hinter und neben dem Luxembourg, in Gegenden, die manchem alten Pariſer ſo unbekannt ſind wie der Harz und die Karpathen, in jenem Jugendlande, von der Romantik ſo ſehr ausgeſchmückten Lande der Studentenpoeſie, wo einſt die Chaumière, jetzt die Cloſerie des Lilas blüht, in der Nähe der alten Richtſtätte, die jetzt durch das Monument des Marſchalls Ney wieder ehrlich gemacht werden ſoll. Dieſſeits der

Seine auf den letzten Ausläufern des Montmartre, die von der Rue St. Lazare begränzt werden, hat ſich die Malerei friedlich mit der Muſik angeſiedelt, und neben Ary Scheffer, dem nunmehr verlaſſenen Atelier Delaroche's, neben Couture, Ricard, Hebert wohnen Berlioz, Felicien David, Pauline Viardot, Roſenhain, Duprez ꝛc. Jenſeits der Seine haben die bildenden Künſte die Nachbarſchaft der Wiſſenſchaften nicht geſcheut, zu deren Umgang ſie durch die Univerſität, College de France, Louis le Grand ꝛc. gezwungen wurden, und wenn wir Robert Fleury oder gar in weiteſter Ferne Jerome beſuchen, ſind wir auch nicht ferne von Hiſtorikern wie die beiden Thierry, Henri Martin ꝛc. und in der Nähe faſt aller Pariſer Heroen der Naturwiſſenſchaften.

Bleiben wir vorerſt da drüben und ſteigen wir in der Rue de Lille ſogleich bei einem der Genannten ein und wir befinden uns ſofort in mediis rebus bei einem Ritter des Ordens pour le mérite, einer der größten Berühmtheiten der jetzigen franzöſiſchen Malerwelt. Wir kommen im günſtigſten Momente, denn einige Wochen ſpäter, und das herrliche Bild, das ſich eben vollendet auf der Staffelei befindet, iſt nach Berlin, und der Meiſter, der uns ſo liebenswürdig empfängt, vielleicht nach Rom als Direktor der römiſchen Schule abgereiſt. Wir befinden uns bei Robert Fleury. Der Name kann den Deutſchen nicht fremd klingen, denn viele ſeiner Bilder, wie z. B. „Die Mönche von den Räubern gebrandſchatzt" oder „Taſſo in St. Onofrio empfangen." ſind in mannigfachen Vervielfältigungen auch in Deutſchland bekannt geworden; in Berlin ſcheint Robert Fleury beſonders anerkannt zu ſein; die Ritter des Merite-Ordens haben ihn an die Stelle Delaroche's gewählt, und erſt vor Kurzem iſt bei ihm von dort aus ein großes, hiſtoriſches Bild beſtellt worden. Auch haben wir ein kleines Anrecht an ihn und an ſeinen Ruhm; denn, wie er mir mit einem gewiſſen, meinem patriotiſchen Gefühle ſchmeichelnden Stolze erzählt, iſt er in Deutſchland, in Köln, in einem Viertel mit P. P. Rubens geboren. Er hat zwar die Sprache ſeiner Jugend ganz und gar vergeſſen, Das ſtört uns aber nicht, und wir drücken dem klug und fein und geiſtreich ausſehenden Greiſe die Hand, als ob wir einen Landsmann begrüßten, und Dieß um ſo lebhafter, als das eben vollendete Bild von der Staffelei herab laut genug verſichert, daß es eine Ehre iſt, einen ſolchen Landsmann zu haben.

Das Bild ſtellt die Einnahme Roms unter Karl V. vor und iſt eines der ſchönſten Werke Robert Fleury's. Und Robert Fleury iſt ein Mann mit hellweißem Bart und Haar. Das iſt es, was ihn unter ſeinen Kunſtgenoſſen zu einer merkwürdigen Erſcheinung, zu einem Phänomen macht, daß er mit den Jahren fortwährend auch in ſeiner Kunſt fortgeſchritten iſt. Das Alter konnte ihn nicht ſchwächen, die Zeit hat ihn nur mit Erfahrungen bereichert, ohne ihm die Mittel, die Erfahrungen zu benutzen, geraubt zu haben, was doch oft das Schickſal der größten Meiſter geweſen. Wollte man Robert Fleury nach ſeinen älteren Bildern beurtheilen, die ihn doch berühmt gemacht, man thäte ihm das größte Unrecht. Wenn man Dichter und Künſtler überhaupt nach ihrem Beſten richten ſoll, ſo muß dieſer Maler immer nach ſeinem letzten Werke gerichtet werden. In Allem, was Wahl des Gegenſtandes, Kompoſition, Zeichnung und Farbe betrifft, hat der alte Fleury bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört Fortſchritte zu machen, und in allen dieſen Beziehungen iſt das vor uns ſtehende Bild ein Zeugniß für die dauernde Jugend des Meiſters, ein noch viel lauter ſprechendes Zeugniß als ſeine lebhaften feurigen Augen, als ſein bewegtes, geiſtreiches Geſpräch. Er hat nicht ein wildes, von Blut und Flammen überſtrömtes Gewirre dargeſtellt, wie Andere gethan haben würden, um uns die Gräuel einer durch Landsknechte und wilde Spanier eroberten Stadt anſchaulich zu machen. Mit geringen Mitteln, wie ein ächter Meiſter, wie ein großer dramatiſcher Dichter, mit wenigen Gruppen und in einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Geſtalten hat er uns den ganzen darzuſtellenden Schrecken lebhaft vor die Sinne geführt. Das Bild konzentrirt ſich auf und vor der Brücke, die zur Engelsburg führt. Volk und Geiſtlichkeit flüchten in wildem Gedränge in das feſte Grabmal Hadrians. Ein Kardinal iſt todt von ſeinem Maulthier geſunken und wird, mit einem Fuße im Bügel ſteckend, nachgeſchleift: etwas weiter nach links, ungefähr in der Mitte des Bildes, kämpft eine edle Patrizierin, aufrecht ſtehend, das Angeſicht voll Schreck, Heldenmuth und edler Keuſchheit, gegen die Rohheit zweier Krieger, die ſich des ſchönen Weibes zu bemächtigen ſuchen, während andere Plünderer Juwelen aller Art, Teppiche, koſtbare Gewande, Kirchengeräthe ꝛc. dahinſchleppen, zuſammenpacken oder Kiſten erbrechen und nach Schätzen wühlen. Dort und da liegt ein Verwundeter, ein Sterbender, ein Todter. Neben dieſem ſchauerlichen Gewühl, neben dem Kampf der römiſchen Lucretia macht doch eine nur kleine Epiſode den tragiſchſten und ergreifendſten Eindruck. Rechts, in der Nähe der Engelsburg, mit dem Geſicht an eine Säule gelehnt, beinahe ganz abgewandt vom Zuſchauer ſteht ein kleiner Knabe von elf bis zwölf Jahren, der aus einer Wunde in der Bruſt langſam verblutet. Die ganze Tragödie ringsumher, die Leichen, die brennenden Häuſer, der geſchleifte Kardinal, die bedrohte Weiblichkeit, all Das zuſammengenommen macht nicht eine ſo erſchütternde Wirkung wie das ſtille, verlaſſene Verbluten des unſchuldigen, wehrloſen Kindes. Wir vermuthen, daß jene Frau, die ſich dort ſo heldenmüthig vertheidigt, des Knaben Mutter ſei und daß die ſtarren Füße, die hinter einer Säule hervorblicken, ſeinem todten Vater angehören. Faſt freut man ſich darüber, daß das Kind aus dieſer ſchauerlichen Welt ſcheidet, und es ſcheidet ſo ſtill, ſo hingegeben, es ſcheint ſein Schickſal mit ſo unbewußter Größe zu tragen, daß man ſich verſöhnt fühlt, wie am Schluß einer ſchönen Tragödie. Mit der Hinſtellung des kleinen Knaben hat Robert Fleury ſein Bild erſt zu einem Kunſtwerke im höchſten Sinne des Wortes erhoben — und alle anderen großen Vorzüge deſſelben, wie z. B. das maßvolle Kolorit, die kunſtvolle Kombination des Tageslichtes mit der Flammenbeleuchtung, die Mäßigung in der Wildheit des Gewühles, die kunſtvolle, wahrhaft akademiſche, doch von aller Abſichtlichkeit entfernte Gruppirung verſchwinden neben dieſer tief dichteriſchen Erfindung — Altrömiſche Statuen ſehen ernſt und ſteinern, als für ewig in ſich beruhigte Geiſter, auf das Ganze herab — ſtarr, wie die Weltgeſchichte, vor deren Auge ein ſterbendes Kind, ein entehrtes Weib, ein geſchleifter Kardinal, ein Connetable von Bourbon mit ſeinem Verrath, ein Kampf zwiſchen Kaiſer und Papſt Atome ſind, Staubkügelchen, die im Sonnenlichte tanzen und im Schatten verſchwinden.

Zu ſolcher Höhe hat ſich Robert Fleury von einem Genre-Maler aufgeſchwungen. Schon in der Ausſtellung von 1857 hat er uns in ſeinem Bilde „Karl V. im Kloſter St. Juſt“ gezeigt, wie ruhig, würdig und groß er die Geſchichte aufzufaſſen verſtehe. Wie unheimlich, gebrochen und weltgebietend zugleich ſah der gichtbrüchige Mönchskaiſer in ſeiner Sänfte aus; wie ſah man auf dieſem Geſichte alle die Trümmer ſchiffbrüchiger Pläne umhertreiben; wie kunſtvoll war durch Farbe und Beleuchtung über die ganze Leinwand eine Stimmung, eine Atmoſphäre ausgegoſſen, die an Kloſter und Palaſt, an Entſagung und ungebrochenen Stolz zugleich erinnerte! Die Stimmung iſt es vor Allem, die den Künſtler und ſein Kunſtwerk charakteriſiren.

Doch dieſes Bild finden wir nicht mehr im Atelier. Leider gehen die Bilder Fleury's ſo ſchnell in alle Welten, daß man froh ſein muß, ein eben vollendetes noch auf der Staffelei zu finden; meiſt muß man ſich mit einem eben in der Arbeit begriffenen begnügen. So in dieſem Augenblick mit dem „Feſt im Hotel de Ville“ unter Ludwig XIII. Es iſt das eigentlich nur ein pompöſes Feſtbild, das mit ſeinen Koſtümen des ſiebzehnten Jahrhunderts und mit dem Gewoge des damaligen franzöſiſchen Hofes dem Maler Gelegenheit gibt, große Farbenpracht und die Kraft der Maſſenbewältigung zu zeigen. Aber Robert Fleury konnte es ſich nicht verſagen, das Bild durch eine hiſtoriſche Anekdote intereſſanter zu machen.

Man kennt dieſe Anekdote. Richelieu haßte die Königin Anna von Oeſterreich, die ihrerſeits den dürren, alle Gewalt an ſich reißenden Kardinal nicht leiden mochte. Der Kardinal, der überall ſeine Spione hat, kommt hinter die Intrigue der Königin mit dem liederlichen Herzog von Buckingham und erfährt auch, daß ſie ihm ihre Diamanten, ein Geſchenk des Königs, habe zukommen laſſen. Er ſteckt Das dem König. „Wir werden uns," ſagte der König, „am bevorſtehenden Feſte im Hotel de Ville von der Wahrheit der Sache überzeugen; dort muß ſie ja mit ihren Diamanten erſcheinen." Die Königin erfährt, welche Gefahr ihr droht, und der wilde Ritt der Musketiere beginnt, welcher durch Alexander Dumas' Roman ſo berühmt geworden. Der König und Richelieu erſcheinen zuerſt in dem Hotel de Ville und erwarten die Königin; der Erſte geſpannt, der Andere im Voraus in der Beſchämung der Königin ſchwelgend. Aber die Musketiere haben das Unglaublichſte gethan: ſie haben in kürzeſter Zeit die Diamanten aus London geholt, und die Königin erſcheint ſtrahlend von Edelſteinen und im Widerſcheine des Sieges, den ſie über ihren Feind davonträgt. Der König wendet ſich vorwurfsvoll zu Richelieu wie zu einem Verleumder; Richelieu zuckt die Achſel und ſagt: „Werde Einer mit Weibern fertig."

Dieſe letzte Szene zwiſchen Ludwig XIII., Anna und Richelieu bildet den Mittelpunkt des Bildes, das ſich gegenwärtig auf der Staffelei Fleury's findet. Schon iſt es voll Leben und Bewegung; ſchon iſt überall eine große Farbenſymphonie angedeutet. Es wird jedenfalls, wenn auch nicht ein ergreifendes und erſchütterndes Bild, wie eins der früher genannten, ſo doch ein glänzendes, prachtvolles.

Vielleicht kehren wir zurück, wenn er fertig iſt; jetzt wandern wir weiter und zwar viel, viel weiter, aus dem einfachen und ſtillen Atelier des fertigen père Fleury in das entlegene, aber prachtvolle des ſtrebenden jungen, alle Stoffe und alle Genres erfaſſenden Jerome.

Sein Bild, das Duell eines Pierrot mit einem Harlekin, hing im vorigen Jahre neben dem Karl V. Fleury's und theilte mit dieſem die Ehren der Kunſtausſtellung. Das ſich drängende Volk vor demſelben hatte oft gar keinen Blick für den alten Kaiſer: der verblutende Pierrot auf dem Schnee beſchäftigte es zu ſehr, als daß es ſich für einen alten Kaiſer von 1550 hätte intereſſiren können. In der That war das Bild auch ein großes Trauerſpiel trotz der Hanswurſtjacke; es war ein Stück aus der Schauer- und Wahnſinnsgeſchichte des menſchlichen Lebens, die ſich in der Hanswurſtjacke, im Narren König Lears und im armen Tom oft ergreifender manifeſtirt als in Haupt- und Staatsaktionen. Am Morgen des erſten Ausſtellungstages war es um eine ungeheure Summe verkauft, und jeden Tag kamen neue Käufer mit neuen größeren Anbietungen. Jerome, ſchon früher bekannt, wurde berühmt, ſehr berühmt, ſo wie Hebert durch ſeine Malaria, wie Ricard durch ſeine Madame Sabatier plötzlich berühmt wurde. Sehen wir, was Jerome jetzt macht. Können wir es nicht errathen? Wir haben allerlei ägyptiſche Landſchaften und das Duell eines Pierrot von ihm geſehen. Was können wir jetzt erwarten? Wieder eine Landſchaft oder einen Opernball oder eine Szene aus den Funambules. Weit gefehlt! Man iſt gewiß, bei Troyon Kühe, bei Rosa Bonheur Kühe und Pferde, bei Corot umnebelte Landſchaften, bei Ricard herrliche an Van Dyck oder Tizian erinnernde Porträts, bei Diaz irgend eine glänzende Wald- oder Blumenglorie mit Amoretten zu finden — was man in Jerome's Atelier findet, kann kein Prophet vorausſagen.

Wir ſehen ein prächtiges Haus mit ungeheuren Atelier-Fenſtern vor uns; die Façade iſt barock genug mit ſehr großen Bildern zweier Chineſen geſchmückt. Wir treten in das weite, mit Holzſchnitzwerk, Galerien, allerlei edlen Stoffen und barocken Gegenſtänden aus Oſten und Weſten geſchmückte Atelier, und was finden wir bei dem Landſchafter Jerome, bei dem Verherrlicher Pierrots? — Einen „Tod Cäſars," einen Kandaules, der die Reize ſeines Weibes dem Freunde Gyges verräth, eine unbefleckte Empfängniß, einen Papſt Pius IX., der die Lokomotive der Eiſenbahn des Herrn Mires ſegnet, und alle die anderen Bilder.

welche den prachtvollen Waggon Seiner Heiligkeit ſchmücken ſollen. Welch ein Polyhiſtor! Und doch iſt es überall der talentvolle Jerome, der uns aber um ſo beſorgter macht, je talentvoller er iſt. Es ſcheint uns am Ende doch nicht, daß wir es hier mit einer Vielſeitigkeit à la Rubens zu thun haben; wir fürchten, daß uns moderne Fabrikmäßigkeit entgegentritt, die mit Hülfe einer vollendeten Technik eben Alles macht, was gebraucht oder beſtellt wird. Wir glauben es mit einem Virtuoſen zu thun zu haben, der jetzt ein Liſzt'ſches Kunſtſtück, gleich darauf eine Beethoven'ſche Sonate oder Bach'ſche Fuge ſpielt. Die Bach'ſche Fuge, die Beethoven'ſche Sonate wird doch ein wenig nach Liſzt riechen.

Am Wenigſten gefällt uns der Tod Cäſars. Die geraden Linien der Architektur ſind vorherrſchend, und da die unzähligen leeren Seſſel der Kurie hinzukommen, hat das ganze Bild etwas entſetzlich Oedes. Verſchworene und Senatoren ſieht man nur von rückwärts und im Hintergrund, wo ſie, in einen kleinen Raum zuſammengedrängt, hinauseilen; in der Mitte des Bildes ſchläft, übertrieben genug, ein einzelner Senator, links liegt die Leiche Cäſars ganz verlaſſen. Dieß alles auf ſehr großer Leinwand. Cäſar liegt gerade ſo da wie der ermordete Guiſe auf dem bekannten Bilde Paul Delaroche's, was ſchon zu einem Atelierwitze Veranlaſſung gegeben; man nennt den Cäſar un Guise deguisé. Warum malt Jerome ein Bild, über das man ſo ſchlechte Witze machen kann, und ein ſo häßliches Bild, er, der ſo ſchöne machen könnte! Ich glaube, die Abſicht zu errathen. Jerome will in die Akademie kommen, und da ſind denn gerade Linien, Langweiligkeit und Farbloſigkeit eine vortreffliche Empfehlung. Die Witze ſind ein gutes Prognoſtikon, daß Jerome ſeinen Zweck erreichen werde, denn über die meiſten Bilder der meiſten Akademiker ſind Witze gemacht worden. Das wiſſen die Herren Blondel, Abel de Pujol ꝛc. ꝛc. Kandaules iſt noch zu wenig vorgerückt, als daß man ein Urtheil über ihn fällen könnte: die Anordnung ſcheint ſehr zweckmäßig und die Untermalung verſpricht ſehr ſchöne Farben. Jedenfalls wollen wir hoffen, daß ſich der Maler bei ſeiner Ausführung mehr an Herodot als an Hebbel halten werde. Die Waggonbilder werden aber Dekorationsmalereien, mit denen der heilige Vater zufrieden ſein wird, da ſie ſeine Thaten vorſtellen, die „immaculée conception“ und die Eiſenbahneinweihung. Sonderbare Zuſammenſtellung! tolle Zeit! Da ſage noch Einer, daß wir in einer Uebergangsepoche leben, daß es überhaupt Uebergangsepochen gebe! Papſt, Eiſenbahn, Waggonbilder wie ehemals Kapellenbilder, Mires Ben Abraham Beſteller, neues Dogma, Pierrotmaler, Alles auf Aktien, bringe mir Das ein Humoriſt unter Einen Hut!

O Knabe, Thor! Du nennſt Das Puppenſpiel?
Ich blicke ernſt und nenn' es Weltgeſchichte.

Das Puppenſpiel führt uns in nächſter Nähe zu Hamon, der durch ſein Bild: das Puppenſpiel, welches die Weltgeſchichte vorſtellt, bekannt und durch das unſäglich anmuthige Bildchen „Ma soeur n'y est pas“ berühmt geworden iſt. Hier wiſſen wir, was uns erwartet. Was ſonſt, als runde, bausbackige Mädchen und liebreizende Kindergeſtalten, und doch ſind wir überraſcht, ſobald wir eintreten. Zuerſt überraſcht uns der Maler ſelbſt. Dieſe breitſchultrige, unterſetzte Proletariergeſtalt mit dickem, wirrhaarigem Kopfe, die kurze Pfeiſe im Munde, die Bluſe auf dem Leibe, kann unmöglich der Maler jener holdſeligen Geſtalten, jener blumenhaften Menſchen und Märchen ſein! Und doch iſt er es. So ſonderbar ſind oft ſeine Seelen in Sackleinwand verpackt, als ware es Töpferwaare oder was noch Gröberes. Dann ſind wir von den Bildern ſelbſt überraſcht, die immer dieſelben, doch immer neu ſind, immer mit friſchem Reize wirken.

Man ſagt, daß Hamon als Porzellanmaler angefangen habe, und es iſt wahr, daß ſeine Art, zu malen, dieſen Aberglauben bis zu einem gewiſſen Grade rechtfertigt. Seine Geſichter ſehen ſo aus, als wären ſie aus einem halb und halb durchſichtigen Stoffe; die Halbtinten ſind etwas glaſig, und das Knochenwerk macht ſich ſchrecklich wenig bemerklich. Mit einem Worte, Hamon iſt nicht wahr, am Allerwenigſten real: das ſchneidendſte Gegentheil der Realiſten; aber ſeinen Bildern gegenüber, bei Betrachtung dieſer eigenthümlichen Kinder und Mädchen ſchämt man ſich, dieſe Bemerkung zu machen. Man käme ſich roh und grob vor, wenn man eine realere Wahrheit verlangte oder auch ein anderes Ideal. Man fragt hier überhaupt nicht nach Wahrheit, wie man den Dichter nicht fragt, ob ſein reizendes Märchen Wahrheit ſei; man verſenkt ſich im Gegentheil gern in dieſe goldene Lüge und träumt in ihr Wahrheit. Seine Geſtalten ſtammen aus jenem Lande, in welchem nach dem Kinderglauben die Menſchen in Verſen und in Muſik ſprechen, anſtatt des Gehens nur den Tanz kennen und immer ſo ſchön und reinlich glänzend gekleidet ſind wie in den Bildern. Und mögen ſeine Perſonen das Gewöhnlichſte, das Alleralltäglichſte thun, ſie bleiben ſolche Märchengeſtalten, wie z. B. ſein Mädchen, das eine Nadel einfädelt. Sieht man ſie bei ihrer Beſchäftigung, ſo iſt man nur erſtaunt, daß in jenem Lande auch genäht wird. Am Liebſten kleidet er ſeine Figuren griechiſch, oder er läßt ſie auch ganz nackt; er könnte ſie immer ganz nackt laſſen, und die empfindlichſte Prüderie wäre nicht beleidigt. Das Märchenhafte ſeines Pinſels, die unendliche, oft durch und durch kindliche Anmuth der Figuren erſetzt das dichteſte Feigenblatt. Dazu iſt Alles ſo ein klein wenig verwiſcht, daß man wie durch einen Nebel in unendliche Ferne ſieht und in ein fernes Land, in eine fremde Welt zu ſehen glaubt, mit der man nicht rechten und von der man annehmen kann, daß ſie durch ihre klimatiſchen Verhältniſſe zu ſolcher Färbung, ſolchem Knochenbau, ſolchen Augen berechtigt ſei. Hamon iſt eben vor Allem ein Romantiker: das Nahe rückt er in unendliche Ferne und entzieht es unſerer nüchternen Analyſe. Thut er manchmal ſo, als wäre er ſehr plaſtiſch, ſogar antik, ſo iſt das eine kindliche Heuchelei, durch die wir uns nicht betrügen laſſen. — Einem ſolchen Maler kann die Allegorie nicht fern ſtehen; ſeine Geſtalten leben ja doch nicht wie andere Geſchöpfe von Fleiſch und Blut, warum ſollte er ihnen nicht eine theoretiſche Beſchäftigung geben, um ſie zu beſchäftigen? Und in der That begegnen wir bei ihm ſehr vielen Allegorien, die ſich dadurch von andern Allegorien unterſcheiden, daß ſie uns nicht langweilen; ſie ſind durch ihre Lieblichkeit, durch ihr ſonderbares Weſen, durch ihre Traumhaftigkeit nichts weniger als trocken, ſondern ganz blühende Märchen geworden, wie Das die Abſtammung ſo manchen ſchönſten Märchens, ſo manchen ſchönſten Mythos' ſein mag, wie z. B. des Mythos von Amor und Pſyche. —

In ſeinem Atelier finden wir im gegenwärtigen Augenblicke ein Bild, das uns mit ſeiner Landſchaft an Hamons Meiſterſtück „Ma sœur n'y est pas“ erinnert. Wir ſehen eine öde, verbrannte Landſchaft, mit der wir, trotzdem ſie herrlich gemalt iſt, Nichts anzufangen wiſſen. Wir ſehen näher zu und entdecken eine Thüre, die in eine höchſt ärmliche, eine Art Höhlenwohnung führt. Noch iſt uns die Sache nicht ganz klar. Auf der Thüre liegt ein dichter Schatten, und — jetzt erſt entdecken wir die Hauptſache, die Hauptfigur und die Idee — in dieſem dichten Schatten ſteht ein kleiner, allerliebſter Amor mit Bogen und Köcher und klopft an und horcht, ob aufgethan wird. Auch in dieſe kleine, arme, jämmerliche, verſteckte Behauſung hat er ſeinen Weg gefunden. Möge er einziehen und Glück bringen und das Elend der Erde vergeſſen machen. Wie wir ihn daſtehen ſehen mit den holdlächelnden, ſpitzbübiſchen Augen, den anmuthigen Knaben, haben wir ja ſelbſt ſofort die Wüſte ringsum und das Elend in der Hütte vergeſſen. Wir haben laut aufgelacht und uns gefreut, daß die Liebe allüberall hindringe, in divitum turres pauperumque tabernas. — Dann ſehen wir eine Fortuna, die über einer Erdkugel über ein Sprungſeil ſpringt, wie die kleinen Mädchen im Tuileriengarten. Ihre Sprünge ſind ihr ein Spiel, und ſie denkt weiter nichts dabei; aber wie herrlich ſpringt ſie, mit welcher Anmuth, ja mit welcher Größe! Wie flattert ihr Gewand, wie ſchweben ihre Glieder! Und gleich daneben auf einer anderen Leinwand kommt die Hoffnung übers Meer geflogen, und nach ſich zieht ſie an einem Bande eine Muſchel, in der ein junger Weltbürger ruht, der eben aus einer fremden Welt anlangt. Wir ſind wenig gerührt von der Allegorie, aber wie ſchön iſt das Kind, wie anmuthig die gute Amme, die es ins Leben einführt. Farben und Ausdruck haben nichts Irdiſches mehr; ſie ſind zu purer Muſik geworden. —

Das iſt freilich wahr: die Gränzen der Künſte hat Hamon verrückt. Malerei, Plaſtik — ſeine Bilder ſehen oft wie kopirte Basreliefs aus — Muſik, Poeſie, ja ſogar Philoſophie fließen bei ihm ineinander, und es iſt heillos, welche Verwirrung er anrichten kann; aber dieſe heilloſe Wirthſchaft iſt ihm natürlich und bildet bei ihm eine Individualität, die immer alle Theorien verhöhnt hat. Bewahre uns nur der Herr vor Nachahmern; die ſind zu fürchten. Wir könnten ihrer Manche in ſeiner nächſten Nähe finden; darum eben fliehen wir aus dieſen entfernten Welten des Luxembourg, nicht ohne erſt in der Rue Royer Collard einen Blick in die Werkſtätte unſers talentvollen Landsmannes, des Kupferſtechers Jakobi und auf ſeine gewiſſenhafte und höchſt feine Arbeit, die Kaulbach'ſche Hunnenſchlacht, geworfen zu haben.

Wir wandern zurück in die bekanntere Welt am Fuße des Montmartre, und weil es eben Mittwoch iſt, benützen wir Das und treten in der Rue Chaptal in das Atelier Ary Scheffers. An dieſem Tage nämlich öffnet der alte Meiſter ſeine beiden Ateliers dem Publikum, um es gütig zu entſchädigen dafür, daß er ſeit Jahren ſeine Bilder nicht mehr im Salon ausſtellt. Wir befinden uns bei einem der gebildetſten und liebenswürdigſten Männer dreier Länder, denn drei Ländern gehört Ary Scheffer an: Deutſchland durch Abſtammung von deutſchen Eltern, Holland durch die Geburt, Frankreich durch Wirkſamkeit, langen Aufenthalt und Adoption.[1] Alle drei Länder ſind gerechtfertigt, wenn ſie ſich um ſeinen Beſitz ſtreiten.

---

[1] Ary Scheffer iſt am 15. Juni 1858 zu Paris geſtorben, und Frankreich hat dadurch auch das Vorrecht erhalten, ihm die letzte Ruheſtätte bieten zu dürfen. [M. H.]

Es tritt uns ein Mann entgegen, der mit ſeinem grauen Schnurr- und Knebelbart auf den erſten Blick ein alter, penſionirter General zu ſein ſcheint; aber die Milde des Wortes, die Sinnigkeit des Auges widerſprechen bald und erinnern daran, daß man einen ſinnreichen, tiefſinnigen Künſtler vor ſich habe. Um wie viel mehr wurde Das von Allen, die ihn näher kennen, erkannt. In der That gibt es im heutigen Frankreich wenige Männer, um die ſich ein ſo ausgewählter Kreis verſammelt, wie um Ary Scheffer, ſei es, um die Abende in bedeutſamem Geſpräche zu verbringen, ſei es, um die edelſte Muſik in ſeinen Salons oder Ateliers zu hören. Da findet man Männer wie Renan, Henri Martin, Viardot, Künſtler wie Mad. Viardot ꝛc. und wo ſind die Zeiten, die er in Geſellſchaft Lamennais', Berangers, Manins, überhaupt der edelſten Zeitgenoſſen zugebracht! Nur ein Blick ins Atelier, und wir erkennen aus der Galerie von Freunden, die er für ſich gemalt, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, der den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, um den ſich die Bedeutendſten und Einflußreichſten geſammelt haben. Da hängen in einer langen Reihe die herrlichen Porträts — koſtbare Illuſtrationen zur Zeitgeſchichte — Guizots, Cavaignacs, Lamartine's, Berangers, Lamennais', Manins u. A. Die Leiden und Freuden des ganzen Jahrhunderts laſſen ſich von dieſen Geſichtern herableſen, viel deutlicher und wahrer, als aus den Memoiren des Erſtgenannten. Es ſind hiſtoriſche Bilder, dieſe Porträts, und gehören mit zum Beſten, was der große Maler geſchaffen. Das harte, kantige, erbarmungsloſe, herrſchſüchtige Guizots, das grübelnde, durchfurchte, fanatiſche Lamennais', das niemals ſeinen ekkleſiaſtiſchen Ausdruck abzulegen vermochte, das klare, ehrliche, wohlwollende Manins, das in ſeinem Ausdrucke ſo ſehr einfache, faſt beſchränkte, aber gradausblickende und ehrenhafte Cavaignacs und der Andern — ſie ſind ſo wahr, ſo lebend, wie ſie ein Phyſiognomiker nur wünſchen kann, um aus ihnen die geheimſten Herzens- und Geiſtesoperationen herauszuleſen. Beranger hat es wohl gefühlt, daß ihn Ary Scheffer wahrer und ſchöner der Nachwelt überliefern werde, als ſeine eigenen Memoiren thun, und daß er mit ſeinem Porträt den beſten Kommentar ſeiner Chanſons ſchaffen werde, und Ary Scheffer war der einzige Maler, dem er zwei kurze Sitzungen gönnte. Das vor uns hängende Porträt iſt das einzig wahre des großen Volksdichters, und es ſpiegelt alle die großen und kleinen Reize ab, welche die patriotiſchen, anakreontiſchen und ſatiriſchen Lieder Berangers ſo einzig machen. Man ſehe dieſes Bild nur an, und man wird, wenigſtens für die Zeit der Betrachtung, ein heiterer Philoſoph, ein ausdauernder Mann, ein unabhängiges Gemüth.

In Dichterſeelen und Dichterwerke ſich zu verſenken, verſteht Ary Scheffer wie kein anderer Maler ſeiner Zeit; er iſt eben ſelbſt ein großer Dichter und dabei, was ſo wenige ſeiner Kollegen ſind, ein gebildeter Mann. Die ſchönſten Dichtungen aller Länder haben ihm ſeine Stoffe geliefert, und er verſenkte ſich mit ſeiner Sinnigkeit ſo tief in ſeine dichteriſchen Stoffe und in die Eigenthümlichkeit des Dichters, daß er denſelben Gegenſtand mit dem Pinſel noch einmal dichtete, nicht nachmalte. Was iſt es, was uns bei den meiſten Illuſtrationen und Bildern nach Dichterwerken ſo großes Unbehagen verurſacht? — daß ſie meiſt, faſt immer, die Phantaſie beengen, ihr die Flügel binden, daß ſie ſich an Aeußerlichkeiten halten und nie etwas liefern, was der Einbildungskraft des Leſers nachkommen könnte. Sieht man aber die Scheffer'ſchen Bilder nach Dichtern, gibt man ſchnell zu, daß er die Dinge ſchöner geſehen als wir, und wenn wir ein Ideal mitbringen, ſchwindet es ſofort vor der ſchöneren Darſtellung, die leibhaftig und doch unendlich wie das Dichterwerk auf unſere Seele wirkt. Dante, Goethe, Schiller, Byron, Uhland haben ſich nicht zu beklagen, daß ſie von Scheffer in Farben überſetzt worden. Man ſehe nur Francesca da Rimini, die Fauſtbilder (beſonders die erſten), die Mignonbilder, den Giaur, die Eberhard-der-Greiner-Bilder! Auf allen dieſen Bildern derſelbe, jedem einzelnen Poeten wie jedem einzelnen Gegenſtande eigenthümliche Duft; auf jedem die Atmoſphäre, die Stimmung, die der

Dichter oft durch ein Wort, durch den Stil, durch den Tonfall hervorbringt. Ary Scheffer iſt in dieſer Beziehung ſo einzig in ſeiner Art, daß man für ihn eine beſondere Bezeichnung erfinden müßte; er iſt nicht ein hiſtoriſcher Maler; er verhält ſich zur hiſtoriſchen Malerei, wie ſich die Poeſie zur Geſchichte verhält.

Im Atelier ſehen wir neben den Porträts das große und berühmte Bild Francesca da Rimini, das im Stiche ſo bekannt geworden, daß wir es nicht zu beſchreiben brauchen. Es gehört, wenn ich nicht irre, der Familie Orleans, und Scheffer hat es aus dem Schiffbruch gerettet. An der Wand hängt der Giaur — Byroniſch, wenn je ein Gedicht oder Bild Byroniſch war. Der Lord würde aufgejauchzt haben, ſich ſo wiedergegeben zu ſehen. Ebenſo würde es unſern Uhland freuen, könnte er gleich daneben ſeinen Eberhard ſehen, wie er das Tiſchtuch zerſchneidet. (Das größere Pendant zu dieſem Bilde, eines der ſchönſten Scheffers: Eberhard, ſeinen Sohn beweinend, befindet ſich im Luxembourg, dem Pantheon der großen lebenden Künſtler.) Da iſt auch der König von Thule, nordiſch düſter, und doch golden romantiſch wie Goethe in ſeinen Balladen. Auf der Staffelei befindet ſich ein Bild, das wir als unfertig nicht beurtheilen wollen, fürchten aber, daß wir das vollendete auch nicht werden loben können, was übrigens dem Meiſter ganz gleichgültig ſein kann. Der Gegenſtand ſcheint uns zu vage, zu verſchwommen, zu myſtiſch, wie denn Scheffer einem dunklen Gerüchte zufolge in der That jetzt ſich ein wenig dem Myſtizismus zuneigt. Das Bild ſtellt bedrängte, leidende, durch Leiden geläuterte Seelen vor, die, befreit und erlöst, wie Wolken ſchwebend, dem Himmel zuſtreben. Unter dieſen Seelen entdecken wir auch Francesca und Paolo. Myſtizismus, Verſchwommenheit waren die Gefahren, die den Maler bedrohten, der ſeine Geſtalten nur aus Dichterwerken, nicht direkt aus dem Leben oder aus der konkreten Geſchichte holte, und ſiehe da, Ary Scheffer ſcheint an dieſen Klippen ſcheitern zu ſollen. Ein anderes Bild auf anderer Staffelei, „Chriſtus und Satan,“ erinnert uns an eine Altersſchwäche, die ſich bei dem großen Künſtler eingeſtellt und die man ſeit einer Reihe von Jahren zu bedauern Urſache hat. Wer die erſten Goethebilder und die letzten geſehen, mußte zuerſt auf dieſe Schwäche aufmerkſam werden. Ich meine die Abnahme des Farbenſinnes. Das neue Bild iſt noch ein Meiſterſtück der Kompoſition, ein Muſter großartiger Einfachheit, aber die Farben ſind todt. Sollte auch dieſer Umſtand irgend eine asketiſch-myſtiſche Urſache haben und mehr im Blicke des Geiſtes als in dem körperlichen Auge begründet ſein? Mit Schmerzen denken wir an deſſelben Meiſters „Laßt die Kleinen zu mir kommen,“ das wir vor achtzehn Jahren in Berlin geſehen und das ein Herd paradieſiſcher Farben war.

Im Atelier Ary Scheffers gibt es einen geheimnißvollen Winkel, den ein dichter Vorhang bedeckt. Dieſer Winkel iſt nicht der mindeſt intereſſante Theil der intereſſanten Werkſtätte; in ihm finden ſich die Reliquien der Prinzeſſin Marie von Orleans, der früh geſchiedenen Tochter Louis Philipps, der talentvollen Bildhauerin, welche die ſchöne Jeanne d'Arc und andere nicht minder verdienſtvolle, wenn auch minder populäre Bildwerke geſchaffen. Hinter dem Vorhange ſind mehrere derſelben verborgen, und traurig ſieht auf dieſelben das Bild der Frühgeſchiedenen herab. Sie wurden Ary Scheffer zur Verwahrung anvertraut, denn er war der geliebte Lehrer der jungen Künſtlerin und der intime Hausfreund der Orleans. So kommt es auch, daß er in mancher Beziehung ſo zu ſagen eine hiſtoriſche Rolle geſpielt hat. Ary Scheffer war es, der in Geſellſchaft Thiers' während der Julitage nach Neuilly fuhr, um dem Herzoge von Orleans zuerſt die Regentſchaft, eigentlich aber die Krone anzubieten. Man betrauete ihn mit der Botſchaft, wohl wiſſend, daß Louis Philipp ſich zu ihm offener über ſeine Anſichten und Wünſche ausſprechen werde, als er es allen den Staatsmännern gegenüber, die ſich bei Herrn Laffitte verſammelten, gethan hätte. So ſpielten Ary Scheffer und ſein Modell Beranger, deß Bild dort hängt, in der großen Umwälzung eine größere Rolle, als ſonſt Maler und Chanſonniers bei ſolchen Gelegenheiten zu ſpielen pflegen. Beranger verfaßte und unterſchrieb die Proklamation, welche die Bourbons für abgeſetzt erklärte, Scheffer bot die vom Haupte des alten Königs gefallene Krone ſeinem Freunde an. Er ſcheint zu einer Rolle in der Geſchichte Orleans prädeſtinirt geweſen zu ſein. In der Februarrevolution tauchte er plötzlich wie ein Schutzengel derſelben auf und ſetzte die Rolle fort, die er in der Julirevolution angefangen. Als Helene von Mecklenburg, Herzogin von Orleans, mit männlichem Muthe in die Kammer ging, um den letzten Verſuch zur Rettung der Krone ihres älteſten Sohnes zu wagen, gerieth ſie auf der Place de la Concorde in das furchtbarſte Volksgedränge. Der Duc de Chartres war plötzlich von ihrer Seite geriſſen; entſetzt ſieht ſich die Mutter nach ihrem geliebten Kinde um und entdeckt es lächelnd und in Sicherheit auf den Armen eines Nationalgardiſten. Der Nationalgardiſt war Ary Scheffer. Er trug ihr das Kind nach in die Kammer, rettete es, als es einmal unter die Füße der wogenden Menge gerieth, und verließ Mutter und Kinder nicht eher, als bis ſie in Sicherheit waren.

So ſtehen wir im Atelier des Malers, für den wir einen andern Titel geſucht haben als den eines hiſtoriſchen Malers, zwiſchen ihm, den Reliquien einer Orleans und dem Portrait Berangers auf hiſtoriſchem Boden. Aber wo in Paris iſt Das nicht der Fall?

Aus der Rue Chaptal heraustretend, ſind wir überall von den großen Atelierfenſtern angeglotzt. Da iſt kaum ein Haus, das nicht von einem Maler bewohnt wäre; da iſt die Avenue Frochot, die allein von einer größeren Anzahl Maler bewohnt iſt, als manche große Reſidenz beherbergt; da iſt das große Haus Nr. 1. Rue Duperré, aus dem alljährlich ſo viele Bilder hervorgehen, als wäre es eine große Manufaktur von Bildern; doch wohnen talentvolle Künſtler daſelbſt, wie z. B. der unheimliche Chavanne, der anmuthige Gendron, der die Welt mit Luftgeiſtern, mit allerlei tanzenden und ſchwebenden Geſtalten bevölkert. Wir gehen an Couture's Atelier vorbei. Der Maler der römiſchen

Verfallzeit intereſſirt uns nicht mehr, ſeit er ein offizieller Maler geworden, Apotheoſen Napoleons und große Kindtaufen malt, überhaupt Alles, was beſtellt wird und Geld einbringt, und der trotzdem in öffentlichen Blättern verſichert, er ſei der einzige ernſthafte Künſtler des Jahrhunderts, und der Kaiſer habe dieſelbe Meinung von ihm. Guſtav Plancke, der einzige ernſthafte Kritiker, war anderer Meinung. Wir gehen auch an Madame O'Connell vorbei, der franzöſiſchen Malerin aus Potsdam, belgiſcher Schule und iriſchen Namens, welche zu beweiſen glaubt, daß ein Weib ſchöpferiſches Genie haben könne. Aber wir treten in das ſonderbare Haus Nr. 4. Rue Duperré, und wir treten mit Andacht ein, denn bald ſtehen wir vor dem größten Porträtmaler Frankreichs, vor Guſtav Ricard. Es iſt uns, als wären wir durch zwei und drei Jahrhunderte zurückgereiſt. Alle moderne Platitude iſt verſchwunden, und wir fühlen uns vom edlen Geiſte der Idealität des ſechzehnten Jahrhunderts angeweht. Wir wollen uns bei Ricard länger aufhalten und brechen darum hier unſre erſte Wanderung durch die Pariſer Ateliers ab, um mit friſcher Kraft und mit friſchen Augen in dieſe herrliche Farbenpracht, in dieſe Geſellſchaft idealer Geſichter zurückkehren können.

II.

Guſtav Ricard.

Während ich fern von Paris den erſten Bericht über meine Beſuche bei Pariſer Malern aufzeichnete, lag einer derſelben, und zwar der bedeutendſte unter den genannten, im Sterben. Das Todtengericht, das die öffentlichen Organe und das Publikum an ſeinem Sarge gehalten, beſtätigte nur, was ich über Ary Scheffer geſagt habe. Es war mir leicht, jene Unparteilichkeit zu üben, die ſonſt nur einem Todten gegenüber leicht iſt, denn —

ich darf es jetzt ausſprechen, was ich damals verſchweigen mußte — ich habe Ary Scheffer ſeit langer Zeit wie einen Sterbenden betrachtet. Seit Jahren litt er an einem unheilbaren Uebel, von dem er ſowohl wie ſeine Freunde wußte, daß es ihn plötzlich hinraffen werde. Wenn ich ihn im Bois de Boulogne blaß, leidend ſo hinreiten ſah, erinnerte er mich an jene Balladengeſtalten, die todt in die grüne Welt hineinreiten, ohne, wunderbarerweiſe, aus dem Sattel zu fallen. Ein Stück vom Maler, jener Ary Scheffer, der die Welt in ſo holden, poeſievollen Farben geſehen, war längſt in ihm geſtorben; es blieb nur noch der denkende Maler, und in der That waren ſeine Geſtalten der letzten Zeit bloße Abſtraktionen. Aber der Menſch, der edle, tief fühlende, künſtleriſche, etwas träumeriſche und immer wohlwollende Menſch war bis zum letzten Augenblicke lebendig geblieben, und je treuloſer ihn der Körper verrieth, deſto treuer hielt ihn der Geiſt aufrecht, der ihm durch Kunſtgenüſſe jeglicher Art immer neue, belebende Nahrung zubrachte. Wenn Frankreich ſeine großen Verluſte an großen Künſtlern und edlen Charaktern, die es in den letzten zwei Jahren erlitten, aufzählt, darf es neben Rude, Beranger, Cavaignac auch Ary Scheffer nicht vergeſſen; er gehörte mit zu jenem Kreiſe auserleſener Menſchen, die, aus der Entfaltungszeit der Reſtauration ſtammend, dieſer und der Juliepoche ihren Glanz verliehen und in der darauf folgenden Sittenverfallsepiſode immer die Prinzipien der Ehrenhaftigkeit aufrecht erhielten. Dieſer Kreis, der auch im geſellſchaftlichen Leben meiſt zuſammenhielt und zu dem ſich in den letzten Jahren der Venetianer Manin als ein würdiges Mitglied geſellte, iſt heute beinahe ausgeſtorben und auf dem Père Lachaise zu ſeinen Vätern, zu Manuel, Foy, Benjamin Conſtant verſammelt. Die Männer dieſes Schlages leben heute nur noch ſporadiſch in Frankreich — oder im Exil — aber ſie leben noch und werden wohl auch Nachkommen haben. Mit den Skizzen und Biographien, die wir hier veröffentlichten, haben wir vorzugsweiſe Das beweiſen wollen, daß ſolche Männer im heutigen Frankreich noch athmen und daß

Frankreich wohl noch lange ihnen ebenbürtige hervorbringen werde. Das unmoraliſche Treiben iſt uns eben ſo verhaßt, wie den Moraliſten, die über Paris und Frankreich nach vierzehntägigem Aufenthalte aburtheilen — vielleicht noch etwas mehr verhaßt; — aber eben dieſen Moraliſten und den noch moraliſcheren Zeitungsartikeln, den unendlichen, gegenüber iſt es Pflicht, auf die kleine Republik der Ehrenhaften aufmerkſam zu machen, welche kleine Republik denn doch auch als ein Symptom betrachtet werden darf, wenn jeder Aktienſchwindel und jeder fraudulöſe Bankerott zur Würde eines hiſtoriſchen Sittlichkeitsſymptoms erhoben wird.

Allein wir wollen uns hier nicht tiefer einlaſſen auf die „kulturhiſtoriſchen Studien“ — in Deutſchland iſt jetzt Alles Kulturgeſchichte — um uns nicht zu weit von unſerm Gegenſtande zu entfernen. Auch würden wir zu ſehr in der Gegenwart, im Momente ſtecken bleiben, während ich den Leſer, der mich auf dieſen Wanderungen begleitet, zu einem Ausfluge in frühere Jahrhunderte aufgelegt wünſche. Wir ſind an der Schwelle des Ricard'ſchen Ateliers ſtehen geblieben; ein Schritt über dieſe Schwelle, und wir ſtehn in der guten Zeit der alten Malerſchulen; mit dem einen Schritte haben wir zwei und drei Jahrhunderte zurückgelegt.

Guſtav Ricard — der, wenn er eben in ſeiner Anachoretenſtimmung iſt, uns mit Gebrumm oder gar nicht, wenn er aber was Schönes gemacht hat, mit einem italieniſchen oder einem fürchterlich ſchlecht ausgeſprochenen deutſchen Gruße und mit einem Katarakt von Witzen empfängt — Guſtav Ricard, heute ungefähr 34 Jahre alt, iſt in Marſeille geboren und ſtammt aus der florentiniſchen Familie Riccardi, welche vor drei Jahrhunderten in Folge politiſcher Unruhen ihre künſtleriſche Heimat verlaſſen hat. Sein ſchwach bemittelter Vater konnte bei einer zahlreichen Familie auf die artiſtiſche Erziehung des aufgeweckten und frühes Talent verrathenden Knaben nicht viel verwenden, und er mußte ſich mit einer kleinen Zeichenſchule begnügen. Auf ſich ſelbſt und auf eine höchſt ärmliche Farbenſchachtel angewieſen, mußte ſich Guſtav Ricard ſo zu ſagen die Malerei ſelbſt erfinden und machte er die ganze Entwickelungsgeſchichte der Kunſt, von der erſten Cimabueſchen Naivetät bis zur vollendeten venetianiſchen und flandriſchen Pracht, an ſich ſelber durch. In Marſeille finden ſich noch Studienköpfe, von welchen man glauben könnte, daß ſie aus der Zeit vor Raphael, oder vor Maſaccio ſtammen. Ricard hat ſie in ſeinem fünfzehnten Jahre gemalt. Seit damals hat er andre Köpfe geliefert, welche ein wenig geſchickter Fälſcher in Tiziane oder auch in Van Dycks verwandeln und als ſolche verkaufen könnte. — Die erſten bedeutenden Bilder, die ihm zu Geſicht gekommen, ſind die Rubens in der Marſeiller Galerie; dieſe im Verein mit dem mittelländiſchen Meere und dem provenzaliſchen Himmel haben wohl viel dazu beigetragen, in ihm jenen hohen Farbenſinn zu entwickeln, der ihn zum größten Koloriſten Frankreichs macht. Vielleicht hat er alle Urſache, die Umſtände zu ſegnen, die ihn verhinderten, eine andre Primär-Schule durchzumachen, die ihn nicht in das Atelier eines Pariſer Malers brachten, wo er einen Dutzendunterricht erhalten und auf die Worte des Meiſters ſchwören gelernt hätte, oder gar in die Akademie, die ſein Auge geblendet und ſeinen Geiſt in Schnürſtiefel eingeſchnürt haben würde. Gezwungen, ſelbſt zu ſehen und zu prüfen, das Geſehene und Geprüfte mit ſelbſtgefundenen, nicht überkommenen Mitteln wiederzugeben, hat ſich ſein Geiſt an eine Forſchungsweiſe gewöhnt, die ſich auf alle Gegenſtände der Kunſt und des Lebens erſtreckt; und aus ihm einen Künſtler machte, der ſich durch Das auszeichnet, was den meiſten ſeiner Zeit- und Lebensgenoſſen fehlt: durch Individualität, eigne Anſchauungsweiſe, eigne Mittel und endlich — durch den Gedanken. Erſt ſpät kam er nach Paris, wo er einige Ateliers durcheilte, um ſich deſto eiliger in ſeine eigentliche Schule, in ſein eigentliches Vaterland, nach Italien zu flüchten. Florenz, Parma, Bologna, Venedig, Rom — arme unſchuldige Künſtlerſeele, welche von einer Schule der andern, einer Theorie, einem

Künſtler dem andern zugeworfen wird wie ein Spielball. Das Fauſtiſche Suchen, Streben, Irren, Hoffen, Wiſſen, Zweifeln und Verzweifeln beginnt; Bilder, Bücher, Menſchen und Natur müſſen heran und Fragen auf Fragen hören — aber wie ſelten geben ſie Antwort. Die Famuli Wagner haben es immer und überall gut, auch in der Malerei; ſie wiſſen viel und glauben, Alles wiſſen zu können. Aber es gibt andre Maler, die, mit dem Pinſel in der Hand, der Natur gegenüber ſo hochtragiſch anzuſehen ſind, wie Fauſt vor der Bibel, oder mit dem Meſſer das Lebensprinzip ſuchend vor einer Leiche, oder wie ein Paracelſus vor ſeinen Retorten. Ja, ſie haben es in dieſer Beziehung ſchlimmer als alle die geängſtigten Gemüther, die ausrufen: Was iſt Wahrheit? denn ihrem ſuchenden Geiſte offenbart ſich eine Doppelerſcheinung, ſtellen ſich zwei mächtige Gewalten zugleich dar, die Beide gleiche Rechte geltend machen, denen Beiden er ſich als leib- und ſeeleneigen bekennen muß: Die Wahrheit und die Schönheit. Welch ein Kampf des ganzen Gedanken- und Seelenlebens, bis er die Beiden vereint erblickt in dem Einen: im Ideal.

Von der Theilnahme an dieſem rühmlichen Kampfe hat Ricard in ſeiner erſten Zeit in vielen Köpfen Zeugniß abgelegt. In Rom hinterließ er das Porträt des Herrn Landsberg, das die Künſtlerwelt in Aufregung brachte, und ging nach Venedig, um ſich dort zu dem Maler auszubilden, der in der Ausſtellung des Winters 1850—1851 mit dem Porträt der Madame Sabatier[1] plötzlich eine Berühmtheit wurde. Der Schreiber dieſer Zeilen wohnte dieſem Triumphe bei und hat das intereſſante Schauſpiel mitangeſehen, wie man in Paris über Nacht une des gloires de la France wird. Das Bild war noch auf der Staffelei, als man ſchon in allen Ateliers von der Wiederauffindung der italieniſchen Farbe ſprach. Die Maler eilten herbei, um es zu ſehen, und um nicht zu geſtehen, daß ſie es ſtudiren wollten, wie man auf einer italieniſchen Reiſe ſtudirt. Meiſſonier, jenen Maler der kleinen Bilder, die den Stempel der Unſterblichkeit tragen, habe ich vor dem Bilde in Ekſtaſe geſehen. Die Ausſtellung machte dieſen Triumph in der Künſtlerwelt zu einem allgemeinen. Heberts poetiſche, elegiſche „Malaria“ (heute im Luxembourg), Courbets Epoche machendes „Begräbniß,“ welches die realiſtiſche Schule einweihte, konnten die Aufmerkſamkeit der Kenner von der Dame mit dem Hündchen auf dem Schooße, mit den klaren Augen, mit dem Stumpfnäschen nicht abziehen. Ricard hatte das Problem gelöſt, wie man ein Porträt mit jenem hiſtoriſchen Reiz, mit jener Unſäglichkeit ausſtattet, die ſonſt nur die Porträts der großen Zeit auszeichnet. Mit dieſem einen Porträt ſtellte er ſich doch über die meiſten Porträtmaler unſeres Jahrhunderts; er manifeſtirte ſich darin, wie die Giorgiones, Tizians, Velasquez, Van Dycks, wie alle größten und wahrhaft großen Porträtiſten als Hiſtorienmaler. Der aber iſt der wahrhaft große Porträtiſt, der erkennt oder erzählt, daß ſich in jedem Geſichte, wie die Sonne im Thautropfen, die ganze Zeit abſpiegelt. Weiß er es mit dieſer Widerſpiegelung wiederzugeben, dann hat er ſich zum Range eines Hiſtorienmalers aufgeſchwungen, dann erzählt er uns und der Nachwelt mit einem Geſichte mehr, als eine große Leinwand voll Haupt- und Staatsaktionen zu erzählen vermag. Hat nicht Ingres mit dem Kopfe Armand Bertins, des Beſitzers des Journal des Debats, mehr und deutlicher vom Triumph und Selbſtbewußtſein des Bürgerthums erzählt, als Louis Blancs Geſchichte der zehn Jahre? — Solche Porträtirkunſt ſtößt in unſerer Zeit auf größere Schwierigkeiten, als man in den Zeiten Leonardo's, Giorgione's, Van Dycks gekannt hat. Die zweite Hälfte des fünfzehnten, die erſte des ſechzehnten Jahrhunderts, die Zeit der Wiedergeburt, des allgemeinen Erwachens, des Umſturzes aller alten Anſchauungen und Syſteme, des neuen Staatsweſens, der neuen Völkerwege und Ziele, der neuen Künſte und Wiſſenſchaften, bildete in allen Schichten ſo viele ausgeſprochene Charaktere aus, wie ſie in ſolcher Anzahl keine andere Epoche der Weltgeſchichte aufzuweiſen hat. Dieſe venetianiſchen Senatoren, welche Throne vergaben; dieſe Borgias, Neveus, Medicis auf dem päpſtlichen Throne; dieſe Braccianos, Colonnas, Trivulzis mit Genoſſen — Männer, die keine Schwierigkeiten kannten, wenn es ſich um Erreichung irgend eines Zieles handelte, welche den zarten Dichter, den großen Maler, den weiſen Platoniker und den Bravo gleich ſehr zu ſchätzen wußten, Männer der Gewaltſamkeit, der großen Pläne, des Verbrechens und der Kunſtſinnigkeit mußten ebenſo wie die Polizianos, die Leonardos, Picos, Savonarolas ausgeſprochene Phyſiognomien haben. Und die Frauen, die die Dichter liebten, den Ehrgeiz der hunderttauſend Ehrgeizigen anſtachelten, voll Leidenſchaft und voll zarten Gefühles waren und dabei begabt mit der Fähigkeit, Gift zu miſchen — wie die ausſahen, davon gibt uns die Mona Lisa Leonardo's ſichere Kunde. — Dem Jahrhundert des Erwachens und der Gewaltſamkeit folgte das Jahrhundert der großen Intrigue, dem die Jeſuiten in ihrer Blüthe Stimmung und Charakter gaben; „ihr Roman," wie es Michelet nennt, war in voller Entwickelung. Viele Nachzügler des früheren Jahrhunderts liefen durch dieſes. Velasquez fand des Intereſſanten und Charakteriſtiſchen genug in den Habsburgiſchen Chilperichen Spaniens, Van Dyck in den Tugendabkömmlingen Genuas, und in den Kavalieren Karls I., des Prädeſtinirten. In die ſiegreichen Niederlande hatte ſich die Freiheit gerettet, und wie Giorgione, Tizian, Tintoretto die Republik malten, „welche," wie Jeſaias von Tyrus ſagt, „Kronen ſpendete, deren Kaufleute Fürſten waren und deren Händler die Gebieter der Erde," ſo fanden Rembrandt, Van Dyck, Hals die großmächtigſten Generalſtaaten, die klugen Diplomaten, Bürgermeiſter, Zünfte, Staatspenſionäre, ruhmreichen Admirale, alle mit ihren behaglichen, wie holländiſche Häuslichkeit breit und gemächlich blickenden Hausfrauen, voll bürgerlich-patriziſchen Bewußtſeins. Es war ſchwer, nicht Geſichter zu malen, wenn man ein ſolches Geſicht des ſechzehnten oder ſiebenzehnten Jahrhunderts abkonterfeite. Wie ſchwierig iſt es hingegen, ein bedeutſames, modernes Porträt zu liefern. Die demokratiſche

---

[1] Nicht, wie man allgemein glaubt, die berühmte Sängerin Mad. Unger-Sabatier. [M. H.]

Weltgeſchichte iſt auch in dieſem Punkte ſouverain geblieben und hat auch in den Phyſiognomien nivellirt und gleich gemacht. Es iſt gleich ſchwer, in modernen Geſichtern das Individuelle herauszufinden, wie das für die Zeit allgemein Charakteriſtiſche. Die Maler klagen über das allerdings ſcheußliche Koſtüm — aber, wären nur die Geſichter anders, die Tracht würde als Nebenſache verſchwinden. — Nur der Künſtler von ſehr großem Genie kann aus einem modernen Porträt ein hiſtoriſches machen; und dieſe dunkle Erkenntniß war es, die dem erſten großen Porträt Ricards, jenem obengenannten der Madame Sabatier, die große Anerkennung verſchaffte. Wenn Ingres mit ſeinem Bernard Bertin die Juliperiode, die Rue Laffitte und Chauſſée d'Antin gemalt hat, ſo hat Ricard die Geſchichte fortgeſetzt und das Quartier Breda und mit dieſem eine ganze herrſchende Seite unſrer Zeit gemalt.

Wir halten uns bei dieſem Bilde auf, weil es Ricards Anfang geweſen und für ihn und ſeine ganze Richtung bezeichnend geblieben iſt und weil wir uns natürlich auf die Beſchreibung zahlreicher Porträts nicht einlaſſen können. Nach jenem Erfolge eilten die ſchönen, oder ſchön ſein wollenden Weiblein dem Atelier Ricards zu, und es war Gefahr da, daß die Winterhalter und Dubufe's überflügelt werden. Aber Ricard, wie ſchön er auch Stoffe und Spitzen zu malen verſteht, konnte ſich nicht dazu hergeben, Illuſtrationen zu Modezeitungen zu verfertigen. Er verſtand das Schöne anders als dieſe Damen und ihre Anbeter aus dem Café Tortoni, und Winterhalter und Dubufe waren gerettet; die Bank und die alte und neue Ariſtokratie kehrten wieder zu ihnen zurück. Das war ein Glück für Ricard und ſeine Kunſt. Er wählte ſeine Modelle, und ſo entſtand eine Reihe von Charakterköpfen, die in dieſer Zeit vergebens ihres Gleichen ſuchen. Ich nenne nur den ſogenannten deutſchen Studentenkopf, den vielbewunderten weiblichen Rothkopf, das Mädchen, das im Schaufenſter des Bilderhändlers in der Rue Laffitte Volksaufläufe verurſachte, die beiden Medaillons der Töchter des Herrn Laffitte, das Zigeunermädchen, den gefallenen Engel, die unheimliche Dame, die auf der allgemeinen Ausſtellung ſo viel Glück machte und das Motiv zu einem Romane wurde ꝛc. Wie einfach in den Mitteln, wie groß in der Ausführung und wie mannigfaltig im Charakter ſind dieſe Bilder. Seine Neider und Feinde nennen ihn eben dieſer Mannigfaltigkeit wegen einen Eklektiker, der ſich an zu verſchiedene Schulen anlehne. Wie thöricht! Als ob Van Dyck, nachdem er ſich in der Welt umgeſehen, nicht auch Flamänder, Italiener und er ſelbſt zugleich geweſen wäre; als ob man einem Dichter einen Vorwurf daraus machen könnte, daß er in dieſem Gedichte dieſes Versmaß, in jenem jenes anwendete. Je nach dem Charakter ſeines Modells iſt ſeine Malerei allerdings jetzt venetianiſcher, jetzt holländiſcher, manchmal ſogar ein wenig à la Greuze — wie z. B. in dem Bildchen einer reizenden, vierzehnjährigen Wienerin, das uns eben von der Staffelei anlächelt — aber trotz Venetianern, Holländern und Franzoſen ſteht immer die unabhängige, ſelbſt ſehende und ſchaffende Perſönlichkeit des einen Künſtlers hinter dieſen Bildern.

Bezeichnend für einen Porträtmaler iſt es, welches Publikum ſich um ihn bildet, welche Klienten ihn vorzugsweiſe aufſuchen. Da iſt es denn als ein ausgeſprochenes Urtheil über Ricard zu betrachten, daß er vorzugsweiſe von Künſtlern und künſtleriſch geſtimmten Menſchen aufgeſucht wird. Ich habe ſelbſt die Porträts der ausgezeichneten Maler Hebert, Meiſſonier, Chenevard auf Ricards Staffelei geſehen — eben ſo die Porträts Ferdinand Hillers, Theodor Gouvy's, Wilhelmine Clauß' ꝛc. Frau von Calergi, von der ſchwer zu ſagen, ob ſie mehr Künſtlerin oder ſchöne Frau iſt, das trefflichſte Modell für die größten Koloriſten, die Heine ſo bizarr als weißen Elephanten, Theophile Gautier nicht weniger barock als Symphonie blanche beſungen hat, malte Ricard zweimal, einmal, wie ſie, ein ander Mal, wie er es gewollt. Das zweite Exemplar iſt ein Bild geworden, deſſen ſich Paul Veroneſe gerühmt haben würde. Dort hängt es an der Wand, und man begreift, daß ſich der Schöpfer von einer ſolchen Schöpfung nicht trennen könne.

Bleiben wir mit dieſem Bilde im Atelier, und ſehen wir uns um. Wir kommen in einem glücklichen Augenblicke: die Staffeleien ſind aufs Reichſte und Mannigfaltigſte ausgeſtattet. Neben jenem reizenden Mädchen à la Greuze, der verkörperten Poeſie des anbrechenden „Backfiſchthums,“ das ſo friſch in die Welt ſieht, daß es der Maler „cinq heures du matin“ nennt, das Bild einer wunderherrlichen Frau, über deren Geſicht der Zauber ewiger Jugend und ewiger Weiblichkeit ausgegoſſen iſt; der Reiz inniger Lebensfülle, trotz dem leidenden Zuge um den Mund, von dem jene melancholiſche Stimmung ausgeht, die wir faſt bei jedem Kunſtwerke wünſchen. Welch einen Kontraſt bildet dieſem milden Antlitz gegenüber der blondlockige, rundwangige Knabe, der ſich vor Jugend und Geiſt kaum im Rahmen halten kann — und dieſer herrlichen Gruppe gegenüber wieder welch ein Kontraſt in dem Bilde des berühmten Bankiers Mr. Blunt! Es iſt Das derſelbe Mr. Blunt, der Herrn Mires, welcher in einer Verſammlung von den barons de l'industrie geſprochen, geantwortet, er habe bis jetzt in dieſer Beziehung nur von „Chevaliers“ ſprechen hören. Dieſe Antwort charakteriſirt ihn. Es iſt der engliſche Finanzmann, der die Phraſe wie den Schwindel haßt, ſicher auf ſich ſelber ſteht, unbekümmert, welchen Titel man ihm gebe, im Bewußtſein ſeines Berufes, ſeiner Macht und ſeiner Solidität. So ſteht er in dem Ricard'ſchen Bilde vor uns, die Poeſie der Poſitivität, die Poeſie unſrer Zeit und das herrſchende Prinzip. Klugheit, Ruhe, etwas Kälte, aber Sicherheit, die ein wohlthuendes Vertrauen einflößt und dem Ganzen eine gewiſſe Gemüthlichkeit verleiht, ſprechen aus dieſer Geſtalt, die ungenirt und in der ganzen Welt zu Hauſe, den einen Daumen in das Achſelloch der Weſte geſteckt, aus der Leinwand wie aus der Thür des marktbeherrſchenden Bureaus tritt. — Mächtiger erweckt ein größeres und glänzenderes Porträt unſre Aufmerkſamkeit. Wir enthalten uns jeder Charakteriſtik, denn mit dieſem Geſichte müßten wir die ganze Zeit vom Staatsſtreiche bis auf unſre Tage und müßten wir vorzugsweiſe den franzöſiſchen Senat charakteriſiren, wozu wir uns nicht berufen fühlen. Es iſt Das das Porträt des Mannes, der den Muth hatte, Tacitus Lügen zu ſtrafen, er, der ſelber ein großes Stück beſtätigenden Kommentares des unglücklichen Römers darſtellt; es iſt Das das Porträt des Präſidenten des Senates, des Herrn Troplong. Wir ſagen nichts darüber, nur daß Ricard hier mit einem meiſterhaften Bilde zugleich ein ſo wahres Stück Geſchichte geliefert, wie irgend Jemand, der in dieſem Augenblicke im Geheimen taciteiſche Memoiren ſchreibt oder wie Procopius eine doppelte Geſchichte.

Sehen wir uns weiter um in dem Atelier. Eine Atmoſphäre von Poeſie durchwebt die weiten Räume. Da iſt nichts Abſichtliches, nichts Arrangirtes, auch nichts von dem induſtriellen Weſen, das ſo viele Pariſer Ateliers auszeichnet; wohl aber fühlt man ſich in einer Werkſtätte des Geiſtes. Alles ſagt: hier wird gedacht, geſtrebt, gekämpft und Schönes geſchaffen. Alte Tapiſſerien bedecken die hohen Wände; über dieſe hängen vielfache Freundesporträts, allerlei Meiſterwerke anderer Meiſter, wie z. B. ein Adrian Oſtade, ein höchſt merkwürdiger Studienkopf von Ingres, ein unbekannter Venetianer, welche alle Ricard, ein eben ſo trefflicher Kenner als Maler, in den Trödlerbuden aufgeſtöbert hat. Eine lange Reihe von Kopien läßt uns einen Blick in die Studien thun, die Ricard durchgemacht hat, bis er auf dieſe Höhe gelangt iſt. Da hängen Kopien nach Tizian, Veroneſe, Bonifaz, Rubens, Rembrandt (die nächtliche Ronde), Claude Lorrain u. A., ſämmtlich Meiſterſtücke der Kopie. Kein moderner Maler hat es verſtanden, ſo die Werke der alten großen Vorgänger nachzudichten, ſich ſo in ihr Weſen hineinzuleben, ſo ihre ſubtilſten und unfaßbarſten Geheimniſſe zu erfaſſen. Den alten Robert Fleury ſah ich in Begeiſterung vor einer Ricard'ſchen Kopie eines Bonifaz ſtehen; er wußte nicht, von wem ſie herrührte, und rief aus: Ich hätte nicht gedacht, daß ein Moderner Das zu leiſten im Stande ſei! — In der That gibt es gewiſſe Farbenwunder, die heut zu Tage nur Ricard thun kann, und dieſe Wunder werden noch wunderbarer, wenn man ſieht, wie er die Farbenmittel, mit denen er ſie vollbringt, immer mehr und mehr auf ein Minimum beſchränkt.

Es gehört mit zu den ſchönſten Genüſſen, in einem Winkel dieſes Ateliers zu ſitzen, ſeine Cigarre zu rauchen und zuzuſehen, wie Ricard mit der ſehr wenig bunten Palette die Wunder thut und wie er zugleich durch ein geiſtvolles, immer anregendes Geſpräch das innerſte Weſen auf das Geſicht des Modells herauszuzaubern verſteht. Ricard iſt nämlich einer der liebenswürdigſten und geiſtreichſten Geſellſchafter und Plauderer des heutigen Frankreich. Der Fremde glaubt in ihm das Modell jener Geſprächshelden und Meiſter zu erkennen, welche Frankreich ſo konverſationsberühmt gemacht haben. Aber der Fremde irrt. Ricards Geſpräch iſt von ganz anderer Natur: die Unterhaltung, das Sprechen iſt ihm nicht Selbſtzweck; eben ſo wenig will er glänzen. Er wiederholt ſich nicht, er hat kein Repertoire von Witzen und Geiſtreichheiten, er iſt nicht frivol, wie jene berühmten Meiſter der Konverſation. Bei ihm ſtrömt das Geſpräch aus der Fülle des Geiſtes, des Gemüthes und der Phantaſie; er iſt in jedem Augenblicke neu angeregt und immer produktiv. Derſelbe Menſch, der jetzt wie ein Kind gelacht, mit Kindern kindiſche Späße gemacht oder ein Feuerwerk ſprühender Witze hat aufſteigen laſſen, derſelbe Menſch kann einen Augenblick ſpäter auf die kleinſte Veranlaſſung die ſinnigſten Aphorismen über menſchliche Verhältniſſe, die tiefſten Theorien über Kunſt, die umfaſſendſten Aperçus über die höchſten Intereſſen ausſprechen. Iſt er jetzt der geiſtreichſte Dialektiker, ſo iſt er wieder den Augenblick ſpäter Das, was man ſeit Goethe „eine Natur“ zu nennen liebt — iſt er jetzt der Kritiker, der die geheimſten Urſachen der räthſelhafteſten Wirkungen aufzuſuchen verſucht, ſo iſt er gleich darauf wieder der urſprüngliche, unbewußt ſchaffende Poet in aller Friſche und Unmittelbarkeit, ohne die geringſte angekränkelte Bläſſe des Gedankens. — Mit einem ſolchen geiſtigen Weſen und mit einer ſehr einnehmenden Perſönlichkeit ausgeſtattet — Ricard ſieht ſo aus, wie ſich ein Romantiker gern einen Künſtler des ſechzehnten Jahrhunderts vorſtellt — könnte er in der Pariſer wie in jeder andern Geſellſchaft große Eroberungen machen und ſich leicht mit einem Kreiſe von Freunden, Bewunderern und Protektoren umgeben, wenn er nicht ein Anachoretencharakter und in vieler Beziehung ein Fremdling in unſrer Zeit wäre. Wenn die Klöſter ſo wären, wie man ſie gern ſchildert, wäre er wohl in ein Kloſter gegangen; wenn ſein ſtrebender und hungriger Geiſt nicht immer neuer Nahrung bedürfte, wenn er nicht im Grunde ein Menſch wäre, der mit allen Nerven am ganzen Leben hängt, er hätte ſich längſt in die Einſamkeit oder in irgend eine geſchloſſene Brüderſchaft zurückgezogen — wie einſt Fra Angelo oder Fra Bartolommeo. — Am Liebſten, ſagte er einmal, möchte ich in einem Kloſter leben und meine Brüder umſonſt malen. — Aber damals ſaß ihm eine dicke Frau, die um jeden Preis ſehr modern und elegant gemalt ſein wollte. Man gebe ihm ein ſchönes und ſinniges Modell, und die Erde hat ihn wieder. — Sein Atelier, ein kleiner Kreis von Freunden, die intereſſanten Geſichter, denen er in der Straße begegnet, ſind ſeine Welt; Malen, Lektüre, ein anregendes Geſpräch, ein Ausflug nach Italien oder in die Galerien Deutſchlands und der Niederlande, eine Reiſe zu einem deutſchen Muſikfeſte iſt ſein Leben. Mit einem Worte: Perſon und Weſen und Leben ſtimmen harmoniſch mit den Schöpfungen; beide ſind ſchön, beide eines großen Künſtlers.

Wir verlaſſen das Atelier des größten franzöſiſchen Porträtmalers. Verlaſſen wir es! — Denn wie viel wir noch über ihn und ſeine Art, zu malen, ſagen könnten, wir können dem Leſer doch keinen eigentlichen Begriff von ſeinen Bildern geben. Auf ihnen liegt jener unſagbare Reiz, jenes mit Worten Unausdrückbare, das jedes Werk eines ächten Künſtlers charakteriſirt, das uns ſogleich daraus entgegenweht und uns ſagt: Siehe! Hier iſt Schönes, Bedeutendes! — das nicht errathen werden kann, ehe es da iſt, und nicht analyſirt, wenn es da iſt. Der Kritiker kann jeden Pinſelſtrich beſchreiben, jeden Vers zerlegen, jede Muſiknote aufzählen — aber den gewiſſen Duft eines Kunſtwerkes kann er nicht wiedergeben, und am Ende muß er auf das Kunſtwerk ſelbſt verweiſen: Sehet, leſet, höret! Genug, wenn er der Herold des wahrhaft Schönen iſt. — Aber, fragt der Leſer erſtaunt, dieſer große Künſtler Ricard hat nichts gemalt als Köpfe? — Nichts als Köpfe oder auch ganze Geſtalten; aber wahrlich, ich ſage dir, o Leſer, Giorgione wäre Giorgione auch ohne die großen Leinwande, auf denen ſich mehrere Figuren zuſammenfinden, Van Dyck wäre Van Dyck auch ohne ſeine Heiligenbilder und Velasquez Velasquez ſelbſt ohne ſein großartiges Lanzenbild und ſelbſt ohne das wunderbare Bild der Spinnerinnen. Das ganze berühmte Madonnenbild Murillo's in dem großen Saale des Louvre iſt nicht ſo viel werth, als die wenigen beſcheidenen Köpfe, die ſich unten, links in einem Winkel des Bildes befinden. Und wahrlich, ich ſage dir ferner: Wer einen Kopf ſo malen kann wie Ricard, der kann Alles.

III.

Hebert, Heilbuth, Brendel, Imer, Henneberg, Knaus.

Von Ricard zu Hebert iſt nur ein Schritt. Vor einigen Jahren, da ſie erſt viel verſprechende, junge Künſtler waren, nannte man ſie nur zuſammen, da ſie zu gleicher Zeit auftraten und zu gleicher Zeit berühmt wurden. Nach und nach, da ſie aus hoffnungsreichen Jünglingen fertige Künſtler wurden, da ſich ihre Individualitäten immer entſchiedener ausſprachen, wurde auch die Entfernung zwiſchen Beiden immer größer, und wie ſie heute daſtehen, haben ſie nichts mehr mit einander gemein. Heberts Entwicklung iſt in ſo fern intereſſanter, als man ſchon in ſeinen früheſten Bildern dieſelbe Perſönlichkeit, dieſelbe Art, zu ſehen und zu fühlen, entdeckt, welche in ſeinen vollendetſten

Werken ſo wohlthuend, ſo ſympathiſch auftritt und ihm einen ausgezeichneten und auszeichnenden Stempel aufdrückt. In den Sälen der Akademie der bildenden Künſte umherwandernd, betrachtete ich einmal eine lange Reihe von Bildern, welche den Verkauf Joſephs durch ſeine Brüder darſtellten. Sie waren ſämmtlich ſchülerhaft ausgeführt, aber eines unter ihnen fiel mir durch ſein nach milder Harmonie ſtrebendes Kolorit und durch eine über das Ganze ausgegoſſene Melancholie auf und erinnerte mich zugleich, trotz ſeiner Schülerhaftigkeit, an die ſchönſten Bilder Heberts — und in der That war es ſein Konkurrenzbild, mit dem er vor langer Zeit über alle dieſe rechts und links aufgeſtellten Bilder den Preis, den römiſchen Preis, le grand prix de Rome, davon trug. Seit jenem Bilde hat Hebert nicht aufgehört, Fortſchritte zu machen, und hat auch, durch alle durchgemachten Phaſen, nicht aufgehört, er ſelbſt zu ſein. Die bereits große Reihe ſeiner Genre-, Hiſtorien- und Porträtbilder macht gewiſſermaßen ein Ganzes, ein einziges Kunſtwerk, wie Das bei den geſammten Kunſtwerken ausgeſprochener Charaktere, trotz aller Umwege der Entwicklung, trotz Suchen und Irren immer der Fall iſt. Wer ein Ohr hat, wird Beethoven ſogleich erkennen, ob er nun die d-moll oder die d-dur Symphonie höre — die doch beide ſo ſehr verſchieden ſind. Das Charakteriſtiſche der Hebert'ſchen Bilder liegt nicht in Aeußerlichkeiten; nicht gewiſſe Farbentöne, nicht Einförmigkeit des Gegenſtandes iſt es, die ſie ſogleich erkennen läßt: es iſt ihr innerſter Charakter, es iſt eine in Farben und Formen nach außen gekehrte, manifeſtirte Innerlichkeit eines gewiſſen einzelnen und einzigen Menſchen; es iſt das ethiſche Weſen einer Perſönlichkeit, die ſich ſo und nicht anders ausdrücken kann und die ſich anders als jeder Andere ausdrücken *muß*. Dieſes Charakteriſtiſche aber iſt eben deßhalb, weil es ſeiner Natur nach ausſchließlich iſt, ſehr ſchwer in Worten auszudrücken. Man kann in einem ſolchen Falle nur allgemeine, wenig bezeichnende Ausdrücke gebrauchen, die eben ſo gut auf einen andern Künſtler übertragen werden können, ohne daß die Beiden eine innerliche Aehnlichkeit haben müßten. Sagen wir alſo: Melancholie der Phyſiognomie ſowohl wie des ganzen Gegenſtandes und eine überaus wohlthuende, milde, gedämpfte Harmonie der Farben — Abweſenheit jedes Geſchreies und jeder Effekthaſcherei — ſo haben wir Hebert nur in ſeiner allgemeinſten Tugend bezeichnet. Am Beſten thut man wohl, man geht in den Luxembourg und vertieft ſich in ſeine Malaria. Ich habe noch Niemand geſehen, den dieſes Bild nicht auf den erſten Blick ergriffen und nach und nach mit einer ſanften, wohlthuenden Trauer erfüllt hätte. Die Barke, die mit Männern, Weibern und Kindern dahinfährt über die Gewäſſer der pontiniſchen Sümpfe, erſcheint wie ein trauriges Symbol der Lebensreiſe; der Luft ſieht man es an, daß ſie den Tod in ihrem Schooße trage. Aber dieſer Tod iſt jener Tod des Liedes, der da ſingt:

O, ruhe mild,
Ich komme nicht, zu ſtrafen,
Ich bin nicht wild,
Sollſt ſanft in meinen Armen ſchlafen.

Die Trauer der Dahinfahrenden iſt die ſchöne Trauer der Ergebung — der Kampf iſt aufgegeben, und die Menſchen neigen das Haupt, wie verwelkende Blumen. Eine wilde Phyſiognomie, ein ſchreiender Pinſelſtrich, ein greller Sonnenſtrahl hätte den Einklang, die tiefempfundene künſtleriſche Einheit dieſes Werkes geſtört. Hebert hat ſich vor Dergleichen gehütet, obwohl ein ſolcher Schrei, ein ſolcher Kontraſt das Bild auffallender, lärmender, zudringlicher gemacht hätte, obwohl ſolche Mittel ſeit lange in der franzöſiſchen Schule traditionell ſind und man ſie gewiſſermaßen als nothwendig betrachtet. Hebert hat dem ſchlechten Geſchmacke nicht die geringſte Konzeſſion gemacht, er hat ſich nicht einen Augenblick verleugnet, und dieſer Heroismus einem Pariſer Publikum gegenüber hat die ſchönſten Früchte getragen. Die Malaria iſt ohne Knalleffekt ein populäres, geliebtes Bild, Hebert iſt in ſeinen Grundſätzen beſtärkt worden. Er hat von vornherein gezeigt, wie ernſt es ihm mit ſich und ſeiner Kunſt ſei, und hat ſich von Anfang an das Vertrauen und die Achtung der Kenner, der Kunſtwelt und des Publikums erworben. Die erwähnte Selbſtverleugnung iſt um ſo mehr anzuerkennen, als Hebert ein Schüler Delaroche's iſt und dieſer Meiſter — man kann es nicht leugnen — ſeinen Effekt durch melodramatiſche Gegenſtände und auffallende Anordnung hervorzubringen ſuchte. Damit aber der Leſer durch Erwähnung der farbloſen Schule Delaroche's nicht irre geführt werde, will ich gleich hinzufügen, daß Hebert unter den heutigen Malern Frankreichs als einer der größten Meiſter in der Farbe genannt werden muß. Das Bild, das wir in ſeinem Atelier finden, wird uns ſein Recht auf dieſe Ehre klar machen.

Wir ſteigen Rue Navarin Nro. 11 drei Treppen hoch. Ein dunkles, beinahe bronzenes, farbloſes, von langen ſchwarzen Haaren beſchattetes Geſicht lächelt uns einen freundlichen Gruß zu; das Lächeln wie die tiefſchwarzen und feurig leuchtenden Augen ſagen uns, noch ehe ein Wort geſprochen, daß wir es hier mit einem feinen, gebildeten Geiſte zu thun haben. Die ganze, wir möchten ſagen verbrannte, baſaltene Erſcheinung läßt auf große Leidenſchaftlichkeit ſchließen; aber die Ruhe und Milde des Benehmens ſtellen ſofort wieder die Harmonie zwiſchen den Bildern und ihrem Schöpfer her, die einen Augenblick lang in unſern Gedanken geſtört war. In der That ſollte man von einem Maler mit ſolcher Phyſiognomie wilde Bilder à la Delacroix erwarten — aber es geht wie immer. Bei näherer Bekanntſchaft entdeckt man die Züge des Kindes im Vater, des Vaters im Kinde. Wenn Hebert wirklich ein Vulkan iſt, wie er ausſieht, dann ſind ſeine Produkte die Lacrymae Christi — milde, ſüße, poetiſche Produkte voll innern Feuers. Daß dieſes Feuer zuſammengehalten, daß wilde Ausbrüche vermieden, daß es zu einem innern gemacht und zur Beſeelung ſeiner Geſtalten benutzt wird — Das iſt eben Sache des großen Künſtlers — und zumeiſt des großen Künſtlers, der die Gaben der Natur nicht im rohen, naiven Zuſtande gelaſſen, der ſie und ſich gebildet, der denken und die Welt und ſich ſelber als außer ihm betrachten gelernt. So oft wir ein Werk Heberts geſehen, muthete uns etwas wie Bildung daraus an und empfanden wir, daß ein Unterſchied ſein müſſe zwiſchen ihm und den Malern, die ſich einbilden, es ſei genug, wenn man nur mit dem Pinſel umzugehen wiſſe, und deren es heute in Frankreich Hunderte gibt. Hebert hat ſeine ganze Jugend, nach dem ſtrengen Willen des Vaters, wiſſenſchaftlichen Studien gewidmet. Er iſt in Grenoble geboren, und in der franzöſiſchen Provinz erſchaudert noch heute jede Familie vor dem Gedanken, durch einen Künſtler in ihrem Schooße entehrt zu werden. Künſtler heißt noch immer ſo viel als Vagabund, Hungerleider, Lump. Kein Wunder, daß man Hebert zu einem Brodſtudium zwang, trotz dem ausgeſprochenſten Künſtlerberuf. Mit einer außerordentlichen Energie bewältigte er die innern Widerſprüche, die ſich gegen die aufgezwungene Laufbahn erhoben; die Trockenheit der juriſtiſchen Studien ſuchte er ſich durch wiſſenſchaftliche Behandlung derſelben genießbar und durch gleichzeitige Beſchäftigung mit der ſchönen Literatur erträglich zu machen. So ſtand er mit zweiundzwanzig Jahren als fertiger Advokat, als gebildeter und als unabhängiger Menſch da. In ſeiner Freiheit machte der Künſtler in ihm ſein Recht geltend; er nahm wieder Stift und Pinſel zur Hand, die man ihm vor Jahren entwunden hatte. Plötzlich verließ er das Palais de Justice, das für ihn in allen Räumen nur salles des pas perdus hatte, und mit derſelben Energie, mit der er Juriſterei ſtudirte, und mit mehr Liebe, warf er ſich auf die Malerei, und nach kurzer Zeit iſt er aus den Schulen Delaroche's, der Akademie und der großen Schule Italiens als der fertige Meiſter hervorgetreten, der die Malaria ſchaffen konnte. — Das, was wir in Deutſchland Objektivität nennen, jene Unparteilichkeit des Auges und Ruhe des Geiſtes, jene Herrſcherfähigkeit der äußern Welt gegenüber, jenes Schweben über dem Chaos der Erſcheinungen, das allein ein ſchöpferiſches „Werde!“ ermöglicht, verdankt Hebert gewiß zum großen Theile der Bildung, die er ſich un peu malgré lui angeeignet. Kleine, unkultivirte Geiſter begreifen es nicht, wie bedeutenden Menſchen Alles zu Nutze wird, was ſie immer gelernt haben, welchem Stande ſie immer angehören mögen.

Hebert iſt ſo eben aus Italien, das er ſchon zu wiederholten Malen beſuchte, zurückgekehrt. Zwei Jahre ſaß er in einem kleinen Dorfe, fern von Rom, mitten in den wildeſten Apenninen. Die ſtereotypen Modelle Roms, ihr arrangirtes Koſtüm konnten ihm, der nach Wahrheit ſtrebt, nicht genügen; ſo entſchloß er ſich, italieniſche Natur, italieniſche Phyſiognomie und Tracht in ihrer eigenthümlichſten Heimat aufzuſuchen, in der Wildniß und Einſamkeit, wo die urſprüngliche Naivetät im Bewußtſein des Modellmetiers noch nicht untergegangen. Auf ſeinem Tiſche finden wir noch die eben ausgepackten Bücher, die ihn in die Einſamkeit begleiteten, Homer, Xenophon, Luzian in der Urſprache und, um doch auch mit der lebenden Welt in Verbindung zu bleiben, die Revue des deux Mondes — auf den Staffeleien aber finden wir einen Theil der ſchönen Ausbeute dieſer zwei der Kunſt gewidmeten mit Entſagung und Aufopferung ertragenen Jahre. Da ſind zuerſt: die Mädchen und Weiber am Brunnen. Zwei Mädchen kehren uns den Rücken und bücken ſich über die gemauerte Einfaſſung, um Waſſer zu ſchöpfen. Ein drittes Mädchen wartet, ſtützt den Arm in die Hüfte und ſieht uns im Bewußtſein ihrer Schönheit und unnahbaren Jungfrauſchaft mit großen Augen an. Neben ihr, am Fuß einer Mauer, ſitzen zwei früh gealterte Weiber, mit den ihnen zukommenden, durchfurchten, verwelkten, zerſtörten ſüdlichen Geſichtern — die eben ſo gut gemüthlichen, märchenerzählenden Großmütterlein wie alten Hexen angehören können — denn die Elemente zu Beiden ſtecken in dieſen italieniſchen alten Weibern. Sie plaudern gemüthlich mit einander, d. h. ſie klatſchen. Was klatſchen ſie? Sie klatſchen offenbar über Das, was jene Jungfrau bewegt, ſo ſtolz in die Welt zu blicken. Sie unterhalten ſich sotto voce gewiß von jenem bleichen, kranken, tief melancholiſchen Geſchöpf, das wir noch nicht erwähnt haben und das, halb im Schatten, auf der Brunneneinfaſſung allein und verlaſſen abſeits ſitzt. Sie hält ihr Gefäß in der Hand und wartet, bis die Andern fertig ſein werden; jetzt wagt ſie es nicht, ſich zu nähern. Berührte ſie beim Schöpfen eine von ihnen mit dem Arme oder nur mit dem Saume ihres Kleides, ſie würde zurückgeſtoßen, beſchimpft, mit Flüchen und Schmähungen überladen, als wäre ſie eine Ausſätzige. Die bei Seite Sitzende iſt ein gefallenes Mädchen, und die Sitte in den Dörfern der Apenninen iſt ſo furchtbar grauſam. Keine von all den Anweſenden würdigt ſie eines Blickes. Im Geheimen ſpricht man vielleicht ein Wörtchen mit ihr, bedauert man ſie auch, aber öffentlich, am Brunnen, wird kein Mädchen, das ſich achtet, nur einen Blick auf ihr ruhen laſſen, aus Furcht, ſelbſt in Verruf zu kommen. Das ganze Unglück der Verlaſſenheit liegt auf dem blaſſen, ſchönen, von Gram durchſeelten Geſichte der Gefallenen. Der Mann, der ſie verführt, hat ſie verlaſſen; um ſich nicht als den Schuldigen zu verrathen, kommt er ihr in ihrer Noth nicht zu Hülfe; Arbeit findet ſie als eine Ausgeſtoßene auch nicht, ſo iſt ſie dem Hunger und Elend verfallen; ihr Unglück hat ſie aufs Krankenlager geworfen — und ſo ſitzt ſie jetzt da, nothdürftig geneſen, traurig ſchön und noch ſo jung und noch mit einem ſo langen Leben voll Gram und Einſamkeit vor ſich. Alles dieſes äußere und innere Unglück hat der Künſtler mit wunderbarer Meiſterhaftigkeit in wenigen Pinſelſtrichen auf dieſes kleine Geſicht gebannt und in der Haltung ausgedrückt — aber poetiſch gemildert durch die Schönheit, durch die Anmuth des Leides. — Ceci, c'est votre signature! ſagt ein Kenner, der eben da war, auf das Mädchen deutend. In der That würde man an dieſer einen Geſtalt Hebert unter tauſend Bildern herauserkennen.

Seiner meiſt italieniſchen Stoffe wegen hat man Hebert ſchon oft mit Leopold Robert verglichen. Selten war eine Vergleichung ſo hinkend. Leopold Robert iſt eigentlich ſein Leben lang ein Schüler Davids geblieben. Seine David'ſche Anſchauungs- und

Darſtellungsweiſe hat er auf moderne Gegenſtände übertragen; ſeine Bauern und Fiſcher machten antike, akademiſche Stellungen — ſehr ſchöne, edle, oft großartige antike Stellungen, mit einer Meiſterhaftigkeit ausgeführt, daß man eigentlich die Natur vergaß, oder vielmehr, daß ſie ganz natürlich erſchienen. Aber man merkte doch die Abſicht und die Schule, ſobald man ſich Rechenſchaft über den Effekt ablegte, ſobald man das Bild analyſirte und in ſeiner Zuſammenſtellung belauſchte. Man konnte genau ſagen, warum dieſe Figur hier und nicht dort, ſo und nicht anders daſtehe. Nach dem erſten prächtigen Eindrucke wurde man an den Meiſter erinnert, anſtatt daß man ihn immer mehr hätte vergeſſen ſollen. — Nichts von Alledem und das Gegentheil von Alledem iſt bei Hebert der Fall. Schüler einer ſtrengen Schule wie L. Robert (der Akademie und Delaroche's) hat er vor Allem die Schule vergeſſen, oder vielmehr iſt er bei der Natur in die Schule gegangen, um die Traditionen, Regeln und hergebrachten Formen verdecken, verwiſchen zu lernen. Nirgends merkt man eine Abſicht. Nur die Selbſtbeherrſchung, das Maß iſt ihm aus der Schule geblieben. Leopold Robert hat ſo zu ſagen die Statue, die ihm Modell ſtand, belebt; Hebert nimmt den Menſchen ſelbſt und gibt ihm manche der Eigenſchaften, die ihm fehlen und welche die ideale Statue beſitzt. Die Wärme, die alle ſeine Bilder athmen, ſagt es deutlich, daß es ſich hier nicht um Belebung, ſondern um direktes, unmittelbares Leben handelt. Seine Auffaſſung iſt eine urſprüngliche — ſeine Ausführung eine objektive. Es geht ihm mit der Natur, wie es jedem ächten Künſtler geht, wie dem ächten Manne mit dem Weibe. Erſt wird er von ihr erfaßt; dann beſitzt er ſie. — Auch was die Farbe betrifft, haben die beiden Verglichenen nicht die geringſte Aehnlichkeit. Leopold Robert iſt immer der Zeichner und Kupferſtecher geblieben, der ſeine gezeichneten Figuren ausführte. Bei Heberts vortrefflich gezeichneten Bildern denkt man nicht an die Zeichnung; die Konturen verſchwinden wie in der Natur, und die Farben des ganzen Bildes ſind ſo zu ſagen eine einzige Farbe, ſo ſehr ſind ſie in

Harmonie mit einander, ſo ſehr bilden ſie einen einzigen Akkord. Daher wirken ſie auch einheitlich als ein Ganzes, und wie man bei andern Bildern einzelne ſchöne Stellen bewundert, ſo iſt man hier immer unter dem Eindruck des ganzen Bildes. Erſt wenn man mit kalter Abſicht prüfen und zerlegen will, erſtaunt man, mit welcher Weisheit, mit welchem Geſchmack die Einzelnheiten zu dieſem Ganzen verbunden und verſchmolzen ſind.

Alles Das mußte dem Beſchauer ſchon vor den italieniſchen Mädchen, die in der allgemeinen Ausſtellung von 1855 ſo großes Aufſehen machten, klar werden; doch predigt dieſes neue Bild, das wir vor uns ſehen, noch lauter von den Vorzügen der Hebert'ſchen Muſe. Wäre es nicht ſchon nach jenem Bilde ausgeſprochen worden, man müßte es jetzt anerkennen, daß E. Hebert einer der größten Maler der jungen Generation iſt und vielleicht inſofern der größte, als er den Zeichner und Koloriſten, die in Frankreich ſo ſehr getrennt ſind, in ſich vereinigt, zugleich mit einer Individualität, die den abgedroſchenſten Gegenſtand immer neu und eigenthümlich und immer ſchön und natürlich wiedergeben wird. Was uns aber vor Allem darauf aufmerkſam macht, daß wir hier einen wirklich genialen, von aller falſchen Genialität fernen Künſtler vor uns haben, das iſt das Maßvolle, Harmoniſche, Ruhevolle und Milde, das uns beim erſten Anblicke der Hebert'ſchen Bilder ſofort befriedigend anmuthet — etwas von jenem Geiſte, den wir aus Hermann und Dorothea und aus Taſſo kennen. — Daß Hebert auch von den alten Meiſtern anerkannt werde, hat der Verfaſſer dieſes Artikels ſelbſt erfahren. Als Robert Fleury den Anfang dieſer Wanderungen geleſen, fragte er ſogleich, ob ich denn nicht auch über Hebert ſchreiben werde, und fügte hinzu: Qu'il ne me dise pas du mal de celui-là! Auch hüte ich mich, Böſes zu ſagen von Einem, den Akademiker und Delacroixiſten gleich ſehr anerkennen und deſſen Bilder mich ſeit Jahren mit dem poetiſchſten Behagen erfüllten.

Neben dem genannten Bilde ſehen wir in Heberts Atelier noch eine nackte Schöne auf weichen Kiſſen, noch eine Italienerin, zwei Frauenporträts und das Porträt eines Knaben, der eine Armbruſt in Händen hält. Allen dieſen Bildern laſſen ſich dieſelben Vorzüge nachrühmen, wie jenem großen Genrebilde. Die Nackte iſt durch die Schönheit der Formen und die milde Beleuchtung ausgezeichnet, und das Knabenporträt erinnert an die ſchönen Prinzen- und Ariſtokratenbilder des ſiebzehnten Jahrhunderts. In Porträts war Hebert nicht immer ſo glücklich; er hat manchmal zu viel von ſeiner Poeſie in das leibhaftige Modell übertragen und daraus ein Mittelding von körperlichem und ſchattenhaftem Weſen gemacht — doch hat er auch auf dieſem Felde Ausgezeichnetes geleiſtet. Die letzte Ausſtellung brachte ein Bild der Fürſtin B..., das man für ein Porträt aus der ſchönſten italieniſchen Zeit hätte halten können, ein Bild voll lebendiger Hoheit und anmuthigen, weiblichen Stolzes.

Wir verlaſſen das Atelier Heberts in der Hoffnung, bald zurückzukehren, denn nächſtens ſoll ein großes Bild, die bedeutendſte Arbeit ſeines italieniſchen Aufenthalts, hier eintreffen. Wir wandern weiter, die Höhe des Quartier Breda hinan, der Avenue Frochot entgegen. Die Avenue Frochot iſt eine kleine, ſchöne, mitten in Paris abgeſchloſſene, iſolirte Welt. Die Häuſer, aus denen ſie ſich zuſammenſetzt, ſehen aus wie liebliche Villen; alte und junge Bäume und Blumenbeete und kleine Raſenplätze ſchmücken die Gärten und Gärtchen vor dieſen Landhäuſern mitten in der Stadt. Es ſieht da aus, wie in einem reizenden Kurplatze, in dem ſich Geſunde des Lebens freuen wollen. Man ſchließt das Thor der Avenue, und eine ganze Gemeinde iſt abgeſchloſſen. Dieſe Gemeinde beſteht meiſt aus Künſtlern und Schriftſtellern und Solchen, die künſtleriſchen Sinn haben. Noch vor einigen Jahren baute Alexander Dumas daſelbſt — aber wo hat Der nicht ſchon gebaut! Die meiſten dieſer Häuſer beſtehen nach Norden zu aus großen Fenſtern, Atelierfenſtern — überall wohnen Maler. Vor nicht langer Zeit trug man den alten berühmten Iſabey von hier hinaus auf den nahen Montmartre; jetzt hat ſein Sohn ſein Atelier inne. Wir treten in das

Haus Vidals, deſſen anmuthige, träge, wollüſtige Even, Stubenmädchen ꝛc. wir alle kennen; aber wir beſuchen nicht Vidal, ſondern einen Landsmann, Ferdinand **Heilbuth** aus Hamburg. Ein junger, blaſſer, blonder Mann empfängt uns mit einigen Witzen, wohl auch mit einigen Calembourgs, bittet uns gleich darauf um Entſchuldigung und macht mit großer Lebhaftigkeit die Honneurs ſeines Ateliers. Aber noch bevor er ſeine eigenen Bilder zeigt, fragt er: „Sind Sie ſchon bei Henneberg geweſen? Haben Sie Brendels neuen Schafſtall geſehen? Haben Sie Knaus beſucht?“ — Er liebt es, daß man ſeine Landsleute kenne und anerkenne, obwohl er, ſeit früher Jugend in Paris lebend, ſeinem Weſen wie ſeiner Kunſt nach ganz Franzoſe geworden. — Das ſagen uns auch ſeine Bilder, wenigſtens die Farben ſeiner Bilder und die oft bis ins Kleinſte gehende Ausführung von Einzelheiten, Kleiderſtoffen, Möbeln, Architektur ꝛc., welche eine gewiſſe franzöſiſche Gruppe von Malern charakteriſirt. Doch wird er in dieſer Beziehung niemals minutiös oder übertrieben; die Einzelheiten ſind ihm nicht Hauptſache, ſondern die Wirkung des Ganzen — als Malerei. Der Gegenſtand ſteht für ihn erſt in zweiter Reihe. Was die meiſten ſeiner bisher gemalten Bilder vorzugsweiſe kenntlich macht, iſt neben der ſchönen und heitern Farbe eine gewiſſe Ruhe, die er anſtrebt und die uns manchmal etwas übertrieben vorkommt. Er ſcheut ſich vor jeder heftigen Bewegung in der Phyſiognomie, in den Gliedmaßen ſeiner Figuren, vor einer ſtarken Lebhaftigkeit in den Gruppen, als ob die Bewegung nicht auch zum Weſen des Maleriſchen gehörte und dieſes oft erhöhte. So werden ſeine Gruppen oft zu plaſtiſch und bekommen einen akademiſchen Charakter, der mit den friſchen, eleganten, ſo zu ſagen melodiſchen Farben nicht zuſammenpaßt. Trotzdem iſt das Ganze immer hell, klar, angenehm.

Wir kennen eine große Reihe von Bildern Heilbuths, aber wir wollen uns bei dieſen nicht aufhalten, weil wir die Urſachen angeben müßten, derenthalben uns viele von ihnen kalt gelaſſen, und wir halten Das für überflüſſig im Angeſichte des Bildes, das wir noch in der Arbeit finden und das uns einen ſehr großen Fortſchritt anzudeuten ſcheint. Das Bild ſtellt eine Epiſode aus dem Leben des großen Malers Luca Signorelli vor, die man aus dem Gedichte Platens kennt. Der große Meiſter verlor ſeinen Sohn,

„den ſchönſten Jüngling, den die Welt erblickte.
Es war die Schönheit ſein Ruin,
Die oft in Liebeshändel ihn verſtrickte.“

Ein Nebenbuhler hat ihn getödtet; die ſchöne Leiche wird in ein Mönchskloſter gebracht; der unglückliche Vater eilt herbei. — Auf dem Bilde ſehen wir die Bahre mit der Leiche des jungen Signorelli; ringsum ſtehen traurig, erſtaunt, ſtumm, ſprechend, die Mönche des Kloſters, Schüler Signorelli's, Freunde des Todten — die Treppe herab im Hintergrunde ſtürzen andere Betheiligte oder Neugierige herbei. An einer Säule, zu Füßen der Bahre, ſteht zuſammengebrochen, auf den todten Sohn hinſtarrend, der unglückliche alte Vater. Sein Antlitz ſpricht:

O mein Geſchick!
So lebt' ich denn, ſo ſtrebt' ich denn vergebens?
Zunichte macht ein Augenblick
Die ganze Folge meines reichen Lebens!

Die dunklen Wölbungen, überhaupt die ganze Architektur, die von Signorelli herrührenden Fresken des jüngſten Gerichts an den Wänden, die Kloſteratmoſphäre und Stille — Alles vereinigt ſich, mit der Leiche, den Mönchen, dem unglücklichen Vater ein großes und harmoniſches Ganze zu bilden — dem Bilde einen bedeutenden hiſtoriſchen Charakter zu geben. Was Heilbuth in ſeinen frühern Bildern nicht gelungen iſt, hat er hier zu Stande gebracht — die ganze Luft iſt mit dem Gedanken der Kompoſition angefüllt; — es iſt eine dämmernde, webende, träumeriſche Luft — während ſeine früheren Bilder immer mit einer Helle angefüllt waren, die wenig zu denken, nichts zu errathen übrig ließ. — Sein Signorelli verhält ſich zu ſeinen frühern Bildern, wie der dämmerige, zum Denken, Träumen, Vertiefen einladende Abend zum grellen Mittag, der von allen Stunden des Tages die Dinge im proſaiſchſten Lichte zeigt. Heilbuth hat es früher nicht bedacht oder nicht gefühlt, daß nach jeder noch ſo eingehenden und erklärenden Kritik eines ächten Kunſtwerkes immer ein Etwas übrig bleiben muß, das ſich in das endliche Wort nicht muß können faſſen laſſen, denn es iſt das Unendliche, der eigentlichſte Inhalt des Kunſtwerkes, der wahre Stoff der Kunſt. — Da ſteht ein ſehr verdienſtliches, ſchönes Bild vor uns: Taſſo, den beiden Eleonoren und dem Herzog ſein Gedicht vorleſend — die Architektur, die Möbel, die Kleiderſtoffe, Alles vortrefflich gemalt — aber die Perſonen und die Handlung werfen, um mich ſo auszudrücken, keinen Schatten. Wo kein Schatten, da iſt keine Hülle, wo keine Hülle, kein Intereſſe des nähern Eingehens. — Heilbuth hat ſich eigentlich bis jetzt ſelbſt nicht verſtanden. Die Wahl ſeiner Stoffe, die meiſt aus der geiſtig bewegten Welt genommen ſind, wie z. B. beſagter Taſſo, ein Konzert bei Paleſtrina, der Sohn Tizians, ſcheint darauf hinzudeuten, daß er vor Allem geiſtiges Leben darſtellen, daß er höhere Stimmungen wecken wolle, wie ſie die Erinnerung an bedeutende Erſcheinungen in der Kunſtwelt, in der Poeſie in uns erwachen läßt. Aber hat er einmal dieſen gedanklichen Stoff gewählt, wird er ihm Nebenſache, und alles Nebenſächliche, vorzugsweiſe die Malerei als Mache, tritt in den Vordergrund. — Man begreift dieſen Dualismus in einem jungen Maler, wenn man eine Zeit lang in Paris gelebt. Da gibt es eine ganze große Schule von Malern, denen die Malerkunſt ebenſo viel und nicht mehr bedeutet als Malenkönnen. Will man Idee, Gefühl, Stimmung von ihnen, ſo nennen ſie Das unbegründete, unberechtigte *literariſche* Zumuthung. Malen ſei malen, und nichts weiter. Sie ſind die Ableger jener Schule, welche in der romantiſchen Zeit den Satz aufſtellte: die Betrachtung eines ſchönen rothen Tuches ſei ein Kunſtgenuß. Es ſind Das Theorien, die aus Unbildung hervorgehen, und der Himmel weiß, wie höchſt ungebildet ein großer Theil der hieſigen Maler ſich in die Kunſt wirft. Spricht man ihnen von einem geiſtigen Inhalte der Kunſt, ſo ſpricht man Blinden von der Farbe; man müßte ihnen erſt einige Bildung geben, ehe man ihnen von Geiſt ſpräche. So hat ſich hier eine Schule gebildet, die der Gegenpol iſt jener deutſchen Schule, die da glaubt, man dürfe nur Philoſophie und abſtrakte Ideen malen.

Man thäte Heilbuth großes Unrecht, wenn man ihn zu der Schule der Gedankenloſen rechnete; man kann nur nicht leugnen, daß ihre Theorien, vielleicht auch die Erfolge der Belgier auf ſeine Anſchauungsweiſe, während er ſeine erſten Bilder malte, Einfluß gehabt. Ein ſehr begabter Künſtler, wie er iſt, kann ihm dieſe Verirrung zum Heil gereichen, denn er hat während ſeines Aufenthaltes in dieſer Schule malen und die techniſchen Schwierigkeiten überwinden gelernt; nun er beinahe Meiſter dieſer äußerlichen Kunſt geworden, wird ſich der innere Künſtler geltend machen und gewiß wahrhaft Schönes zu Stande bringen. Bei dieſem Luca Signorelli braucht Heilbuth nur etwas mehr Ausdruck als ehemals in die Phyſiognomie zu bringen, um ein Kunſtwerk zu ſchaffen, das ihm einen ſehr ehrenvollen Platz unter den jüngern Künſtern erobern und ihm für immer die Ueberzeugung geben kann, daß nur jene Werke wahrhaft auf des Menſchen Seele und Geiſt wirken, die etwas von des Menſchen Seele und Geiſt in ſich haben und erzählen.

Heilbuth iſt in Rom geweſen. Sein großes Talent für die Farbe macht es wünſchenswerth, daß er noch nach Venedig gehe. Wir ſind überzeugt, daß ein Aufenthalt in der Geſellſchaft Giorgione's, Tizians, Veroneſe's ſeine große Anlagen raſch entwickeln werde. — Ricard, der ein Kenner iſt, ſagte einmal ein geiſtreiches Wort über Heilbuth. Ein anderer Maler ſtand vor einem Heilbuth'ſchen Bilde und fragte den Verfaſſer: Vous êtes allé à Venise? — Non! antwortete Ricard für ihn — mais il en vient!

Heilbuth, der es liebt, den Cicerone in den Ateliers ſeiner Landsleute zu machen, läßt uns kaum Zeit, ſeine Bilder bis zu Ende zu bewundern, und führt uns in das Atelier Brendels. Da ſehen wir nichts als Schafe, ſo viele Schafheerden, als wären wir beim Erzvater Jakob nach ſeinem Auszuge aus Meſopotamien. Die letzte Ausſtellung hat Brendel plötzlich zu einem berühmten Schafmaler gemacht. Man kann ſagen, daß er den Belgier Verboeckhoven in der Meinung der Franzoſen geſtürzt und ſogleich einen höhern Platz eingenommen, als der Geſtürzte. In der That unterſcheidet er ſich von dem Belgier, wie ſich die Wahrheit der Poeſie von der Wahrhaftigkeit der Nachahmung unterſcheidet. An ſeinen Bildern iſt nicht viel zu beſchreiben; es ſind Schafe im Stalle, oder Schafe auf dem freien Felde, oder Schafe auf einem Abhange — ruhig vor ſich hinweidend, oder aus dem Stalle wie Schulkinder aus der Schule ſtürzend, ſpringende oder wandelnde Schafe, mit den entſprechenden Widdern und Lämmern. Es ſind nicht geiſtreiche Satiriker im Schafpelze, wie Kaulbach'ſche Thiere, auch deklamiren ſie keine Fabeln und Apologe und predigen kein philoſophiſches fabula docet. Aber ſie athmen die ganze Poeſie des Naturlebens. Das tiefe Geheimniß der gebundenen, ſtummen Naturwelt, der animaliſchen Lebensfreude wie der gedankenberaubten Melancholie tritt uns räthſelhaft aus ihnen entgegen. Das Räthſel, das uns die ganze Natur zu errathen aufgibt, iſt hier in einen engen Rahmen künſtleriſch gefaßt, in einem ſeiner lebenden Vertreter perſonifizirt. Der Künſtler weiß es oft ſelbſt nicht, was er uns in ſolchen Darſtellungen bietet; aber Das, was ſeinen künſtleriſchen Sinn reizt und zu poetiſcher Nachahmung bewegt, iſt eben dieſe Poeſie, dieſes Räthſel in der Natur. Hat er dieſes erfaßt, dann iſt es gleichgültig, welches hoch oder niedrig in der Reihe der Geſchöpfe ſtehende Weſen er zur Darſtellung bringt. Es wird ein Kunſtwerk ſein, und alle Kunſtwerke ſind trotz der verſchiedenen Titel ebenbürtig. Paul Potter ſteht wohl ſo hoch mit ſeinen Kühen, wie mancher Maler, der Kaiſer und Päpſte gemalt hat.

Auf dem Wege zu einem andern Landsmann halten wir uns bei einem halben Landsmann, bei dem Schweizer Eduard Imer auf. Dieſer, ein Landſchafter, iſt der Sohn jenes Imer, der in der Jugendgeſchichte Leopold Roberts eine Rolle ſpielt. Er kam mit dieſem aus Lachauxdefonds nach Paris, und ſie bewohnten daſſelbe Haus. Imer ſtudirte im Atelier Davids, Leopold Robert war damals noch Kupferſtecher. Eines Tages kommt Roberts Schneider mit einer Rechnung; der arme Kupferſtecher konnte die Hoſe nicht bezahlen. — So machen Sie mir, ſagt der Schneider, der ſich auf den Unterſchied von Kupferſtecher und Maler nicht verſteht, ſo machen Sie mir für die Hoſe mein Porträt in Oel. — In der Verzweiflung läuft Robert zu ſeinem Freunde und Nachbar Imer und holt deſſen Palette und Pinſel und fängt zu malen an — und ſiehe da, es gelingt. Der Schneider entwickelt ſich mit jedem Pinſelſtriche immer lebendiger aus der Leinwand, und Leopold Robert entſchließt ſich, ein Oelmaler zu werden, und man weiß, daß er es geworden, während ſich ſein Freund Imer, durch Verhältniſſe gezwungen, auf Bankgeſchäfte wirft und ein reicher Mann wird. — Das im Vater unterdrückte Talent iſt im Sohne neu erwacht, und das Kind des Marſeiller Banquiers iſt der Maler der Provence geworden. Die Provence iſt ſeine Provinz, wie die meiſten franzöſiſchen Landſchaftsmaler ihre beſonderen Gegenden haben, die ſie ſich mit ihren Pinſeln eroberten. Dupré und Français gehört der Norden mit ſeiner gemäßigten Natur, Villevieille die Seine mit ihren reizenden Ufern und die Küſtenſtriche der Normandie; Corot jedes neblige Niederland; Rouſſeau der Wald von Fontainebleau. Imer hat ſeine Provence, die Ufer der Rhone, die griechiſche Umgebung des Etang de Berre, die halbwilden Gegenden um Marſeille in Beſitz genommen. Noch kein franzöſiſcher Maler hat die Poeſie jener Landſtriche, die den Reiſenden im Vorüberfluge kahl und leer erſcheinen, ſo erfaßt, wie Imer. Das Leben, das die glühende Sonne auf die verbrannten Felſen zaubert, den Farbenſchmelz, der von dem blauen Himmel niederthaut, die Feinheit und Romantik der uns Nordländern exotiſch erſcheinenden Vegetation, die Pflanzenfülle, die überall emporwuchert, wo nur ein Sumpf einige belebende Feuchtigkeit bietet, weiß er mit idealer Wahrheit wiederzugeben. In der Provence hat er es wohl gelernt, den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Natur aufzufinden, ſelbſt da, wo ſie nackt und von glühender Sonne alles erfriſchenden Lebens beraubt ſcheint, und dieſe Schule war es wohl, die ihn befähigte, auch Aegypten, das er beſuchte, in ſeinem Reichthum, in ſeiner Belebung, in ſeinem maleriſchen Charakter darzuſtellen. Alle Landſchaften, die uns bisher aus Aegypten heimgebracht wurden, glichen einander, wie ein Ei dem andern. Da war eine gelbe Fläche, ein monotoner Horizont, ein eben ſo monotoner Himmel — die Fläche höchſtens hie und da von einem Nilſumpf unterbrochen, der Himmel höchſtens hie und da am Horizont von einer oder zwei Palmen, wie von traurigen Ausrufungszeichen, durchſchnitten. Es geht den meiſten Landſchaftsmalern, wie es den Touriſten geht. Was der Erſte in einem Lande geſehen, ſieht die ganze Reihe ſeiner Nachfolger durch ganze Generationen nach ihm; nicht mehr, nicht weniger. Wir erhalten immer Variationen über das alte Thema. Dem Lande wird ein ſtereotyper Charakter oktroyirt — und dabei bleibt es. So war es mit Aegypten. Alle Welt malte dieſes Land, wie es dereinſt Decamps gemalt hatte. Einmal ſah man zwei, einmal drei Palmen. Die Pyramiden, die des Lokaltons wegen da ſein mußten, ſtanden einmal rechts, einmal links, einmal in der Mitte. Erfahren wir Dergleichen nicht alle Tage in der Touriſtenliteratur? Die tauſend Bücher, die ſeit Goethe über Italien geſchrieben worden, haben alle daſſelbe und im ſelben Geiſte behandelt wie Goethe — bis Stahr mit eigenen Augen kam. Seit Börne erſcheint jedes Jahr eine Anzahl von Büchern und Artikeln über Paris, die noch immer dieſelben Gegenſtände behandeln wie Börne, und ganz in ſeinem Geiſte. Es gehört eigene Genialität, eigene Perſönlichkeit und Produktivität dazu, ſich den Banden ſolcher Traditionen zu entreißen.

Dieß hat Imer in Aegypten gethan. Wir glaubten, ein neues Land zu entdecken, als wir ſeine Studien und fertigen Bilder ſahen, die er vom Nile mitbrachte. Es war nicht mehr das kahle, todte Land, aus dem wir befreit zu ſein wünſchten; es war das geſegnete und ſchöne Land, nach deſſen Fleiſchtöpfen ſich die Kinder Iſrael zurückſehnten.

Da war eine Fülle maleriſcher Schönheiten in Vegetation, Terrain, Luft und Himmel, und architektoniſcher Mannigfaltigkeit. Ja! architektoniſcher Mannigfaltigkeit, wie ſonderbar Das auch klingt, nach den Landſchaftsbildern, die uns daran gewöhnt haben, in Aegypten nur die gerade Linie der Pyramiden, der Obelisken und die ſchwerfälligen der Sphinxe zu ſuchen. Aber auch die Griechen, die Römer und die Araber ſind in Aegypten geweſen, und wir erfahren durch Imer, daß wir in dieſem Lande ſo maleriſche Ruinen, Dörfer und Flecken, ſo romantiſche Kombinationen finden, wie nur irgendwo in Italien.

Von Süden nach Norden, in die Rue de la Chauſſée d'Antin 27, zu Hennaberg, dem vorzugsweiſe nordiſchen Maler. Wir kriechen fünf fürchterliche Treppen hinauf, und es iſt uns zu Muthe, als ob wir den Brocken erſtiegen. Hennaberg aus Braunſchweig, ein blonder, eleganter Recke, empfängt uns mit großer Liebenswürdigkeit, erſchreckt uns aber mit der beſcheidenen Verſicherung, daß in ſeinem Atelier nichts zu ſehen ſei. Er glaubt immer, nichts zu machen, und doch finden wir die Werkſtätte voll von angefangenen Werken, die ihn in einem gegebenen Momente zu ſeiner eigenen Ueberraſchung als ſehr productiven und fleißigen Künſtler werden erſcheinen laſſen. Die Unzufriedenheit eines Künſtlers und die langſame Gewiſſenhaftigkeit, mit der er ſeine Studien in abgerundete Kunſtwerke verwandelt, iſt immer von guter Vorbedeutung. An den Wänden ringsum ſehen wir den Karton zu ſeiner berühmt gewordenen „Wilden Jagd", unzählige Landſchaftsſtudien aus dem Harz und Schwarzwald und eine lange Reihe von Studienköpfen und komponirten Skizzen. Alles Das wird ſich einſt verwerthen und als Theil in einem künſtheimiſchen Ganzen ſeinen Platz finden. Es ſind Das des Künſtlers erſte Eindrücke und feſtgebannte Erinnerungen; die Muſen aber ſind Töchter der Erinnerung. — Auf der Staffelei ſehen wir ein großes Bild in der Arbeit: Der Sonnenwirth, nach Schillers meiſterwürdigen, pſychologiſchen Skizze. Wir erkennen den Maler der wilden Jagd.

Einen Vergleich, den man für gut und bezeichnend hält, darf man wohl zweimal brauchen. So nehmen wir keinen Anſtand, Henneberg hier wieder, wie wir es ſchon einmal gethan haben, mit ſeinem Landsmanne Bürger zu vergleichen, mit dem Dichter der Lenore, der Wilden Jagd, der Entführung ꝛc. Die Ballade Bürgers hat uns vielleicht zuerſt auf deſſen Aehnlichkeit mit dem Maler aufmerkſam gemacht — aber es iſt nicht die Behandlung deſſelben Stoffes, es iſt der Charakter des Künſtlers, der dieſe Vergleichung rechtfertigt. Gewaltige Bewegung, Lebhaftigkeit, Wildheit, eine gewiſſe Unheimlichkeit, wie ſie nur der nordiſchen Ballade eigen iſt: Das ſind die hervorſtechendſten Eigenſchaften Hennebergs. Nicht auch Bürgers? Sie ſind ja Beide demſelben Lande, demſelben germaniſchen Stamme entſprungen; warum ſollten ſie nicht eine Stammverwandtſchaft in der Anſchauung der Dinge bekunden? Vielleicht ſind es die Schatten ihres heimiſchen Harzgebirges, die in ihren Seelen jene geheimnißvolle nordiſche Dämmerung verbreiteten, die eine ſo eigenthümliche, duftige, etwas düſtere Poeſie erblühen ließ. — Ich möchte Henneberg, trotz der Formen, die man gewöhnlich hiſtoriſche nennt, nicht einen Hiſtorien-, ſondern einen Balladenmaler nennen — und zwar einen nordiſchen Balladenmaler, einen durch und durch germaniſchen. — Was die nordiſche, germaniſche Anſchauung in Kunſt und Poeſie, wie überhaupt in der ganzen Welt des Gedankens, von der ſüdlichen unterſcheidet, iſt das Recht, das dem Unendlichen eingeräumt wird. Das Einzelne und Endliche geht in der Unendlichkeit auf, während hingegen die Südländer das Unendliche ins Endliche zu bannen ſuchen. Die Griechen bauten der Gottheit Tempel und ſtellten ſie in beſchränkten, menſchlichen Geſtalten, in Einzelheiten, in Individuen zerſplittert dar; Allvater wurde kein Tempel gebaut und kein Bild errichtet. Das iſt im Grunde der weſentliche Unterſchied zwiſchen Klaſſizität und Romantik. Das antike Kunſtwerk und die Kunſtwerke der aus vorherrſchenden römiſchen Elementen hervorgegangenen Völker werden immer ganz in ſich abgeſchloſſen ſein; ſie werden nichts oder wenig zu errathen übrig laſſen; im germaniſchen Kunſtwerke findet ſich immer neben dem ausgeführten Gegenſtande der Anfang zu etwas Anderem, der Uebergang zu einem Unbekannten, das errathen ſein will; es weckt die Ahnung. — In dieſem Sinne iſt Henneberg vor Allem ein nordiſch-germaniſcher Maler, und er wird es bleiben, wenn er auch der franzöſiſchen Schule noch ſo viele Hülfsmittel der Darſtellung ablauſcht, und er wäre es, ſelbſt wenn er nicht wilde Jagden malte, ſelbſt wenn er italieniſche Volkslieder oder neugriechiſche Balladen illuſtrirte. So iſt Henneberg ein nationaler Künſtler in einem viel tiefern Sinne als jene Maler, die, weil Deutſchland ein philoſophiſches Land iſt und Kant'ſche und Hegel'ſche Philoſophie hervorgebracht hat, philoſophiſche Gedanken auf die Leinwand zu ſchreiben verſuchen. Die Philoſophie macht nicht den Künſtler, wohl aber die Kraft, Das, was an dem individuellen Leben, an hiſtoriſchen, nationalen und ethiſchen Elementen unſeres Volkes in uns lebt, in Formen wiederzugeben.

Der „Sonnenwirth" auf der Staffelei wird der wilden Jagd würdig werden. Wir ſehen den Verbrecher aus verlorner Ehre in dem Momente, da er unter die Räuber geräth; da ihm die ſchwäbiſchen out-laws und die beiden Weiber der Bande zureden, bei ihnen zu bleiben, und ihm goldene Berge vormalen. Margarethe mit dem unverſchämten, aber ſchönen Dirnengeſichte, Marie, die blonde, etwas kränkliche, feine Blume, die offenbar beſſern Boden verdient hätte, ſtehen ihm am Nächſten und ſuchen ihn nach ihrer Weiſe zu verführen; der Sonnenwirth iſt noch unentſchloſſen. Der letzte Reſt von Ehrenhaftigkeit kämpft noch in dem Unglücklichen, der vor einigen Stunden Mörder geworden.

Der Ausdruck ſämmtlicher Phyſiognomien iſt überaus dramatiſch, lebendig, charakteriſtiſch, individuell. Vollkommene Abweſenheit aller traditionellen und konventionellen Formen. Wie Schillers Erzählung keine Räubergeſchichte mit hergebrachter Romantik, ſo iſt dieſes keins der Räuberbilder, die wir jährlich zu Dutzenden ſehen. Es iſt belebte, traurige, verwilderte Wirklichkeit; ein Stück aus jenem Winkel des Lebens, den man wie gewiſſe Quartiere alter Städte „das Elend“ nennen könnte. Der Held, der Sonnenwirth, iſt häßlich, wie ihn der Dichter ſchildert und wie der Unglückliche ſein mußte, der gezwungen war, ſeine Liebe zu bezahlen und ſo den erſten Fuß auf den Weg der Verworfenheit ſetzte; aber der Maler hat ſein unglückliches Schickſal, ſeine innerlichen Kämpfe und den Reſt des Guten in ſeinem Gemüthe benutzt, um dieſes Geſicht zu vergeiſtigen und es der Kunſt würdig zu machen. Die Züge ſind beinahe ſo, wie ſie ihm der Dichter gegeben — doch können ſie einen Augenblick ſchön erſcheinen, und das weibliche Auge Mariens, das mit weiblichem Vorgefühle und mit Mitleid ſieht, ſcheint ſie ſo zu finden. Dieſe Marie iſt die Idylle, das verſöhnende Element in dem wilden Treiben. Es iſt ein ſehr ſchöner Blondkopf, voll Weiblichkeit, trotz der zu Grunde gegangenen Keuſchheit, und ein ſprechender Beweis, daß der Künſtler das Milde, Liebliche eben ſo darzuſtellen wiſſe wie das Wilde, Unheimliche. Wie die einzelnen Köpfe, iſt die ganze Szene charakteriſtiſch durch die ſtarke Bewegung in den gedrängten Gruppen, durch die hier wild wuchernde, dort wüſt liegende Natur, ſowie durch viele zur Vervollſtändigung gehörige Aeußerlichkeiten. Selbſt wer den Sonnenwirth nicht geleſen, muß das Bild auf den erſten Blick verſtehen; man muß ſich ſofort ſagen: Eine wilde Schlucht, ein Verſteck verlorener Menſchen — ein neuer verlorener Menſch, der dazu kommt und der zurückgehalten werden ſoll und der mit dem Entſchluſſe kämpft — zwei Weiber — das eine ganz verloren, das andere beſitzt noch einen Reſt des Ewig-Weiblichen in Blick und Herzen — dieſe wird den Entſchluß des Zaudernden beſtimmen. So kann es Henneberg auch wagen, das Bild im Pariſer Salon auszuſtellen vor einem Publikum, das von Schillers Verbrecher aus verlorener Ehre nichts weiß. So ſollten eigentlich alle, nach Dichtern gemalten Bilder ſein; ſie ſollten eben ſo deutlich erzählen wie die Schrift, während ſich die meiſten auf den Kommentar des Buches verlaſſen. Freilich muß man dazu die ſelbſtſchaffende Kraft beſitzen, wie ſie Henneberg hat, und das divinatoriſche Talent des dramatiſchen Dichters, der die verſchiedenſten Charaktere in Phyſiognomien auszudrücken verſteht, wie ebenfalls Henneberg.

Neben dem Sonnenwirth ſehen wir noch ein kleineres Bild, einen reitenden Jäger, deſſen zwei Jagdhunde mit einem Haſen ein grauſames Spiel treiben, ein Bildchen voll Kraft und Naturwahrheit. Ferner ein Stück Mittelalter: Einen an einen Hirſch gebundenen Wilddieb. Der Hirſch iſt zuſammengeſtürzt und vor Müdigkeit dem Tode nahe; der Wilddieb iſt längſt todt. Da liegen ſie Beide. Die Wildniß des Harzes paßt zu der ganzen Geſchichte. Der Menſchheit ganzer Jammer faßt uns an! Das Bild iſt noch in einem etwas chaotiſchen Zuſtande, aber die Elemente zu einem gewaltigen Effekt ſind ſchon vorhanden. Wohlthuender ſind die beiden Skizzen zu einer Amazonenjagd und zu einer Entführung einer Amazone durch einen Urhelden. In beiden wird das Nackte vorherrſchend ſein. An der Wand hängt der Karton zu einem großen Bilde. Ein Bär hat ſich in die Nähe einer Mühle gewagt; ſchon hat er den alten Müller mit einer Ohrfeige niedergeſchlagen; die Müllerburſche eilen mit allerlei Waffen, die Tochter des Müllers mit Geſchrei herbei über einen Steg, der die Schlucht überbrückt, in der die Hauptſzene ſpielt. Auch hier ſind Dispoſition, Bewegung und Geberden überaus lebhaft und kühn. Wenige moderne Maler haben dieſen Muth der Bewegung und dieſes Talent, durch Lebhaftigkeit der Handlung den maleriſchen Effekt hervorzubringen, wie Henneberg. Er iſt vor Allem der Maler der Bewegung. In dieſer Beziehung iſt ſeine wilde Jagd beſonders charakteriſtiſch für ihn: da regt, rührt ſich, fliegt Alles — man glaubt einen vom Sturmwind gejagten

Wolkenzug zu ſehen — man iſt erſtaunt, daß das Bild vor uns ſtehen bleibt, daß die ganze Erſcheinung nicht vom Sturme fortgetragen wird. Es iſt bei ſolchen Eigenſchaften natürlich, daß er ſo gern die Jagd malt; ſie iſt ſeiner überſprudelnden Kraft, ſeiner hinreißenden Phantaſie, was ſie den alten Deutſchen geweſen: ein zeitweiliger Erſatz für Größeres, Mächtigeres, für den Krieg, die Schlacht. Wir ſind überzeugt, daß in Henneberg eigentlich ein großer Schlachtenmaler ſtecke und daß ſich einmal ſo was wie ein Salvator Roſa, mit dem er viel Aehnlichkeit hat, aus ihm entwickeln werde. Es iſt natürlich, daß er nicht Uniformen und grade Regimenterlinien malt; dergleichen muß offiziellen Malern ohne Sinn fürs Maleriſche überlaſſen werden; indeſſen könnte ſich ſelbſt in modernen Kriegsgeſchichten Manches finden, was eines Künſtlers würdig wäre. Henneberg iſt ein Braunſchweiger; ſollten die patriotiſchen und heldenmüthigen Kämpfe der beiden braunſchweigiſchen Herzöge und ihrer todtgeweihten Schaar mit den Franzoſen nicht manchen ſchönen Stoff liefern, der ebenſowohl den genialen wie den patriotiſchen Künſtler reizen könnte? Henneberg ſollte den Umſtand, daß Braunſchweig einen ſolchen Künſtler wie ihn hervorgebracht, benutzen, um auch durch die Wahl der Stoffe zur Ehre ſeines engern Vaterlandes beizutragen. Es kann nach ihm wieder eine lange Zeit vergehen, bis Braunſchweig ein Talent von ſeiner Kraft hervorbringt. Er ſollte Dieſes um ſo lieber thun, als die Verherrlichung dieſes Patriotismus keinen Beigeſchmack von Partikularismus haben kann; der braunſchweigiſche Patriotismus war der ächteſte deutſche. Wenn er unter ſeine ſchwarzen Jäger ſchreibt: „Auch ſie ſtarben fürs Vaterland," werden die Worte nicht im Geringſten ſo paradox klingen, wie ſie an einer gewiſſen andern Stelle klingen.

Einmal in ächter deutſcher Atmoſphäre, gelüſtet es uns nicht, ſie ſobald zu verlaſſen, und wir wandern zurück in die Rue Larochefoucauld, um den berühmteſten, wohl auch bisher bedeutendſten unter den in Paris weilenden deutſchen Künſtlern zu beſuchen: wir meinen den Wiesbadener Knaus. Wir haben auf den Pariſer Ausſtellungen ſeine Dorfſchenke, ſeine Zigeuner, ſeinen Kinder-Leichenzug im Walde geſehen, und wir ſind nach dieſen Erfahrungen überzeugt, daß uns in ſeinem Atelier etwas Bedeutendes, Tiefpoetiſches, jedenfalls etwas eines Meiſters Würdiges erwartet. Wir haben uns nicht getäuſcht. Auf der Staffelei finden wir ein halbvollendetes Bild: eine „goldene Hochzeit im Dorfe.“ Knaus weiß, was Goethe gewußt hat, daß von der Wahl des Stoffes viel abhängt. Das wiſſen freilich auch Andere, aber ſie wiſſen nicht zu wählen wie Knaus. Die Wahl iſt auch nichts Willkürliches. Bei einem ächten Künſtler wird ſie immer mit ſeiner Perſönlichkeit, mit ſeiner Anſchauungsweiſe aufs Innigſte zuſammenhängen; er muß gewiſſe Stoffe wählen und an anderen vorübergehen, wenn er ſein eigenſtes Weſen ausdrücken, wenn ſeine Kunſt nicht in leere Form und Technik aufgehen, wenn ſie nicht bloße Kunſtfertigkeit und ſein Werk nicht ein bloßes Kunſtſtück werden ſoll. Knaus wird darum immer tiefgemüthliche, poetiſche oder gewaltig à la Hogarth ins Leben eingreifende Stoffe wählen. Seine Schenke war ein wunderbares Gemiſch von den beiden in ihm wirkenden Elementen: da war der Humor Hogarths mit der ihm beſonders eigenthümlichen, tragiſch-poetiſchen Anſchauung gepaart. Sein Kinderleichenzug im Walde eine idealiſche Elegie, faſt möchten wir ſagen, eine idylliſche Elegie, ſchöner, unmittelbarer, wohlthuender als die berühmte Elegie „auf einem Dorfkirchhof“ von dem Engländer Gray. Es war die Poeſie, troz dem traurigen Gegenſtande, die erquicklichſte, verſöhnungsvollſte Poeſie ſelbſt, wie ſie nur der große Dichter verwirklichen kann. Dieſe goldene Hochzeit im Dorfe wird die beiden Meiſterwerke noch übertreffen. Da iſt eine Meiſterhaftigkeit, eine Charakteriſtik, ein dramatiſches Leben und eine ſchöne Wahrhaftigkeit, die uns eine Auferſtehung der ſchönſten niederländiſchen Malerei, und zwar in mancher Beziehung veredelt und vergeiſtigt, hoffen läßt. Dabei eine Fülle von Motiven und Gedanke, die hinreichen würde, das Leben manchen Malers auszufüllen. Das Jubelpaar tanzt auf dem Dorfplan unter einem alten Baume. Mehrere Generationen ſehen dieſem goldenen Hochzeitstanze zu — wie vielfach, phantaſievoll und ſchön ſind dieſe Generationen gruppirt — der Schulmeiſter hält die Ordnung aufrecht, um den greiſen Tänzern Platz zu machen. Aus dem Hintergrunde kommt der Herr Amtmann, um das Feſt durch ſeine Gegenwart zu erhöhen. Wir brauchen Das nicht. Der Tanz des würdigen Paares, das ein halbes Jahrhundert lang Leid und Freud mit einander getheilt, die Gegenwart ſpielender Kinder, welche die Bedeutung eines ſolchen Feſtes noch nicht begreifen, verlaſſene Greiſe, denen das Glück ſolchen Feſtes nicht zu Theil geworden, die Atmoſphäre eines an den Herbſt erinnernden Tages — alles Das und vieles Andere verſetzt uns in jene erhöhte, feierliche Stimmung, in die wir bei ernſthafter Betrachtung des Lebens und ſeiner Räthſel, beim Vertiefen in die Geheimniſſe des Entſtehens und Vergehens verſetzt werden. Fort fließt und unaufhaltſam der Strom des Lebens — ruhig, tief, unerforſchlich — wir wiſſen nicht, woher, wir wiſſen nicht, wohin. Im Hintergrunde des Bildes ſehen wir das Bauernhaus, das Knaus nicht hingemalt hat und das die Inſchrift trägt:

Ich bin, ich weiß nicht, wer?
Ich komme, ich weiß nicht, woher?
Ich geh', ich weiß nicht, wohin?
Wie kommt's, daß ich ſo fröhlich bin?

Wir wollen damit nur die Stimmung und die tiefe Bedeutung des Bildes geben; wir enthalten uns, es ausführlich zu beſchreiben, da es nicht vollendet iſt und wir nicht von vornherein durch eine Worterklärung den Duft deſſelben, ſeine Unendlichkeit, verkleinern wollen.

Ich bin zufrieden, wenn man mir zugibt, durch vorſtehende Skizzen auf Intereſſantes aufmerkſam gemacht, vom Leben und Treiben in den Pariſer Ateliers einen kleinen Begriff gegeben zu haben. Ich ließ mich vom Zufall leiten und verweilte da, wo mir Schönes begegnete, wo ich ein Talent kennen lernte, das eine Zukunft verſpricht. Darum ſind wir auf unſern Wanderungen an Berühmtheiten wie Ingres, Delacroix, Decamps, Meiſſonier, Vernet u. A. vorübergegangen. Die ſind auch in Deutſchland bekannt und ſeit lange in ſich abgeſchloſſen; wir ſind bei anderen Berühmtheiten, wie Ary Scheffer, Robert Fleury ſtehen geblieben, weil dieſe alten Meiſter noch in ihrem ſpäten Alter neue Phaſen der Entwicklung durchmachten. Von den jüngeren wären wohl noch manche zu nennen, wie z. B. die männliche Roſa Bonheur, der formvolle Cabanel, der gemüthvolle Millet, der luſtige, romantiſche, Gendron, der geniale Zeichner Bida, Rouſſeau, Troyon u. A., aber wir wollen den Leſer nicht ermüden, wir wollen uns damit begnügen, ihm eine Gruppe hingeſtellt zu haben, aus deren Leben und Treiben und Schaffen er ſich ſelbſt ein ungefähres Bild der heutigen Kunſtzuſtände in Paris zuſammenſtellen kann. Freilich wäre die offizielle Malerei vielleicht die für den Moment charakteriſtiſchſte, aber dieſe gehört der Politik an und hat mit Kunſt nichts zu ſchaffen. Dieſe wird Derjenige berückſichtigen, der eine ausſchließliche Geſchichte der imperialiſtiſchen Epoche der Kriecherei, die ſie bezeichnet, ſchreiben wird. Mit dieſen Schäden haben wir nichts zu thun; im Gegentheil haben wir uns, um ſie zu vergeſſen, zu Künſtlern geflüchtet.

(1858—1859.)

Vermiſchtes.

Die Wunder des Magnetismus.

Motto:
Jedes ehrlichen Mannes Kleid paßt dem Spitzbuben.
Shakeſpeare.

1.

Wer nicht befähigt iſt, theoretiſch für oder gegen eine Idee, Lehre oder Glauben einzutreten, deſſen Pflicht iſt es wenigſtens, ſeine bezüglichen Erfahrungen, wenn er zufällig ſolche gemacht, mitzutheilen. Ich fühlte dieſe Verpflichtung, als ich vor Kurzem zufällig einen viel geleſenen Roman kennen lernte, in welchem der Glaube an den animaliſchen Magnetismus in ſeiner phantaſtiſcheſten Ausdehnung als begründet und berechtigt anerkannt, die Wahrheit des Mesmerismus als eine Thatſache vorausgeſetzt wird, und als ich bei dieſer Gelegenheit erfuhr, daß in neuerer Zeit mehrere dergleichen Bücher erſchienen, welche die genannten unheimlichen Mächte zur Entwicklung ihrer Märchen benutzen. In neueſter Zeit kommt noch der infame Schwindel der amerikaniſchen Brüder Davenport hinzu, welche mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung in Paris ihr Weſen treiben und, wie vor einigen Jahren Herr Home, von hohen und höchſten Perſonen protegirt werden. Dummheit und Politik verbinden ſich; die Zeit ſcheint günſtig, die Welt in Finſterniß zu tauchen, und die Umkehr des Jahrhunderts ſoll eine Wahrheit werden. Mehr und mehr wagen ſich bornirte oder verſchmitzte Schriftſteller hervor, um Hellſeherei, Prophetenthum, Geiſtererſcheinungen, und was dergleichen Unſinn mehr iſt, zu vertheidigen und — wie ſie ſagen — „wiſſenſchaftlich“ zu begründen. Der wiſſenſchaftliche Menſch darf über Dergleichen die Achſel zucken und ſich mit Verachtung abwenden. Er hat vom Aberglauben nichts zu fürchten. Der Aberglaube kann in ſein Bereich nicht eindringen; aber der gewöhnliche Menſch hat alle Urſache, dem Unſinn gegenüber für ſeines Gleichen beſorgt zu ſein, und es iſt gerade auf dieſem Felde nicht überflüſſig, hundert Mal Geſagtes noch einmal ſo oft zu wiederholen. Wie viele Menſchen ſchöpfen ihre halbe oder ganze Bildung aus Romanen und Novellen; jedes gedruckte Wort iſt ihnen ein wahrhaftiger Zeuge; da kann es nichts ſchaden und nur nützen, wenn gleiche Gegenzeugen auftreten.

Neigung zum Aberglauben ſcheint nicht immer von Erziehung und Bildung abzuhängen. Bei vielen Menſchen ſcheint er bis zu einem gewiſſen Grade in ihrer Natur begründet; ebenſo wie er bei Andern trotz aller Anſtrengungen in der Erziehung, trotz aller Einflüſſe der Umgebung niemals Wurzel faſſen kann. Auf die Gefahr hin, daß man dieſen Letztern allen die ſchöne Gabe der Götter, die Phantaſie, abſpreche, wie Das in der That oft geſchieht, ſo muß der Verfaſſer dieſes Aufſatzes doch bekennen, daß er zu dieſer unglücklichen Kategorie gehört. Als ein Solcher ſtand er, ein wahrer Peter Schlemihl, dem der Schatten fehlt, ſehr vereinſamt und beinahe beſchämt in der Geſellſchaft, in welche ihn während ſeines Aufenthaltes in Paris im Jahre 1851 Zufall oder Schickſal geworfen. Ein ziemlich gelehrter Mann hatte zwei Damen dieſer Geſellſchaft mit ſeinem Glauben an den Magnetismus angeſteckt, und dieſe Krankheit griff in dem ganzen Kreiſe um ſo raſcher um ſich, als man ebenſo wenig dem genannten Herrn als den beiden Damen Geiſt und Verſtand abſprechen konnte. Nach kurzer Zeit hatten die meiſten Mitglieder dieſes aus gebildeten Menſchen und Künſtlern aller Art beſtehenden Kreiſes mit Magnetismus und Magnetiſeuren ihre Erfahrungen gemacht, und bald wurde in derſelben Geſellſchaft, welche ſich früher nur mit Wiſſenſchaft, Kunſt oder Politik beſchäftigte, von nichts Anderem geſprochen, nichts Anderes diskutirt, als Somnambulismus, und was drum und dran hängt. Ich nahm mir vor, mir die Sache in der Nähe zu beſehen und zwar an der Quelle, an der Hochſchule der neuen Wiſſenſchaft, bei Herrn Baron Dupoté im Palais Royal.

Eines Sonntags befand ich mich auf dem Wege dahin, als mir auf dem Boulevard des Italiens ein lieber Bekannter begegnete, den ich ſeit Monaten nicht geſehen hatte. Er trägt den Namen eines der berühmteſten Hiſtoriker der Welt, von dem er auch abſtammt, den wir aber, da der Name hier nichts zur Sache thut, in Herrera verwandeln wollen; dieſer, nebenbei geſagt, ausgezeichnete junge Mann hatte in ſeiner Bildung wie in ſeiner äußern Erſcheinung etwas Kosmopolitiſches: der Sohn eines ſpaniſchen Vaters und einer deutſchen Mutter, glühten in ſeinem, dem langen hellblonden Haar entſprechenden Geſichte zwei dunkelglühende ſüdliche Augen voll Phantaſie und Leidenſchaft. Nachdem er in ſeinem Vater- und Mutterlande die erſte Erziehung genoſſen und beider Sprachen gleich mächtig geworden, vollendete er ſeine Bildung in Paris, wo er noch zwei Jahren den Doktorgrad der Medizin erworben. Zur Zeit war er an einem der Hoſpitäler angeſtellt, und alle Welt prophezeite dem wunderſchönen, ebenſo geiſtvollen als gelehrten jungen Manne die ſchönſte Zukunft, und dieſe Prophezeiung hat ſich zur Zeit, da ich Dieſes ſchreibe, längſt verwirklicht. Dr. Herrera nimmt in einer der Hauptſtädte Europa's eine ſehr ehrenvolle und auf wiſſenſchaftlichem wie politiſchem Felde höchſt einflußreiche Stellung ein.

Er lachte laut auf, als er erfuhr, auf welchem Wege ich mich befand. „Gehen Sie," ſagte er, „vielleicht erleben Sie dort etwas ſo Sonderbares, wie ich es vor zwei Jahren erlebt habe."

Ich wurde neugierig und bat ihn, zu erzählen. Er ſträubte ſich ein wenig, lächelte vor ſich hin, ſah auf die Uhr und ſagte dann, indem er meinen Arm erfaßte: „Sie haben noch ein halbe Stunde Zeit. Gerade genug für mein Abenteuer, das Sie für die Sitzung des Herrn Dupoté würdig vorbereiten wird. Sie kennen mich und werden, was ich Ihnen erzähle, glauben, und ich hoffe von Ihnen, daß Sie keine üble Deutung werden aufkommen laſſen.

„Vor ungefähr zwei Jahren wurde mir aus Marſeille ein junger Marineoffizier empfohlen. Ich machte, wie Das von mir erwartet wurde, ſeinen Cornac durch Paris und zeigte ihm, ſo viel an mir war, alle zugänglichen Sehenswürdigkeiten. Meine Studentenkaſſe erlaubte mir nicht, meine Gefälligkeit auch noch koſtſpielig zu machen, und ich ſuchte vorzugsweiſe Vergnügungen und Merkwürdigkeiten auf, die wenig oder gar kein Geld koſteten. Sie wiſſen, daß man auf dieſem Wege bald am Ende iſt, und gerade an einem Sonntag wußte ich nicht mehr, was mit meinem Gaſte anzufangen, und nachdem ich ihm im Palais Royal die kleine Kanone gezeigt, die um Mittag von ſelber losgeht, war ich am Ende meines Latein. Da fiel mein Blick glücklicherweiſe auf die Fenſter über dem Café de la Rotonde: ich erinnerte mich, daß gerade an dieſem Tage und zu dieſer Stunde der große Hexenmeiſter Dupoté daſelbſt ſeine Wunder that — ich war gerettet, ich faßte den Arm meines Marineoffiziers und ſchleppte ihn in die Hexenküche.

„Der kleine Saal war ſchon ganz beſetzt, und Herr Baron Dupoté hatte ſeinen Vortrag, der immer gegen das Inſtitut als gegen ein Blinden-Inſtitut und gegen die Männer der Wiſſenſchaft als gegen Blinde gerichtet iſt, bereits gehalten, und es war uns nicht leicht, in dem Kreiſe noch Plätze zu finden. In der Entreſolſtube herrſchte eine dumpfe Schwüle; Männer und Weiber wiſchten ſich fortwährend die Stirne, und ein Nachbar ſchrieb die Hitze und die drückende Atmoſphäre dem magnetiſchen Fluidum zu, welches Herr Dupoté um ſich verbreitete. In der Mitte des Kreiſes ſtand ein Stuhl, auf welchen Herr Dupoté ein Individuum nach dem Andern ſetzte und es bearbeitete. Manches ſchickte er bald auf ſeinen Platz zurück, behauptend, daß er ſich gegen daſſelbe heute nicht ſtark genug fühle, oder auch, daß es nicht empfänglich ſei; Andere hingegen fielen bald in Schlaf, und der Baron führte ſie mit größter Gleichgültigkeit, ohne die geringſte Siegermiene auf den Platz zurück, wo ſie zu ſchlafen fortfuhren, die Einen ruhig, die Andern in einem gewiſſen milden konvulſiviſchen Zuſtande, indem ſie allerlei komiſche oder ſchreckliche Geſichter ſchnitten. Ich ſah eine unmagnetiſirte Frau, die ſich voll Entſetzen an ihren Mann klammerte, aber, von der Unheimlichkeit des Schauſpiels mächtig angezogen, die Stube um keinen Preis verlaſſen wollte. Eine andere Frau, ebenfalls unmagnetiſirt, fiel in Zuckungen, und ein Kind fing fürchterlich zu ſchreien an. Alles Das war nach der Meinung der Majorität die Wirkung des Fluidums, das den Raum erfüllte. Es ſah wirklich höchſt gefährlich aus. Trotzdem wurde meine Aufmerkſamkeit von dieſem Schauſpiele bald auf ein anderes abgewendet. Es traten drei Perſonen ein, die ich ſogleich als Deutſche erkannte: ein Herr mit zwei Damen. Von dem Manne ſagte ich mir, daß er einer von den reichen weſtphäliſchen Gutsbeſitzern ſein müſſe, die jährlich tauſend Exemplare vortrefflicher Schinken in die Welt ſchicken. Er war blond, ungefähr 40 Jahre alt, rund, breitſchulterig und von überaus lebhafter Fleiſchfarbe. Die Aeltere der beiden Damen ſah wie eine begleitende Tante oder etwas Dergleichen aus; meine ganze Aufmerkſamkeit nahm die Jüngere, die am Arme des Mannes hing und wahrſcheinlich ſeine Frau war, in Anſpruch. Es war eines der ſchönſten und zarteſten Geſchöpfe, die ich die Tage meines Lebens geſehen habe; das Ideal einer deutſchen Schönheit, blond, blauäugig und von zarten Farben, wie man ſie nur auf Frauengeſichtern Englands oder Norddeutſchlands findet. Obwohl ziemlich voll und abgerundet und nicht im Geringſten krankhaft ausſehend, war es doch, als ob ſie ein Hauch umwehen könnte. Ihre blauen Augen blickten mit einer erſtaunlich kräftigen Intenſivität und dabei doch überaus ſchwärmeriſch und ſehnſüchtig. Sobald ich in dieſe Augen ſah, konnte ich die meinigen nicht mehr abwenden, und es ſchmeichelte mir außerordentlich, daß die Fremde, nachdem ſie

Das bemerkt, einige vergebliche Verſuche gemacht, ihre blauen Sterne mit den zarten Lidern zu verdecken, und daß ſie mich endlich beinahe ebenſo unausgeſetzt anſah, wie ich ſie. Weiß Gott, ich fing an, an Magnetismus zu glauben, nur wußte ich nicht, ob ſie mich, ob ich ſie magnetiſirte. Ich verlor meine Zeit nicht mit Unterſuchungen, ich gab mich dem behaglichen Gefühle hin, das mein ganzes Weſen durchſtrömte und das ſich zu wahrhafter Glückſeligkeit ſteigerte, als ich bemerkte, daß auch ſie lächelte, wenn ich es that, und daß ſie eben ſo melancholiſch wurde wie ich, wenn ich ſie voll Sehnſucht oder, hol mich der T......, voll Liebe anſtarrte.

„Aus dieſem glücklichen Zuſtande, der mich die ganze Umgebung vergeſſen ließ, weckte mich der unglückſelige Hexenmeiſter. Plötzlich ſtand er vor mir und behauptete, vielleicht durch mein träumeriſches Weſen getäuſcht, ich müſſe ein vortreffliches Sujet ſein. Aergerlich über die Störung, und weil er mir die Ausſicht auf die ſchöne Deutſche verſperrte, ſchüttelte ich den Kopf und verſicherte ziemlich barſch, daß ich im Gegentheil ein ſehr ſchlechtes Sujet abgebe. Baron Dupoté aber beharrte auf ſeiner Meinung und forderte mich auf, mich auf den Stuhl in der Mitte der Stube zu ſetzen. Ich erhob mich, mein ganzer Rationalismus empörte ſich, und mit dem Stolz meiner jungen Wiſſenſchaft erklärte ich laut, daß ich an all das Zeugs nicht glaube, und daß er wohl beſſer thue, ſeine Kunſt an mir nicht zu verſuchen. Es war nun für Herrn Dupoté Ehrenſache, mich auf den Stuhl zu bringen. Er drang noch mehr in mich, und bedenkend, daß ich den Charlatan bloßſtellen könnte, mehr aber noch, weil mich der Sitz auf dem Stuhle der ſchönen Deutſchen um die halbe Breite des Zimmers näherte, entſchloß ich mich raſch, und ſchon nahm ich den verhängnißvollen Sitz ein. Herr Dupoté ſchob die Rockärmel etwas zurück und begann, mich mit großem Eifer von oben nach unten zu beſtreichen; von Zeit zu Zeit ſchnellte er ſämmtliche Finger beider Hände vor meinen Augen los, um mich mit vollen Ladungen des Fluidums zu beſchießen. Ich kümmerte mich um all Das nur ſehr wenig. An Herrn Dupeté vorbei ſah ich meiner ſchönen Deutſchen in holder Nähe entgegen; unſere Augen verſenkten ſich Eins ins Andere, und ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte, ob ich es wirklich ſah, oder mir es nur einbildete, daß ſie nach und nach ihren Kopf vorwärts beugte — immer mehr und mehr, bis ſich mir ihr ganzer Oberkörper, wie von einer unwiderſtehlichen Macht angezogen, entgegenneigte. Unwillkürlich machte ich dieſelbe Bewegung, und wäre das Publikum nicht mit der Hexerei des Barons zu ſehr beſchäftigt geweſen, es hätte bemerken müſſen, daß wir Beide, die junge Deutſche und ich, uns in einer Weiſe gegeneinander benahmen und unſere gegenſeitige Anziehungskraft zur Schau ſtellten, wie man es ſonſt in Geſellſchaft nicht zu thun pflegt. Es blieb ſelbſt dabei nicht lange. Die Deutſche wurde mit einem Male unruhig, höchſt unruhig; wie ſtarr ſie bisher dageſeſſen hatte, ſo lebhaft fing ſie jetzt an, ſich auf ihrem Sitze zu bewegen; ihre Lippen zitterten, ſie liſpelte vor ſich hin, und es war mir, als müßte ſie jeden Augenblick laut zu ſprechen anfangen. Offenbar beſorgt, etwas zu beginnen, was ſie fürchtete, klammerte ſie ſich plötzlich an den Arm ihres Mannes, der einen ihm gegenüberſitzenden Magnetiſirten und deſſen Krämpfe beobachtete, dann ließ ſie den Arm wieder los, um ſich aufs Neue, wie vorhin, weit vor und mir entgegen zu neigen. In dieſem Augenblicke fiel jener Magnetiſirte mit einem lauten Schrei von ſeinem Stuhle; ein großer Theil des Publikums ſprang von ſeinen Sitzen auf, und Das war wie ein Signal für die Deutſche; ſie erhob ſich ebenfalls, machte zwei Schritte vorwärts, ſtreckte mir die Arme entgegen, dann, als wäre ſie plötzlich zum Bewußtſein gekommen, hielt ſie hart an mir inne — aber nur um in demſelben Momente mit einem leiſen Seufzer ohnmächtig vor meine Füße zu ſinken.

„Die Verwirrung, der Lärm, das Geſchrei war arg, der Weſtphale ſtürzte mit ſeiner Begleiterin auf die Ohnmächtige los. Aber noch bevor er ſie aufhob, rief er in deutſcher Sprache, während er mich anblickte: „Das iſt eine Niederträchtigkeit,“ dann zog er die Ohnmächtige mit Hülfe der ältern Frau in die Nebenſtube. Ich ſelbſt, der ich aufgeſprungen war, als mir das reizende Geſchöpf zu Füßen fiel, ſtand wie verzaubert da. Alles hatte die Faſſung verloren, nur nicht Herr Baron Dupoté. Kaum hatte er die Ohnmächtige fallen hören, als er ſich triumphirend ſeinem Publikum zuwendete und ausrief: „Sie ſehen, meine Herren und Damen, wie eigenthümlich hier der Magnetismus gewirkt hat. Ich konnte zwar auf dieſen Herrn, der mir mit ſeinem Unglauben widerſtrebte, keine Wirkung ausüben, er aber hat indeſſen, während ich ihn vergebens zu magnetiſiren ſuchte, mit ſeinen Augen jene junge Dame magnetiſirt und ſie mit ſeinen Blicken allein ſo mächtig angezogen, daß ſie ihm nicht widerſtehen konnte und ſich ihm zu Füßen werfen mußte.“

„Als Herr Dupoté dieſe triumphirenden Worte kaum ausgeſprochen hatte, hörte ich, wie der Weſtphale, der in der Thüre der Nebenſtube ſtand, wieder mich anblickend und voll Zorn ausrief: „Der infame Kerl!“

„Dieſer Schimpf weckte mein ſtudentiſches Ehrgefühl: ich wollte weder niederträchtig noch infam ſein, auch nicht in den Augen des ehrlichen Deutſchen und der reizenden kleinen Perſon für einen Compère Dupoté's gelten und eilte zu meinem Marinelieutenant zurück, um ihn zu dem Beleidiger zu ſchleppen und von dieſem ſofort Rechenſchaft zu fordern. Aber die Thüre der Nebenſtube war geſchloſſen, da man der Ohnmächtigen, um ſie ins Leben zurückzubringen, die Kleider loſe gemacht hatte. So ſtellte ich mich mit meinem Marinelieutenant draußen im Vorzimmer auf, um daſelbſt den Deutſchen zu erwarten.

Ich geſtehe, daß ſich die Hitze meines Ehrgefühls, während wir an der Treppe warteten, etwas legte, und ſie ſank auf ſehr tiefe Grade herab, als der Deutſche nach ungefähr einer halben Stunde mit der jungen Dame am Arm aus der Stube trat. Sie ſah blaß aus und verſteckte ſich bei meinem Anblick, ſo weit es anſtändiger Weiſe ging, hinter dem wohlbeleibten Herrn. Er war ſichtlich überraſcht, mich auf ſeinem Wege zu finden, und noch mehr, als ich ihn deutſch anredete. Anſtatt ihn zur Rechenſchaft zu ziehen, erklärte ich ihm, wer ich wäre, und in kurzen Worten, was ich von dem ganzen magnetiſchen Weſen hielte. Daran knüpfte ich eine Anſpielung auf ſeine beleidigenden Ausdrücke. Es ſchien ihm darum zu thun, mich raſch los zu werden, er erklärte, daß er gar nicht wiſſe, was er im erſten Schrecken geſagt, verbeugte ſich auf das Verbindlichſte und ging die Treppe hinunter. Die ältere Dame bildete den Nachtrab. Die Schöne blickte während unſeres Geſpräches ſo ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und D.'s ärgerte mich ſo ſehr, daß ich einen Moment lang daran dachte, die Sache wieder aufzunehmen und dem Manne den Marineoffizier in das Hotel d'Espagne nachzuſchicken."

„Unglücklicher," rief ich hier, den Dr. Herrera unterbrechend, „Sie wiſſen, in welchem Hotel ſie abgeſtiegen — Sie ſind ihr nachgegangen, die Geſchichte iſt hier noch nicht zu Ende."

„Wir ſind am Palais Royal angekommen," erwiderte Dr. Herrera mit komiſcher Würde, „treten Sie ein in den Tempel der Magie, und da Sie ſich einmal auf Myſterien einlaſſen, gewöhnen Sie ſich auch das Fragen ab, denn das Fragen iſt vom Uebel. Ich habe Ihnen nur eine Lehre, eine vorbereitende Lektion über den thieriſchen Magnetismus geben wollen. Gehen Sie ein, und möge es Ihnen mit dem Magnetismus ſo wohl ergehen, wie es mir ergangen."

So ſprechend, grüßte er und verſchwand.

Ich ging ein, aber es erging mir nicht, wie es mir Dr. Herrera gewünſcht hatte. Ich fand, mit Ausnahme des Abenteuers, Alles, wie er es geſchildert; ſo auch bei meinem zweiten, dritten und vierten Beſuche Dupoté's; immer denſelben Vortrag über die Dummheit der Wiſſenſchaft, immer einige ſchlafende, oder von Krämpfen geplagte Individuen und unter dieſen manche ſtehende Gäſte und immer einen Theil des Publikums gläubig und ängſtlich zuhörend und zuſehend. Ich ſagte mir bald, daß hier Compères und Selbſtgetäuſchte ſchwer von einander zu unterſcheiden ſeien, daß die Sache auf die Länge langweilig werden müſſe und daß hier nichts zu holen ſei. Ich war auch Herrn Dupoté ein ſehr nutzloſer Gaſt, denn ich abonnirte nicht, wie ſo viele andere Beſucher ſeiner Sitzungen, auf ſeine Zeitſchrift „Der Magnetismus“, und ich trug auch nichts zur Verbreitung des Glaubens an Magnetismus bei. Dieſes aber war ſeine eigene Schuld, denn er hörte mich nie, wenn ich ihn aufforderte, es doch auch mit mir zu verſuchen.

Um in die Sache etwas Abwechſelung zu bringen und mehr als einen Apoſtel kennen zu lernen, beſuchte ich auch den Dr. Hebert, der im Saale Barthélemy ſeine Sitzungen hielt. Dort ging es viel großartiger her, als bei dem Baron Dupoté. Das Publikum nahm die Sitze ein, welche längs der Wände des großen Saales hinließen. Obenan war eine große Tribüne angebracht, auf welcher Dr. Hebert ſeinen Sitz hatte und wo er vom männlichen und weiblichen Komité der Geſellſchaft umgeben war. Durchſchnitten war die ganze Länge des Saales von zwei Reihen von Bänken, die mit den Rücklehnen aneinander ſtanden. Die Herren und Damen des Komité's, ebenſo wie viele Andere, die zwiſchen den Sitzen des Publikums und den leeren Bänken in der Mitte auf und nieder gingen, wurden mir ſämmtlich als Magnetiſeure bezeichnet und Einzelne von ihnen, als mit einer ganz beſondern Kraft ausgeſtattet, hervorgehoben. Es waren ihrer wohl an ſechzig, die ſich der wunderbaren Gabe der Natur erfreuten. Aeußerlich hatten ſie nichts Gemeinſchaftliches, nichts Typiſches. Die Einen waren dick, die Andern mager, die Einen elegant pariſeriſch, die Andern ziemlich ruppig gekleidet, die Einen hatten ein abenteuerliches, die Andern ein ganz geſetztes ſolides Ausſehen. Von den Frauen blickten die Einen, um mich eines milden Ausdrucks zu bedienen, muthig, die Andern beſcheiden oder anſtändig in die Welt. Es waren Alte und Junge, doch nicht ſehr Junge, Hübſche und Häßliche darunter. Dr. Hebert hielt zur Einleitung der Sitzung einen Vortrag, der ſehr große Aehnlichkeit mit den Vorträgen des Herrn Dupoté hatte:

dieſelben Thatſachen, dieſelben Argumente, dieſelbe Polemik. Sonderbarer Weiſe erinnerte mich Dr. Hebert, wie er da oben ſtand, mit ſeinem ganzen Ausſehen und ſeiner Art und Weiſe auf das Lebhafteſte an einen gewiſſen Profeſſor der Philoſophie, deſſen Schüler zu ſein ich durch zwei Jahre das Glück hatte. Dieſe Aehnlichkeit verfehlte ihren Eindruck nicht, und ich konnte nicht umhin, dem Doppelgänger einen Theil jenes Vertrauens entgegen zu tragen, das ich einſt dem geliebten Lehrer geſchenkt hatte. Wenn Jemand, ſo hätte mich dieſer Dr. Hebert zum Glauben an den Magnetismus bekehren können. Aber was darauf folgte, war zu komiſch, um nicht jeden geiſtigen oder gemüthlichen Eindruck zu verwiſchen. Nach dem Vortrage wurde das Publikum aufgefordert, ſich den Proben zu unterziehen. Im Augenblicke waren die langen Bänke, welche den Saal in der Mitte durchſchnitten, beſetzt und ſaßen zwei Reihen Individuen Rücken an Rücken da, und ſogleich ſtand vor Jedem dieſer fluidumsluſtigen Individuen irgend ein männlicher oder weiblicher Magnetiſeur, und es begann eine Thätigkeit, wie in einer höchſt betriebſamen Fabrik. Man denke ſich an ſechzig Menſchen Rücken an Rücken ſitzend, die Einen lächelnd, die Andern mehr oder weniger ängſtlich der Dinge wartend, die da kommen ſollten, und vor dieſen wieder zwei Reihen Magnetiſeure, die einander ins Geſicht ſehen und mit großem Ernſt beide Hände bewegen, herauf und herunter ſtreichen, die Finger ausſpreizen oder die Hand ſteif und ſtarr vor die Augen des Opfers halten. Während all Dem tiefes Schweigen in dem weiten Saale. Magnetiſeure und Magnetiſirte geben keinen Laut von ſich. So bleibt es eine Zeit lang, bis da und dort ſich ein Individuum erhebt, erklärt, nichts gefühlt zu haben, und ſich auf ſeinen früheren Sitz zurückbegibt, während ſein Magnetiſeur oder ſeine Magnetiſeurin, ohne im Geringſten die Faſſung zu verlieren, über dieſen Mißerfolg erhaben, nur die Achſel zuckt. Andere dagegen ſitzen bereits in tiefem Schlafe da. Man vernimmt ſogar da und dort ein leiſes, wohl auch ein lautes Geſchnarche. Manche Schläfer erheben ſich und taumeln durch den Saal, Andere fallen hin und bekommen Krämpfe. Dr. Hebert bemächtigt ſich des Einen oder des Andern, ſtreckt ihm die Hand entgegen und zieht ihn am unſichtbaren magnetiſchen Seile durch den Saal. So thun auch andere Magnetiſeure, und es beginnt am Ende, da dieſe immer raſcher laufen, ein wahres Wettrennen: die Magnetiſeure mit ausgeſtreckter Hand rückwärts laufend, worauf die Somnambulen ihnen nach, die Einen mit offenen, die Andern mit geſchloſſenen Augen. Auch von rückwärts, ohne von den Somnambulen geſehen zu werden, ziehen Dr. Hebert und ſeine Genoſſen dieſe nach ſich und manchmal mit raſender Geſchwindigkeit. Das Ganze macht den Eindruck von Akrobatenkunſtſtücken, und Dr. Hebert erinnerte nicht im Geringſten mehr an einen Profeſſor der Philoſophie. Eine der Damen, die im Komité mit großer Würde mitpräſidirt hatte, ſah ich kurze Zeit darauf auf dem Boulevard Bonne Nouvelle. Sie warf mit Blicken um ſich, die zwar nicht an ihrem thieriſchen Magnetismus zweifeln ließen, aber doch auch das Vertrauen in die Perſönlichkeit erſchütterten. Nach ungefähr einem Jahre traf ich ein junges Mädchen, das mir ſowohl ſeiner Schönheit, als ſeiner Geſchicklichkeit wegen aufgefallen, mit der es durch die ganze Salle Barthélemy gelaufen, im Atelier eines mir befreundeten Malers. Sie machte jetzt Modell für Geſicht und Hände. Als ich ihr ſagte, wo ich ſie zum erſten Male geſehen, erwiderte ſie mit großer Ernſthaftigkeit: „Ich habe das Metier aufgegeben, es bringt zu wenig ein.“ Dann zeigte ſie uns ihre ehemalige Kunſt, indem ſie die Augen ſchloß und mit raſender Schnelligkeit rückwärts in großen Kreiſen durch das Atelier lief.

2.

Wer hat nicht von dem großen Somnambulen Alexis gehört? Ganz Paris iſt ſeiner Wunder voll, und man kann ſagen, daß ſein Ruhm den Erdkreis erfüllt. Daß ich auch dieſen kennen gelernt, danke ich einem Freunde, der nach Paris kam und gleich den Heros des Somnambulismus ſehen wollte. Noch ein dritter Freund begleitete uns, und auf dem Wege beſprachen wir uns über unſer Verhalten. Nur Einer ſollte ſprechen und auf die Fragen, die man ihm ſtellte, die ſtrikteſten und kürzeſten Antworten geben. Da ſich Alexis mit der Perſon, in Bezug auf welche die Konſultation ſtattfindet, durch irgend einen von dieſer Perſon getragenen Gegenſtand in Rapport ſetzt und in ſeinem ſomnambulen Zuſtande dieſen Gegenſtand erräth, wenn er noch ſo gut verhüllt und verpackt iſt, ſo nahm mein Freund einen ſorgfältig und vielfach in Papier gewickelten Schleier einer ihm naheſtehenden Dame mit. Ich muß hinzufügen, daß mein Freund damals im höchſten Grade verliebt und in ſeiner Sehnſucht, von der Entfernten etwas zu erfahren, trotz der Ungläubigkeit, die ihn im normalen Zuſtande charakteriſirte, in ſeinem jetzigen aufgeregten und etwas unglücklichen Zuſtande zu einiger Gläubigkeit geneigt war.

Im Vorzimmer des Herrn Alexis empfing uns deſſen Doktor und Magnetiſeur. Dieſe Herren und Damen haben nämlich immer irgend einen Doktor zur Seite. Der Doktor entſchuldigte Herrn Alexis, der uns erſt in einigen Minuten empfangen könne, ſetzte ſich auf das Freundſchaftlichſte zu uns und ſuchte ein Geſpräch anzuknüpfen. Wir blieben, unſerm Vorſatze getreu, ſo ſchweigſam, als es die Höflichkeit geſtattete, indem wir alle ſeine Reden und Fragen mit möglichſt kurzen Worten erwiderten, die ihm über unſere Verhältniſſe, über Das, was wir von Herrn Alexis erwarteten, nicht die geringſte Aufklärung gaben. Reſignirt erhob er ſich endlich und holte Herrn Alexis, einen großen, ſtämmigen, aber etwas verlebt ausſehenden jungen Mann, aus dem anſtoßenden Zimmer. Dieſer begrüßte uns ſtumm, ſetzte ſich hin, und der Doktor fing an, ihn zu beſtreichen, um ihn in den ſomnambulen Zuſtand zu verſetzen. Schon nach drei oder vier Strichen zuckte Herr Alexis mehrere Male zuſammen und ſagte, daß es genug ſei. Darauf gab ihm mein Freund das kleine Paket in die Hand und fragte ihn, was es enthalte? Der Somnambule drückte und quetſchte es von allen Seiten, drehte es hin und her und ſagte endlich, es ſei ein Nachtleibchen. — „Nein!“ — Der Somnambule begann ſeine Unterſuchung aufs Neue, hob das Paket zuletzt an die Naſe und beroch es von oben nach unten, von rechts nach links; dabei konnten wir ſehr wohl bemerken, wie er mit ſeiner Naſe das Papier zu verſchieben ſuchte. Aber der Gegenſtand war zu gut verhüllt und kam trotz allem Hin- und Herſchieben nicht zum Vorſchein. Da hieß es mit einem Male, der eingehüllte Gegenſtand ſei eine Nachthaube. So ſah der Somnambule noch mehrere Male Gegenſtände, die in dem Paket nicht enthalten waren, bis ihm mein Freund das Geheimniß enthüllte und ihm ſagte, daß es ein Schleier ſei. Darauf fragte man ihn, wo die Perſon, die den Schleier getragen, ſich jetzt aufhalte und wie ſie ausſehe. Der Somnambule hielt ſich zuerſt an Allgemeinheiten, die auf die verſchiedenſten Perſonen paſſen konnten. Bei jedem Worte, das er ſprach, ſah er uns prüfend in die Augen, um aus deren Ausdruck zu erkennen, ob er ſich der Wahrheit nähere oder nicht, und zwar hatten ſeine Blicke etwas ſo Herausforderndes und Drohendes, daß es ſchwer war, ihnen mit gleichgültigen Blicken zu begegnen. Doch hielten wir Stand, machten nichtsſagende Augen und antworteten auf ſeine Reden weder mit Ja oder Nein, noch mit irgend welcher Geberde. Da er uns als Deutſche erkannte, machte er aus der Perſon, nach der gefragt wurde, eine Blonde mit blauen Augen. Sie war zufälliger Weiſe braun und hatte ſchwarze Augen. Von ihrem Aufenthalte ſagte er, er liege jenſeits eines großen Waſſers. Das war allerdings wahr, da die betreffende Dame ſich eben in Amerika befand, Herr Alexis dachte bei dem großen Waſſer wahrſcheinlich an den Rhein. „Das große Waſſer“ ausgenommen, hatte Herr Alexis auch nicht das Geringſte errathen, was der Doktor damit erklärte, daß die Dame wohl den Schleier ſeit Langem nicht getragen habe. Aber was ſchadete Das dem Doktor und Herrn Alexis, da mein Freund trotz Allem ſeine zehn Franken bezahlen mußte.

Eine ganz ähnliche Erfahrung machte ich mit einer minder berühmten Somnambule, die eine Zeit lang viel von ſich reden machte und zu deren Wohnung in der Rue Jufrev die Kranken in Menge herbeikamen, die man auch an manches Krankenbett berief. Ihren Namen habe ich vergeſſen; wir wollen ſie der Bequemlichkeit wegen Madame Goulé nennen.

Eine Frau meiner Bekanntſchaft, die ſeit Jahren an einem Uebel litt, das unheilbar ſchien, da ſich die Kunſt der Aerzte an ihr ohnmächtig erwies, wurde von einer Anzahl alter und junger Weiber ihres Kreiſes beſtürmt, doch ja Madame Goulé, von der ſie ſich nicht Wunders genug erzählen konnten, zu konſultiren. Sie fügte ſich endlich dem Drängen und gab uns die zur Konſultation nothwendige Locke von ihrem Kopfe mit. Es war im Winter. Ich ließ meinen Paletot, die Dame, meine Begleiterin, ihren Mantel im Vorzimmer der Madame Goulé, und wir traten in den Salon. Man ließ uns ziemlich lange warten, aber wir ſprachen verabredeter Maßen während des Wartens auch keine Silbe über den Zweck unſerer Expedition oder über die betreffenden Perſonen. Nach einiger Zeit trat ein älterer Mann in den Salon und ſetzte ſich wie ein ebenfalls auf eine Konſultation Wartender hin. Da wir ſtumm blieben, knüpfte er ein Geſpräch an, und es war ihm leicht, daſſelbe auf Madame Goulé zu lenken und daran einige uns ſelbſt betreffende Fragen zu knüpfen. Wir aber gaben Antworten, die gerade ſo viel werth waren wie keine. Da trat nach einiger Zeit „der Doktor“ herein, den wir ſogleich als einen Engländer erkannten. Er entſchuldigte Madame Goulé, daß ſie uns ſo lange warten laſſe, da ſie von vielen Konſultationen müde ſei. Wir möchten gütigſt nur noch einige Minuten Geduld haben. Dieſe einige Minuten benutzte der Doktor zu einer Unterhaltung, in der mancherlei indirekte Fragen vorkamen, auf die wir aber eben ſo ausweichend antworteten, als auf die Fragen jenes Herrn, der noch immer im Salon war. Zuletzt führte uns der Doktor in das anſtoßende Zimmer. Aber Madame Goulé, nachdem ſie uns begrüßt, entſchuldigte ſich wieder mit ihrer Müdigkeit und verließ das Zimmer durch eine Thüre, die in das Vorzimmer führte. Der Doktor war in den Salon zurückgetreten, und wir blieben wieder allein. Madam Goulé, die wir nur einen Augenblick geſehen, war eine häßliche alte Frau mit arg zerarbeitetem und runzeligem Geſichte, ihr Blick, der uns ſehr eindringlich von Kopf bis Fuß gemeſſen hatte, flößte ſo wenig Vertrauen ein, daß wir erſtaunt waren, wie ſo viele Menſchen an ſie glauben konnten. Ich ſchämte mich, dieſen Auftrag, wenn auch nur aus Gefälligkeit, übernommen zu haben, und in dieſem Gefühle wurde ich des Wartens ſchnell überdrüſſig. Um die Sache abzumachen, wollte ich Madame Goulé herbeirufen und folgte ihr durch dieſelbe Thüre, durch die ſie uns verlaſſen hatte. Als ich ſie öffnete, ſtand Madame Goulé mit meinem Paletot in der Hand da. Sie war im höchſten Grade beſtürzt, faßte ſich aber raſch und fragte, ins Haus hineinrufend, wem denn dieſer fremde Paletot gehöre. Offenbar ſuchte ſie nach irgend welchen Papieren, einer Karte oder Briefadreſſe, die ſie auf unſere Spur hätte lenken, mit deren Hülfe ſie Näheres über uns und die Kranke hätte erfahren können. Sie hätte uns dann mit der Konſultation, wie ſie es denn auch wirklich that, auf einige Tage vertröſtet und dieſe Zeit benutzt, um Erkundigungen einzuziehen. Ich ließ mich auf die Geſchichte mit dem Paletot nicht weiter ein und forderte ſie auf, uns nicht länger warten zu laſſen. Sie gehorchte und kam in Begleitung des Doktors. Dieſer beſtrich ſie, ſie erklärte ſich in einer halben Minute für hellſehend und ich legte ihr die mitgebrachte Haarlocke in die Hand.

Ich will kurz ſein. Madame Goulé rieth auf Kopfübel, Herzübel, Lungenübel, Leberübel, kurz auf alle möglichen Uebel, nur nicht auf das Eine, um das es ſich handelte und das allerdings außer dem Bereiche des Errathens lag. Der Doktor machte ein höchſt verlegenes Geſicht und erklärte das Mißgeſchick mit der Müdigkeit der Somnambule. Er bat uns, in einigen Tagen wieder zu kommen.

Wir ſtiegen in den Wagen, den wir in einer andern Straße hatten warten laſſen, und ſchlugen einen andern Weg ein, als den, der uns in die Wohnung der Kranken geführt hätte. Nach einigen Tagen kehrte die Dame, die ich begleitet hatte, zu Madame Goulé allein zurück, und die Konſultation hatte vollkommen denſelben Erfolg wie das erſte Mal.

Von ſolchen untergeordneten Zauberern könnte ich noch viel erzählen, aber ich ziehe es vor, zum großen Magus Dupoté zurückzukehren. Seiner allſonntäglichen Vorträge und Kunſtſtücke wäre ich bald müde geweſen, hätte mich nicht die Neugierde auf ein gewiſſes, viel gerühmtes Kunſtſtück bei ihm zurückgehalten. Ich hatte die Wirkungen des Zauberſpiegels noch nicht geſehen, nach der Verſicherung aller Eingeweihten das Schönſte, Größte und zugleich Fürchterlichſte, was man bei Herrn Dupoté ſehen konnte. Es ſollte mir werden. Eines Sonntags, nachdem Herr Dupoté ſechs oder acht Individuen mit mehr oder weniger Erfolg auf die gewöhnliche Weiſe magnetiſirt, kam in die verſammelte Geſellſchaft plötzlich eine große Bewegung, ja Aufregung, denn Herr Dupoté holte aus einem Winkel den Zauberſpiegel hervor. Man muß ſich unter dem Zauberſpiegel nicht einen Spiegel gewöhnlicher Art vorſtellen; aber auch nicht ein Inſtrument von irgend welchem ungewöhnlichen überraſchenden Ausſehen. Der Zauberſpiegel iſt ein mittelgroßes, ungefähr ein und einen halben Schuh breites und einen Schuh hohes, polygon zugeſchnittenes Stück Pappendeckel, welches rings herum anſtatt des Rahmens eine farbige Papiereinfaſſung hat und deſſen Verzierungen und Ausſchnitte nicht die geringſte kabbaliſtiſche oder irgend welche geheimnißvolle Formen zur Schau tragen. Von Spiegelglas iſt hier keine Rede. Was im Zauberſpiegel geſehen wird, ſieht man nur mit des „Geiſtes Auge.“ Den Zauberſpiegel in Händen haltend, ſah ſich Herr Dupoté in der Verſammlung um, bis ſeine Blicke mit offenbarer Befriedigung und augenſcheinlich auch mit

Achtung auf zwei jungen Männern haften blieben, welche in der vordern Reihe der Zuſchauer ſaßen. Ich wie alle Andern folgte den Blicken Herrn Dupoté's, und ich wie alle Andern theilte das Gefühl, das ſich im Geſichte des Zauberers ausſprach. Um es gleich mit Einem Wort zu ſagen: der Eine der beiden jungen Männer war einer der ſchönſten und intereſſanteſten Menſchenkinder, die mir jemals zu Geſichte gekommen, und der Leſer wird mir nach dieſer Verſicherung die Beſchreibung dieſes herrlichen jungen Menſchen erlaſſen. Es denke Jeder an die Vorſtellung, die er ſich von einem Byron'ſchen Helden macht, von einem Child Harold, von einem Lara in ſeiner ſchönſten Jugend, oder wie er ſich irgend einen Shelley'ſchen Helden, einen Julian oder Madalo denkt. Die Kleidung des jungen Mannes war die eines reichen und eleganten Gentleman. Er mochte ungefähr 23 Jahre alt ſein, ſeine tief dunklen, ſchwarzen Augen, ſein rabenſchwarzes Haar und die blaßbraune Farbe des Geſichtes wie überhaupt deſſen Form deuteten auf einen ſüdlichen Urſprung; der Mund, hinter deſſen ſchwellenden Lippen zwei Reihen der ſchönſten Zähne hervorblickten, lächelte, im Widerſpruche mit der ganzen Gluth des Geſichtes, mit jener ſanften Trägheit, welche die Kreolen charakteriſirt. Füße und Hände wie überhaupt die ganze ſchlanke Geſtalt, letztere trotz ihrer Kräftigkeit, hatten jene Zartheit des Baues, die man gewöhnlich als ariſtokratiſch bezeichnet. Sein Begleiter, den ſein ganzes Ausſehen als einen Landsmann verrieth, hatte nicht ganz denſelben Adel des Ausdruckes, ſah überhaupt nicht ganz ſo intereſſant aus, und daran war vorzugsweiſe eine etwas dicke und herabhängende Unterlippe, eine zu ſehr gebogene Naſe und die etwas zu breiten Schultern bei kleiner Geſtalt ſchuld. Im Uebrigen war auch er ein hübſcher Mann und zeichnete ſich durch dieſelbe reiche und feine Eleganz aus wie der Andere und hätte ohne dieſen Andern in jeder Geſellſchaft als eine ſchöne und intereſſante Erſcheinung auffallen müſſen. Herr Dupoté nahte ſich den beiden jungen Männern in höchſt achtungsvoller Haltung, und nachdem er einige Worte mit ihnen gewechſelt wandte er ſich zum Publikum und ſagte mit lauter Stimme: „Dieſe beiden Herren ſind Spanier aus Süd-Amerika und erſt vor einigen Tagen in Paris angekommen.“ Dann wandte er ſich zu dem ſchönen jungen Manne und fragte ihn, ob er die Güte haben wolle, ſich zu dem Experimente herzugeben und den Zauberſpiegel in die Hand zu nehmen. Der junge Mann lächelte etwas verlegen und abwehrend, aber mit einer Anmuth, welche die ganze Verſammlung bezauberte und unwillkürlich ein wohlgefälliges Lächeln auf allen Lippen hervorrief. Herr Dupoté nahm dieſe Antwort nicht für eine entſchieden ablehnende, beſtrich den Spiegel und drängte ihn dem Spanier mit ſanfter Gewalt auf, indem er ihn bat, nur eine Minute lang die Fläche anzublicken. Der Spanier ſchüttelte den Kopf, nahm den Spiegel in die beiden behandſchuhten Hände und that, aber offenbar ungläubig, wie Herr Dupoté verlangte. Dieſer trat um einige Schritte zurück.

Der Spanier lächelte, wie geſagt, ungläubig, als er den Spiegel anzublicken begann. Er fuhr fort, zu lächeln, und bald mußten wir uns ſagen, daß er nicht mehr aus Unglauben lächelte. Sein Geſicht nahm nach und nach einen ganz andern Ausdruck an, ſelbſt das Lächeln verſchwand auf einen Augenblick, und er blickte mit dem Ausdruck höchſter Ueberraſchung in den Spiegel. Wieder wich die Ueberraſchung, und wieder kehrte das Lächeln zurück, aber es war das Lächeln der Freude, welches nach und nach den Ausdruck der höchſten Seligkeit annahm. Es war, als ſähe er in dem Spiegel das paradieſiſcheſte Land, bevölkert von den göttlichſten Geſtalten, oder vielleicht ſeine ferne Heimat und die geliebteſten Perſonen, oder die glücklichſten Szenen ſeines eigenen Lebens, oder die Verwirklichung ſeiner ſchönſten Träume. Man konnte alles Das aus ſeinen Mienen herausleſen, und dieſe Mienen wurden noch unterſtützt durch einen unendlich ſanften Ton, der ſingend und ſehnſüchtig aus dem Innerſten ſeines Herzens hervorzukommen ſchien. Der Ton, den er vor ſich hinſang, während er in den Spiegel blickte, ein ſanfter leiſer Mollton, war, als käme er von einer Aeolsharfe. Von Zeit zu Zeit beugte er ſich auf den Spiegel nieder, aber es ſchien, als ob dann die Geſtalten, die er darinnen ſah, immer unklarer wurden, und er zog raſch wieder den Kopf zurück, um ſich des frühern Schauſpiels zu erfreuen. Manchmal hielt er den Spiegel nur mit einer Hand, während die andere auf ſeiner Oberfläche nach etwas haſchte, was vor ihr zu fliehen ſchien. Auch ſein Nachbar blickte mit in den Spiegel, und auch auf deſſen Geſicht ſprach ſich, wenn auch nicht ſo ausdrucksvoll wie auf dem andern, eine große Glückſeligkeit aus. Die Minute, um die Herr Dupoté gebeten hatte, war längſt vorüber, und es fiel dem Spanier, der Alles um ſich her vergeſſen hatte, nicht ein, den Spiegel zurückzugeben. Er ſollte ihn noch lange und unter den abwechſelndſten Gefühlen behalten. Ebenſo, wie ſich ſein Geſicht nach und nach zur höchſten Glückſeligkeit verklärt hatte, ebenſo verfinſterte es ſich jetzt und zogen wie Wolken die traurigſten und ſchmerzlichſten Affekte darüber hin, Kummer, Schrecken, Furcht, Entſetzen, als ob er jetzt in dem Spiegel die gräulichſten Szenen zu ſehen bekäme. Der ſchöne holde Ton, den er vorhin geſungen hatte, war verſchwunden, und man hörte jetzt als entſprechende Begleitung des bald zornigen, bald entſetzten Blickes ein Grollen, ein Aechzen, manchmal einen grellen Schrei. Die Geſellſchaft wurde beſorgt und fühlte zugleich das größte Mitleid mit dem jungen Manne, der Unſägliches zu leiden, Grauenvolles zu ſehen ſchien. Herr Dupoté, der ihn fortwährend mit ſeinem Blicke fixirte, machte eine kleine Bewegung, der Ausdruck höchſten Schmerzes und Entſetzens verſchwand aus dem Geſichte des Spaniers, ſeine Schönheit, die hinter der Verzerrung der Züge beinahe verſchwunden war, kam wieder zum Vorſchein, und nach und nach kehrte jenes ſelige Lächeln wieder, welches die ganze athemlos und ſtaunend zuſehende Verſammlung mit einem ſüßen Gefühle erfüllte, wie ſie vor einer Minute der ſchreckensvolle Blick des ſchönen Auges und die unartikulirten Laute des Schmerzes und der Verzweiflung mit Schrecken erfüllt hatten.

So ging das Unbeſchreibliche zu wiederholten Malen auf und abwärts, abwechſelnd durch das höchſte Glück, wie durch das tiefſte Elend. Endlich trat Herr Dupoté entſchloſſenen Schrittes auf den jungen Mann los und faßte den Zauberſpiegel, um ihn ihm zu entreißen; der Spanier aber hielt ihn mit ganzer Kraft und ſah darein, als wäre er entſchloſſen, ſich ihn um keinen Preis entreißen zu laſſen. Dennoch gelang es Herrn Dupoté, ihm denſelben zu entwinden. Raſch lief er damit an das entgegengeſetzte Ende des Zimmers. In demſelben Augenblicke und im Laufe weniger Sekunden entwickelte ſich und endete ein wahrhaft ſchreckliches Schauſpiel, das Niemand, der es geſehen, je vergeſſen wird. Der junge Mann erhob ſich und eilte ihm mit ungeheuern Schritten nach. Er trat ſo gewaltig auf den Boden, daß das ganze Zimmer erdröhnte und erzitterte, dabei hob er ſeine Beine hoch in die Luft und machte ſo eckige Bewegungen, wie ſie beim Gehen ein Mann aus Holz oder Stein machen würde, und endlich ſtieß er auf dem Wege von einer Ecke des Zimmers in die andere, den er auf dieſe Weiſe zurücklegte, ein wahrhaftes Geheul, das Geheul eines wüthenden wilden Thieres aus, welches in ſeinem Kontraſte zu der wunderſchönen Erſcheinung deſto ſchrecklicher wirkte. Aber daran war noch nicht genug. Der andere Spanier, der ebenfalls in den Spiegel geſehen, folgte ihm ebenfalls, als ihn Herr Dupoté entführte, aber auf andere Weiſe. Wie ein geſchnellter Ball, oder wie ein Panther mit Einem Satze, flog er von ſeinem Stuhle dem Zauberſpiegel nach, und in dem Augenblicke, da der Andere mit geballten, in die Luft gehobenen Fäuſten vor Dupoté ankam, lag er mit herausgeſtreckter Zunge zu deſſen Füßen und umklammerte dieſe, während ſein Geſicht auf dem Boden lag. Es ſah aus, als ſollte Herr Dupoté von zwei wüthenden Dämonen in Stücke geriſſen werden. Aber er machte raſch einige Bewegungen mit der Hand, die Wuth der beiden jungen Männer legte ſich augenblicklich, ſie ſeufzten auf, ſahen erſtaunt um ſich und waren überraſcht, ſich in der andern Ecke der Stube zu ſehen. Lächelnd und beſchämt kehrten ſie zu ihren Sitzen zurück. Mit ihnen erwachte die ganze Verſammlung wie aus einem höchſt phantaſtiſchen, aber auch ſchrecklichen Traume. Eine Viertelſtunde lang hatte Niemand zu ſprechen oder auch nur laut zu athmen gewagt. Jetzt erhob ſich Alles, ſprach Alles untereinander über das merkwürdige Phänomen. Herr Dupoté fand kaum Gelegenheit, ſein Wort darüber zu ſagen, und die Verſammlung trennte ſich in höchſter Aufregung.

Ich ſah den Child Harold oder Lara ſpäter noch einige Male auf den Boulevards, und zwar nicht ſelten vor Tortoni in Geſellſchaft der bedeutendſten Elegants von Paris. Seine Kleidung und ſein Auftreten waren wohl meiſt die eines eleganten und reichen jungen Mannes, ſein Geſicht immer ſchön und eines Novellenhelden würdig; aber dieſes ſah doch manchmal übernächtig aus, wie eines Menſchen, der nicht immer haushälteriſch mit Jugend und Leben verfährt, und jene waren manchmal ebenſo verfallen und deuteten auf Ebbe in den Privatverhältniſſen. Ich betrachtete ihn in Erinnerung an jene merkwürdige Szene immer mit Intereſſe, bis er mir zuletzt ganz aus den Augen verſchwand.

Ungefähr fünf Jahre, nachdem ich jene Szene mit dem Zauberſpiegel erlebt hatte, nahm ich eines Tages an einem großen Diner in einem Landhauſe bei Fontainebleau, wo ich wohnte, Theil. Es war auch ein junger ruſſiſcher Fürſt mit ſeinem Hofmeiſter zugegen, und Beide erzählten von ihren Erlebniſſen in Paris und von den Merkwürdigkeiten, die ſie daſelbſt geſehen. Sie geriethen in Enthuſiasmus, und Einer ſuchte dem Andern das Wort aus dem Munde zu nehmen, als ſie auf Dupoté kamen und auf Das, was ſie erſt geſtern in ſeiner Sitzung geſehen hatten. „Ich,“ ſagte der junge Fürſt mit jenem Enthuſiasmus, der den Ruſſen allem Myſtiſchen gegenüber ſo leicht wird und den ſie ebenſo gerne zeigen, „habe nie etwas Aehnliches geſehen, und ich bin dem Magnetismus gegenüber vollkommen gläubig geworden.“ Der Hofmeiſter, der kein Ruſſe war, bemerkte das ſpöttiſche Lächeln mehrerer Gäſte und fügte, um ſeinen Zögling nicht lächerlich erſcheinen zu laſſen, dem enthuſiaſtiſchen Ausrufe deſſelben mit abſichtlicher Ruhe hinzu: „Seien Sie verſichert, meine Herren und Damen, daß an Dem, was wir geſtern geſehen, der Betrug unmöglich irgend welchen Antheil haben konnte. Wie man über den Magnetismus immer denken möge, die Perſonen, an denen er ſich geſtern bewährte, können unmöglich verdächtigt werden. Wir ſahen den Zauberſpiegel.“

Bei dieſem Worte wurde ich aufmerkſamer und fragte: „Wer waren die Perſonen, an denen Herr Dupoté mit ſeinem Zauberſpiegel ſein Experiment machte?“

„Zwei ſehr ſchöne, im höchſten Grad diſtinguirt ausſehende junge Männer,“ antwortete der Hofmeiſter, „beſonders der Eine, der den Zauberſpiegel in Händen hatte, iſt ein wahres Ideal ſüdlicher Schönheit; man kann dieſe zwei offenbar reichen und ausgezeichneten Männer um ſo weniger für Compères des Herrn Dupoté halten, als ſie erſt vor wenigen Tagen in Paris ankamen, es ſind nämlich Spanier aus dem ſüdlichen Amerika —“

„Halt,“ rief ich, „nicht weiter, ich werde Ihnen die Fortſetzung ſagen und Alles erzählen, wie das Experiment von Anfang bis zu Ende vor ſich gegangen.“

Ich that, wie ich ſagte, indem ich Alles ſo erzählte, wie ich es hier oben gethan. Der junge Fürſt war überzeugt, daß ich geſtern mit im Publikum des Herrn Dupoté geweſen, und war höchſt verblüfft, daß ich dieſelben neu angekommenen Südamerikaner und ihre Ekſtaſe ſchon vor fünf Jahren geſehen haben ſollte. Ich ſegnete den Zufall, den Fürſten und ſeinen Hofmeiſter, die mir, ich geſtehe es, über einen Zweifel hinweghalfen, der mich überſchlich, ſo oft ich an jenen Sonntag und an den Zauberſpiegel dachte. Schauſpieler und Schauſpiel waren derart, daß ſie dem kühnſten Zweifler den Muth benahmen, ihre ganze Wahrhaftigkeit anzuzweifeln.

3.

Aehnlich ging es mir in Florenz (1860). Eine bekannte Dame gab eine große Soirée, und um ihre Geſellſchaft auf neue Weiſe zu unterhalten, engagirte ſie für dieſen Abend Signor Ricciali (ich erinnere mich des Namens nicht genau) mit ſeiner Tochter, welche, trotz der Annexionsvorgänge und der großen politiſchen Bewegung, als Somnambule viel von ſich reden machte. Der Vater hatte eines jener konfiszirten italieniſchen Geſichter, die man an den Vätern italieniſcher Sängerinnen, Tänzerinnen und Virtuoſinnen jeder Gattung kennt; die Tochter aber hätte Andrea del Sarto als Modell zu einer ſeiner unſchuldvollſten Madonnen benutzen können. Es war ein italieniſches Geſicht von der zarten und melancholiſchen Art, und man erkannte auf den erſten Blick, daß Signorina Ricciali gebildeter war und mehr gelernt haben mußte als der größte Theil ihrer Landsmänninnen. Bei aller Unſchuld und Naivität war es ein geiſtig durchgebildetes Geſicht. Im Ganzen war ſie ſchmächtig, ja kränklich, von zartem Körperbau, und wie ſie, vom Vater magnetiſirt, mit geſchloſſenen Augen im Lehnſtuhle dalag und manchmal ſchmerzlich an allen Gliedern zuckte, konnte ſie nicht anders als inniges Mitleiden einflößen. Es gehörte einige Härte des Charakters dazu, ihr nicht glauben zu wollen. Der Vater hauchte ein Taſchentuch an, fragte dann den Beſitzer des Taſchentuches, welchen Duft es aushauchen ſolle, hielt es dann ſeiner Tochter unter die Naſe, fragte ſie, welchen Duft ſie rieche, und ſie nannte regelmäßig dieſelbe Blume, Frucht oder Eſſenz, welche der Beſitzer verlangt hatte. Man erklärte ſich Das damit, daß in der an die Somnambule gerichteten Frage des Vaters die Andeutung des Duftes gelegen habe. Aber es war nicht zu leugnen, daß die Frage nur aus ſehr wenigen Worten beſtand und daß es überaus ſchwierig, wenn nicht unmöglich war, mit der verſchiedenen Stellung der Worte des kurzen Satzes ſo unzählige Namen von Düften, als im Laufe des Abends genannt wurden, anzudeuten, und unter dieſen Düften kamen, wie man ſich vorſtellen kann, die allerſeltenſten und ausgeſuchteſten vor. Nach dieſem Experimente ſetzten ſich verſchiedene Perſonen der Geſellſchaft mit der Somnambule in Rapport, indem ſie ihre Hand ergriffen und feſthielten. Die Somnambule ſagte ihnen dann den Inhalt ihrer Gedanken. Die Meiſten behaupteten, daß ſie es richtig getroffen habe, und wenn ſie es nicht traf, geſtanden ſie ihr zu, etwas zerſtreut geweſen zu ſein. Es kam auch die Reihe an mich: Signorina Ricciali ſollte mir ſagen, was und woran ich denke. Sie wand ſich krampfhaft und warf ſich wie im böſen Traume hin und her, dann bat ſie mich wiederholt, meine Gedanken zu ſammeln, ich ſei zerſtreut — Das hindere ſie, klar zu ſehen. Ich that das Meinige, endlich ſagte mir Signorina Ricciali, daß ich weit fortdenke — über die Berge — nach der Schweiz. Das war ganz richtig, ich ſollte zwei Tage nach dieſem Abende in der That nach der Schweiz abreiſen, alle meine Sinne waren dahin gerichtet und auch im gegenwärtigen Momente dachte ich an Genf. „Und wohin nach der Schweiz?“ fragte ich wieder. — „Ich ſehe,“ antwortete die Somnambule nach einiger Anſtrengung, „eine Stadt an einem See.“ — „Ganz richtig,“ ſagte ich, „aber die Perſon, an die ich denke, wie ſieht ſie aus?“ — „Sie hat dunkle Augen.“ — „Und in welchem Kleide denke ich mir ſie?“ — Jetzt wurde die Somnambule im höchſten Grade unruhig, ſie warf ſich hin und her, ſie ſeufzte und warf mir wieder meine Zerſtreutheit vor. Dießmal mußte ich widerſprechen und verſicherte ſie, daß ich die Perſon und das Kleid ganz deutlich vor Augen habe. Nun antwortete ſie entſchloſſen, das Kleid ſei ſchwarz. Unglückſeligerweiſe war es ein hellblaues Ballkleid mit weißen Sternchen, und mein Glaube ſank raſch wieder zuſammen, wie gerne ich auch dem intereſſanten Geſchöpfe geglaubt hätte. Daß ſie auf die Schweiz gerathen, ſchien mir nicht wunderbar; ſie hatte mich Deutſch und Franzöſiſch ſprechen hören und mochte daraus geſchloſſen haben, daß ich ein Schweizer ſei. Uebrigens befanden wir uns zu Anfang des Frühlings, gerade in jener Jahreszeit, in welcher die meiſten Fremden aus Italien nach der

Schweiz reiſen. Sobald ich ihr zugegeben, daß ich an die Schweiz denke, war es leicht, die Stadt am See hinzuzufügen; die bedeutendſten Städte, die man in der Schweiz beſucht, liegen meiſt an den Seen. Es blieb nichts übrig, als die dunklen Augen, und die konnten mit dem gleich darauf folgenden Verkennen des Kleides nicht hinreichen, meinen Glauben an die ſchöne Somnambule und an den Somnambulismus überhaupt zu kräftigen.

Genug der einzelnen Erfahrungen. Anſtatt vieler anderer will ich die Geſchichte eines Gläubigen zu den bereits erzählten hinzufügen.

Im Herbſte des Kriegsjahres 1854 wurde ich ſehr krank und elend in das deutſche Hoſpital zu Konſtantinopel gebracht, wo ich ein kleines abgeſondertes Zimmer miethete. Einſam, wie ich war, hatte ich trotz aller Schmerzen das Bedürfniß, zu arbeiten, aber unfähig, im Bette aufrecht zu ſitzen und ſelbſt zu ſchreiben, bat ich die Bekannten, ſich nach einem Deutſchen umzuſehen, dem ich diktiren könnte. Wenige Tage darauf trat ein junger Mann mit einigen empfehlenden Zeilen eines Freundes vor mein Bett, und ich war ſogleich entſchloſſen, ihn zu engagiren. Es war eine ſehr einnehmende Erſcheinung, ein junger Menſch von ungefähr 25 Jahren, der um ſo raſcher für ſich gewann, als ſein formvolles Auftreten, ſein ſchönes und feines Geſicht in den ärmlichen und abgetragenen Kleidern, die beſſere Tage geſehen hatten, Mitleid einflößten. Er trug in Allem und Jedem den Stempel unverſchuldeter Armuth; hatte nichts von den Abenteurern, denen man im Orient ſo oft begegnet, und war vom beſten Willen beſeelt, ſeinen Lebensunterhalt auf anſtändige Weiſe zu gewinnen. Seine überaus hohe Stirne, über der das Haar trotz ſeiner Jugend ſich ſchon zu lichten anfing, gab ihm ein geiſtreiches, ſein blaues Auge und ſein kleiner weiblicher Mund ein überaus ſanftes Ausſehen. Wenn er ſprach, lächelte er immer, aber dieſes Lächeln hatte etwas Rührendes und konnte die Melancholie, die auf dieſem Geſichte lag, nicht ganz verdecken. Seine Geſtalt war an ſich, beſonders aber im Verhältniß zu dem großen Kopfe, ſehr klein und ſchmächtig. Man ſagte ſich, Das ſei ein Menſch, der zu geiſtiger, nicht körperlicher Thätigkeit geboren iſt. Um ſo mehr bedauerte man ihn, wenn man erfuhr, daß er in den letzten Monaten aus Noth ſchon Kellner- und Packträgerdienſte verrichtet hatte. Da ich des Morgens mit meiner Kur beſchäftigt war, wurde ausgemacht, daß Herr Wallat, ſo wollen wir ihn nennen, jeden Nachmittag kommen ſolle. Wir fingen ſogleich an, und ich hatte durch mehrere Tage alle Urſache, mit der deutlichen Schrift, mit der Aufmerkſamkeit und dem guten Willen meines Sekretärs zufrieden zu ſein. Am vierten oder fünften Tage unſerer Bekanntſchaft aber bemerkte ich, daß er während des Schreibens mehrere Male unwillig den Kopf ſchüttelte, ſich offenbar unbehaglich fühlte und daß ſein Geſicht manchmal einen höchſt ſchmerzlichen Ausdruck annahm. Ich brach früher ab, als ich wollte. Er ſtand auf, legte die Papiere ſchweigend zuſammen und ſchien auch ſo gehen zu wollen, als er ſich plötzlich zu mir wandte und mit der tiefſten Betrübniß im Geſichte ausrief: „Ach, Herr Doktor, Sie können ſich nicht vorſtellen, was ich leide!“

Dieſe Klage war ſo plötzlich und ſo überzeugend ausgeſtoßen, daß ich, überraſcht und erſchüttert zugleich, nicht ſofort einer Frage fähig war. Nachdem er mich, hart vor meinem Lager ſtehend, ebenfalls ſchweigend einen Moment lang angeſehen, fuhr er fort: „Iſt es nicht grauſam, einen armen Menſchen ſo in Allem zu hindern, wenn er ſich auf ehrliche Weiſe ſein Brod verdienen will? Kann man da gar nichts dagegen thun? Iſt Das nicht die größte Ungerechtigkeit? Iſt es nicht ſchrecklich, ſo ganz in der Gewalt fremder Menſchen zu ſein!“

Während er ſo ſprach, legte er beide Hände übereinander, und ſein Geſicht drückte zugleich die höchſte Empörung und die tiefſte Niedergeſchlagenheit aus.

„Wer iſt es,“ fragte ich, „der Sie ſo an Allem hindert?“

„Der Dr. Markus aus Mainz,“ antwortete er in einem Tone, als ob ſich Das von ſelber verſtünde, oder als ob ſeine Geſchichte Jedermann bekannt ſein müßte.

„Dr. Markus aus Mainz," fragte ich — „iſt der hier in Konſtantinopel?"

„O nein! Der iſt immer in Mainz."

„Und von dort aus ſucht er Ihnen zu ſchaden?"

„Allerdings," beſtätigte Wallat, „was ſind ihm die größten Entfernungen? Mit ſeinem großen Magnet kann er überall hin wirken und kann er mich erreichen, wo er will."

Ich wurde etwas ſtutzig, aber ich fragte weiter: „Wie ſchadet er Ihnen aber?"

„Sehen Sie, Herr Doktor," ſagte Wallat, während er mit der rechten Hand vor ſeinem Ohre zu wiederholten Malen die Bewegung machte, als ob er eine Fliege fangen wollte — „ſehen Sie, ſo haſchen ſie mir das Wort vor dem Ohre weg, wenn Sie mir diktiren, und es bedarf der außerordentlichſten Anſtrengung, um Ihnen zu folgen. Ich habe immer Angſt, daß ich nur die Hälfte der Worte ſchreibe, die Sie mir diktiren, weil ſie mir Alles vor dem Ohre wegſchnappen. Sehen Sie, ſo" — dabei machte er wieder jene Bewegung des Fliegenfangens.

„Aber wer ſind denn Die, die Ihnen die Worte vor dem Ohre weghaſchen," fragte ich, mehr und mehr erſtaunt.

„Nun, die kleinen Männchen, ſehen Sie" — dabei bückte er ſich und ſtreckte die flache Hand tief unter ſein Knie — „ſie verlaſſen mich nie, ſie umgeben mich fortwährend. Ich kann Ihnen gar nicht beſchreiben, welche dummen Späße ſie machen; in meinem höchſten Aerger muß ich über ſie lachen. Am Schlimmſten treiben ſie es, wenn ich mit ihnen allein bin auf meiner Stube, da gibt es ein Gelächter und Poſſen ſo toller Art, daß es gar nicht auszuhalten iſt, und ich muß über ſie lachen, obwohl ſie mein Unglück ſind. Anfangs, als ich hier in Konſtantinopel ankam, war es nicht ſo arg. Dieſe neue Welt mit all dieſen ungewohnten Sachen, Menſchen und Koſtümen ſetzten ſie in Erſtaunen, und ſie ſchwiegen eine Zeit lang; ſpäter lachten ſie viel über die Türken, mich aber ließen ſie in Ruhe. Jetzt, da ſie ſich wieder an Alles gewöhnt haben, treiben ſie es gerade ſo, wie ſie es in Korfu, in Ancona und Trieſt getrieben haben.“

Mir war während dieſer Mittheilungen ſehr wehe zu Muthe. Kein Zweifel, ich hatte hier einen Wahnſinnigen vor mir, und zwar einen Wahnſinnigen der phantaſievollſten und, wie ich überzeugt war, auch tragiſcheſten Art. Ich war von dieſer Entdeckung ſo erſchüttert, daß ich keines Wortes fähig war. Auch er ſagte nichts mehr und ging höchſt traurig aus der Stube.

Am folgenden Tage kehrte er mit ſeinem gewohnten lächelnden Geſichte zurück. Ich hütete mich, an das geſtrige Geſpräch zu erinnern, und diktirte weiter, als ob nichts geſchehen wäre. Er ſchrieb ruhig ſeine drei Stunden fort, und ich ſagte mir, daß er wohl nur vorübergehenden Paroxysmen unterworfen ſei, wohl aber den größern Theil der Zeit von ſeiner fixen Idee nichts verſpüre. Er bewies mir ſofort, wie ſehr ich mich täuſchte. Kaum hatte er die Papiere zuſammengelegt, als er ſich zu mir wandte und mir mit großer Befriedigung mittheilte, daß er, ſeit er mir von den kleinen Männchen geſprochen, von ihnen beinahe ganz in Ruhe gelaſſen worden und daß er beſſer geſchlafen habe als ſeit Monaten.

„Ich bin überzeugt,“ fügte er mit lächelndem und vertrauensvollem Geſichte hinzu, „ich bin überzeugt, Herr Doktor, daß ich Das dem Umſtande verdanke, daß die Männchen vor Ihnen Reſpekt und Furcht haben. Sie könnten viel für mich thun — wenn Sie z. B. an den Dr. Markus in Mainz ſchreiben wollten, daß er mich endlich in Ruhe laſſe. Wahrhaftig, eine ſo große Strafe habe ich nicht verdient — um ſo weniger, als ich es gar nicht gethan habe; glauben Sie mir, Herr Doktor, ich bin gar nicht der Menſch, der anonyme Briefe ſchreibt — einer ſolchen Niederträchtigkeit bin ich nicht fähig — das hat ſchon der große Magnet des Dr. Markus gethan. Mit ſo einem Magnet ſchiebt man Ihnen einen ganz andern Menſchen unter, man ſchiebt Ihnen Gedanken in den Kopf, die Ihnen ganz fremd ſind und die Ihnen ohne den Magnet niemals in den Sinn gekommen wären. Ich habe manchmal ganz wahnſinnige Gedanken und manchmal ganz infame verbrecheriſche, deren ich gar nicht fähig bin. So ein Magnet iſt eine ungeheuere Macht, und es ſollte gar nicht erlaubt ſein, daß ein Menſch eine ſolche Macht beſitze und über Andere ſo unumſchränkte Gewalt ausübe.“

Mehrere Fragen, die ich an ihn richtete, gingen ganz ungehört an ſeinem Ohre vorüber, kopfſchüttelnd und vertieft verließ er mich, und ich fing zu ahnen an, daß auf dem Gewiſſen dieſes Unglücklichen eine Schuld laſtete, eine Schuld, in der ein anonymer Brief eine Rolle ſpielte. Da er mir von nun an beinahe jeden Tag von ſeinem Zuſtande ſprach, konnte ich mir bald das Allgemeine ſeiner Geſchichte zuſammenſetzen. Ich diktirte ihm einen kleinen Roman, und ich konnte wohl bemerken, wie er bei Beſchreibung einer Liebesſzene glücklich und melancholiſch vor ſich hin lächelte. Er erzählte mir an dieſem Abend, daß er in ſeinem zwanzigſten Jahre in einem Komptoir eines Bankiers in einer der kleinen deutſchen Reſidenzen gearbeitet. „Dort,“ ſagte er, „kannte ich ein Mädchen, ein Fräulein, das ſo ſchön war, wie die Heldin Ihres Romanes. Ach! Herr Doktor, wie ſehr habe ich ſie geliebt. Ich ſah damals nicht ſo elend und ſchäbig aus wie jetzt; ich war ein eleganter junger Mann und, ich verſichere Sie, ein ganz hübſcher Junge. Ich bildete mir ein, ſie würde mich auch lieben können; denn ſie ſah es offenbar gerne und lächelte, wenn ſie mir überall auf Promenaden, im Theater und Konzerten begegnete. Sie war leider adelig und gehörte zu Hofe. In dieſer kleinen Reſidenz ſind Bürgerliche und Adelige ſehr ſtreng von einander geſchieden; ich konnte nie mit ihr ſprechen, aber ich ſtellte mich im Theater und bei Konzerten immer ſo, daß wir uns ſehen und Blicke der Liebe austauſchen konnten. Ich weiß, daß man Das bemerkte, denn man bemerkte Alles, was auf dieſes reizende Geſchöpf Bezug hatte; ſie war die Löwin der Stadt, alle Welt machte ihr den Hof, und der Argwohn meiner Nebenbuhler mußte unſer Verhältniß bald entdecken. Was lag mir daran? Ich war glücklich, ich wußte ja, daß ſie mich liebte, ihre Blicke ſagten es mir zu deutlich. Ich kümmerte mich wenig darum, wenn die Leute ziſchelten oder auch mit Fingern auf mich wieſen, ſo oft ich mich im Theater auf meinen Poſten ſtellte, um mich durch drei Stunden an ihrem Anblick zu weiden.“

Wallat machte dieſe Mittheilungen im Tone größter Selbſtbefriedigung; plötzlich aber ballte er die Fauſt und rief: „Ich ſage, wenn ein Adeliger ſich mit einem Bürgerlichen nicht ſchlagen will, ſo iſt Feigheit oft vielmehr die Urſache als der Stolz ſeines Standes. Der Major von Haßwit[1] war bei Hofe und in ſeinen Kreiſen ein ſehr beliebter Stutzer; aber ich bin überzeugt, daß er auf dem Schlachtfelde laufen würde, wie groß er auch thut. Angſt, nichts als Angſt war es, daß er ſich mit mir nicht ſchlagen wollte.“

„Wie kamen Sie dazu, ſich mit dem Major ſchlagen zu wollen?“ fragte ich erſtaunt.

„Sollte ich nicht? Eines Abends im Theater bemerkte ich, wie er in der Loge jener jungen Dame fortwährend über mich lachte. Er muß ſehr komiſche Dinge geſagt haben; denn ſie lachte mit, und alle andern Offiziere ſahen mich ebenfalls an und lachten, und bald verſpottete mich das ganze Publikum und Das alles in Gegenwart dieſes herrlichen Geſchöpfes, das ich ſo ſehr liebte. Ich will dir zeigen, dachte ich, was ein Kommis kann und wie er ſeine Ehre vertheidigt. Major v. Haßwit führte die Dame aus dem Theater. Auf der Treppe trat ich ihm in den Weg. Kaum ſah er mich, als er ausrief: ‚Der dummen Geſchichte muß ein Ende gemacht werden!‘ und mit einer ſchmachvollen Bewegung ſeines Beines ſtieß er mich aus dem Wege und die Treppe hinunter. Das niederträchtige Publikum lachte, und das Hoffräulein lachte auch. Ich war außer mir, ich ſtürzte noch einmal auf den Major los und forderte ihn auf der Stelle. Da lachte das Publikum wieder, und das Hoffräulein lachte wieder mit.“

Wallat erzählte die Geſchichte an jenem Abende nicht weiter, auch an den folgenden Abenden kam er nicht wieder darauf zurück. Er ſprach nur hier und da abgebrochen von dem Major v. Haßwit, und bei einer ſolchen Gelegenheit erzählte er, daß dieſer Major v. Haßwit ein ſehr intimes Verhältniß mit der Baronin Steiningen hatte und daß der Baron Steiningen von dieſem Verhältniß durch einen anonymen Brief unterrichtet wurde. Der Baron Steiningen, nachdem er durch dieſen Brief von dem Verhältniß erfahren, gab vor, auf die Jagd zu gehen, kehrte plötzlich zurück und überzeugte ſich, daß der anonyme Brief ihn nicht getäuſcht hatte. Major Haßwit wurde bei dieſer Gelegenheit lebensgefährlich verwundet und die Baronin Steiningen am hellen Tage aus ihrem Hauſe auf die Straße geſtoßen. Ihre ganze Familie, ſonſt ſehr geehrt, kam dadurch in eine ſehr traurige Lage und war gezwungen, ſich in ein einſames Dorf zurückzuziehen. Das Aergerniß war damals ſehr groß in der Reſidenz, und alle Welt verfluchte den anonymen Briefſchreiber.

---

[1] Wir geben hier andre Namen, da die Träger der wirklichen zum Theil noch leben.

„Und wann wurde dieſer Brief geſchrieben?“ fragte ich, immer klarer ſehend in dieſer Geſchichte.

„Ich ſchrieb ihn in derſelben Nacht,“ erwiderte Wallat, „die auf den Abend folgte, an welchem mich der Major Haßwit vor den Augen der Geliebten beſchimpfte. Nein,“ fügte er dann verbeſſernd hinzu, „nicht ich; ich glaubte damals auch, ihn geſchrieben zu haben, aber kaum war er abgeſchickt, als ich erkannte, daß Dieß unmöglich war. Glauben Sie mir, Herr Doktor, ich bin einer ſolchen Niederträchtigkeit nicht fähig. Nicht ich habe den Brief geſchrieben; gleich am Morgen wußte ich, daß es der Dr. Markus aus Mainz war, der mit Hülfe des großen Magneten, den er beſitzt, mich zwang, dieſen Brief zu ſchreiben. Mir ſelbſt wäre ein ſolcher Gedanke niemals gekommen.“

„Damals ſchon,“ erzählte er mir ein anderes Mal, „kurz nachdem der Skandal mit der Baronin Steiningen vorgekommen, erſchienen die kleinen Männchen. Der Baron wollte ſich an mir rächen, daß ich ihm die Augen geöffnet und ihn zu einem Schritte verleitete, den er, als ſo viel Unglück daraus erfolgte, bereute, und er bezahlte den Dr. Markus in Mainz, daß mir ſein großer Magnet die kleinen Männchen nachſchicke. Ich hielt es nicht aus und begab mich, um den Männchen zu entfliehen, nach Wien, wo ich in einem befreundeten Handlungshauſe ſogleich eine Stelle fand. Anfangs ging Alles gut, aber nach einiger Zeit hatte der Magnet meinen Aufenthalt doch ausgeſpäht, und die Männchen erſchienen wieder. Indeſſen hatte ich die Erfahrung gemacht, daß ſie doch eine Zeit lang ſuchen mußten, bis ſie mich fanden, und darum begab ich mich weiter nach Trieſt. Dort war es wie in Wien: nach einigen Tagen waren die Männchen wieder da. Ich wußte nicht mehr, was anzufangen, ich war in Verzweiflung und verfiel endlich in eine ſchwere Krankheit. Durch viele Tage kämpfte ich bewußtlos mit einer Hirnentzündung. Als ich genas, war ich von den Männchen frei, und ich glaubte, daß ſie nur in meiner Einbildung exiſtirt hätten, daß ſie bloß Ausgeburten meines bereits zur Krankheit geneigten Hirns geweſen. Mit der Geneſung von dieſer Krankheit hoffte ich dieſer Einbildungen für immer ledig zu ſein; aber ich mußte mich leider überzeugen, daß dieſe Männchen nicht Ausgeburten meines Gehirns, ſondern wahrhafte Wirklichkeiten waren, denn bald erſchienen ſie wieder und zwangen mich zur neuen Flucht nach Ancona. Eine Stelle, die ich dort fand, verlor ich nach einigen Tagen wieder, was mich nicht grämte, weil ich eben im Begriffe war, vor den Männchen nach Korfu zu fliehen. Von Korfu floh ich weiter hierher nach Konſtantinopel und habe ſeit Ancona die traurige Ueberzeugung, daß mich die Flucht jetzt nicht einmal mehr für einige Tage von meinen Verfolgern befreie. Sie laſſen mich wohl manchmal zu Athem kommen, aber ich höre ſie fortwährend in meiner Nähe lachen und kichern und Scherze machen, die mich zur Verzweiflung bringen, während ich ſelber mitlachen muß."

Ich behaupte nicht, daß ich die Geſchichte Wallats ſo erzähle, wie ich ſie erfahren habe. Ich mußte mir ſie aus mehr zerſtreuten Bruchſtücken zuſammenſetzen und gebe ſie dem Leſer geordneter, als ich ſie empfangen habe. In den abgebrochenen Sätzen, in denen ſie mir mitgetheilt wurde, klang ſie tragiſcher, als ſie der Schriftſteller mittheilen kann, und wie ſie ſtückweiſe aus den Nebeln emportauchte, machte ſie einen viel erſchreckenderen Eindruck, als dieſe Aufzeichnung hervorbringen kann.

Ich hatte das Hoſpital noch nicht verlaſſen, als ich erfuhr, daß Wallat aus Konſtantinopel verſchwunden war. Vielleicht machte er einen neuen Verſuch, dem Magnet des Dr. Markus zu entgehen.

Auch mit der Tiſchrückerei und Geiſterklopferei habe ich in der erſten Zeit ihres Auftretens zu Paris Manches erlebt. Ueber den Unſinn an und für ſich wäre jedes Wort verloren; ich will nur kurz Einiges hinzufügen, was ich, nicht mit der Sache, ſondern mit den Menſchen bei dieſer Gelegenheit erfahren.

Die erſten Anhänger fand die neue, amerikaniſche Lehre in ariſtokratiſchen Kreiſen — und bald wußte man die wunderbarſten Geſchichten von den tanzenden Tiſchen zu erzählen, die in einem der älteſten und adeligſten Häuſer des Faubourg St. Germain ihr Weſen trieb. Von dieſem Hauſe aus verbreitete ſich die Epidemie in alle mit jenem Hauſe befreundeten Kreiſe. Nach wenigen Wochen wußte man, daß Mademoiſelle P . . ., ein Sprößling jenes uralten Hauſes, das ſich Königen gleich ſtellt, ein fünfzehnjähriges, dickes Mädchen, die gewaltigſten Tiſche auf eigene Fauſt tanzen machte und Vater, Mutter und die ganze Ariſtokratie an der Naſe herumgeführt hatte. Vom Augenblicke der Entdeckung hörten alle ariſtokratiſchen Tiſche dieſes Kreiſes zu tanzen auf. Dem dicken Mädchen hatte es geſchmeichelt, daß man ihr ſo viel „Fluidum“ zugetraut.

Größeres Unheil verurſachten die Erzählungen von den tanzenden Tiſchen in einem gewiſſen Atelier einer gewiſſen bekannten Malerin. Dort, das wußte man, verſammelten ſich die geiſtreichſten und gebildetſten Menſchen, Künſtler, Gelehrte, Mitglieder der Akademie: was unter deren Augen vorging, war nicht wegzuleugnen, und ebenſo ſtand es feſt, daß viele dieſer ausgezeichneten Menſchen in dieſem Atelier durch Thatſachen, die ſie nicht wegdisputiren konnten, vom kraſſeſten Unglauben zum Glauben an die tanzenden Tiſche bekehrt worden. Wo immer in Paris man ſein Wort gegen den neuen Aberglauben erhob, wurde man mit Hinweiſung auf die Vorgänge in jenem Atelier niedergeſchmettert. Was nützte alles Leugnen, Räſonniren, Philoſophiren im Angeſichte jener Thatſachen und der Zeugenſchaft, welche die ausgezeichnete Geſellſchaft ablegte?

Eines Tages, gegen Ende des Sommers, der auf jenen Tiſch-rück-Winter folgte, kehrte ich von Fontainebleau nach Paris zurück. Ins Coupé ſteigend, fand ich daſelbſt zu meiner freudigſten Ueberraſchung eine alte, gute Bekannte, deren Geſellſchaft mir immer lieb geweſen, die mir aber, wie Dieß in Paris zu gehen pflegt, ſeit ungefähr einem Jahre aus den Augen verſchwunden war. Fräulein B . . . ., eine Dame in angenehmen Jahren, war in vielen und guten Geſellſchaften von Paris eine gerne geſehene Erſcheinung. Als ehemalige Geſellſchafterin einer Kaiſerin hatte ſie große Reiſen und reiche Erfahrungen hinter ſich, die in Verbindung mit ihrem Witze, ihrem ſcharfen und hellen Verſtande eine nicht unbedeutende Perſönlichkeit aus ihr machten. Durch ihre Rente wie durch ihre Jahre und geſellſchaftliche Stellung vollkommen unabhängig, ſcheute ſie ſich auch nicht, die Unabhängigkeit ihres Geiſtes wie ihrer Anſichten die Welt errathen zu laſſen — ſo weit es ihr genehm und bequem war. Ich freute mich immer, mit ihr zuſammen zu treffen — und da ſie Das wußte und wir in Geſellſchaften oft unſere Beobachtungen und Bemerkungen austauſchten, ſie mir außerdem viel von ihren früheren Erlebniſſen an einem deutſchen Königs- und einem fremden Kaiſerhof zu erzählen pflegte — hatte ſich zwiſchen uns ein ziemlich vertrauliches Verhältniß gebildet. Die Freude über das Wiederſehen im Coupé war beiderſeitig, und da wir allein waren, ging es bald an Erzählungen, Bekenntniſſe, Mittheilungen aller Art. Indeſſen bemerkte ich doch, daß Fräulein B. mit etwas zurückhielt, daß ſie, vom letzten Winter ſprechend, nicht ganz mit der Sprache herauswollte, daß ſie mich manchmal prüfend anſah und überlegte, ob ſie es wagen ſolle oder nicht? Endlich, nachdem ich über ihre ſichtliche Unſchlüſſigkeit meine Bemerkung gemacht hatte, brach ſie los: „Ja,“ rief ſie, „ich muß es Ihnen ſagen! Ich muß einen Vertrauten haben, ſonſt bohre ich wie Midas' Barbier ein Loch in die Erde und rufe es da hinein: ‚Auch die geſcheiteſten Menſchen haben Eſelsohren, auch Akademiker.‘ Wie oft habe ich es gewünſcht, mit Ihnen zuſammen zu treffen, um es Ihnen erzählen zu können, und jetzt, da mich der Zufall mit Ihnen zuſammen führt, ſollte ich ſchweigen?“

Sie fing zu erzählen an — und — um es kurz zu ſagen: ſie war Diejenige, welche die ganze ausgezeichnete Geſellſchaft des Ateliers gläubig gemacht hatte — ſie war es, die alle dieſe Künſtler und Gelehrten, Philoſophen und Naturforſcher genasführt hatte — und zwar mit den gewöhnlichſten, oft gröbſten Mitteln, die, wie ſie meinte, einem Kinde hätten auffallen müſſen. Sie erzählte, wie die geſcheiten Leute Dinge geſehen und gehört, die gar nicht vorgekommen, wie man über ſie herfiel, wenn ſie es wagte, Wunder anzuzweifeln, die ſie ſelbſt gemacht — und lachend kamen wir in dem geſcheiten, gläubigen, byzantiniſchen Paris an.

Trauriger war die Erfahrung, die wir Deutſchen mit einem Landsmanne machten. Profeſſor K. kam als Flüchtling nach Paris, da er daheim, in Oeſterreich, ein Radikaler geweſen war und der äußerſten Linken einer konſtituirenden Verſammlung angehört hatte. Er galt in ſeiner Partei niemals für ein großes Licht; aber man glaubte doch, daß er einer Ueberzeugung fähig ſei, und Dieß um ſo mehr, als er vorzugsweiſe philoſophiſche Studien gemacht hatte. Bald aber zeigte es ſich anders. Die Entbehrungen des Flüchtlingslebens, die Nothwendigkeit, ein Märtyrerthum auf ſich zu nehmen, zu dem er nicht den geringſten Beruf hatte, innere Haltloſigkeit bei ganz neuer Lebensweiſe und Umgebung — Dieſes alles, kombinirt mit einer ſehr verſtimmenden Krankheit, führte einen ſo raſchen Verfall der ohnehin ſchwachen geiſtigen Kräfte herbei — daß ſeine Bekannten wohl erſchraken, ſich aber nicht verwunderten, ihn plötzlich als Apoſtel des Tiſch- und Hutrückens auftreten zu ſehen und von allerlei Geiſtern und Geiſtererſcheinungen predigen zu hören. Es iſt mir noch heute eine niederſchlagende Erinnerung, wie er mich und einen Freund eines Tages zu einem Kapitän C.... brachte, um uns die Wunder ſehen zu laſſen, die dieſer mit Hüten, Tiſchen, Waſſergläſern verübte, wie er gläubig daſaß und mit blödſinnigem Auge zuſah und in ſeiner Gläubigkeit nicht geſtört wurde, als ich den Kapitän durch Fragen nach Dingen, die nicht exiſtirten, ad absurdum führte — wie er wahnſinnig aufwieherte, als der Kapitän verſicherte, daß jetzt Goethe im Tiſchchen ſtecke ꝛc. — Auf dem Heimwege ſetzte uns der Profeſſor auseinander, wie in jedem Tropfen Waſſer, das ſich im Zimmer befinde, ein Geiſt ſtecke, in jedem Funken Feuer, ſo daß, wenn man eine Cigarre rauche, man einen Geiſt mit ſich herumtrage, und wie man auf dieſe Weiſe nie allein ſei, ſondern immer in Geſellſchaft von Geiſtern. Es war der vollſtändigſte Wahnſinn, der um ſo unheimlicher war, als K. ſich in demſelben ſehr wohl zu fühlen ſchien, da er immer nur mit einem gewiſſen, freilich blödſinnigen Lächeln ſeine Theorieen auseinanderſetzte.

Nicht lange darauf verſchwand K. aus Paris. Er ging nach Amerika. Nach ungefähr drei oder vier Jahren kam er wieder zurück und zwar körperlich, wie es ſchien, geheilt und geiſtig ebenfalls etwas hergeſtellt, denn er ſprach nicht mehr von Geiſtern und tanzenden Tiſchen. Doch blieb er moraliſch für immer ruinirt: der Reſt von Charakter hatte ſich in vollkommene Halt- und Grundſatzloſigkeit aufgelöſt. Vor ſeiner Reiſe wahnſinniger Spiritiſt, kehrte er aus Amerika als „Praktiker" zurück, und unter dieſer Firma diente er der Sache, die er früher bekämpft hatte, verleumdete er die Menſchen, die ſich früher aus Mitleid ſeiner angenommen — mit einem Wort: er ſchien einige geiſtige Kraft wieder gewonnen zu haben, nur um den Reſt der moraliſchen definitiv zu Grunde zu richten.

War auch bei dieſem Profeſſor der Glaube an dergleichen Unſinn die Folge von Geiſtesſchwäche, ſo mag es doch auch oft der Fall ſein, daß umgekehrt ſolcher Glaube zur Geiſtesſchwäche führt — und wie oft mag Das ſchon vorgekommen ſein, ſeit man an Somnambule, Magnetiſeure, Mediums, an Dupoté's, Alexis und Brüder Davenport glaubt!

(1862—1867.)

Die ſchwarzen Bankozettel.

Es war immer ein großer Moment — einer jener Momente, welche ſich den Kindern unauslöſchlich in Herz und Phantaſie einprägen — wenn die Großmutter von Zeit zu Zeit die unterſte Lade der alten, ausgeſchweiften und mit gelb und braunen Holzmoſaiken ausgelegten Kommode aufzog und uns daſelbſt einen Haufen kleiner, gerollter, mit Bindfäden zuſammengebundener Pakete ſehen ließ. Sie beſaß noch andere Merkwürdigkeiten, die uns mit Staunen und Bewunderung erfüllten, wie z. B. eine unendlich lange Allonge-Perücke, die ſie von ihrem Großvater geerbt und wie ein Heiligthum aufbewahrte. In einem ſchön geſchnitzten, vor Alter kohlſchwarzen Eichenkäſtchen bewahrte ſie ſilberne Moſchusbüchschen, einen Thurm in Filigran gearbeitet, der einem Dogen von Genua gehört haben ſollte, eine goldene Denkmünze auf die Befreiung Münchens von den Schweden vom Jahre 1640 und dergleichen Antiquitäten mehr, die ſie meiſt bis auf die Zeiten Karls des Großen zurückführte. Den Gegenſtänden, die eine Jahreszahl aufzuweiſen hatten, gab ſie gewöhnlich ein Alter von ſo vielen Jahren, als die Jahreszahl beſagte; ſo kam es, daß die jüngeren Gegenſtände in ihrer Schätzung die älteren wurden und umgekehrt. Aber wie groß auch die Andacht war, die uns Ausſehen und Alter dieſer Familienſchätze einflößten, ſo war es doch nur ein oberflächliches Gefühl im Vergleiche mit jenem, das uns durchrieſelte, wenn ſie jene unterſte Lade der Kommode aufzog und mit ausgeſtrecktem Arme und Zeigefinger auf die unſcheinbaren kleinen Papierpaketchen zeigte. Da ſtanden wir und blickten in den dämmerigen Raum, ungefähr wie man in ein Grab oder in einen Abgrund blickt. Unſere kleinen Hände legten wir dann auf den Rücken, um der Verſuchung, jene geheimnißvollen Paketchen zu berühren, leichter widerſtehen zu können, wohl wiſſend, daß eine ſolche Berührung von der Großmutter unnachſichtlich mit einem tüchtigen Schlage auf die vorwitzige Hand beſtraft würde. Die Großmutter ſah aber in dieſen Augenblicken auch zu imponirend und großartig aus.

Den Oberkörper zurückgebeugt und den Arm vorgeſtreckt, glich ſie faſt der Kaiſerin Maria Thereſia, deren Kupferſtich in derſelben Stube über der Kommode hing, und dieß umſomehr, als ſie genau dieſelbe Haube mit den zwei großen Spitzen trug, die rechts und links die Augen wie zwei Flügel beſchatteten. Wenn wir lange genug in die dunkle Lade geſtarrt, ſagte ſie mit tiefer Stimme: „Seht, ihr Kinder, das ſind die ſchwarzen Bankozettel!“ — Und nachdem wir dieſe Mittheilung regelmäßig mit einem halb erſtaunten, halb furchtſamen „Oh!“ beantwortet, fuhr ſie, immer in die Lade weiſend und mit etwas erhöhter Stimme fort: „Da liegen zwanzigtauſend todte Gulden!“

Unſer Oh! wiederholte ſich mit einem Ausdrucke des Schreckens, ja des Grauens. Zwanzigtauſend todte Gulden! War das nicht genug, um Kindergemüther mit allen möglichen Schrecken zu erfüllen? In dem Augenblicke ſahen wir die zwanzigtauſend Gulden erſt leibhaftig und lebendig und gleich darauf als ebenſo viele Leichen vor uns. Aber unſer Schrecken wich ſogleich der tiefſten moraliſchen Entrüſtung, denn die Großmutter fuhr nunmehr mit drohend erhobenem Arme und entſprechender Stimme fort: „Um Das alles hat uns der Kaiſer Franz gebracht! Um zwanzigtauſend Gulden hat er uns gebracht, der Kaiſer Franz. Und wißt ihr, wie?“ — „Durch das Finanzpatent!“ ſchrieen wir im Chor.

Wir hatten Das ſchon ſo oft gethan, daß wir es bereits mit außerordentlicher Uebung wie mit einer Stimme thaten, und daß wir uns, wenn ſie die unterſte-Schieblade öffnete, auf den Moment freuten, wo wir una voce ausrufen konnten: „Durch das Finanzpatent!"

Die Großmutter ſchien dann befriedigt, ſchob die Lade zu, drehte ſorgſam den Schlüſſel und ſteckte ihn in die Taſche. Aber die Szene war damit noch nicht geſchloſſen. Sie erklärte uns dann weiter, wie wir jetzt ohne den Kaiſer Franz und ſein Finanzpatent reiche Leute wären und um wie viel leichter es ihr würde, uns, ihre vier verwaiſten Enkelchen, ordentlich erziehen zu laſſen und zu verſorgen. Und ans Fenſter tretend, zeigte ſie uns einen ſchönen Komplex von Gebäuden, der, beinahe ſchloßartig, ungefähr eine halbe Stunde fern von unſerem Dorfe freundlich von einem Hügel herabgrüßte wie ein alter Bekannter, wie Einer, der zu uns in freundſchaftlichen oder verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtünde. „Das iſt der Hendrichshof!" riefen wir dann wieder einſtimmig.

„Richtig!" beſtätigte die Großmutter und fragte dann wie ein Schulmeiſter: „Und warum heißt er der Hendrichshof?" — „Weil unſer Urgroßvater Hendrich hieß," antwortete wieder der Chorus.

„Richtig!" beſtätigte dann wieder die Großmutter und fügte hinzu: „Und den Hendrichshof, der ſeit uralten Zeiten unſerer Familie gehörte und in dem einmal der General Laudon übernachtete, den haben wir damals verkaufen müſſen, als die ſchwarzen Bankozettel mit Einem Male keinen Kreuzer mehr werth waren. Und wie verkaufen?" rief ſie mit klagender Stimme. „Für die Kühe, die im Stalle waren, bekämen wir heute mehr, als uns damals für den ganzen Hof mit Kühen, Pferden, Schafen und Feldern bezahlt wurde. Aber was ſollten wir beginnen, man mußte doch etwas Geld in der Hand haben; wir wären ſonſt ganz zu Grunde gegangen und an den Bettelſtab gekommen."

Nach dieſer letzten Klage verlor ſich die Alte gewöhnlich mit gebeugtem Haupte und ſo gedrückt, als ob das Finanzpatent eben erſt jetzt promulgirt worden wäre, in die Dunkelheiten der Küche. Wir Kinder ſetzten uns dann hin und ſchwelgten in allerlei

Phantaſien, was wir thäten und begännen, wenn der Hendrichshof uns noch gehörte und wenn wir noch ſo reich wären, wie wir es vor dem Finanzpatent geweſen. Ich ſprach von einer Reiſe nach Mexiko, welches damals, da ich gerade Campe's „Eroberung von Mexiko" geleſen, einen beſonderen Reiz für mich hatte; meine ältere Schweſter wollte Roſa von Tannenburg beſuchen und ihr die ſchönſten Sachen mitbringen; mein ebenfalls älterer elfjähriger Bruder kaufte ſich ein Paar ſchwarzer Ponies mit einem kleinen Wurſtwagen dazu, genau daſſelbe Geſpann, wie es der Doktor in der Stadt hatte und das manchmal, die ganze Dorfjugend aufregend, an unſerem Hauſe wie ein Stück Märchen vorüberflog; unſer Jüngſter war in ſeinen Wünſchen am Wenigſten genügſam, denn er wollte Alles, was wir drei Aelteren wollten, Ponies kaufen, Roſa von Tannenburg beſuchen und Mexiko bereiſen, ſogar erobern. Dann, wenn wir gehörig im Glücke geſchwelgt, ſprachen wir von den traurigen alten Zeiten und mit großer Entrüſtung über das ſchreckliche Finanzpatent. „Das Finanzpatent" war uns ein geläufiger Ausdruck, denn die Großmutter brauchte ihn bei jeder Gelegenheit. Es war ihr eine Gränzſcheide in der Geſchichte der Menſchheit, wie dem Hiſtoriker die Erbauung Roms, die Hunnenſchlacht, die Entdeckung Amerika's oder die Eroberung Konſtantinopels durch die Türken. Sie ſagte z. B.: „Ja, Das waren noch gute Zeiten, Das war noch vor dem Finanzpatent." „Mein Sohn, Gott habe ihn ſelig, war zwanzig Jahre alt zur Zeit des Finanzpatentes." „In dieſes Haus zogen wir, jenes Feld kauften wir ſo und ſo lange nach dem Finanzpatent." „Nachbar Krandt ſtarb acht Monate nach dem Finanzpatent, er konnte es eben auch nicht verwinden; es ſchlug ihm auf die Bruſt, ſein Blut wurde zu Waſſer, und der ſo geſunde Mann mußte auch daran glauben."

Wenn die Großmutter ſo mit uns vor der Kommode ſtand und uns die ſchwarzen Bankozettel ſehen ließ, ſaß der Großvater draußen vor der Thür auf ſeiner Bank und brummte gar viel über Weiberthorheit und dergleichen. Sein Grundſatz war: „Was abgemacht iſt, iſt abgemacht," und ſo wollte er auch nicht immer an die zwanzigtauſend Gulden und an den Hendrichshof erinnert werden, die er durch das Finanzpatent verloren hatte, umſoweniger als er ſich ſeitdem durch Arbeit und gute Spekulationen ſo ziemlich wieder aus dem Dickſten herausgearbeitet hatte. Jetzt war es freilich mit Arbeit und Geſchäften zu Ende, denn Chiragra und Podagra im engſten Bunde feſſelten ihn ſeit Jahren an den Lehnſtuhl in der Stube und an die Bank vor dem Hauſe. Das war auch der Grund, daß er über die Thorheiten und Phantaſien der Großmutter und über ihre unloyalen, gegen Kaiſer Franz gerichteten Reden nur ſo lange brummte, als der Auftritt drin an der Kommode dauerte.

Er ſehnte ſich bald wieder mit ihr aus, wohl wiſſend, daß er derſelben Kraft, die ſo mächtig über den Kaiſer zu ſchimpfen verſtand, Vieles verdankte. Seit Jahren ruhten alle Sorgen des Haushaltes, der kleinen Oekonomie, des Schaufelhammergeſchäftes und der Erziehung der vier verwaisten Enkelkinder auf ihren Schultern, und ſehr anerkennenswerth war es, mit welchem Heldenmuth ſie den Schmerz über den Tod ihres Sohnes und der Schwiegertochter niederkämpfte, um die Kraft und die Ruhe zu gewinnen, das Haus in Ehren aufrecht zu erhalten und den Kindern, ſoweit es anging, die verlorenen Eltern zu erſetzen. Mit derſelben Energie behauptete ſie, daß ſie mindeſtens fünf und achtzig Jahre alt werden, das heißt ſo lange leben müſſe, bis der kleine Otto, ihr jüngſtes Enkelkind, das zwanzigſte Jahr erreicht habe. Sagen wir es gleich hier, daß ſie dieſen Entſchluß ebenſo treu ausgeführt, wie alle anderen Entſchlüſſe ihres Lebens. Als Otto wirklich ſeinen zwanzigſten Geburtstag feierte — der Großvater war ſchon ſeit mehreren Jahren todt — war es, als ob man aus ihrem Innern plötzlich ein Gerüſte, das ſie ſtramm und aufrecht erhalten, weggenommen hätte, und nicht ganze drei Monate nach jenem Geburtstage entſchlief ſie ſanft, wie ſie noch mit letzter Anſtrengung angab: „Gerade zwei und dreißig Jahre nach dem Finanzpatent."

Aber nur ſelten, nur, wie geſagt, in großen und feierlichen Momenten öffnete ſie die Kommode, wenn ſie auch mit der Vergangenheit und dem Finanzpatent öfter haderte und jede Gelegenheit ergriff, uns Kindern einen wahrhaft hannibaliſchen Haß gegen daſſelbe einzuflößen. Daran war der Großvater längſt gewöhnt, und ſelten verwies er uns, wenn auch wir gegen das ſchändliche Finanzpatent, das wir uns als eine Art Gegenſatz und Widerſpiel des Chriſtkindes vorſtellten und gegen den Kaiſer Franz, deſſen Vater, mit Kraftworten zu Felde zogen, die zu unſerem Alter in keinem Verhältniſſe ſtanden. Er gab ſich ruhig und mit Muße ſeiner Beſchäftigung hin, und dieſe beſtand darin, daß er, als eine Art Hochwächter der Gegend auf ſeiner Bank daſitzend, ſo weit ſeine noch immer guten Augen reichten, die Felder und Wieſen überwachte und auch auf den Himmel, reſpektive das Wetter, ſeine vorſorgliche Aufmerkſamkeit richtete. Er war ſo der Cenſor ſämmtlicher Bauern des Dorfes, und Derjenige unter ihnen, der ſein Feld zu früh oder zu ſpät beſtellt oder nicht ganz nach den Regeln, die mein Großvater für die rechten hielt, bekam, wenn ihn der Weg am Hauſe vorüberführte, manchen eindringlichen Rath, manchmal ſelbſt eine Predigt zu hören, die nicht in evangeliſche Worte gekleidet war. Denn er war ein auffahrendes Gemüth, unſer Großvater, und nahm ſich das Wohl ſeiner Nachbarn ganz ernſtlich zu Herzen. Das wußten die Bauern auch und nahmen es ihm daher nicht übel, ſelbſt wenn er ſie expreß vor ſeine Bank wie vor einen Richterſtuhl zitirte und ſie ſelbſt oder einen ihrer Knechte der Fahrläſſigkeit, der Trägheit oder Dummheit anklagte. Er that Das mit ſolchem Eifer, als ob ſie alle ſeine Knechte wären und ſein Feld beſtellten. Man wußte, daß er es gut meinte; man erkannte ſeine Vormundſchaft an und nahm auch ſeine derbſten Zurechtweiſungen dankbar und unterwürfig hin. Wie ſollte man nicht? Wußte man doch auch, daß man ſich nur an ihn zu wenden brauchte, wenn das Kapital zur Anſchaffung einer Kuh, eines Pferdes, eines neuen Pfluges fehlte. So an hundert Gulden und mehr hatte er trotz des Finanzpatentes für ſolche Hülfeleiſtungen immer bereit, gerade ſo, wie die Großmutter ebenfalls trotz des Finanzpatentes für andere Bewohner des Dorfes, für die der Großvater keine Felder und Wieſen zu überwachen hatte, immerdar allerlei andere Dinge bereit hielt. Ihr gewaltig großer Backofen beſaß einen eigenen Winkel, in welchem allwöchentlich eine bedeutende Anzahl Laibe gebacken wurden, die nicht fürs Haus beſtimmt waren, die noch ganz warm unter der Schürze in die verſchiedenſten Richtungen ausgetragen wurden, mit einer Regelmäßigkeit, wie man heutzutage die Zeitungen austrägt. Und wie klein auch der Haushalt war, ſo verſtand ſie es doch, mit jedem Eintritte des Winters eine erkleckliche Anzahl alter Kleider zuſammenzubringen, welche zumeiſt den Weg des Brodes gingen, und in ihrem großen, mit Blumen bemalten Schranke auf dem Hausflur fand ſich wunderbarerweiſe bei den meiſten Krankheitsfällen im Dorfe gerade das Hausmittel, manchmal ſelbſt der Wein — es war meiſt Melniker — der in dieſem Falle beſonders angezeigt war.

Großvater und Großmutter hatten Beide ihre Adjutanten und Vertrauten, die ſie in ihren Beſchäftigungen unterſtützten. Der großmütterliche war ein Schulmeiſter ohne Schule. Er war vor langen Jahren ins Dorf gekommen, kurz nach dem Geſetze, welches jeder größeren Gemeinde anbefahl, eine Schule zu errichten und einen Schulmeiſter zu bezahlen. Beides that man auch in unſerem Dorfe, aber als das Finanzpatent den Bauern den vorletzten Kreuzer aus der Taſche nahm und der Krieg den letzten, und als ein humoriſtiſcher Koſak nur zum Vergnügen, nicht aus Feindſchaft, denn er war ja unſer Alliirter, das Dorf anſteckte und bei dieſer Gelegenheit das noch ganze neue Schulhaus in Flammen aufging, verloren die Bauern den Muth, ein anderes zu bauen, mit dem Schulehalten hatte es ein Ende, und man ſah nicht ein, warum man den Schulmeiſter bezahlen ſollte. Dieſer aber figurirte ſammt der Schule auf der Liſte des Kreisamtes, auf dem Papiere, und damit begnügte ſich die Regierung, und ſo blieben die Dinge ſeit dem Finanzpatent bis in die Tage, von denen wir erzählen. Für die Großmutter war es Grund genug, daß des Schulmeiſters Schickſal mit dem Finanzpatent zuſammenhing, um ihm ihre wärmſten Sympathien entgegenzubringen, obwohl er auch ſonſt ſo geartet war, daß er das lebhafteſte Mitleid einflößen mußte. Wie ein abgeſchiedener Geiſt und in jeder Beziehung wie körperlos ſchlich er im Dorfe umher, ohne Zweck, ohne Beſchäftigung, ohne Gehalt und Brod. Zu gutmüthig, um ſeine Rechte geltend zu machen und als Kläger gegen die Bauern aufzutreten, — die jetzigen waren der Mehrzahl nach einſt ſeine Schüler geweſen — kam er ſich ſelbſt wie ein Schatten vor, und in dieſem Gefühle verwandelte ſich ſein ganzes Weſen und wurde ſein Schritt wie ſeine Stimme unhörbar. Er ging auf den Fußſpitzen, immer als ob er zu ſtören fürchtete, und ſeine Reden waren nur ſo hingehaucht. Die Kleider meines Großvaters, der, je länger ihn das Podogra an die Bank bannte, deſto korpulenter wurde, waren auch eher geeignet, die Körperloſigkeit als die Körperlichkeit des Schulmeiſters darzuthun; er wäre ein Nichts geweſen, wenn er nicht der Schützling meiner Großmutter geweſen wäre, und er hätte nichts, gar nichts zu ſchaffen gehabt, wenn er nicht um und durch das Haus hätte ſchweben dürfen, und wenn zwiſchen den Kleidern des Großvaters, die er trug, und ſeiner Leiblichkeit nicht ſo viel Raum geblieben wäre, um daſelbſt die größten Brode und Kleiderbündel zu verbergen, welche ſie an die verſchämteſten Hausarmen des Dorfes verſendete. Zu einigem neuen Leben und Bewußtſein erwachte er, als wir Enkelkinder ins Haus kamen und unſere literariſche Erziehung ſeiner Sorge anvertraut wurde. Von dem Augenblicke an wurde er im Hauſe noch heimiſcher und gewann ſeine Stimme, wenn auch nicht ſein Schritt, an Ton und Konſiſtenz. Sehr viel trug es zur Verbeſſerung ſeiner Lage bei, daß die Großmutter nunmehr beinahe immer einen Menſchen bei der Hand hatte, dem ſie vom Finanzpatent ſprechen, gegen den ſie ſich über Kaiſer Franz auslaſſen konnte und der ihr beinahe ebenſo andächtig zuhörte wie wir

Kinder. Und wie uns Kindern wurde ihm endlich auch geſtattet, in jenen großen Momenten, wenn die Großmutter die Lade öffnete und die ſchwarzen Bankzettel ſehen ließ, gegenwärtig zu ſein. Er ſtand dann hinter uns, aber ſeine lange Geſtalt beugte ſich weit vor, und mit einem Blitzen, das ſonſt an ſeinen ſanften Augen nie bemerkt wurde, blickte er in die Dämmerungen der Kommode. Er nahm die zwanzigtauſend Gulden in Bankozetteln für baare Münze; er ſah in der Lade einen Schatz, ein ungeheures Vermögen, einen Nibelungenhort. Uns Kinder erfüllte der Anblick mit Neugierde, mit jener Theilnahme, die uns jede Geſchichte erregte, und aus Pietät für die Großmutter auch mit Andacht; ihn aber mit einem Gefühle, das nur das Gewaltige, das Undenkbare einflößt und das beinahe Grauen iſt. Er hatte nie den Muth empfunden, vom Leben das Geringſte zu verlangen; jetzt aber erwachte etwas wie die auri sacra fames in ſeinem Herzen. Zum erſten Male fühlte er ein Auflodern der Leidenſchaft. Als Mitwiſſer des großen Geheimniſſes wuchs er in ſeinen eigenen Augen. Nach dem Genuſſe eines ſolchen Schauſpieles ging er größer und mit etwas lautererem Schritte einher. Der Großvater zuckte die Achſeln und meinte, „der Lehrer ſei mehr Kind als die Kinder.“ Die Großmutter erwiderte, „alle Schulmeiſter ſeien wie die Kinder, und Das ſei auch das Rechte, denn ohne Dieſes würden ſie ja die Kinder nicht verſtehen.“ Trotzdem mußte ſie ſelber lächeln, wenn ſie manchmal den Schulmeiſter betraf, wie er bewegungslos vor der Kommode ſaß, die Hände im Schooße, und die unterſte Lade gedankenvoll betrachtete.

Der Schulmeiſter war ihr um ſo nothwendiger, als ſie vor dem Vertrauten und Freunde des Großvaters, dem Freibauer, von den ſchwarzen Bankozetteln gar nicht und vom Finanzpatent nur darum ſprechen konnte, weil es ihr zur Zeitbeſtimmung diente. Gegen Letzteres konnte der Freibauer nichts haben; wenn ihr aber ein Wort der Klage über die Verluſte durch die ſchwarzen Bankozettel und durch den Kaiſer Franz vor ihm entwiſchte, dann lächelte der Freibauer auf eine Art, auf ſo weiſe und zugleich ſo traurige Art, daß ſie erſchrak und ernſtliches Schamgefühl nicht unterdrücken konnte. Der Freibauer war ein wohlhabender, vielleicht ſogar ein reicher Mann; auf ſeinem Gute lag ſeit undenklichen Zeiten keine der Laſten, welche die andern Bauern an ihre ehemalige, ſeit nicht zu langer Zeit aufgehobene Leibeigenſchaft erinnerten. Mit einigem Ehrgeiz hätte er ſich auch einen Gutsbeſitzer nennen können; doch führte er ſelbſt den Pflug, ſelbſt die Senſe, hatte nur wenige Knechte und bebaute ſein Land perſönlich ſo gut und mit ſolchem Eifer, daß ihm gegenüber die Oberaufſicht meines Großvaters vollkommen überflüſſig war. Sein Fleiß war um ſo bewunderungswürdiger, als er eigentlich Niemanden hatte, für den er arbeitete. Einſt hatte er drei Söhne; alle drei Söhne hatte ihm der Krieg genommen. Als die Reihe an den Dritten gekommen war, ſpannte er ſein beſtes Paar Pferde vor ſeinen Wagen und fuhr in möglichſter Eile nach Wien, um ſich den dritten und letzten vom Kaiſer Franz loszubitten. Der Kaiſer verſprach das Beſte und bezeichnete ſich ſeine Bittſchrift zu beſonderer Berückſichtigung; als er aber wieder daheim eintraf, war auch ſein Dritter ſchon eingeſtellt und an die Gränze marſchirt. Die Jahre 1809, 1812 und 1813 hatten ihn der Reihe nach um ſeine Kinder gebracht. Der Aelteſte ſtarb bei Kulm in ſeinen Armen. Als der Freibauer hörte, daß die Alliirten ſich in ſolcher Nähe zu einer Schlacht ſammelten, zog er ihnen nach, um dabei zu ſein, wenn ſein Kind etwa ſeiner bedürfen ſollte. Wie ſollte er Das erfahren, ohne nach der Schlacht die Felder und Wieſen von Kulm und Arbesau abzuſuchen? Das that er denn auch gewiſſenhaft bis ſpät in die Nacht. Hunderte von Leichen und Verwundeten drehte er um, um ihnen ins Geſicht zu ſehen, bis er in ein Geſicht ſah, das ihn bekannt, ach, ſo bekannt anlächelte. Er hatte gerade noch Zeit, den Kopf des Lächelnden in ſeinem Schooße weich zu betten. Auf ſeinem Wagen brachte er ihn ins Dorf, um ihn wenigſtens in heimiſcher Erde zu begraben. Seitdem wurde er durch mehrere Monate ein eifriger Kirchengänger, denn an der Kirchthür fanden ſich jeden Sonntag die Namen der Gefallenen angeſchlagen, die aus der Stadt und aus den zu dieſer gehörigen Dörfern ſtammten. Damals gab es viele eifrige Kirchgänger, aber viele von ihnen blieben vor der Thüre ſtehen und kehrten weinend wieder heim, ohne in die Kirche getreten zu ſein. So kehrte eines Tages mit vielen Andern auch der Freibauer heim: es war einige Wochen nach Leipzig. Man erzählte ſich, daß er an jenem Sonntage auf halbem Wege ſitzen geblieben und daß man ihn am Nachmittage, da es heftig ſchneite, ganz von Schnee zugedeckt gefunden habe. Er fuhr fort, in die Kirche zu gehen, denn die Oeſterreicher zogen ja weiter nach Frankreich — aber der Name ſeines Stefan fand ſich nie an der Kirchenthür, und die Zettel hörten endlich auf, und die Oeſterreicher kehrten zurück, aber der Stefan war nicht unter ihnen, weder unter den Todten, noch unter den Lebenden. Bis Lyon hatte er ihn verfolgt, dort verlor ſich jede Spur. Warum ſollte er nicht glauben, daß der Stefan noch lebe? Warum hätten ihn auch die Franzoſen erſchießen ſollen, ein vortrefflicher Klarinettiſt, wie er war, und da er, anſtatt mit dem Gewehre, nur mit ſeinem Inſtrumente bewaffnet die Invaſion mitmachte? Dazu kam noch ein Troſt. Sein Stefan war ein leichtſinniges Muſikantenblut; der Himmel weiß, in welches Abenteuer er ſich in der Fremde eingelaſſen, und wie weit fort ihn das geführt haben mochte. Vielleicht, ſagte ſich der Vater im Stillen, vielleicht iſt er deſertirt; deſertirt iſt beſſer als todt, und man hat ein Recht dazu, wenn man ſchon zwei Brüder hat fallen ſehen und zu Hauſe einen Vater hat, dem kein Kind mehr übrig geblieben. Der Freibauer hoffte noch immer, eines Tages mit Klarinettentönen — denn ohne Klarinette konnte er ſich ſeinen Stefan gar nicht denken — geweckt zu werden, und wie ſo die Jahre vergingen, gewöhnte ſich der Freibauer mehr und mehr an das Warten, und man kann ſagen, daß ſein Leben in der Hauptſache nichts Anderes war, als ein beſtändiges Horchen, ob ſich nicht vom Walde her, aus dem der Weg ins Thal mündete, oder in der Nacht vor dem Fenſter ſeiner Kammer Klarinettentöne hören ließen. Manchmal hörte er ſie wohl im Traume, dann ſprang er auf und riß das Fenſter auf, um es nach langem Hinausſpähen und Horchen mit einem Seufzer wieder zu verſchließen. Dieſes ewige Horchen nach der Klarinette aber und dieſe Träume machten ihn nicht zum Träumer; er arbeitete ſo rüſtig wie in den beſten Zeiten, er arrondirte und vergrößerte ſogar ſein Land. Wenn der Stefan wieder kommt, ſoll er ſein Gut in beſter Ordnung und ſich ſelbſt als einen der reichſten Leute in der Gegend wieder finden. Man konnte nicht wiſſen es war ja auch möglich, daß er mit Weib und Kindern wieder kehrte. Bei all Dem aber ſagte ihm jener unbeſtechliche, phantaſieloſe, unbarmherzige, poſitive Ungenannte, der neben dem Phantaſten und Träumer in jedem Herzen ſitzt: Du biſt ein Narr! Dein Stefan iſt gerade ſo todt, ganz ſo todt wie Die von Kulm und Leipzig; irgendwo in Frankreich, an einem Feldraine, hinter einer Hecke liegt er begraben.

Das war es, was die Großmutter beſchämte und ſie bewog, jede Klage über Finanzpatent, ſchwarze Bankozettel, zwanzigtauſend Gulden, Hendrichshof in Gegenwart des Freibauers zu unterdrücken. Was waren all ihre Verluſte neben denen des vereinſamten Vaters, und wie klein und kleinlich war ihre Hoffnung, daß die ſchwarzen Bankozettel einſt wieder etwas werth ſein dürften, neben der Hoffnung des Freibauers: der Sohn, der möglicherweiſe noch lebte, könne einſt zurückkehren! Und daß er nicht einmal klagte und zu ſtolz war, auf Kaiſer Franz zu ſchimpfen, der ihm doch mehr genommen hatte, Das gab ihm geradezu das Ausſehen eines Weiſen, und nach Weisheit ſah auch das milde Lächeln aus, das immer um ſeine Lippen ſchwebte, wenn er ſo in ſeinem kurzen Leinwandkittel, die Hand vorne in die Bruſt geſteckt, daherkam oder der Großmutter ruhig zuhörte. Nur einmal regte ſich ein etwas feindſeliges Gefühl gegen ihn in ihrem Herzen, als er ihr eines Tages ankündigte, daß geſtern die Sache ins Reine gekommen, und daß er den Hendrichshof käuflich an ſich gebracht. Der Großvater freute ſich herzlich, ſeinen ehemaligen Beſitz in ſo guten Händen zu wiſſen, ſie aber mußte den Gedanken erſt überwinden. Der Freibauer that, was er in ſolchem Falle immer that, er lächelte und verſicherte ſie lächelnd, daß er, ſobald die ſchwarzen Bankozettel ihren ehemaligen Werth wieder erlangt und Kaiſer Franz ſeinen Gläubigern noch die Zinſen der verlorenen Jahre darauf bezahlt haben werde, bereit ſei, ihr den Hof ohne den geringſten Gewinn abzutreten.

Das klang ein wenig nach Spott; allein die Großmutter hatte mehr Hoffnung als je, und dieſe Hoffnung hatte der Schulmeiſter in ihr angeregt.

Seit er den Schatz kannte, beſchäftigten ſich ſeine Gedanken unabläſſig mit demſelben. Anfangs miſchte ſich einige Aengſtlichkeit darein; er erinnerte ſich alter Sagen und Geſchichten, die ſich mit Schätzen beſchäftigten und die faſt immer darthaten, daß an Schätzen ein gewiſſes Unheil klebe, welches früher oder ſpäter über den Beſitzer kommen müſſe. Nachdem er dieſe Aengſtlichkeit als abergläubiſch beſiegt, grübelte er über Alles, was er mit den Bankozetteln in Verbindung bringen konnte, und kam endlich zu einer Reihe von Folgerungen und Reſultaten, die er der Großmutter nicht glaubte vorenthalten zu dürfen. Ihr dieſelben in zuſammenhängender Rede auseinanderzuſetzen, war er nicht der Mann, aber ſtückweiſe raunte er ihr ſeine Entdeckungen und Betrachtungen zu, die ſich nach und nach in ihrem Geiſte zu folgenden Ergebniſſen ſammelten: Nunmehr erfreuen wir uns ſeit mehr als zwölf Jahren des ſchönſten Friedens. Wozu braucht der Kaiſer das viele Geld, das wir heute gerade ſo ſteuern müſſen, wie in den ſchlimmſten Kriegszeiten? Ein Kaiſer kann doch nicht einen Bankerott auf ewige Zeiten machen! Er ſammelt und ſammelt und wartet, bis er, die ungeheure Summe zu den Millionen ſchlagend, die er aus Frankreich als Kriegsentſchädigung mitgebracht, eines ſchönen Tages, etwa an ſeinem Geburtstage oder vielleicht am Jahrestage des Finanzpatentes, ſeinen Gläubigern zurufen kann: Da habt ihr euer Geld, und zwar nicht nur das

Kapital, ſondern noch die Zinſen und die Zinſen von den Zinſen. Alle Welt ſang ja das Lied vom „guten Kaiſer Franz.“ Wo wäre die Güte, wenn er nicht ſo handelte, wie es der Schulmeiſter ausgeſonnen und ſie, die Großmutter, hoffte?

Dieſe Hoffnung wuchs im Stillen und wurde beinahe zur Gewißheit, als das arge Hungerjahr 1829 hereinbrach, und zwar aus vielen Gründen. Der erſte Grund war, daß die Großmutter in dieſem Jahre das Geld beſonders brauchte, weil es die Mitgenießer ihres Backofens brauchten, und weil deren Zahl von Tag zu Tag in erſchreckender Weiſe anwuchs. Den zweiten Grund bildete unſere Schweſter Lenchen, die nicht mehr Roſa von Tannenburg beſuchen wollte, auch nicht mehr Chriſtoph Schmids Geſchichten las, ſondern Auguſt v. Lafontaine's Romane, und anſtatt Roſa von Tannenburg nunmehr Roſa, die Geliebte des „Sonderlings“ Hermann Burkhardt, ſehnlichſt kennen zu lernen wünſchte, um ſich mit ihr über Liebe und dahin Einſchlägiges zu beſprechen. Großmutter und Enkelin waren ſtillſchweigend darüber einig, daß ein gewiſſer junger Bergbeamter einen vortrefflichen Ehemann abgeben würde; aber gerade weil er ein Beamter war, brauchte er Geld, recht viel Geld, und an Baarem war, wenn ſich Kaiſer Franz nicht bald beſann, wenig vorhanden. Und zu all Dem kam ein alter Finanzverwalter, der ſich in dem Hungerjahre ſeiner uralten Freundſchaft mit meinem Großvater plötzlich erinnerte und beinahe alltäglich trotz ſeiner achtundſiebzigjährigen Beine den langen Weg aus der Stadt ins Dorf zurücklegte, um den Nachmittag neben meinem Großvater auf der Bank zu ſitzen, von alten Zeiten zu ſprechen und — einen halben Laib Brod zu verzehren. Die Großeltern kannten ſehr wohl die Reiſezwecke des alten Sandrath, und er machte kein Geheimniß daraus, indem er dem Brode, obwohl es in dieſem Jahre etwas dunkler ausfiel als ſonſt, weidlich zuſprach und auch das Gläschen Slibowitz, das daneben ſtand, nicht verſchmähte. Er kam nicht allein. Seine alten Beine bedurften einer Antigone, und da die ſeinige nicht ſeine Tochter war, mußte ſie beſoldet werden. Ihr Sold beſtand in dem härteren Theile des Brodes, in der Rinde, die ſeine Zahnloſigkeit nicht bewältigen konnte. Antigone — mit ihrem hiſtoriſchen Namen Pepke, ſpäter Pepi und zuletzt Joſephine — war ein wunderſchönes Mädchen, trotz ihrer erſtaunlichen Magerkeit, welche ihre gewaltigen ſchwarzen Augen noch größer erſcheinen ließ — aber eine opferfähige Natur war ſie nicht. Das habe ich in ſpäteren Jahren ſelbſt erfahren, als ich ihr, meiner Zeit- und Altersgenoſſin, als Student in Prag wieder begegnete, wo ſie die ganze Studentenwelt in Aufruhr brachte, einen Profeſſor des römiſchen Rechtes heirathete, um ſich bald darauf von einem jungen Grafen, ſeinem Koſtgänger, entführen und ſich wieder dieſem von ſeinem Onkel in vormundſchaftlicher Entrüſtung über ſo dumme Jugendſtreiche entreißen zu laſſen. Mit dieſem Onkel, der ſo etwas wie Landtagsmarſchall war, ging ſie auf Reiſen, von denen er allein zurückkehrte. Man hat nie erfahren, wo ſie geblieben. Wahrſcheinlich durch die damals neue Oper: „Die Stumme von Portici“ angeregt, und weil man wußte, daß ſie mit ihm auch in Neapel geweſen, entſtand die Volksſage, daß ſie der alte Graf in einem Anfalle von Eiferſucht in den Veſuv geſtürzt. Mittlerweile aber ſtand die zu ſo großen Schickſalen Berufene noch ſehr beſcheiden als Antigone da, und wie ein hungriges Hündlein ließ ſie ihre Augen auf ihrem Herrn, dem alten Sandrath, ruhen, bis er die Worte ausſprach: „Pepke, da haſt du die Rinde!“ Mit beiden Händen fing ſie die zugeworfenen Biſſen auf. Der alte Sandrath bewies der Großmutter ſeine Dankbarkeit für Speiſe und Trank auf doppelte Weiſe, indem er mit ihr gegen Kaiſer Franz loszog, der ihn, wie er behauptete, viel zu früh penſionirt habe, und indem er andererſeits doch wieder auf ihren Sinn einging und verſicherte, Kaiſer Franz ſei ein guter Kaiſer, und auf ihre Hoffnungen, daß ein ſolcher guter Kaiſer doch endlich und bald ſeine Schulden bezahlen müſſe. Er rechnete es ihr aufs Genaueſte aus, welche ungeheuren Summen jetzt im Staatsſchatze liegen, und daß dieſe Summen mehr als hinreichend ſeien, ſämmtliche Staatsſchulden ſammt den Zinſen zu zahlen. Vielleicht war der alte Sandrath in dieſen Geſprächen während des Hungerjahres der erſte Erfinder des hiſtoriſchen, viel gebrauchten Wortes von den „unerſchöpflichen Hülfsquellen“ Oeſterreichs. Und da er ehemaliger Finanzverwalter war, warum ſollte ihm die Großmutter in Finanz-Angelegenheiten nicht aufs Wort glauben — zumal ſeine klaren, poſitiven, auf Sachkenntniß beruhenden, mit Zahlen beweiſenden Auseinanderſetzungen mit den Ahnungen und Viſionen des kindlichen Schulmeiſtergemüthes übereinſtimmten?

Immer kühner trat ſie mit ihren Hoffnungen ſelbſt vor dem Großvater hervor. Sie hatte den Muth, die Sache in ſeiner Gegenwart mit dem Finanzverwalter zu diskutiren, in der Abſicht, endlich auch den Ungläubigen zu bekehren. Oefter als ſonſt öffnete ſie die unterſte Lade der Kommode; die Pakete ſchwarzer Bankozettel wurden vom jahrelangen Staube der Verachtung gereinigt; von den zwanzigtauſend Gulden wurde als von einem Kapital geſprochen, auf das man ſich, Gott ſei Dank, noch verlaſſen könne, und bald war nur noch von einem Kapital von vierzigtauſend die Rede. Der Freibauer wurde zu wiederholten Malen an ſein Verſprechen, den Hendrichshof zum Ankaufspreiſe abzugeben, erinnert und Lenchen in ihren Hoffnungen auf den jungen Montaniſten beſtärkt.

Dem Großvater wurde die Sache nachgerade unheimlich; er fürchtete, daß ſich die Einbildungen in fixe Ideen verwandeln könnten, und er hatte ſeine Alte zu lieb, um ſie gerne verrückt zu ſehen. Endlich riß ſeine Geduld, er wurde arg böſe, hob ſeinen Stock in den krummen Fingern hoch in die Luft und ſtieß die fürchterlichſten Drohungen und Läſterungen aus. Die ſchwarzen Bankozettel nannte er einen werthloſen Plunder, der ins Feuer gehöre. Der Finanzverwalter, der der Alten für Brod und Slibowitz nach dem Munde rede, ſolle ihm nicht mehr ins Haus kommen, und den alten Narren von Schulmeiſter wolle er zu allen Teufeln jagen. Der Schulmeiſter zitterte. Die ſchwarzen Bankozettel ein werthloſer Plunder? Das war Läſterung. Sie ins Feuer werfen? Das war eine Barbarei, ein Verbrechen an der Familie, an der Menſchheit. Er hatte ſich mit ihnen ſo identifizirt, daß er zu ihnen, ſie zu ihm, ja ihm gehörten. Es war ihm, als hätte er die Pflicht, ſie zu retten, wenigſtens zu beſchützen gegen die neroniſche Wuth des Alten. Stundenlang ging er wie eine Schildwache vor der Kommode auf und ab oder ſaß er da, immer das Auge auf die unterſte Lade geheftet. Manchmal fielen ihm die Lider im Halbſchlafe zu, dann wühlte er träumend in den geliebten Zetteln und war ſo unendlich reich und hatte ein Gefühl, wie er es nie empfunden. Bei hellerer, weniger dämmeriger Beſinnung ſagte er ſich, daß er ſie beſitzen möchte, ſelbſt wenn ſie wirklich nichts werth wären. Er hätte doch etwas, was einmal einen Werth gehabt hatte, vergangene zwanzig-, ja vierzigtauſend Gulden! Es war ihm, als verſchaffte er ſich damit eine glückliche, eine opulente Vergangenheit, und es muß ſo ſchön ſein, eine glückliche Vergangenheit zu haben. Ein werthloſer Plunder! Ins Feuer werfen! Wenn er ſich des werthloſen Plunders bemächtigte — wenn er ihn rettete! Gedanken zugleich verbrecheriſcher und heroiſcher Natur ſtiegen in dieſem Kopfe ohne Hinterkopf und mit rückwärts fliehender Stirne auf — Gedanken, die ihn verwirrten, wie Schlingen um ſeine Füße lagen und wie ſummende Mücken, die fortwährend zu ſtechen drohen, um ſeine Ohren, vor ſeinen Augen flogen. Er wurde noch ſchweigſamer, ſein Schritt noch tonloſer. Dabei dachte er an das Unheil, das an Schätzen haftet, und an das Glück der Armuth — und da tröſtete ihn wieder die Möglichkeit, daß die ſchwarzen Bankozettel keinen Kreuzer werth ſein und er trotz ihres Beſitzes ſo arm bleiben könnte wie vorher.

Da ging eine große Botſchaft durchs Land: der Kaiſer kommt nach Prag! Nun wird Alles gut. Was will der Kaiſer im Lande, wenn nicht der großen Noth abhelfen? Alle Muſikbanden und alle Schulkinder übten ein: „Gott erhalte Franz den Kaiſer, unſern guten Kaiſer Franz!“ Dann hieß es wieder: Der Kaiſer iſt in Prag! Dieſe Freudenbotſchaft wurde etwas gedämpft durch die daran gehängte, daß, als man beim Einzuge mit den Vivats auch „Brod! Brod!“ rief, der Kaiſer ein ſehr verdrießliches Geſicht machte und daß die Studenten, die mit unter den „Brod“-Rufern waren, unter die Soldaten geſteckt wurden. Letzteres erfuhren wir durch den jungen Montaniſten, der jetzt allabendlich kam und der unter jenen Studenten einen Bruder hatte. Lenchen und wir Alle waren mit ihm entrüſtet, denn wir betrachteten den armen, in den Soldatenrock geſteckten Studenten, der nach des Kaiſers ausdrücklicher Verfügung mit ſeinen Schickſalsgenoſſen niemals avanciren ſollte, bereits als unſeren Anverwandten. Der Montaniſt ſagte, daß er von dem kaiſerlichen Dienſte nichts mehr wiſſen und dem Kaiſer ſein Amt ſammt den hundertzwanzig Gulden Gehalt vor die Füße werfen wolle. Wir Kinder billigten ſeinen Entſchluß, obwohl wir für den Fall, daß der Kaiſer auch in unſere Gegend käme, ebenfalls „Gott erhalte Franz den Kaiſer“ einſtudirten. Wir, und ſpeziell Lenchen, waren mit dem Entſchluſſe um ſo mehr einverſtanden, als der Montaniſt meinte, daß er ohne Amt ſich anſtändig werde ernähren und Lenchen heirathen können, was, wenn er das kaiſerliche Brod zu eſſen fortfahre, erſt möglich wäre, wenn ſeine Braut einen grauen Zopf trüge. Lenchen wollte keinen grauen Zopf tragen, und für uns hatte der Gedanke auch viel Abſtoßendes.

Die Großmutter war in einem ganz anderen Fahrwaſſer. Bei der erſten Nachricht von der Reiſe des Kaiſers ſenkte ſie ſinnend den Kopf und verharrte in dieſer Haltung bis zu der anderen Nachricht von der Ankunft in Prag. Jetzt erhob ſie den Kopf und enthüllte offen ihre Pläne. Nach Prag wollte ſie, Audienz nehmen, vor den Kaiſer treten und die Schuld eintreiben. Lenchen ſollte mit und in einer Hand einen Blumenſtrauß tragen, in der andern einen zierlichen Korb mit den ſchwarzen Bankozetteln drin. Das ganze Haus gerieth in Aufruhr. Trotz ſeines Podagra's rannte beinahe der Großvater durch die Stube; er lachte und tobte abwechſelnd; er meinte, nur noch Einen Schritt, und die Alte ſei wirklich und wahrhaftig verrückt. Sie dürfe ihm nicht mehr ins Haus, wenn ſie einmal dieſe Thorheit begehe und ihn und die ganze Familie lächerlich mache. Er warnte ſie auch, daß man ſie in Prag leicht als eine Verrückte betrachten und ins Narrenhaus ſperren könnte; der Freibauer, den der Großvater zu Hülfe gerufen hatte, rieth ihr mit ſeinem Spott, ſich, wenn Kaiſer Franz ſie abſchlägig beſcheiden ſollte, an deſſen Oheim, den Kaiſer Joſef, zu wenden, der doch, nach der Behauptung der Bauern, auch noch lebe. „Gerade ſo wie die ſchwarzen Bankozettel,“ fügte er lächelnd hinzu. Der Montaniſt war außer ſich. Lenchen ſollte nicht zu Hofe, er habe in ſeinem Leben ſchon viel zu viel Schlimmes vom Hofe und von den Hofleuten gehört. Das ſei eine gräuliche Verderbniß, mit der ein tugendhaftes Landmädchen auch nicht für die Zeit einer halben Stunde in Berührung kommen dürfe. Wer zu Hof gehe, verliere die halbe Seele. Er möchte aus der Haut fahren bei dem Gedanken, wie die alten Sünder mit den vielen Orden auf der Bruſt Lenchen anſehen und ſie vielleicht am Kinn faſſen werden; er ſeinerſeits werde nie ein Mädchen heirathen, das Hofluſt geathmet. Lenchen wollte ihren Bräutigam um keinen Preis verlieren, weinte und ſträubte ſich nach Kräften gegen die Reiſe. Aber die Großmutter ſtand wie ein Fels im Meer. Die Alle würden ſchon anders reden, wenn die Sache erſt durchgeführt ſei, wenn ſie ſo zwiſchen zwanzig- und vierzigtauſend Gulden in klingender Münze, oder wenigſtens eine ganz friſche Schuldverſchreibung auf höchſtens drei Monate mit der eigenhändigen Unterſchrift des Kaiſers heimbringe. Dann werde ſie die kluge, muthige, große Frau ſein, die für ihre Familie zu ſorgen wiſſe, und im ganzen Lande werde man von der merkwürdigen Frau Hendrich erzählen. Was der Alte vom Narrenthurm ſage, das könne ſie nicht abſchrecken, im Gegentheil nur ermuthigen, denn von jeher habe man die Leute, die Großes und Neues erſannen, für Narren gehalten, bis zu dem Momente, da ſie es durchſetzten. Mit unerſchütterlicher Ruhe ging ſie an die Vorbereitungen zur Reiſe; die glänzendſten Stücke aus ihrer und Lenchens Garderobe wurden hervorgeholt und neu aufgeputzt. Nur der Schulmeiſter fehlte in dieſen ſtürmiſchen Tagen; er war unſichtbar geworden, wie ſehr ſich auch die Großmutter bemühte, ihn aufzufinden, da ſie das Bedürfniß fühlte, mit ihm die Rede zu komponiren, die ſie dem Kaiſer vortragen wollte. Sie fand es feig und treulos von ihm, ſich in ſo wichtigen Momenten zu verſtecken, und ſie ſetzte voraus, daß er den Zorn des Großvaters floh, welcher ihm die Ehre erwies, ihn für den Urheber des ganzen Planes zu halten.

Ach, es ſollte ſich bald zeigen, daß es ſich anders verhielt.

Man war am Vorabende der Abreiſe; alle Vorbereitungen waren getroffen, der Großvater, bereits müde des Widerſtandes, ſaß brummend in ſeinem Seſſel; Lenchen ging gebeugten Hauptes durchs Haus; wir Brüder machten bunte Schleifen, die den Pferden an Zaum und Zügel genäht werden ſollten. Es war nichts Anderes mehr zu thun, als die ſchwarzen Bankozettel zum letzten Male vom Staube zu reinigen und in Pakete von je tauſend zu binden. Am Liebſten hätte dieß die Großmutter in Abweſenheit ihres Mannes gethan, aber er rührte ſich heute nicht aus der Stube. So nahm ſie ihren Muth zum letzten Male zuſammen, zog den Schlüſſel aus der Taſche, ſchob ihn ins Schloß und öffnete mit entſchloſſenem Zuge die Lade.

Es war ein ſchrecklicher Moment. Die Großmutter ſtieß einen ſolchen Schrei aus, daß wir ihr Alle entſetzt die Köpfe zuwendeten und eine halbe Stunde ſpäter neben ihr an der Lade ſtanden — trotz ſeines Podagra's auch der Großvater. Wir folgten ihren entſetzten Blicken und ſahen, was ſie ſah: einen leeren, einen ganz und gar leeren Raum. Die ſchwarzen Bankozettel, die daſelbſt beinahe zwanzig Jahre geſchlummert hatten, waren verſchwunden, bis auf den letzten verſchwunden. Wie eine Bildſäule ſtand die Großmutter da und wir Kinder rechts und links von ihr wie die Niobiden. Sie bot einen erbarmungswerthen Anblick, und Lenchen, die ſich in den letzten Tagen im Weinen geübt, brach, wie ſie ihr ins Geſicht ſah, in Thränen aus. Ihr Mund war halb geöffnet, und ihre Hände hingen mit verſchränkten Fingern herab, während ſich ihr Leib über die leere Lade herabbeugte. Es war Gefahr vorhanden, daß ſie vornüber und mit dem Kopf an die Kommode ſtürzte, da ſie endlich leiſe zu ſchwanken anfing. Wir faßten ſie unter den Armen und zogen ſie in den Lehnſtuhl des Großvaters, ſoweit als möglich fort von dem betrübenden Schauſpiel der Leerheit. Ein flehender und fragender Blick erhob ſich gegen den Großvater; dieſer aber ſtand ſelbſt ſo erſchüttert da, und ſeine ganze Haltung verrieth ein ſo tiefes Mitleid mit der armen getäuſchten Frau, daß der Verdacht, der in ihr aufgeſtiegen war, ſchnell wieder entwich, um vollkommener Hoffnungsloſigkeit Platz zu machen. Sie war ganz gebrochen; es fiel ihr nicht einmal ein, nach dem verlorenen Schatze ſuchen zu wollen. Der Großvater, der ernſtlich für ſie beſorgt wurde, that es ſelbſt. Sämmtliche Dienſtboten wurden zitirt und in ein ſtrenges Verhör genommen; die Großmutter folgte ihren Ausſagen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, obwohl ſie, wie man es dem Ausdrucke ihres Geſichtes anſehen konnte, keinen derſelben für den Dieb hielt. Mit einem freundlichen Kopfnicken, als ob ſie ihn für das Verhör um Verzeihung bitten wollte, entließ ſie jeden Einzelnen. Aber nicht ohne Demüthigung, denn Jeder, bis auf den Letzten, erklärte, daß er von den ſchwarzen Bankozetteln in der Kommode wohl gewußt, daß er aber auch gewußt, daß ſie nicht einen Kreuzer werth waren, und daß man ſich von jeher gewundert, wie eine ſo kluge Frau auf das werthloſe Papier ſo große Stücke halten konnte. Das wiſſe doch jeder Bauer, daß Kaiſer Franz von den alten Schulden nicht einen Heller bezahlen werde. Die Großmutter begleitete alle dieſe Reden mit einem ſtillen Kopfnicken, und als wir uns nach dem Verhöre erboten, das ganze Haus nebſt den Nebengebäuden in allen Winkeln und Verſtecken zu durchſuchen, verbot ſie uns Das mit einer heftig abwehrenden Geberde. Ebenſo verhielt ſie ſich gegen den Antrag des Großvaters, den Diebſtahl beim Amte anzuzeigen. Da war denn nichts mehr zu thun übrig:

wir ſetzten uns ſchweigend um die Großmutter herum und warteten, bis ſie ſich erholt haben würde. Das dauerte nicht lange. Kaum eine halbe Stunde nach vollendetem Verhöre erhob ſie ſich plötzlich, ſtreckte ſich und ging hin, um ihre und Lenchens Kleider in die Garderobe zu tragen, und dann in die Küche, um das Mittageſſen zu beſtellen. Sie that ihr Tagewerk wie ſonſt, nur ſtiller, nur indem ſie das Nothwendigſte ſprach — und dieſes Verhalten hatte vielleicht darin ſeinen Grund, daß ſie das Zittern ihrer Stimme, das auch noch am nächſten Tage hörbar war, verbergen wollte. Der Großvater ließ ſie nicht aus den Augen, ſo beſorgt war er um die Alte, und Lenchen folgte ihr auf Schritt und Tritt. Ueberhaupt lag eine Atmoſphäre auf dem Hauſe, als ob ein Kranker darin wäre. Die Großmutter bemerkte Das, lächelte, erhob wieder ihre Stimme, und es wäre Alles wie ſonſt geweſen, wenn ſie nicht doch von Zeit zu Zeit in ſtilles Brüten verſunken wäre, und wenn nicht das Geheimniß, wie die ſchwarzen Bankozettel verſchwunden, auf die Geiſter gedrückt hätte.

Auch die Löſung dieſes Geheimniſſes erſchien nach ungefähr einer Woche, und zwar in traurigſter Geſtalt, in der Geſtalt des Schulmeiſters, der womöglich noch magerer geworden und mehr einem Geiſte, einem Geſpenſte, als einem lebenden Weſen glich. Wir ſaßen in der großen Stube zuſammen und freuten uns der alten Heiterkeit unſerer Großmutter, als er plötzlich mitten unter uns ſtand, als wäre er aus einer Theaterverſenkung aufgetaucht. In dem einen Schoße ſeines Rockes, den er wie eine aufgehobene Schürze mit beiden Händen hielt, trug er die ſchwarzen Bankozettel, die chaotiſch unter einander lagen und zerknittert waren, als hätten ſie nicht zwanzig unberührte Jahre hinter ſich, ſondern als kehrten ſie nach langer Zirkulation dahin zurück, wohin zurückzukehren ſie nicht beſtimmt waren. Er warf erſt ſie, dann ſich zu Füßen der Großmutter und ſtammelte etwas von Raub, Diebſtahl, werthloſem Plunder, ins Feuer werfen, von Schatz und Unheil und alten Sagen. Die Großmutter bückte ſich nicht einmal, um die ſchwarzen Bankozettel aufzuheben. Der Kaiſer hatte zu Prag wieder verlaſſen, und ſie hätte ſie nicht aufgehoben, ſelbſt wenn er noch dageweſen, ſelbſt wenn er in unſer Dorf gekommen wäre. Sie hatte mehr Auge für die jämmerliche Geſtalt des Schulmeiſters, der ſich reumüthig zu ihren Füßen wand und zuletzt wie leblos liegen blieb. Er war offenbar aufs Aeußerſte erſchöpft. Nachdem man ihn durch Speiſe und Trank wieder etwas erfriſcht hatte, erfuhr man — denn er antwortete offenherzig auf alle Fragen — daß er mit ſeinem Schatze das Haus eigentlich gar nicht verlaſſen, daß er ſich mit ihm in einem Winkel der Scheune, hinter einem Heuhaufen verſteckt gehabt. Ein Papier-Midas, war er in Gefahr, dort auf ſeinem Schatze zu verhungern. Nur in der Nacht wagte er ſich einige Male heraus, um in den Nachbargärten von den Bäumen etwas Nahrung zu holen. Hunger und Gewiſſen trieben ihn gleich mächtig, der Großmutter ihren Schatz zurückzuſtellen. Er bot ſeine Hände dar, daß man ihn feſſele und den Gerichten überliefere, und tief beſchämt, vernichtet ſchlich er fort, als Dieſes nicht geſchah und er in Aller Blicken Verzeihung für ſein Verbrechen las. Der Großvater aber, nachdem er die Großmutter noch mit einem forſchenden Blicke angeſehen, gebot Otto, unſerem Jüngſten, die ſchwarzen Bankozettel zu ſammeln und in den Kamin zu werfen. Die Großmutter regte ſich nicht, und wir Alle ſahen ſchweigend, nicht ohne einige Erſchütterung zu, wie die Flamme die einſtigen Zwanzigtauſend ergriff und wie einzelne Zettel in der Luft tanzten gleich Schmetterlingen, die einen vom Rauche emporgetragen wurden in die Dunkelheiten des Rauchfanges, die anderen zurückſanken, um mit der Maſſe Aſche zu werden. Nach einer Minute war das ganze Opfer vollbracht — und die Großmutter ſprach in Zukunft wohl noch vom Finanzpatent, aber nie wieder von den ſchwarzen Bankzetteln.

Dieſe Finanzperiode war im Hauſe ein- für allemal abgethan. Dafür aber begann eine andere, gehaltvollere. Der Freibauer freute ſich, daß dieſe Thorheit überwunden ſei, und erklärte, daß er den Hendrichshof für den Fall, daß ſein Stefan nicht zurückkehren ſollte, für uns Kinder gekauft, daß wir ihn bis dahin zu Lehen bekommen und daß ihn der Montaniſt mit Lenchen für uns Alle bewirthſchaften ſolle. Da nun Stefan wirklich nicht mehr zurückkehrte und der Freibauer die Hoffnung auf ſeine Rückkehr, freilich erſt auf ſeinem Todtenbette, aufgab, kam nicht nur wieder der Hendrichshof, ſondern durch Teſtament auch das Gut des Freibauers an die Familie und damit weit mehr, als uns Kaiſer Franz mit Zins und Zinſeszinſen für die ſchwarzen Bankozettel hätte geben können. Der Freibauer war nicht der Erſte, der aus dem Kreiſe dieſer Alten ſchied; der Schulmeiſter hatte ſich lange vor ihm weggeſchlichen. Seit jenem Tage, da er den entwendeten Schatz zurückbrachte, war es ganz aus mit ihm; hätte er geſprochen, würde man vielleicht erfahren haben, daß es in ſeinem kleinen Kopfe nicht ganz richtig war; da er aber beharrlich ſchwieg, nur in der Einſamkeit lebte, uns auch ſeit lange nicht mehr zu unterrichten hatte, blieben die Vorgänge in ſeinem Gehirne ein Geheimniß, bis man ihn eines Tages in einem der ſtillſten Winkel des Speichers ausgeſtreckt fand, verſenkt und eingehüllt in das ewige Schweigen.

Seit der Großvater das große Autodafe angeſtellt und die ſchwarzen Bankozettel zum Feuertode verurtheilt, war es, als hätte der Dichter die Worte: „Unſer Schuldbuch ſei zerriſſen" nur mit Beziehung auf die Großmutter niedergeſchrieben. Wie ein Bach durch Wieſen, ſanft, wenn auch manche Mühle treibend, floß ihr Leben dahin, ruhevoll und thätig bis ans Ende. Sie ſah noch Urenkel, die ihr Lenchen gegeben, und ſterbend lächelte ſie, denn ſie ſtarb in den Mauern des altangeſtammten, zur Familie zurückgekehrten Hendrichshofs.

(1869.)

Eine Vermuthung.

Im Jahre 1832 wandelte in Paris jeder auf politiſchem Felde irgendwie bekannte Menſch, ſelbſt der unbedeutendſte, auf Fallthüren. War ſchon der Einheimiſche vogelfrei, um wie viel mehr mußte es der Fremde und erſt der Flüchtling ſein. Wer nicht in die Heimat zurückkehren oder in einen andern fremden Staat überſiedeln konnte, that ſehr klug, wenn er wenigſtens aufs Land ging. Die Zweckmäßigkeit einer ſolchen Reiſe erkennend, begab ich mich ins mittlere Frankreich, den eigentlichen Schauplatz der franzöſiſchen Geſchichte, bevor Frankreich zu jener Zentraliſation durchdrang, die es ſo ſtark und ſo öde macht. Das Orleannais, das Blaiſois, die Touraine, und wie all die inneren Landſchaften heißen, ſind in mancher Beziehung viel intereſſanter, als die Provinzen, die meiſt von Fremden beſucht werden und ſich deßhalb eines weiteren Rufes erfreuen. In dieſen findet man die Sprache Rabelais', die jene von den Klaſſikern und der Akademie dem Lande oktroyirte Sprache ſo ſehr an Reichthum, Kraft, Mannigfaltigkeit und Bildungsfähigkeit übertrifft, und lernt man jene Städte, Schlöſſer und Flüſſe kennen, welche auf jedem Blatt der Geſchichte bis auf Richelieu genannt werden. Die Natur, wenn auch milde und fruchtbar, iſt zwar etwas eintönig, dafür aber bietet die Architektur einen Reichthum und oft ſolche Anmuth der Formen, wie man ſie in dieſer Fülle nur in Italien wiederfindet. Ich darf wohl bloß die Schlöſſer von Blois, Chambord, Amboiſe, Pleſſis-La-Tour nennen, um an eine Reihe anderer zu erinnern, und die Städte Orleans, Alois, Tours, Anjou ꝛc., um das Andenken an tauſend entſcheidende Thaten, Verbrechen, Trauerſpiele, hie und da auch Luſt- und Schäferſpiele zu erwecken.

Ich war im Schloſſe von Blois eben aus dem Zimmer, in welchem Heinrich III. den gewaltigen Herzog von Guiſe durch Meuchelmörder fällen ließ, getreten, um die noch berühmtere „Salle des Etats“ zu betrachten, wo eben eine Ausſtellung von Provinzkunſtwerken ſtattfand, als ich in der Thür zu meiner größten und freudigſten Ueberraſchung Herrn v. S...y begegnete. Herr v. S...y war mir nur ein guter Bekannter, aber der intime Freund mehrerer meiner Freunde. Er freute ſich, einen Bekannten aus Paris zu finden und ſich in dier kritiſchen Zeit nach Dieſem oder Jenem erkundigen zu können, und nachdem er durch Schloß und Stadt meinen Cicerone gemacht, betrachtete er es als ſelbſtverſtändlich, ohne mir weiter davon zu ſprechen, daß ich nun mit ihm ſeinen Wagen beſteigen und auf einige Tage ſein oder vielmehr ſeiner Mutter Gaſt ſein ſolle. Das Gut ſeiner Mutter lag nur drei Stunden von Blois entfernt; von der Höhe des Schloſſes aus konnte man Haus und Garten ganz gut ſehen. Es zog mich magnetiſch an, da es mir längſt nicht mehr fremd war, da ich viel davon hatte erzählen hören und es im Schickſale meiner Freunde eine bedeutende Rolle ſpielte. Madame de S...y, die Mutter, hatte ich immer als eine merkwürdige und bedeutende, dabei ſehr gaſtliche und liebenswürdige Greiſin rühmen hören. Der Sohn brauchte alſo nicht lange in mich zu dringen; wir holten mein kleines Reiſegepäck, ſtiegen in den Wagen, fuhren über die Loire und durch eine lange Pappelallee beinahe ſchnurgerade dem Schlößchen zu.

Ich fand das Gut ſo ſchön, als man es mir geſchildert hatte: ein behaglich eingerichtetes Haus mit Möbeln aus der Zeit Ludwigs XV., Kunſtwerke aus derſelben und aus früheren Zeiten, eine reiche Bibliothek und einen weitläufigen Park, in deſſen altfranzöſiſchen Stil ſich hie und da beſſerer, moderner Geſchmack eingedrängt hatte — und, über all Das freundlich und gaſtlich waltend, eine alte franzöſiſche Dame voll Jugendlichkeit, Güte, Geiſt und unzähligen Geſchichten aus der Kaiſer- und Reſtaurationszeit — aus der Epoche der Loire-Armee, der Invaſion und Paul Louis Couriers, des großen Publiziſten, ihres Nachbars, den ſie perſönlich und genau gekannt hatte. Das ehemalige Gedränge von Künſtlern und Gelehrten, von denen ich mir das Landhaus nach den Erzählungen meiner Freunde immer bevölkert dachte, war freilich zerſtoben, vom Sturme des Schickſals und der Revolution auseinander geweht; aber man fühlte ſich in der Geſellſchaft der Dame und ihres ſehr gebildeten Sohnes behaglich genug. Am zweiten Abend kam noch der Pfarrer des benachbarten Dorfes, eine unſchuldige Seele, die ſich nur nach einem guten Nachteſſen ſehnte, hinzu und endlich ein ehemaliger Präfekt Karls X., der viele ſchnurrige Anekdoten, ſelbſt vom ſogenannten „weißen Schrecken", la terreur blanche, der Zeit der Prevotalgerichtshöfe, zu erzählen wußte.

Wir hatten gut geſpeist und ſaßen noch beim Loirewein, propre cru, unſerer Wirthin, den wir ſehr lobten, als ſich dieſe plötzlich zu mir wandte und ausrief: „Ah ça, wiſſen Sie, Monſieur H…, daß es nicht angenehm iſt, ſich von einer fünfzigjährigen Gewohnheit zu trennen?"

Ich war etwas verdutzt, denn ich verſtand Madame de S…y nicht. — „Pardon, Madame, was wollen Sie ſagen?"

„Ich will ſagen," antwortete ſie, „daß Sie mir meine ganze Vorſtellung von den Deutſchen, wie ich ſie ſeit fünfzig Jahren mit mir herumtrage, von unten bis oben über den Haufen werfen. Sie widerſprechen mit Ihrem ganzen Weſen allen Ideen, die ich mir bis auf den heutigen Tag von Ihren Landsleuten machte. Sind Sie eine Ausnahme? oder hat Sie ſchon Paris ſo ſehr verändert?"

„Ja, Madame, ich muß erſt wiſſen, wie Sie ſich denn eigentlich einen Deutſchen vorſtellten?"

„Ein Deutſcher," antwortete Madame de S…y, gutmüthig lächelnd, „war für mich immer etwas ganz Außerordentliches, Sonderbares — wie ſoll ich ſagen? — etwas Phantaſtiſches, das anderen Menſchen nicht gleicht."

„Ah, Madame," rief ich lachend, „ich begreife! Hoffmann, les contes de Hoffmann! Sie haben Loewe-Weimars Ueberſetzung der Hoffmanniſchen Geſchichten geleſen, und ſeitdem iſt Ihnen, wie jedem Franzoſen, jeder Deutſcher ein Kapellmeiſter Kreisler, wenn nicht ein Nußknacker oder ein Mauſekönig. Die Franzoſen kennen ja Deutſchland aus dieſem vortrefflichen ethnographiſchen Werke! — Nicht wahr, Madame, ſagt man Deutſcher, ſo ſagt man: Nebel, Traum, Wolken — Das iſt ja jeden Tag in franzöſiſchen Zeitungen und Büchern zu leſen."

„Allons donc, nicht ſo hitzig," ſagte Madame beſchwichtigend — „ich habe meine Vorſtellung von den Deutſchen nicht aus Hoffmann und nicht aus den Zeitungen, die ich nicht leſe, ſondern aus der Erfahrung — oder, wenn Sie wollen, von einem einzigen Eindruck her, der freilich ein Eindruck der Kindheit war und deßhalb deſto tiefer gedrungen iſt. Ich habe einmal einen merkwürdigen Deutſchen kennen gelernt —"

Nach einigem Hin- und Herreden, das mich neugierig machte, erzählte Madame de S...v auf meine Bitte, wie folgt:

„Es war zu Anfang dieſes Jahrhunderts, alſo vor ungefähr fünfzig Jahren. Ich bewohnte dieſes ſelbe Haus mit meinem Vater und war ein Kind von vierzehn oder fünfzehn Jahren. Eines Tages bemerkte ich von der Höhe unſeres Balkones aus einen Mann, der, wie es ſchien, zwecklos auf der Ebene umherirrte, oft querfeldein ging, ohne doch etwas zu ſuchen oder einem gewiſſen Ziele entgegen zu gehen. Zu wiederholten Malen kam er auf dieſelben Stellen zurück, ohne es zu bemerken. Am ſelben Nachmittage, auf einem Spaziergange, begegnete ich ihm; aber er ging in Gedanken vertieft an mir vorüber, ohne mich zu ſehen, und als er mir einige Minuten ſpäter, bei einer Biegung, wieder im Wege ſtand, ſah er unverwandten Blickes und mit einer unausſprechlichen Sehnſucht in die Ferne. Jede andere Erſcheinung, die mir in dieſer Weiſe begegnet wäre, hätte mich damals in meiner mädchenhaften Albernheit außerordentlich erſchreckt; ich wäre vor ihr nach Hauſe geflohen, um mich hinter meinem Vater zu verſtecken. Dieſer Fremde hingegen erfüllte mich mit einer Art von Mitleiden, die ich mir nicht erklären konnte. Es war nicht das Mitleid, das man mit einem Armen, Hülfsbedürftigen empfindet, obwohl er hülfsbedürftig genug ausſah, denn ſeine Kleider waren in arger Unordnung, ungeputzt und hie und da ſogar zerriſſen. Es war ein gewiſſer edler Ausdruck des Schmerzes und dabei ein Ausſehen, als wäre er mit ſeinem Geiſte abweſend, irgendwo bei geliebten Perſonen in weiter Ferne, die bei ſeinem Anblick das Herz, wenigſtens ein mädchenhaftes Herz, mit Mitleid und Sympathie erfüllten. Abends erzählte ich meinem Vater von dem Fremden. Er meinte, es werde wohl einer der zahlreichen Kriegs- oder politiſchen Gefangenen ſein, die man halb und halb auf freiem Fuß und auf Ehrenwort in den innern Provinzen Frankreichs leben ließ.

„Tags darauf ſah ich den ſonderbaren Fremden wieder wie am erſten Tage durch die Felder irren und endlich ſogar in unſern Park eintreten, welcher der Straße zu offen war. Er ſah ſich verwundert um und ſchien ſich in dieſer Umgebung bald zu behagen. Der große Raſenplatz in der Mitte, den Sie kennen, war damals nicht da; an ſeiner Stelle befand ſich ein großes, mit einer hohen Baluſtrade eingefaßtes Waſſerbecken, und auf dieſer Baluſtrade rings um das Waſſerbecken ſtand eine Geſellſchaft von vierundzwanzig großen und kleinen griechiſchen Gottheiten, meiſt Kopien antiker Statuen oder anderer aus dem ſechzehnten Jahrhundert. In der Mitte des Beckens, auf einem künſtlichen Felſen, ſtand der Neptun des Giovanni de Bologna. Als der Fremde dieſe Göttergeſellſchaft erblickte, eilte er ihr mit großen Schritten, in freudigſter Begeiſterung entgegen. Er hob die Arme in die Höhe, wie anbetend, und vom Zimmer aus ſchien es uns, als ob er in der That zu ſeinen enthuſiaſtiſchen Bewegungen entſprechende Worte ausriefe. Dann ging er rings um das Becken von einer Statue zur andern, immer mit dem Ausdrucke eines

Kenners oder wenigſtens eines Kunſtliebhabers, und mein Vater wollte bemerken, daß er ſich vor der ſchönſten am Längſten aufhielt. Mir machte es das größte Vergnügen, dieſes Schauſpiel zu belauſchen, und auch meinen Vater ſchien es zu unterhalten. ‚C'est quelque original!' wiederholte er mehrere Male, während wir den Fremden beobachteten.

„Sehr ärgerlich wurde ich, als ich in meinem Vergnügen durch den garde champêtre geſtört wurde. Dieſer, der auch den Park meines Vaters zu bewachen hatte, ſtürzte plötzlich herein und auf den Fremden los, dem er, wie wir aus den Geberden erkennen konnten, bedeutete, daß Dieß Privateigenthum ſei und daß er ſich zu entfernen habe. Der Fremde aber lächelte, kehrte ihm den Rücken und ging zu einer andern Statue. Der Flurſchütz folgte ihm und beſtürmte ihn mit Reden, die immer heftiger wurden, je weniger er darauf achtete. Endlich faßte ihn der Mann in ſeinem polizeilichen Eifer am Arme, um ihn mit Gewalt aus dem Parke zu ziehen. Mein Vater war ein einflußreicher Mann im Departement, ein Freund des Präfekten und hätte ſelbſt Präfekt ſein können, daher der Eifer der untergeordneten Beamten, ſich ihm dienſtfertig zu zeigen. Aber mit ſolcher groben Dienſtfertigkeit war ihm nicht gedient. Beim Anblick jener Gewaltſamkeit eilte er ſogleich hinaus, und ich folgte ihm. Er verwies dem Wächter ſeine Art, ſchickte ihn fort und ſagte zum Fremden, daß er ſich nur nach Muße im Parke umſehen ſolle.

„Dieſer, der die Derbheit des garde champêtre kaum bemerkt hatte, wandte ſich ſogleich zu meinem Vater und ſagte lächelnd: ‚Die Götter ſind keines Menſchen Eigenthum, ſie gehören der Welt, und wenn ſie uns lächeln, gehören wir ihnen. Sehen Sie dieſe Aglaja, wie ſie mich anlächelt und mich gefangen nimmt; ſie lächelt nicht ihrem Beſitzer allein.'

„‚Es iſt eine Pomona,' berichtigte mein Vater.

„‚Nein, es iſt eine Aglaja,' erwiderte der Fremde mit Beſtimmtheit und fuhr gleich fort: ‚Das Waſſer hier ſollte klarer ſein, wie das Waſſer des Cephiſſus oder die Fluth des Erechtheus auf der Akropolis. Es iſt der klaren Götter nicht würdig, ſich in dunklerem Spiegel zu ſehen — aber,‘ fügte er ſeufzend hinzu — ‚wir ſind nicht in Griechenland.‘

„‚Sind Sie vielleicht ein Grieche?‘ fragte mein Vater halb im Ernſt, halb im Scherz.

„‚Nein! — im Gegentheil, ich bin ein Deutſcher!‘ ſeufzte der Fremde.

„‚Im Gegentheil?‘ wiederholte mein Vater — ‚iſt der Deutſche das Gegentheil des Griechen?‘

„‚Ja!‘ antwortete der Deutſche kurz und ſetzte nach einiger Zeit hinzu — ‚wir ſind es Alle! Sie, der Franzoſe, ſind es auch, der Engländer, Ihr Feind, iſt es auch — wir ſind es Alle!‘

„Dann ganz meinem Vater zugewandt, ſprach er noch viel, deſſen ich mich nicht erinnere; auch des Andern, das ich eben mitgetheilt habe, würde ich mich wohl nicht ſo deutlich erinnern, wenn es nicht ſpäter in unſerem Hauſe oft wiederholt worden wäre. So oft mein Vater nach dieſer Zeit das Waſſerbecken zu reinigen befahl, pflegte er ſcherzend hinzuzufügen: das Waſſer muß klar ſein, wie das Waſſer des Cephiſſus oder die Fluth des Erechtheus auf der Akropolis u. ſ. w. Auch verſtand ich nicht Alles, was der Fremde ſagte, abgeſehen vom Sinne ſeiner Worte; denn er ſprach ein ſehr ſchlechtes Franzöſiſch, mit einem höchſt entſtellenden Accent, der mir viele Worte ganz unkenntlich machte. Meine Tante, die mich erzog, kam hinzu, und ich erinnere mich, wie ihr, die bei den Reden des Fremden große Augen machte, mein Vater zuflüſterte: ‚Es iſt ein Deutſcher, ein Original!‘

„Aber das Original gefiel uns Allen ſehr. Er war nicht ſchön und ſah früh gealtert aus, obwohl er nicht mehr als dreißig Jahre gehabt haben mochte, aber er hatte ein glühendes und doch ſanftes Auge, eben ſo einen energiſchen, doch milden Mund; auch ſah man ihm an, daß ſeine ſehr herabgekommene Kleidung zu ſeinem Stande oder ſeiner Bildung nicht im Verhältniſſe ſtehe. Ich freute mich ſehr, als ihn mein Vater einlud, uns ins Haus zu folgen. Er nahm die Einladung ohne

Ceremonie an und ging mit uns, immer ſprechend, und legte im Gehen von Zeit zu Zeit die Hand auf meinen Kopf, was mich etwas erſchreckte und mir doch ſehr gefiel. Mein Vater intereſſirte ſich offenbar für den Fremden und hatte Luſt, ſeine eigenthümlichen Reden noch lange anzuhören, aber im Salon angekommen, war er ſehr enttäuſcht. Der Fremde ging geraden Weges auf ein Sopha los, ſagte: ‚Ich bin müde,‘ murmelte noch einige unverſtändliche Worte, ſtreckte ſich aus, ſchloß die Augen und entſchlief ſogleich.

„Wir ſtanden da und ſahen einander erſtaunt an. ‚Er iſt verrückt,‘ liſpelte meine Tante, aber mein Vater ſchüttelte den Kopf und ſagte: ‚Es iſt ein Original; er gefällt mir; er iſt ein Deutſcher.‘

„Der Papa ſchickte den Bedienten mit dem beſtellten Weine wieder zurück, und wir verließen den Salon, um den Fremden, der in der That ſehr müde ſchien, allein und ſeiner Ruhe zu laſſen. Ich ſah von Zeit zu Zeit durchs Fenſter; er ſchlief unausgeſetzt, bis gegen Abend. Als er erwachte, lud ihn mein Vater zu Tiſche. Er freute ſich ſehr an unſerm Weine und wurde ſehr heiter. Er erzählte Vielerlei aus Deutſchland und aus dem ſüdlichen Frankreich, und ich erinnere mich, daß er uns, trotz der Unbehülflichkeit ſeiner franzöſiſchen Sprache, eine pompöſe und höchſt poetiſche Beſchreibung des Meeres machte, das er bei Bordeaux geſehen hatte. Manchmal brach er mitten in ſeinen Erzählungen ab, als ob er fürchtete, daß er, fortfahrend, an unangenehme Punkte in ſeiner eigenen Lebensgeſchichte gelangen könnte. Meine Tante, wie ſie ihn ſo ſprechen hörte, bekehrte ſich zu der Anſicht meines Vaters, daß wir hier nicht einen Verrückten, ſondern ein ‚Original‘ zu Gaſte hatten, und horchte ihm mit immer wachſender Theilnahme. Sie fand, daß Alles, was er ſagte, ſehr viel Wahres enthalte und manchmal ſogar eine große Tiefe des Geiſtes verrathe. Das Unverſtändliche ſetzte ſie auf Rechnung ſeiner ſchlechten Ausſprache und der Mangelhaftigkeit ſeiner Kenntniß des Franzöſiſchen. Meine Tante war fromm und liebte es, über metaphyſiſche Gegenſtände zu philoſophiren, was ſie ‚philoſophiren‘ nannte, und ſo lenkte ſie das Geſpräch auch auf ſolche Texte. Da ſagte er ſonderbare Sachen, ohne ſich auf ihre Bibelſtellen weiter einzulaſſen. Ich erinnere mich des Inhalts einer langen Rede, da ſich die Tante dieſelbe am folgenden Tage in ihr Album ſchrieb und ich ſie ſpäter öfter leſen konnte. Der Inhalt war ungefähr folgender: ‚Dieß iſt die Unſterblichkeit. Alles Gute, was wir ſchön denken, wird zu einem Genius, der uns nicht mehr verläßt und uns unſichtbar, aber in ſchönſter Geſtalt durchs ganze Leben begleitet, bis ans Grab. Von unſerm Grabhügel aus nimmt er ſeinen Flug und geſellt ſich zu den Heeren der Genien, die ſchon die Welt erfüllen und an ihrer Vollendung und Verklärung weiter bauen. Dieſe Genien ſind Geburten, oder, wenn Sie wollen, Theile unſerer Seele, und in dieſen Theilen iſt ſie allein unſterblich. Die großen Künſtler haben uns in ihren Werken die Abbilder ihrer Genien hinterlaſſen, aber es ſind nicht die Genien ſelbſt. Es iſt nur ihre Abſpiegelung im Dunſtkreis unſerer Erde, wie ſich die Sonne im See, nein, im Nebel, wiederſpiegelt. Die ſchönen Götter Griechenlands ſind ſolche Abbilder der ſchönſten Gedanken eines ganzen Volkes. — So iſt es mit der Unſterblichkeit beſchaffen.‘

„Meine Tante, die gern etwas über ihn ſelbſt erfahren hätte und immer das Geſpräch auf ihn zurückzuleiten ſuchte, fragte, vielleicht auch nur, um etwas zu ſagen: ‚Glauben Sie, daß Sie auf dieſe Weiſe unſterblich ſind?‘

„‚Ich?‘ fragte er barſch, ‚ich, der vor Ihnen ſitzt? Nein! Ich denke nicht mehr ſchön. Das Ich, das vor zehn Jahren mein war, das iſt unſterblich — allerdings!‘ — Und ſich beſinnend, fügte er beſtätigend hinzu: ‚Ja, allerdings, jenes Ich iſt es.‘

„Mit all Dem wußten wir nichts von ihm, von ſeinem Schickſal — wir wußten nicht einmal ſeinen Namen. Mein Vater fragte ihn einmal nach ſeinem Namen, da legte er den Kopf in beide Hände und antwortete: ‚Ich werde ihn Ihnen morgen ſagen. Glauben Sie mir, es iſt mir manchmal ſchwer, mich meines Namens zu erinnern.‘

„Das war nun wieder ſeltſam, aber wir hatten uns wunderbar raſch an die Eigenthümlichkeit dieſes Mannes gewöhnt, daß wir Das alles ſo hinnahmen, als müßte es ſo ſein. Es fiel Keinem ein, dieſem Unbekannten, Geheimnißvollen gegenüber irgend ein Mißtrauen zu äußern, und trotz Allem verging uns der Abend in einer gehobenen Stimmung.

„‚Allerdings,‘ ſagte Papa zu der Tante, ‚glaube ich, daß dieſer Mann im Geiſte geſtört iſt, aber dieſer geſtörte Geiſt iſt edel und von Natur groß und tief.‘

„Was mich betrifft, ich betrachtete ihn wie einen Propheten, wie einen wohlthätigen Zauberer, und ich war ſehr glücklich, daß ihn mein Vater, da es ſchon ſpät war und er nicht die geringſte Miene machte, das Haus zu verlaſſen, einlud, bei uns zu übernachten. Meine Tante beeilte ſich, ihm ein Zimmer zurecht zu machen, denn ſie freute ſich, noch mit ihm philoſophiren zu können, und mein Vater nahm ſich vor, ihn morgen geradeheraus nach ſeinem Schickſal zu fragen, das ein ſehr unglückliches ſchien, und dann etwas für ihn zu thun — ihm auch, wie er meinte, in mancher Beziehung den Kopf zurecht zu ſetzen. Der Mann, ſagte er, habe ein bedeutendes Wiſſen, das man vielleicht noch nützlich verwenden könne.

„Aber die Nacht ſollte alle Pläne zunichte machen.

„Ungefähr eine Stunde nach Mitternacht weckte die hülferufende Stimme eines Bedienten, der eben von einem geheimen Ausflug zurückkehrte und ſich in ſeine Manſarde begeben wollte, das ganze Haus. Ich ſtürzte mit der Tante auf den Korridor, in demſelben Augenblicke, da auch mein Vater ſeine Thür öffnete. Nach dem erſten Ueberblick über den Korridor eilte der Vater auf uns zu und drängte uns wieder in die Schlafſtube zurück; doch hatte ich in einer halben Minute genug geſehen. Der Bediente lag auf der oberſten Treppe, von ſeiner Furcht niedergeworfen, vor ihm ſtand der Fremde im ſonderbarſten Anzuge. Er hatte das weiße Betttuch um den Leib geſchlagen, und da dieß ſein einziges Gewand war, hatte er etwas von einer griechiſchen Statue; in der linken Hand hielt er ein Licht, in der Rechten einen alten Degen, ein ſchönes Werk der Waffenſchmiedekunſt des ſechzehnten

Jahrhunderts, das meinem Vater gehörte und gewöhnlich in der Stube des Fremden hing. Mein Vater nahm ihm die Waffe ab und führte ihn in das Zimmer zurück, wo er ſich auf ſeinen Wunſch wieder ins Bett legte.

„Ich ſaß zitternd in meiner Stube neben der Tante, die Thränen vergoß. ‚Der arme Menſch,‘ ſeufzte ſie fortwährend, ‚er iſt wirklich wahnſinnig. Ach, wie Schade, wie Schade, um ſo viel Geiſt, ſo viel Wiſſen und ſo viel Güte. Ja gewiß, er iſt auch ſehr gut; ſelbſt ſein wahnſinniges Auge iſt noch voll Güte.‘ — So ſaßen wir da, bis der Papa eintrat und uns befahl, wieder zu Bette zu gehen; der Fremde liege im tiefſten Schlafe, und es ſei für dieſe Nacht gewiß nichts mehr zu befürchten. — ‚Welch ſonderbares Abenteuer,‘ ſagte mein Vater achſelzuckend, um ſein Mitleid mit dem Fremden, der ihm nicht minder gefiel als der Tante, zu verbergen.

„Als wir des Morgens erwachten, ging der Fremde ruhig, aber mit traurig geſenktem Kopfe im Parke umher. Die Tante wollte ihm folgen, aber mein Vater hielt ſie zurück. ‚Es iſt beſſer,‘ ſagte er, ‚man läßt ihn allein. Wenn er wieder kommt, will ich ſehen, was zu thun iſt.‘ — Er befahl uns auch, die Fenſter zu verlaſſen. Wenn der Fremde eine Erinnerung an den Anfall dieſer Nacht habe, müſſe es ihm nur unangenehm ſein, ſich beobachtet zu wiſſen.

„So ließen wir ihn allein. Er hielt ſich dießmal nicht bei den griechiſchen Göttern auf, ſondern ging langſamen Schrittes und offenbar ſehr niedergeſchlagen ins Dickicht. Ein Arbeiter berichtete, daß er ſich dort auf eine Bank gelegt habe. Da er aber durch Stunden nicht zum Vorſchein kam, ging mein Vater, um ihn aufzuſuchen. Er war nicht mehr im Parke. Vom Balkon und von den Fenſtern aus durchſpähten wir die Ebene — er war nirgends zu ſehen. Mein Vater ſtieg zu Pferde und durchkreuzte die ganze Gegend. Er war und blieb verſchwunden; wir haben ihn nie wieder geſehen.

„Dieß iſt die Geſchichte meines erſten Zuſammentreffens mit einem Deutſchen.“

„Aber,“ fügte die liebenswürdige alte Dame ihrer Geſchichte hinzu, indem ſie mich anſah — „aber Sie ſind ja ſehr nachdenklich geworden. Was iſt Ihnen?“

„Ich habe alle Urſache, nachdenklich zu ſein, Madame — ich kombinire, ich vergleiche die Daten, und ich glaube, Ihnen ſagen zu können, wen Sie vor einem halben Jahrhundert hier empfangen haben.“

„Nicht möglich,“ rief Madame de S…v, „reden Sie — Das wäre ja merkwürdig, daß ich Das noch erfahren ſollte.“

„Ich kann nur vermuthen,“ ſagte ich, „aber, wie geſagt, wenn ich die Daten vergleiche — leider habe ich kein Buch hier, in dem ich nachſchlagen könnte — in welchem Jahre ſagen Sie, war es, daß Sie den ſonderbaren Gaſt beherbergten?“

„Das kann ich nicht ſo genau beſtimmen; es war in den erſten Anfängen des Jahrhunderts — es wird in den Jahren Zwei oder Drei geweſen ſein.“

„Das trifft wohl zu, ſo viel ich mich erinnere. Ganz richtig. Sie nannten auch Bordeaux? Nicht wahr?“

„Ja wohl,“ rief Madame de S…v ungeduldig, „Sie ſpannen mich auf die Folter.“

„Ich vermuthe, daß Sie damals einen vortrefflichen, edlen deutſchen Dichter bei ſich beherbergten, Namens Friedrich Hölderlin.“

„Was ſagen Sie, Friedrich —?“

„Friedrich Hölderlin, der allerdings wahnſinnig war und halb wahnſinnig aus Bordeaux nach Deutſchland zurückkehrte. Doch kann ein Zufall um jene Zeit auch Jemand Anderen —“

„Nein, nein!“ rief Madame de S…v, „ich will nun nichts Anderes glauben, gewiß, es iſt ein edler Dichter geweſen. Erzählen Sie mir von ihm.“

Und ich erzählte die Geſchichte Friedrich Hölderlins, in demſelben Speiſeſaal, in dem er vor fünfzig Jahren — vielleicht zu Gaſt geweſen.

Sollte er es wirklich geweſen ſein?

Gleich und Gleich.

Dramatiſches Sprichwort in zwei Akten.

(Den Bühnen gegenüber Manuſkript.)

Perſonen.

Gräfin Valeria.
Mathilde, ihre Tochter.
Konſtanze, deren Gouvernante.
Baron v. Walden.
Lieutenant George v. Secking.

Ort der Handlung: Bibliotheks- und Studierzimmer der Gräfin Valeria. — Eine Mittelthüre, zwei Seitenthüren, links an der Thüre ein Fenſter. Im Vordergrunde rechts und links Schreibpulte. Im Hintergrunde ein Tiſch. Wände, Pulte, Alles voll Bücher und Papiere. An den Wänden Karten der alten Welt ꝛc.

Zeit der Handlung: von Mittag ungefähr, bis ſpät Abend.

Erſter Akt.

Erſte Szene.

Walden. George.

Walden. Nur hier herein. Fürchte nichts, du begegneſt jetzt keinem Menſchen. Da du dich nicht willſt vorſtellen laſſen, mußte ich dir wenigſtens vor deiner Abreiſe einmal das Haus zeigen, drin meine Freunde wohnen, darin ich ſo viele Stunden verbringe.

George. Schauderhaft, höchſt ſchauderhaft! Bücher, nichts als Bücher! Bücher im Veſtibüle, Bücher auf der Treppe, Bücher im Vorſaal, Bücher im Nebenſaal, Bücher hier.

Walden. Ja, Bücher überall! Das ganze Schloß iſt voll von Büchern. Schadet nichts, man kann hier doch glücklich ſein, ſehr glücklich. Setze dich (er ſetzt ſich ſelbſt an einen der Pulte), ich habe noch zu arbeiten. Es iſt zu arg, wie mich das Kind beſchäftigt. Da habe ich ſchon geſtern den ganzen Tag gearbeitet und werde mit dem Plane nicht fertig, und am Ende mache ich es ihr gewiß doch nicht recht.

George. Was will ſie denn?

Walden. Ich muß ihr eine neue chronologiſche Tafel machen, welche die ganze politiſche und Kulturgeſchichte umfaſſen ſoll. Alle Künſte und Wiſſenſchaften ſollen berückſichtigt ſein und einen Ueberblick über die gleichzeitige geiſtige Entwicklung aller Völker in allen Ländern und Epochen gewähren. Da gibt es ſo viele

Unterabtheilungen, daß ich den Stoff nicht bewältigen kann. Es iſt ſchrecklich, was mir das Kind zu ſchaffen macht! Jeden Augenblick hat ſie irgend einen ſolchen Einfall, und was ich ihr dann mit Müh und Noth zuſammenſtopple, iſt ihr nie gelehrt und gründlich genug.

George. Es muß ein wahrer Blauſtrumpf ſein, deine Gräfin Mathilde.

Walden. Gott bewahre! Es iſt wahr, ſie weiß zehnmal mehr, als ſonſt ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren zu wiſſen pflegt; aber von einem Blauſtrumpf iſt nicht die Rede. Sie iſt ſo einfach, ſo anſpruchslos, ſo ganz Natur! Aus jedem Worte, aus jeder Bewegung ſpricht das Kind des Waldes — denn ihre ganze Jugend iſt hier in dieſer Einſamkeit, in dieſem alten Jagdſchloß verfloſſen. Es iſt ein liebes, herziges Kind!

George. Alſo das liebe, herzige Kind iſt ſiebzehn Jahre alt?

Walden. Sechzehn Jahre, zehn Monate —

George. Ein ſchönes Alter für Kinder wie für Erwachſene. — Ein ſehr verführeriſches, kindliches Alter! Walden!

Walden. George?

George. Hm, hm!

Walden. Nun? Es ſcheint mir, daß du was ſagen willſt — heraus mit der Sprache!

George. Wirſt du auch nicht böſe ſein?

Walden. Gewiß nicht. — Du machſt mich neugierig.

George (herzlich). Sieh, Walden, du haſt mich ſo gut, ſo freundſchaftlich bei dir aufgenommen.

Walden. Lieber Freund, wie ſollte ich nicht? Biſt du nicht der Sohn jener vortrefflichen Frau, die in meiner früheſten Jugend ſo gütig gegen mich war wie eine Mutter? Ich betrachtete es als ein Zeichen der Fortdauer ihrer Güte, als ſie dich hierher zu mir ſchickte, um in meinem milden Thale deine Geneſung zu vollenden — und ich hätte dich nicht wie einen lieben Freund, ja, wie einen jüngeren Bruder aufnehmen ſollen? Und kamſt du mir nicht als ein braver Offizier, der ſich für ſein Vaterland geſchlagen? Und kamſt du nicht, um hier deine Wunden zu heilen, die du für eine gute Sache trägſt? Für wen hältſt du mich, George? Du beleidigſt mich, wenn du nicht glaubſt, daß du mir am erſten Tage ein lieber, alter Freund geweſen. Alſo ohne Rückhalt! Heraus mit der Sprache!

George. Du haſt Recht! Es iſt mir auch ſo, als ob wir ſeit Ewigkeiten Freunde wären — darum wirſt du mir ein unbeſcheidenes Wort verzeihen.

Walden. Sprich! — was es immer ſei.

George. Gut. — Seit ich bei dir wohne, ſehe ich dich mit dieſer Hyp— Hyp— wie heißt ſie?

Walden. Hypſipyle willſt du ſagen. So hat ſie die Mutter zu Ehren jener Königin von Lemnos genannt, welche die Griechen vor Troja verproviantirte. Nenne ſie lieber Mathilde, denn ſo heißt ſie eigentlich.

George. Alſo ich ſehe dich immer mit dieſer Gräfin Mathilde, mit dieſem ſiebzehnjährigen Kinde, beſchäftigt, und wie aus deinen Reden hervorgeht, haſt du dir nun ſeit beinahe ſechs Jahren eben ſo angelegentlich mit ihrer Ausbildung zu ſchaffen gemacht. Du haſt die halbe Welt geſehen, du haſt ſo viel erlebt und erfahren, aber der Lieblingsgegenſtand deines Geſpräches iſt immer dieſe Mathilde, Hypſipyle genannt. Ich glaube recht gerne, daß es ein liebes, gutes und kluges Geſchöpf iſt, aber —

Walden. Nun?

George. Ich glaube — ich muß annehmen —

Walden. Was?

George. Daß du ſie für dich erziehſt — daß du ſie heirathen willſt —

Walden. Ich heirathen? und Mathilden heirathen? Ha, ha, ha!

George. Durch ein bloßes Intereſſe für ein noch ſo liebes Kind läßt man ſich nicht ſo ganz und gar abſorbiren. Man macht ſich nicht aus einem freien Manne zu einem Stundengeber — und ich habe ſtets gehört, daß das Handwerk eines Stundengebers das betrübteſte von der Welt ſei. Und du biſt ganz und gar ein Sklave geworden. Iſt es mir doch nicht möglich, dich zum ſchönſten Ausfluge zu bewegen, wenn du an dem Tage deiner Mathilde eine Stunde zu geben haſt.

Walden. Das iſt leicht zu erklären. Es gibt einen pädagogiſchen Beruf, wie es andere Berufe gibt. Nicht alle Schulmeiſter werden aus Noth Schulmeiſter. Viele ſind es mit Leidenſchaft. Ich bin ein geborener Pädagog. Von früheſter Jugend an habe ich mit Leidenſchaft unterrichtet. Als Student war ich der freiwillige Hofmeiſter meines Hausmeiſters. Auf meinen Reiſen hinterließ ich überall Schüler. Die Tochter meines Pariſer Portiers iſt heute Geſellſchaftsdame und Vorleſerin einer Prinzeſſin, und Das dankt ſie meinem Unterricht. Ich bin ein geborner Schulmeiſter.

George. Warum biſt du dann nicht Profeſſor an irgend einer Univerſität geworden? Glaubſt du dieſe Stellung mit deinem altadeligen Namen unvereinbar?

Walden. Ah pah! Der wahre Adel unſeres Volkes ſteckt in der Wiſſenſchaft. Wenn man einſt von der Größe unſerer Zeit erzählt, wird man mehr gelehrte als adelige Namen nennen. Aber einmal bin ich nicht ſo gelehrt, wie du glaubſt; meine Reiſen ließen mich nicht dazu kommen, ein Fach auszubilden — dann würde mir der Profeſſor nicht genügen. Der ſteht auf dem Katheder, ein abſtrakter Menſch, und ſpricht ins Allgemeine wie ein Buch. Der eigentliche Pädagog iſt perſönlich, er unterrichtet nicht nur, er erzieht, er inſinuirt ſich, er muß ſeinen Schüler lieben und Eins mit ihm werden. Er genügt ſich nur in einem perſönlichen Verhältniß, er iſt der geiſtige Vater oder die geiſtige Mutter.

George. Wohl! Aber ich habe noch keinen Pädagogen geſehen, der die Sache ſo perſönlich genommen hätte, wie du mit dieſer Mathilde.

Walden. Nichts natürlicher. Mathilde iſt, ſo zu ſagen, mein Geſchöpf. Kurz nachdem ich mich vor ungefähr ſechs Jahren hier in der Nähe angeſiedelt, um nach meinen Reiſen mit dem Reſte meines Vermögens ein ſtilles und gebildetes Altjunggeſellenleben zu beginnen, machte ich die Bekanntſchaft der Gräfin Valeria, der Mutter Mathildens. Sie hatte erfahren, daß in ihrer Nachbarſchaft ein Mann hauſe, der Griechenland, den Orient, kurz alle klaſſiſchen Orte der Welt geſehen, und ſie, die Gelehrte, mußte mich nothwendig ſprechen. Ich lernte eine merkwürdige Frau und ein merkwürdiges Haus kennen. Die Gräfin Valeria hat früh ihren Mann verloren, mit dem ſie, wie es ſcheint, nicht glücklich war. Er liebte die rauſchenden Vergnügungen der Welt, ſie die Einſamkeit und die Bücher. An Der, mein Freund, iſt ein wahrer Profeſſor verloren gegangen. Sie benützte ihre Freiheit, um ſich ganz ihren Neigungen hinzugeben. Sie kaufte dieſes von Park und Wald umgebene Jagdſchloß, in das ſie ſich mit ihrem Kinde, deſſen Gouvernante und einigen Geſellſchaftsfräulein, die eigentlich Schreiber und Sekretäre ſind, zurückzog. Das ganze Schloß wurde nach und nach zu einer Bibliothek und die Gräfin von Tag zu Tag gelehrter. Alte Geſchichten aller alten Völker, alte Sprachen, alte Kunſt und Wiſſenſchaft, alte Philoſophieen und alte Religionen ſind die Gegenſtände, die jeden Winkel ihres Geiſtes wie ihres Schloſſes ausfüllen.

George. Mir graut.

Walden. Es war mir Anfangs ſelbſt unheimlich, beſonders als ich die Lebensweiſe des Hauſes kennen lernte. Die Gräfin ſtudirt meiſt in der Nacht und verſchläft den größten Theil des Tages; ihre Geſellſchaftsfräulein, die ihr während der Nacht beiſtehen müſſen, ſchleichen dann blaß, verſchlafen, gähnend durchs Schloß, und Niemand wagt es, laut aufzutreten oder ein lautes Wort zu ſprechen.

George. Und in dieſe Geſellſchaft haſt du mich ſchon mehrere Male einführen wollen. Danke beſtens. Eine ſchöne Geſellſchaft für einen Lieutenant!

Walden. Aber mitten unter dieſen bücherſtaubbedeckten Geſtalten trieb ſich die ſchönſte Jugend in Geſtalt Mathildens herum. Sie lief Tage lang allein und unbewacht durch den Wald und hatte die ganze Anmuth und Wildheit eines Rehs. Sie war damals eilf Jahre alt. Ich fühlte mich ſogleich zu dem ſchönen wilden Kinde hingezogen und habe ſie gewiſſermaßen entdeckt, denn Niemand im Hauſe kümmerte ſich um ſie. Selbſt die Mutter war überraſcht und ſchüttelte ungläubig den Kopf, als ich ihr ſagte, daß ſie da ein begabtes Kind beſitze, aus dem etwas werden könnte. Wie ſollte ſie Das glauben, da es Mathilden nie einfiel, in eines der zehntauſend Bücher zu blicken!

George. Das gefällt mir von dem Kinde.

Walden. Es war mir leicht, mich zum Lehrer des Kindes zu machen, und um das Vertrauen der Mutter ganz zu gewinnen, gab ich der Erziehung Mathildens einen Anſtrich von Gelehrſamkeit, wohl wiſſend, daß Das dem geſunden Weſen nichts anhaben konnte. Mathilde ihrerſeits fand endlich einen Menſchen, dem ſie Theilnahme einflößte, und ging mit dem Inſtinkte kluger Kinder auf meine Abſichten ein. Sie ſchloß ſich ſehr innig an mich, und heute ſehe ich mit Glück die ſchönen Früchte meiner Bemühungen.

George. Du haſt mir da Alles ſchön auseinander geſetzt, aber mit all Dem noch nicht bewieſen, warum du ſie nicht heirathen ſollſt? Stört dich vielleicht der Gedanke an ihr großes Vermögen, während du jetzt nur ſchwach bemittelt biſt?

Walden. Ach was! Das iſt ſo eine der hergebrachten Anſichten, die ſchön und edel ſein ſollen. Ein Mann, der nicht fühlt, daß er ſo viel werth iſt, als die Mitgift eines Mädchens, hat freilich Recht, ſolche Anſichten zu haben. Es fällt mir nicht ein, Mathilden zu heirathen, weil mein Verhältniß zu ihr gewiſſermaßen ein väterliches iſt, weil ich den Gedanken an Heirath längſt aufgegeben und weil ich ein alter Junggeſelle bin.

George. Ein alter Junggeſelle? Wie alt biſt du denn eigentlich?

Walden. Sieben und dreißig, ſage: ſieben und dreißig Sommer und acht und dreißig Winter.

George. Mit ſieben und dreißig Jahren iſt man heute ein junger Mann; es wimmelt von jungen Männern von ſieben und vierzig.

Walden. Weil die Verhältniſſe darnach ſind; weil die meiſten Männer zwanzig Jahre zu kämpfen haben, bis ſie eine Familie oder eine anſpruchsvolle Frau ernähren können, und weil die Andern Egoiſten ſind. Nachdem ſie ſich zwanzig Jahre in der Welt und in allen Freuden herumgetrieben, haben ſie die Frechheit, einem jungen lebensluſtigen Geſchöpfe ein Häuflein Aſche ſtatt eines Herzens anzubieten. Ein ſolcher Egoiſt bin ich nicht.

George. Du biſt aber auch kein ſolches Häuflein Aſche. Du biſt jung von Herzen, liebevoll, du ſehnſt dich nach häuslichem Glück, du wärſt ein vortrefflicher Vater.

Walden (ſeufzend). Das iſt wahr. Mathilde weiß es, daß ich ein guter Vater bin. Damit begnüge ich mich, muß ich mich begnügen. Ich war in der That für ein häusliches, liebevolles Leben — pah — die Zeit iſt hin — ſprechen wir nicht davon. Der Anfang aller Weisheit iſt: nichts bereuen.

George. Jetzt aber gehe ich. Wenn mich der junge oder der alte Blauſtrumpf hier überraſchte, ich wäre des Todes.

Walden (zieht einen Brief aus der Taſche). Laß ſehen, um welche Stunde Mathilde mich hier erwartet.

George. Laß mich leſen; laß mich ſehen, wie ſo ein Ding ſchreibt (nimmt Walden den Brief aus der Hand und lieſt): „Mein geliebter Freund und Lehrer!“ Das klingt ſehr zärtlich: Mein geliebter Freund!

Walden. Mathilde nimmt es nicht ſo genau mit den Worten.

George (lieſt). „Ich erwarte Sie heute um Ein Uhr, und zwar mit Sehnſucht und Ungeduld.“ (Spricht.) Sehnſucht und Ungeduld, hm, hm! Darf ich da noch weiter leſen?

Walden. Lies, lies! Wir haben keine Geheimniſſe.

George (lieſt). „Warum kommen Sie jetzt nur jeden zweiten Tag, und nicht täglich, wie ſonſt? Ich haſſe Ihren Lieutenant, der mich ſeit drei Wochen um Ihre Geſellſchaft bringt.“ (Spricht.) Danke, Sie ſind ſehr gütig, Fräulein Mathilde. Welches Glück ich doch habe; ſie kennt mich noch nicht und haßt mich ſchon! (Liest weiter.) „Kommen Sie! Kommen Sie!“ (Spricht.) Noch einmal „Kommen Sie!“ Zwei Aufforderungen, bei der dritten Aufforderung wird geſchoſſen. (Liest.) „Was bin ich ohne Sie?“ (Spricht.) Das wird ja immer beſſer. Mein Gott, da kommt auch was Lateiniſches. (Liest.) „Tecum vivere amem, tecum obeam libens.“

Walden. Sie liebt es, zu zitiren. Es iſt ein Zitat aus einer horaziſchen Ode.

George. Und zwar aus der zärtlichſten aller horaziſchen Oden. Sie kann alſo lateiniſch, das ſchreckliche Geſchöpf?

Walden. Freilich! Sie lernte es der Mutter zu Gefallen.

George. Aber das Zitat iſt gut gewählt: „Mit dir lebt' ich, mit dir ſtürb' ich gerne.“ Das iſt nichts? He? Und Die iſt nicht verliebt in dich?

Walden. Thorheit! Man muß Mathilden kennen. Die ſchreibt in zwei Zeilen mehr, als ſie in zwei Jahren verantworten kann, und ſie liebt es, ſich über ihre beſten Freunde luſtig zu machen. Du mußt ſie endlich kennen lernen; ich ſtelle dich ihr doch vor.

George. Ich werde mich hüten. Jetzt erſt recht nicht.

Walden. Nun, wenn Dem ſo iſt, ſo fliehen wir, denn jetzt muß ſie kommen. Ich gehe mit dir, um dich ein wenig im Parke zu orientiren. Was fängſt du dann an?

George. Ich gehe in die Stadt zum Arzte. Mein Arm hat mich heute Nacht wieder etwas unſanft geweckt.

Walden. Gut. Erwarte mich im Parke. Nach einer Stunde gehe ich mit dir, um zu hören, was der Arzt ſagt. Komm!

George. Wie froh bin ich, dieſe ſchweinslederne Atmoſphäre zu verlaſſen. (Deklamirt.) „Mit dir lebt' ich, mit dir ſtürb' ich gerne.“ Das iſt nichts?

Walden. Narr!

George. Es iſt nicht richtig.

(Beide durch die Mittelthüre ab.)

Zweite Szene.

Mathilde mit Büchern und Papieren unter den Armen. **Fräulein Konſtanze.**

Konſtanze. Wird die Stunde heute im Studierzimmer der Frau Gräfin genommen?

Mathilde. Heute und in Zukunft. Mama will es ſo. Die Atmoſphäre dieſer Stube wird, ſo meint ſie, auf meinen Geiſt wohlthätig einwirken. Ich bin ſchon gelehrt genug, um mich würdig in Geſellſchaft dieſer dickleibigen, ſchweinsledernen und andern ledernen Herrn aufzuhalten, um mich mit ihnen vertraulich zu unterhalten, um mit ihnen zu liebkoſen. Ja, ja! Ich hatte geſtern mit Mama eine lange, achtzigpfündige Diskuſſion, ein Kolloquium, eine Disputatio! Sie war ſehr zufrieden, denn ich bin ſcheußlich gelehrt. (Konſtanze ſetzt ſich mit einer Handarbeit ans Fenſter; Mathilde an den Studiertiſch.)

Mathilde (ſieht auf die Uhr). Jetzt muß er bald kommen. O Gott, wie mir das Herz klopft. Es iſt doch ein ſehr ängſtliches Gefühl, die Liebe. Tage meiner unſchuldsvollen Jugend, wohin ſeid ihr entflohen? — Jetzt muß er es doch gemerkt haben! Ich habe ihn in meinem Billet „meinen geliebten Freund“ genannt, ich ſprach ihm von meiner Sehnſucht, ich wählte die zärtlichſte Stelle aus dem Horatius. In einer fremden Sprache hat man mehr Muth, man ſpricht wie unter einer Maske. Und gar in einer todten Sprache — Das klingt ſo geiſterhaft. — Aber wenn er es noch nicht merkt? Wenn ihm mein zärtliches Briefchen eben ſo wenig ſagt, wie meine Blicke, meine Seufzer, meine Melancholie? Es iſt ſchrecklich, wie dumm die geſcheiten Männer ſein können. — Warum ſollte ich es ihm nicht gerade heraus ſagen? (Nachdenklich.) Ich ſuche umſonſt nach einem Beiſpiele in der alten Geſchichte, auf das ich mich als auf eine Autorität berufen könnte; ich finde keines. Es gab doch ſo geſcheite Völker im Alterthume, ſie erfanden ſo Vieles, ſie hatten ſo gute Gedanken, aber daß auch ein Mädchen dem Manne eine Liebeserklärung machen ſolle, Das iſt weder Babyloniern noch Griechen eingefallen. Vielleicht gab es ein ſo weiſes Volk in den Uranfängen, im goldenen Zeitalter; aber das iſt heute vergeſſen. Leider! — Vielleicht iſt es gegen die Natur? Fräulein Konſtanze!

Konſtanze. Mathilde?

Mathilde. Kann ein Mädchen einem Manne eine Liebeserklärung machen?

Konſtanze. Wie kommen Sie auf eine ſolche Frage?

Mathilde. Nun — nun — aus Wißbegierde — aus wiſſenſchaftlichem Trieb —

Konſtanze. Dieſe Wiſſenſchaft geht Sie nichts an, Das iſt eine ſchlechte Wiſſenſchaft.

Mathilde. Fräulein Konſtanze, nur keine Vorurtheile. Alle Wiſſenſchaften ſind gleich ehrwürdig, eine fördert die andere, eine hängt mit der andern zuſammen, und am Ende machen alle zuſammen nur Eine aus.

Konſtanze. Dummes Zeug!

Mathilde. Beantworten Sie meine Frage. Man darf ein wißbegieriges ſtrebſames Gemüth nicht ſo abfertigen. Ein Philoſoph ſagt: Der Fragende iſt immer ehrwürdig. Ich frage: Darf ein junges Mädchen zu einem Manne ſagen: „Ich liebe dich“ oder auch „ich liebe Sie,“ je nach Umſtänden.

Konſtanze. Nein.

Mathilde. Warum nicht? Iſt es gegen die Geſetze des Staates?

Konſtanze. Das nicht.

Mathilde. Iſt es gegen die Geſetze der Natur?

Konſtanze. Das — eigentlich — im Grunde — auch nicht.

Mathilde. Alſo warum nicht?

Konſtanze. Mathilde, Sie langweilen mich mit Ihren Fragen. Es ſchickt ſich nicht, daß ein Mädchen eine Liebeserklärung mache, es ſchickt ſich nicht, und es ſchickt ſich nicht, und damit Punktum!

Mathilde (ſpringt auf, pathetiſch). Es ſchickt ſich nicht! Das iſt das große Wort! Geſetz, Natur, Vernunft, Gefühl, die edelſte Leidenſchaft, Alles, Alles ſagt ja, Alles ſagt: thu es, thu es doch, Mathilde — aber „es ſchickt ſich nicht.“ Als ob das Univerſum von einer Gouvernante regiert würde. Wir wollen einmal ſehen, wer ſtärker iſt, ich oder das „Es ſchickt ſich nicht.“ (Legt ſie nieder, ruhiger.) Wir ſind doch ſehr egoiſtiſch, wir Weiber. Es würde den Männern eine ſo große Freude machen, wenn unſer Eins ihnen ſagte: „Ich liebe dich,“ ſo recht zärtlich: „Ich liebe dich!“ — Aber nein, da warten wir, bis ſie es uns ſagen, und dann geben wir höchſtens ein anderes: „Ich liebe dich,“ zurück, wie eine Bezahlung, nicht wie eine freiwillige Gabe, die doch viel ſchöner und edler wäre. Sie ſind viel beſſer als wir, Das iſt ausgemacht. Ich habe ſie auch viel lieber, beſonders Einen. Ach, wie liebe ich ihn, den guten, edlen Walden. — Max, ich liebe dich! (Nimmt ein Papier, das vor ihr liegt.) Nun, wenn es ihm meine Seufzer und Liebesbriefchen nicht geſagt haben, ſo wird ihm wenigſtens dieſer hiſtoriſche Aufſatz beweiſen, wie ernſt und gründlich ich mich mit der Liebe beſchäftige. Kein deutſcher Profeſſor iſt jemals ſo gründlich auf dieſen Gegenſtand eingegangen. (Lieſt.) „Die Liebe bei den Alten.“

Konſtanze. Da kommt Herr v. Walden.

Mathilde. Er kommt. O mein Herz! Muth, Mathilde. Du willſt ihm ja nichts Schreckliches ſagen, nicht Trauriges, im Gegentheil etwas Angenehmes, ſehr Angenehmes — daß du ihn liebſt, unendlich liebſt!

Dritte Szene.

Die Vorigen. Walden.

Walden. Guten Morgen, Fräulein Konſtanze, guten Morgen, Mathilde. (Gibt ihr die Hand.)

Konſtanze. Guten Morgen, Herr von Walden.

Mathilde. Kommen Sie endlich!

Walden. Ich bin überzeugt, daß Sie dießmal ſehr fleißig gearbeitet haben, da Sie mich mit ſolcher Ungeduld erwarteten. Das freut mich; denn in der letzten Zeit waren Sie etwas träge und zerſtreut.

Mathilde (für ſich). Er hat es alſo gemerkt. (laut.) Sie haben ganz recht geſehen. Ich geſtehe, daß mich etwas beſchäftigte, — daß mein Gemüth — mein Herz —

Walden. Heute aber haben Sie fleißig gearbeitet.

Mathilde. Sehr fleißig — und mit Liebe — Ein Thema das mich ſeit Wochen ſehr beſchäftigt — ein Gegenſtand, der —

Walden. Was iſt es?

Mathilde. Sie erinnern ſich, lieber Freund, daß Sie mir dießmal volle Freiheit in der Wahl meines Gegenſtandes zu einem ſchriftlichen Aufſatze ließen?

Walden. Und was haben Sie gemacht?

Mathilde (nimmt das Papier gleichgültig). Eine hiſtoriſch-archäologiſch-philoſophiſche Abhandlung über —

Walden. Das klingt ja ſehr impoſant. Dazu muß man ſich Zeit nehmen. Darum will ich Ihnen vorher einige Bemerkungen über Ihren Briefſtil machen. (Zieht ihren Brief aus der Taſche.)

Mathilde (bei Seite). Mein Liebesbrief! O Gott, er erwartet guten Stil von einem Liebesbrief! Ich bin verloren; nichts, nichts hat er gemerkt.

Walden. Das iſt Ihr Briefchen von heute Morgen. Sehen Sie, liebe Mathilde, Sie kennen noch nicht die Bedeutung, das rechte Maß der Worte. Da ſchreiben Sie mir „Mein geliebter Freund.“ Gewiß, ich bin Ihr Freund, Ihr beſter Freund, aber ſelbſt einem beſten Freunde ſchreibt man nicht: „Geliebter Freund,“ Das hat eine ganz andere Bedeutung, als z. B. „Lieber Freund.“

Mathilde. Wiſſen Sie, mein lieber Freund, daß Sie ein Pedant ſind. „Lieber kommt her von Lieben, verſtehn Sie wohl, von Lieben, gerade ſo wie Geliebter, das ein Partizipium iſt und hier als Adjektivum ſteht, gerade ſo wie „Lieber,“ — ich weiß ſehr wohl, daß ein gewiſſer Unterſchied zwiſchen

Lieber und Geliebter obwaltet, aber, welchen von beiden Ausdrücken ich wählen will, Das hängt rein von meinem ſubjektiven Ermeſſen, von meinem individuellen Gefühle ab. Verſtehen Sie mich? Verſtehen Sie mich ganz?

Walden. Ich verſtehe Sie ſehr wohl. Sie meinen, in einem Zettel, den man ſo hinwirft —

Mathilde. Ach, Sie verſtehen mich gar nicht. — Mein ſubjektives Ermeſſen, ſage ich, mein individuelles Gefühl, Gefühl —

Walden. Ereifern Sie ſich nicht ſo. Mir können Sie ſchreiben, was und wie Sie wollen, bei mir haben ſolche Ausdrücke nichts zu bedeuten — aber —

Mathilde. Nichts zu bedeuten? Sehr viel haben ſolche Ausdrücke zu bedeuten; ich ſage Ihnen, ſie haben ganz außerordentlich viel zu bedeuten.

Walden. Nun, wir wollen über ein Briefchen nicht ſtreiten. Sie haben Recht, ich bin ein Pedant. Sehen wir Ihren Aufſatz.

Mathilde (lieſt). „Die Liebe der Alten.“

Walden. Die Liebe der Alten! Das wird wohl eine Satire, ein komiſcher Aufſatz?

Mathilde. Gott bewahre, es iſt der heiligſte Ernſt. Ich bin gar nicht zum Scherzen aufgelegt. Meine wochenlangen Studien über dieſen wichtigen Gegenſtand haben mich mit tiefſtem Ernſt erfüllt. Hören Sie nur weiter. (Lieſt.) „Die Liebe der Alten. Die Liebe bei den Griechen und Römern, bei den Juden, Aſſyriern, Babyloniern und Chaldäern, bei den Aegyptern und Phöniziern, mit einer kleinen Ueberſicht über die Liebe bei den Perſern, Lydiern, Phrygiern und Kappadoziern und Paphlagoniern, Szythen und einigen andern Völkern und Völkerſchaften des Alterthums; nebſt einem Anhang über die Begriffe Eros und Anteros, über die Mythen von Amor und Pſyche, und einigen Bemerkungen über die Art und Weiſe, wie ſich die Alten die Liebe verkörpert dachten und wie ſie ſelbige in Statuen, Basreliefs und auf Münzen bildeten.“

Walden (lacht). Sie ſind ein närriſches Kind.

Mathilde. Närriſch? — vielleicht. Kind? — nein!

Walden. Leſen Sie! Leſen Sie! Das wird ſehr unterhaltend.

Mathilde. Herr v. Walden, wenn Sie ſich nur unterhalten wollen, wo ich mit tiefſtem Ernſte —

Walden. Sie kommen mir heute ſonderbar vor, Mathilde. Sie ſind fortwährend beleidigt, und ſonſt hat Niemand über Ihre ernſthaften Aufſätze mehr gelacht als Sie ſelbſt.

Mathilde. Die Zeiten ändern ſich und wir mit ihnen. (Seufzt.)

Walden. Leſen Sie. Ich will nicht mehr lachen.

Mathilde (lieſt). „Schon die Alten kannten ſie.“

Walden (bricht in Gelächter aus). „Schon die Alten kannten ſie.“ Das iſt reizend, Das iſt unbezahlbar — freilich kannten ſie ſchon die Alten — Das iſt nicht zu bezweifeln, man kannte ſie immer und zu allen Zeiten, Das braucht nicht erſt hiſtoriſch erwieſen und feſtgeſtellt zu werden. Ha, ha, ha!

Mathilde (für ſich). Er lacht, er lacht fortwährend. Ich bin wohl ſehr lächerlich. Es wird mir nie gelingen, ihm meine Liebe zu geſtehen — er wird mich nie lieben. (Sie weint und wirft das Papier fort.)

Walden. Was iſt Ihnen, liebes Kind? Sie weinen, Sie ſind gekränkt — ich verſtehe Sie nicht mehr.

Mathilde (entſchloſſen). Sie ſollen mich verſtehen. (Zu Konſtanze.) Fräulein Konſtanze, Mama wünſcht, daß Sie ſie wecken: ſie will nach der Stunde mit Herrn v. Walden ſprechen.

Konſtanze. Warum ſagen Sie mir denn Das jetzt erſt.

Mathilde. Ich habe es vergeſſen. (Konſtanze geht in die Seitenthüre links ab.)

Mathilde (zu Walden). Ihre heitere Stimmung erlaubt mir nicht, Ihnen meinen Aufſatz weiter vorzuleſen. Ich bedaure Das, denn die Vorleſung hätte mir vielleicht ein Geſtändniß erſpart, das ein Mädchen nicht ablegen darf, weil es ſich nicht ſchickt.

Walden. Ein Geſtändniß?

Mathilde. Setzen Sie ſich — So — Ja, ein Geſtändniß. Sie ſind mein beſter, mein liebſter Freund; Sie haben ein Recht, dieß Geſtändniß von mir zu verlangen, und ich habe die Pflicht, Sie zu meinem Vertrauten zu wählen.

Walden. Sie machen mich neugierig.

Mathilde. Schon die Alten kannten ſie.

Walden. Wen?

Mathilde. Die Liebe.

Walden. Die Liebe?

Mathilde. Warum ſollte ich ſie nicht kennen?

Walden. Die Liebe?

Mathilde. Ja wohl, die Liebe. Ich bin verliebt, ich liebe!

Walden. Das glauben Sie nur. Sie täuſchen ſich.

Mathilde. Ich täuſche mich nicht. Sie halten mich noch immer für ein Kind, weil Sie mein Lehrer ſind, weil Sie mich von Kindheit an kennen, weil Sie mich immer ſehen und nicht bemerken, wie ich wachſe. Ich bin ein erwachſenes Frauenzimmer, und ich liebe.

Walden. Sie lieben!

Mathilde. Ja, gewiß, ich liebe und von ganzem Herzen.

Walden. Wen können Sie lieben in dieſer Einſamkeit? Etwa den Herrn v. Falkenberg, den trefflichen Reiter, der täglich durch den Park reitet und vor Ihren Fenſtern ſein Pferd kapriolen läßt? Liebes Kind, das iſt kein Mann für Sie.

Mathilde. Sein Sie ruhig; mein Geliebter iſt ein ſchlechter Reiter.

Walden. Irgend ein Stutzer, der —

Mathilde (mit Beziehung). Mein Geliebter iſt nicht ein Bißchen elegant; zwar ganz ordentlich, aber doch etwas altmodiſch.

Walden. So ein junger Springinsfeld —

Mathilde. Ein Mann in den beſten Jahren.

Walden. Der dem Gänschen ſüße Dummheiten vorſchwatzte.

Mathilde. Mein Geliebter ſagt mir nur Grobheiten und lacht mich aus und — nennt mich ein Gänschen.

Walden. Wer kann es ſein?

Mathilde. Mein Gott, wer kann es anders ſein, als Sie, Sie, mein geliebter, theurer Freund. Sie ſind es, den ich liebe, von ganzem Herzen, aus ganzer Seele. (Für ſich.) Gottlob, es iſt heraus! Jetzt wird er mir ſagen, daß er mich wieder liebt.

Walden (ſpringt auf). Ich!

Mathilde. Wer verdient es mehr als Sie, daß ich ihm mein ganzes Herz hingebe, mein ganzes Leben!

Walden. Mathilde, ich verſichere Sie, Sie irren ſich. Sie haben keine Erfahrung.

Mathilde. Ein ſiebzehnjähriges Mädchen, das zum erſten Male liebt, hat mehr Erfahrung als ein fünfzigjähriger Mann.

Walden. Ich bin erſt achtunddreißig Jahre alt.

Mathilde. Und ich muß es Ihnen erſt ſagen, daß ich Sie liebe. Haben Sie mein Herz nicht klopfen hören, ſo oft Sie ſeit Wochen in die Stube traten? Sahen Sie nicht meine Traurigkeit, ſo oft Sie gingen? Ahnten Sie nicht die Sehnſucht, die mich zu Ihnen zog, wenn Sie abweſend waren?

Walden. Ich wiederhole Ihnen, liebes Kind —

Mathilde. Ich bin kein Kind.

Walden. Liebe Mathilde, ich wiederhole Ihnen, daß Sie ſich irren. Alle Mädchen lieben ihre Lehrer.

Mathilde. Ich haſſe alle meine Lehrer, nur Sie liebe ich.

Walden. Sie ſind ſiebzehn Jahre alt; Sie lieben die Liebe, nicht mich.

Mathilde. Ich bin nicht ſo abſtrakt; ich liebe nicht einen Begriff — Sie, Sie liebe ich.

Walden. Sie wiſſen nicht, was Sie ſagen, was Sie thun; Sie ſpielen mit Worten, Sie —

Mathilde. Ich ſage Ihnen, ich weiß ganz wohl, was ich thue. Sie halten mich immer für eine Einfalt, für ein unſchuldiges Ding, das nichts von Liebe und Liebesangelegenheiten weiß. Enttäuſchen Sie ſich, lieber Walden, ich weiß Alles, — ich ſage Ihnen, ich weiß Alles. Mein Gott, iſt es denn ſo ſchwer zu glauben? Iſt es etwas ſo Wunderbares oder Seltenes, daß ſich ein Mädchen verliebt? Und iſt es ſo ſchwer, ſo einem armen Mädchen zu antworten: Ich liebe dich wieder?

Walden. Sie wiſſen, wie herzlich —

Mathilde. Nichts da! Ich will von dieſer Liebe nichts hören; mit der muß es aus ſein, die muß penſionirt werden.

Walden. Ich habe für Sie —

Mathilde. Ich zittre vor Angſt, daß Sie mir von Achtung ſprechen. Um Gotteswillen, ſprechen Sie mir nicht von Achtung. Ich verbitte mir alle Achtung. Verachten Sie mich, aber lieben Sie mich.

Walden. Ich will Ihnen nicht von Achtung ſprechen, aber meine —

Mathilde. Freundſchaft! Nicht wahr? O, wir kennen das. Ich kann die Freundſchaft nicht leiden, ich kann ſie nicht ausſtehen, die Freundſchaft, dieſen Eichelkaffee der Liebe. Nichts Abgeſchmackteres als Freundſchaft zwiſchen einem Mann und einem jungen Frauenzimmer.

Walden. Ich bin aus den Wolken gefallen — ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

Mathilde. Ich weiß es, ich — Sagen Sie: „Ich liebe dich, Mathilde, ich liebe dich.“

Walden. Nein! Nein!

Mathilde. Es iſt alſo unmöglich, mich zu lieben? Ich bin doch ſehr unglücklich! Ich werfe mich einem Manne an den Hals, und er will nichts von mir wiſſen, er will mich nie, niemals lieben. Bin ich denn ſo häßlich, ſo dumm, ſo abgeſchmackt, ſo langweilig? Sagen Sie es mir aufrichtig, daß ich mich gleich darnach einrichte, eine alte Jungfer zu werden. Sagen Sie mir — es iſt Ihre Pflicht, mit mir aufrichtig zu ſein — ſagen Sie mir, ob ich denn gar nicht dazu gemacht bin, einen Mann zu beglücken, was ich doch ſo ſehr gerne thäte.

Walden. Mein theures Kind, beruhigen Sie ſich. Ich kann Ihnen dieſe Fragen beantworten, ohne Furcht, Sie eitel zu machen. Glücklich der Mann, der Sie einſt ſein nennt. Er wird einen unerſchöpflichen Schatz des Glückes an Ihnen beſitzen, eine treue und anmuthige Gefährtin, einen Troſt in allen Drangſalen und im Unglück einen Erſatz für alle Verluſte. (Er drückt ihren Kopf an ſeine Bruſt.) In dieſem Herzen ſprudelt eine Quelle der Güte und der ewigen Jugend; beglückt, wer dieſem Sprudeln bis an ſein Lebensende lauſchen kann. Ich ſegne ihn, dieſen Unbekannten, denn ſein Glück wird das Ihre ſein, und ich flehe nur, daß er den ganzen Reichthum zu würdigen verſtehe, den ihm die Vorſehung mit Ihrem Beſitze gönnt.

Mathilde. Lieber Walden, ſchweigen Sie — Sie machen mich ſtolz, und Sie rühren mich. Sehen Sie, nie wird Jemand ſo gut von mir denken, gewiß nicht. Ich werde alſo mit Niemand ſo glücklich ſein, als ich es mit Ihnen ſein könnte. Warum verſchmähen Sie dieſen ganzen Reichthum meines Beſitzes? Warum wollen Sie ihn dieſem Unbekannten, dieſem X überlaſſen? Heirathen Sie mich, ich bitte Sie. Sie werden glücklich mit mir ſein, ich verſpreche es Ihnen, und Sie wiſſen, daß ich Wort halte. Ich werde eine ſo treue, zärtliche, liebende Gattin ſein, ich werde nur an Sie denken und wie ich Ihnen Freude mache. Sehen Sie, hier in dieſem kleinen Herzen, da iſt etwas darin, das iſt ſo groß wie ein Ozean und das iſt nichts als Liebe, und Das alles möchte ich gerne Einem, Einem Manne hingeben.

Walden. Ach!

Mathilde. Sie ſeufzen. Ich bin gerettet.

Walden. Thorheit! Ich ſeufze über Ihre Verblendung. Sie meinen immer den Unbekannten, nicht mich. Für mich empfinden Sie Dankbarkeit und verwechſeln Das mit der Liebe ohne Gegenſtand, die Sie — immer für jenen Unbekannten — empfinden.

Mathilde. Dankbarkeit? (Stolz.) Ich möchte wiſſen, welche Wohlthaten ſo viel werth ſind, daß ſie nur mit einem Mädchen, wie ich, bezahlt werden können!

Walden. Sie haben Recht.

Mathilde. Alſo iſt es nicht Dankbarkeit, ſondern Liebe.

Walden. Für den Unbekannten.

Mathilde. Der Unbekannte langweilt mich ſchrecklich. Warum ſollten Sie es nicht ſein?

Walden. Ich bin zu alt für Sie.

Mathilde (lacht). Zu alt? Wenn ich Sie nun einmal ſo will? Zu jung ſind Sie für mich, Das ſehe ich wohl ein, zu unerfahren, zu ſchüchtern. Sie ſtehen da vor mir wie eine verſchämte Jungfrau.

Walden. Stille — ich höre Ihre Mutter. Laſſen Sie mich — ich will mit der Mutter ſprechen.

Mathilde (froh). Endlich, endlich! Ja, ja, ſprechen Sie mit meiner Mutter — ich gehe, ich will Sie nicht ſtören — ſprechen Sie mit meiner Mutter. (Ab.)

Walden. Es iſt die ärgſte Verſuchung meines Lebens. O Gott, für welches Glück bin ich um zehn Jahre zu früh geboren! Oder nicht? Wäre es das erſte Mal, daß der Lehrer ſeine Schülerin heirathet? Sind acht und dreißig Jahre wirklich ein zu hohes Alter — eigentlich nur ſieben und dreißig und ſieben Monate. Sie verſpricht mir Glück, und ſie hält Wort wie ein Ehrenmann, Das weiß ich. — Und ihr Glück? — Fort, Verſuchung — Schweiget ſtill, ihr verführeriſchen Stimmen — Sei ſtark, alter Knabe.

Mathilde (kommt zurück). Dann ſprechen Sie mit meinem Vormund. Es iſt nur der Form wegen; er thut, was die Mutter will. Man muß doch die Formen beobachten, damit Alles ganz ordentlich und geſetzlich ablaufe und Niemand was dagegen ſagen könne.

Walden. Gehen Sie nur, gehen Sie. Ich werde mit der größten Ueberlegung handeln.

Mathilde. Das iſt recht. Alles in Ordnung. (Geht und kommt wieder zurück.) Sie wiſſen doch die Adreſſe des Vormundes? Stadt, Promenade, Numero Fünfundzwanzig.

Walden. Numero Fünfundzwanzig.

Mathilde. Die groſze ſchwarze Thür mit den eiſernen Nägeln.

Walden. Ganz wohl.

Mathilde. Ade, Walden, lieber Walden. (In der Thüre.) Promenade Numero Fünfundzwanzig. (Ab.)

Vierte Szene.

Walden. Aus der Seitenthüre links die **Gräfin Valeria.**

Gräfin (verſchlafen). Guten Morgen, lieber Freund. (Setzt ſich in den Lehnſtuhl und gähnt.) Sie haben mich wecken laſſen?

Walden. Ich? Mathilde meinte, Sie hätten mir etwas zu ſagen.

Gräfin. Das ſagt mir Konſtanze auch — ich dachte aber, Das müſſe ein Irrthum ſein und daß Sie mir etwas ſagen wollten, denn ich habe Mathilden keinen Auftrag gegeben.

Walden. Dann hat Mathilde die Gouvernante nur entfernen wollen.

Gräfin (gähnt). Ich bin ſo ſchläfrig. Ich habe die ganze Nacht gearbeitet. Die Ausgrabungen von Niniveh laſſen mich nicht ſchlafen. Welch ein Blick in die dunkelſten Zeiten! Ninus und Semiramis werden uns ſo vertraut werden wie Cyrus und Darius. Welch eine Zukunft, welch eine herrliche Zukunft! Wenn es nur wahr iſt, daß man den Schlüſſel zur Keilſchrift gefunden! Was meinen Sie?

Walden. Wir müſſen hoffen.

Gräfin. Ich hoffe es von ganzem Herzen. (Gähnt.) Was ſagten Sie vorhin?

Walden. Ich ſagte nichts, aber ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen.

Gräfin (ſteht raſch auf). Iſt ein neues Buch über Niniveh erſchienen?

Walden. Etwas, was uns näher liegt.

Gräfin. Was kann uns heutzutage näher liegen als Ninive?

Walden. Doch wohl.

Gräfin. Etwas über die auf Cypern gefundene Inſchrift des Königs Amaſis?

Walden. Nein, nein, etwas, was uns noch viel näher liegt.

Gräfin (verächtlich). Was kann es ſein? Sie wiſſen, daß mich nichts intereſſirt, was nach der Schlacht bei Pharſalus fällt. Mit der Schlacht bei Pharſalus hört für mich die Weltgeſchichte und das Intereſſe auf. Man muß ſich Gränzen ſetzen, man muß ſich zu beſchränken wiſſen. Das Feld iſt ſo groß, daß man ſich mit der Bearbeitung eines kleinen Winkels begnügen muß.

Walden (ungeduldig). Es handelt ſich um Ihre Tochter.

Gräfin. Um Hypſipyle? Was iſt's mit ihr? Lernt das Kind nicht? Es ſchien mir doch erſt geſtern, da ich eine lange Unterredung mit ihr hatte, daß ſie in der alten Geſchichte und in den alten Sprachen —

Walden. Von allerneueſter Geſchichte, von einer allerneueſten Sprache iſt die Rede.

Gräfin (verächtlich). Moderne Geſchichte, moderne Sprachen! Kann das Kind ſich ſo ſehr verirren? Ich, wahrhaftig, ich habe ihr dieſes ſchlechte Beiſpiel nicht gegeben; ich predigte ihr ſtets Verachtung alles Deſſen, was dieſſeits der Schlacht bei Pharſalus liegt, ich habe —

Walden. Aber, liebe Gräfin, verſtehen Sie mich recht. Mit Unterricht und Wiſſenſchaft ſcheint es zur Zeit bei Mathilden ein Ende zu nehmen.

Gräfin. Sie erſchrecken mich! Sollten Ihre Lehren und treuen Bemühungen ſo ſchwache Wurzeln geſchlagen haben?

Walden. Es ſcheint. Man vertreibe die Natur mit Heugabeln, ſie kommt doch im Galopp zurück.

Gräfin. Tamen usque recurret — ganz richtig.

Walden. Mathilde muß in die Welt, ſie muß Menſchen, ſie muß Männer ſehn.

Gräfin. Sie ſoll dieſes ſtille Tuskulum verlaſſen? dieſen Sitz der Muſen, in dem ſie ſo glücklich iſt?

Walden. Sie iſt es nicht mehr. Sie müſſen Ihre ganze Lebensweiſe ändern, liebe Gräfin. Sie müſſen für den Winter in die Stadt ziehen, Soiréen geben, große Geſellſchaften einladen, auf Bälle gehn —

Gräfin. Ihr Götter! Ich ſoll Toilette machen, ich ſoll tanzen? Schrecklich!

Walden. Nicht eben Sie, aber Mathilde.

Gräfin. Zu welchem Zwecke dieſes eben ſo oberflächliche als unnatürliche Leben?

Walden. Unnatürlich für Mathilde iſt das Leben mit den Büchern und in der Einſamkeit. Sie muß Menſchen ſehen und Männer kennen lernen, damit ſie unterſcheide, die Auswahl habe und ſich nicht dem Erſten, Beſten an den Hals werfe.

Gräfin. Wie kommen Sie aber nur auf ſolche Ideen?

Walden. Mathilde iſt verliebt.

Gräfin. Verliebt? Welche Schande! Aber es iſt unmöglich — dieſes Kind!

Walden. Das iſt die große Kunſt, die ſo wenige Eltern verſtehen, den Moment zu erkennen, da das Kind aufhört, ein Kind zu ſein. Mathilde iſt kein Kind mehr. Sie iſt ſiebzehn Jahre alt.

Gräfin. Siebzehn Jahre? Wirklich? Schon ſiebzehn Jahre! Warten Sie einmal — ich habe mit vier und zwanzig Jahren geheirathet — ich bin jetzt dreiundvierzig — ganz richtig, die Chronologie ſtimmt. O, wären doch die Chronologieen der neunzehn ägyptiſchen Dynaſtieen ſo leicht feſtzuſetzen! Haben Sie Lepſius geleſen?

Walden. Alſo Mathilde iſt verliebt.

Gräfin. Haben Sie Lepſius geleſen?

Walden. Aber, liebe Gräfin, als man dem Antiochus ſagte, daß ſein Sohn verliebt ſei, ſprach er nicht von Lepſius.

Gräfin. Ganz richtig. Er ſprach vielleicht von Manetho.

Walden. Nein, er wurde aufmerkſam.

Gräfin. Seien Sie nicht böſe. Ich bin aufmerkſam. Rekapituliren wir: Mathilde iſt verliebt — Sie iſt ſiebzehn Jahre alt, wie Sie ganz richtig ſagen — Wo ſteckt da das Unglück? Ich bin keine Pedantin.

Walden. Das Verliebtſein wäre kein Unglück, Das iſt wahr. Aber in wen ſie verliebt iſt — Das iſt die Frage.

Gräfin. Richtig, Das iſt die Frage. In wen iſt ſie verliebt?

Walden. Da ſteckt das Unglück.

Gräfin. O mein Gott, ſie wird ſich doch nicht in irgend einen Ignoranten verliebt haben! Wen kennt ſie denn? — Himmel! Im vorigen Winter habe ich auch auf Ihr Anrathen zwei Soiréen gegeben und all die Junker der Nachbarſchaft und die Offiziere der Garniſon eingeladen — wenn ſie ſich in ſo Einen verliebt hätte! Aber Das wäre Ihre Schuld, lieber Walden, denn Sie wollten es. Ich wäre verzweifelt, einen ſolchen Schwiegerſohn zu bekommen, mit dem ich nicht über Aſſyrien ſprechen könnte — ich würde mich aus Verzweiflung in die Bücher ſtürzen und mich in der Bibliothek lebendig einmauern laſſen.

Walden. Beruhigen Sie ſich, ſo arg iſt es nicht.

Gräfin. Wer iſt der Geliebte?

Walden. Ich bin es.

Gräfin. Sie? Sie? Walden? — Haben Sie mich aber umſonſt erſchreckt — Nun, wenn ſie Sie liebt, ſo heirathen Sie ſie. Wo ſteckt da das Unglück?

Walden (froh). Iſt Das Ihr Ernſt?

Gräfin. Mein vollſter Ernſt. Kann ich Mathilden einen beſſern Mann wünſchen? einen, der es beſſer und aufrichtiger mit ihr meinte als Sie? Nehmen Sie meinen Segen, ſeien Sie glücklich. Punktum.

Walden (für ſich). Sie ſpricht wirklich im Ernſt.

Gräfin. Wie froh bin ich, daß die Sache abgemacht iſt. Jetzt zu meinen Studien. (Geht zu ihren Büchern, ſetzt eine Brille auf und fängt an, in den Büchern zu kramen.)

Walden (vortretend für ſich). Es wäre alſo nicht ſo abſurd, wenn ich mich noch verheirathete? — wenn ich Mathilden heirathete? Findet es doch ſelbſt die Mutter gut. Meine Bedenklichkeit wäre nur die Hypochondrie des Junggeſellen? O, welch ein goldenes, reines Herz wäre mein, wie dankbar wäre ich dem Schickſal, daß es mir bisher meine Freiheit erhalten! Das Glück lacht mir wie die Frühlingsſonne, ich fühle mich verjüngt; in meinem Herzen kocht und gährt es, als hätte es zwanzig Jahre. Nie, nie werde ich den Augenblick vergeſſen, da ſie mir ſagte: „Sie werden glücklich mit mir ſein, Walden, ich verſpreche es Ihnen, und Sie wiſſen, ich halte Wort.“ — Pfui, Egoiſt! An dein Glück denkſt du und nicht an das ihrige. So ſchnell haſt du alle Vorſätze vergeſſen, die du ſeit Monaten faßteſt, die du noch dieſen Morgen ſo feierlich und prahleriſch verkündeteſt. Sei ſtark. Sie rette vor einer Thorheit, und ſollte dir darüber das Herz zerbrechen. (Laut.) Liebe Gräfin!

Gräfin. Walden!

Walden. Es geht nicht.

Gräfin. Was?

Walden. Ich kann Mathilden nicht heirathen.

Gräfin. Wie Schade! Ich glaubte ſchon Alles abgemacht. Und warum geht es nicht?

Walden. Ich bin zu alt für Mathilde.

Gräfin (ſetzt wieder die Brille auf). Erlauben Sie, daß ich Sie einmal mit Aufmerkſamkeit betrachte. — Zu alt? — Nein, lieber Walden, Sie ſind gar nicht zu alt. Aeltere Frauen würden Sie noch mit Vergnügen heirathen, um wie viel mehr eine junge. Ich ſage Ihnen Das vom objektivſten Standpunkte aus.

Walden. Sie bedenken nicht die Zukunft. Sie bedenken nicht das Mißverhältniß, das ſich in zehn Jahren —

Gräfin. Allerdings. Aber wenn Sie nun einmal Hypſipyle liebt?

Walden. Sie liebt mich nur darum, weil ſie in der Einſamkeit lebt, weil ſie keinen andern Mann kennt. Miranda würde Kaliban geliebt haben, wenn ſie länger auf der Inſel geblieben wäre.

Gräfin. Sie ſind kein Kaliban, lieber Walden — ſo weit mir in dieſen Dingen ein Urtheil zukommt, glaube ich Sie verſichern zu können, Sie ſind kein Kaliban.

Walden. Wie immer, Mathilde muß in die Welt.

Fünfte Szene.

Die **Vorigen. Mathilde.**

Mathilde (im Hintergrund). Ich halte es nicht länger aus; ich muß wiſſen, wie Das endet.

Gräfin. O mein Gott, ich muß alſo Soiréen und Bälle beſuchen? Schrecklich, ſchrecklich, vox faucibus haeret. Lieber Walden, Das wäre ſo hübſch, wenn Sie ſie heiratheten — da könnten wir hier ſo ruhig wie bisher weiter leben, mit unſern Büchern, alle Drei zuſammen, hier in dieſer Stube. Denken Sie nur, wie ſchön — Jedes einen Folianten vor ſich, Sie, ich, Hypſipyle: eine kleine Akademie. Bitte, heirathen Sie ſie doch.

Walden. Welche Lage! Ich muß mich gegen die Mutter ſträuben, die mir das Glück in die Arme werfen will.

Mathilde (vortretend). So thun Sie es doch der Mama zu Gefallen.

Walden. Nun auch ſie.

Mathilde. Sie nennen ſich ja immer den guten Freund Mama's, opfern Sie ſich auch für Mama, heirathen Sie mich.

Gräfin (umarmt ſie). Das gute Kind.

Walden (für ſich). War je ein Menſch ſo verſucht? Die Früchte des Paradieſes drängen ſich an mich heran, und ich, ein zweifach gequälter Tantalus, muß ſie lechzend von mir abwehren.

Mathilde. Sie ſind ein Egoiſt.

Sechste Szene.

Die Vorigen. Konſtanze.

Konſtanze. Es iſt ein Herr im Parke, ein junger Herr, der nach Herrn v. Walden verlangt.

Mathilde (läuft ans Fenſter). Ein junger Herr?

Walden. Es iſt George.

Mathilde. Da geht er; er iſt hübſch, ſehr hübſch.

Walden. Er muß heran. — Fräulein Konſtanze, ich bitte Sie, gehen Sie hinunter, laden Sie ihn ein, einzutreten, und bringen Sie ihn hier herein. Verzeihen Sie, daß ich Sie behellige. Ich will ihn hier vorſtellen, aber er iſt etwas Bär, der nicht ins Haus will. Einer Dame wird er nicht Nein ſagen können.

Konſtanze. Ich laſſe ihn nicht los. (Im Abgehen.) Da bekommt man doch wieder einmal ein neues Männergeſicht zu ſehen. (Ab.)

Walden. Die weiß, was ihr fehlt — (Zu Gräfin und Mathilde.) Meine Damen, ich werde Ihnen meinen Freund, den Lieutenant George von Secking, vorſtellen.

Gräfin. Einen Lieutenant! Wo denken Sie hin — und ich — ich ſoll mich ſo ſehen laſſen. Stellen Sie ihn Hypſipylen vor und entſchuldigen Sie mich. Einen Lieutenant! Wäre es noch ein römiſcher Centurio. (Sie entflieht in die Seitenthüre links.)

Walden (zu Mathilde). Sie werden einen ausgezeichneten jungen Mann kennen lernen. Er iſt brav, gut, tapfer. Er hat ſich im letzten Kriege vortrefflich geſchlagen und leidet noch an einer Wunde. Dabei iſt er gebildet.

Mathilde. Ein Lieutenant und gebildet! Lieber Freund, was Lieutenants betrifft, habe ich längſt keine Illuſionen mehr.

Walden. Seien Sie gegen dieſen nicht ungerecht, ſeien Sie freundlich, zuvorkommend und lernen Sie in ihm einen jungen Mann kennen, wie er ſein ſoll. Dieſer, liebe Mathilde, dieſer wäre ein Mann für Sie — er iſt vierundzwanzig Jahre alt —

Mathilde (bei Seite). Oh, ich merke, wo Das hinaus ſoll — er will mich los werden. Das ſoll ihm nicht gelingen. (Laut.) Fürchten Sie nichts. Ich weiß, was ich Fremden ſchuldig bin, und ich weiß, Gottlob, wie man mit Lieutenants umgeht. (Bei Seite.) Ein Lieutenant! Ich will euch Beiden beweiſen, wie wenig Uniform, frivole Jugend und ein hübſches Geſicht über mein Gemüth vermögen.

Siebente Szene.

Die Vorigen. Konſtanze. George.

Konſtanze (zu Mathilde). Es hat Mühe gekoſtet, Den herauf zu bekommen.

Mathilde. Natürlich! Er hat Angſt vor gebildeter Geſellſchaft.

George (zu Walden). Du haſt mich in eine Falle gelockt.

Walden. Es war nicht vorberechnet, aber ich brauche dich jetzt. Wir gehen nicht in die Stadt, du bleibſt hier.

George. Hu, Bücherſtaub und Moder.

Walden (vorſtellend). Meine Damen, mein Freund: Lieutenant George v. Secking.

(Walden nimmt Konſtanze am Arm und führt ſie in den Hintergrund.)

Mathilde (für ſich). Er läßt mich mit dem Lieutenant allein — er meint, ich merke nicht ſeine Abſicht. — Warte, Das ſoll dein Freund für dich büßen. (Laut.) Herr Lieutenant ſind noch nicht lange in unſerer Gegend? (Knix.)

George. Noch nicht lange genug, um alle ihre Schönheiten zu kennen.

Mathilde (für ſich). Er will liebenswürdig ſein. Jetzt grade nicht! (Laut.) Ja, es iſt eine ſchöne Gegend.

George. Reizend.

Mathilde. Magnifik! Nicht? — Haben Herr Lieutenant auch ſchon die Pferde bemerkt? Herrliche Race! Süperb!

George (für ſich). Iſt Die dumm oder boshaft? Hübſch iſt ſie, Das iſt gewiß.

Mathilde. Viel getanzt dieſen Winter?

George (für ſich). Das iſt ja ein naſeweiſes Ding. Du Blauſtrumpf, willſt du dich über mich luſtig machen, gebe ich dir's zurück. (Laut.) Getanzt? (Verächtlich.) Welcher ernſte Mann tanzt noch? Ich habe meine Muſe zu Studien benutzt.

Mathilde. Zu Studien? Was haben Sie ſtudirt, wenn man fragen darf? Alexander Dumas?

George (bei Seite). Was ſage ich nur gleich? Etwas recht Altes. Griechiſch? — Das iſt zu gewöhnlich. Etwas Aelteres. Aber, mein Gott, was iſt denn älter? — Richtig — ich hab's — (Laut.) Ich habe Pelasgiſch ſtudirt.

Mathilde. Pelasgiſch?

George. Pelasgiſch! Wundert Sie Das? Ich habe die pelasgiſche Sprache ſtudirt.

Mathilde. Aber Das iſt ja gar nicht möglich.

George. Ja, ich gebe mich nur mit außerordentlichen Studien ab. Griechiſch, Lateiniſch, Hebräiſch — pah, Das treibt heute jeder Backfiſch. Ich ſtudire Pelasgiſch.

Mathilde. Aus welcher Grammatik haben Sie dieſe Sprache ſtudirt?

George. Aus — aus der Grammatik von Meyer.

Mathilde. Wie kann dieſer Meyer eine Grammatik der pelasgiſchen Sprache geſchrieben haben? Das iſt ein Betrüger, dieſer Herr Meyer. Wir wiſſen ja noch gar nicht, wer die Pelasger waren, und von ihrer Sprache haben wir nicht den geringſten Begriff — wie kann es da eine pelasgiſche Grammatik geben?

George (bei Seite). O weh, ich glaube, ich habe eine Dummheit geſagt. Verdammter kleiner Blauſtrumpf, ſie treibt mich in die Enge. Ich muß ſehen, wie ich mich durchſchlage. (Laut.) Ich verſichere Sie, mein Fräulein, es gab eine pelasgiſche Sprache, auf Ehrenwort. Wie hätten ſich ſonſt die Pelasger verſtändlich machen ſollen?

Mathilde. Das verſteht ſich. Aber die Grammatik, woher ſollte die Grammatik kommen?

George. Die iſt ausgegraben worden. Andere beſchäftigen ſich mit bloß todten Sprachen — ich gehe einen Schritt weiter und beſchäftige mich nur mit ausgegrabenen.

Mathilde. Und wie kamen Sie zu dieſer Grammatik?

George. Durch den merkwürdigſten Zufall von der Welt — ich verdanke Das meinen militäriſchen Verbindungen — ganz richtig — meinen militäriſchen Verbindungen.

Mathilde. Ihren militäriſchen Verbindungen! Ich bin erſtaunt.

George (bei Seite). Teufel, wie ziehe ich mich da heraus! — (Laut.) Ja, es iſt in der That eigenthümlich. Es hat Alles ſeinen Nutzen, es wirkt heutzutage Alles mit zur Ziviliſation. Die ſtehenden Heere führen eine ſitzende Lebensweiſe. Wir haben Generäle, die ſchreiben über die Bienenzucht, über die Liturgie, über den ewigen Frieden. (Bei Seite.) Wenn ich ſie nur von der Grammatik abbringen könnte.

Mathilde. Aber wie kamen Sie durch militäriſche Verbindungen zu einer pelasgiſchen Grammatik?

George (bei Seite). Sie läßt nicht los. Gibt es was Schauderhafteres als ein junges Mädchen, das ſich für pelasgiſche Grammatiken intereſſirt! (Laut.) Das kam ſo — ſo kam Das. Ich habe einen Freund, einen ſehr guten Freund in — in der franzöſiſchen Armee — richtig, richtig, in der franzöſiſchen Armee — der kommandirt die Ausgrabungen in Algerien, und dort hat er dreißig Fuß unter der Erde, ſchon mehr als zu zwei Drittheilen verſteinert, die pelasgiſche Grammatik gefunden.

Mathilde. Das iſt höchſt merkwürdig. Nach Afrika ſind die Pelasger doch niemals gekommen.

George. Nicht?

Mathilde. Niemals.

George (bei Seite). Mir tritt der Angſtſchweiß auf die Stirne. In welche Unternehmung habe ich mich da eingelaſſen? (Laut.)

Sehen Sie, mein Fräulein, das verhält ſich nach der Annahme der namhafteſten Gelehrten ſo — nämlich ſo: — Ein Afrikaner hat von dem intereſſanten Lande der Pelasger gehört und gedachte wahrſcheinlich in den Ferien eine Reiſe dahin zu machen. Um nun die Reiſe mit Nutzen machen zu können, ließ er ſich als gewiſſenhafter Afrikaner aus Pelasgien die Grammatik von Meyer kommen, wahrſcheinlich die beſte Grammatik jener Zeit: der pelasgiſche Meidinger, da man ſie aus ſo weiter Ferne kommen ließ, Das iſt ſehr einfach.

Mathilde. Und der Verfaſſer heißt Meyer?

George. Meyer!

Mathilde (lacht). Ein Pelasger, der Meyer heißt!

George. Nein, nein! Wo denken Sie hin? Ein pelasgiſcher Meyer! Der deutſche Herausgeber heißt Meyer.

Mathilde. Die Grammatik iſt alſo im Buchhandel erſchienen? Das wird Mama ſehr intereſſiren, Das muß ich ihr gleich ſagen.

George. Um Gottes willen nicht! (Zur ſich.) Sie hetzt mir auch noch die Alte auf den Leib.

Mathilde. Warum nicht?

George. Es iſt ein Geheimniß.

Mathilde. Wenn Sie es mir ſagten —

George. Zu Ihnen habe ich Vertrauen — Ihre treuherzigen Augen, Ihr offenes Entgegenkommen.

Mathilde (für ſich). Ich wollte ihn verſpotten, nun hat er ſich über mich luſtig gemacht.

Walden (kommt nach vorn). Man geht zu Tiſche.

George. Gottlob!

Konſtanze (zu George). Sie machen uns das Vergnügen —

Walden. Fräulein Konſtanze, ich bitte um Ihren Arm.

(Walden und Konſtanze ab.)

Mathilde (für ſich). O, ich merke Alles. Ich ſoll mit dem Lieutenant zu Tiſche gehen, der ſich über mich luſtig macht. Es iſt ſchändlich! Aber euer Plan ſoll euch nicht gelingen. (Laut.) Herr Lieutenant, Ihren Arm! (Sie faßt ihn ſtark am Arme.)

George (zuſammenfahrend). Oh!

Mathilde. Was iſt? O Gott, ich habe Ihnen weh gethan — Ihr Arm, Ihre Wunden — Ich habe vergeſſen. — Verzeihen Sie, verzeihen Sie.

George. Es iſt nichts, mein Fräulein, es iſt nichts.

Mathilde. Ja, ja, ich habe Ihnen weh gethan. Einen Arzt, zwei Aerzte — Hülfe, Hülfe!

George. Armes Kind! — Wie ſie erſchrocken iſt.

Mathilde. Ziehen Sie Ihren Rock ab — ich habe gewiß einen Verband abgeriſſen.

George. Ich verſichere Sie, es iſt gar nichts — die Stelle iſt nur noch etwas empfindlich, darum der leiſeſte Druck —

Mathilde. Wenn ich Ihre Geneſung nur um einen Tag verzögert habe, ich würde es mir nie vergeben.

George. Es thut manchmal ſehr wohl, wenn Einem ein Mädchen, wie Sie, weh thut.

Mathilde. Sie wollen mich beruhigen — Sie ſind gut.

George. Ich weiß nun, wie Sie ſich umſonſt Mühe geben, ſich böſe zu machen, und wie Sie im Grunde Ihres Herzens gut ſind.

Mathilde. Aber warum tragen Sie den Arm nicht in einer Schlinge, daß man doch an die Wunde erinnert werde und ſich in Acht nehme.

George. Ich — ich thue Das nicht gerne — Das ſieht ſo aus, als ob — als ob man dran erinnern wollte.

Mathilde (bei Seite). Ein ſonderbarer Lieutenant.

George. Aber kommen Sie, wir ſind allein.

Mathilde. Wenn ich nicht fürchte, mit Ihnen allein zu ſein, Sie haben nichts zu fürchten.

George. Ich bitte um Ihren Arm. (Reicht ſeinen Arm.)

Mathilde. Nein, nein, nicht dieſen — den linken — ich habe jetzt Angſt, Sie zu berühren.

George. Und ich möchte den Schmerz, den Sie mir gemacht, um keinen Preis nicht gefühlt haben und möchte ihn gerne noch einmal empfinden.

Mathilde. ⎫ Arm in Arm — Beide bei Seite. ⎧ So ein Lieutenant mit einer Wunde hat beinahe etwas Ehrwürdiges.

George. ⎭ ⎩ So ein Geſchöpf mit einem Auge voll Mitleid iſt was Reizendes.

Mathilde. ⎫ Er iſt gar nicht ſo arg.

George. ⎭ Sie iſt ſo gut — und ſo ſchön. (Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erſte Szene.

Walden mit **Konſtanze**. **George** mit **Mathilde**.

Konſtanze. Wir werden den Kaffee hier nehmen, meine Herren. Aber ich bitte, etwas leiſe aufzutreten und zu ſprechen. Die Gräfin ſchläft.

Mathilde. Ja, ſprechen wir leiſe. (Konſtanze geht an die Kaffeemaſchine, die im Hintergrunde bereit ſteht.)

George (zu Walden). Sie iſt reizend.

Walden. Findeſt du? Das freut mich. — (Bei Seite.) Ich will hören, was ſie ſagt. (Laut zu Mathilde.) Ah, da ſtehn Sie ja ſchon an meiner Seite? Sie haben mir wohl auch etwas zu ſagen? He?

Mathilde. Ich? Ja — ich habe Ihnen gar nichts zu ſagen.

Walden. Gar nichts? Und heute Morgen hatten Sie mir ſo viel zu ſagen! Wie finden Sie meinen Freund?

Mathilde. Er iſt würdig, Ihr Freund zu ſein. Ein netter Mann, ein recht netter Mann.

Walden. Ein recht netter Mann. Gut. Ich hoffe, Sie werden ihn endlich ſehr liebenswürdig finden.

Mathilde. Vielleicht.

Walden. Ich bin Deſſen gewiß. Sie müſſen ihn näher kennen lernen. Ich wiederhole Ihnen, Mathilde, Das iſt ein Mann für Sie.

Mathilde. Ich — ich habe gewählt.

Walden. Sie haben ſchlecht gewählt. Es muß eine Neuwahl ſtattfinden. Der erſte Kandidat iſt weit über das geſetzliche Alter hinaus. Halten Sie ſich an George.

Mathilde. Wiſſen Sie, lieber Walden, daß Sie etwas ſehr Sonderbares vorhaben. Sie wollen mich los werden — Das iſt recht, Das begreiſe ich — daß Sie mir aber da einen jungen Mann empfehlen — ſchämen Sie ſich.

Walden. Ach, nur noch die Worte ſind energiſch, die Weigerung nicht mehr. — Sie haben ſich bei Tiſche mit Ihrem Nachbar ſehr angelegentlich beſchäftigt, haben ihm Wein eingeſchenkt, ſelbſt den Braten vorgeſchnitten — jetzt kann ich ſagen: Schämen Sie ſich! Schickt ſich Das?

Mathilde. Alles ſchickt ſich bei einem Verwundeten. Es war pure Krankenpflege, die ich bei Tiſche übte, und ſie war doppelte Pflicht, da ich ihm an ſeinem Arme weh gethan habe. Das mußte ich wieder gut machen. Sind Sie eiferſüchtig? Das wäre ja herrlich, wenn Jemand eiferſüchtig auf mich wäre.

Walden. Jemand!

Konſtanze. Meine Herren, der Kaffee iſt fertig.

Mathilde. Ich bringe Ihnen den Kaffee — aber zuerſt Herrn v. Secking, der kann ja die Taſſe nicht halten und zugleich Zucker nehmen. Hier, Herr v. Secking. Nehmen Sie die Taſſe in die linke Hand — halt — laſſen Sie den rechten Arm nur ruhen — ich gebe Ihnen den Zucker. Viel Zucker? — So? — Laſſen Sie nur, ich rühre ſchon um.

George. Sie ſind eine wahre barmherzige Schweſter.

Mathilde. Ja, ich bin ſehr barmherzig.

Walden. Mich vergißt die barmherzige Schweſter.

Mathilde. Sie ſind Gottlob geſund, doch ich bringe Ihnen ſogleich Kaffee.

Walden (dem Konſtanze Kaffee anbietet). Danke ſchönſtens; ich habe ſchon.

Mathilde. Nun alſo. Sind Sie wieder eiferſüchtig?

Walden. Sie ſind eine wankelmüthige Seele.

Mathilde. Schreien Sie nicht ſo, die Mutter ſchläft. — Ich bin nicht im Geringſten wankelmüthig. Sie wiſſen, was ich Ihnen geſagt habe. Soll ich mich fortwährend wiederholen? Wollen Sie, daß ich meine Würde ſo ſehr vergeſſe und es Ihnen immer vorſage? Daß ich mich vor Sie hinwerfe und um Gegenliebe bitte?

Walden. Was Sie jetzt ſagen würden, hätte vielleicht mehr Gewicht als die Worte von heute Morgen. Wenn Sie es jetzt mit derſelben Innigkeit wiederholen, daß Sie mich lieben —

Mathilde. Aber ſchreien Sie nicht ſo. Sie vergeſſen, daß die Mutter ſchläft. Sehen Sie, wie hübſch ſtill der Lieutenant iſt.

Walden. Ja, ich vergeſſe — (für ſich) ich vergeſſe Vieles, ich vergeſſe mein Alter, Alles, Alles! Sie hat mich in ein Paradies blicken laſſen, von dem ich das Auge nicht mehr abwenden kann, ſie hat den Gedanken, die ich in den geheimſten Stunden nicht zu denken wagte, Worte, Körper gegeben, die mich nun unabläſſig verfolgen. Jetzt, da mir Verluſt droht, fühle ich erſt, wie groß dieſer Verluſt wäre. Soll ich ſie ſo ohne allen Kampf aufgeben? Wir wollen wenigſtens Zeit gewinnen. Da ſteht ſie wieder bei George, und ſie ſprechen ſo vertraut, als ob ſie einander ſeit Jahren kennten. (Seufzt.) Gleich und Gleich geſellt ſich gerne. — Mathilde!

Mathilde. Walden!

Walden. Ich hätte ein Wort unter vier Augen mit Ihnen zu ſprechen.

George (für ſich). Er hat offenbar Geheimniſſe mit ihr. Ich will ſie allein laſſen. (Zu Conſtanze.) Mein Fräulein, der Sonnenuntergang muß von jenem ländlichen Hügel ſehr ſchön zu ſehen ſein. Wollen Sie ihn nicht auch ſehen?

Conſtanze. Mit Vergnügen. (George, Conſtanze ab.)

Zweite Szene.

Mathilde. Walden.

Walden (nach der einen Seite). Was will ich ihr eigentlich ſagen? Wozu bin ich entſchloſſen? Bei jedem Worte, das ich ſeit heute Morgen an ſie richte, ſtehen die achtunddreißig Jahre drohend, ſtarr, unbeweglich vor mir. Eine Zahl, etwas ſo Zufälliges, etwas ſo Unvernünftiges, und doch das Unbeſiegbarſte auf Erden. Kein Gott kann etwas gegen die gemeinſte Arithmetik. Aber ſoll dieſe Unvernunft, dieſe dumme Zufälligkeit mächtiger ſein als alles Gefühl, als der beſte Wille? Ich weiß nicht, was ich will — ich muß ſprechen, — ich will hören, was ſie ſagt.

Mathilde (nach der andern Seite). Was mag er mir ſagen wollen? Ich habe Angſt vor ihm — zum erſten Male in meinem Leben. Wenn er mir endlich ſagte — o Gott, ja — o Gott, nein! — Ich weiß nicht mehr, was ich wünſche — wäre ich doch lieber mit in den Park gegangen.

Walden. Sie ſehen ein, liebe Mathilde, daß nach Dem, was heute vorgefallen — nach dem Blicke in Ihre Seele, den Sie mir erlaubt haben — bei der Freundſchaft, der innigen Freundſchaft, die ich für Sie — Nun, Sie widerſprechen ja nicht?

Mathilde. Warum ſoll ich widerſprechen?

Walden. Heute Morgen ſagten Sie, Sie könnten von Freundſchaft nichts hören, Sie könnten die Freundſchaft nicht ausſtehen.

Mathilde. Ja, Das iſt wahr. Nun. Faute de mieux muß ich mich wohl zufrieden geben. Freundſchaft iſt auch eine ſchöne Sache, ein ſehr edles Gefühl. Sie iſt ſo hübſch ruhig und hat dabei doch die größten und ſchönſten Thaten verrichtet — die Freundſchaft. Wenn wir die alte wie die neue Geſchichte betrachten —

Walden. Es freut mich, daß Sie ihren hohen Werth anerkennen. Indeſſen, die Liebe —

Mathilde. Sprechen wir nicht davon, da ich, wie Sie ſagen, nichts davon verſtehe. Die Liebe macht die Menſchen nur unglücklich; ſie hat Franceſca da Rimini und Julia Capuletti ins Verderben geſtürzt, ſie hat Ilion zerſtört, Priamus auch und das Volk des lanzenkundigen Königs und unzählige Helden hinabgeſtürzt zum düſtern Hades. Der Lieutenant freilich meint, daß die Liebe —

Walden. Sie haben mit George ſchon von Liebe geſprochen?

Mathilde. Freilich habe ich mit George von Liebe geſprochen. Was ſollen zwei ſo junge Leute ſonſt ſprechen, wenn nicht von Liebe? Aber Sie müſſen nicht glauben, daß ich mit ihm über dieſen Gegenſtand ſo aufrichtig geſprochen habe, wie mit Ihnen. Gott bewahre! Ich weiß, was ſich ſchickt, wenn man zum erſten Male mit einem Lieutenant ſpricht. Ich habe nur ſo Anſpielungen gemacht, und manchmal habe ich ſo gethan, als ob ich ihn gar nicht verſtünde, aber ich habe ihn ſehr gut verſtanden.

Walden. Allein — wo und wann hatten Sie Zeit, von Liebe zu ſprechen?

Mathilde. Dazu findet man immer Raum und Zeit: zuerſt, als wir zu Tiſche gingen, auf dem Wege in den Speiſeſaal, auf der Treppe, dann im Vorſaal, dann bei Tiſche ſelbſt, vor dem Braten — dann nach Tiſche auf dem Wege hieher — dann hier, während George Kaffee trank, ſoeben.

Walden (bei Seite bitter). Mein Freund George ſcheint ſehr bereitwillig auf meine Abſichten einzugehen. (Laut.) Und was meinte mein Freund George von der Liebe?

Mathilde. Nun, im Allgemeinen iſt mein Freund George gegen die Liebe nicht ungünſtig geſtimmt und ſpricht er ganz gut von ihr, wie von einer an ſich recht ſchönen Sache, obwohl ich ihm widerſprochen habe.

Walden. Sie haben ihm widerſprochen? Warum?

Mathilde. Weil ich noch verſtimmt war, weil Sie mich verſchmäht, beleidigt haben.

Walden. Verſchmäht? Beleidigt? Wie können Sie ſolche Ausdrücke gebrauchen?

Mathilde. Nennen Sie's, wie Sie wollen. Sie haben mir am Anfang meiner Laufbahn eine tüchtige Lehre gegeben — ich habe eine Erfahrung gemacht, die ich nie vergeſſen werde. — Ich werde mich einem Manne nicht mehr ſo an den Hals werfen, und ſollte ich ihn noch ſo ſehr lieben.

Walden (für ſich). Ich athme wieder auf. (Laut.) Sie haben mich mißverſtanden. Wie, wenn ich Ihnen jetzt ſagte, daß ich Sie liebe?

Mathilde. Ja, ſagen Sie es — es muß ſo ſchön ſein: Ich liebe Dich! — Sagen Sie es —

Walden. Ich —

Mathilde. Halt, nein, ſagen Sie-nichts!

Walden. Warum?

Mathilde. Keine Uebereilung! Ueberlegen Sie ſich's. Ein ſo wichtiger Schritt! Sie ſind ein beſonnener, geſetzter Mann, Ihnen iſt nicht erlaubt, was einem jungen, ſiebzehnjährigen Gänschen erlaubt iſt, oder — was ſo einem Lieutenant von Vierundzwanzig erlaubt wäre. Jedes Alter hat ſeine Rechte und Pflichten, nur daß man in dem einen Alter mehr Rechte als Pflichten hat, in dem andern mehr Pflichten als Rechte.

Walden. Sie ſprechen ja wie ein Buch.

Mathilde. Es gibt Tage, an denen man mehr lernt als ſonſt in Jahren. Dieſer unſer Freund George z. B. mit ſeinem Ausſehen, mit ſeinem Alter, mit ſeiner ſchönen Wunde kommt mir vor, wie Einer, der ein Minimum von Pflichten und ein Maximum von Rechten hätte. Wenn Der z. B. die Frechheit gehabt hätte, mir ſchon auf der Treppe zu ſagen: „Mein Fräulein, ich liebe Sie!“ — oder z. B. ſogar: „Mathilde, ich liebe dich!“ ich hätte mir geſagt: Dieſer freche, junge Mann iſt gewiſſermaßen in ſeinem Rechte, und ich weiß nicht, ob ich einen geheuchelten Zorn gezeigt, oder ob ich mit der mir eigenthümlichen Aufrichtigkeit geſprochen hätte: „Stehen Sie nur auf, George! Sie ſind in

Ihrem Rechte! Was Sie mir da auf Ihren Knieen ſagen, iſt in Natur, Geſchichte und perſönlichen Verhältniſſen begründet, iſt berechtigt, iſt legitim. Stehen Sie auf, George, ich habe Ihnen nichts zu verzeihen.“

Walden. Sie ſind ſehr gütig.

Mathilde. Nein, ich bin nur gerecht.

Walden. Was Sie da ſagen, iſt purer Sozialismus.

Mathilde. So? Nun, ſo bin ich eine Sozialiſtin.

Walden (für ſich). Weh mir, ich habe geſiegt. Meine Abſichten mit George haben ſich raſcher erfüllt, als ich jetzt wünſche. (Laut.) Mit Ihrem guten Herzen würden Sie ſich nicht begnügen, nur gerecht zu ſein; welche Gnade würden Sie in ſolchem Falle ergehen laſſen?

Mathilde. Wie kann ich Das vorherſagen! Das wird übrigens die Zeit lehren.

Walden. Sie hoffen alſo?

Mathilde. Was?

Walden. Sie lieben George.

Mathilde. Ja! Nein! Was? Ich? George? Lieben? Was ſagen Sie da? Unmöglich! Erſt heute Morgen einen Korb bekommen, und wieder lieben? Nie! nie wieder — oder höchſtens im ſpäteſten Alter.

Dritte Szene.

Die Vorigen. George.

George (im Hintergrunde). Ich weiß nicht, warum ich Angſt habe, ſie ſo lange allein zu laſſen. Oder zieht es mich nur zu Mathilden zurück?

Walden. Da iſt George.

Mathilde. Da iſt George.

Walden (geht ihm entgegen, faßt ihn an der Hand). O George, die Weiber! Mit ſiebzehn Jahren ſind ſie fix und fertig —

und wie fertig! Geh hin, wirf dich ihr zu Füßen, erobere ſie vollends und ſei glücklich. Nur für die Jugend iſt die Jugend.

(Ab.)

Vierte Szene.

George. Mathilde.

George (bei Seite). Was iſt ihm? Er iſt ſo aufgeregt. Das: „Sei glücklich," klang gar nicht ſo herzlich wie ein Glückwunſch. Und was ſoll dieſe Phraſe über die Weiber und die Jugend nach einem Geſpräche mit Mathilden? Sollte ich doch recht errathen haben? Liebt er ſie? Iſt er eiferſüchtig auf mich? Armer Freund! Du ſollſt dir nicht ſelbſt einen Nebenbuhler gegeben haben. Ich will das aufkeimende Gefühl erſticken; ich werde dir nicht entreißen, was du Jahre lang mit ſolcher Liebe gepflegt haſt.

Mathilde. Was murmelt er? Er ſcheint ſich zuſammenzunehmen — er iſt aufgeregt. Will er mir eine Liebeserklärung machen? Soll ich ihn ein wenig zappeln laſſen? Ach nein! Ich will gütig ſein — ich will meine Grundſätze nicht verleugnen aus niedriger Koketterie.

George. Mein Fräulein, ich komme, um mich Ihnen zu empfehlen.

Mathilde. Sie wollen fort?

George. Es iſt ſpät, und Walden ſcheint heim zu wollen.

Mathilde. Ich glaube, nach dem Wunſche meiner Mutter zu handeln, wenn ich Sie einlade, bald wieder zu kommen, um ihr vorgeſtellt zu werden.

George. Entſchuldigen Sie mich — ich glaube, nicht wieder kommen zu können — ich reiſe in den nächſten Tagen ab.

Mathilde. Seit wann haben Sie den Entſchluß gefaßt? Vorhin ſprachen Sie mit Wohlgefallen von Ihrem hieſigen Aufenthalte und ſagten, daß er Ihnen von Stunde zu Stunde lieber werde, daß Sie wenigſtens noch mehrere Wochen, wenn nicht Monate hier bleiben. Was hat Sie ſo plötzlich umgeſtimmt?

George. So bin ich —: ſchrecklich wandelbar. Was mich jetzt entzückt, läßt mich nach einer Stunde kalt, und umgekehrt. Ein Lieutenant iſt ein leichtes Weſen, das ein leichter Wind herüber und hinüber dreht. Außerdem — ſelbſt wenn ich bliebe — ich paſſe nicht in dieſes gelehrte Haus, in eine ſolche Geſellſchaft. Ich habe gleich bei meinem Eintritte gemerkt, wie Sie von Lieutenants denken.

Mathilde. Sie irren. Wir haben keine Vorurtheile.

George. Da haben Sie Unrecht. Vorurtheile ſind wie die Sprichwörter das Ergebniß jahrhundertlanger Erfahrung. Es ſteckt immer einige Wahrheit dahinter. Das Vorurtheil gegen die Lieutenants iſt eines der begründetſten.

Mathilde. Jede Erkenntniß eines Fehlers iſt der Anfang ſeines Endes.

George. Auch darin haben Sie Unrecht. Man kann ſeine Fehler kennen und ſie lieben. Das iſt bei mir der Fall; ich bin unverbeſſerlich und darum für ſolche Geſellſchaft nicht gemacht.

Mathilde. Das will ſagen, Sie würden ſich hier ſehr langweilen.

George. Das darf ich nicht zugeben. Aber die vier Stunden auf dem Exerzierplatze, die Stunde in der Kaſerne, die Stunde auf der Parade und die ſieben Stunden im Gaſt- und Kaffeehaus würden mir ſehr fehlen.

Mathilde. Mein Gott, wann haben Sie Zeit zu Ihren pelasgiſchen Studien, von denen Sie mir heute Morgen ſprachen?

George. Verzeihen Sie, ich habe geprahlt. Auch Das iſt lieutenanthaft. Für dergleichen beſſere oder ernſthaftere Beſchäftigungen habe ich keinen Sinn. Ich liebe die Uniform, die Jagd, die Pferde, die Cigarren, die Rangliſte, Das iſt Alles. Gebildete Neigungen, häusliche Tugenden, ſanftere Gefühle, kurz Alles, was den Menſchen zum Menſchen, aber nicht zum Lieutenant macht, iſt meinem Herzen fremd.

Mathilde. Das iſt ſehr traurig. Das iſt ja ein Leben in der Wüſte.

George. In der Wüſte, aber zu Pferde, wie der Araber: Das iſt dem Lieutenant wie dem Araber genug.

Mathilde. Auch die ſanfteren Gefühle, ſagen Sie?

George. Auch die ſanfteren, nicht derberen. Das muß ſo ſein. Die Jahrhunderte haben uns ſo gemacht, und den Reſt von Barbarei in unſerer Kultur, den Krieg, haben ja wir zu vertreten. Manchmal allerdings erwacht ein menſchliches Regen in uns, wie in Napoleon, als er einmal am Rhein die Abendglocke läuten hörte, aber es erliegt der prädominirenden Natur des Lieutenants. Sehen Sie z. B. die Liebe. Es kann ſich ihr kein Sterblicher entziehen, aber in dieſer Beziehung iſt der Lieutenant unſterblich, ja, mehr als unſterblich. Ein Herkules, alle Götter, Halbgötter und Helden haben ihr ihren Tribut bezahlt — der Lieutenant bezahlt nichts. Er iſt über dieſe Schwäche erhaben, er beſiegt ſie nicht einmal, er tanzt über ſie hinweg.

Mathilde. Sonderbar, ich hatte ſtets eine ganz andere Anſchauung von einem Lieutenant. Vorhin ſprachen Sie doch anders von der Liebe.

George. Das war ich Ihnen bei erſter Bekanntſchaft ſchuldig, um nicht bei Ihnen anzuſtoßen.

Mathilde. Ich verſtehe Sie nicht.

George. Ein ſiebenzehnjähriges Mädchen und die Liebe ſind identiſch, ſind ein und dieſelbe Perſon.

Mathilde. Das iſt hübſch und wahr.

George. Ich mußte Ihnen alſo gut ſprechen von der Liebe. In Wahrheit aber iſt mir dieſe Sprache ſo fremd, wie die pelasgiſche.

Mathilde. Ich bedaure Sie herzlich. Es gibt doch ſehr unglückliche Menſchen. Ich will Ihnen einen guten Rath geben.

George. Ich bitte.

Mathilde. Nehmen Sie Ihren Abſchied. Sie ſind jung, Sie können noch gerettet werden.

George (nähert ſich). Meinen Sie?

Mathilde. Gewiß. Sie können ſich noch aus der Wüſte herausarbeiten.

George. Allein — ohne Führer.

Mathilde. Es werden ſich gute Menſchen finden, die ſich Ihrer annehmen.

George. Schon ſehe ich eine ſchöne Oaſe —

Mathilde. Palmen — Quellen —

George. Ein Land des Glückes.

Mathilde. Eine glückſelige Inſel.

George. Das iſt die Liebe.

Mathilde. Sehen Sie — Sie ſind noch zu bekehren.

George. Wenn mir eine gute Seele die Hand reichte. (Er faßt ihre Hand.)

Mathilde (für ſich). Soll ich ihm die Hand geben?

George. Und ſich meiner annähme. (Er küßt ihr die Hand.)

Mathilde (für ſich). Er hat ſie ſchon.

George (bei Seite). Ich vergeſſe mich. (Läßt die Hand wieder fahren.)

Mathilde (für ſich). Und wieder nicht.

George. Fräulein Mathilde!

Mathilde. Herr von Secking!

George. Das Leben iſt doch ſchön!

Mathilde. Welches Leben?

George (für ſich). Ich laſſe mich hinreißen. (Laut.) Das Garniſonleben.

Mathilde. Ich verſtehe Sie nicht mehr.

George. Wie ſollen Sie einen Menſchen verſtehen, der Ihnen ſo ferne ſteht, wie die Erde dem Himmel.

Mathilde. Seien Sie gerechter.

Fünfte Szene.

Walden ſtürzt herein. Die **Vorigen**.

Walden. Es iſt Zeit zum Aufbruche.

Mathilde. Ach, Walden! Wie ſtörend.

George (in Gedanken vertieft, rafft ſich auf und faßt Waldens Hand). Die Zeit heilt Alles.

Walden. Ich danke für den Troſt. Die Zeit heilt nicht, ſie gewöhnt.

George. Sie gewöhnt.

Walden. Das Opfer iſt alſo vollbracht.

George. Es iſt. Sie wird mich verabſcheuen.

Walden. Was?

George. Komm! Mein Fräulein! (Salutirt.)

Mathilde (für ſich). Walden entführt mir ihn; ich werde ihm Das nie vergeben.

George (halb für ſich). Auf Nimmerwiederſehen! (Er zieht Walden fort.)

Walden. Auf Wiederſehn! (George, Walden ab.)

Sechſte Szene.

Mathilde allein.

Mathilde. Da gehn ſie Beide hin, und ich bleibe hier allein, verlaſſen, verſtoßen, verſchmäht. Nächtige Einſamkeit breitet ihre ſchwarzen Flügel über mein jugendliches Haupt und mein noch jugendlicheres Herz. Sie mögen mich Beide nicht; Beide haben mich los ſein wollen. Das iſt ausgemacht. Von Allem, was mir George ſagte, glaube ich jetzt kein Wort. Er merkte, wie ſehr er mir gefällt, und hat ſich ſo ſchwarz gemalt, um mir den Geſchmack an ſich zu verderben, um mich zu überzeugen, daß wir nicht zu einander paſſen, um mir keinen Korb geben zu müſſen. Um wie viel zarter iſt er doch als Walden, der mich geradezu ein Gänschen nannte und mir rund heraus ſagte, daß er mich nicht mag. Sich ſelbſt in den Augen eines jungen Mädchens anzuſchwärzen, welche Selbſtverleugnung, welche Seelengröße! Und Das alles nur, um mir nicht ſagen zu müſſen: „Mein Fräulein, Sie ſind nicht liebenswürdig, ich kann Sie nicht lieben, laſſen Sie mich in Ruh.“ Er ſagt lieber: „Ich bin nicht liebenswürdig, ich verdiene nicht, geliebt zu werden, ich will Sie in Ruhe laſſen.“ Schon dieſes Edelmuthes wegen müßte man ihn lieben. (Geht in der Stube auf und ab, ſetzt ſich und ſteht wieder auf.) Zwei Körbe an Einem Tage! Mathilde! arme Mathilde! Es ſcheint eine Unmöglichkeit, dich zu lieben. Aber haben ſie nicht Recht? Kann man eine Perſon lieben, die an Einem Tage zwei Männer liebt? Welche Verworfenheit — aber auch welche Strafe? — Die Natur ſcheint die Männer ſolchen verruchten Geſchöpfen gegenüber mit einem Vorgefühl ausgeſtattet zu haben, mit einer Ahnung, die unſer Eins in Verzweiflung bringen könnte. Die gütige Natur — eine ſchöne Güte! So bevölkert ſie die Welt mit alten Jungfern. Es hat allen Anſchein, daß ich dieſe Bevölkerung um ein Individuum vermehren werde. — Sei's aus phyſiſchen oder moraliſchen Gründen, ſo viel ſteht feſt, es will mich Keiner! Keiner. Ich muß mich frühzeitig auf dieſes harte Loos vorbereiten. O Gott, o Gott, ſo jung und ſchon alte Jungfer! (Sie wirft ſich in einen Lehnſtuhl.)

Siebente Szene.

Mathilde. Konſtanze.

Konſtanze. Fräulein Mathilde, es iſt ſpät. Die Mama iſt erwacht, es iſt Zeit, ſchlafen zu gehen.

Mathilde (deklamirend). Schlafen, vielleicht auch träumen — und welche Träume in dieſem Schlafe kommen mögen, Das iſt die Rückſicht. — Wer trüge ſonſt der Zeiten Schmach —

Konſtanze. Was hamletiſiren Sie da?

Mathilde. Es iſt etwas faul im Staate meines Herzens. Ich bin ſo unglücklich, ſo in zwei Seelen getheilt und habe ſo viele Fragen an die Philoſophie zu ſtellen, wie der däniſche Prinz. Geh in ein Kloſter, Ophelia.

Konſtanze. Welche Fragen?

Mathilde. Es iſt wahr — Sie können mir manche dieſer Fragen eben ſo gut beantworten, wie die Gouvernante der Weltgeſchichte, die Philoſophie; denn Sie ſind die alte Erfahrung.

Konſtanze. Die alte?

Mathilde. Erſte Frage: Darf man an Einem Tage zwei Männer lieben?

Konſtanze. Nein!

Mathilde. Warum nicht?

Konſtanze. Das würde im gewöhnlichen Jahre ſiebenhundert und dreißig, im Schaltjahre ſiebenhundert und zwei und dreißig ausmachen.

Mathilde. Zahlen beweiſen. Siebenhundert und dreißig! Das wäre allerdings unter allen Umſtänden zu viel. Andere Frage: Wie richtet man ſich ein, um eine alte Jungfer zu werden? Wie wird man dieſes Gedankens ohne allzugroßen Kummer Herr und Meiſter? Welches iſt das Gefühl, welches die Lebensweiſe einer alten Jungfer?

Konſtanze. Das weiß ich nicht.

Mathilde. Dazu ſind Sie zu jung?

Konſtanze. Dazu iſt man immer zu jung.

Mathilde. Freilich, freilich — Sie ſind erſt — ich weiß nicht, wie alt. Aber Sie hatten wenigſtens Zeit, über dieſe Frage nachzudenken?

Konſtanze. Nein, ich habe noch keinen Moment gefunden.

Mathilde. Wann hört man denn auf, zu lieben?

Konſtanze. Sie müſſen eine Aeltere fragen.

Mathilde. Das ſagen auch die Siebzigjährigen.

Konſtanze. Alſo, warum fragen Sie mich? Ich weiß nichts von Altjungfernthum.

Mathilde. Es ſcheint ein Ordensgeheimniß, denn es gibt ſo viele, und keine will Auskunft geben. — Fräulein Konſtanze, wiſſen Sie nicht, wo man Kanarienvögel, Möpſe und ſonſtiges Zubehör alter Jungfern zu kaufen bekommt?

Konſtanze. Sie ſind unausſtehlich. Kommen Sie. Die Mama wird gleich erſcheinen.

Mathilde. Ach, ſoll ein Mops mein ganzes Daſein ausfüllen! (Beide ab, rechts.)

Achte Szene.

Walden. George. Bald darauf **Mathilde.**

Walden (George hereinziehend). Nein, ſo war es nicht gemeint. Glaubſt du, ich könnte dich ſo neben mir einhergehen ſehen, mit hängendem Kopf, die Nacht mit Seufzern erſchütternd, wie ein Romeo? — Wenn ich von Opfern ſprach, ſo meinte ich mich.

George. Wenn ich von Opfern ſprach, ſo meinte ich mich. Glaubſt du, ich könnte dich ſo neben mir einherſchreiten ſehen, um deine wunde Bruſt geſchlagen den Mantel der Melancholie?

Walden. Ich habe dich hieher zurückgeſchleppt, um der Sache ein Ende zu machen.

George. Ich habe mich hieher zurückſchleppen laſſen, um deiner Verlobung als Freund beizuwohnen; um ihre Hand in die deine zu legen.

Mathilde (zurückkommend, in der Thüre). Welch ein Lärm! Gottlob, da ſind ſie wieder. Mir ahnt, daß ich keinen Mops kaufen werde.

Walden. Du wirſt mich meinen Grundſätzen nicht treulos machen; ich bin zu alt für ſie.

Mathilde. Nichts Schöneres, als ein Mann von Grundſätzen.

George. Du wirſt mich nie dazu bewegen, dir ein Mädchen vor der Naſe wegzuſchnappen.

Mathilde. Wie kindiſch! — Da muß ich dazwiſchen treten. (Laut.) Um was ſtreiten ſich die Herren?

George, Walden. Da iſt ſie ſelbſt.

Mathilde. Kann ich vielleicht Frieden ſtiften?

George (faßt ihre Hand). Ja, mein Fräulein, indem Sie mich dieſe Hand in dieſe Hand legen laſſen (er faßt die Hand Waldens).

Mathilde (zieht ihre Hand zurück, ſtolz). Mein Herr, wer gab Ihnen das Recht, über meine Hand zu verfügen? Ich bin keine Prinzeſſin, daß meine Hand bei Friedensſchlüſſen vergeben werden könnte.

Walden. Siehſt du, wie ſtaatsklug ſie mit einem Male wird? Wir wollen ſehen, wie lange die Staatsklugheit dauert. Mathilde, der Friede zwiſchen Freunden iſt ein Opfer werth.

Mathilde. Sie wiſſen, daß ich Ihnen von jeher alle väterlichen Rechte einräumte. (Walden faßt ihre Hand, um ſie in die Hand Georges zu legen — bleibt nachdenkend ſtehen.)

Walden. Ich ſoll ſie alſo ſelbſt vergeben!

Mathilde. Nun? Ich bin begierig, was Sie thun wollen. Geniren Sie ſich nicht.

Walden. Ich erwartete nur die Mama. Da kommt ſie.

Neunte und letzte Szene.

Die **Vorigen.** Die **Gräfin**, mit einem großen Buche in der Hand, zwei weibliche Sekretäre hinter ihr, ebenfalls Bücher tragend.

Gräfin. Ich bin früh aufgeſtanden. Die Keilſchrift läßt mich nicht ſchlafen. Wäre nur Walden da.

Walden. Hier bin ich.

Gräfin. O rettender Gott! Aber auch der Lieutenant — was will ein Lieutenant da? Es gibt keine Kriegskunſt ſeit der Schlacht bei Pharſalus.

Walden. Das behauptet er auch.

Gräfin. Wirklich! Der iſt mein Mann. (Nähert ſich George.)

Herr Lieutenant, beantworten Sie mir eine Frage, die mich ſeit Jahren quält. Die Steigbügelfrage.

George. Frau Gräfin, die Steigbügelfrage?

Gräfin. Ja! dieſe höchſt wichtige Frage. Wie war es mit der Reiterei bei den alten Völkern beſchaffen? In keinem alten Schriftſteller leſen wir von Steigbügeln, auch fehlen ſie ganz an den alten Pferde- und Reiterſtatuen.

George. Es iſt wahr. Aber auf ägyptiſchen Hieroglyphen ſehen wir Steigbügel.

Gräfin (froh). Nicht möglich! Wie glücklich bin ich! Aber welches Volk hat die Steigbügel erfunden?

George. Nach den Geſichtszügen der Reiter zu ſchließen, irgend ein ſkythiſches Volk, oder irgend eines von den Hochebenen Aſiens. Doch wiſſen wir Das nicht genau, aber es liegt auch nichts dran. Der Steigbügel macht nicht den guten Reiter; im Gegentheil. Die Alten ohne Steigbügel mußten um ſo beſſere Reiter geweſen ſein.

Gräfin (ſchüttelt ihm die Hand). Ich bin Ihnen ſehr dankbar für dieſe Auskunft. Sie beruhigt mich außerordentlich über die alten Parther. (Zu Walden.) Ein herrlicher junger Mann! Er könnte mich in meinen Studien über die Kriegswiſſenſchaft bei Perſern und Parthern ſehr unterſtützen.

Walden. Gewiß. Er iſt ganz der Mann darnach. Aber jetzt wollte ich Ihnen über etwas Wichtigeres ſprechen.

Gräfin. Ueber die Keilſchrift? Ich bin ganz Ohr.

Walden. Nein, über Mathilde.

Gräfin. Ueber Hypſipyle? Sie wiſſen, über Modernes ſpreche ich nur in den Morgenſtunden.

Walden. Machen Sie heute eine Ausnahme. Ich halte um Mathilden an.

Gräfin. So? — Ach, ich dachte, Das wäre ſchon abgemacht. Nun, Sie wiſſen ja, Sie haben meine Einwilligung, und hier haben Sie meinen Segen. (Ergreift ſeine und Mathildens Hand.) Seid glücklich!

Walden (für ſich). Ich Unglücklicher, muß ich ſie noch einmal ausſchlagen! (Laut.) Nicht für mich, für dieſen Lieutenant halte ich an.

George. Edler Menſch!

Mathilde. Guter Walden, ich werde es Ihnen nie vergeſſen.

Walden (für ſich). Wie grauſam ſind die Glücklichen.

Gräfin. So? Sie wollen ſie nicht? — Nun, ich bin dem Lieutenant ſo viel Dank ſchuldig. Herr Lieutenant, ſeien Sie glücklich! — Wie heißen Sie eigentlich?

Mathilde. Lieber Walden, ich bin Ihnen ewig dankbar für die Weigerung, mich zu heirathen. Ich ernenne Sie dafür zu meinem Vater.

Walden. Ich bin gerührt.

Mathilde. Und zum Großvater meiner Kinder.

Walden. Laſſen Sie ab! Sie erdrücken mich mit Dankbarkeit.

George. Walden, was kann dich entſchädigen?

Walden (ironiſch). Was den Edlen immer entſchädigt: das Bewußtſein und ein ruhiges Alter.

Gräfin. Jetzt zur Keilſchrift.

(Der Vorhang fällt.)

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK

Alphabetiſches Regiſter

des

Inhalts ſämmtlicher zehn Bände.

Abdallah (Erzählung) V, 440.
Adam und Eva, eine Idylle II, 249.
Alte Jungfer, die (Novelle) V, 170.
Alte Richter, der (Erzählung) VII, 464.
Andenken, das, der Mutter (Roman) IX, 1.
An der Spielbank (Novelle) VI, 216.
Animo (baskiſche Sage) V, 300.
Ausgeſtoßenen, die (Novelle) VII, 3.
Bankozettel, die ſchwarzen X, 391.
Barye, Bildhauer (Biographie) X, 243.
Battyanyi (poetiſche Erzählung) II, 141.
Bei Kunſtreitern (Novelle) VI, 115.
Beranger (Biographie) X, 215.
Bilder aus Dänemark (Reiſebilder) III, 485.
Biographiſche Bilder und Skizzen X, 165.
Böhmiſche Elegien I, 56.
Brendel, Maler X, 339.
Briefe aus Dublin III, 1.
Blinde Wilhelm, der (Erzählung) IV, 362.
Brief, ein, aus Italien, X, 117.
Bruchſtücke revolutionärer Erinnerungen X, 1.
Brüder Mathieu, die (Novelle) VII, 401.
Bürgſchaft, die (orientaliſches Märchen) V, 268.
Camao, der (poetiſche Erzählung) I, 308.

Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch (Novelle) VII, 257.
Diarium eines Mönchs (Gedicht) I, 140.
Doktor Schwan (Novelle) VI, 167.
Dur und Moll (Erzählung) IV, 493.
Entführung, eine, in Böhmen (Novelle) VII, 374.
Erinnerungen an Roſſini X, 283.
Erinnerungen, revolutionäre X, 1.
Erlebniſſe während des Staatsſtreichs X, 95.
Erſcheinung, die, der Aebte V, 376.
Erſte Himmelfahrt, die (italieniſche Legende) V, 376
Erzählungen eines Unſtäten IV, 177.
Erzählungen meiner Freunde V, 1.
Feigheit (Novelle) VI, 364.
Fleury, Maler X, 260.
Flüchtling, der (Novelle) VII, 153.
Frankfurter Septembertage X, 28.
Frau Konſulin, die (Novelle) V, 393.
Fritz! Fritz! (Erzählung) V, 31.
Frommer Betrug, eine (Erzählung) IV, 452.
Gaben der Korigans (bretoniſches Märchen) V, 285
Gedichte aus dem Nachlaß II, 423.
Gedichte, neuere I, 119.
Gefangene, der, von Chillon (hiſtoriſche Novelle) VIII, 1.
Geſchichte, die, des Elfenkönigs O'Donoghue (iriſches Märchen) III, 49
Geſchichte, die, des Königs Lavra (iriſches Märchen) III, 44.
Geſicht, das, der Prinzeſſin Marie von Orleans (Erzählung) V, 347.
Gipsfigur, die (Novelle) VII, 94.
Gleich und Gleich (dramatiſches Sprichwort) X, 427.
Glocke, die (Novelle) V, 125.
Gloria und eine Sage von Johannes Parricida (Erzählung) IV, 325.
Goldene Haar, das, und die Geſchichte zweier Küſſe (Erzählung) IV, 233.
Goldene Schlüſſel, der (Novelle) VII, 309.
Gräfin Saſſari (Novelle) VI, 61.
Hamon, Maler X, 303.
Hebert, Maler X, 325.
Heilbuth, Maler X, 335.
Heilige, der (orientaliſches Märchen) V, 262
Heimkehr und Flucht (Gedicht-Cyklus) I, 322
Heller, Stephen, Komponiſt X, 254.
Henneberg, Maler X, 342.
Herbadilla (Legende aus dem Boccage) V, 336.

Hetman, der (Novelle) VI, 415.
Imer, Maler X, 340.
Indogermaniſche Geſchichte, eine (Erzählung) IV, 298.
Intermezzo (Gedicht) I, 197.
Italieniſcher Prieſter, ein (Novelle) VI, 159.
Jerome, Maler X, 300.
Johannisberg (Novelle) IX, 341.
Kalotas, (poetiſche Erzählung) II, 215.
Kelch und Schwert (Gedichte) I, 1.
Knaus, Maler X, 347.
Kontraſte (Erzählung) IV, 474.
Krieg, der, um den Wald (Erzählung) IV, 1.
Kuchen, der (catalaniſches Kindermärchen) V, 385.
Künſtler und Prätendent X, 182.
Le mie prigioni (Vorrede) IV, 179.
Letzten Montanini, die (Novelle) VII, 281.
Letzten Tage, die, eines Königs (hiſtoriſche Novelle) VIII, 163.
Luiſe von Eiſenach (poetiſche Erzählung) II, 226.
Märchen, das, vom Blanskywald IV, 98.
Märchen und Geſchichten aus Oſten und Weſten V, 257.
Mazzini X, 167.
Miß Ellen (Erzählung) IV, 257.
Modeneſiſche Geſchichte, eine (Novelle) VII, 127.
Nachlaß, Gedichte II, 423.
Nein (Novelle) VII, 233.
Neſſuskleid, das (Erzählung) IV, 412.
Ofen der, Barbaroſſa's (deutſches Märchen) V, 367.
Pantoffel, der (Erzählung) V, 427.
Prager März- und Apriltage X, 5.
Prim X, 177.
Provenzalen (Volkslieder und Balladen) III, 295.
Reimchronik des Pfaffen Maurizius II, 1.
Rheingränze, die (Erzählung) IX, 289.
Ricard, Guſtav, Maler X, 312.
Roſtet nicht (Novelle) VII, 61.
Roswitha, Oper II, 361.
Rothbärte, die (orientaliſches Märchen) V, 271.
Rude, François (Biographie) X, 190.
Sackville (poetiſche Erzählung) II, 159.
Saludador, (baskiſche Sage) V, 312.
Samariterin, die, und die Patrioten (Erzählung) IV, 210.

Satiren, neue II, 317.
Schatten (poetiſche Erzählungen) II, 157.
Scheffer, Ary X, 306.
Schloß im Gebirge, das (Novelle) VII, 348.
Schuſter, der (perſiſches Märchen) V, 372.
Selvaggia (Novelle) VI, 132.
Stunde, eine, im Leuchtthurm (Novelle) VII, 214.
Symphonien I, 260.
Tagebuch aus Languedoc und Provence III, 57.
Tage, die letzten, des deutſchen Parlaments X, 73.
Tage, die letzten, eines Königs (hiſtoriſche Novelle) VIII, 163.
Tante Helene (Novelle) VI, 460.
Tanzmeiſter, der (Erzählung) V, 3.
Verbannte, der (Erzählung) IV, 329.
Verbannten, die, von Locarno (poetiſche Erzählung) II, 208.
Vermuthung, eine X, 415.
Verrechnet, (Novelle) VI, 309.
Volkslieder, bretoniſche I, 369.
Volkslieder, bulgariſche I, 354.
Volkslieder, provenzaliſche III, 295.
Von Frühling zu Frühling (Roman) VIII, 333.
Wanderungen durch celtiſches Land III, 405.
Wanderungen durch Pariſer Ateliers X, 257.
Warten (Erzählung) V, 110.
Weſtöſtliche Geſchichten aus der neueſten Zeit V, 391.
Wiener Oktobertage X, 39.
Wilde Jäger, der, in Frankreich V, 340.
Wilhelm Tell (Erzählung) IX, 241.
Wirkung in die Ferne (Erzählung) V, 85.
Wolfstödter, der (Erzählung) IX, 84.
Wort, das, einer Frau (Erzählung) IV, 445.
Wunder, die, des Magnetiſmus X, 353.
Zeitloſen, Gedichte I, 223.
Zwanzig Millionen (Novelle) VI, 233.
Zweck, der, heiligt die Mittel (Novelle) VI, 3.
Zwei Eimer, die (ruſſiſches Volksmärchen) V, 359.
Zwei ſchlafloſe Nächte (Erzählung) V, 64.
Zuckererbſe (ruſſiſches Volksmärchen) V, 355.